Herbſtzeitloſen.

Erzählungen und Novellen

von

O. L. B. Wolff.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Io credo molto ben che tu discerna,
Che questo nasce da chi le governa,
E non istima queste cose nulla.
Buonarroti.

Leipzig, 1831,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Inhalt.

Die Braut des Kammerherrn. Ein Nachtſtück. S. 1
Drei Kapitel aus dem Leben eines jungen Dichters. Novellenſkizze. . . . . » 43
Familienhaß. Erzählung. . . . . » 103
Autobiographie eines Miethwagens. Seinem Kutſcher dictirt. Novelluccia. . . . . » 157
Lucubrationen des ſtaatsgeſangenen Dorfſchulmeiſters Cyrillus Spangenbeck. . . . . . . » 195
Aller Anfang iſt ſchwer. . . . . » 197
Ueber allen Zauber Liebe. Drei Geſpräche. » 219
Es iſt ein Anderer Herr. Ballade. . . . » 231
Die beiden Spielkameraden. . . . . . . » 234
Drei alt-italieniſche Mährchen. . . . . » 236

Die Braut des Kammerherrn.

Ein Nachtstück.

1.

Die Höflinge waren im Vorgemach des Fürſten verſammelt. Unter ihnen befand ſich der Major von Walden, Commandant der Grenzfeſtung, ein tapferer aber rauher Krieger, dabei ein ehrenwerther Mann. Das wandelbare Kriegsglück hatte ihn in der letzten Schlacht, die dem fränkiſchen Zwingherrn auf deutſchem Grund und Boden geliefert wurde, verlaſſen, indem ihm eine Kanonenkugel den Arm zerſchmetterte und ein Flintenſchuß ihm das Bein lähmte. — Der Fürſt wollte ihn mit einer bedeutenden Penſion in den Ruheſtand verſetzen, aber ein ganz unthätiges Leben war dem energiſchen Krieger ein Greuel; er erbat ſich daher als Gnade die obenerwähnte Commandantenſtelle, die er ruhig verwaltete, und bei der er ſich im Ganzen behaglich fühlte. Seine weit jüngere Halbſchweſter lebte als Hofdame der Fürſtin in der Reſidenz; er hatte ſie ſeit längeren Jahren nicht geſehn, und eilte deshalb zwiefach gern zur Hauptſtadt, als ihn ein Befehl ſeines Souverains dahin beſchied.

Der Dienſt führte ihn ſogleich auf das Schloß, und in das Vorgemach des Fürſten, um ſich dieſem vorzuſtellen. — Den Augenblick, in dem ſein gnädigſter Herr ſichtbar ſeyn würde, erwartend, lehnte ſich der Major an eine Fenſterbrüſtung und ſah, ohne groſſes Intereſſe, dem Treiben rund umher zu. — Da geſellte ſich der eben eintretende Oberjägermeiſter mit einem herzlichen »Willkommen in X., Major!« zu ihm und fuhr, als dieſer nur mit einer Verbeugung des Hauptes den Gruß beantwortete, fort: »Nun, Sie kommen zur Hochzeit? das iſt hübſch von Ihnen; on voit que vous aimez la joie et les jeunes gens.« — »Zu welcher Hochzeit?« fragte der Erſtere. — »Zu welcher? vous plaisantez! zu Berlens Hochzeit. — In der That ein vortreffliches Paar; man kann Beiden zu einander Glück wünſchen.« — »Alſo zu Berlens Hochzeit?« antwortete der Major — »nun das freut mich, daß ich gerade zu rechter Zeit eingetroffen bin.« — »Que vous ètes dròle, Major! ohne Sie konnte dieſelbe ja gar nicht celebrirt werden.« — »Ohne mich?« — »Oui, ohne Sie; Sereniſſimus und Sie werden das liebenswürdige Brautpaar an den Altar führen.« — »Sereniſſimus und ich?« — »Ja doch, ja — aber, Major, ſeit wenn ſind Sie ſo diplomatiſch geworden, daß Sie ſogar allgemein bekannte Dinge ignoriren wollen?« — »Ich verſichere Ihnen, Herr Oberjägermeiſter, ich höre ſo eben das erſte — —«

Die Redenden wurden hier unterbrochen durch einen Diener, der plötzlich beide Flügelthüren öffnete. — Gleich darauf erſchien die Fürſtin, in Begleitung ihrer Hofdame, des Fräuleins von Zwingen, und begab ſich zu ihrem Gemahl. Die Letztere blieb im Vorzimmer, auf Geheiß ihrer Gebieterin. Der Major, dem ihre Verbindung mit Berlen nicht unbekannt war, hielt es für Pflicht, obgleich er mit ihrem Vater, dem Oberſten, in einiger Spannung lebte, ſie zu begrüſſen und ihr ſeinen Glückwunſch abzuſtatten. Er ging auf ſie zu und that es mit wenigen, aber herzlich gemeinten Worten. Sie ſah ihn befremdet an und erbleichte. Als er geendet hatte, erwiederte ſie: »Es iſt mir unbegreiflich, Herr Major, wie ſich ein Mann von Ehre ſo weit vergeſſen kann, eine Dame zu beleidigen, die ihm in jeder Hinſicht fremd iſt.« Bei dieſen Worten wandte ſie ſich um und redete mit einem Kammerjunker, der zufällig in der Nähe ſtand, über gleichgültige Dinge, doch ſah man ihr deutlich an, wie viel Mühe es ſie koſtete, den Kampf im Innern zu verbergen. Befremdet trat der Major zurück, und wandte ſich wieder zum Oberjägermeiſter, der ihn neugierig fragte: »Mais, mon cher, was hatten Sie denn ſo angelentlich mit der Zwingen zu reden?« — »Ich habe ihr Glück gewünſcht.« — »Glück? wozu? daß Sie den Berlen nicht bekommt? — Major, haben Sie denn alle Galanterie auf Waldberg verlernt? — einer Didone abbandonata Glück zu wünſchen!« — »Sie ſprechen in Räthſeln,« erwiederte der Major gereizt. »Zum Henker, heirathet der Berlen denn nicht die Zwingen? ſie waren ja doch mit einander verlobt?« — »Ach« — erwiederte der Oberjägermeiſter, und zog geheimnißvoll die Stirn in Runzeln — »ah, je comprends, eine Ueberraſchung, und die hätte ich bald verdorben.« — »Ueberraſchung?« ſagte Walden verdrießlich. »Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Oberjägermeiſter, und entüberraſchen Sie mich, ich könnte ſonſt leicht noch mehr Verſtöße begehn.« — »Nun, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, mon ami.« — »Sicher nicht.« — »Eh bien, Kammerherr von Berlen hat, auf Befehl Sereniſſimi, die Parthie mit der Zwingen rückgängig gemacht, wird, wie es heißt, Oberkammerherr, und heirathet die Ihnen, ſo ſcheint es wenigſtens, wildfremde Hofdame, Fräulein Roſalie von Walden, der das Hochfürſtliche Paar, in ſeiner groſſen Huld, die Domaine Staufenberg als Mitgift ſchenkt. Nun, Major, was bekomme ich für die angenehme Nachricht, die Ihnen doch viel Freude machen muß?«

»O ja, ſie macht mir ſehr viel Freude,« erwiederte der Gefragte und eine Wolke des Unmuths lagerte ſich dabei auf ſeiner Stirne.

Die Flügelthüren rauſchten wieder auf. — Der Fürſt erſchien und ſprach ſehr gnädig mit Allen, vorzüglich aber mit dem Major, den er noch eine gute halbe Stunde bei ſich behielt, nachdem die Uebrigen entlaſſen waren. Der Major ging nach dieſer höchſt gütigen Audienz als Obriſter wieder fort, wer ihn aber genauer kannte, würde eben nicht behauptet haben, daß er ſehr heiter zu ſeyn ſchien. Seinem geraden Sinne war Manches unangenehm aufgefallen.

Er begab ſich nun zu ſeiner Schweſter, der Braut, und fand ihren Verlobten, den Kammerherrn Berlen daſelbſt. Amoene erröthete und ſchien verlegen, als ſie ſo unerwartet ihren Bruder erblickte, denn auch ihr war ſeine Ankunft unbekannt geblieben. Nach ſeiner gewöhnlichen, etwas rauhen Weiſe platzte der Obriſt, als die Eingangshöflichkeiten gewechſelt waren, heraus: »Da habe ich einen ſchönen Mißgriff gemacht, oben in der Antichambre.« — »Wie ſo?« fragte Amoene. — »Nun ich gratulirte der Roſalie Zwingen zu ihrer nahen Hochzeit mit dem Kammerherrn hier, und wollte eben noch eine theilnehmende Bemerkung über ihr bleiches Ausſehn, das ſich für eine glückliche Braut gar nicht zieme, hinzufügen, als ich eine bitterböſe Antwort von ihr erhielt, vor der ich verſtummte, als wäre mir eine Kanonenkugel vor dem Munde vorbeigeſauſt. Obendrein lachten die Hofſch — die Herren vom Hofe, und der ſuperkluge Oberjägermeiſter nannte ſie eine Didone abbandonata.« — »That er das, der Herr Oberjägermeiſter? — Nun ja! ich habe die Verbindung mit dem Fräulein von Zwingen auflöſen müſſen, aus Gründen, die Sie gewiß ehren, wenn ich Ihnen dieſelben mittheile.« — »Mein Herr Kammerherr,« erwiederte Walden, »ich ehre Ihre Gründe auch ohne Mittheilung und kann nur die Zwingen bedauern, einem ſo liebenswürdigen Gatten entſagen zu müſſen, wogegen ich meiner guten Amoene von Herzen

Glück wünſche.« — »Sie ſind ſehr gütig,« erwiederte Jener, »und ein Lob aus Ihrem Munde« — — »Mein Mund wiederholt nur, was die ganze Reſidenz ſagt. — Aber warum« — fuhr er fort — »hat Amoene, wie vor einem Fremden, Alles mir verſchwiegen?« — »Sereniſſimus vertraten Ihre Stelle, Herr Schwager, denn ſo darf ich Sie doch nennen, und verlangten ausdrücklich, es Ihnen geheim zu halten, da Höchſtdieſelben ſich die Freude aufſparten, Ihnen zuerſt Glück zu wünſchen.«

»So, Sereniſſimus?« ſagte der Obriſt gedehnt, und ſah Amoenen ſcharf an. Dieſe wandte ſich ab und ſpielte mit ihrem Papagey, der aber gar nicht bei guter Laune zu ſeyn ſchien, und wiederholt nach den Roſenfingern ſeiner ſchönen Gebieterin hackte.

Der Kammerherr empfahl ſich, da ihn die Pflicht zum Fürſten rief. Amoene blieb allein mit ihrem Bruder zurück; dieſer ging im Zimmer auf und ab, und blieb dann plötzlich vor einem Tiſchchen ſtehn, auf dem ein ſehr ſchöner und reicher Schmuck ausgebreitet lag. »Willſt

Du den Flitter kaufen?« fragte er. — »Er gehört mir,« gab ſie zur Antwort; »es iſt ein Geſchenk der Fürſtin zu meiner Vermählung.« — »Liebt Dich denn die Fürſtin noch ſo ſehr wie früher?« — »Sie iſt auſſerordentlich gnädig gegen mich, und wird es mit jedem Tage mehr.«

»Das freut mich, das freut mich!« ſagte der Obriſt mit erheitertem Antlitz, »die Fürſtin iſt eine vortreffliche Frau.«

2.

Die Vermählung wurde in der Hofkirche, unter auſſerordentlichem Zudrange des Volkes, gefeiert, denn Berlen und Amoene waren das ſchönſte Paar in der Reſidenz. Der Fürſt geleitete ſie an den Altar, und war ſelbſt Zeuge der heiligen Handlung; ihm zur Seite ſtand der Obriſt. — Ein reiches Diner folgte. Berlen fand unter ſeinem Couvert das Diplom als Oberkammerherr, Amoene unter dem ihrigen das einer Ehrendame der Fürſtin. Auf dem Balle, der den glänzenden Tag beſchloß, führte der Landesherr die Polonaiſe auf mit der ſchönen Braut, folgte die Fürſtin im Tanze mit dem Bräutigam. Kurz das holde Paar wurde überſtrahlt von dem Sonnenſchein irdiſchen Glückes, und ſah, wohin es blickte, nur lächelnde, huldvolle Geſichter.

Wir finden nach einigen Stunden Amoenen im Schlafgemache wieder. Sie ſaß auf einem Divan, das Haupt auf die Hand geſtützt, in tiefes Nachdenken verloren. Vor ihr ſtand ihre Kammerjungfer mit den eleganten Nachtgewändern, und forderte vergeblich ihre ſchöne Gebieterin auf, den läſtigen Schmuck des Tages abzulegen und ihre reizenden Formen in die weichen, feinen und für die Ruhe beſtimmten Kleider zu hüllen. Dieſe erwachte endlich wie aus beengendem Traume aus ihrem Sinnen, und befahl der Harrenden, Alles auf einen nahe ſtehenden Seſſel zu legen und ſich zu entfernen, da ſie, die Herrin, geſonnen ſey, ſich ſelbſt zu bedienen. Die Zofe zog ſich ſchweigend mit leichtem Kopfſchütteln zurück. Amoene blieb regungslos auf dem Divan ſitzen.

So traf ſie der liebeglühende Berlen, der nach einer Weile im Nachtanzuge durch eine Tapetenthür eintrat, an. Er blieb verwundert vor ihr ſtehn, und nannte endlich, gleichſam, als wollte er ſie nicht erſchrecken, halblaut ihren Namen. Sie erſchrack dennoch ſichtlich, denn ihre glühenden Wangen wurden plötzlich bleich; doch ſammelte ſie ſich, obwohl mit Mühe, und lud ihn, mit zitternder Stimme, ein, neben ihr Platz zu nehmen. »Hier neben Ihnen, auf dem Divan?« fragte er verwundert. Sie wiederholte ihre Einladung. »O meine Amoene!« ſagte er, und kniete vor ihr nieder, »jetzt nur zu Ihren Füſſen, oder in Ihren Armen.« — »Weder das Eine noch das Andere,« erwiederte ſie zitternd. — »Iſt Ihnen unwohl?« entgegnete er, beſorgt ihre Hand ergreifend, die ſie langſam wieder aus der ſeinigen zog; »Ihre Pulſe klopfen, Ihr Blut wallt fieberiſch auf.« — »Mir iſt ſehr wohl, Herr Oberkammerherr!« antwortete ſie, »körperlich ſehr wohl.« — »Oberkammerh —« unterbrach er ſie erſtaunt — »hat Amoene keinen andern Namen für mich?« — »Keinen!« erwiederte ſie. — »Keinen? wie deut' ich das? Iſt es Ihre Jungfräulichkeit, Geliebteſte, die Sie zwingt, ſich ſo ſcheu in ſich ſelbſt zurückzuziehen, o ſo laſſen Sie mich ſie wegküſſen, dieſe Beſorgniſſe. Sie ſind ja ganz mein, ich ganz der Ihrige.«

»Nicht ſo ganz,« ſagte Amoene, und ihre Lippen bebten ſichtlicher, ihre Pulſe klopften lauter. — »Sie machen ſich mir zum Räthſel,« rief Berlen, »und jetzt, gerade jetzt, wo ich den ſchönſten Lohn der beſeligenden Liebe zu ernten hoffte; wo ich mich ſelig träumte, wie ein Gott, in Ihren himmliſchen Armen, Nektar ſaugend von Ihrem Munde.« — »Laſſen Sie die Komplimente,« unterbrach ihn Amoene. — »Komplimente? ich begreife Sie nicht.« — »Setzen Sie ſich zu mir.«

Er gehorchte. Sie ſaſſen eine Weile ſchweigend da; plötzlich brach Amoene in lautes Weinen aus und rief: »Ferdinand, liebſt Du mich wirklich?« — »Wie mein Leben,« erwiederte er. — »Auch wenn ich Schande über Dich brächte?« — »Schande? Amoene, ich halte die Ehre höher als das Leben. Aber Sie ſcherzen, Sie treiben einen Spaß mit mir, den Ihre Jungfräulichkeit erſann, um ſich vor Amors Pfeilen und Hymens hell leuchtender Fackel zu vertheidigen. Die reine, makelloſe Amoene!«

»Rein? makellos?« ſagte ſie aufſtehend — »ja, ich war es einſt, aber Sinnenluſt und Eitelkeit, die Dämonen der Erde, umſtrickten mich, ich fiel, ich ward Weib, Mutter, das erſte Kind meiner Schande ſtarb ſchon unter meinem Herzen, das zweite regt ſich jetzt an eben der Stelle; Ferdinand, wenn Du mich liebſt, willſt Du meine Schmach mit Deinem Namen bedecken?« — »Amoene, noch einmal: Sie ſcherzen.« — »Wird ſich eine Jungfrau einen ſolchen Scherz erlauben? So wahr mir Gott helfe, ich rede die Wahrheit.« — »Entſetzlich — und Ihr Verführer?« — »Der Fürſt.« —

»Ich Geblendeter!« rief Berlen, ſprang auf und ging einige Male raſch im Zimmer auf und ab. — Sie warf ſich ihm zu Füſſen und rief: »Ferdinand, vergieb mir, ich liebe Dich innig; ich ward wider den Willen des Fürſten die Deine. O nimm mich an zu Deinem Weibe; ich will Dir dienen wie eine treue Magd, rette mich vor meinem eigenen Bewußtſeyn, und meine Liebe zu Dir ſoll unendlich ſeyn.« — »Nicht ſo,« ſagte er kalt, und hob ſie auf. »Sie haben mich überraſcht, aber Berlen verliert ſo leicht ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Ich bin jetzt im Stande Alles zu überſchauen; die Fürſtin war es, die mich zuerſt aufmunterte, um Ihre Hand anzuhalten. Der Fürſt billigte nicht ganz, daß ich mich von der reizenden Zwingen trennte; erſt ſpäter. Ihr Bruder, der Obriſt, wurde überraſcht; me voilà au fait. — Hören Sie mich ruhig an. Ich habe Ihnen geſagt, daß mir die Ehre lieber iſt als das Leben; es muß alſo verſchwiegen bleiben, auf das vorſichtigſte. Der Fürſt liebt Sie noch, ich entſage allen Anſprüchen auf Sie; nur vor der Welt bin ich Ihr Gatte, unter uns aber Ihr und des Fürſten treuſter Freund, und Beiden, wie ich hoffe, unentbehrlich.« — »Ferdinand« — ſagte ſie, und blickte ihn erſtaunt und erſchrocken an — »iſt das Ihr Ernſt? Ich hielt Sie für einen Edelmann — —«

»Ich weiß, was Sie ſagen wollen, meine Theuerſte; aber wir leben nicht mehr in den Ritterzeiten, und die Pflicht eines jeden Edelmannes beſteht jetzt darin, den Ruhm und Glanz ſeines Hauſes aufrecht zu erhalten.«

»Und Sie lieben mich, Ferdinand?« — »Ich liebe Sie, ja — wie ein Bruder — andere Anſprüche darf ich nicht machen; Sie ſind das Beſitzthum eines höheren Mächtigen — meines Herrn — ich bin daher ſein und Ihr Diener — Sie unter vier Augen nicht meine Gattin, wohl aber meine Fürſtin.«

»Herr von Berlen, Sie treiben einen ſehr grauſamen Scherz mit mir; Sie zerreiſſen unbarmherzig mein Innerſtes.«

»Scherz? ma foi, meine Gnädigſte, ich war wohl aufgelegt zu Scherzen — aber je vous assure, ganz anderer Art. Doch reden wir offen mit einander — Sie haben mich getäuſcht;

ich muß mich darein zu finden wiſſen, und die Ehre mag die Wunden heilen, die der Liebe geſchlagen wurden. — Sie hatten Ihre Pläne gemacht, ehe ich das Glück hatte, Sie die Meine zu nennen; erlauben Sie, daß ich das jetzt thue. — Wie ich Ihnen ſchon erklärte: Sie bleiben was Sie ſind, ich des Fürſten und Ihr treuſter Freund — und auf dieſe Weiſe werden wir Beide die höchſte Staffel unſerer Wünſche erreichen — wir ſind künftig die Herrſcher dieſes Landes, unſere Verbindung vermag nichts zu trennen, und supposé que — doch das iſt bey Ihren Reizen unmöglich — aber geſetzt auch, der Fürſt würde kälter, ſo wird ihn doch die Gewohnheit an uns gefeſſelt halten, und der liebe Gott möge dem guten gnädigſten Herrn noch langes Leben ſchenken.«

»Wie habe ich mich in Ihnen getäuſcht!« ſagte Amoene nach einer Pauſe.

»So wie ich mich in Ihnen, Verehrteſte! wer hätte je geglaubt, daß —«

»Sprechen Sie es nur aus, ſagen Sie das Härteſte, was einem Weibe geſagt werden kann

— ich will es lieber hören, als dieſe Pläne des raffinirteſten Hofmannes. Ueberſchütten Sie mich mit Vorwürfen!«

»Gott bewahre mich! ich werde eben ſo wenig unter vier Augen, als unter den Leuten éclat machen, wie ſich überhaupt der Mann von Welt vor nichts ſo ſehr zu ſcheuen hat, als vor dem éclat. Glauben Sie denn, daß ich ſo thöricht ſeyn werde, die junge, zarte Pflanze unſeres Glücks, die ſo vortrefflich zu gedeihen verſpricht im dunkeln Treibhauſe der fürſtlichen Gunſt, auszureiſſen und ſie ſo an das helle Licht hinzuwerfen, damit Neider und Mißgünſtige ſie zertreten? Gerade durch das Geheimniß feſſeln wir den Fürſten mehr an uns.«

Amoene verbarg ihr Geſicht in die Kiſſen des Divans; man hörte deutlich, daß ſie ſich bemühte, ein heftiges Weinen zu unterdrücken.

»Ma chère amie,« hub Berlen wieder an und faßte ſie bei der Hand, die krampfhaft zitterte; »ich glaube recht gern, daß Sie ſich von allen Ausgängen, die unſere Unterredung nehmen könnte, dieſen am wenigſten, vielleicht gar nicht gedacht haben, und daß er wie ein empfindlicher Nachtfroſt im Frühjahr auf Ihre reizbare Phantaſie wirkt; aber laſſen Sie der Zeit ihr Recht; geben Sie ſich der Ruhe hin; in der Nacht ſieht man Alles ſchwärzer und geſpenſtiſcher als am Tage; ich wette, daß Sie morgen früh meiner Meinung ſind, und freue mich auf das erſt Frühſtück, das wir gewiß in der größten Einigkeit genieſſen werden. — Sie ſind noch im vollen Brautſtaat und haben Ihre Jungfer entlaſſen; ſo darf dieſelbe Sie aber morgen früh nicht finden. Erlauben Sie daher, daß ich die Dienſte Ihrer Zofe vertrete.«

Er hob ſie leiſe vom Sopha auf und begann ſie zu entkleiden. Willenlos ließ ſie Alles geſchehn. Doch als er ihr wirklich Zofendienſte leiſten wollte, ſtieß ſie ihn zurück und löſchte mit raſcher Wendung die Lampe. Dann litt ſie, daß er ihr behülflich war, wo ſie es ſelbſt nicht ſeyn konnte. Als er ihre ſchöne Geſtalt ſo nahe umfaßte, als der brennende Athem ihres Mundes ihn anwehte, behauptete die Phantaſie ihr Recht; ſeine Sinne wallten mächtig auf; Alles vergeſſend umſchlang er ſie, ſeine Lippen ſuchten die ihrigen — aber ſie ſtieß ihn noch heftiger als zuvor zurück, mit den Worten: »Erniedrigen Sie uns Beide nicht noch mehr.«

Er ſammelte ſich und verließ ſie mit einer galanten, ganz eines Hofmannes würdigen Entſchuldigung. Sie warf ſich auf das Lager, und brachte die Nacht unter heftigem Weinen zu; am Morgen erbarmte ſich der Schlaf ihrer und nahm ſie in ſeine milden, beſchwichtigenden Arme.

3.

Aus Amoenens Tagebuche.

Sie iſt überſtanden, dieſe gräßliche Nacht; die Sonne ſcheint ſo hell und alltäglich; auf der Straſſe, im Schloſſe geht es ſo gewöhnlich zu, als wäre nichts geſchehen, als wäre kein Herz gebrochen; Keiner ahnt was ich gelitten —

und was ich gelitten habe, Gott, Gott! Worte ſprechen das nicht aus.

Ich büſſe fürchterlich; ein ganzes, langes, leeres Leben ſteht mir bevor, wo jeder Tag neue, ſchwerere Strafen bringt; das habe ich nicht verdient für eine Sünde, die die reizbaren Sinne, Jugendgluth und Eitelkeit mich begehen lieſſen. Und war es denn wirklich Sünde? ich liebte den Menſchen im Fürſten, den Fürſten im Menſchen. Wie ich ſein ward: ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß ich erwachte und es war — daß ich mich freute, mich der Liebe hingegeben zu haben — ich blieb ſein, denn ich liebte ihn noch — ich hörte auf, ihn zu lieben, denn der Nimbus fiel, und ich mußte nun ſein bleiben, weil ich es einmal war.

Ich wollte mich retten vor mir ſelbſt; wie ein Schiffbrüchiger ſtreckte ich die Arme ſehnend aus nach einer Trümmer des Fahrzeugs, die mich an das Land trüge.

Da kam Berlen an den Hof; er war ein ſchöner Mann, ſeine Züge ſo edel; ich faßte Vertrauen zu ihm, ich fing ihn an zu lieben.

Er ſollte mich retten; mit aller Gluth der Seele wollte ich ihm lohnen; ſeine Leibeigene wäre ich geworden, aber glücklich, denn ſeine Liebe hätte mir die Achtung vor mir ſelber wieder gegeben.

Wie fürchterlich habe ich mich betrogen. —

Bin ich denn ſo tief geſunken, um das Spielzeug eines ſchwächlichen, wollüſtigen Tyrannen zu ſeyn; das Netz zu werden, das ein erbärmlicher, intriguanter Höfling nach Jenes Gunſt auswirft, und ihn ſicher darin zu fangen meint? So tief kann ich nicht ſinken.

Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich will mich retten vor mir ſelbſt.

Kann denn Berlen dafür, daß er ſo erbärmlich iſt? Würde er je anders geworden ſeyn?

Aber ich ſelbſt — —

Und mein Bruder, mein edler, ſchwer beleidigter Bruder! ihm muß volle Genugthuung werden.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen nieder, weil ich Niemanden, Niemanden habe auf Gottes weiter, reicher, ach! für mich ſo armen Welt, dem ich meine Seele ausſchütten könnte. Sie ſollen die letzten ſeyn, denn ſie ſchlieſſen mein Tagebuch.

Man möge es den geheimen Memoiren unſeres Hofes einverleiben; ich habe es treu geführt, ſelbſt in jenen Tagen, wo — es ſollte ein erwärmendes Licht werden in den dunkeln Wintertagen meines Alters. Wie wüſt iſt mein Inneres — wie zerſtört mein Gemüth; ich ſah in den Spiegel, und ein Geſpenſt grinſte mich daraus an.

Und doch, Faſſung! Faſſung! bisher gab ich mich ſelbſt; jetzt will ich eine Rolle ſpielen, eine Rolle, wie ſie die vollendetſte Künſtlerin nicht aufzufaſſen und wiederzugeben vermögen wird.

Ich will ſeyn wie jenes Bild der Bibel, ein übertünchtes Grab.

Was hätte aus mir werden können? und was iſt aus mir geworden?

I am not mad — this hair I tear is mine
— — — — — —
I am not mad — I would to heaven I were

For then, 'tis like, I should forget myself;
O — if, I could, what grief, should I forget
I am not mad, too well, too well I feel
The different plague of each calamity.

4.

Die Neuvermählten empfingen am folgenden Tage die üblichen Beſuche. Amoene lernte erſt jetzt mit Schaudern Berlens glänzende Verſtellungskunſt kennen. Er ſpielte ſo täuſchend den beglückten, in ſeligſter Erinnerung ſchwelgenden Gatten, daß auch der feinſte Menſchenkenner nicht an der Wahrheit ſeines Entzückens gezweifelt haben würde. Sich in tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten erſchöpfend, mit dem weichſten, liebevollſten Tone zu ſeiner Gattin redend, die Neckereien ſeiner vertrauteſten Freunde in Augenblicken, wo das Geſpräch nicht allgemein war, durch gefälliges, leichtes Abwehren annehmend, wußte er ſo ſchlau die Vorfälle der vergangenen Nacht zu verbergen, daß das, was er im Innern trug, auch den ſchärfſten Blicken verhüllt bleiben mußte. Dabei ſtrahlte noch wirklich eine gewiſſe Heiterkeit und Freude auf ſeinem Geſicht, die indeſſen leicht zu erklären war; die gewiſſe Erwartung des Gelingens ſicherer, groſſer Pläne, die unfehlbar herbeigeführt werden mußten, verlieh ſie ihm.

Nicht ſo Amoene. Sie ſah bleich und leidend, aber dennoch ſehr reizend, ja faſt bezaubernd ſchön aus. — Es giebt Geſichter, denen mehr die Seele als die körperliche Form den Reiz verleiht, und ihr Antlitz war ein ſolches. Wenig Roth ſchimmerte auf ihren feinen, zarten Wangen; aber ihre dunkeln Augen blitzten von innerer Gluth und um den Mund zog ſich ein Zug des Schmerzes, der mit einem Lächeln kämpfte, das ſie anzunehmen ſtrebte, welches aber ſelten die Oberhand gewann. Sie war zu ſehr Herrin ihres Selbſt, um nicht auf gewandte Weiſe auch an den unbedeutendſten Geſpräche mit der ihr eigenen Grazie und Geiſtesanmuth Theil zu nehmen. So glich ſie einem

Berge, auf deſſen Decke ſich die lieblichſten bunten Blümchen entfalten, während ſeine innerſten Adern tobendes, verzehrendes Feuer durchwühlt.

Der Fürſt wurde gemeldet. Alles erſtaunte über die Gnade; Berlen flog ihm entgegen, um ihn an der Wagenthür zu empfangen. Es war ein gräßlicher Augenblick für Amoene, aber ſie beſtand ſchnell den furchtbaren Kampf und hatte ſich ſchon gänzlich gefaßt. Sie erhob ſich und ging ihm entgegen. Er ergriff ihre Hand, die heftig bebte, um ſie zu küſſen, ſie weigerte ſich mit einem Händedruck; der Fürſt blickte ihr ſcharf in das Geſicht und verbarg ein Billet, das ſie ihm zugeſpielt hatte.

Es wurde jetzt ein allgemeines Geſpräch angeknüpft, das Berlen beſonders lebhaft zu unterhalten wußte. Amoene redete wenig, doch ruhte ihr Blick oft auf dem Fürſten und wandte ſich, wenn dieſer es bemerkte, ſcheu zu Boden. Der Fürſt ſelbſt ſchien zerſtreut zu ſeyn, verweilte auch nur kurze Zeit, gab ſeinem Flügeladjutanten, der mit ihm gekommen war, einen Auftrag und fuhr allein nach dem Schloſſe zurück.

5.

Amoene ruhte auf dem Divan in ihrem Schlafgemache. Sie war reizend angezogen; ein weiſſes, leichtes Nachtkleid umhüllte die ſchönen Formen, ohne deren Ebenmaaß zu verbergen. Ihre lockigen, dunkeln Haare drängten ſich in üppiger Fülle unter dem feinen Häubchen und ringelten ſich lüſtern auf dem ſchneeigen Halſe. Sie hatte das Haupt mit der einen Hand geſtützt, die andere ruhte auf ihrem unruhig klopfenden Herzen, als wolle ſie das zu laute Schlagen deſſelben zurückpreſſen. Vor ihr ſtand ein Tiſchchen, das eine Lampe hell beleuchtete, obgleich ſie das übrige Zimmer nur mit verſchwindender Dämmerung anfüllte. Zu Amoenens Haupte ſaß ihre getreue Dienerin und Vertraute, Sophie, und las ihr mit wohlklingender Stimme aus einem Buche vor, das

Beide lebhaft zu intereſſiren ſchien. Es war Kannegieſſers treffliche Ueberſetzung von Beaumont und Fletcher's maiden queen, ein Werk, das ſich ſonſt nicht leicht in Frauenhände verirrt.

Sie las:

So ſeyd dann mehr als Weiber, ſeyd dann weiſe;
Seyd mindſtens gute Mädchen mehr als ich.
Dann traut ihr Allem, was das Licht erleuchtet,
Mehr als den Männern. — Eher glaubt, die See
Wein' um den Kaufmann, wenn er ſinkend aufſchreit,
Und eher, daß der Wind den Segeln ſchmeichelt,
Wenn er das Tau zerreiſſet; eher, daß
Die Sonn' im reichſten Herbſt die Früchte küſſe,
Wenn Alles dorrt und ſengt. — Und müßt ihr lieben,
Will's euer Unſtern, nehmt an eure Bruſt dann
Eiskalte Schlangen, laſſet ſie euch lieben.
Sie ſchmeicheln nicht, und ſchwören euch nicht falſch;
Ein Kuß von ihnen ſchafft euch langen Frieden.

»Lies mir das noch einmal,« ſagte Amoene.

Sophie gehorchte. Als ſie geendet hatte, richtete ſich ihre Gebieterin auf und ſagte unruhig: »Dauert denn das Theater heute ewig? — Weißt Du wohl noch, Sophie,« fuhr ſie fort,

»wie wir ihn zum erſten Mal erwarteten? Du hatteſt mir nicht eher Ruhe gelaſſen, als bis ich das ſchwarze Sammetkleid anlegte, von dem Du behaupteteſt, es ſtände mir ſo gut, und konnteſt gar nicht aufhören mich zu putzen; da trat er ein. Wie ſchön erſchien er uns damals. Du warſt überſelig, als er Dich ſo gnädig anredete, und ich — was in meinem Buſen vorging, das ſchildern keine Worte. Der Glanz, der ihn umgab, iſt verblichen, ich ſehe ihn in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit vor mir ſtehn; ich bin zwei Mal in meinem Leben gräßlich betrogen worden, zwei Mal von Männern, die ich glaubte lieben zu können, ja lieben zu müſſen, und doch möchte ich das Angedenken an jene himmliſche Stunde der Erwartung, der Sehnſucht, der glühendſten, der befriedigteſten Liebe nicht aus der Seele verlieren.«

Sie verſank nach dieſen Worten in ein tiefes Nachſinnen, dann begann ſie von Neuem: »Du, Sophie, biſt die Einzige, die mir unwandelbar treu blieb. Du biſt mit mir aufgewachſen, wurdeſt aus meiner Geſpielin meine

Dienerin und bliebſt Dir gleich in Treue und Liebe. Wie oft haſt Du meine Launen ertragen müſſen; wie oft habe ich Dich gekränkt; meine Ehre, mein Ruf, meine Ruhe lag in Deinen Händen; Du haſt es nie gemißbraucht. Wie ſoll, wie kann ich es Dir vergelten?«

»Ach, gnädige Frau,« erwiederte Sophie, »Alles, Alles wäre mir im reichſten Maaße vergolten, wenn ich Sie nur heiter und froh wüßte; denn Sie zufrieden und glücklich zu ſehn war von jeher mein höchſter Wunſch. Aber —« hier zögerte ſie, und ſah ihre Herrin weinend, mit feuchten Blicken an.

»Sprich es nur aus, was Du meinſt, ohne Scheu,« ſagte Amoene; »aber Du brauchſt es nicht; ich weiß es ſchon, Du meinſt, dieſe Heirath mache mich nicht glücklich; Du haſt Recht, Sophie, mehr als Du ſelbſt ahnſt, grenzenlos, grenzenlos unglücklich macht ſie mich. Sie hat mich dahin gebracht, Alles zu haſſen, Dich ausgenommen; denn der Kammerherr iſt noch abſcheulicher als jener, den ich nicht nennen mag.«

»Der Kammerherr?« rief Sophie, erſtaunt und erſchrocken.

»Ja, er, mein Gemahl! Denn — —« Wagen rollten, es wurde lebhaft auf der Straſſe. Amoene ſchwieg plötzlich, ſprang auf und ging dann an das Fenſter. »Er wird gleich kommen,« ſagte ſie dann gepreßt. »Geh, Sophie, laß ihn ein, und ſchlieſſe hinter ihm das Vorzimmer.«

»Hinter dem Herrn Kammerherrn?« — »Wer ſpricht von Dem? Nach dem Theater, weißt Du, kommt er ja immer zu mir; meinſt Du, daß ſich das geändert hat, ſeitdem ich Frau von Berlen bin?«

»Aber wenn nun Herr von Berlen kommt?« ſagte Sophie beſtürzt. — »Fürchte nichts von dem,« erwiederte Amoene, und lachte in wilder Verzweiflung auf; »er würde ſich ein Vergnügen daraus machen, ſeinem gnädigſten Herrn auf der Treppe zu mir zu leuchten. Sollte er ja fragen, ſo ſage ihm nur, es ſey Jemand bei mir und ich hätte Dich entlaſſen; ich ſtehe Dir dafür, er fragt nicht weiter.

»Allmächtiger Gott!« rief das Mädchen entſetzt.

»Iſt Dir das zu ſtark, Mädchen? mir auch! — begreifſt Du jetzt meine Verzweiflung? Aber noch heute ſoll das Poſſenſpiel enden, und eben deshalb erwarte ich mit zwiefacher Ungeduld den Fürſten.«

»Sie wollen ſich wieder ſcheiden laſſen? Gottlob! ich habe Herrn von Berlen nie getraut, er iſt zu freundlich.«

»Ja,« antwortete Amoene, und holte tief Athem, »geſchieden muß ich werden. Jetzt geh, Mädchen, laß ihn ein; ich höre das Zeichen. Dann begieb Dich auf Dein Zimmer, bis ich klingele.«

Sophie gehorchte. Bald darauf trat der Fürſt, tief in den Mantel gehüllt, ein. Amoene empfing ihn mit funkelnden Blicken.

»So darf ich alſo wieder zu Dir kommen, Holdeſte, nach wie vor?« ſagte er nach den erſten Begrüſſungen, die von Amoenen lebhaft, aber mit einem gewiſſen unterdrückten Groll erwiedert wurden; »ſo darf ich alſo zu Dir kommen, und Dein Mann macht Deinem Geliebten nicht ſeine älteren Rechte ſtreitig? Es wäre auch im Grunde eine Thorheit geweſen, ob ich gleich ihr mich als ein Mann gefügt hätte, der nur das Glück ſeiner Geliebten will, und daß ich nur das will, habe ich, wie ich glaube, in reichem Maaße bewieſen.«

»Ja wohl! Gewiß, ich werde das auch bis zum letzten Odemzuge nicht vergeſſen, und mein feurigſter Dank wird noch über dieſe Welt hinausreichen.«

»Du übertreibſt, ma chère, und weißt, ich kann das nicht leiden.«

»Gewiß nicht! und, wie ich hoffe, iſt der Augenblick nicht fern, in dem ich es Ihnen werde beweiſen können.«

»Laß es gut ſeyn, und ſage mir lieber, wie gefällt Dir der Eheſtand?«

»Eben ſo wie Ihnen das Fürſtenthum Ravenſtein, gnädigſter Herr.«

»Du ſprichſt in Räthſeln, holde Amoene; das Fürſtenthum Ravenſtein verloren meine Ahnen ſchon im zwölften Jahrhundert, wo es der tapfere Balduin, mein edler Vorfahr, um eine Summe von, ich weiß nicht wie vielen Goldgulden verkaufte, damit er die Koſten des Kreuzzuges zu beſtreiten im Stande ſey. Wir führen den Namen Fürſten von Ravenſtein nur noch im Titel, aber wir haben nichts davon, und ich kann alſo nicht ſagen, daß er mir abſonderlich gefalle. — Aber wie paßte die fragende Antwort zu der Frage, die ich an Dich that?«

»Ganz genau, mein Fürſt! mir iſt der Eheſtand eben ſo viel als Ihnen Ravenſtein.«

»Vous badinez, ma chère. Du wäreſt wirklich nicht Berlens Frau? — Ich habe ihm zwar immer viel Demuth und Achtung et cetera für mich zugetraut, aber ſo weit kann ſein Reſpekt doch unmöglich, — oder er müßte kalt ſeyn wie das ewige Eis auf den Alpen.«

»Das iſt eben nicht.«

»Impossible!«

»Ich gehöre nur Ihnen, mein geliebter Fürſt, das erklärte ich ihm und er trat beſcheiden zurück.«

»That er das? that er das wirklich?«

»So wahr ich hoffe ſelig zu werden!«

»So will ich ihn fürſtlich, königlich belohnen. — Es erfüllte mich mit Mißmuth, Dich in den Armen einer Andern zu ſehen, und meine Liebe zu Dir erwachte wieder in aller Stärke. — Komm, meine Amoene, komm an mein Herz, laß uns, in den ſeligſten Empfindungen uns berauſchend, wieder zu Göttern werden. — Aber Du biſt ſo ernſt, ſo nachdenkend geworden.«

»O nein; ich gedachte nur jenes Abends, nach dem Vermählungsfeſte der Prinzeß Anaſtaſie, und rief ihn mir, mit Entzücken, in die Seele zurück. Wie heute, ſaß ich neben Ihnen auf dem Sopha, ich mußte Ihnen kalten Ananaspunſch bereiten, zu dem Sie mir durch Ihren Jean Alles hatten hieher bringen laſſen; ſie goſſen eigenhändig italieniſchen Liqueur hinein, und luden mich ein, mitzutrinken; ich nippte; Sie drangen mir ein Glas nach dem andern unter Tändeln und Koſen auf — mein Blut gerieth in Wallung — meine Sinne in

Taumel — und als ich erwachte war ich die Ihrige geworden.«

»Recht; es war ein ſeliger Abend. O daß man ihn nicht wieder zurückzaubern kann!«

»Warum nicht, mein Geliebter? kommſt Du nicht eben ſo verſtohlen wieder zu mir, wie damals? Hier iſt Dir Alles fremd, Alles neu, und Dein Lieblingsgetränk ſteht auf jenem Tiſchchen.«

»Herrlich, herrlich! c'est ravissant, ma foi, — aber der Herr Oberkammerherr von Berlen —«

»Was kümmert uns der, mein Eduard — den feinen Liqueur, den Du mitbrachteſt, habe ich freilich nicht.«

»Den brauchen wir auch heute Abend nicht,« ſagte der Fürſt lächelnd.

»Aber ich habe anderen, der vortreffliche Dienſte leiſten wird: Maraschino, den Du ja auch ſo ſehr liebſt.«

Sie zog ein Tiſchchen heran, auf dem Alles bereitet war, kredenzte dem Fürſten, und trank dann ſelbſt. Es mundete dem hohen Geliebten auſſerordentlich; er zog ſie auf ſeinen Schooß, ſpielte mit ihren Locken, tändelte mit ihren Reizen; ſie wurde ſelbſt immer glühender, immer zärtlicher; aber aus ihren Augen blitzte wildes Feuer. Immer heiſſer und heftiger preßte ſie ihn an ſich. Bald bedienten ſie ſich Beide deſſelben Glaſes, das ſie wiederholt unter wollüſtigen Küſſen leerten.

»Welche Gluth tobt in meinen Adern!« ſagte endlich der Fürſt; »o komm, laß ſie mich in Deinen Armen kühlen, laß mich in ihnen, wenn ich mich an Deinem Herzen ein Gott zu ſeyn wähnte, Ruhe, ſüſſe Ruhe finden.«

»Ruhe wirſt Du finden,« ſagte ſie plötzlich ernſt und entwand ſich ihm; »Ruhe, lange Ruhe, Du Verderber; denn in einer Viertelſtunde ſtehſt Du vor Deinem ewigen Richter, der meine Sünde Dir anrechnen wird.«

»Spielſt Du Komödie, Kleine?« ſagte der Fürſt, ſie anſtarrend, »oder biſt Du nicht bei Sinnen?«

»Komödie habe ich lange genug geſpielt,« antwortete ſie, »und wäre ich von Sinnen, ſo wäre es kein Wunder, denn Du hätteſt mich ſo weit gebracht, Abſcheulicher! — Du biſt vergiftet, unrettbar vergiftet, und ich mit Dir. — Du haſt mich um meine Unſchuld, um meine Ehre, um das ganze Heiligthum eines Weibes betrogen. Ich glaubte mich vor Dir retten zu können in den Armen eines Mannes; aber er iſt erbärmlicher als Du, wiewohl unſchuldig an meinem Elend. Ich vermochte nicht mehr mich ſelber zu ertragen, doch all mein Haß wandte ſich auf Dich. Da beſchloß ich mich zu vernichten, Du aber ſollteſt Dich nicht über meinem Sarge mit den Worten des Teufels tröſten können, tröſten dürfen: »»Sie iſt die erſte nicht;«« darum weihte ich Dich und mich den rächenden Mächten. Bete, wenn Du anders noch beten kannſt, Ungeheuer! in wenig Augenblicken biſt Du nicht mehr.«

Sie zog ein Kruciſix aus ihrem Buſen, warf ſich nieder und betete. Der Fürſt ſprang auf und eilte zur Thür. Dieſe war verſchloſſen, der Schlüſſel fehlte. Er riß mit tödtlicher Angſt am Schloß, da fing das Gift plötzlich an zu wirken, und der kräftige Mann ſtürzte, von dem furchtbarſten Schmerz ergriffen, unter Zuckungen zu Boden.

Als Amoene das ſah, ſprang ſie auf, eilte zu ihm, warf ſich neben ihm nieder und rief: »Jetzt komm in meine Arme, mein Geliebter, berauſche Dich an meinem Herzen, wähne, in meinen Reizen ſchwelgend, ein Gott zu ſeyn.«

Er hörte die letzten Worte ſchon nicht mehr. Der Engel des Todes trat faſt gleichzeitig zu Beiden, und riß, nach gräßlichem aber kurzem Kampfe, die Seele vom Körper los.

6.

Vor der verwittweten Fürſtin ſtand acht Tage ſpäter der Obriſt von Walden. Die edle Frau hielt Amoenens Tagebuch, das er ihr überbracht hatte, in der Hand, und heiſſe Thränen entquollen ihren Augen; auch des edlen Kriegers Blicke trübten ſich. Nach langem Stillſchweigen ſagte ſie endlich: »Ziehen Sie mit Gott, Herr Obriſt; zwar, wir bedürfen jetzt, bei der Zerrüttung des Landes, um unſerem unmündigen Sohne einſt das Erbe ſeiner Väter würdig zu überliefern, eines ſo trefflichen Mannes, wie Sie; aber wir müſſen Ihren Gründen weichen; denn ſie zeigen, wie die Ehre ſtets die Begleiterin Ihres ganzen Lebens war.«

Sie reichte ihm die Hand zum Kuſſe; eine heiſſe Thräne fiel darauf. Mit ſchwankendem Schritte ſchied er von ihr. Er fand den Heldentod, den er ſuchte, im erſten Treffen, dem er, einem fremden Fürſten dienend, beiwohnte.

Der Hofmarſchall von Berlen wurde entlaſſen, und ging nach Italien, wo er ſeine Schickſale und ſeine getäuſchten Erwartungen am Pharaotiſche und in den Armen einer ſchönen Florentinerin zu vergeſſen ſtrebte.

Der Fürſt ruht in der Gruft ſeiner Väter; ein Lorbeerkranz liegt auf ſeinem Sarge. — Amoene ſchlummert in einer Ecke des Friedhofes; kein Denkſtein kündet die Stätte, aber duftende Blumen wachſen auf dem Hügel, denn die treue Dienerin pflegt das Grab, und betet täglich auf demſelben zu Gott, daß er ihrer Herrin in ſeinem Himmel die Ruhe der Seele gewähre, um die ſie hienieden betrogen ward.

Drei Kapitel

aus dem Leben eines jungen Dichters.

Novellenſkizze.

Erſtes Kapitel.

Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voci alte e fioche, e suon di man con elle.
Dante D. C. 3, 75.

Der ſchlechte Donnerer. — Der Wahnſinn muß ein weiſſes Kleid haben. — Lorbeerkränze. — Der wunderliche Muſiker.

Es war im Zwiſchenakt. — Der Theatermeiſter lag auf den Knieen und nagelte einiges Gebüſch feſt, das im folgenden Akte ſein Theil zur Darſtellung eines Gartens beitragen ſollte. Vor ihm ſtand der Direktor und eiferte über das ſchlechte Gewitter, welches den vorhergehenden Aufzug beſchloſſen und bei dem Publikum Gelächter ſtatt Grauſen erregt hatte. »Heißt das Donnern?« rief er dem emſig Nagelnden zu; »das Gewitter, Herr Lampe, war wenigſtens zwei Meilen von der Bühne entfernt, denn man konnte bequem eilf zählen, ehe der Donner auf den Blitz folgte. Und wie hat Er gedonnert! wie ein Schneider. Ich dachte, Er hätte den Donner ſtudiert, aber die Maſchine klapperte unter ſeinen ungeübten Händen wie eine Grützmühle. — Er muß beſſer donnern, oder ich ziehe Ihm, wenn es wieder vorkommt, die Hälfte der Wochengage ab. — Verſtanden?«

Der Arbeitende antwortete nicht, ſondern fuhr ruhig in ſeiner Beſchäftigung fort. Da legte ſich der ergrimmte Regent zu ihm auf den Boden und rief ihm in das Ohr: »Er iſt ein Schlingel; ein Eſel; ein Menſch, der nicht donnern kann; nicht einmal blitzen kann Er; das halbe Kolophonium geht beizu; Er iſt ein unnützer Geſelle, Er! Hatte keinen Beruf für das Theater; hätte lieber Schneider bleiben ſollen. Er!«

So ging es noch eine Weile fort, bis der unglückliche Donnerer ſein Geſchäft beendigt hatte, aufſtand, und ſich mit einem »ganz wohl, Herr Direktor!« entfernte. Dieſer erhob ſich ebenfalls und rief ihm nach: »Daß Er mir nur im letzten Akt den Mond nicht wieder zu tief hängt, wie neulich in der Zauberflöte!« dann nahm er ſeine Rolle heraus und memorirte, pathetiſch auf und niederſchreitend:

»Und es wird Nacht — Nacht! rabenſchwarze Nacht;
Steig' auf, o Nacht, mit deinem Wolkenwagen
Und hüll' den Himmel in ein ſchwarzes Kleid!«

»Was! Sie reden auch von einem ſchwarzen Kleide?« ließ ſich in dieſem Augenblicke eine erzürnte weibliche Stimme vernehmen — »das iſt zu arg. Ich ſpiele nicht. Laſſen Sie den Regiſſeur vortreten, und dem Publikum anſagen, das Stück könne nicht zu Ende geſpielt werden, weil ich plötzlich von heftigen Krämpfen befallen ſey; denn daß Sie's nur wiſſen, mit einem ſchwarzen Kleide ſpiel' ich nicht, ich will nicht ausſehn wie eine Eule. — Ich ſpiele nicht! ich ſpiele nicht! ich thu' es nicht!«

Die Sprechende war eine ſehr ſchöne Frau, mit ſchwarzen, wallenden Locken, blitzenden

Augen, und einer wunderbaren Taille, wie ſich der zweite Liebhaber emphatiſch auszudrücken pflegte. Aber Zorn flammte auf ihrem Antlitz und gab ihr das Anſehn einer Eumenide. Der Direktor wich einige Schritte zurück, als er ſie erblickte, denn der nächſte Akt ſollte beginnen, das Publikum im Parterre pochte ungeduldig, und ſie, die Heldin, die in der erſten Scene erſcheinen mußte, war noch in tiefem Negligee. »Was haben Sie denn, meine Gute?« fragte er endlich; »was zürneſt Du, o meine Königin?« — »Was ich habe?« erwiederte ſie: »Sie wiſſen, ich muß als Wahnſinnige erſcheinen, und der Garderobier hat mir dazu ein ſchwarzes Taffetkleid hingelegt. Eine Wahnſinnige und ſchwarzer Taffet! das iſt ja lächerlich. Das Schwarz verdunkelt jede meiner Bewegungen; ich kann mich nicht zeigen, wie es ſich gehört, und kurz und gut, ich will weiß wahnſinnig ſeyn, oder gar nicht. — Verſtanden?«

Der Garderobier trat in dieſem Augenblicke hinzu und bemerkte: »Aber, Madame, der Dichter hat es ja vorgeſchrieben; Antonio ſagt, indem er Sie beobachtet, zu ſeinem Freunde:

»»So ſchwarz wie ihr Gewand iſt auch ihr Herz,
Und blitzend flammt der Wahnſinn draus hervor,
Mit einem falben Gelb ſie überſtrahlend.««

»Was?« erwiederte ſie, immer heftiger zürnend, »Dichter? was geht mich der Dichter an; das wäre ſchön, wenn wir Schauſpieler uns auch noch danach zu richten hätten, was einem Einfaltspinſel von Dichter einfällt anzuordnen. Schaffen Sie mir das weiße Kleid, das ich als Maria Stuart trage, oder ſehen Sie ſich nach einer anderen Roſabella um.«

»Thun Sie, was Madame Forte befiehlt,« ſagte der durch den Streit herbeigezogene Regiſſeur kaltblütig zu dem Garderobier, »und vergeſſen Sie nicht, in meinem Namen den Caſſier zu benachrichtigen, daß Madame nach dem dritten Artikel unſerer Geſetze dieſe Woche auf ihre Gage verzichtet.« — »Sehr wohl,« erwiederte dieſer, und wollte ſich entfernen. — »Bleiben Sie,« rief die Dame; »ich ziehe das ſchwarze Kleid an; aber wehe Euch allen, wenn mir nicht der gewöhnliche Applaus zu Theil wird.«

Sie ſandte den Umſtehenden noch einige zürnende Blicke aus ihren ſchönen, dunkeln Augen zu, und ging dann mit majeſtätiſchen Schritten in die Garderobe. Der Regiſſeur ſah ihr ſpöttiſch nach, und die Dame, welche die Soubrette ſpielte, und vor der Welt ihre beſte Freundin zu ſeyn ſchien, verfehlte nicht, den Gang der Heldin, karrikirt, nachzuahmen.

Während dieſer Scene ſtand ein junger, bleicher, ſchwarzgekleideter Mann ſeitwärts an eine Kouliſſe gelehnt, emſig Acht gebend auf das was um ihn her vorging, doch drückte nur ſeine ängſtliche Miene den Antheil, den er daran nahm, aus; im Uebrigen verhielt er ſich ganz ruhig, und ſchien geſpannt auf das Beginnen des nächſten Aktes zu warten. Endlich ertönte die Klingel zwei Mal, und die Gardine flog in die Höhe und das Spiel nahm ſeinen Anfang. Der junge Mann war ich, das Stück, welches gegeben wurde, das meinige, die erſte Frucht meiner dramatiſchen Muſe, und die Dame, die ſo eben zürnend in die Garderobe gegangen war, die erſte Geliebte meines jugendlich ſchüchternen Herzens. Da ich einmal, wie es nicht wohl anders ſeyn kann, der Held dieſer Erzählung bin, welche meine Leiden und Freuden, wie ich ſie während drei Jahren als Theaterdichter erlebte, enthalten wird, ſo iſt es auch wohl meine Pflicht, obgleich es eigentlich gegen den Anſtand läuft, etwas ausführlich mit dem geneigten Leſer von meiner werthen Perſon zu ſprechen, und ihm, ſoviel es in meinen Kräften ſteht, zu ſchildern, weß Geiſtes Kind ich eigentlich ſey, oder richtiger damals war.

Ich gehörte vor nunmehr zehn Jahren auf der ganzen Welt Niemanden an, als mir ſelbſt. Meine Eltern waren frühzeitig geſtorben; weitere Verwandte hatte ich nicht, als einen Onkel, von dem ich aber nicht wußte, in welchem Erdenwinkel er aufzufinden ſey, da er, als blutjunger Menſch, in die Fremde ging, und ſeitdem nichts von ſich hören ließ, und mein Vormund lebte eben lange genug, um mir, nach vollendeten Studien, den Reſt meines väterlichen Vermögens, der aus mehreren hundert Thalern beſtand, auszuzahlen. Dann wurde er gleichfalls zu ſeinen Vätern verſammelt, und ich befand mich, als nagelneuer Doctor philosophiae, frei wie der Vogel in der Luſt, in der Provinzſtadt T—, wo es mir für's Erſte gut behagte. Die Urſache dieſes Behagens war aber der dortigen Bühne zuzuſchreiben: denn ich gehörte von jeher zu den leidenſchaftlichen Theaterliebhabern, hatte ſchon als Knabe mein Taſchengeld ſorgſam zuſammengehalten, um mir den Genuß des Schauſpiels ſo oft wie möglich zu verſchaffen, und ſah mich jetzt zwiefach, einmal durch jene Neigung, zweitens durch die Reize der wirklich ſchönen Madame Apollonia Forte, an T— und deſſen Bühne gefeſſelt.

Aber die erſte Liebe iſt ſchüchtern; als ein unbedeutender Doktor wagte ich mich nicht der Hohen zu nahen, denn es zogen auſſer mir noch viele Sklaven an ihrem Siegeswagen, und ich war, ſoviel ich auch vor mir ſelber in der Stille galt, gewiß einer der unbedeutendſten. Im

Stillen brachte ich ihr meine Huldigungen dar; jede Nummer des äſthetiſchen Wochenblattes in T— enthielt ein Sonett an die Gefeierte mit Fernando unterzeichnet; jeden Abend fand ſie ein friſches Bouquet auf ihrer Toilette, das der von mir beſtochene Lampenputzer heimlich dahinlegen mußte, wen noch Niemand in der Garderobe war; kurz was die heiſſeſte Liebe nur an kleinen Aufmerkſamkeiten erſinnen kann, das wurde von mir in das Werk geſetzt, um die hohe Gebieterin meiner Seele für den Unbekannten zu gewinnen. Aber Alles das genügte mir noch nicht; ich wollte mir einen groſſen Namen erwerben, ehe ich vor ihr auftrat, damit ich ihr als ein würdiger Freyer erſchiene, und das ſicherſte Mittel dazu ſchien mir das Theater zu ſeyn. Ich ſtudierte daher meinen Liebling, den Shakeſpeare, noch einmal ſo eifrig, prägte mir alle ſeine Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten lebhaft ein, und vollendete in weniger als drei Wochen, in der Begeiſterung der Liebe und Phantaſie, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, »Fernando und Roſabella«, das eigentlich weiter nichts als eine Zuſammenſchmelzung der bedeutendſten Scenen aus Shakeſpearſchen Stücken war, eine Ueberſetzung, deren Schwulſt, ſo zu ſagen, damals aber von mir und zwei vertrauten Freunden, einem gefühlvollen jungen Kaufmann und einem poetiſchen Proviſor, für das Meiſterſtück neuerer Dichtkunſt gehalten wurde. Die Rolle der Roſabella war natürlich ganz auf die herrliche Apollonia berechnet, und für dieſe geſchrieben, ſo wie ich das ganze Drama als ein Weihopfer betrachtete, das ich auf den Altar ihrer Liebenswürdigkeit legte.

Wenn ich mein damaliges Ich mir in das Gedächtniß zurückrufe, ſo kann ich jedes Mal nicht umhin, herzlich über mich ſelbſt zu lächeln, ja ſelbſt laut zu lachen, und doch, was gäbe ich nicht darum, ſtände es in meiner Kraft, jene Gefühle und Geſinnungen, Wirkungen der Selbſttäuſchung, wieder hervorzubringen; denn was iſt glücklicher als die Jugend in ihrem ſchöpferiſchen Wahne, genährt und erzeugt von einer nie raſtenden Phantaſie. Wie oft möchte ich mit dem Dichter in Göthe's Prolog zum Fauſt in die Worte ausbrechen:

So gieb mir auch die Zeiten wieder
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knoſpe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück.

Es ſind nur zehn Jahre ſeit jener Zeit verfloſſen, und doch wie ganz, ganz anders bin ich jetzt. Ich möchte ſagen, die Blüthe meines Lebens habe den Schmelz verloren, denn die ruhige, glückliche Wirklichkeit, deren ich mich erfreue, gewährt mir nichts mehr von der unendlichen Luſt, die ich genoß, als »Nebel mir die Welt verhüllten, die Knoſpe Wunder noch verſprach«, und ich darf es nicht leugnen, die Sehnſucht nach jenem Paradieſesleben der Phantaſie iſt es eigentlich, die mich bewegt, die Leiden und Freuden jener Tage wieder auf dem Papiere und vor meiner Seele erſtehn zu laſſen. Ich bin feſt überzeugt, daß mancher in ehrenwerthem Leben ergraute Mann mir die Hand als einem Bruder reicht, denn die Jugend ſtrömt allen geiſtig geſunden Menſchen, reichliche Gaben bringend, dahin wie ein unverſieglicher rauſchender Quell, und der iſt ein Thor, der ſich in reiferen Jahren ſeines Uebermuthes wie ſeiner Thorheiten, die ihn als werdenden Mann umfingen, ſchämt.

Aber ich komme ganz ab von meinem Stükke, doch wird der Leſer, der mit mir fühlt, mir gewiß dieſe Digreſſion verzeihen. — Der Direktor der Schauſpielergeſellſchaft war ein guter aber ſchwacher Mann; ein ſehr talentvoller Komiker, der die Marotte hatte zu glauben, er ſey ein groſſer tragiſcher Schauſpieler, und deshalb Rollen des letzteren Faches nur mit Vorliebe ſpielte. Doch das iſt überall ſo in der Welt, und es geht faſt jedem Menſchen mehr oder weniger ſo wie jenem Mathematiker, der ſehr ſchlecht Flöte blies, ſich aber für einen Dulon auf dieſem Inſtrumente hielt, und dagegen von ſeinen mathematiſchen Kenntniſſen verächtlich ſprach. Der gute Direktor hatte auſſerdem noch die Meinung von ſich, daß er bewundernswürdige kritiſche Einſichten habe. Ich war ſo klug, das zu benutzen, denn die Liebe macht ſchlau, und brachte ihm meine Tragödie unter dem Vorwande: ich wollte mir ſein Urtheil erbitten. Er nahm es ſehr gütig auf, ſandte mir acht Tage nachher eine drei Bogen lange Abhandlung, und verſprach mir, es zur Aufführung zu bringen, wenn ich auf das Honorar verzichten und einen Böſewicht mit einigen Abänderungen, die er ſelbſt vorzunehmen wünſchte — denn der gute Mann haßte den Mord auf dem Theater — am Leben laſſen wollte. Das Erſparen des Honorars gehörte zum Direktor, das Erſparen des Mordes zum Kritiker; ich willigte, froh, daß er ſo bald in meine Pläne einging, mit Freuden ein, unter der Bedingung, daß meine Autorſchaft bis zur dritten Darſtellung ſelbſt den

Mitgliedern der Bühne verſchwiegen bliebe, wozu mich, trotz meiner inneren Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit meines Werkes, doch geheime Furcht vor der Kabale bewog. Das Stück wurde ohne mein Zuthun einſtudiert, und der glückliche Abend der erſten Darſtellung kam endlich, wie es mir ſchien, auf ſehr trägen Schwingen heran. Apollonia fand dies Mal ein ſehr ſchönes Bouquet auf ihrer Toilette, aus den ſeltenſten Blumen gewunden, und mit einer Schleiſe verknüpft, welche einige prophetiſche Verſe auf ihre gewiß herrliche Darſtellung enthielt.

Ich befand mich in einer Gitterloge, mit meinen beiden Freunden; die beiden erſten Aufzüge gingen ziemlich ruhig, ohne eben ſehr mit Beifall gekrönt zu werden, vorüber. Das war mir aber eben recht, denn im dritten erſt erſchien Apollonia als Wahnſinnige, und von ihm erwartete ich das Meiſte. Mein klopfendes Herz ließ mir daher im Zwiſchenakt keine Ruhe, ich begab mich leiſe auf das Theater, und lehnte mich an eine Kouliſſe. — Hier erlebte ich nun jene Scene, zu der ich gleich anfangs den

Leſer führte. Wenn derſelbe aber meint, daß Apollonia's Betragen einen widerlichen Eindruck auf mich machte, ſo irrt er ſehr, im Gegentheil es entzückte mich, denn was nichts als Eigenſinn und Eitelkeit einer gefallſüchtigen Primadonna war, erſchien mir im Taumel der Leidenſchaft als reger Eifer und herrlichſtes Beſtreben einer wahrhaften Künſtlerin. Ich nehme mir das auch jetzt noch gar nicht übel, und würde es ſogar entſchuldigen, wenn es mir von Neuem geſchähe, obgleich ich zehn Jahre älter bin, denn Amor wird eine Binde tragen, ſo lange die Welt ſteht.

Trotz dem, daß ſie ſich wider ihren Willen hatte kleiden müſſen, ſpielte Apollonia ihre Rolle ſo meiſterhaft, daß ſie das geſammte Publikum entzückte, und der Beifall, der meiner ſeichten Tragödie zu Theil wurde, einzig und allein ihrer vortrefflicher Darſtellung zuzuſchreiben war. Sie wurde wiederholt gerufen, und ihr Aerger verſchwand gänzlich; ja, ich hörte ſie ſagen, als ſich nach dem letzten Akte die ſämmtlichen Mitglieder noch einen Augenblick auf der

Bühne verſammelt hatten: »Wenn ich nur den Dichter kennte, ich würde ihn bitten, mehrere Stellen zu ändern, ſo daß ich mich anders kleiden könnte, und dann ſollte man erſt ſehen, was aus der Rolle zu machen iſt.«

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, vorzüglich unſerer letzten Zeit, daß das Koſtume einen ſo groſſen Einfluß auf die Schauſpieler hat. Man hat das auf verſchiedene Weiſe erklären wollen, und Mißgünſtige ſchrieben es beſonders der den Mimen ankiebenden Eitelkeit zu, die auf jeden Fall ſehr zu entſchuldigen wäre. Ich glaube aber, den Beſſeren unter ihnen thut man Unrecht, denn ich habe es im gewöhnlichen Leben oft bemerkt, daß man ſich in jedem Kleide anders bewegt, und zwar dem Kleide gemäß. Man komme z. B. einmal zu einem Hofmann, der gerade nicht die niedere Charge eines Kammerjunkers, ſondern die höhere eines Kammerherrn, Hofmarſchalls, Oberſtallmeiſters u. ſ. w. bekleidet, und man wird, wie ich glaube, die Richtigkeit meiner Bemerkung beſtätigt finden. Empfängt der Mann uns des Morgens im

Negligee, ſo ſtreckt er ſich mehr hinten als vorn über; empfängt er uns Vormittags im Civilfrack, ſo hält er ſich gerade, ſteif, ausgenommen wenn Damen dabei ſind, wo er den Kopf etwas neigt; treffen wir ihn aber Nachmittags oder Abends in der Hofuniform oder im Galakleide, ſo wird er ſich alle Mal mehr vorn als hintenüber ſtrecken, und an groſſen Galatagen gar ſo gehen, als ob er an Kreuzſchmerzen leide. Das liegt unbedingt an den Kleidern, am Koſtume; und es iſt Schauſpielern daher gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſtreng auf ein ausgeſuchtes Koſtume halten. Man muß es daher den Leuten hoch anrechnen, ſobald ſie ſich darum ängſtlich bekümmern, und ein junger Schauſpieler ſtieg ſehr in meiner Achtung, da er, über dem Nachſinnen, ob er einen blauen oder einen rothen Sammetmantel als Don Carlos anlegen ſolle, vergaß, ſeine Rolle zu memoriren, und während ganzer fünf Akte, wie man zu ſagen pflegt, auf den Souffleur ſpielte, dafür aber auch alle Zuſchauer und beſonders alle Zuſchauerinnen unwiverſtehlich durch ſein herrliches Aeuſſere für ſich einnahm.

Aber zurück zu Apollonia. — Der geneigte Leſer kann ſich leicht vorſtellen, wie es mein Herz entzückte, als ich jenen Wunſch aus ihrem holden Munde vernahm. Nur meine Schüchternheit hielt mich ab, ſogleich zu ihr zu eilen und mich und meine Muſe ihr zu Füſſen zu legen; doch verſparte ich es für den folgenden Tag, und ſah der himmliſchen Geſtalt lange ſtaunend nach, als ſie meinen trunkenen Blicken entſchwand. Welches Gefühl überhaupt ſich in meinem Buſen regte, davon macht ſich Niemand, der nicht Aehnliches erlebte, einen deutlichen Begriff, denn ich lebte und ſtarb darauf, daß jener Beifall, den vorzüglich Apollonia, doch im geringeren Maaße auch einige von den anderen Mimen eingeerndtet hatten, einzig und allein meiner guten Dichtung zuzuſchreiben ſey. Ich verlor mich in Gedanken künftiger Größe, künftigen Glückes. — Der Vorhang war wieder in die Höhe gezogen; die Lichter und Lampen in den Logen, dem Parterre u. ſ. w. erloſchen allmäßig: Ich ſtand wie ein Triumphator auf dem Podium und ſchaute mit glänzenden Blikken in den leeren, dunkeln Raum zu meinen Füſſen. »Welches göttliche Gefühl beſeelt dich,« dachte ich bei mir, »aber jeder Tag wird von nun an herrlichere Stunden bringen, und jede dieſer Stunden friſche Zweige zu einem unvergänglichen Lorbeerkranze mit ſich führen. — Leer iſt jetzt der Raum, den noch vor wenig Augenblicken die begeiſterte Menge füllte, die ſich jetzt in alle Viertel der Stadt zerſtreut hat, um den Ruhm des unbekannten Dichters mit geſchäftiger Zunge zu verbreiten. Aber bald wird eine Zeit kommen, wo dein Name allein, wenn er den Zettel ziert, hinreicht, um dieſe Räume zu füllen, wo Alles herbeiſtrömt, die neuen Erzeugniſſe deiner immer ſchaffenden Muſe zu bewundern, und ſchon im Voraus begeiſtert iſt von dem Genuſſe, der ihm zu Theil wird. Wie manche heißgefühlte Thräne, wie manchen tiefen Seufzer haſt du nicht heute ſchon zarten Gemüthern entlockt, und wie wird erſt künftig —«

Hier unterbrach mich der Lampenputzer in meinen himmliſchen Träumen, mit der Bemerkung, daß ich der Letzte im Hauſe ſey, und er daſſelbe ſchlieſſen müſſe. Ich erwachte, rannte noch im Taumel des Entzückens mit dem Kopfe an eine Kouliſſenwand, achtete es aber im Enthuſiasmus nicht, ſondern begab mich, mit aufgeregtem Gemüthe, trotz der geſchwollenen Stirn, in das Kaffeehaus zum goldenen Löwen, wo ſich gewöhnlich die beaux-esprits von T— nebſt den Jüngern Thaliens zu verſammeln pflegen, und wo mich bereits ſeit geraumer Zeit meine innigen Freunde, der gefühlvolle junge Kaufmannsdiener und der äſthetiſche Proviſor, ſehnſüchtig erwarteten.

Bei ihnen ſaß ein Mann, der mich ſchon lange durch ſein eigenes, aber nicht unangenehmes Weſen lebhaft intereſſirte, doch hatte ſich die Gelegenheit zu einer näheren Bekanntſchaft noch nicht gefunden, und wir waren bisher, wenn wir uns an einem öffentlichen Orte trafen, theilnahmlos an einander vorübergegangen. In meiner aufgeregten Stimmung war es mir nicht unlieb ihn zu ſehen, denn ich brannte vor Begierde, aus einem fremden Munde ein Lob über Fernando und Roſabella zu vernehmen. Ich gab daher meinen Freunden einen Wink zu ſchweigen und ſetzte mich zu ihnen. Das Geſpräch wandte ſich auf allerlei Gegenſtände, und wollte, zu meinem groſſen Aerger, das Theater gar nicht berühren; da hielt ich es endlich nicht länger aus, ſondern platzte in meiner Ungeduld gegen den Fremden heraus: ob er das heutige Stück geſehn habe, und wie er damit zufrieden ſey? Er ſah mich eine Weile an und fragte mich endlich: »Wer iſt der Herr, daß er mich, wie ein Räuber aus dem Hinterhalte, mit einer ſolchen Frage überfällt?« Als ich verlegen nicht wußte, was ich ihm darauf antworten ſollte, fuhr er fort: »Ich will Ihnen ſagen, wer ich bin, was ich bin, wie ich bin und dann wird Ihre Antwort entſcheiden, ob wir über das Stück reden oder nicht. — Ich heiſſe Reimer, bin ein Muſiker, mehr Theoretiker als Praktiker, fünfunddreiſſig Jahre alt, nicht eben ſehr groß, ſondern eher klein, habe, wie Sie ſehen, kein eigenes Haar, ſondern trage eine Perrücke; mein Angeſicht enthält ein Paar blaugraue Augen, eine ziemlich lange Naſe, die eben nicht unförmlich iſt, einen Mund, der zwiſchen zu groß und zu klein die Mitte hält, und, wie ich hoffe, eine geſunde Seele in einem zu Zeiten nicht ganz geſunden Körper.« Ich wollte ihn während dieſer Worte mehrere Mal unterbrechen, er ließ ſich aber nicht ſtören, bis ich ſeine wunderliche Selbſtbeſchreibung völlig gehört hatte, und geſtattete mir dann erſt Zeit zum Antworten. »Reimer?« rief ich jetzt lebhaft aus; »ei, wie freut es mich, Sie kennen zu lernen; Sie haben mehrere Lieder von mir komponirt, beſonders aber Eines, mein Lieblingslied, »An Apollonia« ſo aus meiner innerſten Seele heraus, daß ich Ihnen nicht genug dafür danken kann.« — »So,« erwiederte er, wie es mir ſchien mit Theilnahme. — »Ja, es war eine Stelle darin, die mir beſonders gefiel, und um deren willen ich den ganzen übrigen Reſt mit durch komponirte, da ich dieſelbe nicht gut aus dem Zuſammenhange reiſſen konnte —

die Stelle lautete — doch was ſoll ich Sie mit ihrem eigenen Produkte langweilen; ſagen Sie mir lieber dafür, wer Sie ſind, denn der Name Antonio iſt doch wohl fingirt?« Ich nannte mich nun, und fügte, um dem ſeltſamen Menſchen, nach meiner Meinung, ein recht lebhaftes Intereſſe an mir einzuflößen, hinzu, daß ich der Verfaſſer des heutigen Trauerſpiels ſey. Kaum hatte er indeſſen dieſe Mittheilung vernommen, als er aufſtand und mit einigen abwechſelnd wiederholten: »So! Gehorſamer Diener! Gott befohlen!« ſchwankenden Schrittes das Kaffeehaus verließ.

Wir blickten ihm verwundert und erſtaunt nach; damals ahnte ich freilich nicht, welchen ſonderbaren, aber heilſamen Einfluß dieſer Mann auf mein Leben haben würde.

Zweites Kapitel.

Per me si va tra la perduta gente.
Dante D. C. 3, 3.

Passe-par-tout. — Die Elſter, welche die Bell-Lancaſterſche Methode in Oſtindien unter den Raben einführt. — Kunſtanſichten. — Die Suppe wird kalt und die Kinder müſſen in die Schule. — Die Kunſt iſt eine eiferſüchtige Schöne. — Erſchlichenes Gedicht an Amalie Buſenbaum. — Der Parterrekönig.

Am folgenden Morgen machte ich mich im ſchönſten Putze auf den Weg, um ſämmtlichen Herren und Damen, welche bei der Darſtellung meines Trauerſpiels mitgewirkt hatten, meinen wärmſten Dank abzuſtatten und mich ihnen als Verfaſſer deſſelben zu erkennen zu geben. — Ich beſchloß weislich Apollonien, zuletzt zu beſuchen, um mit dem Beſten zu enden, aber die Folge wird zeigen, welchen Fehler ich da beging.

In derſelben Straße mit mir wohnte auſſer dem Direktor noch der erſte Liebhaber, der zärtliche Vater und der Intriguant. Alle drei hatten zu meinem Ruhme beigetragen, die Pflicht gebot mir alſo, zu ihnen zu gehen. Bei dem

Direktor, den ich ſehr beſchäftigt fand, hielt ich mich nur kurze Zeit auf; er lobte mein Werk über die Maßen, unterließ aber nicht zu bemerken, daß es ohne ſeine Aenderungen und ſein Spiel ſchwerlich einen ſo glänzenden Erfolg gehabt haben würde, und munterte mich auf, die glücklich betretene Laufbahn weiter zu verfolgen, was ich ihm denn mit Hand und Mund verſprach, ihm gelobend, daß er ſämmtliche dramatiſche Erzeugniſſe meiner Muſe nach wie vor unter denſelben Bedingungen haben ſolle. Dafür beglückte er mich denn auch mit einem Freibillet, passe-par-tout, das er nur den wenigen Auserwählten, wie er ſich ausdrückte, zu geſtatten pflegte, indem er die Recenſenten, Prologen- und Epilogenſchreiber, Ueberſetzer u. ſ. w. durch ihre freien Entreen auf das Parterre beſchränkte. Dieſe Auszeichnung mußte mir alſo ſehr ſchmeichelhaft ſeyn. Ich bezeugte ihm meinen wärmſten Dank, und verließ ihn unter gegenſeitigen Verſicherungen der innigſten Freundſchaft, denn er

— — war mir Auguſt und Mäcen.

Im nächſten Hauſe logierte der Intrignant; zu ihm begab ich mich jetzt. Auf mein wiederholtes Anklopfen wurde nicht gerufen, ich wagte es alſo die Thüre zu öffnen, und fand ihn bei einer ſonderbaren Beſchäftigung. Er ſaß nehmlich vor einem Dompfaffen und pfiff dieſem wiederholentlich das Trompeterſtückchen vor. Als ich ihn durch mein Eintreten unterbrach, fuhr er unwillig in die Höhe, und rief, ohne ſich umzuſehen: »Müller, ſage Er dem Herrn Direktor, ehe ich meinem Gimpel hier nicht das Trompeterſtückchen einſtudiert hätte, könne ich ſelber keine neue Rolle einſtudieren. Meint denn der Gimpel von Direcktor, man habe nichts Anderes zu thun als immer neue Parthieen zu lernen? Bei Falſtaff und Fiesko, da irrt er ſich.« Dieſe Rede aber wurde nicht ſo zuſammenhängend geſprochen, wie ich ſie hier mitgetheilt habe, ſondern von Komma zu Komma durch einige laut gepfiffene Takte aus dem Trompeterſtückchen unterbrochen, wobei er mir noch immer den Rücken zukehrte. Endlich wandte er ſich um, erblickte mich, ſprang vom Stuhle auf und fuhr höchſt freundlich mit der Frage auf mich zu: »Sie wollen gewiß einen Vogel kaufen? Was befehlen Sie: Turteltauben, Finken, Kreuzſchnäbel, Dompfaſſen, Kanarienmännchen, Stieglitze, Zeiſige, Staare, Elſtern, Sie haben die Auswahl. Belieben Sie nur hereinzutreten und ſich auszuſuchen, was Ihnen gefällt; ich gebe Ihnen, was Sie wünſchen, zu dem billigſten Preiſe und ſehr gut abgerichtet.« — Hätte ich nicht des Mannes Anrede gehört, in welcher er mit dem Theaterdiener zu ſprechen glaubte, ſo würde ich ihn unbedingt für einen Vogelhändler und auf keinen Fall für den Intriguant und Chevalier unſerer berühmten Bühne gehalten haben. Ich ſtrebte nur vor allen Dingen ihn zu enttäuſchen und ſtellte mich ihm als den Verfaſſer von Fernando und Roſabella vor, wobei ich ihm zugleich meinen Dank für ſeine gelungene Leiſtung abſtattete. »Ach,« erwiederte er gleichgültig, »ſparen Sie die Mühe. Es freut mich Sie kennen zu lernen; ich bin nur ein ſchlechter Komödiant, aber im Vögelabrichten, Herr, da ſuch' ich meines Gleichen, und finde ſie ſchwerlich. So wie ich hat keiner die Natur und Eigenthümlichkeit derſelben ſtudiert; ich verſorge die ganze Stadt, ja die ganze Provinz mit abgerichteten Gimpeln, und habe es ſehr weit gebracht. Leider iſt mir mein Prachtſtück vor ein Paar Tagen von einem Engländer für fünf lumpige Louisd'or abgekauft; ein Sündengeld; das hätten Sie ſehen ſollen, es war eine Elſter, die ganz vernehmlich und deutlich und zuſammenhängend ſprach:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Aber der Engländer war auch wie verſeſſen auf den Vogel, er wollte ihn mit ſich nach Oſtindien nehmen, wohin er als Biſchof, glaub' ich, geht, um, wie er ſagte, die oſtindiſchen Raben nach der Bell-Landknaſterſchen Methode im Sprechen zu unterrichten. Er hatte groſſe Luſt, mich dazu zu engagiren, aber ich laſſe nicht vom Theater, und von meinen deutſchen Singvögeln. Sehn Sie, was hab' ich von den bunten Vögeln in Oſtindien? ein Paar Papagaien oder oſtindiſche Raben, das iſt Alles; bunt ſind die Andern, haben ſchöne Federn, das iſt freilich wahr, aber ſingen können ſie nicht, und was hilft mir das. Ein Vogel und ein Menſch muß ſingen können, dafür haben ſie Beide zwei Beine. Ach mein Herr Dokter, was ſind alle Intriguants, alle Chevaliers vom Jago im Othello bis zu Riccaut de la Marliniere in Minna von Barnhelm? nichts, gar nichts! Als Vogel möchte ich auftreten können; aber wer ſchreibt ein Stück für Vögel? Ich habe unſern täppiſchen Direktor gar oft bewegen wollen, Göthes Vögel auf die Bühne zu bringen; aber meinen Sie, daß er darein willigte? — Sehn Sie, ich habe in müſſigen Stunden die Rolle des Treufreund einſtudiert und ſpiele ſie meinen Vögeln mit einer ſolchen Natürlichkeit, einer ſolchen Grazie und Lebendigkeit vor, daß dieſe ganz entzückt davon ſind. Aber wie kenne ich auch die Eigenthümlichkeiten meiner zweibeinigen, gefiederten Freunde, — der Finken z. B. Sehn Sie, deren giebt es vier Klaſſen: Galleriefinken, Logenfinken, Parterrefinken und Bühnenfinken, oder dramatiſche Künſtler. Die Galleriefinken, das ſind diejenigen unter ihnen, an denen ſich die rohe Beſtialität offenbart; ihre Schlagformel iſt Wiwiwiwiwi, Jajajajaja, Dieda; dann kommen die Logenfinken, mit verfeinertem Schlage, ſo gleichſam mit verbrämten Redensarten; es ſind aber doch nur gemeine Seelen. Man erkennt ſie an ihrem Zwickzwickzwick, Zwerlajajaja, Paraduzzia, und dem groben Gabir, gegen Untergebene; jetzt folgen die Parterrefinken, ſo Studenten, Bürgertöchter u. ſ. w. mit einer ſchönen Seele, aber ohne eigentliche Kunſtbildung; ſie laſſen ſich ſchon äſthetiſcher, zierlicher vernehmen, z. B. Zizerizizeri, Zeröſia, Sparbarazierzet; dann folgen endlich die Bühnenfinken, die dramatiſchen Künſtler, mit dem gebildeten unnachahmlichen Vortrage, den die ſchwerfällige Menſchenzunge gar nicht wiederzugeben vermag; ſie berühren, wie italieniſche Operndichter, alle Vokale, und durchlaufen alle Noten der chromatiſchen Vögelſcala auf derſelben, wie z. B. Zizizizizizizizi, oder Jiiiiii, oder auch das unübertreffliche Zeeeeer.«

Der gute Mann war unerſchöpflich über dieſen Punkt, und würde noch lange fortgefahren haben, wenn ich ihm nicht bemerkt hätte, daß meine Zeit heute zu beſchränkt ſey, indem ich noch viele Beſuche abzuſtatten hätte, mir aber das Vergnügen ausbäte, bei mehr Muße ſein ornithopädiſches Inſtitut näher zu betrachten und mir einen hochgebornen und wohlerzogenen Finken erſtehen zu dürfen. Ueber die griechiſche Benennung, die ich halb im Scherze ſeiner Vögelerziehungsanſtalt gab, war er ganz entzückt, begleitete mich bis an die Treppe und nahm mir noch einmal das Verſprechen ab, ja wiederzukommen. Noch ehe ich das Haus verließ, hörte ich ihn ſchon wieder ſeinem Gimpel das Trompeterſtückchen vorpfeifen, ſo eifrig war er dabei. Später erfuhr ich, daß er wirklich nur für ſeine Vögel lebe, und ſich durch dieſe Beſchäftigung vor Melancholie bewahre, welche eine unglückliche Liebe ihm zugezogen hatte. Er war nehmlich mit einem jungen, ſehr hübſchen Mädchen, das jedoch etwas beſchränkt war, verſprochen, und im Begriff, ſie zu heirathen. Um, durch ein Benefiz, das ihm zu ſeiner Einrichtung zugeſagt war, reichlich Lob und Geld einzuernten, wählte er den Franz Moor, den er vortrefflich ſpielte; aber von Stunde an verwandelt ſich die Neigung ſeiner Geliebten gegen ihn in den größten Widerwillen, ſie kann ſein Bild als Franz Moor nicht vergeſſen, und beſchwört ihn unter heiſſen Thränen, die Verlobung aufzuheben, worein er denn auch endlich mit gebrochenem Herzen willigt. Er blieb zwar bei dem Theater, aber ſeine Darſtellungen wurden von nun an mittelmäßig und flach, und den Franz Moor ſpielte er nie wieder.

Eine ganz andere Scene erwartete mich bei dem erſten Liebhaber. Dieſer, ein groſſer, ſchöner Mann, wenn auch nicht ganz mehr in der erſten Jugendblüthe, empfing mich auf eine Art, die für meine Eitelkeit eben nicht ſehr wohlthuend war, dagegen aber alles Poetiſche in mir mächtig aufregte. »Sie ſind alſo der Verfaſſer des geſtrigen Stückes?« redete er mich nach der erſten Begrüſſung an; »das thut mir Leid um Ihretwillen; Sie hätten wohl etwas Beſſeres ſchreiben können.« — »Wie ſo, mein Herr?« fragte ich erſtaunt. — »Man ſieht es Ihrer Arbeit an, daß ſie nur Nachahmung iſt, und der echte Dichter ſchöpft einzig und allein aus ſich ſelbſt. Die Welt, die in ihm aufgegangen iſt, ſpiegelt ſich in den einzelnen Charakteren ſeiner Schöpfung ab; er verſchmäht allen Prunk, allen Effekt, aber durch ihre ſtille, einfache Gröſſe wirkt er mächtig auf die Gemüther; wir leiden, wir handeln mit ihnen, und es wird dem Schauſpieler ein Leichtes, ſie darzuſtellen, wenn er ſich ihnen hingiebt und wahr iſt wie ſie, denn in ihrer Wahrheit liegt ihre Vollkommenheit. Das wird, das kann der Nachahmer nie erreichen; ſeine Geſtalten ſind den Bedienten ähnlich, die die Kleider ihrer Herren angezogen haben und ſich wie dieſe gebehrden wollen, aber die Schuhbürſte guckt überall hervor. Es kommt mir nicht zu, die Mängel ihrer Arbeit aufzählen zu wollen, auch wäre ich es nicht im Stande, weil ich nur zu fühlen, nicht zu urtheilen vermag, aber eben deshalb glaube ich wirklichen Beruf zum Schauſpieler zu haben. Ich denke nicht lange darüber nach, wie ich eine Rolle geben ſoll, muß ich das, ſo wird auch nichts daraus; aber ich leſe ſie ſtill für mich durch, zugleich mit der ganzen Dichtung, und gebe dann genau Acht, welchen Eindruck ſie auf mich macht. Noch während deſſelben ſehe ich den Charakter als eine wirkliche Perſon vor mir; je wahrer ihn der Dichter gezeichnet hat, deſto deutlicher bewegt er ſich vor meinen inneren Blicken, in ſeinen kleinſten Nuancen; nur ſo wie ich ihn geſehn habe und nicht anders kann ich ihn wiedergeben, und wenn ich ihn tauſend Mal ſpiele; es iſt immer derſelbe gleichſam ſtereotype Abdruck jenes erſten Bildes. Deshalb ſind auch der Egmont und der Lear, den ich auſſer meiner eigentlichen Sphäre vorzugsweiſe gern ſpiele, meine, wie die Welt es nennt, beſten Leiſtungen, aber ich habe keinen Theil daran, nur die beiden groſſen Schöpfer derſelben, die mich zwingen, ſie ſo darzuſtellen. Aus eben dieſem Grunde habe ich Ihren Fernando verhunzt, und er mich, bis auf einige Stellen; denn ſo tief unſere dramatiſche Poeſie auch geſunken iſt, er iſt doch nicht ganz das ſchlechteſte Erzeugniß, und wir armen Hiſtrionen haben uns mit weit Erbärmlicherem plagen müſſen. Aber ich wollte doch, mein Herr, Ihr erſtes Stück wäre unſinniger aber tiefer — denn die Tiefe geht Ihnen ab, trotz dem daß unſere jetzigen jungen Dichter von nichts fabeln, ſchwatzen und träumen, als von ungeheurer Tiefe des Gemüthes, die ſie ſich gern anlügen, eben weil ſie ſie nicht beſitzen.«

Er hielt hier inne und ſah mich an; als er auf meinem Geſichte wahrnahm, daß ich ihm mit dem höchſten Intereſſe zuhörte, fuhr er fort: »Sie haben wahrſcheinlich etwas Anderes von mir erwartet als Sie jetzt von mir hören, denn nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge loben ſich Poet und Hiſtrio wechſelſeitig und Jeder denkt dabei heimlich: »Was wärſt du Wicht ohne mich« — aber Sie ſind jung und werden noch manches erleben; ich ſtehe an der Grenze meines Wirkens und ſehe weinend auf die vergangene Zeit zurück, denn wie Seifenblaſen zerflogen alle meine ſchönen Träume, und es iſt mir daher zur Pflicht geworden, Andere zu warnen. Mein Herr Doktor, wer ſich dem Theater weiht als Dichter oder als ausübender Künſtler, der nimmt eine ſehr groſſe Verpflichtung über ſich: die Beſſerung und Erhebung der Menge; auf ſie ſoll er ſegensreich einwirken, und wenn er das nicht thut, weil er entweder nicht will, oder nicht kann, ſo iſt er zu bedauern, oder zu verachten, und gewöhnlich am meiſten das Letztere.«

Geſpannt hörte ich ihm zu und fühlte, trotz meiner Beſchämung, daß er Recht habe, zugleich aber auch in meinem Innern, daß er mir Unrecht thue, denn alles Gute, von dem er ſprach, hatte ich ja gewollt und, meiner Meinung nach, größtentheils auch erreicht, denn trotz ſeinem harten Urtheile über mein Stück, hielt ich es doch für gut. Das Publikum hatte ja günſtig darüber geurtheilt, und die Menge hatte gewiß Recht. Ob ich indeſſen nicht das Gegentheil gemeint hätte, wenn es durchgefallen wäre, das will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Wir wurden durch Reimers Eintritt unterbrochen; er und der erſte Liebhaber waren, wie ich ſah, intime Freunde. Kaum gewahrte mich der Muſiker, ſo rief er aus: »Da ſteht er ja, der Trauerſpielspapa; jeder Zoll ein Shakeſpeare. Haſt Du ihn gehörig geſalbt, mein Horatio? haſt Du ihm bewieſen, daß fünffüſſige Jamben nicht immer Verſe ſind, und ein fünfaktiges Trauerſpiel nicht immer ein Gedicht? — Doktor,« fuhr er fort, ſich an mich wendend, »Ihr ſeyd nicht ohne Talent, nicht ohne Genie, aber auf dem beſten Wege in der Miſere unterzugehen, Euch zu verflachen wie Keiner. Geht ferner nur mit uns um; wir wollen Euch erziehen, denn wir ſind durchgeglüht; jagt Eure äſthetiſchen Kaufmannsdiener und feinfühlenden Apotheker zum Satan; die Kerls brechen in einen Mordenthuſiasmus aus, wenn Ihr klingen auf ſingen reimt, und ein Paar abgemeſſene Worte dazwiſchen ſchiebt, daß es ausſieht wie Verſe, ſind's aber nicht. Es geht damit eben ſo wie es in dem prächtigen Rheinweinliede heißt:

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein,
Iſt's aber nicht.

Es iſt Alles falſch an dem Volke, und diskord. Vom Dreiklang der Kunſt wiſſen ſie den Teufel, und die None, dieſer Seelenton der ungeſtillten Sehnſucht nach dem Höchſten, verklingt vor ihren Eſelsohren ungehört.«

Er wurde hier durch des Schauſpielers Gattin geſtört, die mit einem linkiſchen Knixe hereintrat. Die Frau mußte einmal ſchön geweſen ſeyn, die regelmäſſigen Züge ihres Geſichtes zeigten das; aber von Geiſt und Gemüth war keine Spur auf demſelben. »Mein Gott, Razchen,« rief ſie ihrem Manne zu, »Du perorirſt nun ſchon eine halbe Stunde wieder, und ich muß mit dem Eſſen auf dem Feuer herumtrödeln; die Suppe iſt angebrannt, die Kinder ſchreien und weinen, und Wilhelm und Marlechen müſſen in die Schule. Und wie das hier ausſieht! was ſoll der fremde Herr von mir denken? gewiß haſt Du mit den Stiefeln auf dem Sopha gelegen; Du könnteſt doch zu Hauſe die Pantoffeln anziehen. Verzeihen Sie, mein Herr, daß es Alles ſo unordentlich iſt; aber mein Mann giebt auf nichts Achtung, und wenn man ſechs Kinder hat, und für die Küche zu ſorgen, und der Magd aufzupaſſen, obendrein noch ſeine Rolle ſtudieren muß, ſo kann man unmöglich die Augen überall haben. — Komm, Razchen, komm zu Tiſche; die Herren nehmen es nicht übel, oder wollen Sie uns vielleicht die Ehre gönnen, mit einer Suppe vorlieb zu nehmen? obgleich ich eigentlich nicht auf ſo vornehme Gäſte eingerichtet bin.«

Wir dankten höflich und empfahlen uns. Der Schauſpieler begleitete uns ſeufzend bis an die Thür und ſagte zu Reimern: »Heute Abend bei Cerloni; bringe den Herrn mit.« — »Fiat!« antwortete Reimer, und verließ mit mir das Haus. Wir ſchlenderten noch eine Strecke mit einander, und der Muſiker erzählte mir unterweges, daß Horatio's Gattin als junges Mädchen nicht ohne Anlage für die Bühne geweſen ſey; er habe ſich in ſie verliebt und ſie, in der Hoffnung, eine groſſe Schauſpielerin aus ihr zu bilden, geheirathet, ſich aber gewaltig betrogen, indem ſeit den erſten Tagen ihrer Ehe ein ſo groſſes Talent für die Haushaltung in ihr ſich entwickelt habe, daß ſie für die Kunſt gänzlich verloren ſey, und ihren Mann zwiefach, durch ihre Wirthſchaftlichkeit, wie durch ihr ſchlechtes Bühnenſpiel, plage. »Das iſt der Pflug, vor den ihn das Schickſal geſpannt hat,« ſchloß Reimer ſeine Rede, »und es hilft nichts, er muß ihn wie jedes Laſtthier, Menſch genannt, durch die Erdenſchollen des Daſeyns ziehen, bis er auf die eine oder die andere Art ausgeſpannt wird. Aber wie wenige Leute begreifen, daß die Kunſt die eiferſüchtigſte aller Schönen iſt; wer ihr leben will, darf auch nur ihr allein leben, oder ſie rächt ſich furchtbar.«

Mein nächſter Weg führte mich jetzt zu dem zärtlichen Vater, dem ich zugleich mit ſeiner Tochter, die die Vertraute geſpielt hatte, meinen Dank abſtatten wollte. — Was ſoll ich mich lange bei ihnen aufhalten? der Vater hatte ſich am Vormittage ſchon einen Haarbeutel getrunken und war eben im Begriffe, ſeinem Töchterlein handgreiflich fühlbar zu machen, daß man nur einen Liebhaber zur Zeit haben dürfe, und zwar von allen Anbetern nur den, der Geld hätte, und geneigt ſey, den Papa zu traktiren. Ich erſchien dem Töchterlein alſo wie ein Retter, und wurde höchſt freundlich von ihm aufgenommen; es war aber verblüht und verlebt, und ſein Betragen ſowohl wie das ſeines Erzeugers widerte mich bald ſo an, daß ich ernſtlich auf meinen Rückzug dachte. Aber ſo leichten Spiels kam ich nicht davon; dem Papa mußte ich Geld borgen, und der Tochter ein Gedicht machen, angeblich, um es einer Freundin zu ſchenken. Zu meinem groſſen Aerger erſchien es aber bald nachher im litterariſchen Wochenblatt, das in T— herauskam, und zwar mit der Ueberſchrift: »An Amalie Buſenbaum« (ſo hieß die Schöne) und den Anfangsbuchſtaben meines Namens bezeichnet. Die Dame hatte aus Rivalität gegen Apollonia, die beſtändig beſungen wurde, auch nach einer ſolchen öffentlichen Huldigung geſtrebt, und ſie auf dieſe Weiſe erſchlichen. Sie lohnte mir freilich dafür, wo ſie mich traf, mit ausgeſuchter Freundlichkeit, und gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ich keine geringen Anſprüche auf ihre Gunſt habe, aber ich hütete mich weislich, dieſelben geltend zu machen, und hielt mich ſeitdem immer in gemeſſener Entfernung von ihr.

Jetzt waren die nothwendigen Beſuche gemacht, und mit klopfendem Herzen eilte ich zu Apollonien. — Sie war wirklich ein ſchönes Weib, und der Tag, der ſonſt den Theaterdamen neidiſch ſo Vieles raubt, was ihnen das Lampenlicht gewährt, konnte ihr keinen ihrer Reize nehmen. Stolz empfing ſie mich wie eine Königin, kaum ſich etwas von der Ottomanne, auf der ſie mehr lag, als ſaß, erhebend. Wie klopfte mein ſchüchternes Herz; jetzt durfte ich ihr nahen, ihr, der gefeierten Geliebten. Ihr Anblick blendete mich gleichſam, und kaum fand ich Worte, ihr den Zweck meines Beſuches mitzutheilen. Mit innigem Behagen ſah ich, daß ſie während meiner Rede immer freundlicher und artiger wurde, und noch eh' ich geendet hatte, ward mir ſchon ein Platz neben ihr auf dem Sopha eingeräumt. Wer war glücklicher als ich. Dithyrambiſch ſtrömten meine Worte dahin; ich verkündete ihr, daß ich am geſtrigen Abend ihren Wunſch vernommen habe, und bereit ſey, alles, wie ſie es befehle, abzuändern. Daß ich nebenbei in Lob über ihre herrliche Darſtellung überfloß, verſtand ſich von ſelbſt. Sie hörte mir gütig zu und antwortete dann äuſſerſt freundlich: »Wenn es Ihnen nicht unangenehm iſt, ſo beſuchen Sie mich oft; ich habe mir ſchon lange einen Gelehrten zum Freunde gewünſcht; wir armen Damen bei dem Theater ſind ſo oft um guten Rath verlegen, und hier in T— iſt ſo wenig Kunſtſinn. Ich betrachte daher den gütigen Zufall, der mir Ihre Bekanntſchaft gewährt, als ein groſſes Glück, und Sie haben mich zwiefach durch die Mittheilung erfreut, daß ich in Ihnen den genialen Verfaſſer von Fernando und Roſabella zu verehren habe. Ach, hätten wir doch mehr ſolcher poetiſcher, ſchöner Trauerſpiele; Ihr Stück iſt ein wahrer Schatz in unſerer jetzigen Zeit, die ſo arm iſt an echten Trauerſpielen.«

Wie unendlich wohl that mir die Rede, und wie geiſtreich erſchien mir die liebenswürdige Frau. Alles, was Horatio mir geſagt hatte, war aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden, und mit langen Zügen ſog ich begierig das Lob ein, das mir aus ihrem ſchönen Munde ward. Ich entdeckte ihr nun, daß die Parthie der Roſabella eigends für ſie geſchrieben ſey, und daß ſie mich unendlich beglücken würde, wenn ſie mir mittheilte, welche Charaktere und Situationen ihr am Meiſten zuſagten, weil ich bereit ſey, meine Feder nur ihrem Dienſte zu weihen. Sie erwiederte höchſt gütig, daß ihr das eine ſo ungetrübte Freude gewähre, wie ſie kürzlich keine genoſſen habe, und lud mich auf den morgenden Tag zum Mittagseſſen ein, damit wir das recht ungeſtört überlegen könnten.

In dieſem Augenblicke wurde der Lieutenant von Meyern, der erſte Fat in ganz T— angemeldet, und trat auch ſchon hinter dem Kammermädchen in das Zimmer. Zu meinem groſſen Erſtaunen bemerkte ich, daß ihn Apollonia eben ſo zuvorkommend wie mich aufnahm, doch gab ich ihr Recht, als ſie mir zuflüſterte: »Seyn Sie freundlich mit dem Narren; er iſt einer von den Parterrekönigen, und ich würde mir ſehr ſchaden, wenn ich ihn nicht gütig und freundlich behandelte.« Dieſer Beweis von Vertrauen rührte mich tief; ich hätte mich dem göttlichen Weibe zu Füſſen werfen können, und gelobte mich ihr im Stillen auf immer zum Leibeigenen. Sie ſtellte mich nun dem Lieutenant als Verfaſſer von Fernando und Roſabella vor. Dieſer erwiederte ſehr artig: »Freut mich, ihre Connoiſſance zu machen, lieber Doktor! ſind ein talentvoller Mann; ſchönes Stück geſchrieben. Aber wie hat unſere göttliche Forte auch geſpielt! himmliſch! parole de gentilhomme! Auf Seele! auch ſchon Luſt gehabt, ein Stück zu ſchreiben, aber das Exercieren, die Herbſtmanoeuvres, keine Zeit; mache blos Gedichte; will Ihnen eins vorleſen, hier auf unſere ſchöne Forte.«

Ich ſchützte, nach der Uhr ſehend, Eile vor und empfahl mich gehorſamſt, mit den ſeligſten Gefühlen.

Drittes Kapitel.

E la lor cieca vita è tanto bassa,
Che invidiosi son d' ogn' altra sorte.
Dante Inf. 3, 47.

Theaterdichter. — Kabalen. — Ein Lieutenant, der ſich nicht mit Bürgerlichen ſchlägt. — Liebeserklärung und Antwort. — Bedingungen. — Leben einer Schauſpielerin. — Verlobung. — Meteorreiſen. — Eheſcheidung.

Vier Wochen ſpäter, und ich war Theaterdichter zu T—, Theaterkritikus für das äſthetiſche Wochenblatt und Apolloniens Hausfreund. Ich fühlte mich alſo ganz glücklich, wiewohl ich mit einer Menge Kabalen zu kämpfen hatte, denn Amalie Buſenbaum verfolgte mich wo ſie konnte mit heimtückiſchen Läſterreden; Lieutenant von Meyern, dem ich ein Dorn im Auge war, beleidigte mich auf dem Kaffeehauſe und wollte mir keine Satisfaktion geben, weil ſich die dortigen Offiziere nicht mit Bürgerlichen zu ſchlagen pflegten; Horatio wähnte ſich durch eine Kritik beleidigt, welche gar nicht von mir herrührte, die er aber hartnäckig mir zuſchrieb und dabei behauptete, Apollonia habe mich dazu angeſtiftet, und was dergleichen kleine Störungen mehr waren. Alles dieſes trübte indeſſen meinen Himmel nicht; nur daß meine ſchöne Geliebte nach wie vor den verhaßten Lieutenant freundlich bei ſich aufnahm und es ganz zu ignoriren ſchien, welche Mishelligkeiten unter uns Statt gefunden hatten, ließ mitunter Wolken des Unmuths in mir aufſteigen. Da aber Madame Forte gewöhnlich nachher doppelt freundlich that, ſo verſchwanden dieſe bald wieder und es ward ſo heiter wie vorher an meinem Horizonte.

Trotz dem Allen kam ich aber dem heißerſehnten Ziele, Apolloniens Liebe zu gewinnen, nicht näher; ſie behandelte mich immer gütig, aber immer gleich, und ich vermochte nie es dahin zu bringen, mehr bei ihr zu gelten, als dies vom erſten Tage unſerer Bekanntſchaft an der Fall geweſen war. Endlich wagte ich es, ihr in einem Billette meine glühende Liebe zu entdecken und ſie um Herz und Hand zu flehen. In aller Schüchternheit einer heiſſen„ jugendlichen Leidenſchaft, getraute ich mich nicht, am folgenden Tage vor ihr zu erſcheinen; da ſandte ſie am Abende zu mir und ließ mich einladen. Wer beſchreibt meine unausſprechliche Wonne. Mehr ſchwebend als gehend gelangte ich zu ihr. Sie empfing mich ſehr ernſt, und ſagte nach den erſten Begrüſſungen, während welcher mir das Herz in der Bruſt zerſpringen wollte, mit mir unbegreiflicher Kälte Folgendes:

»Sie haben mir Ihre Liebe erklärt, guter Doktor, und um meine Hand angehalten. Keine üble Idee, und ich bin, unter gewiſſen Bedingungen, nicht abgeneigt — —« Entzückt wollte ich mich ihr zu Füſſen werfen, ſie verhinderte es aber, und fuhr fort: »Wir ſind hier nicht auf der Bühne, lieber Doktor, daher hören Sie mich vor allen Dingen ruhig an. Eigentlich hätte ich Ihnen nicht ſo viel Lebensklugheit zugetraut, als Sie wirklich zu beſitzen ſcheinen. Aber eben daß Sie dieſe beſitzen, macht mich um ſo geneigter, in Ihre Pläne einzugehen, wohlverſtanden, wenn wir darüber einig werden.« — »Obgleich in Ihrer Rede manches mir dunkel iſt,« erwiederte ich, »ſo ſage ich doch unbedenklich zu Allem ja, was Sie von mir verlangen werden.« — »Gemach, gemach!« entgegnete ſie, »verlieren wir nicht die koſtbare Zeit mit unnützen Redensarten, ſondern gehen wir zur Sache über. Sie wünſchen Ihr Glück zu machen, ſich zu pouſſiren und denken durch eine Verbindung mit mir Ihren Zweck am Beſten erreichen zu können?« — »Aber, Apollonia, Sie irren ſich gänzlich in mir,« rief ich erſchreckt aus, als ich dieſe Worte vernahm, »nur unbegrenzte Liebe —« — »Erſparen Sie ſich und mir dieſe Tiraden,« antwortete ſie kaltblütig; »ich habe zu lange in der Welt und auf der Bühne gelebt, um mich dadurch täuſchen zu laſſen.« — »Aber Sie verwunden mich auf das Schmerzlichſte —« — »Iſt Ihre Liebe wirklich ſo warm, ſo können Sie das leicht bewähren, indem Sie unbedingt in ▯folgende Punkte einwilligen, die ich Ihnen hier aufgeſchrieben habe. Nehmen Sie dieſelben mit ſich zu Hauſe, überlegen Sie es in Ruhe, und bringen Sie mir heute Nachmittag eine entſcheidende Antwort. Jedoch nichts weiter als Ja oder Nein. Nun gehen Sie. Es mag etwas daraus werden oder nicht, ich hoffe, daß Sie doch mein Freund bleiben.«

Ich entfernte mich mit den heiſſeſten Verſicherungen unwandelbarer Verehrung. Das verhängnißvolle Papier, das ich in die Seitentaſche meines Rockes geſteckt hatte, brannte mir auf dem Herzen und mit Windesſchnelle ſuchte ich meine Wohnung zu erreichen. Doch konnte ich meine Ungeduld nicht zähmen. Schon auf dem Wege riß ich die Schrift hervor und durcheilte ſie mit gierigem, haſtigen Blick. Sie lautete wie folget:

»Wie Sie in mir die Frau, ſo glaube ich in Ihnen den Mann gefunden zu haben, deſſen ich bedarf, und vereint können wir, wie ich denke, Beide den Zweck erreichen, der uns vor

Augen ſchwebt. Die beſtehenden Geſetze und Gebräuche ordnen die Frau dem Manne unter. Ich habe das in meiner erſten Ehe ſchwer und ſchmerzlich empfunden, und beſchloß, als ich Wittwe ward, mich nicht wieder zu vermählen, wenn ich nicht einen Gatten fände, der bereit ſey, die Rolle mit mir zu tauſchen. Entſcheiden Sie nun, ob Sie folgende Punkte unſeres Ehekontraktes zu unterſchreiben Willens ſind:

1) Ich bleibe unbeſchränkte Herrin meines Einkommens, das Sie nicht einmal ohne meine ausdrückliche Einwilligung in Empfang nehmen werden, wogegen ich mich verbindlich mache, die Koſten der inneren Haushaltung allein zu beſtreiten.

2) Auſſer den gewöhnlichen Handreichungen erlauben Sie ſich nicht, von der Dienerſchaft auch nur das Mindeſte zu verlangen; doch ſteht es Ihnen frei, ſich einen Bedienten zu halten.

3) Es hängt allein von mir ab, wen ich in meinem Hauſe ſehen will oder nicht. Sie werden ſich aber nie geſtatten, ohne meine beſondere

Erlaubniß einen von Ihren Bekannten zu mir zu führen.

4) Ihre Feder iſt vor Allem unſerm Ruhme geweiht. Sie laſſen aber nichts drucken, ohne mir vorher das Manuſcript gezeigt und meine Zuſtimmung erhalten zu haben.

5) Sie kommen nie zu mir, ohne vorher haben fragen zu laſſen, ob es mir genehm iſt, oder ausdrücklich von mir eingeladen zu ſeyn.

6) Mit dem Ehekontrakte zugleich unterſchreiben Sie eine Schrift, zufolge der Sie jeder Zeit in unſere Scheidung willigen, damit ich mich ungehindert augenblicklich derſelben bedienen kann, falls es Ihnen in den Sinn kommen ſollte, einen von den obigen Punkten zu brechen.«

Ich überlas erſtaunt und erſtarrt dieſe Schriſt zwei bis drei Mal, und wußte nicht, was ich dazu ſagen ſollte. Endlich fand meine Liebe einen Ausweg. »Sie will Dich nur prüfen,« rief ich aus, »und erſann dieſe Bedingungen, auf welchen ſie gewiß nicht ferner beſtehen wird, ſobald ſie im Laufe der Zeit ſieht, daß dein

Herz und nicht falſche Spekulation dich antrieb, um ihre Hand zu werben. Ich eilte nun nach Hauſe, und ſandte ihr augenblicklich jene Bedingungen, von mir unterſchrieben, zurück. Ja ich ging ſo weit, noch einige hinzuzufügen, welche ſie gar nicht von mir verlangt hatte, in denen ich aber auf alle Rechte eines Ehemanns freiwillig reſignirte und mich ganz ihrem Willen anheim gab.

Eine Stunde ſpäter brachte mir ihr Diener folgendes Billet:

»Ich bin die Ihrige, oder Sie vielmehr der
»Meinige. Beſorgen Sie die Verlobungscharten
»und laſſen Sie dieſelben gleich
»morgen in der Stadt herumtragen. Bis
»dahin tiefes Stillſchweigen; heute Abend
»um acht Uhr erwartete Sie Ihre
»Apollonia.«

Wer war glückſeliger als ich? Als ich zur beſtimmten Zeit zu ihr kam, empfing ſie mich mit ausgeſuchter Huld, küßte mich ſelbſt ungebeten auf die Stirn und geſtattete mir dann, ihre holden Lippen mit den meinen berühren zu dürfen. »Ich bin jetzt überzeugt, daß Sie mich lieben,« ſagte ſie dann, »und würde augenblicklich Ihnen jene Bedingungen zerriſſen wiedergeben, wenn ich eben ſo überzeugt ſeyn könnte, daß Ihre Leidenſchaft für mich nie abnehmen würde.« Ich wollte ſie der Unwandelbarkeit meiner heiſſen Zuneigung verſichern, aber ſie unterbrach mich mit den Worten: »Ueberlaſſen Sie das der Zeit; wer hat je das menſchliche Herz ergründet? und die Männer ſind geborene Tyrannen. Damit Sie aber, wenn das erſte Feuer vielleicht etwas abgekühlt iſt, und Sie anfangen die Beweggründe meiner Bedingungen näher zu prüfen, nicht an mir irre werden, ſo erfahren Sie kurz die Begebenheiten meines Lebens.«

»Ich bin die einzige Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in einer der bedeutendſten Handelsſtädte Deutſchlands. Die Neigung zur Bühne entwickelte ſich ſchon früh in mir, und gegen den Willen meines Vaters betrat ich dieſelbe, ſechszehn Jahre alt, zuerſt in meiner

Vaterſtadt. Meine Mutter hatte das durchzuſetzen gewußt. Mein Talent entwickelte ſich ſehr ſchnell. Mit meinem Ruhm ſtieg meine Liebe zu demſelben und mein höchſtes Ziel iſt, die erſte Schauſpielerin Deutſchlands, ja Europa's zu heiſſen. Als ich zwanzig Jahr alt war, verliebte ſich der italieniſche Graf Forte in mich und trug mir ſeine Hand an. Sein hoher Rang und ſein ungeheures Vermögen blendeten mich. Ich ward die Seine und entſagte der Bühne. Dadurch ward meine Ehe unglücklich; denn ich lebte nur halb. Als ich es durchaus nicht von ihm erlangen konnte, zum Theater zurückkehren zu dürfen, entfloh ich ihm heimlich und begab mich zu einer Schauſpielergeſellſchaft in Süddeutſchland, die mich mit offenen Armen empfing. Der Graf ließ ſich im erſten Zorne von mir ſcheiden, was ihm um ſo leichter ward, da er Katholik war und ich als Proteſtantin mich nie hatte entſchlieſſen können, zu ſeiner Kirche überzutreten. Bald nachher ſtarben, kurz hintereinander, meine Eltern, und hinterlieſſen mir, da mein Bruder auf einer

Handelsreiſe nach Weſtindien im Meere ertrunken war, ihr ganzes beträchtliches Vermögen, welches ich noch ungeſchwächt beſitze, und deſſen Zinſen hinreichen, ein Haus zu machen, wie ich es thue. Ich habe die hieſige Bühne erwählt, weil der Direktor kontraktmäſſig ſich verpflichtet hat, nie eine andere Schauſpielerin in meinem Fache auftreten zu laſſen. Meinen Gehalt ziehen vier hieſige Theaterkritiker, die mir mit Leib und Seele ergeben ſind, da ich mir es nie geſtattete, ihnen durch die geringſte Uebertretung der Bühnengeſetze dieſes Einkommen zu ſchmälern.«

»Sie ſind die ausgezeichnetſte Frau, die ich je kennen lernte,« rief ich aus, als ſie ſchwieg. — »Danach habe ich von jeher geſtrebt,« antwortete ſie lächelnd.

Unſere Verlobung machte am folgenden Tage groſſes Aufſehen in der Stadt. Doch hörte ich überall nur Liebes und Gutes. Sogar Reimer, ein erklärter Feind Apolloniens, ſagte zu mir bei dieſer Gelegenheit: »Nun, ich wünſche Glück; Ihr ſeyd von gutem Metall, aber Meteoreiſen, das weich iſt wie Blei; und wenn Ihr erſt in der Schmiede, in die Ihr Euch jetzt begebt, gehärtet worden, ſo kann einmal ein ſehr tüchtiger Kerl aus Euch werden.«

Vier Wochen darauf wurden wir getraut; drei Monate ſpäter kam der Landesherr nach T— und verlangte, daß die erſte Schauſpielerin der Reſidenz während ſeiner Anweſenheit in Apolloniens Rollen ſpiele. Apollonie ſetzte alle Hebel in Bewegung, dies zu verhindern, und wurde erhört, weil ſie den Bruder des regierenden Herrn, den Herzog, erhörte. Ja ſie brachte es dahin, mit jener Schauſpielerin zu tauſchen und bei dem Hoftheater unter den günſtigſten Bedingungen engagirt zu werden.

Reimer, ein treuer Freund, öffnete mir die Augen; ich war jetzt gehärtet in jener Schmiede, übertrat willkührlich die Bedingungen des Ehekontrakts und die Scheidung erfolgte natürlich.

Mit dem Detail meiner Eheſtandsgeſchichte will ich den freundlichen Leſer nicht langweilen.

Familienhaſs.

Erzählung.

1.

Otto Waldner an Joseph Ellſtein in Neapel.

Leipzig den — 182*.

Dieſer Brief kündet Dir, Freund meiner Seele, daß ich mich wieder im Herzen von Deutſchland befinde, und Dir endlich mein gegebenes Wort löſen kann. Ich ſende Dir hier jene Blätter, die ich Dir ſo oft in Neapel verſprach, wenn Du in mich drangſt, Dir mein Schickſal mitzutheilen. Ich fühle mich nur zu ſtrafbar, um es über mich zu vermögen, ſelbſt und mündlich mein Geheimniß zu enthüllen, und wiewohl ich wußte, daß alle ausgeſprochenen Laute nur das verſchwiegene Freundesohr berührten, und daß ſie in Deinem Herzen verſchloſſen wie in heiliger Bundeslade ruhen würden, ſo überlief mich doch ein Schauder, wenn ich einmal dazu die Lippen öffnen wollte, und die Worte erſtarben mir im Munde. Lieber, lieber Freund, Du ſiehſt ich bin noch immer der alte Schwärmer und werde wohl auch nie anders werden, denn indem ich eben jetzt jene Blätter wieder durchleſe, gemahnt es mich, als hätte ich ſie erſt geſtern oder heute, nicht aber vor zehn Jahren geſchrieben; denn zu ſolcher Handlung, wie ich ſie damals beging, wäre ich, trotz den Vorwürfen, die ich mir beſtändig darüber machen muß, auch noch heute fähig, und eben ſo wenig kann ich die in eben jenen Zeiten ausgeſprochenen Geſinnungen tadeln, oder möchte ſie nicht geäuſſert haben. — Soll ich mich darüber freuen, ſoll ich es bedauern, ich weiß es nicht. Zehn Jahre vermögen doch ſonſt ſo viel über den Menſchen — und über mich ſo wenig! — Ich war zwanzig Jahre alt, als ich Deutſchland verließ, halb ein Kind, halb ein Mann — und jetzt — jetzt im einunddreiſſigſten bin ich eben nicht anders, denn Jüngling war ich nie zu nennen; einſt war ich zu reif für mein Alter — jetzt möchte ich glauben, ich ſey nicht reif genug.

Aber lies, mein Joſeph, lies dieſe Blätter jetzt und verſpare den Schluß meines Briefes, bis Du ſie geendet haſt. Du ſollſt weder urtheilen, noch tröſten oder rathen, aber jetzt, wo ich ein neues Leben, wenigſtens eine Lebensweiſe beginne, möchte ich auch, daß Du, mein Freund, im Stande ſeyeſt, Dir die vorige Epoche meines Daſeyns als abgeſchloſſen zu denken, und das kannſt Du nur, wenn Du ſie vollkommen kennſt. Darum alſo ſende ich Dir jene Blätter und nun lies.

Bremen den 12. Auguſt 181*.

Auf dem Converte dieſes Briefes ſteht, daß er nur nach meinem gerichtlich beſtätigten Tode eröffnet und dem Aelteſten der Familie Lemberg mitgetheilt werden ſolle. Derſelbe möge, wenn er es für gut findet, mit der älteſten Frau ſeines Hauſes darüber berathen, und alsdann den Inhalt dieſes Briefes, ſo ſchonend wie möglich, Amalien Waldner, gebornen Lemberg, mittheilen. Es iſt eine heilige Pflicht, die ich ihm auferlege; ich erwarte, daß er ſie gewiſſenhaft erfülle; denn es gilt jetzt, den guten Ruf und Namen eines Todten zu erretten und zu bewahren. — Was man von dem Lebenden urtheilte, war dieſem, ſo lange er lebte, in weiter Ferne von ſeinem Vaterlande, höchſt gleichgültig.

Die beiden Familien Lemberg und Waldner haben ſich ſeit langer Zeit gehaßt; wodurch dieſer Haß entſtand, kümmert mich nicht; aber er erbte von Vater auf Sohn, und gegenſeitig ſuchte man ſich ſeit mehr als funfzig Jahren, wo man nur konnte, Böſes zuzufügen. Die Kinder wurden ernſtlich darin unterrichtet, und die Söhne beider Geſchlechter waren ſtolz darauf, daß ſie nicht zu dem Geſchlecht ihrer Feinde gehörten. So wuchs auch ich auf, heftig und aufbrauſend, wie mein Großvater, ſicher und unerſchütterlich in meinem Haſſe, wie er; kein Tropfen des ſanften Blutes meiner Mutter floß durch meine Adern. Mein Vater iſt ein kluger, umſichtiger, berechnender Mann; er liebt die Seinigen mehr als ſich ſelbſt, aber er haßt nur, wo ihm die Liebe keinen Vortheil bringt. Ich darf dies wohl ausſprechen, denn nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wird dieſer Brief erſt nach ſeinem Tode, ſo wie nach dem meinigen eröffnet werden, und jenes Urtheil über ihn wird keine Sünde ſeyn, da es das Urtheil über mich leiten und beſtimmen ſoll.

Beide Familien wurden durch den Bankerott eines Londoner Handelshauſes in einen wichtigen Proceß verwickelt, deſſen ſich der gegenwärtig älteſte Lemberg noch erinnern wird, da er von ſeinem Hauſe mit der größten Erbitterung geführt wurde; mein Vater, das damalige Haupt der Familie, verhielt ſich nur abwehrend; die Schriſten ſeines Advokaten in dieſer Sache ſtrotzten nicht von Invectiven, wie die des Sachwalters der Gegenparthei, aber Beide, bewährte Männer, boten ihren äusserſten Scharfſinn auf, denn der Ausgang mußte einem der beiden Häuſer verderblich werden, wenigſtens ſeine feſten Stützen erſchüttern. Die Entſcheidung nahte ſich; an einen Vergleich war nicht zu denken, der älteſte Lemberg war zu heftig, mein Vater zu kalt, und gereizt, leicht hämiſch. Beide aber hatten treffliche Frauen, welche Jugendfreundinnen geweſen waren, und durch ihre Heirath auseinander geriſſen wurden. Ein zu erwartendes Uebel droht dem ſanften Weibe ſchrecklicher, als dem hartnäckigen Manne. Sie kamen insgeheim zuſammen, und ſahen, daß es nur dann abzuwenden ſey, wenn die beiden Familien eine würde. Auf eine geſchickte, nur den Frauen eigene Weiſe wußten ſie dies den Männern mitzutheilen, und ſtellten es ſo, als wenn der Gedanke von ihnen ſelbſt ausgegangen ſey. Es wurde beſchloſſen, der älteſte Sohn Waldners ſollte Lembergs älteſte Tochter heirathen, und das ſtreitige Kapital dem jungen Paare als Mitgift zufallen. Man verſöhnte ſich ſchnell, beide Familien ſahen den bedeutenden Vortheil dieſer Verbindung ein, und in einer groſſen Geſellſchaft wurden die beiden Sühnopfer des Familienhaſſes mit einander ſelbſt eben ſo unerwartet wie mit dem Plane der Eltern bekannt gemacht.

Ich ſah Amalien, aber in mir kochte der alte, ehrwürdige, von den Vätern des Hauſes vererbte Haß; es war mir ein Greuel, daß er auf ſolche Weiſe, um elenden Vortheils willen, abgelegt werden ſollte wie ein abgetragenes Kleid. Ich hätte Amalien lieben können, ja ich hätte ſie geliebt, wenn ſie keine Lemberg geweſen wäre; aber geiſterhaft trat der Haß zwiſchen ſie und mich. Sie war ein gutes, liebes, holdes, ſanftes Geſchöpf, Gottes Engeln ähnlicher als den Menſchen; ſie neigte ſich bald mir zu, aus kindlicher wie aus jungfräulicher Liebe; es däuchte ihr ein ſchöner Beruf, die Vermittlerin zu ſeyn, und mein heftiges, aber das Gute wollendes Weſen hatte ihr Herz in ſeinen Tiefen berührt. Nicht ſo war es mit mir; ich liebte nur meinen Haß, wie ich ihn noch liebe, wie ich ihn ewig lieben werde, denn in ihm fühle ich mich wie ein Mann, meiner Väter werth.

Aber ich hatte gehorchen gelernt. Ich trat mit ihr zum Altar; rings um uns her ſah ich frohe Geſichter; nur das meine war ernſt, wie es der Haß ſelbſt iſt. Amaliens Hand zitterte in der meinen, die ſich mechaniſch um die ihrige ſchlang; mit Thränen in den Augen ſprach ſie ihr Ja, ich ſtieß das meinige trotzig heraus. Wir waren Mann und Weib. Unſere Mütter fielen ſich in die Arme, unſere Väter ſchüttelten ſich die Hände und ſprachen von Spekulationen, die ſie zuſammen unternehmen wollten. Ich ſah mit ſtarrem Ingrimme dem Treiben zu; dafür mich zu opfern, war nicht der Mühe werth; dafür war ich zu gut; das fühlte ich tief.

Ein lebhaftes, rauſchendes Feſt folgte der Feier; ich, ſonſt ein leidenſchaftlicher Tänzer, führte zwar den Ball auf, mit meiner Gattin, wie es ſich gehörte, denn mit ängſtlicher Selbſtqual ſuchte ich auch die geringſte Pflicht peinlich zu erfüllen; weiter tanzte ich aber den ganzen Abend nicht, ſondern ſaß mit einigen Jugendfreunden, im lebhaften Geſchwätz, fern von Allem was Lemberg hieß, bei feurigem Wein.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Ich hörte flüchtig, daß meine Mutter mein wunderliches Betragen mit meiner Blödigkeit entſchuldigte.

Um Mitternacht winkte mir meine Amme, die ſich an der Thür des Saales zeigte, heimlich mit einem eigenen Lächeln. Aufgeregt vom feurigen Weine, aber aller meiner Sinne mächtig, ging ich auf ſie zu, um zu wiſſen, was ſie von mir wolle; meine Gefährten wünſchten mir ſchelmiſch eine gute Nacht. Die Alte faßte mich bei der Hand und führte mich nach dem anderen Flügel des Hauſes. Hier öffnete ſie die Thür eines ſtillen Zimmers, ſchob mich hinein und verließ mich.

Ich ſah mich um und erblickte den Torus. Meine Gattin lag in Nachtgewändern auf dem Lager und hüllte ſich ſchaamhaft in die Decken, aber ſie blickte mich mit Augen der reinſten Liebe an. Mein Entſchluß war ſchon vor der Trauung gefaßt, und der günſtige Augenblick zu ſeiner Ausführung nahte; aber kränken wollte ich Amalien nicht, war ſie doch ein Opfer gleich mir, und konnte ſie dafür, daß ſie eine

Lemberg war? Ich löſchte die keuſche Lampe, entkleidete mich, und nahm die Stelle, die mir nach allem Rechte zukam, an ihrer Seite ein.

Schweigend lag ich neben ihr und hoffte auf den Schlaf, aber der falſche Freund floh mich. Da hörte ich ſie leiſe weinen; das rührte mich, ich ſprach ihr beſänftigend zu.

»Habe ich Dir denn etwas gethan, Otto,« fragte ſie mit zitternder Stimme, »daß Du mir zürnſt?« — Ihre Laute drangen an mein Herz. »Du? gewiß nicht!« antwortete ich.

Da umſchlang ſie mich mit ihren Armen und zog mich unter verſchämten Küſſen an ihre jungfräuliche Bruſt.

Ich hatte noch nie ein Weib berührt; alles Feuer ungeſchwächter Jugendkraft flammte in meinen Adern auf; der feurige Wein fachte die Flamme an, daß ſie über meinen Sinnen zuſammen ſchlug. Ich vergaß, daß ſie eine Lemberg war, ich vergaß mein Gelübde — ſie ward mein Weib, und lohnte mir mit glühenden, ätherreinen Küſſen.

Als mir am andern Morgen der helle Tag in die Augen ſchien, und mich weckte, fiel mein erſter Blick auf ſie, die leiſe ſchlummernd mir zur Seite lag, die glücklichſte Zufriedenheit in ihren Zügen. Ich wollte ſie mit heiſſen Küſſen wecken, da trat mein gebrochenes Gelübde wie ein Geſpenſt vor meine Seele; ich brach in mir ſelbſt zuſammen, und entfloh dem Lager.

Büſſen muß ich, nun ſo verbanne ich mich auf immerdar, bis zu ihrem Tode, wenn ich ihn erlebe, aus meinem Vaterlande. Sie iſt zu gut für einen wortbrüchigen Mann, und wäre ich das nicht, ſo darf ſie doch nicht mein Weib ſeyn — denn ſie iſt eine Lemberg.

Ich habe das Alles ſo ausführlich aufgeſchrieben, damit man mir keinen Fluch nachſende, wenn ich einſt todt bin. Weiß es Gott, ich konnte nicht anders. Amen.

Otto Waldner.

So dachte ich damals, mein Freund, ſo denke ich auch noch jetzt, und glaube nicht, daß ich anders handeln würde; denn ich haſſe die Lembergs noch, obgleich die Geſtalt der Dinge ſich ſehr geändert hat. Meine Familie iſt reich geblieben, die Lembergs ſind verarmt; Folgen hatte jene verhängnißvolle Nacht nicht; Amalie iſt vor einem halben Jahre, faſt zugleich mit meinem Vater geſtorben.

Auſſer jenem Briefe ſchrieb ich damals noch zwei: einen an meinen Vater, worin ich ihm meinen Entſchluß, das Vaterland zu verlaſſen, mittheilte und ihn bat, meine Verfügungen hinſichtlich Amaliens zu genehmigen. Dieſer hatte ich den völligen, unumſchränkten Beſitz des Kapitals bis zu ihrem Tode zugeſichert; nach demſelben ſollte es mir, oder falls ich geſtorben, meinen Erben zufallen.

Mein ſeliger Vater ließ mich gewähren, denn es ſtimmte mit ſeinen Grundſätzen überein, jedem erwachſenen Mitgliede ſeiner Familie freien Willen zu laſſen; auch war ſein Haß gegen die Lembergs nicht ganz erloſchen, und im Innern mag ihm wohl die Demüthigung, die ihnen durch mich ward, und bei der er ſich äuſſerlich edel betragen konnte, nicht ganz unangenehm geweſen ſeyn.

Ich durchſtreifte nun England, Frankreich und Dein geſegnetes Vaterland. In Neapel lernte ich Dich kennen und verſtehen; weder Heldenthaten noch jugendlicher Enthuſiaſmus noch ſonſtige Romanabentheuer führten uns zu einander; aber wir lernten uns lieben, und unſre Seelen verzweigten ſich, wie zwei nachbarliche Bäume, genährt und belebt von ewig dauernder Freundſchaft.

Da riß mich der Tod meines Vaters von Deiner Seite. Meine Gegenwart, als Aelteſter des Hauſes, war nothwendig, doch ich weigerte mich zu kommen, bis mich ein Brief meiner Mutter von Amaliens Tode benachrichtigte und mich dringend einlud, nicht länger zu ſäumen.

Hier fand ich Alles in der ſchönſten Ordnung und drückte die Beſte der Mütter froh an mein dankbares Herz. Mein Bruder ſteht auf eine vortreffliche Weiſe unſerem Handelshauſe, das ſich in höchſter Blüthe befindet, als Chef vor. Ich habe ihm Alles überlaſſen und mir eine jährliche Rente vorbehalten, die er ſo ſichergeſtellt hat, daß ſie nie verloren gehen kann. Auſſerdem bleibt mir noch das Kapital der Ausſtattung, das mir jetzt nach Amaliens Tode wieder zugefallen iſt. Die Lembergs machen Chikanen und wollen es nicht herausgeben; ich thuß alſo, wie meine Vorfahren, mit ihnen proceſſiren. Freilich iſt es ihr Letztes, und es bleibt ihnen nichts als der Bettelſtab, wenn ſie, was den Umſtänden nach eintreten muß, ſich gezwungen ſehen, es auszuliefern. Was kümmert mich das? Ich hätte es ihnen gegen mäſſige Zinſen gelaſſen, wenn ſie mich darum gebeten hätten; aber abſtreiten laſſe ich mir mein gutes Recht nicht, und ſollte ich ſie auch dahin bringen, ihr Brod vor den Thüren erbetteln zu müſſen. Fair play! ſagen die Engländer — Haß um Haß.

Dieſer Umſtand hat mir freilich mein liebes Bremen verleidet. Ich befinde mich jetzt in Leipzig, wo ein theurer Jugendfreund, der mich hieher gezogen hat, als Profeſſor der Rechte an der Univerſität angeſtellt iſt. Hier will ich für's Erſte bleiben, ſo lange es mir gefällt —

und das denke ich, wird wohl eine gute Weile dauern.

Ein eigenes Abentheuer hat mich unterweges überraſcht. Ich vermuthete Ernſt, ſo heißt mein Freund, noch in Jena, wo ich jedoch erfuhr, daß er nach Leipzig berufen und bereits abgegangen ſey. Du kannſt leicht denken, daß ich nicht ſäumte ihm nachzureiſen. Es war ſchon ſpät, als ich Jena verließ und den Weg über Kamburg und Köſen nach Naumburg einſchlug. Mein Reiſegefährte, ein norddeutſcher Student, der nach Naumburg wollte und ſich in der Sonne zu Jena zu mir geſellt hatte, ſchlug mir vor, da uns der ſchönſte Mondſchein begünſtigte, die Trümmer der wahrhaft romantiſch liegenden Rudelsburg und der Veſte Saaleck in Augenſchein zu nehmen. Doch wozu erzähle ich Dir das Alles ſo lokal ausführlich, lieber Joſeph, da Du wohl ſchwerlich je nach Deutſchland kommen wirſt, und die hieſige Gegend, da Du ſie nicht kennſt, gar keinen Reiz für Dich haben kann, nicht einmal im Bilde. Soll ich Dir es aufrichtig geſtehen: meine Feder zögert, Dir das Folgende mitzutheilen, warum, weiß ich ſelbſt nicht; eine geheime Ahnung ſagt mir aber, daß ſich an den Schluß dieſes Briefes noch viele folgende Anfänge knüpfen werden, kurz, daß das Schickſal hier mit einem Knoten mein vergangenes und mein zukünftiges Leben verſchürzt hat. — Du weißt, ich bin etwas abergläubiſch und halte viel auf Ahnungen. Nun: fata trahunt retrahuntque; sequamur.

Ich will es kurz machen. Wir lieſſen alſo den Wagen vorausfahren, und begaben uns auf die Rudelsburg. Die, wie mir es vorkam, etwas geſchraubte Begeiſterung meines Freundes konnte ich zwar nicht theilen, aber ich ſchwärmte doch auch mein Theil mit ihm, und wurde noch mehr aufgeregt, als uns ein heftiges Gewitter dort überraſchte, das ſich indeſſen nach einer Stunde verzog. Wir pilgerten nun längs der Hügelreihe, wo ſich ein ziemlich ſchmaler Fahrweg nach Köſen hinabzieht, dem freundlichen Orte zu und mein junger Landsmann erzählte mir viel von dem Geiſte, der ſich in dem letzten Decennium in Deutſchland geregt habe, wo mir allerdings Vieles neu war. Plötzlich wurden wir durch einen lauten Hülferuf geſtört. Wir eilten vorwärts und fanden, als wir um die Ecke bogen, eine junge Dame, halb ohnmächtig, am Rande der Straſſe liegen. Wir hoben ſie ſogleich auf und es gelang uns, ſie ins Leben zurückzubringen, aber ein heftiger Schrecken ſchien ihr alle Sprache geraubt zu haben. Stumm deutete ſie mit dem Finger nach dem Abhange, und jetzt bemerkten wir unten ein umgeworfenes Halbwägelchen. Mein Begleiter eilte alsbald hinab und kam nach kurzer Zeit mit einem der Dame gehörenden Mantelſacke und der Nachricht zurück, wie ſowohl Kutſcher als Pferd durch den Umſturz des Wagens gefährlich verletzt wären; er verſprach, ſich der Leidenden anzunehmen, und ich bot der Dame meinen Arm, um ſie vollends nach Köſen hinabzuführen. Unterwegs erholte ſie ſich allmählig, und erzählte mir, daß ſie in Familienangelegenheiten nach Leipzig, wo ihre perſönliche Anweſenheit nöthig ſey, gewellt habe. Ein

Zufall hatte ſie genöthigt, ſich von ihrer bisherigen Reiſegeſellſchaft zu trennen, und von Jena einen Einſpänner bis an den Ort ihrer Beſtimmung zu miethen. Der obendrein betrunkene Kutſcher fuhr, vom Gewitter überraſcht, irre und fand ſich endlich auf dieſem, vom Unwetter ſehr beſchädigten Seitenwege wieder zurecht. Hier ſey er immer dicht am Rande geblieben, trotz ihrer Ermahnungen, was ſie endlich bewog auszuſteigen; kaum hatte ſie aber den Wagen verlaſſen, als ſie ſchon denſelben vor ihren Augen in die Tiefe hinabſtürzen ſah. Beſinnungslos ſank ſie am Wege nieder. Der Hülferuf des Kutſchers hatte unſer Ohr erreicht.

In Köſen that ich natürlich Alles, um ſie zu beruhigen und ihr beizuſtehen. Nach geraumer Zeit kam der gewandte Muſenſohn mit dem ſehr beſchädigten Dreiblatt, Kutſcher, Wagen und Pferd, an. Ich fuhr heftig auf den erbärmlichen Automedon ein, aber ſie beſchwichtigte mich mit bittendem Blicke, bemerkend, daß der arme Menſch durch den dreifach erlittenen Schaden ſchon genug beſtraft ſey. Die Reiſe in dieſem Fuhrwerke fortzuſetzen, war eine Unmöglichkeit. Die Fremde entließ den Schurken daher, und bezahlte ihm, zu meinem groſſen Erſtaunen, den ganzen bis Leipzig bedungenen Fuhrlohn. Ich muß Dir ſagen, daß mir das auſſerordentlich gefiel, denn ſie war nicht reich, vielleicht nicht einmal wohlhabend; würde ſie ſonſt auf dieſe Weiſe gereiſt ſeyn? Ich bot ihr nun an, ſich in Köſen vollends zu erholen, und am folgenden Tage einen Platz in meinem Wagen einzunehmen; nach einigem Zögern willigte ſie ein.

Als ich ihr am folgenden Tage um die feſtgeſetzte Stunde melden ließ, daß Alles zur Abfahrt bereit ſey, trat ſie ſogleich auch reiſefertig in das Zimmer, und wollte mir ihren Dank wiederholen, doch plötzlich verſtummte ſie und ſah mich mit forſchendem Blicke an. Auch ihr Geſicht kam mir bekannt vor, wie eine Erinnerung aus der Kindheit. Um ſie aller Verlegenheit zu überheben, nannte ich ihr einen Namen, der mir auf's Geradewohl einfiel, und gab mich für einen däniſchen Adelichen aus, der zu ſeinem Vergnügen reiſe und einige Monate in Leipzig, ſo lange es ihm dort gefiele, zu bleiben gedenke. Sie blickte mich ſehr ernſt an, und erwiederte dann nach einigem Zögern, daß ſie Cäcilie Buſch heiſſe und die Wittwe eines ſächſiſchen Offiziers ſey. Soll ich ſie Dir beſchreiben, ſo müßte ich Francia's Pinſel leihen; es war eins ſeiner Madonnengeſichtchen, Liebe, Sanftmuth und Ergebenheit in jedem Zuge, aber der Kummer war mit harter Hand darüber hingefahren, und die Zeit hatte ſeine hinterlaſſenen Spuren nicht verwiſchen können.

Zu Naumburg verließ uns mein junger Begleiter, und wir ſetzten anfänglich ſchweigend unſeren Weg fort; ſie ſchien befangen zu ſeyn. Innerlich ſcherzte ich über den Zufall, der ſich eines betrunkenen Kutſchers bediente, um einen dreiſſigjährigen Wittwer und eine ungefähr ſechs bis ſiebenundzwanzig Jahre alte, oder vielmehr junge Wittwe, zuſammenzuführen und miteinander reiſen zu laſſen. Allmählig thaute ſie, ſo zu ſagen, auf, und ich bemerkte jetzt, daß ſie eben ſo gebildet als liebenswürdig ſey. Ich habe nicht leicht eine ſo angenehme Reiſe gemacht, und kam, nach meiner Rechnung, viel zu früh in Leipzig an.

Auf ihre Bitte habe ich ihr ein kleines Logis in der Vorſtadt miethen müſſen, mir jedoch die Erlaubniß vorbehalten, ſie dann und wann beſuchen zu dürfen. Die Frau intereſſirt mich ungemein.

Mein Brief iſt länger geworden, als er ſollte, und dabei buntſcheckig wie das Leben ſelbſt. Ich erwarte ſehnſüchtig Nachricht von Dir.

2.

Dein Brief hat mich erfreut und geärgert; ich kann es Dir nicht verhehlen. Du tadelſt mich und meinſt, ich ſey ein wahrhafter Italiener in meinem Haſſe; aber, lieber Freund, Du bedenkſt nicht, daß alle Gefühle die mit uns aufwachſen, ſo gut wie unſere Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten, auch mit uns verwachſen, und daher ſpäter faſt nicht auszurotten ſind. —

Du fragſt, was mir die Lembergs gethan haben? Meine ganze Jugend haben ſie mir zerſtört, oder vielmehr, ſie ſind die Urſache, daß ich darum betrogen wurde; denn wären ſie nicht geweſen, ſo hätte ich mir in freier Wahl eine Gattin nach meinem Herzen nehmen können, und wäre jetzt bald der Zeit nahe, wo ein glücklicher Vater ſeine Jugend mit zwiefacher Freude, denn ſie wird durch Beſonnenheit erhöht, wieder in ſeinen Söhnen durchlebt. Jetzt ſtehe ich, zwar noch jung an Jahren, aber alt durch Lebensüberdruß da. Sehnſüchtig breite ich die Arme aus nach nie beſeſſener Liebe, und fürchte mich doch ihr zu begegnen — denn die Nemeſis bleibt auf Erden nicht aus — und wie leicht würde mir das vergolten, was ich Amalien gethan — wobei mir freilich immer die Beruhigung bleibt, daß ich das thun mußte, daß ich, um nicht vor mir ſelbſt zu erröthen, ja, um mich nicht ſelbſt zu verachten, ſo und nicht anders handeln konnte.

Leipzig gefällt mir immer mehr, je länger ich darin verweile. Freilich herrſcht der Kaufmannsſtand vor, aber die Gelehrten wahren ihr gutes Recht, das ihnen höhere Bildung verleiht, und da ich durch Schickſal und Erziehung zwiſchen Beiden ſtehe, ſo kannſt Du Dir leicht denken, daß es viele Anziehungspunkte für mich giebt. Die Frauen ſind im Ganzen liebenswürdig und gebildet; an friſchem Leben fehlt es ihnen freilich mitunter, und hin und wieder laſſen die Verhältniſſe wohl einen gewiſſen Kleinigkeitsgeiſt entſtehen, vor dem alles Großartige ſich in ſich ſelbſt zurückziehen muß — es iſt aber doch im Allgemeinen gut mit ihnen umzugehen und wer ſie näher kennen lernt, muß die gutartigen Geſchöpfe lieb gewinnen. Du wirſt mir entgegnen, es ſey überall ſo, und magſt wohl Recht haben. Wenn ein Mann Genuß vom Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte unſerer Tage haben will, ſo muß er noch behutſamer als eine Schnecke die Fühlfäden ausſtrecken, oder er läuft weit leichter noch, als dieſe, Gefahr ſich verletzt zu ſehen. Eine hab' ich freilich gefunden, die Alle überwiegt; es iſt meine Reiſegefährtin, die ich Dir nicht liebenswürdig genug ſchildern kann, um ſie Dir zu ſchildern wie ſie wirklich iſt.

Ich glaube Dir geſchrieben zu haben, daß ich mir die Erlaubniß vorbehielt, ſie dann und wann wieder beſuchen zu dürfen. Da ſie eingezogen und allein, in einem ſtillen, von alten Leuten bewohnten Hauſe vor dem Petersthore lebt, ſo ging ich ſeltner hin, als ich es, meiner innern Neigung folgend, gethan haben würde. Sie empfing mich jedes Mal höchſt freundlich, aber nie ohne eine gewiſſe Befangenheit, die ſich erſt allmählig im Laufe des Geſpräches zu verlieren pflegte; übrigens verſchwand mir die Zeit höchſt angenehm bei ihr, beſonders als ich zufällig entdeckte, daß ſie muſikaliſch ſey, und eine höchſt liebliche Stimme habe. Du kennſt meinen Eifer für die Tonkunſt, und kannſt Dir alſo leicht denken, daß dieſe Entdeckung ihr neue Reize in meinen Augen verlieh. Ich ſah, daß ſie ſich mit einem ſehr elenden Inſtrumente, das ihren Wirthsleuten gehörte, behalf. Auf meine Frage, warum ſie ſich nicht ein Beſſeres miethe, antwortete ſie offen, ohne alle Verlegenheit: »Meine Einkünfte erlauben das nicht, und ich muß mich einſchränken, weil ich jetzt noch nicht wiſſen kann, was die Zukunft bringt. Sobald ich es thun darf, ſo wird es mein Erſtes ſeyn, mir ein gutes Inſtrument zu beſorgen.« — »Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Flügel leihe,« erwiederte ich; »ich ſelbſt ſpiele ſehr ſelten, und es würde mich ſehr freuen, wenn Sie ihn benutzten.« Sie ſah mich einen Augenblick an, dann ſagte ſie: »Was ſoll ich es Ihnen verſchweigen: Muſik iſt meine einzige Freude, und ich nehme daher Ihr Anerbieten mit Dank an. Sie werden wegen meiner Willfährigkeit eben nicht ſchlechter von mir denken, und ich habe einmal Vertrauen zu Ihnen gefaßt.«

Dieſe natürliche Antwort erfreute mich ſehr, ich beſorgte noch an dem nehmlichen Tage das Inſtrument in ihre Wohnung, ließ aber mehr als eine Woche verflieſſen, ehe ich ſie wieder beſuchte. Als ich mich endlich zu ihr verfügte, ſagte ſie mit bezauberndem Lächeln: »Sie haben mir eine groſſe Freude gemacht, Herr Baron!

Ihr Flügel iſt wunderſchön und ich will Ihnen aus Dankbarkeit mein Lieblingslied vorſingen, das nur ſehr wenig Leute je von mir gehört haben, eben weil es mein Lieblingslied iſt.« Darauf ſetzte ſie ſich an den Flügel und ſang, mit einer Tiefe des Gefühls und einem Vortrage, wie ich ihn ſelten, ja faſt nie gefunden habe, Folgendes:

»Du zürnſt? o zürne nicht, dann muß ich weinen,
Es kann mein Herz allein dich lächeln ſehn:
Darf ich mit dir in froher Luſt mich einen,
So mag ich nichts vom Himmel mir erflehn.

Dann hab' ich Alles, was die Hoffnung träumet,
Denn meine ganze Welt lebt nur in dir,
Und jeder Tag, von goldnem Glanz umſäumet,
Erſcheinet wie ein Feenleben mir.«

Wie ſchlugen dieſe Töne an mein Ohr, wie erſchütterten ſie meine Seele in ihrer tiefſten Tiefe; es war Amaliens Lieblingslied, das mir Cäcilie vorſang; die Worte hatte ihr jüngerer Bruder eigends zu dieſer Muſik gedichtet. Unwillkührlich traten mir heiſſe Thränen in die Augen, denn das unglückliche Opfer des Familienhaſſes ſtand in ſeiner ganzen Lieblichkeit vor meiner Seele, und mit zitternder Stimme fragte ich die holde Sängerin, woher ſie das Lied habe.

Sie antwortete mir, es ſey das Vermächtniß einer in voller Blüthe der Jugend geſtorbenen unglücklichen Freundin; weiter konnte ich, ſo ſehr ich auch in ſie drang, nichts von ihr erfahren.

Hat Cäcilie Amalien gekannt? ein Räthſel, um deſſen Auflöſung ich viel geben würde — und doch würde mich die Gewißheit vielleicht auf ewig von ihr entfernen.

Die Lembergs fangen an mir viel Verdruß zu machen. Nicht allein daß ſie ihre letzten Kräfte zuſammen nehmen, und den Proceß, wegen des Kapitals, mit unglaublicher Heftigkeit fortführen; ſie ſuchen mir auch auſſerdem noch ſo viel ſie können zu ſchaden, und verbreiten hier, wahrſcheinlich durch dienſtfertige Leute, denn ſolche gemeine Seelen giebt es ja leider Gottes überall, die allerſchändlichſten Gerüchte über mich. Du weißt, daß ich nie ein Freund von den ſogenannten groſſen Geſellſchaften war, und ſie vermeide, wo ich kann; neulich durfte ich aber, ohne unartig zu werden, eine wiederholte Einladung meines Banquiers nicht ausſchlagen. Als ich eintrat, hafteten Aller Augen auf mir; Wirth und Wirthin kamen mir allerdings ſehr freundlich entgegen, aber die Gäſte betrugen ſich kalt gegen mich und mein ſcharfes Ohr vernahm deutlich, wie eine ältere Dame einer jüngeren unverheiratheten meine ganze Geſchichte mittheilte und ſie lebhaft vor mir warnte. Das Ding, ſo gleichgültig es mir im Grunde auch war, fiel mir doch auf, denn woher kannten dieſe Fremden, Entfernten alle Einzelnheiten ſo genau? Ich zog alſo, ſobald es thunlich war, meinen kaufmänniſchen Freund auf die Seite und erkundigte mich bei ihm danach. Der Mann wurde verlegen, wollte nicht recht mit der Sprache heraus und erzählte mir endlich, als ich in ihn drang, mit vielen Entſchuldigungen und nach langen Umſchweifen, es habe in einem der hieſigen belletriſtiſchen Blätter, als Correſpondenzbericht aus Bremen, geſtanden, und ich ſey ſo deutlich darin geſchildert und bezeichnet, daß Jeder, der mich nur einmal im Vorübergehen auf der Straße erblickt, mich habe erkennen müſſen. Vorzüglich ſey ich wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher ich den Lembergs das Kapital Amaliens ſtreitig mache, angegriffen und als ein rachſüchtiger, ſchmutzig geiziger Menſch dargeſtellt worden. Ich errieth ſogleich die trübe Quelle, aus der dieſer Geifer gefloſſen war und lachte, zur groſſen Verwunderung des Erzählers, laut darüber.

So weit iſt es alſo in Deutſchland doch ſchon gekommen, und es ſteht jedem erbärmlichen Subjekte, das die Feder etwas zu führen verſteht, frei, den Ruf eines ehrlichen Mannes, ohne Furcht vor empfindlicher Züchtigung, hinterrücks zu beſpützen. Du kannſt Dir wohl denken, daß ich nichts dagegen thun werde; die Muſen ſind ja längſt alte Jungfern, und alte Jungfern klatſchen bekanntlich gern. Unabhängig, reich, und geſund kann ich mir das gern gefallen laſſen; das Eſſen wird mir darum nicht ſchlechter ſchmecken, und wer nicht mit mir umgehen will, mag ſich fern halten. Ich wollte, alle Menſchen dächten ſo ruhig darüber wie ich.

3.

Dieſen Brief, Freund meiner Seele, ſchreibt Dir einer der glücklichſten Menſchen, die die Erde trägt. Cäcilie liebt mich, ſie hat es mir geſtanden, mit dem innigſten Blicke des Auges, den ſüſſeſten Lauten, die je weiblichen Lippen entquollen. O! welcher unendliche Zauber liegt in dem Bewußtſeyn, geliebt zu werden. Es iſt als lachte rings die ganze Natur uns zu; jeder Baum, jede Pflanze, Himmel und Erde, kurz Alles begrüßt uns wie ein lieber, zärtlicher Freund, und ſcheint uns zu ſagen: ich weiß dein Glück und freue mich mit dir; wir verſtehen uns auch ohne Worte, aber wir reden Beide nicht darüber, wir wiſſen es ja.

Soll ich Dir erzählen, wie ſich das Alles gemacht hat? Höchſt einfach und doch wieder ſo himmliſch ſchön, ſo erhebend und beſeligend. Ich hatte ſchon längſt gefühlt, daß ich Cäcilien liebte, aber es mir ſelber nicht ausgeſprochen, wie denn das ſo geht. Das wahre Glück und das wahre Gefühl muß uns überraſchen — überraſchen gleichſam, aber dafür bemächtigt es ſich denn auch unſeres ganzen Seyns mit einem Male. So geſchah es mir.

Ich beſuchte Cäcilien und drang wiederum in ſie, mir zu ſagen, woher ſie das Lied habe. Sie zögerte anfangs, dann erwiederte ſie: »Es war das Lieblingslied eines guten, reinen Geſchöpfs, das durch den Wahnſinn ſeines Gatten in der Jugendblüthe geknickt wurde. Er verließ die Arme aus wunderlicher Grille am Tage nach ihrer Verbindung, ſich für immer von ihr trennend. Sie ertrug es nicht, denn es war ihre erſte Liebe und ihre einzige. Die Sorge für ihre Geſundheit bewog ihre Eltern, ſie in ein Bad zu ſchicken; dort lernte ich ſie kennen, als ich meinen kranken Mann begleitete, der bald darauf im Bade ſtarb. Der Schmerz warf mich zu Boden, ſie richtete mich mit ſanften Tröſtungen auf, und als ich vom Kummer genas, ſtarb ſie in meinen Armen, am gebrochenen Herzen, noch in ihren letzten Augenblicken den Grauſamen ſegnend.

»Amalie?« rief ich erſchüttert, denn Amaliens Bild trat mir unwillkührlich vor die Seele.

»Woher wiſſen Sie ihren Namen?« fragte Cäcilie, »ſo hieß ſie — ihr Familienname war — —«

»Lemberg —« fiel ich ein.

»Amalie Lemberg; haben Sie ſie gekannt?«

»Ich habe ſie gekannt — ſie war — mein Weib — ich bin nicht der Baron Danneſkiold, ich bin — —«

»Otto Waldner,« entgegnete ſie beſtimmt. — »Ich habe das geahnt; Ihr ganzes Weſen ſtimmt zu ſehr mit Amaliens Beſchreibung überein. O wüßten Sie, welchen Schatz von Liebe Sie in ihr verloren!«

»Wie kann man einen Schatz verlieren, den man nicht kannte? Sie hätte mich nie glücklich gemacht, denn ſie war eine Lemberg.«

»Nie glücklich gemacht?« erwiederte ſie, und athmete ſchwer — »da iſt es freilich beſſer, und ein Werk der gütigen Vorſehung, daß ſie ſtarb — denn der Gedanke ſchon iſt fürchterlich, einen Mann, den man liebt, nicht glücklich machen können. Aber vielleicht wäre es ihr doch gelungen, wenn —«

»Nimmermehr!« unterbrach ich ſie, »denn ſie war eine Lemberg, und Alles, was Lemberg heißt, haſſe ich bis in den Tod.«

Sie ſah mich befremdet, aber aufmerkſam an und ſchwieg eine geraume Weile, dann ſagte ſie endlich: »Wie iſt es möglich, daß dieſelbe Bruſt ſo viel Liebe und ſo viel Haß umfaßt?«

»Die Liebe« — antwortete ich — »iſt mein erworbenes, der Haß mein ererbtes Eigenthum. Beide ſtrebe ich mir heilig zu bewahren, die Liebe, weil ich nicht ohne ſie leben kann, der Haß, weil er ein heiliges Vermächtniß meiner Väter iſt.«

»Sie ſind ein Schwärmer,« entgegnete ſie, »aber einer der gefährlichſten; ein hartnäckiger Schwärmer für eine ſelbſtgeſchaffene Grille.

Die Welt bleibt dieſelbe, ob Sie die Lembergs haſſen oder nicht.«

»So laſſen Sie mich auch derſelbe bleiben; das iſt vielleicht das einzige Gute an mir, daß ſich mein Gefühl im Guten wie im Böſen gleich blieb ſeit meiner Kindheit.«

Ich erzählte ihr nun Alles ausführlich; ſie hörte mir aufmerkſam zu. Streng wahr in Allem, pries ich Amalien wie ſie es verdiente, und verhehlte ihr nicht, daß ich ſie hätte lieben können, daß ich ſie gewiß geliebt haben würde, wenn ſie keine Lemberg geweſen wäre. — Cäciliens Auge leuchtete, als ſie das vernahm; ihre Wange glühte. — Sie war wunderſchön in dieſem Momente. — Wenn ſie ſo der Freundſchaft lebt, wie muß ſie erſt der Liebe leben, dachte ich raſch, und verſtummte, verloren in ihren Anblick.

Sie bat mich, Alles zu erzählen, mein ganzes Leben; ich that es, ich ſprach von Dir, von unſeren ſchönen Tagen in Italien, von meiner Rückkehr und endlich von dem Streite mit den Lembergs, der mich aus Bremen vertrieben hätte.

»Und Sie verweigern das Kapital?« fragte ſie mich verwundert.

»Ich verweigere es, weil ſie mir es abtrozzen wollen.«

»Waldner, ich hätte Sie nicht für ſo kleinlich gehalten; der Haß verdunkelt ihr geiſtiges Auge.«

Wie trafen mich dieſe Worte. »Die Lembergs ſollen das Kapital haben,« erwiederte ich, höchſt aufgeregt, aber beſtimmt und ruhig.

»Das habe ich von Ihnen erwartet.« Sie reichte mir die Hand; ich zog ſie an mein Herz — ſie lag in meinen Armen — einen ſeligen Augenblick — dann entriß ſie ſich mir und entfloh in ein Nebenzimmer. Ich harrte vergeblich auf ihre Rückkehr — ſie kam nicht. Unaufſchiebliche Geſchäfte zwangen mich endlich fortzugehen.

Am andern Tage ſandte ſie mir folgenden Brief:

»Nur ſchüchtern ergreife ich die Feder, und »doch iſt es meine Pflicht, Ihnen zu danken »für die zarte Schonung, mit der Sie mich ver-

»lieſſen. In meinem Herzen kämpft — laſſen Sie mich es geſtehen — Liebe und Schaam, denn es war mein feſter Vorſatz, Sie nie erfahren zu laſſen was ich für Sie fühle. Der Augenblick hat mich überraſcht, und es wäre thöricht, wollte ich Ihnen jetzt verbergen, was Sie zu deutlich in meinem Inneren leſen. — Aber, Waldner — ich bin nicht frei — mich bindet ein ſchwerer, heiliger Eid — ich darf nie wieder mich vermählen. So wenig Rückſicht ich auch hinſichtlich der Welt zu nehmen brauche, ſo feſſelt mich doch ein Geheimniß, das ich Ihnen jetzt nicht entdecken kann, denn es gehört nicht mir allein. — Iſt Ihre Liebe ſtark und uneigennützig genug, um nie mehr zu verlangen als die reinſte Liebe, wie ſie eine Schweſter dem Bruder gewährt, ſo iſt Cäcilie für immer die Ihre. Können Sie das geloben und halten, ſo eilen Sie zu ihr, die Sie mit Sehnſucht erwartet, die Sie unausſprechlich liebt.«

Wie ſchnell ich den letzten Worten ihres Briefes gehorchte, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen. Ich eilte zu ihr, und die Freude ließ mich tauſend Thorheiten begehen und ſchwatzen, die ſie mit groſſer Zärtlichkeit, aber mit ernſtem, faſt wehmüthigem Blick anhörte. Ich ſchlug ihr vor, eine Wohnung neben der meinigen zu beziehen, oder gar die meinige zu theilen; zu meinem groſſen Vergnügen nahm ſie das Letztere an und ſagte: »Sie ſehen, wie ich Ihnen vertraue, wie ich mich in Ihnen ſelbſt vergeſſe; aber eben daß ich mich Ihnen ganz hingebe, zwingt mich, ſtreng zu verbergen, wer ich bin, bis der Himmel meiner Zukunft ſich aufgehellt hat. Meine Verwandten würden meine Handlungsweiſe durchaus mißbilligen, und ich muß einen Eclat vermeiden, der vielleicht uns Beide, jedenfalls aber mich unglücklich machen könnte. Laſſen Sie mich darum vor der Welt als Ihre Schweſter auftreten; genügt es uns Beiden doch zu wiſſen, was wir einander ſind.«

Wie ſie es wünſchte, ſo geſchah es; ſie reiſte heimlich ab und wurde öffentlich von mir einige Stationen von Leipzig erwartet, und in meinem Hauſe ſowohl, wie auch bei meinen wenigen Bekannten als meine verwittwete Schweſter eingeführt. Wie glücklich ich mich fühle, davon machſt Du Dir keinen Begriff; jetzt erſt weiß ich daß ich lebe. Freue Dich mit mir, mein theurer Freund.

4.

Derſelbe an Denſelben.

Sechs Jahre ſpäter.

Das Räthſel iſt gelöſt, die Binde iſt gefallen; ich bin der glücklichſte Gatte, der glücklichſte Vater und nur Du, mein Joſeph, fehlſt allein, um mein Paradies auf Erden vollkommen zu machen. Lieber! erſtaune, freue, wundere Dich, und bete mit mir dankbar zum Allmächtigen, der mich ſo überſchwenglich geſegnet hat.

Du weißt, daß ich mit Cäcilien Deutſchland durchreiſte und wir in den letzten Jahren uns längere Zeit niederlieſſen, wo es uns gefiel.

Endlich kehrten wir nach Leipzig zurück, das uns ſo theuer geworden war, da uns dort zuerſt die Morgenröthe der ſeligſten Liebe aufging. Einige Tage nach unſerer Ankunft beſuchten wir ein Concert in einem der öffentlichen Gärten. Es war ſehr voll und nur mit Mühe fanden wir einen Platz, hart an einer Allee, in der beſtändig viele Beſucher auf und nieder gingen. Plötzlich bemerkte ich, daß zwei Männer, von denen der eine noch in der erſten Blüthe der Jugend war, der andere aber ſich bereits dem Greiſenalter näherte, wiederholt bei uns vorübergingen, und uns aufmerkſam, faſt zudringlich betrachteten, vorzüglich aber ihre Blicke auf Cäcilie richteten. Ich neckte das holde Weib damit, verließ aber, da ſie mir ſagte, wie unangenehm es ihr ſey, und ſie meine leicht aufſteigende Hitze fürchtete, bald darauf mit ihr den Garten.

Am folgenden Tage dachte ich ſchon nicht mehr daran, als mir ein Billet wunderlichen Inhalts ward. Der Herr Baron von Danneſkiold (Du weißt, daß ich mit Erlaubniß des wahren Barons Danneſkiold, meines Jugendfreundes, noch immer dieſen Namen führe) wird von einem Fremden erſucht, ſich gütigſt ſogleich zu ihm zu bemühen, da derſelbe mit ihm über eine höchſt wichtige Angelegenheit unter vier Augen zu ſprechen wünſcht. Ich ſann hin und her, was das zu bedeuten habe und war ſchon Willens, dem unbekannten Schreiber ſagen zu laſſen, meine Wohnung ſtände jedem rechtlichen Menſchen offen; da fiel mir ein, daß es vielleicht Cäciliens mir noch immer unbekannte Verhältniſſe betreffe, und ich ging alſo nach dem bezeichneten Orte, um dem theuren Weſen jede Unannehmlichkeit zu erſparen. Dort angekommen, empfing mich derſelbe neugierige junge Mann, der uns ſchon am geſtrigen Tage ſo aufmerkſam ins Auge gefaßt hatte, und meine Vermuthung gewann daher einige Gewißheit. Er mochte ungefähr ſiebenzehn bis achtzehn Jahr alt ſeyn, hatte ein offenes freundliches Geſicht, und ſehr ſchöne, lebhafte, faſt brennende Augen. Er betrug ſich wie ein Mann von Bildung, nicht linkiſch, wie ſo viele junge Leute ſeines Alters, und doch auch wieder nicht geziert, ſondern höflich frei. »Entſchuldigen Sie, daß ich nicht zu Ihnen kam,« ſagte er nach der erſten Begrüſſung, »aber es ging nicht. — Sie nennen ſich Baron Danneſkiold?« — »Den Namen führe ich; darf ich mir den Ihrigen ausbitten?« — »Der gehört nicht hierher, wenigſtens jetzt nicht. Haben Sie die Güte mir zu ſagen, wer die Dame iſt, die Sie geſtern im X—ſchen Garten am Arme führten.« — »Die Dame?« — »Verzeihen Sie meine Indiscretion; ich richte dieſe Frage nicht aus Neugier an Sie, ſondern aus Gründen, die mir ſehr am Herzen liegen.« — »Die Dame iſt meine Schweſter —« — »Entſchuldigen Sie, das kann nicht wahr ſeyn; die Dame iſt Ihre Schweſter nicht.« — »Nicht? nun ſo iſt ſie meine Frau.« — »Mein Herr, Sie ſcheinen vielleicht, meiner Jugend wegen, Ihren Spott mit mir treiben zu wollen; jene Dame kann auch nicht Ihre Gattin ſeyn, denn ſie iſt die Gattin eines anderen Mannes, den ein böſes

Geſchick von ihr trennte.« — »Nun, mein Herr, wenn Sie ſie ſo gut kennen, wozu beläſtigen Sie mich? überhaupt, welches Recht haben Sie, dieſe Fragen an mich zu richten?« — »Welches Recht!? das heiligſte von der Welt.« — »Darf ich um eine nähere Erklärung bitten?« ſagte ich ſpöttiſch. — »Eine nähere Erklärung?« rief er aus und ſeine Augen flammten in wilder Gluth; »eine nähere Erklärung? ich habe nur eine für Sie: daß Sie ein ſchändlicher Verführer ſind, der Sie Unglück und Elend mißbrauchten, um eins der edelſten Weſen, die je die Erde trug, zu verführen. Sie leben mit ihr, ohne ſich Ihrer Aufführung zu ſchämen, ohne das Unrecht zu bereuen, das Sie ihr und ihrer Familie zufügen, und ohne die Rache zu fürchten, welche Sie ſicher erwartet?«

Bei dieſen Worten ergriff er zwei Degen, die auf dem Tiſche lagen, und drang mir den einen auf. Das empörte mich. »Mit Dir ſoll ich fechten, unbärtiger Knabe?« rief ich aus, »lerne erſt was es heißt, ein Mann ſeyn, ehe Du es wagſt, Dich einem Manne feindlich gegenüber zu ſtellen.« — »Zieh, Elender, und vertheidige Dich, denn nur Einer von uns verläßt lebend dieſen Ort,« entgegnete er heftig. Bei dieſen Worten drang er ſo ungeſtüm auf mich ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich mit blanker Waffe zu vertheidigen. Ich ſuchte ihm den Degen aus der Hand zu legiren, was mir auch gelang; aber in blinder Wuth rannte er ſich auf, ſank verwundet zu Boden und rief: »Ach! meine Mutter, für Dich kämpfte ich und ſterbe, ohne Dich gerächt zu haben.« — »Ihre Mutter?« fragte ich erſchreckt, »Ihre Mutter?« — »Zu Ihrem Unglück und dem meinigen!« — »Unglücklicher Jüngling! warum ſagten Sie mir das nicht gleich? ich würde Sie in Allem beruhigt haben, und es wäre nie zu ſolchem Auftritte unter uns gekommen.« Ich bemühte mich jetzt, das Blut, das aus ſeiner Wunde ſtrömte, zu ſtillen. Glücklicher Weiſe war ſie durchaus nicht gefährlich; die Spitze hatte, durch ein gütiges Geſchick geleitet, nur die Muskeln der Bruſt verletzt und war, durch eine Rippe gehemmt, abgeſprungen. Der junge Mann erholte ſich bald, und verſprach, mich zu ſeiner Mutter hinzubegleiten, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und Cäcilie, von jenem älteren Manne geführt, eintrat.

Kaum erblickte ſie ihren noch blutenden Sohn, als ſie faſt beſinnungslos auf ihn zuſtürzte und ohnmächtig neben ihm niederſank. Todtenbläſſe überzog ihr Antlitz. Aengſtlich ſprangen wir hinzu und waren Alle eifrig um ſie bemüht. Als ſie ihre Augen wieder aufſchlug, fiel ihr erſter Blick auf mich. Ich wollte ſie in meine Arme nehmen, aber ſie entwand ſich mir mit Abſcheu, entblößte ihren Buſen und rief: »Mörder, hier iſt meine Bruſt! mit demſelben Stahl, mit dem Du Deinen Sohn durchbohrteſt, durchbohre auch mich, damit Du Alles, was Lemberg heißt, vernichteſt. — Ja, ſtarre mich nur an! ich bin es, bin die unglückliche Amalie — Dein erſtes Opfer, laß mich auch das letzte ſeyn! Der

Jüngling, den Du verwundeteſt, iſt Dein eigenes Kind, das ich mit Schmerzen unter meinem Herzen trug, mit Gram gebar und ſäugte — denn Du, ſein unnatürlicher Vater, entflohſt, noch ehe Du ahnen konnteſt, was Du zurücklieſſeſt. — Du, mein Sohn, komm in meine Arme, verzeihe Deiner armen, unglücklichen Mutter, daß ſie Dich ſcheinbar verließ — nur, um Dir alle Deine Rechte zu verſchaffen, mehr aber noch, um Dir Deines Vaters Liebe zuzuwenden wider ſeinen Willen, that ſie es. — Wenn Du mich überlebſt — ſo achte, ſo ehre ihn — liebe ihn, wie Du mich liebſt — er iſt mein rechtmäſſiger Gatte. — — O Du, den ich noch liebe, wie ich Dich vom erſten Augenblicke an geliebt habe — vergieb mir den Betrug — er ſollte Dir, ſollte mir meine Ruhe wiedergeben — er ſollte mir Deine Liebe erwerben, ohne dieſe zu trüben. — Erſt auf meinem Sterbelager hätteſt Du erfahren, was jetzt ein unſeliger Zufall, der Dich faſt zum Mörder Deines eigenen Kindes machte, mir entriß.«

Neue Schwäche bemächtigte ſich ihrer; ſie ſank wieder ohnmächtig hin. — Ich umfaßte meinen geliebten Sohn; wir knieten vereint neben ihr nieder und ſuchten ſie mit den zärtlichſten Worten zu wecken. Es gelang uns. Ein Strahl der Freude legte ſich über ihr Antlitz, als ſie uns ſo erblickte. »Otto!« ſagte ſie ſchwach zu unſerem Kinde, »wirſt Du Deinen Vater lieben?« — »Wie ich Dich liebe, meine Mutter!« antwortete er. — »Und Du, Waldner?« fragte ſie mich mit zärtlichem Blicke, »kannſt Du mir verzeihen?« — »O Du« — rief ich aus, meine Lippen auf ihre Hand heftend, die ſie mir entgegenſtreckte — »wirſt Du mir vergeben meinen Wahnſinn, meinen eingebildeten Haß, der uns um ſchöne Jahre, um reine Freuden betrog, Dir tiefen Gram bereitete, mich heimathlos durch entfernte Länder trieb? Wie Schuppen fällt es mir von den Augen, wie mein Verſtand mein Herz betrog. O Amalie, entziehe Dich mir nicht — laß uns vereint leben und in innigſter Zufriedenheit das Verlorne zu erſetzen ſuchen.« Dieſe Worte gaben ihr neues Leben; ſie richtete ſich auf und ſank in meine Arme. Ich zog unſeren Sohn an mein Herz und in ſeligem Umfangen vergaſſen wir Alles um uns her. — Gewiß Du fühlſt mein ganzes Glück.

Heil dem Menſchen, den ein gütiges Geſchick noch auf Erden von ſeinen Irrthümern zurückführte und in den Stand ſetzt, hier wieder gut zu machen, was er hier verdarb.

Ja, mein Freund, es giebt eine Nemeſis auf Erden, aber ſie iſt, obwohl ſtreng gerecht, doch gütig und mild, wie der Vater des Lichts, der ſie ausſendet.

5.

Der Pfarrer Werthheim an Giuſeppe in Neapel.

Herr Waldner ſah, bei dem Durchleſen ſeines Briefes an Sie, verehrter Herr, daß Ihnen noch Manches dunkel bleiben würde, aber Freude und Genuß des Glückes erlauben ihm nicht, es Ihnen ausführlich mitzutheilen; ſeine Seele iſt noch in zu groſſer Spannung. Mit Vergnügen übernehme ich daher dieſe liebe Pflicht, und hoffe, als Freund der Familie und Otto's Erzieher, ein kleines Scherflein zu der Freude, die Ihnen dieſe ganze Sendung gewiß machen wird, beizutragen.

Da Ihnen, wie mir Herr Waldner ſagt, Alles bis zu ſeiner Flucht aus den Armen ſeiner Gattin (verzeihen Sie den Ausdruck, er iſt nicht böſe gemeint) bekannt iſt, ſo fahre ich hier fort zu erzählen. — Madame Waldner war troſtlos; ſie liebte ihren Gatten innig, und der Schmerz ihres Verluſtes beraubte ſie faſt der Kraft, ihn zu ertragen. — Ein glückliches Geſchick ſchenkte ihr den Sohn. Sie beſchloß, ihm ganz zu leben, und ſuchte — vielleicht aus falſch verſtandenem Edelmuth, wie er oft vorzüglichen Frauen eigen iſt — ſeine Geburt vor der Waldnerſchen Familie zu verbergen. Das ihr gelaſſene Kapital ſetzte ſie in den

Stand, ohne Beihülfe der Ihrigen zu leben und für die Erziehung ihres Kindes ſorgen zu können. Meine Frau war ihre Jugendfreundin; ſie verließ daher Bremen und zog ſich zu uns, nach einem Dorfe des Braunſchweigiſchen Landes, zurück.

So verfloſſen neun Jahre; die Familie Lemberg hatte zwar bedeutende Verluſte erlitten, aber, edelmüthig für Madame Waldner geſinnt, ſie ſtets in dem Beſitze des Kapitals gelaſſen. Da kehrte Herr Waldner zurück, mit denſelben Anſichten, derſelben Leidenſchaft, mit der er Bremen verlaſſen hatte. Es konnte wirklich von ihm heiſſen, wie Horaz ſagt: Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu. — Verzeihen Sie dem armen Landpfarrer ſeine Pedanterie. — Um ihn gänzlich frei zu machen, ohne ſeine Ehre zu kränken, ließ Madame Waldner, wie überhaupt Frauen ſich gern zum Opfer bringen, die Nachricht von ihrem Tode ausſprengen. Jetzt aber zwangen wiederholte Verluſte den Aelteſten der Familie Lemberg auf dem Beſitz des Kapitals zu beſtehen. — Ohne die Schweſter auf das grenzenloſeſte zu kompromittiren, durfte jene unwahre Nachricht von ihrem Tode nicht zurückgenommen werden, und doch war es Pflicht, für die Erziehung des Sohnes zu ſorgen. — Als alle Rechtsmittel nicht zu helfen ſchienen, verließ ſie uns, um zu ſehen, was vielleicht perſönliche Annäherung vermöchte. — Ein Zufall führte ſie mit ihrem Gatten zuſammen. Sie erkannte ihn anfangs nicht; erſt als ſie ihm ein Lied aus ihrer Jugend vorgeſungen hatte, ward ihre allmählig genährte Ahnung zur Gewißheit. Daß Herr Waldner ſie unbekannt liebe, machte ſie glücklich; ſie beſchloß, ihn durch ihre Perſönlichkeit zu feſſeln und ſeiner ganz gewiß zu ſeyn, ehe ſie ihm ihr Geheimniß enthülle. Ein um ſo mehr zu entſchuldigender Betrug, da ihr Gatte ihr als Cäcilie Buſch unbegrenztes Vertrauen ſchenkte. Um jeder plötzlichen Entdeckung vorzubeugen, und weil vielleicht ihre Familie ihr Betragen mißbilligen möchte, verbarg ſie uns Allen ihren Aufenthalt. — Von dem Kapital, das Herr Waldner durch ſie, die für ihr Kind handelte, bewogen, den Lembergs höchſt uneigennützig wieder überließ, ward Otto's Erziehung beſtritten. Er hatte ſich den Studien gewidmet, und ich beſchloß, ihn ſelbſt nach Leipzig zu bringen. Bei unſerer Ankunft beſuchten wir jenen Garten, und das Erſte, was er erblickte, war ſeine geliebte Mutter, deren theures Bild, trotz neunjähriger Entfernung, mit unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz gegraben war. Seine jugendliche, ungeregelte Phantaſie verleitete ihn am folgenden Tage, als ich abweſend war, um Madame Waldner aufzuſuchen, zu jenem thörichten Schritte, der auf ein Haar Alle unglücklich gemacht hätte.

Somit darf ich hoffen, zu Ihrer Zufriedenheit meine Aufgabe gelöſt zu haben. — Herr Waldner trägt mir noch auf, Ihnen mitzutheilen, daß er binnen Kurzem Sie mit Frau und Kindern in Neapel zu beſuchen gedenke. Seine erſte Reiſe iſt aber nach Bremen gerichtet, um ſich mit der Familie ſeiner Gattin gänzlich auszuſöhnen. — Wir gehen Morgen Alle dahin ab.

Mit der Verſicherung ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen u. ſ. w.

H. Werthheim, Pfarrer.

Autobiographie eines Miethwagens.

Seinem Kutſcher diktirt.

Novelluccia.

1.

Leſet mich getroſt, ihr guten, theilnehmenden Seelen, und fürchtet nicht, daß ihr in dieſer meiner Lebensbeſchreibung grobe Ausdrücke, unzarte Wendungen, beleidigende, wider die feinen Sitten anſtoſſende Redensarten finden werdet; ich habe zu lange in guten Geſellſchaften gelebt, oder richtiger, gute Geſellſchaft hat zu lange in mir gelebt, als daß ich mir nicht ſoviel hätte aneignen ſollen, um auf eine anſtändige Weiſe vor der Menge erſcheinen zu können. Mit groſſem Rechte, obgleich mit einer kleinen Variante, kann ich Göthe's Worte auf mich anwenden:

> Mein halbes Leben fuhr ich fort,
> Verträumt' die Hälft' in Ruh',
> Drum ihr, moderne Wagen dort,
> Fahrt immer, immer zu.

Denn das iſt unſre Beſtimmung auf Erden: wir fahren fort fortzufahren, bis wir am Ende dorthin fahren, wo kein Wiederkommen iſt, und wo man nicht weiß, was Einem wiederfährt nach den Fährlichkeiten dieſes Lebens. Jetzt aber, wo mir, als zur Ruhe geſetztem Miethwagen, ſo mancher freie Augenblick bleibt, habe ich mir vorgenommen, zum Wohl der Menſchheit zu erzählen, wohin mich während meines irdiſchen Daſeyns das Schickſal in der Geſtalt von Schimmeln, Rappen, Füchſen, Iſabellen u. ſ. w. zog. Mein Kutſcher, ein verunglückter Kaſſier, der mit den anvertrauten Geldern davonlief, und ſich daher feſtfuhr, endlich aber durch beſondere Gnade losgelaſſen wurde, freut ſich, einmal wieder die Feder in die Hand zu nehmen, was er nicht gethan hat, ſeitdem er auf meinem Bock zur Ruhe geſetzt wurde. Wir haben jetzt ſehr viele müſſige Augenblicke und wollen daher dieſe auf die obengemeldete Weiſe verwenden. Darum leiht uns denn ein gütiges Ohr, oder richtiger, ein gütiges Auge; denn wer in mir fährt, fährt gut, da es ihm wieverfährt, ein Exemplar meiner gedruckten Biographie in mir zu finden, die mein Automedon, gleichſam als Quittung für richtig empfangenen Fuhrlohn, jedem geehrten Kunden überreichen wird. Uebrigens verbitten wir uns alle Recenſionen und werden nicht ermangeln, jeden biſſigen Kritiker, der unſern wohlerworbenen Ruhm umwirft, wieder umzuwerfen, ſobald wir ihn in unſeren vier Wänden haben, ſelbſt auf die Gefahr, daß es uns ein Rad, eine Feder oder gar die Deichſel koſten ſollte.

2.

Unſere Vorfahren, verſteht ſich nicht die Wagen, die mit uns in Reih und Glied vor dem Dammthore der weltberühmten freien Hanſeſtadt Hamburg halten, und vor uns fortfahren dürfen, ſondern unſere Vorfahren, was man nehmlich im gewöhnlichen Leben darunter verſteht, diejenigen, die vor uns in die Gruft, in das Nichts hinabfuhren, und denen wir unſer Daſeyn verdanken, waren eine nordiſche Eiche, ein ungariſcher Ochſe, ſächſiſche Elektoralſchafe, ſchwediſches Eiſen; wir ſtammen alſo von einem berühmten Geſchlechte ab, und vereinen die Kraft des Nordens mit dem Feuer des Südens. Unſer Alter brachten wir bisher auf achtzehn Jahre, und begrüßten das Licht des Lebens in der Werkſtätte des berühmten Herrn Kemna zu Hamburg, der uns für einen meklenburgiſchen Grafen in das Daſeyn rief. Im vollſten Glanze der Jugend erſchienen wir zuerſt öffentlich bei der Hochzeitsfeier des gräflichen Sohnes. Geſchmückt mit Allem, was Kunſt und Natur zu leiſten vermögen, nahmen wir das holde Brautpaar in uns auf, um es zum Altar zu bringen. Aber ſchon auf dem Wege wurde unſer jugendliches Herz von tiefem Schauder ergriffen, denn wir bemerkten nur zu deutlich, daß der Graf Bräutigam ſich eben nicht viel aus der Baroneſſe Braut machte, und daß dieſe von dem hübſchen Jäger, der ihr in uns half, ſich verſtohlen die Hand küſſen ließ, und dieſe heimliche Huldigung mit einem liebeſtrahlenden Blick vergalt. Wir verſanken darüber während der Trauung vor der Kirchthür in tiefes Nachſinnen, aus dem wir durch einen Monolog beſagten Jägers geweckt wurden, welcher bei den Pferden geblieben war, während ſich Kutſcher und Bediente in die Kirche geſchlichen hatten, um der Trauung des gräflichen Paares beizuwohnen. Wir erfuhren nun zu unſerer größten Verwunderung aus den abgeriſſenen Reden des Antinous in der Jagdlivree, daß er eigentlich ein armer Student aus Roſtock ſey, daß die Baroneſſe ſich auf einem Balle in ihn verliebt, und ihn bewogen hatte, da ſie der Konvenienzheirath mit dem jungen Grafen von Schnabelbeck nicht entgehen konnte, ihr in dieſer Maske zu folgen. Als Handgeld für ſeine getreuen Dienſte hatte er ſchon den reichſten Lohn empfangen, aber dennoch wurmte es ihn, hinten aufſtehen und ſeinen gräflichen Rival bedienen zu müſſen. Zwar hatte er das Beſte zu erwarten, zumal da er bereits einſah, daß Graf Schnabelbeck ſich eben nichts aus ſeiner ſchönen Braut mache, ſondern eine

Pächterstochter auf des Papa's Gütern mit weit günſtigeren Augen anblicke, und ſie bereits als Kammerjungfer bei ſeiner künftigen Gemahlin eingeſchwärzt hatte; doch ſchien es ihm hart, und eine Ungerechtigkeit des Schickſals, daß — — —

3.

Wir wurden vorhin unterbrochen. — Ein blaſſer, ſchwarzgekleideter Mann trat auf uns zu, und miethete mich von meinem Kutſcher unter der Bedingung, ihn in möglichſt kurzer Zeit nach der Vorſtadt St. Georg zu bringen, weil er die Predigt dort nicht verſäumen wolle. Dies geſchah; der Mann ſtieg aus, bezahlte reichlich, und wir fuhren gelaſſen wieder nach unſerem alten Standorte zurück. Wie groß war aber das Erſtaunen meines Lenkers, der, als er die Decken für die Roſſe aus meinem Kaſten nahm, eine Menge kleiner, gedruckter Hefte in mir fand, die der Miethsmann vergeſſen hatte. Bei näherer Betrachtung ergab es ſich, daß dies abſichtlich geſchehen ſey, denn beſagte Hefte waren myſtiſche Traktätlein, und jener ſchwarzgekleidete — Satan hätte ich bald geſagt — einer von den Wölfen im engliſchen Schafspelze, die ſich mit der Vertheilung der myſtiſchen Schriften unter das gemeine Volk befaſſen. Dies war eine neue Erfindung, denn da ſo viel Leute aus den verſchiedenſten Ständen ſich eines Miethwagens bedienen, ſo kamen dadurch auch dieſe verderblichen, ſeelenvergiftenden Schriften, die in proteſtantiſchen Ländern leider dem Kryptokatholicismus wirkſamer in die Hände arbeiten, als der offenbarſte Jeſuitismus, auch unter die verſchiedenſten Leute. Mein Kutſcher wollte anfangs die Traktätlein, welche die Lehre enthielten, daß man nur beten, beten und wiederum beten ſolle, ohne zu arbeiten, und daß alle praktiſche Tugend Sünde ſey, wenn man nicht bete, unter ſeine Kollegen vertheilen; ich hielt ihn aber davon ab und gab ihm zu bedenken, daß die Seele eben ſo leicht wie der Körper zur Anſteckung geneigt ſey, und daß gerade die Roheſten und Wüſteſten am Meiſten inclinirt wären, das ſchleichende, typhöſe Gift der Frömmelei einzuſaugen. Er ſchenkte meinen Gründen Gehör, befeſtigte einen ſchweren Stein an das Paket, und warf die ganze Geſchichte in den Stadtgraben. Dort möge ſie modern bis zum jüngſten Tage. Obendrein ſchwur er, ſobald ſich wieder ein ſolcher Legatus a latere des Teufels melde, ihn ſicher umzuwerfen, oder fortzufahren, ehe er eingeſtiegen ſey, kurz ihm einen ſolchen Schabernack zu ſpielen, daß er für das Erſte nicht wiederkommen ſolle.

Aber ich kehre zu meinen Jugendjahren zurück. Der Graf Vater verehrte mich als Hochzeitsgeſchenk der Gräfin Schwiegertochter, und ſie fuhr eines Morgens in aller Frühe, als der Graf ſie Tags vorher in einer unzweideutigen Lage überraſcht hatte, in Begleitung ihres Leibjägers auf und davon. Die prächtigen Iſabellen des Grafen zogen mich freilich nicht, aber tüchtige meklenburgiſche Poſtklepper brachten mich und meinen Inhalt bald aus den Gefilden der Vandalen heraus. Dieſe wurden nun von Weſtphalen, endlich von Franzoſen abgelöſt, und an einem regnigten Tage rollte ich mit meinem flüchtigen Eingeweide durch die Thore von Paris. Graf Schnabelbeck junior bekümmerte ſich übrigens nicht weiter um ſeine ungetreue, ſchönere Hälfte. Er betrieb eifrig die Scheidung und ſäumte nicht, von ihren Gütern Beſitz zu nehmen, die ihm nach den Ehepakten zufielen. Eine kleine Leibrente war Alles, was der Baroneſſe Aurelia (ſo hieß ſie) übrig blieb, und dieſe wurde während ihrer Abweſenheit gewiſſenhaft bei einem Notar deponirt.

4.

Hier lebten die Unbeſonnenen in tauſend Freuden, ſo lange die mitgebrachten Baarſchaften und Juwelen Aureliens ausreichten. Endlich waren dieſe bis auf den letzten Sou geſchmolzen, und ich blieb die einzige Reſſource, die nun auch, ſo zu ſagen, den Weg alles Fleiſches wandern wußte. Man verſilberte mich und — o Graus! — der Student verſchwand mit dem Ertrage, und ließ die unglückliche Aurelia, von Reue und Gewiſſensbiſſen gefoltert, allein und hülflos in der groſſen Hauptſtadt zurück. — Wie ſah ich Beide ſpäter wieder! — Doch ich darf dem Laufe der Dinge nicht vorgreifen.

Mich erſtand ein reicher Lieferant, der wohl richtiger durch Nichtliefern reich geworden war, und jetzt in Paris von ſeinem Gelde lebte, zu einer Zeit, wo Napoleons Herrſchaft in höchſter Blüthe ſtand. Aus welchem Vaterlande mein neuer Geliebter eigentlich war, habe ich nie recht errathen können. Er nannte ſich Sac, ein Name, der allen Nationen angehören kann, da bekanntlich ſeit dem Thurmbau zu Babel dieſes Wort, das die Habſucht damals ſämmtlichen Maurern und Zimmerleuten in den Mund legte, in allen Sprachen exiſtirt. Uebrigens war er plump wie ein Engländer, ſtolz wie ein Franzoſe, falſch wie ein Schwede, bornirt wie ein Däne, grob wie ein Deutſcher, aufgeblaſen wie ein Spanier, wollüſtig wie ein Ruſſe, kurz er hatte alle Laſter des gemeinen Volks aller Nationen, doch keine Tugend derſelben an ſich. Jetzt ſpekulirte er, und nicht ohne Glück, in Staatspapieren. Meine Lebensweiſe war übrigens ſehr einfach unter ſeiner Herrſchaft, und immer dieſelbe; ich rollte ihn von den Banquiers zur Börſe, von der Börſe zu Very, von Very zu ſeiner Florentine, wo er voll von Wein und Liebe bis an den frühen Morgen ſchlief und ſchnarchte, und von da zu Hauſe, wo er fortſchnarchte bis zum Mittage. Dann ging dieſelbe Lebensart wieder an, einen Tag wie den andern, nur wurde mein Sac täglich dicker, feiſter, gröber, plumper, falſcher, ſchlauer und ſtolzer, bis mit einem Male der böſe Ausgang, den der franzöſiſche Krieg in Rußland nahm, ihn aufrüttelte. Er hatte ſich verſpekulirt, ſein Vermögen, das er im Vertrauen auf die unüberwindlichen Waffen der Franzoſen ganz auf das Spiel geſetzt hatte, ging verloren und er verſank in das Nichts, aus dem er gekommen war. Adieu Very, Florentine, Equipage! Aus dem dicken Sack machte der Schrecken einen magern Beutel; der Krieg brachte ihn auf die Beine und warf ihn aus mir, ſeinem getreuen Wagen. Die Banquiers und die Börſe blieben ihm freilich noch, aber nur, um durch ein erbärmliches Mäklergeſchäft ſein kümmerliches Daſeyn zu friſten. Wie elend ſah er aus, als ich einige Wochen nachher auf dem Pont-neuf an ihm vorüberrollte. Mich kaufte bei der öffentlichen Verſteigerung — Florentine, ſeine ungetreue Florentine, von ſeinem letzten Geſchenk an baarem Gelde, um in mir einen Colonel, der ſchon zu Sack's Zeiten ihr begünſtigter Geliebter geweſen war, als deſſen angebliche Gattin, nach dem groſſen Heere, zu dem er mit ſeinen Truppen ſtieß, zu begleiten. Ich erlitt nun alle Drangſale des Krieges: forcirte Märſche, Bivouac's, Verſinken in Moräſte u. ſ. w., denn — —

5.

Ein ältlicher Mann kam und miethete uns, meinen Führer nehmlich und mich, um ihn zur schönen Mariane zu bringen; wir wurden daher gestört und rollten luſtig zum Dammthore hinaus, nach Marianenruh, das wohl in ganz Deutſchland bekannt iſt, wie ſeine holdſelige Beſitzerin ſelbſt, da es, auf Doſen, Brieftaſchen u. ſ. w. vervielfältigt, in allen Läden zum Verkauf angeboten wird. Unſer Gebieter für die Fahrt ſchien ein Fremder zu ſeyn, denn er kannte Marianen noch nicht perſönlich, und erkundigte ſich bei Paul, ſo heißt mein Lenker, nach ihr. Dieſer pries ſie ihm wie das goldene Vließ und meinte, wenn nicht ein zweiter Jaſon käme, ſo würde ſie Zeitlebens unerobert bleiben, da ſchon regierende Fürſten ihr zu Füſſen gelegen und ſie zu dem Range einer — Silberdienerin hätten erheben wollen; aber Niemand ſey im Stande, ihre Gunſt zu erringen, und obgleich die zärtliche Jugend Hammonia's alltäglich zu Fuß wie zu Roß und zu Wagen zu ihr hinauspilgere, ſo könne ſich doch Keiner der geringſten Gunſt rühmen, wiewohl ſie gegen Alle gleich freundlich ſey. »Wiederum ein Beweis, daß Klugheit die Erde regiert, und Klugheit mit Schönheit die ganze Welt,« meinte der alte Herr; »denn hätte das Mädchen weniger Verſtand, und mehr Herz, ſo wäre es längſt ſchon um ſie geſchehen. So liebt ſie, wie es ſcheint, nur den Mammon, und weiß ſich beſtändig neu zu erhalten; denn ſo lange die Menſchen noch etwas zu wünſchen haben, hören ſie auch nicht auf, Thoren zu ſeyn. Uebrigens, Kutſcher« — fuhr er fort — »ſpanne Er ja nicht aus; ich bleibe nur einen Augenblick dort, um das Wunder zu ſehen, Anſtandshalber etwas zu genieſſen, und fahre dann gleich wieder mit ihm zurück.«

Dem alten Herrn, der ein ſehr vernünftiger und kluger Mann zu ſeyn ſchien, wurde Gehorſam geleiſtet; wir warteten geduldig, aber eine Viertelſtunde verging nach der andern und er kam nicht wieder; ließ jedoch meinem Paul einen Schnaps nach dem andern bringen, und ihm jedesmal dabei ſagen, er käme gleich. Dem Paul wurde endlich die Zeit zu lange und mir ging es nicht beſſer; wir beſchloſſen daher, in meiner Biographie fortzufahren; und ich diktirte meinem getreuen Sekretär, wie folgt.

Wie ich ſchon oben erzählte, ſo gab es jetzt böſe Tage für mich, und von den furchtbaren Strapazen verlor ich faſt gänzlich meinen früheren Glanz; ich ſah mir kaum ſelber ähnlich. Florentine hatte das Unglück, ihren Colonel bei dem erſten Treffen zu verlieren: ſie eilte daher ohne Weiteres nach Frankreich zurück, nachdem ſie mich für weniger als den halben Preis an einen franzöſiſchen Stabschirurgus verkauft hatte. Dieſer, ein ſehr geſchickter, und was weit mehr war, ein äuſſerſt menſchenfreundlicher Mann, benutzte mich zugleich als eine ambulante Apotheke, und ſehr oft mußte ich noch ſchwer Verwundete oder Kranke in mir aufnehmen. Freilich wurde ich durch das beliebte Requiriren, worin die Franzoſen Meiſter und

Lehrer aller anderen Nationen waren, ſehr ſchnell weiter befördert, aber ich litt immer mehr und mehr Schaden an meinem Körper, und wer mich damals geſehen hätte, würde mir nicht das jugendliche Alter von drei Jahren, denn älter war ich wirklich nicht, zugetraut, ſondern mich wenigſtens für einen Greis von fünf und zwanzig Jahren, der ſchon die Erſtürmung der Baſtille und alle Gräuel der Revolution erlebt, gehalten haben. »Sic transit gloria mundi,« dachte ich damals oft wehmüthig, »hätte Baroneſſe Aurelia ſich nicht auf dem Roſtocker Pfingſtmarkte in einen Studioſus der Medicin verliebt, ſo würde ich jetzt nicht genöthigt ſeyn, Nacht für Nacht unter freiem Himmel, vollgeſtopft mit Höllenſtein, Moſchus, Kampher und dergleichen Teufelsingredienzien, zu kampiren, würde nicht, dem Unwetter Preis gegeben, bald von ſtörriſchen Remontepferden hierhin und dorthin geſchleudert, bald von dürren Ackergäulen mühſelig fortgeſchleppt, heute von einem des Weges unkundigen Trainknechte in den Moraſt gefahren, morgen von einem unglücklichen Bauer an Feldſteinen zerſchellt werden.« Aber bald ſollte ich noch deutlicher ſehen, wie alle Pracht der Welt vergeht.

6.

Der ewig denkwürdige Tag der Völkerſchlacht bei Leipzig war gekommen. So haben freilich ſchon hundert und aber hundert Geſchichtſchreiber und Geſchichtenſchreiber ſeit 1813 ein neues Kapitel oder ein neues Buch angefangen, und ich ſollte mich billig nach einem neuen und ungewohnten Exordium zur Ergötzlichkeit für meine Leſer und Leſerinnen umſehen; aber einem alten Wagen, wie mir, kann man es nicht übel deuten, wenn er ſein auf dem ausgefahrenen Gleiſe der Allerwelts-Chauſſee bleibt, und die Feldwege, Schluchten und Höhlungen der neueren romantiſchen Poeſie vermeidet. Es hat ſchon ſo Mancher ein Rad dabei verloren, oder eine Deichſel gebrochen, wenn er nicht gar im Moraſte ſtecken blieb, und in ſämmtlichen Literaturzeitungen, den gemeinen wie den allgemeinen, ſind deshalb Warnungstafeln genug aufgeſteckt worden. Ehe ich dergleichen wage, will ich lieber wie ein ehrlicher deutſcher Frachtwagen auf der breiteſten Heerſtraße bleiben, täglich nur meine drei Meilen machen, und meinen Fuhrmann als Recenſenten von Amtswegen nebenher gehen laſſen, damit er Räder und Pferde gehörig in Obacht nehme und zu rechter Zeit die Hemmkette einhänge, wenn es etwa plötzlich zu ſteil bergunter geht.

Doch da ertappe ich mich ja ſelbſt auf einem Seitenwege, es iſt nicht einmal ein Sommerweg, ſondern der ſchlimmſte von allen, den daher ſämmtliche Regierungen und Chauſſeegeldeinnehmer mit den ſcheelſten Blicken anſehen, der auch nicht ſelten direkt zu einer Feſtung führt: der Seitenweg des Raiſonnirens nehmlich, auf dem ſich am liebſten malcontente Bürger, hungrige Poeten und abgeſetzte oder penſionirte Staatsdiener, item biſſige Recenſenten ergehen; alſo geſchwind eingelenkt und zurück auf die Chauſſee der Biographie; künftighin gelobe ich auch, zur Beſſerung mir einzubilden, vor jedem ſolchen Wege ſey ein ſchwarz und weiß angeſtrichener Schlagbaum, als Wahrzeichen vor dergleichen demagogiſchen Umtrieben, aufgeſtellt.

Alſo der Tag der Völkerſchlacht war gekommen. Durch einen Zufall ward es mir vergönnt, da mein Beſitzer zum Staabe beordert war, und ſehr oft meines Inhaltes wegen zu mir ſeine Zuflucht nehmen mußte, ganz in Napoleons Nähe zu halten. Ich hatte daher Muße genug, den Mann zu betrachten, vor dem Nationen zitterten. Es war als wenn er mit ſeinem Blicke die Völker lenkte. Blitzend durchſtrich ſein Auge die Ebene, und unwillkührlich mußte ſich jeder vor dem groſſen Geiſte, der in ihm wohnte, beugen. Aufrichtige Bewunderung hat ihm doch nie Jemand verſagen können. Selbſt ſeine grimmigſten Feinde mußten ihm ihren Tribut zollen, und es war eigentlich nur der Haß gegen die Franzoſen, deſſen Strahlen er gleichſam wie ein Focus in ſeiner Perſon concentrirte. Wie wenig dieſer ihm galt, haben die ſpäteren Tage immer mehr und mehr bewieſen. — Fünf Schritte von ihm ſchlug eine Haubitze in den Boden nieder und ſchleuderte das aufgewühlte Erdreich nach allen Seiten hin. Er regte ſich nicht; keine Muskel zuckte an ihm. Es war, als wiſſe er, daß es für ihn, den Schlachtengott, keine Kugel gäbe.

Am folgenden Tage fiel auch mir das Loos, mit ſo vielen tauſend zweibeinigen und vierräderigen Gefährten, kriegsgefangen zu werden. Kurz zuvor hatte eine Marketenderin, die, Gott weiß wie, dahin gerathen war, zu mir ihre Zuflucht genommen und ſich, ſo gut es gehen wollte, mit den Kiſſen und Polſtern in meinem Innern verſchanzt. Ihre Züge kamen mir gleich anfangs ſehr bekannt vor. Doch konnte ich mich nicht näher darauf beſinnen, zumal da eine Abtheilung leichtfüſſiger Jäger mich plötzlich umzingelte und mich als eine gute Priſe erklärte. Einer von ihnen, ein verwegener, wild ausſehender Kerl, riß meinen Schlag auf, packte das arme Weib bei den Haaren und ſchleuderte es zu Boden. Seine Kniee umklammernd wollte die Arme um Schonung flehen, als plötzlich Beide, ſich erkennend, zurückprallten. Auch in mir dämmerte es auf wie ein Traum beſſerer Tage. Wer beſchreibt mein Erſtaunen! Die Markedenterin war Aurelia, der wilde Jäger Ludwig, ihr treuloſer Entführer. Plötzlich ergriff ſie ein verborgen gehaltenes Piſtol, drückte es auf ihn ab, und er fiel entſeelt ihr zu Füſſen. Faſt in demſelben Augenblicke wurde die Unglückliche von ſeinen Begleitern niedergemetzelt. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. So waltet die Nemeſis auf Erden.

7.

Endlich kam der alte Herr wieder. Aus ſeiner Viertelſtunde waren fünf volle Stunden geworden, und er alſo zwanzigmal länger dort geblieben, als er es ſich ſelbſt vorgenommen hatte. So geht es mit den Vorſätzen der Menſchen. Sie meinen darauf, wie auf Felſengründe, Häuſer bauen zu können, und ein einziger Blick aus ſchönen Augen wirft oft Alles wie Kartenſchlöſſer über den Haufen. Eine abgedroſchene oder, um in meiner Sprache zu reden, abgefahrene Bemerkung, aber wahr bleibt ſie doch. Der Alte war ganz entzückt von Marianens Reizen. Er konnte gar nicht aufhören, ihre Liebenswürdigkeit, Holdſeligkeit, Freundlichkeit, kurz, wie es in dem ſchlechten Luſtſpiele heißt, alle ihre Heiten und Keiten zu preiſen. (Man wundere ſich nicht darüber, daß ich auch etwas von Luſtſpielen weiß. Heutzutage beſchäftigt ſich ja Alles mit der dramatiſchen Literatur, und mein Automedon, der ein groſſer Freund der Angelyſchen Produkte iſt, lieſt ſie mir ſämmtlich in müſſigen Stunden, wenn wir auf dem Walle halten und uns nach Kunden umſehen, vom Bocke herab vor, wobei denn ſeine Herren Collegen andächtig zuhören und meinen, es ginge Alles darin ſo natürlich und gewöhnlich zu, als hätten ſie ſie geſchrieben.) Der entzückte alte Herr gab meinem Kutſcher, was er für die Fuhre verlangte, und obendrein noch einen Speciesthaler Trinkgeld. Zugleich befahl er uns, ihn am folgenden Tage wieder zu erwarten, um dieſelbe Tour zu machen. So bezahlen doch die Menſchenkinder nie etwas theurer, williger und beſſer, als eben ihre Thorheiten. Mein Lenker hatte eine reichliche Ernte gehabt, und beſchloß daher, ſich gütlich zu thun und an dieſem Tage keine Fuhre mehr anzunehmen. Auch meine müden Räder ſehnten ſich nach Ruhe. Um aber kein Aufſehen zu machen (denn ſelbſt ein Miethswagen muß das vermeiden), nahmen wir uns vor, noch eine Stunde auf dem Sammelplatze zu bleiben, und benutzten deshalb die Zeit, wie folgt:

Siegreich zog ich mit den verbündeten Heeren in Leipzig ein und wurde hier für einen Spottpreis an einen ruſſiſchen Lieferanten, der zum Bennigſenſchen Korps gehörte, verkauft. Mit dieſem fuhr ich im folgenden Winter nach meiner Vaterſtadt zurück. Aber es ging mir wie dem Moſes. Ich bekam allerdings das gelobte Land zu ſehen, hinein konnte ich jedoch nicht.

Denn Hamburg war damals noch von Franzoſen beſetzt, die dieſer, ihrer weiland guten Stadt, arg mitſpielten. Wir wollten in dem nahen Altona, das neutral erklärt worden war, unſer Unterkommen ſuchen. Doch ward uns hier auch für's Erſte der längere Aufenthalt nicht geſtattet, wir mußten im Gegentheil nach Bahrenfeld, dem Hauptquartier des Fürſten Bagration und der ruſſiſchen Feldpolizei, abgehen. Uebrigens ward mir hier wiederum vergönnt, das Walten der Nemeſis auf Erden zu ſchauen. Vor hundert Jahren nehmlich hatten zu derſelben Jahreszeit bei ſtrenger Kälte die Schweden unter dem General Stenbock das arme Altona an allen vier Ecken angezündet. Der Senat der freien Reichsſtadt Hamburg verſchloß den armen, hülfsbedürftigen Flüchtlingen die Thore, gab an demſelben Tage ein groſſes Banquet und weidete ſich nach aufgehobener Tafel mit den ſchwediſchen Wütherichen an dem fürchterlich prächtigen Bild einer unglücklichen, brennenden Stadt. Hundert Jahre ſpäter trieben die Franzoſen dreiſſigtauſend arme Menſchen, die nicht im Stande waren, ſich mit den nöthigen Lebensmitteln zu verſehen, aus Hamburg, und die Altonaer ſchloſſen ihre Thore — nicht; ſie empfingen im Gegentheil die Unglücklichen mit offenen Armen, ſorgten für ſie auf jede nur mögliche Weiſe, verpflegten die Kranken und unterſtützten die Geſunden mit Hülfsmitteln zum Fortkommen. Das Grab der 1128 vertriebenen Hamburger bei Ottenſen, das Friedrich Rückert ſo ſchön beſang, iſt ein ſprechender Bürge, und wird noch reden in ſpäten Zeiten, wenn jene edlen Herzen nicht mehr ſchlagen, und die Stadt Hamburg, die immer ihre jüngere Schweſter mit neidiſchem Auge anſah, es längſt vergeſſen hat.

Mein Lieferant war übrigens weiter nichts als weiland Monſieur Sac unſeligen Andenkens in das Ruſſiſche überſetzt; übrigens ein eben ſo ſchmutziger Filz, wie jener in Paris. Ich wunderte mich ſehr, keine ſogenannte Freundin bei ihm zu finden; denn ohne ſolche pflegen dieſe Herren nie einem Heere zu folgen — erfuhr aber bald, daß er ſich allerdings mit einer ſolchen verſehen, ſie indeſſen mit glücklichem Profit an einen Koſaken-Hetman verkauft habe. Sein Herz ſehnte ſich nun auſſerordentlich danach, dieſe Leere auszufüllen, und das Schickſal kam ihm dabei auf eine höchſt wunderliche und ergötzliche Weiſe zu Hülfe. Die Koſaken-Vorpoſten waren nehmlich bis dicht vor Altona ausgedehnt worden, und alle Welt pilgerte hinaus, die langbärtigen Befreier wieder zu begrüſſen. Doch hütete ſich jeder Vernünftige weislich, den Grenzkordon zu überſchreiten. Nicht ſo vorſichtig waren zwei exilirte Hamburger Dämchen, Eva's Töchter nach dem Falle in jeder Hinſicht. Dieſe, die wohl einſehen mochten, daß die Franzoſen nicht mehr zu erobern ſeyen, ſeitdem ſie ſelbſt nicht mehr eroberten, wünſchten jetzt mit den Ruſſen in nähere Bekanntſchaft zu kommen, erzeigten ſich ſehr freundlich gegen die Koſaken, und überſchritten luſtig die Grenze, wie ſie das von jeher gewohnt ſeyn mochten. Die Schelme vom Ural lieſſen es ruhig geſchehen. Wer beſchreibt aber den Schrecken der Dämchen, als ſie einige

Schritte jenſeits bei den Schlagfittichen gefaßt, und ohne Weiteres zwiſchen den Pferden nach Bahrenfeld trasportirt wurden. Hier mußten ſie eine ſtrenge Unterſuchung erleiden; denn es gaben ſich noch viele Deutſche in dortiger Gegend zu Spionen für die Franzoſen her. Da aber dieſer Punkt glücklicher Weiſe der einzige war, in welchem ſie ihre Unſchuld belegen konnten, ſo kamen ſie nach einigem Jammern und Lamentiren, wie man zu ſagen pflegt, mit einem blauen Auge davon. Ihre Thränen hatten meinen ruſſiſchen Lieferanten gerührt, er erhob ſie Beide zu dem Range ſeiner Freundinnen, und ſie füllten von nun an die Leere ſeines ſehnſüchtigen Herzens aus, wozu denn auch der Kantſchu nach beliebter ruſſiſcher Weiſe das Seinige beitrug.

8.

Der Menſch denkt; aber das Schickſal lenkt doch die Räder anders. Wir hatten uns vorgenommen, für heute Abend Feierabend zu machen. Siehe da kam noch ein verſchleiertes Dämchen und fragte meinen Kutſcher, was er haben wolle, wenn er ſie eine Stunde ſpazieren fahre. Sie ſah dabei ängſtlich und verlegen aus, bewilligte ſogleich ſeine Forderung, und ſaß ſchon im Wagen, ehe er noch nach ſeiner langſamen Gewohnheit ihr hülfreiche Hand leiſten konnte. Einer verſchleierten Dame kann man nicht gut etwas abſchlagen, zumal wenn ſie gut bezahlt. Wir ſetzten uns alſo allmählig in Trab und brachten ſie nach dem Altonaer Thor, wunderten uns aber gewaltig, als ſie hier nicht ausſtieg, ſondern einen Augenblick halten ließ und mit einem Tuche winkte. Gleich darauf meldete ſich ein junger, hübſcher

Mann, der, ohne viel zu fragen, den Schlag öffnete und ſich zu ihr in den Wagen ſetzte. Mein Lenker hatte Anfangs allerlei dagegen einzuwenden; doch ein blankes Goldſtück brachte ihn bald zum Schweigen und er gehorchte willig dem Befehl, vollends um den ganzen Wall zu fahren. Alle Welt wird errathen, daß meine beiden neuen Inſaſſen ein Liebespärchen, und zwar ein heimliches, ſeyen; was ſie aber mit einander ſprachen, vermochte ich, trotz aller angewandten Mühe, nicht zu verſtehen, denn meine lange nicht geſchmierten Räder machten einen abſcheulichen Lärm. Sey dem nun, wie ihm wolle, ſo war es gewiß eine höchſt ingeniöſe Art, ein Rendez-vous zu veranſtalten; denn auch der argwöhniſchſte Ehemann würde ſeine Gattin nicht in einem Miethwagen ſuchen. Erſt nachdem wir wieder unſer altes Ziel erreicht hatten ſtiegen Beide aus, wohl zu bemerken der Herr aber einige tauſend Schritte früher. Mein Kutſcher wurde ſehr reichlich bezahlt, und zwar von der Dame ſelbſt, die ſich alsdann eilig entfernte, und im Nu unſern

Blicken verſchwand, wobei ſie ihr Taſchentuch in mir vergaß.

Ich fahre nun in meiner Biographie fort. Bei dem ruſſiſchen Lieferanten hatte ich gute Tage, indem mir weiter nichts oblag, als ihn und ſeine beiden Freundinnen immer täglich ſpazieren zu fahren. Leider machte aber das damals graſſirende Lazarethfieber ſeiner Freude ein Ende, indem es ihn und die eine von beiden Damen faſt zu gleicher Zeit hinraffte. Es ging ihnen alſo nicht ſo gut, wie dem ſchönen Mädchen in den Niederlanden, das von der Peſt angegriffen wurde und ſich durch die Liebe heilte, wie es von dem gelehrten Fabricius in einem ſehr ſchönen Gedichte an den nicht weniger gelehrten Salmaſius 1736 beſungen worden iſt. (Man wundere ſich nicht über meine Gelehrſamkeit. Mit wie vielen Leuten geht, oder richtiger, fährt nicht ein Miethwagen um, und es wäre doch ſchlimm, wenn ihm Alles entführe, was er durch Fahren von ſolchen erfährt.) Die dritte glücklich überlebende Schöne erbte mich, und zog im Mai deſſelben Jahres zugleich mit den ruſſiſchen Truppen in Hamburg ein. Ihr Erſtes war nehmlich mich zu verkauſen. Mich erſtand für einen Spottpreis ein junger Arzt, der mich für unentbehrlich hielt, um ſich eine groſſe Praxis zu verſchaffen. Hier hatte ich böſe Tage. Der Krankenbeſuche gab es freilich wenige, der Geſundenbeſuche aber deſto mehr; denn der junge Aeskulap ließ ſeinen Wagen vor allen bedeutenden Häuſern der Hanſeſtadt halten, um die Leute glauben zu machen, er ſey dort überall Hausarzt. Darüber vernachläſſigte er aber die wenigen Patienten, die er wirklich hatte, und wurde bald, ſo zu ſagen, wieder auf die Beine gebracht. Er mußte beſcheiden zu Fuß wandeln und ich fiel einem Coursmäkler zu, der bei ſeinem bedeutenden Geſchäfte vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in mir durch die Stadt rollte. Dieſer war eigentlich ein erbärmlicher Patron, häßlich wie die Nacht, mit Glasaugen und Wallbeinen ausgeziert, und ſo ennuyant, daß ich vor langer Weile aus allen Fugen wich. Endlich wollte es mein gutes Glück, daß mir an demſelben

Tage, wo er an der Börſe einen bedeutenden Verluſt erlitten hatte, ein Rad abgefahren wurde. Er ſchaffte mich nun ſogleich ab und erhandelte ſtatt meiner eine prächtige Staatskaroſſe, vorzüglich um den Leuten zu zeigen, wie ſicher er ſey, und daß er ſich weder von einem Wagen, noch von einem Börſenverluſte umwerfen laſſe. Ich gerieth nun in die Hände meines jetzigen Herrn und habe mich bisher noch ſo ziemlich wohl befunden; denn ich erfahre alle Tage Neues, und nach Neuem ſehnt man ſich ja immer.

9.

Heute hätte ich in größter Unſchuld eine unglückliche Ehe ſtiften können. Der alte Herr, den wir zu Marianen führen ſollten, kam nehmlich wieder und brachte ſeine Gemahlin mit, die ebenfalls vor Begierde brannte, dieſes achte Wunder der Welt kennen zu lernen. Mein

Kutſcher und ich erkannten auf den erſten Blick die Schöne des geſtrigen Abends. Wir lieſſen uns natürlich Beide nichts merken, er, weil er nicht reden wollte, und ich aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht reden konnte, denn nur allein mit ihm hat mir das gütige Geſchick die Sprache vergönnt. Hätte ich übrigens auch reden können, ich würde doch geſchwiegen haben, denn ich halte das Eheſtiften wie das Ehetrennen für gleich groſſe Sünde, und es finden ſich unter den Menſchenkindern ſchon genug, die ſich damit abgeben. Die Dame konnte nicht aufhören ihrem ältlichen Gatten zu erzählen, wie ſehr ſie ſich geſtern im Theater ergötzt habe, und wie ſie es bedauere, daß ihn ſeine Geſchäfte an dem Genuſſe dieſes Vergnügens gehindert hätten. Mein Kutſcher lachte vor ſich hin und ich knarrte behaglich mit den Rädern. Während des Geſprächs bat ſie ihn, ihr Ridicule in eine von meinen Seitentaſchen zu ſtecken. Wer ſchildert aber ſeine Verwunderung und ihre Betroffenheit, als er fand, daß die Stelle ſchon durch ein Taſchentuch beſetzt ſey, welches bei näherer Betrachtung Niemanden anders, als ſeiner theuren Ehehälfte zugehörte. Sie wurde blutroth bei ſeiner etwas ſcharfen Frage, wie denn ihr Tuch dahin käme, und ſuchte verlegen nach einer Antwort. Aber mein Kutſcher, ein gutmüthiger Tropf, den ihre Verlegenheit ſchmerzte, wandte ſich ſchnell um, und ſagte: er habe das Tuch geſtern Abend bei dem Schauſpielhauſe gefunden, wo er auf einen jungen Herrn, der eine Dame abholte, gewartet habe. Die Schöne warf ihm einen dankbaren Blick, zu, und ertrug geduldig die Strafpredigt ihres Eheherrn über ihre Nachläſſigkeit, vergaß aber nicht, troß ihrer eben gerügten Vergeßlichkeit, meinem Lenker ſpäter ein gutes Douceur heimlich in die Hand zu ſtecken. — In Marianenruh verweilte der alte Herr dieſes Mal nicht ſo lange wie am geſtrigen Tage, beſtellte uns jedoch in aller Stille, und ſo, daß es ſeine Gattin nicht hörte, auf morgen wieder. Wir haben ſeitdem den Herrn und die Dame ſehr oft wieder gefahren, doch nie Beide zuſammen, ſondern Jedes allein, das heißt mit Einem oder Einer Andern.

Hier muß ich das erſte Buch meiner Biographie ſchlieſſen, denn mein Kutſcher und ich werden leider getrennt, da mich ein Italiener gekauft hat, den ich in ſein Vaterland zurückbringen ſoll. So ſoll ich denn auf meine alten Tage noch das Land kennen lernen, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühen. Der Abſchied von meinem getreuen Lenker iſt mir ſchwer geworden. Ihm ſtanden die Thränen in den Augen; ich werde ihn nie vergeſſen. Denn wo finde ich Jemanden wieder, der mich ſo gut ſchmiert, als er es zu thun pflegte? Er iſt gut mit mir, ich bin gut mit ihm gefahren. Wer weiß, ob mich die italieniſche Hitze nicht ſo ausdörret, daß ich nie wieder mein Vaterland zu ſehen bekomme.

Eins liegt mir noch ſchwer auf dem Herzen. Wird dieſe meine Biographie bei der deutſchen Leſewelt Gefallen finden? Wenn ich das zu hoffen wagen darf — aber was darf ein Wagen nicht wagen — ſo verſpreche ich dem freundlichen Publikum, falls mir Phöbus, der Gott der Kutſcher und Kutſchen, der täglich mit zwölf Pferden vom Bocke herab um die Erde fährt, Leben und Gedeihen verleiht, Berichte aus Italien, gelehrter als Stolberg und breiter als Waiblinger ſie jemals ſchrieben; ſo ausgefahren dieſes Thema auch iſt, ich werde nicht ermangeln, mir als ein gründlicher deutſcher Wagen eine neue Bahn zu brechen.

Lucubrationen

des ſtaatsgefangenen Dorfſchulmeiſters

Cyrillus Spangenbeck.

Aller Anfang iſt ſchwer.

Das fühle ich zwiefach, ich armer Cyrillus Spangenbeck, Staatsgefangener auf der Duodezfeſtung Kartengrundſtein. Das Ende wird mir viel leichter werden; das Ende macht die Freiheit, welche mir entweder mein gnädigſter Landesherrſcher, Fürſt Pius XLVII., oder der ungnädigſte Erdenherrſcher, der Tod, gewährt; denn ich bin auf ein Jahr länger als mein Leben dauert verdammt, und ſchlage dabei wohlgemuth allen Demagogenaufſpürungscommiſſionen ein Schnippchen, alldieweil mein Leben nach dem Tode ſchon jetzt während meines Erdenſitzens (Erdenwallens kann ich doch nicht ſagen) beginnt. Den Körper haben ſie ſchon in den Sarg gelegt, und noch dazu in einen ſteinernen — ich meine nehmlich die Feſtung Kartengrundſtein — den Geiſt können ſie aber nicht einkerkern. Feſſellos ſchweiſt meine Pſyche durch alle Erden- und Himmelsräume, weder um Excellenzen noch Convenienzen, Präſidenten oder Reſidenten, Kammern oder Chambern, wie ſie das nach meinem Tode, ſo Gott will, auch thun wird, und es genirt ſie weder ein enger, ſchwarzer Frack, noch die zitternde Perrücke eines zürnenden Oberconſiſtorialrathes, noch ſonſtige einen armen Dorfſchulmeiſter in Furcht und Schrekken ſetzende Kleidungsſtücke, die ihn ſubjektiv auf dem eigenen Leibe und objektiv, wenn er ihm vorgeſetzte Leiber darin einher wandeln ſieht, ängſtigen und quälen.

Ich gebe wie Göthe Dichtung und Wahrheit, laſſe aber als Fortſetzung keine Jahrbücher folgen, da dieſe beſſer von dem Kommandanten auf Kartengrundſtein geführt werden. Um mich aber Göthen zu nähern, befleiſſige ich mich des Strebens nach Objektivität, alle Gefühle, die nur jämmerliche Aeuſſerungen der Subjektivität ſind, unterdrückend, huldige von ganzem Herzen dem Indifferentismus, wodurch man ſich prächtig alles Unangenehme vom Leibe hält, und erzähle von mir nur in der dritten Perſon.

Cyrillus Spangenbeck, abgeſetzter Dorfſchulmeiſter zu Reibungen, ward geboren im Jahre 179* in der Reſidenzſtadt Rattenhauſen, in dem Fürſtenthume Mäuſungen. Wer ſein Vater war, weiß man nicht; ſeine Mutter wußte es wohl, aber ſie durfte es nicht ſagen. Sie hielt es auch ſtandhaft, obgleich es ſie manche Thräne koſtete, und ihr eigener, leiblicher Sohn erfuhr es erſt von ihr auf ihrem Sterbebette, bekam aber dadurch einen ſolchen Reſpekt vor ſich ſelber, daß er von dieſem Augenblicke an begann, ſich unter zwei Augen und zwiſchen vier Wänden als eine groſſe Standesperſon zu behandeln. So z. B. pflegte er, wenn er ſich den regierenden Fürſten vergegenwärtigte, dieſen nicht anders als mon frère anzureden, weil er einmal geleſen hatte, daß vornehme Perſonen ſich ſo zu begrüſſen pflegen; denn von dem Grundſatz, daß von Adam her alle Menſchen Brüder ſeyen, ging er hier nicht aus. Weit glücklicher aber war er vor der Entdeckung auf dem Sterbelager, erſtlich weil er ſeine ſanfte, freundliche, aber immer leidende Mutter ſehr lieb hatte, und es ihn ſehr ſchmerzte, ſie das Räthſel ſeines Werdens zugleich mit dem allgemeinen Räthſel des Lebens löſen zu ſehen; zweitens weil er vorher ſo oft mit den Vätern wechſeln konnte, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts nach Wohlgefallen. Daß ſein Vater ohne Erlaubniß der Kirche ſein Vater ſey, hatte er ſchon früh von ſeinen Spielkameraden im Auftrag und ohne Auftrag ihrer liebreichen Eltern erfahren; denn nichts lernt der Menſch williger und früher ausüben, als wie er am bequemſten ſeinen Mitmenſchen kränkt. Doch verſchlug dies Alles ſehr wenig bei Cyrillus; Mutter Natur hatte ihm eine groſſe Gutmüthigkeit und Zufriedenheit und Tante Fatum eine ſehr kosmopolitiſche Richtung bei ſeiner Geburt in die Wiege gelegt, und ſo ward ihm eben jener herbe Spott ſeiner Jugendgenoſſen und die oft daraus entſpringende, unverdiente Geringſchäzzung eine Quelle von reichen Genüſſen. Denn las oder hörte er von irgend einem berühmten Manne, und wenn dieſer auch ſchon zu den Zeiten Hermanns des Cheruskers gelebt hatte, ſo dachte er ſich ihn gleich als ſeinen Vater, und ſeine, wie ein Lactus ſich von der Luft nährende, immer Knospen anſetzende Phantaſie träumte ihm nun gleich die Erkennungs- und Anerkennungsſcene mit einem ſolchen Vater vor und malte ſie ihm mit den lebhafteſten Farben aus. Daher glich ſein ganzes inneres Daſeyn bis zu ſeinen Jünglingsjahren einem ſauberen alten Codex: alles war mit deutlichſten Schriftzügen ſauber und nett auf dem reinſten Jungfernpergament aufgeſchrieben und die Initiale jedes neuen Kapitels herrlich verziert, mit wunderlieblichen Geſtalten geſchmückt und die Hauptzüge mit dem gehaltigſten Dukatengolde aufgetragen; denn eben dieſe Initiale war eine neue Erkennungsſcene, und er fing, wie die alten Chronikenſchreiber, Alles mit Erſchaffung ſeiner Welt an. Nachher kam freilich die Liebe und beſchrieb einen groſſen Theil der noch leeren Blätter mit haſtigen, kritzlichen, oft ſchwer zu entziffernden Zügen, die mitunter wohl eines Commentators bedurften, und ſich dabei ſo tief in das Pergament eingruben, daß der glättende Bimsſtein ſie nie ganz zu vertilgen im Stande ſeyn wird. Cyrillus kann daher nie hoffen, dieſen Codex in einen Palimpſeſtus verwandelt zu ſehen, wie das doch ſo vielen Leuten geſchieht, wo erſt die Liebe ſchreibt, dann die Zeit den Bimsſtein anwendet, und endlich die Eigenliebe ganz andere Sachen darauf bringt, mit groſſen ſehr leſerlichen Zügen, ſo daß ein erfahrener Kenner dazu gehört, die erſte Schrift zu erforſchen und zu verſtehen. Freilich bedecken die groſſen Mönchsbuchſtaben der Eigenliebe immer noch ſehr viel und Alles wird nie wieder lesbar.

Von ſeiner Jugend iſt wenig zu ſagen; er gehörte zu dem Unkraut, denn nach den Geſezzen ſelbſt war er eine wilde Pflanze, und gedieh, wie jene, ohne Wartung eines Gärtners, nur von dem Thaue mütterlicher Liebe und dem Regen mütterlicher Thränen benetzt. Uebrigens hatte er Alles lieb auf der Welt, aß gern Kirſchen, ſpielte gern mit Hunden und küßte mit unendlicher Sehnſucht jedes kleine Kind, das er antraf, denn Geſchwiſter hätte er gar zu gern gehabt. Die gute Mutter lehrte ihn leſen und ſchreiben und am liebſten las er (in der Bibel, denn andere Bücher hatten ſie nicht) von der Ruth, dem Daniel und dem Joſeph; heimlich ſchrieb er Briefe an ſeine unbekannten Väter, zerriß ſie aber gleich wieder, damit ſie die Mutter nicht ſähe, denn ſie hatte einmal gar zu heftig geweint, als ſie einen ſolchen gefunden, den er an den Kaiſer Titus geſchrieben hatte, von dem ſie ihm damals viel erzählt und der natürlich ſogleich ſein Vater werden mußte, weil er ſo gern ſeinen Feinden vergab; denn das that Cyrillus auch von jeher ſo willig und thut es noch.

Später, als er confirmirt wurde und bei dem Empfange des erſten Abendmahls von mehr als neunzig Confirmanden der letzte vor dem Altare ſeyn mußte, ward Chriſtus ſein Ideal, und alle ſeine Liebe trug er auf ihn über; nur träumte er nicht von ihm wie von andern groſſen und erhabenen Männer, ſondern liebte ihn mit heiliger Scheu.

Nach ſeiner Confirmation ſollte nun an ſein Unterkommen in der Welt gedacht werden, aber das hielt ſehr ſchwer. Kein Handwerk nahm ihn auf (freilich zu ſeiner heimlichen Freude, denn er fühlte wohl, daß er zu Keinem Geſchick habe), und ſtudieren konnte er nicht, weil es ihm in jeder Hinſicht am Beſten fehlte. Da legte ſich die Mutter hin zum Sterben, nach kurzer Krankheit, wofür er noch immer Gott dankt, entdeckte ihm ſeine Herkunft und gab ihm ein verſiegeltes Packet mit dem ausdrücklichen Befehl, es ſelbſt zum Fürſten hinaufzutragen und dieſem eigenhändig zu übergeben. Der Fürſt Pius ahmte damals einen groſſen König nach und erlaubte während ganzer ſechs Monate, daß jeder ſeiner Unterthanen, der ein Anliegen hatte, es ihm an beſtimmten Tagen ſelbſt vortragen durfte; ſpäter langweilte es ihn und er hob dieſe Sitte wieder auf. Der Tod von Cyrillus Mutter fiel aber glücklicher Weiſe in die ſechs Monate; nehmlich glücklicher Weiſe von einer Seite, obgleich nicht von der des Cyrillus.

Nachdem der betrübte Sohn seine Mutter lange beweint hatte, erstens um seinetwillen, zweitens um ihretwillen, weil sie so wenig Freuden auf der Welt gehabt, liessen endlich seine Thränen nach, und er rüstete sich, zum Fürsten zu gehen. Als er in das Schloß kam, legte ihm ein Diener ein grosses Buch vor, in welches er Namen und Stand schreiben sollte, damit der Fürst vorher erführe, wer zu ihm wolle. Cyrillus schrieb mit kleinen Lettern seinen Namen und mit grossen Frakturbuchstaben »Nichts« dabei; das fiel dem Fürsten auf, und er wurde zuerst vorgelassen. Als er eintrat, stellte er sich dem Fürsten gegenüber und sah ihm starr in das Angesicht, denn Cyrillus hatte noch keinen Fürsten gesehen. Das fiel dem regierenden Herrn wieder sehr auf, da in Rattenhausen die Sitte war, daß Jeder, der vor ihm erschien, drei Mal das Knie beugte, was Cyrillus nicht that, eben weil er es nicht wußte. Der Gnädigste war aber bei guter Laune, und wenn dieſe Erdengötter guter Laune ſind, ſo glauben ſie, ein Gott gefälliges Werk zu thun, falls ſie es mit der Etikette nicht gar zu ſtreng nehmen und zu genau. Der Fürſt ſchwieg eine geraume Zeit, Cyrillus auch, denn Cyrillus hatte von ſeiner ſeligen Mutter gelernt, man müſſe ältere Leute immer zuerſt reden laſſen, und der Fürſt war ein beträchtliches älter. Endlich fragte dieſer: »Wie heiſſeſt Du?« — »Cyrillus!« antwortete Cyrillus. — »Aber Dein Zuname?« — »Ich habe keinen.« — »Wie heißt Dein Vater?« — »Ich habe keinen.« — »Wer iſt Dein Vormund?« — »Ich habe keinen.« — »Was haſt Du denn hier zu ſuchen?« — »Nichts! — Ich ſoll nur dies Paket abgeben.« Dabei überreichte er das verſiegelte Päckchen. Der Fürſt nahm es nicht an, wie er überhaupt nie etwas von unbekannten Leuten annahm, weil er überall Höllenmaſchinen ahnte und fürchtete, ſelbſt in Briefen, in den letztern aus angeborner Symmetrienliebe, denn eine in einem Briefe angebrachte Duodez-Höllenmaſchine ſtand in richtigem Verhältniß zu ſeinem

Duodezländchen. »Trage es in die geheime Kanzley,« ſagte er daher zu Cyrillus. »Das darf ich nicht,« antwortete dieſer, »man hat mir befohlen, es dem Fürſten eigenhändig zu übergeben.« — »Hier hat Niemand zu befehlen als ich,« entgegnete der Fürſt gereizt. »Hier nicht,« verſetzte Cyrillus, »aber zu Hauſe die Mutter.« Der Fürſt blickte ihn verwundert an bei dieſer Antwort und fragte nach längerer Pauſe: »Wie heißt Deine Mutter?« — »Julie Spangenbeck.« — »Julie Spangenbeck?« rief der Gnädigſte. »Was will die Perſon? — Wo iſt ſie?« — »Gewiß im Himmel!« erwiederte Cyrillus in voller Zuverſicht und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, denn ihm fiel ein, daß ſie auf Erden, wenigſtens ſo lange er ſie kannte, keinen Himmel gehabt habe. Der Fürſt blickte ihn noch verwunderter als früher an, denn Thränen hatte er ſeit ſeinen Kinderjahren, wo er ſelbſt mitunter welche weinte, wenn man ihm nicht gleich ſeinen Willen that, nicht zu ſehen bekommen. Nach einer Weile, als die Verwunderung wich, befahl er dem Weinenden: »Oeffne das Packet und lege ſeinen Inhalt dort auf den Tiſch.« Cyrillus gehorchte und der Fürſt begab ſich während des Oeffnens in ein anderes Zimmer, voll inneren Triumphes über ſeine Klugheit; denn war eine Höllenmaſchine darin, ſo traf ſie das Werkzeug des Erfinders, den armer Ueberbringer. Eine Höllenmaſchine war nun freilich nicht darin, vielleicht aber mehrere, doch jeden Falls nur höchſt langſam tödtende. Cyrillus nahm nehmlich mehrere Briefe und Billette, ein Portrait und eine Art Verſchreibung aus der Enveloppe und legte ſie, wie ihm befohlen war, auf den Tiſch. Der Fürſt kam nun wieder, durchblickte Alles, zuletzt ein Schreiben, das dem Cyrillus von ſeiner Mutter Hand zu ſeyn ſchien, ſagte dann halblaut zu ſich: »Man hat der Perſon doch Unrecht gethan, tant mieux,« und warf nun ſelbſt Alles in den Ofen, wo es ſehr ſchnell vom Feuer verzehrt wurde, ſo daß keine Spur davon übrig blieb als Aſche. Das verbrannte Elfenbein des Portraits roch ſchlecht, doch ſchien es dieſes Mal den Fürſten nicht zu afficiren, obgleich er ſonſt ein geſchworner Feind von Allem war, was in ſchlechtem Geruche ſtand, und die Einwohner von Raitenhauſen vor ihren Thüren mit Eau de Cologne ſprengen mußten, ſobald er durch die Straßen fuhr oder ging, welches Letztere jedoch höchſt ſelten geſchah.

Der Fürſt ſagte nun zu Cyrillus: »Ich will für Dich ſorgen und Du ſollſt als Zunamen künftig den Namen Deiner Mutter führen und Cyrillus Spangenbeck heiſſen.« — »Das iſt gut,« antwortete Cyrillus, »den Namen mag ich leiden.« — »Du biſt ein wunderlicher Kautz,« erwiederte der Fürſt, »aber was willſt Du nun beginnen?« — »Das weiß ich noch nicht; er, der die Lilien kleidet auf dem Felde, und die Vögel, die nicht ſäen und nicht ernten, nährt, der liebe Gott wird auch für mich ſorgen. Redlichen Willen hab' ich.« — »Wovon habt Ihr denn bisher gelebt?« — »Die Mutter nähte und ſtrickte für fremde Leute und hat manche Thräne mit hinein genäht und geſtrickt —« — »Schweig davon. — Willſt Du ein Handwerk lernen?« — »Die Mutter ſagte, das ginge nicht, ich könnte doch nie Meiſter werden; und das glaub' ich wohl, denn ich bin gar zu ungeſchickt in den Händen.« — »Nun, wozu haſt Du denn Luſt?« — »Luſt zu Allem, aber Geſchick zu Wenigem; mit Kindern mag ich mich am liebſten beſchäftigen, und wenn's nur ginge, ſuchte ich mir einen Dienſt als Kindermädchen.«

Der Fürſt lachte laut auf, Cyrillus begriff nicht, warum, und ſah ihn verwundert an. Dann ſagte der Gnädigſte: »Kleiner, ich verplaudere mit Dir zu viel Zeit, die ich meinen lieben Unterthanen nicht entziehen darf. Es iſt ſchon drei Viertel auf Zwölf, und bis Zwölf nehme ich nur Bittſchriften und Geſuche an; ſpäter würde mir das den Magen verderben, denn ich würde nicht zu rechter Zeit frühſtücken, und darunter litte das Land. — Geh hinaus und warte drauſſen, bis man Dich ruft.«

Cyrillus wollte dem Fürſten zum Abſchied einen traulichen Handſchlag geben, aber dieſer trat erſchrocken zurück und ſagte dann nach einer Weiſe: »Man beugt das Knie drei Mal vor mir, wenn man kommt und geht, berühren darf mich aber Niemand, denn ich bin eine geheiligte Perſon, ein von Gott eingeſetzter Fürſt; ein Weſen, das ſchon in einem früheren Leben beſſer war als die Anderen; ſonſt hätte mir Gott auf Erden keine Krone verliehen. Das merke Dir und geh.«

Im Vorzimmer verbeugten ſich die Leute ehrfurchtsvoll vor dem dummen jungen Menſchen, der gar nicht begriff, warum. Unſer Freund war nehmlich faſt eine halbe Stunde bei dem Fürſten geweſen, da hingegen jedem andern Unterthan nur vier Minuten fünf und dreiſſig Sekunden zu einer Audienz bei dem erhabenen Landesvater vergönnt waren. Cyrillus brachte eine geraume Zeit zu, darüber nachzudenken und hatte noch immer nichts herausgebracht, als ein fürſtlich Mäuſungiſcher geheimer Staatsſecretair in das Zimmer trat und laut rief: »Herr Cyrillus Spangenbeck!« Dieſer trat vor und empfing nun die Weiſung, ſich mit einem Schreiben zu dem Geheimen Oberconſiſtorialpräſidenten zu begeben, das ihm der Secretair einhändigte. Zugleich wurde ihm eine kleine Summe Geldes ausgezahlt, mit der Weiſung, vierteljährig ſich, mit ſeinen Zeugniſſen verſehen, auf der geheimen Kanzley einzufinden, um denſelben Betrag in Empfang zu nehmen.

So reich war Cyrillus noch nie geweſen, obgleich ſich das Ganze nicht höher als auf einige Thaler belief. Es ſchmerzte ihn tief, daß die Mutter nicht mehr lebte, damit er ihr etwas dafür kaufen könne, denn was ſollte er mit dem vielen Gelde anfangen? Auch ſchenkte er die Hälfte gleich einem blinden Bettler, ſeinem alten Bekannten, dem er ſeit der Mutter Tode nichts hatte geben können, da die Gerichte ihr Bischen Hab' und Gut verſiegelt hatten, und Cyrillus bei ſeinen Wirthsleuten lebte, die fromm und arm waren, wie er ſelber.

Als der dumme junge Menſch den Brief übergab, mußte er ein Examen beſtehen, in welchem er faſt gar nichts zu beantworten wußte. Er wurde aber demungeachtet ſehr gelobt, und als hochfürſtlicher Freiſchüler im Landſchullehrerſeminarium aufgenommen, wo er allein eine ganze Abtheilung ausmachte, denn er war der einzige hochfürſtliche Freiſchüler. Hier lernte er eine Menge unnützen Zeuges, das er nachher gleich wieder vergaß, aber auch manches Gute, wie z. B. Muſik und Geſang und fremde Sprachen; denn nach der neuen Einrichtung ſollten die Dorfſchulmeiſter in Mäuſungen gelehrter ſeyn als anderswo die Prediger, und von den Predigern verlangte man, daß ſie wahre Ungeheuer von theologiſchem und philologiſchem Wiſſen waren. Dieſe Gelehrſamkeit ſtieg gradweiſe bis zu den Adlichen, die brauchten nichts zu wiſſen; aber in den Dorfſchulen wurde ſchon in Heraldik, mathematiſcher Geographie, Aſtronomie und dergleichen unterrichtet.

Cyrillus verbrachte drei angenehme Jahre im Seminar, ſchloß eine enge Freundſchaft mit einem andern Schüler, Namens Leonhard, und verliebte ſich in ſeine ſchöne Nachbarin, die Tochter des Küſters an der Hauptkirche. Beides hatte freilich einen groſſen Einfluß auf ſein Leben, darf aber hier nicht ausführlich mitgetheilt werden, da es ſich hier nur davon handelt, wie der Held und Autor dieſer Blätter wegen demagogiſcher Umtriebe Staatsgefangener auf Kattengrundſtein ward, und ſoll daher anderswo bei Gelegenheit ſein Plätzchen erhalten. Nach Verlauf der eben erwähnten Zeit ward er wieder examinirt, beſtand wiederum als hochfürſtlicher Freiſchüler ſehr gut, obgleich er, wie damals, die Antwort auf viele Fragen ſchuldig blieb, und wurde nun ſogleich zum Schulmeiſter in Reibungen, einem Dörfchen im Gebirge, ernannt. Er war kaum ein Jahr hier, als die demagogiſchen Umtriebe entdeckt wurden und Jung und Alt gewaltig in Furcht und Schrekken ſetzten. In Rattenhauſen wurde ſogleich eine Kommiſſion erwählt, die ganz Mäuſungen durchreiſen mußte, um die Geſinnungen der Unterthanen zu erforſchen, und durch kräftige Mittel das Demagogenweſen, falls es ſich hier eingeſchlichen, mit Stiel und Stumpf auszurotten. Dieſe kam auch nach Reibungen und trat in die Schulſtube, als Cyrillus eben den Kindern begreiflich machte, daß vor Gott alle Menſchen gleich ſeyen und vor ihm kein Unterſchied von Vornehm und Gering beſtände; das ſähe man auch ſchon daraus, daß er ſie Alle gleich gebildet und Jedem z. B. nur einen Mund, ein Herz, ein Leben u. ſ. w. gegeben habe; hätte der liebe Gott Einen vor dem Andern auszeichnen wollen, ſo würde er ihm von dieſen guten Dingen wohl das doppelte verliehen haben, z. B. zwei Herzen, das wäre aber noch nie geſchehen. Zwar ſolle es Menſchen geben, die gar kein Herz hätten, es ſey aber ſchwer, das zu beweiſen, und wenn auch die Leute, denen man dergleichen vorwerfe, wirklich ſchlechter ſeyen als die Andern, ſo lieſſe ſich mit Sicherheit annehmen, daß ihnen der liebe Gott ſo gut wie Jedem ein Herz gegeben, ſie es aber im Welt- und Lebenslauf verloren hätten u. ſ. w.

Kaum hörte die Kommiſſion das, ſo riefen ſie mit noch gröſſerem Jubel, als weiland Archimedes, ihr »Gefunden!« Denn es lag ihnen ſehr daran, einen Demagogen auszuwittern, um ihren Scharfſinn, ihren Eifer und ihr Streben für das Wohl des Landes dem Fürſten zu beweiſen, und bis jetzt war es ihnen noch nicht ſo gut geworden auf ihrer dreitägigen Reiſe, wiewohl Reibungen das letzte Dorf war und ſie unverrichteter Sache wieder heimkehren mußten, wenn ſich ihnen hier nichts darbot. »Das war recht vor Thorſchluß, meine Herren,« ſagte der Präſident der Kommiſſion triumphirend zu den Beiſitzern, und Jeder von dieſen lächelte ſelbſtgefällig, denn der Fund trug ihm wenigſtens den Orden zum gefleckten Tiger, der gerade geſtiftet werden ſollte, und vielleicht gar Gehaltszulage ein.

Cyrillus wurde nun als Muſter-Exemplar eines Demagogen, an Händen und Füßen gefeſſelt und von der ganzen Mäuſunger Kavallerie, beſtehend in ſechs Offizieren, zwölf Unteroffizieren und zwanzig Gemeinen, eskortirt, nach Rattenhauſen gebracht. Vor dem Thore kam ihm ganz Rattenhauſen neugierig entgegen, denn Alles brannte vor Verlangen, einen Demagogen zu ſehen; dieſe Menſchen waren nehmlich von Kanzeln und Kathedern ſo greulich geſchildert, daß die guten Rattenhäuſer nicht anders glaubten, als ein ſolcher habe Hörner und Klauen wie der Teufel, und ſich daher gewaltig wunderten bei dem Anblicke von Spangenbecks Rille (ſo pflegten ſie unſern Helden zu nennen), den Alle ſo gut kannten. Vor Verdruß liefen ſie bald wieder auseinander, und meinten, wenn's weiter nichts wäre, ſo ſey es auch nicht der Mühe werth.

Cyrillus wurde nun vor einer eigenen Kommiſſion verhört, und ſo gut behandelt, wie es ihm in ſeinem Leben noch nicht wiederfahren war. Er konnte eſſen und trinken was ſein Herz begehrte, und man verweigerte ihm nichts, denn er war ein Staatsgefangener, ein Demagoge. Seine Vernehmung zog ſich in die Länge, weil man durchaus die Namen ſeiner Mitſchuldigen von ihm erfahren wollte, obgleich er ſelbſt nicht wußte, was er verbrochen hatte. Endlich kam ſein Urtheil heraus: er wurde auf ein Jahr über ſeine Lebenszeit zur Feſtung verdammt und auch alſobald dahin gebracht.

Da ſitzt er nun ſchon ſeit ſechs Jahren und ſchreibt Lucubrationen und erklärt Sprichwörter, und hat das alte Adagium: »Aller Anfang iſt ſchwer,« wie er glaubt, ſo eben hinlänglich praktiſch erläutert und klar gemacht.

Ueber allen Zauber Liebe.

Geſpräche
zwiſchen einem Bierkruge, einer Theetaſſe und einem Theetopfe.

1.

Bierkrug, Theetaſſe.

Anm. Beide hat ein glücklicher Zufall auf denſelben Tiſch geſetzt.

Bierkrug (für ſich). Sie iſt's!

Theetaſſe (eben ſo). Er iſt's!

Bierkr. Ich zittere!

Theet. Wie mir das Herz klopft!

Bierkr. Wie alle Pulſe ſchlagen. — Ob ich es wage, die Angebetete anzureden?

Theet. Ach wenn er nur ahnte, wie gut ich ihm bin; daß wir armen Damen doch ſo ſehr von der Etikette in Feſſeln geſchlagen werden und die Gefühle unſeres Herzens nie verrathen dürfen!

Bierkr. Ich will es wagen; nicht umſonſt ſollen die Muſenſöhne von mir ſagen, ich ſey zuweilen geiſtreicher als ein Profeſſor. — (Er huſtet.) Muth gefaßt! (Er huſtet wieder.)

Theet. (huſtet auch.)

Bierkr. Mein Fräulein!

Theet. Mein Herr!

Bierkr. Es iſt ſehr ſchönes Wetter heute.

Theet. Ja, ſehr ſchönes Wetter; wenn es nur nicht den ganzen Tag regnete.

Bierkr. Das iſt wahr. Die Jahreszeit iſt ſo veränderlich.

Theet. Sehr veränderlich.

Bierkr. (ſchweigt wieder.)

Theet. (ſchweigt auch.)

Theet. (nach einer Pauſe.) Ob das Wetterglas wohl geſtiegen iſt?

Bierkr. Ich weiß nicht — ich glaube — ich will einmal zuſehen.

Theet. O nein, meinetwegen nicht; bleiben Sie ja ruhig ſtehen. Es war nur ſo ein Einfall von mir.

Bierkr. (verlegen.) Fällt Ihnen oft etwas ein?

Theet. O ja, zu Zeiten — wenn mir gerade etwas einfällt.

Bierkr. (ſich ſelbſt vergeſſend.) Amalie!

Theet. Ludwig!

Bierkr. (ſich beſinnend.) Ach verzeihen Sie, mein Fräulein — —

Theet. Was? Sie haben mich ja nicht beleidiget.

Bierkr. Ach Sie ſind ſo himmliſch gut.

Theet. Ach nein, ich kann zu Zeiten recht böſe ſeyn.

Bierkr. Sie? gewiß nicht.

Theet. Sie denken zu freundlich von mir.

Bierkr. Immer noch nicht ſo, wie Sie es verdienen.

Theet. Sie guter Bierkrug!

Bierkr. Ach, ich liebe Sie ſo unausſprechlich!

Theet. Herr Bierkrug!

Bierkr. Ach verzeihen Sie dem Drange meiner Gefühle — das Herz wallt über — wenn ich ſo glücklich wäre, Gegenliebe zu erringen!

Theet. Was ſoll ich Ihnen darauf antworten? Sie wiſſen, ich bin eine arme Waiſe und darf nichts ohne Einwilligung meines Onkels Theetopf und meiner Tante Kaffeekanne thun. Sprechen Sie mit dieſen.

Bierkr. Und wenn Ihre theuren Verwandten nichts dagegen haben?

Theet. Dann kann ich Sie anhören, ohne ſtrafbar zu ſeyn, dann darf ich Ihnen antworten, ohne über mich erröthen zu müſſen — dann — (Sie ſtockt.)

Bierkr. Dann!? vollende die ſüſſen Worte.

Theet. (höchſt verſchämt.) Dann bin ich die Deine.

Bierkr. Ich Ueberglücklicher!

2.

Die Vorigen.

Bierkr. So hat uns, Du holde Kleine, endlich das günſtige Schickſal wieder zuſammengeführt und das Ideal von Liebenswürdigkeit, welches meiner jugendlichen Seele in kühnen Träumen vorſchwebte und das ich jetzt als mein höchſtes, geiſtiges Gut betrachten darf, ſteht wieder in entzückender Wirklichkeit vor mir!

Theet. Ach Ludwig, wie habe ich mich nach Dir geſehnt! — Haſt Du ſchon mit meinen Verwandten geſprochen?

Bierkr. Noch nicht; gut Ding will Weile haben, pflegt mein würdiger Gönner, der geiſtreiche Chirurgus Scalpel, zu ſagen.

Theet. Grauſamer! Du kannſt zögern wo jede Minute unwiederbringlich verloren iſt?

Bierkr. O nein! im Gegentheil, ich habe mich ſeit drei Wochen, in jedem freien Augenblicke, mit nichts Anderem beſchäftigt, als mit Abfaſſung der Anrede, welche ich in dieſer Angelegenheit an Deine theuren Verwandten zu halten geſonnen und Willens bin.

Theet. Du guter Ludwig — was wirſt Du ihnen denn ſagen?

Vierkr. Ich werde ihnen die Allgewalt der wahren Liebe ſchildern.

Theet. Ach! die Allgewalt der wahren Liebe! — Was iſt denn eigentlich wahre Liebe?

Vierkr. Ja — wahre Liebe — ich habe zwar oft darüber nachgedacht, aber zu einem klaren Anſchauen haben ſich dieſe Betrachtungen über das göttlichſte der Gefühle noch immer nicht in meinem Innern geſtalten wollen.

Theet. So geht es mir auch; ſie erfüllt mich ſo ganz und gar — —

Vierkr. Daß Dir ihre Eigenthümlichkeit noch nicht deutlich geworden. Das iſt es eben.

Theet. Jetzt, im ſeligſten Momente, da wir ſo ganz von ihr ergriffen und begeiſtert ſind, laß uns einmal gemeinſchaftlich darüber nachſinnen.

Bierkr. Da haſt Du Recht, das wollen wir thun. Schiller ſagt:

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Schiller iſt eigentlich mein Mann gar nicht, aber hier hat er Recht.

Theet. Der göttliche Schiller! er iſt mir doch viel lieber, als der kalte, indifferente Göthe.

Bierkr. Theuerſte, das verſtehſt Du nicht. Göthe iſt Gott. — Aber laß uns nachdenken.

Theet. Daß laß uns thun, Geliebteſter.

Bierkr. (denkt nach.)

Theet. (denkt auch nach.)

Bierkr. O!

Theet. Ach!

Bierkr. Das Denken iſt gar ſo leicht nicht, wie die Leute glauben.

Theet. Das macht, weil der Verſtand ſo kalt iſt.

Bierkr. Wenn man mit dem Herzen denken könnte.

Theet. Ach ja, mit dem Herzen.

Vierkr. Mir will nichts einfallen.

Theet. Mir auch nicht.

Vierkr. Meine Freunde rühmen mich doch ſonſt wegen meiner geſcheidten Einfälle.

Theet. Und meine Freundinnen mich.

Vierkr. Wir wollen es noch einmal verſuchen.

Theet. Noch tauſend Mal.

Vierkr. (denkt noch etwas nach.)

Theet. (denkt auch noch etwas nach.)

Vierkr. Ich hab's.

Theet. (geſpannt) Nun?

Vierkr. Wahre Liebe iſt — —

Theet. Nun, wahre Liebe — —

Vierkr. Wahre Liebe iſt eigentlich — —

Theet. Eigentlich — —

Vierkr. Du mußt mich nicht unterbrechen, damit ich den Faden nicht verliere.

Theet. Ach, mein Herz iſt ſo hingeriſſen und ergriffen — —

Vierkr. Sey ſtill. — Wahre Liebe iſt eigentlich Liebe in Wahrheit.

Theet. So wie ich ſie zu Dir fühle.

Bierkr. Und ich zu Dir.

Theet. Wie glücklich ſind wir!

Bierkr. Unendlich.

(Beide verſtummen vor unendlicher Seligkeit.)

3.

Theetopf, Bierkrug.

Theetopf. Sie ſind der Herr Bierkrug?

Bierkr. Ihnen aufzuwarten. Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten?

Theet. Ich heiſſe Theetopf.

Bierkr. Ach, Sie ſind der verehrliche Oheim der liebenswürdigen Demoiſelle Theetaſſe.

Theet. Der bin ich. — Sie ſcheinen mir ein wackerer junger Mann zu ſeyn.

Bierkr. Es freut mich, wenn Sie ſolche Geſinnungen von mir hegen; vielleicht darf ich mir ſchmeicheln, daß Ihr Fräulein Nichte —

Theet. Weiß ſchon — hat mir Alles geſagt, die Kleine. Thut mir aber Leid, daß nichts daraus werden kann. Familienrückſichten verlangen durchaus, daß ſie ihrem Vetter, dem ſilbernen Rahmguß, die Hand reiche; er iſt zwar nicht ganz jung und nach der neuſten Mode; aber ſolide, ſehr ſolide, gutes Silber; nicht ſo zerbrechliches Porzellain oder Fayence, wie die meiſten jetzigen jungen Herren.

Vierkr. Sie machen mich elend, Herr, mit dieſem einzigen Ausſpruche.

Theet. Thut mir Leid, thut mir Leid, aber wie ſchon geſagt — Familienrückſichten.

Vierkr. Amalie liebt mich zu ſehr. Sie wird nie einwilligen.

Theet. Bitt' um Entſchuldigung; ſie hat bereits eingewilliget; ſie iſt ein gehorſames Kind, an dem Eltern und Vorgeſetzte Freude erleben. Da ſteht ſie; Sie können ſie ſelber fragen.

Vierkr. Amalie! ſoll ich meinen Ohren trauen? Spricht Dein Oheim die herzenzerreiſſende Wahrheit?

Theetaſſe. Ja, lieber Herr Bierkrug, es thut mir Leid, aber — Pflichten eines guten Kindes — —

Bierkr. Ungetreue! So hältſt Du Deine Schwüre?

Theet. Gehorſam iſt die heiligſte Pflicht einer ſittigen Jungfrau, und das Bewußtſeyn der ſtrengſten Erfüllung unſerer Pflicht giebt uns den Troſt, deſſen wir in trüben Stunden bedürfen.

Bierkr. Grauſame! O gieſſet das heiſſeſte Waſſer in mich, damit ich zerberſte! es wird nicht ſo in meinem Innern wühlen wie dieſer Schmerz.

Theetopf. Nun, beruhigen Sie ſich, junger Mann, es giebt ja noch mehr Mädchen in der Welt. Und dann können Sie ja auch Hausfreund bei meiner Nichte werden; dagegen hat die Familie nichts.

Bierkrug (allein). Nein! Das Leben iſt mir eine Laſt; hinab in das Nichts, aus dem ich ward! Eine Thräne wird die Grauſame mir nicht verſagen, wenn ich nicht mehr bin. — Hinab, hinab!

(Er wird ſehr heftig, fällt vom Tiſch und zerbricht in unzählige Stücke.)

Es iſt ein Anderer Herr.

Ballade.

»Wie freute mich ein Kuß von Deinem Munde;
Verweig're mir ihn nicht, ich bin Dein Herr!
Hier harr' ich Deiner in der Abendſtunde,
Jenny, vergiß es nicht, ich bin Dein Herr!«

Mit dieſen Worten ſcheidet er. — Die Arme
Bleibt tief betrübt, zum Tod erſchrocken ſtehn;
Was fragt der Wilde nach der Sklavin Harme,
Was ſeine Wolluſt nach des Mädchens Flehn?

Sie hätte willig ſich ihm hingegeben,
Sie weiß, Gehorſam iſt der Sklavin Pflicht.
Doch jetzt erduldet ſie, bei ihrem Leben,
Bei ihrer Liebe — ſeine Wolluſt nicht.

Sie klagt es dem Geliebten — auch ein Sklave,
Wie ſie es iſt — doch ruhig hört es der;

Er ſpricht: »Gehorchen iſt doch unſre Strafe,
Verweigr' es nicht — denn er iſt einmal Herr.

Doch wenn er Dich in ſeine Arme ſchlieſſet,
Und wenn Du Alles, Alles ihm gewährt,
Wenn er der Freuden höchſten Reiz genieſſet,
So ſchmeichl' ihm, daß er Freiheit uns beſcheert.

Denn Freiheit iſt das höchſte Gut der Erde,
Gefeſſelt, ekelt mich das Leben an;
Was hilft es mir, daß heiß geliebt ich werde,
So lang' ich Aermſter ein gefang'ner Mann.«

Mit ſtarrem Blicke hört ſie es und ſchaudert,
Sie glaubt es kaum, daß er geredet hat,
Daß er ſo reden kann. »Nur nicht gezaudert!«
Ruft er. »Zu ihm! Er harrt; die Stunde naht.«

»Leb' wohl!« ſpricht ſie, und ihre Kniee beben,
Und ihre Pulſe ſchlagen. »Lebe wohl!
Du haſt ganz Recht — iſt doch das arme Leben,
Wenn uns die Freiheit mangelt, arm und hohl.«

Sie wankt zum Baum, wo der Gebieter weilet
In froher Hoffnung unnennbarer Luſt;
Doch als er voll Begierde zu ihr eilet,
Stößt wild ſie einen Dolch ſich in die Bruſt.

Und niederſinkend flüſtert ſie in Schmerzen:
»Nicht zürn' ich Dir im Tod, Gewaltiger!
Doch Deinem Sklaven ſag: In meinem Herzen
Und dort im Himmel ſey ein Andrer Herr.«

Die beiden Spielkameraden.

Zwei alte Kriegsgeſellen
Die grüßen ſich trüb und ſtumm,
Der Eine iſt erblindet,
Der Andre hinkt herum.

Der Lahme führt den Blinden,
Und pfeift dazu ein Lied,
Das alte Lied vom Adler,
Das alte Siegeslied.

Da hören ſie neue Weiſen
Und [illegible]es Kriegesſpiel;
Es fragt der Blinde den Lahmen,
Wie ihm das eben gefiel.

»Es kann mir nicht gefallen,«
Brummt der in ſeinen Bart;
»Es hat wohl laute Klänge,
Doch nicht nach rechter Art.

Es ſind wohl auch Soldaten,
Und ſind gar ihrer Viel;
Sie flimmern im Sonnenſcheine,
Iſt aber nur Tand und Spiel.

Ich kann mich weidlich ärgern,
Seh' ich die gezierte Brut;
Sie ſind zum Kanonenfutter,
Doch zu nichts Beſſer'm gut.«

Da ſpricht der arme Blinde,
Der von der Sonne litt:
»Laß uns in den Schatten treten,
Wir ſpielen ja nicht mehr mit.«

Drei alt-italieniſche Mährchen.

Dem Neapolitaniſchen des Baſile
getreu nacherzählt.

Der Drache.

Es war einmal ein König von Alta-Marina, welcher ſolche Tyrannei und Grauſamkeit verübte, daß eines Tages, als er von ſeiner Gemahlin fortgegangen war, um ein Schloß in einiger Entfernung von der Stadt zu beſuchen, ſich ein gewiſſes Weib, das eine Hexe war, des königlichen Sitzes bemächtigte. Als er deswegen eine hölzerne Bildſäule, welche Antworten zu ertheilen pflegte, um Rath gefragt hatte, bekam er den Beſcheid, daß er ſein Beſitzthum nicht wieder erlange, als bis die Hexe blind würde. Da er nun ſah, daß die Hexe, die auſſerdem wohl bewacht war, auf den erſten Blick die Leute erkannte, die er ausſchickte, um ihr nachzuſtellen, und Hundegerechtigkeit an ihnen ausübte, ſo fiel er in Verzweiflung, und beraubte aus Trotz jedes Weib, das ihm in die Hände fiel, erſt ihrer Ehre, dann ihres Lebens.

Nachdem Hundert und aber Hundert das Unglück gehabt hatten, Ehre und Leben auf dieſe Weiſe einzubüſſen, trug es ſich zu, daß eine Jungfrau, Namens Portiella, das ſchönſte Geſchöpf auf der ganzen Erde, dahin kam. Ihre Haare waren Feſſeln der Liebesſchergen; ihre Stirn eine Tafel, auf welcher das Schild des Ladens der Liebesreize geſchrieben war; ihre Augen zwei Leuchtthürme, welche die Schiffe der Wünſche in den Stand ſetzten, das Steuer nach dem Hafen der Glückſeligkeit zu richten; ihr Mund ein Honiggrübchen zwiſchen zwei Roſenhecken.

Als nun dieſe Portiella in die Hände des Königs fiel, und ihr Urtheil an ihr vollzogen war, wollte er ſie wie die übrigen tödten. In demſelben Augenblicke aber, als er den Dolch erhob, ließ ein Vogel eine unbekannte Wurzel auf ſeinen Arm fallen, und er bekam ein ſolches Zittern, daß der Stahl ſeiner Hand entſank.

Dieſer Vogel war eine Fee, die ſich einige Tage zuvor in einem Walde zum Schlafe hingelegt hatte, wo ſie im Schatten der Hitze Trotz bot, wiewohl es nicht ohne Gefahr war; als nun ein gewiſſer Satyr ſie überfallen wollte, hatte Portiella ſie geweckt und aus Dankbarkeit folgte ſie dieſer nun beſtändig, um die Wohlthat zu erwiedern.

Als nun der König jenen Vorfall bemerkte, glaubte er, daß die Schönheit ihres Geſichts ſo viel Einfluß auf ſeinen Arm gehabt habe, und der Dolch ſie daher nicht wie ſo viele andere traf. Deshalb wollte er es nicht noch einmal verſuchen, ſondern beſchloß, ſie in einem Kerker ſeines Palaſtes einzumauern. Dies führte er auch ſehr ſchnell aus, indem er das unglückliche Geſchöpf zwiſchen vier Mauern einſperrte, ohne ihr Speiſe und Trank zu laſſen, damit ſie ſich nach und nach aufzehren und ſo allmählig ſterben möchte.

Der Vogel, ſie in dieſem traurigen Zuſtande ſehend, tröſtete ſie mit holden Worten und empfahl ihr heiter zu ſeyn; denn er würde ihr, für den groſſen Dienſt, den ſie ihm erzeigt, helfen, und ſollte es ihm das Leben koſten. Troß Allem was Portiella ſagte, behauptete er immer, ihr gröſſere Verpflichtungen ſchuldig zu ſeyn, und fügte hinzu, daß er nichts unterlaſſen würde, um ihr zu dienen. Da er nun bemerkte, daß ſie faſt vor Hunger umkam, ſo flog er eilig fort, kam mit einem ſpitzigen Meſſer wieder, das er aus des Königs Kabinet genommen hatte, und befahl ihr, mit demſelben ein Loch in dem Winkel des Bodens, der über der Küche war, zu machen; durch dieſes wollte er ihr beſtändig Nahrung bringen. Portiella bohrte, bis es groß genug war, um den Vogel durchzulaſſen; dieſer wartete, bis der Koch hinausgegangen war, um Waſſer zu holen, nahm ein zubereitetes Huhn und brachte es Portiella; um ihren Durſt zu ſtillen, nicht wiſſend, wie er ihr etwas zu trinken geben ſollte, flog er nach der Speiſekammer, wo viele Weintrauben hingen und trug ihr eine ſchöne Traube zu; dies that er viele Tage hintereinander.

Unterdeſſen gebar Portiella, die ſchwanger war, einen ſchönen Knaben, den ſie unter beſtändigem Beiſtande des Vogels aufſäugte. Als er aber ſtark geworden war, rieth die Fee ſeiner Mutter, das Loch größer zu machen, und ſo viele Dielen aus dem Boden zu nehmen, als hinreichten, um Miuccio, ſo hieß der Knabe, durchzulaſſen; wenn ſie dieſes nun gethan und ihn an einigen Stricken, die der Vogel herbeibrachte, herabgelaſſen habe, ſo ſolle ſie das Kind wieder an ihre Stelle legen, damit man nicht ſehen konnte, woher das Kind käme.

Portiella that, wie der Vogel ihr geſagt hatte, prägte ihrem Sohne ein, niemals zu ſagen, woher er käme, noch weſſen Kind er ſey, und ließ ihn hinab, als der Koch ausgegangen war. Bei ſeiner Zurückkunft, als er den hübſchen Knaben ſah, fragte er ihn, wer er ſey, woher er käme, und was er wolle; das Kind, der Rathſchläge der Mutter eingedenk, ſagte, er ſey ein armer, verlaſſener Knabe und ſuche einen Herrn. Als ſie ſo mit einander ſprachen, kam der Kellermeiſter herein, und da er ſah, daß der kleine Mann ſo viel Verſtand habe, ſo dachte er, dieſer würde einen guten Pagen für den König abgeben. Deshalb führte er ihn in die königlichen Zimmer, und als man ihn ſo hübſch und ſo liebenswürdig fand, ſo nahm ihn der König in ſeinen Dienſt als Page, gewann ihn plötzlich ſehr lieb, und ließ ihn in allen ritterlichen Wiſſenſchaften unterrichten, ſo daß er der vollkommenſte junge Mann am Hofe wurde. Der König liebte ihn weit mehr als ſeinen Stiefſohn, deshalb fing die Königin an, ihn zu haſſen und ſchlecht zu halten; ihr Haß nahm immer mehr zu, je mehr Güte und Gnade der König dem Miuccio erzeigte. Sie entſchloß ſich daher, die Treppen ſeines Glückes ſo mit Seife zu beſchmieren, daß er von oben bis unten hinabfallen mußte.

Dem zu folge ſagte ſie eines Abends, als der König in guter Laune war, zu ihm: »Da iſt Miuccio, der ſich gerühmt hat, Schlöſſer in die Luft bauen zu können.« Der König, theils aus Verwirrung, theils um ſeiner Gattin zu gefallen, ließ am folgenden Morgen, ſobald der Mond, der Schulmeiſter der Schatten, ſeinen Schülern einen Feiertag wegen des Feſtes der Sonne gegeben hatte, Miuccio rufen, und befahl ihm, drei Schlöſſer in die Luft zu bauen, wie er ſich deſſen gerühmt habe, ſonſt ſolle er ſelbſt einen Tanz in der Luft machen.

Als Miuccio das hörte, ging er auf ſein Zimmer und begann bitterlich zu klagen, indem er einſah, wie gläſern die Gunſt der Fürſten iſt, und wie kurz ihre Gnade währet. Während er nun ſo weinte und klagte, kam der Vogel zu ihm: »Ich bin im Stande, den Vogel aus dem Feuer zu ziehen. Faſſe Muth und fürchte nichts, Miuccio, ſo lange Du einen ſolchen Stamm zur Stütze haſt.« Darauf befahl er ihm, Pappe und Leim zu nehmen und drei groſſe Schlöſſer zu machen; dann ließ er drei Greiſe kommen, band an jedes Schloß einen und dieſe flogen nun in die Luft. Miuccio rief dann den König, der mit ſeinem ganzen Hofe herbeieilte, um das zu ſehen. Als er nun Miuccio's Gewandtheit gewahrte, liebte er ihn noch mehr und verſchwendete Liebkoſungen aus der andern Welt an ihm; das trug aber Schnee zu dem Neide der Königin und Feuer zu ihrem Zorn, da ſie ſah, daß Nichts ihr gelang; deshalb wachte ſie nie bei Tage, ohne daran zu denken, und ſchlief nie bei Nacht, ohne von etwas zu träumen, das den Dorn aus dem Wege räumen könnte.

Endlich kam ſie nach einigen Tagen zu dem Könige und ſagte: »Mein Gemahl, es iſt Zeit, zu unſerer Gröſſe und den Freuden vergangener Tage zurückzukehren; da Miuccio erklärt hat, er wolle die Fee blenden und dadurch nun, daß er ihre Augen auszahlte, Euch zu Eurem verlornen Königreiche verhelfen.« Der König, der den wunden Fleck berührt fühlte, rief ſogleich den Miuccio und ſagte zu ihm: »Ich bin ſehr erſtaunt, daß Du, da ich Dich doch ſo innig liebe, die Macht gehabt haſt, mir zu dem Sitze, von dem ich geſtürzt bin, wieder zu verhelfen, und dennoch ſo ſorglos und unthätig biſt, Dich nicht bemühſt, mich aus dem Elende, in dem ich jetzt bin, zu erretten, da Du mich doch von einer Stadt auf ein armſeliges Schloß und von der Herrſchaft über ſo viele Leute darauf beſchränkt ſiehſt, von vier Brod- und Suppenträgern bedient zu werden. Wenn Du nicht mein Unglück willſt, ſo eile gleich fort und blende die Augen der Fee, die mein Eigenthum inne hat; denn indem Du ihre Läden ſchlieſſeſt, öffneſt Du das Waarenlager meiner Gröſſe — indem Du ihre Laterne auslöſcheſt, zündeſt Du die Lampen meiner Ehre an, die jetzt trüb und finſter ſind.«

Als Miuccio dieſen Vorſchlag hörte, wollte er dem König antworten, er ſey ſchlecht unterrichtet, und irre ſich; denn er ſey kein Rabe, der Augen aushacken, und kein Bohrer, der Löcher bohren könne.

Aber der König erwiederte: »Kein Wort mehr! ich will es haben, und es muß geſchehen. Mache Deine Rechnung, damit ich in der Münze meines Gehirns die Bilance fertig habe: in der einen Schaale die Belohnung, wenn Du thuſt, was ich Dir ſage, in der andern die Strafe, wenn Du unterläſſeſt, was ich Dir befehle.«

Miuccio, der nicht gegen einen Felſen mit dem Kopfe laufen konnte, und mit einem Manne zu thun hatte, der unglücklicher Weiſe die Mutter der Tochter war, die ihm in den Weg fiel, ging auf eine Brücke ſich zu beklagen; da kam der Vogel zu ihm und ſagte zu ihm: »Iſt es möglich, Miuccio, daß Du Dich immer ins Waſſer ſtürzen willſt, um eines Glaſes Waſſer wegen? Wenn ich todt wäre, ja dann könnteſt Du die Thorheit begehen. Weißt Du nicht, daß ich Dein Leben höher achte, als das meinige? Darum faſſe Muth, komm mit mir und Du ſollſt ſehen, was ein Vogel thun kann.« Darauf flog er fort und ließ ſich in einem Walde nieder, wo er zu ſingen begann;

da kam ein ganzer Haufen Vögel um ihn herum, die er fragte, und ihnen verſicherte, daß derjenige, der die Hexe ihres Geſichtes beraubte, eine Sauvegarde gegen Habichte und Geier, und eine Sicherheitskarte gegen Schießgewehr, Armbrüſte, Bögen und Leimruthen der Vogelſteller haben ſolle.

Unter ihnen war eine Schwalbe, die ihr Neſt an einem Balken des Palaſtes gebaut hatte, und die Hexe haßte, weil ſie jedes Mal, wenn ſie ihre verwünſchten Beſchwörungen angeſangen, ſie mit den Räucherungen fortgetrieben hatte; daher, theils aus Rache, theils um die Belohnung zu erhalten, bot ſich dieſelbe an, den Auftrag auszuführen. Wie der Blitz ſo ſchnell, flog ſie in die Stadt, und in den Palaſt kommend, fand ſie die Fee auf einem Lager ausgeſtreckt, bei ihr zwei Jungfrauen, die ihr mit den Fächern Luft zuwehten. Die Schwalbe ſetzte ſich gerade über den Augen der Fee hin, ließ ihren Koth hinein fallen, und beraubte jene auf dieſe Weiſe des Geſichts. Als nun die Fee Nacht am Mittage ſah, ſo wußte ſie, daß durch dieſe Schlieſſung des Zollhauſes die Waaren des Königreichs verloren gingen, ſtieß das Geſchrei einer verdammten Seele aus, und eilte, ſich in gewiſſen Höhlen zu verſtecken, wo ſie, mit dem Kopfe gegen die Wand laufend, ihre Tage endete.

Als die Hexe fort war, ſandten die Miniſter eine Ambaſſade an den König, ihn zu bitten, wieder zu kommen und ſich des Hauſes zu erfreuen, da die Blindheit der Hexe dieſen glücklichen Tag herbeigeführt habe. Zugleich mit dieſer Ambaſſade kam Miuccio an, der auf des Vogels Anweiſung zu dem König ſagte: »Ich habe Euch ehrlich gedient. Die Hexe iſt geblendet, das Königreich iſt Euer; verdiene ich daher Belohnung, ſo verlange ich nichts weiter, als daß ich meinem eigenen Schickſal überlaſſen werde, ohne wieder ſolchen Gefahren ausgeſetzt zu ſeyn.«

Der König umarmte ihn mit äuſſerſter Zärtlichkeit, und ließ ihn bei ſich niederſitzen. Gott weiß, wie das die Königin kränkte; denn der vielfarbige Bogen, der ſich auf ihrem Geſichte zeigte, gab den Sturmwind zu erkennen, den ſie in ihrem Herzen gegen den armen Miuccio braute.

Nicht weit von dem Schloſſe war ein furchtbarer Drache, der in derſelben Geburt mit der Königin war, und als ihr Vater die Aſtrologen zuſammenberief, um dieſen Vorfall zu deuten, ſagten ſie, daß ſeine Tochter ſicher ſeyn würde, ſo lange der Drache ſicher wäre, doch wenn Eines ſtürbe, ſo ſey das Andere auch genöthiget, zu ſterben. Eine Sache allein könne alsdann die Königin wieder ins Leben zurückbringen, wenn man nehmlich ihre Bruſt, ihren Leib und ihre Naſenlöcher mit dem Blute dieſes Drachen ſalbte.

Die Königin nun, die die Wuth und Stärke des Thieres kannte, faßte den Gedanken, ihm den Miuccio in den Rachen zu liefern, feſt überzeugt, daß es nur einen Biſſen aus dieſem machen, und er gleich einer Erdbeere im Schlunde eines Bären ſeyn würde. Deshalb wandte ſie ſich zu dem Könige und ſagte zu ihm: »Ohne Zweifel iſt auch Miuccio der

Schatz Deines Hauſes, und Du wärſt undankbar, wenn Du ihn nicht liebteſt, beſonders da er den Wunſch geäuſſert hat, den Drachen zu tödten, der, wiewohl mein Bruder, doch Dein ſehr groſſer Feind iſt, und mir iſt ein Haar von meinem Gatten lieber, als hundert Brüder.«

Der König, der den Drachen haßte, und nicht wußte, wie er ihn aus dem Wege räumen ſolle, rief ſogleich den Minuccio und ſagte: »Ich weiß, daß Du Allem, wenn Du willſt, Feſſeln anlegen kannſt; deßhalb, da Du ſchon ſo viel gethan haſt, mußt Du mir noch eine Freude machen, dann kannſt Du gehen, wohin Du willſt. Eile, und tödte den Drachen; Du erzeigſt mir einen groſſen Dienſt damit, und ſollſt eine gute Belohnung dafür haben.« Als Minuccio dieſe Worte hörte, verlor er beinahe den Verſtand, und ſagte, ſobald er wieder im Stande war, ein Wort zu äuſſern, zu dem Könige: »Iſt das nun der Kopfſchmerz, wegen deſſen Ihr mich zum Reiben angenommen habt? Iſt mein Leben die Milch einer ſchwarzen Ziege, daß Ihr ſo verſchwenderiſch damit umgeht? Dies iſt kein Befehl: »Komm, tritt mir auf den Nacken!« denn es iſt ein Drache, der mit ſeinen Klauen zerreißt, mit ſeinem Kopfe betäubt, mit ſeinem Schwanze zerſchlägt, mit ſeinen Augen vergiftet. Habt Ihr Luſt, mich in den Tod zu ſchicken? Iſt das die Sinecure, zu der Ihr mir verhelft, weil ich Euch zum Königreiche verholfen habe? Wer iſt die ſchlechte Seele, die dieſen Würfel auf den Tiſch gebracht hat? Wer iſt der Höllenſohn, der Euch auf dieſe Sprünge gebracht und mit dieſen Worten geſchwängert hat?«

Der König, der ſo leicht wie eine Blaſe im Verſprechen, aber feſter wie ein Fels im Halten war, wenn er einmal etwas geſagt hatte, ſtampfte mit den Füßen und ſchrie: »Haſt gethan, haſt gethan, und kannſt nun das Letzte nicht! aber kein Wort mehr; bringe mir die Plage aus dem Königreich, oder ich bringe Dich ums Leben!« Der unglückliche Miuccio, der da fühlte, daß ihm bald eine Gnade, bald eine Drohung zugefügt, ihm bald das Geſicht geſtreichelt, bald ein Schlag in den Nacken gegeben, daß er bald heiß, bald kalt empfangen wurde, ſah ein, wie veränderlich Hofgunſt ſey, und wünſchte den König gar nicht zu kennen. Da er aber wußte, daß einem mächtigen, dummen Manne zu antworten ſo gut iſt, wie einen Löwen an dem Barte zupfen, ſo ging er fort, ſein Schickſal verwünſchend, das ihn an den Hof geführt hatte, um ſeine Lebenstage abzukürzen, und ſetzte ſich nieder auf einer Stufe vor der Thüre, mit dem Kopfe zwiſchen den Knieen, ſeine Schuh mit ſeinen Thränen waſchend, und den Boden mit ſeinen Seufzern erwärmend, als — ſiehe! — der Vogel ankommt, mit ſeinem Kraut im Schnabel, es dem Miuccio in den Schooß wirft, und ſagt: »Steh' auf, Miuccio, und beruhige Dich; Du wirſt nicht »lad' ab den Eſel« mit Deinen Tagen ſpielen, ſondern »Puff« mit dem Drachen. Nimm dieſes Kraut, und wenn Du an die Höhle des verhaßten Thieres kommſt, ſo wirf es hinein; der Drache wird davon ſo entſetzlich müde werden, daß er ſogleich in tiefen Schlaf fällt; dann kannſt Du ihm mit einem guten Meſſer durch Stechen und Schneiden bald den Reſt geben. Drum komme, es wird beſſer gehen, als Du denkſt. Genug, ich weiß, was ich vermag; wir haben mehr Zeit, als Geld, und wer Zeit hat, hat Leben.«

Als Minccio das hörte, ſprang er auf, verſah ſich mit einem guten Meſſer, nahm das Kraut und ging zu des Drachen Höhle, die unter einem Berge von ſolcher Größſe war, daß die drei Berge, welche Stufen für die Rieſen abgaben, ihm nicht an den Leib reichten. Als er hinkam, warf er das Kraut in die Höhle, augenblicklich bemächtigte ſich der Schlaf des Drachen, und Miuccio begann, ihn zurecht zu ſchneiden.

Während er nun ſo an der Beſtie herumſchnitt, fühlte die Königin, daß ihr Herz durchſchnitten ſey, und da ſie einſah, wohin ſie ſich gebracht, bemerkte ſie ihren Irrthum, ſich den Tod ſo wohlfeil gekauft zu haben. Sie rief ihren Gatten, erzählte ihm, was die Aſtrologen verkündet hatten, wie ihr Leben von dem Drachen abhinge, und ſie befürchte, Miuccio habe ihn bereits getödtet, da ſie ſich immer ſchwächer werden fühle. Der König erwiederte: »Wenn Du wußteſt, daß das Leben des Drachen der Halt Deines Lebens und die Wurzel Deiner Tage war, warum lieſſeſt Du mich dem Miuccio dieſen Befehl ertheilen? Weſſen Schuld iſt es? Du haſt das Böſe ſelbſt gethan und mußt es beweinen; Du haſt das Glas ſelbſt zerbrochen und mußt es bezahlen.«

Die Königin antwortete: »Ich habe nie geglaubt, daß ein ſimpler Burſch die Kraft und Gewandtheit hätte, ein Thier zu Boden zu werfen, das ſich nichts aus einer Armee machte, und meinte, er würde ſeine Lungen da laſſen; da ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht habe, und die Barke meiner Projekte aus ihrer Fahrt gekommen iſt, ſo erzeige mir eine Freude, wenn Du mich liebſt. Wenn ich todt bin, ſo nimm einen in das Blut des Drachen getauchten Schwamm, und ſalbe alle Extremitäten meines Körpers damit, bevor Du mich begräbſt.« — »Das iſt eine Kleinigkeit gegen die Liebe, die ich zu Dir hege,« ſagte der König, »und reicht das Blut des Drachen nicht hin, ſo will ich mein eigenes nehmen, um Dich zufrieden zu ſtellen.«

Die Königin wollte ihm danken, aber der Athem ging ihr aus, denn gerade zu derſelben Zeit hatte Miuccio dem Drachen den Garaus gemacht.

Er war kaum zu dem Könige gekommen mit der Nachricht, als dieſer ihm befahl, zurückzugehen, um Blut von dem Drachen zu holen; da er aber neugierig war, die von Miuccio's Hand vollbrachte That zu ſehen, ſo folgte er ihm nach. Kaum war Miuccio aus dem Palaſt, als ſich auch ſchon der Vogel zu ihm geſellte und fragte: »Wo gehſt Du hin?« Miuccio antwortete: »Ich gehe, wohin der König mich ſendet, denn er läßt mich vorwärts und rückwärts gehen wie ein Weberſchiff, und geſtattet mir keine Ruhe.« — »Was ſollſt Du thun?« fragte der Vogel. — »Blut vom Drachen holen,« erwiederte Miuccio. Darauf ſagte der Vogel: »Unglücklicher Jüngling! dieſes Drachenblut wird böſes Blut für Dich ſeyn, denn es wird Deinen Untergang bereiten; durch dieſes Blut wird der böſe Urſprung aller Deiner Mühen, der Dich beſtändig neuen Gefahren preis giebt, damit Du Dein Leben dabei einbüſſeſt, neu belebt werden, und der König, der ſich von einer edlen Schlange bei der Naſe herumführen läßt, befiehlt Dir, wie einem Verworfenen, Dein Leben, das aus ſeinem eigenen königlichen Blute entſpringt, das ein reiner Sprößling jener Pflanze iſt, aufs Spiel zu ſezzen. Der unglückliche Mann kennt Dich aber nicht, wiewohl die groſſe Neigung, die er zu Dir hegt, ein Zeichen der Verwandtſchaft iſt. Obendrein ſollten die Dienſte, die Du ihm geleiſtet haſt, und der Vortheil, einen ſolchen vortrefflichen Erben an Dir zu haben, machen, daß die unglückliche Portiella, Deine Mutter, die ſchon vierzehn Jahre lang lebendig in dem Kerker begraben iſt, wo ſie in ihrer Jugendſchönheit eingemauert wurde, Gnade vor ihm finde.«

Als die Fee ſo ſprach, kam der König, der jedes Wort vernommen hatte, näher, um beſſer zu hören, und da er fand, daß Miuccio der Sohn der Portiella ſey, die von ihm ſchwanger geworden war, und daß Portiella noch in ihrem Kerker lebe, ſo gab er ſogleich den Befehl, ſie zu erlöſen und zu ihm zu bringen. Als er ſie nun ſchöner als je wieder ſah, was ſie der Sorgfalt des Vogels verdankte, ſo konnte er gar nicht aufhören, Mutter und Sohn wechſelsweiſe an ſein Herz zu drücken, ſie um Verzeihung bittend für die ſchlechte Behandlung, die Sie erlitten hatte, und die Gefahren, denen Er ausgeſetzt geweſen war. Darauf ließ er Portiella mit den reichſten Gewändern der verſtorbenen Königin bekleiden und machte ſie zu ſeinem Weibe. — Da er nun erfahren hatte, daß ihre Erhaltung und die Rettung ſeines Sohnes aus ſo vielen Gefahren einzig und allein von der Nahrung, die der Vogel ihr gebracht und dem Rathe, den er ihm gegeben, herrühre, ſo bot er ihm ſeine Staaten und ſein Leben an. Der Vogel aber ſagte, er wolle keine andere Belohnung für alle Dienſte, als Miuccio zum Gemahl, verwandelte ſich bei dieſen Worten in eine wunderſchöne Jungfrau und wurde zu des Königs und Portiella's größter Zufriedenheit Miuccio's Gattin.

Während die todte Königin hinaus geworfen war, erndtete das junge Paar Glück hauſenweiſe. Um aber die Feſtlichkeit grösser zu machen, gingen ſie in ihr eigenes Königreich, wo ſie mit Schmerzen erwartet wurden. Jedermann ſchrieb dieſes Glück der Fee zu, wegen der Wohlthat, die Portiella ihr erwieſen hatte; denn, am Schluſſe der Schlüſſe:

»Eine gute That geht nie verloren.«

Das Ziegengeſicht.

Ein Bauer hatte zwölf Töchter; keine war einen Kopf höher als die andere, denn jedes Jahr ſchenkte die gute Frau Ceccuzza ihrem

Manne ein Töchterlein, ſo daß der arme Schelm, um ſie ehrlich durchzubringen, jeden Morgen hinging und den ganzen Tag hindurch grub, ſo daß man nicht füglich ſagen konnte, ob ihm mehr Schweiß von der Stirn rann, oder er mehr in die Hand ſpie. Kurz er bewahrte ſeine kleine Heerde durch den Ertrag dieſer Arbeit vor dem Hungertode.

Er grub eines Tages am Fuß eines Berges, der der Luginsland der anderen Berge war, ſo hoch ſtreckte er ſein Haupt in die Wolken, um zu ſehen was im Himmel verging, und zwar nahe bei einer Höhle in dieſem Berge, die ſo dunkel, ſo dunkel war, daß die Sonne ſich fürchtete, hineinzugehen. Aus dieſer Höhle kam eine grüne Eidechſe, ſo dick wie ein Krocodil, und der arme Bauer erſchrack ſo ſehr, daß er nicht die Kraft hatte, vom Flecke zu gehen, indem er fürchtete, von dem häßlichen Thiere verſchlungen zu werden. Aber die Eidechſe richtete ſich auf und ſagte: »Fürchte Dich nicht, guter Mann, denn ich will Dir nichts zu Leide, ſondern etwas zu Gute thun.« Als Maſaniello, ſo hieß der Bauer, das hörte, fiel er auf die Kniee und ſagte: »Madame Ungenannt, ich bin gänzlich in Ihrer Macht; handeln Sie wie eine vortreffliche Perſon, und haben Sie Mitleiden mit dieſem armen Manne, der zwölf Aeſte zu erhalten hat.« — »Ebendeswegen« — ſagte die Eidechſe — »bin ich geneigt, Euch zu helfen; darum bringt mir Morgen früh Eure jüngſte Tochter, ich will ſie erziehen wie mein eigenes Kind und ſo lieb haben, wie mein Leben.«

Als der arme Vater dieſes hörte, wurde er beſtürzter als ein Dieb, bei dem man das geſtohlene Gut findet. Denn da die Eidechſe nach einer von ſeinen Töchtern, und zwar nach der jüngſten und zarteſten fragte, ſo ſchloß er, daß auf dem Kleide keine Wolle ſey, und daß ſie wohl nur einen Mundvoll haben wolle, um ihren Appetit zu beſchwichtigen; er ſagte daher zu ſich ſelbſt: »Gebe ich ihr meine Tochter, ſo gebe ich ihr meine Seele; ſchlage ich ſie ihr ab, ſo nimmt ſie meinen eigenen Körper; überlaſſe ich ſie ihr, ſo verliere ich meine eigenen Eingeweide; weigere ich mich, ſo ſaugt ſie mir das Blut aus; willige ich ein, ſo gebe ich ihr einen Theil von mir; thue ich es nicht, ſo nimmt ſie das Ganze. — Was ſoll ich thun? welchen Plan faſſen? welchen Weg einſchlagen? Das war ein ſchlechtes Tagewerk! Welches Unglück iſt vom Himmel auf mich herabgefallen!«

Während er ſo ſprach, ſagte die Eidechſe zu ihm: »Entſchlieſſe Dich ſchnell, und thue, was ich Dir geſagt habe, oder Du wirſt Deine Gebeine hier laſſen; ſo will ich's haben und ſo ſoll es ſeyn.« Als Maſaniello dies Urtheil hörte und nirgends zu appelliren wußte, ſo ging er ganz melancholiſch nach Hauſe, und ſo gelb im Geſicht, als wenn er die Gelbſucht hätte. Als Ceccuzza ihn ſo bleich, verfallen und elend ſah, fragte ſie ihn: »Was iſt Dir wiederfahren, Mann? Haſt Du mit Jemanden Streit gehabt? Iſt eine Pfändung im Werke gegen Dich? oder iſt der Eſel geſtorben?« — »Nichts von dem Allen,« erwiederte Maſaniello, »aber eine gehörnte Eidechſe hat mir ſolchen Schreck eingejagt; denn ſie hat mir gedroht, daß ſie mir das Garaus machen würde, wenn ich ihr nicht meine jüngſte Tochter brächte. Mein Kopf dreht ſich wie ein Kreiſel. Ich weiß nicht, welchen Fiſch ich nehmen ſoll; auf der einen Seite treibt mich die Liebe, auf der andern die Sorge für die Meinigen. Ich habe Renzolla ſehr lieb, aber mein eigenes Leben auch. Gebe ich ihr nicht die Früchte meiner Lenden, ſo nimmt ſie die ganze Maſſe dieſes unglücklichen Körpers. Darum rathe mir, theure Ceccuzza, oder ich bin verloren.« Als die Frau das hörte, ſagte ſie: »Wer weiß, dieſe Eidechſe macht vielleicht allem unſerem Unglück ein Ende. Sieh doch, wie oft wir uns die Axt vor die Füſſe legen, und wenn wir Falkenaugen haben ſollten, um das Gute zu ſehen, das uns in die Arme läuft, ſo haben wir Schuppen auf den Augen. Wir haben jetzt den Haken in der Hand, um das Glück feſt zu halten, darum gehe hin und bringe ſie ihr, denn meine Ahnung ſagt mir, es werde zum Beſten der armen Kleinen ſeyn.«

Maſaniello billigte ihre Rede, und am nächſten Morgen, als die Sonne mit ihrer Strahlenbürſte anfing den Himmel zu ſcheuern, den die Schatten der Nacht beſchmutzt hatten, nahm er das kleine Mädchen bei der Hand, und führte es nach der Höhle; die Eidechſe, welche auf ihn wartete, kam ſogleich auf ihn zu, gab ihm einen Beutel mit Pataken und ſagte, das Kind nehmend: »Geh nur, und verheirathe Deine andern Töchter mit dieſem Gelde und lebe glücklich, denn Renzolla hat Vater und Mutter gefunden; wohl ihr, daß ihr ein ſolches Glück begegnet!«

Maſaniello, hoch erfreut, dankte ſehr, kehrte zu ſeiner Frau zurück und zeigte ihr das Geld, mit dem er alle ſeine anderen Töchter ausſtattete und doch noch genug Eſſig übrig behielt, um die Mühen ſeines ganzen übrigen Lebens damit hinunter zu ſpülen.

Sobald die Eidechſe Renzolla bekommen hatte, ließ ſie einen prächtigen Palaſt erſcheinen, brachte das Kind hinein und erzog es in ſolchem Glanz und Herrlichkeit, daß es ſelbſt die Augen einer Königin geblendet haben würde. Ihr könnt ſicher ſeyn, daß es ihr nicht an

Ameiſenmilch fehlte. Ihre Nahrung paßte ſich für einen Grafen und ihre Kleidung für einen Prinzen. Sie hatte hundert Mädchen zu ihrer Bedienung und wurde durch die gute Behandlung in vier Sekunden ſo rund wie ein Ring.

Es trug ſich zu, daß der König, als er zufällig in dieſer Gegend jagte, von der Nacht überraſcht wurde, und, nicht wiſſend, wohin er ſein Haupt legen ſolle, in dem Palaſte Licht ſah; deshalb ſandte er einen ſeiner Diener ab, um den Eigenthümer um ein Nachtquartier zu bitten. Als der Diener zu der Eidechſe kam, die wie eine ſchöne Dame erſchien, und ſein Anliegen vorbrachte, ſo ſagte ſie, daß der König tauſend Mal willkommen wäre und es weder an Brod noch an einem Meſſer fehlen ſolle. Der König begab ſich, als er dieſe Antwort vernahm, dahin, und wurde wie ein Ritter empfangen. Hundert Pagen gingen ihm mit brennenden Fackeln entgegen, und ſahen aus wie die Dienerſchaft eines vornehmen Mannes. Hundert andere Pagen deckten den Tiſch, und waren anzuſchauen wie eben ſo viele Apothekerburſchen, wenn ſie den Kranken Herzſtärkung bringen. Hundert Andere machten ein gewaltiges Geräuſch mit Muſik; über Alles aber war Renzolla, die den König bediente, und ihm mit ſo vieler Liebenswürdigkeit zu trinken reichte, daß er mehr Liebe als Wein einſchlürfte.

Als das Mahl geendet war und die Tiſche abgedeckt, ging der König zu Bett, und Renzolla zog ihm ſelbſt die Strümpfe von den Füſſen und das Herz aus der Bruſt, ſo gewaltig, daß er fühlte, wie das Gift der Liebe, ſobald er von ihren ſchönen Händen berührt wurde, aus den Füſſen in die Höhe ſtieg und ſeine Seele erfüllte. Um daher dem Tode zuvorzukommen, beſchloß er, das Gegengift für dieſe Schönheiten zu verſuchen und es ſich zu verſchaffen, und die Fee, welche Sorge für ihre Erziehung trug, rufend, verlangte er von ihr Renzolla zur Gattin. Da jene nur auf ihres Pflegekindes Glück bedacht war, ſo willigte ſie nicht allein mit Freuden ein, ſondern ſteuerte daſſelbe auch noch mit ſieben Beuteln Goldes aus.

Der König, hocherfreut über dieſes Glück, reiſte mit Renzolla ab, die, ungezogen und undankbar nach ſo vielen ihr erzeigten Wohlthaten, bei dem Abſchiede der Fee kein freundliches Wörtchen ſagte. Dieſe, entrüſtet über ihr Betragen, verfluchte ſie und wünſchte, daß ſie ein Geſicht wie eine Ziege bekäme. Kaum hatte ſie dies geäuſſert, als ſich auch ſchon ein, einen halben Fuß langer Bart an Renzolla's Kinn anſetzte; ihre Kinnbacken verlängerten ſich, ihr Geſicht ſchrumpfte ein, aus ihren ſchönen Lokken wurden ein Paar Hörner, kurz Renzolla hatte ein Ziegengeſicht.

Als der arme König das ſah, war er wie vom Donner gerührt, da er nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß eine Schönheit mit zwei Sonnen plötzlich ſo verändert werden könnte. Seufzend und weinend rief er aus: »Wo ſind die Locken, die mich feſſelten? die Augen, die mich durchbohrten? Wo iſt der Mund, die Falle meiner Seele, die Angel meines Gemüthes, der Branntwein meines Herzens? Soll ich denn der Gatte einer Ziege ſeyn und Bock heiſſen? Nein, nein! mein Herz ſoll nicht brechen um einer Ziege willen, die mich ſtößt und meine Hemden ſchmutzig macht.«

Dieſes ſagend, ſchickte er, ſobald er in ſeinem Palaſte angekommen war, Renzolla in die Küche mit einem Dienſtmädchen und gab jeder von ihnen ein Bund Flachs, mit dem Befehl, es am Ende der Woche geſponnen zu haben.

Das Mädchen, dem Könige gehorſam, fing an, den Flachs zu hecheln, bereitete ihn, that ihn auf die Spindel und arbeitete friſch, ſo daß ſie am Sonnabend Abend fertig war. Renzolla, die aber glaubte, ſie ſey noch immer dieſelbe, die ſie im Hauſe der Fee geweſen war, weil ſie nicht in den Spiegel geſehen hatte, warf den Flachs aus dem Fenſter und ſagte: »Das iſt wahrhaftig recht hübſch vom Könige, mir eine ſolche Beſchäftigung zu geben. Wenn er Hemden braucht, ſo kann er ſich welche kaufen, und mich nicht für ihn ſclaven laſſen wollen. Er ſollte ſich erinnern, daß ich ihm ſieden Beutel Goldes mitgebracht habe, und daß ich ſeine Frau und nicht ſeine Magd bin; er iſt ein rechter Eſel, mich ſo behandeln zu wollen.«

Als nun der Sonntag herankam, und ſie ſah, daß die Magd allen ihren Flachs geſponnen habe, fürchtete ſie ſich doch, etwas gehechelt zu werden, und ging daher nach dem Palaſt der Fee, um dieſer ihr Schickſal zu erzählen. Die Fee umarmte ſie herzlich und ſchenkte ihr einen groſſen Beutel voll geſponnenen Flachſes, um ihn dem Könige zu geben und ihm zu zeigen, daß ſie eine gute Hausfrau ſey. Renzolla nahm den Sack und ging, ohne ſich bei ihr zu bedanken, nach dem Palaſte des Königs zurück, ſo daß die Fee nichts als Steine von dem Boden des undankbaren Mädchens erntete.

Als der König den Flachs in Empfang genommen hatte, gab er ihnen zwei Hunde, einen ihr, den andern dem Mädchen, mit dem Befehl, die Thiere zu füttern und aufzuziehen. Das Mädchen that das rechtſchaffen und behandelte ihren Hund wie ein Kind. Aber Renzolla ſagte: »Mein Papa gab mir den Rath, wenn man Türken bekommt, ſolle man ſie hinauswerfen. Bin ich denn dazu da, Hunde zu kämmen und zu dreſſiren?« Bei dieſen Worten warf ſie den Hund aus dem Fenſter, was ein ganz anderes Ding war, als wäre er in den Schooß geſprungen.

Nach einigen Monaten fragte der König nach den Hunden. Renzolla roch Unrath, und eilte wieder zu der Fee. Am Schloßthor fand ſie aber einen alten Mann, der der Pförtner war und zu ihr ſagte: »Wer biſt Du und was willſt Du?« Als ſie ſich ſo kurz anreden hörte, erwiederte ſie: »Kennſt Du mich nicht, Du Ziegenbart?« — »Reichſt Du mir das Meſſer,« verſetzte der Alte. »Da folgt ja der Dieb dem Büttel. Laß ab, ſagte der Topf, Du machſt mich ſchmutzig. Wirf Dich hin, oder Du wirſt fallen. — Ich ein Ziegenbart? Du biſt anderthalb Mal ſelbſt ein Ziegenbart; denn Du verdienſt das und noch mehr für Deine Unverſchämtheit. Wart' ein Weilchen, und ich will es Dir klar machen; Du wirſt ſehen, wohin

Dein Vornehmthun und Deine Schaamloſigkeit Dich gebracht haben.«

Bei dieſen Worten lief er in ein kleines Zimmer, holte einen Spiegel und hielt ihn Renzollen vor das Geſicht, ſo daß dieſe, als ſie ihr häßliches, haariges Antlitz darin erblickte, beinahe vor Schrecken geſtorben wäre. Rinaldo's Grauſen, als er ſich ſelbſt in dem bezauberten Schilde ſo verändert erblickte, war nichts gegen ihre Verzweiflung, da ſie ſich ſo entſtellt ſah. Der alte Mann ſagte darauf zu ihr: »Du ſollteſt Dich erinnern, Renzolla, daß Du die Tochter eines Bauern biſt und die Fee Dich zu dem Range einer Königin erhoben hat; aber Du, rohes, ungeſittetes, undankbares Ding, haſt hr nicht die mindeſte Erkenntlichkeit oder Zuneigung dafür bewieſen. Deshalb nimm und ſieh', ch' damit fort und komm' des Uebrigen wegen urück. Gute Sitten trittſt Du mit Füßen, etzt weißt Du, was Du dafür bekommen haſt; enn durch die Verwünſchung der Fee haſt Du icht allein ein anderes Geſicht, ſondern auch inen andern Stand bekommen. Willſt Du aber handeln, wie es ſich für einen ſolchen weiſſen Bart geziemt, ſo wirf Dich der Fee zu Füſſen, zerrauſe Deinen Bart, zerkratze das Geſicht, zerſchlage die Bruſt und bitte ſie um Verzeihung für Dein ſchlechtes Betragen; ſie iſt gutherzig und wird Mitleid mit Deinem Unglück haben.«

Renzolla, welche einſah, daß er den rechten Schlüſſel berührt und den Nagel auf den Kopf getroffen habe, befolgte ſeinen Rath. Die Fee umarmte und küßte ſie und gab ihr ihre urſprüngliche Geſtalt wieder. Sie zog ihr darauf ein mit Gold beſetztes Kleid an, und brachte ſie in einer prächtigen Kutſche, von einer groſſen Dienerſchaft begleitet, wieder zu dem Könige zurück, der, als er ſie ſo ſchön und ſo geſchmückt ſah, ſich mehr als je in ſie verliebte, ſich wegen der Leiden, die ſie hatte tragen müſſen, aber auch zugleich mit dem häßlichen Ziegengeſicht, das die Urſache geweſen war, entſchuldigte.

So lebte nun Renzolla glücklich, liebte ihren Gatten, ehrte die Fee und bezeigte ſich dankbar gegen den alten Mann, nachdem ſie auf ihre Koſten gelernt hatte, daß

»es immer gut ſey, artig zu ſeyn.«

Gagliuſo.

Es war einmal in der Stadt Neapel ein alter, armer, armer Mann. Er war ſo elend, ſo runzlicht, ſo eingeſchrumpft, und hatte nicht einen einzigen Lumpen, ſeine Blöße zu bedecken, ſo daß er umher ging nackt, wie eine Fliege.

Da er nun nahe daran war, die Säcke dieſes Lebens abzuſchütteln, ſo rief er ſeine Söhne Oratiello und Pippo, und ſagte zu ihnen: »Ich werde jetzt von dem Rechnungsführer gerufen, um die Schuld, die die Natur an mich zu fordern hat, zu bezahlen, und glaubt mir, wenn Ihr Chriſten ſeyd, daß es mir groſſes Vergnügen machen würde, dieſen Elendshaufen, dieſe

Wehſchlucht zu verlaſſen, lieſſe ich Euch nicht zurück, ein Paar erbärmlicher Geſellen, ſo dick wie St. Clara auf den fünf Straſſen von Melito, ohne einen einzigen Stich an Euch, ſo rein wie ein Barbierbecken, ſo glatt wie die Oberfläche eines Springbrunnens, ſo trocken wie ein Pflaumenſtein, die Ihr nicht ſo viel habt, um eine Fliege zu fangen; und lieſt Ihr hundert Meilen, nicht ein Staubkörnchen würde Euch entfallen, da mein Unſtern mich hinſetzte, wo nichts Gutes zu bekommen war, und daß ſie mich gerade wie ich bin, in den Büchern eintragen; denn ich habe immer mich beholfen und geſtreckt, und bin ohne Licht zu Bette gegangen. Demungeachtet will ich aber doch, da ich nun ſterben muß, Euch ein Zeichen meiner Liebe hinterlaſſen. Darum nimm Du, Oratiello, mein Erſtgeborner, das Sieb, das an der Mauer hängt, damit kannſt Du Dir Dein Brod erwerben; und Du, der Du der Jüngſte biſt, nimm die Katze und erinnere Dich Deines Papa's.« Als er das geſagt hatte, fing er an zu winſeln, und nach einer Weile ſprach er: »Gott ſey mit Euch! es wird Nacht.«

Oratiello ließ den Vater durch die Armenpfleger begraben, nahm das Sieb, und ſiebte hier und dort herum, um ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen; je mehr er ſiebte, deſto mehr verdiente er. Pippo, die Katze nehmend, rief: »Nun ſeh' mir Einer, welches hübſche Vermächtniß mir der Vater hinterlaſſen hat. Ich bin kaum im Stande, mir ſelbſt durchzuhelſen und muß nun für Zwei ſorgen. Was nützt mir die erbärmliche Erbſchaft? ich bin überzeugt, daß ich ohne dieſelbe viel weiter käme.«

Die Katze, die dieſes Selbſtgeſpräch anhörte, ſagte zu ihm: »Du quälſt Dich ohne Grund; Du haſt mehr Glück als Verſtand, aber Du kennſt Dein Glück nicht; ich bin im Stande, Dich reich zu machen, wenn ich darauf ausgehe.« Als Pippo das vernahm, bedankte er ſich bei der Katze, ſtreichelte ihr drei oder vier Mal den Rücken und empfahl ſich ihr auf das wärmſte.

Die Katze hatte nun Mitleid mit dem unglücklichen Gagliuſo, und jeden Morgen, wenn die Sonne mit dem Lichtköder die goldene Angel auswarf und nach den Schatten der Nacht fiſchte, begab ſie ſich entweder an das Ufer von Chiaja oder nach dem Fiſchfelſen (Preta de lo Pesce), und einen guten Steinbutt oder einen andern Fiſch fangend, ſackte ſie ihn ein, brachte ihn zu dem Könige und ſagte: »Mein Gebieter, Herr von Gagliuſo, Eurer Hoheit unterthänigſter Sklave, ſendet Euch ehrfurchtsvoll dieſen Fiſch und ſpricht: Für einen ſo groſſen Herrn ein kleines Geſchenk.«

Der König erwiederte mit freudigem Antlitz, wie er es immer denen zu zeigen pflegte, die etwas brachten: »Sage dieſem Herrn, den ich nicht kenne, ich laſſe ihm herzlich danken.«

Ein anderes Mal lief die Katze dahin, wo man Vögel jagte in Sümpfen oder Feldern, und wenn die Jäger ein Repphuhn oder eine Schnecke herunter gebracht hatten, ſo raffte ſie's auf und brachte es dem Könige mit derſelben Botſchaft. Dies that ſie ſo lange, bis er eines

Morgens zu ihr ſagte: »Ich fühle mich dieſem Lord Gagliuſo ſo ſehr verbunden, daß ich lebhaft wünſche, ſeine Bekanntſchaft zu machen, um ihm die vielen Höflichkeiten zu erwiedern.« Darauf antwortete die Katze: »Herr von Gagliuſo wünſcht ſehnlichſt, ſein Leben und ſein Blut für Eurer Hoheit Krone zu wagen, und wird ohnfehlbar morgen früh, ſobald die Sonne die Stoppeln des Luftfeldes angezündet hat, kommen, Euch ſeine Aufwartung zu machen.«

Am nächſten Morgen ging die Katze wiederum zum Könige und ſagte: »Majeſtät! Herr von Gagliuſo läßt ſich entſchuldigen; ſeine Kämmerlinge ſind heute Nacht davon gelaufen und haben ihm nicht einmal ein Hemd gelaſſen.« Als der König das hörte, ließ er ſogleich eine Menge Kleider und Wäſche aus ſeiner Garderobe nehmen und ſandte ſie dem Gagliuſo. Ehe zwei Stunden vergingen, begab ſich dieſer, von der Katze geleitet, nach dem Palaſte, wo er eine Menge Komplimente vom Könige empfing, der ihn an ſeiner Seite ſitzen ließ und ihn ſo prächtig traktirte, daß Ihr Euch darüber verwundern würdet.

Während ſie aſſen, wandte ſich Gagliuſo von Zeit zu Zeit zu der Katze und ſagte zu ihr: »Mein Schätzchen, laß dieſe vier Finger Dir empfohlen ſeyn, damit ſie nicht auf den unrechten Weg kommen,« und die Katze pflegte zu antworten: »Seyd ruhig, ſeyd ruhig, ſprecht nicht von ſo erbärmlichen Dingen.« Da der König zu wiſſen wünſchte, wovon die Rede ſey, ſo antwortete die Katze, daß er eine kleine Citrone verlange und der König ließ ſogleich einen ganzen Korb voll aus dem Garten holen. Gagliuſo fing wieder von Neuem ſo an und die Katze hieß ihn wieder ſchweigen; der König fragte wieder, wovon die Rede ſey, und die Katze hatte eine andere Entſchuldigung für Gagliuſo's Unwiſſenheit bei der Hand.

Nachdem ſie nun eine gute Weile gegeſſen und geplaudert hatten, beurlaubte ſich Gagliuſo und die Katze blieb bei dem Könige, die Vorzüge, den Verſtand und den Geiſt Gagliuſo's, vor Allem aber ſeine groſſen Reichthümer in den römiſchen und lombardiſchen Ebenen, die ihn wohl berechtigten, in eine Königsfamilie hineinzuheirathen, über die Maaßen zu preiſen. Der König fragte, wie hoch ſich wohl ſein Vermögen beliefe, und die Katze erwiederte, Niemand könne die Mobilien, Immobilien und das Hausgeräthe dieſes ungeheuer reichen Mannes, der ſelber nicht wiſſe, was er beſäſſe, zählen. Wünſche aber der König Erkundigungen darüber einzuziehen, ſo möge er nur Leute mit ihr aus dem Königreiche ſenden, und ſie würde ihm beweiſen, daß ihr Herr, was den Reichthum beträfe, in der ganzen Welt ſeines Gleichen ſuche.

Der König rief einige zuverläſſige Leute und trug ihnen auf, die Sache genau zu erforſchen. Dieſe folgten der Katze, welche, ſobald ſie über die Grenzen des Königreichs war, von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, Erfriſchungen zu beſorgen, vorauszulaufen pflegte. Wo ſie nun eine Heerde Schafe, Kühe, Pferde oder Ferkel antraf, rief ſie dem Hirten und den Hirtenjungen zu: »Nehmt Euch in Acht! es kommt ein

Trupp Räuber, um Alles fortzuſchleppen. Wünſcht Ihr Euch nun der Wuth derſelben zu entziehen, ſo ſagt, es gehöre dem Herrn von Gagliuſo, und kein Haar wird Euch gekrümmt werden.«

Daſſelbe ſagte ſie auf allen Meierhöfen, die ſie unterwegs antraf, ſo daß des Königs Leute, wohin ſie auch kamen, überall die Geige geſtimmt fanden; denn Alles gehörte dem Herrn von Gagliuſo. Am Ende wurden ſie des Fragens überdrüſſig, gingen deshalb zurück zu dem Könige, und erzählten ihm Berge und Seen von den Reichthümern des Herrn von Gagliuſo. Als er dieſes hörte, verſprach er der Katze ein gutes Trinkgeld, wenn ſie die Heirath zu Stande brächte. Der Katze, die den Kuppler zwiſchen ſpielte, gelang es auch endlich, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Gagliuſo kam und der König gab ihm ſeine Tochter und eine reiche Mitgift.

Am Ende des Feſtmonates wünſchte Gagliuſo ſeine Frau auf ſeine Güter zu führen. Der König begleitete ihn bis an die Grenze und er ging nach der Lombardei, wo er auf den Rath der Katze Güter kaufte und ein Baron wurde.

Als Gagliuſo ſich nun ſo auſſerordentlich reich ſah, dankte er der Katze über allen Ausdruck, und ſagte, daß er ihren guten Dienſten ſein Leben und ſeine Gröſſe verdanke; und daß die Geſcheidtheit einer Katze mehr für ihn gethan habe, als die Geſchicklichkeit ſeines Vaters. Sie könne, fuhr er fort, mit ſeinem Leben und ſeinem Eigenthum ſchalten und walten, wie es ihr gefalle, und er verſpräche ihr, wenn ſie ſtürbe, was aber nach ſeinem Wunſche erſt in hundert Jahren geſchehen möge, ſo wolle er ſie einbalſamiren, in einen goldenen Sarg legen und auf ſein Zimmer bringen laſſen, damit ihm ihr Andenken beſtändig vor Augen ſey.

Die Katze hörte dieſe verſchwenderiſchen Verſprechungen an und ſtellte ſich in den nächſten Tagen todt, indem ſie ſich der Länge nach im Garten ausſtreckte. Gagliuſo's Frau gewahrte es und rief: »Welch ein Unglück! die Katze iſt todt, mein Gemahl!« — »Sterbe der Teufel mit ihr,« ſagte Gagliuſo, »beſſer ſie, als wir.«

— »Was ſollen wir mit ihr anfangen?« ſagte die Frau. — »Nimm ſie bei den Beinen und wirf ſie fort,« ſagte er.

Die Katze, die die böſe Antwort hörte, als ſie ſie am wenigſten vermuthete, rief: »Das iſt wohl die Belohnung dafür, daß ich die Fliegen von Euch abgewehrt habe?. das iſt wohl der Dank, daß ich Euch von Lumpen befreit habe? das iſt die Vergeltung, daß ich Euch ſchön kleidete und fütterte, als Ihr ein armer, verhungerter, erbärmlicher, ſchlotterhoſiger Schuft war't?«

»Das kommt davon, wenn man einem Eſel den Kopf wäſcht. Verflucht ſey Alles, was ich für Euch that; Ihr ſeyd nicht werth, daß ich Euch ins Geſicht ſpeie. Einen ſchönen goldenen Sarg habt Ihr mir machen laſſen; ein ſchönes Leichenbegängniß wolltet Ihr mir ausrichten! Geht nur! dienen und arbeiten, ſich abquälen, ſchwitzen, um ſolchen Lohn dafür zu haben! Wehe dem, der eine gute That in Hoffnung auf Vergeltung thut. Wie richtig ſagt nicht der Philoſoph: Wer als ein Eſel ſchlafen geht, ſteht als ein Eſel wieder auf. Wer am Meiſten thut, hat am wenigſten zu erwarten. Aber gute Worte und ſchlechte Thaten täuſchen ſowohl Weiſe als Narren.«

Als ſie dieſes ſagte, ſchlug ſie ihren Mantel um ſich und machte ſich auf den Weg; was Gaglinſo ihr auch ſagen mochte mit der äuſſerſten Demuth, nichts war im Stande, ſie zu beſänftigen. Sie wollte nicht umkehren, ſondern rannte immer weiter ohne ſich umzuſehen und rief:

»Gott behüte Euch vor einem arm gewordenen Reichen, und vor einem reich gewordenen Armen.«

In gleichem Verlage ſind erſchienen:

Adeline v. T…, Der Zug nach Canoſſa. Roman aus dem 10. Jahrh. 2 Thle. 8. 1830.

Adolphi, M., Die Schweſtern. Roman. 2 Thle. 8. 1829.

Alben, W. v., Graf Branzka. Ein geſchichtlicher Roman aus Griechenlands neueſter Zeit. 2 Thle. 8. 1829.

Alvensleben, L. v., Romantik und Liebe. Eine Sammlung von Erzählungen nach dem Engl. 8. 1830. 1r u. 2r Bd.

Grönau, J., Kunigunde, Königin von Böhmen. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem 13ten Jahrh. 2 Thle. 8. 1830.

Heeringen, G. v., Rudolph v. Eggenberg. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung. 2 Theile. 8. 1829.

Heſſe, W., Kaiſer Konrads Kreuzzug. Romantiſche Erzählung. 2 Thle. 8. 1830.

Hildebrandt, Th., Die Entführung, od die Abentheuer in Madrid. Roman. 2 Thle. 8. 1829.

— — Die geheimnißvollen Schlöſſer, od. der Geiſt des Ermordeten. Ein ſpaniſcher Roman. 2 Thle. 8. 1829.

Ingemann, B. S., Die erſte Jugend Erick Menveds. Aus dem Däniſchen übertragen v. L. Kruſe. 4 Thle. 8. 1829.

Joger, S., Die heilige Schaar. 2 Theile. 8. 1830.

— — Die Wanderung. Frei bearbeitet nach dem Italieniſchen der Madame Richelotti. 2 Bdchn. 8. 1830.

Jördens, G., Amalfried der Thüringer. Hiſtoriſche Novelle aus dem 6. Jahrh. 8. 1828.

Kruſe, L., Donna Concha. Die Freundinnen. Zwei Erzählungen. 8. 1831.

— — Die Kloſterruine in Norwegen. Das Judasbild. Zwei Erzählungen. 8. 1830.

— — Der Maurer. Ein Gemälde der Pariſer Volksſitten. Nach J. Raymond. 4 Thle. 8. 1830.

— — Nord und Süd. In zwei Novellen. 8. 1829.

— — Die Rache. Erzählung. 8. 1829.

— — Der Solitär. Der Pfarrer zu Wellby. Zwei Erzählungen. 8. 1831.

— — Zwiefache Treue. Erzählung. 8. 1829.

— — Der Verſchollene. Novelle. 8. 1830.

Leibrock, A., Der Doctor. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde des 17. Jahrh. 2 Thle. 8. 1830.

— — Carlos de Manſora, Chef eines ſpaniſchen Inſurgenten-Corps während des franzöſiſchen Kriegs in Spanien. 8. 1830.

— — Eckbert der Einäugige, od. die Ermordung der Braunſchweiger Burgermeiſter. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde des 15. Jahrh. 2 Thle. Mit 1 Titelkupfer. 8. 1829.

— — Die furchtbaren Erſcheinungen in der Sanct Annen-Kapelle des Clariſſen-Kloſters zu Neapel. Eine Kloſtergeſch. 8. 1829.

— — Die Grafen von Löwenhaupt. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde des 13. Jahrh. 2 Thle. 8. 1831.

— — Guſtav und Eliſe, oder die Leiden der Familie Mahlmann. 2 Thle. Mit Eliſens Bildniß. 8. 1828.

Leibrock, A., Das Schlachtfeld bei Torente. Eine Räuber- und Revolutionsgeſch. 2 Thle. 8. 1829.

— — Der Teufel und ſein Liebchen, od. der Student v. Antwerpen. 8. 1831.

— — Das Turnier zu Goslar, oder Kaiſer Otto u. ſeine Schützlinge. Eine Geſchichte der Vorzeit. 8. 1830.

Morani, G., Arzobiſo, oder die Räuberkluft im Cabrillas-Gebirge. Die Novize, oder das Kloſter Santa Speranza. Zwei Novellen. 8. 1829.

— — Mareb und Olivades, oder die Freiſchaar der kantrabiſchen Gebirge. Romant. Erzählung aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh. 2 Thle. 8. 1831.

— — Thanatos und Waldea, oder Zaubermacht und Liebe. Romant. Räubergeſch. 8. 1828.

Niedmann, C., Heinrich der Löwe. Ein biograph. Roman. 4 Thle. Mit 2 Kpfrn. 8. 1827 u. 1828.

— — Das Schickſals-Kätzchen. Humoriſtiſche Erzählung. 8. 1828.

Oefele, Freih. v., Hermenegild und Ingunde, oder die Arianer. Eine gothiſch-ſpaniſche Legende. 2 Thle. 8. 1830.

— — Die letzten Johanniter auf Rhodus, oder die Belagerung dieſer Ordensinſel durch die Türken im J. 1522. Ein hiſtoriſch. Gemälde mit Noten. 2 Thle. Mit Villier's Bildniß. 8. 1829.

Rathe, Dr., Otto von Rheinberg. Romantiſche Erzählung aus der Rheiniſchen Geſchichte zur Zeit Kaiſer Rudolphs I. 8. 1830.

Reichenbach, M., Freiſchützfunken. Erzählungen. 3 Bdchn. 8. 1. u. 2. Bdchn. 1829. 3. Bdchn. 1830.

Das
Büchlein von Goethe.

Andeutungen
zum beſſeren Verſtändniß ſeines Lebens und Wirkens.

»Du haſt nicht Recht,« das mag wohl ſeyn;
Doch das zu ſagen iſt klein,
Habe mehr Recht, als ich! das wird was ſeyn.
Goethe.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Herausgegeben
von Mehreren,
die in ſeiner Nähe lebten.

Penig, 1832.
Druck und Verlag von F. E. Sieghart.

— — — Der alſo iſt ein vollkommener Arzt, welcher hierin die gute und die verkehrte Liebe unterſcheidet, und es ſo wendet, daß an der Letzteren Statt die Erſtere tritt. Und wer dahin eine Liebe pflanzt, wo ſie nicht iſt und doch ſeyn ſollte, die vorhandene aber entfernt, erſt der leiſtet ſeiner Kunſt volles Genüge. Denn eben das Feindſeligſte im Körper muß man ſo viel möglich zu befreunden wiſſen, damit es ſich wechſelſeitig liebe. —

Platon im Gaſtmahl.

Statt der Vorrede.

Canzone

geſchrieben bei der Nachricht von Goethe's Tode.

Er ſchlummert' ein: — nicht ahnend ſeinen Tod,
Begrüßt' er noch den jugendfrohen Morgen,
Und ſann und ſang — wie er's an gutem Tage
War ſtets gewohnt; — das Leben ſtört' ihn nicht,
Es griff nicht ein in ſeine inn're Welt;
Sein ganzes Alter war ein Lehrgedicht,
Dem er der Jugend Reichthum zugeſellt,
Sich ſelber täuſchend mit erborgtem Schmuck.

Der Zeiten Druck
Bewegt' ihn nicht, entlockt' ihm keine Klage,
Nicht kümmern ihn des Volks, der Fürſten Sorgen,
Denn ſtreng entfernt' er von ſich jede Noth,
Und ſein Beruf erſchien ihm nie Gebot. —
Mit Kraft zerdrückt' er jegliches Gefühl,
Er war, er blieb allein, ſelbſt im Gewühl,
Und ſo berührt' ihn endlich leiſ' der Tod.

Vorüber zogen vor ihm achtzig Jahre,
Ein's gleich dem andern, ſtets im Sonnenſcheine,
Voll Reichthum und Genuß und ohne Schmerz.
An ſeine Wiege ſtellte ſich das Glück,
Es wuchs mit ihm, ging mit ihm durch die Zeit,
War hinter ihm, blickt' ſorglos er zurück,
Stand bei ihm ſtets, im ſchönſten Feierkleid,
Eilt' vor ihm her, und zog ihn an der Hand

Durch jedes Land;
Nur bracht' es keine Gaben für ſein Herz. —
Er ward kein Glied der liebenden Gemeine
Und Gram um And're bleicht' nicht ſeine Haare.
Er war allein, er blieb's — doch mächtig, groß
Zwang er zur Liebe Jeden, der ihm naht;
Erwiedernd nie — das eben war ſein Loos,
Sein Unglück und ſein Glück — nie ſeine That.

Die Herzen lagen vor ihm aufgeſchlagen,
Gleich Lieblingswerken, die wir täglich leſen,
Und wie die Herzen kannt' er die Natur.
Er brauchte nicht die Schöpfung zu belauſchen,
Sie zu erforſchen, die uns nie veraltet,
Um ſchweres Wiſſen lange Zeit zu tauſchen;
Er wußte, wie ihr Werde neu geſtaltet.
Es ruht' in ihm — und was ſein Auge ſah

War, als ſchüf' er es, da.
Er wandelte, wo kaum der Pfade Spur:
Vollendet ſah er kaum erzeugte Weſen
Und brauchte ſtets ſich ſelbſt nur zu befragen.
Wenn er es dann zum Spiel ihm ſelbſt verkündet,
Ward es zu wunderbarer Poeſie,
Und unbewußt, auf ſeinen Lippen, ründet
Sich jeder Laut zu Sphärenharmonie.

Auf ſeines Geiſtes Höhe ſtand er ſo,
Wie auf dem Fels der Steiger, kühn im Wagen,
Tief unter ihm die Menſchen, winzig klein,
Im Sande kriechend eine nied're Brut —
Doch hatt' Er mühſam nicht den Fels erklommen,
Am heißen Mittag nimmer ausgeruht,
Zum Sprunge raſchen Anlauf nie genommen.
Gleich Einem, der aus ſchwerem Schlaf erwacht,

Nach dunkler Nacht
Begrüßt von jugendheiter'm Sonnenſchein,
Und ſich von Feen ſieht emporgetragen,
Blickt' er ſich um, des guten Glückes froh;
Blieb ſicher ſtehn, ſah Keinen neben ſich
Und wähnte ſich im Uebermuth der Kraft
Der Erſte, der im Können Keinem wich,
Und was er ſpielend wollte, ſpielend ſchafft.

So ſtaunt ihn Deutſchland, ſo die Menſchheit an,
So hoch, ſo groß; — ſo unerreichbar fern;
Sein Haupt, erhaben wie des Donn'rers Haupt.
So ſchien er faſt den Zeitgenoſſen Allen,
Gefeiert länger denn ein halb Jahrhundert,
Zur Zeit, wo ſchnell die ſchnell Geſtieg'nen fallen,
Wenn auch nicht ſtets geliebt, doch ſtets bewundert;
Und was er gab, wie Kindern man beſcheert,

Ward andachtsvoll verehrt.
Von vielen ward ihm faſt, wie Gott, geglaubt;
Der Menge leuchtet' er, ein heller Stern,
Beſeelend Weib und Jüngling, Greis und Mann.
Und ob zuletzt ſich auch ſein Ruhm verdunkelt,
Sein Name ſtrahlte weit durch ferne Zonen,
Denn was er einſt den Menſchen brachte, funkelt,
Mit ſchönſtem Glanz in ſpäteſten Aeonen.

Und er war unſer! Deutſchland, war dein Sohn!
Doch kannſt du dich nicht ſeiner redlich freuen,
Denn er hat nimmer für ſein Volk gefühlt.
Die Leiden, die dich trafen, theilt' er nicht,
Was du errangeſt, hat ihn nie begeiſtert,
Ob er es auch genoß — nie im Gedicht
Hat ſich die Freude ſeiner drob bemeiſtert.
Er blieb, als Kriegesdonner dich durchhallt,

Dir fremd und kalt,
Hat nie die wunde Stirne dir gekühlt,
Sich nimmermehr geſellt zu deinen Treuen,
Für dich zu ſtreben reizt' ihn nicht der Lohn.
Und wehmuthsvoll wird einſt der Deutſche klagen:
Er, den das Glück ſo wunderbar begabt,
Den ſelber wir zum Thron des Ruhmes tragen,
Er hat für unſer Volk kein Herz gehabt.

Er iſt dahin! — Verdammt ihn, Deutſche, nicht!
Kann er dafür, daß Alles ihm gegeben
Ward, bis auf Eins, ein echtes deutſches Herz?
Auch unbewußt hat Großes er gethan,
Auch ohne ſeinen Willen uns geſchmückt. —
Ihn zu verdammen wär' ein irrer Wahn —
Konnt' er dafür, daß er zu ſehr beglückt;
Daß nimmer er in heißem Kampf entbrannt,

Weil er nie Kampf gekannt? —
Er fühlt ihn nicht, wir fühlen nur den Schmerz,
Der uns begeiſtern muß zu treuem Streben,
Jetzt, wo der Freiheit Strahl die Nacht durchbricht.
Drum ſenkt ihn ein. — — Mit heil'gem Schauer tretet
Zum letzten Gruß heran — Haß ſey verbannt,
Und wie Ihr fromm vor Gott Euch beuget, betet
An ſeiner Gruft für unſer Vaterland.

W.

Inhalt.

1. Sein Tod .... S. 3
2. Seine Geſtalt .... » 12
3. Gretchen. — Friederike .... » 18
4. Die letzte Liebe .... » 26
5. Seine Gattin .... » 29
6. Goethe und Karl Auguſt.................. » 36
7. Goethe und Schiller .... » 44
8. Goethe's Verhältniß zu Anderen .... » 51
9. Einzelne Züge und Aeußerungen Goethe's. Zur Beſtätigung des bisher Vorgebrachten ...... » 60
10. Goethe als Dichter .... » 72
11. Goethe's Gegner .... » 110
12. Schlußcapitel .... » 113

Anhang .... » 121

Das
Büchlein von Goethe.

1.

Sein Tod.

»Damit mehr Licht hereinkomme!« Das waren ſeine letzten Worte. Darauf hat er noch mit der Hand in die Luft geſchrieben, und iſt dann ruhig in ſeinem Seſſel entſchlafen. — Seine Bewunderer rufen aus: »das iſt das Ende des Gerechten!« und paraphraſiren dieſe Bibelſtelle nach allen Richtungen hin; ich meine, er hat das Leben leicht getragen und darum war ihm der Tod keine Laſt, er aber auch nicht dem Tode, der ihn eben ſo leicht mit ſich hinübertrug in ſeine Gefilde. — Er hat manches Räthſel durch Intuition gelöſt in ſeinem Leben, aber wie ſich das größte Räthſel für den Menſchen löſen laſſe, davon hatte er doch eigentlich keine Ahnung; er nahm es als Aufgabe hin, wie wir Alle, Kluge wie Beſchränkte, es einmal hinnehmen müſſen, und nahm es auch als ſolche mit hinüber. — Mehr Licht kam nicht herein. —

So ſtehn wir Alle vor dem großen Vielleicht; wir Kleineren erwarten von den Größeren in ſolchen Momenten Lichtblicke für uns in unſerer Dunkelheit, und erhalten doch nichts; wir ſind Alle nur Menſchen; von der gewaltigen Denkkraft jenſeits hat unſere Denkkraft dieſſeits keinen Begriff, nur eine ſchwache Ahnung, und wir ſind ſchon mächtig fortgeſchritten, wenn wir es mit Bewußtſeyn bis zu einer ſolchen Ahnung brachten. — Das darf uns weder kränken noch betrüben, wir müſſen nur daraus lernen, daß wir in dieſem Leben allein auf dieſes Leben angewieſen ſind, und ward uns das und dadurch unſer Beruf recht klar, ſo liegt ungetrübt auf dem Boden der Pandora-Büchſe unſeres Daſeyns eine hellſchimmernde Hoffnung, die zu Zeiten belebende und beſeligende Strahlen ausſendet.

Deshalb ſind wir aber faſt Alle »am Leben krank,« jeder nach der Konſtitution ſeiner geiſtigen Nerven; der Eine an Seelen-Plethora, der Andere am Gegentheil, und ſelbſt die Begabteſten ſterben mitunter am Marasmus, weil ſie zu oft vom rechten Wege abkamen, und ihn zu ſpät, nachdem ſie müde und matt geworden, erſt wiederfanden. — Socrates meinte, er geneſe im letzten Augenblicke; Rabelais freute ſich, daß die Farce ſeiner Tage ausgeſpielt ſey und wenigſtens der Held des Drama's abgehe; Friedrich II., der die Blitze ſeines irdiſchen Auges von der Sonne borgte, hatte ſich ſo an den Urquell alles Lichtes gewöhnt, daß er hoffte, ſeine Wohnung künftig dort zu finden: — was ſind alle dieſe Aeußerungen anders als Fieberphantaſieen? —

Goethe aber, der die Erde feſthielt, wie Keiner, verlangte nur mehr irdiſches Licht in ſeinen letzten Augenblicken. — Hell hat er ſtets alles Irdiſche angeſchaut, bis zum letzten, und ſein Auge blieb ungeſchwächt und ungetrübt bis zum Abſchiedshauch, aber er ſah immer ſich zuerſt

und am klarſten, und eben deshalb blieb ih
kein Glanzpunkt und keine Schwäche an den a
deren Objecten, die er vor ſeine Sinne bracht
verborgen; auf dieſe deutete er mit erhobene
Finger, während ſeine Linke ſchützend die P
rallelſtellen am eigenen Körper deckte, oder Scha
ten und Licht für die Schönheiten künſtleri
milderte oder hob. —

Warum ich die Kritik dieſes großen D
ma's in antiker Form, Goethe's Leben genan
mit Reflexionen über die Kataſtrophe deſ
ben beginne? fragt vielleicht Mancher, und
muß ihm darauf antworten: deine Rede, Fre
oder Feind, Vertrauter oder Fremdling, birgt
nen Irrthum ſchon in den erſten Worten.
ſe Monologe ſollen keineswegs eine Kritik
Goethe's Leben ſeyn, dazu ſtehe ich viel zu
unter ihm, und eine ſolche kann allenfalls
der Engel, der das Buch des Gerichtes redi
und die Acten führt, bis ſie ſpruchreif dem

gen Richter vorgelegt werden dürfen, liefern wollen. Ich habe von jeher in Goethe einen der vollkommenſten Menſchen — verſtehe mich wohl, Fragender, *Menſchen* — geſehn, unſere Schwäche wie unſere Stärke concentrirte ſich in ihm, nur drückte das Glück dieſer Erſcheinung im Reiche des Raums und der Sinne ſeinen Patentſtempel auf, und darum glänzte ſeine Stärke heller, als ſeine Schwäche finſter war, und ein ungeübtes Auge erblickte die Flecken in dieſer Sonne nicht; die Hunde aber bellten den Mond an, der ſein Licht ja nur von ihr borgt, und meinten, es ſey die Sonne ſelbſt, die ſie anbellten. — Darum maaße mir deine eigene Anmaaßung nicht an; ich will weiter nichts, als meinen Gefühlen und Gedanken Luft machen durch Rede, weil ich das Bedürfniß dazu jetzt um deſto lebhafter fühle, da ich mich umſchaue und ſeine Stelle leer erblicke und mir weder das jetzige Jahrhundert, noch die jetzigen Menſchen ſo ausſehen, als könnten ſie dieſe Lücke ſo bald, wenn auch nur einigermaaßen ausfüllen. — Ob meine Rede klug ſeyn wird oder thöricht, ich kann dir nichts darüber ſagen; vielleicht faſſe ich doch in Worte, was Dieſer oder Jener nur fühlte, ohne es zum Gedanken verarbeiten zu können oder zu wollen; durch dergleichen erwirbt man ſich mitunter Dank und Undank, wie es eben trifft; Beide muß man mitnehmen im Leben, auch wie es eben trifft; der Dank erfriſcht, der Undank ſtärkt eine geſunde Natur; beide ſind alſo Gewinnſt. — Ich ſehe daher nicht ein, warum ich nicht etwas für mich thun ſoll; denkt doch Jeder zuerſt an ſich, und that das doch Goethe vor Allen Andern. — Dieſer Monolog iſt daher nur von mir, für mich; ärgert dich alſo etwas in und an ihm, ſo denke du nur »er ward nicht für mich (d. h. für dich) geſchrieben« und ſo werden wir gute Freunde bleiben.

Zum Zweiten: Warum ich bei der Kataſtrophe anfange? Da iſt wieder ein Irrthum; in Goethe's Leben war keine Kataſtrophe, ja es iſt ſelbſt gar nicht ein Drama zu nennen, viel eher ein Epos, in welchem die höchſte Objectivität vorherrſchte. Geſetzt aber auch, es wäre ein Drama, ſo iſt doch ſein Tod nicht die Kataſtrophe darin, ſondern höchſtens nur ein Nachſpiel, ein Epilog im Koſtum, oder ein Schlußwort, in welchem der Schauſpieler, der zuletzt auf der Bühne bleibt, und das iſt hier immer der Tod, das nächſte Stück ankündigt.

Aber angefangen habe ich damit, weil Goethe's Tod das intereſſanteſte hors d'oeuvre in ſeinem Leben iſt. — Man weiß, und ich weiß es gewiß, daß er alle Gedanken daran immer von ſich fern hielt, beſonders da, wo ſie nicht in das Reich des Geiſtes eindrangen. — Das, was wir gewöhnlich das Weltliche nennen, zwang ihn freilich, ſich zu Zeiten damit zu beſchäftigen, denn er wußte nur zu gut aus langer Erfahrung, daß es Leichtſinn, Habſucht und Juriſten giebt in unſerem cultivirten Europa, die dafür ſorgen, daß die armen Kinder oft noch im zehnten Gliede die Sünden der Ur- Ur- Urgroßväter büßen müſſen mit Mangel und Jammer, und dafür dachte er allerdings daran. — Aber geiſtig hielt er alles von ſich fern, was an das Schlußcapitel erinnert, und blickte entweder darüber hinaus, indem er meinte, die Natur könne nicht thöricht ſo bedeutende Partikeln ſich conglomeriren laſſen, um nachher das Band, das ſie zuſammenhielte, zu löſen, und ſie mit allen Winden zu verwehen. — Oder er ſah den Tod plaſtiſch geſtaltet und ſagte zu ſeinem Sohne in ſchwerer Krankheit, als eben die Kriſis eintrat: »dort ſteht er in der Ecke, der Tod, und ſtreckt die langen Arme nach uns aus, aber Geduld, mein Freund, dies Mal hat er uns noch nicht.« —

Schwache Menſchen könnten nur glauben, er habe, als der Tod kam, viel vom Tode und vom Jenſeits geredet und zärtlichen Abſchied genommen. Das Alles that er nicht, er wollte mehr Sonnenlicht und dachte an Kotzebue (an den auf dem Todbette wohl die Wenigſten denken) und an ein Weſen oder ein Ding, deſſen Benennung ſich in deutſcher Sprache mit einem W. anfängt; er machte auch keine Ceremonie, um den Tod zu empfangen, ſondern blieb ruhig in ſeinem Lehnſeſſel und drückte ſich behaglich in die Ecke und ließ ihn kommen. —

Das aber iſt ſehr groß oder ſehr bewundernswürdig. — Und darum habe ich dieſe Blätter da angefangen, wo Andere ſie endigen würden. —

Hatte ich Recht, Fragender? —

K.

2.

Seine Geſtalt.

Ich ſtand in friſcher Jugend, er in hohem Greiſesalter, als ich zum erſten Male zu ihm kam. — Und ſchon als er eintrat, fing ſeine Herrſchaft an, obgleich er noch in der Thüre weilte, und ich eben meine tiefe Verbeugung dem Miniſter endigte; denn er, auf dem ſchon die Laſt reicher, gewichtiger Jahre lag, hatte eine weit geradere Haltung als ich, dem die kräftigſte Jugend voll Luſt und Nahrung und Genuß noch die eigenen Jünglingsjahre als feſte Stütze gab. — Er ſtand wirklich wie ein geborener König da, und man ſah, daß ſeine Locken die Wolken ſtreiſten, mit denen Sturm und Regen, Blitz und Donner über unſeren Häuptern vorüberziehen. — Ich habe nicht Poeſie genug in meinem Vermögen, dieſen Urtypus einer Greiſennatur zu beſchreiben, aber ich will's verſuchen, ſo gut ich's kann. — Zürne nicht, Fragender, wenn es weit zurückbleibt hinter der Wirklichkeit; iſt es doch faſt allen Malern ſo gegangen, von denen Keiner vermochte ſeine Züge ganz ſo aufzufaſſen und wiederzugeben, wie ſie wirklich waren, ſondern Jeder immer Einzelnes verfehlte. —

Das Göttliche, das die Natur ihm mitgegeben auf der Wanderung durch die Erde, zeigte ſich am deutlichſten in den oberen Theilen ſeines Körpers, wie ſeines Geſichtes. — Eine hohe Jupitersſtirn, gewölbt wie die Wölbung des Himmels, unter dem die Erde ruht; die Brauen kühn gezogen; die Naſe gebogen und doch edel; der Mund etwas gekniſſen: theils vom Alter, theils vom Verſchweigen, das er ſehr liebte, denn er that oft und gern geheimnißvoll mit dem Gewöhnlichſten gerade zu denen, die ihm am Nächſten ſtanden. — Um den Mund hatten ſich die Furchen des Egoismus in vielfachen krauſen Linien geſammelt, und es lag wohl manches Große, aber wenig Edles darin. — Sein Auge zu malen und zu deuten, iſt faſt unmöglich; es rollte weder in ſchönem Wahnſinn (in a fine frenzy), wie Shakeſpear ſagt, und wie es auf Stielers Bilde erſcheint, noch war es träumeriſch und matt, wie in Vogels Zeichnung; es hatte keinen breiten und keinen ſcharfen Blick, und doch einen ganz eigenthümlichen, ich möchte ihn gewölbt nennen. Ich habe es oftmals angeſchaut, dieſes Auge, in den verſchiedenſten Momenten, und fand es immer ſich gleich und doch immer neu. — Die Augäpfel lagen erhaben auf ihrem weißen Felde, als wären ſie nicht mit dem Auge entſtanden, ſondern ihm ſpäter eingedrückt; ſie bewegten ſich langſam, aber was ſie faßten, faßten ſie feſt, und hielten es ſicher, bis an's Ende. Sie waren wirklich die Repräſentanten der Sicherheit ſeines geiſtigen Blicks. — Seine Bruſt zeigte ſich breit, ſein übriger Körper im vollſten Ebenmaaß, ſein Fuß klein. Jede Bewegung war ſchön, und vom Mittelpunkte nach außen, ſelten eingekehrt, nie eckig. — Er ſprach langſam, mit vollem Ton, und ſelbſt im Eifer des Zorns in Ruhe; nur wenn er im Gehen mit ſich ſelbſt redete, was er oft that, ſtieß er die Worte ſchneller heraus, doch immer rund und deutlich; er verſchwieg zuweilen den Schluß des Gedankens, aber er verſchluckte ihn nie; dagegen mußten zu Zeiten einfache Laute die Stelle der Wörter vertreten.

So iſt er mir oft erſchienen, und mein Blut kreiſte jedes Mal ängſtlich ſchnell durch meine Adern und drängte zum Herzen, wenn ich vor ihm ſtand; das machte aber eben nur das Göttliche in ſeinem Weſen, denn gerade in perſönlicher Zuſammenkunft zeigte er des Irdiſchen gar viel, und ſpielte gern Verſtecken mit denen, die ihn umgaben, oder fand Gefallen am weniger als Gewöhnlichen, weil er ſich ausruhend damit beſchäftigte.

Du willſt ein volles Bild von ihm haben, Fragender, und auch wiſſen, wie er ſich kleidete, damit du dir ihn ganz denken könneſt, und ihn in deinem Inneren zu lebendiger Anſchauung bringeſt. Ich will dir genügen. — Er trug gewöhnlich einen langen blauen oder braunen Ueberrock, im Sommer einen weißen oder gelben Schlafrock von Nanking, zu dem ſein Garten hinter dem Hauſe mit den vielen reichblühenden Roſenbüſchen ihm gar wohl ſtand. — Sein weißes Halstuch loſe um den Nacken geſchlagen, ohne Schleif oder Knoten, deckte, von einer einfachen goldne Nadel gehalten, mit den übereinander liegende Zipfeln den Obertheil der Bruſt. — Der Roc war ziemlich hoch hinauf zugeknöpft. — Sei Galla-Anzug war ganz ſchwarz, Frack und lange Beinkleider; auf der Bruſt ein einziger Stern ſein Haar obwohl grau, doch dunkel und kräftig ward dann gewöhnlich durch Kunſt gelockt, doc rief die Natur auch ohne Zwang dieſe Locken hervor. — Anderen Schmuck als jenen Stern hab ich nie an ihm bemerkt.

Eine wahrhaft antike Ruhe herrſchte in ſeiner ganzen Erſcheinung vor; ich ſah einmal de modern-eiteln Auguſt Wilhelm v. S— ihm gegenüber; es war als ob — verzeih', Fragender, da unedle Bild, aber es iſt deutlich und trifft — es war, als ob ein gelecktes Bologneſerhündchen um eine edle Dogge herumſpränge und kläffte. Um Beide ſchlang ſich damals ein Kranz von Blumen und ſchwarzen Krähen, und jener Abend mit ſeinen Kontraſten wird vielleicht noch Manchem erinnerlich ſeyn. —

J.

3.

Gretchen. — Friederike.

Den Werdenden erkannte Keine ſo, als das einfache Mädchen vom Lande in der ganzen Sicherheit ſeiner Weiblichkeit. Sie war ſeine erſte Liebe und die Einzige, die ihn beherrſchte. — Er, damals vom Knaben zum Manne überſchreitend, gehorchte noch willig dem ſchöneren Herzen, und es genügte ihm, Wohlwollen für Liebe einzutauſchen. — In dieſem Verhältniſſe war Er noch nicht Er ſelbſt, und darum übten die allgemeinen Geſetze der Natur über ihn volle Kraft, und feſſelten ihn wie jeden Erdgebornen. — Wie überall, ſo zeigte ſich auch hier das Glück als ſein Begleiter und an der Hand deſſelben trat er in das Reich der Liebe; aber er erkannte nicht das Heil, das für ihn ſich gerade hier eröffnete. — Wir werfen als Jünglinge, ſelbſt oft ſchon als frühreiſe Knaben, unſeren ganzen Reichthum von Liebe dem erſten beſten weiblichen Weſen, das uns erwiedernd entgegenkommt, in den Schooß, weil wir in ihm nur die Liebe lieben, die zugleich in uns erwacht mit unſeren Sinnen; aber ſie beherrſcht die Sinne noch, und darum bleibt ſie eben ſo rein. — Später reden dieſe gebieteriſch mit; aus Liebe und Sinnlichkeit wird Leidenſchaft, die den Beſitz will und nimmer uneigennützig bleibt. Und endlich — armes Prometheusgeſchlecht — zerſtören die Sinne, ſelbſt abgeſtumpft, die Liebe, und es bleiben nur matte Freuden der Erinnerung — nicht einmal Spiegelbilder, nur gefärbte Schlagſchatten der früher Welt und Zukunft bauenden und ausſchmückenden Phantaſie. —

Der aber iſt glücklich zu nennen, deſſen erſte Wahl ſo fällt, daß er durch alle Stadien hindurch in der Geliebten die Liebe und die Geliebte findet und behält, und daß aus der Leidenſchaft wieder im ſeltenen Kreislauf Liebe wird. —

Solcher edeln weiblichen Naturen giebt es aber nur ſehr wenige, denn die meiſten Frauen ſind mehr Kinder der Welt, als der Natur; und es fehlt ihnen daher an Geſundheit. — Ihre Blüthe iſt wie im Treibhauſe künſtlich herausgelockt; nachher kränkelt die Pflanze und kann ſich nur im Zimmer erhalten und muß vor der freien Luft bewahrt werden. —

Ein ſolches echtes Weſen aber war Gretchen, und hätte Goethe überhaupt zu lieben vermocht, ſo hätte ſie die Heilige ſeines ganzen Lebens bleiben müſſen; aber wirklich lieben konnte er nie. — Er ſpielte mit den Frauen und legte ſich ſelbſt eine jegliche Rolle in dem Spiel bei, die ihm eben gefiel, und ſah dann wohlgefällig zu, wie ſich ſein Partner in dem extemporirten Stückchen benahm. — Langweilte es ihn, oder ward es unbequem, ſo endete er. — In allen ſeinen ſpäteren Verhältniſſen offenbarte ſich dem tieferen Blicke eine Grauſamkeit, die nur der Luſt zu vergleichen iſt, mit welcher ein ſchlecht gearteter Knabe Thierquälerei zu ſeinem Spiel macht;

Bewußtſeyn der Macht, Forſchbegierde und ſonſtige bedeutende Eigenſchaften, die ſpäter einmal das Ihrige zur Begründung eines ausgezeichneteren Characters beitragen können, liegen darin, aber der Funke Gottes fehlt. — Goethe's Seele war zu wenig weiblich, um je zu irgend einer tieferen Verwandtſchaft mit einem reinen Weibe bleibend gelangen zu können. — Dazu kam noch, daß er ſo über ſeine Phantaſie gebot, daß ſie rückwirkend ihn ſelbſt in die Wirklichkeit der ihr gefälligen Bilder hineinſchleudern mußte; ſie brauchte in leidenſchaftlichen Zuſtänden am Meiſten Farbenwechſel, und hatte ſie ſich erſchöpft, ſo traten Verſtand und Egoismus hinzu und ſchloſſen. — Für die Phantaſie und die poetiſche Productivität blieb nachher der große Gewinnſt, daß wenn die Letztere dergleichen Zuſtände von der Erſteren gebrauchte, dieſe nicht neu zu ſchaffen gezwungen war, ſondern von der Wahrheit des Erlebten ſubjectiv überzeugt, dies wieder hervorrief und allenfalls nur die Decoration wechſelte. — Ein großer Gewinn für den Dichter. —

Goethe meint einmal in ſeiner Autobiographie, ſeine Werke ſeyen immer die Beichte ſeiner Seelenzuſtände geweſen; ich zweifle an der Richtigkeit dieſes Ausſpruchs, und glaube vielmehr, er präparirte ſich, wenn auch in ſolchen Augenblikken unbewußt, doch inſtinktmäßig gefliſſentlich, dergleichen Situationen; denn als ein echter Dichter concentrirte ſich Alles bei ihm in dem Zweck des Dichtens, und er machte daher, wie ein eifriger Arzt, gern die Verſuche an ſich ſelbſt, theils um ſicherer zu gehen, theils um die Neugier, welche Erſcheinungen der eigene Körper bei ſolchen Wirkungen wohl offenbare, zu befriedigen. —

Bei Gretchen war er ſich dieſer Kraft noch nicht ganz bewußt — daher litt er noch — aber ſie trat doch ſchon hervor. Er mag es ſelbſt uns beweiſen: »der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeiſterin reden zu laſſen; ich hörte ihm aber ſchon lange nicht mehr zu; denn daß ſie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entſetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenſchaft für ſie geheilt; ja ich verſicherte haſtig meinen Freund, daß nun Alles abgethan ſey. Auch ſprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böſe Gewohnheit nicht laſſen, an ſie zu denken, mir ihre Geſtalt, ihr Weſen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erſchien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchſtens ein Paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten ſollte, der ich doch für einen ganz geſcheidten und geſchickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes abſtoßendes Weſen, das mich ſonſt ſo angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die ſie ſich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwiedern nicht geſtattete, waren mir ganz verhaßt.« — — — »Ich kehrte dieſe ärgerlichen Betrachtungen ſo lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenſchaften ſämmtlich abgeſtreiſt hatte. Dem Verſtande nach war ich überzeugt und glaubte ſie verwerfen zu müſſen; nur ihr Bild! ihr Bild ſtrafte mich Lügen, ſo oft es mir vorſchwebte, welches freilich noch oft genug geſchah.«

Und beweiſt dies Alles nicht deutlich die Richtigkeit des oben Geſagten? Es war ſeine erſte Liebe, das erſte Erwachen der jugendlichen Gluth — und ſelbſt hier konnte er am Schluſſe, den weder er, noch das Schickſal, noch die Geliebte herbeigeführt hatten, die Phantaſie, freilich ſelbſtquäleriſch, walten laſſen, bis endlich das beleidigte Selbſtgefühl den Verſtand antrieb, das Spiel zu endigen. —

Wie bald aber ſtreifte er Alles von ſich ab, und warf es auf die arme Geliebte ſelbſt, ſich nicht zur Freude, ihm aber zur Laſt. Sein ganzes Weſen ward, ihm unbewußt, faſt zum Syſtem; Aennchen und Lucinde fallen noch in die Lehrjahre, aber Friederiken gegenüber ſteht der Meiſter da. —

Arme Friederike, ſo rein, ſo gut, ſo heiter und ſo echt weiblich — und doch nur ſein Zeitvertreib — denn ein halbes Jahrhundert nachher erzählt er mit antiker Ruhe, wie Ihr Eure Reigung zu einander Euch ausgeſprochen — wie ein echtes Verhältniß unter Euch beſtand, wahrhaft echt von deiner Seite, echt geglaubt, ſo lange die Gegenwart das Ihre dazu that, von der ſeinen, und als ſein Beruf ihn forttrieb — da war es aus mit ſeinen Gefühlen für dich — — —

Ein ſo großer, ein ſo gewaltiger Menſch, aber lieben konnte er nicht, nur feſthalten und beſitzen. — Ihr echten weiblichen Naturen, deren ganzes Selbſt mit dem Geliebten verſchmilzt, wie hat er Euch beleidigt, weil er — — — — — —.

M.

4.

Die letzte Liebe.

Aber die Rache blieb nicht aus — er verlor ſeine Herrſchaft, als er ein Greis ward, einem jungen holden Weſen gegenüber — und die wilde Gluth der Leidenſchaft, die er früher zum Dienſte der Muſe zwang, beſiegte ihn und feſſelte ſein Wollen. Er ward ein Vulcan: Eis auf dem Gipfel, Flammen im Innern, und kaum noch hatte er die Kraft, die Flammen hinauszuſchleudern und dem bedrängten Herzen Luſt zu machen. — Ja ſelbſt die Muſe wich von ihm und zwang ihn, die Hülfe ihrer Stiefſchweſter, der Allegorie, herbeizurufen. — Seine Sinnlichkeit ward wieder zu jugendlicher Liebe, denn ihre Gewalt war dahin; ſeine Leidenſchaft, die er uns in jener Trilogie offenbart, war dem

Monde gleich: er borgt ſein Licht von der Sonne und ſendet es weiter, aber er ſelbſt vermag nicht, belebende Wärme aus innerer eigener Kraft wiederzugeben. — So ſchließt er jene Beichte:

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſel'gen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Es ſoll damals eine trübe Zeit in ſeiner Nähe geweſen ſeyn, und er ſelbſt ſoll ſich bereit gefunden haben, den Tribut menſchlicher Schwäche zu zahlen; wie er das überhaupt erlebt hat, daß was er während ſeines ganzen Lebens ſtreng von ſich wies, ſich ihm im hohen Alter ungerufen und wider ſeinen Willen in das Haus drängte. Denn Alles rächt ſich auf Erden; — das Unrecht iſt wie ein verhängnißvoller Pfeil; wir ſchießen ihn ab in das Getümmel des Kampfes, um Herrſchaft oder Knechtſchaft, und er trifft, wie wir es wollten; aber der einmal abgeſchoſſene Pfeil iſt nicht nutzlos geworden, eine fremde Hand bemächtigt ſich ſeiner und ſendet ihn zurück; plötzlich fühlen wir uns getroffen und an ſolchen Gliedern verwundet, die wir für unverletzlich hielten, weil wir ſie am feſteſten verwahrt und geſchützt wähnten. — Damals rettete ihn der helle Blitz eines ſicheren großartigen Freundesblicks, der ihn durchzückte und erhellte, und ſeine alte Gewöhnung trug, wie immer, den Sieg über die Natur davon. —

A.

5.

Seine Gattin.

Aeltere Leute erzählen, ſie ſey als junges Mädchen zu ihm gekommen, um ſich eine Gunſt zu erbitten; ſie gefiel ihm und blieb bei ihm; — darauf gebar ſie ihm mehrere Kinder, die alle ſtarben bis auf den einzigen Sohn, der, nach ſeinem innigſten Wunſche, ſein Geſchlecht fortpflanzte, aber vor ihm von dieſer Welt ſchied. — Da lag die Hand des Schickſals ſchwer auf dem alten Titanen, und wenn er ihn auch tragen konnte, wie Alles im Leben, ſo fühlte er doch ſchmerzlich jenen Druck. — — Lange Jahre lebte er mit der Mutter dieſes Sohnes in wilder Ehe; ſie muß ſehr ſchön geweſen ſeyn und er ließ ſie gewähren, denn nichts, was ſie that, griff in ſein inneres Reich, und alles Aeußere konnte er entweder fern halten oder dulden; wenigſtens ſtörte es ihn nie. — Körperlich wurde ſie gegen das Ende ſehr ſtark, geiſtig blieb ſie, wie ſie war, wenn auch nicht mehr jugendlich friſch, doch jugendlich wollend, mitunter ohne Maaß und Ziel. — Aus der bunten Welt, die ſich um ihren Herrn, wie um die Sonne drehte, wählte ſie ſich das Ihrige heraus und genoß mit ihm das Irdiſche, das ihr zufiel; die derbe Sinnlichkeit, welche ſich in ihr offenbarte, gefiel Goethen, darum war es ihm auch ganz Recht, daß ſie nichts von ihrer Eigenthümlichkeit aufgab; ſo rief ſie ihm in ihren Aeußerungen, ihrem Weſen immer die erſte Zeit des Genuſſes zurück; das Uebermaaß in den Formen konnte die Phantaſie leicht beſchränken, und er ſah ſie vor ſeinen geiſtigen Augen, wie ſie geweſen, als er ſich zuerſt an der ſchönen Blüthe freute und ſie nach Naturgeſetzen brach — deshalb blieb ſie ihm auch gewiſſermaaßen lieb, denn der Menſch wird immer am dankbarſten bleiben in der Erinnerung an ſinnliche Luſt des Geſchlechtes, weil ſie das Höchſte iſt, das die Erde den Sinnen gewährt, und weil doch immer etwas vom Himmel ſich ihr beimiſcht. — Obendrein hatte ſie ihm einen Erben ſeines Namens gegeben, der an körperlicher Kraft dem Vater nicht nachſtand; freilich mußte er auch ſeinen Theil Mitgift aus dem mütterlichen Vermögen hinnehmen und mit ſich herumtragen und verarbeiten, und ſo befriedigte er die Anſprüche nicht, welche die Welt an den Sohn eines ſolchen Vaters machte; unter anderen Verhältniſſen wäre gewiß ein ſehr brauchbarer Bürger aus ihm geworden. — Wielands unſcheinend harter Ausſpruch, »es iſt der Sohn der Magd,« den geſchäftige Freunde mündlich und ſchriftlich durch alle Gauen Deutſchlands verbreiteten, obgleich er vielleicht hier zum erſten Mal gedruckt erſcheint (mir ward übrigens dieſes Wort ſchon vor ſiebenzehn Jahren, funfzig Meilen weit von Weimar, erzählt), iſt durchaus eine gültige Entſchuldigung für ſo manche Verirrung des in voller Manneskraft Geſchiedenen. — Er ſtarb bekanntlich 1830 in Rom an den Blattern. —

Mancher, der, wie ich ſelbſt, in den Jahren 1809 und ferner, zum »hoffnungsvollen academiſchen Plebs« in Jena gehörte, wird ſich ſeiner Mutter, die damals ſchon nach allen Rechten, natürlichen wie bürgerlichen, Frau von Goethe war, — denn Goethe hatte ſich unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena mit ihr trauen laſſen — noch wohl erinnern. Sie glänzte wie eine Paeonie im weiblichen Kranze auf unſeren Bällen, und war der poetiſch geſtimmten academiſchen Jugend eigentlich ein fatales Räthſel, obgleich die Periode der ſogenannten galanten Frauen, durch Tradition fortgepflanzt, in der Erinnerung der Muſenſöhne noch nicht ganz erloſchen war. — Ehrlich genoß ſie, was ſie genießen durfte, im vollſten Maaße; wer dazu dienlich und behülflich, war ihr recht und wurde in Weimar freundlich von ihr empfangen, ja gelegentlich ſelbſt bei Goethen eingeführt, der eben Unbedeutende, die aber etwas Eigenthümliches an ſich hatten, mit großem Wohlwollen, wenn es juſt ſeiner Stimmung zuſagte, zu behandeln pflegte. — Freilich trieb ſie es ſelbſt uns mitunter zu arg: wir ärgerten uns, daß des großen Dichters Gattin ſo ganz und gar divergirte, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß ſich eine ziemliche Anzahl einſt verabredete, ihr bei der Heimfahrt auf Eſeln vorzureiten. — Glücklicherweiſe ward es ihr geſteckt, und ſie entging der zugedachten Ehre, indem ſie zu einem anderen Thore hinaus und auf Umwegen nach Weimar zurückfuhr.

Uebrigens hing ſie mit ganzer Seele an dem Vater ihrer Kinder; der »Geheimerath,« wie ſie ihn zu nennen pflegte, war ihr Gott, und wehe dem, wer nur etwas zu bezweifeln wagte, das der Geheimerath geſagt hatte. — Die übertrieben naive, aber höchſt geiſtreiche Bettina (Eingeweihte in B. F. und W. werden wiſſen, wen ich meine) mußte das einmal ſehr ſchmerzlich erfahren, und Augenzeugen und Zeitgenoſſen erzählen höchſt komiſche Aeußerungen der beiden Frauen während eines Streites, welcher wunderlich genug, aber von der Frau von Goethe abſichtlich herbeigeführt, über eine Kunſtfrage zwiſchen ihnen entſtand und damit endete, daß jene dieſe eine wahnſinnige Blutwurſt ſchalt, wogegen die Letztere ihr das Haus verbot; ein Ausſpruch, den Goethe zu Bettina's größtem Schrecken beſtätigte, weil — ſie ihm läſtig geworden war. — So wußte Goethe genau zu ſeinem Beſten das Verſchiedenſte einander entgegenzuſtellen und zum Handeln für ihn zu bringen. —

In ihrer Sprache, ihrem Weſen war ſie ganz thüringiſch und blieb es bis an ihr Ende; den Vater ihrer Kinder zu pflegen und ihm das körperliche Leben behaglich zu machen, ward die Hauptaufgabe ihres Daſeyns, die ſie mit Eifer zu löſen ſuchte. In allem Uebrigen ließ ſie ſich aber nichts anfechten, und verharrte unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem Treiben. — »Sollte man wohl glauben,« ſagte Goethe einſt mit ſeiner antiken Ruhe zu Freunden, »daß dieſe Perſon ſchon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? aber das gefällt mir eben an ihr, daß ſie nichts von ihrem Weſen aufgiebt, und bleibt, wie ſie war.« —

Später, nachdem ich ſchon längſt jene Gegenden verlaſſen, erzählte mir ein Jugendfreund, daß einſt auf einer Spazierfahrt mit Goethen ein ſchlagähnlicher Anfall ſie neben ihm im Wagen getroffen und wie leblos hingeſtreckt habe. — Da ſoll er dem Kutſcher gelaſſen den Befehl gegeben, umzukehren, und die Worte hinzugefügt haben: »Nun, die werden zu Hauſe einen guten Schreck bekommen, wenn wir halten und die Perſon hier ſitzt todt im Wagen.« —

Du wunderſt dich, Fragender, daß ich im Zeitungsſchreiberſtyl hier derlei Anecdoten zu Markte bringe, und von meiner ernſten beſonnenen Weiſe in eine ganz fremde überging? — Ich ſchließe hier unſere Betrachtungen über Goethe's Verhältniſſe zum weiblichen Geſchlecht und wollte dir den Schlußbeweis bringen, daß die edlere Liebe nie ihn beherrſchte; ſeine Natur war zu gewaltig dazu und ſtand immer geharniſcht ihr gegenüber. Auch darin liegt etwas unendlich Großartiges, wenn gleich der Menſchlichkeit fern. —

C.

6.

Goethe und Karl Auguſt.

Ich wollte, ich wäre Homer oder Voltaire, damit ich würdig den Fürſten ſingen könnte, dem, um Herr der Welt zu ſeyn und die Menſchheit mit Rieſenſchritten zu fördern, nur die Welt fehlte, nicht aber die Kraft; wäre ich dann einer von jenen großen Geiſtern, ſo würde ich Karl Auguſt nicht ſchildern nach dem, was er that, ſondern ich würde als gethan annehmen, was er bei größerem Wirkungskreiſe gewiß vollbracht haben würde, und Europa müßte erſtaunen über der Großartigkeit meines Helden, der ſo glänzend daſteht, daß ihn kein poetiſcher Farbenſchmuck zu verſchönern braucht. Drei und ſechszig Quadratmeilen, und auf dieſen wenigen Morgen Landes ſäete er Früchte, an deren Ertrage ſich noch Jahrhunderte lang

Millionen ſättigen können. — Aber Karl Auguſt war auch Alles ſelbſt, und prüfte Alles ſelbſt, und wußte genau, wo ein Jeder hingehörte, was mit ihm anzufangen ſey und wie weit er ſich auf ihn verlaſſen könne. — Und dabei dieſe geſunde Natur, der keine Einwirkung von Außen den klaren Blick trüben oder ſchwächen konnte; dieſe echt fürſtliche Geſinnung, die den Adel nur bei dem Geiſte, nicht aber vorzugsweiſe den Geiſt bei dem Adel ſuchte; dieſes Feldherrnauge, das überall den rechten Punkt und den rechten Moment ſah; dieſe Liebe zu allem Großen, im Leben wie in der Wiſſenſchaft, das er auf Koſten ſeines eigenen Lebens aufſuchte, beförderte, ermunterte und an dem er ſo aus dem Innerſten heraus ſeine Luſt hatte, die nie ermattete und immer friſch die Schwingen regte, wie ein freier Vogel bei Sonnenaufgang; dieſe Denkfreiheit, die an keinen Vorurtheilen klebte und Jeden gewähren ließ, der Ziel und Maaß von der Vernunſt entnahm und überall ohne Beſchränkung den redlichen Willen anerkannte, wenn auch das Vollbringen mislang:

kurz alle dieſe Eigenſchaften, von denen eine einzige ſchon hinreicht, ein geſalbtes Haupt zu verewigen, auf einem Haupte vereint, wem entfällt da nicht die Feder im Bewußtſeyn ſeiner Schwäche, wenn er es unternehmen wollte, das innere Leben dieſes großherzigen Fürſten nach und mit ſeinem äußeren Wirken zugleich zu ſchildern? —

Fragt man mich: wer war größer, Goethe oder Karl Auguſt? ſo ſage ich ohne Bedenken: Karl Auguſt; denn Karl Auguſt war Fürſt eines Ländchens von drei und ſechszig Quadratmeilen.

Es iſt wahr, daß auch ihn, trotz ſo manchem ſtechenden Dorn in ſeinem Lebenskranze, das Glück im reichen Maaße begünſtigte, indem es die Entſtehung ſo vieler bedeutender Menſchen in ſeine Zeit treten, und zugleich das Land, in welchem es ihm geſtattet war, ſie zu verſammeln, ein kleines Land mit einer kleinen Reſidenz ſeyn ließ, ſo daß die Verſammelten ſich nähern mußten und zu einander ſtehen, wie Glieder einer Familie. Dieſer Umſtand iſt es auch, der die geiſtige Wirkſamkeit Weimars auf ganz Europa, deren uneigennützigſter Beförderer der Regent ſelbſt war, ſo ausnehmend begünſtigte. — Mit ihm ſchloß ſich dieſe Zeit, denn die meiſten jener groſſen Seelen waren vor ihm von der Erde gezogen, und Goethe noch allein geblieben wie Oſſian, um in und durch Anſchauung ſeines Selbſt die Geiſter der geſchiedenen Helden zu feiern. — Sie wird auch wohl einzig daſtehen in der Geſchichte; wann bringt ein Jahrhundert ſolche Männer und zugleich mit ihnen einen ſolchen Fürſten, der ſie ſo zu würdigen weiß, wieder hervor? — Das ſind Empfängniſſe, die die Natur erſchöpfen; ſie braucht lange Zeit, ehe ſie ihre Kräfte wieder zu neuen geſammelt hat.

Und ein ſolcher Mann und Fürſt war und blieb unwandelbar länger denn funfzig Jahre hindurch Goethe's Freund, er war ihm nicht blos Auguſt und Mäcen, wie der Dichter ſelbſt ſingt, er war ihm weit mehr, er ließ ihn gewähren, und gab ihm volle Freiheit, »Neigung, Muße, Vertraun« was liegt nicht Alles in dieſen drei Worten, wenn man bedenkt, daß Karl Auguſt ſie ſchenkte, und mit ihnen die Stellung, ſie nach allen Richtungen zu benutzen. — Braucht das noch weitere Auslegung? Mehr als funfzig lange Jahre wandelten ſie neben einander, und was auch geſchah, Karl Auguſt blieb ſich immer gleich; ein Fürſt, und er blieb ſich gleich. — Wo hat die Weltgeſchichte Aehnliches aufzuweiſen? —

Die Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode überraſchte Goethen bei einem Mittagsmahle, zu welchem an jenem Tage dieſer und jener Unbedeutende gezogen worden; man zögerte, ſie mitzutheilen, endlich geſchah es. — Da ſagte Goethe zu den Anweſenden: »Das iſt grob! — Reden wir von etwas Anderem.« —

Großartig ertrug er den Verluſt, und großartig wirkte der Gedanke von der Größe des Verlorenen in ihm fort. — Er äußerte nichts, aber noch Monate nachher konnte man an ſeinen Anordnungen und Verfügungen in der Verwaltung der wiſſenſchaftlichen Anſtalten bemerken, deutlich bemerken, wie mehr ein Gefühl, als ein klares Bewußtſeyn: »Nun iſt Alles vorbei!« in ſeinem Inneren herrſche, und es dauerte lange, ehe er ſich an die neue Ordnung der Dinge gewöhnte, obwohl alles nur Erdenkliche ohne Ausnahme von allen Seiten geſchah, um ihm eine wahrhaft kindliche Verehrung und die tiefgefühlteſte Ehrfurcht zu bezeugen.

Das ſind Goethe's Worte über ſein Verhältniß zu Karl Auguſt; obwohl allgemein bekannt, doch vielleicht hier nicht am unrechten Orte.

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach Außen, ſo wende nach Innen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht.

Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren:
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Gärten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht als ein Dichter verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen;
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch, was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

Weiter aber hat er ſeinen groſsſinnigen Fürſten nicht gefeiert und er hatte Recht. —

A.

7.

Goethe und Schiller.

Hier liegen die Acten vor, der Briefwechſel Beider, und es bedarf nur weniger Zeilen, um ihr Verhältniß in das rechte Licht zu ſtellen. — Goethe blieb Goethe auch Schillern gegenüber und des Letzteren weibliche Natur ſchmiegte ſich faſt unterwürfig an, wogegen Jenem das Edle und Reine in Schillers ganzem Weſen die tiefſte Achtung abzwang; denn Goethe achtete eigentlich die Menſchen nicht gern, weil er ihre großen Eigenſchaften den Geſetzen der Natur zuſchrieb, und ihre Schwächen, die ſich zu oft vor ſeinem ſcharfen Blicke wiederholten, ihn anekelten oder verdrießlich machten, nie aber von ihm entſchuldigt wurden. — Goethe wußte, was er wollte, Schiller fühlte, was er ſollte als Menſch und Dichter und handelte demgemäß und hielt unter

Sorgen und Schmerzen ſeine innere Reinheit feſt, wie ein echter katholiſcher Prieſter ſeine Jungfräulichkeit aus Liebe zur Gottheit. Der Dichter der Ideale war kein ſolches Kind des Glücks, wie der Dichter des Fauſt; ſein ganzes Leben hindurch hat er mit der Gemeinheit der Umgebungen zu kämpfen gehabt, und das war es, was Goethen ihm gegenüber die Superiorität gab, die er willig anerkannte. — Uns muß er in ſeiner Unterordnung um ſo größer erſcheinen, wie das gleichermaaßen der Fall iſt, wenn wir in dem Dichter den Menſchen ſuchen, denn Schiller hat nie etwas Doppelſeitiges geſchrieben, ſondern ſtets dem Ideale, das ihm vorſchwebte, nachgeſtrebt. Deshalb litt ſeine Poeſie auch durch ſeine philoſophiſchen Speculationen; er wollte ergründen, was er ſchuf, und vergaß in ſeinem frömmſten Eifer, die eigenen Worte:

> Aus den Wolken muß es fallen,
> Aus der Götter Schoos, das Glück,
> Und der mächtigſte von allen
> Herrſchern iſt der Augenblick.

in der Anwendung auf ſich ſelbſt zu deuten, wie ſie für den echten Dichter gehören: er ſoll ſich der Intuition überlaſſen, denn bei ihm wird ſie immer eine Tochter ſeyn, die Verſtandeswiſſen und Gefühl mit einander erzeugten; ſie ſpringt gerüſtet wie Pallas aus des Donnerers Haupt.

Aber eben weil er das nicht that, war er Goethen ſo bequem, er richtete das Fernrohr, nachdem er mit dem Sucher mühſam die Sterne verfolgt hatte, und Goethe brauchte mit ſeinem großen Auge dann nur einen Blick hinein zu thun, um die Welten, nach denen ihm verlangte, im Nu zu erfaſſen in klarſter Geſtaltung. — Deshalb riß auch der Briefwechſel nicht ab. —

Ob Goethe es ganz ehrlich mit Schillern gemeint habe? ich zweifle; bürgerlich ehrlich, das verſteht ſich wohl von ſelbſt, aber menſchlich ehrlich, das iſt die große Frage, und die Herausgabe des Briefwechſels in der Geſtalt, wie er vor uns liegt, beweiſt das eben nicht. Damit iſt nun freilich auch nicht geſagt, was vielleicht Mancher in der Beſchränktheit heraus zu deuten geneigt wäre, daß er es unehrlich gemeint hätte; es liegt ein Mittelweg zwiſchen beidem, der der Paſſivität, und auf dieſem ſchritt er, wenigſtens ſo lange Schiller lebte, fort. — So Manchen auch Goethe indirect und geiſtig gefördert haben mag, befördert hat er doch Niemanden, wenn es ihm ſelbſt nicht diente, und dazu ſtand Schiller ihm viel zu turnierfähig gegenüber. Auch wußte er während der Weimariſchen Jahre des Zuſammenlebens ſeine Suprematie ruhig zu behaupten, mitunter mit gar eigenem Nachdruck und mit Waffen, die nur er beſaß. Davon zeugt am lebendigſten die verunglückte Kotzebueſche Glocken-Apotheoſe, deren genaue Beſchreibung wir dem redſeligen Falk ſeit Kurzem verdanken, und die als ein Beweis Weimar'ſcher Geſchmackloſigkeit billig hätte verſchwiegen und vergeſſen bleiben ſollen.*) —

Daß Goethe es aber nicht ganz ehrlich, ſelbſt nach Schillers Tode, mit dieſem meinte, leuchtet noch heller aus der bekannten Aufbewahrung von Schillers vermeintlichem Schädel auf der Weimariſchen Bibliothek hervor. — Den herben Spott, den dieſer Act in Deutſchland ſo allgemein hat erfahren müſſen, verdient derſelbe eigentlich nicht, wenn, was bei allen menſchlichen Dingen doch zuerſt geſchehen ſollte, die Intention ins Auge gefaßt wird. — Es war ein gut gemeinter verfehlter Gottesdienſt, und der Eifer hat nie ein Auge für das, was ſich ſchickt, und was nicht. — Die Weimariſche Bibliothek iſt eine Art von Pantheon, ihrem erhabenen Pfleger Karl Auguſt darin höchſt ähnlich, daß ſie anſpruchslos im Aeußern wie er, aber großartig und bedeutſam im Innern. — Sie umſchließt des Schönen und Edeln gar viel; in ihr ruhen die bedeutendſten Documente von Weimars einſtiger geiſtiger Größe, nicht blos todte Bücher, ſondern redende Geſtalten und Denkmale; kann man nun den guten poetiſch überſpannten Willen verdammen, darf man ihn ſchelten, wenn er ihr das Edelſte und Beſte, deſſen er je habhaft werden konnte, einverleiben wollte, die irdiſchen Ueberreſte von dem Haupte des reinſten Dichters? Die Bibliothek ſtand in geiſtiger Hinſicht eben ſo hoch als die Fürſtengruft, in welcher, aus ſchönſter Abſicht, jetzt Schillers Gebeine ruhen, und der Enthuſiasmus, dem leider bei uns Deutſchen ſo ſelten Gnade für Recht wiederfährt, überſah ſo leicht das Unſchickliche, das für die Menge in dem Ort und der Weiſe der Aufbewahrung lag. — War denn die Bibliothek ſchlechter als die Kirche zu Weimar, in der Herder's Gebeine ruhen? — Nur hatte die alte Sitte dieſe geheiligt und jene nicht.

---

*) S. d. Anhang.

Die ganze Unſchicklichkeit lag in dem Act der Uebergabe, bei der die Söhne der beiden großen Väter den Todtengräber und Küſter ſpielten, auf eine, und wenn ſie noch ſo feierlich war, doch immer unwürdige Weiſe. —

Und das ſah Goethe nicht und ließ es geſchehn? ließ es geſchehn, daß ſein eigener Sohn mit wohlſtyliſirter Rede von Schillers jüngſtem Sohn den Schädel ſeines Vaters empfing? —

Der hochſtehende weltkluge Goethe ließ das geſchehn. — — — Ludwig von Baiern bewirkte ſpäter, daß das vermeintliche Haupt des Dichters wieder fortgenommen und zu den übrigen Gebeinen gefügt wurde.

Du könnteſt noch Vieles über das Verhältniß der beiden Dichter zu einander von mir verlangen, aber mir däucht, wenn du das nicht aus ihrem Briefwechſel herausfühlſt, ſo thuſt du am Beſten, du nimmſt ihn nie wieder in die Hand. —

D.

8.

Goethe's Verhältniß zu Anderen.

So ausführlich ich hier ſeyn könnte, ſo kurz muß ich ſeyn, Fragender, weil ich im erſteren Falle gezwungen wäre, Lebende zu berühren, und dazu habe ich weder Erlaubniß, noch Neigung, mir ſolche einzuholen, noch Luſt, dir zu Gefallen indiscret zu ſeyn. — Goethe hatte außerordentlich ſeine Fühlfäden, wenn es galt, herauszutaſten, wozu irgend ein Individuum für ihn brauchbar ſey. — Daher wunderte ſich die Menge leicht, wenn er dieſen und jenen von oft noch weniger als gewöhnlichem Schlage viel und lange um ſich ſah und dagegen ſo manchen Bedeutenden mit aller Förmlichkeit und Grandezza des Miniſters von ſich fern hielt. — Das war keineswegs bloße Laune. — Bei ihm waren alle, die ihn umgaben, wie die einzelnen Executirenden einer ruſſiſchen Hornmuſik: Jeder durfte nur ſein Inſtrument ſpielen und mußte einfallen zu rechter Zeit, wenn die Symphonie ſeinen einzigen Ton verlangte; nicht daß Goethe fremdartige Naturen und Aeußerungen nicht hätte gewähren laſſen, aber dieſe ſtets nur außerhalb des von ihm gezogenen Kreiſes. — Anzuregen und aufzumuntern verſtand übrigens Keiner ſo wie er, wenn er nur wollte; aber er wollte ſtets nur, wenn es ihm bequem war, oder daß ich mich eines etwas plebejen Ausdrucks bediene, wenn es in ſeinen Kram paßte. Das hat mancher arme Künſtler und Gelehrte ſchwer empfinden müſſen; ſie mochten thun, was ſie wollten, ihm bringen, was ſie wollten, ſie fanden doch keine Anerkennung bei ihm, wenigſtens ſprach er ſie nie in ihrer Gegenwart oder überhaupt nur ſo aus, daß ſie hätten Freude daran haben können. — Trotz dem verſtand er aber gar wohl, ſie für ſeine Zwecke zu beſchäftigen und arbeiten zu laſſen; wollte man z. B. vorzüglich aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Gaben das zu ſondern ſuchen, was ihm von ſeinen fleißigen Arbeitsbienen ausdrücklich zugetragen worden, ſo würden ſie wohl auf ein Drittheil reducirt werden; freilich der Geiſt, der über dieſen Waſſern ſchwebt, iſt und bleibt der ſeine. —

Für den Umgang waren ihm oft die Bedeutungsloſeſten die Liebſten; er hatte eine gewiſſe ängſtliche Scheu im geſelligen Verkehr, die mit ſeinen Jahren zunahm und nach der Perſönlichkeit des Beſuchenden oft wie Gewitterluft drückend auf ihm lag. — Mitunter brach er ſich gewaltſam Bahn, mitunter vermochte er ſie aber nicht zu überwinden, und kleinliche Aeußerlichkeiten waren ihm ſo ſtörend, daß ſie ihn verſtimmen, ja ungenießbar und ſchmollend mürriſch machen konnten. — So war z. B. der verſtorbene **Zelter** hm einer der Liebſten, aber Zelter trug eine Brile, die Goethe nie ertragen konnte, und ſaß ihm bei Tiſche gerade gegenüber. — Dadurch ward r ſo mürriſch und verſtockt, daß es Allen unbegreiflich ſchien, bis zufällig Zelter einen andern Sitz bekam, wodurch Goethe nicht mehr in die

verhängnißvolle Brille zu ſchauen brauchte, u
nun ging's wieder gut. Ihm zu ſagen: »Neh
die Brille ab!« daran hinderte ihn eine ſeltſa
Scheu. —

Seine Umgebungen und Hausfreunde kon
er oft ſchmählich mishandeln, indem er ihnen
fliſſentlich mit derben und kurzen Worten zei
wie wenig er ſie eigentlich achte. — Er ach
die Menſchen überhaupt nicht; im Grunde
ihm die Menge verhaßt. — So ſagte er ein
als ſein Schwager Vulpius heftig getadelt w
de — was er überhaupt wunderlicher Weiſe we
der Verwandtſchaft ſehr ungern ſah — nachdem
lange dazu geſchwiegen: »Nun ja, Ihr
Recht, der Kerl iſt eine Beſtie, aber unter
hunderttauſend Beſtien, die ſich Menſchen nen
iſt die Beſtie noch immer ein Menſch.« D
gen war er, Vornehmen oder Ausländern ge
über, vorzüglich in den ſpäteren Jahren, au
ordentlich zuvorkommend, und deſto größer
Wappen war, das Einer führte, deſto w
wurden die Flügelthüren aufgethan, um den

zu empfangen, wogegen Mancher ohne Rang und Titel, der ſich vielleicht ſein ganzes Leben vorher darauf gefreut hatte, und ſein ganzes Leben nachher würde daran gezehrt haben, unter vornehmen Ausflüchten abgewieſen ward.

In Geſchäften befleißigte er ſich einer ganz eigenthümlichen Förmlichkeit und eines unerträglichen Kanzleiſtyls mit meilenlangen Perioden und hölzernen unbeholfenen Wendungen. — Gegen das Ende ſeines Lebens ging ſogar etwas von dieſem Style überhaupt in ſeine Schreibart über, vorzüglich in Briefen an entfernter Stehende. Man leſe z. B. nur den Anfang des Schreibens an Schubarth, welches dieſer dem zweiten Theile ſeiner Schrift zur Beurtheilung Goethe's einverleibt hat: »Ihre beiden Briefe, mein Wertheſter, habe wohl erhalten und in der Zwiſchenzeit Ihr Heft geleſen, da ich denn Urſach finde, mich für den Antheil, den Sie mir und meinen Arbeiten gegönnt, dankbar zu erzeigen. Dieſes wüßte ich vorerſt nicht beſſer zu thun, als daß ich Ihre Frage mit Wenigem beantworte und

Sie erſuche, auf dem Wege, den Sie eingeſchlagen, ſtandhaft zu verharren.« —

Im Allgemeinen behandelte er aber Jeden, als ſey er nur da, um ihm zu dienen, und wer, wenn er ſich auch noch ſo ſehr aufopferte, auf Dank und Anerkennung rechnete, der irrte ſich ſehr. — Wenn es gleich in ſeiner Hand und einzig in dieſer lag, treue Dienſte durch Fürſprache oder Empfehlung zu vergelten, und ſo den ihm Ergebenen oft wirklich Hülfsbedürftigen in ihrem Fortkommen förderlich zu ſeyn, ſo geſchah das doch nie; ſeine Protection war immer ſo zu ſagen negativ, ſie beſtand nur in ſubjectiven Aeußerungen. Ich glaube nicht, daß ſich in ganz Weimar irgend Jemand finde, der es durch Goethe's eifrige und alleinige Vermittelung zu etwas gebracht hat; ja er ſoll ſogar einmal ausgerufen haben: »Nun das Lob kann ich mir wirklich ertheilen: durch mich iſt niemals Jemand etwas geworden.«

Im geſelligen Kreiſe konnte er in früheren Jahren, wenn er eben bei Laune war, ausgelaſſen luſtig ſeyn und verſchmähte ſelbſt den derbſten Spaß nicht, wie überhaupt ſeiner Natur alles Derbe ſehr zuſagte. In ſpäterer Zeit war er heiter und mittheilend, vorzüglich bei Tiſche, und hatte es gern, wenn man ihm viel erzählte. — Er pflegte dann gewöhnlich am Schluſſe eines ſolchen Mahles auszurufen: »Wir haben heute viel gelebt!« — Bei den größeren Soirees in ſeinem Hauſe, während ſeiner letzten Lebensjahre, pflegte er nach ſeiner Bequemlichkeit auf- und abzuſchreiten, zu kommen und zu gehen, und ſich bald mit Dieſem, bald mit Jenem in ein behagliches Geſpräch über gleichgültige Gegenſtände einzulaſſen. —

Schöne heitere und liebenswürdige Frauen hatte er gern um ſich, und befleißigte ſich gegen dieſelben einer gewiſſen altmodiſchen Galanterie, die ihm aber ſehr wohl zu Geſichte ſtand.

Muſiker und Sänger wußte er ſehr anzuregen, und Ihnen oft mit wenigen Worten, aber lebhaften Geberden und Ausrufungen anſchaulich zu machen, worauf es eigentlich ankomme; dabei hatte er eine unermüdliche Geduld und Ausdauer. — Eine der erſten noch lebenden dramatiſchen Künſtlerinnen begann ihre Laufbahn in Weimar Sie hatte bei ihrem Debut auf den Bretern, di die Welt bedeuten, einige wenige Worte zu ſagen. Goethe ließ ſie zu ſich kommen und ſagte: »Nun, mein liebes Kind, ſagen Sie mi einmal vor, was Sie morgen zu ſprechen haben.« — Sie gehorchte. Goethe belehrte ſie nu und hieß ſie dann die Worte wiederholen. — Sie that es. — »Noch einmal,« ſagte er ruhig. Sie leiſtete willig Folge. — Da ließ er ſi mit dem ruhigſten »Noch einmal« von der Wel dieſelben Worte wohl funfzig Mal wiederholen und als ihr endlich vor innerem Aerger und zurückgedrängten Thränen die Stimme verſagt ſprach er, ohne im Geringſten von ihrem Kummer und Grimm Notiz zu nehmen, zu ihr »Nun, mein liebes Kind, gehn Sie jetzt zu Hauſe und überdenken Sie ſich das; dann komme Sie morgen wieder, da wollen wir es noc eben ſo viele Mal wiederholen; da ſoll es wo gehen.« — Daß es am andern Tage wirklich ging, daran wird wohl Niemand zweifeln.

G.

9.

Einzelne Züge und Aeußerungen Goethe's.

Zur Beſtätigung des bisher Vorgebrachten.

Goethe pflegte den jüngeren Voß, der in Weimar angeſtellt war, bei Manchem, was die Metrik und verwandte Wiſſenſchaften betraf, zu Rathe zu ziehen. — Einſt kam dieſer, demüthig, aber innerlich triumphirend, mit einem im elegiſchen Versmaaße geſchriebenen Gedichte Goethe's zu dieſem und ſagte: »Herr Geheimerath, hier iſt ein Hexameter, der einen Fuß zu viel hat, es ſind ihrer ſieben.« — »Laſſen Sie ſehen, mein Lieber!« erwiederte Goethe. Voß reichte das Buch, und als G. ausrief: »Ja, wahrhaftig!« zugleich die Bleifeder zur Verbeſſerung hin; der Geheimerath gab ihm aber Beides zurück mit den

Worten: »Nun, weil die Beſtie einmal da iſt, ſo mag ſie ruhig da bleiben.«

Zu Goethe's Geburtstagsfeier wurden ihm gewöhnlich von den Weimariſchen Poeten viele Gedichte, natürlich voll Lobeserhebungen, überreicht. Unter dieſen war einmal eins, in welchem er ziemlich unumwunden mit dem lieben Gott verglichen und ihm dieſelbe Schöpfungskraft angewieſen wurde. — Da ſagte der alte Dichterfürſt, wie ihn ſeine Verehrer gern nannten: »die Andern werfen mir doch nur Bonbons an den Kopf, der Y. nimmt gleich die ganzen Zuckerhüte.«

Der Sohn ſtellte einſt bei Tiſche eine etwas abſurde Behauptung auf und verfocht ſie ziemlich hartnäckig gegen einen Fremden, welcher dieſelbe angriff. Da unterbrach G. plötzlich den Streit mit folgenden an den Letzteren gerichteten Worten: »Hören Sie doch nicht auf das abgeſchmackte

Zeug, welches der unwiſſende Menſch da vorbringt.« — Der Sohn war damals ſchon ein ſeiner Stellung nach angeſehener Weimariſcher Beamter.

Goethe's Jubeltag ward mit außerordentlichem Eifer in Weimar gefeiert (es exiſtirt eine eigene Beſchreibung davon). Von Nah und Fern gingen Glückwünſche und Geſchenke ein, und es ſah aus, als ſey dieſe »feierliche Bewegtheit« in ganz Deutſchland von ſelbſt entſtanden. — Später erzählte bei einem Glaſe Wein ein ſehr angeſehener und genialer Staatsmann dem Dichter, wie viel ſeine unermüdliche Mitwirkung dazu beigetragen und wie er (der Staatsmann) vor Allen die Gemüther dazu angefeuert habe. — Da ſetzte G. ſein aufgehobenes Glas ſo unwillig wieder nieder, daß es zerbrach, ſtand, ohne ein Wort zu äußern, auf, und verließ ihn zur ſelben Stunde.

Goethe war Müllnern im Ganzen freundlich entgegengekommen. — Müllner ſandte ihm bald darauf ſein neueſtes Drama und ſchrieb hinein:

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Das nahm der Dichter dieſer Worte ſehr übel, und das Verhältniß war zerſtört, wie Müllner erzählte.

Studenten von Jena wollten einſt (vor ungefähr zwanzig Jahren) irgend eine vermeintliche Unbill im Theater zu Weimar rächen und wurden ſehr unruhig. — Da erhob ſich Goethe von ſeinem erhöhten Sitze, ſchaute ringsum, und rief mit gebietendem Tone: »Still!« — Und augenblicklich ebneten ſich die brauſenden Wogen zur glatteſten Spiegelfläche und Keiner wagte, ſich zu rühren, ſo ſehr imponirte ſeine Perſönlichkeit.

Von dem bekannten Wit von Dörring erzählt man vielfach, er habe ſich bei Goethen melden laſſen und dieſer ihn angenommen. — Sie ſaßen neben einander auf dem Sopha und Wit war im beſten Zuge, da ſagte G. plötzlich: »Sie rühmen in Ihrem Buche, mein Beſter, wie Sie das Talent hätten, durch Ihre Perſönlichkeit und Ihre Rednergabe einen Jeden bei der erſten Zuſammenkunft für ſich einzunehmen. — Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl.« — Und damit ſtand er auf und ging fort. —

Von Demſelben ſagte er zu einem Dritten, als er ihn vorübergehen ſah: »Es thut mir ordentlich weh, wenn ich den Menſchen ſo frei herumlaufen ſehe; man ſollte ihn wieder feſtſetzen, denn er hat eine ſolche Virtuoſität im Gefangenſitzen, daß er nur in Priſon ſeinen Beruf erfüllt.«

Goethe ging einſt mit einem Herrn von Stein in den Bergen bei Carlsbad herum, und ſuchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens. — Stein, ungeduldig, trieb nach Hauſe, der Dichter zögerte aber immer. — Endlich rief Stein ärgerlich: »Nun, wenn die Steine Sie ſo intereſſiren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich denn?« — »Zu den Kalkſteinen, mein Beſter,« erwiederte Goethe gelaſſen, »wenn Waſſer auf ſie kommt, ſo brauſen ſie auf.«

Ein unbedeutender Student aus Jena ſaß einſt bei Goethen auf dem Sopha; ſie plauderten ganz gewöhnlich von geringen Dingen. — Da tritt ein Fremder ein; Goethe ſteht auf, geht ihm entgegen, begrüßt ihn, und räumt ihm den Platz auf dem Sopha neben dem Muſenſohne ein, ſich ſelbſt auf einem Stuhle niederlaſſend. Der Student bleibt unbeweglich ſitzen und thut auch weiter nicht desgleichen. — Da ſagt Goethe lächend: »Ich muß die Herren doch ein-

ander vorſtellen. Herr Studioſus Peterſen a
Itzehöe; Seine Durchlaucht der Herzog von W
mar.«

Die bekannte Anecdote mit dem Fenſteröffn
iſt vielfach, aber meiſt falſch, erzählt worde
So iſt ſie wirklich. — Bei der Herzogin Mutt
wurde eines Abends vorgeleſen. Der verſtorbe
Großherzog kam dazu, und öffnete, weil er
im Zimmer zu warm fand, ein Fenſter. Goet
ſchloß daſſelbe leiſe. Der Herzog öffnete es wi
der, und Goethe wiederholte unbemerkt ſein v
riges Manoeuvre. — Nun rief der Herzog ve
drießlich: »Wer macht denn immer das Fenſt
wieder zu?« Alles ſchwieg. Da trat Goethe v
und ſagte: »Eure Durchlaucht haben allerdin
das Recht über Leben und Tod Ihrer Unterth
nen, aber erſt nach Urtheil und Spruch.«

Gleichermaaßen lautet das ſtets verſtümmelt mitgetheilte Epigramm Goethe's über die falſchen Wanderjahre urſprünglich ſo:

Was thut von Quedlinburg hinaus
Ein falſcher Wandrer traben?
Hat ja der Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Goethe pflegte zu erzählen, wie ihm Tieck in Jena einſt ſeine Genovefa vorgeleſen und bemerkte dabei: »Als er anfing, ſchlug es acht Uhr, als er aufhörte eilf Uhr, neun und zehn habe ich gar nicht ſchlagen hören.«

Bei der Herzogin Mutter war ein Fräulein von G— Hofdame, ein ſehr kluges, aber ſehr boshaftes Frauenzimmer, welches durch allerlei Betrieb den Einzelnen manchen Verdruß zufügte. — Goethe rächte ſich einſt auf folgende originelle Weiſe an demſelben. — Der Hof war auf einem Sommerſitz, und eng logirt. Das Fräulein von G— wohnte in einem Privathauſe. Einſt, als der Dienſt dieſe Dame bei der Herzogin Mutter feſthielt, begab ſich Goethe in ihre Wohnung, nahm einen Maurer mit ſich, ließ die Thür ausheben und die Oeffnung dergeſtalt vermauern und überſtreichen, als ſey das Ganze nur eine Wand. Dann traf er ſeine ferneren Maaßregeln und entfernte ſich. — Spät in der Nacht kam das arme Fräulein nach Hauſe, fand wie gewöhnlich unten ein brennendes Licht, und eilte nach ihrem Zimmer. Oben auf der Treppe erlöſchte aber, wie durch einen Zugwind, das Licht. — Zu ſtolz, um ſelbſt wieder hinunterzugehen und ihren Wirthsleuten ein gutes Wort zu geben, beſchloß ſie, im Dunkeln nach ihrem Zimmer zu tappen, und im Nothfall ihre Kammerjungfer, die ſie eingeſchlafen wähnte, hinunter zu ſenden. Dieſe war aber durch jenes Manoeuvre eingemauert. — Vor ihrem Zimmer angelangt, ſuchte nun das arme Fräulein die Thür, mit den Händen an den Wänden herumtaſtend, konnte aber durchaus nichts dergleichen finden. — Schreien und Lärmen half nichts, Niemand kam. So brachte ſie mehrere Stunden damit zu, die verzauberte Thür zu ſuchen, und war, nichts von dem Schalksſtreiche ahnend, endlich ſo aufgeregt worden, daß ſie faſt den Verſtand verlor. — Zuletzt kamen die mitleidigen Wirthsleute mit Licht, und nun ſah ſie die ganze Beſcheerung. — Was war zu thun? Maurer waren in dem Neſte während der Nacht nicht aufzufinden; die Kammerjungfer, die wahrſcheinlich ihrer Herrſchaft den Jammer gönnte, ſchlief ruhig hinter der Mauer, und die verzweifelnde Hofdame mußte im vollen Anputz des Galatages auf einem Stuhl ausharren, bis der Tag anbrach und Rath geſchafft werden konnte.

Ich könnte noch viele Züge dieſer Art anführen, weiß jedoch von den vorſtehenden nur gewiß, daß ſie ſich gerade ſo verhalten, wie ich ſie mittheilte, weil ich ſie von Augenzeugen oder von

Goethe ſelbſt erfahren. — Im Uebrigen verweiſe ich auf Falks Erzählungen (Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt. Leipzig, 1832), die immer als Urkundenbuch, obwohl Manches darin etwas verfälſcht ſeyn wird, gelten mögen, und ſchließe hiemit den von den Freunden mir abgeforderten Beitrag, indem ich mir nur noch erlaube, einige eigene Aeußerungen Goethe's aus den zahmen Xenien, gleichſam als Siegel zu meinen flüchtigen Zeilen, beizufügen.

G.

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey luſtig — geht es nicht, ſo ſey vergnügt.

Künſtler! dich ſelbſt zu adeln,
Mußt du beſcheiden prahlen.
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Aber immer bezahlen.

»Du gehſt ſo freien Angeſichts
Mit muntern off'nen Augen!«
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum ſollt' ich was taugen?

»Sag' mir doch: von deinen Gegnern
Warum willſt du gar nichts wiſſen?«
Sag' mir doch, ob du dahintrittſt,
Wo man in den Weg ......?

Laſſet walten, laſſet gelten,
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet Ihr den Guten ſchelten,
Der mit ſeiner Zeit geſündigt?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen, noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

10.

Goethe als Dichter.

Drei Perioden unterſcheiden ſich deutlich in Goethe's Poeſien, und umfaſſen, jede ſtreng abgeſchloſſen, faſt ohne alle Uebergänge, ihr eigenes Reich der Gedanken und Geſtalten. — Es iſt damit, wie mit dem Leben der Menſchen, mit dem Leben der Völker, ſie offenbaren dieſelben Erſcheinungen: die Jugend als Zeit der ſchaffenden Kraft, das Mannesalter als die Zeit der Reflexion und Anwendung, das Greiſenalter als die Zeit des Feſthaltens des Beſtehenden, meiſt durch allegoriſirende Verſinnlichung; das Vermögen des Erzeugens haben alle drei gemein, aber die Jahre modificiren die Wirkung. — Was bei Goethe's Werken Frucht der Uebergänge zu ſeyn ſcheint, iſt es eigentlich nicht, ſondern ſchon Entſtandenes aus einer in die andere Periode Hinübergetragenes und dort erſt Vollendetes. So der Fauſt aus der Jugend- in die Mannes- und von dort in die Greiſenzeit; ein ſcharfes Auge wird daher leicht zu erkennen und zu ſondern wiſſen, was einem jeden Abſchnitte zufällt; ſo z. B. die Helena dem reflectirenden Manne und von dieſem nach langer Ruhe, mit raſchem Sprunge, wie in ihr vom Klaſſiſchen zum Romantiſchen, dem Greiſe, der poetiſch die Extreme zu verbinden ſuchte. — Die Arbeiten der ſpäteren Jahre haben natürlich das Geſchenk der Erfahrung und Erinnerung, welches der Dichter neu geſtaltete, die der früheren Zeit die kühne Friſche der Jugend gegen einander voraus. —

Goethe iſt eigentlich kein Genie nicht allein nicht zu nennen, ſondern er iſt es wirklich nicht, aber das ausgebildetſte Talent, welches die Geſchichte der geiſtigen Fortbildung unter den Menſchen aufzuweiſen hat. — Eine neue Bahn hat er nirgends gebrochen, weder für ganz Neues, noch für ſchon Beſtehendes, das durch ihn eine durchaus und gänzlich neue Richtung erhalten hätte. — Aber mit ungemeiner Feinheit fühlte er, was in der Zeit lag und womit ſie ſchwanger ging, und ſobald ſie geboren hatte, erkannte auch ſein ſcharfes Auge alsbald alles Bedeutende an der jungen Frucht, und ergriff ſie, und bildete ſie zu höchſter Bewunderung aus. — Ich möchte ihn den erſten Geheimſchreiber der Natur, der ganzen wie der individuellen nennen, er verſtand ihre Winke und Andeutungen wie Keiner, und lieh ihr die Sprache, dieſe Tochter der Convenienz, um das Menſchengeſchlecht mit ihrem Willen und ihrem Thun bekannt zu machen. —

Der ſo oft verlachte und verſpottete Ausſpruch Eckermanns, deſſen er ſich bedient und den er in Proſa und Verſen uns aufgetiſcht hat, um uns Goethe's Talent des Objectivirens deutlich zu machen: er würde Alles ſo gemacht haben, wie der Schöpfer ſelbſt, wenn dieſer ihm ein Aemtchen bei der Schöpfung übertragen, iſt eigentlich nicht lächerlich, wie ihn ſo Viele finden wollen, ſondern dumm; das Dumme darf den wohlgebildeten Menſchen nie zum Lachen reizen, wohl aber zum Bedauern. — Wo iſt denn in allen Goethe'ſchen Werken etwas ganz Neues, etwas, was er ganz allein geſchaffen hätte? Zeigt mir unter allen ſeinen Characteren einen, der noch nicht dageweſen wäre! ſie ſind alle ſchon vorhanden, aber er hat ſie ſo nach allen Seiten hin ausgebildet, daß ſie dem ungeübten Blick als neu erſcheinen. — Zeigt mir ferner dort einen männlichen Character, der nicht eigentlich Goethe ſelbſt wäre! nur laßt Euch nicht täuſchen von der Beleuchtung, den Nuancen, den Schatten und Schlagſchatten, die Umſtände und Verhältniſſe auf ihn werfen, der Kleidung, welche er angelegt hat u. ſ. w., ſondern geht mir auf den Kern, und dann ſagt mir, ob ich nicht Recht habe. — Goethe wäre nicht im Stande geweſen, einen Vogel zu machen, ſelbſt nicht einen Papagei wie Herrn Eckermann; aber hätte der liebe Gott ihm geſagt: »Sieh, mein lieber Goethe, ſo und ſo denke ich mir einen Stieglitz oder eine Nachtigall, aber ich habe nicht Zeit, ich muß eben die Löwen verfertigen und die Kameele, ſey du ſo gut und mach' die beiden Vögel für mich,« dann wette ich, dann hätte Goethe dieſe beiden gefiederten Creaturen gewiß ſo excellent gemacht, daß der liebe Gott vollkommen zufrieden mit ſeinem Geſellen geweſen wäre.

Wir wollen aber von dieſen ſkurrilen Späßen ablaſſen und die Sache von einer anderen Seite betrachten. — Geht mir einmal ſeine lyriſchen Poeſieen durch, wo ſich gerade in ſubjectivſter Erregung die höchſte Objectivität des Genies offenbaren muß. Findet Ihr denn da etwas Neues, ſelbſt nur der Form nach Neues, Originelles? — Vergleicht das Vorhandene einmal mit unſeren guten alten Volksliedern, mit römiſchen Elegieen, mit franzöſiſchen Chanſons, mit Canzonetten und altdeutſchen Priameln u. ſ. w. und wenn Ihr etwas beleſen und fleißig ſeyd, ſo könnt Ihr die älteren Brüder zu dieſen jüngeren durchgängig finden. —

Alſo iſt Goethe ein Nachahmer! ruft mir gewiß Mancher aus dem gebildeten Pöbel, der mich ſo auf dem litteräriſchen Markte reden hört, höhniſch zu, und ſpreizt ſich vornehm, daß er Goethe'n viel beſſer erkannt habe; denn, verſichert er den nebenſtehenden Handlangern, Markthelfern, ſentimentalen Geſellen u. ſ. w., ich habe mich an Goethe'n heraufgebildet, und ſeine Größe ganz erkannt: er iſt der wahre Dichterfürſt. —

Ich erwiedere ganz ruhig: Mein Beſter, ein Nachahmer iſt er nicht, ſondern, und das in jeder Hinſicht, ein Beſſermacher, deshalb das größte Talent, wie ich bereits eben ſagte, aber kein Genie. —

Man ſoll eigentlich nicht vergleichen wollen, fahre ich fort, aber zu Ihrer beſſeren Einſicht ſuchen Sie einmal Shakeſpear, Schiller und Arioſt mit Goethe'n zu vergleichen; dieſe drei ſind Genie's und haben gar ſehr geirrt; Goethe hat nirgends ſich geirrt, aber er iſt doch kein Genie wie dieſe. —

Jetzt erlauben Sie mir auch, Ihnen zu ſagen, worin nach meiner Meinung eigentlich ſeine faſt unermeßliche Größe beſteht. — Seine Poeſie iſt der reinſte und treueſte Spiegel, welcher je de Natur vorgehalten wurde; und die Geſetze de Welt-Optik ſind ſo ſtreng bei der Schleifun dieſes Spiegels befolgt, daß er jeden einzelne Theil der Natur, den nur immer das menſchl liche Auge zu faſſen vermag, in allen ſeine Verhältniſſen auf das Genaueſte wiedergiebt, un ſo uns anderen Menſchen Dinge zur Anſchauun bringt, die wir, weil unſer Auge entweder a Kurzſichtigkeit oder an Weitſichtigkeit leidet, g nicht im Stande ſind, uns allein ſo zu verdeu lichen, wie es durch ihn geſchieht.

Darum iſt Goethe, Sie mögen ſagen, w Sie wollen, aber doch immer noch eigentlich kei Genie. —

A.

Eine ganz eigenthümliche Seite an Goethe Poeſieen iſt die, daß ſich nirgends ein Enth ſiasmus zeigt, welcher dem Dichter eigen wä ja ſelbſt ſeine Helden verrathen einen ſolch nicht. Der Leſer wird nie durch die innere Wärme des Darſtellers, ſondern nur durch die Wahrheit des Dargeſtellten fortgeriſſen. — Deshalb wird Goethe auch nie der Dichter der deutſchen Jugend, nie der Mann des Volks werden, und es kann ſich ihn wirklich der nur aneignen, den das Leben bildete. Das ſchadet nun freilich ſeiner Größe und Bedeutſamkeit keineswegs, auch kann es ihm nicht mit Recht zum Vorwurf gemacht werden, denn nur Inconſequenz iſt zu tadeln, er aber war der conſequenteſte Menſch und Dichter, den wir kennen. — Der Enthuſiasmus lag nicht in ſeiner Natur, denn er betrachtete ſich ſtets als auf der Höhe, und fühlte daher kein Bedürfniß, ſich, und in ſeiner Begeiſterung und durch dieſelbe, Andere zu begeiſtern. Ich glaube überhaupt, daß Goethe für einen ganz anderen Planeten beſtimmt war, und nur durch Irrthum auf unſere Erde gerathen iſt; er hatte daher das Menſchliche an ſich, weil es hier Geſetz, aber es lag nicht in ihm, und er ſtand in jeder Hinſicht über demſelben, und hielt es fern. Allein hat er ſich überhaupt während ſeines ganzen Erdenlebens gefühlt, und es mag wohl Momente gegeben haben, in welchen Schmerz und Zorn darüber auf ihn einſtürmten und ſeine ganze gewaltige Natur genug zu thun hatte, ſie zu bezwingen und niederzudrücken; denn über eine heitere Art des Troſtes in dieſer Hinſicht, gebot ſein Character nicht, weil eine gewiſſe paſſive Heiterkeit dazu erforderlich geweſen wäre, bei ihm aber alles ſich activ geſtaltete und gleich eine beſtimmte, feſte Form annahm.

Deshalb ſchwärmt Goethe auch nirgends, was doch ſo menſchlich und ſo ſchön iſt; er verliert ſich nie in ſpeculative Regionen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, bringt nie mit der Phantaſie in das Ueberſinnliche, ſondern hält immer feſt an der Erde und der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, und ſeine Träume wirken hier, ſich rückwärts den Nährſtoff holend, vorwärts. — Daß der Fauſt Goethe's treueſtes Bild ſey, wird wohl Niemand leugnen; dieſer tritt überall im Kampfe gegen die Schranken auf, und verfährt daher negativ, zerſtörend; nur einmal, im Entſtehen ſeiner Liebe, nicht.*) Und nun, wie ſchwärmt er hier, da, wohlverſtanden, ſeine Sinnlichkeit Gretchens reinem Weſen gerade in dieſen Momenten unterliegt? So ſehr ich es auch haſſe, mit Citaten zu ſpicken, ſo muß ich doch aus innerer Nothwendigkeit die ganze Stelle als Actenſtück herſetzen:

Fauſt (rings aufſchauend)

Willkommen, ſüßer Dämmerſchein,
Der du dies Heiligthum durchwebſt;
Ergreif' mein Herz, du ſüſſe Liebespein,
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.

---

*) Daß Fauſt erſt durch Vermittelung des Teufels liebt oder zu lieben glaubt, und nicht ſchon längſt vorher geliebt hat, erſcheint mir als ein großer Fehler an dieſem Meiſterwerk; es erſcheint bei dem naturgemäßen Manne ſo naturwidrig, oder ich müßte mich ſehr irren, was gern möglich wäre, aber mir nicht glaublich iſt. — Wem wäre denn, ſelbſt bei der beſchränkteſten Gelehrtenerziehung, bis zum dreiſigſten Jahre (ſo alt kann man Fauſt doch annehmen) nicht die Liebe zu einem Weibe zugleich mit dem Bewußtſeyn des Geſchlechtes erwacht, ſobald er richtig organiſirt iſt? —

Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit;
In dieſer Armuth, welche Fülle,
In dieſem Kerker, welche Seligkeit.
(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bett)
O nimm mich auf, der du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im off'nen Arm umfangen,
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen.
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier mit vollen Kinderwangen
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſt,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O, liebe Hand, ſo göttergleich,
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich,
Und hier!
(Er hebt einen Bettvorhang auf)
Was faßt mich für ein Wonnegraus —
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur, hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus.

Hier lag das Kind mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild. —

Wie treffend und wahr, und eben deswegen wie herrlich iſt dieſe Stelle, aber wie iſt ſo gar nichts Höheres darin.' — Nirgends tritt mir Goethe's ganze Perſönlichkeit ſo lebhaft vor Augen, als eben hier. — So ſah er ſelbſt jede ſeiner Geliebten, und nirgends bemächtigte ſich ſeiner das Gefühl des Himmliſchen in dem Verhältniß der Liebe, das durch das Verhältniß der Geſchlechter für die Erde modificirt wird, und erfüllte ihn mit der Begeiſterung des Ueberſinnlichen. — Was das edle Weib dem Manne ſeyn kann, ſeyn ſoll, das iſt ihm überhaupt fern geblieben, und er ſah in der Verbindung der Geſchlechter nur die Erfüllung des Naturgeſetzes, welches die Fortpflanzung bedingt. — Lobt er doch ſelbſt einmal in einer Zueignung an ſeine ihm ſonſt ſehr werthe Schwiegertochter weiter nichts an dieſer, als:

»Daß dem Vater du im Sohne
Tüchtig ſchöne Knaben bringſt.«

Ich habe ausgeſprochen, daß es Goethe an Enthuſiasmus fehle, und muß das durchaus beweiſen, verwahre mich aber vorher, indem ich ſtreng erkläre, daß das nur eine Bemerkung und keinesweges ein Vorwurf iſt und ſeyn ſoll. — Ihm einen Vorwurf zu machen wegen etwas, daß er nicht beſaß, wäre jämmerlich; ich bin hier ganz der Meinung, welche mein Freund D. in dem Einleitungsgedichte ausſpricht: »Konnt' er dafür?!« — denn was ihm die Natur mitgegeben, das hat Keiner ſo zu reichen Gaben angewandt, wie eben er.

Ich muß mich aber deutlicher erklären, um ſelbſt nicht in falſchem Lichte zu erſcheinen. Unter Enthuſiasmus verſtehe ich das reine Hochgefühl für das Edle, Gute und Schöne, alſo für das höchſte Ziel der Menſchheit, welches ganz die Seele füllt, und zwar mit ſolcher Gewalt, daß dieſe, alle Nebenverhältniſſe vergeſſend, nur in ihrem Drange darnach ſtrebt, dies Gefühl in alle verwandten Gemüther hinüberfließen zu laſſen und ſie mit ſich fortzureißen zu gleichem Wirken für jene erhabene Zwecke. Damit iſt nun nicht geſagt, daß ein Dichter dieſe Eigenſchaft nothwendig beſitzen müſſe, und ohne dieſelbe aufhöre, ein Dichter zu ſeyn; im Gegentheil, der Enthuſiasmus fällt ihm nur inſofern, als er Menſch iſt, zu, und je objectiver er verfährt, deſto weniger wird er ihn beſitzen, aber auch deſto entfernter von dem Menſchengeſchlecht, und was mehr und ſchlimmer iſt, von ſeinem eigenen Volke ſtehen, denn in dem Verhältniß zu dieſem liegt die Begeiſterung am nächſten, die das eigentliche Band der Verwandtſchaft ſchlingt. — Daß der Dichter mich ſchildert, wie ich unter Umſtänden denke oder fühle, oder zu denken und zu fühlen im Stande wäre, das bewundere ich an ihm, aber es rührt mich nicht; daß er mir aber zeigt, wie ihn gleiche Intereſſen ergreifen, und daß er nun noch einen Schritt weiter geht und den ganzen Reichthum ſeines Inneren zur Ausſtattung heraufbeſchwört, und mir mich und ſich und alle

Gleichgeſinnte ſammt ihren Geſinnungen im
ſten Lichte offenbart, wodurch er uns zug
beſeligt, ſtärkt und ermuntert, das entzückt
und macht mich ſeine Bruderſeele verehren
lieben. — Darum ſind uns Deutſchen der
ſittliche Schiller und der treue feſte Uhl
ſo werth und werden es immer bleiben un
Dichter ſeyn, an welchen ſich der deutſche
ling bildet, der deutſche Mann freut, der
ſche Greis ſonnt.

Und nun, wo iſt in allen Werken Go
auch nur eine Spur von dieſer Begeiſte
Er hat die Menſchen immer nur gezeigt,
ſind, nie wie ſie ſeyn könnten, ſeyn ſollte
hat nie idealiſirt, iſt nie ein Prieſter des
ſten geweſen, ſondern überall nur ein B
erſtatter der Natur. — Dies zwar wie
aber kann das genügen? Laßt einmal zw
dreißig Jahre durch das Land gehen und ſ
le gährenden Elemente geſondert und geſ
haben, laßt uns Deutſche noch mehr zur
bewußtheit unſeres Weſens gelangt ſeyn

dann gebt einmal Acht, weſſen Liebling er noch iſt, und was von ſeinen vierzig Bänden noch geleſen wird. —

Aber verſchüttet mir nur das Kind nicht mit dem Bade, und verdammt mir Goethen deshalb nicht unbedingt, Ihr Wilden, Gährenden, ſondern betrachtet ihn nur immer als eine große, rieſengroße Erſcheinung, die, weil ſie Euch fern ſteht, darum nicht minder groß iſt. — Es lag nun einmal von Anbeginn an kein Enthuſiasmus in ſeinem Character und darum hatte er keinen; denn was man einmal von Natur nicht hat, kann man ſich nie geben, ſoviel man ſich auch immer abmühe, es wird ſtets nur als etwas Gemachtes erſcheinen, und die daraus entſpringende Täuſchung hat nicht lange Beſtand. — Täuſchen hat Goethe aber niemals die Menge wollen, nicht aus Edelmuth, ſondern weil er ſie zu gering achtete, um ſich je Mühe deshalb zu geben. —

G.

Goethe's eigenthümlichſte Denkart über Leben und Poeſie tritt nirgends ſo deutlich hervor, als in dem kleinen Büchlein der Epigramme aus Venedig, und in den ſich anſchließenden Weiſſagungen des Bakis. — Hier hat er niedergelegt, was er eben dachte, und zwar in voller Kraft, ohne der Außenwelt ſtörenden Einfluß auf ſein Inneres zu geſtatten. — Dies iſt nicht der Fall mit ſeinen zahmen Xenien, welche faſt durchgängig in einer gewiſſen Gereiztheit geſchrieben wurden, als es galt, den lang beſeſſenen, endlich wankenden und von der Nation nicht mehr geſtützten Thron zu erhalten und zu bewahren. — Statt eines weitläuftigen Raiſonnements, von dem mir die beiden Hauptpunkte ſchon von den Freunden vorweg genommen wurden, will ich einmal mehrere hier zuſammenſtellen, und dem Leſer das daraus zu entwickelnde Reſultat überlaſſen. — Ich glaube, ich ſchiebe den Behauptungen meiner beiden Freunde dadurch feſte Balken unter und — findet das der Leſer nicht, ſo kann ich nicht dafür und tröſte mich damit, daß wir es doch ſinden und mit uns vielleicht noch mancher Ruhige, Vernünftige, und — was das Beſte iſt — wirklich Wohlwollende.

M.

Dieſe Gondel vergleich ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durchs Leben dahin.

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet:
Doch wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt, noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nectar, wie ihr.

Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint.
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig, denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken, fürwahr, ſollen es Kleine noch mehr.

Große gingen zu Grunde: doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

Ja vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung,
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

Ewig wird er Euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Du meinſt, Fragender, die Freunde hätten dir nur geſagt, was Goethen als Dichter fehle, und nicht, was er als ſolcher war. — Du irrſt; haſt du aufmerkſam geleſen, ſo haſt du auch Beides von ihnen empfangen. Indeſſen, dir zum Dienſt will ich einmal verſuchen, nur poſitiv zu verfahren und Goethen als Dichter in ſeiner Größe ſo zu ſchildern, wie er mir nach langen Studien erſcheint, obgleich ich durchaus nicht für die Richtigkeit meiner Anſichten weder einſtehen will, noch kann. — Prüfet Alles und das Beſte behaltet, ſagt der Apoſtel Paulus; das rathe ich dir auch und ſetze noch hinzu: wenn du gar nichts Gutes darin findeſt, ſo wirf ruhig das ganze Buch weg; dann iſt weder dir, noch uns in dieſer Sache zu helfen. —

Was Goethen als Dichter ſo ſehr auszeichnet, iſt die Elaſticität ſeines Talentes und der große Zauber ſeiner Sprache. Unter den behaglichſten Verhältniſſen, ohne Mühe und Kampf gebildet und bedeutend geworden, wird ihm nichts ſchwer, und mit derſelben Bequemlichkeit und

Leichtigkeit weiß er ſich alle fremden Zuſtände ſo anzueignen und ſie darzuſtellen, daß ſie überall als die ſeinen erſcheinen und den Leſer bezaubern und bethören. — Was ſein verſatiles Talent ihm leiſtet, das leiſtet die Sprache, die er beherrſcht, wie Keiner, dieſem. Ein alter Grieche würde vielleicht ſagen: er iſt die Hetäre ſeiner Aera, und die Sprache iſt wiederum ſeine Hetäre; ich darf das ſchon nicht äußern, weil wir nun einmal das Leben nicht ſo elegant auffaſſen, ſondern in unſerer Ehrlichkeit plumper und ohne dieſelbe gemeiner ſind. Aus dieſen beiden unbezweifelt großen Eigenſchaften entſpringt nun ſeine große Natürlichkeit und aus dieſer wieder die Wahrſcheinlichkeit und vermeintliche Richtigkeit, die uns in ſeinen Schriften entgegentritt. — Dazu geſellt ſich ferner als dritte Tochter jener Elaſticität ſeines Talentes ſeine Vielſeitigkeit, der es aber unbedingt an ſchöpferiſcher Tiefe fehlt, und welche eigentlich nur einen höchſt mannichfaltigen Wechſel der Beleuchtung offenbart. — Goethe iſt der ausgebildetſte Repräſentant ſeiner Zeit, die er als

Dichter in ſeinen Werken wiedergiebt; daher auch ſeine Univerſalität, ſein Streben nach einer Weltlitteratur, ſein Coquettiren mit dem Auslande; alle dieſe Richtungen lagen in derſelben bis zu den Tagen der Vorbereitung zum ſogenannten Befreiungskriege; ſeit dieſen begann er aber auch für Deutſchland zu veralten und ſein ganzes Streben ging alsbald nur dahin, ſich auf ſeinem Throne zu ſichern und ſeine Krone feſtzubinden, damit er nicht eines Morgens erwache und fände, er habe ſie über Nacht verloren.

Dieſe obenerwähnten Eigenſchaften ſind es, die ſeinen lyriſchen Poeſieen einen ſo großen Reiz verleihen. — Hier erſcheint er als ein Proteus in allen Formen, allen Geſtalten und überall in höchſter äußerer Vollendung, nicht in innerer, denn ſeine Geſinnungen wechſeln eben ſo häufig, da es ihm nie darum zu thun iſt, ſich ſelbſt in der Wirklichkeit, ſondern in der, dem Original, das er zur Maske beſtimmt hat, treueſten Verkleidung, zu geben. — Er iſt antik, modern, orientaliſch, ſentimental, epigrammatiſch, mittelalterlich, kurz alles Mögliche, und Alles ſo, daß ſeine Zeit ſich den geſchwächten Magen nie daran verdirbt, ſondern jedes neue Gericht, das er bietet, mit Leichtigkeit verdauen kann. — Da es nun in der Lyrik nicht darauf ankommt, das Gemüth allein und ganz, ſondern nur einzelne Gemüthszuſtände, die ein Jeder unter ähnlichen Verhältniſſen an ſich empfinden kann, darzuſtellen, und da er ſich hier vor Allen nach allen Richtungen hinbewegt, ſo trifft auch ein Jeder etwas bei ihm, das ihm zuſagt, und das iſt es eben, wodurch er ſo allgemein verbreitet ward. — Dazu kommt nun noch der ſeltene Wohllaut und die glatte Geſchmeidigkeit ſeiner Sprache, ein Haupterforderniß der lyriſchen Poeſie; er füllt niemals den Mund, aber ſeine Worte fallen dem Vortragenden wie Perlen von den Lippen. — Seine Bilder, und vor allen ſeine Scenerie — ich meine die Umgebungen, in welchen er die einzelnen fremden oder eigenen Stimmungen erſcheinen und ſich äußern läßt — ſind höchſt naturgetreu und anmuthig; ſie beſchäftigen die Phantaſie, ſelbſt da, wo ſie ſtärkere Affecte hervorbringen ſollen, auf die angenehmſte Weiſe, und die Erinnerung hält gern und willig das Dargebotene feſt, weil die gefällige Form, das fließende Versmaaß, der klingende Reim es ihr ſo ſehr erleichtern. Dieſe Nebenumſtände haben vorzüglich ſeinen Liedern und Romanzen eine ſo eigenthümliche Anziehungskraft verliehen und ſie ſo weit über die Länder ausgeſtreut. — Will man ſich nur etwas die Mühe geben zu analyſiren, ſo wird man es finden; ſind z. B. die Gedanken im Liede des Schäfers, des Jägers, des Fiſchers u. ſ. w. nicht ganz gewöhnlich? aber wie hat er ſie ausgeſtattet! Wir ſehn gleich Alles vor uns: die ganze Landſchaft, die den Schäfer umgiebt, und in die ſeine Sehnſucht wie ein paſſender Accord hineinklingt, ſteht vor unſeren Sinnen da, ſobald wir das Lied nur ſingen hören, und wir träumen uns leicht und mit Wohlgefallen in ſeine Lage hinein. —

Ich möchte eigentlich behaupten, und ich glaube, ich könnte es zur Evidenz beweiſen: das wenige wahre Größe, was ſich in ſeinen lyriſchen Poeſieen findet, gehört Goethen perſönlich nicht, und er täuſcht uns hier nur durch die Art und Weiſe der Behandlung, die immer höchſt vollendet iſt. — Hier wirſt du, Fragender, mir einwerfen: Wenn es auch nicht ſein Eigenthum iſt, er hat es zu ſeinem Eigenthum gemacht; und ich behaupte dagegen keck: das hat er nie, er hat nirgends aus den Tiefen ſeines Inneren dazugethan, wie Shakeſpear, Schiller, Uhland und andere Dichter, ſo daß Fremdes und Eigenes feſt verſchmolzen ein neues Drittes gaben, ſondern er hat nur ſtets das Aeußere geſchaffen, dem Fremden ſo zu ſagen ein genau paſſendes und gut ſtehendes Kleid umgehängt. Das fühlte er auch gar wohl, und deshalb verbarg er jederzeit, bis in den letzten Jahren, wo ſich das Ausländiſche weit ſchneller in Deutſchland verbreitete, ängſtlich und eiferſüchtig die Quellen, aus denen er geſchöpft, und brachte vorzüglich in ſeinen Gedichten gar Vieles, von dem ihm weiter nichts gehörte, als das deutſche Kleid, in welches er es gehüllt, uns als ſein Eigenthum dar. — Mein Freund und Vorgänger A. hat in dieſen Blättern ſchon darauf aufmerkſam gemacht; es wäre ein undankbares Geſchäft, die Belege nachzuweiſen, und im Grunde kommt gar nichts darauf an, ob du mir's glaubſt, Fragender, ob nicht, wenn ich dir es als ein ehrlicher Mann geſagt habe; bei einiger Beleſenheit mußt du dich und kannſt du dich leicht ſelbſt überzeugen. Doch um Goethe's Talent der Behandlung fremder Stoffe, wenn er ſie zu ſeinem Eigenthum machen wollte, dir in das hellſte Licht zu ſtellen, will ich dir eins ſeiner beliebteſten Lieder mit dem Original *) vor Augen legen.

---

*) Franzöſiſches Volkslied. — S. Recueil des plus jolies chansons de ce tems. Paris 1764. 12. — Benutzt in einer ſehr niedlichen anonymen Erzählung: La folle en pélerinage. Cahiers de lecture, 1789. Vol. I. S. 121. — Auch ohne dieſe Citate fühlt man gleich, daß das kecke franzöſiſche Lied das Original ſeyn muß; ſie wären daher überflüſſig angeführt, wenn es keine Pedanten gäbe in der Welt.

Romance.

En manteau, manteau sans chemise
Non que l'ami put en manquer;
C'est que la sienne lui fût prise
En lieu charmant à remarquer:
Surpris en cueillant une pomme,
Pomme de vingt ans au moulin,
On l'avait mis nu comme l'homme
En le chassant de cet Eden.

Aux bords glacés de la rivière
Au point du jour, demi-Janvier,
Il fit ce jour-là sa prière,
Pensant à Dieu moins qu'au meûnier:
Le manteau dans cette aventure,
Et cette saison sans figuiers,
Le préserva de quelque injure
Sans l'empêcher d'aller nuds pieds.

La bise soufflant à merveille
L'ami se fit de son manteau,
Depuis la cuisse vers l'oreille
Culotte, habit, veste et chapeau:
Le soleil qui parut en rire
De pitié vint le réchauffer;

Mais son courroux devait suffire,
Son courroux prêt à l'étouffer.

»A-t-on jamais vu dans le monde
Au rendez-vous plus de malheur?«
C'est ce qu'il chantait près de l'onde
Que n'arrêta point sa douleur:
»Le tour est pour vous trop habile,
Belle meunière, aux yeux menteurs:
Laissez aux dames de la ville
A dépouiller leurs serviteurs.«

»Durant cette nuit de mystère
Vous appelez dix fois l'amour;
Et vous appelez votre mère
Seulement vers le point du jour!
Votre père dans la famille
S'en va chercher douze témoins
Pour prouver que vous étiez fille?
Hélas! Il n'en fallait pas moins.«

»Mais dites-moi, témoins faussaires,
Vous qui voulez, quoiqu'il en soit,
Dans ma bourse, maudits corsaires,
Plutôt qu'au feu mettre le doigt;
Dites-moi quand on vit en France
Une race de corbeaux blancs;

Et seulement une apparence
De meûnière fille à vingt ans?«

A ces mots l'ami se retire:
Epargnez-le, vents et glaçons!
Moi, j'ai fait la chanson pour rire.
Ah, je rirai de ces garçons
Qui trompent la maîtresse honnête
Par des sermens le long du jour,
Et sont trompés par la grisette
La nuit au moulin de l'amour.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneiten wilden Höhn?

Ach wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;

Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen
Und faſt wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem ſolchen Aepfelpaar,
Das freilich ſchön im Mühlgehege
So wie im Paradieſe war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus.

»Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That.
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.«

»Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!

Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nur eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.«

»Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier;
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit ſchrecklichem Geſchrei von mir. —
Was dringt Ihr Alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.«

»Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechszehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nur das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch:
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch?«

»Nun ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn.

Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.«

»Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So laſſet doch den Frau'n von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd Ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.«

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Goethe's dramatiſche Poeſie zeichnet ſich vorzüglich durch die hohe Beſonnenheit aus, mit welcher er alle Mittel, die ihm hier zu Gebote ſtehen, zu einem Zwecke, in gleich vertheilter Kraft, wirken läßt. Jedes ſeiner Dramen iſt daher ſtets ein abgerundetes Ganze, nirgends würde auch der ſtrengſte und peinlichſte Kritiker etwas zu tadeln haben, das einem hors d'oeuvre ähnlich ſieht, und inſofern ſteht es durchaus als ein vollendetes Kunſtwerk da. Was im Allgemeinen an Goethe's überragendem Talent zu rühmen iſt von Eigenſchaften, die er, wie Keiner, beſitzt, wie z. B. hohe Natürlichkeit, Reichthum der Ausſchmückung, Zauber der Sprache, das finden wir auch mit weiſer Benutzung und Vertheilung in allen ſeinen Dramen wieder, und Form und Inhalt ſtehn immer im ſchönſten Gleichgewichte zu einander. — Dazu kommt noch der ſcharfe Blick, mit welchem er die Maſſen zu beherrſchen und darzuſtellen weiß, indem er ſich auch nicht die kleinſte Nuance entſchlüpfen läßt. Sein Dialog iſt endlich überall der Natur genau nachgebildet, und großartig verſchmäht er, ſich ſeiner innern Schätze wohl bewußt, jeden redneriſchen Schmuck, der ihm nicht als nothwendig erſcheint; eine Klippe, an der ſo viele Dichter ſcheitern und die ſelbſt Schiller und Shakeſpear nicht immer zu vermeiden wußten. —

Die Schattenſeite der Goethe'ſchen Dramen liegt dagegen in ihrem Inneren: ſeine Charactere ſind wahr, weil ſie immer Spiegelbilder ſeines Selbſt ſind, aber nicht edel, nicht groß; ſeine Männer ſind immer ſanguiniſch, ſeine Frauen wiſſen nur zu lieben, was ohne Zweifel ſehr viel iſt, aber noch nicht Alles, und man wird bei ihm ſtets an beiden Geſchlechtern, wie er ſie handelnd vor uns auftreten läßt, etwas ſchmerzlich vermiſſen, ohne ſich darüber gleich klar werden zu können, da der Zauber, der von ihm ausſtrömt, zu mächtig wirkt. — Es geht Einem wie den Rittern in den Zauberromanen des Mittelalters, wenn ſie ſich in den Gärten und Paläſten der Feen befinden: ſie haben Alles, was entzückt, ja berauſcht; es überſättigt ſie nicht und doch treibt es ſie bald fort; das Höchſte kann nicht gegeben werden, weil es den Geberinnen ſelbſt fehlt.

Unter allen Goethe'ſchen Dramen iſt mir die natürliche Tochter ſtets als das Erſte erſchienen, obwohl der Dichter, von ſeinem Stabilitätsprincip getrieben, ſich, wie ein gewandter Demagoge, der beſten Mittel bedient, die eigentlich der Gegenparthei zugehören, um ſeinen Zweck zu erreichen. —

Eine wunderliche Bemerkung drängt ſich mir noch auf. Bei der Leſung der Goethe'ſchen Dramen habe ich immer am Schluſſe das Gefühl, als liefe im Grunde Alles, obwohl verſteckt, auf etwas gewiſſermaaßen ſein Bürgerliches hinaus; — ſelbſt bei der Iphigenia habe ich mich dieſer Idee nicht erwehren können.

Uebrigens lag das Beſtreben, dieſes Bürgerliche zu erhalten und zu bewahren und zu ſchützen, ſehr in Goethen; er fühlte durch Inſtinkt, daß es ſeine Stellung ſichere. —

Goethe's Romane, ſo viel ſchöne Einzelnheiten ſie auch enthalten, haben große Aehnlichkeit mit Homer's Werken darin, daß ſie, moderne Epopöen, die Verderbtheit der Götter unſerer Tage glänzend und beſtechend ſchildern, und deshalb ſind ſie mir, ich muß es ehrlich bekennen, in innerſter Seele zuwider, obgleich ich mich nicht enthalten kann, ſie oft in die Hand zu nehmen, wo ich ſie denn, ich geſtehe es eben ſo offen, ſo lange ich ſie leſe, ſtets mit Vergnügen leſe.

J.

11.

Goethe's Gegner.

Es iſt hier, glaube ich, am Ort, etwas über Goethe's Gegner zu bemerken. — Dabei muß denn auch die Art und Weiſe, wie er ſich zu ihnen ſtellte, berührt werden. — Da ich nun zu dieſen Blättern weiter nichts als die Canzone lieferte, die Freunde aber regere Theilnahme von mir wünſchen, ſo will ich mich dieſem Anſinnen nicht entziehen. —

Folgende ſind vorzüglich als Goethe's Gegner aufgetreten: Kotzebue, Puſtkuchen, Sapphir, Menzel, Börne. — Unter dieſen iſt Sapphir der Schädlichſte, Menzel der Gewichtigſte geweſen. — Kotzebue trieb der Neid, Puſtkuchen Eitelkeit und Frömmelei, Sapphir Eitelkeit und Uebermuth, Menzel Beruf und Ueberzeugung, Börne Ueberzeugung und Zorn dazu; Jeder ſchwang demgemäß ſeine Waffe. — Kotzebue handhabte Intrigue und Spott, er war aber zu anrüchig und drang deshalb nicht durch; Puſtkuchen täuſchte die Menge durch ſeine falſchen Wanderjahre, von welchen erſichtlich nur wenig ſein Eigenthum; ſie gaben jedoch Goethe'n den erſten Stoß und veranlaßten viel Geträtſch unter der Menge. — In Puſtkuchen aber war zu wenig Halt auf die Dauer, und er verlief ſich wie der Rhein in den Sand. — Sapphir wurde, wie ich ſchon ſagte, der Schädlichſte in gewiſſer Hinſicht, er copirte genau Goethe's diplomatiſche Poeſie in dem bekannten Liede von der breitgerührten Dankeskräftung. Es hatte eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft mit dem poetiſchen Gruße an die Satrapen zum Jubeltage:

Meinen feierlich Bewegten u. ſ. w.

und als er es unter Goethe'ſcher Firma abdrukken ließ, hielt es der Leſeplebs in ſeiner Zahmheit wirklich für echt. — Es entſtanden Commentare, und ſelbſt der gothaiſche Anzeiger mußte ſeine grauen Felder damit füllen laſſen. Als es nun an den Tag kam, daß ein ſo verſchrieener Spottvogel der Autor ſey, deſſen Namen man ſich ſogar ſchämte in der ſogenannten guten Geſellſchaft zu nennen, oder ſtets doch ein »mit Permiſſion« dabei im Sinne behielt, da gingen ſehr Vielen die Augen auf, und Goethe verlor eine große Zahl Anhänger, wenn ſie gleich Bewunderer blieben. Denn Goethe war lächerlich gemacht, und ſeinen Helden lächerlich gemacht zu ſehen, das nimmt der gewöhnliche Menſch dem Helden ſelbſt am meiſten übel. — Eigentlich hat er auch Recht, denn was iſt das im Grunde für ein Held, den man ſo lächerlich machen kann, daß das Lächerliche auf ihm ſitzen bleibt?

Menzel griff Goethe'n am Gefährlichſten an in ſeinem Werke über die deutſche Litteratur. — Er hatte zwei gute Secundanten in dieſem Kampf, Redlichkeit und Geiſt. — Es iſt nicht zu leugnen, daß er ſich mitunter in der Hitze des Gefechtes vergißt, und Hiebe führt, die kein Fecht-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

meiſter billigen wird, aber es iſt keine Hinterliſt und Tücke dabei, er holt nur zu weit aus. Auch weiß Keiner, wie er die wunden Blößen an Goethe zu treffen, den Egoismus und den Indifferentismus. — Dabei ſieht man, wie es ihm Ernſt iſt, und wie heilig ſeine Sache ihm erſcheint. — Endlich hat ihn Keiner eigentlich widerlegt, obwohl Mancher den Handſchuh aufnahm.

Börne iſt in ſeinem Zorn zu weit gegangen; er ſchreit, daß die Wände zittern, und es ſtände ſchlecht um unſer armes deutſches Volk, wenn G., wie B. in den Briefen aus Paris einen Andern ſagen läßt, aber ſelbſt meint, das Stückchen Hornhaut wäre, das uns den Staar im Auge verurſacht. — Er iſt auch ein ehrenwerther Gegner, das iſt nicht zu leugnen, aber er haut, wo er ſtechen ſollte.

Und wie ſtellte ſich Goethe nun dieſen Gegnern? —

Kotzebue'n ließ er nicht aufkommen in ſeinem Kreiſe, und verwundete den eiteln, aber talentvollen Gecken dadurch auf das Empfindlichſte. — Das Weitere findet ſich in Falks Büchlein und ward ſchon in dieſen Blättern erwähnt. — Daß Goethe ſich bei der bekannten Apotheoſe ſehr lobenswerther Kampfmittel bedient hätte, kann man juſt auch nicht ſagen. — Indeſſen Weimar war eine kleine Reſidenz, kleine Reſidenzen ſind, wie kleine Bühnen, weit mehr Miſtbeete der Intrigue als große, und darin kann man allerdings Milderungsgründe bei dem Verdammungsurtheil finden, wenn die Sache nicht ſchon längſt verjährt wäre. —

Gegen Puſtkuchen wurden viele Truppen in das Feld geſchickt. — Zuerſt der Koſakenhetmann Eckermann mit ſeinen Beiträgen zur deutſchen Poeſie, unter denen ſich mancher kurioſe Geſell fand. Den meiſten Nutzen davon hat Eckermann ſelbſt gehabt. — Dann rückte Goethe ſelbſt ins Feld mit den echten Wanderjahren; darunter waren aber auch in der Eile zuſammengeraffte Truppen, und es gelang nicht recht, das alte Beſitzthum völlig wieder zu erobern und zu behaupten. — Auch ſchoß er noch mit Bomben auf den Feind, wie z. B. folgende:

Reuchlin! wer will ſich ihm vergleichen,
Zu ſeiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürſten- und das Städteweſen
Durchſchlängelte ſein Lebenslauf,
Die heil'gen Bücher ſchlug er auf.
Doch Pfaffen wußten ſich zu rühren,
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden Alles da und hie
So dumm und ſo abſurd, wie ſie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laß es regnen:
»Denn gegen die obſcuren Kutten,
Die, mir zu ſchaden, ſich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.«

———

»Der Pſeudowand'rer, wie auch dumm,
Verſammelt ſeine Geſchwiſter.«
Es gibt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philiſter.

———

Ihr edeln Deutſchen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu beſtehn.
Zu zeigen, was moraliſch ſey,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falſum zu begehn.

Ueber Moſes Leichnam ſtritten
Heilige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greiſt der ſtets bewußte Meiſter
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Puſtrichs Geiſter;
Engel brachten ihn zu Grabe.

ſie waren aber meiſt matt und trafen nicht. —

Gegen Menzel verhielt ſich Goethe paſſiv; vielleicht hat er von ihm gar nichts erfahren. — In der letzten Zeit las er kein neues Buch, ehe einer von ſeinen Jüngern ihm darüber referirt hatte. Dieſe aber verſchwiegen ihm dergleichen weislich. —

Es ſind noch mehrere Andere in Proſa und Verſen als Goethe's Gegner aufgetreten, wie z. B. der giftgeſchwollene Müllner. Sie ſind zu ſchlecht oder zu unbedeutend, um bei ihnen zu verweilen. —

Ich glaube, Goethe's gefährlichſter Gegner wird die Zeit ſeyn, und zwar gerade die nächſte Zeit, ungefähr aus denſelben Urſachen, wie ſie Schillers wärmſter Freund iſt. —

M.

12.

Schlußcapitel.

— Und ſo ſtänden wir denn am Schluſſe dieſes Büchleins und wollen uns noch durch einige Worte vor Misdeutungen bewahren. — Solche Worte gehören eigentlich in die Vorrede, die Vorreden lieſt aber heut zu Tage kein Menſch, alſo haben wir es für beſſer gehalten, uns hier zu erklären. —

Was uns dazu trieb, dieſe Blätter zu ſammeln und drucken zu laſſen? Goethe iſt eine ſo überaus bedeutende Erſcheinung, und ſein Leben mit allen Umgebungen deſſelben hängt ſo genau mit unſerem deutſchen Volksleben zuſammen, daß der geringſte Beitrag zur Verſtändlichung und

Verdeutlichung immer mehr Lob als Tadel verdient, ſobald er aus reiner Quelle fließt.

Daß uns Freunde keine verwerfliche Abſicht antrieb, das beweiſt, glauben wir, der ruhige Ton dieſes Büchleins; es iſt nicht im Nu entſtanden, ſondern die Frucht langer und ernſter Betrachtungen. —

Uebrigens glauben wir, ja wir ſind faſt davon überzeugt, wird keine Parthei, weder Goethe's Gegner, noch ſeine Freunde, damit zufrieden ſeyn, und Beide werden uns verketzern, weil wir nach Anſicht der Einen zu viel, nach Anſicht der Anderen zu wenig geſagt haben. —

Es iſt überhaupt eine undankbare Zeit jetzt, weil noch nie ſo viel Unklarheit über die eigentlichen Hebel des Lebens vorherrſchte; daher fällt es uns gar nicht ein, auf Anerkennung unſeres Wollens von irgend einer Seite zu rechnen.

Eines bitten wir aber doch zu bemerken, weil Mancher es im Uebelwollen leicht überſehen könnte. — Wir haben uns ſtreng befliſſen, ſo unpartheiiſch und ſo diſcret wie möglich zu ſeyn.

daher ſind beſonders in letzterer Hinſicht viele Thatſachen weggelaſſen worden, weil ſie Lebende berühren, die empfindlich dadurch verletzt werden könnten. Wo wir Lebende berührt haben, da ſind die Umſtände, die wir mittheilen, allgemein bekannt. — Für die mitgetheilten Thatſachen können wir bürgen. —

Sollte man uns vorwerfen wollen, wir hätten überall ausführlicher ſeyn können; ſo wiederholen wir: Wir wollten nur Andeutungen geben; wer dieſe zu handhaben und zu brauchen weiß, der wird ſie auch zu ſeinem eigenen Nutzen auszuſpinnen verſtehen. —

A. — M. — J. — G. — O.

Anhang.

Wir haben an mehreren Stellen, beſonders hinſichtlich der Schiller'ſchen Apotheoſe, welche Kotzebue noch bei Lebzeiten des herrlichen Dichters als ein Rührſpiel zu veranſtalten gedachte, auf Falks Büchlein verwieſen. Wir beharren auch noch bei der wiederholt ausgeſprochenen Meinung, daß die ganze Geſchichte als Beweis Weimariſcher Geſchmack- und Tactloſigkeit billig hätte ungedruckt bleiben ſollen. Da das jedoch nun einmal nicht ungeſchehen zu machen iſt, und ſie ein ſehr lebhaftes Bild von dem damaligen Weimariſchen Treiben giebt, ferner mancher Leſer die Falk'ſche Schrift nicht zur Hand hat, wenn er ſich mit der unſeren beſchäftigt, oder dieſelbe vielleicht gar nicht kennt, ſo halten wir es für nöthig, das nachſtehende Bruchſtück von dort, zur Verdeutlichung unſerer Blätter, zu entlehnen, und laſſen es hier als Anhang folgen. —

»In einem Geſpräche über Litteratur kam auch die Rede auf Kotzebue und deſſen »Merkwürdigſtes Lebensjahr.« Abgeſehen von den Abenteuern der Reiſe und dem harten Schickſale des Mannes, das Theilnahme fodere und verdiene, ſey es, wie Goethe verſicherte, kaum möglich, bei einem von allen Seiten ſo reich vorliegenden Stoffe, etwas an ſich Gehaltloſeres zu Tage zu fördern. »Ich bin gewiß, wenn Einer von uns im Frühling über die Wieſen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tauſendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in ſein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf ſeinem ganzen Wege bis an's Ende der Welt zugeſtoßen iſt. Und das macht blos, weil er von Natur nicht vermögend iſt, aus ſich und ſeinem Zuſtande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, ſo läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Waſſer, Thier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur ſich ſelbſt, ſein Wirken und ſein Treiben wieder; und wenn es in Tobolsk wäre, ſo iſt man gewiß damit beſchäftigt, entweder ſeine Stücke zu überſetzen, einzuſtudiren, zu ſpielen, oder wenigſtens eine Probe davon zu halten. Uebrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen ſein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird ſich's ſchon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Character und

Gehalt mangelt. Vor wenig Wochen habe ich ſeinen »Verbannten Amor« geſehen, und dieſe Vorſtellung hat mir ein beſonderes Vergnügen gemacht. Das Stück iſt mehr als geiſtvoll, es ſind ſogar Züge von Genie darin. Daſſelbe gilt von den beiden »Klingsbergen,« die ich für eine ſeiner gelungenſten dramatiſchen Arbeiten halte; wie ihm denn überhaupt die Darſtellung einer Libertinage weit beſſer als die einer ſchönen Natur zu glücken pflegt. Die Verderbtheit der höhern Stände iſt das Element, worin Kotzebue ſich ſelbſt übertrifft. Auch ſeine »Corſen« ſind mit großem Geſchicke gearbeitet, und die Handlung iſt wie aus einem Guß. Sie ſind beim Publicum beliebt und das mit völligem Rechte. Verſteht ſich, daß man nach dem Inhalte, wie immer, nicht beſonders fragen darf. Uebrigens ſind techniſche Vorzüge dieſer Art bei uns Deutſchen noch keineswegs ſo häufig, daß man ſie nicht in Anſchlag bringen oder gar darüber verächtlich wegſehen ſollte. Könnte Kotzebue ſich innerhalb des ihm von Natur angewieſenen Kreiſes halten, ſo würde ich der Erſte ſeyn, der ihn gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nähme — wir haben kein Recht, irgend Jemand Dinge abzufodern, die er von Natur aus nicht zu leiſten im Stande iſt —; aber ſo miſcht er ſich in tauſend Dinge, wovon er kein Wort verſteht. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wiſſenſchaften übertragen, was die Deutſchen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß, auch dieſe Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine faſt unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob dieſe, oder die Naivetät, womit er ſie an den Tag legt, größer iſt, will ich nicht unterſuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben ſich leiden, und wenn es ein Land, und wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In ſeiner »Reiſe nach Italien« hat er dem Laokoon, der mediceiſchen Venus und den armen Italienern ſelbſt alles nur erdenkliche Böſe nachgeſagt. Ich bin gewiß, beſonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm ſo berühmt geweſen wäre. Aber da ſitzt der Knoten! Zur Hälfte iſt er ein Schelm, zur andern Hälfte aber, beſonders da, wo es die Philoſophie oder die Kunſt betrifft, iſt er ehrlich genug, kann aber nichts dafür, daß er ſich und Andere, wo davon die Rede iſt, jedesmal und zwar mit dem erheblichſten Anſtande irgend etwas weismacht.«

»Hier möchte wohl der Ort ſeyn, eine kleine Geſchichte einzuſchalten, die an der nachmaligen Entſtehung des »Freimüthigen« keinen unbedeutenden Antheil hat. Wir wollen dieſelbe nach einem Bonmot, das ſich Gotihr über Kotzebue erlaubte, und das, dieſem ſogleich hinterbracht, zu dieſer ganzen an ſich höchſt ergötzlichen Verwirrung den Grund legte, als Kotzebue's »Aufenthalt am geiſtlichen Hofe zu Japan« etwas ausführlicher erzählen.«

»Es geſchah faſt um dieſelbe Zeit, wo Kotzebue zu Weimar eintraf, daß eine Geſellſchaft von erleſenen Männern und Frauen wöchentlich in Goethe's Hauſe auf dem Plane am Frauenthore eine Zuſammenkunft hielt, und ſo einen der geiſtreichſten Cirkel in der Reſidenz bildete. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieſer Abendcirkel meiſt nur weibliche Mitglieder. Zur beſondern Zierde gereichten ihm die Gräfin und Hofmarſchallin von E., das Hoffräulein von I—n, Fräulein v. W., Frau v. Schiller, Frau v. Wollzogen und Amalie v. Imhoff. Schon aus den Elementen dieſer Zuſammenſetzung kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte eben ſo ſehr als Vorzüge des Geiſtes das eigentliche Weſen dieſes feinen geſelligen Vereins ausmachten. Dazu kam, da die Damen die beiweitem größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantiſche in den Statuten, denen man ſich unterwarf, auf alle Weiſe vorwaltete. Dem zufolge mußte ſich jeder der Ritter eine der anweſenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienſt er ſich ausſchließlich widmete und ihr alle jene zarten Huldigungen von Treue und Liebe darbrachte, welche die Ritterpflicht in ſolchen Fällen jedem wackern Rittersmanne auferlegt. Goethe'n hatten Neigung, frühere Wahl und gegenſeitiges Wohlwollen die eben ſo liebenswürdige, als ſchöne und geiſtreiche Gräſin v. E. zugeführt.«

»Es verſteht ſich von ſelbſt, da die Ritter und alten Sänger der Wartburg gleichſam aufs Neue in dieſem Cirkel an der Ilm auflebten, daß auch jeder die Vorzüge ſeiner Dame beſingen mußte, welches Goethe beſonders nicht außerordentlich ſchwer fallen konnte. Das ſchöne, herzvolle Lied von ihm, worin eine klagende Zärtlichkeit waltet, und die ſtille Empfindung einzelner Berge gleichſam aus jedem Laute wiederhallt: »Da droben auf jenem Berge [illegible] ſoll, wie man ſagt, dieſem Cirkel ſeine Entſtehung verdanken. Doch ſtreiten ſich, wie einſt die ſieben Städte um Homer, noch Jena und Weimar um die Ehre, wem dieſer Vorzug eigentlich gebührt, wie wir ſogleich melden wollen. So viel iſt nehmlich gewiß, daß Goethe dieſe anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Cirkel brachte und ſie, als ein treuer Ritter, ſeiner Dame, der Gräſin von E., ehrerbietig zu Füſſen legte. Konnte es ſonach wohl begründetere Anſprüche, als die unſerer Dame auf beſagtes Lied geben? Aber was geſchah. Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geiſtreiche Dame von Jena herüber. Goethe war nun auch freilich oft genug in Jena und brachte daſelbſt beſonders gern die erſten Tage des Frühlings zu. — Laub, Blüthen und mildere Luft ſtellen ſich dort, trotz der unbeträchtlichen Entfernung von Weimar, doch immer um vierzehn Tage früher ein, als in Weimar. — Gleich der Anfang des Liedes: »Da droben auf jenem Berge,« ſprach alſo für ſeine Entſtehung in den Bergen von Jena, da wir leider zu Weimar nur einen Berg, nehmlich den hohen Ettersberg haben, das äußerſt romantiſch gelegene Jena aber ihrer wohl zwanzig bis dreißig in ſeinem Umkreiſe zählt. Noch nicht genug. Jene geiſtreiche Dame von Jena kommt nicht nur nach Weimar herüber, ſondern beſucht auch, durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden, die Gräfin von E. — Bald lenkt ſich das Geſpräch auf Goethe, ſeine Vorliebe für Jena, wie er ſo gern dort verweilt, und ſich beſonders auch im Hauſe dieſer Dame äußerſt wohl gefällt. — »So haben wir uns unter Anderm,« fährt die vermeintlich oder wirklich Begünſtigte in ihrer Erzählung fort, »auch zur Entſtehung eines Liedes Glück zu wünſchen, das gewiß zu den ſchönſten, unſchuldigſten und anmuthigſten gehört, die je der Seele eines Dichters entfloſſen ſind.« Die Gräfin v. E. wird natürlich durch den Inhalt dieſer Erzählung geſpannt, und will wiſſen, wie das Lied heißt. — Da, wie ein Donnerſchlag hoch von den Bergen aus blauer Luft und bei heiterm Himmel herunterfällt, erhält ſie die Antwort: »Da droben auf jenem Berge.« — Doch als eine Dame von feiner Welt faßt ſie ſich bald genug. Sie eilt aber mit dieſer Entdeckung ſogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigſten Vorwürfen, bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den ſtrengen Geſetzen des von ihm ſelbſtbeliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich unterſage, ſeine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen, beſonders aber rügt ſie, was Goethe als Dichter am empfindlichſten treffen mußte, den Mangel an Erfindungskraft, ſich im ritterlichen Umgange ihres Geſchlechtes eines und deſſelben Liebesbriefs gleichſam zweimal zu bedienen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, verſprach Beſſerung, und konnte freilich nicht umhin, der Dame ſeines Herzens in allen dieſen Stücken Recht zu geben.«

»Auf ſolche ſo höchſt anmuthige Weiſe wurden dieſe Cirkel gehalten und fortgeführt. Bald indeß ſollten ſie einige Störungen erfahren. Herr v. Kotzebue war wieder einmal zu Weimar angelangt. Das Fräulein v. J—n, Dame am verwittweten Hofe, hatte den Wunſch für Aufnahme deſſelben in dieſen Cirkel auf alle Weiſe laut werden laſſen. So gelang es ihr durch den Einfluß, den ſie ausübte, einige andere Mitglieder der Geſellſchaft in dies Intereſſe zu ziehen. Bei ſo bewandten Umſtänden, beſonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin beſtandene gute Vernehmen der Geſellſchaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das Ungewitter, das aufzog, wenigſtens im Geiſte ſchon von Weitem erblickte, wurde als neuer Artikel in den Statuten der Zuſatz beliebt: »Daß Niemand weder einen Einheimiſchen, noch einen Fremden in dieſen geſchloſſenen Cirkel mitbringen ſollte, wenigſtens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zuſtimmung der übrigen Mitglieder.« Daß dies Geſetz urſprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte wohl Niemandem ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies um ſo empfindlicher vermerken, da in Weimar zu ſeyn und nicht in dieſen Cirkel aufgenommen zu werden, damals für eine Art von Ehrenpunkt für ihn gelten konnte, und Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue'n indeß bald genug wieder zu Ohren kam, ſeine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es iſt nehmlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaiſers, auch ein geiſtlicher Hof des Dalai Lama oder Patriarchen beſteht, der im Stillen oft einen größeren Einfluß als jener ausübt. Nun hatte Goethe im Scherz einmal geſagt: »Es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen ſey, wenn er ſich nicht auch zugleich bei dem geiſtlichen Hofe daſelbſt einen Zutritt zu verſchaffen wiſſe.« Allerdings konnte Goethe damit nichts Anderes meinen, als jenen Abendcirkel, wo er und Schiller allein den Vorſitz führten. Das hieß denn aber nun freilich bei einer ſo eiteln, reizbaren Natur, wie die von Kotzebue, Oel in's Feuer ſchütten. Und ſo geſchah es auch in der That, daß er dem in einem augenblicklich genialen Uebermuthe leicht hingeworfenen Worte des großen Mannes eine viel zu ernſthafte Bedeutung unterlegte.«

»Von nun an faßte er den Entſchluß, jenen Cirkel, wo nicht zu ſprengen, doch ihm gegenüber einen neuen geiſtlichen Hof in Japan zu bilden. Selbſt ein Dalai Lama oder Patriarch ~~an dieſem Orte zu werden,~~ das konnte ihm nicht einfallen, und dazu beſaß er auch zu viel Verſtand; aber daß man Schiller zum Oberhaupte der deutſchen Dichtkunſt völlig ausrief, und er ſodann beſcheiden in den Hintergrund zurücktrat, das konnte doch wohl eine Wirkung hervorbringen, die dem gewünſchten Ziele etwas näher führte. Manche zufällige Umſtände begünſtigten auch überdem dieſes Vorhaben, die denn der Urheber des Planes eben ſo klug als geſchickt auf ſeine Weiſe zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spizzen geſtellte Erklärung Goethe's war ſeit Kurzem eine gegenſeitige Erkältung zwiſchen den Herren und Damen jenes Cirkels eingetreten. Weil nehmlich die Bittgeſuche des weiblichen Theiles der Geſellſchaft, zur Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernſt und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht wurden, noch immer nicht aufhörten, ſo wurde Goethe zuletzt auch ſeinerſeits verdrießlich, ſo daß er ſich folgendermaaßen hierüber erklärte: »Den einmal als gültig anerkannten Geſetzen müſſe man wohl treu bleiben; wo nicht, ſo ſolle man lieber die ganze Geſellſchaft aufgeben, was vielleicht auch um ſo räthlicher ſey, da eine zu lange fortgeſetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beſchwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit ſich führe.« — Wieder ein neues Köhlchen ins Feuer, das denn auch von mehreren Seiten gehörig angeblaſen wurde! Die Damen beſonders zeigten ſich äußerſt empfindlich. Eine der Schönſten und Liebenswürdigſten hatte ſich ſogar in einer parodiſch wallenſteinſchen Laune gegen Goethe verlauten laſſen:

Wenn Seel' und Leib ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnt!

Ueberdem wurden einer Aufführung der »Jungfrau von Orleans« zu Weimar auf dem dortigen Hoftheater ganz unerwartet einige Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo daß Schiller, um dies Stück aufführen zu ſehen, ſelber nach Leipzig reiſen mußte. Nun mochte das Eiſen ungefähr gar ſeyn und erwartete nur noch eine geſchickte Hand, die es ſchmiedete. Weit und breit in der ganzen Umgegend umher möchte aber wohl zu ſolchem Werke keine geübtere zu finden geweſen ſeyn, als die jenes munteren Geſellen, der, gleichſam wie gerufen, in eben dieſen Augenblicken aus der Fremde eintreffend an dem geiſtlichen Hof zu Japan auftrat; und in dieſer allgemeinen Verwickelung eine Hauptrolle zu übernehmen beſtimmt war. Ja, man kann ſogar, wie die Umſtände vorlagen, nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob der mit Blaſebälgen reichlich verſehene Heerd ſich ihm oder er ſich dem Heerde angetragen habe.«

»Mit derſelben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Luſtſpiel oder Trauerſpiel in acht Tagen verfaßte und zugleich auf die Scene verſetzte, wurde nun auch von ihm der Plan zum Krönungsfeſte Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Capitol, doch auf dem neuen weimariſchen Stadthauſe entworfen. Scenen aus den Haupttragödien des originellen und großen Dichters, aus ſeinem »Don Karlos,« aus der »Jungfrau von Orleans« u. ſ. w. ſollten vorangehen. Im Coſtume der handelnden Perſonen geſprochen, ſollten ſie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, ſondern auch die Gemüther auf den Hauptſchlag, der ſie erwartete, gehörig ſtimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin v. E., jene ritterlich geſinnte Dame, die Goethe in ſo manchem geiſtreichen Abendcirkel als die ſeinige erkor und feierte, die aber nun, auch ihrerſeits etwas gereizt, die von dem Schäfer auf jenem Berge an ihr verübte Untreue wieder vergelten wollte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans. Das Fräulein v. Imhoff, die berühmte Verfaſſerin der »Schweſtern von Leſbos,« konnte ſich dem Antrage, die unglückliche ſchottiſche Königin, Maria Stuart, bei dieſem Aufzuge darzuſtellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophia Mereau, ebenfalls einer aus dem ſchillerſchen Almanache rühmlich bekannten, recht lieblichen Dichterin, war, wofern ich nicht irre, die Recitirung des Gedichts: »die Glocke,« bei dieſer Gelegenheit zugefallen. Kotzebue ſelbſt erſchien zweimal, zuerſt als Vater Thibaut in der Jungfrau, und ſodann als Meiſter Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm inſonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit ſeinem Hammer mächtig entzweizuſchlagen. Alsdann erſt gelangte der Zuſchauer, wie dort zur Anſchauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in ſich ſchloß, ſo hier zur Anſchauung des Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nehmlich der Meiſter Glockengießer den letzten Streich an ſeiner Glocke gethan, ſollte die Form plötzlich zerſpringen und alsdann überraſchend Schiller's Büſte zum Vorſchein kommen, zugleich aber, wo ſie ſich den Augen darſtellte, der anweſende Schiller ſelbſt, verſteht ſich von zarten Händen gekrönt werden. Was die künſtleriſche Anordnung des Ganzen betraf, ſo leitete dieſe Herr Krauſe, ein dem verwittweten Hofe zunächſt angehöriger, nicht ungeſchickter Landſchafter, der zugleich Director der herzoglich weimariſchen Zeichenakademie war. Nach allen dieſen ſo glücklich getroffenen Anſtalten konnte Niemand an dem glänzenden Erfolge zweifeln. Ich hätte mein Leben darauf verwettet, und mir eher des Himmels Einfall, als die plötzliche Vereitelung eines in ſeiner Art ſo einzigen Kunſtfeſtes träumen laſſen. Und ſo ging es Jedem. Auch herrſchte in den erſten Häuſern die lobenswürdigſte Thätigkeit. Kleider und Rollen, Beſätze und Sittenſprüche aus Schiller wurden auf das artigſte ſo lange zuſammengeſucht, eingepaßt und zugeſchnitten, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs. Immittelſt rückte auch der zur Aufführung beſtimmte Tag immer näher. Der in ſolchen Stücken äußerſt gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte zugeſagt. Von der höchſt liebenswürdigen, viel zu früh verewigten Prinzeſſin Caroline, nachherigen Erbprinzeſſin von Meklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man ſich das Wort, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, ebenfalls zu verſchaffen gewußt. Auch Friedrich Schiller wurde auf das verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hauſe: »Ich werde mich wohl krank ſchreiben.« Goethe ſchwieg und ſagte damals kein Wort. Es fehlte aber nicht an beſonnenen Freunden, die, zu ihrem größten Leidweſen, aus allen dieſen Umſtänden eine Spannung zwiſchen beiden ſo ausgezeichneten Geiſtern weiſſagten. Das Ende davon ließ ſich kaum abſehen, beſonders in dem Falle, wenn Schiller in die ſeiner edelen, höchſt unbefangenen Perſönlichkeit gelegten Schlingen eingehen ſollte. Die Vorbereitungen zum Feſte waren nun ſo weit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit der Bibliothek und ihren Vorſtehern über Schiller's Büſte ſchreiten konnte; denn dieſe von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek, wenn ich nicht irre, von Goethe geſchenkte und noch daſelbſt befindliche Marmorbüſte war zu jenem Knalleffecte auserkoren worden. Jene Verhandlung wurde denn auch wirklich zwiſchen den damaligen beiden Profeſſoren und Malern, Meyer und Krauſe, eingeleitet. Hier aber ergab ſich als böſes Vorzeichen ſogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, den der gute Krauſe ſeinerſeits wenigſtens durchaus nicht beſeitigen konnte. Meyer bemerkte nehmlich in ſeiner Antwort auf das Geſuch des Erſteren ganz kurz: »Die Jedermann bekannten Vorſchriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunſtwerk von ſolchem Werthe an Orten und Tagen, wo es in der Regel immer etwas tumultuariſch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beſchädigung auszuſetzen. Zudem entſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, noch die Frage, ob ſich Schiller durch die Darſtellung ſeiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich ſo geehrt fühlen dürfte, wie man es zu erwarten ſcheine.« — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulvermine geworfen, kann ſchwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen, als der Inhalt dieſes Billets unter den Herren und Damen, die einer günſtigen Antwort auf ihr Bittgeſuch ſehnſüchtigſt entgegenſahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — ſo glaubte man wenigſtens allgemein — nicht anders, als in Auftrag deſſelben in dieſer Angelegenheit ſo geſchrieben und gehandelt haben. Das war ſo klar und ſo einleuchtend, daß ein halbweg geſcheites Kind auf dieſe Vermuthung kommen mußte, ſelbſt wenn man es auch nicht etwa noch beſonders in Anſchlag brachte, daß Goethe zugleich einer der erſten Vorſtände der weimariſchen Bibliothek war. Wie dem auch ſey, ſo trat hier wenigſtens der beſondere Fall ein, daß es vielleicht mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre, an dem genannten feierlichen Tage des Dichters ſelbſt, als ſeiner Büſte habhaft zu werden. So heftig nun ſchon dieſer erſte Schlag die Gemüther traf, ſo war doch der zweite, der ſie erwartete, noch weit bedeutender. Es begab ſich nehmlich, als man den Tag vor der Aufführung an den erſten regierenden Bürgermeiſter Schulze ſchrieb, und dieſen höflich um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, wo das ganze Prunkſpiel ſich erſt entfalten ſollte, daß dieſer ſeinerſeits im Namen des Magiſtrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab; »das Aufſchlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauſes ſey ſchlechterdings nicht zuläſſig; Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu ſehr darunter leiden; man bedauere darum recht ſehr, in dieſem Falle nicht dienen zu können.« Alle Gegenvorſtellungen, alle Zuſicherung von Schonung, ja ſogar von Schadenserſatz waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrſinn des regierenden Bürgermeiſters zu beugen. Den rührendſten Bitten ſetzte er die ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten mit der größten Faſſung entgegen; kurz das Herz dieſer erſten Magiſtratsperſon, ſo verſchiedene Stürme auch auf daſſelbe verſucht wurden, blieb ſo unzugänglich und ſo feſt in ſich verſchloſſen, wie die Thüre des neuen Stadthauſes, deſſen Schlüſſel ſich ebenfalls in ſeinen Händen befand.«

»Schwerlich hat es je einen troſtloſeren Tag als dieſen für die ſchöne Welt zu Weimar gegeben. So die ſchönſten, glänzendſten Hoffnungen noch am Ziele gleichſam mit einem Schlage vernichtet zu ſehen, was heißt es wohl anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden? Man denke ſich nur einmal den nun völlig unnütz gewordenen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die ſchönen Kinder gemacht; die Pappen zur Glocke, die Farben, die Pinſel zu den Couliſſen, die Wachslichter zur Erleuchtung gar nicht einmal in Anſchlag zu bringen. Man erwäge den noch größeren Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Einlernung ſo vieler und ſo verſchiedener Rollen erforderlich war; man zaubere ſich eine reizende Maria Stuart vor, eine erhabene Jungfrau von Orleans, eine anmuthige Agnes, die ſo plötzlich, ſo ganz unerwartet von den höchſten Ehrenſtaffeln herabſteigen und Kron' und Scepter, Helm und Fahne, Perlen und Schmuck in einer einzigen unglücklichen Stunde niederlegen ſollen — und man wird keineswegs die Stimmung unwahrſcheinlich finden, wie ſie in dem weiter unten mitgetheilten Gedichte aus der Feder Einer von jenen reizenden Theilnehmerinnen ſelbſt ausführlicher geſchildert wird. Wie konnte es anders ſeyn? Es mußte in dieſen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfchen, auf beide Hände geſtützt, in ſeinem Cabinete gefunden werden, das die düſterſten Betrachtungen über dieſe arge Welt, über die Heimtücke des Schickſals und den verkehrten Lauf aller menſchlichen Dinge anſtellte. Eben ſo wenig will ich in Abrede ſeyn, daß in dieſem ganzen Vorgange der Stoff zu einem kleinen, allerliebſten, ſcherzhaften Heldengedichte, im Geſchmacke des »Lockenraubes« von Pope, oder des »Vert-Vert« von Greſſet, enthalten iſt. Man denke nur, drei Königinnen des Herzens, gleichſam an einem Tage ſo unverdient entthront zu ſehen! Nein, wen ein ſo hartes Geſchick, das die Muſen und Grazien in ihrem eigenen Sitze verfolgt, nicht rühren ſollte, der kann, wenigſtens hier im deutſchen Athen, auf keinen Rang und Titel irgend weitern Anſpruch machen. Weniger zu bedauern ſchien Vater Thibaut, der, als ein groſſer Meiſter in der Intrigue, für diesmal noch einen größeren Meiſter in dieſem Fache gefunden hatte. Dieſer Umſtand könnte bei richtiger Behandlung, als Motiv benutzt, etwas ungemein Ergötzliches herbeiführen. Wie der Patriarch von Japan es gleich im Anfange vorausgeſagt, daß der geiſtliche Hof am Ende doch Recht behalten würde, ſo iſt es wirklich in Erfüllung gegangen. Die Mittel, deren man ſich dazu bedient, ſo wie die erſten unſichtbaren Fäden, woran ſich das ganze Gewebe nachher immer unauflöslicher dem Gegner vor die Füße knüpfte, ſind freilich, wie in allen Stükken, worin das Schickſal die Hauptrolle übernimmt, den gemeinen Augen in ein heiliges Dunkel entrückt. Auf der andern Seite aber iſt die Thätigkeit auch nicht zu verkennen, womit, unter dem Vorwande, eine Glockenform zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in ſolchen Unternehmungen keineswegs ungeübten Meiſters angelegt, den Patriarchen von Japan und ſeinen ganzen Hof wo möglich in die Luft ſprengen ſollte. Dieſer indeß und ſeine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ihr durch Anlegung einer ſtillen Gegenmine gehörig auszuweichen. Auch ſtand Vater Thibaut, als dieſer Blitz einſchlug, faſt ſo erſchrocken und gebeugt da, wie ehemals, als die

Glocken zur Krönungsfeierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demſelben Augenblick hereinfuhr, wo er mit dem löblichen Vorſatz umging, ſeine eigene Tochter zur Hexe zu erklären.«

»Sollte übrigens jemals ein Bülletin über die eben ſo hartnäckig belagerte als glücklich wieder entſetzte Feſtung des Patriarchen von Japan herauskommen, ſo verdient der Bürgermeiſter Schulze, der den Stadthausſaal ſo hartnäckig verweigerte, allerdings in demſelben eine ehrenvolle Erwähnung. Sehr witzig ſagte daher Frau von W., Schiller's Schwägerin, die berühmte Verfaſſerin der »Agnes von Lilien,« mit geiſtreicher Beziehung auf eine Stelle in »Wallenſtein's Tod,« als ſie hörte, daß jener Mann, bald nach dieſem Vorfalle, den Titel als weimariſcher Rath bekommen hätte: »Billig hätte man unter ſein Diplom »Rath Piccolomini« ſchreiben ſollen.«

Deutſches Taſchenbuch.

1837.

Norden.

Deutſches Taſchenbuch.

1837.

(Norden.)

Mit
ſiebzehn engliſchen Stahlſtichen
nach
Original-Zeichnungen von A. Vickers.

Herausgegeben
von
Prof. O. L. B. Wolff
und
Dr. H. Doering

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

London, A. Aſher.
Fleet Street.

Stahlſtiche,

nach Originalzeichnungen

von

Alfred Vickers.

1. Lübeck, Holſteinſches Thor, äußere Anſicht . . . 4.
2. Lübeck, daſſelbe, innere Anſicht . . . . . 6.
3. Lübeck, Marktplatz . . . . 24.
4. Hamburg, Börſe und Theil des Rathhauſes . 33.
5. Berlin, Poſtſtraße, Mühlendamm . . . . . 77.
6. Potsdam, neues Palais . . . . 81.
7. Berlin, Nicolai-Kirche . . . . 85.
8. Neuer Packhof und Ausſicht . . . . 96.
9. Opernplatz, neue Wache . . . . 104.
10. Innere des Schloßhofes . . . . 118.
11. Charlottenburg, Schloß . . . . 120.
12. Marienburg, Rathhaus . . . . 121.
13. Danzig, von der Straße nach Oliva, Titelkupfer.
14. Danzig, der Stockthurm und Marien-Kirche . 132.
15. Danzig, Scene an der Mottlau . . . . . . 155.
16. Danzig, Arthushof, (Börſe) . . . . 157.
17. Königsberg, am Pregel . . . . 186.

Inhalt:

Lübeck . . . . 4.
Hamburg . . . . 33.
Berlin und Umgegend . . . . 77.
Marienburg . . . . 121.
Danzig . . . . 132.
Königsberg . . . . 186.

Einleitung.

Reiſende, welche zu ihrem Vergnügen unſer Vaterland durchſtreifen, geben gewöhnlich dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland den Vorzug und verſchmähen, obwohl mit Unrecht, die nördlichen Gegenden deſſelben kennen zu lernen. — Die ſprichwörtlich gewordenen Redensarten von der ſandigen Mark Brandenburg, dem flachen Pommern, dem eintönigen Mecklenburg genügen ihnen ſtatt des weiteren Urtheils; dem Schwaben, Baier und Oeſtreicher ſtarrt die ganz verſchiedene Sitte und die ihm durchaus fremd und unbekannt klingende Landesmundart, die ihm nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit ſeinem ihm mundrechten Deutſch hat, entgegen und es wird ihm ſchwer, heimiſch zu werden in einer Gegend wo die Sprache eben ſo derb iſt, wie die Nahrungsmittel. Ueber Dresden und Berlin hinaus wagt ſich daher nicht leicht Jemand, den nicht Geſchäfte oder Familienverhältniſſe nöthigen, es müßte denn ſein um die See zu ſchauen, von der er ſich im Binnenlande keinen rechten Begriff machen kann, und zu deren Kenntniß ihm dann auch meiſtens ein flüchtiger Streifzug nach irgend einem Seebade, wenn es hoch kommt, nach Helgoland, vollſtändig genügt. Allerdings hat Norddeutſchland nicht ſolche Schätze aufzuweiſen, wie die übrigen Provinzen des deutſchen Bundes: Die Kirchen ſind unbedeutend mit wenigen

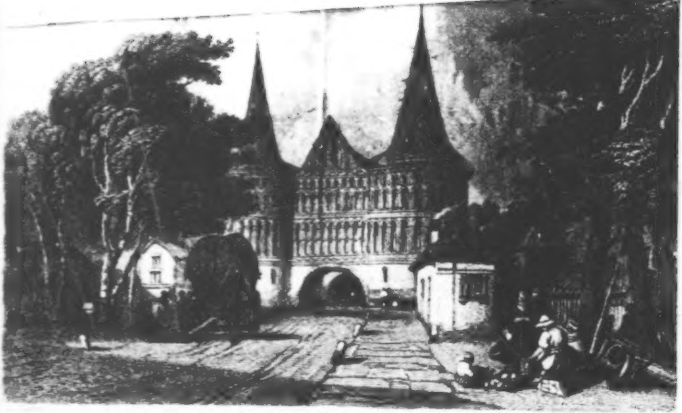
Ausnahmen; in den Städten zeichnen ſich die öffentlichen weltlichen Gebäude und Plätze mit wenigen Ausnahmen, keineswegeſ durch Großartigkeit aus; die Kunſtſammlungen kommen mit dem, was der Süden beſitzt, verglichen, nicht in Betracht; die Bibliotheken ſind ſpärlicher ausgeſtattet; die Gegend iſt im Allgemeinen einförmig und jenſeits des Harzes fehlt ihr der hohe Reiz der Gebirge: kurz, wer nur oberflächlich urtheilt, läßt ſich leicht in ſeiner Unkenntniß verleiten zu glauben, über Berlin hinaus höre die eigentliche Cultur der Menſchen und der Reiz der Natur auf, und das Land ſei nur den beiden vorherrſchenden Ständen, dem Kaufmann und dem Landmann eigenthümlich lieb und bequem.

Wie falſch ein ſolches Urtheil ſei, wird dem ruhigeren Beobachter leicht klar werden. — Deutſchland iſt ein geſegnetes Land, nirgends ohne Intereſſe, nirgends von ſeinen Bewohnern vernachläſſigt, und wo in einzelnen Theilen die Natur ungerecht geweſen zu ſein ſcheint, da hat der Fleiß der Bewohner redlich das Seine gethan, das, was dem Boden mangelte, vergeſſen zu machen. — In ſandiger, reizloſer Fläche liegt Berlin, eine Fürſtin unter den Städten; eine Welthandelsſtadt im vollſten Sinne des Wortes, läßt Hamburg den erfahrenen Reiſenden nichts von den Genüſſen des drängenden, bewegten Lebens vermiſſen, wie es ihm in London, Amſterdam, Trieſt entgegen wogte; Danzig und Königsberg bieten unzählige Erinnerungen an eine bewegte, merkwürdige, kampfluſtige Vorzeit dar; die noch übrigen Bundesſtädte der Hanſa geben durch ihre Verfaſſung und Gebräuche ein lebenklare Bild des Weſens jener feſten Vereinigung des Mittelalters, welche Fürſten ſiegreich trotzte und dem Bürger einen dauernden Schutz gegen die ungerechten und habgierigen Angriffe des wegelagernden Raubadels verlieh. — **Ueberall** redet die Stimme früherer Tage zu dem aufmerkſamen Hörer; reich iſt der Norden unſeres Vaterlandes an lieblichen herzgewinnenden Mährchen, an poetiſchen geſchichtlichen Sagen, und nicht minder reich im Einzelnen, wenn auch nicht ſo häufig wie im begabten Süden, hat die Natur ihre Gaben vertheilt. Die ſchönen Landſeen im öſtlichen Theile Holſteins mit ihren dunkeln Wäldern und Hainen, bisher faſt nur den Eingebornen bekannt, üben einen ſeltenen, wunderbaren Zauber auf den Wanderer aus; über einzelne Gegenden des eben genannten Landes, wie über Mecklenburg und Pommern hat der Himmel den vollſten Segen der Fruchtbarkeit ausgeſchüttet; majeſtätiſch erhebt ſich Rügen mit ſeinen gigantiſchen Kreidefelſen aus der Fluth; gewaltige Flüſſe durchſchneiden überall das Land und münden toſend in das Meer, das ewig bewegliche, raſtloſe, immer mit neuen Erſcheinungen wechſelnde Meer, der ſteten Grenze des deutſchen Nordens, von dort an, wo der Ruſſe ſich mit dem Deutſchen befreundete, bis dahin wo der umſichtige, phlegmatiſche Holländer den Sprach- und Stammverwandten begrüßte.

Der Verfaſſer dieſer Blätter, im hohen Norden Deutſchlands geboren, hat den größten Theil ſeiner Jugend daſelbſt verlebt, und faſt das ganze Gebiet des deutſchen Vaterlandes, in welchem die alte ſaſſiſche Sprache als erb- und eigenthümlich unter dem Volke berſicht, wiederholt bereiſt. Keinesweges von blinder Vorliebe für ſein Geburtsland fortgeriſſen, muß er doch geſtehn, daß er in ſpäteren Jahren, im Vollgenuſſe der ſchönſten Gaben, welche das ſüdliche Deutſchland zu bieten vermag, den heimiſchen Norden dennoch oft ſchmerzlich vermißte, und manchen hohen Reiz, den derſelbe beſitzt, vergeblich in jenen geſegneten Gegenden ſuchte. — Indem er hier die Ergebniſſe ſeiner Wanderungen in raſchen, wechſelnden Bildern vorüberführt, wird er es ſich als höchſten Lohn anrechnen, wenn es ihm gelingt den freundlichen Leſer durch ſeine Schilderungen zu überzeugen, daß er nicht Unrecht hatte, und wenn er es dahin bringt, in ihm die Luſt zu erregen, ſelbſt jene Gegenden zu beſuchen, die er ihm in dieſen Blättern mit flüchtigen Umriſſen darzuſtellen ſtrebt.

Lübeck.

Von allen Straßen, die nach dieſer alten Hanſeſtadt führen, iſt der Weg aus dem nördlichen Holſtein über Plön und Ahrensböck der angenehmſte, wegen des beſtändigen Wechſels von reichen Kornfeldern, dunkeln Waldungen und belebten, wohlhabenden Dörfern. Bereits bei Fackenburg gewinnt man einen Anblick der Stadt, doch verbirgt noch der hohe Wall die Häuſer und nur die Thurmſpitzen ragen maleriſch über die grünen Bäume hinaus und begrüßen freundlich den Wanderer. Eine lange Allee führt bis an die Stadt, zu der man durch das alte Holſtenthor gelangt, das in vielfacher Hinſicht die Aufmerkſamkeit



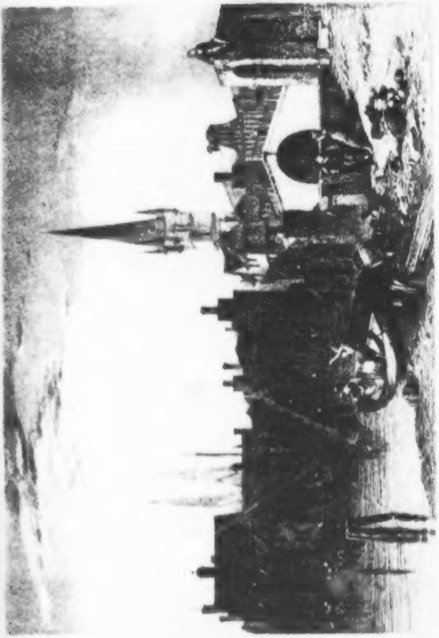
des Reiſenden anzieht. Seine Erbauung reicht bis in die älteſten Zeiten hinauf, doch war es ehemals weit ſtärker befeſtigt als jetzt, wo es nur noch den Zweck hat eine alterthümliche Zierde der Stadt zu ſein, und in neueren Tagen ſeine Endgewölbe verlor. Die beiden Thürme verdankt es der Freigiebigkeit eines wakkeren Bürgermeiſters, der ſich dieſelben gewiſſermaßen als bleibendes Denkmal ſeines Patriotismus ſetzte, denn ihr Erbauer, Andreas Greverade ſtarb in dem Jahre ihrer Vollendung 1477. Noch ſieht man die alten Haken und Spitzen an denſelben, an welche Wollſäcke gehängt wurden um das Anprallen der Wurfgeſchoſſe feindlicher Belagerer zu ſchwächen. Vor dieſem Thore in einiger Entfernung von den letzten Häuſern, bietet ſich eine der angenehmſten Anſichten der ganzen Stadt dar, welche, da hier die alterthümlichen Gebäude beſonders hervortreten, eben dadurch einen eigenen romantiſchen Reiz erhält, um ſo mehr als Lübeck, von hier aus geſehen, von einem Walde umgeben ſcheint. Es liegt zwiſchen der Trave und Wakenitz wie auf einer Inſel; ſchöne Alleen und Anlagen, welche ſich rings um die Stadt ziehn, und deren Schutz, wie eine Inſchrift beſagt, dem Bürgerſinne anvertraut iſt, empfangen heiter den Reiſenden; der angenehme Eindruck, den ſie hervorbringen, wird bei dem Eintritt in die Stadt durch die breiten geraden Straßen, die alterthümlichen Gebäude und die vorherrſchende Reinlichkeit und Sauberkeit noch vermehrt, ſo daß man lebhaft fühlt, wie es den Bürgern Ernſt ſei, mit der Inſchrift, welche eben das Holſtenthor ziert.

Concordia domi et foris pax sane res est omnium pulcherrima.*)

Aber nicht immer bewährte ſich dieſer Spruch in früheren Zeiten, und ſelbſt damals wo Lübeck, als Haupt der Hanſa, in ſchönſter Blüthe ſtand, hatte es von den Uneinigkeiten ſeiner Bürger eben ſo ſehr zu leiden, wie von den Bedrängungen und Angriffen ſeiner äußeren Feinde. Werfen wir zu beſſerem Verſtändniß einen raſchen Blick auf ſeine Geſchichte. Das ältere Lübeck, von dem faſt keine Spur mehr vorhanden iſt, und welches von Wilzen oder eingewanderten Sachſen ſoll bewohnt geweſen ſein, lag an der Schwartau, ward 1139 von den feindſeligen Rügiern zerſtört und Adolph II. von Holſtein gründete zwiſchen 1140 bis 1143 die neue Stadt an der Stelle, auf welcher ſie jetzt noch ſteht. Er trat ſie darauf an Heinrich den Löwen ab, der ſich ihrer mit Liebe annahm und unter deſſen Pflege ſie fröhlich emporblühte, um ſo mehr, als das Bisthum Oldenburg, welches Kaiſer Otto I. 952 geſtiftet hatte, im Jahre 1163 ſeinen Sitz in ihre Mauern verlegte. Als Heinrich ſpäter des Krieges wechſelndes Glück erfuhr, blieb ihm Lübeck mit allen Kräften treu und gelangte zur Strafe dafür unter die Botmäßigkeit Kaiſer Friedrichs I.; doch war ihm auch ſein neuer Herr günſtig und beſtätigte durch einen kaiſerlichen Brief am 19. September 1188 alle ſeine Freiheiten und Rechte. Zwar bemächtigte ſich Heinrich wieder der Stadt, als

---

*) Deutſch: Eintracht daheim und Friede draußen iſt gewiß aller Dinge ſchönſtes.



der deutſche Kaiſer nach dem heiligen Grabe gezogen war, doch konnte er ſich nicht behaupten, und Lübeck gerieth neun Jahre lang in die Gewalt des Grafen von Holſtein, dann unter däniſche Herrſchaft. Endlich ward ſie von ihrer Knechtſchaft erlöſt; König Waldemar von Dänemark war ein Gefangener des Schweriner Grafen Heinrich geworden und Lübecks tapfere Bürger verjagten, indem ſie Liſt mit Gewalt verbündeten, den däniſchen Statthalter. Sie ſchloſſen ſich jetzt dem deutſchen Kaiſer an, und Friedrich II. erhob gnädig geſinnt Lübeck zur freien Stadt des Reiches. Zwar bezweckte der unterdeß von ſeiner Haft erlöſte Waldemar von Neuem Lübecks Unterjochung und zog mit drohenden Streitkräften heran, aber die benachbarten Fürſten, namentlich Adolph IV. von Holſtein und Graf Heinrich von Schwerin, kamen den bedrängten Bürgern zu Hülfe und bald entſchied eine Schlacht zu Gunſten derſelben.

Es war am Tage Marien Magdalenens (22. Juli) 1227 als ſich die lübeckiſchen Verbündeten auf der Ebene von Bernhövd im Holſteiniſchen dem däniſchen Heere entgegenſtellten. Heiß ſchien die Sonne auf die Streiter herab und blendete ſie ſo, daß den Dänen ein großer Vortheil ward; aber unerſchrocken kämpften die umſichtigen Bürger, den tapferen Bürgermeiſter Alexander von Soltwedel an ihrer Spitze, auf das Wackerſte von den Mannen der Grafen von Schwerin und Holſtein unterſtützt, von dem mannhaften Adolph geleitet gegen den überlegenen Feind, vom Morgen bis zum Mittage, wo ſie endlich vor Ermattung zu unterliegen fürchteten und heiße Gelübde, zu der Schutzheiligen des Tages, die ſie als Retterin anriefen, empor ſendeten. Ihr Flehen fand Erhörung, Wolken zogen auf und deckten die Sonne und mit neubelebtem Muthe ſchwangen ſie wieder die Waffen. Gegen Abend ſah ſich Waldemar, dem die abtrünnigen Ditmarſer in den Rücken fielen, geſchlagen und zur Flucht genöthigt. Viertauſend Dänen waren auf dem Kampfplatz geblieben, eine nicht geringere Anzahl gefangen und die Folgen dieſes Sieges ſicherten die Unabhängigkeit Lübecks, das ein neuer Schriftſteller nicht mit Unrecht das damalige Carthago des Nordens nannte. Es nahm fortwährend an Macht und Anſehn zu, verbündete ſich anfangs mit Hamburg allein, dann mit anderen Städten zu Schutz und Trutz und ward das Haupt der mächtigen Hanſa ſeit 1260. — Es ſchrieb die Verſammlungen aus, hielt ſie meiſt innerhalb ſeiner Mauern, bewahrte das Archiv und den Schatz des Bundes und ſeine Bürgermeiſter waren ſtets die Anführer der Hanſaflotten. Zugleich mit Köln trug es die höchſten Laſten und ſoll in der Zeit ſeiner Blüthe 50,000 wehrhafte Bürger gehabt haben. — Dieſe Blüthenzeit dauerte ſo lange wie die Blüthe der Hanſa ſelbſt: mit dem Verfall des Bundes ſank auch das Haupt deſſelben, aber während ſeines Gedeihens ging es aus äußeren Kriegen wie aus inneren Unruhen ſtets ſiegreich hervor, und eine höhere Hand ſchien ſegnend es zu beſchützen. So hatte ſich unter Anderem im Jahre 1384 eine verderbliche Meuterei in Lübecks eigenen Mauern geſtaltet. Unzufriedene Bürger verbündeten ſich mit holſteiniſchen Edelleuten und verſammelten ſich in der Wohnung des Mitverſchworenen Arnold von Soeſt. (In der Königsſtraße iſt noch jetzt ein Haus zum Andenken an dieſe Begebenheit bezeichnet durch eine bildliche Darſtellung.) — Ihr Plan ging dahin die ſämmtlichen Glieder des Senates zu ermorden und die Häuſer der reichſten und angeſehenſten Familien zu plündern, unterſtützt durch Hülfe von Außen. Schon war der Tag des heiligen Lambertus (der 17. September) für die Ausführung beſtimmt, da gereute das Bündniß einen holſteiniſchen Edelmann und er beſchloß ſein Gewiſſen zu reinigen von der drückenden Laſt des Verrathes. Durch einen ſchweren Eid war er gebunden, keinem lebenden Menſchen etwas von dem verderblichen Unternehmen zu entdecken, doch ſeine geängſtete Seele fand einen Ausweg. Er eilte zu dem Bürgermeiſter Johann Perſeveln und forderte, da dieſer nicht daheim war, von deſſen erwachſenen Sohn ein Glas Bier. Als ſeinem Verlangen genügt worden, redete er das Glas mit folgenden Worten an: „Dir Glas, ſage ich es und keiner lebenden Seele, wenn nicht die Gefahr, die dieſer guten Stadt droht, raſch und vorſichtig verhütet wird, ſo iſt Morgen noch vor Mittag Lübeck in Feindeshand und das Blut ſeiner Rathsherren und redlichen Bürger fließt durch die Gaſſen." Der Sohn meldete dieſe ſeltſamen Worte ſogleich auf dem Rathhauſe, die Verſchworenen wurden augenblicklich feſtgenommen, die Thore geſperrt und die drohende Gefahr glücklich abgewendet. — Die Sage erzählt, daß der holſteiniſche Edelmann ſich, nachdem er jene Worte geſprochen, ſogleich auf ſein Pferd geſchwungen habe und mit ſolcher Haſt davon geſprengt ſei, daß ſich ein Hufeiſen gelöſt, und ſein Pferd daſſelbe ſechs Häuſer weit in eine Rinne geſchleudert habe.

Mit gleichem Glücke beſtand Lübeck ſiegreich die äußeren Kriege, und obwohl der Bund der Hanſa keinesweges ein dauernder war, da das Wohl des Ganzen immer von dem Intereſſe der Einzelnen beeinträchtigt wurde, ſo blieb das Haupt deſſelben dennoch fortwährend in hohem Anſehn, geachtet wegen ſeines Eifers und ſeiner Stärke. Das helle Licht der Lutheriſchen Lehre fand im ſechszehnten Jahrhundert beſonders unter den Bürgern Eingang; wenn auch anfangs der Rath ſich eiferſüchtig der Verbreitung deſſelben widerſetzte, ſo ſah er ſich doch bald genöthigt, den Lehrern des gereinigten Glaubens die Tempel zu öffnen. Selbſt die abſchreckendſten Drohungen katholiſcher Fürſten, ſogar des Kaiſers Karl V. vermochten nichts gegen die beſſere Ueberzeugung, die Klöſter wurden aufgehoben, die Anhänger der katholiſchen Lehre verließen die Stadt, und ein kühner Mann Jürgen Wollenweber ſtellte ſich an die Spitze des Rathes und leitete die neuen Einrichtungen in Kirche und Staat mit Kraft und Muth. Zwar unterlag er in ſeinen Beſtrebungen und endete ſein Leben, fern von ſeiner Heimath, auf dem Blutgerüſte, aber die von ihm begonnene Aenderung der Dinge erlitt keinen neuen Wechſel und die Reformation blieb herrſchend. Selbſt der dreißigjährige Krieg, der über das ganze deutſche Land ſo verheerend ſich ausbreitete, traf Lübeck nicht mit der Härte, mit der er andere Gegenden heimſuchte; es wußte mit Gewandtheit die verderblichen Folgen deſſelben abzuwenden und ward ſogar mehrere Mal zum Sitz von Friedensvermittelungen, die freilich fruchtlos blieben, erfahren.

Seit dieſer Zeit aber begann Lübecks Größe raſch zu ſinken; das Stocken des Handels namentlich zur See, Partheiungen und Streitigkeiten unter den Bürgern, und eine drückende, durch die Kriegsunruhen herbeigeführte Schuldenlaſt untergruben die Kraft und den Wohlſtand der Stadt. Die Hanſa löſte ſich, der Handel hatte ſich allmählig andere Wege gebahnt, die freie Reichsſtadt an der Trave war nicht mehr deſſen hauptſächlichſter Stapelplatz im Norden und obwohl während des achtzehnten Jahrhunderts eine ſchöne Zeit des Friedens erblühte, ſo hörte ſie doch allmählig auf eine Handelsſtadt erſten Ranges zu ſein, und trat beſcheiden, wenn auch noch immer bedeutend, auf eine niedrigere Stufe. Ein ſchönes Morgenroth glücklicher Tage ſchien ihr in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts aufzudämmern, als ſie durch den Reichsdeputationsreceß vom 25. Februar 1803 öffentlich als freie Reichsſtadt anerkannt und in allen ihren Rechten beſtätigt, in ihrem Gebiete vergrößert wurde. Leider aber ſanken die frohen Hoffnungen zu frühem Gedeihn bald in Nichts zuſammen, als wenige Jahre nachher der Krieg ſie mit ſeinen furchtbarſten Greueln überſchüttete. Verweilen wir hier etwas ausführlicher.

Die Schlachten von Jena und Auerſtädt waren geſchlagen, General Blücher, der dem Rückzuge des Fürſten von Hohenlohe in deſſen linker Flanke folgte, ward von dieſem getrennt, warf ſich mit ſeinem Corps in das mecklenburgiſche Gebiet, und ſah ſich von Bernadotte, Soult und Murat verfolgt, immer weiter gedrängt. Er ging demzufolge über die Trave und rückte mit 25000 Mann in Lübeck ein, troß allen Proteſtationen der freien Reichsſtadt, welche nur zu gern ihre Neutralität bewahrt hätte. Die Franzoſen folgten ihm auf den Fuß und am 6. November 1806 entſpann ſich ein mörderiſcher Kampf zwiſchen den beiden Heeren, der nur zu bald innerhalb der Mauern fortgeſetzt wurde. Nach heldenmüthiger Gegenwehr mußte Blücher die Stadt verlaſſen; die Sieger, der eigentlichen Verhältniſſe vollkommen unkundig, betrachteten Lübeck als eine feindliche Stadt und wandten ihre ganze Wuth gegen die unglücklichen Einwohner, eine gräßliche Plünderung, der erſt nach drei Tagen völlig Einhalt gethan wurde, erfolgte, die Bürger wurden auf jede erdenkliche Weiſe von den Franzoſen gemißhandelt; Blücher capitulirte am 7. November zu Ratekau und die unglückliche Stadt mußte nun die ganze Heeresmaſſe, 75000 Mann aufnehmen und unterhalten. — Dem menſchenfreundlichen Bernadotte gelang es endlich den Greueln Einhalt zu thun, und durch ſtrenge Ordnung wenigſtens das Fortſchreiten des grauenhaften Elends zu hemmen.

Aber Lübeck vermochte ſich nicht wieder zu erholen; von nun an laſtete unerträglicher Druck auf ihm; ungeheuere Contributionen erſchöpften ſeine Caſſen; ſein Handel war und blieb gelähmt, mit ihm verſiegte die größte Hülfsquelle und ſelbſt die Hoffnung einer beſſeren Zukunft ſchwand als es am 10. December 1810 mit dem Kaiſerthum Frankreich vereinigt und ſeine alte ſiebenhundertjährige Verfaſſung durch einen Gewaltſtreich aufgelöſt wurde. Was Deutſchland und beſonders die zu dem Range der guten Städte des franzöſiſchen Reiches erhobenen freien Reichsſtädte unter dem Joche fränkiſcher Tyrannei gelitten haben, iſt zu allgemein bekannt, als daß wir es hier ausführlich zu entwickeln brauchten. Endlich brach der Tag der Erlöſung an, nachdem die Franzoſen während des Völkerkrieges ſich zum zweiten Male zu Herrn der Stadt gemacht, ſie grenzenlos bedrückt und die armen Einwohner, denen nur ein kurzer Sonnenblick der Freiheit geſtrahlt, mit deſto größerer Schmach überſchüttet hatten. Am 5. December 1813 capitulirte General Lallemand mit den Schweden und verließ noch an demſelben Abende die Stadt.

Napoleons Fall gab auch Lübeck ſeine alten Rechte wieder, es hat aufgehört eine Feſtung zu ſein, iſt aber eine der vier freien Städte des deutſchen Bundes. Sein Gebiet beträgt ungefähr 6½ Quadratmeilen, die Stadt zwiſchen der Trave und Wakenitz auf einem mäßigen Hügel gelegen, zählt nahe an 3,500 Häuſer und 25,000 Einwohner. Sie beſitzt ihre alte demokratiſche Verfaſſung, die ſich auf dem Receß von 1669 gründet, der Senat, aus vier Bürgermeiſtern und ſechszehn Rathsherren beſtehend, iſt die executive adminiſtrative Behörde, ihm ſtellt ſich die in zwölf Collegien getheilte Bürgerſchaft berathend gegenüber. Nicht leicht möchte in Deutſchland eine Stadt zu finden ſein, die mehr Wohlthätigkeitsanſtalten beſitzt, als Lübeck. Wir werden ſpäter wieder darauf zurückkommen.

Unter den öffentlichen Gebäuden zieht vor allen Dingen die herrliche alte Marienkirche die Blicke des Reiſenden an. Sie iſt ohne Zweifel die bedeutendſte Kirche im ganzen nördlichen Deutſchland, im gothiſchen Styl erbaut, mitten in der Stadt liegend, und um deſto merkwürdiger, als ſie nur von Backſteinen errichtet, (bloß der Grund iſt aus Quaderſteinen) ſchon ſeit ſechs Jahrhunderten den Stürmen der Zeit Trotz bietet. Sie war bereits 1163 zu einem Tempel des Herrn eingeweiht, ihr Bau ward aber erſt 1310 mit den beiden weſtlichen Thürmen vollendet, der kleine die Stundenglocken und das Glockenſpiel enthaltende Thurm in der Mitte des Daches iſt ein weit ſpäteres Werk. — Die Kirche ſelbſt hat die Geſtalt eines oben abgerundeten Kreuzes mit kurzen Armen; leider iſt der Platz, auf dem ſie ſteht, rings um von Häuſern zu ſehr beſchränkt, als daß man einen vollſtändigen Totalanblick dieſes würdigen Gotteshauſes in der Nähe genießen könnte. Am beſten erblickt man ſie jedoch in weiter Entfernung von Marly aus. Ihr Inneres zeichnet ſich in architectoniſcher Hinſicht aus durch ſeinen großartigen und gefälligen Bau. Es ſind drei Gewölbe, von denen beſonders das mittlere durch ſeine Höhe überraſcht, und durch ſeine Helle im Innern, ſo wie durch die reich mit Laubwerk verzierten Säulen einen überaus heiteren Anblick gewährt. Die Kirche iſt reich an Schätzen, denn ein frommer Sinn war ſechs Jahrhunderte hindurch darauf bedacht dieſelbe mit dem Vorzüglichſten, was Kunſt und Fleiß hervorzubringen im Stande ſind, zu ſchmücken. Einen vorzüglichen Rang unter denſelben nehmen die Gemälde ein, namentlich ſind folgende beſonders bemerkenswerth: Eine Anbetung des Chriſtkindes, aus deutſcher Schule von Einigen Dürer, von Anderen Holbein zugeſchrieben, nur mit der Jahreszahl 1518 bezeichnet, mit ſeltener Zartheit ausgeführt. Es bildet eine Altartafel mit zwei Seitenblättern und ward von Gotthardt von Höveln, der mit ſeiner Gemahlin betend darauf dargeſtellt iſt, der Kirche verehrt; an der Wand hinter dem Altar aufgehängt, zieht es durch ſeine große Anmuth und Zierlichkeit den Beſchauenden an. Als Gegenſtück dazu befindet ſich auf der anderen Seite, neben der Beichtkapelle, ein Werk von Albrecht Altdörfer, ebenfalls eine Altartafel mit vier Thüren, deren Mittelſtück auf Goldgrund eine Anbetung der heiligen Dreieinigkeit darſtellt, und einige höchſt ausgezeichnete Gruppen und Figuren zeigt. Es iſt beſſer erhalten als das vorige Bild, und von geſchickter Hand reſtaurirt worden. — Aus der niederländiſchen Schule findet ſich daſelbſt eine Kreuzigung Chriſti von einem unbekannten Meiſter, deren hauptſächlichſter Werth auf ihrem hohen Alter beruht; ſie iſt neben der oberen nordöſtlichen Kirchenthür aufgehängt. — Die Sakriſtei bewahrt ferner zwei vortreffliche italieniſche Bilder, angeblich von Perugino: König Olaf der Gründer des Chriſtenthums in Norwegen, zwiſchen einem Johannes und einem Biſchofe, einen Drachen mit Füßen tretend, deſſen Haupt ſein eigenes gekröntes Portrait iſt und als Gegenſtück dazu die heilige Katharina von demſelben Meiſter. Zwei in ihrer Art eben ſo vorzügliche Bilder ſind in der Greveraden Kapelle aufgehängt, aus deutſcher Schule, von unbekanntem Meiſter, von denen das Größere eine Meſſe vor dem Altar, das Kleinere, ein Doppelbild, die Kreuzigung Chriſti und eine Himmelfahrt Maria verſinnlicht: dieſes Letztere wird Martin Schön beigelegt. — Als höchſt bedeutendes Denkmal frommen Sinnes erſcheinen ferner die herrlichen Gemälde am Chor, durch die Vereinigung der Familien Johann Saligens und Gotthard Wigerings zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts hieher geſtiftet. Es ſind meiſt Darſtellungen weiblicher Heiligen und einer Dreieinigkeit aus der Dürer'ſchen Schule, ſo wie einer Maria mit Magdalena und Martha, zwiſchen denen ſich Chriſtus ſegnend befindet nach demſelben Meiſter und der vier Evangeliſten von Johann Williaes aus Antwerpen. — Unter den Portraits, deren dieſes ſchöne Gotteshaus eine reiche Sammlung beſitzt, verdienen beſonders die Bilder Luthers, der Bürgermeiſter Kerkring und Matthäus Rodde und einige Denktafeln an frühere Superintendenten ihres Kunſtwerthes wegen genauere Betrachtung.

Auch an eigenthümlichen, nur wegen ihres Inhaltes merkwürdigen Bildern, wie ſie der oft wunderliche und bizarre, an ſeltſamen Allegorien ſich weidende Geſchmack unſerer Vorfahren, ſelbſt in den Kirchen aufzuhängen pflegte, fehlt es nicht, ſo iſt z. B. die Gedächtnißtafel Kerkrings mit ſeiner Familie höchſt ergötzlich. — Der fromme Herr hat ſich nämlich mit den Seinigen als eine von einem Hirten geleitete Schaar Lämmer, welche den Heiland am Kreuze — ob anblickt oder anbleckt, wollen wir nicht näher unterſuchen — abconterfeien laſſen. Spötter behaupten, ſtatt der ehrbaren und wohlgemeinten lateiniſchen Diſtichen, welche jetzt die Tafel zieren, habe folgende neckiſche plattdeutſche Inſchrift darauf geſtanden:

Hier liggt de Börgermeiſter Kerkering,
De ſo ſcheev up ſyne Beene ging;
Leev Gott! nimm em int Himmelrick,
Un maak em de ſcheeven Beene liek;
Du nimmſt dy ja de Schaape an,
Laat duſſen Hamel ock mitgahn. — *)

Noch merkwürdiger in dieſer Gattung, obwohl keineswegs von gleichem Kunſtwerth mit einer ähnlichen Darſtellung Holbeins zu Baſel, wenn gleich ihm früher fälſchlich zugeſchrieben, iſt der bekannte Todtentanz, eine Anzahl von Gemälden auf Holz, die ſich in einer Seitenkapelle unter der kleinen Orgel befindet, und auf welcher der Tod Menſchen aus allen Ständen und von jedem Alter, vom Pabſt bis zum Säugling in der Wiege zum Tanze auffordert und mit ihnen endlich einen großen Reigen bildet, wobei ſich im Hintergrunde das alte Lübeck mit ſeinen Umgebungen zeigt. Ehemals enthielt jede Tafel plattdeutſche Reime, die man aber bei zunehmender Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert leider mit ſchönen hochdeutſchen Verſen aus der geſchickten Feder des Herrn Nathanael Schlott vertauſcht hat. — Unter den erſtern

---

*) Hochdeutſch: Hier liegt der Bürgermeiſter Kerkering
Der ſo ſchief auf ſeinen Beinen ging;
Lieber Gott, nimm ihn in's Himmelreich
Und mach ihm die ſchiefen Beine gleich (gerade)
Du nimmſt dich ja der Schafe an
Laß dieſen Hammel auch mitgehn.

zeichneten ſich beſonders die dem Kinde in den Mund gelegten Worte durch ihre rührende Naivetät aus. Sie lauteten:

O Dood, wo ſchall ick dat verſtaan
Jck ſchall danſen und kann nich gahn *)

Unter den Werken der bildenden Kunſt ſteht vor Allem der herrliche Altar, das großartige Geſchenk des frommen Rathsherrn Thomas Friedenhagen und ein Werk des berühmten Künſtlers Thomas Quellinus aus Antwerpen im Range obenan. Er iſt ganz aus Marmor von anſehnlicher Höhe und mit einigen vorzüglichen Statuen und Basreliefs geſchmückt. Von demſelben Meiſter befinden ſich ebenfalls mehrere andere Denkmäler, ſo wie einzelne vortreffliche Büſten und Basreliefs anderer ausgezeichneter Bildhauer, beſonders des herrlichen kürzlich verſtorbenen Ohmacht, welchen ſein großer Kunſtgenoſſe David nicht mit Unrecht den Correggio der Bildhauer nannte.

Bemerkenswerth an Arbeiten der bildenden Kunſt ſind ferner noch zwei aus Holz geſchnitzte Altartafeln, von hohem Alter; ein in Erz gegoſſenes Sacramentshäuslein, welches Nicolaus Rugheſen ein Goldſchmied und Nicolaus Gruden ein Erzgießer 1479 verfertigten; es iſt nach Fiorillo das größte in Deutſchland; ferner ein 1337 von Hans Apengeter gegoſſenes metallenes Taufbecken, ſo wie mehrere Denktafeln aus Erz.

---

*) Hochdeutſch: O Tod, wie ſoll ich das verſtehen,
Ich ſoll tanzen und kann nicht gehn.

Zu den berühmteſten Kunſtwerken unter den Schätzen dieſer reich ausgeſtatteten Kirche gehört endlich noch die große Uhr, welche die ganze hintere Wand des Altars ausfüllt, ſie ward 1405 verfertigt, jedoch ſpäter umgeändert. Die unterſte Abtheilung enthält eine Scheibe mit allen Angaben des Kalenders von 1753 bis 1875. In der mittleren Abtheilung ſieht man den täglichen Stand der Sonne, des Mondes und der damals bekannten Planeten. Die obere Abtheilung iſt beſonders zum Vergnügen der Menge beſtimmt. Mit dem letzten Schlage der Mittagsſtunde treten nämlich aus einer Thür zur Rechten die Geſtalten des Kaiſers und der ſieben Kurfürſten von einem Rathsdiener begleitet, gehn vor Chriſtus vorbei, der ſie mit einer Handbewegung ſegnet, wofür ſie mit dem Kopfe nickend danken und entfernen ſich durch eine Thür zur Linken unter tiefer Verbeugung zweier anderer Rathsdiener und dem Poſaunenſchall muſicirender Engel. —

Ehe wir von dem herrlichen Gotteshauſe ſcheiden möge noch der beiden prächtigen Orgeln, von denen die große der Harlemer nahe kommt, rühmlich Erwähnung gethan werden: eben ſo werden die alte 1427 erbeutete däniſche Fahne und die Denktafel der im Befreiungskriege gefallenen Lübecker für den Freund der vaterländiſchen Geſchichte nicht ohne Intereſſe ſein.

Die Domkirche, früher Eigenthum des Bisthums Lübeck, kam erſt ſeit 1813 in den völligen Beſitz der Stadt; ſie liegt am ſüdlichen Ende derſelben, von alten Bäumen umgeben, nahe dem Mühlenteiche und iſt durch ihre Länge, (465 Fuß) ſo wie durch zwei 160 Fuß hohe Thürme, bemerkenswerth. Im zwölften Jahrhundert erbaut, iſt ihre Geſchichte reich an Sagen und ſchon an ihren Urſprung knüpfte ſich eine ſolche, welche auch durch eine bildliche Darſtellung in der Kirche ſelbſt gefeiert worden iſt. Karl der Große ſoll nämlich in einem Walde, da wo jetzt der Dom ſich erhebt, einen Hirſch gejagt, aber dieſem das Leben geſchenkt und ihn mit einem koſtbaren Halsbande geſchmückt freigelaſſen haben. Mehrere hundert Jahre ſpäter erlegte, nach der Legende, Heinrich der Löwe an derſelben Stätte denſelben Hirſch, dem unterdeſſen zwiſchen dem Geweihe ein doppeltes Kreuz aus der Stirn gewachſen war, verwandte das koſtbare Halsband zum Bau des Domes und gab dem Stifte das Doppelkreuz zum Wappen. — Der größte Schatz, den die Domkirche beſitzt, iſt das wundervolle Altarbild in der Graveradenkapelle, von einem unbekannten, deutſchen Meiſter in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts verfaßt. Die Doppelthüren zeigen außen Grau in Grau die Verkündigung Marias, dargeſtellt durch die Figuren des Engels und der Mutter Gottes, im Innern aber in bunten Farben Johannes den Täufer, St. Hieronymus, St. Blaſius und St. Philippus. Das Mittelblatt als eigentliches Hauptgemälde verſinnlicht in drei und zwanzig einzelnen, jedoch geſchichtlich genau auf einander folgenden Gruppen, die Paſſion, vom Oelberge bis zur Himmelfahrt Chriſti, dem Ganzen dient eine Landſchaft, deren Hintergrund die Mauern Jeruſalems bilden, als Rahmen, das Geſammte wie das Einzelne iſt mit ſeltener Meiſterſchaft und Kunſt ausgeführt und hat die hohe Verehrung aller Kenner ſich erwerben, die es dem berühmten Bilde im Dom zu Cöln, wenn nicht vorziehn, doch an die Seite ſtellen. Die Kirche beſitzt außerdem noch manches werthvolle Bild, welches jedoch beſonders aufzuführen der beſchränkte Raum uns nicht geſtattet. Unter ihren übrigen Merkwürdigkeiten heben wir den Grabſtein des Domherrn Rabundus heraus, von welchem folgende Sage berichtet wird.

Die weiße Roſe.

Geleſen wird in alter Schrift:
In des Domes zu Lübeck heiligem Stift,
Der Todesengel ſich keinem naht
Eh' er ihn vorbereitet hat.
Gerufen ward der Canonicus,
Deß Leben nahte ſeinem Schluß,
Durch eine Roſe weiß und rein,
Die eine unſichtbare Hand
Geworfen in ſeinen Chor hinein
Und die er auf ſeinem Sitze fand.
Wer von den frommen Häuptern nun
Dies Zeichen in ſeinem Stuhl gefunden,
Der dachte ergeben an Chriſti Wunden
Und bereitete gleich ſich Beichte zu thun,
Um nicht gedrückt von irdiſchen Leiden
Unvorbereitet von hinnen zu ſcheiden.

So war's ſeit undenklichen Tagen geweſen,
Und der Domherr, der die Roſe fand
Empfing ſie ſtets als ein himmliſches Pfand,
Daß er ſolle vom Uebel des Lebens geneſen.

Da traf es ſich, daß ein Canonicus,
Dem ſein Treiben hienieden ſo gut gefiel,

Daß er an den Tod nur dacht' mit Verdruß
Als eines geſegneten Daſeyns Ziel,
(Rabundus hieß der gottloſe Mann
Der nach dem Himmel kein Sehnen trug)
Die Roſe auf ſeinem Sitze traf an.
Entſetzt ſtieß er aus einen grauſigen Fluch,
Daß drob erjauchzte der Höllenpfuhl
Und den lieben Engeln im Himmel graust,
Und warf die Roſe mit frecher Fauſt
In ſeines frommen Nachbars Stuhl. —

Er glaubte ſich zu dieſer Friſt
Vor dem Tod geſichert durch ſolche Liſt,
Und als der Tag vorüber war
Ward aller Furcht und Angſt er baar
Und legte behaglich ſich zur Ruh'. —
Doch eh' der Schlaf noch ihm ſich naht
Der Engel des Todes zu ihm trat,
Und ſprach: „Wirf zu, Rabunde, nur zu!
Der, dem durch den frechen Wurf Du gegeben
Die Roſe, hat drum kein kürzer Leben. —
Wie auch die Hölle Dich umgarnt,
Du warſt gemeint, Du biſt gewarnt
Und ſollſt unter raſchen, doch heftigen Leiden
Unvorbereitet von hinnen ſcheiden.“

Statt daß, wie gewöhnlich, er ſanft ihn berührt
Hat einen heftigen Schlag er geführt
Mit einer Keule in ſeiner Hand,
Auf den unglückſeligen Rabund,
Daß dieſem ſogleich das Leben entſchwand. —
(Davon noch ſagt man zur heutigen Stund
Wenn Jemand ganz plötzlich wieder Hoffen
Verſtirbt, ihn habe der Schlag getroffen.)

Als nun Rabundus vor Gott erſchien
Da ſandte der Herr ihn wieder hinab,

Und ſprach: „Du wollteſt Dich mir entziehn,
Drum ſollſt Du nicht Ruhe finden im Grab.
Es folgt die Strafe den böſen Werken,
Du ſollſt die Mahnung zum ewigen Frieden,
Die durch die weiße Roſe beſchieden,
Stets durch ein Klopfen im Grabe beſtärken.“ —

Und alſo ward es — Im Grabe tief
Wenn die Roſe den nächſten Domherrn rief,
Pocht' Rabundus drei Mal mit aller Gewalt,
Daß es durch die ganze Kirche erſchallt.
Und erſt als der letzte Canonicus
Sich den Geſtorb'nen geſellte zu,
Ward auch dem Rabundus im Grabe Ruh. —

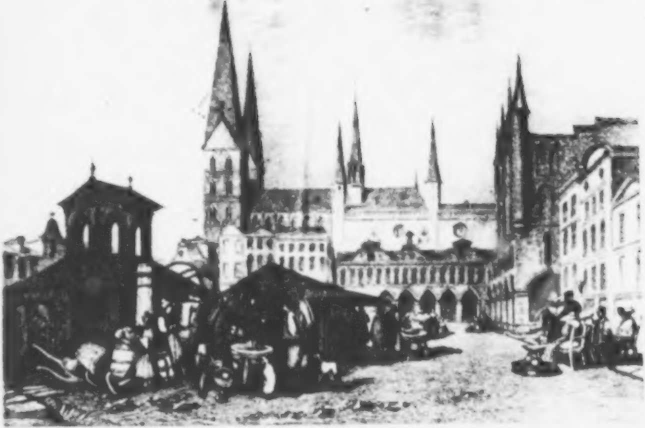
Daß Solches in Wahrheit einſt geſchehn
Iſt noch auf dem Leichenſteine zu ſehn,
Auf dem Rabundus die Keule hält,
Mit der ihn der Todesengel gefällt.
Denk an die Roſe, frommer Chriſt,
Das Leben hat nur eine kurze Friſt,
Wer weiß wie bald er ſcheiden muß,
Denn gar zu ſchnell naht oft der Schluß;

Die übrigen Kirchen Lübecks bieten wenig Merkwürdiges und zeichnen ſich auch nicht durch eigenthümlichen Bau aus; unter ihnen iſt die Petrikirche als die älteſte aller noch jetzt vorhandenen die beachtenswertheſte; ſie enthält eine Anzahl von Bildniſſen ausgezeichneter und um das Wohl ihrer Mitbürger verdienter Männer, von denen das des Paſtor Helms, welches J. Kniller, der Vater des nachher in England ſo hochgeſchätzten Portraitmalers J. Kneller, verfertigte, das vorzüglichſte iſt. Lübeck beſitzt außerdem neben dieſen Lutheriſchen Gotteshäuſern noch eine reformirte Kirche, eine katholiſche Kapelle und eine Synagoge, die ſämmtlich jedoch erſt ſpäteren Zeiten ihren Urſprung verdanken und für den Fremden kein weiteres Intereſſe haben.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden, iſt das in der Mitte der Stadt zwiſchen dem Markte und der Marienkirche belegene Rathhaus, hinſichtlich ſeiner Größe und des Zweckes, zu dem es errichtet wurde, das bedeutendſte. Dem Freunde geſchichtlicher Forſchungen ruft ſein Anblick mannigfache Erinnerungen zurück. Hier war der Hanſeſaal, in welchem ſich zur Zeit der Blüthe Lübecks fünf und achtzig Geſandte fremder Städte verſammelten, um über Krieg und Frieden zu entſcheiden und den mächtigſten Fürſten jener Zeit mannhaft Trotz zu bieten, wo es galt die Rechte des Bundes zu wehren; hier iſt noch jetzt die Audienz, das Verſammlungszimmer des Senates mit der alten, hohen künſtlich geſchnitzten Thür und den ſymboliſchen Bildern von Stefano Torelli, die nothwendigen und nützlichen Eigenſchaften eines löblichen Rathes verſinnlichend; hier endlich die Börſe der Lübecker Kaufmannſchaft, und unter derſelben der Rathsweinkeller, der aber in den Kriegsjahren ſeine köſtlichen Schätze verlor und zu einer gewöhnlichen, an einen Privatmann vermietheten Schenke herabgeſunken iſt. An Kunſtſeltenheiten hat das Rathhaus eben nichts bedeutendes aufzuweiſen, zwei alte Metallgußwerke ausgenommen, welche ſich gleich am Eingange befinden und in ihrer Art vortrefflich ſind.

Die anderen öffentlichen Gebäude, die Lübeck ferner beſitzt, wie z. B. das Gießhaus, der Theerhof,

das



das Zeughaus, zeichnen ſich nicht weiter aus; für den Freund hydrauliſcher Werke möchten die beiden Waſſerkunſtthürme am Hörterthor, welche die Stadt mit trinkbarem Waſſer verſorgen, wegen der großen Einfachheit und Zweckmäßigkeit ihres Baues, nicht ohne Intereſſe ſein; in früheren Zeiten galten ſie für wahre Wunderwerke, ein Ruhm, den ſie indeſſen bei den großen Fortſchritten der Mechanik nach und nach verloren haben.

Außerordentlich reich iſt Lübeck an Anſtalten der Wohlthätigkeit und nimmt verhältnißmäßig hier den erſten Rang unter allen deutſchen Städten ein; es beſitzt 1) das reich ausgeſtattete St. Johannisſtift, zur lebenslänglichen Verſorgung unverheiratheter Töchter aus angeſehenen Familien, das unter ſeinen liegenden Gründen vier und zwanzig Dörfer aufzuzählen hat; 2) das Hospital zum heiligen Geiſt, ebenfalls ein Verſorgungshaus für faſt 150 alte Bürger und Bürgerfrauen aus den mittleren Ständen, 1263 von einem wackeren Lübecker Kaufmann, der ſich durch Fleiß und Glück vom Fündlinge zum Senator aufgeſchwungen hatte, geſtiftet; 3) das St. Annen Kloſter, ein Armen-Werk- und Kinderhaus für die niedrigſte Klaſſe der Einwohner; 4) das neue Waiſenhaus, das jedoch nur eheliche Kinder, deren Aeltern ſtarben und ſie hülflos zurückließen, aufnimmt, ferner 5) ſechs ſogenannte Höfe zu Wohnungen für mittelloſe Frauen und Jungfrauen eingerichtet; 6) 13 Armenhäuſer zum gemeinſchaftlichen Bewohnen für Arme; 7) ein 1370 vom Biſchof Bertram geſtifteter Caland zu täglichen unentgeldlichen Speiſungen; 8) der Pockenhof für Kranke und Altersſchwache; 9) das St. Georgenſtift für alte Leute beiderlei Geſchlechts mit einer vortrefflichen Schule für Kinder ausgeſtattet; 10) das neue Irrenhaus, ſo wie noch einige kleinere milde Stiftungen; alle dieſe bilden die ſchönſten Perlen in Lübecks Bürgerkrone, denn was die Väter mit frommem Sinne ſtifteten, das wußten die Söhne mit Liebe und Eifer wohlthätig zu erhalten und zu veredeln bis auf den heutigen Tag.

Lübecks nähere Umgebungen ſind alle ſorgfältig angebaut und es fehlt daher nicht an anmuthigen Spaziergängen in freundlichen Anlagen, ſchattigen Alleen und durch vortrefflich gehaltene Gärten und Felder, im Ganzen aber iſt die Gegend zu flach um einen pittoresken Anblick zu gewähren, und die Stadt ſelbſt, wenn man ſich in einiger Entfernung von derſelben befindet, bildet von den verſchiedenen Standpunkten aus betrachtet, immer den intereſſanteſten Hintergrund. Als Ziel längerer Spaziergänge werden von den Einwohnern benutzt: die Lachswehr nebſt dem Finkenberge, das Dorf Moisling, die Reſidenz der aus der Stadt, beſonders vor der franzöſiſchen Invaſion, verbannten Juden; das Dorf Genin Padelügge, groß Parin vor dem Holſtenthore; die Fiſcherbuden, treffliche mit Tanzſälen verſehene Wirthshäuſer an der Wakenitz, wo im Sommer an beſtimmten Tagen Gartenmuſik viele Beſucher hinauslockt und Gelegenheit zu anmuthigen Waſſerpartheien ſich findet vor dem Mühlenthor; der Jeruſalemsberg und der

Luſtort Iſraelsdorf, von dem ſchönen Lauerholze umgeben, ſo wie die Herrenfähre vor dem Burgthore. Durch dieſes Thor führt auch die Straße nach

Travemünde,

wo dem Wanderer der herrliche Anblick der See gewährt wird und die vortreffliche Badeanſtalt ſchon ſo manchem Kranken die lang erwünſchte Geneſung verlieh. — Am nordweſtlichen Ufer der Trave, welche ſich hier mit bedeutender Breite in das Meer ergießt, liegt das kleine freundliche Städtchen, deſſen Urſprung bis in das dreizehnte Jahrhundert hinauf reicht und deſſen Einwohner, etwas über 1000 an der Zahl, ſich von Ackerbau, Fiſchfang und als Lootſen nähren. Hier iſt bekanntlich der eigentliche Hafen von Lübeck, mit einem hohen Leuchtthurm und allen möglichen Sicherheitsmaßregeln für die Schiffe ausgerüſtet. Obwohl Travemünde in einer flachen und offenen Gegend liegt, ſo hat die Kunſt doch nichts verſäumt, den Aufenthalt hier ſo angenehm wie möglich für die Badegäſte zu machen, vorzüglich iſt die Stelle, wo die Badeanſtalt liegt, für dieſen Zweck beſonders geeignet, und die nach engliſcher Art angelegten Badekarren gewähren in jeder Hinſicht Schutz und Sicherheit; die vortrefflichen ökonomiſchen Einrichtungen und die angenehmen Anlagen machen daher den Aufenthalt in Travemünde, bei der großen Nähe von Lübeck höchſt erſprießlich und empfehlenswerth

Der hervorſtechendſte Charakterzug der Lübecker aller Stände iſt eine ſtrenge mit Gutmüthigkeit und Mildthätigkeit verbundene Rechtlichkeit; im Ganzen ſpielt wie in allen Handelsſtädten der Kaufmann und bei dieſem das Geld die Hauptrolle, da aber eben der Handelsverkehr alle jene kleine Sonderungen des geſellſchaftlichen Lebens, welche beſonders in unſeren deutſchen kleinen Reſidenzen und Beamtenſtädten, ſo ſchroff heraustreten, aufhebt, ſo iſt der vorherrſchende Geiſt, wie das einer alten freien Reichsſtadt geziemt, weit mehr der einer durchgehenden Gleichheit vor dem Geſetze. Der Bürger Lübecks iſt und bleibt der beſte und gültigſte Titel, denn auf ihm beruht das Wohl des Ganzen, und da das alle Redlichen fühlen und jede neue Generation in dieſer Geſinnung herangebildet wird, ſo iſt ein gegenſeitiges Zutrauen die ſchönſte Baſis der Verhältniſſe. In demſelben Sinne wird denn auch das Familienleben mit beſonderer Vorliebe gepflegt, und wenn es gleich nicht ganz leicht ſein mag, näheren Zutritt zu einzelnen Familien zu erhalten, ſo wird dagegen der Fremde, dem dieſes Glück einmal zu Theil wurde, die Herzlichkeit und Gaſtfreiheit der Lübecker nicht genug rühmen können.

Die wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten nehmen, wie das in einer Handelsſtadt nie anders ſein wird, immer nur einen untergeordneten Rang ein, doch ſind die öffentlichen Schulen, namentlich aber das Gymnaſium und die Bürgerſchule zu St. Katharinen, vortrefflich und haben ſich von jeher durch ausgezeichnete Lehrer, wie durch trefflich gebildete Schüler, die aus dieſen Anſtalten hervorgingen in ganz Deutſchland einen ſehr geachteten Ruf zu bewahren gewußt. Selbſt Ausländer, wie Cuvier und Noel, welche auf Befehl Napoleons das Gymnaſium beſuchten, hielten daſſelbe des ausgezeichneten Lobes werth. — Dieſem muſterhaften Inſtitut ſtehn, hinſichtlich ihrer zweckmäßigen Einrichtung und des Eifers, mit welchem ſie geleitet werden, die übrigen öffentlichen Unterrichtsanſtalten für Kinder wie für Erwachſene keinesweges nach. — Unter den Hülfsmitteln für wiſſenſchaftliche Zwecke iſt die Stadtbibliothek wohl das bedeutendſte. Sie ward im Jahre 1617 durch drei wackere Männer, den Bürgermeiſter Andreas Lüneburg, den Superintendenten Georg Stampeel und den Rector Johann Kirchmann, aus alten Bücherſammlungen aufgehobener Klöſter und Kirchen gegründet, und bald durch bedeutende Schenkungen und Stiftungen anſehnlich vermehrt. Sie wird jetzt 40 bis 45,000 Bände enthalten und iſt beſonders reich an älteren theologiſchen Werken und alten Drucken, ſo wie an ungefähr 100 Handſchriften, unter denen ſich einige werthvolle finden. —

Oeffentliche Sammlungen von Kunſtwerken beſitzt Lübeck nicht, wohl aber deren Privatſammlungen und einzelne Gebäude noch manche bedeutende Koſtbarkeit. Namentlich iſt hier auf ein Zimmer des Hauſes № 194 im Schüſſelbuden aufmerkſam zu machen, das einen überaus ſeltenen Schatz an Werken der Holzſchneidekunſt beſitzt, die zu einem Ganzen vereint und mit Bildhauerarbeiten in Stein untermengt, für einen reichen Bürger von einem unbekannten Künſtler in den Jahren 1573 — 1583 gearbeitet und hier aufgeſtellt wurden. Sie ſind in vielfacher Hinſicht merkwürdig; es verſäume daher kein Fremder ſich dieſelben zeigen zu laſſen, er wird über den ſeltenen Fleiß, über die Kunſtfertigkeit und über die reiche Mannichfaltigkeit der hier ausgeführten, wenn auch mitunter barocken und bizarren Ideen erſtaunen, und dieſes höchſt eigenthümliche Monument altdeutſchen Geiſtes gewiß höchſt befriedigt verlaſſen. — Sehr treffend ſchildert Fanny Tarnow den Eindruck, den es auf ſie ausübte, in folgendem

Sonett.

Altdeutſche Kunſt hat hier ein Werk geboren,
Vor dem ſich ſtaunend meine Seele beuget,
Und ſich in Demuth Menſchengröße neiget,
Die ſich zum Ziel Unſterblichkeit erkohren.

Kein Stückchen Holz iſt hier dem Ruhm verloren,
Weil Jedes Künſtlergenius bezeuget,
Und ſich Gedanke durch Gedank' erzeuget,
Unſterblich, herrlich, nicht ein Raub der Horen.

Sollt' die Gebilde alle ich beſchreiben,
Die hier des Künſtlers Fleiß aus Holz geſchnitten,
So müßt' ich viele lange Jahre ſinnen.

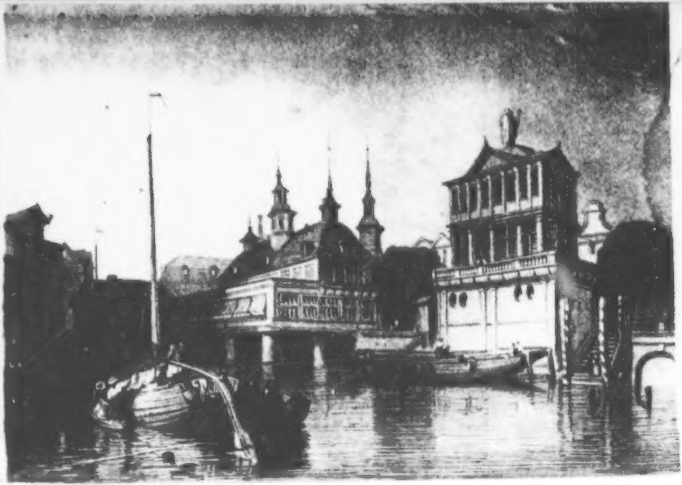
Vom Paradieſe müßt' hinauf ich dringen
Bis zum Olymp und dann mit ſchnellen Schritten
Durch Kunſt, Natur und Welt die Muſe treiben.*)

Thaliens Tempel hat, was bei einem Privateigenthum der Art nicht gut anders möglich iſt, mannichfachen Wechſel erfahren, und ſich nie einer ſtehenden Bühne erfreut. Lübeck theilt dieſes Schickſal mit vielen deutſchen Städten zweiten Ranges; eben daß das Schauſpiel ein Bedürfniß des Alltages geworden iſt und nicht mehr zur Verherrlichung beſonderer allgemeiner Feſttage angewandt wird, hat die Theilnahme der Menge, deren es durchaus zu ſeiner geiſtigen, wie zu ſeiner materiellen Erhaltung bedarf, abgeſtumpft. — Den Directoren wandernder Geſellſchaften fehlen meiſt die Mittel um etwas Bedeutendes zu leiſten, ſie mußten am Tage für den Tag leben und der gute Erfolg des Heute giebt noch keine ſichere Garantie für Morgen, da obendrein die Forderung des Publikums fortwährend im Steigen begriffen iſt. Weder der Einheimiſche noch der Fremde darf daher, wenn er nicht ungerecht ſein will, zu ſtrenge Anforderungen machen und wird bei den vorherrſchenden Verhältniſſen zufrieden ſein, wenn der gute Wille der Schauſpieler als Ergänzung der Lücken in den Darſtellungen gelten muß.

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung dieſer eigenthümlichen Leiſtung deutſcher Kunſt findet ſich in H. C. Zietz. Anſichten der freien Hanſeſtadt Lübeck. Frankf. a. M. 1822, einem vortrefflichen Werke, dem wir häufig als einem ſehr bewährten Führer mit großem Vertrauen gefolgt ſind.

Viele bedeutende Männer ſind aus Lübecks Mauern hervorgegangen, ausgezeichnet durch Geiſt und Kraft, durch That und Rede, und es erſcheint daher wohl paſſend bei dem Schluſſe dieſer flüchtigen Skizze der alten ehrwürdigen Hanſeſtadt hier wenigſtens Einige derſelben zu erwähnen. Unter den Gottesgelehrten ſind beſonders zu nennen: August Hermann **Franke** (geb. 1663, geſt. 1727) der berühmte Stifter des Halle'ſchen Waiſenhauſes, Johann Lorenz von **Mosheim** (geb. 1694, geſt. 1755 als Kanzler der Univerſität (Göttingen); unter den Rechtsgelehrten Daniel Lipſtorp (geb. 1631, geſt. 1684) und der bekannte Joh. Erich Bieſter (geb. 1749, geſt. 1816 als Bibliothekar zu Berlin); unter den Heilkundigen Johann Bacmeiſter (geb. 1680, geſt. im ſiebzehnten Jahrhundert als Baden durlachiſcher Leibarzt) und der berühmte Heinrich Meibom (geb. 1638, geſt. 1700 als Profeſſor der Medizin zu Helmſtädt); unter den Philoſophen Jung (geb. 1557, geſt. 1657 als Rector des Gymnaſiums zu Hamburg) und J. F. Köppen (geb. 1775); ferner der berühmte noch lebende Kunſtkenner C. F. von Rumohr, der liebenswürdige lyriſche Dichter Schmidt, der ſich nach ſeiner Vaterſtadt Schmidt von Lübeck zu nennen pflegt, und endlich die Maler Adrian und Iſaak von Oſtade, Gottfried Kneller (Knoller) Friedrich Overbeck und Johann Jacob Tiſchbein, der, wenn auch nicht hier geboren, doch einen großen Theil ſeines Lebens in Lübeck verbracht und 1791 daſelbſt ſtarb.



Hamburg.

Um eine würdige Anſicht von Hamburg zu gewinnen, muß man dieſe jüngſte aber blühendſte unter den deutſchen freien Städten von der Waſſerſeite, am Beſten von einer der Elbinſeln aus betrachten. Sie erſcheint dann mit dem Hamburger Berge und dem nahen Altona verbunden, wie eine einzige große Maſſe, einer ungeheuern Seeſchlange vergleichbar, die ſich am Ufer in ihrer ganzen Länge ausgeſtreckt hat, und ihre bunten Schuppen ringelnd im Sonnenſtrahle dehnt. Hier iſt auch das meiſte Leben, und dem Reiſenden, der von Weſten her naht, tritt ſogleich der Begriff einer Welthandelsſtadt in ſeiner vollſten praktiſchen Entwickelung entgegen. Die ankommenden oder abgehenden Schiffe, um welche ſich hunderte von kleineren Fahrzeugen zu verſchiedenſten Zwecken bewegen, das Getreibe der auf den Kauffahrern bald mit der Annahme der Fracht, bald mit der Löſchung derſelben Beauftragten, die Geſchäftigkeit der Einzelnen im Hafen und auf den Quais um die Waaren zu empfangen oder fortzuſchaffen, dazu das Gewühl der Käufer und Verkäufer, Alles dies bringt jenen betäubenden Eindruck raſtloſeſter Thätigkeit hervor, durch welche ſich vor Allem der Hauptzweck des Geſchäftslebens, der Gelderwerb manifeſtirt.

Ganz anders begrüßt Hamburg dagegen den Reiſenden, wenn er ſich von Oſten her auf der großen nach Berlin führenden Landſtraße ihm naht. Von dem Städtchen Bergedorf an hat er auf däniſchem Gebiete noch einen ſchlimmen, langweiligen Weg, bald in tiefem Sande, bald auf hartem, ungleichen Steinpflaſter zu überſtehen, ehe er das eigentliche hamburgiſche Territorium (denn Bergedorf gehört Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich,) erreicht. Da öffnen ſich ihm plötzlich die Dörfer Hamm und Horn, mit ihren langen Reihen von mehr oder minder eleganten, immer aber bequem und behaglich eingerichteten Land- und Gartenhäuſern; ihnen ſchließt ſich die Vorſtadt St. Georg in gleicher Weiſe an, und der Wanderer, der Verhältniſſe unkundig, glaubt ſich ſchon lange in der Stadt zu befinden, noch ehe er deren äußerſte Thore erreicht hat. Hier iſt nicht jene ſich drängende Geſchäftigkeit des Handels, der die Erzeugniſſe der fernſten Zonen auf einen Punkt zuſammen trägt, um ſie nach entgegengeſetzter Richtung in noch größere Ferne wieder zu verſenden, ſondern das ruhigere Walten des treufleißigen Bürgers ſichtbar, der ſich am Tage redlich abmüht für den Abend, und am Abend die wohlerworbenen Früchte des Tages friedlich genießt. Dazwiſchen hat der Reichthum ſeine Palläſte aufgeſchlagen, aber neben einem ſolchen Pallaſte ſteht der ſchlichte Bewohner eines einfachen, niedrigen Häuschens vor ſeiner Thür und ſchaut zu ſeinem prachtliebenden Nachbar mit würdigem Selbſtbewußtſein empor, denn jener iſt nicht mehr als er, wenn auch noch ſo ſehr von dem Glücke begünſtigt — ein Bürger Hamburgs. —

Die Lübecker, über Wandsbeck, ſo wie die nordweſtlich aus dem Holſteiniſchen herführende Landſtraße über Eppendorf bringen wegen der vielen und reichen Landhäuſer, an welchen ſie vorüberziehen, wohl einen ähnlichen Eindruck hervor, ſind aber arm an Fernſichten, beſonders auf die Stadt ſelbſt, die von dieſer Seite aus am Unſcheinbarſten hervortritt. Weit erfreulicher iſt dagegen die Straße durch die Vierlande und Billwörder über den Deich und in guter Jahreszeit jedem Reiſenden zu empfehlen, der, aus dem Lüneburgiſchen kommend, ſich mit der Fähre bei dem Hoopt über die Elbe ſetzen läßt. — Nun auf dem ſich ſchlängelnden Deiche ſelbſt fahrend, ſieht man, da jeden Augenblick der Weg ſich krümmt, Hamburg von immer wechſelnden Geſichtspunkten aus, während in der nächſten Umgebung das Auge ſich fortwährend in reichen, vortrefflich angebauten Kornfeldern, oder üppigen, fetten Wieſen, auf denen wohlgenährte, ſchelkige Kühe eine freundliche Staffage bilden, weidet, und im Mittelgrunde wohlhabende, mit reizenden Sommerwohnungen gezierte Dörfer erblickt.

Je mehr man der Stadt ſich naht, deſto weniger gewahrt man von ihr ſelbſt, da ringsum die ſchönen auf dem ehemaligen Walle gepflanzten Anlagen mit ihren belaubten Bäumen, aus denen dann und wann eine holländiſche Windmühle hervorblickt, die nächſten Häuſer verdecken, und nur den Thürmen der verſchiedenen Kirchen geſtatten, über ſie hinweg zu ſchauen. Endlich führen freundliche aber ſtarke Gitterpforten, die jetzt faſt überall die Stelle der alten Thore vertreten, da Hamburg Alles ſein will, nur keine Feſtung mehr, in die Stadt ſelbſt, die, man mag kommen woher man wolle, in ihren nächſten Plätzen und Straßen ſich eben nicht ſehr einladend zeigt. Ueberall ſieht man, daß Nothwendigkeit und Nutzen die erſten geſtaltenden Bedingungen des dortigen Lebens ſind, und daß daher, weit weniger als in anderen Städten, auf Verſchönerung der Formen gedacht werden kann, da bei dieſer jene leiden müßten. Wie der ſtreng thätige Hamburger ſcharf den Alltag von dem Sonntage trennt und am Erſteren nur ſeinem Berufe, am Letzteren nur ſeiner Erholung lebt, ſo iſt ihm die eigentliche Stadt gewiſſermaßen, und während der größeren Hälfte des Jahres, für den Alltag da; von ihr will er den Nutzen; Genuß und Verſchönerung des Daſeins fordert er dagegen mit Vorliebe von den nächſten Umgebungen außerhalb der Thore, und weiß ſie hier, in jeder Hinſicht ſeiner Sinnesart zuſagend, zu finden und ſich zu bereiten.

Ehe wir jedoch durch die Thore ſelbſt eintreten, ſei es uns vergönnt einen flüchtigen Blick auf die früheren Tage der alten, guten, immer neuen und ſich ſelbſt doch immer treu bleibenden Hammonia zu werfen. Als Gründer derſelben wird gewöhnlich Karl der Große betrachtet, der auf der Höhe zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter eine feſte Burg, zu mannhafter Abwehr der dem Chriſtenthume abholden Nachbaren, erbauen ließ. Um dieſe herum ſiedelten ſich bald wegen der doppelt günſtigen Lage des Ortes handeltreibende Fiſcher an, und obwohl nach dem Tode ihres Gründers die kleine fränkiſche Colonie von den Feinden wiederholt erobert und zerſtört wurde, ſo gelang es doch ſtets dem beharrlichen Eifer ihrer

Bewohner, ſie von Neuem zu erbauen und ſelbſt zu erweitern. Die Stadt ward daher immer größer, Gottes Segen ſchien ſichtbar über ihr zu walten und bereits im zwölften Jahrhundert war ſie ſchon ein bedeutender, ſelbſt den fernen Arabern wohl bekannter Handelsort. Wenige Jahrzehnde ſpäter ward ſie Mitſtifterin des Hanſabundes und blieb auch, als dieſer mächtige Verein, von den Zeitverhältniſſen gedrängt, verfiel, fortwährend blühend und frei. Die Religionsſtreitigkeiten, welche anderen deutſchen Städten eher Verderben als Segen brachten, dienten nur dazu ihre Kräfte zu vermehren. Schon früh das Glück der Kirchenverbeſſerung erkennend und ihm willig die Thore öffnend, bot ſie geflüchteten Niederländern, welche Philipp's II. und ſeines Schergen Alba Grauſamkeit aus ihrer Heimath vertrieben hatte, eine Schutzſtätte in ihren Mauern; aber ſo vielen neuen Bewohnern gewährte die alte Stadt (Altſtadt zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Alſterufer) nicht den nöthigen Raum und ſchnell erhob ſich die neue Stadt (Neuſtadt am weſtlichen Alſterufer), welche ſich bald ſo vergrößerte, daß man ſie als einen Haupttheil betrachten und die Wälle über ſie hinauslegen mußte. — Von den Greueln des dreißigjährigen Krieges verhältnißmäßig heimgeſucht, ward ſie in deſſen Frieden 1648 förmlich als freie Reichsſtadt anerkannt. Aus inneren Unruhen wie äußeren Bedrängniſſen ſtets ſiegreich hervorgehend, ſah die kleine Republik ein fortwährendes Zunehmen ihres Gedeihens bis zum Beginne dieſes Jahrhunderts, deſſen erſte Jahre ihr die von Dänemark wiederholt angefeindete Selbſtſtändigkeit ſicherten und das lange beſtrittene Eigenthum des Doms zuſprachen. — Aber mit der Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen begann ein Zeitraum des Leidens über den glücklichſten aller kleinen Freiſtaaten herein zu brechen. Zuerſt ward mit der Blokade der Elbe, der Nerv ſeines Lebens, der Handel gelähmt und der unmittelbare Seeverkehr geſperrt. Nicht lange darauf (am 19. November 1806) rückten in Folge der Kataſtrophe, welche Lübeck betroffen hatte, franzöſiſche Truppen unter Mortier's Oberbefehl in die Mauern der freien Reichsſtadt, die ſie zwar auf kurze Zeit wieder verließen, dann aber um deſto nachdrücklicher wieder beſetzten. Am 13. December 1810 ward ihre Verfaſſung durch einen Machtſpruch des Eroberers aufgehoben, Hamburg ſelbſt zu einer guten Stadt des franzöſiſchen Reiches ernannt und Hauptort des neu geſchaffenen Departements der Elbmündungen. Napoleons Despotismus laſtete ſchwer, und mit unausſprechlichem Jubel begrüßten daher im Jahre 1813 die gedrückten Bewohner das Tettenborn'ſche Corps, das als ſein Befreier erſchien, die freie Verfaſſung ward wieder hergeſtellt, eine mannhafte Bürgergarde bildete ſich zur Vertheidigung der Stadt, und eine große Anzahl Freiwilliger eilten unter den Fahnen der Verbündeten an der völligen Erlöſung des deutſchen Vaterlandes Theil zu nehmen. Doch mit ſtärkerer Macht kehrten die Franzoſen zurück, griffen die Stadt von der Elbſeite an, beſchoſſen ſie mit Haubitzen, und rückten, nachdem Tettenborn der Uebermacht gewichen war, am 31. Mai 1813 unter Davouſt und Vandamme als höhnende Sieger ein. Hamburg ward jetzt wie eine feindliche Stadt behandelt, ſchnell und gewaltſam wieder zur Feſtung gemacht, mit einer Contribution von 18 Millionen Franken bedruckt, ſeines Bankſchatzes beraubt und endlich, als verbündete Truppen zum Entſatze nahten, in Belagerungszuſtand erklärt. Von dieſem Augenblicke an ſtreiften die Franzoſen alle Schonung ab, verbrannten und verwüſteten die nächſten Umgebungen mit ſolcher Haſt, daß die armen Beſitzer wenig oder nichts von dem Ihrigen zu retten vermochten, und trieben 40,000 mittelloſe Einwohner, welche unvermögend waren ſich mit dem nothwendigen Mundvorrath zu verſehen, aus der Stadt, ſie der furchtbaren Winterkälte, dem Hunger und der Wuth eines epidemiſchen Nervenfiebers Preis gebend.*) Verſchiedene Umſtände zwangen die Verbündeten ſich mit einer Blokirung Hamburgs zu begnügen und keine entſchiedenen Angriffe zu wagen, daher blieben die Franzoſen bis zu Napoleons gänzlichem Fall daſelbſt und machten erſt zu Ende Mai 1814 den Ruſſen unter Bennigſen Platz, mit allen kriegeriſchen Ehren abziehend. Am 26. Mai deſſelben Jahres erhielt Hamburg ſeine alte Verfaſſung wieder und ward am 8. Juni 1815 dem deutſchen Bunde als freie Stadt einverleibt. Für alle ſeine ſchweren Leiden erhielt es ſpäter nur eine geringe Entſchädigung von Seiten Frankreichs. Aber der Gemeinſinn ſeiner trefflichen Bürger, ſeine inneren Hülfsquellen und ſeine glückliche Lage ſtellten bald die frühere Blüthe wieder her, und es hat ſeitdem nicht allein ſeinen alten Rang unter den Welthandelsſtädten behauptet, ſondern ſich auf eine noch höhere Stufe geſchwungen.

---

*) Die Franzoſen gingen mit der berechnetſten Grauſamkeit dabei zu Werke. So ließ z. B. Davouſt am Abend des Weihnachtsfeſtes 1813 eine Anzahl ſolcher beklagenswerthen Bürger aus den Betten reißen, in die Petrikirche ſperren und dann ſo wie der Tag dämmerte, wie eine Heerde Schaafe durch ſeine Söldner aus der Stadt treiben. Das benachbarte Altona nahm die Verbannten menſchenfreundlich auf, und half und rettete, obgleich ſelbſt in großer Bedrängniß, aus allen Kräften. — Es iſt nicht übel hier einen anderen geſchichtlichen Moment gegenüber zu ſtellen. Gerade 100 Jahre früher legte der ſchwediſche General Stenbock Altona in Aſche, während des furchtbaren Brandes ſchloß der Hamburger Senat die Thore ſeiner Stadt, um dem Andrange der Flüchtigen zu wehren, gab dem ſchwediſchen Sieger ein Bankett und traktirte ihn nach demſelben auf dem Wall, um dort das Schauſpiel der brennenden Stadt in ſeiner ganzen Größe zu betrachten.

Hamburg beſitzt nach den neueſten Angaben circa 125,000 Einwohner, ſein Gebiet mit eingerechnet, unter dieſen befinden ſich 14,000 Juden, 4000 Reformirte, 3,000 Katholiken und 500 Mennoniten und Herrnhuter, die Uebrigen ſind Lutheraner. Seine Verfaſſung, eine gemäßigte Demokratie, gründet ſich auf dem Hauptreceß von 1712; der Senat hat die executive Gewalt, ihm ſteht die Bürgerſchaft berathend und bewilligend gegenüber, denn ohne ihre Zuſtimmung darf keine Neuerung in der Verwaltung oder dem Staatshaushalte Statt finden. Acht und zwanzig Mitglieder (vier Bürgermeiſter und vier und zwanzig Rathsherrn bilden den Senat), drei Bürgermeiſter und eilf Senatoren ſind graduirte Juriſten und heißen deshalb in der Anrede hochweiſe Herrn, die übrigen ſind Kaufleute, welche nur wohlweiſe Herren genannt werden. Die Gehülfen des Senates ſind vier Syndici und vier Secretarien. Die erbgeſeſſene Bürgerſchaft iſt in fünf Kirchſpiele getheilt, von denen jedes ſechs und dreißig Mitglieder zum Collegium der

Hundertachtziger ſtellt; aus denſelben wird das Collegium der Sechziger und aus dieſem das Collegium der funfzehn Oberalten gezogen. — Nur der Senat und die Oberalten werden beſoldet. — Faſt alle übrigen öffentlichen Aemter, welche nicht auf Lebenszeit verliehen, ſondern für einen beſtimmten Zeitraum durch Wahl ertheilt ſind, werden von ihren Inhabern unentgeldlich verwaltet und eröffnen dem Gemeinſinn ein weites wirkungsreiches Feld. — So die Bank, die Kämmerei u. ſ. w. — Die Gerichtsverfaſſung bietet drei verſchiedene Inſtanzen dar, zu der erſten gehören, die Präturen, das Niedergericht und das Handelsgericht; zu der zweiten das aus einer Section des Senats beſtehende Obergericht (mit Ausnahme von Criminalſachen, wo der ganze Senat es bildet und in letzter Inſtanz erkennt, jedoch auch das Recht der Begnadigung ausüben kann); die dritte und letzte endlich iſt das Oberappellationsgericht der ſämmtlichen freien Städte des deutſchen Bundes, welches zu Lübeck ſeinen Sitz hat. Bei den Bundestagsverſammlungen hat Hamburg allein eine Stimme, im engeren Rathe jedoch dieſe nur gemeinſchaftlich mit Lübeck, Frankfurt und Bremen; ſein Contingent zum Bundesheere beläuft ſich auf 1298 Mann. — Außerdem beſitzt es eine ganz vortrefflich organiſirte Bürgergarde, welche aus 10,000 Mann Infanterie, Cavalerie und Artillerie beſteht und ſich getroſt mit jeder Landwehr meſſen kann.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Hamburg wenig gerade und ſchöne Straßen habe; allein ſelbſt die krümmſten und düſterſten derſelben bieten dem wißbegierigen Reiſenden, der nach alterthümlichen Gebäuden forſcht, durchaus nichts Intereſſantes dar; der Tag verſchlingt hier zu ſehr den Tag und der Hamburger baute von jeher und baut noch in der Stadt ſelbſt nur für ſeinen Nutzen und ſein Bedürfniß. — Zwar haben ſich in neueſter Zeit in vielen Straßen gefällige Häuſer erhoben, im Ganzen ſtehen ſie aber doch noch ſehr einzeln da und die eleganteſten Straßen ſelbſt, wie die Bleichen, die neue Gröningerſtraße, die Admiralitätsſtraße würden in anderen Städten, wie z. B. Frankfurt am Main nur den zweiten Rang einnehmen. Ergötzlich iſt für den Fremden die oft wunderliche Benennung vieler Gaſſen und Plätze, wie z. B. der Kattrepel (nach der Meinung einiger Etymologen aus einer Corruption von cathedralis porta entſtanden) der Venusberg, die Fuhlentwiete (plattdeutſch ſchmutzige Gaſſe), der Speersort (St. Peters Ort) u. ſ. w., weiter bieten ſie indeſſen nichts Merkwürdiges dar, eng und düſter durch die hohen Häuſer, welche oft bis ſieben Stockwerke und darüber zählen, und vom Keller bis zum Giebel bewohnt ſind.

Auch unter den öffentlichen Gebäuden giebt es ſehr wenig Ausgezeichnetes; zwar ſind ſeit Wiederherſtellung Hamburgs auch die Kirchen ſehr verſchönert worden, beſonders in ihrem Innern, doch haben ſie nie für bedeutend gegolten, vorzüglich ſeitdem das älteſte Gotteshaus, der Dom, gänzlich abgeriſſen wurde. Treten wir eine flüchtige Wanderung durch dieſelben an; ein längeres Verweilen zu anderem als religiöſem Zwecke würde ſich (die große St. Michaeliskirche al lenfalls aufgenommen) nicht ſonderlich beleben. Die älteſte iſt die St. Petrikirche, welche mit größerem Rechte die St. Peters- und Paulskirche heißen müßte, da ſie den beiden Apoſteln geheiligt iſt. Sie liegt in der höchſten Gegend der Altſtadt, bildet ein längliches Viereck und hat einen 416 Fuß hohen, ſehr ſchlanken und deshalb ſchönen Thurm, den ein ziemlich vollſtändiges Glockenſpiel ſchmückt. Das Innere ward von den Franzoſen ſehr verwüſtet, ſeit der Räumung dieſer unheimlichen Gäſte aber mit großer Liebe wieder hergeſtellt. Das Altarbild iſt von dem noch lebenden wackeren Künſtler Bendixen gemalt; die Wahl ſeines nicht der heiligen Schrift, ſondern der Klopſtockſchen Meſſiade entlehnten Sujets iſt häufig getadelt worden, es ſtellt die Zuſammenkunft des Apoſtel Petrus mit dem auferſtandenen Heiland dar und wird am Beſten mit den Worten des großen Dichters ſelbſt geſchildert:

Alſo dacht' er (Petrus) und ſtieg mit ſchwerem Schritte den Hügel
Langſam hinauf und ſank auf ſeine Kniee zu beten,
Schauete nieder und flehte zu Gott. Da er aufſah, erblickt' er
Chriſtus unter dem Kreuz! Wer faßt das Erſtaunen, die Wonne
Seiner Seele, da er vor ſich den Lebenden ſtehn ſah!
Und ihm reichte mit göttlicher Huld der Sündenvergebner
Seine Rechte, doch Petrus vermag nicht aufzuſtehn,
Strebt' und ſucht mit der anderen Hand den Arm des Erſtandenen,
Faßt ſich daran zu halten; allein ſie ſank in den Staub ihm.
Nun erhub er ſich wieder, umſchlang mit beiden Armen
Jeſus Rechte, bebte daran und drückte ſie innig

An ſein Herz und ſenkte die Stirn auf den Arm des Erſtandnen.
Erde, ſo däucht es ihm, wollten um ihn, und Himmel vergehen!
Endlich ſchaut er hinauf, in des Göttlichen Antlitz, begann nun
Mit der ſtammelnden Stimme der erſten Freude zu rufen:
Herr, Herr Gott! barmherzig und gnädig! und blickt' und ſchaute,
Auf den Lebenden. Herr, Herr Gott! barmherzig und gnädig!
Ruft er noch ein Mal und bebte nicht mehr und empfand des Verſöhners
Ueberſchwenglich treffenden, unausſprechlichen Anblick. —

Klopſtock's Meſſias XIV, [illegible] — [illegible].

Ein anderes Bild deſſelben Meiſters ſtellt mit lebhaften Farben jene bereits erwähnte Schreckensweihnacht dar; es ward von dem Amte der Müller im Jahre 1818 dahin geſtiftet und hängt am vierten ſüdlichen Pfeiler über dem Geſtühl deſſelben. Zur Erinnerung an jene trübe Zeit iſt außerdem noch eine Denktafel an dreizehn vortreffliche Männer, welche ſich im Auslande der unglücklichen Vertriebenen annahmen und von ihnen angeſteckt, dem furchtbaren Typhus unterlagen, hier aufgehängt. Außerdem beſitzt die Kirche noch einige urſprünglich mit Saftfarben gemalte, ſpäter mit Oelfarben retouchirte Bilder, welche Hamburg im dreizehnten Jahrhundert darſtellen und daher wenigſtens hiſtoriſch merkwürdig ſind. Eine andere Antiquität, die hölzerne Statue einer Hamburgerin des ſechzehnten Jahrhunderts mit dem berühmten Beeckſtentel am Arme, befindet ſich jedoch nicht mehr daſelbſt, und Gott mag wiſſen, welches Schickſal ſie betroffen hat. —

Weſtlich von der Petrikirche liegt die Kirche zu St. Nicolai, ebenfalls in der Altſtadt; rundum von Häuſern eingeengt iſt keine freie Ausſicht auf dieſelbe geſtattet. Sie zeichnet ſich nur durch eine vortreffliche Orgel und das mit den Trümmern zerſtörter Schiffe geſchmückte, in einer Seitencapelle errichtete Monument des tapferen Bürgermeiſters Simon von Utrecht aus, des Beſiegers der frieſiſchen Piraten. Der Thurm dieſes Gotteshauſes iſt zwar nicht ſo einfach großartig wie der der Petrikirche, gewährt jedoch einen guten Anblick.

Die der heiligen Catharina geweihte Hauptkirche mit ihrem 380 Fuß hohen Thurm, der oben mit einer kupfernen vergoldeten Krone geſchmückt iſt, von der lange die Sage berichtete, daß ſie aus der den Seeräubern Störtebeker und Gödeke abgejagten Beute herrühre und von gediegenem Golde ſei, liegt am Südlichſten und Niedrigſten. Sonſt bewahrt dieſes Gotteshaus nichts Bedeutendes, mit Ausnahme der vortrefflichen Kanzel, die ein frommes Geſchenk, ſo wie eines ſehr guten Perſpectivgemäldes von Gabriel Engel.

Die Jacobikirche mit einer, von dem verdienten Architecten, Profeſſor Ferſenfeld, neu erbauten Thurmſpitze hat nur inſofern für den Fremden Intereſſe, als ſie bedeutende Männer, wie z. B. den bekannten, ſatyriſchen Prediger Schuppius, den Dichter Neumeiſter und den unruhigen J. F. Mayer unter ihren früheren Seelſorgern zählt. —

Ein wahrer Schmuck Hamburgs iſt dagegen die herrliche große St. Michaeliskirche in der Neuſtadt, ein Meiſterwerk des unvergeßlichen Sonnin, mit ihrem 456 Fuß hohem Thurm, dem höchſten der Stadt. Es iſt eine Kreuzkirche, was man jedoch wegen der vielen Emporkirchen in derſelben nicht ſogleich gewahr wird. Das Dach ruht auf vier Pfeilern, eine Aufgabe, die man für unmöglich und daher für eine Prahlerei des Erbauers hielt, durch deren meiſterhafte Löſung er ſich aber die Bewunderung jedes Kenners erwarb. Das ganze Gebäude iſt mit Ausnahme der Stuccaturarbeiten im Innern, in edelm und einfachem Styl ausgeführt; es ward 1762 vollendet und hat 1,600,000 Mark (640,000 Rthlr.) gekoſtet; die Thurmſpitze iſt jedoch erſt 1778 aufgeſetzt worden. Schlank und frei erhebt ſich der Thurm in die Luft, ſeine Kuppel iſt von Säulen getragen, zwiſchen welchen man deutlich die ſchöne Wendeltreppe ſieht, welche in dieſelbe führt. — Eine reizende weite Ausſicht belohnt den Beſucher, der ſich die Mühe nicht verdrießen läßt dieſelbe zu erſteigen. An Kunſtwerken von Bedeutung beſitzt die große Michaeliskirche übrigens nur ein herrliches Altarblatt des Caſſeler Tiſchbein, die Auferſtehung des Erlöſers darſtellend, doch ſteht daſſelbe in keinem günſtigen Lichte. Sehr ſchön ſind ferner die Souterrains der Kirche, welche früher als Grabgewölbe benutzt wurden, jedoch ſeit man in Hamburg von der ſchädlichen Sitte unſerer Vorfahren die Todten in den Kirchen zu beerdigen, zurückgekommen iſt, unbenutzt da ſtehen.

Unter den Nebenkirchen war früher die jetzt mehren Jahren niedergeriſſene Kirche zu St. Johannis merkwürdig, ſowohl wegen ihres Erbauers Graf Adolph von Schaumburg, von dem wir ſpäter noch ausführlicher zu reden Gelegenheit haben werden, als auch wegen der Kunſtwerke und Alterthümer, die ſie enthielt, beſonders waren einige vortreffliche Werke der Holzſchneidekunſt, ſo wie eine höchſt barocke Darſtellung des jüngſten Gerichtes, auf welcher die Teufel die zur Hölle verdammten Seelen mit Schiebkarren dahin beförderten und dergleichen ergötzliche Dinge mehr, kurzer Betrachtung werth. Vorzüglich gereichte es zum Spaß, daß der liebe Gott, ehe er den Menſchen ſchuf, Krahnzieher (die Brüderſchaft der Laſtträger) geſchaffen hatte; denn auf einem, bibliſche Geſchichte darſtellenden Bilde ſah man noch vor Erſchaffung der Menſchen drei Krahnzieher paradiren, wahrſcheinlich um damit anzudeuten, daß der Schöpfer ſich ein ſo rüſtiges Geſchlecht zum Modell gewählt als er die übrige geſammte Menſchheit in's Daſein rief, denn unmittelbar auf dieſe folgte die Creation Adams mit der Umſchrift: Unde Godt ſpraak: Latet uns Minſchen maken! Alle dieſe Herrlichkeiten ſind leider verſchwunden, die Franzoſen machten die Kirche 1813 zu einem Magazin und ſie ward ſeitdem nicht wieder zu geiſtlichen Zwecken benutzt.

Die St. Gertrudenkirche oder richtiger die St. Gertrudenkapelle zwiſchen der Roſen- und Lilienſtraße (zwei Benennungen die gerade das Gegentheil bedeuten) liegend und von Geiſtlichen der Jacobikirche bedient, eine hübſche Rotunde mit einem Thürmchen, kann eigentlich nur für einen Sohn Hammonia's Intereſſe haben, da ſie der Sage nach der einzigen Heiligen, welche Hamburg je aufzuweiſen gehabt, ihren Namen verdankt. Leider aber wird dies von keiner goldenen Legende beſtätigt, und eigenſinnige Hiſtoriker haben darauf beharrt, der frommen Hanſeſtadt dieſen beſcheidenen Ruhm zu rauben und das Gotteshaus bald dieſer, bald jener heiligen Gertrud (es gab deren bekanntlich mehrere, meiſt holländiſche Damen) zu widmen. — Die Kirche ward 1391 begonnen, 1399 vollendet. — Will man daher keine hamburgiſche heilige Gertrud gelten laſſen, was eben nicht hübſch wäre, ſo muß man wohl die heilige Gertrud, Abtiſſin von Nivelles, welche 659 geſtorben, als die Namenſpenderin annehmen. Dieſe vortreffliche Dame, die erſte Abtiſſin von Nivelles in Brabant, war ſo ſchön, daß ein junger Ritter an des guten Königs Dagobert Hofe ſie durchaus heirathen wollte, aber ſie erwiederte ihm, daß ſie Herz und Jungfrauſchaft dem Heiland gewidmet habe. Sie zählte, als ſie dies erwiederte, ſechzehn Jahr, zehn Jahre nach ihrem Tode brach im Kloſter Feuer aus, da erſchien ſie über dem Refractorium und löſchte den Brand, indem ſie einen wunderthätigen Schleier darauf warf, den man als eine koſtbare Reliquie aufbewahrt hat. Ihr Bett heilte Gebrechen aller Art, wenn die Kranken ſo glücklich ſein konnten, eine Nacht darin zuzubringen, ein in einem Brunnen ertrunkenes Kind lebte ſogar in demſelben wieder auf. Ihre Leiche iſt übrigens mehrere Male vorhanden, denn man zeigte dieſelbe zu Nivelle und in dem heiligen Cöln, wo außerdem

dem

dem noch mehrere Kirchen allerlei Nebenaltedmaaßen von ihr bewahrten.

Andere Gotteshäuſer ſind ferner die kleine Michaeliskirche, unfern der großen St. M. K., früher ein Filial der Nicolaikirche, 1601 erbaut, 1705 renovirt, unter der franzöſiſchen Herrſchaft den Katholiken eingeräumt und ſeitdem dieſen verblieben, die Waiſenhauskirche, die Spinnhauskirche, die St. Georgskirche in der gleich genannten Vorſtadt, die St. Paulskirche auf dem Hamburger Berge, die jüngſte unter allen. Außerdem beſitzen die deutſchen wie die franzöſiſchen Reformirten eigene Betſäle und die Juden Synagogen, ſo wie einen ſehr prächtig ausgeſtatteten Tempel, in welchem ſie einen deutſchen Gottesdienſt halten; alle dieſe der Andacht geweihten Räume befinden ſich aber entweder in Privathäuſern, oder wenn ſie ja ein eigenes Gebäude einnehmen, in Höfen und Gängen verſteckt.

Seiner öffentlichen, zu weltlichen Zwecken beſtimmten Gebäude, darf ſich Hamburg auch eben nicht ſehr rühmen, und ſteht in dieſer Hinſicht ſeinen Mitſchweſtern, den drei anderen freien Städten, bedeutend nach. Das Rathhaus in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt ein Conglomerat von verſchiedenen zu verſchiedenen Zeiten zuſammengefügten Häuſern. Es nimmt freilich eine bedeutende Façade ein, von nahe an 300 Fuß, die ſich aber nur zur Hälfte durch eine Reihe von wacker gearbeiteten, in Niſchen ſtehenden Bildſäulen, welche die deutſchen Kaiſer von dem trefflichen Rudolph I bis zu Ferdinand III darſtellen, einigermaßen auszeichnet. Andere alterthümliche Monumente von einigem Werthe beſitzt es nicht und der Fremde wird, obgleich es täglich geöffnet und der Zugang Jedem geſtattet iſt, ſich ſchwerlich gereizt fühlen es zu beſuchen, da es weiter nichts iſt als das Geſchäftslocal für einzelne Dikaſterien und Verwaltungsämter. Eben ſo geringes Intereſſe bietet das **Eimbeckiſche Haus**, an der Ecke der kleinen Johannisſtraße und des Dornbuſches dar, wiewohl ſich ebenfalls mehrere Gerichts- und Amtslocale hier befinden und unter demſelben der Rathsweinkeller iſt, der jedoch hinſichtlich ſeines inneren Reichthums ſich eben ſo wenig mit ſeinem berühmten Bruder in Bremen meſſen kann, als die Spree mit dem Rheine, auch ſeit der franzöſiſchen Zeit an einen Privatmann, der hier ein Weingeſchäft auf eigene Koſten treibt, verpachtet wurde.

Dem Rathhauſe gegenüber befindet ſich das Palladium Hamburgs, die ehrwürdige **Börſe**, die aber für unſere Zeiten viel zu klein iſt und längſt den Wunſch nach einem größeren Orte für die Zuſammenkünfte der Kaufleute, dringend laut werden ließ. Sie ward 1558 angelegt, beſtand aber damals nur in einem unbedeckten, eingehegten Raume; ſpäter ward ein bedeckter an einer Seite offener, oben jedoch mit einem Stockwerk und Dach verſehener Säulengang hinzugefügt. Jetzt beſteht ſie aus eben dieſem durch einen Anbau vergrößerten Säulengang und einem, mit eiſernem Geländer umgebenen und an der Seite mit einer Reihe von Bäumen bepflanzten Vorhofe, der zu gewiſſen Zeiten, nachdem eine Glocke geläutet worden, verſchloſſen wird, um die handelnde Welt dadurch zu zwingen, die ſogenannte Börſenſtunde nicht über die Gebühr bis in die ſinkende Nacht hinein zu verlängern. Später wieder geöffnet, ſteht ſie dann Jedem zum Durchgange frei. — Auf dem in dem bereits erwähnten Stockwerke befindlichen Saale, der Börſenſaal genannt, verſammelt ſich der „ehrbare Kaufmann,“ d. h. die ehrbare dazu berechtigte chriſtliche Kaufmannſchaft bei betreffenden Gelegenheiten, auch finden hier Waarenauctionen Statt. Abgeſehen von dem beengten Raum, erfüllt übrigens die ſehr gut unterhaltene und verwaltete Börſe ihren Zweck vollkommen, und wer in Geſchäftsangelegenheiten dieſelbe beſucht, der wird ſie gewiß in jeder Hinſicht befriedigt verlaſſen, da alle die handelnde Welt intereſſirende Nachrichten in muſterhafter Ordnung auf beſonderen, an den Pfeilern angehängten Tafeln daſelbſt zu finden ſind. — An die Börſe ſtößt die Stadtwaage, ebenfalls ein eigenes Gebäude in deſſen unteren Räumen ſich die öffentliche Waage befindet, während die oberen die Verſammlungszimmer für die Deputation des Commerziums, ſo wie die Bibliothek deſſelben enthalten.

Das auf dem neuen Wall (einer Straße) gelegene Stadthaus, der Sitz der höheren Polizei und zugleich die Wohnung des dieſes Amt verwaltenden Senators, enthält auch die Verſammlungszimmer des Medicinalrathes und der Armenanſtalt. — Es iſt geſchmackvoll gebaut, geräumig und entſpricht vollkommen ſeinem Zwecke. Urſprünglich war es das Eigenthum des bekannten ſchwediſchen Miniſters Grafen von Görz und wurde von der Stadt für den Geſandten des deutſchen Kaiſers erkauft, als der fanatiſch aufgereizte Pöbel im Jahre 1719 deſſen Palais von Grund aus ſpolirt hatte. Dieſer, ein Graf Metſch, hatte nämlich im Hintergebäude ſeiner Wohnung eine katholiſche Kapelle angelegt und in derſelben bei offenen Thüren Meſſe leſen laſſen. Die ſtreng lutheriſchen Hamburger betrachteten das als eine Verſpottung ihrer Confeſſion, Reibungen und Mißverſtändniſſe kamen hinzu, und ſo entſtanden jene Exceſſe, welche Hamburg nachher ſchwer mit Gelde und Demüthigungen aller Art büßen mußte. Nach der Auflöſung des deutſchen Reiches ward das Haus wieder Eigenthum der Stadt; die Franzoſen benutzten es zur Mairie und als dieſe Hamburg für immer verließen, erhielt es ſeine jetzige Beſtimmung — In einem Saale des oberen Geſchoſſes hängt ein ſehr wackeres großes Gemälde von Tiſchbein in Eutin, den Einzug der Bürgergarde und des ruſſiſchen Armeecorps unter General Bennigſen bei der zweiten Befreiung darſtellend. Reiſende, welche die Sorge für ihre Päſſe perſönlich auf das Stadthaus führt, mögen nicht verſäumen ſich das treffliche Bild, das Jedem zugänglich iſt, bei dieſer Gelegenheit zeigen zu laſſen.

Von großem Intereſſe für den Kaufmann wie für den Reiſenden iſt die Börſenhalle, zwar inſofern kein öffentliches Gebäude zu nennen, als ſie nicht das Eigenthum der Stadt, ſondern eines Privatmannes, des Herrn von Heßſtrup iſt, der ſie auf Actien errichtete, bald aber, in Folge ſeiner trefflichen Verwaltung, dieſe auszulöſen vermochte und alleiniger Beſitzer wurde. Sie iſt für Hamburg und deſſen Kaufmannſchaft daſſelbe, was das berühmte Lloyd's ſche Kaffeehaus für London iſt, ja in mancher Hinſicht noch mehr. Obwohl in einer ſehr engen Straße (der Bohnenſtraße) gelegen und auf allen Seiten von Häuſern eingekeilt, iſt dieſes Gebäude nicht allein in den beſten Verhältniſſen zu dem gegebenen Raum ſondern auch mit vielem Geſchmack aufgeführt. Eine breite Treppe führt unmittelbar in einen großen 84 Fuß langen, 42 Fuß breiten Saal, an den ſich hinten ein kleinerer aber immer bedeutender mit Glasſcheiben gedeckter Raum unmittelbar ſchließt. Alle für die handelnde Welt wichtigen Nachrichten werden, noch ehe ſie auf anderem Wege verbreitet werden konnten, hier ſogleich an eigends dazu beſtimmte grüne Tafeln angeſchlagen. Zur Linken und im oberen Stock befinden ſich die Leſezimmer, (in denen man kein bedeutendes Journal, gleichviel in welcher Sprache, vermiſſen wird, und zugleich die hauptſächlichſten litterariſchen Neuigkeiten, Wörterbücher u. ſ. w. antrifft,) Billard- und Geſellſchaftszimmer und ein ſehr ſchöner auf Säulen ruhender Saal. Dem hamburgiſchen Kaufmann iſt der Beſuch der Börſenhalle unerläßlich nothwendig, da hier die meiſten Geſchäfte, wenn auch nicht abgeſchloſſen, doch vorbereitet und eingeleitet werden; er bezahlt für die Erlaubniß ſie zu beſuchen jährlich eine nicht ſehr ſtarke Summe, während der Fremde monatlich ein verhältnißmäßig höheres Eintrittsgeld erlegt.

Die übrigen öffentlichen Gebäude, das Kornhaus, jetzt eine Kaſerne, der Lombard u. ſ. w. erfüllen ihren Zweck, haben aber für den Fremden weiter kein Intereſſe.

Hamburgs öffentliche Plätze zeichnen ſich, obwohl mancher derſelben einen ziemlichen Raum einnimmt, dennoch für eine ſo bedeutende Stadt, eben nicht ſehr groß, doch ſind ſie für den Freund vaterländiſcher Geſchichtserinnerungen nicht ohne Intereſſe. Wir wollen ſie mit raſchem Fuße durchſtreifen. Faſt jede eß- und brauchbare Thiergattung hatte früher die Ehre in Hamburg ihren eigenen Markt zu haben, von denen die meiſten jetzt aber nur noch mit des Namens leerem Schall prangen. Da iſt der Schweinemarkt gleich wenn man durch das Thor in die Stadt tritt, auf welchem allerdings noch ein bedeutender Handel mit dieſen unreinen Thieren getrieben wird; etwas weiter der Pferdemarkt, an deſſen Blüthezeit mancher bejahrte, ehrwürdige Hamburger nicht ohne Rührung und Sehnſucht zurückdenkt, denn auf demſelben war der berühmte Ochſenmarkt, der in früheren Jahren in den meiſten Haushaltungen eine wichtige Rolle ſpielte. Jede einigermaßen vermögende Familie ſchlachtete nämlich zu gewiſſer Zeit im Jahre ihren eigenen Ochſen. Dieſe Schlachtzeit war das Carneval des proteſtantiſchen Hamburgs und führte eine Reihe von leckeren Schmäuſen, die durch eigenthümliche Gerichte verherrlicht wurden, in ihrem Gefolge. War der Ochſe geſchlachtet, ſo machte man ſich gegenſeitig Viſite, um den auf der Diele (Hausflur) Hängenden zu ſehn und die Lütjmaid (Kleinmaad) rief mit ſtehender Formel den Herrn des Hauſes: „Kam de Herr mal herdal, de Herren ſind da un wölt den Oſſen ſehn“ (Komme der Herr einmal herunter, die Herren ſind da und wollen den Ochſen ſehn.) — War der Geſchlachtete hübſch fett, ſo rühmten Freunde und

Verwandte einſtimmig den Ochſenverſtand des Beſitzers und ermangelten nicht zur Schlachtſchüſſel eingeladen zu werden. Die Muſen trugen das Ihrige zu der Feier bei und ein Hamburgiſcher Organiſt componirte ſogar eine Cantate, in welcher der Schlußchor

Iſt Alles wohl gerathen
So eſſen wir Ochſenbraten

fugenartig geſungen werden mußte:

Iſt Alles wohl gerathen
So eſſen wir Ochſen — wir Ochſen — wir Ochſenbraten.

Dieſe ſelige Zeit ward ſogar auf dem Theater verherrlicht und 1725 eine Oper aufgeführt, betitelt „die Hamburger Schlachtzeit," in der das entzückte Publikum einen treuen Spiegel ſeines Selbſt erblickte und in welcher die als Kökſch (Köchin) auftretende Primadonna eine aus nichts als plattdeutſchen **Schimpfwörtern** zuſammengeſetzte Bravourarie unter lautem Jubel der Anweſenden, mit den ſchönſten Fiorituren geſchmückt, abſang. — Damals verſtand man ſich noch zu freuen. — Aber alle dieſe Herrlichkeiten ſind verſchwunden, und der Pferdemarkt erhielt während der franzöſiſchen Zwingherrſchaft eine gar trübe Beſtimmung, hier ward nämlich die Guillotine aufgeſchlagen, und mehrere Hinrichtungen fanden in jener ſchweren Zeit daſelbſt Statt.

Der eigentliche Markt iſt der Hopfenmarkt, unfern der Nicolaikirche, ehemals nur für den Einkauf der Brauer beſtimmt, jetzt aber die Niederlage für die Verkäufer von Victualien, gleichſam der Magen Hamburgs, von welchem aus die nährenden Säfte ſich durch alle Adern und Gaſſen der Stadt verbreiten. Obwohl hier früher Turniere gehalten wurden, iſt der Raum für den Andrang der Käufer und Verkäufer doch zu beſchränkt, zumal da an zwei Seiten eine Fahrſtraße ſich zieht. Hier iſt die Niederlage der Fleiſcher, der Obſt-, Gemüſe- und Federviehhändler und vor allem der berühmten Hamburger Fiſchfrauen, die an Derbheit und allezeit fertigem Witz weder den Wiener Fratſchlerinnen, noch den Pariſer Damen der Halle oder den Berliner Werderſchen nachſtehen; hier die Börſe für die echten Hamburger Hausfrauen, die es nicht verſchmähen von einer knappen Lütjmaid oder Köbkſch begleitet ihre Einkäufe ſelbſt zu machen. Hinſichtlich des Reichthums an Fiſchen und der Mannigfaltigkeit derſelben kann es der hamburgiſche Markt faſt mit dem Londoner und Amſterdamer aufnehmen, und wer vom flachen Lande kommt, der verfehle ja nicht hieher zu gehn um praktiſch Ichthyologie zu ſtudiren und ſich zu überzeugen, was das Alles freſſende Thier, Menſch genannt, ſelbſt an Ungeheuern der Tiefe zu verzehren, ja was noch wichtiger iſt, zu verdauen vermag. Wie bei den Römern jeder Tag einem Gotte, ſo iſt bei den Hamburgern jeder Monat einem Fiſch geheiligt, und kein geweihter Dienſt wird ſo andächtig gehalten wie dieſer.

Unter den übrigen Märkten und Plätzen, dem Fiſchmarkt, Gänſemarkt, Großen Neumarkt, Zeughausmarkt, Schaarmarkt, Berg, Domsplatz und Adolphsplatz, auf welchen allen ſich auch zu Zeiten mehr oder weniger Verkäufer von Gemüſen und Früchten einfinden, verdient nur der Letztgenannte die Aufmerkſamkeit des Reiſenden, wegen des daſelbſt errichteten, dem Begründer der Unabhängigkeit Hamburgs, Adolph V., Grafen von Schaumburg feiernden Denkmals. Es iſt als Monument bedeutender durch ſeinen Zweck als durch ſeinen Kunſtwerth. Unter einem eiſernen, antik geformten, aus der Gießerei in Berlin hervorgegangenen Baldachin ſteht ein mit Schild, Schwerdt, Helm und Eichenkränzen geſchmückter Dankaltar; etwas lang gerathene Inſchriften an den Seiten deſſelben verkünden was die Stadt dem wackeren Adolph verdankt. Ein tüchtiger Mann in jeder Hinſicht, verdient er wohl, daß man einen Augenblick bei ihm verweile. Er war der Anführer des verbündeten Heeres in der bereits bei Gelegenheit Lübecks erwähnten Schlacht von Bornhöved, und gelobte, wenn ihm Gott den Sieg verliehe, ſein Leben künftig nur dem Dienſt des Herrn zu weihn. Sein Wunſch ward erhört, die Seinen behaupteten glorreich das Feld und Adolph, treu ſeinem Worte, trat erſt zu Hamburg, dann zu Kiel in ein (Franciscaner) Kloſter und unterzog ſich, gleich dem Niedrigſten ſeiner Brüder, allen Pflichten des Ordens. Einſt hatte er Milch für ſein Kloſter zuſammengebettelt, da begegneten ihm ſeine Söhne mit anderen Rittern im prächtigſten Waffenſchmuck; ein Gefühl falſcher Schaam, in ſolchem Aufzuge vor ihnen zu erſcheinen, ſtieg in ihm auf und ſchnell verbarg er ſeinen Henkeltopf mit Milch unter ſeiner Kutte; da trat ihm aber vor die Sinne wie Chriſtus eben ſo dürftig geweſen und ſich ſeiner Dürftigkeit nicht vor den Menſchen geſchämt habe und raſch goß er Milch über ſein Gewand, damit aller Welt kundig werde, was er getragen habe. — Während ſeines weltlichen Lebens pflegte er, wenn er in der Nähe Hamburgs war, jeden Tag hinein zu reiten und auf dem Rathskeller ſeinen Veſpertrunk zu nehmen. In dankbarer Anerkennung deſſen, was er für die Stadt gethan, ließ ihn der Senat jedes Mal benachrichtigen, wenn die Zeit des Thorſchluſſes da war und die Thore nicht eher ſchließen, bis er hinausgeritten. Zur Erinnerung daran ward ſpäter ein Legat geſtiftet, aus deſſen Zinſen Jeder, der im Rathskeller zu Weine ging, nach Belieben Brod und Käſe unentgeltlich bekam; dieſer vortrefflichen Anordnung machten die Franzoſen, wie ſo mancher andern, ein Ende.

Die berühmten Lagunen Hamburgs, welche ihm ein Recht geben, ſich in dieſer Hinſicht ſtolz der alten Herrſcherin des Mittelmeeres, der großartigen Wittwe Venedig an die Seite zu ſtellen, die Fleete ſind eigentlich nichts als Waſſerſtraßen, welche die Elbe mit der Alſter verbinden, und die Handelscommunication im Inneren der Altſtadt außerordentlich erleichtern. Ihr Waſſer iſt keineswegs ſtehend, ſondern wie ſchon ihr Name beſagt, fließend und durch die wechſelnde Ebbe und Fluth beſtändig in Bewegung erhalten. —

Als Spaziergänge in der Stadt ſelbſt ſind, wenn man es nicht vorzieht in den krummen und dunkeln Gaſſen zu luſtwandeln, wo ſich Einem freilich das regſte Leben in den verſchiedenſten Geſtaltungen entgegendrängt, nur die beiden Jungfernſtiege zu bezeichnen, ſchöne an der einen Seite mit Häuſern beſetzte, an der andern Seite mit Bäumen bepflanzte Straſen, welche von dem Alſterbaſſin begrenzt werden und ſich längs demſelben hinziehn. Einen anderen vortrefflichen Spaziergang bilden die Anlagen auf dem ehemaligen Wall, vorzüglich bei dem ſogenannten Stintfange, wo man einer köſtlichen Ausſicht auf die Elbe mit ihren Ufern und Inſeln ſich erfreut.

Hamburg iſt reich an öffentlichen gemeinnützigen Anſtalten. Der Gemeinſinn der Bürger offenbarte ſich ſchon früh und blieb ſich treu, und ſelbſt in den bedrängteſten Zeitverhältniſſen ward dieſen heiligen Pfleglingen eine immer gleiche und gewiſſenhafte Sorgfalt zugewendet. Die Stadt beſitzt zwei gelehrte Unterrichtsanſtalten, ſieben Kirchen und ſechs Armenſchulen, zwei öffentliche Bibliotheken, eine Sternwarte, mit welcher eine Navigationsſchule verbunden iſt, einen botaniſchen Garten, ſo wie mehrere andere nützliche Anſtalten, dagegen fehlt es ihr gänzlich an öffentlichen Sammlungen für Naturwiſſenſchaft und Kunſt, da das bekannte, manches Intereſſante enthaltende Röding'ſche Muſeum, auf das wir den Reiſenden aufmerkſam machen, Privateigenthum iſt. Von den beiden Gelehrtenſchulen, dem Johanneum und dem Gymnaſium, iſt die erſte zur Bildung junger Leute bis zur Univerſität beſtimmt, ſie genoß vorzüglich unter der Leitung des verſtorbenen würdigen Directors Gurlitt einen weit verbreiteten Ruf; die zweite, das Gymnaſium, iſt eine Mittelanſtalt zwiſchen Schule und Univerſität, hier werden Vorleſungen über Gegenſtände der Wiſſenſchaften, welche nicht zum eigentlichen ſtrengen Facultätsſtudium gehören, von anerkannt tüchtigen Lehrern, die den Titel Profeſſor führen, gehalten. — Die Armenſchulen ſind aus frommen Stiftungen entſtanden und werden in dem Sinne derſelben fortgeführt. Von den beiden öffentlichen Bibliotheken beſitzt die erſtere, die Stadtbibliothek, einen Reichthum von 200,000 Bänden, worunter eine ſehr bedeutende Bibelſammlung und viele ſeltene, namentlich orientaliſche Manuſcripte; nur iſt ſie leider in einem ſehr beſchränkten Raume, dem oberen Stockwerk des Gymnaſiums aufgeſtellt. Sie ſteht unter Aufſicht des älteſten Senators als Protoſcholarchen, ein oder zwei Profeſſoren des Gymnaſiums verſehen das Amt der Bibliothekare. Zwei Mal wird ſie wöchentlich zum allgemeinen Gebrauch geöffnet; jedem hamburgiſchen Bürger ſteht die Benutzung ohne Weiteres, Fremden jedoch nur gegen die Caution eines Solchen frei. Die zweite, die Bibliothek der Commerzdeputation, welche dem Staate wenigſtens mittelbar gehört, und in den oberen Räumen der Stadtwaage aufgeſtellt iſt, umfaßt eine Zahl von mehr als 25,000 Bänden handelswiſſenſchaftlichen Inhaltes, unter der Aufſicht des Protocolliſten der Deputation, eines graduirten Rechtsgelehrten. — Außerdem beſitzen noch die Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe und der ärztliche Verein ſehr bedeutende Büchersammlungen, deren Gebrauch mit zuvorkommender Liberalität und ohne große Schwierigkeiten geſtattet wird.

Die Sternwarte, am Walle öſtlich vor dem Altonaer Thore gelegen und unter der Aufſicht eines Directors ſtehend, befindet ſich in demſelben Gebäude wie die Navigationsſchule, welche Letztere tüchtige

Seefahrer, beſonders Steuermänner bildet. Beide entſprechen vollkommen ihrer Beſtimmung. — Eben ſo ausgezeichnet iſt der unter der Leitung des bekannten Naturforſchers, Prof. Lehmann ſtehende botaniſche Garten vor dem Dammthor, welcher eine große Menge ſeltener, beſonders neuholländiſcher und ſüdamerikaniſcher Pflanzen unter der Pflege eines ſehr geſchickten Gärtners enthält. Hier werden die botaniſchen Vorleſungen für die Commilitonen des Gymnaſiums, ſo wie für junge Pharmaceuten gehalten.

Außerdem erfreut ſich Hamburg noch vieler anderen gemeinnützigen Anſtalten, welche theils der Stadt unmittelbar, theils mittelbar als von beſonderen, eigends zu ſolchen oder ähnlichen Zwecken errichteten Vereinen gegründet, angehören, wie z. B. die Zeichenſchule und die Rettungsanſtalt für im Waſſer Verunglückte, der bereits erwähnten Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Gewerbe, gewöhnlicher die patriotiſche Geſellſchaft genannt; die allgemeine Verſorgungsanſtalt, die muſterhaften Löſchanſtalten bei Feuersgefahr, die trefflichen Medicinalanſtalten, beſonders das großartige Krankenhaus in der Vorſtadt St. Georg, die Correctionsanſtalten, das Spinn- und Zuchthaus und viele andere mehr, deren ausführliche Beſchreibung zu weit führen würde, und auf welche aufmerkſam zu machen, hier genügen muß.

Auch an Wohlthätigkeitsanſtalten iſt Hamburg, wie wir bereits bemerkten, ſehr reich. Mildthätigkeit bildet einen Hauptcharakterzug der Einwohner und es iſt eine Freude zu ſehen, wie ſchnell bei ſolchen Gelegenheiten die nöthigen Fonds durch freiwillige Beitrage herbeigeſchafft werden. Unter allen Inſtituten für ſolche Zwecke ſteht hier das in der Admiralitätsſtraße im Jahre 1785 neu erbaute Waiſenhaus obenan, in welchem eheliche Kinder verſtorbener Hamburger Bürger unter zehn Jahren aufgenommen werden. — Bis zum ſiebenten Jahre werden dieſelben meiſt bei ehrbaren Familien in die Koſt gegeben, dann aber in die Anſtalt gebracht und hier bis zu ihrem Eintritt in das bürgerliche Leben erzogen. Die körperliche wie die geiſtige Pflege der Kinder iſt vortrefflich, ihre blühende Geſundheit zeugt für die umſichtsvolle Pflege deren ſie ſich erfreuen, und es iſt nie vorgekommen, daß ein in dem Waiſenhauſe erzogener Pflegling ſich in ſpäteren Jahren grober Verbrechen ſchuldig gemacht hätte. — Das ſogenannte Waiſengrün, ein feierlicher Umzug der Kinder durch die Stadt, ein Mal im Jahre, gewöhnlich am erſten Donnerſtag nach Mariae Heimſuchung, iſt ein Volksfeſt für ganz Hamburg. Der treffliche Dichter C. A. G. Eberhard, welcher einſt entzückter Zeuge deſſelben war, hat es in einem Gedichte höchſt treu und lebendig geſchildert, ſo daß wir uns die Freude nicht verſagen können, unſerer nothwendig trockenen Darſtellung durch einige Bruchſtücke aus dieſer Beſchreibung, Abwechſelung zu verſchaffen. Er erzählt:

Im Roſen-Monat früh hervor
Tritt aus des Waiſenhauſes Thor,
Der armen Waiſen große Schaar
So Knab als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Capitain voran

In ſeiner Hand ein Ehrenſtab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier
Und All' in friſcher Kränze Zier;
Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß in der frommen Stiftung Sinn
Auch beim Umherziehn frank und frei
Stets Ruh und gute Ordnung ſei. —
So dehnet lang und länger ſich
Der Zug daher, gar feierlich
Der Straßen Labyrinth entlang,
Mit frommem, kirchlichem Geſang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel ſchöner klingt.

Um milde Gaben zu empfahn
Ziehn Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge ſind die Sammler nur
Auf dieſer frommen Stadtesflur,
Und reichen mit vergnügtem Sinn
So rechts als links, die Büchſen hin,
Die Uebrigen erwarten's ſtill
Ob man ſie auch bedenken will,
Und ſtecken Münzen noch ſo klein
In ihre Taſchen dankbar ein. — — —

— — — Wenn dieſer Zug vorüberzieht
Man Kopf an Kopf gereihet ſieht,
Auch quillt in Eil aus jedem Haus
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen ſtehn,
Die Leut', um ſolchen Zug zu ſehn.

Da ſtehn ſelbſt reiche Handelsherrn
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergeſſen für den Augenblick
Des Handels Flor und Mißgeſchick.

Um reiche Wohlthat auszuſtreun
Die armen Waiſen zu erfreun.
Behagliche Matronen ſchaun
Hinab mit ſchön geputzten Frau'n
Und üben fromme Chriſtenpflicht,
Mit mildem, lächelndem Geſicht.
Auch Knab und Mägdlein eilen hin
Mit angeerbtem, gutem Sinn
Und theilen, was ſie haben aus,
Ihr Geld und ihren Blumenſtrauß
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Wittwe hochbetagt
Mit ſchwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie ſie's gehalten jedes Jahr;
Und manche Mutter hebt geſchwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind,
Und danket Gott indem ſie's küßt,
Daß es nicht früh verwaiſt ſchon iſt,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut' bereit muß ſein,
Indem ſie frommen Dankes voll
Durch ſeine Hand giebt ihren Zoll. — —
— — In grobem oder feinem Kleid
Denkt mancher auch der alten Zeit,
Wo er als arme Waiſe, mit
Einher in dieſem Zuge ſchritt.
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erſte Schilling ihn
Entzückt beim erſten Waiſengrün!
Wär' da die Straß' auch noch ſo eng:
Er drängt ſich durch das Volksgedräng'
Geht langſam mit dem Zuge fort,
Singt mit im Herzen Wort für Wort,
Das wohlbekannte fromme Lied;
Und wo er eine Waiſe ſieht

So blaß und ſchwach, wie er es war
Da wird das Aug' ihm thränenklar,
Er wird des Gebens nimmer ſatt,
Bis, was er in der Taſche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
Jn Waiſenhaus gewandert iſt.

Deß freu'n die armen Kinder ſich
Auf ihrem Zug herzinniglich
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es iſt als ſagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!"
Die, eltern- und geſchwiſterlos
Sonſt waren hungrig, nackt und bloß,
Sie ſehn ſich nicht verlaſſen mehr,
Sie gehn, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geſchwiſtern hin,
Sie fühlen mit vergnügtem Sinn
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaiſt,
Kaum wiſſend noch was Solches heißt.

Der Dichter erzählt nun noch, wie nach beendigtem Umzuge, auf einer Wieſe vor dem Thore unter Zelten, ein Schmaus der Kinder harret und dieſe dann den übrigen Theil des Tages mit frohen Spielen verbringen. Seine Darſtellung iſt nicht allein herzlich und einfach, ſondern bis im Kleinſten treu und wahr, und Jeder, der in Hamburg einſt wie er Zeuge dieſes rührenden Feſttages war, wird gewiß aus voller Seele in die Schlußworte ſeines Gedichtes einſtimmen, wo es heißt:

Des Wohlthuns ſchöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburg's Raum

Und breitet aus die Aeſte weit
Zu immer höherer Kräftigkeit!
Drum laut geprieſen ſei die Stadt
Die ſolch' ein Feſt zu zeigen hat;
Sie feir' es froh noch tauſend Jahr,
Sie ſei geſegnet immerdar!

Andere mildthätige und gemeinnützige Anſtalten ſind ferner: das Kloſter zu St. Marien Magdalenen, (ein Aufenthaltsort für unverheirathete Jungfrauen oder Wittwen über fünf und vierzig Jahr, welche ſich jedoch durch eine auf ein Mal zu zahlende runde Summe einkaufen müſſen,) in den Kreuzgängen des ehemaligen von Adolph V. erbauten Kloſters gleichen Namens, in welchem er zuerſt als Laienbruder diente. — Die zu demſelben gehörige Kirche ward 1807 abgebrochen und mehrere Merkwürdigkeiten, die ſie enthielt, u. A. das Bild Adolphs IV. in voller Rüſtung und zwei Anſichten von Hamburg, ſind hieher gebracht, wo ſie den, jedoch nur zu feierlichen Gelegenheiten benutzten Verſammlungsſaal der Oberalten (denen die Verwaltung des Kloſters obliegt) zieren. In dem Hoſpital zum heiligen Geiſt, einer der älteſten hamburgiſchen milden Stiftungen, am Rödingsmarkt, werden 100 Frauen und nahe an 50 Männer lebenslänglich verſorgt; ferner das St. Hiobs Hoſpital, in der Nähe des Steinthors am Ende der Spitalerſtraße belegen, ward 1505 anfangs für ſyphilitiſche Kranke beſtimmt, gegründet und ſpäter zugleich ein Aufenthalt für ſogenannte Prövener und Botenfrauen; das Gaſthaus am Graskeller, urſprünglich eine Pilgerherberge, ſpäter eine Verpflegungsanſtalt für 140 alte Männer und Frauen; das Schifferwittwenhaus für dürftige Schifferwittwen; der Kramer-Amthof für eben ſolche Kramerwittwen; der Wittwenhof, ein von dem ſehr wohlthätig und großartig geſinnten Bürger, Herrn Hartwig Heſſe, ganz aus eignen Mitteln geſtiftetes Wohnhaus für zwölf Maklerwittwen, in der Vorſtadt St. Georg; das Siechenhaus, die älteſte hamburgiſche Stiftung für 16 arme Jungfrauen und Wittwen eben daſelbſt. Endlich noch das St. Johanniskloſter und der Convent, zwei dem Marien Magdalenenkloſter ähnliche Anſtalten.

Ganz eigenthümlich in ſeiner Art und bisher was Deutſchland betrifft, wohl einzig in Hamburg, iſt das 1822 von einem Vereine, nach engliſchem Muſter errichtete Magdalenenſtift für zwölf reuige Sünderinnen, Freudenmädchen, welche hier körperlich und geiſtig verpflegt und dann gebeſſert entlaſſen werden, um auf rechtlichem Wege ihr Fortkommen zu finden, wobei ſie auf jede mögliche Weiſe Unterſtützung finden.

Daß bei ſolchem Sinne und ſolchen Hülfsmitteln auf das Segenreichſte für die Armen und Bedürftigen in Hamburg geſorgt werde, daran wird wohl Niemand zweifeln; wir brauchen daher wohl nicht hinzuzufügen, daß die allgemeine Armenanſtalt mit ihren Nebenzweigen auf das Zweckmäßigſte organiſirt iſt, und daß die übrigen Einwohner aller Confeſſionen ihren Mitbrüdern der herrſchenden Kirche, keinesweges an gutem Willen und mildthätigen Beſtrebungen für die Hülfsbedürftigen unter den Ihrigen zu ſorgen, nachſtehn. Es würde den Leſer zu ſehr ermüden, ſollte Alles derartige hier im Einzelnen noch aufgeführt werden. Wer Hamburg beſucht und aus ähnlicher Geſinnung dieſe vortrefflichen Einrichtungen näher kennen zu lernen wünſcht, der wird ſeine zwiefache Freude daran haben, erſtlich über die Anſtalten ſelbſt, dann über die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher alle Vorgeſetzten vom Höchſten bis zum Geringſten ſich beeifern ihm zu der Erreichung ſeiner Zwecke behülflich zu ſein.

Der Charakter des echten Hamburgers (denn daß in Hamburg auch Viele leben, die nichts weniger als echte Hamburger ſind, bedarf wohl keines Beweiſes) iſt mit wenigen aber gewichtigen Zügen geſchildert. Er iſt treu, thätig, gerade und fromm; ein warmer Freund und Anhänger des Alten, aber auch dem guten Neuen, wenn es ſich als wirklich gut bewährt, keineswegs abgeneigt. Sein Hamburg iſt ſeine Welt und „Es giebt nur ein Hamburg!“ ſein Leibſpruch. Aber er ſagt das nicht, wie ſo mancher andere Großſtädter von ſeinem Wohnort, aus Prahlſucht und um dem Fremden damit zu imponiren, ſondern es iſt das Reſultat ſeiner feſteſten Ueberzeugung. Freilich iſt der Handel die Feder, welche das geſammte Uhrwerk des hamburgiſchen Lebens in Bewegung ſetzt, und wo ein Stand der vorherrſchende iſt, da wird Einſeitigkeit unausbleiblich; die allgemeine Richtung auf das Praktiſche tritt jedoch auch hier mildernd ein, und für den Künſtler, wie für den Gelehrten iſt der Aufenthalt in

Hamburg voll Annehmlichkeiten, wenn er nicht zu überſpannte Forderungen macht und nicht vergißt, daß das Geſammtintereſſe himmelweit von dem Seinen verſchieden iſt und es nach der natürlichen Folge der Dinge auch ſein muß. Ausgezeichnete Männer jedweden Standes fanden ſtets daſelbſt liebreiche Aufnahme und willige Anerkennung, trieb gleich nicht die Maſſe ſolchen Götzendienſt mit ihnen, wie das in anderen Städten, beſonders in Berlin oft zur Ungebühr geſchieht. Fleiß, Rechtlichkeit und Gemeinſinn verlangt der hamburgiſche Bürger von Jedem, gleichviel weß Standes und Glaubens, der ſich in den Mauern ſeiner geliebten Stadt eine bleibende Stätte zu gründen ſtrebt; findet er dieſe Tugenden bei ihm, ſo iſt der Fremde ihm willkommen und ſicher freundlicher Begegnung und in Fällen des Bedürfniſſes, theilnehmender Unterſtützung. Wenn man die ganze Bevölkerung der freien Stadt prüft, ſo wird man erſtaunen über die große Zahl von Ausländern, welche ſich daſelbſt niederließen und nicht allein ſich wohl befanden, ſondern Anſehn, Reichthum und Ehre erwarben, ſo daß ſie dieſe ihre zweite Heimath um keinen Preis wieder aufgeben möchten und mit ſolcher Liebe an Hamburg hängen, daß ihr eigenes Wohl ihnen auf das Innigſte mit dem des Geſammtweſens verknüpft zu ſein ſcheint. Aus dem hier Geſagten erhellt von ſelbſt, daß freundliche Geſelligkeit und zuvorkommende, herzliche Gaſtfreiheit nicht die geringſten Tugenden des Hamburgers ſind, erhöht durch den tiefen Werth eines echten Familienlebens, deſſen Annehmlichkeit außerordentlich durch die allgemeine, vielſeitige Bildung der Frauen gewinnt, die zugleich den Ruf haben die beſten Hausmütter in Deutſchland zu ſein, ein Ruf, den die auf der ganzen cultivirten Erde berühmte Hamburger Küche vollkommen beſtätigt.

Das phyſiſche Leben in Hamburg iſt reich an Genüſſen, da von der Natur die Hervorbringung der gewöhnlichen Lebensmittel durch die Fruchtbarkeit des Bodens, die Lage an der Elbe und die Nähe des Meeres ſo ſehr begünſtigt wird; das Grundgebiet liefert das ſchönſte Gemüſe und die ausgezeichnetſten Früchte, deren Cultur namentlich in den Vierlanden eine ſeltene Höhe erreicht hat; aus dem nahen Holſtein kommt das vortreffliche Fleiſch, das Reiſende nicht genug zu loben wiſſen, ſo wie Getreide, die Elbe und die Nordſee bringen eine reiche Mannichfaltigkeit an Fiſchen und eßbaren Seethieren und mit allen Delicateſſen aus allen Zonen verſieht der Welthandel die Stadt, ſo daß ſie dieſe gleichſam aus der erſten Quelle ſchöpft. Der Unterhalt iſt daher verhältnißmäßig wohlfeiler als irgendwo, denn man lebt beſſer für daſſelbe Geld, und der Feinſchmecker findet nirgends ſeine Rechnung ſo wie hier. Daher fehlt es denn auch nicht an gaſtronomiſchen Freuden jeder Art, denn der Hamburger betrachtet auch den materiellen Genuß als verdiente Belohnung der Arbeit und die Schmäuſe, die Aalſuppenmahlzeiten u. ſ. w. u. ſ. w. haben eine ſprichwörtliche Berühmtheit erworben. — Dazu kommt noch, daß das feuchte Klima und die demgemäß leicht wechſelnde Witterung öftere und conſiſtentere Speiſen verlangt und der Genuß des Weines eher zuträglich als ſchädlich iſt. Der Ausländer, beſonders wenn er aus einer trockenen und waſſerarmen Gegend kommt, muß ſich freilich mit großer Vorſicht an dieſe veränderte Lebensweiſe gewöhnen, und vor Allem zu Anfange im Eſſen und Trinken des Guten nicht zu viel thun, denn Fieber ſind nicht ſelten und namentlich im Herbſt und Frühling oft bösartig, und an Gicht laborirt ſelbſt mancher, im Uebrigen wohlconditionirte Hamburger, indeſſen iſt es doch nicht ſchwer ſich einzugewöhnen, wie man dort zu ſagen pflegt, und bei vernünftiger, obwohl keinesweges dürftiger Lebensweiſe Wind und Wetter mit einer dauernden Geſundheit zu trotzen, beſonders wenn man nicht zu Erkältungen geneigt iſt, eine Plage, von der ſelbſt mancher Eingeborne ſich das ganze Jahr hindurch nur ſelten frei zu erhalten weiß.

Der Wochentag iſt in Hamburg bis zur ſinkenden Nacht dem Geſchäfte und Erwerb gewidmet, man wird daher nur ſehr wenig Müßiggänger und im Vergleich zu den meiſten mitteldeutſchem Städten, faſt gar keine, den Tag über auf den Promenaden oder in den Kaffeehäuſern ſich Herumtreibende finden. Alles wird wie ein Geſchäft betrachtet, da es mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar dahin einſchlägt. Jeder rennt daher, da die Zeit ſo koſtbar iſt, an dem Anderen vorüber, ſeinem Ziele zu: zwei Leute, die auf der Straße ſtill ſtehn und ſich von etwas Anderem als Geſchäften beſprechen, gehören, namentlich in der Nähe der Börſe, zu den Seltenheiten. Die Zeit der Erholung iſt während der Wochentage der Abend; wenn die Geſchäfte abgemacht, die Briefe expedirt, die Comtoirs und Handlungen geſchloſſen ſind, was oft erſt, vorzüglich an den Hauptpoſttagen, gegen zehn Uhr Statt findet, dann ſucht Jeder, nachdem er redlich des Tages Laſt und Hitze getragen, die ihm nöthige Zerſtreuung, bald im Kreiſe der Seinen, bald in Geſellſchaften, welche allgemein ſpät anfangen und bis in die tiefe Nacht dauern (Madrugader*) iſt der echte Hamburger nicht); dann füllen ſich die Theater und die Kaffeehäuſer, und Wagen rollen durch die Straßen, und das Leben wogt wie am Tage, jetzt freilich nur der Freude und dem Genuſſe gewidmet, durch die ganze Stadt und pulſirt in ihren Adern mit kräftigen Schlägen noch bis lange nach Mitternacht.

Zu den beliebteſten Erholungen gehört in Hamburg die Bühne. — Die Stadt beſitzt jetzt zwei Theater, welche Beide Privatunternehmungen ſind; das Erſtere, das ſogenannte Stadttheater, einſt unter Schröders Leitung zu den berühmteſten Deutſchlands gehörend, ward während des Jahres 1827 in ein neu errichtetes Gebäude, in der Dammthorſtraße verlegt, welches mit vielem Geſchmacke, beſonders im Innern, aufgeführt iſt, jedoch zu groß für das tägliche Bedürfniß ſein möchte und nur an einzelnen Abenden, bei außerordentlichen Gelegenheiten gänzlich gefüllt wird. Die Geſellſchaft iſt eine ſtehende: Mitglieder derſelben ſind ihre Directoren, und dieſe wählen bei dem Abgange oder dem Tode Einzelner neue um die Bühne verdiente Genoſſen aus ihren Collegen. Es wird faſt täglich geſpielt. Vorzüglich gut iſt die Darſtelſtellung des Luſtſpiels und des bürgerlichen Schauſpiels, weniger zu loben das Trauerſpiel und die Oper, obgleich ähnlichen Darſtellungen auf gewiſſen pretentiöſen Hoftheatern noch bei Weitem vorzuziehn. — Die Bühne zweiten Ranges, in der Steinſtraße gelegen und nach derſelben benannt, beſchränkt ſich auf Sing- und Luſtſpiele und hat ſeit einiger Zeit die Gunſt des größeren Publikums durch localiſirende Parodieen zu erringen gewußt. Talente wie das Stadttheater, wo ſich der wackere, noch aus Schröder's Schule hervorgegangene Schmidt, wo ſich Lenz und Lebrun, alle drei auch als dramatiſche Dichter vortheilhaft bekannt, und ſo mancher längſt Geſchiedene, wie Herzfeld, Schwarz u. ſ. w. durch ihr feines und wahres Spiel unverwelkliche Lorbeeren erwarben, hat die Bühne in der Steinſtraße freilich nicht aufzuzeigen, wer indeſſen einmal recht herzlich lachen mag, der wird es nicht bereuen ſie an Abenden, wo die Parodie von Guſtav oder der Maskenball oder ähnliche Dinge aufgeführt wurden, beſucht zu haben.

---

*) Madrugador, ſpaniſch, ein Frühaufſtehender.

Für Muſik iſt ebenfalls große Neigung in Hamburg vorherrſchend, und es vergeht keine Woche im Winter, während welcher nicht ein oder mehrere Concerte, bald von einheimiſchen Künſtlern oder Kunſtvereinen, bald von durchreiſenden Virtuoſen gegeben, Statt fänden, und im Allgemeinen gut beſucht werden. Unter den Concertſälen kann ſich aber auch der Apolloſaal auf der großen Drehbahn, welchen Künſtler von einiger Bedeutung und die ihres Erfolges gewiß ſein dürfen, immer wählen, dreiſt mit allen ähnlichen Anſtalten anderer Städte meſſen, da er allen

Anforderungen, die an ein ſolches Gebäude gemacht werden können, vollkommen entſpricht. —

Die eigentliche Zeit des Genuſſes in Hamburg ſind die Sonn- und Feſttage, vorzüglich während des Sommers. Wer es nur einigermaßen zu erſchwingen vermag, der beſitzt in den nächſten Umgebungen auf dem Lande eine Wohnung, und wenn es auch nur ein auf einige Monate gemiethetes beſcheidenes Stübchen wäre. Reichere haben Villen, deren Pracht und Eleganz einem Fürſten keine Schande machen würde und die man im Norden Deutſchlands nirgends wieder ſo antrifft; hierher wird ſchon am Vorabend der Feiertage gewallfahrtet, um dieſelben in bequemſter Behaglichkeit zu verbringen. An den Feſttagen ſelbſt aber ſtrömt die Menge ſchon früh Morgens aus allen Thoren und nach allen Richtungen hin, und mit Recht kann man von ihr ſagen, was unſer großer Dichter ſeinem Fauſt in den Mund legt:

— Sie ſind ſelber auferſtanden
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern
Aus Handwerks und Gewerbes Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht,
Sind ſie Alle an's Licht gebracht.

Wer ein recht anſchauliches Bild davon haben will, der begebe ſich an einem ſchönen Sonn- oder Feſttage im Sommer, Abends gegen Thorſchluß auf den Elbpavillon in der Nähe des Millernthores und betrachte die rückkehrende ſich drängende Maſſe, die ſich beeilt das läſtige Sperrgeld zu ſparen. Man kann annehmen, daß zu ſolcher Zeit dreißig bis vierzigtauſend Menſchen, im bunteſten Gewimmel, wieder in die Stadt ziehen. — Aber an reichen, alle Sinne reizenden Vergnügungsörtern fehlt es auch in den nächſten Umgebungen nicht; ſo z. B. auf dem Hamburger Berge, die vielen Buden mit Springern, Reitern, Wachsfiguren u. ſ. w., die mannichfachſten Tanzſäle, unter denen das im edelſten Style aufgeführte Joachimsthal, in der Nähe von Altena, für ſeinen Zweck wirklich zu ſchön iſt, weiterhin das freundliche Altena ſelbſt, und jenſeits deſſelben die ſchönen Elbparthieen, Ottenſen mit des großen Dichters Klopſtock Gruft, Flottbeck, das reizende Beſitzthum des edelgeſinnten Baron von Voght, Nienſtädten mit den prächtigen Landhäuſern und dem ſchönen Bauer'ſchen Garten, Blankeneſe mit ſeinen Hügeln u. ſ. w., nach anderen Richtungen hin Harvſtehude an der Alſter, das einſt Hagedorn in ſeinen Liedern feierte, Eimsbuttel, wo noch vor wenig Jahren die ſchöne Mariane Jung und Alt bezauberte, ſo daß ſich bald überall Neben-Marianen auf Speculation etablirten, obwohl Keine der echten an Schönheit, Klugheit und Feinheit der Sitten gleich kam, Wandsbeck mit ſeinem reizenden Gehölz und dem Schloſſe wo einſt Tycho de Brahe lebte, Hamm und Horn, die Elbinſeln, kurze Waſſerfahrten auf der Elbe, im Hafen und auf der Alſter — kurz wir würden nicht enden, wollten wir alle dieſe Oerter mit Gelegenheiten zur Freude aufzählen, und müßten doch befürchten, daß unſer Catalog ein unvollſtändiger bliebe.

Wer aber einſt Zeuge dieſer Herrlichkeiten war und ſich an den tauſend Genüſſen ergetzte, die ſich ihm dort darboten, der wird gewiß dem Eingebornen der alten, guten Hanſeſtadt Recht geben, wenn dieſer begeiſtert und im Stolze ſeines Selbſtgefühls ſelig jubelt:

Dar is man een Hamborg in de Welt!

Berlin.

Eine genügende Beſchreibung Berlin's in dem kleinen und hier vergönnten Raume zuſammendrängen wollen, wäre ein unſinniges Unternehmen. Es iſt beſonders in neueſter Zeit über dieſe Hauptſtadt von Norddeutſchland ſo viel geſchrieben und herausgegeben worden und man hat dieſelbe ſo nach allen Richtungen hin und in allen Weiſen betrachtet, daß ein nach Vollſtändigkeit ſtrebender Sammler mit dieſen Schriften und Schriftchen, von Rumpf's vortrefflichem Werke, das ſich bereits der fünften Auflage erfreute, an, bis zu Glasbrenner's muthwilligem Berlin wie es iſt und trinkt hinab, leicht eine kleine Bibliothek füllen könnte. Wir müſſen uns daher in dieſen Blättern darauf beſchränken, dem Fremden einige Fingerzeige zu geben, die ihm vielleicht bei ſpärlich zugemeſſener Zeit behülflich ſind, ſeine beſonderen Zwecke leichter zu erreichen. — Verlangt er mehr, ſo verweiſen wir ihn auf das bereits angeführte Buch von Rumpf (Berlin und Potsdam. 5. A. Berlin 1833. 2 Bde.) ſo wie auf das vortreffliche bei Gropius erſcheinende Kupferwerk, Berlin im neunzehnten Jahrhundert, und andere ähnliche Leiſtungen, in denen er hinreichende Belehrung über die Einzelheiten, an welchen ihm beſonders liegt, finden wird.

Berlin iſt eine durchaus moderne Stadt, in jeder Hinſicht modern. Denn ſelbſt ſeine Geſchichte, obwohl ſie erzählt, wie die Einwohner bereits im Jahr 1323 den Probſt Nicolaus von Bernau am Ausgange der Marienkirche wegen einer Predigt, die ihr Mißfallen im höchſten Grade erregt hatte, todtſchlugen und gerade zwei und ein halbes Jahrhundert ſpäter den Hofjuden Lippold wegen Zauberei verbrannten, bleibt doch bis zu den Tagen des großen Kurfürſten, trotz den Drangſalen, welche ſie noch wenige Jahre vorher im dreißigjährigen Kriege trafen, eine Specialchronik, und gewinnt erſt geltende Bedeutung ſeit der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Der große Kurfürſt nahm zuerſt Sack und Aſche, in denen ſie getrauert, von ihr, ſein Nachfolger König Friedrich I. ſchmückte ſie wie eine liebe Tochter, der gemeſſene Friedrich Wilhelm I. ſorgte aber mehr für ſolide Hauskleider bei der hoffnungsvollen Schönen, als daß er ſich um Prachtgewänder bekümmerte; ihre Schönheit durch äußeren Schmuck hervorzuheben blieb Friedrich dem Einzigen überlaſſen; er machte ſie zu einer Fürſtin unter den Städten; ſie ward der Mittelpunkt des preußiſchen Königreiches, durch ihn der Mittelpunkt einer Weltmacht. Friedrich Wilhelm II. fuhr fort ſie zu ſchmücken, aber das glänzende Diadem, mit welchem ſie jetzt vor Allen ſtrahlt, drückte ihr erſt der geliebte Friedrich Wilhelm III. auf die Stirn.

Dieſer moderne Charakter tritt überall dem Beſuchenden entgegen, vergebens wird er das Alterthümliche, das er in anderen gleichzeitig erbauten Städten findet, hier ſuchen; das Wenige, das noch vorhanden iſt, liegt verſteckt, entzieht ſich dem Blicke und muß erſt ängſtlich aufgeſucht werden. Berlin iſt ganz Neſidenz geworden, und in einer ſolchen verdrängt ſtets der Tag den Tag; hier haben nur die Lebenden, die Genießenden ein Recht. Was Berlin iſt, iſt es durch die Munificenz ſeiner Fürſten, nicht durch den Gemeinſinn ſeiner Bürger, wenn gleich der Einzelne unter dieſen den beſten Willen hatte und noch hat. Keine Stadt hat unter ſeinen Bewohnern ſo viel verſchiedene Elemente aufzuzeigen, wie die Hauptſtadt Preußens; was dieſe verbindet iſt daher nicht der Gedanke Berliner Bürger, ſondern preußiſche Unterthanen zu ſein. Andere Städte deſſelben Landes, wie z. B. Stettin, Königsberg, Frankfurt an der Oder, haben ſich einen eigenthümlichen, altherkömmlichen Charakter bewahrt, Berlin hat einen ſolchen nie gehabt, wenigſtens nicht ſeit den letzten Jahrhunderten. — Das iſt kein Tadel, ſondern eine hiſtoriſche Bemerkung, ja man könnte ſogar bei den weit hinausgreifenden Richtungen unſerer Tage eher ein Lob darin finden.

Der Fremde mit den Verhältniſſen Unbekannte wird einwenden, dieſe Behauptung müſſe irrig ſein, da gerade, beſonders im Norden, Berlin ſich vor allen anderen Städten geltend zu machen wiſſe. Allerdings und das mit Recht, aber was ſich geltend macht, iſt nicht das geſammte Berlin, nicht die Stadt, ſondern nur einzelne Partikeln, einzelne Erſcheinungen derſelben, die ſehr loſe mit ihm zuſammenhängen und als deren eigentliches Fundament die großartige Geſinnung des Königshauſes nach allen Richtungen hin, oder ein beſonderes günſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden, keineswegs aber das wirkliche Berlin zu betrachten iſt. Alles Bedeutende, ſelbſt der verſchiedenſten Art, iſt nicht im Schooße Berlins aufgekeimt, aus demſelben erwachſen und in Blüthe getreten, ſondern von Außen hinein gekommen und hier geſchützt und gepflegt worden. Mit einem Worte, Berlin iſt eine königliche Reſidenz im vollſten Sinne der Benennung, und trotz ſeinen zwei Mal hunderttauſend Einwohnern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehren, nur dies allein.

Wie ſeine Lage in einer ſandigen Ebene nicht gerade die reizendſte ſei, iſt ſchon ſo oft geſagt worden, daß eine ausführlichere Wiederholung überflüſſig ſein würde; bewundernd muß man daher anerkennen, was Kunſt und Fleiß bei ſo ungünſtigen Verhältniſſen geſchaffen haben. Beide Contraſte ſtellt ein neuerer Dichter, G. A. von Maltitz, in einem Liede höchſt witzig zuſammen; es mag uns geſtattet ſein, hier einige Strophen deſſelben folgen zu laſſen:

Nimm mich auf in deine Hallen,
Stolze, prächt'ge Königsſtadt!
Keine deiner Schweſtern hat
So an Schönheit reich vor Allen
Reich geſchmückt der Künſtler Hand!
Aber ach! dein Sand, dein Sand!

Laß mich bei dem Glanze weilen
Der in deinen Mauern wohnt;
Bei der Göttin die da thront
Hoch auf deines Thores Säulen,
Niederſchaut auf's mächt'ge Land.
Ach! und auf den vielen Sand.

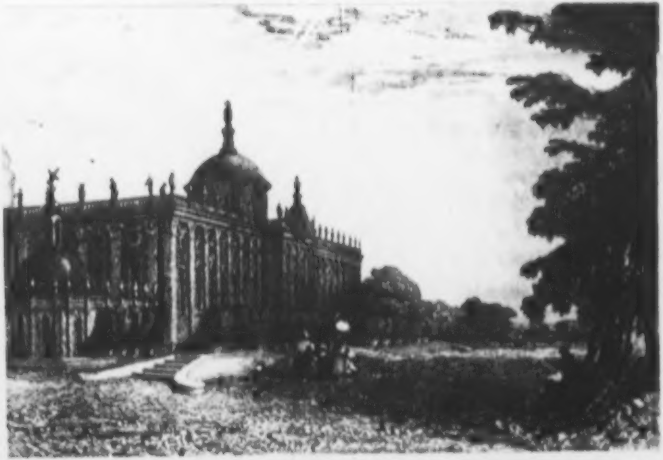
Aber da! welch' Prachtpaläſte
Reihen ſich zur Straße dort?
Die der großen Herren Ort
Und der Tummelplatz der Feſte,

Doch auch hier wehet, welch ein Graus!
Staub und Sand von Haus zu Haus.

Nun ſo nehmt mich auf, ihr Linden!
Stolze Promenadenpracht,
Dort, wo ſchatt'ge Kühlung lacht,
Werd' ich endlich Ruhe finden.
Aber ach! durch's graue Laub
Weht auch hier des Sandes Staub.

Nun dann, fort, hinaus zum Thore!
In dem nahen Schattenhain
Wird's doch endlich lieblich ſein,
Grün dem Aug' und ſüß dem Ohre:
Doch auch hier ſtiebt, — welch ein Land!
Vom Paradeplatz der Sand.

Jedem Fremden, dem nur ein kurzer Aufenthalt in Berlin gegönnt iſt, wäre zu rathen, ſeine Wohnung in einem der Hotels unter den Linden zu nehmen, und ſobald er wünſcht, ſich einen großartigen Eindruck von Berlin zu erhalten, ſeine Beſuche nur auf den Raum vom Brandenburger Thore bis zur Burgſtraße zu beſchränken. Was zwiſchen dieſen beiden Endpunkten liegt, iſt wahrhaft königlich und der Reſidenz eines großen Monarchen vollkommen würdig; ja man kann mit Recht behaupten, daß keine Stadt der Welt Aehnliches, in ununterbrochener Linie aufeinander folgend, aufzuweiſen habe. Beſucht er außerdem noch am Abende die Theater und Concerte, ſo hat der neugierige Reiſende Alles geſehn, was Berlin an wahren Herrlichkeiten beſitzt. Die Fülle und Pracht, welche ſich hier zuſammendrängt, wirkt jedoch zu ermüdend und iſt zu reich, als daß ein flüchtiges Beſchauen und Durchſtreifen beſchäftigen könnte. Wir würden ihm daher, falls wir ſein Cicerone wären, vorſchlagen, wie es der alte Rath mit Adam gethan, ſein Tagewerk genau einzutheilen, und wenigſtens eine volle Woche daran zu wenden. So ungefähr könnte er ſeinen Zweck erreichen, wenn er zu den beſtimmten Stunden, ſo oft es ihm geſtattet iſt, die reichen zoologiſchen und anatomiſchen Sammlungen im Univerſitätsgebäude, die königliche Bibliothek und das herrliche Muſeum mit ſeinen Kunſtſchätzen beſuchte, hier oder dort öfter und länger verweilend, je nachdem ihn ſeine Neigung zu den verſchiedenen Gegenſtänden leitete. Die übrigen Stunden verbrächte er dann mit dem Beſchauen des Schloſſes, zu dem er freilich mehr als ein Mal wiederkehren müßte, der Akademie der Wiſſenſchaften, der herrlichen neu erbauten Akademie der zeichnenden Künſte, des Zeughauſes und anderer ihm zugänglichen öffentlichen Paläſte. Die Nachmittage blieben dann dem Beſuche eines Kaffeehauſes oder eines Vauxhalls, die Abende den Theatern oder Concerten vorbehalten. So geſättigt von Genüſſen würde er ſich bald am Ende der Woche befinden, ohne den Wechſel der Tage bemerkt zu haben und doch keinesweges von der Maſſe der Eindrücke betäubt und verwirrt ſein. Die nächſten acht Tage würden darauf dem wiederholten Beſuche ſolcher Gegenſtände, die ihn beſonders intereſſirten, ſo wie anderer außerhalb dieſes Rayons liegender Gebäude und Merkwürdigkeiten gewidmet, und einige Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach Potsdam und Charlottenburg, zuletzt zur Vervollſtändigung ſeiner Abſicht gemacht.



[illegible] Palace, Potsdam

In Charlottenburg würde er wenigſtens einen vollen Tag wenden müſſen, wo möglich den 19. des Monats, um dort das Monument der unvergeßlichen Königin Luiſe mit Muße betrachten und zugleich gewahren zu können, wie tief das Andenken an dieſe herrliche Frau in die Herzen ihrer Unterthanen gegraben iſt. Außerdem würden ihn daſelbſt das königliche Luſtſchloß mit dem ſchönen Garten und das Theater, ſo wie einige vortrefflich eingerichtete Vergnügungsanſtalten, elegante Sommerwohnungen u. ſ. w. beſonders beſchäftigen.

Zu einem Beſuche in Potsdam, das ſich vermittelſt der Journalieren von Berlin aus, täglich mehrere Mal, in wenigen Stunden erreichen läßt, müßte er ſich jedoch mindeſtens einige Tage vergönnen, denn dieſe Stadt iſt reich an Erinnerungen einer bedeutenden Zeit; das königliche Schloß, die Waiſenhäuſer, die Gewehrfabrik innerhalb, ſo wie Sanſſouci mit ſeinem herrlichen Garten, das Marmorpalais, das neue Schloß außerhalb derſelben und endlich die Pfaueninſel, das Belvedere auf dem Brauhausberge und manches Andere noch in den nächſten Umgebungen, verlangen, um einen wirklichen Genuß zu gewähren, eine umſtändlichere Betrachtung, da ſie den reichſten und verſchiedenſten Stoff zum Nachdenken gewähren.

Dies ſind ungefähr die bleibenden Merkwürdigkeiten Berlin's, das außerdem noch ſo große Reichthümer an kürzer dauernden, vorübergehenden Seltenheiten beſitzt. Nicht leicht iſt in einer Stadt verhältnißmäßig ſoviel Intelligenz und Kunſt aufgehäuft, wie hier, begünſtigt und gepflegt von einer einſichtsvollen, wohlwollenden Regierung. Jeder Fremde, gleichviel welchem Stande, welcher Gegend er angehöre, wird hier für ſeine Zwecke vollkommen Befriedigung finden; alle öffentliche Anſtalten ſind vortrefflich und an der Spitze derſelben ſtehn Männer mit den ausgezeichnetſten Kenntniſſen und Talenten begabt; jedes Fach der Wiſſenſchaft und der Kunſt hat hochgefeierte Namen unter ſeinen Pflegern aufzuweiſen, und die Lücken, welche der Tod in ihren Reihen macht, werden ſchnell und ſorgſam wieder ergänzt.

Und doch, trotz allen dieſen großen Vorzügen, hört man ſo häufig die Klage, daß das Leben in Berlin auf die Länge nicht befriedige, daß zu viel Kälte, zu viel Schein dem Fremden entgegentrete, er ſich wohl amüſire aber nicht behaglich fühle, und daß beſonders der Süddeutſche dort nie einheimiſch werden könne. — Inwiefern alle dieſe Vorwürfe gegründet ſeien oder nicht, ziemt uns weder zu unterſuchen noch ähnliche Behauptungen aufzuſtellen, da wenige Jahre den Lebenscharacter einer Stadt, namentlich einer Reſidenz, durchaus umgeſtalten können, eben ſo wenig wie wir es unternehmen möchten eine Skizze des in Berlin herrſchenden Geiſtes zu liefern, die in ſo engem Raume zumal unvollſtändig und mangelhaft bleiben müßte und nie ſich allgemeiner Zufriedenheit und Beiſtimmung würde erfreuen können.

Wir beſchränken uns daher, damit dieſe fragmentariſche Schilderung nicht ganz ohne directen Nutzen ſei, ſchließlich auf einige Notizen über die bedeutendſten und intereſſanteſten Gebäude daſelbſt.

Die St. Marienkirche.

Sie gehört zu den älteſten Kirchen Berlins, aber ganz genau läßt ſich die Zeit ihrer Erbauung nicht angeben. Indeſſen weiß man aus einem Hirtenbriefe vom 1292, daß ſie zur Zeit des Pabſtes Nicolaus IV ſchon exiſtirte. Bis in die neueſten Zeiten blieb ſie in ihrer alten Geſtalt, außer daß 1787 der Thurm anfing ſich zu neigen und daher zum Theil abgetragen werden mußte. — Durch einen neuen Aufbau nach einer Zeichnung des Geheimen Raths Langhans und ausgeführt vom Geheimen Rath Baumann erhielt er die jetzige Höhe von 286 Fuß.

Im Jahre 1818 ward das Innere der Kirche ganz neu ausgebaut und beſonders die darin befindlichen Denkmäler aufgefriſcht.

Der nicht weit von der Kirche befindliche **neue Markt**, deſſen ſchon alte Urkunden aus dem vierzehnten Jahrhundert gedenken, war in alten Zeiten der Hochgerichtsplatz, auch ſtand dort der Pranger. Jetzt gewährt er einen freundlicheren Anblick, da er nun der Hauptverkehrort iſt, an welchem in der Altſtadt allerhand Lebensmittel zwei Mal in der Woche feil geboten werden und wo ein lebendiges Treiben herrſcht. Links, wo man jetzt die Hauptwache ſieht, ſoll früher der Pallaſt des Biſchofs von Havelberg geſtanden haben.

Die St. Nicolaikirche

zeigt dieſelbe ehrwürdige Alterthümlichkeit wie die ebenerwähnte und hat ſich auch noch ganz in ihrer alten Geſtalt erhalten. Aus einer links von der Orgel an der innern Wand befindlichen Inſchrift: Renova tum 1223 konnte man ſchließen, daß ſie ungleich früheren Urſprungs ſei, doch fehlen die Beweiſe. In einer Urkunde von 1264 kommt ein Probſt von St. Nicolai vor, zu deſſen Gerichtsbarkeit zugleich St. Marien-, St. Peterkirche und der cölniſche Stadttheil gehörten.

Durch den großen Brand 1380, der in Berlin ſchrecklichen Schaden anrichtete, wurde dieſe Kirche wie die St. Marien ein Raub der Flammen, ſie ward bald wieder hergeſtellt, doch ſcheint dies etwas zu leicht geſchehen zu ſein, indem ſchon 1460 ein ganz neuer Bau vorgenommen werden mußte, wo ſie dann, die ältere Brandmauer abgerechnet, ihre jetzige Geſtalt erhielt, demgemäß iſt ſie nur als ein Gebäude des funfzehnten Jahrhunderts zu betrachten. Ein an der linken Vorderwand neben dem Thurme befindlicher niedriger und bedeckter Anbau läßt vermuthen, daß man der Kirche habe zwei Thürme geben wollen. Nach der Reformation iſt das Innere derſelben mannichfaltig verändert worden; indeſſen geſchah der Hauptbau darin erſt 1817 nach Anleitung des Herrn Geheimen Ober-Bauraths Schinkel. An Denkmälern iſt die Kirche reich, unter denen beſonders zu bemerken ſind: die Monumente des Kanzlers Diſtelmeyer, des berühmten Samuel v. Pufendorf, des geiſtlichen Liederdichters Porſt, des bekannten Theologen Phil. Jacob. Spener, des Stifters des nach ihm benannten Waiſenhauſes, des Geheimen Raths Schindler, des berühmten Spaldings u. A.

Die Kirche liegt zwiſchen engen Straßen, wodurch ihr Anblick freilich verliert.

Die Friedrichs-Werderiſche Kirche.

Das ſchon lange gefühlte Bedürfniß an der Stelle der alten verfallenen Friedrichs-Werderiſchen Kirche eine bequemere und geſchmackvollere ſich erheben zu ſehen, ward endlich im Jahre 1821 befriedigt, wo ſie in ihrer jetzigen, gefälligen Geſtalt im neueren Styl vom Baurath Meier, unter Oberaufſicht des Ober-Baudirectors Schinkel, aufgeführt ward. Der Haupteingang hat zwei Thüren überwölbt von Spitzbögen, welche auf Pfeilern mit Kapitälen ruhn, da, wo dieſe Bögen aneinanderſtoßen, ſteht die 10 Fuß hohe, ſchöne Statue des Erzengels Michael, der den Drachen bekämpft; dieſe Figur iſt aus Thon von dem berliner Ofenfabrikanten Feilner meiſterhaft gemacht. Die Hauptfronte iſt mit zwei Thürmen geziert, die mit dem Dache in gleicher Linie ſich zwei Stockwerk über daſſelbe erheben und mit einer durchbrochenen Gallerie und mit kleinen in Knöpfe auslaufenden Spitzthürmchen verziert. An den längern Seiten der Kirche ſind fünf Bogenfenſter in gleicher Höhe mit dem Geſimſe der untern Etage der Thürme anfangend; eben ſo viele, doch nicht ſo breite, befinden ſich in dem Fünfecke des Chors. Die Thür nach der Niederwallſtraße zu iſt, ſo wie die des Haupteingangs, von Eiſen gegoſſen und bronzirt, mit Figuren von Engeln und Heiligen verziert. Das Dach iſt mit Zinn gedeckt nach der neuen Methode des Bau-Inſpectors Herrn Rücke und gewährt eine ſchöne Ausſicht, die der Prof. Gärtner zur Verfertigung eines vortrefflichen Panorama von Berlin benutzt hat.

Das Innere der Kirche iſt einfach, die vom Orgelbauer Wagner urſprünglich gebaute und von dem Berliner Buchholz vergrößerte Orgel hat 33 Regiſter, 3 Manuale und 1 Pedal. Die fünf Fenſter des Chors ſind mit Glasmalereien, 7 Fuß hohe Engelsfiguren vom Maler Müller vorſtellend, verziert; ſie veranlaſſen eine ſanfte Beleuchtung des Altars und des Chors. Das Altargemälde, die Auferſtehung Chriſti, iſt herrlich componirt von Begas; zu beiden Seiten des Bildes ſtehen in Lebensgröße die vier Apoſtel, von dem jüngeren Schadow gemalt. An der Brüſtung des Chors iſt ein allegoriſches Bild von Wach, Glaube, Liebe, Hoffnung darſtellend, das Anfangs unter dem Altarbilde ſtand.

Die Hinterfronten der in der nächſten Gaſſe ſtehenden Häuſer und Nebengebäude ſchaden dem Eindrucke der ſchönen Kirche, der zu Abhelfung dieſes Mißſtandes entworfene Plan iſt noch nicht ausgeführt.

Die neue deutſche Kirche.

Sie ſtammt aus der Zeit des Königs Friedrichs I. und ward von 1701 — 1708 von dem Baumeiſter Simonetti nach einem Riſſe von Grüneberg erbaut; die Kirche iſt im Fünfeck gebaut und zeichnet ſich daher durch das wohlgelungene künſtliche Dach aus. Sie ſteht, ſo wie die franzöſiſche Kirche und das Schauſpielhaus, auf dem großen Gensdarmen-Markt. Sowohl an der deutſchen als an der franzöſiſchen Kirche ließ Friedrich der Große 1780 — 1785 Thürme ausführen, die, wenn ſie frei ſtänden, bei ihrer Höhe von 225 Fuß einen impoſanten Anblick gewähren würden, da ſie jetzt, an beide Kirchen ſich anlehnend, dem Ganzen das Anſehen eines unvollendeten Baues geben. — Jedes Periſtyl hat ſechs korinthiſche Säulen, die Frontons ſind mit Statuen beſetzt, ſo wie Felder mit Basreliefs, von denen die an der deutſchen Kirche von B. Rode erfunden und von den Bildhauern Sateri und Fehr ausgeführt wurden: die an der franzöſiſchen hat Chodowiecki gezeichnet. Aus der Mitte des Baues erhebt ſich auf einer viereckigen Baſis ein Dom von 56 Fuß Durchmeſſer mit zwölf freiſtehenden korinthiſchen Säulen umgeben, auf denen ein Bogengeländer mit Vaſen verziert ruht. Innerhalb dieſes Letzteren ſteigt die eigentliche Kuppel von Holz empor; ſie iſt mit Kupfer gedeckt, grün angeſtrichen, mit verſchiedenen Roſetten und trägt auf der Spitze eine koloſſale 15 Fuß hohe Figur von getriebenem vergoldetem Kupfer.

Der Bau beider Thürme war von Friedrich dem Großen dem Major und Baumeiſter C. v. Gontard übertragen, da aber der ſchon ziemlich weit gediehene deutſche Thurm 1781 im Juli einſtürzte, ward der Bau vom Oberbaurath Unger vollendet, der den Grund verſtärken und das Ganze mit mehr Feſtigkeit ausführen ließ, 1785 waren beide Thürme fertig und ſollen nur 350,000 Thaler gekoſtet haben.

Die Domkirche.

Die jetzige Hof- und Domkirche verdankt ihre Entſtehung der neueren Zeit. Die alte, damals genannt Schloß-Ober-Pfarr- und Domkirche ſtand auf dem Schloßplatze, der ſüdlichen Façade gegenüber und gehörte Anfangs zu einem Dominikaner-Kloſter, deſſen ſchon 1300 unter Markgraf Albrecht V. Erwähnung geſchieht. Kurfürſt Friedrich II. machte die Kirche zu einer Pfarrkirche, was ſie bis 1536 blieb, wo Joachim Friedrich das Kloſter reformirte, ein Domſtift daraus machte und die Dominikaner nach Brandenburg verſetzte. Als Joachim 1539 evangeliſch ward, richtete er die Kirche für den evangeliſchen Gottesdienſt ein; 1609 ward ſie Ober-Pfarrkirche, und ſo blieb ſie in ihrer alten Geſtalt bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Jahre 1747 beſchloß Friedrich II. die alte Domkirche einreißen zu laſſen und eine neue an einer anderen Stelle zu bauen; zu dieſem Zwecke ward der Platz an der öſtlichen Seite des Luſtgartens, zwiſchen dem von Friedrich Wilhelm I. erbauten Königl. Waſchhauſe und dem älteren Theile des Schloſſes gewählt. Das neue Gotteshaus bildete, nach dem Plane des älteren Baumann aufgeführt, ein längliches Viereck, 230 Fuß lang und 134 Fuß breit. Schon 1750 war es vollendet.

Die ganze äußere Form der Kirche aber ward 1817, nach einem Plane des Geheimen Ober-Bauraths Schinkel, umgeſtaltet. Das Portal ward tiefer und bildet jetzt eine große Vorhalle, zwei gereihte ioniſche Säulen tragen die Decke deſſelben und in den maſſiven, gleichfalls mit ioniſchen Pilaſtern verzierten Seitenpfeilern ſind zwei Niſchen, in welchen koloſſale geflügelte Engel ſtehen, nach dem Modell von F. Tieck in der Berliner Fabrik des Herrn Werner und Neffen von getriebenem Metall verfertiget, der eine als Glaube trägt den Kelch, der andere als Religion das offene Evangelium. Die Kuppel iſt erhöht, mit korinthiſchen Pilaſtern verziert, ſo daß zwiſchen Zweien immer ein freies Feld bleibt, und die übrigen Oeffnungen mit Jalouſien verſchloſſen ſind und als Schalllöcher dienen können. Auf der Spitze der Kuppel ſteht ein vergoldetes Kreuz und vor derſelben noch zwei kleinere mit eben den Verzierungen. Die alten Verzierungen des Daches ſind durch geſchmackvolle Geſimſe erſetzt und die langen Seiten durch hohe Pappeln verdeckt.

Die Säulen im Innern ſind geblieben, die Decke iſt mit gemalten Roſetten und Caſſetons geſchmückt. Zehn Stufen von weißem Marmor führen zu dem Altar, der von einem metallenen Gitter eingeſchloſſen iſt, in welchem zwölf nach den Viſcher'ſchen in der St. Sebalduskirche in Nürnberg befindlichen Originalen, von **Tiek** modellirte Figuren der Apoſtel die Verbindung ausmachen. Das Altargemälde, die Ausgießung des heiligen Geiſtes, iſt von Begas.

Der Dom enthält das Erbbegräbniß des preußiſchen Hauſes. Im obern Raum der Kirche befindet ſich das Denkmal des Kurfürſten Johann Cicero von Johann II. errichtet; es ward zwiſchen 1530 — 1561 vom Stückgießer Dietrich aus Burgund gegoſſen. Unter demſelben iſt das Grabdenkmal Joachims II., welches der berühmte Viſcher in Erz gegoſſen; der Kurfürſt ließ ſich daſſelbe ſchon bei ſeinem Leben errichten.

Die katholiſche Kirche.

Die Katholiken, deren Anzahl unter der weiſen Regierung Friedrichs II. ſich in Berlin ſehr vermehrt hatte, mußten von 1720 — 1773 aus Mangel an einer Kirche ihren Gottesdienſt in der Krauſenſtraße in einem kleinen Hauſe halten und fanden ſich dadurch äußerſt beſchränkt. Friedrich ertheilte ihnen die Erlaubniß zum Bau einer Kirche in Berlin, unter der Bedingung, daß ſie aber keinen Anſpruch auf baare Geldunterſtützung machten. Derſelbe begann 1747 und ſchon 1755 ſtanden die äußern Mauern des Gebäudes und der größte Theil des Daches da, der König ſelbſt nahm einen ſo thätigen Antheil an der Ausführung dieſes ſchönen Gebäudes, daß er ſelbſt die Zeichnungen dazu angab und dieſe von den Baumeiſtern Bühring und le Geay ausführen ließ. Dem Bau iſt das Verhältniß des Pantheons zu Rom zum Grunde gelegt; daher der herrliche Eindruck, den er auf den Zuſchauer macht.

Der anfängliche Eifer der Katholiken aber ſchien bei dem Fortſchreiten des Baues zu erkalten, denn dieſer blieb ſechzehn Jahre lang liegen, von 1755 — 1771, wo er endlich wieder fortgeſetzt wurde; 1773 ward die Kirche vollendet und am 1. Novbr. deſſelben Jahres eingeweiht. Sie wurde der heil. Hedwig gewidmet, deren Körper aus dem ſchleſiſchen Kloſter Trebnitz nach Berlin gebracht worden. Die Einweihung geſchah durch den Fürſtbiſchof von Ermeland Kraſiki.

Die Kirche ſteht auf dem ſchönen Opernplatze, zwiſchen dem Opernhauſe und der Bibliothek am öſtlichen Theile der Behrenſtraße; ſie erhält beſonders durch das auf Koſten des Kardinals Quirini erbaute, mit ſechs ioniſchen Säulen gezierte Portal ein ſchönes Anſehen. Im Giebelfelde iſt eine unvollendete Darſtellung der Anbetung der Weiſen aus dem Morgenlande. Ueber den Eingängen und Niſchen in der Fronte zwiſchen den Säulen ſind Basreliefs aus der Geſchichte Chriſti. Aus dem Veſtibüle führen drei Thüren in die Kirche, doch werden gewöhnlich nur die beiden Seitenthüren gebraucht. Die auf 24 korinthiſchen Säulen ruhende, von Boumann gebaute, und im Innern mit Caſſetten von Gagliari gemalte Kuppel macht einen unbeſchreiblichen Eindruck. Neben den zwölf Bogenfenſtern ſtehen zwölf koloſſale Bildſäulen der Apoſtel, von Ebenhecht, und hinter dem Altare eine herrliche Gruppe von weißem, carariſchen Marmor, Chriſtus und Maria Magdalena vorſtellend, die Melchiorri auf Koſten des Kardinals Quirini 1750 gemacht hat. Früher ſtand an einem Seitenfenſter ein Altarblatt, die Geburt Chriſti von Pesne und in einem andern die heil. Hedwig vor einem Crucifix, von Gagliari als Fresco gemalt; an deren Stelle ſieht man jetzt eine Geburt Chriſti von Veit und eine heil. Hedwig von Herbt.

Hinter der Kirche iſt eine kleinere 1778 erbaute Rotunde, auf der die Glocken ſind und die als Sakriſtei und Beichtkapelle dient.

Das Brandenburger Thor.

Eines der vorzüglichſten Kunſtdenkmaler Berlins. Der nachherige Oberbaurath Langhans hatte durch mehrere herrliche Bauten die Aufmerkſamkeit des Ko mals Friedrich Wilhelm II. auf ſich gezogen; derſelbe trug ihm demzufolge die Verfertigung eines Plans zum Bau eines neuen Brandenburger Thores auf. Langhans wählte die Idee der Propyläen zu Athen, der König genehmigte dieſen Plan. Unter des genannten Architecten Leitung ward der Bau ausgeführt und dauerte von 1789 — 1793, er ſoll über 500,000 Thaler gekoſtet haben. Das Thor ſelbſt beſteht aus einem doppelten Portikus von zwölf großen, doriſchen gereifelten Säulen durch Zwiſchenwände mit einander verbunden, die fünf große Durchgänge bilden, der mittlere, 18 Fuß breit für die Hofequipagen; die andern meſſen nur 12 Fuß. Das ganze Thor hat 195 Fuß 9 Zoll Breite und bis zur Spitze der Victoria 80 Fuß Höhe. Auf dem doriſchen, mit Triglyphen und Metopen (mit Sculpturen von Schadow und Eckſtein) verſehenen Gebälke ſteht eine hohe Attika, ſo breit wie der mittlere Durchgang, über den ſie bis in die Linie der Fronte vorſpringt mit einem nach Rode's Zeichnung von Unger und Boy verfertigten Basrelief; an beiden Seiten aber tritt ſie zurück und hat Treppenſtufen, die nach und nach kleiner werdend oben zuſammtreffen. Auf dieſem Vorſprunge nun ſteht man den antiken, vierſpännigen Wagen, die Quadriga, in welchem die Siegesgöttin mit der Siegesfahne und dem eiſernen Kreuze in dem Lorbeerkranze unter dem Adler ſteht; die vier Pferde vor dem Wagen (ſie ſind 12 Fuß hoch), die Siegesgöttin und der Wagen ſelbſt wurden nach Schadow's Modellen von den Gebrüdern Wohler in Potsdam aus Holz geformt und von dem Kupferſchmidt Jury daſelbſt in Kupfer ausgetrieden, das Ganze iſt 16 Fuß hoch. Bekanntlich ward dieſes Denkmal 1806 nach Paris gebracht, kam aber nach dem großen Siege wieder nach Berlin in Pomp zurück und erhielt das eiſerne Kreuz als Erinnerungszeichen. — Das Innere der Durchgänge iſt mit ſchönen Basreliefs geziert.

Die beiden, mit Säulen verzierten Vorſprünge, mit dem Thore von gleicher Bauart, enthalten rechts die Wohnung des Acciſe-Beamten und links das Lokal der Wache.

Der neue Packhof.

Dies Gebäude iſt von 1829 — 1831 von dem Bauinſpector Bürde, unter Leitung des Ober-Baudirectors Schinkel und des Ober-Bauraths Schmidt aufgeführt. Es hat 141 Fuß im Quadrat und eine Höhe von vier Stockwerken, der Waarenlagerplatz ſelbſt iſt 300 Fuß lang und 170 Fuß breit. Das Ganze beſteht eigentlich aus drei Hauptgebäuden, nämlich aus der eigentlichen Niederlage und aus zwei geſchmackvollen Häuſern, zwiſchen dem Muſeum und dem eigentlichen Packhofe oder Lagerplatz.

Das Haus an dem Muſeum, durch das der ſchiefe Winkel verſteckt wird, den hier die Straße mit dem Kupfergraben bildet, enthält: das Haupt-Stempel-Magazin für Stempelpapier und Spielkarten; das Wechſel-Stempel-Amt; die Provincial-Steuercaſſe und Realiſationscaſſe für Caſſen-Anweiſungen; die Wohnung des General-Steuerdirectors und des Verwalters bei dem Haupt-Stempel-Magazin. Dieſes erſte Amtsgebäude iſt, durch ein langes, niedriges Haus, in welchem ein bedeutender Theil des Platzes des Hauptſteuer-Amtes für inländiſche Gegenſtände, ſo wie auch Wohnungen mehrerer Steuer-Aufſeher ſich befinden, mit einem ganz gleichen Zweiten verbunden. In Letzterem befinden ſich das Hauptſteuer-Amt für ausländiſche Gegenſtände, ein Theil des Lokals für inländiſche, ſo wie auch die Wohnungen der Vorſteher beider Steuerämter. Nach dem Kupfergraben hin, an der Seite ſind die Hofplätze und längs dem Waſſer ein artiger Garten, der das Ganze recht freundlich macht. Es ſoll auch noch ein Salz-Magazin hinkommen.

Das Königliche Palais.

Der Baumeiſter Nering erbaute es im einfachen Style eines vornehmen Privathauſes für den Feldmarſchall von Schomberg, als dieſer als Proteſtant aus Frankreich flüchtete und 1687 nach Berlin kam, wo er in die Dienſte des großen Kurfürſten trat, der ihn zum Gouverneur von Preußen und Feldmarſchall machte. Als Schomberg aus Preußen wegging, erhielt Graf Wartensleben das Haus zur Wohnung, und brachte mehrere Verſchönerungen und Verbeſſerungen an. Nach ſeinem Tode ward es die Amtswohnung des jedesmaligen Gouverneurs von Berlin. 1734 kaufte König Friedrich Wilhelm I. ein daran ſtoßendes Privathaus und ließ es mit demſelben verbinden, das Ganze neu aufbauen und meubliren, und beſtimmte es ſeinem Nachfolger, dem Kronprinzen Friedrich II., zur Wohnung. Als dieſer das Königliche Schloß bezog, gab

gab er das Palais ſeinem älteſten Bruder, Auguſt Wilhelm, deſſen Wittwe es noch bis 1780 bewohnte. Darauf kam es an den Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II., von dem es der jetzige König zur Wohnung erhielt.

Die innere Einrichtung iſt edel, einfach und bequem ohne Prunk. Nur hat der jetzige König ein neues, mit dem früheren in gerader Linie ſtehendes Nebengebäude hinzugefügt, das mit dem Hauptgebäude durch einen Bogen verbunden iſt. Ein hübſcher Garten, begränzt durch den Graben am Opernhauſe, zieht ſich hinter dem Prinzeſſinnen Palais, (früher dem hochſeligen Prinzen Louis gehörig) bis zum Schloßhofe deſſelben, in der Niederwallſtraße hin.

Das Innere des Palais iſt reich an Kunſtſchätzen. Ueber dem Bogen iſt des Königs Privat-Bibliothek und die ſchöne, reiche Kupferſtich-Sammlung: in dem erſten Geſchoſſe Gemälde aller italiäniſchen Schulen, vorzüglich die ſpaniſchen Raphael's: in dem ehemaligen Thron- und Audienzſaal iſt eine herrliche Copie des Altarſtückes des Meiſter Wilhelm im Cölner Dome; im linken Seitenflügel ein beſonderer Saal für die beſten Gemälde lebender Künſtler. Im untern Geſchoſſe rechts iſt das Anmeldezimmer, daran ſtößt das Vortragszimmer, wovon das eine Fenſter nach der Gaſſe ſeitwärts hinausgeht; über dem Vortragszimmer, im zweiten Geſchoß, iſt das Wohnzimmer des Königs, von dem aus eine Reihe Zimmer, mit Gemälden aus der vaterländiſchen Geſchichte und Bildniſſen berühmter preußiſcher Feldherren verziert, bis an das äußerſte öſtliche Ende des Gebäudes läuft. Das obere Stockwerk des neu angebauten Theils bewohnt die Fürſtin von Liegnitz; das untere iſt unbewohnt.

Das Königliche Münzgebäude.

Im Jahre 1704 ward die Berliner Münzſtätte, nachdem ſie verſchiedene Lokale gehabt, unter der Regierung Friedrich's I. in das Haus an der Schleuſenbrücke verlegt, wo noch jetzt die Wohnungen der Münzbedienten und ein Theil des Münz-Büreaus ſich befinden; 1750 ward die Hausvogtei dazu genommen. So blieb es bis 1794, wo das Werderſche Rathhaus abbrannte, deſſen Platz zu einem neuen Münzgebäude benutzt ward. Prof. Ganz leitete den Bau und führte ihn in einem damals großartigen Styl aus. Das Ganze iſt ein dreiſtöckiges Gebäude mit vorſpringendem Riſalit. Zwei altdoriſche Säulen ſtehen am Eingange, zu dem eine Freitreppe führt, die große hölzerne Wendeltreppe, welche durch den ganzen Vorſprung geht, wird erhellt durch ein großes, ganz mit Glas verſehenes Bogenfenſter. Im zweiten Stock ſind große, halbrunde Fenſter, zwiſchen dieſen und dem untern Geſchoſſe läuft ein Fries 5 Fuß 9 Zoll breit und 116 Fuß lang um das ganze Gebäude; dieſer Fries iſt nach Schadow's Angabe in Sandſtein ausgearbeitet und bronziert. Ueber der Hausthüre ſteht die Inſchrift: Fridericus Guilelmus III. Rex, rei monetariae, mineralogicae, architectonicae MDCCC. Es waren nämlich Anfangs im untern Geſchoß die Königl. Münze, im mittleren das Mineralcabinett (das damals des Oberbergamts Eigenthum war) und im dritten die Büreaus des Ober-Baudepartements.

Die Königsbrücke

bildet die Verbindung der Königsſtraße mit dem Alexanderplatze. Sie hieß vor Zeiten Georgenbrücke und erhielt den Namen Königsbrücke, als Friedrich I. 1701 von Königsberg als gekrönter König zurückkam und ſeinen Einzug in Berlin hielt. Damals war es eine hölzerne Brücke, ſie ward 1777 abgebrochen und eine ſteinerne erbaut. Sie iſt 160 Fuß lang und 25 Fuß breit und wird von 4 Bögen aus Rothenburger Sandſtein getragen, das Geländer und die Verkleidung ſind von weißem Sandſtein. Nach der Seite gegen Berlin befindet ſich ein Säulengang, 148 Fuß lang, von joniſchen Säulen aus Sandſtein, mit ſchönen Gruppen, Vaſen u. a. verziert; in der Mitte dieſes Säulenganges ſtehen zwei ſchöne Figuren von dem älteren Meier verfertigt; 1832 ward die Colonnade ausgebeſſert. Hinter derſelben ſind Läden, in welchen die verſchiedenartigſten Dinge feil geboten werden.

Das Königl. Schauſpielhaus.

Es ſteht auf dem Markt der Friedrichsſtadt, jetzt Gensdarmen-Markt, und ward in den Jahren 1819 — 1820 gebaut nach der Zeichnung des Ober-Baudirectors Schinkel, und zwar auf dem Fundamente des älteren, das 1800 — 1802 errichtet, 1817 gänzlich abbrannte. Die Hauptfaçade iſt nach Oſten gegen die Seehandlung hin. Es iſt 256 Fuß lang, der Haupttheil hat 160 Fuß Tiefe und die Seiten flügel 115 Fuß. Von der unterſten Treppenſtufe bis zu dem Kopf des oben ſtehenden Apollo's iſt die Höhe 120 Fuß. Das untere Frontiſpitz ruht auf ſechs ioniſchen Säulen, auf dieſem Frontiſpiz ſieht man in erhabener Arbeit die Geſchichte der Niobe; die Säulen bilden ein Periſtyl, zu dem eine Treppe, 85 Fuß breit, mit 27 Stufen führt; das obere Frontiſpiz iſt auch mit erhabener Arbeit geſchmückt. Das Dach trägt verſchiedene Gruppen, einzelne Figuren und Vaſen von getriebenem Kupfer. Von dieſen zeichnet ſich beſonders auf der Spitze des oberen Frontiſpizes Apollo in einem von zwei Greifen gezogenen Wagen aus; ſo wie auf der nach der Charlottenſtraße gehenden Seite: der Pegaſus und die neun Muſen. Dieſe Figuren ſind nach Modellen von Rauch und Tieck, in der Werner'ſchen Bronze-Fabrik gegoſſen worden. Die Seitenflügel ſind mit dem Periſtyl von gleicher Höhe, auch mit Frontiſpizen geziert, auf dem nach der Taubenſtraße hin ſtehen die alten Sänger und Muſiker, nach der Jägerſtraße hin die Theaterdichter.

Das Innere enthält: im Unterbau die Eingänge, die Dekorations-Magazine; die Wohnung des Kaſtellans, der Portiers u. A.; im Mittelbau das Theater, im Halbkreis gebaut. Die Logen auf feinen, eiſernen, vergoldeten Säulen; die im erſten und zweiten Rang haben vor ſich Balkons. Das Plafond bildet ein ausgeſpanntes Velarium. Das Theater kann 1450—1500 Perſonen faſſen. In dem Flügel gegen die Taubenſtraße werden die Concerte und Bälle gegeben; er hat zwei kleinere Säle und einen großen Concertſaal, 43 Fuß hoch, 76 Fuß lang und 44 Fuß breit.

In den beiden erſten Sälen ſind die Büſten der berühmteſten Theaterdichter und der größten Schauſpieler der Berliner Bühne, in dem großen Saale aber die der vorzüglichſten Componiſten. Das übrige Lokal enthält die Zimmer der Direction, die Verſammlungs- und Ankleidezimmer der Schauſpieler, den Saal für die Proben, die Garderobe u. A.

Das Muſeum.

Der Bau dieſes herrlichen Gebäudes gehört der Regierung des jetzigen Königes von Preußen an. Es ſteht auf dem Platze des ſogenannten Luſtgartens.

Die äußere Façade bildet eine einzige große, offene Halle, die einen maſſiven Grund hat; dieſe Halle iſt mit achtzehn ioniſchen Säulen verziert, und hat, mit Einſchluß der Eckpfeiler, eine Länge von 276 Fuß 3 Zoll. Die Höhe des Ganzen vom Fuße bis zum oberſten Hauptgeſimſe iſt 64 Fuß 1½ Zoll und die Tiefe 170 Fuß 4 Zoll. Der viereckige Aufſatz, auf den zwei Vorder-Piedeſtalen ruhend und mit, nach Tieck's Modellen in Eiſen gegoſſenen Modellen verziert, welche Pferdebändiger vorſtellen, dient zum Schutze der Kuppel.

Die Säulenhalle ſelbſt iſt bis jetzt noch nicht verziert, ſoll es aber noch mit ſchönen Fresko-Gemälden werden. Die Halle ſelbſt hat noch eine Vertiefung, ſo breit wie die Freitreppe, ſie bildet eine zweite Halle, deren Decke auch auf Säulen ruht. In dieſer Halle iſt die ſchöne Doppeltreppe, die in das obere Geſchoß führt. Unterhalb des Ruheplatzes der Treppe, tritt man in die große Rotunde, die durch beide Geſchoſſe acht; durch ihre hohe, mit gemalten Caſſetten gezierte Kuppel fällt von oben das Licht herein; ſie hat einen Durchmeſſer von 67 Fuß, 72 Fuß Höhe und enthält einen Theil der Statuen des Muſeums, die kleineren in Niſchen auf der von Säulen getragenen Gallerie, unter der Gallerie ſelbſt die größeren zwiſchen den mit gelben Stuckmarmor bekleideten korinthiſchen Säulen. Der Fußboden iſt mit Stuckatur ausgelegt. Die übrigen Statuen ſtehen in dem Saale des untern Geſchoſſes, der die ganze Länge des Gebäudes einnimmt.

Von der Gallerie der Rotunde geht eine Thür in das obere Geſchoß. Der Saal iſt durch eine Art Schirmwände in mehrere kleine Cabinette getheilt, in denen zu beiden Seiten kleine Bilder hängen, größere hängen an der gewöhnlichen Wand. Ueber den einzelnen Abtheilungen der Gallerie, die nach den Schulen geordnet, ſind Inſchriften und in den einzelnen Cabinetten Ueberſichtstafeln aufgehängt, um die Gemälde leicht aufzufinden. Die Wände ſind mit dunkelrothen Tapeten bekleidet. Die hier bewahrte Sammlung hat einen hohen Werth, beſonders in hiſtoriſcher Hinſicht. Sie enthält die ſehr vollſtändige Schule von Raphaël und köſtliche Gemälde aus der italieniſchen, deutſchen und niederländiſchen Schule.

In dem untern Geſchoſſe iſt die Sammlung von Vaſen, Gemmen, Münzen, Terracotta's und anderen Anticaglien. Die Vaſenſammlung mag wohl eine der reichſten in Europa ſein; ſie iſt beſonders durch den Ankauf der Vaſen des K. K. Generals Koller mit vielen köſtlichen Stücken vermehrt worden.

Zu den Gemmen legte die berühmte Sammlung des Baron Stoſch den Grund, ſo wie zu den Münzen die Sammlung des Generals von Knobelsdorf.

Das Königl. Opernhaus.

Es ſteht der Bibliothek gegenüber in der Nähe der Linden. Der Bau deſſelben ward im Herbſte 1740 begonnen unter der Regierung Friedrich's II. und nach dem Plane des Freiherrn v. Knobelsdorf.

Das Gebäude bildet ein längliches Viereck, deſſen Hauptfronte 103½ Fuß breit iſt. Zu dem Periſtyl führt eine ſchöne Doppeltreppe mit Aufgängen zur Rechten und Linken, neben dem gewöhnlichen Eingange unter dem Periſtyl. Dieſes Letztere beſteht aus gereifelten korinthiſchen Säulen, auf denen ein Giebelfeld ruht, das mit ſchönem Basrelief, das Opfer des Apollo von Rahl, der auch die Statuen: Apoll mit den Muſen Melpomene und Thalia zur Seite, die auf den Akroterien ſtehen, verfertigte, geſchmückt iſt; das Gebäude hat die Inſchrift: Fridericus Rex, Apollini et Musis. Zu beiden Seiten neben dem großen Eingange, mit dem erſten Stockwerk in gleicher Linie, ſtehen die Bildſäulen des Sophokles, Euripides, Ariſtophanes und Menander in Niſchen.

Dieſer genannte Eingang führt zu dem Concertſaale, welcher in ſeinem innern Raume weiß, mit Stukatur- und Bildhauer-Arbeit verziert iſt; er nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein und war früher an Hof-Redouten-Tagen Speiſeſaal für den Hof; ſpäter diente er zu großen Muſik-Aufführungen und jetzt werden hier die großen Dekorationen für die Oper gemalt. Dieſem Eingange gegenüber iſt der (jetzt maskirte) zur großen Königl. Loge.

An den beiden längeren Seiten des Opernhauſes, wovon die öſtliche gegen den Graben und den Prinzeſſinnen-Pallaſt, die weſtliche nach dem Opernplatz der Königl. Bibliothek gegenüber geht, ſind auch Freitreppen zu den Seiteneingängen hinauf. Sie ſind mit Vorſprüngen durch korinthiſche Pilaſter und Statuen auf den Attiken verziert.

Im Innern ſind drei Reihen Logen, mit Einſchluß der Parket-Logen; die große Königliche hat eine Kuppel und eine Krone, iſt geſchmackvoll im Inneren dekorirt und befindet ſich in der Mitte der Logen; die kleine Königl. Loge iſt in dem mit vergoldeten Säulen verzierten Proſcenium, der Fremden-Loge gegenüber. Friedrich Wilhelm II. ließ das Innere 1787 ſehr geſchmackvoll (Blau mit Gold) einrichten und von dem jüngeren Baumann nach dem Plan des Ober-Bauraths Langhans ausführen, das Proſcenium ſelbſt ward um 5 Fuß erweitert, die Logen vorgerückt, die Säulen, die vorher auf der Brüſtung ſtanden, auf denen die Logen ruhten und welche durch ihre Dicke die Ausſicht auf das Theater hemmten, wurden drei Fuß zurück geſchoben, und mit Karyatiden von weißem Gypsmarmor bekleidet. Mehrere gute Veränderungen wurden getroffen, unter andern ein Gewölbe unter dem Orcheſter angebracht, wodurch die Wirkung der Muſik ſehr gehoben wird. — Das Parterre kann erforderlichen Falls hinaufgeſchroben werden und macht dann mit der Bühne eine Fläche,

auf welcher 6000 Menſchen Platz haben. Gewöhnlich faßt das Opernhaus 1800 — 1900 Perſonen.

Die Königliche Bibliothek.

Bereits im Jahre 1774 ließ Friedrich der Große den Platz, auf welchem noch jetzt das Königliche Bibliotheksgebäude ſteht, ankaufen, und den Bau von dem Architecten Baumann dem Jüngeren, nach eigener Anordnung und einer Zeichnung des K. K. Baumeiſters Fiſcher von Erlach ausführen. Im Jahre 1780 war das Werk vollendet und wurde auch alſobald benutzt.

Die Munificenz der folgenden Herrſcher, beſonders des jetzt lebenden Königs, durch welche die Sammlung außerordentlich vermehrt wurde, hat jedoch den Bau eines neuen Bibliothekgebäudes nothwendig gemacht, der, wie es allgemein heißt, binnen Kurzem begonnen werden ſoll. Das jetzige Gebäude, das die Form einer altmodiſchen Kommode hat, ſticht zu ſehr ab gegen die anderen geſchmackvollen und großartigen Denkmäler der Baukunſt, die ſich in ſeiner nächſten Umgebung befinden.

Die Sammlung ſelbſt enthält nahe an 300,000 Bände gedruckter Bücher und über 5,000 Handſchriften, deren Benutzung zu beſtimmten Stunden Jedem frei ſteht.

Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge.

Es iſt dies ein Monument der Erinnerung an die glorreichen Ereigniſſe der Jahre 1813 — 1815, an die Beſiegung der Franzoſen und die thatenreiche Wiedererkämpfung der preußiſchen Freiheit und des alten Ruhmes.

Eine Viertelſtunde von Berlin auf einem Berge, der den Namen Kreuzberg erhalten, gegen Südweſten von der Stadt, auf einem der höchſten Punkte um Berlin, von wo man mehre Meilen weit umher die Ausſicht hat, erhebt ſich dieſes Denkmal. Die Grundlage bildet ein eiſernes Kreuz und es hat daher vier Haupt- und acht Nebenfronten. Es iſt im gothiſchen Style nach des Herrn Geheimen Ober-Baurath Schinkel's Zeichnung ausgeführt aus Gußeiſen, 60 Fuß hoch und erhebt ſich in einer künſtlichen, nach oben ſich verjüngenden Spitze. Es ruht auf einem achteckigen Unterbau von Quaderſteinen, der eine mit fünf Stufen verſehene Terraſſe, 78 Fuß im Durchmeſſer, bildet und auf der höchſten Stufe mit einem geſchmackvollen Eiſengitter umgeben iſt. In den Niſchen der Haupt- und Neben-Seiten des Kreuzes, ſtehen koloſſale Statuen von Sieges-Genien aus Gußeiſen, unter denen die Hauptſchlachten des Befreiungskrieges angegeben ſind. Es ſind zwölf Figuren, die an den vier Hauptflügeln, nach den vier Weltgegenden hin, die Schlachten von Groß-Görſchen, Leipzig, die Einnahme von Paris, Schlacht von Belle-Alliance; die an den Seiten die Schlachten von Groß-Beeren, der Katzbach, Culm, Dennewitz, Wartenburg, la Rothière, Bar ſur Aube und Laon verſinnlichen. Eine Inſchrift mit erhabenen Buchſtaben lautet: „Der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen ein

Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.“

Zu dieſem Denkmal ward den 19. Septbr. 1818 von dem verſtorbenen Kaiſer Alexander von Rußland und dem jetzigen Könige von Preußen mit allen militäriſchen und kirchlichen Solennitäten der Grundſtein gelegt, wobei der Biſchof Dr. Eylert eine Rede hielt. Die Einweihung des vollendeten Gebäudes geſchah den 20. März 1821.

Die Charité.

Dieſes berühmte Krankenhaus ward 1710 als die Peſt auch Berlin zu erreichen drohte, vom König Friedrich I. als ein Lazareth für Arme errichtet. Als aber die Krankheit nicht einbrach, wurde es zu einem allgemeinen Hospital und Arbeitshauſe beſtimmt. Durch den Tod Friedrich's I. gerieth die Sache in's Stocken, doch ſetzte bald Friedrich Wilhelm I. es fort. Es ſollte indeſſen dieſes neue Gebäude nur ein Krankenhaus für die Berliner Garniſon ſein und auf der Friedrichsſtadt ein anderes für Bürger errichtet werden. Allein auf den Vorſchlag des damaligen Armen-Wundarztes Habermann beſtimmte der König das neue Haus zur Uebungsſchule für praktiſche Aerzte und Wundärzte, und erließ 1726 eine Verordnung, daß „ein allgemeines Krankenhaus für die Reſidenzſtadt“ angelegt werden ſollte, deſſen Einrichtung dem Königl. Leibarzte Eller, dem Regiments-Wundarzt Senf und dem General-Chirurgus Holzendorf übertragen ward.

Im Jahre 1727 ward dieſe Anſtalt erweitert und ihr der Name Charité gegeben. Es ward ein Speiſeſaal angelegt für mehrere Hunderte Patienten, die nöthigen Wirthſchaftsgebäude, Brauerei, Bäckerei u. m. angebracht. Der König bewilligte der Anſtalt 1733 die Summe von 100,000 Thalern, und verlieh ihr zu einem beſtändigen Fond den ausſchließlichen Verlag aller Kundſchaften, Lehrbriefe und Geburtsbriefe der Handwerker in ſeinem Staate. Der Feldmarſchall Graf v. Wartensleben vermachte der Anſtalt 1726 bedeutende Grundſtücke; Freiherr von Grapendorf hinterließ ihr 80,000 Thaler, wovon das Amt Priborn in Schleſien gekauft ward, auch der Graf von Arnim machte bedeutende Schenkungen, der Banquier Regelin gab 12,000 Thaler und zwei Häuſer in Charlottenburg.

Alle dieſe Gaben reichten aber in der Folge nicht hin. Friedrich II. ließ, um mehr Raum zu gewinnen, 1785 einen neuen Flügel anbauen, er erlebte die Vollendung nicht, doch unter ſeinen Nachfolgern gedieh derſelbe immer weiter und ſo entſtand dieſes großartige, dreiſeitige Gebäude, das aus einem mit einem Vorſprung verſehenen Hauptflügel beſteht, mit Fenſtern gegen Weſten, und nach Süden und Norden mit zwei Seitenflügeln; vor dem erſten dieſer zwei Flügel zieht ſich der mit geſchmackvollen Eiſengittern umgebene Garten der Charité hin.

In dem Hauptgebäude können 680 Kranke untergebracht werden, eine Zahl, die für die Bevölkerung Berlin's zu klein iſt, daher ſah ſich die Behörde bewogen 1831 den Grund zu einem neuen Gebäude in in der Nähe des älteren zu legen, das aus einem vierſtöckigen Hauptgebäude und zwei, nach dem großen Charité-Hauſe hin vorſpringenden Flügeln beſteht, und an 500 Kranke wird faſſen können. Außer dieſem neuen Gebäude iſt noch eine Filialanſtalt in der Ziegelſtraße № 6 und das Pockenhaus in der Kirſchallee hinter dem Invalidenhauſe.

Die Direktion der Anſtalt hat der Geheime Medicinalrath Dr. Kluge, der ſelbſt, ſo wie der Ober-Inſpector, dort wohnt. Die Oberleitung hat das Königl. Curatorium für die Krankenhausangelegenheiten, deſſen Präſident der Geheime Ober-Medicinalrath Dr. Ruſt iſt. Die einheimiſchen Kranken finden ohne Weiteres Aufnahme; Fremde mittelſt Erlaubnißſcheines des Königl. Curatoriums.

Die Singacademie.

Sie verdankt ihre Entſtehung dem Königl. Kammermuſikus Faſch und datirt ſich wohl von 1793, wo Anfangs der große runde Saal über dem mittleren großen Thore des Gebäudes der Academie der Wiſſenſchaften unter den Linden dazu benutzt wurde.

Der König bewilligte endlich einen freien Platz zwiſchen dem Univerſitäts-Gebäude und der Königswache zur Erbauung eines eigenen Hauſes, deſſen Bau 1825 nach einer Zeichnung des Herzogl. Braunſchweigiſchen Bauraths Ottmer begann. Er ward 1827 vollendet und die erſte große Muſik daſelbſt den 8. April 1827 aufgeführt. Es bildet ein längliches Viereck, 140 Fuß lang und 60 Fuß breit, und hat 3 Eingänge, zu welchen eine breite Treppe führt. —

Zwiſchen denſelben ſind korinthiſche Pilaſter, die das Giebelfeld tragen. Das untere Geſchoß dient zur Wohnung für den jedesmaligen Director und den Kaſtellan. Die drei Eingangsthüren führen zu einem Vorſaal, aus welchem rechts eine Treppe in das obere Stockwerk geht. Hier iſt ein geräumiges Vorzimmer mit drei Eingangsthüren in den Muſikſaal, der 89 Fuß lang, 42 Fuß breit und 31½ Fuß hoch iſt. Auf der rechten Seite in einer Erhöhung von 10 Fuß iſt eine Reihe offener Logen, durch Scheidewände mit Thüren getrennt und mit ſchönen durchbrochenen, vergoldeten Bruſtungen, mit Kronleuchtern, Büſten u. ſ. w. geſchmückt. Die nächſten Logen am Orcheſter ſind für den König. Ueber den Eingängen befindet ſich eine geräumige Gallerie mit Bänken amphitheatraliſch und mit Bruſtungen eingerichtet. Das Orcheſter bildet einen Halbkreis, in deſſen Mitte das Piano des Dirigenten; es faßt 300 Sänger und Spieler und der ganze Saal 1000 Perſonen. Hinter dem Orcheſter, dem Eingange gegenüber iſt noch ein kleinerer Saal mit 3 Thüren, deſſen Fenſter auf die Dorotheenſtraße hinaus gehen, er iſt zu Proben und kleineren Aufführungen beſtimmt. Die gewöhnlichen Uebungs- und Aufführungstage ſind, ohne Orcheſter, Montag und Dienſtag von 3—7 Abends. Mittwochs in denſelben Stunden Vorbereitung für die Mitglieder der zweiten Abtheilung der Singacademie. Im Winter werden, zu beſtimmtem Eintrittspreis, drei bis vier große Concerte gegeben.

Die Königliche Univerſität.

Sie ward 1809 begründet und dazu der in den Jahren 1754—1764 auf Koſten Friedrichs II für ſeinen Bruder, Prinzen Heinrich erbaute Palais beſtimmt. Dieſes Gebäude bildet ein großes Mittelgebäude mit 2 vorſpringenden Flügeln, die einen großen Vorhof mit Gartenanlagen einſchließen. Das Untergeſchoß iſt im ſogenannten Ruſtico-Styl erbaut; das Mittelgeſchoß hat hohe, oben runde, und das Obere viereckige Fenſter. Das ganze Gebäude iſt mit einem ſchönen Eiſengitter umgeben und dadurch von dem großen Platze geſchieden. Das Corps de Logis hat einen Vorbau, der auf 6 korinthiſchen freiſtehenden Säulen ruht und die Inſchrift führt: Fridericus Guilelmus III. Rex, universitati litterariae MDCCCVIII. — Unter dieſem Vorbau iſt der Eingang zur Doppeltreppe, die zu dem großen, nach dem Garten zu belegenen Saal führt, in welchem die öffentlichen akademiſchen Feierlichkeiten gehalten werden; Pilaſter von korinth. Ordnung zieren die nach dem Platze gekehrten Fronten der Flügel. Das Untergeſchoß enthält die Hörſäle, das Verſammlungs-Zimmer der Profeſſoren u. ſ. w. Im Mittelgeſchoße am linken Flügel iſt das anatomiſche Muſeum, auf dem rechten das mineralogiſche Kabinett. Im dritten Stock, auf der rechten Seite und theils im Hauptgebäude, theils in dem Flügel das reiche zoologiſche Kabinett. Der Garten wird in einem beſonders abgeſchloſſenen Theil, als botaniſcher Garten benutzt; das Uebrige iſt öffentlicher Spaziergang.

Monbijou.

Schon zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wurde, wo jetzt der Garten von Monbijou iſt, ein kurfürſtlicher Garten angelegt, den die Kurfürſtin Eleonore, zweite Gemahlin Joachim Friedrich's ſehr liebte und in welchem ſie 1604 viele Verbeſſerungen anbringen ließ. Im 30jährigen Kriege verfiel er ſehr und erſt 1640 fing der große Kurfürſt ſeine Wiederherſtellung an. Er ſchenkte ihn 1760 ſeiner zweiten Gemahlin Dorothea, die dort ein Vorwerk und eine Meierei anlegte. 1689 erhielt ihn die Kurfürſtin Sophie Charlotte vom Kurfürſten Friedrich III., und nach ihrem Tode kam er an die Gemahlin des Grafen von Wartenberg, erſten Miniſter des Königs. Dieſe ließ 1708 den mittleren Theil des nach der Spree hin liegenden Gebäudes von Eoſander v. Göthe errichten; als aber ihr Gemahl 1710 in Ungnade fiel, kaufte der König das Schloß und ſchenkte es ſeiner Schwiegertochter, der damaligen Kronprinzeſſin Sophie Dorothea; dieſe ließ Schloß und Garten erweitern und gab ihm den Namen Monbijou. Sie behielt es auch nach dem Tode ihres Gemahls Friedrich Wilhelms I. als Sommerwohnung. Nach ihrem Tode 1757 blieb es leer und ward erſt wieder bewohnt als Friedrich Wilhelm II. es ſeiner Gemahlin ſchenkte. Nun erſt erhielt es ſeine jetzige Geſtalt durch ein gegen den Platz gekehrtes Vorgebäude, das die Königin nach einem Plane von Unger vom Ober-Baurath Schefſler bauen ließ. Das Gebäude beſteht aus zwei Flügeln, durch den in den Garten führenden Haupt-Ein-

BIBL.

gang getrennt, der zu beiden Seiten eine Colonnade ioniſcher Säulen hat. Der linke Flügel zieht ſich bis an die Spree und in dem rechten iſt noch ein Ballſaal, der zur Zeit der Königin (Mutter des jetzigen Königs) zu dramatiſchen Vorſtellungen diente und eingerichtet war.

Jetzt befinden ſich in einem alten Pavillon des Gartens die Sammlungen ägyptiſcher und märkiſcher Alterthümer.

Die Parochial-Kirche.

Zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts erhielten die Reformirten vom Kurfürſten Friedrich III. die Erlaubniß den Platz, wo jetzt die Kirche ſteht, zu kaufen und dort ein Gotteshaus zu bauen. Dieſer Bau begann 1695 nach Nehrings Plan, aber 1698 ſtürzte ein Theil des Gewölbes der Kuppel ein, und Grünberg übernahm den Bau, der auch 1703 ſo weit gedieh, daß vorläufig Gottesdienſt gehalten werden konnte; durch Grünberg's Tod 1707 verzögerte ſich die Vollendung des Thurms und Ober-Bau-Director Gerlach, der ſie übernahm, mußte den Plan des Thurms wieder ändern, um für das Glockenſpiel Platz zu gewinnen. So ward derſelbe erſt 1715 zu Stande gebracht.

Es iſt eine Kirche in gewöhnlicher Kreuzform, 100 Fuß lang und eben ſo breit, die Kreuzflügel haben 15 Fuß Breite. Das Portal ſpringt vorn 25 Fuß vor. Inwendig iſt ſie ganz einfach aber freundlich; ſie hat beſonders ſchöne, luftige Gewölbe, worin die Leichen nicht ſo leicht verweſen. Die Kirche liegt am Ende der Kloſterſtraße.

Das Berliner Rathhaus.

Wo das erſte Rathhaus der Stadt Berlin geſtanden iſt ziemlich ungewiß. Schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ſoll ein Rathhaus für den vereinigten Rath von Berlin und Cöln exiſtirt haben. Dieſes ältere Rathhaus ſoll Kurfürſt Friedrich 1432 ſich haben abtreten laſſen und es ſoll da geſtanden haben, wo jetzt der Mühlhof iſt. Dieſe Nachrichten ſind aber alle ſchwankend, nur ſcheint bei Gelegenheit des Verſöhnungsvertrags 1448 ein neues Rathhaus da wo das jetzige ſteht, erbaut worden zu ſein. Dieſes brannte 1484 ab, allein der Rath ſcheint ſchon 1488—1489 Anſtalt zur Erbauung eines neuen getroffen zu haben und vielleicht kommt der Theil des jetzigen Rathhauſes über der Rathswage (in der Königsſtraße) mit ſeinen zwei vorſpringenden Fenſtern und den ſtarken Tragſteinen aus jener Periode.

Im Jahre 1581 wurde es von Neuem ein Raub der Flammen, wobei zugleich viele wichtige Urkunden verloren gingen. Schon im Jahre 1583 wurde der Bau jedoch wieder angefangen und zwar mit dem eigentlichen Eckgebäude, von drei Stockwerken, das einen Thurm bekam. Aus derſelben Zeit ſcheint auch der an den Eckbau angrenzende, hervortretende Theil des Rathhauſes, in der Spandauer-Staße herzurühren. Die Anbaue nach der Königs- und Spandauer-Straſe hin rühren dagegen wohl aus verſchiedenen Zeitaltern her. Zu dieſem entwarf der Baumeiſter Nehring den Riß etwa 1685, der erſt 1693 ausgeführt ward während der erſtere Anbau (zwiſchen dem Eckgebäude, und der Rathswaage) unter der Regierung Friedrichs I. 1710 dazu kam, als alle Magiſtrate der verſchiedenen Theile der Reſidenz in ein Ganzes vereinigt wurden.

In dem Berliner Rathhauſe, das eigentlich das Lokal für den Magiſtrat iſt, befinden ſich noch: das Vormundſchafts-Gericht und die Hypotheken-Regiſtratur des Stadtgerichts; das Stadtgericht ſelbſt iſt jetzt im ehemaligen Gouvernements-Gebäude in der Königs-Straße.

Das Cölniſche Rathhaus.

Als in Folge des Verſöhnungsvertrages 1448 die Stadttheile Berlin und Cöln getrennt wurden, mußte für Letzteres ein beſonderes Rathhaus gebaut werden und dieſes ſcheint auf derſelben Stelle aufgeführt worden zu ſein, wo das jetzige ſteht. Als die Vereinigung der Magiſtrate ſämmtlicher Reſidenztheile 1710 erfolgte, beſchloß Friedrich I. dem cölniſchen Rathhauſe eine neue Geſtalt zu geben. So ward das alte Gebäude eingeriſſen und 1710 der Grund zu einem neuen gelegt, das ein gemeinſames Rathhaus für alle Theile der Reſidenz werden ſollte. Den Riß hatte Grünberg gemacht, wie es ſcheint nach dem Vorbilde des Amſterdammer Rathhauſes. Der Styl iſt ziemlich großartig und würde, wenn der anfängliche Plan ausgeführt wäre, impoſant geworden ſein. Nach Friedrich's Tode blieb aber der Bau liegen und ward nur ſo weit vollendet, wie er jetzt iſt; denn Friedrich Wilhelm I. wollte, daß der Berliner Magiſtrat in ſeinem alten Lokale bliebe. Jetzt iſt das

Rathhaus der Sitz der Service- und Einquartirungs-Deputation, der Stadtverordneten-Verſammlung und des ſogenannten Cölniſchen Gymnaſiums (Real-Gymnaſium), einer ſehr nützlichen Erziehungsanſtalt. Die ſtarke Frequenz dieſes Letzteren machte die Ausführung eines neuen Flügels, in der Scharnſtraße, an der nördlichen Seite des Gebäudes nothwendig; in dem mittleren Stock deſſelben wohnt der Director Dr. Auguſt, oben ſind die Claſſen und ein großer Hörſaal. Im untern Geſchoß hat die Service-Deputation ihr Büreau. Die Gegend wird beſonders lebhaft durch den Cölniſchen Fiſchmarkt, der vor dem Rathhauſe gehalten wird.

Das Mauſoleum.

Dieſes Trauerdenkmal der hochherzigen erſten Gemahlin des jetzigen Königs ſteht in Charlottenburg, und ward der zu früh verſtorbenen Fürſtin von dem tieftrauernden Gatten 1810 geſetzt.

Es iſt ein einfacher Tempel, der im Grunde einer Allee von Weymuthkiefern und ehrwürdigen Tannen ſteht; ein freier Vorplatz von ſchönen Bäumen, Sträucher und Blumen umgeben, ſtößt an dieſe Allee. Einige Stufen von Granit führen zwiſchen zwei auf den Treppenwänden ſtehenden Vaſen zu dem in altdoriſchen Styl gebauten Periſtyl, das aus vier Säulen beſteht, die ein Fronton tragen, auf dem der Name des Erlöſers als Monogramm zwiſchen einem griechiſchen Alpha und Omega von Bronze zu ſehen iſt. Die ganze Vorderſeite des Gebäudes iſt mit rothem Granit bekleidet; aus demſelben Steine ſind auch die Säulen gearbeitet. Durch eine Flügelthüre von getriebener Bronze kömmt man in das Innere dieſes Denkmals. Wenige Stufen von grauem ſchleſiſchen Marmor führen zu einer Erhöhung, auf welcher die Statue der Königin. Sie iſt in ruhender Lage dargeſtellt und von Rauch in Marmor gearbeitet. Die Aehnlichkeit der Züge in dem Geſichte der edlen Verſtorbenen, der Ausdruck und der ganze ſchöne Charakter der Statue ſind bewundernswerth. — Das Baſement der Figur zeigt das Preußiſche und Meckelnburgiſche Wappen; am Kopf- und Fußende ſind zwei Adler in Lebensgröße; in den Ecken der Cella am Kopfende zwei Candelaber von Marmor, der eine davon mit einer Gruppe (in Hautrelief) die Parzen vorſtellend und von Rauch verfertigt, der andere mit der Gruppe, die Horen von Tieck geſchmückt. Das Kuppeldach oben an der Treppe, durch welches das Licht einfällt, wird von vier Säulen getragen, die zu zwei zuſammenſtehen, ſie ſind von einer ſeltenen, grün und weiß geäderten Marmorart und waren früher im Schloſſe zu Oranienburg. Die Statue ſelbſt wird von einer Laterne beleuchtet, ſo wie von einem, ſpäter hinter derſelben, in der Wand angebrachten und aus einer großen Glasſcheibe beſtehenden Fenſter. Der ganze Raum iſt mit grau-grünem Stuckmarmor bekleidet.

Zwiſchen den beiden Treppen, die zu der Statue fuhren, ſieht man die Stufen, welche in die eigentliche Gruft hinabgehen, über der ein ſchöner bronzener, mit Engeln verzierter Kronleuchter hängt. Hier ruht die Fürſtin; dieſer Raum iſt durch eine verzierte Thüre von Metall verſchloſſen und der Eintritt nur der Königlichen Familie erlaubt. Der obere Raum iſt Jedem, der ſich bei dem Kaſtellan meldet, zugänglich; und am Todestage der unvergeßlichen Königin ſteht der Beſuch des Monumentes Jedem frei.

Die Aufſicht iſt einem Invaliden übergeben, der zugleich für die ſorgſame Pflege der herrlichen Umgebung zu ſorgen hat.

Das Schloß zu Charlottenburg.

Dieſes Schloß ward von der Königin Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I., angelegt. Es hieß Anfangs Lützenburg nach dem nahe liegenden Ort Lützen. Nach dem Tode der Königin gab Friedrich ihm den Namen Charlottenburg. Im Anfange hatte es weder die Kuppel noch die Seitenflügel und blieb auch ſo noch einige Zeit nach dem Tode der Königin.

Im Jahre 1706 ward der Bau des Schloſſes dem bekannten Eoſander v. Göthe übertragen und an dem Hauptgebäude, zu jeder Seite, noch ein zweiſtöckiger Anbau von fünf Fenſtern angebracht, der mittlere Vorſprung ward mit einem Fronton, mit einer ſchönen Kuppel verſehn; die treffliche Façade nach dem Garten zu iſt ebenfalls von Eoſander. Derjenige Theil des Schloſſes, der nach Oſten, nach der Brücke über die Spree, hinaustritt, vor welchem die Gärten ſich befinden und wo die Wohnzimmer des jetzigen Königs ſind, iſt von Knobelsdorf unter der Regierung Friedrich's II. erbaut worden.

Die antiken plaſtiſchen Kunſtwerke, die ſich

hier befanden, ſo wie mehrere Bilder aus der niederländiſchen Schule ſind in das Muſeum nach Berlin verſetzt worden. Das Deckengemälde in der Kapelle iſt von Corie — Unter den modernen Kunſtwerken im Schloſſe zeichnen ſich aus: die Statue der Kaiſerin von Rußland, Tochter des regierenden Königs, aus ſchönem Marmor von dem älteren Wichmann gearbeitet. — Im Garten ſtehen an manchen Stellen moderne Bronze-Copieen berühmter antiker Statuen, unter denen ſich beſonders die ſogenannte Venus von Capua, unweit des neuen Hauſes in einem Boskel, nahe am Fluſſe, auszeichnet.

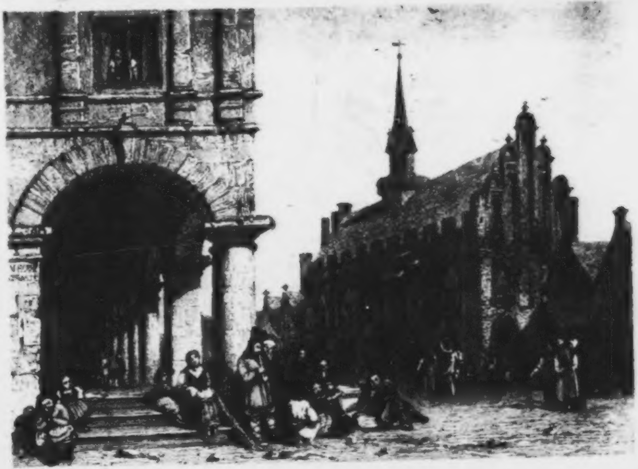
Der geräumige Vorhof des Schloſſes, zum Auffahren der Wagen beſtimmt, wird von dem Platze durch ein, zum Theil vergoldetes eiſernes Gitter getrennt. Auf den Thorpfeilern ſtehen Copieen der berühmten Statue des Borgheſiſchen Fechters; dieſe Statue ſelbſt, nebſt der ganzen Borgheſiſchen Sammlung, befindet ſich im Pariſer Muſeum.

Das Königliche Schloß.

Eine ausführliche Beſchreibung dieſes in vielfacher Hinſicht höchſt merkwürdigen und großartigen Baues zu geben, würde den uns vergönnten beſchränkten Raum zu ſehr überſchreiten. Wir verweiſen daher den wißbegierigen Leſer auf das bereits angeführte Werk von Rumpf, und bemerken nur, daß das Schloß bereits von Kurfürſt Friedrich I. begonnen und unter König Friedrich Wilhelm I. vollendet wurde. Die Baumeiſter deſſelben waren nach einander der berühmte

Schlüter, der ſchon mehrfach erwähnte Coſander von Göthe und Böhm.

Derſelbe Schlüter war es, der das herrliche 1695 nach Nehrings Riſſen begonnene, von de Bodt fortgeſetzte Zeughaus, im Inneren des Hofes mit den großartigen nach ihm gewöhnlich Schlüter'ſche Larven genannten, ein und zwanzig Köpfen ſterbender Menſchen, ſchmückte. Dieſe Larven gab Rode ſpäter in radirten Blättern heraus. — Hinſichtlich einer Darſtellung des Zeughauſes und ſeines Inhaltes müſſen wir ebenfalls auf Rumpf's Werk verweiſen, rathen jedoch dem Fremden, für den es beſonderes Intereſſe hat, ſich perſonlich an den Aufſeher zu wenden, der ihm das Innere des Gebäudes mit großer Bereitwilligkeit eröffnet.



Marienburg.

Der Reiſende, der ſich dem noch im Weſtpreußiſchen Regierungsbezirk Danzig auf einer Anhöhe gelegenen Städtchen Dirſchau nähert, betritt nach der Ueberfahrt über die Weichſel, den ſogenannten großen Marienburger Werder, wo ein ungemein fruchtbarer Boden den Fleiß des Landmannes mit reichen Segen vergütet. Durch dieſen anmuthigen Landſtrich führt der Weg zu der in der ältern Geſchichte Preußens denkwürdigen Stadt Marienburg, die in den Jahren 1309 — 1466 die Reſidenz der Hochmeiſter des deutſchen Ordens war. Ihr altes Schloß, noch in ſeinen Ruinen ehrwürdig, die hohen Thürme und Zinnen, von der ehemaligen Befeſtigung der Stadt herrührend, ihre Lage an dem hohen Ufer der Nogat, geben Marienburg, ſchon aus der Ferne geſehen, etwas Anziehendes und Impoſantes. Die Bauart im Innern der Stadt iſt alt, doch nicht unregelmäßig. Doch zeigt ſich in derſelben zugleich etwas Neues und Befremdendes, das beſonders in der Hauptſtraße auffällt und die Phantaſie beſchäftigt. Es iſt eine zuſammenhängende Reihe gemauerter Vorhallen vor den Häuſern, zu beiden Seiten der Straße, gewöhnlich Vorlauben genannt. Auch bei ungünſtigſter Witterung wandelt man trocken und geſchützt unter jenen Hallen, die an ſchönen Sommerabenden zu einem angenehmen Spaziergange dienen. Dort ſieht man die einzelnen

Hausbewohner vor ihren Thüren ſitzen, auf irgend eine Weiſe beſchäftigt oder ausruhend von ihrer Tagesarbeit. Jene Verlauben, ein Ueberreſt aus der erſten urſprünglichen Anlage der Stadt, erinnern an die orientaliſche Bauart, welche von dem deutſchen Orden, als derſelbe 1276 die Stadt anlegte, derſelben angepaßt ward, um ſie ſpäterhin zu ſeinem Hauptſitze zu machen. Ein beträchtlicher Handel, beſonders mit Holz, das Brauweſen und die Landwirthſchaft bilden die Hauptnahrungszweige der Stadt, deren Bürger ſich größtentheils einer ungemeinen Wohlhabenheit erfreuen.

Merkwürdig ſind in Marienburg vorzüglich die Trümmer des Ordensſchloſſes; der Baumeiſter deſſelben iſt nicht bekannt. Faſt möchte man verſucht ſein anzunehmen, es ſei ein Deutſcher geweſen. Wenigſtens verräth ſich in den kühnen Spitzbogen, den ſchlanken Pfeilern, die jenes herrliche Denkmal der Vorzeit zieren, überall der Styl altdeutſcher Architectur und kaum eine Spur der ſächſiſchen Baukunſt. Mit Leichtigkeit ſcheint alles an jenem Schloſſe gen Himmel zu ſtreben. Die Prunkgemächer waren weiland geſchmückt mit Bildniſſen und deutſchen Reimen, von denen ſich einige noch entziffern laſſen. An die italieniſche Bauart erinnern die Nebenwerke des Gebäudes durch ihre rautenförmige und zickzackartige Moſaik. Die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche ſind größtentheils aus der Pflanzenwelt entlehnt; doch ſieht man auch hie und da einige wunderſame Thiergeſtalten. Von außen, an der Mauer der obern Capelle zeigt ſich in einer Niſche die coloſſale Statue der Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde im Arme.

Jenes coloſſale Bild in Relief mißt 26 Fuß, der Jungfrau Mund ½ Fuß, das ſitzende Jeſuskind über 6 Fuß. Ueber dem goldfarbenen Unterkleide trägt Marie einen großen und weiten Mantel von blendend rother Farbe, geziert mit goldenen Vögeln und Blumen. Das Unterfutter iſt blau, und die Falten deſſelben ſind ſehr zierlich gelegt, trotz der impoſanten Größe des Bildes. In der Nähe deſſelben befindet ſich die St. Annenkapelle, zu welcher eine enge dunkle Treppe hinabführt. Dort ward das Hochamt und die Todtenfeier für verſtorbene Ritter gehalten. In jener Gruft ruhen die Hochmeiſter Dietrich von Altenburg, Heinrich Duſſner von Arfberg, Winrich von Kniprode, Conrad Zöllner von Rothenſtein, Conrad von Wallenrod, Conrad von Jungingen, Heinrich Reuß von Plauen, Michael Kuchmeiſter von Sternberg, Paul Bellizer von Rußdorf, Conrad von Erlichshauſen und mehrere andere Ritter des deutſchen Ordens, unter ihnen auch Conrad Phersfelder, weiland Hauscomthur zu Danzig und Simon von Düſſberg, Praefectus Praetorii Gedanensis. Die Särge der genannten Ritter laſſen in ihrer Einfachheit kaum die Macht und Größe derer ahnen, die hier ſchlummern.

Wenden wir einen Blick auf die ältere Geſchichte Marienburgs. Wiederholte Einfälle der Litthauer und eines altpreußiſchen Völkerſtammes, die Pomeſanen geheißen, hatten den Orden genöthigt, unter dem Landmeiſter Dietrich von Gattersleben zwiſchen 1271 und 1274 am Ufer der Nogat eine Burg zu erbauen. Conrad von Thimberg vollendete bereits 1276 das ſogenannte Hochſchloß. Der Mutter Gottes, als Schutz heiligen des Ordens geweiht, erhielt es den Namen Marienburg. Es gehörte zu den prachtvollſten Bauten des Ordens in Pomeſanien und im Culmer Lande. Mehrfach geſchützt war jene Veſte durch einen Vorberg der Nogat und durch eine Vorburg, die alles aufnahm, was im Hauptſchloß nicht füglich aufgenommen werden konnte. Es war im April 1276, als Heinrich von Wilnowe, damals erſter Comthur des deutſchen Ordens, feierlich einzog in die Marienburg mit ſeinem ganzen Convente. Wichtig ward ſie für den Orden beſonders, als Siegfried von Feuchtwangen ſeinen bisherigen Hochmeiſterſitz in Venedig dorthin verlegte. Schon von der genannten Stadt aus ſcheint jener Hochmeiſter den Bau des Marienburger Schloſſes oder vielmehr der neuen Hochburg geleitet zu haben, die an die Stelle der urſprünglichen, ſeitdem weiter nach Nordoſten hinausgerückten Vorburg trat. Von jener Hochburg ſieht man nun noch die Ruinen ihrer vormaligen Größe, in der Kirche mit der Capelle, dem Rempter, dem Capitelſaal und den Mauern des alten oder hohen Hauſes. Jene Hochburg, eigentlich die mittlere Burg, iſt ein offenes Viereck, von außen gemeſſen an der nordweſtlichen Seite 315 Fuß lang, an der ſüdweſtlichen 280 und an der nordöſtlichen 265 Fuß. An der weſtlichen Ecke erhebt ſich, in ihrer Pracht und Größe, die hochmeiſterliche Wohnung. An ſie ſchließen ſich, die drei Seiten des offenen Vierecks vollendend, mehrere Gebäude, unter ihnen der große Rempter des Ordensmeiſters, ein 65 Fuß langer und breiter Saal, deſſen Gewölbe ein achteckiger Granitpfeiler von 26 Zoll im Durchmeſſer trägt, ferner der

Sammlungsrempter, 96 Fuß lang und 48 Fuß breit, ebenfalls kunſtreich gebaut, beſonders das Kellergewölbe. In der Befeſtigung der Burg iſt der 80 Fuß hohe, ſcheibenartig runde Thurm bemerkenswerth, wahrſcheinlich in früherer Zeit eine Warte.

Es läßt ſich annehmen, daß der Bau der mittlern Burg etwa um das Jahr 1306 begonnen worden. Wenigſtens konnte der Hochmeiſter mit ſeinem Gefolge bereits 1309 dort ſeinen Einzug halten. Seitdem war Marienburg der Hauptſitz des geſammten deutſchen Ordens, der damals durch Kriege mit unruhigen Nachbarn faſt in ununterbrochener Thätigkeit erhalten worden zu ſein ſcheint. Nach dieſen oft blutigen Fehden erwarteten den Ritter in Marienburg, mochte er Laienbruder oder Prieſter ſein, nur karge Freuden. Ihm verging die größte Zeit ſeines Lebens in ſtreng klöſterlicher Einſamkeit, bei magerer Koſt und öder Zelle. Selten unterbrach ein Lanzenſpiel oder, mit Erlaubniß des Comthurs, ein Geſpräch mit Gäſten, die ſich in Marienburg eingefunden, das bei den einfachen Mahlzeiten im Rempter herrſchende Schweigen.

Große Verdienſte um Marienburgs innere Ausſchmückung erwarb ſich der Ordensmeiſter Dietrich von Altenburg. Er erweiterte in den Jahren 1335 — 1341 die Hauptkirchen, fügte die bereits früher erwähnte Todtengruft für die Meiſter hinzu, und gab durch den hohen Thurm und das wunderſame Muttergottesbild, von welchem früher die Rede geweſen, dem ernſten Ganzen einen bedeutſamen Schmuck. Aber der genannte Ordensmeiſter war auch genöthigt, ſeit der Einführung des Feuergeſchützes, auf eine ſtärkere Beſeſtigung und Erweiterung der Vorburg zu denken. Den Zweck der Vertheidigung hatte er hauptſächlich vor Augen, als er eine Joch- und Pfahlbrücke über die Nogat ſchlagen ließ. Dem Hoch- und Mittelſchloß gab er eine feſte Umwallung, bewäſſerte Gräben, Wacht- und Warttbürme. So konnte Marienburg unter den hundert Landesburgen als die feſteſte gelten. An Pracht und Glanz war ihr ſchon früher keine gleichgekommen. Mitten unter raſtloſen Fehden mit den Litthauern war beſonders der Ordensmeiſter Winrich von Kniprode in den Jahren 1351 — 1382 bemüht geweſen, wiſſenſchaftliche Bildung auf mehrfache Weiſe zu fördern. Selbſt die Dichtkunſt ward von ihm geliebt und geſchätzt. Mitten unter dieſen wohlthätigen Beſtrebungen führten jedoch innere Zwiſte, die wachſende Macht der Polen und endlich die unglückliche Schlacht bei Tannenberg (den 15. Juli 1410) die feindlichen Heere bis vor die Mauern Marienburgs. Acht Wochen hindurch vertheidigte ſich dieſe Veſte unter Heinrich Reuß von Plauen mit ſeltenem Muth und beiſpielloſer Kühnheit gegen eine überlegene Macht von Polen und Tataren, von denen ſie ſich rings umlagert ſah. Noch zeigt die Wand des Rempters in Marienburg die große Kugel, durch welche der argliſtige Polenkönig Jagello (1410) den Ordensmeiſter und die übrigen Ritter zu vernichten beabſichtigte. Eine gefährliche Spannung ſchien ſich mehrere Jahre ſpäter (1440) vom Culmerlande aus unter dem deutſchem Orden verbreitet zu haben, beſonders durch die Ritter der Eidechſengeſellſchaft. Da gab ſich Meiſter Paul von Rußdorf viele Mühe, den Zwieſpalt zu beſeitigen und die erzürnten Gemüther wieder zu beſänftigen. Er fand jedoch ſo lauten Widerſpruch der Capitel, daß einige mit gezückten Schwertern den Saal verließen. Beim Rath in Danzig mußte er Hülfe ſuchen gegen die widerſpenſtigen Brüder. Täglich ſtieg indeß die Maſſe der Klagen, die theils nicht beſeitigt werden konnten, theils bei dem Trotze mehrerer Ordensbrüder kaum beachtet wurden. So kam es dahin, daß die Ritter des Landadels ſich vereinigten mit dem Bürgermeiſter der Städte, um auf einer Tagfahrt zu Marienwerder am Sonntage Judica 1440 einen Bund zu ſchließen zum Schirm ihrer Gerechtſame und zur Abhülfe ihrer Beſchwerden.

Gegen dieſen Verein, der preußiſche Bund geheißen, beſtand der Orden nur mühſam. Als des Kaiſers Ausſpruch (1453) dieſen Bund für nichtig erklärte und dadurch deſſen Verbindung mit des Ordens altem Feinde, dem Könige von Polen beſchleunigte, ſchien Marienburgs Fall entſchieden. Nur Haufen von Söldlingen hatte der an Zahl ſehr verminderte Orden, als bald nachher der offene Krieg ausbrach, dem überall andringenden Feinde entgegenzuſtellen. Ueberdies mußte der Ordensmeiſter bei dem damaligen großen Geldmangel, Burgen, Städte und Dörfer, die er beſaß, jenen Söldnern als Unterpfand verſchenken. Als einer von ihnen, der Böhmenhauptmann Ulrich Czirwenka, (den 15. Auguſt 1456) Marienburg, ſo wie alle andern bisher von den Böhmen beſetzt gehaltenen Schlöſſer dem König Kaſimir von Polen für 436,000 Gulden heimlich angeboten hatte, zogen bereits den 6. Juni des nächſten Jahres 600 Polen durch die von Czirwenka geöffneten Thore. Da mußte der Meiſter Ulrich von Elrichshauſen die Schmach erleben, vertrieben zu werden aus dem Ordenshauſe, in welchem während anderthalb Jahrhunderten ſiebzehn Meiſter des Ordens gewaltet hatten. Seitdem wählten großentheils Jeſuiten Marienburg zu ihrem Aufenthalt. Es war zugleich der Sitz polniſcher Woiwoden, zuweilen auch das Hoflager der polniſchen Könige. Auch Schwedens großer König Guſtav Adolph und Auguſt II. von Sachſen hatten dort ihren Hofhalt bis zum Jahre 1772, wo Marienburg, bei der damaligen Theilung Polens, von Friedrich II. mit dem preußiſchen Staate vereinigt ward. Glücklicher Weiſe that der große König noch zu rechter Zeit der Zerſtörung Einhalt, welche jenen würdigen Ueberreſten der Vorzeit drohte, als in Folge eines übelverſtandenen Oekonomie-Syſtems ein großer Theil Marienburgs zu Kaſernen eingerichtet und die großen Zimmerräume als Getraideſpeicher benutzt worden waren. Demungeachtet eilte das Schloß bis zum Jahre 1802 unbeachtet ſeinem gänzlichen Verfall entgegen. Nach Preußens Wiederherſtellung ward die Erneuerung der Burg von Friedrich Wilhelm III. und einem Verein edler Männer aus allen Ständen, York, Dohna, Dönhof, Tiedemann u. a. bewerkſtelligt. Beſonders trug die rege Theilnahme des Kronprinzen von Preußen dazu bei, daß das Ganze aus ſeinem Schutte hervorgezogen ward. Sehr thätig bewieſen ſich dabei die Bauern der Niederung, die unentgeltlich ihre Dienſte anboten. So erſtand (1824) die Marienburg neu aus ihren Ruinen, mehrfach geziert mit paſſenden alterthümlichen Emblemen und Glasgemälden. Zum Beſten des Wiederaufbaus der hochmeiſterlichen Burg ſchrieb der Königl. Preußiſche Major Ludwig von Auer ſeine kriegsgeſchichtlichen Denkwürdigkeiten des Ordenshaupthauſes und der Stadt Marienburg in Weſtpreußen (Danzig 1824). In dieſem Werke beurtheilte er die Anlage und den Ausbau des Marienburger Schloſſes hauptſächlich aus dem Geſichtpunkte der Kriegs- und Befeſtigungskunſt, und erzählte die Schickſale der Burg in den verſchiedenen Kriegen bis auf die neueſte Zeit herab. Manches erfreuliche Licht über den Haushalt der Burg und das innere Leben des deutſchen Ordens verbreitet die vom Profeſſor Johannes Voigt in Königsberg aus urkundlichen Quellen geſchöpfte Geſchichte Marienburgs (Königsberg 1824). Dieſem Werke ſind einige Anſichten des Ordenshauſes beigegeben. Andere maleriſche Anſichten enthält J. G. Büſchings Werk: das Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg (Breslau 1823). Er widmete es dem Tage, wo Preußens Kronprinz (den 20. Juni 1822) bei einem fröhlichen Feſte im Rempter des Schloſſes, den Pokal in der Hand, den Wunſch ausgeſprochen hatte, daß alles Große und Würdige wieder erſtehen möge, wie jener Bau. Unter den maleriſchen Darſtellungen des Schloſſes aus früherer Zeit iſt noch ein Kupferwerk von Frick zu erwähnen, welches 1803 zu Berlin in Folio erſchien. Die Idee, welche Schinkel in Berlin zur Wiederherſtellung der Ruinen angab, hat Gropius gut dargeſtellt in ſeinen Anſichten des Schloſſes.

Unſern von demſelben, nahe dem Turnierplatze, wo die Ordensmitglieder ſich in mancherlei ritterlichen Spielen übten, befindet ſich ein Thurm, der beſonders merkwürdig iſt durch den Glanz, den das Cement zurückſtrahlt. Es iſt der ſogenannte Buttermilchsthurm. Die Legende erzählt, die Bauern des Dorfs Groß-Lichtenau hätten, übermüthig durch ihren Reichthum und Wohlſtand ſich manche Reden erlaubt gegen den Orden und die Geiſtlichkeit. Da habe denn erſterer, um eine dem Clerus zugefügte Schmach zu ahnden, den Bauern als Buße auferlegt jenen Thurm zu erbauen. Seinen Namen ſoll er daher erhalten haben, weil die Bauern den Kalk mit Buttermilch hätten löſchen müſſen, und davon ſoll auch, wie man behauptet, der Cement ſeinen wunderſamen Glanz und die eiſerne Feſtigkeit erhalten haben.

Wichtiger noch als dieſer Thurm iſt eine Waſſerleitung, die fünf Meilen weit aus dem Baluniſchen Landſee bis zur Nogat geführt iſt, und durch welche alle Brunnen Marienburgs hinlänglichen Zufluß erhalten. Es werden ſelbſt ſechs Mühlen und einige kleinere Werke durch jene Waſſerleitung getrieben, die unter dem Namen des Mühlengrabens bekannt, noch die Nachwelt dankbar an den deutſchen Orden erinnern.

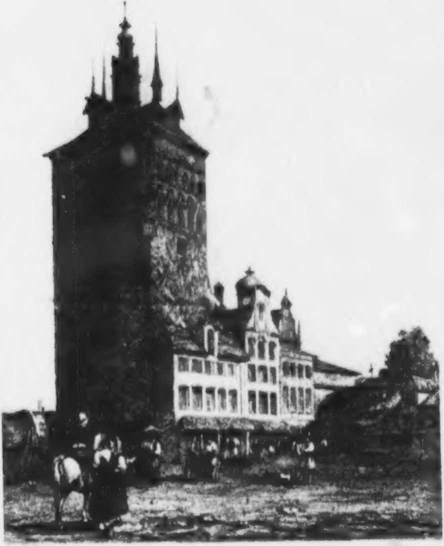
Bei der Anlegung jenes Bauwerks ſtieß man nicht weit von dem jetzigen Dorfe Georgendorf auf ein Waſſer, welches den Canal quer durchſchnitt und ſeinen Lauf verändern mußte. Um dies zu verhindern, ward ein 20 Fuß breites und 187 Fuß langes Gewölbe gebaut, unter welchem jenes Waſſer fortſtrömt; über jenem Gewölbe aber fließt der künſtliche Waſſerkanal hin, den Zweck erreichend, zu dem man ihn beſtimmte.

Wer ein Freund der Natur und beſonders ſchöner und weithin gedehnter Proſpecte iſt, verſäume während ſeines Aufenthaltes in Marienburg ja nicht, den früher erwähnten hohen Schloßthurm zu beſteigen. Die Mühe auf dunkeln Treppen emporklimmen zu müſſen, vergilt ein ſchöner Genuß. Nur wenige Standpunkte gewähren eine ſo weite, reiche und ſchöne Ausſicht. Von jenen Höhen erblickt man Elbing, Danzig, Dirſchau, man ſieht die geſegneten Werder über welche die Natur ihr reichſtes Füllhorn ausgegoſſen. Durch üppig grünende Fluren, durch Triften mit zahlreichen Heerden rauſcht die Weichſel und die Nogat. Freundliche Thäler, umkränzt mit Waldung, vollenden ein Gemälde, wie es die kühnſte Phantaſie des Dichters kaum ſchöner entwerfen könnte.

Danzig.

Ungefähr eine Meile von der Oſtſee, am Einfluß der Motlau und Radaune in die Weichſel, erheben ſich die Thürme der in mehrfacher Hinſicht bedeutenden Handelsſtadt und Feſtung Danzig in dem gleichnamigen weſtpreußiſchen Regierungsbezirke. Der Name Danzig, lateiniſch Gedanum, polniſch Gdansk, ſoll von einem König der Gothen, Berich oder Otherich herrühren. Er ſoll, wie Jornandes erzählt, einige Zeit nach chriſtlicher Aera mit drei Schiffen aus Scandinavien herübergekommen ſein, und den dort angelegten oder vielmehr wiederhergeſtellten Wohnſitz ſeiner Landsleute Gothiscanzia, Gothe-Schantz (Gothenſchanze) genannt haben. Dieſen Namen verwandelten die Wenden in Gythanum, aus welchem ſpäterhin Gidanie entſprang, den die Lebensbeſchreibung des heiligen Adalbert erwähnt. Die Polen aber machten aus Gothiscanzia durch Contraction Gdansk oder Gdanum, und aus dieſer bei mehreren polniſchen Schriftſtellern vorkommenden Benennung entſprang, wahrſcheinlich durch deutſche Anſiedler, der Name Dantzigk, der zuerſt in einem Briefe des pommerſchen Herzogs Swantepolck vom Jahre 1253 vorkommt.

Danzig führt ſeinen Urſprung bis in das zehnte Jahrhundert zurück. Damals war es ein Flecken, der oft die Herren wechſelte. Gothen, Wenden und Angelſachſen ſcheinen dort zu verſchiedenen Zeiten ihren Wohnſitz gehabt zu haben. In der Lebensbeſchrei-



bung des heiligen Adalbert findet ſich die Nachricht, daß derſelbe um's Jahr 997 auf ſeiner Bekehrungsreiſe nach Samland in Danzig an's Land geſtiegen, dort eine feierliche Meſſe gehalten und zahlreiche Einwohner getauft habe. Danzig ſcheint damals alſo ſchon ein ſehr bedeutender Ort geweſen zu ſein. Die Erbauung des dortigen Schloſſes durch den Herzog Suluslav von Pommern fällt in's Jahr 1163, nach Andern in's Jahr 1178. Im Jahre 1209 ward Danzig von dem König Waldemar II. von Dänemark erobert. Die Dänen wurden jedoch 1223 wieder vertrieben durch Swantepolk III. von Pommern. Sein Sohn Wratislav verſetzte die Stadt (1271) an ſeinen Schwager Conrad von Brandenburg. Im nächſten Jahre ward Danzig von den Polen erobert. Allein Miſtevie, Herzog von Pommern und Wratislav's Bruder bemächtigten ſich wieder der Stadt.

Die erſten Spuren, daß dieſelbe zu dem Hanſeatiſchen Bunde gehört, oder doch mit demſelben in einer gewiſſen Verbindung geſtanden, finden ſich bereits im Jahre 1248. Genau ausmitteln läßt ſich jedoch der Zeitpunkt nicht, wann die Stadt in den Bund aufgenommen worden, in welchem ſie, der Ordnung und dem Stimmrecht nach, die neunte war. Im Jahre 1300 fiel Danzig dem Markgrafen von Brandenburg und einige Jahre ſpäter den Polen anheim. Als aber der polniſche Statthalter Beguſſa ſich nicht ſtark genug fühlte, das Schloß Danzig gegen die Angriffe des Markgrafen von Brandenburg zu vertheidigen, zog er im Jahre 1307 aus Marienburg von dem Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen deutſche Ordensritter unter gewiſſen Bedingungen an ſich. Ihr Befehlshaber, der Comthur von Schwarzburg, zwang 1308 den Markgrafen Waldemar, die Belagerung Danzigs aufzuheben und nöthigte endlich auch die Stadt, ſich der Beſatzung des Schloſſes zu unterwerfen. Zu dem vollen und rechtmäßigen Beſitze Danzigs gelangte der deutſche Orden 1343 nach einem zu Kaliſch geſchloſſenen Vergleiche zwiſchen dem König Caſimir von Polen und dem Hochmeiſter Ludolph König von Waitzau. Schon 1309 hatten ſich jedoch die Ritter der Stadt bemächtigt, unter dem Vorwande: die Kriegskoſten für die Vertheidigung des Schloſſes ſeien von den Polen nicht bezahlt worden. Auch behauptete der Orden, dem Markgrafen Waldemar für eine Kaufſumme von 10,000 Mark alle Anſprüche abgekauft zu haben auf denjenigen Theil von Pomerellen, in welchem die Städte Danzig, Dirſchau und Schwetz liegen.

Unter dem vorhin erwähnten Hochmeiſter Ludolph König hatte Danzigs Wohlſtand und mit demſelben die Volksmenge ſo bedeutend zugenommen, daß die zu enge gewordenen Wohnſitze durch Erweiterung der Rechtſtadt vergrößert werden mußte. Als Ludolph König, in Schwermuth verſunken, 1345 die Hochmeiſterwürde niederlegte, lenkte ſich die Wahl auf Durner von Arfberg, einen Mann von wahrhaft ritterlichem Geiſte, eben ſo heldenmüthig und tapfer, als fromm und menſchenfreundlich. Den höchſten Gipfel ſeiner Macht und Größe erreichte der Orden unter Winrich von Kniprode im Jahre 1351. Unter ihm gedieh Danzigs Handel und Gewerbe zur höchſten Blüthe. Auch die erweiterten Ringmauern der Rechtſtadt boten nicht mehr hinlänglichen Raum für die immer wachſende Volksmenge, die ſich durch einwandernde Litthauer, Curländer u. ſ. w. bedeutend vermehrt hatte. Winrich von Kniprode legte daher 1380 den Grund zu einem neuen Stadttheil, die Jungſtadt geheißen, am Ufer der Weichſel in der Gegend des Olivaer Thors. Auch nach Winrichs Tode erhielt ſich Danzigs Wohlſtand unter der milden und ſtaatsklugen Herrſchaft Conrad Zöllners von Rothenſtein. Manche drückende Abgaben belaſteten jedoch die Stadt ſeit dem Jahre 1391, als der ehrgeizige Hochmeiſter Conrad von Wallenrod den Kampf mit den Litthauern erneuerte. Das Mißlingen ſeiner kriegeriſchen Pläne ſtürzte ihn in Wahnſinn. Er ſtarb 1393, zu einer Zeit furchtbarer Stürme und Ueberſchwemmungen, eines ſchweren Todes.

Sein Nachfolger, der ritterliche Conrad von Jungingen, war unter den Hochmeiſtern der letzte, der den Orden in ſeiner Uebermacht und in ſeinem Anſehen zu erhalten wußte. Unter ſeiner Regierung erſcheint Danzig zum erſtenmal als Hanſeſtadt auch in politiſcher und kriegeriſcher Thätigkeit. Ulrich von Jungingen, 1407 zum Hochmeiſter gewählt, ſcheint das friedliche Syſtem ſeines Vorgängers der Macht und den Gelübden des Ordens zu wenig angemeſſen gefunden zu haben. Er beeilte ſich, dem Polenkönig Jagello und dem mit ihm verbundenen litthauiſchen Herzoge Witold den Krieg zu erklären. Die Schlacht bei Tannenberg (1410), in welcher die Ritter eine furchtbare Niederlage erlitten, brach für immer die Macht des Ordens. Er mußte den ſiegreichen Jagello in ſein Gebiet einrücken ſehen. Danzig blieb jedoch in den Händen der

Ritter, als die Bewohner jener Stadt durch triftigen Beiſtand dem bedrängten Orden die Vertheidigung erleichterten. Der Bürgermeiſter Conrad Lezkau wagte es ſogar, als Bettler verkleidet, nebſt ſeinem Schwiegerſohn Barthel Groß, ſich durchzuſchleichen zwiſchen die in ganz Weſtpreußen umherſtreifenden Feinde, um von dort aus dem Orden eine bedeutende Mannſchaft zuzuführen, die Lezkau theils ſelbſt geworben, theils von mehrern Fürſtenhöfen erbeten.

Mit dieſem Zuwachs an Streitkräften nöthigten die Ritter den Polenkönig Jagello 1411 den Frieden zu Thorn zu ſchließen, der die Feindſeligkeiten beendigte. Aber den Mann, dem der Orden ſeine Rettung verdankte, erwartete ſchmählicher Undank und der Tod von meuchelmörderiſcher Hand. Standhaft und mit unerſchütterlichem Muthe hatte der edelmüthige Lezkau ſich mehrfachen Eingriffen in die Gerechtſame der Stadt und zahlloſen Bedrängungen widerſetzt, welche ſich der damalige Comthur des Danziger Schloſſes, Heinrich von Plauen, erlaubte. Dieſer jähzornige Mann war dadurch auf's äußerſte gereizt worden. In ſeiner Seele reifte ein mörderiſcher Plan, zu deſſen Ausführung er ſofort hinterliſtige Maßregeln traf. Die Bürgermeiſter Lezkau, Hurer und Hecht, nebſt dem Schwiegerſohn des erſtern, dem Rathsherrn Groß, erhielten am Palmſonntage 1411 eine Einladung zu einem Mittagsmahle auf dem Schloſſe des Comthurs. Der Scherz des ihnen begegnenden Hofnarren: „wenn die Herren wüßten, welche Mahlzeit ihnen bereitet wäre, ſie gingen ſicher nicht hinein!“ bewegte den alten, bedächtigen Hurer, unter dem Vorwande, den

Schlüſſel zu ſeinem Geldſchranke vergeſſen zu haben, noch an der Zugbrücke umzukehren. Lezkau beruhigte ſeine Begleiter, und ging ohne Furcht und Mißtrauen ſeinem furchtbaren Schickſal entgegen. Als die Zugbrücke hinter ihnen aufgezogen war, ſchallte ihnen der ſpottende Reimſpruch des Narren nach: „drei Vögel ſind gefangen, der alte war zu liſtig, und iſt dem Garn entgangen." Im Saal wurden die Ankömmlinge von dem Comthur und den ihn umgebenden Rittern mit erniedrigenden Schmähworten empfangen, und ihnen ihr Loos verkündigt, durch einen aus Elbing herbeigerufenen Scharfrichter ſofort enthauptet zu werden. Als dieſer jedoch äußerte, nur geſetzmäßig Verurtheilte hinrichten zu dürfen, ſchleppten die Ritter ihre Schlachtopfer in ein Gefängniß, betäubten Vernunft und Gefühl durch übermäßigen Trunk, und ermordeten dann um 3 Uhr Morgens Lezkau mit zehn, Hecht mit ſechzehn, und Groß mit ſiebzehn Wunden, auf eine qualvolle Weiſe. Die Leichen wurden in Düngerhaufen verſteckt, und ſechs Tage hatte man in Danzig von dieſem gräßlichen Ereigniß noch keine Ahnung, bis am ſiebenten Morgens zum Entſetzen der Danziger Bürger die Todten entſeelt und entſtellt vor das Schloß gelegt wurden. So dringend auch der Hochmeiſter zur Ahndung jenes Frevels aufgefordert ward, ſo that er doch keinen Schritt von Bedeutung in dieſer Sache, und faſt möchte man vermuthen, daß die That nicht ohne ſein Verwiſſen und ſeine Genehmigung geſchehen.

Solche Greuel bezeichneten, unter manchen Bedrückungen und widerrechtlichen Handlungen die Herrſchaft des Ordens eine Reihe von Jahren, bis Danzig in Verbindung mit dem Lande und den Städten ſich von demſelben gänzlich losſagte. Dies geſchah im Jahre 1454. Den 4. Februar überſandte die Stadt dem damaligen Hochmeiſter Ludwig von Erlichshauſen einen Abſagebrief. Danzig begab ſich nun unter den Schutz des Königs von Polen Caſimir III. Nach getroffener Uebereinkunft räumten die Ritter, an ihrer Spitze den Comthur Conrad Pferdsfelder, das Ordensſchloß und übergaben es dem Rath und der Bürgerſchaft. Unmittelbar danach gänzlich abgebrochen und zerſtört, erinnern nur noch wenige Ueberreſte alter Mauern an ſeine ehemalige Größe. Im Jahre 1457 erſchien Caſimir III. in Danzig, von dem Rath und der Bürgerſchaft die feierliche Erbhuldigung für ſich und ſeine Nachfolger annehmend. Aus dieſem Regierungswechſel gingen für Danzig keine unweſentlichen Vortheile hervor. Groß waren die Freiheiten, welche der Stadt, beſonders in Beziehung auf ihren Handel bewilligt wurden. Danzig erhielt Befreiung von Zöllen, eigenes Gericht nach einem eigenen Geſetzbuch, die Danziger Willkühr geheißen, wobei der König von Polen durch ein Mitglied des Raths, Burggraf genannt, repräſentirt ward. Ferner ward der Stadt das Recht zugeſtanden, die Todesurtheile ſelbſt zu unterzeichnen, eigne Beſatzung zu halten, Münzen mit des Königs Bildniß zu prägen. Auch erhielt Danzig Sitz und Stimme auf den Reichstagen und bei der Königwahl. Auf dieſe Weiſe nahm die Stadt, den Ausfluß der Weichſel faſt ganz beherrſchend, ſichtbar zu an Macht und Größe.

Im Jahre 1519 zeigen ſich die erſten Spuren, daß Luthers Lehre Eingang gefunden in Danzig, die dort bis zum Jahre 1525 große und bedeutende Fortſchritte machte. Einer der Hauptbeförderer der Reformation ſoll Jacob Hegge geweſen ſein, bekannter unter dem Namen Finckenblock oder Winckelblock. Seine Predigten, theils auf dem Hagelsberge, theils auf dem damals vor dem Olivaer Thor gelegenen Gertruden-Kirchhofe, theils in der heiligen Leichnams-Kirche gehalten, fanden zahlreiche Zuhörer. Auch Johannes Böſchenſtein, Jacob Möller, Ambroſius Hüttfeld und Paul Körlin ſcheinen mit beigetragen zu haben zur Ausbreitung der Reformation Luthers. Dieſer ſchickte ſelbſt, aufgefordert durch einen Danziger Geiſtlichen, Johann Beebold geheißen, den Magiſter Michael Hänlein mit einem Empfehlungsſchreiben nach Danzig, als Bugenhagen einen Ruf dorthin abgelehnt hatte. Im Jahre 1556 ward zuerſt das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu St. Eliſabeth und St. Jacob, und zwei Jahre ſpäter, auf Befehl des Raths unter gleicher Form in allen Danziger Kirchen geſpendet.

Trübe Schickſale trafen die Stadt während der Belagerung im Jahre 1577, als Danzig ſich gegen den Großfürſten von Siebenbürgen Stephan Bathori für den zum König von Polen erwählten Kaiſer Maximilian II. erklärt hatte. In faſt noch widerwärtigere Verhältniſſe gerieth die Stadt (1626) durch den Krieg zwiſchen Polen und Schweden unter Sigismund III. und Guſtav Adolph. Die Schweden blokirten den Hafen und bemächtigten ſich der auslaufenden Schiffe. Sie brandſchatzten den Danziger Werder, ſetzten ſich in Beſitz der Feſtung Haubt, und nahmen, ſich darin verſchanzend, die Danziger Beſatzung des Schloſſes Grebin gefangen. Die Stadt ward dadurch dringend genöthigt, auf eine Vermehrung ihrer Garniſon und eine Verſtärkung ihrer Feſtungswerke zu denken. In einem ſpätern Kriege zwiſchen Polen und Schweden, (1656) mußte Danzig ſich entſchließen die Vorſtädte Schottland, Schidlitz und Neugarten nach vorhergegangener Taxation niederzubrennen, um den Feind, im Fall einer ſchwediſchen Belagerung, zu verhindern, ſich unter den Wällen zu poſtiren. Auch die Zuſicherung eines ungeſtörten Handels mußte Danzig theuer erkaufen durch eine Summe von 407,572 Gulden, welche der ſchwediſche General Stenbock im Jahre 1703, während des Kriegs, den Carl XII. in Polen führte, der Stadt abforderte. Im Jahre 1734 erlebte ſie die Schreckniſſe einer vierteljährigen, vom 30. März bis zum 9. Juli dauernden Belagerung, als die ruſſiſch-ſächſiſche Armee, befehligt durch den Feldmarſchall Grafen von Münnich anrückte. Den Anlaß zu dieſen Feindſeligkeiten hatte Danzig dadurch gegeben, daß es Stanislaus Lesczinski, der ſich dorthin geflüchtet, als König von Polen anerkannt und ſich ſtandhaft geweigert hatte, Auguſt III. zu huldigen, der von der ruſſiſch-ſächſiſchen Parthei zum König von Polen erwählt worden war. Das von Münnich an die Bewohner Danzigs erlaſſene Manifeſt enthielt die drohende Aeußerung: „bei weiterer Halsſtarrigkeit die Stadt zu nehmen und die Sünden der Väter heimzuſuchen an den Kindern und Kindeskindern.“ Dieſer Drohung ſpottend, leiſtete Danzig einen hartnäckigen Widerſtand.

Zwar gelang es den Ruſſen einige Schanzen zu erobern. Aber der wichtigere, und, wenn er gelungen wäre, entſcheidende Sturm auf dem Hagelsberg, mißglückte völlig. Als Münnich jedoch, durch eine ruſſiſche Flotte mit ſchwerem Geſchütz und Munition unterſtützt, ſich im Beſitz der wichtigen Feſtung Weichſelmünde geſetzt hatte, verlangte das bedrängte Danzig zu capituliren. Die Belagerung der Stadt wurde indeß erſt aufgehoben, nachdem ſich Stanislaus Lesczinski (den 28. Juni 1734) in Fiſcherkleidung aus Danzig geflüchtet und der Magiſtrat nebſt der Bürgerſchaft ſich bereit erklärt hatten, Auguſt III. als rechtmäßigen König von Polen anzuerkennen.

Bei ſeiner damaligen Anweſenheit in Olden ließ jener Monarch den Abgeordneten der Stadt Danzig die erbetene Verzeihung zuſichern. Allein er berechnete, ungeachtet in der Kapitulation keine Rede davon geweſen war, die gegen Danzig aufgewendeten und von der Stadt zurückzuzahlenden Kriegskoſten auf 2½ Million preußiſche Gulden; nach mehrfachen Unterhandlungen ward jedoch dieſe Summe auf 900,000 Gulden ermäßigt. Erſt nachdem ſie gezahlt worden, räumten die ſächſiſchen Truppen die Feſtung Weichſelmünde. Gänzlich fehl aber ſchlug die Hoffnung durch Abgeordnete, welche Danzig damals nach Petersburg geſandt, von der an Rußland zu zahlenden Contribution befreit zu werden. Die Stadt mußte ſich damit begnügen, daß eine zweite Million, mit deren Abforderung für die Flucht des Stanislaus Lesczinski gedroht worden, erlaſſen ward. Schonungslos drückten indeſſen die in Danzig zurückgebliebenen ruſſiſchen Executionstruppen die Stadt. Auch die Sachſen glaubten, ungeachtet der von ihrem Könige ihnen gewordenen Zuſicherungen, ſich noch zu manchen neuen Anſprüchen berechtigt, unter andern zur Eintreibung eines der Stadt widerrechtlich auferlegten Antheils an der Kriegsſteuer, die die Provinz zahlen ſollte.

Erſchöpfender und drückender für die innern Kräfte jenes kleinen Freiſtaats war faſt keine Epoche geweſen. Aber manche Ereigniſſe wirkten mit, um die damals begonnene Zerrüttung der Finanzen noch größer und unheilbarer zu machen. Dies geſchah beſonders durch die Mißhelligkeiten, in welche Danzig gerieth, als es in den Jahren 1741 — 1743, in dem damaligen öſterreichiſchen Erbfolgekriege, ſeine Neutralität behauptend, den wiederholten Aufforderungen Rußlands und Schwedens, ſich einer Parthei anzuſchließen, kein Gehör gab. Von dem ruſſiſchen Hofe ward Danzig unter harter Drohung jeder Verkehr mit Schweden unterſagt. Selbſt unter den Kanonen der Feſtung Weichſelmünde übten ſchwediſche Schiffe an ruſſiſchen und dieſe wiederum an jenen feindliche Gewaltthätigkeiten aus, denen der Friede zu Abo endlich ein Ziel ſetzte.

Durch dieſen Frieden hatte auch Danzig ſeine Handelsfreiheit wieder erhalten. Störend wirkten auf dieſe jedoch ſeit dem Jahre 1765 die Reibungen ein, in welche die Stadt mit Friedrich II. gerieth. Der große König hatte bei Marienwerder eine Abgabe von allen vorbeiziehenden Waaren erheben laſſen, wogegen ſich Danzig die Verwendung des ruſſiſchen Hofes erbat, und auch wirklich dieſer Beläſtigung Einhalt that.

Die Lage der Dinge ſchien jedoch immer mißlicher zu werden. Friedrich II. ließ Truppen in Polniſch-Preußen einrücken, angeblich, um einen Cordon zu ziehen gegen die Peſt, die in Polen herrſchen ſollte. Als ſich jene Truppen dem Danziger Gebiet näherten, ließ der König der Stadt ſeine Ungnade ankündigen: ſie gewähre, den aus den preußiſchen Staaten entflohenen Militairpflichtigen ein Aſyl, beſchränke den Handel der preußiſchen Unterthanen u. ſ. w. Dieſen Beſchwerden ſollte aber ſchleunige Abhülfe werden, und als dieſe nicht erfolgte, rückte der preußiſche Obriſt Ingersleben (1770) in den Danziger Werder, nahm die bei Grebin aufgeſtellte Beſatzung der Stadt gefangen, und forderte eine Summe von 100,000 Dukaten. In Danzig traf man ſchleunige Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt, wandte ſich aber zugleich, um Schonung bittend nach Berlin, wo aber der dorthin abgeſandte Rathsherr Waasberge nirgends Gehör und ernſtliche Theilnahme fand.

In nicht geringer Verlegenheit faßte der Rath in Danzig den Entſchluß, dem Könige alles zu bewilligen, was ſich nicht abſchlagen ließe. Die preußiſchen Cantoniſten wurden ausgeliefert und eine förmliche Convention abgeſchloſſen, durch welche Friedrich II. alles erhielt, was er von Danzig verlangt hatte. Der Obriſt Ingersleben, der von den geforderten 100,000 Dukaten bereits 33,000 empfangen, zog zwar ab, allein die preußiſchen Truppen kehrten bald wieder in Danzigs Nähe zurück, als die Theilung Polens ein für alle Zeiten warnendes Bild aufſtellte. Es war im Jahr 1772, als Friedrich II. das Gebiet des Biſchofs von Cujavien, wozu die mit Danzig combinirten Städte Altſchottland, Stoltzenberg und Biſchofsberg gehörten, erhielt, nebſt allen übrigen, in Pomerellen liegenden geiſtlichen Gründen, Oliva, St. Albrecht u. ſ. w. Zu nicht geringem Schrecken für Danzig forderte der König jedoch auch von dem bisherigen Gebiete der Stadt die Schidlitz, den Holm, die Halbinſel Hela und ſelbſt den für den Handel durchaus unentbehrlichen Hafen, das ſogenannte Neufahrwaſſer. Letzterer ward ſogar durch einen nächtlichen Ueberfall von den Preußen in Beſitz genommen. Vergebens ſuchte Danzig ſeine Anſprüche, beſonders auf jenen Hafen, ſowohl in weitläuftigen Deductionen, die es nach Berlin ſandte, als ſelbſt in Druckſchriften, dem Publikum zu unpartheiiſcher Beurtheilung vorgelegt, geltend zu machen. Der Unwille des Berliner Hofes ward durch jene Schritte nur geſteigert. Wenig oder nichts fruchteten die dringenden Vorſtellungen, mit denen ſich der Rath zu Danzig an mehrere europäiſche Mächte wandte. So ſah die Stadt dem völligen Untergange ihres blühenden Handels entgegen, da die in Neufahrwaſſer angelegten Zölle und die in Fordon erhobenen Abgaben von allen nach und von Danzig die Weichſel paſſirenden Produkten und Waaren die Zufuhr auf vielfache Weiſe beſchränkten.

Unermüdet benutzte der Rath in Danzig jede ſich ihm darbietende Gelegenheit zur Verwendung an die europäiſchen Höfe. So ſchrieb er (1780) als Joſeph und Catharina in Mohilew eine perſönliche Zuſam-

men-

menkunft hatten, an beide in den beweglichſten Ausdrükken, erhielt jedoch nur Verſicherungen des Mitleidens und die Hoffnung auf beſſere Zeiten. Die Verhältniſſe Danzigs wurden immer drückender. 1781 ward von dem Licentamte zu Fahrwaſſer von jedem neugebauten Danziger Schiffe eine ſehr bedeutende Abgabe erheben. Als aber die Stadt, auf ihr Stapelrecht ſich ſtützend, nicht geſtatten wollte, daß polniſche Produkte am Blockhauſe vorbei nach Schellmühle und Neufahrwaſſer geführt werden ſollten, mußte ſie das Schickſal über ſich ergehen laſſen, vom 17. Oktober 1783 bis zum Januar 1784 ſtreng blokirt zu werden, von preußiſchen Truppen unter dem Oberbefehl des Generalmajors v. Egloffſtein. Ein gleiches Loos erfuhr Danzig im Jahr 1793. Es ward abermals unter dem Commando des preußiſchen Generallieutenants von Raumer blokirt. Er verlangte von der Stadt die Uebergabe ihrer äußern Feſtungswerke, des Hagelsbergs und Biſchofsbergs nebſt der Feſtung Weichſelmünde an die preußiſchen Truppen.

Kaum war die Nachricht von dieſem Antrage in Danzig erſchollen, als ein großer Theil der niedern Volksklaſſen, begeiſtert durch republikaniſche Freiheit, ſich zuſammenrottete in mehreren Straßen und zu den Waffen griff. Ernſte Maaßregeln mußten getroffen werden, um einem allgemeinen Aufſtande vorzubeugen. Sorgſam erwog unterdeß der Rath zu Danzig mit den beiden Stadtordnungen und einem aus zwölf Mitgliedern beſtehenden Comité der Kaufmannſchaft die Lage der Dinge. Den 11. März 1793 überbrachte eine Deputation dem Generallieutenant v. Raumer den Beſcheid, daß die Stadt, verlaſſen von aller Hülfe, und den Zeitumſtänden ſich fügend, entſchloſſen ſei, ſich dem preußiſchen Scepter zu unterwerfen. Dieſer Erklärung gemäß ward Danzig von den preußiſchen Truppen, nachdem ſie den 28. März 1793 die Außenwerke beſetzt hatten, den 4. April occupirt, und den 7. März leiſtete die Stadt dem König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und ſeinen Nachfolgern die feierliche Erbhuldigung.

Manche ſtürmiſche Auftritte waren indeß vorhergegangen. Von der Danziger Beſatzung, an welche ſich mehrere Bürger und ein Matroſenhaufe angeſchloſſen hatte, war von der Bruſtwehr der Wälle herab, auch hie und da aus den Fenſtern offenſtehender Häuſer auf die vorüberziehenden preußiſchen Truppen geſchoſſen worden. Wer aber auch unter Danzigs Bewohnern ſich mit Unwillen hinwegwandte von jenen Gewaltthätigkeiten, konnte doch ein ernſtes und wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken, das ihn lebhaft ergriff in dem Augenblicke, wo eine faſt dreihundert und vierzig Jahre in blutigen Kämpfen und unter furchtbaren Stürmen behauptete Unabhängigkeit für immer aufgegeben, eine ſchon durch ihr hohes Alter und durch Gewohnheit liebgewordene Verfaſſung mit einer neuen, noch wenig bekannten vertauſcht, und manchem bisher für unverlierbar geachteten Vorrecht entſagt werden ſollte.

So ſchmerzliche Gefühle über den Verluſt republikaniſcher Selbſtſtändigkeit ſcheinen ſich noch lange erregt zu haben unter einem großen Theil der Bewohner Danzigs. Die entſchiedene Abneigung gegen den preußiſchen Königsſcepter ſprach ſich ſchon wenige Jahre ſpäter (1797) in einer Verſchwörung aus, durch welche der Gymnaſiaſt Bartholdy, wiewohl vergeblich, mit zahlreichen Anhängern den völligen Umſturz der neuen Verfaſſung beabſichtigte. Auch die Predigten des Diakonus Richter an der St. Katharinenkirche redeten dem reichsſtädtiſchen Weſen und allen den damit verbundenen Vorrechten das Wort, welche die übrigens milde und humane Regierung Preußens nicht gewähren konnte. Durch ſie geſchützt, ſchien Handel und Gewerbe zwar wieder zu blühen; doch erhob ſich Danzig nie wieder zu dem Wohlſtande, deſſen die Stadt ſich unter dem Schutze Polens erfreute, beſonders zu der Zeit, als Preußen ſich noch nicht ihren Grenzen genähert hatte.

Eine Reihe von Jahren hindurch gewöhnt an das Gefühl der Abhängigkeit, konnte Danzig um ſo eher das Loos ertragen, welches der Stadt (1807) nach dem Ausbruche des franzöſiſch-preußiſchen Krieges zu Theil ward. Den 9. März des genannten Jahres ward Danzig von dem Armeecorps des Marſchalls Lefevre umringt und durch die Wegnahme der Nehrung (den 20. März) völlig eingeſchloſſen. Die in der Stadt befindliche preußiſche Beſatzung, unter dem Oberbefehl des Gouverneurs Grafen von Kalkreuth, gab manche Beweiſe der Tapferkeit und des perſönlichen Muthes, beſonders bei den am 21. und 26. März unternommenen Ausfällen. Aller Anſtrengungen ungeachtet ſetzten ſich jedoch die Belagerer den 1. April auf dem Zigankenberge feſt, und eroberten den 13. die Bousmardſchanze. In der Nacht vom 23. bis 24. April und hierauf mit Zwiſchenräumen bis zum 21. Mai wurde Danzig bombardirt. Fruchtlos blieben unterdeſſen die Verſuche des Generals Kamenskoi, ſich mit 5000 Mann Verſtärkung in die Stadt zu werfen. Eine engliſche Corvette, mit nöthigem Kriegsgeräth und Geld verſehen, gerieth, als ſie die Weichſel heraufſegelte, auf den Grund und ward eine Beute der Franzoſen. Als dieſe, in dem bedeckten Wege des faſt ganz zerſtörten Hagelsberges ſich feſtſetzend, einen Hauptſturm zu beabſichtigen ſchienen, ſchloß der Gouverneur Kalkreuth, der nur 7000 Mann einer Zahl von 50,000 entgegenſtellen konnte, den 24. März eine Capitulation. Die preußiſche Beſatzung verließ den 27. Danzig mit Kriegsehren und mit der Verpflichtung, ein Jahr nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marſchall Lefevre erhielt den Titel eines Herzogs von Danzig. Während der Belagerung waren in der Stadt 600 Häuſer mehr oder weniger zerſtört, und einige Bürger getödtet und verwundet worden.

Am 1. Juni 1807 erſchien Napoleon ſelbſt in Danzig. Er wählte ſeine Wohnung in der Vorſtadt Langgarten in dem ſchöngelegenen und geräumigen Hauſe des Kaufmanns v. Almonde, verließ aber Danzig bereits am folgenden Tage, nachdem er die polniſche Legion gemuſtert, mit einigen Gliedern des Magiſtrats und der Kaufmannſchaft ſich unterhalten, und ſowohl die Feſtungswerke der Stadt, als auch des Hafens in Augenſchein genommen hatte. Durch den Tilſiter Frieden ward Danzig als freie Stadt mit einem Gebiete von zwei Lieues, die jedoch durch Napoleon auf zwei deutſche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachſens Schutz anerkannt.

Den 21. Juli wurde die neue republikaniſche Verfaſſung der Stadt gefeiert, und der neue Magiſtrat nebſt den Ordnungen auf dem Rathhauſe introducirt. Ungeachtet aber hiedurch die preußiſchen Behörden ein Ende nahmen, konnte ſich Danzig einer eigentlichen Unabhängigkeit nicht erfreuen, da fortwährend ein franzöſiſcher Generalgouverneur, Graf Rapp, dort in Garniſon blieb, der einen entſchiedenen Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte behielt, die der Stadt auferlegte Kriegsſteuer von 20 Millionen Franken eintrieb, und die Verſtärkung der Feſtungswerke leitete. Im Jahre 1808 ward der Code Napoleon eingeführt, und durch das Continentalſyſtem Danzigs Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, auf mehrfache Weiſe verkümmert.

Unter ſo drückenden Verhältniſſen, die den Wohlſtand der Stadt faſt gänzlich untergruben, nahte das Jahr 1812, und mit demſelben, wegen des ruſſiſchen Krieges, neue Laſten. Den 31. Dezember war Danzig in Belagerungszuſtand erklärt worden. Die dortige Garniſon zählte, mit den franzöſiſchen und polniſchen Truppen des zehnten Armeecorps, die ſich beim Rückzuge aus Rußland in die Stadt geworfen und mit den dort angelangten Verſtärkungen aus Spandau und Magdeburg, gegen 30000 Mann. Das ruſſiſche Einſchließungs-Corps, welches zu Ende des Januars 1813 erſchien, beſtand nur aus 6000 Mann Koſacken, an deren Stelle jedoch bald 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeſchützen traten. Den Oberbefehl über dieſe Truppen führte der Generallieutenant v. Loewis, ſpäterhin, nach dem im Auguſt abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande, der Herzog von Würtemberg. Manche blutige Ausfälle hatten den 4. Februar, den 5. März, den 27. April und beſonders den 9. Juli ſtatt gefunden, nachdem die Belagerer etwa einen Monat zuvor durch 8000 Mann preußiſcher Landwehr, unter dem Obriſten Grafen Dohna, verſtärkt worden waren. Auch ſpäterhin wurden noch manche hitzige Gefechte durch Angriffe auf Außenpoſten geliefert, beſonders den 28. und 29. Auguſt, am 7. und 17. September. Gemeinſchaftlich mit den Landbatterien ward die Stadt von der Seeſeite aus durch ein engliſches Geſchwader mit Congreveſchen Raketen beſchoſſen. Die zweite Parallele war eröffnet, als am 17. November 1813 eine Capitulation zu Stande kam. Nach den darin enthaltenen Artikeln ſollte die Garniſon den 1. Januar 1814 die Waffen ſtrecken und nach Frankreich geſchickt werden, mit der Verpflichtung, innerhalb eines Jahres nicht gegen die Verbündeten zu dienen. Die erwähnten Bedingungen wurden jedoch von dem Kaiſer Alexander nicht genehmigt, und der Gouverneur, General Rapp, dem es an hinlänglichen Mitteln fehlte zu einer längeren Vertheidigung der Stadt, mußte ſie ſo übergeben, daß am 1. Januar 1814 alle Polen und Deutſche in ihr Vaterland entlaſſen wurden, am 2. aber alle Franzoſen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere von Rußland geführt zu werden. An eben dieſem Tage hielten die Alliirten ihren Einzug. Unbeſchreiblich hatte Danzig gelitten während der eilfmonatlichen Einſchließung und Belagerung. In der Stadt waren über 300 Häuſer und Speicher niedergebrannt, 1150 Gebäude beſchädigt und 90 Menſchen notoriſch verhungert. Den 3. Februar 1814 kehrte Danzig unter Preußens Regierung zurück. Am 6. Dezember 1815 litt es durch das Auffliegen eines Pulverthurms abermals großen Schaden.

Wenden wir uns nach dieſem kurzen Abriß der Geſchichte Danzigs zu der Stadt ſelbſt und ihren nächſten Umgebungen. Sie hat eine höchſt anmuthige Lage in einer ſchönen Gegend, und iſt nach der Abendſeite zu, umgeben von Anhöhen, die zunächſt an der Stadt befeſtigt ſind und unter den Namen Biſchofsberg und Hagelsberg den vorzüglichſten Theil der Fortificationen bilden. Wieſen und fruchtbare Niederungen umkränzen die Stadt an der Mittags-, Morgen- und Mitternachtsſeite. Danzig liegt übrigens nicht unmittelbar an der Weichſel, wie in manchen, beſonders ältern geographiſchen Handbüchern irrig angegeben wird. Wo dieſer Fluß der Stadt am nächſten iſt, iſt er eine Viertelſtunde weit entfernt von ihren Wällen. Die Motlau und Radaune fließen durch Danzig. Jene theilt ſich in zwei Arme, dadurch die Speicherinſel bildend, auf welcher ſich die von der Stadt gänzlich abgeſonderten Magazine der Kaufleute befinden. Am Ende dieſer Inſel vereinigen ſich wieder beide Arme. Dort ergießt ſich die Radaune in die Motlau, und dieſe fließt eine kleine Viertelſtunde unterhalb der Stadt bei dem ſogenannten Blockhauſe in die Weichſel, welche die von der Motlau aus der Stadt ihr zugeführten Schiffe den weithin ſich dehnenden Fluthen der Oſtſee übergiebt.

Danzig gehört hinſichtlich ſeiner Größe zu den mittleren Städten in Europa. Der Umfang der Stadt, die Vorſtädte abgerechnet, beträgt etwas über eine halbe Meile. Der ganze Flächeninhalt Danzigs iſt von Wällen eingeſchloſſen und umgeben mit einem Graben von 10 bis 15 Ruthen Breite und gegen 13 Fuß Tiefe. Am bequemſten theilt man Danzig ein in die Stadt ſelbſt und in die Vorſtädte, welche theils zwiſchen den Außenwerken, theils außerhalb der Feſtungswerke liegen: Neugarten, Petershagen, Biſchofsberg u. ſ. w. Zur Stadt ſelbſt, die alles umfaßt, was von den innern Wällen eingeſchloſſen wird, gehören die Rechtſtadt, die Altſtadt, die Vorſtadt, Langgarten und Niederſtadt, nebſt der Speicherinſel; zur Rechtſtadt noch als integrirender Theil das alte Schloß, d. h. der ziemlich große Bezirk, den weiland das Schloß der Ritter des deutſchen Ordens einnahm.

Mit den Vorſtädten zählt Danzig 5172 Häuſer und 54,756 Einwohner. Die Stadt iſt weder regelmäßig noch ſchön gebaut. Aber ſie bietet einen höchſt anziehenden und wunderbaren Anblick dar durch die mitten unter Giebeln und Häuſern hervorſpringenden Maſten und Flaggen, durch die Thore der Straßen, die ſich von allen Seiten mit der Ausſicht auf die von der Schifffahrt vielfach belebte Motlau öffnen. Außer den Hauptſtraßen, der Langgaſſe, der Joppengaſſe, der Brotbänkengaſſe, der Heiligengeiſtgaſſe, der breiten Gaſſe u. ſ. w. finden ſich in Danzig auch manche enge Gäßchen und Quergäßchen, beſonders in dem an der Motlau gelegenen Theil, wo bald ein Krahn, bald der Vorſprung einer Boutique, bald eine Winde, die Waaren und Kaufmannsgüter hinantrint, bald ein Jude oder

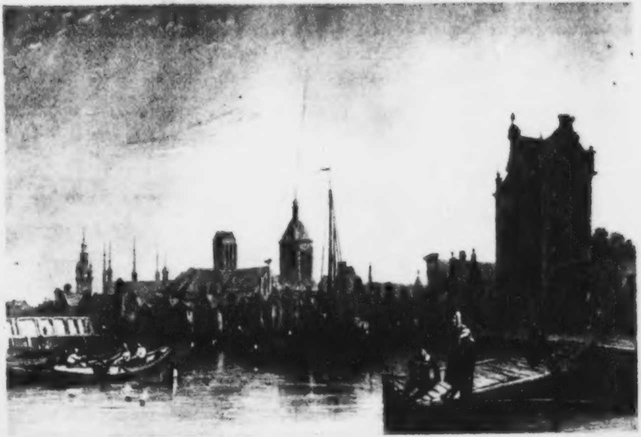
Ruſſe mit ſeinen im Bügel geſpannten Pferden den Weg verſperrt. In eben jenen Gäßchen erſchallen aber auch aus den Segeltuchfabriken die fröhlichen Lieder der Seilerburſche, die vor der Hausthür ſitzend dem daneben ſtehenden Oſtindienfahrer ſein beſchädigtes Segel ausbeſſern. Dieſe Scenen haben etwas ächt Menſchliches, was die Phantaſie beſchäftigt, aufregt, und den Geiſt gewiſſermaßen an alle vier Welttheile knüpft. Wer das Leben in dieſer wunderbaren Stadt, die mit faſt allen Nationen der Erde, mit Polen, Ruſſen, Engländern und Franzoſen ihren Verkehr treibt, kennen lernen will, der wandere über die längs der Motlau ſich hinziehende lange Brücke, wo ſich ihm eine vielfach belebte Ausſicht darbietet auf den mit zahlloſen kleinen Fahrzeugen und weißen Segeln bedeckten Fluß. Ein poetiſches Gemälde des regen, vom frühen Morgen bis in die Nacht raſtlos bewegten Seelebens, wie beſonders die Schiffswerfte darbieten, verdient hier eine Stelle.*)

Lootſen gleiten ab und auf
Schiffe ſtehen auf dem Stapel,
Andre, von Livorno, Napel,
Nehmen abwärts ihren Lauf.
Bringen Waaren zum Verkauf.
Welche Stimmen, welch' Gewühl!
Alles rühret ſich auf dem Werfte;
Wenn der Bootsmann unterm Kiel,
Mit dem Beil hier Bolzen ſchärfte,
Will der Schiffsjung' dort ein Seil
Knarrend um die Winde koppeln;

---

*) E. Falk's auserleſene Werke. Leipzig 1819. Bd. I. S. 117 u. f.

Und im Speicherecho doppeln
Schläge ſich von Axt und Beil.
Hoch bis in die Wolkenſpitzen
Dringt ihr Hurrah, klingt die See,
Wenn das Krummholz in die Höh'
Sie empor zum Dreimaſt trigen.
Auch nicht feir't indeß der Krahn.
Dieſer windet Waarenballen,
Roth bezeichnet, Kaufmannsſtücke,
Schönes Schiffsgut von der Brücke,
Luft'gen Flaſchenzugs, heran.
Aufgezogen
Steht ſie da im halben Bogen,
Hemmend einen Strom von Leuten,
Sammelnd ſich zu beiden Seiten.
Fiſcherfahrzeug' aller Arten,
Die am Brückenaufzug warten,
Bis das Kauffartheiſchiff mitten
Stolzbewimpelt durchgeglitten!
Und ſo lärmt es auf der Docke,
Bis erklingt die Mittagsglocke
In der alten Glockenburg,
Bis am Werfte zwölf iſt durch,
Und der Franzmann und der Pole,
Daß er Mittagsſpeiſe hole,
Kochgeräth' im kleinen Kahn,
Zu dem Ufer ſchifft heran.
Aufgehangen
Zwiſchen Stangen
Sieht man da die Keſſel prangen,
Längs des krummen Fluſſes Lauf
Qualmen düſtre Feuer auf. —
Selbſt zur Nacht, wenn alles ſchweiget
Knarrt und geiget
Noch der luſt'ge Hafen fort,
Ballen hier und Ballen dort,



Tragen auf den Schiffsverdecken,
Muntren Laut's den Dieb zu ſchrecken.
Sieh ein Licht, ein klein Logan![*])
Wo der muth'ge Schiffersmann
Mitten im Geräuſch der Wogen
Stampft zu muntrem Fiedelbogen
Contretanzes Noten aus,
Bis zu Schiff erſchallt es draus:
Auseinander nun die Hände!
Hui! nach Briſtol, nach Oſtende!
Weißes Schnupftuch in die See
Weht ihm nach: Ade! Ade!

Mannigfache Abwechſelung gewährt ein Spaziergang über den längs der Motlau gelegenen Fiſchmarkt mit ſeinem bunten Gewühl, wo nicht blos Fiſche zum Verkauf dargeboten werden von den, neben ihren Butten und Eimern ſitzenden, ihre Waaren vielfach anpreiſenden Weibern, ſondern Vögel, Obſt und andere Lebensmittel aus den in der Motlau liegenden Fahrzeugen.

Käufer feilſchen, Münzen klingen,
Mägde plappern, Köche dingen,
Tauſend Stimmen, hell und klar,
Rufen: Schiffer, wie theuer das Paar!
Kriegt nun jeder volle Körbe,
Volle Hände,
Und ſo nimmt der Markt ein Ende.

Ein reges Leben bietet ſich auch dar auf einer Wanderung durch die am jenſeitigen Ufer der Motlau gelegene Speicherinſel. Heinrich Doering hat es poetiſch beſchrieben.*)

---

[*]) So nennt man kleine, längs der Oſtſee gelegene Schifferherbergen.

Und ich ſah den Handelsdiener
Nach den nahen Speichern eilen;
Sah die Träger mit den ſchweren,
Geldgefüllten Kaufmannsſäcken;
Weiter wandelnd dann vernahm ich
Hinter mir der Peitſche Knallen,
Und wie Waſſergüſſe ziſchend
Auf den glutherhitzten Steinen
Die belad'ne Schleife kühlten;
Und das Hämmern auf den Werften
Nahe bei St. Petri Kirchhof,
Und der Ruf der Zimmerleute
Miſchte ſich verworren drunter. —
Und es neigte ſchon im Weſten
Röthlich ſtrahlend ſich die Sonne.
In den nahen Speichern ſchloſſen
Sich die ſchweren Thüren knarrend;
Sah ich bald darauf die Träger
Aus dem Dreiball, aus dem Palmbaum,
Aus dem ſchönen Wiegenſpeicher
Fröhlich nun nach Hauſe eilen;
Dunkler ward's und immer dunkler,
Fern nur an der grünen Brücke
Sah ich weiße Segel blinken,
Und es klang von den Commaggen**)
Nur die Pfeife noch, die Geige
Luſt'ger Polen durch die Stille.

---

*) S. Bibliſche Gemälde, Balladen, Legenden und vermiſchte Gedichte von Heinrich Doering. Danzig. 1822. S. 130.

**) Fahrzeuge, in denen das polniſche Getreide die Weichſel und Mottlau hinabgeſchifft wird.

Die eben erwähnte grüne Brücke führt aus der Speicherinſel über die Motlau durch das grüne Thor, über welchem ſich der geräumige Saal wölbt, worin die Danziger naturforſchende Geſellſchaft ihre Sitzungen hält, in das innere der Stadt, auf den langen Markt. Auf der rechten Seite deſſelben zeichnet ſich ein Gebäude vor allen übrigen aus durch die ſchöne gothiſche Façade aus gehauenen Steinen, durch mannigfache vergoldete Zierathen und durch ſeine hohen Kirchenfenſter. Dies Gebäude, der Arthushof oder Junkerhof geheißen, zu welchem man auf einer ſchönen und breiten ſteinernen Treppe gelangt, beſteht aus einem großen Saal, deſſen Gewölbe vier ſchlanke Säulen tragen von polirtem Granit. In der Mitte befindet ſich die Statue Auguſts III. aus weißem Marmor, auf einem Piedeſtal, von einem Eiſengitter umgeben, und an den Wänden mehrere Gemälde, Basreliefs, Statuen und andere Kunſtwerke. Bemerkenswerth iſt unter dieſen ein ſchmaler Streif, der ſich beinahe rings um den Saal zieht, und auf dem ſehr anmuthig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsſtädtiſcher Zeit abgebildet ſind. Ehrſame Bürgermeiſter mit klugen bedeutſamen Geſichtern reiten voran auf muthigen ſchön geputzten Roſſen, keck und lebendig ſchreiten hinterdrein Trommelſchläger, Pfeifer und Hellebardirer. Wahrhaften Kunſtwerth behauptet das jüngſte Gericht, gemalt im Jahre 1601 von Anton Müller, einem Schüler Raphaels, in großartigem Styl und im Geſchmack der italiäniſchen Schule ausgeführt. Zeichnung, wie Colorit und Gruppirung verrathen den denkenden Künſtler. Dies Gemälde erblickt man, vom langen Markte in den Arthushof tretend, rechter Hand. Auf derſelben Seite nach einem alten, 38 Fuß hohen Ofen hin, zeigt ſich ein allegoriſches Gemälde, von einem unbekannten Meiſter und von geringerem Kunſtwerth, als das eben erwähnte, doch bemerkenswerth wegen der darin ausgeführten ſeltſamen Idee. Es ſtellt den Clerus dar unter dem Bilde eines mit Mönchen angefüllten, gen Himmel ſegelnden Schiffes. Die Laien ſind als Schiffbrüchige dargeſtellt, denen von den ſeligen Mönchen hie und da ein Strick, ein Haken oder dergleichen aus Barmherzigkeit zugeworfen wird, um den einen oder den andern in den Himmel mitzuſchleppen. Bemerkenswerther in künſtleriſcher Hinſicht ſind einige Gemälde von alten Danziger Meiſtern, eine Gerechtigkeit von Hofmann, eine Madonna von Stech, und ein ſchöner Chriſtuskopf von eben dieſem Künſtler. An der Decke hängen Modelle verſchiedener Kriegsſchiffe, und an den Wänden altes Rüſtzeug und einige Fahnen.

Im Jahre 1370 ſoll der Bau des Arthushofes begonnen und 1379 vollendet worden ſein. Früher ſoll dort eine zur Nicolaikirche (Schwarzmönchen) gehörige Kapelle mit einem Kloſtergarten geſtanden haben. Die urſprüngliche Beſtimmung des Gebäudes war, den angeſehenen Bürgern Danzigs, in frühern Zeiten Junker geheißen zu einem zu Trinkgelagen beſtimmten Verſammlungsorte zu dienen. Um bei dieſen Gelagen eine beſtimmte Ordnung zu beobachten, theilten ſich die Junker in gewiſſe Bänke oder Sitze, wo nur diejenigen Platz nehmen durften, die zu dieſen Bänken gehörten und ſich ihren Stiftungen und

Einrichtungen unterworfen hatten. Solcher Bänke aber waren ſechs: die Reinholdsbank, die Chriſtopher oder Lübſche Bank, die Bank der heiligen drei Könige, die Marienburger Bank, die holländiſche Bank und die Schifferbank. Unter dieſen Bänken war die Reinholdsbank die vornehmſte und angeſehenſte. Sie zählte nicht blos die angeſehenſten Bürger, ſondern auch Mitglieder des Raths unter ihren Brüdern. In der St. Marien- oder Pfarrkirche erhielt ſie ſpäterhin eine eigene Kapelle, die St. Reinholdskapelle geheißen.

Die älteſte Nachricht von dieſer Bank lautet wie folgt: „In den 1481 Jore do quamen wier uf König Artushofe to trinken den lezten Sondagh in deme Advent do wert in St. Reinholdus Bank czu Beite gekohren Auſten Fieranet und Hans Schmell czu ſeinem Stadthalder; czu ſeinem Schreiber worden gekohren Klaus Dongeheim und Baltzer Greibe ſein Geſell.“ Damals beſtand die Anzahl der Genoſſen dieſer Bank aus 106 Mitgliedern. Aus jener Zeit rührt auch noch der am Ausgange gegen Norden hin befindliche zinnerne Schenktiſch und das darüber befindliche Muſikchor her. Eine Handſchrift aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchildert die Beſtimmung des Arthushofes alſo: „daß die Bürgerſchaft, bei Abendzeiten, nach verrichteten Geſchäften zuſammen gekommen, und mit einander daſelbſt getrunken, allerlei nützliche Geſpräche mit aller Beſcheidenheit gehalten; zu ſagen, wenn irgend etwa einer oder der andere einen Gaſt aus den Städten oder Orten bekommen, ihn faſt nicht beſſer zu ehren gewußt, als daß er ihn mit auf den Junkerhof genöthig, nicht allein um eines guten geſunden Trunkes Danziger Bier zu genießen, ſondern inſonderheit die gute Ordnung und bürgerliche Vertraulichkeit, ſo allda vorgegangen mit anzuſehen.“

Dieſe urſprüngliche Beſtimmung des Hofes, wie man jenes Gebäude auch nannte, verwandelte ſich in eine andere. Schon im Jahre 1595 baten die Deputirten der Bürgerſchaft den Rath der Stadt Danzig, jenen Saal zur Börſe für die Kaufleute einzuräumen. Dieſer Wunſch ward jedoch erſt, nach wiederholten Anträgen im Jahre 1676 erfüllt. Seitdem wird der Arthushof, den 1806 das Schickſal traf, eine Zeitlang zu einem Lazareth für die franzöſiſche Garniſon dienen zu müſſen, zur Abmachung aller merkantiliſchen Geſchäfte, ſowie zum öffentlichen Verkauf von Grundſtücken und Gebäuden benutzt, zur Zeit des Weihnachtsmarkts pflegen jedoch dort die Tiſchler ihre verfertigten Arbeiten in jenem Gebäude aufzuſtellen. In ältern Zeiten ſcheint es außer dieſen Arthushofe noch einen zweiten Hof gegeben zu haben. „Im Jahre 1476,“ heißt es in einer handſchriftlichen Danziger Chronik, „brannte der Arthushof ab, und am grünen Donnerſtage ſelbigen Jahres brannte der kleine Hof auch ab. Auf derſelben Stelle hat Teves Kerle gebaut gegen dem Rathhauſe über.“

Vor dem Arthushofe erhebt ſich ein ſchöner Springbrunnen, 1633 aus grauem Sandſtein erbaut, und 1634 mit einem eiſernen Gitterwerk umgeben. Auf dieſem Brunnen ſteht ein aus Erz gegoſſener Neptun, aus deſſen Dreizack und aus den ihn umgebenden Meerpferden Waſſer hervorſpringt. Der Kunſtler, der jene Gruppe gegoſſen, iſt unbekannt, doch ſoll der Bau 100,000 Mark gekoſtet haben und 24 Schiffpfund Eiſen zu dem Gitterwerk verwandt worden ſein.

Ganz in der Nähe des Artushofes, und von demſelben nur durch wenige Häuſer geſchieden, ſteigt der ſchöne Thurm des rechtſtädtiſchen Rathhauſes in die Höhe, erbaut im Jahre 1465, und als er 1556 abbrannte, in den Jahren 1559—1561 wieder in ſeiner urſprünglichen Geſtalt hergeſtellt. Seine Höhe beträgt genau gemeſſen, 135 Ellen und 13 Zoll. Auf der Spitze dieſes Thurms ſteht ein geharniſchter, im Feuer ſtark vergoldeter Mann, der über drei Ellen hoch iſt, und ſich vermittelſt einer Binde, die er um den Leib trägt, mit dem Winde dreht. Das Rathhaus ſelbſt iſt ein weitläufiges, aus zwei Stockwerken und einem Souterrain beſtehendes Gebäude, dem ſeine ſchöne ſteinerne Doppeltreppe und ein geſchmackvolles Portal aus weißem Stein zu nicht geringer Zierde gereicht. Wenn dies Rathhaus erbaut worden iſt, nicht genau bekannt, wahrſcheinlich gleich mit der Entſtehung der Rechtſtadt im Jahre 1311.

Einen impoſanten Anblick bietet auch dem, der an dem Rathhauſe vorbei, die Langgaſſe hinunter wandelt, und durch das Langgaſſer Thor tritt, ein hoher aus Backſteinen erbauter viereckiger Thurm, der Stock oder Gefangenthurm genannt. Er ward 1346 zur Vertheidigung der Stadt angelegt, und vor dem Bau des hohen Thors war der gewöhnliche Eingang in die Stadt durch jenen Thurm, der im Jahre 1508 eine mit Blei gedeckte Spitze erhielt, in welcher die

Thorglocke befindlich. In dieſem Thurm ſind mehrere Behältniſſe für Gefangene.

Zu den großartigſten Gebäuden Danzigs gehört unſtreitig die faſt im Mittelpunkte der Stadt zwiſchen der Joppengaſſe, Heiligengeiſtgaſſe, Feuergaſſe und dem Schnüffelmarkt gelegene Oberpfarr- oder St. Marienkirche, die in der Form einer Kreuzkirche ſich nähernd, wegen ihrer Größe und ihrer mannigfachen Merkwürdigkeiten eine etwas ausführlichere Beſchreibung verdient. Das Jahr ihrer Erbauung iſt das 1343, zufolge einer uralten Inſchrift an dem Eingange in die Sakriſtei. Die Worte lauten: Anno Domini MCCCXLIII feria quarta post Laetare positus est primus lapis muri civitatis Danzk et post ea proxima feria sexta positus est primus lapis muri Ecclesiae beatae virginis Mariae, cujus Dedicatio celebrabitur Dominica proxima post festum nativitatis Christi.

Der Stifter der Marienkirche war der bereits in dem Umriß der Geſchichte Danzigs erwähnte Hochmeiſter des deutſchen Ordens Ludolph König von Waitzau aus Sachſen, der einen Baumeiſter aus Straßburg, Ulrich Ritter geheißen, nach Conſtantinopel ſandte, um die dortige Sophienkirche zum Muſterbilde des prachtvollen Gebäudes zu wählen, das er zu errichten beabſichtigte. Mitten in dieſen Entwürfen überraſchte ihn der Tod im Jahre 1346. Von der höchſt mittelmäßigen Kirche, die bald nachher erbaut ward, findet ſich das Fundament, ſechs Schuh dick, noch in der Erde und zeigt ſich an der Nordſeite der jetzigen Kirche, von innen, an den ſogenannten Frauen bänken. Jene Kirche ward unter Conrad von Jungingen (1400) wieder abgebrochen, und das gegenwärtige Gebäude auf Koſten der Stadt und durch milde Beiſteuern errichtet, jedoch ſo langſam, daß es erſt 1503, alſo 160 Jahre nach der Legung des erſten Grundſteins vollendet ward. Nach andern Nachrichten ſoll ſchon 1243, alſo hundert Jahre früher an dieſem Orte eine kleine Kirche in freiem Felde geſtanden und 1343 nur vergrößert worden ſein.

Der viereckige Thurm der Marienkirche mit ſtumpfer Spitze iſt 328 Schuh hoch. Auf 311 Stufen erſteigt man die Höhe des Thurms, in welchem ſieben Glocken von ſehr bedeutender Größe hängen, unter denen die größte, Gratia Dei genannt, und 1453 von Gerard Benning gegoſſen, 15,600 Pfund oder 130 Centner wiegt, der Klöppel aber 4 Centner weniger 14 Pfund. Sie zu läuten werden zwölf Menſchen erfordert. Die Länge der Marienkirche, der Raum unter der Thurmhalle mitgerechnet, beträgt 358 Schuh, und ihre größte Breite zwiſchen der Dammthür und der Rathsthür 218 Schuh; die übrige Breite 142 Schuh; ihr äußerer Umkreis 2010 Schuh, die Höhe vom Eſtrich bis an das Schloß des Gewölbes 98 Schuh. Sechs und zwanzig gemauerte ſchlanke Pfeiler tragen dies große Gebäude mit ſeinen kunſtreichen Gewölben. Durch 37 große Fenſter, in denen 3722 Fenſterfächer enthalten ſind, wird die Marienkirche erhellt, zu welcher ſieben Eingänge führen, und da ſie keine Emporkirchen hat, erinnert bei dem Eintritt in dieſelbe ein ſchauerliches Halbdunkel daran, daß man ſich in hohen Mauern eingeſchloſſen befindet.

Außer dem großen Altar, der im Jahre 1515 erbaut worden und 4000 Mark gekoſtet haben ſoll, zählt man an den Pfeilern und ſonſt in der Marienkirche noch ſiebzehn Altäre. Rechnet man die in den Kapellen befindlichen dazu, ſo ſind deren nicht weniger als ſechs und vierzig, unter den Nicolai- und St. Annenaltar ſich vor den übrigen auszeichnen. An den innern Wänden der Hauptmauer befinden ſich rings umher mehrere Kapellen, unter andern die Marien-, Reinholds- und Hedwigs-Kapelle. Vor der zuletzt genannten bezeichnet ein uralter, gebrochner Leichenſtein mit einer lateiniſchen Inſchrift die Grabſtätte der Bürgermeiſter Lezkau und Hecht, welche wie in dem frühern Abriß der Geſchichte Danzigs erwähnt worden, 1411 auf meuchelmörderiſche Weiſe ihr Leben einbüßten.

Zu den Merkwürdigkeiten der Marienkirche gehört die unter der großen Orgel befindliche Taufe. Dies Kunſtwerk, zu Antwerpen, nach Andern zu Amſterdam aus Meſſing gegoſſen, und 1554 angeſchafft, mißt im Umfange 62 Fuß und bildet ein, auf einem tiefen Fundamente ruhendes Achteck, in Form einer Kolonade, die den ebenfalls aus Meſſing gegoſſenen Taufſtein umgiebt. Man ſteigt auf drei Stufen in das Innere hinein, das durch eine Doppelthür, gleichfalls von Meſſing und künſtlich durchbrochen, verſchloſſen wird. Der obere Theil dieſes Werks das 10,405 Mark 44 Schillinge gekoſtet haben ſoll, fehlt. Er ſoll bei dem Transport auf der See verunglückt ſein. Bemerkenswerth iſt auch an dem St. Georgenaltar ein uraltes Gemälde vom jüngſten Gericht, ausgezeichnet ſowohl von Seiten der Kunſt als des Alterthums. Man hielt es für ein Werk der Gebrüder Johann und Hubert van Eyk. Dieſer Vermuthung widerſprach aber die auf einem Leichenſteine angedeutete Jahrzahl 1367, um welche Zeit die genannten Künſtler erſt geboren wurden. Schon im Jahre 1707 hatte Peter der Große durch den Fürſten Dolgorucki, doch vergebens, den Rath zu Danzig erſuchen laſſen, ihm gegen eine ſehr bedeutende Summe, jenes Kunſtwerk abzutreten. Im Jahre 1807 ward das Gemälde auf Napoleons Befehl nach Paris geſchafft, wo es dem dortigen Muſeum zu einer ſeltenen Zier gereichte, jedoch 1815 wieder nach Danzig zurückgeſendet werden mußte. Eine andere Merkwürdigkeit der Marienkirche iſt eine große aſtronomiſche Uhr, von einem Danziger, Hans Düringer geheißen, im Jahre 1470 verfertigt. Sie zeigte, außer den Stunden und Monatstagen, auch den täglichen Stand der Planeten, und war außerdem reichlich ausgeſtattet mit mehrern künſtlichen Spielwerken. Die Legende erzählt: Düringer, der eine große Celebrität erlangt durch jenes Meiſterwerk, ſei zu Verfertigung eines ähnlichen Kunſtwerks nach Hamburg gerufen worden. Die Danziger aber, eiferſüchtig auf das ihrige, hätten ihm, als er jenen Ruf nicht ablehnen wollen, die Augen blenden laſſen. Da ſoll der blinde Künſtler, kurz vor ſeinem Tode, ſich in das Innere ſeines Werkes haben hineinführen laſſen, und mit einer Scheere einen einzigen Drath zerſchnitten haben, wodurch der ganze Mechanismus in Unordnung gerathen. Alle Verſuche, ihn wiederherzuſtellen, ſind vergeblich geweſen. Unter dieſem Uhrwerke befindet ſich eine alte Kellergruft, angeblich der Eingang zu einem unterirdiſchen Wege, der aus der Marienkirche in das Schloß der Ritter des deutſchen Ordens geführt haben ſoll.

Von einem trefflich gearbeiten Crucifix, das ſich links am hohen Altar in einer Kapelle befindet, erzählt die Legende: Der Künſtler, ein Italiener, nach Einigen Michel Angelo, ſoll einen ſchönen Jüngling in ſein Haus gelockt, ihn durch Wohlthaten und Schmeicheleien an ſich gefeſſelt, und endlich gekreuzigt haben; um nach dieſem Original eine ſchöne Copie zu bilden. Unter den Gemälden der Marienkirche zeichnen ſich beſonders zwei perſpectiviſche Oelgemälde aus, eins an der freien Wand hinter dem Schöppenſtuhl, das zweite links am Eingange in die Marienkapelle, und ein in einer Kapelle gegen Abend befindliches Frescogemälde von Andreas Stech. In der Dreifaltigkeits-Kapelle liegt der Vater der deutſchen Dichtkunſt, Martin Opitz, begraben, der den 20. Auguſt 1639 an der damals in Danzig wüthenden Peſt ſtarb. Kein Denkmal bezeichnet ſeine Grabſtätte, während unberühmte Namen rings umher in Marmor und Erz prangen.

Unter den übrigen Kirchen, deren Danzig zwanzig zählt, zeichnet ſich die in der Altſtadt gelegene St. Catharinenkirche durch ein, auf ihrem ſchönen viereckigen Thurm befindliches kunſtreiches Glockenſpiel aus. Es ward aus dem Vermächtniß eines im Jahre 1728 geſtorbenen Rathsherrn Andreas Stendel errichtet. Die dazu gehörigen 55 Glocken, zuſammen 9016 Pfund wiegend, waren in Holland gegoſſen worden. Es war im Jahr 1738, am St. Andreastage, als dies Werk zum erſtenmal geſpielt ward. Drei Jahre ſpäter verfertigte der Danziger Uhrmacher Daniel Böttcher eine große Walze, durch welche das Glockenſpiel, das ganze, halbe und Viertel-Stunden anſchlägt, in Bewegung geſetzt wird. Bemerkenswerth iſt die St. Catharinen-Kirche noch als Grabſtätte des berühmten Johann Hevelius, dem ſein Urenkel, der Geheime Kriegsrath von Daviſſon ein pyramidenförmiges Denkmal von Marmor errichten ließ, mit der Inſchrift: **Joanni Hevelio, in quae tanto viro debetur pietate, Daniel Gottlieb Davisson.**

Ein treffliches Bildniß jenes berühmten Mannes, ſowie auch ein Original-Oelgemälde von Copernicus findet man in der auf dem Biſchofsberge 1780 von dem Doktor der Medicin Nathanael Matthäus von Wolff angelegten Sternwarte. Zu den dort befindlichen, koſtbaren und trefflichen Inſtrumenten, gehören ein Mauerquadrat von Siſſon, ein Meridian-Tubus von Ramsden, ein Schertiſches und ein Martiniſches Teleſcop, eine Scheltenſche und eine Magellaniſche Uhr, ein Hadleyſcher Octant u. a. m. Auch die Raths- oder Gymnaſiums-Bibliothek enthält manche Seltenheiten, unter andern ein treffliches Exemplar von **Jo. Hevelii Machina coelestis** und von eben dieſes Verfaſſers **Selenographia**. Beide Werke ſind von Hevelius ſelbſt auf das geſchmackvollſte und koſtbarſte illuminirt. Die meſſingenen Inſtrumente ſowohl als die Sternbilder ſind mit Gold, die Flecken des Mondes aber mit Silber gemalt. Jene beiden Exemplare waren für Ludwig XIV. beſtimmt, blieben aber, man weiß nicht durch was für Veranlaſſung, in Danzig zuru[illegible] Die Rathsbibliothek beſitzt auch einen Quartband mit mehreren handſchriftlichen Traktaten Luthers, die er auf der Wartburg zum Druck ausgearbeitet, und einen Frobeniſchen Pſalter, der ihm zum Handexemplare diente, und in welchem er die Geſchichte ſeiner Excommunication eigenhändig beſchrieben.

Die erſte Stiftung jener an manchen literariſchen Schätzen reichen Bibliothek fällt in das Jahr 1580. Späterhin wurde ſie durch Geſchenke vergrößert und vermehrt, beſonders im Jahre 1597 durch das Vermächtniß eines Marquis d'Oria. Im Jahre 1517 in Neapel geboren, war dieſer vielſeitig gebildete Mann ſowohl am päbſtlichen Hofe, als von Kaiſer Carl V. ſehr geachtet. Er mußte jedoch, als Freund und Beförderer der Reformation, ſein Vaterland verlaſſen. In Danzig fand er, nachdem er vierzig Jahre umhergeirrt und manche trübe Schickſale erfahren, einen bleibenden Wohnſitz. Mit ſehr zerrütteter Geſundheit machte er (1592) ein Teſtament, in welchem er dem Gymnaſium ſowohl ſeine ſehr bedeutende Bibliothek, als einige andere Merkwürdigkeiten durch eine Schenkung inter vivos legirte, wofür ihn der Rath der Stadt bis an ſeinen im Jahre 1597 erfolgten Tod ſtandesmäßig unterhalten ſollte. Er ruht in der Graumönchenkirche, unweit des Altars.

Späterhin ward die Rathsbibliothek durch mehrere andere Legate, beſonders des Rathsherrn Adrian Engelcke und des Burgermeiſters Conſtantin Ferber bedeutend vermehrt. Verbunden iſt mit derſelben ein ſchönes Münzcabinet, welches nach und nach aus Vermächtniſſen und Schenkungen entſtanden. Die erſte

Münz

Münzſammlung wurde von einem privatiſirenden Gelehrten, J. G. Berthold, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hieher legirt. Sie enthielt größtentheils moderne, zur polniſchen und preußiſchen Geſchichte gehörige Münzen. Einen wichtigeren Zuwachs erhielt dieſe Sammlung durch das ihr vermachte Münzcabinet des Bürgermeiſters Schwarz, das gegen 4000 Münzen enthält, und gegen 50,000 Danziger Gulden geſchätzt wird. Zur Unterhaltung und Vermehrung jenes Cabinets hatte der Erblaſſer noch ein Capital von 4000 Danziger Gulden legirt. Weniger bedeutend als die Rathsbibliothek, obgleich nicht ganz entblößt von literariſchen Schätzen, iſt die Schwarzwaldiſche, in einem Saal des Schulgebäudes von Sanct Peter und Paul, die Zappiſche, in einem Gewölbe der St. Johanniskirche und die Marienbibliothek in der Allerheiligen Capelle der Marienkirche.

Unter den Anſtalten zum öffentlichen und Privatvergnügen, welche Danzig aufzuweiſen hat, iſt vorzüglich das auf dem Kohlenmarkte befindliche Schauſpielhaus zu nennen, welches der Stadt zu großer Zierde gereicht. Es wurde 1798 auf Actien erbaut, und den 3. Auguſt 1801 am Geburtstage Friedrich Wilhelms III die erſte Vorſtellung gegeben. Das Ganze hat gegen 70,000 Thaler gekoſtet. Die Hauptfaçade iſt 90 Fuß breit und hat in der Mitte ein Riſalit von vier Fuß Vorſprung, auf welchem ein von vier doriſchen Säulen getragener Fronton ruht, zwiſchen welchem die drei Eingangsthüren befindlich. Die Südſeite des Gebäudes, 130 Fuß lang, iſt mit Pilaſtern geziert und hat drei Ausgangsthüren, über welchen in angemeſſener

Höhe eben ſo viel halbcirkel[illegible] Fenſter zur Beleuchtung der Gänge angebra[illegible]. Das Ganze iſt mit einer Attica überbaut, hint[illegible]her ſich eine ſchöne im Durchſchnitt 86 Fuß betragende Kuppel erhebt, mit verzinntem Eiſenblech gedeckt und mit Steinkohlentheer überſtrichen. Die Höhe des ganzen Gebäudes bis an das Ende der Kuppel beträgt 75 Fuß. Im Innern, deſſen ganze mittlere Länge 110 Fuß beträgt und 1600 Menſchen faſſen kann, befinden ſich zwei Parterre, um welche zwei Reihen Bogen in einer Cirkellinie herumlaufen, die obere aus 21, die untere aus 17 Bogen beſtehend, die nur bis an die Brüſtung abgetheilt ſind. Die größte Entfernung der Bogen vom Theater iſt 45 Fuß. Ueber denſelben erhebt ſich die Gallerie mit einer gemalten Brüſtung, eine eiſerne Balluſtrade vor einem hellgrünen Grunde darſtellend. Das Theater hat eine Oeffnung von 28 Fuß, iſt mit Inbegriff des Proſceniums 52 Fuß tief, und hat eine Couliſſenhöhe von 24 Fuß. Die Erleuchtung wird bewirkt durch 130 Argandſche Lampen und durch einen prachtvollen gläſernen Kronleuchter mit 24 Lichtern, welcher aus dem Centrum des Plafonds herabhängt, und beim Aufziehen des Vorhan[illegible] ſo weit in die Höhe geht, daß er weder die Zuſchauer blendet, noch der Beleuchtung ſchadet. Den Plan zu dieſem ſchönen Gebäude entwarf der Stadtbaumeiſter Held; die inneren Verzierungen gab der Profeſſor Bürna[illegible] an, und der Künſtler Meyer aus Berlin richtete die Maſchinerie ein. Mehrere treffliche Decorationen ſind von dem Profeſſor Breyſig gemalt worden.

Verlaſſen wir nun das Innere der Stadt, deren

Hauptmerkwürdigkeiten geſchildert werden, und wenden uns zu den zwiſchen den innern und äußern Thoren, von dem Hagels- und Biſchofsberge begrenzten Gegenden. Breite, längs dem Stadtgraben hinlaufende Wege, durch Barrieren von der Fahrſtraße getrennt, führen nach dem Olivaer und Petershagner Thore. Faſt zu allen Zeiten wandelt man dort trocknen Fußes, hat zur Seite den ſchönen grünen Raſen der Stadtwälle, über welche die Stadt hinüberragt, und zu den Füßen den breiten, klaren, flußähnlichen Stadtgraben. Ueberall ſieht man ſich von Menſchen umgeben, die ihrer Geſchäfte oder des Vergnügens wegen dort wandeln. Auf dieſen Wegen gelangt man durch den 1718 zwiſchen dem St. Jakobs- und Olivaer Thore gelegenen Irrgarten, ſpäterhin mit erweiterten Anpflanzungen der Friedrich-Wilhelmsplatz genannt, durch das Olivaerthor in die nach Langefuhr in ſchnurgerader Linie fortlaufende Doppelallee von hollän[illegible]en Linden, in den Jahren 1768 — 1770 angelegt. Sie iſt 9 Danziger Ruthen breit; jede Seitenallee aber hat eine Breite von 10 Fuß. Die Bäume ſtehen 14 Fuß von einander entfernt, und da in jeder Reihe 354 ſtehen, ſo beläuft ſich die Anzahl in allen vier Linien auf 1416 Bäume. Zur Anlegung dieſes ſchönen Spazierganges mittelte der um Danzig vielfach verdiente Bürgermeiſter Daniel Gralath, auch bekannt durch eine Geſchichte dieſer Stadt (Königsberg 1789. 3 Bde.), die nöthigen Fonds aus. Der Hauptmann Paßer und der Prediger der reformirten Gemeinde, Jenin, leiteten und führten die Aufſicht über die Anpflanzung und Pflege der Bäume, zu deren Unterhalt von der Königl

Preußiſchen Regierung 300 Rthlr. von der Stadtkämmerei ausgeſetzt wurden. Bei der franzöſiſchen Belagerung (1807) wurden vor dem Olivaer Thore 277 Bäume umgehauen, doch im Frühjahr 1808 durch 246 Bäume wieder erſetzt.

Dieſer Lieblingsſpaziergang der Danziger wird von Luſtwandelnden ſelten leer, und es läßt ſich nicht leugnen, daß von dieſer Allee aus, beſonders hinter der Kirche zur Alle Gottes Engeln, ſich eine reizende Ausſicht darbietet auf die Weichſel und Weichſelmünde und links auf die Anhöhen und Waldungen hinter Langefuhr, aus welchen die Gartenhäuſer von Heiligenbrunn und Königsthal anmuthig hervorblicken. Auch die Anlagen des Johannisberges beſchäftigen das Auge. Das Oertchen Langefuhr, eine einzige lange Straße bildend, die größtentheils aus Gartenhäuſern und öffentlichen Gärten beſteht, gehört zu den anmuthigſten Vergnügungsorten in der Umgegend von Danzig. Links von Langefuhr, in einem freundlichen Thal zwiſchen Waldungen, liegen die öffentlichen Gärten des erſten und zweiten Jäſchkenthals und rechts Neuſchottland, wovon ein Theil noch zu den äußern Vorſtädten Danzigs gerechnet zu werden pflegt. Neben Neuſchottland liegt das Gut Kleinhammer mit ſeinen anmuthigen und weitläuftigen Gärten, auf einer weiten Ebene mit reizenden Ausſichten nach Oliva, Weichſelmünde, den Hafen und die Oſtſee.

Eine faſt ununterbrochene Reihe anmuthiger Gartenhäuſer führt von Langefuhr durch das Dorf Strieß, hinter welchem ſich die Ausſicht auf eine ebene hie und da mit Gebüſch bedeckte Gegend, auf die weite

Fläche des Meeres, auf die Rhede und den Hafen und ſeitwärts auf die Gebäude und Umgebungen des Kloſters Oliva eröffnet. Die dortige Kirche, die mit dem Kloſter mehrmals zerſtört worden, ſoll 1170 von dem pommerſchen Herzog Subislaus erbaut worden ſein. Sie iſt groß, hell, hat mehrere koſtbare Altäre, einige merkwürdige Monumente und ſchöne Altarblätter. In dem Kloſter zu Oliva ward 1660 der berühmte Friede geſchloſſen, der dem Norden Ruhe und Frieden wiedergab. Noch zeigt man das Zimmer, in dem die Unterhandlungen gepflogen worden. Auch verewigt in dem Kreuzgange eine Inſchrift auf ſchwarzem Marmor jenes denkwürdige Ereigniß.

Der Freund der Natur und ihrer mannigfachen Schönheiten, findet reiche Befriedigung in dem zu der Abtei gehörigen Garten, der ſich durch ungemein hohe Alleen auszeichnet, und von Canälen und Teichen durchſchnitten, in mannigfachen Parthieen dem Auge Abwechſelung gewährt. Der ſchönſte Punkt jenes Gartens iſt eine Ausſicht nach der See, zwiſchen zwei hohen geſchorenen Wänden, wo man, getäuſcht durch einen optiſchen Betrug nicht anders glaubt, als daß die Allee bis an das entfernte Ufer des Meeres fortlaufe. Ein liebliches Plätzchen iſt ein Tempel an einem künſtlichen Waſſerfall, der unter dem Bogen einer geſchmackvollen Brücke hervorſtürzt, mit brauſender Gewalt über Steine und Kieſel forttreibend. Jener Garten mit ſeinen reizenden Anlagen, ein Beſitzthum des Fürſtbiſchofs von Ermeland und Abts zu Oliva, Grafen von Hohenzollern, ſtand von jeder jedem offen; weß Ranges und Standes er auch ſein möchte.

Einen der ſchönſten und weiteſten Proſpecte bietet der bei Oliva gelegene Carlsberg. Der Biſchof Carl Graf von Hohenzollern nahm jenen Berg nebſt zwei daranſtoßenden Bergen in Erbpacht, um auf denſelben eine ſchöne Anlage zu bilden. Bis zum höchſten Gipfel des ganz mit Gebüſch und Wald bewachſenen Hauptberges ward in anmuthigen Krümmungen ein breiter Weg geführt, und wo man das Nachſchießen des Erdreichs befürchtete, wurden die Wände des ausgeſtochenen Weges mit großen Felsſtücken ausgeſetzt, welche hin und wieder hohe Felſenwände bilden. Aus dieſem Hauptwege, den die unvergeßliche Königin Luiſe von Preußen im Jahre 1798 bis zur Stirn des Berges hinanfuhr, laufen bald breitere, bald ſchmälere, bald heimlichere, bald lichtere Nebenwege aus, die neben anmuthigen Ruheplätzen, Eremitagen und natürlichen Lauben vorbeiführen. Auf verſchlungenen Pfaden, die überall die ſchönſten und mannigfachſten Proſpecte darbieten, gelangt man auf den Gipfel des Berges. Ihn ziert ein chineſiſches Luſthäuschen. Ueber dem darunter befindlichen Salon erhebt ſich ein Belvedere, zu welchem eine freie Treppe hinaufführt. Hoch über Wald und Gebüſch erhaben, blickt man von dort auf den bunten Teppich herab, der ſich tief unten mit ſeinen Gruppen von Häuſern, Bäumen und Saatfeldern, Wieſen, Teichen und Bächen ausbreitet. Am Horizont dehnt ſich die weite, unüberſehbare Meeresfläche, mit ihren bald näher, bald entfernter ſegelnden Schiffen. Näher erhebt ſich an dem Rande eines munter dahin hüpfenden Baches aus grünem Laubgewölbe mannigfach gefärbter Bäume eine Reihe von Fabrikgebäuden, und am Fuße des Berges ſieht man Oliva mit ſeinen mannigfachen Gärten, die Kirche mit ihren Thürmen, das Kloſter und die Abtei. Dieſes Naturgemälde von der Morgen- oder Abendſonne beleuchtet zu ſehen, iſt ein hoher Genuß

Die weiteſte Ausſicht auf das Meer mit der Rhede und der Halbinſel Hela bietet ſich auf der Terraſſe vor dem Gaſthofe des benachbarten Luſtorts Hochwaſſer. Die der Natur getreue Schilderung eines Reiſenden, der ſich dort im Jahr 1807 befand, verdient hier eine Stelle. „Die Küſten der entfernten Inſel, ſchreibt er, flammten in zerfloſſenem Golde und das Meer lag da wie ein ſaphirner Teppich, über den bald hier, bald dort purpurfarbige Streifen hinſchoſſen. Es war ein ſchönes Tableau; aber Leben, Regſamkeit und Thätigkeit fehlte ihm noch. Da ſchimmerten vom fernſten Horizonte her hell erleuchtete Segel, die ſich bald in dieſer, bald in jener Richtung dem Hafen zu nähern ſuchten. Eine Abtheilung der engliſchen Flotte lag damals auf der Rhede. Dumpfe Kanonenſchüſſe rollten über die Meeresfläche hin, grüßten den Morgen, und gaben dem ganzen Geſchwader das Signal, ſeine Stellung zu verändern. Nun flogen Böte mit Vogelſchnelle hin und her, und mit majeſtätiſcher Würde wandten ſich die großen Maſchinen. Zwei zogen ihre Segel auf, und verloren ſich langſam verſchwindend in der blauen Ferne, während die kommenden Schiffe immer ſichtbarer und deutlicher dem Auge entgegenrückten. Im Glanze des ſchönſten Morgens warſen ſie endlich, wer weiß nach wie viel überſtandenen Gefahren die Anker, fröhlich wiederum die Heimath begrüßend.“ —

„Auch einen Seeſturm ſah ich hier. Wie Berge wälzten ſich die Wellen an's Ufer. Das ganze Meer war in Aufruhr. Mit gewaltiger Kraft rauſchte der Fittig des Sturms über die Tiefe hin: Das Meer war ein Gebirge von Schaum, das ſich hier aus der Tiefe wie ein Rieſe erhob, und dort in der Tiefe wie ein Nichts wieder verſchwand. Die Schiffe tanzten wie Nußſchaalen in dieſem ungeheuren Tumult. Plötzlich riß das Ankerſeil des einen. Nun fuhr es hier in die Tiefe hinab und war verſchwunden; nun kam es dort wieder aus den Fluthen herauf. Jetzt warfen es die Wogen wie einen Ball auf ihrem Rücken, dann ſtürzten ſie wie Berge über daſſelbe zuſammen; noch einmal kam es zum Vorſchein aus dem allgemeinen Aufruhr; die Maſten waren aber zerſchellt, das Tauwerk zerriſſen, die Segel flatterten in den Lüften. Hoch rollte eine Waſſerlawine daher. Ein Augenblick und das Schiff war verſchwunden. Seine Trümmer warfen die Wogen in großen Maſſen an's Ufer.“

Wer ſich von der Terraſſe vor dem Hauſe zu Hochwaſſer in den gleich hinter demſelben gelegenen Wald begeben will, findet dort mehrere liebliche Sitze und anmuthige Gänge. Traulich iſt es dort an dem kleinen Waſſerfall, den die Natur mehr als die Kunſt gebildet, und der im heißeſten Sommer die angenehmſte Kühle unter dem Gewölbe der uralten Waldbäume verbreitet. Auf dem Heimwege von Hochwaſſer nach Danzig vergeſſe Niemand die bereits früher flüchtig erwähnten, mit ſchönen Anlagen bepflanzten Hügel zu beſteigen, welche ſich hinter Heilbrunn erheben und den Namen Johannisberg führen. Dieſer Berg hat in mancher Beziehung noch Vorzüge vor dem Carlsberge. Die Ausſicht von dem höchſten Punkte iſt weiter und offener. Der Blick verliert ſich bis Dirſchau und Marienburg in den Werder. Die am Fuße des Berges und in ſeiner Nähe liegenden Ortſchaften Heilbrunn, Langefuhr, Strieß, Schillmühle, die weiterhin dem Meere zuſtrömende Weichſel, in noch größerer Ferne Weichſelmünde, die Häuſergruppen von Neufahrwaſſer, der Hafen, die See und die Rhede geben dem Naturgemälde, das ſich vom Johannisberge dem Auge darſtellt, eine ungemeine Mannigfaltigkeit und Fülle, und die mit Menſchen und Wagen immer angefüllte Straße, welche durch die Langefuhrſche Allee nach Oliva ſich hinzieht, giebt dem Auge den Anblick des Lebendigen, der auf dem Gemälde vom Carlsberge aus größtentheils fehlt.

Zu den entfernteren Vergnügungsorten gehören Ottomin, Kahlbude und das Carthäuſerkloſter Marienparadies. Das letztere, von allen das entfernteſte, liegt etwa drei Meilen von Danzig in einer anmuthigen Gegend, zwiſchen mehreren beträchtlichen Landſeen, aus welchen die Radaune entſpringt. Der Freund ſtiller Abgeſchiedenheit und eines contemplativen Lebens, dem die Betrachtung der Natur in ihrer Größe und Erhabenheit den höchſten Genuß gewährt, kann in dieſer Hinſicht nicht leicht einen geeigneteren Ort finden. Beſonders lieblich iſt die Fahrt auf dem dicht an den Kloſtermauern vorüberfließenden Landſee, beſonders an einem heitern Sommerabend, wenn das dumpfe Geläute der Kloſterglocken die tiefe Stille unterbricht, und der Mond in ſtiller Pracht dahinſchwimmt über die weißen Kloſtermauern. Das adliche Gut Ottamin hat ebenfalls manche anziehende Parthien, beſonders eine Inſel in einem beträchtlichen Landſee, mit freundlichen Anlagen zu einem ländlichen Aufenthalt eingerichtet. Faſt den Charakter einer Schweizerlandſchaft haben die umbuſchten Hügel von Kahlbude mit ihren Hammerwerken. Jene Hügel erheben ſich ſenkrecht aus der Tiefe, die Radaune einengend, die ſich dort in mannigfachen Krümmungen mit Gewalt zwiſchen den Bergen fortdrängt, die ſie in ihrem Laufe zu hemmen ſcheinen. Das Thal, von lieblichen Quellen bewäſſert, liefert in üppigem Wuchs dem Botaniker manche reiche Ernte.

Wer das rege Schaffen und Treiben der Menſchen liebt, miſche ſich in das Gewühl, welches die kommenden und fortgehenden Schiffe, die hin- und herfahrenden Fiſcherböte darbieten, vorzüglich in Neufahrwaſſer und Weichſelmünde. Dorthin gehen ſtündlich die ſogenannten Treckſchuyten ab, und zwar ſo, daß wenn die eine am Einfluſſe der Motlau in die Weichſel bei dem Gaſthauſe, Milchpeter geheißen, abgeht, die andere in Weichſelmünde abfährt, die ſich denn beide auf ſelben Wege begegnen. Die Fahrt auf dieſen Treckſchuyten, die von einem Pferde gezogen, auf einem Canal fortbewegt werden, der ſich oberhalb der Münde auf der Weichſel vereinigt, iſt bequem, angenehm und wohlfeil. Den ſchon unterwegs durch die auf dem Verdeck des Fahrzeugs befindliche Muſik erheiterten Ankömmling empfangen ſowohl in Weichſelmünde als in Neufahrwaſſer mehrere Gaſthäuſer von verſchiedenem Range, welche vorzüglich der äußerſt wohlſchmeckenden Aale wegen berühmt ſind. Ein ſehr anſchauliches und lebendiges Bild von einer ſolchen Luſtfahrt hat Falk in einem Gedicht entworfen, das den Beſchluß dieſer hiſtoriſch-topographiſchen Skizze von Danzig bilden mag.

Die Sommer-Schuyte.

Ein See-Idyll.

Erſtes Mädchen.

Schiffer der Schuyte, ſag' an! haſt bald Paſſagiere
genung Du?

Schiffer.

Kinderchen, habt nur Geduld! Ihr ſeht, wie am Ufer
das Pferd graſ't:
Bis ich das Seil angelegt, mag's auch wohl noch ein
Weilchen ſich hinziehn.

Erſtes Mädchen.

Horch, die Muſik des Verdecks, die erfreuliche, Schweſtern, beginnt ſchon!
Sitzen wir oben! Um Nacken und Bruſt ſpielt labende
Kühlung:
Bleiben wir auf dem Verdeck?

Schiffer.

Erwählt euch beliebige Sitze!

Zweites Mädchen.

Bootsmann, ſtelle geſchickt mir das Körbchen hier in die
Kajüte —

Mädchen, bedünkt euch's gut, nun ſo rücken wir eng an einander.
Auf, Muſikanten! Was ſtimmt ihr ſo lang'? Macht hurtig den Anfang!
Horch, wie ſo muthig im Wogengeräuſch aufmunternd Muſik ſchallt.

Erſtes Mädchen.

Weißt du, was lieblicher ſchallt, als Muſik, zur toſenden Welle?
Mädchengeplauder, o Kind, am Brunn, wo ſich ſammeln die Mägdlein.
Denn, wo ein Born nur quillt, da erquillt ſtets Mädchengekoſ' auch,
Plaudert ſo Mädchen, wie Quell, endlos iſt Scherzen und Kichern.
Aber nun rücke geſchwind in's Auge dir ſchützend den Strohhut,
Trauteſte, daß nicht braun wie die Schnitterin du im Auguſt wirſt.
Denn, wie mit doppeltem Pfeil, trifft hier uns die Sonn' auf dem Waſſer —
Und dann möchte der Liebſte wohl gar dein braunes Geſicht ſchmähn.

Zweites Mädchen.

Sorge nur nicht! mich deckt ja des Segels ſchützende Kühlung,
Das, gleich weißem Gezelt, ob dem Haupt uns beiden geſpannt iſt.
Noch liegt immer zum Strand hingedehnt der ſchwankende Schiffsſteg,
Sieh, noch immer vermehrt ſich die fröhliche Schutengeſellſchaft;
Das iſt die fünfte nur erſt, noch die ſiebente, denk' ich wohl, kommt noch.

Schwül iſt der Tag: dann wallen die Städter zur Mündung am Abend
Stromweiſ', und ſie empfangt mit gewechſelten Pferden die Schunte.

Erſtes Mädchen.

Schicke dich, Liebſte! Du ſiehſt, einſammelt der Schiffer das Fuhrlohn,
Und nun gleiten wir hin, wo uns ſpiegelnde Fluth in Empfang nimmt.
O der verwegene Hund! Nun entdeckt er den Herrn in der Schunte,
Die er mit Spielen verfehlt, und ſpringt angſtvoll, heult laut auf,
Bellt dann zürnend hinüber, als wollt' er zurück an das Ufer
Schiffer beſchwören und Schiff und die abermals gleitenden Segel.
Doch nicht hemmt ihn die Fluth; plumps! ſpringt er hinein in die Wellen.
Ha, wie er ſchwimmt und den Kopf aus den Wogen ſo muthig emporträgt!
Kinderchen, nehmt euch in Acht, wo er landet im Schiff! er beſpritzt euch,
Mädchen zumal, daß nicht der Schalk von Schiffer euch anlacht!
Wie er ſich ſchüttelt, bewahr'! und der Herr, wie er freundlich ihm liebkoſ't!
Habt, ihr Götter, nun Dank! allmälig verläßt uns das Ufer —
O wie das Auge ſo gern in das Waſſergefild weit hinſchaut!
Wie die geſchäftige Meng' im handeltreibenden Danzig
Herzen und Sinne vergnügt mit Gewühl und fröhlichem Anſtand!

Schiffer, nun nimm dich in Acht, daß die zwey' uns begegnende Schunte
Nicht — denn die Weichſel iſt ſchmal — dem Ufer zu nah auf den Grund ſtößt!
Am Holländer wohl iſt's, wo der reinlich geſcheuerte Zinnkrug
Den Paſſagieren ein Wirth ſo geſchickt und ſchnell auf's Verdeck reicht,
Schon an der Thür ſie erwartend, am Vorſprung ſeiner Behauſung.
Und was erblick' ich dahier? Zweirudrige Böt', und von Weibern
Beide regiert; eins kömmt vom Strand auf dem Inſelchen Hela,
Eins iſt mit Mädchen beſetzt und mit Matronen aus Zoppoth;
Beide ja trägt ihr Segel zur Stadt, und die zappelnde Beute,
Welche ſie geſtern dem Meer entfiſcht mit Netz und mit Hamen,
Bieten ſie heut zum Verkauf. Wie ſie blinken, die Fiſch' in dem Keſcher!
Horch! wie ſie ſingen und rudern im Tact — da ſitzend im Nachen,
Ziert von blendendem Weiß ein Schleier die roſige Schläfe.
Mütterchen, grüße dich Gott! wie gerieth euch geſtern der Fiſchfang? —
Garſtige Hexe! ſie lacht, und ſtatt mir zu gönnen die Antwort,
Schöpft ſie Waſſer im Fluß mit gehöhleter Hand und beſprizt uns?
Schweſterchen, nehmt euch in Acht, und bücket behend euch ſeitwärts;
Denn ſchon ſchöpfet ſie wieder; da fällt mit gießenden Würfen

Raſch ein unendlicher Schau'r auf uns, wenn widriger Windſtoß
Ihm nicht wehrt und dem Boot, wo ſie ſitzt, die verwünſchte Sibylle!
Recht ſo! wir danken dir ſchöne! Das heiß' ich vergelten, o Fremdling!
Die war naß! Nun da hat ſie's! recht gut, daß der Eimer zur Hand war!
Aber, o Himmel! das heißt aus dem Regen gelangt in die Traufe.
Wolkenumſchwärzt iſt der Himmel; nun fallen gar Tropfen — es regnet.
Wenn die Kajüte nur nicht dort unten ſo ſchrecklich gefüllt wär'
Und mein Regengewand, ach! das liegt ruhig daheim noch.
Aber da ſeht nur den Fremdling, denſelbigen, der uns vorhin ſchon
Gegen die Alte beſchützt, wie gefällig den Mantel er umſchlägt!
Artiger kann man nicht ſein; er verhüllet mich ganz in denſelben,
Daß kein fallender Tropfen mich trifft: nun' ſitz ich im Trocknen.
Wahrlich, ein ſeltenes Glück, daß zugegen ein Solcher im Schiff iſt! —
Halt! was beginnſt du, Freund? Nein, nein, auf dieſe Bedingung
Hätt' ich mich nimmer vertraut; du biſt ja noch ſchlimmer, als Regen.
Schlimmer, als Wind, unbändiger Mann! Ach, ach, das iſt garſtig
[illegible] mir das Geſicht zu küſſen in offener Verſammlung.

Auf dem Verdeck, im Schiff! geh, geh, das verzeih' ich dir niemals.

Schiffer.

Hurrah! den Steig nun gelegt! Wir ſind an der Münd und am Ufer!
Schickt mir die Pferde zurück in die Niedrung! Laſſet ſie graſen!

Erſtes Mädchen.

Schweſterchen, haſt du gehört, wie jener verwegene Jüngling,
Der mich nur eben geküßt, auf der Schwan', im offenen Verdecke,
Nun mich dringend erſucht, ich ſoll mit ihm tanzen — was meinſt du?
Ob ich's ihm abſchlag'?

Zweites Mädchen.

Nein, du vergiebſt ihm lieber noch dießmal,
Oder bedingſt dir zugleich im beſtrafenden Kuß die Verzeihung.

Erſtes Mädchen.

Schäkerin!

Zweites Mädchen.

Horch die Muſik!

Erſtes Mädchen.

Ja fürwahr, wir dürfen nicht zögern.

Zweites Mädchen.

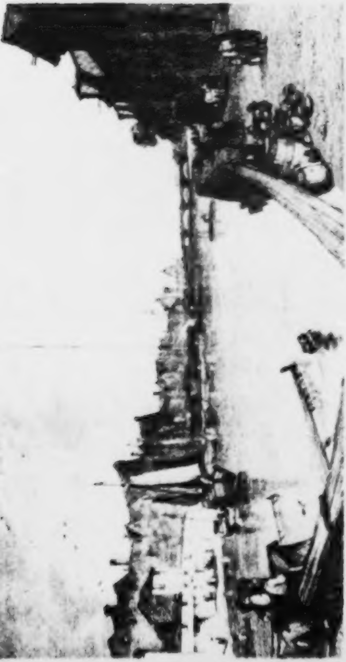
Sachte nur — nimm dich in Acht! Du ſiehſt, mein Kind, wie der Steg ſchwankt;
Schad' um dein junges Blut, wenn du ſtraucheltest.

Erſtes Mädchen.

Wertheſter Fremdling!
Reicht uns die Hand! Gottlob, wir ſind glücklich am Ufer.

Königsberg.

Freundliche und wohlhabende Dörfer bezeichnen dem Reiſenden die Straßen, auf welche er durch Marienburg durch den ſogenannten kleinen Werder über Frauenburg, Braunsburg, Heiligenbeil und Brandenburg nach Königsberg gelangt. Dieſe Stadt, unſtreitig eine der bedeutendſten im Norden Europa's, iſt wichtig als Handelsort, als Sitz einer Landesregierung und als Univerſität. Ihr Urſprung fällt in frühe Zeit. Die Verbindung des deutſchen Ordens mit dem Böhmenkönig Primislav III, der die Ritter in ihren Kämpfen mit den Bewohnern der altpreußiſchen Provinz Samland unterſtützt hatte, gab im Jahre 1255 den erſten Anlaß zur Erbauung eines Schloſſes, das jenem Fürſten zu Ehren den Namen Königsberg erhielt. Es ward auf einem Berge errichtet, deſſen ungehauene Eichen, in die Erde gerammt, zu einer Art von Verzierung benutzt wurden. Zugleich ward in der Gegend, wo jetzt die Schloßkirche ſteht, eine Vorburg angelegt und mehrere Gräben gezogen. Als Wappen erhielt das Schloß Königsberg, dem die alten Preußen den Namen Twangſte gaben, welchen der Eichenwald geführt, einen geharniſchten und gekrönten Ritter, wahrſcheinlich eine ſinnbildliche Darſtellung Primislavs. Auch die, unweit des Schloſſes, 1256 auf den Betrieb des Comthurs Burchard von Hornhauſen erbaute Stadt, die jetzige Altſtadt, erhielt



den Namen Königsberg. Als aber der Biſchof Anſelmus von Ermeland bereits im nächſten Jahre das Schloß und die umliegende Gegend zwiſchen dem Orden und den Biſchof von Samland theilte, erbauten die Ritter ein neues Schloß in der Gegend der jetzigen Schloßkirche, umgeben mit doppelten Mauern, neun Thürmen und einem Graben.

Dieſe Befeſtigung bot dem Orden weſentliche Vortheile in ſeinen damaligen Kämpfen mit den Preußen und während einer Belagerung des Schloſſes im Jahr 1260. Faſt zwei Jahre ſpäter ward Königsberg, deſſen Einwohner durch Hunger und Krankheiten viel gelitten hatten, wieder entſetzt, als der Herzog von Jülich und der Graf von der Mark dem Orden kräftigen Beiſtand leiſteten. Nach einem blutigen Treffen, in welchem über 3000 Preußen blieben, beſchloſſen die Ritter (1264) eine neue Stadt, dem Schloſſe näher, zu bauen. Es war die jetzige Altſtadt, neben welcher ſich (1300) die Neuſtadt, gewöhnlich der Löbenicht geheißen, erhob. Nach urkundlichen Nachrichten ſoll zwiſchen beiden Städten ein Vertrag beſtanden haben, nach welchem nicht über den Katzbach gebaut werden ſollte. Als die Neuſtädter jedoch jenen Vertrag überſchritten, ſoll der Hochmeiſter bei der deshalb angebrachten Beſchwerde geantwortet haben: Leve nicht, d. h. glaube nicht oder traue nicht, woraus nachher der Name Löbenicht als eine ſpöttiſche Beziehung gebildet worden ſei. Andere glauben den Urſprung dieſes Namens in dem Worte Löve Mäat (liebe Magd) zu finden. So aber nannte man die Mutter Gottes, der zu Ehren das Marienkloſter im

Löbenicht errichtet worden war. Die dritte Stadt der Kneiphof, ward wahrſcheinlich 1324 erbaut, und ſoll ihren Namen daher erhalten haben, weil ſie rings umflutet vom Pregel, durch dieſen Fluß gleichſam von der übrigen Stadt abgekniffen worden. Außer den drei angeführten Städten entſtanden nach und nach in Königsberg mehrere Vorſtädte: die Burgfreiheit, der Tragheim, der Sackheim, der Roßgarten, die neue Sorge, der Stein- und Weidendamm u. ſ. w.

So auf mehrfache Weiſe vergrößert und erweitert erhob ſich Königsberg bald über ſeine urſprüngliche Beſtimmung dem deutſchen Orden Schutz darzubieten gegen den Andrang wilder Völkerſtämme. Die Nähe der Oſtſee, der ſchiffbare Pregel, auf welchem man in das friſche und curiſche Haff gelangen konnte, der fruchtbare Boden doppelt ergiebig, ſeit er von ſeinen Waldungen befreit worden — alles dies trug dazu bei, das ſchnelle Wachsthum Königsbergs und beſonders ſeinen Seehandel zu fördern. Dem Orden ſelbſt mußte an dem Flor der Stadt gelegen ſein, da er ſie zum Raſtort für fremde Gäſte und Pilger beſtimmte, die damals nicht auf Koſten der Ritter lebten, ſondern Lebensmittel und Geld ins Land brachten. Die überwundenen Preußen hatte der Orden völlig vom Bürgerrechte ausgeſchloſſen. Sie ſollten allein den Ackerbau, die deutſchen Anſiedler in Königsberg dagegen Handwerke und bürgerliche Gewerbe treiben. Seinen neuen Unterthanen gab der Hochmeiſter Conrad von Feuchtwangen zahlreiche Privilegien und eine Verfaſſung, die ſich faſt der republikaniſchen näherte, wie ſie in den Reichsſtädten üblich war. Doch auch gegen die Preußen ſchien der Orden mildere Geſinnungen zu hegen. Im Jahre 1277 bei dem dritten Abfall der Preußen, hatte der Vogt Theodor von Lidelow ſich ſo viel Liebe erworben unter den Samländern, daß ſie auf ſein bloßes Zureden die Waffen niederlegten.

Nach wiederhergeſtellter Ruhe ward Königsberg der Sitz des Ordensmarſchalls. Es hatte zugleich ſeinen eigenen Compthur und einen Hauscompthur, den eigentlichen Befehlshaber des Schloſſes. An Größe und Macht wuchs jene Stadt vorzüglich unter den Hochmeiſtern Winrich von Kniprode und Dusner von Arſberg. Während dieſer dem Kneiphof mehrere Ländereien ſchenkte, trug jener weſentlich bei zur Verſchönerung und Erweckung jenes Stadttheils. Er legte die Cathedralſchule an, verbeſſerte das Juſtizweſen, und wirkte beſonders durch die im Jahre 1365 ertheilte Stempelgerechtigkeit ſehr günſtig für den Handel Königsbergs, der um ſo raſcher emporblühte, als die Feindſeligkeiten des Ordens mit den Lithauern durch die Schlacht bei Rudau (1370) beſeitigt worden waren. Als im Jahre 1392 mehrere engliſche, franzöſiſche und niederländiſche Schiffe Getreide holten aus Königsberg, ließ der Hochmeiſter Conrad von Wallenrodt von dem Gelde, welches Preußen durch dieſen Handel zugefloſſen war, eine goldene Münze prägen. Eben dieſer Hochmeiſter trug auch zur Vermehrung der Einwohnerzahl bei, als er Preußen, Polen und Litthauern das Bürgerrecht ertheilte. Gleichwohl mußte der Orden ſeine Anſprüche auf den von dem Hanſeatiſchen Bunde eingeführten Pfundzoll, eine

Abgabe von Gütern, die von einer Hanſeſtadt in die andere verſchifft werden, faſt gänzlich aufgeben, als Königsberg und die übrigen preußiſchen Städte immer mehr Anſehn und Macht gewannen. Der Orden war ohnedies ſehr geſchwächt worden durch die Niederlage bei Tannenberg (1410) und mehrere unglückliche Kriege mit Polen. Innere Spaltungen und zuletzt der (1440) geſchloſſene preußiſche Bund raubten den Rittern den größten Theil ihrer frühern Selbſtſtändigkeit. Da bewilligten ſie (1443) Königsberg und den übrigen großen Städten den dritten Theil des Pfundzolls, mit dem Verſprechen jene Orte mit Zöllen und andern Abgaben zu verſchonen, es wäre denn, daß ſolche durch den Krieg oder andere dringende Noth erheiſcht würden. Als indeß der Orden keine Mittel unverſucht ließ die ehemalige Herrſchaft durch Gewalt und Liſt wieder zu erlangen, kam es dahin, daß der Adel und die Städte, nicht willens von ihren Freiheiten und Gerechtſamen etwas zu vergeben, den Rittern (den 4. Februar 1454) förmlich den Gehorſam aufkündigten.

Da entſtand jener dreizehnjährige blutige Krieg, den die preußiſchen Chroniken nicht grauſend genug ſchildern können. Königsberg, gleichfalls in jene Fehden verwickelt, begab ſich, wie das ganze Land, in den Schutz des Königs von Polen. Dieſer Monarch geſtand ſeinen neuen Unterthanen gleiche Rechte mit den Polen bei der Königswahl zu, beſtätigte ihre frühern Privilegien und hob den Pfundzoll und alle übrigen Zölle nebſt dem Strandrecht auf. Königsberg erhielt damals die Freiheit, mit dem Bildniſſe des Königs Geld zu prägen. Als jedoch die Hoffnungen Preußens auf den Beiſtand des Königs von Polen immer mehr verſchwanden, unterwarfen ſich die Bürger der Altſtadt wieder dem durch mehrere Siege begünſtigten Orden, und es entſtand ein innerer Krieg unter den Städten Königsbergs, deren jede ihre eigenen Ringmauern und Thore hatte. Der Friede zu Thorn (1466) ſetzte endlich dieſen Feindſeligkeiten ein Ziel, und gab dem Lande die lang entbehrte Ruhe wieder. In jenem Friedensſchluſſe ward Weſtpreußen an Polen abgetreten, Königsberg die Reſidenz der Hochmeiſter, Oſtpreußen dagegen behielt der Orden als polniſches Lehn. Durch die Gleichgültigkeit, mit welcher derſelbe ſich längſt hinweggeſetzt über die päbſtlichen Bannflüche und den Einfluß des Clerus auf mehrfache Weiſe beſchränkt hatte, war das Anſehn der Geiſtlichkeit nach und nach ſo geſunken, daß Luthers Reformation in Preußen ungleich raſchere Fortſchritte machen konnte, als es in andern katholiſchen Ländern der Fall geweſen. Die von Wiclef und Huß ausgegangenen religiöſen Meinungen hatten dort ſchon früher manchen Anklang gefunden. So geſchah es, daß 1519 die Katholiken in Königsberg ihre letzte Proceſſionen hielten. Bereits im nächſten Jahre ward dort Luthers Lehre von mehrern Geiſtlichen gepredigt. Begünſtigt ward dieſelbe beſonders durch die Biſchöfe von Samland und Pomeſanien. Aber auch der damalige Hochmeiſter Markgraf Albrecht von Meißen, der auf einer Reiſe nach Deutſchland Luthern kennen gelernt und von ihm den Rath erhalten hatte, das Ordenskleid abzulegen, zeigte ſich als ein Freund und eifriger Beförderer der

Reformation. Er erklärte ſich ſogar (1525) öffentlich für die lutheriſche Lehre, und der Biſchof von Pomeſanien, Erhard von Queis folgte ſeinem Beiſpiele. Nach dieſen Vorgängen erhielten die ehemaligen Ordensritter großentheils Bedienungen in dem neuen Herzogthum Preußen. Eine neue Kirchenordnung führte die lutheriſche Religion im ganzen Lande ein, und die von den Mönchen freiwillig verlaſſenen Klöſter, wurden theils in Stifte und Hoſpitäler, wie das Marienkloſter zu Königsberg, theils in andere öffentliche und Privatgebäude umgewandelt.

Sein bisheriges Anſehn behauptete Königsberg auch unter den weltlichen Fürſten, von denen jetzt Preußen beherrſcht ward. In den Landtagsverhandlungen, welche die Städte betrafen, führte Königsberg das Directorium, und wußte beſonders ſein Anſehen geltend zu machen bei einem Aufſtande, den 1525 die ſamländiſchen Bauern in Abweſenheit des Markgrafen Albrecht erregten. Größere Unruhen, die aber ebenfalls bald beſeitigt wurden, ſchienen dem Lande zu drohen, als der neue Hochmeiſter Walther von Kromberg von dem Kaiſer (1530) Preußen als Lehn erhalten hatte, und ein kaiſerlicher Spruch im nächſten Jahre den Markgrafen Albrecht nebſt allen ſeinen Unterthanen in die Acht erklärte. Ein ſo hartes Schickſal traf den Mann, der ſich auf mehrfache Weiſe um Königsberg verdient machte, beſonders im Jahre 1541 durch die Stiftung eines Pädagogiums, aus welchem (1544) die Königsberger Academie hervorging. Sie erhielt von dem Könige Sigismund Auguſt von Polen, gleiche Privilegien mit der Hochſchule zu Krakau. Mancher innere Zwieſpalt unter den Ständen und der Geiſtlichkeit trübte die letzten Lebensjahre des Markgrafen Albrecht, dem, als er 1567 ſtarb, ſein unmündiger Sohn Albrecht Friedrich folgte. Auch er ſah ſeine fürſtlichen Rechte auf mehrfache Weiſe beſchränkt durch die Anmaßungen und Eingriffe des Clerus und verſank darüber in eine, nach dem Urtheile der Aerzte unheilbare Schwermuth. Die Regierung des Landes erhielt, obſchon nicht ohne große Schwierigkeiten, der Markgraf von Anſpach, Georg Friedrich. Von Polen belehnt, hielt er den 21. November 1578 in Königsberg ſeinen Einzug. Unter ſeiner, ebenfalls durch innere Zwiſte geſtörten Herrſchaft ward in den Jahren 1584—1594 der Theil des Königsberger Schloſſes neu gebaut, in welchem ſich das Zeughaus, die Bibliothek, die Kirche und der ſogenannte Moscowiterſaal befinden. In Georg Friedrichs Regierung fällt auch die ſonderbare Feierlichkeit des Herumtragens der großen Königsberger Wurſt, welche (1583) 596 Ellen lang geweſen und 434 Pfund gewogen haben ſoll. Als Georg Friedrich, der 1586 Preußen verlaſſen, den 26. April 1603 zu Anſpach ſtarb, fiel jenes Land an Brandenburg.

Kurfürſt Joachim Friedrich, der 1605 die Regierung angetreten, war von den Polen erſucht worden, eine katholiſche Kirche in Königsberg zu erbauen. Der Grundſtein zu derſelben ward jedoch erſt unter ſeinem Nachfolger Johann Sigismund (den 22. April 1612) durch den Biſchof Rudnick von Ermeland gelegt. Nicht leicht hatte Königsberg eine traurigere Epoche erlebt, als unter der Regierung des Kurfürſten Georg

Wilhelm. Längere Zwiſte zwiſchen Polen und Schweden veranlaßten 1624 einen mehrjährigen Krieg unter dieſen beiden Reichen. Guſtav Adolph, der Preußen als ein der Krone Polen unterworfenes Land betrachtete, hatte ſich den 26. Juli 1626 der Feſtung Pillau bemächtigt. Damals ward Königsbergs Seehandel auf mehrfache Weiſe beſchränkt. Nur wenig Ausländer nahten ſich der Stadt, zurückgeſchreckt durch die ſchwediſche Beſatzung. Dazu kam, daß der König von Polen, entrüſtet über die von den Königsbergern erklärte Neutralität, ſeinen Unterthanen jeden Verkehr mit ihnen unterſagte. Ein Waffenſtillſtand (1629) und ein Vertrag zu Stumsdorf beendeten dieſe Unruhen. Doch ſah Königsberg mehrere Jahre ſpäter abermals ſich von dem Kriegsſchauplatze bedroht, als der Kurfürſt Friedrich Wilhelm (1655) mit den weſtpreußiſchen Städten ein Schutzbündniß gegen Schweden abgeſchloſſen hatte. Carl Guſtav, dem das als eine Kriegserklärung galt, zwang den Kurfürſten im November 1656 zu einem Vertrage mit Schweden, durch welchen er ſich anheiſchig machte, von jenem Reiche Preußen als Lehn zu nehmen. Nach der ſiegreichen Schlacht bei Warſchau, welche der Kurfürſt erfechten half, beendete der Friede zu Wehlau (den 19. November 1657) jene Feindſeligkeiten. Oſtpreußen ward dem Kurfürſten und ſeinen männlichen Erben als ein von Polen gänzlich unabhängiges Lehn übergeben. In dem genannten Jahre wurde vor dem Kneiphof die Feſtung Friedrichsburg in Form eines regulären baſtionirten Vierecks angelegt. Der Friede zu Oliva (1660) beſtätigte die Souverainetät des Kurfürſten über Preußen, der den 18. Oktober 1663 die Huldigung empfing. Mehrere neue Anſtalten, zum Theil von weſentlichem und wohlthätigem Einfluſſe auf den Handel, traten um jene Zeit zu Königsberg in's Leben. Bereits 1657 ward dort ein Ober-Appellationsgericht conſtituirt und der Fürſt Bogislav von Radziwil zum Statthalter in Preußen ernannt worden. 1680 ſtiftete der Kurfürſt das Admiralitätscollegium zu Pillau und ein Commerziencollegium zu Königsberg. Die Bewohner dieſer Stadt vermehrten ſich beſonders durch die Aufnahme franzöſiſcher Flüchtlinge, größtentheils Fabrikanten und Künſtler.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1701) ſetzte ſich Kurfürſt Friedrich III., der nachherige König Friedrich I. von Preußen in Königsberg die Krone auf. Unter ſeinem Nachfolger Friedrich Wilhelm, der beſonders für die Aufnahme des Handels und der Fabriken in Königsberg ſorgte, wurden 1724 die bisher getrennten Magiſtrate der Altſtadt, des Löbenichts und des Kneiphofs zu Einem vereint. 1730 erhielt Königsberg einen neuen Acciſetarif, und 1734 eine verbeſſerte Handels- und Wettgerichtsordnung. Auch das Juſtizweſen erlitt manche zweckmäßige Abänderungen, beſonders ſeit dem Regierungsantritt Friedrich's II. (1740) durch die Einführung eines neuen Geſetzbuches. Das Tribunal erhielt eine neue Verfaſſung, das Hofgericht zu Inſterburg wurde mit dem zu Königsberg, das Pomeſaniſche Conſiſtorium mit dem Samländiſchen vereinigt, das Pupillencollegium neu eingerichtet und das Kirchencollegium aufgehoben. Manche trübe Schickſale erwarteten Königsberg, als es 1758 von den Ruſſen beſetzt ward. Nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth huldigten die Bewohner Königsbergs (1762) ihrem Nachfolger Peter III., der in dem genannten Jahre mit Preußens Monarchen Frieden geſchloſſen hatte. Nach Peter's Entfernung wurden ſämmtliche Wachen in Königsberg wieder von den Ruſſen beſetzt, die jedoch auf Catharina's II. Befehl bereits den 5. Juli 1762 die Stadt wieder räumten. In den Jahren 1764 und 1775 ward Königsberg durch große Feuersbrünſte verheert. Auch in neuerer Zeit (1811) verwüſtete ein großer Brand einen Theil der Stadt. Die zuerſt genannte Feuersbrunſt (den 11. November 1764) dauerte fünf bis ſechs Tage und übertraf die ſpätere an Furchtbarkeit. Ganze Straßen und mehrere Kirchen brannten ab. Aus den Packhäuſern, angefüllt mit brennbaren Waaren, flogen funkenſprühende Bündel Flachs, Hanf und dergl. mehr über die ganze Stadt und verbreiteten das Feuer an mehreren Orten. Die Thürme der brennenden Kirchen ſtürzten mit furchtbarem Krachen ein. Jenes Schauſpiel hat Herder, als ein Augenzeuge ſehr lebhaft geſchildert in einem Gedicht, welches hier eine Stelle finden mag.

Ueber die Aſche Königsbergs.

Ein Trauergeſang*)

Ich ſah! — (der Seher bebt es anzuſagen:
Noch iſt ſein Auge Nacht! — Iſt Volk um mich,

---

*) Gedruckt zu Mitau 1764 in Quart, dann in Herder's ſämmtlichen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt. Stuttgart 1827. Thl. 3. S. 90 u. f.

Das hör' und heul' den Trümmern Klagen,
Beaſch' und bücke ſich!)

Denn ein Geſicht zur Zeit der Sabbathſtille
Sah ich, entzückt den Blick emporgewandt,
Sah: in Abaddons Wolkenhülle
Das Feu'rſchwert in der Hand,

Sank auf des Sturmes Flügelwagen nieder
Ein Todesengel! und es ſchrieb ſein Stab,
(Wie Belſazer'n, ſo zittern mir die Glieder!)
Er ſchrieb zum Flammengrab

Der Königsſtadt ein Mene Teckel! „heute
Jehovah's Wohnungen, ſeid Tempel! heut
Sein Heerd!“ — Dein Pallaſtgold die Beute
Des Gluthſtroms! — „Aſche ſeid!“ —

Da floß von Cherubs Schwert ein Funke nieder
(Wie jener Stern Abaddon) und ſein Fuß
Sandt' Sturm ihm nach, ſchwarz am Gefieder:
Da ward der Funk' ein Fluß

Von Wirbeln himmelhoher Aetnaswellen
Und Bergen Rauchdampf, den der Würger ſich
Zum Siegskleid umwand, und die Schwellen
Der Erde krümmten ſich —

Da ziſchten nieder Güſſe Funkenregen,
Bis hier und dort ein Pharos, wie ein Heer
Von Rieſen ſtammt' und allerwegen
Floß ſiebenfarbig Meer,

Auf dem der Sturmwind eilt und Schrecken ſauſte —
O weint und miſchet mächt'gen Jammerton.
Zum Ach, das die Verzweiflung brauſte! —
Zum Ach, das hier ein Sohn,

Ein Greis, ein Sterbender, ein Volk von Kranken
Aus Flammen wimmert, wie aus Molochs Arm!
„Hör's Cherub! laß die Thränen danken!“
Da wägt er, und ſein Arm

Stürzt weiter — es ſchlägt Mitternacht und Morgen:
Die Woge tönt noch fort: die Dämmerung,
Die Nacht, den Mittag durch zum Morgen,
Nun ſteht ſie: — Endlich genug:

Kniet! Mit der letzten Loh fuhr er umkreiſet
Von dreißig Märtrern auf! — Gott ſah, da war
Die Stadt ein Babel, nackt, verwaiſet,
Ein weiter Rauchaltar,

Auf dem Noth, Hunger, Froſt — Harpyenheere! —
Vielklangig ruheten: ſie ächzt, ſie heult:
Da ſprach er: „Gnade! was die Schwere
Des Zorns ſchlug, ſei geheilt!“

Er ſprache! Macht ging von ihm; die Aſchenſtätte
Bewegte ſich: des Schutts Gebein erhob
Sein heilig Haupt, um Preisgebete
Dem Rächenden zu weihn, und Lob

Dem Wiederbringer! — Denn er hebt Palläſte
Mit Kränzen aus der Aſch' zum Himmel auf:
So gehn am Auferſtehungsfeſte
Aus Aſche Leiber auf

Und hüpfen froh um's Grab in Strahlenrüſtung:
So hüpft — der Seher ſieht's! — ſo hüpfſt du, Stadt
Bald, ſtatt des Greuels der Verwüſtung,
Um eine neue Stadt!

Im Jahre 1807 ward Königsberg von den Franzoſen beſetzt, welche die Stadt jedoch nach dem Frieden wieder räumten. Seitdem blieb ſie in Friedrich Wilhelms III. ungeſtörten Beſitz, als zweite Reſidenzſtadt der preußiſchen Monarchie, durch wieder aufblühenden Handel ſich zu früherem Wohlſtande erhebend. In neuerer Zeit hat Königsberg mit manchen andern Städten das Schickſal getheilt, von der Cholera heimgeſucht zu werden.

Wer einen deutlichen Begriff erhalten will, von dem Umfange Königsbergs und ſeiner Umgebungen muß den auf einer Anhöhe mitten in der Stadt gelegenen Schloßthurm erſteigen. Von der Gallerie dieſes Thurms bietet ſich dem Auge ein ziemlich genauer Umriß der Stadt und der dieſelbe nach allen Richtungen hin durchkreuzenden Straßen. Von jenem hohen Standpunkte aus reicht der Blick bis nach der Nehrung über den breiten Waſſerſpiegel des Haffs hin. Höchſt anmuthig treten dem Auge die Ufer des Pregel und die Waldungen entgegen, welche Königsberg in einiger Entfernung umkränzen. Die Stadt an dem vorhin genannten Fluſſe gelegen, über den ſieben Brücken führen, beſteht, wie früher bereits erwähnt worden aus der Altſtadt, dem Löbenicht und Kneiphofe. An dieſe Städte ſchließen ſich eilf Vorſtädte an, wozu noch das Schloß mit mehrern bebauten Räumen, den ſogenannten fünf Freiheiten, (Burgfreiheit, Tragheim, Roßgarten, Neue Sorge und Sackheim) hinzukommt. Der ganze Umkreis der Stadt beträgt zwei Meilen, in welchem Raum aber viele Gärten, der lange Schloßteich mit ſeinen anmuthigen Umgebungen und einige Felder eingeſchloſſen ſind.

Wenden wir uns zuerſt zu dem Königsberger

Schloſſe, als dem älteſten Theil der Stadt. Es ward im Jahre 1255 erbaut und zwei Jahre ſpäter mit einer doppelten Mauer und neun Thürmen umgeben. Kräftig widerſtand es mehrjährigen feindlichen Angriffen der Polen, die es jedoch 1454 einnahmen. Als Königsberg ſich jedoch bald nachher mit dem deutſchen Orden verband, ward das Schloß der Sitz des Hochmeiſters und nachher der Herzöge von Preußen. Die Befeſtigungswerke geriethen in Verfall oder wurden niedergeriſſen, und das Schloß, allmählig verſchönert und erweitert, erhielt ſeine jetzige Geſtalt. Es bildet ein längliches Viereck, 136 Schritt lang und 75 breit, und beſteht aus 180 Zimmern. Die Nordſeite ward noch vom deutſchen Orden erbaut, die Oſtſeite (1533) von dem Markgrafen Albrecht, die Südſeite 1551, die Weſtſeite in den Jahren 1584—1594 von dem Kurfürſten Georg Friedrich. An der Abendſeite befindet ſich der 190 Schuh lange und 38 Schuh breite Schloßkeller. Ueber der in der Mitte des Gebäudes angebrachten Durchfahrt, durch welche man auf die (1697) über den Schloßgraben erbaute Brücke gelangt, befindet ſich die Schloßkirche mit ihrem auf fünf großen ſteinernen Pfeilern ruhenden Gewölbe. Der Bau dieſer Kirche fällt in das Jahr 1593. Friedrich I. ward in derſelben 1701 zum König gekrönt.

Ueber den ganzen Flügel des Königsberger Schloſſes hin zieht ſich der ſogenannte Moscowiterſaal, der von einer ruſſiſchen Geſandſchaft ſeinen Namen erhalten haben ſoll. Er iſt 274 Schuh lang und 59 Schuh breit, aber verhältnißmäßig zu niedrig für ſeine Größe. Merkwürdig iſt es, daß die Decke dieſes

Saals auf keinem Pfeiler ruht. An den Wänden befand ſich weiland die Genealogie des Markgräflich Brandenburgiſch-Anſpachiſchen Hauſes, die aber bei einer Reparatur (1786) überſtrichen worden. Auf dieſem Saal feierte der Kurfürſt Johann Sigismund (1594) ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Anna von Preußen. Mehrmals ward er zu Huldigungen und andern Feierlichkeiten, ſelbſt zur Aufführung von Schauſpielen gebraucht. An der Mittags- und Abendſeite des Schloſſes erhebt ſich der früher erwähnte hohe Thurm, der eine weite Ausſicht darbietet auf die Königsburg und die weite Umgegend, bis nach dem friſchen Haf und nach Pillau hin. 284 Stufen führen hinauf zu dieſem, im Jahre 1688 erbauten Schloßthurm.

Die Königsberger Altſtadt, 1265 erbaut, war ehemals von Mauern und Thürmen umgeben, und hatte acht Thore, unter denen ſich nur noch das 1595 erbaute Holzthor erhalten hat. Die an demſelben befindliche Inſchrift lautet:

Sunt aliis turres, alii sua moenia jactent
  Tu vallum es nobis, propugnaculumque Deus.
Marchio cum regeret terram hanc *Friderici Georgi!*
  Hoc manus artificis sedula struxit opus.

Von den Mauern ſieht man nur noch einige Spuren an den Pforten, die nach dem Waſſer führen, und von den Thürmen iſt nur noch der neue Thurm am Junkergarten erhalten, der weiland zu einem Zeughauſe dienend, jetzt zu einem Gefängniſſe benutzt wird. Zu den vorzüglichſten öffentlichen Gebäuden gehören die Altſtädtiſche Kirche, wahrſcheinlich 1265 zugleich mit der Altſtadt erbaut. Ihre heutige Geſtalt erhielt ſie in den Jahren 1504 und 1537. Der Thurm ward in den Jahren 1542 und 1556 vollendet, doch 1710 wieder neu gebaut. Die Kirche hat eine Länge von 85, und eine Höhe von 27 Ellen, bis zur Decke, die aus einem dreifachen Gewölbe beſteht, und auf ſechszehn gemauerten Pfeilern ruht. Ausgezeichnet zu werden verdienen in dieſer Kirche der ſchöne Altar, der 1646 erbaut und 1668 erneuert, 30,000 Gulden gekoſtet haben ſoll, und die ſehr große Orgel von 76 Zugen. In dieſer Kirche, die einige wenige Gemälde und Denkſteine von geringem Kunſtwerth aufzuweiſen hat, ruht Luthers älteſter Sohn, Johann Luther, geſtorben zu Königsberg 1575, ſo wie auch der durch ſeine theologiſchen Streitigkeiten bekannte Prediger Johann Oſiander, der den 19. October 1552 die irdiſche Laufbahn beſchloſſen.

Der in der Altſtadt gelegene Junkerhof oder Artushof mit dem daran ſtoßenden Junkergarten ſteht dem gleichnamigen Gebäude in Danzig ſowohl hinſichtlich ſeiner Bauart, als der darin enthaltenen Merkwürdigkeiten weit nach. Doch gleicht er jenem Gebäude in ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, einen Vereinigungspunkt für geſellige Zuſammenkünfte und Trinkgelage zu bilden. Schon das Wappen deutet hierauf hin, mit ſeinen zwei Schlüſſeln, über und unter welchen ſich eine Kanne befindet. Ehemals pflegten in einer Abtheilung des Junkerhofs, der Kannenwinkel geheißen, ſich die angeſehenen Kaufleute und Bürger zu verſammeln, während die zweite Abtheilung, der ſogenannte Höllenwinkel, vorzugsweiſe die Fiſcher-Innung aufnahm. Die Bildſäulen Karls des Großen, Rolands, des Hercules u. a. m. haben keinen eigentlichen Kunſtwerth. Auch der nahegelegene Junkergarten enthält außer einem dort aufgehängten Crocodill, einer Wallfiſchrippe u. ſ. w. wenig Bemerkenswerthes. Doch pflegte in jenem Garten ehemals ein Ochſe verſpielt zu werden, den die Fleiſcher während des Jahrmarkts in feierlichem Pomp durch die Stadt führten. Auch war in dem Junkergarten bei Verluſt der Hand unterſagt, auf irgend eine Weiſe Streit anzufangen, wie dies noch aus der Unterſchrift einer Tafel hervorgeht, auf welcher eine Hand gemalt iſt nebſt einem Beil.

Zu den größten Sehenswürdigkeiten Königsbergs gehört offenbar die Domkirche, auf einer der Altſtadt gegenüberliegenden Pregelinſel, der Kneiphof geheißen. Die Erbauung jener Kirche durch den Hochmeiſter Lüder, Herzog zu Braunſchweig, fällt in das Jahr 1332. Die Biſchöfe Jacob und Bartholomäus von Samland förderten auf mehrfache Weiſe jenen Bau, deſſen Koſten ſie durch Ablaßgelder zu decken ſuchten. Zu Anfange der Reformation bekannte ſich der ſamländiſche Biſchof Polenz zur lutheriſchen Kirche. Da verließen die Domherren das Land, und Dr. Johann Brißmann ward erſter lutheriſcher Prediger an der Domkirche. Sie hat eine Länge von 286 Fuß, eine Breite von 93 Fuß und eine Dachhöhe von 98 Fuß, und iſt auf eine ähnliche Weiſe, wie der Dom zu Culm, nur nach einem noch einfacheren Plane erbaut. An der Weſtſeite ſollten ſich zwei Thürme erheben, von denen jedoch nur einer ausgeführt werden. Zu dem

Zwiſchengebäude befindet ſich der Haupteingang. Die eigentliche Kirche wird durch zwei Reihen Pfeiler der Länge nach in ein Mittelſchiff und zwei halb ſo ſchmale Nebenſchiffe zertheilt. Faſt die Breite des Mittelſchiffes hat der ungewöhnlich tiefe Chor dieſer Kirche. Das Innere deſſelben, jetzt zur Hälfte Fürſtengruft genannt, offenbar der intereſſanteſte Theil der Kirche wegen ſeiner Grabdenkmäler, iſt auch rückſichtlich der Bauart am meiſten der Beachtung werth. Ehemals wurde der Chor von fünf ſpitzbogigen Fenſtern auf jeder Seite erhellt, von denen jetzt drei ganz vermauert, die andern unterwärts verkleinert worden ſind. Zwei gemauerte Fenſterſtöcke befinden ſich in jedem. Ein halbcirklichter Bogengurt am Gewölbe ſondert die Fürſtengruft, die außerdem durch ein eiſernes Gitter getrennt iſt, von dem größern Theil des Chors ab, welcher letztere an die eigentliche Kirche grenzt. Das Gewölbe iſt, wenn es auch der Zeit nach der gothiſchen Bauart angehört, eher byzantiniſch, als gothiſch. Die Rippen des beinahe rundbogigen Kreuzgewölbes vereinigen ſich in zierliche Bündel, die auf prismatiſchen Halbpfeilern an den Ecken und zwiſchen den Fenſtern aufſtehn. Die Halbpfeiler mit unſcheinbarer Capitalverzierung endigen ſich in kunſtreichen Bilddächern, unter denen kleine Heiligenbilder ſtehn, unter denen man an den Attributen Paulus, Barthelemäus, Petrus, den Täufer Johannes und andere unterſcheidet. Auch die Kragſteine oder Fußgeſtelle der Heiligenfiguren ſind bilderreich. So ſieht man auf einem derſelben, der eine Jungfrau trägt, ein Ungeheuer, auf dem einer andern Jungfrau den Sündenfall mit der menſchenköpfigen Schlange.

Eine Merkwürdigkeit des Chors beſteht in dem unterirdiſchen Gange, in den eine kleine Thür an der nördlichen Wand, neben dem zierlichen Beichtſtuhl vom Jahr 1503 führt. Der Sage nach ging jener Gang in ſchräger Richtung unter dem Pregel, unter dem in ihn ſtrömenden Katzbach hinweg, bis zum Münchenhof, wo er in einem Kloſter endigte. Um das Wunderbare möglichſt noch über das Unglaubliche zu erheben, ward der Anfang des unterirdiſchen Ganges unter das Kirchendach und in Verbindung mit dem Kloſter zum heiligen Kreuz geſetzt, in der Gegend des Collegii Fridericiani. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß der unterirdiſche Gang bis zum Pregel geführt habe, um bei entſtandener Feuersbrunſt das Waſſer mit leichter Mühe auf die Kirche zu ſchaffen. Er führt einige Stufen hinab, und von den Schätzen, die in ſeiner Tiefe noch zu heben ſeien, herrſcht manches Märchen im Munde des Volks.

Die Aufmerkſamkeit eines Jeden, der die Domkirche betritt, nimmt ſogleich der durch ſeine coloſſale Größe ausgezeichnete Altar gefangen. Auch die treffliche Orgel, die gegen 5000 Pfeifen zählt, verdient wegen ihres harmoniſchen Spiels erwähnt zu werden. Unter einem auf dem Altar befindlichen rieſenhaften Crucifix erblickt man Luther's Bildniß, wahrſcheinlich eine Arbeit Lucas Kranach's. Von dieſem Meiſter und ſeinen Schülern befinden ſich überhaupt mehrere treffliche Gemälde, unter andern ein auf Holz gemaltes Madonnenbild, eine Taufe Johannis, eine Kreuzigung u. a. m. Die Wände des Chors ſind geziert mit mehreren Epitaphien und Denkmälern, des Herzogs Albert, der Markgräfin Eliſabeth, des Fürſten Bogislaus Radziwil, des Kanzlers v. Koſpoth u. a. m. Auch befinden ſich dort zum Theil ſehr gelungene lebensgroße Bildniſſe von ſechs Hochmeiſtern des deutſchen Ordens, unter ihnen Heinrich Reuß von Plauen, Martin, Truchſeß von Wetzhauſen und Friedrich Herzog von Sachſen. Bemerkenswerth iſt auch die in einem Thurmgewölbe des Doms aufgeſtellte Wallenrodt'ſche Bibliothek, wegen mehrerer eigenhändigen Briefe Luther's an Catharina von Bora und der Originale der Citation und des Geleitsbriefes, den Luther erhielt, um auf dem Reichstage zu Worms zu erſcheinen. An die Domkirche ſtoßen die academiſchen Gebäude, ſo daß die Univerſität ihren eigentlichen Sitz im Kneiphof hat. Die fünfhundertjährige Jubelfeier der Gründung des Königsberger Doms hat den 13. September 1833 Statt gefunden und iſt verherrlicht worden durch die Erbauung eines Hauſes für die Elementarkirchſchule. Die Mittel hiezu bot zum Theil der Ertrag einer kirchen- und kunſtgeſchichtlichen Schilderung des Doms, von A. R. Gebſer und E. A. Hagen entworfen. (Königsberg 1835. gr. 8.)

Nächſt dem Dom iſt die auf der ſogenannten Burgfreiheit gelegene deutſch-reformirte Kirche erwähnenswerth, 1690 durch den Kurfürſten Friedrich III. gegründet. Die Eingänge dieſer Kirche zieren doriſche Säulen; die Wandpfeiler ſind ebenfalls doriſcher, die Thürme aber joniſcher Ordnung. Dieſe Kirche hat fünf gewölbte Chorbauben. Bemerkenswerth iſt in derſelben die höchſt zierlich ganz aus Nußbaum gearbeitete Kanzel, mit ihren metallenen Kronleuchtern, unter denen der größte ein Gewicht von 1000 Pfund hat. Ihre Lage auf einem freien Platze giebt ihr vor manchen andern Kirchen Königsbergs den Vorzug, von allen Seiten betrachtet werden zu können. Dem Aeußern entſpricht jedoch nicht ihr Inneres; es iſt dunkel und winklicht und hat wenig Einladendes.

Dies gilt auch mehr oder weniger von der auf dem ſogenannten Sackheim gelegenen lutheriſchen Kirche, die 1612 in einem großartigen Styl erbaut worden. Sie iſt, von außen gemeſſen, 147 Fuß lang und 87 Fuß breit. Die Höhe des Thurmes iſt 160, die des Dachs 95 Fuß, und die innere Höhe 45 Fuß. Die Vorderſeite zieren vier große bis in's Dach reichende Pilaſter, zwiſchen denen der Haupteingang ſich befindet, nebſt zwei ſchön verzierten Seitenthüren. Die Emporkirche über dem Haupteingange wird von ioniſchen Säulen getragen, die aber, zu weit von einander entfernt, gegen die großen Pilaſter an den Pfeilern zu kleinlich ausſehen. Weder die mit zu vielen Schnörkeln und Zierrathen überladenen Altäre, noch ſonſt etwas in dieſer Kirche verdient beſondere Erwähnung.

Ueberhaupt ſteht Königsberg in architectoniſcher Hinſicht vielen andern großen Städten Deutſchlands weit nach. Die Straßen ſind, etwa mit Ausnahme der Kneiphöfiſchen Langgaſſe, in welcher ſich die Wohnungen der wohlhabendſten und reichſten Kaufleute befinden, großentheils eng, winklicht und unregelmäßig gebaut. Man ſieht wenig prächtige und geſchmackvolle Häuſer. Um ſo vortheilhafter zeichnet ſich jedoch

Königsberg aus durch ſeine Lage. Der Pregel, der ſich mit mehrere Armen durch die Stadt ſchlängelt, und deſſen Ufer hie und da mit Wieſen umgeben ſind, gewährt einen ländlichen Anblick. Jenen Fluß bedecken, beſonders in der Nähe des Kneiphofs, zahlreiche Schiffe, die durch ihre verſchiedene Bauart, durch den Contraſt zwiſchen den ſchwediſchen, engliſchen und holländiſchen Fahrzeugen, einen intereſſanten und überraſchenden Anblick gewähren. Beſonders herrſcht im Sommer an den Ufern des Pregel ein reges Leben, unter der bei dem Aus- und Einladen der Schiffe beſchäftigten Menſchenmenge. Da ſieht man die verſchiedenſten Nationen, den Polen, den Schweden, den Holländer und Engländer. An freundlichen Proſpecten fehlt es Königsberg nicht, unter andern auf die Wieſen am neuen Graben, welche die Stadt in Form eines Amphitheaters umgeben. In der Gegend nach der Plantage und dem Weidendamm zu verliert ſich der Blick in einer mit Saatfeldern und Waldungen bepflanzten Ebene, in deren Hintergrunde ſich die Kirchthürme entfernter Dorfſchaften erheben. Die herrlichſten Ausſichten bieten offenbar die in dem ſogenannten neuen Roßgarten gelegenen Wohnungen, aus welchen man unter mehreren Gärten und Wieſen einen Theil der Stadt, den Pregel und ſelbſt die entfernter liegenden Gegenden bis zum friſchen Haf überblickt.

Durch eine freundliche Lage werden auch mehrere in der Nähe von Königsberg gelegene Ortſchaften begünſtigt. Zu dieſen gehören das Kirchdorf Juditten, berühmt zur Zeit des deutſchen Ordens wegen häufiger Wallfahrten zu einem wunderthätigen Marienbilde, ferner Spittelhof, Medenau, wo Ottocar von Böhmen 1255 die heidniſchen Preußen beſiegte, und der ſogenannte Heidekrug in einer ſehr romantiſchen Gegend mit einem anmuthigen Fichtenwalde, der ſich gegen das Haf in Form eines Cirkelſchnittes krümmt. In gleichem Maaße, wie ſich auf der einen Seite der Geſichtskreis verengt, erweitert ſich derſelbe auf der andern über das friſche Haf hin. Einer der angenehmſten und ſchönſten Orte in der Nähe von Königsberg iſt Friedrichsſtein, vor dem Friedländiſchen Thore gelegen. In dem Umkreis einer Quadratmeile vereinigen ſich dort manche Natur- und Kunſtſchönheiten. Anmuthig erhebt ſich, von Thälern und Teichen durchſchnitten, eine Hügelreihe, die gegen das Ufer des Pregels hin allmälig abnimmt, und endlich eine breite Ebene umſchließt. Dem dort gelegenen Schloß gegenüber, 1709 von dem Reichsgrafen von Dönhof in antikem Styl erbaut, ſteigt eine Terraſſe empor, mit der Vorderſeite gegen das Schloß gekehrt, während die Hinterſeite ſich in dunkles Gehölz verliert. Dort befinden ſich angenehme Ruheplätze mit der Ausſicht auf einen großen, zwiſchen zwei Bergen eingeſchloſſenen Teich und auf mehrere Gartenanlagen, großentheils im engliſchen Geſchmack. Zu den ſchönſten Proſpecten gehört die Ausſicht vor dem Schloßthor. Dort führt eine Allee bis an den Pregel, an deren Ende man jenſeits jenes Fluſſes das anmuthig gelegene Schloß von Fuchshöfen erblickt. Ein durch den Wald gehauener Weg führt nach dem Vorwerke Hohenhagen, wo man durch einen dichten Lindengang auf eine bedeutende Anhöhe gelangt und von derſelden auf eine höchſt maleriſche Landſchaft herniederblickt. Der Dichter Simon Dach hat die Naturſchönheiten der Umgegend Königsbergs, wo er die größte Zeit ſeines Lebens zubrachte und den 15. April 1659 ſtarb, in einigen Verſen an den ſchleſiſchen Dichter Kaldenbach geſchildert, den er Damon nennt. Dieſe Verſe mögen hier ſchließlich eine Stelle finden.

Damon, wo hinfort Dich Preußen
Und voraus des Pregels Strand
Weglaßt in Dein Vaterland,
Will ich nicht Chasmindo heißen.*)
Ach, mit was für ſchönen Dingen,
Was für Luſt und Fröhlichkeit
Hoffen wir die liebe Zeit
(Da es Gott will) zuzubringen,
Wenn vorerſt der Froſt erliegt
Und der Lenz die Herrſchaft kriegt;
Wenn wir auf begrünte Haiden,
Hingeſtreckt in's feuchte Gras,
Bei den Bachen, die wie Glas
Vor ſich rauſchen, wollen weiden,
Wenn die Lerch' und Nachtigall,
An wird ſtimmen Berg und Thal

---

*) Mit dieſem Namen, einem Anagramm des ſeinigen, pflegte der Dichter ſich gewöhnlich zu bezeichnen.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn (in Berlin.)

59945

Bibl. germ. 685 u/f

Portraits
und
Genrebilder.

Von

O. L. B. Wolff.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Caſſel und Leipzig,
J. C. Kriegerſche Buchhandlung.
(Theodor Fiſcher.)

1839.

Druck von G. Froebel in Rudolſtadt.

Portraits
und
Genrebilder.
P — P

Erinnerungen und Lebens-Studien.

Von
O. L. B. Wolff.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Theil.

Caſſel und Leipzig,
J. C. Krieger'ſche Buchhandlung.
(Theodor Fiſcher.)
1839.

Buchdruckerei von G. Fröbel in Rudolſtadt.

P

Inhaltsverzeichniss.

Des erſten Theils.

Seite.
Eigenes. Statt der Vorrede . . III. — XCVI.
Die Irrſinnige 1
Zwei Abende in Müllner's Geſellſchaft 17
Johanna Schopenhauer 45
Jules Janin 88
Prosper Merimée 123
Alfred de Vigny 135

Des zweiten Theils.

J. H. Claſing 3
Zwei Mal betrogen 86
Lady Caroline Lamb 121
Marceline Desbordes-Valmore 174
Romeo und Julie in Weimar 163 162

Auf Streifzügen.

Prophetenſtückchen 233
Exegeſe 235
Neue Poeten 237
Accentlehre 238
Juste-milieu 239
Zur Volksbildung 241
Kritik 243

Seite.
Kampf der Zeit 244
Frage und Antwort 246
Politiſcher Troſt 248

Des dritten Theils.

Zwei Frauen 1

Literariſche Silhouetten aus Frankreich und England.

Die Herzogin von Duras 39
Jean Reboul 52
Paul Louis Courier 57
Honoré de Balzac 62
Méry und Barthélemy 68
Jean Jacques Rouſſeau 73
Miſtreß Gore 83
Maria Edgeworth 88
Mrs. Jameſon 93
Felicia Hemans 102
Thomas Hood 106
Captain Marryat 112

Erinnerungsblätter.

Wilhelm Müller 121
Ludwig Siegmund Ruhl 141
Vergangene Zeiten 183
Stephan Schütze 217
Carl Banck 234

Druckfehler.

Th. I S. 57 Z. 4 von unten und überall ferner ſtatt [illegible] lies [illegible].

Zwei Frauen.

Als ich vor achtzehn Jahren meine Studien in Kiel vollendet hatte, arbeitete ich noch eine Zeitlang als Volontair an der dortigen Univerſitätsbibliothek, um meine wenigen bibliographiſchen Kenntniſſe unter dem alten Profeſſor Cordes möglichſt zu vermehren. Zeitgenoſſen werden ſich gewiß mit Dankbarkeit und Rührung des redlichen aber höchſt wunderlichen und eigenthümlichen Mannes erinnern, deſſen eben ſo ungeheuere Beleſenheit als unerſättliche Neigung, allen Dingen auf den Grund zu kommen, ſelbſt den geringſten Unbedeutendheiten des täglichen Lebens, und ohne Rückhalt ſeine Meinung darüber auszuſprechen, häufig intereſſante Epiſoden in den monotonen Bibliotheksgeſchäften herbeiführte. Von hagerer und gebückter Geſtalt, ſeit mehr als dreißig Jahren an der Schwindſucht leidend, und beſonders bei den oft wiederkehrenden Oſtwinden ſehr angegriffen, war er doch von raſtloſer Thätigkeit, wußte aus dem Kopfe von jedem Buche ohne Ausnahme, welche Schickſale es vor wie nach ſeiner Geburt gehabt, und kannte eben ſo genau den Einband, die Signatur und die Stelle des Exemplars, das unſere Sammlung von demſelben beſaß. Kein Wunder daher, daß er Alles in Allem auf der Bibliothek war, der oberſte Aufſeher, wie der fleißigſte Leſer, und vor Allem ein lebender, herumwandelnder Katalog, und zwar kein gewöhnlicher, ſondern ein wirklicher Katalog raisonnant wie raisonné, ſo daß Niemand ihn in dieſer Hinſicht unbefriedigt verließ. — Dagegen verſah er auch noch obendrein das Amt eines Cuſtoden und Pförtners in eigner Perſon auf das Strengſte; wehe dem Unberufenen, der es wagte, ein Buch in den Repoſitorien anzurühren, oder

der ein geliehenes Werk nicht wo möglich in noch beſſerem Zuſtande, als er es erhalten, zurückbrachte; jedem Fremden aber, der zum erſten Mal die Säle betrat, Student oder Staatsminiſter, gleich viel, wurde auferlegt, genaue Rechenſchaft von ſich abzuſtatten, und er konnte ſicher ſein, ohne Weiteres einen Verweis zu erhalten, wenn dieſe nicht erſchöpfend und befriedigend ausfiel. Bloßen Neugierigen, die nur die Bücher begaffen wollten, ging es gar ſchlimm; ihnen ward alsbald deutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie anderen, ehrlichen und fleißigen Leuten im Wege ſtänden, und am Geſcheidteſten thäten, ſich zu entfernen, oder auch, ihnen wurde ironiſch das bekannte Monumentum pacis, oder wenn es hoch ging, das Prachtwerk des herculaniſchen Muſeums zum Beſehen vorgelegt; kurz der alte, treffliche Mann wurde von Allen, die ihn kannten, eben ſo ſehr gefürchtet als geliebt, denn auf der anderen Seite war er wieder unerſchöpflich in Gefälligkeiten, und ſetzte ſeine größte Freude darin, Jemandem, vorzüglich im Dienſte der Wiſſenſchaft, nützlich und behilflich zu ſein.

Durch meine Bereitwilligkeit und meinen Gehorſam gewann ich bald ſeine völlige Gunſt, und er vertraute mir manches Geſchäft, das er bisher ſtreng allein verwaltet hatte. Seine Inſtruction war dann eben ſo originell als kurz. So ſagte er eines Morgens, wo wir ganz allein auf der Bibliothek arbeiteten, zu mir: Sie könnten mir wohl die wohlfeilen Leſer abnehmen, und dieſe beſorgen. — Als ich ihn nicht gleich recht begriff, ſetzte er hinzu: Nun, ich meine die Sorte von Leſern, die unſere Bibliothek wie eine Leihanſtalt betrachten, und ſich Lecture holen, die ich ihnen obendrein noch ſelbſt ausſuchen ſoll, als wenn ich das Zeug kennte. — Dabei betonte er das Wort Lecture, das ihm, dem gründlichen Gelehrten, ein Greuel war, nach der Bedeutung, die er hineinlegte, höchſt komiſch und fuhr dann fort, mir die verſchiedenen Leſer dieſer „Sorte,“ ungefähr zehn oder zwölf, mit wenigen Zügen, aber ſehr originell und frappant zu ſchildern. Endlich ſchloß er: Nun ſind noch zwei da, auf die ich Sie beſonders aufmerkſam machen will: Nummer Eins, gegen die Sie recht grob ſein müſſen, wenn Sie mit ihr fertig werden wollen, iſt eine alte däniſche Hofdame aus der Struenſeeiſchen Zeit, die nichts als Memoiren leſen mag. — Neulich gab ich ihr den Brantôme, da kam ich indeſſen ſchön an bei ihr; was weiß ich denn von dem Zeuge? Darum will ich aber auch nichts mehr mit ihr zu thun haben. Sie kennen ja dieſe Art von Literatur weit beſſer, ſetzte er ironiſch, mit einem ſchelmiſchen Seitenblicke hinzu, da können Sie alſo mit leichter Mühe die Dame zufrieden ſtellen, und werden es gewiß. Nummer Zwei iſt der Herr von S., der nur italieniſche Romane leſen will, und gar nicht begreifen kann, daß die Italiener nur ſehr wenige Romane überhaupt aufzuweiſen haben, und noch weit weniger die Kieler Univerſitätsbibliothek, trotz dem, daß ſie durch die Sammlung Ihres Namensvetters, des ruſſiſchen Geheimeraths Wolf, um ſo viele hundert Romane und andere belletriſtiſche Bücher vermehrt worden iſt. — Sehen Sie nun zu, wie Sie mit dieſen edeln Seelen am Beſten fertig werden.

Wir wurden hier unterbrochen, und ich hatte gleich darauf Gelegenheit, die Wahrhaftigkeit ſeiner Schilderungen zu erproben. Die beſtimmte Stunde, in welcher die Bücher ausgegeben und empfangen wurden, ſchlug, und es traten mehrere Perſonen ein, die ein derartiges Geſchäft hergeführt hatte. Geben Sie auf die Füchſe Acht, daß die mir nichts antaſten, die Alten wiſſen ſchon, daß ſie das nicht dürfen, und der am Tiſche dort iſt der Herr von S.; — fliſterte er mir zu, und ging dann mit einem Studenten, der ſich zum Examen vorbereitete und Materialien für ſeine Diſſertation zuſammentrug, in einen anderen Saal, um ihm die Schleuſen ſeines geiſtigen Reichthums aufzuziehen. Ich fertigte die Uebrigen raſch ab, und wandte mich nun zu dem mir bezeichneten Edelmann, deſſen Aeußeres mich frappirt hatte und der beſcheiden wartete, bis die Reihe an ihn kam. Es war eine ſchlanke, etwas hagere Figur, mit vorgebeugtem Haupt, bleichem Antlitz, blondem Haar, und, was eigenthümlich ſich aus dieſem ſonſt ganz echt nordiſchen Geſichte hervorhob, braunen, ſehnſüchtigen, aber unſtäten Augen. Er überreichte mir einen, von des Abbate Chiari Gozzi'ſchen Andenkens, langweiligen Romanen und bat dringend um einen anderen deſſelben Verfaſſers. Befremdet ſah ich ihn an. Italieniſch können, ſich vorzugsweiſe mit italieniſcher Lecture beſchäftigen und nichts als die Scharteken des miſerabeln Chiari leſen, das war mir noch nicht vorgekommen, da hörte, nach meinen Begriffen, Alles auf. — Den Mann mußt du auf einen beſſern Weg bringen, dachte ich in vorlauter, ſelbſtgefälliger jugendlicher Eitelkeit bei mir, und ſagte daher, ohne nachzuſehen, ob es ſich wirklich ſo verhalte, zu ihm: Andere Romane von Chiari haben wir nicht, wollen Sie nicht lieber einen Dichter: Dante oder Arioſt? — Ich danke Ihnen, erwiederte er ſehr freundlich, ich wünſche nur leichte Lecture. — Etwa den Metaſtaſio? fragte ich. — Bitte ſehr, erwiederte er, den kann meine Freundin, wie alle italieniſche Damen, auswendig. —

Seine Freundin! — Alſo nicht für ſich wollte er die Lecture, nur für eine Freundin.

— Nun wurde mir der Mann intereſſant; denn Jemand, der eine Freundin hatte, die italieniſche Bücher las, und den Abbate Chiari dem Dante und Arioſt vorzog, war in Kiel etwas ſehr Seltenes und daher vollkommen meiner Aufmerkſamkeit würdig. Zufällig beſaß ich ſelbſt einige italieniſche Bücher, und zwar ſolche, welche die Bibliothek nicht hatte, und bot ſie ihm bereitwillig für die Dame an. Anfangs lehnte er es ab, als er aber hörte, daß ſich Gozzi und Goldoni darunter befänden und in Beider Stücken Stellen, im Dialecte von Venedig geſchrieben, vorkämen, nahm er es an, und bat ſogar mit Herzlichkeit darum, indem er verſprach, mich gegen Abend zu beſuchen.

Er hielt pünktlich Wort, und ſchien erſtaunt, trotz dem ſchönen Wetter mich am Schreibtiſch zu finden. Ich ſtudirte damals mit großem Eifer Spinoza's Schriften und Leben (ich will es nur geſtehen, mögen auch gelehrte Collegen über dieſe Profanirung die Achſeln zucken und mitleidig auf mich herabſehen) zu einem rein poetiſchen Zwecke, der eine Lieblingsidee von mir, lange mich beſchäftigend, geblieben iſt. — Nach den erſten Begrüßungen warf der Fremde einen Blick auf meinen Schreibtiſch, und ſagte dann, mehr in ſich hinein, als zu mir: Spinoza, das ſoll eine ſehr gefährliche Lecture ſein. — Ich möchte ſolche Bücher nicht leſen; es wird einem ſo ſchon zu ſchwer durch die Welt zu kommen, ohne zu irren und anzuſtoßen — aber, verzeihen Sie, unterbrach er ſich plötzlich, Sie wollten mir ja einige Bände italieniſcher Komödien leihen. — Ich führte ihn zu dem Repoſitorium und ſagte: Hier ſtehen meine italieniſchen Schätze; ſuchen Sie ſich aus, was Ihnen gefällt. — Nein, geben Sie es mir, verſetzte er, und erlauben Sie mir nur, daß ich mir die Titel der übrigen notire. — Ich ließ ihn gewähren, und er nahm, nachdem er einige Bücher eingeſteckt und die anderen aufgeſchrieben hatte, unter vielen Entſchuldigungen und Dankſagungen Abſchied.

Von nun an ſtellte er ſich regelmäßig ein oder zwei Mal wöchentlich bei mir ein, um die geliehenen Bücher zü wechſeln, entſchuldigte ſich jedes Mal äußerſt verbindlich über die Mühe, die er mir verurſache, ließ ſich aber weiter nie auf ein Geſpräch ein, und entfernte ſich immer gleich wieder, jede Einladung, länger zu verweilen, unter allerlei Vorwänden höflichſt ablehnend. Je öfter ich ihn ſah, deſto lebhafter fühlte ich wie inſtinctmäßig in mir: Dem muß auch etwas auf die Schultern gelegt ſein, daß er nur ſchwer trägt, und das ihn noch einmal zu Boden wirft. Was das ſei, zu ergründen, dazu war ich aber weder neugierig noch indiscret genug, und er blieb mir, troß dem, daß er eine Freundin hatte, welche italieniſche Romane und Komödien las, lange eine völlig gleichgültige Erſcheinung.

Mittlerweile kamen die Michaelisferien heran, die ſich damals ziemlich tief in einen ſehr ſchönen Spätherbſt hinauszogen. Nur einige wenige, meiſt ältere Studirende waren in Kiel zurückgeblieben, und pflegten jeden Nachmittag in dem hübſchen Düſternbrook ſich einzufinden. — Bei dem Amphibienleben, das ich führte, halb noch Student, halb nicht, war mir grade dieſe Zeit ſehr angenehm, und ich erholte mich gern mit den alten Genoſſen von des Tages Laſt und Mühen. Wir trieben allerlei gute und ſchlechte Späße, wie ſie uns grade in den Wurf kamen und verſchmähten auch ſogenannte dumme Streiche nicht, gab es nur etwas zu lachen dabei. Da traf es ſich eines Tages, daß einer von uns einen ſehr zierlichen Damenhandſchuh fand: der wie ein einſamer oſſianiſcher Wanderer auf der Haide, allein und verlaſſen mitten im breiten Wege lag. — Lange wurde darüber deliberirt, wie er am Sicherſten der Beſitzerin wieder zuzuſtellen und zu ſeinem Zwillingsbruder, der ſich gewiß um ihn gräme, zurückzuführen ſei. — Da kam ein luſtiger Geſell auf den Einfall, ihn über einem weißen Papierbogen an einen Baum zu nageln. — Das ſchien uns zu nüchtern und leer. K., ein ſehr talentvoller Zeichner, ſkizzirte raſch einen ſehr zarten, ſchmachtenden Jüngling, der den Handſchuh findet, und ich ſchrieb ein hochtrabendes Sonnet dazu, des Inhaltes: Er ſchließe von dem Handſchuh auf die Hand, die ihn getragen, von der Hand auf den Arm, vom Arm auf die ganze Geſtalt; ein Ideal ſteige in ihm auf, und er habe jetzt keine Ruh mehr, bis er es gefunden, ſondern werde ihm nachwandern von Pol zu Pol.

Unter lautem Jubel ward nun das Ganze an den Baum geheftet und gab den übrigen Gäſten Stoff zu allerlei günſtigen und ungünſtigen Bemerkungen, je nach Alter und Stand. — Da kam plötzlich ein Herr mit zwei Damen her, die etwas zu ſuchen ſchienen. Die Jüngere von Beiden, das wahre Bild einer Atalante, erblickt kaum die verhängnißvolle Fingerhülle, als ſie raſch zu dem Baume eilt und den armen Handſchuh ſo heftig herabreißt, daß die Fetzen umherhängen. — Mittlerweile tritt das ſie begleitende Paar hinzu, ſieht und lieſt was ſonſt noch auf dem Blatte ſteht, und lacht. — Darüber wird Jene ſehr heftig und unwillig; ſie geben ſich alle Mühe, ſie zu beſänftigen, doch umſonſt, endlich bricht ſie ſogar in Thränen aus. —

Dies Alles beobachteten wir aus der Ferne, und ſahen den beiden anderen Perſonen deutlich die Verlegenheit an, in welche das ungeſtüme Betragen der jungen Dame ſie verſetzte. Das war uns außer dem Spaß; kränken hatten wir mit dem kindiſchen Einfalle Niemanden wollen, am Wenigſten aber ein ſo zierliches Kind. — Ohne mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, trat ich auf den Begleiter der Damen zu, um ihm zu erzählen, wie Alles gekommen, und erkannte den Herrn von S. Er hörte meine Entſchuldigung freundlich an, und theilte ſie der Jüngeren mit, die alsbald, wie Sonnenſtrahlen bei abziehendem Gewitter, mit Thränen im Auge, herzlich zu lachen begann. Von S. ſtellte mich nun ihr (ſie war die Italieniſch leſende Freundin und eine geborne Venetianerin), ſo wie ſeiner Gemahlin, die in gleichem Alter mit Jener zu ſtehen ſchien, aber ſehr ernſt und bleich ausſah, vor, und bat mich, ihnen Geſellſchaft zu leiſten. — Wir verbrachten einen ſehr heiteren Nachmittag, ich ließ mich mit ihnen nach Neumühlen, am anderen Ufer der Bucht, überſetzen, und mußte, als ich ſpät am Abend wieder zurückfuhr, verſprechen, meinen Beſuch oft zu wiederholen. Angelica, ſo hieß die Tochter des heiligen

Marco, ſchenkte mir zum Andenken den Handſchuh unter vielen Scherzen.

So luſtig hatte unſere Bekanntſchaft begonnen und ſo traurig ſollte ſie enden. — Zwiſchen Freude und Leid liegt ſo oft nur ein Gedankenſtrich. — Als ich an einem Nachmittage der nächſten Woche mein Verſprechen erfüllen und im Hafen ein Boot beſteigen will, um nach Neumühlen zu fahren, kommt der Lohnbediente aus der Stadt Copenhagen und winkt dem Fiſcher, einen Augenblick zu warten, um den ihn begleitenden Fremden, der auch nach Neumühlen wolle, mitzunehmen. Dieſer Letztere fragt mich in ſchlechtem Franzöſiſch ſogleich, ob ich einen Herrn von S. kenne, der dort wohne, und giebt ſich mir ſodann als ein Verwandter von deſſen Gattin zu erkennen. Mir gefiel der Mann nicht; er hatte viel Finſteres und Unheimliches in ſeinem Weſen; ein hämiſcher Trotz lag auf ſeinem Geſichte, das ein ſtarker, ſchwarzer Schnurr- und Backenbart verdeckte, der den Südländer gleich errathen ließ. — Uebrigens beſaß er etwas Feines in ſeinem

Benehmen, und man ſah deutlich, daß er den höheren Ständen angehören müſſe, obwohl er nur ärmlich gekleidet war. —

In v. S. Wohnung angelangt, ſagt uns eine Magd, der Herr ſei nach Schrevenborn gegangen, aber die gnädige Frau im Zimmer. — Sie ſaß, als wir eintraten, allein am Fenſter mit einer Arbeit beſchäftigt, und ſchien unſer Klopfen nicht gehört zu haben. — Voilà Madame de S. bedeutete ich dem Fremden, der aber erſtaunt in der Thür ſtehen bleibt und ſie anſtarrt. Die Dame vom Hauſe bemerkt jetzt unſere Ankunft, ſteht auf und tritt uns durchaus wie nur ferneren Bekannten entgegen. — Gleich darauf kommt Angelika herein, erblickt den Italiener, eilt mit den Worten mio caro cugino auf ihn zu und zieht ihn mit ſich fort in ein Nebenzimmer. — Ich knüpfe mit Frau von S. ein Geſpräch über ihn an, aber ſie iſt verlegen und antwortet mir kaum. — Bald merke ich, daß ich überflüſſig ſei, und empfehle mich. Da bittet ſie mich, ſie zu begleiten, um ihrem Manne entgegen zu gehen. — Unterwegs iſt ſie eben ſo einſylbig wie vorher, und wir gehen, faſt ohne ein Wort zu reden, neben einander her, bis wir Herrn von S. kommen ſehen, worauf ich unter einem Vorwande mich von Beiden beurlaube und einen Seitenweg einſchlage.

Daß die Ankunft des Fremden dem Paare nicht angenehm ſein mochte, ließ ſich aus dem Vorhergegangenen ſchließen. — Weiter beſchäftigte mich das jedoch nicht, dergleichen kommt ja in allen Familien vor, und mich intereſſirten ganz andere Dinge. Ich hatte es faſt ſchon ganz vergeſſen, als mich am nächſten Morgen, kurz ehe ich meinen gewohnten Gang zur Bibliothek antrat, Herr von S. beſucht, und nach wenigen gleichgültigen Reden mich bittet, über Alles, was ich in ſeinem Hauſe am geſtrigen Tage bemerkt, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, da eigenthümliche Verwandtſchaftsverhältniſſe das nothwendig machten, und er, ſo wenig er mich auch kenne, doch das Zutrauen zu mir habe, mich um dieſen wahren Freundſchaftsdienſt zu erſuchen. Da ich ihm das mit Hand und Mund gelobte, ſo erhielt ſein ganzes Weſen eine andere Haltung; er wurde plötzlich freier und heiterer, als ich ihn je geſehen, und unter Scherzen, mich bis zur Bibliothek begleitend, nahm er Abſchied von mir. —

Wenige Tage nachher lieferte er mit einem Billet die geliehenen Bücher zurück, dankte mir nochmals herzlich, und zeigte mir zu gleicher Zeit an, daß er mit ſeiner Familie plötzlich verreiſen müſſe, aber im Winter mich wieder zu begrüßen hoffe, indem er denſelben in Kiel zuzubringen denke. — Ich freute mich darauf, da mir dieſer Umgang viel Angenehmes zu verſprechen ſchien, ſah mich aber getäuſcht: — ſie kamen nicht, und obwohl ich mich von Zeit zu Zeit nach ihnen bei ihrem Hauswirth in Neumühlen, der ſtets unerſchöpflich im Lobe beider Damen war, erkundigte, erfuhr ich doch nichts weiter von Allen. — Da — es war um Weihnacht, — leſe ich plötzlich in einer, mehrere Wochen alten däniſchen Zeitung die Anzeige von des Herrn von S. unerwartetem Tode, von ſeiner Gattin unterzeichnet. Als ich dies meinem alten Chef erzählte, bemerkte derſelbe: — das wußten

Sie nicht, er hat ſich in Fridericia erſchoſſen, und hier gehen allerlei Gerüchte von heimlicher Bigamie über ihn herum; die beiden Damen, die mit ihm lebten, ſollen ſeine angetrauten Frauen geweſen ſein, die Blonde, eine geborne von G. aus Augsburg, aber die erſte und rechtmäßige. Da er hier ſehr eingezogen lebte, ſo hat es wenig Aufſehen gemacht, und iſt nicht bis zu Ihnen gelangt. —

Dieſe Mittheilung erinnerte mich plötzlich an einen Umſtand, der mir früher nicht ſo aufgefallen war. — An jenem erſten Nachmittage war die Rede auf komiſche Verhältniſſe gekommen, und ich hatte von einem Schauſpieler erzählt, der zwei Damen bei ſich gehabt, von denen er wechſelsweiſe die eine für ſeine Frau und die andere für ſeine Tochter ausgegeben, obgleich Beide in gleichem Alter waren, und er ſelbſt kaum zehn oder zwölf Jahre mehr zählte als ſie. Das Luſtigſte dabei war nämlich, daß er oft vergaß, ſie bereits vorgeſtellt zu haben, und nun die für ſeine Tochter ausgab, die er das vorige Mal als ſeine Frau bezeichnet, oder umgekehrt. —

Dies ſchien eine unangenehme Seite zu berühren, und Frau von S. unterbrach mich plötzlich mit einer von dem Gegenſtande ganz entfernten Frage, bei deren Beantwortung ſie mich in ein Geſpräch verwickelte, an welchem nun ihr Gemahl, der bisher faſt immer geſchwiegen, plötzlich ſehr lebhaft Theil nahm.

Bald nach Oſtern verließ ich Kiel, um meinem bürgerlichen Berufe entgegen zu gehen. Ich zog es vor, mit der Poſt zu reiſen, und ließ mich von einem Freunde bis zum nächſten Dorfe begleiten, um hier den Wagen zu erwarten. Die Poſtanſtalten waren damals in Holſtein noch ſehr zurück, nur auf der großen Route von Altona über Rendsburg nach Copenhagen ging eine bequeme und für jene Zeit faſt elegante Diligence, auf den Seitenwegen, und das waren faſt alle übrigen holſteiniſchen Landſtraßen, mußten ſich die Reiſenden auf einem offenen Wagen, deſſen vorderſte nicht in Federn hängende Sitze ihnen angewieſen wurden, ſo gut es ging, behelfen, wie Pretioſa „allen Stürmen Preis gegeben." Den Raum hinter ihnen nahmen die Poſtſtücke ein, für die weit beſſer geſorgt wurde, denn ſie waren mit einem ſtarken ledernen Ueberzuge ſorgfältig zugedeckt. — Nur auf ein paar Stationen hatten ſpeculative Poſtmeiſter eine Plane über dem Fuhrwerke befeſtigen laſſen, für die ſie ſich jedoch extra vier Schillinge von jedem Paſſagier Vergütung eincaſſirten, die natürlich in ihren Beutel fielen, und am Ende des Jahres ganz erkleckliche Zinſen für das angelegte Capital trugen. Wer alſo nicht gezwungen war, mit der Poſt zu reiſen, der that es um ſo weniger, als damals noch das Syſtem der blinden Paſſagiere von den Poſtillonen, namentlich auf dieſer Tour in Ausübung gebracht wurde, und man nie wiſſen konnte, mit wem man zuſammentraf.

Ich war ſehr gedrückt und niedergeſchlagen, denn das freie fröhliche Studentenleben lag nun hinter mir, und ſchloß ſich, ſo wie ich den Fuß in den Poſtwagen ſetzte, unerbittlich für immer ab. Deshalb ſah ich gleichgültig das ſchlechte Fuhrwerk halten, ohne mich darum zu kümmern, ob ich Reiſegeſellſchaft finde oder nicht. — Selbſt die Bemerkung meines

Freundes: „Du, da ſitzt, weiß Gott, eine ſehr fein gekleidete Dame ganz mutterſeelenallein auf der zweiten Bank," — machte gar keinen Eindruck auf mich. — Wehmüthig nahm ich von ihm Abſchied, ſtieg in den Wagen, ohne mich weiter, als mit einem flüchtigen Gruße, um meine Reiſegefährtin zu bekümmern, und ſetzte mich auf die vorderſte Bank.

Jene Momente leben noch ſehr friſch in meiner Erinnerung; denn der Gedanke, nun in das bürgerliche Leben treten, oder wie es der Student in ſeiner Sprache körniger nennt, nun ſelbſt Philiſter werden zu müſſen, lag mit Centnerſchwere auf mir und quälte mich ſehr. — Ich fühlte lebhaft, wie ſcharf die Grenze ſei zwiſchen dem bisherigen Traumleben und der nun eintretenden Wirklichkeit, und wenn ich noch jetzt daran denke, kann ich den Wendepunct, auf dem ich mich zu jener Zeit befand, nicht beſſer bezeichnen, als mit denſelben Worten, mit denen Dante ſein berühmtes, ganz ſeiner Liebe zu Beatrice geweihtes Buch beginnt: In quella parte del libro della mia memoria, dinanzi alla quale poco si potrebbe leggere, si truova una rubrica, la qual dice: Incipit vita nova. *) — Jetzt iſt das freilich anders; die meiſten unſerer jungen akademiſchen Freunde ſputen und drängen ſich nur, das Nothwendige hinter ſich zu haben, um in das bürgerliche Leben treten zu können; die Angſt, lange auf Anſtellung harren zu müſſen, treibt ſie zur Eile, und ſie bedenken nicht, daß ihre Seele kaum die Muße fand, im Sonnenſchein der Wiſſenſchaft ſich zu entfalten, geſchweige denn zu rechter Blüthe zu kommen. — Freilich ſind den Armen die Flügel ſehr geſtutzt, und die Gymnaſialbildung trägt eben nicht dazu bei, ſie den hohen Werth des echten, friſchen, freien akademiſchen Lebens einſehen zu laſſen; frühreif kommen ſie an, und altklug ziehen ſie wieder ab; dazwiſchen liegt bei Vielen nichts, als eine Reihe eifrig nachgeſchriebener Hefte; darum haben wir aber

---

*) Deutſch: In jenem Theile des Buches meines Gedächtniſſes, vor welchem man wenig würde leſen können, findet ſich eine Rubrik, die da ſagt: Es hebt ein neues Leben an.

auch ſo entſetzlich viele einſeitige Gelehrte in Deutſchland.

So kam es denn, daß ich meinen nicht ſonderlich heiteren Gedanken nachhing, und ſelbſt dem Poſtillon, der mit mir ſchwatzen wollte, wie er das mit Studenten gewohnt war, mit kargen Worten abfertigte, und von Neuem in Träume verſank. Die Dame verhielt ſich ebenfalls ganz ſtill, und wir waren bereits eine Stunde gefahren, ohne das Schweigen zu unterbrechen, da berührte ſie plötzlich leiſe meine Schulter und ſagte: Sie erinnern ſich meiner wohl nicht mehr? Ich wandte mich überraſcht um, und erkannte Frau von S. — Aber, wie verändert war ſie; der Kummer, — das konnte man deutlich ſehen — hatte ſie noch ernſter und bleicher gemacht, und den edeln Zügen einen durchaus leidenden Eindruck gegeben; ſie war in der kurzen Zeit um zehn Jahre älter geworden, und konnte doch die erſten fünf und zwanzig ihres Lebens nicht überſchritten haben.

Das haben Sie wohl nicht gedacht, ſagte ſie, als wir uns zum letzten Male ſahen, mich einſt ſo wieder zu treffen; Sie ſchweigen, — was ſollen Sie mir auch antworten? Von dem unglücklichen Ende meines Mannes werden Sie unterrichtet ſein, denn ſein Schickſal wurde nur zu bald die Beute der Zeitungen und Neuigkeitsträger, ſo ſehr ich mich auch bemühte, es zu verhindern. — Aber Sie ſehen auch verſtimmt und niedergeſchlagen aus; Sie, den ich mir gar nicht anders als vollkommen heiter denken kann; was fehlt Ihnen? jung, frei, kräftig, das Leben noch in voller Ausdehnung vor Ihnen, zur Wirkſamkeit berufen. — Das einzige Leid, das Sie drücken könnte, wäre, ein geliebtes Weſen durch den Tod verloren zu haben, und davor behüte Sie Gott, doch ſehe ich wenigſtens keine Zeichen äußerer Trauer an Ihnen. — Ich erzählte ihr, was mich drücke, und ſetzte hinzu, das würde ihr bei ihrem gerechten großen Schmerze allerdings kleinlich erſcheinen. — Sagen Sie das nicht, — erwiederte ſie, — ich empfinde das ſehr wohl, auch ich habe einſt einen ſehr heiteren und glücklichen Abſchnitt meines Daſeins ſo ſchließen müſſen, und fühle grade jetzt um deſto lebhafter, was ich damals empfand, als die Sehnſucht nach jenen ſchönen Tagen ſo drängend und ach! ſo vergeblich wieder in mir erwacht iſt. —

Ich benutzte ihre Bemerkung, um das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu leiten, und es gelang mir. — Sie ging willig darauf ein, und während unſerer Unterhaltung, die keinen Augenblick ſtockte, entwickelte ſie eine ſolche Fülle von Herzensgüte, Geiſt und Milde, daß ich die tiefſte Verehrung für ſie faßte. An der ganzen Frau war nichts Gemachtes, nichts Fremdes; ihre Worte floſſen ohne Wahl und mit der größten Einfachheit von ihrem Munde; was ſie ſagte, entſprang, — das fühlte man lebhaft, — aus ihrer inneren Ueberzeugung und wurde mit der größten Anſpruchsloſigkeit von ihr hingegeben. Durch Alles wehte hohe ſittliche Reinheit und Größe, wie ergebene Demuth, und doch viel Kraft und Selbſtſtändigkeit. —

Die Zeit verging äußerſt ſchnell. Als wir um Mitternacht auf der dritten Station, Bramſtedt, ankamen, wo wir faſt zwei Stunden im Poſthauſe verweilen mußten, fragte ich ſie, ob ſie nicht die Muße benutzen und etwas ruhen wolle. Ach nein, erwiederte ſie, es geht mir ſchlimm — ich kann noch immer nicht weinen und nicht ſchlafen; mein Geiſt iſt zu fieberhaft aufgeregt; ich warte daher fortwährend, bis die Natur ſo abgeſpannt iſt, daß der Schlaf mich plötzlich überfällt. Mich eigends dazu niederlegen darf ich aber nicht, dann flieht er mich gewiß, und die ſchrecklichſten Gedanken foltern mich. — Aber wollen Sie der Ruhe genießen, ſo thun Sie ſich keinen Zwang an, ich will bei Ihnen wachen, damit Nichts Sie ſtört; — wie eine Mutter bei ihrem Kinde, ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu.

Ich erwiederte ihr, ich ſei ſo munter, daß bei mir gar nicht daran zu denken. — So erzählen Sie mir etwas, ſagte ſie. — Das können Frauen beſſer, war meine Antwort. — Sie haben Recht, meinte ſie; es iſt uns zu Zeiten ſogar Bedürfniß; ich empfinde das gerade jetzt. — Noch habe ich mit Niemandem, der unbetheiligt daneben ſtand, über mein

Unglück ſprechen können, und doch thut es mir ſo ſehr Noth, nur dadurch kann ich zu geiſtiger Ruhe gelangen. — Da Sie mich und meinen armen Alfred in beſſeren Tagen gekannt haben, ſo laſſen Sie ſich von mir mittheilen, was mich betroffen hat. — Ich verlaſſe für immer dieſes Land, und es iſt doch gut, wenn Jemand hier die wahren Verhältniſſe kennt; er kann doch einmal einen Arm zurückhalten, der noch einen Stein mehr auf das Grab meines armen Mannes ſchleudern möchte. — Obgleich ich Sie nur wenig kenne, bin ich doch feſt von ihnen überzeugt, daß Sie dem mit allen Kräften wehren würden.

Als ich das ſchweigend bejahte, hub ſie an: — „Ich bin die einzige Tochter meiner Eltern. Mein Vater, der einem alten Patriziergeſchlechte angehörte, und dem Alles daran lag, den Ruhm und Glanz ſeines Hauſes aufrecht zu erhalten, oder wenn möglich, zu verdoppeln, hatte ſich in gewagte Speculationen eingelaſſen, die ihn an den Rand des Verderbens führten. Meine Mutter war kurz vorher geſtorben, und hatte ihm auf dem Todbette das Verſprechen abgenommen, mich mit einem Jugendfreunde zu vermählen, dem mein Herz gehörte, ſeitdem ich ſeiner Empfindungen bewußt war. Da kam ein junger, reicher holſteiniſcher Edelmann auf ſeiner Durchreiſe nach Italien in unſer Haus. Es war mein nachmaliger Gatte; er faßte, obwohl ich ihm nur freundlich, wie jedem bei uns eingeführten Fremden, entgegen gekommen, eine innige Zuneigung zu mir und warb um meine Hand. Auf meine zwar nicht entſchieden ausgeſprochene, aber doch klar angedeutete Weigerung wandte er ſich an meinen Vater. Dieſer, einen Rettungsanker in ihm erblickend, beſtürmte mich mit Bitten. Ich ſchwankte, aber die kindliche Liebe ſiegte doch, — und ich ward ihr Opfer. Gleich nachher erkrankte mein Vater heftig und ſtarb, ſeine Angelegenheiten in der größten Unordnung zurücklaſſend. Mein unglücklicher Gemahl handelte edel an ihm; er hatte ihm auf dem Sterbebette verſprochen, ſeinen Namen vor Schmach zu bewahren, und hielt Wort auf eine Weiſe, die mich zu der innigſten Erkenntlichkeit verpflichtete. Die ſtärkſten Forderungen hatte ein venetianiſches Handelshaus zu machen, doch ſchienen dieſelben nicht ganz klar, und S. entſchloß ſich, perſönlich hinzugehen und Alles zu ordnen. — Meine Gegenwart in Augsburg war nothwendig, und ſo reiſte er allein. Seine Abweſenheit, die nur einige Wochen hatte dauern ſollen, dehnte ſich auf Monate aus; endlich ſchrieb er mir, da in meiner Vaterſtadt Alles ausgeglichen war, mit einer Freundin, welche nach Altona ging, vorauszureiſen und von da auf ſeine Güter im Schleswig'ſchen zu gehen, um dort Alles ganz ſo einzurichten, wie ich es für unſern künftigen Aufenthalt wünſchte; da ſich die Auseinanderſetzung durch die Chikanen eines Advocaten außerordentlich verzögere. — Ungern gehorchte ich, denn es ward mir ſchwer, mich von Augsburg zu trennen. Auf dem Gute herrſchte eine große Unordnung; ich hatte, ſobald ich ankam, viel zu thun, unſeren Wohnſitz nur einigermaßen erträglich zu machen; darüber verging der Frühling und mit ihm der zehnte Monat ſeit unſerer Trennung. Da meldete plötzlich ein Brief aus Hamburg ſeine Ankunft. Ich eile ihm mit unſerem Kinde, daß ſeinen Vater noch nicht begrüßt hatte, bis zum nächſten Städtchen entgegen, und warte hier einen ganzen Tag vergebens. Beſorgt, ihm möge etwas zugeſtoßen ſein, fahre ich am folgenden Morgen ſehr früh eine Station weiter. Ehe wir noch das dortige Poſthaus erreichen, ruft mein Kutſcher: Da hält des gnädigen Herrn Wagen angeſpannt. Augenblicklich ſteige ich aus und gehe mit dem Kinde auf dem Arm, damit keine anderen Hände es zuerſt ſeinem Vater hinreichen, die Treppe hinauf und in das mir angedeutete Zimmer. Als ich es öffne, ſehe ich meinen Gatten auf dem Sopha ſitzen und eine Dame in ſeinen Armen halten. Sprachlos ſtarren wir uns an. Angelika ſpringt auf mich zu — der Unglückliche verbirgt ſein Antlitz mit den Händen. Eine Erklärung folgte raſch, unvermeidlich, furchtbar für alle Drei. Gutmüthig im höchſten Grade, aber eben ſo leichtſinnig, hatte Alfred ein Verhältniß mit Angelika angeknüpft; er ward von ihrem Vater und ihren Brüdern bei einer heimlichen Zuſammenkunft überraſcht und mit dem Tode bedroht, wenn er ſie nicht augenblicklich eheliche. Die Furcht vor ihrer Rache hatte ihn verſchweigen laſſen, daß ihn bereits heilige Bande in der Heimath feſſelten, und die Trauung war ſogleich vollzogen worden. Er wollte nun allein in ſeine Heimath, aber die ſchlauen Verwandten trauten ihm nicht; ſie mußte mit ihm reiſen; einer ihrer Brüder, der nach Kopenhagen ging, begleitete ſie bis Kiel. — Charakterſchwäche hatte meinen Gemahl fortwährend abgehalten, ihr die wahre Lage der Dinge zu geſtehen; er ſchob es von Tag zu Tage bis zum letzten Morgen auf, und in demſelben Augenblicke, in welchem er es thun will, trete ich mit unſerem Kinde auf dem Arm in das Zimmer.

Angelika war ein edles Geſchöpf; heftig, leidenſchaftlich, aber großartig und uneigennützig. — Sie überſah ſchnell den ſchlimmen Stand der Dinge, und die gräßlichen Folgen, die daraus für uns Alle, zunächſt für Alfred, entſtehen konnten. Wir verſtändigten uns leicht, und beſchloſſen, daß ſie als ſchweſterliche Freundin in unſerem Hauſe leben ſolle, da wir ſo das Geheimniß am Beſten bewahren konnten. Aber ſchon der erſte Sturm zog Gräßliches nach ſich; ich nährte mein Kind ſelbſt, und legte es, unerfahren, wie ich war, gleich nachher an die Bruſt. Krämpfe tödteten es nach einer ſchweren Nacht am folgenden Tage. Angelika weinte mit mir, als habe ſie es verloren; bald liebten wir uns wie wirkliche Schweſtern. Da ich meinen Sohn verloren hatte, ſo willigte ich in eine Scheidung von meinem Gatten, der mit der Freundin dann zum Scheine ſich noch einmal trauen laſſen ſollte. Während dies vorbereitet wurde, bezogen wir, Angelika zu Gefallen, die ſich nach der See ſehnte, das kleine Haus in Neumühlen, wo Sie uns kennen lernten.

Nur noch wenige Monate, und das furchtbare Geheimniß wäre ſicher für immer bewahrt worden. — Da tritt mit Ihnen, der Sie wohl nicht ahnten, welchen Dämon Sie begleiteten, ein Verwandter Angelika's zu uns ein, uns dermaßen überraſchend, daß ihm nichts mehr verborgen bleiben konnte. Er war Carbonaro und irrte geächtet umher. — Wozu er meinen unglücklichen Gemahl durch die Drohung, ihn bei den Gerichten anzugeben, hat zwingen wollen, weiß ich nicht. — Sie kehrten eines Morgens von einem langen Spaziergange heim; mein Gatte ging auf ſein Zimmer, gleich nachher hörten wir einen Schuß, und fanden ihn, erſchreckt hinzueilend, todt; die Kugel hatte das Herz getroffen. —

Angelika, die guter Hoffnung war, was ſie mir Beide bisher verheimlicht hatten, verfiel in Wahnſinn, denn ſie liebte Alfred mit der heißeſten Neigung; alle Hülfe war vergebens; acht Tage darauf folgte ſie ihm in das Grab. — Was ich zuſammenbringen konnte, gab ich dem unſeligen Verwandten, um mich von ſeiner Gegenwart zu befreien; er war ſchlecht genug, doch nicht zu ſchweigen, wie er es gelobt hatte. Die Beſitzungen ſind, weil keine Kinder da waren, Seitenverwandten Alfreds zugefallen. Mir blieb ein Wittwengehalt, der mir erlauben würde, in der Welt zu leben, aber ich bin ihrer müde. Mein Glaube zeigt mir den Weg in das Kloſter, wo ich meine Tage mit Gebet für die Seelen der beiden Verirrten beſchließen will.“

Es ſchlug Eins, als ſie endete; die Lichter waren herabgebrannt und erhellten kaum das dunkle Gemach, in dem wir uns befanden. Erſchöpft legte ſie ſich zurück. — Ich ſchwieg — denn was konnte ich ihr ſagen. Da hörte ich ſie leiſe weinen; — es that mir wohl, wie ihr.

Der Wagenmeiſter unterbrach die dumpfe Stille, in der wir uns befanden, mit der Meldung, es ſolle weiter gehen. — Vor dem Flecken ſtieg ein fremder Paſſagier ein, den der Poſtillon blind mitnahm. Er war ſehr geſchwätzig, aber als wir Beide nicht antworteten, überließ er ſich dem Schlafe. Ich that auch, als habe der Schlummer mich übermannt, um ſie nicht zu ſtören, obgleich während der ganzen übrigen Nacht meine Seele lebhaft aufgeregt blieb. Mir lagen unaufhörlich die Worte der Bibel in den Gedanken: Ich will die Sünden der Väter rächen an den

Kindern. — Hätte ihr Vater ſie nicht dem Ehrgeize geopfert, ſie wäre gewiß die glückliche Gattin eines geliebten Mannes.

Mit der Herzlichkeit langer, dauernder Freundſchaft ſagten wir einander in Hamburg Lebewohl. — Sie verſprach mir zu ſchreiben und hielt Wort; ein Kloſter in Oeſterreich nahm ſie auf, und gab ihr Ruhe wieder; ihre Briefe athmeten eine Frömmigkeit und Ergebung, wie man ſie hienieden faſt gar nicht fordern darf.

Sie ſtarb 1826, noch nicht dreißig Jahre alt — Ihre letzten Zeilen an mich enthielten folgendes ahnungsreiche Lied, das Einzige, was ich mir erlaube, aus ihrem Nachlaſſe mitzutheilen.

Ich will, o Herr! nicht wanken
In meinem feſten Glauben;
Es können die Gedanken
Mir Deinen Troſt nicht rauben.
Sie ringen und ſie kämpfen
Der wahren Liebe zu.
Du brauchſt ſie nicht zu dämpfen,
Sie gehn von ſelbſt zur Ruh.

Sie ſchweben und ſie wandern
Wild in mir auf und ab;
Doch Einer nach dem Andern
Sinkt in des Herzens Grab.
An ihre Stelle treten
Demuth und Gottvertrau'n.
Mir ſagt mein ſtilles Beten,
Ich werde bald ihn ſchau'n.

Und wird der letzte ſcheiden,
Der mich ſo ſchlimm gequält,
So ſind mit meinen Leiden
Die Tage mein gezählt.
Dann hab' ich ausgelitten,
Vom Schmerz, dem ich geweiht,
Und raſch führt mich mein Bitten
Zu Deiner Herrlichkeit.

Literäriſche Silhouetten

aus

Frankreich und England.

Die Herzogin von Duras.

Ein großer Vorzug, deſſen die Literaturen Frankreichs und Englands ſich beſonders vor der unſrigen rühmen dürfen, beſteht darin, daß ſo viele Perſonen aus den höheren und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft es nicht verſchmähen, mit dem Talent, das ihnen die Natur verlieh und das ſie in den glücklichſten Verhältniſſen zu außerordentlicher Feinheit auszubilden vermochten, in die Reihen der Autoren zu treten, wo hingegen bei uns bloß der Gelehrte oder höchſtens ein gebildetes Mitglied des Mittelſtandes zu der Feder greift, und nur ſehr wenig Individuen der höheren Kreiſe aus wirklichem, innerem Triebe ihre Mußeſtunden auf eine ſo edle Weiſe und für ſo würdige und belohnende Zwecke verwenden. Während wir jenſeits des Rheines wie des Canales Fürſten und Fürſtinnen, Grafen und Lords an der Spitze der Literatur ſtehen ſehen, und dieſe ſich geehrt fühlen, ihren Namen auf derſelben Liſte mit den literäriſchen Notabilitäten des Tages zu finden, haben wir Deutſchen verhältnißmäßig nur ſehr wenige Schriftſteller aus den höheren Cirkeln aufzuweiſen; ein freiherrlicher Autor gehört bei uns ſchon zu den Ausnahmen, ein Graf zu den Seltenheiten, und ein Fürſt gleicht einem ſchwarzen Schwane; auch trifft ſich's größtentheils, daß dieſe Hochgeſtellten ſelten mit offenem Viſir in die Schranken reiten, ſondern meiſtens verkappt wie Desdichados erſcheinen, oder gar ſich nicht öffentlich dem Buchhandel hingeben, ſondern ſich auf ihre Koſten drucken laſſen, und die Exemplare unter ihre Freunde (deren Zahl dann gewöhnlich Legion) vertheilen. Es iſt, als wäre es nöthig, auch hier gewiſſe Dehors zu beobachten und eigentlich dem Publikum zu verſtehen zu geben, daß man ſich ſchäme, öffentlich aufzutreten, weil es ſich doch, bei Lichte betrachtet, für einen Vornehmen nicht ſchicke. Darin liegt aber ein zwiefaches Unrecht an unſerer Nation; erſtlich läßt man merken, daß man ihre geiſtig Erſtgebornen doch ihren körperlich Erſtgebornen unterordne und von Menſchen Ererbtes ſtets höher ſtelle, als ein göttlich Erbtheil; zweitens entzieht man unſerer Literatur jene Vorbilder der feinſten und höchſten Sitte, welche ſie grade in ihrer formellen Ausbildung ſo ſehr fördern würden. Denn das iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die wenigen der Sahne der Geſellſchaft angehörigen Schriftſteller, die wir beſitzen, eben weil ſie verkappt erſcheinen, ſich in Ausdruck und Behandlung ihres Stoffes weit größere Freiheiten und Nachläſſigkeiten erlauben, und ſich, was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt, mehr gehen laſſen, als wenn ſie, wie bei Hofe, im habit habillé oder in der Staats-Uniform, ſo vor der Menge auf den Titelblättern ihrer Werke, mit ihrem ganzen fürſtlichen, altgräflichen oder reichsfreiherrlichen Namen erſcheinen müßten. — Ich rede hier natürlich nur von der ſchönen Literatur und deren Angrenzungen, bei Werken der ſtrengen Wiſſenſchaft findet das nicht Statt: wir ſind leider noch ſo pedantiſch, daß es zur Ehre gereicht, über einen Titel im Corpus Juris, die Eiſenbahnen, oder eine unterirdiſche Flora und dergleichen allerdings höchſt wichtige Gegenſtände, aber zur Schande für einen vornehmen Mann, einen Roman zu ſchreiben, oder eine Sammlung Gedichte herauszugeben; dieß muß faſt immer verkappt geſchehen, obgleich alle Welt ſchon nach der erſten Recenſion oder gar vor derſelben weiß, wer Semilaſſo, Scipio Cicala, Anaſtaſius Grün, Lenau, Aletheios, Eduard Taube, F. Seewald, Arthur vom Nordſtern, Beauregard Pandin ſind und waren, und das Namensgeheimniß ein wahres secret de polichinelle iſt.

Der Vorzug nun, den die engliſche und die franzöſiſche Literatur dadurch vor der unſerigen voraus haben, beruht in zwei Dingen, einmal, daß Styl und Ausdrucksweiſe, überhaupt die äußeren Formen der Darſtellung, ſo ſind, wie ſie aus der Blüthe der Geſellſchaft ſich entwickelten, dann, daß die Schilderungen der höheren Stände und ihrer Begebenheiten immer gehalten, nie outrirt oder unzart erſcheinen, da eben den höheren Ständen jene ſchonende Discretion, deren Baſis eigentlich das Verſchweigen, gewiſſermaßen ſchon angeboren iſt. — Leſen wir ein Werk eines engliſchen Schriftſtellers, und möge der Gegenſtand deſſelben noch ſo abſtract, ja noch ſo abſtrus ſein, immer tritt uns aus dem Buche der Gentleman entgegen, dem Eleganz und feine Sitten zur andern Natur geworden ſind, und der ſich faſt in gar keinen anderen, als den gefälligſten Formen bewegen kann. Hierauf gründet ſich auch ein großer Theil des Werthes der früheren franzöſiſchen Literatur unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. Von oben begünſtigt und gepflegt, erreichte ihre formelle Bildung eine bewundernswürdige Höhe. So viel intereſſante Briefſammlungen wir auch jetzt beſitzen und täglich mehr erhalten, haben wir eine aufzuweiſen, die an Feinheit des Styls und der Darſtellung den Briefen der Sévigné, ja ſelbſt nur den bekanntlich fingirten Briefen der Pompadour gleich käme, von Voltaire's, Diderot's und Anderer Briefen nicht einmal zu reden? — Wie viele Verſtöße gegen den guten Geſchmack und die eigentliche feine Sitte finden ſich ſelbſt nicht dagegen in den ſo gefeierten Briefen der Frau von Varnhagen.

Es ſchien nöthig, dieſe längere Einleitung voraus zu ſenden, um auf den hohen Werth und die Bedeutſamkeit ſolcher Schriften, wie ſie die vortreffliche Herzogin von Duras und neben ihr andere durch Feinheit des Geiſtes wie des Herzens eben ſo ſehr ausgezeichnete Perſonen in neuerer Zeit lieferten, aufmerkſam zu machen. —

Die Herzogin von Duras ward um 1779 zu Breſt geboren. — Ihr Vater, der Graf von Kerſaint, war ein ausgezeichneter Seemann und zu jener Zeit Capitain in der königlichen Flotte. Während der Revolution ward er Mitglied des Convents und zeigte ſich, wenn auch den Umwandlungen nicht abgeneigt, doch als einen der treueſten und unerſchütterlichſten Gegner der Hinrichtung des unglücklichen Königs. Dies zog in der Zeit des Terrorismus ſeinen eigenen Untergang nach ſich, er fiel als Opfer ſeiner redlichen Geſinnungen. Seine Wittwe, deren Geſundheit und Verſtand durch die Schläge des Schickſals geſtört worden, floh mit ihrer einzigen Tochter nach Nordamerika und von dort nach Martinique, wo ihr reiche Beſitzungen geblieben waren. Dieſe verwaltete das Fräulein von Kerſaint muſterhaft bis zu dem Tode ihrer Mutter; dann kehrte ſie, trotz den Confiscationen noch immer eine begüterte Erbin, nach Europa zurück, und vermählte ſich in England mit dem Herzoge von Duras. Unter dem Conſulat ward ihr und ihrem Gatten die Heimkehr in das Vaterland geſtattet. So lange Napoleon herrſchte, lebten ſie ſehr zurückgezogen meiſtens auf einem Schloſſe in der Touraine; erſt zur Zeit der Reſtauration ließen ſie ſich bleibend in Paris nieder, da der Herzog von Duras zum Pair, erſtem Kammerherrn, Mitgliede der franzöſiſchen Akademie und Commandeur des heiligen Geiſt-Ordens ernannt worden war. Die Herzogin blieb ihren alten Neigungen und Beſchäftigungen treu, und erwarb ſich beſonders große Verdienſte um die Volksbildung. Nicht früher als 1824 trat ſie öffentlich, durch einen Zufall dazu veranlaßt, mit zwei Erzählungen, Ourika und Edouard, als Schriftſtellerin auf und fand außerordentlichen Beifall. Weiter wurde nichts von ihren Werken gedruckt, obwohl noch zwei Romane, le Frère Ange und les Mémoires de Sophie, ſo wie ein Andachtsbuch Réflexions chrétiennes von ihr handſchriftlich vorhanden ſind. — Nach langen Leiden ſtarb ſie im Januar 1828, den Ruhm mit ſich in das Grab nehmend, eine eben ſo treffliche Mutter, als geiſtreiche, freiſinnige und wohlwollende Frau geweſen zu ſein.

Ueber ihre vortrefflichen beiden Erzählungen fällt der freiſinnigſte unter den lebenden franzöſiſchen Kritikern, Sainte-Beuve, folgendes begründete Urtheil: *)

Die Idee von Ourika, Eduard und wahrſcheinlich auch diejenige, welche die anderen

---

*) L'idée d'Ourika, d'Edouard et probablement, celle qui anime les autres écrits de Mad. de

Schriften der Frau von Duras beſeelt, iſt eine Idee der Ungleichheit, entweder in den natürlichen oder den ſocialen Verhältniſſen, eine Idee der Verhinderung des Hinderniſſes zwiſchen dem Begehren der Seele und dem ſterblichen Gegenſtande; es iſt etwas das fehlt und verzehrt, und eine Art von Neid gegen die Zärtlichkeit erregt: es iſt die Häßlichkeit und Farbe Durika's, die Geburt Eduards; aber in dieſen gequälten und eiferſüchtigen Opfern ſiegt immer der Edelmuth. Die Verfaſſerin dieſer rührenden Erzählungen liebt es, das Unmögliche auszudrücken, und in demſel-

---

Duras, c'est une idée d'inégalité, soit de nature, soit de position sociale, une idée d'empêchement, d'obstacle entre le désir de l'âme et l'objet mortel; c'est quelque chose qui manque et qui dévore et qui crée une sorte d'envie sur la tendresse; c'est la laideur et la couleur d'Ourika, la naissance d'Edouard; mais dans ces victimes dévorées et jalouses, toujours la générosité triomphe. L'auteur de ces touchans récits aime à exprimer l'impossible et à y briser les coeurs qu'il préfère, les êtres chéris qu'il a formés: le ciel seuleden die Herzen, denen ſie den Vorzug giebt, die geliebten Weſen, die ſie gebildet hat, zu zerbrechen; nur gegen das Ende öffnet ſich der Himmel, um einigen erfriſchenden Thau zu ſpenden. Während ſich Frau von Duras in der Außenwelt nur mit der ſich ziemenden Uebereinſtimmung und Fügſamkeit in die öffentliche Meinung zeigt, gefällt ſie ſich in ihren Schriften, den ſchmerzlichen Antagonismus und die Zerriſſenheit zu ſchildern. Denn genau beſehen, war Alles Kampf, Leiden, Hinderniß in dieſer ſchönen Seele, glühend wie das tropiſche Klima, wo ihre Jugend reifte, ſtürmiſch

---

ment s'ouvre à la fin pour verser quelque rosée qui rafraichit. — Tandis que dans l'extérieur du monde, Madame de Duras ne se présentait que par l'accord convenable, et l'accommodement des opinions; là dans ses écrits elle se plait à retracer l'antagonisme douloureux et le déchirement. C'est qu'au fond tout était lutte, souffrance obstacle, dans cette belle âme, ardente comme les climats des tropiques où avait mûri sa jeunesse, orageuse comme les mers sillonnées par Kersaint: c'est qu'elle était une de celles qui ont des inwie das von Kerſaint durchzogene Meer; ſie war eine von denen, die einen unendlichen Inſtinkt, einen heftigen gewaltſamen Aufſchwung haben, und von jedem Dinge das verlangen, was es nicht umfaßt; eine von denen, welche mit offenherziger Unmäßigkeit ſich, wie irgendwo der Abbé Prévoſt ſagt, voll erſtaunlicher Gluth der Gefühle auf einen Gegenſtand werfen, der ihnen ſelbſt ungewiß iſt, die nach dem Glücke ſtreben, ohne Ziel und Maaß, in denen jeder Schmerz eine leichte Beute findet: eine jener beengten Seelen, welche ſich unaufhörlich

---

stincts infinis, des essors violens, impétueux, et qui demandent en toute chose ce qu'elle ne tient pas; qui ingenùment immoderées qu'elles sont, se portent, comme a dit quelque part l'abbé Prévost, d'une ardeur étonnante de sentimens vers un objet qui leur est incertain pour elles-mêmes, qui aspirent au bonheur d'aimer sans bornes et sans mesure; en qui chaque douleur trouve une proie facile, une de ces ames gênées qui se heurtent sans cesse aux barreaux de la cage dans cette prison de chair.

Le style de Madame de Duras, qui s'es

an den Gittern des Käfigs in dieſem Kerker von Fleiſch und Bein ſtoßen.

Der Styl der Frau von Duras, welche ſo ſpät und ohne alle Prämeditation zu ſchreiben begann, zeigt weder Unſicherheit noch Nachläſſigkeit. Er iſt natürlich geboren und vollendet, einfach, raſch und dennoch zurückhaltend; ein Styl in Voltaireſcher Weiſe, aber weiblich; gar keine Manier, beſonders im Eduard; ein beſtändiger Tact, niemals zweideutige Farbe und doch ſchon Farbe, zumal im Fonds und in den Nebenfiguren; endlich ſehr reine Umriſſe.

---

mise si tard et sans aucune préméditation à écrire, ne se sent, ni du tâtonnement, ni de la négligence. Il est *né naturel* et achevé, simple, rapide, reservé pourtant; un style à la façon de Voltaire, mais chez une femme; pas de manière, surtout dans Edouard; un tact perpétuel, jamais de couleur équivoque, et toutefois de la couleur déjà, au moins dans le choix des fonds et dans les accompagnements; enfin des contours très-purs. En tout, des passions plus profondes que leur expression, et jamais d'emportement, ni d'exubérance, non plus qu'en une conversation

Ueberhaupt Leidenſchaften, die tiefer ſind, als ihr Ausdruck, und niemals weder Heftigkeit, noch Uebertreibung, eben ſo wenig wie in einer gebildeten Unterhaltung. —

---

polie. Ste.-Beuve: Nouveaux Portraits et Critiques II., 78 u. 84.

Jean Reboul.

Dieſen Namen führt ein franzöſiſcher Dichter, welcher, obwohl er erſt vor Kurzem in der literäriſchen Welt erſchien, ſich dennoch ſchnell und mit vollem Rechte große und würdige Anerkennung erworben hat. Er verdankt ſeinen Ruhm weder den Cotterieen der vornehmen Welt, noch den bezahlten Lobeserhebungen einiger Pariſer Journale, ſondern einzig und allein ſeinem Talent und Verdienſt. Zwei Notabilitäten des franzöſiſchen Parnaſſes, Alphons de Lamartine und Alexander Dumas, führten ihn ein, aber auch ohne ſie würde er nicht in der Menge verloren, ignorirt, oder kaum auftretend eben ſo ſchnell wieder vergeſſen worden ſein, denn ſeine Erſcheinung iſt zu merkwürdig und ſeine Gaben ſind zu bedeutend, als daß ihn ein gleiches Loos, wie es leider ſo vielen jungen aufkeimenden Talenten in Frankreich zu Theil wird, treffen könnte.

Der Mann, von dem hier geredet wird, iſt nämlich ein einfacher, beſcheidener Bäcker in dem alten ſtreng katholiſchen Nimes, der am Tage ſeinem Gewerbe mit allem Fleiße eines tüchtigen Handwerkers vorſteht, und Abends, wenn er redlich die Laſt und Hitze ſeines Berufes getragen, in ſtiller Zurückgezogenheit der ihm von Gott verliehenen Gabe der Dichtung lebt. — Eine ſolche Erſcheinung iſt allerdings nicht neu; faſt alle Nationen haben Männer der unteren Klaſſen aufzuweiſen, welche ſich mit Erfolg im Gebiete der Muſen verſuchten; wir Deutſchen rühmen uns des Altvaters Hans Sachs, des Klempners Grübel, der Karſchin u. a. m., und der ſchönſte, eigenthümlichſte Zweig unſerer Poeſie, an welchem ſich Dichter, wie Göthe und Uhland, heraufgebildet haben, ich meine unſere herrlichen Volkslieder, ſind aus dem Herzen unſeres

Volkes entſproſſen; die Franzoſen haben in dieſer Gattung den Vater des Vaudeville, den alten Walkmüller Olivier Baſſelin und den luſtigen Tiſchlermeiſter von Nevers Adam Billaud aufzuweiſen; die Engländer preiſen mit Recht den zarten Robert Bloomfield, der ein Schneider war; und noch ganz neuerlichſt iſt bei ihnen ein ehrlicher Korbmacher, Thomas Miller, mit ſehr hübſchen, beſchreibenden Gedichten ungefähr um dieſelbe Zeit aufgetreten, als der berühmte Ettrick-ſchäfer das Zeitliche ſegnete; kurz, es ließe ſich die Liſte ſolcher Männer anſehnlich vergrößern, wenn man deshalb genauere literärhiſtoriſche Nachſuchungen anſtellen wollte. Uns genüge aber, hier zu bemerken, daß Jean Reboul an Tiefe des Gefühls, an Innigkeit und Eleganz alle ſeine Vorgänger übertrifft, und eine ehrenvolle Stelle neben den erſten lebenden franzöſiſchen Lyrikern einnimmt. Es iſt eine Keuſchheit und Zartheit und ein Wohllaut in ſeinen Leiſtungen vorherrſchend, wie man ſie ſelten, namentlich in neueren franzöſiſchen Poeſien findet.

Ein gewiß competenter Richter, Lamartine, äußert ſich in ſeinem, als Einleitung zu den Gedichten ſelbſt dienenden Briefe, an den Verleger derſelben, höchſt wahr und treffend, folgendermaßen über ihn: *)

Ueberraſcht durch die Erhabenheit der Geſinnung, die durchſichtige Reinheit und die ausgeſuchte Harmonie des Styls, zweifelte ich im erſten Augenblicke nicht daran, daß der Dichter nicht ein in den literäriſchen Gewohnheiten aufgewachſener Mann ſei, der ſeine Verſe in der ſüßen und freien Muße reifen laſſe, welche das Vermögen und eine geſell-

---

*) Frappé de l'élévation du sentiment, de la pureté transparente et de l'exquise harmonie du style, je ne doutai pas au premier moment, que le poëte ne fût un homme élevé dans les habitudes les plus littéraires, et mûrissant ses vers dans les doux et libres loisirs que donnent la fortune et une position sociale, l'*aurea mediocritas*, la condition d'Horace pour les poëtes et les écrivains. J'allai au fond, je trouvai un jeune homme, né de lui-même, élevé dans l'atelier d'une humble famille dont tous les titres étaient des vertus, dont toute la richesse était un

ſchaftliche Stellung gewähren, in jener aurea mediocritas, der Bedingung des Horaz für Dichter und Schriftſteller. Ich ging auf den Grund und fand einen jungen Mann, der Alles ſich ſelbſt verdankte; erzogen in der Werkſtatt einer demüthigen Familie, deren ſämmtliche Titel Tugenden, deren ganzer Reichthum eins der gewöhnlichſten Gewerbe des Lebens waren, und welcher ſeine eigenen Arme ermüdete, Brod für ſein Weib und ſeine Kinder zu verdienen, ehe er ſich Abends in einen Winkel ſeiner Werkſtatt zurückzog und bei dem Schimmer ſeiner Lampe jene Gedichte träumte, die auf ihren eigenen Flügeln entſchlüpften, um die Aufmerkſamkeit und Bewunderung für den Namen ihres Verfaſſers herbeizurufen.

---

des métiers les plus vulgaires de la vie, et qui fatiguait ses propres bras à gagner le pain de sa femme et de ses enfans, avant de se retirer le soir dans un coin de son laboratoire et de rêver, à la lueur de sa lampe, ces poésies qui s'en échappaient sur leurs propres ailes pour aller appeler l'attention et l'admiration sur le nom de leur auteur.

Paul Louis Courier.

Das bewegte Leben dieſes genialen und gelehrten Mannes liefert einen ſchlagenden Beweis, wie es dem menſchlichen Geiſte, wenn eine ſtarke Willenskraft ſein Begleiter wird, gelingen könne, ſelbſt unter den heftigſten Unruhen des Krieges und im Getümmel der Schlachten, zur höchſten möglichen Ausbildung der ihm von der Natur verliehenen Eigenſchaften vorzubringen. Eine kurze Skizze von Courier's irdiſchen Schickſalen liefert den Beweis. Er ward am 4. Januar 1772 zu Paris geboren, und von ſeinem Vater auf deſſen Landgut in der Touraine mit großer Sorgfalt erzogen, ſo, daß er ſchon in ſeinem fünfzehnten

Jahre ausgezeichnete Kenntniſſe in der griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache und Literatur beſaß. Um ſich für die militairiſche Laufbahn zu bilden, ging er dann nach Paris und war hier ein treuer Schüler des vorzüglichen Mathematikers Labbey, den er 1792 nach Chalons auf die dortige Artillerieſchule begleitete. Im folgenden Jahre kam er als Artillerieoffizier an die Rheinarmee und ſtieg binnen Kurzem während des Feldzuges bis zum Range eines Hauptmannes, verließ jedoch das Corps ohne Urlaub, um nach dem Tode ſeines Vaters ſeine Mutter zu tröſten, und hielt ſich eine Zeitlang auf dem Lande, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, auf. Durch die Vermittelung ſeiner Freunde hatte ſein Subordinationsfehler weiter keine nachtheiligen Folgen für ihn. Er ward 1796 zum Inſpector der Ateliers der zehnten Diviſion ernannt, und nahm Theil an der berühmten Campagne in Italien, ſeinen wiederholten Aufenthalt in Rom eifrig für ſeine Studien benutzend. Im Jahr 1799 kehrte er nach Paris zurück, erhielt ſpäter Urlaub, und wandte ſeine Muße zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten an, bis er 1804 als Escadronchef bei der reitenden Artillerie wieder nach Italien gehen mußte. Daſelbſt blieb er bis 1809, wo er ſeinen Abſchied nahm, doch machte er gleich darauf den öſtreichiſchen Feldzug als Freiwilliger mit und focht in der Schlacht von Wagram. Nach vollendeter Campagne widmete er ſich ganz ſeinen philologiſchen Forſchungen, lebte zur Erreichung ſeines Zweckes in der Schweiz und Italien und beſchenkte die gelehrte Welt mit der vollſtändigen Ausgabe und Ueberſetzung des Longus, deſſen frühere Lücken ihm zuerſt gelungen war (durch einen glücklichen Fund in den italieniſchen Bibliotheken) auszufüllen. Im Jahr 1812 ging er wieder nach Frankreich und beſorgte mehrere vortreffliche Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Klaſſiker. Nachdem er ſich im Mai 1814 mit der Tochter des Juriſten Clavier verheirathet, ſiedelte er ſich endlich 1817 erſt zu Luynes, dann im Dorfe Verez an und trieb neben ſeinen gelehrten Forſchungen eifrig Acker- und Weinbau. Anfangs war er ſehr mit der

Reſtauration zufrieden, ſpäter aber trat er als entſchiedener Gegner derſelben auf und ſandte nach einander eine Reihe von Oppoſitions-Pamphleten in die Welt, welche ſämmtlich wegen ihres kühnen Witzes, ihrer Klarheit und Schärfe und ihres vortrefflichen Styles außerordentliches Aufſehen erregten und große Verbreitung fanden, ihn aber auch wiederholt in Prozeſſe verwickelten, da er mit freimüthiger Rechtſchaffenheit und Unerſchrockenheit die Gebrechen der Regierung, wie das Treiben pfäffiſcher Obſcuranten in derſelben angegriffen hatte. Plötzlich ward er, im rüſtigſten Mannesalter, nahe bei ſeinem Dorfe ermordet gefunden; die Urſache dieſer Unthat blieb lange verborgen, bis die Verbrecher endlich nach vier Jahren entdeckt wurden; Haß, aus Privatverhältniſſen entſprungen, hatte ſie dazu verleitet; die eigenthümliche Beſchaffenheit der franzöſiſchen Criminaljuſtiz verhinderte aber ihre Beſtrafung. —

Als Schriftſteller zeichnet ſich Courier aus durch ſeltenes gründliches Wiſſen, tiefe Menſchenkenntniß, Witz, Anmuth, Leichtigkeit, männlichen Ernſt und treffliche Darſtellung. Unter den neueren, didactiſchen, franzöſiſchen Schriftſtellern nimmt er unbedingt den höchſten Rang ein. Seine Schriften erſchienen geſammelt zu Paris 1829, in 4 Octavbänden, von einer Einleitung des ihm geiſtig verwandten Armand Carrel (Essai sur la vie et les écrits de P. L. Courier) begleitet.

Honoré de Balzac.

Dieſer Name hat in der franzöſiſchen Literatur alter wie neuer Zeit einen guten Klang. Jean Louis Guez, Seigneur de **Balzac**, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geboren 1584, geſtorben 1654, leiſtete der franzöſiſchen Beredtſamkeit dieſelben Dienſte, welche **Malherbe** der Poeſie leiſtete, indem er zuerſt die Proſa mit Eleganz behandelte, und in ſeinen Schriften, namentlich in ſeinen Briefen und Abhandlungen Muſter des guten Styles aufſtellte. Ob der jetzt ſo beliebte und vielgeleſene Romandichter, mit dem wir hier zu thun haben, ein directer Nachkomme von ihm ſei, müſſen wir unentſchieden laſſen, doch gehört er höchſt wahrſcheinlich derſelben Familie an. Er iſt unbedingt der fruchtbarſte aller lebenden franzöſiſchen Schriftſteller, und obwohl ſeine eigentliche Berühmtheit erſt ſeit 1829 zu datiren ſein möchte, ſo hat er doch vorher ſchon unter anderen Namen eine lange Reihe von Romanen geſchrieben, welche jetzt, wo ihr Verfaſſer ſo in der Mode iſt, dem Publikum von Neuem aufgetiſcht werden, und bei dem Unkundigen den Wahn erregen könnten, Balzac müſſe übernatürliche Kräfte beſitzen, und Tag und Nacht ununterbrochen am Schreibtiſche ſitzen, weil es ſonſt platterdings unmöglich ſein würde, binnen neun Jahren eine ſo beträchtliche Menge von Bänden an das Licht zu fördern. Wir wollen durch einige biographiſche Notizen darüber mehr Klarheit zu geben ſuchen. Honoré de Balzac ward am 20. Mai 1799 zu Tours geboren und kam, nachdem er ſeine Studien in einem Collége abſolvirt, frühzeitig nach Paris. Seit 1821 ſchrieb er, bald als Horace de Saint Aubin, bald als M. de Viellerglé de Saint Alme, bald als Lord M'Hoone nahe an dreißig Bände Romane, von denen die bekannteſten ſind: les deux Hector, le Centénaire (jetzt wieder neu aufgelegt), le Vicaire des Ardennes, Annette et le Criminel, Wann Chlore, die jedoch mehr oder weniger ſpurlos vorüber gingen, bis 1829 ſein dernier Chouan Aufmerkſamkeit erregte, la Physiologie du Mariage, ein geiſtreiches, witziges und lebenskluges, aber mit deutſcher Sitte und Sittlichkeit unverträgliches Buch noch größeres Aufſehen machte, und endlich 1831 die Peau de Chagrin, bis jetzt noch immer ſeine vortrefflichſte Leiſtung, ſeinen Ruf feſt begründete. Seit dieſer Zeit hat er unermüdlich eine Reihe von größeren und kleineren Erzählungen verfaßt, die unter verſchiedenen Titeln, wie Contes de la vie privée, Contes de la vie de province, u. ſ. w. u. ſ. w., zuſammengeſtellt ſind, jedoch auch einzeln erſchienen und verkauft wurden, und vorzüglich in belgiſchen Ausgaben ſich mannigfach vervielfältigt, über den ganzen Continent verbreiteten. Als die bedeutendſten darunter nennt man: Père Goriot, Eugénie Grandet, le Médecin de campagne, Louis Lambert, la Recherche de l'absolu u. ſ. w. Außerdem ſuchte er in den Contes drôlatiques Styl und Erzählungsweiſe des alten Rabelais nachzuahmen. Dieſer Verſuch misglückte aber ganz und gar, und Balzac ſcheint, nachdem zwei Bände gedruckt worden, ihn wieder aufgegeben zu haben.

Was Balzac's Leiſtungen ſo auszeichnet, iſt ſeine feine und tiefe Kenntniß des menſchlichen Lebens und Herzens, deren dunkelſte und geheimſte Falten er aufzudecken weiß. Dazu kommt eine unerſchöpfliche Phantaſie, die mit beſonderer Vorliebe auch bei der Ausſchmückung der geringſten Nebendinge verweilt, und mit minutiöſer Genauigkeit Allem einen ſo hohen Anſtrich von Wirklichkeit zu geben verſteht, daß der Leſer nicht mehr ein ſolcher, ſondern eine wirklich theilnehmende und mitwirkende Perſon bei der ihm vorgeführten Begebenheit zu ſein wähnt. Dabei iſt Balzac reich an Speculationen und Intereſſen der neueſten Zeit und weiß aus dieſen mit den kühnſten Träumen oft das Unglaublichſte als eine nothwendig eintretende Folge herauszuſpinnen, wodurch der Einzelne bei irgend einer ſchwachen Seite von ihm gefaßt und unwillkührlich in ſeinen Kreis gebannt wird.

Sein Styl iſt ſehr ungleich, ebenſo wie ſeine Leiſtungen, zu einander gehalten. Trotz allen ſeinen Gaben und Fähigkeiten hat Balzac noch kein wirkliches Kunſtwerk geliefert, irgend ein ſtörender Fehler, eine künſtleriſcher Misgriff oder eine pſychologiſche Unwahrheit findet ſich überall und vernichtet die zu einem Kunſtwerk unerläßliche harmoniſche Einheit. Seiner Diction fehlt es an Einfachheit, Präciſion und Reinheit; er überladet gern und liebt es, beſonders eigenthümliche, ungewöhnliche Ausdrücke und Phraſen zu häufen, neue Wörter zu bilden, ſich techniſcher Redensarten zu bedienen, oft, um das Unbedeutendſte zu ſagen, kurz ſein Styl iſt höchſt buntſcheckig und launenhaft; aber man muß doch trotz dem Allen die hohe Fähigkeit und Herrſchaft der Sprache bewundern und ihm zugeſtehen, daß er durch Erfindung wie durch Darſtellung gleich lebhaft anzuziehen, zu ſpannen und feſtzuhalten weiß, und wird, wenn man ſich mit ihm beſchäftigt, nie über verlorene Zeit und Mühe zu klagen haben, ſondern ſtets einigen Gewinn davontragen.

Uebrigens ſei man ſehr behutſam bei der Wahl ſeiner Arbeiten, und gebe jüngeren Leuten Nichts von ihm in die Hände, ohne es vorher ſelbſt genau geprüft zu haben. Da ſeine Hauptaufgabe bleibt, die geſellſchaftlichen Erſcheinungen unſerer Tage, wenn auch in franzöſiſchen Formen, zu ſchildern, ſo müſſen ſeine Schriften oft ein Gift enthalten, das auf junge, unerfahrene, aber leicht aufzuregende Gemüther verderblicher wirken kann, als die ſittenloſeſten Producte der überrheiniſchen Literatur zur Zeit Ludwigs XV.

Méry und Barthélémy.

Im Jahr 1823 kamen zwei junge Dichter aus Marſeille, innige Freunde ſeit ihrer Jugend, durch gemeinſchaftliche Ausführung aller ihrer Pläne und poetiſchen Arbeiten eng verbunden, nach Paris, um dort ihr Glück zu verſuchen, da aller Ruhm in Frankreich nichts gilt, wenn er nicht von der Hauptſtadt dieſes Landes ausgeht und durch ſie getragen wird. Sie hießen Méry und Barthélémy, und ihre Namen erſchienen dort lange Zeit, bei Allem was ſie ſchrieben, nur vereint. Die Oppoſition war damals das wirkſamſte Mittel, ſich ſchnell in der Literatur ein gewichtiges Anſehen zu verſchaffen; es ward auch von ihnen erfaßt. Mit Talent, Eifer und Gewandtheit der politiſchen Satyre huldigend, griffen ſie auf das Schonungsloſeſte das damalige Miniſterium, das den Spottnamen déplorable ſich erworben hatte, in ihren Gedichten an. Dieſe, namentlich La Villéliade, la Peyronnéide und la Corbièréide fanden wegen ihrer Kühnheit und ihres blendenden poetiſchen Glanzes allgemeinen Beifall, und die beiden jungen Dichter, welche obendrein das Publikum durch ihre Unzertrennlichkeit intereſſirten; denn man konnte bei ihren Leiſtungen den Antheil, welchen Jeder beſonders daran hatte, nie beſtimmen, ſo ſehr hatten ſie ſich mit einander verſchmolzen, erreichten ihren Zweck. Außerordentliches Aufſehen machte bald darauf ihr gemeinſchaftliches Epos, Napoléon en Égypte, welches 1828 herauskam, allgemeine Verbreitung fand (es wurde vortrefflich von Guſtav Schwab in das Deutſche übertragen, Stuttgart 1829, mit dem Urtext en regard) und raſch hinter einander viele Auflagen erlebte. Sie überſandten es den noch lebenden Verwandten Napoleons, bei denen es natürlich einer ſehr günſtigen Aufnahme ſich zu erfreuen hatte, und Barthélémy begab ſich ſelbſt nach Wien, um es dem Herzoge von Reichſtadt zu überreichen, konnte aber keinen Zutritt zu demſelben erlangen. Unmuthig darüber kehrte er nach Paris zurück und verfaßte in Folge deſſen das Zorngedicht Le fils de l'homme, das ihm, weil er den regierenden König von Frankreich darin angegriffen hatte, 1829 eine Geldbuße von 1000 Franken und drei Monate Gefängniß zuzog. — Als ſich darauf die Juli-Revolution ereignete, nahmen beide Jünglinge, ihren früheren Grundſätzen getreu, lebhaften Antheil an derſelben und verherrlichten ſie dann ſpäter in einem größeren Gedichte l'Insurrection. Méry ging bald darauf als Bibliothekar nach Marſeille, Barthélémy aber, der in Paris zurückgeblieben war, und 1832 allein die erſte franzöſiſche Revolution beſang, bildete kurz nachher als Ultraliberaler eine entſchiedene Oppoſition gegen die neue Regierung, und griff dieſelbe in politiſchen Satyren, beſonders in ſeiner poetiſchen Zeitſchrift Némésis auf das Heftigſte an, ſchloß ſich aber gleich (wahrſcheinlich für Geld, wie ſo viele dieſer Herrn, obgleich er behauptet, der Aufſtand vom 5. und 6. Juni habe ihn dazu bewogen) der miniſteriellen Partei an, gab, vom Staate unterſtützt, eine poetiſche Bearbeitung der Aeneis heraus, und wurde Direktor der Königlichen Druckerei. — Seit dieſer Zeit iſt er ſo ziemlich verſtummt.

In derſelben Periode hörten auch Beide auf, gemeinſchaftlich zu arbeiten, und Méry ließ zu gleicher Zeit, als Barthélémy allein die Nemeſis verfaßte, zwei Romane Le Bonnet vert und l'Assassinat erſcheinen, welche vielen Beifall fanden. Ganz kürzlich hat er intereſſante und gut geſchriebene Schilderungen italieniſchen Lebens und Weſens herausgegeben.

Betrachtet man die gemeinſchaftlichen Leiſtungen Beider, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß ihr allerdings nicht unbedeutendes Talent mehr ein rhetoriſches als ein wirklich poetiſches ſei; ſie beſitzen Phantaſie, Kraft des Ausdrucks, Wohllaut der Sprache und Herrſchaft über die Form, aber es fehlt ihnen an Ruhe und echt künſtleriſchem Bewußtſein, an Tiefe und wahrem Leben. Sie werden daher ſchnell vergeſſen werden, wenn ſie nicht durch neue, gediegene Werke beweiſen, daß ſie mehr vermögen, als dem Moment zu huldigen.

Jean Jacques Rouſſeau.

Bei keinem Schriftſteller hat ſich wohl die Zerrüttung und der Zwieſpalt ſeiner Zeit ſo entſchieden ausgeſprochen, als in dieſem ungewöhnlichen Geiſte, der die widerſprechendſten Eigenſchaften in ſich vereinigte und mit ſeltener Denkkraft zugleich die kleinlichſte Charakterſchwäche verband; ſelten iſt aber auch wohl ein Autor ſo verſchieden beurtheilt worden, und es mögen wohl noch lange Jahre vergehen, ehe die Acten über dieſe eigenthümliche Erſcheinung in der Geſchichte geſchloſſen werden dürfen, und man zu einem eben ſo vollſtändigen als allſeitig gerechten Urtheile über Rouſſeau gelangt iſt. So bekannt auch ſeine Lebensumſtände ſind, ſo geſtatten wir uns doch zur leichteren Auffaſſung des Folgenden eine kurze Skizze derſelben voraus zu ſenden. Jean Jacques Rouſſeau, der auf Frankreich und deſſen Geſchick indirect einen ſo großen Einfluß ausgeübt hat, war kein geborner Franzoſe, ſondern ein Bürger der kleinen Republik Genf, in deren Hauptſtadt er am 28. Juni 1712 zuerſt das irdiſche Daſein begrüßte. Seine Geburt koſtete ſeiner Mutter das Leben; ſein Vater, ein armer Uhrmacher, aber ein denkender und ſtrebſamer Mann, ſuchte ihn nach ſeinen beſten Kräften, vorzüglich durch Lecture, zu bilden. Als das Schickſal Beide noch während der frühen Jugend des Sohnes aus einander führte, ward dieſer anfangs in eine Penſion, dann zu einem Oheim und darauf zu einem Greffier gethan, um des Letzteren Schreiber zu werden. Dies misfiel ihm, er entlief in ſeinem fünfzehnten Jahre und trieb ſich eine Zeitlang in Savoyen herum, bis er einer Frau von Warens in Annecy empfohlen wurde, zu der er in ein wunderliches und nicht eben ſittliches Verhältniß trat. Sie ſandte ihn ſpäter nach Turin, wo er katholiſch wurde. Nachdem er hier einige Jahre verweilt, kehrte er nach Annecy zurück, und begann ſich ernſtlich mit den Wiſſenſchaften, ſo wie mit der Muſik zu beſchäftigen. Als ſeine Gönnerin Annecy verließ, ſuchte er ſich ſeinen Unterhalt durch Muſikunterricht zu erwerben, und hielt ſich in Folge deſſen abwechſelnd in Lauſanne und Neuſchatel von 1731 bis 1733 auf. Um die Stelle eines Führers bei einem jungen Adlichen anzutreten, begab er ſich zu Fuße nach Paris, kehrte aber, da ſein Zögling ſeinen Erwartungen nicht entſprach, über Lyon nach Chambery zu Frau von Warens zurück, durch deren Vermittelung er eine Anſtellung bei dem Kataſter erhielt. Doch auch hier ließ ihm ſein unſtäter Geiſt keine Ruhe. 1736 entſagte er bereits dieſem Amte, verweilte eine Zeitlang bei ſeiner Freundin auf deren Landgute und nahm dann die Stelle eines Erziehers bei einem Herrn von Mably in Lyon an, die er indeſſen gleich wieder aufgab, indem er ſich weder die nöthigen Kenntniſſe, noch die zu einem ſolchen Berufe erforderlichen Fähigkeiten zutraute. Zum zweiten Male wanderte er jetzt nach Paris (1741), beſchäftigte ſich mit literäriſchen und muſikaliſchen Arbeiten und ward dann 1753 Secretair des franzöſiſchen Geſandten in Venedig. Uneinigkeiten mit ſeinem Chef trieben ihn nach Verlauf von achtzehn Monaten, während welcher er ſich durch ſeine Tüchtigkeit allgemeine Anerkennung erworben, auch von hier fort und brachten ihn wiederum nach Paris. Hier ward er mit den Encylopädiſten, namentlich mit Diderot bekannt, durch die er zu wahrer literäriſcher Thätigkeit angeregt wurde; zu gleicher Zeit trat er in das bekannte, unſelige Verhältniß mit Thereſe Levaſſeur; die Kinder, die aus dieſer ſträflichen Verbindung entſproſſen, wurden von ihm in das Findelhaus geſteckt. Im Jahre 1750 begann ſeine literäriſche Berühmtheit, indem er den Preis für eine von der Akademie zu Lyon geſtellte Aufgabe, über den Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften auf die Sitten, gewann. Er ernährte ſich größtentheils durch Notenſchreiben und wies alle Unterſtützung, ſelbſt eine Penſion, die ihm der

Hof für ſeine gelungene Oper Le Devin du village anbot, hartnäckig zurück. Seine Paradoxen, ſein Ruhm und ſein ſeltſames Weſen erregten ihm Neider und Feinde; er verließ demzufolge Paris und begab ſich 1754 nach ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich wieder zur reformirten Kirche bekannte. Dann, auf dem Lande nahe bei Paris lebend, ſchrieb er ſeine Nouvelle Héloïse (1760), ſeinen Contrat social (1762) und ſeinen Émile ou de l'éducation (1762); das letztere Werk wurde vom Pariſer Parlament und in beſchränkter Nachäffung auch vom Senat zu Genf als ruchlos verdammt und deſſen Verfaſſer mit dem Kerker bedroht. Dieſem zu entgehen, flüchtete Rouſſeau nach der Schweiz und lebte daſelbſt anfangs zu Motiers-Traviers, dann auf der Petersinſel im Bielerſee; aber auch hier ward er nicht geduldet, und mußte dieſen Aufenthalt (1765) mit Straßburg vertauſchen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Durch den berühmten Britten Hume dazu veranlaßt, begab er ſich über Paris nach England, kehrte indeſſen, ſich von Jenem beleidigt wähnend, plötzlich wieder nach Frankreich zurück, und hielt ſich eine Zeitlang bei dem Prinzen von Conti und in Bourgoing auf, bis er 1770 ſich von Neuem in Paris niederließ. Im Mai 1778 bezog er eine ihm vom Marquis de Girardin auf deſſen Landſitz in Ermenonville eingeräumte Wohnung, und endete hier ſein bewegtes Leben, (nach Einiger Meinung freiwillig) am 3. Juli deſſelben Jahres. — Seine unter dem Titel Confessions erſchienene Autobiographie, die er bereits in England begonnen hatte und 1770 in Paris beendigte, war ſeine letzte bedeutende Arbeit, da er ſich ſeitdem vorzugsweiſe nur mit Muſik und Botanik beſchäftigte.

Wir haben es bereits zu Anfang dieſer Zeilen ausgeſprochen, daß ſich nie bei einem ausgezeichneten Sterblichen ſo viele und ſo ſeltſame Widerſprüche vereint fanden, wie bei Jean Jacques Rouſſeau; neben einer faſt an das Cyniſche ſtreifenden Selbſtverleugnung beſaß er die grenzenloſeſte Eitelkeit, die um ſo greller hervortrat, je mehr er von ſich wähnte, alle Eitelkeit gänzlich abgeſtreift zu haben;

bei wirklich unrechtlichen Handlungen hielt er ſich dennoch für entſchieden rechtlich; neben dem ausgeſprochenſten Haſſe gegen alles Sophiſtenweſen, gefiel er ſich nur zu oft, wenn ihn ſeine Laune dazu verführte, in den ſtärkſten Sophiſtereien; er ſchrieb über Erziehung, beſchäftigte ſich unabläſſig mit der Veredlung des Menſchengeſchlechtes, und trug trotz dem ſeine eigenen leiblichen Kinder in das Findelhaus, um ſich auf die bequemſte Weiſe ihrer zu entledigen; ſo männlich er zu republikaniſchen Tugenden in ſeinen Schriften begeiſterte, ſo ſchwach und verzagt benahm er ſich bei eigenem Unglücke; kurz, er war eben ſo oft der Gegenſatz als der Befolger der von ihm verbreiteten Lehren, und dieſe merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung würde durchaus unerklärbar bleiben, wenn nicht der beſtändige Kampf ſeines ganzen Lebens, während deſſen ſich ſein Ich in fortwährender Oppoſition zu der Welt befand, den Schlüſſel dazu böte. Er war ein edler Schwärmer, aber eben ſo leicht fortgeriſſen und unterjocht von Sinnlichkeit und Leidenſchaft, als beſeelt von Eifer für das Große, Wahre und Schöne, nur daß der Zwieſpalt, in welchen das Leben ihn unaufhörlich mit ſeinem Selbſt verſetzte, ihn zu oft hinderte, als Menſch wirklich zu leiſten, was er als Schriftſteller eben von dem Menſchen verlangte. Man muß daher ſeine Leiſtungen als Erſterer ſo viel wie möglich von ſeinem perſönlichen Thun zu trennen ſuchen.

Mittelmäßiges iſt nie aus ſeiner Feder gefloſſen. Eine lebhafte und reiche Einbildungskraft, ein äußerſt elaſtiſcher Geiſt, Kühnheit und Kraft der Gedanken, glühende Freiheitsliebe, Wärme des Gefühls, Gluth edler Leidenſchaft und ein reicher, raſcher, farbenſatter Styl charakteriſiren alle ſeine Schriften. Seine philoſophiſchen und politiſchen Abhandlungen zeichnen ſich ſelbſt da, wo er Paradoxen aufſtellt und dieſe auszuführen ſucht, durch Fülle und Tiefe der Gedanken, feſte Conſequenz und lichtvolle, beredte und originelle Darſtellung aus. Am Verfehlteſten erſcheint ſein ſo berühmter Roman, la nouvelle Héloïse, in welchem er ſich zu ſehr von ſeiner üppigen Phantaſie hinreißen und beherrſchen ließ; der Plan deſſelben iſt ſchlecht angelegt, die Entwickelung mühſam und gedehnt, die Handlung ungleich, die Charaktere unnatürlich, und dennoch, trotz allen dieſen großen Mängeln, übt das Buch, namentlich auf junge Gemüther, für die es um ſo gefährlicher iſt, einen ſeltenen Zauber aus, denn nirgends iſt der Leidenſchaft eine ſo wunderbare, reiche und glühende Sprache geliehen, wie hier, und obwohl in dieſem Werke ſtets das Gute eindringlich gelehrt, aber nur das Schlechte gethan wird, ſo bleibt der erſte Eindruck, den es auf den Leſer macht, doch ein gewaltig und verführeriſch wirkender. Die ſittlichen Fehler der Heloiſe kommen indeſſen ſehr und faſt allein auf Rechnung der Zeit, in welcher ſie entſtand. — Ein Tadel anderer Art trifft nothwendig den Émile, ein Buch, das, da es zu vielfach irrig aufgefaßt und angewandt wurde, eben ſo großen Schaden als Nutzen geſtiftet hat. Durch ſeine Form, als eine Abhandlung über Erziehung in Geſtalt eines Romans, iſt dieſes Werk ein Zwitter geworden, das ſeine Wirkung nothwendig verfehlen mußte, indem ſtets die individuelle Ausführung der abſtracten Lehre in den Weg tritt und die reine, ungeſtörte Aneignung derſelben verhindert. Dennoch enthält der Emile außerordentlich viel Schönes, und wer es vermag, die Spreu von dem Korn zu ſondern und das Letztere zu ſeinem Eigenthume zu machen, wird reichen Genuß und reiche Belohnung von der Beſchäftigung mit dieſem Werke erndten. Rouſſeau's formell poetiſche Leiſtungen ſind minder bedeutend, wenn gleich correct, und wurden von ihm ſelbſt nur als Erholungen betrachtet. Ein Urtheil über die Confessions endlich findet ſich bereits in dem Wenigen angedeutet, was wir kurz vorher über Rouſſeau den Menſchen geſagt haben. —

Miſtreß Gore.

Dieſe talentvolle Schriftſtellerin iſt dem engliſchen Publikum mehr unter der Benennung, die Verfaſſerin von „Mothers and Daughters“ als unter ihrem wirklichen Namen bekannt. Sie ward im Jahre 1799 geboren, ſtammt aus einer angeſehenen Familie, welche ihr eine treffliche Erziehung angedeihen ließ und ein bedeutendes Vermögen auf ſie vererbte, und vermählte ſich im Jahre 1823 mit Charles Arthur Gore, Esquire, Offizier im erſten Regiment der engliſchen Life-Guards, dem ſie eine Reihe von Kindern gebar, von denen jedoch nur drei am Leben blieben.

Schon ſehr früh zeichnete ſich Mrs. Gore durch ihr poetiſches Talent aus und ſchrieb bereits in ihrem fünfzehnten Jahre, ehe Lord Byron die letzten Geſänge ſeines Childe Harold erſcheinen ließ, einen Schlußgeſang zu dieſem Meiſterwerke, welcher bei Allen, die ihn laſen, Erſtaunen und Bewunderung erregte, doch übergab die Verfaſſerin dieſes Gedicht, ſo wie ein anderes: The Graves of the North, nie dem Drucke. Das erſte, womit ſie öffentlich auftrat, war ein erzählendes Poem „The two broken hearts,“ welchem 1824 ein bei Murray herausgegebenes Drama „The Bond“ folgte; beide machten jedoch, obgleich ſie viele Schönheiten enthielten, kein beſonderes Aufſehen; der Augenblick ihres Erſcheinens war nicht günſtig, da das Publikum in Lord Byron einen zu bedeutenden Dichter hatte kennen lernen und die Nachbildungen ſeiner Weiſe ihm nicht genügen konnten. Mrs. Gore wandte ſich dem Romane und der Novelle zu, und trat nun nach einem mehrjährigen Aufenthalt auf dem Continent mit einer Reihe von Erzählungen: The Lettre de Cachet und Hungarian Tales auf, welche allgemeinen Beifall erndteten. Ihren eigentlichen Beruf offenbarte ſie jedoch erſt ſpäter in einem Roman: The Manners of the Day, in welchem ſie das Leben der Gegenwart mit ſolchem Talent und ſolchem Erfolg ſchilderte, daß einer der competenteſten Richter in dieſer Hinſicht — und dies war kein anderer, als der König Georg IV. ſelbſt, dieſem Werke die Ehre erzeigte, zu erklären, es ſei the *best-bred* and most amusing novel published in my remembrance. *) Ihm folgte mit nicht geringerem Beifall der vortreffliche Roman „Mothers and Daughters, a Tale of 1830," dem ſelbſt die ſtrengſten kritiſchen Orakel Großbritanniens das höchſte Lob zollten und von welchem das Westminster Review ſogar urtheilte: If Horace were to appear again on earth, he would write in prose and such works as

---

*) Der geſellſchaftlich feinſte und amuſanteſte Roman, der, ſo lange ich mich erinnern kann, herausgegeben worden iſt.

Mothers and Daughters would do honour to his pen. *)

Eine Reihe von ähnlichen Romanen ſchloß ſich den beiden ebengenannten an; ihr Inhalt bewegt ſich in derſelben Richtung; unter ihnen werden „The Hamiltons und Mrs. Armytage“ für die gelungenſten gehalten.

Auch im Gebiete des feineren Luſtſpiels hat ſich Mrs. Gore mit vielem Glück verſucht; namentlich erfreute ſich ihre Comödie „The School for Coquettes,“ welche 1831 auf dem Haymarket-Theater gegeben wurde, eines ſeltenen Beifalls, ſo daß ſie dreißig Mal hinter einander dargeſtellt wurde. Weniger glücklich war ſie mit einem anderen Stücke „Lords and Commons,“ das in Drury-Lane nur eine kalte Aufnahme fand, und nach wenigen Darſtellungen von der Verfaſſerin zurückgenommen wurde. Ihre beiden ſpäteren Luſt-

---

*) Wenn Horaz wieder auf Erden erſchiene, würde er in Proſa ſchreiben, und Werke wie „Mütter und Töchter“ ſeiner Feder Ehre machen.

ſpiele dagegen „The King's Seal“ und „King O'Neill“ wurden ſehr günſtig vom Publikum behandelt.

Dieſe talentvolle Frau, welche mehr als fünfzig Bände geſchrieben hat, zu den ausgezeichnetſten engliſchen Journalen die verſchiedenartigſten Beiträge liefert und auch als Componiſtin, wie als bildende Künſtlerin Ruhm erlangte, lebt in ſtrenger Abgeſchiedenheit von der großen Welt, bald in Paris, bald in London, ſich nur des ausgewählten Umganges mit bewährten geiſtreichen Freunden erfreuend, vorzüglich ihren Pflichten als Gattin und Mutter, wenig bekümmert um den lockenden aber flüchtigen Glanz geſellſchaftlicher Celebrität.

Feinheit der Darſtellung, Correctheit, gute Charakterſchilderung und eine treffliche Auffaſſung des Lebens und der flüchtigen Erſcheinungen des Tages, bei glücklicher Erfindung und innigem Gefühle ſind eben die Eigenſchaften, welche den Leiſtungen der Mrs. Gore ſo großen und wohlverdienten Beifall erwarben.

Maria Edgeworth.

Keine engliſche Schriftſtellerin hat in ſo reichem Maaße ſich den Ruhm erworben, das ſchöne Talent, welches ihr die Gottheit verliehen, vorzüglich anzuwenden, um der leidenden und irrenden Menſchheit zu nützen, ſie zu beſſern, und auf eine eben ſo eindringliche als anmuthige Weiſe zu belehren, wie diejenige, deren Name die Ueberſchrift zu dieſen Zeilen bildet. — Sie beſchäftigt ſich in ihren Werken nur mit Gegenſtänden und Ereigniſſen des täglichen Lebens, welche ſie hervortretend und wirkſam, doch in ſchmuckloſer Einfachheit darſtellt; aber ſie verſteht es, ihnen eine neue intereſſante Seite abzugewinnen, und, indem ſie auch nicht den geringſten Incidenzpunkt unbeachtet vorüber läßt, ihren Gebilden und Charakteren die höchſte Wahrſcheinlichkeit zu geben, ſo daß der Leſer ſelbſt an Begebenheiten und Zuſtänden in ſeinem engen Kreiſe Theil zu nehmen glaubt, und dadurch ſchon vom Anbeginn für das Ganze gewonnen, um ſo leichter der praktiſchen, moraliſchen Lehre, welche unausgeſprochen aber darum nicht minder wirkſam der Schilderung zu Grunde liegt, ſeine vollſte Aufmerkſamkeit ſchenkt. Treffend ſagt der berühmte engliſche Kritiker Gifford in ſeinem Urheil über ſie: „Ihre Schriften, weit entfernt, dem Laſter, ſelbſt in ſeiner anmuthigen Geſtalt irgend Vorſchub zu thun, liefern einige der beſten Lectionen in der praktiſchen Moral, die wir kennen. Sie belehren nicht bloß einſeitig durch trockene allgemeine Maximen oder glänzende Beiſpiele, ſondern durch Vernunftgründe, welche den handelnden Perſonen ſelbſt in den Mund gelegt ſind, über das richtige Benehmen unter ſchwierigen und lockenden Umſtänden. Unabläſſig iſt ſie bemüht, mittelſt Darſtellung ſorgfältig gewählter oder geſchickt erdichteter Beiſpiele, aus einander zu ſetzen, auf welchem Wege die Tugend zur Glückſeligkeit führe. Es wird ſchwerlich eine gute Eigenſchaft geben, der nicht die wirkſame Empfehlung von Miß Edgeworth zu Theil geworden wäre; am Liebſten führt ſie uns aber die endliche Belohnung redlicher und beharrlicher Beſtrebungen vor Augen, und ihre Wahl iſt, nach unſerem Dafürhalten, durch den Werth der Grundſätze gerechtfertigt, welche ſie einſchärft.“

So weit Gifford, der gegen ſeine gewöhnliche Art nur Lobenswerthes in den Schriften der Miß Edgeworth zu finden weiß, und beſonders dadurch entſchuldigt wird, daß dieſe in England wirklich den ſegensreichſten Einfluß ausgeübt haben und noch ferner ausüben. Uns aber, die wir die Leiſtungen dieſer vortrefflichen Frau nicht bloß von dem ethiſchen Standpunkte aus betrachten, ſei noch folgende Bemerkung vergönnt. Wir müſſen nämlich aufrichtig bedauern, daß dieſes reiche Talent bei ſo ſchönen Mitteln ſo ausſchließlich dem Nützlichkeits-Principe huldigt, und ſich in der Durchführung ſeiner Erzeugniſſe nur von dem Verſtande leiten läßt, der Phantaſie und der Leidenſchaft aber weder Einfluß noch Theilnahme geſtattet. — Dadurch erſcheint Alles ſtets zu beſonnen, zu nüchtern hingeſtellt, nur die Vernunft wird befriedigt, aber das Gemuth geht im Einzelnen leer aus, wenn ihm gleich das Ganze zuſagen muß. Der Leſer ſieht ſtets Miß Edgeworth als Schulmeiſterin neben den von ihr erſchaffenen Charakteren herwandeln, nie als theilnehmende Freundin dieſelben begleiten, und mit ihnen ſich herzlich freuen oder herzlich betrüben; er wird dadurch von ihren Darſtellungen belehrt, aber nicht hingeriſſen, unterhalten, aber nicht begeiſtert. Wollte ſie dagegen, was einem weiblichen Weſen ſo wohl ſteht, etwas ſchwärmen und glühen mit und für ihre Helden, ſo würde ſie unendlich mehr und nachhaltiger wirken, denn ſie würde Verſtand und Herz des Leſers zugleich bezaubern.

Maria Edgeworth iſt die Tochter eines ausgezeichneten irländiſchen Rechtsgelehrten, Richard Lovel Edgeworth, der ſich ebenfalls durch

Schriften, wie durch ſeine praktiſche Wirkſamkeit große Verdienſte erworben hat. Sie ward 1771 zu Edgeworthtown in Irland geboren, und lebt auf den, aus dem väterlichen Erbe ihr zugefallenen Gütern unvermählt.

Ihre vorzüglichſten Schriften, welche ſämmtlich als eine vortreffliche Lecture empfohlen zu werden verdienen, ſind: Essays on practical Education. 1798. (gemeinſchaftlich mit ihrem Vater). Castle Rackrent, 1 Bd. Moral tales, 2 Bde. Popular tales, 4 Bde. (dieſe beiden Sammlungen ſind in unzähligen Ausgaben und Nachdrücken über das ganze civiliſirte Europa verbreitet.) Tales of fashionable life, and the modern Griselda, 5 Bde. Belinda, 2 Bde. Leonora and Letters for literary Ladies, 1 Bd. Patronage, 2 Bde. Comic dramas. 1 Bd. Harrington; Thoughts on bores, 1 Bd. Ormond, 1 Bd. Helen, 3 Bde. u. a. m.

Mrs. Jameſon.

Es gehört zu den allgemeinen Klagen der deutſchen Literaten, daß unſere Schriftſtellerinnen ſich in zu untergeordneter Sphäre verſuchten, und nie aus ſich ſelbſt herauszutreten und in freieren Kreiſen zu bewegen vermöchten. Dieſer Vorwurf findet allerdings Begründung und iſt, wenn wir unparteiiſch ihn betrachten, ſogar von ſo bedeutenden und eigenthümlichen Erſcheinungen nicht abzulehnen, wie Rahel und Bettina, welche nicht einmal Schriftſtellerinnen zu nennen ſind, ſondern in dem, was wir von ihnen beſitzen, nur den Ausdruck der Höhe der Bildung, auf welche bei uns eine Frau ſich zu ſchwingen vermag, repräſentiren.

Aber er trifft die Betheiligten nicht allein, ſondern vielmehr unſer ganzes ſociales Leben, das ſich bei uns in tauſend kleine für ſich beſtehende Partikeln zerſplittert, aus welchen bei der Organiſation unſerer Verhältniſſe ein talentvolles weibliches Weſen einerſeits nicht heraus kann, andererſeits nicht herausſchreiten darf, ohne die Rache derſelben für ſein ganzes übriges Leben empfinden zu müſſen. Hierin liegt jedoch wirklich eine ſpießbürgerliche Beſchränktheit, welche dem Weibe, weil es einmal in unſeren bürgerlichen Formen dem Manne untergeordnet ſein muß, nicht einräumen will, im geiſtigen Verkehr auf gleicher Höhe mit demſelben ſtehen zu dürfen, wenn Talent, Scharfſinn und Feinheit des Denkens es dazu berechtigen. Im Ganzen ſchreiben unſere Frauen mehr aus äußerem, als aus innerem Drange und ſind auf die Sphäre des Romans und der Erzählung beſchränkt, die obendrein mit völliger Freiheit zu behandeln, für ſie eine Unfähigkeit bleibt, weil ſie nie das ganze Leben mit Freiheit aufzufaſſen vermögen. Faſt alle Leiſtungen deutſcher Schriftſtellerinnen oder richtiger alle — denn die höchſt ſeltenen Ausnahmen ſind hier gar nicht in Betracht zu bringen — bleiben demgemäß nichts als Selbſtbeichten, die nur durch die Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe der Verfaſſerin verhüllt erſcheinen und ihre Wirkung kann nie eine allgemeine, durchgreifende, nachhaltige ſein. Wir haben viele talentvolle Frauen in unſerer modernen Literatur aufzuweiſen, aber keine, deren Werke ſich nicht, noch ehe ſie ſelbſt von der Erde ſchied, überlebt hätten oder überleben werden; denn die Intereſſen, die ſie behandeln, ſind zu beſchränkt und zu alltäglich, um der Zeit und der Nachwelt neuen und nothwendigen Stoff zum Verarbeiten darzubieten. Die Entſagungs-, Salons- und Eheſtandsgeſchichten, deren wir eine ſolche Menge beſitzen, und die durch graziöſe Darſtellung keinesweges, was die Form betrifft, ohne Werth ſind, entſpringen alle aus jener Urſache und müſſen, da ſie der Nation nichts Genügendes bringen, eben ſo ſchnell wieder verſinken und vergeſſen werden, als ſie auftauchten.

Anders iſt das in Frankreich und England, wo jeder Menſch das Recht hat, in das öffentliche Leben einzugreifen, und ihm Keiner das ſtreitig macht, gleichviel zu welchem Geſchlecht er gehört, ſobald er ſeinen wirklichen Beruf dazu beurkundet. Die Beiſpiele liegen zu Tage und wir brauchen, um ſie zu geben, nicht an die Staël, die immer und zur Ungebühr als Hauptmuſter citirt wird, zu erinnern, ſondern können ſie in allen Richtungen und zu jeder Zeit finden. Die ſcharfſinnige Harriet Martineau behandelt mit Sachkenntniß die ſchwierigſten Probleme der Nationalökonomie in ihren Schriften und ſucht die gewichtigſten Fragen vermittelnd durch eine gut erfundene Erzählung mit großer Anſchaulichkeit zu löſen, daß ſelbſt die ſtrengſten Gegner ihrer Theorien ſich daran freuen und den ihr mit Recht zukommenden Beifall nicht verkümmern. Wie würde man bei uns Zeter ſchreien, wenn eine Dame es ſich in den Sinn kommen ließe, die Einwirkung der Zollſyſteme auf die Moralität der Grenzbewohner oder die Nachtheile des geſchloſſenen Fabrikweſens für die Geſundheit der heranwachſenden Generation in einer Erzählung anſchaulich machen zu wollen, man würde ſie verächtlich auf ihren Strickſtrumpf verweiſen, der vielleicht in den Händen manches ſich vornehm über die Frauen erhebenden Mannes beſſer an ſeinem Platze wäre. Wie wurde nicht bei uns darüber geſpöttelt, als die bekannte geiſtreiche, vielſeitig gebildete Thereſe Huber eine Zeitlang die Redaction des Morgenblattes, einer doch nur belletriſtiſchen Zeitſchrift führte, deren Anforderungen ihre Kräfte unbedingt gewachſen waren. Das fällt in Frankreich und noch weniger in England Niemandem ein; hier hat der Schriftſteller kein Geſchlecht, ſobald er nicht über die ihm von der Decenz gezogenen Grenzen hinausſchreitet; nur ſind die Frauen jenſeits des Rheins, da die ſie betreffenden ſocialen Streitfragen noch immer nicht genügende Löſung gefunden haben, befangener, um ſich auf die Höhe der Anſichten zu heben, auf welche ſich eine engliſche Schriftſtellerin zu ſchwingen vermag, gerade, weil die geſellſchaftliche Convenienz ihre Verhältniſſe zu den Männern ſo feſt geſtellt hat, daß ſie nie befürchten darf, durch ihr öffentliches Auftreten als Autor in eine unangenehme oder zweideutige bürgerlich geſellſchaftliche Lage zu gerathen.

Läßt man die Reihe ausgezeichneter engliſcher Schriftſtellerinnen an ſich vorübergehen, ſo wird man das eben Geſagte vollkommen beſtätigt finden und zugleich bemerken, daß viele ihrer Arbeiten nicht bloß angenehme Unterhaltung, ſondern auch wirklichen wiſſenſchaftlichen Gewinn bringen. So hat man, um die bereits erwähnte Harriet Martineau nicht nochmals anzuführen, ſehr lobenswerthe hiſtoriſche, geographiſche, biographiſche und ſtatiſtiſche Werke, ja ſogar aſtronomiſche und phyſikaliſche aus der Feder engliſcher Damen, denen die erſten Männer von Fach großen und wohlverdienten Beifall zollten. Ganz vortrefflich ſind aber pſychologiſche Darſtellungen, namentlich weiblicher Charaktere, mit welchen ſie ſich in neuerer Zeit häufig beſchäftigten und unter dieſen iſt vorzüglich der geiſtreichen Frau, deren Name über dieſen Zeilen ſteht, der Preis zu erkennen.

Mrs. Jameſon, die Gattin eines engliſchen Staatsbeamten, gebildet durch eine ausgezeichnete Erziehung wie durch größere Reiſen, erwarb ſich zuerſt als Schriftſtellerin einen ſehr günſtigen Ruf durch das Diary of an Ennuyée, in welchem ſie, von feinen Reflexionen begleitet, das innere Weſen der engliſchen Damen aus den höchſten Ständen treffend ſchilderte. Noch glänzender zeigte ſie ſich jedoch durch ihr nächſtes Werk: The female Characters of Shakspeare, in welchem ſie, wie ſich Allan Cunningham in ſeiner ſkizzirten Ueberſicht der neueſten engliſchen Literatur ſehr richtig ausdrückt, mit dem feinſten Tact und der zarteſten Unterſcheidung die Geheimniſſe ihres Geſchlechts enthüllt und uns die weibliche Natur, wie ſie Shakspeare betrachtet, kennen lehrt. Nie iſt die wirkliche Kritik ſo ſcharfſinnig und doch zu gleicher Zeit ſo elegant geübt worden, wie in dieſem Werke. Aehnliches läßt ſich von einer biographiſchen Arbeit derſelben Verfaſſerin: Memoirs of celebrated female Sovereigns, ſagen, doch wird der Werth derſelben noch durch die Grazie und Feinheit ihres hiſtoriſchen

Styls, der dabei frei von aller Schwäche und Breite iſt, erhöht. Neben mehreren anderen Leiſtungen verdanken wir endlich Mrs. Jameſon noch ein hübſches Buch über deutſche Gegenden und deutſche Zuſtände, vorzüglich über Literatur und Kunſt: Sketches of Germany. — Art, Literature, Character. Sie hat in neueſter Zeit Canada beſucht, wohin ihr Gatte von der Regierung in hohen richterlichen Functionen geſendet wurde, iſt jedoch bereits nach England zurückgekehrt, und legte ihre Erlebniſſe in einem Werke von drei Theilen, welches den Titel führt: Winter-Studies and Summer-Rambles in Canada (Winterſtudien und Sommerzüge in Canada) nieder. Die Winterſtudien beſchäftigen ſich vorzüglich mit der neueſten deutſchen Literatur, und bringen Urtheile über einzelne Erſcheinungen derſelben, in denen die kühne Offenheit, mit der die Krankheiten, an welchen unſere Zeit leidet, aufgedeckt und beſprochen ſind, die höchſte Achtung verdient. In den Sommerzügen dagegen ſchildert die Verfaſſerin mit ſeltener Schärfe und Klarheit dortige Scenen und Zuſtände, namentlich der Ureinwohner, von einem Geiſte der Gerechtigkeit und Milde beſeelt, wie man ihn leider nicht oft zu finden gewohnt iſt. --

Felicia Hemans.

Dieſe zarteſte und gefühlvollſte unter allen engliſchen Frauen, denen die Gabe des Geſanges zu Theil geworden, ward am 21ſten September 1793 zu Liverpool geboren. Ihr Vater war ein Irländer, Namens Browne, ihre Mutter eine Deutſche, und dieſe gemiſchte Abſtammung ſcheint von nicht geringem Einfluß auf ihren Charakter ſeit ihrer früheſten Jugend geweſen zu ſein. Ihre erſten Jahre verlebte ſie in den Thälern und auf den Bergen von Nord-Wales; die erhabenen und eigenthümlichen Scenen, welche ſie hier täglich vor Augen hatte, machten einen großen und bleibenden Eindruck auf ihr jugendliches Gemüth; dazu kam, daß ſie ſich ſchon früh mit vollſtem Eifer in das Studium von Shakſpeares Werken vertiefte. So wurden ihre natürlichen Anlagen auf ganz beſondere Weiſe ausgebildet, und noch ehe ſie ihr dreizehntes Jahr vollendet, war ſchon eine gedruckte Sammlung von Gedichten dem Publicum übergeben, die ſich großen Beifalls erfreute. Seit dieſer Zeit bis zu ihrem Tode ſchritt ſie unermüdlich auf der einmal ſo glücklich betretenen Bahn fort; jede neue Leiſtung ihrer Feder übertraf die vorige an Süßigkeit und Kraft; es ſchien, ſagt ein engliſcher Kritiker, als ob die Minen ihres Geiſtes unerſchöpflich geweſen ſeien, denn ihre letzte Arbeit wird immer als ihre beſte betrachtet. Früh verheirathet, erfreute ſie ſich keiner glücklichen Ehe und trennte ſich von ihrem Gatten, nachdem ſie ihm fünf Söhne geboren. Dieſes Verhältniß ſcheint vorzüglich jene Wehmuth hervorgebracht zu haben, die ſich in allen ihren Werken offenbart und von ihr einmal in folgenden Zeilen ausgeſprochen wird:

Have I not tried and striven and failed to bind
One true heart unto me, whereon my own
Might find a resting place.*)

Sie lebte mehrere Jahre in St. Aſaph, dann in Wavertree bei Liverpool und endlich in Dublin, wo ſie am 16. Mai 1835 ſtarb.

Ihr äußeres Weſen ſoll in genauem Einklang mit ihren Poeſien geweſen ſein. Sie war in ihrer Jugend ſehr ſchön, aber Kummer und tiefes Sinnen machten ſie früh verblühen. Freunde beſchreiben uns ihre Geſtalt als äußerſt zart, ihre Geſichtszüge als edel, ſanft und ausdrucksvoll; reiches, braunes, ſeidenes Haar verlieh denſelben einen beſondern Reiz. Sie zeigte ſich im Umgange durchaus anſpruchslos, etwas zurückhaltend gegen Fremde, aber offen und zuthulich, ja mitunter bis zur Luſtigkeit heiter gegen die Vertrauten ihres Herzens. Kurz, wie ihre Dichtungen, ſo athmete ihr ganzes Weſen die höchſte weibliche Liebenswürdigkeit.

---

*) Habe ich nicht verſucht und geſtrebt und verfehlt ein Herz zu finden, das mir treu, an welchem mein eigenes eine Ruheſtätte finden könnte.

Ihre Poeſien werden ſich erhalten, ſo lange man die Sprache redet, in denen ſie geſchrieben wurden. Der hervorſtechendſte Charakterzug in denſelben iſt eine milde, ungezwungene, überzeugende Güte des Herzens, die ſich immer gleich bleibt, nie durch Leidenſchaft erregt, noch durch äußeren Einfluß geſteigert; zu dieſer geſellt ſich eine ſanfte Wehmuth, die niemals in Unzufriedenheit übergeht, aber ſich oft in Sehnſucht nach einem beſſeren Lande auflöſt. Wenige Dichter haben verhältnißmäßig ſo viel und ſtets ſo gut geſchrieben. Unter allen ihren Arbeiten findet ſich keine, die der Verfaſſerin unwürdig wäre. Ihre Diction iſt ungezwungen, gefällig und wohllautend, reich an Bildern und originellen Gedanken, in deren Behandlung ſie eben ſo glücklich als natürlich erſcheint. Am treffendſten, bemerkt ein engliſcher Schriftſteller, laſſen ſich die Dichtungen der Miſtreß Hemans einem Kirchengeſange vergleichen, tief feierlich und eindringlich, bewegend aber nicht aufregend, und eher die Gemüther, deren Geiſter aufmerkſam ſind, zur Wehmuth als zur Erhebung ſtimmend.

Thomas Hood.

Die Sphäre, in welcher ſich dieſer eigenthümliche und geiſtreiche Mann ausgezeichnet hat, iſt ihrer Natur nach ſo beſchränkt, daß ſelbſt ſeine gelungenſten Leiſtungen innerhalb derſelben nur in England wirklichen Anklang finden können, da ſie dem Ausländer zu große, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten, indem zu ihrem vollkommenen Verſtändniß eine ſo genaue Kenntniß der engliſchen Sprache und Sitte nach allen ihren Richtungen gehört, daß es einem Fremden, wenn er nicht eine Reihe von Jahren in Großbritannien zugebracht hat, durchaus unmöglich iſt, in den wahren Sinn derſelben einzudringen. Es iſt nämlich die komiſche Satyre in allen ihren Gattungen, mit dem ganzen Reichthum von wunderlichen Wortſpielen, techniſchen Ausdrücken, Redensarten, offenen und verſteckten Anſpielungen u. ſ. w., welchen das geſellſchaftliche Leben der Britten in ſeiner ſcharf ausgeſprochenen Geſtaltung ſo bis in das Kleinſte ausgebildet hat. Hood's gelungenſte Erzeugniſſe, namentlich die Comic Annuals haben daher auf dem Feſtlande gar keine Leſer gefunden, und würden hier ganz unbemerkt vorüber gegangen ſein, wenn nicht alljährlich ſich ſämmtliche engliſche Zeitſchriften, gleichviel welche politiſche Farbe ſie tragen, zu deren Lobe vereinigten und ſich ausführlich über dieſelben verbreiteten, weshalb ſie denn doch die Aufmerkſamkeit des Freundes engliſcher Literatur auf dem Continente, der ſie jedoch bald unbefriedigt und verdrießlich wieder aus der Hand legt, anziehen mußten. *) — Hood's

---

*) Um dem geneigten Leſer eine Probe ſeiner Art und Weiſe zu geben, wollen wir hier eine der leichteſten Stellen in Proſa, aus einem der

übrige Schriften, namentlich ſeine lyriſchen Poeſien und ſeine Erzählungen, fanden dagegen im Auslande und beſonders bei uns, verhältnißmäßig mehr Freunde als in ihrer Heimath. Ehe wir jedoch dieſelben kurz zu charakteriſiren verſuchen, mögen einige biographiſche Notizen über ihren Verfaſſer vorangehen.

Thomas Hood ward 1798 in London geboren, wo ſein Vater als Buchhändler und Compagnon des angeſehenen Hauſes Vernor,

---

Comic Annuals mittheilen. Sie iſt aus den Skizzen von Nationalcharakteren, ein Bruchſtück der Beſchreibung des Irländers: He is a man with two Ideas, no better than one, to wit a right one, and a wrong one, between which, like stools, his wit comes constantly to the ground. Thus it is as natural for him to blunder as to breathe, his Sign is Taurus; for he is constantly uttering dilemmas with horns to them. — —

— — Hence he is a Catholic by nationality; for the Pope makes Bulls likewise and is therefore a mere Irishman born at

Hood and Sharp lebte. Schon als Knabe verrieth er ſehr glückliche Anlagen und einer äußerſt lebhaften Geiſt. Er erhielt ſeine Erziehung in der Akademie eines Herrn Wanoſtrocht zu Camberwell, machte dann zur Wiederherſtellung ſeiner wankenden Geſundheit eine Seereiſe und lebte darauf eine Zeitlang bei Verwandten zu Dundee. — Nach London zurückgekehrt, zeigte er Neigung für die bildenden Künſte, und ward zu ſeinem Oheim Robert Sands, dem bekannten ausgezeichneten

---

Rome. For the rest of his Religion he confesses to at least nine of the Seven Mortal Sins; and above all Sabbath-Breaking, by which he understands eating Flesh at a Friday.

In his Politics he is commonly a Partisan; his main Aversion being a Trimmer, or as he describeth him, a Man who sits on both sides of the House at once. — — He hath a Scheme for reducing Tithes from a Tenth to a Fifth, and another for furthering the Education of the Poor, by means of Sunday-Schools twice a Week etc.

Kupferſtecher in die Lehre gegeben. Hier verbrachte er zwei Jahre, vorzüglich mit Zeichnen beſchäftigt, gelegentlich auch wohl den Grabſtichel in die Hand nehmend, ganz beſonders aber ſeiner Neigung zum Dichten ſich hingebend. Mehrere ſeiner poetiſchen Productionen fanden Aufnahme in der Zeitſchrift „The London Magazine“ und zogen bald die allgemeine Aufmerkſamkeit an. Er beſchloß nun, dieſe neue glücklich eröffnete Bahn zu verfolgen, und gewann ſchnell eine ſehr ausgezeichnete Stellung in der Reihe der lebenden engliſchen Schriftſteller.

In ſeinen komiſchen Dichtungen tritt beſonders eine Fülle von Laune und Witz hervor, wie man ſie ſelten vereint findet, und der Verfaſſer derſelben erſcheint um deſto achtungswerther, als er ſein glückliches Talent nie weder zu perſönlicher Satyre noch zu Verſpottung des Edeln und Heiligen mißbrauchte. Freundlichkeit, Wohlwollen und Edelmuth bleiben ſelbſt in ſeinen ſatyriſchen Leiſtungen vorwaltende Charakterzüge. Seine ernſten Dichtungen zeichnen ſich auf der anderen Seite höchſt vortheilhaft aus durch Innigkeit, Anmuth, Wärme und Grazie, offenbar ſind die älteren engliſchen Dichter ſeine Vorbilder; ohne daß er die Fehler derſelben ängſtlich nachahmt, hat er ſie mit Erfolg in ihrer Natürlichkeit und Wahrheit zu erreichen geſtrebt.

Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind aus leicht begreiflichen Urſachen die „Whims and Oddities“ und die Comic Annuals die geleſenſten. Auch ſeine National Tales fanden vielen Beifall; geringerer Theilnahme erfreuten ſich dagegen ſein „Plea of the Midsummer Fairies“ und ſeine lyriſchen Poeſien, obwohl gerade ſie in hohem Grade die Aufmerkſamkeit der wirklich Gebildeten verdienen.

Capitain Marryat.

Den Vornamen dieſes beliebteſten Romanſchriftſtellers, der aber im Auslande und vorzüglich bei uns eben ſo viel, wenn nicht gar mehr geleſen wird, als in ſeinem Vaterlande, hat die Welt noch nicht erfahren; ſein Rang gilt ihm ſtatt deſſen und ſelbſt auf ſeinem Bilde, auf welchem er ſich in ganzer Figur und in Civiltracht uns zeigt, leſen wir die Unterſchrift Capitain Marryat, der jedoch das bedeutungsvolle R. N. (Royal Navy) *) hinzugefügt iſt, das ihm bekanntlich gleich angeſehene Stellung mit einem General der

---

*) Königliche Flotte.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Landtruppen verleiht. Dieſes R. N. iſt denn auch der Schlüſſel zu ſeinem Leben, wie zu ſeinen Leiſtungen. — Von dem Erſteren haben wir indeſſen Nichts zu berichten, als daß er ein Mann von ungefähr vierzig Jahren iſt, eine gute Erziehung genoß, früh ſchon in den Dienſt der Großbritanniſchen Flotte trat, und ſich noch activ, als Capitain einer Fregatte in demſelben befindet. Hinſichtlich ſeiner literäriſchen Laufbahn iſt ferner nicht ohne Erheblichkeit, daß er ein ſehr beliebtes Londoner belletriſtiſches Journal, das Metropolitan Magazine, mit Geſchmack, Tact, Umſicht und liberaler Geſinnung redigirt. — Seine meiſten Romane ſchildern das Seeleben in allen ſeinen Erſcheinungen, und ſollen größtentheils von ihm in ſeiner Kajüte geſchrieben worden ſein. Das merkt man ihnen auch an, ſie ſind ebenſo wechſelnd, wie das ewig bewegte Meer, und ihr vorzüglichſter Reiz liegt zum Theil darin, daß ſie aus unmittelbarſter Anſchauung entſprungen und frei von aller Autoren-Coquetterie abgefaßt ſind. Aeſthetiſche Kunſtwerke ſind ſie dagegen gar nicht, und der Capitain

Marryat iſt auch nichts weniger als was man einen zünftigen Autor nennt, d. h. einen ſolchen, der Laune und Talent ſtreng den als gültig angenommenen Regeln, dem Hergebrachten und den Anforderungen des Tages unterwirft, ohne doch ſeine Originalität und Selbſtſtändigkeit dabei aufzuopfern. Was uns noch mehr für ihn einnimmt, iſt, daß ſeine Subjectivität aus Allem uns ſo warm und wahr hervorleuchtet, obwohl dieß gänzlich außerhalb ſeiner Abſicht liegt, und er ſich gerade überreich an Objecten zeigt, deren Fülle ſich ſtets bei ihm drängt und mit denen er ſo verſchwenderiſch umgeht, daß einen zünftigen engliſchen Autor ein Grauen dabei anwandeln muß, denn ein Solcher würde aus einem Marryat'ſchen Roman bequem deren drei gewöhnliche machen können, wie ſie der Londoner Büchermarkt nicht beſſer verlangt. Das wahre treue Eichenherz *) mit ſeiner ganzen Tüchtigkeit und

---

*) hearts of oaks, ehrenvolle Benennung der Matroſen der engliſchen Flotte, welche ſie ſich gern ſelbſt geben.

Redlichkeit, ſeinem Patriotismus und ſeiner Kindlichkeit, aber auch mit ſeinem ganzen Selbſtgefühle, ſeinem Uebermuthe und ſeiner tollen Laune tritt uns in vollſter Natürlichkeit bei ihm entgegen und wirkt unbewußt zauberiſch auf uns ein. — Die eigentliche Fabel ſeiner Romane iſt meiſt ſehr loſe gewebt, und beruht häufig, namentlich in ihrer Löſung, auf Unwahrſcheinlichkeiten; das kann aber einen Mann, der ſo vieler Länder und Städte Menſchen geſehn, und dem ſo Manches wirklich vor die Augen trat, von dem ſich unſere Philoſophie hinter dem Ofen Nichts träumen ließ, durchaus nicht ſtören; er wappnet ſich mit dem bekannten Spruche „le vrai n'est souvent pas vraisemblable;“ er entrollt uns ſeine bunten, mannichfaltigen Bilder, und ſelbſt gewohnt, nach dem Willen der Admiralität heute im ſtillen Meere zu kreuzen, morgen nach der Nordſee zu ſegeln und von dort das Steuer wieder nach dem indiſchen Archipel zu richten, nimmt er ſeinen Leſer, ohne ihn zu fragen, ein ſeemänniſches Fatum, überall dorthin mit, immer jedoch ſich in ſeinen Darſtellungen gleichbleibend, aus dem täglichen Leben mit voller Hand ſchöpfend, und in Soho-ſquare oder Bondſtreet, ganz ſo behaglich at home, wie auf den brauſenden, vom Sturm gepeitſchten, himmelan ſchäumenden Wellen — darin aber liegt eben der große Reiz ſeiner Schriften und das Geheimniß, das ſo viele Leſer an dieſelben feſſelt, und deren Verfaſſer zu ihrem Lieblinge macht. Erhöht wird jener Reiz noch durch die lebenswarme Wahrheit ſeiner Charactere und die wirklich mitunter überraſchend tiefen pſychologiſchen Blicke, die er uns in das Weſen der Menſchen thun läßt.

Das Einzige, was man ihm vorwerfen könnte, iſt, daß er zu viel ſchreibt; mehr als dreißig Bände Romane von ihm liegen vor uns und wir ſtoßen in ihnen, ſo geſchickt er auch das Gewand zu wechſeln verſteht, das er ihnen umwirft, unausbleiblich auf Wiederholungen, namentlich der Motive, die dann als Manier erſcheinen. Er iſt indeß einmal der Liebling der Leſewelt, dieſes Argus, nicht mit hundert Augen, ſondern mit hundert Schlünden, der unaufhörlich, ohne zu verdauen, verſchlingt, und dem man, will man ſich bei ihm in Gunſt erhalten, unermüdlich neues Futter zwiſchen die ſtets geöffneten Zähne ſchieben muß. Sein Talent leichter Production verführt ihn daher, da es ihm keine Anſtrengung koſtet, ſtets Neues zu ſchaffen; dazu kommt, daß ſeine Romane capitelweiſe im Metropolitan erſcheinen, ehe ſie als ein Ganzes vor das Publicum treten. So arbeitet er unermüdlich, und ehe noch der Schluß des letzten in alle Welt gezogen iſt, leſen wir bereits den Anfang eines neuen Werkes in dieſem Journal. —

Unter ſeinen Leiſtungen iſt gerade der Roman, der das Seeleben gar nicht berührt, der ſeinen Vater ſuchende Japhet (Japhet in search of his father) hinſichtlich des Kunſtwerthes der vorzüglichſte; neben dieſem möchten Peter Simple, The Kings Own und Mr. Midshipman Easy am Meiſten auszuzeichnen ſein.

Erinnerungsblätter.

Aus meinem Tagebuche.

Mit ſpäteren Einſchaltungen.

Wilhelm Müller.

Berlin, am 16. April 1825.

Der Onkel bat mich, für heute Mittag ja keine andere Einladung anzunehmen, da ein ſehr liebenswürdiges Ehepaar aus Deſſau bei ihm ſpeiſe. Wie horchte ich auf, als er mir den Namen nannte. Ich ſegnete meinen Stern, der mich ſo unverhofft mit dem Dichter der reizenden Lieder eines Waldhorniſten zuſammenführte, die bei der Liedertafel in Hamburg, trefflich von Methfeſſel und von Schneider componirt, ſtets mit ſo großer Liebe geſungen werden. Ich traf Beide ſchon an, als ich zur beſtimmten Stunde pünktlich kam, und unſere Bekanntſchaft war um ſo leichter und eher gemacht, als wir die einzigen Gäſte waren.

Ich hatte mir Wilhelm Müller ganz anders gedacht, und kann doch nicht ſagen, daß er, ſo ganz verſchieden von meiner Idee, nicht denſelben angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte. Meiner Meinung nach ſollte er klein, brunett mit blitzenden Augen und ſehr raſchen Bewegungen ſein, und ſtatt deſſen ſah ich einen langen, ſchlanken, ganz blonden Mann mit blauen Augen und ſehr ruhigem Weſen, aus welchem aber das innigſte Wohlwollen an jedem Talent und die herzlichſte Gutmüthigkeit durchleuchtete; etwas machte er den Eindruck eines höheren Pädagogen, ohne indeſſen weder das Eckige noch das Salbungsreiche, das dieſe Herrn gewöhnlich zeigen, zu beſitzen. Seine Gattin, eine äußerſt anmuthige Erſcheinung, geiſtreich und lebhaft, bildete einen äußerſt gefälligen Gegenſatz zu ihm. — Unſer Geſpräch wandte ſich auf Muſik, die er ſehr liebt, und ſie genau verſteht, nicht bloß gewöhnlich, wie oft Damen, ſondern tiefer, denn ſie iſt eine vortreffliche Altſängerin; von da auf ſeine Lieder, über die ich ihm meine Freude und meinen Dank ausdrückte. Er erzählte mir, daß er ſehr langſam dichte, meiſt auf Spaziergängen in dem ſchönen Deſſauer Schloßgarten; bei ſeinem Reichthum an Gedanken und Bildern wunderte ich mich, daß er mit der Form nicht raſcher zu Stande komme; er meinte aber, er arbeite abſichtlich ſo langſam, um ausfüllenden Gemeinplätzen und Alltäglichkeiten zu entgehn, auch ſei er als Philolog an langſames Arbeiten gewöhnt. Nach Tiſche forderten ſie mich auf, zu improviſiren; er gab eine Volksſage auf, und ich führte ſie, da mein muſikaliſcher Begleiter mich ſchnell begriff, in der Art und Weiſe nordiſcher Volkslieder durch. M. folgte mir ſehr aufmerkſam, — was mich freute und mir Schwung gab, denn er gehört zu den Männern, die mir als Autorität gelten, — und bemerkte nachher, er würde das Thema zu einem anderen Schluſſe (den er mir frei geſtellt, er hatte nämlich nur die Situation angegeben) geführt haben. Darauf war nun freilich Nichts zu erwiedern, als, daß mir das nicht eingefallen und an lange Wahl bei mir überhaupt nicht zu denken ſei. Zugleich rieth er, mich von den Feſſeln muſikaliſcher Begleitung frei zu machen. Das wird aber wohl ſchwer halten; ich fürchte, ich habe den Muth nicht, durchaus nichts Anderes zu hören, als meine eigene Stimme.

Berlin, am 19. April.

Ich hatte dem Hofrath Müller vorgeſtern meinen Beſuch abſtatten wollen, aber Niemanden zu Hauſe getroffen. Geſtern war ich von abſcheulichem Kopfweh geplagt und genöthigt, den ganzen Tag ruhig im Bette zu liegen, trat er gegen Abend bei mir ein, ſetzte ſich behaglich auf das Sopha, hieß mich ruhig auf meinem Lager bleiben und plauderte über eine Stunde mit mir ganz ungeſtört zu meiner großen Freude; denn nun konnte ich ihn allerlei fragen, was mir ſehr am Herzen lag; namentlich, was er eigentlich zu meinem Talent meine, und ob es einige, wenn auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit dem italieniſcher Improviſatoren habe. Er meinte, es ſei ſogar mehr Kern darin, als er je bei Italienern gefunden, aber mir fehle die Ruhe; es ſei wie ein ungebändigtes Pferd, das ſich nicht halten laſſe; vorzüglich dann, wenn das aufgegebene Thema mir gefalle. So erſcheine es ihm wenigſtens, und wenn man mir auf der einen Seite auch dazu gratuliren könne, ſo mache es doch auf der anderen den Erfolg von Zufälligkeiten abhängig; da ich nun ſo glücklich die Form beherrſche, ſo müſſe ich dahin kommen, eine ſolche feſte Sicherheit zu gewinnen, daß ich dem Eindruck gebiete, den es auf mich wie auf den Zuhörer machen ſolle. — Das ſind goldene Worte, aber ein zu günſtiges Urtheil von meinen Fähigkeiten. Wer weiß, wenn ich einmal ſolche Ruhe bekomme, ob ich dann überhaupt noch improviſiren kann?

Wir unterhielten uns nachher von italieniſcher Volkspoeſie, und ich verſprach ihm, zur Vermehrung ſeiner reichen mitgebrachten Sammlung die Abſchrift einer Reihe prächtiger, echt römiſcher, von einem gebornen Römer aus dem Munde des Volkes aufgeſchriebener Ritornelle, was er ſehr erfreut annahm. — Leider war dieſes längere Zwiegeſpräch mit ihm auch für's Erſte das Letzte, da er Morgen ſchon mit ſeiner Gattin Berlin wieder verläßt. Er iſt ein Mann, von dem, wer will, viel zu lernen vermag; ſo reich an Wiſſen, ſo vielſeitig, ſo mild und durch und durch ein Dichter.

Weimar, am 27. Auguſt 1826.

Heute Mittag wurde ich, als ich zur gewöhnlichen Mittagszeit in den Erbzrinzen trat, auf das Angenehmſte überraſcht. An der table d'hôte ſaß Wilhelm Müller mit einem ihm vertrauten Fremden, den er mir nach der erſten Begrüßung als Baron Simolin aus Kurland, ſeinen Freund und Reiſegefährten vorſtellte. Sie kamen von Eger und gedachten, da ſie gerade zur rechten Stunde eingetroffen waren, an Goethe's Geburtstagsfeier Theil zu nehmen. Ich freute mich ſehr darüber, und lud ſie ein, meine Gäſte zu ſein. Profeſſor Haſſel, der in Müller aber ſeinen Collegen bei der Redaction der Erſch- und Gruber'ſchen Encyclopädie begrüßte, war mir zuvorgekommen; doch verſprach ich, es ſo einzurichten, daß wir zuſammen ſäßen. Der Sänger der Waldhorniſtenlieder erzählte viel aus Jean Paul's Leben, was ihm während ſeines jetzigen Aufenthaltes in Wunſiedel und Baireuth war mitgetheilt worden, und verſprach, einen Reiſebericht drucken zu laſſen.

Wunderliche Leute! Als ich dieſen Nachmittag X., Y. und Z. mit vieler Freude erzähle, der Dichter der Griechenlieder ſei hier, thun ſie vornehm, als kennten ſie ihn nicht; ja ſogar Tz., der ſonſt die Naſe in jeden literäriſchen Quark ſteckt und nebenbei für einen großen Philologen gelten will, weiß nicht einmal etwas von ſeiner Vorſchule zum Homer. Das Ding kam mir verdächtig vor, darum fragte ich heute Abend den ſarkaſtiſchen .....r nach dem möglichen Grunde und er löſte mir das Räthſel gleich. Jeder dieſer Herrn verlangt eine ſpecielle Viſite und bis dieſe abgelegt iſt, exiſtirt ein in Weimar gegenwärtiger Autor, und hätte er eins der vier Evangelien geſchrieben, ſelbſt nicht in der Geſchichte der deutſchen Literatur für ihn.

Wei[illegible], am 28. Auguſt 1826.

Das Diner nebſt vorausgehenden Gratulationen u. ſ. w. iſt glücklich vorüber; wenn ſie doch nicht ſoviel Prunk mit dieſem Tage trieben. Einem Anderen als Goethe wäre das gewiß nicht angenehm. — Und wie ſie ſich abmühen, ihm, nach ſeinem Ausdruck, Freundlich-Poetiſches zu erzeigen. — Was kann denn bei ſolcher Gewalt, die man der Muſe alljährlich anthut, noch viel Geſcheidtes herauskommen? Die Freiheit und der freudige innere Drang müſſen fehlen. — In Dresden trieben wir über dieſes Anſingen viel Scherz und es machte uns einen ſehr heiteren Abend bei Chiappone. **Winkler** und **Breuer**, treue Jugendfreunde, gratuliren ſich in Verſen, ich glaube ſchon ſeit dreißig Jahren regelmäßig zum gegenſeitigen Geburtstage. War es Winkler's oder Breuer's Jugendfeſt, ich weiß es nicht mehr, kurz eins von Beiden traf gerade während meiner Anweſenheit ein, und wurde nachgefeiert; der geiſtreiche Miniſter von W., ein intimer Freund des trefflichen Breuer, neckte ſie weidlich und forderte mich endlich auf, ein Impromptu darauf zu machen. Mir fiel ein:

Wißt Ihr, warum ſie, Mann für Mann,
Das ſchon ſo lange mit Luſt getrieben,

Sie beißen ſich jährlich poetiſch an,
Zu ſehn, ob ſie auch noch friſch geblieben.

Aber ihnen geht der Stoff nicht aus, die lange Jugendfreundſchaft gibt tauſend Motive, und Scherz und Ernſt ſind gleich willkommen.

Hier aber iſt das ein Tribut, den man halb dem Dichter und halb dem Miniſter bringt. — In Goethe iſt doch auch gewaltig viel Menſchliches — ich kann gar nicht beſchreiben, wie weh' mir das thut, denn er ſteht ſo hoch, und bei der edeln Statue an ein Piedeſtal von Thon denken müſſen — — ich glaube Schiller würde das nicht geduldet haben, daß ſie auf dem Markte zu ſeiner Ehre eſſen, reden und dichten, während er ein Paar Schritte davon auf dem Plan, den Mittag halb en famille ſpeiſen muß. — Die leidige Götzendienerei. — Ich hoffe, ſie werden es mit der Zeit auch ſatt bekommen, und nur die echten, warmen Verehrer wie z. B. der geiſtreiche K. v. M., b[illegible] dem die Liebe zu Goethe ein wahres aus ſeinem tiefſten Inneren entſprungenes Bedürfniß iſt, ſich künftig im Stillen bloß zu einer ſolchen Feier verſammeln. — Würdiger wäre das jedenfalls, — denn Mancher ſieht es jetzt doch als eine Art von freiwilligem Frohndienſt, dem er ſich füglich nicht entziehen darf, an.

Unſere beiden Fremden ſind eben nicht ſehr gaſtfreundlich behandelt worden; wenigſtens war H. ſehr erboſt, (doch ließ er ſich glücklicher Weiſe nichts gegen ſie merken, über eine Unart die man ihm zugefügt,) als er Couverte für die Herren beſtellt. Sie ſchienen Beide nicht ſonderlich erbaut zu ſein von dem Treiben, ließen es indeſſen eben an ſich vorübergehn. — Am Morgen waren ſie bei Goethe geweſen, und hatten allerdings eine ganz freundliche Aufnahme gefunden, doch war irgend eine Auszeichnung, wie ſie ihnen mit Recht zugekommen wäre, denn Müllers Begleiter iſt ein höchſt geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Mann, an dieſem Tage unmöglich. Leider konnte ich den Abend nicht mit ihnen zubringen, da ich verſprochen hatte nach Jena zu kommen, wo ein Kreis ausgezeichneter Perſonen ſich verbunden, dieſen Tag zu Goethe's Ehren feſtlich zu beſchließen,

Am 19. September 1827.

Ich ſaß in der Dämmerung allein auf meinem Zimmer, in trübe Gedanken verloren und ſehnte mich nach einer geiſtigen Auffriſchung; plötzlich wird geklopft, und es tritt Jemand ein, deſſen Sprache mir ſehr bekannt iſt, den ich aber in Weimar nirgends unterzubringen weiß. Wilhelm Müller war es, der von einer Reiſe nach Schwaben mit ſeiner Frau über Weimar in die Heimath zurückkehrte, und obwohl ſogleich für eine Abendgeſellſchaft in Beſchlag genommen, und nur eine Nacht überhaupt für dieſes Mal verweilend, doch zu mir herübergekommen war, um das einzige ihm freie Stündchen mit mir zuzubringen. Unſer Geſpräch wandte ſich natürlich gleich auf ſeine Reiſe, von der er erbaut war; die Schwaben hatten den trefflichen Menſchen mit außerordentlicher Liebe aufgenommen, und der ſchweigſame Uhland war am letzten Abend, den er mit ihm zubrachte, ſo vollkommen aufgethaut, und hatte mit ſolcher Wärme ihm ſeine Anſichten über ältere deutſche Poeſie vorgetragen, die mit denen Müllers übereinſtimmten, daß dieſer noch mit dem größten Entzücken ſeiner gedachte. Bei Schwab hatte er gewohnt, und ſich in deſſen häuslichen Kreiſe ſehr wohl gefühlt, aber die Krone ſeiner Erinnerungen ſei, wie er meinte, der Aufenthalt bei Juſtinus Kerner, der übrigens eigenthümlich auf des Freundes ſonſt ſo klaren Geiſt eingewirkt haben muß. Bei dieſer Gelegenheit kamen wir auch auf Matthiſſon zu ſprechen, der mittler Weile hier geweſen, und obwohl er mich in furore poetico für eine Improviſation auf Goethe, zu der ſie mich bei einem ihm zu Ehren veranſtalteten Mittagsmahle gepreßt, weidlich embraſſirte, mir doch überaus misfallen hatte; er war ſo ſüß, ſo ſchwächlich, ſo weich. — Goethen hatte er aus dem Fauſt vorgeleſen und uns über Tiſche ſeinen Genfer See, wobei ich noch kälter wurde als die Schüſſeln. Müller lachte herzlich und erzählte mir, er habe ihn mehrere Stunden lang von nichts als von den trefflichen Eigenſchaften des Kronprinzen von Würtemberg unterhalten und ihn dringend aufgefordert, ſich demſelben vorſtellen zu laſſen. Als Müller nach langen zähen Weigerungen ſich endlich bereit erklärt und nun fragt, wie alt denn eigentlich der Prinz ſei — wird er ſtumm vor Bewunderung dieſer Hofmannsnatur, denn er erhält im ſolenneſten Tone die Antwort: Vier Jahre.

Wir gingen nachher zu ſeiner Frau hinüber, und ſprachen noch viel von der Reiſe und von ſeinen flammenden Griechenliedern. — Ich bemerkte, daß mir Jemand erzählt, er werde beſtimmt das Ehrenbürgerrecht von Athen erhalten, ſobald erſt Alles dort geordnet ſei. — O, erwiederte er bewegt — Bürger von Athen, das wäre mein ſchönſter Titel.

Als Licht gebracht wurde, bemerkte ich, daß er nicht ſo wohl ausſehe wie früher, obwohl unſere Unterhaltung ihn ſehr belebt hatte und ſeine Augen ungewöhnlich ſtrahlten. Ich fürchte, er leidet an der Leber, und das wäre zwiefach betrübt, einmal für ihn, dann für ſein ſchönes lebensheiteres Talent.

Ich begleitete Beide bis an M's Haus, wo die Geſellſchaft war. Als wir Abſchied von einander nahmen, beſchlich mich ein ſehr wehmüthiges Gefühl. Ich bin ſo allein hier, und ein Mann wie er, was könnte der für mich ſein. Der Einzige, der mir näher getreten, iſt von G. — und unſere Abendſpaziergänge gereichen mir zu großer Erholung, aber ſo dankbar ich ihm auch bin, es ſtört mich doch ſo Vieles; ſeine Lebensanſichten ſind zu verſchieden von den meinigen und L. das treue Herz, iſt noch zu furchtſam, um ihr plötzlich und unerwartet mein ganzes Innere darzulegen; das darf nur allmählig geſchehn. Aber L. und dann noch einen Freund wie Wilhelm Müller, ſo reich an Geiſt und Redlichkeit, ſo warm und wahr, und ich wäre glücklich, trotz den vielen Steinen, die auf meinem Wege liegen.

Am 4. October 1827.

Wilhelm Müller iſt todt. — Ich kann mir's gar nicht denken, ich denke immer, es ſei nur ein böſer Traum und doch — wahrlich die Alten haben Recht, wenn ſie meinen, die Götter ſeien neidiſch auf die Erde und raubten ihr darum immer ſo früh wie möglich das Vortreffliche, das ſie ihr geſpendet. — Heute Abend im Theater treibt mich die Langeweile nach dem Buffet, da tritt der junge Goethe auf mich zu und erzählt mir die traurige Nachricht. — Ganz plötzlich am Herzübel — unbewußt war der Tod zu ihm getreten. — Mich übermannte der Schmerz ſo, daß ich kaum mir das Nähere erzählen laſſen konnte. — Ich ging fort und ein Paar Straßen auf und ab, dann zu L., deren Gegenwart und ſtilles treues Walten mich wohl beruhigte, aber doch nicht tröſten konnte und die ſchweigend mit mir fühlte. Es geht mir wie damals, als die talentvolle Laura, die mir doch eigentlich ganz fremd war, ſo plötzlich ſtarb, ich fand nicht eher Ruhe, als bis meine trüben, verwirrten Empfindungen ſich zu einem Ganzen und poetiſch geſtalteten. — Wir haben uns nur ſo ſelten geſehen, aber ſeine Lieder waren lange ſchon mein Eigenthum und ſo wurde er mir bald ſo theuer.

Ja, ich habe Dich geliebt, ſchmerzlich weinend laß mich's ſagen,
Habe, wie das Bild der Güte, tief im Herzen Dich getragen;

Stand ich gleich Dir gegenüber, immer nur gezählte Stunden,
Hab' ich doch, was Du geweſen, klar und rein in mir empfunden.

Sanfter Freund! Du Luſt der Deinen! biſt ſo früh ſchon heimgegangen,
Deinen Lorbeerkranz dort oben von dem Vater zu empfangen,
Der Dir gab, als letzten Segen in des Lebens Kampf und Noth,
Dir ſo reich im Traum des Strebens, überraſchend jähen Tod.

Tiefe Wehmuth faßt den Geiſt mir, in vergäng'ne Zeit zu ſchauen.
Warſt Du doch ſo lebensfreudig in Italiens goldnen Auen.
Froher Jäger mit dem Waldhorn! heil'rer Zecher, Luſtgefährte,
Griechenſänger, deſſen Klage glich dem ſcharf geſchliffnen Schwerdte.

Tiefer Forſcher reicher Zeiten, die Homer die Lyra gaben;
Sammler edler Lebensweisheit, ſo wir von den Vätern haben.
Dichter mit dem gold'nen Munde, deſſen Quell ein Herz voll Güte,
Mit dem Sinn der reinen Jugend, die ſich freut an jeder Blüthe.

Friede, Friede Deiner Aſche, wie er in Dir ſelber
war,
Deutſchland kann Dich nicht vergeſſen — — —

Im October 1838.

So ſtehen dieſe Verſe, die ich ſpäter noch ausarbeitete, in meinem Tagebuche aufgezeichnet, abbrechend bei der Stelle — Deutſchland kann Dich nicht vergeſſen — und nun leſe ich im erſten Hefte des Freihafens einen Aufſatz über Wilhelm Müller und deſſen Lyrik von dem ſo ſcharfſinnigen und geiſtreichen Fechner, der mit der Behauptung beginnt, Deutſchland habe den liebenswürdigen Dichter bereits vergeſſen, und als Urſache ſeinen alltäglichen Namen und den Mangel an Tiefe und Wehmuth in Müller's Gedichten anführt. Der Beweis, daß der Mond aus Jodine beſtehe, iſt dem witzigen Autor der Stapelia mixta gewiß leicht geworden, jedenfalls leichter, als es ihm werden möchte, dieſe Behauptung zu beweiſen; denn Müller's Werke ſcheint er nicht ſo gut zu kennen, als den Mond und das Jod. Wenn die Beſſeren in Deutſchland ſo obenhin aburtheilen, darf man dann dem ſchriftſtelleriſchen

Pöbel noch irgend einen Vorwurf machen über ſeine wohlfeilen Kritiken!

Was Wilhelm Müller als Dichter ſo auszeichnet — es ſcheint doch beſſer das hier voranzuſenden — iſt gerade die Reinheit, Tiefe, Einfachheit und Friſche ſeines Gefühls, die Liebe zur Natur und der Sinn und Blick für dieſelbe; die Unmittelbarkeit, mit der er ſeine immer wahren Empfindungen ausſpricht, und die gefällige, anmuthige Form, in welche er ſie kleidet. — Was er da geleiſtet, das habe ich eigentlich ſchon in den obigen Verſen ausgeſprochen und brauche es nicht zu wiederholen. Er philoſophirt nicht im Liede, er kleidet abſtracte Reflectionen nicht in tönende Worte, er müht ſich nicht ab, tief zu ſein, oder bringt einen gewöhnlichen Gedanken in ſeltſamer Form, hinter die er ſich ſteckt, noch weniger macht er, oben auf der Gefühlsleiter einen Bajazzoſprung und ſteht plötzlich vor dem Leſer auf dem Kopfe. — Alles das thut er freilich nicht, aber das Alles iſt auch keine Poeſie; doch er war ein Poet und Deutſchland liefert dafür den Beweis; denn Deutſchland hat ihn noch keinesweges vergeſſen, wie der gelehrte Profeſſor der Phyſik an der Univerſität Leipzig, der ſich Müllers Spaziergänge vom Verleger ſchenken ließ und ſie dadurch erſt kennen lernte, behauptet.

So treiben es aber die Deutſchen; ſobald Jemand nicht mehr von den Kritikern erwähnt wird, ſo ſoll er gleich vergeſſen ſein. Im Andenken der Stubengelehrten hat freilich ein Dichter, wie Wilhelm Müller, das kürzeſte Leben; denn er dichtete Nichts, das einen Commentar brauchte. — Aber wenn ſie nur im Volke nachfrügen! „Bächlein laß dein Rauſchen ſein“ — lebt in Aller Munde; das herrliche tiefe Gedicht: Vineta, in vielen, vielen Herzen. — Von manchem Liede Müllers exiſtiren drei, vier und mehr Compoſitionen, und gerade unſere bedeutendſten und glücklichſten neueſten Componiſten haben ſich mit Vorliebe zu den Liedern des reiſenden Waldhorniſten gewandt. — Und Wilhelm Müller ſoll vergeſſen ſein!

Iſt denn keine Tiefe in Liedern, wie eben Vineta, Frühlingseinzug, die Brautnacht, Bräutigamswahl, oder gar in dem ganzen Cyclus Johannes und Eſther. Iſt dem Wein keine edlere Bedeutung abgewonnen in den Trinkliedern, die noch ſo oft und noch ſo gern geſungen werden? Iſt in dem Griechenlande auf Byron keine Wahrheit und Stärke? Hat denn irgend eine Nation, haben ſelbſt ſeine Landsleute ein ſchöneres Gedicht auf ſeinen Tod aufzuweiſen?

Aber ich mag nicht darauf mich weiter einlaſſen, denn der ganze Artikel im Freihafen iſt ſo modern, daß es Einem weh thut, den Namen Dr. Miſes davor zu leſen. — Nur Eins — Müller wird nicht vergeſſen werden, ſo lange es noch Herzen in Deutſchland gibt, die warmes Gefühl und unverdorbenen Sinn haben.

Ludwig Siegmund Ruhl.

Berlin, am 20. April 1825.

Der liebenswürdige Enthuſiaſt, Baron M., der in allen ſchönen Künſten dilettirt und wirklich Gefälliges leiſtet, kam heute Morgen ſchon in aller Frühe und lud uns ein, mit ihm das Atelier eines fremden Malers zu beſuchen, der in derſelben Straße wohnt. Ich war gleich dazu bereit, und freue mich jetzt ſehr darüber. Wir fanden einen jungen Mann, ungefähr in meinem Alter; eine ſchlanke Geſtalt mit intereſſantem Geſicht und feinem Weſen. – Er heißt Ruhl und iſt der Sohn des berühmten Bildhauers in Caſſel. — Auf der Staffelei ſtand ein faſt fertiges großes Bild, den Ueberfall einer morgenländiſchen Caravane durch Beduinen vorſtellend, voll trefflicher, höchſt characteriſtiſcher Phyſiognomien und mit ſeltener Kraft und Zartheit der Farben ausgeführt. Namentlich iſt ein elender, abgemergelter Negerſklave, der oben auf einem Kameele kauert und apathiſch dem Kampfe zuſchaut, ganz gleichgültig darüber, ob er Sklave des alten Herrn bleibt, oder einem neuen Beſitzer zufällt, denn Knechtſchaft iſt doch ſein Loos — ein wahres Meiſterſtück von Characteriſtik. Noch mehr aber intereſſirten mich einige Sepiazeichnungen des Herrn Ruhl, die einen Reichthum an Poeſie offenbarten, wie ich ihn lange nicht bei Künſtlern gefunden. Die Erſte ſtellte ein Schlafzimmer vor, bei heller Mondnacht. Auf einem Lager ruht ein ſchönes Weib, wollüſtig träumend, was man deutlich in ihren Zügen lieſt. Neben dem Bette ſteht die Wiege ihres Kindes, aber leer. Der Tod hat ſich eingeſchlichen und das Kind geſtohlen; er faßt es bei einem Fuße und leblos hängt es an ihm herab; ſcheu ſich umblickend, iſt er eben im Begriff, wieder durch das geöffnete Fenſter hinauszuſteigen und hat in der Haſt ſein Sandglas in der Wiege vergeſſen. — Das zweite Blatt verſinnlicht Goethe's Erlkönig. Ein mit Weiden bepflanztes Thal im Vordergrunde, wo die Töchter des Erlkönigs, ſchöne lockende Geſtalten, ihre Reihen ſchlingen. Im Hintergrunde eine Anhöhe, ebenfalls mit Weiden bepflanzt, am Ende derſelben eine Burg mit einer Brücke; auf einem ganz vortrefflich gezeichneten, lang auslegenden Pferde, um mich eines holſteiniſchen Ausdruckes zu bedienen, ſitzt ein Mann, der ein Kind auf den Armen hält, das quer vor ihm liegt, mit herabhängendem Köpfchen, wie im Sterben und noch im Sterben auf Etwas lauſchend. Der Erlkönig iſt es, der neben ihm heraufhuſcht, der Erlkönig mit Kron' und Schweif, deſſen Körper und Gewand ſich im Nebel verliert und mit den wunderlichen Geſtalten der Weiden vermiſcht. — Auf dem dritten Blatte war ein Urwald in aller Pracht und Reichthum der Tropenländer zu ſehn; auf den Bäumen hat ſich eine Indianerfamilie ihren Aufenthalt bereitet; die Mutter ſäugt ihr Kind und ſieht ruhig zu, wie der Mann mit ſicherem Pfeilgeſchoß einen anſpringenden Tiger tödtet. —

Prächtige Geſtalten, echter Urtypus des Menſchengeſchlechtes, und die ganze Umgebung ſo mannichfaltig, ſo üppig und wahr, und doch ſo ſorgſam und genau; in dem Blatte herrſchte ein ſo echter Schönheitsſinn, wie er mir in Deutſchland noch nicht vorgekommen iſt. — Der geniale Künſtler zeigte uns außerdem noch einige höchſt geiſtreiche Arabesken, zu deren einer ich eine improviſirte poetiſche Auslegung mit Bleifeder niederſchrieb, was ihm Spaß zu machen ſchien; wahrlich ein geringer Erſatz für den reichen Genuß, den ich ihm zu verdanken hatte.

Dresden, am 13. April 1836.

Heute fällt mir, als ich zufällig mich in der Arnold'ſchen Buchhandlung nach ausländiſchen Novitäten umſehe, ein Heft in die Hand, das den Titel Capricy führt, und eine Reihe eben ſo kecker als launiger und geiſtreicher Radirungen enthält. Aus dieſen Skizzen ſprach mich etwas ſo bekannt an, und doch wußte ich nicht, wem ſie zuzuſchreiben; ſo z. B. das Vesti una colonna e ti par una donna (nach Goethe'ſcher Ueberſetzung: Kleid' eine Säule, ſie ſieht wie ein Fräule); ferner das köſtliche: ſie geben ſich und ihren Putz zum Beſten u. ſ. w. und endlich das groteske, friſche, kecke Alphabet. Plötzlich ging mir bei dem Betrachten ein Licht auf. Kein Anderer, als Ruhl in Caſſel, deſſen Arabesken und andere Compoſitionen mich vor eilf Jahren in Berlin ſo ſehr erfreut, und deſſen Umriſſe zum Shakſpeare ich ſpäter mit ſo großem Intereſſe ſtudirt, konnte der Verfaſſer ſein. Ich trug das Heft ſogleich zu C. Mutter und Tochter hatten mit mir gleiche Freude daran, um ſo mehr, als wir wenige Tage zuvor ein ähnliches Skizzenbuch eines höchſt geiſtreichen Dilettanten zuſammen beſchaut hatten. Da B. viel Vergnügen daran fand, ſo bat ich ſie, es zu behalten. Wir verſuchten uns in Deutungen der eigenthümlichen, grotesken Geſtalten, und hatten tauſend Spaß, da ſich die neckiſcheſten Einfälle kreuzten; ob wir das Rechte trafen, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen; aber ich glaube, der geiſtreiche Erfinder würde mit mancher unſerer Auslegungen nicht ganz unzufrieden geweſen ſein, wenn er ſie vernommen hätte.

Einſchaltung.

Mir ſind ſpäter nebſt der Beſtätigung, daß Ruhl wirklich der Verfaſſer ſei, zwei höchſt liebenswürdige und echte Verſuche zu Erklärungen dieſer Capriccj zugekommen, und ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, ſie als pièces justificatives meiner Freude daran, hier beizufügen. Bilder und Muſik ſollte man eigentlich nie zu beſchreiben verſuchen, wie überhaupt nichts, was mit den Sinnen unmittelbar aufgefaßt ſein will; denn Jeder ſieht und hört anders, und gerade das Treffliche am Meiſten. Es iſt damit, wie mit dem Waſſer einer Bergquelle; thut man es auf Flaſchen und trinkt es in der Stube, ſo iſt der Sauerſtoff, der Lebensgeiſt verflogen, und man bekommt nur das Flaueſte. Wir haben in Ruhl wahrlich einen echten deutſchen Hogarth und noch mehr; denn er ſteigt nicht hinab in das niedrig-komiſche Leben, er zieht es zu ſich herauf, und läßt ihm doch ſeine ganze volle Wahrheit; aber — und darum ſtelle ich ihn eben ſo hoch — er weiß ihm den Heiligenſchein der Poeſie umzuthun, nur ganz leiſe, nur eben um das Haupt; in allem Uebrigen iſt es der plumpe Chriſtophorus, der das Chriſtkind ſtöhnend und ächzend, ſich hoch aufſchürzend und die häßlichen, derben Beine zeigend, durch das Waſſer trägt — ein ordinärer Geſell — aber oben am Haupte merkt man doch, daß noch etwas ganz Anderes, Tiefes, Bedeutendes dahinter ſtecke. — Und doch iſt Ruhl verhältnißmäßig nur wenig bekannt, und die prächtigen Capriccj ſind ſo gar nicht unter die Leute gekommen! — Deßhalb will ich, wie die arme Wittwe im Evangelium, mein Scherflein, das obendrein noch ein geſtohlener Pfennig iſt, beitragen, um, ſoviel ich vermag, die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf zu lenken. Tüchtig Geſinnte, denen das köſtliche Heft zufällig nicht bekannt wurde, wiſſen es mir gewiß Dank. So aber lauten die beiden Erklärungen, von denen die erſte ſchlagend das Rechte trifft, die zweite mehr ſpielend ſich geiſtreich anſchmiegt.

Capriccj.

Capriccio heißt im Italieniſchen ein Einfall, ein ſonderbarer, muthwilliger oder ſcherzhafter

Gedanke. — Jeder erinnert ſich dieſes bei Salvator Roſa's Namen; ſeit deſſen ſatyriſchen Verſuchen, die ihm Bewundrung und Verfolgung zugezogen, dieſes Wort für Gegenſtände der Art, als techniſcher Ausdruck, aufgenommen iſt. So werden wir denn durch den italieniſchen Titel ſelbſt verführt, und möchten nach Volksgebrauch, und weil doch jedes Ding ſeinen Namen fordert, den ungenannten Herausgeber dieſes Heftes, den wir nun näher betrachten wollen, Salvatorino nennen.

In der That paßt auch die widerliche Hexe des Titelblattes in jene wilden und wüſten Waldgründe, in denen Roſa's Phantaſie ſich ſo gern erging; — indem ſie jedoch billig in gleichem Abſtand bleibt, wie der Salvatorino zum Salvatore! — Ueber die Allegorie dieſes Titelblattes könnte man uns unſre individuelle Anſicht abfordern, und verlangen, daß ſie ein Erklärungsverſuch der Sache nach dem Sinne ſei. Es iſt aber darauf zu antworten, daß viele Wege nach Rom führen, wo Salvator Roſa's Haus noch zu ſehen iſt. Dieſe Deutung wird daher jeder andern, die ihr auf dem Weg zum

Ziele begegnen könnte, ſich als friedliche Pilgerin zu erkennen geben, und der Reiſegenoſſenſchaft ſich, wenn es geht, erfreuen.

Zwei Figuren, links eine jugendliche Geſtalt, rechts jene vorerwähnte häßliche Alte, halten die Inſcriptionstafel, auf der der Titel eingeſchrieben iſt. Oben ſitzt, wohl nicht ohne Bedeutung, als Repräſentant des Poſſirlichen ein Affe, deſſen bedenkliche Mimik ſelbſt eine Art Poſſe ſein könnte, die der Autor ſeinem Werke ſpielt. — Denn der gute Meiſter Martin kratzt ſich hinter den Ohren, wie ein Buffo, dem ſein Spaß herzlich ſauer wird; dafür auch zieht ihm unten der Träger der Tafel ein Fratzengeſicht. Laubwerk und Ranken dienen den Figuren als Stützpunkt und als verzierende Umgebung des Ganzen. Wird nun dem, der das Blatt aufmerkſam betrachtet, aus den Geberden der beiden Geſtalten gegen einander klar, daß beide im Streit begriffen ſind: ſo möchte man die Alte, die mit drohend geballter Fauſt keifend ihrem Zorn Luft macht, für die niedrige und gemeine Natur nehmen, die hier mit ihren endloſen Abſtufungen perſoniſicirt erſcheint, die andere aber für die Kunſt, die, im Schönen und Idealen lebend, ſelbſt verſchönt wird. Sie hält, ſtatt Erwiederung der Angriffe, der Häßlichkeit ihr eignes Bild im Spiegel entgegen. Auch könnte der Künſtler mit dem Spiegel, der ſo vollkommen malt, daß man ſpruchgebräuchlich ſagt: das Bild iſt wie aus dem Spiegel geſtohlen! – das Urbild alles Gemalten haben bezeichnen wollen. Der Granatapfel, das Symbol der Fruchtbarkeit, iſt es zugleich für künſtleriſche Productivität. „Die Phantaſie kann ſeine Körner aufleſen.“

Das erſte Blatt ſtellt die Buchſtaben A. B. C. dar, indem ihre Form zu einer bildlichen Ausführung benutzt iſt. — Auch dieſer Gedanke iſt, wie ſo Vieles, was zu Markte gebracht wird, nicht neu: aber er wird immer unterhaltend ſein, wenn er, wie hier, als artiges Spiel der Einbildungskraft aufgefaßt iſt. — Nicht ganz deutlich erſcheint die Unterſchrift des A.; aber die zweite iſt um ſo patriotiſcher. Nach den mancherlei Zungen, die das Büchlein redet, iſt man zu glauben geneigt, daß der unbekannte ABC-Schütz unſern halben

Welttheil durchreiſte, um endlich darauf zurück zu kommen, daß es zu Hauſe am beſten iſt. Könnte wohl Grönland die Heimath des Zeichners ſein? — Man kennt die Anhänglichkeit dieſes Volkes an ſein Land als die ſtärkſte.

Die Unterſchrift bei D. ſcheint der Mann vollkommen zu befolgen; denn die Schlangen winden ſich zahm und freundlich um ihn hin, indem ſie, gefälliger noch gegen den Künſtler, die Form des Buchſtabens vollenden, zu dem der Ophiomant den Grundſtrich bildet. Beſſer noch hat uns aber der Gedanke gefallen, der zum E. benutzt wurde. Die obere Figur, nach Kleidung und Perücke, ſcheint einen Landgeiſtlichen vorzuſtellen, der in einer Umgebung, welche ſeinem Zuge nach oben Hohn ſpricht, ſich mit Beſchauung himmliſcher Sternlichter beſchäftigt, während er doch zu ſeinen Füßen den Küſter dulden muß, der indeß aus der Flaſche ſeinen Troſt zieht. Es bleibt dieſe Zuſammenſtellung, wie barock und lächerlich ſie auch dem erſten Blick erſcheine, eigen, ernſtere Betrachtungen anzuregen. Denn wer fühlt es nicht, bei unſerm armen, ins Fleiſch gefallenen

Zweileben, daſs dieſer Leib der Küſter iſt, der den Geiſt aus ſeinem Sehnen und Schweifen aus umſichtigeren Sphären immer wieder zur Erde herabzieht?

F. iſt auch ein Geiſtlicher, aber von anderer Trempe, der ſich das Himmliſche nicht ſo anfechten läßt, wie jener. Barfußig läßt mich der Einſiedler in der Kutte, und, durch die Laterne parodirt, viel eher einen ſpeculirenden Diogenes errathen, der damit Käufer für das Büchlein ſucht, worin er ſelbſt abgebildet iſt, und mit der Ausruferſchelle ſie als zu etwas Neuem anlockt. Dieſer Pater hat ſchon ſehr den Schalk im Nacken, und die Kutte nur, um ihn zu verdecken.

Die dritte Platte. Auf dieſer ſind Logen des Theaters, das ſo ſehr die Welt beherrſcht, daß jetzt, umgekehrt gegen ehemals, die Welt das Theater, das Theater aber nur ſelten die Welt darſtellt, abgebildet. Dieſe Wahl mag wohl der Pater dem Künſtler angegeben haben. Da Jedermann ſich gern ſelbſt ſieht, ſo wird das Publicum, das hier abgebildet iſt, auch gern ſein Portrait kaufen. — Auch haben die gebildeten Abgebildeten das Geld dazu; denn die Logen ſind die des erſten Ranges. Da indeß noch ein dritter Rang in dem Heftchen zur Schau geſtellt iſt — der Tiers-Etat im zweiten iſt hier nicht repräſentirt —, ſo ſind wir willens, dem Beſchauer die Deutung der Charaktere dieſer vornehmen Welt zu überlaſſen; heben aber doch in Eile den tauben Herrn, dem ſein Nachbar ins Ohr ſchreit, heraus, ſowie links den über ſeine Speculationen in Staatspapieren und Eiſenbahnactien brütenden Capitaliſten, dem in ſeinen Gedanken die Muſik de Ouverture wie gezählte Goldſtücke klingt.

Das Pendant dieſes Blattes, die Gallerie des Theaters, individualiſirt ſchon mehr die Zuſchauer. Gleich links drei Leute, von denen ich da Oberſten für einen Tapezierer halte, ſowie den im Streit Unterliegenden, aus Zuſammenhang mit ſeinem Métier, für einen Glaſergeſellen, über den Mittelſten bin ich noch unentſchieden. Alle drei im Handgemenge ſtreiten wahrſcheinlich um ihren Platz. Unbekümmert deßhalb nimmt hinter ihnen der Bauer ſein Schlückchen. Mehr noch davon abgezogen ſind ein etwas dümmlich ausſehender Rekrut und ſein Liebchen, ein Dienſtmädchen. Sie, beruhigt durch den Schutz des Wehrſtandes, er, in Abſtraction vom Dienſt ſich wieder ganz Menſch fühlend; ſie, halb Vergnügen, halb Schadenfreude, er, gleichgültig gegen den Unfrieden, der zwei alte Weiber in Schrecken ſetzt, daß die ſich hin und her Zerrenden auf ſie fallen möchten. Die Eine, die in dieſer Unbeholfenheit aufzuſtehen verſucht, die Andere ſchwach, alt, giftig und tenaz, ſchon erdrückt, und nur die Junge noch frei, der ſie in Schimpfworten ihre Vertheidigung überläßt. Nicht beſſer ergeht es auf der andern Seite der alten Bonne, allein es ſpricht ſich gleich im Geſicht und Geſten aus, daß ſie früher unter Leuten von Stande gelebt hat. Irren wir nicht, ſo hat ſich, nach der veralteten Dormeuſe zu ſchließen, der Zeichner eine Elſaſſerin dabei gedacht. — Unbekümmert um dieſes Alles, ſitzt mit ihr dos à dos ihr Nachbar, eine Hauptperſon der Gruppe, welche die Mitte einnimmt. Er ſcheint der Vater einer ſchon etwas überjährigen Tochter zu ſein, die eben eins von den

Gläſern ergreift, welche ihr Nebenmann ihr präſentirt. Schon dieſe Aufforderung zeigt, daß derſelbe Abſichten hat, und daß dieſe achtbarer Art ſeien, geht deutlich aus der zufriedenen Miene der Alten hervor, ohne deren Einwilligung alle drei überhaupt nicht hier ſein würden. Die Klingelbeutelmütze, ſowie der modiſche Knoten, en cascade, der Halsbinde, zeigen Streben nach dem petit mâtre manqué: die Ohrringe und der abgeſchmackte Ausdruck Großthuerei, die ſich ſchon durch Tractiren geäußert. Sicher hat er eine Terne im Lotto gewonnen, und Tochter und Mutter ſpeculiren auf ihn. — Angelehnt mit der einen Hand auf die Abtheilungsplanke ſteht ein Jude; die Reitpeitſche, welche ihn auch ins Schauſpiel begleitet, noch mehr aber der Umſtand, daß er mit einem Fuhrmanne ſpricht, bezeichnen ihn als einen, die Märkte durchziehenden Roßkamm. Wir begegnen noch mancher Phyſiognomie auf dem Blatte, die aber übergangen wird, um dem Beſchauer die Ueberraſchung zu gönnen; heben aber noch zur Mittheilung einige der folgenden Blätter aus.

Auf Platte 7. z. B. ſieht man das Innere eines Zimmers, wo eine Familie zur Unterhaltung mit Muſik verſammelt iſt. — Gleich vorn — denn wir leſen von der Linken zur Rechten — hat uns in ſeiner Unbewußtheit der dicke Herr unterhalten, der die Pauſe benutzt und ſo trefflich ſchnell ſein Taſchentuch handhabt. Sicher nimmt er Tabak: — Auf den erſten Blick erklärt ſich die Handlung nicht leicht, aber einmal au fait, erſcheint die Poſition höchſt lächerlich, — er hat den Bogen nicht aus der Hand legen können, und die Haſt, mit der er fertig zu werden ſtrebt, iſt unverkennbar. Mit aisance hingegen zeigt ſich ihm gegenüber ein anderer Mann der Geſellſchaft, der zur Nebenunterhaltung mit dem Kinde ſpielt. Auch die kurzſichtige ſtrickende Mutter, ſo wie der zerſtreute, am Fenſter trommelnde Herr, gewiß der Hausherr, ſind beluſtigende Perſonen.

K auf dem folgenden Blatte iſt ganz der ſteife, trockene, fleißige Philiſter, der die Geſinnung der Unterſchrift rechtfertigt, die er ſich in ſeine Sprache überſetzen laſſen mag ....

Nun folgt eine Billard-Scene, — deren Hauptfigur — denn ſie nimmt die Mitte des Blattes ein — in eine Familie mit W. Irwings dickem Manne gehört. Es iſt ein Capriccio des Zeichners, der durch die gezwungene Stellung, in der der Spielende ſich abquält, eben das erreicht, was dort beim Einſteigen in den Wagen dem dicken Herrn geſchah. Die Perſonen, die ſich, mit Ausnahme eines Durchreiſenden, der, bis die Pferde angeſchirrt ſind, Zeitungen durchläuft, ganz für den ominöſen Stoß intereſſiren, ſind ſehr individuell; und gerade dieſe individuelle Auffaſſung, zu der es nur weniger, flüchtiger Striche bedurft hat, iſt es, was wir an ſämmtlichen Vorſtellungen loben, und wodurch ſie in den höheren Geſellſchaften Glück machen können, weil dort der Sinn für jede auffallende Erſcheinung als völlig ausgebildet vorausgeſetzt werden darf.

Wir übergehen nun einige Blätter, um gleich zur Vorſtellung, die an keckem Uebermuth noch das eben beſchriebene Bild überbietet, zu gelangen. — Mit ſchicklicher Ueberlegung iſt der Auftritt nach Neapel verlegt, wie man an Gebäuden und Trachten es erkennt. — Wo wäre auch bei der guten Polizei in Deutſchland eine ſolche demagogiſche Verletzung des juſtemilieu anders möglich? — Zwei Lazaroni, in Streit gerathen, ringen und faſſen ſich, der eine in die zu kurzen Haare, der andere in die zu abgenutzte Schenkelbekleidung des Gegners, und welches Unheil nun geſchieht, werden wir dem Betrachter nicht zum Voraus verrathen. —

Die beiden Blinden, von denen der Eine furchtſam den Stock verſtreckt, haben zum Heil keinen Sinn für den blanken Anblick, auch wenn er ihnen zugewendet würde. Deſto weniger entgeht aber ſo etwas böſen Buben, deren Einer ſchon ſein Blasrohr fertig hält, und ſo ſcheint es, ſein nicht zu verfehlendes Ziel beſchießt. Unter den anderen Figuren zeichnen ſich beſondens das verwachſene zwergartige Weſen aus, das ſichtlich der Sohn der Bettlerin iſt, die daneben ſitzend geruhig zuſieht.

(Capriccj.)

Erklärung des Buchſtaben R.

(Naturphiloſophiſch.)

„Die erſte Medicin war rein praktiſch, wie jede Bildung von der realen Seite anfängt,“ ſagt ein Naturphiloſoph; ſo ſehen wir hier die Pädagogik rein praktiſch — allein „ſobald der Menſch zum Bewußtſein kommt, theoretiſirt er,“ ſagt derſelbe Verfaſſer; und ſo wollen wir denn theoretiſch dieſe, als praktiſch längſt anerkannte Methode beleuchten; eine würdige Aufgabe unſerer zum Bewußtſein gelangenden Zeit.

Da alles Höhere, philoſophiſch betrachtet, nur geſteigerte Wiederholung eines Niederen in der Natur iſt: ſo können wir eine ähnliche Educationsmethode auch ſchon in den niederen Lebensformen aufſuchen. Steigen wir in's Pflanzenleben hinab! Hier finden wir eine Andeutung — ſchon hier begießt man die Wurzel, den negativen Pol, um den poſitiven Pol der Pflanze = Blüthe zu fördern.

Bei Thieren ferner haben wir längſt dieſe Educationsmethode vom negativen Pole bewährt gefunden, ja ſie iſt die Einzige, die ſodann im Menſchen aufs Höchſte potenzirt, als vorſtehende educatio a posteriori in's Leben tritt.

Zwar ſcheint der hier agirende Philoſoph bloß Empiriker, wie leider! noch die Mehrzahl ſeines Standes. Wie aber überall den Menſchen ein richtiger Tact, ehe er zum ſelbſtbewußten Schauen gelangt, inſtinctmäßig leitet: ſo betreibt auch der hier handelnde Magiſter die wahre Methode, ohne zu ahnen, wie tief und gründlich er in die innerſte Organiſation eingreift. Man glaube nicht, daß er wiſſe, wo hier am kleinen Inculpaten + und — Pol iſt! Er ahnet nichts von einem magnetiſchen Proceß, den er ſo trefflich zu Stande bringt: indem er den — Pol mit der Baguette, die er in der linken Hand ſchwingt, den + Pol aber mit der rechten etwas unſanft in Verbindung bringt; wodurch eben die magnetiſche Leitungskette geſchloſſen iſt. Er weiß nichts von einer Nervenleitung, die aus dem Haupte (+) zur negativen Seite, backside (—) des Tiro in die cauda equina verläuft, worauf doch im Tiefſten die ganze Bedeutung des Experiments beruht. — Uns aber iſt bekannt, daß das Rückenmark Repräſentant des Willens (–), das große Gehirn aber das Organ der Erkenntniß (+) iſt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der kleine Inculpat ſeine Lection vernachläſſigt habe. Mit tiefem Sinne greift daher hier der Philoſoph a posteriori in die unterſte Sphäre des Willensorganes = Rückenmark, dort wo die cauda equina liegt; um ſomit antagoniſtiſch auf den + Pol, das Erkenntnißvermögen, zu wirken. Daher hat man längſt mit richtigem Tact die Birke, von welchem Baume wahrſcheinlichſt die Baguette dieſes Magnetiſeurs genommen, den Baum der Erkenntniß genannt. (Lichtenberg ſchon.) Er magnetiſirt hier „à grands courans“, ſo daß es dem paſſiven Theile faſt ſchmerzhaft zu werden ſcheint; daher Inculpat mit ſeiner Rechten dagegen zu reagiren verſucht. — Manche Pädagogen haben nun die Methode, ihre magnetiſchen Streichungen direct auf den ſchwachen Theil, den Kopf ſelbſt, anzubringen, unter der bekannten Benennung „Backenſtreiche“ oder „Ohrfeigen.“ Es iſt aber in den meiſten Fällen die hier dargeſtellte antagoniſtiſche Einwirkung, vom — Pol ausgehend, vorzuziehen.

Hier muß zwar der unſchuldige Theil für den ſchuldigen büßen (nach gemeiner Sprache); wer jedoch zur philoſophiſchen Anſicht gekommen iſt von der ewigen Einheit alles Lebens, wird hierin nichts Anſtößiges finden. Auch iſt eine Möglichkeit, daß der hier geſtrichene Theil nicht ganz unſchuldig iſt — daß ſich dieſer negative, ſubordinirte Pol vorlaut über den poſitiven erhoben hat*) — wer kann das entſcheiden? So viel aber iſt gewiß, daß dieſes magnetiſche Eingreifen einen bedeutenden potenzirenden Influx auf das ganze Individuum ausübt, welchen wir hiemit dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft gemäß zu erklären verſucht haben.

---

*) Ein gewiſſer Criminaliſt theilt alle Verbrechen ab: 1) in Verbrechen aus Schuld, 2) Verbrechen aus Fahrläſſigkeit. Vortrefflich! Die erſteren ſind ſomit nach unſerer Anſicht die des + Pols, des Erkenntnißvermögens, oder a priori, die zweiten, die aus Fahrläſſigkeit des negativen Poles, der Backside, a posteriori.

* * *

Das komiſche Alphabet namentlich iſt vielfältig nachgebildet worden und ſelbſt der deutſchen Volksbilderliteratur, wie ein geſchätzter Kritiker, der eine Abhandlung darüber geſchrieben, ſie nennt, d. h. den Nürnberger Bilderbogen anheimgefallen, als eine gute, ihrer kecken characteriſtiſchen Laune zufolge, allgemein anſprechende Beute; aber um den rechtmäßigen Erzeuger kümmert ſich Niemand. Noch beſſer hat es ein Franzoſe, ein Herr Adam gemacht, der es in das Franzöſiſche überſetzte, d. h. Strich für Strich ab- oder richtiger durchzeichnete und für ſeine Erfindung ausgab; war aber etwas urſprünglich deutſch und praeadamitiſch, ſo waren es dieſe vier und zwanzig Schildträger aller Weisheit, nicht allein der, ſo wir von den Vätern haben, ſondern auch unſerer eigenen. Es ging ihnen nicht einmal ſo gut, wie den Fabrikaten deutſcher Meſſerſchmiede, die nach England geſandt und dort etwas aufgeputzt werden und dann als engliſche Originale nach Deutſchland zurückkehren und ſich theuer verkaufen. Herr Adam änderte nicht ein Pünktchen an dem ganzen Alphabet, und ließ es auch ruhig geſchehen, daß ſein Verleger daſſelbe als friſcheſte Waare über den Rhein ſandte und in allen Kaufläden feilbieten ließ. Die Deutſchen fingen auch bereits an, es zu erſtehn, und zu behaupten, ſolche capriciöſe Sprünge könne eine deutſche Phantaſie nicht machen, das könnten nur Franzoſen; bis endlich der geiſtreiche, kunſtverſtändige Graf L., ſelbſt ein Franzoſe, ſo redlich war, dem wackern Ruhl ſeine Vaterſchaft zu wahren, und durch Einſendung zweier ſolcher Buchſtaben, den Herrn Adam in einem vielgeleſenen Pariſer Journal an den Pranger zu ſtellen. Davon nahm man aber in Deutſchland weiter keine Notiz.

Jena, am 18. Juni 1837.

Ich wüßte nicht, daß mir ein buchhändleriſcher Antrag ſeit langer Zeit ſoviel Freude gemacht hätte, als der, den mir die Poſt heute von Caſſel brachte. Er enthielt nämlich die Aufforderung, zu einer Reihe von beigelegten Skizzen zu Shakſpeare eine Einleitung in drei Sprachen zu ſchreiben. Anfangs machte mich das ſehr ſtutzig; meine eigene Weisheit drei Mal ſelbſt, und ſtets dieſelbe, nur jegliches Mal in einem anderen Rock, zu Markte zu bringen, das war doch ein bedenklich Ding, als wenn's an einem Mal nicht ſchon genug, und eben bei Shakſpeare, ſchon bereits zu viel ſei. Indeſſen Shakſpeare, das hatte keinen geringen Reiz, und es trieb mich wenigſtens, mir die beigelegten Skizzen gleich zu beſchauen. Die Belohnung blieb nicht aus, das zeigte ſchon der erſte Blick in dieſelben, und nun noch dazu, daß Ruhl der Zeichner iſt. Auf der Stelle erklärte ich brieflich meine Bereitwilligkeit, und brachte den ganzen Morgen damit zu, die herrlichen Umriſſe zu ſtudiren.

Freiligrath, dieſe liebenswürdige, wahre Dichternatur, ſchrieb mir einmal, er ſei eigentlich ein geborener Maler, und habe ſeinen Beruf verfehlt, indem er mit Worten malen müſſe, ſtatt mit dem Pinſel; denn alle ſeine Gedichte ſeien nur Bilder. Freiligrath iſt zu beſcheiden, wie es überhaupt Jeder von Gottes Gnaden nicht anders ſein kann, wenn er redlich denkt. Von Ruhl aber läßt ſich mit Recht Jenes umwendend ſagen, er ſei ein Dichter mit dem Pinſel und der Feder. So vielſeitig, ſo reich, möge er Fremdes in ſeine Sprache überſetzen, wie z. B. den Shakſpeare, oder Eigenes ſchaffen. Dieſe Vielſeitigkeit, die innigſte Tiefe des Gefühls, die anmuthigſte, zarteſte und doch wieder ſo gewaltige und ſo mächtige Phantaſie! Er wandelt wirklich vom Himmel durch die Welt zur Hölle, und Nichts, was ſich in ſinnliche Erſcheinung bannen läßt, iſt ihm fremd. Es kann mir hier nicht einfallen, in einen kunſtgerecht klingenden Jargon, wie er jetzt ſo viel gemißbraucht wird, zu gerathen, auch bin ich nicht zünftig, um Ruhl, den Maler, ſchildern zu wollen; denn den Künſtler ſtellt nur der Kunſtgenoſſe würdig dar, nie der Dilettant, der, möge er ſein Bischen Talent auch noch eifrig ausgebildet haben, doch immer die Schule, die allein den

Meiſter entläßt, überſprang. Ich habe es nur mit Ruhl, dem Dichter zu thun; denn es iſt doch am Ende gleich, ob Einer ſeine Poeſie in Worten, Tönen oder Farben ausdrückt —, und daß er das ſei, davon liegen die mannichfachſten und vielſeitigſten Beweiſe vor. So auch wieder in dieſen Umriſſen zum Shakſpeare; wie wahr, wie treffend und wie keuſch ſind ſie! Da finden ſich keine geſuchten Motive, keine der Bühne abgelauſchten Effecte, ſondern das Leben ſelbſt, wie es Shakſpeare dachte. Das werde ich auch in der Einleitung beſonders hervorheben. Es beſchämt mich faſt, daß ich, der Nichts kann, als das Schöne fühlen, zu dem Werke eine Einleitung ſchreiben ſoll; ich würde gewiß ſagen: „Herr, ich bin nicht würdig!“ fände ſich nur Jemand, der dieſe Pfingſteinleitung ſchreiben könnte. Meinem Gefühle nach, liegt der große Werth dieſer Skizzen darin, daß der Meiſter, der ſie ſchuf, die hohe, reine Einfachheit des wirklichen Lebens ſo vorwalten ließ, und alles Ueberflüſſige, was ein minder Begabter gern angewendet haben würde, um ſich reich und mannichfaltig zeigen zu können, ſtreng verſchmäht. Seine Umriſſe gleichen alle Laconismen; ſie enthalten kurz und zuſammengedrängt nur die Hauptſache, weiter Nichts ohne ſchmückendes Beiwort, ohne glänzende Metapher; aber in dieſer Kürze ruht eine Welt von Gedanken. Jedes einzelne Blatt beſtätigt das. So z. B. nur eine anſcheinend unbedeutende Nebenſcene, welche einem Anderen, als dieſem ſinnigen Künſtler, gar nicht in den Sinn gekommen wäre, darzuſtellen; die nämlich, wo Tubal den Shylock durch die Nachrichten, die er ihm über ſeine entflohene Tochter Jeſſica und über ſeinen Schuldner Antonio giebt, abwechſelnd quält und erfreut. Es iſt die erſte Scene des dritten Actes, und der Moment, in welchem Tubal ihm erzählt, es habe ihm Jemand einen Ring gezeigt, den er von Jeſſica für einen Affen erhalten. Shylock's Zorn, Haß und Verzweiflung haben jetzt den höchſten Grad erreicht, und er bricht in die Worte aus: „Du folterſt mich, Tubal, es war mein Turkiß; ich erhielt ihn von Lea als Junggeſell; ich würde ihn nicht weggegeben haben für eine ganze Wildniß von Affen.“ Wie ausdrucksvoll und doch wie einfach hat Ruhl dieſen Moment darzuſtellen gewußt. Beide ſind eben eine Brücke hinangeſtiegen; der Blick geht auf's Meer hinaus und verliert ſich dorthin, wo Antonio's Schiffe zu Shylock's grimmiger Freude untergingen; zur Rechten fällt er auf die Palläſte der ſtolzen, hartherzigen Chriſten, deren geſchworener, aber heimlicher Feind der Jude iſt. Beide Männer ſind im Geſpräche ſtehen geblieben, und allein dort. Bei der letzten Nachricht hat Shylock's Wuth den höchſten Gipfel erreicht, und iſt nahe daran, ſich in körperlichen wie geiſtigen Krämpfen Luft zu machen. Sie ſpricht ſich auf ſeinem Antlitz in Verzerrungen aus, die den innerſten, tiefſten Schmerz, der ſeine heiligſten Empfindungen verletzte, zugleich mit dem Ingrimm über die Ohnmacht ſeines Haſſes und ſeiner Rache, beurkunden. Zitternd ſtützt ſich die Linke auf den Stock, den ſie haſtig gegen den Fußboden ſtemmt, um nur einen Halt zu finden, während die Rechte ſich geballt in gleicher Richtung mit dem flammenſprühenden Blicke gen Himmel hebt, um alle nur erdenklichen Flüche, an denen die orientaliſche Phantaſie ſo reich iſt, weit hinaus auf das Haupt der abtrünnigen, ungehorſamen Tochter zu ſchleudern. Ihm gegenüber ſteht Tubal, noch im Reiſeanzuge, vorgebeugt und beide Hände zur Verdeutlichung ihm entgegenſtreckend, um ihn zugleich zu unterrichten und zu beſchwichtigen. Die einzige Ausſchmückung des ganzen Bildes machen Denkmäler der alten venetianiſchen Herrlichkeit. Wer nur dieſe Darſtellung ſieht, dieſe beiden Männer, mit den ſcharfgeſchnittenen Zügen, mit der durch Feigheit unterdrückten Gluth ihres ganzen Weſens, in dieſer redenden Stellung, kann der eine andere Idee darin finden, als gerade die mit der höchſten Wahrheit verſinnlichte des Dichters? Es iſt unmöglich.

Caſſel, im September 1837.

Es war mir ſehr intereſſant, auf der Gemäldeausſtellung Ruhl's neueſte Bilder kennen zu lernen, noch ehe ich ihn ſelbſt begrüßte. Seit ſeinem Ueberfall der Caravane hatte ich nur Federzeichnungen und Radirungen, aber

Nichts in Oel von ihm geſehn. Namentlich zogen mich zwei ſeiner Leiſtungen beſonders an, eine Scene aus dem Kriegsleben, wo die Verurtheilung und Execution eines Spions, und eine Familienſcene, in welcher ein alter Mann eine junge Clavier ſpielende Dame auf dem Cello begleitet, während ein Diener einen friſch geſchoſſenen Haſen hereinbringt, dargeſtellt werden. Was mich bei Beiden beſonders feſſelte, war die tüchtige, gediegene Praktik und die treffende, prägnante Characteriſtik auch des Einzelnen. Bei zwei, ebenfalls dort befindlichen, hiſtoriſchen Bildern wurde ich lebhaft an Rubens erinnert, und es ſchien mir, als ob Ruhl ſehr nach der Art und Weiſe dieſes großen Meiſters, jedoch mit durchaus unbeſchränkter, geiſtiger Freiheit ſtrebe. Dies war mir ein Beweis für die Conſequenz, mit welcher er in ſeiner Bildung fortgeſchritten; denn nur ſo konnte ſich dieſer poetiſche Geiſt conſolidiren und Phantaſie und Form gleichartig pflegen.

Bald nachher begrüßten wir uns und verbrachten den Abend mit einander, ſowie den folgenden Nachmittag in den Kunſtſammlungen, die unter ſeiner Aufſicht ſtehn. Als ich ihm meinen etwas kecken, oben ausgeſprochenen Schluß vortrug, bemerkte er lächelnd, daß ich wohl nicht ganz Unrecht habe. Auf meine dringende Bitte theilte er mir nun ſelbſt die Geſchichte ſeiner Bildung mit, wie ich ſie in raſchen Zügen hier friſch aus dem Gedächtniß niederſchreibe.

Ludwig Siegmund Ruhl ward am 10ten December 1794 in Caſſel geboren und erhielt ſeinen erſten Unterricht von ſeinem Vater, dem genialen Bildhauer J. C. Ruhl (demſelben, von dem die herrlichen Umriſſe zu Bürger's Lenore ſind;) welcher daſelbſt als Profeſſor an der dortigen Akademie der Künſte lebte. R. beſuchte dieſe Akademie ſeit ſeinem ſiebenten Jahre. Von früheſter Zeit an hielt ſeine Neigung zum Erfinden mit ſeiner Entwickelung gleichen Schritt. Die Luſt, ſeinen eigenen Gedanken Geſtalt zu geben, war zu gebieteriſch und die Idee beherrſchte ihn ſo ſehr, daß er dagegen jede ſyſtematiſchere Lehrart kalt fand und weniger Vortheil davon zog, obgleich er ſehr fleißig war. — Seine erſten Verſuche erregten daher ſchon, beſonders durch launige oder drollige Phantaſieen, die zugleich ganz der kindiſchen Gefühlsweiſe angehörten, die Aufmerkſamkeit der Freunde ſeines Vaters, die ihn jedoch, wie es leicht kommen mußte, durch übertriebenes Lob verwöhnten und verzogen; aber ſein glückliches Naturell, wie die Freude am Schaffen, die er, wie er mir ſagte, ſpäter mit ſolchem Gefühle des Glückes, nie wieder empfand, glichen jenen Uebelſtand gänzlich wieder aus. Ward Caſſel, berühmt durch ſeine Gallerie, vor 1806 ſchon vielfach von kunſtliebenden Fremden beſucht, ſo zog die weſtphäliſche Zwiſchenregierung eine noch größere Anzahl von Ausländern dahin. Unter ſo manchen, die ſeines Vaters Atelier beſuchten, waren es hauptſächlich der Hofmaler des Königs Jerôme Mr Kinſon, der ſpäter als weſtphäliſcher Geſandter in Wien accreditirte Herr von Schlotheim, Oberbaudirector Juſſow, Maler Rahl und Profeſſor Charles Villers, die an ſeinem Talent großen Antheil nahmen und ihn zum rüſtigen Fortſchreiten ermunterten: ja einige ſeiner gelungenſten Verſuche wurden ſogar

Denon, bei deſſen kurzer Anweſenheit in Caſſel vorgelegt. So war die Wahl ſeines künftigen Berufes nie in Frage gezogen worden, da ſich hier die glücklichſten Naturanlagen ſo entſchieden ausſprachen, wohl aber oft, welcher Weg am Beſten zur Fortbildung in demſelben einzuſchlagen ſein möchte. Für's Erſte wurde beſchloſſen, ihn nach Göttingen zu ſenden, damit er ſich hier die nöthige, theoretiſche Vorkenntniß aneigne. Er hörte demgemäß bei Fiorillo, der ein vieljähriger Freund ſeines Vaters war, die Geſchichte der Künſte. Fiorillo ſetzte auch, außer dem Collegio, den Unterricht mit ihm fort, und da der ſtrebende Jüngling Gegenſtände und Meiſter, über die des Lehrers Mittheilungen ſich verbreiteten, gar häufig als ihm wohlbekannt wieder auftreten ſah, ſo erweckte das Verhältniß, in welches er ſie zu den hiſtoriſchen Entwickelungen der Kunſt geſtellt fand, das lebhafteſte Intereſſe und den lebendigſten Eifer für dieſe Vorträge in ihm. Einen nicht minder tiefen Eindruck machte Blumenbach, der ihm viel aufmunternde Freundlichkeit erzeigte, auf ihn; ſo daß er das Andenken an dieſe Zeit der theoretiſchen Studien ſtets als eine ſeiner liebſten und anmuthigſten Erinnerungen bewahrt.

Von Göttingen zurückgekehrt, überraſchte ihn eines Tages die Nachricht, daß König Jerôme ihm das Reiſeſtipendium zu einem dreijährigen Aufenthalte in Paris ertheilt habe. Kaum aber waren die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen, als in Folge der Leipziger Schlacht, Czernitſcheff vor den Thoren Caſſels erſchien und mit ihm die Auflöſung des Königreiches Weſtphalen ſich einſtellte. Die Nothwendigkeit trieb ihn indeſſen zur ernſten Verfolgung ſeiner weiteren Ausbildung bald nachher nach Dresden, wo er dreizehen Monate verweilte. Die Schätze der dortigen Gallerie, namentlich aus der italieniſchen Schule, zogen ihn in einen mächtig wirkenden, bisher ungekannten Zauberkreis, der um deſto größeren Nutzen für ihn trug, als Profeſſor Hartmann ihm auf das Freundlichſte und Uneigennützigſte mit Rath und Lehre unterſtützte. Von Dresden ging er nach München, im Jahre 1815, wo der Zutritt zu Schelling und Schlichtegroll von nicht geringem Einfluß auf ihn war; noch bedeutender wirkte aber die durch Grimm vermittelte Bekanntſchaft mit Docen, deſſen literäriſche Beſtrebungen ihn lebhaft intereſſirten, und ihn bei angeborener Neigung, dem romantiſchen Geiſte des deutſchen Mittelalters zuführte, für deſſen eigenthümlichen Gehalt er ſich, durch die ihm entſtammte Dichtung, ſo weit es ihm vergönnt war, ſie in ſeinen Bereich zu ziehn, immer mehr und mehr erwärmt fühlte. Dieſe Hinneigung zum mittelalterlichen Weſen, war in jener Zeit die überwiegende und ſprach ſich bei allen Studiengenoſſen Ruhls, mehr oder minder zwar, aber doch entſchieden aus. Gleiche Geſinnung verband Diejenigen, bei denen ſie Anklang fand, und dies waren unbedingt die Begabteren, wiewohl erſt eine ſpätere Zeit mit Unparteilichkeit wird entſcheiden können, ob die unleugbaren großen Fortſchritte, welche die Kunſt ſeit dem Ablenken von der ſeit Mengs eingeſchlagenen Bahn gemacht hat, allein auf Rechnung dieſer neuen Richtung, die jedenfalls eine lebhaft anregende war, zu bringen ſei. Unſer Künſtler ſchloß damals den Bund inniger

Freundſchaft mit einem höchſt talentvollen Jünglinge, dem Maler Carl Fohr aus Heidelberg, auf welchen jene Zeit mit ihren Beſtrebungen höchſt energiſch wirkte. Dieſer, leider zu früh der Erde Entriſſene, war mit den ſeltenſten Anlagen zum Künſtler geboren und hatte neben jener Leichtigkeit, die dem Genie allein eigen iſt, zugleich die mechaniſche Geſchicklichkeit des Talents von der Natur im höchſten Grade empfangen. Ueberhaupt ein echt altdeutſcher Character, fehlte ihm zum wahren, frohen Genuſſe des Daſeins nur eine andere Zeit. Ihr vertrauter Umgang mit einander war Beiden höchſt förderlich; ſie fanden ihr ſchönſtes Glück im gegenſeitigen Wetteifer und in der Freude am Gelingen.

Von München begab ſich R. nach Rom, wo er 1816 eintraf. Er fand ſich augenblicklich im Kreiſe der Landsleute heimiſch, da früher dahin abgegangene Freunde ſein Kommen ſchon mit großer Liebe verkündet hatten, und er auf das Herzlichſte und Freundlichſte empfangen wurde. Vor Allen erinnert er ſich mit dankbarſter Liebe des herrlichen Thorwaldſen, mit dem er drei Jahre lang in demſelben Hauſe wohnte, und von deſſen zuvorkommender Güte gegen jüngere Künſtler, einer Eigenſchaft, in der er ſich immer gleich blieb, wie von deſſen mildem Ernſt er ſo oft Zeuge war. Im Umgange mit dem durch ſein ſeltenes Kunſturtheil und ſeine reiche, vielſeitige Bildung ſo vielfach ausgezeichneten Otto von Stackelberg, ſowie mit dem, in gleicher Beziehung ſo hoch ſtehenden Hofrath Link, ließ ſich viel erlernen und gewinnen, und unſer Künſtler verſtand es, ſorgſam einzuſammeln. Beide waren erſt kurz zuvor von ihrer Reiſe nach Griechenland zurückgekehrt, die ſich durch den Fund der äginetiſchen Statuen ſo reich belohnt hatte. Einige Zeit vor dem zu ſeiner Abreiſe beſtimmten Termine lernte er in Wilhelm Müller erſt einen willkommenen Reiſegefährten, dann einen, als Menſch und Dichter gleich hochbegabten, Freund kennen. Längere Zeit hielten ſie ſich noch in Florenz auf, bis wohin ſie in Geſellſchaft eines Engländers die Reiſe auf eine ungewöhnliche Art zu Pferde machten, um ganz ungebunden folgen zu können, wohin die artiſtiſche Wünſchelruthe ſie zog. Dieſe kurze Tour hatte neben vielfacher Ausbeute für die beiden Freunde (Müller ſammelte unter Anderem einen großen Theil der ſpäter von dem Schreiber dieſer Zeilen in der Egeria veröffentlichten italieniſchen Ritornelle) ihnen reichen Genuß, den ſie in der Erinnerung ſich gern und oft wieder hervorriefen, gebracht und ſie überzeugt, daß man für einige Opfer an Bequemlichkeit in Italien vollkommen durch den Anblick herrlicher Naturſchönheiten entſchädigt wird, von denen man, eingepackt im engen Fuhrwerk der Vetturinen, auf der ſtaubigen Landſtraße keine Ahnung hat. — Der etwa zwei Monate dauernde Aufenthalt in Florenz wurde von unſerem Reiſenden benutzt, um ſeine in Rom ſtets neben der Arbeit fortgeſetzten Studien der Kunſtepoche vor Raphael zu vervollſtändigen; auch hatte ihn die altflorentiniſche Schule ſchon auf der Hinreiſe durch die Tiefe einzelner Meiſter, die als Kinder eines Landes und eines Geiſtes mit Dante aus gleichem göttlichen Urquell Leben geſchöpft, ganz beſonders angezogen, und er widmete ihnen eifrig von Neuem ſeine Aufmerkſamkeit. Müller war nicht weniger fleißig, und der gegenſeitige Austauſch deſſen, was ſie eingeſammelt, machte ihnen die lauen Abende erſt vollkommen genußreich.

Endlich kehrte er nach Caſſel zurück, und dachte nun ernſtlich daran, das Erworbene anzuwenden. Der Uebergang vom Süden zum Norden war leichter, als aus der Freiheit der ewigen Stadt in die engen bürgerlichen Verhältniſſe, deren ſich der freie Sohn der Muſen ſo leicht entwöhnt. Dort, wo Jedem die Größe und Bedeutung der Kunſt ſtets gegenwärtig bleibt, erſcheint das eigene Streben mit erhoben, der Werth des Vergänglichen geringer, und nur das geiſtig Schöne der Beachtung werth. — Da er in Caſſel zu großen Unternehmungen, wie er ſie im Sinne trug, und wie ſie Anderen ſeiner Zeitgenoſſen zu Theil geworden, nicht berufen werden konnte, und auch ſonſt frei blieb, ſo benutzte er dieſe Freiheit zu öfteren Reiſen, um in ſteter Berührung mit Künſtlern zu bleiben. Im Jahre 1831 ward er indeſſen durch die Gnade des Kurprinzen von Heſſen höchſt ehrenvoll in deſſen Dienſt verſetzt, und iſt gegenwärtig Geheimer Hofrath und mit der Direction und Oberaufſicht der dortigen Kunſtſammlungen, namentlich des Muſeums, beauftragt.

In Rom malte er eine Anbetung der Könige (5 F. 11 Z. breit, 4 F. hoch). Dies Bild machte durch ſeine, im Geiſte der van Eycks durchgeführte Auffaſſung, ſowie durch die Behandlung der Farben, deren Glanz auch bis jetzt noch völlig unverändert geblieben iſt, unter den deutſchen Malern in Rom Aufſehn. Es bleibt für die neuere Kunſtgeſchichte von nicht geringem Werth, da es einer der wenigen characteriſtiſchen Repräſentanten für jenen Wendepunkt der deutſchen Kunſt iſt. Ein zweites, in Caſſel gemaltes Bild, drei ſingende Engel darſtellend, das ſich im Beſitz des Kurfürſten von Heſſen befindet, ward äußerſt vortheilhaft von Goethe und Meyer in der Goethe'ſchen Zeitſchrift für Kunſt und Alterthum beurtheilt. Gleiches ward zwei andern Bildern, einer Charitas und einer Flucht nach Aegypten, zu Theil. Ein größeres, 1830 vollendetes Gemälde, der Empfang Jakobs II. am Hofe zu Verſailles, kam nach England. In neueſter Zeit beſchäftigte er ſich mit Momenten aus dem Leben Ruben's und van Dyk's im Auftrage des Kurprinzen von Heſſen; vieler trefflicher kleiner Bilder, wie z. B. die obenerwähnten, welche er in der Zwiſchenzeit vollendete, nicht zu gedenken.

Ruhl's Porteſeuille birgt noch einen Schatz köſtlicher Federzeichnungen, theils zu Shakſpeare, theils zu deutſchen Dichtern, und es iſt lebhaft zu wünſchen, daß er ſie veröffentliche. Wie jeder wahre Meiſter, iſt er zu beſcheiden und zu ſtreng gegen ſich ſelbſt, und daher nur den Beſten und den wahren durchgebildeten Kunſtfreunden wohlbekannt; aber der Menge ſteht er ferner, das laute Treiben des Marktes verſchmähend. Eine größere Freude könnte mir nicht werden, als wenn dieſe wenigen unbedeutenden, aber aus der ganzen Fülle meiner Ueberzeugung niedergeſchriebenen Zeilen ihr Scherflein dazu beitrügen, die Aufmerkſamkeit des größeren Publicums auf ſeine trefflichen Leiſtungen zu lenken; im Erfolge läge für mich der ſchönſte Dank.

Vergangene Zeiten.

Bremen, am 12. October 1825.

Heute Vormittag ſtand ich im Vorhofe des alten Muſeums und plauderte mit U. Da kam ein ſchon ältlicher, aber noch ſehr raſcher Mann, mit einer blonden Perücke und ſcharf geſchnittenen, doch keineswegs unangenehmen Zügen hinzugetreten und fragte U. nach einem Fremden, der bei ihm logiren ſolle. Dann blieb er eine Weile ſtehen und ſah mit ſatyriſchem Lächeln einige Compagnieen der Bürgergarde vorüberziehn. U. nannte mir nun ſeinen Namen, und ſiehe da, es war P., der ehemalige Secretair Napoleon's, von dem mir ſein Neffe, Dr. X., mein Reiſegefährte von Berlin nach Hamburg, viel erzählt hatte. Damals ſollte ich ihn durch deſſen Vermittelung in Hamburg kennen lernen, aber wir verfehlten uns und Beide reiſten zu ſchnell ab. Ich beſchloß nun, dies Mal die Gelegenheit bei ihren wenigen Stirnhaaren feſt zu halten, drehte mich flugs zu ihm um, und ſtellte mich ihm ſelbſt vor, indem ich mich auf die Bekanntſchaft mit ſeinem Neffen bezog. Er nahm es ſehr freundlich auf, ſprach mit großer Liebe von dem ihm verwandten jungen Arzte und lud mich ein, ihn zu beſuchen. Aus U's etwas ſehr confuſen Mittheilungen erfuhr ich, nachdem er fortgegangen, daß er früher, unter der Kaiſerherrſchaft, ein öffentliches Amt in Bremen verwaltet, äußerſt viel Gutes geſtiftet, aber doch, durch ſein Rütteln am alten Schlendrian, ſich ſo verhaßt gemacht, daß man im Volke ein plattdeutſches Spottlied auf ihn verfertigt, welches ihm jetzt noch mitunter nachgeſungen werde. — Als Napoleon geſtürzt war und in ſein Vaterland zurückgekehrt, wurde ihm, wenn ich nicht irre, von der *ſchen Regierung der Proceß gemacht, und er zu ewiger Unterſuchung condemnirt. Um ſein Leben zu friſten, mußte er in der Gefangenſchaft kleinen Kindern Unterricht ertheilen, wie weiland der jüngere Herr Dionyſius zu Korinth.

Dies that er mit ſolchem Eifer und Talent, daß er ſich bald Aller Herzen gewann. Den Bemühungen einer angeſehenen fürſtlichen oder gräflichen Familie, welcher er, als die Macht noch in ſeinen Händen war, große Dienſte geleiſtet, verdankte er endlich ſeine Freiheit, und iſt jetzt Adminiſtrator ihrer, in dieſer Gegend liegenden Güter, was ihm ein ſorgenfreies Auskommen verſchafft.

Am 14. October.

— — — Dieſen Morgen machte ich P. einen Beſuch, fand ihn aber nicht zu Hauſe, und erfuhr von ſeiner Wirthin, daß er nur beſuche, ſich aber nie beſuchen laſſe. Dagegen kam er heute Nachmittag zu mir, und lud mich im Auftrage der Frau S.... zu einer Abendgeſellſchaft ein. Von der Dame hatte ich auch ſchon gehört, daß ſie eine Art von bureau d'esprit halte. Ich hatte nicht eben große Luſt, aber P. trieb ſo gutmuthig und lockte mit einigen ſehr hübſchen Geſichtern, die gewiß da ſein würden; kurz

Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Da war's um ihn geſchehn.

Und das war es wirklich. Neun und zwanzig, ſage neun und zwanzig alte und junge Damen und P. und ich die einzigen Männer in der Geſellſchaft. Mir wurde himmelangſt und ich fing an, zu merken, daß P. bei großer Bonhommie auch ein großer Schalk ſei. Wunderlich, wie ſich gerade aus dem Poſitiven oft das Negative entwickelt. In dem Weſen der alten Reichsſtadt lag, daß ſich die Glieder der Innungen und Zünfte zuſammenfanden an gewiſſen Tagen. Daraus iſt mit der Zeit ein abſcheuliches Clubbweſen geworden, das alles feinere Geſellſchaftliche vollkommen paralyſirt. Jeder Mann, verheirathet oder unverheirathet, hat ſeinen Clubb, in welchem er den Tag beſchließt, und die Frauen bleiben ſich überlaſſen. Zu entſcheiden, ob das nicht ſehr dazu beitrage, den Pietismus zu nähren, der ſich hier wie auf der Weide befindet, dazu bin ich noch zu jung und kenne Bremen zu wenig; aber denken kann ich's mir. Die Damen machen daher wie die Stoßvögel Jagd auf Fremde, beſonders wenn ſie etwas in ihren Kram paſſen. Heute war ich nun der unglückliche Lion und P. mein

Wärter. Ich mußte vorleſen, improviſiren, und ſie hätten gern geſehen, daß ich auch auf dem Seil getanzt hätte. Adorirt wurde ich zwar durch die ganze Tonleiter, aber Alles zu ſehr Molluske. Zuletzt wurde es mir zu arg und ich ärgerlich, da brachen ſie endlich auf. Ich dankte meinem Schöpfer und ging etwas einſylbig neben P. her. Da faßt mich der auf dem Domhof unter und ſagt: Nun kommen Sie ſchnell in den Rathskeller, ehe er geſchloſſen wird, nun wollen wir bei Auſtern und Rheinwein uns von dem ſüßen Zeuge erholen. Das ließ ich mir gefallen; bald ſaßen wir in einer Ecke des Verrätherſaals behaglich eingepferchit, friſche Auſtern und duftigen 22er vor uns. Nach einer Weile ſagte ich zu P.: Nun, da Sie mich ſo ſchön angeführt haben, thun Sie mir auch etwas zu Gute und erzählen Sie mir vom Kaiſer. Er ſah mich plötzlich ernſt an und ſagte: Sie wiſſen wohl nicht, daß ich das nie thue! Die Antwort machte mich verlegen, und ich wußte nicht, was ich erwiedern ſollte. Haben Sie nicht auch, ſo jung Sie noch ſind, Erinnerungen im Herzen, von denen ſie aus tiefſter Liebe nicht ſprechen mögen, als nur mit ſich ſelbſt ganz allein? fragte er mich nun. Die Bejahung verſtand ſich von ſelbſt. Wir ſchwatzten nun von anderen Dingen ſehr herzlich; denn ich hatte großen Reſpect vor dem alten Herrn bekommen. Zuletzt, die Gelegenheit gab es gerade, ſagte er: Ganz leer ſollen Sie aber doch nicht ausgehen — und erzählte mir nun Folgendes:

Männerfeindſchaft iſt ein böſes Ding, das habe ich erfahren; aber der erbittertſte Feind hat nicht den Muth, ſo weit zu gehn, wie ein haſſendes Weib. Das macht, bei den Frauen ſetzt ſich ein Hauptgedanke feſt, um den dreht ſich ihr ganzes Leben; bei den Männern dagegen tauſend, von welchen der eine den anderen verdrängt, und nur der mächtigſte immer wieder auftaucht, und ſich geltend macht, während er bei den Frauen gleich der Sommerſonne im höchſten Norden iſt und nie untergeht. — Als Napoleon auf dem höchſten Punkte ſeines Glanzes und ſeiner Macht ſtand, bald nach ſeiner Vermählung mit der Kaiſertochter aus dem Hauſe Habsburg, beſuchte er die weſtlichen Departements. In einer Stadt, welche der Sitz der Präfectur war, gleichviel, wie ſie heißt, ward dem hohen Paare ein Ball gegeben. Man hatte zwölf der hübſcheſten und vornehmſten jungen Mädchen ausgeſucht, um die Kaiſerin bei dem Eintritt in den Ballſaal zu empfangen, und von dieſen ſollte wiederum die ſchönſte, ein Fräulein von — ich will ſie Champmerlé nennen, denn einige Perſonen dieſes Trauerſpiels leben noch und der Zufall könnte Sie Reiſeluſtigen doch einmal dahin führen — ein prächtiges Bouquet überreichen und einige Worte dazu ſagen. Die zwölf jungen Damen ſtanden am Eingang und waren luſtig und guter Dinge, am Meiſten die Rednerin, der es nicht an Zungenfertigkeit zu fehlen ſchien. In einiger Entfernung befanden ſich die Mama's, mit ſtolzem Selbſtbewußtſein auf ihre Töchter blickend. Plötzlich erſcholl, früher als man geglaubt hatte, der Ruf: die Majeſtäten! und auch in demſelben Augenblick traten der Kaiſer und die Kaiſerin ein. Kaum hatte Alles Zeit, ſich ehrerbietig zu ordnen; die jungen Damen ſchritten vor, aber die Rednerin war von einer ſo ungeheuern Angſt befallen, daß ſie die bleich gewordenen Lippen krampfhaft öffnete und, ohne ein Wort hervorzubringen, mechaniſch das Atlaskiſſen vorſtreckte, auf dem das Bouquet lag. Marie Louiſe nahm es herab und lächelte in ihrer Herzensgüte dem hübſchen Kinde freundlich zu, um ihm Muth zu machen; aber vergebens — es blieb ſtumm, als ſei es ſo geboren. Der Kaiſer ward ungeduldig und wollte ſich ſchon wegwenden, da trat entſchloſſen, doch mit der graziöſeſten Beſcheidenheit eine andere von den jungen Damen vor, ein Fräulein Bonald, Tochter eines alten Generals, der auf dem Schlachtfelde vom Gemeinen aus vorgerückt war, und ſagte einige höchſt geiſtreiche Worte zur Begrüßung der Kaiſerin. Ueberraſcht und erfreut, unterhielt ſich der Kaiſer nun längere Zeit mit ihr und lobte ihre Geiſtesgegenwart, nicht ohne Seitenhieb auf das arme, eingeſchüchterte Kind, dem man wohl anſah, es ſei ihm zu Muthe, als müßte der Boden unter ihm verſinken. Der Ball nahm nun ſeinen regelmäßigen Gang; Fräulein Bonald wurde den ganzen Abend ſehr fêtirt, aber um das arme Fräulein de Champmerlé wagte ſich Niemand zu bekümmern, denn was der Kaiſer geſagt, war von Lippe zu Lippe geeilt. Das unglückliche, gekränkte Weſen dauerte mich in tiefſter Seele; ehe die Majeſtäten fort waren, durfte es nicht daran denken, den Saal zu verlaſſen. Bleich wie der Tod und unbeweglich ſaß es in einer Ecke, nur ſeine dunkeln Augen brannten unheimlich — und meine weiſſagende Seele ahnete nichts Gutes. Demoiſelle Bonald wurde am andern Tage zur Kaiſerin eingeladen und erhielt eine ſehr ſchöne Uhr als Andenken; ein Cadeau, das urſprünglich nicht für ſie beſtimmt worden war, das wußte ich am Beſten.

Das Evènement hatte aber noch ſchlimmere Folgen, von denen ich Augenzeuge wurde, da ein Auftrag des Kaiſers mich in der Stadt zurückhielt. — Die Champmerlés waren ein altadeliges Geſchlecht, ſtolz, hoffärtig und ohne Vermögen; ſie wollten daher durchaus nicht in die Verbindung des Vetters der kleinen Verunglückten mit der klugen und hübſchen Bonald willigen, obgleich die beiden

Leute ſich liebten. Oscar de Champmerlé war ein intereſſanter junger Mann, offen, brav, geiſtreich, und ſeine Wahl eine höchſt paſſende. Der Kaiſer hörte davon. Sie wiſſen, er liebte das Syſtem der Fuſion, wie er es nannte. Er befahl ihm daher, ohne Weiteres Mélanie zu heirathen und zwar binnen ſechs Wochen. Die Champmerlé's mußten gute Miene zu böſem Spiel machen. Wer war glücklicher als die Liebenden. — Die Hochzeit ward ſchon binnen vierzehn Tagen angeraumt, und ich erhielt den Befehl, den Kaiſer dabei zu repräſentiren. Alles lief vortrefflich ab. Fräulein de Champmerlé war Brautjungfer ihrer künftigen Couſine, ſehr heiter und freundlich und ſchien die an jenem Abend erlittene Schmach ganz vergeſſen zu haben. Ein Ball beſchloß hergebrachter Weiſe das Feſt. Oscar tanzt mit ſeiner Couſine, ſie gleitet aus und will fallen, er fängt ſie auf und ritzt ſich, wie er glaubt, die Hand an einer Nadel ihres Kleides. Er achtet das nicht, zieht den Handſchuh darüber und tanzt munter fort. Gegen Mitternacht, als das Brautpaar bereits verſchwunden, gehe ich in mein Logis; mit mir war einer unſerer geſchickteſten Staabsärzte, den derſelbe Auftrag in der Stadt feſthielt, und der neben mir wohnte. Kaum ſind wir zu Hauſe angelangt, nach guter deutſcher Sitte noch eine Cigarre rauchend mit einander, ſo kommt athemlos der Bediente und ruft den Arzt in das Hochzeitshaus zurück. — Er bleibt zu meiner Verwunderung die ganze Nacht fort, und als er am andern Morgen vor mein Bett tritt, erzählt er mir: Oscar's Arm ſei plötzlich unter den unſäglichſten Schmerzen angeſchwollen, kein Mittel habe geholfen, und das Uebel ſo furchtbar ſchnell um ſich gegriffen, daß ihm weiter nichts übrig geblieben ſei, als den Arm aus dem Gelenke zu löſen und abzunehmen. Quelle triste nuit de noces, ſetzte er hinzu. — Ja wohl war ſie traurig. — Oscar lag lange zwiſchen Leben und Tod. Melanie wich nicht von ſeinem Bett; ein Medizinglas zerbricht, ſie tritt in die Scherben und verletzt ſich den Fuß. Ganz daſſelbe Uebel ergreift auch ſie, ihr muß der Fuß amputirt werden, und Mann und Weib ſind vier Tage nach der Hochzeit

Krüppel. Sarlandière, der Staabsarzt, war außer ſich und verſicherte mir verzweifelnd, ſeine Kunſt habe ein Ende, denn es ſei ihm unmöglich, den Urſprung des Uebels zu erforſchen. — Mit Oscar's Carriere war es aus, er mußte ſich nach ſeiner Geneſung auf ein Gütchen zurückziehen und hier, von aller Welt abgeſchieden, ein triſtes Leben führen.

Ich verließ bald darauf die Stadt. Die gewaltigen Erlebniſſe, die mich in ihren Strudel fortgeriſſen, hatten den ganzen Vorfall aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht, da erhielt ich vor einem halben Jahre einen langen Brief von Sarlandière, der, Gott weiß durch wen, erfahren, daß ich noch am Leben ſei. Er erzählte mir, daß er gegenwärtig als praktiſcher Arzt in jener Stadt lebe, erinnert mich auch an jene Begebenheit und fügt hinzu, daß die Ehe zwiſchen Oscar und Mélanie eine ſehr kurze, aber ſehr unglückliche geweſen ſei. — Oscar habe ſich nach einem halben Jahre aus Mismuth erſchoſſen, Mélanie ſei bald darauf von einem todten Kinde entbunden, das gleich nach ſeiner Geburt von einem ähnlichen

Uebel ergriffen und geſtorben. Die arme Melanie befindet ſich ſeitdem im Irrenhauſe.

Und nun die Löſung: Fräulein de Champmerlé war eine geborne Creolin und hatte ihre alte Amme bei ſich, eine Negerin von der Goldküſte, deren Abgott ſie war. Auf Rache ſinnend, hatte die Alte ihr ein von dort mitgebrachtes lange bewahrtes Gift gegeben, mit dem die Neger ihre Waffen beſtreichen. Geſchickt hatte ſie es anzubringen verſtanden; denn ſie haßte wie eine Creolin. Wie Sarlandière das Geheimniß erfahren, darüber ſchwieg er; vielleicht von der Amme auf ihrem Todbette. Die Champmerlé's ſind ſeit der Reſtauration ſehr zu Ehren gekommen und ſpielen eine große Rolle am franzöſiſchen Hofe. Die Vergifterin iſt an einen ſehr vornehmen Mann verheirathet und wird wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend außerordentlich geprieſen. Wie die Sachen ſtehen, wird ſich Sarlandière wohl hüten, ſich je merken zu laſſen, daß er um das Geheimniß wiſſe; auch liegt ihm überhaupt nur daran, herauszubringen, ob das Gift ein mineraliſches oder vegetabiliſches geweſen, und er bittet mich, ihm à tout prix echte Waffen von Wilden aufzutreiben, um damit experimentiren zu können.

Sehn Sie, mein junger Freund, ſo rächt ſich zu Zeiten ein Weib. Und nun hüten Sie ſich, eine Frau ohne Nutzen zu beleidigen, wie Sie das heute Abend gethan, als Ihnen eine Dame ein geiſtloſes Thema gab, und Sie dieſelbe mit ſcharfem Bonmot vor der ganzen Geſellſchaft beſchämten. Man weiß wahrlich nicht, wie weit im Leben ein Paar Frauenhände reichen können. — Gute Nacht!

Damit ſtand er auf und ging. Ganz betroffen, blieb ich nachſinnend ſitzen und vergaß im erſten Augenblick, ihn zu begleiten. Als ich gleich darauf aus dem Keller herausſtieg

E tornai a riveder le belle stelle,

war von P. Nichts mehr zu ſehn, und ich wanderte gedankenſchwer allein dem alten Muſeum zu. Glücklicher Weiſe waren U. und das freundliche Lenchen (die Wirthſchafterin) noch auf; ein eiskaltes Glas Zuckerwaſſer und ein luſtiges Geplauder mit ihnen ſpannten mir die aufgeregten Nerven wieder ab.

Den 11. October.

Es ſcheint, als wolle P. den neulichen ſchlimmen Eindruck wieder auslöſchen. Heute Nachmittag kam er zum Kaffee und erzählte mir folgende zwei Geſchichten, die mich außerordentlich amuſirten. Zu der Erſten hatte er eine äußerſt geiſtreiche Skizze mitgebracht aus ſeinem Album. Sie iſt nur kurz. Bei dem Uebergange über den St. Bernhard marſchirte Buonoparte mit kleinen Schritten, aus Furcht, auf dem glatten Schnee auszugleiten. Plötzlich verlor er aber doch das Gleichgewicht und fiel hin. Die Offiziere hinter ihm hielten es für ihre Pflicht, eben ſo unſicher auf den Beinen zu ſein, wie ihr General, und einer nach dem Anderen wirft ſich, wie durch Ungeſchick, hin. Ueber dieſe wunderliche Schmeichelei gerathen die Soldaten in ein homeriſches Gelächter. Napoleon, der raſch wieder auf den Füßen iſt, ſtimmt mit ein, und demgemäß auch in tiefer Devotion der ganze Staab, ſo daß, als ſie ſich endlich wieder zurecht gefunden, der Zug mit der größten Luſtigkeit fortgeſetzt wurde, und jeden Augenblick bald ein Gemeiner, bald ein Offizier wieder von Neuem zu lachen anfing und die Anderen mit hineinzog.

Noch characteriſtiſcher iſt die zweite Anekdote. Am Abend nach dem Treffen von Caſtiglione lagen einige Soldaten um das Wachfeuer und ſchwatzten über die Begebenheiten des Tages und beſonders über die Fähigkeit und Bravheit ihres jungen Generals. Das weiß der Kuckuck, ſagte Einer, er macht den Oeſtreichern das Leben ſauer. Vorgeſtern bei Lonato, heute bei Caſtiglione: ein Wetterkerl, der kleine Corporal.

Nachgerade, bemerkte ein Anderer, hätte er doch wohl verdient, zu avanciren.

Nicht übel, erwiederte Jener, er hat Verdienſte, das läßt ſich nicht abläugnen, man braucht ja nur die Orte zu nennen, wo wir den Vortheil davon trugen: Binasco, Borghetto, Mantua, Lonato, Roveredo, Caſtiglione. Alſo abgemacht. — Soldaten der Armee von Italien, rief er nun laut, im Namen der alten Troupiers, Ihr ſollt den Bürger Napoleon Buonoparte anerkennen als Euren Sergeanten, ihm gehorchen und . . .

Hier ward der Redner plötzlich unterbrochen von einem kleinen, bleichen, jungen Manne, im grauen Ueberrock, ohne irgend ſonſt ein Abzeichen, der ihm auf die Schulter klopfte und wohlwollend zu ihm ſagte: Und wann hat der neue Sergeant zu hoffen, daß er Unterlieutenant wird? Bei dem Klange der wohlbekannten Stimme ſpringen Alle auf und ſalutiren, mit der Rechten an den Tſchako greifend; der alte Soldat aber, der ihn proclamirte, antwortet ruhig und würdevoll, ſeinen Schnurrbart drehend, und ohne aus der Faſſung zu kommen: das findet ſich, General! das wird er ſeiner Zeit ſchon früh genug erfahren.

Am 16. October.

Riem hatte mich eingeladen, heute in den Dom zu kommen und ſeinem freien Orgelſpiel zuzuhören. Wir wollen ſehn, was Gott uns eingiebt, ſagte er, als ich ihn am Nachmittage abholte. Töne laſſen ſich einmal nicht beſchreiben; aber ſeine Phantaſie war prächtig, ſo innig fromm und zart und doch ſo voll Kraft und Tiefe. Es geht mir immer ganz eigen; Gerüche erwecken mir Erinnerungen, Töne dagegen Bilder und poetiſche Ideen. Zum Improviſiren bin ich ſtets am Glücklichſten angeregt, wenn ein ſchönes Lied von einer ſchönen Stimme kurz vorher geſungen worden iſt; aber der Sänger muß ſelbſt fühlen, was er ſingt, ſonſt wirkt es nur halb.

Im Begriff, mit ihm den Dom zu verlaſſen, machte mich R. auf ein Bild aufmerkſam, das höchſt originell iſt. Es ſtellt das jüngſte Gericht dar, und der Teufel iſt nicht ſchwarz, ſondern blau. Zu der Zeit nämlich, in welcher der Maler, ein geborner Bremer, dies Werk verfertigte, wurde ſeine Vaterſtadt von den Schweden arg heimgeſucht. Aus Rache malte er nun den Teufel in der ſchwediſchen Farbe.

Am 19. October.

R. und S. ſpielen das ganze Jahr hindurch jeden Abend Puff mit einander um Geld; der beiderſeitige Gewinn wird aber nicht ausbezahlt, ſondern fortwährend angeſchrieben bis zum 18. October, und von der ganzen Summe geben ſie dann ihren Frauen ein Feſt, bei dem allerlei kleine Geſchenke verlooſt werden. Dieſe Idee gefiel mir außerordentlich; ſie luden mich dazu ein und, da ich etwas früher kam, ſo fand ich ſie bei dem Anordnen der Geſchenke, welche verlooſt werden ſollten, beſchäftigt. S. wußte mich ſogleich dabei zu verwenden, und forderte mich auf, die einzelnen Gaben mit Verſen auszuſtatten, wobei er mir Näheres an die Hand gab. Am Meiſten machte uns der Hauptgewinn, ein Paar ſehr eleganter, auf Sammet gemalter Jarretieren, zu ſchaffen; nach langem Ueberlegen wurde eine Art Räthſel von zwei Freunden, - die im Leben unzertrennlich neben einander hergehn, einander immer abwechſelnd willig den Vorrang laſſen, und ſtets eine kleine Welt tragen, zur Belohnung ihrer treuen Dienſte aber jetzt mit Ordensbändern geſchmückt werden ſollen, entworfen, und mit großer Heiterkeit von mir in Reime gebracht. Dabei kamen wir auf Dichter unſerer Bekanntſchaft zu ſprechen, und Jeder gab von ſeinen Jugenderinnerungen zum Beſten, unter denen die meinigen natürlich die jüngſten waren. Dadurch wurde das Andenken an den alten Matthias Claudius, den Wandsbecker Boten, den ich als Kind ſehr wohl gekannt hatte, auf das Lebhafteſte wieder bei mir aufgefriſcht, und ich will dieſe müſſigen Augenblicke benutzen, Alles, was von ihm noch in meinem Gedächtniſſe lebt, hier zu notiren, da die Folgezeit, in der mir viele neue Eindrücke bevorſtehen, es leicht verwiſchen möchte. Er war, als ich ihn kennen lernte, bereits ſiebenzig Jahre alt, aber geiſtig noch ſehr rüſtig und voll guter Einfälle und anmuthiger Behaglichkeit, einfach in ſeinem Weſen, eine wohlthuende Erſcheinung, obwohl er das nur ſpärlich mit ſilbernen Haaren bedeckte und mit einem ſchwarzen Käppchen geſchützte Haupt ſehr vorgebeugt trug. Seine Frau, bei Weitem jünger als er, erſchien dagegen als eine ſehr ſtattliche Figur, und mußte einmal ſehr ſchön geweſen ſein. In der ganzen Familie herrſchte etwas Patriarchaliſches, Geſundes, Bürgerliches; die Söhne waren damals noch auf der Univerſität oder der Schule Pforta; die unverheiratheten Töchter aber — klug und heiter, und eben ſo einfach wie die Alten — im väterlichen Hauſe. Claudius lebte in beſchränkten Umſtänden von dem geringen Gehalt, den ihm ſeine Stelle als erſter Reviſor, ich glaube der Altonaiſchen Bank, eintrug, und war, da er eine ſtarke, noch unverſorgte Familie beſaß, wohl nicht ganz ſorgenfrei; nie aber habe ich äußere Beſchränkung mit einer ſolchen Liebenswürdigkeit tragen ſehen, als es von ſämmtlichen Gliedern geſchah. Sie wohnten in einem eigenen kleinen, von Bäumen beſchatteten Hauſe, in welchem, wenn ich nicht irre, auch alle Söhne und Töchter waren geboren worden. Von Claudius Naivetät und Bonhommie wußten ſeine Bekannten viel zu erzählen. So hatte er unter Anderem einmal die Gräfin Schimmelmann (Wandsbeck gehörte damals, glaube ich, noch ihrem Gemahl und ging erſt ſpäter mit Ausnahme des Schloſſes und Gutes, durch Kauf an die Krone Dänemark über) gebeten, eins ſeiner Kinder aus der Taufe zu heben. Nachdem die Feierlichkeit vorüber und der Kindtaufsſchmaus beginnen ſollte, auf den man zu jener Zeit, und ganz beſonders im Holſteiniſchen, große Dinge hielt, wurde ſtatt der Delicateſſen Bier, Schwarzbrod, Butter und Käſe aufgetragen, und Claudius wandte ſich nun mit folgenden Worten zu ſeiner vornehmen und eben ſo liebenswürdigen Gevatterin: Leckerbiſſen, gnädige Gräfin, haben Sie alle Tage, das iſt Ihnen alſo nichts Neues und man macht Ihnen keine Freude damit; dieſe einfache Koſt kommt aber bei Ihnen wohl gar nicht vor, und wird Ihnen daher, da ſie ganz den Reiz der Neuheit für Sie hat, jedenfalls nicht unangenehm ſein. Holdſelig geſtand die wohlwollende Gevatterin dies aufrichtig zu, man war bis ſpät in die Nacht vergnügt und ein froheres Kindtaufsfeſt iſt wohl ſelten gefeiert worden. — Höchſt originell iſt auch folgender, jedoch mehr bekannte Zug von ihm. Er und der bereits verſchollene eigenthümliche Dichter Burmann hatten durch ihre Schriften großes, gegenſeitiges Wohlgefallen aneinander gefunden und lebhaft gewünſcht, ſich perſönlich kennen zu lernen. Endlich kommt Claudius nach Berlin und ſucht ſogleich Burmann auf. Als er eintritt und auf Burmanns Frage: wer er ſei, antwortet: Asmus, der Wandsbecker Bote, geräth dieſer in ein unbeſchreibliches Entzücken, das er nicht anders zu äußern weiß, als indem er ſich auf die Erde wirft und auf dem Boden umherkollert. Claudius läßt ihn ruhig gewähren und ſieht ihm erſt eine Weile zu, dann aber, in der Meinung, er müſſe doch wohl in dieſe Empfangsfeierlichkeit einſtimmen, legt er ſich zu ihm und wälzt ſich auch ein Paar Mal herum, bis ſie denn endlich aufſtehn und ſich gerührt in die Arme fallen.

Claudius hatte zu Anfange dieſes Jahrhunderts lebhaften Antheil genommen an dem bekannten Schleswig Holſteiniſchen Agendenſtreit und ſich hier, ſeinem inneren Gefühle nach, der orthodoxen Partei entſchieden zugeneigt. Der Dichter herrſchte überhaupt in ihm vor und beſtimmte die meiſten ſeiner Handlungen. Eine von ihm damals herausgegebene plattdeutſche Flugſchrift „An den Naber mit Raad" gehört, abgeſehn von dem Inhalt, was Styl und Ton betrifft, unſtreitig zu den beſten Arbeiten dieſer Gattung, und es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſelbe, durch welche ein ganz eigenthümlicher poetiſcher Hauch weht, nicht ſeinen ſämmtlichen

Werken einverleibt worden iſt. Zum Volksſchriftſteller war er überhaupt berufen und würde in anderen Verhältniſſen und Umgebungen gewiß hier Außerordentliches haben leiſten können, da ſich hingegen zu ſeiner Blüthezeit nicht die rechte Gelegenheit dazu darbot. Wäre er zur Zeit des Drucks und der Befreiung jünger geweſen, wie würde er gewirkt haben! Selbſt damals, im hohen Alter, und die Hand ſchon an den Pfortenring des Jenſeits legend, äußerte er die Begeiſterung und das Entzücken eines Jünglings, ſowie bald nachher, als Hamburg wieder dem Zwingherrn anheimfiel, und deſſen edelſte Söhne unſtät und flüchtig umherirrten, den feurigſten, unermüdlichſten Eifer, ſo viel er konnte, nach ſeinen beſchränkten Kräften zu rathen und zu helfen, obwohl ihm ſelbſt in der Perſon ſeines, von den Franzoſen geächteten Schwiegerſohnes, des trefflichen Friedrich Perthes, großes Leid drohte. Ich war damals ſelbſt Augenzeuge und werde es nie vergeſſen, wie er einen Hamburgiſchen Freiwilligen, der ſich glücklich, bereits von den Franzoſen verfolgt, nach Wandsbeck geflüchtet hatte, bei ſich aufnahm, verkleidete und ihm weiter half, und dies ſo geſchickt that, daß die ganze Nachbarſchaft es merkte und faſt mit anſah; aber von der Nachbarſchaft verrieth ihn ſicher Keiner, ſelbſt nicht für den reichſten Lohn; denn die Liebe und Verehrung für den alten, prächtigen Mann war zu groß und zu allgemein. Er hatte noch das Glück, die völlige Befreiung Deutſchlands zu erleben und von ſeinen geliebten Kindern und Enkeln umringt, im Hauſe ſeines Schwiegerſohnes, der ungefährdet, trotz ſeinem glühenden Patriotismus, wieder zu ſeinem eigenen Heerde zurückgekehrt war, die Augen zu ſchließen.

Hannover, am 25. October.

Das war eine luſtige Reiſegeſellſchaft von Bremen hieher. Fünf Göttinger Studenten aus dem Verdenſchen und Oldenburgiſchen, die aus den Ferien wieder der Georgia Auguſta zueilten, eine alte, ſehr korpulente Demoiſelle, die den Rum verehrte als herrliches Mittel gegen den Magenkrampf, und ihn zwar wie Medicin mit Löffeln, aber in ſtarken, oft wiederholten Doſen nahm, ein Bauer aus dem Budjadinger Lande, und ich. — Wir Letztgenannten ſaßen zuſammen im Coupé und unterhielten uns ganz vortrefflich, denn mein Nachbar war eben ſo gutmüthig als mit natürlichem Verſtande und treffendem, derbem Witz, den er mehrere Mal ſchlagend auf die alte Mamſell, wegen ihres Univerſalmittels, losließ, ausgerüſtet. — Auf der Station fragte mich ein Student, ob ich wohl wiſſe, daß der Bauer, der ſeiner Stärke wegen berühmte Hans Brandt ſei. Als ich es verneinte, ſagte er: Warten Sie nur, er ſoll ihnen einen Beweis geben und uns dazu einen Spaß machen. — Wir haben einen naſeweiſen, vorlauten Fuchs im Wagen, den will ich auf ihn loslaſſen. Uebrigens müſſen Sie wiſſen, daß Hans Brandt derſelbe iſt, der als zwanzigjähriger Knecht in Hildesheim eine ganze franzöſiſche Einquartierung von ſechs und zwanzig Mann dermaaßen durchprügelte, daß ſich kein Franzoſe mehr an ihn wagte und ihn der General kommen ließ und lobte. Er iſt ſonſt der beſte Menſch, und wird Niemandem etwas zu Leide thun; wir ſind aus demſelben Kirchſpiel, daher kenne ich ihn ſo gut. Mein Vater iſt Juſtizbeamter dort und liebt ihn ſehr, weil er ihm viele Arbeit und Mühe erſpart. Entſteht einmal Streit und Prügelei, und es giebt kein Mittel mehr, die Leute zur Raiſon zu bringen, ſo wird Hans Brandt geholt, und ſowie er erſcheint, iſt Frieden im Lande, denn er wirft die Ruheſtörer gleich zu Dutzenden aus dem Fenſter.

Ich ließ mir Nichts merken von dem, was Studioſus mir erzählt, ſondern plauderte unbefangen mit dem Hannöverſchen Simſon weiter, bis wir nach Nienburg kamen. Auf der Flur des Wirthshauſes ſtand eine ſieben Centner ſchwere Glocke, die auf ein benachbartes Dorf geſchafft werden ſollte. Während wir damit beſchäftigt waren, die Inſchriften an derſelben zu leſen, machte ſich der Fuchs quaestionis an Brandt und ſagte ſpöttiſch zu ihm auf plattdeutſch: Er rühme ſich zwar, der ſtärkſte Mann im Lande zu ſein, aber die Glocke da aufzuheben, das müſſe er doch bleiben laſſen. Legen Sie einmal Ihre Mütze auf die Erde, erwiederte Jener, gelaſſen lächelnd.

Der vorlaute junge Herr that es, und nun hob Brandt, ohne anſcheinende Mühe, die Glocke auf und ſtülpte ſie gute zwei Schritte weiter über die ſchöne, neue, rothe, mit Gold geſtickte Kopfbedeckung. So, — ſagte er nun zu dem Vorlauten, — nun wiſſen Sie aus Erfahrung, wie ſtark Hans Brandt iſt, und nun ſehn Sie zu, wie Sie Ihre Mütze wieder bekommen. Jetzt entſtand ein homeriſches Gelächter, und es koſtete dem Studenten ein gutes Trinkgeld an die Knechte, die mühſam die Glocke ſo weit aufheben, daß er die Mütze hervor nehmen konnte. Es fehlte auf der übrigen Tour nicht an guten Späßen, und der Naſeweiſe wurde ſo mürbe und kleinlaut, daß er ſich endlich ſtellte, als ſchlafe er.

Am 1. November.

An der Wirthstafel ſaß heute Abend ein Mann von weniger, als mittlerer Größe, ſehr beweglich und geſprächig, mit einer braunen cache-folie, unter der die grauen Haare ſich hervordrängten, modiſch und etwas geſucht gekleidet, übrigens ganz das Weſen eines alten

Junggeſellen, der noch gar nicht die Hoffnung aufgeben will, die Krone ihres Geſchlechtes als Gattin heimzuführen, zeigend. Sein Benehmen hatte keineswegens etwas Ungeſchicktes oder Vorlautes; der Ton der guten Geſellſchaft klang ſogar vorherrſchend, wenn auch hin und wieder nicht ganz ohne Geſuchtheit und Selbſtgefälligkeit durch; Alles, was er ſprach, war ganz geſcheidt, und doch fühlte man ſich nicht recht geneigt, die ganze Figur für voll gelten zu laſſen. Er ſchwatzte viel mit dem hieſigen enfant chéri des Dames, dem feinen und geiſtreichen Dr. H., einem wirklich höchſt liebenswürdigen Manne, der ihn freundlich, aber nur obenweg behandelte, und gab ſich dabei die erſinnlichſte Mühe, mich, der ich wider Gewohnheit etwas wortkarg gelaunt war, in das Geſpräch zu ziehen. Ich hatte gleich den Journaliſten oder Correſpondenzler in ihm ausgewittert, und mich auch nicht betrogen. Da nun bei dieſen Herren von zehn meiſt eilf indiscret ſind, ſo war ich ſo lange auf meiner Hut, bis ich gelegentlich ſeinen Namen erfahren. Dies dauerte indeſſen etwas lange; da er von allen Anweſenden als ein alter Bekannter behandelt wurde, ſo nannte ihn zufällig Niemand, und ich hörte gelegentlich nur „Herr Inſpector“ zu ihm ſagen. Endlich kam der redſelige, ſchöngeiſtige P., ſetzte ſich zu uns und machte es zu ſeinem erſten Geſchäft, uns einander vorzuſtellen. Es war, was ich halb und halb bereits geahnt, kein Anderer, als Georg Harrys, der eifrige Hannöverſche Berichtler aller Morgen=, Mittags= und Abendzeitungen des geſammten deutſchen Vaterlandes, und er ſpielte das alte Stück mit uns: da der Berg nicht zu Mohammed kam, ſo kam Mohammed zum Berge. Er geſtand nämlich gleich, daß er ſich eingefunden, um mich kennen zu lernen, da ich es verſchmäht, ihm einen Beſuch zu machen. Nach einigen Complimenten ſuchte ich das Geſpräch auf andere Dinge zu leiten, und es gelang. Harrys trug nun alle frais de la conversation und unterhielt uns mit einer Menge ſchnurriger Geſchichten, die er vortrefflich zu erzählen und mit lebhafter, komiſcher Mimik zu begleiten verſtand. Namentlich trug er einige franzöſiſche Hiſtörchen ausgezeichnet gut und mit einem ſehr eleganten Accent vor. So amuſirte er uns bis ſpät in die Nacht. Als er fort war, hörte ich von K., mit dem ich noch behaglich eine Cigarre auf ſeinem Zimmer rauchte und der alle Hannöverſchen Verhältniſſe ſehr genau kennt, viel Gutes von ihm. Er rühmte namentlich ſein vortreffliches Herz und ſeine redliche Geſinnung und hob beſonders hervor, daß er ein durchaus liebevoller und ſorgſamer Familienvater ſei. Er war urſprünglich zum Kaufmann beſtimmt, hatte eine ſehr ſorgſame Erziehung erhalten, große Reiſen gemacht, lange in Paris gelebt (daher ſein zierliches Franzöſiſch), und ein bedeutendes Vermögen zwar nicht auf eine kluge, aber doch auf eine noble Weiſe theils verzehrt, theils verloren. Zuletzt war er kurze Zeit Hospitalinſpector geweſen, und endlich faute de mieux Schriftſteller geworden, d. h. Correſpondenzenſchreiber, Ueberſetzer franzöſiſcher Bluetten und dergleichen. Es geht ihm jetzt ſpärlich, denn er hat keinen geringen Haushalt zu verſorgen, und dann und wann verſucht er es mit kleinen Speculationen, wie z. B. der Entrepriſe der

Maskeraden, die aber nicht immer nach Wunſch einſchlagen wollen. Auch arbeitet er jetzt an einem Buche, einer Art Anekdotenſammlung, dem er, um originell zu erſcheinen, vier Titel geben will. Ferner hat er ein Luſtſpiel unter der Feder, in welchem der Hauptcharacter ein Anekdotenjäger iſt, und worin er alle angebrachten Anekdoten, unter denen manche ganz witzige, ſelbſt erfunden und gemacht hat. Den Plan, ein belletriſtiſches Journal für Hannover zu gründen, hat er noch nicht zur Ausführung bringen können.

So weit K's Bericht, der uns Gelegenheit zu einem langen, intereſſanten Geſpräch gab. Harrys iſt eben nicht viel mehr, als ein Compilator, aber mit Gewandtheit und keinesweges ohne Geſchmack und, wenn auch nur oberflächlichem, Witz; ein ganz entſchiedenes Feuilletonstalent, und doch kann er nicht in die Höhe kommen. Wäre er ein Franzoſe, ſo hätte er gewiß auf ſeine Weiſe längſt ſein Glück gemacht und bei irgend einem geleſenen Journal ſicher eine feſte Anſtellung als Referent gefunden. Ich habe ein Paar ſittenſchildernde Skizzen von ihm geleſen, deren ſich Jouy nicht zu ſchämen brauchte. Woran liegt das nun? Harrys hat ſicherlich nicht die Schuld, ſondern unſere deutſche Schwerfälligkeit, die ſelbſt den leichteſten Schaum des Lebens mit dem breiteſten und ſchwerſten Löffel abgerahmt und ſervirt haben will, damit ſie ihn mit ihrem täglichen Brode als kalte Schaale in größter Umſtändlichkeit verzehren kann, und Nichts davon wiſſen mag, daß man ihn mit leiſen Lippen leicht vom urſprünglichen Becher ſelbſt abſchlürfe. Manche Thorheit des Tages würde gar ſo nachhältig nicht wirken, wenn man ſie in unſeren politiſchen Zeitungen, die doch der einzige Tummelplatz öffentlicher allgemeiner Beſprechung ſind, obenhin aber gefällig und treffend abhandelte. Was hat denn unſere Journal-Literatur und unſere Kritik ſo verdorben? Nichts Anderes, als daß wir die unbedeutendſten Sachen darin mit einer Ausführlichkeit und Breite beſchwatzen, wie ſie andere Nationen kaum an die wichtigſten Erſcheinungen wenden. Weil aber die breit verhandelten Dinge ſo unbedeutend an und für ſich ſind, ſo halten ſich auch die Unbedeutenden für ihnen gewachſen und gehen dann, ſich wichtig glaubend, weil ſie ſich gedruckt leſen, bald mit derſelben Arroganz und Petulanz zum Schwerſten über, es wie Moden und Gaſtſpiele, mit langweiliger Selbſtgefälligkeit beleuchtend. Daher die Miſère. Hätten unſere politiſchen Zeitungen Feuilletons, ſo würde dieſe Umſtändlichkeit bald aufhören, alles allein dem Tage Zufallende würde dahin verwieſen, und der beengte Raum verlangte von ſelbſt ſchon praegnante Kürze, Geiſt und Witz. Zu guten Feuilletonsartikeln gehört ein feines Talent; die Mittelmäßigkeit müßte dann doch davon bleiben, und es trüge obendrein den Nutzen, daß Manches zur raſchen Kenntniß der Menge käme, was jetzt nur den Wenigſten bekannt wird.

Stephan Schütze.

Weimar, am 10. Januar 1826.

Der Almanach für Liebe und Freundſchaft gehört zu meinen früheſten Erinnerungen. In ſeinem ehemaligen rothbraunen Einbande mit Arabesken und Figuren wirkte er auf mich als Kind höchſt zauberhaft, weil ich Nichts von Allem, was darin war, verſtand, eine Ballade von Buri ausgenommen, und die eigentlich auch nicht; aber der Klang der Verſe übte einen eigenthümlichen Reiz auf meine, für alle harmoniſchen Rhythmen wache Seele aus. Es war damals noch jene gute Zeit, wo es zur Apanage der Frauen gehörte, dieſe kleinen, zierlichen Büchelchen wie andere Nippes zum Weihnachtsangebinde zu erhalten, — eine Zeit, welche die armen Verleger der immer weniger lucrativen Entrepriſen dieſer Art gewiß lebhaft zurückwünſchen; — und in unſerem Hauſe fehlte es daher an dergleichen Almanachen nicht, da es hergebrachte Sitte war, daß die männlichen Verwandten die Damen der Familie mit ſolchen niedlichen Kleinigkeiten beſchenkten, von denen ich früher oder ſpäter der Mutter zuerſt alle artiſtiſchen Ausſchmückungen und dann zuletzt das Büchlein ſelbſt durch unabläſſiges Bitten abzuſchmeicheln wußte. Unter dieſen nahmen Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen und dann das Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft den erſten Rang ein, und galten mir lange als die wichtigſten Erſcheinungen in der deutſchen Litteratur, denn ſie waren ſo reich an Kupfern, ſo ſchön gebunden, mit goldenem Schnitt und auf ſo gutem Papier gedruckt, ſie mußten alſo, verglichen mit anderen, kupferloſen, auf miſerabelm grauen Papier, auf das Schlechteſte gedruckten Werken, gewiß ſehr vornehm ſein, ſonſt hätte man beſtimmt nicht ſo viel Umſtände mit ihnen gemacht. Mit wahrer Pietät bin ich ihnen daher „ſeit meiner Kindheit Tagen,“ nachgegangen und noch jetzt intereſſiren ſie mich alljährlich, wenn auch nur deswegen, daß ſie mich leider nicht mehr intereſſiren. — Die perſönliche Bekanntſchaft Stephan Schütze's, der ſo lange das Steuer des Schiffleins für Liebe und Freundſchaft geführt, war mir daher ſehr wünſchenswerth, denn eben jene Erinnerungen machten mich ihm dankbar und ich freute mich, ihn nun perſönlich kennen zu lernen. Eine kleine, ſtiefmütterlich von der Natur behandelte Geſtalt, mit ſcharf geſchnittenen Zügen, funkelnden, dunkelen Augen und einem ſehr beweglichen, zuweilen wie in Blitzen zuckenden Mund, die vor einem gewöhnlichen Tiſchchen ſaß und emſig ſchrieb, ſtellte ſich mir dar, als ich in ſein Zimmer trat. Sein Empfang hatte etwas Freundliches, aber nichts Herzliches, denn ich bemerkte ſeine Neigung zu beobachten und noch während der Beobachtung, auch ſchon zu reflectiren, der er alsbald auch bei mir freies Spiel ließ, augenblicklich, und das ſtörte mich; doch kamen wir ganz leidlich in ein ziemlich gutes Geſpräch und

Alles was er äußerte, hatte, wie man zu ſagen pflegt, Hände und Füße. Mitten in der kaum zehn Minuten langen Unterhaltung, ſah er jedoch plötzlich nach ſeiner auf dem Tiſchchen liegenden Taſchenuhr und ſagte: Sie entſchuldigen, ich pflege um dieſe Zeit ſpazieren zu gehn. Das kam mir eigen vor, mißfiel mir aber keineswegs, und da er mich nicht einlud, ihn zu begleiten, ſo empfahl ich mich. — Daß die Weimariſchen Notabilitäten ſich höher ſtellen als jeder Fremder finde ich ganz natürlich; denn die Bedeutendſten wallfahrteten und wallfahren noch täglich zu ihnen und ſie ſind daher gleichgültiger gegen fremde Erſcheinungen, als jeder Andere; aber ſo einem Fremden gegenüber nur ſeine Bequemlichkeit im Auge haben, iſt doch ein ſeltſam Ding. —

Da H. v. G. in demſelben Hauſe wohnte und mich wiederholt auf das Freundlichſte eingeladen und behandelt hatte, ſo machte ich ihm einen Beſuch, weil ich ihn das erſte Mal bereits verfehlt. Es dauerte nicht lange, ſo kam die Rede auf ſeinen Miethsherrn, denn das iſt Stephan Schütze und ich glaube der einzige

Dichter und Privatgelehrte in Deutſchland, der ein eigenes Haus hat. G. ſchilderte ihn mir als einen redlichen, wohlhabenden aber in ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Lebensweiſe ſich ſtreng abſchließenden Mann, von vielen Eigenthümlichkeiten. So z. B. trägt er ſeit zwanzig Jahren genau dieſelbe Tracht: einen Frack, helle Beinkleider und Stulpſtiefel, führt ſtreng dieſelbe regelmäßige Lebensweiſe und fährt pünktlich jeden Sonntag abwechſeld nach Erfurt, Jena oder Tannrode, und zwar ganz allein, und dergleichen Dinge mehr. Außer der Herausgabe des Almanachs beſchäftigt er ſich, in Verbindung mit Edmund Oſt (dem Oberconſiſtorialdirector Peucer) mit der Redaction des Bertuch'ſchen ehemaligen Journals für Luxus und Moden, das ſie in eine rein belletriſtiſche Zeitung umgewandelt haben, und ſein Leben fließt, da er ein nicht geringes Vermögen beſitzt, in angenehmer, durch Nichts geſtörter Einförmigkeit dahin.

Unſer Geſpräch wandte ſich dann auf ſeine Schriften und wir ſtimmten Beide darin überein, daß er eigentlich kein Dichter zu nennen ſei, da ihm zwei Dinge faſt gänzlich fehlen, Tiefe der poetiſchen Empfindung und eine productive Phantaſie, ſondern nur ein großes Talent der Auffaſſung und Darſtellung nebſt vieler Gewandtheit in den untergeordneten Formen beſitze. Er iſt eigentlich nichts, als ein populärer Theoretiker, der die Reſultate ſeiner Forſchungen gleich praktiſch in wirklichen Erſcheinungen des Lebens niederlegt, und alle ſeine Dichtungen daher reine Verſtandespoeſie. Uebrigens weiß er vortrefflich zu beobachten und das Geſehene auszuſpinnen; das hat er unter Anderem in ſeinem Roman „der unſichtbare Prinz“ bewieſen, wo der arme, zum Selbſtbewußtſein ſeiner Prinzenſchaft erſt am Ende gelangende Infant die ganze Stufenleiter der Stände durchmachen muß, und fähig wird, die beſte Rangordnung für ſeinen Hofkalender und ſein Staatshandbuch, ſelbſt ſeinem Hofmarſchall zur Beſchämung, der gegen ihn nur ein matter Theoretiker iſt, zu entwerfen. Alle ſeine Figuren aber ſind künſtlich geſchnitzte und mitunter ſehr kunſtreich zuſammengeſetzte Gliederpuppen und ermangeln des Fleiſches und Beins, und daher ſind weder dieſer Roman, noch andere ähnliche Arbeiten von ihm, wie z. B. das ſein ausgeſonnene aber ohne Lebenswahrheit durchgeführte Luſtſpiel „der Dichter und ſein Vaterland“ oder ſeine „humoriſtiſchen Reiſen“ ſehr in das Volk gedrungen. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten, wie z. B. die Theorie des Reimes und die Theorie des Komiſchen zeugen dagegen von großem Geiſte und Scharfſinn, nur ſind ſie zu ſehr Naturaliſtenarbeit und im eigentlichſten Sinne des Wortes Theorieen, nämlich pratique raisonnée. Daran mag zum Theil ſein Leben Schuld ſein; er iſt der Sohn eines Landmannes in der Nähe von Magdeburg und erlernte die Handlung bei einem reichen Oheim, den er ſpäter auch beerbte. Die Zahlen wurden ihm bald zuwider, aber erſt nach langem Bitten ward es ihm vergönnt, ſich dem gelehrten Stande zu widmen; er ging nun in einem Alter, wo ſelbſt der Studirende die Schule längſt hinter ſich hat, nach Kloſterbergen und von dort auf die Univerſität, wo er Theologie trieb, und brachte es auch, wenn ich nicht irre, bis zum Erſpectanten am Teiche

Betheſdä, d. h. bis zum Candidaten, ließ aber die Gottesgelahrtheit fahren und lebte nur den Muſen, denen treu zu bleiben die reiche Erbſchaft ihn befähigte. So iſt ſein Verſtand immer dem poſitiven Wiſſen voraus geweſen, und das rächt ſich ſtets, obwohl das Praktiſche in ihm ihn beſtändig wieder zur Theorie trieb. Autodidaktiſch hat er ſich daher zum Praktiker gebildet und praktiſch zum Theoretiker, wie das auch überall in ſeinen Arbeiten hervortritt. Hätte er früher ſeinen wahren Beruf erkannt, und ſich durch die Schule an das regelrechte Syſtematiſiren gewöhnen können, er wäre ohne Zweifel einer der beſten Aeſthetiker geworden, die wir beſitzen; denn die urſprünglichen Mittel dazu liegen Alle in ihm; aber ſo guckt der Empiriker mit ſeinem wunderlichen, vielſeitigen und doch lückenhaften Wiſſen überall um ſo mehr durch, als er ſich in reiferer Zeit nur mit dem abgab, wozu Neigung und Laune ihn trieben. So hat er auch über das Komiſche viel nachgedacht, weil er glaubt, großes Talent zum Komiſchen zu beſitzen und ſein ganzes derartiges Talent iſt doch nur das Wohlgefallen daran; er erfindet Nichts, er ſtellt nur zuſammen und zwar mit Kunſt, doch ohne Friſche und eigentliches Geſchick. Streng genommen gehört er jener bürgerlichen Schule an, die die Poeſie nicht als um ihrer ſelbſt willen gelten läßt, ſondern den ethiſchen Zweck als Hauptſache betrachtet; doch ſpricht ſich das nicht ſo dictatoriſch bei ihm aus, wie bei den Gegnern der Schlegel'ſchen Schule, und ſein feiner Sinn läßt ihn Freude an allem Gelungenen finden, gleichviel, nach welcher Richtung, und es mit Sorgſamkeit und Liebe betrachten. Die ſtrenge, felſenfeſte Redlichkeit und Wahrheit und der reine Character, die ſo ſehr an ihm hier geſchätzt werden, offenbaren ſich bei ſeinen Schriften am Meiſten in ſeinen kritiſchen Leiſtungen und geben dieſen einen bleibenden Werth. Sein Taſchenbuch redigirt er mit gewiſſenhafter Sorgſamkeit und gutem Geſchmack und Liebe und Freundſchaft können ſich gratuliren, in die Hände des wackeren Mannes gerathen zu ſein, bei dem ſie in der Poeſie wie im wirklichen Leben vortrefflich aufgehoben ſind. Trotz ſeinem abgeſchloſſenen Weſen ſoll er außerordentlich viel Gutmüthigkeit und Wohlwollen beſitzen, ſind es Niemanden geben, der ſich erinnern könnte, daß Stephan Schütze jemals einem Menſchen wehe gethan. Das iſt wahrlich kein geringes Lob.

Am 30. Januar.

Was mir G. vor vierzehn Tagen von St. Schütze erzählte, beſtätigt ſich durchaus; er hat ſich fortwährend ſehr freundlich gegen mich bewieſen und ein Aufſatz über mich in ſeiner Zeitſchrift erſcheint mir, obwohl meine Anſichten mit den ſeinigen in vielen Dingen durchaus nicht übereinſtimmen, als das Reſultat der redlichſten Ueberzeugung. Man findet dieſe ſo ſelten ohne Rückhalt ausgeſprochen, daß man nicht anders als ſehr dankbar dafür ſein kann. Am vorigen Sonntag hatte ich auch Gelegenheit, ihn von einer höchſt intereſſanten Seite kennen zu lernen, obwohl ich mich anfangs in meinen Erwartungen nicht wenig getäuſcht ſah. Er hatte mich eingeladen, mit ihm nach Erfurt zu fahren, was mir ſehr angenehm geweſen, da ich auf der Herreiſe mich gar nicht dort aufgehalten und doch die Stadt, die ſo viel Merkwürdiges in ihrem Schooße birgt, genauer zu kennen wünſchte. Ich hoffte alſo, in ihm einen ſehr erfahrenen und freundlichen Cicerone zu finden, aber da irrte ich mich ſehr. Präciſe um zehn Uhr Morgens holte er mich mit dem Wagen ab. Es war ſehr kalt und er ſaß daher in einen gewaltigen Fußſack, der ihm bis weit über die Bruſt ging, wohlverpackt. Da ich zufällig erfahren, daß er nur Rothwein trinke, den mir der Arzt verboten hat, und ich noch von Braunſchweig her einige Flaſchen des ausgeſuchteſten Champagners beſaß, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, eine mitzunehmen. Während der Hinfahrt unterhielten wir uns mehr über gleichgültige Dinge und er erzählte mir unter Anderem, wie ſeine Theorie des Komiſchen eigentlich entſtanden ſei. Er mußte nämlich als Candidat jeden Sonntag in die Kirche gehen und Predigten, die ihn nicht ſonderlich erbauten, hören; da ſtellte er ſich denn jedes Mal vorher eine Aufgabe, jenen Gegenſtand betreffend, ſang erſt das Lied andächtig mit und fing dann an, ſowie der Prediger die

Kanzel beſtieg und ſeinen Vortrag anhub, über ſein Problem nachzudenken, mit deſſen Löſung er meiſt immer zur ſelben Zeit zu Stande kam, wo der Redner ſchloß. Nun ging er augenblicklich zu Hauſe und ſchrieb das Reſultat ſogleich nieder; doch erſt in ſpäteren Jahren überarbeitete er das Ganze und gab es heraus!

In Erfurt angekommen, wurden wir ſogleich in ein bereit gehaltenes geheiztes Zimmer geführt und ſetzten uns behaglich hin, um Zeitungen und Journale zu leſen, welche S. von Weimar mitgenommen hatte. Obgleich wir, um das zu thun, nicht erſt bei einer Kälte von zwanzig Grad Réaumur hätten nach Erfurt zu fahren brauchen, ſo ließ ich es mir doch ganz wohl gefallen. Bald darauf wurde für uns Beide allein in dem Zimmer der Tiſch gedeckt und die Suppe ſervirt. Wir nahmen ein vortreffliches Mahl ein, wie man es zu Erfurt im Kaiſer ſtets bekommt, tranken die Flaſche Rothwein und die Flaſche Champagner aus und ſchlürften darauf unſeren Kaffee mit derſelben Ruhe. Ich wartete und wartete, ob mein Begleiter mir nicht den Vorſchlag machen würde, die Stadt zu durchſtreifen, wäre es auch nur der Motion wegen geweſen, oder doch wenigſtens den Dom, oder Luthers Celle im Auguſtinerkloſter zu beſehen, aber umſonſt. Kaum waren wir mit dem Kaffee fertig, ſo kam der Kellner und meldete, es ſei angeſpannt. Ich hüllte mich wieder in meinen Mantel, er ſteckte ſich in ſeinen gigantiſchen Fußſack und fort ging's, ohne daß ich eigentlich von Erfurt etwas Anderes geſehen, als den Dr. Stephan Schütze, der in Weimar wohnt.

Unterweges wurde er aber ſehr lebendig und das wirklich Gnomenhafte in ſeiner Natur (ich meine das im edelſten Sinne des Wortes) trat entſchieden hervor: ſeine Augen funkelten wie geſchliffener Gagath, ſeine Lippen wurden beweglich und redeten treffend, ohne daß ſie nöthig gehabt hätten, Worte hindurch zu laſſen, und eine geiſtreiche Bemerkung jagte die andere, von raſchen Geſten begleitet. Aus Allem brach aber eine ſolche innere Liebenswürdigkeit hervor, wie ich ſie bei ihm gar nicht vermuthet. Unſer Geſpräch berührte natürlich gleich, wie das auch nicht anders ſein konnte, die Litteratur und wandte ſich auf Goethe, der für mich das größte Intereſſe darbietet. Schütze hatte länger als zwanzig Jahre neben ihm gelebt, nie unter ihm, was mußte der alſo nicht Alles von ihm wiſſen! Er ging auch gleich mit entſchiedener Theilnahme auf meine Fragen ein, und ſchilderte Goethe wie er ihn, und zwar ſtets mit eigenen Augen geſehen; aber ſo ſehr er auch ihn anerkannte und die große Natur in ihm gelten ließ, ſo fühlte ich doch durch, daß er ihm im innerſten Herzen, wie man zu ſagen pflegt, nicht ganz grün ſei, obwohl er es nicht mit dürren Worten ausſprach. Ich bemerkte ihm das ohne Rückhalt; da ſagte er kurz, aber mit höchſt ausdrucksvoller Miene: „Goethe'n haben die Menſchen nie etwas gegolten!“ und wandte nun das Geſpräch augenblicklich auf einen anderen Gegenſtand. Dann vertieften wir uns in ein Geſpräch über Frauen und das Verhältniß zu ihnen, und da ich ihm ein darauf bezügliches wichtiges Ereigniß meines Lebens erzählte, hörte er ſehr aufmerkſam zu und verſetzte, als ich endete: „Das iſt mir ſehr intereſſant; ich habe mir Sie in allen Verhältniſſen darſtellen können, nur nicht, wie Sie zu dem anderen Geſchlechte ſtehen, aber nun ſehe ich Sie hier auch mit beſtimmten Zügen. So immer ſammelnd und beobachtend und ſich das Eingetragene zurecht legend, vergeht ihm, wie es ſcheint, ſein Leben; dadurch iſt er aber auch in der Poeſie einer, der, wie Schlegel einmal vom Hiſtoriker ſagte, ein rückwärts gekehrter Prophet, er ſchafft nur die Zwiſchenfiguren, nicht die Urgeſtalten.

Die Zeit verging mir äußerſt ſchnell und ehe ich mich deſſen verſah, hielt der Wagen wieder vor dem Erbprinzen in Weimar, wo ich unter herzlichſtem Danke abſtieg. Dieſer mit Schütze allein verbrachte Tag iſt mir doch ſehr genußreich geweſen, und ich werde noch lange mit Vergnügen daran denken. Eine ſolche Natur vermag doch, trotz allen ihren Eigenthümlichkeiten, Strebende ſehr zu fördern.

Jena, am 23. März 1839.

Die Nachricht von des Hofrath Schütze's Tode hat mich ſehr betrübt. Nach kurzer Krankheit iſt er an einer Bruſtentzündung geſtorben. Es thut mir herzlich leid, daß ich ihn in den letzten zehn Jahren ſo wenig geſehen. Die letzte Berührung, die ich mit ihm hatte, war in Folge ſeiner Autobiographie, die nur die Geſchichte ſeiner Jugend enthält und gerade vor ſeiner Niederlaſſung in Weimar abbricht. Es iſt ein vortreffliches Buch, ich möchte es eine biographiſche Idylle nennen, voll Zartheit, Innigkeit und Liebe und doch mit jenem ſeltſamen, ich könnte ſagen, trockenen Humor (obwohl das wunderlich klingt), in den er, wie in einen liebgewordenen Hausrock, Alles hüllte, was er ſchrieb, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt. Ich bat ihn damals dringend, ſowohl brieflich, wie in einer recenſirenden Anzeige, die Arbeit fortzuſetzen. Er verſprach es auch in ſeiner Antwort. Ob er es gehalten hat? Es wäre ein großer Gewinn; denn er beſaß die Mittel, um vor Allen jene Weimariſchen Zeiten gut zu ſchildern: Wohlwollen, Liebe für alles Schöne, Ruhe, Klarheit und Unbeſtechlichkeit. — Sie werden ihn doch in Weimar vermiſſen und jetzt, wo er todt iſt, erſt erkennen, was Sie an ihm verloren haben.

Er bildete ein treffliches Verbindungsglied zwiſchen den Diis majorum und minorum gentium der Weimariſchen Litteratur und ſtand ruhig mitten inne. Sein Leben hat er beſchaulich genoſſen; ob er nicht noch weit Bedeutenderes geleiſtet haben würde, wenn er nicht die Mittel beſeſſen, ſeiner Laune zu folgen, will ich nicht entſcheiden; zu große Bequemlichkeit des Daſeins hat nie der Kunſt und Wiſſenſchaft ſehr wohl gethan. — Friede ſeiner Aſche! er war ein guter Menſch: in anſcheinend rauher Schale ein ſüßer, milder Kern.

Carl Banck.

Jena, am 26. October 1837.

Heute gerade als wir mit Immermann, der leider nur einen Tag verweilen kann, ſehr behaglich tafeln und luſtig und guter Dinge ſind, tritt von dem Dr. K. begleitet und gewiſſermaaßen eingeführt, der Componiſt Banck, der ſich gegenwärtig in Rudolſtadt aufhält, ein, um meine nähere Bekanntſchaft zu machen, wozu er eigens, zum Theil auf meine Einladung herüber gekommen war. Unglücklicher konnte er nun nicht eintreffen; einmal weil wir im beſten Humor waren und ich gar nicht Luſt hatte, vom Tiſche aufzuſtehn, um ein Geſpräch über Muſik, Liedertexte und was weiß ich zu führen, zweitens weil ich Morgen Immermann nach Weimar begleiten will und erſt in der Nacht wieder zurückkomme. — Als er das hörte, machte er ein entſetzliches, unwirſches Geſicht, und wiederholte mir ein Mal über das Andere, er ſei aber nur meinetwegen herübergekommen, und wiſſe nicht, was er ohne mich hier anfangen ſolle, um nicht der tödtlichſten Langenweile anheim zu fallen. — K. ſtand ganz geduldig und gutmüthig dabei und hörte das mit an. — Es half dem Schlechtgelaunten aber Nichts, er mußte aushalten und ließ ſich die verſchiedenſten Bücher mitgeben, um den morgenden Tag zu überſtehn, obwohl er dabei eine Mine zog, als ſeien die vier und zwanzig Stunden ein ganzes auf der Feſtung oder in unglücklicher Ehe zu verlebendes Jahr. Für einen gewöhnlichen Menſchen halte ich ihn, abgeſehn davon, daß er als Muſiker einen bedeutenden Ruf hat, was jedoch noch nicht hinreicht, um mich ihm näher zu verbinden — keineswegs — aber er ſoll ſchroff und ſcharf ſein. Ein Paar hieſiger kunſtliebender Damen ſchilderte ihn, gelegentlich ſeiner früheren Anweſenheit mit Clara Wieck und deren Vater, als entſetzlich grob; dazu mag er übrigens ſeine guten Gründe gehabt haben, denn Nichts iſt einem Künſtler unbequemer, als die halbwüchſigen Dilettanten, die ihm ſchon in der erſten halben Stunde ſein ganzes Genie ablernen wollen. Vielleicht, wie ſo oft, in rauher Hülſe ein edler, ſchöner Kern. — Wir wollen ſehn.

Am 28. October.

— — Heut' iſt Simon und Judä,
Da raſ't der See und will ſein Opfer haben.

Das habe ich empfunden; ich war ſpät von Weimar zurückgekommen, und ſehr müde, da holt mich der ungeduldige Terz-Quintenmann, der zu Zeiten ſchneidend in die Septime überſpringt, ſchon heute ganz früh aus dem Bette, und alle Proteſtationen des dienenden Perſonals halfen Nichts, ich mußte geweckt werden. Nun war die Reihe an mir, unwirſch zu ſein, und ich hatte große Luſt, ihn mit einer ganz kleinen Aenderung anzureden:

— – Sleep no more!
Banquo does murder sleep, the innocent sleep
Sleep that knits up the ravell'd sleave of care.

The death of each days life, sore labour's bath
Balm of hurt minds, great nature's second course
Chief nourisher in life's second feast. *)

Aber wie erſtaunte ich, als er ohne weitere Umſchweife ſagte: Nun kann ich's nicht länger hier aushalten, ich habe den Wagen beſtellt und will wieder fort. — Das thut mir Leid, antwortete ich ruhig, aber was haben Sie denn eigentlich hier gewollt. Ich habe nun den ganzen Tag frei, fuhr ich fort, und bin bereit, was Sie mir in Ihrem Briefe andeuteten, in dem Sie mich um Volkslieder baten, mit Ihnen durchzuſprechen. Bleiben Sie alſo heute noch hier. Nein das kann ich durchaus nicht, verſetzte

---

*) Deutſch:

— — Schlaft nicht mehr!
Es mordet Banck den Schlaf, den unſchuldsvollen,
Der den verwirrten Sorgenknoten löſt,
Den Tod von jedes Tages Leben und
Der ſauren Arbeit Bad, den ſüßen Balſam
Verletzter Seelen, ihn, den zweiten Kreislauf
Der mächtigen Natur, den Hauptcrnährer
Im zweiten Mahl des Lebens. —

Shakſpeare, Macbeth II. 2.

er, ich muß fort, in einer Stunde kommt der Wagen. Können Sie mir nun ſolche Texte zu Liedern nachweiſen, wie ich Sie brauche? Denn was da iſt, genügt mir nicht, ich muß etwas Neues haben. Auch hätte ich wohl Anforderungen und fromme Wünſche zu größeren Geſangſtücken. — Nachweiſen nicht, aber ſelbſt machen wohl, war meine Antwort. Er ſah mich mit einem Thomasgeſicht an, wie ich noch keins in Iſrael gefunden, als ich ihm ſo ganz ruhig andeutete, ich traue mir zu ſeinen Anſprüchen genügen zu können. — Sie ſind nicht der erſte Componiſt, dem ich aus der Noth geholfen, ſetzte ich vornehm hinzu. Verſtändigen wir uns nur. Was wollen Sie eigentlich, was ſind denn überhaupt Ihre Anſichten? — Jetzt entwickelte er mir gedrungen und beſtimmt, aber mit großer Klarheit und guter Rede dieſelben, deren Quinteſſenz ungefähr Folgendes iſt, das hinſichtlich der aeſthetiſchen Auffaſſung und Durchführung der Poeſie genau mit meinen eigenen Anſichten übereinſtimmt; über das bloß Muſikaliſche habe ich dagegen gar kein Urtheil, weil ich nichts davon verſtehe, doch will ich es hier um des Zuſammenhanges willen, und um ſpäter zu ſehn, ob ich es richtig in mir aufgenommen, ebenfalls ſkizziren.

Die Muſik hat ſpäter als die Poeſie und die zeichnenden Künſte ihren Bildungsgang unter der ſtrengen Mutterſchaft der katholiſchen Religion durchlebend — auch weit mehr Zunftmäßiges, formell Feſſelndes und Einengendes in die neueſte Zeit mit herüber genommen. Unſere erſten Genies arbeiteten daran, ſie davon zu befreien; nach ihrem Vorgange ward es unſerer Periode aufbewahrt, dies durchzuführen. Es iſt ſchwer; denn da in der Muſik nicht wie in der bildenden Kunſt aus dem ſteten Urtypus der Natur, ſondern erſt aus den durch Zeit und Ueberlieferung als klaſſiſch angenommenen Werken die Regel abgeleitet wird, ſo erfordert das einen Kampf der Autorität gegen Autoritäten. Die Mittelmäßigkeit aber, die vor Allem in jeder Kunſt den Wächter für die Grammatik, den Schulmeiſter abgibt, erſcheint wenig empfänglich für das Axiom: Alles Schöne iſt richtig und das Unſchöne falſch. Die Pietät (vielleicht die Armſeligkeit) unſerer Zeit, welche die guten Muſikwerke früherer Tage zu emſig hervorſucht — was in gewiſſer, namentlich hiſtoriſcher Hinſicht und mit Maaß und Ziel keinesweges zu verwerfen ſein möchte, aber bei uns zum großen Theil nur Modeſache iſt — liegt hier auch hemmend im Wege. Auf der andern Seite ſchadet ein überſchwenglicher Romantismus, der ohne genügendes Talent und ohne tüchtige Kenntniſſe mit Seltſamkeiten, wie z. B. mit Beethovenſcher Taubheit kokettirt, in ſeinen Werken. Mitten inne ſteht die franzöſiſche Tableaux-Muſik, die, ſtolz und ſelbſtgefällig wie ein Charlatan vor dem verſammelten Pöbel, nur darum freie Geltung hat, weil ſie die Menge blendet und betäubt und ſich um das Wahre der Kunſt wenig oder gar nicht kümmert. Dadurch dieſe muſikaliſche Ideenconfuſion bei der Maſſe der Künſtler wie der Hörer. Es fehlt an Componiſten, an Künſtlern überhaupt, die eine edle höchſte Tendenz mit dem Schaffen in ihrer Kunſt verbinden. Die geiſtige Gemeinheit hat ſich in derſelben überhaupt niedergelaſſen, wo ſie früher nur ſich verſtohlen einſchlich. Sonſt wurden die Leute zum Handwerk der Kunſt erzogen und die Genies, welche ſich dabei fanden, arbeiteten ſich zum Höchſten durch; jetzt will man Künſtler werden von vorn herein und kommt dann bald dahin, im Mangel wirklichen Talents die Kunſt als Mittel zum nöthigen Broderwerb zu betrachten, hat aber nicht einmal die Handwerkskenntniß erworben; nur gewiſſe todte allgemeine Formen befinden ſich in Aller Händen und werden mit hohlem Raffinement angewandt und ausgebeutet. Alle dieſe Uebelſtände halten jedoch das Fortſchreiten der wahren Kunſt nicht auf; ſie geht vorwärts und wenn die Aſche niedergefallen iſt, wird viel Schönes übrig bleiben und zu Anderem ein freier Weg gebahnt ſein.

Am Weiteſten iſt die Vocalmuſik zurück und noch lange nicht dahin gekommen, daß ſie, in Verbindung mit der Dichtkunſt, dieſe beherrſche; ſie muß eben ſelber ein poetiſches Product ſein, dem die Worte als Mittel dienen, was bei Werken vom höchſten poetiſchen Werthe dahin zu ermäßigen wäre, daß ſich die Muſik mit dem Sinn der Worte genau zu einem poetiſchen Ganzen verbinde, aber die Worte überhaupt ſtets materiell den Tönen untergeordnet bleiben. Danach richten ſich nun auch Banck's Anforderungen an den Text; entweder muß derſelbe gleichen poetiſchen Werth in der Idee wie in der Ausführung haben, oder wenigſtens zulaſſen, daß ihm eine muſikaliſch-poetiſche Idee entnommen oder untergelegt werde, wobei natürlich, da dieſe letztere nun herrſchend hervortritt, die Worte dann nur untergeordnet behandelt werden. — Erſt durch ſolche Auffaſſung können wir in Deutſchland dazu kommen, eine höhere Freiheit in Rythmik und Accentuation einzuführen, wie ſie Italien und Frankreich zu großem Vortheil der Geſangmuſik und zum unläugbaren Beſten des Geſangvortrages beſitzen. Unſere pedantiſche Strenge darin iſt noch ein Zunftreſt früherer Zeit, und unſere muſikaliſchen Schulmeiſter und Kritiker können ſich nicht daran gewöhnen, Geſangmuſik von dieſer höheren poetiſchen Seite als Dichtung überhaupt zu betrachten und würdigen ſie immer noch zu einer bloß begleitenden Kunſt herab. Unſere

Zeit, ſo reich an formellen talentloſen Geſangscomponiſten, thut dabei das Uebrige; auch die kurz vergangene hat dazu beigetragen, ſo beſchränkte Begriffe feſt zu halten, trotz dem, was Schubert und Beethoven Unvergängliches ſchufen, ſo z. B. Zelter, der mit ſeinen nüchternen begleitenden Compoſitionen Goethe'ſcher Texte dem für Muſik völlig unzurechnungsfähigen Dichter prächtig gefiel, weil ſie rythmiſch, der poetiſchen Form ähnlich und leicht verſtändlich waren, während Beethoven's Meiſter-Compoſitionen nicht von ihm begriffen wurden.

Die Geſangmuſik hat ſich durchaus noch nicht allgemein zu einem freien, ſelbſtſtändigen poetiſchen Schaffen herausgebildet. Hier ſtehen hemmend im Wege: 1) im einſtimmigen Geſange der zu eng, faſt bis zum Lächerlichen feſtgehaltene Begriff des Liedes (oder das zu enge Feſthalten am wirklichen Liede), ſowie 2) bei dem Chor die ſtets wieder nachgetretene Oratorienform. Was das Erſtere betrifft, ſo ſuchte Banck da wenigſtens nach allen Richtungen hin zu wirken, auch die Begleitung, wo es paßte, mit Anwendung der jetzigen Mechanik des Pianoforte zu einer instrumentalähnlichen reichen Thätigkeit ohne Beeinträchtigung des Geſanges zu erheben. Wenn dies noch fortzuſetzen wäre, ſo bleibt dagegen das Zweite überhaupt noch zu thun übrig. Wir haben Opern, Orcheſterwerke, Geſang für's Haus; aber uns fehlt eine Concertgeſangmuſik, ſelbſt auch mit Orcheſterbegleitung für Solo-Geſang und Chor. Hier beſitzen wir nur das Oratorium, das mit ſeinen geiſtlichen Sujets einer ſteten Beſchränkung der Form und des Inhaltes unterliegt und in ſeinem unglücklichen Schwanken zwiſchen Kirche und Oper ſich wie eine Amphibie ausnimmt. Es iſt nur eine Modebegeiſterung und daher, ſtreng genommen, eine Lüge, die ihm anſcheinend ſo freundliche Aufnahme bereitet; jene geiſtlichen Intereſſen (Themen) liegen zu ſehr bei uns Proteſtanten außerhalb unſerer Zeit und unſerer Anſichten, nur durch die nachhaltige Berührung unſerer eigenen menſchlichen Gefühle und Leidenſchaften werden wir in Wahrheit erwärmt; die Katholiken haben dagegen die Muſik ihres Cultus, und wenn hier auch nichts Neues mehr geliefert werden kann, ſo vermögen ſie doch, wenigſtens mit gleicher Wahrheit der Empfindung das ſchon vorhandene Aeltere wiederholt zu genießen.

Eine Geſangmuſik für Chor, Solo, Orcheſter mit einer tiefen, poetiſchen Bedeutung würde ſich an die Spitze der Muſik überhaupt ſtellen; denn hier könnte ſich die Tonkunſt im engſten Verein mit der Dichtkunſt von allen Verhältniſſen frei, ungehindert und unabhängig von Bühne und Kirche entfalten; aber die Schwierigkeit liegt dabei in der Erfindung und Durchbildung bedeutender Stoffe. Die Herrſchaft der alten überkommenen Formen, an denen die Grundidee der allgemeinen Schönheit der Form doch in jede neue praktiſch hinübergehen mußte, iſt es, was aufhält. Wir ſehen das an kleineren Inſtrumentalſachen; man übt ſich jetzt an den kleinſten Formen, ſobald ſie nur einen neuen Stempel haben und wär's auch nur der Titel, ſo z. B. mußten die Etuden in ihrer Allgemeinheit auch zum allgemeinen mißbrauchten Aushängeſchilde dienen.

So weit ſeine Anſichten. Von Jemanden der ſo beſtimmt und entſchieden und mit ſolchem Selbſtbewußtſein die einmal erwählte Bahn wandelt, läßt ſich auch etwas erwarten. Da ich einmal den Tag für ihn beſtimmt hatte und Immermann's friſche, großartige Natur auch noch zu ſehr in mir nachwirkte, um mich mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigen zu können, ſo ging ich zu C. und bat ihn, mir, was er von Banck's Compoſitionen beſitze, vorzuſingen. Vieles wollte zwei Mal gehört ſein und wohl noch öfter, aber dann machte es auch einen bleibenden und tiefen Eindruck. Beſonders hervortretend war große Vielſeitigkeit in den Compoſitionen, ein Ergreifen des Sologeſanges, außerhalb der Oper nach allen Richtungen hin mit Ausnahme des niedrig Komiſchen, das ihm ganz fremd zu ſein ſcheint, ohne daß irgend ein Genre den Vorrang behauptete, poëtiſche Selbſtſtändigkeit der Muſik, eine ſcharf markirte, im Leidenſchaftlichen namentlich höchſt praegnant heraustretende Declamation, und Tiefe und Innigkeit des Gefühls, bei ſchönen und originellen Melodieen.

Wie wenig die Kritik ſich bei der Charakteriſtik hervorragender Individualitäten auf den richtigen Standpunkt zu ſchwingen weiß, hat ſie auch bei ihm bewieſen. Man hat ihn der neueſten romantiſchen Richtung zugezählt; aber das iſt falſch; man wollte eben Namen von gutem Klange an der Spitze haben: Chopin der ganz unabhängig da ſteht, Henſelt der ſogar eine Gegenrichtung hat, mußten ſich Gleiches gefallen laſſen; es iſt damit wie in der Literatur; er ging ſtets ſeinen eignen Weg der allerdings manche frühere hemmende Anſicht ſeitwärts unbeachtet liegen läßt, aber den Anforderungen der Zeit im Bedeutendſten, nach ſeiner Eigenthümlichkeit entſpricht. — C. tadelte gewagte Uebergänge und Härten, da ich aber gar nichts davon verſtehe und nur meinem Gefühl das Urtheil anheim ſtelle, ſo ſtörte mich das nicht. In mir ruhen noch, ſeit meines lieben Claſing's Zeiten her, viele Ideen, und ſo wollen wir denn in Gottes Namen verſuchen, wie weit wir es im Schaffen mit dem eigenthümlichen Geſellen, bringen können. Freilich werde ich immer den Kürzeren ziehen, denn im Gefolge der Muſik bleibt die Poeſie ſtets eine Magd, ſie mag ſich ſtellen wie ſie will, im glücklichſten Falle iſt ſie hier doch nur Leporello der für den Don Juan die Schöne in den Garten lockt; aber da mir der liebe Gott nun einmal dieſe große Leichtigkeit der Form gegeben hat, ſo iſt es doch auch meine Pflicht, Andern damit zu dienen und im Zuſammenwirken mit einer tüchtigen, echten Künſtlernatur geht man doch nie leer aus; die eine Kunſt wirkt wie befruchtender Sonnenſchein auf die andere, Ideen wecken Ideen.

Rudolſtadt, am 1. Juni 1838.

In dem herrlichen Thal hier, wacht alle Jugendluſt wieder auf. Der vorige Aufenthalt in den Oſterferien brachte in wenigen Tagen, ſo daß es faſt fabelhaft erſcheint, das deutſche Liederbuch; die Pfingſtzeit ſcheint eben ſo reich werden zu wollen. Es kann auch gar nicht anders ſein; die prächtige Gegend vor dem Auge, Banck's geniale Phantaſien vor dem Ohr! Wäre nicht durch ein zwölfjähriges Profeſſorat der Philiſter ſo entſetzlich zähe in mir, ich glaube ich käme aus dem dichteriſchen Rauſche gar nicht heraus; ich komme mir vor wie eine Katze im Dunkeln, bei der leiſeſten Berührung ſprühe ich poetiſche Funken. Jeder Baum, ja jedes Blatt weckt Lieder in mir, ich lebe in einem fortgeſetzten, ſelbſtgeſchaffenen Roman. Wenn ſie ſpäter eins von den hier ſo reich und raſch entſtehenden Liedern einmal in dem tugendhaften Jena leſen, ſo glauben ſie beſtimmt ich habe hier eine Geliebte und gehen hin und condoliren meine arme Frau, die ſie ohnehin ſehr beklagen, weil ſie das Malheur tragen muß, einen Poeten zum Mann zu haben. — Und nun, wie wunderlich, wäre ich zwanzig Jahre jünger, ſo wäre es gewiß ein reizendes Mädchen, das ich feierte, vielleicht ein idylliſches Kind vom Walde; jetzt da mich die vierzig drücken, iſt es eine ſchöne, edle Frau (was ſie für Augen hat, weiß ich noch nicht, denn die habe ich noch nicht beſungen, aber wenn es dazu kommt gewiß braune, in die man ſich verſenkt, verliert). So wird man, ſelbſt poetiſch ſeinen eigenen Menſchen nicht los, trotz aller Objectivität, nach der ich ſeit meinem Geſpräch mit Goethe am 28. Januar 1826 ſo ſehr ſtrebe. Sei dem nun, wie ihm wolle, ich kann Gott nicht genug danken, ſo friſch geblieben zu ſein; Poeſie iſt doch eine Memnon'sſäule, ein einziger Sonnenſtrahl braucht nur auf ſie zu fallen und ſie tönt. — Heute Morgen früh, als ich in das Zimmer trat, ſaß Banck ſchon am Flügel und ſpielte freie Phantaſieen. Ich ſetzte mich an das Fenſter und hörte zu. Da zog das Schloß meinen Blick an, hell von der Sonne beſchienen und weit in das Thal hineinleuchtend, an den Bergen und im Laube hing noch der Nebel, ſich ballend und kräuſelnd, den die Sonne niederkämpfte, wie der heilige Georg den Lindwurm. Da kam wie durch Intuition Folgendes, das ſich gleich fertig in mir geſtaltete und das ich für die Perle aller meiner großen und kleinen poetiſchen Productionen halte.

Wer es wüßte!

Auf hohem Schloß, im Morgenſchein,
Die junge Fürſtin ſteht und ſinnet;
Der Schäfer unten in dem Hain
Iſt es, den ihre Seele minnet.

Der Liebesgram das Herz ihr bricht;
Sie wird in's Thal zur Gruft getragen,
Er ſieht ihr nach und ahnet nicht,
Welch hohes Herz für ihn geſchlagen.

Auf ihrem Grabe ſizt er viel
Und lehnt ſich an den Stein im Schlummer,
Träumt dort von Luſt und ſüßem Spiel,
Von fremdem Leid und fernem Kummer.

Als ich fertig war, ſpielte Band noch fort und ich wollte ihn nicht ſtören; ich ſah wieder nach dem Schloßberge mit ſeinen ſchönen Anlagen, der Nebel kämpfte noch immer gnomenhaft, da kam mir in den Sinn:

Die Nebel ſchwärmen in den Bergen
Und drängen ſich um Kluft und Stein,
Als ob ein raſtlos Heer von Zwergen
Sich mühe, heimiſch dort zu ſein.

Sie hängen feſt an Fels und Bäumen
Und breiten ihre Zelte aus,
Aufdämmernd, wie in flücht'gen Träumen,
Blickt duftumflort das Laub heraus.

Da bricht die Sonne durch die Ritzen
Und ſchleudert Lanzen, Stoß auf Stoß

Sie fliehen eilig vor den Spitzen
Und laſſen Thau im Blumenſchooß.

So ging es auch mit meinem Herzen;
Ein düſtrer Nebel lag darauf,
Es ballten unter ihm ſich Schmerzen
Und drangen qualvoll, trüb herauf.

Da beugteſt Du Dich zu mir wieder,
Voll Liebe, ſonnengleiche Frau!
Urplötzlich ſinkt der Nebel nieder,
Und mir im Auge perlt der Thau.

Am 3. Juni.

Heute Morgen bei einem Gewitter, das hinter dem Hain wegzog, geſtaltete ſich Folgendes:

Die Wolke hängt ſo tief in's Thal
Und kam ſo weit doch hergezogen.
Ich ſagt's ihr viele tauſend Mal,
Sie ward mir dennoch nicht gewogen.

Bald kommt von Neuem Sonnenſchein
Und ſtrahlt noch heller nach dem Regnen.
Kein Ende find' ich meiner Pein,
Und muß doch meine Schmerzen ſegnen.

Ein Regenbogen ſpielt dort bunt,
Den graue Wolkengründe heben.
Wem thu' ich meine Qualen kund,
Und wer kann ſüßen Troſt mir geben?

Alle dieſe Lieder ſind Banck nicht recht, nicht componibel; dagegen hat er Folgendes wunderbar ſchön aufgefaßt und in Muſik geſetzt, und hier durch eine eigene muſikaliſche Form, die er durch die bloße Wiederholung gewiſſer Worte, ohne die mindeſte ſonſtige Aenderung im Text, ihm geſchaffen, mir von Neuem bewieſen, wie ſinnig und tief er eindringt und wie er Muſik und Dichtung zu verſchmelzen weiß.

Heimlicher Abſchied.

Ach, von tiefen Leiden
Iſt die Seele voll,
Weil ich Dir vom Herzen
Los mich reißen ſoll.

Blickſt mir innig koſend
Arglos in's Geſicht;
Was mich heimlich quälet,
Ahnſt Du, Alma, nicht.

Und Dein freundlich Lächeln
Um den ſüßen Mund,
Bringt mich faſt zum Weinen,
Macht das Herz mir wund.

Du, Du gleichſt dem Monde
Spielend auf der Fluth,
Ich dem Sonnenſtrahle,
Der auf Wolken ruht.

Leih', mein Mond, o leihe
Letzten Strahl von mir,
Daß Du noch erglänzeſt,
Wenn ich fern von Dir!

Am 5. Juni.

Geſtern Abend nach zehn Uhr machten wir noch einen langen Spaziergang; es war eine wunderſchöne, wirklich eine mondbeglänzte Zaubernacht. Wir gingen im Thal nach Mörla, indem wir lebhaft den Plan zu einem größeren gemeinſchaftlichen Werke für Concertgeſang, in der Art des Radziwil'ſchen Fauſt, aber freier und kühner, beſprachen, und nahmen dann den Rückweg über den Hain. Das Thal machte einen wunderbaren Eindruck; tief unten durch grüne Wieſen ſchlängelt ſich ſilbern die

Saale mit leiſem, leichtem Wellenſchlag; die ſanften Formen der Berge duftig verſchwimmend, in den Mittelgründen Nebel, und oben das reiche Laub und die geſpenſtiſchen Tannen, geiſterhaft von Mondesſtrahl umſpielt. Jeden Augenblick ſtanden wir ſtill und blickten in die Tiefe. Freundlich ſchaute Schillershöhe zu uns herüber; es war, als müßte des Dichters Geiſt dort weilen, mit Liebe ſeliger vergangener Tage gedenkend, eine hohe oſſianiſche Nebelgeſtalt, wie überhaupt der ewige Geiſt der Liebe und Schönheit über der ganzen Natur ruhte. Bauk erinnerte ſich an Italien, ich dachte des Heimathlandes und der Oſtſee, die ich ſo innig liebe. — Wir ſtanden Arm in Arm lange ſchweigend. Jugendträume ſtiegen in uns auf; da bat ich ihn, mir zuſammenhängend ſein Leben zu erzählen; er that es in ſeiner eigenſten Manier; ich habe es ſcharf gefaßt und will es faſt ganz mit ſeinen Worten hier niederſchreiben, als Zeuge dieſer guten Stunden. Uebermorgen muß ich nach Jena zurück und da möchten die friſchen Farben nur zu bald in meinem Gedächtniſſe erbleichen.

Er iſt am 27. Mai 18[illegible] in Magdeburg geboren, wo ſein Vater als Domvicar lebt, ſeiner Zeit ſelbſt ein tüchtiger Orgelſpieler; von früher Kindheit an muſikaliſch gebildet und in muſikaliſchem Kreiſe ſich bewegend, zeichnete Bank als Knabe ſchon im Pianofortespiel und ſpäter auch auf der Orgel ſich aus. Für die Theologie beſtimmt, um die Lämmer zu weiden und ſeine Schäfchen zu ſcheeren, ward er auf das Gymnaſium geſandt, und avancirte mit Zeit und Geduld durch alle Claſſen bis zur gewöhnlichen Früh- oder Unreife, d. h. der ſogenannten Reife zur Univerſität. Je näher dieſem Ziel, deſto mehr regte ſich der Muſikteufel in ihm. Während der letzten Jahre auf der hohen Schule, wo damals ein in geiſtiger Hinſicht ziemlich beſchränkter Lehrer ſeine Schüler, wie Moſes die Israeliten, in der Wüſte herumführte, ohne ſie das gelobte Land finden zu laſſen, wurden mehr muſikaliſche, obwohl herzlich corrupte Phantaſieen zu Papier gebracht, als im Homer und Cicero geleſen. Auch ging ein ſehr talentvolles Mädchen, das eine ſchöne Stimme mit einem intereſſanten Geiſte verband, trotz dem aber gleich Anderen in der Alltäglichkeit und trüben Verhältniſſen verflacht iſt, halb Part mit den Schulſtunden, und dieſer ſogenannte Geſang-Unterricht von ihm, der ſelber noch Nichts wußte, nährte die poetiſche Flamme. Nachdem mehrere Schwierigkeiten, erzeugt durch die günſtigen Verhältniſſe für eine theologiſche Laufbahn, von ihm durch beharrlichen Willen entfernt waren, geſchah auch von Seiten ſeiner trefflichen Eltern Alles, um ihn den gewählten Beruf in jeder Hinſicht günſtig für die höchſte Ausbildung erreichen zu laſſen. Er ging nach Berlin und machte zu gleicher Zeit bei Bernhard Klein, dem allſeitig gebildeten, tüchtigſten Theoretiker Deutſchlands, und Zelter, der alten derben Haus-Chronik der kurz vergangenen Zeit, ſtrenge Studien. Beide hatten ihn gleich lieb, trotz dem, daß ſie perſönlich mit einander geſpannt waren; er wäre im weiteren Sinne des Wortes der letzte Schüler von Beiden zu nennen. Hierauf begab er ſich, von Klein dazu veranlaßt, nach Deſſau, um im Inſtrumentalſatz zu arbeiten, kehrte aber bald, von demſelben aufgefordert, nach Berlin zurück, wohin ihn reichere Studienmittel und geiſtreiche Leute — unter welchen auch ſpäter der kürzlich verſtorbene Ludwig Berger, ſein Pianofortelehrer und lieber Freund bis zu deſſen Tode — zogen. Um dieſe Zeit wurde auch vorläufig Alles durchlebt, was zu einem reichen Künſtlerjugendleben nothwendig gehört, wo dann die Liebe mit allen Stadien des Glücks und Unglücks nicht fehlen darf. — Im Juli 1830, als ganz Europa wunderlich ſpasmatiſch litt, ging B., auf Kleins Drängen, nach Italien, und verweilte dort hauptſächlich in Rom, Neapel, Venedig und auf Sicilien, das er künſtleriſch ſchwärmend durchzog. In Rom wurde das hiſtoriſche Studium der Muſik, beſonders der Kirchenmuſik, eine Neigung, die durch Klein's Eigenthümlichkeit damals vorzüglich in ihm genährt worden, in den dortigen Bibliotheken eifrig fortgeſetzt, aber das Volk, die bildende Kunſt und friſch bewegtes Leben drängten ſich bald herrſchend vor. Componirt wurde wenig, denn es war ein langſamer, aber heftiger Kampf zwiſchen ſtrenger Schule und freier Thätigkeit, des eigenen treibenden Geiſtes zu beſtehn. Erſt nach Vollendung der größeren Reiſe in Unteritalien und Sicilien, wo viel aufſproßte in ihm, ohne Raſt zur Ausführung, fand ſich bei einem viermonatlichen Verweilen in Venedig Ruhe hiezu, und es wurde daſelbſt das Meiſte geſchaffen, was uns in B's erſten Werken, beſonders in den Liederheften Italien und Deutſchland, vorliegt. Dieſe Compoſitionen gab er jedoch erſt geraume Zeit nach ſeiner Rückkehr (Anfang 1834) zu Berlin heraus mit großer Freude, daß er den vor der italieniſchen Reiſe Statt gefundenen Aufforderungen Klein's und Berger's zur Veröffentlichung einiger früheren Kirchen- und Geſangscompoſitionen, keine Folge geleiſtet hatte. Er fand Zelter geſtorben — Klein, ohne ihm genügenden Wirkungskreis, ohne endlich von der Regierung mit ſeinen Plänen zu einem Conſervatorium der Muſik beachtet zu ſein, im Sterben; nur Spontini war die einzige geniale und edle künſtleriſche Perſönlichkeit, die ihm erfreuend imponirte und zu der er ſpäter in ein auf gegenſeitiger Neigung ruhendes näheres Verhältniß trat. Nach einem Winteraufenthalte daſelbſt reiſte er mit ſtarkem Mißbehagen am Berliner Treiben in Kunſt und Kritik nach Leipzig, und nahm dort ſeinen Aufenthalt. Hier fand er die neue muſikaliſche Zeitung eben begründet, trat mit lebhaftem Antheil zu dem Vereine jüngerer ſtrebſamer Künſtler, und lieferte für dieſelbe die Skizzen aus Italien und den größten Theil der Kritiken über Geſangscompoſitionen, italieniſche und deutſche Oper u. ſ. w. Als er aber ſah, daß dieſes Inſtitut unfähig ſei, die nöthige wirkungsvolle Stellung zu erreichen, theils durch Zeitverhältniſſe, theils durch innere Schwäche der Führung gehemmt, zog er ſich bereits Oſtern 1836 davon zurück, ergriff den Wanderſtab wieder und lebt ſeitdem ſchaffend und ſchweigend, wo es ihm eben gefällt.

> Ein feſtes Amt zu ſuchen liegt ihm fern;
> Denn feſtes Amt iſt ihm ſein eigner Wille.
>
> Altes Trauerſpiel.

P

Portraits

B. 3972

und

Genrebilder.

P P

Von

O. L. B. Wolff.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erſter Theil.

Caſſel und Leipzig,
J. C. Kriegerſche Buchhandlung.
(Theodor Fiſcher.)

1839.

Druck von G. Froebel in Rudolſtadt.

Portraits
und
Genrebilder.

P — P

Erinnerungen und Lebens-Studien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Von

O. L. B. Wolff.

Erſter Theil.

Caſſel und Leipzig,
J. C. Krieger'ſche Buchhanndlung.
1839.

Buchdruckerei von G. Fröbel in Rudolſtadt.

P

Eigenes.

Statt der Vorrede.

> *Que nous vieillissons jeunes aujourd'hui! ne voilà-t-il pas que je me rappelle, que je m'oublie a me souvenir. Hélas que la jeune littérature de vingt ans rirait de celle de trente, si elle la lisait.*
>
> F Soulié.

Ich fühle, daß es nothwendig ſei, von mir ſelbſt zu ſprechen, um den Leſer der folgenden Blätter auf den Standpunkt zu ſetzen, auf welchem ſich der Verfaſſer derſelben befand und noch befindet, da nur allein dadurch ein befriedigendes Intereſſe erlangt und rege erhalten werden kann. Dennoch gehe ich ungern an die Niederſchreibung dieſer Zeilen; der Gedanke, nur von mir ſelbſt reden zu müſſen, enthält manches Störende für mich, beſonders deswegen, weil unſere Zeit leider überhaupt eine nur von ſich ſelbſt redende iſt. — Für Autobiographieen hat ſich zwar von jeher die allgemeine Neigung erklärt; ſie ſind das beſte Mittel für den mehr als gewöhnlichen Leſer, ſich mit einem denkenden Geiſte zu aſſimiliren und eben dadurch einen tieferen Blick in ſein eigenes Selbſt zu thun. Aber wie wenig kann man ihnen auf der andern Seite trauen, ſie bringen faſt immer Wahrheit und Dichtung zugleich, da einmal jeder Menſch ſich geneigt fühlt, Niemanden ſo ſehr und leicht zu belügen, als ſich ſelbſt, oder, um mich nicht zu ſchroff auszudrücken, unwillkührlich die wahren Triebfedern ſeiner Handlungen zu verkennen und andere an deren Stelle zu ſetzen. Autobiographieen ſind Tempel, welche das *γνωθι σεαυτον* allerdings als Inſchrift tragen, im Inneren aber wie der leitende Oberprieſter nichts davon wiſſen; das iſt von jeher ſo geweſen und wird immer ſo ſein.

Ein Vernünftiger verlangt indeſſen auch nicht von einer Autobiographie, ſie ſolle ſo wahr und genau wie die letzte Beichte eines Sünders ausfallen. — Hat denn überhaupt der Leſer ein Recht, Solches zu fordern, ſelbſt wenn der Verfaſſer es ihm anbietet, oder zu zürnen, falls es doch anders wurde, als Jener es verſprach? — Gewiß nicht. — Jedem Denkenden bleibt es intereſſant, zu ſehen, wie ein durch das Leben und den Geiſt Erzogener, von der Natur mit guten Gaben Ausgerüſteter ſein Werden und den Gang ſeiner Bildung auffaßt, betrachtet und beurtheilt: er wird daher keine anderen Anſprüche an ihn machen, als daß das in dieſer Hinſicht Gegebene echt und treu ſei. —

Das kann ich verſprechen. Ob ich überhaupt Recht that, dieſe anſpruchloſe Skizze den folgenden Darſtellungen voranzuſenden, wird der Leſer am Beſten entſcheiden. Mir ſchien es nothwendig; meine Entſchuldigung beſteht darin, daß ich that, was ich glaubte thun zu müſſen, um einſt dem Jüngeren klar zu machen, wie es kam, daß ich meine Zeit und meine Zeitgenoſſen ſo und nicht anders anſah, kurz, daß ich that, was ich nicht laſſen konnte, wenn ich ein ſolches Buch, wie dieſes, einmal ſchreiben wollte. Die Einleitung und die nachſtehenden Schilderungen werden ſich gegenſeitig erklären und ergänzen; daß beide ganz unnütz ſeien, glaube ich nicht. In unſerer herabwürdigenden, krittelnden, und an der Perſönlichkeit mäkelnden Periode, thun anerkennende und verehrende Stimmen wahrhaft Noth; zu den Anerkennenden und Dankbaren zu gehören hat mir aber ſeit dem Augenblicke, wo ich ſelbſt wirkend in das Leben trat, ſtets zur Freude und Beruhigung gereicht, und zwar deſto mehr und ſtärker, je älter, ernſter und ruhiger ich wurde. —

Ich bin am 26. Juli 1799 zu Altona geboren; meine Jugend verfloß in ſehr günſtigen Verhältniſſen, die ſich aber mit der Zeit immer mehr trübten und ſich gerade da am Ungünſtigſten geſtalteten, wo ich ihrer am Meiſten bedurfte, um mir über den erſten Schritt in das Leben hinaus zu helfen. Meine Familie gehörte dem Kaufmannsſtande und war ſehr geachtet, vorzüglich durch das Haupt derſelben, meinen Großvater, einen körperlich wie geiſtig höchſt ausgezeichneten Mann, deſſen Blick in die Weltverhältniſſe ſich eben ſo klar erwies, wie ſeine Herzensgüte und Redlichkeit echt waren. Von ſeinem Oheim erzogen, und beſtimmt deſſen Compagnon zu werden, hatte er von dieſem, in ſeiner Menſchenwürde durch ihn gekränkt, ſich getrennt, und war, mit nur zwei Zwölfſchillingsſtücken in der Taſche, an die Hamburger Börſe gegangen, um ein eigenes Geſchäft zu beginnen. — Fleiß und Beharrlichkeit, verbunden mit ſeltener practiſcher Klugheit, machten ihn in wenigen Jahren zu einem bedeutenden Kaufmann; er ſtarb allgemein verehrt und geliebt, als einer der erſten Banquier's meiner Vaterſtadt, einen in der merkantiliſchen Welt hochgeachteten Namen, ein anſehnliches Vermögen und einen blühenden Kreis von Kindern und Enkeln hinterlaſſend, in hohem Alter. — Von ſeinem Talent, als Kaufmann den rechten Moment zu erfaſſen und zu benutzen, von ſeinem originellen Weſen und ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit lebt noch manche Erinnerung traditionell in ſeinem Wohnorte fort. Nie war er raſcher im Handeln, als wenn es galt, das allgemeine Wohl zu erhalten und Böſes zu verhüten. — So erzählt man unter anderem Folgendes. — Die däniſche Regierung hatte für gut gefunden, in Holſtein und namentlich in Altona, deſſen bedeutendſte und durch ihren ausgebreiteten Handel und ihre Rivalität mit Hamburg höchſt wichtige Stadt, eine bisher ungebräuchliche Kupfermünze einzuführen, wodurch beſonders die geringeren Klaſſen litten, welche ſich in die dadurch entſtandenen neuen Geldverhältniſſe nicht zu finden wußten und zu ſtörriſch waren, dieſe Neuerung gut zu heißen. Die Unzufriedenheit darüber wuchs mit jedem Tage, genährt durch heimliche Anſtifter die im Trüben zu fiſchen hofften, und ſtieg endlich ſo, daß der geringſte Anlaß einen offenen Aufruhr herbeizuführen drohte. In dieſer Kriſis geht am Pfingſtmontage (1788) der Großvater bei der Hauptkirche vorbei und ſieht das Volk, nach geendeter Predigt Haufen bilden, in welchen Einige der Unzufriedenſten lebhaft das Wort führen. — Schon durch einzelne frühere Ereigniſſe aufmerkſam gemacht, tritt er unerkannt hinzu und hört den Plan bilden, am Abende deſſelben Tages ſich zuſammenzurottiren und die königliche Bank, ſein eigenes Haus und das eines anderen ihm befreundeten, gleichfalls in Geſchäften der Krone arbeitenden Banquiers zu erſtürmen und zu plündern. Ohne ſich das Mindeſte merken zu laſſen, eilt er nach Hauſe, trifft augenblicklich geeignete Anſtalten und läßt dann ſowohl an allen Straßenecken anſchlagen, als auch durch die öffentlichen Ausrufer bekannt machen: Wer Kupfergeld habe und es gegen Silbergeld umwechſeln wolle, möge zu ihm kommen. — Er ſelbſt läßt die Flur ſeines Hauſes einrichten und eine Barriere aufſchlagen, hinter die er ſich ſelbſt mit ſeinen Commis und Hausgenoſſen ſetzt, und beginnt nun das verſprochene Auswechſeln, genau nach dem geltenden Cours. — Der Andrang war ungeheuer, und das Geſchäft um ſo mühſeliger, als gerade die Aermeren herbeiſtrömten, die die geringfügigſten Summen, oft nur wenige Schillinge, umzuſetzen verlangten. Zwölf Mann Wache konnten kaum einige Ordnung erhalten; Alle zum Hauſe Gehörigen, ſelbſt ſeine Töchter mußten bei dem Zählen helfen, das bis tief in die Nacht dauerte. Sein Riſico war nicht gering, da er nicht wußte, ob die Regierung es gut heißen würde, und fünf Tage verſtrichen, ehe die Antwort auf eine ſogleich von ihm abgefertigte Staſette eintraf. Der Hauptumſatz war ſchon faſt beendet, als dieſe kam; das Gouvernement genehmigte ſeine Handlungsweiſe, durch welche er die Ruhe einer Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern erhalten hatte: an irgend eine weitere Anerkennung ſeiner großartigen Handlungsweiſe war nach den beſtehenden Verhältniſſen nicht zu denken, ihm aber auch nie eingefallen, auf eine ſolche Anſpruch zu machen. Ihm genügte das Bewußtſein, durch einen klugen und raſchen Coup ſich und ſeine Mitbürger vor unüberſehbarem Mißgeſchick bewahrt zu haben. —

In ſeinen ſpäteren Jahren übergab er die Handlung ſeinem Schwiegerſohn, meinem Oheim, einem durch Talente und ſeltene Kenntniſſe höchſt ausgezeichneten Manne, der ſpäter die diplomatiſche Laufbahn wählte und in ſehr angeſehener Stellung bis zu ſeinem kürzlich erfolgten Tode in einem nordiſchen Reiche lebte. Er, der Großvater, verbrachte nun den Reſt ſeiner Tage in behaglicher Muße, vorzüglich gern mit Gelehrten umgehend, die er ſehr hoch ſchätzte. Uebrigens war er ein ſehr freiſinniger Mann, dem nur der tüchtige Menſch etwas galt, gleichviel welchem Stande er angehörte. Rang und Adel imponirten ihm durchaus nicht; trotz ſeinem biederben Weſen behandelte er die vornehmen franzöſiſchen Emigranten, welche ihr unglückliches Schickſal zu ihm führte und die faſt immer Hülfe bedürfend ſich an ihn wendeten, mit einer Achtung und Höflichkeit, als befänden ſie ſich noch in ihrer alten glänzenden Lage, dagegen ſagte er einmal einem ſouverainen deutſchen Fürſten, der ſich in ſeinem Comtoir eine Unart erlaubte, vor allen Commis: „Durchlaucht, den Stuhl, auf dem ein Adeliger geſeſſen hat, den wiſche ich erſt ab, ehe ich einen anderen ehrlichen Mann einlade, darauf Platz zu nehmen.“ —

Sonntags mußte ſich immer die ganze Familie um ihn verſammeln, Groß und Klein, und bei ihm ſpeiſen. — Für uns Enkel war das jedesmal ein Feſt, denn unbeſchenkt verließen wir nie das Haus. — Ueberhaupt hatte er eine große Freude am Geben, wußte den leiſeſten Wunſch zu errathen und den Beſchenkten auf eine höchſt zarte und feine Weiſe zu erfreuen, ſo daß die Luſt von ihm zu empfangen, eben ſo groß war. Folgender ſchöne Zug beſtätigt es. — Damals exiſtirte in Altona eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche jeden Sonnabend Abend ſich im Fleck'ſchen Gaſthofe zu einem heiteren Souper verſammelte, nach deſſen Beendigung gewöhnlich ziemlich lebhaft geſpielt wurde. Es war erlaubt an gewiſſen Tagen, namentlich am Geburtstage des damaligen Kronprinzen, jetzigen regierenden Königs von Dänemark, Fremde einzuführen. Eins der Mitglieder hatte bei einer ſolchen Gelegenheit den keineswegs talentloſen, aber mit einer zahlreichen Familie in bedrängten Umſtänden lebenden Schauſpieler Bröckelmann mitgebracht. Als ſich nach der Abendtafel Alle zum Spiele ſetzten, blieb dieſer mit wehmüthigem Gefühl allein ſtehen und ſah zu. — Der Großvater, dem das auffiel, fragte ihn: Bröckelmann, warum ſpielt Ihr nicht? Ach, erwiederte dieſer, ich habe weder Geld zu verlieren noch zu gewinnen. Hätte ich etwas übrig, ſo wendete ich es lieber auf die Erziehung meiner neun Kinder, anſtatt ſie wie Wilde aufwachſen zu laſſen. — Kommt her,

Bibl. Univers. Lips.

erwiederte der Großvater, ich will für Euch und für mich ſpielen, vielleicht habe ich Glück! — Er ſpielte nun doppelt, verlor für ſeine Rechnung eine bedeutende Summe und gewann dagegen für Jenen mehr als 500 Reichsthaler, — denn in der Geſellſchaft wurde, wie das überhaupt im Norden Sitte iſt, hoch geſpielt, — die er dem Erfreuten ſogleich einhändigte. Der Zweck ward auch wirklich erreicht, und die ganze Summe von dem armen Schauſpieler allein auf die Erziehung ſeiner Kinder verwendet.

Das Bild des trefflichen Mannes ſteht noch in den hellſten Farben vor meiner Seele, wie überhaupt die lebhafteſten Erinnerungen aus meinen Kinderjahren ſich auf das großälterliche Haus erſtrecken. Das rege Geſchäftsleben dort, die vielen Commis, der ſtete Verkehr mit Fremden aus allen Ständen, dies Alles, das ſich um den Großvater, wie um den Mittelpunkt bewegte, verbunden mit der tiefen Verehrung, welche ihm von Perſonen gezollt wurde, die ich ſelbſt mit der größten Ehrfurcht zu betrachten gewohnt war, imponirte mir gewaltig und ließ mich wie zu einem Gott zu ihm aufſchauen. Nirgends wurde meine Phantaſie ſo genährt, wie in ſeinem Hauſe, wo ich Unterhaltungen in den verſchiedenſten Sprachen anhörte und Eingeborne aller Länder zu ſehen bekam. Franzöſiſch, Engliſch, Däniſch und Spaniſch war etwas ganz Gewöhnliches, kam alle Tage vor und wurde mehr oder minder von faſt allen Mitgliedern der Familie geſprochen; mein oben erwähnter Oheim wußte ſich ſogar mit ſeltener Fertigkeit in acht Sprachen auszudrücken, ja er las ſelbſt Griechiſch und Lateiniſch, was damals für einen Kaufmann etwas Unerhörtes war; ein anderer Onkel beſaß eine eben ſolche Pfingſtgabe und verſtand dabei mit glücklichem Talent allerlei komiſche Geſchichten in den verſchiedenſten Idiomen zu erzählen. Es war alſo kein Wunder, daß meine Neigung und die Anlage zur Erlernung fremder Zungen ſchon früh geweckt und genährt wurde. Ich war lange das einzige Kind meiner Eltern, man beſchäftigte ſich daher viel und ausſchließlich mit mir und ſo kam es, daß ich bereits in meinem dritten Jahre fertig deutſch leſen konnte und in meinem ſechſten, nachdem ich nur kurze Zeit eine Schule beſucht, deren Vorſteher ein geborner Franzoſe war, geläufig franzöſiſch plapperte. Der Umſtand, daß meine Eltern häufig den Darſtellungen einer damals in Hamburg anweſenden, guten franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft beiwohnten und mich jedes Mal mitnahmen, trug allerdings nicht wenig dazu bei, mir dieſe Fähigkeit anzueignen. Anfangs bemühte ich mich, aus den Geſten der Schauſpieler den Sinn ihrer Reden zu errathen, allmählig lernte ich ſie immer beſſer verſtehen und endlich entging mir gar nichts mehr. Lebhaft ſchwebt mir noch der Eindruck vor, den Euphrosyne ou le tyran corrigé auf mich machte; ich kam ganz gerührt nach Hauſe und konnte das Stück Tag und Nacht nicht aus dem Sinn bringen. Größeres Vergnügen machte mir aber Le Bourgeois-Gentilhomme, der mein Lieblingsſtück geblieben iſt, und deſſen Darſtellung, wie ich ſie zuerſt ſah, ſich meinem Gedächtniſſe ſo feſt einprägte, daß ich ſowohl Mr. Jourdain in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Dummheit, ſowie den mir damals höchſt merkwürdig erſcheinenden Mufti, als auch überhaupt die ganze Mamamouchi-Ceremonie, noch jetzt bis auf den kleinſten Umſtand beſchreiben könnte.

Nach damaliger Sitte wurde ich ſchon früh in die Schule geſchickt und war, obgleich ſonſt an ſtrengſten Gehorſam gewöhnt, abwechſelnd ſehr fleißig und ſehr faul, je nachdem mich die Laune dazu anwandelte; doch las ich fortwährend mit großer Begier Alles, was mir in die Hände kam. — Mein liebſter Zeitvertreib war, ganz allein ſelbſterfundene Komödien oder Tragödien aus dem Stegreif zu ſpielen und dabei eine große Reihe von Perſonen redend einzuführen. Dies geſchah gewöhnlich in dem Zimmer meiner Mutter, die mich ruhig gewähren ließ und ſich weiter nicht darum kümmerte. Kamen indeſſen Fremde dazu, ſo hörte ich augenblicklich, ſogar mitten im Worte, auf und ſetzte mich mit einem Buche in den Widkel, bis dieſe ſich wieder fort begeben hatten; dann wurde auf der Stelle das unterbrochene Schauſpiel genau da wieder fortgeſetzt, wo ich es vorher abgebrochen hatte. — Vor meinem Vater, der in Folge eigener ſehr ſtrengen Erziehung, auch mich ſehr ſtreng behandelte, verbarg ich dieſe dramatiſchen Ergötzlichkeiten ſorgfältig und ſah es ungern, wenn Jemand in ſeiner Gegenwart mit mir davon anfing. — Es war eigenthümlich, daß ich damals ſchon, mir ſelbſt unbewußt, in metriſchen Formen ſprach, namentlich in fünffüßigen Jamben, und dies Keltenrede nannte; meine Helden durften ſich gar nicht anders ausdrücken. — Irre ich nicht, ſo kam ich zuerſt darauf, als ich einer Aufführung eines Schiller'ſchen Stückes — ich glaube der Jungfrau von Orleans, beigewohnt hatte.

Durch die Beſetzung des benachbarten Hamburg mit franzöſiſchem Militär bekam meine Einbildungskraft neuen und gewaltigen Stoff zu verarbeiten. Die Greuel bei der Einnahme von Lübeck hatten kurz vorher alle Gemüther in heftige Bewegung geſetzt, und, da überall davon geredet, und ſie mit den grellſten Farben geſchildert wurden, auch auf uns Kinder einen tiefen Eindruck gemacht. — Plötzlich hieß es, franzöſiſche Soldaten ſeien in Hamburg eingerückt und hätten die Wachen bezogen, ſelbſt die nächſte nach Altona zu, auf dem ſogenannten Hamburger Berge. Nach langen, dringenden Bitten ward mir endlich erlaubt, in Begleitung unſeres Bedienten hinauszugehen und ſie mir anzuſehen. Es waren Italiener, die den Vorſtellungen, die ich mir von ihnen gemacht hatte, durchaus nicht entſprachen; ſchwarze ſonnenverbrannte Geſichter hatte ich freilich erwartet, aber nicht kleine Geſtalten in abgetragener grüner Uniform mit dreieckigen Hüten auf dem Kopf, und ohne allen Glanz und alle Pracht. Ich verglich ſie mit den Grenadieren der Hamburger Soldateska, die nach dem Muſter der Truppen Friedrichs des Großen ausgerüſtet, mir mit ihren ſteifen, ſpitzigen, beblechten Mützen, ihren gepuderten Locken und ihren langen ſchwarzen, durch unzählige Knöpfe geſchmückten ledernen Gamaſchen immer ſehr imponirt hatten. Obendrein redeten jene Italiener einen mir widerwärtig klingenden Jargon, von dem ich auch nicht ein einziges Wort verſtehen konnte, und doch hatte ich immer die italieniſche Sprache als die wohllautendſte von allen rühmen hören; kurz ich ging ſehr enttäuſcht und verdrießlich wieder nach Hauſe.

Ich wurde jedoch bald mit den Kriegern Napoleons ausgeſöhnt, als auch plötzlich Altona von ihnen beſetzt und ſie bei den Bürgern einquartirt wurden. Dies Ereigniß beſchäftigte alle Einwohner lebhaft; es hatte ſeit der Verbrennung von 1712 durch den ſchwediſchen General Steenbock, zum erſten Mal meine Vaterſtadt betroffen und man erzählte ſich verdrießlich allgemein, daß es zu ihren Vorrechten gehöre frei von aller Einquartirung zu ſein. Man begriff die den Bürgern jetzt auferlegte Laſt um ſo weniger, als Dänemark zwar mit England im Kriege, aber mit Frankreich in vollkommenſtem Einverſtändniß war. Allein man mußte ſich indeſſen darein fügen, und das Unvermeidliche ertragen, ſo gut es ging. Auch unſer Haus blieb trotz den Proteſtationen des Vaters nicht verſchont. Die erſten fremden Beſucher waren vier Gemeine vom Regimente Aremberg, die nur eine Nacht blieben, und von denen ich ſehr gelobt und geliebkoſt wurde, weil ich den Dolmetſcher zwiſchen ihnen und unſeren Dienſtboten machte. Dies gab mir in meinen eigenen Augen nicht geringe Wichtigkeit. Als jene vier uns wieder verließen, rückten jedoch gleich darauf zwei Soldaten vom Regimente Catalonien ein und nun hatte, zu meinem großen Aerger, mein Dolmetscheramt ein Ende, denn Spaniſch konnte ich nicht. — Es waren indeſſen zwei überaus gutmüthige Geſellen, denen es, da die Mutter ſie mit ſpaniſchen Gerichten bewirthen ließ, ſehr bei uns gefiel. Sie befreundeten ſich raſch mit mir und halfen mir bei meinen Spielen; wir verſtändigten uns ſo gut es ging, bald merkte ich mir den Klang ihrer Sprache und hing an franzöſiſche Worte ſpaniſche Endungen; nun ging es immer beſſer und ehe einige Wochen ins Land waren, plapperte ich Spaniſch, wie eine Elſter, zum großen Vergnügen des ganzen Hauſes, ja ich wagte es ſogar, bei mehreren Staabsoffizieren des Generals de la Romana, welche in unſeren Familienkreis eingeführt wurden, meine Weisheit anzubringen und wurde dadurch ihr Liebling. Ein Marquis Cachapero, Adjutant des eben genannten berühmten ſpaniſchen Helden, hatte mich deswegen beſonders gern und ſtand auch hoch in meiner Gunſt. — Ich vergeſſe nie, wie er am Tage vor dem bekannten Abmarſch nach Fühnen, Abſchied nehmend, mit funkelnden Augen in gebrochenem Franzöſiſch zu meiner Mutter ſagte: Mannana, Sennora, au champ de la gloria! — Es war ein trübes Feld des Ruhmes, das ihn erwartete, und oft, wenn ich ſpäter mich mit der Geſchichte jener Brigade beſchäftigte, habe ich mit Wehmuth an den ſchönen, ſiegestrunkenen Jüngling gedacht, der leider ein ruhmloſes Grab in franzöſiſcher Gefangenſchaft fand.

Den Spaniern folgten Holländer. — Wir waren zum großen Verdruſſe des Vaters ebenfalls, wenigſtens in den Augen der Einquartierungscommiſſion avancirt und erhielten, ſtatt der Gemeinen, Offiziere zum Einlager. — Dieſer Umſtand änderte Manches in der ſtillen Sitte unſeres Hauſes; dem aufgedrungenen Gaſte wurde das beſte Zimmer eingeräumt und er unſer täglicher Tiſchgenoſſe. Auch mit dieſem befreundete ich mich bald, doch dehnte ich meine linguiſtiſchen Studien nicht auf das Holländiſche aus, da mir das Plattdeutſche, das ich, wie alle holſteiniſchen Kinder ſehr geläufig ſprach, vollkommen aushalf; einzelne Worte von komiſcher Wirkung merkte ich mir jedoch gern und wußte ſie zu gelegener Zeit anzubringen.

So verfloſſen mehrere Jahre troß dem Getümmel des Krieges, der uns nur mittelbar mit ſeinem Druck, abek nicht mit ſeinen Schrecken berührte, in äußerer gewohnter Ruhe, doch änderte ſich mit dem Tode des geliebten Großvaters Vieles in den Verhältniſſen der Familie. Ich ward um dieſe Zeit zu dem Wandsbecker Prediger in Penſion gegeben und befand mich in jeder Hinſicht wohl dabei, da die häufigen Beſuche im elterlichen Hauſe mir die Trennung erleichterten, und ich eigentlich nie ein Mutterſöhnchen geweſen war. Der Aufenthalt auf dem Lande, das ſtete Zuſammenſein mit anderen Knaben, bei denen ich wegen meiner ungewöhnlichen Sprachkenntniſſe für ein Wunder galt, die mich aber doch durchprügelten, wenn ich bei unſern gemeinſchaftlichen Spielen nicht ſo wollte wie ſie, und die wirklich vortreffliche Erziehung, die uns hier zu Theil wurde, Alles dies wirkte äußerſt belebend auf mich und gab mir ſchon früh eine gewiſſe geiſtige Selbſtſtändigkeit, welche durch eine oft in Schwäche ausartende Gutmüthigkeit gemäßigt wurde. — Dazu kam, daß ich jetzt ganz andere geſellſchaftliche Zuſtände um mich ſah und namentlich den Stand der Gelehrten in einem Lichte erblickte, wie er mir früher, wo ich ihn für ganz unerreichbar hielt, nie erſchienen war. Der einzige Gelehrte, den ich mir näher hatte betrachten können, war unſer Hausarzt, der auch als Dichter durch ſein Trauerſpiel Diego und Leonore bekannte Profeſſor Unzer, welcher theils wegen ſeiner glücklichen Kuren, theils wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften als witziger und geiſtreicher Geſellſchafter, nicht allein in unſerem Hauſe, ſondern in der ganzen Stadt große Verehrung genoß. Zu ihm, der immer höchſt elegant und beſonders geſchmackvoll friſirt und gepudert ſich zeigte, hatte ich ſtets wie zu einem Weſen höherer Art aufgeſehen und wieder rückwärts von ihm auf ſeine Studien und Standesgenoſſen meine kindiſchen Schlüſſe gezogen, und noch jetzt kann ich nicht ohne eine gewiſſe Ehrfurcht ſeine, einer anderen Zeit und Mode angehörigen poetiſchen Schriften in die Hand nehmen. Er war ein Neffe des durch ſeine Wochenſchrift „der Arzt“ um die Menſchheit höchſt verdienten, berühmten Doctor Unzer, deſſen Gattin eine geborne Ziegler, eine der letzten von kaiſerlicher Majeſtät gekrönten deutſchen Dichterinnen geweſen. Freund und Verwandter des großen Mimen Schröder, hatte er ſeine Jugend in den angenehmſten Verhältniſſen verlebt und zu einem Kreiſe von geiſtreichen Männern gehört, wie ihn meine gute Vaterſtadt ſchwerlich je wieder in dieſer Ausdehnung vereint ſehen wird. Er, der Profeſſor Unzer, war der witzigſte unter ihnen geweſen und man erzählte viele Anecdoten von ihm, die das bezeugten, zugleich aber auch bewieſen, daß er Nichts ſo ſchwer geißelte, wie Thorheit mit Arroganz gepaart. So hatte, um nur einen Beweis zu geben, bei einem großen Mittagsmahl ein Herr von Viereck alle Anweſenden durch ſein unabläſſiges vorlautes, unfeines Reden verſtimmt und Niemanden zu Worte gelaſſen. — Es wurde ein wilder Schweinskopf aufgetragen und zufällig gerade vor Unzer hingeſetzt. — Dieſer betrachtete die Schüſſel unverwandt und drehte ſie endlich nach allen Seiten. Als der Herr des Hauſes ihn verwundert fragte, was er damit wolle, antwortete er: Die Natur gefällt ſich doch mitunter darin, Geſtalten hervorzubringen, bei denen man nicht recht weiß, in welche Klaſſe man ſie einordnen ſoll; ſo ſtudiere ich z. B. ſeit einer Viertelſtunde an dem Schweinskopf, und kann nicht herausbringen, ob er ein Dreieck oder ein Viereck iſt. — Das half und der Herr von Viereck verſtummte fortan.

In Wandsbeck nun trat mir, wie ich ſchon bemerkte, der gelehrte Stand näher; die Predigerin war mit Cramer und dem Hiſtoriker Hegewiſch verwandt und ſprach viel von dieſen höchſt bedeutenden Männern; ihr Gatte pflegte gern von ſeinen Studienjahren zu erzählen, namentlich wenn gleichgeſinnte Amtsbrüder ihn beſuchten; ein ſehr ausgezeichneter junger Mann von vornehmer Familie hatte, durch eigene Schickſale geführt, die Stelle eines Gehülfen an dem Inſtitute angenommen und leitete eigentlich das Ganze: auch er gefiel ſich in Erinnerungen an das erſt kürzlich verlaſſene akademiſche Leben. Latein und Griechiſch wurde mit großer Vorliebe, namentlich das Erſtere, in der Anſtalt gelehrt und ich hatte, obwohl zum Kaufmann beſtimmt und von dieſen Gegenſtänden des Unterrichts befreit, doch aus angeborner Lebhaftigkeit mir Manches zu eigen gemacht, und endlich auch an den Lehrſtunden Theil genommen. So reifte plötzlich der Entſchluß in mir, mich dem gelehrten Stande zu widmen. — Bei meinem nächſten Beſuche im elterlichen Hauſe eröffnete ich dies ſogleich und ohne viele Umſchweiſe dem erſtaunten und erzürnten Vater, der ganz andere Pläne in Bezug auf mich gebildet hatte, und fand, obwohl die Mutter auf meine Seite trat, nicht geringen Widerſtand, den ich umſonſt zu bekämpfen ſuchte. — Endlich wurde ein Mittelweg gefunden, der alle Theile zufrieden ſtellte; ich ſolle fleißig lernen, was ich als Gelehrter wie als Kaufmann brauchen könne und dann wolle man in einigen Jahren ſehen, was zu thun ſei. — Damit war ich denn ganz wohl zufrieden und trieb eben ſo fleißig und luſtig die alten Sprachen, Geſchichte und Mathematik, wie kaufmänniſches Rechnen, Schönſchreibekunſt und Geographie nebſt Franzöſiſch und Engliſch. — Wir wurden, namentlich durch den oben erwähnten Gehülfen, an dem ich mit großer Liebe hing, vortrefflich unterrichtet, nicht mit unnützen Dingen überladen, ſondern gründlich und conſequent weiter geführt, und ſo brauchte weder dem Lehrer noch den Lernenden ein warnendes ne quid nimis; das jetzt mit goldenen Lettern vor jedem Schulgebäude als Inſchrift prangen ſollte, zugerufen zu werden. Dabei hatten wir gehörig Muße und Freiheit, uns in friſcher Luft auszutoben und Körper wie Geiſt gediehen zur Freude Aller, denen unſer Wohl am Herzen lag.

In dieſe Zeit fallen meine erſten Verſe: die Beſchreibung des Weges von Hamburg nach Wandsbeck. — Es fiel mir einmal ein, welche zu machen, und ich that es mit derſelben Leichtigkeit, wie jetzt; der Inhalt war natürlich kindiſch, aber Form und Reime ohne Tadel, obwohl ich ihre Geſetze durchaus nicht kannte. Man ließ mich gewähren, ohne viel daraus zu machen; der Lehrer lachte, als ich ihm mit jungfräulichem Stolz meine poetiſchen

Ergüſſe brachte und gab ſie mir, nachdem er ſie geleſen, wieder, ohne ein Wort, weder des Tadels noch des Lobes, darüber zu äußern; ich ermüdete aber doch nicht, wenn ich Neues verfertigt hatte, es ihm hinzutragen, denn ich hatte kein Geheimniß vor ihm. Er machte bald darauf eine Reiſe, von der er, da ſich ihm günſtigere Ausſichten eröffnet hatten, nicht zurückkehrte; das betrübte mich in tiefſter Seele, es war mein erſter bleibender Schmerz, dem Heimweh ähnlich, ich träumte jede Nacht von ihm. — Die Liebe, die ich zu ihm hegte, habe ich treu mein ganzes Leben hindurch bewahrt; ſie iſt unverändert geblieben, obgleich wir uns ſeitdem und erſt in ſpäten Jahren nur ſchriftlich wieder begrüßt haben. — Ich glaube die Erziehung des Herzens war damals beſſer; jetzt ſehe ich oft mit Schmerz und Angſt, wie der Verſtand der Jugend auf Koſten des Gemüthes ausgebildet wird; lieben und verehren haben leider die Wenigſten gelernt. Es iſt ein trauriges Zeichen unſerer egoiſtiſchen Zeit. —

Ich verweilte vielleicht zu lange bei dieſen Jahren meiner früheſten Jugend; man verzeihe mir das, es war eine reine, glückliche, ungetrübte Zeit, die mich in der Erinnerung unwillkührlich feſſelt. — Wen dieſe Zeilen nicht intereſſiren, der betrachte ſie als nicht geſchrieben; es giebt aber Manchen, der mich lieb hat und mir fern iſt, ihn ſollen ſie mit dem Gruß alter, treuer Neigung grüßen. — Auch für den Pſychologen ſind ſie vielleicht nicht ganz ohne Werth, da ſie zur Erläuterung der ſpäteren Darſtellung meines improviſatoriſchen Talents und ſeiner Ausbildung dienen können. — Ich werde das Folgende, bis ich zu dem eigentlichen Zweck dieſer Mittheilungen komme, möglichſt kurz faſſen.

Die große Umwälzung, welche dem Schickſal ſo vieler Nationen eine andere Wendung gab, hatte ſich mittlerweile vorbereitet. — Napoleon war nach Rußland gezogen, mit großer Spannung harrte man ſeiner Siege; da verbreitete ſich leiſe aufdämmernd, wie der erſte Schein der Morgenröthe am nächtlichen Himmel, die Kunde von ſeiner Niederlage. Sie ward bald beſtätigt und wirkte mächtig auf die Gemüther, die in dumpfer Spannung befſerer Tage harrten. Endlich trat der heiß erſehnte Moment in die Wirklichkeit. Tettenborn beſetzte mit ſeinen Koſacken Hamburg. Der Tag ſeiner Ankunft wird mir ewig unvergeßlich bleiben, die Freude äußerte ſich wie ein Gewitter, das den ganzen Horizont bedeckt und nach allen Regionen hin ſeine Blitze und ſeine Regenſchauer ſendet, und immer neue electriſche Maſſen an ſich zieht und entwickelt. Jahrhunderte können vergehen, ehe ein ſo wahrer und allgemeiner Jubel des Entzückens und der Begeiſterung wieder Tauſende von Menſchen zugleich ergreift und dauernd fortreißt. Aber bald folgte eine ſchwere Zeit. Hamburg gerieth wieder in die Hände der Franzoſen. Der Krieg, den man bisher nur aus Beſchreibungen und von fern kannte, der aber mit ſeinen eigentlichen Schrecken und Aengſten dieſe Gegenden nie berührt hatte, zog drohend heran. — Die Stadt wurde befeſtigt, raſch und gewaltſam; das Heer der Verbündeten nahte zu einer Belagerung; die Franzoſen ſetzten ſich überall in den benachbarten Flecken und Dörfern feſt und überſchwemmten plötzlich auch das friedliche Wandsbeck, zwar nur als Alliirte der däniſchen Krone, aber doch verlangend und gebietend, Herren und Meiſter. Man hatte für den Winter das Schlimmſte zu fürchten. Jeder ſah ſich ängſtlich nach den Seinen um; unſer Erzieher ſandte die eigenen Kinder unter ſicherem Schutz zu ſeinem Bruder, der tief im Schleswig'ſchen Pfarrer war und blieb allein mit ſeiner Gattin pflichtgetreu zurück. Wenige Tage nachher kam auch ein Bote meiner Eltern und holte mich ab in das väterliche Haus.

Altona befand ſich damals in einem eigenen Zuſtand. In ſeiner unmittelbarſten Nähe das befeſtigte, belagerte Hamburg vor ihm; im Rücken die Schweden, welche unter dem Befehl ihres jetzigen Königs Holſtein occupirten: gegenüber am anderen Elbeufer das Belagerungsheer. Durch die Gewandtheit ſeiner Behörden ward es neutral erklärt und ſo wenigſtens vor dem Schrecklichſten geſichert; aber der Krieg laſtete nichts deſto weniger ſchwer auf ihm; eine ungeheuere Theuerung der Lebensmittel trat ein; durch ausgewanderte und vertriebene Hamburger hatte ſich die Bevölkerung faſt verdoppelt; der Typhus wüthete und raffte täglich neue Opfer hin. — Alles dies drückte die Gemüther ſchwer danieder, die Theilnahme für das in ſo vielfacher Hinſicht nahe verwandte Hamburg, die eigene ſchwankende Lage, der Zwieſpalt ob man däniſch oder deutſch geſinnt ſein ſollte — es war eine ernſte trübe Zeit, um ſo trüber, als ſie für den Einzelnen vollkommen thatenlos, langſam vorüberzog; dazu ein harter Winter, der die Elbe dauernd mit Eis bedeckte und ſo die Uebel unerträglicher machte.

Und doch — glückliche Zeit jugendlicher Elaſticität — übte dies Alles nur wenig Gewalt auf mich und meine Genoſſen aus. Ich hatte, da ſich der Vater endlich geneigt für meinen Wunſch zu ſtudieren erklärte, angefangen das Gymnaſium meiner Vaterſtadt zu beſuchen, und war, genügend vorgebildet, gleich nach Prima geſetzt worden. Die neue Lehrweiſe, die formellere, entfernt an das akademiſche Studienweſen ſtreifende Einrichtung der hohen Schule, welche ſich beſonderer Privilegien erfreute, der Umgang mit älteren Commilitonen, die durchaus als Erwachſene galten und noch mehr gelten wollten — Alles dies beſchäftigte mich ſehr und ich bedurfte geraumer Zeit, ehe ich es mir zurecht gelegt und verarbeitet hatte, ſo daß die gewichtigen Intereſſen der Zeit eigentlich von meinen Schüler-Intereſſen verſchlungen wurden, ſo gewaltſam und bedeutend ſie auch in das Leben Aller traten. Mit jugendlichem Leichtſinn und Uebermuth gewöhnte ich mich bald an die drohendſten Erſcheinungen, und wußte ſelbſt dem Kriege, da er noch immer vor unſerer Thür blieb und nicht in das Haus trat, ſeine guten Seiten abzugewinnen, ein Beſtreben, in das meine Mitſchüler redlich mit mir einſtimmten. Wir übertrafen uns an Keckheit und trieben es ſo weit, daß wir auf der Elbe Schlittſchuh liefen, während vom anderen Ufer aus Hamburg beſchoſſen wurde, wobei ſich oftmals Kugeln bis nach uns hinüber verirrten, bis endlich eine Haubitze in unſerer Nähe zerſprang und unſerem frechen Zeitvertreibe ein Ende machte; denn nun wurde es doch bedenklich und im Nu verſchwanden alle Schlittſchuhläufer von der ſpiegelglatten Fläche, als habe ſie ſämmtlich ein Orkan entführt. Daß wir im Allgemeinen nie verfehlten, einzelne ungewöhnliche Ereigniſſe für unſern Zweck zu benutzen und ſie ihnen anzupaſſen, wird man ſich leicht denken. Fielen ein Paar Kanonenſchüſſe während der Schulzeit, ſo mußten ſie dazu dienen, Freiſtunden zu erhalten, was leider nicht immer gelang, wie wir überhaupt Alles benutzten, um uns Dispenſation von den Gymnaſialarbeiten und Pflichten auf eine gute Manier zu verſchaffen. Einer von uns trieb es ſogar ſo weit, daß er an einem Tage, an welchem er eine ſchwierige Arbeit einzuliefern hatte, die Vorpoſtenlinie der Ruſſen überſchritt, ſich von den Koſacken arretiren und nach dem, eine Stunde weit liegenden Hauptquartier der Feldpolizei bringen ließ, wobei er allerdings einige Kantſchuhhiebe mit in den Kauf nehmen mußte, die er aber nicht ſehr achtete, da er nicht allein ſich von dem Penſum frei gemacht, ſondern auch der Held des Tages geworden war. —

So verging uns der trübe Winter ſchneller, als wir glaubten; der Frühling brachte den Frieden mit ſich und gute Zeit. Alles kehrte wieder in die alte Ordnung zurück, und auch für uns kam eine Zeit des freiwilligen Fleißes, wie wir ſie während der verfloſſenen Monate eben nicht gekannt hatten. — Unſere Lehrer, treffliche Männer, eben ſo weit entfernt davon, buchſtabenſchnitzende Pedanten zu ſein, als uns durch übertriebene Nachſicht zu verderben, hatten die Maxime, die ich jetzt eben nicht auf den Schulen angewendet ſehen möchte, die aber bei den Meiſten von uns geſegnete Früchte trug, — uns gewähren zu laſſen, ſobald wir nur überhaupt uns mit Emſigkeit und Ernſt nach einer guten Richtung hin beſchäftigten, und jede wiſſenſchaftliche Neigung freundlich zu unterſtützen und zu leiten, nicht aber uns zu zwingen, Allem was gelehrt wurde, denſelben Eifer zuzuwenden. Ich habe nirgends ſo vielen häuslichen Fleiß, ſo viele gemeinſchaftliche Privatſtunden auf einer Lehranſtalt bei den Schülern vereinigt gefunden, als damals unter uns herrſchte. Die Gleichgeſinnten fanden ſich leicht zuſammen und regten ſich gegenſeitig an; es wurde nicht raiſonnirt, ſondern gelernt und Manches getrieben, das uns ſpäter gute Früchte trug. In Allem fanden wir Ermunterung bei unſeren Lehrern, die eben ſo ſehr darauf bedacht waren, uns für das Leben, wie für die Schule zu bilden; unſer Director zeigte ſich ſelbſt ſo vorurtheilsfrei, uns zur Uebung im deutſchen Styl die Lecture guter Romane zu empfehlen, und doch war dieſer ausgezeichnete Mann ein eben ſo tüchtiger Philolog als Mathematiker. Welchen tiefen Blick er in die Welt und Wiſſenſchaft gethan, das bewies die Erziehung ſeiner vier Söhne, die ſämmtlich berühmte Männer geworden ſind und die er uns daher mit großer Liebe als Vorbilder aufzuſtellen pflegte. Es mag auf manchem Gymnaſium den Schülern weit mehr poſitive philologiſche Gelehrſamkeit beigebracht worden ſein, das leidet keinen Zweifel, daß man aber eine beſſere freiere geiſtige Bildung von dort mitnahm, glaube ich nicht; wer bei uns lernen wollte, lernte gewiß. —

Von mir und meinen näheren Freunden wurde damals ſchöne Literatur mit großem Eifer betrieben und dabei, wie das nicht anders ſein konnte, gewaltig poetiſirt, wobei mir dann mein angebornes Talent nicht wenig zu Statten kam, obwohl die Kinder meiner frühreifen Muſe keineswegs immer Gnade vor den Augen meiner Genoſſen fanden, denn wir waren uns ſelbſt ſehr ſtrenge Richter. Bloß in Ueberſetzungen trug ich aus leicht begreiflichen Urſachen den Preis davon, wozu noch kam, daß ich in Kenntniß des Franzöſiſchen und Engliſchen den Anderen weit voraus war. Wie wunderlich wir es mitunter trieben, beweiſt mir unter Anderem, daß ich einmal in einem und demſelben Winter, während unglaublich kurzer Zeit, Shakſpeares Macbeth in deutſche Jamben, den erſten Geſang der Odyſſee in das Franzöſiſche und Göthe's Clavigo in das Lateiniſche überſetzte, ohne meine Schularbeiten darüber zu vernachläſſigen. Dazwiſchen wurde noch entſetzlich viel geleſen; mir ſtand eine ſehr ſchöne, meinem oben erwähnten Oheim gehörige Bibliothek zu Gebot, und außerdem verſorgte uns ein junger uns befreundeter Commis der Hammerich'ſchen Buchhandlung ſehr gefällig mit den neueſten Erſcheinungen der vaterländiſchen Literatur. — Auch wurde, nach dem Bilde des Göttinger

Hainbundes, ein poetiſcher Bund von uns geſtiftet, mit allem daraus entſpringendem Guten und allen dazu gehörigen Thorheiten; **Ferdinand Witt**, ſpäter durch Adoption **Wit von Dörring**, und als Solcher durch ſeine Schickſale ſehr bekannt, war ein eifriges Mitglied und ſuchte ſchon damals dem Ganzen eine Art von myſtiſch-demagogiſchem Beigeſchmack zu geben, was jedoch nicht recht Anklang fand, obgleich er ſonſt, ſeiner ſchönen Kenntniſſe und ſeiner echt kindlichen Herzlichkeit wegen, viel unter uns galt. Freude macht es mir zu gedenken, daß alle übrigen Genoſſen dieſer ſchuldloſen Verbindung, die ſpäter, als wir uns in Kiel wiederfanden, als eine rein poetiſche Geſellſchaft erneuert wurde — ſich in ihrem Kreiſe ausgezeichnet haben; ſo der geiſtreiche **Biernacki**, Verfaſſer der überaus günſtig aufgenommenen theologiſchen Novellen; **Karl von Reinhard**, bekannt als gemüthlicher Dichter; **Pelt**, der ſchärfſte Denker von uns Allen, **Tweſtens** Nachfolger in Kiel; **Theodor von Kobbe**, Humoriſtiker im eigentlichen Sinne; **Michelſen**, gleich bedeutend als Juriſt, wie als Hiſtoriker.

— Mit alter, immer gleicher Liebe drücke ich dieſen theuren Freunden meiner glücklichen Jugend in weiter Ferne die Hand, und rufe mir mit großer Luſt die guten Abende, die wir namentlich während des Sommers 1816 im Rainville'ſchen Garten verbrachten, eben ſo friſch wie unbefangen uns am Daſein freuend, in das Gedächtniß zurück. —

Endlich kam die Zeit meines Abganges zur Univerſität. — Mit einer öffentlichen Rede über Shakſpeare als Dichter, welche das Glück hatte, ſich allgemeinen Beifall zu erwerben und bei der ich nichts mehr bewundern muß, als meine eigene ſuffiſante Keckheit, mir ein ſolches Thema zu erwählen und die Nachſicht und Güte meiner Lehrer, mich gewähren zu laſſen, nahm ich Abſchied von Schule und Vaterſtadt und ſprach am Schluſſe meinen gerührten Dank an und meine heißen Wünſche für Beide in einer Art wohl gezimmerter Spenſerſtanzen aus. — Nach dem Wunſche meiner Eltern und nach eigener vorſchneller Wahl ſollte ich Medicin ſtudiren und ging deshalb nach Berlin, wo ich bei nahen Verwandten eine ſehr liebreiche Aufnahme fand, und mich ſehr wohl hätte befinden müſſen, wenn mich nicht das Studentenleben einerſeits zu mächtig angezogen hätte und andererſeits das erwähnte Berufsſtudium mir bald ſehr zuwider geworden wäre, da ich eine wunderliche Scheu vor Krankheiten und beſonders vor Allem, was Fieber heißt, durchaus nicht überwinden konnte. Dagegen intereſſirte mich der geſunde Menſch ſehr und Alles, was ſich auf ihn bezog, ſowie Phyſik, Chemie und Botanik mit reger Theilnahme angeeignet wurde. — Ich vernachläßigte dabei meine Lieblingsſtudien keineswegs und ſuchte mich auch mit den philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu befreunden, wo ich denn die meiſte Ausbeute für mich von Schleiermacher, Friedrich Auguſt Wolf, Stenzel, deſſen Geſchichtsvortrag mir großen Genuß gewährte, und dem Literärhiſtoriker Valentin Schmidt, der jedoch gelehrter als geiſtreich war, mit nach Hauſe brachte. — Mit Ausführlicherem will ich dem Leſer nicht beſchwerlich fallen, ich war ein Student, wie jeder Andere, ließ mich vom Tage mit fortziehen, freute mich meines Daſeins und des Lebensgenuſſes, und charakteriſire die ganze erſte Hälfte meiner akademiſchen Zeit am Beſten mit Göthe's Worten

> Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt
> Selbſt auch thöricht zu ſein, wie es die Zeit mir gebot,

nur daß alles demagogiſche Weſen und die überſpannte Deutſchthümelei jener Tage mir ein Greuel war, und daß ich meinen Sinn für die ſchönen Künſte ſehr ausbildete und ein fleißiger Beſucher aller Kunſtſammlungen und Leiſtungen war. Das iſt vielleicht das Beſte, was ich mir aus jener Zeit nachrühmen kann. — Dabei wurde noch entſetzlich viel geleſen, jedoch mit beſſerer Auswahl und größerer Beſonnenheit, als früher, wo ich die Bücher nur verſchlungen hatte, und die Lecture eines Werkes, das mir gefiel, ſo oft wieder vorgenommen, bis ich es faſt ganz auswendig wußte. —

Mein burſchikoſes Treiben, das zwar nie ausartete, dazu hatte ich zu viel Pietät, das jedoch den Anſichten meiner Verwandten ſehr entgegen war, vorzüglich als ich bei einigen Duellen einige Denkzeichen davon trug, auf die ich mir damals nicht wenig einbildete, veranlaßte meinen Vater nach zwei Jahren, mich nach Kiel zu ſenden, deſſen Univerſität ich als däniſches Landeskind ohnehin beſuchen mußte. Ich erhielt nun, auf vieles Bitten, die Erlaubniß, das Studium der Medicin ganz aufgeben zu dürfen und Philoſophie oder richtiger Literatur und deren Hülfswiſſenſchaften und Geſchichte zu ſtudiren. Leiden mancher Art, von denen die Meinigen waren betroffen worden, ſowie die Freude an meinem Beruf und der Umſtand, daß ich die alten gleichgeſinnten Schulfreunde dort wieder fand, trieben mich an, nun ernſtlich zu arbeiten, um die Lücken, die durch mein wunderliches Umherfahren in den Wiſſenſchaften entſtanden waren, auszufüllen. — Ich ging mit regem, unermüdlichem Fleiß daran, ohne mich indeſſen in meiner Klauſe zu vermauern, und nahm gar oft die Nächte zu Hülfe, wenn mich ein ſchöner Abend in das Freie oder ein Tanz nach den benachbarten Dörfern oder dem ſchönen Düſternbrook gelockt hatte. Zur eigenen Belohnung beſchäftigte ich mich viel mit den großen engliſchen Dichtern der neueſten Zeit, und eine Reihe von poetiſchen Ueberſetzungen, welche ich ſpäter unter dem Titel: Engliſche Dichtungen herausgegeben habe, entſtand ſchon damals und wurde von meinen Freunden äußerſt günſtig beurtheilt. — Großen Gewinn zog ich aus dem näheren Umgange mit dem zwar pedantiſchen, aber äußerſt gutmüthigen und gründlich gelehrten Profeſſor Naſſer, deſſen ſchöne Sammlungen im Gebiete der Künſte und Literatur mir jederzeit zu Gebote ſtanden, ſo eigen er auch ſonſt damit war, und von mir vielfach benutzt wurden. Noch mehr lernte ich aber von dem trefflichen alten Profeſſor Kordes, deſſen faſt unbegreifliches Wiſſen, ſowie ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit ich ſpäter noch zu erwähnen Gelegenheit habe, — als ich eine Zeitlang unter ihm als Volontair auf der Univerſitätsbibliothek arbeitete.

Endlich ſchlug die Stunde, wo ich dem akademiſchen Leben Valet ſagen mußte, — mir noch viel zu früh. — Ich hatte vier Jahre ſtudirt und hätte dieſe Zeit gerne verdoppelt, aber Verhältniſſe zwangen mich zur Entſagung. — Wehmüthig nahm ich von meinen Genoſſen Abſchied, ſchnitt, mit Thränen in den Augen, vor dem Spiegel meinen eben nicht ſehr ſtarken, aber bisher ſorgſam gepflegten Schnurrbart ab und ging nach Hamburg, wo meine Eltern bereits ſeit mehreren Jahren wohnten, und wo eine Anſtellung als Lehrer an einem Inſtitut meiner wartete. — Einem Freunde ſchrieb ich, nebſt den oben angeführten Verſen in das Stammbuch:

Ernſte Zeiten werd' ich erleben, ich fühl es im Herzen,
Wie ich die tollen erlebt, doch es beängſtigt mich nicht;
Gebe nur Gott uns die Kraft, uns an tollen Streichen zu freuen,
Selbſt wenn die Locken gebleicht und wir beherrſchen den Ernſt.

* *
*

Bis hierher habe ich wider Willen umſtändlich bei unerheblichen Kleinigkeiten verweilen müſſen, aber ſie gehörten zum beſſeren Verſtändniß des Ganzen und dürfen daher Anſpruch auf die Anſicht des Leſers machen. — Der Uebergang von dem akademiſchen zum bürgerlichen Leben wirkte nicht zu grell, da ſich in Hamburg gleich angenehme Verhältniſſe für mich geſtalteten, ich als Lehrer bei zwei verſchiedenen Erziehungsanſtalten einen hübſchen Wirkungskreis fand und obendrein mich noch einiger Muße erfreute, ſowohl meine Lieblingsſtudien fortzuſetzen, als auch mich geſellſchaftlichen Zerſtreuungen und Genüſſen hinzugeben. Das Glück wollte mir darin wohl. Verbindung mit einer Journalredaction machte mich zu einem fleißigen Beſucher des Theaters und anderer Kunſtleiſtungen, an denen die lebensluſtige Hanſeſtadt, namentlich während der Winterſaiſon ſo reich iſt. Durch dieſelben wurde ich ſehr angeregt, meine Kräfte nach den verſchiedenſten Richtungen hin zu verſuchen, und da Manches nicht ohne Beifall von der Menge aufgenommen wurde, ſo wuchſen mir die Schwingen immermehr. Glücklicher Weiſe bewahrte mich ein ſehr angenehmer, aus höchſt ausgezeichneten Mitgliedern beſtehender geſelliger Kreis, vor dem Uebermuth, in den die Jugend ſo leicht geräth, und wies mich höheren Richtungen wieder zu, wenn ich in Gefahr ſtand, mich zu ſehr von Tagesintereſſen hinreißen zu laſſen, oder mich mit journaliſtiſcher Kleinkrämerei zu befaſſen, die immer zerſplitternd und daher auch ſtets nachtheilig wirkt, obwohl ſie auf der anderen Seite die Sinne ſchärft und den Geiſt veranlaßt, ſich mit Einzelheiten, in ihren Beziehungen zum Ganzen, aufmerkſam zu beſchäftigen. Ich wurde dadurch namentlich mit Künſtlern bekannt, und ließ mir ihre Perſönlichkeit, welche nie ohne Reiz war, zu ſtillen Studien dienen, während ich mich an ihren Hervorbringungen erfreute und bildete. Namentlich widmete ich der Muſik und ihrem Dienſte als Poet große Aufmerkſamkeit, da ſich hier ein neues Feld von Forſchungen und Beſtrebungen für mich eröffnete, und die Leichtigkeit, mit der ich Vers und Form zu behandeln und den Tönen anzuſchmiegen verſtand, Componiſten ſehr erfreulich war. Am Genaueſten wurde ich dadurch mit dem verſtorbenen Claſing bekannt, deſſen Andenken ein eigenes Capitel in den nachfolgenden Blättern gewidmet iſt. Eine liebenswürdigere Natur im vollſten Sinne des Wortes habe ich nicht wieder kennen lernen; ein dankbareres Geſchäft, als für ihn und mit ihm zu arbeiten, gab es nicht. Ich ſchrieb mehrere Oratorien für ihn, und meine Willfährigkeit und Unermüdlichkeit, das zu ändern oder zu beſſern, oder ganz umzuarbeiten, was er nicht brauchen konnte, verband uns auf das Innigſte, obwohl er mir bedeutend an Jahren, Erfahrungen und Ruhe voraus war. — An Anfeindungen und Verdächtigungen fehlte es auch nicht, aber ſeine immer gleiche Treue und meine wirklich kindliche Liebe zu ihm half uns über alle Klippen weg und ſchloß uns nur feſter an einander, ſo gern auch Neid und Mißgunſt uns getrennt hätten, ſo daß eben dadurch unſerem Zuſammenhalten ein noch höherer Reiz verliehen wurde. Er repräſentirte damals auf ſehr edle Weiſe die Muſik in Hamburg, und die Mittelmäßigkeit, die ſich hier, wie überall an den Ausgezeichneten drängte, ſah es ungern, daß er mich hervorhob und unter den Jüngeren ich ihm am Nächſten ſtand. Allerdings war in jeder Hinſicht der Gewinn auf meiner Seite; er wußte mich zu Verſuchen, Studien und Arbeiten anzuregen, die mich in kurzer Zeit unglaublich weiter brachten, wußte zugleich meinen jugendlichen Ungeſtüm zu zügeln, der, wenn es galt, immer an ihm gegen Andere einen beredten Sachwalter fand, und hatte ſeine Freude an meinem friſchen, mitunter kecken Streben. — Er ſtarb leider ſehr früh, der reiche Geiſt rieb den ſchwächlichen Körper auf. — Als Tonkünſtler iſt er nur wenig und meiſt nur im Norden Deutſchlands bekannt, ſeine Freunde aber werden ſeiner nie vergeſſen. Sein Grab dürfte mit Recht die Inſchrift tragen: Er hatte keinen Feind.

Um dieſelbe Zeit ſtudirte ich unter der Leitung eines ſehr geiſtreichen Mannes, eines Italieners, eifrig die Poeſie ſeines Vaterlandes und wandte, da alles Außergewöhnliche mich beſonders reizte, auch den nachgeſchriebenen Improviſationen Gianni's und den damals eben erſcheinenden Trauerſpielen Sgricci's große Aufmerkſamkeit zu. Bei der Lebhaftigkeit, mit der ich alles Neue zu ergreifen und mir anzueignen pflegte, kam ich ſogleich auf die Frage, warum niemals bei den nördlichen Nationen ſich Aehnliches gezeigt habe. Mein eben ſo welterfahrener als gelehrter Mentor antwortete mir nicht ohne einigen verſteckten Hohn, ſie könnten es nicht, die Natur habe es ihnen nicht gegeben, ihr Blut fließe zu langſam durch die Adern; dergleichen könne man nur, wenn man das Feuer der Söhne des Südens beſitze, und in jenen herrlichen Umgebungen, welche den Geiſt ſchon ohne ſein Zuthun poetiſch ſtimmten, aufgewachſen ſei. Darin lag allerdings viel Wahres, allein es verdroß mich doch, und meiner Leichtigkeit im Beherrſchen der Sprache und Form mir bewußt, hätte ich ihm gar zu gern das Gegentheil durch die That bewieſen, aber es fehlte mir an Muth und Selbſtvertrauen. Mit der Feder in der Hand hatte ich ſchon manche Wette gewonnen, in genau beſtimmter Zeit und vorgeſchriebenen Rythmen ein aufgegebenes Thema poetiſch zu behandeln, ohne Weiteres in Verſen zu ſprechen, ſchien mir indeß zu gewagt und dennoch fühlte ich die Kraft dazu in mir. —

Da traf es ſich, daß eines Abends in unſerem geſellſchaftlichen Kreiſe ſich die Damen den Spaß machten, mich als Kapuziner auszuſtaffiren und zu verlangen, ich ſolle den Anweſenden eine Bußpredigt halten. — Die Sache machte mir Spaß, ich kannte die Schwächen und kleinen Eigenheiten der einzelnen Mitglieder genau, ſo daß es mir nicht an Stoff fehlte, und ſo verſuchte ich es denn getroſt, nach dem bekannten Schiller'ſchen Muſter, ohne mich weiter zu beſinnen. — Die Sache gelang über alles Erwarten, die neckiſcheſten Verſe floſſen mir mit den bequemſten Reimen vom Munde und verſetzten Alle in die munterſte Laune. Der Scherz zog eben ſo ſchnell vorüber, als ihn der Augenblick geboren hatte, nur in mir wirkte er nach und brachte mich auf die Vermuthung, daß ich die Gabe freier und friſcher Rede doch in weit höherem Grade beſitze, als ich ſelbſt geglaubt hatte. Als daher einige Wochen ſpäter im engeren Kreiſe jener Abend wieder erwähnt wurde, und ich zugleich meinen Aerger über die Behauptung des italieniſchen Freundes laut werden ließ, äußerte eine Dame, die ihrer vielen und ſeltenen Eigenſchaften wegen überhaupt die Seele unſeres Cirkels war: Verſuchen Sie es doch; Sie können es gewiß. — Das klang wie eine Herausforderung, die mich ſehr reizte. Keck erwiederte ich: Ja, wenn Sie mich in freier Phantaſie auf dem Flügel begleiten wollen. — Muſikreich wie nur Wenige, war ſie augenblicklich dazu bereit, unter der Bedingung, daß Niemand als eine Freundin von ihr gegenwärtig ſein dürfe. — Wir verſammelten uns dazu an einem der nächſten Nachmittage; das aufgegebene Thema war ein Lob deutſcher Dichtkunſt; ſie präludirte, und durch ihr herrliches Spiel aufgeregt und fortgeriſſen, fiel ich ihr in die Töne und ſprach ohne Anſtoß fort, gedrängt von den Bildern und Anſchauungen, die in mir aufſtiegen, die poetiſche Form unbewußt geſtaltend, wobei ſie mich nun in Accorden gleichſam nur tragend begleitete. — Durch dieſe ungewohnte geiſtige Aeußerung wurde ich jedoch ſo exaltirt, daß ich mich plötzlich außerhalb aller Ruhe befand, und um dieſen mir ſelbſt fremden Zuſtand zu enden, in der Mitte abbrach und vom Stuhle aufſprang, auf welchem ich bisher, äußerlich unbeweglich, neben ihr geſeſſen hatte. Die beiden Frauen ſchwiegen lange, wie ich, theils ſelbſt erſtaunt, theils ergriffen; endlich bemerkte die geiſtig gleichfalls hochſtehende Freundin: ob ich wohl wiſſe, daß ich namentlich die letzte Hälfte in durchaus regelmäßigen Stanzen geſprochen habe? Das war mir völlig neu, denn während des Improviſirens ruht überhaupt mein ſonſt ſo ſtarkes Gedächtniß, hinſichtlich des eben Geſchaffenen, gänzlich, und ich erinnere mich nur des Inhaltes und der Wendung des Hauptgedankens, nie aber, oder höchſtens in ganz ſeltenen Fällen wo ich von dem plötzlich Entſtandenen ſelbſt überraſcht werde, der Form und der Worte. Es gab mir alſo um deſto mehr zu denken, wie überhaupt die ganze Erſcheinung mich ſeltſam bedrängte und mir viele Fragen erzeugte, deren Löſung mich nicht ruhen ließ. Ich eilte in das Freie, um mit mir ſelbſt etwas in's Klare zu kommen, nachdem ich beiden Freundinnen gelobt hatte, die Sache ſehr ernſt zu behandeln und das Talent, als ein mir vom Himmel zugefallenes Geſchenk, mit dankbarer Liebe zu pflegen. —

War es aber auch wirklich ein Talent? War es bedeutend? — Machten nicht Selbſttäuſchung und Freundſchaft zu viel daraus? Sollten es nicht Andere eben ſo gut, ja beſſer können, wenn ſie es nur verſuchten? Dieſe und ähnliche Zweifel drängten ſich mir peinigend auf und ließen mir keine Ruhe. — Mir ſelbſt war die Sache zu neu, ſo daß ich mich vergeblich abmühte, mir ein Urtheil zu bilden. — Ich hatte wohl Improviſationen geleſen, aber nie welche gehört. Stets unzufrieden mit meinen ſchriftlichen poetiſchen Beſtrebungen, mußte ich es noch mehr mit dieſen mündlichen ſein, bei denen an eine Feile nicht zu denken war. Und doch erhob und beſeligte mich auf der anderen Seite dieſe freie, friſche Aeußerung meiner Kräfte ſo ſehr, und eine innere Stimme hieß mich ſie lieben und ehren. — In dieſem Zwieſpalt wußte ich mir keinen anderen Ausweg, als den, competente Richter zu Rath zu ziehn. — Dieß that ich denn auch ſogleich und bat zwei durch äſthetiſche Bildung ausgezeichnete, bereits verſtorbene, Gelehrte, die ich eben weil ſie todt ſind, hier nicht nennen will, um ihre Gegenwart und ihr Urtheil bei dem nächſten Verſuche. — Auch meinem treuen Claſing wurde es mitgetheilt und er, der ſich lebhaft dafür intereſſirte, verſprach die Improviſation ſelbſt auf dem Pianoforte zu begleiten. Vom heftigſten Kopfweh heimgeſucht, an dem ich damals häufig litt, fand ich mich zur feſtgeſetzten Zeit ein; jene beiden Herren, ſo wie die beiden Freundinnen waren zugegen. Als Thema wurde mir Körner's Tod aufgegeben, den ich augenblicklich mit großem Bewußtſein in der Versart der Nibelungen behandelte, und bei dem lyriſchen Theil, wo ich Körner ſelbſt redend darzuſtellen verſuchte, in gereimten Trochäen zu Ende führte. — So lange ich redete, verſchwanden die Schmerzen wie weggewiſcht, kehrten aber ſo wie ich ſchwieg, mit deſto größerer Heftigkeit zurück. Begierig erwartete ich nun das Urtheil der beiden erwählten Richter; doch es genügte mir keinesweges, ſie hielten ſich bei Aeußerlichkeiten auf und ich erfuhr hier etwas, das ſich mir unzählige Mal wiederholt hat, —

Neid darüber, daß mir die Götter wie ſpielend etwas zuwarfen, was Jene mühſam ſuchen mußten, Herrſchaft über Sprache und Form, ſo wie die Fähigkeit, den Geiſt augenblicklich, gleichſam auf Befehl, in poetiſche Simmung zu verſetzen. — Das machte mich ſtutzig und verdrießlich, denn ich ſah es augenblicklich durch und fand es ſpäter wiederholt beſtätigt. Deshalb gelobte ich mir ſogleich im Stillen, von nun an nicht mehr die Schulgelehrten und Phariſäer, ſondern die Unbefangenen und Empfindungsreinen zu befragen. -- Ich war in allen Künſten der geſellſchaftlichen Falſchheit ein argloſes Kind, um ſo mehr verdroß es mich, mein Vertrauen ſo erwiedert zu ſehn, am Meiſten aber, daß jene Beiden mir durchaus nicht einräumen wollten, mein Talent ſei zum Theil auch eine Eigenſchaft meines Gemüthes, und mir allerlei gute Lehren, die nur für den Verſtand paßten, gaben. — Die Sache war ihnen ſelbſt ganz neu, doch bauten ſie auf der Stelle ein Syſtem, nach welchem ich künftig improviſiren ſollte, nicht begreifend, daß ich nur improviſirte, wie ich mußte. Auch war mein äußeres Weſen ihnen zu ruhig und ſie meinten daher, ich hätte doch vieles ſchon im Voraus Gebildete in Bereitſchaft. — Dergleichen Beſchränktheit hat ſich mir oft wiederholt, und ich ſprach ſpäter einmal meinen Aerger darüber in folgenden, übrigens unbedeutenden, aber meine Empfindung ganz gut charakteriſirenden Verſen aus, die deswegen, als eine Art von Commentar, hier eine Stelle finden mögen.

An Viele.

Ihr ſagt, Ihr ſaht die Begeiſterung nicht,
Wenn ich improviſirt,
Und meint, es wäre das Gedicht
Vorher ſchon präparirt.
Nur zu, ich müßte mich herzlich ſchämen,
Daß ich ſo läſterlich Euch verirt,
Hätte ſie ſollen aus dem Herzen nehmen
Und wenn ich dann ſie präſentirt
Euch ſagen: Ich habe die Ehre zu melden:
Hiezu treibt mich der Seele Schwung,
Alſo creir' ich meine Helden,
Und das iſt meine Begeiſterung;
Ich äußere ſie in Grimaſſen,
Seht nur mein Antlitz an, geneigt. —
Pfui Teufel, ich müßte mich ſelber haſſen,
Wenn ich der Seele Gluth gezeigt.
Die Kraft, die nimmermehr veraltet,
Dodonen's Eiche heil'ges Wehn,
Die ſtets ſich neu und neu geſtaltet,
Die will gefühlt ſein, nicht geſehn.

Die Verſe ſind allerdings derb, aber wer kann ſie mir übel nehmen, denn Nichts bringt den Strebenden mit Recht ſo auf, als wenn ihn Mißgunſt und Philiſterthum abſichtlich nicht verſtehen wollen.

Anders griff mein trefflicher Claſing, mir recht zum Troſte, die Sache an. Mit dem lebhafteſten Intereſſe war er mir gefolgt, hatte das Ganze von der Seite des muſikaliſchen Intereſſe aufgefaßt und nachdrücklich in ſich übergetragen und forderte Zeit, um es zu verarbeiten, da es viele Ideen in ihm geweckt. — „Höre", ſchloß er ſeine Rede, „daran iſt Etwas, da laß du dich nicht irren, und dahinter kommen, wo eigentlich das Rechte ſteckt und was daraus zu machen iſt, müßen wir auch. — Laß du uns es nur recht oft thun und verſuchen; ſchon die Freude, die es uns macht, einander Gedanken herüber und hinüber zuzuſenden, iſt ein guter und lieber Lohn." —

Das geſchah denn auch. — Ich wollte damals ja weiter nichts, als nur ſicher ſein, daß es ein wirkliches Talent ſei und es dann recht ausbilden, mir und Anderen zur Luſt. — Deshalb mich höher oder mehr zu dünken, fiel mir gar nicht ein, eitel war ich wohl und wer iſt es nicht, aber meine Eitelkeit beſtand doch nur in dem Streben, Lob zu verdienen und in großer Freude am Lobe. Wir betrachteten uns die Sache von allen Seiten; ich machte ernſthafte Studien — alles über Improviſation und über Improviſatoren Vorhandene, und in guten Stunden wurde dann improviſirt, wobei mich Claſing, die bereits erwähnte Dame, und ſpäter auch Methfeſſel, der damals in Hamburg lebte und mit dem ich viel umging, muſikaliſch begleiteten. —

Obwohl wir im Ganzen Wenig von der Sache ſprachen, blieb ſie doch nicht verſchwiegen, und es fanden ſich immer mehr und mehr Leute, die es zu hören wünſchten. Das war mir ganz lieb, denn ich übte das Talent mit großer Luſt, und fand bald, daß mich eine größere Zahl von Zuhörern am Wenigſten ſtöre. — Ich wurde nun immer ſicherer und wagte mich an bedeutendere Gegenſtände. Einer der gelungenſten in dieſer Zeit war folgende von einer jungen franzöſiſchen Malerin, welche zu unſerem engeren Kreiſe gehörte, mir geſtellte Aufgabe. Wegen eines Mordes aus Eiferſucht ward ein junger Mann auf 101 Jahre zur Galeere verdammt. Er überlebt, wunderbar genug, dieſe lange Friſt, erhält ſeine Freiheit und kehrt in ſeine Vaterſtadt zurück. — Hier iſt ihm aber Alles fremd geworden, er kennt Niemanden mehr wie ihn Niemand mehr kennt; die mit ihm lebten und mit ihm litten, ruhen längſt im Grabe, und ihr wie ſein Gedächtniß iſt von der Erde weggewiſcht. — In tiefſtem Schmerz darüber ſchleppt er ſich mühſelig am Stabe bis zu der Kathedrale fort; ſie grüßt ihn wohlbekannt, denn unter allen Stürmen der Zeit blieb ſie unverändert. Nun wachen alte Erinnerungen in ihm auf, die theuerſten Geſtalten ſteigen aus ſeinem Herzen, wie aus dem Grabe empor; er gedenkt ſeiner Schuld, ſeiner Buße, ſeiner Reue, beichtet, zwar bei einem fremden Prieſter, aber in demſelben Beichtſtuhl, in welchem er ſeine erſte Beichte abgelegt, empfängt die Abſolution, ſinkt lebensmüde und erſchöpft nieder und ſtirbt an derſelben Stätte, wo er einſt ſeinen Nebenbuhler tödtete. — Dieſer Stoff, obwohl modern und etwas unwahrſcheinlich, war doch ſo reich an Bildern, Scenen und Reflectionen, daß er mich völlig fortriß, die Improviſation ohne Unterbrechung faſt eine Stunde dauerte, und ich zuletzt, als ich ſchloß, körperlich wie geiſtig erſchöpft, faſt zuſammenſank, dafür aber auch auf das Innigſte von meinen Kräften überzeugt und mit dankbarer Freude über das Gelingen erfüllt war. — Die Freunde ſagten mir ſpäter, ſie hätten mich nie ſo geſehen, wie an jenem Abend, unbeweglich und bleich habe ich da geſeſſen, wie in einer anderen Welt mich befindend, nur in meinen Augen habe man leſen können, wie das, was ich geſprochen, wechſelnd vorher ſich in meiner Seele geſtaltet, bis dann kurze Augenblicke nachher mein Mund, gleichſam mir unbewußt, es geſprochen, auch habe ich das Versmaaß oft geändert, jedoch ohne Pauſen eintreten zu laſſen, und zuletzt in einer Art Terzinen geſchloſſen, aber ſo erſchöpft und tonlos geſprochen, daß es faſt wie Geiſterſtimme geklungen. — Ob ſie mich nicht, zu eigenem Wohlgefallen, mir ſelber etwas ausgeſchmückt dargeſtellt, will ich nicht unterſuchen, ſie liebten mich, und das Friſche, Augenblickliche, Jugendliche und völlig Neue intereſſirte ſie ſo lebhaft, daß die Frauen wenigſtens es mir ſehr übel nahmen, als ich ein Paar Stunden darauf in derſelben Geſellſchaft luſtig zum Tanze antrat und munter walzte. — Aber gerade das verlangte meine Natur und eben durch ſolche Gegenſätze brachte ich mich ſelbſt wieder am Leichteſten in das nöthige Gleichgewicht.

Nicht ſo angreifend und nur in ganz vertrautem Cirkel, aber mit demſelben Eifer, derſelben Liebe und Theilnahme, wurde nun während der nächſten Monate häufig improviſirt, wobei mich meiſtens Claſing und die ausgezeichnete Frau, die mich zuerſt dazu angeregt hatte, muſikaliſch begleiteten, doch fanden ſich auch häufig andere, namentlich fremde Tonkünſtler, denen die Sache höchſt intereſſant erſchien und die es gern mit mir verſuchten. Nächſt jenen Beiden, die mich am Beſten verſtanden, und da ſie mich genau kannten, am Leichteſten ſich dem Zuge meiner Gedanken anzuſchmiegen wußten, ſagte mir Methfeſſel mit ſeiner gefälligen Melodieenfertigkeit am Meiſten zu und manches Lied entſtand ſo im Moment, das ſich ſpäter über ganz Deutſchland verbreitete und auch wohl noch hin und wieder geſungen wird, wie z. B. das „Wo möcht' ich ſein," welches in einige Liederſammlungen überging und das ich oft von meinen jungen akademiſchen Freunden habe ſingen hören. Andere Muſiker befriedigten mich dagegen ſchwer und wirkten durch ihre Begleitung ſtörend ſtatt befruchtend auf den Fluß meiner Ideen, ſo daß ich mich unfrei fühlte und verdrießlich bald endete. Dies iſt mir beſonders bei Klavier-Virtuoſen geſchehen; ſelbſt Moſcheles brachte einen ganz anderen Eindruck auf mich hervor, als ich erwartete und mit Hummel bin ich ſpäter nie im Stande geweſen, obwohl wir es mehrere Mal verſucht haben, etwas Ganzes zu ſchaffen, an dem ich ſelbſt Freude gehabt hätte. — Dilettanten dagegen, die, ich möchte ſagen, in mich hinüber fühlten, konnten mich durch die einfachſten Accorde und Modulationen oft zum lebendigſten Schaffen ſteigern. — Das mehr oder minder Gelingen hing natürlich auch ſehr von körperlicher Stimmung ab, die jedoch dieſe Fähigkeit nie zu lähmen vermochte, und ich kann noch jetzt wie damals, Gott ſei Dank, in jedem beliebigen Augenblick darüber gebieten. Zeit und Umgebung ſtören mich da nie, höchſtens ein widerwärtiges Geſicht, deren es indeſſen, zu meiner eigenen Beruhigung, nur ſehr wenige gibt; auch lehne ich in eines Solchen Anweſenheit entſchieden jede Aufforderung ab.

Oeffentlich aufzutreten mit der mir verliehenen Gabe, war mir bisher noch gar nicht eingefallen und ich würde es, ohne eine eigenthümliche Verkettung der Dinge, ſchwerlich je gethan haben; denn meine Verhältniſſe waren, wenn auch nicht glänzend, doch ſehr angenehm und nach jenem wohlfeilen Ruhm, den die Menge mit immer bereiten Händen, ohne Unterſchied dem Künſtler wie dem Kunſtreiter, kurz dem, der ſie juſt amuſirt, zuſchleudert, gelüſtete mich eben nicht. Da brachte am Schluß des Jahres 1824 und Anfang 1825 der Winter mit wiederholten Stürmen und Ueberſchwemmungen großen, unabſehbaren Jammer, nicht allein über Hamburg, ſondern über das ganze Ufer der Nieder-

Elbe und die Nordküſte der däniſchen Herzogthümer. Tauſende waren in einer einzigen ſtürmiſchen Nacht dem Hunger und der Kälte Preis gegeben worden und hatten Hab' und Gut verloren, und es galt eben ſo ſchnell als nachdrücklich zu helfen. Bei der Gutherzigkeit, dem echten Mitgefühl für die Leiden Anderer und der Luſt am Geben, die den Niederſachſen ſo vortheilhaft auszeichnet, war die Hülfe faſt eben ſo bald da, wie das Unglück ſelbſt. Alles trug ſein Scherflein herbei; wer nicht über Geld oder Geldeswerth in dem Maaße zu gebieten hatte, wie er zu geben wünſchte, der ſuchte auf andere Weiſe zur Linderung des Elends zu wirken; wer aber durch Talente oder andere Fähigkeiten einen bedeutenderen Beitrag als ihm ſonſt vergönnt war, herbei zu ſchaffen vermochte, der wendete ſie gewiß an und fand die freundlichſte Aufmunterung bei der Menge. Fremde wie einheimiſche Künſtler gaben beſondere Concerte zur Unterſtützung der Bedürftigen und erfreuten ſich reicher Erndte an Geld und Beifall, ja die Dankbarkeit und Nachſicht ging ſo weit, daß ſelbſt die weniger als mittelmäßigen Kunſtleiſtungen, die unter anderen Verhältniſſen nie gewagt haben würden, ſich öffentlich zu produciren, äußerſt günſtig aufgenommen und beurtheilt wurden.

In unſerem Kreiſe fand natürlich ein eben ſolcher Eifer Statt; wir hatten bereits einzeln Jedes nach ſeinen Mitteln beigeſteuert, aber das dünkte uns noch immer nicht genug und ſelbſt der nicht unbedeutende Ertrag einer Herausgabe von braſilianiſchen Volksliedern mit ihren urſprünglichen Melodieen, welche die treffliche muſikaliſche Freundin von dort mitgebracht und uns zu dieſem Zwecke überlaſſen hatte, befriedigte uns nicht. Als wir nun eines Abends hin und her überlegten, was wir noch vermöchten und Claſing, der ſeit längeren Jahren nicht mehr öffentlich als Virtuoſe auf dem Pianoforte erſchienen war, ſeinen Widerwillen gegen ein Concert ausſprach, nachdem ſo viele Mittelmäßigkeiten ihm darin den Vorſprung abgewonnen hatten, ſagte Jemand, wie inſpirirt zu ihm: Sie ſollten mit Wolff eine Soiree geben, das würde gewiß gut ausfallen, denn erſtlich würden ſich Alle freuen, Sie einmal wieder und auf ſo ſchöne Weiſe zu hören, und zweitens zöge die Neuheit und Seltenheit von W's. Talent gewiß Viele herbei, die ſonſt nicht gekommen wären. — Dieſe Idee ſprach ihn ſehr an, und als er ſich fragend an mich wandte, war ich raſch dazu bereit, in friſchem Eifer, ohne mir in den Sinn kommen zu laſſen, was ich eigentlich wage. Es wurde nun beſchloſſen, damit es nicht zu ermüdend und angreifend für ihn ſei, Methfeſſel zur Theilnahme einzuladen, der auch gleich mit lebhaftem Intereſſe dieſelbe zuſagte. Ein uns befreundeter Redacteur einer politiſchen Zeitung, ein geiſtreicher und gewandter Mann, übernahm es, die Sache in ſeinem Blatte für die Oeffentlichkeit einzuleiten, andere Kräfte kamen uns eben ſo bereitwillig entgegen, und das Ganze geſtaltete ſich ſo, daß wir gewiß ſein durften, unſer Ziel, eine beträchtliche Summe für die Nothleidenden zuſammen zu bringen, auf eine gute und ehrenvolle Weiſe zu erreichen.

Der dazu beſtimmte Tag, der fünfte März 1825, erſchien, von mir, im Vertrauen auf den guten Zweck, ſo ruhig erwartet, daß mir eine Möglichkeit des Mißlingens gar nicht in den Sinn kam, ich zur gewöhnlichen Zeit die mir anvertrauten Lehrſtunden mit meinen Schülern hielt und dann, wie immer, am Nachmittage zu meinen Freunden ging, um mit ihnen einige Stunden zu verplaudern. — So nahte der Abend heran, eine auserwählte und glänzende Verſammlung fand ſich ein und Alles ging über Erwarten gut. Die aufgegebenen Themata waren Dante im Exil und Byrons Tod. Wie ich ſie ausgeführt habe, weiß ich nicht, nur, daß mich Nichts ſtörte und ich von beiden Tonkünſtlern herrlich unterſtützt wurde, und, daß die Anweſenden auf wahre und herzliche Weiſe ihre Zufriedenheit äußerten. — Der Reinertrag belief ſich auf beinahe 200 Thaler hamburgiſchen Geldes.

Daß ich dadurch mich dem öffentlichen Urtheil Preis gegeben, war weder von mir, noch von meinen Freunden im Mindeſten bedacht worden, weil da uns ſämmtlich der Eifer für die Sache beſeelte. Meiner geliebten Mutter allein hatte das in der Sorge ihres Herzens deutlich vorgeſchwebt, aber ſie mir es ſorgſam verſchwiegen, um mich nicht irre zu machen. — Vorſichtig wurde jedoch von ihr Alles in Bereitſchaft gehalten, damit ich, im Falle des Mislingens, Hamburg auf der Stelle verlaſſen könne. — Als ich gleich nach Beendigung der Soirée zu ihr eilte, ihr von dem Ausgange Bericht zu geben, den ſie jedoch durch einen treuen Diener ſchon erhalten — ſie hatte nicht zugegen ſein wollen, um ihre Aengſtlichkeit nicht zu verrathen — entdeckte ſie es mir; wie tief es mich rührte, wie könnte ich das beſchreiben, wie es nur beſchreiben wollen.

Ich habe bereits geſagt, daß jener erſte Verſuch eine ſehr freundliche Aufnahme fand. Bei der Neuheit der Sache, die mich ſchnell zu einem Lion in Hamburg gemacht hatte, fehlte es nicht an Einladungen, es öffentlich wie in Privatkreiſen auszuüben. Mir war eben nicht damit gedient, doch konnte ich es hin und wieder nicht wohl abſchlagen, vorzüglich wenn ich durch Claſing oder Methfeſſel dazu aufgefordert wurde, von denen der Letztere, da Claſing's Geſundheit es damals nicht geſtattete, mich bei einer zweiten Soiree, zu der mich die allgemeine Stimme veranlaßte, äußerſt freundlich und bereitwillig unterſtützt hatte. Einer ſolchen Improviſation verdankte ich damals eine höchſt intereſſante und mir überaus förderliche Bekanntſchaft. Die junge Malerin, welche zugegen geweſen, ſagte mir nämlich am anderen Tage: „Wiſſen Sie wohl, daß Baron Rumohr Ihnen nachgeſchrieben hat und Manches auszuſetzen gefunden.“ — Ei, erwiederte ich, wie gern hörte ich ſeinen Tadel von ihm ſelbſt. — Sie verſprach ihm das zu ſagen, und ſandte mir bald nachher einige Zeilen, in welchen er den Wunſch äußerte, ich möchte ihn beſuchen. Er empfing mich ſehr freundlich mit den Worten: Sie wollen meinen Tadel hören, da habe ich denn das Geſpräch, das wir führen werden, aufgeſchrieben: Hier iſt es. — Bei dieſen Worten gab er mir einige Blätter, in welchen er nicht allein mir ſeine Anſichten ſehr klar und gründlich auseinander ſetzte, ſondern auch alle die Einwürfe, die ich wirklich dagegen machte und die er eben ſo eindringlich widerlegte. Er ließ mich ruhig die Lecture beendigen, die mich nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, je weiter ich las, und bemerkte dann, als er ſah, wie dankbar ich ſeinen Tadel aufnahm: „Wir haben nun Stoff zu manchem Geſpräche, es hängt von Ihnen ab, ſie mit mir zu führen." Daß ich dieſes gütige Anerbieten mit großer Luſt benutzte, verſteht ſich. — Eigenthümlich in ſeinen Anſichten, denen die meinigen zwar oft entgegengeſetzt waren, was ich ihm auch nie verſchwieg, verſtand er meinen Geſichtskreis außerordentlich zu erweitern und mich auf Dinge von Wichtigkeit aufmerkſam zu machen, die nicht allein meinem Talente, ſondern meiner ganzen Ausbildung zu hohem Nutzen gereichten. Seine Liebenswürdigkeit, ſein feiner Geſchmack, ſeine weitgreifenden Kenntniſſe, verbunden mit dem großen Wohlwollen, das er mir zeigte, machten die Stunden, die ich mit ihm verbrachte, zu den angenehmſten. Leider haben uns unſere Wege ſpäter perſönlich nicht wieder zuſammengeführt, was ich lebhaft oftmals wünſchte, da das Bedürfniß, ihm zu danken mit den Jahren in meiner Seele wuchs.

Der große Applaus, den meine Leiſtungen gefunden, berauſchte mich indeſſen nicht, ja er war nicht einmal im Stande geweſen, den alten Zweifel zu beſeitigen, ob die mir verliehene Gabe ein wirkliches Talent, oder nur eine etwas ſeltene, aber doch eigentlich unbedeutende und mehr mechaniſche Fähigkeit ſei. Alle vernommenen Urtheile zuſammenfaſſend und überlegend, kam ich endlich zu dem Entſchluß, da ich nun doch einmal in die Oeffentlichkeit getreten, nach Berlin zu gehen, und dort von dem Publicum die Entſcheidung ausſprechen zu laſſen. Ich erbat mir daher, ſtets raſch in der Ausführung meiner Entſchlüſſe, augenblicklich Urlaub von meinen Vorgeſetzten, und reiſte ab. — Abgerechnet davon, daß ich dort ſtudirt hatte und einen Kreis von lieben Verwandten fand, die mich einmal wieder zu begrüßen verlangten, trieb mich die hohe Wichtigkeit, welche ich der preußiſchen Hauptſtadt, als Forum der Kritik, damals noch beilegte, dazu an, denn ich dachte bei mir in vollkommenſter Unſchuld: Fällſt du nicht durch, ſo iſt etwas an deinem Talent, fällſt du durch, ſo weißt du, woran du biſt, giebſt es auf und wendeſt dich mit neuen Kräften deinen Berufsſtudien wieder zu. — Wenn ich jetzt ſo das Treiben junger Literaten betrachte, obwohl ſeitdem kaum zwei Decennien verfloſſen ſind, ſo muß ich meinen damaligen gänzlichen Mangel an Weltklugheit belächeln, denn wie ganz anders würde ſich jetzt ein junger Sohn der Zeit benehmen, wenn er unter ähnlichen Verhältniſſen in das Leben träte; gerade deswegen ſind mir aber auch meine Jugenderinnerungen ſo werth.

Es ging mir eigen in Berlin. — Mein Erſtes war, einige mir bekannte Literaten aufzuſuchen, die mir die Introduction in ihre Kreiſe erleichtern und vermitteln ſollten. — Was ich ſogleich vermißte, war die herzliche Offenheit, an die ich in Hamburg ſo gewöhnt war. Die Leute traten mir ſämmtlich vornehm protegirend entgegen und legten mir mitunter gar ſeltſame Fragen vor, wie z. B. Wilibald Alexis, der ſich erkundigte, ob mich das Improviſiren nicht krank mache, denn er habe jedes Mal mehrere Tage Kopfweh davon, wenn er den Plan eines neuen Werkes entwerfe.

An ſeltſamen Anmuthungen, beſonders von Seiten einiger Journaliſten, um mich zu allerlei Blößen zu verleiten, fehlte es auch nicht; mein natürliches geſundes Gefühl und mein guter Genius wehrten aber jedes darauf Eingehen von mir ab. Auf den wohlmeinenden Rath eines Verwandten, nachdem ich bereits einen ſehr guten muſikaliſchen Begleiter in dem kürzlich verſtorbenen trefflichen Klavierſpieler Greulich gefunden hatte, wandte ich mich, durch Vermittelung eines mir befreundeten Mitgliedes, an die ſogenannte Mittwochsgeſellſchaft mit der Bitte, in ihrem Kreiſe eine Probe ablegen zu dürfen. Dem Anſcheine nach kam man mir ſehr bereitwillig entgegen, ſpäter erfuhr ich aber, daß mir von Vielen dieſe Bitte als eine entſetzliche Arroganz ausgelegt worden und man überhaupt von vorn herein feindſelig gegen mich geſtimmt ſei. Weder von dem Erſteren noch von dem Letzteren hatte ich die mindeſte Ahnung, ja ich hoffte im Gegentheil, daß ich unter ſo vielen und ſo bedeutenden Männern doch wenigſtens Einige finden würde, die mir reinen Wein einſchenkten und mich aufmerkſam machten, was mir eigentlich noch fehle und worauf ich beſonders meine Aufmerkſamkeit zu richten habe. Unter einer Menge von Aufgaben, von denen die meiſten nichts weniger als poetiſch und für eine raſche, augenblickliche Behandlung geeignet waren, wählte ich folgende, die, wie ich nachher erfuhr, von dem, in jedem Sinne des Wortes edlen Chamiſſo herrührte, der ſie auch ſpäter ſelbſt in Terzinen bearbeitet und unter dem Titel „Erſcheinung“ ſeinen Gedichten einverleibt hat. Der Dichter kehrt, um Mitternacht aus dem Kreiſe ſeiner Freunde nach Hauſe, zu ſeiner Verwunderung ſieht er Licht auf ſeinem Zimmer, und erblickt, als er in daſſelbe tritt, ſeinen Doppelgänger am Schreibtiſch. — Er fordert die Truggeſtalt auf, ihm das Zimmer zu räumen; als dieſe nicht will, ringen ſie mit einander, endlich ſiegt der Dichter und ſie verſchwindet. Nach kurzem Vorſpiel meines Begleiters, begann ich raſch und führte das Ganze eben ſo ohne Pauſe und Unterbrechung durch. — Als ich endete, wurde ich zu meiner Verwunderung allgemein applaudirt, aber an irgend ein Urtheil, lobend oder tadelnd, war nicht zu denken, obwohl ich mich darum bittend an Einzelne wandte, und wiederholt verſicherte, es ſei mir ernſtlich daran gelegen, meine Fehler kennen zu lernen. Nur ein ſehr langweiliger Paſtor, deſſen Namen ich vergeſſen habe, machte ſich an mich, mit dem Vorwurfe, warum ich gerade dies unchriſtliche Thema und nicht ein anderes, von dem ich mich jetzt nur noch erinnere, das es ein Ereigniß aus der deutſchen Kirchengeſchichte war, gewählt habe, worauf ich ihm natürlich die Antwort ſchuldig blieb, obwohl er mir ſehr weitläuftig auseinander ſetzte, wie vortrefflich, poetiſch und paſſend eben dieſe Aufgabe geweſen ſei. Wie meine Improviſation eigentlich ausgefallen, darüber hatte ich damals kein Urtheil, ausgenommen, daß ich ſehr wohl wußte, die Form nicht verletzt zu haben, denn Fehler der Art bemerkte ich gleich und thue es noch augenblicklich, da ſie in demſelben Moment, wo ſie begangen werden, ſtörend auf mich wirken.

Wenige Tage nachher trat ich öffentlich auf, fand Beifall, und wurde veranlaßt, noch eine Soiree zu geben, die ſehr beſucht war und der die ganze königliche Familie beiwohnte. Es war das erſte Mal, das ich vor einer ſo glänzenden Verſammlung improviſirte, und gerade der Umſtand, daß ich, ſo wie ich zu ſprechen begann, Alles um mich her vergaß und mich wie in einer anderen Welt befand, gab mir im Inneren ein Gefühl der Beruhigung, daß mein Talent ein wirkliches ſei, wenn auch noch ſehr im Werden begriffen. Was mir mangelte, war Reiſe des Lebens, und ich ſelbſt noch ſo jung, daß ich das nicht einmal ahnte, ſo feſt umſpann mich die Welt meiner Ideen und zog mich mit ſich fort in ihren Bewegungen.

Mein Urlaub war aber zu Ende und ich eilte daher gewiſſenhaft nach Hamburg zurück. — Kaum hatte ich Berlin verlaſſen, als man auch ſchon in den Journalen über mich herſiel und mich in Verſen, wie in Proſa angriff; der Haupt-Vorwurf beſtand freilich immer darin, daß der Deutſche nicht ſchnell dichten könnte, und daß es von mir Frechheit ſei, es zu thun, was denn, genau beſehen, weiter nichts hieß, als weil es uns Recenſenten an der Fähigkeit gänzlich fehlt, ſo ſollſt du ſie auch nicht haben. — So lange ich in Berlin anweſend, hatte man mich ganz anders behandelt, meine Improviſationen nachgeſchrieben und drucken laſſen, Notizen über mein Leben, meine Art und Weiſe u. ſ. w. in den Zeitungen gegeben, mich gelobt und angeſungen. — Jetzt wurde ich plötzlich die Zielſcheibe der unbedeutendſten Witzlinge — hatte ich doch keinem Journaliſten von Profeſſion meine Aufwartung gemacht, noch mich ſonſt um ihn bekümmert — ja die Gemeinheit ging ſo weit, daß man, als in der Haude- und Spener'ſchen Zeitung ein Angriff gegen mich erſchien, welcher die Thatſachen verdreht darſtellte und ich von Hamburg aus eine rein factiſche Berichtigung einſandte, dieſer die Aufnahme geradezu verweigerte. — Dergleichen Dinge ſind leider dort nicht ſelten, wurde doch kürzlich erſt von Immermann's „Opfer des Schweigens“ durch Berliner Correſpondenzler in den meiſten auswärtigen Journalen allgemein berichtet, das Stück ſei durchgefallen — und kein ehrlicher Mann hatte den Muth, dieſe Fälſcher öffentlich Lügen zu ſtrafen.

Wenige Männer, aber gerade die Vorzüglichſten, nahmen ſich dagegen freundlich und wahr meiner an, wie der herrliche Chamiſſo, der für das Rechte und Schöne unermüdlich ſtrebende Hitzig, der feinblickende Verfaſſer des Charinomos, Karl Seidel, der warm fühlende, ſelbſt ſo reich begabte Friedrich Förſter, die mir offen ihre Meinung mittheilten und Lob und Tadel gleich freimüthig äußerten, — So auch der in ſchönſter Jugendblüthe geſtorbene Wilhelm Müller, den ich damals während ſeiner kurzen Anweſenheit in Berlin kennen lernte, und der mit großer Theilnahme und Liebe mir ſeine Anſicht, ſowohl über meinen geiſtigen Beſitz, wie über noch zu Erwerbendes darlegte. — Am meiſten Freude machte mir Devrient, der, als ich bei der liebenswürdigen Caroline Bauer, und von ihr muſikaliſch begleitet, ein von ihm gegebenes Thema zu löſen verſuchte, plötzlich aufſprang und mir, da ich kaum die Hälfte erreicht, in die Rede fiel, mit den Worten: Hören Sie auf, um Gottes Willen, ich halte es nicht länger aus; es macht mich wahnſinnig, daß Jemand im Stande iſt ſo raſch zu denken, während ich kaum vermag, ſeinen

Worten zu folgen und ſo unfähig zu allem Produciren bin ohne langes Beſinnen.

Nach Hamburg zurückgekehrt und im Reinen mit mir ſelbſt darüber, daß es meine Pflicht ſei, mein Talent nach Kräften auszubilden und ich, wie ich irrig meinte, dazu der Oeffentlichkeit bedürfe, benutzte ich nun den Frühling und Sommer zu ſehr ernſten und gründlichen Studien, Alles, auch den geringſten und haltloſeſten Tadel, aufmerkſam erwägend und unterſuchend. Ich ließ mich durch Nichts irre machen, ſo ſehr auch Neider und Feinde, an denen es ja dem geringſten Sterblichen nicht fehlt, ſich bemühten, jene Berliner Malicen zu verbreiten und bösartige Gerüchte über mich auszuſprengen, löſte meine Verhältniſſe als Lehrer auf und miethete mir ein Stübchen auf dem Lande, wo ich jeden freien Augenblick zubrachte, nur Abends in die Stadt zurückkehrend, um mich im befreundeten Kreiſe von meinen Arbeiten zu erholen, und trat dann, gegen Ende Octobers, meine größere Reiſe an, von der ich wohl ſagen darf, daß ſie einem Siegeszuge glich, da ich überall die erfreulichſte

Aufnahme fand, und über meine Improviſationen während derſelben in allen Zeitungen die günſtigſten Berichte erſchienen, einen einzigen böswilligen Aufſatz von Weimar in der Abendzeitung ausgenommen, den der gehäſſigſte Egoismus dictirt hatte, und der ohne mein Zuthun bald auf das Eindringlichſte widerlegt wurde. —

Der Weg, den ich einſchlug, führte mich über Bremen, (wo mich der geniale Riem auf das Trefflichſte unterſtützte), Hannover, Celle, nach Braunſchweig, wo ich längere Zeit verweilte, da ich, der damaligen Theaterverhältniſſe wegen, nicht gleich einen freien Abend für meine Improviſationen fand. — Die Schwierigkeit, die ich bereits bei der Wahl eines paſſenden muſikaliſchen Begleiters empfunden, trieb mich an, zu verſuchen, ob ich nicht gänzlich frei von aller derartigen Unterſtützung, die mir die Sache allerdings erleichterte, da ſie mir Pauſen vergönnte, improviſiren könne. Ich veranſtaltete daher eine Soiree in dem nahen Wolfenbüttel, wo ich auf ein, zwar nur der Zahl nach beſchränktes, aber geiſtig hochſtehendes Publicum rechnen durfte, und wagte es, hier ganz frei von allem Accompagnement zu ſprechen. Es gelang über alles Erwarten; mir ſelbſt war vom erſten Augenblicke an zu Muthe, als könnte ich meine Schwingen kräftiger regen, und ich hatte am Schluß die große Belohnung, bei Löſung der dramatiſchen Aufgabe in manchem ſchönen Auge Thränen der innigſten Rührung zu ſehn. Einen ſo erhebenden und glücklichen Moment habe ich, ſo viel Wohlwollen mir auch zu Theil geworden iſt, nicht wieder erlebt; mit den dankbarſten Empfindungen denke ich ſtets an jenen Abend und die kleine Stadt zurück. — Nach Braunſchweig zurückgekehrt, trat ich hier zwei Mal öffentlich auf und fand einen Beifall und eine Theilnahme, wie ich ſie nicht verdiente. Aber ſelbſt das enthuſiaſtiſche Lob, das mir daſelbſt zu Theil ward, verblendete mich nicht. Ich war, ſo gelungen mir auch manches Einzelne zu ſeyn ſchien, mit dem Ganzen meiner Leiſtungen noch nicht zufrieden, und vermißte noch immer ein mir genügendes Urtheil. — Selbſt ein Ereigniß, das mich überzeugte, wie ſicher ich über meine Gabe herrſche, konnte mich nicht zufrieden ſtellen. — Während der

Löſung der Aufgabe: der Kampf zwiſchen Alexander und Darius, die ich dramatiſch behandelte, hatte ich nämlich in einer Zwiſchenſcene fliehende Krieger des Darius auftreten und Einen derſelben den Zeus anrufen laſſen. Da fiel mir plötzlich ein, welchen groben Verſtoß ich begangen, aber auch in demſelben Augenblick trat mir ein Ausweg vor die Seele. Ich legte nämlich, ohne zu ſtocken, ſeinem Gefährten die Frage in den Mund, wie Jener dazu komme, den Gott der Griechen anzurufen und ließ den Erſten dann geſtehen, daß er eigentlich ein Grieche ſei, der zu den Perſern gegangen, weil ihn ſeine Landsleute der Feigheit bezüchtigt. — Gerade dieſe Scene, das Werk des raſcheſten Augenblickes, fand großen Beifall und wurde ſpäter in einem Journalberichte als eine ſehr gelungene, gut motivirte Epiſode ausnehmend gelobt. —

Wer aber, ſo meinte ich, könnte das Urtheil, nach dem ich mich ſo heiß ſehnte, beſſer ſprechen als Goethe, zu dem ich von Jugend auf mit der andächtigſten Verehrung empor geblickt hatte. Es war, als ob mich eine unſichtbare Macht nach Weimar trieb. — Ohne mich in irgend einer anderen Stadt aufzuhalten, reiſte ich bei ſtrenger Winterkälte unaufhaltſam, bis ich in der kleinen Reſidenz ankam, die, das ahnte ich freilich damals nicht, auf mein ferneres Leben einen ſo großen Einfluß ausüben ſollte.

Andächtig, wie ein Grieche der in ein Pantheon trat, bin ich hier eingefahren und es iſt mir noch jetzt kein geringer Schmerz, daß ich gerade in Weimar, bis auf wenige, einen nach dem Anderen von den Göttern meiner Jugend verloren habe. Kaum aus dem Wagen geſtiegen, bat ich Goethen durch einige Zeilen um Erlaubniß, ihm meinen Beſuch machen zu dürfen. Ich wurde auf den folgenden Mittag beſtellt und fand mich mit dem Glockenſchlage ein. — Als ich die ſchöne breite Treppe hinaufſtieg, die zu ſeinem Viſitenzimmer führt, pochte mir das Herz ſo gewaltig — ſo jung war ich noch, trotz meinen ſechs und zwanzig Jahren — daß ich, zur großen Verwunderung des Bedienten, oben einen Augenblick ſtill ſtehn und mich ſammeln mußte, ehe ich durch die mir geöffnete Thür einzutreten wagte. Nach kurzem Zeitraum erſchien Goethe, begrüßte mich mit förmlicher Freundlichkeit und legte mir dann, da das Geſpräch ſogleich von ihm auf mein Talent gelenkt wurde, einige Fragen, namentlich über meine Art, dramatiſche Stoffe improviſatoriſch zu behandeln, vor, die ich, wie es mir ſchien, zu ſeiner Zufriedenheit beantwortete. — Meine Bitte, ihm eine Probe geben zu dürfen, um von ihm ein Urtheil zu erhalten, welches für mich ſo wichtig ſei, lehnte er mit der Bemerkung ab: Es würde mich zu ſehr zerſtreuen. Dies betrübte mich nicht wenig, denn nun ſchien mir der Hauptzweck meines Kommens verfehlt, aber die Hofräthin Schopenhauer, der ich an demſelben Abende mein Leid klagte, tröſtete mich und meinte: Haben Sie nur Geduld, er wird Sie ſchon von ſelbſt auffordern. Dies geſchah auch wirklich ſpäter, nachdem ich in weimariſchen Cirkeln, beſonders aber vor dem Großherzoge improviſirt hatte und zwar auf folgende eigenthümliche Weiſe. — Am Schluſſe meiner öffentlichen Soiree, während welcher mir die dramatiſche Behandlung des Sujets „der Sturz des Montezuma“ beſonders gelungen war, lud mich ſeine Schwiegertochter ein, bei ihr am folgenden Tage zu ſpeiſen, aber vorher ſie präciſe um 12 Uhr zu beſuchen. Ich ſtellte mich pünktlich ein, irrte mich indeſſen in der Localität und trat, als auf mein Anklopfen Herein gerufen worden, in ein Zimmer, in welchem ich zu meiner großen Verlegenheit Goethen allein antraf. Als ich mich entſchuldigte, nicht zu ihm gewollt zu haben, ſagte er ſehr mild: Nun Sie können aber doch etwas bei mir altem Manne bleiben und ſpäter zu den jungen Damen hinaufgehn. Dann ſprach er ſogleich über mein Talent und fragte mich: Wollten Sie mir nicht auch etwas ſprechen? Ich bezeigte meine Bereitwilligkeit, bemerkte jedoch, daß ich vor ihm allein ängſtlich ſein würde. Er ging nicht darauf ein, ſondern entgegnete: Setzen Sie ſich dort an den Flügel; nehmen Sie aber die Brille ab, ſie ſticht mich. — Ich that nach ſeinem Wunſche und nun ſagte er: Schildern Sie mir einmal Ihre Rückkehr nach Hamburg und zugleich

Hamburg ſelbſt. — Die Aufgabe kam mir allerdings ſeltſam vor, doch wagte ich, aus zu großer Ehrfurcht nicht, etwas zu bemerken, und begann auf der Stelle. Nie in meinem ganzen Leben bin ich ſo befangen geweſen: die Gedanken drängten ſich zwar in Maſſe hinzu, die Reime waren wie immer zur Hand, aber die Sprache wurde mir ſo ſchwer, als müßte ich die Worte wie mit einem Schöpfrade aus der tiefſten Bruſt heraufholen. Allmählig beſiegte ich dieſe Verlegenheit, die mir phyſiſch allein hinderlich war, etwas, und führte nun meine Empfindung bei dem Wiederſehn der Meinigen in einer zwar einfachen, aber ſtrengen Form mit gekreuzten Reimen und daran ſich ſchließendem Doppelreimen durch, und wollte nun zu dem objectiven Theile übergehn und die Schilderung mit der Beſchreibung eines Abends auf dem Jungfernſteige beginnen, und dann im Gegenſatze einen Morgen im Hafen und einen Mittag an der Börſe zubringen; da traten mir aber plötzlich Erinnerungen an allerlei komiſche, in Hamburg wohlbekannte Perſonen, welche ſtereotype Beſucher obiger

Promenade waren, vor die Sinne, und drangen ſich mir ſo nachdrücklich auf, daß ich ſie gar nicht von mir ſchütteln konnte. Dies verwirrte mich, ich fühlte, daß ich aus dieſer wunderlichen humoriſtiſchen Stimmung nicht heraus könne und fürchtete, er möge es übel empfinden, wenn ich ihr freien Lauf ließe. Unwillkührlich hielt ich mitten in der Rede inne, ſprang vom Stuhle auf, trat zu ihm und ſagte, ohne recht zu wiſſen was ich that: Excellenz, ich kann nicht weiter, ich habe mich lange nach dieſem Augenblick geſehnt und jetzt, wo er eingetreten iſt, lähmt mir die Angſt die Herrſchaft über mich ſelbſt; ich will lieber vor tauſend Zuhörern improviſiren, als vor Ew. Excellenz allein. Nun, nun — erwiederte er — beruhigen Sie ſich. Was mir mein gnädigſter Herr, die Kinder und der Kanzler über Sie geſagt haben, iſt wahr; Sie beſitzen ein ſchönes und ſeltnes Talent und wiſſen es mit Geſchick und Beſcheidenheit zu behandeln, aber Sie leiden an einem Fehler, an dem die jetzige ganze Jugend krankt, und der Sie zurückbringt, ſtatt Sie zu fördern, weil er Sie über das, was

Sie geben, täuſcht. Was Sie mir da geſchildert haben, ſollte Hamburg ſeyn, aber es konnte eben ſo gut Naumburg oder Merſeburg oder jedes andere Burg ſeyn; Hamburg war das nicht, und Hamburg iſt doch ſo eigenthümlich, das man es mit zwei Strichen zeichnen kann. Ich verſtand ihn ſogleich und erzählte ihm, wie es mir eben wunderlich ergangen ſei. Ei, verſetzte er, da hätten Sie ſich nicht ſollen irren laſſen. — Als ich nun bemerkte, daß ich gern, wo ich es nöthig fände, vorherrſchend objectiv verfahre, und ihm als Beiſpiel meine dramatiſche Improviſation vom geſtrigen Abende anführte, in die ich eine detaillirte, im Augenblick erfundene Beſchreibung der mexicaniſchen Götzenbilder verflochten, verſetzte er lebhaft: Das war recht gut, man hat mir davon geſagt, aber das iſt es doch nicht, ſolche Beſchreibungen haben immer etwas Subjectives: ich meine noch etwas Anderes. — Denken Sie darüber nach, wenn Sie meinen, daß Ihnen mein Rath nützen könne und nun gehn Sie zu meinen Kindern hinauf, wo Sie erwartet werden. — Ich dankte ihm lebhaft für ſeine große

Nachſicht und Güte und verſprach ihm, Alles, was er mir geſagt, wohl zu erwägen, worauf er mich ſehr freundlich entließ. — Die weiteren intereſſanten Folgen dieſes für mich ſo wichtigen Momentes hat Eckermann in ſeinem Buche „Geſpräche mit Goethe" (Th. I. S. 237) ausführlich berichtet.

Daß mich das ganze Geſpräch noch lange nachhaltend beſchäftigte, kann ſich der freundliche Leſer leicht vorſtellen. — Endlich doch ein Urtheil und ein gewichtiges! Denn was ich bisher darüber gehört oder geleſen, hatte mich keineswegs befriedigt; am Flachſten und Oberflächlichſten waren mir die Meinungen der Aeſthetiker vom Fach vorgekommen, und was mir ſonſt darüber geſagt worden, hatte ich mir ſelbſt ſchon eben ſo ausführlich und noch weit ſtrenger geſagt. — Goethe hatte wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen. Zum Sentimentalen geneigt, ſuchte ich ſtets die Aufgaben möglichſt in das Subjective hinüber zu ſpielen und das Gefühl in den Vordergrund zu ſtellen. Dieſe Neigung vorwalten laſſend, hatte ich ſogar in Berlin den Misgriff begangen, Karl XII. von Schweden in dem Moment vor ſeinem Tode ſentimentale Aeußerungen in den Mund zu legen, was mir zwar, ſeltſam genug, von keinem Recenſenten war aufgeſtochen worden, mich ſelbſt aber hinterher nicht wenig geärgert und verdroſſen hatte. — So ſuchte ich ferner gern das religiöſe Element wirken zu laſſen und ſchob, wo ich konnte, Gebete, Danklieder, Hymnen u. ſ. w. ein, die zwar alle erſt in demſelben Augenblick entſtanden, mir aber ſo leicht wurden, daß ſie mir ſtets, ohne daß es der Zuhörer merkte, eine Art von geiſtigem Ausruhen geſtatteten. Alles dies führte mich, wie ich wohl bemerkte, nicht weiter, aber ich hatte doch nie zur Klarheit darüber kommen können, wo die Schwäche eigentlich ſtecke. — Dazu kam, daß ich damals von Lord Byron enthuſiasmirt war und ihn in vielen Stücken zum Vorbild nahm, ohne mir indeſſen auch nur im Entfernteſten einzubilden, ihn je erreichen zu können. Jetzt fielen mir plötzlich die Schuppen von den Augen; ich ſah deutlich, wie ſehr Goethe Recht habe und ſchlug augenblicklich eine neue Bahn ein, bei der es mir jedoch gewaltige Mühe koſtete, die alte Weiſe, die ſchon ziemlich zur Manier geworden, zu überwinden. Das Publicum war zwar ſtets mit mir wohl zufrieden geweſen, denn meine Fertigkeit hatte daſſelbe überraſcht und daher für mich, mitunter bis zur Uebertreibung, eingenommen, ich ſelbſt war aber immer misvergnügter mit meinen Leiſtungen geworden und nur ſehr wenige Improviſationen hatten mir einigermaaßen genügt. — Tieck, dem ich ſpäter Goethe's Ausſpruch erzählte, ſchüttelte zwar mit dem Kopfe, ſagte mir aber nicht genau ſeine Meinung, wie ich überhaupt kein entſchiedenes Urtheil über meine Improviſationen von ihm erlangen konnte, ſo freundlich er ſich auch dafür intereſſirte und ſo oft er mich auch dazu aufforderte.

Noch während meiner Anweſenheit in Weimar wurde mir von Goethe's erhabenem Freunde; dem Großherzoge Karl Auguſt, eine Profeſſur am dortigen Gymnaſium angetragen, die ich mit lebhaftem Danke annahm. Da ich ſchon längſt im Innern großen Widerwillen gegen dieſe Art, mein Talent zu Markte zu tragen, (und doch ließ es ſich nicht anders machen, wollte ich es öffentlich produciren), empfunden hatte. Der Deutſche beſitzt einmal eine ſeltſame Abneigung gegen alle Oeffentlichkeit, deren Zweck der Gelderwerb iſt und wird dadurch leicht ungerecht gegen Perſonen, die auf ſolche Weiſe ein Talent oder eine Kunſt ausüben, weil er meint, ſie mit ſeinem Mammon abfinden zu können und ſich daher hoch über ſie ſtellt. Es iſt dies eigentlich ein entſetzlich philiſterhafter Zug, aber er beruht auf unſerem innerſten Weſen und wird ſich ſobald nicht ausrotten laſſen. Muß ich nicht noch jetzt, nach dreizehn Jahren, während deren ich der Laufbahn, für die ich mich ſchon als Student beſtimmte, treu geblieben bin, häufig das Wort Improviſator, als Beiwort zu meinem Namen geſetzt, wie eine Art von Vorwurf leſen, mit dem man mir zu verſtehn geben will, daß ich eigentlich nie Zunftrecht in der gelehrten Welt finden dürfe, weil ich einmal durch mein perſönliches Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, wenn auch nur auf einer kaum halbjährigen Kunſtreiſe, die der gelehrten Zunft angewieſenen Schranken durchbrochen habe. Was bei jeder anderen Nation ſtets rühmliche Erwähnung finden würde, namentlich, wenn Jemand dort, wie ich in Deutſchland, der Erſte geweſen der es verſucht hätte, etwas als möglich zu beweiſen, was man bisher bei ſeinem Volke für unmöglich gehalten, das findet bei uns einen heimlichen Tadel, zwar nur von Stubengelehrten, die mich weder gehört noch überhaupt einen Begriff von der ganzen Sache haben, oder von neidiſchen Journaliſten, die in ihrer Impotenz jede ſelbſtſtändige Kraft haſſen, aber es findet ihn doch und keine Stimme erhebt ſich dagegen. — Dieſer Kampf mit ſpießbürgerlicher Beſchränktheit und den daraus entſpringenden Anmaaßungen und Ueberhebungen lähmt jeden freien Aufflug, tödtet jegliches Talent vor der Zeit. In Frankreich und England iſt Jeder, der eine freie Kunſt frei ausübt, in der Geſellſchaft ein Edelmann, bei uns ein Paria, den man wohl an großen Tagen zur Unterhaltung der Gäſte in ſeine Kreiſe zieht, der aber dann auch auf Commando ſingen oder pfeifen ſoll, und ſtreng betrachtet, doch der Ehre, die man ihm dadurch erweiſt unwerth iſt. — Anſprüche darf er nun vollends nicht machen, und wehe ihm, wenn er ſich einfallen laſſen will, einmal ſeine Künſte nicht produciren, und anſtatt zu amuſiren, ſelbſt amuſirt ſein, kurz auf gleicher Höhe mit den übrigen Eingeladenen ſtehn zu wollen. — Nur in den höchſten Geſellſchaften findet eine ehrenvolle

Behandlung eines Künſtlers und eine Gleichſtellung mit jedem anderen Anweſenden Statt; unſere höchſten Geſellſchaften ſind aber auch nicht mehr deutſch, ſondern europäiſch. —

Dies hatte ich mir auch keinesweges verhehlt, trotz dem Weihrauch, der mir zu Zeiten, oft bis zum Erſticken, geſtreut worden war, und ich ergriff daher willig die mir dargebotene ehrenvolle Gelegenheit, zu einer feſten bürgerlichen Stellung zurückzukehren, zumal da ich formell mein Talent nach allen Richtungen hin gebildet, und nicht allein es dahin gebracht hatte, lyriſch, epiſch und dramatiſch zu improviſiren, ſondern auch mir jede Beſchränkung, wie z. B. eigenthümliche Strophenbildung, beſtimmte Wörter und Reime, mit denen ich anfangen oder enden ſollte und dergleichen Spielereien mehr, zugleich mit dem Thema vorſchreiben zu laſſen, ohne daß mich das im Mindeſten ſtörte. — Nachdem ich daher noch Leipzig und Dresden beſucht und hier eine überaus freundliche, mich wahrhaft beglückende Aufnahme gefunden, kehrte ich auf kurze Zeit nach Hamburg zurück, nahm daſelbſt, wo ich zuerſt aufgetreten, in einer improviſatoriſchen Soirée von Freunden und Gönnern, ſo wie von der öffentlichen Ausübung meines Talentes Abſchied und trat dann, am 9ten Mai 1826

(Schillers Todestage) mit friſchem Muthe in mein neues Amt ein, das ich ſpäter mit meinem jetzigen Berufe vertauſchte.

* * *

Soviel von mir ſelbſt zu erzählen, ſchien mir, wie ich bereits zu Anfange dieſer Zeilen bemerkt habe, nöthig, um den Leſer auf den von mir gewünſchten Standpunkt zu ſtellen. Jetzt bleibt mir nur noch zu erklären übrig, warum ich überhaupt dieſes Buch geſchrieben. Es geſchah theils, um manche Erinnerung an bedeutende und ausgezeichnete Perſönlichkeiten, die der Aufbewahrung werth ſind, zu überliefern, ſo lange ſie ſowohl ſelbſt noch friſch in meinem Gedächtniſſe, als auch das Intereſſe an Jenen noch friſch in der Seele des Leſers, theils um mancher Pflicht der Dankbarkeit für öffentlich mir erwieſene Freundlichkeit öffentlich zu genügen, theils endlich, offen geſagt, im Gegenſa[illegible] zu dem abſcheulichen Treiben manches Jüngeren, edle und ehrenwerthe Männer, auf deren Schultern er heimlich kroch, vor der Menge zu beſchmutzen und in den Staub zu treten. — Alles Reden dawider hilft Nichts, denn dieſe Leute reden nicht, ſie ſchreien; darum muß man handeln, ohne ſich mit ihnen weiter einzulaſſen, man handelt aber am Beſten, wenn man es in ſolchen Dingen anders macht. Verhältniſſe und Neigung haben mich vielen Männern nahe treten laſſen, die eine Zierde unſerer Nation ſind und bleiben, und auf die, bei der raſchen Vergeßlichkeit unſerer Zeit wieder die Aufmerkſamkeit hinzulenken, mir nicht unverdienſtlich ſcheint. Ich habe ſtets danach geſtrebt, mir von Allem, was einen tieferen Eindruck auf mich machte, im Leben wie in der Literatur, Rechenſchaft abzulegen; einige Reſultate dieſes Strebens findet der befreundete Leſer in dieſem Buche niedergelegt, hinſichtlich deſſen ich mir auch durchaus keinen Anſpruch zu machen erlaube, als den, meine reine Verehrung für alles Hohe und Schöne, ſowie mein ehrliches Wohlwollen gegen Jeden, der es mit Kunſt und Wiſſenſchaft redlich meint, nicht böswillig verkannt und entſtellt zu ſehn. —

Geſchrieben zu Jena am Tage des Epimachu[illegible]838. —

Der Verfaſſer.

Die Irrſinnige.

Einem bejahrten ſchleswig'ſchen Landpfarrer wörtlich nacherzählt.

Ich war eben zur Gemeine gekommen, und hatte, da ich ohne ihre Einwilligung vom Patron eingeſetzt worden, manchen harten Kampf zu beſtehen. Unter Anderem ließ ſie mich auch ihre Abneigung dadurch fühlen, daß der Zehnte mir nie rein, ſondern gewöhnlich mit Spreu vermiſcht, geliefert wurde. Mein eigenes Vermögen war hinreichend genug, mich dies nicht fühlen zu laſſen, und ich ſann auf Mittel, ihn ganz abzulehnen; aber die Furcht, dadurch meinem Recht zu vergeben, hielt mich davon ab. — An einem Sonnabend nun, als ich eben wieder mehrere Säcke empfangen hatte, und, unſchlüſſig, was ich damit beginnen ſolle, ſie auf die Flur legen ließ, ward ich gleichſam wie von oben auf einen Einfall gebracht, der nicht allein die Bauern beſchämen mußte, ſondern auch ihnen Beweiſe liefern, daß ich, ihr Pfarrer, nicht ſo geizig ſei, wie ſie mich ausſchrieen.

Während ich mit dem Knechte nämlich darüber ſprach, der höchſt aufgebracht über die Kargheit der Bauern war, öffnete ſich die Hausthür, und eine ſeltſame Geſtalt trat herein, faltete die Arme über einander, und hörte zu, ohne einen Laut von ſich zu geben. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, bleich, lang und hager. Ihre düſteren, braunen Augen, und das unordentlich herabhängende Haar von derſelben Farbe, ſo wie die äußerſte Armuth und Nachläſſigkeit, verriethen Abweſenheit des Geiſtes. — „Es iſt die wirre Hanne, Ehrwürden,“ ſagte der Knecht; „ſie wohnt mit ihrer Mutter, einer ehemaligen Marketenderin, die zu ihrer Zeit ein gar wüſtes Leben geführt haben ſoll, unten im Dorfe, und wird als Arme des Kirchſpiels geduldet.“ — Darauf fuhr er fort, über den Kornzehnten und die Bauern zu reden, und fragte mich, was mit den beiden Säcken anzufangen ſei. Plötzlich unterbrach ſie ihn, und rief: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch, wenn Eure Scheuern gefüllt ſind, und Eure Kornböden nicht mehr tragen können, ſo ſollt Ihr ſuchen die Gefäße der Armen und hineinſchütten das Korn und das Oel und den Wein Eures Ueberfluſſes und Ihr werdet geſegnet ſein vor dem Herrn.“ — Erſtaunt wandte ich mich um. Sie aber ging ſchweigend fort. — Ich befolgte ihren Rath, fügte hinlänglich von dem Meinigen hinzu, und fuhr fort, immer den Ertrag des Zehnten unter die Armen vertheilen zu laſſen, was mich um Vieles weiter in den Augen meiner Pfarrkinder brachte.

Von dieſer Zeit an pflegte ſich die wirre Hanne, wie ſie im Dorfe genannt wurde, regelmäßig ein Mal wöchentlich im Pfarrhauſe einzufinden und ihr beſchieden Theil dankbarlich zu empfangen. — Auf weiteres Befragen, fand ich die Worte des Knechtes beſtätigt, und erfuhr nun noch, daß die arme Blödſinnige wahrſcheinlich die natürliche Tochter eines Offizieres ſei, deſſen Beiſchläferin die Mutter lange geweſen, der ſie aber am Ende verſtoßen habe, was ſich Mutter und Tochter ſo zu Gemüthe gezogen, daß ſie Beide an Zerrüttung des Geiſtes litten. Sie waren übrigens harmloſe Geſchöpfe, und der Meinung, daß einſt die Zeit der Trauer enden, und ſie dann etwas Großes vorſtellen würden. Der vorige Prediger hatte ſie hülflos und bettelnd auf der Landſtraße gefunden, ihnen die Hütte einer verſtorbenen Armen zum Wohnort angewieſen, in der ſie nun ſtill für ſich hauſten, und ihnen bei der Gemeinde die Erlaubniß ausgewirkt, als Arme im Kirchſpiel bleiben zu dürfen. — So waren ſie gleichſam eingebürgert unter uns.

Obwohl ich ſie nie aus den Augen verlor, ſo hatten Geſchäfte und anderweitige Sorgen ſie mich doch eine Zeitlang faſt vergeſſen laſſen, als ſie mir plötzlich, wiewohl auf eine lächerliche Weiſe, den Beweis lieferten, daß die Sucht, zu glänzen, bei allen Menſchen, ſelbſt bei Irrſinnigen, vorherrſcht, und ſie, wenn auch auf höchſt verſchiedene Art, zu Thorheiten verleitet.

Des Cantors Frau nämlich hatte eine Verwandte in der Stadt, die Putzmacherin war, beſucht, und von dieſer einen neumodiſchen ſeidenen Mantel zum Geſchenk erhalten. In der Freude ihres Herzens hatte ſie ſich am nächſten Sonntage damit in der Kirche gezeigt, und alle weiblichen Gemüther des Kirchſpiels in Flammen geſetzt, durch den Wunſch, einen ähnlichen Mantel zu beſitzen. Die Frau des Küſters hatte ſogleich nach der Predigt zu ihr geſandt, und um den Mantel gebeten, um ſich ein Modell danach zuzuſchneiden, aber die ſchnippiſche Antwort erhalten, dadurch würde ihr Mantel vor der Zeit verdorben, die Frau Cantorin wünſche auch Etwas für ſich allein zu haben, aller Welt Geſchmack wäre nicht der ihrige.

Welchen Zorn dies im Herzen der Küſters-Frau anblies, kann man ſich denken. — Ich ſelbſt konnte, wenn ich nachher an den Vorfall dachte, mich nicht enthalten, parodirend mit dem Virgil auszurufen: „Tantaene animis coelestibus irae!“ (So viel Zorn in himmliſchen Seelen.) — Es wurde nun von den Betheiligten alsbald auf Rache geſonnen, und folgender Plan ausgebrütet und wirklich ausgeführt.

Im Dorfe wohnte nämlich eine Wittwe, die als Freundin ſowohl in des Küſters, als in des Cantors Hauſe aus- und einging, und mit der Nadel wohl umzugehen verſtand. — Dieſe wurde von der Frau Küſterin heimlich zur Frau Cantorin geſendet, und ihr aufgetragen, ſich das Muſter des Mantels genau zu merken. — Es gelang glücklich. Nun aber wurden nach dem Modell des Zankapfels zwei ähnliche Mäntel verfertigt, jedoch auf das Lächerlichſte mit allerlei ſeidenen Lappen beſetzt und ausgeputzt.

Ich konnte während der Predigt am nächſten Sonntage durchaus nicht begreifen, warum die ganze Gemeinde, die mir jetzt ſchon ſehr zugethan war, und meinen Vorträgen große Aufmerkſamkeit zu widmen pflegte, unaufhörlich lachte, und ſich auf das Höchſte zerſtreut zeigte, die einzige Cantorin ausgenommen, die ſtarr und unbeweglich, aber bleich und mit blauen Lippen, in ihrem Stuhle ſaß. — Als ich jedoch nach gehaltenem Gottesdienſte noch geraume Zeit auf dem Kirchhofe verweilte, und mit einem der Kirchenälteſten mich unterhielt, wurde mir Alles klar. — Unmittelbar vor der Cantorin her trippelten die beiden Irrſinnigen, gleich ihr, mit Mänteln angethan, welche dem ihrigen glichen, wie ein Ei dem anderen. Sie blähten und brüſteten ſich auf eine höchſt lächerliche Weiſe. Ich ſelbſt konnte mich des Lächelns kaum enthalten, Alt und Jung aber brach in lautes Gelächter aus. Die Küſterin hatte ihnen die Mäntel und einen Thaler gegeben, mit der Bedingung, ſich genau ſo zu betragen, wie ſie es auch wirklich gethan hatten. Sie waren Beide vor Entzücken aufgeſprungen, und hatten geäußert, ſolche Tracht käme ihnen wirklich nach ihrem Stande zu. — Da ſie während des Gottesdienſtes dicht unter der Kanzel ſaßen, ſo hatte ich die Urſache des Gelächters nicht, wohl aber die Schaam und den Aerger der Cantorsfrau, der die Sucht, ſich auszuzeichnen, höchlich verleidet worden, bemerken können. — Obgleich ich der Küſterin einen ernſten Verweis gab, war die Sache doch nicht zu ändern, und wird noch lange nicht in der Gemeine vergeſſen werden, wiewohl die Theilnehmer alle längſt ſchon im Grabe ruhen.

Ehe ich zu den wirklichen Zweck dieſer Mittheilung übergehe, muß ich noch einen Zug von dem wirren Mädchen mittheilen, der das Wunderliche ihres Charakters noch mehr verſinnlichen wird.

Kurze Zeit nach jener Begebenheit, meldete mir eins von den Pfarrkindern, die alte Liſe, ſo hieß die Mutter, ſei von einem Schlagfluſſe getroffen, plötzlich geſtorben, und von dem Arzte für wirklich todt erklärt. — Ich ordnete das Nöthige zu ihrem Begräbniſſe an, und verfügte mich nach einigen Tagen ſelbſt in's Trauerhaus. — Hanne war mittlerweile von Thür zu Thür gegangen, um ſich Kleider für die Todte zu erbetteln, und hatte den Leichnam, nach ihrer Art, auf das Anſtändigſte gekleidet. — Als ich ihre Wohnung betrat, gewahrte ich ſie mit zwei oder drei Nachbarinnen im Zimmer ſitzen. — „Tretet ein, Herr,“ rief ſie mir zu, „tretet ein in dies Haus der Trauer; denn ſie, die es bewohnte, iſt eingegangen zur ewigen Freude.“ — „Die Stunde des Todes nahet uns Allen, und nur der himmliſche Arzt weiß zu helfen.“ — „Wie iſt es Schade, Mutter,“ fuhr ſie fort, ſich zur Leiche wendend, „daß Ihr geſtorben ſeid, denn der Pfarrer ſelbſt iſt gekommen, Euch zu beſuchen. O, Herr Pfarrer, es wäre ihr hohe Ehre geweſen, Eure Wohlehrwürden in ihrer niederen Wohnung zu ſehn; denn ſie war eine gar feine Frau, und duldete nicht, daß ich mich gemein machte mit den andern Dirnen im Dorfe. Ja, ſie erzog mich mit Sorgfalt, wie es einer Edelfrau geziemt; nun aber werden meine lilienweißen Hände hart werden von gemeiner Arbeit; denn ich muß jetzt mich quälen und abmühen in meiner Armuth.“ — So zuſammenhängend hatte ich ſie noch nie ſprechen hören. Nachdem ich ihr einige Worte des Troſtes geſagt, wollte ich gehen; aber ſie trat mir in den Weg und ſprach: „So werdet Ihr nicht treten aus dieſem Hauſe, Herr

Pfarrer, Ihr müßt koſten vom Todtenmahl. Meine Mutter hatte die Fülle während ihrer Lebenszeit, und ihr letzter Tag ſoll nicht ihr ſchlechteſter ſein.“ — Mit aller bei ſolcher Gelegeheit gebräuchlichen Förmlichkeit nahm ſie eine Flaſche mit Waſſer und ein Glas vom Tiſch, ſchenkte ein, koſtete, und reichte es mir zugleich mit einem Stück Brod auf einem Teller. Es war merkwürdig, zu ſehen, wie das arme irrſinnige Weſen genau Alles nachahmte, was bei ſolchen Gelegenheiten in meinem Kirchſpiele nach alter Sitte zu geſchehen pflegte. Mit unbeſchreiblichem Ernſte vollbrachte ſie es, und machte ſo aus der Feierlichkeit des Begräbniſſes ein irrſinniges Spiel, das ſchmerzlicher, als wahrer Kummer auf mich wirkte.

Einige, und beſonders irrſinnige Menſchen, haben einen ſo ſcharfbeobachtenden Geiſt, daß ſie mit Hülfe ihrer Phantaſie vermögen, Sachen nachzuahmen und täuſchend in's Leben zu rufen, die ſie nie mit Augen ſahen.

Ich komme jetzt zum Hauptgegenſtande meiner Erzählung. Im folgenden Sommer war, wie gewöhnlich, der Gutsherr mit ſeinen liebenswürdigen Töchtern, meinen Schülerinnen, auf das Schloß gezogen, die angenehmen Tage der warmen Jahreszeit bei uns zuzubringen. Ihm folgte bald der Freiherr von S., ein ſehr gutmüthiger junger Mann, jedoch ein großer Freund von Neckereien, der beſtimmte Bräutigam Camilla's, der älteſten Tochter des Grafen, um ſich, nach den Wünſchen der Braut, mit ihr auf dem Schloſſe durch mich trauen zu laſſen. Der junge, lebhafte Cavalier, dem beſonders in den Stunden, wo er nicht um die Braut oder auf der Jagd ſein konnte, die Zeit lang werden mochte, hatte, jedoch auf keine böswillge Art, oft ſeinen Scherz mit der wirren Hanne getrieben, beſonders dadurch, daß er ſie mit aller Achtung und Ehrerbietung, die nur einer Frau von Stande zukam, behandelte. So hatte er unter andern eines Tages, als er mich beſuchen wollte, und ſie in derſelben Abſicht unterweges antraf, ihr mit aller Zierlichkeit über den Steg am Kirchhofe geholfen, ſie dann unter den Arm genommen, und wie eine Frau von Stande zu mir geführt.

Von dieſer Zeit an hatte ſich das arme irrſinnige Ding ſterblich in den Freiherrn verliebt, und es war betrübt und komiſch zugleich, ihre Art und ihr Betragen zu ſehen, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Die alte Idee von großen Dingen, zu denen ſie beſtimmt wäre, trug das Ihrige dazu bei. Sie bettelte ſich, wie damals, zu den Leichenkleidern ihrer Mutter, allerlei Fetzen von Seide und buntem Zeuge zuſammen, mit denen ſie ihre verſchiedenen Lumpen beſetzte, und dieſen nun den Namen von Roben, Negligee's u. ſ. w. gab. So ſchritt ſie, auf das Wunderlichſte aufgeputzt, im Dorfe umher, beladen mit alten ſeidenen Lappen, Bändern und Federn, und wehte ihrer Liebesgluth Kühlung zu, mit einem alten Fächer, ſo daß man unmöglich bei ihrem Anblick ernſthaft bleiben konnte. —

Ihre erſte Erſcheinung in dieſer Mummerei fiel auf einen Sonntag Morgen während der Kirche. Faſt hätte ſie mich dadurch in meiner Predigt geſtört; und ich ward wenigſtens ſehr geneigt, die geringe Aufmerkſamkeit der Gemeinde zu entſchuldigen. — So ſchritt ſie, wie damals, als die Frau Cantorin geärgert wurde, mit gewaltigen Tritten, nach dem Gottesdienſt über den Friedhof, und der jüngere Theil der Pfarrkinder folgte ihr. — Der Freiherr machte ſich den Scherz, ihr den Arm anzubieten, und ſie durch die ſtaunende Menge zu führen, da er die Folgen nicht ahnte.

Plötzlich wurde das arme Weſen aus ſeinem Freudentaumel aufgeſtört. — Eine ſtarke Unpäßlichkeit hielt mich am folgenden Sonntage ab, ſelber des Gottesdienſtes zu warten. — Der Hauslehrer auf dem Schloſſe, ein junger, vielverſprechender Theolog, predigte für mich, und kündigte zuletzt, nach dem Gebrauche, die Namen der zu Trauenden, ab. Auf der Liſte ſtanden der Freiherr und Comteſſe Camilla natürlich obenan. Da ich mich, trotz meiner Unpäßlichkeit, ſelbſt in der Kirche befand, und die wirre Hanne vor meinem Stuhle, mir gegenüber, ſah, ſo war ich im Stande, jede ihrer Bewegungen genau zu bemerken. Kaum hatte ſie die Namen des Freiherrn und ſeiner Braut vernommen, als ſie wie zu Stein erſtarrte, dann einen lauten Schrei ausſtieß, der die ganze Gemeinde erſchreckte, und darauf haſtig aus der Kirche rannte. — Fünf Tage lang ließ ſie ſich vor Niemandem ſehen; aber am ſechsten Tage, an welchem die Hochzeit Statt finden ſollte, kam ſie hervor aus ihrer Hütte, ging vor das Schloß, ſetzte ſich dort auf einen Stein, und ſchaute ſtarr und unbeweglich nach den Fenſtern des Saales, in welchem die Hochzeit gefeiert wurde. Wie eine Bildſäule ſaß ſie da mit gefalteten Händen, und keine Drohung vermochte ſie zu vertreiben. — Der Freiherr ſandte ihr Geld, die Braut Kleider und Bänder; aber ſie warf ſie weit weg, faltete dann die Hände wieder, und blieb unbeweglich ſitzen.

Am Abende fing es an, ſtark zu regnen, und man glaubte, daß dies und die einbrechende Dunkelheit ſie vertreiben würde; doch umſonſt, denn als die Diener hinausgeſchickt wurden, ſaß ſie noch da in derſelben Weiſe. — Um ſieben Uhr begab ich mich auf das Schloß, die Ceremonie der Trauung zu vollziehen, denn das junge Paar ſollte gleich nach derſelben in die Reſidenz reiſen. Mich erblickend, ſchrie ſie laut auf, faßte mein Kleid, um mich zurückzuhalten, und rief: „O noch nicht, er nimmt vielleicht noch ſein Wort zurück, und wählt ſich eine treue Braut.“ — Sie that mir ſehr leid, und ich verwies den Bedienten, die über ſie ſpotteten und lachten, ernſt ihre Fühlloſigkeit.

Als die Feierlichkeit vorüber war, fuhr der Wagen vor, und der Bräutigam hob ſelbſt die Braut hinein. Kaum gewahrte dies die arme Irrſinnige, ſo ſprang ſie auf ſtellte ſich vor den Freiherrn, der eben den Fuß auf den Tritt der Chaiſe ſetzte, faßte ſeine Hand, und ſah ihm mit einem ſo kläglichen Blicke in's Geſicht, daß es mir durch die Seele ſchnitt. — Er machte ſich los, ſtieg ein, und der Wagen fuhr fort. — „Der Wurm, der Wurm ſoll mein Bräutigam ſein, und der Tauſendfuß mein Trauführer. Das Waſſer im Mühlteich ſoll der Hochzeitswein, und Staub und Schlamm mein Brautbett ſein. — Eine lange Brautnacht iſt eine ſchöne Nacht, aber meine ſoll länger ſein.“ — Kaum hatte ſie dies mit ſchrillen Lauten ausgeſtoßen, als ſie davon eilte, wie auf Flügeln des Windes. Die Bedienten folgten ihr, doch ehe ſie ſie erreichen konnten, war ſie in den Mühlteich geſprungen, vom Strome unter die Räder der Mühle geriſſen und im Nu zermalmt worden.

Zwei Abende
in
Müllner's Geſellſchaft.

Es war an einem Nachmittage im Spätſommer 1826, als ich in Begleitung eines jungen Freundes in Weißenfels einfuhr. Das Städtchen iſt, da die große Straße von Berlin nach Frankfurt am Main hindurch führt bekannt genug, um nicht jede weitläuftige Beſchreibung überflüſſig zu machen. Mich intereſſirte indeſſen ſeine Phyſiognomie doch ſehr, da ich ſie mit dem Weſen Müllner's, der hier geboren war, und den größten Theil ſeines Lebens daſelbſt zugebracht hatte, in Einklang zu bringen ſuchte. Eine kleine Stadt übt auf einen genialen oder doch außergewöhnlichen

Menſchen ſtets ihren Einfluß aus, den er, möge er ſich noch ſo ſehr dagegen ſtemmen, nicht von ſich abſchütteln kann. Sie ſitzt ihm wie ein Schlafrock, der eigentlich nicht für ihn gemacht wurde, ihm theilweiſe große Bequemlichkeit verſtattet, theilweiſe aber auch ihn ſehr genirt, und ihm daher Eigenthümlichkeiten und Abſonderlichkeiten in ſeiner Bewegung, ſeiner Art und Weiſe und ſo weiter anheftet, von denen er ſich dann nachher ſelbſt in den ſtrengſten Gallakleidern nicht frei zu erhalten weiß. — Mit großen Städten iſt das etwas ganz Anderes; Genie und Talent müſſen ſich dort ſtets zuſammen nehmen, wenn ſie gelten und beſtehen wollen, und erhalten dadurch eine äußere charakteriſtiſche Feſtigkeit, oder gehen zu Grunde. — Dann iſt endlich in unſeren kleinen Städten verhältnißmäßig weit mehr Gewöhnlichkeit zuſammengepackt, als in großen, und die Gewöhnlichkeit wird gar zu gern dummdreiſt vertraulich. — Abſchütteln darf man ſie bei Leibe nicht; der Kleinſtädter erlaubt und gönnt dem Bedeutenden nie, daß er ſich auf ſich ſelbſt etwas einbilde, denn er will ſich etwas auf ihn einbilden, weil er zufällig ſein Nachbar über drei Straßen weg, der Gevatter ſeines Gevatters, oder ſein College in der Reſſource oder dem beſtehenden Journaliſticum iſt, und wehe Jenem, wenn er das hindert, oder „apart“ thut. Duldet er es aber, ſo ſingt er auch dafür ſein Lob gegen Fremde durch alle Tonleitern hindurch, ja wenn ihm Zeit dazu gegönnt wird, in den ausgearbeitetſten Fugenſätzen.

Weißenfels nun iſt auch eine ſolche kleine Stadt, ehemalige Reſidenz einer ſächſiſchen Nebenlinie, deren letzter Sprößling eine Paſſion für Geigen hatte, und Jemanden zur Belohnung für einen Rieſenbaß zum Geheimerath machte, zu einer Zeit, als ein Geheimerath, namentlich in Sachſen, noch eine Delicateſſe war. Es wird belebt durch Garniſon und Holzhandel, hat ein ſtattliches, auf einer Anhöhe liegendes und in eine Kaſerne umgewandeltes Schloß; das kann man übrigens in jedem geographiſchen Handbuche leſen und wer mehr wiſſen will, leſe dort weiter nach. Er wird auch vielleicht darin finden, daß es im

Geſchmacke Leipzigs gebaut iſt, ſich hoher Häuſer und breiter Straßen, ſo wie eines ſehr ſchönen Marktes zu erfreuen hat, aber nicht, daß eine ſeiner Vorſtädte faſt ganz allein von zwei Holzhändlerfamilien bewohnt wird, deren Namen man in abwechſelnder Reihenfolge über der Mehrzahl der Hausthüren einer ſehr langen Straße lieſt, und unabwendbar ſelbſt bei dem ſchlechteſten Gedächtniſſe auswendig wiſſen muß, ehe man das Ende derſelben erreicht hat. Dies deutet auf bleibenden Beſitz und Wohlſtand, und macht dem Fremden, da ſolche nie ohne ſtetige Betriebſamkeit erlangt werden, einen ganz guten Begriff von dieſer, die auch wirklich lobwürdig vorherrſcht.

Auf unſere Erkundigung wurden wir vom Gaſthofe aus erſt nach Müllner's Wohnung, dann aber, als wir ihn hier nicht fanden, nach einem öffentlichen Garten, „das Bad,“ wenn ich nicht irre, genannt, wo er beſtimmt zu treffen ſei, gewieſen. Wir ließen uns, um den kürzeſten Weg zu nehmen, über die Saale ſetzen und landeten in dem Garten ſelbſt. — Da ich Müllner nicht perſönlich, ſondern nur aus

Brieſen kannte, ſo richtete ich an drei in einer Laube ſitzende Herren die Frage nach ihm; einer derſelben wies ſchweigend auf ſeinen Nachbar, der ſich erſt erhob und mich begrüßte, als ich mich ihm genannt und meinen Begleiter ebenfalls vorgeſtellt hatte. Unſer Geſpräch war anfangs gemeſſen und ſpärlich, vielleicht mochte die Anweſenheit der Anderen daran ſchuld ſein, wenigſtens ſtimmte es nicht mit dem freundlichen Ton überein, den er gleich von Anbeginn in ſeinen Brieſen gegen mich angenommen hatte. Vor einem Jahre ungefähr war ich zuerſt als Schriftſteller öffentlich aufgetreten — früher literariſcher Arbeiten, die das Geſchick kaum über die Grenze meiner nordiſchen Heimath hinaus führte, nicht zu gedenken — und hatte ihm, dem gefürchtetſten, und wenn er nicht gereizt war, unbedingt auch gewiegteſten Kritiker jener Tage, mein Buch mit der Bitte um eine Anzeige in der Mitternachtzeitung zugeſandt. Zu meiner großen Verwunderung erhielt ich ſchon in der nächſten Woche eine ſehr gütige Antwort, welche ſeine Albaneſerin als Gegengeſchenk begleitete. So entſpann ſich ein Briefwechſel unter uns, zwar im Ganzen nur ſpärlich, aber doch anregend, meiſt literäriſche Gegenſtände berührend, und es war daher von mir die erſte freie Zeit und Gelegenheit benutzt worden, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Da, wie ich bereits bemerkte, das Geſpräch anfangs nur um gewöhnliche Gegenſtände herumſchlich, ſo wurde ich nicht ſehr in Anſpruch genommen und benutzte daher die vergönnte Muße, ſeine Geſtalt und ſein ganzes Weſen genau zu betrachten. Nach ſeinem Portrait, das als Titelkupfer einer der ſpäteren Ausgaben der Schuld beigefügt war, hatte ich mir ein ganz anderes Bild von ihm entworfen und in meinem Inneren ausgearbeitet. Ich hatte ihn mir groß, kräftig, mit raſchen, freien Bewegungen und leicht aufzuregen vorgeſtellt, obwohl dies nicht ganz im Einklange zu ſeinen poetiſchen Productionen ſtand, welche alle eine genaue Berechnung des Einzelnen beurkundeten. Hiezu ſtimmte nun auch die Wirklichkeit mehr. Er war unter mittlerer Größe, breit und ſtarkknochig, beleibt, mit glatt anliegendem dunkeln

Haar, gekniſſenem Munde und einem falſchen Blick in dem einen Auge, jedoch nicht ſo, daß man es ſchielend hätte nennen können. In einem grünen Ueberrock mit gelben Metallknöpfen etwas unmodiſch gekleidet, unterſchied er ſich in ſeinem ganzen Weſen durchaus nicht von jedem anderen guten Bürger der guten Stadt Weißenfels und ein Fremder würde, wenn er ihm zufällig auf der Straße begegnete, gewiß nicht errathen haben, daß dies derſelbe Mann ſei, deſſen Tragödie „die Schuld“ noch vor wenigen Jahren die deutſche Bühne mit einer Umwälzung bedrohte, und ſich eines faſt unglaublichen Beifalls bei der Menge zu erfreuen hatte. Am deutlichſten blickte der geweſene Advocat hindurch, wie ihm dieſer überhaupt während ſeines ganzen Lebens beſtändig im Nacken ſaß und ihn, als er längſt die juriſtiſche Praxis von ſich geſtreift, doch noch immer zu poetiſchen Rabuliſtereien anreizte.

Nach einem halben Stündchen ungefähr, das ziemlich leer vorübergegangen war, ſtand er auf und lud uns ein, ihn in die Reſſource zu begleiten. Unterweges ward er geſprächiger, namentlich als ſich die Rede auf Wit von Dörring, meinen Schulkameraden, der ihn kurz zuvor beſucht hatte und damals noch ſehr ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war, und von dieſem auf den Buchhändler Vieweg, mit welchem Müllner zu jener Zeit einen heftigen Kampf durchfocht, wandte. Dies gab Gelegenheit zu manchem luſtigen Wort, da er ſeinen Gegner nicht ſchonte, und unter Lachen und Scherzen erreichten wir das vorgeſteckte Ziel. Hier angekommen, waren wir ſchon bekannter, und richteten uns gleich behaglich mit ihm ein. Die Reſſource unterſchied ſich übrigens in Nichts von ähnlichen Anſtalten unſerer kleinen deutſchen Städte, über welche namentlich unſere Frauen mit Recht klagen, da ſie immer mehr und mehr das geſellige wie das echte, wahre Familienleben zerſtören: denn nirgends kann der eigentliche Philiſter ſich ſo im Schlafrocke zeigen, und mit aller Bequemlichkeit gehn laſſen, wie hier. Wer unſer deutſches Schlaraffenleben in ſeinem innerſten Kerne kennen lernen will, der braucht nur ein Lexicon von in ſolchen geſchloſſenen Geſellſchaften ſtehenden Redensarten anzulegen; es wird bald an Format und Inhalt alle anderen Wörterbücher übertreffen, und der Beſitzer ein corpus testimoniorum haben, wie er es nicht beſſer wünſchen kann. Ob die Weißenfelſer Reſſource beſſer oder ſchlechter ſei, als ihre Mitſchweſtern, kann ich nicht ſagen, da ich nur kurze Zeit und nur mit Müllner beſchäftigt, daſelbſt verweilte; ſie ſchien ihnen, wenigſtens dem Aeußeren nach, vollkommen zu gleichen: düſtere, verhältnißmäßig enge, mit Tabacksrauch angefüllte Zimmer, ein Billard, mehrere Spieltiſche, das war Alles. Ich hatte mir den Verfaſſer der Schuld und der Albaneſerin, wie überhaupt jeden Dichter, ariſtokratiſcher gedacht, als daß er lange in ſo alltäglicher Umgebung, bei der ſich's nie in's volle Menſchenleben hineingreifen läßt, ausdauern könne, aber ich ſollte bald noch mehr über ſeine Sitten und Gewohnheiten enttäuſcht werden. — Bei mächtigen Humpen Biers mit Muſik (thüringiſcher Kunſtausdruck für Brod und Zucker) wurden nun die Cigarren angeſteckt, und ein gutes hausbackenes Geſpräch über

Hans und Kunz, Autoren und Verleger, Journale und Abonnenten geführt, das hin und wieder nur durch Bemerkungen einzelner hinzutretender Bekannter Müllner's über Wetter, Schießübungen, Neuigkeiten und ſo weiter, unterbrochen wurde, dann aber rüſtig, wie der Faden an einem gutſchnurrenden Spinnrade ſich weiter abſpann. Mir war das nicht unlieb, denn wenn man bei heißem Sommerwetter eine Fahrt von acht deutſchen Meilen gemacht hat, ſo iſt Einem ein aufregendes Geſpräch nicht immer angenehm; meinem jungen Gefährten aber, der ſich mit friſcher Phantaſie Alles ganz anders vorgeſtellt haben mochte, als die Wirklichkeit es nun zeigte, ſah ich deutlich ſeine Verwunderung, ſowie die Mühe, ſich überhaupt in dies Weſen zu finden, an.

Bisher hatten wir nämlich noch wenig oder eigentlich gar Nichts bemerkt, das den Dichter verrieth. Der kleine Mann, der da neben uns ſaß und ſich auf ſo wohlwollende Weiſe ganz geſcheidt mit uns unterhielt, konnte ſeinen Aeußerungen, und dem Stoff ſeiner Geſpräche nach, eben ſo gut Buchhändler, Leihbibliothekar, Oberlandesgerichtsregiſtrator mit Vorliebe für die belles lettres ſein, wie Müllner, und wir hätten uns ſehr leicht für myſtificirt halten können, wenn dies nicht unter den gegebenen Umſtänden unmöglich geweſen wäre. Dies ſollte jedoch bald ſich ändern und wir angenehm überraſcht werden; ganz entgegengeſetzt von dem Dichter des Gilblas, deſſen geiſtige Stärke in ſeinen letzten Lebensjahren mit der Sonne ſtieg und ſank, ſchien Müllner's große Bedeutſamkeit ſich erſt zu entfalten, je tiefer das Dunkel der Nacht zu herrſchen begann. Gegen neun Uhr trat plötzlich ein Mann zu ihm und berichtete: Alles ſei bereit und der Himmel ſehr günſtig. — „Finden Sie Vergnügen, mich auf mein Obſervatorium zu begleiten und die Sterne zu beobachten? wir haben nicht weit zu gehn, es iſt hier im Hauſe!“ fragte uns Müllner ſehr freundlich. — Dankbar nahmen wir ſein Anerbieten an und erſtiegen mit ihm den Boden des Hauſes, der von dem Weißenfelſiſchen Aichungsbeamten, ſeinem aſtronomiſchen Gehülfen, als Magazin benutzt wurde. Hier war in einem Erker, der wie dazu gebaut ſchien, ein ſehr ſchönes Teleſkop, welches dem Dichter gehörte, aufgeſtellt. Auf unſer Bekenntniß, das wir Beide gewaltige Laien in der Sternkunde wären, ſagte Müllner gütig, daß er unſer Mentor ſein und uns wenigſtens den Mond und die merkwürdigſten, gerade ſichtbaren Planeten ſo zeigen wolle, daß wir einen deutlicheren Begriff, als wir gewiß bisher gehabt, davon mit zu Hauſe nehmen ſollten. Er richtete nun Alles ein, ließ uns abwechſelnd hindurch ſchauen und zeigte dabei ein ſolches Talent des Lehrens und eine ſo große Gabe faßlichſter Darſtellung, daß er mich auf das Lebhafteſte in Erſtaunen ſetzte. Unermüdlich entwickelte er uns die ſchwierigſten Punkte, machte uns das Intereſſante daran deutlich und bemerkbar, erklärte uns die verſchiedenen Theorien über den Mond, und dies Alles auf eine ſo klare, leichte und eindringliche Weiſe, daß wir nicht umhin konnten, ihm unſere Bewunderung darüber auszudrücken. Lächelnd erwiederte er: ich bin ein alter Zögling der Schule Pforta, da lernte man lernen und lehren zugleich.

Aufziehende Wolken, welche den Himmel verfinſterten, machten endlich gegen Mitternacht dieſer höchſt anziehenden Unterhaltung, bei der die Stunden raſch verflogen waren, ein Ende. Wir begleiteten Müllner'n nur bis an ſeine Wohnung und wollten uns vor der Hausthür bei ihm beurlauben; das gab er jedoch keinesweges zu. „Sie müſſen mit heraufkommen,“ meinte er; „nun wollen wir erſt uns eigentlich kennen lernen und von intereſſanten Dingen reden, jetzt iſt die rechte Zeit.“ — Willig folgten wir ihm nun auf ſein Zimmer, nachdem wir unſere Furcht, ſo ſpät, trotz ſeiner Gaſtfreundſchaft ihm doch läſtig zu fallen, durch die Erwiederung beſeitigt ſahen, daß dies keinesweges der Fall ſei, indem jetzt eigentlich erſt ſein Abend und mit dieſem ſeine Arbeitszeit angehe. Er erzählte uns nun ausführlich, wie er, um ganz unberührt vom Geräuſch des Lebens und Tages dichten und ſtudiren zu können, ſchon ſeit einer Reihe von Jahren eine ganz andere Lebensweiſe, als ſie die Menſchen gewöhnlich führten, angenommen habe. Er ſtehe nämlich erſt um zwölf Uhr Mittags auf, eſſe um Eins mit ſeiner Familie, leſe darauf zur Verdauung Journale und andere leichte Schriften, gehe dann aus, im Sommer auf das Bad, wo er an Schießübungen Theil nehme, im Winter auf die Jagd, oder wenn Schlittſchuhbahn ſei, auf das Eis; ſpäter begebe er ſich in die Reſſource und von hier auf ſeine Sternwarte, wo er, wenn das Wetter günſtig ſei, bis Mitternacht bleibe; — dann erſt kehre er zurück nach Hauſe und ſetze ſich nun an den Arbeitstiſch, den er vor fünf Uhr nicht wieder verlaſſe. Um fünf Uhr pünktlich lege er ſich aber zu Bett, um wie jeder andere geſunde Menſch ſeine ſieben Stunden Schlaf zu genießen. Auf meine Bemerkung, ob eine ſolche inverſe Conſtruction des Lebens ſich mit der Zeit doch nicht ſehr ſchädlich erweiſe, antwortete er: Ich treibe es nun ſchon zwölf Jahre ſo, bin, wie Sie ſehen, geſund wie ein Fiſch im Waſſer, und denke es noch manches Jahr ſo fortzuſetzen.

Behaglich nahmen wir nun Platz, er im Lehnſtuhl, wir ihm gegenüber auf dem Sopha. — Sein Bediente ſervirte Thee mit

Portwein, den er ſtark und viel trank, und dazu die ſtärkſten Havannacigarren rauchte: ein Geſchenk von Lotz in Hamburg, als Honorar für die kleinen polemiſchen Artikel, welche er von Zeit zu Zeit für deſſen Journal „die Originalien“ einſandte. Er erzählte mir, daß er es ſo die ganze Nacht forttreibe und ich bemerkte, das ſei der Erſatz, den er ſich ſelbſt für die ihm fehlenden Anregungen einer großen Stadt geſchaffen, konnte aber das Mittel nicht loben, wie mir überhaupt Alles, was nur rein materiell die Nerven aufregt und anſpannt, als naturwidrig von jeher verhaßt war. Daß ein Dichter äußere Aufregung haben müſſe, gab ich ihm zu, ſein Geiſt verliere ſonſt die Flüſſigkeit und kryſtalliſire ſich innerlich, wenn er nicht gar Stalaktiten bilde. Darüber lachte er ſehr, verglich allerlei eben erſchienene Schriften mit ſolchen Stalaktiten und wurde nun ſehr beredt. — Das Geſpräch wandte ſich nun auf mein Talent des Improviſirens, er verlangte eine Probe und gab, als ich dazu bereit war, einen hiſtoriſchen Gegenſtand auf, den ich in einem Sonnett ausführen ſollte.

Ich merkte den Schalksſtreich ſehr wohl, ließ mich aber nicht irre machen, ſondern ſprach mein Sonnett und ſagte ruhig, als ich am Schluß der zweiten Terzine das Thema noch nicht abſolvirt hatte, ich würde eine Coda hinzufügen. Müllner hatte nichts dagegen und ich führte nun in dieſer bequemen Bandwurmform das Sujet zu Ende. — Als ich ſchloß, fragte er, ohne auf die Improviſation einzugehn: Wie nannten Sie den Anhang? Eine Coda, erwiederte ich. — Ich mußte ihm das Geſetz, nach welchem dieſelbe ſich bildet, entwickeln und nun fand es ſich, zu meiner großen Verwunderung, daß ihm die Poetik der romaniſchen Sprachen faſt ganz unbekannt ſei, dagegen kannte er die Geſetze der antiken Verſe, als ehemaliger fleißiger Portaner, auf's Jota. Wir ſprachen nun vieles über die Formen der Poeſie überhaupt, und vereinigten uns darüber, daß eine innere Nothwendigkeit, die ich Naturnothwendigkeit nannte, allen Formen als Urgeſetz zu Grunde liege, und dieſe von innen heraus gebildet ſeien, wo dann Zeit und Volk zu deren Modificirung das Ihrige beigetragen hätten. Die Idee ſprach ihn ſehr an, er faßte ſie mit Lebendigkeit auf, wandte ſie auf die Künſte des Vortrags an und ſagte: Er habe einmal ſehr lebhaft gefühlt, daß die heftige Leidenſchaft durchaus alle Form zerſtöre oder doch aufheben müſſe, und dadurch ſei ihm eine große Schwierigkeit entſtanden, indem er bei ſeiner Albaneſerin die ſtrengſte Form des Verſes wie des Reimes beobachtet und nun einen Moment gefunden habe, wo die Beibehaltung eben ſo unſinnig, als die Aufhebung ſtörend für die Harmonie des ganzen Kunſtwerkes geweſen ſein würde; da habe er ſich denn durch einen ſehr künſtlichen Versbau und durch geſchickte Cäſuren geholfen, ſo daß, wenn der Schauſpieler die Stelle richtig ſpreche, kein Reim zu hören und doch dem Reim ſein volles Recht widerfahren ſei. — Er bemerkte ferner, daß er in dem Büchlein „Vers und Reim auf der Bühne" darüber geſprochen, und wollte die Stelle aufſchlagen, konnte ſie aber nicht finden. — Da bat ſich mein junger Begleiter, der ſich aus Beſcheidenheit bei dem ganzen Geſpräche ſehr paſſiv verhalten, das Buch aus, und wußte im Nu den Paſſus zu finden. — Müllner bezeigte darüber ſichtliches Wohlgefallen, und wandte von nun an die Rede oft an ihn. — Mir war es intereſſant geweſen, zu bemerken, daß auf einem Repoſitorium neben ſeinem Schreibtiſche keine anderen Bücher, als von ihm verfaßte ſtanden, und daß er während der ganzen ziemlich anhaltenden Discuſſion, zur Vertheidigung ſeiner Anſichten, nie ein anderes Beiſpiel citirte, als aus ſeinen eigenen Schriften.

Die Unterhaltung wandte ſich jetzt auf dieſe, und als ich ihn fragte, ob er denn der tragiſchen Muſe ganz entſagt habe, rief er lebhaft aus: „Sie ſind ſelbſt ein Dichter und thun ſolche Frage? — In der Poeſie will man nicht, man muß! — Ich liefere kein neues Trauerſpiel, weil ich keinen Stoff gefunden habe, wie ich ihn will; ſobald ich den habe, ſo ſoll es auch an der Ausführung nicht fehlen.“ — Er ſollte keinen Stoff mehr finden.

Wir brachen endlich auf; der helle Morgen ſchien in ſein Zimmer hinein, als wir fortgingen. — Er nahm in ſeiner Weiſe herzlichen

Abſchied von uns, und forderte uns lebhaft auf, ihn recht oft wieder zu beſuchen. Es war das erſte und letzte Mal aber, daß ich ihn in ſeinem eigenen Hauſe ſah.

Während des nun folgenden Herbſtes und Winters kam ich in einen ziemlich regelmäßigen Briefwechſel mit ihm; ich hatte ihm meine Theilnahme an ſeiner Zeitſchrift, namentlich für die ausländiſche Literatur zugeſagt, und erhielt immer pünktliche und regelmäßige Antworten auf meine Sendungen und Fragen. In allen zwiſchen uns gepflogenen Verhandlungen fand ich ihn ſtets äußerſt wohlwollend und gerecht; nie entdeckte ich etwas von Intriguen oder den Verſuch, mich für ſeine Zwecke zu gewinnen und zu gebrauchen, obwohl wir oft ſehr verſchiedener Meinung und er gegen Manchen, mit dem ich in gutem Verhältniß ſtand, perſönlich gereizt war. So ſehr er Verehrung und Weihrauch liebte, ſo war ihm doch jede Schmeichelei auf Koſten des Charakters verhaßt, und durch Winkelzüge, wie ſie in unſern literäriſchen Verhältniſſen ſo oft vorkommen, erwarb man ſich ſeine Neigung nicht. Er ſprach ſich darüber einmal ſehr heftig gegen mich aus, als von einer derartigen Berliner Manipulation die Rede war, und ich ihm meinen Ekel vor dieſem Treiben geſchildert hatte.

Unter ſeinen Briefen machte mir der folgende, von ihm ſelbſt geſchriebene großen Spaß. — Ich hatte nämlich auf ſeinen Wunſch mehrere Mährchen aus dem bekannten, im neapolitaniſchen Dialect verfaßten Pentamerone des Signor Baſile theils bearbeitet, theils überſetzt, und ihm gleich anfangs eins derſelben, der Rabe betitelt, als Probe zugeſandt. — Er ließ mich dies Mal ungewöhnlich lange auf Antwort warten, ſo daß ich ihm nochmals deswegen ſchrieb und ihn ſcherzhaft mahnte. — Da kam Poſt für Poſt die nachſtehende Erwiederung:

Geduld in Teufels Namen!
Wir mußten doch erſt leſen,
Und ſeit Sylveſterabend,
Iſt Schlittſchuhbahn geweſen.
Der Rabe wird wohl taugen
In unſer'm Kram zu ſchreien;
Doch wird er warten müſſen
Bis es nicht mehr thut ſchneien.

Denn viele andre Vögel,
Sind ihm voraus geflogen,
Und ducken an der Preſſe!
Wir bleiben Euch gewogen.

Müllner.

Während der nächſtfolgenden Leipziger Oſtermeſſe traf ich ihn wieder und zwar, was ich damals nicht ahnte, zum letzten Mal. Es ging mir an jenem Tage ganz eigen mit ihm. Er ſtand im Roſenthal vor dem Kintſchy'ſchen Pavillon im Geſpräch mit einigen näheren Bekannten von mir, die mich freundlich begrüßten, als ich zu ihnen trat. Müllner dagegen ſah mich lange an und that ſehr fremd; endlich nachdem wir wohl faſt eine Viertelſtunde ziemlich förmlich mit einander geredet hatten, rief er plötzlich: „Ach, das iſt ja Wolff aus Weimar! — Ich war ganz irre, meinte, er müſſe durchaus ein Pfarrer meiner Bekanntſchaft aus der Nähe ſein und ſtudirte immer an ihm herum, wo ich ihn eigentlich hinſetzen ſolle.“ — Nun faßte er mich bei beiden Händen und ſagte: Liebſter, hier ſind wir geſtört und ich möchte doch Vieles mit Ihnen beſchwatzen; wo wollen wir uns heute Abend treffen ? Ich ſchlug ihm das Hôtel de Pologne vor, deſſen neuer ſchöner Saal damals die Menge anzog, und wir verabredeten, uns pünktlich einzuſtellen.

Als ich um die beſtimmte Zeit eintrat, fand ich ihn ſchon behaglich an einem Seitentiſche ſitzen; er hatte mir einen Platz neben ſich aufbewahrt und war ſehr aufgeräumt und guter Dinge. — Eine damals in Leipzig anweſende Schauſpielergeſellſchaft ſehr untergeordneter Art hatte ihm zu Ehren den Yngurd gegeben, und nach ihrer Art faſt Unglaubliches geleiſtet. — Trotz der ſtrengen Anforderungen, die er zu machen gewohnt war, ſchien ihm das Streben jener Mimen doch genügt zu haben; denn eben, weil ſie es ſich ſo ſehr angelegen ſein ließen, ihm zu gefallen, hatte ſich ſeine Eitelkeit geſchmeichelt gefühlt; denn eitel war er ſehr. — Bei ihm in der Loge war ſein nachheriger Biograph geweſen, — welchen Denkſtein ihm binnen Kurzem derſelbe ſetzen würde, ahnte Müllner damals freilich nicht im Entfernteſten — und hatte ſich eine Menge Späße über die Darſtellung, an welchen ſich der Dichter des Yngurd weidlich amüſirte, erlaubt; namentlich war es die Anwendung der Stelle „Fiſche freſſen Könige" aus dem Yngurd auf denſelben, während einer Hauptſcene, die ſehr ſchlecht gegangen war, welche ihn beſonders amüſirte, und die er mehrere Male wiederholte, wobei er denn ein eben nicht ehrendes Prädicat für deren Urheber hinzufügte, jedoch dieſes jedes Mal mit den Worten ſchloß „aber Witz hat der Kerl." — Umſonſt verſuchte ich das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu bringen, vergebens; Müllner war an dieſem Abende in einer ſolchen hausbackenen Laune, daß er immer wieder davon anfing. — Endlich zog er eine damals noch ganz neue Erfindung, einen Champagnerhahn aus der Taſche, pries und erklärte mir die Einrichtung und fragte, ob ich Luſt hätte, eine Flaſche Champagner vermittelſt jenes Inſtrumentes, durch welches der Traubenſaft von Epernay mit voller Kraft bis auf den letzten Tropfen mouſſirend bleibe, mit ihm zu trinken. Ich war gern dazu bereit. Das Werkzeug, das den Champagner hoch im Bogen in die Gläſer führte, erprobte ſich und verſammelte nach und nach viele anweſende Gäſte, unter denen die Meiſten nur ganz oberflächliche Bekannte waren, um uns herum. — Das machte ihm beſonderen Spaß; er wiederholte bereitwillig die Erklärung jedem neu Hinzutretenden, und da dieſe die Sache gern practiſch ergründen wollten, ſo wurde das Experiment nach und nach an ſechs bis acht Flaſchen Champagner gemacht. Jetzt fing Müllner an, wirklich lebendig zu werden und Funken zu ſprühen. Ich freute mich ſchon darauf; denn bisher hatte ſein Weſen mir wenig oder gar nicht an dieſem Abende behagt: da führte das Schickſal einen höchſt mittelmäßigen Schauſpieler der Leipziger Bühne herbei, der ſich zu ihm ſetzte und ihm, auf die unverſchämteſte Weiſe das Lob fingerdick aufs Brod ſtreichend, den Hof zu machen begann. Ich erwartete, er werde dem Patron auf die gehörige Weiſe nach Hauſe leuchten, aber das geſchah keinesweges; mit der größten Selbſtgefälligkeit athmete er den Weihrauch ein, den ihm dieſer in immer ſtärkeren Maßen, aber ohne die geringſte Spur von Geiſt, unter die Naſe brachte, und war von nun an total für uns verloren; jeder Verſuch, ihn von Jenem ab und in unſer Geſpräch zu ziehen, blieb vergeblich, ſo daß ich zuletzt verdrießlich aufſtand und ihm gute Nacht ſagte.

Er war damals in Fülle der Geſundheit und Kraft, kein Gedanke kam daher in meine Seele, daß ich ihn nicht wiederſehn würde, als ich Abſchied von ihm nahm. Ich reiſte am anderen Morgen nach Hauſe zurück und vierzehn Tage ſpäter erreichte mich die Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode. Ein Schlagfluß hatte ihn auf die Bahre geſtreckt.

Jetzt brachen aus allen Ecken die Hunde, die ſich während ſeiner Lebzeiten ſcheu verkrochen vor ihm, der freilich wie ein gereizter Tiger immer ſprungfertig da lag, hervor und heulten der Leiche ihre Schmähungen nach. Mancher war allerdings in früheren Tagen arg von ihm gehudelt und gezauſt worden, aber dieſer Mangel an Pietät gegen den wehrloſen Abgeſchiedenen entehrte ihn doch. — Noch tiefer indeſſen empörte mich die Biographie, welche ein ihn im Leben befreundeter und in einiger Hinſicht verpflichteter, bekannter Schriftſteller, von der Familie unterſtützt, herausgab; Müllner's ärgſter

Feind hätte nicht mehr Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten, um den Todten zu ſchmähen, häufen können, als hier von einem angeblich Wohlmeinenden, der mit dem einen Auge weinte, während er mit dem anderen lachte, zuſammengetragen wurden; namentlich iſt die in einer Anmerkung erzählte wahrſcheinliche Urſache ſeines Todes, ſelbſt wenn ſie wahr wäre, entwürdigend für den, den ſie betrifft, noch mehr aber für den, der ſie berichtete.

Das Urtheil über Müllner ſprach ſich bald aus; noch ſind nicht zehn Jahre über ſeinem Grabe dahin gegangen und er iſt faſt ſchon von der Nation vergeſſen, die ihm, man ſage, was man wolle, doch viel verdankt. Es iſt dies ein eigener Zug bei den Deutſchen, der ihnen aber Ehre macht, obwohl er auf den erſten Blick ſie im Vergleich mit Franzoſen, Engländern und Italienern, welche ihre großen Todten ſo erkenntlich feiern, undankbar erſcheinen läßt. Aber, und man laſſe uns das ja, bei uns gilt der Menſch mehr, als der Schriftſteller, das Herz mehr, als der Verſtand, und wenn wir nachhaltig verehren ſollen, ſo müſſen wir vor allen Dingen lieben können.

Müllner blieb während ſeines ganzen Lebens Advocat: als Recenſent, wie als Dichter; alle ſeine Arbeiten ſind eigentlich Acta privata in Sachen P. P. gegen Q. Q. wegen R. R., und daran war, man ſage was man wolle, zum großen Theil die kleine Stadt Schuld, in der er ſein Leben verbrachte. Die kleinen Städte in Deutſchland ſind unſtreitig die größten Beförderer unſerer Gelehrſamkeit, aber eben ſo unſtreitig auch die größten Hemmſchuhe unſerer poetiſchen Durchbildung. — Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, gewinnt die vorſtehende Skizze, die, wie ich ſehr wohl weiß, nur höchſt Unbedeutendes enthält, doch vielleicht einiges Intereſſe für den, der da geneigt iſt, den Pulsſchlag zu belauſchen am Körper unſeres Volkes, und von ihm auf den Geſundheitszuſtand deſſelben zu ſchließen. Wahre Poeſie gedeiht entweder nur in der großartigſten, freieſten Natur oder im bewegteſten, zuſammengedrängteſten Leben; was in der Mitte liegt, erzeugt nur Mittelmäßigkeit. Ueber ihre Beſchränkung kann ſich wohl der Genius erheben, aber ganz ſie abzuſtreifen vermag er nicht; Goethe würde nie ſeinen Taſſo ſo geſchrieben haben, hätte er nicht an einem kleinen Hofe gelebt. Ferrara oder Weimar: gleichviel. Der Druck kleiner Formen und Verhältniſſe laſtet ſchwer auf einem Dichter, ſelbſt wenn er ihn antreibt, ein Meiſterwerk zu bilden; dieſes Meiſterwerk iſt dann nichts weiter, als das Reſultat der Bemühung einer großen, mächtigen, im innerſten Kerne geſunden Natur, einen äußeren Krankheitsſtoff, der ſich auf die Nerven warf, aus dem Körper zu ſchaffen. — Um es ſo zu thun, wie Goethe es that, muß man freilich ein Titane ſein; Andere, wie Müllner, kränkeln zeitlebens daran. —

Johanna Schopenhauer.

Im äußerſten Norden unſeres Vaterlandes, da wo die deutſche Sprache faſt ſchon beginnt, in das Däniſche überzugehn, wurde ich zuerſt vor bald zwanzig Jahren auf die ausgezeichnete Frau aufmerkſam gemacht, der dieſe Zeilen als ein Blatt herzlicher, dankbarer Anerkennung gewidmet ſind. Es war bei einem Ausfluge, den ich als Student nach Schleswig unternahm, um den berühmten, ſchwarzen Altar, dieſes Meiſterwerk von deutſcher Bildhauerkunſt, dem ich bei einem früheren Beſuche nur eine flüchtige Betrachtung hatte widmen können, mit Eifer und Muße zu ſtudiren. Nachdem ich zur großen Verwunderung des Küſters, dem dergleichen bei einem kecken und leichtſinnigen Studenten noch nicht vorgekommen war, mehrere Stunden an einem rauhen Märztage dort verweilt hatte, ohne mich um die anderen Schätze und Merkwürdigkeiten der alten Kathedrale zu bekümmern, eilte ich voll von jenem Alles überſtrömenden Enthuſiasmus, den leider nur die Jugend beſitzt, zu einer befreundeten Familie, deren Gaſtfreiheit ſo groß war, daß ſie ſelbſt bei meinen überſchwänglichen Reden keine Ermüdung zeigte, ſondern mir mit mildem Wohlwollen zuhörte. Allmählig fing jedoch der Herr des Hauſes, ein ausgezeichneter, vielſeitig gebildeter Beamter an, ſich des Geſpräches zu bemächtigen und es auf allgemeine Kunſtbetrachtungen hinzuleiten. Unermüdlich kehrte ich indeſſen, mit angeborener Lebhaftigkeit zu dem Altar, der noch immer meine ganze Seele erfüllte, zurück, und fragte wiederholt, ob es keine Abbildung, oder was mir noch lieber wäre, eine ausführliche Beſchreibung des trefflichen Werkes gäbe. — Als mir das Letztere verneint wurde, und ich mein Bedauern darüber ausſprach, bemerkte der ältere Freund, er kenne nur eine Perſon, von der er eine ſolche Beſchreibung zu leſen oder zu hören wünſche, und die er für fähig halte, den großartigen Charakter zugleich mit der Miniatur-Ausführung des Kunſtwerkes aufzufaſſen und den echten deutſchen Geiſt, der über dem Ganzen ſchwebe, eben ſo treffend und fein als frei von aller, damals ſehr als Nachhall des Befreiungskrieges, vorherrſchenden Uebertreibung zu ſchildern; dies ſei eine in Weimar lebende Dame, die Hofräthin Schopenhauer, die Freundin Wieland's und Goethe's, eine durch Geiſt wie Talent gleich ſehr bedeutende Frau. —

Der Name Weimar war damals noch für mich ein Wunderklang, der alle Ahnung von Großem und Schönem, die in meiner Seele träumend ſchlummerte, zu wecken vermochte. Begierig ließ ich mir nun Alles von dem Freunde erzählen, der das Glück genoſſen hatte, auf einer Reiſe in den glänzenden Kreis, welcher ſich zu Weimar um Johanna Schopenhauer zu verſammeln pflegte, geführt worden zu ſein, und gern der ſchönen Erinnerung aus ſeinem eigenen Jugendleben nachhing. — Es ward ſpät darüber, und da ich, heißhungrig, noch immer keine Miene zum Aufbrechen machte, ſo gab er mir freundlich lächelnd mit ſeiner diplomatiſchen Wendung „Fernow's Leben." — Nun hatte ich natürlich nichts eiliger zu thun, als mich zu beurlauben, in das Wirthshaus zu eilen, mich halb ausgekleidet auf das Bett zu werfen, und in dem mitgebrachten Schatze zu leſen. — Das Buch übte eine eigenthümliche und doch ganz natürliche Wirkung auf mich; es ſtimmte mich ruhig; ich vergaß über dem Intereſſe an Fernow gänzlich die Verfaſſerin, und war keinesweges befriedigt, als der Morgen mich, noch mit der Lectüre beſchäftigt, grüßte. — Von der Ruhe, zu welcher durch reiche Lebenserfahrung ein feiner Geiſt gelangt, hatte ich, mit dem die Phantaſie ſtets davon lief, ja noch gar keinen Begriff; darum mißfiel mir eigentlich dieſe Biographie damals, obwohl ich mir das keinesweges geſtehen wollte, denn nebenbei beſchäftigte ſie mich auf der Rückreiſe nach Kiel unabläſſig und gab mir viel zu denken und zu verarbeiten. Das Erſte, nach dem ich griff, als ich wieder meine gewohnten Beſchäftigungen vornahm, waren Fernow's römiſche Studien; doch, wenn ich gleich auch viel daraus zu lernen vermeinte, ſie ſagten mir nicht zu. — Die Zeit der Reflection war für mich noch nicht gekommen, ich hatte lieber mit Maſſen zu thun, als mit Betrachtungen über das Einzelne; mochten jene auch noch ſo gigantiſch ſein, ich konnte ſie aufnehmen und bewahren, von ihnen begeiſtert und fortwährend angeregt; an ein Eindringen und Zerlegen war jedoch nicht zu denken. —

Ich bin gottlob noch in jener guten Zeit, wo die Jugend gern und leicht Ehrfurcht faßte und bewahrte, und die jetzt, obwohl kaum zwei Decennien ſeitdem verfloſſen ſind, weit, weit hinter uns liegt, jung geweſen und freue mich deſſen ſehr. Obwohl ich keineswegs das Leben Fernow's zu würdigen verſtand, ſo fühlte ich doch inſtinktmäßig, daß es das Werk eines ſehr feinen Geiſtes ſein müſſe, zu dem ſich ein nicht minder feines Herz geſellte, und pries daher die Verfaſſerin meinen Freunden und Studiengenoſſen, welche meine Intereſſen theilten, lebhaft an; nur einer von ihnen, damals ſchon unter uns, wegen ſeines klaren Verſtandes und ſeines beſonnenen Forſchens, der Profeſſor genannt, wußte die Biographie in ihrem ganzen Werthe zu ſchätzen und uns die Augen zum richtigen Verſtändniß derſelben zu öffnen, was mir keine geringe heimliche Freude machte.

Um dieſelbe Zeit war die „Gabriele“ erſchienen und hatte langſam und allmählig ihren Weg nach Kiel gefunden. Sie wurde dort ebenſo eifrig und mit eben ſo reger Anerkennung geleſen, wie im ganzen übrigen Deutſchland. Ich hörte damals, beſonders von einer ſehr liebenswürdigen Frau, viel davon reden, noch ehe ich mich eines Exemplars bemächtigen konnte, um daſſelbe nach gewohnter Weiſe zu verſchlingen. Dies beſchäftigte mich ſo ſehr, daß ich in einer Nacht träumte, ich leſe den Roman wirklich (ſolche Träume hatte ich übrigens oft) und ganz entzückt war, als durch ein wunderliches Spiel des Zufalls, oder wahrſcheinlicher durch ein Zurückrufen der Seele im Traum von dem, was ich wachend vergeſſen, das im Schlaf Geſchaute mit der Wirklichkeit zuſammentraf, und ich der erſtaunten Gönnerin nicht allein die äußere Geſtaltung des wirklich noch nicht geſehenen Buches, ſondern auch den Inhalt der erſten Capitel mit nur wenigen Abweichungen anzugeben vermochte. Dies machte keinen geringen Eindruck auf mich und hob die Bedeutſamkeit der damals allgemein verehrten Schriftſtellerin außerordentlich in meiner Seele. — Dachte ich an Weimar, das mir ſtets als ein geiſtiges Paradies erſchien, ſo dachte ich auch an ſie, und als müſſe ſie wie eine Nothwendigkeit zu jenem Kreiſe des Edelſten und Schönſten, das meine Seele bewunderte, gehören. —

Die Empfindungen meiner Jugend ſind mir immer lieb geblieben, weil ich ſo lange ein Kind geweſen bin, und ich ging ihnen gern in reiferen Jahren nach, um mich in wehmüthiger Luſt daran zu freuen. — Zwar lagen inhaltsſchwere Tage zwiſchen jener Zeit und meinem erſten Beſuche Weimars, zwar hatten die verſchiedenſten Perſonen, die die kleine berühmte Stadt genauer kannten, durch ihre Erzählungen verſucht, den Nimbus, mit dem ich Alles umgab, was dieſelbe betraf, zu zerſtören, — dennoch hatte ich aber im Innern meine Bilder und Träume hartnäckig, wenn gleich ohne deren früheren Glanz, feſt gehalten, und ſo war denn vor zwölf Jahren noch, am Tage meiner Ankunft in der Reſidenz des großherzigen Carl Auguſt, mein erſter Gang zu Goethe, mein zweiter zur Hofräthin Schopenhauer. Ich hatte an Beide keine Empfehlungsſchreiben, ſondern wagte es ohne Weiteres ſchriftlich, um die Erlaubniß zu bitten, ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen; denn das Eingeführtwerden von Anderen war und iſt mir noch verhaßt. — Von Beiden erhielt ich freundliche Erwiederung; von Madame Schopenhauer beſtimmte Anweiſung, mich um die Theeſtunde einzuſtellen.

Das Bild, das ich mir ſchon in jener früheren Zeit von ihr gemacht und noch immer mit mir herumtrug, war das einer großen, ſchlanken, zart geſtalteten Frau, mit tiefen, ſchwarzen Augen und karger, zurückhaltender Rede, die jedoch, einmal angeregt, leicht überfließend würde, aber immer bedeutſam blieb. —

Wie ſah ich mich daher getäuſcht, als mir bei meinem Eintritt ſich eine kleine, ſtarke, ſehr einfach, obwohl mit innerer Eleganz, wie man ſie an den vornehmen Hamburgerinnen gewöhnt iſt, gekleidete Dame entgegentrat. Sie empfing mich aber mit ſo echter Würde und doch dabei ſo anſpruchslos, daß ich ſehr bald von meiner Meinung, in ein falſches Haus gerathen zu ſein, abkam. Ihr ganzes Weſen, die zur Natur gewordene Gewohnheit der beſten Geſellſchaft athmend, wirkte äußerſt wohlthuend. Ich fühlte mich augenblicklich anmuthig davon berührt, und plauderte, nach den erſten nothwendigen Reden, ſo behaglich mit ihr über gewöhnliche Dinge, als ſeien wir längſt bekannt. Ihre Umgebung trug freilich nicht Geringes dazu bei, Jeden, der bei ihr ſich befand, in eine angenehme, freundlich anregende und mittheilende Stimmung zu verſetzen. — Ein ſehr regelmäßig hohes aber nicht zu großes Zimmer, wo der wahre Comfort dem Eintretenden aus jedem Winkel entgegen lachte, mit geſchmackvollen aber einfachen Mobilien verſehen; vor und an den Fenſtern ſorgfältig gepflegte Blumen, die am Abende durch die dunkeln bis auf die Erde herabreichenden Vorhänge einen trefflichen Hintergrund und dadurch auch ſehr vortheilhafte Lichter erhielten; an den Wänden einige ſehr ſchöne Oelbilder, namentlich eines aus der Schule Rubens, vielleicht ein van Dyk, und Portraits von Wieland, Kügelgen, Fernow, nebſt einer bedeutenden Reihe von Miniaturbildern unter denſelben, alle von der kunſtfertigen Hand der Beſitzerin. — Nirgends dagegen, und das that ſo wohl, gelehrter Apparat, mit dem unſere ſchriftſtellernden Damen ſich ſo gern zu umgeben und ihn mit andern Colifichets und Rippes aufzuputzen pflegen; ein paar Zeitungen und zwei oder drei Bücher auf einem Seitentiſchchen ausgenommen, wenn man anders dieſe überhaupt in Rechnung bringen konnte. Ueberhaupt gab es nicht leicht eine Frau, der alles Prahlen und alles Scheinweſen ſo in Grund der Seele verhaßt war, als Johanna Schopenhauer; wehe dem, der ihr prätentiös entgegentrat oder ſeine Eigenſchaften ſelbſtgefällig herausſtrich, mochte er auch noch ſo hochgeſtellt in der Geſellſchaft ſein; ohne im Mindeſten den Anſtand zu verletzen, wußte ſie mit größter Ruhe alle Anſprüche auf Bewunderung, die Jemand ſelbſtgefällig machte, zu zertrümmern, indem ſie ihm erzählend immer weit Höheres oder Bedeutenderes aus ihrer Bekanntſchaft und Erfahrung entgegen zu ſtellen wußte. —

Unſere Unterhaltung wandte ſich gleich nach Hamburg, das ſie früher genau gekannt, ſeit 1806 aber nicht wieder geſehen hatte, und das gerade von 1806 bis 1826 mehr Veränderungen erlitten, als vorher ſeit den Zeiten der Reformation bis dahin. Das Geſpräch wurde lebhaft durch den Umſtand, daß ſie es ſtets nur von einer Seite, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, ich es aber natürlich ganz anders kennen gelernt hatte, und im Volksleben eben ſo genau Beſcheid wußte, als mir das höhere geſellſchaftliche Treiben dort vertraut war. Dies gab Gelegenheit zur Mittheilung von intereſſanten und charakteriſtiſchen Anekdoten und Scherzworten, welche ſie eben ſo freundlich und heiter anhörte als erzählte; kurz, ich vergaß vollkommen, daß ich mich heimlich geiſtig etwas gerüſtet hatte, um würdiger vor der Verfaſſerin der Gabriele zu erſcheinen, denn zu einer paſſenden Erwähnung ihrer Schriften war es noch gar nicht gekommen, dagegen fühlte ich mich aber ſehr glücklich, einer ſo liebenswürdigen, freundlichen und doch ſo echt vornehmen älteren Frau gegenüber, um ſo mehr als ich, abgeſehen von meinen Paſſionen für die jugendlichen Gemüther, ſtets eine wahre Leidenſchaft für geiſtreiche ältere Frauen gehegt habe und noch hege, da von ihnen freundlich behandelt zu werden, mich in jüngeren Jahren vor mir ſelbſt ordentlich im Werthe erhob.

So war ungefähr mir ſehr raſch eine Stunde verſtrichen, als ſich die Thür öffnete und eine junge Dame hereintrat, die ſie mir als ihre Tochter bezeichnete und der ſie mich vorſtellen wollte. — Nun kam es zur ganz natürlichen Frage, wer und was ich eigentlich ſei, und jetzt gerieth ich eigentlich in einige Verlegenheit, die ich zu Anfang nicht gehabt haben würde, wenn die Hofräthin S. eine andere geweſen, als ſie wirklich war; denn ich ſuchte nur nach Worten, um möglichſt anſpruchlos zu erzählen, daß ich der Improviſator ſei, von dem faute de mieux, Zeitungen und Journale jetzt viel ſchwatzten. Noch verlegener wurde ich jedoch, da ich glaubte, dies ſo einfach hiſtoriſch wie möglich vorgetragen zu haben, und Madame S. nur leichthin, mit etwas vornehmen Tone erwiederte: „Ach ja, ich entſinne mich, von Ihnen ſchon geleſen zu haben.“ Darauf wußte ich Nichts zu erwiedern; denn jede Bemerkung über das Geleſene konnte wie ein mir ſehr widerliches Manoeuvre, das der Engländer treffend fishing for compliments nennt, ausſehen, und ſchwieg daher. — Sehr freundlich dies durchfühlend, nahm nun Fräulein S. den Faden auf und ſprach im Allgemeinen über das Talent des Improviſirens und was wirklich dadurch hervorgebracht werden könne und was nicht. Die Mutter erzählte nun, was ihr der ſchärfſte und geiſtreichſte aller Beobachter, Fernow, darüber mitgetheilt, ich ſprach gleich von Gianni und Spricci, deren nachgeſchriebene und herausgegebene Improviſationen ich eifrig ſtudirt, und ſo wurde die Unterhaltung wieder eben ſo leicht als angenehm für mich.

So war die Theeſtunde allmählig verſtrichen und ich im Begriff, mich zu empfehlen, da ſagte die Hofräthin freundlich zu mir: Sie haben uns wohl geſagt, wie es Sgricci und Gianni, aber nicht wie Sie es ſelber machen. — Erlauben Sie mir, es lieber zu machen als zu zu ſagen, erwiederte ich und bat, da ſie es geſtattete, um ein Thema zu einem Sonnett. — Die Tochter legte mir nun ein ſehr intereſſantes Miniaturbild eines italieniſchen Mönches, von der Hand der Mutter, vor und ſagte: darüber! Höchſt erfreut, ſo verſtanden zu ſein, und angeregt von den tiefen, geiſtreichen räthſelhaften Zügen des Italieners, bog ich mich darüber und ſprach nun ein Sonnett, ungefähr des Inhaltes: Man lieſt wohl tiefen Schmerz in jenen Zügen und ſie erzählen von großem Kampf, aber der tiefſte Schmerz ſpricht aus den dunkeln Augen; ſie künden, daß er fortwährend unglücklich iſt, denn — das war die Schlußzeile:

„denn er hat nicht gekonnt, was er gewollt.“

Als ich endete und ſchwieg, ſchwiegen Mutter und Tochter gleichfalls; ich griff zu meinem

Hute, mit dankbaren Worten, da baten ſie mich, am folgenden Abende wieder zu kommen.

Ich verweilte abſichtlich lange bei dieſem erſten Beſuch in dem ſpäter mir ſo theuer gewordenen Hauſe, um durch den treuen und ſchmuckloſen Bericht gerade die äußere Erſcheinung der trefflichen Frau mit deſto ſchärferen und hervortretenderen Zügen vor den Leſer hinzuſtellen und wünſche lebhaft, daß es mir gelungen ſein möge, da ich in dem Folgenden es nicht weiter zu berühren gedenke. Eines nur muß ich hier noch hervorheben, und dies um ſo mehr, da Fremde wie Freunde mir oft verſicherten, genau daſſelbe Gefühl ihr gegenüber empfunden zu haben. In ihrem ganzen Weſen, ihrer Haltung, ihren Bewegungen lag eine ſo ruhige Sicherheit und ein ſtets ſich ſo gleich bleibendes inneres Bewußtſein der Würde, daß es immer den Eindruck machte, als ſtände man einer wirklichen Fürſtin gegenüber, die in der Zurückgezogenheit lebe und alle inneren wie äußeren Anſprüche aufgegeben habe, aber unbewußt Jeden doch zur Anerkennung ihrer Hoheit zwänge. Aehnliches und hier natürlich noch weit bedeutender habe ich nur bei dem großherzigen Carl Auguſt gefunden, bei dem man nie daran dachte und es nie vergaß, daß man einem geſalbten Haupte gegenüber ſtand. —

Sehr freundliche Verhältniſſe, die mir das mitunter unerquickliche Daſein von ſeiner edelſten Seite höchſt anmuthig geſtalteten und die ich hier weiter nicht zu berühren brauche, vergönnten es mir, ſo lange ſie noch in Weimar blieb, ſo wie ſpäter, als ſie ſich in Jena niederließ, zu ihrem näheren Umgange zu gehören. Seine wahre Bildung bekommt der Mann auch in reiferen Jahren nur durch edle Frauen, und gern ſpreche ich es aus, daß ich ihr viel verdanke. Der hervorſtechendſte Zug ihres Charakters war ein tiefes Gefühl des Rechtes und der Pflicht im weiteſten und ſchönſten Sinne; eine dies Gefühl verletzende Gemeinheit, gleichviel gegen wen und von wem ſie ausgeübt wurde, rief ſtets den lebhafteſten Unwillen bei ihr hervor, der unter Umſtänden ſich bis zu Aeußerungen heftigen Zornes ſteigern konnte. — Zu dieſem Gefühl geſellte ſich eine großartige, dauernde Freiheitsliebe, und obwohl ariſtokratiſch geſinnt in Allem, was die äußeren geſellſchaftlichen Verhältniſſe betraf, ehrte ſie doch die Menſchenwürde aus tiefſtem Herzen und konnte eine Kränkung derſelben, auch an der Geringſten Einem nie gleichgültig oder gelaſſen ertragen. So gab es auch nicht leicht eine mildere und wohlwollendere Herrin gegen ihre Untergebenen, deren Ehrfurcht eben ſo groß war als ihre Liebe, und denen es nie einfiel, eben aus falſchem Verſtändniß ihrer Milde, ihr gegenüber aus dem ihnen angewieſenen Geleiſe zu treten. — Alle dieſe trefflichen Eigenſchaften, die allein den edelſten Schmuck einer Frau bilden und ihr in den Kreiſen unſerer Lebensgewohnheit ſchon die höchſte Stelle anweiſen, wurden noch durch die feinſte wiſſenſchaftliche Bildung gehoben. Sie ſprach Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch eben ſo fertig als elegant, und kannte die bedeutendſten Schriftſteller in dieſen Sprachen durch eigene Lectüre. Was ſie in den bildenden Künſten geleiſtet, habe ich bereits erwähnt; auf der anderen Seite war ihr Nichts, was beſſerer Sinn von echt weiblicher Erziehung fordert, unbekannt, und von ihr unverſucht geblieben; nur Muſik ſtand ihr fern; dafür hatte ihr das Geſchick kein Talent verliehen und unreifen Dilettantismus haßte ſie gerade in dieſer Kunſt entſchieden. An wahrhaft guter, gut ausgeführter Muſik hatte ſie jedoch großes Wohlgefallen. — Einen großen Reiz verlieh ihrer Unterhaltung endlich die liebenswürdigſte Laune, von der ſie nur ſelten verlaſſen wurde; ſie hatte ein großes Talent, jedem Dinge ſeine komiſche Seite abzugewinnen, und dieſe hervorzuheben; man macht ſich nicht leicht einen Begriff von ihrem Reichthum an feinen guten Späßen, neckiſchen Bemerkungen und luſtigen, meiſt aus eigener Erfahrung zuſammen getragenen Anekdoten, die noch lange in der Erinnerung ihrer Freunde fortleben werden, hier aber unerwähnt bleiben müſſen, da ſie größtentheils lebende Perſonen und noch vorhandene Zuſtände berühren. In den letzten Jahren ihres Lebens und nementlich zu der Zeit, wo ſie ſich mit der Abfaſſung ihrer Memoiren beſchäftigte, pflegte ſie gern und oft aus ihren Erinnerungen mitzutheilen; man hörte ihr ſtets mit großem Vergnügen zu, da Alles durch ihre Darſtellung ſich der Phantaſie gleich verwirklichte und man nie Lücken fühlte; merkwürdig war dabei, wie ſie alle Perioden ihrer Vergangenheit gleich feſt im Gedächtniß trug, was ältere Leute ſelten zu thun pflegen, denn gewöhnlich leidet in dem Bilde ihres Lebens der Mittelgrund durch Undeutlichkeit der Perſpective oder Erbleichen der Farben; dies war bei ihr eben ſo wenig der Fall, als ſie ſich zu wiederholen pflegte; ich erinnere, faſt nie mich dieſelbe Sache ohne beſtimmte Veranlaſſung zwei Mal von ihr gehört zu haben.

Johanna Schopenhauer hatte ein ſchönes, reiches, vielbewegtes Leben geführt, aber auch nicht leicht iſt eine Frau von den bedeutenden Begebenheiten ihrer Zeit angeregt und gebildet worden, wie ſie. Durch eine eigenthümliche Geſtaltung der Dinge hat faſt jedes große Ereigniß, das während der von ihr erlebten Vergangenheit heraufzog, in ihre Verhältniſſe eingegriffen, und ſie perſönlich berührt. Geboren und erzogen in höheren freireichsſtädtiſchen Umgebungen, die ihrer Jugend zugleich geiſtige

Freiheit einprägten und ſie mit dem Zwange äußerer Sitte feſſelten, entwickelte ſie ſich zur Jungfrau und Gattin, in Allem der Pflicht gehorſam und doch beſonnen und ſelbſtſtändig, faſt unbewußt mit weit ſchauendem Blicke nach Höherem ſtrebend. Sie erfreute ſich des großen Glückes, nur von edeln Menſchen umgeben, geleitet und gefördert zu ſein. Dies war für ſie von unberechenbarer Wirkung, ſie erkannte es bis zum letzten Odemzuge mit echter Pietät und hat ein ſchönes Bild davon in ihren Memoiren niedergelegt. Es kann nicht leicht eine zartere und anmuthigere Darſtellung geben, als die, in welcher ſie ihre Jugendjahre, den tüchtigen, ehrenfeſten Vater, die milde, wohlwollende Mutter, den herrlichen Freund ihrer Kindheit, einen engliſchen Geiſtlichen, und die übrigen untergeordneten Glieder des elterlichen Hauſes, das ſich behaglicher Wohlhabenheit erfreute, und deſſen allgemeiner Liebling die kleine, zierliche, kluge Jeannette war, in jenen Blättern ſchildert. Früh ſchon ſprach ſich ihre Neigung für die bildenden Künſte aus, konnte aber nicht gepflegt werden, wie ſie es wohl gewünſcht hätte, da man, nach damaligen Begriffen, andere Forderungen an die Erziehung eines jungen Mädchens, und noch dazu einer Danziger Senatorstochter, machte, die als dereinſtige Hausfrau allen ihren Mitſchweſtern als ein Vorbild freirechsſtädtiſcher Sitte leuchten ſollte. Die erſte tiefere Gemüthsbewegung empfand ſie, als Danzig bedroht wurde, nicht länger eine freie Reichsſtadt zu bleiben; der Gedanke, nicht mehr die Tochter einer Republik, ſondern die Unterthanin eines Monarchen ſein zu ſollen, erſchien ihr unerträglich und trug nicht wenig dazu bei, daß ſie ſpäter, als ſich jene Drohung verwirklichte, in Begleitung ihres gleichgeſinnten Gemahls Danzig verließ und ſich mit ihm in Hamburg anſiedelte. — Ihre Freiheitsliebe und ihr glühender Patriotismus hatte ſchon in dem erſten Werden jener Zeit, ihren nachherigen Gatten, den durch geiſtige, wie durch Weltbildung gleich ſehr ausgezeichneten Chef eines bedeutenden Handelshauſes Floris Schopenhauer auf ſie aufmerkſam gemacht, und ihr, der eben zur Jungfrau gewordenen, ſeine Neigung und Hand erworben. Die trüben

Wolken, die an dem politiſchen Himmel der geliebten Vaterſtadt heraufzogen, bewogen ihn, bald nach der Vermählung mit ihr eine größere Reiſe zu machen. Sie beſuchten Berlin, gingen von dort in ein deutſches Bad und dann nach Paris, wo ſie den franzöſiſchen Hof noch in den letzten Phaſen ſeiner Pracht zu ſchauen Gelegenheit hatte. Von dort begaben ſie ſich über Calais und Dover nach London und verweilten hier längere Zeit, bis die bevorſtehende Geburt des erſten Kindes ſie nach der Vaterſtadt, zu den geliebten Eltern und in die behaglichen alten häuslichen Umgebungen zurückführte. Später, als Danzig ſeine Unabhängigkeit verloren, ſuchten ſie ſich, wie bereits bemerkt wurde, eine neue Heimath in Hamburg, das bald auch von ähnlichem Schickſal betroffen werden ſollte. Von hieraus wurden noch mehrere größere Reiſen gemacht. Nach dem Tode ihres Gatten, dem ſie zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter geboren, und der ſie im Wohlſtande zurückgelaſſen, wählte ſie Weimar, auf das damals ſeiner geiſtigen Höhe wegen die Augen von ganz Deutſchland beſtändig gerichtet waren, und welches ihr ſchon bei einem früheren Behufe ſehr zugeſagt hatte, zu ihrem bleibenden Aufenthalte. Sie langte nur wenige Tage vor der verhängnißvollen Schlacht von Jena hier an, und hatte kaum ſich nothdürftig eingerichtet, als das Unglück der Plünderung über die kleine Reſidenz hereinſtrömte. Beſonnen und gefaßt traf ſie ihre Anordnungen und ſtellte ſich wie ein gewandter Pilot dem Strom entgegen, mit raſchem Ueberblick gleich für das Nothwendigſte ſorgend und es bereit haltend. Dies zog die Aufmerkſamkeit der Anführer an, zugleich mit den weltberühmten Notablitäten Weimars erhielt ſie von den Siegern eine Sicherung ihrer Perſon und ihres Eigenthums, und das ſchwere Leid, das ſo Viele traf, ging faſt ſpurlos an ihrem Haupte vorüber. Aus dieſer Zeit exiſtirt noch ein ſehr intereſſanter, weitläuftiger Bericht über die Begebniſſe jener Tage, den ſie einem Verwandten ſendete, unter ihren ungedruckten Papieren. — Folgendes daraus möge hier zum Beweiſe des oben Geſagten, wie ſehr durch ihre Perſönlichkeit zu imponiren wußte, dienen. —

In der Verwirrung hatte ſie vergeſſen, eine ſehr werthvolle goldene Tabatiere ſicher zu verwahren, und zog dieſelbe hervor während des Geſpräches mit einem franzöſiſchen Soldaten, dem Erſten, der ihre Wohnung betrat. — Quelle belle tabatière! rief dieſer aus. — Si vous la demandez il faut que je vous la donne entgegnete gefaßt Madame Schopenhauer und reichte ſie ihm hin. — O que non, erwiederte Jener, permettez moi seulement, Madame d'avoir le plaisir d'y prendre une prise. Dies that er und ſtellte ſie ihr dann mit lebhaftem Danke, ehrfurchtsvoll wieder zu.

So ſehr das Unglück jener Tage auch die weiteren geſellſchaftlichen Bande zerſtört oder verwirrt hatte, ſo hatte es doch auf der anderen Seite wieder bedeutende Perſonen um deſto näher gebracht. — Dies war vorzüglich der Fall mit Goethe, deſſen ſcharfem Blick die bedeutenden Elemente, die ihr Weſen bildeten, ſchon bei dem erſten Begegnen, als er ſich noch während jener Bedrängniſſe ſelbſt bei ihr eingeführt hatte, nicht entgangen waren und der bald einer ihrer wärmſten Freunde wurde, und es mit ausgeſprochenſter Hochachtung bis an ſein Ende blieb. Neben ihm näherten ſich ihr beſonders Wieland, Fernow, Meier, Majer, Stephan Schütze, ſo wie mehrere vorzügliche Frauen, und binnen Kurzem, als wenigſtens die äußere Ruhe nach ſchweren Stürmen wieder in Weimar eingezogen war, verſammelte ſich allwöchentlich ein Kreis um ſie, wie ſchwerlich ſich jemals wieder ein ſolcher vereinigen wird. — Zu beſſerem Verſtändniß möge Folgendes vorausgehen.

Weimar, die kleine Reſidenz eines geographiſch kleinen Herzogthums, iſt, ſo oft es auch geſchildert wurde, nie recht begriffen worden, vorzüglich deshalb nicht, weil die fern Lebenden ſich nicht denken konnten, daß hier gerade im kleinen Kreiſe ſich die widerſtrebendſten Grundſtoffe, wenn auch nicht zu-, doch neben einander geſellten. Als Stadt war es von jeher unbedeutend, ohne Handel und Fabriken, alſo durchaus ohne großartige, in das Weltleben hinausgreifende Intereſſen. Zwar concentrirte es als Reſidenz und Hauptſtadt die praktiſch geiſtigen Bedürfniſſe des Ländchens, das nach ihm den Namen führt, und war der Sitz der Dikaſterien, alſo der höheren Beamten, aber der Austauſch der Wirkſamkeit reichte kaum über das Weichbild, geſchweige denn über die Grenze, und man bewegte ſich ohne inneren Drang in kleinbürgerlichem Kreiſe, ſobald man nicht den durch ſtarre Formen ſich vornehm abſchneidenden Hof berührte, der doch eben bei den einmal gegebenen Verhältniſſen ſich mitunter genöthigt ſah, für Augenblicke das zu Brauchende aus den anderen geſellſchaftlichen Klaſſen zu ſich herüber- und heraufzuziehen. Der Hof, oder nach loyalem vielgebräuchlichem Ausdruck, die Herrſchaft mit ihrer Umgebung, galt daher Alles und von ihr ging Norm wie Form alles ſocialen Lebens aus, welches jedoch immer abgeſchloſſen nach außen und daher einfarbig blieb. Dies änderte ſich durch das lebendige Intereſſe, das die feinſinnige, weit ſchauende Anna Amalia an allem Bedeutenden nahm, und die edle Art, mit der ſie es in ihrer Nähe feſt zu halten wußte; noch mehr that ihr Sohn Carl Auguſt, er glich einer reichen Gewitterwolke, die alles electriſche Feuer, das ſich im

Dunſtkreiſe befindet, unwiderſtehlich an ſich zieht und mit ſich verbindet. Weimar ward geiſtig bedeutend und hat ſeinen Ruf ſeitdem in dieſer Hinſicht bewahrt, aber daß es ſo ward, verdankt es nicht ſich, ſondern einzig und allein der Munificenz ſeiner Fürſten. Die Stadt ſträubte ſich eigentlich lange gegen die geiſtige Suprematie, welche in ſie hinein getragen wurde, und ſtellte ſich nicht immer freundlich auf die gebührende untergeordnete Stufe, eben den Ausländern gegenüber, durch die ſie ihre Größe erhielt, obwohl alle bedeutenden Geiſter, welche ſie zierten, mit Ausnahme ihres erhabenen Fürſtengeſchlechtes, von außen gekommen waren und die eigenen Söhne auf der Wage höchſter Intelligenz kaum das Zünglein zum Schwanken brachten. Dazu kam nun ein theils angeerbtes, theils angewöhntes Formenweſen, das ſich über die beiden erſten Klaſſen der Geſellſchaft bleiern ſtreckte und dann plötzlich durch thüringiſche Derbheit ſchroff begrenzt wurde, alſo ſich gegen jede Beeinträchtigung entſchieden wehrte; dieſe aber hatte es von genialen Menſchen, die nun doch einmal die

Grafen und Freiherren des lieben Gottes ſind und bleiben, am Meiſten zu befürchten. So war denn von jeher viel Widerhäriges in dem geſellſchaftlichen Gewebe der kleinen Stadt, und dies je weiter nach unten deſto ausgeſprochener, oft wie überall, je ſchwächlicher deſto gehäſſiger. — Vermiſcht haben ſich die Elemente daher nie ganz; einzelne Ereigniſſe trieben ſie, kaum zuſammen gehalten, wie mit galvaniſchen Schlägen, wieder zerſtiebend auseinander; kleinliche Intereſſen erzeugten kleinliche Intriguen, in die ſelbſt Einzelne von den Bedeutenden mit hinübergezogen wurden und ſich mitunter nicht unwillig hinüber ziehen ließen, und das Product war, daß jene großen Geiſter, ſtreng, wenn auch im Innern einander hemmend oder drückend, ſich zuſammen hielten und das eigentliche deutſche Weimar bildeten, von dem das weimariſche Weimar nur ſehr dunkle, auf der Oberflächlichkeit tappende Begriffe hatte. — Sie ſtanden, um mich der Worte des großen Dichters zu bedienen, wie

die Wallonen ſtehen abgeſondert
In ihrem Lager, laſſen Niemand zu. —

Und ſelbſt von ihnen war oder glaubte ſich mancher Einzelne durch den Anderen in ſeinen Verhältniſſen geſtört und gekränkt. Wir haben mannichfache Beweiſe dafür in den Ueberlieferungen aus jener Zeit; man braucht nur an Wieland's Klagen, an Herder's Verſtimmung, an die vereitelte Apotheoſe Schiller's durch Kotzebue, wie ſie Briefe der Heroen ſelbſt, wie ſie Falk und Böttiger berichten, zu erinnern. Das Unglück war eben die Kleinheit der Stadt; die Räder des Uhrwerkes arbeiteten neben einander in ſo engem Raume, daß ſie bei ſtärkerer Spannung der Feder und heftigerem Umtriebe ſich nothwendig berühren und reiben mußten; der Adel ſuchte der Freiheit des Geiſtes durch Zwang der Formen, der Feinheit des Genius durch Feinheit der Weltklugheit zu imponiren. Unter Allen bewegte ſich nur ein Einziger leicht und ſicher, weil er frei mit ihnen ſpielte, dies war Goethe, alle Uebrigen litten aber mehr oder weniger, und ganz behaglich fühlte ſich Niemand, als nur die ganz genaueſten Umgebungen des Fürſtenthums, denn von dieſem ging ſtets Wärme und Leben über Alle aus. Anna Amalia blieb unverändert gegen den weiſen Daniſchmende Wieland, die edle Fürſtin Luiſe ehrte Herdern aus tiefſter Ueberzeugung, Carl Auguſt wandelte Arm in Arm mit ſeinem Freunde Goethe; Schiller aber in höchſter Freiheit genügte ſich ſelbſt, denn ſein großartiger Sinn ward nicht vom Fluch der Empfindung des Gekränktſeins berührt. So klein auch Weimar war, ſo bildete es doch nie eine Geſellſchaft, ſondern immer viele Geſellſchaften; man ſchied ſich nach allen Nuancen der Stände wie der Zuſtände und eine größere Vereinigung blieb nur eine höchſt formale. So hat es ſich im Allgemeinen bis jetzt erhalten, nur war Weimar damals ein weithinleuchtender Planet, der einen feſten Kern beſaß; jetzt iſt es nichts als ein armer Mond, der von untergegangenen Sonnen ſein Licht borgt. —

Die gewaltigen Ereigniſſe des Jahres 1806 hatten Alles auseinander geriſſen; nur die Trümmer des alten Lebens blickten großartig und, eben weil ſie Trümmer waren, um deſto großartiger aus dem Schutt der Gegenwart und es bedurfte großer Mittel zu neuem Bau. —

Die Noth näherte die Geiſter wie die Gemüther; der gute Wille that das Meiſte und mit Erfolg. Weimars Tag war zu Ende; ein Gewitter hatte ſeinen Schluß gebildet und die Stille des Abends ward noch durch ferne Blitze geſtört. Aber man ſammelte und geſellte ſich doch gern und williger wie ſonſt, man hatte ſich erprobt und erkannt. —

Es war ein gütiges Geſchick ſowohl für ſie, wie für Weimar, das Johanna Schopenhauer gerade um dieſe Zeit hieher gebracht. Sie hatte ſich durch ihr edles, würdevolles Benehmen, ihren echt deutſchen Sinn, ihre Menſchenfreundlichkeit allgemeine Achtung erworben und durchaus vergeſſen machen, daß ſie eine Fremde ſei; die wenigen Tage des Schreckens hatten ihr über die Kluft langer ruhiger Jahre hinweg geholfen, und ſo war man um ſo williger bereit, ihre geiſtigen Vorzüge und ihre Liebenswürdigkeit anzuerkennen. — Vollkommen unabhängig, in der weiteſten Bedeutung des Wortes, konnte ſie die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, deren Mittelpunkt zu bilden ſie beſtimmt, nach eigenem, feinem Sinne geſtalten, ohne daß ſie andere

Rückſichten zu nehmen brauchte, als ſolche, welche man überall zu beachten ſich geneigt fühlt. Sie verſtand das zwiefache große Geheimniß, von dem allein die Wärme ausgeht und bewahrt wird, die der höheren Geſellſchaft nothwendig zum Leben iſt, Jeden in Behaglichkeit zu verſetzen, ſobald er ſich in ihrer Nähe befand, und mehr zu empfangen als zu geben, weshalb ſich Alle zu ihr gezogen fühlten und ſie für vollkommen geeignet betrachteten, der Mittelpunkt zu werden, um den ſich in guten, ja in den beſten Stunden ein Kreis bewegte, deſſen einzelne Theile, ſelbſt großartig, großartig einander ergänzten. Ich habe ſchon früher bemerkt, welche Feinheit durch ihr ganzes Weſen ging und ſich natürlich da am Meiſten herausſtellte, wo ſie dieſelbe wohlwollend zu erzeigen und zu ertheilen hatte, in ihrem eigenen Hauſe nämlich. Eine ſolche Frau hatte man bisher in Weimar nicht gekannt, auf höchſter Stufe der Bildung den Erſten gleich, und doch bürgerlich: wohlhabend, in anmuthigſter äußerer Umgebung und doch ohne allen Prunk, nichts verlangend, als was ſie ſelber gewährte, zierlich ſelbſt im Kleinſten und nirgends Herrin ſein wollend als in ihren Gemächern, hier aber die liebenswürdigſte, nur darauf bedacht, das Daſein edel zu genießen und ſtets fern davon es Anderen zu verkümmern zur Durchführung eigener Zwecke. So ſtand ſie frei da und Alle huldigten ihr gern, denn alle Huldigung, die ſie verlangte, war geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit, als Aeußerung des Wohlbefindens in ihrer Nähe. Ihr Haus ward daher der Verſammlungsort der feinſten Geſellſchaft, das heißt der geiſtig reichſten, und was von bedeutenden Menſchen ſich zu jener Zeit in Weimar aufhielt, gleichviel ob einheimiſch oder fremd, das war man ſicher in ihren Soireen zu finden. — Mit klugem Blick hatte ſie zwei beſtimmte Tage dazu erwählt, wo es nicht Allen vergönnt war ſich freier Zeit zu erfreuen, und wo namentlich die vornehme Mittelmäßigkeit wichtigere Beſchäftigungen zu haben meinte; dieſe aber auf eine gewandte, nicht verletzende Weiſe fern zu halten, war gerade die Aufgabe geweſen, welche ſie ſich eben ſo klug auferlegt als geſchickt gelöſt hatte.

Das Andenken an dieſe ſchönen Abende, bei denen Augenzeuge zu ſein ich leider nicht mehr das Glück hatte, lebt in den dankbaren Herzen ihrer echten Freunde fort, welche dieſelben auf das Anmuthigſte ſchildern. Goethe, Wieland, Fernow, der ihr Freund und Lehrer wurde, und mit deſſen Biographie ſie ſpäter ſich einen eben ſo ſchönen Denkſtein ſetzte als ihm, — Heinrich Meyer, St. Schütze, Bertuch pflegten ebenſo ſelten zu fehlen, als ſie bemüht waren durch eigene Mittheilung das Ganze zu beleben. — Jeder Fremde fand leicht Zutritt und war gern geſehen, nur mußte er nicht mit Praetention auftreten und nicht imponiren wollen, was ſelbſt heutigen Tages in dem kleinen Weimar, wo der Reichthum früherer geiſtiger Größe nur noch Tradition iſt, Niemanden gelingen wird. Welcher Austauſch von Ideen dort Statt fand, wie vieles gerade von dieſem Cirkel aus, ſich belebend und befruchtend über ganz Deutſchland erſtreckte, das braucht wohl nicht einmal angedeutet zu werden. — Das

Geheimniß aber, das Alle zuſammen führte und zuſammen hielt, lag einzig darin, daß Jedem nirgends ſo wohl ward, wie hier, daß er ſich nirgends ſo frei und ſo behaglich fühlte, und dies dankte man einzig der Herrin des Hauſes, die eben ſo zart als umſichtig und ſchweigſam für Alle zu ſorgen wußte. So ſtand z. B. in einer Ecke des Zimmers ein Tiſch mit Materialien zum Zeichnen, an den ſich Jeder ſetzte der gerade Neigung und Stimmung dazu fühlte, ohne ſich darum von den übrigen Anweſenden zu iſoliren. Wie oft hat Goethe daran geſeſſen und jene geiſtreichen landſchaftlichen Skizzen hingeworfen, die eigenthümlich, wie er es ſelbſt in allen Dingen war, ſeinen großartigen Blick in die Natur beurkundeten. — Was der Geiſt Edles kennt und in ſchöne Formen zu hüllen weiß, wurde da gedacht, beſprochen, ausgeübt; keine höhere Erſcheinung berührte Weimar, ohne in dieſen Gemächern begrüßt zu werden und aus ihnen mit neuem, vermehrtem Glanze weiter zu ziehen, denn hier fand und begegnete ſich eine Fülle von Anmuth, Witz, Verſtand und Empfindung, wie das Schickſal ſie nur ſelten und in entfernten Zeiten zu einander geſellt.

Die mächtige Bewegung der Jahre 1813 und 1814 brachte wohl andere Färbung, aber keine Aenderung in dieſe Verhältniſſe. — Johanna Schopenhauer war zu echt deutſch geſinnt, als daß ſie nicht Alles, was zur Befreiung des geliebten Vaterlandes beitrug, mit Liebe und Wärme bewillkommnet hätte. Der edle Kreis, den ſie um ſich verſammelte, wurde bunter, geräuſchvoller, wechſelnder, aber ſein ſchöner Kern blieb unverändert, und die zarte Kraft, die ihn zuſammenhielt, waltete vor wie nach, erfreuend und anregend.

Nach wieder eingetretener Ruhe aber trat auch hier eine Aenderung, durch Zeitumſtände herbeigeführt, ein. — Mehrere der Vortrefflichſten waren von der Erde geſchieden, wie Wieland und Fernow, Andere hatten Weimar verlaſſen; Goethe zog ſich immer mehr von aller Geſellſchaft zurück, und ſpann ſich in ſeinem eigenen Hauſe ein. — Auch das allgemeine Leben wurde anders, denn Weimar war die Reſidenz und Hauptſtadt eines Großherzogthums geworden, und die alte Einfachheit trat vor der nothwendigen Repräſentation zurück. Die Stände begannen von Neuem, wie überall in Deutſchland, ſich ſtrenger zu ſcheiden; man wurde geſellſchaftlich gemeſſener, verlangender, formeller. Der Geiſt mußte ſich mehr der Geburt unterordnen, als er früher gethan und überhaupt gern that, — kurz jene Blüthezeit war zu Ende und eine neue Zeit trat ein. — Dies Alles berührte Madame Schopenhauer ſo gut wie gar nicht; ſie bewegte ſich vor wie nach mit derſelben Freiheit und Würde in den erſten Kreiſen — aber die ſchönen Abende in ihrem eigenen Hauſe waren vorüber, wie gaſtfrei ſie auch zu der gewohnten Theeſtunde jeden Beſucher empfing. Leider trat dazu, daß unglückliche Verluſte ſie 1819 trafen und ihr einen großen Theil ihres bedeutenden Vermögens raubten, ſo daß ſie ſelbſt auf Einſchränkung bedacht ſeyn mußte, ohne jedoch an der eignen Freiheit des Lebens einzubüßen. — Sie behielt ihren bleibenden Aufenthalt in Weimar, ihn nur durch kürzere oder längere Reiſen oder eine Villeggiatura in Jena unterbrechend, bis zum

Jahre 1828 wo ſie, wärmerem Klima zu Liebe, ſich am Niederrheine anſiedelte.

Das Leben Fernow's war die erſte größere Arbeit, mit welcher ſie ihre ſchriftſtelleriſche Arbeit im Jahre 1810 begann. Dieſer folgten ihre Reiſe-Erinnerungen und ſeit 1819 ihre Romane. — Was ſie als Schriftſtellerin geleiſtet, wieviel Deutſchlands Frauen in den gebildeten Ständen ihr verdanken, das iſt zu oft ausgeſprochen, zu lebhaft anerkannt worden, als daß es hier noch einer Wiederholung bedürfte. — Ihr Name wird nicht vergeſſen werden. — So anmuthig und leicht, wie ſich ihre Leiſtungen leſen, ſo gewiſſenhaft ernſt und beſonnen arbeitete ſie, lange prüfend und abwägend, ehe ſie etwas dem Papiere anvertraute. Ihre Phantaſie war nicht productiv, nur empfangend; aber was ſie einmal in ſich aufgenommen hatte, das wußte ſie ſo anmuthig zu ſchmücken, ſo hell zu beleuchten und ſo klar und beſtimmt darzuſtellen, daß es bis in das Kleinſte ihr eigen erſchien und zu ihrem wirklichen Eigenthum ward. Daher ihre glückliche Characterzeichnung, ihre geſchickte Gruppirung, ihre gut geordneten Situationen, daher endlich der feine Duft geiſtreichſter Reflection, der ſich über Alles, was ſie geſchrieben, verbreitet.

Der regierende Großherzog von Weimar, der in edelſter Geſinnung mit ehrwürdiger Pietät ihr Freund war und blieb, veranlaßte die treffliche Frau im vorigen Jahre, wieder in ſein Land zurückzukehren und ſich das in friſchem Thal liegende Jena, wo Göthe und Schiller und ſo viele Geiſter, auf welche unſer Vaterland mit ſtolzer Freude blickt, ſo gern weilten, zum bleibenden Wohnort zu erwählen. Sie kam hier im September an und ward mit großer Liebe und Verehrung empfangen; bald umgab ſie die gewohnte Behaglichkeit und ſie fühlte ſich ſchnell heimiſch und wohl. Obgleich von aſthmatiſchen Beſchwerden heimgeſucht, ertrug ſie doch den rauhen Winter mit Heiterkeit und nahm gern Theil an geſellſchaftlichen Freuden, in ſtillen Stunden eifrig an den Denkwürdigkeiten ihres Lebens, mit denen ſie ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn beſchließen wollte, arbeitend. Die Sonntags Abende, an welchen im engſten Kreiſe das während der verfloſſenen Woche von ihr an den Memoiren Geſchaffene vorgeleſen und beſprochen wurde, werden mir ewig unvergeßlich bleiben und gehören zu meinen angenehmſten Erinnerungen, denn nicht leicht verſchwiſterten ſich in ſo engem Raume Erfahrung und Idee auf ſo ſchöne Weiſe. Pläne für den Sommer zu kleinen Ausflugen in die Umgegend, für Blumenzucht, ihre Lieblingsbeſchäftigung, und Lecture traten dazwiſchen und verſchmolzen Vergangenheit und Gegenwart gar anmuthig mit einander.

So nahte Oſtern heran, ſpäter als gewöhnlich, aber doch in unſerer Gegend trotz dem harten Winter, nach wenigen warmen Tagen rauh und unfreundlich. Eine Erkältung, die jedoch keineswegs, ſelbſt nicht ihrem vielerfahrenen und berühmten Arzte, dem Geh. Hofrath Kieſer bedenklich ſchien, feſſelte ſie an das Zimmer. Wie gewöhnlich kam ich am Nachmittage des Oſterſonntags mit meiner Frau, die ſie wie eine Tochter liebte, zu ihr, um den Abend bei ihr zuzubringen. Sie empfing uns ſehr heiter und belebt, und ließ ſich kaum von dem mitunter hartnäckigen Huſten in munterer Unterhaltung ſtören, doch klagte ſie darüber, die vorige Nacht ſchlaflos zugebracht zu haben. — Ihre Tochter war, nichts Böſes ahnend, auf einige Tage zum Beſuche in Weimar: nach ihrem, der Mutter eigenen Wunſche und wurde erſt am Dienstage zurückerwartet. Kleine Stadtereigniſſe komiſcher Art gaben ihr Stoff zu allerlei feinen, neckiſchen Bemerkungen, die ſie mit vieler Laune durchführte. So verfloß uns der Abend ſehr raſch, doch entließ ſie uns früh, weil ſie ſich bald zur Ruhe legen wollte, um das Verſäumte nachzuholen, und nahm Abrede mit mir, ihr etwas, das ich für ſie beſorgt und an das ſich weit hin reichende Pläne knüpften, am andern Tage zu bringen. Weder in ihr noch in uns Beiden ſtieg die leiſeſte Idee auf, daß wir uns zum letzten Male lebend geſehen. — Sie ſchlief ruhig und befand ſich leidlich bis zum folgenden Nachmittage. — Eben im Begriffe, zu ihr zu gehen, erfuhr ich, daß ihr Arzt ihren Zuſtand bedenklich finde. — Gegen Abend wurde ein Wagen nach Weimar geſandt, um ihre Tochter zu holen; ſie aber ahnte nichts. — Der Arzt verbot, ſie im Geringſten, durch plötzliches, ungewohntes Erſcheinen zu ſtören oder Gedanken an den Tod in ihr zu wecken. Sie blieb allein in ihrem Zimmer. — Gegen zehn Uhr ſchlief ſie ein, wie zu gewöhnlichem, ruhigem Schlafe; keine Idee an ihr Ende kam vor ihre Sinne, in ihre Seele, leiſe und unbemerkt trat der Todesengel zu ihr, wie er zu ihrem großen Freunde Gothe getreten war; ohne Anſtrengung, ohne Kampf ſchied ſie von der Erde, in vollſter Kraft des Geiſtes, ruhig und freundlich in heiterem Genuß des Daſeins, wie ſie gelebt hatte. —

Wir begruben ſie am folgenden Donnerſtag in der Frühe. — Es war ein kalter, rauher Morgen. — Während wir das offene Grab umſtanden, an welchem der erſte Geiſtliche Jena's, der verdienſtvolle Schwarz, eine einfache Rede voll Anerkennung und Verehrung der edeln Geſchiedenen hielt, ſandte eine vorüberziehende Wolke Hagelſchauer auf uns herab. — Dies vermehrte unſere trübe Stimmung und ſchweigend wandelten ihre Freunde neben einander wieder zurück. — Als wir uns trennten, ſprach

Einer von uns in tiefer Rührung: So ſind ſie nun Alle geſchieden, denen Weimar ſeine Größe verdankt; aber ſo oft es dankbar anerkannt und ausgeſprochen wird, wieviel des Edeln, Großen und Schönen ſich von der kleinen Stadt aus über unſer Vaterland ja über Europa verbreitete, wird der Name Johanna Schopenhauer nicht ungenannt bleiben.

Jules Janin.

Die Art und Weiſe dieſes Fürſten der Feuilletons, wie ihn einer ſeiner Verehrer genannt hat, nicht bedenkend, welcher Tadel eigentlich in dieſen Worten liegt, ſpricht ſich am Deutlichſten in einer Art von Autobiographie aus, welche er als Einleitung zu ſeinen Contes Nouveaux geſchrieben hat. Er erzählt in derſelben, wie er eigentlich ohne ſeinen Willen Schriftſteller geworden, nachdem er ſich vier Jahre lang durch Privatunterricht ernährt. Laſſen wir ihn ſelbſt reden, ehe wir über ihn reden; es iſt das ein Recht, das Jedem gebührt; je hervorſpringender ſein Weſen, um deſto mehr.

Es wird alſo ganz paſſend ſein, einige Bruchſtücke aus den eben erwähnten Bekenntniſſen voran zu ſenden, in denen er Folgendes mit eben ſo viel Naivetät als Schlauheit erzählt.

„In dieſer erſten Wohnung habe ich vier Jahre verlebt, die mir wie ein Tag vergangen ſind, vier ſchöne Jahre voll Vergnügen und thörichter Freude. Wieviel in den Wind verſtreute Liebe, wieviel unnütze Poeſie, wieviel Seufzer in die Wolken, welche Arbeit, um meinen Lebensunterhalt, ſo gut ich konnte, zu verdienen! Wie ich ihn verdient habe, ich weiß es jetzt nicht mehr; ſehr ſchwer, wenn ich daran denke, ſehr luſtig, wenn es mir nicht einfällt. Zuerſt legte ich mich auf das einzige Handwerk, das man treiben kann, wenn man das College verläßt; ich gab Kindern aus gutem Hauſe, die zu zart waren, um in die Schule zu gehen, Privatunterricht: ich lehrte tauſend Dinge, die ich ſelbſt nicht wußte, Lateiniſch, Griechiſch, Geſchichte, Geographie, was weiß ich? Mit achttägiger Vorbereitung hätte ich im Hebräiſchen und Syriſchen unterrichtet, ohne in Verlegenheit zu gerathen; nur eine Sache giebt es, die man nicht lehren kann, ohne ſie zu wiſſen, die Mathematik; darum lege ich auch ſo großen Werth auf dieſelbe, da ich nie auch nur die einfachſte der vier Species hinreichend verſtand, ſelbſt nicht, um ſie zu lehren.“

„So beſaß ich alſo gleich anfangs ein großes Mittel, um zu leben; wenig zahlreiche, aber auch wenig ausgeſuchte Schüler. Ich habe nie begriffen, wie ein Menſch auf ſeinem Wege ſoviel Einfältiges finden könne. Ich trat ganz theilnahmlos zur beſtimmten Stunde ein, ſetzte mich zu meinem Schüler, und erfüllte hier, wenigſtens anderthalb Stunden lang, meine Pflicht. In dieſen langen, leeren Schädeln gewidmeten Zeiträumen gewöhnte ich mich allmählig, dieſe Uebungen, die Niemanden Nutzen brachten, zu meinem Beſten anzuwenden. Da ich die großen Schriftſteller meinen Schülern nicht verſtändlich machen konnte, ſo erklärte ich ſie mir ſelbſt. Auf dieſe Weiſe gab ich mir drei Jahre hindurch vortrefflichen Unterricht in der Rhetorik und Philoſophie, ließ das ganze griechiſche und römiſche Alterthum vor mir vorüberziehen, lernte Geſchichte, wiederholte meine grammatiſchen Studien; ſo nachſichtig ich gegen meine Schüler war, ſo ſtreng war ich gegen mich ſelbſt; ich ließ keinen Stylfehler, keinen Satz, ohne ihn verſtanden zu haben, durchſchlupfen. Die Geſchichte von Gil Blas Onkel wiederholte ſich auf dieſe Weiſe bei mir; ich lehrte mir ſelbſt Alles, was ich von mir lernen konnte. Dieſen Nutzen haben mir drei Jahre gegebenen Unterrichts gebracht; ſie gingen mir vorüber wie ein Tag, ohne daß ich etwas wünſchte, fürchtete, beneidete; mit meinen Freunden lebend, und dann und wann mit ihnen lecker und luſtig ſchmauſend, froh über das Glück meiner Tante, von Zeit zu Zeit große blaue und rothe Bilder an die Mauer klebend, die ich wahrlich für ſehr ſchön hielt, und die damals Griechen darſtellten, wie ſie Refugiés des Champs d'Aſyle dargeſtellt hatten, und jetzt Polen darſtellen würden. — — —

Ich war alſo, wie ich bereits geſagt hatte, damit beſchäftigt, nur für den Tag zu leben, meinem Ehrgeize nachſtrebend, ſorglos, gutmüthig und luſtig, nichts mehr, nichts weniger; übrigens mein Verdienſt wenig ahnend, wenn überhaupt Verdienſt da iſt. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Schriftſteller giebt, der ſich weniger im Schreiben geübt hat, als ich. Mit aller Beſcheidenheit darf ich ſagen, daß ich vor meinem erſten Journal-Artikel nie eine Zeile zuſammenhängend geſchrieben habe. Ich hatte viele große Proſaiſten und große Dichter geleſen, viele große Schriftſteller, beſonders Horaz, überſetzt, aber die Idee, einen Roman, oder nur ein Trauerſpiel in fünf Acten und in Verſen zu ſchreiben, war mir nie in den Sinn gekommen. Noch mehr, ich glaube nicht, daß ich vor meinem Debut in der literariſchen Welt zwanzig Zeitungen geleſen habe. Alles, was ich von Journalen kannte, waren die Feuilletons von Geoffroy, und die Artikel von Duſſaulx in einer Sammlung vereinigt; mir war ſelbſt von meinen Gewohnheiten aus dem väterlichen Hauſe eine gewiſſe undeutliche Bewunderung für Geoffroy und Duſſaulx, und für das Journal, an dem ſie gearbeitet hatte, geblieben, ſo daß ich die Idee, auch nur drei Zeilen für eine Zeitung, an der ſie geſchrieben hatten, zu verfaſſen, als etwas ſehr fern Liegendes und Unwahrſcheinliches verworfen haben würde.“ — —

„Auf folgende Weiſe betrat ich die ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Ich ging einſt vor dem Theater der komiſchen Oper auf und ab, wie eine Seele im Fegefeuer, bei mir erwägend, ob ich noch die ungeheure Ausgabe von vier und dreißig Sous, die ein Billet damals koſtete, machen ſolle. Als ich ſo in der Ueberlegung begriffen war, trat ein junger Mann zu mir, den ich oft im Luxemburg geſehen, und mit dem ich bekannt geworden war, weil unſere Hunde einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatten, obwohl der ſeinige eine ſchöne und edle däniſche Dogge war, gegen die mein armer Azor eine traurige Figur ſpielte. Der junge Mann hatte eine ſehr elegante, ſchöne Dame am Arme, ſie gingen zuſammen in die komiſche Oper, und ich könnte, falls es nöthig wäre, das genaue Datum dieſes Tages wiederfinden. Lafeuillade debutirte, und Gavaudan trat wieder auf im Délire. Man denke ſich mein Glück und meine Freude, als dieſer junge Mann, der eine Loge für ſich allein hatte, mir einen

Platz in derſelben neben der ſchönen Dame anbot. Haſtig und meinen Dank undeutlich ſtammelnd, nahm ich es an; aber wie ward mir, als mein Freund mir leiſe ſagte, die ſchöne Dame, die er ſo vertraulich am Arm führte, ſei eine Sängerin der Oper; ja, ja, der Oper! wahrhaftig! Ich war nicht mehr in dieſer Welt; es ſchwirrte mir der Kopf, als hätte ich die Ohren voll Waſſer in der Schwimmſchule. Ich wußte nicht mehr, welchem Enthuſiaſmus ich gehorchen ſollte. An der Seite einer Dame von der Oper ſitzen, Gavaudan ſelbſt gegenüber, bemerken, wie ſie, zerſtreut, gelangweilt, andere Männer, als uns Beide lorgnirte, (es thut mir leid um meines Freundes willen) wie ſie, ohne ſie zu hören, meine faden, zitternden, ſchüchternen Complimente anhörte; ohne es anzunehmen, mein Veilchenbouquet nahm! Auf wen ſollte ich achten? Auf ſie, auf den Sänger, auf Beide! Der Abend war entzückend! — —

Als der Vorhang gefallen war, und wir uns wieder auf der Straße befanden, überließ mir mein Freund den Arm ſeiner Sängerin, und wir brachten ſie zu Hauſe nach der rue du Helder, durch das Geſumme des Boulevard Coblenz, an einem ſchönen Sommerabende. Zum erſten Male in meinem Leben bemerkte ich dieſe rue du Helder, die ſo geheimnißvoll, ſo voll Liebe und Intrigue jeder Art iſt, eine Welt für ſich in der eleganten Welt: kleine dem Vergnügen geweihte Häuſer, von denen jedes Fenſter eine Silhouette trägt, jede Thür einem mehr als numeriſchen Zeichen unterworfen iſt; eine Art von Boudoir mit doppelter Entree. Die eine iſt dem reichen Greiſe, die andere dem ſchönen und armen Jüngling beſtimmt; eine Art von Zufluchtsort, der die Mitte zwiſchen dem Laſter und der ehelichen Liebe hält. Ich kann das nicht erklären, aber die rue du Helder verdient eine beſondere Erwähnung unter den Straßen von Paris. Sie hat Geräuſch, das nur ihr eigenthümlich iſt, Parfums, die nur ſie beſitzt, ein Geſumme, das ſich nur in ihr befindet. Seht ihr die Frau dort oben in dem zweiten Logenrange der Oper? Sie iſt geſchmückt, iſt ſchön, noch jung in ihrer Jugend von fünf und zwanzig

Jahren; ſie lacht, befindet ſich behaglich, kennt die Herren vom Balcon, die ſie grüßen; es iſt faſt eine Dame, es iſt eine eben ſo ſehr von Sorgloſigkeit der Jugend, als von der Schaamloſigkeit des reiferen Alters entfernte Frau; es iſt eine Frau, die Halt macht zwiſchen den vergangenen und den zukünftigen Leidenſchaften, zwiſchen der Frömmigkeit und dem Spiel, zwiſchen dem Libertinage und der Ehe, kurz, es iſt eine Frau aus der rue du Helder.“

„O, wie war ich an jenem Abende, als wir ſie verlaſſen hatten, dieſe Frau, und ich noch an meinem Arm den warmen Eindruck ihres Arms fühlte, bewegt und hingeriſſen! Da fühlte ich zum erſten Male meine Nichtigkeit und mein Elend; da erſchien mir zum erſten Male die Straße Tavanne, die ich ſo ſchön gefunden hatte, mit ihrem reinen und klaren Brunnen abſcheulich, im Vergleich zu der rue du Helder. Die komiſche Oper war ſo fern davon, und unſere ſchöne Sängerin auch. Mein Freund wählte dieſen Augenblick, um mit mir von ſeinem Stande zu reden, den er mich aufforderte zu ergreifen. Er war Journaliſt, nicht mehr, nicht weniger. Wenn man ihn hörte, ſo regierte er die dramatiſche Welt; er beſaß alle Gunſt und alle Unterwerfungen der Kunſt; ſein Leben war, wie er ſagte, ein bezaubertes Feſt; den Beweis lieferten die Tage, in denen er mir einen Platz eingeräumt, die Sängerin, deren Arm er mir abgetreten, das Journal, das er alle Morgen empfing, die Karte zum Diorama, die er in der Taſche hatte, die freie Entree im Theater der Variétés, und in dem des Gymnaſe, und Gott weiß, was ſonſt noch, denn dergleichen iſt die unſchuldige Lockſpeiſe des literäriſchen Lebens. Ein junger, unwiſſender und ſchwacher Menſch läßt ſich von dieſem Köder verleiten. Das auf der Stelle und leicht zu erhaſchende Vergnügen ſteht ihm beſſer an, als das ſchwierig und erſt in zehn Jahren zu erwerbende Vermögen. — Es iſt alſo geſchehen, ich leiſte nicht länger Widerſtand; fröhlich entſage ich allen meinen ernſten Studien; ich werde ein Schriftſteller, und werde als Schriftſteller ſterben, weil ich zufällig einen Sommerabend in der komiſchen Oper, dem

Boulevard Coblenz und der rue du Helder verbrachte.“

„Nicht als ob ich mich über das literäriſche Leben zu beklagen hätte; nicht doch, nein, ſolchen Undank werde ich nicht gegen den edelſten Stand in dieſer Epoche der Freiheit äußern; im Gegentheil, gerade, da ich erzähle, durch welchen Zufall ich auf dieſe ſchwierige Bahn gerieth, würde es mich ſehr betrüben, falls ich diejenigen zurückhielte, welche ſich ſtark genug fühlen, um ſich dieſen Zufällen auszuſetzen. Die Klagen der Schriftſteller früherer Zeit ſind mir immer als eine Ungerechtigkeit erſchienen; heutigen Tages wären ſie eine ſtupide Brutalität. Geht, ſo weit ihr wollt, in unſerer Geſchichte zurück, immer werdet ihr die Dichter darbend in ihren Verſen, reich in ihren Häuſern finden. Denen, die nicht reich ſind, wird der Ruhm zu Theil, dieſer große Troſt in allem Unglücke. Seht, dem Einen reicht Franz I. die eitle Hand, dem Andern bietet Richelieu das furchtbare Mitarbeiterthum an; dieſem Ludwig XIV., jenem der Herzog von Bourgogne, dann Madame de

Pompadour im achtzehnten Jahrhundert, und zur ſelben Zeit Catharine und Friedrich II., der ganze Hof und die ganze Stadt. Das ſind Ermuthigungen, ſind vortreffliche Exiſtenzen! Das iſt ein ganz dem Zufalle, der Leidenſchaft, dem Zorne, den Träumen und dem Glücke jeder Art geweihtes Leben. Fragt dieſe Leute heimlich in der Menge; wer von ihnen denn einwilligen würde, wieder in das gemeine Leben hinabzuſteigen, ſie, die alle Fürſten oder Ariſtokraten durch Talent oder Genie ſind! Um keinen Preis wird einer unter ihnen in dieſe moraliſche Erniedrigung willigen. In den Klagen der Dichter ſind ihr langes Elend, ihre ſo oft beſungene Armuth, ihre Einſamkeit, eben ſo viele poetiſche Lügen, die man nicht glauben darf, Kinder, denen weder Eure Väter, noch Eure Mütter zu viel Vertrauen ſchenken müſſen. — Das literäriſche Leben, ſeht Ihr, war zu jeder Zeit ein beſonderes Leben unter den Großen dieſer Erde; es iſt jetzt noch beſſer, es iſt ein beſonderes Leben unter den Mächten dieſer Welt. Der Literat ſchreitet einher, wie es früher der vornehme Herr that, ſie ſind Beide in die Conſtitution getreten, ſie ſind Beide wahre Bürger, aber Bürger außerhalb der Menge, der Menge zum Trotz, Bürger für ſich, ariſtokratiſche Bürger, um Alles zu ſagen, Ariſtokraten durch die Leidenſchaft, das Herz, die Gedanken, die Zukunft. Um meine Behauptung beſſer zu begreifen, wollen wir von dem Dichter vergangener Tage zum Schriftſteller (homme de lettres) unſerer Zeit übergehen."

„Der Schriftſteller unſerer Zeit hat das Beſondere, daß er durch ſeine Feder eine ſichere, eroberte Exiſtenz beſitzt, eben ſo gut, wie die Avoué's und die Notarien, und weit mehr, als ein Advocat. Die Conſtitution iſt ſo beſchaffen, daß ſie nur vermittelſt Streitigkeiten und Discuſſionen jeder Art, für und wider, leben kann; das Journal iſt jetzt mehr als ein Bedürfniß, es iſt eine Pflicht. Es iſt eine Nothwendigkeit an jedem Morgen, an jedem Abend, zu allen Tagesſtunden. Das Journal iſt eine Reproduction des ganzen öffentlichen, literäriſchen, philoſophiſchen Lebens, es nimmt alle Nüancen der Geſellſchaft von oben bis unten an. Dieſe Macht, die willkürlich und heftig die Menſchen lenkt, dieſe unerbittliche Macht, die ſich ſelber verzehrt, wenn ihr die Nahrung ausbleibt, wißt Ihr, wieviel thätiger, leidenſchaftlicher und getreuer Schriftſteller ſie bedarf, um allen ihren Forderungen, ihren Bedürfniſſen, ihrem ganzen Leben Genüge zu leiſten? Wißt Ihr, was dieſer bodenloſe Abgrund iſt, in den ſich jeden Augenblick jene ungeheure Menge von Leidenſchaften, Ideen, Paradoxen, Thorheiten, Einfältigkeiten, kurz, von allen Dingen, welche das Herz, die Seele, die Leidenſchaft, das Laſter und die Tugend der Menſchen erzeugen, ſtürzt? Wißt Ihr, daß das die periodiſche Preſſe iſt? Ein Ungeheuer mit hundert Stimmen und hundert Schlünden; ein Geier, der, um zu leben, ſtets eine wieder wachſende Leber verſchlingen muß; eine unerſättliche Unterhaltung, die in einem Nu von einem Ende Europens zum andern zieht, zu gleicher Zeit das Ohr der Könige, wie das der Völker treffend, und die entgegengeſetzteſten Grundſätze proclamirend: Atheismus und Frömmigkeit, Sclaverei und Freiheit, Königreich und Papſtthum, Zügelloſigkeit und Ordnung, eine ungeheure Stimme, die eben ſo ſehr die Welt verändert hat, als der Dampf und die Eiſenbahnen! Nun wohl, dies Ungeheuer, dieſe Stimme, kurz, die periodiſche Preſſe, als ſie mich an einem heiteren Sommerabende ergriff, da jagte ſie mir anfangs Furcht ein; ich fühlte mich zuerſt weit fortgeriſſen, allmählich gewöhnte ich mich daran, ſchmeichelte dem wilden Roß mit der Hand, und ſetzte mich bequem zurecht. Nun ſitze ich darauf; möge mich der Bellerophon tragen, wohin er will, ich gehöre ihm mit Leib und Seele, ich liebe ihn aus vollſter Leidenſchaft und von ganzem Herzen. Man muß ſich nur von vorn herein an dieſe außerordentlichen Lagen des Lebens gewöhnen; dann ſtößt bloß der erſte Schritt Furcht ein, man befindet ſich auf einem Ballon in den Lüften, auf einer Eiſenbahn, man iſt Redacteur eines Journals, für ſich in der Welt, in der Luft ſitzend, ruhig und heiter, und die zitternde und erſtaunte Menge ſieht von unten nach Euch hinauf; — das iſt Alles."

„Aber weder der von dem entzündeten Gas

durch die Wolken getriebene Ballon, noch der Wagen ſchnell wie der Blitz, den der Rieſe mit den tauſend Armen, Dampf genannt, hinter ſich her ſchleppt, haben einen Menſchen ſo vorwärts gedrängt, wie es jener auf andere Weiſe mächtige Dampf, das Journal thut. Ich armes Kind, geſtern noch ſo ruhig, ſo glücklich, ſo müſſig, kaum hatte ich das Journal an ſeinem äußerſten, harmloſeſten Ende berührt, als mich dieſer neue Briareus tauſend Mal furchtbarer, als der der Mythe, Leib an Leib packte. Seit dieſem Tage gab es keine Ruhe, keinen Müſſiggang, nichts von dem gewöhnlichen Leben mehr für mich. Ich begann jedoch, wie alle periodiſchen Schriftſteller begonnen haben, obſcur. Das machte nichts, ich mußte bald vorwärts ſchreiten. Bald nahm die Arbeit zu, trat die Schriftſtellerleidenſchaft in meine Seele. Schnell ergriff das Bedürfniß, zu urtheilen, alle meine Vergnügungen; miſchte ſich die Kritik aus Handwerk in alle meine Empfindungen; die Begierde, wichtig zu ſein, verwandelte bald mein natürliches Wohlwollen gegen Andere in Galle. Fern von mir warf ich meine leichte Bewunderung, wie man eine für eine lange Reiſe unnütze Laſt von ſich wirft. Nicht wahr, das war ein großes Unglück, an einem Tage ſein allgemeines Wohlwollen gegen Andere, den immer bereit ſeienden Enthuſiasmus, die gute, zu allen Stunden vorhandene Leidenſchaft, die kindliche Naivetät, die tiefe Unkenntniß der literäriſchen und künſtleriſchen Welt zu verlieren? Ich war geſtern noch ſo gut, ſo naiv, ſo liebend, ſo geliebt! Am folgenden Tage ſuche ich Haß, verletze Eigenliebe, greife glänzenden und wie Glas zerbrechlichen Ruf an! Das Alles aber, weil ich an einem ſchönen Sommerabende mit einer ſchönen Opernſängerin die komiſche Oper beſucht hatte."

„Denn als wir die komiſche Oper verließen, da theilte mir mein Freund das Geheimniß eines eleganten Lebens, ſeiner Logen im Theater und ſeiner ſchönen Damen in den ſchönen Logen mit. Um glücklich zu werden, wie er, brauchte ich nur ſein Journaliſten-Halsband umzuthun, und ich unſchuldiges Kind, ich hielt den Kopf hin, nicht ſehend, daß meines Freundes Hals geſchunden ſei.“ — —

— — „Diejenigen, die mir vorwerfen, ich ſei von einem Journale zum anderen übergegangen, können mir nicht vorwerfen, meine Meinung für eine andere aufgegeben zu haben; ich bin immer derſelbe Schriftſteller geblieben, das angreifend, was ſtark war, feindlich gegen die Macht, nie in meinen Feindſeligkeiten durch perſönlichen Ehrgeiz geleitet, eine erworbene Stellung aufgebend, ſobald dieſe Stellung vortheilhaft wurde. Auf dieſe Weiſe verließ ich mein kleines Journal liberaler Oppoſition, als es unter Herrn von Martignac triumphirte; auf dieſelbe Weiſe verließ ich mein großes Journal royaliſtiſcher Oppoſition an demſelben Tage, an welchem Herr von Polignac zur Macht gelangte. Die ganze Welt weiß, daß ich damals eine ſehr ſchöne Chance hatte; ich ergriff die Flucht. Am folgenden Tage ſchrieb ich ein Oppoſitions-Journal; die Oppoſition war mein Leben, wie es den Anderen die Vertheidigung der Macht iſt. Der Erſte, der nach den Julitagen Worte der

Oppoſition hinwarf und ſie unterzeichnete, der war ich. Was ich hier ſage, geſchieht nicht aus Eitelkeit, oder um mich über meinen wahren Werth geltend zu machen, ſondern um ein für alle Mal auf das zu antworten, was man hat über den Charakter eines Mannes ſagen können, der vielleicht verwegener Inconſequenzen beſchuldigt, aber von Niemanden während ſeines Lebens, weder einer Niedrigkeit, noch einer ſchlechten Handlung oder einer Feigheit wegen angeklagt werden konnte.“

„Wozu wir gedient haben, wir jungen periodiſchen Schriftſteller, und was wir binnen zehn Jahren leiſteten, das würde leicht zu ſagen ſein. Sobald wir uns erſt um das bekümmert hatten, worum es ſich handelte, und wer die Regierenden ſeien, ſo begriffen wir gleich, was wir zu thun, und welche Größen wir anzugreifen hätten. Demgemäß ſind wir die Erſten geweſen, welche offen der Literatur des Kaiſerthums, die ſich aufrecht erhalten hatte, nachdem die kriegeriſche und ruhmvolle Literatur auf ihren Felſen geſtorben war, den Krieg erklärten. Ihr, die ihr heutigen Tags lebt, oder richtiger, ſchreibt, ruhig und geſchützt vor jedem Monopol, Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, was vor zehn Jahren die Literatur des Kaiſerthums war; ſie war überall eine unumſchränkte, herriſche, ſtolze, eiferſüchtige und mittelmäßige Gebieterin. Sie hatte Alles inne, was man inne haben konnte, das Theater und das Forum, die Akademie und das Journal, und bei jedem Schritte, den ein junger Mann machte, der Geiſt und Herz in ſich fühlte, ſah er ſeine Bahn unbarmherzig von dieſer Unbeweglichen verſperrt. Für Niemand mehr freier Durchgang. — Wieviel Demüthigungen jeder Art ließen dieſe Menſchen da die junge Schule fühlen! Das iſt kaum glaublich. — Die Messéniennes *) finden faſt keinen Drucker. Die Méditations **) werden nur aus Gunſt und mit Zittern herausgegeben; Lord Byron wird öffentlich als Dichter ausgeziſcht; es bedurfte eines ſehr kühnen

---

*) Von Caſimir Delavigne.

**) Von Alphonſe de Lamartine.

Buchhändlers, um an Walter Scotts Puritaner und Ivanhoe halb ſo viel Geld zu wenden, als man an Monsieur Botte oder l'Enfant du carneval von Pigault Lebrun wandte." *)

„Zu jener Zeit würde Armand Carrel niemals ſeine Geſchichte von England haben drukken laſſen können; zu jener Zeit würde die periodiſche Preſſe nicht genug Verachtung und Spott haben finden können für die Aufſätze Sainte-Beuves **); Merimée ***) würde eines Mitarbeiters der Pandore bedurft haben, um ſeine Chronik herauszugeben. Michel Raymond †) hätte eine Vorrede von Paul de Kock gebraucht. Ich habe geſehen, wie Victor Hugo, dieſer Flammengenius, der jetzt durch die Poeſie herrſcht, nachdem er für ſie gekämpft hat, nicht um den Preis von hundert Thalern Han d'Islande *) anbringen konnte, dieſe lebhafte, leidenſchaftliche und rohe Skizze eines Mannes, der Notre Dame de Paris im Kopfe, und die Orientales im Herzen hatte. Zu jener Zeit war es unmöglich, zum Theater zu gelangen. Das Théâtre français, das franzöſiſche Trauerſpiel war das Monopol dieſer Herren. Die Oper gehörte ihnen mit Seele, Leib und Tänzerinnen. Sie betrachteten die komiſche Oper, wie ihre Wiege, und ſind in der That faſt ſämmtlich von derſelben ausgegangen, um in die Kammer oder die franzöſiſche Akademie zu treten. — O, die ſchöne Literatur, die damit begann, Dramen für die Muſikanten des Theaters Feydeau zu verfaſſen!"

---

*) Bekannte frivole, aber früher vielgeleſene Romane dieſes Verfaſſers.

**) Der geiſtreichſte und geſchätzteſte Kritiker der neuen Schule in Frankreich, als Dichter unter dem Namen J. Delorme hoch gefeiert.

***) Ueber Merimée vergleiche eine ſpätere Mittheilung.

†) Eine Geſellſchaft junger Männer, welche früher unter dem Collectivnamen Michel Raymond ihre geiſtreichen Leiſtungen gemeinſchaftlich herausgab.

Dieſe Auszüge, welche wir auch in der äußeren Form ſo getreu wie möglich wiederzuge-

---

*) Victor Hugo's erſter, noch ſehr unreifer Roman.

den ſuchten, und in denen wir das Wichtigſte jener Einleitung dichter zuſammenſtellten, werden dem Leſer bei genauer Betrachtung ein deutliches Bild von Jules Janins literäriſchem Charakter und Treiben gewähren, denn er hat ſich hier mit ſeltener Offenherzigkeit geſchildert. Kein Schriftſteller iſt in Frankreich ſo Mode, wie er; denn jede neue Erſcheinung, jede buchhändleriſche Speculation muß von ihm mit einer Einleitung begleitet, oder doch wenigſtens in irgend einem Journale commentirt werden. Es iſt nicht zu läugnen, daß er den Ruf eines der talentvollſten und gewandteſten franzöſiſchen Journaliſten, als wohlerworben, wirklich verdiene, aber bei ſchärferer Prüfung wird man bald finden, wie ſein ganzer Werth allein auf ſeinem Styl beruhe (nicht, als ob dieſer als Muſter gelten könne), und wie eigentlich gar wenig Kern in ſeinen Leiſtungen zu finden ſei. Er beſitzt das Geheimniß, jeden, auch den wohlfeilſten Gedanken, ſo lange zu drehen, bis er ihm irgend eine Seite abgewonnen hat, die ſich glänzend herausputzen und hervorheben läßt; daher ſpielt er beſtändig mit Worten, ohne jedoch Wortſpiele zu machen, denn das thut er nur ſehr ſelten, und zapft aus einem Worte gleichſam alle Ideen und ſinnverwandten Begriffe, oft mit tollen, aber nie ungraciöſen Sprüngen ab, die daſſelbe nur irgend zu enthalten vermag. An Tiefe und Gründlichkeit iſt bei ihm faſt nie zu denken; er gaukelt, ein geſchickter Schwimmer, auf dem Spiegel des Meeres umher, aber er fährt nie auf den Grund hinab, um dort unten den Pulsſchlag der Erde zu belauſchen, und von ihm zu erzählen. Seine Phantaſie iſt nicht arm zu nennen, doch ihr Vermögen beruht mehr auf goldenen Flittern und bunten Steinen, als auf gediegener Habe. Sowie er nach ſeinem eigenen naiven Bekenntniſſe Unterricht nach achttägiger Vorbereitung im Hebräiſchen und Syriſchen gegeben haben würde, ohne auch nur ein Wörtchen Hebräiſch oder Syriſch zu verſtehen, ſo ſchwatzt er, auch ohne alle Vorbereitung, luſtig über Alles, was ihm in den Wurf kommt, mag es ihm gleich noch fremder zuweilen ſein als Syriſch und Hebräiſch. Ihm gilt das einerlei; die an Erlebniſſen reiche Zeit bietet ihm immer etwas dar, das er geſchickt an ſeinen Gegenſtand hängen kann, und für welches er gewiß iſt, Intereſſe bei dem Leſer zu finden; und kann er das nicht, ſo ſpielt er, wie ein kunſtfertiger Jongleur, ſein Sujet in das Gebiet der Mährchenwelt, des Wundervollen und Außerordentlichen hinüber, escamotirt es dem Leſer vor den Augen, führt ihn durch Seitenſprünge irre, und läßt es plötzlich da wieder auftauchen, und ſich in neuer Beleuchtung zeigen, wo dieſer es am wenigſten erwartet. Er iſt vollkommen ein Kind ſeiner Zeit; ſeine Poeſie taugt ſtreng genommen gar nichts, oder höchſt wenig; aber ſeine Proſa, d. h. ſeine Geſinnung als Menſch und Bürger, iſt brav und conſequent, und ein ſolches, durch die Praxis atteſtirtes Glaubensbekenntniß wird ihm immer, wenn auch nicht Freunde, doch Gönner erwerben, in einer ſo ſpitzbübiſch-politiſchen Zeit, wie die unſere, wo man nie ſicher iſt, daß ein junger Cato ſich nicht morgen für Geld oder Geldeswerth in einen Polonius umwandele, und umgekehrt ein junger Polonius, falls es ſein Vortheil ſo will, in einen soi-disant Cato.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wo liegt nun aber der Reiz verſteckt, der dem Jules Janin ſo viele Leſer erwirbt und feſthält? Das Geheimniß iſt leicht zu ſagen, aber nicht leicht nachzumachen; denn es gehört ein Talent wie das ſeinige dazu, alſo durchaus kein geringes. Es liegt in ſeiner glänzenden, ſpielenden, gewandten Oberflächlichkeit; liegt darin, daß er den Ton der feinſten Converſation, die, wie ein Schmetterling, Alles nur leiſe berührt, nur leicht benaſcht, ohne lange dabei zu verweilen (die Franzoſen haben ein treffliches Wort dafür, das Wort effleurer; wir gründlichen Deutſchen keins), und welche in Frankreich den höchſten Grad der Bildung erreicht hat, in ſeinen Schriften auf das Täuſchendſte zu reproduciren weiß. Dadurch zieht er die Menge an; er giebt, möchte ich ſagen, ihrem Converſationsverſtande das nöthige Futter; und braucht ſie das auch nicht von ihm, ſo wird ſie doch von ihm amüſirt. Mehr will ſie aber nicht. Kurz, Jules Janin iſt ein lebhafter, liebenswürdiger, witziger Geſellſchafter, und ein Solcher iſt bekanntlich überall gern geſehen.

Mein Urtheil erſcheint vielleicht als zu ſtreng, iſt es aber wahrlich nicht. Ja, ich würde noch weit ſtrenger und härter mit ihm verfahren, wenn ich das, ohne ungerecht zu werden, thun könnte; denn man hat in neueſter Zeit in Deutſchland angefangen, ihn zu loben und zu preiſen, ſeine Werke als die genialſten Producte zu empfehlen; und damit es den Schwachköpfen auch nicht an Parallelen fehle, ihn den franzöſiſchen E. T. A. Hoffmann genannt. Zwiſchen ihm und dieſem iſt aber ein himmelweiter Unterſchied; denn Hoffmanns tiefe, wenn auch in Verirrungen ſich gefallende Genialität, ſeine reiche Phantaſie, kurz, alle jene bedeutende Eigenſchaften, die ihn ſo ſehr auszeichneten, theilt Janin keineswegs mit ihm, höchſtens nur ſeinen Witz. Die einzige Aehnlichkeit beſteht darin, daß, als Hoffmanns Erzählungen in das Franzöſiſche überſetzt und in Frankreich Mode wurden, Janin ſich des Kreisler bemächtigte, und aus dieſem wirklich poetiſchen Wahnſinnigen einen verſoffenen Muſikus (man verzeihe den Ausdruck, er war aber zur Charakteriſtik nothwendig) machte, den er nach ſeiner Laune ſich geberden oder radotiren ließ, ohne das wahre Element, das dem Kreisler zu Grunde liegt, auch nur zu ahnen.

Janin hat bis jetzt, außer vielen Journal-Artikeln, Folgendes geliefert: L'âne mort et la femme guillotinée, eine Art von ſentimentalem Roman, in welchem er das Schickſal eines jungen Landmädchens erzählt, das bis zur unterſten Stufe des Laſters hinabſinkt und auf dem Hochgericht endet; er ſagt ſelbſt von dieſem Buche, es ſei ein glühender Traum ſeines zwanzigſten Jahres, in einem Alter, wo man Miſanthrop iſt, weil man nichts Anderes ſein kann, und ſpricht dadurch das ſtrengſte Urtheil über dieſes Buch und die ganz verfehlte Richtung deſſelben aus; la Confession, ein mit größerer Beſonnenheit geſchriebener poetiſch-proſaiſcher Angriff gegen den Katholicismus; Contes fantastiques, eine Sammlung größtentheils für die Revues geſchriebener belletriſtiſcher Aufſätze, unter denen ſich, neben vielem Gezierten und Geſuchten, manches wirklich Vortreffliche und höchſt Gelungene findet, z. B. le Haut-de-Chausse, ein ganz allerliebſtes Genrebild, wie Jules Janin überhaupt großes Talent für die poetiſche Genremalerei beſitzt; Contes nouveaux, eine ähnliche Sammlung, in welcher die Aufſätze: Voltaire et Madame de Pompadour, Fréron et Voltaire, Essai sur le dixhuitième Siècle: beſonders auszuzeichnen ſind: Paris et la Revolution de 1830, eine ſarkaſtiſche, aber zu manierirte Oppoſitionsſchrift gegen das Bürger-Königthum, und was dazu gehört; le Piedestal oder le chemin de Traverse, ein durch die Unſittlichkeit, mit welcher in demſelben eben die höhere Unſittlichkeit angegriffen wird, widerliches Buch; und endlich ſein bedeutendſtes Werk: Barnave, ein hiſtoriſcher Roman, bei dem es uns geſtattet ſei, länger zu verweilen.

Es iſt ganz eigenthümlich, welchen Zauber mitunter die Sprache ausübt; was in leichtem, gewandtem, elegantem Franzöſiſch ſich leicht und hübſch lieſt, und beinahe geiſtreich ausſieht, das erſcheint oft dagegen im deutſchen Kleide, wenn ihm ſein franzöſiſcher Flitter abgeſtreift iſt, bei der Gewöhnung, mit der Sprache zugleich auch tiefere Anforderungen zu machen, mitunter fade und albern, und wenn auch nicht urſprünglich ganz geiſtlos, doch verzerrt. So iſt es mir mit dieſem Roman ergangen, bei dem ich zuerſt, als ich ihn im Originale las, nur über die Inconſequenzen des Verfaſſers lächelte, und ſie ihm willig verzieh, der mich aber ſpäter in einer übrigens ganz guten deutſchen Ueberſetzung (Stuttgart, bei Brodhag 1832) anwiderte, und doch war es nicht der Reiz der Sprache, der mich bei dem Originale beſtach, ſondern es ſchien mir, als ich mich mit der deutſchen Uebertragung bekannt machte, unerträglich, ſolche Sprünge, ſolchen wunderlich verzerrten Gedankengang in deutſchem Kleide verfolgen zu müſſen. Die Unwahrheit und Haltloſigkeit in der Charakterzeichnung, ſo wie die Unwahrſcheinlichkeit der Situationen und Begebenheiten (obwohl dieſe auf hiſtoriſchem Grunde beruhen, iſt doch faſt keine pſychologiſch richtig motivirt) drängte ſich mir eben deswegen nur noch ſtörender und lebhafter auf. Barnave, von dem das Buch den Titel entlehnt hat, iſt nicht der eigentliche Held des Romans, ſondern Mirabeau ſelbſt; den Träger des Geſchichtsfadens bildet aber ein junger deutſcher Reichsgraf, ſo dumm und faſelhaft in ſeinem Weſen gezeichnet, als dies nur immer ein unwiſſender Franzoſe zu thun vermag. — Folgendes iſt die Fabel des Romans. Der junge Graf Friedrich von Wolfenbüttel hat in ſeiner Heimath auf eine kindiſche Weiſe den Philoſophen geſpielt und ſeinen Vetter, Kaiſer Joſeph, beleidigt. Der Hof wird ihm verboten. Er geht daher nach Paris, wird in Flandern mit dem Wagen umgeworfen und in das Haus einer armen Bäuerin gebracht, in deren Nichte er ſich verliebt, und die er große Luſt hat, zu heirathen. Endlich kommt es aber heraus, daß ſie es nicht mit ihm, ſondern mit ſeinem Kammerdiener Julian gut meine und dieſen ehelichen wolle. Des Herrn Grafen Mama kommt dazu, er giebt der jungen Dirne alſo ſeinen Segen und ſchenkt ihr ſeine ganze Bagage. Dieſe Epiſode iſt bis auf den Schluß unbedingt dem witzigſten aller deutſchen Reiſenden, Thümmel, geſtohlen, und deſſen liebliche naive Margot erſcheint hier in einer ſteifen Copie als flanderiſche Fanchon; ſogar die Scene an der Heerſtraße iſt beinahe wörtlich abgeſchrieben. — Graf Friedrich geht nun mit ſeiner Frau Mama nach Paris, wird bei der Königin, ſeiner Couſine, eingeführt, und ſieht von 1789 bis zur Flucht des Königs und deſſen Rückkehr von Varennes alle jene Keime ſich entfalten, aus denen ſich die franzöſiſche Revolution ſo furchtbar entwickelte. Mirabeau, Barnave, Petion, kurz, die ausgezeichnetſten Perſonen jener Tage werden mit ihm genau bekannt und von ihm geſchildert. Aber eben die Charakterſchilderung derſelben iſt durchaus mislungen; bei näherer Betrachtung hat man wirklich Urſache zu glauben, es ſeien keineswegs Mirabeau, Barnave u. ſ. w. ſelbſt, ſondern Wahnſinnige, die ſich einbilden, dieſe Menſchen zu ſein und ſich demgemäß bewegen und handeln. — Nie aber iſt ein hiſtoriſcher Romanſchreiber ſo wenig durch Studien in ſeinen Gegenſtand eingedrungen; Janins Phantaſie muß Alles erſetzen, und ſchafft nichts, als Carricaturen. Geſunde Wahrheit iſt in dem ganzen Buche nicht anzutreffen; Alles erſcheint, wie in einem Hohlſpiegel, verzerrt. — Der deutſche Herr Graf kehrt nachher in ſein Vaterland zurück und ſchreibt im ſpäten Alter dieſe Memoiren; er iſt natürlich ganz ſo gezeichnet, wie man ſich im Allgemeinen in Frankreich einen Deutſchen vorſtellt, ohne die mindeſte Kenntniß von unſerem eigentlichen Weſen zu beſitzen; viele Anachronismen ſind daher gar nicht einmal übel zu nehmen.

Trotz allen dieſen groben Fehlern iſt aber doch in dem Buche auch manches Schöne; und wenn ſich Janin gleich in der Auffaſſung der männlichen Charaktere gänzlich vergriff, ſo gelang ihm die Schilderung der Frauen dagegen weit beſſer. — Vortrefflich iſt die Darſtellung des vertrauteren Kreiſes der Königin, wie überhaupt manches Bild aus dem damaligen geſelligen Treiben höchſt lebhaft und glücklich. Die aufgetragenen Farben ſind ſtets reich und glänzend.

Wird man ſich nun noch wundern, daß Jules Janin der Liebling der Menge in Frankreich iſt? Es gehört zur Mode für jeden Elegant, Montags das Journal des Débats, deſſen Feuilletoniſt par excellence Janin iſt und in welchem er gewöhnlich an dieſem Tage über die merkwürdigen dramatiſchen Erſcheinungen der verfloſſenen Woche referirt, zu leſen, oder doch wenigſtens ſo zu thun. Wenn er am Montag in ſein Kaffeehaus tritt, ſo fragt er ſeine dort anweſenden Freunde und Bekannte nicht: wie habt Ihr geſchlafen, oder wie befindet Ihr Euch? ſondern Avez vous lu le Feuilleton, und die ſtereotype Antwort iſt: Le Feuilleton est délicieux. — In neueſter Zeit hat ſich Janin bei ſeinen Reiſeberichten aus Oberitalien, während der Kaiſerkrönung, in demſelben Journal, unſeren Heine 'zum Muſter genommen, 'aber ſelbſt das dem Champagnerſchaum Gleichende in deſſen Styl weiß er nicht zu treffen, ſondern quirlt es erſt, bis es allen urſprünglichen Reiz verloren hat.

Jules Janin iſt von gewöhnlicher Größe, aber wohlbeleibt; in ſeinem glatten gut genährten Antlitz liegt eben ſo viel Bonhommie, als Schalkhaftigkeit; aus ſeinen Augen ſtrahlt Feuer, Geiſt und Schlauheit; er hat dunkles, dicht anliegendes, reiches Haar. — Seine Freunde ertheilen ihm das Lob, im vertrauten Kreiſe ein behaglicher Geſell, zu Zeiten aber auch ein arger Spitzbube zu ſein. —

Prosper Mérimée.

Göthe erzählt in ſeinem Leben, Oeſer habe, als er den Vorhang für die Leipziger Bühne malte, einen Mann darauf angebracht in kurzer Jacke, welcher, unbekümmert um die Gruppen poetiſcher Heroen zur Rechten und Linken, mittendurch gerades Weges auf den Tempel des Ruhmes zugeſchritten ſei. Dies ſollte den Shakſpeare bedeuten. — Mit den gehörigen Abänderungen, wie z. B. ſtatt der poetiſchen Heroen, die poetiſchen franzöſiſchen Parteien, paßt ein ſolches Bild auf Niemand beſſer, als auf Prosper Mérimée, der eigentlich keiner Schule angehört, ſondern von jeder entlehnend, was er brauchen kann, ſeinen eigenen Weg wandelt, und ſich einen hübſchen Ruf erworben hat, wie ſorglos er auch immer ſelbſt mit dem Publikum umſpringen möge. Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt; man weiß nur, daß er in einem Pariſer Collège erzogen, die Jurisprudenz zu ſeinem Studium wählte, als Advocat immatriculirt wurde, jedoch nie plaidirt hat, und Secretair des Grafen d'Argout iſt. Die ihn näher kennen, erzählen von ihm [wie Planché uns mittheilt *)], daß er ein ſehr einfacher, gründlich gebildeter Mann ſei, der Italieniſch und Neugriechiſch verſteht, Engliſch und Spaniſch äußerſt elegant ſpricht, und Reiſebeſchreibungen allen anderen Büchern vorzieht. In England und Spanien hat er ſich mehrere Monate aufgehalten, und iſt jetzt ungefähr 40 Jahre alt.

Als Dichter beſitzt Mérimée ein wirklich homeriſches Talent für die objective Darſtellung; deßhalb iſt es ihm auch ſo oft gelungen, das Publikum zu myſtificiren, woran er ein

---

*) Revue des deux mondes Bd. 7. Lief. 5. S. 590.

ganz eigenthümliches Gefallen zu finden ſcheint, indem er ſeine Sachen unter fremdem Namen einſchwärzte, und dieſe lange Zeit in dem Rufe der Echtheit zu erhalten wußte; die wirkliche Originalität, deren ſie ſich erfreuen, trug nicht wenig zum Gelingen bei. Mérimée iſt nämlich kein Nachahmer einzelner Dichter, der ihnen glücklich abguckt, wie ſie ſich räuſpern, und zum Vortheil ſeines Beutels und ſeines Buchhändlers die Menge, der der Schatten des Namens gilt, durch ein Falſum täuſcht, wie das Andere in Frankreich wie bei uns gethan, ſondern er weiß die ganze poetiſche Richtung, Art und Weiſe einer Nation ſo treu aufzufaſſen und wiederzugeben, daß ſelbſt der Kenner auf den erſten Anblick ſich dadurch irre führen läßt. Es iſt nicht allein die Form, die er keineswegs vernachläſſigt, ſondern vor Allem der Geiſt, den er eben ſo treffend reproducirt, als er ihn gründlich durchſchaut, und in ſich aufgenommen hat. Die Form kümmert ihn überhaupt, wie jeden echten Dichter, wenig, weil ſie ſich am Leichteſten geſtaltet, ſobald nur der Stoff gut und von ihm durchdrungen werden iſt; aber die Wahrheit des Lebens gilt ihm Alles. Er weiß dieſem ſeine geheimſten Bewegungen abzulauſchen, und verliert ſich daher nie in überflüſſiges Raiſonnement oder übertriebene poetiſche Ausſchmückung; ja er verſchmäht die Letztere beinahe ganz, und es genügt ihm, mit wenigen Zügen charakteriſirend, das Weitere der Phantaſie des Leſers zu überlaſſen. — Weder zu viel, noch zu wenig, iſt ſein Wahlſpruch; ſowie ſein Styl kräftig, körnig und klar, ſelten glatt und einſchmeichelnd.

Das erſte Werk, mit welchem Mérimée auftrat, war eine Sammlung von Dramen, die er unter dem Titel Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, herausgab, und in der er ſich hinter dem Namen des angeblichen Ueberſetzers Joſeph l'Eſtrange verbirgt. Sie erſchien 1825, und hat ſeitdem eine zweite vermehrte Auflage erlebt, was für ein Buch dieſer Art, das durchaus nicht der Mode des Tages huldigt, ſehr viel ſagen will. Sämmtliche darin enthaltene Komödien ſind weder im Styl des Calderon'ſchen, noch in der bürgerlichen Weiſe des Moratin'ſchen Luſtſpiels geſchrieben, ſondern gleichen mehr in Geſtalt und Inhalt den vortrefflichen Entremeſes, die uns der unſterbliche Cervantes hinterlaſſen hat. Wie dieſe, ſind ſie gedrängt, kurz, mit ſcharfer Charakteriſtik und raſcher Handlung; wie dieſe, ſatiriſch, aber nicht allgemeine Thorheiten verſpottend, ſondern direct beſtehende Mißbräuche bekämpfend, und dieſelben mit einer bis auf die Knochen ätzenden Lauge übergießend. Die Handlung iſt mit wenigen Zügen überall beſtimmt hingeſtellt, die Charaktere ſind dem Leben auf das Getreueſte abgeborgt, der Dialog ſtreng wahr, und daher ſtets gedrängt, denn die Wahrheit braucht nie viel Worte. Das bedeutendſte Stück der Sammlung hat die bekannte Entweichung des tapferen und geiſtvollen Marquis de La Romana mit ſeinen Truppen aus Fühnen, wohin Napoleons Politik ſie verbannt hatte, zum Gegenſtande, und führt daher auch den Titel: Les Espagnols en Danemark. Streng genommen iſt das Ganze nur eine Skizze, aber eine der geiſtreichſten und vollendetſten Skizzen, welche je ein talentvoller Dichter lieferte. Die einzelnen Figuren ſind vortrefflich und ganz nach dem Leben gezeichnet, der Diplomat, der Lieutenant von der Garde, Madame de Tourville, die jedes für ſich eine eigene Claſſe Menſchen repräſentiren, erſcheinen ſo wahr und natürlich, daß man ſie ſchon tauſend Mal irgendwo glaubt angetroffen zu haben. Die einzelnen Scenen ferner haben ſämmtlich große Wirkſamkeit, aber man vermißt überall die nothwendigen Uebergänge, welche allein die Wahrſcheinlichkeit und Glaubwürdigkeit vermitteln, und ſo bleibt eben dieſes größere Stück, mehr noch, als die übrigen im Buche, nur eine geniale Skizze, bei der man immer beklagen muß, daß die Meiſterhand, welche ſie entwarf, ſich nicht auch die Mühe gab, dieſelbe ſorgfältig in allen Theilen auszuführen. Unter den übrigen Dramen des Theaters der Clara Gazul iſt eigentlich jedes von großer Wichtigkeit, wenn auch nicht immer in poetiſcher, doch in moraliſcher Hinſicht; und die Kühnheit des Verfaſſers verdient um ſo größeres Lob, wenn man bedenkt, daß er das Treiben des Clerus und die Vorurtheile des Adels gerade zu einer Zeit ſo heftig angriff, als dieſe in Frankreich von oben herab in jeglicher Weiſe begünſtigt wurden (1825). Man ſieht aus Allem, — l'amour africain allenfalls ausgenommen, welches durchaus als ein wirkliches Zwiſchengericht (Entremes) zu betrachten iſt, — daß der Verfaſſer das Leben ſtudirt hat, und in der Darſtellung, wie dieſes ſelbſt, allen unnöthigen, überflüſſigen Prunk verſchmäht, aber gerade durch ſeine bruske, kräftige Weiſe mit wenigen Pinſelſtrichen ſeine Gebilde ſchärfer und bedeutender hinſtellt, und ſeinen Zweck weit ſicherer erreicht, als es das künſtlichſte Studium deſſen, was gefällt, je thun konnte. Darin eben liegt aber gerade Mérimée's Eigenthümlichkeit, darin allein ſeine Fehler, wie ſeine Vorzüge.

La Guzla, eine Sammlung von angeblich illyriſchen, in das Franzöſiſche überſetzten Volksliedern, machte in Frankreich gar wenig Aufſehen, und hat weit mehr Freunde in Deutſchland gefunden, wo man erſt ſpät, und namentlich zuerſt durch Göthe *), auf die Unechtheit

---

*) Goethe, qui avait donné, dans son journal de

derſelben aufmerkſam gemacht wurde, während ſie W. Gerhard bereits ſeiner Sammlung ſerbiſcher Lieder einverleibt hatte. Auch in dieſer zweiten Arbeit Mérimée's, die, abgeſehen von der Myſtification, welche der Verfaſſer ſich erlaubte, doch ſehr viel Schönes enthält, offenbart ſich Mérimée's eigenthümlichſtes Talent, die poetiſchen Seiten einer Nation mit ſcharfem Blicke zu durchdringen, und mit großer Gewandtheit Treue und Wahrheit wiederzugeben. — Viele, und unter ihnen nicht unbedeutende Kenner und Freunde der Volkspoeſie, wie

---

Weimar (für Kunſt und Alterthum) une savante analyse de Clara Gazul, a consacré aussi quelques pages à la Guzla. Il avait de l'auteur un exemplaire de son premier livre, et lui avait envoyé en remerciment sa médaille, qui est assez mauvaise. Il reçut pareillement son second livre. Mais il ne put se refuser au plaisir d'avoir l'air de deviner ce qu'il savait parfaitement. Il montra l'identité d'origine de Clara Gazul et de la Guzla par l'anagramme des deux mots.' *Revue des deux mondes* *l. c.* 582.

z. B. der bereits erwähnte Gerhard, der Engländer Keightley (in ſeiner Fairy Mythology) u. A. m. gingen in die Falle, und hielten die mitgetheilten einzelnen Dichtungen für treue proſaiſche Uebertragungen ſerbiſcher und illyriſcher Originale.

Mérimée's dritte Leiſtung, La Jaquerie, eine Art ungeregelten hiſtoriſchen Drama's, wie ſie durch Vitet u. A. Mode geworden waren, erſchien 1828, iſt aber höchſt wahrſcheinlich älter als das Theater der Clara Gazul, und hat wenig Theilnahme erregt. Zwar ſind einige Charactere, wie immer bei Mérimée, mit großer Energie gezeichnet, im Ganzen aber ermüdet die Lectüre durch die gedrängte Kürze der Scenen, und die hieraus entſpringende Zerzauſung der Handlung (l'éparpillement de l'action), wie ſich Planché bei dieſer Gelegenheit ſehr trefflich ausdrückt. —

Seine vorzüglichſte Arbeit: 1572. Chronique du règne de Charles IX., trat 1829 an das Licht, und erwarb ihm in Frankreich, wie im Auslande, großen Beifall. Sie behandelt das Treiben jener Zeit, und beſonders die Bartholomäusnacht in den kleinſten Details, mit einer Wahrheit, Genauigkeit und einem Reichthume an echter Poeſie, wie man dieſelben nur bei dem Vater des hiſtoriſchen Romans findet, wobei noch obendrein der Vorzug herrſcht, daß W. Scotts mitunter über die Maaßen ermüdende Weitſchweifigkeit glücklich vermieden iſt. Daher ſtellt ſich auch jedes einzelne Capitel als ein vollendetes, in ſich abgeſchloſſenes Gemälde dar, auf welchem wir jene Zeit von einer neuen Seite aufgefaßt und abgebildet ſehen. Die Charaktere ſind, wie in allen Werken Mérimée's, ſcharf gezeichnet, aber hier giebt er dieſelben mit noch größerem Fleiße, und ſo ſtehen ſie, in ihren kleinſten Theilen ausgeführt, höchſt ſauber gearbeitet und in ſich vollendet da, ohne daß eben dieſe Sauberkeit und Genauigkeit weder der Wahrheit des Lebens, noch dem poetiſchen Gehalte, Abbruch thun. So muß Diana von Turgis, trotz allen ihren Schwächen, durchaus das Intereſſe des Leſers für ſich gewinnen; denn ihre Liebenswürdigkeit dringt überall ſiegreich durch, und mit ſeltener Zartheit und Tiefe hat der Dichter die in ihrem Herzen ſich erzeugende Leidenſchaft für Bernhard von Mergy belauſcht, und vor den Augen des Leſers wahr und naturgemäß bis zu deren Culminationspuncte entwickelt. Auf gleiche Weiſe ſind die einzelnen Begebenheiten geſchickt erfunden, und alle Handelnden, von Carl IX. bis zum Hauptmann der Reitrés, ſtehen wirkſam zu einander; kurz, nirgends hat jene Zeit, mit allen ihren Schatten, und Lichtſeiten, ſo einem Maler geſeſſen, wenn ich mich dieſes Ausdruckes bedienen darf, und nie iſt einem Gemälde ein ſo treuer Spiegel vorgehalten worden, als in dieſem Buche. — Die beiden deutſchen Ueberſetzungen, von denen die letzte erſt unlängſt von einem Herrn von Lützow, unter dem Titel: Bernhard von Mergy, beſorgt wurde, ſind bei uns ebenfalls ſehr gern geleſen worden, und verdienen es Beide, lebhaft empfohlen zu werden. —

Die kleineren Arbeiten Mérimée's erſchienen ganz neuerlich in einem Bande, unter dem Namen Mosaïque, geſammelt. — Unter dieſen iſt beſonders Mateo Falcone, als Erzählung, ein wahres Meiſterſtück. — Bleibt ſich

Mérimée getreu und bringt er noch mehr durch, ſo kann er Einer der Wenigen ſein, welche berufen ſind, den Aftergeſchmack der neueren franzöſiſchen Schule, von dem ſich ſelbſt die Coryphäen derſelben nicht ganz frei erhielten, zu läutern und zu reinigen. Seit geraumer Zeit ſcheint ſeine Muſe jedoch zu feiern.

Alfred de Vigny.

Unter den jungen Männern, welche in Frankreich als die Grundpfeiler der romantiſchen Schule betrachtet werden, zeichnet ſich Alfred de Vigny beſonders aus durch die ungemeine Ruhe, Beſonnenheit und Klarheit, welche vereint einen Hauptzug ſeines Charakters als Schriftſteller und Dichter bilden. Er verſchmäht es, ſich wilder, ungewöhnlicher Mittel zu bedienen, um die Phantaſie des Leſers gewaltſam fortzureißen und gewiſſermaßen im Fluge zu gewinnen; eine Weiſe, deren ſich ſeine Genoſſen nur zu oft, theils im entſchiedenen Gegenſatze zu den Claſſikern, theils weil ſie ſich vorzüglich im Excentriſchen, Schroffen, Ungewöhnlichen gefallen, bemächtigten. Aber, weil man bei ihm ſchon nach Leſung der erſten Seiten deutlich ſieht, daß er genau weiß, was er will, daß er ſeine Mittel zu Rath hält, um ſie zu rechter Zeit und am rechten Orte anzuwenden, kurz, daß er, im Beſitz großen, geiſtigen Reichthums, weder verſchwendet, noch geizt, weder dem Leſer übermüthig ſeine Schätze vor die Füße wirft, noch ängſtlich damit zurückhält, aus Furcht, ſich zu erſchöpfen, ſondern klar und entſchieden, und doch gefällig ſeinem Zwecke nachſtrebt, ſo erreicht er immer ſein Ziel, und Niemand wird eine Arbeit oder einen dichteriſchen Erguß von ihm aus der Hand legen, ohne, wenn auch nicht ganz, doch in mancher Hinſicht befriedigt worden zu ſein, und die tiefſte Achtung vor ſeinem Geiſte zu empfinden.

Von ſeinem Leben iſt bis jetzt noch wenig bekannt; dies Wenige gereicht ihm aber zu großem Lobe. Geboren zu Loches in der Touraine im Jahre 1798, erhielt er ſeine erſte Bildung auf dem, ſeinem Großvater gehörigen Schloſſe Tronchet in Beauce. Darauf beſuchte er ein College in Paris, und trat dann im Jahre 1814 als Cavallerielieutenant in die erſte rothe Compagnie*). Später verließ er dieſelbe, und ging zu einem Infanterieregimente über. — Im Jahre 1828 gab er den Dienſt auf, nachdem er es bis zum Range eines Capitains im 55. Linienregimente gebracht hatte, und lebte ſeitdem als Privatmann in Paris.

Um einen richtigen Blick in ſeine poetiſche Entwickelung zu thun, iſt es nothwendig, folgende Umſtände beſonders hervorzuheben. — Seine Erziehung fiel in die glorreichen Zeiten des Conſulates und des Kaiſerthums; ſein Eintritt in das Leben und ſein Kriegsdienſt in die thatenloſen Jahre der Bourbons. Er war aufgewachſen bei den glänzenden Erzählungen Anderer, ſeine junge Seele träumte von ruhmvollen Tagen; die Wirklichkeit brachte ihm nur einen ermüdenden Garniſondienſt, und den kampfloſen ſpaniſchen Feldzug im Jahre 1823.

---

*) Bekanntlich zur königlichen Garde gehörig.

Seine Neigung, innerlich zu leben, ward dadurch ausgebildet und gepflegt. — Das Bedürfniß, zu dichten, brach ſich früh und faſt wider ſeinen Willen Bahn, weil es ihm an Allem fehlte, was geiſtige Zerſtreuung gewähren konnte, denn die Begebenheiten und Erſcheinungen des Kaſernenlebens lernt man eben ſo bald auswendig wie die Gänge eines Parks, in dem man täglich ſpazieren geht; und dieſe ſtets wiederkehrende Monotonie kann einen ſchaffenden und claſſiſchen Geiſt nicht befriedigen. Sein ganzer Bücherſchatz auf den friedlichen Märſchen beſtand in einer Bibel; keine Poeſie aber iſt befruchtender, zeugender, als die der heiligen Schrift. Alfred de Vigny begann daher bald, halb aus Noth, halb aus Drang, ſich ſelbſt zu ſchreiben, was er zu leſen wünſchte.

Seine erſten Leiſtungen waren erzählende und reflectirende Poeſien, wie z. B. Moïse, le Déluge, la Neige u. ſ. w., voll großartiger Bilder, kühner Gedanken, mannichfaltigen Wechſels und edler Geſinnungen; Träume eines genialen Geiſtes, ſtets in das keuſcheſte Gewand der Sprache gehüllt, voll ſeltenen Wohlklanges; lauter Eigenſchaften, die dem Dichter eine hohe Stellung unter ſeinen Zeitgenoſſen gewähren; hinderlich tritt ihm aber als ſolchem der Philoſoph Alfred de Vigny entgegen, denn dieſer zwingt jenen, ſeiner Neigung zu metaphyſiſchen Reflerionen zu viel zu opfern, ſelbſt die Wahrheit der Erfindung. Das iſt eben der größte Fehler bei ihm; er läßt ſeine Perſonen nicht ſo denken und handeln, wie ſie es conſequent nach der Natur ihres Charakters, ihrer Verhältniſſe und ihrer Umgebungen in richtiger Zeichnung müßten, ſondern er modelt ſie ſo, oft gegen alle Natürlichkeit, daß ihre Perſönlichkeit zur Uebereinſtimmung mit ihren Gedanken, die aber höchſt ſubjectiv nur ſeine, des Dichters, Gedanken ſind, gezwungen wird. Dieſer Fehler iſt beſonders in ſeinem Moſes hervortretend, der, ſo wie de Vigny ihn hinſtellte, den großen Geſetzgeber, wie ſich dieſer in der heiligen Schrift uns offenbart, keineswegs erreicht. Aus dieſem Grunde iſt der Dichter auch überall da am größten, wo er nur ſeine Phantaſie walten läßt, welche von ihm, wie ich bereits oben bemerkte, ſtets mit großer Beſonnenheit gezügelt wird. Welche großartige Anſchauungs- und Darſtellungsgabe er jedoch beſitzt, möge folgende Stelle aus ſeinem Myſterium, Le Déluge, da Beiſpiele immer am deutlichſten reden, dem Leſer beweiſen:

Tous les vents mugissaient, les montagnes tremblèrent *).
Des fleuves arrêtés les vagues reculèrent.

---

*) Alle Winde brüllten, die Berge zitterten, die Wogen der gehemmten Flüſſe rollten zurück, und der Ocean, der unermeßliche Diener der Rache Gottes, erſchien, die Höhe des düſteren Horizontes überſteigend. Kochend und ſtolz, die Wälder wie den Sand und das Gras mit ſich fortreißend, den Grund der überſchwemmten Ebenen einnehmend, lagert er ſich, als Sieger in der tiefen Wüſte, und führt, wie große Trophäen, die unbekannten Trümmer der erdrückten Städte mit ſich, und ſcheint dort, bald viel ruhiger in ſeinem Wachſen, einen Augenblick in ſeinen Arbeiten inne zu halten, und Gefallen daran zu finden, auf ſeiner Woge die dem Leichnam der Welt entriſſenen Glieder zu vermengen und zu zertrümmern.

Et du sombre horizon dépassant la hauteur,
Des vengeances de Dieu l'immense exécuteur
L'Océan apparut. — Bouillonnant et superbe
Entrainant les forèts comme le sable et l'herbe.
De la plaine inondée envahissant le fond
Il se couche en vainqueur dans le désert profond.
Apportant avec lui comme de grands trophées
Les débris inconnus des villes étouffées

Damals ſah man unbekannte Gäſte, die plötzlich an fremde Ufer gekommen waren; die Ceder gelangte bis nach Norden, und erdrückte die Weide; die ertrunkenen, auf den Erdſchollen des Pols ſchwimmenden, Bären ſtießen an den, neben dem Nil eingeſchlafenen Elephanten, und das Ungeheuer, welches vom Waſſer halb emporgehoben ward, ſtaunte, als es im Kampfe gegen daſſelbe eine Welle zerquetſchte, in welcher der Tiger und die Gazelle ſchwammen. Umſonſt die erſten der breiten Wogen zurückſtoßend, riß ſein wirbelnder Rüſſel die Palmbäume aus; wie dieſe ward er in die heißen Ebenen hinabgerollt, ſich nach ſeinem Schilf und ſeinem dürren Sande ſehnend, nach dem biegſamen, grünen Lager im hohen Bambusrohr, ja ſogar nach dem aus der Wüſte verbannten Flammenrinde. —

Et là, bientôt plus calme en son accroissement
Semble, dans ses travaux, s'arrêter un moment,
Et se plaire à mêler, à briser sur son onde
Les membres arrachés au cadavre du monde. —
Ce fut alors qu'on vit des hôtes inconnus
Sur des bordes étrangers tout à coup survenus;
Le cedre jusqu'au nord vint écraser le saule;
Les ours noyés, flottant sur les glaçons du pôle,
Heurtèrent l'éléphant près du Nil endormi
Et le monstre que l'eau soulevait à demi,
S'étonna d'écraser, dans sa lutte contre elle,
Une vague ou nageaient le tigre et la gazelle.
En vain des larges flots repoussant les premiers
Sa trompe tournoyante arracha les palmiers;
Il fut roulé comme eux dans les plaines torrides
Regrettant ses roseaux et ses sables arides,
Et dans ses hauts bambous les lit flexible et vert
Et jusqu'au vent de flamme exilé du désert.

Der Roman Cinq-Mars, welcher dem Dichter ſpäter einen ſo bedeutenden Rang erwarb, als die allgemeine Aufmerkſamkeit durch geiſtreiche Kritiker dahin gelenkt wurde, zog anfangs den größeren Theil des leſenden Publikums in Frankreich nicht ſo an, wie er es verdiente, und doch iſt ſeine Form, wie ſein Inhalt, höchſt eigenthümlich. Dem Einfluſſe des

Scott'ſchen hiſtoriſchen Romans, welcher zu jener Zeit in faſt ganz Europa eine ſo bedeutende Herrſchaft auf den Geſchmack und die Nationalliteratur ausübte, verdankt auch er ſein Entſtehen; aber der Dichter brach in ihm eine neue Bahn für Frankreich und ſchuf den dort noch unbekannten philoſophiſch-hiſtoriſchen Roman. Cinq-Mars iſt bekanntlich der Name des Günſtlings Ludwigs XIII. Ein Werkzeug des Cardinals Richelieu, ſuchte er dieſen zu verdrängen, ward von ihm geſtürzt, und am 12. September 1642 zugleich mit ſeinem Freunde de Thou hingerichtet wegen des Verbrechens beleidigter Majeſtät. Die Memoiren des 17. Jahrhunderts, vorzüglich die des Cardinal de Retz und der Madame de Motteville, berichten ausführlich über dieſen Vorfall, deſſen einzelne Ereigniſſe jedoch der bekannte Pitaval im achten Bande ſeiner Causes célèbres am Genaueſten zuſammengeſtellt hat. Der Stoff an und für ſich iſt vom höchſten Intereſſe; Walter Scott ſoll ſogar den Gedanken gehabt haben, ihn in gleicher Form zu bearbeiten. Was die Arbeit de Vigny's vorzüglich auszeichnet, iſt der Umſtand, daß er nicht allein jene Zeit, ſondern auch die herrſchenden Ideen derſelben auf das Treffendſte zu ſchildern, und den Anſichten unſerer Tage gegenüber zu ſtellen weiß. Nur drei Charaktere, der des ſchwachen Ludwig, Richelieu's und Cinq-Mars treten eigentlich handelnd darin auf; alle anderen Theilnehmer an dieſem blutigen Trauerſpiel, wie z. B. Anna von Oeſterreich, die vernachläſſigte, und zwar nicht einer Maitreſſe wegen vernachläſſigte Gattin des Monarchen, Marie, die Geliebte des Helden, und de Thou, ſein treuer Freund, gruppiren ſich mehr als Zuſchauer und Zuhörer um jene, als daß ſie eigentlich thätig eingreifen. — Daher iſt der Gang der Handlung auch höchſt einfach. Der Cardinalminiſter will, um Anna's Einfluß zu paralyſiren, dem Könige einen unſchädlichen Günſtling geben. Seine Wahl fällt auf Henri d'Effiat de Cinq-Mars, einen unbedeutenden, aber höchſt liebenswürdigen jungen Mann von neunzehn bis zwanzig Jahren; dieſer ſteigt von Würde zu Würde, und der goldenen Bande Richelieu's müde, ſucht er deſſen Nebenbuhler zu werden.

Die krankhafte, aus langer Weile entſpringende Ungeduld des Königs durchſchauend, theilt er dieſem den Plan mit, den Miniſter aus dem Wege zu räumen, und dem Monarchen volle Unabhängigkeit zu verſchaffen. Ludwig, längſt der Herrſchaft des Cardinals müde, willigt mit Freuden ein, aber Richelieu ahnt die Verſchwörung, die zu ſeinem Sturze ſich bereitet; er entreißt dem ſchwachen Könige mit gewohnter Herrſchaft das Geheimniß, und Cinq-Mars endet zugleich mit de Thou auf dem Schafott. — Urbain Grandier, der unglückliche, 1634 verbrannte angebliche Zauberer füllt eine intereſſante Epiſode von mehreren Capiteln, welche vorzüglich dazu dient, das Weſen des Cardinals nach allen Seiten vollkommen zu entwickeln und darzuſtellen. Sämmtliche Charaktere ſind übrigens vortrefflich angelegt und höchſt conſequent und naturgemäß durchgeführt. —

Was dieſen Roman noch vorzüglich in der Gunſt befeſtigt und erhalten hat, iſt der meiſterhafte Styl deſſelben. Man kann Alfred de Vigny mit Recht als den Gründer der Proſa der romantiſchen Schule in Frankreich betrachten. Iſt gleich die übermäßige Fülle von Bildern ein Fehler, in welchen mehr oder weniger jedes jüngere aufſtrebende Talent verfällt, und keineswegs zu billigen, ſo werden dieſe und ähnliche Schwächen jedoch reichlich durch die Klarheit, Eleganz und Sauberkeit, ſowie durch die gefällige Leichtigkeit der Diction aufgewogen. Alfred de Vigny's Cinq-Mars iſt und bleibt in jeder Hinſicht ein ſehr empfehlenswerthes Buch, das reichen Stoff zum Nachdenken, und eben deshalb weit mehr, als gewöhnliche Unterhaltung gewährt. Er erſchien zuerſt 1826 zu Paris, hat aber ſeitdem kürzlich die fünfte Auflage erlebt.

Aus dem Kriegsdienſte entlaſſen und ganz als Privatmann lebend, wandte ſich de Vigny zuerſt mit großer Liebe der Bühne zu. Er überſetzte Shakſpeares Othello und den Kaufmann von Venedig; doch ward das letztere Stück, das auf dem Théâtre de l'Ambigu aufgeführt werden ſollte, wegen eines Privilegiums des Théâtre français durch den damaligen Miniſter Montbel unterdrückt. Nach dieſen Verſuchen ſchrieb der Dichter ein Original-Trauerſpiel, La Maréchale d'Ancre, das am 25. Juni 1831 unter großem Beifall ſeiner Partei auf der Bühne dargeſtellt wurde, und in welchem er das tragiſche und abenteuerliche Schickſal der bekannten Leonore Galigaï behandelt. Die Tragödie enthält viel Vorzügliches, beſonders die Scene der Zuſammenkunft Leonorens mit ihrem Geliebten, und das Duell; aber die Charaktere ſind nicht gehörig entwickelt, und es fehlt vorzüglich den erſten Acten an Leben und Bewegung.

Die letzte Arbeit de Vigny's, Stello ou les Consultations du Docteur noir, iſt eine ganz eigenthümliche Erſcheinung, welche ſchwer unter irgend eine Gattung zu bringen ſein würde. Das Buch enthält eben ſo viel Raiſonnement als Geſchichte, eben ſo viel Subjectives (oder wie die Franzoſen es zu nennen pflegen, de l'intime), als Objectives, eben ſo viel Allegorie, als Wahrheit. Es iſt ein Werk, das außerordentlich intereſſirt, und während des Leſens anzieht, aber es bringt einen unangenehmen Eindruck hervor; denn eine der Hauptkrankheiten unſerer Zeit, an der freilich unſere überrheiniſchen Nachbaren noch weit mehr laboriren, als wir, ſchaut uns überall aus dem Buche, wie ein Geſpenſt mit leeren hohlen Augen an: der Lebensüberdruß, und die aus demſelben entſpringende Langeweile, erzeugt durch eine Periode, in welcher die höchſten Aufregungen auf uns einſtürmten, aber ſchnell vorüberzogen, ohne irgend etwas Gehaltreiches, Würdiges zu hinterlaſſen. Dazu geſellt ſich die höchſte Verfeinerung aller ſinnlichen und geiſtigen Genüſſe, die jetzt ſo allgemein iſt, daß ſie faſt auf den Straßen feil geboten wird, und die aus dieſem raſchen Leben erwachſende innere Leere und Unzufriedenheit. An dieſem Uebel, das augenblicklich wohl überſpannend wirkt, im Ganzen aber furchtbar abſpannend, kranken faſt die meiſten jüngeren talentvollen Franzoſen, und es tritt vorzüglich in der franzöſiſchen romantiſchen Nationalliteratur deutlich ſichtbar dem geübteren Auge entgegen. Der Franzoſe hat für ſolchen Zuſtand ein treffliches Wort: être blasé, das durch unſer Ueberſättigtſeyn nicht wiedergegeben wird, und für welches wir noch keinen paſſenden Ausdruck gebildet haben, weil wir mit unſerer ruhigeren Natürlichkeit noch nicht ſo allgemein davon angeſteckt wurden. Von dieſem Zuſtande aber iſt jenes Buch ein treffender Abdruck, oder vielmehr das Reſultat von Alfred de Vigny's Kampf mit demſelben. Stello, ein junger, im äußerſten Grade hypochondriſcher Mann, ſendet zu einem alten, ſehr erfahrenen Arzte, dem ſchwarzen Doctor, wie er durchgängig im Buche genannt wird. — Dieſer, ein ſkeptiſch beobachtender Arzt, erzählt ihm aus dem Schatze ſeiner reichen Erfahrung das traurige Ende dreier ausgezeichneter Dichter, Chattertons [*]), Gilberts und André Cheniers, führt dieſe Schilderungen aber bis in das kleinſte Detail aus, begleitet es mit dem ſcharfſinnigſten Raiſonnement, und ſetzt zugleich höchſt bedeutende Perſonen der Umgebung auf das Vortrefflichſte in Bewegung. — Alle Charaktere ſind mit der ſorgfältigſten Gewiſſenhaftigkeit bis in das Kleinſte ausgemalt, und gleichen den auf das

---

[*]) Chatterton iſt ſpäter von ihm auch dramatiſch behandelt worden und hat großen Erfolg auf der Bühne gehabt.

Genaueſte ausgeführten Portraits eines fleißigen Miniaturmalers, ohne deshalb an der Großartigkeit ihrer Wirkung zu leiden. Dabei iſt eine pſychologiſche Entwickelung und eine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens offenbart, wie ſie ſich in neueren Werken höchſt ſelten findet. — Wie der geſchickteſte Anatom, weiß de Vigny Charaktere und Ereigniſſe mit ihren entfernteſten Veranlaſſungen und wichtigſten Folgen bis auf die kleinſten Faſern zu zerlegen, und dem unbewaffneten Auge darzuſtellen, ohne den Leſer zu ermüden, oder Alltägliches zu bringen; und obgleich ſich die Grundidee, der Untergang des Innern im Kampfe mit der äußern Welt, drei Mal wiederholt, ſo iſt ſie doch ſtets ſo fein nüancirt und ſo geſchickt von den verſchiedenſten Seiten aufgefaßt, daß ſie die Aufmerkſamkeit fortwährend ſpannt. Die Scene, wo der Lord Mayor kommt, ſowie diejenige, wo die jungen eingekerkerten Adeligen Guillotine ſpielen, um ſich an den Tod auf dem Schafott zu gewöhnen, ſind neben vielem Anderem meiſterhaft; klaſſiſch aber erſcheint mir immer die Entwickelung des Terrorismus und die Erklärung der Grauſamkeit ſeiner Häupter, aus deren Furcht vor dem Tode, welche bei ihnen ein Fieber des Geiſtes geworden iſt. — Obendrein iſt Stello in einem ſo keuſchen und eleganten Styl geſchrieben, wie ihn neuere Werke faſt gar nicht aufzuweiſen haben; er erinnert an die glanzvolle Diction des griechiſchen Alterthums. — Zuerſt in drei Abtheilungen in der revue des deux mondes von 1832 abgedruckt, ward er ſpäter als Ganzes herausgegeben, und hat bis jetzt bereits drei Auflagen erlebt.

Es iſt dieſe ganze Erſcheinung unbedingt als das Reſultat einer Criſis zu betrachten, in welcher der Dichter ſich befindet; hoffentlich wird ihn ſeine kräftige Conſtitution den Sieg davon tragen laſſen; dann iſt noch höchſt Bedeutendes von ihm zu erwarten; denn trotz der letzteren Verirrung war jede ſeiner ſpäteren Leiſtungen vollkommener, als die vorhergehenden. — Eine kleine Erzählung, Le cachet, eine Gemme in ihrer Gattung, welche die revue des deux mondes vor einiger Zeit mittheilte, dient zur Beſtätigung dieſer Anſicht. Sie ward ſpäter einer Sammlung: Scènes de la vie militaire einverleibt.

Unter ſeinen kleineren Gedichten iſt vorzüglich La Sérieuse, die Erzählung eines Schiffs-Capitains von dem Kampf und Untergange ſeiner Fregatte La Sérieuse und ſeiner darauf folgenden Gefangenſchaft, an ſich höchſt ausgezeichnet, ſowie in der Form vollendet.

P

Portraits

63,2913

und

Genrebilder.

P P

Von

O. L. B. Wolff.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Theil.

Cassel und Leipzig,
J. C. Krieger'sche Buchhandlung.
(Theodor Fischer.)

1839.

Druck von G. Froebel in Rudolstadt.

Portraits
und
Genrebilder.

Erinnerungen und Lebens-Studien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Von

O. L. B. Wolff.

Zweiter Theil.

Caſſel und Leipzig,
J. L. Krieger'ſche Buchhandlung.
(Theodor Fiſcher.)
1839.

Buchdruckerei von G. Fröbel in Rudolſtadt.

P

Claſing.

Je mehr ich darüber nachdenke und je älter ich werde, deſto mehr muß ich das Loos eines deutſchen Künſtlers bedauern. Wahrlich, das ſchlimmſte Geſchenk, das die Götter einem in Deutſchland gebornen Kinde in die Wiege legen können, iſt ein productives Talent, gleich viel, in welcher Form es ſpäter zur Erſcheinung komme. Jeder beſonnene Vater, dem die Hebamme ſeinen neugebornen Sohn in die Arme giebt, ſollte mit dem Segen, den er über ihn ausſpricht, zugleich beten: Herr! laß ihn nur keine übermäßige Anlage haben, weder zum Dichten noch zum Malen, weder zum Componiren noch zum Bilden, denn dann wird und muß er unfehlbar das arme Opfer ſein, das den unterirdiſchen Gewalten heimfallen ſoll, damit ſeine Mitmenſchen ſich ihres Daſeins zu Zeiten freuen, oder wenigſtens thun können, als ob ſie ſich freuten.

Woran mag das liegen? Der Deutſche hat Kunſtſinn in hohem Grade, im höchſten, das darf und kann ihm Niemand abſprechen; er iſt auch im Allgemeinen nicht mehr Philiſter, als es der Franzoſe oder Engländer, der Italiener oder Spanier iſt, die ſich ſämmtlich nur etwas anders dabei coſtumiren, als wir, im Uebrigen aber uns vollkommen gleichen. — Das iſt es alſo nicht, aber das wohl, daß wir keinen Nationalſtolz haben. Der Franzoſe, der Engländer, der Italiener ehren den Künſtler und in ihm ſich ſelbſt, weil er Glanz auf Alle wirft: dadurch zu gedeihen und ſich wohl zu befinden, hängt dann von dem Geehrten ab. Der Franzoſe ſchlägt ſtolz auf ſeine Bruſt und nimmt zu gleicher Zeit den Hut ab, vor ſich, ſeinem Volk und denen, die er nennt, wenn er Racine, Corneille, Molière, u. ſ. w.

ſagt; der Italiener ſpricht vom divino Ariosto, der Engländer hat ähnliche, wenn auch gemäßigtere Ausdrücke, ſobald er Shakſpeare, oder Milton oder irgend einen anderen geiſtigen Heros von Großbritannien erwähnt; aber der Deutſche ſchreibt nie Goethe, Schiller, Klopſtock, ohne ſtatt des Punctes dahinter einen Klecks zu machen. — Was weiß er denn von Nationalſtolz? Kaum von Nation, und nur dann, wenn ihm der Franzoſe die Betten unter dem Leibe wegzieht. Daß die deutſche Nation, wenn ſie (ſie hat es übrigens nie gethan) einmal wirklich für eines großen deutſchen Genies oder Talentes zeitliches Wohlergehn und wahre Anerkennung ſorge, weiter nichts erfülle, als ihre Pflicht und Schuldigkeit vor und gegen ſich ſelbſt, davon hat ſie nie einen Begriff gehabt. — In dem Punct ſind wir auch gar nicht Deutſche, ſondern Sachſen, Preußen, Oeſterreicher, Baiern, Würtemberger u. ſ. w. und meinen, für einen großen Künſtler zu ſorgen, das ſei Sache der Regierungen, der Höfe nämlich, mit Hofraths — halt, das iſt nur ein Titel — mit Profeſſor-, — Secretair- — Thorſchreiber- und ſonſtigen

Stellen, für die ſich eben kein anderes taugliches Subject findet. — Wann hätte der Deutſche einmal, großartig wie der Räuber Moor, geſagt „dem Manne muß geholfen werden!“ und hinzugeſetzt: Hier, Mann des deutſchen Ruhmes, haſt Du hinreichend, um mit den Deinen zur Freude Aller zu leben, und nun lebe allein und einzig Deiner Kunſt und Dir! — Gott bewahre; es heißt nur: Hier, mein lieber Freund, haſt Du ein Aemtchen, nun placke Dich langweilig und rechtſchaffen den ganzen Tag, verhungern kannſt Du nun nicht. — Das vollſtändige Sattwerden geht mich übrigens nicht an — dafür ſollſt Du aber auch die Erlaubniß haben, wenn Du des Tages Laſt und Hitze übermenſchlich getragen, des Abends, wo Deine Amtscollegen in der Reſſource Karten ſpielen und Kegel ſchieben und Deine Chefs litterariſche Thees und muſikaliſche Routs geben, bei einſamer Lampe dem Drange Deines Genius zu folgen; doch kann ich nicht dafür ſtehn, daß Dir nicht einmal, wie weiland Deinem Amtsvorgänger Rabener, ein Reſcript zugefertigt werde, mit dem Bedeuten, Du mögeſt Dich fortan hübſch eines beſſeren Styli befleißigen.

Ich ſage es ja, der Deutſche hat einmal keinen Nationalſtolz und darum läßt er ſeine Künſtler darben und untergehn. — Es iſt ein Unglück, daß er ihn nicht hat, ein Unglück für die Genies und Talente unter ſeinen Landsleuten, aber was kann er dafür? Er hat ihn nun einmal nicht — und wie ſollte er ihn bekommen?!

Ferner — — doch genug und wozu mehr? — Es iſt nun einmal ſo und thut dem, der ſein Volk ſo liebt, wie ich es liebe, herzlich weh.

Es iſt auch kein Gefühl der Bitterkeit, des Zornes, — mein edler, verewigter Freund — das mir dieſe Zeilen in den Sinn gab, gerade als ich im Begriffe war, die folgenden Blätter Deinem reinen Andenken zu widmen; ſondern ein Gefühl der tiefſten, innigſten Wehmuth. — Die Zeugniſſe und Denkmale Deines Lebens und Wirkens liegen ausgebreitet vor mir, heilige Reliquien einer heiligen Seele. Wie eine Glorie zieht ſich die Liebe, die in Dir glühte, um Dein Andenken — leiſe ſpielt, da ich in meinem Herzen das Buch vergangener Tage durchblättere, Dein köſtlicher Humor dazwiſchen, gleich mittelalterlichen Arabesken, bald ſich um den Text emporrankend, bald ſich zwiſchen die Worte ſchleichend mit neckiſchen Bildern und Zeichen, nur dem Eingeweihten verſtändlich, aber dieſem zu doppeltem Genuß — und über Allem ſchwebt ſiegreich Dein herrliches Gemüth, deſſen Diener und Hoheprieſter allein dein großes, ſchönes himmelgeborenes Talent war!

Kaum ein Jahrzehend wächſt der grüne Raſen auf Deinem Hügel, und wie Wenige gedenken noch Dein, der Du ſo vielen wohl gethan durch Gaben anderer als irdiſcher Art. Laß mich verſuchen Dich zu ſchildern, wie Du warſt im Leben, in der Kunſt. — Gelingt es mir, Dein innerſtes Weſen treu wieder zu geben, ſo habe ich Dir das würdigſte Denkmal geſetzt, das ſchönſte Lob geſprochen, das je irdiſche Lippen Dir weihen konnten — Du echter, wahrer Künſtler! —

* * *

Ein mächtiger und doch ſanfter, milder Geiſt, in einem ſchwachen, leidenden Körper, das war das Schickſal, das Claſing zu tragen hatte von der Wiege an, — ein zweites, doch möge er ſeiner Jugend Kämpfe und Leiden ſelbſt erzählen, wie er ſie einſt für uns, die wir ihn liebten, in einzelnen Momenten, je nachdem ſeine Stimmung die Bilder ſeiner Erinnerung herauf beſchwor, einfach und ſchmucklos niederſchrieb. —

Den 5. Juny 1823.

Mein Vater, der Todtengräber an der Petri-Kirche war (er begrub die Todten aber nicht eigenhändig, ſondern hatte ſeine Leute dazu) und regelmäßig die Kirche beſuchte, nahm mich ſehr früh mit, und ich ſaß mit einer Wichtigkeit auf einer ſogenannten Klappe, die wie geſperrte Sitze anzuſehen ſind, und die der Papa für ſeinen einzigen Herrn Sohn gekauft hatte. Höchſt anziehend war mir alles, was von Amtswegen in der Kirche geſchah, das Anzünden der Lichter in den Frühpredigten, jede Bewegung des Küſters, jeder Schritt, jede Bewegung des Predigers, wenn er kam und ging, wurde von mir mit einer ſolchen Begierde aufgefaßt, und zu Hauſe nachgemacht, daß mein Vater alſobald meine Beſtimmung zum Geiſtlichen daraus entdecken wollte. Wie ch bald darauf die Bibel in die Hände bekam, jing es ſchnell weiter. Ganze Capitel wußte ich gleich auswendig, reihte mehrere (wahrſcheinlich ſehr verſchieden an Inhalt) an einander, und zwang meine Mutter, mir ihr ſchwarzes Regenkleid umzuhängen; von Papier wurde ein Kragen angefertigt, eine Kanzel zuſammengeſtickt, die Dienſtboten und andere Leute, die nur habhaft zu werden waren, zu Zuhörern gemacht, und ich ſchrie ihnen die Ohren Stundenlang voll: Nun wurde mein Vater immermehr überzeugt, daß der Prediger in mir wohnen müſſe, und der Unterricht auf der Kirchenſchule zu Petri, meinte man, würde das rechte ſein. Ich kam dahin unter 150 oder gar 200 jungen Engeln, die aber mit wenigen Ausnahmen gar etwas anderes wollten, als lernen. Ich lernte dort die raffinirteſten Kniffe und Ungezogenheiten im vollen Uebermaaß kennen; auf die geſchickteſte Weiſe Lectionen, die zum Auswendiglernen aufgegeben worden, herſagen, indem ich aus dem mir gegenüber vorgehaltenen Buche das Penſum ablas; ſolche Artigkeiten wurden natürlich den gefälligen Nachbaren erwiedert, und es währte lange Zeit, ehe einer der Präceptoren hinter dieſe Schliche kam.

Am 2ten Weihnachtstage 1823.

Bis in St. Petri-Kirche ſind wir gekommen, und ich glaube berichtet zu haben, wie es der Studien dort viele gab, die außer den gewöhnlichen in Extraſtunden betrieben wurden. Zu dieſen: als Latein, Geographie, Franzöſiſch und Zeichnen, hatte mein Vater mir Zutritt gewährt, und er freute ſich mit ſämmtlicher Familie nicht wenig, als ich meinen Eltern gleich im erſten halben Jahr einen ausnehmend zierlichen franzöſiſchen Neujahrs-Wunſch überreichte, den aber der franzöſiſche Meiſter gegen die Gebühr gemacht, und ich abgeſchrieben hatte, ohne eben mehr als einzelne Ausdrücke davon zu verſtehen. Die

Beweiſe meines großen Talentes für zeichnende Künſte lieferte nach Verlauf mehrerer Jahre ein meiſterhafter Pferdekopf und eine Windmühle, die lange noch in meinen Händen geblieben ſind, aber doch kein beſonderes Aufſehen erregen wollten. Da denn dieſer Zweig des Unterrichts auch ſogleich aufgehoben wurde, und nicht lange darauf die ganze Geſchichte; denn mein Vater ſtarb plötzlich, und meine Mutter, die den Dienſt an der Kirche gern behalten wollte, aber keine Gönner finden konnte, verließ bald darauf Hamburg und zog mit mir und meinen 3 Schweſtern nach Lüneburg zu ihrem Stiefvater, der eine bedeutende Schmiede beſaß, und ihr angeboten hatte, uns bei ſich aufzunehmen, wenn meine Mutter dafür ſeinem Haushalte vorſtehn wollte. Damals muß ich 9 oder 10 Jahre alt geweſen ſein; daß 3 Jahre vorher die Neigung zur Muſik durch einen Beſuch auf der Orgel erweckt wurde, glaube ich ſchon berichtet zu haben. In Lüneburg nun erhielt ich von meinem jetzigen Schwager Cölln, der als junger Mann von 17 Jahren dort eine Organiſten-

Stelle angetreten hatte, weitern Unterricht im Klavierſpielen. Er hatte mich ſehr lieb, zog mich ganz an ſich, und ich kam bald ſo weit, einiges Aufſehn zu erregen. — Ohne indeſſen im Geringſten recht fleißig geweſen zu ſein, und ohne in der Harmonie einige Kenntniſſe erlangt zu haben, legte ich mich nun aufs Orgelſpiel, und das ging nach Wunſch; ich polterte, was das Zeug nur halten wollte, auf Manualen und Pedalen herum, und die Gemeinde war entzückt von dem gewaltigen Genie des jungen Hamburgers. Das Ding wurde mir aber wieder zu langweilig. Nun begann ich, Flöte zu blaſen, hatte auch hier gleich einen guten Anſatz weg, bekam einen recht ſchönen Ton auf dem Inſtrumente (der mir auch bis jetzt noch verblieben iſt) und blies in kurzer Zeit die bedeutendſten Sachen. Darauf kam die Violine, die Bratſche und endlich ſogar das Violoncell an die Reihe, aber auf dieſem blieb die Sache mißlich; indeß der Bratſche merkte ichs bald ab, daß ſie zu meinen Triumphen das übrige auch hergeben könne, ohne daß das Ding mir ſonderlich Mühe hätte koſten dürfen — wie weit ich es auf dieſem Inſtrumente gebracht, die glänzenden Erfolge ſind in Wismar bekannt genug. — An eigentlich geiſtiger Beſchäftigung und wirklicher Thätigkeit iſt dieſe ſchöne Zeit meines Lebens leider ganz leer geblieben; wohl ging ich auch dort bis zum 14ten Jahre, wo ich confirmirt wurde, in eine Schule, die beſſer war als die Hamburger, aber mein Wiſſen wurde durch nichts bereichert. Ich lernte ſchön und ſchnell ſchreiben, rechnete im Kopfe ſehr ſchnell, weshalb ich auch zum Ausführen bedeutender Rechen-Exempel nicht gelangen konnte, daher das Ding auch für überflüſſig hielt, und ſtatt am Studirpult zu ſitzen, vorzog, mit meinem Cölln in irgend einen Wald zu gehen, und die rührendſten Flöten-Duetts zu blaſen, und Vögel zu fangen. — In dieſer Zeit fiel mir Mozarts Don Giovanni in die Hände. Ihn auswendiglernen, abſchreiben, alles daraus ſingen können, war das Werk weniger Wochen. Nie hatte ich geſungen, und ſiehe, wie ich es verſuchte, ohne Unterricht nemlich, ohne die geringſten Ideen vom Geſange zu haben, ſang ich mit reiner, heller Sopranſtimme, bis ins $\underset{=}{h}$ und $\underset{\equiv}{c}$ hinauf, und machte mir auch hiedurch wieder viele Freunde; überhaupt war ich bei allen Muſikpartien die bewegende Urſache; ich ließ nicht nach, bis Spieler und Inſtrumente zur Stelle waren. Von meiner eigenen Beſtimmung war indeß noch nie die Rede geweſen, und ich ſelbſt hatte auch nicht daran gedacht, daß es ein bürgerliches Verhältniß gäbe, dem ſich die Menſchen fügen müßten. Meine Mutter konnte um ſo weniger hier einen Plan faſſen, da ſie in dieſer Zeit von ihrem Stiefvater, der zugleich mein Onkel war, um Alles, was ſie an baarem Gelde und Geldeswerth beſaß, ſtiefväterlich betrogen worden, und als der vortreffliche Mann einen Concurs einleitete, mit genauer Noth noch ein kleines Sümmchen, was ihr noch von ihrem rechtem Vater her zukam, rettete. Manches aus der Zeit iſt mir nicht mehr recht erinnerlich, doch weiß ich wohl, daß die Rede davon war, ich ſollte mich der Handlung widmen. Ich weiß auch noch, daß ich mich damals überzeugt hielt, ich müſſe bei einem Kaufherrn in die Lehre gehen. Gott weiß aber, wie es kam, daß ich plötzlich zu dem Entſchluß gelangte, nach Hamburg zu gehen, mich an meinen gütigen Onkel zu wenden, und dann zu ſehen, wie die Sache weiter gehen würde. An Muſik dachte ich dabei vor allen Dingen.

Den 4. July 1825.

Du haſt mich, glaube ich, als 16= oder 17jährigen Jüngling auf gut Glück nach Hamburg kommen ſehen, der ordentlich leſen und ſchreiben, rechnen und auf dem Fortepiano nach beſten Kräften herum agiren konnte, item auch ziemlichſt die Flöte blies, und zur Noth die Violine, Bratſche und das Violoncell etwas weniges zu handhaben verſtand; etliche franzöſiſche Redensarten, die aber ſtark nach Meidingers Dialogen angelegt waren, und ſo viel Deutſch, als nun ſo ein Subject noch aus der Schule (der gewöhnlichſten eine) mitzubringen pflegt, war die Ausbeute ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. — Der Onkel Johann Marquardt Claſing, der thätige Beweiſe ſeiner Zuneigung zu mir, mich ſchon in Lüneburg hatte genießen laſſen, indem er, da er einſt 1000 Thaler in der Hamburger Lotterie gewann, 400 Thaler zu meinem Muſik-Unterricht hergab, war nun der Mann, der das Steuerruder meines Lebensſchiffes ergriff. Ich erhielt freien Tiſch bei ihm, wurde verſchiedenen Muſiklehrern als Aſſiſtent zum Tanzſpielen, andern Muſiklehrern als Copiſt empfohlen, bekam auch bald einige Stunden bei einem armen engliſchen Sprachlehrer, der mir die Stunde mit 3 Schillingen honorirte. Der ungemeſſene Ueberfluß an Geld, welcher mir, da ich ſelten über 12 Thaler bei einander geſehen hatte, die Sinne faſt nahm, trieb mich denn auch an, nach beſten Kräften, was ich hatte, zu verſchwenden, und die damals in Hamburg eben entſtehenden Schweizer Conditoreien haben wohl das mehrſte davon bekommen. Einen treuen Aſſiſtenten hatte ich an meinem Vetter, der bei einem franzöſiſchen Buchhändler als Burſche angeſtellt, auch zu den ſüßen Lockſpeiſen ein ungemeines Hinziehen verſpürte. So gingen ein paar der ſchönſten Jugendjahre dahin, ohne die geringſte Ausbeute für den Geiſt. Sein Herz fand ſich damals wie er feſt überzeugt war, beſſer in die Zeit, denn alſobald nach ſeiner Ankunft hier, verliebte ſich der Jüngling in die Tochter eines Schneidermeiſters, der Nachbar ſeines Onkels war. Das Mädchen war ſanft und gut, nicht aber ſchön, erwiederte aber die Liebe des blauäugigen jungen Muſikanten mit vollem Herzen, und gewährte demſelben heimliche Zuſammenkünfte. Schwüre ewiger Liebe regnete es da in aller Unſchuld unſerer Seelen. Derlei Thun erſpähte aber alſobald der Vater des Mädchens, und ergriff das rechte Mittel, dem Dinge zu ſteuern; er paßte mir auf, erwiſchte mich, und hielt mir eine ſo beſonnene Strafpredigt, daß ich, weich von Gemüth, ganz (wie ich mich noch ſehr wohl erinnere) in Thränen zerfloß, und der zu hoffenden Glückſeligkeit ſeiner Tochter anderswo, durch mein Trachten nicht im Wege zu ſtehen verſprach, wobei ein Androhen, die Geſchichte meinem Onkel zu entdecken, wo Wegjagen, oder ſo etwas, mir gleich im Perſpective erſcheinen mußte, wohl auch gut angebracht war, und ſeine Wirkung ebenfalls nicht verfehlte. Ein ſehr rührender Abſchied, den das

Mädchen mir noch gewährte, und den wir gewiß ganz den vortrefflichen Romanen der Zeit gemäß ausgeführt haben, endigte dieſe erſte Herzensangelegenheit. — Doch mir ſchien es, als ob eine höhere Hand ſich des armen Jünglings anzunehmen geſonnen ſei. Durch einen Muſiker erhielt ich die Nachricht, daß der Componiſt A. Reicha den Wunſch geäußert, wie er gerne einen fähigen jungen Menſchen haben möchte, der ihm als Copiſt dienen, und dem er dafür Unterricht in der Harmonie geben wollte. Längſt war wohl der Wunſch in mir weiter zu kommen, aufgeſtiegen, aber ohne die geringſte Ausſicht, wie das anzufangen, auch immer bald wieder niedergedrückt werden, um ſo mehr, da alle mich umgebende Bekannte mich ſchon dergeſtalt als Clavierſpieler bewundert hatten, daß meine Eitelkeit wohl ſchwerlich noch einer größern Nahrung bedurft hätte, um bald dahin zu kommen, für alles höhere Wiſſen und Können gänzlich unempfänglich zu werden. Indeſſen, die erwähnte Gelegenheit erſchien mir wichtig; ich erkundigte mich, wurde Reicha vorgeſtellt, und begann ſogleich meine Arbeiten bei ihm, nicht ſo eigentlich nach dem Wunſche meines guten Onkels, der keinen Begriff von Kunſt und höherem Studium derſelben ſich jemals hatte ankommen laſſen. Da erinnere ich mich nun eines der beſeligendſten Gefühle meines Lebens, wie mir gleich nach der erſten Unterredung mit meinem Meiſter, eine Idee von Muſik, ein Zuſammenhang klar ward, an den ich früher gar nicht gedacht hatte. Es ging nun mit den ſchnellſten Schritten vorwärts und an's Componiren. Der Hang zum Burſchenleben hatte leider aber tiefe Wurzeln bei mir gefaßt; mich auch wohl auf die Leichtigkeit, mit der ich alles auffaſſen konnte, und überhaupt zu arbeiten geſchickt war verlaſſend, konnte ich Wochenlang auf die nachläſſigſte Weiſe herumſchlendern, ohne an Muſik zu denken, und jede Ermahnung, die mir oft von Reicha wurde, beleidigte mich, und machte mich nur noch toller und kecker; ich ergab mich unter andern einem Privattheater, und bald hatte dieſes mich dergeſtalt weg, daß ich Tag und Nacht mich nur damit beſchäftigte, Stücke ſchrieb, auch wohl gelegentlich ein Mal ein Muſikſtück dazu verfertigte.

Den 1. Auguſt 1827.

Verfolg meiner Lebensgeſchichte.

(Extra-Blatt.)

Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, wo der Keim zum Blühen und Wachſen in höherer Thätigkeit ſchon bei mir ſichtbarlich aufgegangen war, wo es gewiß nur eines *freundlichen gewächskundigen* Gärtners bedurft hätte, um jenen in aller Friſche und Kraft ſich bald weiter entfalten zu ſehen, ſo überfällt mich Wehmuth und Trauer. — Kein freundliches, wohlwollendes Menſchenkind mir zur Seite, das erkannt hätte, wozu der Allmächtige mich beſtimmt -- das mich mit Liebe hätte leiten mögen, leiten können. Von der einen Seite mein guter Onkel, der heftig ergrimmt, daß ich über den Verkehr mit Reicha meinen Brod-Erwerb vernachläſſigte, (der außer den wenigen Stunden, die ich bis dahin zu geben hatte, beſonders in Tanzſpielen und Notenſchreiben beſtand, wovon die beiden letzten

Zweige mir im tiefſten Herzen zuwider waren,) den Kerl, den Reicha für einen Freimaurer oder ſonſt einen Verführer des Volks zu betrachten anfing, und demzufolge nicht unterließ, mir wo er nur konnte, auf die härteſte Weiſe (er meinte es gewiß gut) meine Zukunft vorzumalen, die nach ſeiner Meinung ſo ausfallen mußte, daß ich wohl mit der Violine mir mein Brod auf der Straße zuſammen ſtreichen würde, da ich die ſchönſten Gelegenheiten, Geld zu verdienen, ſo ſchnöde vorbeigehen laſſe. Solcherlei mein Gefühl fürchterlich beleidigende Stöße wurden mir nicht allein unter vier Augen, ſondern auch in Gegenwart der ganzen Sippſchaft beigebracht; ich ertrug, was nur eben noch möglich war, erinnere mich aber noch recht gut, daß in einer dieſer mich folternden Familien-Sitzungen mir die Geduld ausging, ich aufſprang und laut ſchrie: Der Kerl, der Reicha hat zehnmal mehr Verſtand, als Sie hier alle zuſammen. Inſtinktmäßig den Hut nehmen und von dannen eilen wie ein halb toller Menſch war das Natürlichſte, was meinerſeits nach dieſer höchſt aufrichtigen

Erklärung geſchehen konnte. — Hätte ich nun anderſeits in Reicha den Mann gehabt, zu dem ich in liebevollem Zutrauen hätte flüchten können und mich an ſeine Bruſt werfen dürfen, wie würde ich Alles leichter ertragen, ja verachtet haben, was gänzlicher Mangel an höherer Lebensanſicht mir noch weiter hätte zufügen können. Doch ich hatte kein Vertrauen zu ihm als Menſch; ſein ganzes Sein war mir zuwider — er ſchien mir kalt — eigenliebig. — Verſunken in ſeine muſikaliſchen Arbeiten (er war ungemein fleißig), ließ er ſich wohl zur Erholung in allerlei ſcherzhafte Unterhaltungen mit mir ein, wo ich ihm auch (nach meiner Anlage zur Ironie) oft vielleicht ſchon nicht ganz übel folgen mochte, allein von irgend einer Unterhaltung, die den Geiſt mir und das Herz beſonders hätte erheben mögen, — was mir ſo Noth that — weiß ich mich doch nichts eben zu erinnern, außer, daß er mich das Schachſpiel lehrte, und nach vollendeten Arbeiten ich ſehr oft mit ihm ſpielen mußte, was mir wenigſtens eine Verſtandes-Uebung gewährte. Der Copialien für ihn waren übrigens dergeſtalt viele vorhanden, daß ich zu eignen Entwürfen wenig Zeit behielt; die Correctur ſolcher Entwürfe war ſeinerſeits auch eben nicht geeignet, mir den Weg zum Himmel deutlich zu machen, und was ich von dem Techniſchen des Satzes damals gelernt, habe ich mehr meinen eignen Abſtractionen bei dem Abſchreiben ſeiner Werke, als ſeiner ſpeciellen Leitung zu verdanken; an Unterredungen über den höhern Zuſammenhang eines Kunſtwerks, kurz an das rein Aeſthetiſche, war nicht zu denken, und gerade dahin ging die ganze Neigung meiner Seele.

Am 1. November.

Vorſtehende nähere Beleuchtung der erſten Jahre meiner ſogenannten Studien iſt mir beſonders in Verbindung der ſchmählichen Hinderniſſe, die ſich von allen Ecken zu häufen ſchienen, um jene überall wo möglich ganz fruchtlos zu machen, zu wichtig erſchienen, um ſie nicht als ein quasi Extra-Blatt hier einzuſchalten, ehe ich die Zeit, und was ſie mir brachte, oder vielmehr mir nur bringen konnte, weiter verfolge. —

Den 28. December 1825.

Wir verließen, glaube ich, den jungen Muſikaſpiranten, wie derſelbe ſich als Copiſt bei A. Reicha angeſtellt hatte, von dem ſehr ſpeculativen Tonſetzer dafür in einigen Anfangsgründen der Harmonie unterrichtet worden, übrigens nicht viel beharrlichen Fleiß zeigen wollte, und es vorzog, die ihm ſehr unbekannten Freuden des Flegeljahr-Lebens vor allen kennen zu lernen. Dieſe beſtanden denn freilich beſcheidentlich genug in einigen Ausfahrten, mehreren Fußreiſen, beſonders durch Holſtein, und ſonſtigen Gelagen bei Tabak und Wein, in dem Cirkel des Vetters Conrad Claſing, der bereits zum Comptoiriſten avanciret, auch ſeinerſeits die goldene Freiheit liebte, die zu genießen, beiläufig geſagt, die damalige Zeit Leuten dieſer Art alle Gelegenheit bot. Mehrere Stunden für mich hatten ſich ſchon gefunden, die mir dann ſchon etwas eintrugen und ſo fing ich an, immer ſelbſtſtändiger zu werden.

So weit die eigenen Mittheilungen Claſings; ich fahre hier, aus den Erzählungen und

Berichten ſeiner Jugendfreunde zuſammentragend, fort. — Trotz dieſen Hinderniſſen und Störungen, die jeden geringeren Geiſt unfehlbar abwärts in das Gemeine geführt haben müßten, fühlte er nur zu tief, weſſen er bedurfte und bezwang, ein unermüdlicher Schwimmer, die Wogen ſeines Lebens, feſt nach den Sternen ſchauend über ihm. So gewann er bald eine freiere Bahn und Raum für ſeine Seele. Er geſellte ſich Gleichgeſinnten, die Freude hatten am Großen und Schönen, und deren Jugend, eben durch den Druck äußerer Verhältniſſe zu größerer Elaſticität erkräftigt, ſich frei mittheilte, und gern in Reiche drang, welche die Proſa des Lebens ihr hartnäckig zu verſchließen drohte. — Unter den, meinen Freund betreffenden Papieren, finde ich eins von der Hand des würdigen Senators Hinſche beſchrieben, deſſen Dichtername Winfried im Vaterlande, vorzüglich im Norden mit gutem Klange bekannt iſt, in welchem derſelbe von Claſings reger Theilnahme an einer Leſegeſellſchaft junger Leute, deren Mitglied dieſer 1797 wurde, Bericht erſtattet. Damals ſchon entwickelte Claſing die ganze Fülle ſeines liebenswürdigen Humors, die ihn bis zu ſeinem letzten Augenblicke nicht verließ, und uns oft, gerade dann, wenn wir ihn leidend und erſchöpft wähnten, auf das Heiterſte beruhigte und erfreute. — „Späterhin“ — erzählt der wackere, ehrwürdige Jugendgenoſſe — „wurden auch muſikaliſche Unterhaltungen mit der Leſegeſellſchaft verbunden, an welchen außer den Mitgliedern auch mehrere Muſiker von Fach Theil nahmen. — Claſing componirte für dieſelbe mehrere drei- und vierſtimmige Motetten, Chöre und andere Sachen für Tenor und Baßſtimmen. Viele Freude erregte unter Anderem bei den leidenſchaftlichen Schmauchern, ſeine Compoſition des bekannten Liedes von Uz, der Tabaksraucher, wo er in der Inſtrumentalbegleitung zwei obligate Pfeifen (Pipa prima und Pipa secunda) angebracht hatte, die nach dem Tacte geraucht, zwar keinen Ton, aber einen unmenſchlichen Qualm, zum Abſcheu der wenigen nicht Schmauchenden, hervorbrachten. — Dieſe muſikaliſchen Cirkel waren auch in der That ſehr intereſſant, ſo daß Leute aus allen

Ständen daran Theil nahmen. Theologen, Juriſten, Aerzte, Maler, Schauſpieler, ſelbſt ein alter Schulmann beſuchten ſie gern. Jeder war willkommen, dem ein fröhliches Herz und ein mittheilendes, anſpruchsloſes Betragen verliehen war. Wer nicht als actives Mitglied auftreten konnte, war ſtiller Zuhörer, bis es zur mäßig beſetzten Tafel ging, die oft bis nach Mitternacht dauerte, ohne jedoch in Orgien auszuarten, welches auch die gewöhnliche Ebbe in den Geldbeuteln der Theilnehmer ohnehin ſchon verbot."

Der Kampf mit den Lebensverhältniſſen laſtete am Drückendſten auf Claſings Jugend, und doch überwand er ihn ſo leicht, denn die Künſtlernatur trug ſtets den Sieg davon. Sein tiefſter Schmerz, wie er das auch in dem Extrablatte ausſpricht, entſprang wohl daraus, daß der kalte und egoiſtiſche, aber gründliche und bedeutende Reicha (es iſt derſelbe, der vor Kurzem als Profeſſor am Conſervatorium zu Paris mit dem Rufe eines ſehr ſtreng durchgebildeten Tonſetzers geſtorben iſt) — ihm nicht war, was er ihm hätte ſein können, und bei größerer Gewiſſenhaftigkeit hätte ſein müſſen. Er gebrauchte den talentvollen, geiſtreichen und unermüdlich willigen Jüngling nur für ſeine Zwecke, mattete ihn ab mit Schreiberbeſchäftigungen und half ihm nicht vorwärts. Und doch gab ſich Claſing ihm mit einem vollen Vertrauen und einer rührenden Offenheit hin. Es liegen Briefe vor mir aus jener Zeit, die er ſeinem Meiſter von Lüneburg aus, wo er ſeine Verwandten beſuchte, geſchrieben und denen man deutlich anſieht, daß ein tiefes Pflichtgefühl dieſem vor Allen, von ſeinem Thun und Treiben Rechenſchaft abzulegen, ſie ihm eingegeben. Er muß damals, troß dem, daß er es in den mitgetheilten Blättern läugnet, gearbeitet und geſtrebt haben, denn es iſt darin von ſchwierigen und ausführlichen muſikaliſchen Arbeiten, namentlich von einer Symphonie, welche er componirt, die Rede. — Sein beſcheidener Humor verläßt ihn auch hier nicht, und die Beſchreibung, die er von allerlei auf der Reiſe ausgeſtandenem Ungemach giebt, iſt höchſt ergötzlich, wenn auch unreif; der Muſiker ſchlägt überall bei ihm durch, beſonders als er über ſeine Reiſegeſellſchaft im Poſtwagen ſpricht, die er auf folgende Weiſe ſchildert. — „Das Erſte war eine alte Frau mit einem kleinen Kinde — (der Teufel! ſchon im Anfang con fuoco), die ihr ſchönes Plattdeutſch zu ſchnattern, gewiß viel Vergnügen fand. Das kleine Kind machte dazu ein Presto Allegro aus dem Schrei Schrei Schreidur; die Alte war ſehr thätig, dieſes Forte etwas zu diminuiren und ſang immer ihr Sch! Sch! Sch! dazu. — Eine prachtvolle Scene, ſie erſchüttterte mein Inneres partolemang u. ſ. w. — In Lüneburg packt ihn ein Fieber und quälte ihn lange; auch darüber äußert er ſich humoriſtiſch, zu gleicher Zeit an Allem lebhaft Theil nehmend, was Reicha ſelbſt betrifft. Seinen Geldmangel erzählt er mit kindlicher Offenheit in einem der folgenden Schreiben, und bittet ſeinen Lehrer, — der ihm wahrſcheinlich manche mechaniſche Dienſtleiſtung kärglich bezahlte — auf eine rührende Weiſe um zwölf Mark — etwa fünf Thaler — damit er ſeiner Mutter, der ſeine Krankheit viele Koſten verurſachte und die ihn mit aller erdenklichen Mühe und Sorgfalt gewartet und gepflegt hat, durch ein Geſchenk, von dem er weiß, daß es ihr angenehm ſein werde, eine Freude machen könnte. — Von einem Darlehen iſt nirgends die Rede; er fordert alſo wohl nur das ihm mit Recht Gebührende und doch ſchließt er die Bitte um dieſe Gefälligkeit mit den Worten: Ich werde, wo ich nur kann, Ihnen von Herzen dafür dankbar ſein. — Dieſe Zartheit der Gemüthes war ein Hauptzug ſeines Charakters und Keinen ſeiner Freunde gibt es, der ſie nicht erfahren.

So arbeitete er ſich mühſam empor, und es gelang ihm allmälich, die Stellung, die ſein innerer Menſch ſchon lange behauptet, auch in äußeren Verhältniſſen einzunehmen. Mehrere bedeutende Familien, in welchen er Muſikunterricht gab, erkannten ſeinen Werth. Namentlich gewann er eine höhere geſellſchaftliche Stellung durch die Einführung in das Haus des kunſtſinnigen Herrn von Hesſtrup, des Gründers der Börſenhalle, wo ihm ein ſehr freundliches Entgegenkommen zu Theil ward, und er in dem größeren daſelbſt ſich verſammelnden, muſikaliſchen Cirkel die

Ausführung der Vocalmuſik leitete, während der bekannte Andreas Romberg die Inſtrumentalmuſik dirigirte. — Hier wurde er mit namhaften Künſtlern bekannt, und drang auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege ſo ſicher und rühmlich weiter, daß er bald allgemeine Anerkennung fand. — Aus dieſer Zeit ſtammen einige Compoſitionen für das Pianoforte, die von den Kunſtverſtändigen ſehr freundlich begrüßt wurden, und über welche ſich, wie er mir ſpäter oft mit dankbarer Freude erzählte, ſelbſt Beethoven, den er unendlich hochſtellte, überaus günſtig geäußert hatte.

Eine neue Richtung bekam ſein Streben durch die Bekanntſchaft mit dem, damals am Hamburgiſchen Stadttheater angeſtellten Tenoriſten Kirchner, den ihm der Tod leider bald raubte, und der ein perſönlich eben ſo liebenswürdiger als talentvoller Menſch geweſen ſein muß. Dieſer dichtete ihm den Text zu zwei Opern, von denen die erſte: die beiden Micheli, eine Fortſetzung des Waſſerträgers, großen Beifall fand, und während deſſelben Winters in Hamburg ſechs und zwanzig Mal gegeben wurde *). Unglücklich ging es ihm jedoch mit der zweiten, die Thronfolge **), welche durchaus nicht anſprach und ihn veranlaßte — um ſo mehr, als ſein Freund mittlerweile geſtorben war — dieſe Bahn wieder zu verlaſſen. Als er mir in den Tagen unſerer Bekanntſchaft das Mißlingen derſelben erzählte, meinte er, er habe doch wohl keinen rechten Beruf für die Oper und es ſei gewiß gut, daß es ſo gekommen; damals indeſſen ſei es ihm ſehr ſchmerzlich geweſen, da er gehofft, dadurch ſo viel zu gewinnen, daß er das leidige Stundengeben nach ſeiner Willkür einrichten könne. Entmuthigt habe es ihn jedoch keinesweges, wie überhaupt nie ein Unſtern, der ihn zur Selbſterkenntniß geführt oder dieſe befördert, und er wäre mit größter Liebe zu ſeinen anderen muſikaliſchen Arbeiten zurückgekehrt. — Auch ſeinem Rufe als Tonkünſtler bei ſeinen Mitbürgern ſchadete es nicht, und er ſtand nach wie vor in ſo hohem Anſehn, daß er in Hamburg durchaus als eine muſikaliſche Autorität galt. Seine pecuniairen Verhältniſſe geſtalteten ſich günſtig, da er in den erſten Familien Unterricht zu ertheilen hatte, und dieſer ſehr gut honorirt wurde, auch die

---

*) Von dem Gelingen dieſer Oper (ſie wurde am 30. Mai 1806 zum erſten Mal in Hamburg aufgeführt) pflegte Claſing in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe äußerſt liebenswürdig zu erzählen: Ich war mit meinem Dichter, Kirchner, (welcher leider bald nachher ſtarb) zugegen, und harrte mit ängſtlichem Herzklopfen des Ausgangs. Eine gewiſſe Stille und Aufmerkſamkeit flößte mir einigen Muth ein. Der Applaus machte mich glücklich; als aber am Ende des Stücks Dichter und Componiſt hervorgerufen wurden, da wußte ich nicht, wie mir geſchah. Mein Dichter zog mich mit ſich auf die Bühne und noch lange hat er mich mit meinen verlegenen ſtummen Bücklingen, die ich dem Publicum machte, zum Beſten gehabt.

**) Sie ward am 3. September 1811 unter dem Titel, „Welcher iſt der Rechte“ zuerſt auf dem Hamburgiſchem Stadttheater gegeben, fiel aber, trotz dem Eifer ſeiner Freunde, gänzlich, da die Muſik durchaus nicht zum Texte paßte und einen äußerſt düſteren und eintönigen Gang nahm, ſo daß ſich die Direction veranlaßt ſah, ſie nicht wieder zur Aufführung zu bringen, um ſo mehr, als ſie damals ſelbſt einen ſchweren Stand hatte und von Parteien wiederholt heftig angegriffen wurde.

Concerte, welche er zu geben pflegte, ſich eines ſehr zahlreichen Beſuches erfreuten. Ueber das, was er ſowohl damals wie ſpäter als Lehrer auf dem Pianoforte leiſtete, äußert ſich ein kunſtverſtändiger, geiſtreicher Freund, deſſen Zeilen ſich ebenfalls unter den mir ſo theuern Reliquien befinden, treffend, mit folgenden Worten: Claſing war als Künſtler wie als Menſch gleich groß und achtungswerth. Sein Unterricht wird gewiß den meiſten ſeiner Schüler und Schülerinnen unvergeßlich bleiben, denn wer ihn kannte, mußte ihn lieben. Auch hier ſtellte er immer den Menſchen über den Künſtler. Er wollte die Kunſt nicht als Vehikel der Eitelkeit angeſehen haben, weshalb er weniger Werth auf die höhere, glänzendere, techniſche Ausbildung, als auf einen ſeelenvollen Vortrag legte. Von denen, die ſich ganz der Kunſt widmen wollten, forderte er auch in techniſcher Hinſicht Alles, als eine gerechte Huldigung des Zeitgeiſtes, und weil nach ſeinem Ausſpruche, Einer der etwas ſein will, etwas Rechtes ſein muß und einem Jeden in jeder Hinſicht muß die Spitze bieten können. Jedoch durfte auch bei der größten Fertigkeit nie das Geſangreiche des Vortrages hintenan geſetzt, und eine leichtere Compoſition mit weniger Aufmerkſamkeit behandelt werden, als die ſchwerſte. Die Seele ſollte auf den Fingerſpitzen ſchweben, und die Individualität des Menſchen der Hauptredeton des Künſtlers ſein. Er ſtrebte nie darnach, durch ſeine Schüler zu glänzen, er wollte ſie nur durch ſeine Kunſt beglücken und ihr Leben reicher und reiner machen. Innigen Antheil nahm er an dem Lobe, das ſeinen Schülern geſpendet wurde und freute ſich deſſelben, aber er wußte es mit ungemeiner Feinheit zu mildern und unſchädlich zu machen. Ernſt und Liebe zur Sache waren ſeine erſten Forderungen, daher er ſeine Schüler mit dem Geiſte ſeiner Kunſt vertraut zu machen ſuchte. „Wenn Sie nichts weiter lernen wollen, als ein Bischen in Geſellſchaft ſpielen, ſo brauchen Sie mich nicht, wenn Sie aber wiſſen wollen, was dahinter ſteckt (er meinte die Noten), ſo folgen Sie mir nur“, war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn ihn Jemand um Unterricht bat. Er erkannte, wie er manchmal behauptete, ſeine Schüler in der erſten halben Stunde, und wußte da, wie weit ſie es bringen würden. Oft hörte man ihn ſagen, er habe von ſeinen Schülern erſt gelernt, Muſik zu verſtehen. Beſonders räumte er den Frauen einen Ehrenplatz ein, der ihnen vielleicht gar nicht zukommt, indem er einmal behauptete, ohne ſie hätten wir eigentlich gar keine Muſik. Was als beſonderer Vorzug bei ſeinem Unterrichte verdiente bemerkt zu werden, war, daß er nicht immer nur das eigene Ich darſtellte und Jedem vorprahlte, was er konnte und wußte, wie dieß ſo leicht der Fall iſt, ſondern daß er, wie Jean Paul in der Levana es nennt, den Idealmenſchen in jedem Schüler beachtete und ihn nach ſeiner Individualität behandelte; mit dem mathematiſchen Kopfe ging er ſyſtematiſch zu Werke und fing mit dem Genialen vielleicht bei dem Schwerſten an. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm denn auch oft, es dahin zu bringen, daß ſelbſt das geringere Talent Bedeutendes leiſtete. Was ſein Fortepiano-Spiel betrifft, ſo waren ſeine außerordentliche Zartheit und Feinheit im Vortrage muſterhaft und er im Geſangreichen des Vortrages der Erſten einer; daher ſeine Größe im Adagio*). — Vorzüglich intereſſant endlich war Claſings Unterricht in der Harmonie. Seine Klarheit in allen ſeinen Anſichten, ſowohl der Kunſt wie des Lebens, machten ihn leicht verſtändlich; er ſprach ſeine Liebe und Begeiſterung für die Kunſt hier rein und eifrig aus, und trennte nicht gern das Grammatiſche der Kunſt von dem Aeſthetiſchen, bediente ſich nie eines Lehrbuchs und dennoch ſchienen ſeine Vorträge wie von einem höheren Lichte durchſtrahlt. — —

* *
*

Ich habe es ſchon oben ausgeſprochen und kann es nicht genug wiederholen, obgleich es nach allem Vorhergehenden ſich dem Leſer mit der höchſten Deutlichkeit offenbart haben muß: Claſing war eine echte Künſtlernatur, wie ſie jetzt leider immer ſeltener werden, einer von jenen ſeltenen Geweihten, die in der Kunſt das Göttliche allein erkennen, und mit reinſter, uneigennützigſter Aufopferung ihr eigenes Selbſt dem Dienſte dieſer großen aber ſtrengen und eiferſüchtigen Heiligen darbringen. Solche Naturen ſind ſelten glücklich, denn ſie geben ſich ganz hin, und doch fordert das Leben ſeinen Zoll von ihnen und bringt ſie in Zwieſpalt mit dem Tage. Meinen Freund bewahrten der Reichthum an Liebe und die innige Freude und Dankbarkeit, die alles Edle und Gute in ſeiner Seele weckte, vor Haß und Zorn, aber vor Schmerz und Wehmuth hatten ſie ihn nicht ſchützen können; ihn drückte, wie jeden wirklich Begabten, die Unvollkommenheit der Dinge hienieden, nicht das Menſchliche, ſondern das Irdiſche, das Allgemeine. Seine ſanfte Milde, ſein tiefes Wohlwollen halfen ihn überwinden, was die Menſchen Störendes brachten; die Kämpfe ſeiner Jugend und das reine Gefühl ſeines eigenen Werthes hatten ihn zu hoch geſtellt, um das nicht ertragen zu können — aber die Entweihung der Kunſt, das Herabzerren derſelben in die Gemeinheit, die wilde

---

*) Ueber dieſes äußerte ſich der berühmte Virtuos Moſcheles einmal eben ſo vortheilhaft gegen mich und ſtellte ihn Cramern gleich.

Ehe, in der ſo viele, die ſich Künſtler nennen und es ſein könnten, wenn ſie Herz hätten, mit ihr leben, das konnte er nicht überwinden, und dieſer Schmerz zehrte an ihm zugleich mit dem, daß ſo ſehr Wenige im Stande ſind, das Göttliche im wahren Künſtler anerkennend zu ehren und bemüthig gelten zu laſſen, denn demüthig müßte es ſein, wenn es recht ſein ſoll. — Wären die Unbegabten, die Flachen, die Alltäglichen, die geiſtigen Kleinſtädter und gebildeten Spießbürger ſo demüthig gegen den Begabten, als es der wahrhaft Begabte gegen die Gottheit iſt, die Welt wäre noch einmal ſo weit gekommen, ſeit den ſechstauſend Jahren ihres Daſeins, als ſie ſich jetzt deſſen rühmen darf.

So lernte ich Claſing kennen und verſtehen, lieben und ehren, bald nach dem ich ihn zum erſten Male geſehn. — Wir kamen auf eine eigenthümliche Weiſe zuſammen. — Die geiſtreiche und liebenswürdige Frau, der ich die erſte Anregung zum Improviſiren verdanke, und welche eine ſeiner ausgezeichnetſten Schülerinnen war, hatte ſeinen eigentlichen Beruf für geiſtliche Muſik längſt erkannt und ihn immer angelegen, ein Oratorium zu dichten, er ihr aber ſtets geantwortet: „Ja, Beſte, das wäre mir ſelbſt außerordentlich lieb, aber ich finde keinen Dichter, wie ich ihn will und brauchen kann. Sehen Sie, dieſe Herren verſtehen nicht, für Muſik zu ſchreiben und ſind viel zu vornehm, um ſich dem Componiſten unterzuordnen, und nach ſeinem Bedürfniſſe zu ändern und umzugeſtalten; etwas, das ſie gemacht haben und das er nicht brauchen kann, ganz wegfallen zu laſſen, das thun ſie nun vollends nimmermehr; Sie glauben gar nicht, was ſo ein Poet für ein eigenſinnig Menſchenkind iſt. Iſt aber auch einmal einer bereit, dem Componiſten zu gehorſamen, ſo kann er Nichts; das habe ich leider ſchon zur Genüge erfahren.“ — Endlich, nachdem ſie ſich genauer von meinen Fähigkeiten in dieſer Hinſicht unterrichtet und er ihr wieder daſſelbe entgegnet hatte, antwortete ſie keck: Ich ſchaffe Ihnen einen Solchen, wie Sie ihn haben wollen. — Sie? verſetzte er erſtaunt — wo wollen Sie den hernehmen? den wäre ich doch begierig kennen zu lernen. — Nun hatte ſie etwas geheimnißvoll gethan, und ihn vertröſtet, da ſie mir noch Nichts davon geſagt. Als ich einige Tage ſpäter mit ihr zuſammentraf, legte ſie mir die Frage und Bitte vor, aus wunderlicher Laune ſchlug ich es ihr aber rund ab und meinte, das ſei ein undankbar Geſchäft, das ſie von mir verlange. — Diplomatiſch fein, wie es liebenswürdige Frauen immer ſind — ohne dieſe Eigenſchaft wären ſie es gar nicht — erzählte ſie mir nun alle Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, welche Claſing ihr entgegengeſtellt und reizte dadurch meine Eitelkeit, ſo daß ich am Ende halb ärgerlich ſagte: Ei das wäre doch ſeltſam, wenn man es dem Manne nicht zu Dank machen könnte.

Wenige Abende darauf brachte ſie uns zuſammen. Claſings Weſen machte, noch ehe er ein Wort mit mir geredet, einen ſo angenehmen Eindruck auf mich, daß ich beſchloß, ihm bis in das Kleinſte willfährig zu ſein. Trotz dem, daß die Natur ihn bei dem Baue ſeines Körpers mißhandelt, wirkte dies dennoch nicht ſtörend ein, da er von mittlerer Größe war und etwas

Zierliches an ſich hatte; nach ſeinen Anlagen ohne Hinderniß ausgebildet, würde er eine ſchlanke feine Figur von guten Proportionen erhalten haben. — Eine ſchöne, reine Stirn, ſeelenvolle Augen, eine edel geformte Naſe und einen Mund, um den ſich die feinſten Züge reifſter Ironie und innigſten Wohlwollens lagerten, gaben ſeinem etwas abgemagerten Geſichte, das mannichfaches Leiden ausſprach, etwas ſo Herzgewinnendes, wie ich es ſelten gefunden habe. — Seine Bewegungen hatten große Ruhe ohne Abgemeſſenheit und deuteten auf einen innerlich lebenden, beobachtenden Charakter; ſein Gang war ſchwankend, mit vorgebeugter Haltung, aber ſtets aufrechtem Haupte. — Wir ſaßen uns längere Zeit gegenüber, nachdem wir einander waren vorgeſtellt worden, am allgemeinen Geſpräch Theil nehmend, und ich merkte recht gut, daß er bei ſich dachte „Ich muß mir ihn doch anſehen,“ ehe er die Rede an mich richtete.

Er war der Aeltere, der Mann; folglich ſchwieg ich, erwartend, daß er beginnen ſolle, obgleich ich unſerer beiderſeitigen Freundin die

Ungeduld anſah. — Endlich ſagte er: Madame B. hat mir erzählt, Sie wären nicht abgeneigt, ein Oratorium für mich zu dichten, und fragte mich, als ich es gefällig bejahte, gleich: Welcher Stoff würde Ihnen am Meiſten zuſagen? — Ich hatte eben kurz vorher Milman's neu erſchienenes religiöſes Drama Belſazar mit großem Intereſſe geleſen, und den Stoff ſehr dankbar gefunden, obwohl ich mit der von dem engliſchen Dichter eingeſchlagenen Behandlungsweiſe keineswegs zufrieden war. — Lebhaft ſchlug ich ihm dies Thema vor, kam, wie es mir damals ſo leicht geſchah, in Feuer, und entwarf ihm nun das ganze Oratorium, Nummer für Nummer, aus dem Stegreiſe, den Inhalt einzelner Chöre und Arien ſogar detaillirend. — Er wurde immer aufmerkſamer und angeregter, ließ ſich genau darauf ein und ſagte endlich: „Lieber Herr, dichten Sie, ich componire.“

Von dieſem Augenblicke geſtaltete ſich eine Freundſchaft, die eine der ſchönſten, reichſten und reinſten Erinnerungen meines Lebens iſt. — Nie kann ich dankbar genug anerkennen, was ich dieſem herrlichen Manne ſchuldig bin. — Das Oratorium beſchäftigte mich lebhaft die ganze Nacht hindurch, und früh am anderen Morgen ſandte ich ihm ſchon die erſte Nummer. Er ſah daraus, wie ſehr ich in ſeine Ideen einging, und wir verſtändigten und verſtanden uns ſo raſch, daß wir bereits nach wenigen Wochen uns ſo in einander eingelebt hatten, als zähle unſere Bekanntſchaft ſchon eine Reihe von Jahren. Es war ein wirklicher Genuß, mit ihm zu arbeiten, denn es beruhte Alles auf tiefer Forſchung bei ihm, oder auf dem zarteſten Gefühl. Obwohl er ſich ſelbſt allein herangebildet, und aller Jargon der Schule ihm fremd war, ſo traf er doch ſtets das Rechte, und wußte es mit wenigen Worten ſo klar und anſchaulich zu machen, daß ein Misverſtehen unmöglich fiel. Dabei war ſeine Freude an allem Gelungenen auf der anderen Seite ſo echt und belebend, daß mir eben dadurch immer neue Gedanken geweckt wurden, und ich unermüdlich vorwärts ſchritt, auch in poetiſcher Hinſicht für das Oratorium eine andere Bahn, als die bisher von den Dichtern betretene, einſchlagend. Streitige Punkte, in denen wir Beide nicht gleich das Rechte finden konnten, wurden obendrein auf eine ſehr angenehme Weiſe geſchlichtet. Claſing war von mehreren höchſt liebenswürdigen Frauen und Jungfrauen, ſeinen dankbaren Schülerinnen (denn er wußte vor vielen Tauſenden durch die Muſik das Herz zu bilden und zu beſeligen) umgeben, und dieſe wurden meiſt in ſolchen Fällen, wo allein das Gefühl den Ausſchlag geben konnte, zu Schiedsrichterinnen erwählt.

So ward Belſazar, beſſer eigentlich durch die Benennung einer Concertoper bezeichnet, allmälich mit großer Luſt und Liebe zu Ende gebracht, und ſowohl in Wismar, wo Claſing bei ſeinem geliebten Freunde, dem Bürgermeiſter von Breitenſtern, jährlich einige Sommerwochen zu verleben pflegte, wie auch in Hamburg, anfangs in Privatcirkeln, ſpäter öffentlich, mit großem Erfolge aufgeführt. — Das Gelingen erfreute uns ſo, daß wir alsbald zu einem zweiten Werke der Art ſchritten, die Tochter Jephta's, und obwohl durch meine Kunſtreiſe unterbrochen, daſſelbe doch theils brieflich, theils während meiner kurzen Anweſenheit in Hamburg raſch zu ſeinem Schluſſe förderten. Da beide Oratorien, durch ein in Deutſchland ganz gewöhnliches Schickſal, nur ſehr wenig außerhalb ihrer Geburtsſtadt bekannt geworden ſind und doch zum beſſeren Verſtändniß von Claſings Streben und Wirken dienen, ſo wie für den Muſikkenner von Intereſſe ſein mögen, ſo laſſe ich hier eine Darſtellung des Inhaltes und der Behandlung derſelben folgen, welche zu jener Zeit von einem der wismariſchen Freunde verfaßt, und mit großer Theilnahme geleſen wurde.

Ueber Claſings Belſazar.

(Aus einem Briefe.)

Du haſt es gern, geliebte Freundin, wenn ich Dir von den muſikaliſchen Werken erzähle, deren Bekanntſchaft ich gemacht, und Dir den Eindruck ſchildere, den ſie auf mich hervorbringen. Du meinſt, Du verſtändeſt ſie dann ſelbſt beſſer, und Dein Genuß ſei größer und höher. Laß Dir alſo von einem Werke erzählen, das mich jetzt ſehr beſchäftiget und das mit großer Gewalt auf mich einwirkt. Lange ſchon wünſchte ich, unſer Freund E. möge einmal die eigenen Flügel erheben, und Zutrauen zu ſeinem eigenen Genius gewinnen. Nun hat er es verſucht und hat damit ſeine wie meine Erwartung übertroffen. Glaube nicht, daß mein Urtheil parteiiſch iſt. Gerade bei meinen Freunden ſehe ich am ſchärfſten, weil ich ſehen will, und das einzige, was ich einräumen kann, iſt, daß man in ſolchen Fällen vielleicht das Schöne ſchneller und lebhafter empfindet, und eine innigere Freude daran hat. — Der Glücksſtern meines Freundes ließ ihn die Bekanntſchaft eines Dichters in ſeiner Nähe machen, gerade ſo einen, wie der Muſiker ihn braucht, der ſein Gedicht der Muſik unterordnet, und dieſer es überläßt, in ihrer geheimnißvollen und doch ſo mächtigen Sprache es weiter auszuführen. Gemeinſchaftlich erwählten ſie die Geſchichte des Belſazar zum Gegenſtande; dieſes ächt poetiſchen und dramatiſchen Charakters, der mit imponirender Kraft auftritt, dem alles Irdiſche zu Gebot ſteht, und der, ſtolz auf ſeine Macht, ſelbſt ein Gott wähnet zu ſein. — Ihm gegenüber ſteht der fromme Daniel mit ſeiner Gott vertrauenden Seele. — Dieſem zur Seite die gefangenen und gebeugten Juden, jenem die frohen glücklichen Babilonier, die ſchönſten Contraſte bildend. Außer dieſen Hauptperſonen hat der Dichter noch zwei ſehr intereſſante Geſtalten darin zu verweben gewußt. Die Mutter des Belzaſar — Nitocris — die wie ſein Schutzgeiſt liebend und warnend ihm zur Seite ſteht, und der Engel der Verheerung, der als Geſandter Jehovah's Babilons Zerſtörung verkündet, und der wie eine höhere Erſcheinung über dem Ganzen ſchwebt. Wenn man das Gedicht aufmerkſam lieſet, ſo ſieht man gleich, wie der Dichter es verſtanden hat, dem Muſiker, um mich einer gewöhnlichen Redensart zu bedienen, in die Hand zu arbeiten, was nun aber dieſer daraus gemacht hat, und wie er den verſchiedenen Geſtalten Leben und Seele einzuhauchen gewußt, dies fühlt man erſt, wenn man das Ganze hört. Laß es uns jetzt in ſeinen einzelnen Theilen durchgehen.

Die Einleitung beſteht nur aus 56 Tacten, vom Quartett allein ausgeführt. Sie iſt höchſt originell, und weicht von der gewöhnlichen Form gänzlich ab, theils durch ihre Kürze, theils daß ſie nicht die Hauptmomente des Ganzen im Voraus andeutet, und wenn gleich ſie aus einem Thema gebildet iſt, das im Schluß-Chor vorkommt, ſo ſcheint ſie doch über dem Ganzen und höher zu ſtehen. In einfachen, gewichtigen, langen Tönen, in der einfachſten und klarſten aller Tonarten, in C dur, erſcheint ſie wie eine ſanfte Morgenröthe, nicht eines irdiſchen Tages, ſondern eines höheren, längern, ſeligern Daſeins, und wie ein Strahl aus beſſrer höherer Welt ſpricht ſie: „duldet, weinet, traget das kurze Erdenleben, es wird ein ſchöneres euch erblühen." — Nun beginnt das irdiſche Treiben. Die Iſraeliten ſingen in ihrer Gefangenſchaft einen Chor E moll, worin die Wehmuth und der Schmerz ſich ausſpricht. Eine einzelne Sopranſtimme ſchildert noch beſtimmter den Druck, unter dem ſie ſchmachten, worauf der Chor das Klagelied wiederholt. Da erhebt ſich Daniel in einem Recitativ, voll Vertrauen zu Gott, und ſucht den Muth ſeines Volkes wieder zu beleben; prophetiſch verkündigt er Babilons Fall. Ganz vorzüglich iſt dem Componiſten dies Recitativ gelungen; es athmet ein Vertrauen und eine Zuverſicht, die, von dem Sänger nur im Geringſten aufgefaßt, ſeine Wirkung durchaus nicht verfehlen kann. Ueberhaupt war es ein glücklicher Gedanke vom Dichter und Componiſten, das eigentliche Arienweſen faſt gänzlich zu verbannen, und die Hauptperſonen mehrentheils nur recitativiſch auftreten zu laſſen. Das Ganze gewinnt dadurch an Leben ſowohl, wie an Wahrheit. Doch muß man freilich einen ſo vielſeitig gebildeten Geiſt haben, wie unſer Componiſt, um dergleichen wagen zu können. — Jubelnd erſcheinen nun die Babilonier, einen Chor zum Preiſe Belſazars ſingend, froh, lebendig, keck, voller Lebensluſt und Lebensmuth. Sie wiſſen ihn nicht genug zu feiern. Nach einigen Worten des Oberprieſters beginnen die Jungfrauen einen äußerſt lieblichen und reizenden Chor, As dur: „Auf! und beſchleunigt die zaudernden Schritte" in höchſt ausdrucksvoller Bewegung und Rhythmen. Die Stimmen ſchlingen ſich durch einander, wie die feſtlichen Kränze, die ſie eiligſt winden wollen, bis die Männer mit einſtimmen, und der Chor jubelnd und volltönend ſchließt. —

Tief gekränkt, in ungewöhnlichen Harmonien beklagen die Juden aufs Neue ihr Loos, und möchten dem Jubel, den ſie nicht wehren können, entfliehen; da ertönt ein Marſch, der das Nahen des Belſazars verkündet, und der ganz ſo kühn und übermüthig klingt, wie er ſelbſt ſchon unſerer Phantaſie vorſchwebt, und wie der darauf folgende Chor es noch beſtimmter ausſpricht: „Heil uns, er nahet!“ — Der Chor brauſet und jubelt und wir fühlen uns wirklich in Mitten dieſes jubelnden Volkes, und ſehen, wie der Herr ſchon naht in aller Pracht und allem Glanz irdiſcher Hoheit. — Jetzt tritt er ſelbſt auf mit einem Recitativ, worin er ſein Volk begrüßt, dem ſich — ſein keckes Wollen und kühnes Hoffen ſchildernd, eine Aria pomposa anſchließt, die ſeinen Stolz und ſeinen Uebermuth höchſt charakteriſtiſch darſtellt. Die Arie beginnt in dem prächtigen

D dur, endet aber in D moll, wodurch, wie es dem Componiſten ſelbſt vielleicht nicht deutlich geweſen, ſein richtiges Gefühl ihn aber geleitet haben mag, dieſer Uebermuth ſchon einen leiſen Anklang ſeines nahen Falles enthält. Coro ſchließt ſich wild jubelnd dem Schluß der Arie mit Wiederholung der letzten Worte an. Doch kaum ſind die letzten Töne deſſelben verhallt, ſo beginnen ſchauerliche Accorde der Geiſterwelt, von der Baß-Poſaune, dieſem Geiſter-Inſtrument, unterſtützt, zu welchem die Oboe eine einfache klagende Melodie hören läßt, und der Engel der Verheerung erſcheint, ſprechend: — Ja, du wirſt fallen! — Es iſt der Himmelsbote, der frei von irdiſchen Leidenſchaften, in Demuth den Befehl Jehovah's vollzieht, doch eine hohe, tiefe Trauer ſpricht aus jedem Ton. Es iſt die würdige Klage eines höheren Weſens über die Verdorbenheit der Menſchen. Nach dem ſchauerlichen Schluß in C moll fängt ein Arioſo höchſt lieblich und klar in E dur an. Eine Iſraelitin ſingt in zuverſichtlichen Tönen: „Dein Licht, o Herr! wird Juda wieder ſtrahlen." Es iſt, als habe ſie eine Ahndung des eben verſchwundenen Engels und ſeiner Beſtimmung. Prophetiſch und wie begeiſtert ſteigert ſich ihr Geſang bei den Worten „Freue dich Juda“ — doch nur ein kurzer Lichtblick iſt es. Die babiloniſchen Prieſter unterbrechen ſie, gleichfalls die Nähe eines höheren Weſens ahndend. Doch ihnen giebt dieſe Ahndung ein unheimliches Gefühl, ein Grauen, ein Bangen. Leiſe flüſtern ſie unter einander, bis ſie in ein lautes Wehe ausbrechen, und den Iſraeliten die Schuld davon beimeſſend, erſcheint der Oberprieſter, um ſie aus Baals geweihtem Tempel zu vertreiben. Die Iſraeliten flehen in einem Choral zu Gott, während ihre Zuchtmeiſter, die Babilonier, ſie drängen und treiben. Immer dringender wird das Angſtgebet der erſteren, immer heftiger die Wuth der letzteren, und mit dieſem Drängen und Flehen endiget die erſte Abtheilung. Es war dies wohl eine ſchwierige Aufgabe für den Componiſten, doch er hat ſie glücklich gelöſet, und dies Finale, wenn gleich das ſchwerſte im ganzen Werke, wird, gut dargeſtellt und beſonders von großen Maſſen ausgeführt, gewiß großen Eindruck machen.

War der erſte Theil gleichſam eine Expoſition des Ganzen, ſo beginnt nun der zweite mit der beſtimmten Handlung, wodurch natürlich ein noch regeres Leben ſich entwickelt. Ein weiblicher Chor zum Preiſe Belſazars eröffnet ihn, dem die Männer zu gleichem Zwecke folgen. Alles dreht ſich um den Helden; und jeder will ihn noch lebhafter preiſen, noch höher ſtellen. Nr. 2 iſt eine reizende Gavotte, von einer babiloniſchen Jungfrau geſungen, mit Chor; ihr folgt ein Canon für 2 Soprane und 1 Tenor; ein wahres Kleinod. Auch ſein Zweck iſt das Lob Belſazars, doch dieſem Lobe iſt ein Anklang von Wehmuth beigeſellt, der anzudeuten ſcheint, wie vergänglich und eitel alles Irdiſche ſei. Dem Canon folgt ein kurzes Tenorſolo, dieſem ein kleines Altſolo; alles zum Preiſe des Herrſchers. Sie überbieten ſich. Das tiefſte Meer, die fernſten Länder, der Erde Schooß, alles ſoll ſeine Schätze hergeben, den Herrſcher zu ſchmücken, doch immer hallen jene Klänge der Wehmuth durch. Kräftig treten nun die Männer zwiſchen dieſen weichen, reizenden Melodien, in einem Chor Maestoso des dur auf. Sie ziehen dem Helden vorauf, der nun wie ein Gott erſcheint, und zu einer marſchähnlichen Begleitung, die höchſt glücklich erfunden und durchgeführt iſt, recitativiſch von ſeinen ſtolzen Plänen für Gegenwart und Zukunft ſpricht. Prahlend will er ſeinen Siegen und ſeinem Ruhm keine andere Grenze zugeſtehn, bis ſelber er rufe: es ſei genug! — Bei dieſen ſtolzen, vermeſſenen Worten vernehmen wir zum erſten Mal die Stimme der Mutter, die in höchſt überraſchender Wendung der Harmonie, mit denſelben Worten ihn unterbricht: Es ſei genug! — Unbeſchreiblich iſt dieſer Eindruck, ſowie überhaupt die ganze Zeichnung der Mutter, die wohl überlegt, eine Altpartie iſt. Der Componiſt hat hier der Natur ihre tiefſten und geheimſten Accente abgelauſcht, und hat ſein ganzes Gemüth, ſeine ganze Seele dieſer zärtlichen Mutter einzuhauchen gewußt. Wie gut ihm auch die Zeichnung der andern Charaktere gelungen iſt, dieſe übertrifft ſie alle und jedes gefühlvolle Herz wird derſelben Meinung ſein. — Nachdem ſie in einem herrlichen Recitativ dem Sohne alles vorgeſtellt hat, was einen minder ſtarren Sinn beugen könnte und müßte, nimmt ſie ihre Zuflucht zu ſeinem Gefühl, und drückt nun in einer Arie Alles aus, was mütterliche Liebe ihrem zärtlich beſorgten Herzen eingiebt. Mit dieſen Tönen, die aus dem Urquell des Schönen geſchöpft ſind, müßte ein Tiegerherz gebändiget werden, doch vergebens. Der wilde Sohn will nicht hören, und da die Mutter noch einmal warnt und fleht, ruft er die Genoſſen des Mahles, gleichſam um ſich und die Mutter zu übertäuben, und das Feſt beginnt. Eine Jungfrau erhebt ihre Stimme in Schmeicheltönen E dur Andante und beſingt den glückſeligen Tag, zu ſolcher Freude auserkohren, ihr ſchließen ſich mit gleichen Tönen die andern Jungfrauen im Chor an, doch kaum haben ſie einige Tacte mitgeſungen, ſo unterbricht ſie plötzlich Allegro agitato C moll der Tenor, der zuerſt die feurigen Worte an der Wand erblickt, mit einem heftigen, ſchneidenden Wehe! unisono im Grundton, dann in der kleinen

Terz. — Belſazar auffahrend zürnt ob dieſer Unterbrechung, und befiehlt, den Geſang zu wiederholen. Die Jungfrauen gehorſam, beginnen dieſelbe Weiſe in derſelben Tonart wie vorhin, doch kaum haben ſie 3 Tacte geſungen, ſo fällt aufs Neue ein ſchreckliches Wehe! dazwiſchen, diesmal im verminderten Septimen-Accord, noch ſchauerlicher klingend als vorhin. Das erſte Wehe vom Tenor allein, bei dem zweiten der Baß mit einſtimmend. Nun werden alle Gemüther aufgeregt. Belſazar will nicht glauben, der Chor ruft fortwährend Wehe! die Mutter ſieht ihre bange Ahnung ſich erfüllen, Belſazar glaubt, es ſei ein Gaukelwerk, bis auch er endlich die flammenden Züge entdeckt, und nun mit ganz anderm Ton und andrer Stimme fragt: Wer hat mir das gethan? — Doch ſtatt aller Antwort hört man von dem Chor noch immer das gräßliche Wehe! Da fordert Belſazar ſeine Prieſter auf, ſie mit ihrem Wiſſen höhnend, ihm dieſe Züge zu deuten. Nach einigen Tacten Zwiſchenſpiel, während welche wir dieſe Prieſter zu ſehn glauben, die ſich beſprechen und bedenken, legen ſie im Chor das Bekenntniß ab: wir wiſſen zwar alles, doch dies Herr — wiſſen wir nicht. Aufs Höchſte gelungen ſcheint mir dieſe ganze Scene. Man glaubt die Handlung zu ſehn, und theilt alle Empfindungen. Das Intereſſe iſt aufs Stärkſte geſpannt. — Belſazar verächtlich ſich von ſeinen Prieſtern wegwendend, frägt: ob denn in ſeinem ganzen Reiche nicht ein Mann ſei, der dieſe Räthſel zu löſen wiſſe; — da naht ein Babilonier und ſchlägt den Daniel vor. Belſazar ſpricht: er komme! — Während er geholt wird, ſingt der ganze Chor mezza voce ſein Wehe! fort. Es iſt die wogende aufgeregte Menge, die immer noch nicht zum Schweigen gebracht werden kann. Endlich tritt Daniel auf. Stolz wie immer redet ihn Belſazar an, frägt: ob er die Zeichen an der Wand deuten könne; — in herausfordernden Tönen ſpricht er: Kannſt du es? Vermagſt du's? — und mit hoher Zuverſicht erwiedert Daniel: Ich kann es! Ganz vorzüglich hat hier der Componiſt den rechten Ausdruck zu finden gewußt. Es iſt die Gott vertrauende Seele, die ſo ſpricht, und recht wohlthätig, wie ein Fels im Meere, erſcheint ſie hier, zwiſchen all dem Wogen und Treiben der Leidenſchaft. — Nun erklärt er ihm, was jene Worte bedeuten. „Du biſt gemeſſen und gewogen von ihm, der dich zu leicht erfand (vortrefflich und höchſt bezeichnend ſind hier die harmoniſchen Wendungen) und über deinem Haupte ſtürzt dein Glück zuſammen.“ — Der Chor ruft wieder ſein Wehe! Wehe! in verminderten Septimen-Accorden, — doch Belſazar ungebeugt, will den Elenden, wie er ihn nennt, vernichten. Da tritt ſein Schutzgeiſt, die liebende Mutter, wieder dazwiſchen, und mit denſelben Worten, und in denſelben Tönen, wie vorhin, fleht ſie ihn, auf ihre Stimme zu achten. Doch vergebens! Auch alles was Daniel noch ſpricht, wird nicht beachtet. Indem kündet ein Bote das Heer der Perſer an, die von einem Götterjüngling geführt, ſich dem Throne nahen. Der weibliche Chor ruft: o ſchütze uns! rette! rette! Da ſagt Belſazar, noch lebe ich, noch kann dieſe Rechte das Schwerdt erheben. Auf zum Kampfe! Daniel wiederholt ſeine warnenden

Worte, doch nichts kann Belſazars Muth beſiegen, die Drommeten müſſen erſchallen, und die Männer, in heißer Kampfesluſt entbrannt, ſingen nun einen wilden Chor „hinaus in den wogenden Kampf;“ die Weiber rufen dazwiſchen: O rette uns! rette! Doch die Drommeten und der Schlachtgeſang übertönt alles. Nur die Stimme der liebenden Mutter weiß ſich Gehör zu verſchaffen; alles ſchweigt, als ſie prophetiſch ausruft: „Weh! wer das Schwerdt zieht, der verfällt dem Schwerdt.“ Doch wenig Wirkung machen ihre Worte. Die Prieſter ſind bedacht, ihren Dienſt zu verrichten, und dem Helden Sieg von ihrem Götzen zu erflehen. Daniel erhebt ſich noch mal zu Gott, mit aller Kraft einer dem Herrn vertrauenden Seele. Worte und Töne ſind gleich ſchön gedacht und empfunden, und jedes Herz ſinkt anbetend mit nieder bei den Worten: „Wer iſt wie du ſo groß.“ — Da läßt ſich der Kampf begierige Chor noch einmal vernehmen. Man hört und ſieht, wie alles wild jubelnd von dannen eilt, um den Feind zu beſiegen. Doch kaum iſt der Chor hinaus geſtürmt, und der Lärm nach und nach verhallt, ſo hören wir wieder die ſchauerlichen Accorde, die den Engel der Verheerung verkündigen. Sein Werk hat nun begonnen. Auf die ſtolzen Zinnen legt er die Unglück erzeugende Rechte, und — des Ewigen Wille geſchieht. — Herrlich iſt auch dies Recitativ und beſonders hier an dieſer Stelle, nach all dem lauten Toben von ungemeiner Wirkung. Mit tiefer Ehrfurcht und mit geheimen Schauer erkennen wir die höhere Hand, die der Menſchen ſowie der Völker Schickſale lenket und leitet, und mit dieſen ernſten und hohen Gedanken und Gefühlen ſchließt der zweite Theil, auf eine originelle, aber höchſt wirkſame Weiſe.

Im 3ten Theil hören wir zuerſt die ſiegenden und vorrückenden Perſer, Coro B dur. Doch wir hören ſie nicht nur, wir ſehen, wie ſie vorſchreiten, ſiegend und zerſtörend, ſo höchſt bezeichnend und ausdrucksvoll iſt alles darin, beſonders auch eine Figur in der Begleitung und der ¾ Tact, der bis dahin wenig vorgekommen iſt. Sie treiben gleichſam die fliehenden Babilonier vor ſich her, deren Verwirrung und Angſt in dem unmittelbar ſich anſchließenden Chor B moll C Tact lebhaft geſchildert iſt. „Nirgends Mitleid“ — welches Sopran, Tenor und Baß hintereinander auf der kleinen None ges einſetzen, klingt wie ein Schrei der Verzweiflung. Im Nachſpiele hallen die Blasinſtrumente in gehaltenen Accorden die Klage nach, dann auf der Tonica mehrere Tacte verweilend, ungewiß, ob in weicher oder harter Tonart, geht es wieder in B dur über, und die Iſraeliten ſtimmen einen Choral an, in welchem die Hoffnung die Flügel, wenn auch nur leiſe, wieder regt. Doch bald werden ſie von den Siegern unterbrochen, und dieſe beſchließen die Reihe von Chören, die uns die drei verſchiedenen Nationen in ihrer Eigenthümlichkeit, ihre verſchiedenen Stimmungen und Lagen recht anſchaulich gemacht, und recht lebendig und ſcharf gezeichnet vor Augen geſtellt haben. Jetzt erſcheint Belſazar. Er ſieht und fühlt, daß ihn das Glück verläßt. Doch ſein Muth, und ſeine Zuverſicht zu ſich ſelbſt verläßt ihn nicht. Er flucht ſeinem Götzen, und will nun allein aus eigner Kraft den Feind beſiegen, oder untergehen. Der ganze Monolog iſt recitativiſch behandelt, und zwiſchenher hört man fortwährend in der Begleitung Anklänge aus dem Perſer-Chor. Eine glückliche Idee, wodurch ihr ſiegreiches Vordringen immer gegenwärtig bleibt. Noch einmal verſucht die Mutter mit den zärtlichſten Tönen den Sohn zu beſänftigen und vom Untergang zu retten, doch es iſt zu ſpät, und ſo will ſie wenigſtens als Schutzgeiſt ihm zur Seite bleiben, und wo möglich den Todesſtreich von ihm abwenden. Ein tief gefühltes Recitativ. — Indeſſen ſteigert ſich bei den Iſraeliten die Hoffnung der Befreiung; doch zu lange unterdrückt, wagen ſie nur demüthig ſie zu äußern, ſich dabei dem Willen des Höchſten unterwerfend. Wie viel mehr der freiere muſikaliſche Rhythmus vermag, als der beſchränktere poetiſche, beweiſt die erſte Strophe dieſes Chors: „Was auch dein Wille, Herr, wir ſind bereit.“ Der Componiſt hat alles Gewicht in Hinſicht der Dauer und des Werthes auf die Sylbe Herr gelegt, und dieſe, ſo wie der ganze Satz erhält dadurch eine Bedeutung und ein ſo lebhaftes Gefühl der Demuth und der Unterwerfung, wie durch Worte allein gewiß nicht auszudrücken wäre. Die Seele beugt ſich unwillkührlich mit und fühlt ſich durchdrungen von Ergebung und Zuverſicht. Nun folgt eine Fuge, hier ſo ganz an ihrer Stelle, und zwar eine Fuge, die nicht bloß ein Werk des Verſtandes und der Gelehrſamkeit iſt, ſondern auch des Gefühls, und die, wie Rochlitz verlangt, auch etwas bedeutet und ausdrückt. Sie muß jedermann, der Sinn für Muſik hat, anſprechen, den Kenner wie den Laien, durch die hohe Zuverſicht und das innige Vertrauen, wovon ſie durchdrungen iſt. Bei den Worten am Schluſſe, „zur Luſt durch Leid" — wie geringe erſcheint uns letzteres, und wie erhebt ſich die Seele zum Vorgefühl des erſteren. Mit größerer Zuverſicht wiederholt man nun noch einmal die Worte „du führſt dein Volk." Und dieſe Zuverſicht trügt nicht. Daniel tritt auf und verkündet die nahende Freiheit und die Wiederkehr nach Zion. Doch noch iſt das große Trauerſpiel nicht geendet. Die fliehenden babiloniſchen Jungfrauen erſcheinen, Rettung und Hülfe ſuchend. Ein vierſtimmiger weiblicher Chor drückt ihre Angſt höchſt lebhaft und eindringlich aus. Ein wahres Meiſterſtück, beſonders auch in Verſchlingung der Stimmen. Man bedauert nur, daß er ſo kurz iſt, aber dies mußte er ſein, um ſeine Wirkung nicht zu verfehlen. — Tödtlich verwundet tritt nun Belſazar auf. Die Kraft ſeiner Seele iſt gebrochen. Zu ſpät erkennt er die Schwäche ſeines Götzen und die Unzulänglichkeit aller irdiſchen Macht. Sterbend flucht er noch einmal dem Bel, und erkennet eine höhere Macht, welcher auch er ſich beugen muß. Ein leiſer Paukenwirbel verkündet ſeinen Tod. — Nach einigen Tacten Allegro agitato eilt die Mutter herbei. Von der tiefſten Wahrheit ſind die Töne „mein Sohn! mein Sohn!“ — beſonders wenn die Sängerin es verſteht, die rechten Accente hinein zu legen. Das ganze Recitativ ſpricht die hohe und tiefe Trauer einer edlen, ſchönen Seele aus. Ihrer Klage folgt ein Trauerchor, G moll, der Jungfrauen, „Weh! die Ceder iſt gefallen“ — würdig ſich jener anzuſchlieſen. — Vollbracht iſt nun des Höchſten Wille, dies verkündet uns der Engel der Verheerung. Nicht die Oboe mit ihren ſcharfen Tönen, vielmehr das Horn und die ſanftere Clarinette begleiten ihn diesmal. Voll hoher Freude kündet er dem gebeugten Lande die wiederkehrende Huld des Allmächtigen an. Dann ruft er ſelig und von Wonne durchſchauert aus: „Hinauf zu dir!“ — Dieſe wenigen Worte machen dem Dichter und dem Componiſten gleiche Ehre. Alles, was die menſchliche Seele Hohes, Edles, Schönes empfinden kann, iſt darin ausgedrückt. Man möchte mit dem Engel ſich aufſchwingen und ſeine Seligkeit theilen. — Doch der Menſch, ſo lange er im Staube wallt, kann ſich auf dieſer geiſtigen Höhe nicht lange halten. Auf Augenblicke nur ſind ſolche Lichtblicke vergönnt, und ſo macht denn der Schlußchor einen recht wohlthätigen Uebergang. Es ſind die befreiten Iſraeliten, die Jehovah ihr Danklied ſingen. Aus dem Thema dazu war die Einleitung gebildet, und ſo wie am Himmel Morgen- und Abendſtern eins und derſelbe iſt, ſo verſchmelzen ſich auch hier Abend- und Morgenröthe, und Ende un Anfang berühren ſich, und ſind im Grund eins. In Mitten des allgemeinen Dankliede ſingt mezza voce ein vierſtimmiger weibliche Chor die zarten Worte: „Leiſe Lüfte ſäuſel durch die Saiten, das iſt unſers Vaters Liebeston." — Und dieſen Liebeston hat unſe zartfühlender Componiſt auch zu finden gewußt Von reinen Stimmen geſungen, klingt es wi Sphärenmuſik. Mit einem andern Them fällt der volle Chor wieder ein, und nachden auch dieſes noch ſehr geſchickt durchgeführ worden, und vom leiſeſten piano bis zum ſtärkſten forte ein „Heilig, heilig, Zebaoth!' erklungen iſt, ſingen 4 Soloſtimmen ohn alle Begleitung dieſelben Worte — es iſt da himmliſche Echo — dann fällt der ganze Cho wieder ein, und kräftig und erhebend ſchließ das Ganze.

Die Tochter Jephta's.

Der bibliſche Stoff, gleichfalls von den Dichter des Belſazar, Herrn Dr. Wolff, bearbeitet, iſt bekannt. Wie derſelbe aber von dem Stoffe des Belſazar ſehr verſchieden iſt, ſo iſt auch Herrn Claſings Werk ein ganz anderes, als das frühere. War in dem Belſazar ein lebhaftes, buntes und leidenſchaftliches Treiben, ſo iſt in dieſem mehr ein Gefühl vorherrſchend, in wie mannichfaltigen Schattirungen es ſich auch darſtellt. Wir können daher auch nicht eigentlich ſagen, welches von beiden Werken höher ſtehe, da beide von ganz verſchiedenem Standpunkte aus beurtheilt ſein wollen; doch ſcheint es uns, als ob eben die Eigenthümlichkeit der antiken Kunſtweiſe, welche in der größern Strenge, Vollendung und Ganzheit der Form beſteht, und die der Componiſt ſicher in der Tochter Jephta's weit mehr erreicht hat, als im Belſazar, auch überhaupt dem Werke eine Weihe gegeben habe, welche es über das frühere ſtellt, ſo wie, als wenn der Künſtler in dieſer Gattung und in dieſer Weiſe ſein eigentliches Element gefunden habe, in welchem er ſich am glücklichſten bewegt. Er iſt freilich auf dieſem Wege kein Mann der Mode unſerer Zeit, die nun einmal dem Rauſchenden und Sinnlichen huldigt;

allein wie wir ihn kennen, wird er ſich in ſich ſelbſt tröſten und belohnt finden, durch den Beifall der Erwählteren, welcher ihm gewiß nicht entgehen wird. Doch zum Werke ſelbſt.

Im Allgemeinen iſt es das Gefühl der Liebe in ihren edelſten Beziehungen, welches ſich als Haupttendenz der Darſtellung durch daſſelbe hier ausſpricht. Sella, Jephta's Tochter (Sopran), iſt die Hauptperſon der Handlung. Im erſten Theile erſcheint ſie von der Liebe zum Vaterlande durchglüht; im zweiten-zeigt ſie ſich als zärtliche Tochter und Braut; im dritten endlich tritt in ihrem Handeln die reinſte, höchſte Liebe, die Liebe zu Gott hervor, welcher Alles aufopfernd und mit kindlicher Ergebung dem Irdiſchen entſagend, ſie mit Freudigkeit und Zuverſicht das übereilte Gelübde ihres Vaters zu erfüllen geht. Um aber von dem Einzelnen zu ſprechen, ſo beginnt das Werk ohne Weiteres mit einem Chore D dur ernſt und feierlich, und bereitet uns würdig vor auf ein Gebet Jephta's (Baß), das ſich nach einem ſein Vertrauen auf Gott ausſprechenden Recitativ daran ſchließt. Hierauf folgt wieder ein Chor, gleichſam als Nachhall des Gebets, der mit den drei erſten Nummern die Einleitung bildet, und eine andere überflüſſig macht. Mit Nr. 5 hebt die eigentliche Handlung an. Hamor (Tenor) mit den Männern von Gilead erſcheinen, Jephta die Feldherrnſtelle anzutragen, welche dieſer, früher von ihnen verbannt, ſich nicht entſchließen kann, anzunehmen. In dieſer Scene entwickelt ſich nun recht des Componiſten Talent in der dramatiſirenden Kunſt. Beſonders charakteriſtiſch ſind die beiden Chöre: „Auf denn, Gewaltiger,“ und: „Wir haben dich zu unſerm Haupt erwählt.“ Den Conflict der gegenſeitigen Gefühle zu trennen und zu begütigen, tritt nun die vielgeliebte Tochter auf, und in einem vortrefflichen Recitativ Alles, was Kindes- und Vaterlandsliebe Rührendes, Edles und Begeiſterndes ausſprechen kann, dem Vater ans Herz legend, beſtimmt ſie ihn, den Vorſchlag anzunehmen. Dieſer ermahnt nun das Volk zum Lobe des Höchſten, welches, in einem Chore, F dur, einem der preiswürdigſten, ausgeſprochen, den erſten Theil beſchließt.

Den zweiten Theil eröffnen die Trompeten; mit ihnen vereinigen ſich Oboen und Hörner, die Pauken wirbeln dazwiſchen; man hört, es iſt der Chor der Krieger, die ſich zum Streite rüſten und ermuntern. Lebhaft drückt derſelbe die Kriegsluſt und das Vertrauen zum Höchſten aus. Aeußerſt zart gehalten iſt die darauf folgende Scene — der Abſchied des Vaters von der Tochter. — Nachdem jener endlich, von der Tochter ſelbſt höchſt rührend getröſtet, mit der Hinweiſung auf Gott, ſich losgeriſſen, fällt ein majeſtätiſcher Männer-Chor, F dur, ein, in welchem die Prieſter den fortziehenden Kriegern nachrufen: „Der die Mauern von Zion gegründet, zieht mit euch.“ Tröſtend dazwiſchen Sopran und Alt: „Er iſt der Wächter auf den Bergen u. ſ. w.,“ worauf wieder Tenor und Baß mit einer Ermunterung zum Kampfe folgen, in welche denn auch Alt und Sopran einſtimmen. Originell iſt das Nachſpiel von achtzehn Tacten, während deren man die ernſten Krieger in geſchloſſenen Reihen, den tapfern Helden an der Spitze, glaubt abziehen zu hören. Jetzt ruft die Tochter noch dem Vater ein inniges Lebewohl nach und ergießt ſich für ihn in ein Gebet, As dur. Das Gefühl ſteigert ſich bis zum Schluſſe deſſelben, wo ſie ſich, wenn es ſein muß, ſelbſt als Opfer für den Vater, dem Herrn anbietet. Ein Chor der Prieſter, Des dur, fällt dann ein, Salems Töchter zum Gebete auffordernd, um ſo würdig den Ausgang der Schlacht zu erwarten. Die Jungfrauen ſtimmen zuletzt mit ein: „Es iſt der Herr der Welten, der für die Seinen wacht.“ Dann ſcheint Alles wie in ſtiller Andacht verſunken, die Inſtrumente gehen allein fort, und ſprechen dies ernſte Gebet in einem ſehr intereſſanten Satze aus, der vom Quartett piano begonnen, dann von den Hörnern und Fagott's fortgeführt, nach und nach verſtärkt durch Clarinetten und Flöten, zuletzt durch die Vereinigung aller Inſtrumente die Zuverſicht der Erhörung laut macht. Eine beſonders preiswürdige Idee des Componiſten, der, anſtatt die Schlacht zu malen, was vielleicht leichter geweſen, es vorzog, die Stimmung der Zurückgebliebenen zu ſchildern. Mit dem glänzenden Schluſſe jenes Satzes tritt auch der Siegesbote, Hamor, auf und ruft uns in ſeinen ſchönſten Tönen zu: „Heil uns! Heil! gewonnen iſt die Schlacht!“ und erzählt nun recitativiſch den ganzen Hergang derſelben. Sehr glücklich hat hier der Dichter die Andeutung des Gelübdes Jephta's einzuweben gewußt, ohne daß man eigentlich erfährt, was er gelobt hat, und ſo iſt denn nur allgemeine Freude und der Chor fällt dankend und preiſend ein: „Gelobt ſei Gott!“ Ueberhaupt iſt der Chor in dieſem Oratorium noch mehr, als in dem vorigen deſſelben Meiſters, mit der Handlung innig verwebt; dem Chore der griechiſchen Tragödie gleich, nimmt er an Allem Theil, billigend oder tadelnd, beklagend, tröſtend, preiſend, und wirkt ſo vortheilhaft auf die übrige Darſtellung. — Nachdem nun die Sorge für den geliebten Vater der Tochter vom Herzen genommen iſt, wagt ſie es auch wieder, ihr Herz der Freude und Liebe zu öffnen. Ein zartes Duett, A dur, zwiſchen den Liebenden, haucht die innigſte Zärtlichkeit in einfachen, aber wahr und tiefgefühlten Tönen aus. Nichts fehlt mehr ihrem Glücke, Alles lächelt ihnen zu, und vereint wallen ſie dem Vater, dem Retter, dem Sieger entgegen. Der Chor ſtimmt jubelnd ein, und in dieſem Sonnenſcheine des Glücks ſchließt der zweite Theil.

Der dritte Theil führt nun die Kataſtrophe der Handlung herbei. Noch beginnt er in den Strahlen der Sonne jenes Glücks. Die heimkehrenden Krieger drücken in einem Chor (E dur $\frac{3}{4}$ Tact), ihre Freude aus, die Heimath wiederzuſehen; in $\frac{3}{8}$ Tact und in andern Harmonien erwähnen ſie mit einigem Stolze ihrer Heldenthaten, doch dem Höchſten das Gelingen derſelben zurechnend, und zur erſten Ton- und Tactart zurückkehrend, ſchließen ſie eben ſo wohlthuend, als ſie begonnen. Jetzt ſpricht Jephta allein in einem Recitativ ſeinen Dank gegen Gott aus.

Er wiederholt — mit innerem Beben vernehmen wir es — wie er bereit ſei, ſein Gelübde zu erfüllen. Da ertönt ein heiteres Vorſpiel, von den Bäſſen in einer höchſt originellen Figur begonnen, an die ſich allerhand Blasinſtrumente mit reizenden Melodien anſchmiegen, und verkündet das Herannahen des Zuges, der ſich am Schluſſe des zweiten Theiles in Bewegung ſetzte, Sella an der Spitze. Jetzt erkennt Jephta ſein Schickſal, und welche Scene eröffnet ſich nun! Der Vater, der das Gräßliche kommen ſieht, verſucht mit allen Kräften ſeiner Seele, es von ſich abzuwehren, doch umſonſt. Näher und immer näher kommt der frohe Zug, mit Saitenſpiel und Geſang. Sein Angſtgefühl, ſein Seelenſchmerz ſteigt immer höher; endlich verflucht er Alle, die noch ein Wort von Jubel ſprechen, und löſt das allgemeine Erſtaunen darüber durch das Geſtändniß ſeines Gelübdes. — Es wäre ſchwer, ſchildern zu wollen, wie meiſterhaft der Componiſt dieſe höchſt erſchütternde Situation darzuſtellen gewußt hat. — Alles iſt ergriffen und verſtummt. Nur die Tochter tritt vor und ſagt: „Kann etwas anderes dir entgegen treten, als dein Kind?“ — Sie allein bleibt gefaßt. Ihre reine Seele iſt ſogleich zum Opfer bereit, und mit hoher Reſignation ſucht ſie den Vater zu beruhigen: ſie ermahnt ihn, ſein Gelübde zu halten und ſich als Held zu beweiſen. Auch der Chor fällt ermahnend und tröſtend ein. Jephta iſt zur Beſinnung gekommen; er fühlt, er darf nicht widerrufen, und ſo läßt er denn das Unvermeidliche geſchehen. Der Chor ſingt: „Heil, ſie hat den Herrn gefunden u. ſ. w.“ Doch noch einmal ſoll ſie geprüft werden. Hamor, der Geliebte, kann nicht ſogleich von ſeines Lebens Glück und Wonne ſcheiden. Sein verhaltener Schmerz bricht hervor in wehmüthigen Klagen; er kann ſie nicht laſſen, die ihm Alles war. Doch auch ihn weiß die Heldin zu beruhigen, zu tröſten. Sie fühlt, eine Liebe, wie die ihre, kann nie enden, und ſo überwindet ſie auch noch dieſen Erdenſchmerz, dem Geliebten die ſüßeſten Troſtesworte zurücklaſſend. — Die Jungfrauen ſingen ihren Preis. Die Prieſter ſegnen ſie. Der Vater bewilligt ihre Bitte, ſich in der Einſamkeit auf ihr Ende würdig vorzubereiten, ſie ſchon jetzt als eines höhern Vaters Kind anerkennend. Einige ſehr wohlthuende Chöre folgen nun. Die Prieſter übergeben ſie in dem erſten den Jungfrauen, die mit ihr ziehen ſollen; den zweiten ſingen die

Jungfrauen ſelbſt. Beide Chöre, der erſte aus E dur, der zweite aus H moll, ſind ſehr einfach und edel gehalten. Nachdem nun der Oberprieſter noch einige tröſtende und erhebende Worte geſprochen, fällt der ganze Chor mit einem Hallelujah ein, welches höchſt würdig und kräftig, das Ganze vollkommen beruhigend, ſchließt.

Aber nicht bloß die nächſten für den Meiſter (wie ſie ihn nach der Analogie des italieniſchen Maëſtro gern nannten) begeiſterten Freunde urtheilten ſo, auch fernſtehende, gewiegte und anerkannte Kunſtrichter äußerten ihre große Zufriedenheit mit beiden Werken. — Rochlitz, eben ſo geiſtreich als gründlich und von Claſing um dieſer Eigenſchaften willen hochgeehrt, und als Autorität betrachtet, ſchrieb ihm am 5ten Juli 1825 über den Belſazar: Zu Ihrer Muſik muß ich Ihnen nur vorerſt Glück wünſchen. Sie haben einen Weg eingeſchlagen, wie er für dieſe Gattung, meiner Einſicht nach, ganz gewiß der allerbeſte iſt. Ich möchte ihn kurz bezeichnen: wie ſich denken läßt, daß Händel geſchrieben haben würde, wenn er jetzt noch lebte. Dieſem Wege, (mithin auch dieſem Style,) ſind Sie durchgehends treugeblieben, — was viel ſagen will, beſonders da man jetzt nur Anderes hört: dabei will ich mit großer Aufrichtigkeit aber auch bemerken, daß Händel, trotz der Zeit, und deſſen, was ſie will, das was unterzuordnen, (und von Ihnen untergeordnet,) wohl noch mehr leichthin gehalten: dagegen, wo es galt, in aller Pracht und Herrlichkeit aufzutreten, (und von Ihnen alſo aufgetreten worden,) noch kecker und dreiſter daherſtolzirt, noch länger und mächtiger im Feuer gelegen und ausgehalten haben würde, wobei mir freilich bewußt iſt, daß ihm (wo er wollte und wo es ihm nöthig ſchien) gerade in dem, was ich, da Sie mich verſtehen, kurzweg ſeinen langen Athem nennen möchte, kein Meiſter auf Erden gleichgekommen iſt. — Die Charaktere, finde ich, ſind wohl aufgefaßt, und für das Oratorium zur Genüge muſikaliſch unterſchieden und ausgeführt; am Glücklichſten wohl in den Chören der Iſraeliten und in der Perſon des

Belſazar. Daß die Accentuation überall richtig, die Declamation würdig, nicht ſelten auch ſehr bezeichnend: das verſteht ſich bei einem Manne, wie Sie ſind, von ſelbſt. — Daß Sie Ihre Kenntniß des Contrapunctes und Ihre Geübtheit darin ſo rühmlich dargelegt, aber das bloße Fugenweſen ſehr beſchränkt haben, das Beides lobe ich in gleichem Maße und Letztes nicht etwa nur, weil es jetzt nicht mehr wirkt, oder auch, weil man darin gar zu leicht in gelehrten Schlendrian verfällt: ſondern weil es, ſelbſt mit Geiſt ausgeführt, in allem Dramatiſchen kaum an Hauptruhepunkten ſeine rechte Stellung findet, und weil es Selbſtverleugnung koſtet, es zu beſeitigen, oder vielmehr es zu beſchränken, wenn man es in aller Breite geben und damit imponiren könnte. Daß Sie den Ausdruck zu mehren, die Rhythmen des Dichters beſſer zu bezeichnen und mehr Mannichfaltigkeit herbeizuführen, viele Verſchiedenheit in die Tactarten gebracht haben: das gehört zu jenem Wege und brauchte daher nicht beſonders angeführt zu werden; ich thue es aber doch, weil die Verſündigung dagegen, oder doch die Vernachläſſigung, jetzt faſt allgemeiner Gebrauch geworden iſt. Dasſelbe ſage ich Ihnen von Ihrer Inſtrumentation, vom Verhältniß des Geſanges dagegen und von dem Maaße deſſelben in Abſicht auf Schwierigkeit der Ausführung. — Dieſem Allen nach glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können: das Werk wird einſtimmigen Beifall finden überall, wo das Publicum überhaupt ernſte Muſik liebt und nicht blos zuſammengereihete Effecte von Einzelnheiten, ſondern ein Ganzes aufzufaſſen und zu genießen, Ruhe, Ausdauer, Neigung — kurz Fähigkeit hat. Wo dies Publicum aber iſt, das weiß ich nicht. Vielleicht müſſen ſich dergleichen Publica erſt wieder heranbilden und ſammeln, und das wird durch die überall ſich bildenden Singvereine gewiß geſchehen.

Ueber Jephta's Tochter ſchrieb ihm derſelbe ein Jahr ſpäter (am 8. October 1826): Sie fragen mich in Hinſicht auf Ihr Werk über Zuſammenhang und Stellung des Ganzen. Das iſt kurz zu beantworten: der Zuſammenhang iſt ſo eng und feſt, wie er irgend ſein kann; die Stellung des Ganzen vollkommen ſo, wie es dieſer mehr elegiſche Gegenſtand verlangt. Beidem nach ſteht mir, bei Ihnen und dem Dichter, dieß Werk noch beträchtlich höher, als das erſte. Ob die jetzige muſikaliſche Welt in ihrer Gewöhnung, jedes Ganze über dem Einzelnen aus dem Auge zu laſſen, und in ihrer Verwöhnung an Rauſchendes und Lärmendes, auch ſo urtheilen werde, weiß ich nicht. Ob ihr in Hinſicht auf Letztes nicht in einigen Finalchören ſo weit hätte nachgegeben werden können, daß dieſe etwas langer und glänzender gehalten wären: das will ich nicht entſcheiden, da hiezu eigentlich das Anhören des Ganzen in ſeiner Vollſtändigkeit oder wenigſtens die Kenntniß der Partitur verlangt wird. — Folgen Sie daher auch hierin bloß der Stimme in Ihrer Bruſt, und ändern Sie Nichts, wozu dieſe nicht ohne Widerſtreben ja ſagt. — Die Zeit ſoll nicht verachtet, aber ihr auch nicht gefröhnt werden: thut ſie ja überdies für Werke dieſer Gattung faſt gar Nichts! Ja, wenn's eine Oper wäre. —

Und am Schluſſe deſſelben Briefes folgende Anerkennung, die den trefflichen Freund am innigſten freute, denn ſie zeigte ihm, wie ſehr er verſtanden worden ſei: Nehmen ſie meinen herzlichen Glückwunſch zu dieſem Werke; freuen Sie ſich ſeiner, freuen Sie ſich deſſen, was es auf Andere wirken wird, freuen Sie ſich, daß Ihnen die Gnade verliehen worden, ſo etwas ſchaffen zu können, und ohne Ausſicht auf gemeinen Gewinn mit Anſtrengung und Beharrlichkeit wirklich zu ſchaffen; freuen Sie ſich, daß im Leben Sie ſo geführt worden und ſich ſelbſt geführt haben, dieſe Gnade nicht zu vergeuden, nicht zu verſplittern, nicht endlich durch Unwürdigkeit ihrer unfähig und verluſtig geworden zu ſein. Kein gemeiner, viel weniger ein ſchlechter, wenn auch urſprünglich noch ſo reich begabter Menſch, vermag, was ſie hier vermochten, ſo zu erfaſſen: kein anderer als ein guter, treuer, inniger vermag es ſo auszuführen und zu vollenden.

Mit dieſen trefflichen wahren Worten will ich dieſes Denkmal ſchließen; was könnte ich Beſſeres noch ſagen. — So war er, ſo wirkte er, und wie Wenige haben ihn gekannt! Solcher Männer bringt Deutſchland manchen hervor, aber wie ſelten können ſie ſich entwickeln, wie ſelten ſich leben, wie noch ſeltener durchdringen bei der Nation. Ihr Leben iſt dem einer Pflanze zu vergleichen, die unter dem Schatten eines dichten Strauches blüht; es wäre ſo leicht, ihr zu einigem Sonnenſchein zu verhelfen, aber die es könnten und ſollten, thun es nicht und die Menge zieht gleichgültig vorüber. —

Claſing ſtarb ſanft und ergeben nach langer Kränklichkeit am 8ten Februar. 1829 im 50ſten Jahre ſeines Alters; er war am 4ten Juli 1779 geboren. Er hinterließ eine Wittwe, ſeine treue, unermüdliche Pflegerin; keine Kinder. Außer den beiden Oratorien und einem dritten unvollendeten (Saul) hat er noch zwanzig größere Arbeiten componirt, unter denen ſich namentlich drei große Quartetts für

Piano, Geige, Flöte und Cello, und mehrere Trio's auszeichnen. — Bei Muſikkennern ſteht er, abgeſehen von ſeinen eigenen Leiſtungen, noch in gutem Andenken durch die Herausgabe der Werke Händels im Clavierauszuge.

Zwei Mal betrogen.

Während des Sommers, den ich nach meinem erſten öffentlichen Auftreten noch in Hamburg, größtentheils jedoch auf dem Lande bei Altona verbrachte, wurde ich mit einem angeſehenen Advocaten bekannt, der mit ſeiner jungen Gattin in demſelben Gartenhauſe wohnte, und mich durch freundliches Entgegenkommen zu gewinnen ſuchte. Er war ein geiſtreicher, nach vielen Seiten hin gebildeter, äußerſt lebenskluger Mann; ſie — die reiche Erbin eines verſtorbenen Kaufmannes — dagegen weder hübſch, noch graziös, aber lebhaft, ſcharfſinnig und lebensluſtig. Erſt einige Jahre verheirathet und noch kinderlos, ſchienen ſie eine große Liebe für einander zu hegen, die ſich bei ihm mehr in ſeinen meiſt ſehr gewählten Reden, bei ihr in oft heftiger und ſehr nahe an Unweiblichkeit ſtreifender Zärtlichkeit äußerte. Da ich den ganzen Tag über emſig arbeitete, und mir daher ein zerſtreuendes Geſpräch zu Zeiten Bedürfniß war, ſo gefiel mir der Umgang mit ihnen ganz wohl. Sie lebten gleichfalls ſehr eingezogen, trotz dem, daß ſie Neigung zu einem ausgebreiteten geſellſchaftlichen Weſen bekannten; nur ſehr wenige Freunde kamen, ſie zu beſuchen, Frauen faſt gar nicht. — Hin und wieder brachte er, den ich, um ihm einen gleichgültigen Namen zu geben, Doctor Kronburg nennen will, einen jungen Kaufmann, einen Herrn Rothmann mit, deſſen rohes Weſen mir ſehr misfiel, der aber von der Dame gern geſehen wurde, da er ſie durch einen jederzeit in Bereitſchaft gehaltenen Reichthum von komiſchen, wenn gleich meiſt plumpen Späßen zu amüſiren pflegte.

Anfangs hielt ich mich in freundlicher aber gemeſſener Entfernung, weil ich Kronburgs Weſen nicht ganz traute. Er warf zu viel mit Phraſen um ſich, faßte die Dinge zwar ſtets geiſtreich, doch faſt immer oberflächlich auf, und war zufrieden, wenn er damit zu Stande gekommen, ſich ein Bild von einer Sache zu machen und es in ſchönen Worten auszudrücken wußte. Dabei trat ein Hang zum Sentimentalen nachdringlich hervor, der ſich, oft tactlos, für einen unbefangenen Beobachter, bis zum Komiſchen ſteigerte, und doch nicht urſprünglich, ſondern gekünſtelt erſchien, und wohl mit auf großer Eitelkeit beruhen mochte, die ihn vor ſich ſelbſt ſtets im ſchönſten Lichte darſtellen wollte. Dieſe Schwächen wußte er indeſſen, wenigſtens im Anfange unſerer Bekanntſchaft, ziemlich zu verdecken, ſo daß ich mir, wenn ich auch dergleichen zu ahnen begann, doch vorwarf, ich thue ihm Unrecht. — Eine Aeußerung, welche er einſt auf einem Spaziergange gegen mich fallen ließ, machte mich jedoch aufmerkſam. — Wir waren allein und ſprachen über Verhältniſſe zu Frauen. Ich ſtellte die Behauptung auf, Liebe laſſe ſich nicht lügen, und wenn ihr nur einige Zeit gegönnt ſei, müſſe jede Frau eine erheuchelte

Neigung inſtinktmäßig durchfühlen. — Er beſtritt das mit vielen Einwürfen und ſagte zuletzt mit Nachdruck, in ſeiner etwas hochfahrenden affectirten Weiſe die Worte zu betonen: Ei, das wäre doch ſchlimm, wenn ein kluger Mann nicht eine Frau bis an ihr Ende in dem Glauben erhalten könnte, er liebe ſie.

Ein Zufall machte mich wider Willen mit Beiden vertrauter. Als ich eines Nachmittags in den Garten kam, fand ich ſie in einer Laube heftig weinend. — Verlegen und unſchlüſſig, ob ich vorbeigehen ſolle, als hätte ich ſie nicht bemerkt, wurde ich plötzlich von ihr angeredet mit den Worten: Denken Sie nichts Schlimmes von mir; ein junger Mann, den ich ſeit meiner Jugend kannte und der mich heftig liebte, hat ſich erſchoſſen; das betrübt mich ſehr, am Meiſten aber, daß Kronburg, der einen Proceß gegen ihn führte, halb und halb Urſache an ſeinem Tode iſt, indem er Beſchlag auf ſein Waarenlager legte. — Dieſe offene und rückhaltsloſe Mittheilung machte mich noch verlegener, denn ich wußte nicht, was ich darauf erwiedern ſollte, da mir die ganze Sache durchaus fremd war, und ich mich durch Fragen dem Scheine von zudringlicher Neugier nicht ausſetzen mochte. — Ich ſuchte ſie, ſo gut es ging, mit allgemeinen Redensarten zu tröſten, wurde aber von ihm unterbrochen, der plötzlich zu uns trat, unangenehm berührt ſchien, als er ſie weinend erblickte und von anderen gleichgültigen Dingen zu ſprechen begann. — Sie fiel ihm ſogleich in die Rede mit den Worten: Du brauchſt dich nicht zu geniren, Herr Wolff weiß ſchon Alles, ich habe es ihm erzählt, denn ich mußte Jemanden haben, dem ich mein Leid klagen konnte. — Nun, ſagte er etwas gereizt, unſer genialer Freund hier iſt doch nicht Jemand. — Laſſen Sie das gut ſein, erwiederte ich, von dem Beiworte, das er mir oft freigiebig ſpendete, gerade jetzt doppelt widrig afficirt, — laſſen Sie das gut ſein, im Schmerz wählt man eben ſeine Worte nicht, und ich finde es ganz natürlich, daß die Frau Doctorin das Bedürfniß fühlte, ſich gegen Jemand auszuſprechen, um den Kummer, den ihr der traurige Vorfall gemacht hat, durch Theilnahme gelindert zu ſehen. — Es liegt zu tief im Herzen begründet, daß wir gegen die Neigung, die uns Jemand zeigt, nicht gleichgültig bleiben können. — O, unterbrach ſie mich haſtig, ſich die Thränen trocknend — er war mir eigentlich immer fatal, er quälte mich beſonders auf den Bällen mit ſeiner zudringlichen Liebe, war beſtändig eiferſüchtig und wollte, ich ſollte nur mit ihm tanzen, und mit keinem Anderen; das that ich aber nicht, denn er tanzte zu ſchlecht. — Das iſt wahr, fiel ihr Gatte ein, er war beinahe eine lächerliche Figur, wenn er tanzte. — Hinterläßt er denn einiges Vermögen? fragte ſie plötzlich. — Leider nicht, erwiederte er, ich fürchte, mein Klient wird kaum ſein Geld zur Hälfte wieder bekommen. — Das kommt davon, ſagte ſie nun, er wollte immer den vornehmen Mann, den großen Speculanten ſpielen, und es war doch nicht viel dahinter, denn zweitauſend Mark, die er von ſeiner Mutter geerbt hatte, ausgenommen, beſaß er, als er ſich etablirte, keinen Heller. — Er wollte immer meinen älteſten Bruder zum Compagnon haben, der war aber klug genug und bedankte ſich. — Was wird nun aber aus Emma? — Sie iſt ſehr gefaßt, erwiederte er, und will ſich eine Stelle als Geſellſchafterin ſuchen, da das Bischen, was ſie hatte, wohl durch den plötzlichen Tod ihres Bruders, dem ſie es anvertraut hat, verloren ging. Höre, rief ſie, du ſollteſt es ihr retten. — Das kann ich nicht, verſetzte er, da ich der Anwalt des Hauptgläubigers bin. — Du könnteſt ja die Sache einem andern Advocaten übergeben. — Ei, wo denkſt du hin, Laurette, das wäre gegen meine Ehre. Es wird mir zwar ſehr ſchwer, die Sache fort zu führen, aber die Ehre iſt ein unbarmherziger Tyrann, der alle anderen Regungen unſeres Herzens ſchon im Entſtehen lähmt. —

In dieſem Tone ging das raſch geführte Geſpräch noch eine geraume Zeit fort. — Ich hatte mit der größten Verwunderung ſtillſchweigend zugehört und auf eine Gelegenheit gewartet, um mich mit Schicklichkeit entfernen zu können; dieſe raſchen Sprünge der Empfindungen und Gedanken waren mir bei einer Frau etwas ganz Fremdes und faßten mich unheimlich an. Abſichtlich erzähle ich jetzt — wo alle Perſonen, die es betrifft, todt oder in anderen Welttheilen ſind — hier Alles wörtlich wieder, wie ich es hörte, weil der Leſer ſich dadurch ein weit klareres Bild von der ſeltſamen Frau machen kann, als ich es ihm zu geben vermöchte. — Ich ſollte aber noch weit ſtärker überraſcht werden.

Um ſie zu zerſtreuen, ſchlug ihr Gatte vor, den Abend im Theater zu Altona zuzubringen, wo gerade eine fremde Künſtlerin auftrat. Sie war ſogleich dazu bereit, und er, ſtets ſich ſehr galant gegen ſie erweiſend, ging augenblicklich, um ihr Hut und Shawl zu holen. Während ſeiner kurzen Abweſenheit ſagte ſie zu mir, ohne weitere Einleitung: Würden Sie mir wohl einen Gefallen thun? Sie wartete meine Antwort nicht ab, ſondern fuhr fort: ich werde ihnen ein Packet mit Geld einhändigen, das Sie die Güte haben müſſen, auf eine geſchickte Weiſe an ſeine Addreſſe gelangen zu laſſen, aber ohne daß man im Geringſten merken könne, von wem es kommt. Wollen Sie es thun? — Halb und halb ihre Abſicht errathend, verſprach ich es ihr, und nun eilte ſie an ihrem Manne vorbei in das Haus. Als dieſer mit Hut und Shawl in der Hand ihr verwundert nachblickte, drehte ſie ſich in der Thüre um und rief ihm zu: ich komme gleich, lieber Eduard, ich will nur dem Mädchen einige Aufträge geben.

Sie ließ uns jedoch ziemlich lange warten. Ihr Gatte benutzte dieſe Pauſe, um mir auf eine etwas ſeltſame Weiſe, die ich jedoch an ihm bereits gewohnt war, ihre Vorzüge auseinander zu ſetzen. Iſt meine Frau nicht ein höchſt eigenthümliches Weſen, ſagte er, erinnert ſie Sie nicht an die Atalante? — Sie glauben nicht, wie jungfräulich ſie ſich erhalten hat. Dieſe lebhaften Sprünge ihrer Seele haben für mich einen hohen Reiz. — So ging es eine Weile fort, ich hörte verwundert aber aufmerkſam zu, und mag zu den ſonderbaren Vorzügen, die er an ihr pries, wohl ziemlich dumm ausgeſehen haben, denn ich wußte wahrlich nicht, was darauf zu erwiedern oder zu bemerken ſei. — Das ſtörte ihn aber nicht, ſeine Beredſamkeit ſteigerte ſich ſogar bei meinem Schweigen, und als ſie ſich wieder in der Thür des Hauſes zeigte und uns winkte, ſetzte er dem Ganzen die Krone auf durch die Bemerkung, mit der er ſeine Lobrede ſchloß: Sie glauben nicht, welche Kämpfe es mich koſtete, dies Juwel mein zu nennen, aber ich hatte Geduld und ſo trug ich doch am Ende den Preis davon.

Wir gingen darauf zuſammen in das Theater. — Unterwegs war er beſonders zärtlich mit ihr und ſagte ihr unter einer Menge von kleinen Liebkoſungen und Schmeicheleien: Wie geſchmackvoll du doch ſtets gekleidet biſt, meine Laurette. — Das war nun gar nicht wahr; ſie trug ſich zwar ſtets nach der allerneueſten Mode, aber ihr Putz paßte weder zu ihrem Teint und Haar, noch zu ihrer Figur. Auch erwiederte ſie Nichts darauf, ſondern ſprach viel von der neuen Schauſpielerin und erzählte allerlei wunderliche Anekdoten aus dem Leben dieſer Dame, deren Pointe gewöhnlich auf Liebeshändel Bezug hatte, ein Thema, das ſie überhaupt gern zum Stoffe der Unterhaltung machte. — Als wir in der Pallmaille, an deren Ende ſich bekanntlich das Schauſpielhaus befindet, ihn voraufgehen ließen, um die Entreebillete zu beſorgen, drückte ſie mir ein Päckchen mit Gold in die Hand und ſagte: Das iſt es. — Stecken Sie es weg und laſſen Sie um Gottes Willen meinen Mann nichts davon merken. — Wenn er mich aber einmal darum befrüge? bemerkte ich zögernd. Das wird er nie thun, verſetzte ſie ſchnell. Still, er kommt. —

Die Sache war verdrießlich dadurch, aber ich hatte einmal verſprochen, ſie zu übernehmen und ſo ſagte ich weiter Nichts, ſondern ließ ſie am folgenden Tage durch einen zuverläſſigen Mann beſorgen. — Das Geld, eine mehrere hundert Thaler betragende Summe, war für die Schweſter jenes Unglücklichen beſtimmt, die ſich, wie mir mein Vertrauter erzählte, anfangs heftig geweigert habe, es zu nehmen, dann aber plötzlich, wie von oben erleuchtet, es ohne weitere Bemerkung behalten und ihm eine Quittung darüber, ohne ſein Verlangen, ausgeſtellt. — Dieſe Quittung händigte ich der Dame ſogleich ein und erzählte ihr dabei, auf welche Weiſe mein Bevollmächtigter ſich ſeines Auftrages zu entledigen gewußt. Sie dankte mir mit vieler Wärme und bat mich nochmals, ihrem Gemahl ja Alles zu verſchweigen.

Bald nachher zogen ſie, da mit Anfang des Frühherbſtes Regentage eintraten, die den Aufenthalt auf dem Lande unerfreulich machten, wieder nach Hamburg. Da ich ſelbſt die Abende gewöhnlich in der Stadt zubrachte, ſo mußte ich ihnen, als ſie Abſchied von mir nahmen, feſt geloben, ſie recht oft zu beſuchen. In der erſten Zeit hielt ich nicht eben Wort; als jedoch die Tage kürzer wurden und mich früher vom Schreibtiſch aufzuſtehen zwangen, ſo daß ich mehr freie Zeit hatte, kam ich meinem Verſprechen nach. — Sie nahmen mich ſehr freundlich, obwohl nicht ohne einigen vornehmen Redeprunk von ſeiner Seite auf, und ich befand mich im Allgemeinen ganz wohl bei ihnen, nur daß mich der oben erwähnte Herr Rothmann, der früher nur ſelten zu ihnen gekommen war, den ich jetzt aber jedes Mal dort traf, mit ſeinem vorlauten und unangenehmen

Weſen ſtörte. Außer ihm fand ich gleichfalls immer ein junges Mädchen von guter Familie, ein friſches, unerfahrenes, lebensluſtiges Kind dort, das bei Allen in beſonderer Gunſt zu ſtehen ſchien, jedoch häufig von ihnen, in einer Art von ſchonungsloſem Uebermuth, zu allerlei wilden und unpaſſenden Handlungen verleitet und gereizt wurde, die mich in meiner Seele verletzten; auch verdachte ich es der Frau vom Hauſe ſehr; daß ſie dergleichen, anſtatt es zu verhindern, noch beförderte. — Als ich meinen Widerwillen indeſſen einmal leiſe andeutete, neckten mich alle vier ſo lebhaft mit meiner Altjungferlichkeit, wie ſie es nannten, daß es faſt an das Unzarte ſtreifte und mir Nichts übrig blieb, als das Geſpräch durch eine geſchickte Wendung auf einen andern Gegenſtand zu lenken und hier feſtzuhalten. Es ſchien mir übrigens, Leopoldine, ſo hieß das junge Mädchen, ſtehe in einem näheren Verhältniß zu Rothmann, der beide Damen mit großer Vertraulichkeit behandelte, ohne daß Kronburg etwas daraus zu machen ſchien, obwohl des ſaubern Herrn Benehmen nicht ſelten die Grenzen feinerer geſellſchaftlicher Sitte überſchritt.

Anfangs war ich Willens nicht wieder hinzugehen; da ich das Ehepaar aber ſehr oft von nun an in anderen Häuſern traf, wo ſie mir immer große Zuneigung zeigten, und mit ihm noch in nähere Berührung durch eine Geſchäftsangelegenheit kam, welche er für einen meiner auswärtigen Freunde, der ſie ihm auf meine Empfehlung übertragen, mit eben ſo viel Eifer und Talent führte, ſo gab ich, um nicht unartig zu erſcheinen, dieſen Vorſatz wieder auf. Ich hatte ohnehin ſchon meine Abreiſe zu Anfang November beſtimmt, um ſo leichter konnte ich alſo mit ihnen in einem äußeren freundſchaftlichen Vernehmen bleiben. — Sie hatten begonnen, ein größeres Haus zu machen als bisher, und betrachteten mich ſtets wohlwollend als einen nothwendigen Gaſt. Ihre Geſellſchaften waren meiſt heiter und belebt, nur ſtörte mich der unangenehme Rothmann, der ebenfalls beſtändig da war, ihr nicht mehr von der Seite wich, und eine Vertraulichkeit affichirte, die nothwendig böſen

Zungen Stoff zu böſen Reden geben mußte, und bei der mir Kronburgs ruhige Gelaſſenheit ein unbegreifliches Räthſel blieb, denn jener ging oft ſo weit, die unbedachtſame Frau zu allerlei auffallenden Dingen zu verleiten, welche nothwendig Aufſehn erregen und das Verdammungsurtheil der Menge herbeiziehen mußten. Auch bemerkte ich, daß ſich feinere Frauen von ihr zurückzogen und ihren Umgang mieden; nur jener geſellſchaftshungrige weibliche Schwarm, der ſich wie die Wespen überall anhängt, wo er Honig wittert, hielt treu bei ihr aus und machte ihr eifrig den Hof, da Kronburgs häufig Feſte gaben, bei denen man gut aß und trank, und wo es ſehr luſtig zuging.

Ein geiſtreicher Mann hat einmal irgendwo geſagt, — doch wenn ich nicht ſehr irre, war ich ſelbſt dieſer geiſtreiche Mann — : die ganze Erde iſt ein Krähwinkel, und geklatſcht wird überall, wo die Menſchen Zungen haben. Hamburg iſt zwar eine Weltſtadt, aber es macht doch von dieſer Regel keine Ausnahme. — Es dauerte daher nicht lange, ſo curſirten die wunderlichſten Gerüchte über das Verhältniß der Doctorin Kronburg mit dem Herrn Rothmann in der Stadt, in welche die arme Leopoldine gleichfalls ſo arg verflochten wurde, daß ihre Eltern es für nöthig hielten, ſie auf längere Zeit zu nahen Verwandten nach Bremen zu ſenden. Das arme Mädchen grämte ſich ſehr darüber, und konnte ſich, als ich es wenige Wochen ſpäter dort beſuchte, noch immer nicht zufrieden geben; aus ſeinen Klagen ſchien Schmerz über eine entdeckte abſichtliche Täuſchung hervor zu dringen; der Punkt war aber ſo zart, daß ich natürlich jede nähere Berührung vermied. Hinſichtlich jener Gerüchte übrigens hielt ich es für Pflicht, als näherer Bekannter des Kronburgſchen Hauſes, ſie nach Kräften zu widerlegen, da ich feſt überzeugt war, daß den beiden Damen weiter nichts als Unbeſonnenheit und Uebermuth zur Laſt gelegt werden könne, und die entfernteſte Möglichkeit eines ſtrafbaren Verhältniſſes zwiſchen der Doctorin und Rothmann fiel mir auch nicht im Traume ein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich ohne mein Zuthun Manches über ihr früheres Leben, das mir intereſſant war. Kronburg hatte nämlich zuerſt als Advocat, trotz ſeinem Talent und ſeinen Kenntniſſen, ſich nicht in die Höhe ſchwingen können; er löſte daher ein Verhältniß mit einem jungen unbegüterten Mädchen aus dem Mittelſtande, mit dem er ſehr lange und ſchon als Student verlobt geweſen, auf, und bewarb ſich eifrig um ſeine Gattin, welche bereits Braut eines Anderen war. Es gelang ihm, trotz dem, daß ſich Laurettens Familie heftig dagegen ſträubte, die Partie rückgängig zu machen, und ſie, ſobald ſie nach hamburgiſchen Geſetzen mündig geworden, als ſeine Frau heimzuführen. Die Verwandten (ihre Eltern waren Beide ſchon ſeit Jahren todt) mußten jetzt ehrenhalber gute Miene zum böſen Spiele machen, und ihn auf jede Weiſe unterſtützen; binnen Kurzem hatte er daher eine ſehr bedeutende advocatoriſche Praxis und konnte ſich ſchmeicheln, da ſich ihm nun die Gelegenheit ſich auszuzeichnen vielfach darbot, früher oder ſpäter in den Senat gewählt zu werden, eine Perſpective, auf welche er im vertrauten Geſpräch mit

Wohlgefallen hinzudeuten pflegte, und welche ihn ſogar bei ſeiner Eitelkeit in unbewachten Augenblicken zu unbeſonnenen Aeußerungen verleitete.

Eines Abends, kurz vor meiner Abreiſe, war ich bei Lauretten allein; denn Kronburg hatte ſich, einer wichtigen Arbeit wegen, gleich nach meiner Ankunft entfernt, und mich gebeten, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Wir ſprachen von gleichgültigen Dingen, da unterbrach ſie mich plötzlich, nach ihrer alten Art, mitten in der Rede, und fragte mich: Iſt es nur wahr, daß die Leute ſo viel Böſes von mir und meinem Verhältniſſe zu Rothmann ſprechen? — Ueberraſcht von dieſer mir ſo unerwartet kommenden Frage, gab ich ihr eine ausweichende Antwort; ſie drang aber in mich, und verlangte, ich ſolle ihr Alles ſagen, was ich wiſſe; denn ihr liege daran, genau zu erfahren, was man eigentlich darüber rede; ſei ich alſo wirklich ihr Freund, ſo hoffe ſie, daß ich ihr nichts verſchweigen werde. Treuherzig dadurch gemacht, und in der Meinung, ich könne hier in der That etwas Gutes ſtiften, — denn es hatte

mich wirklich tief geſchmerzt, zu ſehen, wi
boshaft ſich die Geſellſchaft dafür rächte, daß die ſonſt unbeſcholtene Frau ſo auffallend ihren Geſetzen und Obſervanzen Trotz bot, — verſchwieg ich ihr nun auch das Schlimmſte nicht, das von ihr erzählt wurde, und machte kein Geheimniß daraus, daß das Aergſte von Leopoldinens, nicht ohne Grund erzürnten Verwandten ausgehe. Erſchreckt hörte ſie mir zu und brach, als ich geendet, in die Worte aus: was ſoll ich aber anfangen? Wenn das Kronburg zu Ohren käme! Er iſt gar nicht eiferſüchtig, aber mein Ruf ſteht ihm ſo hoch, daß ihn das furchtbar kränken würde. Geben Sie mir einen Rath, was ich dabei thun ſoll! — Ich entwickelte ihr nun, daß das Einzige und Beſte ſei, nach meiner Meinung, das Verhältniß mit Rothmann allmählig zu löſen, ohne daß es Aufſehen errege; dann würden die böſen Zungen ſchon von ſelbſt verſtummen und die ganze Sache mit der Zeit in Vergeſſenheit gerathen. Sie hielt das auch für das Beſte, überlegte ausführlich mit mir, wie ſie es anzufangen habe und dankte mir,

als ich fortging, ſehr herzlich für die Theilnahme, die ich ihr ſo offen und warm gezeigt.

Mehrere Wochen verfloſſen, ehe ich ſie wieder ſah, da die Vorbereitungen zu meiner Reiſe alle meine Zeit verſchlungen hatten und mir nur noch eben die Muße blieb, um Abſchied von ihr und ihrem Gatten zu nehmen. Ich fand Beide zu Hauſe und wurde von ihm, wie immer, mit vielen ſchönen Reden, aber doch dem Anſcheine nach ſehr herzlich empfangen, ſie dagegen behandelte mich kalt und ſchnippiſch und war ſichtlich bemüht, mich durch Anſpielungen, welche ſehr zarte Saiten in meinem Inneren berührten, zu verletzen. Anfangs hielt ich es für Aeußerungen ihrer Laune, deren raſcher Wechſel mir nicht unbekannt war, und wich ruhig aus, oder ließ die Pfeile, die ſie auf mich ſchleuderte, unbemerkt niederfallen; als jedoch auch Rothmann dazu kam und auf ſeine plumpe Weiſe mit einſtimmte und Kronburg ſelbſt dieſe unfeinen Neckereien unterſtützte, hatte ich die größte Mühe, nicht heftig zu werden, und entfernte mich bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit. Rothmann drängte ſich mir als Begleiter auf, und lobte während des ganzen Heimweges Lauretten (abſichtlich ſie immer nur bei dieſem Namen nennend) ſo auffallend und ſelbſtgefällig, daß ich, als wir uns trennten, nicht unterlaſſen konnte, ihm zu bemerken, wer nicht wie ich von ihrer Schuldloſigkeit moraliſch überzeugt ſei, der müſſe nach ſeinen Reden durchaus glauben, ſie ſtehe in einem ſehr ſtrafbaren Verhältniſſe zu ihm. Statt aller Erwiederung lachte er ſehr laut, und ſagte dann: Wer wird denn ſo ängſtlich ſein, darum bleibt ſie doch wer ſie iſt. —

Einige Tage ſpäter verließ ich Hamburg. Ausgenommen in Bremen, wo ich, wie ich ſchon erzählt habe, Leopoldinen wiederſah, wurde ich auf der ganzen Reiſe nicht wieder an das Kronburgſche Ehepaar erinnert, was um ſo natürlicher war, als ich doch eigentlich, meiner ganzen Sinnesart nach, ihnen von jeher fern geſtanden und mich nie tiefer für ſie intereſſirt hatte. Da ſchrieb mir ein Bekannter unter anderen hamburgiſchen Neuigkeiten nach

Dresden: die junge Doctorin Kronburg, die ich ja auch gekannt haben müſſe, ſei plötzlich geſtorben, und über ihren unerwarteten Tod gingen allerlei wunderliche Gerüchte herum. Da ſie guter Hoffnung geweſen, ſo hätten die Aerzte die Section ſehr gewünſcht, ihr Gatte aber die Erlaubniß zu derſelben entſchieden verweigert, wodurch das, was man ſich über ihr Ende in das Ohr raune, gewiſſermaßen einen Haltpunkt bekomme. Kronburg habe ſeine Praxis aufgegeben und ſein Vermögen (er ſei nämlich durch gegenſeitigen Vertrag ihr alleiniger Erbe) flüſſig gemacht, um ſich nach New-York überzuſiedeln, da ihm der Schmerz über den Verluſt ſeiner angebeteten Frau, wie er ſehr emphatiſch betheuere, den Aufenthalt nicht bloß in Hamburg, ſondern in ganz Europa zu ſehr verleide. Sein Freund Rothmann dagegen habe ſich plötzlich mit einer nicht unbedeutenden Maſſe fallit erklärt, und ſei als Superkargo, ſobald er entſchlagen worden, nach Oſtindien gegangen.

Dieſe ſeltſame Nachricht erſchreckte und beſchäftigte mich ſehr; etwas Furchtbares mußte vorgefallen ſein, — wenn anders das Gerücht begründet war — um die junge, übermüthige, vom Schickſal verzogene Frau, die einen ſolchen Lebenshunger beſaß, daß ſie ſtets den Schlaf nur als ein nothwendiges Uebel betrachtete, dazu zu treiben, Hand an ſich ſelbſt zu legen; das lag klar am Tage. — Ich fühlte inniges Mitleid mit ihr; denn freiwillig oder nicht, ſo früh vom Genuſſe der ſüßen Gewohnheit des Daſeins zu ſcheiden, war für ſie jedenfalls ein hartes, trübes Geſchick, um ſo mehr, als endlich ihr heißeſter Wunſch ſich der Erfüllung genaht, und ſie die Regungen eines neuen Lebens unter ihrem Herzen gefühlt hatte. Sobald ich daher nach Hamburg zurückgekehrt, eilte ich zu Leopoldinens Vater, der mir ſehr befreundet war, um von ihm das Nähere zu erfahren. Er beſtätigte Alles und führte mich zu ſeiner, bereits ſeit längerer Zeit wieder bei ihm lebenden Tochter, damit ſie mir ausführlich erzähle, wie ſich das Entſetzliche zugetragen. Sie war unterdeſſen die Verlobte eines trefflichen Mannes geworden und fühlte ſich als Braut ſehr glücklich.

Als ſie mich, jedoch unerwartet, zu ihr in das Zimmer treten ſah, eilte ſie mir entgegen, reichte mir die Hand und brach in heiße Thränen aus. — Mit wenigen herzlichen Worten wünſchte ich ihr Glück. — Sie haben es ſtets gut mit mir gemeint, erwiederte ſie, und es iſt mir eine groſe Freude, ihnen zu ſagen, daß ich mich ſehr glücklich fühle; aber die Erinnerung an Laurette liegt wie eine ſchwere Wolke über mir, und wirft einen dunkeln, trüben Schatten auf jeden frohen Augenblick meiner Gegenwart, denn ich mache mir immer Vorwürfe, daß ich mich freuen könne, während ſie, die furchtbar Betrogene, die meine beſte Freundin war, ſelbſt ihrem Leben ein Ende machte und hier wie drüben verdammt werden muß von ihrem Richter. Sie kann keine Ruhe im Grabe haben, unmöglich!

Ich wagte nicht, ſie in ihrem Schmerz zu ſtören, denn er war heilig. — Endlich faßte ſie ſich und erzählte mir nun ſehr einfach aber auf das Genaueſte die ganze Begebenheit, die mich einen Blick in das menſchliche Herz thun ließ, vor dem mir jetzt noch wie damals ſchauderte. Ich will verſuchen, es eben ſo rührend, entſchieden und ſchmucklos wieder zu berichten.

Kronburg hatte Lauretten nie geliebt — er war überhaupt zu egoiſtiſch und zu eitel, um irgend Jemanden als ſich ſelbſt zu lieben — ſondern, da er bald nach ſeiner Niederlaſſung als Advocat deutlich ſah, daß nur die Verbindung mit einer reichen Erbin aus angeſehener Familie ihm ſchnelle Erreichung ſeiner ehrgeizigen Abſichten gewähren könne — ihr die heftigſte und glühendſte Liebe geheuchelt. Er war der geiſtig bedeutendſte Mann, den ſie kennen lernte; ihr unſtätes Herz, ſo wie der Trotz gegen die Ihrigen, welche ſich lebhaft dieſer Verbindung widerſetzten, trieben ſie, alle früheren Bande zu löſen und die Seine zu werden. Im Beginne ihrer Ehe fühlte ſie ſich ſehr glücklich; denn Kronburg benahm ſich ſehr klug, ſchmeichelte gefällig ihren Launen und überſah vorſichtig Manches in ihrem Weſen und Betragen, das er auf keinen Fall, ſeinen eigenen Anſichten folgend, gut heißen konnte, auch beherrſchte ſeine männliche Natur ihre weibliche, denn ſie war nicht ohne ſinnliche Neigung. Einzelne kleine Züge, die ſpäter zum Vorſchein kamen und auf Flecken in Kronburgs Charakter, namentlich auf ſehr berechnete Verſtellung hindeuteten, ließen wohl leiſe Ahnungen in ihr aufſteigen, doch kam es nie zu eigentlichem Zweifel und der Glaube an ſeine Liebe ſchlug Alles nieder. Da führte ein böſes Geſchick Rothmann in das Haus, der ſich ſchnell und ſicher einzuniſten wußte. Ihr Gatte hatte wenig Umgang mit Männern, denn dieſe durchſchaueten ihn und hielten ſich fern; Laurette aber in ihrem beſtändigen Verlangen nach äußerer Anregung bedurfte eines ſolchen um ſo mehr, als ſie ſich ihrer innerſten Natur nach im ſtillen Frauenkreiſe nie behaglich fühlte. Der Fluch, der auf ihrem Leben lag, war der frühe Tod ihrer Mutter und die Erziehung durch eine herzloſe, vergnügungsſüchtige Gouvernante. — So derb und roh auch Rothmann ſchien, ſo ſchlau und liſtig war er. Durch falſche Speculationen ruinirt, wußte er doch auf höchſt künſtliche Weiſe ſich kaufmänniſch ſo lange zu halten, bis es ihm

— dahin ging ſein Streben   gelänge, durch eine reiche Heirath ſeinen geſchäftlichen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Mehrere Verſuche waren ihm jedoch fehlgeſchlagen, da ſein Weſen für ein zarteres Gemüth etwas zu ſehr Abſtoßendes hatte. Laurettens Charakter durchſchauend, baute er nun auf ſie, als letzte Zuflucht, ſeinen Plan. Seine ſkurrile Weiſe gefiel ihr und ſo wurde ſie bald vertrauter mit ihm, als ſich ziemte, ohne jedoch an Arges zu denken. Er benutzte das gewandt, und wußte bald leiſe Zweifel an der Wahrheit von Kronburgs Neigung in ihrer Seele zu erregen. Halb kindiſch wollte ſie nun verſuchen, wie weit ſie gehen könne, um ſo das Rechte zu treffen, aber Kronburg ſah dem ganzen Weſen ruhig zu, und dieſe Gleichgültigkeit von ſeiner Seite reizte ſie noch mehr. Rothmann fand ſich jetzt dem Gelingen näher und verleitete ſie nun zu Unvorſichtigkeiten, hoffend, daß eine ſolche einmal irgend einen geſellſchaftlichen Eclat herbeiführen und es zu Erklärungen darüber zwiſchen beiden Gatten kommen würde, welche früher oder ſpäter einen entſchiedenen

BIBL. UNIVERS. LIPS

Bruch und in Folge deſſen eine Scheidung herbeiführen könnte, da Laurette in dieſer Hinſicht einer Springfeder glich, welche um ſo heftiger aufſchnellt, je ſtärker ſie niedergedrückt worden iſt. Kronburgs Eitelkeit und Klugheit hinderte dies aber lange; denn mit affectirtem vornehmen Weſen, in welchem er ſich überhaupt ſehr gefiel, ſagte er lächelnd, wenn ihn einmal die Bemerkung eines Dritten darüber leiſe berührte: meine jungfräuliche Laurette iſt ein ungewöhnliches Weſen, ſie will volle Freiheit haben: je größer die Freiheit, deſto feſter das Band unſerer Ehe; denn es iſt eine Thorheit, zu glauben, die Ehe könne ohne Freiheit beſtehen. Endlich wagte Rothmann, als er ſah, daß er auf dieſem Wege nicht zum Ziele komme, das Aeußerſte und geſtand ihr, daß er die heftigſte Liebe, faſt bis zur wahnſinnigen Leidenſchaft, für ſie empfinde. Laurette erſchrak anfangs und wies ihn ab, er ließ nicht nach und ſiegte; ihr Herz war unbeſchäftigt, — kurz, ſie geſtattete ihm mehr, als ſie durfte, bis an der Grenze des Verbrechens, ohne dieſe zu überſchreiten, und nun gelang es dem Verworfenen auf einem Balle, wo ſie vom Tanze erhitzt heftig aufgeregt war, ſie durch eine wohlberechnete Handlung, welche ſelbſt den Unbefangenſten verleiten mußte, das Schlimmſte von ihr zu glauben, dergeſtalt zu compromittiren, daß ſie das Stadtgeſpräch wurde. Jetzt griff Kronburg ein und befahl ihr, ſich augenblicklich mit ihm zu entfernen; dies geſchah im Beiſein mehrerer Bekannten auf eine herriſche Weiſe, denn auch er war aufgeregt, und ſeine Eitelkeit hatte ihn angetrieben, der Welt zu zeigen, wie er zu herrſchen wiſſe. —

Im Wagen auf dem Heimwege ſprach ſie kein Wort, er dagegen redete von gleichgültigen Dingen und behandelte ſie in ſeiner alten Weiſe, als ſei gar Nichts vorgefallen. Dies reizte ſie noch mehr; zu Hauſe angekommen, brach ſie in Thränen aus und überſchüttete ihn dann mit einer Fluth von Vorwürfen, daß er ſie nicht liebe, nie geliebt habe, ſondern nur um ihres Geldes willen ſie genommen, und daß ſie die Auflöſung ihrer früheren Verbindung um ſeinetwillen auf das Tiefſte bereue.

Er ſuchte ſie zu beſänftigen, aber das fachte ihren Zorn noch mehr an. Da trat plötzlich Rothmann noch in Tanzkleidern, alſo direct vom Balle kommend, ein, angeblich, um ſich zu entſchuldigen und Beide um Verzeihung zu bitten. Kronburg antwortete aber ſehr ruhig und freundlich: Die Sache verdient gar nicht, daß ihr ſolche Wichtigkeit beigelegt werde, wie leicht läßt ſich die Jugend nicht zu einer unbeſonnenen Handlung verleiten; ich wünſche, daß das unſer Verhältniß nicht ſtöre, denn das würde erſt der Welt haltbaren Verdacht geben. Beruhigen Sie meine Frau nur, die zu viel daraus macht; ich laſſe Sie hier, denn ich habe noch eine nothwendige Arbeit zu vollenden.

Mit dieſen Worten ging er ſo gelaſſen fort, als ſei gar Nichts vorgefallen. Rothmann warf ſich, ſobald er aus der Thür war, vor Lauretten nieder, und flehte, das Taſchentuch vor die Augen drückend, ſie um Vergebung an. Er ſei, fügte er hinzu, bereit, Alles zu thun, was ſie von ihm verlange; ſeine unſelige Leidenſchaft habe ihn hingeriſſen, und er müſſe

Hamburg verlaſſen, denn er ſtehe nicht dafür, daß ihn nicht der erſte beſte Moment zu noch heftigeren Handlungen hinreiße. — Leiſe deutete er an, er wolle, da kein Glück für ihn mehr zu hoffen ſei, freiwillig ſein Daſein enden. — Erſchreckt ſprang Laurette bei dieſen Worten auf, denn das Leben galt ihr Alles, und der Gedanke ſchon, die Urſache ſeines Todes zu ſein, vernichtete ſie. Rothmann wußte ihre gewaltige Erregtheit noch zu ſteigern, indem er nur von ſeinem nahen Ende, als von einer furchtbaren, aber unausbleiblichen Gewißheit ſprach, und ſagte endlich: Ruh' im Grabe werde ich nicht finden, denn die Ueberzeugung, Dich für immer an einen Mann gebunden zu ſehen, der Dich nicht liebt, ſondern Dich und Dein Geld nur als Mittel zu ſeinen Zwecken betrachtet, wird mich auch jenſeits verfolgen. — Unter heißen Thränen rief ſie: O nein, Kronburg liebt mich. — Das thut er nicht, antwortete er verächtlich; liebte er Dich wirklich, innig, ſo hätte er mich auf der Stelle getödtet, denn mein Vergehn an ſeiner Ehre war zu groß, und in ſeinen Augen konnte Nichts das entſchuldigen. —

Bei dieſen Worten ſah ſie ihn lange ſtarr an, als müſſe ſie ſich erſt beſinnen, dann ſagte ſie plötzlich vollkommen gefaßt: Verlaſſen Sie mich jetzt und kommen Sie Morgen um zehn Uhr wieder, dann ſind wir allein und mein Schickſal wird ſich entſchieden haben. Er wollte etwas erwiedern, aber ſie winkte ihm mit ſo ernſter Miene, ſich zu entfernen, daß er gehorchte. Sobald er fort war, ging ſie zu ihrem Gatten auf deſſen Zimmer. Kronburg ſaß an ſeinem Büreau, und ſchrieb ſehr ruhig weiter, nachdem er ſie eintreten ſehen. Dies verletzte ſie; ſie ſtellte ſich vor ihn hin und ſagte: Wir müſſen uns ſcheiden laſſen, denn Du liebſt mich doch nicht. — Du biſt ein Kind, entgegnete er. — Ich will Dir die Hälfte meines Vermögens abtreten, verſetzte ſie. — Daß ich ein Thor wäre, antwortete er lachend, jetzt habe ich Dich und das Ganze. — Iſt das Dein Ernſt? fragte ſie ihn ruhig. — Mein voller Ernſt gab er ihr zur Antwort — und nun ſtöre mich nicht, denn ich habe zu thun. — Er nahm die Feder wieder auf und ſetzte ſeine vorige Beſchäftigung fort.

Erſchöpft und zitternd am ganzen Körper wankte ſie in ihr Gemach zurück. Sie brachte die Nacht unausgekleidet zu und ſandte ihre Kammerjungfer zu Bett. — Am frühen Morgen ließ ſie Leopoldinen rufen, und erzählte ihr Alles. — Sie verwünſchte ihren Reichthum und erklärte, ſie wolle mit Rothmann entfliehn, ohne das Mindeſte mitzunehmen, denn dieſer liebe ſie wirklich. — Leopoldine war außer ſich und wußte ſich nicht zu rathen; ſie beſchwor ſie unter heißen Thränen, den Plan aufzugeben, aber ſie ſchien entſchloſſen zu ſein.

Was ſpäter vorgefallen, darüber konnte die Freundin nichts Gewiſſes mittheilen; nur ſo viel, daß Rothmann ihr zu verſtehen gegeben, ohne ihr Vermögen müſſe er ihr entſagen, und ſogar ſich heftig dagegen erklärt, daß ſie Kronburg angeboten, ihm die Hälfte deſſelben abzutreten. —

Gleich nachdem derſelbe ſie verlaſſen, hatte ſie ſich angezogen und war fortgegangen. Als ſie ſelbſt gegen Abend noch nicht wieder zurückgekehrt war, wurde Kronburg ängſtlich, ließ es jedoch nicht merken, und ging ſelbſt aus, ſie zu ſuchen. Nachdem er überall vergebens geweſen, kehrte er beſtürzt ſpät erſt nach Hauſe zurück. Da ſah er einen Auflauf vor ſeiner Thür; man brachte ihre Leiche. — Sie war in der Alſter gefunden worden von den Amtsfiſchern.

So wahr dieſe traurige Geſchichte iſt, ſo ſchmucklos habe ich ſie erzählt. Es ſind jetzt faſt ſchon funfzehn Jahr über Laurettens Grabhügel dahingezogen. — Kronburg hat ſich mit einer reichen Amerikanerin vermählt — bald nach ſeiner Ankunft in Baltimore, und ſpielt dort, wie mir Landsleute erzählten, eine große Rolle. Rothmann treibt ſich in den Bädern als Spieler umher und hat die Tochter eines armen Italieners, angeblich als ſeine Frau, bei ſich; ſie wurde von ihm verführt, und er gebraucht ſie jetzt als Lockſpeiſe für Gimpel. — Vor zehn Jahren traf ich ihn einmal in einer norddeutſchen Hauptſtadt, und konnte ihm nicht ausweichen. Mit ekelhafter Vertraulichkeit drängte er ſich an mich, brachte das Geſpräch auf die arme Laurette und ſagte: Das dumme Weib — darum gleich in die Alſter zu gehen!

Wie manche Laurette habe ich ſeitdem kennen lernen, — dieſe armen Frauen! ſie ſind ſo wehrlos und doch ſo kampflüſtern.

Lady Caroline Lamb.

Wie ſelten wird ein außerordentlicher, reichbegabter Menſch von den Mitlebenden richtig beurtheilt. Das muß gewöhnlich der Nachwelt überlaſſen bleiben, die, um dahin zu gelangen, die ſcharfſinnigſten Combinationen anzuwenden hat, aus den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen das Wahre herauszufinden. Wenigſtens zeigt ſie ſtets beſſeren Willen, als die Gleichzeitigen. — Ich habe manchen ausgezeichneten Mann, manche geiſtreiche und wirklich geniale Frau näher kennen lernen, aber noch nie habe ich erlebt, daß man ihnen erlaubte, zu ſein, wie ſie waren, eben weil ſie durch Talente und inneren Reichthum anders waren, als die

Maſſe. Wo ein Begabter auftritt, da bilden gleich zwölf Dummköpfe eine natürliche Verſchwörung gegen ihn, aber ſie greifen nicht die an ſeinen großen Eigenſchaften etwa haftenden Mängel an, ſondern ſein tägliches Weſen, und wiſſen ihm hier am Eindringlichſten und Gefährlichſten beizukommen. Der Philiſter ſchlägt ſtets Jeden gern ans Kreuz, der auf einem Seitenwege geht, wo er ſelbſt auf der großen Landſtraße einhertrabt, und kann er das nicht, ſo ſchreit er wenigſtens und hetzt durch den Lärm die Bauerhunde auf, daß ſie hinter ihm her kläffen. Toleranz des Lebens trifft man nur in den Kreiſen, die zu gleicher Zeit die höchſte geiſtige Freiheit mit der höchſten geſellſchaftlichen verbinden, und wo findet man die? Als in Weimar noch die gute Geſellſchaft par excellence blühte, da hatte man dort eine Redensart, mit der man jedem wirklich Begabten gleich ſeinen Freibrief ausſtellte und die ihn dann unverletzbar machte in der Geſellſchaft, wie den hörnenen Siegfried. Man ſagte von ihm, wenn er anders auftrat, als es Gewohnheit und Sitte eingeführt:

„Er iſt nun einmal ſo“ und damit war es gut, und man ließ ihn ruhig gewähren.

Dies „Er iſt nun einmal ſo,“ das ich hin und wieder, obwohl ſelten noch hörte in der erſten Zeit, als ich nach Weimar kam, iſt mir als eine gute Lehre ſehr friſch im Gedächtniß geblieben und hat mir manchen guten Dienſt geleiſtet. Ein wahrhaft begabter Menſch iſt immer in ſich ſelbſt fertig, mit ſeinen Tugenden wie mit ſeinen Fehlern, und wer kann ihn anders machen! Der größte Gewinn bleibt, ihn gerade ſo zu nehmen und zu verſtehen, denn eben dann hat ſeine Erſcheinung auch das größte Intereſſe zugleich mit dem belehrendſten.

Unſere Zeit ſchwatzt nur zu gern über das eben Vergangene; es koſtet ihr am Wenigſten Mühe und die Oberflächlichkeit kann es ſich am Leichteſten aneignen. Ferner bringt ſie zu wenig Selbſtſtändiges und Ganzes hervor und fühlt doch den Drang, etwas zu thun. — Das haben die Pſeudobiographen und die Correſpondenzerbſchleicher denn auch wacker benutzt, aber es iſt ihnen doch Manches und mitunter das Beſte entgangen. Um die Mittelmäßigkeit kümmern ſie ſich aus Wahlverwandtſchaft natürlich am Meiſten, und wenn ſie keine Berühmtheit haben, ſo machen ſie welche; irgend einer oder der andere Schwachkopf von Leſer oder Filou von Journaliſt glaubt daran, wenigſtens thut er ſo, und verbreitet es mit beſten Kräften, ſo daß es von einer Meſſe zur anderen aushält; mehr will auch weder der Biograph, noch ſein Verleger, denn jenſeits der zweiten Meſſe gähnt der weite Abgrund der Vergeſſenheit, aus dem kein Fauſt die Geſtalten wieder heraufbeſchwört. — Wie viele ſolcher Berühmtheiten, die Niemand kannte, verdanken wir nicht dem Herrn Varnhagen von Enſe. Dafür hat ihn das junge Deutſchland auch auf den Schild gehoben, vor dem Volke einhergetragen, ihm mit unverwelklichem Lorbeer die Schläfen umwunden, und ihm Hoſianna geſungen.

Will man ſich von dergleichen erholen und doch in der Gegenwart bleiben, ſo thut man am Beſten, ſich den wenigen Titanen zuzuwenden, die ſie aufzuweiſen hat. Napoleon und ſeine Feldherrn, einige Helden des Befreiungskrieges, der kerngeſunde und kernfromme Hofer, der in ſich fertige Schill; doch — wozu ſie nennen, es vertilgt ſie keine Zeit aus dem Gedächtniß der Welt.

Ich habe mich ſehr viel mit Lord Byron beſchäftigt, erſtlich aus Beruf, dann weil ich meine, es ſei zwiefach der Mühe werth, es zu thun. — Dem Manne iſt ſo weh und ſo viel Unrecht geſchehn, und er ſteht ſo einzig da — aber vielleicht gerade deswegen geſchah es ihm. — Ich weiß keinen zweiten, der als Dichter ſo ganz Menſch, als Menſch ſo ganz Dichter geweſen wäre. Alle Anderen berechneten ſich ſelbſt, das konnte er gar nicht, — dazu war er zu groß, zu natürlich. — Die Wenigſten haben ihn verſtanden, weil ſie ihn nie nahmen, wie er war, und er konnte doch nun einmal nicht anders ſein. — „Der war nun einmal ſo.“ — Seine Freunde haben ihn am Schlechteſten aufgefaßt, und alle ſeine Biographien ſind voll Lücken, denn keiner ſeiner Biographen hat ſich die Mühe gegeben, ſeine inneren Stimmungen und die Uebergänge derſelben zu erforſchen, und doch ſind ſie bei ihm gerade das Wichtigſte und Merkwürdigſte. Aus den Documenten, die der vorſichtige Thomas Moore uns überlieferte, er, der es über das Herz bringen konnte, des großen Mannes eigene Lebensbeſchreibung zu vernichten, erfahren wir wohlweislich nur, wie dem Lord Byron, aber nie, wie dem Dichter Byron zu Muthe geweſen.

Es iſt ſchwer, hier heraus zu finden und das Rechte zu treffen, um wirklich den Spuren nachzuwandeln, die ſein Fußtritt auf Erden hinterließ. Hat man deren glücklich einige gefunden, ſo erſtaunt man darüber — und doch möchte es ſo ſchwer nicht ſein, wenn man den wirklichen Quellen näher wäre — denn er hat ſich mit Nichts Gewöhnlichem befaßt; wenigſtens wirkte das nie auf ihn ein. —

Während ſeiner ſeltſamſten Zeit hatte eine Frau einen wunderbaren Einfluß auf ihn; ſie ſchlug zuerſt die Saite in ihm an, deren Ton ſein ganzes übriges Leben hindurch in ihm nachzitterte, überall mitklingt, und wenn man ein feines Ohr mitbringt für das Pulſiren des inneren Menſchen, überall heraus zu hören iſt.

— Sein Verhältniß zu ihr wurde gewaltſam zerriſſen; es ſchlug Beiden Wunden, die nie zu bluten aufhörten. Es wurde viel beklatſcht in der höheren engliſchen Geſellſchaft; die Journale nährten ſich gleich Vampyren vom Blut jener Wunden, aber offen beſprochen wurde es nicht; dazu war man aus Unterthänigkeit zu diſcret. — Die Biographen haben es ſpäter aus demſelben Grunde nur angedeutet, und fuhren, wie geübte Schlittſchuhläufer, mit gewandtem Sprunge raſch und ſpurlos über die glatte, gefährliche Stelle dahin, denn die Dame gehörte mächtigem, weithin greifendem Geſchlechte an. — Caroline Lamb iſt es, von der ich rede.

Endlich in neueſter Zeit hat es ein armer verhungernder, aber höchſt talentvoller Dichter, Wilmington Fleming, gewagt, aus Dankbarkeit gegen die Redaction eines Winkeljournals, die ihn vom Hungertode rettete, ſeine Erinnerungen in dieſem, der obſkurſten einem, niederzulegen. Ein eigenes Geſchick brachte ihn in nähere Verbindung mit der excentriſchen Frau; und ſein Bericht trägt den Stempel der einfachſten, aber entſchiedenſten Wahrheit, und iſt vom höchſten Intereſſe für den Pſychologen. — Dieſem zu Liebe will ich das Bedeutendſte dem armen Poeten nacherzählen, mich nur an die Facta, die er gibt, aber keineswegs an ſeine Darſtellung bindend, und Manches aus anderen in Deutſchland vielleicht nur mir zugänglichen Quellen hinzufügend.

Caroline Lamb iſt dieſelbe, an welche Byron folgendes Gedicht geſchrieben haben ſoll, das ich hier in möglichſt treuer Uebertragung wiedergebe:

Als wir geſchieden,
Schweigend, voll Schmerz,
Weinend das Auge,
Gebrochen das Herz.
Kalt Deine Wang' und bleich,
Kälter Dein Mund!
Leiden für dieſe Zeit,
Gab jene kund.

Es hatte des Morgens
Thau kalt mich benetzt;
Es war gleich der Ahnung
Der Empfindungen jetzt.

Deine Schwüre gebrochen:
Dein Name wird hier
Mit Tadel geſprochen:
Ich theil' es mit Dir.

Sie nennen Dich vor mir,
Ein Klang — ach! ſo trüb;
Mich überläuft es:
Warum einſt ſo lieb?
Ich kannte ſo wohl Dich,
Sie wußten es nicht;
Ich werd' um Dich trauern,
Wie's nimmer ſich ſpricht.

Heimlich vereint, —
Jetzt klagt mein Schmerz:
Dein Sinn konnte trügen,
Vergeſſen Dein Herz. —
Treff' ich nach Jahren
Dich wiederum,
Wie Dich begrüßen?
Weinend und ſtumm.

Ihre Jugend, ſo berichtet der engliſche Dichter, brachte ſie größtentheils in Devonſhire-Houſe zu (die einſt ſo hochgefeierte Herzogin von Devonſhire war ihre Tante), wo ſie mit ihren Couſinen erzogen wurde.

Schon früh zeigte ſie jenes excentriſche Weſen und den Widerwillen gegen alle Herrſchaft, welche ihrem ſpäteren Leben eine ſo dunkle Färbung gaben. Leidenſchaftlich für Mährchen und Sagen eingenommen, lebte ſie ganz in der phantaſiereichen Welt, die ihr dadurch eröffnet wurde, ſich nur mit Rieſen und Feen, Elfen und Gnomen beſchäftigend und zu Zeiten ſo davon hingeriſſen, daß ihre Verwandten, in Beſorgniß über ihre geiſtigen Fähigkeiten, einen erfahrenen Arzt zu Rathe zogen, der den eigenthümlichen Ausſpruch that: Sie iſt nicht wahnſinnig, aber ſie kann dazu gemacht werden, (she is not mad, but she may be made so.) — Dies veranlaßte ihre Verwandten, ihr große Freiheit zu gewähren und ihr nicht bei ihren Träumen und Spielen, in welchen ſie ſich häufig ſehr eigenwillig betrug, ſtörend entgegenzutreten. Obwohl dieſe Freiheit auf ihre ſpäteren Tage den entſchiedenſten Einfluß äußerte, ſo verdarb ſie doch nicht ihr Herz, und ſie blieb ein echtes Kind der Natur, wunderlich launenhaft, wild, aber ſtets voll Liebe und Vertrauen. So verlebte ſie eine heitere

Jugend, verzogen, aber allgemein geſchätzt wegen ihrer echten Liebenswürdigkeit und bewundert wegen des ſeltenen Zaubers ihrer reichen Phantaſie. In ihrem zwölften oder vierzehnten Jahre fielen ihr Burns Werke in die Hände, und ergriffen ſie mächtig; ſie pflegte ſich mit ihnen in einen entlegenen Theil des Gartens zurückzuziehen, und vor Enthuſiasmus und Entzücken über ſeine herzinnigen Lieder die ganze Welt zu vergeſſen. Ihm verdankte ſie, nach ihrer eigenen Ausſage, ihre geiſtige Geburt, und er blieb, ihr ganzes Leben hindurch, das Idol ihrer Phantaſie. Oft in ſpäteren Jahren, geſchmäht und verlaſſen, forderte ſie ihren Pagen oder ihre Dienerin auf, ihr das ſchöne Lied von Burns: My good name is gone Jean zu ſingen; ſie fand darin ein mit dem ihrigen ſo übereinſtimmendes Gefühl der Verlaſſenheit und des Kummers, daß ihr heiße Thränenſtröme aus den Augen ſtürzten und ſie kaum im Stande war, es bis zu Ende anzuhören.

Seit dieſer Zeit vermiſchte ſich ein ſinniges, tieffühlendes Weſen mit ihrer Heiterkeit, obwohl ſie noch immer die Fröhlichſte unter den Fröhlichen war; ſo mächtig wirkte der Einfluß des ſchottiſchen Dichters auf ihr empfängliches Gemüth. Sie pflegte ſelbſt zu erzählen: „Meine harmloſe und kindiſche Ausgelaſſenheit contraſtirte zu Zeiten gar ſeltſam mit meinen ſinnenden Mienen und meinem knabenhaften Weſen (ſie trug damals ganz glatt geſchorenes Haar), und veranlaßte viele Beſucher von Devonſhire-Houſe, mir eine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche ſie meinen liebenswürdigen und ausgezeichneteren Gefährtinnen verſagten. — Nach dem erſten Beſuche, den ich mit den Meinigen zu Brocket-Hall ablegte, wo ich mit William Lamb in aller Freiheit unſchuldiger Luſtigkeit lachte und ſcherzte, bemerkte er, als wir fort waren: Von allen jungen Mädchen in Devonſhire-Houſe iſt dieſe die einzige, die für mich paßte.“ — William Lamb war damals ein ſchöner und eleganter junger Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen und ſehr befähigt, eben ſo wohl der Lehrer, wie der Geliebte dieſer excentriſchen Schönheit zu ſein. Ihre heiteren Zuſammenkünfte erhielten bald einen erhöhten Reiz durch die Innigkeit der Leidenſchaft, die genaue Freundſchaft beider Familien beförderte dieſelbe, und ihre gegenſeitige Neigung wurde durch das Band der Ehe, bevor noch Caroline ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, geheiligt. — Aber ſelbſt bei dieſer feierlichen Gelegenheit und ſogar in dem Augenblicke, wo ſie dem Manne freiwillig ihre Hand reichen ſollte, dem ihr Herz ſchon gehörte, zeigte ihr Betragen noch mehr als ihre gewöhnliche Excentricität, und ſie benahm ſich mit einer Heftigkeit, welche unbegreiflich ſchien, ſo daß ſie zuletzt faſt ohnmächtig in den Wagen gehoben wurde, der ſie für immer dem elterlichen Hauſe entführen ſollte; dies war jedoch nur das Aufbrauſen eines überreizten Gefühls. Ihr junger Gatte lernte in der von ihnen gewählten ländlichen Zurückgezogenheit bald ihre ſeltenen Eigenſchaften ſchätzen und ihren reichen Geiſt entwickeln, und dankbar pflegte ſie noch in ſpäteren Tagen anzuerkennen: William lehrte mich Alles, was ich weiß, wir ritten und gingen zuſammen ſpazieren, und dieſe Zeit war, wenn auch nicht die luſtigſte,

doch die glücklichſte meines Lebens. — Al
ſie darauf wieder zu den geſellſchaftliche
Kreiſen zurückkehrte, wurde ſie mit Bewunde
rung und Entzücken begrüßt, und war bal
der Mittelpunct und die Tonangeberin derſel
ben. — Während dieſer für ſie ſo glänzende
Periode wurde es in denſelben Cirkeln abe
auch Mode, den Dichter des Childe Harol
zu bewundern. Byrons Excentricität und ſei
tiefes Gefühl fand bald verwandten Anklan
in dieſem talentvollen und liebenswürdigen We
ſen. — Es war zuerſt in einer Abendgeſell
ſchaft, wo er es wagte, ſie anzureden, inden
er ihr eine Nelke und eine Roſe mit folgenden
Worten reichte, die ſie in einem ihrer Romane
wiederholt hat: Ich gebe Ihnen dieſe Blumen,
weil ich weiß, daß Sie alles Neue und Seltene
lieben. — Byron machte darauf den erſten
Beſuch in Melbourne-Houſe, von Moore und
Samuel Rogers begleitet. Er ſaß über eine
Stunde, ihren Sohn, ein ſchönes Kind, der auf
ſeinem Schooße eingeſchlafen war, unbeweglich
auf den Knieen haltend, aus Furcht, ihn zu
erwecken. — Seit dieſer Zeit wurde er ein regel-

mäßiger Beſucher daſelbſt; hier war es auch, wo er ſeine nachherige Gattin kennen lernte. — Lady Caroline bemerkte hinſichtlich derſelben: Ich bin überzeugt, damals mochte er ſie nicht leiden, ſie war zu genau und pedantiſch. Oefteres Zuſammentreffen machte ſie jedoch bekannter und vertrauter mit einander, und wenn ihr Verhältniß ſich auch nicht in glühende Liebe verwandelte, ſo gründete es ſich doch auf gegenſeitige Achtung. — Damals hatten wir — pflegte ſie fortzufahren — faſt jeden Morgen Quadrille-Partien; wir tanzten, nahmen Erfriſchungen, plauderten über elegante Literatur, und nachher ritt ich aus, begleitet von einer glänzenden Reihe von Damen und Herrn. Wir waren damals eine luſtige Geſellſchaft. — Wahrlich, damals wähnte ſie ſich glücklich, aber der Wurm nagte ſchon an ihrem Herzen, der bald ihren Frieden auf immer zerſtören ſollte. Sie ſpielte am Rande eines Abgrundes; die Taube wagte, den jungen Adler zu lieben, weil ſie ihn für ihres Gleichen hielt.

Der Plan, ſie zu verführen, hat wohl nie in Byron's Seele gelegen; als es geſchehen, war es das Werk des gewaltig treibenden Augenblicks geweſen. Ihre Gefühle für einander, die Bewunderung ihres beiderſeitigen geiſtigen Reichthums und vielleicht auch die Verachtung des Tadels der Welt, den ihr gänzlicher Mangel an Klugheit und Scheu vor der öffentlichen Meinung auf ſie geladen, ſtürzte ſie in Verirrung. — Carolinens Verwandte waren jedoch nicht ſo gleichgültig gegen das Fliſtern der Läſterung, und ihre Schwiegermutter, die verſtorbene Lady Melbourne, eine höchſt liebenswürdige und wohlwollende Frau, machte dem Dichter Vorſtellungen über ſeinen zu häufigen und unvorſichtigen Umgang mit der Gattin ihres Sohnes. Er erwiederte: Sie brauchen mich nicht zu fürchten; ich jage nicht dem Vergnügen nach, wie andere Menſchen. Mich quält ein unheilbares Uebel und ein verödetes Herz. Glauben Sie mir, ſie iſt ganz ſicher bei mir. — Dies war gewiß ſeine innigſte Ueberzeugung, aber dennoch fielen ſie, und der erſte Zug aus dem Zauberbecher umnebelte ihre Sinne ſo, daß ſie mit aller Gluth der Leidenſchaft nicht eher abſetzten, als bis ſie ihn auf die Hefen geleert. — Sie ging ſo weit, ihn, als Mann verkleidet, in ſeiner Wohnung zu beſuchen, und ward hier von den Ihrigen, die ihr ängſtlich nachgegangen waren, angetroffen.

Byrons Heirath ſtellte ſcheinbar den Frieden in der zerrütteten Familie wieder her; Caroline, anfangs auf das Höchſte gereizt, machte einen Verſuch, ſich das Leben zu nehmen, ward aber daran verhindert, und beſchloß nun, der Welt zu zeigen, daß ſie über allem Tadel ſtehe. Mit Lady Byron hatte ſie keinen Umgang; nur ein Mal, nach der Scheidung, beſuchte ſie dieſelbe, und mußte hören, wie ſie unter heißen Thränen zu ihr ſagte: Ich weiß Alles, Lady Caroline, er hat mir Alles erzählt, und Sie hätten mich vor unſäglichem Elend bewahren können. — Sie ſahen ſich darauf nicht mehr, und Caroline erſchien nach wenigen Monaten ſtrenger, durch eine ſchwere Krankheit veranlaßter Zurückgezogenheit, wieder in der Geſellſchaft, von Neuem die Seele ihres Kreiſes. Von der Ueberzeugung durchdrungen, das beſte Mittel, den Tadel zum Schweigen zu bringen, beſtehe darin, offen ſeine Verirrungen ſelbſt einzugeſtehen, beſchloß ſie nun, dieſelben in ein leichtes, durchſichtiges, fingirtes Gewand gehüllt, der Welt zu erzählen, und ſchrieb furchtlos den Roman Glenarvon, der ihr Verhältniß mit Lord Byron ſchildert, und dieſen mit allen Farben der Gehäſſigkeit eines gekränkten weiblichen Herzens darſtellt. — Ich werde ſpäter auf dieſes merkwürdige Buch zurückkommen, das von der Menge begierig geleſen wurde und raſch hinter einander vier Auflagen erlebte. Freunde und Verwandte hatten damals ihrem Gatten wiederholt angelegen, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen: er liebte ſie aber zu innig; denn ſie hatte ihm in glücklichen Tagen drei Kinder geboren, um dieſem Verlangen zu genügen, und der häusliche Friede ſchien gänzlich wiederhergeſtellt, bis er plötzlich und auf immer geſtört wurde, durch ein Ereigniß, in welchem das Walten der Nemeſis unmöglich zu verkennen iſt, dieſer dunkeln Göttin, die unaufhörlich die Erde umkreiſt, und ſicher den Verbrecher hienieden erfaßt, und ſeine That an ihm rächt auf ihre Weiſe.

Sie war auf ihrem Landſitze Brocket-Hall im Juli 1824, und machte eines Tages eine Spazierfahrt in dem zu ihrem Beſitzthum gehörigen Park, als ſie einem Leichenbegängniß begegnete, welches unmittelbar unter den Mauern deſſelben vorüberzog. Mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ließ ſie den Wagen halten, und erkundigte ſich, wer es ſei, der hier zur ewigen Ruhe geleitet würde. Wie ein Donnerſchlag traf ſie die Antwort: Byron, der bewunderte geliebte Byron, mit dem ſie ſich gefreut und gelitten, um deſſenwillen ſie die Verfolgungen des Neides, die Geißel des Tadels erduldet hatte, wär es, der zu ſeinen Vätern verſammelt worden. Ihr Schmerz brach in ungeheuerer Heftigkeit aus und kannte keine Grenzen mehr; dieſer Augenblick zerriß alle Bande, welche ſie an ihre Familie gefeſſelt hielten, und da ihre Excentricität, der ſie von nun an keine Schranken mehr ſetzte, an Wahnſinn ſtreifte und in den Augen Vieler auch wirklich dafür gelten mochte, ſo ſahen ſich die

Ihrigen genöthigt, ſie demgemäß zu behandeln. Sie ward in ihrem Hauſe wie eine Irre und Verſtoßene behandelt, mußte allein auf ihrem Zimmer ſpeiſen, und wurde an jeder Zuſammenkunft mit ihrer Familie verhindert. Von allen Seiten drang man in ſie, die Scheidung von ihrem Gatten zu gewähren und einen anſtändigen, ihrem Range angemeſſenen Lebensunterhalt anzunehmen, aber ſie weigerte ſich deſſen auf das Hartnäckigſte. Damals führte ſie eine wunderliche Lebensweiſe und ſuchte oft ſich durch ſtarke Doſen von Laudanum, zu denen ſie ſelbſt Branntewein miſchte, aufzureizen bis zur wildeſten Ausgelaſſenheit, oder zu betäuben. In dieſer Zeit war Wilmington Fleming, den ſie, durch ein von ihm geſchriebenes Gedicht auf den Tod Lord Byrons veranlaßt, zu ſich eingeladen hatte, der Einzige, der zu ihr kam und dem ſie Vertrauen ſchenkte. Er fand ſie häufig in der wunderlichſten Umgebung und erzählt, daß er ſie einmal im Bette angetroffen, neben einem Kamin, in welchem, während der heißeſten Hundstage, ein helles Feuer loderte. In einem Winkel des Zimmers ſaß einer ihrer Pagen und mußte Stundenlang, bis ihm vor Ermüdung die Stimme verſagte und die Finger anſchwollen, eins ihrer Lieblingslieder ſingen und ſich auf der Violine dazu begleiten. Eine ſolche faſt erſtickende Atmoſphäre ſchien ſie zu lieben und ganze Tage darin zuzubringen, ohne ihr Lager zu verlaſſen, bis ſie plötzlich anderen Sinnes wurde, aufſprang, ein Reitkleid und weite Beinkleider anzog, eine Pelzkappe aufſetzte, und nun auf ihrer ſchwarzen Lieblingsſtute im wildeſten Galopp durch den Park jagte, ſo furchtlos und gewandt, daß der Dichter nicht umhin konnte, ſie mit der Phantaſie zu vergleichen, die auf dem geflügelten Roß durch die Wüſte ſchweift. — Und doch war ſie nicht wahnſinnig, und es bedurfte nur der leiſeſten Berührung, um ihrem Herzen Aeußerungen des tiefſten Gefühls, ihrem Geiſte die überraſchendſten und ſcharfſinnigſten Gedanken zu entlocken. So brachte Fleming einen Abend bei ihr zu, wo ſie drei herumziehende Bänkelſänger zu ſich eingeladen hatte. Sie behandelte dieſelben mit großer Freundlichkeit, ſchien ſehr bekannt mit ihnen zu ſein und erkundigte ſich mit aufrichtiger Theilnahme nach dem Befinden ihrer Frauen und Kinder. Dann ließ ſie die Leute ihre Lieder vortragen und hörte mit Vergnügen zu, bis diese plötzlich den Geſang anſtimmten: There's no luck about the house;*) deſſen Worte in den Saiten ihres Herzes nachzitterten; da brach ſie in Thränen aus, befahl, den Sängern einen Sovereign zu reichen, und hieß ſie gehen. — Trotz allen dieſen Wunderlichkeiten war ſie in Brocket-Hall ſo geliebt, wie ſie es gewiß in den glänzenden Kreiſen, in denen ſie früher ſo viele Verehrung und Bewunderung genoſſen, nie geweſen. Dort hatte ſie eine Art von ländlicher Oberherrſchaft eingeführt und regierte despotiſch in den Herzen ihrer einfachen Nachbarn. Dieſen waren alle ihre Schwächen heilig und Lady Carolinens Geſundheit wurde mit eben demſelben Eifer an dem Herde des beſcheidenen Landmannes, wie in der Halle ihres Wohnſitzes getrunken, wenn an irgend einem häuslichen Feſte der Krug mit Ale die

---

*) In dem Hauſe iſt kein Glück.

Runde machte. Sie pflegte gern ihren anſpruchsloſen Freunden kleine Feſte zu geben, und zeigte ſich dann eben ſo herzlich und zuthulich, als ſei ſie nicht die Lady der Halle, ſondern von gleichem Range mit ihnen. Die kleinen ſonnverbrannten Kinder bekamen eben ſo viele Küſſe wie Kuchen von ihr, und ſie nahm mit ſo vielem Intereſſe und guter Laune an dem ländlichen Reigen Theil, als hätte ſie ſich nie in anderem Tanze bewegt. Bei einer dieſer Gelegenheiten, als ſie wieder einen Tanz im Grünen zu veranſtalten wünſchte, zu Ehren irgend eines im Kalender ihres Herzens roth angeſtrichenen Tages, wie ſie ſich ſelbſt auszudrücken pflegte, hatte ihr Schwiegervater oder ihr Gatte dem Verwalter befohlen, Keller und Speiſekammer wohl verſchloſſen zu halten. Dieſer kam genau der Weiſung nach und begab ſich dann, da er Alles ſicher wähnte, in Geſchäften nach einem anderen Dorfe. Wie erſtaunte er aber bei ſeiner Rückkehr durch den Park, ſchon von Weitem Muſik und lauten Jubel zu vernehmen. Ein kleiner Raſenplatz, von hohen Bäumen beſchattet, war zum Vergnügungsort auserwählt worden, und hier erblickte er die Lady in luſtigem Tanze mit ihrer eingeladenen Geſellſchaft von Bauern und Bäuerinnen. Trotz ſeinen Riegeln und Schlöſſern ſtanden Krüge ſtarken Bieres und Körbe mit Brod und Fleiſch in hinreichenden Vorräthen daneben, recht ihm zum Hohn. Lady Caroline hatte nämlich befohlen, Keller und Speiſekammer mit Gewalt zu öffnen, und die untergeordnete Dienerſchaft, einer Belohnung gewiß, nicht ermangelt, ihrem Auftrage Folge zu leiſten. Alle Vorſtellungen waren vergeblich, und es blieb dem Verwalter nichts übrig, als die Gattin ſeines Herrn nicht in ihren ländlichen Freuden zu ſtören. Das glänzendſte Feſt dieſer Art gab ſie mit derſelben Excentricität am Vorabend deſſelben Tages, an welchem ſie das geliebte Brocket-Hall verließ, zur Feier des dritten Juni, ihres Hochzeittages. — Die Dienerſchaft war lange mit Zurüſtungen zu demſelben beſchäftigt geweſen, und obwohl ſie ſeit geraumer Zeit unpäßlich und bettlägerig, ſo ſtand ſie doch ſchon früh am Morgen auf und kleidete ſich ſehr ſorgfältig, um ihre Freunde würdig zu empfangen. Zuerſt ſtellte ſich ein zahlreicher Trupp Maimädchen (das heißt junge Mädchen, die ihr nach engliſcher ländlicher Sitte am Maitage gratulirt hatten) im ſchönſten Putze, begleitet von einem lahmen Fiedler und einem Knaben, der eine Handtrommel und ein Triangel ſchlug, ein. Dieſen folgten nach einem komiſchen Tanze vor ihrem Fenſter, Muſikanten und Haufen ländlicher Gäſte, welche nach einem reichlichen Mahle und bei gutem Getränke fröhlich bis nach Mitternacht tanzten. Die Maimädchen waren ſchon früher von ihr einſtudirt worden; vorzüglich hatte ſie ihnen einige komiſche Evolutionen gelehrt, welche ſie das preußiſche Exercitium nannte. Dieſe beſtanden zuerſt in einem Tanze, dann ſtürzten auf ein Signal von ihr alle auf die Knice und erhoben einen Arm, und bei einem zweiten Signal fielen ſie ſämmtlich ſeitwärts um, wie ein Haufen bleierner neben einander geſtellter Soldaten, mit denen es die Kinder ſo zu machen pflegen. Das Ganze ſchloß zuletzt mit einem gewaltigen Haſchen nach Sixpenceſtücken, worauf die Lady zu ihren ernſthafteren Gäſten in das Zimmer der Haushälterin zurückkehrte und herzlich Antheil an den dort vorgetragenen Späßen und Liedern nahm. Obgleich dies Alles nicht allein häufig an Unſchicklichkeit ſtreifte und zu Zeiten ſogar in Unſchicklichkeit ausartete, ſo war es doch gerade die zuthuliche Vertraulichkeit, welche ihr die Herzen ihrer ländlichen Freunde weit mehr gewann, als alles Ale und Rindfleiſch, mit denen ſie ſie bewirthete. Sie lebte unter ihnen nicht wie eine Sultanin unter ihren Sklaven, ſondern wie eine wirkliche Freundin und Schützerin, und nie ſind wohl aufrichtigere und heißere Thränen vergoſſen worden, als an dem Tage, an welchem ſie Brocket-Hall verließ. Kurz vor ihrer Abreiſe hatte ſie einer alten, ehemaligen Köchin ihres Hauſes, welche den Grobſchmied auf dem Gute geheirathet, verſprochen, ſie zu beſuchen und bei ihr zu eſſen. Ihrem Worte treu, fuhr ſie dahin und brachte eine Flaſche Wein mit, um das Mahl zu würzen, das aus Speck mit Gemüſe und einem gebackenen Lammskopf beſtand. Dieſe fremden Gerichte ergötzten ſie ſehr; ſie aß ein Stückchen von dem Letzteren, und kehrte dann, einen Sovereign neben ihren Teller legend, in ſehr guter Laune über das Mittagsmahl, nach ihrer Wohnung zurück. —

Um dieſe Zeit beſchäftigte ſie ſich viel mit poetiſchen Arbeiten, welche rührende Gegenſtände behandelten und faſt alle die Färbung häuslichen Misgeſchickes trugen. Folgende Strophe möge als eine Probe dienen:

If a dark wretch e're strayd
Worse than the first fell slayer,
'Tis he that woo's a maid
To rifle and betray her.
For wealth may be retrieved,
And friends long doomed to sever,
But the fond heart, deceived
Has lost it's peace for ever. *)

---

*) Wenn je ein finſt'rer Nichtswürdiger umherſtreifte, ſchlimmer als der erſte grauſame Mörder, ſo iſt er es, der um ein Mädchen warb, um es zu verführen und zu betrügen; denn Reichthum kann wieder erlangt werden und Freunde, die zu langer Trennung verdummt waren, aber ein zärtliches Herz, das betrogen wurde, hat ſeinen Frieden für immer verloren.

Zu ihrem ganzen excentriſchen Weſen paßte auch ihre Umgebung in Brocket-Hall, das überhaupt nur ſehr gewöhnlich ausgeſtattet und ihrem Range keineswegs angemeſſen war. Wilmington Fleming macht eine eigenthümliche Beſchreibung von ihrem Boudoir. — Ich trat, erzählt er, zum erſten Mal an einem warmen Maimorgen um 5 Uhr (ich war ſpät am vorigen Abend angekommen) in daſſelbe; wie gewöhnlich hatte ſie ein ſo ſtarkes Feuer im Kamin, daß man den alten Januar damit hätte glühend in ſein Bett ſchicken können. Sie war angezogen und lag auf dem Sopha, während ihr eine Dienerin, die ſie mit dem Namen Amme beehrte, in Lavendelwaſſer getauchte Binden um die Schläfe band als Mittel gegen den Kopfſchmerz, wo doch das Oeffnen der Fenſter oder ein langſamer Spaziergang im Garten weit heilſamer geweſen wäre. Nachdem ich mich von einer Ohnmacht, die mich anwandelte (ſo wirkte nämlich die Hitze auf mich ein), erholt hatte, ſah ich mich aufmerkſam in ihrem Zimmer um. In einem Winkel ſtanden zwei kleine altmodiſche Schränkchen, auf jedem derſelben ein Crucifix und darunter ein Stück Stickerei mit Spitzen, von dem ſie mir erzählte, daß es urſprünglich zu einem Unterrocke der unglücklichen Maria Stuart gehört haben. Auf einigen Bücherbretern waren einige Medaillen und Modelle neben Medizinflaſchen und Stücken Pflaumenkuchen; in einer andern Ecke hingen ebenfalls einige Bücherbreter, auf welchen Bücher ſtanden, doch keins derſelben war elegant, ja nicht einmal anſtändig eingebunden. Sie ſchienen Geſchenke ihrer Verfaſſer zu ſein, Rogers, Sotheby, Lady Morgan und Andere. Sie ſchenkte mir ſehr freundlich das Leben Salvator Roſa's von Lady Morgan, und bemerkte dabei über die Verfaſſerin mit ihrer gewöhnlichen Naivetät: „Ich kann ſie wirklich nicht leiden; ſie iſt vulgär und ſchielt.“ Nachdem ich die Wände des Zimmers betrachtet hatte, feſſelte der Anblick eines Tiſches, welcher mitten im Gemache ſtand, meine Blicke, und ich dachte umwillkührlich: dies, das Boudoir einer Lady! — Statt der eleganten Combinationen der Kunſt, welche an ſolchem Orte gewöhnlich dem

Auge der Beſucher dargeboten werden, ſeufzte der Tiſch wörtlich unter einem ſo bunten und verſchiedenartigen Durcheinander von Artikeln, wie man ſie kaum im Laden eines Landkrämers findet. Hier lag ein Gebetbuch auf Noten von Dibdin, dort ſah man rohe Eier, Liqueure und Lavendelwaſſer, und neben einer Schaale mit kalter Grütze ein delicates Stück marinirten Lachſes, die einen ſo amüſanten Contraſt bildeten, daß, wenn Mannichfaltigkeit und Merkwürdigkeit die einzigen Erforderniſſe wären, um ein ſolches Gemach auszuſtatten, keins dem Boudoir in Brocket-Hall den Rang ſtreitig machen konnte. Neben anderen Dingen zogen vorzüglich zwei von ihr ſelbſt gemalte Miniaturportraits von Lord Byron meine Aufmerkſamkeit an. Wenn das Herz den Pinſel führt, ſo geben wir gewöhnlich dem geliebten Gegenſtande eine zu günſtige Aehnlichkeit; das hatte ſie jedoch nicht gethan, ſondern war mit ſtrengſter Treue der Wirklichkeit gefolgt. Auf ſeinen Mienen lagerten ſtets Strenge, Menſchenverachtung und Zorn, welche ſeinen ſtolzen, hochſtrebenden Sinn deutlich bezeichneten, und ſie hatte nicht vergeſſen, dieſe Schatten über ſeine männliche Schönheit zu werfen. Dort hing ebenfalls ein von ihr gemaltes rührendes Bild in Waſſerfarben, das den Tod darſtellte, der zwei liebliche Kinder aus ihren Armen reißt, während ſie dieſelben mit dem ganzen herzzerreißenden Jammer einer Mutter an ihren Buſen drückt. — Daneben befanden ſich noch zwei ſehr ähnliche Portraits: ihres Gemahls und ihres einzigen lebenden Sohns Auguſtus, der leider faſt blödſinnig war, und auch in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

Kurz vorher, ehe Fleming ſie beſuchte, war ſie von einem gefährlichen Nervenfieber befallen worden; mehrere ihrer Verwandten ergriffen dieſe Gelegenheit, ſie von Neuem für geiſtesabweſend zu erklären, und ſie der Obhut zweier Wärterinnen zu übergeben. Sie beſchrieb ihm dieſelben als abſcheuliche Geſchöpfe, ohne alles Mitleid und Gefühl. — Auch den Arzt, der ſie behandelte, tadelte ſie heftig und ſchilderte ihn als einen Emporkömmling aus der unterſten Klaſſe der Geſellſchaft, der ſich durch Heucheln und Schmeicheln ſeinen Weg gebahnt, und nun ſeine Freude darin fand, gewiſſermaßen, als wolle er ſich für ſeine eigene frühere Sklaverei entſchädigen, ſeine Patienten und ſeine Gattin heimlich mit tyranniſcher Härte zu quälen. Dieſen Mann haßte ſie auf das Entſchiedenſte und äußerte unter Anderem ihre Gefühle gegen ihn dadurch, daß ſie ihm bei einem Beſuche ſeine koſtbare Uhr in tauſend Stücke ſchlug. — Ihre Familie entſchädigte ihn natürlich für den Verluſt, und entließ ihn, da ſie ſah, daß ſeine Behandlung ihr eher ſchade als nütze. — Sie führte zu jener Zeit, wie immer, ein genaues Tagebuch, das ſie ihrem dichteriſchen Vertrauten zu leſen gab, und aus welchem er folgende rührende Stelle mittheilt, die den quaalvollen Zuſtand ihrer Seele und den Entſchluß, ihm gewaltſam ein Ende zu machen, mit brennenden Farben malt. — Ich hatte — ſchreibt ſie — lange ſchon gewünſcht, die Wachſamkeit meiner brutalen Wärterinnen zu täuſchen und mir den Tod zu geben. Meinen Gatten und mein Kind bekam ich nicht zu ſehen, jeder Freund wurde von mir fern gehalten, und von meinen armen, wohlwollenden Nachbarn konnte ich nichts erwarten als Thränen und Gebete. Da erwachte ich einmal mitten in der Nacht, und bemerkte, mich vorſichtig umſehend, daß meine beiden Wächterinnen im tiefſten Schlaf, eine Folge ihrer Trinkſucht, lagen. — Mein böſer Genius trat zu mir, mein ganzer Kummer wüthete wild in meinem Herzen. — Nun denn, dachte ich, der Weg zur Freiheit liegt vor mir; Gott verzeihe meinen Feinden und ſchütze meine Freunde! — Geräuſchlos ſtand ich auf, und ſchlich mich zum Fenſter, um mich hinab zu ſtürzen. Der Mond ſchien in ſeinem hellſten Glanze und mir war, als habe jeder Stern ein Auge, mit dem er mir das Herz durchbohre. Der Wind wehte ſanft und kühlte mir die fieberheiße Stirn. — Ich richtete die Blicke gen Himmel und betete. Die Religion und die Natur ſiegten, und dem Teufel wurde es verſagt, mich zum Verderben zu leiten.

Sie ging nicht wieder zu Bett, ohne die angeſehenſten Dienerinnen des Hauſes in ihren Schlafgemächern beſucht zu haben, und da dieſer Umſtand den ſicherſten Beweis für ihre geiſtige Geſundheit und ihre Selbſtbeherrſchung ablegte, ſo wurden ihre Wärterinnen, in Folge deſſen, augenblicklich entlaſſen. Bei dieſer Veranlaſſung dichtete ſie im Verein mit Wilmington Fleming folgende Verſe, in welchen ſich die Aufrichtigkeit und Furchtloſigkeit, mit welchen ſie von ihrem Unglücke und ihrem Kummer zu reden pflegte, klar und ungeſchminkt ausſprechen.

Lament of the desertedone. *)

O yes! I feel my error —
This wasted form the token;
Yet wound not in stern error
A heart already broken!

---

*) Deutſch in wörtlicher Uebertragung:

Die Klage der Verlaſſenen.

Ja! ich fühle meinen Irrthum — dieſe zerſtörte Geſtalt iſt das Merkmal. — Doch verwundet nicht in ſtrengem Schrecken ein ſchon gebrochenes Herz. Es iſt wahr, ich liebte ihn innig und ſtrebte nicht, das Klopfen meines Herzens zu unterdrücken, und zu vertrauend bewies ich es ihm, obwohl mit einem Anderen vermählt.

'Tis true, I fondly lov'd him,
Nor strove its throb to smother,
And too confiding prov'd him,
When wedded to another!

I lov'd him for his glory —
His tale of hopeless sorrow,
While from his lips love's story
Seemed sweeter themes to borrow.
I scorned the world's opinion,
While it of fame bereft me,
And soar'd on Hope's soft pinion,
Till he deceived — and left me.

E'en then his thrilling numbers,
With fatal magic stealing,
Woke passion's fitful slumbers
With all its rapt'rous feeling.

Ich liebte ihn um ſeines Ruhmes willen, um ſeiner Erzählung willen vom hoffnungsloſen Kummer, während von ſeinen Lippen die Geſchichte der Liebe ſüßeren Inhalt zu borgen ſchien. Ich verachtete die Meinung der Welt, während dieſe mich meines guten Rufs beraubte, und ſchwang mich empor auf dem ſanften Fittig der Hoffnung, bis er mich täuſchte und — mich verließ.

But holier ties he slighted
By wayward impulse driven,
And hopeless and heart blighted,
He wandered unforgiven.

The world with scorn pursued him,
The bard and patriot spurning,
And ever malice viewed him
With scorn its hate returning.
One hope — one impulse ever,
His noble bosom cherish'd,
And in that fond endeavour
At freedom's shrine he perish'd!

And peaceful is he sleeping
After life's fitful fever,
And I forgot, while weeping
My love was a deceiver.

Selbſt damals weckten ſeine zitternden Klänge, die ſich zauberiſch gefährlich einſchlichen, den unruhigen Schlummer der Leidenſchaft mit all ihrem entzückenden Gefühl; aber er zerſtörte heiligere Bande, von wunderlichem Eigenſinne getrieben, und hoffnungslos mit vernichtetem Herzen wanderte er, ohne daß ihm verziehen worden.

Die Welt verfolgt ihn mit Verachtung, den Dichter und Patrioten forttreibend, und die Bos-

Fame sheds her halo round him
For many a bard's bright token,
Nor shall a wrong confound him,
Sighed from a spirit broken.

Ihre Familie kam endlich zu der Einſicht, daß alle Strenge durchaus nutzlos ſei und beſchloß nun, einen anderen Weg einzuſchlagen. Man gewährte ihr größere Freiheit; ihre Schwägerinnen beſuchten ſie, und ſie willigte endlich in die Scheidung. Sobald dieſe Angelegenheit geordnet und ihr Jahrgehalt ihr ausgezahlt worden, beſchloß ſie eine Reiſe nach

---

heit ſah ihn immer ihren Haß mit Verachtung erwiedern. Eine Hoffnung, einen Antrieb nährte immer ſeine edle Bruſt und in dieſem innigen Beſtreben fand er ſeinen Tod neben dem Altar der Freiheit.

Friedlich ſchlummert er nach des Lebens unruhigem Fieber, und ich vergeſſe weinend, daß mein Geliebter ein Betrüger war. — Der Ruhm breitete ſeinen Glanz über ihn für manches Dichtens helles Zeichen, noch ſoll ihn irgend ein Unrecht anklagen, geſeufzt von einem gebrochenen Geiſte.

dem Feſtlande zu machen, kehrte jedoch ſchon nach wenigen Wochen wieder nach London zurück, wo ſie ihren Wohnſitz bei ihrer Freundin, der eben ſo excentriſchen Lady Gresley aufſchlug. Ihr ganzes Betragen nahm jedoch bald eine auffallende Aenderung an. Sie war nicht länger das gefühlvolle, leicht erregbare Weſen, deſſen geiſtige Elaſticität ihm vergönnte, frei und ſtolz über die vielen Uebel hinwegzuſchreiten, welche ihre Unbeſonnenheit und der Mangel an Umſicht hatten gleich Dornen auf ihrem Pfade aufſprießen laſſen. Ihre älteſten, treueſten Diener wurden ſämmtlich verabſchiedet, um berechneten ſchmeichleriſchen Spionen den Platz zu räumen und ſie bedachte nicht, daß ſie ſich dadurch unter weit ſtrengere Aufſicht geſtellt hatte, als je vorher der Fall geweſen. Immer mehr und mehr verſank ſie in Apathie, aus der nichts Geiſtiges mehr ſie aufzuſchütteln vermochte; nur phyſiſch ſuchte ſie dieſelbe zu bekämpfen, und da ſie ſich hier fortwährend, wie ſie es ſtets gethan, in der Wahl der Mittel vergriff, ſo zerſtörte ſie ſelbſt ihre Geſundheit gänzlich, und endete zu einer

Zeit, wo ſie ihr Leben auf die glänzendſte Weiſe in vollſtem Genuß des Daſeins hätte zubringen können. — Sie ſtarb in Melbourne-Houſe, unter demſelben Dache, von dem ſie ſo oft vertrieben worden, zwar mitleidsvoll gewartet und gepflegt, aber doch verlaſſen und allein, von kaltherzigen Fremdlingen umgeben. — Fremdlinge waren ihre einzigen Begleiter zu ihrer letzten Ruheſtätte, und nur mit größter Mühe erhielten ihre beiden treuen Pagen, welche Lady Gresley in ihre Dienſte genommen, von der Lady Verwandten die Erlaubniß, ſich dem Leichenzuge anzuſchließen. — Wie oft hatte Caroline von Lady Oxford, gegen die ſie den Verdacht hegte, ihre Stelle in Lord Byrons Neigung eingenommen zu haben, erzählt, daß nach ihrer glänzenden Laufbahn und der Menge von luſtigen Freunden, doch Niemand dieſe Dame auf ihrem letzten Wege begleitet habe und eine Thräne bei ihrer Beſtattung vergoſſen, als ihr alter treuer Kutſcher; und nun traf ſie daſſelbe Geſchick. —

Lady Caroline Lamb ſtand in inniger Verbindung mit der Literatur ihrer Zeit und ihre

Schriften wurden damals viel geleſen; doch verdankte ſie ihren poetiſchen Ruf mehr den Verhältniſſen, in welchen ſie durch ihre geſellſchaftliche Stellung ſich zu den Löwen des Tages befand, als dem wirklichen Werthe ihrer Leiſtungen. Sie beſaß eine elaſtiſche, fruchtbare, raſch hervorbringende Phantaſie, gute Bildung und reiches, heftiges Gefühl; aber es fehlte ihr an Beſonnenheit und Ruhe, und dieſer Mangel hinderte ſie fortwährend, ihren Arbeiten jene Vollendung zu geben, die ein Kunſtwerk durchaus erfordert, auch war ihre Phantaſie mehr eine nachbildende, als eine urſprüngliche; da ſie aber hier nicht mit Klarheit zu Werke ging, ſo entſtanden oft Geſtaltungen, die an das Unwahrſcheinliche ſtreiften, in das ſie leicht ganz verſank, wenn ſie ſich durch kühne Sprünge der Einbildungskraft zu retten ſuchte. — Bei dem völligen Vorherrſchen ihrer Subjectivität neigte ſich überhaupt ihr Talent weit mehr der lyriſchen Poeſie, als der breiteren nach weit ſtrengeren Geſetzen ſich fortbewegenden epiſchen zu; dies offenbart ſich gerade in ihren Romanen am deutlichſten. Sie hat deren drei hinterlaſſen: Graham Hamilton, den ſchon erwähnten Glenarvon und Ada Reis. Das erſtere Werk iſt unbedingt die correcteſte und vollendetſte ihrer Arbeiten. Glenarvon das merkwürdigſte dagegen, hat alle Wildheit einer ungeregelten Phantaſie und des verletzteſten Gefühls; ſie tauchte, als ſie es ſchrieb, die Feder in ihr Blut, aber ihr Blut war in der heißeſten Fieberwallung. Alle handelnden Charaktere ſind dem Leben entlehnt; Glenarvon iſt Lord Byron, Calantha die Verfaſſerin ſelbſt; ſie entriß, wie ſich unſer Berichterſtatter ſehr treffend ausdrückt, hier der Leidenſchaft den verhüllenden Schleier, und gab ſie in ihrer ganzen Nacktheit, mit einem Herzen, das aus allen Poren blutete, den Blicken der Menge preis, die Laren ihres Hauſes an dem eigenen Heerde entweihend. Als Kunſtwerk betrachtet hat Glenarvon nur geringen Werth; denn Alles, was die Fiction beitrug, um der leicht verdeckten Wirklichkeit Intereſſe zu geben, iſt unnatürlich, geſchraubt oder übertrieben; in pſychologiſcher und ſocialer Hinſicht iſt es dagegen für den denkenden Leſer, ſelbſt wenn er auch das Geſchichtliche nicht kennt, anziehend; man findet leicht die Grundlinien der Verhältniſſe heraus, trotz der Unruhe, mit der die Begebenheiten gehäuft und in einander gedrängt ſind, und vermag, ungeachtet aller phantaſtiſcher Erfindung und Uebertünchung, einen treffenden, ſcharfen Blick in das Leben und Weſen der höchſten engliſchen Geſellſchaft zu thun. Einzelne Stellen ſind ſehr ſchön und man fühlt ihnen die Wahrheit an, namentlich diejenigen, in welchen ſie eine Art von Selbſtbeichte ablegt und Calantha's Seelenzuſtand und innere Kämpfe ſchildert; dem Ganzen mangelt aber die Unmittelbarkeit der poetiſchen Schöpfung, und die Künſtlichkeit der Zuſammenfügung tritt deutlich hervor, wie denn überhaupt die Charaktere mehr raiſonnirend entwickelt, als in ſelbſtthätiger Handlung dargeſtellt ſind. Ein großes Talent, das jedoch, wie ich ſchon oben bemerkte, ein reproducirendes, kein urſprünglich bildendes iſt, tritt in dem ganzen Werke dem Leſer unverkennbar entgegen.

Eine der gelungenſten und wahrſcheinlich bis auf einige vermittelnde und nothwendige Kleinigkeiten genau dem Leben entlehnte Epiſode, iſt diejenige, wo die Verfaſſerin den Eindruck beſchreibt, den Glenarvon bei ihrem erſten längeren Zuſammentreffen auf Calantha macht. Ich laſſe ſie hier folgen, damit es meinem Urtheile über das Buch nicht ganz an Belegen fehle. Sie iſt dem 10ten Capitel des zweiten Theils entlehnt. —

„Plötzlich wandte ſich Lord Avondale (Calantha's Gemahl) zu Calantha und fragte ſie, ob ſie unwohl ſei? Sie wußte es nicht, ſie konnte die Art von Freude und Schmerz, welche ſie in dieſem Augenblicke empfand, nicht beſchreiben. Ihre Augen waren lange auf Einen gerichtet geweſen, der an dieſer feſtlichen Scene keinen Antheil nahm — deſſen bleiche Stirn und Wange viel getäuſchte Hoffnung oder freudenloſe Gleichgültigkeit ausdrückte. Er hatte jenes jugendliche, ja knabenhafte Ausſehen, das dieſe Melancholie noch ſonderbarer machte. Sie war nicht affectirt, obgleich ſeine Art und Weiſe nichts Natürliches an ſich hatte, aber die Affectation war eher die von erheuchelter Verehrung für Perſonen, um die er ſich nicht kümmerte, und erheuchelter Theilnahme für Gegenſtände, auf die er kaum achtete, als das Gegentheil. Er affectirte ſelbſt Heiterkeit, aber ein herzliches Lachen ſchallte nie von ſeinen Lippen, und wenn er etwas ſagte, ſo ſchienen ſeine Blicke das Weſen zu verachten, das begierig auf ſeine Bemerkungen lauſchte. — Es war derſelbe — ja, es war in der That derſelbe, den Calantha einen Augenblick in St. Alvins Priorei geſehen.“

„Sein Antlitz, ſeine Züge waren dieſelben, es iſt wahr, aber ein dunklerer Schatten von Trauer breitete ſich jetzt über ſie; und Kummer und Täuſchung hatten den Schimmer jugendlichen Wohlſeins in eine bleichere Färbung umgewandelt. — Wie? in einem Monat? wird man ſagen. Ein einziger Tag hätte es vielleicht gethan. Jetzt ſchien es indeſſen, als ob nicht ein plötzliches beſtimmtes Unglück die Seele mit einem einzigen Schlage niedergeſchmettert, ſondern eher, als ob jede frühe Hoffnung ſchon lange vernichtet und jede aufſtrebende Kraft zerſtört worden ſei. Es war nicht erfreulich, dieſe Züge zu betrachten; es war traurig, aber ſie erregten weder Mitgefühl noch Vertrauen. — Der Arm lag in einer Binde — der linke Arm. — Es konnte daher kein Zweifel obwalten, daſſ er der Held ſei, der ſein Leben auf das Spiel geſetzt, um den jungen Linden zu befreien. War es in der That der Lord Glenarvon, den Calantha ſah? Ja, er war es ſelbſt. Sir George Buchanan hatte ihn ſchon lange gekannt, beobachtet und in ſeinem Stande ausgezeichnet und die feſte Freundſchaft des Seemanns ließ ſich nicht durch Gerüchte abſchrecken, ſo verbreitet und ungünſtig ſie auch ſein mochten, ihm die Verehrung zu bezeugen, welche ſeinem Verdienſt und ſeiner Tapferkeit zukam. Glenarvon hatte die Einladung angenommen und Antlitz gegen Antlitz ſtand Calantha nun vor ihm und betrachtete ihn mit eifriger Neugier."

„Niemals brachte die Hand des Bildhauers in der vollen Kraft ſeiner Kunſt eine feinere, ſeelenvollere, ſo ſtets im Ausdruck wechſelnde Geſtalt hervor. War es möglich, ſie unbewegt zu ſehen? O, war es in weiblicher Natur, ihn zu hören und nicht jedes Wort zu lieben, das er äußerte? Und wenn man ihn gehört, war es einem Menſchenherzen möglich, dieſe Töne je wieder zu vergeſſen, welche jedes Intereſſe weckten, jede Furcht beruhigten? Der Tag, die Stunde, ja der Augenblick ſelbſt waren bezeichnet und beſtimmt. — Es war Glenarvon — es war jener böſe Geiſt, den ſie ſah und ihre Seele zitterte in ihr und fühlte die Gefahr.“

„Calantha ward plötzlich gewaltig getroffen; aber der auf ſie gemachte Eindruck war nicht zu ſeinen Gunſten. Man ſagt, daß das Auge der Klapperſchlange, einmal auf ihr Opfer gerichtet, dieſes mit Schrecken und Furcht überwältigt; der ſo bezauberte Vogel wagt nicht, die Flucht zu verſuchen; er ſingt ſein letztes, ſüßes Lied, flattert mit ſeinen kleinen Fittigen und fällt dann gerade vor ſeiner Feindin hin, unfähig, dieſer Bezauberung zu entfliehen. — Calantha beugte ſich daher mit den Uebrigen, urplötzlich bis in das Herz durchbohrt von jener wahnſinnig machenden

Gewalt, die Hohe wie Niedrige gleicher Weiſe vernichtet; aber ihr misfiel der liſtige Blick ſeines Auges, das verächtliche Lächeln ſeiner zuckenden Lippen, die ſanften, leidenſchaftsloſen Töne ſeiner Stimme; — ſie waren nicht natürlich — oder nicht ſo, wie ſie dieſelben gewöhnt, wenn ſie es waren, — nicht der offene kunſtloſe Ausdruck eines redlichen Herzens.“

„Aus dem Traum auffahrend, in welchen ſie einen Augenblick verſunken geweſen, blickte ſie jetzt um ſich, und mit plötzlicher Affectation, die ihr früher ganz fremd, nahm ſie ein neues Weſen an, um das Intereſſe zu verbergen, das ſie fühlte und das ſie zu verrathen fürchtete.“

„Lord Glenarvon war der wirkliche Gegenſtand ihrer Gedanken, aber ſie ſchien allein mit jedem anderen beſchäftigt zu ſein. Sie lachte mit Lord Trelawney, ſprach mit den Miß Emmets, betrachtete aufmerkſam jeden Theil des Schiffs, ſich ſorglos dem Rande deſſelben nähernd; aber einmal begegnete ſie jenem Blicke, den Niemand, der ihn je geſehen, vergeſſen konnte und blieb unbeweglich ſtehen, wie an den Boden gefeſſelt. — Er lächelte, doch ſie konnte nicht entdecken, ob es ein Lächeln der Billigung oder der Verachtung ſei; die Oberlippe war wie zum Hohn zuſammengezogen; doch die Hand, die ausgeſtreckt wurde, um ſie zu halten, als ſie am Rande des Schiffes ſtand, und die ſanfte Silberſtimme, welche ſie freundlich ermahnte, vorſichtig zu ſein, damit nicht ein einziger falſcher Tritt ſie in den Schlund vor ihren Füßen ſtürze, beruhigten ſie bald wieder.“

Lady Lamb's dritter Roman Ada Reis iſt auch in Deutſchland viel geleſen worden und daher ſehr bekannt. Intereſſant iſt dieſes Werk durch den enthuſiaſtiſchen Flug ihrer Phantaſie und die Kraft, mit der ſie das Leben und die Natur Südamerika's ſchildert, doch hat es eben ſo große Fehler als Schönheiten, und verräth ebenfalls deutlich ihre geiſtige Unſicherheit. Es enthält übrigens einen großen Reichthum tief gefühlter Poeſieen, welche allein hinreichen, es vor Vergeſſenheit zu bewahren.

Wilmington Fleming ſchließt ſeine Skizze, der ich einen großen Theil des hier Gegebenen verdanke, mit folgendem Endurtheil über die merkwürdige Frau, das ſeinem Herzen viel Ehre macht und ein Bürge für die Wahrheit ſeiner Mittheilungen iſt. Darum möge es ganz hier ſtehen: Sie war wirklich ein verzogenes Kind. Eigenſinnig und heftig, verlockte ſie die Nachſicht doch nicht zur Selbſtſucht oder trocknete die Quelle ihres Gefühls aus; die Aeußerungen ihres Zorns und ihrer Empfindlichkeit ſind den fröhlichen Ausgelaſſenheiten der Taube zu vergleichen, die nach einigen durch die Luft gezogenen Kreiſen zurückkehrt, um deſto zärtlicher in dem Buſen ihres Beſchützers zu niſten. Sie ſcheint in der That das Kind der Liebe geweſen zu ſein. Die unterſten Diener ihres Hauſes ſelbſt liebten und ſegneten ſie, und nie verwundete ſie, bei allen ihren excentriſchen Flügen und Anfällen von böſer Laune, ein wenn auch niedriges Herz, oder ſetzte ſich ſelbſt herab durch kleinlichen Stolz. Solchem Kinde konnten viele Irrthümer vergeben werden, da ſie keine Fehler des Herzens waren, und während das heitere glückliche Weſen vor ihnen in ſylphenähnlicher Schönheit herumſpielte, konnten ihre Verwandten jedes Zeichen eines ſchuldloſen Geiſtes auf einem Antlitz leſen, das auch in ſpäteren Tagen keinen Augenblick den Ausdruck der Verſtellung trug. Als ſie ſich der Jungfrau näherte, war ſie immer noch ein Kind, nur von größerer Geſtalt und ihre Neigung hatte alle Unſchuld und allen fröhlichen leichten Sinn früherer Zeiten. Sie ward bald eine verzogene, aber argloſe und vertrauende Gattin; ihr Herz war ein Eden — denn der Verſucher war noch nicht zu ihr getreten, und ich bin feſt überzeugt, daß der Mann, der ſo genannt wurde, niemals abſichtlich geſucht hat, ſich in dasſelbe einzuſchleichen, um es zu verderben. Sie gruben ſich nicht ſelbſt die Grube; Gefühl und Neuheit hatten den gefährlichen Abgrund ſchon gebildet. Das Gefühl bedeckte ihn mit Blumen und ſie fiel in die Schlinge, wie die junge, unſchuldige Gazelle dem Jäger in die Arme läuft, während er im halben Schlummer am Rande eines Abgrundes ſitzt. Vieles von den Thorheiten und Schwächen ihres häuslichen Lebens muß der überzärtlichen Nachſicht ihres Gatten und ihrer Familie zur Laſt gelegt werden. Faſt bis zur Anbetung von jedem Gliede derſelben geliebt, billigten ſie parteilich ihre luſtigſten Handlungen, und ſelbſt edel und vertrauend, hielten ſie die Blume für zu empfindlich, um ein Inſect in ihrem Kelche zuzulaſſen. In ihrem früheren Leben kann keinem ihrer Verwandten ein Tadel zugerechnet werden, Mangel an Vorſicht etwa ausgenommen, ſo wie an jener leiſen Nuance des Verdachts, die nicht kleinlich genannt werden darf, und welche mit Zartheit angewandt, das häusliche Glück ſicher ſtellt. Später ging ihr Benehmen von dieſer einfältigen, tadelnswerthen Nachſicht zur Strenge des Vorwurfs und zum Zwange über, und in jener Zeile eines ihrer Gedichte,

der Adler wird keinen Käfig ertragen.

ſchildert ſie treffend ihre Gefühle, während ihr ſtolzes Herz brach von der Empfindung des Irrthums und der Beleidigung. Aber der Fittig ihrer Adlerſeele war geknickt; ſie konnte wohl in ihrem Kerker aufflattern, doch nie wieder ſich zu den ſonnigen Strahlen des Glücks, der Unſchuld und des Friedens emporſchwingen. — Als Mutter war ſie Alles, was mütterliches Gefühl nur gut heißen kann, aber hier, wie in faſt jeder Handlung ihres Lebens grenzte ihre Neigung an Schwäche, und ihr letzter, ſie überlebender Sohn war ein trauriger Beweis von den verderblichen Folgen mütterlichen Einfluſſes, welcher größtentheils excentriſch, liebenswürdig und irrend ſeine Geſundheit zerſtört hatte. Zu ſtolz, den Pulsſchlag der Schaam einzugeſtehn, und zu offen, um ihre Verirrungen zu leugnen, erlitt ſie das Schickſal Aller, die vom Pfade des Rechten abweichen, um jene Blumen zu pflücken, die ſie aus der Ferne unſchuldig bewundern können. Wahrlich, man darf ſagen, daß nie Freundſchaft in edlerer Bruſt glühte, nie das Mitleid aus reinerer Quelle entſprang — ganz Herz — ganz Gefühl — ganz Zärtlichkeit, war ſie die Zierde der Geſellſchaft, das Entzücken ihrer Freunde, die Hoffnung der Bedrängten; und wer kann behaupten, daß nach des Lebens „wechſelvollem Fieber,“ als ihr müder Geiſt ſeine ſterbliche Hülle zerbrach, ein reuigeres und der Aufnahme würdigeres Weſen je vor den Stuhl des ewigen Richters, in die Arme der Gnade getragen wurde?

Und nun ſchläft ſie!
Einſt ſo geliebt und glücklich — dann ſo elend.
Tritt ſanft auf ihre Aſche — denn ihr Herz
War lieb, ſo wie des Südens Düftehauch,
Und ob es oft gleich floh mit tiefſtem Weh,
So hatt' es doch des Mitgefühles Balſam
Stets, um die Wunden Anderer zu heilen.

Und nun noch eine Frage: Iſt Caroline Lamb nicht die Rückſeite der Medaille Bettina?

Marceline Desbordes-Valmore.

Unter den vielen ſchriftſtellernden Frauen, mit welchen Frankreich jetzt in eben ſo reichem Maße, wie unſer deutſches Vaterland geſegnet iſt, nimmt Marceline Desbordes-Valmore als die beſcheidenſte und talentvollſte ihrer Schweſtern unbedingt den erſten Rang ein; denn Alles, was ſie bringt, iſt reines Naturgeſchenk (gewiß, wie ſchon Pindar ſagt, das Höchſte), und ein Erzeugniß wahren herzentſprungenen Gefühls. Sie hat ſich vorzugsweiſe mit lyriſchen Poeſien beſchäftigt, und hierin gerade Vortreffliches geleiſtet, obwohl ſtrengere und vorzüglich deutſche Kritiker vielleicht ihr vorwerfen möchten, daß ſie zu ſubjectiv verfahre und daher einſeitig werde; ein Tadel, der nicht ohne Grund ausgeſprochen, doch durch einen Blick auf die Ereigniſſe ihres Lebens und die vielen harten Schläge des Schickſals, welche die vortreffliche Frau trafen, wenn auch gleich nicht ganz gehoben, dennoch ſehr gemildert werden dürfte. — Ich verdanke die hier folgende kurze biographiſche Notiz der freundlichen brieflichen Mittheilung des als franzöſiſchen Dichters, wie als ſcharfſinnigen Kritikers eben ſo hochgeſtellten Sainte-Beuve, welcher, da ſich nirgends etwas Gedrucktes über Madame Desbordes-Valmore vorfand, mir mit ſeltener Bereitwilligkeit auf meine Bitte das Nöthige von ihr ſelbſt durch die dritte Hand zu verſchaffen wußte. Ueberhaupt kann ich nicht umhin, das wohlwollende Entgegenkommen und die Uneigennützigkeit franzöſiſcher Gelehrten, wenn es gilt, über literäriſche Zuſtände und Perſonen in ihrem Vaterlande ein helleres Licht zu verſchaffen, mit wärmſter Erkenntlichkeit bei dieſer Gelegenheit zu rühmen. — Der Franzoſe findet eine Freude darin, den Ruhm ausgezeichneter Mitbürger zu verbreiten; wollte Gott, der Deutſche thäte das auch.

Marceline Desbordes (Valmore iſt der Name ihres Mannes) ward 1789 zu Douai geboren, wo ihr Vater ein Wappenmaler war. Durch die Revolution wurde das Einkommen des armen Mannes ſo ſehr geſchmälert, daß er mit ſeiner Familie in das bitterſte Elend verſank. Er hatte zwei Verwandte in Holland, die, dem reformirten Glauben zugethan, ſich in Folge der Aufhebung des Edictes von Nantes dahin geflüchtet. Dieſe, zwei alte Junggeſellen, ehemalige Buchhändler, welche ſich mit großem Gewinne von den Geſchäften zurückgezogen, boten der Familie an, derſelben ihr Vermögen zu hinterlaſſen, unter der Bedingung, daß die Kinder der proteſtantiſchen Religion wiedergegeben würden. Der Vater war unentſchieden; die Mutter weinte ſehr über den Antrag, und endlich ſchlugen Beide beſtimmt die ganze Erbſchaft aus, um die kleinen Seelen nicht zu verkaufen. Aber das Elend wuchs, und häusliche Zwiſtigkeiten entſprangen daraus. Da beſchloß die muthige Mutter, nach Amerika zu gehen, wo ſie eine ſehr reiche Verwandte zu finden hoffte. Sie nahm von allen ihren Kindern nur die kleine Marceline mit ſich, welche ſehr betrübt war, ihren Vater, den ſie wie den Herrgott liebte, zu verlaſſen; doch folgte ſie, als ihr die Wahl anheim geſtellt wurde, bereitwillig der Mutter.

In Amerika angekommen, fanden ſie die Couſine verwittwet, von den Negern vertrieben, die Colonie in Flammen und das gelbe Fieber dort furchtbar wüthend, dem die Mutter ſehr bald unterlag. Das arme kleine Mädchen ward nach Frankreich zurückgebracht, und traf die Ihrigen in noch größerer Armuth, als vorher, an. Die Bühne bot allein ein Hülfsmittel dar; Marceline entſchloß ſich, Schauſpielerin zu werden, nahm Singunterricht, bemühte ſich, ihre Heiterkeit wieder zu gewinnen, und war bald, im ſechzehnten Jahre ihres Alters, Mitglied des Théâtre Feydeau, und auf dem Wege, ihr Glück zu machen, obgleich ſie nur einen Gehalt von achtzig Franken monatlich zog. Ihr Vater bedurfte jedoch ihrer

Unterſtützung; ſie opferte ihre Zukunft der Gegenwart, und nahm ein Engagement in der Provinz an.

Zwanzig Jahre alt, zwangen tiefe Schmerzen ſie, das Singen aufzugeben; der Ton ihrer eigenen Stimme brachte ſie zum Weinen; aber die Muſik herrſchte in ihrem kranken Innern vor, und wider ihren Willen und ohne ihr Wiſſen fügten ſich ihre Gedanken einem immer gleichen Versmaß. Um ſich von dieſer fieberhaften Spannung zu befreien, rieth man ihr, dieſelben niederzuſchreiben, und ſagte ihr darauf, als ſie einen ſolchen Verſuch gemacht hatte, es ſei eine Elegie. *) Ihr Arzt, Herr Alibert, ermuthigte ſie, mit dieſer Beſchäftigung fortzufahren, und ſo entſtanden ihre erſten Gedichte in den Jahren 1817 und 1818. Der Buchhändler Louis, dem eine von ihren Romanzen zufällig zu Geſicht gekommen war, ſchrieb an ſie nach Belgien, wo ſie ſich mit ihrem Vater aufhielt, und forderte ſie auf,

---

*) Dieſelbe findet ſich in der Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel: Le pressentiment.

eine Sammlung ihrer Poeſien zu veranſtalten. „Im Auslande, unabhängig und ermuthigt durch meinen Vater (dieß ſind ihre eigenen Worte), der nichts Lächerliches an dieſen Klagen (à ces tristesses) fand, gab ich ihm das Manuſcript hin.“

Während ihrer theatraliſchen Laufbahn hat ſie ſich abwechſelnd zu Bordeaux, Lyon, Rouen u. ſ. w. aufgehalten, jetzt wohnt ſie in Paris, von einer kleinen Penſion unter ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebend.

Dies ſind in flüchtiger Skizze die Grundzüge ihrer äußeren Schickſale; ihr inneres Leben muß dagegen ſehr ſchmerzbewegt geweſen ſein, wie man das deutlich aus ihren Gedichten ſieht, welche der reinſte und wärmſte Ausdruck ihrer Gefühle ſind, dadurch aber, weil ſie faſt nur die Zuſtände ihres leidenden Gemüths ſchildern, wie ich bereits zu Anfange bemerkte, nicht von dem Tadel der Einſeitigkeit und der Wiederholung, welcher mit wenigen Ausnahmen die zu ſubjective Richtung eines bloß lyriſchen Dichters beinahe immer trifft, können freigeſprochen werden. Sie hat bis jetzt drei Sammlungen Poeſien und einige Bände Erzählungen und Romane herausgegeben. Tiefe Innigkeit des Gefühls, eine ſehr wohllautende Sprache, Wahrheit der Empfindungen, Reichthum der Phantaſie und Klarheit des Gedankens möchten als die vorzüglichſten Eigenſchaften der erſteren zu betrachten ſein; bei der Vorherrſchaft ihres pſychiſchen Leidens beſchäftigt ſie ſich jedoch zu ſehr allein mit ſich ſelbſt, und wird, wie ich das bereits wiederholt andeutete und hervorheben muß, bei ſtets obwaltender, wehmüthiger und klagender Ausdrucksweiſe, leicht monoton, ohne daß man ihr indeß vorwerfen kann, ermüdend oder hyperſentimental zu ſein. Sie iſt gewiſſermaßen eine moderne Sappho, und eine ſolche findet ſelten Gnade vor den Augen, wenigſtens des männlichen Publicums; doch beſitzt ſie wiederum ſo viel Wärme und Tiefe, und iſt dabei ſo einfach und anſpruchslos, daß man ihr ſeine Theilnahme unmöglich verſagen kann, und daß ſie zarteren Gemüthern gewiß leicht und anhaltend Rührung und Mitleid abgewinnt, wozu der Zauber ihrer harmoniſchen, klangreichen

Sprache nicht wenig beiträgt. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ſie ſich nicht anderen, als ſubjectiven Dichtungen mehr zuwandte, ſie würde bei ihrem ſchönen Talent ſicher Ausgezeichnetes geleiſtet haben, wenn auch ihre ganze poetiſche Richtung, da ſie wohl aus innerem Bedürfniß mehr dichten muß, als dichten will, ſie nicht aus der weiteren Sphäre der lyriſchen Gattung herausführen würde.

Ihre Elegien, der bedeutendſte Theil ihrer Gedichte, ſchildern mit der Vorliebe des Schmerzes faſt allein die Leiden unglücklicher und gekränkter Liebe; ein Quell des Geſanges, der nie bei ihr verſiegt. Um eine Probe ihrer Art und Weiſe zu geben, wähle ich des Raumes wegen eine der kürzeren; die beigefügte Ueberſetzung für die des Franzöſiſchen Unkundigen iſt nur ein ſchwacher Abglanz des Originals.

Pardon. *)

Et toi, crois tu comme eux le ciel inexorable?
Es tu triste en songeant qu'il est fermé sur moi,

---

*) **Verzeihung.**

Wähnſt Du, wie ſie, den Himmel unerbittlich,
Und glaubſt betrübt, er werde mir ſich ſchließen?

Que mon éternité coulera misérable,
Et qu'à force d'amour je l'oubliai pour toi?

Le savais tu déjà, lorsque tu m'as charmée
Que de plaire est un crime et d'entendre une erreur
Pour l'oublier aussi m'as tu donc bien aimée?
Et le ciel, tout le ciel, n'était-ce pas ton coeur?

Mais si Dieu n'a rien fait pour défendre qu'o
aime
S'il n'a pas dit l'enfer au monde épouvanté,
S'il n'est pas descendu pour l'annoncer lui même,
L'homme est donc bien méchant de l'avoir invente

Weil ich um Dich, aus Liebe, ihn vergeſſen,
Werd' elend mir die Ewigkeit verfließen?

Haſt Du denn ſchon gewußt, als Du mic
rührteſt,
Gefallen ſei Verbrechen, Wiſſen Schmerz?
Haſt du mich recht geliebt, weil Du's vergeſſen
Und war mein ganzer Himmel nicht Dein Herz

Doch wenn Gott nichts gethan, es zu verbieten
Wenn er von Hölle nichts der Welt geſagt,
Wenn er nicht ſelber kam, ſie zu verkünden,
So iſt der Menſch ſchlecht, der ſie ausgedacht.

Ne crains pas: j'ai langui dans un feu qui dévore
J'ai porté ma couronne, et ma croix et mes pleurs,
Je mourrai loin de toi... que puis-je craindre encore?
Va, pour tous les tombeaux la nature a des fleurs.

Dieu n'a pas dit: „Brisez son fragile courage,
Dieu fit le roseau faible et l'air est son appui
L'espérance, c'est Dieu, même au sein de l'orage
Je suis roseau, je tremble ... et je cherche après lui.“

Zu ihren ausgezeichnetſten Leiſtungen in dieſer Gattung gehören vorzüglich die beiden Elegieen auf den Tod ihres Kindes; ſie ſind

---

Die Dornenkrone trug ich, Kreuz und Thränen,
Sei ruhig — in mir fühlt' ich Flammen wüthen,
Dir ferne ſterb' ich — was kann ich noch fürchten?
Hat doch Natur für alle Gräber Blüthen.

Gott ſprach nicht: Brechet ihres Muthes Schwäche,
Die Luft hat er dem Schilf zum Halt gegeben —
Die Hoffnung — das iſt Gott, ſelbſt im Gewitter,
Ich bin das Rohr — will zitternd nach ihm ſtreben.

der bange, gepreßte Schrei eines bedrängten Mutterherzens, dem ein hartes Schickſal ſeine einzige, letzte Hoffnung raubt. Folgende tief gefühlte Stelle wird gewiß in vielen Gemüthern einen Wiederhall finden, denen eine ähnliche ſchmerzliche Erinnerung bittere Thränen entlockt. Nachdem ſie einen Traum ihres Kindes erzählt, der den frühen Tod ihres Lieblings verkündete, ſchließt ſie das Gedicht mit folgenden Worten:

Oui, la rose a brillé sur mon riant voyage;
Tous les yeux l'admiraient dans son jeune feuillage:
L'étoile du matin l'aidait à s'entr'ouvrir,
Et l'étoile du soir la regardait mourir.
Vers la terre déjà sa tête était penchée;
L'insecte inaperçu s'y creusait un tombeau;
Sa feuille murmurait en tombant desséchée:
Dejà la nuit, déjà. . . Le jour était si beau. *)

---

*) Ja, die Roſe glänzte auf meiner heitern Reiſe; alle Augen bewunderten ſie in ihrem jungen Laube; der Morgenſtern half ihr ſich erſchließen, und der Abendſtern ſah ſie ſterben. Ihr Haupt war ſchon zur Erde geneigt, das unbemerkte Inſect grub ſich dort ſein Grab; ihr

Beſonderer Auszeichnung werth ſind noch die beiden in der zweiten Sammlung ihrer Gedichte (Elégies et poésies nouvelles de Mde. D.-V. Bruxelles 1825) enthaltenen Elegien an ihre Schweſter (mit der einfachen Ueberſchrift: à ma soeur), in welchen ſie die Geſchichte ihrer unglücklichen Liebe erzählt, und in herzerſchütternden Tönen klagt, daß ſie noch immer nicht Herrin über ihre Gefühle werden könne.

Nächſt den Elegien nehmen die Romanzen den vorzüglichſten Rang unter ihren Gedichten ein, wobei man freilich nicht vergeſſen darf, daß die Franzoſen einen anderen Begriff mit dieſer Dichtungsart verbinden, als wir Deutſchen. Es ſind dort mehr Lieder der Liebe in beſtimmterer Form. Mit ſeltener Eleganz der Diction hat Mad. Desbordes-Valmore ihre derartigen Leiſtungen ausgeſtattet, und der Mehrzahl dadurch noch einen höheren Reiz verliehen, daß ſie, in deutlicher Nachah-

---

Blatt murmelte, vertrocknet abfallend: Schon die Nacht, ſchon . . . der Tag war ſo ſchön.

mung der altfranzöſiſchen Dichterin Clotild de Surville, mit der ſie überhaupt viel Aehnliches hat, den einzelnen Strophen derſelbe eine an das Rondeau ſtreifende, ſehr gefällig Form gab. Folgendes höchſt gelungene Beiſpiel möge als Beweis dienen.

S'il l'avait su! *)

S'il avait su quelle âme il a blessée,
Larmes du coeur, s'il avait pu vous voir.
Ah, si ce coeur, trop plein de sa pensée
De l'exprimer eut gardé le pouvoir,
Changer ainsi n'eut pas été possible:
Fier de nourrir l'espoir qu'il a déçu
A tant d'amour il eût été sensible.
S'il l'avait su.

---

*) Deutſch, in freier Nachbildung:

Hätt' er's gewußt!

Hätt' er's gewußt, wie tief er mich verwundet,
Ihr heißen Thränen, hätt' er euch geſeh'n,
O hätte nur dieß Herz, von ihm erfüllet,
Die Macht behalten, ihm es zu geſteh'n:

S'il avait su tout ce qu'on peut attendre
D'une âme simple, ardente et sans détour
Il eut voulu la mienne pour l'entendre;
Comme il l'inspire il eût connu l'amour.
Mes yeux baissés recélaient cette flamme
Dans leur pudeur n'a-t-il rien aperçu?
Un tel secret valait toute son âme,
S'il l'avait su.

Si j'avais su moi même, à quel empire
On s'abandonne en regardant ses yeux
Sans le chercher comme l'air qu'on respire,
J'aurais porté mes jours sous d'autres cieux.

Unmöglich hätt' er ſo ſich ändern können;
Getäuſchte Hoffnung brächt' ihm keine Luſt;
So reiche Liebe mußt' ihn doch beſiegen,
Hätt' er's gewußt!

Hätt' er's gewußt, was man erwarten dürfe,
Von einer Seele, rein, warm, nie verſteckt,
Die meine fordert' er, es zu erfahren,
Und Liebe kennt er, wie er ſie geweckt.
Wohl künden ihm es die geſenkten Blicke,
Hat er es nicht durch meine Scham gewußt?
Werth war ein ſolch Geheimniß ſeiner Seele,
Hätt' er's gewußt.

Il est trop tard pour renouer ma vie,
Ma vie était un doux espoir déçu :
Diras-tu pas, toi qui me l'as ravie.
Si j'avais su !

Leider iſt ſie in ihrer dritten Sammlung etwas manierirt geworden, und die natürliche, ſtarke Empfindung wird oft durch Bilder und Wendungen, welche zu ſehr den Stempel der Affectation an ſich tragen, und dem Ganzen etwas Süßliches und Geſuchtes geben, geſchwächt. Dieß iſt bei lyriſchen Dichtern, welche ſich auf ihre ſubjectiven Empfindungen beſchränken, am Ende, wenn der Quell jener Empfindungen nicht mehr ſo raſch und friſch ſtrömt, faſt nicht zu vermeiden, und entſteht

---

O hätt' ich ſelbſt gewußt, wie ſeine Augen
Beherrſchen, wenn ſie einmal faßt der Blick;
Statt ihn zu ſuchen, wie die Luft des Himmels,
In andere Länder trüg' ich mein Geſchick.
Es iſt zu ſpät, mein Daſein zu erneuen,
Das Leben koſtet mich die ſüße Luſt.
Doch er, der mir es raubt, wird ſeufzend klagen:
Hätt' ich's gewußt.

oft durch zu ängſtliche Scheu vor Wiederholungen; ſie möchten gern etwas Neues ſagen, aber die Gedanken blieben die alten, oft ausgeſprochenen, bereits von allen Seiten aufgefaßten und beleuchteten, und ſo gerathen ſie entweder in das Allegoriſiren, oder in ein gewiſſes manierirtes Weſen, wenn ſich ihnen nicht noch zur rechten Zeit eine neue Seite des poetiſchen Lebens erſchließt. Dies hat die talentvolle Dichterin auch wohl gewußt, und daher am Schluſſe der neueſten Sammlung „Les Pleurs“ die Kinderwelt zum Thema ihres Geſanges gemacht, ſo wie ſie ſich ſpäter dem Roman zugewandt hat, der ihr aber wegen des Vorherrſchens ihrer lyriſchen Richtung nicht ſonderlich geglückt iſt. In jenen Liedern, welche mit der Geſammtüberſchrift: Aux petits enfans, zuſammengefaßt ſind, iſt eine ſolche Wärme und Innigkeit, und ſo viel wahres Gefühl, daß man ſie dreiſt zu dem Beſten dieſer Art rechnen darf.

Schon früher verſuchte ſich Madame Desbordes-Valmore in einer Reihe von

Erzählungen: Les veillées des Antilles, welch auf ihren Jugenderinnerungen beruhten, j doch zu ſehr idealiſirten und ſentimentaliſirten, und daher faſt unbemerkt mit der Maſſ der Erſcheinungen vorübergingen. In neueſter Zeit hat ſie einen Roman geliefert (Un raillerie de l'amour), der von den Kritiker aus jenen oben erwähnten Gründen mi Recht hart getadelt worden iſt, zumal da Mangel an Erfindungskraft ſich hier ſehr deutlich offenbart. — Ein zweites erzählendes Werk in Proſa aus ihrer Feder (L'atelier d'un peintre) erſchien faſt gleichzeitig und ſchildert im Gewande der Fiction gleichfalls ihre Jugenderinnerungen; doch liefert auch dieſe Arbeit den Beweis, daß es ihr nach ihrer Ausbildung nie gelingen wird, ſich von jener lyriſchen Befangenheit, die dem Romane ſtets Einbruch thut, emancipiren zu können. Trotz allen jenen Fehlern halte ich ſie jedoch unbedingt für die erſte jetzt lebende lyriſche Dichterin unter den Franzoſen, und wüßte ihr überhaupt in dieſer Hinſicht unter ihren Landsmänninnen Niemanden an die

Seite zu ſtellen, als die bereits angeführte, reichbegabte Clotilde de Surville, deren tiefgefühlte, und mit ſeltenem Wohllaut begabte Poeſien, — zu einer Zeit wo die franzöſiſche Sprache noch ſehr in Banden lag, — nicht genug können gerühmt werden.

Romeo und Julie in Weimar.

Die tiefe Verehrung, welche Goethe für Shakſpeare bekannte, iſt mündlich wie ſchriftlich wiederholt von ihm ausgeſprochen worden, und die Belege dafür finden ſich häufig ſowohl in ſeinen Werken, wie in den Ueberlieferungen ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen von Wilhelm Meiſter an bis zu Eckermanns Unterhaltungen herunter. Aus eigener Unterredung mit ihm hatte ich Gleiches vernommen und war während eines länger als gewöhnlich dauernden Zwiegeſpräches, über den großen Britten an einem Nachmittage im Garten, entzückt worden von der Art und Weiſe des Blicks, mit welchem er das Geſammtweſen eines ſolchen Heros zuſammenfaßte und überſchaute. Wir waren von Lord Byron auf Shakſpeare gekommen, die Berührungspuncte lagen ſo nah und doch wieder ſo fern; ich hatte bemerkt, wie eigen es ſei, daß Byron längere Zeit mit der Oberleitung der Bühne beſchäftigt, doch das Weſen derſelben gar nicht verſtanden habe, was ſeine ſämmtlichen Dramen deutlich bewieſen, und daß ſelbſt Marino Falieri und die beiden Foscari, ſo aufgeführt wie er ſie geſchrieben, durchaus alle Wirkung auf ein größeres Publicum verfehlen müßten. — Mein liebes Kind, erwiederte Goethe in ſeiner gewöhnlichen Weiſe, ich will Ihnen etwas ſagen, die Bühne verſtand Shakſpeare auch nicht, das macht aber nichts, denn er brauchte ſie nicht.

Der Ausſpruch kam mir etwas wunderlich und parador vor, doch wagte ich nicht direct zu widerſprechen, zumal da ich wußte, daß Goethe es liebte, ſolche Tonnen zum Spielen hinzuwerfen, wie es die Harpunire mit den Wallfiſchen zu thun pflegen. Ich beſchloß alſo, das Geſagte ſtill bei mir zu überdenken, um es mir anzueignen, und bemerkte bloß:

die Bühne, wie ſie Shakſpeare gehabt, ſei auch eine Art Welt geweſen, auf der es nur handelnde Perſonen gab, alles Uebrige habe aber die Phantaſie hinzuthun müſſen, und da ſei der Dichter lange nicht ſo beengt worden, wie jetzt, wo man Alles, was man höre, auch ſehen wolle. Zum Beleg — denn Goethe hatte es gern, wenn man Material in das Geſpräch brachte — führte ich die bekannte Stelle aus dem Prolog oder Chor zu Heinrich V. an, wo Shakſpeare die Phantaſie der Zuſchauer beſtimmt auffordert, ſich das nicht Darzuſtellende vorzuſtellen, *) ſo wie ich Mehreres

---

*) — — — Can this cockpit hold
The vasty fields of France? or may we cram
Within this wooden O, the very casques
That did afright the air at Agimowet?
— — — — —
Think when we talk of horses, that you see them
Pointing their proud hoofs i'the receiving earth:
For 'tis your thoughts that now must deck our kings
Carry them here and there etc.

über die Beſchaffenheit der engliſchen Bühne zu jener Zeit, theils aus der 1699 zu London erſchienenen Historia Histrionica, in welcher es ausdrücklich heißt, daß Decorationen und Maſchinen zuerſt auf dem Drurylanetheater eingeführt wurden, nachdem ſie kurz zuvor auf der alten Lincolns-Innbühne von Sir William Davenant erfunden worden, *) theils Manches aus ähnlichen Studien, mit denen

---

*) — — and then removed to the Theatre Royal in Drury-lane, where they first made use of scenes, which had been a little before introduced upon the public stage by Sir William Davenant at the duke's Old Theatre in Lincoln'sinn fields, but afterwards very much improved with the addition of various machines by Mr. Betterton at the New Theatre in Dorset-garden, to the great expence and continual charge of the players. — Cf. Historia Histrionica, an historical account of the english stage. London 1699. Wieder abgedruckt in A select collection of old plays. A new Edition. London 1825. Th. 1. S. CXXXIX u. fgd.

ich mich früher lebhaft und viel beſchäftigt, dazu gab. Goethe hörte ſehr freundlich zu und wandte dann das Geſpräch auf Scenerie und dem Aehnliches, wobei er verweilte, bis er mich entließ. — Ich trug jedoch ſeinen ſeltſam klingenden Ausſpruch lange mit mir herum, und wußte mir ihn durchaus nicht zurecht zu legen. Shakſpeare, der nur von der Bühne ſeine Formen gelernt, ſollte nicht bühnengerecht geſchrieben haben: er, der ſo wahr arbeitete, daß die Dinge ſich gar nicht anders zugetragen haben können, als er ſie ſchildert, das wollte mir gar nicht in den Kopf. —

Der Winter trat unterdeſſen ein, und ich beſuchte aus alter Gewohnheit das Weimariſche Theater fleißig, bemüht, den noch lebenden Traditionen von Goethes und Schillers gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit her, aufmerkſam nachzugehen. Da wurde eines Abends Romeo und Julie gegeben, von Goethe eigends für die Weimariſche Bühne bearbeitet. — Ich ging mit großen Erwartungen hinein, aber wie ſah ich mich getäuſcht und geärgert; dieſe Umgeſtaltung gab kaum den Schatten des

Shakſpear'ſchen Gebildes wieder: ganze Acte geändert, Scenen ausgelaſſen, neue hinzugedichtet — das war ja, als habe irgend ein franzöſiſcher Claſſiker, etwa Ducis, die Novelle des Luigi da Porto gefunden und ſie für das franzöſiſche Nationaltheater in Alexandrinern zugeſtutzt. — Ich traute meinen Augen kaum, und doch wehte mich mitunter ein ganz eigenthümlicher Geiſt aus dieſem Stücke an. — Die Sache war mir zu intereſſant, ich faßte ſcharf die Hauptſachen mit dem Gedächtniß und ſchrieb ſie zu Hauſe gleich nieder; ein bei der Bühne in Weimar zu jener Zeit angeſtellter halber Landsmann und früherer Bekannter war ſo freundlich, das Fehlende zu ergänzen, und ſo gelang es mir, eine vollſtändige Ueberſicht zu gewinnen, die ich hier erſt folgen laſſen will, ehe ich Weiteres darüber bemerke. Daß die Aenderungen, Einſchiebſel, neuen Scenen u. ſ. w. wirklich von Goethe ſeien, verſicherte mir jener, jetzt bereits verſtorbene Freund, und zeigte mir, als ich doch daran zweifelte, das ihm zur Dispoſition ſtehende Souffleurbuch, in welchem ich einen großen Theil derſelben wirklich von Goethes eigener Hand geſchrieben ſah. —

Der erſte Act iſt faſt bis zu Ende ein ganz anderer, als bei Shakſpeare. Statt des Zankes der Dienerſchaft beider Häuſer, durch den man ſo lebhaft gleich mitten in den alten Jahrhunderte langen Familienſtreit hinein verſetzt wird, beginnt Goethes Bearbeitung mit den Vorbereitungen zu dem großen Feſte Capulets vor deſſen Hauſe, und leitet das Ganze durch folgendes eigenthümliche Lied ein, das von den Dienern geſungen wird:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell ſei das Haus!
Ehret die mächtige
Feier mit Tanz und Schmaus;
Capulet, der Prächtige,
Richtet ſie aus.

Kommet, ihr Freunde, viel
Gaſtlich zu Tanz und Spiel,
Frei iſt die Bahn!

Was er bereitete,
Wohl iſt's gethan.
Seltſam Gekleidete
Treten heran.

Romeo, Benvolio und der Päge treten jetzt auf; Benvolio wundert ſich, wie ſie ſpazieren gehend gerade in dieſe Straße kommen,

Wo der verhaßte Name Capulet uns gleich
So übermüthig in die Ohren ſauſt,
Daß mir's vom Kopf herab durch alle Nerven,
Beſonders aber in den rechten Arm
Mit ſolcher Heftigkeit hinunterfährt,
Daß ich mich kaum enthalten kann, zu ziehn,
Und erſt mit platter, dann mit ſcharfer Klinge
Das übermüth'ge Volk zum Schweigen bringe.

Romeo begütigt ihn aber, und bittet ihn, den alten Haß, den er ihm ausführlich ſchildert, nicht zu vergrößern; Capulet gebe ein Feſt, auf welchem Verona's Jugend zu luſtigem Tanz vermummt ſich einfinde. Da fragt Benvolio: Du hätteſt Luſt, Dich unter ſie zu miſchen? und Romeo antwortet:

Zerſtreuung iſt mir nöthiger als je.
Auf Roſalinden that ich zwar Verzicht,
Die meine Treu und Liebe ſchlecht vergolten;
Ich ſchien Verzicht zu thun und manches Ma
Verſcheuchte Meiſterin Vernunft, rief ſie
Das Tageslicht zu Hülfe, jenes Bild.

Das iſt Alles, was wir in dieſer Bearbeitung von Roſalinden erfahren; Benvoli iſt gleich bereit, ihn zu begleiten, und dem Pagen wird der Auftrag ertheilt, Masken herbeizuſchaffen. — Jetzt tritt Mercutio hinzu, aber nicht der Shakſpear'ſche Humoriſt, ſondern ein wohlbeleibter Lebemann, der ganz andere Dinge vorträgt, als die Schilderung der Königin Mab, wie z. B. da er von Romeo aufgefordert wird, ſie zu begleiten: „Ihr habt gut reden, Ihr anderen Zahnſtocher! Ihr Bohnenſtangen! Ihr hängt Lappen auf Lappen über Euch her, wer will Euch da herauswickeln? Aber ich, mit dem ſchwerſten Mantel, mit der wunderlichſten Naſe, ich mag auftreten, wo ich will, gleich lispelt einer hinter mir drein: da geht Mercutio! Bei meiner Treu, es iſt Mercutio! Wäre das nicht höchſt ärgerlich, wenn es mir nicht zum Ruhm gereichte? Denn da ich einmal Mercutio bin, ſo ſei ich denn Mercutio und immer Mercutio. — Nun, gehabt Euch wohl! Macht Eure Geſchäfte ſo gut es gehn will, ich ſuche meine Abentheuer auf dem Kopfkiſſen. Ein luſtiger Traum ſoll mich erquicken, indeß Ihr den Träumen nachlauft, und ſie ſo wenig haſchen könnt als ich.

Dann bin ich friſch, wenn auch Aurora thränt,
Und Ihr vor Müdigkeit, vielleicht vor Liebe gähnt.“

Sie gehen ab, die Scene verwandelt ſich in Capulets Haus; Graf Paris hält auf dem Maskenballe bei dem alten Capulet um Julia an, der ſie ihm zuſagt, wenn Julia einwilligt, und ſich dann mit ihm im Hintergrunde verliert; worauf die Gräfin Capulet, Julie und die Amme vortreten, und die Mutter der Tochter verkündet, Graf Paris werbe um ſie; der Freier wird von der Gräfin wie der Amme nach allen Richtungen hin gelobt; — dort — ſagt die Gräfin:

Dort ſteht er im Geſpräch mit Deinem Vater;
Lies in dem Buche ſeines Angeſichts,

In das der Schönheit Finger Wonne ſchrieb;
Betrachte ſeiner Züge Lieblichkeit,
Wie jeglicher dem andern Zierde leiht,
Und wär' im Texte dunkel was geblieben,
Das lies am Rand in ſeinem Aug' geſchrieben.
Sieh zu! — Fühlſt du dem Grafen Dich geneigt?

Darauf antwortet Julia, ganz wie es einer wohlerzogenen und gehorſamen Tochter ziemt:

Gern will ich ſehn, ob Sehen Neigung zeugt,
Doch weiter ſoll mein Blick den Flug nicht wagen,
Als ihn die Schwingen Eures Beifalls tragen.

Eine Maske fordert Julien zum Tanze auf. Dann erſcheinen Romeo und Benvolio; Romeo fragt, wer Julie ſei, und ſtatt des Dieners bei Shakſpeare, antwortet hier Benvolio, er wiſſe es nicht, worauf Romeo ſie mit den bekannten Worten des engliſchen Dichters: O she doth teach the torches to burn bright (in der älteren Schlegelſchen Bearbeitung) ſchildert, und ſich dann mit ſeinem Gefährten in den Hintergrund zieht. — Nun kommen der alte Capulet und Tybalt vor, und es folgt jetzt ganz daſſelbe, wie es ſich bei

Shakſpeare in der 5ten Scene des erſten Actes findet, hieran ſchließt ſich aber nicht gleich das ſchöne Geſpräch zwiſchen Romeo und Julie; ſondern ſtatt deſſen, von Goethe eigends eingelegt und neu gedichtet, eine Scene, in welcher der Prinz ſich maskirt in Begleitung Benvolio's bei dem Feſte einſtellt. Dieſe Einſchaltung iſt höchſt merkwürdig; Mercutio wird anfangs von dem ihn erkennenden Benvolio geneckt, gebietet ihm aber aus Hochachtung für den Fürſten mit ernſter Stimme Stillſchweigen. Der Prinz iſt indeſſen der Meinung, ſie brauchten ſich nicht ſo ſtreng vermummt zu halten, denn er beſuche deshalb perſönlich die Feſte der Montague und Capulets, um ſie durch Milde zum Frieden und zur Verſöhnung zu ſtimmen; Mercutio commentirt jedes Wort des Prinzen auf ſeine Weiſe mit Späßen, hinter denen ſich feine Hofmanns-Schmeichelεien bergen, wie z. B.

Mercutio.

Dächte Jedermann wie Eure Hoheit, ſo müßte man zu Jedermann Eure Hoheit ſagen.

Prinz.

Gern theilt' ich meine Hoheit unter Alle,
Wenn nur daraus ein ganzer Fried' entſtünde,

Mercutio.

Den ganzen Frieden ſchafft die eine Hoheit.

Prinz.

So muß ich die nicht haben: denn der Friede
Will ſich in meiner Stadt noch nicht ergänzen
Allein was hilft's! Was tauſend Mal mißlungen
Wird doch zuletzt dem Schickſal abgedrungen.

Mercutio.

Dem Schickſal wohl, nur nicht den Menſchen. — Das iſt eine verwünſchte Race. Es nimmt mich nur Wunder, daß nicht alle Knaben mit Schmarren auf die Welt kommen, denn ich habe in meinem Leben nichts Schmarrenluſtigeres geſehen, als unſre jungen Männer. Ihre Hand muß prädeſtinirt ſein, einen Degen zu führen, denn Jeder greift gleich danach, und da bleiben, wie Vögel an der Leimſtange, die Finger am Griffe kleben, bis ſie mit Blut losgewaſchen werden.

Prinz.

Du ſchilderſt meine Stadt mit großer Kenntniß.

Mercutio.

Iſt's doch, als wenn alle Schneider in Verona Wundärzte wären, und man nur ſo vor die Werkſtatt hintreten dürfte und rufen: He da Meiſter! he da Geſelle! Junge! heraus mit Euch! Nadel, Zwirn und Seide! da flickt mir einmal den Arm, die Bruſt, den Bauch zu; eben ſo, als wenn's alte Wämſer wären, die gelegentlich einmal ſo einen Riß kriegen.

Prinz.

Der Haß ſchafft Mordluſt, Mordluſt ſchaffet Haß.
Auf Dich, Mercutio, ſetz ich mein Vertrauen,
Du biſt mir nah verwandt, gehörſt zu keiner
Der ſtreitenden Parteien, ob Du gleich
Zu Romeo, zu den Montague's Dich hältſt;
So wirke mir beſonders auf die Jüngern.
Der Alten Starrſinn macht es faſt unmöglich,
Denn Jugend iſt zwar heftig, doch verträglich.

Mercutio.

Verſucht will Alles ſein: denn jede Nummer
Kann ihren Treffer, ihre Niete finden.

Prinz.

Beſiegt ward Liebe wohl ſchon durch Gewalt,
Doch nie der Haß, der Allgewaltigſte.
Deswegen ſuch' ich durch das holde, ſanfte,

Im Stillen mächt'ge Mittel der Vermählung,
Die beiden Häuſer an mein Haus zu knüpfen.
Graf Paris wirbt um Capulets Tochter Julia,
Und ich begünſtige die Werbung gern.
Er iſt, wie Du, mir ein geliebter Vetter.
So fahre fort, Mercutio, mir zu dienen,
Der Du in Scherz und Spaß Klugheit verbirgſ
In trüber Zeit beſieget allermeiſt
Die Launen des Geſchicks ein heitrer Geiſt.

Mercutio.

So iſt's, mein Fürſt! und ſo ſind jederzeit
Auch meine Poſſen Euerem Dienſt bereit.

In der nächſten Scene erfährt nun Ca
let des Fürſten Gegenwart, und ruft au
Welch unerwartet Glück! Mir gnügt k
Wort! Der Fürſt benutzt die Gelegenhe
ihm ſeinen Vetter Paris zu empfehlen.
der zehnten Scene endlich fügt ſich die Bea
beitung dem Original, es folgt das bekann
ſchöne erſte Geſpräch zwiſchen Romeo un
Julie, dann die Scene mit der Amme un
hierauf das Abſchiednehmen der Gäſte, zie
lich dem Original getreu. Wie in dieſe
ſchließt aber in der Bearbeitung der Act no

nicht, ſondern die zweite Scene des zweiten Actes bei Shakſpeare (die erſte iſt ganz weggelaſſen): die erſte Zuſammenkunft Juliens und Romeo's am Fenſter, endet den über die Gebühr ausgedehnten Aufzug, und der folgende beginnt nun mit der dritten Scene des Originals und Lorenzo's Auftreten, zu dem ſpäter Romeo kommt, ganz wie im Engliſchen, ſoweit ſie dort nämlich führt, da Romeo und Lorenzo abgehen, um das Fernere zu beſprechen, hier aber eine leidenſchaftliche Beichte Romeo's Statt findet, theilweiſe nach der ſechſten Scene deſſelben Aufzugs gemodelt, an deren Schluſſe wir Julien ſelbſt plötzlich bei Lorenzo eintreten ſehen, indem der zweite Theil dieſer ſechſten Scene mit wenigen Veränderungen daran geknüpft worden iſt. Alles, was zwiſchen dieſen beiden Scenen liegt, das Geſpräch zwiſchen Benvolio, Mercutio, Romeo, Peter und der Amme, ſo wie das folgende zwiſchen den letzteren Beiden und Julien iſt weggelaſſen, und die erſte Scene des dritten Actes bei Shakſpeare, (Mercutio und Tybalts Tod mit ihren Folgen) bildet, ganz genau nach dem Original gearbeitet, nur mit dem Unterſchiede, daß di Damen Montague und Capulet weg bleibe und was ſie zu ſagen haben, von ihren Männern geſprochen wird, den Schluß des zweite Actes. Durch dieſe Behandlung iſt nun abe der Mercutio des zweiten Aufzuges ein himmelweit von dem Mercutio des erſten Actes verſchiedener Character, und die Aufgabe, beide ſ heterogenen Theile in ein Ganzes zu verſchmelzen, eine der ſchwierigſten Aufgaben für den dieſe Rolle darſtellenden Künſtler geworden. De dritte Aufzug der Bearbeitung wird nun mit dem herrlichen Monolog Juliens (Romeo and Juliet, A. III. Sc. II.) in der bekannten Schlegelſchen Ueberſetzung eröffnet, und dieſer gan geſprochen, die bekannte, allerdings auf einer deutſchen Bühne ſeltſam klingende Anrede:

Come, civil night
Thou sober suited matron, all in black,
And learn me how to lose a winning match u. s. w.

ausgenommen. Es folgt nun die auch im Original folgende Scene mit der Amme, welche Goethe, beiläufig bemerkt, in eine Wärterin verwandelt hat. Die nächſte Scene aber iſt eine eingeſchobene, zwiſchen Lorenzo und Romeo's Pagen in der Zelle des Erſteren, wo dieſer dem Jüngling beſiehlt, in Verona, wenn etwa Romeo's Eltern Briefe an den Sohn zu ſenden hätten, zu bleiben, weil er, Lorenzo, ſeine Botſchaft durch einen Ordensbruder beſorgen laſſen wolle. Schmerzlich bewegt, ruft der Page:

Du feſſelſt meinen Leib an dieſen Ort,
Doch meine Seele zieht mit Romeo fort,
So früh wird ſolches Unheil mir geſandt,
In meinem Herrn als Knabe ſchon verbannt.

Der Page geht ab, Romeo tritt nun herein und es erfolgt das Geſpräch ganz wie bei Shakſpeare (Act. III. V. 5.) mit Hinweglaſſung einiger Stellen, dann tritt die Wärterin hinzu, durch aus nach dem Original, womit dann der dritte Act ſchließt. Die vierte Scene des dritten Actes, in welcher der alte Capulet Juliens Hochzeitstag feſtſetzt, fällt weg. — Der vierte Aufzug beginnt dagegen mit der 5ten Scene des dritten Actes im Original, die mit Juliens Worten Wilt thou be gone? it is not yet near day anhebt und der Text bleibt nun durchgängig treu bis zum Schluß der vierten Scene, wo Julia ausruft If all else fail, myself have power to die, welche dort die letzte des dritten Actes iſt. Hier aber iſt eine Unterredung zwiſchen Graf, Paris und Julia eingelegt, die folgendermaaßen anhebt:

Paris.

O Gunſt, in ſolcher Trauer mich zu ſprechen.

Julia.

Oft iſt die Trauer ſcheinbar, oft die Gunſt.

Paris.

Dein reines Herz, es weiß von keinem Scheine:

Julia.

Kein Herz iſt rein vor Gott, der Alles kennt.

Paris.

Ehrwürdig iſt, wer ſich vor Gott erniedrigt.

Julia.

Auch Lieb' und Treue liegt in Gottes Hand.

Paris.

Laß Deine mich aus ſeiner Hand empfangen,
Zur Kirche folge morgen mir getroſt.

Julia.

Der Kirche bin ich wohl bereit, zu nahen,
Doch ich beſorg', im Vorhof zu verweilen.

In dieſer Weiſe, wo ſich concetto auf concetto drängt, geht es fort, Paris wirbt um ihre Liebe und ſie weicht ihm fortwährend ſo künſtlich aus, daß er am Ende ſelbſt bemerkt: Wie kann unſchuld'ger Mund ſo künſtlich ſprechen? worauf ſie erwiedert: Die Kunſt iſt ſüß, wenn ſie den Schmerz verhüllt. — Er geht — „beſcheiden ab, ſo wie er kam,“ und nun kommt — nicht wie bei Shakſpeare Julie zu Lorenzo, ſondern Lorenzo zu Julien; übrigens iſt die Unterredung Beider vollkommen gleich mit der des Originals. Jetzt aber fallen in der Goethiſchen Bearbeitung die zweite und ein Theil der dritten Scene des vierten Actes aus und der Aufzug ſchließt mit dem Monolog Juliens (bei Shakſpeare A. N. Sc. III.) I have a faint cold fear thrills through my veins. Alle übrigen Scenen, welche im Original den vierten Act noch füllen, namentlich die Zubereitungen für die Hochzeit, die Entdeckung von Juliens Tode u. ſ. w. ſind geſtrichen und der fünfte Act beginnt genau wie im Engliſchen und geht eben ſo fort, ausgenommen daß der Page ſehr ausführlich über Julia's Tod berichtet, bis zur 2ten Scene. In dieſer erſcheint Paris verſchieden vom Original ohne Pagen, dann Romeo ebenfalls ganz allein, er ſpricht ſeinen Monolog, worauf der Zweikampf zwiſchen Beiden Statt findet und Paris fällt, dann trinkt Romeo das Gift und ſtirbt. Jetzt kommt Lorenzo auch allein dazu und hält ebenfalls einen Monolog, von dem hier ſeiner Eigenthümlichkeit wegen der Anfang mitgetheilt werden möge:

Hilf, heil'ger Franz! wie oft ſind über Gräber
Die alten Füße nicht ſchon hingeſtolpert!
Die Stufen hier, aus alten abgetret'nen
Unkennbar'n Leichenſteinen aufgeſchichtet,
Sind wie das Grab der Gräber, wie der Tod
Des Todes, der ſich ſelbſt verzehrt und grimmig
Denkmale ſeiner Herrſchaft ſtill vernichtet.
Sie leiten mich hinab zum ſelt'nen Grab,
Wo aufgeſpartes Leben, unbewußt,
Der Wechſelliebe Seligkeit erharrt. —

Noch brennen Fackeln hier an Capulets Gruft,
Ein frommes Nachſpiel jener Heuchelfeier,
Und leih'n umſonſt ihr düſter ſchwindend Licht
Dem Wurmgezüchte dar und blinden Schädeln.
Flammt auf und leuchtet friſch! denn bald erſteht
Ein liebend Herz zur zweiten Hochzeitfeier. —
O weh! das Grab erbrochen? Was iſt das?

O weh, o weh mir! welches Blut befleckt
Die Steine hier an der geweihten Schwelle?
Was wollen dieſe herrenloſen Schwerter,
Daß ſie verfärbt hier liegen an der Stelle
Des Friedens?

Lorenzo entdeckt nun die Leichen Romeo's und des Grafen Paris. Julia erwacht, ſieht was geſchehn iſt, und erſticht ſich. Der Mönch endet das Ganze mit folgender kühlen und indifferenten moraliſchen Betrachtung nach einer Pauſe.

Auch ſie iſt hin! damit bekräftigt werde,
Daß menſchliches Beginnen eitel ſei.
Des weiſen Mannes Rath verſtiebt zu Nichts,
Und Thorheit ſieht ſich vom Erfolg gekrönt.
Das Gute wollen iſt gefährlich oft,
Gefährlicher als Böſes unternehmen.
Die eh'rne Pforte mög' Euch hier verwahren,
Bis ich es darf den Obern offenbaren.
Glückſelig der, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß verſchließt.

Und nun fällt der Vorhang und alles Uebrige, was der große engliſche Barde zu würdigem Schluſſe ſeiner Tragödie dichtete, namentlich die herzerſchütternde Verſöhnung der Väter über den Leichen ihrer Kinder, bleibt ganz und gar weg. —

Nun drängt ſich vor Allem die Frage auf: Wie war es möglich, daß Goethe, dieſer große Dichter, dieſer Mann mit dem klaren, durchdringenden, weltüberſchauenden Verſtande ſich ſo vergriff und gerade bei einem Meiſterwerke Shakſpeare's den er ſelbſt ſo hoch über ſich ſtellte? Und weiter wird man fragen: Wie konnte er ſtatt der aus dem tiefſten Volksleben gegriffenen Bedientenſcene, die ſo ſcharf gleich in das innerſte Weſen des alten Haſſes der beiden feindlichen Häuſer einführt, jene aufgeputzte des Feſtes, jenes nüchterne Lied geben? Wozu modelte er ſo ganz überflüſſig den Mercutio um, und brachte ihn mit dem Prinzen in Verbindung und den Prinzen in das Feſt? Weshalb ſtrich er faſt Alles, was auf Romeo's Liebe zu Roſalinen Bezug hat und raubte der Entwickelung ihren eigenthümlichen Reiz? Was ſollten die überflüſſigen eingelegten Scenen des Pagen und zwiſchen

Paris und Julia? — Kurz, man wird auch bei jeder Aenderung den Kopf ſchütteln und ein großes Warum und Wozu bei der Hand haben — denn dieſe Bearbeitung iſt — ich muß mich hier wiederholen — nicht der Schatten des Originals.

Aber ein bloß poetiſcher Irrthum kann dieſe Umgeſtaltung nicht ſein, dazu war Goethe doch zu groß und zu klar; in der Würdigung eines Meiſterwerkes der Kunſt hat ihn Niemand übertroffen, ſelbſt Leſſing nicht. Es muß ſehr intereſſant ſein, die Urſachen aufzufinden, die ihn dabei leiteten; ich will es wenigſtens verſuchen, ihnen nachzuforſchen, da mir doch Manches dabei Behülfliche zu Gebote ſteht.

Ein Grund, und zwar dem Anſcheine nach ein Hauptgrund, wird ſich gleich darbieten; die Nothwendigkeit der Verhältniſſe einer in ihren Mitteln beſchränkten Bühne, wie es die Weimariſche doch eigentlich war; er reicht indeſſen hier nicht aus, denn er erklärt ſo manche ganz willkührlich ſcheinende Umgeſtaltung, namentlich die des Mercutio, nicht. -- Zu beſſerem Verſtändniß will ich daher das Geſchichtliche der Darſtellung von Romeo und Julie in Weimar, ſo weit ich mich deſſen habe bemächtigen können, vorausgehen laſſen. — Die erſte Aufführung in dieſer Geſtalt geſchah am 1ten Februar 1812 zu Weimar. Goethe hatte bereits im vorhergehenden Jahre mit Zuziehung Riemer's und Pius Alexander Wolff's die Bearbeitung vollendet, wie er ſelbſt in den Annalen unter 1811 ausdrücklich bemerkt. Die Beſetzung war folgende: Der Prinz: Hr. Haide; Paris: Hr. Oels; Montague: Hr. Frey; Capulet: Hr. Malcolmi; Romeo: Hr. Wolff; Mercutio: Hr. Unzelmann; Benvolio: Hr. Lorzing; Tybalt: Hr. Deny; Lorenzo: Hr. Graff; Marcus: Hr. Durand, ſpäter Hr. Kötſchau; Romeo's Page: Mad. Lorzing; Apotheker: Hr. Eilenſtein; Gräfin Capulet: Mad. Ackermann; Julia: Mad. Wolff; Wärterin: Mad. Engels. Die Darſtellung ward in demſelben Jahre am 5. Februar, am 21. März und am 14. October wiederholt, und ging ſpäter regelmäßig ein oder zwei Mal jährlich über die Weimariſche Bühne. Goethe ſchreibt darüber an Zelter unter dem 8. April 1812: Mit dem Theater habe ich mich viel beſchäftigt und einen concentrirten Romeo auf die Bühne gebracht. Sie werden das Stück wahrſcheinlich in Berlin ſehen. Nehmen Sie dabei Anlaß, mir ein Wort zu ſagen, wie Sie es finden, wie es Andere gefunden, und wie es geſpielt worden. — Ferner am 12. December 1812: „Neulich haben ſie Romeo und Julie wieder ganz vortrefflich und zu Jedermanns Zufriedenheit gegeben. In Berlin müſſen ſie mit dieſem Stücke ſehr täppiſch umgegangen ſeyn.“ — Und am 8. Juni 1816: „Ueber Romeo und Julie ſteht ein ſehr vernünftiger Anklang in Eurer Zeitung. So ſchwankend und albern das Volk im Ganzen iſt, ſo klären ſich doch gewiſſe richtige Anſichten gar hübſch in einzelnen Menſchen auf.“ — Am Bedeutendſten aber für das Verſtändniß ſeiner Bearbeitung iſt Folgendes ebenfalls im Jahre 1816 Geſchriebene aus einem größeren Aufſatze über Shakſpeare als Theaterdichter:*) „Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch, als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt; eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſäete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches aus einander gehalten werden. Shakſpeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpeare's großes Verdienſt anerkennen; nur leugnen wir dabei, und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu eigener Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählte er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er ſich ſogar oft wörtlich hält. Nicht ſo gewiſſenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer; doch zerſtört er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwei komiſchen Figuren Mercutius und die Amme, wahrſcheinlich von zwei beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stückes recht genau, ſo bemerkt man, daß dieſe beiden Figuren, und was an ſie gränzt, nur als poſſenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bei unſerer folgerechte Uebereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich ſeyn müſſen.“

---

*) Goethe's poetiſche und proſaiſche Werke in zwei Bänden. Stuttgart 1836. Bd. I. S. 613.

Es kommt hier nicht darauf an, Shakſpeare von den Irrthümern freizuſprechen, welche Goethe an ihm nachweiſt — auch würden wenige Blätter dazu nicht genügen —, ſondern den Irrthum ſelbſt, in dem der deutſche Dichter ſich bei der Geſtaltung ſeiner Bearbeitung feſtgerannt hat; daß es aber wirklich ein Irrthum war, iſt factiſch bewieſen worden, denn Romeo und Julie nach Shakſpeare und Schlegel von Grethe hat nicht allein auf der Berliner Bühne, ſondern überhaupt auf keinem Theater Deutſchlands, wo man die Aufführung verſuchte, nicht gegriffen, um mich des eigenen Goethe'ſchen Ausdruckes zu bedienen. — Von der Weimariſchen kann hier nicht die Rede ſeyn, denn das Urtheil des dortigen Publicums floß nicht aus vielen Quellen zu einem Ganzen zuſammen, wie das in einer großen geiſtig unabhängigen Stadt der Fall iſt.

Goethe ſagt von Shakſpeare, er lege einen Begriff in den Mittelpunkt, und beziehe auf dieſen die Welt und das Univerſum. Das iſt ſehr wahr, aber nicht von Shakſpeare allein, ſondern von jedem großen Dichter; denn deſſen Werke ſind nur die Wiederſpiegelung des Lebens und der Geſchichte, und in beiden liegen ſtets jene Begriffe als Mittelpunkt; ſie ſind die herrſchenden und leitenden Ideen des Zeitgeiſtes. Je wahrer der Dichter daher auffaßt, deſto ſtärker und tiefer wird jener Begriff ſeyn. Bei Romeo und Julie hat ihn Goethe aber durchaus überſehen, wenn er Liebe und Leid dieſer Beiden in ſeiner Bearbeitung zur einzigen Handlung macht, und er geht daher bei ihm ganz verloren. Der im Mittelpunkte liegende Begriff, um mich Goethe'ſcher Terminologie weiter zu bedienen, iſt der ſchädliche Einfluß des Zwiſtes einzelner Geſchlechter auf den Staat, und Romeo und Julien's Schickſal nur die Illuſtration dazu, das Mittel, durch welchen das daraus entſpringende Unglück am Deutlichſten verſinnlicht wird. — Faßt man dies ſcharf ins Auge, ſo wird man finden, daß in dem ganzen Trauerſpiele, wie Shakſpeare es ſchrieb, gar nichts überflüſſig, ſondern Alles nothwendig und auf tiefen Motiven begründet iſt. Jeder, auch der Geringſte, hilft mit bei der Geſtaltung ſeiner Zeit, und der iſt der beſte Hiſtoriker, der am gründlichſten und ſchärfſten überſchaut, wie jeder Einzelne auf die Zeit, wie die Zeit auf jeden Einzelnen wirkte. — Im großen Dichter liegt der große Hiſtoriker und iſt von ihm unzertrennlich; nur raiſonnirt er nicht, ſondern ſtellt ſo dar, daß ſich das richtige Raiſonnement darüber jedem Dritten von ſelbſt aufdringen muß, weil er das Dargeſtellte in ſich aufnimmt und doch zugleich außerhalb deſſelben iſt. Wollte Shakſpeare nun jenen Begriff vollkommen darſtellen, ſo mußte er die Geſtaltung des Lebens und der Verhältniſſe zu Verona, wie ſie eben durch jenen Familienhaß ſich geſtalteten, auch im Einzelnſten wiedergeben. Und nun frage ich, was iſt in ſeiner Tragödie überflüſſig? Der Kampf der Diener der Capulet's und Montague's, oder Mercutio, der humoriſtiſche Freund, den die Sache nichts angeht und der doch ihr Opfer wird, im Gegenſatz zu dem ſtets zankenden Sprößling des Hauſes der Capulet's, Tybalt? Eben ſo wenig iſt es die Amme, denn ſie gehört zum Familienweſen, oder die ganze Vorbereitung zum Feſte; denn Alles dies macht erſt klar, wie es nur ſo und nicht anders kam. — Am allerwenigſten aber kann es die von Goethe ganz geſtrichene Schlußſcene ſeyn, in welcher die Häupter der Geſchlechter einander über den Leichen ihrer Kinder die Hände zur Verſöhnung reichen; denn auf ihr beruht die wichtigſte Lehre, die aus dem in den Mittelpunkt gelegten Begriff ſich entwickeln läßt.

Shakſpeare nicht bühnengerecht — das läßt ſich doch noch weniger behaupten; in kleinen Nebendingen, von denen man, wenn man ſich gründlich mit ihm beſchäftigte, nicht einmal immer weiß, ob er ſie machte oder ob die Schauſpieler ſie eingelegt, vielleicht; aber in allen Hauptſachen gewiß nicht, denn dieſe ſind Lebensnothwendigkeiten, und nicht bloß rein natürlich, ſondern unabweisbare Naturforderungen. Darin und dadurch iſt er ja eben ſo groß. Das Bühnengerechte kommt nur auf den Zuſtand der Zuſchauer an, die vor der Bühne ſitzen. Je weniger ſcharf die Menſchen denken, deſto deutlicher wollen ſie ſehen, um zu begreifen; je natürlicher ein Volk iſt, deſto fähiger iſt es auch, ſich Alles was natürlich vorzuſtellen und deſto geringerer Hülfsmittel bedarf die Darſtellung. Der Unterſchied des mehr oder minder Bühnengerechten liegt alſo in der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der Nationen. Wir verlangen jetzt ſo entſetzlich viel, weil wir alle Tage ins Theater gehen; gingen wir nur alle Monat, oder alle Vierteljahr einmal hinein, ſo würden wir weit weniger fordern, und von dieſem Wenigen doch weit mehr Freude und Genuß erhalten, als jetzt. – Am Shakſpeare ſollte man nur ändern oder weglaſſen, was ganz außer der Zeit liegt; das iſt aber meiſt nur im Ausdrucke bei ihm zu ſuchen, den er gewöhnlich bei den Uebergängen vergreift, wo er eben ſo oft cyniſch wie bombaſtiſch wird, um den Stillſtand zu verdecken, nie aber in der Handlung.

Verhältniſſe der Weimariſchen Bühne veranlaßten nicht jene Bearbeitung allein, überhaupt aber dieſelbe nur zum geringſten Theil, das haben wir deutlich aus dem Obigen geſehn; obwohl dieſem oder jenem Darſtellenden Einzelnes zu Gefallen geändert oder eingeſchaltet ſeyn mag, wie z. B. die Rolle des Pagen für die jetzt verſtorbene, damals nach Aller Zeugniß ſehr reizende Madame Lorzing.

die als Page eine überaus liebliche jugendliche Erſcheinung war und daher eine große Zierlichkeit für das Bühnenſtück. — Eine Nothwendigkeit war allerdings vorhanden, die zu kürzen nämlich; denn das Weimariſche Theater war ein Hoftheater, und hatte als ſolches beſondere Geſetze und Obſervanzen, die Goethe am Wenigſten verletzte bei ſeinem außerordentlichen Tacte für das Schickliche. — Irre ich nicht, ſo ſtand in dem Souffleurbuch mit Bleifeder geſchrieben: „ſpielt volle drei Stunden", was wohl der längſte Termin war. — Sollte alſo Romeo und Julie gegeben werden, ſo machte ſich Concentration allerdings nöthig, aber Umgeſtaltung und Einſchaltung keineswegs.

Wir müſſen das Jahr im Auge behalten, in welchem Goethe Romeo und Julie umarbeitete. Es war 1811; er ſchrieb in demſelben Jahre mehrere Lieder, die Nachahmungen waren, und eine Cantate, ſowie den Prolog zur Eröffnung des Halle'ſchen Schauſpielhauſes; und beendete Hackert's Leben und den erſten Band von Wahrheit und Dichtung. Seine vorherrſchende Stimmung war alſo eine contemplative, keine urſprünglich producirende; er war nicht mit neuen Bildungen, ſondern nur mit Fortbildungen und Geſtaltungen beſchäftigt. Er ſtand damals in ſeinem zwei- und ſechszigſten Jahre. — Seine poetiſche Geſchichte iſt die Geſchichte der Poeſie bei den meiſten Völkern überhaupt. — In der Jugend außerordentliche Receptivität, dann die friſcheſte, urſprünglichſte Productivität, geweckt durch den Genius, genährt durch das Leben, die Blüthezeit aller Poeſie; darauf im Mannesalter fortdauernde, wenn gleich minder raſche Productivität mit feinſter Ausbildung der Form; endlich Abnahme der productiven Kraft, aber ſtete Sicherheit der Form durch die lange Uebung; daher Allegoriſiren und Symboliſiren oder Verſtandespoeſie ſtatt des Schaffens wirklicher Lebensgeſtalten, übrigens in meiſterhaften Formen, bis zum faſt gänzlichen Erſtarren in der Form beinahe ohne Geiſt. — Dabei iſt denn der Unterſchied, daß der Dichter ſterben muß, aber die Poeſie ſich regeneriren kann, namentlich wenn große hiſtoriſche Perioden eintreten. Zu erklärendem Vergleich Folgendes, was gerade ſehr fern zu liegen ſcheint; die franzöſiſche Poeſie im Mittelalter:

Frankreich.	Goethe.
Receptivität.	
Troubadours und Trouveres. — Lieder; Aufnahme der Sagenkreiſe; Roman du Brut; Roman de Rou.	Gedichte. — Götz von Berlichingen. Werther. Clavigo.
Productivität.	
Bearbeitung der Sagenkreiſe. Die Romans des douze pairs.	Gedichte, Fauſt's Anfänge; die Geſchwiſter u. ſ. w.
Stabile Productivität.	
Viele für ſich beſtehende Romans. Roman du Renart u. ſ. w.	Egmont. Wilhelm Meiſter's erſte Bücher. — Iphigenie. — Taſſo uſw.
Allegoriſiren,	**Verſtandespoeſie.**
Roman de la Rose. Viele einzelne allegoriſche Gedichte. Gedichte von Charles d'Orléans. — Balladen. — Myſterien und Moralitäten in feſteſter Form.	Aus meinem Leben. — Viele formelle Gedichte Wilhelm Meiſters Wanderjahre. — Der Divan beendet. — Zweiter Theil vom Fauſt. — Letzte Gedichte, zahme Xenien u. ſ. w.

Es braucht nicht juſt die franzöſiſche Poeſie zu ſein, die man ſo vergleicht, auch die italieniſche, die ſpaniſche, die engliſche u. ſ. w. halten analoge Vergleichungen aus und bieten dieſelbe Aehnlichkeit. —

Goethe ſtand damals am Anfang der dritten Periode, das Wilde, Unregelmäßige war ihm zuwider; er liebte das Feierliche im Kunſtwerk, aber klaſſiſch, fertig in der Form mußte es ſein; daher die Feſtſcene ſtatt des Krakeels zu Anfang: durch jene wurde das Stück, das die Schickſale eines hohen Geſchlechtes darſtellt, würdig eingeleitet. — Ferner mußte Alles in einander greifen, wie die Räder eines Uhrwerks mit ſtrengſter Oekonomie; daher wurde aus dem närriſchen Mercutio ein luſtiger Diener des Prinzen; darum kam der Prinz ſelbſt zum Feſte und erſchien nun nicht mehr überflüſſig; darum verlor die Amme ihre Schwatzhaftigkeit, und vermittelte nur; darum endlich ward Romeo's Liebe die Hauptſache, und Alles derſelben Vorangehende, auf ſeine frühere Liebe Bezügliche fiel weg, auch zuletzt der Schluß, denn nun bedurfte es weiter Nichts, als einer würdigen Betrachtung, und die ſprach Lorenzo. — Das Gigantiſche des Geſchickes war durch alle dieſe Aenderungen auch geſtrichen und zerſtört werden, aber darauf kam es nicht an. Romeo und Julie war nun nicht allein bühnengerecht, ſondern auch ein vollkommen in ſich abgerundetes Kunſtwerk. — Der größte Misgriff dabei ſind namentlich die Worte des Lorenzo:

Die eherne Pforte mag Euch hier verwahren,
Bis ich es darf den Obern offenbaren.

Dies wären ſo ungefähr die Reſultate der Nachforſchungen; es ließe ſich vielleicht noch Vieles bemerken, da ich aber wohl einer der Erſten bin, die Goethe's dichteriſche Größe auch in ſeinen Fehlern ſtudiren und daraus erkennen, ſo will ich hier abbrechen; denn ein ſolches Studium macht unſer einen gar ſehr demüthig und beſcheiden.

Auf Streifzügen.

Prophetenſtückchen.

Da alt geworden der Prophet,
Und ſeiner Lippen Schmunzeln
Den zahnberaubten Mund verräth,
Wie ſeine Stirn die Runzeln.

Und dennoch ſtets ſein Volk ſich drängt
Zu ſeinem Angeſichte,
Geſchieht es, daß er ſelber denkt:
„So ſteh' ich mir im Lichte.

Das Alter hat mich doch gefaßt,
Wie ich's auch dreh' und wende.
Und kommt einmal ein fremder Gaſt,
So merkt er es am Ende.

Mir aber liegt beſonders dran,
Die Glorie zu erhalten,
Damit mir Keiner ſagen kann:
Ich falle in's Veralten.

Kann ich auch vorne das Gemiſch
Von Runzeln nicht verſchweigen,
Bin ich doch ſonſt noch feiſt und friſch
Und will das wacker zeigen."

Er alſo dreht ſich flugs herum,
Trotz allen ſeinen Wintern,
Und präſentirt dem Publicum
Behaglich — —

Das aber drängt ſich dicht heran,
Zu ſehn im rechten Lichte,
Und ſchreit: „O kommt und betet an
Das edle Angeſichte!"

Exegeſe.

Die Wunder, die im Teſtament
Den Frommen hinterlaſſen,
Die quälen dieſe permanent:
Man weiß ſie nicht zu faſſen.

Gelehrte helfen ſich geſchwind,
Da heißt's: Orientaliſch.
Doch die des T. T. Jünger ſind,
Ergreifen's idealiſch.

Sie wollen Myſtiker nicht ſein,
Auch nicht Rationaliſten,
Nur hätten ſie gar gern den Schein
Von chriſtlich-echten Chriſten.

Drum machen ſie kein groß Geſchrei,
Sind nirgends kategoriſch:
Sanftmüthig ſchiffen ſie vorbei,
Erklärend: Allegoriſch.

Allegorie — nun Gott vergelt's —
Iſt Liebe nicht, noch Haß,
Die iſt allein: Waſch mir den Pelz,
Doch mach' ihn mir nicht naß.

Neue Poeten.

Die politiſchen Poeten,
Die verderben jeden Brei,
Weil ſie immer ihn durchkneten
Nur mit ihrer Spezerei.

Jede flaue Landtagsrede,
Noch ſo ſteif und ungelenk,
Jede Deputirtenfehde
Gilt als Muſen-Weihgeſchenk.

Bald erſcheint's als Charakt'riſtik,
Bald als Trau'rſpiel gemacht;
Nächſtens ſeh' ich die Statiſtik
Auch in Vers und Reim gebracht.

Doch die Zeit verlangt Erweitung,
Mehr bedarf nicht ihr Genie. —
Heil dir, allgemeine Zeitung,
Muſenhain der Poeſie!

Accentlehre.

Folgt nur dieſem neuen Sterne,
Zieht ihm nach von Ort zu Ort,
Das Moderne, das Moderne
Iſt das höchſte Zauberwort.

Wer wird denn von Goethe lernen,
Wer von Klopſtock? Eitler Dunſt,
Im Modernen, im Modernen
Liegt das höchſte Ziel der Kunſt.

Jene wühlen in dem Pfuhle,
Tauchen wenig nur hervor,
Aber dieſe neue Schule
Schwingt ſich, Adlern gleich, empor.

Irrwiſch, wie dein Flackerlodern
Bald erliſcht! — O der Accent! —
Was modern war, wird längſt modern,
Wenn das Alte hell noch brennt.

Juste-milieu.

Als er noch Erzieher war,
Zankten ſich gar oft die Jungen,
Heimlich oder offenbar,
So mit Fäuſten wie mit Zungen.

Kam der Weiſe dann dazu,
Stillt er bald das wilde Treiben;
Augenblicklich ſchafft' er Ruh,
Und ſie ließen raſch es bleiben.

Beide Hände ſtreckt' er aus,
Faßte Jeden bei dem Schopfe,
Warf ſie raſch zur Thür hinaus,
Raufte weidlich ſie am Kopfe.

Wer begann, es galt ihm gleich:
Beide ſtraft' er auf der Stelle;
Dieſem einen Backenſtreich,
Jenem eine derbe Schelle.

Seht, ſo pfiffig ſtellt er's an
Nach der Väter alter Sitte;
Und ſo hielt der junge Mann
Früh ſchon die gerechte Mitte.

Zur Volksbildung.

Seit in Deutſchland iſt erſchienen,
Heer der Encyclopädieen,
Schwarm von Pfennigmagazinen,
Troß von Volkschreſtomathieen:

Spricht man viel vom großen Wiſſen,
Das ſonſt ängſtlich war verſchloſſen,
Und jetzt, wie mit Regengüſſen,
Unter's Volk wird ausgegoſſen.

Die Servilen ſind zufrieden,
Weil d'raus Politik verbannt;
Liberalen dünkt's entſchieden,
Vorſpann, ihnen vorgeſpannt.

Doch die gläubige Gemeine
Eilt herbei und käuft und käuft,
Und ſieht nicht, daß ſie zum Scheine
Nur, mit Wiſſen wird erſäuft.

Denn von dem, was doch hauptſächli
Fordert tüchtiges Ergründen,
Giebt's nur Brühe oberflächlich,
Wimmelnd von Scribentenſünden.

Gern bringt jeder ſeine Batzen,
Doch — was wird dadurch geſcheh'n?
Daß ſie noch viel toller ſchwatzen
Von dem, was ſie nicht verſteh'n.

Kritik.

Jetz'ger Rekenſenten Stärke:
Sie verfahren ſehr genau;
Schildern nicht des Dichters Werke;
Nein, ihn ſelbſt und ſeine Frau,

Seine Magd und ſeine Speiſen,
Seine Weſte, ſeinen Rock,
Ob er raucht und ſpielt auf Reiſen,
Und wovon ſein Wanderſtock.

So an's Licht des Tages bringend,
Was ein Jeder gern verbärge,
Zeigen, oft den Rieſen zwingend,
Seine Schwächen dieſe Zwerge.

Produciren ihn, ſich quälend,
Selber auf gewiſſem Möbel,
Und ſo, nie das Ziel verfehlend,
Imponiren ſie dem Pöbel.

Kampf der Zeit.

Myſtiker, Rationaliſten
Sind noch immer nicht zur Ruh,
Und das arme Volk der Chriſten
Drückt gar ſchlimm der enge Schuh.

Jene ſind darauf verſeſſen,
Straff den Fuß hineinzuzwängen;
Dieſe haben weit gemeſſen,
Daß er paßt für alle Längen.

Drum, wie es ſich muß geziemen,
Kommen ſie zu Markt und Hallen,
Hier mit zähen Glaubensriemen,
Dorten mit Gewiſſensſchnallen.

Viele hat das arg verdroſſen,
Und ſie mögen nicht hinein;
Denn es ſitzt wie angegoſſen
Doch der Schuh an keinem Bein.

Sondern von den Eifrern Jeder,
Von den — anern, — ſkern, — iſten,
Schneidet aus dogmat'ſchem Leder
Schuhe für das Volk der Chriſten.

Arme, hoffende Gemeine!
Da wird niemals ach! bedacht,
Daß man Schuhe nur für Beine,
Beine nicht für Schuhe macht.

Frage und Antwort.

Was iſt das deutſche Publicum?
Ein tauſendköpfig Ungeheuer!
Oft ſieht es alles Grade krumm,
Und wohlfeil iſt ihm noch zu theuer.

Was iſt das deutſche Publicum?
Ein Fluß in ewigem Ergießen,
Mit dem das Beſte ſelbſt muß zum
Weltmeere des Vergeſſens fließen.

Was iſt das deutſche Publicum?
Ein Kind, das Neues ſtets verlanget,
Und dem doch ſelber wiederum
Stets vor den neuen Dingen banget.

Wo iſt das deutſche Publicum?
Wer führet eigentlich die Leitung?
Iſt's Brockhaus's Repertorium,
Oder die gute Abendzeitung?

Hat es in Schilda oder Wien
Die Reſidenz jetzt aufgeſchlagen?
Wie? Oder kann man in Berlin
Deshalb die Gläubigen befragen?

Ich ſpräche, fragte mich darum
Ein Gallier oder Britte irgends:
Es iſt das deutſche Publicum
Der Alte überall und nirgends.

Politiſcher Troſt.

Wenn nur nicht die Allgemeinheit
Führte ſo phantaſt'ſche Reden,
Sprechend ſtets von Deutſchlands Einheit,
Wie vom Volk der Samojeden.

Was die Revolutionäre
Wild gefabelt und geträumt,
Als gigantiſche Chimäre,
Ward uns längſt ſchon eingeräumt.

Deutſchlands Einheit muß beſtehen,
Wir ein Volk von Brüdern ſein!
Deutſchlands Einheit, recht beſehen,
Das iſt doch — der Zoll-Verein.

Greift das ja nicht an mit Worten,
Und ſchenkt diesmal Glauben mir:
Sendet er nicht aller Orten
Als Apoſtel aus das Bier?

P.

Das

maleriſche und romantiſche Ausland.

Zweiter Band.

Die geſammten Niederlande.

Geſchildert

von

O. L. B. Wolff.

Mit achtundvierzig Stahlſtichen
nach engliſchen Künſtlern.

Leipzig, 1844.
Verlag von Ch. E. Kollmann.

Die

geſammten Niederlande.

Geſchildert

von

O. L. B. Wolff.

Mit achtundvierzig Stahlſtichen
nach engliſchen Künſtlern.

Leipzig, 1844.
Verlag von Ch. E. Kollmann

Universitäts-Bibliothek

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

[illegible] A 3926

Vorwort.

Ein Werk wie das gegenwärtige kann nie etwas Anderes ſein, als eine Compilation im beſſern und edleren Sinne des Wortes, denn bei der Schilderung von längſt Vorhandenem und Bekanntem Neues und Selbſtſtändiges durch ſeine Neuheit ſchaffen zu wollen, gehört zu den Unmöglichkeiten. Auch galt es hier nicht eine Reiſebeſchreibung zu liefern, deren ſubjective Färbung vielleicht einen ungewöhnlichen Reiz auszuüben im Stande wäre, ſondern vielmehr einen treuen aber zugleich unterhaltenden und belehrenden Wegweiſer durch ein Land, das viel des Anziehenden und Merkwürdigen darbietet. Genauigkeit, Mannichfaltigkeit, lebendige Schilderung und möglichſte Vermeidung der von Arbeiten dieſer Gattung faſt unzertrennlichen Einförmigkeit, war die Aufgabe, die der Verfaſſer, zu löſen hatte; ob und wie ihm das gelungen ſei, möge der Leſer entſcheiden. Daß er ſtets die beſten und zuverläſſigſten Quellen benutzte, braucht er Kennern wohl eben ſo wenig zu verſichern, als er das Publicum überhaupt mit einer nutzloſen Aufzählung derſelben zu ermüden gedenkt, zumal ſie meiſt im Laufe der folgenden Blätter ſelbſt Erwähnung fanden.

Jena im Juli 1844.

Der Verfaſſer.

Verzeichniß des Inhaltes.

Seite

Einleitung . . . . 3—52.

Ueberblick der Geſchichte der Niederlande. S. 4—21. — Ueberblick der Geſchichte der holländiſchen Nationalliteratur. S. 21. — Jakob van Maerlant. S. 21. — Melis Stoke. Jan van Heelu. Die Rederykammern. S. 22. — Koornhert, Spieghel, Viſſcher, Philipp van Marnix. S. 23. — Wilhelmus van Nassouwe. S. 24. — Viſſchers Töchter; Kamphuyzen, Coſter, [illegible] Heinſe, Brederoo; S. 25. — Hooft. S. 26. — Cats. S. 29; — Vondel. S. 33; — Decker, Anslo, Weſterbaen, van der Goes, Dullaert, Huygens, Six; S. 38. — Brandt, Bruin, Feitama, Poot, die Brüder van Haren. S. 39. — van Merken, van Winter, Bellamy. S. 40. — Feith. S. 44. — Helmers, Kinker, Loots. S. 46. — Bilderdyk. S. 47. — Tollens, Nierſtraß, Spandaw, da Coſta, Klijn, van Lennep u. A. m. S. 51. — Niederländiſche Maler. S. 52. —

Wanderung durch Holland.

I. Von der Inſel Walcheren bis nach Amſterdam. 53—112.

Walcheren, Vlieſſingen. S. 54. — Ruyter. S. 55. — Jan Evertſen. S. 60. — Middelburg. S. 61 — Veere. Duinburg. S. 62. — Süd-Beveland. S. 63. — Nord-Beveland, Schouwen. S. 63. — Zierikzee. S. 63. — Brouwershafen. S. 70. — Overflakkee. S. 70. — Dortrecht. S. 70. — Voorne, Briel. S. 75. — Rochus Meeuwszoon. S. 79. — Die Dünen. S. 87. — Egmond, Rhynsburg. S. 88. — Haag. S. 88. — Umgebungen von Haag. S. 91. — Haarlem. S. 92. — Umgebungen von Haarlem. S. 95. — Velſerbeke. S. 96. — Ein altes Lied von Gerhard van Velzen. S. 96. — Alkmaar. S. 101. — Umgebungen von Alkmaar. S. 104. — Willemsoord (nieuwe Diep). S. 105. — Medemblik, Staveren, Enkhuizen. S. 106. — Hoorn. S. 107. — Edam, Monnikendam. S. 107. — Die Inſel Marken. S. 107. — Broek. S. 108. — Purmerent. S. 110. — Zaardam. S. 111. —

II. Amſterdam . . . . 112—119.

Geſchichte der Stadt. S. 112. — Statiſtiſche Notizen. S. 114. — Beſchreibung des Innern. S. 114 f. —

Seite

III. Von Amſterdam über Leyden und Delft nach Rotterdam . . . . 119—136.
Leyden. S. 119. — Geſchichte dieſer Stadt. S. 120. — Beſchreibung derſelben. S. 125. — Umgegend. S. 127. — Delft. S. 127. — Die Ermordung Wilhelms von Oranien. S. 128. — Hugo de Groot. S. 132. — Umgegend von Delft. S. 136.

IV. Rotterdam . . . . 136—142.
Geſchichte der Stadt. S. 136. — Beſchreibung derſelben. S. 140. — Leben des Erasmus. S. 141.

V. Ueber Gouda nach Utrecht . . . . 142—146.
Gouda. S. 143. — Oudewater. S. 144. — Woerden S. 146.

VI. Utrecht . . . . 147—150.
Geſchichte von Utrecht. S. 147. — Beſchreibung der Stadt. S. 149.

VII. Die Provinz Utrecht . . . . 151—166.
Statiſtiſche Notizen. S. 151. — Dörfer längs dem Vecht und am Amſterdamer Canal. S. 151. — Weesp, Muiden. S. 152. — Naarden, das Gooiland, andere Dörfer und Flecken. S. 152. — Hilverſum. S. 154. Amersfoort. S. 155. — Harderwyk. S. 157. — Kampen. S. 158. — Andere Ortſchaften in der Provinz Utrecht. S. 158. — Jan von Schaffelaar. S. 159. — Die Veluwe. S. 164. — Zeiſt. S. 164. — Rheenen. S. 165. — Die Betuwe. S. 165.

VIII. Die Provinzen Geldern. Ober-Yſſel, Friesland, Gröningen, Drenthe und Nord-Brabant . . . . 166—192.
Geſchichtliche Bemerkungen. S. 166. — Arnhem. S. 167. — Umgegend von Arnhem. S. 168. — Nimwegen. S. 169. — Die Ufer der Waal. S. 171. — Bommel, Loeveſtein, Woudrichem u. A. m. S. 173. — Die Ufer der Geldernſchen Yſſel. S. 174. — Doesburg, Zütphen. S. 175 — Deventer, Zwoll, Campen. S. 176; — Kleinere Ortſchaften in Ober-Yſſel. S. 178. — Friesland und die Frieſen. S. 179. — Hindeloopen und Molkwerum. S. 180. — Harlingen. S. 183. — Franecker, Leeuwaarden. S. 184. Gröningen. S. 185. — Drenthe. S. 186. — Aſſen. Die Hunnebedden. S. 186. — Nord-Brabant. S. 187. — Herzogenbuſch. S. 187. — Andere Ortſchaften. S. 188. — Merkwürdiges Duell. S. 188. — Breda. S. 189. — Bergen op Zoom. S. 191. — Venloo, Maſtricht. S. 192.

Seite

Wanderungen durch Belgien.

Statiſtiſche Notizen . . . . 193—194.
I. Von Furnes über Ypern nach Brügge und Oſtende . . . . 195—202.
Furnes. S. 194. — Nieuwport. S. 195. — Dixmuiden. S. 195. — Ypern. S. 196. — Andere Binnenſtädte. S. 196. — Brügge. S. 197. — Oſtende. S. 200. —
II. Von Gent nach Antwerpen . . . . 202—214.
Gent. S. 202. — De dulle Griete. S. 209 — Audenarde. S. 210. — Tournay. S. 211. — Aloſt. S. 212. — Das Land von Waes. S. 213. Dendermonde. S. 213. —
III. Antwerpen . . . . 214—224.
Geſchichtliches. S. 214. — Die Citadelle. S. 217. — Beſchreibung der Stadt. S. 218. —
IV. Von Mecheln über Löwen und Tirlemont nach Lüttich . . . . 225—233.
Mecheln. S. 225 — Löwen. S. 225. — Tirlemont. S. 228. — Lüttich. S. 229. — Die Exploſion in der Kohlengrube Beaujonc. S. 230. — Spaa. S. 233. —
V. Ueber Huy und Namur nach Brüſſel . . 233—241.
Das Maasthal. S. 233. — Huy. S. 234. — Namur. S. 236. — Geſchichtliche Notizen. S. 236. — Beſchreibung der Stadt. S. 239. — Dinant. S. 239. — Sombreffe, Genappe. S. 240. —
VI. Brüſſel . . . . 241—263.
Geſchichtliches. S. 241. — Beſchreibung der Stadt. S. 243. — Laeken. S. 256. — Waterloo. S. 257. — Theater. S. 261 — Die Haymonskinder. S. 261. —

Anhang. Lebensbilder und Lebensbeſchreibungen aus den Niederlanden und Belgien.

Graf Floris V. . . . . 263.
Rubens . . . . 290.
Martin Schenk . . . . 294.
Abraham Maggaris genannt Joh. Cato Kamerling . . 301.
Jean Labadie . . . . 309.
Ada von Holland . . . . 317.
Lamoral, Graf von Egmond . . . . 323.
Jakoba von Baiern . . . . 340.
Pieter Hein . . . . 369.
Adrian Brouwer . . . . 372.

Verzeichniß der Stahlſtiche.

Seite
1. Der Buſch im Haag 89.
2. Das Rathhaus im Haag 91.
3. Breederoode 95.
4. Die neue Lutheriſche Kirche zu Amſterdam 114.
5. Palaſt und alte Kirche zu Amſterdam 116.
6. Mont-Albans Thurm zu Amſterdam 119.
7. Das Rathhaus zu Leyden 125.
8. Das Rathhaus zu Delft 135.
9. Rotterdam 136.
10. Die große Kirche zu Rotterdam 140.
11. Anſicht eines Kanals zu Utrecht 147.
12. Der Dom zu Utrecht 150.
13. Das Loo 164.
14. Arnheim 167.
15. Rheederoord 169.
16. Das Dorf Oeſterbeek 170.
17. Das Dorf Beek 172.
18. Ausſicht vom Belvedere zu Nymwegen 172.
19. Der Marktplatz zu Furnes 194.
20. Das Rathhaus zu Ypern 197.
21. Das Rathhaus zu Brügge 199.
22. Die Börſe zu Brügge 199.
23. Die Michaeliskirche zu Gent 206.
24. Das Rathhaus zu Gent 207.
25. Der Freitagsmarkt zu Gent 208.
26. Das Rathhaus zu Oudenaarde 211.
27. Antwerpen 214.
28. Die Cathedrale zu Antwerpen 221.
29. Das Rathhaus zu Antwerpen 222.
30. Die Cathedrale zu Mecheln 225.
31. Das Rathhaus zu Loewen 227.
32. Lüttich 229.
33. Der Hof des fürſtbiſchöfl. Palaſts zu Lüttich 229.
34. Palaſt zu Lüttich 230.
35. Felſenparthie an der Maas 233.
36. Huy 234.
37. Die Maas bei Namur 235.
38. Namur 236.
39. Dinant 240.
40. Der große Markt zu Brüſſel 244.
41. Der Königsplatz zu Brüſſel 245.
42. Der Park zu Brüſſel 246.
43. Der Palaſt des Prinzen von Oranien zu Brüſſel 246.
44. Die Cathedrale zu Brüſſel 247.
45. Boulevard und Laekener Thor zu Brüſſel 256.
46. Waterloo 258.
47. Choquier 261.
48. Die Ruinen des Schloſſes der vier Haymonskinder 261.

Die Niederlande.

Einleitung.

Die Befangenheit ihrer nächſten Nachbaren, der Deutſchen, zu deren Eigenſchaften es ſonſt gehört, freigiebig im Lobe des Auslandes zu ſein, hat das Weſen und die Sprache der beiden Reiche, welche zuſammen die Niederlande bilden und auch zwei Mal unter einem Scepter vereinigt waren, im Allgemeinen nie mit jener Gerechtigkeit beurtheilt, welche man einer Nation überhaupt ſchuldet, und die, wenn ſie hier nur einigermaaßen wäre angewendet worden, ganz andere Sympathieen für jene uns ſo nah verwandten Stämme hätte in unſerem Vaterlande wecken und nähren müſſen, als es bisher der Fall geweſen iſt. Weil uns die Sprache eine natürliche Schweſter eines Idioms zu ſein ſcheint, das bei uns im nördlichen Deutſchland nur vom Volke geſprochen wird, weil wir, wenn uns irgend ein Zufall mit einem Holländer zuſammenbringt, dieſen meiſt wortkarg, bedächtig, ruhig und eigen finden und an Weide, an Sprache wie Menſchen, Deutſchland immer das Recht mütterlicher Verwandtſchaft und Autorität geltend machen will, obwohl ſie eher erwachſen und ſelbſtſtändig waren, als wir uns deſſen rühmen dürfen, ſo haben wir von jeher jene für trivial und breit, dieſe für theilnahmlos, egoiſtiſch und phlegmatiſch erklärt und uns nur geringe Mühe gegeben, in ihr Weſen einzudringen. Damit haben wir aber ein großes Unrecht gut zu machen. Daß ein Volk, welches ſich durch eigene Kraft von dem verhaßten Joche der Tyrannei und des Glaubenszwanges während langjähriger blutiger Kämpfe mit der ſeltenſten Ausdauer und Aufopferung befreite, ein reichbegabtes und edles ſein müſſe, daß eine Sprache, welche dieſes Volk ſeit Jahrhunderten und weit früher als unſer geliebtes Deutſch mit warmer Neigung und regem Eifer pflegte und in der es die ſchönſten Früchte ſeines geiſtigen Strebens zur Erſcheinung brachte, nicht auf einer ſo niederen Stufe der Bildung ſich befinden könne, wie wir es lieben, ſie darzuſtellen, weil ihre traulichen Klänge für unſer verwöhntes Ohr etwas Komiſches haben, liegt klar am Tage. Möge dieſes Werk ein beſcheidenes Scherflein dazu beitragen, jene ungerechten und abgeſchmackten Vorurtheile, die wie ein trüber Nebel ſich zwiſchen den Niederlanden und Deutſchland gelagert haben, immer mehr zu zerſtreuen. Werfen wir einen Blick auf die Geſchichte der Nation, ihrer Literatur, ihrer Künſte, auch der raſcheſte wird uns den Beweis liefern, daß die Niederländer in faſt allen Zweigen menſchlichen Strebens Großes aufzuweiſen haben. Vergleichen wir dabei ihre Seelenzahl mit der unſrigen, ſo müſſen wir beſchämt anerkennen, daß wir in dieſem Verhältniſſe ihnen nachſtehen, denn nach demſelben iſt die Reihe großer Feldherren und Krieger, großer Staatsmänner und Gelehrter, großer Künſtler, welche ſie aufzuweiſen haben, bedeutender als die unſrige. Die folgenden Skizzen können, bei der Beſchränktheit des uns vergönnten Raumes, wenig mehr darbieten, als ein Verzeichniß von Namen und Jahreszahlen, aber ſelbſt dies wird ſchon hinreichen, das eben Behauptete auf das Glänzendſte zu beweiſen.

Vor dem Einfalle der Römer in jene Gegenden, welche öſtlich von Deutſchland, ſüdlich von Frankreich, nördlich und weſtlich von der Nordſee begränzt, und weil ſie tiefer liegen als die anſtoßenden Regionen, die Niederlande genannt werden, weiß die Weltgeſchichte Nichts von denſelben. Erſt durch ihre Eroberer erhielten ſie eine hiſtoriſche Bedeutung, und was wir aus jener Zeit von ihnen wiſſen, haben wir dieſen zu verdanken. Es waren Völkerſchaften deutſchen Stammes, welche jenen Erdſtrich bewohnten; links vom Rhein die Belgen; zwiſchen ſeinen Armen die Bataver, in den Dünen die Caninefaten und rechts vom Rhein die großen und kleinen Friſonen, die Tubanten, die Bructerer, die Sicambern und andere germaniſche Stämme mehr. Cäſar bezwang die Belgen und in Folge deſſen unterwarfen ſich früher oder ſpäter die anderen Völkerſchaften auch den Römern als tributpflichtig. Die Bataver ſtellten eine Kriegerſchaar zu Roms Verfügung, dieſer um ſo willkommener, als es deren Reiter für die gewandteſten und tapferſten in ſeinen Heeren anerkannte; die Friſonen zahlten dagegen ihren Tribut in Producten, vorzüglich in Stierhäuten. Als aber die Weltbeherrſcherin ſich damit nicht mehr begnügen wollte und von den wehrhaften Männern gänzliche Knechtſchaft verlangte, griffen Friſonen, Bataver und Caninefaten zu den Waffen und Tiberius wie Veſpaſianus erfuhren in blutigen Kämpfen, was die Liebe zur Freiheit bei einem freigeſinnten Volke zu wecken vermag. Die Friſonen hielten ſich fortan den Römern fern; die Bataver blieben dagegen noch in den römiſchen Legionen, aber als freie Schaar ſelbſtſtändiger Bundesgenoſſen; doch nahmen ſie allmählig, gleich den Belgen, Vieles von römiſcher Sitte und Weiſe an. Später erwuchſen ihnen gefährliche Feinde in den Franken, welche das Land überſchwemmten und namentlich die Bataver von ihrer Inſel vertrieben. Als darauf die Franken ſich nach Süden wandten, warfen ſich die Sachſen in die Niederlande, wo ſie jedoch nicht lange verweilten. Allmählich bemächtigten ſich nun die Frieſen des ganzen Erdſtriches bis zur Schelde, aber Karl der Große unterwarf ſie nach langem, hartnäckigem Kriege ſeinem ſieggewohnten Scepter und zwang ſie, das Evangelium anzunehmen. Nach ſeinem Tode zerfielen mit der Theilung des großen fränkiſchen Reiches auch die Niederlande und wurden abwechſelnd deutſch, fränkiſch und lotharingiſch, zuletzt aber trennten ſie ſich als Friesland und Niederlotharingen. Während des zehnten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung waren nämlich alle niederländiſchen Provinzen, mit Ausnahme Flanderns, das zu Frankreich gehörte, Lehen des deutſchen Reiches, und der Herzog von Niederlotharingen (das ſpätere Brabant) übte die Lehensherrſchaft über dieſelben aus. Sie wußten ſich in einzelnen Theilen jedoch bald von dieſem unabhängig zu machen, obwohl ſie Vaſallen des deutſchen Reiches blieben. So zerfielen ſie mit der Zeit in viele kleine Oberherrſchaften (Grafſchaften); ſelbſt die Geiſtlichkeit erwarb ſich weltliches Anſehn, Macht und Beſitz, und bei den vielen Fehden, welche die kleinen Souveraine in den Niederlanden während des Mittelalters miteinander führten, ſah man nicht ſelten Biſchöfe und Aebte thätigen Antheil nehmen. Auch die Bürgerſchaft der einzelnen Städte wurde früher als anderswo ſelbſtſtändig. Das dreizehnte Jahrhundert namentlich war ihr hierin beſonders günſtig, denn die drei Herzöge von Brabant, welche den Namen Heinrich führten, ſo wie die Grafen von Flandern und Holland gaben ihr ſo große Privilegien, daß ſie es bald in den obengenannten Provinzen wie in Utrecht dem Adel zuvorthun konnte. Allmählig wurden die Grafen von Flandern die mächtigſten in den Niederlanden, beſonders als ſie 1382 ihr Gebiet mit dem des Hauſes Burgund verbanden. Im funfzehnten Jahrhundert war der Beſitz der meiſten Provinzen in den Händen dieſes Hauſes. Philipp von Burgund, mit dem Beinamen der Gütige (er ſtarb 1467 im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters), erbte Brabant und Limburg, brachte durch Kauf das Gebiet von Namur an ſich und zwang ſeine unglückliche Baſe, Jakoba von Baiern, ihm Holland, Zeeland und den Hennegau abzutreten. Seinen natürlichen Sohn David ſetzte er auf den biſchöflichen Stuhl von Utrecht, auf welchem dieſer, obwohl ſpäter eine Zeitlang in Folge der Stiftsfehde vertrieben, ſich dennoch zu behaupten wußte. Philipps rechtmäßiger Sohn und Erbe, Karl der Kühne, vermehrte die eilf Provinzen, welche ſein Vater an ſich gebracht, noch durch zwei neue, und der burgundiſche Staat, der ſich vom Texel bis zum Jura erſtreckte und die gewerbreichſten und bevölkertſten Städte und Ortſchaften in ganz Europa umfaßte, drohte eine der bedeutendſten Rollen in der Politik jener Tage zu ſpielen, an der ſelbſt Frankreichs liſtiger König Ludwig XI. geſcheitert wäre, wenn nicht der unglückliche Krieg mit den Schweizern, nach zwei ſchon verlorenen Schlachten, in der dritten bei Nancy 1477, den hochfahrenden Plänen des Herzogs Karl, durch deſſen Tod ein gewaltſames Ende gemacht hätte. Die Niederlande liefen nun Gefahr, Frankreich einverleibt zu werden, aber die Vermählung der einzigen Erbin Karls des Kühnen, Maria, mit Maximilian von Oeſterreich, verhinderte es. Beider einziger Sohn und Erbe, Philipp der Schöne, erhielt durch ſeine Vermählung mit der Erbin von Spanien dieſes Königreich. Sein Sohn Karl von Oeſtreich, der nachherige Kaiſer Karl V., war geborner Herrſcher der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande. Er befreite Flandern vom franzöſiſchen Joche und vereinte nach langem, hartnäckigem Kampfe das empörte Land von Geldern wieder mit den übrigen Provinzen. Unter ſeiner Herrſchaft hatte die Reformation dort feſten Fuß gefaßt und ſich immer mehr verbreitet, doch wurden die Anhänger derſelben ſehr bedrückt und gar Viele unter ihnen ſtarben den Märtyrertod. Die alten Gerechtſame des Landes ehrte Karl dagegen und ließ ſie durchaus unangetaſtet. Nicht ſo ſein Sohn Philipp II., König von Spanien, welchem ſein Vater noch bei ſeinen Lebzeiten ſeine Reiche und zwar zuerſt den Thron der Niederlande (am 25. October 1555 zu Brüſſel) übergab. Mit ihm beginnt das blutigſte aber glänzendſte Blatt in der Geſchichte der Niederlande.

Ehe wir uns jedoch zu den Ereigniſſen der nächſten Jahre wenden, iſt es wohl am rechten Orte, zu beſſerem Verſtändniß, einen Blick auf die damaligen Verhältniſſe dieſes Reiches zu werfen. Es beſtand zu jener Zeit aus ſiebenzehn Provinzen, nämlich den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafſchaft Antwerpen und den fünf Herrſchaften Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen, welche 350 blühende, gewerbreiche und mehr als wohlhabende Städte zählten, von denen die meiſten, wenn auch nicht ausdrücklich befeſtigt, doch durch ihre günſtige Lage, größtentheils von Waſſer umgeben, als feſt gelten konnten; ferner 6300 größere Flecken, nebſt zahlloſen Dörfern, Schlöſſern und Pachthöfen. Dieſe waren von einer Bevölkerung bewohnt, welche mit dem Meere auf das Innigſte vertraut, geduldig und beharrlich unaufhörlich ihren Boden gegen die Angriffe des, dem Bewohner des feſten Grundes eben ſo feindlichen als dem Schiffer befreundeten Elementes zu vertheidigen hatte und demſelben zu Zeiten jeden Zoll breit mit Lebensgefahr abkämpfen mußte. Kraft und Ausdauer war daher den Niederländern eigen und vererbten ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. Der ausgebreitete Handel, den die geographiſche Lage ſo begünſtigte und welcher ſeit dem zwölften Jahrhundert in voller Blüthe ſtand, hatte den Gewerbfleiß nach allen Richtungen hin geweckt und genährt. Faſt alle Seeſtädte wurden Stapelplätze des europäiſchen Handels; während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts war Brügge namentlich der Mittelpunkt deſſelben; im ſechszehnten ward es Antwerpen. Induſtrie und Handel hatten um dieſe Zeit in den Niederlanden eine glänzende Höhe erreicht. Die ſchönen Künſte wurden ebenfalls mit nicht geringer Vorliebe angebaut. Privilegien und Vorrechte begünſtigten alle Beſtrebungen, da die Fürſten des Landes bisher nur zu ſehr ihren Vortheil dabei gefunden hatten, den Verkehr und das Zuſammenleben und Wirken ihrer emſigen Unterthanen auf jede mögliche Weiſe zu begünſtigen und zu erleichtern. Natürlich blieben bei den ſich immer mehr häufenden Schätzen auch Pracht und Ueppigkeit mit ihrem unſittlichen Gefolge nicht aus, denn wer durch ſauern Fleiß und Mühen viel und ſchnell gewinnt, will auch an guten Tagen viel und ſchnell genießen; Enthaltſamkeit und Mäßigkeit ſind nie die Begleiter, reich blühender Induſtrie; Solches iſt einmal dem Weſen der Menſchen eigen. Der Luxus hatte daher auch eine ungewöhnliche Höhe erreicht; ihm ſchritt der Anfang des Verderbens nach. Namentlich ſtürzten ſich die Großen und Vornehmen des Landes durch unſinnigen Wetteifer, einander an Pracht zu überbieten, in Schulden; die Politik der Herrſcher, welche ſeit Marimilian die Niederlande doch nur als eine Provinz betrachteten, begünſtigte dies, unter Philipp II. ſogar ſyſtematiſch, obwohl, wie ſpäter die Erfahrung zeigte, zu eigenem Nachtheil; denn Zerrüttung des Vermögens führt leicht zur Verzweiflung, Beide zuſammen leicht zu Wünſchen und Plänen, das Beſtehende gewaltſam umzuſtürzen, um ſich dadurch raſch wieder hinaufzubringen. Das bewahrheitete ſich auch hier und machte Gemüther, die vielleicht in ariſtokratiſcher Richtung noch lange dem Herrſcher, dem ſie einmal gehuldigt, treu geblieben wären, weit geneigter, auf die Seite der in ihren heiligſten Intereſſen gekränkten und verletzten Bürger und Bauern zu treten.

Allerdings hatte Karl V. ſich ſchon große Eingriffe in die Rechte des Landes wie der einzelnen Corporationen erlaubt, den unabhängigen oberſten Gerichtshof einer höheren königlichen Inſtanz untergeordnet, Ausländer mit bedeutenden Aemtern bekleidet, fremde Soldaten hereingeführt und dem Lande ſchwere Steuern auferlegt; lauter Handlungen, die ein frei ſich dünkendes und eigener Kraft bewußtes Volk wohl zum Aufſtande reizen können. So hatte das unruhige Gent bei Gelegenheit einer neuen Kriegsſteuer ſich auch empört, war aber gewaltſam zur Ruhe gebracht worden. Karl's V. geſunde Politik, welche jedoch die Quellen des Wohlſtandes, namentlich die Handelsfreiheit ſicherte und beförderte, ſo wie ſeine Perſönlichkeit, die ſich Aller Herzen zu gewinnen verſtand, verhinderte Schlimmeres und erhielt den Frieden im Innern; obwohl die bereits erwähnten, auch unter ſeiner Regierung ſchon heftigen Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre Viele zum Abfall geneigt machten.

Unter Philipp II. nun ſproßten die noch zum Theil verborgenen Keime bald zu voller Saat auf. Im Auslande erzogen und dieſen Theil ſeines Reiches vom Auslande aus regierend, hatte er, der überhaupt kein Herz hatte, ſolches am Wenigſten für ſein niederländiſch Volk und war nicht gemeint, etwas von Allem dem, das er bei der feierlichen Handlung am 25. October 1555 zu Brüſſel mit einem Eidſchwur gelobt, zu halten. In ſeinem Glaubenseifer beſchloß er alsbald, Alles, was nur in ſeinen Kräften ſtand, zur Ausrottung der ketzeriſchen Lehre zu thun, denn finſter und beſchränkt, wähnte er, das ſich als chriſtlicher Monarch, ſeinem Gotte als Menſch ſchuldig zu ſein. Er ließ daher die ſpaniſchen Truppen, welche ſich in Folge ſeines Krieges mit Frankreich daſelbſt befanden, noch dort, ſandte viele neue Biſchöfe hin, die das Feuer der Zwietracht in dem unglücklichen Lande ſtärker anſchürten, und ſuchte die ſpaniſche Inquiſition mit allen ihren Greueln einzuführen. Außerdem geſtattete er ſich fortwährend Eingriffe, ſowohl in die Rechte einzelner Perſonen, wie auch der Corporationen und Provinzen und des ganzen Landes. Die Tyrannei wurde unerträglich und ſein Stellvertreter Granvella wüthete mit ungekannter Grauſamkeit. Umſonſt machten drei edle Männer, Wilhelm, Prinz von Oranien, aus dem alten Geſchlechte der Grafen von Naſſau, Graf Egmont, Prinz von Gaure, aus altholländiſchem Stamm, und der Graf von Hoorn, ein Sprößling des berühmten Hauſes der Montmorenci, alle drei zugleich Staatsräthe, dem Monarchen gemeinſchaftlich eine Vorſtellung, ſeinen niederländiſchen Unterthanen größere Gewiſſensfreiheit einzuräumen. Nun verbanden ſich hundert Edelleute und faßten den Beſchluß, die Freiheiten des Landes zu wahren, ohne den Rechten des Monarchen zu nahe zu treten. Auch ſie entwarfen eine Petition und übergaben dieſelbe der königlichen Statthalterin, Margaretha, Philipps II. Schweſter. Sie erhielten eine ausweichende Antwort und in Folge derſelben beſchloß das Volk ſich ſelbſt zu helfen. Seit Granvella's Abberufung hatte die Strenge in Glaubensſachen etwas nachgelaſſen. Die Reformirten hielten nun wieder öffentliche gottesdienſtliche Zuſammenkünfte in Flandern und Holland, und als man ſie daran hindern wollte, wehrten ſie jede Störung mit gewaffneter Hand ab. Dies blieb Anfangs ungeahndet, und nun ging die Menge noch weiter, brach in die katholiſchen Kirchen ein, zerſtörte die Heiligenbilder und erlaubte ſich mit frecher Hand die ſchändlichſten Ausſchweifungen. Dieſem Treiben, das in kurzer Zeit den gänzlichen Ruin des Landes herbeigeführt haben würde, mußte ein Damm entgegengeſetzt werden. Die katholiſchen Patrioten, zu denen ſich ſelbſt Graf Egmont geſellte, traten mit der Statthalterin zuſammen und unterdrückten gewaltſam die Gegenpartei. Faſt alle Adlichen, die zu derſelben gehörten, ſo wie mehr als hunderttauſend Bürger verließen freiwillig das Vaterland, denn an Granvella's Stelle war von dem Monarchen der eiſerne Herzog von Alba nach den Niederlanden geſandt worden. Dieſer führte ſogleich die Glaubensverfolgungen mit furchtbarer Strenge wieder ein und trat die Freiheiten und Rechte, ſowohl der ganzen Nation, wie der einzelnen Provinzen mit Füßen. In weniger als ſechs Jahren ließ er mehr als 6000 Menſchen ihr Haupt unter dem Beile des Henkers verlieren und die beiden Grafen Egmont und Hoorn gehörten zu den erſten Opfern, die ſeinem Gott und ſeinem Könige fallen mußten. Wilhelm von Oranien würde beſtimmt ein ähnliches Ende gefunden haben, wenn er ſich nicht mit kluger Umſicht zur rechten Zeit entfernt hätte und nach Deutſchland gegangen wäre. Um ihn ſchaarten ſich jetzt die in ihren heiligſten Empfindungen Gekränkten; er erhob das Banner der Freiheit und rückte mit einem Heere von 20,000 Mann in die Niederlande ein. Dieſer erſte Verſuch entſprach jedoch ſeinen Erwartungen nicht und er zog ſich daher von Neuem zurück und ſuchte einen Zufluchtsort in Frankreich. Unterdeſſen aber hatten ſich die Bedrückten und Vertriebenen zuſammengeſchaart und thaten als Geuſen*), ſowohl auf dem Lande wie auf der See den Spaniern großen Schaden, am meiſten jedoch dadurch, daß ſie die Empörung nach allen Seiten hin verbreiteten und nährten. Nun kehrte auch Wilhelm von Oranien zurück und ein furchtbarer Bürgerkrieg begann, in welchem Alba auf das Gräßlichſte wüthete. Die Niederländer zeigten außerordentliche Tapferkeit und Ausdauer, und gleich den immer nachwachſenden Häuptern der Hydra, ſtanden die Empörer immer von Neuem wieder auf, wenn der blutdürſtige Henker ſie an irgend einem Orte mit Feuer und Schwert vertilgt zu haben glaubte. Selbſt Frauen griffen zu den Waffen, und bei der Belagerung der Stadt Haarlem kämpften Abtheilungen von Frauen unter Anführung der Wittwe van Haſſelaars unerſchrocken und unermüdlich in den Reihen der Vertheidiger, und erſt nachdem 10,000 Spanier vor den Wällen geblieben waren, ergab ſich die Stadt, durch Hungersnoth gezwungen, dem erbitterten Feinde, der nun den ganzen Magiſtrat und die Hälfte der Bürgerſchaft ſeiner Rache zum Opfer, dem Tode Preis gab. Alba mußte endlich, nach vielen blutigen aber fruchtloſen Verſuchen die Empörung zu unterdrücken, die Niederlande verlaſſen, in denen er ſich rühmte, während ſeiner Statthalterſchaft mehr als 18,000 Menſchen dem Beile des Henkers überliefert zu haben. Sein Nachfolger Luis de Requeſens y Zuñiga, ein ſonſt redlicher Mann, war jedoch eben ſo fanatiſch. Daher ging der Krieg unaufhaltſam fort, leider fortwährend große Opfer fordernd, wie z. B. die Fürſten Ludwig und Heinrich von Naſſau und Chriſtoph von der Pfalz. Ein ähnliches Schickſal, wie es Haarlem betroffen hatte, drohte dem unglücklichen Leyden, in welchem Peſt und Hunger 6000 Menſchen hinrafften und das ſich dennoch auf das Heldenmüthigſte gegen die von Franciſco Valdez angeführten Spanier vertheidigte, aber zuletzt hätte unterliegen müſſen, wenn nicht Wilhelm von Oranien durch die Oeffnung der Dämme Nordhollands eine Ueberſchwemmung herbeigeführt und es am 3. October 1574 entſetzt hätte. Zur Entſchädigung für ſeinen ſchweren Verluſt erhielt Leyden nun die Univerſität, die im folgenden Jahre geſtiftet wurde. Neue Unterhandlungen zerſchlugen ſich, da ſtarb plötzlich Requeſens, und in Folge deſſen erlaubten ſich die ſpaniſchen Truppen, denen ein Feldherr und der Sold mangelte, ſcheußliche Exceſſe, plünderten Maſtricht und verheerten Antwerpen. Alles ſtand jetzt unter den Waffen und dürſtete Rache. Die Provinzen verbanden ſich ſämmtlich durch einen im November 1576 zu Gent abgeſchloſſenen Vertrag, gemeinſchaftlich nicht eher zu ruhen, als bis ſie die Spanier aus dem Lande verjagt hätten. Eliſabeth von England ſagte ihnen offen ihren Schutz zu. Zwar hatte Philipp II. um dieſelbe Zeit ſeinen natürlichen Bruder, Don Juan d'Auſtria, als Generalſtatthalter nach den Niederlanden geſandt. Dieſer begann alsbald Unterhandlungen und erließ als Grundlage zum Frieden das ſogenannte ewige Edict, in Folge deſſen er ſich bereit erklärte, den Staaten der Niederlande Vieles zu bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die katholiſche Religion allein gelehrt und gepredigt werden dürfe. Die Staaten von Holland und Zeeland weigerten ſich darauf einzugehen. Die übrigen Provinzen erkannten ihn jedoch als Statthalter an und er zog als Solcher in Brüſſel ein, ſich große Mühe gebend, die Menge durch ſein perſönliches Benehmen zu gewinnen. Man ſah indeſſen bald ein, daß er es nicht aufrichtig meine, zumal da es ſich zeigte, daß er die Obriſten von deutſchen Truppen, welche in verſchiedenen Städten als Beſatzung lagen, durch Beſtechung auf ſeine Seite gebracht hatte. Briefe an den König von Spanien, welche in Navarra aufgefangen und dem Prinzen von Oranien zugeſandt wurden, offenbarten ſeine wirkliche Geſinnung noch mehr und führten die Niederländer zu dem Entſchluſſe, ſich auf keinerlei Weiſe abermals in Friedensunterhandlungen mit ihm einzulaſſen. Die Provinzen traten von Neuem feſt zuſammen und ernannten den Prinzen von Oranien zum Statthalter (Ruwaert) von Brabant. Damit war aber die katholiſche Partei nicht zufrieden; ſie wählte den Erzherzog Matthias daher zum Oberſtatthalter. Doch wurde ihm Oranien als Stellvertreter (Lieutenant) beigeſellt. Der offene Krieg brach nun von Neuem aus, die Niederländer erhielten Unterſtützung von England. Don Juan dagegen durch Alexander Farneſe, Herzog von Parma, und den Grafen von Mannsfeld, welche ihm Beide Hülfstruppen zuführten. Zu Anfang waren die Spanier glücklich, ſie ſchlugen die Niederländer und eroberten Löwen, Limburg, Dinſt, Nivelles, Philippeville und Sicchenen, wo ſie entſetzlich hauſten. Die Uneinigkeit im niederländiſchen Heere begünſtigte dieſe Fortſchritte; der umſichtige Oranien glich aber Alles aus und brachte Amſterdam, Campen und Deventer auf ſeine Seite. Dieſem Beiſpiele folgten Leuwaarden, Gröningen, Ypern, Gent, Brügge, Antwerpen und noch viele andere Städte nach. Die katholiſche Partei trat jedoch mit dem Herzoge Franz von Anjou in Unterhandlung, ſich als Schirmherr der Niederlande an die Spitze zu ſtellen. Dieſer kam auch wirklich, blieb aber nicht lange, da er nur die katholiſche Partei auf ſeiner Seite hatte, welche ſtets von Neuem Uneinigkeit verurſachte. Da ereilte der Tod Don Juan d'Auſtria am 17. September 1578, inmitten großartiger Pläne, und die auf allen Seiten bedrückten Niederländer athmeten wieder freier. Alexander Farneſe ward ſein Nachfolger und erfreute ſich zuerſt einiger Vortheile durch die Eroberung von Maſtricht und die Uebergabe von Herzogenbuſch. Die Provinzen und viele Städte ſandten nun Bevollmächtigte zu einer allgemeinen Verſammlung nach Utrecht, wo am 31. Januar 1579 die berühmte Union geſchloſſen wurde, deren Hauptzweck Erhaltung der alten Vorrechte und Religionsfreiheit war. Dieſer Vertrag bildete den Grund zu dem nachmaligen Staatsbündniſſe der ſieben vereinigten Provinzen Geldern, Zütphen, Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland und den frieſiſchen Ommelanden. In demſelben Jahre gewannen zwar die Spanier wiederum an mehreren Orten die Oberhand, aber die tapferen Niederländer wichen nicht, und da nun in den folgenden Jahren ſich ein Bündniß zwiſchen Frankreich und den proteſtantiſchen Fürſten geſtaltete, ihnen zu Hülfe zu kommen, in Folge deſſen freilich Erzherzog Matthias die Oberſtatthalterſchaft niederlegte, ſo wurde auf einer Verſammlung im Haag am 27. Juni 1581 der König von Spanien wegen ſeiner Tyrannei als des Rechtes auf die Niederlande verluſtig erklärt und jeder Niederländer des ihm geleiſteten Eides entbunden. Holland, Zeeland und Utrecht wählten den Prinzen von Oranien zu ihrem Oberherrn, während die übrigen Provinzen den Herzog von Anjou zum Herzoge von Brabant und Markgrafen des heiligen römiſchen Reiches ernannten. Sie überzeugten ſich jedoch bald, daß ihm keineswegs zu trauen ſei. Unzufrieden mit der

---

*) Den Namen Geuſen nahmen die Vaterlandsvertheidiger, nach einer Aeußerung Granvella's an, der die Edeln des Landes, welche im April 1566 Margarethen von Parma ihre Bittſchrift überreichten, mit den Worten bezeichnete: un tas de gueux (ein Haufen Bettler). Sie trugen auch fortan als Erkennungszeichen eine Denkmünze mit zwei verſchlungenen Händen, einem Napf, einem Bettelſack und der Inſchrift: Fidèle à Dieu et au Roy jusques à porter la besace, oder auch Pro lege, rege et grege. Viele führten auch einen kleinen ſilbernen Napf mit der Umſchrift: Vivent les gueux!

Anerkennung Oraniens und nur darauf bedacht, ſeine Macht zu vermehren, wußte er ſich mehrerer Städte, in denen franzöſiſche Garniſon lag, zu bemächtigen; ſein vornehmſter Anſchlag aber auf Antwerpen mislang durch die Tapferkeit der Bürger, und die Folge war, daß er das Land verlaſſen mußte. Von nun an geſtalteten ſich die Verhältniſſe immer beſſer, obwohl Parma während des Interregnums ſich des ganzen Flanderns bemächtigte. 1583 ward die reformirte Religion zur allein geltenden erhoben und 1584 Wilhelm von Oranien zum Grafen und Oberherrn des Landes erwählt. Da Philipp II. dieſen Fürſten als ſeinen gefährlichſten Gegner betrachtete, ſo forderte er wiederholt zum Morde gegen ihn auf und verſprach dem glücklichen Mörder großen Lohn. Ein Anſchlag dieſer Art war 1582 bereits misglückt, indem der Prinz von einem Schuſſe in den Kopf auf wunderbare Weiſe wieder genas, der Schreck darüber hatte aber ſeiner Gemahlin Charlotte von Bourbon das Leben gekoſtet. Ein ſpäterer Verſuch dieſer Art gelang leider. Als der Prinz ſich am 10. Juli 1584 zu Delft befand und eben von der Tafel aufſtehen wollte, erſchoß ihn ein Jeſuitenzögling, Balthaſar Gérard aus Burgund. Der Prinz ſtarb auf der Stelle, nachdem er noch wenige Worte ausgeſprochen und ward mit großen Ehren und allgemeiner Trauer in jener Stadt beerdigt. Auf das Jahr ſeines Todes verfaßte man folgende Diſtichen im Geſchmacke jener Zeit:

AVrIaCVs PrInCeps HIspanI fraVde tyrannI
OCCVbVIt, VInCI non aLIter potVIt.*)

OCh den BoVrgoensChen beVL Van den tyran Van Spaenien
Heeft eLLendiCh VerMoort den PrInCe Van Oranien.**)

Der Mörder wurde ergriffen und geviertheilt. Alexander Farneſe ſuchte nun augenblicklich dieſen Umſtand zu benutzen, und während die Niederlande den ſiebenzehnjährigen Sohn Oraniens, Moritz von Naſſau, zum Oberhaupte erwählten, unterwarf er ſich, von den walloniſchen Edeln unterſtützt, Brabant und Antwerpen, damals die mächtigſte Handelsſtadt des Landes. In Folge deſſen wanderten alle reichen Proteſtanten in den flandriſchen und walloniſchen Provinzen nach Holland aus und beförderten hier das Aufblühen des

---

*) Durch den Verrath des ſpaniſchen Tyrannen unterlag der Prinz von Oranien; anders hatte er ihn nicht beſiegen können.

**) Ach, der burgundiſche Büttel des Tyrannen von Spanien hat den Prinzen von Oranien elend ermordet.

Handels außerordentlich. Umſonſt hatten die Niederländer England und Frankreich die Oberherrſchaft angeboten; nirgends wagte man ſich des werdenden Staates anzunehmen; nur England ſandte unter Leiceſters Anführung 6000 Mann Hülfstruppen, die jedoch, vielleicht in Folge geheimer Inſtruction, keinen ſonderlichen Nutzen brachten, ſo daß ſie auch nach einigen verfehlten Unternehmungen die Niederlande bald wieder verließen. Mit wachſendem Vertrauen wandte ſich nun das Volk von Neuem Moritz von Oranien zu, der jetzt durch die Vermittelung von Olden-Barneveld zum Stadthouder und Generaliſſimus ernannt wurde, während man die Niederlande als unabhängige Republik proclamirte. Er trug in ſiebenzehn Campagnen den Sieg davon. Die neue Republik dehnte zur ſelben Zeit ihren Handel nach allen Seiten hin aus und gründete 1602 die oſtindiſche Compagnie. Philipp II. war 1598 geſtorben und ſein Sohn und Nachfolger, der ſchwache Philipp III. hatte den Krieg mit wechſelndem Glücke in den Niederlanden fortgeſetzt, und zwar ſich Oſtende's bemächtigt, aber dagegen namentlich zur See große Niederlagen erlitten. Die Beſorgniß, die abgefallenen Provinzen möchten ſich in franzöſiſchen Schutz begeben, bewog ihn endlich 1607 einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, der 1609 auf zwölf Jahre verlängert, und durch welchen die Unabhängigkeit der Republik anerkannt wurde.

Belgien war 1598 von Philipp II. ſeiner Tochter, der Infantin Iſabella Clara Eugenia, welche ſich mit dem Erzherzoge Albert von Oeſterreich vermählt hatte, abgetreten worden. Dieſe herrſchten dort dreiundzwanzig Jahre lang und das Land erholte ſich einigermaßen wieder von den Wunden, die der Krieg und die Tyrannei der Spanier ihm geſchlagen hatten. Nach Alberts Tode eroberte jedoch Friedrich Heinrich von Oranien, der Nachfolger ſeines Bruders Moritz, mehrere Städte wieder, wie z. B. Herzogenbuſch, Venloo, Roermonde und Maſtricht, und als darauf 1633 die Infantin-Regentin ſelbſt ſtarb, fiel das Land wieder an Spanien zurück, und ein Bündniß, welches die Generalſtaaten mit Frankreich abgeſchloſſen hatten, drohte ihm ſogar damit, zwiſchen dieſen und dem letzteren Reiche getheilt zu werden. Glücklicherweiſe ſahen die Niederländer ein, wie gefährlich ihnen ein ſolcher Nachbar wie Frankreich werden könne, und ſchloſſen endlich 1648 Frieden mit Spanien, wodurch ihnen ein Theil von Brabant, von Limburg und von Flandern zufiel und die völlige Unabhängigkeit der Republik anerkannt wurde. Während der letzten Jahre hatten die Niederländer große überſeeiſche Eroberungen gemacht, Portugal einen Theil Braſiliens entriſſen, die Colonie der neuen

Niederlande (jetzt New-York und New-Jerſey) gegründet, in Oſtindien ſich Malacca's bemächtigt, die Inſel Formoſa in eine blühende Colonie verwandelt, Neuholland entdeckt u. ſ. w. und durch alle dieſe günſtigen Ereigniſſe einen ungeheueren Schwung ihrem Handel verliehen.

Im Innern drohte dagegen ſchon ſeit Jahren ein gefährlicher Feind zerſtörend zu wirken: die Uneinigkeit, welche ſich in das Gewand religiöſer Intereſſen hüllte. Es hatten ſich bereits früher zwei Parteien gebildet, von denen die eine entſchieden Oranien anhing, die andere aber dieſem Hauſe feindlich geſinnt war; ſie wurden als Orangiſten und Patrioten bezeichnet, ergriffen aber Glaubenszwiſtigkeiten als Vorwand und unterſchieden ſich bald darauf als Arminianer und Gomariſten. Arminius, Profeſſor der Theologie in Leyden (geſt. 1626), verwarf nämlich die Lehre von der unbedingten Prädeſtination, welche ſein College Gomarus gegen ihn vertheidigte. Dieſer Anfangs nur wiſſenſchaftlich geführte Streit ging bald in das Leben des Volks über und die Gemeinen bildeten ſich als arminianiſche und calviniſtiſche (gomariſtiſche). An die Spitze der Arminianer, deren wortführendes geiſtliches Oberhaupt Episcopius ſeit Arminius Tode war, ſtellten ſich Olden-Barneveld und der nicht minder berühmte Hugo Grotius. Sie überreichten den Staaten 1610 eine Rechtfertigung ihres Glaubens und erhielten daher den Namen Remonſtranten. Sie waren die eigentlich republicaniſche Partei und mußten von ihren Gegnern, welche das Volk gegen ſie aufhetzten und ſie des Einverſtändniſſes mit Spanien beſchuldigten, große Unbill erleiden. Moritz von Oranien war auf die Seite der Calviniſten getreten und machte dem Streit gewaltſam ein Ende, indem er 1619 Olden-Barneveld enthaupten und Hugo Grotius in das Gefängniß werfen ließ, aus welchem der Letztere nur durch die kühne Liſt ſeiner treuen Gattin gerettet wurde. Die Remonſtranten unterlagen nun auf der Synode und in vielen Provinzen wurden ihre Prediger des Landes verwieſen. Nach Moritz's Tode wurde ihnen jedoch allmählig wieder freie Ausübung ihres Glaubensbekenntniſſes geſtattet.

Wenn auch in religiöſer Hinſicht, war doch in politiſcher die republicaniſche Partei keineswegs unterdrückt worden; ſie erhob bald von Neuem ihr Haupt und der Stadthouder Wilhelm II. hielt es nach dem Frieden von Münſter, um ſich gegen die Gegner im Inneren zu ſichern, für nöthig unter den Waffen zu bleiben und einige Mitglieder des Staatsrathes gefangen zu nehmen. Ein Verſuch, den er machte, Amſterdam zu überrumpeln, mislang jedoch, und als ihn darauf am 6. Novemver der Tod ereilte, gewann die republicaniſche Partei vollkommen die Oberhand und ſetzte es auf der ſogenannten großen Verſammlung 1657 durch, die Republik künftig ohne einen ſolchen Würdenträger zu verwalten. An die Spitze des Ganzen ſtellten ſich nun die beiden Brüder Jan und Cornelius de Witt, von denen der Erſtere mit dem beſcheidenen Titel eines Groß-Penſionairs das wirkliche Oberhaupt des geſammten Staates war. Nicht lange währte es, ſo entſpann ſich ein Krieg mit England, das unter dem Protectorate Cromwells, aufgebracht über die Behandlung ſeiner Geſandten bei der großen Verſammlung, die Niederlande ſeinen Unwillen wollte fühlen laſſen. Dieſe zogen auch Anfangs den Kürzeren und litten vorzüglich von der dadurch herbeigeführten Störung ihres Handels und ihrer Fiſcherei, um ſo mehr, als ſie 1654 durch Monk auf der See eine heftige Niederlage erfuhren. Sie mußten daher 1654 unter harten Bedingungen Frieden ſchließen. Als nach Cromwells Tode die Stuarts wieder den engliſchen Thron beſtiegen, zeigte ſich Karl II. den Generalſtaaten, welche ſich mehr Ludwig XIV. angeſchloſſen hatten, abgeneigt und 1665 brachen von Neuem Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Nationen aus, die zuerſt den Niederländern ſehr gefährlich zu werden drohten, ſich jedoch damit ſchloſſen, daß die Engländer während des berühmten viertägigen Seegefechtes (1666) beſiegt wurden und die Holländer auf einem kühnen Zuge die Themſe hinauf bei Rocheſter und Chatham mehrere engliſche Kriegsſchiffe verbrannten. Es ward nun 1667 Friede zu Breda geſchloſſen und im folgenden Jahre kam ſogar eine Tripelallianz zwiſchen England, Schweden und den Niederlanden zu Stande, um den Frieden zwiſchen Frankreich und Spanien, deren Entzweiung Ludwigs XIV. Erbanſprüche auf die katholiſchen Niederlande veranlaßt hatten, zu befördern. Dieſes dreifache Bündniß machte de Witt zu ſicher und er vernachläſſigte daher, für die Streitkräfte auf dem feſten Lande die gehörige Sorge zu tragen. Ludwig XIV., der der Republik grollte, weil ſie ihm verſchiedentlich hemmend in den Weg getreten war, verband ſich nun mit Karl II. zu einem Kriege gegen die Niederlande. Sie beſchloſſen, die Republik gleichzeitig zu Waſſer wie zu Lande anzugreifen. Ludwig XIV. zog 1672 ſiegreich in Utrecht ein und die Niederlande wurden ſehr bedrängt. Da erhob ſich die oraniſche Partei wieder. Die beiden de Witts wurden des Hochverrathes und eines Mordverſuches gegen den Prinzen von Oranien beſchuldigt und 1672 im Haag von dem aufgebrachten Volke auf grauſame Weiſe ermordet, Wilhelm III. von Oranien aber zum Statthalter von Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern und Oberyſſel, ſo wie Johann Caſimir von Naſſau zum Statthalter von Gröningen und Friesland ausgerufen. Ludwig XIV. wurde nun auf ſeinem Siegeszuge aufgehalten und Spanien, Oeſterreich und Brandenburg ſagten den Niederländern, welche ſich fortwährend glänzender Siege zur See erfreuten, ihren Beiſtand zu. 1674 ſchloß England Frieden mit ihnen und 1678 Frankreich, das Valenciennes und Cambrai abtreten mußte, während die Republik auch nicht ein Dorf verlor. Wilhelm von Oranien hatte ſich 1677 mit Maria, Tochter des Herzogs von York, nachmaligen Jakobs II., vermählt. Trotz dieſer Verwandtſchaft benahm ſich ſpäter Jakob II. ſo unklug, daß das engliſche Volk ſeinen Schwiegerſohn um Beiſtand gegen ihn erſuchte, und dieſer, als er mit einer holländiſchen Flotte nach England kam, dort zum Könige erwählt wurde. Es bildete ſich nun ein feſtes Bündniß zwiſchen England und den Niederlanden, und als Ludwig XIV. überall mit der größten Grauſamkeit zu Werke ging, geſtaltete ſich gegen ihn die ſogenannte große Allianz, an deren Spitze Oeſterreich ſich befand und deren Bemühungen es endlich gelang, den Ryswicker Frieden, am 30. October 1697, herbeizuführen. Die ſpaniſchen Succeſſionsſtreitigkeiten veranlaßten Ludwig XIV. im Februar 1701 von Neuem, in die Niederlande zu rücken; doch kam es bald zur Ausgleichung. Wilhelm III. ſtarb am 19. März 1702; mit ihm erloſch die Erbſtatthalterwürde der vereinigten Niederlande und die Generalſtaaten verweigerten ſeinem Hauſe das Succeſſionsrecht. Dies hatte jedoch keinen Einfluß auf ihr gutes Verhältniß mit England, und Wilhelms III. Schwägerin und Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb der von ihrem Vorgänger beobachteten Politik gegen die Niederlande treu. Im Jahre 1702 erklärte Frankreich dem deutſchen Kaiſer, England und den Generalſtaaten den Krieg, erlitt aber durch den Herzog von Marlborough und Eugen von Savoyen zu Lande, ſo wie zur See durch die Engländer und Niederländer heftige Niederlagen. Durch den Utrechter Frieden (1713) ging Belgien, das die Republik Frankreich entriſſen hatte, an Oeſterreich über, doch blieb den Generalſtaaten das Recht, in die vorzüglichſten Feſtungen daſelbſt Beſatzungen zu legen.

Eine längere Zeit des Friedens folgte jetzt, welche die Niederlande benutzten, ihren erſchöpften Finanzen wieder aufzuhelfen. Nur während des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges, wo die Republik Marien Thereſien Hülfstruppen zuſagte, kam es (1744) von Neuem zum Kriege mit Frankreich, der jedoch ſchon 1748 durch den Frieden von

Aachen beendet wurde, in welchem auch Belgien, deſſen ſich Frankreich bemächtigt hatte, wieder an Oeſterreich fiel. Während dieſer Zeit begann die oraniſche Partei, die bisher durch die treffliche Verwaltung des Großpenſionairs Heinſius und ſeiner Nachfolger unterdrückt geweſen, ihr Haupt wieder zu erheben. Wilhelm IV., Statthalter voh Friesland und Gröningen, aus dem Hauſe Naſſau, der Erbe der Güter und Rechte Wilhelms III., ward zum Statthalter aller ſieben Provinzen ernannt und ihm das Recht männlicher wie weiblicher Erbfolge zugeſprochen. Er war ein friedlich geſinnter, wohlwollender Regent, der ſich die Liebe ſeines Volkes zu erwerben wußte und allgemein bedauert wurde, als er 1751 ſtarb. Seine Wittwe Anna, eine geborne Prinzeſſin von England, ward Statthalterin und erhielt die Vormundſchaft über ihren dreijährigen Sohn, Wilhelm V. Sie ſchloß ſich in ihrer Politik, namentlich während des ſiebenjährigen Krieges, zu ſehr an England an, wodurch den Niederlanden eben nicht genützt wurde. Als ſie 1759 ihrem Gatten in das Grab folgte, übernahmen die Generalſtaaten ſelbſt die Vormundſchaft über Wilhelm V. Im Jahre 1766 trat dieſer die Regierung an; es war eine Zeit des Friedens und der Ruhe und es wäre dem jungen Fürſten ein Leichtes geweſen, ſich die Neigung ſeiner Unterthanen zu erwerben, wenn er nicht den Anſchlägen des Herzogs Ludwig von Braunſchweig, der ſchon der Rathgeber ſeiner Mutter geweſen und nur auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht war, zu willig Gehör geliehen hätte. Als nun die engliſchen Colonieen in Amerika ſich erhoben und das britiſche Joch abſchüttelten, wandte ſich die Theilnahme der holländiſchen Nation ihnen mit Vorliebe zu; die oraniſche Partei aber, die zu England hielt, ſuchte dieſe Regungen zu unterdrücken und hielt ein Heer bereit, um Frankreich die Spitze zu bieten, falls dieſes den Amerikanern zu Hülfe kommen wollte. Frankreich wußte das Volk gegen die Regierung aufzureizen und da obendrein England die Niederlande übermüthig behandelte, rüſteten ſich endlich die Generalſtaaten und es kam zum Kriege. Da die oraniſche Partei jedoch jeden errungenen Vortheil zu lähmen ſuchte, ſo wuchs der Haß immer mehr und das Volk ſetzte die Anerkennung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten durch. Nach dem Pariſer Frieden (1784) wandte ſich nun der ganze Unwille der holländiſchen Nation gegen die Regierung. Der Herzog von Braunſchweig, der ſchon 1782 nach Herzogenbuſch exilirt war, hatte ganz das Land verlaſſen müſſen. Wilhelm V., von ſeiner ariſtokratiſch geſinnten Gemahlin, einer gebornen Prinzeſſin von Preußen, aufgereizt, ſuchte durch Strenge die republikaniſche Partei zu unterdrücken und gab ſelbſt gemäßigten Vorſtellungen kein Gehör. Es kam zum Bürgerkriege. Man erklärte den Stadthouder ſeiner Würde verluſtig, aber nun bildeten ſich zwei Parteien, die ſich feindlich gegenüber ſtanden. Als jedoch der Prinzeſſin von Oranien die Durchlaſſung durch den Haag verweigert worden, ſchlug ſich Preußen in das Mittel, rückte im September 1787 in die Niederlande ein, unterdrückte die Patrioten und unterwarf das ganze Land binnen wenigen Tagen wieder der Herrſchaft Wilhelms von Oranien, deſſen Rechte nun als Grundgeſetz der Republik von allen Provinzen anerkannt wurden.

Maria Thereſia hatte Belgien, das ihr nach 1748 zugefallen war, mit großer Milde und Weisheit regiert und ihm eine ſchöne Zeit bereitet. Ihr Sohn und Nachfolger, der freiſinnige Kaiſer Joſeph II., wollte, von ſeinem Eifer für Aufklärung fortgeriſſen, auch hier, wie in ſeinen übrigen Erbſtaaten, alte Vorurtheile ausrotten, welchen Jahrhunderte ein bleibendes Recht eingeräumt hatten. Er verfuhr zu gewaltſam dabei und ſcheiterte an dem hartnäckigen Widerſtande der Geiſtlichkeit. Zur Macht ſeine Zuflucht nehmend, griff er in die Vorrechte des Landes ein und hob deſſen alte Verfaſſung auf. Die Folge war eine allgemeine Erhebung des Volkes, das mit den Waffen in der Hand die Oeſterreicher verjagte und eine Republik bildete, welche jedoch nur ein Jahr dauerte und 1790 von Oeſterreich wieder umgeſtürzt wurde.

So ſtanden die Sachen in beiden Ländern auf ſehr ſchwankender Baſis, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, die bei der patriotiſchen Partei große Hoffnungen für eine ihr günſtige Aenderung der Dinge erweckte. Die proteſtantiſchen Niederlande waren noch immer feſt mit England verbündet und als der franzöſiſche Nationalconvent dieſem Reiche den Krieg erklärte, hatten die erſteren, als leichter zugänglich, am meiſten darunter zu leiden. Die Franzoſen fielen in die Niederlande ein und bemächtigten ſich Belgiens, aus welchem ſie zwar zuerſt vertrieben wurden, dann aber zurückkehrend unter Pichegrü's Kommando ſo große Fortſchritte machten, daß ſie bald auch die ganze eigentliche Provinz Holland beſetzten, die Engländer vertrieben und die oraniſche Partei unterdrückten. Der Erbſtatthalter ergriff die Flucht und ſchiffte ſich nach England ein, ſtarb aber auf der Reiſe im Angeſicht der engliſchen Küſte. Beide Länder wurden während der Jahre 1794 und 1795 gänzlich von den Franzoſen erobert und Belgien Frankreich einverleibt. Holland bewahrte dagegen noch einen Schatten ſeiner alten Freiheit; es wurde

1795 als bataviſche Republik, mit Aufhebung der Statthalterſchaft und Einführung franzöſiſcher Verwaltungsformen, anerkannt und ſchloß dann ein Bündniß mit Frankreich unter der Bedingung, 25,000 Mann republikaniſcher Truppen zu unterhalten. Außerdem koſtete der Friede mit Frankreich dem Lande noch hundert Millionen Gulden, das linke Ufer der Schelde, Maſtricht und Venloo. Das Schlimmſte jedoch war, daß durch die Politik des neuen gefährlichen Alliirten Hollands Handel einen furchtbaren Stoß bekam, um ſo mehr, als England kein Mittel unverſucht ließ, denſelben zu ſtören, indem es die niederländiſchen Häfen ſperrte, die Fiſcherei verhinderte, alle holländiſchen Beſitzungen, deren es Herr werden konnte, wegnahm und zuletzt gar eine Landung verſuchte, welche ſich indeſſen keines beſonderen Erfolges zu erfreuen hatte.

Als Buonaparte erſter Conſul wurde, ward die Conſtitution der bataviſchen Republik ebenfalls umgeändert und ein Staatsbewind an die Spitze der Regierung geſtellt. Der Friede mit England im Jahre 1802 brachte zwar einige Erleichterung, die jedoch nicht nachhaltig war. Napoleon beſtieg darauf 1804 den Kaiſerthron und Holland mußte als ein treuer Trabant allen Bewegungen ſeines gewaltigen Planeten folgen. Die Conſtitution ward von Neuem geändert und dem Lande, wenn auch nicht der Name, doch die Form einer Monarchie gegeben. Mit dem Titel eines Großpenſionairs ward Schimmelpennink das Oberhaupt deſſelben, doch dauerte dies nur ein Jahr, da machte Napoleon Holland zu einem Königreiche und ſeinen Bruder Louis zu deſſen Könige. So endete die Republik der vereinigten Staaten der Niederlande, nachdem ſie ſich zwei Jahrhunderte lang glänzend durch eigene Kraft erhalten hatte.

Auch das neue Königreich dauerte nur vier Jahr und litt während dieſer Zeit unſäglich durch Napoleons Politik. Handel und Gewerbe lagen wie todt danieder; Ueberſchwemmungen verheerten den Boden und die Noth im Inneren ſtieg immer höher; der Schleichhandel griff auf verderbliche Weiſe um ſich und die Küſten wurden von den Engländern, welche viele Schiffe und Forts zerſtörten, beunruhigt. Endlich rückten ſogar 20,000 Mann Franzoſen ein. Da legte Louis, der ſelbſt perſönlich bei ſeinem Bruder keine Erleichterung für das arme gedrückte Land hatte durchſetzen können, 1810 die Krone zu Gunſten ſeines Sohnes nieder: Holland ward jedoch mit Frankreich vereinigt, als ein erobertes Land betrachtet und mit der größten Härte behandelt; die Conſcription wurde dort eingeführt und die Continentalſperre mit eiſerner Strenge durchgeſetzt, ſo daß die Noth auf das Höchſte ſtieg. Da erloſch endlich Napoleons Stern; die Alliirten nahten ſich nach der Schlacht von Leipzig den Niederlanden, welche nun allmählig von den Franzoſen geräumt wurden und die oraniſche Partei ſtand nun mächtig auf oder war vielmehr die einzige im ganzen Lande. Man hatte den Sohn Wilhelms V., der bisher in London verweilte, zurückgerufen und ihn mit ungeheurem Jubel empfangen. Die Franzoſen wurden gänzlich aus den geſammten Niederlanden vertrieben und auf dem Wiener Congreſſe Belgien Holland einverleibt, die Niederlande als Königreich und Wilhelm von Oranien als König dieſer neuen conſtitutionellen Monarchie anerkannt. Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten nun wieder auf, doch erlitt das Reich von Neuem einen harten Stoß, als ſich Belgien 1830 gewaltſam von ihm losriß und eine eigene conſtitutionelle Monarchie bildete, an deren Spitze es den Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg als König berief und welche Holland nach kurzem Kriege und langen Verhandlungen 1839 endlich anerkannte. — König Wilhelm I. legte ſpäter freiwillig ſeine Würde nieder und trat den Thron ſeinem älteſten Sohne, dem Prinzen von Oranien, dem jetzt regierenden Könige, ab.

Holland umfaßt jetzt einen Flächeninhalt von 622 Quadratmeilen, mit 2,900,000 Seelen, ſeine überſeeiſchen Beſitzungen natürlich abgerechnet; Belgien dagegen die Provinzen Südbrabant, Oſt- und Weſtflandern, Hennegau, Antwerpen, Namur und Lüttich und zählt 3,500,000 Seelen auf 427 Quadratmeilen.

So bewegt ſich die Verhältniſſe der Niederlande in den Kämpfen mehrerer Jahrhunderte entwickelten, ſo ruhig geſtaltete ſich, ſelbſt während der heftigſten politiſchen Stürme, in faſt gleichmäßigem Fortſchritte, die Nationalliteratur derſelben, welche, obwohl ſie bis jetzt keine glänzende Höhe erricht hat, doch ein vollgültiges Zeugniß für das ehrenwerthe und unermüdliche Streben der ganzen Nation ablegt. Schon im dreizehnten Jahrhundert ward die niederländiſche Sprache ſo angebaut, daß man ſich ihrer auch zu wiſſenſchaftlichen und beſonders ſchriftſtelleriſchen Zwecken bedienen konnte. Der erſte bekannte Autor in derſelben iſt Jakob von Maerlant oder Merlant, ein Vlaminger (geboren um 1235, geſtorben 1300), doch ſpricht auch er ſchon von früheren Dichtern, wie z. B. dem Prieſter Willem Utenhove, von Calfſtaff, Noydekijn und Anderen, welche Fabeln gedichtet oder Ueberſetzungen geliefert haben. Maerlant verfaßte die Rymbybel, eine Uebertragung in Verſen von Comeſtars Biblia Scolaſtica, den Spieghel Hiſtoriael (Spiegel der Geſchichte), die Naturen Bloeme (Blumen der Natur) und Anderes mehr. Seine Sprache iſt merkwürdig rein, was um ſo preiswürdiger iſt, als er zu einer Zeit lebte, wo die Dialecte ſich ſehr vermiſchten und man brauchbare Wörter nahm, wo man ſie fand. Ihm zunächſt trat Melis Stoke auf, über deſſen Lebensumſtände nichts Zuverläſſiges ermittelt wurde, mit einer Reimchronik, welche die Geſchichte der älteren Grafen von Holland behandelt und mit dem Jahre 1305 endet. Seine Sprache iſt nicht ſo gediegen, wie die ſeines Vorgängers, auch ſind mehrere niederländiſche Forſcher der Meinung, daß jenes Werk nicht von ihm allein herrühre. Faſt gleichzeitig mit Stoke iſt Jan van Heelu, welcher in einem Gedichte von zehntauſend Verſen die Thaten Herzogs Johann I. von Brabant nicht ohne Geſchick und Lebendigkeit ſchilderte. Außer den Werken dieſer Männer finden ſich aus jener Zeit noch verſchiedene poetiſche Arbeiten in niederländiſcher Sprache vor, welche in den letzten Jahren durch die Bemühungen gelehrter Eingeborenen, ſowie des gewiegten deutſchen Kenners mittelalterlicher holländiſcher Literatur, Hoffmann von Fallersleben an das Licht gezogen wurden; im Ganzen aber iſt ihr dichteriſcher Werth, verglichen mit dem, was andere Völker aus dieſer Periode aufzuweiſen haben, nur gering, um ſo mehr, als ſie meiſt nur als Umbildungen oder Nachahmungen ausländiſcher, beſonders franzöſiſcher Originale betrachtet werden dürfen. Das Volk war noch zu ungebildet und roh, um an Höherem Antheil nehmen zu können, obgleich bereits ſeit dem vierzehnten Jahrhundert Spreeker (Sprecher, welche Gedichte vortrugen) an den Höfen der Großen gaſtliche Aufnahme fanden, oft von ihnen in Sold genommen wurden, oder wenn das nicht der Fall war, von einem Hofe zum anderen zogen und ihre Verſe in der Landesſprache recitirten. Das folgende Jahrhundert war dagegen der geiſtigen Entwickelung nicht günſtig, obwohl reich an hiſtoriſchen Ereigniſſen. Zwietracht und innere Fehden zerrütteten das Land; durch die Kämpfe und Zerwürfniſſe des Adels gewannen aber die Städte, die ſich den Anmaaßungen und Bedrückungen der vornehmen Herren nicht ſelten ſiegreich entgegenſtellten, und ein ſchöner freier Bürgerſinn entwickelte ſich, den poetiſche Genoſſenſchaften in den Städten, welche ſich nach Art der Meiſterſängerzunft bildeten und Redekammern oder Rhetorikammern (Rhetoryk-kamers) genannt wurden, nährten und beförderten. Als die älteſte dieſer Genoſſenſchaften wird die zu Middelburg, het Bloempje van Jeſſe genannt, betrachtet, welche ſchon 1430 beſtand; ihr folgen die von Vlaardingen, von Nieuwkerk und von Gouda, welche 1433, 1434 und 1437 errichtet wurden. Als diejenige jedoch, welche den größten Einfluß auf die Bildung der niederländiſchen Literatur ausübte, muß die zu Amſterdam 1517 gegründete Kammer In Liefde bloeijende betrachtet werden. Die Beſtrebungen ihrer Mitglieder erhielten durch die Kirchenverbeſſerung, welche in den Niederlanden eifrige Anhänger fand, neues Leben und es gingen Männer aus ihr hervor, die der Behandlung der Poeſie wie der Proſa einen neuen und nachwirkenden Aufſchwung verliehen und denen neben künſtleriſchen Zwecken ſittliche und religiöſe Bildung des Volkes vor Allem am Herzen lag. Als Solche ſind vorzüglich zu nennen Koornhert, Spieghel und Viſſcher. Der Erſtere, mit ganzem Namen Dirk Velkertszoon Koornhert (geb. 1522, geſt. 1590) überſetzte Homer, Cicero und Boëthius in einer reinen und kräftigen Sprache und verbreitete durch ſeine eigenen Schriften eine geſunde Moral. Spieghel, Henr. Lorenz (geb. 1549, geſt. 1612) ſchrieb ein didactiſches Gedicht, der Herzensſpiegel (Hertſpieghel), voll guter Gedanken und tüchtiger Geſinnung, obwohl unbeholfen verſificirt; Viſſcher (Roemer, geſt. 1623) dichtete Epigramme und allegoriſche Sittenlehren (Zinnepoppen), welche ſich zu ihrer Zeit großen Beifalls erfreuten und in denen vorzüglich große Fortſchritte der Diction, die er nach griechiſchen Muſtern zu bilden ſuchte, bemerklich ſind. Dieſen verdienſtvollen Männern ſchloſſen ſich andere begabte Talente erfolgreich an, wie z. B. der eifrige Beförderer der Reformation und der Freiheit der Niederlande, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde aus Brüſſel (geb. 1538, geſt. 1598). Er überſetzte die Pſalmen in holländiſche Verſe und erſchütterte durch ſein boshaftes, in trefflicher Proſa geſchriebenes, ſatyriſches Werk, „der heiligen römiſchen Kirche Bienenkorb (Byencorf der H. Roomſche Kerk) das Anſehen des Papſtthums in den Niederlanden auf das Furchtbarſte. Auch wird der berühmte Volksgeſang auf Wilhelm von Naſſau, welcher in jenen Tagen als das Bundeslied der patriotiſchen Partei galt und der Prüfſtein politiſcher Geſinnung war, ihm zugeſchrieben. Dieſes, der Mehrzahl unſerer Leſer wahrſcheinlich nur dem Namen nach bekannte, Gedicht iſt ein treuer Abdruck niederländiſcher Geſinnungen wie niederländiſchen Geſchmackes, und, ſo einfach es ausſieht, keineswegs ohne Kunſt gedichtet, denn die Anſangsbuchſtaben der funfzehn Verſe, aus denen es beſteht, bilden zuſammengeſtellt den Namen Willem von Naſſow. Großen poetiſchen Schwung kann man nicht an demſelben rühmen, wohl aber die Ueberzeugung tüchtiger, frommer Geſinnung und bewußter Tapferkeit, die ſich auf das Ehrenhafteſte darin ausſpricht und, wie der Herausgeber des niederländiſchen Gedenck-klancks (Haarlem 1626) naiv davon ſagt: groote vrucht onder vele luyden ſchafte (große Frucht unter vielen Leuten ſchaffte). — Wir laſſen, um die Einförmigkeit, welche dieſe überſichtliche Skizze bei dem beſchränkten Raume leicht erhalten könnte, einigermaaßen zu unterbrechen, hier einige Verſe aus demſelben folgen, und bemerken dabei, daß dieſer echt-holländiſche Nationalgeſang eine ſehr ſchöne und kräftige Nationalmelodie hat. So lauten die erſte, zweite, vierte und zehnte Strophe, welche die bezeichnendſten ſind.

Wilhelmus van Nassouwe,
Ben ick van duytschen bloet,
Het Vaderlant getrouwe,
Blijf ick tot's Lants behoet.
Een Prince van Oranjen
Ben ick vry onverveert,
Den Coninck van Hispanjen
Ick altijt hebb geeert.

In Godes vrees te leven
Heb ick altyts getracht;
Daerom ben ick verdreven
Van Lant en goet gebracht;
Maer Got sal my regeeren
Als een goet instrument,
Dat ick sal wederkeeren
Noch in mijn regiment.

Lyf, goet, en al te samen
Heb ick u niet verschoont.
Myn broeders hoog van namen,
Die hebben't ook betoont.
Graef Adolf is gebleven
Te Vrieslant in den slag,
Syn siel, in 'teeuwig leven,
Verwacht den jongsten dag.

Niet doet my meer erbarmen
In mijn sweer ongeval,
Den dat men siet verarmen
Des Coninex Landen al.
Dat u de Spanjaerts krencken,
O edel Nederlant!
As ick dat gae bedencken,
Myn edel harte brant, etc.*)

Neben Marnix zeichneten ſich ferner noch vortheilhaft aus: Viſſchers Töchter, Maria Teſſelſchade und Anna, welche ihrer Zeit als glückliche Dichterinnen ſehr gefeiert wurden und von denen die Erſtgenannte Taſſo's befreites Jeruſalem überſetzte; **Kamphuyzen** (geb. 1586, geſt. 1618), ein trefflicher geiſtlicher Liederdichter, deſſen frommes „Wat is de meeſter wijs en goud" (wie iſt der Herr weiſe und gut) noch jetzt als höchſt werthvoll geſchätzt wird; **S. Coſter**, der als der Vater der niederländiſchen tragiſchen Bühne zu betrachten iſt (geſt. 1617); **L. Reael**, der ſehr hübſche Lieder dichtete (geſt. 1637) und **Daniel Heinſe** (geb. 1580, geſt. 1655), der als Vater der holländiſchen lyriſchen Poeſie zu betrachten iſt. Das meiſte Talent hatte dagegen unſtreitig **G. A. Bredero** (geb. 1585, geſt. 1608), der die Gabe der Erfindung und komiſchen Kraft im hohen Grade beſaß, dem es aber an Bildung und Geſchmack fehlte. Seine Luſtſpiele und Poſſen würden unſerer Zeit unerträglich erſcheinen; unter ſeinen kleinen lyriſchen Poeſieen findet ſich dagegen Manches, das ſich durch Friſche und Naivetät bemerklich macht und welches ſich auch im Volke bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

---

*) **Deutſch:** Wilhelm von Naſſau bin ich aus deutſchem Geſchlecht; ich bleibe dem Vaterlande treu zum Schutz des Landes. Ich bin ein Prinz von Oranien ganz unverzagt; den König von Spanien habe ich ſtets geehrt.

Ich habe ſtets getrachtet, in der Furcht Gottes zu leben; deshalb bin ich vertrieben und um Land und Gut gebracht; aber Gott wird mich leiten als ein gutes Werkzeug, daß ich noch wiederkehre zu meiner Herrſchaft.

Leben, Gut und Alles zuſammen habe ich für Euch nicht geſchont; meine Brüder, hoch von Namen, haben das auch gezeigt. Graf Adolf iſt in Friesland im Kampfe geblieben; ſeine Seele harrt im ewigen Leben auf den jüngſten Tag.

Nichts ſchmerzt mich mehr in meinem ſchweren Unglück, als daß man des Königs Lande alle verarmen ſieht. Wenn ich bedenke, o edles Niederland, daß dich die Spanier kränken, ſo brennt mein edles Herz.

Vollſtändig nebſt der Muſik findet ſich dies Lied in dem oben angeführten Niederländiſchen Gedenkklank S. 46 ſqq.

Alle bisher Genannten wurden aber bei Weitem übertroffen von Pieter Corneliszoon Hooft, in deſſen Lobe noch jetzt alle Kritiker übereinſtimmen und deſſen Schriften als klaſſiſch betrachtet werden. Er ward am 16. März 1581 zu Amſterdam geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, erhielt eine treffliche Erziehung, ſtudirte die Rechte in Leiden und machte darauf in ſeinem achtzehnten Jahre eine Reiſe nach Frankreich und Italien, von welcher er 1601 zurückkehrte. Schon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre hatte er ein Trauerſpiel, Achilles und Polyxena, verfaßt, welches, neben vielen Mängeln, doch große Hoffnungen erweckte. Er war eines der thätigſten Mitglieder der wiederholt von uns genannten Amſterdamiſchen Redekammer, die ihn bereits vor ſeinem zwanzigſten Jahre aufgenommen hatte. Während ſeiner Reiſe ſtudirte er beſonders die italieniſchen Dichter, um ſich nach ihnen zu bilden, und ſuchte vorzüglich die Anmuth und den Wohlklang, den er bei denſelben fand, in die niederländiſche Sprache und Poeſie überzutragen, obwohl er auch nicht ganz frei blieb von dem ſchlechten Geſchmacke Guarini's und Marino's, und die Neigung zu Schwulſt, Wortſpielen und Concetti ſich ſelbſt in ſeinen beſten Poeſieen offenbart. Nach ſeiner Rückkehr lebte er noch einige Jahre nur den Muſen und ward dann 1607 durch Prinz Moritz von Oranien als Droſt von Muiden, Schultheiß (Bailluw) von Gooiland und Hauptoffizier (Hoofdofficier) von [illegible]eſp und Weeſper Carſpel angeſtellt. Das Schloß zu Muiden ward ſein beſtändiger Wohnſitz, wo er höchſt zufrieden in glücklicher Ehe lebte und die Bedeutendſten unter ſeinen Landesgenoſſen, wie z. B. Anna und Maria Viſſcher, Barlaeus, Huygens, Hugo Grotius, ſelbſt in früheren Zeiten Vondel als ſeine Freunde oft und lange bei ſich ſah. Von hier aus verbreitete ſich eine höhere Richtung und eine glücklichere und edlere Behandlung der Sprache durch die Niederlande. Hooft war, abgeſehen von ſeinen ausgezeichneten Eigenſchaften, das Muſter eines redlichen, ehrenfeſten Patrioten, der ſtets auf der rechten Bahn wandelte und ſich eben ſo wenig in die verhaßten kirchlichen Streitigkeiten miſchte, als an den politiſchen Intriguen der Parteien Theil nahm. Gewiſſenhaft verwaltete er ſein Amt, nie nach Höherem ſtrebend, aber alle ſeine Mußeſtunden wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſchäftigungen zum Ruhm und Nutzen ſeines Vaterlandes widmend. Er ſtarb allgemein betrauert auf einer Reiſe am 21. Mai 1647 und ſeine Zeitgenoſſen wetteiferten in ſeinem Lobe, ſelbſt Vondel, der eine ganz andere Bahn des Lebens eingeſchlagen hatte, nannte ihn das durchlauchtigte Haupt der niederländiſchen Dichter (dat doorluchtig Hooft der hollandſche Poeten).

Hooft hat ſich als dramatiſcher und lyriſcher Dichter wie als Hiſtoriker gleich ſehr ausgezeichnet. Es fehlt ihm zwar an eigentlicher Erfindungskraft, aber er iſt gedankenreicher, correcter und gewandter in der Behandlung der Sprache, als alle ſeine Vorgänger, und jenen Mangel wiegt ſeine ernſte, tüchtige Geſinnung auf. In ſeinen Trauerſpielen, unter denen Bacto als das gelungenſte betrachtet wird, finden ſich einzelne ausgezeichnet ſchöne Stellen, wie z. B. folgende Anrede an den Schlaf in der Tragödie Gerard van Velzen:

Iſt Tod, den man als einen Fluch bezeichnet,
Zu gut, um den Verhaßten zu beſuchen,
So ſei willkommen du in meiner Noth,
O Schlaf, des Todes Bruder, Sorgenſtiller!
Du kannſt allein jetzt meinen Kummer heilen,
Beſchützer du des tiefgequälten Herzens,
Der du dem müden Leib, der wunden Seele
Den vollen Becher des Vergeſſens bringſt.
O möchte Täuſchung ſo das Hirn mir füllen,
Daß mir des Leibes Ruh von meinem Geiſte
Die fürchterlich qualvollen Bilder nähme,
Die mir des Tages abgeſchiedne Angſt
In meine ſchwachen Sinne eingedrückt.

und noch mehr der meiſterhafte Chor der fliehenden Frauen, welcher den vierten Aufzug des Trauerſpieles Bacto beſchließt und in wörtlicher Ueberſetzung ſo lautet:

Wen hat je Bosheit ſo erfüllt,
Daß keine Thräne ihm entquillt,
Und trüben Herzens er beklagt
Das Leid, das ſchwer uns Alle plagt!
Wer die betrübte Schaar erblickt,
Von Sorge, Schmerz und Angſt bedrückt,
Entfliehend aus dem Vaterland,
Deß Herz iſt härter als Demant,
Wenn er's mit trockuem Auge ſchaut.
Er, deſſen Wange nicht bethaut,
Den muß kein Menſch, ein wüthend Thier
Geboren haben. Sehet hier!

Ein ſchwangres Weib entflieht voll Harm!
Dort mit dem Säugling auf dem Arm,
Flüchtet ein Anders, zitternd ſehr
Für Mann und Kind und Leib und Ehr',
Wenn ſie vernimmt den mind'ſten Schrei;
Hilfloſe Wittwen ſind dabei,
Mit Kindern oder kinderlos;
Sie finden All' ihr Leid ſo groß.
Hier zieht die Braut fort, deren Herz
Statt Liebesglück füllt tiefſter Schmerz.
Sie muß jetzt vor dem Bräut'gam fliehn.
Anſtatt entgegen ihm zu ziehn.
Hier macht die reine Jungfrau bang
Und zitternd mit den ſchweren Gang;
Die Waiſe zieht, bekümmert ſehr,
Vor ihrem Vormund dort einher.
Hier ſtützt der Stock den müden Greis,
Deß Haar in Ehren wurde weiß
Und der doch nimmermehr als Sklav
Sich legen will zum ew'gen Schlaf;
Denn ob der Stamm auch abgedorrt,
Im Herzen blüht die Freiheit fort.
Von Kindern ſind hier Eltern fern
Durch Eid verbunden ihrem Herrn:
Der Bruder von der Schweſter wich,
Erprobte Freunde trennen ſich.
Es giebt den Herd, von dem er ſtammt,
Der Bürger Preis; es läßt ſein Amt
Der Richter, wie der Fürſt den Thron;
Er zieht mit ſich den jungen Sohn,
Deß Unſchuld traf der Sünde Lohn.
Die Tapfern, welchen ward der Tod,
Beweinten wir in unſerer Noth;
Doch ſollten freuderfüllt wir ſein,
Daß ſie erlöſt von unſ'rer Pein
Und nicht, von Furcht und Reu' bedrängt,
Sie jetzt das tiefe Grab umfängt.
O drei Mal glücklich iſt der Held,
Der in dem Kampf getroffen fällt,
Und den des Grabes dunkle Nacht

Vor allem künft'gen Leid bewacht,
Denn er erfähret zu keiner Zeit,
Wie ſchwer die Wahl, wie groß das Leid;
Verbannung oder Sklaventhum!
Wir ziehn im Kreiſe jetzt herum,
Wo Nichts als Sorge, Kummer, Schmerz,
Voll Angſt erfüllend ſelbſt das Herz
Der Freunde nun mit Furcht und Pein,
Die Wehr und Schutz uns müßten ſein.

Als Proſaiker war Hooft correct und edel und ſein Styl voll Kraft und Conciſion, obwohl mitunter geſucht und gekünſtelt, indem er zu ſehr die klaſſiſchen Muſter des Alterthums zu erreichen ſtrebte. Seine beſte Leiſtung auf dieſem Gebiete iſt die Ueberſetzung des Tacitus. Seine hiſtoriſchen Schriften, Geſchichte Heinrichs IV., Geſchichte des Hauſes der Medicis, Geſchichte der Niederlande, ſind hinſichtlich des Styls und der Geſinnung als Meiſterwerke zu betrachten, doch fehlt ihnen die freie Weltanſchauung, ohne welche der Hiſtoriker ſich nie auf den einzig richtigen Standpunkt zu ſchwingen vermag. Trotzdem war ſein Einfluß auf ſein Vaterland von ſegensreicher, nachhaltiger Wirkung, und mit Recht wird der treffliche Mann noch jetzt von den Niederländern geliebt und verehrt.

Unter ſeinen mitſtrebenden Zeitgenoſſen bildet Jacob Cats ein eigenthümliches Seitenſtück zu ihm; an Tüchtigkeit der Geſinnung und Gründlichkeit der Bildung ſind ſich Beide gleich, aber Hooft hatte weit mehr geiſtige Feinheit und Schwung, während dieſer nur die Nützlichkeit im Auge hatte und ſie als höchſte Aufgabe betrachtete, der er alles Andere unterordnete. Er iſt der Prototyp eines niederländiſchen Bürgers und dieſe wahrhafte, redliche, ſtrebſame, aber höchſt beſchränkte Bürgerlichkeit ſpricht ſich auch überall in ſeinen Schriften aus. Cats ward am 10. November 1577 zu Brouwershaven, einem Städtchen in Zeeland, geboren, ſtudirte die Rechte in Leyden und Orleans, lebte eine Zeitlang in Paris und ließ ſich dann als Advocat in ſeiner Vaterſtand nieder. Um ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen, begab ez ſich darauf nach England und würde nach ſeiner Rückkehr Advocat zu Middelburg. Der Krieg mit Spanien veranlaßte ihn, 1621 nach dem Haag zu gehen. Hier wurde er zum Penſionair ernannt, lebſe darauf Anfangs wieder zu Middelburg, dann zu Dortrecht und ſeit 1625 als Curator der Univerſität zu Leyden. Im Jahr 1627 ging er als Geſandter nach England, bekleidete darauf nach ſeiner Zurückkunſt mehrere der erſten Staatsämter und zog ſich zuletzt auf ſeine Villa Sorgvliet zurück, wo er am 12. September 1680 ſtarb. Die vorzüglichſten Ereigniſſe ſeines fruchtbaren Lebens hat er ſelbſt in einer gereimten Autobiographie erzählt.

Cats war im vollſten Sinne des Wortes ein Dichter des täglichen Lebens für das Volk; daher auch zu ſeiner Zeit und noch lange nachher der geleſenſte und bekannteſte. Für alle Stände, alle Alter, alle Verhältniſſe dichtete er, und wer guten Rath bei ihm ſuchte, ging gewiß nicht leer aus. Voll Güte und Klugheit hält er ſich überall an die Wirklichkeit, an das Vorhandene, aber was darüber hinaus geht, iſt ihm fremd. Immer heiter und gelaſſen, nimmt er nie einen höheren Aufflug, weder in der Wahl ſeiner Gegenſtände noch in der Behandlung des Stoffes und der Form. Seine Poeſie iſt eigentlich weiter Nichts, als geſunder Menſchenverſtand, der ſich in poetiſchem Gewande äußert; doch ſelbſt dies poetiſche Gewand iſt ein werktägliches, gewöhnliches. Seine Werke ſind zahlreich, meiſt didactiſch in bequemer Form und Jedem gerecht, wie z. B. Ouderdom (das Alter), Buyten-Leven (Leben außer dem Hauſe), Hofgedachten (Gartengedanken), Gedachten op ſlapelooze Nachten (Gedanken in ſchlafloſen Nächten) und Fabeln u. ſ. w. — Ein Dichter im wirklichen Sinne iſt er jedoch nicht; wenn man ihn mit ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten vergleicht, ſo vermißt man bei ihm Hooft's Kraft und Eleganz, Vondels Begeiſterung und Tiefe, Huygens inhaltsreiche Kürze. Er iſt einfach, aber breit, wohlgeſinnt, aber beſchränkt, doch läßt ſich auf der anderen Seite nicht läugnen, daß er einen höchſt ſegensreichen Einfluß auf ſeine Nation gehabt, und daß, wenn auch andere Völker ihn keineswegs als Dichter anerkennen werden und können, es doch höchſt undankbar von den Niederländern wäre, wollten ſie ihm die Verehrung entziehen, auf die er, als Lehrer ſeines Volkes, die gerechteſten Anſprüche hat. — Wie er Leben und Liebe anſchaute, davon möge ſich der deutſche Leſer ſelbſt einen Begriff aus folgendem Capitel ſeiner Lebensbeſchreibung machen, in welchem er ſeine ganze Beſchränktheit zugleich mit ſeiner ganzen Tüchtigkeit und Redlichkeit ſchildert:

Doch mir kommt in den Sinn jetzt, daß ich muß erzählen,
Woraus man lernen kann, wie junge Leute fehlen.
  Zu Middelburg ich einſt in die franzſche (franzöſiſche) Kirche ging
  Und es entſtand in mir ein wunderſeltſam Ding.

Ich ſah ein Mädchen dort, als ich die Predigt hörte,
Der Minne Brand alsbald ſich wild in mir empörte;
Sie ſchien mir wunderſchön, über die Maaßen fein:
Ich fühlt' es wie ein Feuer, es drang durch Mark und Bein.

Ich war nun aus der Kirche zurück nach Haus gekommen,
Wo dieſe Jungfrau wohnt, das hatt' ich ſchnell vernommen;
Einen hübſchen Minnebrief ich alſobald ihr ſchrieb;
Den ſandt' ich voller Eil dem neuerkohrenen Lieb.

Ich bat ſie ſchriftlich nun und bat, nicht zu vergeſſen,
Vor ihrer Thür zu ſein des Abends nach dem Eſſen,
Denn ſie zu ſehen dort, war ich ſo voll Begier,
Um meine Dienſte artig jetzt anzubieten ihr.

Die Jungfrau that auch ſo, wie ich's ihr angegeben,
Und hat zu rechter Zeit ſich vor die Thür begeben.
O was für Freude ich, als ich ſie ſah, empfand!
Es war, wie wenn vor mir der Himmel offen ſtand.

Da bracht' ich an den Tag nichts als ſammetne Worte,
Beſetzt an jedem Rand mit Gold- und Seidenborte,
Und kurz mit einem Wort, ich habe ſie geehrt
Mit Allem, das die Kunſt vor dieſem mir gelehrt.

Sie ſah mich an, verſchämt, erröthend auf den Wangen,
Mit günſtigem Geſicht und ſtillte mein Verlangen;
Zwar ſprach ſie Anfangs Nichts, doch als ich von ihr ging,
Vernahm ich etwas, das mir über Alles ging.

Mit größerm Ernſt nachmals ich meinen Gruß ihr ſagte
Und ſah aus Allem, daß mein Lieben ihr behagte,
So daß ich Hoffnung faßt' und zu gewinnen fand
Zuerſt des Liebchens Herz, dann treuen Eheſtand.

Doch als ich einem Freund den Plan nun mitgetheilet
Und mich zur Heirath jetzt in vollem Ernſt beeilet,
Geſchieht es, daß der Mann mir widerrathend ſpricht:
Die Heirath paßt durchaus für Euch, mein Freund, ſich nicht.

Ihr müßt in dieſer Stadt viel Achtung Euch erwerben,
Und würdet's Euch gewiß auf dieſe Art verderben;
Der Vater von der Holden, die Ihr Euch zugedacht,
Gilt an der Börſe Nichts, weil er Bankrott gemacht.

Wie mich dies Wort erſchreckt, braucht man wohl nicht zu fragen,
Mir ward zu Muth, als wenn der Donner mich erſchlagen,
Und das, weil jene Maid in meinem leeren Sinn
Am Beſten mir gefiel und ganz mein Herz riß hin.

Da fühlt' ich großen Streit in den betrübten Sinnen
Und gänzlich zweifelhaft ward mir, was zu beginnen;
Sie ſtand gewaltig feſt in meines Herzens Wahn,
Doch ihres Vaters Fall, der trieb ſie aus der Bahn.

Ich war ihr ſehr geneigt; mir däucht, daß da gelegen
In ihrem Angeſicht für mich ein hoher Segen.
Für ſie hätt' ich gewiß, auch ohne große Noth,
Mit freudigem Gemüth gegeben mir den Tod.

Allein das Unglück, das den Vater überkommen,
Hat plötzlich alle Lieb' von mir hinweggenommen,
So daß ich ſpäterhin, obwohl nicht ohne Streit,
Suchte von Liebesbrand und ihr zu ſein befreit.

Bei dieſem Fall fiel ich auf allerlei Gedanken,
Die von mir Tag und Nacht nicht weichen und nicht wanken.
Doch ſieh, die junge Maid zog fort nach Amſterdam,
Das gab Gelegenheit, daß ich den Abſchied nahm.

Ich klagte nicht mehr ſo, als ſie nun fortgezogen;
Der Liebe ſtärkſte Gluth, die war bereits verflogen.
Ach, was iſt doch der Menſch und was er hier beginnt!
Wie ſchnell verläßt er doch, was er zuvor gewinnt!

Worein ſoll er ſich ganz nach ſeinem Sinne fügen?
Ein Ding nur iſt's allein, das uns ganz kann vergnügen,
Was hier ſich das Gemüth zu ſeiner Luſt erkohr,
Iſt wie ein Wind dahin, der ſich alsbald verlor.

Doch fragt Ihr, was als Kern der Freuden ich erwähle,
Als feſten Grund dem Geiſt und aller Tugend Seele,
Des Herzens ſchönſte Luſt und Luſt für den Verſtand,
Wodurch man hier ſchon knüpft mit Gott ein feſtes Band.

Die Liebe iſt's, die wir Gott hier entgegen bringen,
In der enthalten liegt, was man nur kann erringen,
Denn wer in ſeiner Bruſt den Segen wahrhaft fühlt,
Iſt ſtill und ruhevoll, wie Fleiſch und Welt auch wühlt.

Kein Ding, ſo groß es ſei, von allen Erdenſachen,
Kann uns ſo wohlgeſtellt und wirklich glücklich machen,
Als Gottes Lieb' allein, denn ohne dieſes Kleinod
Iſt alles Fleiſch entſtellt, ſind alle Lüſte todt.

Das hab' ich wohl gemerkt, wie auch die Menſchen wühlen,
Daß Gott läßt ſeine Macht allüberall uns fühlen,
Als ich es nicht geſucht und nicht daran gedacht,
Hat mir ein liebes Weib mein Schöpfer zugebracht.

In Zeeland hatte ich zu dieſer Zeit geſeſſen,
Was Holland nur betraf, vollkommen dort vergeſſen,
Und doch in Holland ſelbſt, ſogar in Amſterdam
War's, daß ich mir zur Hülf' ein ächtes Weibchen nahm.

Ein Weibchen von Verſtand und lieblichen Manieren,
Sie konnt' das Hausgeſind' mit rechter Art regieren.
Statt daß Romane las das liebe junge Weib,
So war Plutarchus ſelbſt ihr art'ger Zeitvertreib.

Doch Gottes heilig Wort, das ſtets ihr werth geweſen,
Das war vor Allem ſie geneigt ſtets zu durchleſen.
Wozu noch mehr geſagt? Sie war ein liebes Weib,
Ein Grundſtück für das Haus und treu an Seel' und Leib.

Als den genialſten von Allen und als den entſchiedenſten Gegenſatz zu dem hausbackenen, beſonnenen, ruhigen Cats kann man mit Recht Vondel betrachten, der als dramatiſcher Dichter in den Niederlanden bis jetzt noch nicht übertroffen worden iſt und auf den ſeine Landsleute ſtolz ſind, obwohl er, ſtreng genommen, ſeinem Geburtsorte nach, nicht ihnen, ſondern Deutſchland angehört. Jooſt van den Vondel ward am 17. November 1587 zu Köln am Rhein geboren. Sein Vater, ein Hutmacher, gehörte zu den Taufgeſinnten und war vor den ſpaniſchen Verfolgungen aus Antwerpen entflohen. Später ging er mit den Seinigen nach Holland und ließ ſich erſt in Utrecht, dann in Amſterdam nieder, wo es ihm ſo wohl ging, daß er ſeinen älteren Sohn, Willem, konnte die Rechte ſtudiren und nach Italien reiſen laſſen, während Jooſt, der jüngere, nur in einer gewöhnlichen Schule zu Utrecht leſen und ſchreiben lernte und für das Geſchäft des Vaters beſtimmt wurde. Er zeichnete ſich ſchon ſehr früh durch ſein poetiſches Talent aus und bereits in ſeinem vierzehnten Jahre machte Hooft auf ihn aufmerkſam, mit der Bemerkung, daß man von ſeinen glücklichen Fähigkeiten Viel hoffen dürfe. Das Intereſſe für die ſchönen Wiſſenſchaften, welches damals allgemein in Amſterdam herrſchte, und der Umgang mit den bedeutendſten Geiſtern ſeiner Vaterſtadt wirkten ſehr anregend auf ihn, doch blieb er dem einmal ergriffenen Gewerbe treu, vermählte ſich 1610 mit Maria de Wolf und ließ ſich als Strumpfhändler nieder. Glücklicher Weiſe war ſeine Frau ſehr verſtändig und thätig und führte das Geſchäft faſt allein, ſo daß er ganz ſeinem Hange zur Dichtkunſt folgen durfte. Er fühlte den Mangel gründlicher Bildung ſehr und begann nun im ſechsundzwanzigſten Jahre ſich die nothwendigſten Kenntniſſe zu erwerben. Während dieſes Zeitraums gab er auch ſeine erſten poetiſchen Arbeiten, namentlich ein Drama, Iſraels Erlöſung aus Aegypten, und mehrere lyriſche Gedichte heraus, doch leiden dieſe Erſtlinge noch an Rohheit und Geſchmackloſigkeit. Ein näheres Verhältniß zu Hooft, Reael, de Hubert, Barlaeus, den Viſſchers und anderen ausgezeichneten Perſonen übte günſtigen Einfluß auf ſeine Entwickelung; leider wußte er den hohen Werth deſſelben nicht einzuſehen und ſeine heftige Theilnahme an den kirchlichen Zerwürfniſſen nach der berüchtigten Dortrechter Synode entfremdete ihm jene Freunde wieder. Obwohl ſelbſt zu den Taufgeſinnten gehörend und Diakonus in ſeiner Gemeine, ergriff er lebhaft die Partei der unterdrückten Remonſtranten, ſowohl in geiſtlichen wie in ſatyriſchen und epigrammatiſchen Poeſieen. Die Enthauptung Oldenbarnevelds wurde ſogar von ihm in einem Trauerſpiele, Palamedes, dargeſtellt und machte, da die Anſpielungen auf die einzelnen Theilnehmer an jener blutigen Kataſtrophe nicht zu verkennen waren, ſeiner Zeit außerordentliches Aufſehn, um ſo mehr, da Vondel deswegen zur Unterſuchung gezogen und zu einer Geldſtrafe verurtheilt wurde. Jenen Arbeiten ließ er noch viele Pasquille folgen, die damals begierig geleſen wurden, aber in künſtleriſcher Hinſicht durchaus werthlos ſind. Dann wandte er ſich indeſſen wieder edleren Beſchäftigungen zu und ſchrieb raſch hinter einander ſeine beiden berühmten Dramen Gysbrecht von Aemſtel, mit dem 1637 das neue Amſterdamer Schauſpielhaus eingeweiht wurde und das jetzt noch alljährlich dort aufgeführt wird und die Maegden (die Jungfrauen), das Märtyrerthum der h. Urſula und ihrer Begleiterinnen darſtellend. Gleich darauf trat er, zu allgemeinem Erſtaunen, zur katholiſchen Kirche über, und obwohl ihm weltliche Beweggründe, vorzüglich die Bewerbung um eine reiche katholiſche Wittwe, untergeſchoben wurden, ſo ſcheint er doch dieſen Schritt vollkommen aus Ueberzeugung gethan zu haben. Seine ſpäteren Dichtungen trugen faſt alle die Farbe ſeines neuen Glaubens und ſein poetiſcher Ruhm erreichte damals den Gipfel vorzüglich durch das Trauerſpiel de Gebroeders (die Brüder), das allgemein als ein Meiſterſtück anerkannt wurde. Als er jedoch fortfuhr, den Katholicismus in eigenen Poeſieen zu preiſen und zu verherrlichen, erwarb er ſich, vorzüglich unter ſeinen proteſtantiſchen Landsleuten, namhafte Feinde. Hooft ſchrieb an Barlaeus darüber: „Mich dauert der Mann, der keiner Sache leichter müde zu werden ſcheint, als der Ruhe.“ Er ward heftig in Proſa und Verſen angegriffen und erntete ſelbſt bei ſeinen Glaubensgenoſſen nicht ſonderlichen Lohn. Alles dies konnte ihn aber nicht irre machen, er fuhr rüſtig fort zu dichten und lieferte mehrere Trauerſpiele und viele Gelegenheitsgedichte, ſeine übrigen Mußeſtunden mit Ueberſetzungen ausfüllend. In ſeinen ſpäteren Jahren machte ihm ſein einziger mißrathener Sohn großen Kummer und brachte ihn um ſein ganzes Vermögen, ſo daß er durch Vermittelung ſeiner Verwandten ſich bewegen ließ, das Amt eines Buchhalters bei der Leihbank (1658) anzunehmen. Dies verwaltete er zehn Jahre lang, ward dann 1668 ehrenvoll mit ſeinem Jahresgehalt entlaſſen und verbrachte nun die übrigen eilf Jahre ſein Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit. Während er jenes Amt bekleidete, dichtete er noch Vieles und beſchloß endlich ſeine poetiſche Laufbahn im einundachtzigſten Jahre ſeines Alters mit zwei dramatiſchen Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, worauf er im vierundachtzigſten noch eine Uebertragung von Ovid's Metamorphoſen folgen ließ und im ſiebenundachtzigſten als letzte poetiſche Aeußerung, ein Hochzeitsgedicht verfaßte. Er ſtarb am 5. Februar 1679 an Altersſchwäche und ward von vierzehn Dichtern feierlich zu Grabe getragen. Man ſchlug eine Denkmünze auf ſeinen Tod, doch erſt 1772 errichtete ihm die Geſellſchaft Diligentiae Omnia ein Grabmal in der neuen Kirche zu Amſterdam, wo ſeine irdiſchen Ueberreſte eine Ruheſtätte fanden.

Vondel hat ſehr viel geſchrieben und die Sammlung ſeiner poetiſchen Werke umfaßt in der von Weſterman beſorgten Ausgabe 21 Bände, in denen allein zweiunddreißig Tragödien enthalten ſind. Daß die Niederländer ihn überſchätzt haben und zum Theil noch überſchätzen, leidet keinen Zweifel. Eine lebhafte, ſchöpferiſche Phantaſie, tiefes und warmes Gefühl und große Leichtigkeit in der Auffaſſung und Behandlung ſeiner Stoffe ſind ihm eigenthümlich; dagegen fehlt es ihm aber an gründlicher Bildung, an Ruhe und an Geſchmack

Der letztere Mangel muß freilich zum Theil auch ſeiner Zeit und ſeinen Umgebungen beigemeſſen werden, über welche er ſich nicht frei hinaus zu ſchwingen vermochte. Trotzdem beſaß er aber ein großes und ſeltenes poetiſches Talent, voll origineller Kraft und innerem Reichthum, und man muß ihm den Ruhm laſſen, daß er daſſelbe auf eine Höhe der Ausbildung brachte, wie es nur irgend unter den gegebenen Verhältniſſen möglich war. Er iſt in mehr als einer Hinſicht mit Shakſpeare zu vergleichen, obwohl er dieſem, durch Zeitverhältniſſe und Umgebung gefeſſelt, bei Weitem nachſteht. Ueberall in ſeinen Werken finden ſich Stellen von außerordentlicher Schönheit, und dieſe ſind es auch, die ihm in den Niederlanden ſeinen großen Ruhm erhalten haben, während ſeine ſämmtlichen Leiſtungen, im Zuſammenhange betrachtet, ſtrengem Tadel unterworfen bleiben. Aus demſelben Grunde ſteht er aber auch vereinzelt da; ſeine Trauerſpiele ſind, mit Ausnahme des Gysbrecht, von der Bühne verſchwunden, ſeine Schriften werden, wie die Werke Klopſtocks bei uns, von den Meiſten mit der größten Verehrung genannt, von den Wenigſten geleſen und ſind ohne nachhaltige Wirkung auf die ſchöne Literatur ſeines Vaterlandes geblieben.

Eins ſeiner ſchönſten und rührendſten Gedichte iſt unſtreitig folgendes:

Die chriſtliche Geduld.

Geduld hat nirgends, wo ſie ruht,
Als mitten in der Meeresfluth,
Dort ſitzt zähneklappernd ſie allein
Halbnackt auf einem kalten Stein,
Den brandend peitſcht das wilde Meer,
Indeß der Sturmwind rings umher
Durch Wolken deckt der Sterne Schaar,
So daß ſie alles Lichtes baar;
Trifft aber ſie ein heller Schein,
Iſt's Feuerglanz, der Augen Pein,
Iſt's Blitz, der Alles wild verheert
Und aus den Wolken niederfährt.
Seeungeheu'r mit offnem Schlund
Erheben ſich aus Meeresgrund,
Umringen das umbrauſte Riff;
Da ſieht ſie ein gejagtes Schiff
Von ferne nahn, die Hoffnung kehrt
Vergeblich, da vorbei es fährt.

Sie hatte Freunde wohl darin,
Doch ſchwachen Herzens, kalt von Sinn,
Und ruft auch Einer: Leget an!
Die Anderen ſchrieen ängſtlich dann
Aus Todesfurcht: O haltet ab!
Es droht uns ja das feuchte Grab. —
Das Einz'ge, was ihr Tröſtung bringt,
Wie ſie auch mit dem Elend ringt,
Iſt ihr Gewiſſen, gut und rein,
Ihr höchſtes Gut in tiefer Pein,
Der Tugend Schatz, die unterdrückt
Doch ſelbſt mit Luſt die Thränen ſchmückt
Und, ohne Hülf' und Troſt zu ſehn,
Spricht: Gottes Wille muß geſchehn.

Nicht minder zart und tiefgefühlt iſt folgendes, ſich in der Sammlung ſeiner Werke dem eben mitgetheilten ſogleich anſchließende Gedicht:

Bitte für das Waiſenhaus der Walen (Wallonen) zu Amſterdam.

O laßt mitleid'ge Blicke ſtrahlen
Auf dieſe ganz vergeſſ'ne Schaar,
Auf's arme Waiſenhaus der Walen,
Deß Laſt ſich mehrt von Jahr zu Jahr;
Denn es empfängt mit off'nen Armen
Die arm ſind ohne ihre Schuld,
Die Waiſen, flehend um Erbarmen,
Und pflegt und nährt ſie voll Geduld
In Zucht und ehrbarlichen Sitten;
Wer kann ſie ohne Thränen ſehn!
Hat Chriſtus arm für uns gelitten,
Wer kann vorbei der Krippe gehn,
Gefühllos, ohne mit dem Waiſen
Zu opfern, was ihm reichlich ward,
Das hungrig nackte Kind zu ſpeiſen,
Das in dem Bethlehem erſtarrt.
Sorgt nicht, daß ſich die Schätze mindern,
Die ihr an Gott auf Wucher gebt
In fremden, elternloſen Kindern:
Gedenkt, daß Gott, ihr Vater, lebt,

Den Eure Liebesgaben preiſen;
Ein Gut, das nimmer wird vergehn,
Der beſte Gottesdienſt, iſt: Waiſen
In ihrem Elend beizuſtehn.

Wir würden gern noch Manches von Vondel mittheilen, aber der Umſtand, daß wir theils nur Bruchſtücke aus größeren Werken geben könnten, theils nicht zu lange bei ihm verweilen dürfen, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, hindert uns daran. Das Wenige hier Eingeſchaltete wird hoffentlich ſchon den Beweis liefern, daß ein Mann, der ſich ſo lebhaft den Beifall und die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen gewann, auch wirklich nicht ohne bedeutendes Talent war und ſich bei günſtigeren Verhältniſſen gewiß eine Stelle unter den erſten Dichtern aller Nationen geſichert haben würde.

Unter jenen Männern, welche ſich um dieſelbe Zeit vorzüglich mit Eifer den Anbau niederländiſcher Poeſie und Literatur angelegen ſein ließen und zugleich zu den anerkannten Dichtern geſellten, ſind noch beſonders hervorzuheben: Jeremias de Decker aus Dortrecht (geb. 1610, geſt. 1666), Verfaſſer lyriſcher und ſatyriſcher Gedichte, welche noch jetzt von den Holländern hochgeſchätzt werden, wegen des in ihnen vorherrſchenden tiefen Gefühls und der eleganten und correcten Behandlung der Form und Sprache; Reinier Anslo aus Amſterdam (geb. 1622, geſt. 1669 zu Perugia), vorzüglich gefeiert wegen ſeines größeren Gedichtes auf die Peſt zu Neapel, welches reich an Kraft und lebhafter Phantaſie und von ſeltener Correctheit und Sauberkeit iſt; Vondel ſchätzte dieſen Dichter, ſo wie den vorhergenannten, ſehr hoch; Jacob Weſterbaen (geb. 1599, geſt. um 1670), der unerſchrockene Vertheidiger Oldenbarneveld's und Grotius', ſehr glücklich in ſeiner rhythmiſchen Paraphraſe der Pſalmen und in beſchreibenden Gedichten und Epigrammen; Jan Antonides van der Goos, den Zunamen von ſeinem Geburtsorte führend (geb. 1647, geſt. 1684), als Tragiker und Lyriker in Vondels Fußtapfen tretend, jedoch minder genial, weit kälter und nicht ſo correct wie dieſer, erwarb ſich bleibendes Verdienſt durch ſeine gefeſſelte Bellone (Bellone aan band), ſein Gedicht auf den Y (Yſtroom) und ſein Trauerſpiel Trazil; Heyman Dullaert (geb. 1636, geſt. 1684), ein gefühlvoller und zarter lyriſcher Dichter; Conſtantin Huygens (geb. 1596, geſt. 1687), ein Kenner ausländiſcher Literatur, gewandt und correct als didactiſcher und deſcriptiver Dichter, aber oft zu bilderreich und geſucht; Jan Six (geb. 1610, geſt. 1700) ein eifriger Verehrer und Nachahmer Vondels mit glücklichem Talent; Gerard Brandt (geb. 1626, geſt. 1685); Barlaeus' Schwiegerſohn, ausgezeichnet als deſcriptiver Dichter und Hiſtoriker u. A. m.

Mit dem Letztgenannten endete das goldene Zeitalter niederländiſcher Nationalliteratur. An die Stelle nationaler Eigenthümlichkeit, Kraft und Tüchtigkeit trat zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine ängſtliche, kühle Correctheit und Sauberkeit, welche alles Originelle verſchmähte, franzöſiſche Vorbilder nachahmte und weit emſiger ſtrebte die Fehler der früheren vaterländiſchen Dichter zu vermeiden, als ihre Vorzüge aufzuſuchen und dieſe weiter bildend zu benutzen. Was daher auf dieſem Gebiete während der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geleiſtet wurde, war alltäglich und mitunter ſogar trivial, und ſelbſt zu ihrer Zeit gefeierte Namen, wie Claas Bruin und Sybrand Feitama, verdienen den Ruhm nicht, den ihnen damals ihre ſtrenge Regelmäßigkeit erwarb. Eine Fluth von Reimereien überſchwemmte die Niederlande; namentlich wimmelte es von Ueberſetzungen und Nachbildungen, vorzüglich franzöſiſcher Dramen, und der eben erwähnte Feitama, der zwanzig Jahre ſeines Lebens daran wandte, Fenelons Telemach in ein holländiſches Epos zu verwandeln, ſammelte eine Schaar von Pedanten um ſich, welche, wie Gottſched und ſeine Anhänger, ihre ſchaalen Producte gegenſeitig mit Lobpreiſungen überſchütteten und despotiſch die Geſchmacksrichtung angaben und beherrſchten. Nur drei Männer treten vortheilhaft aus der Maſſe heraus und ihre Leiſtungen verdienen, obwohl ſie keineswegs fehlerfrei ſind, doch freundliche Anerkennung. Dieſe ſind: Poot und die beiden Brüder van Haren.

Hubert Corneliszoon Poot ward 1689 zu Abtswoud bei Delft geboren; der Sohn rechtſchaffener Landleute, blieb er ſelbſt dem Bauernſtande bis zu ſeinem vierunddreißigſten Jahre treu, lebte dann ein Jahr lang zu Delft mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt und kehrte darauf wieder in ſeine frühere Wohnung zurück. 1732 vermählte er ſich jedoch und ließ ſich von Neuem in Delft nieder, ſtarb aber bereits im folgenden Jahre. Er bildete ſich ſelbſt durch die Lectüre der Klaſſiker ſeines Landes, die er zu Vorbildern wählte. Seine gelungenſten Arbeiten ſind leichte Lieder und poetiſche Epiſteln; ſie zeichnen ſich durch gefällige Natürlichkeit und Anmuth aus, doch ſind ſie hin und wieder auch nicht ganz von Schwulſt und Künſtelei frei.

Die beiden Brüder Onno Zwier und Willem van Haren belebten das geſunkene Intereſſe für die Freiheit des Vaterlandes ſowohl durch kräftige und begeiſterte Lieder, wie durch epiſche Dichtungen; Willem ſchrieb das Epos: Gevallen van Friſo, Onno dagegen das Epos: de Geuzen. Der Letztere beſitzt unſtreitig das meiſte Talent von Beiden.

Auch eine Dame, Lucretia Wilhelmina van Merken, erwarb ſich gerechte Verdienſte um die niederländiſche Literatur zu dieſer Zeit, nicht ſowohl durch ihre eigenen didactiſchen und dramatiſchen Leiſtungen, als dadurch, daß ſie in Verbindung mit ihrem Gemahl van Winter, dem Ueberſetzer von Thomſons Jahreszeiten, die Vorliebe für die franzöſiſche Literatur zu bekämpfen und der weit reicheren, geſünderen und dem holländiſchen Nationalcharacter entſprechenden engliſchen Literatur zuzuwenden ſtrebte, was ihr auch in nicht geringem Grade gelang und wodurch ſie der Rückkehr zur Natürlichkeit und ſelbſtſtändigen Originalität die Bahn ebnete.

Der Ruhm, einen beſſeren Geſchmack geweckt und der holländiſchen Poeſie ihre nationale Eigenthümlichkeit zurückgegeben zu haben, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, denn an Eifer und Begeiſterung fehlte es ihm nicht, gebührt dem talentvollen Jacob Bellamy, der leider ſchon in voller Kraft der Jugend dem Tode anheimfiel und den die Holländer gern mit unſerem Hölty vergleichen, mit dem er auch in mehr als einer Hinſicht große Aehnlichkeit hat. Er ward 1757 zu Vliſſingen geboren, verlor ſchon früh ſeinen Vater und erlernte, um ſich den Wünſchen ſeiner Mutter zu fügen, das Bäckerhandwerk. Sein Talent brach ſich ſehr bald Bahn, aber ohne alle einem Dichter nöthige Kenntniſſe, lief es Gefahr, auf Abwege zu gerathen. Da nahmen ſich wohlwollende Freunde ſeiner an und verſchafften ihm die Mittel, ſich die nöthige Vorbildung zu verſchaffen und dann in Utrecht Theologie zu ſtudiren. Hier verſammelte er bald einen Kreis Gleichgeſinnter um ſich und wirkte durch ſeine trefflichen Dichtungen wie durch ſeine geſchmackvolle und geläuterte Kritik höchſt vortheilhaft und mit allgemeiner Anerkennung, als er plötzlich 1786 ſtarb. — Dem Studium deutſcher Dichter, vorzüglich Klopſtocks, den er auf das Lebhafteſte verehrte, hatte Bellamy es, neben ſeinen eigenen Fähigkeiten, vorzüglich zu verdanken, daß er die holländiſche Poeſie wieder auf den einzig rechten Weg, den der Natürlichkeit und Wahrheit, führte. Selbſt mit reicher Phantaſie, Kraft und Innigkeit des Gefühls ausgeſtattet, verband er mit dieſen Eigenſchaften eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form.

Er war es, der zuerſt verſuchte, reimloſe Verſe in Holland einzuführen und obwohl er nur wenig Nachahmer fand, ſo leiſtete er doch ſelbſt Vortreffliches in dieſer Gattung. Seine Gedichte leben im holländiſchen Volke unvergänglich fort und die gelungenſten derſelben nicht auswendig zu wiſſen, gilt faſt als eine Schmach für Jeden, der auf Bildung Anſpruch macht. Viele Kritiker geben ſeinen erotiſchen Poeſieen, in welchen neben gefälliger Anmuth große Zartheit herrſcht, den Vorzug; doch kann man nicht mit dieſer Anſicht übereinſtimmen, wenn man ſeine Werke aufmerkſam geleſen. In jeder Gattung, in der er ſich verſuchte, leiſtete er Treffliches, und ſelbſt die wenigen Proben, die wir bei unſerem beengten Raume aus ſeinen Dichtungen mittheilen können, werden dies beſtätigen.

Chloe.

„Wir haben auf Erden die Schweſter gefunden!“
So ſangen zwei Engel, von Freude beglückt;
Sie flogen, ſo ſingend, hinauf in den Himmel,
Doch kehrten ſie gleich zur Erde zurück;
Und jauchzend folgten ihnen die Andern:
Den Himmel verlangte dies Wunder zu ſehn.

Sie flogen und kamen mit Blitzesſchnelle
Zur Erde, in einem Gebüſche, herab.
Dort ſahen ſie Chloë, ſo ſchön wie der Morgen,
Hinknieend, in Andacht verſenkt und Gebet;
Die Thränen der Frömmigkeit ſchmückten die Wangen
Ihr, wie die Roſe ſchmücket der Thau.
Sie wandte die Blicke voll Ehrfurcht nach oben,
Als ſäh' ſie die Gottheit im flammenden Buſch.

Nun riefen einſtimmig die jauchzenden Engel:
„Wir bleiben, o Vater! bei Chloë fortan!“
Da beugte der Vater der Schöpfung die Wipfel
Der Bäume; ein Lüftchen fuhr ſäuſelnd durch's Laub:
Die Engel vernahmen den Willen des Schöpfers
Und trugen die Jungfrau, noch betend, hinauf.

„Wir fanden auf Erden die liebliche Schweſter!“
So ſangen die Engel von Freude beglückt.
Noch ſingend eilten ſie raſch in den Himmel
Und brachten die Jungfrau, voll Ehrfurcht, zu Gott.

In anderer Weiſe, aber nicht minder reizend, iſt folgendes anakreontiſche Gedicht von ihm:

Der Weiſe.

„Jüngling!" — alſo ſprach ein Weiſer —
„Jüngling, Du muſt Dir den Himmel
In der ſtillen Nacht beſchauen,
Wo kein Wölkchen ihn verdunkelt;
Dann muſt Du die groſen Lichter,
Die unzählig groſen Sterne,
Um ſich ſelber rollend, ſehen;
Du muſt auf dem weiten Felde
Dir des Lenzes Pracht betrachten,
Friſche Pflanzen, glüh'nde Roſen,
Alles muß Dir Andacht wecken.
Oftmals muſt Du in dem Walde
Hören, wie die frohen Vögel
Ungekünſtelt Lieder ſingen.
Die Natur iſt groß und edel,
Drum betrachte ihre Schönheit!"

„„Ach!"" — ſo ſprach ich — „„lieber Weiſer,
Alle Schönheit, die Du herzählſt,
Kann in einem Gegenſtande
Ich, in meiner Liebſten, ſchauen.
Ihre Stirne iſt mein Himmel,
Ihre Augen meine Sterne,
Und die Farbe ihrer Wangen
Gilt mir mehr als Sommerroſen.
Ihre Stimme, lieber Weiſer!
Wenn Du ihre Stimme hörſt,
Wirſt Du nicht mehr tief im Walde
Auf die kleinen Vögel lauſchen.
Als Natur das All erſchaffen,
Hat ſie alle Pracht und Schönheit,
Die ſie überall vertheilte,
In ihr ganz allein vereinigt.""

Daß derſelbe Dichter, der ſo anmuthig und leicht zu ſcherzen verſtand, auch, wo es galt, in ſeinen Poeſieen große Kraft zu entfalten wußte, beweiſt ſein von den Niederländern hochgeſchätztes Gedicht:

An einen Verräther des Vaterlandes.

Als Deine Mutter Dich geboren,
Da herrſchte tiefe, dunkle Nacht,
Von Höllengeiſtern auserkohren,
Die ſpukend rings allein gewacht;
Die Vögel krächzten in den Bäumen
Und ihr Geſchrei traf wild das Ohr,
Die See brauſt auf, die Wogen ſchäumen
Und ſchlagen himmelhoch empor.
Die Mutter ſah Dich und das Leben
Verließ ihr armes, wundes Herz;
Es machte Deinen Vater beben
Und ihn beherrſchte tiefer Schmerz;
Denn donnergleich drang eine Stimme
Durch jenes Haus, das Wiege Dir,
Und ſprach, gleichwie in ſchwerem Grimme:
„Natur ſchuf einen Baſtard hier;
Entferne Jeder ſich zur Stunde,
Sie zeugt' ihn zu der Völker Pein,
Auf Erden ſoll aus Höllengrunde
Ein böſer Geiſt ſein Führer ſein.
Er wird ſein Vaterland verrathen,
Der Freiheit treten auf die Bruſt:
Gold iſt der Urquell ſeiner Thaten
Und nie geſättigt ſeine Luſt.
Um ſeiner Habſucht nur zu fröhnen,
Wird er ein Sklav der Fürſten ſein,
Und ſieht die Unſchuld er verhöhnen,
Iſt für ihn Wolluſt ihre Pein.
Voll Falſchheit ſtets iſt ſeine Seele,
Sein Mund ein Kerker voll Betrug;
Glaubt nicht, daß je aus Furcht er fehle
Denn immer denkt er: Nicht genug!
Vergebens ſucht Ihr ihm zu wehren,
Vergebens tritt Gewalt ihm nah,
Zur Schmach des Vaterlandes Ehren
Iſt er, zum Fluch des Volkes, da.“

Verräther! Scheuſal! Fluch der Erde!
Ob Gottes Rache auch geruht,

Erwarte, daß ſie einſt noch werde
Dich treffen mit des Himmels Gluth.
Doch nein — ſie ſoll Dich überzeugen,
Wie ſchändlich Deine Thaten ſind;
Kein Donner kann Dich ſtärker beugen,
Kein Blitzſtrahl treffen ſo geſchwind.
Dann wird ſich Deine Seele winden
Und fühlen, was ſie ſelber ſei,
Dann wird in Qualen ſie empfinden
Voll Schrecken, was die Gottheit ſei.
Der jüngſte Tag, der je wird ſcheinen,
Gleich uns auf Deinen Grabſtein ſieht:
„Hier liegt er, der, der Fluch der Seinen,
Einſtmals ſein Vaterland verrieth.“

Unter den Dichtern, welche ſich dem talentvollen Bellamy anſchloſſen und eine neue Richtung und ein höheres Streben in der niederländiſchen Literatur zu verbreiten ſuchten, iſt **Rhynvis Feith** der Zeit nach der nächſte. Er ward im Jahre 1759 zu Zwoll geboren, ſtudirte die Rechte, bekleidete nach einander mehrere Aemter in ſeiner Vaterſtadt, zuletzt das eines Bürgermeiſters, und zog ſich bei höherem Alter von allen Geſchäften zurück. Er ſtarb 1824 auf ſeinem Landhauſe. Die Niederländer betrachten ihn mit Recht als einen der Wiederherſteller ihrer Literatur und des guten Geſchmacks. In ſeiner Jugend geſellte er ſich vorzüglich zu Bellamy, und huldigte zugleich der ſentimentalen Richtung, welche damals in Deutſchland herrſchte und die er namentlich in zwei Romanen, welche zum Theil den Leiden Werthers nachgebildet waren, zu verbreiten ſtrebte. Vorzüglichen Ruhm erwarb er ſich jedoch als lyriſcher Dichter durch patriotiſche Geſänge, für die ihm mehrere Mal von poetiſchen Geſellſchaften der Preis zuerkannt wurde, den er aber ſtets mit ſeltener Beſcheidenheit ablehnte. Später wandte er ſich der didactiſchen und religiöſen Poeſie zu und leiſtete hier Vortreffliches. Seine Lehrgedichte: Ouderdom (das Alter), het Graf (das Grab und mehrere ſeiner Oden, wie z. B. die aan den Mensch (an den Menſchen) und Gods goedertierenheid (Gottes Barmherzigkeit) werden ſich eine bleibende Stelle in der niederländiſchen ſchönen Literatur bewahren. Tiefes Gefühl, Kraft und Reichthum der Gedanken, eine geläuterte Weltanſchauung und eine ſchöne, correcte Sprache ſind dieſen Poeſieen eigen, aber die Wahl und der Zwang des

Alexandriners, in welchen Feith vorzugsweiſe ſeine Lehrgedichte kleidete, legten ihm zu große Feſſeln an, ſo daß er nicht vermochte, ſich von einer gewiſſen Monotonie frei zu halten, die nur zu leicht ermüdend wirkt, um ſo mehr, als er nur ſelten ſich dem Schwunge der Phantaſie hingiebt und ſich lieber in einem mittleren Kreiſe religiöſer Moral bewegt, den er ungern verläßt. Daher klebt auch allen ſeinen Leiſtungen eine gewiſſe Spießbürgerlichkeit an, die beſonders in ſeinem Kampfe gegen die Kantiſche Philoſophie hervortritt, in welchem er jedoch an Kinker einen eben ſo gewiegten als durch ſeine Ironie gewappneten Gegner fand und daher den Kürzeren zog. Allerdings vergriff er ſich hier auch von vorn herein, indem er ſeinen Angriff gegen die neue Lehre als ein didactiſches Gedicht erſcheinen ließ und dieſem die Form von Briefen an eine Dame verlieh, welche er warnte, ſich ja nicht dem Studium der Kantiſchen Metaphyſik hinzugeben. Feith verſuchte ſich auch in mehreren Trauerſpielen, denen es jedoch nicht an Worten, wohl aber an Handlung fehlt, ſo wie in proſaiſchen Abhandlungen über Gegenſtände der Aeſthetik, die, wenn auch nur oberflächlich, doch angenehm, wenn gleich hier und da etwas breit geſchrieben ſind und jedenfalls das Verdienſt beſitzen, Ideen über die Theorie der ſchönſten Künſte und Wiſſenſchaften bei den Niederländern angeregt zu haben.

Folgendes Bruchſtück aus ſeinem Lehrgedichte, das Grab, in der von Eichſtorff'ſchen Ueberſetzung, wird ſeine poetiſche Behandlungsweiſe ähnlicher Gegenſtände anſchaulich machen:

Unendlich großer Gott! dies Dunkel, dieſe Stille
Sind mir ein Wiederſchein von Deiner Pracht und Fülle;
Vor Deinem Throne bebt der Engel Chor zurück;
Der Glanz, der Dich umſtrahlt, iſt Nacht für unſern Blick.
Wohl weiß ich, Ewiger! daß ich auf jeder Stelle
In Deinem Schutze ſteh', auf Deines Tempels Schwelle;
Du biſt, wo Maienluft den Blüthenbaum bewegt;
Du biſt im Donnerſturm, der Cedern niederſchlägt;
Doch hier — hier, wo die Nacht ihr Lager auserkohren,
Im Anſchau'n Deiner Macht und Deiner Huld verloren,
Am Buſen der Natur umſtrahlt von Sternenglanz:
Hier fühlt mein klopfend Herz erſt Deine Nähe ganz!
Es fühlt und bebt zurück — im tiefſten Staub gelegen,
O hauch mir Frieden zu und weh' mir Troſt entgegen!
Erbarmer, ſchone mein! — ach ſchuldlos iſt mein Sinn

Und meine Jugend flieht wie Nebel vor Dir hin;
Wie Staub, der durch den Fuß des Pilgers aufgetrieben,
Vom Hauch des Windes wird zu Nichts entzwei gerieben;
O Du! vor dem des Mondes Glanz in Wolken fliehe
Und Deſſen Aug' im Flehn des Cherubs Flecken ſieht:
O führe mich, o leite mich, Herr! auf Deinem Pfade! ....
Triumph, o banges Herz! ſchon winkt Dir ſeine Gnade!
Ich ſeh — ich ſeh die Hand, die Deine Schuld bedeckt;
Für Dich ward ſie durchbohrt, für Dich mit Blut befleckt;
Nein, nun kein Zittern mehr! geh frei auf Deinen Wegen,
Denn überall weht Troſt Dir Gottes Hauch entgegen,
Und Er, für den die Nacht im Mittagsglanze glüht,
Er bleibt Dein Hort, auch wenn für Dich der Tag entflieht.

Gleichzeitig mit Feith wirkte Helmers, der einem Dichtervereine zugehörte, welchen der kunſtſinnige Buchhändler Uylenbroek zu Amſterdam in ſeinem Hauſe zu verſammeln pflegte und aus welchem Talente, wie der oben Genannte, Kinker und Loots hervorgingen, die, abgeſehen von ihren poetiſchen Leiſtungen, ſich es auch beſonders angelegen ſein ließen, den geſunkenen patriotiſchen Sinn der Niederländer wieder zu beleben und anzuregen. Jan Fredrik Helmers ward 1767 in Amſterdam geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung, lebte als Privatmann in ſeiner Vaterſtadt und ſtarb, allgemein verehrt, am 26. Februar 1813. Seine erſten poetiſchen Leiſtungen, mit denen er ſchon ſeit ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre auftrat, fanden keine beſondere Aufnahme; als aber ſeine geſammelten Gedichte, vorzüglich ſeine Oden, und ſein größeres Werk, de hollandſche Natie (die holländiſche Nation), erſchienen, welches Letztere er während der Zeit des härteſten franzöſiſchen Druckes herausgab, da fand er allgemeine Anerkennung, denn ſeine glühende Vaterlandsliebe wirkte ſiegreich auf die Gemüther und erwarb ihm die tiefe und bleibende Verehrung Aller. Helmers iſt jedoch ein größerer Patriot als Dichter, und die Würde und der Adel ſeiner Geſinnung, ſein tiefes Gefühl, ſeine Begeiſterung für alles Große und Schöne weiſen ihm einen ſehr hohen Rang an, dagegen fehlt es ihm an Originalität und Kraft, doch ſind namentlich unter ſeinen kleineren Gedichten, beſonders unter ſeinen Oden, mehrere in jeder Hinſicht gelungene und vortreffliche Leiſtungen, die im Munde der Nation fortleben werden bis zu den ſpäteſten Zeiten.

Loots, Helmers Jugendfreund und Schwager, Kaufmann wie er, ſchloß ſich ihm in ſeinen poetiſchen, patriotiſchen Beſtrebungen an, doch ſteht er, obwohl er manches Treffliche leiſtete, dieſem nach. **Kinker**, den wir bereits erwähnten, iſt dagegen als didactiſcher Dichter vorzüglich bedeutend.

Alle dieſe wurden aber von einem Manne überflügelt, der durch ſeine Talente wie durch ſeinen Patriotismus ſich den nachhaltigſten Einfluß auf die Geſtaltung der niederländiſchen Literatur in unſerer Zeit erwarb. **Willem Bilderdyk** (ſo lautet ſein Name, den ſelbſt ſeine heftigſten Gegner nur mit großer Verehrung ausſprechen) ward im Jahre 1756 zu Amſterdam geboren, entwickelte ſchon früh glänzende Fähigkeiten, ſtudirte zu Leyden die Rechte und erwarb ſich bereits 1776 einen Ruf als Dichter durch ſeine glückliche poetiſche Behandlung einer Preisaufgabe: „Ueber den Einfluß der Dichtkunſt auf die Staatsverwaltung“, 1777 erhielt er einen doppelten Preis für ein Gedicht auf die wahre Vaterlandsliebe und von nun an ſtieg ſein poetiſcher Ruhm immer höher. Der Oraniſchen Partei auf das Eifrigſte zugethan, gab er, als das Fürſtenhaus die Niederlande verließ, ſeine Advocatur auf und verbannte ſich freiwillig aus ſeinem Vaterlande, wohin er nach längerem Aufenthalt in England und in Braunſchweig erſt 1806 zurückkehrte. Unter der Regierung des Königs Ludwig ward er nun Präſident der zweiten Klaſſe des königlichen Inſtituts und erfreute ſich außerdem eines bedeutenden Jahrgehaltes, welchen ihm aber Napoleon ſpäter wieder nahm, ſo daß der Dichter ſich genöthigt ſah, den Code Napoleon in das Holländiſche zu überſetzen, um nur den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben. Mit der neuen Ordnung der Dinge wurde auch ſein äußeres Schickſal beſſer; er erhielt eine Penſion und zog ſich nun nach Leyden zurück, wo er am 18. December 1831 ſtarb. Bilderdyk wird als der Chorführer der niederländiſchen Dichter neueſter Zeit betrachtet. Er beſaß großes Talent und vielſeitige Gelehrſamkeit bei raſtloſem Fleiß, aber er war zu heftig und eigenſinnig und es fehlt daher dem größten Theile ſeiner zahlreichen Werke, wie ihm ſelbſt, an jener Ruhe, die das eigentliche Element des wahren Dichters iſt und ohne welche der poetiſche Enthuſiasmus nie die rechte Tiefe, Klarheit und Größe erlangen kann. Er hat ſich, wie in allen Fächern des Wiſſens, ſo auch in allen Gattungen der Poeſie verſucht und ſeine ſämmtlichen Werke füllen faſt hundert Bände. Sein Geiſt iſt gewaltig und reich, ſeine Gefühle brauſen dahin in nie verſiegendem Strome, aber ſie neigen ſich eher dem Haſſe als der Liebe zu, denn er giebt ſeinen

Leidenſchaften zu willig nach und bleibt ſich daher ſelten gleich. Die Sprache weiß er mit Kraft und Gewandtheit zu beherrſchen. — Seine dramatiſchen Arbeiten ſind ſämmtlich als misglückt zu betrachten. Für ſein bedeutendſtes Werk hält man allgemein ſein Lehrgedicht, die Krankheiten der Gelehrten (de Ziekten der Geleerden), in ſechs Geſängen; es iſt, ſo undankbar auch der Stoff erſcheint, reich an kühnen und ſchönen Bildern, voll Kraft und Wahrheit, und er hat lebhaft darin bewieſen, wie der Genius auch den ſprödeſten Stoff zu beherrſchen weiß. — Seine freie Nachbildung von Delille's homme des champs (de Nederlandſche Vriend van het Buitenleven), in welcher er das holländiſche Landleben ſchildert, wird von den Kennern, und nicht mit Unrecht, dem franzöſiſchen Original vorgezogen. — Eben ſo wird ferner ein Fragment von ihm, der Untergang der erſten Welt, hochgeſchätzt. Seine Ode an Napoleon, den er ſpäter eben ſo tief haßte, als er ihn früher innig verehrte, iſt ein Meiſterſtück lyriſcher Poeſie, überhaupt finden ſich unter ſeinen kleineren Gedichten viele überraſchend ſchöne Leiſtungen. — Er würde von noch weit größerem und ſegensreicherem Einfluſſe auf die Literatur ſeines Landes geweſen ſein, wenn ſeine Heftigkeit, ſeine oft ſonderbaren Lebensanſichten und ſein Eigenſinn ſich nicht allein ihm ſelbſt hindernd in den Weg geſtellt, ſondern auch, wie das leider nur zu oft der Fall iſt, jüngere bedeutende Talente verleitet hätten, ihm gerade aus falſcher Auffaſſung der Originalität und Eigenthümlichkeit hierin nacheifern zu wollen.

Bilderdyk's treffliche Gemahlin, Katharina Wilhelmina, wetteiferte mit ihm und lieferte, außer zwei Trauerſpielen, vorzüglich Gedichte für die Jugend, welche vortrefflich ſind, ſo wie mehrere lyriſche Poeſieen u. A. auf die Schlacht von Waterloo. Dieſe Letztere wurde in Gent mit dem Preiſe gekrönt.

Es iſt ſchwer, aus Bilderdyk's zahlreichen Werken eine Probe zu wählen, welche dem Leſer einen genügenden Begriff von ſeiner Auffaſſung und Behandlungsweiſe poetiſcher Gegenſtände zu geben vermöchte, da er ſich nach ſo verſchiedenen Richtungen bewegt hat. Folgende Stelle aus dem zweiten Geſange ſeiner Krankheiten der Gelehrten wird jedoch hinreichen, zu zeigen, wie geſchickt er auch den ſprödeſten Stoff zu behandeln und ihn mit dichteriſchem Glanz und Werth auszuſchmücken verſtand. Daß die ganze Aufgabe, die er ſich hier ſtellte, eine wahrhaft poetiſche ſei, wollen wir indeſſen keinesweges behaupten, uns ſcheint ſie vielmehr durchaus ein Mißgriff zu ſein, obwohl der Niederländer, der das bei uns ganz in Verfall gerathene Lehrgedicht ſehr liebt und es gern cultivirt, zweifelsohne anderer Meinung iſt und man daher gerade hier der Nationalität ihr Recht einräumen muß. Das angeſchloſſene Bruchſtück, in der ſehr gelungenen Ueberſetzung von Mauvillon's, ſchildert die Hypochondrie, veranlaßt durch geſtörtes Nervenleben, und lautet:

Ach! lange fühlt man ſchon ſich aller Luſt benommen,
Den Unterleib gedrückt, die Gurgel oft beklommen,
Spürt in den Gliedern Ziehn, auch Schwindel wohl im Haupt,
Und Spannung im Gedärm, der Thätigkeit beraubt.
Des Magens Trägheit giebt ein quälend ſtarkes Brennen,
Ein übeler Geſchmack im trocknen Mund zu kennen;
Das Gähnen Schläfrigkeit; den Muskeln, ganz erſchlafft,
Fehlt es, entkräftet, matt, an nöth'ger Spannungskraft;
Die Nacht geht ſchlaflos hin; ein Kopfſchmerz aufgeſtiegen
Im Rückenmark, man weiß nicht wie, der Hitze Fliegen.
Empfindlichkeit für Luft, zu warm, zu kalt, zu feucht,
So reizbar, daß in's Haus der lau'ſte Wind uns ſcheucht;
Gefühl der Mattigkeit in allen Körpertheilen,
Dabei von Fluß und Krampf ein Stechen, wie von Pfeilen,
Das Alles iſt es, was, nebſt dem verſtimmten Geiſt,
Der Nerven Schwäche und ihr Krankſein klar beweiſt.
Schuldloſen Theilen wird die Qual man nun verrücken,
Sie leiden, ja, man fühlt ihr Leiden und ihr Drücken
Und ſucht am rechten Ort der Krankheit Urſprung nicht,
Die immer wächſt. Der Kunſt, die heilen ſoll, fehlt Licht;
Die Sorg' und Angſt nimmt zu, ein fürchterliches Bangen
Hält die verborg'ne Kraft des Geiſtes ſelbſt gefangen.
Das Werkzeug der Vernunft gelähmt, irrt ſie und wankt,
So wie am Schiff das Steuer nach allen Seiten ſchwankt,
Wenn Sturm vom Fahrzeug hat den Helmſtock abgeſchlagen
Und nun der Wind und Strom es auf und nieder jagen,
Daß der Gefahr das Wrack am Ende doch erliegt.
Jetzt martert ſich der Geiſt, von Bangigkeit beſiegt,
Im Kampf mit gräulichen Geſpenſtern und Geſtalten,
Mit Hirngeſpinnſten, die in ſteter Furcht ihn halten,
Gleich Furien ihn bedrohn, die kein Erbarmen rührt.
So von der Einbildung im Strudel fortgeführt,
Verkennt der Menſch ſich ſelbſt und wünſcht ſich ungeboren;

Verzweiflung ſchwingt den Dolch, das Herz ihm zu durchbohren,
Dann wünſcht er, daß der Tod als Retter ihm erſcheint
Und wird doch bald darauf (ſo wunderbar vereint
Der Menſch den Widerſpruch) vor dieſem Retter beben,
Ihm bang entgegen ſehn und zittern für ſein Leben.
Hier droht ihm Schwert und Dolch, da mörderiſches Gift,
Ein Ungeheuer dort, dann Zauberwort und Schrift,
Bald fühlt er einen Wurm in ſeinem Innern nagen,
Bald glaubt er einen Leib von Glas umher zu tragen,
Und wähnt, daß ihn ein Stoß in tauſend Stücke bricht;
Am Beine fühlt er jetzt der Ketten ſchwer Gewicht,
Glaubt ſich ein Strohgeflecht, geſpießt an einen Degen,
Zu einem Brei erweicht, unfähig zum Bewegen,
Ja — (Himmel! kann ſo weit der Sinne Täuſchung gehn!)
Als Gerſtenkorn ſelbſt wähnt der Weiſe ſich zu ſehn;
Befürchtend, daß nach ihm die Henne möge picken,
Wird er im Hühnerſtall ein Mördernеſt erblicken.
Und ſtören auch den Geiſt nicht ſolche Raſerei'n,
Doch ſtumpft er ab. Er wird verdrießlich, mürriſch ſein,
Nicht wiſſen, was er will, Verkehrtes oft verlangen;
Und Trübſinn hält bei ihm die Seelenruh umfangen.
Ach! wem der Erde Luſt zur Folter nur gereicht,
Wem ſelbſt des Frühlings Gruß die Wehmuth nicht verſcheucht,
Kein Blümchen Freude macht, kein Lüftchen mehr erquicket,
Wer Höllenmartern nur, wohin er ſchaut, erblicket,
Ja, wer ſich ſelber haßt, die ganze Welt verflucht,
Entmenſcht hat deſſen Herz die Qual, die heim ihn ſucht.
Entmenſcht? O wär' es wahr! O machten ihre Schmerzen
Nur ſeine Seele hart, gefühllos ihn im Herzen!
Doch nein, ſtets hin und her bewegt, wie Schilf vom Wind,
Weichherzig, leicht erzürnt, verſöhnlich wie ein Kind,
Das unbeſtändig, bald die Hände weinend ringend,
Bald ſchmollend, bald den, der es von ſich ſtieß, umſpringend,
Jetzt fort das Spielzeug wirft, ſo eben heiß begehrt,
Dann ſich mit Ekel ab von ſeinem Naſchwerk kehrt;
Abwechſelnd bald an dem und bald an jenem hangend,
Bald rechts, bald links geneigt, nun dies, dann das verlangend,
Beklagt er jedes Mal den eignen Wankelmuth,
Feuer fängt das dürre Stroh, kommt nah ihm nur die Gluth.
Der Strom nimmt andern Lauf, wird er zu ſtark dem Damme;

Der Schutt erſtickt und dämpft die aufgeſtiegne Flamme
Und jeder Muskel wird, ſpannt man ihn allzuſtraff,
So will es die Natur, geſchwächt, gelähmt und ſchlaff.

Durch Bilderdyk ward der holländiſchen Poeſie ein mächtiger Impuls gegeben und die Dichter, welche ſich theils ihm anſchloſſen oder mit ihm wetteiferten, theils ſeitdem ſich herangebildet haben, zeichnen ſich durch eine größere Freiheit in der Behandlung und durch eine reichere Ideenwelt vortheilhaft vor der Mehrzahl ihrer Genoſſen während des achtzehnten Jahrhunderts aus. Unter dieſen möchte als der nationalſte, d. h. als derjenige, der am Meiſten in echt niederländiſchem Sinne ſchrieb, wohl Tollens (1780 zu Rotterdam geboren) ſein, wenigſtens erfreut er ſich einer außerordentlichen Popularität und ſeine Gedichte ſind in mehr als zehntauſend Exemplaren unter ſeinen Landsleuten verbreitet. Er beſingt vorzüglich das häusliche Glück und hat ſich nach ausländiſchen, beſonders engliſchen und deutſchen Muſtern gebildet, ohne jedoch an ſeiner Eigenthümlichkeit dadurch eingebüßt zu haben. Warmes Gefühl, Innigkeit, Einfachheit und eine ſehr anmuthige Behandlung der Sprache und Form zeichnen ihn vorzüglich aus. Ihm ſchließen ſich vorzüglich Nierſtraß und Spandaw an, während da Coſta mit großer Kraft und Phantaſie, aber nicht immer correct, in Bilderdyks Fußſtapfen tritt. Sehr geſchätzt ſind auch die beiden Brüder Klijn als Lyriker und unter den Jüngeren und Jüngſten haben Namen, wie van Lennep, der mit reicher Phantaſie ſich nach ausländiſchen Muſtern bildete, ohne jedoch an ſeinem urſprünglichen Talent einzubüßen, das ſich vorzüglich in ſehr gelungenen hiſtoriſchen Romanen offenbarte, Bogaerts, Beets, Hazebroek, Helvetius van den Bergh, Oltmans, Petronella Moens, (Fräulein) A. L. G. Touſſaint, van Haſſelt, Potgieter u. A. m. einen ſehr guten Klang.

Man erſieht aus dieſer raſchen und keineswegs vollſtändigen Skizze, da der beſchränkte Raum nicht ausführlicheres Verweilen geſtattete, daß ſich in den Niederlanden von jeher ein ſehr reger Sinn und eine große Vorliebe für die Poeſie offenbarte und daß verhältnißmäßig Viel und Tüchtiges geleiſtet wurde, wenn auch die dieſer Nation eigenthümliche Weltanſchauung dem Reiche der Phantaſie immer ſehr enge Schranken zog und bei dem vorherrſchenden Streben nach Nützlichkeit die Dichtkunſt nur zu ſehr Dienerin anderer Zwecke ſein mußte, welche dieſelbe, ſo ehrenwerth ſie auch an und für ſich ſein mögen, ſtets beeinträchtigen werden und ihren freien, univerſellen Aufſchwung hindern. In der lyriſchen und didactiſchen Poeſie ward am Meiſten geleiſtet, am Wenigſten in der dramatiſchen und im Epos. Der Roman ward ebenfalls lange faſt gar nicht angebaut; erſt in neueſter Zeit brach die hiſtoriſche Gattung ſich Bahn und iſt bis jetzt die vorherrſchende geblieben, da bedeutende Talente derſelben ihre Kräfte widmeten; dadurch hat auch die Cultur der Proſa, die bisher ſtiefmütterlich behandelt worden, gewonnen. Leider aber überſchwemmen auf dem Gebiete der ſchönen Literatur die Ueberſetzungen aus fremden Sprachen zu ſehr den niederländiſchen Büchermarkt und ſchaden, wenn auch nur materiell, doch bedeutend der freien, ſelbſtſtändigen Production.

Belgien hat dagegen durchaus keine eigene Literatur aufzuweiſen, da das Blämiſche durch das Franzöſiſche unterdrückt wurde. Erſt in neueſter Zeit hat man angefangen, der alten Landesſprache wieder zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. So lobenswerth und ſchätzbar indeſſen auch die Bemühungen auf dieſem Gebiete ſind, ſo haben ſie ſich doch noch nicht über den Standpunkt erſter Verſuche hinausgeſchwungen und können daher keine Anſprüche auf eine bleibende Geltung in der Geſchichte der Nationalliteratur machen.

Um endlich zu bezeichnen, was die Niederländer in den anderen ſchönen Künſten, vorzüglich in der Malerkunſt, geleiſtet haben, bedarf es nur der Nennung von Männern, wie Lucas von Leyden, Rubens, van Dyk, Rembrandt, Wouwermann, Teniers, Möeris u. ſ. w. aus der älteren, und Eeckhout, Koekoek, Schelfhout, Schotel, van Dael, de Biefve, Gallait u. A. m. aus der neueſten Zeit. Wir verweilen hier nicht ausführlicher bei ihnen, da wir im Laufe dieſer Darſtellungen noch oft Gelegenheit haben werden, auf die Werke dieſer und anderer niederländiſcher Meiſter aufmerkſam zu machen.

Wanderung durch Holland.

I.

Von der Inſel Walcheren bis nach Amſterdam.

Wenn man ſich aufmacht, ein Land zu bereiſen, um deſſen Naturſchönheiten und Eigenthümlichkeiten, ſo wie die Sitten und Gebräuche der Einwohner deſſelben nach allen Richtungen hin auf die möglichſt genaueſte Weiſe kennen zu lernen, ſo iſt die Seite, auf welcher man daſſelbe betritt, von weit größerer Wichtigkeit dabei, als die meiſten Reiſenden ſie gewöhnlich zu ſchätzen pflegen. Sollen die Beſchaffenheit des Bodens wie der Nationalcharacter der Bewohner den vollen Eindruck ihrer Beſonderheit auf den Fremden nicht verfehlen, ſo darf er ſie nicht allmählig und durch vermittelnde Uebergänge kennen lernen, die, es iſt nicht anders möglich, günſtig oder ungünſtig auf ſein Urtheil einwirken und daſſelbe in keinem Falle unbefangen laſſen, während dagegen der plötzliche Gegenſatz des Neuen zu dem Wohlbekannten ihn weit empfänglicher für Alles findet, das ſich ſeinen Blicken darbietet und ſich, wie es wirklich iſt, ihm zeigt, ohne daß er ihm Licht und Schatten aus ſeiner eigenen Seele beimiſcht, vorausgeſetzt natürlich, daß er überhaupt nicht ſich mit Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen herumträgt.

Aus dieſem Grunde beginnen wir mit dem freundlichen Leſer nicht die Tour durch die Niederlande, wie man ſie gewöhnlich von Deutſchland aus anzutreten pflegt, entweder den Rhein hinunter auf dem Dampfſchiffe nach Nimwegen oder Rotterdam und von da weiter in das Land hinein, oder über Aachen nach Belgien und von hier aus nach Holland. Auf beiden Routen wird er allmählig in fremde Sitte und Sprachweiſe hinübergeführt, denn ſchon von Düſſeldorf an findet er niederländiſche Anklänge, die ſich vermehren, je weiter er dringt, und in Belgien bieten die neben einander ſtehende franzöſiſche, walloniſche und vlämiſche Lebensweiſe und Rede ein ſeltſames Gemiſch, welches die ſcharfen nationalen Umriſſe verwiſcht und in das man ſich erſt finden muß, um ein neues Element zu verſtehen, das auf keinen Fall ein urſprüngliches und reines iſt. Was die Niederlande geworden ſind, das verdanken ſie der See, die ihnen ihren eigenthümlichen Character gegeben hat, den weder die Zeit noch die politiſchen Umſtände je verwiſchen konnten; wir wollen ſie daher auf unſerer Wanderung auch von der See aus betrachten und durchſtreifen. Denken wir uns alſo, wir gelangten auf der Fluth etwa von England aus dahin und landen wir auf der bedeutendſten der Inſeln vor der Mündung der Schelde, wo uns ſogleich die echteſte niederländiſche Nationalität in ihrer vollſten Eigenthümlichkeit entgegentritt.

Walcheren, zur Provinz Zeeland des Königreiches Holland gehörend, liegt vor der Mündung der weſtlichen Schelde und war ſchon in den älteſten Zeiten als ein geheiligtes Eiland bekannt. Es ſollen hier eine Göttin Nehalennia und der Maguſaniſche Herkules verehrt worden ſein, ſpäter aber der Cultus des Odin die Stelle des früheren eingenommen haben, bis durch den heiligen Willebrand, einen der erſten Apoſtel unter den Frieſen, die chriſtliche Religion eingeführt wurde. Im neunten Jahrhundert verwüſteten die Normannen mehrere Mal dieſe Inſel, welche damals die Frieſen inne hatten; dann kam ſie in den Beſitz der Grafen von Flandern, welchen ſie von den Grafen von Holland ſtreitig gemacht wurde, die ſie zuletzt auch erhielten und mit ihren übrigen Beſitzungen vereinigten. Seit dieſer Zeit gehört ſie zu Zeeland. Sie hat an 30,000 Einwohner, welche vorzüglich Handel, Schiffahrt und Fiſchfang treiben und mehrere bedeutende Städte, unter denen ſich Vlieſſingen vorzüglich durch ſeinen trefflichen, von Dämmen geſchützten Hafen auszeichnet, welcher 1700 rheiniſche Fuß lang und 200 breit iſt. Die Stadt iſt ſtark befeſtigt und enthält 5000 Einwohner. Sie war die erſte, welche gegen Philipp's Zwingherrſchaft aufſtand, indem ſie 1572 das Banner der Freiheit aufpflanzte, die Seegeuſen herbei rief, welche ſich der Stadt Briel bemächtigt hatten, und mit dieſen eine Flotte ausrüſtete, die den Spaniern unendlichen Schaden zufügte. Damals herrſchte ein bedeutender Reichthum dort, der ſie in den Stand ſetzte, die gute Sache mit beträchtlichen Mitteln zu unterſtützen. Auch trug ſie, beſonders nachdem ſie ſich mit Veere verbunden hatte, wiederholt den Sieg davon, eroberte Middelburg und entſetzte Leyden. Vlieſſingen war die Vaterſtadt mehrerer berühmter Männer, namentlich großer Seehelden, unter denen vor Allen de Ruyter und die fünf Ewertſen hervorſtrahlen. Der Erſtere ſowohl wie ſein Freund Jan Ewertſen ſind ſo ausgezeichnet, daß wir es für ein Unrecht halten würden, nicht ausführlich bei ihren Thaten zu verweilen.

Michael Adriaanszoon Ruyter ward am 24. März 1607 von armen Eltern zu Vlieſſingen geboren, und zeichnete ſich ſchon ſehr früh durch ſeine Unerſchrockenheit und Verwegenheit aus. Als er noch ein kleiner Knabe war, kletterte er einmal auf das Gerüſte des höchſten Kirchthurms ſeiner Vaterſtadt, welcher damals ausgebeſſert wurde, und von da auf die äußerſte Spitze deſſelben, wo er ſich hinſetzte. Die Arbeiter, welche dies gefährliche Wagniß nicht bemerkt hatten, nahmen die Bretter und Leitern fort. Ein Schrei des Entſetzens erhob ſich unter den Umſtehenden; Jeder hielt das Kind für verloren. Aber kaltblütig und gewandt zerſchlug der Knabe mit der Hacke einige Ziegeln, bahnte ſich einen Weg hindurch und erſchien gleich darauf friſch und geſund am Fuße des Gebäudes.

Sein Vater that ihn zu einem Seiler in die Lehre. Dieß Handwerk behagte ihm jedoch durchaus nicht, er gab es auf und ward 1618 Schiffsjunge. Im Jahre 1622 hatte er ſich ſchon bis zum Kanonier hinaufgeſchwungen und that ſich durch Muth und Kühnheit bei der Belagerung von Berg-op-Zoom durch Spinola hervor. Bald darauf zum Hochbootsmann auf einem Schiffe ernannt, war er der Erſte, der in einem Seegefechte das feindliche Fahrzeug enterte. Er erhielt dabei eine Wunde am Kopfe und ward gefangen genommen und nach Spanien gebracht. Es glückte ihm jedoch, zu entwiſchen, und obwohl er ſich bettelnd durch ganz Frankreich helfen mußte, ſo kam er endlich doch, wiewohl von Hunger und Elend erſchöpft, wieder in Vlieſſingen an.

Während der Jahre 1631 bis 1641 verheirathete ſich Ruyter, verlor ſeine Frau, vermählte ſich zum zweiten Male und diente als Lootſe auf einem Kauffahrteiſchiffe. Später erhielt er den Oberbefehl über ein kleineres Kriegsſchiff, das eine Handelsflotte zu begleiten hatte. In dieſem Zeitraum machte er mehrere Reiſen nach Grönland, den Antillen, Braſilien u. ſ. w. und bildete ſich auf dieſen Zügen als Krieger und Seemann aus. Im Jahre 1641 hatten die Portugieſen das ſpaniſche Joch abgeſchüttelt und die Niederlande, die ſich kurz vorher auch gänzlich von der Krone Spanien losgeſagt hatten, ſandten ihnen eine Hülfsflotte, bei welcher unſer Held als Contreadmiral und Capitain befehligte. Von dort nach

Vlieſſingen zurückgekehrt, ward er wieder auf einem nach Amerika beſtimmten, mit Kanonen ausgerüſteten Kauffahrer angeſtellt. Unterweges von einem überlegenen ſpaniſchen Schiffe angegriffen, vertheidigte ſich Ruyter ſehr tapfer und es gelang ihm, den Spanier in den Grund zu bohren.

Im Jahre 1652 trug er in der Nähe der Dünen den Sieg über Admiral George Askue davon, der die engliſche Flotte befehligte. Noch mehr zeichnete er ſich aber 1664 aus, wo er eine holländiſche Expedition befehligte, welche den Engländern die den Niederlanden genommenen Beſitzungen an der Küſte von Afrika wieder nehmen ſollte. Er landete in der Nähe der Küſte von Guinea, bemächtigte ſich der Inſel Gorea und verjagte den engliſchen Gouverneur. Auf dieſem Zuge traf er ſeltſam genug einen Neger, Compani, wieder, mit dem er früher als gemeiner Schiffsjunge zuſammen gedient und den das Schickſal zum Range eines Vicekönigs an dieſer Küſte erhoben hatte.

Nachdem er dies wichtige Unternehmen glücklich beendet, kehrte er in ſein Vaterland zurück und ward von den Generalſtaaten zum Lieutenant-Admiral-General von Holland ernannt. Es war dies der höchſte Grad, zu dem ſich damals ein holländiſcher Seemann emporſchwingen konnte, denn Ober-Admiral war allein der Stadthouder der vereinigten Provinzen. Ruyter bewies in den folgenden Kriegen gegen England und Frankreich, wie würdig er dieſes hohen Poſtens ſei. Bald aber drohten ihm andere Gefahren als ſolche, denen er ſich unermüdlich auf dem Meere Preis gab. Cornelis und Jan de Witt hatten ihre Vaterlandsliebe auf dem Schafott gebüßt, weil ſie es gewagt, ſich dem monarchiſchen Prinzip zu widerſetzen. Als nun Ruyter ihre Hinrichtung erfuhr, vermochte er nicht ſeine Thränen zurückzuhalten, und dies zog ihm den Haß und die Verfolgung der feindlich geſinnten Partei zu, die auch ihn ſtürzen wollte. Während er an der Spitze ſeiner Flotte das Vaterland vertheidigte, umzingelte ein wüthender Volkshaufe ſein Haus und nur der Geiſtesgegenwart eines ſeiner Freunde gelang es, ſein Weib und ſeine Kinder vor dem Verderben zu retten. Später entging Ruyter ſelbſt nur durch einen Zufall einem gegen ihn gerichteten Attentat und ſah ſich genöthigt, ſeine Familie der beſonderen Fürſorge des Staates zu empfehlen. Trotzdem widmete er jedoch unausgeſetzt ſein Leben und ſeine Kräfte dem Dienſte ſeines Vaterlandes. Als darauf 1675 die vereinigten Provinzen zu Waſſer und zu Lande zugleich von den mächtigſten Staaten Europa's angegriffen wurden und ſich rüſteten bis zum Aeußerſten, Krieg zu führen, um ihre Unabhängigkeit, es koſte was es wolle, zu behaupten, erhielt Ruyter den Oberbefehl gegen die vereinigte engliſche und franzöſiſche Flotte. Er kämpfte mit der ſeltenſten Tapferkeit und Gewandtheit, ſo daß der franzöſiſche Admiral, Graf d'Eſtrées, ſelbſt an Ludwig XIV. ſchrieb: „Ich möchte mit meinem Leben den Ruhm erkaufen können, den ſich Ruyter in dieſer Schlacht erworben hat.“

Nach glücklich beendetem Kriege beſchloß der ſchon bejahrte Held, von ſo vielen Mühen und Siegen auszuruhen und die Tage, die ihm noch auf Erden beſtimmt waren, im Schooße ſeiner Familie ruhig zu verleben. Als aber 1675 die Meſſineſen ſich gegen Karl II. empörten und Frankreich dieſelben unterſtützte, wandte ſich Spanien an die Niederlande und bat um Hülfe. Ruyter ward wiederum von den Generalſtaaten ernannt, die Hülfsflotte zu befehligen und ſchlug es nicht aus, obwohl es ſeine Pläne kreuzte, er das Gewagte des Unternehmens einſah und düſtere Ahnungen ſeine Seele erfüllten. Die Franzoſen ſtellten ihm einen Gegner, der, wie er, der Sohn ſeiner eigenen Thaten und ein des tapferen Niederländers würdiger Held war, Duquène. Im erſten Treffen, das den Franzoſen nur einen geringen Vortheil brachte und eigentlich unentſchieden blieb, ſahen ſie ſich Beide zu gegenſeitiger Bewunderung gezwungen. Ein zweites noch furchtbareres Treffen fand am 22. April 1676 in der Nähe von Syrakus Statt. Der Donner der Kanonen — ſchreibt ein gleichzeitiger Hiſtoriker — den man mehrere Meilen weit hörte, verkündete, daß der berühmte Ruyter und der große Duquène mit einander im Kampfe waren. Ruyter wurde von einer Kanonenkugel getroffen, die ihm den vorderen Theil des linken Fußes fortriß und ihm die beiden Knochen des rechten Beines zerſchmetterte. Er ſtürzte augenblicklich nieder und verwundete ſich im Fallen noch den Kopf. Auf ein Bett gelegt, hörte er nicht auf, Befehle zu ertheilen, den Muth der Seinen zu beleben und für das Wohl der Flotte zu ſorgen, welche ihren Rückzug glücklich bewerkſtelligte. Seine irdiſchen Ueberreſte wurden nach Holland gebracht und dort mit großem Gepränge begraben.

So endete dieſer ausgezeichnete Held, der nach einander Seiler, Schiffsjunge, Matroſe, Hochbootsmann, Lootſe, Capitain, Commandeur, Contre-Admiral, Vice-Admiral und endlich Lieutenant-Admiral-General bloß durch ſein eigenes Verdienſt geworden. Die Geſchichtſchreiber ſtimmen ſämmtlich darin überein, daß er nicht allein ein tapferer Krieger und ein vorzüglicher Seemann, ſondern auch ein edler und vortrefflicher Menſch geweſen. Alle Monarchen Europa's, ſelbſt diejenigen, denen er als Feind gegenüber geſtanden, wetteiferten, ihm zu beweiſen, wie hoch ſie ihn ehrten. Der König von Spanien ſandte ihm nach dem ſicilianiſchen Kriege den Herzogstitel, mit einem bedeutenden Einkommen verbunden, für ihn und ſeine Nachkommen. Dies Geſchenk kam erſt nach ſeinem Tode an, aber ſeine Söhne, ſtolz auf den Familiennamen, den ihnen ihr Vater ſo ruhmgekrönt hinterlaſſen, lehnten dieſe Ehre ab. Früher ſchon hatte ihn der König von Dänemark um ſein Bild gebeten, um, wie er ſagte, das Muſter aller Seemänner recht oft vor Augen haben zu können. Daſſelbe Geſuch that Ludwig XIV. an ihn und hing, als er das Portrait erhalten, daſſelbe mitten unter den Bildniſſen ſeiner eigenen großen Feldherren auf, indem er ihm zu gleicher Zeit ſein, des Königes, eignes Portrait und den St. Michaelsorden dafür überſandte. Als man dem franzöſiſchen Monarchen Ruyters Tod meldete, ſagte derſelbe: „Er war ein furchtbarer Feind, aber wir müſſen ſeinen Verluſt bedauern; dieſer Mann machte der Menſchheit Ehre.“

Jenes Portrait, von Jordaens gemalt, befindet ſich gegenwärtig in der Sammlung des Louvre. Es ward wiederholt in Kupfer geſtochen und die Niederländer ſtatteten es mit folgender geſchmackloſer Inſchrift aus, in welcher die Sylben ſeines Namens fünf Mal vorkommen:

Terruit Hispanos Ruiter, ter terruit Anglos
Ter ruit in Gallos; territus ipse ruit.*)

Dennoch aber enthält ſie vollkommen, wenn auch geiſtlos ausgedrückt, die Wahrheit. Unter den vielen großen Seehelden, welche die Niederlande aufzuweiſen haben, iſt de Ruyter (der König von Dänemark war es, der ihn in den Adelsſtand erhob) ſtets der Liebling im Andenken des Volkes geblieben. Er iſt vielfach von niederländiſchen Dichtern im Liede gefeiert worden; die berühmteſte Ode auf ihn hat Rhynvis Feith geliefert (ſ. die Einleitung); wir laſſen hier einige Strophen derſelben in von Eichſtorfs gelungener Ueberſetzung folgen. Wer iſt es, beginnt ſein Lobgeſang:

Wer iſt es, deſſen Muth und Treue
Ein Volk ſein Schickſal anvertraut?
Der nicht auf ſeiner Ahnen Reihe —
Auf Tugend ſeine Würde baut?

---

*) Ruyter ſchlug die Spanier nieder; drei Mal ſchlug er die Engländer nieder, drei Mal ſtürzte er ſich auf die Franzoſen; ſelbſt niedergeſchlagen, ſtarb er.

Der drei Mal, eh' ein Jahrkreis endet,
Sich gegen ſeine Feinde wendet
Und ihrer Flotten Macht bezwingt;
Der, von Gefahr und Tod umzogen,
Den ſichern Herrſcherſtab der Wogen
An Englands Uebermuth entringt.

Wohin ſein kühner Geiſt ihn leitet,
Da glänzt der Sieg um ſeinen Kiel;
Wie auch das Schickſal drängt, er ſchreitet
Mit ſeinen Donnern doch zum Ziel.
Von edlem Stolz, von kühnem Streben
Schwillt ſeine Bruſt; ſein ganzes Leben
Iſt Treue und Gerechtigkeit.
Nicht nur im Land, das wir bewohnen:
Nein, überall, wo Menſchen wohnen,
Wird ihm Bewunderung geweiht.

Hier feſtigt ſich, auf ſtarken Stützen,
Ein Thron, gebaut durch Seine Hand;
Und dort erbebt vor ſeinen Blitzen
Ein andrer, der auf Felſen ſtand;
Durch Fürſtenmacht und Gunſt erhoben
Die Herrſcher ſeinen Ruhm und loben,
Wie ſehr er ihre Würden ſchmückt;
Und von Bewundrung hingeriſſen,
Sinkt Afrika zu ſeinen Füßen
Und küßt die Feſſel, die es drückt.

Sein Name ſchwebt auf allen Zungen!
So weit das Meer die Welt umſpannt,
So weit auch iſt ſein Ruf erklungen,
So weit iſt ſeine Kraft bekannt.
Die Wahrheit darf ſein Lob frei melden,
Denn an der Spitze aller Helden
Entfliegt er zur Unſterblichkeit;
Und mit den ſchönſten von den Kränzen,
Die für der Tugend Jünger glänzen,
Belohnt ſie ſeine Heiligkeit.

O Vaterland, mit Recht vermeſſen
Auf deines Flottenruhms Gewicht:

Wie könnteſt du ihn je vergeſſen?
Nennt — nennt dein Herz de Ruyter nicht!
Ja, ja! ſchon fließen Eure Zähren;
Und beſſer als des Liedes Ehren
Beſtimmen ſie des Helden Rang;
Ja, dieſe Thränen, dieſe Schmerzen,
Und dieſer Laut aus wundem Herzen,
Sie ſind ſein ſchönſter Lobgeſang.

Nicht minder groß in ſeinem Patriotismus, wenn auch nicht ſo glücklich wie de Ruyter, war Tromp's würdiger Freund, Jan Ewertſen, der ebenfalls dreißig Jahre lang die Feinde ſeines Vaterlandes ruhmvoll bekämpfte. Durch die Undankbarkeit des Volkes ſeines Commando beraubt, verlangte er 1666, nachdem ſein Bruder gefallen war in dem viertägigen Treffen zwiſchen de Ruyter und Albemarle, als Volontair auf der Flotte zu dienen, „um ſein Blut für das Vaterland zu vergießen, wie es ſein Vater, ſeine vier Brüder und ſein Sohn gethan." In Folge deſſen ward er zum Vice-Admiral ernannt und fand die Erfüllung ſeines Wunſches in der zweiten Seeſchlacht des Jahres 1666. Seine und ſeiner Gebrüder Gebeine wurden in einem einfachen Mauſoleum vereint, das jetzt die neue Kirche von Middelburg ziert.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung nach Vlieſſingen zurück, das, außer jenen Helden, noch mehrere berühmte Männer, wie Ewout Worſt, Marinus Hollaar, die beiden de Moor und den Dichter Bellamy unter ſeinen Söhnen aufzuweiſen hat. Zu den vorzüglichſten Gebäuden dieſer Stadt gehörte früher das Rathhaus, das nach dem Muſter des Rathhauſes zu Antwerpen 1594 aufgeführt wurde, eine Façade von 109 Fuß in der Fronte bei 60 Fuß Tiefe hatte und mit einer überall durchſichtigen Wendeltreppe von 116 Stufen verſehen war, die bis auf die Platform führte und welche man für eines der älteſten, wenn nicht das erſte Werk dieſer Art hielt. Im Jahre 1808 aber, nachdem die Stadt ſchon durch eine Ueberſchwemmung furchtbar gelitten, ward ſie von den Engländern bei der Expedition gegen Antwerpen unter Lord Chatham bombardirt und das ſchöne Rathhaus nebſt zwei Kirchen und vielen Privathäuſern zerſtört. Dreihundert Einwohner verloren dabei das Leben und ein großer Theil der Uebrigen verließ die Stadt und ſiedelte ſich anderswo an. In neuerer Zeit hat ſie allerdings wieder gewonnen, beſonders als man ſeit dem Abfalle Belgiens aus Antwerpen Alles, was zur holländiſchen Marine gehörte, dort hin brachte, aber ihren alten Glanz erhielt ſie nicht wieder.

Früher führte eine ſehr ſchöne Allee von Vlieſſingen nach Middelburg, der Hauptſtadt von Walcheren und ehemals von der ganzen Provinz Zeeland, durch mehrere Dörfer und an intereſſanten Ruinen alter Burgen vorüber. Die Franzoſen fällten aber die ſtattlichen Bäume, welche ihnen bei der Befeſtigung von Vlieſſingen im Wege ſtanden; die Chauſſee iſt indeſſen noch ſo trefflich wie ſie es früher war. In der Nähe derſelben liegt das ſchöne Dorf Weſtſouburg, wo Aldegonde, der Freund Wilhelms I. von Oranien und einer der gewiegteſten Staatsmänner und Gelehrten ſeiner Zeit, zugleich der eifrigſte und witzigſte Gegner des Papſtes (ſ. die Einleitung), die letzten Jahre ſeines bewegten irdiſchen Daſeins verlebte. Die Stadt Middelburg, welche einſt 25,000 Einwohner zählte, hat jetzt kaum die Hälfte und überhaupt viel von ihrem früheren Glanze eingebüßt. Sie beſitzt mehrere bedeutende öffentliche Gebäude, namentlich das mit Quaderſteinen aufgeführte Stadthaus, deſſen Façade mit den fünfundzwanzig Statuen der früheren Grafen von Holland geſchmückt iſt, zwei prächtige Börſen, ein Arſenal, eine Bank, eine Münze, welche das Recht hatte, allein die ſogenannten zeeländiſchen Thaler (Zeeuwſche Ryksdaalers) zu prägen, zwei Hôtels, der oſtindiſchen und der weſtindiſchen Compagnie gehörig, und mehrere ſchöne Kirchen, von denen die ſogenannte neue Kirche einen 280 Fuß hohen Thurm und ein berühmtes Glockenſpiel hat. In der ehemaligen Abtei zu unſerer lieben Frauen bewahrte man einen ſehr ſchön gewirkten, von einer Abtiſſin verfertigten Teppich, einen Sieg der Zeeländer auf dem Meere darſtellend und eine Reihe von Bildniſſen zeeländiſcher Admirale in Lebensgröße. Sie wird jetzt zum Theil als Kirche, zum Theil als Wohnung des Gouverneurs und als Verſammlungsort der Provinzialſtände von Zeeland benutzt. Der Teppich iſt auf dem Rathhauſe zu ſehen. Als Handelsſtadt iſt Middelburg beſonders ſeit den Kriegen mit England und der Oeffnung der Schelde nicht mehr von Bedeutung, zumal ein Canal, der als Hafen diente, völlig verſandete und der neue Hafen, welcher der Stadt 1817 bewilligt wurde, ebenfalls durch Verſandung ſehr leidet. Dagegen aber iſt ſie von Gewicht für die wiſſenſchaftliche Bildung der Provinz, vorzüglich durch die von Vlieſſingen dahin verlegte wiſſenſchaftliche Geſellſchaft (het Zeeuwſche Genootſchap der Wetenſchappen), welche viel zur Belebung und Förderung literäriſcher Beſtrebungen beiträgt und ſehr ſchöne Sammlungen beſitzt. Auch war es in Middelburg, wo Zacharias Janſſen 1590 das Teleſkop erfand.

Nördlich von Middelburg liegt das Städtchen Veere, mit einem Hafen und 1300 Einwohnern. Es iſt mit Feſtungswerken verſehen und war ehemals der Stapelplatz für den ſchottiſchen Handel, ſo wie Domaine des Hauſes Oranien. Es hat ein altes gothiſches Rathhaus, mit Bildſäulen der Edeln des Landes geſchmückt. Hier bewahrt man noch den goldenen Pokal, den Maximilian von Burgund dem Magiſtrate vermachte. Dieſes Meiſterwerk der Goldſchmiedekunſt hat ungefähr zwei Fuß Höhe; der Deckel iſt außen mit einer Figur des Erzengel Michael, inwendig mit dem emaillirten Wappen Maximilians und der Becher ſelbſt mit der ciſelirten Darſtellung von Kriegsthaten geſchmückt. Man pflegt jährlich bei der Rathswahl daraus zu trinken. Auch die ſchöne Kirche, mit einer trefflichen Wölbung und einem 222 Fuß hohen Thurme, verdient die Aufmerkſamkeit des Beſuchers.

Bemerkenswerth endlich iſt noch auf Walcheren das nordweſtlich von Veere in den Dünen ſehr angenehm liegende Städtchen Duinburg, wo man 1647 auf dem Strande mehrere Steine mit der Abbildung einer ſitzenden Göttin, die einen Korb mit Früchten auf dem Schooße und einen Hund zur Seite hat, fand, um ſo merkwürdiger, da ſonſt nirgends Spuren dieſer Gottheit vorkommen, welche, einer Inſchrift zu Folge, die Schützerin der Seefahrer war. Es iſt dies die bereits oben erwähnte Nehalennia. Zu Weſtkapell, einem ſehr alten Flecken, entdeckte man dagegen ſchon 1514 Inſchriften, welche dem maguſaniſchen Herkules gewidmet waren. Nahe bei dieſem auf der weſtlichen Spitze von Walcheren liegenden Orte, welcher auch durch einen Sieg berühmt iſt, den die Holländer im 13. Jahrhundert über die Vläminger davon trugen, hören die Dünen plötzlich auf. Das Land würde daher auf dieſer Seite der vollen Wuth des Meeres Preis gegeben ſein, wenn nicht ein rieſenhafter Damm daſſelbe ſchützte.

Die Tracht der Landleute auf der Inſel Walcheren, die ſehr wohlhabend ſind, weicht bedeutend von der der anderen Niederländer ab. Die Männer gehen im Sonntagsputze meiſt ſchwarz gekleidet, in kurzen Hoſen, langen Strümpfen und Schuhen mit großen ſilbernen Schnallen, und man würde ſie für Schullehrer oder Cantoren halten, wenn die Knopflöcher an ihrem Rocke nicht mit rother Seide ausgenäht und die lange Weſte meiſt von einer anderen Farbe wäre. Die Frauen dagegen tragen eine lange, in der Taille eng anſchließende Jacke von Kattun, einen Rock von geſtreiſtem Camelott oder Beiderwand, eine weiß und blau carrirte Schürze, violette Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Ihren Kopf ziert vor der Stirn eine goldene Schmucknadel, ein Häubchen, das mit einer Bandſchleife unter dem Halſe zugebunden wird, und ein Paar echter goldener Ohrringe. Außerdem tragen ſie noch einen breiten, runden, auf beiden Seiten niedergeſchlagenen Strohhut.

Die Meerenge zwiſchen Walcheren und der zunächſt liegenden ſüdöſtlich gelegenen Inſel Süd-Beveland heißt der Sloe. Auf Süd-Beveland hat der Ackerbau einen überaus belohnenden Erfolg; das Erdreich iſt ſehr fruchtbar daſelbſt und der Bauer meiſt ſelbſt Herr des Bodens, den er cultivirt. Die Inſel iſt auf allen Seiten von mächtigen Deichen umgeben, dennoch trägt die wüthende Fluth zu Zeiten den Sieg davon, wie dies im ſechszehnten Jahrhundert der Fall war, wo ſie die Stadt Roemerswale und ein Drittheil des ganzen Flächeninhaltes überhaupt zerſtörte. Zwar hat man dem tückiſchen Element allmählig den verlorenen Boden wieder abgewonnen, jedoch nur mit großer Mühe und in der ſteten Angſt vor nochmaligem Verluſte. Von den Deichen herab hat man eine ſchöne Ausſicht auf die reiche Inſel, welche auch vorzüglichen Obſtbau treibt, aber von böſen Fiebern heimgeſucht wird, was die engliſchen Truppen, welche dieſelbe 1809 beſetzt hielten, vorzüglich ſchwer empfanden. Die Hauptſtadt von Süd-Beveland, Goes mit 5000 Einwohnern, iſt nur merkwürdig als Geburtsort des holländiſchen Dichters Antonides, deſſen wir in der Einleitung Erwähnung thaten.

Nord-Beveland ward im Jahr 1532 von der Sturmfluth heimgeſucht und faſt ganz zerſtört; ſie war früher eine der größten Inſeln Zeelands geweſen. Ein Jahrhundert ſpäter gewann man einen großen Theil derſelben dem Meere wieder ab und ſicherte ihn durch Dämme. Der Boden dieſes Eilandes iſt außerordentlich fruchtbar, weßhalb ſie auch der Garten von Zeeland genannt wird. Die vorzüglichſten Oerter auf derſelben ſind das Städtchen Kortgene und die Dörfer Kolyes plaat und Kats, welche ſich jedoch weiter nicht auszeichnen, obwohl ſie ſich ſämmtlich einer guten Lage und trefflicher Häfen erfreuen.

Die öſtlich zunächſt gelegene Inſel iſt Schouwen, berühmt durch ihren Krappbau und die Fruchtbarkeit ihres Bodens im Allgemeinen. Gegenwärtig iſt ſie mit dem Duiveland, das früher ebenfalls eine Inſel war, vereinigt. Ihre Hauptſtadt Zierikzee, mit 6500 Einwohnern, liegt im Süden. Dieſe kommt wiederholt in den Annalen der Niederlande vor und hat ſich jedes Mal rühmlicher Erwähnung zu erfreuen. Sie erlitt zwei bedeutende Belagerungen; zuerſt in den Jahren 1303 und 1304 durch die Vläminger, welche ſich damals auf dem Gipfel ihrer Macht befanden und mit einem Heere von 80,000 Mann herangezogen kamen. Die Holländer hatten ihnen dagegen nur 40,000 Mann, die franzöſiſchen Hülfstruppen unter der Anführung des Genueſer Grimaldi eingerechnet, entgegen zu ſtellen, dennoch trugen ſie einen vollſtändigen Sieg davon in einer Seeſchlacht. Wagenaar giebt in ſeiner Vaterlandſche Hiſtorie (Band III. S. 170) folgende genaue Schilderung dieſes merkwürdigen Kampfes, welche ein deutliches Bild der damals üblichen Weiſe Krieg zu führen liefert und deshalb vorzüglich hier eine Stelle finden mag.

„In Flandern angekommen, ruhte er (Guy von Flandern) nicht lange, ſondern begann ſogleich eine Flotte zu rüſten, um ſich der Stadt Zierikzee, der einzigen in Zeeland, die es mit dem Grafen Johann hielt, zu bemächtigen. Junker Wilhelm hatte, als er nach Holland gegangen, um bei der Eroberung von Schoonhoven behülflich zu ſein, die Verwaltung der Stadt und die Leitung des Krieges Johann von Kruiningen und Balduin von Peerſike anvertraut. Er ſelbſt oder der Graf, ſein Vater, hielt mittlerweile bei dem Könige Philipp von Frankreich, zufolge des abgeſchloſſenen Vertrages, um Unterſtützung an, welche endlich auch zugeſagt wurde.“

Reniero Grimaldi von Genua, ein berühmter Seehauptmann, hatte ſich ungefähr um dieſe Zeit mit ſechszehn Galeeren in den Dienſt des Königs begeben. Der König fügte noch zwanzig andere Schiffe hinzu und dieſe ganze Flotte, welche Grimaldi als Admiral befehligte, wurde zur Unterſtützung des Grafen Johann und der Holländer abgeſandt.

Die Vläminger waren zur ſelben Zeit unter Anführung des Herrn Guy mit einer ſtarken Flotte vor Zierikzee angelangt, alle ihre Kräfte anſtrengend, um ſich der Stadt raſch zu bemächtigen. Um die Belagerung zugleich auf verſchiedenen Seiten zu führen, beſchloß Guy, den Hafen mit Getreidegarben zuzudämmen, und ſich längs dem Damme der Stadt zu nähern. Man behauptet, daß die drinnen das Legen dieſes Dammes leicht hätten verhindern können, wenn ſie damals ſchon ſo wohl wie ſpäter gewußt, wie weit ſie mit ihren Oſtelen, einer Art von Schießgeräth, mit der man ſehr große Pfeile verſchoß, reichen konnten. Als der Hafen zugedämmt war, ſchlug Guy ſein Lager rings um die Stadt auf und hielt ſie eng eingeſchloſſen. Zwei Blyden (Schiffgerüſte) wurden nördlich, eine ſüdlich vom Hafen, aufgerichtet, welche dreihundert Pfund ſchwere Steine warfen. Die Belagerten, welche jedoch ebenfalls gut mit Blyden verſehen waren, ſchleuderten dem Feinde die Steine, die auf ſie herabfielen, mitunter ſeinen Sturmgeräthſchaften zu merklichem Schaden, wieder zu. Die Vläminger bedienten ſich der Katzen, hölzerner Gerüſte, mit welchen die Mauern untergraben und zerſtoßen wurden, ſowie hoher Evenboogen, von denen herab man entweder mit Pfeilen ſchoß oder Balken auf die Mauern hinabließ. Es glückte indeſſen einmal den Belagerten, durch Fackeln, die an Pfeile befeſtigt waren, eine große Katze in Brand zu ſtecken, ſo daß dieſelbe ganz vom Feuer verzehrt wurde. Die Flamme ſchlug ſo hoch, daß man ſie in Holland, zwiſchen Vlaardingen und Schiedam, deutlich ſehen konnte. Die Belagerer dagegen, welche die Stadtgräben ausgefüllt hatten, beſtürmten wiederholt die Thore und die Mauern, doch wurden ſie ſtets mit ſchwerem Verluſte abgeſchlagen und zurückgetrieben. Die Frauen von Zierikzee bewährten bei ſolcher Gelegenheit auch ihren Muth, indem ſie den Männern Steine zutrugen und es ſich angelegen ſein ließen, den Brand, der durch das Schießen von Fackeln ſich in der Stadt entzündete, augenblicklich zu löſchen, oder durch das Niederreißen der brennenden Häuſer dem Fortgange deſſelben zu wehren. Da nun die Belagerer nicht die Möglichkeit ſahen, ſich der Stadt durch Sturm zu bemeiſtern, ſo beſchloſſen ſie, dieſelbe auszuhungern. Die lange Belagerung hatte die Mundvorräthe daſelbſt ſchon ſo anſehnlich vermindert, daß das Vieh mit dem Dach- und dem Bettſtroh und dem verfaulten Getreide aus dem Stadtgraben, das mit Lebensgefahr hereingebracht wurde, gefüttert werden mußte.

Die Belagerten ſetzten nun den Junker Wilhelm in Kenntniß von ihrer Noth und bewogen ihn, ſo eilig wie möglich Heerfahrt in Holland auszuſchreiben und zu Schiedam eine Flotte zu rüſten. Es findet ſich bemerkt, daß der ganze Rath von Holland, worunter wahrſcheinlich die Edeln und die Abgeordneten der Städte zu verſtehen ſind, um dieſelbe Zeit auch zu Schiedam verſammelt war; vielleicht nur, unter Anderem für die Ausrüſtung und Bemannung der Flotte Sorge zu tragen. Dies iſt das erſte Mal, wo ſich in alten Urkunden von den Edeln und Städten der Name Rath von Holland gebraucht findet, da die Benennung Staaten damals noch nicht üblich war. Junker Wilhelm ſandte auch Botſchaft an den franzöſiſchen Admiral Grimaldi, der kurz vor der Eroberung von Schoonhoven perſönlich gegenwärtig geweſen, ſich aber wieder entfernt hatte und die Flotte zuſammenbrachte, um ihn zu raſcher Fortſetzung ſeiner Reiſe anzuſpornen.

Endlich ſah man Grimaldi mit der franzöſiſchen Flotte in die Maaß einlaufen bis vor Schiedam, wo ihn Junker Wilhelm mit Freude begrüßte. Man beſchloß, keine Zeit zu verlieren, um Zierikzee zu entſetzen. Die holländiſche vor Geervliet liegende Flotte war reiſefertig. Grimaldi verweilte daher nicht lange in Holland, ſondern fuhr voraus auf dem Waſſer Borniſſe, welches ehemals die Länder von Vooren und Putten von einander trennte, jetzt aber größtentheils verſandet iſt, entlang, und die holländiſche Flotte folgte ihm. Ein heftiger Sturm hielt die Schiffe hier drei Mal auf, worauf ſie, den Lauf nach Weſten richtend und dann ſich wendend, um die Inſel Overflakkee herum die Gravelingen erreichten. Hier, im Angeſichte von Zierikzee, ſchoſſen die Krieger der Flotte von den Spitzen der Maſten herab, um die Belagerten von ihrer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen. Dies wurde aus der Stadt mit Schießen beantwortet. Die Windſtille war damals ſo groß, daß die Flotte kaum einen Bogenſchuß Weges an einem Tage zurücklegte. Endlich erreichten die Schiffe, nachdem ſie bei Sonnemaar und dem Winkel von Dreiſcher vorübergefahren waren, Bettenwaarde auf Duiveland, dicht unter Zierikzee, wo ſie Anker warfen, nachdem ſie volle vierzehn Tage auf den Strömen waren aufgehalten worden. Während dieſer Zeit waren ihnen die Mundvorräthe ausgegangen, und die Mannſchaft der Flotte wartete nun ſchmerzlich auf Zufuhr aus Holland, welche indeſſen den vlämiſchgeſinnten Zeeländern, die mehrere leichtgerüſtete Koggen (kleine Schiffe) im Fahrwaſſer hielten, zum Theil in die Hände fiel. Die franzöſiſchen Galeeren machten darauf Jagd auf dieſelben und ſäuberten die zeeländiſchen Gewäſſer gänzlich davon; namentlich wird berichtet, daß ſie am Sonntag dem 9. Auguſt, von den Holländern unterſtützt, mehrere zeeländiſche Koggen auf den Strand jagten.

Guy von Flandern, der bereits zeitig die Nachricht von der Annäherung der vereinigten Flotte erhalten hatte, ließ zehntauſend Mann rings um Zierikzee legen und begab ſich mit dem übrigen Theile ſeines Heeres an Bord ſeiner Schiffe, die vor der Stadt ankerten. Am 10. Auguſt ſtießen die Flotten gegeneinander auf dem Gouwe zwiſchen Schouwen und Duiveland, nicht weit von Zierikzee. Da jedoch die Ebbe den Admiral Grimaldi nöthigte, vom Lande abzuhalten, ſo geriethen einige Schiffe bei einer Untiefe vor der Stadt auf den Grund und blieben dort ſtecken bis die Fluth wiederkam, wobei ſie nur mit genauer Noth einem feindlichen Brander entkamen, der gegen ſie geſandt wurde. Der Admiral und Junker Wilhelm hatten beſchloſſen, das Gefecht nicht vor dem folgenden Tage zu beginnen, aber mit ſteigender Fluth kam gegen Abend die feindliche Flotte auf ſie zu. Sogleich wurde die vereinigte Flotte in Schlachtordnung aufgeſtellt und von den Holländern zuerſt aus ſechszig Oſtelen und zweihundert Bank-Armbrüſten, nachher aber, als der Kampf heftiger ward, aus mehr denn tauſend Armbrüſten auf den Feind geſchoſſen. Die Blyden, aus denen man ſchwere Steine warf, wurden auch, ſo lange ſie Dienſte thun konnten, gebraucht. Die Vlāminger blieben den Holländern Nichts ſchuldig. Jeden Augenblick füllte ein Schwarm von Pfeilen die Luft, und das Schwirren derſelben, ſowie das Raſſeln der geworfenen Steine war eine Meile weit zu hören. Der Strand hallte wieder von dem Feldgeſchrei: Holland! Holland! Paris! Paris! das Jeder im Munde führte; ein Beweis, daß man in den Niederlanden die Sitten der alten Germanen, welche nie ohne Kriegsgeſchrei kämpften, noch nicht abgelegt hatte.

Es war den Vlāmingern bei dem erſten Angriffe geglückt, ſich drei holländiſcher Schiffe zu bemächtigen, in denen ſie ein gewaltiges Blutbad anrichteten. Die Holländer bemeiſterten ſich darauf eines vlämiſchen Schiffes, dem ein gleiches Schickſal zu Theil ward. Grimaldi ward nun der Meinung, daß er mit ſeinen Galeeren mehr würde ausrichten können, wenn er die vlämiſche Flotte enterte, und gab daher den Befehl dazu. In derſelben Zeit wurden vier von ſeinen Schiffen, die auf den Grund gelaufen waren, durch die Fluth wieder flott und gingen ſogleich auf den Feind los, dem man auf ſeinen Fahrzeugen mit allerlei Handgewehr, ſelbſt mit Holzbränden, heftig auf den Leib rückte. Da Junker Wilhelm mittlerweile die Nachricht erhalten, daß ein Theil der Flotte nördlich von ihm in ein ſcharfes Gefecht verwickelt worden, bereitete er ſich, hier Hilfe zu bringen; ehe er jedoch fertig war, bekam er die Botſchaft, daß die Holländer den Sieg davon getragen. Grimaldi bemächtigte ſich mittlerweile verſchiedener vlämiſcher Schiffe und trieb einen Theil der andern nach der Mündung der Schelde, welche ſie jedoch, durch widerwärtigen Wind gehindert, nicht zu erreichen vermochten.

Mitternacht war vorüber, als die Holländer vollkommen den Sieg davon trugen. Die vlämiſchen Schiffe waren erobert oder in die Flucht geſchlagen, einige ſaßen auf dem Strande feſt; nur wenige lagen hier oder da vor Anker. Junker Wilhelm bemerkte neben ſich ein großes Schiff mit vlämiſcher Flagge, von dem man ſpäter glaubte, es ſei das des Herrn Guy geweſen. Als er jedoch daſſelbe entern wollte, kappte es ſein Ankertau und trieb mit der Ebbe glücklich vorüber.

Der folgende Tag, der eilfte des August, wurde auf der holländiſchen Flotte mit Jubel und Pfeifenſchall begrüßt und zugleich die Beſtimmung getroffen, ſich der feindlichen Schiffe ferner zu bemächtigen oder ſie zu vernichten. Guy von Flandern lag noch mit fünf Schiffen im Gouwe; als er jedoch Grimaldi mit vier Galeeren auf ſich zukommen ſah, zog er die Segel auf und verſuchte, wie es ſchien, zu entweichen. Grimaldi hinderte ihn daran und enterte, und es fand nun ein heftiges Gefecht ſtatt, das mit der Gefangennehmung des Herrn Guy, welcher ſpäter nach Frankreich gebracht wurde, endete. Die Meiſten behaupten, daß Grimaldi Guy gefangen nahm; Einige aber geben dem Junker Wilhelm die Ehre, der den Vlämінger ſpäter dem franzöſiſchen Admiral ausgeliefert haben ſoll. Die zeeländiſchen Verbannten, die in dieſer Seeſchlacht gefangen wurden, mußten ihre Empörung gegen den Grafen mit einem ſchmachvollen Tode büßen. Zwei Edle, Henrik Buſſel, ein Ritter, und Willem de Lange, ein Knappe, wurden enthauptet und mehrere Andere gerädert.

Die Gefangennahme des Herrn Guy, welche um die Mittagszeit geſchah, machte dem Kampfe ein Ende. Ihr folgte augenblicklich der Entſatz von Zierikzee. Die Vlämінger verließen die Stadt über Hals und Kopf, und ſuchten größtentheils eine Zuflucht in den Dünen von Schouwen. Die Mund- und Kriegsvorräthe, die ſie zurückließen, wurden von den bewaffneten Bürgern hereingeholt. Junker Wilhelm, der während ſiebenzehn Tagen und Nächten nicht aus der Rüſtung gekommen war, begab ſich ſogleich nach der Stadt, um auszuruhen.

Kurz darauf machte er überall bekannt, daß er Alle, die zu den Vlämingern gehalten, in Gnaden aufnehmen wolle, wenn ſie ihm als Herrn huldigten. Viele benutzten dieſe Gelegenheit, ſich mit ihm auszuſöhnen, Andere dagegen zogen aus dem Lande. Von den Vlämingern, die ſich in den Dünen verſteckt hatten, wurden ſpäter wohl an fünftauſend gefangen genommen.

Als die Bürger von Middelburg die Nachricht von dem Siege vor Zierikzee erhalten hatten, zögerten ſie nicht, die vlämiſche Beſatzung gefangen zu nehmen oder zu verjagen, und empfingen Junker Wilhelm, der ſich kurz darauf dorthin begab, mit außerordentlicher Freude. Er verweilte daſelbſt vierzehn Tage, um Befehle zur ſtärkeren Befeſtigung der Stadt zu geben, zu welcher man ſich mit ſeiner Erlaubniß der Steine einiger zerſtörten Schlöſſer auf Walcheren bediente. Ganz Zeeland folgte dem Beiſpiele von Middelburg, und Junker Wilhelm ſah ſich binnen Kurzem wiederum als Herrn von ſeines Vaters beiden Grafſchaften.

So weit der genaue Wagenaar. Dieſer Sieg machte übrigens einer zwei Jahrhunderte langen Fehde und der Herrſchaft der Vläminger über Zeeland auf immer ein Ende.

Die zweite Belagerung von Zierikzee war, ob ſie gleich unter ganz anderen Verhältniſſen ſtattfand, nicht minder merkwürdig und wird ſtets ruhmvoll in den holländiſchen Annalen erwähnt werden, da auch hier von den Niederländern viele glänzende Beweiſe wahrer Vaterlandsliebe gegeben wurden. Nach der merkwürdigen Expedition der Spanier in den Gewäſſern von Thoolen, verſuchten dieſe, mitten in der Nacht, die an dieſer Stelle ziemlich breite Meerenge zu durchwaten. Das Waſſer ging den Soldaten bis an den Gürtel; ſie trugen ihre Fußbekleidung, ſowie Mund- und Kriegsvorrath um den Hals befeſtigt, während ſie die Muskete über dem Kopfe hielten. Trotzdem wurden ſie von der wachſamen holländiſchen Flotte bemerkt und mit Feuer und Schwert zurückgetrieben, wobei eine große Anzahl Spanier umkam. Den Uebrigen gelang es indeſſen das Land zu erreichen und Zierikzee zu belagern. Nach langer Gegenwehr beſchloſſen die Bürger endlich den Prinzen von Oranien von ihrer Noth in Kenntniß zu ſetzen. Sie ſandten zu dieſem Zwecke zwei Männer an ihn ab, welche den Brief in Streifen geſchnitten um den Leib befeſtigt trugen, ſo daß der Feind, wenn ihm auch Einer von Beiden in die Hände fiel, doch nicht im Stande war, das Schreiben zu entziffern. Der Eine ward auch wirklich gefangen; der Andere aber, der den Beinamen Lieve Heere führte, und welchem das Heil ſeiner Vaterſtadt mehr am Herzen lag als ſein eigenes Leben, ſtürzte ſich in das Waſſer und ertrank, um auf dieſe Weiſe ſein Geheimniß zu retten. Dieſe heldenmüthige Aufopferung trug jedoch der bedrängten Stadt leider keine Früchte; ſie mußte ſich 1576 dem Sieger ergeben und die Plünderung mit 200,000 Gulden abkaufen.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Zierikzee zeichnete ſich die Hauptkirche mit ſiebenundzwanzig Capellen, mehreren marmornen Mauſoleen und einem 350 Fuß hohen unvollendeten Thurme aus; ſie ward 1666 vom Blitz getroffen und brannte zum Theil ab. Ein geſchmackloſes Chronoſtichon, das nach der Wiederherſtellung im Innern angebracht wurde, verkündete das auf eine etwas räthſelhafte Weiſe folgendermaaßen:

Cras Cane terribilis. Non possVM. CVr? CaDIt IgnIs.

„Singe morgen Terribilis. Ich kann nicht. Warum nicht? Der Blitz ſchlägt ein.“ Es geſchah nämlich am Tage vor dem Gottesdienſte, an welchem der Hymnus Terribilis est locus iste geſungen werden ſollte. Vor einigen Jahren legte eine zweite Feuersbrunſt dies Gotteshaus gänzlich in Aſche.

Die zweite Stadt auf der Inſel Schouwen iſt Brouwershaven. Sie hat nur 900 Einwohner, iſt aber berühmt als Geburtsort des gefeierten holländiſchen Dichters Cats (ſ. die Einleitung), dem ſeine dankbaren Mitbürger hier in der neueſten Zeit ein Denkmal errichteten.

Die Tracht der Bauern auf Schouwen iſt eigenthümlich, aber bei Weitem nicht ſo ſchwerfällig wie die der Landleute auf den andern Inſeln. Die Frauen gehen einfach gekleidet in einer braunen Jacke, einem Rocke von Camelott, einer blauen wollenen Schürze mit blau und weiß geſtreiſtem Oberſtück, rothen Strümpfen und einem breiten runden Strohhute. Ueber ein wollenes, hinten befeſtigtes Bruſttuch pflegen ſie noch ein weißlinnenes mit bunten Streifen zu ſchlagen. Goldene Ohrringe, ein goldenes Stirnſchloß und eine Schnur Korallen um den Hals bilden ihren Schmuck. Die Männer tragen Mützen von Tuch, eine graue Jacke mit Schößen, kurze weite, aber ſehr ſaubere Beinkleider, geſtreifte wollene Strümpfe und bunte Strumpfbänder. Die Jagd auf wildes Geflügel und der Handel mit demſelben, das vorzugsweiſe gern auf Schouwen niſtet, macht neben der Viehzucht ihre Hauptbeſchäftigung aus.

Von Schouwen oder Duiveland ſchifft man ſich zu Bruiniſſe nach der Inſel Overflakkee ein. Hier vereinigen ſich die Mündungen der Maaß mit denen der Schelde und trennen die Provinz Zeeland von der Provinz Holland. Die letztere beſitzt jedoch ebenfalls mehrere Inſeln in den verſchiedenen Mündungen der Maaß, wie Overflakkee mit Goeren, Vooren mit Putten, Beyerland, Yſſelmonde und die Inſel Dortrecht. Der Boden auf denſelben iſt überall fruchtbar und für Krapp, Flachs und Weizenbau geeignet; ſchöne Ausſichten finden ſich dagegen nirgends. Unter den wenigen Städten, welche dieſe Inſeln aufzuweiſen haben, iſt Dortrecht ſowohl die bedeutendſte, als auch die älteſte in Holland.

Dirk (Dietrich) III., Graf von Holland, der ſich rächen wollte für die Eingriffe des Biſchofs und der Geiſtlichkeit von Holland in ſeine Rechte, gründete dieſelbe im Jahre 1015, bewog viele ſeiner Unterthanen, ſich dort niederzulaſſen, und erhob hier einen Zoll von allen Waaren. Dies brachte beſonders den Handelsſtand gegen ihn auf, der ſich bei dem Kaiſer mit deſto gegründeterem Rechte beſchwerte, als es ohne kaiſerliche Erlaubniß geſchehen war. Die Uneinigkeiten des Grafen mit dem Stifte Utrecht bewogen Heinrich III., ihn mit Krieg zu überziehen, und die Einnahme Dortrechts, das dem Grafen Dirk IV. gehörte, war im Jahre 1045 die Folge davon; doch gelang es dem Letzteren, ſich derſelben wieder zu bemächtigen. Er genoß die Früchte dieſes Sieges indeſſen nicht lange. Auf einem Turniere zu Luik hatte er nämlich das Unglück, einen Bruder des Erzbiſchofs Herrmann von Köln ſo gefährlich mit einem Speere zu verwunden, daß deſſen Tod erfolgte. Die Biſchöflichen griffen alsbald die Holländer feindlich an und erſchlugen neben vielen Anderen zwei uneheliche Brüder des Grafen, welcher ſelbſt nur mit genauer Noth entkam. Höchlichſt erzürnt ließ er nun zu Dortrecht die daſelbſt vor Anker liegenden Kölner und Luiker Kauffahrteiſchiffe in Brand ſtecken und verabfolgte den Kaufleuten der beiden Bisthümer, welche ſich in der Stadt befanden, ihre Waaren erſt, nachdem ſie eine ſchwere Geldſtrafe gezahlt. Auch unterſagte er ihnen, in ſeiner Grafſchaft Handel zu treiben. Dies erbitterte nun die Biſchöfe von Köln und Luik dermaßen, daß ſie ſich mit den Biſchöfen von Metz und Utrecht und dem Markgrafen von Brandenburg verbanden und zur Winterszeit, als die Wege hart geworden und Eis das Waſſer deckte, mit einem beträchtlichen Heere nach Dortrecht zogen. Sie hatten ein heimliches Einverſtändniß mit einigen in dieſer Stadt wohnenden holländiſchen Edelleuten, welche ihnen dieſelbe durch Verrath in die Hände lieferten. Dirk IV. kam jedoch auch heimlich, von Gerard van Putten unterſtützt, hinein, ſtellte während der Nacht ſeine Truppen in Schlachtordnung auf, überfiel die Verräther und Feinde, von denen er einige Hundert tödtete, und zwang die Uebrigen nebſt den Biſchöfen und dem Markgrafen, die Stadt zu räumen. Als er jedoch am folgenden Tage nur mit wenigen Begleitern längs den Wällen ſpazieren ging, traf ihn der vergiftete Pfeil eines Kölners aus einem Hinterhalte ſo gefährlich, daß er drei Tage darauf an der Wunde ſtarb. Die Straße, wo dies geſchah, heißt noch jetzt die Grafenſtraße und man zeigt daſelbſt noch gegenwärtig die Stelle, auf welcher das Haus ſtand, aus dem der Pfeil abgeſchoſſen wurde. Das dort jetzt befindliche Haus, ein ſpäteres Gebäude, wird Holland genannt.

Später erhielt Dortrecht ein Stapelrecht, wegen deſſen es häufig von andern Städten angefochten wurde. Sein Handel blühte immer mehr und mehr auf, trotzdem, daß es während der vielen Fehden der Grafen von Holland wiederholt von Feinden beſetzt wurde. Es ſpielte eine bedeutende Rolle in der holländiſchen Politik und wußte ſeine Rechte nachdrücklich zu wahren. Namentlich während des Streites der Hoek's mit den Kabbeljauw's*) entſtand ein heftiger Aufruhr, welcher der Stadt großes Verderben drohte und bei dem wir, da er uns ein treues Bild jener bewegten Zeiten giebt, einen Augenblick verweilen wollen.

Im Jahr 1405 war der Magiſtrat zu Dortrecht, zum Theil aus Hoek'ſchen, zum Theil aus Kabbeljauw'ſchen zuſammengeſetzt. Herzog Wilhelm beſtätigte denſelben, gleich nachdem die Stadt ihm gehuldigt hatte, und ließ im folgenden Jahre, wo eine neue Ernennung hätte ſtattfinden müſſen, ebenfalls dieſelben Männer im Amte, aus Furcht vor Schlimmerem. Dies war etwas bisher Unerhörtes und erregte um ſo mehr große Unzufriedenheit, als die Kabbeljauw's, deren Zahl die größte war, nun die Hoek'ſche Partei auf jegliche Weiſe zu unterdrücken ſuchten. Die Bürgerſchaft begann zu murren und reichte Bittſchriften um Abſtellung mehrerer Misbräuche ein. Dies nahmen aber die Führer der Gegenpartei ſo übel, daß ſie die Errichtung eines Forts mitten in der Stadt, um die Bürgerſchaft im Zaum zu halten, durchſetzten und daſſelbe ausrüſteten und mit ihren Anhängern bemannten. Die meiſt hoekſch geſinnten Bürger hatten dieſem Treiben mit großem Aerger zugeſehen und bisher gehofft, es werde noch eine Störung deſſelben ſich ereignen. Als dies aber nicht geſchah und das Bollwerk nun fertig daſtand, zogen ſie an einem Dienſtage, dem 4. Januar 1406, in großer Menge vor daſſelbe. Sie ſollen anfangs nur die Abſicht gehabt haben, zu fra-

---

*) Dieſer faſt anderthalb Jahrhundert lange Bürgerkrieg, deſſen nachtheilige Folgen die Niederlande noch in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts empfanden, und welcher den Adel gegen den Adel, den Bürger gegen den Bürger, ja den Bruder gegen den eigenen Bruder bewaffnete, entſprang aus einem Zwiſte der Wittwe Wilhelm's IV., Margaretha, Gemahlin des Kaiſers Ludwig, mit ihrem Sohne Wilhelm. Die Partei des Letzteren hieß die Kabbeljauw'ſche, die der Margaretha nannte ſich die Hoek'ſche, von **hoek**, Angelhaken, um anzudeuten, daß ſie die Kabbeljauw's zu bezwingen ſicher ſei.

gen, was man mit der Errichtung des Forts bezwecke, ohne Gewalt zu gebrauchen. Kaum ſah die Beſatzung deſſelben ſie aber nahen, ſo rief ſie gleich val aan (Greift an), und ſandte einen Schwarm von Pfeilen gegen die Bürger ab, welche nun ihrerſeits gegen die Verſchanzung mit ſolcher Heftigkeit Sturm liefen, daß die Kabbeljauw'ſchen weichen mußten und ſich in zwei befeſtigte Häuſer zurückzogen, die ſie kurz vorher mit Kriegsgeräth verſehen hatten. Von hier aus warfen und ſchoſſen ſie auf die Bürgerſchaft, welche ihrerſeits ſich heftig zur Wehr ſetzte, ſo daß auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen wurde. Endlich ſah die Partei der Kabbeljauw's, daß ſie den Kürzeren ziehe, und machte ſich aus dem Staube; ihre Anführer hielten noch am Längſten Stand, mußten jedoch zuletzt auch weichen. Gern hätten nun die Bürger ihre Rache an den Feinden gekühlt; einige Häuptlinge der Hoek'ſchen verhinderten es aber und ließen die Anführer der Gegenpartei, unter denen ſich nebſt dem Landdroſten (Baljuw) und dem Rentmeiſter von Südholland zwei Bürgermeiſter und vier Schöffen der Stadt befanden, in das Gefängniß führen. Gleich nachher, am 11. Januar, ſchloſſen der Altrath, die Gilden und einige Edelleute und reiche Bürger einen Vertrag, durch welchen ſie ſich verpflichteten, einander allen Schaden, den ſie während dieſes Aufruhrs bereits erlitten hätten oder noch erleiden würden, tragen zu helfen. Während ſo die Stadt mehrere Monate lang ohne Bürgermeiſter und Schöffen war, kamen die Bürger täglich zur Rathsverſammlung und die Gefangenen liefen große Gefahr, dem Haſſe des Volkes als Opfer zu fallen. Endlich ſtellte Herzog Wilhelm im September deſſelben Jahres das Gericht wieder her, zeigte ſich ſehr ungehalten über den Aufruhr und erlaubte der Stadt, einige Perſonen auf ewige Zeiten aus dem Lande zu verbannen, was auch geſchah, nachdem man den Vornehmſten dieſer Verbannten, welche früher in Dortrecht eine große Rolle geſpielt hatten, einen Eid abnahm, daß ſie weder der Stadt noch den einzelnen Bürgern ſt wegen des Vorgefallenen irgend ein Leid zufügen wollten. Dieſer Eid ward aber gebrochen und einer der Exilirten, Jakob van Kuurre, brachte den neuen Schout, Willem van Brakel, nicht lange nachher bei Rotterdam mörderiſch um das Leben. Die andern Anhänger der Kabbeljauw'ſchen Partei, ungefähr funfzig an der Zahl, verſöhnten ſich im folgenden Jahre mit den neuen Schöffen und die Ruhe ward in Dortrecht vollkommen wieder hergeſtellt.

Abwechſelnd hatte in der folgenden Zeit bald die eine bald die andere Partei in Dortrecht die Oberhand, doch litt die Stadt nicht eben darunter und wußte ihr Anſehen zu behaupten und ihre Blüthe zu erhalten. Die Reformation fand ſchon früh (1518) daſelbſt Anhänger. Sie ſchlug ſich daher ebenfalls bald auf die Seite Oraniens und wußte den Bedrückungen der Spanier mannhaft Trotz zu bieten und mehrere Belagerungen abzuſchlagen. Namentlich mußte Maximilian de Boſſu 1572 unverrichteter Sache von Dortrecht wieder abziehen, worauf er ſich Rotterdams mit Liſt bemächtigte. Deshalb wird Dortrecht auch noch jetzt von den Niederländern die Jungfrau genannt. 1572 ward hier die erſte Verſammlung der holländiſchen Staaten gehalten und die Stadt zum Orte der Nationalſynoden ernannt; 1672 rief ſie zuerſt Wilhelm III. zum Stadthouder aus. Im Jahre 1618 wurde hier ferner die berühmte Synode gehalten, auf welcher die Remonſtranten als Ketzer verbannt wurden und man für ewige Zeiten ein Glaubensbekenntniß aufſtellte, deſſen Geltung eine ſehr kurze Ewigkeit gehabt hat.

Seit dieſer Zeit hat Dortrecht immer mehr und mehr verloren und ſein Handel mußte dem Amſterdams und Rotterdams weichen. Das härteſte Unglück, von dem es je heimgeſucht wurde, fand indeſſen ſchon im funfzehnten Jahrhundert ſtatt. In der Nacht vor dem Tage der heiligen Eliſabeth, dem 18. November 1421, überſchwemmte eine Springfluth einen großen Theil von Holland dergeſtalt, daß zweiundſiebenzig Flecken und Dörfer von den Wellen verſchlungen wurden und 100,000 Menſchen dabei den Tod fanden. Ein ſtarker Nordweſtſturm, erzählt Wagenaar, trieb das Seewaſſer über Deiche und Dämme, während die Flüſſe ſtark angeſchwollen waren. Man hatte ſeit 1366 einen großen Theil Landes außerhalb des Deiches der Alblaſſerwaard an der Merweſeite eingedeicht, und dadurch das Bett der Flüſſe zwiſchen Hardingsveld und Werkendam beträchtlich verengert. Dadurch drängte ſich nun die Fluth ſo ſtark gegen die Deiche auf beiden Seiten, daß dieſe weichen mußten. Dies traf zuerſt den älteſten und daher vielleicht auch ſchwächſten Deich, welcher die ſüdholländiſche Waard zwiſchen der Merwe und der alten Maaß ſchloß. Er brach vor Werkendam zwiſchen Dortrecht und Gertrudenburg und überſchwemmte zweiundſiebenzig Dörfer, von denen mehr als zwanzig unter der Fluth begraben blieben; Dortrecht wurde dadurch gänzlich von dem feſten Lande von Südholland abgeriſſen und iſt ſeitdem eine Inſel geblieben, die von den Wellen des Biesboſch, (ſo heißt das Waſſer, welches jenes verſunkene Land bedeckt und eine Fläche von mehr als zwei Quadratmeilen bildet,) der alten Maaß und der Merve umgeben wird.

Die Inſel iſt jetzt mit ſtarken Dämmen umzogen und namentlich für Handel und Fiſchfang ſehr günſtig gelegen. Auch wird hier noch immer ein ſtarker Holzhandel getrieben. In früheren Zeiten war der Lachsfang daſelbſt ſo ergiebig, daß binnen eilf Monaten, vom 1. April 1620 bis zum 28. Februar 1621 89,221 Lachſe daſelbſt gefangen und auf den Markt zu Dortrecht gebracht, und dort eingezeichnet wurden.

Unter den bedeutenden Männern, deren Vaterſtadt Dortrecht war, ſind beſonders hervorzuheben: die beiden Wit, die größten Staatsmänner ihres Jahrhunderts, deren gewaltſames Ende ein Schandfleck in der Geſchichte der Niederlande bleibt; Paulus Merula, Lipſius' Nachfolger an der Univerſität Leiden, einer der gelehrteſten Rechts- und Alterthumsforſcher ſeiner Zeit; Jeremias de Dekker, ein früher ſehr geſchätzter Dichter, Samuel Hoogſtraaten, Rembrands Schüler, Gottfried Schalken und Pieter van der Hulſt, drei berühmte Maler, u. A. m.

Dortrecht hat gegenwärtig nahe an 20,000 Einwohner, welche lebhaften Handel, beſonders mit Holz treiben, Zuckerſiedereien, Troßmühlen, mehrere Fabriken und eine Artillerieſchule. Unter ſeinen öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich das Rathhaus, die Hauptkirche, die Münze und das ſchöne Hotel de Bellevue, das eine weite Ausſicht auf zwei Arme der Maaß darbietet, aus. Täglich gehen hier Dampfſchiffe nach Rotterdam, Middelburg, Herzogenbuſch und Nimwegen ab. Früher mußten alle großen Seeſchiffe, die nach Rotterdam beſtimmt waren, nachdem ſie bei Helvoetſluis vorbeigeſegelt, einen Umweg über Dortrecht machen, weil das Waſſer vor Briel nicht tief genug war. Seit einigen Jahren iſt dieſem Uebelſtande aber abgeholfen worden durch einen quer durch die Inſel Voorne geführten Kanal, ſo daß auch die größten Schiffe in einem Tage aus der See nach Rotterdam gelangen können, wodurch Dortrecht allerdings großen Schaden gelitten hat. Leichtere Fahrzeuge gelangen dagegen ohne Hinderniß unmittelbar auf dem nördlichen Arme der Maaß nach Rotterdam.

Nicht weit von dieſer Mündung und auf der ſüdlichen Spitze der Inſel Voorne liegt das Städtchen Briel mit 3200 Einwohnern, dem die Geſchichte der Niederlande ein unvergeßliches Andenken auf ihren Tafeln eingeräumt hat. Als nämlich die Königin Eliſabeth von England im Jahre 1572, Alba zu gefallen, den Waſſergeuſen die Häfen ihres Landes verſperrt hatte, ging Wilhelm von Lumei, Graf von der Mark, mit einer Flotte von vierundzwanzig Fahrzeugen nach dem Texel, um die ſpaniſchen Schiffe anzugreifen und irgend eine Stadt, von der Noth dazu getrieben, zu überrumpeln. Unterweges eroberte er zwei Kauffahrteiſchiffe, die aus Spanien kamen. Gleich darauf drehte ſich jedoch der bisher günſtige Wind, und nun erſt beſchloß er, in die Mündung der Maaß einzulaufen und ſich der Stadt Briel, die damals keine Beſatzung hatte, zu bemächtigen. Am 1. April, Nachmittags zwei Uhr, gingen ſämmtliche Schiffe im Hafen von Briel vor Anker. Die Einwohner waren anfangs über die große Zahl von Handelsſchiffen erſtaunt, denn Niemand dachte an die Waſſergeuſen. Ein Fährmann, Jan Pieterszoon Koppeſtock, war der Erſte, der auf die Wirklichkeit verfiel. Er theilte ſeine Meinung mehreren Perſonen mit, die er von Maaßlandsſluis nach Briel zu bringen hatte, und dieſe erſchraken dergeſtalt, daß ſie ihm befahlen, umzukehren und ſie wieder an der Abfahrtsſtelle auszuſetzen. Koppeſtock jedoch, der Nichts zu verlieren hatte, ruderte nun auf die Flotte zu, ging an Bord und fragte nach dem Waſſergeuſen Treslong, den er kannte, da deſſen Vater Bürgermeiſter (Baljuw) in Briel geweſen war. Treslong brachte ihn nun ſogleich zu Lumei mit der Bemerkung, dieſer Mann ſei gerade der, den ſie brauchten. Der Fährmann ward jetzt als Bote nach der Stadt geſandt, und ihm Treslongs dort wohlbekannter Siegelring zur Beglaubigung mitgegeben. Der Rath verſammelte ſich und Koppeſtock meldete, ihm ſei von dem Grafen von der Mark, Treslong und anderen Hauptleuten des Prinzen von Oranien aufgetragen, den Magiſtrat zu erſuchen, daß dieſer zwei Bevollmächtigte hinausſchicke. Ihnen ſolle kein Leid wiederfahren, da die Flotte in keiner anderen Abſicht gekommen ſei, als ſie von der Abgabe des Zehnten zu befreien und gegen Alba's Tirannei zu beſchützen. Er zeigte nun den Ring vor und der älteſte Bürgermeiſter fragte ihn, wie ſtark wohl die Flotte bemannt ſei. Mehr aus Schalkheit als aus Liſt antwortete er: wohl mit fünftauſend Mann. Nun ſtimmte man gleich dafür, zwei Abgeordnete hinaus zu ſenden, aber Niemand wollte ſich dazu hergeben. Endlich gingen doch zwei Mitglieder des Rathes mit dem Fährmann. Der Graf von der Mark war unterdeſſen an das Land geſtiegen und erwartete ſie in einem Hauſe vor der Stadt. Er forderte ſie nun im Namen des Prinzen von Oranien, als Statthalter des Königs, auf, ſich zu ergeben, und ließ ihnen zwei Stunden Bedenkzeit. Kaum kehrten ſie mit dieſer Nachricht wieder nach Briel zurück, als auch ſchon viele Einwohner mit Habe und Gut aus dem Süderthore zu flüchten begonnen. Die Mannſchaft der Flotte war mittlerweile gelandet und rückte vor das Waſſer- oder Norderthor mit der Frage, ob man ſie einlaſſen wolle oder ob ſie ſich ſelbſt den Eingang verſchaffen ſolle? Im verſammelten Rathe ſtimmte der Bürgermeiſter Nikker zuerſt für die Uebergabe und die Uebrigen traten ihm bei, doch zögerte man mit der Antwort. Darüber verſtrich die Bedenkzeit; der Graf ſandte nun Treslong nach dem Süderthor mit einiger Mannſchaft, welche den auf der Flucht begriffenen Rentmeiſter Johann van Duivenvoerde antraf und da zu bleiben zwang. Lumei ſelbſt zog nach dem Norderthor, wo einer ſeiner Hauptleute, Roobol, Reisbündel, Stroh und Pech zuſammentragen ließ und dies in Brand ſteckte. Das Thor ward mit einem Maſtbaum, den man gebrauchte, wie die Alten den Widderkopf, geſprengt und Abends zwiſchen acht und neun Uhr waren die Geuſen Herren der Stadt, welcher man ſich mit nur zweihundertundfunfzig Mann in Allem bemächtigte, denn größer war die Mannſchaft der Flotte nicht. Am folgenden Tage wurden die Kirchen und Klöſter daſelbſt geplündert, die Bürger jedoch geſchont. Lumei beabſichtigte weiter nichts, als Briel zu plündern und es wieder zu verlaſſen; ſeine Hauptleute aber drangen in ihn, erſt die Meinung des Prinzen von Oranien einzuholen und bis dahin die Stadt zu befeſtigen, was auch geſchah. —

Als Herzog Alba die Nachricht empfing, war er nicht wenig erſtaunt über dieſen kecken Streich der Geuſen, denn man betrachtete Briel mit Recht als den Schlüſſel von Holland. Augenblicklich ſandte er dem Grafen Maximilian von Boſſu den Befehl, mit dem lombardiſchen Regimente, das damals zu Utrecht lag, ſogleich aufzubrechen und Briel zu erobern, ehe es noch mehr befeſtigt werden könnte. Boſſu war ihm jedoch ſchon zuvorgekommen und hatte ſich, ſobald er jene That erfahren, ſogleich nach Maaslandsſluis begeben und das Regiment Lombarden, das Don Fernando de Toledo befehligte, zu ſich entboten. Er führte dieſe Mannſchaft, welche zeitig eintraf, auf fünf und zwanzig Fahrzeugen nach Geervliet, im Lande van Putten, hinüber, von wo man durch die Borniſſe, auf welcher die Schiffe blieben, leicht nach der Inſel Voorne gelangen konnte. Von hier ging er nun gerade auf Briel los. In der Erwartung, daß die Stadt ſich ihm ſogleich ergeben werde, hatte er kein grobes Geſchütz mitgebracht. Er ſah ſich jedoch getäuſcht. Aus den Gärten vor der Stadt, in welchen Geuſen lagen, wurde er heftig beſchoſſen. Auch ſprang der Stadtzimmermann, Rochus

Meeuwszoon, in das Waſſer und hieb die Nieuwlandsſchleuſe auf, wodurch die Binnenwege überſchwemmt wurden. Boſſu mußte nun längs dem Nieuwlands-Deiche gegen das Süderthor vorrücken, ward hier aber mit grobem Geſchütz begrüßt. Zur ſelben Zeit fuhren Treslong und Roobol mit einiger Mannſchaft nach der Borniſſe und verbrannten dort zum Theil die ſpaniſchen Schiffe oder bohrten ſie in den Grund. Da nun das Waſſer von allen Seiten ſtieg, ſo wurden die Spanier zur Flucht gezwungen und erreichten nach vielen Hinderniſſen und Gefahren, wobei eine große Zahl ihren Untergang fand, halb ſchwimmend, halb watend durch die Borniſſe, Putten und darauf Nieuwbeverland, von wo ſie ſich über Dortrecht nach Rotterdam retteten. Lumei wagte nicht, ſie zu verfolgen, weil er den Brielern nicht ganz traute. Zwei Tage ſpäter aber, am Oſterabend, leiſteten die Bewohner von ganz Voorne dem Prinzen von Oranien den Eid der Treue.

So erhielten die Freunde des Vaterlandes zuerſt in den Niederlanden eine feſte Stätte, von welcher aus ſie die fremden Unterdrücker bekämpfen konnten, und das kleine Briel, das ſeitdem nie wieder in feindliche Hände gerieth, ward die Wiege niederländiſcher Freiheit.

Ohne die heldenmüthige That des wackern Zimmermannes würde das kühne Wagſtück wohl ſchwerlich einen ſo glücklichen und erfolgreichen Ausgang gewonnen haben. Kein Monument bezeichnet die Stätte, wo die Gebeine des Ehrenmannes ruhen, aber in den Herzen ſeiner dankbaren Landsleute lebt ſein Name unvergeßlich fort und erſt in der neueſten Zeit hat auch ihm die vaterländiſche Poeſie, welche überhaupt jetzt ihre Aufmerkſamkeit den großen Ereigniſſen vergangener Zeiten widmet, ein eigenes Denkmal geſetzt.*) Da dieſes Werk im Original nur den Wenigſten unſerer Leſer zugänglich ſein möchte und doch um des vielen Trefflichen willen, das es enthält, durchaus verdient, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, ſo wollen wir hier dasjenige Capitel aus demſelben mittheilen, welches Meeuwszoons Heldenthat eben ſo lebendig als ausführlich ſchildert.**)

---

*) Rochus Meeuwszoon. 1572. Een Verhaal door A. van Linde. Amsterdam, 1842. 2 Bde in 8.

**) Bd. II. S. 361 ff.

Geradezu auf ſein Ziel losgehend befand ſich Rochus gleich
arauf an der Stelle, an welcher ſeine ganze Seele hing; denn jetzt
ſt war der Augenblick zu handeln gekommen und es mußte ſich
un zeigen, ob er wirklich der muthige Mann ſei, für den er ſich
usgegeben hatte. Ausgegeben? Nein, wahre Vaterlandsliebe be-
elte ihn und wo dieſe wirkt, da handelt der echte Held, da zeigen
h Ruhm und Treue in ihrem vollſten Glanze. Mit einem Blicke,
welchem ſich ſeine ganze Seele ſpiegelte, ſtarrte er den heitern
immel an, den kein Wölkchen verdunkelte, und zog dann raſch, als
Gottes Stimme ihm Muth zuſpräche, mit feſter Hand unter
inem Wamms ein ſcharfgeſchliffenes Beil hervor, das er hoch em-
orhob, als wolle er des Himmels Beiſtand auf daſſelbe herabrufen,
nd dann mit Wohlgefallen betrachtete, während die Sonne ihre
gten Strahlen auf die blanke Waffe hinabſandte. Die Farben,
elche der blendende Feuerball in dem blanken Eiſen hervorzauberte,
ienen ſeine Aufmerkſamkeit ungewöhnlich zu feſſeln; als er jedoch
nen Blick zu dem blauen Himmel aufſchlug, blieb er, ohne die
ugen abzuwenden, in tiefe Gedanken verſenkt ſtehen, wie wenn er
von überzeugt ſei, daß jede gute That gelingen muß, wenn man
h dabei zu Gott wendet. Langſam ſtieg er alsdann vom Deich
runter, drang vorſichtig durch das Buſchwerk am Fuße deſſelben,
g dahinter ſeine Kleider aus, die er in ſein Wamms wickelte, und
ng das Päckchen an einen alten Weidenbaum, um es nachher
iederfinden zu können. Ein dünnes linnenes Beinkleid war das
nzige, das jetzt ſeinen nackten Leib deckte. Dann griff er nach
m Beil und ſteckte daſſelbe ſeitwärts durch das Band, welches
es Kleidungsſtück feſthielt. Ueberzeugt, von Niemandem belauſcht
werden, ſchritt er nun unerſchrocken durch das feuchte Gras und
gab ſich dann in das Waſſer. Vortrefflich ſchwimmend theilte
gleich darauf die ſchäumende Fluth mit langen Schlägen; uner-
üdlich arbeitete er mit Händen und Füßen unverzagt auf ſeiner
hrt, und keine Welle vermochte ſein raſches Vordringen zu hem-
en. Unbekümmert um das Brauſen der Wogen, die ſein Haupt
t weißem Schaume bedeckten, hielt er keinen Augenblick inne,
bſt die Kälte des ſalzigen Waſſers, die ſein Blut zu Eis zu er-
rren drohte, hinderte ihn nicht; er dachte nur an ſein Ziel, dem
n jeder Schlag näher brachte. Schon vernahm er das kochende
rauſen der Nieuwlandsſchleuſe und überzeugte ſich, daß er bald
Ende ſeiner Schwimmfahrt ſei. Zu vorſichtig, um ſeine Kräfte
zlos zu vergeuden, zügelte er allmählig ſein raſches Vordringen

und ließ ſich zuletzt mehr treibend als ſchwimmend von der Fluth nach der Schleuſe tragen. Als er ſich derſelben genahet hatte, packte er das Waſſerthor feſt mit beiden Händen und richtete ſich an den Pfeilern mit halbem Leibe aus dem ſchäumenden Waſſer auf. Da gewahrte er plötzlich oben auf dem Deiche einen Trupp Spanier, welche eine Feldflaſche aus einer Hand in die andere gehen ließen, und dieſelbe mit langen Zügen leerten. Dieſer Anblick vermochte mehr, als die Kälte, die ihn ergriff, das Blut in ſeinem pochenden Herzen erſtarren zu machen. Was ſollte er beginnen? Warten, bis die wüſte Bande fortgezogen ſei? Unmöglich; denn die Augenblicke waren zu koſtbar; die Zögerung konnte Alles verderben. Das Wagſtück in ihrer Gegenwart zu unternehmen, ſchien nicht minder gewagt; entdeckte man ihn, ſo ging Alles verloren. In dieſer Ungewißheit, welche einige Sekunden währte, griff ſeine gewaltige Fauſt ganz unwillkührlich nach dem blanken Beil und er hieb mit dem ſcharfen Eiſen in die Fugen der eichenen Planken des Waſſerthors; da beſann er ſich plötzlich und hielt in der unvorſichtigen Arbeit inne. Mit ſcharfem Auge ſpähete er durch das Thor der Schleuſe hindurch und bemerkte zu ſeiner Freude, daß das Brauſen der Fluth, welche tobend durch die Spalten der Schleuſe drang, ſowie der Lärm der ſchreienden Bande ſeine Hiebe auf das Eichenholz zu überdecken ſchienen. Da er einmal den Anfang gemacht hatte, ſo vermochte er nicht, dem Drange ſeines Herzens länger Widerſtand zu leiſten. „Jetzt oder nie“, war der unabänderliche Entſchluß, der ihn mit beſeelender Kraft anfeuerte, und nun hieb er ſo ruhig, wie wenn er eine gewohnte Arbeit auf feſtem Grund und Boden verrichtete, mit gewaltiger Fauſt auf die eichenen Planken des Thores, den feſten Zuſammenhang derſelben mit Macht trennend, ſo daß große Splitter und Späne vor und hinter ihm in die Fluth fielen und mit dem brauſenden Wellenſchlage im Augenblicke verſchwanden.

Entſetzlich und ſchreckenerregend traf plötzlich ein Fluch von der Krone des Deiches herab ſein von Schweiß und Waſſer triefendes Ohr in demſelben Augenblicke, wo das Waſſer durch eine von ihm gemachte Oeffnung in dem äußeren Pfahlwerke des Thores hindurchdrang. Aufſchauen und entdecken, wem der helle Schrei galt, koſtete ihm nur einen Blick; eben ſo raſch aber warf er ſich von der Thür der Schleuſe, auf die er ſich rittlings geſetzt hatte, in die Tiefe; denn mehrere Gewehre der ſpaniſchen Büchſenſchützen waren auf ihn gerichtet, um ihn zu vernichten, und in demſelben Augenblicke, als mehrere Kugeln in das Holz des Schleuſenthores ſchlagen, tauchte er tief hinab in die ſchäumende Fluth; eine Stunde ſpäter, und die Niederlande hätten einen Helden weniger gezählt.

Sich unverletzt fühlend blieb er einige Augenblicke unter dem Waſſer, da er nicht wagte, gleich ſein Werk wieder fortzuſetzen. Als ein Meiſter in der Schwimmkunſt beläſtigte ihn dieſes Verweilen auf dem Grunde nur wenig; allmählig aber fing die ſalzige Fluth an, ihm wie Blei das Herz zu drücken und er ſtieg daher langſam wieder in die Höhe, um Luft zu ſchöpfen, worauf er ſich behutſam umſah. Als er den Kopf aus dem Waſſer hob, bemerkte er jedoch ſogleich, daß das Kriegsvolk, in dem Wahne, ihn für immer in die Tiefe geſandt zu haben, ſich wieder gelagert hatte und ſich von Neuem auf das Verderben der Geuſen tapfer zutrank. Nun beſorgte er keine Gefahr mehr und dem Tode in das Angeſicht trotzend, richtete er langſam den triefenden Leib bis zur Mitte aus dem Strome empor und warf nochmals einen raſchen Blick auf die ſchreienden Spanier. „Gott ſei Dank!“ rief er mit gedämpfter Stimme, theilte von Neuem die über ihn hinſchlagenden Wellen, ſteuerte nach der Schleuſe zurück und wagte es, das Beil zwiſchen die auseinandergeriſſenen Fugen des bereits geborſtenen Pfeilers zu bringen, und daſſelbe ſo kräftig hin und her zu drücken, daß das Holz ſpaltete und ein Waſſerſtrom hindurchdrang. Zu ſeiner innigen Freude entdeckte er nun eine merkliche Erſchütterung in dem geſchwächten Wehr, ſo daß es nur noch einiger kräftigen Hiebe mit dem Beile bedurfte, um daſſelbe zum Weichen zu bringen. Raſch ſprang er jetzt auf das ſchwankende Thor und wandte den Kopf nach allen Seiten, worauf er bemerkte, daß die Spanier an keine Gefahr mehr dachten. Mit der Wuth eines Löwen, deſſen ungezähmte Kraft Alles zu Boden reißt was ihm Widerſtand leiſtet, faßt er alsbald mit der Linken den noch feſten Pfeiler und haut mächtig auf die wankende Pforte, die kaum noch dem Andrange der Fluth widerſteht. In demſelben Augenblicke, wo die Spanier, erſtaunt über die kühne That des nach ihrer Meinung getödteten Feindes, ſich von Neuem anſchicken, ihre Büchſen zu laden und die Lunten anzublaſen, kracht und berſtet das mishandelte Seethor, das nicht länger die andringende Fluth abzuhalten vermag, fliegt dann plötzlich donnernd auseinander, den Wogen, die mit Blitzesſchnelle hereinbrechen, einen Durchzug öffnend, Rochus im Nu in die Tiefe ſchleudernd. Die Fluth ſteigt wild ſchäumend an beiden Ufern empor und rollt donnernd gegen dieſelben an, welche nun binnen wenigen Stunden gänzlich von ihr bedeckt ſein werden.

Unbekannt mit der Urſache dieſer Vernichtung, deren Grund keiner von den Spaniern begriff, ſtarrten dieſe mit erſchreckten und unſchlüſſigen Blicken das plötzliche Wachſen des Waſſers an; kaum bemerkten ſie jedoch, daß es begann, die Ufer zu überſchwemmen, als auch ſchon tiefe Angſt ihre Herzen erfüllte. Eiligſt zu fliehen, oder auf den Mauern der zerſtörten Schleuſe wie auf einem Fels mitten in der See zu verweilen bis ſie erlöſt wurden, mußte raſch beſchloſſen und ausgeführt werden; dennoch zögerten ſie und verfluchten den Böſewicht, der ſie auf ſolche Weiſe zu verderben trachtete, durchaus nicht ahnend, welche Niederlage ihren Kriegsgenoſſen dadurch bereitet wurde.

„Fort, fort von hier!“ rief endlich der Hauptmann Don Angelo, der den kleinen Trupp befehligte, und wie gejagtes Wild ſtürmten ſie nun durch das plätſchernde Waſſer nach einem noch trocken liegenden Querwege, in der Hoffnung, auf demſelben den Deich erreichen zu können; aber das Waſſer ſtieg mit Ungeſtüm immer höher und höher und holte raſch die Flüchtlinge ein, noch ehe es dieſen gelungen war, nach dem Deiche zu gelangen. Unbekannt mit dem Geſchick ihrer Brüder, wähnten ſich dieſelben jedoch bereits in Sicherheit, als plötzlich der Donner des Geſchützes furchtbar an ihr Ohr ſchlug. Es war das erſte Feuer der Waſſergeuſen, mit dem ſie aus grobem Geſchütz den Anführer der Spanier und deſſen Fähnlein begrüßten und augenblicklich zum Stehen brachten, wohl überzeugt, daß ſich eine ähnliche Antwort auf dieſen Gruß zieme.

„Dahin!“ — rief Don Angelo ſeinem durch die Fluth watenden Haufen zu — „und dieſem verfluchten Waſſer entlaufen! Können wir jene Höhe erreichen, ſo mag es meinethalben ſtrömen ſo weit es will, denn dort ſind wir ſicher und können noch an dem Siege Theil nehmen. Bei allen Heiligen! ſie haben auch grobes Geſchütz und das fehlt uns.“

„„Wenn wir erſt den Seedeich erreicht haben““ — ſagte ein Büchſenſchütze — „„ſo werden wir ſehen können, wie die Sachen ſtehen; aber das Schießen gefällt mir nicht.““

Es gefiel eben ſo wenig der ſpaniſchen Macht, doch war es nicht ſtark genug, um dieſe zur Umkehr zu zwingen; im Gegentheil, obwohl die Kugeln verderblich in ihren Reihen wütheten, rückten die Fähnlein doch feſtgeſchloſſen vor, und es war zu befürchten, daß ihre Uebermacht der Stadt würde gefährlich werden. Plötzlich aber bemerkte man eine ungewöhnliche Bewegung im Nachtrabe, die um ſo auffallender war, als die vordern Glieder voll Tapferkeit der

Gefahr Trotz boten und dem Tode heldenmüthig ins Angeſicht ſchauten. Dieſe Bewegung war um deſto wichtiger, als die Waſſergeuſen mit bekümmertem Herzen das Andringen der Spanier wahrgenommen hatten und Einige von ihnen ſchon das Verlangen ausſprachen, ſich nach der Flotte zurückzuziehen, welche zufolge den Befehlen des Admirals die Maaß hinaufgeſegelt war und ſich nicht mehr vor Briel befand. Kaum hatte jedoch der Graf von der Mark mit ſpähendem Auge die Urſache entdeckt, als auch ſogleich die höchſte Freude ſeine Wangen färbte. Da er nun alsbald was nur in ſeinen Kräften ſtand zur gänzlichen Vernichtung der Spanier anzuwenden beſchloß, ſo donnerte das grobe Geſchütz unaufhörlich fort, und wirkte ſo verwüſtend auf die in Verwirrung gerathenen Reihen, daß plötzlich ein gräßliches Geſchrei ſich aus ihrer Mitte erhob und den Donner des Geſchützes übertönte.

Die Zerſtörung der Nieuwlandsſchleuſe hatte raſch auch das Land umher unter Waſſer geſetzt; unaufhaltſam ſtrömte die Fluth weiter und weiter und erreichte binnen Kurzem die hinteren Reihen der Spanier, welche, nicht wiſſend was ſich in ihrem Rücken zugetragen, nicht an einen Feind dachten, gegen welchen ſie Nichts auszurichten vermochten und der in wenigen Stunden das lachende Feld zu einer weiten See umſchuf. Endlich brachte das fortwährend ſteigende Waſſer die furchtbarſte Verwirrung in die geſchloſſenen Glieder. Gepeitſcht von den Wellen, gegen welche die Krieger keinen Damm aufwerfen konnten, gehemmt durch das mörderiſche Feuer aus den Mörſern und Büchſen der Waſſergeuſen, vor ſich den Tod, hinter ſich das Grab, gehorchten die Spanier bald nicht mehr der Kriegszucht, und während der Nothruf: „Flieht, Flieht!“ Alle mit paniſchem Schrecken erfüllte, floh, wer es nur immer vermochte, die Waffen und was ihm ſonſt hinderlich war, von ſich werfend, nach dem Deiche; die wüthende Fluth aber, die jeden Augenblick höher ſtieg, kannte kein Erbarmen. Wen der Kugelregen von den Wällen und Schanzen verſchont hatte, der fand im Waſſer ſeinen Tod, und klein war die Zahl der Unglücklichen, die den Deich erreichten und von hier mit größter Haſt nach der Flotte eilten, aus Furcht vor den verfolgenden Geuſen, die nach ihrer Meinung dieſe Gelegenheit raſch benutzen würden, um den Tod unter den Spaniern zu verbreiten.

Vergebens hatte auch Don Fordata Alles verſucht, um die Büchſenſchützen aus den Gärten zu verjagen. Da er mit jedem Augenblicke mehr Todte zählte und keine Wahrſcheinlichkeit ſah, auf dieſer Seite in die Stadt zu bringen, ſo gab er dem Reſte ſeines Fähnleins den Befehl, ſich zurückzuziehen und der Hauptmacht vor dem Süderthore anzuſchließen, als ihn ein toſendes Rauſchen unterbrach. Sich umblickend gewahrte er entſetzt das heranbrauſende Waſſer, und ohne weiter an Eroberungen zu denken, ja ſelbſt ohne an der Spitze ſeiner Mannſchaft dieſer den Weg zu zeigen, war er der Erſte, der die Flucht ergriff und durch die heranſtrömende Fluth watend ſich einen Pfad nach dem Deiche bahnte, den er in dem verhängnißvollen Augenblicke erreichte, wo Boſſu mit ſeinem übel zugerichteten Heere dort anlangte, und dadurch dem Tode entging. Obwohl ſie die Erſten waren, die der Flotte zueilten, befanden ſie ſich doch noch eine halbe Stunde von dem Waſſer Borniſſe, wo dieſelbe vor Anker lag, entfernt, als ſie der Donner des Geſchützes zum zweiten Male erſchreckte, ſo daß Niemand von ihnen mehr an Rettung glaubte.

Während die Spanier nämlich voll Vertrauen auf ihre Uebermacht gegen die Stadt anrückten, war die Flotte der Geuſen, durch einen günſtigen Wind unterſtützt, weiter gegangen, um die feindliche Flotte aufzuſuchen, welche in ihrem Uebermuthe nicht an eine ſo kühne That dachte, ja ſie nicht einmal für möglich hielt, und ruhig auf die Nachricht von der Eroberung der Stadt wartete. Nicht auf einen Kampf vorbereitet, der über ihre Begriffe ging, war ſie bereits, ehe ſie ſich deſſen verſah, in ein Gefecht mit den Geuſen verwickelt, das ihr um deſto verderblicher wurde, als die Geuſen ſich hier in ihrem Elemente befanden und ſie mit Uebermacht angriffen. Wüthend wie die Löwin, der man ihre Jungen rauben will, fiel Treslong, dem der Oberbefehl in dieſem Kampfe zuertheilt war, mit Roobol und anderen Seehelden die ſchwache Flotte an, ſteckte verſchiedene Fahrzeuge derſelben in Brand, bohrte die andern in Grund und trieb die übrigen fliehend vor ſich her, ohne ſelbſt einen Verluſt zu haben. Die Metzelei unter den Spaniern war fürchterlich, und in demſelben Augenblicke, wo die ſehr zuſammengeſchmolzenen Truppen unter Boſſu dahin kamen, wo ihre Schiffe ſie retten ſollten, erblickten die Flüchtlinge die Zerſtörung derſelben und ſahen das Waſſer mit Leichen bedeckt. Aber von Angſt vor den nachſetzenden Geuſen gepeitſcht, warfen ſie ſich ſchwimmend und watend in das Waſſer Borniſſe, jagten von dort nach Putten, und ſetzten dann, ſich auch hier noch nicht für ſicher haltend, ihre Flucht nach Beyerland fort, wo Ermüdung, Schrecken und Mangel ſie zu bleiben zwangen, ſelbſt wenn ſie dort der Tod erwarten ſollte. Hätte

Rumel es gewagt, Deich zu verlaſſen und ihnen nachzueilen: Keiner von ihnen wäre lebend entkommen; aber er fürchtete die Einwohner und verſäumte dadurch, ſeinem Siege die Krone aufzuſetzen und Alle zu erſchlagen. — —

Von dem plötzlichen Sturze des geſprengten Schleuſenthores betäubt, und fortgeriſſen von dem brauſenden Strome, der wie ein Waſſerfall wüthend ſich in die Tiefe ſtürzte und Alles mitnahm, was ihm auf ſeiner Bahn Widerſtand leiſtete, hatte der muthige Rochus kein Bewußtſein mehr von dem, was ſich ferner mit ihm zugetragen. Erſt nach längerer Zeit kam er wieder zu ſich ſelbſt und hob zweifelnd den Kopf aus der tobenden Fluth empor. Aengſtliche Verwunderung bemächtigte ſich ſeiner, denn wohin er mitten in den Wellen auch die Blicke wandte, nachdem er mit der flachen Hand ſich die Augen getrocknet, die vom Seewaſſer trieften, er wußte nicht, wo er ſich befand; überall gewahrte er nur Waſſer; nichts als das Brauſen der Wogen ſchlug an ſein Ohr und jeder Verſuch, den Ort zu erkennen, blieb in den erſten Momenten fruchtlos. Endlich erblickte er eine Stelle, wo der Strom nicht ſo heftig war; als er jedoch dahin ſchwimmen wollte, bemerkte er, daß ſeine Muskelkraft wie erlahmt ſei und daß jede Anſtrengung, dorthin zu gelangen, ihm in Armen und Beinen unausſprechliche Schmerzen verurſachte, zu denen ſich noch eine Mattigkeit geſellte, die ihm ſonſt ganz fremd war. Wie ſchwer es ihm auch nun wurde, ſo mußte er doch ſich mühſam hindurcharbeiten, um jenen Fleck zu erreichen, der nach ſeiner Meinung eine Anhöhe ſein mußte. Seinen heftigen Schmerzen zum Trotz gelang es ihm auch endlich, dahin zu gelangen, und obwohl der Boden auch vom Waſſer bedeckt war und die Fluth darüber hinſtrömte, ſo konnte er doch daſelbſt ausruhen und ſeinen Zuſtand in Ueberlegung ziehen. Kaum war ihm jedoch dies Glück zu Theil geworden, als auch ſchon ein kaltes Schaudern ihn vor der Gefahr warnte, der er ſich durch längeres Verweilen preisgab. Indem er ſich nun aufrichtete, erkannte er indeſſen die Gegend ſo wie die Anhöhe, die ihm einen ſo gefährlichen Ruheplatz darbot. Sich darauf verlaſſend folgte er nun langſam dem Wellenſchlage, der ihm als Wegweiſer diente, und entdeckte gleich darauf, daß er dem Binnendeiche, auf dem er ſich wirklich befand, nur nachzugehen brauche, um das Kaaithoz zu erreichen. Höchſt behutſam und unter heftigen Schmerzen, die durch das Erſtarren ſeiner nackten Glieder noch vermehrt wurde, ſchlug er nun dieſen Weg ein; doch ſah er ſich gezwungen, häufig ſtehen zu bleiben und auszuruhen, und als er zuletzt die Stadt erblickte, die ſich durch die daſelbſt angezündeten Lichter ihm wie eine Inſel zeigte, welche ſich mitten aus dem Waſſer erhob, waren ſeine Kräfte ſo erſchöpft, daß er faſt nicht mehr weiter konnte. Trotzdem ſchleppte er ſich mühſam durch das plätſchernde Waſſer vorwärts und erreichte endlich, mehr todt als lebendig, das willkommene Thor, das jedoch noch geſchloſſen war und ihm den freien Eingang in die Stadt verwehrte.

Unfähig, ſich länger auf den Füßen zu erhalten, ſetzte er ſich vor demſelben nieder, und jetzt erſt ſtieg der Gedanke, welchen Erfolg ſeine That möchte gehabt haben, in ihm auf. „Gott!“ rief er leiſe, „wenn ich zu ſpät gekommen wäre, und der Erbfeind meines Landes ſich ſchon im Blute der Meinigen badete .... Aber nein,“ — ſetzte er nach einigen Augenblicken peinlichen Nachdenkens hinzu — „das iſt unmöglich, denn das Jammern ſo vieler Wackeren würde mir doch in die Ohren dröhnen ſtatt der Grabesſtille, die jetzt hier herrſcht, als ſei Nichts vorgefallen? Ich muß es wiſſen und ſollte ich auch meine letzten Kräfte zum Opfer bringen.“ Mit unbegreiflicher Anſtrengung richtete er ſich nun von dem kalten Boden auf, aber er fühlte ſich wie gelähmt und es war ihm unmöglich, einen Fuß zu heben. „Ich muß doch damit bekannt werden“ — ſagte er nach einer Pauſe — „und müßte ich kriechen.“ — Indem er nun ſeine ganze Kraft aufbot, erreichte er das Thor, von dem er kaum fünf Fuß weit entfernt geweſen war. „Oeffnet, öffnet das Thor, Männer. Geuſe oder Spanier!“ — rief er, ſo laut er es vermochte — „ein Ertrinkender fleht Euch an um Gottes und aller Heiligen willen ....“ Mehr konnte er nicht herausbringen, und wahrſcheinlich würde er vor dem Thore der Stadt, die er mit ſeinem Arme befreit hatte, todt hingeſunken ſein, wenn nicht einer von den Wächtern auf der Mauer das ſchwache Stöhnen vernommen und es ſogleich gemeldet hätte. In Folge deſſen wurde eine kleine neben dem Thore ſich befindende Pforte geöffnet, und einige Kriegsleute kamen heraus, ihm zu helfen; er war jedoch unfähig zu reden und ſeine Noth zu erkennen zu geben.

So weit die lebendige, den Stempel der höchſten Wahrheit tragende Schilderung des holländiſchen Dichters, der nun mit einer kurzen Darſtellung, wie Rochus wieder zu ſich kommt, dem Leben erhalten wird und volle Anerkennung ſowie den Lohn für ſeine Heldenthat erntet, ſein anziehendes Werk ſchließt.

Wir verlaſſen nun die Inſeln und wenden uns dem holländiſchen Feſtlande zu, deſſen Boden ſehr verſchieden iſt und in die Seeküſte mit den Dünen und das Binnenland, welche ſich weſentlich von einander unterſcheiden, zerfällt. Gewöhnlich beurtheilen die Reiſenden die Niederlande nur nach dem Letzteren, das allerdings ſehr glatt und häufig äußerſt einförmig erſcheint, obwohl keineswegs unangenehm, da man überall herrliche Wieſen mit Heerden des ſchönſten Zuchtviehes erblickt. Weit intereſſanter ſind allerdings dagegen die Dünen, welche ein Bollwerk bilden, das reich an den vielfältigſten Ausſichten iſt, die aber dem Fremden meiſt unbekannt bleiben, da ſie ſämmtlich fern von der Landſtraße liegen. Dicht hinter dem flachen Strande, welchen das Meer ſeit Jahrhunderten unaufhörlich abſpült, ſo daß das einſt ſehr reiche, jetzt verarmte Dorf Terkide dadurch zwei ſeiner Kirchen verloren und die Kirche von Katwyk, die ſich jetzt hart an der See befindet, einſt mitten im Dorfe gelegen haben ſoll, und man bei ſehr niedriger Ebbe die Trümmer eines römiſchen Praetoriums, des Castrum Agrippinae, entdeckt, erheben ſich ungefähr ein halbes Stündchen weit vom Meer die von der Fluth aufgehäuften Sandhügel, Dünen genannt, in um gleicher Breite. Auf der ſüdweſtlichen Spitze der Provinz, nördlich von der Maaß, im ſogenannten Winkel von Holland (Hoek van Holland), fehlen ſie faſt gänzlich und Menſchenhände mußten an dieſer gefährlichen Stelle den Mangel erſetzen. Gleich nachher aber ſieht man ſie einförmig und faſt gänzlich kahl aufſteigen, nach der Meeresſeite hin nur ſpärlich mit einer hohen Grasart bewachſen, das ſie vor dem Herabſchießen ſichert, während dagegen die innere Landſeite derſelben mit reichen Kräutern und Gebüſch geſchmückt iſt, was einen eigenthümlichen aber angenehmen Gegenſatz zu den weißlichen nackten Hügelkuppen bildet, und wo Landhäuſer mit den reizendſten Anlagen wechſeln. Aus dieſem Grunde bietet die ſchöne Chauſſee, welche vom Haag nach Haarlem führt und den Rand der Dünen ſtreift, herrliche Anſichten dar. Ehemals war hier ein großer Wald, faſt ein Urwald zu nennen, der ſich vom Hoek von Holland bis nach Alkmaar erſtreckte und von welchem man, mögen ihn nun Stürme zerſtört oder die Dünen mit ihrem Sande verſchüttet haben, noch rieſenhafte Stämme unter der Erde, ſowie einige Ueberbleibſel in den Gehölzen vom Haag und von Haarlem findet. Auf ihrem Saume dagegen erfreuen ſich die Dünen jetzt ſehr ſchöner Alleen, die zu den Pachthöfen oder den Villen gehören, und Werke der Gartenkunſt und des Fleißes ſind. Dieſer Landſtrich der Dünen war der älteſte Theil der Grafſchaft, welche erſt ſpäter den Namen Holland annahm. Hier war die ſtattliche Abtei Egmond, der Begräbnißort der alten Grafen, ſowie das adelige Nonnenkloſter Rhynsburg. Die Grafen von Holland reſidirten lange in Haarlem und gaben während des vierzehnten Jahrhunderts Turniere daſelbſt, wo mehr als eilfhundert Ritter erſchienen und an dem Kriegsſpiel Theil nahmen. In der Nähe der Dünen ward 1304 die Schlacht geſchlagen, welche Nord-Holland gänzlich vor den Flamländern ſicherte nach dem Treffen von Zierikzee, bei dem wir ſchon früher ausführlicher verweilten. Hier hatten die edelſten Geſchlechter des Landes ihre Schlöſſer, und Floris V. bewohnte daſelbſt eine Villa, welche unter Albert, in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, zur Reſidenz der Fürſten des Landes erhoben wurde und es ſeitdem faſt ununterbrochen geblieben iſt. Gravenhage, oder wie es bald abgekürzt genannt wurde, Haag, ward ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert als ein Dorf betrachtet, ſpäter zum Range eines Fleckens und unter der franzöſiſchen Herrſchaft endlich zu dem einer Stadt erhoben. Nachdem Wilhelm IV., Graf von Holland, vom Wahnſinn ergriffen in einem Anfall von Wuth Gerhard van Watering erſchlagen hatte, ſtiftete er, um dieſe That zu ſühnen, ein Vicariat in der Hofcapelle. Sein Nachfolger, der ſchon genannte Albert von Baiern, verwandelte daſſelbe in ein aus einem Dechanten und zehn Canonicis beſtehendes Capitel, dem er große Privilegien ertheilte. Auch gründete derſelbe die Jakobskirche, das Kloſter des heiligen Vincent und das St. Nicolaushoſpital, in welchem ſich ein Bejaart befand. So hieß nämlich ein ſehr löbliches Inſtitut des Mittelalters, welches in mehreren holländiſchen Städten beſtand, und zur Aufnahme von Bettlern, Landſtreichern und anderen Heimathloſen diente, damit dieſelben nicht den Bürgern zur Laſt fielen und ihnen Schaden brächten. Kein Bürger durfte demgemäß einen ſolchen Vagabunden bei ſich aufnehmen, wogegen der Letztere aber im Bejaart Koſt und Bett für vierundzwanzig Stunden fand, und am nächſten Tage die Stadt wieder verlaſſen mußte. Haag erhielt ſpäter noch mehrere fromme Stiftungen, ſo daß es zuletzt fünf Nonnenklöſter und ein Mönchskloſter hatte, welche natürlich durch die Reformation ein Ende fanden. Außerdem wurde es von den Fürſten nach und nach vielfach im Inneren wie im Aeußeren verſchönert. Gegenwärtig zählt Haag mehr als 50,000 Einwohner und iſt ein großer, ſchöngebauter, von einem herrlichen Walde und einem großen Kanale eingeſchloſſener, mit vielen ſtattlichen Paläſten

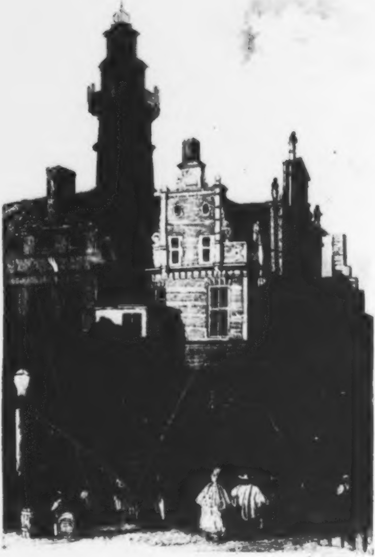
Unive [illegible]

[illegible]

prangender und von Kanälen, Alleen und Gärten durchſchnittener Ort, reich an Kunſt- und anderen Sammlungen, die erſte Reſidenz des Königs, der Aufenthaltsort der fremden Geſandten am holländiſchen Hofe und der Sitz der höchſten Dicaſterien des Königreiches. In der niederländiſchen Geſchichte hat es ſtets eine bedeutende Rolle geſpielt, und nur während der burgundiſchen Herrſchaft, im fünfzehnten Jahrhundert, hörte es eine Zeitlang auf, die Reſidenz der Fürſten zu ſein, war aber währenddeſſen der Sitz des oberſten Gerichtshofes von Holland und Zeeland und der Verſammlungsplatz der Stände. Hier wurde 1609 der zwölfjährige Waffenſtillſtand vorbereitzt; hier fiel Olden Barnevelds Haupt von der Hand des Henkers; hier wurde 1668 die Tripelallianz abgeſchloſſen und hier endlich erlitten die Brüder de Wit den Tod durch den aufgebrachten Pöbel als ſchmachvollen Lohn für ihre dem Vaterlande bewieſene Liebe und Treue. Ryswyk, wo 1697 der berühmte Friede unterzeichnet wurde, liegt ganz in der Nähe des Haag. Der Mittelpunkt aller dieſer Begebenheiten iſt der Binnenhof, ein ſehr altes Gebäude mit einem Thurme, in welchem die Generalſtaaten, die Provinzialſtaaten von Holland, die übrigen höheren Verwaltungsbehörden und der Stadthouder mit ſeiner Familie ihre Reſidenz hatten. Gegenwärtig verſammeln ſich noch die beiden landſtändiſchen Kammern daſelbſt und die Miniſterien haben dort ihre Kanzleien. Die dort befindliche Kirche ward von König Ludwig den Katholiken eingeräumt und iſt ihnen durch einen Befehl des Königs Wilhelm ſeitdem unangefochten geblieven. Vor dem Saale, in welchem jetzt die Ziehung des Lotto ſtattfindet, ward das Schaffot Olden Barnevelds errichtet und 1657 ward von der allgemeinen Verſammlung dort beſchloſſen, daß die Republik fortan ohne Stadthouder beſtehen ſolle. Von der einen Seite des Binnenhofes aus ſieht man auf einen großen Teich, an deſſen anderer Seite der Vyrerberg liegt, auf dem ſich das Voorhout (Vorbergehölz) befindet, welches ſich durch ſeine ſchönen Lindenalleen und ſeine ſtattlichen Gebäude auszeichnet. An das Voorhout grenzt der Haagſche Wald, eine der größten Zierden dieſer Gegend, voll der herrlichſten Anlagen, Boskets und Fernſichten, der ſelbſt Philipp II. ſo anmuthig erſchien, daß er 1514 ſeinen rohen Soldaten ſtreng anbefahl, denſelben zu ſchonen. Der beigefügte Stahlſtich bietet einen ſehr anziehenden Blick in denſelben dar. Nur fehlt es leider dieſen ſchattenreichen Gängen am Geſange der Nachtigallen, welche die häufigen militairiſchen Uebungen daſelbſt vertrieben haben. Am Ende des Waldes findet ſich das ſogenannte

Haus im Buſch, ein Luſtſchloß, welches eigentlich der Oranienſaal heißt. Amalie von Solms, die Gattin des Stadthouders Friedrich Heinrich von Oranien, für die er urſprünglich das Schloß hatte erbauen laſſen, berief nach deſſen Tode, welcher kurz vor dem weſtphäliſchen Frieden erfolgte, neun der berühmteſten Maler jener Zeit, und ließ von ihnen ein allegoriſches Gemälde anfertigen, welches die Thaten ihres verſtorbenen Gemahls, ſowie die Hoffnungen ſeiner trauernden Wittwe darſtellte. Dieſes Bild nimmt alle Wände des Saales ein, der ſein Licht von oben durch die Decke empfängt. Außerdem befinden ſich im Haus im Buſch noch mehrere andere ſehenswerthe Gemächer, namentlich der japaniſche Saal, welcher ganz mit japaniſchem Marmor bekleidet und mit japaniſchem Hausgeräthe ausgeſchmückt iſt.

Zu den vorzüglichſten Gebäuden in der Stadt ſelbſt gehören: die Jakobskirche, deren Schiff von mehreren Flügeln in Kreuzgeſtalt durchſchnitten wird und die ein ſehr ſchönes Glockenſpiel und das Grabmal des Lieutenant-Admiral-General der vereinigten Niederlande, van Waſſenaar Obdam, enthält, welcher 1665 in einer Seeſchlacht gegen die Engländer ſeinen Tod fand, indem das Admiralsſchiff in die Luft ſprang; die neue Kirche, deren Geſtalt eigentlich viereckig iſt, deren eigenthümliche Conſtruction ſie aber bald rund, bald oval, bald wie ein verlängertes Parallelogramm erſcheinen läßt, während ihr Inneres die Form einer Ellipſe hat; als ſie zuerſt eingeweiht wurde, traf gerade die Nachricht von der Wegnahme der Silberflotte ein; die Paläſte der königlichen Familie; die königliche Bibliothek, reich an hiſtoriſchen Schätzen, zugleich eine ſehr berühmte Sammlung von Medaillen, Münzen und Gemmen beſitzend; die Letztere ward von den Erben der Fürſtin Galizin an den König der Niederlande verkauft, und von Goethe einer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt; das königliche Muſeum im ſogenannten Prinz Mauritzhauſe, reich an Gemälden der größten niederländiſchen Künſtler, als deren bedeutendſtes der berühmte junge Stier von P. Potter betrachtet wird, deſſen Werth man auf 200,000 holländiſche Gulden (100,000 Rthlr. Gold) ſchätzt, und den die Franzoſen eine Zeitlang für das Musée Napoléon entführt hatten, ſpäter aber wieder hergeben mußten. Wilhelm Friſo, der nachherige Erbſtatthalter Wilhelm IV., kaufte dies ſeltene Bild 1748 aus dem Nachlaſſe eines Herrn Fabrizius für 625 Gulden. Die Gemäldegallerie beſitzt ferner auch treffliche Werke ausländiſcher Maler und in den unteren Sälen deſſelben Gebäudes zur Linken findet ſich eine in ihrer Art höchſt intereſſante Samm-



[illegible]

lung von chineſiſchen, japaniſchen und niederländiſchen Merkwürdigkeiten; das Stadthaus, welches ebenfalls manches Anziehende aufzuweiſen hat (wir fügen eine Abbildung deſſelben bei); die Kanonengießerei, das Schauſpielhaus u. A. m.

Unter den Umgebungen Haags ziehen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden vorzüglich, theils durch ihre reizende Lage, theils durch andere Merkwürdigkeiten, an: Eken Duinen, Loos Duinen, berühmt durch die Sage von der Gräfin von Henneberg, welche an einem und demſelben Tage 365 Kinder zur Welt gebracht haben ſoll, wie die holländiſche und die lateiniſche Inſchrift auf den beiden kupfernen Taufbecken in der dortigen Kirche verſichern; Ryswyk, deſſen wir ſchon Erwähnung thaten und wo ein Denkmal die Stelle des Schloſſes Nieuwburg bezeichnet, in welchem 1697 der Friede geſchloſſen wurde; Honsholredyk, ehemals ein Luſtſchloß der Stadthouder; Ter Heide, jetzt nur ein ärmliches Dorf, aber berühmt in der Geſchichte der Niederlande, da Tromp auf der Höhe deſſelben 1653 die Engländer ſchlug und den Sieg in der Seeſchlacht mit ſeinem Leben bezahlte; Sorgvliet, wo Cats lebte und Trembley ſeine Forſchungen über die Polypen anſtellte, und endlich das bekannte, viel beſuchte Seebad Scheveningen oder Schevelingen, wohin eine ſehr ſchöne, von dem Dichter Huyghens angelegte Allee direct vom Haag aus führt. Scheveningen hat einen artigen Pavillon, eine gute Badeanſtalt und mehrere ſehr wohnliche Häuſer. Es iſt eigentlich nur ein groſſes Fiſcherdorf mit 2800 Einwohnern, die zum Theil ſehr wohlhabend ſind, und, ein kräftiger Menſchenſchlag, zeigen, daß ſie in reiner Herkunft von den alten Batavern abſtammen. Männer wie Frauen haben ſeit Jahrhunderten ihre eigenthümliche Tracht beibehalten. Man zeigt daſelbſt noch einen zur Zeit des Prinzen Moritz von einem Ingenieur, Namens Steven, erfundenen Wagen mit Segeln, in welchem 28 Perſonen Platz haben und in dem man längs der Küſte ungefähr fünf Meilen in zwei Stunden zurücklegen kann. Man erzählt, derſelbe Fürſt habe einen ähnlichen mit eiſernen Schienen beſchlagenen Schlitten bauen laſſen, mit dem er während des ſtarken Froſtes im Jahre 1610 die ganze Küſte von Schevelingen bis Putten binnen anderthalb Stunden befahren habe.

Die Chauſſee vom Haag nach-Haarlem läuft, wie wir bereits andeuteten, am Fuße der Dünen hin und führt durch den Haager Wald, bei einigen ſchönen Landhäuſern vorbei, nach der letztgenannten Stadt, die ſich ebenfalls herrlicher Umgebungen, mit Ausnahme der Straße nach Amſterdam im Oſten, erfreut. Haarlem hat gegenwärtig 22,000 Einwohner, welche bedeutenden Handel treiben, obwohl der Verkehr der Leinewandbleichen, der Seidenfabriken und ſelbſt des Blumenhandels beträchtlich abgenommen hat, im Verhältniß zu ſeiner früheren Ausdehnung. Es iſt alt und die Zeit ſeiner Gründung nicht genau zu ermitteln, doch kommen ſchon in Urkunden des neunten Jahrhunderts Nachrichten von Haarlem vor, das in früheſten Tagen die Hauptſtadt des Kennemerlandes war. Ehemals lag es am Ufer des Flüßchens Spare, das ſich bei Sparendam in das Y ergießt, nach 1590 ward es aber vergrößert und jenes Flüßchen durchſchneidet jetzt die Stadt. Kurz vorher ward ſie gleich nacheinander von zwei heftigen Feuersbrünſten heimgeſucht, und das erſte Mal ganz, das zweite Mal halb in Aſche gelegt worden. Gleich zu Anfange des Krieges mit Spanien hatte Haarlem eine heftige Belagerung in den Jahren 1572 und 1573 zu beſtehen, in welcher die Noth zu Zeiten auf das Höchſte ſtieg und ſich die Frauen eben ſo rühmlich hervorthaten wie die Männer. Namentlich zeichnete ſich eine Wittwe, Kenau Haſſelaer, aus, welche an der Spitze von dreihundert Genoſſinnen mitkämpfte, überall zugegen war, wo es am Heißeſten herging und bei der Vertheidigung die weſentlichſten Dienſte leiſtete. Endlich mußten ſich die Einwohner jedoch, durch Hungersnoth gezwungen, übergeben, nachdem die Belagerung ſieben Monate und zwei Tage gewährt hatte. Am 12. Juni 1573 fand die Uebergabe ſtatt unter der Bedingung, daß die Plünderung von den Bürgern mit 240,000 Gulden abgekauſt werden könne. Den deutſchen, ſchottiſchen und walloniſchen Soldaten, welche Dienſte in der Stadt geleiſtet hatten, wurde freigeſtellt, ob ſie unbewaffnet abziehen, oder des Herzogs von Alba Gnade erwarten wollten; ſie zogen das Letztere vor. Alle mußten nun die Waffen abliefern und ſich in den Klöſtern und Kirchen verſammeln und dort ruhig verhalten. Die Spanier rückten nun ein, brachen aber ſogleich den Vertrag und plünderten einige Bürgerhäuſer. Schon am folgenden Tage nach der Ankunft des Don Frederico und des Grafen von Boſſu begannen die Beſtrafungen. Alle Bürger, welche ſich 1566 geflüchtet hatten, und ſpäter, bei veränderter Lage der Dinge zurückgekehrt waren, wurden ergriffen und hingerichtet. Beichteten ſie vorher, ſo erlitten ſie den Tod durch das Schwert, weigerten ſie ſich deſſen, durch den Strang. Fünf Henker waren ſammt ihren Knechten Tag für Tag vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit Hinrichtungen beſchäftigt. Außerdem ließ der ſpaniſche Feldherr noch dreihundert Einwohner paarweiſe Rücken an Rücken zuſammenbinden und ertränken. Die Vornehmſten der Stadt wurden enthauptet, ſowie mehrere Prediger und der Magiſtrat in das Gefängniß geworfen. Man nimmt an, daß die Hälfte der Beſatzung, die zur Zeit der Uebergabe bis auf 1800 Mann geſchmolzen war, durch die Hand des Henkers umgekommen ſei. Freilich hatte der Feind bei dieſer Belagerung auch zehntauſend Mann eingebüßt, von denen dreitauſend durch das Schwert, ſiebentauſend aber durch Krankheiten waren hingerafft worden. Der Schaden, den Haarlem durch die Belagerung gelitten, wurde auf 1,283,000 Gulden, eine für die damalige Zeit höchſt beträchtliche Summe, angeſchlagen. Die Belagerung kam jedoch den Niederlanden ſehr zu ſtatten; ſie gewannen während derſelben Zeit ihre Freiheit zu befeſtigen, ein Gewinn, der den Verluſt der einzelnen Stadt bedeutend überwog.

Aus der Zeit dieſer Belagerung rührt ein noch jetzt beſtehender Gebrauch in Haarlem her. Der ſpaniſche Feldherr verſprach nämlich bei der Capitulation, beſonders die Häuſer zu ſchonen, in welchen ſich Wöchnerinnen befanden. Dieſes Vorrecht blieb denſelben; das Haus einer Wöchnerin wird noch gegenwärtig durch eine kleine hölzerne, in rothes Seidenzeug, das mit Brüſſeler Spitzen beſetzt iſt, gekleidete, und über der Hausthür aufgeſtellte Figur, Kraamkloppertje genannt, oder durch einen mit Spitzen geſchmückten Kranz bezeichnet. Während der hergebrachten ſechs Wochen nun iſt das Haus vor Einquartierung und überhaupt vor jeder geſetzlichen Störung geſichert und der glückliche Gatte kann auf keine Weiſe in ſeiner Wohnung durch die Gerichte beunruhigt werden.

Haarlem rühmt ſich auch, die Stätte zu ſein, wo die Buchdruckerkunſt erfunden wurde, und ſchreibt den Ruhm dieſer Erfindung, den die Niederlande daher Deutſchland ſtreitig machen, einem Haarlemer Rathsherrn, Lorenz Koſter, zu, welcher in den erſten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts bei einem Spaziergange im Haarlemer Walde auf den Gedanken gekommen ſein ſoll, Buchſtaben in Baumrinde auszuſchneiden und dieſe auf Papier abzudrücken. Nach reiflichem Nachdenken ging er nun weiter, verband die Buchſtaben mit einander, druckte dann ganze Seiten und gab endlich 1440 das erſte gedruckte Buch, das Speculum Salvationis heraus. Einer ſeiner Arbeiter — ſo erzählen die Niederländer — floh während der Chriſtnacht, als Koſter und ſeine Gattin in der Meſſe waren, mit den vorzüglichſten Werkzeugen, und kam damit nach Mainz, wo die Erfindung nun ausgebeutet wurde. Deutſche und

Holländer ſtreiten ſich noch immer darüber, aber die Holländer waren wenigſtens weit früher dankbar und ſetzten ihrem Landsmann ſchon 1722 ein Denkmal, das erſt im botaniſchen Garten aufgerichtet, ſpäter aber auf den Markt von Haarlem verſetzt wurde, wo es ſich noch jetzt befindet. Es ſtellt Lorenz Koſter in ganzer Figur vor, mit dem Rathsherrnmantel bekleidet und dem Lorbeerkranze geſchmückt. In der Linken hält er einen hölzernen Buchſtaben, in der Rechten ein Buch. Die Statue iſt 9 Fuß hoch, ſteht auf einem 6 Fuß hohen, mit Inſchriften und Basreliefs gezierten Piedeſtal und iſt das Werk des bekannten Bildhauers van Heerſtal. Später ward dem verdienten Koſter auch noch ein Standbild im Haarlemer Walde geſetzt und das Feſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt feierlich begangen. (1823.)

Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten Haarlems zeichnet ſich beſonders die berühmte Orgel in der Hauptkirche aus. Sie iſt eins der bedeutendſten Inſtrumente dieſer Art: 100 Fuß hoch, 50 Fuß breit und mit 8000 Pfeifen ausgeſtattet. Chriſtian Müller aus Amſterdam baute dieſelbe 1735. Sie ruht auf einer ſchönen Gruppe von weißem Marmor, ein Werk des holländiſchen Bildhauers Xavery.

Von den öffentlichen Anſtalten, deren ſich Haarlem erfreut, iſt vor Allem die Teyler'ſche Stiftung hervorzuheben. Ein reicher Privatmann, Pieter Teyler van der Hulſt, hinterließ der Stadt ein Vermögen von beinahe drei Millionen Gulden, welches, mit Ausnahme weniger und unbedeutender Legate, ganz zu der von ihm beabſichtigten Stiftung, welche einen doppelten Zweck hat, verwendet worden iſt. Dieſes Inſtitut umfaßt nämlich ein ſogenanntes Hofje, ein Aſyl für vierundzwanzig arme alte Frauen, welche hier eine ſehr freundliche Wohnung mit Mobilien und Nahrungsmittel erhalten; außer dieſem aber auch eine Anſtalt zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche in einem ihr eigenthümlichen Gebäude ſehr ſchöne Sammlungen von Gemälden, Handzeichnungen, phyſikaliſchen Inſtrumenten, unter denen die berühmte Electriſirmaſchine mit vier Batterieen, Mineralien und eine treffliche Bibliothek beſitzt. Es werden in dieſem Inſtitute Vorleſungen gehalten und jährliche wiſſenſchaftliche Aufgaben geſtellt, für welche ein Preis von achtzig Dukaten beſteht. Außerdem erfreut ſich Haarlem einer Akademie der Wiſſenſchaften und eines muſterhaft eingerichteten Schullehrerſeminars, und iſt der Sitz des Gouverneurs von Nordholland und mehrerer Dikaſterien. Seine berühmten Leinwandsbleichen und Seidenfabriken ſind zwar nicht mehr in ſolcher Blüthe wie früher,

entwickeln aber doch eine große Thätigkeit. Auch der Blumenhandel iſt nicht mehr ſo ausgebreitet wie im vorigen Jahrhundert, wo einzelne Zwiebeln zuweilen mit zehntauſend Gulden bezahlt wurden,*) jedoch noch ſo beträchtlich, daß man immer noch einen Umſatz von mehreren Millionen Gulden annehmen kann.

Haarlem iſt, wie bereits bemerkt wurde, faſt auf allen Seiten von herrlichen Spaziergängen und Anlagen umgeben, und erfreut ſich eines ſehr ſchönen Gehölzes. Nach Norden und Nordweſten ſind die Wälle der Stadt von dem geſchickten Architecten Royer in reizende Parthieen umgewandelt worden, und man genießt hier eine ſehr ſchöne Ausſicht auf die nächſten Umgebungen, ſowie auf die Dünen und die prächtigen Landhäuſer von Bloemendaal, einem nordweſtlich von der Stadt in der Nähe der Dünen gelegenen Dorfe, wo faſt alle reichen Amſterdamer Landhäuſer beſitzen und zu dem eine eigene Chauſſee führt. Südlich von demſelben befindet ſich unter andern Villa's, längs den Dünen, das Schloß Elswoud mit ſeinem großen Parke, und nördlich von dieſem ein Landhaus, Belvedere genannt, das eine köſtliche Ausſicht auf Haarlem darbietet. So iſt es auch mit den Villa's der Blumenhügel und de Beek, welche einen Blick auf Haarlem, das Haarlemer Meer, Amſterdam, das Y und Zaardam gewährt. Im Harlemer Holze endlich findet man die ſchöne vom Banquier Hope erbaute, ſpäter dem Könige verkaufte Villa Welgelegen und in einiger Entfernung von der Stadt das Gut Hartekamp, berühmt durch Linne, der längere Zeit dort verweilte.

Wenn man von Bloemendaal aus ſeinen Spaziergang in die Dünen fortſetzt, ſo gelangt man zu den Ruinen des alten Schloſſes Brederode, von denen wir hier eine Abbildung beifügen. Es gehörte einſt den Nachkommen der alten Grafen von Holland, die unter dem Namen der Brederode eine wichtige Rolle in der Geſchichte der Niederlande ſpielten. Schon 1288 unterwarf Dirk (Dieterich) von Brederode die Weſtfrieſen ſiegreich dem Grafen Floris V.; Franz von Brederode vertheidigte gerade zwei Jahrhunderte ſpäter kräftig Rotterdam gegen Maximilian; Henrik van Brederode überreichte der ſpaniſchen Statthalterin Margaretha die berühmte Supplik gegen die Inquiſition; deſſen Baſtardbruder Lancelot nahm Theil an der Eroberung von Briel und ward ſpäter zu Haarlem enthauptet; Walraven van Brederode leiſtete als Geſandter ſeinem Lande mannichfache Dienſte u. ſ. w. Mit Wolfert van Brederode ſtarb endlich dies berühmte Geſchlecht aus, im Jahre 1679, und ſein Wappen wurde ihm nach in das Grab geſenkt, ſeine Beſitzungen aber fielen nach dem Tode ſeiner beiden Schweſtern, der Gräfin von Selms und der Markgräfin von Monpouillan, dem Lande anheim. Das alte Stammſchloß, das auf einer Wieſe mitten in den Dünen liegt, ward allmählig, mehr vom Zahn der Zeit als durch die Folgen des Krieges zerſtört. Drei verſchiedene, aber untereinander zuſammenhängende Gebäude deſſelben, unter denen ein mit einer Treppe verſehener Thurm, ſtehen noch zum Theil; auch iſt der Ritterſaal im Inneren noch zu erkennen. Hinter der Ruine, bei dem Landhauſe Jagt-Luſt, eröffnet ſich von einer hohen Düne herab dem Beſuchenden eine weite, prachtvolle Ausſicht.

---

*) Für eine ſeltene Zwiebel, Viceroi genannt, wurde dort einmal Folgendes gegeben: zwei Laſt Waizen, vier Laſt Roggen, vier fette Ochſen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Bier, zwei Tonnen Butter, tauſend Pfund Käſe, ein Bündel Kleider und ein ſilberner Becher.

Die Chauſſee von Bloemendaal, welche bei dem Weiler Zandpoort die Landſtraße von Haarlem nach Alkmaar bildet, führt noch an vielen reizendgelegenen Landhäuſern vorbei, beſonders in der Nähe des Dorfes Velzen, das als Eigenthum der Herrn van Velzen, eines altholländiſchen edeln Geſchlechtes, hiſtoriſch merkwürdig iſt. Gerhard van Velzen ſtand an der Spitze der Verſchwörung gegen den Grafen Floris V., und ermordete denſelben um 1296, nach der Behauptung Einiger aus Rache für eine ſeinem Eheweibe von dem Grafen zugefügte Schmach. Im Munde des holländiſchen Volkes lebt noch folgendes alte ſchöne Lied über dieſe That, das wir hier in möglichſt wörtlicher Ueberſetzung mittheilen.

Ein altes Lied

vom Graf Floris und Gerhard van Velzen.

Wer will hören ein neues Lied?
Und das will ich Euch ſingen,
Wie Gerhard van Velzen Graf Floris verrieth,
'S ſind wunderliche Dinge.

Graf Floris zu Gerhard van Velzen ſprach:
„Gerhard, Ihr müßt Euch vermählen,
Mit einer Wittwe, hat Geld und Gut;
Die Saubere müßt Ihr wählen.“

„„Die Schande bleibe mir immerdar fern““
— Sprach Gerhard van Velzen zu ſeinem Landsherrn —
„„Zu ſolchem Verdruſſe bringt Ihr mich nicht,
Eure abgetragenen Schuhe, die will ich nicht.““

„Gerhard van Velzen, mein Vetter werth,
Hätteſt Du dies Wörtchen verſchwiegen.
Du ſoll'ſt ſie tragen, ſei es Dir lieb oder leid,
Und ſchwurſt Du bei Deinem Hals einen Eid.“

Eine kurze Weile, thät nicht lang' dauern,
Da ließ ſich Gerhard van Velzen trauen.
Graf Floris ſchrieb Gerhard einen Brief,
Worin er ihn eilends zu ſich rief.

Herr Gerhard durft' es laſſen nicht,
Er that dem Landsherrn ſeine Pflicht;
Er ritt nach jener Landsau,
Derweilen ſchlief der Graf von Holland
Bei ſeiner ſehr ſchönen Frau.

Sie rief ſo laut: „Kraft und Gewalt,
Was thut Ihr, mein Landsherre!
Ihr müßtet, wollt' ein Andrer das thun,
Ihn mit dem Schwerdt abwehren.“

Schreien und Klagen half ihr Nichts,
Ihre Ehr' mußt' ſie da laſſen.
Und als er ſeinen Willen gethan,
Ritt er nach Utrecht ſeiner Straßen.

Gerhard van Velzen hat ein ſüßes Lieb,
Von Woerden zu ſeinem Weibe.
Mit der meint' er fröhlich zu ſein,
Des Grafen Buhl mußte ſie bleiben.

Als Gerhard van Velzen nach Hauſe kam,
Seine werthe Frau kam nicht ihn grüßen.
„Was iſt meiner werthen Frau-denn geſchehn,
Daß ſie nicht kommt, mich zu grüßen!“

Als Gerhard van Velzen zur Kammer kam,
Fand er ſein ſüß Lieb in Trauern:
„Hat Jemand Dir groß Leid gethan?
Sag's mir, Du ſchönſte der Frauen.“

„„Gerhard van Velzen, mein lieber Mann,
Nun iſt es Alles verloren,
Zu ſchlafen an meiner Seite fortan;
Graf Floris mein' Ehr' hat genommen.““

„Daß er Deine Ehr' Dir genommen hat,
Das ſei Dir, Feinsliebchen, vergeben;
Geſtern war er mein Herr, nun bin ich ſein Herr,
Es ſoll ihm koſten ſein Leben.“

Er ſetzt' einen Falken auf ſeine Hand,
Als wollt' er ſpazieren reiten;
Er that nur einen Haſenſprung,
Graf Floris zu entleiben.

„O Gerhard van Velzen, mein Vetter lieb,
Willſt Du mich laſſen leben,
So will ich Dein Baſtardtöchterlein
Zur Gräfin von Holland erheben.“

„„Das thu' ich nun und nimmermehr!
Will keinem Verräther ſie geben:
Du haſt meiner Hausfrau genommen die Ehr',
Das ſoll Dir koſten Dein Leben.““

„„Daß meinen Bruder ermordet Du haſt,
Das hatt' ich Dir vergeben;
Nun nahmſt Du meiner Hausfrau die Ehr',
Und das ſoll Dir koſten Dein Leben.““ —

Er warf ihm zwei Handſchuh vor ſeinen Mund,
Daß er nicht ſchrie den Leuten;
Und führt ihn vom Hauſe zu Kronenburg
Auf das hohe Haus zu Muiden.

Nachts, ungefähr um Mitternacht,
Wenn die halbe Nacht noch im Reſte,
Da lag Graf Floris von Holland
Geſchloſſen in Ketten ſo feſte.

Des Morgens, als es ſchon war Tag,
Da ſollten die Herrn da was eſſen,
Da dachte der Graf von Holland:
„Reicher Gott! nun bin ich ſchon vergeſſen.“

Sie brachten ihm ein Stück Bärenſpeck,
Sein Schweinſpeck war ungebraten;
Da dachte der Graf von Holland:
„Reicher Gott! nun bin ich ſchon verrathen!“

„Ach! hätt' ich nur einen Schildknecht gut,
Der mich erlöſte vom Blute,
Ich ſchenkt' ihm meinen braunen Schild,
Sammt meinem eiſernen Hute.“

Gerhard van Velzen war raſch zur Hand,
Er nahm ein Becken von der Wand;
Er zeigte Graf Floris vom Blute:
„„Nun ſag' mir an, Graf von Holland,
Wie iſt Dir jetzt zu Muthe?““

„Wie mir nun zu Muthe iſt?
Ich muß doch einmal ſterben.
Hätt ich nur ein Weib mit einem Kind,
Die mein großes Gut könnt' ererben.“

„Ich hab' wohl noch einen Sohn, Johann,
Er iſt fern in fremdem Lande,
Daß er ſein groß Gut nicht regieren kann,
Das iſt ihm zu großer Schande.“

„Dazu noch einen Baſtardſohn,
Er iſt noch jung an Wochen,
Und würd' er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod ſoll er rächen.“

Eine kurze Weile, es währte nicht lang',
Gerhard van Velzen wurde gefangen,
Er dachte gar oft bei ſeiner Ehr:
„„Reicher Gott! nun werd' ich gehangen.““

Hängen war ihm noch nicht gut genug,
Er mußte noch ſieben Mal mehr leiden:
Sie thaten ein Faß voll Spitzen ſchlagen,
Da mußte hinein er ſteigen.

Sie rollten ihn drei Tage lang,
Drei Tage vor der Mittagszeit:
„Gerhard van Velzen, wohl lieber Mann,
Sagt doch wie Ihr gemuthet ſeid?“

„„Wie ich jetzt gemuthet ſei?
Das will ich Euch wohl ſagen:
Ich bin noch immer derſelbe Mann,
Der den Grafen Floris erſchlagen.““

Uebrigens iſt, wie wir ſchon oben andeuteten, die Urſache von der Ermordung des Grafen keineswegs hiſtoriſch erwieſen, ſondern lebt nur in der Volksſage, die ſchon früh und wiederholt poetiſch behandelt wurde. Nach einer anderen dichteriſchen Bearbeitung aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche Huydecoper mittheilt, die aber nur ein Fragment iſt, war Gerhard van Velzens Gattin eine geborne Gräfin von Bentheim, ein edles und ſchönes Weib, welchem ſein Gatte die Unthat ſeines Herrn nicht entgelten ließ. Alles Uebrige in dem Liede, das ſich auf Floris Tod bezieht, erzählen die holländiſchen Chronikſchreiber auch, beſonders Melis Stoke und Ludwig van Velthem, denen der ſchon oft von uns genannte Wagenaar treulich gefolgt iſt.

Von Velzen führt die Chauſſee nach Beverwyk, wo ſich ebenfalls viele ſtattliche Landhäuſer befinden, die denen von Bloemendaal in Nichts nachſtehen; ſo z. B. Prinſenboſch oder der Kruisberg, das ehemals Wilhelm III. gehörte, und wo der Sage nach die Expedition nach England 1688 beſchloſſen wurde; Middelloo, eine nicht minder angenehme Beſitzung, und Hageveld, wo ſich ein katholiſches Seminarium befindet. Dieſe Gegend iſt es, welche Vondel in einem Chore ſeiner Tragödie Palamedes ſchilderte; ſein Freund Reael beſaß hier ein Landhaus und der Dichter verweilte oft bei demſelben. Beverwyk iſt ein beträchtlicher Flecken, von ſchönen Obſtgärten umgeben. Von hier aus nimmt die Landſchaft jedoch an Reiz ab. Die Straße führt noch durch Caſtricum, wo die Engländer 1799 eine ſtarke Niederlage erlitten, und durch das Dorf Heilo, wo eine wunderthätige Ciſterne gezeigt wird, welche die Sage dem wirkſamen Gebete des Angelſachſen Willebrand, der zuerſt in den Niederlanden das Evangelium predigte, zuſchreibt.

Der Reiſende erreicht nun die Stadt Alkmaar, die ſehr regelmäßig gebaut und äußerſt ſauber gehalten iſt und ungefähr 9000 Einwohner zählt, welche einen bedeutenden Kornhandel und einen noch wichtigeren Käſehandel treiben, denn allein auf den dortigen Markt werden jährlich acht Millionen Pfund Käſe gebracht, wovon das Meiſte über See geht. Durchſchnittlich kann man den Preis des Käſes zu 18 Rthlr. Gold für hundert niederländiſche Pfund annehmen; es iſt alſo ein Umſatz von 180,000 Rthlr. Gold, welcher allein für dieſen Artikel Jahr aus Jahr ein dort ſtattfindet. Man macht in Holland zwei Arten von Käſe, aus ſüßer und aus abgerahmter Milch; die letztere Art iſt der ſogenannte Kümmelkäſe, der mehr im Lande ſelbſt conſumirt wird. Als die beſte Gattung der erſteren Art gilt der Beemſter, oder wie er gewöhnlicher genannt wird, der Edammer Käſe. Der für die Ausfuhr beſtimmte wird mit einer dünnen Schicht von Lackmus überzogen und daher Rothkruſte oder Rothrinde genannt. Je nach den verſchiedenen Gegenden, für die er beſtimmt iſt, wird er zu verſchiedener Jahreszeit und von verſchiedenem Gewicht gemacht; ſo z. B. für Amerika, Spanien und Italien von 3 bis zu 10 Pfund im Monat Mai, für Frankreich von 3½ Pfund im September und October, für England und Belgien von 3½ bis zu 4 Pfund im November und December, für die Rheingegenden und einen Theil von Brabant von 20 Pfund im Herbſt. Nach Paris und Hamburg werden dagegen meiſt Käſe mit natürlicher, ungefärbter Rinde geſandt, welche 6 bis 7 Pfund wiegen. Die ſchwerſten Käſe bis zu 40 Pfund liefert das Dorf Stolkwyk bei Gouda, im Mai und September; dieſe gehen meiſt nach Rußland und den deutſchen Oſtſeeküſten. Den beſten Kümmelkäſe liefert Leyden und deſſen Umgegend; er wird daher auch gewöhnlich Leidener Käſe genannt und mit dem Wappen dieſer Stadt geſtempelt. Es giebt deren von 10 bis zu 40 Pfund; die kleinſten werden nach Oſtindien verſandt, die größeren gehen nach England und Schweden und die größten werden in den Niederlanden ſelbſt verzehrt. Auch um Delft und in Friesland wird viel Käſe fabricirt, doch iſt dieſer im Handel nicht ſo geſucht und dient meiſt nur als Nahrung für Schiffsmannſchaft. Ehemals war im Allgemeinen die Verfertigung von Käſe in den Niederlanden ſo beträchtlich, daß mehr als dreißig Millionen Pfund jährlich gemacht wurden; dies hat aber ſehr abgenommen. Nach officiellem Berichte wurden 1837 in Süd- und Nordholland 10,227,060 Pfund niederländiſche Käſe zu Markte gebracht.

Alkmaars Geſchichte hat mehrere intereſſante Momente aufzuzeigen. In der früheren Zeit verlor die Stadt mehrere Male ihre Privilegien, weil ſie bei Aufſtänden der Bewohner des Kennemerlandes, des ſogenannten Brod- und Käſevolkes, betheiligt war. Später aber zeichnete ſie ſich höchſt rühmlich aus durch den mannhaften Widerſtand, welchen ſie bei der Belagerung im Jahre 1573 gegen die Spanier leiſtete. Gleich nach dem Falle von Haarlem ſuchte Don Friedrich ſich Alkmaars zu bemächtigen und ſandte eine Abtheilung Truppen dahin; ein Gleiches hatte ſchon etwas früher der Prinz von Oranien gethan, aber die Bürger weigerten ſich, ſein Corps einzulaſſen, da die Feſtungswerke ihrer Meinung nach nicht geſtatteten, eine lange Belagerung auszuhalten. Als jedoch die Spanier eine Vorſtadt beſetzten, öffnete der Bürgermeiſter van Teilingen ſeinen Landsleuten die Thore und die Stadt wurde jetzt eilig in Vertheidigungsſtand geſetzt. Nun nahete ſich aber Don Friedrich mit einem Heere von 16,000 Mann, lagerte ſich zu Duddorp und begann eine regelmäßige Belagerung. In Alkmaar befanden ſich nur 800 Soldaten, 1300 Bürger und einige geflüchtete Bauern, aber dieſe waren entſchloſſen, ſich auf das Aeußerſte zu wehren. Sie ſchrieben an den Oraniſchen Anführer Sonoi und baten ihn, die Deiche zu durchſtechen. Er öffnete auch alsbald die Schleuſen, am Durchſtechen der Deiche hinderten ihn jedoch die andern nördlichen Städte, da ſie zu großen Nachtheil davon befürchteten. Sonoi begnügte ſich nun damit, vier Schanzen aufzuwerfen, durch welche er es den Spaniern unmöglich machte, ſich rings um Alkmaar auszubreiten. Die von Alkmaar machten darauf einen Ausfall nach dem anderen. Friedrich beſchloß nun Sturm zu laufen, ward aber zurückgeſchlagen. Frauen und Kinder ſchleppten brennendes Pech, ungelöſchten Kalk, ſiedendes Waſſer, geſchmolzenes Blei und andere Brandſtoffe auf die Wälle und halfen damit den Feind abwehren. Der Angriff währte vier Stunden lang und in dieſer Zeit wich keiner der Belagerten von der Stelle, wenn ihn nicht der Tod oder eine gefährliche Verwundung dazu zwangen. Auch verloren ſie nur dreizehn Bürger und vierundvierzig Soldaten, während der Feind wohl tauſend Mann einbüßte. Zwei Tage ſpäter wollte Don Friedrich den Angriff wiederholen, aber die Spanier wollten nicht daran. Jetzt wurde ein Deich durchſtochen, woraus den Belagerern großer Schaden erwuchs, und als dieſen nun ein Brief des Prinzen von Oranien in die Hände gerieth, in welchem dieſer den Alkmaarern ſchrieb, ſie möchten nur noch mehr Dämme durchbrechen, da ſah Don Friedrich ein, wie gefährlich ſeine Stellung ſei und brach am 8. October mit ſeinem ganzen Heere auf, um die Winterquartiere zu beziehen. Die Alkmaarer wagten noch einen Ausfall und richteten großen Schaden unter dem Nachtrabe der Spanier an. Alkmaar war gerettet.

Dieſer Ort iſt außerdem noch berühmt als die Vaterſtadt vieler höchſt ausgezeichneten Männer, wie z. B. des Mathematiker Jacob Metius, der Johnſon und Lippersheim die Erfindung des Teleſkop ſtreitig machte; Cornelius Drebbel, der das Thermometer und das Mikroſkop erfand, des Arztes Forreſt, der Maler Schooreel, Everdingen und de Witt u. A. m. Die Hauptkirche daſelbſt, welche dem reformirten Gottesdienſte geweiht iſt, hat eine ſchöne Bauart und enthält das Grab des von Gerhard van Velzen erſchlagenen Floris V. Uebrigens endlich iſt die Lage von Alkmaar nicht die geſundeſte, wegen der vielen Sümpfe in der Nachbarſchaft, obwohl man eifrig mit dem Austrocknen derſelben beſchäftigt iſt, und den Beemſterſee, den Pürmerſee und den Schermerſee bereits ſchon in Weiden umgewandelt hat, die durch Schöpfmühlen trocken gehalten werden. Die nächſten Umgebungen von Alkmaar ſind angenehm; auf der einen Seite fließt zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt der große nordholländiſche Canal hindurch, auf der andern befindet ſich ein hübſches kleines Gehölz und das ſchon erwähnte Dorf Heilo. Nach Weſten zu erheben ſich die Dünen. Hier liegen die drei geſchichtlich berühmten Flecken Egmond. In Egmondbinnen war die Abtei mit der reichen Bibliothek einſt der Sitz großer Gelehrſamkeit, welchen Sonoi zerſtörte. Dicht daneben iſt der Geburtsort des bekannten Grafen Egmond, des Märtyrers für die holländiſche Freiheit. Nicht weit davon iſt Bergen, wo die Engländer und Ruſſen 1799 eine bedeutende Niederlage erlitten, und wo durch Unkenntniß der Oertlichkeit eine ganze ruſſiſche Colonne den verbündeten Franzoſen und Holländern in die

Hände fiel. Noch nördlicher iſt die Höhe von Kamperduin. Auf der Meereshöhe hier ſchlug der engliſche Admiral Duncan am 11. October 1797 die holländiſche Flotte und nahm den Admiral de Winter gefangen.

Bei dem Dorfe Letten werden die Dünen plötzlich unterbrochen; ein ſtarker Damm ſchützt hier das Land gegen die Verwüſtungen des Meeres und wird als ſo wichtig betrachtet, daß er unter einer eigenen Adminiſtration ſteht. Mehr nach Norden erheben ſich aber jene natürlichen Wälle wieder. Hier findet ſich die Höhe Kykduin, in deren Nähe de Ruyter 1673 die verbündete engliſche und franzöſiſche Flotte in die Flucht ſchlug. Von dieſer Seeſchlacht hing das Schickſal der Niederlande ab und die Folge derſelben war, daß das Parlament 1674 Karl II. zwang, Frieden mit den Niederlanden zu ſchließen. Auf der Kykduin erhebt ſich jetzt ein Fort mit einem prachtvollen Leuchtthurm, der zugleich eine weite Ausſicht auf den Texel, den Helder, die holländiſche Küſte und die Inſeln Blieland, Terſchelling und Ameland darbietet.

Leſtelder, berühmt durch die Convention im October 1799 zwiſchen dem Herzog von York und dem General Brune, wegen der Wiedereinſchiffung der engliſchen Expedition, iſt ein beträchtlicher Flecken, in welchem Reformirte, Lutheraner, Mennoniten, Katholiken und Juden in geſegneter, ungeſtörter Eintracht Gotteshäuſer haben. Hierzu gehören noch das Dorf Huisduinen und Willemsoord am nieuwen Diep, oder das nieuwe Diep ſchlechtweg genannt, eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Früher hielten ſich die Kauffahrteiſchiffe auf der im Winter nicht eben ſicheren Rhede des Texel und erſt von 1781 bis 1792 wurde ein neuer Hafen öſtlich von derſelben gegraben, um ihnen beſſeren Schutz zu gewähren. Napoleon faßte nun den Plan, hier eine neue Stadt anzulegen mit großen und mächtigen Feſtungs- und Marinewerken. Die Werften, Arſenäle und fünf Forts waren bereits vollendet und wurden fünf Monate lang von dem Admiral Verhuell gegen die Verbündeten vertheidigt, vom November 1813 bis zum April 1814, als die neue Ordnung der Dinge eintrat und das Haus Naſſau den Thron der Niederlande beſtieg.

König Wilhelm ließ nun das, was zum Beſten des Landes diente, fortſetzen. Im Jahre 1815 wurde ein Sumpf, ſüdlich vom Nieuwe-Diep, ausgetrocknet und dadurch dem obenerwähnten großen Canal der Weg gebahnt. Durch dieſes neue Werk ward für den gewöhnlichen, ſehr gefährlichen Weg für die Schiffe aus der Nordſee nach Amſterdam ein weit gefahrloſerer geöffnet. Im Jahre 1819 unternahm der berühmte Waſſerbaumeiſter J. Blanken das mächtige Werk, führte es trotz allen Hinderniſſen des Bodens und trotz dem, daß die öffentliche Meinung ſich auf das Entſchiedenſte gegen ihn erklärte, unerſchrocken durch und brachte es binnen ſechs Jahren glücklich zu Stande, ſo daß es 1825 nicht allein vollendet war, ſondern auch gleich den verderblichen Sturmfluthen dieſes Jahres unerſchüttert widerſtand. Bei einer Tiefe von 24 Fuß und einer Breite von 130 Fuß, ſo daß die größten Schiffe ungehindert neben einander vorbeifahren können, zieht ſich der Kanal 18 Wegſtunden lang durch ein eigentlich ſehr ungünſtiges, aus trockengelegten Sümpfen, Torfboden und Flößſand beſtehendes Terrain hindurch. Er geht faſt in gerader Linie vom Süden bis nach Alkmaar, hier macht er eine Biegung nach Südoſten bis Purmerent und dann wieder nach Süden bis zu einer kleinen in den Y hinauslaufenden Landzunge, Amſterdam gegenüber. Das Nieuwe Diep, wo dieſer Kanal ſich in das Meer ergießt, hat große Werften und ein Baſſin, in welchem Kriegsſchiffe auf der Rhede liegen. Auf dem Kanal befinden ſich vier Hauptſchleuſen: am Y, die große Willemsſchleuſe nämlich, dann die Pürmerender, die Zyper und am Nieuwen-Diep die Koopvaarder-Schütſluis; ſie ſind ſämmtlich Meiſterwerke der Waſſerbaukunſt.

Nordholland, wo wir uns jetzt befinden, iſt eine von der Nordſee, dem Zuiderzee, dem Y und dem kleinen See Wyk eingefaßte, und mit Südholland nur durch eine ſchmale Landenge verbundene Inſel. Politiſch gehören Amſterdam und Haarlem auch dazu, geographiſch aber eigentlich nicht. Dieſer größeren Halbinſel ſtreckt ſich eine andere kleinere, öſtlich im Zuiderzee unter dem Namen Weſtfriesland entgegen, denn bis zum 13ten Jahrhundert, als der nördliche Theil des Zuiderzee noch nicht vorhanden war, bewohnten dieſen von Nordholland durch mehrere kleine Seen getrennten Landſtrich Frieſen, welche erſt in einem harten Winter von Wilhelm II. gänzlich unter die Botmäßigkeit der Grafen von Holland gebracht wurden. Im 16ten und 17ten Jahrhundert trocknete man die kleinen Seen, deren wir ſchon oben Erwähnung thaten, aus, und verwandelte ſie in herrliche Weideplätze. Ackerbau wird hier faſt gar nicht getrieben, dagegen eine ſehr ergiebige Viehzucht. Von Hoorn bis nach Enkhuizen reiht ſich Dorf an Dorf und die Bauern ſind beſonders durch den Käſehandel außerordentlich reich; dagegen aber bieten die Städte daſelbſt, welche ſich einſt ſo ſchöner Blüthe erfreuten, meiſt durch ihre geſunkene Größe einen traurigen Anblick dar. So z. B. Medenblik, die ehemalige Reſidenz der Könige von Friesland, eine ſchon im 8ten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung gegründete Stadt mit vier großen Häfen, welche mehr als dreihundert Schiffe faßten, und einem ſchönen Baſſin, jetzt nur noch ein Städtchen von 2500 Einwohnern. Auf dem alten Rathhauſe daſelbſt zeigt man noch das Bild des Frieſenkönigs Radbod. Alle Bemühungen, der Stadt wieder etwas aufzuhelfen, waren vergeblich. So ferner Enkhuizen, die erſte Stadt dieſer Provinz, welche 1572 gegen Spanien aufſtand, die Vaterſtadt des kühnen Seefahrers Wagenaar und des großen Malers Paul Potter, einſt der Wohnort berühmter Naturforſcher und Geographen und der Stapelplatz für den Heringsfang auf dieſer Küſte, an welchem es mit 400 — 500 Schiffen Theil nahm, jetzt ſo herabgekommen, daß ganze Straßen unbewohnt, ja ſelbſt verödet ſind. Ihm gegenüber liegt die alte Stadt Staveren in Friesland, einſt auch Reſidenz frieſiſcher Könige, welche noch mehr geſunken iſt und kaum noch 1100 Einwohner zählt. Den früher ſo blühenden Handel aller dieſer Städte hat beſonders Amſterdam an ſich geriſſen.

Hoorn, ehemals die Hauptſtadt von Weſtfriesland, befindet ſich in einer nicht ſo ungünſtigen Lage, obwohl es auch beträchtlich abgenommen hat. Sein Käſehandel, wenn gleich minder beträchtlich als der von Alkmaar, iſt doch noch immer eine Quelle des Wohlſtandes für die Einwohner, deren Anzahl ſich auf 10,000 beläuft. Früher erfreute es ſich ausgedehnter Schifffahrt und großen, allgemeinen Handelsverkehrs und die indiſche Compagnie hatte hier ein Comtoir. Nach Auflöſung dieſer Geſellſchaft und ſeit der Verlegung der Marine-Magazine nach Medenblik im Jahre 1795, ſank das Anſehen der Stadt ſchnell und Häuſer in der Nähe des Hafens, welche 40,000 Gulden gekoſtet hatten, wurden für 2000 Gulden weggegeben. In geſchichtlicher Hinſicht iſt dagegen Hoorn ſehr merkwürdig, namentlich als der Geburtsort vieler ausgezeichneter Männer, deren Namen und Thaten bis auf die ſpäteſten Zeiten dringen werden. In einer Schlacht auf dem Zuiderzee, welche drei weſtfrieſiſche Städte der ſpaniſchen Flotte lieferten, ſprang ein Bürger von Hoorn, Jan Haring, auf das ſpaniſche Admiralſchiff Die Inquiſition, riß die Flagge ab und weihete ſich gewiſſem Tode; aber das Schiff und der Admiral Boſſu auf ihm mußten ſich ergeben; die Schlacht ward dadurch gewonnen und Nordholland verdankte dem Helden ſeine Rettung. Ein anderer Hoorner, **Jan Koen**, erbaute Batavia. Ein Dritter, **Willem Schouter**, umfuhr zuerſt das **Cap Hoorn**, das er nach ſeiner Vaterſtadt benannte. Ein Vierter, **Abel Tasman**, entdeckte einen Theil von Neuholland, Van Diemens-Land, Neu-Seeland und die Freundſchaftsinſeln. Andere nicht minder berühmte Söhne der Stadt Hoorn waren **Hadrianus Junius**, ausgezeichnet als Arzt, Philoſoph und Hiſtoriker; **Hoogerbeets**, der Freund und Genoſſe van Barnevelds und Hugo Grotius'; **Theodor Velius**, Arzt, Geſchichtſchreiber und Dichter; **Reynier von Twisk**, der Erfinder der Bouſſole u. A. m. Ausgezeichnet endlich iſt daſelbſt die Hauptkirche und bemerkenswerth, daß der Platz, auf welchem die katholiſche Kirche ſteht, ſeiner Zeit für drei Tulpenzwiebeln verkauft wurde.

Die andern Städte Nordhollands ſind noch minder als die bereits genannten näherer Beachtung werth. **Edam** und **Monnikendam** ſtreiten ſich um die Ehre, die berühmte Geſellſchaft für die allgemeine Nützlichkeit (tot nüt van 't algemeen), welche gegenwärtig 12,000 Mitglieder zählt und deren Zweck iſt, die unteren Klaſſen der Geſellſchaft zu unterrichten, zu bilden und zu unterſtützen, zuerſt in das Leben gerufen zu haben. **Nieuwenhuizen**, der eigentliche Stifter dieſes würdigen und ſegensreichen Vereines, war Mennoniſtenprediger zu Monnikendam, wo man ihm auch in der Kirche ein Denkmal errichtet hat, aber die erſte Verſammlung der Mitglieder fand 1785 zu Edam ſtatt. Dieſer letztere Ort, welcher 3350 Einwohner zählt, treibt ebenfalls einen beträchtlichen Käſehandel, jedoch von minderer Bedeutung als der zu Alkmaar und Hoorn. — Monnikendam gegenüber, im Zuiderzee, liegt die kleine Inſel **Marken**, deren Einwohner eine eigene Colonie bilden, die ſich durch Tracht, Sitten und Gebräuche durchaus von den übrigen Niederländern unterſcheidet. Wahrſcheinlich gehörte dieſe Inſel früher zum Feſtlande und eine Sturmfluth trennte ſie im vierzehnten Jahrhundert von demſelben. Die Wohnungen liegen dort hier und da verſtreut; die Bewohner treiben faſt nur Fiſchfang und höchſtens eine oder zwei Familien halten ſich eine Kuh zu ihrem eigenen Gebrauch. Sie leben auf ihrem Eiland beinahe ganz abgetrennt von der übrigen Welt, halten feſt an den Beſchlüſſen der Dortrechter Synode, ſind abgeſchloſſen und kalt gegen Fremde und ſehen nur einmal im Jahre, zur Zeit der Kirmeß, Beſuch vom Feſtlande gern; dann kommen aber auch viele Neugierige zu ihnen hinüber, um ſie in ihrer Nationaltracht, der ſie ſeit Jahrhunderten auf das Strengſte treu geblieben ſind, zu beſchauen. Die jungen Mädchen gehen meiſtentheils mit bloßem Haupte und tragen keinen andern Kopfputz als ihr Haar, das ſie in Zöpfe flechten, die ſie auf dem Wirbel befeſtigen und mitunter gelb färben. Wird aber eine unter ihnen Braut, ſo erhält ſie eine eigene Kopfbedeckung, die runde Kappe genannt, welche einer Biſchofsmütze gleicht und aus der die Haare in Locken auf die Stirn hinabfallen. Dieſe Mütze von feiner Leinwand iſt oben mit einem rothen, unten mit einem roth und ſchwarzen ſeidenen Bande beſetzt, das ſich wie eine Binde um die Stirn zieht; außerdem läuft aber um die ganze Haube noch ein breiter Streif von feiner, durchſichtiger, mit Spitzen geſchmückter Gaze. Um den Hals und die Schultern tragen die Jungfrauen ein oben ſchwarz geſticktes Vorhemdchen von feiner Leinwand, mit ebenſo geſtickten, bis an den Vorderarm gehenden Aermeln und über daſſelbe ein dicht anſchließendes rothes Mieder, über welches eine Braut noch ein hellrothes, mit bunten Bändern beſetztes Leibchen zieht, das unter dem Kinn mit einer goldenen Spange befeſtigt und über der Bruſt mit gelben Bändern zugeſchnürt wird. Darüber trägt ſie ferner noch ein Kamiſol ohne Aermel von gelblich-brauner Farbe, das durch Fiſchbein auseinander gehalten wird. Die Arme bedecken zum Theil falſche, künſtlich gemachte Aermel von hellerer oder dunklerer brauner Farbe. Die Schürze iſt ſehr breit und von oben bis unten fein gefältelt. Bräute, ſowie überhaupt heirathsfähige Mädchen, haben hinten ihren Anzug mit ſieben Roſen beſetzt, während die übrigen Jungfrauen deren nur fünf, und außerdem ein leicht umgeknüpftes kleines Halstuch tragen, von deſſen Zipfeln Eicheln herabhängen. Sieht man die verheiratheten Frauen von vorn, ſo unterſcheidet man ſie ſchwer von den Jungfrauen; von hinten geſehen, ſind ſie dagegen leicht zu erkennen, da ſie auf ihrem Kopfputze die Anfangsbuchſtaben des Namens ihres Mannes tragen. Die Tracht der Männer iſt dagegen weit einfacher und ihrem Berufe angemeſſen. Ein brauner, bis an die Knie reichender bequemer Rock (Schanzlooper), eine rothe Weſte, weite braune, unter dem Knie anſchließende und dort endende Beinkleider bilden dieſelbe; eine wollene braune Kappe deckt den Kopf. Die Heringsfiſcherei beſchäftigt die männlichen Einwohner vorzüglich.

Eine halbe Stunde weit von Monnikendam liegt auch das einſt ſo berühmte Dorf Broek im Waterlande, von dem Büſching ſeiner Zeit folgende glänzende Beſchreibung lieferte: „Broek im Waterlande, ein großes ſchönes Dorf, welches ein Muſter der größten nordholländiſchen Reinlichkeit iſt. Die Häuſer ſind von Holz und faſt insgeſammt nur ein Stockwerk hoch, haben Dächer von Ziegelſteinen, ſind von oben bis unten mit Bretern benagelt und nach eines jeden Hauswirthes Geſchmacke bemalt, welche Bemalung oft wiederholt wird, ſo daß die Häuſer immer neu ausſehen. Sie ſind mit engliſchen Fenſtern verſehen, die ſelten gemeines Glas haben, inwendig aber mit ſchönen Gardinen geziert ſind. Das Innere des Hauſes iſt reiner und geſchmückter, als man ſich's denken kann. Wer an ſeinem Hauſe ein wenig Erde hat, hat ein ſchönes Gärtchen daraus gemacht und ſolches entweder mit buntem Sande oder mit Muſchelwerk, Bildſäulen, kleinen Hecken und dergleichen ausgezieret, oder es in niedrige bemalte Schranken eingeſchloſſen. Die Straßen ſind durchgehends mit Backſteinen gepflaſtert, aufs Reinſte gewaſchen und mit weißem Sande, ja ſogar hin und wieder mit Blumen beſtreut, und damit die Reinlichkeit und Zierrathen nicht geſtört werden mögen, ſo enge gemacht, daß kein Wagen darauf fahren kann. Es darf auch das Vieh nicht in das Dorf kommen, ſondern wird von den außerhalb wohnenden Bauern aufgenommen und die Reiſenden müſſen in dem vor dem Dorfe gelegenen Wirthshauſe einkehren. Nicht allein alles hölzerne Geräthe in den Häuſern, ſondern auch die Schlagbäume, Gitter vor den Wieſen und die auf den Wieſen eingeſchlagenen Pfeile, an welchen ſich das Vieh reibt, ſind bemalt, letztere auch oben mit Schnitzwerk verſehen. Die Einwohner treiben entweder Handel oder leben von ihren Renten, und unter denſelben ſind oftmals auch reiche Bürger aus Amſterdam, welche hier ihr Leben im Stillen zubringen."

So ſchilderte der alte verdienſtliche Geograph vor achtzig Jahren dies durch ſeine Eigenthümlichkeit beſonders außerhalb der Niederande berühmte Dorf, und, ohne ihm zu nahe zu treten, läßt ſich wohl behaupten, daß er Manches, wenn auch nicht übertrieben, doch aus einem falſchen Geſichtspunkte aufgefaßt habe, namentlich iſt Vieles, was er der übergroßen nordholländiſchen Reinlichkeit zuſchreibt, eſonders das Beſtreichen alles Holzwerkes mit Oelfarbe, nicht dieſer, ondern dem feuchten Klima, als eine nothwendige Gegenwehr beiumeſſen. Broek iſt allerdings ein ſchönes Dorf von ungefähr 50 Häuſern, die faſt ſämmtlich von ſehr reichen Leuten, welche den Abend ihres Lebens in ſtiller Zurückgezogenheit genießen wollen, bewohnt werden. Große Reinlichkeit herrſcht überall und die Beſonerheiten des holländiſchen Charakters mögen ſich früher auch wohl och ſtärker ausgeſprochen haben, aber die Zeit hat viel ausgeglichen und geebnet, und es ſindet ſich hier eben nicht mehr und nicht minder Seltſames, als der Ausländer, wenn er es eben dafür nehmen will, überall in Holland, vorzüglich bei reichen und unabhängigen Leuten antrifft.

In der Nähe von Monnikendam liegt ferner das gleichfalls durch ſeine Reinlichkeit ausgezeichnete Städtchen Purmerent, an dem ehemaligen (jetzt gleich dem Beemſter und dem Wormer in Wieſen umgewandelten) See Purmer, der ſeiner Zeit ſo reich an Aalen war, daß man damit bis nach London Handel trieb. Die Stadt, zu welcher von Edam aus eine ſehr ſchöne Landſtraße führt, ward im vierzehnten Jahrhundert von Willem Eggert, einem reichen Amſterdamer Kaufmann und Günſtling des Grafen Wilhelm VI., gegründet. Das dazu gehörige Schloß iſt dagegen 1741 zerſtört worden. Sie hat 2800 Einwohner und treibt bedeutenden Handel mit Käſe und Butter. Der berühmte Phyſiker Nieuwentyd wohnte lange daſelbſt und gehörte zu ihren Magiſtratsperſonen. Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſchrieb er ſein Werk Wereldbeschouwing, in welchem er das Daſein Gottes durch die Harmonie der Natur nachwies, gegen die Sophiſten jener Zeit. Anfangs konnte er keinen Verleger dazu ſinden, als es aber endlich erſchien, fand es ſolchen Beifall, daß es faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt und noch in unſeren Tagen von Chateaubriand, der Vieles daraus benutzte, mit großem Lobe angeführt worden iſt.

In der Nähe von Purmerent liegt das einſt durch ſeinen Wallfiſch- und Heringsfang ſo berühmte Dorf Ryp, das in ſeiner Blüthe 6000 Einwohner zählte, jetzt aber kaum noch 1500 hat. Von dem hohen Kirchthurme deſſelben genießt man eine ſehr weite Ausſicht, und gewahrt dort deutlich Amſterdam, Haarlem, Alkmaar, Hoorn, Edam, den Y, einen großen Theil Nordhollands und faſt die beiden Meere, die daſſelbe begrüßen.

Wir nähern uns jetzt dem Zaan, einem Flüßchen, das, aus Nordholland kommend, ſich in den Y ergießt. Seine Ufer zeigten in früheren Zeiten beſonders, was die Induſtrie zu leiſten vermag, und zeichnen ſich auch noch jetzt durch den Gewerbfleiß und die Emſigkeit ihrer Bewohner auf das Vortheilhafteſte aus. Fünf Dörfer ziehen ſich längs denſelben in ununterbrochener Reihe hin und bilden eine ziemlich lange Straße. Die drei nördlichen Dörfer, Wormerveer, Zaandyk und Koog, ſind reich an Mühlen jeder Art, beſonders aber an Papiermühlen; die beiden mehr ſüdlich gelegenen

Flecken dagegen, welche den Fluß im Oſten und Weſten begränzen, bilden zuſammen Zaandam (fälſchlich von den Deutſchen Saardam genannt), welches Napoleon 1811 bei ſeinem Beſuche daſelbſt zum Range einer Stadt erhob. Es befand ſich jedoch früher beſſer, als es noch ein Dorf war und die berühmteſten Schiffswerften Europa's hatte. Damals ſoll es über zweitauſend Mühlen beſeſſen haben und namentlich die Papierfabrikation ſo beträchtlich geweſen ſein, daß ein einziger Papierfabrikant einmal an einem und demſelben Tage auf der Amſterdamer Börſe 100,000 Ries Papier verkauft und daran einen reinen Gewinn von 100,000 holländiſchen Gulden (50,000 Thaler Gold) gemacht haben ſoll. Die Zahl der Einwohner, welche früher 13,000 betrug, hat ſich auf 9000 verringert, aber Zaandam iſt trotzdem fortwährend ein ſehr gewerbreicher und wohlhabender Ort und hat nach der Angabe eines neueren Reiſenden noch immer 329 Mühlen neben vielen anderen Fabriken aufzuzeigen, nämlich 100 Säge-, 111 Oel-, 57 Pell-, 28 Papier-, 15 Schnupftabak-, 29 Farbe-, 3 Blauſel-, 5 Korn-, 11 Muſchel- und Senfmühlen, welche ſämmtlich Wind-, nicht Waſſermühlen ſind. Die Einwohner beider Theile, die durch einen feſten Damm mit einander verbunden ſind, halten in Kleidung und Gebräuchen noch feſt an den Sitten ihrer Väter und ihre Häuſer haben faſt alle zwei Thüren, von denen die eine nur geöffnet wird, um neuvermählte Bewohner herein- und Verſtorbene hinauszulaſſen.

Zaandam iſt hiſtoriſch merkwürdig dadurch, daß Peter der Große hier im Jahre 1697 unter dem Namen Peter Michaelow oder Peter Baas als Schiffszimmermann arbeitete und das Schiff, das er erbauen half, kaufte, und mit Holländern bemannt nach Rußland ſandte, dadurch aber den Anfang zu der jetzt ſo bedeutenden ruſſiſchen Flotte bildete. Man zeigt noch die Hütte, in welcher er wohnte. Kaiſer Alexander beſuchte ſie 1814 und ließ zum Andenken einen Marmorblock in den Kamin ſetzen, welcher mit goldenen Lettern die Inſchrift führt: Petro Magno Alexander. Uebrigens hielt ſich Peter der Große zur Erlernung der Schiffsbaukunſt hier nur kurze Zeit und weit länger dagegen in den Werften von Amſterdam auf, wo er ſich des Unterrichtes und Umganges des Bürgermeiſters Witſen erfreute, der neben anderen Büchern ein treffliches Werk über die Schiffsbaukunſt hinterlaſſen hat.

An ſogenannten Merkwürdigkeiten hat Zaandam ſonſt Nichts aufzuweiſen, doch findet ſich in einer Kirche ein Bild, das eine eigenthümliche Begebenheit darſtellt, die ſich im ſechszehnten Jahrhundert daſelbſt ereignet haben ſoll. Ein wüthender Stier faßte nämlich eine ſchwangere Frau mit den Hörnern, nachdem er ihren Gatten bereits getödtet, und warf ſie hoch in die Luft; ſie ſtürzte auf die Erde und gebar ſterbend ein Kind, das nach der Sage lebend auf die Welt kam und am Leben blieb.

Von Zaandam nach Amſterdam geht zwei Mal täglich ein Dampfboot ab, das den Reiſenden in einer Stunde dahin bringt.

II.

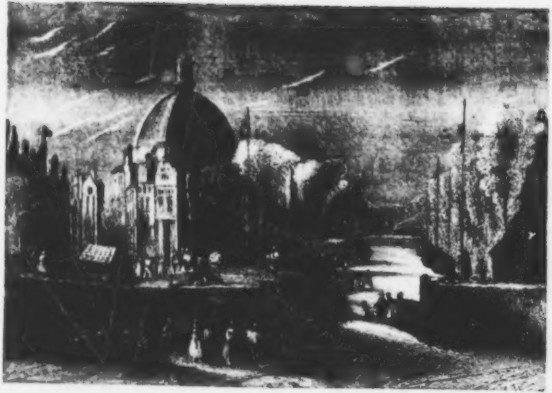
Amſterdam.

Dieſe Weltſtadt, deren Handel ſich über die ganze Erde verbreitet, war vor ſechs Jahrhunderten noch ein unbedeutendes Fiſcherdorf, das im Amſtellande zu dem Gebiete der Herren van Amſtel gehörte. Allmählig nahm die Zahl der Fiſcherhütten nach Damſluis hin zu und wurde immer beträchtlicher, ſo daß die Einwohner endlich, von ihrem Herrn, Gysbert van Amſtel, unterſtützt, den Ort mit Mauern, Thürmen und Thoren umgaben, und ihm dadurch den Rang einer Stadt verliehen. Graf Floris verlieh ihnen 1275 das Recht abgabenfreien Handels in ganz Holland und 1280 befeſtigten ſie die Stadt noch mehr. Nachdem aber Gysbert in Verbindung mit einigen Anderen, wie wir ſchon oben ausführlich erzählt, den Grafen Floris umgebracht, ſuchte des Letzteren Sohn und Nachfolger, Jan, ſich an den Amſtelredammern, wie ſie damals noch genannt wurden, zu rächen. Die Haarlemer Bürger, eiferſüchtig auf den zunehmenden Flor der Stadt, verbanden ſich mit den Kennemern, überfielen 1300 Amſterdam, jagten die Einwohner in die Flucht und machten Alles dort dem Erdboden gleich. Nachdem ſie wieder abgezogen waren, kehrten die Flüchtigen zurück, bauten ihre Häuſer von Neuem auf und erhielten 1342 vom Grafen Wilhelm IV. ihre Privilegien, zugleich mit einer genauen Beſtimmung ihres Weichbildes. Im Jahre 1346 fiel die Stadt durch die Gräfin Margaretha von Hennegau den Grafen von Holland auf immer zu, was ihr Sohn Wilhelm V. 1355 beſtätigte. Albert von Baiern erweiterte 1386 das Gebiet von Amſterdam um hundert Ruthen und ſein Sohn folgte ſpäter ſeinem Beiſpiel und dehnte es jenſeits des Y bis Volewyk aus. Im Jahre 1369 ward die alte oder St. Nikolauskirche gegründet, und 1566 vollendet. 1344 legte der ſchon genannte Wilhelm Eggert, Herr von Purmerend, den Grundſtein zu der neuen Kirche, in der er auch 1417 ſein Grab fand, die aber erſt 1470 als fertig betrachtet und der heiligen Jungfrau ſowie der heiligen Katharina geweiht wurde. Da die Stadt immer mehr zunahm, ſo unterſchied man bald zwei Theile derſelben, und nannte den öſtlich von der Amſtel gelegenen die alte, den weſtlich von dem Fluſſe liegenden die neue Seite; dadurch wurden auch die beiden Kirchen als die alte und die neue bezeichnet. Bald wurden nun in beiden Theilen, namentlich aber auf der alten Seite, ſo viele Klöſter und Kapellen geſtiftet, daß ſie faſt einen Drittheil der ganzen Stadt ausmachten und Graf Wilhelm 1421 durch ein Geſetz den Geiſtlichen unterſagte, ſich durch Kauf daſelbſt Grundſtücke zu erwerben. Im Jahre 1481 wurde eine ſteinerne Mauer mit drei Thoren um Amſterdam gezogen, aber die Einwohner vermehrten ſich dergeſtalt, daß dieſe bis 1658 vier Mal erweitert werden mußte, und erſt ſpäter ihre jetzige Geſtalt erhielt. Durch den Verfall Antwerpens ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert gelangte es erſt zu ſeiner jetzigen Größe und war daher heimlich lange ſpaniſch geſinnt, ſo daß der Prinz von Oranien 1638, bei Gelegenheit heimlichen Handels mit den Feinden, erzürnt ausrief, er habe keinen größeren Feind als die Stadt Amſterdam. Erſt in unſerem Jahrhundert ſah die Stadt ihren wahren Vortheil ein und ſchloß ſich auf das Feſteſte dem Hauſe Oranien an.

Von Peſt, bürgerlichen Zwiſtigkeiten und ſeit 1787 auch von feindlichen Beſatzungen heimgeſucht, von Napoleon mit dem Untergange bedroht, hat Amſterdam durch ſeine für den Handel ſo günſtige Lage, ſeine reichen Hilfsmittel und ſeine Thätigkeit ſich doch immer wieder erholt und an Größe und Ausdehnung gewonnen. Der gefährlichſte Gegner von Allen bedrohte es 1730. Es war der Bohrwurm, den Schiffe aus Oſtindien und Weſtindien mitgebracht hatten, und welcher die Pfähle, auf denen ganz Amſterdam erbaut iſt, ſowie die hölzernen Schleuſen dermaßen zernagte, daß man mit Recht den Untergang der Stadt befürchtete, da alle dagegen angewandten Mittel Nichts fruchteten. Plötzlich aber verſchwand derſelbe, wahrſcheinlich durch die Einwirkungen des nördlichen Klima vertilgt, zum großen Troſte der geſammten Niederlande wieder und die Furcht war beſeitigt.

Amſterdam liegt unter dem 52° 22′ 45″ nördlicher Breite, nach den Meſſungen der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, und dem 26° Länge, in der Provinz Nordholland, am Ausfluſſe des Y, auf 90 durch 290 Brücken verbundenen Inſeln, in Geſtalt eines Halbmondes gebaut, und, wie ſchon bemerkt wurde, durch zwei Arme der Amſtel in die alte und neue Seite getheilt. Es hat 210,000 Einwohner, unter denen 44,000 Katholiken, 23,000 Lutheraner, 2000 Anabaptiſten, 20,000 deutſche und 2500 portugieſiſche Juden, 800 Remonſtranten u. ſ. w., da hier eine völlige Glaubensfreiheit herrſcht. Die Zahl ſeiner Gotteshäuſer beträgt 56, nämlich 11 reformirte, 1 biſchöfliche, 2 franzöſiſch-reformirte, 1 presbyterianiſche, 1 remonſtrantiſche, 1 Brüderkirche, 2 anabaptiſtiſche, 5 janſeniſtiſche, 1 griechiſche, 3 lutheriſche, 2 engliſche, 3 mennonitiſche, 1 armeniſche, 16 katholiſche, 1 Quäkerkirche und 5 Synagogen.

Am Vortheilhafteſten bietet ſich Amſterdam dem Blicke des Reiſenden dar, wenn er von Zaandam aus dort zu Waſſer anlangt, indem es allmählig ſeine bedeutendſten Gebäude zeigt. Zuerſt gewahrt man auf dieſer Seite den höchſten Glockenthurm der Stadt, welcher ſich 300 Fuß hoch erhebt; er gehört zu der Weſtkirche (Weſterkerk); dann die neue lutheriſche Kirche (von welcher eine treffliche Darſtellung im Stahlſtich dieſen Blättern beigegeben worden iſt), mit ihrer prächtigen mit Kupfer gedeckten Kuppel, ein Geſchenk der Könige von Schweden. Eine Feuersbrunſt legte ſie 1822 in Aſche, aber ſie ward binnen drei Jahren durch freiwillige Gaben nicht bloß der lutheriſchen Gemeine, ſondern aller Proteſtanten Amſterdams, wieder aufgebaut; ferner die bereits erwähnte alte oder St. Nikolauskirche, welche außerordentlich ſchöne alte Glasmalereien in den Fenſtern und die Gräber der Admirale Heemskerk, van der Hulſt, van der Zaan und Zweerts enthält; de Ruyters ehemalige Wohnung auf dem Quai des Y, das Haus einer Geſellſchaft zur Unterſtützung verarmter Seeleute (Zeemanstoop), die Marineſchule, die große Werfte auf der Inſel Kattenburg, welche innerhalb des Weichbildes von Amſterdam liegt, mit dem 1700 Fuß langen Magazin, wo Peter der Große ſich noch länger als zu Zaandam aufhielt, um die Schiffsbaukunſt zu erlernen, und wo man im Jahre 1639, als Admiral Tromp die ſpaniſche Flotte in den engliſchen Häfen blokirte, während eines einzigen Monates faſt ſechszig Kriegsſchiffe ausrüſtete u. A. m., während man auf der anderen Seite des

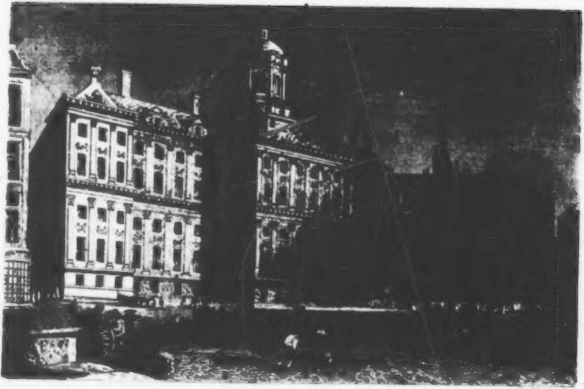


[illegible]

Meerbuſens die Mündung des großen Canals erblickt. Hier verlängert ſich auch die Erdzunge, um einen breiten und ſicheren Hafen zu bilden. Aber der Schlamm des Y, der ſchon durch die Sandbank, den Pampus, an ſeiner Mündung große Schwierigkeiten für die Schifffahrt darbietet, hatte ſich in den letzten Jahren ſo gehäuft, daß große Kauffahrteiſchiffe nicht Fährwaſſer genug dort fanden. Dieſer Umſtand erregte mit Recht ernſte Bedenklichkeiten, umſomehr, als der Y, deſſen Grund fortwährend ſich erhöhte, häufig den unteren Theil der Stadt überſchwemmte. Die Regierung war alſo darauf bedacht, durch eine große Maaßregel den Handel von allen dieſen Hinderniſſen mit einem Male zu befreien und faßte den Plan, die ſchon erwähnte Inſel Marken im Zuiderzee mit dem Continent zu verbinden, von da einen Canal nach dem Y zu graben und die Mündung dieſes Meerbuſens durch einen Damm mit Schleuſen zu verſchließen, ſo daß man ſich von der Seeſeite aus Amſterdam nur durch drei Schleuſen nähern konnte, die des Pampus und der beiden Kanäle. Dieſes rieſenhafte Unternehmen fand aber in Amſterdam ſelbſt die heftigſten Gegner, denen der Gedanke, die Hauptſtadt von dem Y abzuſchließen, wodurch der Handel derſelben außerordentlich leiden mußte, unerträglich war. Die Deputirten der Hauptſtadt ſprachen in der Verſammlung der Generalſtaaten dieſe Anſicht entſchieden aus und veranlaßten dadurch die Regierung, ihr Project aufzugeben, auf der anderen Seite aber auch Alles zu thun, was Amſterdam zu ſichern vermochte, indem ſie einen Damm gegen die Ueberſchwemmungen des Y errichten und auf beiden Seiten der Stadt ein tiefes Baſſin graben ließ, in welchem die großen Kauffahrteiſchiffe, durch zwei Deiche mit Schleuſen geſchützt, ſicher vor Anker liegen konnten. Dies Anerbieten wurde von den Amſterdamern, als eine Sicherung ihrer theuerſten Rechte, mit der größten Freude aufgenommen, und dieſe Stadt, welche ſo ſchon jährlich acht Millionen Gulden in die Staatskaſſe zahlt und ſich mit einer Million Gulden bei dem großen Canal betheiligt hatte, gab ſogleich drei Millionen Gulden her, um einen Damm mitten durch die Gewäſſer ziehen zu laſſen, welcher faſt eine halbe deutſche Meile lang den Kauffahrteiſchiffen einen ſicheren und tiefen Hafen gewährt; ein beſonders durch die Größe und Kraft ſeiner Schleuſen bedeutendes Werk. Dies findet ſich auf der Oſtſeite; die Werke auf der Weſtſeite ſind nicht ſo beträchtlich, da das Baſſin daſelbſt von geringerer Ausdehnung iſt. Die Schiffe, die ſonſt mitten in der Stadt agen, ſind jetzt an die beiden Enden derſelben verlegt, wodurch fre.

lich der Anblick des Hafens von Amſterdam, welcher ſonſt Alles in ſich vereinigte, nicht mehr auf den Beſchauer einen ſo großartigen Eindruck wie früher macht.

Das berühmteſte Gebäude Amſterdams und zugleich das größte iſt das ehemalige Rathhaus, jetzt der königliche Palaſt. Es ward binnen ſieben Jahren, von 1648 bis 1655, erbaut, iſt 282 Fuß lang, 235 Fuß breit, ohne ſeinen runden Thurm 116, mit demſelben 157 Fuß hoch und ruht auf 13,659 eingerammten Maſten. Es iſt reich an Säulen von dem ſchönſten Marmor, ſowie an Statuen, von den vorzüglichſten holländiſchen Meiſtern gearbeitet; hinter dem Säulengange der vorderen Façade findet ſich eine 10 Fuß breite Gallerie; ähnliche Gallerien ziehen ſich um die Gemächer des Erdgeſchoſſes, welche, ſo wie die Keller unter denſelben, auf den Hof hinausgehen. Früher befanden ſich im Erdgeſchoſſe das Tribunal und die Zimmer für die Kommiſſarien, die Buchhalter, die Kaſſirer und die Wardeine der Bank, ſowie die Wohnungen des Directors und des Schließers der Gefängniſſe, das Bürgergefängniß, die Bürgerwache, die Rüſtkammer, der Kerker und der Saal des Kriminalgerichtes. Faſt ſämmtliche Gemächer ſind mit weißem Marmor ausgelegt. In dem Saale des Tribunals ſah man drei Gemälde, das Urtheil des Salomon, Seleukus, der ſich das Auge blenden läßt, und Brutus, wie er das Todesurtheil über ſeine Söhne ausſpricht, darſtellend. Außerdem befanden ſich, dort [illegible] die Bilder der Gerechtigkeit, der Vorſicht, der Stadt, des [illegible] u. ſ. w. Mehrere Treppen führen aus dem Erdgeſchoß in den erſten Stock; die Haupttreppe hinter dem Tribunal iſt in Stein gehauen und endet vor der großen Flügelthür von Erz, die den Eingang zu dem berühmten Bürgerſaal (burger zaal) bildet. Dieſer Saal iſt 120 Fuß lang, faſt 57 Fuß breit und 98 Fuß hoch; er liegt zwiſchen den beiden Höfen, um welche ſich zwei andere Gallerien ziehen, die zu den übrigen Gemächern dieſes Stockwerkes führen, unter denen die Säle der Bürgermeiſter, der Rathsſaal, der Saal der Schöffen, der Gerichtsſaal, der Saal für den ordentlichen und der für den außerordentlichen Schatz, das Pupillencollegium u. ſ. w. die vorzüglichſten waren. Alles iſt auch hier von Marmor und ausgezeichnet ſchön in Stein gehauen. Zu dem Bürgerſaale hatte jeder Bürger Amſterdams ohne Ausnahme freien Zutritt. Den Boden zierte eine in Kupfer ausgelegte Moſaik, welche die Planiſphäre der nördlichen Geſtirne, ſowie die Decke eine ähnliche, die die Planiſphäre der ſüdlichen Geſtirne darſtellte. Außerdem war dieſer Saal mit herrlichen



THE PALACE AND THE NEW CHURCH AT AMSTERDAM

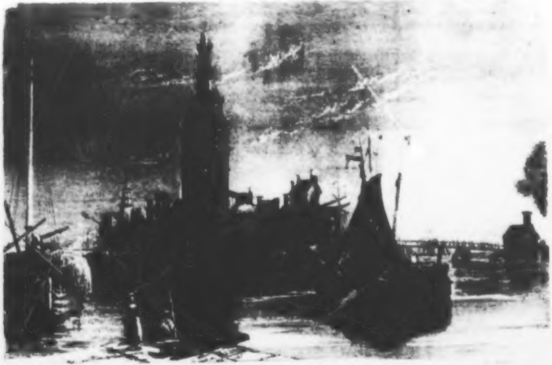
Gemälden geſchmückt. In dem Saale der Bürgermeiſter befindet ſich ein prächtiger, von vier korinthiſchen Säulen und zwei Pilaſtern getragener Kamin, deſſen Fries im Basrelief einen römiſchen conſulariſchen Triumphzug zeigt, und über welchem ein Gemälde Jan Lievenzoons iſt: Fabius Maximus, wie er vom Pferde ſteigt, um ſeinen Sohn, den Conſul, zu begrüßen. Aehnliche treffliche Werke der Kunſt ſind in allen übrigen Gemächern. — Der zweite Stock dieſes gewaltigen Gebäudes zerfällt in zwei ungleiche Abtheilungen, von denen die untere faſt 18 Fuß, die obere aber 14 Fuß hoch iſt. Hier war der Saal des Kriegsrathes und die Gemächer für die directe Steuereinnahme. — Von dem Thurme, welcher die Façade ſchmückt, genießt man eine herrliche weite Ausſicht. Er hat eine ſehr ſchöne Uhr und ein nicht minder ſchönes Glockenſpiel. — Ludwig Napoleon nahm 1808 dem Rathhauſe, welches Jakob van Kampen erbaut hat, ſeine urſprüngliche Beſtimmung und machte es zur königlichen Reſidenz. Da das alte Wagegebäude, das vor demſelben ſtand, abgeriſſen wurde, ſo gewann der Platz, auf dem es ſich befindet, ſehr dadurch; doch iſt derſelbe wieder durch die interimiſtiſch erbaute hölzerne Börſe verengert worden.

Neben dem Palaſte, auf dem Damme, befindet ſich die neue oder Katharinenkirche, welche, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erbaut, neben der alten Kirche und zwei Kapellen, das einzige Gotteshaus war, in welchem der katholiſche Cultus herrſchte. Es fehlt ihr an einem Glockenthurme, dagegen enthält ſie aber mehrere bedeutende Denkmale, wie z. B. das Mauſoleum de Ruyters, von weißem Marmor, mit der Statue des Helden in Lebensgröße, welches ihm auf Koſten des Staates errichtet wurde; das Grabmal des Admirals van Galen, welcher 1653 im Kampfe gegen die Engländer fiel, das des Capitain van Bentinck, der 1781 in dem Treffen von Doppersbank den Tod fand, und das Denkmal des Dichters Jooſt van den Vondel (ſ. d. Einleitung), welches ihm die literariſche Geſellſchaft, Diligentiae omnia, hundert Jahre nach ſeinem Tode ſetzte. — Vor der Reformation war die neue Kirche mit 34 Altären geſchmückt, von denen ſich jetzt keine Spur mehr findet; ſie gehört gegenwärtig den Reformirten und beſitzt aus jener früheren Zeit nur noch eine treffliche Orgel, ein prachtvolles Gitter für den Chor aus maſſivem Kupfer und mehrere ſehr ſchöne Glasmalereien in den Fenſtern; die Kanzel iſt ebenfalls ſehr ſauber gearbeitet. Im Jahre 1814 war dieſes Gotteshaus Zeuge einer großen Begebenheit; die Verfaſſung der Niederlande wurde nämlich am 29. Mai von einer

Verſammlung von Staatsbürgern hier angenommen und am folgenden Tage, dem Tage der Einnahme von Paris, beſchwor der Prinz von Oranien dieſelbe und wurde zum König der Niederlande ausgerufen.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle merkwürdigen und intereſſanten Gebäude, welche Amſterdam beſitzt, hier ausführlich beſchreiben; wir müſſen uns darauf beſchränken, die wichtigſten zu nennen. Der vielen verſchiedenen Gotteshäuſer haben wir bereits oben gedacht. Unter den wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten, deren ſich die Hauptſtadt der Niederlande zu erfreuen hat, ſind beſonders zu nennen: das von Ludwig Napoleon 1808 errichtete königliche Inſtitut, welches nach dem Muſter des franzöſiſchen gebildet wurde, in vier Klaſſen zerfällt, die der Naturwiſſenſchaften, der holländiſchen Literatur und Geſchichte, der alten Literatur, allgemeinen Geſchichte und Staatswiſſenſchaften und die der ſchönen Künſte. Sie iſt fortwährend raſtlos thätig und veröffentlicht vierteljährlich eine Ueberſicht ihrer Reden, Verhandlungen und Arbeiten. — Die Geſellſchaft **Felix meritis**, welche 1777 geſtiftet worden. Sie beſitzt ein ſehr ſchönes Gebäude auf dem Keizersgracht mit einer Sternwarte, und iſt in fünf Sectionen getheilt: nämlich die der Literatur, des Handels, der Phyſik, der Malerei und Sculptur und der Muſik; wöchentlich finden daſelbſt Vorleſungen ſtatt, ſowie jeden Freitag ein großes Concert. Die Geſellſchaft beſitzt ein ſehr ſchönes phyſikaliſches Cabinet und eine treffliche Bibliothek. Von dem Dache des Gebäudes hat man eine ſehr weite Ausſicht. Außer dieſer Geſellſchaft gab und giebt es noch viele andere in Amſterdam, wie z. B. **Concordia et Libertate**, **Doctrina et Amicitia**, **tot nüt van 't algemeen**, eine Geſellſchaft für die Cultur der Sprache und Poeſie, welche ſämmtlich, jede auf ihre Weiſe, ſegensreich zur Verbreitung der Intelligenz und des Gemeinwohls beitragen.

Für die gelehrten Studien wurde 1632 in Amſterdam ein Athenaeum errichtet, das Männer wie Voſſius, Wetſtein, d'Orville, Burmann, Schultens, Wyttenbach, Cras, van Swieten u. A. m. unter ſeinen Lehrern zählte; es beſitzt ein Auditorium mit den Bildniſſen der Profeſſoren geſchmückt, und einen botaniſchen Garten. Das Trippenhuis, wo die Verſammlungen des Inſtitutes ſtattfinden, beſitzt eine berühmte Gemäldeſammlung, reich an Werken Rembrandt's, van der Helſts, Bakhuyzens, Steens, Gerhard Dow's und anderer Meiſter der niederländiſchen Schule. Außerdem haben jedoch auch



THE MONTALBAN TOWER AT AMSTERDAM

noch viele Privatleute ſehr ſchöne Sammlungen und der Zutritt zu denſelben wird Fremden und Kunſtfreunden gern gewährt.

Amſterdam hat drei Theater, ein holländiſches, ein franzöſiſches und ein deutſches. Das erſtere wird mehr von der mittleren Bürgerklaſſe, das mittlere von der vornehmen Welt und das letztere, welches zugleich eine Oper hat, von Freunden der Muſik und den in Amſterdam lebenden Deutſchen beſucht.

Unter den vielen gemeinnützigen Anſtalten, an denen Amſterdam reicher iſt als irgend eine andere Stadt der Erde, zeichnen ſich vorzüglich aus: die Blindenanſtalt, das Zuchthaus, die Marineſchule, die Armenſchulen, viele Spitäler und Verſorgungshäuſer u. ſ. w.

Durch die Handelskriſis, welche für die Niederlande ſeit den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts eintrat und von der wir bereits in der Einleitung ſprachen, hat auch Amſterdam ſehr gelitten, und ſeine Fabriken und Manufacturen gingen bis auf die Zuckerraffinerien, die Tabaksſpinnereien und Alles, was zum Schiffsbau gehört, faſt ſämmtlich ein; dagegen hat ſich der Handel in der neueſten Zeit bedeutend wieder gehoben.

Die Spaziergänge um die Hauptſtadt und in der Nähe derſelben ſind eben nicht ſehr einladend, doch bieten die Ausſicht bei der hohen Schleuſe, der Park und die ſogenannte Plantage einige hübſche Punkte dar. — Von Intereſſe ſind auch einige alte Thürme aus früherer Zeit, deren Fuß vom Waſſer beſpült wird, während ſie ſich unerſchüttert hoch in die Luft erheben, namentlich der Munt-Tooren und der Mont-Albanstooren, von welchem letzteren hier eine Abbildung beiliegt.

Amſterdam iſt übrigens durchaus kein geſunder Ort; die Ausdünſtung der Canäle und der ſchnelle Wechſel der Temperatur, ſowie der Mangel an Quellen erzeugen bei dem ſonſt üppigen Leben viele Krankheiten, beſonders Fieber, und dem Fremden iſt daher Vorſicht in allen Dingen wohl anzurathen.

III.

Von Amſterdam über Leyden und Delft nach Rotterdam.

Südlich vom Haarlemer Meer, etwas nach Weſten zu, liegt eine der berühmteſten und älteſten Städte der Niederlande, Leyden, wahrſcheinlich das Lugdunum Batavorum der Römer, ein Caſtell, aus welchem ſich ſpäter die jetzige Stadt bildete. Obwohl ſchon ſehr früh derſelben in Urkunden Erwähnung geſchieht, ſo herrſcht doch über ihre älteſte Geſchichte tiefes Dunkel; man weiß nur, daß ſie den Burggrafen aus dem Geſchlechte der Waſſenaars zugehörte; ſelbſtſtändig erſcheint ſie dagegen erſt ſeit der Belagerung von 1420, in Folge welcher Johann von Baiern ſie der Grafſchaft einverleibte. Sie wurde nun die vierte unter den Städten Hollands und nahm trotz vielen Bedrängniſſen doch dergeſtalt zu, daß ſie im 17. Jahrhundert nach Amſterdam die größte war. Dieſe Ausdehnung erhielt ſie übrigens erſt nach der furchtbaren Belagerung von 1574, deren wir ſchon in der Einleitung kurz Erwähnung thaten und bei der wir nun ausführlicher verweilen wollen, da gerade, was die Stadt gänzlich zu vernichten drohte, ſie ſtark und kräftig machte. Die Spanier hatten nämlich das damals nur 16,000 Einwohner zählende Leyden belagert, waren aber von den beiden Brüdern Wilhelms des Schweigſamen, Ludwig und Heinrich, Grafen von Naſſau, hart gedrängt worden und kehrten erſt wieder zurück, als dieſe in der Schlacht ihren Tod gefunden hatten. Der heftige Widerſtand, den die ganze Bevölkerung von Alkmaar und Haarlem, Männer wie Frauen, ihnen bei ähnlicher Gelegenheit geboten, hatte die Feinde bedenklich gemacht, und ſie beſchloſſen nun hier nicht angreifend zu verfahren, ſondern zu einem zwar langſamen aber ſicheren Mittel ihre Zuflucht zu nehmen und die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Von ſechszig feindlichen Schanzen umgeben, ſchien Leyden rettungslos verloren und der unerſchütterliche Heldenmuth ſeiner Bürger vergeblich zu ſein. Zwar griff Wilhelm von Oranien zu dem Letzten und verſuchte durch eine künſtliche Ueberſchwemmung, indem er die Schleuſen dem herandringenden Meere öffnete, den hartnäckigen Feind zu vertreiben, aber der Wind war ungünſtig. Die niederländiſche Flotte konnte, da das Waſſer nicht ſteigen wollte, nicht zu Hilfe kommen und die Noth in der belagerten Stadt erreichte den höchſten Grad. Mit Anfang Septembers ſtieg, wie ein Augenzeuge berichtet, der Mangel an Lebensmitteln auf das Furchtbarſte. Funfzehn Arme, welche man auf ihre Bitte aus der Stadt ließ, wurden von den Spaniern nackt oder die Kleider bis zum Nabel abgeſchnitten den Belagerten wieder zugeſendet. In der Stadt ſelbſt brachen Zwiſtigkeiten, beſonders nach dem Tode des Obriſten Broekhorſt, der ein ſtrenges aber gerechtes Regiment geführt hatte, aus und man warf der Obrigkeit vor: „ſie müßte wohl Viel geſtohlen haben, da ſie ſich auf kein Verſprechen von Gnade zu verlaſſen getraut.“ Als nun obendrein die gewöhnliche Nahrung bis auf das Wenige, das man für die Kranken ſparte, aufgezehrt war und man nur noch Pferdefleiſch hatte, wuchs die Empörung. Funfzehn Bürger, welche vorgaben, das Wort für mehr als dreihundert ihrer Genoſſen zu führen, drangen nach dem Rathhauſe, um dem Magiſtrate Nahrung oder Anweiſung der Mittel, wie ſolche zu bekommen, abzuverlangen. Ein anderer Hauſe forderte daſſelbe von dem Bürgermeiſter, Peter Adrianszoon van der Werf; dieſer aber bot ihnen ruhig ſeinen eigenen Leib dar, um ihn zu zertheilen und ſich, ſo weit er hinreichte, davon zu nähren. Voll Schaam zogen die Unzufriedenen wieder ab und die Beſſeren eilten auf die Wälle und riefen muthig: „Wir wollen den linken Arm eſſen und uns mit dem rechten vertheidigen, ehe wir die Stadt übergeben, und geht das nicht, die Stadt in Brand ſtecken.“ Die Frauen, welche mehr die Schändung ihrer Ehre als den Hungertod fürchteten, beſtärkten ihre Männer heldenmüthig in dieſem Entſchluſſe. — Aber die Noth ſtieg immer höher, der Wind änderte ſich nicht und der Admiral Boiſot, der keine Möglichkeit ſah, den Leydenern Nahrungsmittel zuzuführen, gab alle Hoffnung auf und ſchrieb dem Prinzen von Oranien, daß nur durch Gottes Hilfe allein Rettung möglich ſei. Die Belagerten ſahen in der Stadt die befreundete Flotte von fern, aber wenn ſie ſich auch Muth einſprachen, ſo ſchwand derſelbe doch gleich wieder, ſobald ſie nach dem Winde ſchauten, der immer aus derſelben unglücklichen Richtung blies. Die letzten Tage des Septembers wurden von ihnen in dumpfer Angſt verlebt. Viele hatten während ſieben Wochen kein Brod gekoſtet; die Wohlhabenderen aßen Nichts als Pferdefleiſch, die Aermeren behalfen ſich mit zerſchnittenen Häuten. Hunde- und Katzenfleiſch war ein Leckerbiſſen. Die Häute von getrockneten Schollen und weggeworfene Knochen wurden aus den Miſthaufen herausgeſucht, gekaut und ausgeſogen, das geronnene Blut aus den Goſſen geſchöpft und genoſſen, Kohlblätter und Blätter von Frucht- und vielen anderen Bäumen auf mehr als eine Weiſe bereitet und gegeſſen. Wöchnerinnen bekamen täglich ein halbes Pfund Zwieback; Schwangere verkamen aus Mangel an Speiſe. Kleine Kinder wurden mit Pferdedärmen genährt; ſolche aber, denen das nicht zu Gute kam, gaben häufig, an den milchleeren Brüſten ihrer Mütter ſäugend, vor Hunger den Geiſt auf, ja man fand mitunter Mutter und Säugling todt auf der Straße. Alles Eßbare wurde zu den höchſten Preiſen verkauft. Gegen den Durſt wußte man ſich dagegen leichter zu helfen. Man braute Bier aus Haferkleien oder verdorbenen Träbern, oder aus Raute und Wermuth ſtatt des Hopfens; auch miſchte man Waſſer mit Eſſig und die, die nichts Beſſeres bekommen konnten, tranken es klar. Neben dem Hunger wüthete die Peſt in der Stadt und raffte ſechstauſend Menſchen hin; die Ueberlebenden hatten kaum die Kraft, die Leichen zu beſtatten und erlagen unter der Laſt.

Endlich aber, als das Elend die höchſte Spitze erreicht zu haben ſchien, erhob ſich zugleich mit der Springfluth ein Sturm aus Nordweſten und trieb die Fluth landeinwärts. Die Flotte konnte heran, die Spanier wurden vertrieben und Leyden war gerettet, obwohl der Wind ſich gleich nachher drehte und die Wellen wieder in das Meer zurückdrängte. Zur Belohnung für den heldenmüthigen Widerſtand gewährten der Fürſt und die Staaten von Holland der Stadt eine Univerſität, und die edelgeſinnten Bürger zogen dieſe Gabe einer langjährigen Befreiung von allen Abgaben vor. Die Hochſchule ward bald der Stolz und die Zierde Leydens, ohne jedoch deſſen Hauptnahrungsquelle zu ſein. Viele Manufakturen, beſonders von Tuch, erhoben ſich und die Bevölkerung ſtieg im ſiebenzehnten Jahrhundert bis auf 90,000 Seelen. Zwar nahm dieſelbe durch das Sinken der Manufakturen, welche mit den engliſchen nicht zu wetteifern vermochten, bis auf 28,000 Seelen wieder ab, doch ſtieg ſie in den letzten Jahren von Neuem auf 35,000. Im Jahre 1807 wurde Leyden von einem furchtbaren Unglücke heimgeſucht, welches um ſo unerwarteter war, als es mitten im Frieden ſtattfand, und dem wir eben ſeiner Ungewöhnlichkeit wegen nähere Betrachtung widmen wollen, indem wir einer ausführlichen Darſtellung folgen, mit welcher gleich nachher der rühmlichſt bekannte holländiſche Schriftſteller Siegenbek ein ſehr ſchönes Gedicht Bilderdyk's auf dieſen Unfall begleitete.*)

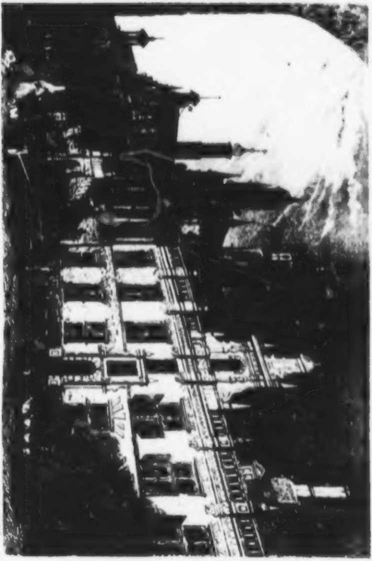
Montag, der 12. Januar 1807 — ſo erzählt derſelbe — war für Leyden ein Tag der größten Angſt, der furchtbarſten Verheerung und unauslöſchlichen Schmerzes, für das geſammte Vaterland aber des tiefſten Jammers und herzlichſten Mitleides. Der größte Theil dieſes am Schluſſe ſo höchſt unglücklichen Tages war in friedlicher Ruhe verfloſſen und in allen Gemüthern herrſchte völlige Sorgloſigkeit. Zwar hatten wohl Einige das Fahrzeug, das den Saamen der gräßlichſten Verheerung in ſich trug, am Morgen in die Mare, ein Waſſer nahe dem Thore der Stadt, welches nach Haarlem führt, einfahren und von da nach dem Inneren der Stadt fortſteuern und auf der Rapenburg, zwiſchen der langen Brücke und dem Nieuwſteeg, nicht fern von jener, anlegen ſehen, aber Niemandem war es in den Sinn gekommen, daß daſſelbe, welches durch kein äußerliches Unterſcheidungszeichen die Aufmerkſamkeit anzog, dem Geſammtweſen ſo gefährlich werden könne. Unbekümmert ging Jeder ſeinen Geſchäften oder ſeinem Vergnügen nach; die Meiſten befanden ſich ruhig in ihren Häuſern und in vielen Familien hatte man ſich ſchon um den Theetiſch verſammelt; viele Kinder waren dagegen noch in den Schulen, deren es allein zehn mehr oder minder fern in der Nähe des Verderben bringenden Schiffes gab. Da vernahm man plötzlich eine furchtbare Exploſion; die Uhren, welche durch die gewaltige Erſchütterung ſtehen geblieben waren, beſtimmten, wie man nachher fand, genau die Zeit auf ein Viertel nach vier Uhr Nachmittag. Eine bedeutende Maſſe Pulver, welche heimlich in dem Fahrzeuge war verborgen geweſen, hatte wahrſcheinlich durch Unvorſichtigkeit ſich entzündet; das Schiff zerbarſt mit einem hellen Blitz, ein dumpfer rollender Donnerſchlag folgte und durch eine dicke, breite, hochaufſteigende Wolke von dunkelm Rauch, welche Alles rings wie mit den Schatten des Todes bedeckte, flog daſſelbe mit Allem was ſich darauf befand, in die Luft, in Millionen Stücken und Splittern, trieb das heftig aufgewühlte Waſſer weit aus den Grachten hinaus, zerſchmetterte einen Theil der Mauern und Pfeiler der naheliegenden Brücken, zerbrach die Bäume über den Wurzeln, erſchütterte die zunächſt befindlichen Gebäude in ihren Grundfeſten, ſo daß ſie ihren tödtlich erſchreckten Bewohnern über dem Kopfe zuſammenſtürzten, riß von entfernteren die Dächer ab, ſpaltete die Mauern, zertrümmerte die Fenſter und Thüren ſowie das Hausgeräthe in den Zimmern und machte ſeine Wuth mehr oder minder in der ganzen Stadt fühlbar. Nachdem man ſich von dem furchtbaren Schrecken erholt und nun nach der Urſache wie nach den Folgen forſchte, ſah man, daß dieſe gräßliche Zerſtörung vornehmlich den mit ſchönen Häuſern beſetzten Quai, die Rapenburg und deren nächſte Umgebung getroffen hatte und hier alles in Schutt und Trümmern lag. Am Fürchterlichſten war die Angſt der Eltern, welche Kinder in den zehn erwähnten Schulen hatten, von denen vier dem Schauplatze ganz nahe lagen. Eine derſelben, welche der Geſellſchaft tot nut van 't algemeen gehörte, war ganz zuſammengeſtürzt, doch gelang es unermüdlicher Anſtrengung, den Lehrer mit den meiſten Kindern aus dem Grabe, das ſie lebendig verſchlungen hatte, wenig beſchädigt oder doch mindeſtens nicht tödtlich verwundet, herauszuziehen, doch waren eilf Kinder dabei umgekommen, und das zwölfte ſtarb in den nächſten Tagen. Schlimmer war es dagegen einer benachbarten, bei Weitem nicht ſo zahlreichen jüdiſchen Schule ergangen, unter deren Trümmer dreizehn Schüler und die Gattin des Lehrers den Tod gefunden hatten. In einer anderen Schule ſtarben der noch junge Lehrer mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern, nebſt drei Schülern und in der vierten, einer weiblichen Koſtſchule, fanden ebenfalls drei Schülerinnen ihr Ende. Den Zöglingen der übrigen Schulen nebſt ihren Lehrern gelang es, ſich glücklich durch die brennenden und einſtürzenden Trümmerhaufen hindurch in Sicherheit zu bringen.

---

*) S. Leydens Ramp door Mr. W. Bilderdyk en Matthys Siegenbeek. Amſterdam, 1808. 1 Bd. in 8. mit Kupfern.

Alles eilte jetzt zur Rettung herbei, aber die einbrechende Nacht machte dieſelbe noch ſchwieriger, umſomehr, als nun an verſchiedenen Stellen die Flammen aus den Schutthaufen emporſchlugen und eine Feuersbrunſt zu verbreiten drohten. Doch gelang es, derſelben Herr zu werden. Die Nachricht von dem Unglücksfalle verbreitete ſich raſch durch ganz Holland und gelangte binnen wenigen Stunden nach dem Haag. Der König Ludwig Buonaparte ſandte ſogleich die dortige Garniſon nach Leyden, um zur Erhaltung der Ordnung beizutragen und folgte derſelben augenblicklich nach, Alles, was nur Hilfe und Rettung gewähren konnte, mitbringend. Viele einzelne Bewohner, welche noch in den Trümmern gefangen waren und an einer beſſeren Wendung ihres Schickſals gezweifelt hatten, wurden nun wie durch ein Wunder aus ihrem gräßlichen Kerker befreit.

Erſt nachdem die dem furchtbaren Tage folgende Nacht vorüber war, wurde es möglich, den Schauplatz des Jammers zu überſchauen. Ein ſehr beträchtlicher Theil der Stadt mit einer der ſchönſten Straßen lag in Schutt da, und es war in ganz Leyden faſt keine Familie, welche nicht den Verluſt eines oder mehrerer geliebten Glieder zu bejammern hatte. Die angeſtellten Nachforſchungen ergaben ſpäter, daß 150 Perſonen dabei umgekommen waren, diejenigen nicht eingerechnet, welche nachher noch an den Folgen der Wunden oder der Angſt und des Schreckens ſtarben; 218 Wohnungen waren theils zertrümmert worden, oder mußten ſpäter, um den ganzen Platz von allem Schutte räumen zu können, abgetragen werden. Die ganze Stätte der Verwüſtung ward nachher in eine ebene Fläche umgewandelt und umfaßt 6 Morgen und 344 Ruthen Landes. Sie dient jetzt als Exercierplatz. — Von allen Seiten



ſtrömten nun die Unterſtützungen herbei und der Wohlthätigkeitstrieb, der den Holländern ſo eigenthümlich iſt, brachte allein in den Niederlanden eine Million Gulden zuſammen, um den durch den entſetzlichen Schlag Verarmten wieder aufzuhelfen.

Leyden iſt von ſehr reichen und fruchtbaren Wieſen rings umgeben, an die ſich in der unmittelbarſten Nähe der Stadt ſehr angenehme Spaziergänge (eingels) ſchließen, welche ſie eigentlich einfaſſen. Sie iſt groß, hat breite Straßen und viele mit herrlichen alten Bäumen bepflanzte Kanäle, unter denen ſich zwei Arme des Rheins befinden, und einen halbmondförmigen Kanal, die Rapenburg, deſſen öſtliche Seite 1807 durch die eben geſchilderte Exploſion gänzlich zerſtört wurde. Auf der ſchönen breiten Straße, Breedſtraat, ſteht das Rathhaus, von welchem der beigelegte Stahlſtich eine Abbildung liefert. Es iſt in alterthümlichem Style während des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut worden, zeichnet ſich jedoch nur durch einige Gemälde, unter denen vorzüglich eins von Lucas van Leyden, und ein anderes von van der Bree, den bereits aus dem Leben des wackeren Bürgermeiſters, van der Werf, erzählten Zug verſinnlichend, bemerkenswerth ſind. In der St. Peterskirche befinden ſich die Denkmale mehrerer großen Männer Leydens, namentlich des berühmten Boerhave, den die Univerſität und die Heilkunde allein der Intoleranz der damals in den Niederlanden vorherrſchenden reformirten Kirche zu verdanken hatte. Der Sohn eines Dorfpredigers in Voorburg bei dem Haag, ſollte er ebenfalls ſich der Gottesgelahrtheit widmen und beſchäftigte ſich während dieſer Studien aus innerer Neigung lebhaft mit dem philoſophiſchen Syſteme Spinoza's, dem er, wenn er ihm auch nicht unbedingt folgte, doch große Verehrung zollte. Auf ſeiner Reiſe nach Utrecht, um dort die Würde eines Licentiaten der Theologie zu erlangen, kam in der Treckſchüte die Rede auf dieſe Philoſophie, welche als ketzeriſch von den meiſten Anweſenden verdammt wurde. Der junge Boerhave miſchte ſich beſcheiden in das Geſpräch und bewies den ſtrengen Richtern, daß ſie ſie eben gar nicht verſtanden hätten. Ein ernſter, ſeiner ganzen Kleidung nach zu der orthodoxen Partei gehörender Mann, der bisher hartnäckig geſchwiegen hatte, fragte jetzt den Schiffer nach dem Namen des Studenten und erwiderte nur, als er denſelben erfuhr: „Schon gut.“ Als aber, in Utrecht angekommen, Boerhave ſich zum Licentiatenexamen meldete, wurde er ohne Weiteres abgewieſen, weil er des Spinozismus verdächtig ſei. Erzürnt gab er nun die Theologie auf, und widmete ſich in Leyden dem Studium der Medizin mit ſolchem Eifer, daß er nicht allein in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre den Doctorgrad, ſondern auch zugleich die Profeſſur der Medizin, Chemie und Botanik an der dortigen Univerſität erhielt. Bald einer der erſten Lehrer der Heilkund ewurde er mit dem Namen der zweite Hippokrates beehrt. Zugleich war ſeine Praxis im eigentlichen Sinne des Wortes eine goldene, denn er hinterließ ſeinen Töchtern — Söhne hatte er nicht — bei ſeinem Tode ein Vermögen von mehr als zwei Millionen holländiſchen Gulden. Das Monument, welches ihm geſetzt wurde, iſt ſehr einfach; eine Urne von weißem Marmor auf einem ſchwarzen Piedeſtal, um welches ſich eine Guirlande zieht, von welcher Boerhave's Bild im Medaillon herabhängt. Unter demſelben findet ſich die ſchöne Inſchrift:

„Salutifero Boerhavii genio sacrum."
(„Dem heilbringenden Genius Boerhave's geweiht.")

Neben Boerhave ruhen in der St. Peterskirche noch die Gebeine des großen Naturforſchers Camper, ſowie Luſſac's, des ſcharfſinnigen Publiciſten und Freundes von Waſhington und Adam, des berühmten Reiſenden Meerman, des Naturforſchers Brugmans, des edeln Patrioten Kemper u. A. m. Alle dieſe Männer, mit Ausnahme Meermans, waren Profeſſoren an der Univerſität zu Leyden, welche ſo viel zur Ausbildung und Verbreitung der Wiſſenſchaften beigetragen, und neben jenen Herren noch ſo viele berühmte Namen älterer wie neuerer und neueſter Zeit aufzuweiſen hat, wie z. B. Arminius, Coccejus, den großen Exegeten van Voorſt, die ausgezeichneten Prediger Rau, Borger und van der Palm; die gelehrten Philologen und Sprachforſcher Hemſterhuis (der Aeltere), Ruhnken, Valkenaer, Wyttenbach, Reuvens, Stamaker; die Heilkünſtler Albinus, Gaubius und Sandifort; die Phyſiker und Naturforſcher Muſſchenbroek, Graveſande, Lulofs; die Juriſten de Noodt und van der Keſſel u. v. A. m. — Die jetzige Regierung ſetzt ihren Stolz darein, die Univerſität auf jegliche Weiſe zu heben und zu befördern; das naturhiſtoriſche Muſeum daſelbſt iſt eins der vollſtändigſten in Europa, beſonders im Gebiete der Ornithologie; nicht minder ausgezeichnet iſt der botaniſche Garten. Außerdem findet man dort noch eine ſehr ſchöne Sammlung von Antiken, beſonders ägyptiſchen, ein merkwürdiges, von Siebold zuſammengebrachtes japaniſches Cabinet, vortreffliche Sammlungen von Modellen, Kupferſtichen, Münzen, Abgüſſen nach der Antike, phyſikaliſchen Inſtrumenten u. ſ. w., ein beſonders durch Brugmans berühmte Präparate reich ausgeſtattetes anatomiſches Theater und eine vorzüglich an orientaliſchen Manuſcripten ſehr reiche Bibliothek. — Leyden hat außerdem noch ein Theater, ein großes Militairgefängniß und ein großes Zuchthaus. Unter den nicht von der Univerſität abhängigen Geſellſchaften ſind hauptſächlich die für die holländiſche Literatur, für angewandte Mathematik und für die Malerkunſt als in großem Anſehen ſtehend zu nennen.

In der Umgegend von Leyden liegen das Schloß Endegeeſt, einſt der Zufluchtsort des großen Denkers Carteſius, die hübſchen Dörfer Warmond, der Sitz des berühmten und kriegeriſchen Geſchlechtes gleichen Namens, zugleich eine ſehr alte reformirte Kirche und ein katholiſches Seminar enthaltend, und Voorſchoten, das noch aus dem zehnten Jahrhundert herrührt; ferner Valkenburg, berühmt durch ſeinen Roßmarkt, und Rhynsburg, einſt die Stätte einer im Mittelalter ſehr angeſehenen Abtei, deren Nonnen ſämmtlich von Adel ſein mußten, von der ſich aber jetzt keine Spur mehr findet. Während des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts blühete hier eine der freieſten Wiedertäuferſecten, welche nicht einmal beſtimmte Prediger hatte, ſondern in der Jeder, der ſich dazu berufen fühlte, als Redner auftrat und ſeinen Genoſſen das Wort Gottes deutete, die ſogenannten Blaufärber. Oeſtlich, längs dem Rheine, liegen Kouderkerk mit Ziegeleien und Hochöfen und einer ſehr guten Irrenanſtalt; Alphen, inmitten prächtiger Wieſen, wo der Rhein eine ſehr maleriſche Krümmung macht; Zwammerdam und Bodegrave, zwei beträchtliche Dörfer, welche 1672 von den Truppen Ludwigs XIV. zerſtört wurden u. A. m. Südlich von Leyden, wenn man dem ſchon erwähnten Kanal von Leyden nach Delft und dem Haag folgt, gelangt man zu dem Dorfe Leydſchendam mit einer ſehr ſchönen Kirche. Von hier an reiht ſich am Kanale entlang Villa an Villa, unter anderen das ſchon beſprochene Hofwyſe des Dichters Huygens, noch ganz ſo erhalten, wie es vor zwei Jahrhunderten war.

Der Reiſende erreicht nun Delft, einſt die dritte unter den Städten der Grafſchaft Holland. Sie iſt faſt viereckig gebaut und zählt 14,000 Einwohner. Gegründet ward ſie 1071 von Gottfried dem Bucklichten, Herzog von Niederlothringen und Gatte der berühmten Freundin des Papſtes Gregor VII., Mathilde. Sie kam darauf in den Beſitz der Grafen von Holland, war jedoch Lehen der Herren van Delft, eines Geſchlechtes, das im 13. Jahrhundert erloſch.

Ihren Namen, der ſo viel wie ein Graben, ein Kanal, von dem holländiſchen Worte delven, graben, bedeutet, ſoll ſie dem Umſtande zu verdanken haben, daß ſie über dem alten Kanal, welcher die Maaß mit dem Rheine verband, nach Einigen derſelbe Kanal, welchen die Römer unter Corbulo zogen, errichtet wurde. Im Jahre 1536 wurde Delft durch eine Feuersbrunſt in Aſche gelegt. Die Chronikenſchreiber, welche davon berichten, haben der Nachwelt ein merkwürdiges Ereigniß, das dabei ſtattfand, aufbewahrt. Es war im Mai, wo die Störche eben ihre Jungen ausgebrütet haben, auf allen Häuſern fanden ſich Storchneſter, denn dieſer Vogel weilte hier gern, wegen der Leichtigkeit, mit der er auf den umliegenden Wieſen ſeine Nahrung fand. Man bemerkte nun, daß während der Feuersbrunſt die alten Störche mit der größten Anſtrengung ihre Jungen zu retten ſuchten, und als ihnen das durchaus nicht gelingen wollte, ſie mit ihren Flügeln deckten, und ſich lieber mit denſelben verbrennen ließen, als daß ſie von ihnen wichen. — Delft erholte ſich von dem Unglück, und ward ſchöner wieder aufgebaut als es früher geweſen war. Wilhelm der Schweigſame, Prinz von Oranien, brachte ſeine letzten Lebensjahre hier zu und ward 1584, nachdem ſchon eine Reihe von Anſchlägen auf ſein Leben misglückt war, ermordet.

Im April deſſelben Jahres nämlich war ein Fremder zu Delft angelangt, der ſich François Guion nannte und vorgab, der Sohn eines Mannes aus Beſançon zu ſein, dem ſeine Anhänglichkeit an die reformirte Kirche das Leben gekoſtet habe. Er zeigte große Frömmigkeit, ging fleißig in die Kirche und man ſah ihn ſelten ohne Bibel und Pſalmbuch unter dem Arme; darauf war er bemüht, ſich Zutritt zu dem Prinzen zu verſchaffen und theilte demſelben mit, er ſei erſter Schreiber des Secretairs des Grafen von Mannsfeld, Dupré, zu Luxemburg geweſen, habe des Grafen Siegel oft in Händen gehabt und Abdrücke davon genommen, welche er dem Prinzen anböte, da er damals ſchon Willens geweſen ſei, in deſſen Dienſte zu treten. Der Prinz nahm die Abdrücke und ſandte ihn darauf im Gefolge des Herrn von Schoonewal, der als Geſandter zu dem Herzog von Anjou ging, nach Frankreich. Nach des Herzogs Tode erhielt Guion den Auftrag, dem Prinzen dieſe Botſchaft zu überbringen. Als er zu Delft ankam, wurde er bei dem Fürſten, der noch im Bette lag, vorgelaſſen, und unterhielt ſich lange mit ihm. Später ſagte er aus, daß er ihn damals ſchon ermordet haben würde, wenn er nicht gänzlich unbewaffnet geweſen wäre.

Als ihn der Prinz entließ, zeigte er auf ſeine ſchlechten Schuhe und Strümpfe und bat um etwas Geld, das ihm der Fürſt auch verabreichte. Statt der nothwendigen Fußbekleidung kaufte er ſich am anderen Tage von zwei Soldaten zwei Piſtolen und gerieth mit einem derſelben in Streit, weil er ſich weigerte, ihm die Kugeln dazu zu geben, was jedoch, ſeltſam genug, weiter keinen Argwohn erregte. Am andern Tage, dem 10. Juli, machte er darauf um die Mittagszeit von Neuem dem Prinzen ſeine Aufwartung, gerade als dieſer zur Tafel gehen wollte, und bat ihn mit ſo verſtörtem Antlitz und zitternder Stimme um einen Paß, daß er die Aufmerkſamkeit der Gemahlin des Fürſten erregte und dieſe ihren Gatten fragte, wer der Menſch mit dem widerlichen Ausſehen ſei. Der Fürſt antwortete, er bitte um einen Paß, den man ihm ausſtelle. Gegen das Ende der Mahlzeit begab ſich nun der falſche Guion an die Thür des Speiſeſaals; er hatte den Mantel über die linke Schulter gehängt, und verbarg darunter die Piſtolen, von denen die eine mit zwei, die andere mit drei Kugeln geladen war. Ungefähr um zwei Uhr ſtand der Fürſt von der Tafel auf. Als er an die erſte Treppe kam, trat ihm der Mörder entgegen, unter dem Vorwande, ſeinen Paß zu fordern, und ſchoß das Piſtol, das mit drei Kugeln geladen war, auf ihn ab. Er traf ihn ſo gut, nach Einigen gerade in das Herz, nach Anderen in den Leib, daß derſelbe umſtürzte, im Fallen ausrief: **Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple,** (Gott! habe Mitleid mit mir und mit deinem armen Volke,) und augenblicklich den Geiſt aufgab. Der Mörder entfloh durch die Ställe, nachdem er die andere Piſtole weggeworfen, bis an das Fort, um auf dem Waſſer zu entkommen; zwei Diener des Prinzen holten ihn aber ein und nahmen ihn gefangen. Er wurde nun von dem Stadtgerichte, zu dem ſich Bevollmächtigte des Rathes und Hofes von Holland geſellten, verhört, und geſtand: Er heiße Balthaſar Gerard, ſei zu Villeſans in Burgund geboren und ſchon lange Willens geweſen, den Prinzen zu ermorden, wozu es ihm nur an Gelegenheit gefehlt. Endlich habe er einem Jeſuiten in Trier ſein Vorhaben mitgetheilt und dieſer ihm gerathen, ſich deswegen mit dem Prinzen von Parma zu beſprechen. Als er darauf an denſelben nach Tournay geſchrieben, habe er nicht gewagt, die Antwort abzuwarten, aus Furcht, daß man ihn wegen der Entwendung der Siegel des Grafen von Mannsfeld, in deſſen Dienſten er geweſen, verfolgen möchte. Hierauf ſei er nach Delft gegangen und habe es endlich zur Ausführung gebracht u. ſ. w. Man fand zwei

Blaſen bei ihm, vermittelſt deren er durch das Waſſer hatte ſchwimmen wollen. Als man ihm ſagte, der Prinz lebe noch, zeigte er ſich ſehr betrübt; da er jedoch vernahm, daß derſelbe verwundet ſei, gewann er ſeine Heiterkeit wieder und verſicherte, der Fürſt würde dem Tode nicht entgehen, woraus Viele ſchloſſen, daß er die Kugeln vergiftet habe. — Auf die Folter gebracht geſtand er nun, er ſei in ſeinem Vorhaben befeſtigt worden durch den Minoriten Gray zu Tournay, der ihm ſeinen Segen gegeben, ſowie durch den Jeſuiten zu Trier, welcher ihm geſagt, wenn er dabei umkäme, würde er zu den Märtyrern gerechnet werden. Zum zweiten Male peinlich befragt bekannte er ferner, er habe ſein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt und dieſer ihn zu dem Rathsherrn Aſſonville gewieſen, mit welchem er verabredet, ſich für einen Franzoſen, Guion, auszugeben, um Zutritt zu dem Prinzen zu erhalten; der Rathsherr habe ihn ferner ernſtlich und wiederholt ermahnt, wenn er dabei ertappt würde, den Prinzen von Parma nicht zu nennen. Bei dieſem Bekenntniſſe beharrte er auch am folgenden Tage freiwillig und fügte noch einige Nebenumſtände hinzu. Unabläſſig betheuerte er, daß ihn ſeine That nicht gereue, und er ſie, wäre ſie noch nicht geſchehen, unbedingt begehen würde, und wenn ſie ihm tauſend Leben koſtete. Die Folter betrachtete er als Strafe für ſeine früheren Sünden, für den an dem Prinzen begangenen Mord habe er aber, als ein wackerer Streiter der katholiſchen Kirche, den Himmel verdient. Als er darauf gegeißelt wurde, wandte er die Worte Ecce homo auf ſich an. Am 13. Juni fällten die Bevollmächtigten des hohen Rathes und die Schöffen des Stadtgerichtes von Delft ſein Urtheil, welches ihn verdammte, auf ein Schaffot vor dem Stadthauſe gebracht zu werden. Dort ſollte ihm die rechte Hand durch ein glühendes Eiſen zerquetſcht, an ſechs Stellen das Fleiſch mit glühenden Zangen ihm vom Leibe geriſſen, ſein Körper von unten auf geviertheilt, das Herz ihm aus der Bruſt genommen und in das Geſicht geworfen, ſein Haupt vom Rumpfe getrennt und hinter der Wohnung des Prinzen auf einen Pfahl geſteckt, und endlich die vier Theile ſeines Körpers an den vier Thoren der Stadt aufgehängt werden, ſeine Güter aber dem Staate verfallen ſein. Er entſetzte ſich dermaßen, als er dies Urtheil vernahm, daß er die Stunde verwünſchte, wo er zuerſt in Dole ſich dem Rechte gewidmet, wodurch er mit Vornehmen bekannt geworden, und, von ſeiner Sucht zu glänzen hingeriſſen, ſich in das Unglück gebracht habe. Bald ermannte er ſich jedoch wieder. Am folgenden Tage, den 14. Juni

1584, ward das Urtheil an ihm vollzogen, und er erlitt es mit großer Standhaftigkeit. Als ihm die Hand mit einem glühenden Waffeleiſen zerquetſcht worden, ſchüttelte er den Stumpf noch, als wolle er ein Kreuz ſchlagen und das Volk ſegnen. Auf gleiche Weiſe ertrug er ſeine übrige Strafe.*)

Wilhelm I. von Oranien, dem die dankbaren Niederlande mit Recht den Beinamen Vater des Vaterlandes gaben, wurde von den Staaten in der neuen Kirche zu Delft 1609 ein Mauſoleum errichtet, in welchem ſeitdem die irdiſchen Ueberreſte aller Mitglieder des Hauſes Oranien, mit Ausnahme des unglücklichen Wilhelm V., welcher 1806 in Braunſchweig ſtarb, eine Ruheſtätte fanden. Das Grabmal iſt von Marmor, achteckig, ein Werk des berühmten Keyzer, welcher auch das Rathhaus zu Delft erbaut hat. Bei zwanzig Fuß Länge zählt das Monument ungefähr funfzehn Fuß Breite. Im Inneren befindet ſich der Sarg des Prinzen von ſchwarzem Marmor; auf dieſem liegt, in weißen Marmor gehauen, die Statue des Prinzen in der Stellung eines Sterbenden; man ſieht unter der linken Schulter die Stelle, wo ihn die tödtliche Kugel traf. Zu Füßen ruht der treue Hund, der 1572 ſeinem Herrn das Leben rettete, und von dem man erzählt, daß er nach dem Tode des Fürſten alle Nahrung verſchmäht und aus Gram Hungers geſtorben ſei. Die Decke des Mauſoleums wird von zweiundzwanzig, ſechs Fuß hohen und neun Zoll im Durchmeſſer dicken Marmorſäulen getragen. Auf der fünften Stufe ſieht man den Helden in Erz gegoſſen in voller Rüſtung ſitzen, einen Feldherrnſtab in der Hand und zu Füßen einen mit einem Federbuſch geſchmückten Helm. Hinter ihm ſteht der Ruhm, eine ſechs Fuß hohe Statue, den rechten Fuß auf die Figuren der vier Winde ſtemmend, und mit der rechten Hand eine Drommete an den Mund ſetzend. An den vier Ecken des Mauſoleums gewahrt man auf Piedeſtals vier weibliche Geſtalten, welche die vier großen Eigenſchaften des Helden, die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit, die Freiheitsliebe und die Tapferkeit darſtellen; ſie ſind ſämmtlich in Erz gegoſſen und vortrefflich ausgeführt. Außerdem iſt das Mauſoleum noch mit einzelnen Genien und Attributen reich geſchmückt, aber es hat deren zu viel, ſo daß der gute Geſchmack darunter leidet. Als das größte Meiſterwerk des Ganzen wird die Statue des Ruhmes betrachtet.

---

*) Wagenaar a. a. O. Bd. VII. S. 529 f.

In derſelben Kirche befindet ſich noch ein Monument, welches Hugo Grotius geſetzt wurde, und ſich durch ſeine Einfachheit auszeichnet. Es iſt eine Pyramide von ſchwarzem Marmor, auf welcher eine aus weißem Alabaſter gehauene Urne ſteht, die mit einem Lorbeerkranze geſchmückt iſt; neben derſelben lehnt ein Medaillon mit dem Portrait des Grotius, links ſteht der Genius mit der umgekehrten Fackel in trauernder Stellung. Erſt nach dem Tode dieſes großen Mannes ſahen ſeine Landsleute, von denen ein großer Theil ihn während ſeines Lebens ſo bitter verfolgt hatte, deutlich ein, was ſie an ihm verloren. Hugo de Groot ward am 10. April 1583 zu Delft geboren und war der älteſte Sohn des dortigen Bürgermeiſters Johann de Groot. Schon früh entwickelte er große Fähigkeiten, und bereits in ſeinem zwölften Jahre bezog er die Univerſität zu Leyden, wo er Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie ſtudirte. Im Jahre 1598 begleitete er den holländiſchen Geſandten Oldenbarneveld nach Frankreich, wurde dort Magiſter der Rechte und von Heinrich IV. mit einer goldenen Ehrenkette geſchmückt. Nach ſeiner Heimkehr trat er, kaum ſiebenzehn Jahr alt, in den Advocatenſtand, führte ſeine Prozeſſe mit großem Erfolg und ward in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre Advocat des Fiscus. 1611 trugen ihm die Staaten auf, die Geſchichte der Republik zu ſchreiben. 1613 wurde er Rathspenſionar (Syndikus) zu Rotterdam und noch in demſelben Jahre nach England geſandt, um die Differenzen wegen des Handels nach Indien, über welche er ſchon 1603 eine Abhandlung, de mare libero, geſchrieben, auszugleichen. Mittlerweile waren die kirchlichen Uneinigkeiten in den Niederlanden ausgebrochen; Grotius trat, wieder heimgekehrt, auf die Seite der Remonſtranten. und ſah ſich dadurch in den Proceß Oldenbarnevelds verwickelt. Man nahm ihn im Auguſt 1618 gefangen und verurtheilte ihn am 18. Mai 1619 zu ewiger Kerkerhaft. Schon am 6. Juni ward er in Folge deſſen nach dem Schloſſe Loeveſtein abgeführt, wohin ſeine treffliche Gattin, Maria van Reigersberg, ihm freiwillig folgte. Hier lebte er wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſchäftigungen und ſchrieb ſein größeres Gedicht, de waarheid van den Christelijken Godsdienst (die Wahrheit der chriſtlichen Religion), welches außerordentliche Verbreitung fand und nicht allein in faſt alle lebenden europäiſchen Sprachen, ſondern auch in das Arabiſche, Malayiſche und Chineſiſche überſetzt wurde; in lateiniſche Verſe übertrug er es ſelbſt. Es athmet keinen hohen poetiſchen Schwung, aber das war auch nicht ſeine Abſicht, dagegen iſt Alles in demſelben einfach, deutlich, überzeugend und kräftig vorgetragen. Am Schluſſe des holländiſchen Originals findet ſich eine Anrede an ſein Vaterland, in der er ſich folgendermaaßen über dieſe Arbeit äußert:

> Vindt gy hier iet, hetwelck u dunckt te wesen goed
> Bedanck hem, sonder wien gheen mensch iet goed en doet.
> Is hier of daer gemist, erinnert met meedooghen.
> U selven wat een wolck bedwelmt der menschen ooghen.
> Verschoon veel liever 't werck, dan dat ghy 't bitter laeckt
> En denck: O Heer! het is te Louvesteyn gemaeckt.*)

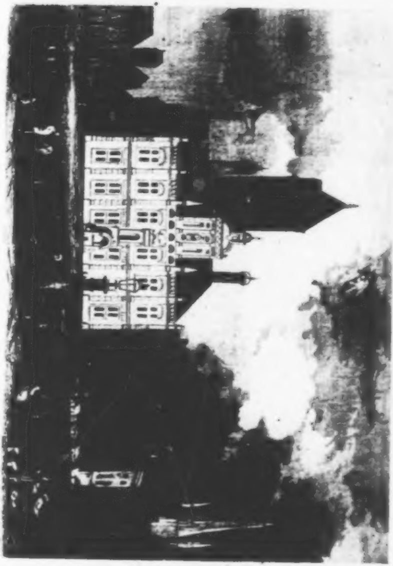
(Findet Ihr hier Etwas, das Euch gut zu ſein ſcheint, dankt ihm, ohne den kein Menſch etwas Gutes macht. Iſt es hier oder da gefehlt, ſo erinnert Euch mitleidig ſelbſt, welche Wolke der Menſchen Augen verdunkelt. Verſchont lieber das Werk, als daß Ihr es bitter tadelt, und denkt: O Gott! es ward in Loeveſtein verfaßt.)

Anderthalb Jahr ſchmachtete er in dieſem Kerker und war bereits zwei Jahr und ſieben Monate überhaupt im Gefängniß, als ſeine Frau, nachdem ſie vergeblich Alles aufgeboten hatte, ihm die Freiheit wieder zu verſchaffen, auf den Einfall kam, ihn durch Liſt aus der Haft zu erlöſen. Sie hatte bemerkt, daß die wachhabenden Soldaten die Kiſten, welche ihm mit Büchern und Wäſche zugeſandt wurden, immer nachläſſiger unterſuchten und zuletzt gar nicht mehr öffneten; dies brachte ſie auf den Gedanken, ihren Mann zu überreden, ſich in einen ſolchen Koffer zu legen und aus dem Schloſſe tragen zu laſſen. Er willigte ein und ſie führte nun ihren Plan am 22. März 1621 mit ſolcher Gewandtheit aus, daß die ſchwere Kiſte mit Hilfe der Wache ſelbſt an Bord des Fahrzeuges getragen wurde, das ihn nach Gorinchem brachte. Ihre Vertraute, eine muthige und kluge Magd, deren Namen, Elsje van Houwening, die Geſchichte deshalb auch der Nachwelt überliefert hat, begleitete und bewachte den Koffer ſorgfältig während der Fahrt. Hugo Grotius langte glücklich bei ſeinen Freunden an, verkleidete ſich als ein Maurer, ging mit dem Maaßſtab in der Hand ruhig durch das Marktgewühl nach dem gewöhnlichen Poſtwagen und fuhr nach Antwerpen. Seine Gattin hatte mittlerweile auf Loeveſtein die Wache erſucht, ſich ſtill zu verhalten, da ihr Mann unwohl ſei, und ſeine Kleider auf einen Stuhl vor den dicht zugezogenen Bettgardinen hingelegt. Als ſie ihn jedoch in Sicherheit wußte, geſtand ſie, daß er entflohen ſei. Man wollte ſie deshalb zur Rechenſchaft ziehen, aber die Mehrzahl der Richter ſprach ſie frei, ihren Muth und ihre Treue anerkennend.

---

*) Willem Geysbeek. Biographisch etc. Woordenboek der nederduitsche Dichters. II. 413 f.

Von Antwerpen ging Hugo Grotius ſogleich nach Frankreich. Am 16. April 1623 ſandte er ſeiner Frau aus Paris eine poetiſche Epiſtel, welche ſie am 25. April in Delft empfing und in der er mit großer Liebe ausſprach, was er ihr zu verdanken habe. Er fand in Frankreich eine ſehr freundliche Aufnahme und die Bewilligung eines Jahrgehaltes von tauſend Kronen. Umſonſt verſuchten die holländiſchen Geſandten ihn bei dem Könige anzuſchwärzen; dieſer ſchützte ihn im Gegentheil ſehr kräftig gegen ihre Verfolgungen. Grotius beſchäftigte ſich in ſtiller Zurückgezogenheit mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten und eine ſeiner erſten Leiſtungen war eine männliche Vertheidigungsſchrift, in welcher er die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zurückwies. So verlebte er zwölf Jahr und kehrte nun 1631 wieder nach Holland zurück, hoffend, daß der Haß gegen ihn ſich gelegt habe. Er hatte ſich jedoch getäuſcht; umſonſt verwandten ſich ſeine Freunde, vergebens zeigte ſich der gemäßigte Prinz Friedrich Heinrich von Oranien ihm geneigt, er mußte von Neuem der Wuth ſeiner Feinde weichen und begab ſich nun nach Hamburg. Auf Vermittelung Oxenſtierna's lud ihn nun Chriſtina von Schweden an ihren Hof ein und ernannte ihn darauf zu ihrem Geſandten in Paris. Er verweilte dort zehn Jahre und kehrte dann 1645 über Holland nach Schweden zurück. Nachdem er in Stockholm der Königin Rechenſchaft abgelegt, bat er um Entlaſſung aus ihren Dienſten, welche ſie ihm, obwohl ungern, bewilligte. Er ſchiffte ſich darauf ein, wurde aber durch Sturm an die Küſte von Pommern verſchlagen und ſah ſich gezwungen, bei wankender Geſundheit die Reiſe bis Roſtock fortzuſetzen, wo er, von heftiger Krankheit ergriffen, am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft ſtarb. Seine Leiche wurde nach Delft gebracht und dort beigeſetzt, aber der Religionshaß gegen ihn war noch nicht erloſchen; man gönnte ſelbſt ſeinen irdiſchen Ueberreſten die Ruhe nicht, und erſt nachdem von Roſtock aus bewieſen worden, daß er als ein guter Chriſt geſtorben, machten die Zeloten, zu denen ſelbſt Salmaſius gehörte, ihm den Frieden der Gruft nicht länger ſtreitig. Erſt 1781 wurde ihm das Monument geſetzt und einem ſpäteren Geſchlechte blieb es vorbehalten, ganz und freudig anzuerkennen, was dieſer große Mann ſeinem Vaterlande und den Wiſſenſchaften geweſen iſt.



Die neue Kirche, in welcher ſich dieſe Monumente befinden, ſteht auf dem Marktplatze, ward 1381 erbaut und hat einen 300 Fuß hohen, von weißen Quaderſteinen erbauten Glockenthurm. Ihr gegenüber erhebt ſich das Rathhaus, das ſchönſte in Holland, nachdem das Amſterdamer zum Palaſt des Königs umgewandelt worden iſt. Es hat 84 Fuß Breite bei 90 Fuß Tiefe und einen viereckigen Thurm. Die inneren Gemächer ſind entweder mit überaus wohlerhaltenen alten gewirkten Tapeten oder auch mit herrlichen Gemälden berühmter holländiſcher Meiſter geſchmückt, unter denen eins die Ermordung Wilhelms I. darſtellt. Man bewahrt hier als eine Merkwürdigkeit eine Art hölzernen Kragens, welcher den Frauen von unſittlichem Lebenswandel auf öffentlichem Markte umgehängt wurde, um ſie der Verachtung und dem Spotte des Volkes preiszugeben. Der beigefügte Stahlſtich bietet eine ſehr gelungene Darſtellung des ſchönen Gebäudes dar.

In der ſogenannten alten Kirche, welche über einem Canal gebaut iſt, der Delft in zwei Hälften theilt, ſieht man ebenfalls mehrere intereſſante Monumente, wie z. B. das Grabmal des Admiral Pieter Hein, welcher 1624 Bahia eroberte, 1628 die ſpaniſche Silberflotte wegnahm und 1629 durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Es iſt in einem edeln Geſchmack aufgeführt und hat neben einer ausführlichen, die Thaten des Helden aufzählenden lateiniſchen Inſchrift noch folgende griechiſche: *το μεν θανειν ουκ αισχρον, αλλ αισχρον θανειν.* (Sterben iſt nicht ſchimpflich, aber ſchimpflich ſterben iſt es.) Ueberladener dagegen iſt das ebendaſelbſt dem Admiral Martin Tromp errichtete Mauſoleum, den die holländiſchen Matroſen aus Zuneigung ihren Großvater zu nennen pflegten. Er ſchlug 1650 die ſpaniſche Flotte an der Küſte von England, 1652 aber die Engländer ſelbſt und ſtarb im Kampfe gegen dieſe Letzteren 1653. — Außer dieſen beiden zeigt man in derſelben Kirche noch das Denkmal der Tochter des berühmten Marnix, Eliſabeth, deren liegende Statue meiſterhaft gearbeitet iſt; das Monument des großen Naturforſchers Leeuwenhoek und das Grab des holländiſchen Dichters Poot.

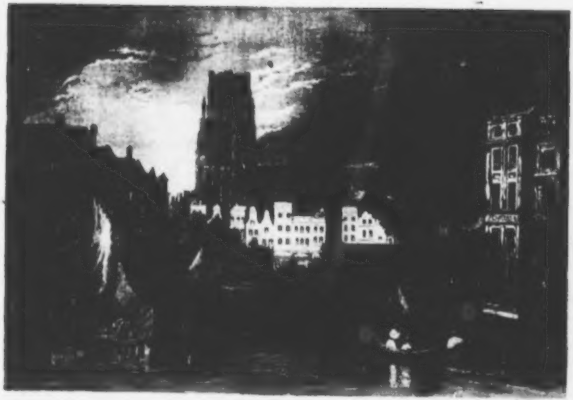
Einen großen Nahrungszweig für Delft boten früher die Steingutfabriken dar, welche jedoch bis auf eine einzige verſchwunden ſind. Gegenwärtig beſitzt es noch ein großes Magazin für die Artillerie. Zwei Mal wurde dieſe Stadt von einem ähnlichen Unglücksfalle wie Leyden heimgeſucht; 1654 ſprang ein Pulvermagazin in die Luft, das 200 Häuſer zerſtörte und 300 Menſchen tödtete, und 1742 eine Pulvermühle, die aber nicht ſo großen Schaden anrichtete. Uebrigens iſt Delft ein ſehr ſtiller Ort, trotz ſeinen 18,000 Einwohnern; reich an Monumenten aber arm an Leben.

Weſtlich und ſüdweſtlich von Delft bis zum Cap von Holland erſtreckt ſich das Weſtland, ein reicher und fruchtbarer Erdſtrich. Unter den Dörfern deſſelben ſind vorzüglich hervorzuheben: 's Graveſande, ehemals eine feſte Stadt mit einem Hafen und Reſidenz der Grafen von Holland; Monſter, ſchon 1076 erbaut, Naaldwyk und Honslaarsdyk, der Lieblingsaufenthalt des Statthalters Wilhelm III. Südlich von dieſem Diſtrict an der Maaß liegen Maasſluis und Vlaardingen, beide wegen ihrer Fiſchereien berühmt. Oeſtlich von Vlaardingen gelangt man nach Schiedam, ehemals ein Fiſcherdorf, ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts aber bedeutend durch ſeine Branntweinbrennereien; 1798 zählte es deren 260, ſeitdem hat dieſe Zahl aber abgenommen, obwohl der Schiedamer Genever (Wachholderbranntwein) noch immer weit und breit verführt wird. Schiedam hat 11,000 Einwohner, ein ſchönes Rathhaus, eine Börſe und ſehr hübſche Spaziergänge an der Maaß. Eine Viertelſtunde von Schiedam liegt das Dorf Delftshaven, das ſich 1798 von Delft losſagte, ebenſo wie in neueſter Zeit Baſellandſchaft von Baſel, jedoch nicht eben zu ſeinem Vortheil. Es iſt der Geburtsort des eben erwähnten Admirals Pieter Hein.

IV.

Rotterdam.

Die zweite Handelsſtadt Hollands und eine der bedeutendſten in Europa, Rotterdam, liegt eine Viertelſtunde von Delftshaven. Ueber den Urſprung Rotterdams läßt ſich nichts Gewiſſes ermitteln, und die Behauptung einiger älterer Geſchichtsforſcher, daß es ſchon im neunten Jahrhundert von einem Könige Rotter oder Rutter erbaut worden ſei, findet nirgends genügende Beſtätigung. Gewiß weiß man nur, daß die Stadt 1242 einige Rechte erhielt, lange aber noch für unbedeutend gehalten wurde. Im Jahre 1488 wurde es der Mittelpunkt des Bürgerkrieges zwiſchen den Hoek's und den Kabbeljauw's, hatte im folgenden Jahre eine ſchwere Belagerung



ROTTERDAM

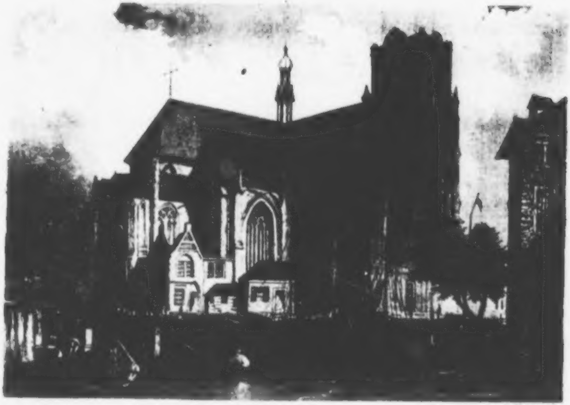
auszuſtehen und mußte ſich endlich durch Vertrag ergeben. Während des Krieges mit Spanien hatte die Stadt viel Ungemach zu erdulden, beſonders litt ſie 1572 ſehr durch eine ſpaniſche Beſatzung, aber trotz dem begann gerade im ſechszehnten Jahrhundert ihre eigentliche Blüthe. 1573 ward ſie zuerſt von Wilhelm I. in die Verſammlung der Staaten von Holland berufen und ernannte 1613 Hugo Grotius zu ihrem Penſionaris (Syndicus und Deputirten). Wie ſehr das Selbſtgefühl ihrer Bürger zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſtiegen war, das beweiſt ein gewaltiger Aufruhr, der 1690 dort ſtattfand, aus geringen Urſachen entſprang und ſo eigenthümlich iſt, daß er wohl verdient, einen Augenblick die Aufmerkſamkeit der Leſer zu feſſeln. In der Nacht vom 28. zum 29. Auguſt hatten die Schützen nämlich die Wache unter dem Rathhauſe und ſandten, da ihr Vorrath an Wein ausgetrunken war, einige von ihren Leuten aus, um friſches Getränk zu holen; dieſe wurden bei ihrer Rückkehr von drei Brüdern van der Steen, welche die Wein- und Mahl-Pächter waren, nebſt zwei Wächtern und zwei Aufpaſſern angehalten. Sie kamen mit einander in ein Handgemenge, und die Schützen zogen die Degen. Einer der Aufpaſſer wollte dem Trommelſchläger, der das Fäßchen Wein trug, daſſelbe von den Schultern reißen, ward aber von einem Schützen erſtochen. Die Pächter eilten nun zu dem Schout der Stadt, Jakob van Zuilen van Nieveld, und klagten einen Weinhändler, Cornelius Koſterman, des Todtſchlages an. Dieſer wurde noch in derſelben Nacht verhaftet, gerade als er von der Wache kam, ſein Degen mit der Wunde des Todten verglichen und er ſelbſt mehrere Mal peinlich befragt, ſo daß er endlich am eilften September die That bekannte und in Folge deſſen zum Tode verurtheilt wurde. Die Hinrichtung fand auch wirklich fünf Tage ſpäter ſtatt. Das Volk ſtrömte in großer Menge hinzu, und klagte über die Beſtrafung eines Unſchuldigen, der nur aus Angſt vor der Folter gegen ſich ausgeſagt habe. Unglücklicherweiſe trennte der Scharfrichter, dem die Furcht vor einem Aufruhr die Hand lähmte, nicht gleich auf den erſten Hieb den Kopf vom Rumpfe, ſondern mußte ſechs oder ſieben Mal zuſchlagen, ehe es ihm ganz gelang. Dies vermehrte den Groll der Menge und da ſich am folgenden Tage das Gerücht verbreitete, der Trommelſchläger, welcher gefangen ſaß, weil er Koſterman vor dem Gerichte zu heftig vertheidigt hatte, habe aus einem Fenſter des Rathhauſes gerufen, Koſterman ſei unſchuldig hingerichtet und er ſelbſt derjenige geweſen, der den Aufpaſſer erſtochen, ſo rottete ſich der Pöbel zuſammen, erſtürmte und plünderte das Haus des Pächters Pieter van der Steen. Erſt um Mitternacht gelang es dem Bürgermeiſter Willem Baſtiaanszoon Scherpers, in Begleitung des Stadtſchreibers Emmanuel van Welſenes und einiger wohlgeſinnten Bürger, die Aufrührer, die nun ihren Haß befriedigt hatten, aus dem Hauſe zu vertreiben, obwohl dieſe droheten, auch dem Schout gleiche Unbill zuzufügen. Die Pächter, welche ſich nach dem Haag geflüchtet hatten, veranlaßten, daß von dort drei Compagnieen Reiter nach Rotterdam geſandt wurden, welche ſpäter 160 Mann Fußvolk ablöſten. Die Aufregung legte ſich aber nicht, und obwohl ſtrenge Maaßregeln von dem Magiſtrate getroffen wurden, ſo fuhr die Maſſe doch fort, Drohungen gegen den Schout, dem ſie allein die Schuld beimaß, auszuſtoßen. Als derſelbe nun am 15. October deſſelben Jahres aus dem Haag zurückkehrte, lauerte ihm ein Haufen Volkes am Thore auf, ſchrie ihm: „Bluthund, Mörder Koſterman's“ zu und folgte ihm nach ſeiner Wohnung. Dieſe hatten die Soldaten unterdeſſen beſetzt, aber die Menge der Unzufriedenen wuchs immer mehr und der Magiſtrat erſuchte nun, um das Volk zufriedenzuſtellen, den Schout, ſein Amt niederzulegen, der ſich deſſen jedoch entſchieden weigerte, ja ſogar ſich auf der Freitreppe zeigte und die Menge ermahnte, friedlich auseinander zu gehen. Dies war indeſſen vergebens und mit ſinkendem Abende machte der Pöbel Miene, die Soldaten anzugreifen, welche umſonſt erklärten, daß ſie den Befehl hätten, ſcharf zu ſchießen, wenn man ſie nicht in Frieden laſſe. Der Pöbel erwiderte, daß, wenn ſie nicht ſelbſt gingen, man es ihnen zeigen würde. Nun erhielten die Soldaten die Ordre, einmal den Aufrührern über die Köpfe weggzufeuern, worauf dieſe nur noch heftiger mit Steinen zu werfen begannen. Jetzt ward wirklich ſcharf unter ſie geſchoſſen und Einige tödtlich verwundet; die wüſte Menge aber eilte nach den Wällen, holte dort drei Stück Geſchütz, wandte das eine gegen den Fiſchmarkt, das zweite gegen die Löwenbrücke und das dritte gegen die Wohnung des Schout, und ſchoß nun mit Kugeln, altem Eiſen und Steinen auf die Soldaten. Die Bürgermeiſter hatten mittlerweile einige Fähnlein Schützen aufgebracht und waren der wüthenden Menge entgegen gezogen. Vergeblich ſuchte Scheepers, der dieſelbe anführte, das Volk durch freundliche Worte zu beruhigen, er fand kein geneigtes Ohr, und ſeinem Begleiter, dem Stadtſchreiber Welſenes, den ſie herangelaſſen hatte, wurde erklärt: „man wolle die Soldaten aus der Stadt und den Schout in die Hände haben; übrigens möchten die Schützen nicht näher komman, ſonſt würde man auch auf ſie feuern.“ Dies bewog die Letzteren, unthätig zu bleiben. Das Schießen auf das Haus des Schouts wurde die ganze Nacht fortgeſetzt, und als dieſer darauf, als gemeiner Soldat verkleidet, mit den übrigen Soldaten fortgezogen war, erſtürmte der Pöbel ſeine Wohnung, plünderte dieſelbe und ruhte nicht eher, als bis er ſie dem Erdboden gleich gemacht hatte. In derſelben Nacht war ein Hauſe Männer und Weiber vor das Stadthaus gezogen und hatte den Trommelſchläger nebſt einigen anderen Gefangenen befreit. Von da ging es am folgenden Morgen nach dem Spinnhauſe, wo man ebenfalls einige Züchtlinge frei machte. Ein anderer Hauſe ſtreifte aus der Stadt und zerſtörte das ſchöne Landhaus des Schouts ſowie deſſen Gartenanlagen. Dann wurde das Geſchütz, auf ein Gerücht hin, es ſeien wieder Soldaten im Anzuge, nach dem Delftſchen Thore geführt und mit Eiſen und Pflaſterſteinen geladen, um ſie abzuwehren. Auch ſchloß man die Thore. Der Magiſtrat machte jetzt bekannt, daß das Amt des Schouts erledigt und durch einen anderen Beamten proviſoriſch beſetzt worden ſei. Der Pöbel drohete nun noch das Haus eines Schöſſen zu plündern und den Katafalk der Tochter des vorigen Schouts aus der Kirche zu holen, weshalb der Magiſtrat den letzteren wegnehmen und vor dem Hauſe des Erſteren ein Fähnlein Schützen aufſtellen ließ, welches gelobte, daſſelbe um jeden Preis zu vertheidigen. Endlich beruhigte ſich der Pöbel allmälig. Einige Aufrührer wurden nun gefangen genommen und nach dem Haag geſandt, um dort vor ein Gericht geſtellt zu werden. Es ergab ſich jetzt, daß nicht blos der Pöbel an der Empörung Theil genommen, ſondern daß auch Vornehmere, aus Haß gegen den Schout, dahinter ſteckten, und daß der geſammte Rath ſich nicht ſo benommen, wie man es von ihm hätte erwarten können. Der Schout verlor ſein Amt, ſechs Mitglieder des Rathes wurden ebenfalls entlaſſen und die Ruhe kehrte darauf gänzlich wieder in die bewegte und geängſtigte Stadt ein.

Rotterdam hat eine für den Handel überaus günſtige Lage, am nördlichen Arme der Maaß, der nach ſeiner Vereinigung mit dem Waal ſich in mehrere Aeſte theilt, die Lek und den holländiſchen Yſſel aufnimmt und ſo die Stadt mit dem Inneren von Holland, mit Zeeland und Dortrecht auf der einen und mit der See auf der anderen Seite in Verbindung ſetzt. Die Verſchlammung des Fluſſes drohete aber der Schiffahrt mit einer vollſtändigen Unterbrechung durch den nördlichen Arm, weshalb man immer den Weg auf dem ſüdlichen über Helvoetſluis und Dortrecht einſchlägt; doch grub man, um dieſen Umweg zu vermeiden, einen Kanal quer durch die Inſel Voorne, ſo daß die großen Schiffe an einem und demſelben Tage von der Mündung der Maaß bis in den Hafen von Rotterdam, in der Außenſtadt (Buitenſtad), gelangen können.

Rotterdam zählt gegenwärtig nahe an 75,000 Einwohner, und bei der Blüthe, in welcher ſich ſein Handel jetzt befindet, ſteigt die Bevölkerung mit jedem Jahre. Es hat ſehr viele Fabriken, namentlich von Baumwollenwaaren, Tabak, Zucker, Seife und Genever, und zerfällt in die obengenannte Buitenſtad und in die Binnenſtad. Die Erſtere iſt bei Weitem ſchöner gebaut als die Letztere, namentlich zeichnet ſie ſich durch ihre herrlichen Quais und die große Werfte nebſt den dazu gehörigen Gebäuden und Magazinen aus. Die innere Stadt, nach der Landſeite zu gelegen, iſt weniger ſchön; ſie bildet ein ſtumpfes Dreieck und hat ſehr enge Straßen. Beide Theile werden durch die hohe Straße (Hoogſtraat), welche früher ein Deich war, in Verbindung geſetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt die mit einer ſehr ſchönen Façade geſchmückte Börſe in dem belebteſten Viertel der Stadt, und das neugebaute, reichverzierte Rathhaus beſonders hervorzuheben. Auch iſt Rotterdam ſehr reich an Kirchen; die Reformirten beſitzen deren vier, die Lutheraner eine, die engliſchen Biſchöflichen eine, die engliſchen und ſchottiſchen Presbyterianer zwei Betſäle, die Katholiken zwei Kirchen und die Remonſtranten ebenfalls eine. Unter dieſen Gotteshäuſern iſt die Kathedrale der Reformirten, von welcher der beigefügte Stahlſtich eine treffliche Abbildung liefert, die bedeutendſte. Sie ward im fünfzehnten Jahrhundert gebaut, war urſprünglich dem heiligen Lorenz geweiht und beſitzt eine ſehr ſchöne Orgel. Sie umſchließt in ihrem Innern die Monumente der Seehelden Moy Lambert, Johann de Liefde, Johann van Brakel, Aart und Johann van Nes, Cornelis de Wit und Robert Bartholomäus Cortenaar, von denen das des Letzteren unbedingt das geſchmackvollſte iſt und auch die beſte Inſchrift enthält; ſie lautet:

> Heu! heros Mosae, dextraque et lumine mancus
> At oculus patriae pugnusque, hac clauditur urna,
> Magnus Cortnarus, classes qui terruit hostis
> Claviger ille maris quod littora Suedica lambit.

(Ach! den Helden der Maaß, des rechten Armes und eines Auges beraubt, aber dennoch Auge und Fauſt des Vaterlandes, umſchließt dieſe Urne, den großen Cortenaar, der die Flotten des Feindes



[illegible]

ſchlug, den Pförtner des Meeres, welches das Sundiſche Geſtade beſpült.)

Die Kirche der Lutheraner zeichnet ſich durch eine ſehr ſchöne einfache Kuppel aus, ſowie die eine Kirche der Katholiken auf der Hoogſtraat durch eine Rotunde, welche nach dem Vorbilde des Pantheon zu Rom erbaut iſt.

Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten, deren ſich Rotterdam erfreut, ſind beſonders eine Abtheilung der Societät der ſchönen Wiſſenſchaften (die drei anderen befinden ſich zu Amſterdam, Leyden und Haarlem), die bataviſche Geſellſchaft für Experimentalphyſik (Bataafsch Genootschap der proefondervindelijke Wysbegeerte), welche 1771 von Hogendyk und Stock gegründet wurde und eine ſehr reiche Sammlung phyſikaliſcher und hydrauliſcher Inſtrumente beſitzt, und die Geſellſchaft Mannichfaltigkeit und Harmonie bemerkenswerth. Auch iſt es die Vaterſtadt des berühmten Deſiderius Erasmus. Man zeigt noch das Haus, in welchem er (1467) geboren wurde; es führt die Inſchrift:

Aedibus hic ortus mundum decoravit Erasmus
Artibus ingenuis, religione, fide.

(Erasmus, in dieſem Hauſe geboren, ſchmückte die Welt durch ſein Wiſſen, ſeine Frömmigkeit und ſeine Redlichkeit.) Er hieß eigentlich Gerrit Gerrits, und nahm, nach damaliger Sitte, den lateiniſchen Namen an. Ein unehelicher Sohn eines gewiſſen Gherrits (Gheraerds) aus Gouda und der Tochter des Arztes Peter von Sevenberg, ward er ſchon früh in das Leben hinausgeſtoßen, war bis zum neunten Jahre Chorknabe im Dome zu Utrecht und kam dann nach Deventer in die gelehrte Schule. Seine Eltern ſtarben ihm früh und ſeine Vormünder zwangen ihn, Ordensgeiſtlicher zu werden. Noch nicht ſiebenzehn Jahre alt trat er nun als Novize in das Kloſter Emmaus zu Gouda, wurde aber von Heinrich von Bergis, Biſchof von Cambrai, von dieſem Zwange befreit, empfing 1492 die Prieſterweihe und ging 1496 nach Paris, wo er ſich ſeinen Lebensunterhalt durch den Unterricht erwarb, den er zwei Engländern ertheilte, die er ſpäter nach ihrem Vaterlande begleitete. Von London begab er ſich 1596 nach Italien, wo er Doctor der Theologie und vom Papſte ſeines Ordensgelübdes entbunden wurde. Hier boten ſich ihm die glänzendſten Ausſichten dar und es lag ſogar in ſeiner Macht, den Cardinalshut zu bekommen; er ſchlug aber Alles aus und ging nach England zurück, wo er als Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Oxford, jedoch nur kurze Zeit, wirkte. Später begab er ſich nach Baſel, um die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke zu beſorgen, und ſtarb daſelbſt 1536. Er war eben ſo reich an tiefer Gelehrſamkeit wie an glänzendem Witze und wirkte durch ſeine geſunden Anſichten, ſeinen Scharfſinn, ſeinen Geſchmack und die Reinheit ſeines Styls außerordentlich für die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Obwohl im Stillen ein Freund der Kirchenverbeſſerung und durch ſeine zahlreichen Schriften die Aufklärung vielſeitig befördernd, war er doch zu weltklug, ſich öffentlich für ſie zu erklären. Schon 1549 errichteten ihm ſeine dankbaren Landsleute zu Rotterdam eine Statue von Holz und 1557 eine ſolche von Stein, welche 1572 von den Spaniern umgeſtürzt wurde. 1622 aber ſetzte man ihm eine in Erz gegoſſene, von mehr als Lebensgröße. Sie ſteht auf dem Marktplatze auf einem ſechs Fuß hohen Piedeſtal, und ſtellt Erasmus dar, in einem Pelzrocke, ein Barett auf dem Kopfe und ein aufgeſchlagenes Buch in der Hand. Vier holländiſche und lateiniſche Inſchriften berichten über die hauptſächlichſten Begebenheiten ſeines Lebens und Wirkens. Uebrigens iſt dieſes Monument weder gelungen noch geſchmackvoll zu nennen.

Rotterdam hat in kaufmänniſcher Hinſicht während der letzten Decennien noch größere Bedeutung dadurch erhalten, daß es der Mittelpunkt der holländiſchen Dampfſchifffahrt geworden iſt. Die Dampfböte werden auf der benachbarten Inſel Fyenoord gebaut und gehen regelmäßig nach Cöln, Nymwegen, Arnheim, Herzogenbuſch, Moerdyk, Middelsburg, Dortrecht, Dünkirchen, Havre, Hull und London. Wie ſehr der Verkehr dadurch gewinnt, braucht wohl nicht erſt bemerkt zu werden.

V.

Ueber Gouda nach Utrecht.

Eine drei Stunden lange Heerſtraße führt von Rotterdam nach Gouda; zur Linken ſieht man in der Ferne den See von Zevenhuizen, den die Torfmoore der Umgegend gebildet haben und welcher ebenfalls trocken gelegt werden ſoll, rechts zeigen ſich zu beiden Seiten des Yſſel die beträchtlichen Dörfer Mordrecht und Gouderak. Gouda, oder wie es in der Sprache des gemeinen Mannes heißt, Ter Gouw, tritt nun dem Reiſenden entgegen; es hat ſeinen Namen von dem Flüßchen Gouwe, welches in die holländiſche Yſſel mündet. Man weiß nicht genau, wann dieſe Stadt gegründet wurde; doch erhielt ſie ſchon 1272 mehrere Vorrechte von dem Grafen Floris V. von Holland, war ſeit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bereits befeſtigt und fiel 1398 nach dem Abſterben des Guy von Blois gänzlich an Holland. Sie gehörte zu den ſechs erſten Städten und hatte den Rang vor Rotterdam. Im Jahre 1440 legte eine Feuersbrunſt ſie gänzlich in Aſche, doch erſtand ſie bald wieder. Gouda war der letzte Zufluchtsort der unglücklichen Jakoba von Baiern gegen Philipp den Guten. Während des Unabhängigkeitskrieges zeichnete es ſich ebenfalls durch ſein treues Feſthalten an der guten Sache und ſeine echte Vaterlandsliebe aus und proteſtirte energiſch gegen den Plan, Heinrich III. von Frankreich zum Schirmherrn der Niederlande zu machen. Eben ſo mannhaft wußte es 1672 die Truppen Ludwigs XIV., die ſich Utrechts und Woerdens bemächtigt hatten, dadurch von ſeinen Mauern abzuhalten, daß es die Umgebungen unter Waſſer ſetzte.

Die Stadt hat 12,000 Einwohner und iſt der Centralpunkt des Waſſerhandels und der Verbindung zwiſchen Amſterdam, Rotterdam und Utrecht. Ihren Hauptnahrungszweig bilden die Fabriken von thönernen Pfeifen, deren ſie ſonſt 400 beſaß, die aber bis auf 120 abgenommen haben, ſeitdem die Sitte des Cigarrenrauchens auch unter dem Volke ſich mehr verbreitete. Das Material zu dieſen Pfeifen bezieht man meiſtens aus der Umgegend von Lüttich, und es iſt intereſſant, zu ſehen, durch wie viele Hände es erſt gehen muß, ehe eine ganz gewöhnliche Thonpfeife vollendet daliegt. Jeder Fabrikant hat ſeinen eigenen beſondern Stempel, über welchen die Zunft ein Regiſter führt. —

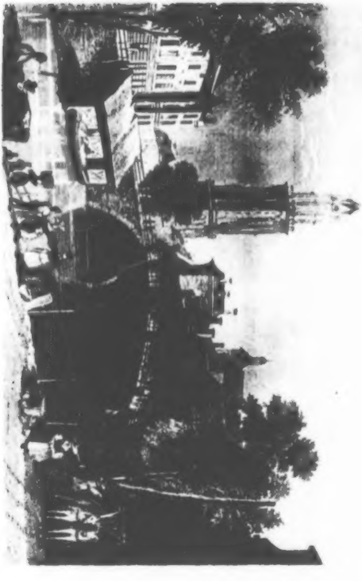
Gouda liegt ſehr angenehm an dem oben erwähnten Flüßchen, und kann durch einige in demſelben angebrachte Schleuſen binnen vierundzwanzig Stunden unter Waſſer geſetzt werden. Unter ſeinen öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich vor Allem die St. Johanniskirche, deren Höhe der des Doms zu Cöln gleichkommt, aus. Sie hat eine ſehr ſchöne Orgel, die nur der von Haarlem nachſteht, und herrliche Glasmalereien in ihren Fenſtern, das Werk zweier Künſtler des 16. Jahrhunderts, Dirk und Wouter Crabeth. Die Mehrzahl dieſer Gemälde ſtellt Begebenheiten aus der heiligen Schrift vor; ſie ſind meiſt fürſtliche Geſchenke. Als die vorzüglichſten betrachtet man den Beſuch der Königin von Saba bei Salomo, die Einweihung des Salomoniſchen Tempels, Johannes den Täufer am Jordan, das Abendmahl des Herrn und einen Bettler mit ſeinem Hunde, ſowie die Sendung der Schüler Johannes des Täufers zu Chriſtus, welches nach Rubens eigenem Urtheil ein unſchätzbares Kunſtwerk iſt. Philipp II. ſchenkte die ſchon erwähnte Einweihung des Salomoniſchen Tempels, der Herzog Erich von Braunſchweig das Sacrilegium des Heliodorus zur Erinnerung an die Bilderſtürmer von 1566; ein Fürſt de Ligne den Philipp zu Samaria (der Geber iſt unter den Krüppeln ſelbſt abgebildet); Wilhelm I. Jeſus, der die Krämer aus dem Tempel jagt u. ſ. w. Unter der Einweihung des Tempels Salomonis findet ſich eine Lobrede auf Philipp II. und unter einer von der Stadt Delft geſchenkten Scheibe, auf der die Entſetzung von Leyden dargeſtellt iſt, eine Inſchrift, welche das Gegentheil beſagt und in welcher Philipp ein Tyrann genannt wird, von dem der Genius der Freiheit das arme Leyden befreit habe. — Die Johanniskirche umſchließt auch mehrere Denkmale berühmter Männer, wie z. B. des wahren Patrioten Dirk Volkertszoon Koornhert, eines der eifrigſten Vertheidiger der Glaubensfreiheit, der daher eben ſo ſehr von den Katholiken wie von den intoleranten Reformirten verfolgt wurde; des Hieronymus von Bevernink, des Freundes von Johann de Wit, deſſen Name unvergeßlich in den Annalen der Niederlande bleiben wird, da er es war, welcher die Friedensverhandlungen von London 1654, von Breda 1667 und von Nymwegen 1678 leitete und abſchloß. Gouda war ferner noch die Geburtsſtadt oder der Wohnort der beiden berühmten Seefahrer Cornelis und Fredrik Houtmann, des Alterthumsforſchers van Wyn u. A. m. — Unter den Umgebungen der Stadt iſt namentlich das wegen ſeiner Käſe berühmte Dorf Stolk zu nennen.

Zwei Stunden von Gouda liegt das Städtchen Oudewater, welches ſich zur Zeit der ſchändlichen Hexenproceſſe eines ſehr menſchenfreundlichen Privilegiums erfreute. Es hatte nämlich den Ruf, das richtigſte Gewicht zu beſitzen und dies erwarb ihm das Recht, ein entſcheidendes Urtheil über die Unſchuld oder Schuld einer der Zauberei und des Bündniſſes mit dem Teufel angeklagten Perſon zu fällen. Der Aberglaube jener Tage behauptete nämlich, daß Alle, die ein Pactum mit dem Böſen eingegangen, dadurch viel leichter würden und bei ihnen ein Misverhältniß zwiſchen Geſtalt und Gewicht eintrete. Wer nun der Magie beſchuldigt worden, der begab ſich, um ſich von dieſem Verdachte zu reinigen, mit Certificaten ſeiner

Obrigkeit verſehen, nach Oudewater, wo er in Gegenwart zweier Schöffen und eines Gerichtsdieners feierlich gewogen wurde. Der Gerichtsdiener entkleidete den Angeklagten bis auf das Hemd und zog ihm ſogar Schuh und Strümpfe aus; bei Frauen mußte eine von der Obrigkeit dazu ernannte Hebamme dies Geſchäft verrichten, damit die angeblichen Hexenmeiſter und Hexen in ihren Kleidern Nichts verborgen hielten, das ihre Laſt vermehren konnte. Wer nun über dreißig Pfund ſchwer war, erhielt ein Zeugniß ſeiner Unſchuld. Die ſämmtlichen Koſten dieſer Procedur betrugen ſechs Gulden zehn Stüber (alſo noch nicht vier preußiſche Thaler). Auf dieſe Weiſe wurden viele tauſend Unglückliche vor einem martervollen und ſchmählichen Tode bewahrt.

Im Jahre 1575 hatte Oudewater alle Greuel einer Belagerung und Erſtürmung im höchſten Maaße zu erdulden. Gilles de Barlaimont, Herr von Hierges, Anführer eines Theiles des ſpaniſchen Heeres, rückte unvermuthet gegen die Stadt und forderte ſie zur Uebergabe auf. In derſelben befanden ſich nur ſiebenhundert wehrhafte Männer, die Hälfte Soldaten, die Hälfte Bürger. Hierges bemächtigte ſich alsbald einer Schanze, welche die Schleuſe an der Yſſel, dicht unter der Stadt gelegen, deckte. Durch das Oeffnen derſelben hätte man das Land rings umher unter Waſſer ſetzen können, auch war das ſchon früher von dem Prinzen von Oranien angeordnet worden, aber die Einwohner verſäumten den rechten Zeitpunkt, um ihre Heuernte nicht einzubüßen. Eben ſo beſetzten die Spanier ein Blockhaus etwas weiter von der Stadt, nachdem ein deutſcher Hauptmann, Wilhelm von Angeren, daſſelbe aus Feigheit mit ſeinen Soldaten verlaſſen hatte und ſchnitten darauf den Belagerten alle Zufuhr ab. Hierges ließ achtundzwanzig Stück Geſchütz auffahren und forderte die Einwohner nochmals auf, ſich zu ergeben. Er erhielt zur Antwort, daß man die Stadt für den König unter dem Prinzen von Oranien bewahre und drei Tage Zeit verlange, um ſich mit dem Letzteren darüber zu berathen. Der feindliche Anführer geſtattete aber nur zwei Stunden Bedenkzeit, und begann, als dieſe verfloſſen waren, auf das Heftigſte eine Beſchießung, welche bis zum Abend dauerte und am Morgen des folgenden Tages fortgeſetzt wurde. Nachmittags ſtürmten die Belagerer, doch fanden ſie einen heftigeren Widerſtand, als man ihn von einer ſo geringen Beſatzung hätte erwarten ſollen. Der Sturm dauerte eine Stunde; endlich wurde der Wall erſtiegen, und das ganze Heer ſtürzte nun in die Stadt und mordete ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, wer ihm in die Hände fiel. Dazu geſellte ſich noch eine Feuersbrunſt, welche faſt alle Gebäude, mit Ausnahme der Kirche und des Kloſters, zerſtörte. Der proteſtantiſche Prediger Jan Janszoon wurde gehängt und es ereignete ſich an ihm das Merkwürdige, daß ſeine Leiche, nachdem ſie ſechszehn Monate in freier Luft gehangen, noch ganz unverändert war; ein Umſtand, der ſpäter zu ewigem Andenken im Regiſter der Staatsbeſchlüſſe bei der Tagfahrt von Holland aufgezeichnet wurde. Der Prediger der walloniſchen Beſatzung dagegen gab ſich für einen Soldaten aus und erhielt die Freiheit für ein Löſegeld von hundert Kronen. Der Schultheiß Gerrit von Kraayeſtein miſchte ſich verkleidet unter die Feinde und entkam glücklich. Dagegen wurden aber zwanzig Bürger, die das hohe Löſegeld nicht zu erſchwingen vermochten, kaltblütig niedergeſtochen und einige Frauen und Jungfrauen für drei bis vier Reichsthaler jede verkauft. Alle dieſe ſcheußlichen Gräuel ſind auf einem merkwürdigen Gemälde von Stoop, welches auf dem Rathhauſe aufbewahrt wird, zu ewigem Gedächtniß dargeſtellt. — Oudewater iſt auch die Vaterſtadt des bekannten Theologen Jakob Arminius, des Gründers der Remonſtranten oder Arminianer, und des berühmten Mathematiker Rudolph Snellius, deſſen Grab ſich in der, der Sage nach ſchon im Jahre 1003 erbauten Hauptkirche befindet.

Weiter nördlich liegt Woerden, früher eine bedeutende Feſtung, welche in den Jahren 1575 und 1576 den Spaniern eilf Monate hindurch tapferen Widerſtand leiſtete, und ſie zwang, endlich unverrichteter Sache wieder abzuziehen. 1672 öffnete ſie dagegen ihre Thore Ludwig XIV. Während des Bürgerkrieges 1787 war ſie der Hauptplatz der gegen den Stadthouder aufgeſtandenen Patrioten. Im Jahre 1813 wurde ſie von den Franzoſen erobert und geplündert, die fünf und zwanzig ihrer angeſehenſten Einwohner und unter dieſen einen katholiſchen Prieſter vor dem Altare und einen reformirten Prediger umbrachten. Woerden zählt gegenwärtig 3000 Einwohner und hat mehrere beträchtliche Ziegeleien; die Citadelle ward zuerſt in ein Staatsgefängniß, ſpäter in eine Fabrik umgewandelt.



VI.

Utrecht.

In der Mitte zwiſchen Nimwegen, Arhheim, Leyden und Amſterdam, ungefähr vier Meilen von jeder dieſer Städte entfernt liegt **Utrecht**, die Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, das alte Trajectum der Römer, die hier ein Caſtell beſaßen. Nach dem Untergange des römiſchen Reiches bemächtigten ſich bald die Frieſen, bald die Franken der Feſte, bis gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts Pipin den Frieſenfürſten Radbod beſiegte, ſich Utrechts bemeiſterte, und daſelbſt ein Erzbisthum für den heiligen Willibrord, welchen der Papſt Sergius I. zu dieſer Würde ernannt, gründete. Die Frieſen, welche ſich hartnäckig der Annahme des Chriſtenthums weigerten, verhinderten auch die Erzbiſchöfe, hier einen feſten Sitz zu haben, ſo daß Utrecht unter die geiſtliche Herrſchaft des Bisthums Cöln kam, welches hier einen ſeiner Prieſter als Rector herſandte. Erſt zu Anfang des neunten Jahrhunderts wurde Rixfried als Biſchof von Utrecht geweiht und unter Cöln geſtellt. Das nun geſicherte Bisthum erhielt ſich von jetzt an in ununterbrochener Folge bis zum ſechszehnten Jahrhundert.

Die Stadt Utrecht wurde zuerſt auf dem nördlichen Ufer des Rheins an der frieſiſchen Seite erbaut, und gehörte noch zu dieſem Lande im Jahre 1046, als Kaiſer Heinrich III. auf dem Zuge gegen den Grafen Dirk IV. von Holland hier das Oſterfeſt feierte. Da die Zahl der Einwohner ſich beträchtlich vermehrt hatte, ſo beſchloß man nun auch auf dem ſüdlichen Ufer des Rheins zu bauen und beide Städte mit einander zu einer einzigen zu verbinden. Das Anſehn der Biſchöfe ſtieg bedeutend durch die Freigiebigkeit der deutſchen Kaiſer, ſo daß ſie bald die Oberherrſchaft über die jetzigen Provinzen Utrecht, Overyſſel, Gröningen und Drenthe hatten und ihre Rechtsanſprüche auf Geldern und Friesland ausdehnten. Als Graf Dirk VI. von Holland Utrecht belagerte und auf allen Seiten einſchloß, zog ihm der Biſchof, von ſeinen Geiſtlichen begleitet, feierlich aus dem Thore entgegen und drohte ihm mit dem Bann der Kirche, falls er nicht ſogleich von ſeinem Vorhaben abließe. Dirk, in Furcht geſetzt, hob augenblicklich die Belagerung auf. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde Utrecht bald die ſchönſte und bedeutendſte Stadt nördlich von der Maas, reich an ſteinernen Kirchen, Kapellen und anderen Prachtgebäuden, während man überall rings umher nur mit Holz baute. Unter dem Krummſtabe befanden ſich die Einwohner ſehr wohl und es bildete ſich in der Stadt bald eine Bürgerſchaft, welche zu ſolchem Selbſtbewußtſein ihrer Kraft gelangte, daß ſie wiederholt ihren geiſtlichen Fürſten ſich entgegen ſtellte und ſogar den Biſchof David in der ſogenannten Utrechter Stiftsfehde (1481 — 1483) aus ihren Mauern vertrieb. 1483 ward ſie aber von Marimilian von Oeſtreich erobert, und mußte ſich dem früheren Herrn fügen. Als ſie darauf bei erneuten Zwiſtigkeiten den Herzog Karl von Geldern im Jahre 1527 zu Hülfe rief, koſtete ihr jedoch dieſer Schritt ihre Unabhängigkeit. Karl V. brachte die Rechte des Biſchofs durch Kauf an ſich und in Folge deſſen auch Utrecht binnen Kurzem unter ſeine gänzliche Botmäßigkeit, doch wußte ſie aber ſich dennoch in vielen Stücken ſelbſtſtändig zu erhalten, weigerte ſich beharrlich, die einzige von allen niederländiſchen Städten, unter Alba die Abgabe des zehnten Pfennigs zu zahlen, warf 1577 das ſpaniſche Joch ab und erklärte ſich kurz darauf für die Reformation. Im Jahre 1579 ward hier die berühmte Union der Provinzen der Niederlande unterzeichnet, von denen anfänglich fünf zuſammentraten, zu welchen ſich ſpäter noch zwei geſellten, um ſich wechſelſeitig gegen die Angriffe Spaniens zu vertheidigen. Die Stadt Utrecht war aber lange nicht auf Seite des Prinzen von Oranien und es bildete ſich daſelbſt der Herd einer Verſchwörung, welche laut und offen verlangte, man ſolle ſich unter den Schutz der Königin Eliſabeth von England ſtellen; Olden Barneveld wußte aber durch ſeine Klugheit und Umſicht dieſe Intrigue, die dem allgemeinen Beſten ſehr verderblich hätte werden können, zu lähmen. Während des Krieges mit Frankreich mußte ſich Utrecht Ludwig XIV. unterwerfen, der hier ſein Hauptquartier nahm und die Kathedrale durch den Cardinal von Bouillon von Neuem für den katholiſchen Cultus weihen ließ, aber ſchon im folgenden Jahre nach einer ſtarken Brandſchatzung wieder von dannen zog. Im Jahre 1713 ward daſelbſt der berühmte (Utrechter) Friede unterzeichnet; 1795 aber ward die Beſitznahme dieſer Stadt das Signal für die allgemeine Revolution in den Niederlanden. 1807 hatte König Ludwig dort ſeine Reſidenz und als General Molitor ſie 1813 mit der Beſatzung räumte, wurde Holland wieder frei.

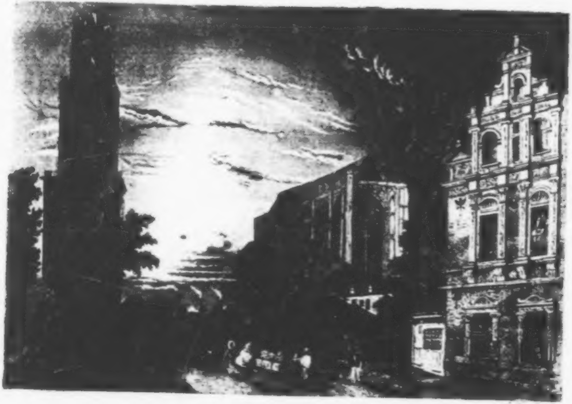
Die Lage von Utrecht als militairiſcher Punkt iſt deshalb ſo bedeutend, weil es in der Mitte des Landes ſich gerade auf der

Stelle befindet, wo die beiden Arme des Rheins, der alte Rhein und der Vecht ſich trennen, der erſtere, durch Südholland und Leyden fließend, ergießt ſich in das Meer vermittelſt des Canals von Watwyk, der Vecht dagegen nimmt ſeinen Lauf nach Norden und vereinigt ſich bei Muiden mit dem Zuiderzee. Durch dieſen Fluß, der mit großen Koſten ſchiffbar gemacht und deſſen Lauf durch zwei Canäle mit dem Leck und der Maaß fortgeſetzt wurde, ſteht Utrecht mit dem Rheinhandel in Verbindung. Nach Weſten zu von Wieſen, ſüdlich von Kornfeldern und auf den anderen Seiten von Sandflächen und Haide umgeben, erfreut ſich dieſe Stadt einer ſehr geſunden Lage. Ihre nächſten Umgebungen — ſie iſt in der Geſtalt einer Harfe gebaut — bilden ſehr ſchöne Spaziergänge, da die früheren Feſtungswerke in ſolche umgewandelt wurden. Mitten durch Utrecht fließt der alte Rhein in einem ſehr niedrigen Bette und wird hier da oude Gracht genannt. Vier große freie Plätze befinden ſich daſelbſt, unter denen derjenige, auf welchem ſonſt die Friedensburg (Vreeburg) ſtand, eben um dieſes ehemaligen feſten Schloſſes willen, hiſtoriſch der merkwürdigſte iſt. Dieſe Friedensburg war nämlich auf Befehl Kaiſer Karls V. erbaut worden, um die ſehr unruhigen Einwohner beſſer zügeln zu können und hatte dies auch bis zum Jahre 1577 mit Erfolg bewirkt. Dann aber vertrieben die Bürger die ſpaniſche Beſatzung deſſelben und ſchleiften ſie bald nachher.

Utrecht hat gegenwärtig nahe an 70,000 Einwohner, welche vorzüglich beträchtlichen Kornhandel treiben, eine Univerſität (geſtiftet 1634, eingeweiht 1636) mit ſehr ſchönen wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen, mehrere gelehrte Geſellſchaften, eine Malerakademie, eine Bibelgeſellſchaft, mehrere Dikaſterien und viele Fabriken, auch iſt es ſeit 1831 ein Freihafen. Urſprünglich wurde die Univerſität ganz allein von der Stadt erhalten und war unter der franzöſiſchen Herrſchaft faſt zu einer gewöhnlichen Schule herabgeſunken; der jetzige König ſtellte ſie 1816 aber wieder her und dotirte ſie ſehr freigebig, ſo daß ſie bald wieder erblühte und ausgezeichnete Männer, wie van Heusde, Schröder, Moll u. ſ. w. zu ihren Lehrern zählt. Der botaniſche Garten derſelben iſt vortrefflich angelegt und unterhalten; ebenſo das anatomiſche Theater und die Bibliothek, welche reich an alten Drucken und Handſchriften iſt. In dem Univerſitätsgebäude bewahrt man noch ein eigenthümliches Werk früherer Zeit; ein ehemaliger Profeſſor der Theologie hat nämlich auf ſeine Koſten den ſalomoniſchen Tempel genau nach der Beſchreibung, welche die Bibel davon giebt, in Holz nachbilden laſſen, und zwar im Verhältniß von einem Zoll zu einer Elle des Originals; das Ganze iſt 40 Fuß lang, 25 Fuß breit und 10 Fuß hoch und ſoll ihm über 6000 Gulden gekoſtet haben. Seine Wittwe machte der Stadt ein Geſchenk damit, und erhielt eine Remuneration von 200 Ducaten dafür.

Unter den öffentlichen Gebäuden iſt vorzüglich die dem heiligen Martin geweihte Domkirche, von welcher der beigefügte Stahlſtich eine gelungene Abbildung giebt, bemerkenswerth. Sie iſt ſehr alt und ward ſchon im eilſten Jahrhundert erneuert. 1674 zerſtörte ein wüthender Orkan das ganze Schiff derſelben, und nur der Chor und der Glockenthurm blieben ſtehen, doch hat der Letztere durch einen heftigen Sturm im Jahre 1836 ebenfalls ſehr gelitten. Utrecht beſitzt außerdem noch vier reformirte Kirchen. Das Bisthum, welches Philipp II. zum Erzbisthum erhob, verlor durch die Reformation alle ſeine Einkünfte, beſteht aber noch fort, und hat ſich mit den Janſeniſten verbunden. Die Münze, welche dieſe Stadt ſchon ſeit dem zehnten Jahrhundert beſitzt, beſorgt jetzt alle Prägungen für das ganze Konigreich, und lieferte früher dreißig verſchiedene Münzſorten, ſowohl in Gold, als in Silber, unter denen der goldne Ducaten, der halbe achtentwintig, der ſeſthalf, ſehr ſelten geworden ſind, und mehrere andere Stücke, wie z. B. der halbe Ryksdaaler, der Leeuwendaalder (Löwenthaler), der achtentwintig u. ſ. w. nur für den ausländiſchen Handel geprägt wurden. Die Ducaten waren früher eine ſehr beliebte Münze; der ſilberne Ducaten (etwas mehr als drei holländiſche Gulden) wurde für den Verkehr mit Indien, der Albertus- oder Kruisdaalder für den Norden und der Löwenthaler für die Levante vorzüglich gebraucht. — In dem ehemaligen Deutſch-Ordenshauſe befindet ſich jetzt das allgemeine Hospital der Niederlande, das von Leyden hierher verlegt wurde; auch erfreut ſich Utrecht einer Thierarzneiſchule, der einzigen im ganzen Lande.

Utrecht iſt endlich die Vaterſtadt vieler berühmter Maler; namentlich des Hiſtorienmalers Honthorſt, des Figurenmalers Hont, der Landſchafter Poelenburg, Both und Breenberg, des Blumenmalers de Heem, der Thiermaler Hondekoeter und Cobell u. A. m.



DER DOM ZU [illegible]

a.S.

VII.

Die Provinz Utrecht.

Sie grenzt an den Zuiderzee, an Nord- und Südholland und an Geldern, umfaßt nahe an 30 Quadratmeilen, meiſt flachen, niedrigen Landes, und hat nur öſtlich etwas Hügelland, mit Sandflächen und Haide. Die Ebenen ſind reich an guten Weideplätzen und Torfmooren. Es wird vorzüglich Getreide und Tabak gebaut; Pferde, Hornvieh und Bienenzucht gedeihen daſelbſt ſehr. Außerdem finden ſich viele Wollen-, Baumwollen-, Seide- und Leinenwebereien, Fayencefabriken, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien und beträchtlicher Handel, namentlich mit Butter, Käſe und Korn; die Einwohnerzahl beläuft ſich auf beinahe 125,000 Seelen. Die Provinzialſtaaten beſtehen aus 36 Mitgliedern und ſenden Deputirte zu den Generalſtaaten.

Längs dem Vecht auf beiden Seiten deſſelben kommt man fortwährend durch ſehr ſchöne ländliche Beſitzungen, in der Nähe der Dörfer Zuilen und Marſen mit 4700 Einwohnern, unter denen viele Juden ſind, welche daſelbſt eine Synagoge haben, und Breukelen mit 2000 Einwohnern. Nicht weit von Nieuwerſluis, einem durch die Unruhen von 1787 bekannten Dorfe, verbindet ſich der von Amſterdam kommende Canal, der die Amſtel mit dem Vecht vereinigt, mit dieſem Fluſſe; folgt man demſelben weiter nach Norden, ſo findet man die Dörfer Loenen, Vrenland und Nichterecht, von denen das Zweite früher ein ſehr bedeutendes Schloß beſaß. Die ganze Strecke längs dem Vecht bot vormals Nichts als eine Reihe Amſterdamer und Utrechter Handelsherren gehöriger Landſitze dar, mit Villen meiſt im Rococogeſchmacke; viele derſelben ſind aber in den ſchlimmen Tagen, welche die Niederlande trafen, auf andere Beſitzer übergegangen, und haben daher auch manche Veränderung, beſonders eine freiere Behandlung der Anlagen erlitten. Nicht ſo reich an ſolchen ſchönen Parthieen iſt der Amſterdamer Canal von Nieuwerſluis an; doch kommt man demſelben folgend durch die anmuthigen Dörfer Abcoude und Thamen an der Amſtel, in welchem Letzterem ſich eine religiöſe Communiſtenſecte befindet, die indeſſen nicht ſehr zahlreich iſt, was ſie der Natur ihrer Verhältniſſe nach auch nicht wohl ſein kann. Auf der anderen

Seite fließt der Vecht neben der blühenden kleinen Stadt Weesp vorbei nach Muiden, wo er in den Zuiderzee fällt. Hier befinden ſich Schleuſen, durch welche das Land umher unter Waſſer geſetzt werden kann. Im Jahre 1672 hatten fünf franzöſiſche Dragoner das letztere Städtchen aufgefordert, ſich zu ergeben, nachdem Utrecht ſchon übergegangen war; die Einwohner traten mit Rochefort in Unterhandlung: waren die Franzoſen einmal Herren der Schleuſen, ſo waren ſie es auch von Amſterdam, das nur durch das Waſſer geſchützt wird. Da aber die neue Beſatzung ſich nicht vermehrte, ſo riſſen die Bürger dieſer die bereits übergebenen Schlüſſel wieder aus den Händen, gleich darauf kam Johann Moritz von Naſſau mit Truppen herbei, verjagte den Feind und die Gelegenheit, ſich Amſterdams zu bemächtigen, war verloren. Bei Muiden liegt auch das alte Schloß, nach welchem Floris V. gebracht wurde, und deſſen in dem von uns mitgetheilten alten Volksliede von Gerhard von Velzen Erwähnung geſchieht. Drei Jahrhunderte ſpäter bewohnte es der Dichter Hooft, und ſchrieb hier das Trauerſpiel gleichen Namens. Wie er hier noch ſonſt für die Belebung der Nationalliteratur wirkte und welche bedeutenden Zeitgenoſſen er gaſtfrei um ſich verſammelte, das ward von uns bereits in der Einleitung (S. 26) erwähnt, auf die wir verweiſen. Die Erinnerung an jene Tage und Leiſtungen hat das alte Schloß davor bewahrt, niedergeriſſen zu werden; als die Regierung es beabſichtigte, reichten zwei literäriſche Geſellſchaften Bittſchriften für die Erhaltung deſſelben ein und es gelang ihnen, es zu retten. Eine halbe Stunde von Muiden ſteigt die einförmige Ebene zu einer Anhöhe nach dem Zuiderzee zu und die Gegend wird mannigfaltig und anmuthig. Man hat daſelbſt eine weite Ausſicht, und findet ein eigenthümliches Echo, deſſen Töne aus der Erde zu kommen ſcheinen und das in den Niederlanden ſehr bekannt iſt.

Naarden iſt eine Feſtung, welche ehemals die Provinz Holland deckte, und die wiederholt eine Beute der Sieger wurde. Sie iſt ſehr regelmäßig angelegt und eine der älteſten Städte Hollands. Hier hört das Wieſenland auf, und der Ackerbau beginnt. Es iſt das Gooiland, welches der von Amſterdam kommende Reiſende nun erreicht hat und zu welchem Naarden, Weesp und Muiden gehören, ſo wie das Dorf Laren, das eine ſchöne Ausſicht auf die hügelreiche Landſchaft darbietet. Kornfelder, Gebüſch und Haideſtriche wechſeln hier mit einander ab. Außer dem Dorfe Laren gewahrt man in der Ferne die Thürme von Emenes, Baarn und Soeſt aus dichtem Laube hervorragend, ſogar den hohen Glockenthurm von Amersfoort und am Horizonte die Hügel der Veluwe in Geldern. Mehr nördlich, nach dem Zuiderzee zu, zeigte ſich ein anderes Plateau, der Tiſch genannt. Es iſt eine kleine Hochebene mit einem ſteinernen Tiſche, von wo aus der Blick die Dörfer Blaricum, Laren, den waldigen Hügel, auf welchem der Kirchhof des Dorfes 'sGraveland ſich befindet, 'sGraveland ſelbſt, mit ſeinen reichen Feldern und Laubgängen, den Flecken Hilverſum mit ſeinen Anlagen und Haideſtrichen, Kortenhoef, die beiden Loosdrecht, und endlich in weiter Ferne den hohen Thurm der Kathedrale von Utrecht erreicht, ein reiches Panorama, beſonders mannigfaltig durch die Weizen- und Buchweizenfelder, die waldigen Hügel, die Haideſtriche und die verſtreut liegenden einzelnen Pachthöfe. Links neben dem Fiſcherdorfe Huizen zeigt ſich der Zuiderzee und jenſeits deſſelben gewahrt man durch ein gutes Fernrohr die Küſte von Nordholland. Wendet man ſich nach Weſten, ſo bemerkt man die Holzungen von Craylo, die Städte Naarden und Muiden, den Muiderberg und ſogar einige Thürme von Amſterdam. Allen dieſen Fernſichten verleiht das Meer einen eigenthümlichen Charakter, der einigermaaßen für den Mangel an Gebirge entſchädigt.

Von Laren kommt man nach Emenes, einſt der Landſitz des berühmten Philologen Wyttenbach; nicht weit davon und in der Nähe des Dorfes Baarn, finden ſich noch viele anmuthige Landſitze, wie z. B. der der Huidecooper von Marsſeveen, Canton und Peking, zwei Villen in chineſiſchem Geſchmack und dergleichen mehr. Ein ſehr ſchöner Wald zieht ſich zwiſchen Baarn und Soeſtdyk hin. — Mehr ſüdlich bietet eine Straße von Vecht nach Soeſtdyk, gleichfalls anmuthige Parthieen dar. Zuerſt das bedeutende Dorf 'sGraveland mit 1110 Einwohnern und in deſſen Nähe der ſchöne, einem Herrn Corver Hoo'ſt zugehörige Park, der dem Publikum geöffnet iſt; dann Trompenburg mit herrlichen Alleen, und dem in Geſtalt eines Kriegsſchiffes gebauten Hauſe, einſt das Beſitzthum des berühmten Seehelden Cornelis Tromp, das die Franzoſen 1673, um ſich für die erlittenen Niederlagen an ihm zu rächen, zerſtörten, welches aber bald wieder hergeſtellt wurde. Durch 'sGraveland führt ein Canal. Eine Straße nach Oſten bringt den Reiſenden zu dem Flecken Hilverſum, welcher 4000 Einwohner und bedeutende Teppichfabriken hat. Auch hier bieten ſich ſo ſchöne Fernſichten dar, daß mehrere niederländiſche Landſchaftsmaler Hilverſum zu ihrem Wohnſitz erwählt haben. Obwohl dieſer Ort auf zwei Seiten von Haide begrenzt wird, ſo finden ſich doch auf den beiden anderen Seiten reizende Spaziergänge. Von dem Hügel, de Boomberg genannt, ſieht man den Canal von 'sGraveland durch das Laub hindurch blinken; weiter hin zeigt ſich der Thurm von Naarden, und vor den Augen des Beſchauers breiten ſich die lachenden Ebenen des Gooiland mit ſeinen Buchweizenfeldern, ſeinen Holzungen, ſeinen Hügeln und Thälern und ſeinen reichen Wieſen im Weſten aus. Die Torfmoore von Loosdrecht und die Landſchaften der Vecht begrenzen dieſe Ausſicht im Südweſten. Der höchſte Hügel iſt der von Trompenburg; auch bringt der Blick von hier nach Weesp, Muiden und ſelbſt bis Amſterdam. In der Nähe befindet ſich eine große Granitmaſſe; eine um ſo merkwürdigere Erſcheinung, als ſie ſich durchaus iſolirt in dieſem angeſchwemmten Boden zeigt und bis jetzt noch immer ein unerklärliches Räthſel für den Forſcher iſt.

Hilverſum, welches der Reiſende nun erreicht, hat eine ſehr angenehme Lage, der ſeine hübſch gebauten, mit reizenden Gärtchen verſehenen Häuſer vollkommen entſprechen; der Markt iſt mit alten hohen Bäumen bepflanzt, und von ſtattlichen Gebäuden umgeben. In der Nähe liegen die anmuthigen Dörfer Ober- und Nieder-Burſche. Zwiſchen den Eichen und Buchen des Landgutes Ruſtenburg und den hohen Eichen und Fichten von Eykeſtein hindurch erblickt man durch Lichtungen auf der einen Seite fruchtbare Felder, auf der anderen aber Haideſtriche, welche ſich bis Amersfoort erſtrecken und mit weißen Sandhügeln abwechſeln, die durch Gründe von einander getrennt ſind. Die Farbe der Felder ändert ſich, je nach der Cultur, vom hellſten Weiß bis zum Orangegelb und bringt, von der Sonne beſtrahlt, eine zauberhafte Wirkung hervor, wogegen das falbe Braun der Haide und das grüne Laub eigenthümlich abſticht. Vor dem Wirthshauſe liegt, um den Contraſt noch mehr zu erhöhen, ein großer Granitblock, wahrſcheinlich ein Dolmen oder Opferaltar der alten Celten. Das Schloß Eykeſtein hat eine ſehr ſchöne Façade mit einem Säulengange und zwei prächtige Seitenflügel. Auch führt noch ein ſehr angenehmer Spaziergang von Hilverſum nach den beiden Dörfern von Loosdrecht zwiſchen Hügeln, Thälern, Kornfeldern und Haiderücken hin, welche Letzteren keineswegs einen ſo einförmigen und traurigen Anblick gewähren, wie in anderen Gegenden, da ſie entweder von Gebüſch, Meierhöfen, Wieſen und Feldern unterbrochen werden, oder man wenigſtens doch weidende Heerden und Bienenkörbe auf denſelben erblickt. Auch hat der menſchliche Fleiß hier viel gethan und mitunter, wie z. B. zu Pyne̱nburg, dürre Strecken in lachende Wieſen umgewandelt.

Von Naarden und 'sGraveland führen zwei Chauſſeen nach Soeſtdyk, einem Dorfe, das ſeit anderthalb Jahrhunderten dem Hauſe Oranien gehört. Wilhelm III. von Naſſau baute hier 1674 ein Jagdſchloß. Während der Revolution von 1795 wurde daſſelbe ſammt allen Beſitzungen der Naſſauer zum Beſten des Staates confiſcirt, als ſich aber 1815 der jetzige König der Niederlande, damals Prinz von Oranien, durch ſeine Tapferkeit in den Schlachten von Quatrebras und Waterloo ſo ruhmvoll hervorthat, gaben ihm die Generalſtaaten in dankbarer Anerkennung das Beſitzthum ſeiner Väter zurück. Das Schloß ward ſeitdem neu gebaut und erfreut ſich einer ſchönen Lage. In demſelben findet ſich ein Gemälde der Schlacht von Quatrebas, in welcher der Prinz den Angriff des Marſchall Ney abſchlug und den alten Helden zum Weichen zwang. Dieſes Schloß war der Sommeraufenthalt der jetzigen Königin der Niederlande als Prinzeſſin von Oranien. — Die eine der obenerwähnten Chauſſeen führt von Soeſtdyk nach Utrecht; die andere, die von Amſterdam kommt, zieht ſich bei dem Schloſſe vorbei, durch Soeſt nach Amersfoort, der zweiten Stadt der Provinz Utrecht, in welcher mehrere Chauſſeen zuſammenſtoßen. Wir folgen jetzt der von Amſterdam nach Arnhem, die in Verbindung ſteht mit einer anderen, welche von Utrecht durch Amersfoort nach Zwoll in Overyſſel läuft und bis nach Gröningen und Leeuwaarden geht; eine dritte endlich führt von Utrecht nach Deventer und hat eine Zweigſtraße nach Zütphen. Amersfoort, wo alle dieſe Straßen ſich kreuzen, liegt am Fluße Eem, der auf den Höhen von Geldern entſpringt, durch die Niederungen zwiſchen dieſer Provinz und der von Utrecht fließt, und ſich bei Eemneß in den Zuiderſee ergießt. Weſtlich von der Stadt ſteigt die Haide bis zu einer Höhe, der Amersfoorter Berg genannt, zwiſchen dieſer Stadt und Utrecht, und gewährt eine weite und belebte Ausſicht.

Amersfoort, deſſen Name urſprünglich Eemsfoort, zählt gegenwärtig nur 9000 Einwohner und beſitzt Nichts, als einige Tabaks-, Dimiti- und Glasfabriken. Im Mittelalter war es dagegen eine weit blühendere und bedeutendere Stadt, welche vorzüglich einen großartigen Tuchhandel trieb; allein im Jahre 1657 wurden in der Tuchhalle daſelbſt 34,683 dort verfertigte Stücke Bombaſin gezeichnet und approbirt und 1620 gab es dort noch 350 Brauereien. In den früheren Fehden ſpielte es eine wichtige Rolle, ward aber wiederholt von den Leiden des Krieges heimgeſucht, ſo daß ſich ſein Wohlſtand immer mehr und mehr verlor. Namentlich litt es während der ſogenannten Utrechter Stiftsfehde, in welcher es ſich gegen den Biſchof David erklärte, und ward von dieſem in den Bann gethan; 1543 ward es von Martin von Roſſum erobert, und mußte ſich von der Plünderung mit 80,000 Carolin loskaufen; 1629 ward es vom Grafen Johann beſchoſſen und eingenommen, 1629 beſetzten es Oeſtreicher und Spanier, 1672 die Franzoſen. Während der Unruhen von 1785—1787 diente es den Staaten von Utrecht zum Zufluchtsort, und hatte das Unglück, daß eine in ein Magazin verwandelte Kirche durch Pulver in die Luft geſprengt wurde. — Es iſt im Ganzen ſehr alterthümlich gebaut, einförmig und wenig belebt, und hat außer ſeinem Dom keine merkwürdigen Gebäude aufzuzeigen. Dieſes Gotteshaus zeichnet ſich jedoch durch den einfachen, edeln Styl, in welchem es gebaut, und durch ſeinen 354 Fuß hohen Thurm und ſein ſchönes Glockenſpiel aus. Eine andere, dem heiligen Georg geweihte Kirche iſt merkwürdig durch ihre treffliche Orgel und das Grabmal des Architecten von Kampen, welcher das Rathhaus zu Amſterdam erbaute. Dieſes Monument iſt übrigens im Rococogeſchmack und hat folgende durch ihre Trivialität höchſt charakteriſtiſche Inſchrift:

D'Aarts Bouheer, uyt de Stam
Van kampen, rust hier onder,
Die't Raadhuis t' Amsterdam
Gebouwd heeft, 'tachtste wonder.

(Der Erzbauherr aus dem Stamm von Kampen ruht hier drunter, der das Rathhaus zu Amſterdam, das achte Wunder gebaut hat).

Uebrigens war Amersfoort die Vaterſtadt vieler bedeutender Männer, wie z. B. Joeſen, Vonk, Benning, Buys, Potter und namentlich des großgeſinnten Oldenbarnevéld, der ſeine Vaterlandsliebe auf dem Schaffot mit dem Leben bezahlte. — Vondel rühmte einſt die Gaſtfreiheit dieſer Stadt, zu einer Zeit, wo ſie ſich noch in reicher Blüthe wußte, mit folgenden Worten:

Hier wordt den vreemde van de gastvrie ingezeten,
Gewelkomd, slecht en recht en zonder dwaze pragt.

(Hier wird der Fremde von den gaſtfreien Einwohnern bewillkommnet, ſchlecht und recht und ohne thörichte Pracht.)

In der Umgegend von Amersfoort wird ſehr viel Tabak gebaut Man legt den Saamen dieſer Pflanze zu Anfang März in Miſtgruben und bedeckt ihn mit geöltem Papier; zu Anfang Mai werden die jungen Schößlinge dann auf ein ſtark gedüngtes Feld gebracht und mit Setzlingen von Eichen oder Ulmen umgeben, um ſie vor dem Winde zu ſchützen. Im Auguſt pflückt man darauf die unterſten Blätter, zwei oder drei an der Zahl. Dieſe erſte Leſe heißt das Zandgoed (das Sandblatt); die zweite geſchieht vierzehn Tage ſpäter und beſteht aus den drei nächſten Blättern, man nennt ſie das Aardgoed (Erdblatt); die übrigen acht bis zwölf Blätter (das Bovengoed) werden erſt gepflückt, wenn ſie ganz reif ſind und trockene Witterung es geſtattet. Sie werden in Körbe gethan und in Scheuern aufbewahrt. Dann ſucht man die Blätter je nach ihrer Beſchaffenheit aus, ſpießt ſie auf dünne Hölzchen und trocknet ſie an der Sonne; je gelber ſie ſind, deſto beſſer. — Uebrigens iſt der Tabaksbau ſehr koſtbar und die Ernte ſehr unſicher, da das Gedeihen derſelben von den verſchiedenſten Umſtänden abhängt. Das Wetter darf weder zu trocken, noch zu naß ſein, ſonſt mißräth ſie und ſchon der Saame, wenn er kaum in den Miſt gelegt iſt, findet ſich zahlloſen Unfällen ausgeſetzt. Jeder Morgen Landes erfordert 300 Centner Dünger, und wenn er 4000 Pfund Tabak liefert, ſo iſt die Ernte als eine höchſt glückliche zu betrachten. Man kann, wie bei dem Wein in den nördlicheren Gegenden, nur das zehnte Jahr als ein durchaus günſtiges betrachten.

Verfolgt man die andere Landſtraße längs dem Zuiderzee nach dem Yſſel zu, ſo gelangt man zuerſt nach Nykerk, früher einem Flecken, jetzt einer Stadt von 6000 Einwohnern, welche ebenfalls ſehr viel Tabak bauen. Nykerk iſt durch einen Hafen und eine Schleuſe mit dem Zuiderzee in Verbindung und erhält dadurch die Mittel zur Ausfuhr bis nach Deutſchland. Reiche Wieſen bilden die Ufer dieſes Gewäſſers und die Viehzucht tritt an die Stelle des Ackerbaues. Der Weg nach Harderwyk iſt daher ſehr mannigfaltig und es wechſeln längs demſelben Korn und Tabaksfelder, mit Holzungen, Landſitzen, Weiden und Haideſtrichen. Harderwyk, das hart am Zuiderzee liegt, iſt ein Städtchen von 3000 Einwohnern und hat ein Depot für die nach den Colonieen beſtimmten Truppen. Geſchichtlich war es nie bedeutend, doch befand ſich hier eine Univerſität, welche Napoleon aufhob, die aber 1815 als Athenaeum wieder hergeſtellt wurde, ſeitdem jedoch wegen geringer Frequenz gänzlich eingegangen iſt. Sie hatte einſt bedeutende Männer unter ihren Lehrern, wie z. B. Kemper, Meuvens und Clariſſe. — Der Hafen von Harderwyk iſt klein und ſchlecht, doch wird hier beträchtlicher Fiſchfang getrieben. — **Elburg**, ein noch kleineres Städtchen am Zuiderzee, von nur 2000 Einwohnern, erfreut ſich einer trefflichen Erziehungsanſtalt. Dieſe Stadt und das benachbarte Städtchen Hattum widerſetzten ſich 1786 den Staaten ihrer Provinz Geldern, welche ihrem Stadtheuder Wilhelm V. den Befehl gaben, ſie durch Gewalt zum Gehorſam zu zwingen. Dies geſchah, koſtete dem Statthalter ſeine militairiſche Stellung und ward die Urſache von Unruhen, die nur durch die Revolution von 1787 ein Ende fanden.

Zwiſchen den Mündungen der Yſſel, welche ſehr fruchtbare Inſeln bilden, liegt die ſchon zur Provinz Overyſſel gehörige Stadt **Kampen** mit 7000 Einwohnern, von reichen Wieſen umgeben. Sie iſt ſehr alt und hat wahrſcheinlich ihren Namen von den Ebenen rings herum (campi) entlehnt. Ehemals gehörte ſie zum Hanſabunde und erfreute ſich bedeutenden Handels, ſowie blühender Manufacturen und Fabriken, von denen ihr gegenwärtig nur noch einige ſchwache Ueberreſte geblieben ſind; doch verfertigt man daſelbſt wollene Decken, die guten Abſatz finden, wogegen der eigentliche Handel ſich nach Zwoll und Deventer gezogen hat. Die Stadt beſitzt eine ſchöne Brücke über die Yſſel, und einen guten Hafen, in welchem die in der ganzen Umgegend zu Yſſelmuiden, Maſtenbroek, Greenemuiden u. ſ. w. geflochtenen Binſenmatten verſchifft werden. Dieſe Matten werden aus den Binſen, die am Ufer der Yſſel, in Friedland und im Biesboſch bei Dortrecht wachſen, gewebt; der Stuhl, auf welchem dies geſchieht, iſt ſehr einfach und ein guter Arbeiter kann in einer Stunde mehr als anderthalb Ellen gewöhnlicher Matten liefern; übrigens werden dort auch ſo feine Gewebe dieſer Art aus Binſen fabricirt, daß dieſe den berühmten Matten aus Alicante durchaus nicht nachſtehen. Das bedeutendſte Gebäude in Kampen iſt das Rathhaus. In der Nähe befinden ſich die Ruinen eines Schloſſes, das einſt Kaiſer Karl V. bewohnte. Die Stadt iſt abgabenfrei und daher der Wohnort vieler Rentiers und penſionirter Offiziere und Beamten.

Wir kehren nun nach dem Wege von Amersfoort nach Arnhem zurück, und begeben uns über die Haide, welche hier mehr vorherrſcht, als auf der vorigen Straße, doch wird ſie häufig von Tabaksfeldern unterbrochen und es iſt überhaupt viel gethan, um ſie urbar zu machen. Oft zeigt ſich auch plötzlich eine Oaſe dem überraſchten Blicke des Reiſenden, wie z. B. **Groenewoud**, ehemals eine naſſauiſche Domaine, bei dem Dorfe **Wouderberg**, das

1600 Einwohner zählt. Hier wendet ſich die Straße nach Oſten und läuft durch Gebüſch und Getreidefeld längs dem beträchtlichen Dorfe **Scherpenzeel** hin, das mehrere hübſche Villen, aber eine ſehr kleine Kirche beſitzt. Noch anmuthiger liegt das Schloß und Dorf **Steenswoude** mit ſeinen freundlichen Blumengärtchen, die faſt jedes Haus ſchmücken und einer ſehr ſchönen Kirche. In der benachbarten Niederung, welche ſich vom Rhein bis an den Zuiderzee erſtreckt und im Mittelalter die Roda hieß, findet ſich der wohlhabende Flecken **Veenendaal**, deſſen-Bewohner Torf-, Woll- und Viehhandel treiben. Die Chauſſee läuft jedoch oben auf der Höhe durch Gebüſch und Buchweizenfelder fort bis zu dem reichen Flecken **Eden**, in deſſen Nähe ein ſehr ſchöner Wald iſt. Von hier an geht es wieder anderthalb Meilen über die Haide fort, bis man das ſchöne Lichtenbeck, nahe bei Arnhem erreicht.

Zwiſchen den bereits angegebenen Chauſſeen geht eine dritte gerade nach Oſten; ſie führt durch das alte Dorf **Veenbuizen** und ſüdlich von dieſem, durch ſeine Bienenzucht berühmt, denn es producirt jährlich über 62,000 Pfund Honig und 3000 Pfund Wachs, durch das Dorf **Barneveld**, unvergeßlich in der Geſchichte durch die kühne That des Ritters Jan van Schaffelaar (1482), dem auch in der dortigen Kirche ein ſchönes Monument von **Zieſenis** Meiſterhand geſetzt worden iſt. Der holländiſche Dichter **Tollens** hat die edelmüthige That des Helden, treu der Geſchichte folgend, in einer Ballade beſungen; wir laſſen dieſelbe, um die Monotonie unſerer Beſchreibung auf einen Augenblick zu unterbrechen, in der gelungenen Ueberſetzung von Mauvillon hier folgen:

Jan van Schaffelaar.

Als Zwietracht ihre Fackel ſchwang
Und Feld und Flur verheert',
Als Bürger gegen Bürger rang
Vom Durſt nach Blut verzehrt;

Der Hoeks und Kabliaus Wuth
Den Haß zum Gipfel hob,
Als, badend in des Bruders Blut,
Der Bruder Rache ſchnob;

Als fremder Krieger Macht und Liſt
Berennte Stadt und Schloß,
Und noch dabei durch inneren Zwiſt
Das Blut in Strömen floß:

Da lebte Jan van Schaffelaar,
Ein Held, wie's wenig giebt;
Der, unerſchrocken in Gefahr,
Die kühnſten Thaten übt.

Preiſt Curtius in Wort und Schrift
Mit Recht die Erde noch;
Bei niederem Ruhme übertrifft
Ihn Jan van Schaffelaar doch.

Das Gift der Schmeichelei befleckt
Oft Kron' und Edelſtein;
Doch wenn ein Schleier die Tugend deckt,
Bleibt ſie vom Gifte rein.

Ihr ruft mir zu: Wohlan, mit Luſt
Die Saiten friſch geſpannt!
Gern ſing' ich auch aus voller Bruſt
Euch und dem Vaterland.

Als Bürger-Grimm aus Utrechts Bann
Vom Stuhl den Biſchof trieb,
Und mit des Prieſters Heergeſpann
Herum ſich tapfer hieb,

Als Amersfoort mit Mann und Roß
Dem Stift zu Hülfe kam,
Die Kirche Barnevelds umſchloß,
Zu ſtürmen unternahm:

Da lebte Jan van Schaffelaar,
Ein Held, wie's wenig giebt;
Der, unerſchrocken in Gefahr,
Die kühnſten Thaten übt.

Mit achtzehn tapfern Kriegern hält
Beſetzt er Kirch' und Thurm;
Und ihrer Streiche Schwere fällt
Wie Hagel dicht beim Sturm.

Der Tod blitzt durch des Pulvers Dampf
Aus ihrer Büchſen Lauf,
Und thürmt bei jedem Sturm und Kampf
Der Feinde Leichen auf.

Denn wer dem Thurme ſich nur nähert,
Fällt in des Todes Hand,
Und ſtürzt von Schaffelaars Fauſt und Schwert
Getroffen in den Sand.

Doch vor der Uebermacht erliegt
Des ſtärkſten Helden Muth.
Die Wunde brennt, die Kraft verſiegt,
Entſtrömet mit dem Blut.

Von allen Seiten dringt heran
Stets friſcher Feinde Macht,
Und rennt und ſtürmet drauf und dran,
Daß Grund und Boden kracht.

Geſchleudert wird der Feuerbrand
Auf Thurm und Kirchendach,
Das bald in hellen Flammen ſtand,
Zuſammenkrachend brach.

„Wer rettet" — rief jetzt Schaffelaar —
„Euch, Freunde, vor dem Tod?
Rühet mich auch ſelbſt nicht die Gefahr,
Trifft mich doch Eure Noth!"

Zurief ihm Jeder, Mann für Mann:
„Wir halten uns nicht mehr
Verlaſſet Thurm und Kirche dann
Und ſtrecket das Gewehr."

„Von allen Seiten droht uns Brand,
Wohin das Auge blickt.
Gebt Kirch' und Thurm in Feindes Hand,
Eh' uns der Dampf erſtickt.“

„So ſei denn Thurm und Kirche Eu'r!“
Schrie Schaffelaar voll Wuth;
„Euch weichen wir nicht, nur dem Feu'r,
Denn ſchon ſengt uns die Gluth.“

„„Nein, nein, ſo iſt es nicht gemeint,
Wollt Ihr verſchonet ſein:“
— Brüllt wild zum Thurm hinauf der Feind —
„„Dann löſt Eu'r Leben ein!““

„Mit uns,“ — rief Schaffelaar — „iſt's aus;
Was wollt Ihr denn noch mehr?“
„„Gebt Jan van Schaffelaar heraus!
Dann ſeid Ihr frei, nicht eh'r.““

„Nein!“ — ſchrie der Heldentrupp ergrimmt, —
„Das nicht in Ewigkeit!
Wir ſind, iſt ihm der Tod beſtimmt,
Zu ſterben auch bereit.“

„So wahr ein Gott im Himmel lebe!“
— Rief Schaffelaar zornentbrannt —
„Wer dem Begehren widerſtrebt,
Der hat mich ganz verkannt.“

„Ich kenne das Gebot der Pflicht,
So heilig meinem Muth;
Auf mir allein ruht das Gewicht
Von Eurem Heldenblut.“

„Schon ſtehen Thurm und Kirch in Brand,
Es drängt die Noth; drum fort!
Reicht mir zum letzten Mal die Hand,
Wir ſehn uns wieder dort!“

Er ſchwingt ſich auf des Umgangs Rand,
Wehrt die Gefährten ab;
Und ſtürzt, trotz ihrem Widerſtand,
Vom Thurme ſich herab.

„Da habt ihr Jan van Schaffelaar!“
— Rief er den Feinden zu: —
„Da habt Ihr ihn mit Haut und Haar
Und endlich vor ihm Ruh!“

„Befreit iſt meiner Krieger Schaar
Vom Tode in der Gluth!
Da habt Ihr Jan van Schaffelaar,
An ihm kühlt Euren Muth!“

Zerſchmettert fällt er in den Sand,
Und ringet mit dem Tod;
Und Jedem, der ihm nahe ſtand,
Färbt Schaam die Wangen roth.

Der Kriegslärm ſchweigt und wälzt ſich fort
Vom Schreckensplatze ab;
Doch Ehrenkronen ſchweben dort
Um dieſes Helden Grab.

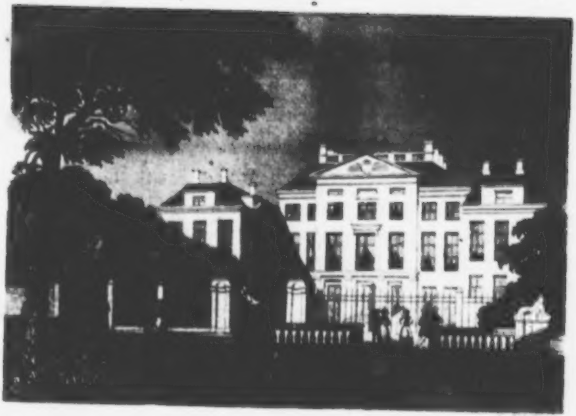
Preiſt Curtius in Wort und Schrift
Mit Recht die Erde noch:
Bei minderm Ruhme übertrifft
Den Römer Schaffelaar doch.

In der Nähe von Barneveld erhebt ſich der große und düſtere Wald von Souren, die höchſte Parthie der Veluwe, und man gelangt dann zu dem großen und ſchönen Dorfe Apeldoorn, welches faſt 5000 Einwohner zählt und bedeutende Papiermühlen beſitzt, deren Räder durch die Bäche, welche von Souren herabkommen und in die Yſſel münden, getrieben werden. Um Apeldoorn herum liegen ſtattliche Landhäuſer, namentlich das reizende Welgelegen, das Eigenthum des Admirals Kingsbergen, welcher vier Monarchen, Katharina II. von Rußland, dem Statthalter

Wilhelm V., Louis Napoleon und dem Könige Wilhelm I. mit Ruhm und Anerkennung diente. Nahe bei Apeldoorn liegt ferner das königliche Luſtſchloß Loo, von dem eine Abbildung beigegeben iſt. Es war der Lieblingsaufenthalt Wilhelms III. Im Jahre 1788 ward hier die Tripelallianz zwiſchen Holland, England und Preußen unterzeichnet. Nach der Umwälzung von 1795 gerieth es jedoch in Verfall und wurde ſogar in eine franzöſiſche Kaſerne umgewandelt. Louis Napoleon ließ es wieder herſtellen und brachte daſelbſt einige Sommer zu. Auch Wilhelm I. verweilte dort ſehr gern. Es iſt ein ſehr ſtattliches Gebäude und hat herrliche Parkanlagen mit Waſſerkünſten. Man kommt von dort in kurzer Zeit nach Deventer, ſowie durch das große, nahe an 6000 Einwohner zählende Dorf Voorſt nach Zütphen.

Um Arnheim zu beſuchen, müſſen wir nach Utrecht zurückkehren. So wie man die Wittevrouwenpoort verläßt, ſieht man die Thierarzneiſchule und kommt dann an ſchönen Gärten vorüber nach dem Dorfe Bilt, wo ſich die Chauſſeen von Soeſtdyk und Arnhem trennen. Ueberall bieten reizende Landſitze dem Auge mannichfaltige Abwechſelungen dar. Man läßt die Villa Jagtluſt zur Rechten, um nach der Brüdergemeine Zeiſt zu gehen. In der Nähe liegt Vollenhooven, der Ruheſitz des berühmten Generalgouverneurs der niederländiſchen Colonieen in Oſtindien, van der Capellen, eines um ſein Vaterland und die Menſchheit hochverdienten Mannes.

Zeiſt, eine Colonie der mähriſchen Brüder, mit einem Brüder- und einem Schweſternhauſe, liegt mitten in einem prächtigen Walde, und hat durch ſein geſundes Klima und ſeine ſchöne Lage auch mehrere wohlhabende Leute, welche ſich nicht zu der Gemeine bekennen, veranlaßt, ſich daſelbſt niederzulaſſen. In dem Bethauſe der Brüdergemeine findet täglich Abends ſieben Uhr der Gottesdienſt ſtatt, mit Ausnahme des Oſterfeſtes, wo er früh und im Freien abgehalten wird; er zeichnet ſich namentlich durch trefflichen Chorgeſang aus. Die Colonie bildet, wie alle beſonderen Niederlaſſungen der Brüdergemeinen, ein regelmäßiges, von zwei Hauptſtraßen im Kreuz durchſchnittenes Viereck. Die Landſtraße iſt, ſobald ſie Zeiſt verläßt, faſt immer mit Bäumen bepflanzt oder von Hecken eingefaßt, und führt nach dem neuen, von einem Herrn van Ooshuizen erbauten Dorfe Ryzenborg, das nur eine im Halbkreiſe erbaute Straße mit zwei Reihen Häuſer hat, deren Hintergrund eine ſehr hübſche katholiſche Kirche bildet. Bei dem Dorfe befindet ſich ein ſehr



[illegible]

ſchöner, dem Publicum zugänglicher Park. Kaum einen Büchſenſchuß weit liegt das etwas größere Dorf Driebergen, zu dem ebenfalls ein Wald gehört. — Von hier aus führt die Chauſſee wieder durch die Haide; zwiſchen Driebergen und Doorn erhebt ſich links der Hügel von Dorthuizen, der eine anmuthige Fernſicht gewährt. Die Chauſſee läuft am Fuße der Haiderücken durch Gebüſch fort, nach dem Dorfe Amerongen, das viele Tabaksfelder, ein ſchönes, dem Grafen von Athlone gehöriges Schloß mit Thürmen und Wällen und einen prachtvollen Wald beſitzt, in welchem ein Orkan am 29. November 1836 furchtbare Verheerungen anrichtete und über 5000 Bäume mit der Wurzel aus der Erde riß. Von Amerongen an wird die Ausſicht erweitert; die Chauſſee nähert ſich dem Rheine, der in einem breiten Bette ſeine ſilbernen Wellen zwiſchen den fruchtbaren Feldern der Betuwe zur Rechten und waldbewachſenen Höhen zur Linken dahinrollt. Bald erreicht man das Städtchen Rheenen, das am Abhange eines Hügels liegt, 2500 Einwohner zählt, welche ſich mit Tabaks- und Ackerbau beſchäftigen, und ſich einer ſtattlichen alten, der Sage nach ſchon im eilften Jahrhundert erbauten Kirche mit einem ſehr hohen Thurme erfreut. Hieher zog ſich der unglückliche Winterkönig Friedrich V., Kurfürſt von der Pfalz und Schwiegerſohn Jakobs I. von England, nach der unglücklichen Schlacht bei Prag 1620 zurück und endete daſelbſt in trüber Abgeſchloſſenheit ſeine Tage. Auf dem nahen Heimenberge zeigt man noch einen ſteinernen Tiſch, an welchem er viele Stunden zubrachte und der zu ſeinem Andenken der Tiſch des Königs (de konings-tafel) genannt wird. Auf demſelben Berge, deſſen Gipfel mit Bäumen bepflanzt iſt, fand auch im Jahre 1198 ein Treffen zwiſchen den Utrechtern und denen von Geldern ſtatt. Die Chauſſee führt von hier bei dem Hügel de Grebbe, an deſſen Fuße ſich das Wirthshaus gleichen Namens befindet, vorüber. Von dieſer Höhe erblickt man die reiche Betuwe, den Rhein mit ſeinen vielen Krümmungen, ſelbſt in der Ferne die Waal, überall ſchöne Wieſen, reiche Kornfelder und Waldungen und eine Menge Städte und Dörfer, bis nach Nimwegen hin, das ſich am Saume des Horizontes zeigt. Früher war der Grebbe ein militairiſcher Punkt, von welchem aus man die Provinzen Utrecht und Holland durch Ueberſchwemmungen deckte. Hier verläßt die Chauſſee den Rhein und windet ſich längs den Hügeln bis nach Renkum und dem Städtchen Wageningen, das ſchon zur Provinz Geldern gehört, fort. Das Letztere ſoll ſehr alt und das Vada des Tacitus ſein. Früher war es befeſtigt und es finden ſich noch Spuren der Werke vor; auch gehörte es zur Hanſa. Gegenwärtig hat es nur 3400 Einwohner, welche vorzüglich Tabaksbau treiben; auch haben ſich wegen der geſunden Lage und des wohlfeilen Lebens viele Privatleute daſelbſt niedergelaſſen. Von hier führt die Chauſſee durch ſchöne Landſchaften, bei einem einſam ſtehenden Wirthshauſe, die kalte Herberge (**de koude herberg**) genannt, vorbei nach Arnhem.

VIII.

Die Provinzen Geldern, Oberyſſel, Friesland, Gröningen, Drenthe und Nordbrabant.

Erſt unter Karl dem Kühnen (1475) ward dieſe Provinz mit den Niederlanden verbunden, und unter Karl V. (1543) ihnen gänzlich einverleibt. Zur Zeit des Julius Cäſar war dieſer Landſtrich von den Sicambern, den Menapiern, den Mattiaken und den Tencteren bewohnt; die Römer unterjochten einen Theil deſſelben bis zum alten Arm des Rheins und vereinigten ihn mit der Germania ſecunda. Später bemächtigten ſich die Gallier und die Frieſen deſſelben und als dieſe beſiegt worden, wurde das ganze Land zu Auſtraſien geſchlagen. Gegen 1079 baute ein Graf Otto hier eine Feſte, Gelre genannt, von welcher der Name Geldern herrühren ſoll, und ward von Heinrich III. zum erſten Grafen von Geldern erhoben. 1350 erhob Ludwig der Baier dieſe Grafen zu Herzogen.

Die jetzige Provinz Geldern zerfällt in drei Theile: 1) Zütphen, ehemals eine beſondere Grafſchaft, öſtlich von der Yſſel, mit fruchtbaren Wieſen längs dem Fluſſe, und Haide, Moräſten und Torflagern im Innern; 2) die Betuwe, ein niedriges und fruchtbares Dreieck zwiſchen Rhein, Waal und Maaß; 3) die Veluwe, nördlich vom Rhein. Mit dem öſtlichen Theile der Provinz Utrecht bildet ſie das ſandige Plateau zwiſchen der Yſſel, dem Rhein, der Vecht und dem Zuiderzee, das zwar hier und dort von anmuthigen Landſchaften und Hügeln unterbrochen wird, im Ganzen aber Haideland iſt. Früher ſoll hier ein großer Wald geweſen ſein. Als die ſchönſte Parthie des ganzen Landſtriches wird der Rand der Veluwe (**de Veluwenzoom**) betrachtet. Das Landvolk von Geldern zeichnet

[illegible]

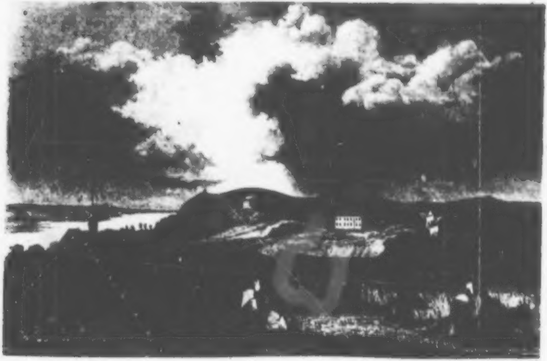
ſich durch größere Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Rüſtigkeit vor den andern Niederländern aus.

Die Hauptſtadt von Geldern iſt Arnhem (Aarnhem, Arnheim), von dem einige Alterthumsforſcher, jedoch ohne Grund, behaupten, es ſei das alte Arenäum, deſſen Tacitus Erwähnung thut. Jedenfalls iſt die Stadt ſehr alt; ſie kommt ſchon 977 in einer Urkunde vor als ein Geſchenk für die Abtei Elten. 1233 erhob ſie Graf Otto II. zum Range einer Stadt und Reinoud I. beſtätigte 1312 die ihr verliehenen Privilegien der Selbſtbeſteuerung. 1343 trat ſie zum Hanſabunde und erhielt 1377 einen Hafen am Rhein, der unter ihren Mauern vorbeifließt. Karl V. ſetzte hier das höchſte Gericht, Philipp II. die Rechnungskammer von Geldern ein und bald darauf ward ſie die Reſidenz der Staaten der Beluwe; 1585 erklärte ſie ſich gegen Spanien; 1672 ward ſie von den Franzoſen erobert, doch bald darauf wieder verlaſſen. Am 30. November 1813 entſchied die Einnahme von Arnhem durch die Preußen unter Bülow, nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Franzoſen unter Macdonald, die Befreiung der holländiſchen Provinzen, welche gegen Frankreich ſich erhoben hatten.

Arnhem liegt, wie bereits bemerkt wurde und wie es der beigegebene Stahlſtich deutlich zeigt, hart am Rhein am Fuße der Beluweſchen Berge, eine Meile von Nimwegen und drei und eine halbe Meile von Utrecht entfernt. Es zählt gegenwärtig 10,000 Einwohner, mit ſeinem Gebiete 14,000. Es iſt der Sitz des Gouverneurs der Provinz, hat ein Handelsgericht, ein Gymnaſium, eine Kunſtſchule, eine Geſellſchaft für Zeichnen- und Baukunſt und in der Umgegend viele Papiermühlen. Zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören der Palaſt des Gouverneurs, ehemals die Reſidenz der Herzöge von Geldern, und das neue Rathhaus, früher vom Volke das Teufelshaus genannt. Maarten von Roſſum, der berühmte Anführer der Geldernſchen, welcher im Jahre 1750 an der Peſt ſtarb, nachdem er für wie gegen Karl V. gedient hatte, und deſſen Wahlſpruch geweſen war: „Feuersbrunſt und Plünderung ſei ein Schmuck des Krieges“, baute daſſelbe und verzierte es mit wunderlichen Geſtalten, welche das Volk für Teufelsfratzen hielt und die ſpäter verſchwanden, als das Gebäude eine andere Beſtimmung bekam. In der großen Kirche, welche einen Thurm von 310 Fuß hat, ſind die irdiſchen Reſte des letzten Herzogs von Geldern, Karl, der ein beſtändiger Feind des Kaiſers Karl V. war, beigeſetzt. 45 Jahre lang widerſtand dieſer tapfere Fürſt mit weit geringeren Streitkräften dem Hauſe Oeſterreich, damals dem erſten in Europa. Auf ſeinem Monumente iſt ſeine Figur in Lebensgröße ausgehauen.

Sobald man das Thor von Arnhem verläßt, zeigt ſich eine Anhöhe, die längs dem Rheine hinläuft und deren Fuß und Gipfel herrliche Spaziergänge darbieten. Der Rhein iſt hier nicht ſehr breit. Auf der andern Seite erblickt man die Höhen von Nimwegen und Cleve und den Berg von Elten im Süden und Südoſten, während von der Landſeite die prächtige Villa von Sonsbeek die Blicke feſſelt und nach Weſten zu noch viele andere reizende Landſitze den Fluß begränzen. Von dem großen Exercierplatze aus führt ein Spaziergang über das Schlachtfeld von 1813 nach dieſem Orte; von hier aus iſt auch der beigefügte Stahlſtich aufgenommen. Sonsbeek iſt der nächſte Landſitz bei Arnhem; es ward mit Hartjesberg vereinigt und iſt ſeit 1821 das Eigenthum des Baron von Heeckeren, der außerordentlich viel für die Verſchönerung dieſes reizenden Wohnortes gethan hat. Nördlich von Sonsbeek liegt Zypendaal, ein ſehr angenehmes, von hohen Eichen und Buchen eingefaßtes Thal mit vielen lebendigen Quellen, welche in künſtlichen Waſſerfällen herabgerauſcht kommen.

Auf der Chauſſee, welche nach Amſterdam führt, finden ſich die Landſitze Lichtenbeek, der Sterrenberg und Feyenoord, welche ebenfalls eine Menge von anmuthigen Fernſichten darbieten. Wendet man ſich nach Nordoſten dem Dorfe Velp zu, ſo befindet man ſich ebenfalls bald im Mittelpunkte der ſchönſten Spaziergänge. Velp liegt eine gute Stunde von Arnhem, wird aber vielleicht nach wenigen Jahrzehenten mit der Stadt vereint ſein, da es, namentlich bei den reichen Amſterdamern, zum guten Tone gehört, die Sommermonate hier zu verleben. Wer es daher nur irgend vermag, ſiedelt ſich auf eignem Beſitzthume an, und das ehemals ſo unbedeutende Dorf hat jetzt während der ſchönen Jahreszeit ganz den Ton und das Weſen einer ſchönen großen Stadt. Der Weg von Arnhem nach Velp iſt überall angebaut. In der Nähe liegt Klarenbeek, eine der älteſten Domainen der Provinz, berühmt durch ſeine Gärten und ſeine Waſſerkünſte. Ehemals befand ſich hier das Kloſter Monikhuiſen, welches Graf Reynoud II. zur Buße für ſeine Sünden und Grauſamkeiten gründete und das ſeine Nachfolger, die Herzöge von Geldern, reich ausſtatteten. Von Delhuizen, welches einem der ausgezeichnetſten Alterthumsforſcher von Geldern, dem Herrn von Haſſelt, gehört, kommt man nach Schloß Roſendael, wo früher Reynoud II. Tourniere zu veranſtalten



[illegible]

versitäts-Bi

[illegible]

pflegte und das für die Perle der herzoglichen Beſitzungen galt. Jetzt gehört es dem Baron von Türk. Bilgoen, welches ganz in der Nähe liegt, wurde 1076 vom Kaiſer Heinrich IV. der Kirche Utrecht geſchenkt; gegenwärtig iſt es das Eigenthum des Barons von Spaen, eines Nachkommen des bekannten Geſchichtsſchreibers von Geldern. Noch ſchöner als dieſe Villa, für welche die Natur wie die Kunſt viel gethan haben, ſind Beekhuizen, das ſich einer herrlichen Lage erfreut, und Reederoord, reich an Waldungen, von dem wir hier eine Abbildung in Stahlſtich beilegen. Von hier aus führt ein Spaziergang, der Steeg genannt, nach dem Hauſe Middagten, das ſchon im eilften Jahrhundert bekannt war. Die Beſitzer deſſelben gehörten zu dem vornehmſten Adel des Geldernlandes. Das Schloß ſelbſt wurde 1697 von dem Grafen von Athlone mit großer Pracht neu erbaut. Gegenüber liegt die Domaine Dieren, die dem Prinzen von Oranien gehörte und 1794 von den Franzoſen in Brand geſteckt wurde. Bei Dieren hören die reizenden Gegenden der Betuwe auf. Mehr nördlich, der Stadt Zütphen gegenüber, liegen die Dörfer Eerbeek, Hal u. a. m. Alle dieſe reizenden Anlagen und Landſitze finden ſich nördlich und nordöſtlich von Arnhem; ſchlägt man jedoch den Weg weſtlich, längs den Ufern des Rheins ein, ſo zeigt ſich die Natur nicht minder freigiebig. Namentlich ſind das reizend gelegene Dorf Oſterbeek am Ufer des Rheins, von dem hier eine Abbildung in Stahlſtich beigefügt iſt, ſowie ferner die vier berühmten Domainen Dorsprong, Doorenweerd, Duinoog und Oehamelſcheberg werth, daß ihnen der Reiſende ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuwendet. Ganz beſonders zeichnet ſich Dorsprong durch ſeine Waſſerfälle aus, von welchem einer von einer Höhe von 86 Fuß herabfällt. In der Nähe von Doorenweerd befindet ſich eine Anhöhe, die Hunnenſchanze genannt, von welcher herab ſich eine herrliche Ausſicht auf den Rhein und die fruchtbaren Ebenen der Betuwe darbietet. Duinoog zeichnet ſich dagegen durch ſeine dichten Waldungen und köſtlichen Landſchaften aus.

Von Arnhem gelangt man in $1^{1}/_{2}$ Stunden durch die Betuwe nach Nimwegen. Zwiſchen den beiden Städtchen ſieht man das Dorf Elſt, das noch aus dem eilften Jahrhundert herrührt und eine ſehr ſchöne Lage hat; noch mehr aber wird das Auge durch den Hunnenberg gefeſſelt, von welchem herab man das amphitheatraliſch gebaute Nimwegen ſehr ſchön liegen ſieht. Nimwegen ſelbſt iſt ſehr alt und nach der Behauptung der meiſten

Alterthumsforſcher das Oppidum Batavorum des Tacitus, das jedoch einige Hiſtoriker etwas weiter weſtlich nach Batenburg verlegen; jedenfalls war Nimwegen eine römiſche Station, was die vielen Inſchriften und Denkmäler aus dieſer Zeit beweiſen, welche man daſelbſt gefunden hat und aufbewahrt. Nach dem Sturz des römiſchen Reiches blieb ſie eine Zeitlang in dem Bunde, den die Bataver mit den Galliern geſchloſſen hatten, gerieth aber ſpäter unter die Botmäßigkeit der Könige von Auſtraſien und dann des deutſchen Reiches. Karl der Große ſtellte um 774 die alte, von den Batavern gebaute Burg wieder her und machte eine königliche Pfalz daraus, wo ſowohl er, wie verſchiedene ſeiner Nachfolger von Zeit zu Zeit reſidirten. Dies Palatium war damals nächſt dem zu Aracium das berühmteſte, ingentis magnitudinis mirique operis (von ungeheurer Größe und bewunderungswürdiger Bauart). Friedrich Barbaroſſa ſtellte es 1155 wieder her und 1165 wurde ihm hier ſein Sohn und Nachfolger Heinrich geboren. Friedrich II. und Heinrich II. beſtätigten der Stadt ihre alten Privilegien und fügten noch diejenigen hinzu, deren ſich Arnhem erfreute. Obgleich die kaiſerliche Pfalz mit ihrem Gebiete 1248 an Otto, Grafen von Geldern, verpfändet wurde, ſo behielt doch Nimwegen alle ſeine Vorrechte und die Herzöge von Geldern wurden nicht eher von ihr anerkannt, als bis ſie dieſelben ausdrücklich beſtätigt hatten. Unter Anderem gehörte dazu die völlige Abgabenfreiheit auf der Maas. — Während der Bürgerkriege hielt Nimwegen ſo lange wie möglich zu Spanien, und trat erſt 1579, als auch mehrere ſeiner Bürger, der Ketzerei verdächtig, eingekerkert wurden, zur Utrechter Union über. Ein Aufruhr, welcher daſelbſt 1585 ſtattfand, brachte ſie wieder unter ſpaniſche Botmäßigkeit. 1591 ward die Stadt aber von Moritz von Oranien wieder eingenommen und iſt ſeitdem den Niederlanden treu geblieben. 1678 wurde hier der bekannte Friede mit Frankreich geſchloſſen.

Nimwegen hat ungefähr einen Umfang von $^3/_4$ Stunden, nahe an 30,000 Einwohner und iſt der Mittelpunkt des Handels mit Deutſchland. Sechs ſeiner Thore führen nach dem Rheine und vier in das Innere des Landes. Ueber einem dieſer Thore ſtehen die beiden Inſchriften: hic pes imperii und huc usque jus Stauriae (Hier die Grenze des Reiches; — Bis hieher das Recht der Steuern.) Unter den Gebäuden ſind die merkwürdigſten: das Rathhaus, welches in einer Reihe mit den übrigen Häuſern liegt und ſich nur durch ſeine hohe Treppe und ſeine alterthümliche Bauart auszeichnet. Man bewahrt daſelbſt viele in der Gegend gefundene römiſche Legion- und Altarſteine auf, ſowie angeblich die Schwerter, mit welchen die Grafen Hoorn und Egmond am 15. Juni 1568 zu Brüſſel ſollen enthauptet worden ſein, und mehrere intereſſante Gemälde, darunter vorzüglich das ſogenannte Nimweger Räthſel, das eigentlich weiter nichts als eine genealogiſche Aufgabe iſt. Das letztere ſtellt nämlich eine ſitzende Frau in der Blüthe ihrer Jahre dar, auf ihren Knien ruht ein Greis und vor dem Greiſe befinden ſich ſeine ſechs Söhne von verſchiedenem Alter, welche roth, grün und blau gekleidet ſind. Die beiden Aelteſten waren die Brüder des Vaters der Frau, die beiden Folgenden die Brüder der Mutter der Frau und die beiden Letzten die Söhne der Frau. Dieſes Räthſel nun wird folgendermaaßen gelöſt: der Greis hatte nämlich nacheinander zwei Wittwen geheirathet; die beiden erſten Gatten dieſer Wittwen hatten aus einer früheren Ehe der Eine einen Sohn, der Andere eine Tochter, welche mit einander verheirathet wurden. Aus dieſer Verbindung entſprang wieder eine Tochter, die der Greis in dritter Ehe heirathete und in jeder dieſer Ehen wurden ihm zwei Söhne geboren.

Neben dem Rathhauſe iſt die Deputirtenkammer, wo jener obenbenannte Friede geſchloſſen wurde. Man bewahrt daſelbſt die Portraits der bevollmächtigten Geſandten jener Tage, unter denen ſich vorzüglich die des Herrn van Haren und des Ritters William Temple, ſowie zwei Meiſterwerke von Rubens Pinſel auszeichnen, auf.

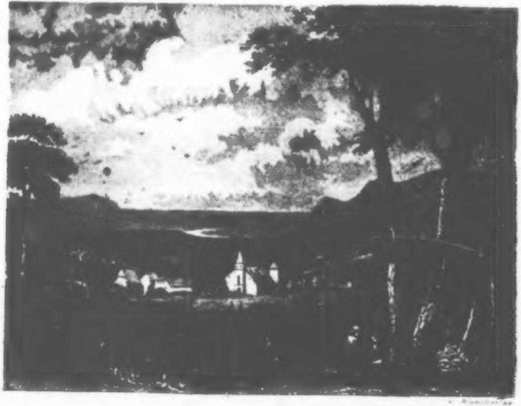
Unter den Kirchen iſt die Stephanskirche die bedeutendſte; ſie wurde 1272 gebaut und von dem Biſchof Albert von Regensburg eingeweiht. Früher hatte ſie dreißig Altäre; auf dem Chor befindet ſich ein prächtiges Grabmal Katharinens von Bourbon, der Gemahlin Adolphs von Geldern, und ein anderes, das dem Andenken des berühmten Maarten Schenk geſetzt iſt, des Gründers der Schenkenſchanze. Dieſer tapfere Krieger kam auf eine eigenthümliche Weiſe um das Leben. Er hatte im Jahre 1589 einen Anſchlag auf Nimwegen, einverſtanden mit einigen Bürgern, gemacht, und war mit ungefähr 20 Schiffen und einigen andern Fahrzeugen auf der Waal bis an die Stadt gekommen. Nachdem er das Antoniusthor geſprengt, wollte er durch ein Haus auf den Markt gelangen; unglücklicherweiſe aber wurde gerade in dieſem Hauſe eine Hochzeit gefeiert, ſo daß die Leute noch munter waren und die Bürger gleich davon in Kenntniß ſetzten. Dieſe belagerten das Haus, deſſen ſich

Schenk bemächtigt hatte, und trieben ihn und die Seinigen wieder hinaus und überhaupt aus der Stadt. Unterdeſſen waren durch die ſtarke Strömung die Schiffe vorbei getrieben und als Schenk mit ſeinen Leuten ſich in denſelben zu retten ſuchte, wurden einige von den Fahrzeugen ſo überfüllt, daß ſie umſchlugen. Schenk ſelbſt, der ſchwer gewappnet war, befand ſich in einem derſelben und kam auf dieſe Weiſe in den Fluthen um. Später fanden die Nimweger ſeine Leiche, viertheilten ſie und ſteckten ſie mit dem Kopfe auf dem Antoniusthore zu ewiger Warnung auf. Varabon ließ ſie jedoch herabnehmen und in einen Sarg legen, welchen Prinz Moritz zwei Jahre ſpäter, nachdem die Stadt wieder übergegangen war, feierlich in der Kirche beiſetzen ließ. So endete der berühmte Maarten Schenk van Nideken, der ſich vom gemeinen Soldaten bis zum Feldoberſten hinaufgeſchwungen hatte und von Leiceſter ſelbſt zum Ritter geſchlagen worden war.

Der ſchon oben erwähnte kaiſerliche Palaſt, welcher der Valckhof oder Waalhof genannt wurde, war zu ſeiner Zeit eine bedeutende Citadelle, die auf einem ziemlich ſteilen Hügel lag und die Stadt und den Fluß beherrſchte. 1794 ward er jedoch von den Franzoſen durch ein Bombardement zerſtört und die Ruine 1796 für 90,000 Gulden unter der Bedingung des Abbruches verkauft. Man ließ zu ewigem Andenken nur einen Theil des Kirchenchors, von zerbrochenen Säulen umgeben, ſtehen, ſowie ein kleines, früher dazu gehöriges ſechszehneckiges Gebäude von ſehr hohem Alter. Jetzt ſind ſehr ſchöne Anpflanzungen dort, welche eine weite Ausſicht gewähren. Der beigefügte Stahlſtich ſtellt ſie bei Mondbeleuchtung dar.

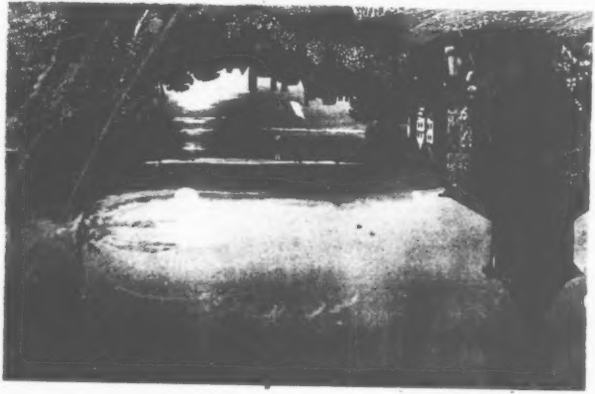
Wenn man der neuen Chauſſee folgt, die nach Cleve führt, ſo kommt man nach dem Dorfe Ubbergen, wo man ebenfalls mehrere maleriſche Punkte findet. Hier ſind auch von Zeit zu Zeit merkwürdige römiſche Antiquitäten ausgegraben worden, ebenſo, wie in dem benachbarten Dorfe Beek an der Preußiſchen Grenze, das, ringsum von Hügeln umgeben, ſich einer reizenden Lage erfreut. Der beigefügte Stahlſtich liefert den Beweis.

Wir wenden uns jetzt den Ufern der Waal zu, weſtlich von Nimwegen bis nach Dortrecht, um dann an den Ufern der Yſſel hinabzugehen und die öſtlichen Provinzen zu beſuchen. Hier ſind die Gegenden nicht ſo mannigfaltig und ſchön, doch finden ſich überall reiche Wieſen und fruchtbare Kornfelder. Sechs Stunden weſtlich von Nimwegen liegt die Stadt Tiel, deren Urſprung bis in das ſiebente Jahrhundert hinaufreicht und die im neunten Jahr-



[illegible]

[illegible]



[illegible]

hundert eine Zollſtätte war. Otto der Große ſchenkte den Ort ſammt dem dazu gehörigen Kloſter 950 Balderich, Biſchof von Utrecht und im eilften Jahrhundert ging Tiel ſammt der Betuwe und Veluwe durch Lehn an Gottfried den Bucklichten, Herzog von Brabant, über. 1335 war die Stadt ein Eigenthum der Grafen von Geldern. Während der Bürgerkriege gerieth ſie bald in die Hände der Verbündeten, bald in die der Spanier, bis endlich 1588 die Staaten von Holland ſich ihrer von Neuem bemächtigten und die ganze Garniſon, welche der Herzog von Parma hineingelegt hatte, niedermetzelten. Jetzt iſt Tiel nur ein Städtchen von 4000 Einwohnern, welche Woll- und Leinweberei treiben. Die 1327 daſelbſt gebaute Hauptkirche war eine der bedeutendſten in der Provinz Geldern, ehe eine Feuersbrunſt einen großen Theil von ihr in Aſche legte. Tiel iſt außerdem noch hiſtoriſch merkwürdig als der Geburtsort des tapfern Vertheidigers der Citadelle von Antwerpen, des Generals Chaſſé. In der Umgegend, welche ſich eines ſehr fruchtbaren Bodens erfreut, wird vortreffliches Obſt gebaut.

Die Waal, welche eine bedeutende Krümmung bildet, indem ſie ſich nach Weſten wendet, vereinigt ſich bei dem Fort St. Andries mit der Maas. Dieſes Fort ſoll im Jahre 1599 von einem Kardinal Andreas von Oeſterreich angelegt worden ſein. Bald ſcheiden ſich die beiden Flüſſe jedoch wieder und bilden das Bommelerwaard, an deſſen weſtlichem Ende ſie ſich wieder vereinigen, um ſich nun nicht mehr zu trennen. Bommel, die Hauptſtadt der Inſel, hat ungefähr 3000 Einwohner und eine Kirche mit einem ſehr ſchönen großen Thurme. Ein und eine halbe Stunde davon, den Fluß hinab, liegt das berühmte Schloß Loeveſtein, welches in der Geſchichte Hollands keine unbedeutende Rolle ſpielt und bereits von uns als Gefängniß des berühmten Hugo Grotius genannt wurde. Schon früher, im Jahre 1570, hatte der Patriot Herrmann de Ruiter ihm durch ſeine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Spanier ein bleibendes Andenken geſichert. In der Nähe von Loeveſtein und ihm gegenüber liegt das Städtchen Woudrichen, das ehemals eine Feſte war und im Lande Workum genannt wird. Hier verbinden ſich die Maaß und Waal wieder an der Grenze des Geldernlandes und werden von nun an bis nach Rotterdam die Merve genannt. Man gelangt nun,nach Gorinchem, auch Gorkum genannt, einem blühenden Städtchen mit faſt 6000 Einwohnern in der Provinz Südholland, welches lebhaften Handel treibt und mehrere bedeutende Thonpfeifenfabriken beſitzt. Es liegt an dem

Flüßchen Linge, das hier in die Merve fällt und die Stadt in zwei Theile theilt, 1809 aber ſie faſt durch Ueberſchwemmung zerſtört hätte. Nach der Geldernſchen Seite iſt ſie befeſtigt und nach der holländiſchen zu kann ſie unter Waſſer geſetzt werden. Gorkum gehörte früher dem Geſchlechte derer van Arkel, nach welchen auch das ganze umliegende Land ſeinen Namen führt, und wurde erſt im funfzehnten Jahrhundert der Grafſchaft Holland einverleibt. Von dem Thurme der großen reformirten Kirche herab hat man eine ſehr ſchöne und weite Ausſicht, welche 21 Städte umfaßt. Mehr nach Norden liegen die Städtchen Buren und Kuilenburg, welches letztere wieder zu Geldern gehört, 4000 Einwohner, bedeutende Seidenfabriken, eine ſchöne katholiſche Kirche und ein Jeſuiter-Collegium hat. Weſtlich, am Fluſſe Lingen, liegt Leerdam oder Lederdamm, deſſen Umgebungen im Mittelalter einen eigenthümlichen Ruf hatten, wegen des Schloſſes Leede, deſſen Beſitzer der Gegenſtand ſchrecklicher Sagen iſt und welcher mit den Geiſtern der Unterwelt ein Bündniß geſchloſſen haben ſollte. In der Nähe findet ſich das Städtchen Vianen am Leck, einſt das Eigenthum der Herren van Brederode. Es gehört zu Südholland und hat 1800 Einwohner. Früher war es ziemlich gut befeſtigt. Dicht dabei liegt das Luſtſchloß Amalienſtein, weiter nach Weſten am Leck iſt Schoonhoven, früher ein feſtes Schloß, das während der Bürgerkriege 1425 auf das Tapferſte durch Albrecht Beuling vertheidigt wurde. Ehemals war hier eine bedeutende Lachsfiſcherei, welche jedoch in den letztern Jahren faſt ganz aufgehört hat. In der Kirche befindet ſich das Grabmal des Olivier van Noort, des erſten Holländers, welcher die Reiſe um die Welt machte. Auf der andern Seite des Leck kommt man nach der Halbinſel Alblaſſerwaard zwiſchen dem Leck und der Merve. Auf derſelben liegt das große Dorf Alblaſſerdamm, mit 1350 Einwohnern. Papendrecht, Dortrecht gegenüber, hat ebenfalls eine Bevölkerung von 1300 Einwohnern, und wenn man Sliedrecht, Gießendam und Hardinveld dazu nimmt, ſo durchreiſt man einen Raum von 3 Stunden, der faſt ohne Unterbrechung von den Wohnungen fleißiger Menſchen bedeckt iſt, die zum größten Theil ihren Lebensunterhalt durch das Flechten von Rohrſtühlen verdienen. Das dazu nöthige Rohr ſchneiden ſie in dem naheliegenden See Bizsboſch, der jetzt faſt ganz trocken gelegt iſt. Außerdem wird in dieſer Gegend Hanf, Flachs und Krapp gebaut.

Wir wenden uns jetzt zuerſt der Geldernſchen Yſſel zu; ſie tritt bei Weſtervoord aus dem Rhein heraus und bildet von da nach Doesburg den Kanal, welchen der römiſche Feldherr Druſus graben ließ, um die Waſſer des Rheins abzuleiten; dann verbindet ſie ſich mit der oberen Yſſel, bildet bald darauf einen beträchtlichen Strom, fließt bei Doesburg, Zütphen und Deventer vorbei und ergießt ſich in den Zuiderzee. Die Stadt Doesburg leitet ihren Namen von ihrem Gründer Druſus ab, iſt eine Feſtung an der alten und neuen Yſſel und hat 2600 Einwohner, welche Tabaksbau treiben. Etwas mehr nach Süden ſieht man Heerenberg, das auf einer Anhöhe liegt, und noch weiter den Berg Elten, der die Preußiſche Grenze bildet und eine ſehr ſchöne Ausſicht nach Arnhem, Nimwegen und Cleve gewährt. Nach Oſten und der deutſchen Grenze zu findet man die Dörfer Aalten und Winterswyk, von denen das erſtere eine Bevölkerung von 5000, das letztere von 6550 Einwohnern hat. Grol oder Groenlo, das gleichfalls in der Nähe liegt, war früher eine Feſtung und erfuhr vielen Wechſel des Kriegsglücks. Sehr merkwürdig war die Belagerung, die dieſer ſtarke Platz um 1627 durch Prinz Friedrich Heinrich von Oranien zu erdulden hatte. Er war durch Spinola ſehr ſtark verſchanzt worden, und es hielt ſchwer, der Beſatzung die Zufuhr gänzlich abzuſchneiden. Es mußten nun Minen gegraben werden, um die Bollwerke zu ſprengen. Bei dieſer Gelegenheit verlor der Herr van Leck, der älteſte natürliche Sohn des Prinzen Moritz, das Leben. Endlich ergab ſich die Mannſchaft, da ſie keine Hoffnung auf Entſatz hatte, und der Prinz zog nun als Sieger ein. Die glückliche Eroberung ward von Grotius in lateiniſcher Proſa erzählt und von Vondel in holländiſchen Verſen gefeiert. In der Nähe der ſchönen waldigen Anhöhe von Lochem liegt die Domaine Wildenburg, der Wohnort des holländiſchen Dichters Staringh.

Zütphen, an der Yſſel, iſt eine der älteſten Städte der Niederlande; ſie gehörte ehemals zur Diöceſe Münſter, kam aber 1560 unter das Bisthum Deventer. Ihre ſehr alte Hauptkirche iſt der heiligen Walpurgis gewidmet und hat einen hohen Thurm, welchen der Blitz 1446 und 1606 ſtark beſchädigte, der aber 1638 auf ausgezeichnete Weiſe wieder hergeſtellt wurde. Ehemals beſtand in Zütphen ein Domcapitel, welches Otto von Naſſau, erſter Graf von Geldern, der dort auch mit ſeiner Gattin Sophie, der Tochter des letzten Grafen von Zütphen, begraben liegt, geſtiftet haben ſoll. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ſind das Rathhaus, die Deputirtenkammer und der alte gräfliche Palaſt vorzüglich beachtungswerth. Zütphen hatte ſich ſchon ſehr früh gegen Spanien erhoben und ward in Folge deſſen von Frederico de Toledo, dem Sohne des Herzogs von Alba, im Jahre 1572, durch Sturm erobert. Der Sieger ließ einen großen Theil der Bürger aufhängen und die übrigen in die Yſſel werfen. Dieſe grauſame Behandlung ſetzte alle übrigen Städte Gelderns und Ober-Yſſels in Schrecken; ſo daß ſie raſch ihre Thore wieder den Spaniern öffneten. Zwar kam Zütphen wieder in die Hände der Oraniſchen Partei, aber die Spanier bemächtigten ſich der Stadt von Neuem im Jahre 1583, und behandelten ſie faſt eben ſo grauſam wie das vorige Mal. Der Prinz von Parma ließ eine zahlreiche Beſatzung hineinlegen und mehrere Forts aufführen, wodurch es ſehr befeſtigt wurde, ſo daß die Oraniſche Partei es zwei Mal, 1584 und 1586, vergeblich belagerte. Erſt im Jahre 1591 gelang es dem Prinzen Moritz von Naſſau, theils durch Liſt, theils durch Gewalt, ſich Zütphens wieder zu bemächtigen; 1672 bemeiſterte ſich Philipp von Orleans in wenigen Tagen der Stadt; 1674 mußten die Franzoſen ſie jedoch wieder verlaſſen. Bei ihrem Abzuge ſchleiften ſie die Feſtungswerke, welche aus neun Baſtionen beſtanden; es wurden dieſelben aber ſpäter wieder hergeſtellt. Zütphen gehörte ehemals zur Hanſa. Sein Handel hat indeß ſehr gelitten und es beſitzt nur noch einige Manufakturen an der Berkel, einem Flüßchen, welches die Stadt in zwei Hälften theilt. Gegenwärtig hat Zütphen mehr als 8000 Einwohner, ein Gymnaſium und eine phyſikaliſche Geſellſchaft. Die Umgegend iſt hübſch; über die Yſſel führt eine Schiffsbrücke. Ein und eine halbe Stunde weiter nördlich, da, wo das Flüßchen Schipbeek in die Yſſel fällt, liegt Deventer, die Grenzſtadt der Provinz Ober-Yſſel mit 11,000 Einwohnern, einem Gymnaſium, einer Eiſengießerei und Strumpffabriken. Dieſe Stadt iſt ebenfalls ſehr alt und ſchon 995 verlieh ihr Otto III. große Privilegien; ſpäter trat ſie mit Zwoll und Campen zur Hanſa. 1549 erhob ſie Papſt Paul IV. zu einem Bisthume, welches 1591 nach der Eroberung durch den Prinzen von Naſſau wieder aufgehoben wurde; 1672 bemächtigte ſich der Biſchof von Münſter ihrer, dem ſie die Franzoſen aber wieder abnahmen; 1813 ließ Napoleon ſie befeſtigen, um ſich derſelben als ein Bollwerk gegen Deutſchland zu bedienen, ſie mußte demzufolge eine harte Belagerung von den Alliirten während dieſes und des folgenden Jahres ausſtehen, ehe ſie ſich durch Capitulation ergab, und erlitt dadurch beträchtlichen Schaden, vorzüglich wurde ihr herrlicher Spaziergang De Worp gänzlich zerſtört. Deventer treibt nicht unbeträchtlichen Handel, beſonders mit Pfefferkuchen, welche weit und breit verſchickt werden. Auch findet ſich dort eine Teppichfabrik, nach perſiſcher Art, die gute Geſchäfte macht. Die beiden reformirten Kirchen ſind hübſch gebaut, und die eine derſelben hat ein ſehr ſchönes Glockenſpiel. Deventer iſt außerdem berühmt in der Gelehrtenrepublik, durch die religiöſe Geſellſchaft, welche Gerhard Groot oder Gerardus Magnus im Mittelalter dort ſtiftete, um das öffentliche Erziehungsweſen daſelbſt zu verbeſſern. Es war ferner die Vaterſtadt von Alexander Hegius, dem Lehrer des Erasmus, von dem Geographen Jacob van Deventer, von Gilbert Cuper, Jacob Gronovius und anderen bedeutenden Männern mehr. Auf dem Rathhauſe findet ſich ein vortreffliches, 1667 von van der Burgh verfertigtes Gemälde, welches den damaligen Magiſtrat, nach dem Leben gemalt, darſtellt, ſowie in einem anderen Saale die Bilder der vier Evangeliſten von Heinrich van der Burgh.

Nördlich von Deventer liegt Zwoll, die Hauptſtadt der Provinz Oberyſſel, höchſt anmuthig an dem Flüßchen Zwarte Water. Sie iſt ihrer Reinlichkeit wegen in ganz Holland berühmt. Zwoll iſt ebenfalls eine alte Stadt und gehörte früher, wie ſchon bemerkt wurde, zum Hanſabunde. Im Jahre 1233 erhob ſie Willibrand von Oldenburg, 35ſter Biſchof von Utrecht, zum Range einer Stadt und umgab ſie mit Mauern. 1580 riefen die Katholiken in derſelben die Bauern aus der Umgegend zu Hülfe, um ſich gegen die Proteſtanten ſicher zu ſtellen. Dieſe thaten ein Gleiches und es gelang ihnen, die Katholiken aus der Stadt zu vertreiben und den katholiſchen Gottesdienſt gänzlich zu unterdrücken; doch zerſtörten ſie in ihrem Fanatismus auch alle Heiligenbilder und Altäre in den Kirchen. Zwoll iſt eine Feſtung von 15,000 Einwohnern, Reſidenz des Gouverneurs und hat ein Gymnaſium, ein Zuchthaus, Seilerbahnen, Gerbereien, Wachsbleichen und eine Salzſiederei. Der Handel iſt ziemlich beträchtlich und wird durch den Wilhelmskanal, der die Yſſel mit dem ſchwarzen Waſſer verbindet, ſowie durch zahlreiche Chauſſeen ſehr befördert. Unter den Gebäuden iſt vorzüglich die Hauptkirche durch ihre Orgel und ihre Kanzel berühmt. Sie hatte früher einen der höchſten Thürme des ganzen Landes; dieſer wurde jedoch vier Mal vom Blitz getroffen und ſtürzte, obwohl immer wieder hergeſtellt, endlich 1682 ein. Auf der lateiniſchen Schule, welche ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert berühmt war, machte der nachherige Papſt Hadrian IV. ſeine erſten Studien.

Zwoll iſt der Geburtsort des berühmten Malers van der Burgh. Auch war Thomas a Kempis, dem das gefeierte Buch de imitatione Christi zugeſchrieben wird, Prior des dortigen Bergkloſters der heiligen Agnes und ſtarb daſelbſt 1491 im Ruf der Heiligkeit. Zu Anfang des Jahres 1718 wurde nach Zwoll ein wildes Mädchen von ungefähr 18 Jahren gebracht, welches man in den Wäldern der Herrſchaft Cranenburg gefunden hatte. Es war ganz nackt, trug nur einen Gürtel von Stroh, hatte ein ſanftes, ruhiges Weſen, ſprach ein Kauderwelſch, das Niemand verſtand und nahm keine andere Nahrung zu ſich als Kräuter, Wurzeln und Baumblätter. Die in der Nähe arbeitenden Bauern hatten es ſchon ſeit längerer Zeit bemerkt, aber es war ihnen unmöglich geweſen, es zu fangen, weil es ſo geſchwind lief, daß ſie es nicht einzuholen vermochten. Nun beſchloß man, ſich ſeiner lebend zu verſichern, ſpannte Netze auf an den Orten, wo es ſich gewöhnlich einfand, und ſtellte Milch hin, um es anzulocken. Dies gelang, und man brachte es nun nach Zwoll, wo ſich die Obrigkeit ſeiner annahm. Bald darauf fand es ſich, daß eine Frau aus Antwerpen um 1702 ihre kleine Tochter verloren hatte, welche allen Anzeichen nach Eine und Dieſelbe mit dieſer Wilden war. Sie kam nun nach Zwoll, erkannte das junge Mädchen als ihr Kind an, und ließ es darauf, da es der Magiſtrat ihr auslieferte, überall für Geld ſehen.

Seit Belgien von Holland getrennt wurde, hat die Provinz Overyſſel, ſowohl in Hinſicht auf die Bevölkerung, wie auf die Induſtrie ſehr gewonnen. Die kleinen Städte und Dörfer im Innern, wie Oldenzaal, Gramsbergen, Goor, Haſſelt, ſowie die entfernteren, Almelo, Enſchede, Kamper und Vollenhoven, in der Nähe des Meeres, ſind reich an Fabriken und Manufakturen, deren Erzeugniſſe ſogar bis nach Japan gehen. Die Stadt Brieſeveen treibt ſogar einen bedeutenden Handel mit Rußland. In Ommen iſt ein großes allgemeines Arbeitshaus für Bettler und in den Colonien Frederiksoord, Wilhelminasoord und Veenhuizen im nordweſtlichen Theile dieſer Provinz iſt den Armen ein vortrefflicher Zufluchtsort eröffnet, wo ſie durch Urbarmachung großer, öde liegender Strecken Landes ſich auf eine eben ſo ſegensreiche als thätige Weiſe verdienen können, was ſie zum Leben brauchen. General van der Boſch entwarf zuerſt den Plan zu demſelben und Prinz Friedrich der Niederlande rief ihn durch ſeine großmüthige Theilnahme in das Leben.

Die drei nordöſtlichen Provinzen von Holland ſind Friesland, Drenthe und Gröningen. Obwohl der uns vergönnte Raum große Beſchränkung erfordert, ſo iſt Friesland doch zu merkwürdig und eigenthümlich, als daß wir nicht mit einiger Ausführlichkeit bei dem Charakter und der Geſchichte der Bewohner dieſer Provinz verweilen ſollten. Die Frieſen waren ein alter germaniſcher Volksſtamm, welcher zwiſchen dem Rhein und der Ems ſeinen Sitz hatte, und ſich ſchon in den vorchriſtlichen Zeiten durch ſeine Tapferkeit und ſeine Liebe zur Freiheit auszeichnete. Dieſem Charakter blieben ſie auch ſpäter getreu, und obwohl die Grafen von Holland und die Biſchöfe von Utrecht wiederholt verſuchten ſie zu unterjochen, ſo gelang es denſelben doch nie. Sie waren das einzige Volk in Europa, das während der Herrſchaft der deutſchen Kaiſer ſich vom Lehnsweſen frei zu erhalten wußte. Kaiſer Siegmund gab ihnen im Jahr 1419 eine Conſtitution, durch welche er alle ihre Privilegien und Freiheiten beſtätigte und den Grafen von Holland insbeſondere, ſowie allen andern Fürſten verbot, das Geringſte gegen ſie zu unternehmen. Die Kaiſer hatten die Gewohnheit, mitunter Statthalter, unter dem Namen Poteſtaten, nach Friesland zu ſenden. Sie wollten mit der Zeit ein Recht daraus machen, aber die Frieſen widerſetzten ſich dem offenbar, und erſt 1498 gelang es Albrecht von Sachſen, welchen Kaiſer Maximilian dorthin geſandt hatte, ſie theils durch Liſt, theils durch Gewalt allmählig zu beherrſchen. Nach deſſen, 1500 erfolgtem Tode empörten ſie ſich jedoch gegen ſeinen Sohn Georg, und ſtellten ſich unter den Schutz der Herzöge von Geldern. Georg von Sachſen trat 1515 alle ſeine Rechte an Karl von Oeſterreich, den nachherigen Kaiſer Karl V. ab und die Frieſen unterwarfen ſich dieſem auf gewiſſe Bedingungen; da jedoch Karls Nachfolger, Philipp II., ſie durch ſeine Statthalter zu ſehr bedrückte, ſo ſchüttelten ſie 1576 ſein Joch ab, verbannten den katholiſchen Gottesdienſt aus ihrem Lande, änderten 1579 die Regierung und verbündeten ſich mit den übrigen Staaten der Niederlande. Später erkannten ſie den Herzog von Anjou als ihren Fürſten an. Da aber dieſer nach Frankreich zurückging und bald darauf ſtarb, ſo erwählten ſie den Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau zu ihrem Erbſtatthalter. Nach Napoleons Sturz wurde ihr Land eine Provinz des Königreichs der Niederlande.

Die Frieſen haben ihre eigene Tracht, Sprache, Sitten und Gewohnheiten bis auf die neueſte Zeit unverändert bewahrt. Sie zeichnen ſich als vortreffliche Ackerbauer und Viehzüchter und als thätige Kaufleute aus und haben ſich auch zu allen Zeiten in den

Wiſſenſchaften, beſonders in der Jurisprudenz und Mathematik, hervorgethan. Ein Gleiches kann man vorzüglich von den benachbarten Provinzen Drenthe und Gröningen rühmen. Auch ſind deren Einwohner, wie die Frieſen, meiſt wohlhabend. Man findet wenig bedeutende Waldungen daſelbſt, denn die Heftigkeit der dort herrſchenden Nord-Oſtwinde hindert den Wuchs der Bäume zu ſehr. Das Land iſt dagegen reich an herrlichen Wieſen, die mit zahlreichen Heerden bedeckt ſind, und an Kornfeldern, beſonders nach der nordweſtlichen Grenze zu, wo der Boden dem Meere mühſam abgewonnen wurde. Die ſchönſte und maleriſcheſte Gegend von Friesland iſt das Gaaſterland im Südweſten der Provinz, die magerſte dagegen der Diſtrict, welcher an das Meer ſtößt und in dem ſich das Städtchen Staveren, einſt die Reſidenz der frieſiſchen Könige und eine bedeutende Handelsſtadt, jetzt nur ein kleiner Ort mit 11,000 Einwohnern, befindet. In dem Städtchen Hinloopen oder Hindeloopen herrſchen noch eine ganz eigenthümliche Sprache und beſondere Tracht und Sitten vor, welche ſich von denen der übrigen Bewohner der Provinz bedeutend unterſcheiden. Ein Gleiches findet in dem Dorfe Molkwerum ſtatt. Hindeloopen iſt ſehr alt und ſoll ſeinen Namen von einem Thiergarten haben, in welchem die alten frieſiſchen Könige Hirſche und Rehe jagten. Es ward 1255 zum Range einer Stadt erhoben und führt im Wappen eine laufende Hindin. Auch hat die Hauptkirche folgende darauf bezügliche Inſchrift, die ein eben nicht geiſtreiches Wortſpiel iſt:

Des Heeren woord
Met aandacht hoort;
Komt daartoe met hopen
Als Hinden loopen.

was auf deutſch heißt:

Des Herren Wort
Mit Andacht hört,
Kommt dazu in Haufen
Wie Hinden gelaufen. (Oder auch wie Einwohner von Hindeloopen.)

Im Jahre 1368 ertheilte der König von Schweden der Stadt beſondere Vorrechte und ihr Handel blühte dadurch ſo auf, daß ſie ſich dem Hanſeatiſchen Bunde anſchloß; ſpäter gerieth ſie jedoch wieder in Verfall und iſt mit der Zeit ganz unbedeutend geworden, ſo daß ſie jetzt nichts Merkwürdiges darbietet, als die Sprache und Bekleidung ihrer Bewohner. Beſonders eigenthümlich iſt die Tracht der Frauen; dieſe theilen ihr Haar in mehrere Flechten, welche ſie oben auf dem Kopfe, wie eine Art von Wulſt, zuſammenbinden; darüber ſetzen ſie eine Mütze, die vorn wie das Vordertheil einer Biſchofsmütze ausſieht, mit rothem Tuche gefüttert iſt und über die ſie ein Tuch binden. Um die ganze Mütze wird nun ein anderes geſtreiftes Tuch zum Schutz gegen die Sonne befeſtigt, deſſen zwei Enden hinten wie eine Fahne, die in zwei Spitzen ausläuft, herabhängen. Der Kragen des Hemdes iſt mit ſchwarzer Seide geſäumt und von dieſem geht ein anderer Kragen bis an die Bruſt, wie ein undurchdringlicher Harniſch, hinunter; die Aermel des Leibchens ſind mit Sammet beſetzt und zum Theil wieder mit geſtickten Halbärmeln bedeckt, um ſie vor dem Schmutzigwerden zu bewahren. Ueber dieſes Leibchen tragen ſie ein Mieder ohne Aermel, das vorn mit bunten Bändern zugeſchnürt wird. Den untern Theil der Bekleidung bildet ein Rock von ſchwarzem Tuche, ringsum mit Sammet beſetzt und eine Schürze von blauer oder geſtreifter Leinwand. So gehen die verheiratheten Frauen an Feſttagen. Die Jungfrauen unterſcheiden ſich dagegen durch einen ähnlichen, aber oben platten Kopfputz und eine lange Jacke von blumigem Kattun, unten mit Poſamentirarbeiten geſchmückt. Die Tracht ſoll ſchon im fünften Jahrhundert Sitte geweſen ſein; jedenfalls iſt ſie ſehr alt und findet ſich ganz ſo bei den Bewohnerinnen der Inſel Amack bei Kopenhagen wieder.

Die Häuſer in Hindeloopen ſind ſich ebenfalls ganz gleich; ſie haben kleine in Blei gefaßte Fenſter; die Halbthür wird nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet. Jede Wohnung zerfällt in zwei Theile, welche oft ſogar durch die Straße getrennt ſind. In dem einen, dem eigentlichen Hauſe, wohnt die Familie während des Winters, der andere kleinere dagegen iſt nur für den Sommeraufenthalt beſtimmt. Dieſelbe Einförmigkeit herrſcht im Innern, ſo daß, wenn man eine Wohnung geſehen hat, man alle kennt, und die der Reicheren unterſcheiden ſich nur durch ſchöneres Hausgeräth. Die Wände und Fußböden ſind mit Fayencekacheln belegt, wodurch die Zimmer im Sommer ſehr kühl, im Winter aber ſehr kalt werden. Die Betten befinden ſich in Wandſchränken und zwar in einer ſolchen Höhe, daß man ſie nur vermittelſt einer Leiter erreichen kann. Unter den Einwohnern herrſcht eine große Sittlichkeit. Auch ſind ſie unter ſich ſehr geſellig, gegen Fremde jedoch zurückhaltend. Hochzeiten und Kindtaufen werden mit großer Pracht begangen; bei den letzteren ſowie bei dem Abendmahle müſſen Alle in ſchwarzen Kleidern erſcheinen und die Aelteſten tragen außerdem noch einen Mantel von ſchwarzem Tuch. Iſt Jemand geſtorben, ſo gehen Frauen in Trauerkleidern von Haus zu Haus und zeigen es an; ſie bedecken dabei Kopf und Geſicht mit ihrem ſchwarzen Rocke, den ſie hinten aufſchlagen. Dies Letztere geſchieht auch von den weiblichen Verwandten und je nach dem Grade der Verwandtſchaft wird das Geſicht mehr oder minder verhüllt. Am Begräbnißtage wird die Todtenglocke geläutet. Sobald dieſelbe ertönt, begeben ſich die Verwandten und Freunde nach dem Sterbehauſe und ſetzen ſich ſchweigend um die Leiche herum, die im Wintergemache aufgeſtellt iſt. Sobald die Glocke aufhört, gehen ſie wieder fort. Während der Nacht halten zwei Frauen Wache bei dem Todten; die Lichter, die dabei brennen, dürfen nicht geputzt werden bis zum folgenden Tage. Sobald die Leiche zu Grabe getragen wird, geben ihr Männer wie Frauen das Geleite; zuerſt die Verwandten nach dem Grade der Verwandtſchaft, dann der Magiſtrat und die Geiſtlichen, darauf die Freunde. Sie gehen nicht paarweiſe, ſondern in Haufen; zehn Minuten nachher ſetzen ſich die Frauen, in ihre ſchwarzen Röcke gehüllt, ebenfalls in Bewegung und ſchließen ſich dem Zuge an.

Die Frieſländerinnen, und ganz beſonders die Einwohnerinnen von Hindeloopen, üben die Kunſt des Schlittſchuhlaufens mit ebenſoviel Leidenſchaft als Gewandtheit und Anmuth aus.

Das Dorf Molkwerum iſt nicht minder eigenthümlich als die Stadt Hindeloopen. Man gelangt nur durch einen ſehr engen Eingang in daſſelbe und kaum hat man dieſen durchſchritten, ſo kommt man in ein Labyrinth von Baumſtämmen und Erdhügeln, aus dem man ſich ohne fremde Hülfe nicht herausfindet; dann gewahrt man einen Landſee mit einer Gruppe von ſieben Inſelchen, Polls genannt, auf welchen die Häuſer ſich befinden. Sie führen eigenthümliche Beinamen, wie z. B. der Hundepoll, der Katzenpoll u. ſ. w. Auf dem mittlern Poll, der Kirchenpoll genannt, liegt die Kirche. Das ganze Dorf bildet ein ſolches Durcheinander, daß es ſogar ſprüchwörtlich in Friesland gebraucht wird, um eine verwickelte Sache zu bezeichnen.

Wir geben hier ſchließlich zwei Proben des Dialects.

Dialect von Hindeloopen.

Wy habbe [illegible] ien skyp o [illegible], weer yn wier [illegible], de [illegible] wa [illegible]. It wier [illegible]. Wy [illegible] op in [illegible]. [illegible] wier goed. [illegible] sinne' schyne klear op it Wetter, dogs 'er kim nou in dan ien schaer heyl in regn. Disse mannen nood jene uns yn it schyp in tractjerden uns wol.

Das Vaterunſer im Dialect von Molkwerum.

Uis Vaer, dy tiy ynne Hymmelen blave, Jys noamme woarde heylige. Jys kenningryk komme. Jys wille geschiede, lyken as ynne Hymmelen aeck oppe Verde. Uis dagelykse brae jou uis joe, in foarjoe uis uis Schiulden, lyken as wy foarjoere uis Schiuldnere, in bring uis naet yn vaersicking, mar befrye uis foar de quaee, Want jis ist kenningryk, in de Kraft, in de heerelykheid yn ienwigheid. Amen.

Das Erſtere heißt auf deutſch: „Wir haben ein Schiff auf der See geſehen, in welchem zehn Mann waren. Einer von ihnen hatte eine große rothe Naſe. Es war unter vollen Segeln; wir ſahen es auf und nieder. Der Wind war gut. Die Sonne ſchien klar auf das Waſſer, doch kam dann und wann ein Schauer Hagel und Regen. Dieſe Leute nöthigten uns in das Schiff und behandelten uns gut."

Weit blühender als Hindeloopen iſt die Stadt **Harlingen**; ſie hat 8000 Einwohner, mehrere Arſenäle und treibt beträchtlichen Handel mit Holz, Leinwand und Butter, vorzüglich nach England. Nicht weit von der Stadt ward dem Statthalter **Robles** ein eignes Denkmal geſetzt, das eben keinen Begriff von dem Geſchmack der Friesländer giebt, aber dem Manne, dem es gewidmet ward, die größte Ehre macht. Nach den furchtbaren Ueberſchwemmungen von 1570 und 1572 zwang Robles die Landbewohner, zur Rettung des Landes an den Dämmen zu arbeiten und ſie auf ihre Koſten herzuſtellen. Dieſe widerſetzten ſich und reichten eine Klagſchrift nach der andern ein. Robles nahm ſie alle, als er gerade vor einer Stelle ſtand, wo das Waſſer wieder durchgebrochen war, warf ſie in die Fluth und ſagte in ſchlechtem Flämiſch: „Da ſind die Bittſchriften, können ſie das Meer aufhalten, gut, wo nicht, ſo müſſen die Bauern es thun." Trotz der drohenden Gefahr widerſetzte man ſich doch noch ſeinen Maaßregeln; da ließ er aber einige Galgen aufrichten und die Widerſpänſtigen daran hängen. Nun hörten die Meutereien auf und binnen drei Monaten waren alle Deiche im ganzen Lande wieder hergeſtellt. Ein ähnliches Monument findet ſich in der Nähe von Stoveren, zu gleichem Zwecke errichtet.

Franecker iſt von Harlingen zwei Stunden entfernt. Der Weg führt durch Midlum, ein großes Fabrikdorf, wo früher unter freiem Himmel Gericht gehalten wurde. Franecker iſt eine Stadt von 5400 Einwohnern und war früher der Sitz einer berühmten Univerſität, an welcher Männer, wie Coccejus, Vitringa, Venema, Wiſſenbach, Huber, Heineccius, Metius und Camper lehrten. Sie ward 1816 aufgehoben und es iſt jetzt nur noch ein Athenaeum dort. Leeuwaarden, die Hauptſtadt der Provinz, durch einen Kanal mit den andern Hauptſtädten verbunden, iſt der Sitz des Gouverneurs und eines Handelsgerichtes, hat mehr als 18,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel. Sie iſt in der neueſten Zeit in architectoniſcher Hinſicht ſehr verſchönert worden und hat mehrere merkwürdige Gebäude. Berühmt iſt der große Pferdemarkt, welcher jährlich daſelbſt ſtattfindet und ſich durch Wettrennen auszeichnet, die der Magiſtrat veranſtaltet. Ein noch merkwürdigeres Wettlaufen wurde daſelbſt am 2. Februar 1806 ausgeführt. Es nahmen nur Frauen, 130 an der Zahl und zwar auf Schlittſchuhen, daran Theil; je zwei und zwei liefen mit einander und diejenige, welche zuletzt an das Ziel gelangt war, trat ab. Im 7. Wettlaufe waren nur noch die beiden Siegerinnen übrig, von denen die erſtere 20, die andere 16 Jahre alt war. Die erſtere trug den Preis davon, der in einem goldenen Kopfſchmuck beſtand, die zweite erhielt als Acceſſit ein Korallenhalsband mit einem goldenen Schloß. Jene legte 39½ rheiniſche Ruthen bei Seitenwind in 13 Secunden zurück.

Vier Stunden von Leeuwaarden und eine Stunde von der See liegt Dockum, eine der älteſten Städte Frieslands mit 3600 Einwohnern und die Vaterſtadt des berühmten Mathematikers Gemma Friſius, des Juriſten Aitzema, des Dichters Kamphuiſen, des Anatomen Snip und anderer bedeutender Männer mehr. In der Nähe von Dockum befindet ſich eine Quelle, welche aus den Wunden des heiligen Bonifacius entſprungen ſein ſoll, nachdem ihn die Frieſen erſchlagen hatten. Bolswaard iſt ebenfalls ein ſehr altes Städtchen und wurde zu Anfang des 9. Jahrhunderts gegründet. In Sneck, an einem Kanale, wird der ſtärkſte Butterhandel in der ganzen Provinz getrieben. Die Stadt liegt zum Theil in einem Landſee, dem Sneckermeer, und hat 7000 Einwohner, von denen ſich ein großer Theil mit der Verfertigung hölzerner Uhren beſchäftigt. Heerenveen iſt der Hauptort des Diſtrictes Zevenwoelden, hat mehrere ſchöne Gebäude, 12,000 Einwohner, war ehemals der Sommeraufenthalt der Statthalter von Friesland und beſitzt bedeutende Torfgräbereien.

Oeſtlich von Friesland und dem alten Lauwerſee liegt die Provinz Gröningen, die nordöſtlichſte des ganzen Landes. Die Hauptſtadt gleichen Namens iſt ſehr alt und nach der Behauptung Einiger die civitas Juhonum des Tacitus, nach der Meinung Anderer die Feſte, welche Corbulo habe errichten laſſen, um die Frieſen leichter im Zügel halten zu können; Beſtimmtes läßt ſich jedoch nicht darüber ermitteln. Ausgemacht iſt es dagegen, daß es im eilften Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung ſchon eine beträchtliche Stadt war und dem Biſchof von Utrecht mannhaft Widerſtand leiſtete. Auch ſtritt ſich dieſer mit dem Grafen von Holland um den Beſitz und der Streit konnte nur durch den deutſchen Kaiſer beigelegt werden. Gröningen wurde mit der Zeit ſo reich und ſo mächtig, daß es den Verſuch machte, ſeine Herrſchaft über Friesland auszudehnen. Albrecht von Sachſen belagerte es demzufolge und es ſtellte ſich nun unter den Schutz Friedrichs von Baden, Biſchof von Utrecht. Endlich, nach langem Kampfe, ergab es ſich 1536 Karl V. und ging ſpäter auf die holländiſche Seite über. Es iſt eine ſchön gebaute, günſtig gelegene Stadt. Durch drei Kanäle iſt es mit dem Dollart und mit Friesland verbunden, hat nahe an 30,000 Einwohner, eine Univerſität, ein ſehr berühmtes Taubſtummen-Inſtitut, mehrere Academien und gelehrte Geſellſchaften und viele Fabriken. Der Marktplatz gilt für einen der ſchönſten Plätze in den Niederlanden; die ganze eine Seite deſſelben nimmt das ſtattliche, im griechiſchen Geſchmack gebaute Rathhaus ein; nächſt ihm iſt die St. Martinskirche das bedeutendſte Gebäude; ſie hat eine vortreffliche Orgel und einen 333 Fuß hohen Thurm. Die Univerſität ward am 23. Auguſt 1614 geſtiftet und erhielt durch Lehrer, wie Ubbo Emmius, Barbeirac, Crouſaz, van der Mark, van Doeveren große Berühmtheit. Die zu derſelben gehörigen Anſtalten ſind ausgezeichnet. Nordöſtlich von Gröningen liegt Appingadam, wo jährlich ein großer Pferdemarkt ſtattfindet, und nicht ſehr entfernt davon die Feſtung Delfzyl, an der Mündung des Kanals von Fivel in die Ems. Es hatte früher einen ſo beträchtlichen Hafen, daß der Admiral de Ruiter 1665 nach dem Siege über die Engländer mit ſeiner ganzen Flotte und mit 30, dem Feinde abgenommenen Schiffen dort einlaufen konnte. Von hier gelangt man nach Winſchoten, einer Stadt mit 3400 Einwohnern, welche früher weit bedeutender und befeſtigt war. Ganz dicht dabei liegt das Dorf

Heyligerlee, wo die Patrioten 1568 den erſten Sieg über die Spanier davon trugen. Oeſtlich von der Stadt Gröningen finden ſich ebenfalls noch mehrere bedeutende Städte, wie z. B. Veendam mit 7000 Einwohnern und das alte und neue Pekel-Aa, in welchem große Jahrmärkte gehalten werden.

Südlich von Gröningen liegt die Provinz Drenthe, die am Wenigſten bevölkerte des ganzen Königreiches. Sie hat nur 55,000 Einwohner auf 51 □Meilen und war früher blos ein Schutzland der Niederlande. Der Boden iſt größtentheils Moor mit vielen Haideſtrichen und einigen guten Wieſen. Das Land wird, wie in Weſtphalen, durch Abbrennen des Haidekrautes urbar gemacht. Die Einwohner ſind ſämmtlich der reformirten Kirche zugethan; ſie treiben Bienenzucht und Woll- und Leineweberei. Die Hauptſtadt Aſſen zählt ungefähr 2000 Einwohner und zeichnet ſich weiter durch Nichts aus. In geringer Entfernung von derſelben findet man merkwürdige Ueberreſte aus dem celtiſchen Alterthum, Hunnebedden genannt; ſie beſtehen aus ungeheuren, aufrecht hingeſtellten Steinen, über welche andere, ebenſo große Steine quer hingelegt ſind, und haben große Aehnlichkeit mit dem alten Denkmale Stonehenge bei Salisbury, ſind jedoch kleiner als dieſes. Auch findet man außerdem noch viele alte Grabmäler daſelbſt. Ein ſolches ward 1809 zu Emmen unterſucht; es hatte 60 Fuß im Umfange und 10 Fuß Höhe, das Grab ſelbſt aber 15 Fuß Länge, 5 Fuß 8 Zoll Breite innerhalb der Wände und 3½ Fuß Tiefe. Es beſtand aus vierzehn großen Steinen, von denen vier an der Südſeite, vier an der Nordſeite, einer öſtlich und einer weſtlich angebracht waren, während die vier letzten als Deckel dienten. Nur die innere Seite dieſer Steine war etwas bearbeitet und die Zwiſchenräume mit kleinen Kieſeln ſorgfältig ausgefüllt. Das Grabmal zerfiel in zwei Abtheilungen, welche durch eine horizontale, aus kleinen Kieſeln zuſammengeſetzte und durch Mörtel verbundene Scheidewand getrennt waren. Die untere enthielt ein Thränenkrüglein von röthlicher Erde und mehrere an Größe und Geſtalt verſchiedene Urnen, unter denen zwei kleine aſchgraue befindlich waren. Man fand überhaupt in dieſen Grabmälern Urnen, Keraunien, welche verſteinerte Meerigel zu ſein ſchienen, Waffen, Armbänder, kleine Schiffe und andere Gefäße von Erz u. dergl. m. Sie werden auf dem Muſeum zu Amſterdam aufbewahrt. Die Steine, aus denen dieſe Grabmäler zuſammengeſetzt ſind, ſcheinen gemiſchter Granit zu ſein; man findet deren von ungeheurem Umfange, mitunter von 400 Cubikfuß.

Die großen Dörfer Smilde und Hoogeveen werden vorzüglich von Coloniſten bewohnt, welche ſich ihren Lebensunterhalt durch Torfgraben verdienen. Mitten in einem Sumpfe liegt Koeverden, dicht an der hannöverſchen Grenze, mit 2000 Einwohnern und ſehr guten Feſtungswerken, und im Süden die Stadt Meppel an der Aa mit beinahe 5000 Einwohnern, welche nicht unbedeutenden Handel treiben, einer lateiniſchen Schule, einer ſchönen Kirche und mehreren Fabriken. In der Nähe wird viel Flachs und Hopfen gebaut.

Wir kehren nach Nymwegen, das wir als einen Mittelpunkt dieſer Ausflüge betrachtet haben, zurück, und beſuchen nun von hier aus die letzte uns noch übrige Provinz der Niederlande, das nördliche Brabant, das am längſten zu Spanien hielt, endlich jedoch auch ſich den Patrioten unterwarf. Der Boden iſt eben, im Oſten Moor und Haide und dem von Drenthe gleichend. Der Kanal De Zuid-Willemsvaart theilt die Provinz in zwei Hälften. Die Hauptſtadt derſelben iſt Herzogenbuſch an der Dommel und Aa, welche hier zuſammenfließen und in die Maas münden. Sie hat ihren Namen von dem herzoglichen Walde, in welchem die alten Fürſten von Brabant ſich mit der Jagd zu erluſtigen pflegten. Ihren Urſprung verdankt ſie dem Herzog Heinrich von Brabant, welcher hier 1172 ein Luſtſchloß bauen ließ, deſſen Lage ſich ſo günſtig zeigte, daß der Herzog Gottfried eine Stadt daſelbſt gründete, die er 1183 mit Mauern umgab. Sie wurde bald ſo bedeutend, daß ſie ſich zu einer der erſten Städte des Herzogthums emporſchwang. 1559 erhob Papſt Paul IV. ſie zum Bisthum. Franciscus Sonnius war ihr erſter Biſchof. Dem Könige von Spanien und der katholiſchen Religion treu ergeben, und durch ihre Sümpfe ſehr beſchützt, widerſtand ſie ſo lange den Angriffen der Patrioten, bis ſie endlich 1629 von dem Prinzen Friedrich Heinrich von Naſſau Oranien erobert wurde. Die katholiſche Partei ward daſelbſt nun gänzlich unterdrückt und der Biſchof Michael Ophovius mußte ſich mit der geſammten Geiſtlichkeit entfernen. Sie durften nur ihr bewegliches Vermögen mitnehmen, ihre übrigen Beſitzungen wurden dagegen ſämmtlich vom Staate confiscirt; ſpäter erhielten jedoch die katholiſchen Einwohner wieder die Erlaubniß zu freier Religionsübung und es wurden ihnen eilf Gotteshäuſer zu dieſem Zwecke eingeräumt; auch einem katholiſchen Biſchofe iſt die Reſidenz dort verſtattet. Herzogenbuſch iſt ſehr regelmäßig in Geſtalt eines Dreiecks befeſtigt und außerdem durch mehrere Forts beſchützt. Es hat mehr als 15,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind vorzüglich hervorzuheben: das 1670 von van Campen erbaute Rathhaus in italieniſchem Geſchmacke, das unter Anderem mehrere ſchöne Gemälde von van Thulden, enthält. Noch bedeutender als dieſes iſt die St. Johanniskirche, welche während der Jahre 1280 — 1313 erbaut wurde. Sie hat einen ſehr ſchönen Chor und zwei vortreffliche Orgeln, ſowie mehrere ausgezeichnete Taufſteine und wird für die ſchönſte Kirche in den Niederlanden gehalten. Herzogenbuſch iſt der Sitz eines Gouverneurs und hat ein Handelsgericht, ein Gymnaſium, ein Arſenal, ein Zuchthaus und wichtige Leinwand-, Garn- und Hutfabriken, ſowie eine Seeſalz-Raffinerie. Südlich von Herzogenbuſch liegt Eindhoven an der Dommel, mit 2600 Einwohnern und ſehr bedeutenden Woll-, Baumwoll-, Leinwand-, Hut- und Lederfabriken und einer berühmten Feuerſpritzenfabrik. Helmond an dem ſchon genannten Kanale, mit 3000 Einwohnern, iſt ausgezeichnet durch ſeine Leinwandwebereien. Dirſchot, mit 5600 Einwohnern und einem beträchtlichen Schloſſe, war früher ſehr berühmt durch die Wunder, welche Margaretha van Walkeniſſe, die letzte Aebtiſſin des Kloſters der Carmeliterinnen, daſelbſt ausgeübt haben ſoll. Man erzählt, daß von ihrem Leichnam ein wohlriechendes Oel ausfloß, welches die hartnäckigſten Wunden heilte. Ooſterwyk iſt ein ſehr ſchönes Dorf in der Nähe, ſowie Vucht ein anderes dicht dabei liegendes Dorf, welches ebenfalls ſehr ſchöne Landhäuſer hat. Auf der Haide bei Vucht fand im Jahre 1600 das berühmte Duell ſtatt zwiſchen Gerhard Abrahams, genannt Leckerbeetje, von Herzogenbuſch mit 22 ſeiner Reiter und dem Marquis de Bréauté, einem franzöſiſchen Capitain, mit ebenſoviel Reitern. De Bréauté zeichnete ſich durch eine weiße und Abrahams durch eine rothe Feder aus. Ueber den Ausgang des Gefechtes giebt es zwei verſchiedene Berichte. Nach dem einen, welchen Audiguier im 20. Capitel ſeiner Schrift: De l'ancien Usage des Duels, chap. XX. mittheilt, tödtete Bréauté ſeinen Feind und deſſen Bruder und außerdem noch fünf von ſeines Gegners Reitern. Seine Freunde ließen ihn aber im Stich und nun nahmen ihn die übrig gebliebenen Holländer gefangen und brachten ihn nach Herzogenbuſch. Der Gouverneur Grobendonc, deſſen Lieutenant Abrahams war, erwartete dieſen vor dem Thore, um ihn als Sieger zu begrüßen. Als nun ſtatt deſſen der Franzoſe gebracht wurde und man ihm meldete, daß jener ſammt ſeinem Bruder gefallen ſei, rief er: „Warum habt ihr nicht dieſe umgebracht!“ Dies wurde ſogleich von den Holländern verfolgt und Bréauté und ſein Vetter grauſam niedergemetzelt. Nach der Erzählung der Holländer dagegen tödtete Abrahams 17 von ſeinen Gegnern und unterlag dann endlich ſelbſt mit ſeinem Bruder und dreien ſeiner Reiter. Die Leiche des franzöſiſchen Capitains, welcher eine zwanzigjährige Wittwe hinterließ, die in ein Kloſter ging, wurde nach Frankreich gebracht, nachdem man zu Dortrecht ein Portrait von ihr genommen hatte. Die irdiſchen Ueberreſte des wackeren Holländers dagegen ſetzte man in der Kloſterkirche zu Herzogenbuſch bei und ſchmückte das Grab mit folgender, jene Zeit ſehr bezeichnenden Inſchrift:

Vivite magnanimi juvenes, fortissima nostrae
Robora militiae, patriae vobisque perenne
Aeternum virtute decus. Victricia gentes
Arma stupent aliae, certamine viribus aequo,
Marte pari numero, palma sed dispare; Gallus
Hostis in hoste probat: volucres Victoria pennas
Exuit, Adversis sedes ut figat in oris,
Belgica terrarum, dum gloria circuit orbem.

deutſch:

Lebt in unſerem Andenken fort, Ihr großartigen Jünglinge, tapferen Stützen unſeres Heeres. Ihr habt Euch und Eurem Vaterlande durch Eure Tapferkeit einen ewigen Ruhm erworben. Die anderen Nationen werden mit Recht über den Sieg erſtaunen, den Eure Waffen krönte, denn Ihr kämpftet in einem gleichen Kampfe, mit gleicher Zahl, aber mit verſchiedenem Erfolg. Der franzöſiſche Feind ehrt die Tapferkeit ſeines Feindes. Der Sieg läßt ſeine raſchen Fittige ruhen, um ſeinen Sitz an den Atlantiſchen Ufern aufzuſchlagen, während der Ruhm der Niederlande über die ganze Erde zieht.

Zwiſchen Herzogenbuſch und Breda kommt man nach Tilburg, früher ein Dorf, das jetzt den Rang einer Stadt hat, wegen ſeines beträchtlichen Handels mit Wolle, Baumwollenzeugen u. ſ. w. Der Weg führt von hier durch eine Reihe von Dörfern, welche ſo dicht aneinander ſtoßen, daß man ſie als eine einzige Straße betrachtet und die Langeſtraat nennt, welche zur Baronie von Breda gehört. Breda an der Dintel iſt eine ſehr gut gebaute Stadt mit 9000 Einwohnern, beträchtlichen Feſtungswerken, Hut-, Tapeten- und Lederfabriken. Sie wurde 1252 zu dem Range einer Stadt erhoben, jedoch erſt 1534 von Heinrich von Naſſau, der auch 1567 das dortige Schloß erbaute, mit Mauern umgeben. Während des Bürgerkrieges confiscirte ſie der Herzog von Alba zum Beſten des Königs von Spanien, und legte eine ſtarke Beſatzung hinein, die jedoch 1577 den Ort wieder räumte, ſo daß die Patrioten ſich derſelben wieder bemächtigen konnten. 1581 eroberte indeſſen **Barlaimont** die Stadt von Neuem und die Spanier blieben nun Meiſter derſelben bis zum Jahre 1590, wo ſie durch folgende Liſt dem Prinzen von Oranien wieder in die Hände fiel. Einer ſeiner Hauptleute, Karl von Herangiere, führte den Plan mit Hülfe eines tapferen Kriegers, Lambert-Charles, glücklich aus. Sie gewannen nämlich einen Schiffer, Adriaan Jansſoon van Bergen, welcher das Caſtell zu Breda mit Torf und Brennholz verſah und mit beiderſeitigem Geleite hin und her fuhr. Herangiere erwählte nun 70 Soldaten aus verſchiedenen Fähnlein aus und verbarg ſich mit ihnen zu **Zevenbergen** in dem Schiffe, das in der Mitte ein hölzernes Behältniß hatte, welches ringsum mit Torf bedeckt war. Während der ſehr mühſeligen Fahrt, auf der ſie wegen Gegenwind ſogar zwei Tage ſtill liegen mußten, litten die Soldaten in ihrem Verſteck bedeutend von Kälte und Hunger. Endlich erreichten ſie das Caſtell und kamen glücklich durch den letzten Schlagbaum, der augenblicklich hinter dem Schiffe geſchloſſen wurde. Ein Corporal von der Beſatzung, welche aus Italienern beſtand, unterſuchte nun das Schiff, jedoch ſo unachtſam, daß er auch nicht den geringſten Verdacht ſchöpfte. Da es den Soldaten in der Feſtung an Feuerung fehlte, ſo halfen ſie ſelbſt das Fahrzeug, das auf den Grund gerathen war und einen Leck bekommen hatte, durch das Eis in die Feſtung ziehen. Hier begann man nun das Schiff abzuladen; um Mitternacht ließ Herangiere die Soldaten heraus, welche ſchon ihre Unzufriedenheit geäußert hatten. Im Schiffe wurde mittlerweile ſtark gepumpt, um die Schildwachen über jedes andere Geräuſch, das ſie vielleicht vernahmen, zu täuſchen. Die Niederländer hieben nun ſogleich die Wache nieder und trieben die Beſatzung bis in das Innerſte des Caſtells, wo Paulo Antonio Lanzavecchia, ein unbeſonnener Jüngling, während der Abweſenheit ſeines Vaters den Befehl führte. Dieſer that mit 36 Mann einen Ausfall; ſie wurden aber faſt ſämmtlich erſchlagen. Auch die Bürger von Breda rückten feindlich gegen die Niederländer an, welche ſie mit Musketenſchüſſen abhielten. Der Graf von Hohenlohe und Prinz Moritz ſelbſt zogen nun, als ſie den glücklichen Erfolg vernahmen, in das Caſtell ein und drohten von hier aus die Stadt zu überfallen, welche ſich mit einem Löſegelde freikaufte. Prinz Moritz nahm darauf den Bürgern den Eid der Treue ab und gab Herangiere den Befehl über die Stadt. Den Katholiken wurde eine Kirche gelaſſen, die übrigen aber den Reformirten eingeräumt. Die Soldaten, ſowie der Schiffer und ſeine beiden Knechte erhielten reichliche Belohnung.

Außer dem ſehr feſten Schloſſe iſt die Domkirche zu Breda mit ihrer vortrefflichen Orgel und ihrem 300 Fuß hohen Thurme, der ein ausgezeichnetes Glockenſpiel enthält, ſehenswerth. Im Innern befinden ſich viele alte Grabmäler der älteren Grafen von Naſſau, die jedoch ſämmtlich ſehr beſchädigt ſind, mit Ausnahme des dem Grafen Engelbert II. und ſeiner Gattin geſetzten, welches dem Michel Angelo zugeſchrieben wird. Breda hat außerdem noch ſehr ſchöne Spaziergänge und eine Kriegsſchule, deren vortreffliche Einrichtungen überall großes Lob erworben haben.

In der Nähe von Breda liegen die Städte Prinſenhagen, die ſich mitten im Walde befindet, Oſterhout und Oudenboſch. Nördlich iſt das Gebiet von Bergen-Op-Zoom, welches ſich längs eines Meerbuſens, des Hollandſch-Diep, erſtreckt und bis 1809 zur Provinz Holland gehörte. Hier ſind beſonders bemerkenswerth: die kleine Feſtung Willemſtadt, berühmt durch ihre wackere Vertheidigung gegen die Franzoſen im Jahre 1793; ſie hat 1600 Einwohner. Gertruidenburg, Feſtung am Biesboſch mit 1500 Einwohnern; Heusden, Feſtung an der Maas mit 1500 Einwohnern, und endlich die Stadt Bergen-Op-Zoom, eine ſtarke Feſtung, die zweite der Provinz, mit 6000 Einwohnern, welche große Töpfereien und einen bedeutenden Anſchovisfang hat. Die Feſtungswerke ſind von dem berühmten Baron von Coehoorn angelegt und werden als ein Meiſterſtück der Fortificationskunſt betrachtet. Im Jahre 1747 hatte die Stadt eine ſtarke Belagerung auszuſtehen, welche 10 Wochen lang dauerte und bei der ſie ſehr tapfer Widerſtand leiſtete. Endlich ward ſie von den Franzoſen durch Sturm erobert, wahrſcheinlich nicht ohne Verrath und von den Siegern geplündert. Durch den Aachener Frieden kam ſie an Holland zurück und wurde nun wieder ſo hergeſtellt, daß ſie faſt das Ausſehen einer neu gebauten Stadt bekam. Obwohl von Sümpfen umgeben, liegt ſie doch ſehr angenehm am Abhange eines Hügels und bietet eine ſchöne Ausſicht auf die Schelde dar. Sie hat ein großes Schloß, ehemals die Reſidenz der Markgrafen, das eigenthümlich gebaut iſt. Bergen-Op-Zoom war früher ſehr blühend und eine der erſten Städte, welche ſich der Utrechter Union anſchloſſen; außerdem iſt es die Vaterſtadt der berühmten blinden holländiſchen Dichterin Petronella Moens. Ein Arm der Schelde, de Eendragt genannt, trennt ſie von der Provinz Zeeland. Im Süden der Provinz Nordbrabant liegen endlich noch die Städte Rozendaal mit 5000 Einwohnern und Groß- und Klein-Zundert an der Grenze von Belgien mit 3400 Einwohnern.

Ehe wir von dem Königreiche Holland ſcheiden, machen wir noch einen Ausflug nach Venloo, das ehemals zu Geldern gehörte, ſich aber während der Revolution von 1830 für Belgien erklärte. Es iſt eine ſtarke Feſtung an der Maas mit ungefähr 6000 Einwohnern. Hier findet ſich der Anfang des alten Canals Foſſa-Eugeniana, den die Statthalterin der Niederlande, Clara Eugenia 1627 zur Verbindung der Maas mit dem Rheine anlegte. Noch weit intereſſanter iſt Maſtricht an der Maas, die Hauptſtadt von Limburg, eine ſtarke Feſtung mit mehr als 20,000 Einwohnern, der Siz des Gouverneurs, ausgezeichnet durch ſchöne Gebäude und berühmte Lederfabriken. Sie iſt das große Bollwerk der Niederlande gegen Belgien. Südlich von derſelben liegt der berühmte Petersberg, auf welchem ſich eine Citadelle befindet. Durch die Sandſteinbrüche in demſelben ſind dort im Innern eine Menge von Gängen entſtanden, der Behauptung nach 160,000 an der Zahl, jeder von zwölf Fuß Breite und von ſechs bis vierundzwanzig Fuß Höhe. Man hat hier höchſt merkwürdige Verſteinerungen von vorſündfluthlichen Thieren gefunden, beſonders eine Gattung von mit den Krokodillen verwandten Eidechſen, welche Cuvier Mosasaurus benennet. Wer dieſes Labyrinth beſucht, thut wohl daran, ſich von einem zuverläſſigen Führer begleiten zu laſſen, ſonſt läuft er Gefahr, ſich in den ungeheuren Höhlen zu verirren und vor Hunger oder Kälte dort umzukommen.

Wanderungen durch Belgien.

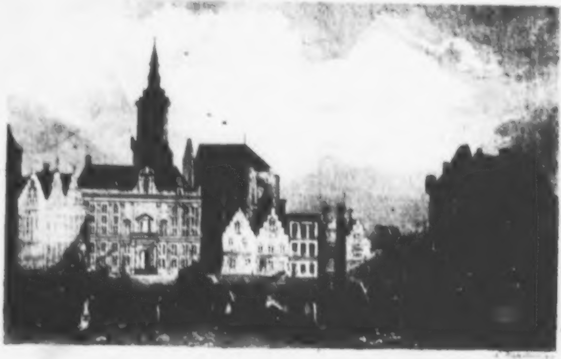
Den ſüdlichen Theil des Königreichs der Niederlande vor der Revolution von 1830 bildete das jetzige Königreich Belgien, welches nach kurzem Kampfe mit Holland als ſelbſtſtändig erklärt wurde. Sein Flächeninhalt von 571 geographiſchen □Meilen zerfällt nach dem neuen Geſetze vom Jahre 1836 in neun Provinzen: Brabant, Oſtflandern, Weſtflandern, Antwerpen, Hennegau, Namur, Lüttich, Limburg und Luxemburg, die nach der Zählung von 1838 4,262,260 Einwohner haben. Seine Grenzen ſind mehr durch die Politik als durch die Natur beſtimmt, ausgenommen im Weſten, wo das Meer dieſelben bildet. Das Land wird von der Natur in zwei Theile getheilt, welche beſonders in Hinſicht auf den Charakter der Einwohner einen eigenthümlichen Gegenſatz zeigen. Im Südoſten herrſcht eine anſehnliche Hügelreihe, die waldigen Berge der Ardennen. Dieſe Kette läuft in mehrere Aeſte aus, deren höchſte Spitzen ſich nach Oſten wenden, während die niedrigſten ſich nach Weſten ziehen. Die erſteren laufen durch die Provinz Lüttich und enden bei Limburg; die letzteren dagegen durch die Provinz Namur; ſie verlängern ſich jenſeits der Maas und der Sambre und verlieren ſich in den Anhöhen von Nordbrabant. Dieſe Kette iſt weit maleriſcher als die erſte, namentlich zwiſchen Dinant und Namur, wie überhaupt die Ufer der Maas einen reichen Wechſel von Landſchaften darbieten; eine dritte Kette zieht ſich durch das Hennegau und läuft im Süden von Flandern aus. Sie enthält überaus reiche Steinkohlenminen und die von ihr eingeſchloſſenen Ebenen ſind ſehr fruchtbar. Zwei verſchiedene Stämme bilden die Einwohner Belgiens, die Wallonen in den Provinzen Hennegau, Namur, Luxemburg und einem Theil des ſüdlichen Brabant, und die Vläminger in den drei Provinzen Flandern, Antwerpen und Limburg, ſowie in den übrigen Theilen des ſüdlichen Brabant. Die Erſteren ſind wahrſcheinlich Nachkommen der alten Celten, welche von den Germanen in die

Berge und Wälder zurückgedrängt wurden, ſich ſpäter jedoch mit dieſen vermiſchten. Sie ſprechen noch heutigen Tages unter ſich eine eigenthümliche Sprache, die walloniſche, die ein Gemiſch von franzöſiſchen und celtiſchen Wörtern iſt. Ueberhaupt ſind die Wallonen in ihrem Weſen und ihren Sitten den Franzoſen nahe verwandt. Die Vläminger ſind dagegen ein echt germaniſcher Stamm, und nähern ſich den Holländern in Sprache und Sitten, doch ſcheidet ſie ihre entſchiedene Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche ſtreng von denſelben. Auch in ihrer Lebensweiſe weichen die beiden Stämme ſehr von einander ab. Die Wallonen drücken in Allem den Charakter der Bergbewohner aus, während die Vläminger vorzugsweiſe Ackerbau und Handel treiben. Am deutlichſten und eigenthümlichſten offenbart ſich dieſer Gegenſatz in der Hauptſtadt des ganzen Königreiches, **Brüſſel**; den unteren Theil derſelben bewohnt der germaniſche Stamm, deſſen Sprache das Vlämiſche iſt, den oberen Theil dagegen die franzöſiſch redenden Wallonen.

I.

Von Furnes über Ypern nach Brügge und Oſtende.

Wir beginnen unſere Wanderung durch Belgien von der weſtlichen Grenze und betreten es zuerſt in dem kleinen Städtchen **Furnes**, das eine halbe Meile von der Nordſee entfernt liegt. Es iſt ziemlich alt und kommt ſchon im Jahre 958 als feſtes Schloß in Urkunden vor. 1390 ward es zuerſt mit Mauern umgeben und von 1414 bis 1578 befeſtigt. 1583 unterwarf es Alexander Farneſe der ſpaniſchen Herrſchaft. Die Stadt hat 3500 Einwohner, welche beträchtlichen Butter- und Käſehandel treiben; ſie liegt an dem Kanal, der von **Oſtende** nach **Dünkirchen** führt. Ehemals war **Furnes** eine Küſtenfeſtung, aber das Meer wich ſo zurück, daß es ſich jetzt in der bereits angegebenen Entfernung von demſelben befindet. Für den Alterthumsforſcher ſind die Ueberreſte der zu der Abtei **St. Willebrort** gehörigen Kirche, welche ſchon 870 ſoll gebaut worden ſein, von Intereſſe. Auch das Rathhaus iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude mit einem hohen Thurme; es nimmt die eine Seite des Marktplatzes von Furnes ein, der ein regel-



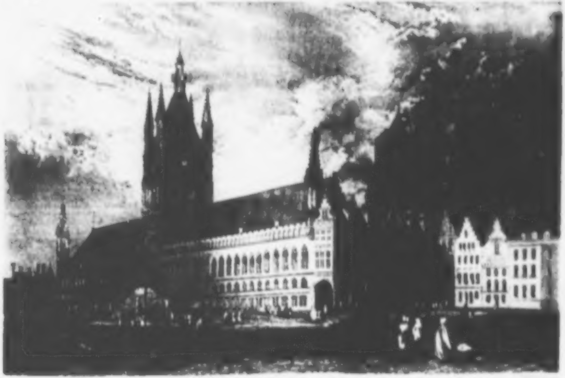
THE MARKET PLACE AT FURNES

mäßiges Viereck bildet, wie ſich das auch auf dem beigefügten Stahlſtiche zeigt.

In der Nähe, hart an der Meeresküſte und zwar da, wo die Yſſel in die See mündet, liegt Nieuwport, eine Feſtung mit einem Hafen, welche 3200 Einwohner hat, die bedeutenden Fiſchfang treiben. Die Stadt ward 1163 erbaut und ſteht durch Kanäle mit Furnes, Brügge, Ypern und Dixmuiden in Verbindung. Am 2. Juli 1600 ward auf den Dünen, in der Nähe derſelben, eine Schlacht zwiſchen dem Erzherzog Albert und dem Prinzen Moritz von Oranien geliefert, welche zum Vortheil des Letzteren ausfiel. Die Spanier verloren über 3000 Mann und unter den Gefangenen befand ſich der Amirante von Aragonien. Südöſtlich von Nieuwport liegt Dixmuiden mit 3200 Einwohnern mitten in Wieſen und fruchtbaren Feldern. Es iſt berühmt durch ſeine Butter und ſeinen Käſe, welche für die beſten in Belgien gehalten werden. Die Stadt ſoll ſchon 950 erbaut worden ſein; gewiß iſt, daß ſie ſich bereits früh bedeutender Privilegien der Grafen von Flandern erfreute, mehrere Male von großen Feuersbrünſten heimgeſucht wurde und verſchiedene Belagerungen, unter anderen 1459 die der Bürger von Brügge und 1580 die der Bürger von Gent ſiegreich abſchlug. Als Grenzſtadt hatte ſie ſehr viel durch die Kriege mit Frankreich zu leiden.

Ypern, ſüdlich von Dixmuiden gelegen, iſt eine weit bedeutendere Stadt; ſie kommt ſchon im Jahre 800 in der Geſchichte vor, wo die Normannen ſie eroberten und plünderten. Nach dem Abzuge derſelben ließ Graf Balduin V. von Flandern ſie befeſtigen. Ludwig VI., König von Frankreich, eroberte ſie jedoch wieder in Gemeinſchaft mit Wilhelm dem Normannen im Jahre 1128 und faſt die Hälfte der Stadt wurde dabei durch eine Feuersbrunſt in Aſche gelegt. Ein ähnliches Schickſal ſuchte Ypern im Jahre 1213 durch Philipp Auguſt heim und im Jahre 1240 brannte durch Zufall wiederum faſt der dritte Theil derſelben ab. Ein gleiches Geſchick traf im Jahre 1297 die Vorſtädte von Ypern durch die Truppen Philipps des Schönen. 1325 empörten ſich die Bürger gegen den Grafen von Flandern, Louis de Nevers, riſſen die alten Mauern ihrer Stadt ein und zogen nun neue, jedoch in ſolcher Ausdehnung, daß die Vorſtädte, welche ſehr bevölkert waren und in denen vorzüglich Weber, eine zur Meuterei geneigte Klaſſe, wohnten, fortan mit zur Stadt gehörten. Dieſe Weber wollten durchaus nicht dulden, daß die Einwohner der benachbarten Dörfer und Flecken daſſelbe

Gewerbe trieben. Daher zogen ſie 1344 mehr als 12,000 Mann ſtark gegen das Städtchen Poperinghe, das ſie zwar nicht ganz zu erobern vermochten, in welchem ſie aber viel Handwerkszeug zerſtörten und mehrere Leute zu Gefangenen machten. Wenige Tage darauf unternahmen ſie einen ähnlichen Ausfall gegen Languemarq, jetzt ein Dorf eine halbe Stunde von Ypern, das ſie plünderten. Von dieſer Zeit an bis zum Jahre 1383 folgten die Unruhen einander faſt ohne Unterlaß, meiſt von den ſtets rebelliſchen, häufig geſchlagenen Webern angeregt. Außerdem war Ypern in dem Bündniſſe der übrigen Städte von Flandern gegen ihren Fürſten, welches aber mit der Schlacht von Roſebecq, die die Vläminger verloren und in Folge deren die Städte wieder zum Gehorſam gebracht wurden, ein Ende nahm. 1383 landeten die Engländer in Flandern und eroberten ſämmtliche Städte vom Meere an bis nach Ypern, das ſie belagerten. Jan van Hulze, der dort befehligte, ſchleifte und verbrannte die Vorſtädte, deren Einwohner er in die Stadt ſelbſt kommen ließ, und ſtellte die alten Feſtungswerke wieder her, ſich auf die Vertheidigung derſelben allein beſchränkend. Die Belagerung dauerte 6 Wochen und die Engländer ſahen ſich nach mehreren vergeblichen Angriffen genöthigt, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, nachdem ſie jedoch viel Handwerkszeug aus Flandern geraubt hatten. Die Rettung der Stadt wurde früher jährlich durch eine Proceſſion gefeiert und mit dieſem Feſte begann die Kirmſe von Ypern. Im darauf folgenden Jahre ward Philipp von Burgund Herr von Flandern, durch ſeine Heirath mit der Erbin des letzten Grafen. Er ſtellte die Vorſtädte von Ypern nicht wieder her, und da die Stadt dadurch bei weitem kleiner wurde, benutzte er die Gelegenheit, die unruhigen Weber daraus zu entfernen und ſandte dieſelben nach den umliegenden Ortſchaften. In Folge deſſen hörte aber Ypern allmählig auf, durch ſeine Tuchwebereien berühmt zu ſein, die ſich im Mittelalter einen ſo bedeutenden Namen erworben hatten. 1577 fiel die Stadt in die Hände der Patrioten, welche die Klöſter zerſtörten, die Mönche verjagten und die Ausübung der katholiſchen Religion faſt gänzlich unterdrückten. Dies dauerte bis 1584, wo Alexander Farneſe ſich derſelben wieder bemächtigte. Während des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde ſie wiederholt von den Franzoſen eingenommen, wie z. B. 1678 von Ludwig XIV. ſelbſt, der ſie ſehr ſtark befeſtigen ließ und den Marktplatz mit einem ſtattlichen Brunnen in Marmor verzierte. Ypern war früher ſo groß, daß es bei der Zählung im Jahre 1242 200,000 Ein-



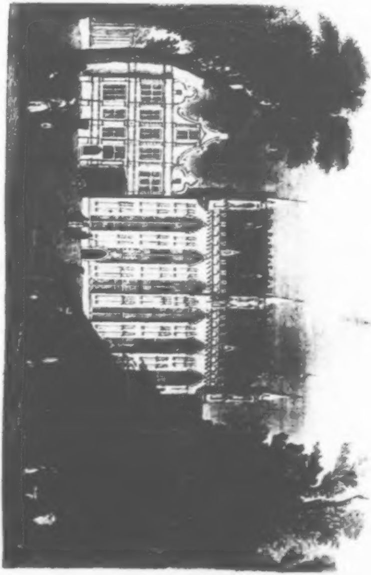
[illegible] YPRES

wohner hatte. Krieg und Peſt verminderten aber deren Anzahl bedeutend, ja es gab Jahre, in welchen letztere mehr als 15,000 Menſchen daſelbſt hinraffte. Gegenwärtig hat Ypern nur 17,000 Einwohner, eine Handelskammer, ein Gymnaſium und viele Fabriken. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt namentlich das 1382 erbaute Rathhaus, das ganz von Quaderſteinen aufgeführt iſt, merkwürdig. Wir fügen von demſelben eine Abbildung in Stahlſtich bei. Nicht minder beachtenswerth ſind die Kathedrale und die Caſtellanei. Südlich von Ypern, an der Lys, welche die Grenze von Frankreich bildet, liegt die alte feſte Stadt Warneton mit 5200 Einwohnern. Dicht dabei befindet ſich das Städtchen Comines, der Geburtsort des bekannten Philipp von Comines, deſſen Memoiren über Karl den Kühnen, Ludwig XI. und Karl VIII. ihm einen dauernden Ruhm erworben haben. Werwick, ebenfalls eine Grenzſtadt gegen Frankreich mit 4200 Einwohnern, iſt hiſtoriſch merkwürdig durch die blutige Schlacht, welche hier die Franzoſen 1793 den Oeſterreichern und Holländern lieferten.

Nach der nordweſtlichen Richtung liegt Menin, berühmt durch ſeine Feſtungswerke und ſeinen Handel mit Pferden, Pökelfleiſch, Wolle und Bier. Wenn man von hier dem Laufe der Lys folgt, ſo kommt man nach Courtrai (Kortryk), einer ſehr alten Stadt, welche ihren Urſprung von den Römern herleitet, obwohl dies keineswegs erwieſen iſt. 1290 ward ſie mit Mauern umgeben; im vierzehnten Jahrhundert hatte ſie große Bedeutung erlangt und beſaß ſehr ausgedehnte Vorſtädte. Gegenwärtig hat ſie jedoch nur 19,000 Einwohner, iſt gut gebaut und enthält einige ſchöne Straßen. Zu den ſehenswürdigſten Gebäuden gehören das Rathhaus in gothiſchem Styl, die Liebfrauenkirche und die Martinskirche, welche letztere jedoch zu ſehr mit Zierath überladen iſt. Courtrai iſt der Hauptlinnenmarkt in Flandern und erfreut ſich außerdem vortrefflicher Bleichen, Linnenwebereien, Spitzen- und Zwirnfabriken, Gerbereien und Seifenſiedereien.

Wendet man ſich von Courtrai nördlich, um die Hauptſtadt der Provinz Brügge zu beſuchen, ſo berührt man unterwegs die nicht unbedeutenden Binnenſtädte Rouſſelaer mit 10,000 Einwohnern, Thourout mit 7500 Einwohnern und Thielt mit 11,500 Einwohnern, welche ſich ebenfalls durch ihre Linnenwebereien und ihre Bleichen auszeichnen.

Brügge, die ſchon erwähnte Hauptſtadt der Provinz, liegt in einer ſchönen Ebene, anderthalb Stunden von der See, ebenſoweit von Oſtende und acht Stunden von Gent, Courtrai, Furnes und Middelburg entfernt, an einem Canale, die Reye genannt. Es war lange Zeit die Hauptſtadt von Flandern und die berühmteſte Handelsſtadt im Mittelalter, indem ſie das Centrum zwiſchen der Lombardei und den Hanſeatiſchen Städten bildete. Schon im ſiebenten Jahrhundert war Brügge zu dem Range einer Stadt erhoben worden und die Zahl ſeiner Einwohner wuchs ſo ſtark, daß Margaretha von Flandern, die Tochter des Kaiſers Balduin, es von Neuem mit Mauern umgab, welche Philipp der Schöne ein Jahrhundert ſpäter, als er ſich der Stadt bemächtigt hatte, noch vergrößerte. Die Stadt kam nachher wieder an die Grafen von Flandern, die ſie mit neuen Privilegien begünſtigten. Aber der in ihr herrſchende Wohlſtand machte die Bürger übermüthig und fortwährend zu Empörungen gegen ihre Fürſten geneigt. Allmählig zog jedoch Antwerpen den Handel an ſich, vorzüglich als die Ooſterlinge, ſo hießen die Hanſeatiſchen Kaufleute, ihre Niederlaſſung daſelbſt aufgaben und dieſelbe nach Antwerpen verlegten. Seit dieſer Zeit ſank Brügge immer mehr von ſeiner früheren Größe herab und war namentlich unter der franzöſiſchen Herrſchaft, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, faſt ganz verödet; doch hat es ſpäter, beſonders ſeit 1830, angefangen, ſich wieder zu erholen. Es iſt eine alte ſchöne Stadt, gegenwärtig der Sitz des Gouverneurs von Weſtflandern, eines katholiſchen Biſchofs, einer Handelskammer und eines Handelsgerichtes. Man ſchätzt die Zahl ſeiner Einwohner auf 45,000 Seelen. Da es der Stadt an natürlichen Quellen fehlt, ſo wird das für den Verbrauch nöthige Waſſer vermittelſt des Canals von Gent aus den Flüſſen Schelde und Lys abgeleitet und in einem großen Behälter, de Minnewater genannt, aufbewahrt, von welchem aus nun die verſchiedenen Canäle, die mit dem von Oſtende in Verbindung ſtehen, ſowie einige künſtliche Brunnen in der Stadt verſorgt werden. Zweiundvierzig ſteinerne und zwölf hölzerne Brücken führen über dieſe Canäle. Der Hafen beſteht aus einem tiefen Baſſin am äußerſten Ende des Hauptkanales. Er iſt fortwährend mit kleinen Handelsfahrzeugen bedeckt. Brügge beſitzt auch ein Arſenal und viele beträchtliche Magazine; es hat außerdem eine Börſe, ein Gymnaſium, eine Navigationsſchule, eine Academie für die bildenden Künſte, eine beträchtliche Bibliothek, einen botaniſchen Garten, mehrere Geſellſchaften für wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Zwecke und höchſt wichtige und bedeutende Spitzen-, Leinwand-, Woll-, Baumwoll- und Lederfabriken u. ſ. w. Unter ſeinen öffentlichen Ge-



bäuden zeichnen ſich vorzüglich das alte, im vollſten Schmuck gothiſcher Baukunſt prangende Rathhaus, von dem wir hier im Stahlſtich eine Abbildung beifügen, und der alte berühmte Thurm auf dem Börſengebäude, von dem wir ebenfalls eine bildliche Darſtellung anſchließen, aus. Unter den Kirchen iſt die Liebfrauenkirche die bedeutendſte; ihr Thurm dient den Schiffern, welche von Oſtende kommen, als Signal. In einer Seitenkapelle derſelben ſind die beiden berühmten Denkmäler von Marmor und Erz, welche Karl dem Kühnen und ſeiner Tochter Maria von Bourbon geſetzt wurden; das eine zeigt die meiſterhaft in Erz gegoſſene Statue Karls des Kühnen auf einem Sarkophage in ſchwarzem Marmor, zu ſeinen Füßen ein Löwe, ihm zur Seite Helm und Handſchuh. Auf dem zweiten ſieht man ebenfalls die in Erz gegoſſene Statue Maria's von Bourbon in königlichem Schmuck, zu ihren Füßen ſtatt des Löwen zwei Hunde. Beide Grabmäler ſind außerdem noch reich mit Zierathen von vergoldetem Erz geſchmückt, wie überhaupt alles dabei verwandte Erz vergoldet iſt. Das Gold, das dazu verbraucht wurde, wird auf 24,000 Ducaten geſchätzt. Außerdem enthält dieſe Kirche noch ein herrliches Marienbild, das ſchon von Albrecht Dürer dem Michel Angelo zugeſchrieben wird. Es ſoll durch Schiffbruch dorthin gekommen ſein und wurde von den Franzoſen während der Herrſchaft Napoleons nach Paris entführt, ſpäter aber wieder zurückgegeben. Johanna Schopenhauer giebt in ihrer Reiſe nach Belgien, Theil II. S. 241. folgende treffende Schilderung von dieſem Kunſtwerke: „Mit beinahe verachtendem Ernſte — ſagt die geiſtreiche Frau — blickt die hohe Himmelskönigin gerade vor ſich hin in die Welt hinaus, als möchte ſie dieſelbe fragen: »Biſt Du auch des unnennbaren, übergroßen Opfers werth?« In den göttergleichen Zügen des herrlichen Kopfes liegt übermenſchliche Kraft, vereint mit unendlicher Leidensfähigkeit; die edeln Formen der Geſtalt, die Gewänder, die Hände ſind wunderſchön. Das göttliche Kind ſteht zwiſchen den Knieen der Mutter, die linke Hand derſelben hält es leicht umfaßt, aber ihr Blick ruht nicht auf ihm. Der Arm des Kindes wird hinter dem Gewande der Mutter wieder ſichtbar; dieſe Bewegung, die ganze Stellung ſind möglichſt natürlich motivirt, Alles wahres, wirkliches, durchaus nicht an den kalten todten Stein erinnerndes Leben. Der Körper des Kindes, die Beine, die kleinen Arme, das herrliche Köpfchen: Alles verkündet den werdenden Gott, der wohl dereinſt zu einem Herkules oder ſonſt Einem der Göttlichen, welche den alten Olymp bevölkern, ſich entwickeln möchte, denn chriſtlich iſt nun einmal nichts an dieſen beiden Geſtalten, aus welchen das tiefſte Studium der Antike wie der edelſten Natur ſichtbar hervorleuchtet.“

Außer der Hauptkirche ſind noch des Beſuches werth: die Kirche von Jeruſalem, welche ganz nach dem Modell vom Tempel Salomonis gebaut iſt; auch ſieht man daſelbſt eine Nachbildung von Chriſti Grab; ferner die Kirchen St. Salvator und St. Maria. Ueberhaupt iſt Brügge reich an Bethäuſern verſchiedenſter Art, in denen ſich viele Kunſtſchätze des Mittelalters befinden. Namentlich beſitzt das mit dem Johannisthal verbundene Urſulinerinnenkloſter einen berühmten, von Hemmling gemalten Reliquienkaſten und mehrere andere Bilder dieſes Meiſters. In der St. Salvatorkirche wird eine Darſtellung des Märtyrertodes des heiligen Hippolyt von demſelben aufbewahrt; ebenſo finden ſich in der Kunſt-Academie mehrere Bilder dieſes ſo trefflichen Malers, ſowie der Beiden van Eyck.

Brügge iſt von Gärten umgeben, in denen köſtliches Obſt und Gemüſe gezogen wird; auch erfreut ſich die Stadt in ganz Belgien des Ruhms, die ſchönſten Frauen zu beſitzen.

Von Brügge nach Oſtende gelangt man am bequemſten auf dem Canale. Oſtende iſt die bedeutendſte See- und die zweite Handelsſtadt Belgiens. Anfangs war es nur ein Fiſcherdorf, 1072 erhob aber Graf Robert daſſelbe zu einer Stadt und umgab es mit Mauern. Dieſe Stadt ward jedoch 1334 durch eine Ueberſchwemmung faſt gänzlich zerſtört, indeſſen ſehr bald von den Fiſchern, die den größten Theil ihrer Bevölkerung ausmachten, von Neuem aufgebaut und wider das Meer durch ein ſtarkes Pfahlwerk geſchützt. 1445 ließ Philipp der Gute ihren Hafen graben und umgab ſie mit Mauern; regelmäßig wurde ſie jedoch erſt um das Jahr 1583 von dem Prinzen von Oranien befeſtigt. 1601 wurde Oſtende, da die Holländer daſſelbe noch immer beſetzt hielten, von den Oeſterreichern belagert. Dieſe Belagerung war eine der merkwürdigſten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat; ſie dauerte 3 Jahre und 3 Monate und endete erſt, als Oſtende nahe daran war, ein Schutthaufen zu ſein. 130,000 Menſchen kamen auf beiden Seiten um, und es wurden mehr als 260,000 Kanonenſchüſſe gelöſt, die man bis London hörte. Die Stadt glich einem weiten Kirchhofe und ergab ſich endlich am 14. September 1604 dem General Spinola. Das Chronogramm OstenDe noble peCCaVI, zeigt das Jahr 1601, wo die Belagerung anhub, und das ostenDaM lostle peCCa das Jahr 1604, wo ſie endete, an. Die von Kaiſer Karl VI. in Oſtende errichtete oſtindiſche Compagnie begann unter ſehr glücklichen Auſpicien; ſie verdankte ihren Urſprung einem günſtigen Zufalle. Ein Kauffahrteiſchiff, das aus Oſtindien mit einer reichen Ladung zurückkam, Handelsleuten von St. Malo zugehörte und von einem Bretagner, Lamerveille, geführt wurde, lief in den dortigen Hafen ein und löſchte ſeine Fracht. Der ungeheure Gewinn, den der Verkauf der Waaren abwarf, ſchien dem kaiſerlichen Miniſter in den Niederlanden ſo vortheilhaft, daß er den Capitain mit einigen Schiffen, welche von belgiſchen Kaufleuten ausgerüſtet waren, wieder nach Oſtindien zurückſandte. Auch dieſe Expedition hatte einen unerwarteten Erfolg und nun autoriſirte Karl VI. 1722 durch ein Patent eine Compagnie, deren Fonds er auf 6 Millionen beſtimmte. Nicht allein die reichen Kaufleute Belgiens, ſondern auch viele Ausländer nahmen Actien, ſo daß das Kapital bald gedeckt war. Während des kurzen Zeitraumes von 3 Jahren wurden 15 Schiffe auf Koſten der Compagnie ausgerüſtet und nach China und Bengalen geſandt. Bei ihrer Rückkehr verkaufte man ihre Ladung öffentlich. Dieſes Etabliſſement, das ſo ſchöne Hoffnungen darbot, fiel der Eiferſucht der benachbarten Mächte zum Opfer; ſie bedroheten den Kaiſer, ihn mit Krieg zu überziehen, wenn er nicht das Privilegium dieſer Geſellſchaft aufhebe. Wirklich ward durch die Präliminarien zu Paris am 31. Mai 1727 beſtimmt, daß ſie an demſelben Tage 1734 aufhören ſollte, und 1738 ward ſie durch den Wiener Tractat für immer aufgehoben. Das war ein harter Schlag für Oſtende und mehr als 2000 Einwohner verließen es in Folge deſſelben. Während des amerikaniſchen Freiheitskrieges erreichte Oſtende ſeine höchſte Blüthe, da ſein Hafen für neutral erklärt wurde; dagegen verlor es ungeheuer wieder durch die franzöſiſche Beſitznahme, indem es alle Handelsverbindungen mit England abbrechen mußte und kein Schiff mehr in ſeinen Hafen einlief. Später hat die Stadt ſich allerdings wieder erholt, doch iſt ſie nicht zu ihrer früheren Größe zurückgekehrt, obgleich die Einwohner einen ziemlich beträchtlichen Ausfuhrhandel treiben. Ihre Anzahl beläuft ſich jetzt auf 11,500. Oſtende hat ein Handelsgericht und eine Handelskammer, eine Börſe, bedeutende Linnen-, Segeltuch- und Tabacksfabriken und treibt viel Schiffbau und Stockfiſchfang. Das dort angelegte Seebad wird ziemlich ſtark beſucht. Der Hafen iſt einer der größten Europa's, die Einfahrt jedoch ſchwierig und zu Zeiten ganz unzugänglich. Er wurde 1776 während der Regierung Joſephs II. erbaut, welcher

1772 der Stadt das Privilegium eines Freihafens, das ihr auch geblieben iſt, verlieh. Die vortrefflichen Schleuſen, die ſich bei demſelben befinden, dienen nicht blos dazu, dem Canal von Brügge Abfluß zu verſchaffen, ſondern auch als Waſſerthore gegen den Andrang des Meeres. Bedeutende Gebäude mit Ausnahme des Rathhauſes hat die Stadt nicht aufzuweiſen. Dampfſchiffe kommen und gehen von Oſtende beſtändig nach Dover und London und legen den Weg nach der erſteren Stadt in 9 und nach der letzteren in 16 Stunden zurück.

Wir kehren jetzt wieder nach Brügge zurück und ſetzen nun unſere Reiſe, ohne uns in dem kleinen Fiſcherſtädtchen Blankerberg oder der Fabrikſtadt Ecloo, welche 8000 Einwohner hat und ſonſt nichts Bedeutendes darbietet, aufzuhalten, nach Gent fort.

II.

Von Gent nach Antwerpen.

Gent, die Hauptſtadt von Oſtflandern, iſt eine der größten Städte zweiten Ranges und eine der ſchönſten in Europa überhaupt. Sie iſt ſo alt, daß mehrere Hiſtoriker ihre Gründung Cäſar zuſchreiben, der ihre Einwohner mit dem Namen Gorduini bezeichnet haben ſoll. Nach den Nerviern bemächtigten ſich die Vandalen der Stadt und gaben ihr nach der Annahme Einiger den Namen Vanda, woraus ſpäter Gant, dann Gent geworden ſein ſoll. Unter Karl dem Großen gehörte ſie zu Brabant; ſpäter gab Karl der Kahle ſie ſeinem Schwiegerſohne Balduin I. Grafen von Flandern. Sie wuchs nun immer mehr an Größe und Macht und ihre Einwohner zeichneten ſich durch ihren kriegeriſchen Sinn und ihre Unruhe aus. Jeden Augenblick empörten ſie ſich gegen ihre Fürſten und vertheidigten ihre angeblichen Rechte auf das Halsſtarrigſte. Wie bedeutend die Mittel waren, über die ſie zu gebieten hatten, beweiſt allein folgender Umſtand: Während ſie Oudenaarde mit einem Theile ihres Heeres belagerten, griffen ſie zur ſelben Zeit am 27. November 1382 die vereinigten Truppen des Königs Karl VI. von Frankreich und des Grafen Ludwig von Male, ihres Fürſten, mit 60,000 Mann, unter der Anführung Philipps von Artevelde, des berühmten Brauerkönigs, bei Roozebeek, in der Nähe von Courtrai, an. Sie verloren in dieſer Schlacht 20,000 Mann und ihren Anführer. Trotz dieſer Niederlage ließen ſie dennoch nicht vom Kriege ab und belagerten bald darauf Brügge, das eben keine unbedeutende Nebenbuhlerin von Gent war. Kaiſer Karl V. allein, deſſen Vaterſtadt noch obendrein Gent geweſen iſt, war der Einzige, dem es gelang, ſie zu demüthigen. Während ſeines Aufenthaltes in Spanien hatten ſie ſich gegen ihn empört, und nachdem er dieſelben wieder zum Gehorſam gebracht, legte er ihnen ſehr harte Bußen auf, unter denen die ſonderbarſte war, daß die Magiſtratsperſonen nicht allein vor ihm mit einem Stricke um den Hals erſcheinen, ſondern künftig auch ihre Functionen nur mit demſelben ausüben durften. Sie gehorchten, machten aber eine Art von Schmuck daraus, den ſie bis zur franzöſiſchen Herrſchaft gewiſſenhaft trugen. Durch dieſen Strick wird Gent in den drei alten Verſen characteriſirt, welche die Eigenthümlichkeiten der ſechs vorzüglichſten Städte Belgiens folgendermaßen bezeichnet:

Nobilibus Bruxella viris, Antverpia nummis,
Gandavum laqueis, formosis Bruga puellis,
Lovanium doctis, gaudet Mechlinia stultis!

deutſch:

Brüſſel erfreut ſich edler Männer, Antwerpen des Geldes, Gent der Stricke, Brügge ſchöner Mädchen, Löwen gelehrter Männer und Mecheln der Dummköpfe.

Gent iſt jetzt, wie ſchon bemerkt wurde, hinſichtlich ſeiner Bevölkerung nur die zweite Stadt Belgiens. Es hat gegenwärtig nahe an 80,000 Einwohner; früher zählte es deren 225,000 in 75,000 Häuſern. Auch pflegte Karl V. zu ſagen: qu'il aurait mis tout Paris dans son Gant; ein unüberſetzbares Wortſpiel, da Gant auch bekanntlich Handſchuh heißt. Jetzt iſt ein großer Theil des Stadtgebietes innerhalb der Mauern nicht bebaut. Die Schelde, die Lys, die Lieve und die Moëre, ſowie ſehr viele Kanäle durchkreuzen die Stadt nach allen Richtungen und bilden ſechsundzwanzig Inſeln, welche meiſt von prächtigen Quais eingefaßt ſind. Dieſe Inſeln ſind durch eine große Menge Brücken miteinander verbunden, von denen zweiundvierzig von Stein und achtundzwanzig von Holz, und die letzteren ſo geſchickt aufgehängt ſind, daß ein einziger Mann ſie leicht öffnen und ſchließen kann, obwohl eine ſolche Brücke mehr als 30,000 Pfd. wiegt. Kleinere Brücken befinden ſich ungefähr 200 daſelbſt. Im Allgemeinen ſind die Straßen breit und die Häuſer gut gebaut; mehrere der letzteren beurkunden durch den Styl, in dem ſie aufgeführt wurden, daß ſie noch aus der Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft herſtammen; auch werden ſie allgemein als die ſpaniſchen Häuſer bezeichnet. Unter den Gotteshäuſern iſt die Kathedrale von St. Bavon nicht allein die merkwürdigſte, ſondern auch eine der ſchönſten Kirchen Belgiens und eins der bedeutendſten Gebäude des Mittelalters überhaupt. Folgende Schilderung giebt die kunſtſinnige Johanna Schopenhauer in dem bereits von uns angeführten Ausflug nach Belgien, Theil II. S. 192. von ihr:

„An einem ſtillen Wochentage fanden wir endlich einmal die Kirche St. Bavon ganz vereinſamt. Die ungeheure Größe des edeln Prachtgebäudes, die reine Harmonie der Verhältniſſe, die in jedem Theile deſſelben vorherrſcht, traten nur um ſo impoſanter hervor. Bei aller erhabenen Ehrwürdigkeit trägt dieſe, wie alle großen Kirchen in Belgien, den Charakter unbeſchreiblicher Heiterkeit; hier muß es recht freudigen Muthes ſich beten laſſen, dachte ich, indem mein Blick die hellen weiten Räume durchirrte. Keine Kirchenſtühle hemmen die Ueberſicht derſelben, nirgend iſt ein dunkler, vernachläſſigter Winkel zu erblicken, kein verjährter Staub, keine Spinnwebe, keine von Kerzendampf und Weihrauchsqualm geſchwärzten Wände, Alles zeigt ſich hell, klar und rein, wie es in einem Tempel Gottes ſich ziemt. Wie düſter erſcheinen dagegen der Aachner Dom und einige der uralten Kirchen zu Köln; aber freilich ſtammen dieſe auch aus einer weit früheren Zeit.

„St. Bavon iſt nicht nur eine der ſchönſten, ſondern auch eine der reichgeſchmückteſten Kirchen, die ich jemals geſehen. Alles glänzt von Bronce und Marmor; Wände und Säulen des Chors beſtehen aus weißem Marmor, der Hauptaltar und alle Seitenaltäre ebenfalls; in allen Nebencapellen trifft man auf prachtvolle, zum Theil ſehr gut gearbeitete Denkmäler verſtorbener Biſchöfe und alter niederländiſcher Familien.

„Im Chor, ſeitwärts neben dem Hochaltar, ſtehen vier marmorne Denkmäler beſonders hochverdienter Biſchöfe; es iſt, als ob ſie bei ihrer Entſtehung eines dem andern zum Gegenſtück beſtimmt geweſen wären, und doch ſtammen ſie aus verſchiedenen Zeiten, von verſchiedenen Meiſtern, Franzoſen und Italienern, deren berühmte Namen mir nicht unbekannt waren, die ich aber blos aus dem Gedächtniß nicht herzuſetzen wage. Alle vier ſind vortrefflich gearbeitet, reich geſchmückt mit Sarkophagen, Wappen, lebensgroßen Statuen, Engeln und Genien, weinenden Tugenden und trauernden Vaterländern, wie das denn nun einmal ſo hergebracht iſt.

„Außerordentlich ſchön ſind zwei hohe Candelaber von vergoldetem Kupfer, welche von einem Biſchofe der Kirche geſchenkt wurden und früher dem Könige von England angehört haben.

„Daß es den Seitenaltären an vortrefflichen Altarblättern nicht fehlt, iſt in dieſem Lande zu erwarten. Von van Dyk befindet ſich hier eine Darſtellung der Erweckung des Lazarus, nächſt dieſem mehrere Tafeln von berühmten niederländiſchen Malern, auch ein außerordentlich ſchönes Bild von einem alten namenloſen Meiſter, wahrſcheinlich einem Schüler van Eyck's. Ich ſah das Alles nur im Vorübergehen, mit halbem Blick, denn mein Herz zog mich an die Stelle, wo ich ſo lange zu ſtehen gewünſcht, zu dem früher als ein Wunder der Welt betrachteten Meiſterwerke der Beiden van Eyck, deſſen von Michael Coxies gemalte Copie ich ſchon zu Brüſſel in der Sammlung des Prinzen von Oranien geſehen hatte.

„Die ganze ungeheure, urſprünglich aus zwölf Tafeln beſtehende Compoſition, von denen ſechs jetzt im Berliner Muſeum ſich befinden, war zuerſt von einer der vornehmſten der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Gent lebenden Familien zum Schmuck ihrer Begräbnißkapelle beſtimmt, wie es der Gebrauch der damaligen Zeit mit ſich brachte. Kein Kunſtwerk hat je in der Welt größeres Aufſehen gemacht, höhere Bewunderung erregt, als dieſes nach ſeiner Vollendung. Gewöhnlich blieb es verſchloſſen und wurde nur ſelten fürſtlichen Perſonen oder hohen geiſtlichen Herren gezeigt; nur einige Male im Jahre, an dazu beſtimmten feſtlichen Tagen, ward der Zutritt zu demſelben allgemein erlaubt, dann aber ſtrömte auch aus der Ferne wie aus der Nähe in zahlloſer Menge Alles herbei. Schaaren von Künſtlern zogen aus ganz Belgien nach Gent, um das hohe Meiſterwerk zu ſehen und zu ſtudiren, und die Poeten der damaligen Zeit wetteiferten mit einander, um das Lob deſſelben auf würdige Weiſe zu verkünden.

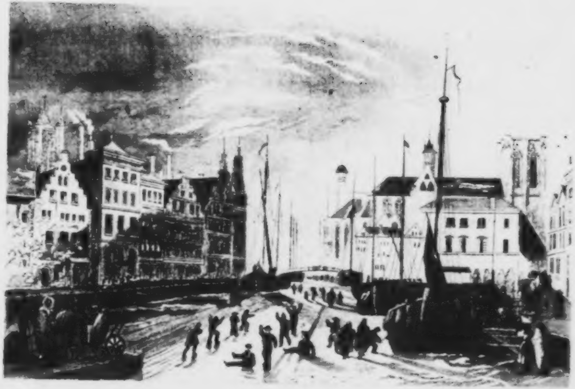
„Das währte ſo lange, bis die, der jetzigen Zeit in Gent nur zu ähnlichen Tage der Bilderſtürmer hereinbrachen. Das Meiſterwerk wurde gerettet, verborgen, halb vergeſſen, dann wieder aufgeſtellt, dann zerſtückelt, von habſüchtigen Händen vereinzelt, dann zum Theil nebſt anderen Schätzen, die man raubte, ohne ihren Werth zu erkennen, nach Paris geſchleppt und endlich befreit und, ſoviel noch davon beiſammen iſt, wieder an ſeinen Ort gebracht, wenngleich nicht in der nämlichen Kapelle, doch in derſelben Kirche.

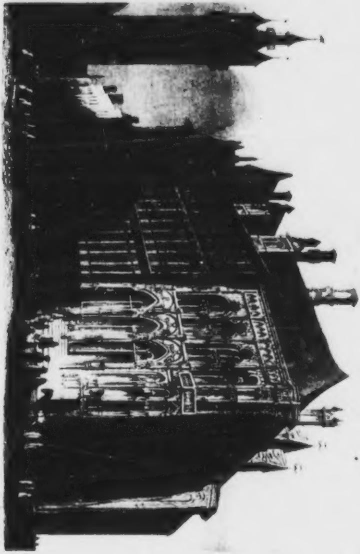
„Der Gegenſtand dieſes Gemäldes iſt aus der Apokalypſe gewählt, und von Neuem zu friſchem Leben erweckt, geht der lange vergeſſene Name der hohen Meiſter, die es geſchaffen, wieder wie vor vierhundert Jahren von Mund zu Mund. In meinem, vielleicht ſchon zu oft von mir angeführten Werkchen: »Van Eyck und ſeine Nachfolger« habe ich eine Beſchreibung dieſer großen Compoſition zu geben verſucht und auch übrigens davon geſagt, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte. Hier will ich nur noch hinzufügen, daß ich ſtaunend, in Bewunderung verloren, davor ſtand, als ich es endlich ſah, und daß dieſes Staunen, dieſe Bewunderung von Minute zu Minute mich immer mehr ergriff, je länger ich davor verweilte und in alle Einzelheiten dieſes wundervollen Bildes einzudringen mich bemühte.

„Unter der Kirche St. Bavon liegt noch eine zweite halb unterirdiſche. In einem Theile derſelben wird noch zuweilen Meſſe geleſen; in einer Kapelle werden die Kinder zur erſten Communion durch den nöthigen Religionsunterricht vorbereitet. Der doch immer etwas kellerartige Raum ſchien mir für dieſe Beſtimmung zu düſter, zu dumpfig, zu feucht; doch verſicherte man, daß die Kinder ſich dabei ſehr wohl befänden. Nahe bei dieſer Kapelle ruhen die Gebeine des älteſten der Brüder van Eyck, Hubert, des eigentlichen Unternehmers jenes wundervollen Meiſterwerkes, der aber lange vor deſſen Vollendung zu Gent ſtarb und dieſes ſeinem, um mehr als zwanzig Jahre jüngeren Bruder, Johann van Eyck, überlaſſen mußte, der ſchon damals als der erſte Meiſter nächſt ſeinem brüderlichen Lehrer, Hubert, anerkannt war, deſſen Ruhm ſpäterhin Alles überragte und deſſen Name nie untergehen kann, ſo lange es eine Kunſtgeſchichte giebt.

„Neben Huberts Grab ruht die kunſtreiche Jungfrau Margarethe van Eyck, die treue Gehülfin und Begleiterin ihrer Brüder, die ebenfalls noch vor Vollendung des großen Werkes zu Gent geſtorben iſt. Vom erſten Anfange deſſelben bis zu dem Tage, an welchem es als fertig aufgeſtellt wurde, vergingen zwölf Jahre; eine lange, lange Zeit, und doch nicht zu lang. Wenn man den großen Umfang deſſelben, die vielen hundert Figuren, den unermeßlichen Fleiß, die unglaubliche Vollendung bis in die kleinſten Einzelheiten recht betrachtet, möchte man ſich gar wundern, daß nicht ein ganzes Menſchenleben auf dieſes große inhaltsreiche Kunſtwerk verwendet ward, das allein für eine ganze Gallerie gelten könnte."

Nach der Kathedrale iſt die St. Michaelskirche, von der wir





hier im Stahlſtich eine Abbildung geben, wohl das bedeutendſte Gotteshaus von Gent. Sie liegt im Mittelpunkte der Stadt, mitten auf einem großen Platze, iſt wahrſcheinlich eben ſo alt wie die Hauptkirche und zeichnet ſich durch die Eleganz und die Leichtigkeit ihres Baues aus. In einer der Kapellen im Innern ſieht man das berühmte Gemälde „die Kreuzigung,“ von van Dyk, doch hat daſſelbe leider in der letzten Zeit ſehr nachgedunkelt; auch beſitzt dieſe Kirche mehrere vortreffliche Werke neuerer zum Theil noch lebender Maler, namentlich von Lens. Gent hat außerdem noch die Kirchen St. Martin, St. Salvator, St. Jacob, St. Peter, St. Anna und die Auguſtinerkirche, in denen allen ebenfalls höchſt werthvolle Gemälde älterer und neuerer Zeit aufbewahrt werden.

Unter den für weltliche Zwecke beſtimmten Gebäuden ſind beſonders hervorzuheben: das neue Univerſitätsgebäude, welches 1816 von dem Architekten Rolants aufgeführt wurde. Die Faſſung deſſelben iſt durchaus im reinſten antiken Styl; acht hohe Säulen mit ſchönen Capitälen tragen den Periſtyl; von dieſem aus gelangt man in eine ſehr ſchöne Halle, aus welcher eine prachtvolle Treppe von Marmor hinauf und in die Aula führt. Dieſer Hörſaal iſt unbedingt einer der ſchönſten in Europa; er bildet eine große Rotunde, zu welcher ſieben aus maſſivem Mahagoniholz gearbeitete, reich mit Bronce geſchmückte Thüren den Eingang eröffnen. Zwiſchen dieſen erheben ſich amphitheatraliſche Sitze bis zu einer, für den academiſchen Senat und die von demſelben zu vollziehenden feierlichen Handlungen beſtimmten Eſtrade. Ueber dieſer Eſtrade läuft eine ſchöne Gallerie, auf welcher ſich die Säulen befinden, die die Kuppel der Rotunde tragen, rund um den Saal. Durch eine oben angebrachte mit Glas bedeckte Oeffnung bringt das Tageslicht ein. Das Rathhaus, halb in griechiſchem, halb in gothiſchem Style erbaut, beſteht aus zwei Theilen, von welchem der eine, der gothiſche, auf dem beigefügten Stahlſtiche abgebildet iſt. Sehr intereſſant iſt ferner auch das Zuchthaus in Gent, das am Canal, der von Gent nach Brügge führt, liegt. Es ward ebenfalls von dem ſchon genannten Architekten Rolants aufgeführt. Seine Façade bildet ein von einer hohen Mauer umgebenes Achteck; in der Mitte dieſes Achtecks befindet ſich ein von großen Häuſern eingeſchloſſener, gleichfalls achteckiger Platz und von dieſem aus laufen von jedem Theile des Achtecks zwei Reihen drei Stock hohe, unter einem Dache befindliche Gefängniſſe, welche in der Mitte einen Hof umfaſſen. Das ganze Zuchthaus bildet eigentlich eine große Fabrik, und jedem Gefangenen iſt vergönnt, unter Aufſicht ſich je nach dem Handwerke, das er früher erlernte, oder nach ſeinen Fähigkeiten täglich ein Gewiſſes zu verdienen, deſſen Summe ihm, nach Abzug der Gefängnißkoſten und deſſen, was er ebenfalls ſchon früher für ſich verbrauchte, nach Ablauf ſeiner Strafzeit ſammt den Zinſen, die ſie ſo lange getragen, ausgezahlt wird. Ueberhaupt iſt dieſe Anſtalt nur darauf berechnet, die ihr anvertrauten Strafgefangenen zu beſſern und ſie wieder zu nützlichen Gliedern für die menſchliche Geſellſchaft zu machen, ein ſegensreicher Zweck, der auch in ſehr vielen Fällen erreicht wird. Die Gefangenen werden gut gekleidet und genährt und in Krankheiten vortrefflich gepflegt. Die Arbeit, welche man ihnen auferlegt, iſt weder durch ſich ſelbſt, noch durch die Zeit, die ſie täglich erfordert, mühſelig zu nennen. Auch dürfen ſie einen kleinen Theil des Ertrages auf erlaubte Genüſſe verwenden. Ueberall herrſchen Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit in der Anſtalt und der Ertrag der Arbeiten iſt ſo bedeutend, daß er die Unterhaltungskoſten bei weitem überſteigt.

Der bedeutendſte Marktplatz in Gent iſt der ſogenannte Marché du Vendredi (der Freitagsmarkt), ſo genannt, weil dort am Freitage der Linnenmarkt ſtattfindet. Wir fügen gleichfalls eine Abbildung von dieſem ſchönen alterthümlichen Platze bei. Nicht weit davon ſteht die berühmte, unter dem Namen de dulle Griete (die tolle Grete) bekannte Kanone. Sie iſt ſiebenzehn Fuß lang, hat zwei Fuß neun Zoll im Durchmeſſer und wiegt 34,000 Pfd. In folgendem vlämiſchen Volksliede iſt ſie beſungen worden, das wir zugleich als eine Probe des Genter Dialectes beifügen:

De dulle Griete.

Het groot Kanon.*)

Men moet de stad niet gansch doorzweven,
Om raers te zien uit echte bron;
Wilt u ter vrydag-merkt begeven,
Daer staet geplant het groot kanon.
De veertiend' eeuw heeft het zien schiete,
Volgens Froissart en Marten Baat,
En de spot-naem van Dulle-Griete
Wierd aen dat schrik-dier toegepast.

---

*) Aus: De dulle Griete. Vlaemsche liederkens op den Tyd; door eenen waren Volksvriend. Gent 1839. S. 64 f.

[illegible]

Dit wonderwerk van onze smeden,
Heeft meer als eens op 't bloedig veld,
Onder ons vaendel vrom getreden
En menig bolwerk neer geveld.
't Is vyf honderd-en-vyftig jaren,
Dat Griet aen d'Audenaerdsche stée
De vreede rampen en gevaren
Van 't oorlogs-vuer beproeven dée.

Omtrent dien tyd kreeg Marguerite
De kroon van Vlaenderen tot pand;
Zy wierd gedoopt de Dulle-Griete,
Als 't booste wyf van 't gansche land.
Om dat haer naem altyd zou leven,
En 't vrouwgeslagt zou zyn bekend,
Wierd dien aen t' groot kanon gegeven
Tot spot van ieder Griet van Gent.

Een vrouw door toorn en drift bevangen,
Is eene plaeg in huwelyks-band;
Zy krenkt haer dierbaerste belangen
En strekt dikwils haer man tot schand.
Wilt jongmans myn raed niet verstoote;
Vlucht steeds een wyf dat altyd knort,
En gy meisjes, 't zy klein of groote,
Ziet toe dat gy geen Griete wordt.

Het groot kanon zal niet meer brommen,
Daer ligt het neêr in stille rust,
Zyn groote stem schynt te verstommen,
De tyd heeft zyn vuer uitgebluscht.
Nooit moet het zoo met 't onze wezen,
Maer als ons 't Vaderland ontbiedt,
Dan tot verlossing opgerezen!
Dan worde elk een van ons een Griet!

deutſch:

Die tolle Grete.

Die große Kanone.

Man braucht die Stadt nicht ganz zu durchſchwärmen, um Seltenes aus ächtem Brunnen zu ſehen; wollt euch zum Freitagsmarkte begeben, da ſteht die große Kanone aufgepflanzt. Das vierzehnte Jahrhundert hat ſie ſchießen ſehen, zufolge Froiſſart und Marten Vyſt, und der Spottname der tollen Grete ward dieſem Ungethüm angepaßt.

Dieſes Wunderwerk unſerer Schmiede trat mehr als einmal auf blutigem

Felde unter unſerer Fahne fromm an und fällte manches Bollwerk. Es iſt vierhundert und funfzig Jahre her, daß die Grete von Audenaerde das Unglück und die Gefahren des Kriegsfeuers erprobte.

Um dieſe Zeit erhielt Margarethe die Krone von Flandern zum Pfand; ſie wurde die tolle Grete getauft, als das böſeſte Weib im ganzen Lande, damit ihr Name allezeit lebe und den Frauen bekannt bliebe, wurde derſelbe der großen Kanone gegeben jeder Grete von Gent zum Spott.

Eine Frau von Zorn und Leidenſchaft befangen iſt eine Plage in der Ehe; ſie kränkt ihr Theuerſtes und gereicht oft dem Manne zur Schande. Jünglinge, verſchmähet meinen Rath nicht, fliehet ſtets ein Weib, das da knurret, und ihr Mädchen, klein oder groß, hütet euch, daß ihr keine Grete werdet.

Die große Kanone wird nicht mehr brummen, dort liegt ſie nun in ſtiller Ruhe, ihre ſtarke Stimme ſcheint zu verſtummen, die Zeit hat ihr Feuer ausgelöſcht. So darf es nicht mit unſerm Feuer ſein, ſondern wenn uns das Vaterland entbietet, dann zur Befreiung aufgeſtanden! dann werde jeder von uns eine Grete!

Gent hat im Inneren, wie in ſeinen Umgebungen ſehr ſchöne Spaziergänge, einen vortrefflichen botaniſchen Garten und viele ſtattliche ältere und neuere Gebäude, wie z. B. das Theater, das alte Schloß, den Prinzenhof ꝛc. Es iſt der Sitz des Gouverneurs, eines katholiſchen Biſchofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat mehrere gelehrte und gemeinnützige Geſellſchaften, zwei Academien, ein ausgezeichnetes Antikencabinet, ſowie höchſt bedeutende Fabriken der verſchiedenſten Art, welche mehr als 15,000 Arbeiter beſchäftigen. Sieben Hauptthore führen in die Stadt; zwiſchen denen von St. Peter und Courtrai liegt die neuerbaute Citadelle.

Wir ſchlagen nicht den geraden Weg von Gent nach Antwerpen ein, ſondern machen erſt einen Abſtecher nach dem Hennegau und beſuchen hier, indem wir dem Laufe der Schelde folgen, die alte Stadt Audenarde (Oudenaarde), welche 5400 Einwohner hat und höchſt bedeutende Lohgerbereien beſitzt. Audenarde iſt, wie wir ſchon bemerkten, eine ſehr alte Stadt und einige Hiſtoriker behaupten, ſie ſei bereits ſeit der Zeit, wo die Hunnen das belgiſche Gallien heimſuchten, bedeutend. Dies iſt jedoch keineswegs erwieſen und es iſt nur gewiß, daß die Grafen von Flandern ſie befeſtigten, um die aufrühreriſchen Genter dadurch im Zaum zu erhalten. Die Genter überfielen ſie dagegen mehrere Male und plünderten ſie; dies geſchah vorzüglich 1379 und 1384. Im Jahre 1667 eroberte ſie Ludwig XIV. und ließ ſie auf neuere Weiſe befeſtigen. 1668 wurde ſie ihm durch den Aachener Vertrag abgetreten, doch gab er

[illegible] CATHEDRAL.

ſie 1678 bei dem Nimweger Frieden zurück. Am 24. und 25. März 1684 wurde ſie durch ein Bombardement beinahe halb zerſtört, jedoch ſpäter ſchöner wieder hergeſtellt. Audenarde iſt der Geburtsort der Margarethe von Parma. Unter den öffentlichen Gebäuden dieſer Stadt zeichnet ſich beſonders das in gothiſchem Styl erbaute Rathhaus mit ſeinem eigenthümlichen Thurme aus. Es liegt an einem freien Platze, der zugleich einen ſehr ſchönen Brunnen enthält, den die Franzoſen 1676 anlegen ließen. Der beigefügte Stahlſtich giebt eine treue Abbildung dieſes Platzes.

Von Audenarde gelangt man nach Tournay, der Hauptſtadt des Hennegau. St. Hieronymus erwähnt ſchon derſelben als einer der vorzüglichſten Städte Galliens, welche die Barbaren zerſtörten. Chlodwig, König der Franken, nahm ſie im fünften Jahrhundert den Römern ab und ſein Enkel Chilperich lebte und ſtarb hier. Das Grab deſſelben ward im 17. Jahrhundert in einer Vorſtadt von Tournay entdeckt. Eine Zeitlang war Tournay die Hauptſtadt der fränkiſchen Könige und die Biſchöfe von Tournay und von Noyon unter den erſten Capetingern, die Herren derſelben. Die Einwohner erfreuten ſich großer Vorrechte und lebten in vollkommener Freiheit, da ſie ſich nie dem Grafen von Flandern unterworfen und ſtets nur die Oberherrſchaft der Könige von Frankreich anerkannt hatten. Sie ergaben ſich gänzlich im Jahre 1187 dem Könige Philipp Auguſt. Seit dieſer Zeit konnten die Biſchöfe ihre weltliche Macht nie ganz wieder erlangen, doch behielten ſie die hohe Juſtiz in der Stadt und dem Gebiete, dem ſogenannten Tourneſis, bis zum Jahre 1320, wo der König von Frankreich, Philipp der Lange, dem Biſchofe Guy d'Bauran alle dieſe Rechte abtauſchte. Als darauf ſpäter Karl VII. von Frankreich ſich durch den Vertrag von Arras genöthigt ſah, ſo viele Städte und Ortſchaften in dieſer Gegend dem Herzoge Philipp von Burgund abzutreten, behielt er ſich ausdrücklich die Stadt Tournay für ſich und ſeine Krone vor. Nach dem Tode Karls von Burgund machte ſich Ludwig XI. von Frankreich 1477 zum unumſchränkten Herrn der Stadt und legte eine Beſatzung hinein. Seit dieſer Zeit gehorchten die Einwohner dem Könige von Frankreich gleich ſeinen übrigen Unterthanen bis zum Jahre 1513, wo Heinrich VIII. von England Ludwig XII. von Frankreich Tournay wieder abnahm. 1517 gaben die Engländer jedoch die Stadt den Franzoſen zurück. Als indeſſen vier Jahre nachher zwiſchen Franz I. und Karl V. der Krieg erklärt wurde, bemächtigte ſich das kaiſerliche Heer der Stadt Tournay und ihres

Gebietes, und in Folge der Schlacht bei Pavia ſah ſich Franz I. genöthigt, beide durch einen beſondern Vertrag abzutreten, ſo daß ſie fortan eine eigene kaiſerliche Provinz, von Flandern und Hennegau getrennt, bildeten. 1667 eroberte jedoch Ludwig XIV. dieſelbe wieder und erhielt ſie 1668 durch den Aachner Frieden abgetreten. Er ließ die Stadt nun befeſtigen und namentlich eine ſehr ſtarke Citadelle dort aufführen. 1709 eroberten die Alliirten dieſelbe und ſie ward darauf durch die Verträge von Utrecht, Raſtadt und Baden dem Hauſe Oeſterreich abgetreten, bei dem ſie nun auch verblieb, bis ſie ſpäter endlich den Niederlanden einverleibt wurde und nach der Revolution von 1830 ſich mit den übrigen Städten Belgiens gewaltſam von ihnen trennte. Tournay (Doornik) liegt an der Schelde, die die Stadt in zwei Hälften, die alte und die neue, theilt; ſie hat nahe an 30,000 Einwohner, iſt der Sitz eines katholiſchen Biſchofs, eines Handelsgerichtes, einer Handelskammer, enthält ein Gymnaſium und ein theologiſches Seminar und erfreut ſich einer berühmten Teppichfabrik und wichtiger Strumpf-, Woll-, Baumwoll- und Porzellanfabriken, auch finden ſich in der Nähe bedeutende Steinbrüche. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt namentlich die Kathedrale zu unſerer Liebfrauen bemerkenswerth. Sie enthält ſehr reiche Capellen und einige prächtige Grabmäler in Marmor und Erz. Chilperich I. gründete dieſe Kirche im Jahre 578, um die Einwohner für die tapfere Vertheidigung, die ſie ihm hatten zu Theil werden laſſen, zu belohnen. Er ſtarb daſelbſt und wurde, wie wir bereits oben bemerkten, in einer Kirche der Vorſtadt begraben. 1653 entdeckte man dieſes Grab wieder und fand in demſelben eine vollſtändige mit Gold und Rubinen geſchmückte Rüſtung und Waffen, ſowie das Skelett eines Pferdes. Das Meiſte von dieſen Sachen kam ſpäter als ein Geſchenk des Erzbiſchofs von Mainz auf die königliche Bibliothek nach Paris.

Wendet man ſich nun wieder von Tournay nördlich nach Antwerpen zu, ſo kommt man nach der Stadt Aloſt an der Dender in Oſtflandern; ſie ſoll ihren Namen davon haben, daß ſie die öſtlichſte Spitze von Flandern bildet. Schon im eilften Jahrhundert gegründet war ſie die Hauptſtadt des ſogenannten kaiſerlichen Theils von Flandern und daher von aller Lehnspflicht befreit. 1667 wurde ſie jedoch von den Franzoſen erobert und ihre Feſtungswerke geſchleift. Seit dieſer Zeit hat ſie ſich eigentlich nicht wieder recht erholt. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die Hauptkirche St. Martin und das in gothiſchem Styl erbaute Rathhaus

aus. Die erſtere beſitzt ein ſehr ſchönes Gemälde von Rubens, den heiligen Rochus darſtellend. Aloſt umfaßt 13,000 Einwohner und iſt berühmt durch ſeinen Hopfenbau und ſein treffliches Bier.

Nicht weit von dieſer Stadt liegt Mollen mit den Ruinen einer alten prächtigen Abtei und noch etwas weiter davon das Städtchen Aſſche, das nur zwei Meilen von Brüſſel entfernt iſt und 4000 Einwohner zählt, welche bedeutenden Linnen- und Hopfenhandel treiben. Auch hat die Stadt in ganz Belgien eine gewiſſe Celebrität, durch ein Gebäck, Couques d'Assche genannt, das weit und breit verführt wird.

Oeſtlich von Gent beginnt das ſogenannte Land von Waes, berühmt wegen ſeiner Fruchtbarkeit. Ehemals war dies Gebiet ganz unfruchtbar, mit Sand bedeckt oder von den Fluthen der Schelde überſchwemmt. Den Einwohnern gelang es aber durch ihren Fleiß, den Boden auszutrocknen und anzubauen und ſo aus dieſer Wüſte zum größten Theil eine lachende Oaſe zu machen. Die Beſitzungen zerfallen meiſtens in ſehr kleine Parzellen, welche von einer dichten Hecke oder einem tiefen Graben umgeben ſind. Jedes Feld iſt in kleine Furchen getheilt, die nach der Mitte zu aufſteigen und nach der Seite ſich ſenken, ſo daß das Waſſer ablaufen kann und nirgends ſtehen bleibt, ſondern überall hingelangt. Der ganze Diſtrict, welcher auch der Diſtrict von St. Nicolaus genannt wird, nach der Hauptſtadt dieſes Namens, bietet den Anblick eines einzigen langen, von Gärten und Weilern unterbrochenen Dorfes dar. Die in demſelben liegenden Ortſchaften ſind mitunter ſehr bedeutend, ſo z. B. Lokeren mit 16,000 Einwohnern und bedeutenden Fabriken, beſonders in Tuch; St. Nicolaus, ebenfalls mit 16,000 Einwohnern und dem bedeutendſten Linnenmarkte in Belgien; Beveren, mit 16,000 Einwohnern; Swyndrecht mit 3000 Einwohnern u. a. m.*).

Südlich von dieſem Diſtricte und der Schelde liegt die Stadt und Feſtung Dendermonde (Termonde) am Zuſammenfluß der Dender und Schelde, eine ſchon im neunten Jahrhundert vorkommende Stadt, geſchichtlich bekannt durch die Belagerung von 1706; ſie hat 7200 Einwohner, welche bedeutende Baumwoll- und

---

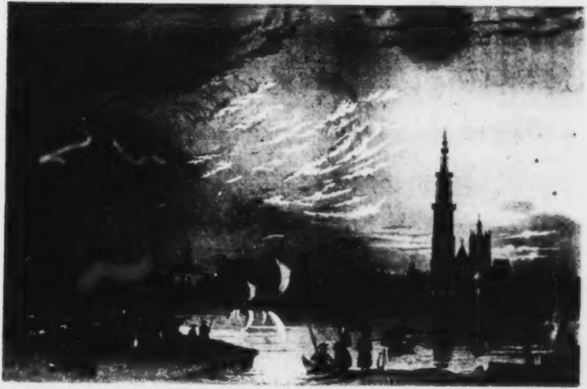
*) Eine ſehr vollſtändige hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung dieſes Diſtricts lieferte der bekannte holländiſche Staatsmann A. J. L. van den Bogaerde unter dem Titel: „Der Diſtrict von St. Nicolaus ꝛc. ꝛc.“ St. Nicolaas. 1825. 3 Bände in 8.

Leinwandfabriken, ſowie ausgezeichnete Bleichen beſitzen und Handel und Flachsbau treiben. Die Eiſenbahn, welche von Gent nach Brüſſel geht, kommt hier durch. Wenige Stunden von Dendermonde liegt Rypelmonde, das ebenfalls zum Lande von Waes gehört und einen Hafen nebſt einer Werfte hat. Von hier aus zeigt ſich in einer herrlichen Fernſicht Antwerpen.

III.

Antwerpen.

Wenn der Reiſende ſich Antwerpen nähert, ſo bietet ſich ihm, gleichviel, von welcher Seite er komme, dieſe Stadt auf das Vortheilhafteſte dar; ganz vorzüglich aber von der ſogenannten Tête de Flandres aus geſehen, von welcher aus ſie auch auf dem beigefügten Stahlſtiche dargeſtellt iſt. Die Citadelle, die Reihe von Quais, die den Fluß einfaſſen und mit ihren Alleen herrliche Spaziergänge bilden, ſowie endlich der breite von Schiffen bedeckte Fluß ſelbſt, üben einen majeſtätiſchen Eindruck auf die Seele des Beſchauers aus. Schon Regnard ſagte bereits 1681 von Antwerpen in ſeiner Reiſe durch Flandern, daß dieſe Stadt alle anderen Städte, die er geſehen, Neapel, Rom und Venedig ausgenommen, durch die Pracht ihrer Gebäude, den Glanz ihrer Kirchen und die Breite ihrer geräumigen Straßen übertreffe. So viel ſie früher und ſpäter auch durch Kriege gelitten hat, ſo iſt ſie immer noch vollkommen geeignet, den bedeutendſten Städten Europas an die Seite geſetzt zu werden. Ueber den Urſprung ihres Namens läßt ſich nichts Beſtimmtes ermitteln, man weiß nur, daß Antwerpen ſchon im vierten Jahrhundert vorkommt und daß im Jahre 630 dort eine, St. Peter und St. Paul geweihete Kirche durch St. Amandus erbauet wurde. Von 886 bis 980 gerieth es in die Hände der Mauren, welche in dem letztgenannten Jahre von den Vlamländern vertrieben wurden. Während des zwölften Jahrhunderts zogen die Handelsprivilegien, deren ſich dieſe Stadt erfreute, außerordentlich viel Fremde herbei. Der Hafen war allen Nationen geöffnet und die Stadt, die ſich aller Vortheile der Oberherrſchaft Burgunds erfreute, blühete in den folgenden Jahren dergeſtalt auf, daß ſie während des ſechszehnten Jahrhunderts die bedeutendſte und großartigſte von allen war. Mit



ANTWERP.

folgenden Worten giebt uns Deutſchlands großer Dichter eine herrliche Schilderung von ihrer Pracht und Größe; ſo allgemein bekannt dieſelben auch ſein mögen, ſo können wir uns doch nicht verſagen, ſie hier einzuſchalten, um ſo mehr als ſie ein Meiſterwerk hiſtoriſcher Darſtellungen ſind.

„Antwerpen — ſagt Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (Sämmtliche Werke Theil XII. S 56.) — empfing im ſechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandriſchen Städte verjagte und unter Karls V. Regierung war Antwerpen die lebendigſte und herrlichſte Stadt in der chriſtlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordſee gemein hat, und geſchickt iſt, die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freimeſſen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei.*) Die Induſtrie der Nation war im Anfange dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherei bereicherten den Landmann; Künſte, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flandriſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meere mit den Genueſern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten. Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahres unter Segel ging und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebirge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf und die Spezereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.**) Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus

---

*) Zwei ſolcher Meſſen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

**) Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon dahin geſchafft wurden, ſoll ſich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und der Menſchen.

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen und die Producte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während ſeiner glänzendſten Zeiten.

Im Jahre 1491 hielt der ganze Hanſabund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübeck geweſen war. Im Jahre 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt 100,000 Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwei-, drittehalbhundert Maſte erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zweitauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauernkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. 30,000 Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die ſie Karl V. zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf 40 Millionen Goldes gerechnet wurden. —"

Als jedoch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Stadt in die Hände der Spanier fiel, ſahen ſich viele reiche Kaufleute genöthigt, um des Glaubens willen nach Holland auszuwandern. Von dieſer Zeit an, beſonders aber ſeit der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten der Niederlande, verlor Antwerpen immer mehr und mehr ſeine frühere Bedeutung. Die Holländer hatten ſich der Mündung der Schelde bemächtigt und die Einfahrt in den Hafen bloſirt; dadurch zog ſich der größte Theil des Handels nach Amſterdam. Durch den Friedensvertrag zwiſchen Frankreich und Holland im Jahre 1795 wurde die Schelde zwar wieder frei und Antwerpen begann von Neuem etwas aufzublühen, ſeine frühere Größe hat es indeſſen nicht wieder erreicht.

So wie man in den Hafen einläuft, wird der Blick gleich von der berühmten Citadelle gefeſſelt. Sie ward im Jahre 1568 unter dem Herzog von Alba durch die Architecten Paciotti und Cerbelloni erbaut. Man ſtellte ſo viele Arbeiter dabei an, daß ſie binnen einem Jahre vollendet wurde. Anfangs beſtanden die Feſtungswerke nur aus einem bloßen Walle von Raſen, ſpäter wurden ſie jedoch mit Quader- und Backſteinen bekleidet. Die Citadelle iſt ſehr ſtark und bildet ein Fünfeck mit ſechs teraſſirten und combinirten Baſtionen. Sie hat mehr als 15 Brunnen und liegt auf einer Anhöhe, von der aus ſie die Stadt und Umgegend beherrſcht. Die Magazine und die Kaſernen ſind äußerſt geräumig und bequem, ſo daß man eine bedeutende Truppenzahl dort unterbringen kann. Die Kirche iſt nicht groß aber ſchön und mit Kunſt gebaut. Mitten in der Citadelle iſt ein großer Exercierplatz, auf welchem der Herzog von Alba 1571 die berühmte Statue aufrichten ließ, welche aus den von ihm bei Jemmingen eroberten Kanonen war errichtet worden. Sie ſtellte dieſen Unterdrücker der Niederlande in Lebensgröße mit entblößtem Haupte und in voller Waffenrüſtung dar auf einem Fußgeſtell von blauem Marmor. In der Hand hielt er den Commandoſtab und hatte den rechten Arm über die Stadt ausgeſtreckt. Unter ſeinen Füßen befand ſich ein Ungeheuer mit zwei Köpfen und vier Händen. In der erſten hielt es eine brennende Fackel, in der zweiten einen zerbrochenen Hammer, in der dritten eine Keule und in der vierten eine Streitaxt. Als ſich die Niederländer wenige Jahre ſpäter der Citadelle bemächtigten, zertrümmerten ſie dieſe Statue. —

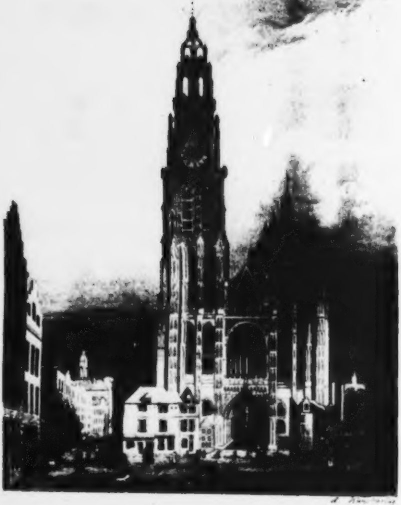
Nach der Revolution von 1830 beſtand der König von Holland darauf, die Citadelle von Antwerpen und die anderen Forts, welche unterhalb dieſer Stadt liegen, nicht zu räumen. Umſonſt unterhandelten Frankreich und England zwei Jahre lang zu Gunſten Belgiens mit demſelben, um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, und beſchloſſen endlich, ihn gewaltſam dazu zu zwingen. Eine combinirte franzöſiſche Flotte rückte vor und der Marſchall Gerard begann am 30. November die Belagerung der Citadelle. In dieſer befehligte ein alter erprobter holländiſcher Krieger, der General Chaſſé. Er hatte eine Garniſon von 5000 Mann ausgewählter Truppen zu ſeiner Diſpoſition und den ausdrücklichen Befehl erhalten, die Feſtung bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Demgemäß wies er die Aufforderung zur Uebergabe zurück und eröffnete ſelbſt die Feindſeligkeiten. Die franzöſiſche Armee beſtand aus 50.000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavallerie und 150 Stück Geſchütz. Vom 4. bis zum 23. December ſpielten die franzöſiſchen Batterien unaufhörlich auf die Citadelle und thaten täglich etwa 3400 Schüſſe. Erſt als das Innere nur noch ein Schutthaufen war, und die erſchöpfte Beſatzung nirgends mehr Schutz zu finden wußte, capitulirte der wackere Chaſſé. Am 24. December ſtreckte die Garniſon das Gewehr und mußte ſich kriegsgefangen nach Frankreich abführen laſſen und am 1. Januar 1833 ward die Citadelle den Belgiern übergeben.

Der Hafen von Antwerpen iſt einer der ſchönſten in Europa und die Baſſins, welche Napoleon für denſelben hat graben laſſen, ſind ſehr groß und geräumig. Das größte kann 42 Linienſchiffe und der ganze Hafen überhaupt 2000 Fahrzeuge faſſen. Er zerfällt in vier Kanäle, die von breiten Quais und vielen Magazinen eingefaßt werden. Das Arſenal, ſowie alle übrigen Gebäude, welche die Kanäle und Baſſins umgeben, ſind in einem großen Maaßſtabe aufgeführt. Man bemerkt in der Mitte derſelben ein ſehr ſchönes altes Haus, der Oſterling genannt. Es ward 1568 für die Kaufleute der Hanſa erbaut und enthält 300 Zimmer. Gegenwärtig gehört es noch den Hanſeatiſchen Städten und wird als Speicher ſowie als Wohnung für deren Conſul benutzt.

Antwerpen hat die Geſtalt eines geſpannten Bogens, indem die Schelde die Sehne deſſelben bildet. Die Stadt enthält 23 Marktplätze und über 200 Straßen, 75,000 Einwohner, ſehr wichtige Fabriken der verſchiedenſten Art, Bleichen, Diamantſchleifereien u. ſ. w. und iſt der Sitz eines Gouverneurs, einer Handelskammer und eines Handelsgerichtes, außerdem erfreut ſie ſich mehrerer bedeutenden Academien und öffentlichen Anſtalten für Wiſſenſchaft und Künſte. Unter ihren öffentlichen Gebäuden nennen wir zuerſt die berühmte Kathedrale zu Unſerer lieben Frauen. Nach der Peterskirche von Rom iſt ſie das größte chriſtliche Gotteshaus; ſie hat 440 Fuß Länge und 240 Fuß Breite und wird von 125 gothiſchen Pfeilern getragen, von denen die größten $27^{1}/_{2}$ Fuß im Umkreiſe haben. Der Thurm iſt 470 Fuß hoch, wenn man das Kreuz, das ſeine Spitze ſchmückt, mit hinzurechnet. Er iſt mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Eleganz aufgeführt und die Bildhauerarbeit an demſelben außerordentlich ſchön. Im Innern deſſelben befindet ſich ein Glockenſpiel, das aus 99 Glocken beſteht, von denen die kleinſte 15 Zoll im Durchmeſſer hat. Am herrlichſten war dieſes Gotteshaus, ehe im Jahre 1566 die Bilderſtürmer das Werk der Zerſtörung in demſelben übten. Wie ſie hier wütheten und welchen unerſetzlichen Schaden ſie der Kirche zufügten, ſchildert uns Schiller höchſt anſchaulich (Sämmtl. Werke 13. S. 88) mit folgenden Worten:

Der Anfang des Bilderſturms geſchah in Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur Wenige darunter mit Feuergewehren und Dolchen bewaffnet, werfen ſich, von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That und durch neuen Zulauf verſtärkt, dringen ſie geraden Weges nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Kalviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein, die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beiſpiel wird zugleich in Menin, Comines, Vervich, Lille und Audenarde nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von Mariä Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofes, der ihn eilfertig nach Brüſſel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieſer Bande preis. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen

Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſo bald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtſtuhle zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und Viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es Einem bei, „Es leben die Geuſen!“ zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eins, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während dem Singen werfen ſich Alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werke. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöſcht, alle Statuen zerſchmettert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwei Schächern, dem Hochaltare gegenüber aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beiden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont. Die Hoſtien ſtreut man auf den Boden und tritt ſie mit Füßen, in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da ſindet, wird die Geſundheit der Geuſen getrunken, mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben, Gräber ſelbſt werden durchwühlt, die halbverweſ'ten Leichen hervorgeriſſen und mit Füßen getreten. Alles dies geſchah in ſo wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete dabei ſeinem Nachbar in die Hände. Keiner, ſo halsbrechend auch dieſes Geſchäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finſterniß, ungeachtet die größten Laſten um und neben ihnen ſielen, und Manche auf den oberſten Sproſſen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenſtücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stun-



DE CATHEDRAAL VAN ANTWERPEN

den einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigſten in der Chriſtenheit. —

Die Kathedrale iſt in der neueſten Zeit im Innern wieder hergeſtellt worden, und übt daher durch die Großartigkeit ihres Baues auf den Beſuchenden einen wahrhaft erhebenden Eindruck aus; namentlich erfreut ſich das Schiff einer majeſtätiſchen Einfachheit. Die ganze Kirche iſt reich an prachtvollen Altären und herrlichen Gemälden, unter denen namentlich mehrere von Rubens, beſonders die Kreuzerhebung und die Kreuzabnahme, ſowie die Himmelfahrt Mariä ſehr berühmt ſind. Nicht minder ausgezeichnet iſt das Portal von überraſchender Eleganz.

Wenn man die Kathedrale verläßt, ſo wird man rechts von der Thür auf folgende Inſchrift aufmerkſam gemacht:

Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem

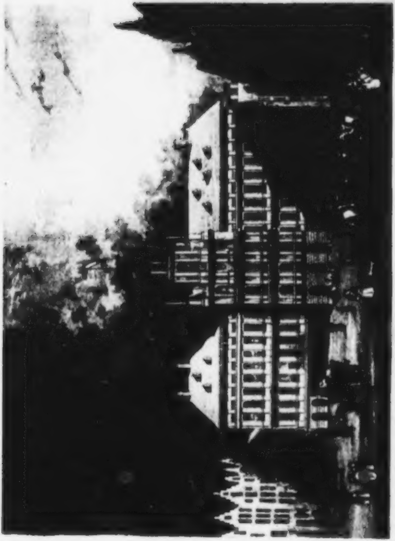
deutſch:

Die eheliche Liebe machte aus einem Schmiede einen Apelles.

Dies iſt nämlich eine Grabſchrift, und unter dem Steine, welcher ſie enthält, ruhen die irdiſchen Ueberreſte des talentvollen Malers Quintin Matſys oder Metſys, den die Liebe zu ſeiner Kunſt führte. Der Maler Frank Floris hatte eine Tochter, in welche ſich Quintin, zu jener Zeit noch ein Schmied, verliebte. Er hielt bei dem Vater um ihre Hand an, aber dieſer hatte geſchworen, ſie nur mit einem Maler zu verheirathen und wies ihn daher unter dem Vorwande ab, ſeine Tochter ſei noch zu jung, um ſchon an die Ehe zu denken. Dies war nun aber keineswegs der Fall und das Mädchen dem jungen Handwerker ſehr geneigt. Die kluge Tochter wußte ihrem Vater das Geheimniß zu entlocken und ermangelte nicht, es dem Geliebten mitzutheilen. Quintin hatte ſich ſchon früher nicht ohne Erfolg in der Malerei verſucht; er widmete ſich nun derſelben ganz und leiſtete ſo Treffliches, daß Floris ihm mit Freuden die Tochter zum Weibe gab. Dem Grabmal gegenüber wird noch das Gitter eines Brunnens gezeigt, welches Metſys als Schmied verfertigt hat. — Von der Place-Verte aus genießt man des vollſtändigſten Anblicks der Kathedrale, von der wir hier ebenfalls eine Abbildung im Stahlſtich beifügen. Dieſer ſchöne Platz bildete früher den Kirchhof. Die Franzoſen haben ihn aber in einen ſehr anmuthigen, mit Bäumen bepflanzten Spaziergang umgewandelt, welchen ſtattliche Gebäude und elegante Kaffeehäuſer umgeben.

Nächſt der Kathedrale iſt die St. Jacobskirche die bedeutendſte Antwerpens und namentlich im Innern durch Sculpturen in Marmor und Holz von der herrlichſten und feinſten Arbeit ſo ausgezeichnet, daß ſie in dieſer Hinſicht als das am reichſten geſchmückte Gotteshaus der Niederlande zu betrachten iſt. Hinter dem Chore derſelben iſt eine Kapelle, welche man ganz dem Andenken des großen Rubens gewidmet hat. Rubens, deſſen Vater und deſſen zweite Frau nebſt den beiden Söhnen ſind hier beigeſetzt. Vor einigen Jahren öffnete man das Grabgewölbe und fand die Leiche des großen Meiſters noch ganz erhalten. Den Altar dieſer Kapelle ſchmücken die Bilder Rubens, ſeines Vaters, ſeines Sohnes, ſeiner beiden Frauen und ſeiner Geliebten. Rubens hat ſich ſelbſt als St. Georg, ſeinen Vater als heiligen Hieronymus, ſeinen Sohn als Chriſtkind, ſeine Geliebte als Jungfrau Maria und ſeine beiden Gattinnen als zwei andere Heilige dargeſtellt. Dies Bild wurde von den Franzoſen nach Paris entführt, kam aber durch die Vermittelung des Königs Ludwig ſehr bald nach Antwerpen zurück. Eine ſchwarze Marmorplatte bedeckt das Grab Rubens, auf welchem ſich eine etwas pomphafte Inſchrift befindet, die ihm 1755 von einem Nachkommen mütterlicher Seite gewidmet wurde. Die St. Jacobskirche bewahrt außerdem noch mehrere bedeutende Gemälde, namentlich von van Dyk und von Bernhard van Orlay, dem Hofmaler Karls V., leider aber klagen Kunſtkenner, daß dieſelben ſchlecht erhalten ſeien. Unter den übrigen Kirchen Antwerpens zeichnen ſich die St. Paulskirche durch einen ſehr reichen Altar, deſſen Werth auf 40,000 Thaler Gold geſchätzt wird und durch einen herrlichen Chriſtus am Kreuz von van Dyk, ſowie die St. Andreas-, die St. Antons- und die St. Karlskirche durch viele Kunſt- und andere Schätze aus.

Von den öffentlichen Gebäuden ſind als beſonders merkwürdig hervorzuheben: das Rathhaus, von welchem wir hier ebenfalls eine Abbildung im Stahlſtich beifügen. Es wurde 1560 aufgeführt, vereinigt die fünf Säulenordnungen in ſich, hat eine Länge von 260 Fuß und enthält mehrere ausgezeichnete Gemälde. Die Börſe, 1531 begonnen, 1580 abgebrannt und 1584 wieder aufgebaut, bildet ein Viereck, auf welches vier Straßen münden und das von mauriſchen Säulen umgeben iſt, welche ein Gewölbe tragen und ein Periſtyl bilden. Ueber dieſem Gewölbe befinden ſich Säle, aber faſt alle Geſchäfte werden in den untern Gallerien gemacht. Die Börſe hat 180 Fuß Länge und 40 Fuß Breite. Einer Sage zufolge ſoll der Name Börſe für Verſammlungsort der Kaufleute von Antwerpen herſtammen. Im Mittelalter pflegten nämlich die Handelsherren von Antwerpen ſich auf derſelben Stelle, wo die jetzige Börſe ſteht,

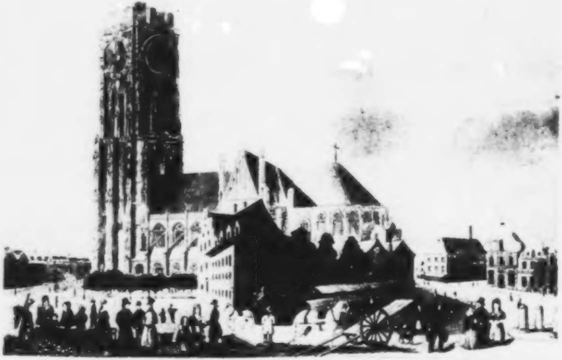


vor einem Hauſe zu verſammeln, das dem Geſchlechte derer van Vorſelen gehörte. In dem über der Thür ausgehauenen Wappen derſelben befanden ſich drei Geldbeutel, wovon das Haus ſchlechtweg die Börſe genannt wurde, ein Name, der ſpäter beibehalten und auch in den übrigen Handelsſtätten eingeführt wurde und ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Beachtung werth ſind ferner das alterthümliche Schlachthaus, der reich verſorgte Fiſchmarkt, der Eiermarkt und andere öffentliche Plätze, auf welchen ſtets große Lebendigkeit herrſcht. Ueberhaupt bietet Antwerpen eine große Menge eigenthümlicher Plätze und Anſichten dar, ſowie es außerdem noch auf den Kunſtfreund eine mächtige Anziehungskraft durch ſeine vielen öffentlichen und Privatkunſtſammlungen ausübt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir bei allem Sehenswürdigen verweilen. Wir begnügen uns daher, nur einen flüchtigen Blick auf das Muſeum zu werfen, ehe wir von dieſer bedeutenden Stadt ſcheiden. Mit demſelben iſt eine Kunſtacademie verbunden, die nahe an 600 Schüler zählt und durch welche, da jährlich eine öffentliche Ausſtellung und eine Preisvertheilung ſtattfindet, das Gedeihen der ſchönen Künſte in Antwerpen ſehr befördert wird. Das Muſeum beſitzt daher auch viele vortreffliche Werke noch lebender Künſtler. Unter den älteren Gemälden, die es enthält, werden namentlich folgende als die Perlen der ganzen Sammlung betrachtet: Von Frank Floris, Jeſus in der Krippe und der Sturz der aufrühreriſchen Engel. An dieſem letzteren Bilde, das viel Schönes, aber auch viel Wunderliches enthält, haftet eine eigenthümliche, auf Quintin Metſys ſich beziehende Sage, die zur Ergänzung des oben Mitgetheilten hier noch ihr Plätzchen finden möge. Einer der gefallenen Engel nämlich auf dieſem Bilde wird von einer Wespe geſtochen, die ihm, wie ſich das deutlich auf ſeinem Geſichte zeigt, großen Schmerz verurſacht. Dieſe Wespe nun ſoll heimlich von Quintin Metſys gemalt worden ſein, als ihm Floris die Tochter abgeſchlagen und den Letzteren ſo getäuſcht haben, daß er das Inſect mit der Hand habe wegjagen wollen, worauf er denn, als er die Wahrheit erfahren, Metſys zum Schwiegerſohne angenommen; — ferner: von Titian, Alexander VI., welcher dem heiligen Petrus einen Biſchof vorſtellt, den er zum Admiral ſeiner Galeeren ernannt hat; eilf oder zwölf Bilder von Martin de Vos, unter denen namentlich der heilige Lucas, welcher die Jungfrau Maria malt, bemerkenswerth iſt. Dieſes Bild war nämlich für den Altar beſtimmt, welchen die Malergilde in der Kathedrale beſaß (1572), und der Künſtler hat ſich ſelbſt als

St. Lucas und ſeine Frau als Mutter Gottes dargeſtellt; fünf oder ſechs Bilder von Otto Venius, Rubens Lehrer, unter denen eins ſich durch die vortreffliche Beleuchtung vorzüglich auszeichnet; mehr als zwanzig Werke von Rubens Meiſterpinſel; ſechs herrliche Bilder von van Dyk; acht Bilder von Quintin Metſys, unter denen die berühmte Grablegung des Heilandes; Elias in der Wüſte von Crayer, ſowie Werke von Franz Bourbus, Michael Coxius, Peter Seghers, Snyder und andern großen Meiſtern mehr.

So reich und herrlich ſich auch Antwerpen entfaltete, ſo hat dieſe Stadt doch von jeher durch bedeutende Unglücksfälle zu leiden gehabt und es iſt, als ob namentlich in den frühern Jahrhunderten ſich die Elemente zu ihrem Untergange verſchworen hätten; ſo z. B. ſuchten furchtbare Ueberſchwemmungen ſie in den Jahren 1288, 1300, 1320, 1340, 1446, 1462, 1468, 1477 und 1532 heim. 1382 und 1395 wurde ſie durch heftige Erdbeben erſchüttert. Während der Jahre 1380, 1439, 1479, 1513, 1516 und 1606 wütheten mächtige Orcane höchſt zerſtörend daſelbſt. Im Jahre 1315 herrſchte eine ſolche Hungersnoth, daß das Maas Korn mit zwölf Gulden bezahlt wurde; 1363 koſtete daſſelbe neun Gulden und 1433 ſogar 23 Ducaten. Aehnliche Theuerungen waren 1477, 1552 und 1557. Eine furchtbare Peſt herrſchte daſelbſt im Jahre 1678, die ſo viele Menſchen hinraffte, daß in 1200 Häuſern die Bewohner ganz ausgeſtorben waren. Auch von Feuersbrünſten hatte Antwerpen wiederholt ſchwer zu leiden, namentlich in den Jahren 1263, wo ein großer Brand das ganze Viertel der Goldſchmiede in Aſche legte, ferner 1397, 1499, 1541, 1546 u. ſ. w. Wie verheerend Kriege, und namentlich Bürgerkriege daſelbſt wütheten, iſt ſchon weiter oben bemerkt worden.

Das Großartige und Maleriſche, welches die Lage Antwerpens darbietet, verdankt dieſe Stadt vorzüglich der Nähe des Meeres, der Schelde und dem Hafen. Nach der Landſeite zu iſt die Gegend aber flach und im Ganzen einförmig, obgleich mit ſchönen Landhäuſern, Gärten und Alleen geſchmückt. Dieſe Einförmigkeit wird um ſo ſtärker, als aus ſtrategiſchen Gründen eine große Strecke Landes zwiſchen der Stadt, die bei einer Belagerung ſogleich unter Waſſer geſetzt werden kann, und dem Strome gar nicht cultivirt und bewohnt werden darf.



[illegible]

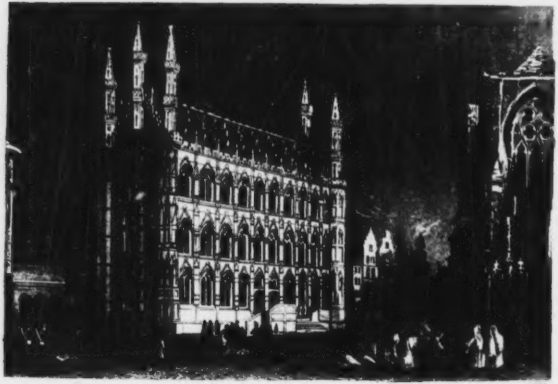
IV.

Von Mecheln über Löwen und Tirlemont nach Lüttich.

Die Eiſenbahn führt den Reiſenden in einer halben Stunde nach **Mecheln** (Malines), einer hübſchen Stadt an der Dyle mit 24,000 Einwohnern; Sitz des katholiſchen Erzbiſchofs. Die Stadt hat ein theologiſches Seminar, eine Maleracademie und ein Gymnaſium und iſt berühmt durch ihre Hüte, Spitzen und wollenen Decken. Der Weg von Antwerpen nach Mecheln iſt ſehr angenehm und geht durch mehrere ſehr reinliche, wohlhabende Dörfer. **Mecheln** iſt ziemlich alt und ward um 930 mit Mauern verſehen. Gegen 1300 war es ganz befeſtigt. Es gehörte früher als Lehen zu Frankreich und hatte ſeine eigenen Grafen, deren Würde jedoch vor dem Schluſſe des erſten Jahrtauſends chriſtlicher Zeitrechnung erloſch. 1490 ward es vom Kaiſer Friedrich wieder zum Range einer Grafſchaft erhoben, nachdem 1474 Karl IV. von Burgund dort bereits ein Parlament errichtet hatte, welches ſo berühmt wurde durch ſeine Klugheit und Rechtlichkeit, daß ſich auch fremde Mächte häufig deſſelben als Schiedsgericht bedienten. Die Kathedrale, die zugleich die Metropolitankirche von Belgien iſt, ward bereits ſchon ſeit dem zwölften Jahrhundert angefangen, doch erſt 1513 vollendet. Sie iſt ein ſehr ſchönes Denkmal gothiſcher Baukunſt, namentlich iſt der Thurm derſelben, der 380 Fuß Höhe hat, überaus elegant und geſchmackvoll. 540 Stufen führen auf die Plattform deſſelben, von welcher ſich eine ſehr ſchöne Fernſicht bis nach Brüſſel hin darbietet. Das dort befindliche Glockenſpiel iſt eins der beſten in den Niederlanden; der Cylinder hat 16,200 Löcher, in welche die Stäbchen geſteckt werden, die die Taſten in Bewegung ſetzen; halbjährlich werden die Stücke, welche es ſpielt, verändert, nach einer Liſte, die der Bürgermeiſter beſtimmt. Der beigefügte Stahlſtich giebt eine gute Abbildung der Kathedrale.

Eine Chauſſee, welche ſich durch Ebenen zieht, führt von **Mecheln** nach **Löwen**, der ehemaligen Hauptſtadt des Herzogthums Brabant. Löwen liegt ebenfalls an der Dyle und iſt ſehr alten Urſprungs.

Man ſchreibt die Gründung dieſer Stadt ſogar dem Cäſar zu, doch kommt ſie nicht vor dem Jahre 686 in den Annalen vor, wo die Normannen bis Löwen vorgedrungen waren und ſich in der Nähe eines dort befindlichen Schloſſes verſchanzten, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Juſtus Lipſius iſt der Meinung, daß dies der eigentliche Anfang der Stadt Löwen geweſen ſei. Sie ward in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit Mauern umgeben und nahm durch ihren Handel und ihre Manufakturen dermaßen zu, daß ihr Gebiet im Jahre 1356 bedeutend erweitert werden mußte. Im Jahre 1382 erlitt aber ihre Blüthe einen harten Stoß dadurch, daß die Weber und andere Handwerker ſich gegen den Herzog Wenceslaus von Brabant empörten und 17 Magiſtratsperſonen aus den Fenſtern des Rathhauſes warfen. Dann ergriffen ſie die Waffen gegen ihren Fürſten und verwüſteten Brabant. Endlich in ihre Stadt zurückgedrängt, wurden ſie dort belagert und erhielten ihre Verzeihung nur durch die Vermittelung des Biſchofs von Lüttich, Arnold von Horn. Die Rädelsführer wurden jedoch beſtraft und die Weber, welche dieſen Aufruhr veranlaßt hatten, aus der Stadt verbannt. Die Meiſten derſelben gingen nach England, wo ſie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Da Löwen durch dieſes Ereigniß ſehr gelitten hatte, und ſich nicht recht wieder erholen konnte, ſo ſtiftete Johann IV. Herzog von Brabant mit Genehmigung des Papſtes Martin V. 1426 daſelbſt eine Univerſität, welche in der Folge eine der berühmteſten Europa's wurde. Die Franzoſen hoben in dieſem Jahrhundert dieſelbe auf, ſie ward aber 1817 vom König Wilhelm I. der Niederlande wieder hergeſtellt, 1819 indeſſen von Neuem wieder aufgehoben, wodurch in Belgien große Unzufriedenheit entſtand, die, durch andere Umſtände vergrößert, endlich 1830 in die Revolution ausbrach. Gegenwärtig hat Löwen wieder eine katholiſche Univerſität, welche ziemlich viel Studenten zählt und mehrere vortreffliche Anſtalten beſitzt. Die Einwohner von Löwen waren von jeher durch ihre Tapferkeit bekannt und ſtolz auf den Ruhm, ihre Stadt nie übergeben zu haben. Der ſchon oft genannte Marten Roſſum belagerte ſie 1542 vergeblich und 1572 ſah ſich Wilhelm von Oranien ebenfalls genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Die Stadt verdankte ihre Rettung der Tapferkeit der Bürger und der Studenten. 1635 hatten die verbündeten Holländer und Franzoſen ſie ebenfalls belagert, mußten aber, durch Hungersnoth gezwungen, die Belagerung ſehr bald wieder aufheben. Das Andenken an dieſe Befreiung hat ſich in Löwen durch ein



Volksfeſt erhalten, das jedesmal am erſten Sonntage im Juli ſtattfindet. Am 5. Auguſt 1710 endlich überrumpelten die Franzoſen unter Anführung eines Parteigängers Dumoulin die Stadt, wurden aber von den Bürgern wieder hinausgeſchlagen. Dieſe Letzteren erhielten zur Belohnung dafür von dem Erzherzog von Oeſterreich einen goldenen Schlüſſel, welcher auf dem Rathhauſe aufbewahrt wird.

Unter den öffentlichen Gebäuden Löwens iſt beſonders das Rathhaus, von dem der beigelegte Stahlſtich eine Abbildung giebt, bemerkenswerth. Es ward 1439 erbaut und iſt eins der vollkommenſten Muſter gothiſcher Baukunſt. Daſſelbe bildet ein großes Parallelogramm, an deſſen Ecken ſich vier fünfeckige Thürme erheben. Es hat drei Stockwerke und ein hohes Dach, auf deſſen Spitze ſich zu beiden Seiten wieder ein Thürmchen erhebt, das durch eine Gallerie mit den Eckthürmen verbunden iſt. Das ganze Gebäude iſt mit der ſchönſten durchbrochenen Bildhauerarbeit, welche ſich aus der Ferne wie Spitzengrund ausnimmt, geſchmückt, ein wahres Meiſterwerk der Kunſt. Nicht minder bedeutend in ihrer Art als das Rathhaus iſt die ihm gegenüberliegende Hauptkirche zu St. Peter, welche bereits 1010 gegründet wurde, noch ein ſehr ſchönes Glockenſpiel beſitzt und einſt einen 533 Fuß hohen Thurm hatte, den die Einwohner von Löwen als ein Wunder der Welt betrachteten. Dieſer Thurm ſtürzte aber plötzlich und dem Anſcheine nach ohne alle Urſache im Jahre 1604 zuſammen. Der berühmte Kerkherderen, welcher damals Profeſſor an der Univerſität war, machte folgendes Chronogramm darauf, welches die Jahreszahl enthält oMnia CaDVnt (Alles fällt). Auch das Innere dieſer Kirche iſt ſehenswerth, ebenſo wie das der Kirchen von St. Michael, St. Antonius und St. Gertrude.

Die Univerſität war, wie ſchon bemerkt wurde, früher ſehr berühmt. Unter Andern ſtudirte Adrian Florent daſelbſt. Er war äußerſt arm und wurde nur aus Mitleid in einem der Collegien erhalten. Als er promovirte (am 21. Juni 1491), bezahlte die Wittwe Karls des Kühnen die Koſten; Florent wurde in der Folge Lehrer des Erzherzogs Karl, nachherigen Kaiſer Karls V., dann Erzbiſchof von Tortoſa, darauf Kardinal und endlich durch die Mitwirkung ſeines ehemaligen Zöglings Papſt unter dem Namen Hadrian VI. Folgender Zug characteriſirt beſonders dieſen ausgezeichneten Mann. Im Jahre 1515 ließ er zu Löwen ſeine Quaestiones quodlibeticae und 1526 und 1531 ſeine Disputationes in lib. IV. magistri sententiarum drucken und ſtellte darin die Behauptung auf, daß der Papſt ſelbſt in Glaubensſachen irren könne. Als er ſpäter ſelbſt

Papſt geworden war, ließ er ſeine geſammelten Werke erſcheinen, änderte aber nicht eine Zeile an dieſer Behauptung. — Der berühmteſte Profeſſor in Löwen war ſeiner Zeit der ſpäter ſo vielfach angegriffene Juſtus Lipſius. Der Erzherzog Albert und deſſen Gemahlin, die Infantin Iſabelle, wohnten mit ihrem ganzen Hofe ſeinen Vorleſungen bei. Im funfzehnten Jahrhundert hatte die Univerſität Löwen, deren Profeſſoren Realiſten waren, große Streitigkeiten mit den Doctoren der Univerſität Paris, die ſich Nominaliſten nannten. Löwen ſandte einen eigenen Deputirten, den Baccalaureus Petros de Riva nach Paris, der ſich heftig dort herum disputirte, aber keinesweges den Sieg davon trug; nur die Uneinigkeit der Pariſer Profeſſoren war Urſache, daß ſie Löwen nicht in den Bann thaten.

Löwen iſt eine Stadt von nahe an 30,000 Einwohnern, welche beträchtlichen Handel treiben und ausgezeichnete Bierbrauereien, Salzſiedereien und Tuchfabriken haben. Das Löwener Bier iſt berühmt und wird überall in den Niederlanden gern und viel getrunken. Man brauet drei Arten deſſelben: den Petermann, welches das ſtärkſte iſt und früher bei ſchwerer Strafe nicht verfahren werden durfte, den Caniak, deſſen man ſich in den Convicten zu bedienen pflegte, und das gewöhnliche Löwener Bier, das überall in den Niederlanden zu haben iſt.

Oeſtlich von Löwen liegt Tirlemont, hart an der Eiſenbahn, die nach Lüttich führt. Es iſt eine alte Stadt mit ungefähr 9000 Einwohnern, welche bedeutende Tuchfabriken und Wollſpinnereien haben. Sie hat einen ſehr ſchönen Marktplatz, auf welchem ſich ein ſtattliches Rathhaus und die Hauptkirche befinden, die früher von verheiratheten Domherren bedient wurde, die man mit einem Spottnamen, prêtres à poule, benannte.

Von Tirlemont kommt man binnen kurzer Zeit nach Lüttich, einſt die Hauptſtadt eines beſonderen, gefürſteten Biſthums. Dieſe Stadt liegt an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimmt; ſie iſt ſehr alt und ſoll nach der Behauptung Einiger ihren Namen davon haben, daß die Bewohner des Landes einſt eine römiſche Legion hier vernichteten. Nach Anderen ſoll ſie von Ambiorix, welchen Cäſar um ſeines Verrathes willen tödten ließ, gegründet worden ſein; etwas Gewiſſes läßt ſich darüber nicht ermitteln. Die meiſten Schriftſteller ſtimmen jedoch darin überein, daß der heilige Lampert, Biſchof von Maſtricht, 708 in Lüttich erſchlagen worden ſei; die Leiche wurde nach Maſtricht gebracht, durch den heiligen Hubert aber

[illegible]

721 wieder nach Lüttich geführt, und auf der Stätte, wo St. Lampertus umgebracht worden war, die Kathedrale gebaut; St. Hubert verlegte auch den Biſchofsſitz von Maſtricht nach Lüttich und dieſer iſt der Stadt ſeitdem geblieben. Unter den Biſchöfen gedieh Lüttich ſehr und ſoll im funfzehnten Jahrhundert einmal 120,000 Einwohner gehabt haben. Dieſe waren aber von jeher ſehr unruhig und empörten ſich fortwährend gegen den Fürſt-Biſchof. Die Stadt war meiſt in zwei Partheien, die Chiroux und die Grignoux getheilt, von denen die erſtere aus den Anhängern des Fürſten, die zweite aus den Anhängern des Bürgermeiſters beſtand. Die Maas durchfließt die Stadt und theilt ſich in verſchiedene Aeſte, welche mehrere Inſeln bilden, die untereinander durch Brücken verbunden ſind. Lüttich ſelbſt liegt am Fuße eines Hügels und iſt unregelmäßig und finſter gebaut, es hat jedoch einige große Plätze und ſchöne Häuſer auf den Quais, welche die Maas einfaſſen. Der beigefügte Stahlſtich giebt eine Anſicht von Lüttich, von der Höhe aus betrachtet. Der alte erzbiſchöfliche Palaſt, von deſſen innerem Hofe wir ebenfalls eine Abbildung beifügen, iſt ein merkwürdiges und eigenthümliches Gebäude, deſſen architektoniſche Verzierungen namentlich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden anziehen. Unter den öffentlichen Plätzen iſt beſonders der Theaterplatz hervorzuheben. Die eine Seite deſſelben bildet das neue Schauſpielhaus mit einer ſehr ſchönen Façade, rechts von demſelben erheben ſich die St. Martinskirche und die Abtei St. Lorenz, links der Glockenthurm von St. Paul und die ehemalige heilige Kreuzkirche. Die St. Paulskirche iſt jetzt die Kathedrale, da die frühere dem heiligen Lampert gewidmete während der Revolution zerſtört wurde. Sie iſt ſehr groß und ſchön gebaut und ſoll 966 geſtiftet worden ſein. Lüttich beſaß ehemals 32 Kirchen, von denen nur acht während der Revolution der Zerſtörung entgingen. Die Univerſität ward 1817 geſtiftet und hat ſich ſeitdem einen bedeutenden Namen erworben. Sie beſitzt ein ſehr ſchönes Gebäude für ihre öffentlichen Verſammlungen, welches die Inſchrift führt: Universis disciplinis. Das Rathhaus dagegen, welches ſich auf dem Hauptmarkte befindet, ward im vorigen Jahrhundert erbaut und hat etwas ſehr Schwerfälliges.

Lüttich hat gegenwärtig 58,000 Einwohner und iſt der Sitz eines Gouverneurs, eines Biſchofs, eines hohen Gerichtshofes, einer Handelskammer und eines Handelsgerichtes. Neben der Univerſität beſitzt es noch ein Gymnaſium, eine Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Künſte, eine Taubſtummen-Anſtalt und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Es erfreut ſich ferner eines ſehr ausgebreiteten Handels und höchſt beträchtlicher Gewehr-, Zink-, Leder-, Ambos-, Tuch- und Cichorienfabriken. Die Umgegend von Lüttich iſt reich an Steinkohlengruben. Die erſte derſelben wurde 1198 an einem Orte, Montpublic genannt, von einem Hufſchmiede, Houilleur, entdeckt. Die Kohlengräber ſind in dieſen Gruben mitunter großen Gefahren ausgeſetzt. Eine der merkwürdigſten Begebenheiten dieſer Art trug ſich daſelbſt in der Grube Beaujonc zu: Am 28. Februar 1812 wurde dieſelbe plötzlich durch unterirdiſche Gewäſſer, welche durchgebrochen waren, überſchwemmt. Es befanden ſich 127 Arbeiter in der Mine, von denen 35 ſich ſogleich retteten. Der Oberſteiger Goffin, welcher ſich auch mit ſeinem Sohne retten konnte, beſchloß ohne Zaudern ſich für das Wohl ſeiner Arbeiter zu opfern, und brach in die Worte aus: „Ich will alle meine Leute retten oder mit ihnen ſterben.“ Nun befahl er dreien von ſeinen Arbeitern, ihre Kameraden zu benachrichtigen von der Gefahr und ſie nach dem Schachte von Mamonſter zu führen; dies gelang auch und drei Mal wurden Arbeiter hinaufgewunden, ſo daß von 127 Perſonen 35 gerettet wurden. Jetzt ſtieg aber das Waſſer ſo plötzlich, daß es die übrigen 92 von aller Verbindung mit der Oberwelt abſchnitt und ſie den gewiſſen Tod vor Augen ſahen, der ihnen auf die entſchiedenſte Weiſe drohete, indem ſie ebenſowohl fürchten mußten zu verhungern, als auch von den böſen Wettern, die ſich entzünden konnten, erſchlagen, oder von dem ſteigenden Waſſer ertränkt zu werden. Goffin verſuchte nun mit den kräftigſten Arbeitern nach der Grube von Mamonſter einen Durchgang zu brechen; nachdem ſie aber bereits mit unendlichen Schwierigkeiten ungefähr ſieben Klaftern durchgeſchlagen hatten, überzeugten ſie ſich, daß ihr Werk vergeblich ſei, indem ſie in eine falſche Richtung nach einer verlaſſenen Grube gerathen waren. Goffin befahl ihnen nun, ihm nach der fünften Steige zu folgen; ſie weigerten ſich aber einſtimmig, denn die größte Verzweiflung hatte ſich ihrer bemächtigt. Die Kinder warfen ſich auf die Knie und baten ihre Väter, ſie zu ſegnen, dieſe jammerten über ihr Unglück und über die Zukunft der Ihrigen. Obgleich das traurige Schauſpiel Goffin das Herz zerriß, ſo vermochte es doch ſeine Standhaftigkeit nicht zu erſchüttern. Durch ſeine Feſtigkeit und Geiſtesgegenwart wußte er den Muth der Unglücklichen wieder zu beleben. Nachdem er ſie beruhigt hatte, begab er ſich nach der fünften Steige und Alle folgten ihm.

Kaum waren ſie daſelbſt angelangt, ſo drang ein dumpfes Ge-

[illegible]

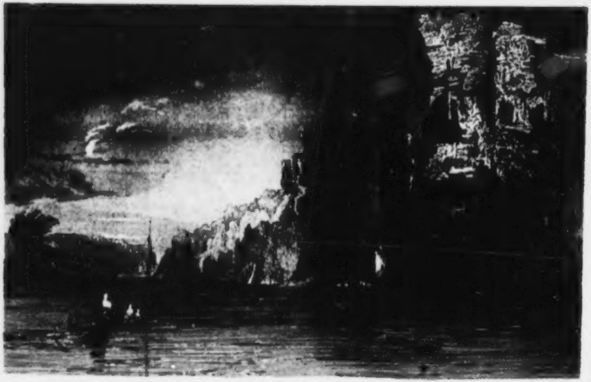
räuſch zu ihren Ohren und weckte die Hoffnung in ihren Herzen, daß von der Grube von Mamonſter aus an ihrer Rettung gearbeitet werde. Sie waren aber ſchon ſo erſchöpft durch ihre früheren Anſtrengungen und durch den gänzlichen Mangel an Ruhe und Nahrung, daß Goffin Alles aufwenden mußte, was nur in ſeinen Kräften ſtand, um ihren Muth aufrecht zu erhalten. Drei Mal bemächtigte ſich ihrer die vollkommenſte Muthloſigkeit und ſie ließen, an ihrer Rettung verzweifelnd, das Werk liegen. Jedesmal gelang es jedoch dem wackern Goffin, ſie durch Bitten oder durch Drohungen dahin zu bringen, die Hacke wieder zu ergreifen, und er war ſo glücklich, ſie eilf Klaftern weit auf ihrem Rettungswege vordringen zu laſſen, obwohl ſchon ſeit dem zweiten Tage der Mangel an Sauerſtoff in der ſie umgebenden Luft die beiden Lichter, welche ihnen zur Arbeit dienten, ausgelöſcht hatte. Durch einen unglücklichen Zufall fiel das dritte, das als Reſerve brannte, um, und ſie befanden ſich nun in gänzlicher Dunkelheit.

Die erſten Tage verfloſſen dieſen Unglücklichen unter den gräßlichſten Leiden, der Hunger geſellte ſich dazu und quälte ſie auf's Furchtbarſte. Einige verloren dadurch die Beſinnung, Andere verzehrten die Lichter, die ſie verſteckt hatten und ſtillten ihren Durſt mit ihrem eigenen Urin, den ſie dem verdorbenen Waſſer in der Mine vorzogen, noch Andere warteten nur auf den Tod des erſten beſten Kameraden, um ſich an ſeiner Leiche zu ſättigen. Zum größten Glücke für Alle bemächtigte ſich mitunter ein wohlthätiger Schlaf ihrer, aus welchem ſie dann etwas geſtärkt wieder erwachten.

Unterdeſſen hatte man von außen alles Mögliche aufgeboten, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Nur von der Grube Mamonſter aus ſchien allein der Schacht nach der Grube Beaujonc zugänglich. Doch war das Unternehmen ein höchſt ſchwieriges, da man keine genauen Pläne hatte und nicht wußte wie groß der Raum ſei, der beide von einander trennte; demungeachtet ließ man aber nicht ab. Von allen Seiten ſtrömten Hülfsmittel und Arbeiter herbei, mehr als hundert Pferde wurden angewandt, um das Waſſer aus der Grube Beaujonc zu ſchöpfen und in der Grube Mamonſter löſten ſich alle vier Stunden zwanzig friſche Arbeiter ab, ſo daß das Werk auch nicht einen Augenblick unterbrochen wurde. Der Ingenieur Migneron hatte mit ſeltenem Scharfſinn den einzigen Punkt aufgefunden, von welchem aus man den Verſchütteten zu Hülfe kommen konnte. Er ließ nun von Zeit zu Zeit, indem die Arbeit fortging, Sprengungen machen, bis man endlich die Gewißheit erhielt, daß man von den Unglücklichen gehört wurde. Nun verdoppelte Alles ſeinen Eifer, jeder Grubenherr lieferte ſeine ſtärkſten Arbeiter und ſeine Pferde; kurz, man that, was nur möglich war, um die Unglücklichen, die man ſchon für unrettbar verloren gehalten, zu befreien. Das Geräuſch, das dieſe machten, indem ſie, obwohl mit Zwiſchenräumen, auf ihrer Seite arbeiteten, wurde immer mehr und mehr vernehmbar. Endlich, nach fünf ſchrecklichen, zwiſchen Furcht und Hoffnung verlebten Tagen hatte man die unbeſchreibliche Genugthuung, ſich durch die Sonde mit ihnen in Verbindung zu ſetzen. Es gelang ihnen nun bald mitzutheilen, daß Keiner von ihnen umgekommen ſei, daß ſie ihrer 74 wären und daß ſie von furchtbarer Hitze litten, obgleich ſie bis an den Leib im Waſſer ſtänden. Von nun an arbeitete man der Grube Mamonſter ohne Licht zu, um einer Entzündung der Luft vorzubeugen.

Seit dem 3. März Abends um 7 Uhr, wo zuerſt durch die Sonde die Verbindung eröffnet worden war, hatte man vorzüglich die Stimme des wackeren Goffin erkannt und von nun an alle nur möglichen Vorſichtsmaßregeln getroffen, um die Unglücklichen vor den gefährlichen Wirkungen der Luft und des Feuers zu ſchützen. Nachdem man nun noch vierundzwanzig Klafter durchgraben, ging auch wirklich eine ſtarke Detonation der Luft, die ſich ins Gleichgewicht ſetzte, dem Austritte der Unglücklichen vorher. Sie waren ſechs Tage lang in dieſem Abgrunde verſchüttet geweſen und hatten beſtändig den gewiſſen Tod vor Augen geſehen. Die Aerzte, welche zugegen waren, ließen ihnen nun Wein und Bouillon reichen und ſie in wollene Decken hüllen in der Grube, dann aber, als ſie hinausgebracht und allmählig an Luft und Licht gewöhnt waren, auf Stroh legen.

Obgleich am meiſten erſchöpft unter Allen, war der wackere Goffin doch der Letzte, welcher mit dem Ingenieur Migneron die Grube verließ. Ihn begleitete ſein eilfjähriger Sohn, der kleine Matthias, der bis zum letzten Augenblicke ſtets die ſeltenſten Proben ſeines Muthes und ſeiner Geiſtesgegenwart, ſowie der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit gegeben hatte. Mitten unter den größten Gefahren, als Alle entmuthigt weinten, rief der Knabe ihnen zu: „Ihr betragt euch ja wie die Kinder, gehorcht doch meinem Vater, wir müſſen arbeiten und denen, die uns überleben, beweiſen, daß es uns bis zum letzten Augenblicke nicht an Muth fehlte.“ Während der dringendſten Gefahr pflegte er, wenn ſein Vater, der nicht mehr ge-



[illegible]

wohnt war die Hacke zu führen, ſich ermüdet fühlte, dieſen bei der Hand zu faſſen und ihm zuzurufen: „Muth, Vater, es geht gut.“

Es iſt faſt unmöglich, die Gefühle zu ſchildern, welche ſich im Augenblicke der Rettung ſowohl der Geretteten, wie ihrer Angehörigen bemächtigten. Leider wurde die Freude durch die Nachricht wieder getrübt, daß zweiundzwanzig Perſonen im Augenblicke des Einbruchs der Fluth ein Opfer derſelben geworden waren.

Goffin erhielt neben vielen andern Ehrenbezeugungen das Kreuz der Ehrenlegion und der heldenmüthige Knabe wurde auf Koſten des Staates erzogen. Das National-Inſtitut ſetzte einen Preis auf das beſte, Goffins Heldenmuth feiernde Gedicht, den der talentvolle franzöſiſche Dichter Millevoye gewann.

In der Nähe von Lüttich liegt das bekannte Bad Spaa mit ſeinen ſechszehn Mineralquellen, von denen die bedeutendſte, der Pouhon, mitten in Spaa ſelbſt herausquillt.

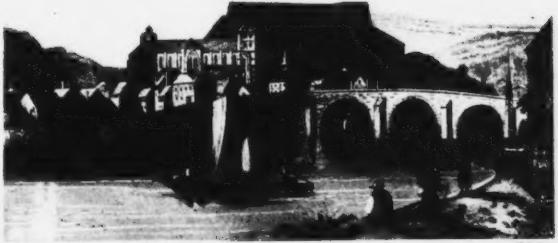
V.

Ueber Huy und Namur nach Brüſſel.

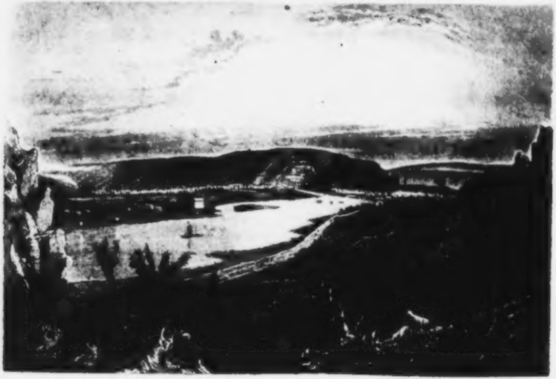
Wir wenden uns jetzt von Lüttich aus in das Maasthal, und folgen dem Fluſſe, deſſen Ufer fortwährend wunderbar ſchöne Parthien darbieten. Man findet hier meilenweit keinen müßigen Punkt; es iſt, als hätte der menſchliche Fleiß jeden Fleck Erde der Natur abgeſchmeichelt, um ihn im einträchtigſten Vereine mit ihr zu benutzen und zu verſchönen. Das Thal iſt zu beiden Seiten von bebauten und bewaldeten Bergen eingefaßt, aus denen ſich überall Felſen hervordrängen in den eigenthümlichſten Formationen, oft wie Ruinen, oft wie Burgen und Schlöſſer geſtaltet und das Auge von Weitem täuſchend, die von ſchönem Laube umſäumt der ganzen Gegend den pittoreskeſten Charakter verleihen. Der beigefügte Stahlſtich giebt, ſo trefflich er auch gearbeitet iſt, doch nur einen ſchwachen Begriff davon. Am Fuße dieſer Felſen aber, zwiſchen ihnen und dem ſtattlichen Fluſſe, reihen ſich Gebäude an Gebäude, bald Fabriken mit ihren thurmartigen Schornſteinen, bald freundliche und behagliche Wohnungen, mit ſorgfältig angelegten und gepflegten Gärten und Gärtchen ausgeſtattet, bald ein prächtiges

Herrenhaus, bald wieder oben auf den Bergen ein ſtolzes Schloß mit Parkanlagen: zwiſchendurch üppige Wieſen, Weinberge, Mühlen jeder Art, und nirgends auch nur eine kurze Unterbrechung des regen Lebens und Verkehrs. Flecken ſchließt ſich ſo an Flecken, Fabrik an Fabrik, und man glaubt fortwährend durch einen und denſelben meilenlangen Ort zu fahren, von deſſen innerem begründeten Wohlſtande auch der geringſte Einwohner in ſeinem Fleiße, wie in ſeiner Behaglichkeit ein redendes Zeugniß ablegt. Auf einer herrlichen Straße wie auf ebenem Boden dahinfahrend, rollt man pfeilſchnell von einem Orte zum andern, jeden Augenblick ſich von Neuem angezogen und erfreut findend durch irgend einen merkwürdig geſtalteten Fels oder ein großartiges Gebäude, ein reizendes Landhaus, und ſo gelangt man wie im Traum aus dem Val Benoit in das Val Scleſſin, von dieſem in das Val St. Lambert und endlich nach der Feſtung Huy, welche Einem in jeglicher Hinſicht wie die Reſidenz der Fee erſcheint, durch deren Gebiet man bisher gereiſt zu ſein glaubt. — Die Lage dieſer berühmten alten Stadt iſt auf das Trefflichſte von Johanna Schopenhauer (Theil II. 61. a. a. O.) mit folgenden Worten geſchildert worden: „Das kleine Städtchen liegt gleichſam wie eingeklemmt zwiſchen der hart daran ſtrömenden Maas und einer ſich hinter derſelben erhebenden Felſenwand, und gewährt einen ebenſo überraſchend ſeltſamen als maleriſch ſchönen Anblick. Faſt glaubte ich die berühmten hängenden Gärten der Königin Semiramis zu erblicken. Hohe, weit ausgebreitete, wirklich unbeſiegbar ſcheinende Feſtungswerke erheben gleich einer rieſigen Mauerkrone ſich auf dem Scheitel des gewaltigen Felſens; furchtbare Vorkehrungen zum Schutz gegen einen andringenden Feind ſtarren in drohender Majeſtät himmelan, und dicht an ſeinem Fuße ziehen die lachendſten Anſtalten zum Genuß des friedlichſten Bürgerglücks ſich hinab bis zu der an den Felſen ſich lehnenden Stadt.

„Die ganze Felſenwand iſt in Teraſſen abgetheilt, und jede dieſer Teraſſen iſt ein für ſich beſtehendes Gärtchen, das ſeine Lauben, ſeine Blumen- und ſeine Melonenbeete hat; die von der einen Seite dieſer Gärtchen begrenzte Felſenwand iſt mit Spalieren bedeckt, an welchen Trauben, Feigen, Pfirſiche, Aprikoſen, den ganzen Tag über der warmen Sonne ausgeſetzt, in großem Ueberfluſſe zur köſtlichſten Reife gedeihen. An der dem Strome und einem hinreißend ſchönen Ueberblicke des herrlichen Landes zugewandten Seite ſind alle dieſe Gärtchen mit einem zierlichen Geländer eingefaßt, auf welchem in Reihen aufgeſtellte Blumentöpfe mit den ſchönſten blühen-



[illegible]



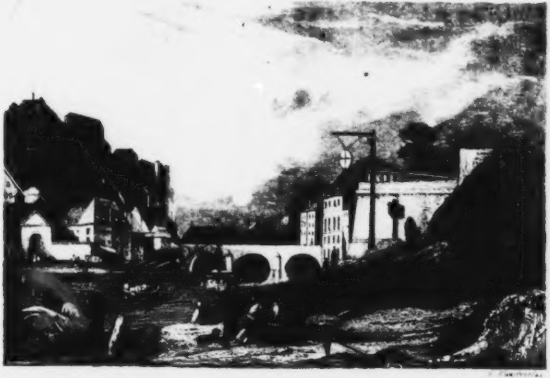
[illegible]

den Gewächſen prangen, mit Roſen, blühenden Myrthen- und Orangenbäumchen, Aloen, Volkamerien, Oleander. Der ganze Fels iſt ein der Blumengöttin geweiheter Altar; ihn zu betrachten iſt eine Augenluſt ohne Gleichen, und auf daß dem anmuthig Schönen auch das ſchauerlich Erhabene ſich zugeſelle, breiten auf den benachbarten Höhen an dieſem Ufer der Maas ſchon in bläulicher Ferne die düſtern Wälder der Ardennen ſich aus, deren bloßer Name an die in dämmerndes Dunkel der Märchenwelt ſich verhüllenden Thaten der Tafelrunde, an Drachen, Lindwürmer, fahrende Ritter und allen Zauber Arioſto's erinnert.

„Unten, hart am Strome, liegt eine alte, große, ſchöne Kathedralkirche; ſie ſcheint faſt ein Drittel der ganzen kleinen Stadt einzunehmen; ihr ehrwürdiges Dunkel contraſtirt ſeltſam mit der hoch über ihr und ihrem ſchönen Thurme in blauer Luft und hellem Sonnenſchein prangenden buntfarbigen Blumenwelt. Die alten, durch Reinlichkeit, aber keineswegs durch Schönheit und Größe ſich auszeichnenden Giebelhäuſer drängen, ſchmale und wirkliche Gaſſen und Gäßchen bildend, die kleine Stadt, aber der ihre Mauern umſpülende ſchiffbare Strom, ihre reichen, in unendlichem Wechſel maleriſcher Schönheit prangenden Umgebungen verleihen dem kleinen Orte etwas unbeſchreiblich Reizendes, das man ſo leicht nicht wieder vergißt.“ —

Huy iſt, wie bereits bemerkt wurde, eine ſehr alte Stadt und ſoll von Antoninus Pius gegründet worden ſein. Seit 997 gehörte ſie bis auf die neueſte Zeit dem Bisthume Lüttich; Theodwin, Biſchof von Lüttich, ſtiftete daſelbſt 1066 die Hauptkirche und der Kardinal Erhard von der Mark baute daſelbſt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts das biſchöfliche Schloß, welches die Maas beherrſchte. Huy war von jeher ein wichtiger Punkt und iſt daher in den verſchiedenen Kriegen ſehr oft erobert und wiedergenommen worden. Gegenwärtig hat es ungefähr 7000 Einwohner, ein Gymnaſium, bedeutende Gerbereien, Papiermühlen und Eiſenhämmer. Es beſitzt nur zwei Hauptſtraßen, auf jeder Seite des Fluſſes eine. Der beigefügte Stahlſtich giebt einen deutlichen Begriff von ſeiner Lage.

Der Weg von hier nach Namur, welcher längs der Maas fortgeht, iſt nicht minder maleriſch, wie die beigefügte Abbildung beweiſt, ja, er erſcheint noch eigenthümlicher, denn an die Stelle der Weinberge und Gärten treten jetzt Eiſenhämmer und buntfarbige Marmorbrüche, von hohen Bäumen umgeben, die der Gegend einen ernſten, imponirenden Character verleihen. Namur liegt am Zuſammenfluſſe der Maas und der Sambre zwiſchen zwei Bergen, und wird von einer Citadelle beherrſcht, welche ſich auf einem ſteilen Felſen, der Sambre gegenüber, erhebt. Dieſe Feſte war ſchon lange vor der Stadt vorhanden und einige Hiſtoriker behaupten, es ſei dieſelbe, welche Cäſar beſchreibt. Gewiß iſt, daß die Feſte ſchon im ſiebenten Jahrhundert und die Stadt am Fuße derſelben im zwölften Jahrhundert von Hiſtorikern erwähnt werden. Ludwig XIV. von Frankreich belagerte Namur in Perſon 1692. Man eröffnete die Laufgräben am 1. Juni und die Stadt leiſtete nur ſechs Tage Widerſtand; darauf wurde das Fort Wilhelm, in welchem der Ingenieur Coehorn befehligte, und welches derſelbe erſt ein Jahr vorher erbaut und nach dem Könige von England benannt hatte, angegriffen. Coehorn wurde verwundet und in Folge deſſen ergab ſich das Fort am 22. Juni. Darauf belagerten die Franzoſen das Schloß, welches am 30. capitulirte; ſie blieben aber nur drei Jahre lang Herren von Namur und mußten es nach einer zweimonatlichen Belagerung durch Wilhelm III. König von England und Maximilian Emanuel, Kurfürſten von Baiern, am 5. September 1695 wieder übergeben. Am 26. Juli 1704 beſchoſſen die Alliirten wieder die Stadt, ohne ihr jedoch großen Schaden zuzufügen. Durch den Frieden von Utrecht ward Namur 1713 an die Generalſtaaten als Schutzwehr gegen Frankreich abgetreten. Nach der Wiederherſtellung des Königreichs der Niederlande wurden die Feſtungswerke, beſonders die Citadelle, wieder hergeſtellt. 1830 befreiete ſich die Stadt durch eigene Kraft von dem holländiſchen Scepter. Sie ſtand als Feſtung nämlich unter einem Militärgouverneur, der beſonders ſeit den Brüſſeler Auguſttagen eine ſehr ſtrenge Herrſchaft, geſtützt auf die Citadelle und die ſtarken Fortificationen, welche die Stadt im Zügel hielten, daſelbſt ausübte. Die Geſinnung der Einwohner war jedoch durchaus belgiſch; dies bewog alſo den Commandanten (General van Geen, ein geborner Holländer), Namur, trotz allen Proteſtationen, am 14. September in Belagerungszuſtand zu erklären, und alle jene Maaßregeln in Anwendung zu bringen, welche ein ſolches Verfahren erfordert. Die Gährung wuchs in den Gemüthern, doch kam es nicht zu Ausbrüchen, bis ſich am 23. September die Nachricht von den Gefahren, welche über Brüſſel ſchwebten, verbreitete. Mehrere junge Männer aus bemitteltem Stande vereinigten ſich, und beſchloſſen der Hauptſtadt, in welcher das Schickſal von ganz Belgien entſchieden werden ſollte, zu Hülfe zu eilen. Sie ſchlichen



NAMUR

ſich einzeln mit verſteckten Waffen aus der Feſtung, verſammelten ſich zu Sombtreffe, einem vier Lieues fernen Dorfe, bemächtigten ſich dort einer Diligence und gelangten ungehindert nach Brüſſel, wohin ihnen ihre gleichgeſinnten Mitbürger bald folgten, ſo daß ſeit dem 24. September 122 Freiwillige aus Namur in den Reihen der Brüſſeler kämpften.

Nach den vier Tagen des Brüſſeler Kampfes verdoppelte van Geen ſeine Strenge, und reizte die Einwohner von Namur zum Aeußerſten; ſie vergaßen die drohende Gefahr, und vertrauten blindlings ihrem Muthe, ſo daß ſie es unternahmen, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Hülfe von außen, eine Garniſon von 2000 Mann ausgewählter Truppen anzugreifen, der 120 Stück Geſchütz und alle Forts, welche die Stadt beherrſchten, zu Gebote ſtanden. Die Exploſion fand am 1. October ſtatt. Um neun Uhr Morgens zog ein Haufe über den Markt und verlangte Waffen; augenblicklich gaben die Soldaten Feuer auf dieſelben, und im Nu erhebt ſich die ganze Bevölkerung. Die Sturmglocke wird geläutet, die Bürger überfallen zwei Wachen und entwaffnen die Beſatzung, das Pflaſter wird aufgeriſſen und alle Etagen in den Häuſern werden mit Steinen verſehen. An allen Punkten der Stadt entſpinnt ſich ein heftiges Feuern; die Bürgerſchaft verſchanzt ſich in den Kreuzwegen und an den Straßenecken und leiſtet tapfere Gegenwehr. Das Militär weicht allmählig nach den Wällen zurück und ſchießt von dort mit Kartätſchen unter das Volk, ſich hinter den Palliſaden ſicher wähnend. — Die Bürger faßten jedoch den Entſchluß, dieſe zu ſtürmen; ſie greifen mit Wuth alle Poſten zu gleicher Zeit an, und es gelingt ihnen nach den blutigſten Kämpfen, ſich derſelben zu bemächtigen. — Das Gefecht, das um 9 Uhr Morgens begonnen hatte, dauerte noch um 7 Uhr Abends, aber alle Poſitionen der Truppen waren entweder von dieſen verlaſſen oder von den Einwohnern genommen worden. Die Bürger, die zu Anfange kaum 40 Flinten hatten, beſaßen nun 10 Kanonen und Haubitzen und mehr als 600 eroberte Gewehre. Sie hatten ungefähr 800 an der Zahl gekämpft, und nur 40 Verwundete oder Getödtete, der Feind dagegen hatte mehr als das Doppelte verloren. Es waren außerdem noch 60 Soldaten meiſt mit den Waffen in der Hand zu Gefangenen gemacht worden, ſie kamen aber Alle mit dem Leben davon und wurden nicht einmal mishandelt. Ueberhaupt rühmt man den Einwohnern von Namur nach, daß ſie ſich an dieſem Tage auch nicht den mindeſten Exceß zu Schulden kommen ließen.

Sobald die Thore geöffnet waren, kamen die Landbewohner in bewaffneten Schaaren zu Hülfe; unter dieſen zeichneten ſich beſonders die Freiwilligen von Dinant, Brumagne, Andrenes, Moget u. ſ. w. durch eine faſt an das Wunderbare grenzende Tapferkeit aus.

Um 7 Uhr Abends ſandte General van Geen, von allen Seiten nach dem Schloſſe zurückgedrängt, einen Parlamentair an die Bürger, und erbot ſich, alle Poſten in der Stadt abzulöſen und ſich nach der Citadelle zurückzuziehen unter der Bedingung, daß man ihm das in der Stadt gebliebene Eigenthum der Officiere und Soldaten zukommen laſſe; auch war er bereit, alles Material auf den Wällen und Alles, was ſich als Eigenthum der Regierung in der Stadt befand, den Einwohnern zu überlaſſen. Man willigte ein; das Feuern wurde eingeſtellt, die Bürger waren Herren der Stadt, und die Nationalfarben der Belgier flaggten auf den Thürmen.

Um 10 Uhr Abends herrſchte die vollkommenſte Ruhe in Namur, und die Bürger leiſteten, trotz dem heißen und ſchweren Tage, den Wachdienſt mit ſo vielem Eifer und ſo großer Ruhe und Ordnung, daß man während der ganzen Nacht auch nicht einer einzigen Patrouille bedurfte, um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten; überall zogen ſich aber Barricaden durch die Straßen, die mit Kanonen beſetzt waren, welche man dem Feinde abgenommen hatte, und denen man die Richtung auf die Mauern des Schloſſes gab.

Am folgenden Tage ward bereits die Bürgergarde organiſirt und die Stadt erkannte die proviſoriſche Regierung von Brüſſel an; ja, ſo groß war das Vertrauen auf ihre Kräfte, daß ſie ſogar den dort ſich befindenden Freiwilligen aus Namur ſagen ließ, ruhig daſelbſt zu bleiben.

General van Geen ſah ein, daß er ſich nicht lange mehr in der Citadelle würde halten können; er bot alſo noch an demſelben Tage (am 2. October) die Uebergabe an, in welche man mit Freuden willigte. An der Spitze von 1800 Mann, jedoch mit klingendem Spiel und allen kriegeriſchen Ehren, zog er aus und vereinigte ſich mit dem Corps des Prinzen Friedrich.

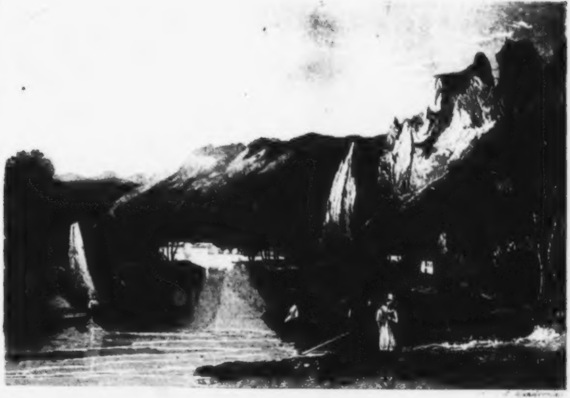
In den nächſten Tagen folgten Dinant, Philippeville, Marienburg und Huy dem Beiſpiele Namurs; die holländiſchen Commandanten wurden, meiſt durch die unter ihnen ſtehenden belgiſchen Truppen, welche augenblicklich zu ihren Landsleuten übergingen, zum Weichen gezwungen, und bereits am 5. October befand ſich kein einziger bewaffneter holländiſcher Soldat in der ganzen Provinz Namur.

Die Citadelle liegt auf dem Gipfel eines Berges und beherrſcht die ganze Stadt, welche außerdem noch durch eine Bergreihe beſchützt wird, die ſich längs den beiden Flüſſen hinzieht, wie das auch auf dem beigelegten Stahlſtiche erſichtlich iſt. An dem Ufer der Maas erblickt man ſehr fruchtbare waldige Hügel, die eine ſchöne von dem Fluſſe begrenzte Fläche umgeben. Das Bett der Sambre iſt bedeutend höher als das der Maas; man hat dieſem Uebelſtande für die Schiffahrt durch eine Schleuſe abzuhelfen geſucht. Die Maas iſt bei Namur reich an Fiſchen; auch ſind die Krebſe, die hier gefangen werden, in ganz Belgien als ein großer Leckerbiſſen berühmt.

Unter den öffentlichen Gebäuden ſind vorzüglich die Kathedrale und die ehemalige Jeſuitenkirche von Bedeutung. Die erſtere, welche aus neuerer Zeit herrührt, iſt in corinthiſchem Styl gebaut und hat ein ſehr ſchönes von 20 Säulen derſelben Ordnung getragenes Portal, deſſen Frontiſpiz mit Statuen von weißem Marmor geſchmückt iſt. Die Kuppel dieſer Kirche, welche ſich gleichfalls durch ihre Großartigkeit auszeichnet, hat eine Höhe von 240 Fuß. Weit intereſſanter jedoch als die Kathedrale iſt die ehemalige Jeſuitenkirche, deren Wölbung mit ſehr reichverzierter Bildhauerarbeit in weißem Marmor nach dem damaligen Geſchmacke geſchmückt iſt. Zwölf Säulen von rothem Marmor mit joniſchen Capitälen tragen das Schiff. Der Fußboden iſt mit buntem Marmor ausgelegt, der ebenſo geſchickt als geſchmackvoll ineinandergefügt iſt. Den untern Theil der Seitenmauern deckt ſehr künſtlich geſchnitztes hölzernes Tafelwerk mit nicht minder ſchönen Beichtſtühlen; jeder derſelben ſtellt drei Arkaden vor, welche von gewundenen Säulen gebildet werden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden iſt nur die Reſidenz des Gouverneurs, der ehemalige biſchöfliche Palaſt, welchen 1729 ein Engländer, Strickland, erbaute, bemerkenswerth. Das Rathhaus verdient dagegen keine Beachtung, wohl aber die Brücke, welche die Stadt mit dem andern Ufer der Maas verbindet, von Steinen aufgeführt iſt und neun Bogen hat. Die Umgegend von Namur iſt reich an Eiſen- und Bleigruben, ſowie an Marmorbrüchen. Ungefähr 1½ Meile von der Stadt Namur befindet ſich die berühmte in einen Fels eingehauene Einſiedelei.

Ehe man von Namur nach Brüſſel geht, thut man wohl, einen Ausflug nach Dinant zu machen, indem der Weg dahin durch den intereſſanteſten Theil des Maasthales führt. Gleich hinter Namur ſchon nimmt die Gegend einen ernſteren Charakter an: an die Stelle der Weinberge treten Hopfenpflanzungen, man kömmt in durchaus reinliche und wohlhabende Dörfer, deren Häuſer und Hütten meiſt von kleinen ſorgſam gepflegten Blumengärtchen eingefaßt ſind. Weiterhin wechſeln Felſen, Marmorbrüche, prächtige Baumgruppen und blühende Ortſchaften mit einander ab und bilden einen herrlichen Rahmen für die Maas, die ſich bald faſt wie zu einem See ausbreitet, bald nur durch ein ganz enges Thal mühſam ſich durchwindet. Je mehr man ſich Dinant nähert, deſto romantiſcher wird die Gegend, die Felſen heben ſich immer kühner und ſteiler und bilden eigenthümliche, höchſt maleriſche Gruppen, welche am Fuße beſonders durch ſchöne ſchattige Waldparthien freundlich belebt werden. Dies iſt beſonders dicht vor Dinant der Fall, wo die Klippen oben einander ſo nahe treten, daß der Weg, der darunter hinführt, faſt einem Bogengange gleicht. Dann aber erweitert ſich die Gegend und man fährt über eine Brücke, wie es der Stahlſtich zeigt, in Dinant hinein, deſſen Lage große Aehnlichkeit mit der von Huy und Namur hat. Gleich dieſen lehnt es ſich an eine ſteile Felſenwand und wird an der andern Seite von dem Fluſſe beſpült, ſo daß es eigentlich nur eine einzige Gaſſe bildet, deren eine Seite, welche der Felſenwand zugekehrt iſt, durch Teraſſen, die als Gärtchen benutzt werden, einen höchſt freundlichen Eindruck macht. Dinant iſt ein alter Ort und kommt ſchon gegen Ende des 6. Jahrhunderts in der Geſchichte vor. Im Jahre 981 erkannte es Kaiſer Otto als eine Hauptbeſitzung der Kirche von Tongres oder Lüttich an. Das Caſtell, welches ſich oberhalb der Stadt auf dem Felſen befindet und noch als eine Art von Citadelle benutzt wird, wurde von dem Kardinal Erhard von der Mark erbaut, aber 1504 zugleich mit der Stadt von den Franzoſen zerſtört. Obwohl nachher wieder aufgebaut, hatte Dinant doch fortwährend von Kriegsunruhen zu leiden. 1675 eroberten es die Franzoſen von Neuem und behielten es bis zu dem Ryswicker Frieden, durch den es dem Biſchof von Lüttich wiedergegeben wurde. In der Hauptkirche findet ſich eine ſehr ſchöne Statue des heiligen Perpetuus von weißem Marmor. Weitere Merkwürdigkeiten hat das Städtchen nicht aufzuweiſen. Es enthält ungefähr 5400 Einwohner und hat anſehnliche Gerbereien, Kupfer- und Eiſenhämmer und Marmorbrüche. Der beigefügte Stahlſtich giebt eine hübſche Anſicht von Dinant.

Wir kehren nun nach Namur zurück und ſetzen unſere Reiſe nach Brüſſel fort. Der Weg führt durch Sombreffe und Ge-



DINANT

nappe, dem bekannten Städtchen an der Dyle, wo die Preußen Napoleons Wagen wegnahmen. Die Umgegend erfreut ſich großer Fruchtbarkeit, und zu **Bousval**, einem Dorfe ungefähr 2 Stunden von **Genappe**, ward erſt kürzlich ein bedeutendes Steinkohlenlager, bis jetzt das einzige in Südbrabant, entdeckt. Bei Belle-Alliance vorbei über das Schlachtfeld von Waterloo, nach welchem wir noch beſonders zurückkehren werden, gelangt man nun nach Brüſſel.

VI.

Bruſſel.

Brüſſel, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Belgien, ſoll ſeine Entſtehung dem heiligen Gerhard, Biſchof von Cambrai zu verdanken haben, welcher hier zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts eine Capelle auf einem Werder des Flüßchens Senne ſtiftete. Um dieſe herum bildete ſich allmählig ein Städtchen, das die Einwohner, um es gegen feindliche Angriffe zu ſchützen, mit einem Walle verſahen. Erſt im zehnten Jahrhundert kommt es in Urkunden vor. Otto II. verweilte hier einige Zeit und erließ daſelbſt mehrere Dekrete, welche zu **Bruſſellae** datirt ſind. 1044 hatte Brüſſel das Städterecht erhalten und wurde von dem Grafen von Löwen, Lambert Balderich, mit Mauern umgeben. Es hatte damals ſechs Thore und ward durch ſieben Thürme beſchützt. Auch ließ derſelbe die Hauptkirche erbauen und die Leiche der heiligen Gudula dort beiſetzen. Sein Bruder und Nachfolger Lambert II. ſtiftete daſelbſt das Domcapitel. Später ward Brüſſel die Reſidenz der Herzöge von Brabant, und als es nachher an Spanien fiel, zeichnete es ſich gleich den andern niederländiſchen Städten durch ſeine Freiheitsliebe aus. Leider waren ihm jedoch die Verhältniſſe nicht günſtig und es hatte viel zu leiden. 1568 wurden die Grafen Egmont und Horn hier hingerichtet; bald nachher ward Brüſſel der ſpaniſche Hauptwaffenplatz gegen die Niederländer. Auch in den Kriegen Spaniens mit Ludwig XIV., und Oeſterreichs mit Ludwig XV. hatte Brüſſel viel Ungemach zu erdulden. 1695 wurde es 46 Stunden lang von den Franzoſen beſchoſſen und 4000 Häuſer in Aſche gelegt. 1708 ſchlug es dagegen einen Angriff des Churfürſten von Baiern ab. Zwei Mal, im Jahre 1718 und 1788, empörte es ſich gegen die Oeſterreicher, und am 14. Novbr. 1792 ward es von den Franzoſen unter Dumouriez beſetzt. Durch die Schlacht bei Neerwinden kam es aber wieder an Oeſterreich zurück. Am 9. Juli 1794 eroberten es die Franzoſen von Neuem und behielten es als Hauptſtadt des zu Frankreich gezogenen Departements der Dyle. 1813 ward es jedoch zum Königreich der Niederlande gezogen und blieb zweite Hauptſtadt derſelben bis Ende Auguſt 1830. Die Belgier hatten ſich ſchon lange in ihren heiligſten Intereſſen von der niederländiſchen Regierung gekränkt gefühlt, und es bedurfte nur eines geringen Anlaſſes, um den Ausbruch ihres Haſſes herbeizuführen; dieſer ward durch die franzöſiſchen Julitage gegeben. Die Revolution reifte ſchnell. Am 23. Auguſt 1830 ward von Unzufriedenen an die Straßenecken von Brüſſel angeſchlagen: „Montag, Feuerwerk; Dienſtag, Illumination; Mittwoch, Revolution." Die beiden erſteren, welche den Geburtstag des Königs der Niederlande verherrlichen ſollten, wurden zwar abgeſagt, dagegen gab man aber am 25. Auguſt im Theater „die Stumme von Portici", welche die Gemüther ungeheuer aufregte. Vor dem Schauſpielhauſe hatte ſich eine große Volksmaſſe verſammelt, die ſich mit anderen Haufen vereinigte und gleich nach der Beendigung der Oper das Werk des Aufruhrs und der Zerſtörung begann, nachdem ſie ſich bewaffnet hatte. Namentlich wurden die Häuſer mehrerer hohen Beamten, wie z. B. des Juſtizminiſters van Maanen, des General-Procurators Schuurmann, des Polizei-Directors de Knyff, die Druckerei des Journals le National u. A. m. theils ſpolirt, theils in Aſche gelegt. Zwar ſuchten einige Compagnien Jäger am Morgen des andern Tages die Menge auseinander zu treiben und feuerten auf dieſelbe, jedoch ohne Erfolg. Die Bürgergarde erhob ſich nun, um das Privateigenthum zu ſchützen, und die regelmäßigen Truppen zogen ſich zurück. Am 27. Auguſt wurde die Nationalfahne auf dem Rathhauſe aufgepflanzt und am 28. beſchloß eine Verſammlung von Bürgern eine Adreſſe an den König der Niederlande, in welcher ſie um Abſchaffung der vielen Uebelſtände bat. Der König erklärte aber nur, er wolle die Sache näher überlegen. Dies vermehrte die Erbitterung der Brüſſeler. Jetzt ließ der Kronprinz der Niederlande, mit ausgedehnter Vollmacht verſehen, den Oberbefehlshaber der Bürgergarde, Herrn van Hoogvorſt, nach Laeken einladen, um ſich mit ihm zu berathen. Dieſer ging ſogleich mit einer Deputation dahin ab, welche die beiden Prinzen der Niederlande erſuchten, ſich mit ihnen ohne weitere Escorte nach Brüſſel zu begeben. Die Prinzen erklärten aber, daß ſie nur dann, wenn die Brüſſeler die aufgeſteckten landeswidrigen Farben wieder abgelegt hätten, und keineswegs ohne Begleitung von Truppen nach Brüſſel kommen würden. Dies ſteigerte den Unwillen des Volkes noch mehr und es begann nun an den Thoren und in den Hauptſtraßen Barrikaden aufzuwerfen. Von Neuem ward jetzt eine Deputation an den Prinzen von Oranien geſchickt und dieſer zeigte ſich bereit, blos mit ſeinem Generalſtabe nach Brüſſel zu kommen unter der Bedingung, daß die Deputirten als Bürgen für ſeine Sicherheit ſo lange in Bilvorde blieben. Dies geſchah. Der Prinz begab ſich nach Brüſſel und bezog den ihm zugehörigen Palaſt. Die Belgier ſprachen jetzt bei den Verhandlungen lebhaft den Wunſch einer Trennung Belgiens von Holland aus und gelobten in dieſem Falle dem Hauſe Oranien treu zu bleiben. Die Ruhe ward dem Anſcheine nach wieder hergeſtellt und der Prinz von Oranien reiſte nach dem Haag ab. Jetzt aber gewann der Pöbel die Oberhand, die bisherige Regierung ward abgeſetzt und ein Centralverein ſtellte ſich an die Spitze. In Folge deſſen rückte Prinz Friedrich der Niederlande mit 16,000 Mann vor die Stadt und es begann nun ein heftiger Kampf in den Straßen derſelben, der damit endete, daß die Holländer ſich genöthigt ſahen, Brüſſel wieder zu verlaſſen. Die Belgier blieben jetzt überall die Sieger und erreichten ihr Ziel, ein eigenes Königreich zu bilden.

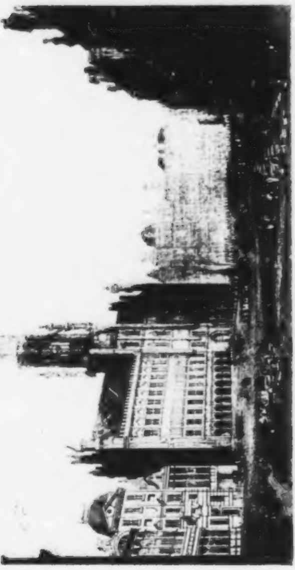
Außer vom Ungemach des Krieges iſt das ſchöne Brüſſel in dem Laufe der Jahrhunderte noch von vielen andern Leiden heimgeſucht worden. 1489 brach eine Peſt daſelbſt aus, welche 33,000 Einwohner hinraffte. 1529 wüthete daſelbſt eine verderbliche Epidemie, der ſogenannte engliſche Schweiß. Bald nachher legten zwei bedeutende Feuersbrünſte mehr als 3500 Häuſer in Aſche und das bereits erwähnte Bombardement 1695 zerſtörte außer den angeführten Häuſern noch 14 Kirchen von Grund aus.

Brüſſel liegt in einer der fruchtbarſten Gegenden des ſüdlichen Brabant an der Senne und mehreren ſchiffbaren Kanälen. Eine Eiſenbahn verbindet es gegenwärtig mit den bedeutendſten Städten Belgiens. Es iſt auf ſo unebenem Boden gebaut, daß der eine Theil der Stadt weit tiefer liegt als der andere, wie überhaupt die ganze Umgegend von Brüſſel ſehr hügelig iſt und gerade dadurch viele ſchöne Parthieen aufzuweiſen hat. Brüſſel bietet einen ſo herrlichen Anblick dar, daß es dem Reiſenden erſcheint, als nähme es nur die Mitte des anmuthigen Thales ein, um die Reize der Natur durch die der Kunſt zu erhöhen. Durch ſeine Ausdehnung, ſeine theils prachtvollen, theils ſehr wohnlich eingerichteten Gebäude und die große Zahl ſeiner Einwohner, mehr aber noch durch ſein geſundes Klima, ſeine reizende Lage, den Ueberfluß und die Wohlfeilheit der Lebensmittel und durch die Vortheile, welche ihm die Kanäle gewähren, iſt es einer der angenehmſten Aufenthaltsorte Europas. Seinen Glanz und ſeinen Reichthum verdankt es zum Theil dem Umſtande, daß es faſt immer die Reſidenz ſeiner Fürſten oder wenigſtens der Statthalter derſelben war. Auch fremde Fürſten verweilten hier, ſo z. B. ſuchte Karl V. von Lothringen, als er aus ſeinen Staaten verjagt worden war, 1649 daſelbſt einen Zufluchtsort; ebenſo wohnte hier 1656 Karl II. von England, 1657 Chriſtine von Schweden. Brüſſel war demgemäß von jeher eine Stadt erſten Ranges und erhielt ſich als ſolche unausgeſetzt, trotz allen politiſchen Veränderungen. Wenn man es von Weſten her betrachtet, ſo zeigt es ſich wie ein großes und ſchönes Amphitheater. Die obere Stadt ſoll wärmer und noch geſünder ſein, als die untere. Mit der Temperatur von London verglichen iſt die von Brüſſel im Sommer heißer, im Winter kälter. Die Einwohnerzahl überſteigt die Summe von 100,000, doch iſt ſie ſchwankend, weil ſo ſehr viele Fremde, namentlich Engländer, auf kürzere oder längere Zeit ſich daſelbſt niederlaſſen. Die Stadt hat 14,000 Häuſer, die reichlich durch 29 Brunnen und 90 Pumpen mit Waſſer verſehen werden. Im Ganzen ſind die Straßen breit und geräumig, hin und wieder indeſſen auch eng und uneben.

Brüſſel hat mehrere bedeutende öffentliche Plätze. Der ſchönſte und größte iſt der ſogenannte große Platz, auch **Place de la Régence** genannt, von dem wir hier eine Abbildung beifügen. Er iſt nicht blos durch die Schönheit der ihn umgebenden Gebäude, ſondern auch durch die Begebenheiten, deren Schauplatz er war, bemerkenswerth. Die eine Seite deſſelben bildet das berühmte Rathhaus, das 1401 begonnen und erſt 1452 beendigt wurde. Es iſt in lombardiſch-gothiſchem Geſchmacke aufgeführt und obwohl es während der erſten franzöſiſchen Revolution viel von ſeinem äußeren Schmucke verlor, ſo übt es doch noch immer einen erhebenden Eindruck auf den Beſchauer aus, namentlich durch ſeinen herrlichen Thurm. Dieſer hat eine Höhe von 364 Fuß und iſt bis an die Spitze, ſich ſchlank in die Luft erhebend, durchbrochen. Auf der Spitze befindet

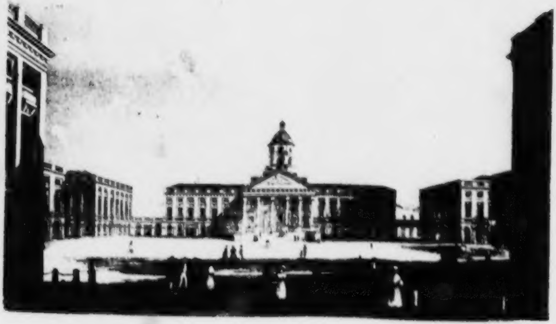
---

Vereinigung ihre Gegner mit ſolcher Wuth an, daß die meiſten adligen Schlöſſer im Kennemerlande zerſtört und viele Edle gezwungen wurden, ſich nach Harlem zu flüchten. Die Aufrührer wandten ſich nun nach dem Amſtellande, um ihren Zorn an Gysbrecht II. von Amſtel auszulaſſen. Dieſer jedoch, welcher wohl einſah, daß es ihm an den Mitteln fehle, ihnen gewaltſam Widerſtand zu leiſten, war ſchlau genug, mit ihnen ein Bündniß zu ſchließen und ſich von ihnen als ihr Oberhaupt wählen zu laſſen. Dadurch ſchützte er nicht nur ſeine eigenen Beſitzungen, ſondern ſah ſich auch in den Stand geſetzt, ſich an den Utrechtern, den ſogenannten Stiftiſchen, die ihn ſeiner Meinung nach beeinträchtigt hatten, zu rächen. Er brach ſogleich mit ſeinem Heere auf und belagerte das Schloß Vreeland. Da jedoch hierdurch nur wenig gewonnen wurde und die Kennemer fortwährend raubten und plünderten, ohne Unterſchied zu machen zwiſchen Freund und Feind, Gysbrecht aber wohl einſah, daß er ſich ſeinen Truppen nicht offen entgegenſtellen konnte, ſo nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht und beredete ſie, plötzlich in der Nacht die Belagerung von Vreeland aufzuheben und eilig nach Utrecht zu ziehen, um dieſe Stadt zu überrumpeln, indem er ihnen vorſpiegelte, welche große Beute ſie daſelbſt finden würden. Die Utrechter Bürger waren jedoch ſo wachſam, daß ſie noch zur rechten Zeit ſich gerüſtet auf den Wällen einfanden und Alles zu ihrer Vertheidigung in Bereitſchaft hatten. In ihrer Hoffnung getäuſcht, begannen ſchon die Kennemer an der Redlichkeit ihres Anführers zu zweifeln, als plötzlich die ganze Sache eine eigenthümliche Wendung erhielt. Ein Utrechter Bürger rief nämlich dem Feinde vom Walle herab zu, was er denn eigentlich wolle, und erhielt von einem Kennemer, dem es nicht an Beredſamkeit fehlte, die Antwort: „Bürger und gute Freunde von Utrecht, warum wollt Ihr die Waffen erheben gegen die freien Kennemer? Sie begehren nichts Anderes, als daß Ihr alle die Adligen, welche den gemeinen Mann quälen und bedrücken, aus der Stadt jagt und die Güter derſelben den Armen gebt.“ Dieſe mit würdigem Stolz geſprochenen Worte übten einen ſolchen Einfluß auf die leicht bewegliche Bürgerſchaft aus, daß ſie, anſtatt die Regierung der Stadt zu ſchützen, dieſelbe ab- und eine andere einſetzte, die vornehmſten Adligen hinausjagte und die Kennemer einließ. Die Bewohner von Amersfoort und dem Eemlande folgten dem Beiſpiel der Utrechter und es ward nun Gysbrecht von Amſtel leicht, ſich mehrerer Schlöſſer zu bemächtigen und dieſelben zu vernichten. Der erwählte aber noch nicht beſtätigte Biſchof von Utrecht,



Johann von Naſſau, hätte ihn gern mit Unterſtützung des Grafen von Geldern, Otto III., wieder vertrieben, aber es gelang ihm nicht, in der Eile die gehörige Anzahl von Truppen, die ein ſolches Unternehmen erforderte, zuſammen zu bringen. Dadurch ſah ſich Gysbrecht von Amſtel veranlaßt, unter dem Vorwande, daß die Ernte ihre Anweſenheit zu Hauſe erforderlich mache, einen großen Haufen Kennemer und Frieſen zu entlaſſen; eigentlich geſchah es aber, um ſich ihrer auf eine gute Weiſe zu entledigen. Dieſe unternahmen auf ihrer Rückreiſe die Belagerung von Harlem, fanden jedoch großen Widerſtand von Seiten der Bürger und der Adligen, die ſich dahin geflüchtet hatten. Jan Perſyn, ein muthiger Ritter, verließ ſogar mit einigen auserleſenen Leuten die Stadt, jagte den Kennemern einige Frachtwagen ab und fiel dann in das Kennemerland ſelbſt ein, wo er mehrere der bedeutendſten Dörfer theils ganz in Aſche legte, theils ſtark beſchädigte. Als nun die Kennemer das Feuerzeichen am Himmel erblickten, hoben ſie in großer Eile die Belagerung auf, ließen in der Verwirrung viele Zelte zurück und machten daß ſie heimkamen. Sie wurden aber von den Harlemern verfolgt und dieſe kehrten erſt, nachdem ſie viele ihrer Feinde getödtet hatten, ſchwer mit Beute beladen ſiegreich in ihre Stadt zurück.

Durch dieſe Niederlage ſank der Muth der Kennemer merklich, doch nicht ſo der der Weſtfrieſen, welche nicht mindern Antheil an dem ganzen Aufſtande gehabt hatten. Es ward daher gegen dieſe Letzteren im Jahre 1272 ein Feldzug beſchloſſen. Graf Floris, obwohl er kaum ſein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wohnte dieſem Zuge in Perſon bei. Er wollte lieber ſeine Erbſchaft und ſeinen Thron auf das Spiel ſetzen, als ſeines Vaters Tod ungerächt laſſen. Das Heer, das aus einer beträchtlichen Menge Reiterei und Fußvolk beſtand, ſammelte ſich zu Alkmaar, um von dort längs Ouddorp in das Herz von Weſtfriesland einzudringen. Zu dieſem Zwecke ließ man einen Deich ſchlagen über das Bruchland, durch welches zu jener Zeit das Schermermeer von De-Heer-Huizenwaard getrennt wurde. Die Vertiefungen wurden mit Heu und Stroh ausgefüllt, welches Alt und Jung herbeiſchleppte, während ein Fähnlein Lanzenträger und Bogenſchützen die Arbeiter deckte. Die Weſtfrieſen, welche ſich nicht fern von Vroone gelagert hatten und von dort zu ihrem Verdruſſe den Deich immer größer werden ſahen, fielen plötzlich die Deicher an und vertrieben dieſelben. Kaum war jedoch die Nachricht davon nach Alkmaar gekommen, ſo brach das ganze Heer auf und zog den Frieſen entgegen. Dieſe empfingen



[illegible]

ſich eine coloſſale, 17 Fuß hohe Figur des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Stadt, welcher einen ungeheuren Drachen bezwingt und niedertritt, ganz von vergoldetem Erz. Dieſe Figur, welche zugleich als Wetterfahne dient, iſt überall in ganz Brüſſel von jedem Punkte aus zu ſehen. Im Innern des Rathhauſes, das ſehr geräumig und edel ausgeſtattet iſt, befinden ſich mehrere Zimmer mit ſehr ſchönen Gemälden und gewirkten Teppichen. Die ganze Façade zeigt übrigens eine eigenthümliche Unregelmäßigkeit. Kein Fenſter, keine Thür gleicht der andern und der Thurm befindet ſich nicht in der Mitte des Gebäudes. Auch ſoll der Sage nach der Baumeiſter, nachdem er ſein Werk vollendet, ſich aus Verzweiflung darüber erhängt haben. Vor dem Rathhauſe zeigt man noch die Stelle, wo Egmont und Horn den Tod für das Vaterland erlitten.

Gegenüber dem Rathhauſe befindet ſich ein gleichfalls intereſſantes Gebäude, das Brood-Huys oder königliche Haus genannt. Es ward urſprünglich 1466 errichtet, zerfiel nachher in Trümmer und wurde 1625 von der Infantin Clara Eugenia wieder hergeſtellt.

Auf der Place de la Monnaie ſieht man das große Münzgebäude und dieſem gegenüber das ſchöne, in ioniſchem Styl ungefähr vor zwanzig Jahren neugebaute Schauſpielhaus, deſſen Façade von einer herrlichen Säulenreihe geſchmückt iſt. Auch im Innern iſt es ſehr geräumig und hat vier Reihen Logen, eine Gallerie und ein Parterre, ſowie eine ziemlich tiefe Bühne. Es kann 1800 Zuſchauer faſſen.

Die Place Royale (von welcher ebenfalls eine Abbildung beigegeben iſt), welche zugleich als Paradeplatz dient, liegt in der Nähe des Parks. Es iſt der ſchönſte und regelmäßigſte Platz in ganz Brüſſel. Der königliche Palaſt befindet ſich an dem nördlichen Ende des Parks, doch iſt er weiter nicht als ein ſehr ausgezeichnetes Gebäude zu bezeichnen, obwohl er im Innern manches Merkwürdige enthält und eines Beſuches werth iſt. Der Park ſelbſt gehört zu den ſchönſten Anlagen dieſer Art und wird als einer der herrlichſten Spaziergänge auf dem europäiſchen Feſtlande betrachtet. Er nimmt einen Flächenraum von 14 Morgen Landes ein, und wird von ſehr ſchönen ſchattigen Alleen nach allen Richtungen hin durchſchnitten, die von hohen Bäumen eingefaßt und mit anmuthig-grünen Plätzen und Marmorſtatuen geſchmückt ſind. In der Mitte befindet ſich ein großes Baſſin. Zu beiden Seiten der Hauptallee gewährt eine Vertiefung, die reich mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt iſt, einen Zufluchtsort gegen die Sonnenſtrahlen. In der einen dieſer

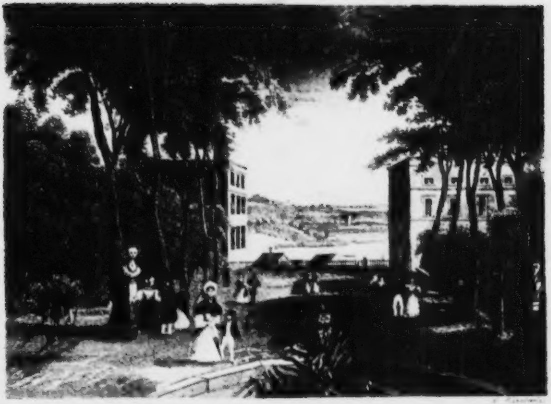
Vertiefungen ſieht man ein großes viereckiges Baſſin, das aus einem einzigen Stück Marmor gemacht iſt und folgende Inſchrift führt: Petrus Alexowitz, Czar, magnus Moscoviae Dux, insidens margini hujus fontis, aquam illius nobilitavit; libato vino, hora post meridiem tertia, die 16. aprilis anni 1717. (Peter Alexowitſch, Czar, Großherzog von Moskau, am Rande dieſes Brunnens ſitzend, adelte deſſen Waſſer, indem er Wein hineingoß in der dritten Nachmittagsſtunde des 16. Aprils 1717.) Die Allee, dem königlichen Schloſſe gegenüber, iſt mit den Statuen der zwölf Cäſaren geſchmückt. Eine Fontaine in derſelben, welche man an Feiertagen ſpielen läßt, wirft einen Waſſerſtrahl von 15 — 18 Fuß Höhe. Wenn man ſich von dem Parke aus nach Weſten wendet, ſo genießt man eine herrliche Ausſicht auf den untern Theil der Stadt. Der beigefügte Stahlſtich giebt ein gutes Bild des Parks.

Nicht minder als der Park iſt der botaniſche Garten außerhalb des Boulevards und in der Nähe des Thores von Scharbeek, eines Beſuches werth. Seine überaus ſchöne Lage, ſeine großen Gewächshäuſer und die herrlichen Gebäude, mit denen er geſchmückt iſt, verleihen ihm den erſten Rang unter allen Anſtalten dieſer Art. Er iſt reich an eleganten Springbrunnen, welche ihm ebenſo zur Zierde, wie zum Nutzen dienen.

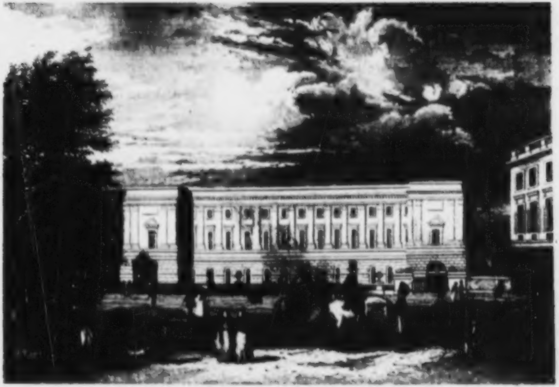
Der Palaſt der Nation in der Brabanter Straße bietet durch ſeine elegante Façade, vom Park aus geſehen, gleichfalls einen ſchönen Anblick dar. Er ward 1783 vollendet und iſt jetzt für die Verſammlungen der Stände beſtimmt. Nicht minder bemerkenswerth iſt der Palaſt des Prinzen von Oranien, jetzigen Königs der Niederlande, welcher ebenfalls am Park liegt. Er ward 1820 in italieniſchem Style aufgeführt und iſt mit außerordentlichem Geſchmacke gebaut; früher enthielt er ſehr viele ſchöne Gemälde älterer und neuerer Kunſt, die aber jetzt daraus entfernt ſind. Während der Revolution wurde abſichtlich nichts daran beſchädigt, ſelbſt in den blutigſten Tagen ehrte und ſchonte das Volk das Privateigenthum des Fürſten. Eine Anſicht dieſes Palaſtes findet ſich auf dem beigefügten Stahlſtiche.

Auch der Juſtiz-Palaſt iſt nicht ohne Intereſſe für den Fremden; obwohl er aus einer Menge unregelmäßiger Gebäude beſteht, ſo bietet doch die Façade, welche nach der rue de l'hospital hinausgeht, einen guten Anblick dar.

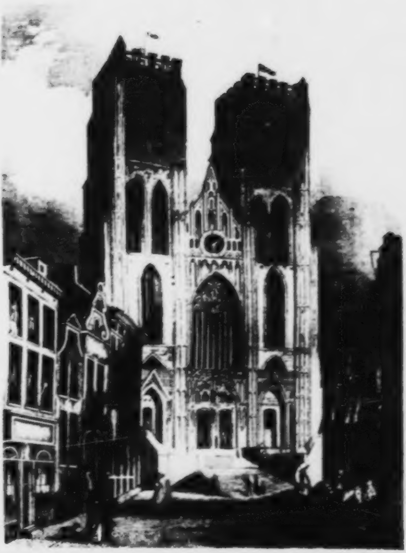
Brüſſel zerfällt in vier Quartiere oder arrondissements, von denen jedes eine Hauptkirche und mehrere Nebenkirchen beſitzt. Unter



THE PARK AT BRUSSELS.



DER PALAST DES PRINZEN VON ORANIEN IN BRÜSSEL



[illegible]

dieſen iſt die dem heiligen Michael und der heiligen Gudula geweihte Kirche die bedeutendſte. Von ihr giebt Johanna Schopenhauer in dem bereits angeführten Werke folgende geiſtreiche Beſchreibung. — „Die Kirche ſelbſt iſt ein durch hohe Einfachheit und edle architectoniſche Verhältniſſe ſich auszeichnendes Gebäude des Mittelalters; ſchlanke Säulen tragen das herrliche Gewölbe, keine Emporkirchen, keine Kapellen, ſogar keine Kirchenſtühle ſtören den erhebenden Eindruck. Auch keine Spinneweben, kein von ſolchen Gebäuden ſonſt unzertrennlicher Staub war zu erblicken, Alles glänzte ſauber und reinlich wie das Putzzimmer einer Brüſſelerin; vor dem Hochaltare wurde Meſſe geleſen, aber die weiten Räume erlaubten uns, ganz unbemerkt unter dem hohen Gewölbe umherzugehen und die Glasmalereien zu bewundern, ohne Furcht, die vor dem Altare knienden Beter in ihrer Andacht zu ſtören.

„Die mit Recht bewunderten gemalten Fenſter in St. Gudula ſtammen augenſcheinlich aus verſchiedenen Zeitaltern her. Die hinter dem Hochaltare ſind die älteſten; ſie wurden in den erſten Zeiten der ſpaniſchen Oberherrſchaft hergebracht, und wie alle aus der früheren Zeit ſind ſie aus kleineren Glasſcheiben zuſammengeſetzt. Ziemlich dicke, etwas erhabene Bleinäthe, welche dieſe verbinden und zugleich die äußere Kontur der Geſtalten und Gewänder bezeichnen, geben den Bildniſſen etwas Undeutliches und laſſen ſie weniger heiter und durchſichtig erſcheinen als die ſpäteren. Aber die viel tieferen und kräftigeren Farben, beſonders in Purpur und Blau, brennen, wie von einer glühenden Sonne durchdrungen, gleich farbigen Edelſteinen in unbeſchreiblicher Pracht.

„Von der Schönheit der hohen prachtvollen Fenſter im übrigen Theile der Kirche iſt es unmöglich, durch bloße Beſchreibung einen deutlichen Begriff zu geben; ſie ſtammen größtentheils aus dem 15. bis 16. Jahrhundert, aus der glänzendſten Epoche der Kunſt, in welcher auch hochberühmte Meiſter es nicht verſchmähten, an dieſem untergeordneten Zweige der Malerei Theil zu nehmen. Die meiſten derſelben ſtellen irgend eine bedeutende feierliche Handlung dar: die Krönung eines Regenten, z. B. die Karls V., oder auch die bei der Einſetzung eines fürſtlichen Biſchofs üblichen kirchlichen Ceremonien. Den größten untern Theil dieſer Glasgemälde füllen die wohlgezeichneten, ſchöndrappirten Geſtalten der Hauptperſonen der feierlichen Handlung und ihrer Begleiter. Ueber dieſe erheben ſich ſtattliche Thronhimmel, goldene Säulenhallen; auf einigen andern erblickt man die faſt lebensgroße Geſtalt irgend eines Heiligen, über deſſen

Haupt prachtvolle tabernakelartige Verzierungen im herrlichſten Farbenſchmuck prangen. An andern Gemälden außer dieſen wie aus Lichtglanz gewebenen iſt dieſe Kirche eigentlich arm; deſto mehr zog uns ein anderes Kunſtwerk an, welches Niemand gegen uns jemals erwähnt hatte, die ſogenannte chaise de la vérité, eigentlich die Kanzel, mit ihren in Holz geſchnitzten Verzierungen. Augenſcheinlich ein Werk neuerer Zeit, wahrſcheinlich gegen Ende des ſechszehnten oder den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden; etwas Näheres darüber, oder den Namen des Künſtlers, der es gebildet, zu erfahren, wollte unerachtet aller Mühe, die ich mir deshalb gab, nicht gelingen. Es trägt keine Spur der byzantiniſchen oder überhaupt einer älteren Schule; ein Werk von ſolchem Umfange, ſo edel und doch ſo graziös gehalten und kunſtreich vollendet, habe ich in dieſer Art nie geſehen.

„Sechs bis acht Baumſtämme tragen die hoch über den Fußboden erhabene Kanzel; der Raum unter derſelben ſtellt das Paradies vor; der ſtärkſte mittlere Baum iſt der von der Schlange umwundene verhängnißvolle Baum der Erkenntniß; Adam und Eva, zwei recht jugendlich ſchöne Geſtalten, ſtehen ihm zur Seite, Trauben und Laub, Früchte und Blumen füllen den Raum zu ihren Füßen; allerlei artige Thiere, kleine Vögel, Pfauen, Papageien, ein Hahn, ein Fuchs, ein Eichhörnchen und mehrere noch, ſpielen friedlich dazwiſchen. Dieſes Alles iſt faſt in natürlicher Größe dargeſtellt, ſehr fleißig und zierlich ausgeführt und dabei ſo geſchmackvoll geordnet, als ob einer der größten Meiſter jener Zeit die Zeichnung dazu verfertigt hätte, wie es denn auch allerdings bei einem Werke von dieſem Umfange wahrſcheinlich iſt.

„Die laubbedeckten Zweige der die Kanzel tragenden Bäume ranken ſich um dieſelbe her, ſteigen hinter ihr empor, umgeben die zu derſelben hinaufführende Treppe und bilden zum Theil das Geländer derſelben. Der Baldachin über der Kanzel wird von zwei großen, ſchönen, faſt antik drappirten Engeln gehalten, die auf mächtigen Flügeln einherſchweben und mit mildem Ernſt auf die unten verſammelten Menſchen herabblicken. Ueber dieſem Baldachin zeigt ſich das Haupt der Schlange, die ſich zwiſchen den Aeſten des Baumes, die Kanzel vorbei bis dort hinauf geſchlungen; Maria, die ſiegende Himmelskönigin, durchſticht es mit ihrer in Kreuzesform gebildeten Lanze, und der ohnmächtige Feind windet ſich unter ihrem Fuße; der kleine Johannes mit dem Kreuze ſchreitet vor ihr einher, und zwei allerliebſte kleine Engelsgeſtalten ſind ihr zur Seite geſtellt.

„Alles dieſes iſt von weißem, mit keinem Anſtrich überzogenen Holze, Ahorn oder Lindenholz vielleicht, ſo fein, ſo zierlich gebildet, wie möglich, und doch nicht kleinlich; die Geſtalten Adams und Eva's, der Engel, der heiligen Jungfrau ſind im ſchönſten Ebenmaaß gebildet, die Drapperien geſchmackvoll geordnet, das Ganze von überraſchender Vollkommenheit. Es nimmt in der ſehr großen Kirche einen bedeutenden Raum ein; ob es in derſelben ganz am rechten Orte ſei, ob nicht durch die Mannichfaltigkeit der Verzierungen dieſer, in ihrer Art wahrſcheinlich einzigen Kanzel, die Aufmerkſamkeit von dem Redner, der auf ihr ſtehend ſeine Zuhörer erbauen will, abgezogen werde, ob er ſelbſt, in ſeiner Prieſterkleidung aus dieſer lichten, künſtlichen Laube hervorblickend, von dieſen großen Engeln umſchwebt, ſich nicht ein wenig ſeltſam ausnehmen mag, darüber kann ich nicht entſcheiden. Ich fürchte, ich würde, dieſer Kanzel gegenüber, auf die Predigt wenig achten können, es giebt gar zu viel daran zu ſehen, und die Verzierungen dieſer ungeheuer großen Compoſition gehen ins Unendliche, wenn man ſie in allen ihren Einzelheiten betrachten will.

„Auch einige, mit lebensgroßen Engel- und Heiligenbildern in derſelben Art verzierte Beichtſtühle in St. Gudula ſind merkwürdig. Sie ſcheinen von demſelben Meiſter oder doch unter deſſen Aufſicht und Anordnung von den Schülern deſſelben verfertigt zu ſein. Die Ausführung derſelben iſt ebenfalls lobenswerth, aber doch mit der des größten Meiſterwerkes nicht zu vergleichen; Zeichnung aber und Anordnung ſind gleich vortrefflich.

„In einer Nebenkapelle dieſer Kirche, der zum heiligen Sacrament nämlich, welche gleichfalls in einem edlen Style aufgeführt iſt, werden die drei wunderthätigen Hoſtien aufbewahrt, von denen die Legende erzählt, daß Blut aus ihnen floß, als Kirchenſchänder, griechiſche Juden, ſie mit Meſſern durchſtachen. Auch von der heiligen Gudula, der Schutzpatronin dieſer Kirche, weiß die Legende viel zu berichten. Sie war die Tochter der heiligen Amalbergis, Schweſter der heiligen Reinild und der heiligen Pharailde, Muhme der heiligen Gertrud, der heiligen Waldtrud und der heiligen Adelgunde und eine nahe Verwandte Pipins von Heriſtal. In zarter Jugend ward ſie in einem Kloſter von der heiligen Gertrud erzogen und kehrte nach dem Tode derſelben in das Haus ihres Vaters, des Grafen Wittiger zurück, bei dem ſie ein ſehr eingezogenes Leben führte, ſich kaſteiete und faſtete und an jedem Nachmittage barfuß nach einem Wallfahrtsorte in der Nähe wandelte, wo ſie gewöhnlich die ganze Nacht im Gebete zubrachte. Einſt verfolgte ſie ein Jüngling mit ſeiner Liebe, ſie floh vor ihm und da ſie ihm zuletzt nicht mehr ausweichen konnte, ſo lehnte ſie ſich erſchöpft an eine Säule, um ſich zu vertheidigen, ein heißes Gebet für ihre Unſchuld gen Himmel ſendend. Da öffnete ſich plötzlich die Säule und umſchloß ſie, ſo daß ſie vor den Verfolgungen dieſes Jünglings gänzlich geſichert war und dieſer beſtürzt entfloh. Sie ſtarb, nachdem ſie den Armen außerordentlich viel Gutes gethan und große Wunder für dieſelben bewirkt hatte, um das Jahr 712 im Januar. Als man ſie zur Gruft trug, fing plötzlich, trotz der großen Kälte, ein Baum zu grünen und zu blühen an, riß ſich, als ihr Sarg die Kirche erreichte, mit den Wurzeln aus und ſenkte ſich vor ihrer Wohnung wieder ein, wo er noch lange grünte und ihm von den Gläubigen hohe Verehrung gezollt wurde. Später brachte man ihre heiligen Ueberreſte, die ſich immer unverweslich erhielten, nach Brüſſel. Karl, Bruder des Königs Lothar, wollte dieſelben ſehen; kaum aber, erzählt die Sage, eröffnete man auf ſein Geheiß den Sarg, ſo ſtieg ein dicker, ätzender Rauch hervor, ſo daß man nichts erblickte und genöthigt war, ihn wieder zu ſchließen, ohne etwas geſehen zu haben. — Die Stadt Brüſſel, deren Schutzheilige ſie iſt, beſitzt ihren Körper ganz und gar, und dennoch rühmte ſich Augsburg einſt, die untere Hälfte deſſelben zu bewahren. Ihr Feſt iſt am 8. Januar, ihrem Todestage, doch wird außerdem die Translation ihrer Reliquien am 6. Juli und am 14. September gefeiert.“

Die Gudulakirche gab gewiſſermaßen die Veranlaſſung zur Gründung des Escurial. Als nämlich am 10 Auguſt 1557 die Franzoſen von den Spaniern bei St. Quintin auf das Haupt geſchlagen worden, empfand Philipp II. eine ſolche Freude, daß er ſich nach dem ebengenannten Gotteshauſe begab, um daſelbſt ein Dankfeſt zu feiern, und hier das Gelübde ablegte, ein Kloſter zu bauen, das an Pracht keinem andern Tempel der Chriſtenheit nachſtehen ſolle. Um dies Gelübde zu löſen, ließ er in Spanien das Escurial aufführen.

Die St. Gudulakirche enthält mehrere bedeutende Grabmäler, wie z. B. im Chor ein Mauſoleum von ſchwarzem Marmor mit einem Löwen von Erz, der mehr als 6000 Pfund wiegen ſoll. Es umſchließt die irdiſchen Ueberreſte Johanns des Zweiten, Herzogs von Brabant, geſtorben 1312, ſeiner Gattin, Margaretha von England, welche 1318 ſtarb, und Philipps des Erſten, welcher 1430 das Zeitliche ſegnete. Außerdem ſind noch mehrere Erzherzöge von Oeſterreich hier beigeſetzt, wie z. B. Erzherzog Albrecht und deſſen

Gemahlin Clara Eugenia, Infantin von Spanien, Erzherzog Ernſt von Oeſterreich u. ſ. w. Der beigefügte Stahlſtich giebt eine gute Anſicht dieſer Cathedrale.

Unter den übrigen Kirchen ſind die folgenden mehr oder weniger bemerkenswerth. Die Kirche von Caudenberg, dem heiligen Jacob geweiht und 1789 vollendet; ein ſchönes Gebäude im modernen Styl, beſonders ausgezeichnet durch die Einfachheit im Innern. Die Nicolauskirche zur Cudulakirche gehörend; ein altes, unregelmäßiges Gebäude, das aber einige ſehr ſchöne Gemälde enthält. Notre Dame de la Chapelle, 1134 gegründet, intereſſant durch mehrere bedeutende Grabmäler, wie z. B. der Familie Spinola und des bekannten Malers Johann Breughel, der Sammtbreughel genannt. Notre Dame des Victoires, 1290 erbaut zur Erinnerung an den Sieg, welchen Johann der Zweite, Herzog von Brabant, bei Wonringen über den Erzbiſchof von Köln und Heinrich von Luxemburg davon trug. Die Katharinenkirche aus dem funfzehnten Jahrhundert; ſie iſt ſehr groß und hat mehrere ſchöne Gemälde. Notre Dame du Secours, eine ſehr hübſche Kapelle, Succurſale. Notre Dame Finis Terrae, ſo genannt von der Inſchrift, welche dieſelbe ſchmückt: Laudabunt Eum Fines Terrae (die Grenzen der Erde werden ihn loben); eins der kleinſten aber zierlichſten und eleganteſten Gotteshäuſer in Brüſſel, es ward 1618 erbaut und in der neuern Zeit ſehr verſchönert. Die 1642 errichtete Kirche des heiligen Auguſtin mit einer berühmten Orgel u. a. m. Die Kapelle in dem alten Palaſte der Statthalter der Niederlande iſt jetzt dem lutheriſchen Gottesdienſt geöffnet. Auch beſitzen die Iſraeliten in Brüſſel eine ſchöne Synagoge.

Unter den vielen Klöſtern, welche Brüſſel früher enthielt, war vorzüglich das der Beguinen, welches zum Theil, jedoch in ſehr geringem Maaßſtabe noch exiſtirt, merkwürdig; es heißt: Le grand Béguinage. Dieſer Nonnenorden findet ſich nur in Flandern. Nach Einigen ſoll die heilige Beghe, Tochter Pipins von Landen, nach Andern aber Lambert Beghe, der 1177 ſtarb, denſelben gegründet haben. Das Beguinage zu Brüſſel ward zuerſt 1250 von dem Prieſter Reynard Breeteycken zu Mooſebeek geſtiftet und 1313 nach Brüſſel übergeſiedelt. Die Beguinen, deren Zahl früher gewöhnlich ſieben- bis achthundert war, brauchten nur das Gelübde der Keuſchheit abzulegen, und auch dieſes nur ſo lange, als ſie dem Orden angehörten. Sie konnten freiwillig wieder heraustreten und ſich verheirathen. Ihr Kloſter glich einer kleinen Stadt mit Mauern und einem Graben umgeben. Jede Beguine hatte in demſelben ihr eignes Haus und durfte ihr Vermögen ſelbſt verwalten. Das Ganze verwaltete eine Superiorin, welche die Geſammtheit erwählte, und ein Pfarrer, den der Biſchof von Antwerpen ernannte. Die Kirche war Johannes dem Täufer gewidmet, ſie beſteht noch und beſitzt einige ſehr gute Gemälde. In neueſter Zeit hat man beſchloſſen, in Brüſſel den Orden ganz ausſterben zu laſſen. Es werden daher keine Novizen mehr aufgenommen und die wenigen noch lebenden Beguinen, zehn oder zwölf höchſtens an der Zahl, beſchäftigen ſich mit Krankenpflege.

Der alte bereits erwähnte Palaſt der Statthalter der Niederlande erhielt in neuerer Zeit, nachdem ihn eine Feuersbrunſt zum Theil in Aſche gelegt und er neugebaut worden war, eine ganz andere Beſtimmung. Er heißt jetzt „der Palaſt der ſchönen Künſte“ und enthält die öffentliche Gemäldegallerie, das naturhiſtoriſche Muſeum, die Bibliothek und mehrere Hörſäle, in welchen gratis Vorleſungen gehalten werden. Brüſſel iſt überhaupt reich an Geſellſchaften und Anſtalten für die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, und beſitzt eine ſogenannte freie Univerſität, welche als Gegenſatz der ſtreng katholiſchen Hochſchulen Belgiens vor einigen Jahren gegründet wurde.

Die Gemäldegallerie, die ſich in dem eben genannten Gebäude befindet, hat einen großen Reichthum trefflicher Gemälde aufzuweiſen. Die vorzüglichſten unter dieſen ſind beſonders folgende: 1) von Rubens: der Erlöſer, der die Welt zerſchmettern will. Neben dem zürnenden Erlöſer befindet ſich die heilige Jungfrau, die ihre Bruſt entblößt hat und den Arm ihres Sohnes, dem die Engel beſtürzt folgen, aufzuhalten ſtrebt. Der heilige Franciſcus ſtürzt ſich mit der Bläſſe der Angſt auf eine Kugel, welche die Erde vorſtellt, und bedeckt ſie mit dem Körper und den Händen; eine ungeheure Schlange, das Symbol der Laſter, umwindet die Kugel und ſucht ſich hinter derſelben zu verbergen. In der Ferne ſieht man das Bild der Verbrechen, welche die Rache des Himmels heraufbeſchworen haben. — Die Krönung der heiligen Jungfrau. Auf einem Halbmond knieend erhebt ſie ſich über Wolken, die von Engeln getragen werden; Gott und Chriſtus erwarten ſie, um ihrer beſcheidenen Stirn die Krone aufzudrücken. Durch das Ganze weht ein Geiſt tiefer Andacht. Die Himmelfahrt Mariä. Die Jungfrau, auf einer Wolke ſitzend, ſchwebt gen Himmel, Engel begleiten ſie, die Apoſtel und die heiligen Frauen ſehen ihr nach. Chriſtus das Kreuz tragend und von Maria Magdalena unterſtützt.

Chriſti Grablegung. Die Anbetung der Weiſen und endlich das berühmteſte: die Leiden des heiligen Livinus. Dem Heiligen wird die Zunge ausgeriſſen, weil er das Geheimniß der Beichte treu bewahrt; er liegt auf den Knieen in biſchöflichem Ornat, Henkersknechte und Prieſter umgeben ihn; jeder Geſichtszug verkündet die furchtbare Qual, nur ſein Auge ſtrahlt hoffnungsvoll und ſiegreich, aber mit Abſcheu wendet man ſich von dieſen Martern ab und den himmliſchen Weſen zu, welche mit Blitzen bewaffnet ſich aus einer Wolke auf die Henker und Krieger ſtürzen. Dieſe, von Schrecken ergriffen, fallen übereinander weg; die Pferde bäumen ſich und vermehren noch die Unordnung. Alles iſt Handlung rings um den Heiligen, der ſeine Leiden über der Erſcheinung von zwei Engeln, welche mit der Palme und der Märtyrerkrone zu ihm niederſchweben, zu vergeſſen ſcheint. Von der treuen, genauen und dennoch großartigen Ausführung des Ganzen wie des Einzelnen macht man ſich keinen Begriff; man muß es geſehen haben. — 2) von Le Sueur: der ſegnende Heiland. Dieſes auch durch einen darnach gefertigten Kupferſtich bekannte Meiſterwerk zeichnet ſich beſonders durch die große Sanftmuth und Liebe im Antlitz des Erlöſers aus. 3) von Guido Reni: die Flucht nach Egypten und die durch einen Genius begeiſterte Sibylle. Das letztere iſt das berühmte Bild, welches gewöhnlich auch „die Poeſie des Guido“ genannt wird. 4) von J. B. de Champagne: die Himmelfahrt der Jungfrau. 5) von Philipp von Champagne: Bildniß des heiligen Karl Borromäus, der heiligen Genoveva, des heiligen Joſeph, des heiligen Stephanus und des heiligen Ambroſius, ſowie die Darbringung im Tempel, ein berühmtes, durch Kupferſtich und Stein vielfach nachgebildetes Gemälde. Neben ſeiner Vortrefflichkeit noch intereſſant dadurch, daß ſich Pascals ſehr ähnliches Portrait in der Gruppe der vier Lehrer befindet. 6) dreizehn Bilder von Crayer, unter denen der wunderthätige Fiſchfang des heiligen Petrus, die Himmelfahrt der heiligen Katharina und das entſetzliche Märtyrerthum die bedeutendſten ſind. 7) von Otto Venius: die Kreuztragung, Chriſtus im Oelgarten, Chriſtus auf dem Kreuzberge, Chriſti Grablegung, eine heilige Familie, ſowie das Portrait dieſes Meiſters von ſeiner Tochter Gertrud. 8) von Paul Veroneſe: die Anbetung der Hirten, der Reichthum, welcher ſeine Schätze der Stadt Venedig ſpendet, die Skizze der Hochzeit von Canaan und die Anbetung des Kindes Jeſus durch die heilige Katharine; dies letztere Bild beſonders iſt von rührender Naivetät: das göttliche Kind liegt auf dem Rande eines

Marmorgeländers, eine Lage, welche die heilige Katharine erſchreckt, die vor dem Erlöſer knieend ihn zu halten ſucht, während Johannes von Joſeph unterſtützt ihn aufhebt und die Hand auf ſeinen Kopf legt. 9) von Anton van Dyk: das Märtyrerthum des heiligen Petrus und St. Franziscus in Extaſe vor dem Crucifix, St. Franziscus, der das Kind Jeſus bei der Hand hält, ein ſchönes Portrait und eine ſehr ſchöne Skizze. 10) von Philipp van Dyk: ein ſehr ſchönes weibliches Portrait, eine in blaue Seide gekleidete Dame vor ihrer Toilette darſtellend. 11) von Snyders: ein ganz vortreffliches Stillleben. 12) von Guercino: ein ex Voto, einen jungen Mann darſtellend, welchen der heilige Nicolaus, der heilige Ludwig, der heilige Franziscus dem Schutze der Jungfrau anempfehlen. 13) von Titian: zwei Portraits, ein junger Mann in einem ſchwarzen Seidenkleide und ein Greis im Pelzrocke. 14) von Albano (wohl die Perle der Sammlung): Adam und Eva. Adam ſitzt und hat die rechte Hand auf die Erde geſtützt, während er den linken Arm ausſtreckt, um von Eva, die man halb aufrecht ſieht, den Apfel zu empfangen. Der Hintergrund bildet dunkles Laub. 15) von Saſſo Ferrato: der Kopf der Madonna mit niedergeſchlagenen Augen und von einem Schleier bedeckt, ein bewundernswürdiges Bild. 16) von Ruysdael: eine herrliche Landſchaft. 17) von Gerhard Dow (wohl das ausgezeichnetſte Bild dieſes großen Meiſters): ein junger Künſtler, welcher bei dem ſchwachen Schein einer Lampe einen Amor zeichnet. 18) von Goſſart von Mabuge: Chriſtus bei Simon dem Phariſäer. Chriſtus ſitzt am Tiſche des Phariſäers; Judas, im Vordergrunde ſtehend, ſcheint es zu mißbilligen. Weiter hin, in einem andern Gemache, ſieht man Jeſus bei ſeinen Schülern. Die Dienerſchaft bereitet Speiſen und iſt mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt. Der linke Flügel ſtellt die Auferſtehung des Lazarus dar; der rechte die heilige Magdalena, welche von einem Engel in den Himmel geführt wird. Im Hintergrunde iſt ein großer Wald und im Vordergrunde ein knieender Geiſtlicher vor einem Betſchemel. Die gute Ausführung der Architectur, die Schönheit der Einzelheiten, die bewundernswürdige Feinheit des Tons und der Reichthum der Compoſition verleihen dieſem Bilde einen außerordentlichen Werth. Es gehörte urſprünglich der Abtei Dielighen. 19) von Jacob Grimmer: ein Bild, welches das ganze Leben des heiligen Hubert darſtellt, die Compoſition iſt intereſſant durch die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, den Reichthum der Trachten und die Grazie der Figuren. 20) zwei ſehr ſchöne Portraits von Peter Meert, zu den ſchönſten der ganzen

Sammlung gehörend. 21) von **Roger von Brügge**: zwei durch ihre lebendige Wahrheit ſehr ausgezeichnete Portraits. 22) von **Johann Schoreel**: die Anbetung der Weiſen. 23) von **Bernhard van Orley**: der todte Chriſtus und die Heiligen. Chriſti Leiche wird von der heiligen Jungfrau gehalten, die ſich mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes darüber hinbeugt. Magdalena ſtützt ihre Wange auf die Hand, Johannes und zwei andere Jünger ſtehen dahinter und drücken ebenfalls den tiefſten Schmerz aus. Die Flügel ſtellen die Portraits der Geber und ihre zahlreiche Familie dar. Auf dem einen der Vater mit ſeinen ſieben Söhnen unter dem Schutze Johannes des Täufers, auf dem andern die Mutter mit ihren fünf Töchtern unter dem Schutze der heiligen Margaretha. Das Ganze iſt auf Goldgrund mit kleinen ſchwarzen Punkten gemalt. Die Schönheit des Ausdruckes, die Kraft des Colorits, die Feinheit der Ausführung, der weiche Ton, die Vollendung im Einzelnen und der Geſchmack in den Gewändern weiſen dieſem Bilde den erſten Rang an unter den Gemälden der altniederländiſchen Schule, welche das Muſeum beſitzt. — Unter den Bildern, welche vorzüglich von hiſtoriſchem Intereſſe ſind, zeichnen ſich beſonders folgende aus: 24) von **Tilburg**: die Fürſten von Ligne, von Chimay, von Rubempré, von Thurn und Taxis und der Herzog von Aremberg verlaſſen ſämmtlich zu Pferde und in der großen Ordenstracht der Ritter des goldenen Vließes den Palaſt der Herzöge von Brabant. 25) von **Anton Sallaert**: zwei Bilder, welche den Umzug der Gewerke und das Armbruſtſchießen darſtellen, in welchem die Infantin Iſabella 1615 den Vogel von dem Thurm der Kirche Du Sablon herabſchoß. Ferner der Umgang zu Brüſſel. Dieſes Gemälde bildet die Fortſetzung des vorigen; die Infantin hatte ein Geſchenk von 25,000 Gulden bekommen und wandte es zu einer Stiftung und Ausſteuer für zwölf junge Mädchen an, die ſich jährlich wiederholen ſollte. Zur Erinnerung daran wurde die hier dargeſtellte Proceſſion eingeſetzt, zwölf weißgekleidete Jungfrauen ziehen mit einer Kerze in der Hand voran, ihnen folgt die Geiſtlichkeit der Kirche Du Sablon, ſowie der Erzherzog und die Erzherzogin von ihrem ganzen Hofe begleitet. Künſtleriſchen Werth haben dieſe letzteren Bilder durchaus nicht, aber geſchichtlich ſind ſie merkwürdig, beſonders dasjenige, welches den Umzug der Gewerke 1620 darſtellt und die Zahl der Meiſter in jeder Zunft angiebt, nämlich: Plattirer 25 Meiſter; Drechsler, Korbmacher von weißem Holz und Maaßmacher 108; Barbiere 45; Schuhflicker 199; Korduanmacher 163; Handſchuhmacher 9; Gürtelmacher 34; Gerber

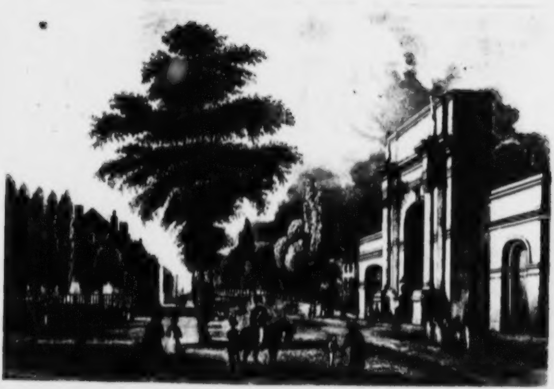
46; Tuchſcherer 36; Tapezierer 103; Weber 19; Poſamentirer 28; Maler 120; Sattler 30; Sticker 34; Wappenmaler 47; Sporenmacher 25; Steinmetzen 200; Kürſchner 8; Schieferdecker 32; Zimmerleute 180; Küfer 108; Schreiber 34; Seidenſpinner und Hutmacher 73; Fruchthändler 7; Bäcker 340; Brauer 67; Müller 23; Zeugſchmiede 201; Pfannenſchmiede 21; Wollenweber 18; Fläſchner 11; Meſſerſchmiede, Seiler und Töpfer 170; Schloſſer 47; Wagner und Holzpantoffelmacher 186; Goldſchmiede 67; Krämer 500; Bleicher 15; Näher (Schneider) 380; Strumpfwirker 117; Trödler und Lautenmacher, Marronniers (Kaſtanienbrater) 123; Fetthändler 187; Fiſchhändler 15; Händler mit eingeſalzenem Fiſch 128; und endlich Fleiſcher 126. Man ſieht daraus, wie ausgebildet und reich das Zunftweſen damals in Brüſſel war.

An anderen Kunſtwerken iſt das Muſeum zu Brüſſel eben nicht reich, doch beſitzt es noch eine ſehr ſchöne Statue des Hercules in Marmor von Delvaux, eine Gruppe in Marmor von Grupello und mehrere ausgezeichnete Basreliefs in Stein und Holz.

Das naturhiſtoriſche Muſeum, welches ſich in demſelben Gebäude befindet, iſt ſehr reich ausgeſtattet und vortrefflich geordnet. Die Bibliothek der Stadt, die auch in dem Palaſt der Künſte und Wiſſenſchaften aufbewahrt wird, enthält gleichfalls manches Vortreffliche. Außerdem beſitzt Brüſſel noch mehrere ſehr bedeutende Gemäldeſammlungen, welche Privatleuten zugehören.

Die Boulevards, die ehemaligen Wälle der Stadt, bilden herrliche Spaziergänge; ſie ſind mit vier Reihen Bäumen bepflanzt und bieten überall eine höchſt anmuthige Anſicht dar, wie das der beigefügte Stahlſtich beweiſt, der zugleich das Thor von Laeken darſtellt. Namentlich iſt die ſogenannte grüne Allee, die faſt eine Stunde lang iſt und ſehr fleißig von Luſtwandelnden beſucht wird, höchſt ausgezeichnet. Zur Linken derſelben zieht ſich der Kanal, der beſtändig mit Fahrzeugen bedeckt iſt und im Sommer die Luft ſtets friſch und rein erhält. Zur Rechten breiten ſich reiche grüne Wieſen aus und die ganze Umgebung macht einen herrlichen Eindruck.

Brüſſel hat neun Thore, welche meiſt ihre Namen von den Orten haben, wo ſie hinführen. Ungefähr eine Stunde weit von der Stadt liegt der Palaſt von Laeken, lange die Sommerreſidenz der öſterreichiſchen Statthalter der Niederlande. Er ward 1782 von dem Erzherzog von Sachſen-Teſchen nach deſſen eigenen Plänen gebaut und iſt gegenwärtig das Eigenthum des Königs Leopold.



[illegible]

Im Ganzen iſt nicht viel Pracht dabei verwendet worden, doch war die innere Einrichtung mit Geſchmack getroffen. Die hintere Seite vom Parke aus geſehen macht den günſtigſten Eindruck; der Park ſelbſt iſt ſehr ſchön angelegt und bietet mehrere herrliche Fernſichten dar; auch beſitzt er einige prachtvolle Grotten, Tempel und dergleichen Zierden mehr. Ein ſehr berühmter chineſiſcher Thurm, welcher ſich früher daſelbſt befand, exiſtirt nicht mehr.

Die Bewohner der Umgebung Brüſſels erfreuen ſich großer Wohlhabenheit. Da ſie auf ſicheren und ſchnellen Abſatz ihrer Producte wegen der vortheilhaften Nähe der großen Hauptſtadt rechnen können, ſo haben ſie ihrerſeits auch den Acker- und Gartenbau ſehr empor gebracht und faſt alles Land um Brüſſel in Garten- und Luſtanlagen umgeſchaffen, weshalb ſie ſich auch, namentlich Sonntags, überall der Beſuche der vergnügungsluſtigen Brüſſeler erfreuen. Unter allen dieſen Umgebungen bleibt Waterloo der merkwürdigſte und beſuchteſte Ort. Er liegt 3 Stunden ſüdlich von Brüſſel auf der Straße nach Charleroi; der Weg dahin führt durch das in einem hübſchen Thal gelegene Dorf Ixelles und dann durch den herrlichen Wald von Soignies. Indem man aus dieſem heraustritt, erreicht man die Ebene von Waterloo, vor welcher das Dorf gleichen Namens liegt, das weiter nichts Merkwürdiges enthält, als höchſtens eine kleine elegante Kirche, die die Grabſteine einiger dort gefallenen Krieger umſchließt. In dieſem Dorfe ſchlug der Herzog von Wellington am 17. Juni 1815 ſein Hauptquartier auf; ungefähr ein Stündchen davon liegt der Weiler Mont-Saintjean. Wenn man die Straße nach Nivelles zur Rechten läßt und in der Richtung von Genappe nach Charleroi fortgeht, ſo kommt man nach dem Pachthofe von Mont-Saintjean, der ſich gerade in der Mitte der Schlachtlinie des engliſchen Heeres befand. Rückt man nun weiter nach Charleroi vor, ſo erreicht man den Pachthof und den Weiler von Belle-Alliance, wo Blücher und Wellington den Abend des Tages der Schlacht zubrachten. Die Haye-Sainte, welche der Schauplatz eines furchtbaren Blutbades war, liegt auf der Straße von Genappe zwiſchen Mont-Saintjean und Belle-Alliance, und rechts von derſelben Hougoumont, um deſſen Beſitz ſich die beiden Heere ſo heftig ſtritten.

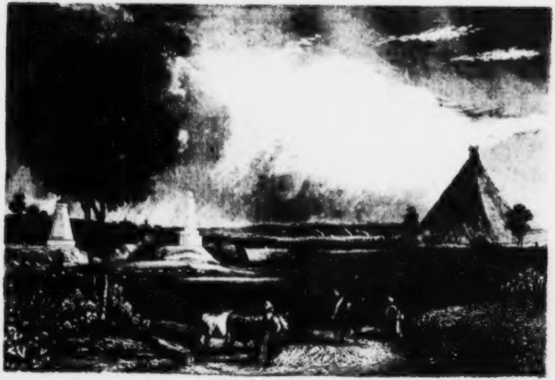
Unter den vielen Schilderungen, die Reiſende von dieſer merkwürdigen Gegend gegeben haben, bleibt diejenige, welche Johanna Schopenhauer lieferte, durch die Einfachheit und Lebendigkeit ihrer Darſtellung die gelungenſte; wir glauben uns daher den Dank des freundlichen

Leſers zu verdienen, wenn wir ſie hier mit den eignen Worten der geiſtreichen Frau folgen laſſen.

„Da liegt es denn endlich vor uns“, ſo erzählt ſie in ihrem Ausfluge nach Belgien Th. II. S. 102, „das harte, weite Sterbelager ſo vieler Tauſende! Die Gegend iſt eigentlich flach zu nennen, aber doch durch kleine, gleichſam wellenförmige Anhöhen uneben, die hin und wieder Hohlwege bilden. Der große, einige hundert Schritte vom Wege ab auf einer Anhöhe ruhende belgiſche Löwe gewährt, von ferne geſehen, einen ganz eigenen feierlichen Anblick. Hunderttauſend vom Schlachtfelde genommene Karren Erde bilden dieſen, zweihundertfünfundzwanzig Fuß hohen, in Geſtalt einer abgeſtumpften Pyramide über zehntauſend Leichen aufgethürmten Grabhügel. Zweihundertunddreißig leider nur hölzerne Stufen führen zu dem in Seraing in Eiſen gegoſſenen koloſſalen Löwen hinauf der, den ſtolzen, drohenden Blick nach Frankreich gewendet, in ruhender Stellung daliegt.

„Näher an Belle-Alliance ſteht ſeitwärts auf dem Felde das den gefallenen Preußen geweihte Monument, eine mit gothiſchen Verzierungen geſchmückte Pyramide, ebenfalls von gegoſſenem Eiſen; hart am Wege, zu beiden Seiten deſſelben, ſteht auf einer Seite der dem Andenken der tapferen Hannoveraner, die hier fielen, geweihte Obelisk, dieſem gegenüber eine Säule, von den Geſchwiſtern des Adjutanten des Herzogs Wellington, Obriſtlieutenant Gordon, hergeſetzt, um die Stelle zu bezeichnen, auf welcher dieſer im neunundzwanzigſten Jahre ſeines blühenden Lebens den Heldentod fand. Wohin man den Blick wendet, fällt er auf, durch große Thaten und das edelſte im gerechten Kampfe vergoſſene Blut, geheiligte Plätze. La Haye-Sainte von einer Seite, dieſes kleine Dorf, in deſſen Nähe die Sichel des Todes am furchtbarſten gewüthet hat; weiterhin die Ueberbleibſel des Schloſſes Hougoumont, das während des Kampfes in Feuer aufging: die glühenden Balken und Mauern ſtürzten ein, und eine nicht zu berechnende Anzahl hart Verwundeter fand erſtickt, verbrannt, zerſchmettert unter den flammenden Trümmern den qualvollſten Tod.

„»Hier auf dieſer Anhöhe, unweit Belle-Alliance, ſtand Napoleon,« ſchrie unſer läſtiger Führer im Tone eines „ſchön Schattenſpiel an der Wand“ zeigenden Savoyarden; »dort von jener Höhe kamen die Preußen, Napoleon meinte, es wäre General Grouchy. Dort, weiterhin, hat er zum letzten Mal geſtanden.« »Hier ſtanden die Schotten, les sansculottes!« rief lachend ein anderer übermüthiger Bube. »Und hier liegt die jeune Garde begraben,« fuhr der Redner



[illegible]

fort, ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen; »und an jener Stelle liegen die Engländer, und drüben bei jener Anhöhe liegen die deutſchen Legionen, und da in der Tiefe, an jenem Baum, iſt der General Picton geſtorben.« Der Baum war verdorrt, ein junges Bäumchen neben demſelben grünte in fröhlichem Wachsthum.

„Schaudernd, von Wehmuth durchdrungen, betrachtete ich das weite, harte Sterbelager ſo vieler Tauſende. Wie manches Herz war hier in wilder Verzweiflung über den Untergang aller ſeiner Hoffnungen und Wünſche gebrochen! wie manches im erhebenden Gefühl für Freiheit und Vaterland verblutet! Freundlich hat die Natur ihre grüne Decke über ſie Alle gebreitet, und Freunde und Feinde liegen unter dieſer friedlich neben einander gebettet zum langen Schlaf.

„Das wüſte Geſchrei unſerer uneingeladenen Begleiter, die wieder mit ihren Adlern und Kugeln vom Schlachtfelde auf uns eindrangen und auf keine Weiſe zu befriedigen waren, diſſonirte mit den Gedanken und Gefühlen, die unſer Gemüth erfüllten, auf eine wirklich empörende Weiſe. Wir fuhren endlich davon; aber ſie verfolgten uns noch lange mit ihrem Geſchrei, vermuthlich weil wir ihnen mehr gegeben hatten, als ſie gewohnt waren, zu erhalten. »Madame, encore quelque chose, car j'ai montré deux fois,« ſchrie einer von ihnen mit einer Stentorſtimme, der uns durch unabläſſiges Wiederholen des zehn Mal ſchon Gehörten am läſtigſten geweſen war.

„Wir langten nach einer halben Stunde ungefähr in einem ziemlich hübſch gebauten Flecken an. Alles hatte ein feſtliches Anſehen; grüne Tannenbäumchen waren vor den Häuſern aufgepflanzt und mit Kränzen geſchmückt; im ſchönſten Sonntagsſchmuck ſaßen Kuchen eſſende und ſchwatzende Gevatterinnen vor den Thüren; alle Kinder des Orts, auf das Beſte geputzt, trieben frei und ungehindert auf der Straße ihr luſtiges Weſen; die Mädchen umſchwärmten kleine Buden, in welchen Spielſachen und Bonbons verkauft wurden; die Knaben tummelten ſich unter großem Jubel und Geſchrei auf einem kleinen Carouſſel herum: es war eben Kirmeß im Orte, und der Ort hieß Waterloo. Ueberraſcht eilten wir, auszuſteigen, um die Kirche zu ſehen; wir hatten nicht geahnet, daß unſer Weg durch dieſen Ort uns bringen würde. Ein Führer, uns zu geleiten, war gleich zur Hand.

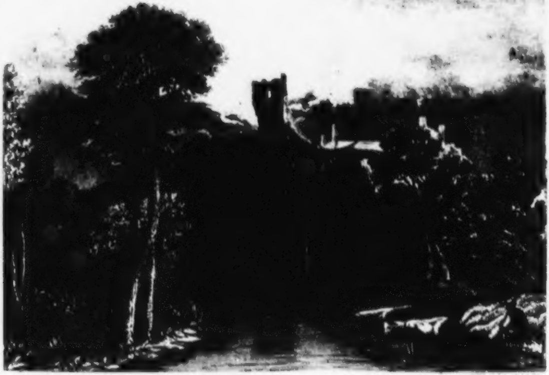
„Die nach der Schlacht, wie man uns ſagte, auf Koſten der Engländer durch einen langen, etwas unförmlichen Anbau ſehr vergrößerte Kirche, deſſen ſie zur Aufſtellung ihrer Monumente bedurften, war urſprünglich eine kleine Kapelle. Dieſe bildet noch in Form einer von Pilaſtern von gelbem Gypsmarmor recht artig verzierten Halbrotunde den Hintergrund der Kirche, wo der Hochaltar ſteht. Auch dieſer prangte dem heutigen Feſte zu Ehren im köſtlichſten Schmucke: Blumen und Orangenbäume waren rings umher aufgeſtellt, unter einem Baldachin war noch das Bild der Schutzpatronin des Ortes, der heiligen Anna, prächtig geputzt zu ſehen, das man Vormittags in Proceſſion herumgetragen hatte. Ich ſah hier eine Darſtellung wiederholt, die mir ſchon mehrere Male ein Lächeln abgenöthigt hat: die heilige Anna trägt ihre Tochter, die Jungfrau Maria, in Geſtalt eines zwei- bis dreijährigen Kindes auf dem Arm, und dieſes Kind trägt ebenſo ein ganz kleines Chriſtkind. An ſchönen blonden Perücken, mit goldenen Kronen darauf, fehlt es allen Dreien nicht.

„Beide Seitenwände des neuen Anbaues ſind mit in Marmortafeln gegrabenen Inſchriften, in welchen engliſche Familien den Tod ihrer in der Schlacht gefallenen Anverwandten beklagen, dicht bedeckt. Alle dieſe Inſchriften ſind in engliſcher Sprache; mehrere klingen etwas großſprechend, einige ſind mit gerade zum Herzen gehender rührender Einfachheit abgefaßt. Greiſe beklagen den Verluſt edler Söhne; Geſchwiſter den eines geliebten Bruders, Frauen den eines Gatten, der das Glück ihres Lebens war. Auffallend iſt die große Jugend der meiſten dieſer Opfer; nur wenige derſelben haben ganz die Reife des männlichen Alters erreicht.

„Bei alledem mußte ich zu meinem eignen Erſtaunen mir geſtehen, daß dieſer, der Trauer um einen nie zu erſetzenden herben Verluſt geweihte Tempel nicht den wehmüthigen Eindruck auf uns machte, der dabei doch ſo natürlich ſcheint. Die Oſtentation, die in der ganzen Anſtalt ſich doch eigentlich zu deutlich ausſpricht, mag, ohne daß wir uns deſſen bewußt wurden, uns gleichgültiger geſtimmt haben. Auch einige Niederländer hatten den Engländern ſich angereiht, um ihren Schmerz nebſt den Namen ihrer ihnen entriſſenen tapfern Söhne hier in Marmor und in flamändiſcher Sprache zu verewigen; aber kein einziger deutſcher Name prangte hier. Ich freute mich darüber; es liegt nicht in unſerm Weſen, mit unſerem Schmerze vor fremden Augen Prunk zu treiben.“ —

Mit dieſer trefflichen Schilderung ſchließen wir unſere Reiſe durch die Niederlande und Belgien, und es bleibt uns nur noch übrig, eine Notiz über zwei Stahlſtiche hinzuzufügen, welche der kunſtſinnige Verleger um ihres inneren Werthes willen dem Werke ein-

Univer



RUINED [illegible] [illegible] [illegible] THE [illegible]

zuverleiben wünſchte, und deren Gegenſtände wir, ohne zu weit vom Wege abzukommen, im Laufe dieſer Darſtellung nicht berühren konnten; der erſtere ſtellt Chokier in der Provinz Lüttich vor; es iſt der Stammort des bekannten Geſchlechts der Surlet de Chokier; der zweite verſinnlicht die Trümmer einer unfern von Spaa bei dem Dörfchen Amblere ſich erhebenden Burg, die von der Sage und dem Volke als der Sitz der vier berühmten Heymonskinder bezeichnet wird. Die Geſchichte der vier ritterlichen Söhne Heymons und ihres Roſſes Bayard beſchäftigte ſchon früh die Phantaſie des Mittelalters und hat ſich als Volksbuch bis auf die neueſten Zeiten erhalten. Sie iſt um ſo intereſſanter für den Freund der Poeſie und der Geſchichte, als ſie den Kampf des Königs mit den Vaſallen um das gute Recht zur Erſcheinung bringt. Das Volksbuch erzählt, wie das Geſchlecht der Bourbons von Karl dem Großen gekränkt wurde, indem es als Lohn für ſeine treuen Dienſte um die Belehnung mit ſeinen Gütern bat. Dies geſchah an einem Pfingſtfeſte. Karl entbrannte in Zorn gegen den Bittſteller, den jungen Hugo von Bourbon, und erſchlug denſelben mit eigner Hand. Graf Heymon von Dordogne ſtellte ſich nun an die Spitze des beleidigten Geſchlechts und es entſtand ein heftiger Krieg zwiſchen dem König und ſeinen Vaſallen, welcher damit endete, daß Karl der Große fußfällig Abbitte that, Hugo's Leib neun Mal mit Gold aufwog, die Bourbons belehnte und den Grafen Heymon mit ſeiner, Karls des Großen, Schweſter, Aya, vermählte. Als jedoch nun Karl bei der Hochzeit nicht erſcheint, entbrennt Heymon von Neuem in Zorn und Argwohn und thut einen ſchweren Eid, Karls des Großen ganzes Geſchlecht auszurotten. Von Angſt über dieſen Schwur ergriffen, verheimlicht Aya vier Mal hintereinander ihre Schwangerſchaft, und erzieht die Kinder, die ſie ihm gebiert, ohne daß er nur die geringſte Ahnung von ihrem Daſein hat. Nach vielen Kämpfen mit den Heiden iſt Heymon bei der Krönung Ludwigs, des Sohnes Karls des Großen, gegenwärtig, und hier erfaßt ihn der Schmerz, keine Kinder zu haben, auf das Tiefſte. Als er in heftige Klage darüber ausbricht und ſeine Gattin dadurch überzeugt, daß ſie nichts mehr für das Leben der ihm gebornen vier Söhne, die unterdeſſen zu mannhaften Jünglingen herauf gewachſen ſind, zu befürchten habe, bringt ſie ihn zu denſelben. Ritſart, Writſart, Adelhart und Reinold erkennen den Vater nicht gleich, gerathen in Kampf mit ihm und beweiſen ihm thatſächlich, daß ſie ihrer Abſtammung würdig ſind. Endlich kommt es zur Erkennung und Heymon ſchlägt ſie nun zu Rittern, und ſchenkt dem Reinold, der zwar der Jüngſte, aber der Ausgezeichnetſte von ihnen iſt, ſein edles Roß Bayard. Sie reiten nun ſämmtlich an den Hof Karls des Großen, und hier geſchieht es, daß nach Mißhelligkeiten mit Ludwig, deſſen Eitelkeit die heldenmüthigen Jünglinge nicht dulden will, Reinold endlich den Königsſohn erſchlägt, weil dieſer ſeinen Bruder beleidigt hat. Sie fliehen nun ſämmtlich in Folge deſſen und dienen drei Jahre lang dem heidniſchen König Saforet. Dieſer benimmt ſich jedoch zum Dank ſchlecht gegen ſie, worauf ſie ihn gleichfalls tödten und ſein Haupt ſeinem Feinde, dem Könige Iwo, bringen, der ſie überaus freundlich aufnimmt und ihnen die ſtarke Veſte Montalban an der Meeresküſte ſchenkt, nach welcher ſich Reinold fortan nennt. Dies erfährt Karl der Große und belagert ſie in ihrer ſicheren Stätte, doch prallt er an den ſtarken Mauern und ihrer Tapferkeit ab. Als Pilger verkleidet beſuchen ſie mittlerweile die geliebte Mutter, werden aber erkannt und der eigne Vater will ſie, um ſeinem Lehenseide zu genügen, gefangen nehmen. Reinold bezwingt ihn jedoch, bindet ihn auf dem Pferde feſt und ſchickt ihn ſpöttiſch als Geſchenk Karl dem Großen nach Paris. Nun entbrennt der Krieg von Neuem. Zu den Heymonsſöhnen geſellt ſich aber der in der Zauberei wohlerfahrene Ritter Malagos, ihr Vetter, weiß ſie nicht allein vor Schaden und Gefahren zu behüten, ſondern hilft ihnen auch Karl den Großen auf verſchiedene Weiſe zu necken, was gar anmuthige Epiſoden in dieſer Geſchichte bildet. Endlich wird durch die Dazwiſchenkunft der Mutter der Friede geſchloſſen. — Mit der Sage von den vier Heymonskindern verknüpft ſich nun noch die Legende von Reinolds Tode. Dieſer wird erſt Einſiedler, wallfahrtet dann nach dem gelobten Lande, und hilft, als er zurückkommt, bei der Erbauung des Kölner Doms, wo er ſo großen Fleiß zeigt, daß ſeine Mitgeſellen aus Neid und Erbitterung darüber ihn tödten und die Leiche heimlich in den Rhein verſenken. Durch eine Viſion entdeckt der Erzbiſchof von Köln dieſelbe, läßt ſie aus dem Fluſſe nehmen, wobei ſich viele Wunder ereignen, und bewilligt ſie der Stadt Dortmund als Reliquie des von ihr erkohrenen Schutzheiligen. — Früher ſoll ſich an der Mauer eines Nonnenkloſters in Köln, deſſen Schutzheiliger St. Reinold war, ein altes Basrelief befunden haben, welches die vier Heymonskinder auf dem Roſſe Bayard reitend darſtellte. Reinold war auf demſelben mit einem Heiligenſchein geſchmückt. — Die Literärhiſtoriker behaupten, die ganze Sage ſtamme urſprünglich aus den Niederlanden; ſie ward jedoch ſchon früh von einem nordfranzöſiſchen Trouvère des dreizehnten Jahrhunderts, Huon de Villeneuf, kunſtgerecht behandelt, und dann im funfzehnten Jahrhundert in franzöſiſche Proſa übertragen, worauf ſie ſich ſehr bald als Volksbuch nach allen Seiten hin verbreitete und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt wurde. In der Nähe der Felſen, auf denen ſich die Trümmer der alten Burg erheben, befinden ſich tiefe Höhlen, von denen das Volk erzählt, daß dort böſe Geiſter hauſten. Nachgrabungen, die man vor einigen Jahren dort veranſtaltete, gaben eine ziemlich reiche Ausbeute an mittelalterlichen Waffen, Armringen u. ſ. w., welche auf eine ſehr frühe Zeit der Erbauung jener Burg hindeuten.

Anhang.

Lebensbilder und Lebensbeſchreibung aus den Niederlanden und Belgien.*)

Graf Floris V.

Floris V., Graf von Holland, Zeeland und Friesland, hatte kaum das Alter von zwei Jahren erreicht, als ihm ſein Vater, Wilhelm II. Graf von Holland und römiſcher König, durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wurde. Die Edlen und das Volk erkannten ihm den Thron zu; wegen ſeiner Jugend ward er aber unter die Vormundſchaft ſeines Oheims Floris geſtellt. Dieſer ließ es ſich ſogleich angelegen ſein, dem verderblichen Kriege, in welchem König Wilhelm mit den Vlämingern begriffen geweſen, ein Ende zu machen. Margaretha, Gräfin von Flandern, hatte ſelbſt zu ſehr durch dieſen Krieg gelitten, als daß ſie nicht auch nach dem Frieden hätte verlangen ſollen, um ſo mehr, als er das beſte Mittel war, ihren beiden gefangenen Söhnen, Guy und Johann, die Freiheit wieder zu verſchaffen. Die Unterhandlungen wurden zu Brüſſel angeknüpft und durch die Vermittelung Ludwigs IX. von Frankreich im Jahre 1256 ein Vertrag geſchloſſen. In Folge deſſelben wurden die beiden Grafen von Flandern gegen ein beträchtliches Löſegeld, zu dem allein die Stadt Gent 8000 Pfund beizutragen hatte, in Freiheit geſetzt. Außerdem ſollte Floris, der Vogt von Holland, Margaretha, die älteſte Tochter des Grafen Guy, als eheliches Gemahl heimführen und Zeeland, weſtlich von der Schelde, für ſich und ſeine Erben von ihrer Großmutter, der Gräfin von Flandern, zu freiem Lehn empfangen; auch wurde ausgemacht daß der junge Graf, falls ſein Oheim kinderlos verſtürbe, ſich mit einer der Töchter des Grafen Guy vermählen und durch ſie Zeeland weſtlich von der Schelde erhalten ſolle; würde endlich auch dieſe Ehe nicht mit Kindern geſegnet, ſo ſolle jener Landſtrich an einen Sohn des Grafen Guy fallen, und dieſer Mechtildis, Tochter des Königs Wilhelm, als ſeine Gattin heimführen. Nachdem dieſer Friede geſchloſſen und nicht blos durch den vlämiſchen und hennegauiſchen Adel, ſondern auch durch die Städte Gent, Brügge, Ypern, Ryſſel und Douai beſtätigt worden war, ging Floris nach Zeeland, um die Einwohner, welche bisher allein von der Willkühr der Sieger abgehangen hatten, durch gute Geſetze und Einrichtungen deſto feſter mit ihrem neuen Landesherrn zu verknüpfen. Er vollzog übrigens die beabſichtigte Verbindung mit Margaretha nicht; wahrſcheinlich verhinderte ihn der Tod daran, der ihn 1258 auf einem Turniere zu Antwerpen ereilte, wo er ſo gefährlich verwundet wurde, daß er gleich darauf ſtarb. Die Vormundſchaft über den jungen Grafen von Holland, welche dadurch erledigt wurde, ging nun an deſſen Tante, Adelheid, Wittwe des Johann von Avennes, über. Dieſe Dame übte auf die Erziehung des jungen Grafen einen heilſamen Einfluß aus; da aber viele Edle des Landes nicht damit zufrieden waren, daß ſie auch die

---

*) Wie das bei einer Wanderung durch ein bedeutendes und an Erſcheinungen ſo reiches und mannichfaches Land nicht anders ſein kann, konnten wir, um die Aufmerkſamkeit des freundlichen Leſers nicht durch zu große Abſchweifungen zu ermüden und den Zweck unſerer Aufgabe nicht zu verfehlen, ihm in dieſen Blättern einen zugleich belehrenden und unterhaltenden Wegweiſer durch die Niederlande und Belgien darzubieten, bei manchem intereſſanten Stoffe nicht ſo lange verweilen, wie er es vielleicht ſelbſt und jedenfalls wir in ſeinem Intereſſe gewünſcht hätten, thun zu dürfen. Da jedoch der uns vergönnte Raum am Schluſſe der Beſchreibung nunmehr größere Freiheit geſtattet, ſo beeilen wir uns, durch eine Reihe von Lebensbildern aus den Niederlanden und Belgien die von uns ſelbſt nur zu lebhaft gefühlten Mängel unſerer Arbeit nach beſten Kräften zu ergänzen und dem ganzen Werke auf dieſe Weiſe, ohne daß wir nun eine Störung und Unterbrechung des Hauptfadens zu befürchten haben, Abwechſelung und Lebendigkeit zu verleihen. Wir können hier auch nur eine Reihe von Skizzen geben, aber wir haben ſie aus den beſten und urſprünglichſten Quellen geſchöpft und überall Rückſicht darauf genommen, nur ſolche Gegenſtände auszuwählen, welche früher ſchon erwähnt wurden und geeignet ſind, einen tieferen Blick in die Geſchichte und den Charakter der Bewohner der ſämmtlichen Niederlande thun zu laſſen, ſowie zu gleicher Zeit durch ihren Inhalt die Aufmerkſamkeit des Leſers zu feſſeln.

Regierung führe, ſo geſellte ſie ſich, um allen Zwiſtigkeiten zuvorzukommen, Herzog Heinrich von Brabant in gleicher Eigenſchaft zu. Dieſer Fürſt lebte jedoch auch nicht lange und viele Edle wählten nun Otto III., Grafen von Geldern, zum Vormund. Graf Otto begab ſich demgemäß mit einem Heere nach Holland, das ſich ihm willig unterwarf; Zeeland aber, in welchem ſich Adelheid mit ihrem Mündel befand, ſtellte ſich ihm entgegen, und es kam nun zwiſchen beiden Parteien zu einem Gefecht, in welchem ſich der Sieg für ihn erklärte, und in Folge deſſen Adelheid die Vormundſchaft verlor. Bis zur Volljährigkeit des Grafen Floris ſcheint nun Graf Otto von Geldern die Zügel der Regierung in Händen gehabt zu haben, ohne daß es ihm jedoch gelang, die holländiſchen Angelegenheiten vollkommen zu ordnen. Zum Theil trugen wohl die Unruhen, welche ſich in ſeinem eignen Lande äußerten, zum Theil die Widerſetzlichkeit der Weſtfrieſen die Schuld daran; aus Mangel an Urkunden läßt ſich jedoch darüber nichts Gewiſſes ermitteln, ebenſowenig, als ſich das Jahr, in welchem der junge Graf Floris ſelbſt die Regierung antrat, genau beſtimmen läßt. Wahrſcheinlich geſchah es im Jahre 1269 oder 1270, denn es iſt ausgemacht, daß es noch zu Lebzeiten des Grafen Otto ſtattfand, welcher 1271 ſtarb. Um dieſelbe Zeit vollzog auch in Folge des Vertrages von Brüſſel Floris ſeine Vermählung mit Beatrix, Tochter des Grafen Guy von Flandern.

Von nun an ſtieg das Anſehen der Frau Adelheid wieder beträchtlich, um ſo mehr, als der junge Graf nicht blos geraume Zeit ihrem Rathe folgte, ſondern auch ihrem Sohne, welcher gleichfalls Floris hieß, die Regierung von Zeeland auftrug, obwohl mit ausdrücklichem Befehl, Herrn Albrecht van Voorne, Burggrafen von Zeeland und einige andere Edle um Rath zu fragen. Albrecht wurde dadurch außerordentlich geehrt, doch auch der junge Floris hatte das Glück, die Zeeländer, welche in der Schlacht bei Vernouts-ee es mit Graf Otto gehalten hatten, von Neuem mit Graf Floris auszuſöhnen und die ganze Gegend zu beruhigen.

In Holland, wo die Kennemer um dieſe Zeit ſich an Macht und Anſehen bedeutend hervorthaten, hatte ſchon lange das Feuer des Aufruhrs im Stillen gebrannt und ſchlug nun in hellen Flammen empor, ſo daß es den Edeln des Landes den Untergang drohete. Die Kennemer hatten ſich, um ein ſo bedeutendes Unternehmen auch nicht ohne die gehörigen Streitkräfte auszuführen, mit den Weſtfrieſen und den Waterländern, die gleich ihnen gegen den Adel ſehr aufgebracht waren, verbündet, und griffen nun bald nach dieſer jedoch die Holländer mit ſolcher Tapferkeit, daß ſie dieſelben auf das Haupt ſchlugen und ſie in die Flucht trieben. Sie folgten ihnen nun mit großer Hitze bis nach Alkmaar und Heiloo, was ihnen um ſo leichter wurde, da die Reiterei auf dem moraſtigen Boden nichts ausrichten konnte und das Heer überhaupt in Unordnung gerathen war. Als jedoch die Holländer bei Heiloo wieder feſten Grund unter den Füßen fühlten, hielten ſie endlich Stand. Graf Floris hatte während der Flucht ſowohl durch Drohungen wie durch freundliche Ermahnungen mehr als ein Mal verſucht, ſie dazu zu bewegen, ja ſogar ſelbſt, frei von aller Verzagtheit, Einzelne eigenhändig zum Umkehren zwingen wollen. Es war aber bisher immer vergeblich geweſen, denn die Furcht hatte einen zu mächtigen Einfluß ausgeübt. Jetzt endlich gelang es ihm beſſer. Mit männlicher Rede hielt er ihnen nicht allein vor, wie ſchändlich es ſei, bei dem erſten Zuge unter ſeiner Anführung ſich mit ſolcher Schmach zu bedecken, ſondern er fragte ſie auch, was ihnen ſo große Angſt eingejagt habe, da doch ſelbſt die Deicharbeiter ſich vertheidigt, bis die Uebermacht ſie zum Weichen gezwungen. Sein Heer, fuhr er fort, ſei ja an Stärke und Anzahl dem der Feinde vollkommen gleich, und daher deſſen Pflicht, jenem mannhaft Widerſtand zu leiſten. Er wäre, was ihn beträfe, nicht geſonnen, eine ſolche Schmach zu überleben und wolle daher jedenfalls den Angriff von neuem beginnen, in der feſten Hoffnung, daß ſeine Holländer, wenn eine leere Furcht ſich ihrer auch auf einen Augenblick bemächtigt habe, doch nicht die Schande auf ſich ſitzen ließen, an ihrem Fürſten und Feldherrn zu Verräthern geworden zu ſein. — Dieſe männliche und edle Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht und machte um ſo tiefern Eindruck auf die Krieger, als man ſie am wenigſten von einem ſo jungen Feldherrn erwartet hatte. Jeder ſchöpfte neuen Muth, wandte ſich und ging auf den Feind los. Der Kampf blieb lange zweifelhaft, endlich aber mußten die Frieſen weichen und den Holländern das Schlachtfeld laſſen. Die Frieſen verloren an achthundert Mann, die Holländer nur an fünfhundert, aber unter dieſen viele der tapferſten und erfahrenſten Ritter, ſo daß nach der Meinung Einiger der Sieg dem Grafen Floris doch zum größten Schaden gereichte.

Nach dieſem Treffen, das am 22. Auguſt ſtattgefunden hatte, kehrte Graf Floris nach Hauſe zurück. Seitdem fielen von beiden Seiten gleiche Streifzüge in das Gebiet der Gegner vor, ohne daß jedoch Bedeutendes ſich ereignet hätte. Andere Dinge beſchäftigten nun die Aufmerkſamkeit des jungen Fürſten. Das Erſte war, daß er ſeine Tante Adelheid, die er ſelbſt eingeladen und mit einem bedeutenden Antheil an der Regierung bekleidet hatte, aus dem Lande wieder vertrieb und ſie zwang, ihre Zuflucht zu ihrem älteſten Sohne, Johann von Avennes, Grafen von Hennegau, zu nehmen. Die Urſache dieſer ſtrengen Handlung iſt nicht bekannt und das Wahrſcheinlichſte wohl, daß ſie ſich dem Feldzuge entgegengeſetzt hatte, welchen der Graf mehr aus jugendlicher Kampfluſt, als nach reiflicher Ueberlegung unternommen. Ungefähr um dieſelbe Zeit und ſpäteſtens 1277 befreiete er die Bewohner von Akersloot und Uitgeeſt von allen früheren Abgaben auf drei Jahre, „damit ſie ſich — wie es in ſeinem Freibriefe hieß — um deſto williger und tapferer ſeinen Feinden, den Frieſen, entgegenſtellten.“ Vier Jahre nachher erzeigte er den Bewohnern von Wormer dieſelbe Gunſt, indem er ſie aller gräflichen Abgaben und Zölle enthob, weil ſie in einem Gefechte einige Frieſen gefangen und ihm ausgeliefert hatten.

In die Zeit zwiſchen dieſen beiden Ereigniſſen fällt die Erhebung des Grafen in den Ritterſtand. Herzog Johann von Brabant, einer der tapferſten Fürſten ſeiner Zeit, der ſich in mehr als ſiebenzig ritterlichen Spielen mit Ruhm bedeckt hatte, gab ein Turnier zu Herzogenbuſch. Hier erſchien auch Graf Floris und zeichnete ſich ſo durch ſeine Tapferkeit aus, daß ihn der Herzog zum Beweiſe ſeiner Anerkennung in den Ritterſtand erhob und ihn mit den größten Feierlichkeiten ſelbſt zum Ritter ſchlug.

Dieſe Ehre regte den jungen Helden von neuem an, wieder einen Feldzug gegen die verhaßten Frieſen zu unternehmen. Die Erfahrung hatte ihm jedoch gelehrt, wie gewagt es ſei, ſie zu Lande anzugreifen und über Alkmaar gegen ſie vorzurücken. Er beſchloß daher eine Flotte aufzubringen und mit derſelben über den Zuiderſee fahrend auf der Südſeite des Dregterlandes zu landen und von dort gegen die Frieſen zu ziehen. Nachdem dieſelbe ausgerüſtet und ſowohl mit Holländern wie mit Zeeländern bemannt worden war, fand die Landung im Sommer des Jahres 1282 zu Wijdenes ſtatt. Floris ließ hier ſogleich, ſowohl um die Frieſen im Zaum zu halten, als auch um ſich einen ſicheren Rückzug zu decken, ein feſtes Schloß aufführen, gerieth jedoch, noch ehe er damit fertig war, in einen Kampf mit den Frieſen, die ſich bei Schellinkhout, nicht fern von Wijdenes in Schlachtordnung aufgeſtellt hatten. Es war ein heftiges Treffen, doch fiel es zuletzt zum Nachtheile der Frieſen aus, welche geſchlagen und wohl zwei Meilen weit von dem gräflichen Heere verfolgt wurden. Dies Letztere wäre vielleicht noch weiter vorgedrungen, wenn nicht deſſen Anführer, Nicolaus van Kats, den Rückzug angeordnet hätte. Er gerieth dadurch bei den andern Edlen in Verdacht, als ob er im Sinne habe, den Grafen zu verrathen. Dieſer ſelbſt war auch ſo aufgebracht darüber, daß er ſich, um den Frieſen keine Zeit zu laſſen, an die Spitze einer zahlreichen Schaar von Edlen ſeines Landes ſtellte, und mit ihnen von Dorf zu Dorf eilte, die erſchreckten Frieſen überall ſchlagend und vertreibend und nichts als Verwüſtung hinter ſich laſſend. Zu Hoogtwoude, wo König Wilhelm ſein Vater gefallen war, richtete er, von Rachſucht angetrieben, das größte Blutbad an und nahm viele Frieſen gefangen. Unter dieſen befand ſich ein Greis, der aus Furcht vor dem Tode gelobte, wenn man ihm das Leben ſchenke, die Stätte zeigen zu wollen, wo König Wilhelms irdiſche Ueberreſte beigeſetzt waren. Floris verſprach dies mit Freuden und befahl ſogar, dem Metzeln ſogleich ein Ende zu machen. Zwar ſagte man, daß die Frieſen ſich gegenſeitig durch einen Eid verbunden hätten, niemals zu verrathen, wo ſich König Wilhelms Grab befinde, der Greis rettete aber durch ſeine Eidbrüchigkeit Vielen das Leben. Das Grab wurde nun gezeigt und geöffnet und des Königs Leiche richtig daſelbſt gefunden. Floris ließ ſie herausnehmen, reinigen und nach Middelburg bringen, wo ſie mit großer Pracht feierlich beerdigt wurde. Das ganze Ereigniß erfüllte den jungen Helden mit ſolcher Freude, daß er eigenhändig einen langen Brief in franzöſiſcher Sprache darüber an König Eduard I. von England ſchrieb, welcher noch jetzt in den Archiven des Towers aufbewahrt wird.

Nach dieſem Siege über die Weſtfrieſen war es ihm nun ein Leichtes, das Schloß zu Wijdenes zu vollenden und eine ſtarke Beſatzung hineinzulegen. Zwar verſuchten die Frieſen, ſobald ſie ſich wieder rühren konnten, mehr als ein Mal, es zu erſtürmen, ſie wurden aber jedesmal mit ſchwerem Verluſte zurückgeſchlagen. Es wäre Graf Floris nun ein Geringes geweſen, ſie gänzlich zu bezwingen, aber andere Angelegenheiten feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr, als daß er ſie ihnen allein hätte widmen können; namentlich lag ihm daran, mit dem Könige von England einen Vertrag abzuſchließen, welcher den Handelsverkehr, der zwiſchen beiden Ländern ſeit Jahrhunderten mit beiderſeitigem Vortheil beſtanden hatte, befeſtigen und ausdehnen ſollte. Durch einen Zwieſpalt mit den engliſchen Kaufleuten hatte derſelbe in der letzteren Zeit ſehr gelitten und trotzdem, daß das Verlangen nach Vermittelung auf beiden

Seiten gleich groß war, währte es doch bis zum Jahre 1280, ehe Alles freundlich ausgeglichen wurde.

Von nun an ſchien die Freundſchaft zwiſchen König Eduard I. und Graf Floris V. vollkommen befeſtigt zu ſein; man ſtrebte ſogar die beiden Häuſer durch eine Ehe zwiſchen ihren Kindern noch inniger zu verbinden, indem Margaretha, die Tochter des Grafen Floris, obwohl noch ſehr jung, mit König Eduards Sohn, Alphons, verlobt wurde. In Folge des von dem Grafen entworfenen, zu Weſtmünſter unterzeichneten Vertrages war der Graf verpflichtet, Margaretha die Hälfte ſeines Landes zur Mitgift zu geben und ſie, im Falle er ohne Söhne ſtürbe, zur Erbin des Ganzen einzuſetzen. Ließe er Töchter nach — ſo lautete das Pactum ferner — ſo müſſe dieſen aus ihres Vaters Hinterlaſſenſchaft eine geziemende Mitgift durch den König überantwortet werden, auch habe der König die Gräfin Beatrix nach des Grafen Tode mit hinreichenden Einkünften zu verſehen. Noch vollzogener Hochzeit ſollte endlich das junge Paar ſogleich in den Beſitz eines ſolchen Theils des Landes geſetzt werden, als es der König für gut fände, nur daß der Graf die Einkünfte davon bis zu ſeinem Tode zu genießen habe u. ſ. w. Dieſer Vertrag war allerdings höchſt ſchmeichelhaft und günſtig für den König, doch hatte Floris dem Ganzen einen Schluß angehängt, durch den Alles ſehr auf Schrauben geſtellt wurde. Dieſer lautete nämlich: „wenn jedoch die Geſetze und Gebräuche dieſer Länder nicht geſtatteten, daß dieſe Uebereinkunft vollzogen würde, ſo ſollte alles Verſprochene als ungeſchehen betrachtet werden.“

Graf Floris wußte nur zu wohl, daß Kaiſer Rudolph die Grafſchaft Holland als ein Lehen des deutſchen Reiches anſähe und ſie bereits 1276 zur ſelben Zeit Johann von Avennes, Grafen von Hennegau, und Herrmann, Grafen von Henneberg, zugeſagt hätte, ſofern Floris ohne geſetzliche Erben ſtürbe. Er konnte ſich alſo denken, daß ohne des Reiches Zuſtimmung jene Ehe nicht vollzogen würde; daher ſetzte er denn auch in dem Vertrage hinzu, daß er ſein Möglichſtes thun würde, um dieſen Vertrag durch den deutſchen Kaiſer und mindeſtens durch die deutſchen Reichsfürſten beſtätigt zu ſehen. Als nun auch bald nachher ihm ein Sohn, Johann, geboren wurde, den er nicht das Recht hatte zu enterben, wurde er dadurch veranlaßt, 1284 einen Verlobungsvertrag zwiſchen dieſem damals noch ſehr jungen Prinzen und einer engliſchen Prinzeſſin abzuſchließen. Durch dieſes Pactum, das am 12. Auguſt 1284 im Haag von ihm beſtätigt worden, verpflichtete ſich der Graf, daß ſeine Tochter ſtatt der Hälfte ſeines Landes 100,000 Livres Tournois von ihm empfangen und daß ſein Sohn Johann dem König zugeſendet und mit deſſen Tochter vermählt, dann aber der Prinzeſſin 4000 und dem jungen Grafen 6000 Livres Tournois jährlich ausgezahlt werden ſollten.

Nun traf es ſich noch, daß der Tod Alphons, König Eduards Sohne, Gelegenheit zu neuen Verhandlungen gab, um ſo mehr, als ihm wenige Jahre darauf auch die junge Margaretha in das Jenſeits folgte. Der Vertrag wurde daher dahin geändert, daß Graf Floris ſeinen Sohn Johann verlobte mit Eliſabeth, Tochter des Königs Eduard, welcher derſelben eine in verſchiedenen Terminen zu zahlende Ausſteuer von 50,000 Livres Tournois geben ſollte, während der Graf bei Vollziehung der Ehe der Braut einen Brautſchatz von 6000 Livres, und Beiden zu ihrem Unterhalte 10,000 Livres auszuzahlen hatte. Graf Floris verpfändete ſich mit allen ſeinen beweglichen und unbeweglichen Gütern, dieſen Vertrag zu halten und unterwarf ſich außerdem im Falle der Wortbrüchigkeit dem Bannfluche des Papſtes.

Während derſelben Zeit und zum Theil durch die Vermittelung derſelben Geſandten, ſchloß Graf Floris auch einen Vertrag ab mit dem Grafen Reinold von Geldern, durch welchen er denſelben, mit dem er früher in Zwiſt gelebt hatte, als Herzog von Limburg anerkannte. Trotz dieſen beiden Verträgen konnte ſich der Graf von Holland aber noch nicht der Ruhe erfreuen. Schon während der Unterhandlung über die Verlobung ſeines Sohnes Johann war er in einen Streit verwickelt worden, der ſich zwiſchen dem Stifte Utrecht und den Herren von Amſtel und von Woerden erhoben, auch hatte er bereits im Jahre 1274 ein beſonderes Pactum abgeſchloſſen mit der Statthalterſchaft von Utrecht und einigen angeſehenen Edlen des Stiftes, welche ihn um Beiſtand gegen den Erzbiſchof Johann, mit dem ſie unzufrieden waren, erſucht. Dieſes Bündniß wurde vier Jahre ſpäter noch enger befeſtigt, mit dem ausdrücklichen Verſprechen, daß die Statthalterſchaft von Utrecht ſtets die Stadt für den Grafen und ſeine Nachkommen offen halten und immer mit ihm bei der Wahl des Biſchofs übereinſtimmen ſolle, wogegen der Graf verſprach, die Stadt und die Statthalterſchaft zu ſchützen. Als nun Gysbrecht von Amſtel die Utrechter dadurch bedrängte, daß er einen neuen Zoll auf den Vechtſtrom legte, ſahen dieſe ſich gezwungen, ihre Zuflucht zu Graf Floris zu nehmen, um ſo mehr, als die Truppen, deren man ſich bedient hatte, einen Einfall in das Amſtelland zu thun, von Gysbrecht mit Hülfe Hermanns von Woerden waren vertrieben worden. Floris belagerte nun augenblicklich, um die Utrechter zu retten, Schloß Vreeland, welches Gysbrecht als Pfand beſaß und das durch ſeinen Bruder Arnolf von Amſtel vertheidigt wurde. Da aber Floris nicht zugegen war, ſo ging die Belagerung nur langſam vorwärts, um ſo mehr, als die Belagerten einer Unterſtützung aus Zeeland entgegen ſahen. Dadurch war Gysbrecht in den Stand geſetzt worden, heimlich einige Truppen aufzubringen und nach dem Vechtſtrom zu ziehen, um Vreeland zu entſetzen. Bei Loonen kamen ihm aber die Zeeländer mit ſolcher Wuth entgegen, daß ſie ihn auf das Haupt ſchlugen und er ſelbſt gefangen genommen wurde. Die Uebergabe des Schloſſes war die unmittelbare Folge dieſes Treffens und beide Brüder wurden nun als Kriegsgefangene nach Zeeland abgeführt, Hermann von Woerdens Ländereien dagegen von den Leuten des Grafen geplündert und in Aſche gelegt; auch belagerte Graf Floris deſſen feſtes Schloß. Montfoort jedoch vertheidigten die Burgſaſſen deſſelben ſo tapfer, daß es ſich erſt nach einem Jahre ergab; der Graf von Holland war indeſſen ſo erbittert darüber, daß er die ganze Beſatzung mit Ausnahme von zwei Mann hinrichten ließ. Hermann von Woerden hatte ſchon früher das Land verlaſſen, was ihn jedoch weder vor dem biſchöflichen Bannfluch, noch vor der Confiscation ſeiner Güter zu ſchützen vermochte. Dies Letztere traf auch die Herren von Amſtel und das Amſtelland kam dadurch an Floris, der der Kirche von Utrecht dagegen 4000 Livres zahlte. Um die vielen Dienſte zu vergelten, welche Jan Perſyn dem Grafen bei dem Aufſtande der Kennemer geleiſtet hatte, wurde dieſer mit Einwilligung des Biſchofs mit der Herrſchaft von Amſtelredamme (dem jetzigen Amſterdam) beſchenkt, nachdem dieſer Platz kurz vorher für zollfrei erklärt worden war, damit man den Einwohnern einigermaaßen den Schaden vergütete, den ihnen die Truppen des Grafen von Holland zugefügt hatten.

Während dieſer Zeit bemüheten ſich die gefangenen Herren von Amſtel, ſich mit Graf Floris und dem Biſchofe auszuſöhnen. Graf Floris machte jedoch ſo bedeutende Forderungen, daß noch mehrere Jahre verfloſſen, ehe dieſe Angelegenheit zu Ende kam. Jene mußten ſich aller ihrer Rechte und Beſitzungen entäußern und ſich verpflichten, ſich niemals zum Nachtheil des Grafen in einen Krieg einzulaſſen. Eben ſo ſchlimm ging es Hermann von Woerden, der ſeine Beſitzungen dem Grafen abtreten und von dieſem wieder zu Lehen empfangen und ſich obendrein noch verpflichten mußte, ſeine Tochter nicht ohne des Grafen Bewilligung zu vermählen, und das feſte Haus, welches derſelbe zu Woerden erbaut, ſtets für ihn bereit zu halten. So theuer dieſe Vereinigung auch den drei Herren zu ſtehen kam, ſo zeigte der Graf doch, daß er es damit vollkommen aufrichtig meine, denn nach einiger Zeit machte er Gysbrecht von Amſtel und Hermann von Woerden zu ſeinen vornehmſten Räthen, und gab ihnen vor vielen andern Edlen Antheil an der Regierung. Gysbrecht von Amſtel wurde obendrein noch im Jahre 1290 von dem Grafen zum Ritter von St. Jacob erhoben.

Sobald die Utrechter Zwiſtigkeiten beigelegt waren, dachte der Graf ernſtlich an die Unterwerfung der Weſtfrieſen. Zwei gewaltige Orkane, welche in den Jahren 1286 und 1287 wütheten, begünſtigten ſein Vorhaben außerordentlich. Es war dadurch eine ſolche Ueberſchwemmung entſtanden, daß Friesland durch den Zuiderſee faſt ganz unter Waſſer geſetzt worden und eine große Menge Menſchen und Vieh dabei umgekommen war. Graf Floris ſandte nun, um dieſen für ihn günſtigen Umſtand zu benutzen, noch ehe das Waſſer gänzlich abgelaufen war, Dirk van Brederode mit einigen wohlbemannten Koggen längs dem Zuiderſee nach Weſtfriesland. Es wurde demſelben leicht, die Einwohner, welche das Waſſer auf ihre Höhen gedrängt hatte, und die aus Mangel an Schiffen weder zu einander konnten, noch ein Heer aufzubringen vermochten, gänzlich zu unterwerfen. Die holländiſche Flotte fuhr von Dorf zu Dorf und zwang überall die Bewohner, den Grafen von Holland als Landesherrn anzuerkennen. Sobald das Waſſer ſich verlaufen hatte, begab ſich nun Graf Floris perſönlich dahin an der Spitze eines zahlreichen Heeres, um zugleich einige feſte Plätze zu decken. Es wurden auch vier ſtarke Burgen hier von ihm aufgeführt, namentlich eine zu Medenblik, um den Zugang nach dem Dregterlande zu Waſſer offen zu erhalten, eine zweite zu Alkmaar an den Grenzen des Kennemerlandes, Nieuvendorp oder Nieuvenburg genannt, eine dritte, Middelburg genannt, nicht fern von da und die letzte, Eenigenburg, an der Oſtſeite der damals noch unbedeichten Zype, um auch auf dieſer Seite den Holländern den freien Zugang nach Weſtfriesland zu ſichern. — Zu Anfange des Jahres 1288 ſandten nun die meiſten weſtfrieſiſchen Dörfer Abgeordnete an Graf Floris, welcher ſich damals in dem von ſeinem Vater erbauten Schloſſe aufhielt und gelobten ihm in Zukunft unterthänig zu ſein, ihm Zehnten und Frohnen zu gewähren und zu dulden, daß überall im Lande Heerſtraßen angelegt würden. Bald nachher, als ſich der Graf im Haag befand, thaten die Inſaſſen des Dregterlandes daſſelbe und geſtatteten dem Grafen nicht allein Heerſtraßen anzulegen, ſondern auch feſte Schlöſſer aufzuführen, überall, wo er ſolches auf ihrem Grund und Boden für gut finden würde. Der Graf nun ertheilte ihnen ſeinerſeits mehrere Privilegien. Medenblik wurde mit Stadtrechten und Zollfreiheit beſchenkt, auch Geld daſelbſt geſchlagen. Gleichermaaßen unterwarf ſich der Texel bald darauf, und es konnten nun überall in Weſtfriesland Landſtraßen angelegt werden, von denen ſich mehrere bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Nachdem er ſo die Weſtfrieſen ſich gänzlich unterthänig gemacht hatte, richtete Graf Floris ſein Augenmerk auf die Frieſen öſtlich von der Vlie und ſetzte über den Zuiderſee; hier unterwarf ſich ihm Slavoren und ward zur Vergeltung von ihm mit vielen Freiheiten und Privilegien beſchenkt: Viel weiter dehnte ſich jedoch ſeine Macht über Friesland nicht aus, um ſo mehr, als Kaiſer Rudolph im Jahre 1290 ganz Oſtfriesland, von der Vlie bis an die Ems, dem Grafen Reinold von Geldern gegeben hatte, und Kaiſer Albrecht 1299 dieſe Schenkung beſtätigte.

Durch die Unterwerfung der Weſtfrieſen hatte jedoch die Macht des Grafen von Holland beträchtlich zugenommen und die Edlen des Landes begannen dies mit ſcheelen Blicken zu betrachten; namentlich waren die von Zeeland ſehr unzufrieden, daß der Graf den vierten Pfennig ihrer Einkünfte von ihnen als Schatzung verlangte, und lehnten ſich deswegen gegen ihn auf. Die Herren von Borſelen und van Breneſſe, welche früher ſehr uneinig mit einander waren, verſöhnten ſich wieder, um gemeinſchaftlich ihre Rechte gegen die Uebermacht des Grafen von Holland zu vertreten, und viele Andere geſellten ſich zu ihnen. Nachdem ſie lange heimlich mit einander unterhandelt hatten, faßten ſie den Beſchluß, mit Hülfe des Grafen Gui von Flandern dem Grafen Floris Zeeland, weſtlich von der Schelde, abſpenſtig zu machen. Dies blieb Graf Floris nicht unbekannt, auch ſah er wohl ein, welche Folgen es für ihn haben könne, doch verließ er ſich auf die Gunſt der Städte, die ihn, wie er hoffte, aus Dankbarkeit für die vielen Vorrechte, mit denen er ſie begabt, kräftig gegen die Edlen ſchützen würden. Graf Gui, welcher wahrſcheinlich ſeinem Schwiegerſohne zürnte, weil dieſer ſich im Jahre 1252 in ein Bündniß mit Johann von Avennes, Grafen von Hennegau, eingelaſſen und dieſem gelobt hatte, ihn gegen den Grafen von Flandern zu ſchützen, trug noch obendrein großes Verlangen, ſich der Inſel Walcheren zu bemächtigen, welche ein altes vlämiſches Lehen war, auf das die zeeländiſchen Edlen ihm Hoffnung gemacht hatten. Er ließ ſich daher leicht zu einem Einfalle in dieſelbe überreden; Graf Floris, welcher bald merken konnte, worauf es abgeſehen war, zeigte jedoch nicht die mindeſte Beſorgniß und ſandte ſogar, ſei es nun um ſeine Feinde zu ſchrecken oder um den Seinigen Muth einzuflößen, ſeine Gemahlin Beatrix und ſeinen jungen Sohn Johann nach Middelburg mit dem Befehle, die Stadt gegen alle Angriffe zu vertheidigen. Kaum waren indeſſen die Vläminger gelandet, als ſie auch ſchon dieſe Stadt belagerten. Die Beſatzung vertheidigte ſich tapfer, obwohl man keine Hülfe von den Edlen zu erwarten hatte. Als nun die Belagerung mit Nachdruck fortgeſetzt wurde, fürchteten die Bürger, daß die Stadt ſich nicht würde halten können und ihnen eine Plünderung drohe. Dies veranlaßte ſie, mit dem Grafen Gui in Unterhandlung zu treten und ihm zu verſprechen, Middelburg an einem beſtimmten Tage zu übergeben, wenn es bis dahin nicht entſetzt worden wäre. Man erhielt jedoch die Nachricht, daß Graf Floris mit einer anſehnlichen Flotte auf der Höhe von Zierikzee geſehen worden und willens ſei, die Stadt zu befreien. So hoch der Muth der Belagerten dadurch ſtieg, ſo tief ſank dagegen der der Belagerer. Johann I., Herzog von Brabant, ließ ſich von dem Grafen von Flandern, der ſich ſehr vor der Macht ſeines Schwiegerſohnes fürchtete, bewegen, als Vermittler einzutreten, und brachte es auch dahin, daß die Vläminger die Belagerung aufhoben und Graf Floris ſein Heer entließ. Ja der Letztere ließ ſich ſogar von ihm bewegen, mit ihm nach Biervliet zu gehen und dort eine Unterredung mit ſeinem Schwiegervater zu halten. Das Vertrauen auf des Herzogs Verſprechen, der ſich verbindlich gemacht hatte, ihn ſicher wieder in ſein eigenes Land zurückzubringen, bekam ihm jedoch ſchlecht, denn er war kaum in Biervliet angelangt, als ihn auch ſchon ſein Schwiegervater gefangen nehmen ließ. Erſchreckt darüber und zugleich von Zorn ob der Treuloſigkeit des Herzogs entbrannt, fiel Graf Floris dieſen mit harten Worten an und ſchalt ihn einen Verräther. Der Herzog rief Gott zum Zeugen an, daß er durchaus unſchuldig ſei, und einen ſolchen Ausgang nicht geahnet habe. Als er indeſſen fortfahren wollte ſich zu vertheidigen, unterbrach ihn Graf Gui mit den Worten: „Sie möchten das unzeitige Gezänk enden; ihm liege wenig daran, wer Schuld habe oder nicht, er ſei aber feſt entſchloſſen, nun, da ſich Floris einmal in ſeinen Händen befinde, ihn nicht wieder loszulaſſen, gleichviel, ob es dem Herzoge lieb oder leid ſei.“ Wie ernſtlich nun auch der Herzog ſich bemühete, Graf Gui ließ ſeinen Schwiegerſohn nicht eher los. Endlich verſprach Jener, um ſich von aller Schmach zu reinigen, die nothwendig auf ihn fallen mußte, ſo lange ſelbſt in der Gefangenſchaft zu bleiben, bis Graf Floris das feſtgeſetzte Löſegeld zuſammengebracht habe. Floris begab ſich nun augenblicklich nach Zeeland, verſöhnte ſich dort mit den Edlen, dachte aber nicht weiſter an den Herzog von Brabant, ſo daß dieſer ſelbſt zuletzt ſein Löſegeld zuſammenbringen mußte, um die Freiheit wieder zu erlangen. Die holländiſchen Edlen, welche mehr oder minder Theil an dieſem Zwiſte gehabt hatten, ſahen kaum den Grafen in Freiheit und mit den zeeländiſchen Edlen ausgeſöhnt, als ſie ſich auch bemüheten, ein gutes Vernehmen mit ihm herzuſtellen. So war das Land allerdings innerlich wieder beruhigt, Graf Gui gab indeſſen ſeine Abſichten auf Zeeland ſo wenig auf, daß er nach einigen Jahren von Neuem Anſtalt machte, es zu überfallen. Floris wurde jedoch bald mit ſeiner Abſicht bekannt und brachte ein zahlreiches Heer auf, mit welchem er nach Walcheren überſetzte, ſich längs dem Strande, von Vließingen ab nach Zoutelande hin aufſtellend, während die Vläminger, die ſich in Kadzand gelagert hatten, nicht vorzurücken wagten. Die Frieſen, welche ſich zu dem holländiſchen Heere geſellt hatten, waren die Erſten, die in Kadzand einfielen und, nachdem ſie dort große Verwüſtungen angerichtet hatten, mit Beute beladen zurückkehrten,* während Jan von Reneſſe nach Sluis zog und es in Aſche legte. Sobald die Vläminger nun hinreichend Schiffe zuſammen hatten, ſetzten ſie nach Baarland auf Südbeveland über, 3000 Mann ſtark, landeten dort glücklich und begannen hier, da ſich ihnen anfangs kein Widerſtand darbot, nach Herzensluſt zu rauben und zu plündern. Ihre Freude dauerte jedoch nicht lange. Dondyn van Everingen und die van Borſelen brachten ſo raſch wie möglich 300 Mann auf und zogen damit von zwei Seiten gegen die Vläminger heran; dieſe wurden nun von ſolcher Angſt ergriffen, daß ſie in größter Eile nach ihren Schiffen flohen, aber die Zeeländer folgten ihnen ſo dicht auf dem Fuße, daß Viele in das Waſſer gejagt wurden und ertranken und eine beträchtliche Anzahl gefangen genommen oder erſchlagen wurde. Die Geſchichtsſchreiber jener Zeit geben den Verluſt derſelben genau auf 1300 an, das Treffen ſelbſt fand am 27. Oct. 1295 ſtatt, und den Vlämingern ſank für's Erſte der Muth, einen neuen Einfall nach Zeeland zu unternehmen.

Vor dieſem letzten Siege, der zum Vortheil des Grafen Floris ausfiel, hatten ſich mehrere andere wichtige Dinge ereignet, die in zu enger Verbindung mit einander ſtehen, als daß der Hiſtoriker ſich erlauben dürfte, ſie von einander zu trennen. Der Vertrag, welchen König Eduard I. und Graf Floris im Jahre 1285 mit einander geſchloſſen hatten, war bisher auf beiden Seiten vollkommen gehalten worden. Graf Floris hatte in Folge deſſelben ſeinen Sohn Johann nach England geſandt, um dort erzogen zu werden, bis er das für ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Margaretha erforderliche Alter erreicht haben würde. So viel man weiß, hatte er auch nur ein einziges Mal ſein Vaterland beſucht. Durch dieſes freundliche Einverſtändniß zwiſchen beiden Nationen erfreute ſich ihr Handelsverkehr großer Blüthe, beſonders da die Stadt Dortrecht, die zu jener Zeit einen großen Umſatz in Wein, Getreide, Salz, Eiſen und Tuch machte, von dem Könige von England mit dem Stapelrecht der engliſchen Wolle war begünſtigt worden; auch hatten die Holländer, Zeeländer und Frieſen von demſelben Monarchen die Erlaubniß erhalten, an den Küſten von England fiſchen, und dort mit eigenen Schiffen Handel treiben zu dürfen. Erhoben ſich auch hin und wieder Mishelligkeiten zwiſchen beiden Nationen im täglichen Verkehr, ſo wurden dieſe doch bald auf freundliche Weiſe wieder beigelegt, und es kam nie zu einem offenen Bruch zwiſchen ihnen. Da traf es ſich plötzlich, daß durch den Tod Alexanders III. der ſchottiſche Thron erledigt wurde. Unter den dreizehn Bewerbern um die Krone, welche Verwandſchaftsrechte geltend machten, befand ſich auch Graf Floris, der perſönlich deshalb nach England ging. Außer der Freundſchaft des Königs Eduard, auf die er rechnete, ſtützte er ſich noch beſonders darauf, daß er ein Urenkel war von Ada, Tochter des Königs David von Schottland und Gemahlin des Grafen Floris III. von Holland. Zwar gab es unter den übrigen Bewerbern mehrere, welche ein näheres Recht hatten und ſich unter den Schotten auch eines größeren Anhanges erfreueten; trotz dem erſchien jedoch Graf Floris in der Staatsverſammlung, die am 10. Mai 1291 zu Norham gehalten wurde, und war einer der Erſten, welche den König Eduard zum Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit erwählten. Der Erfolg entſprach jedoch ſeinen Erwartungen nicht, denn Eduard entſchied ſich im November 1292 für John van Balliol als Denjenigen, der die nächſten Rechte auf den Thron hatte. Die Geſchichtsſchreiber behaupten, Floris ſei nicht eher zurückgetreten, als bis er eine beträchtliche Summe Geldes zur Entſchädigung erhalten. Die Holländer waren gar nicht zufrieden damit, auch meint man, daß Floris es ſpäter bereut habe. Von dieſer Zeit an machte ſich eine Misſtimmung in dem Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen dem Könige von England und dem Grafen von Holland merklich; die eigentliche Urſache lag jedoch darin, daß während des Krieges mit Flandern König Eduard, welcher verſucht hatte, Graf Gui zu einem Bündniſſe gegen Frankreich zu bewegen, dem Grafen Floris unter allerlei Vorwänden die Unterſtützung verweigert und ihm auch ſonſt noch mehrere Urſachen zu Misvergnügen gegeben. Unter dieſen waren nicht die geringſten, daß er ſeinen Sohn Eduard mit Philippine, Tochter des Grafen Gui vermählte, und den Wollſtapel, zum größten Nachtheil ſowohl der holländiſchen Kaufleute wie des Grafen von Holland ſelbſt, deſſen Zolleinkünfte beträchtlich darunter litten, von Dortrecht wegnahm und nach Brügge und Mecheln verlegte.

Man wird es daher leicht erklärlich finden, daß Graf Floris mit dem Könige Philipp III. von Frankreich ſich in Unterhandlungen einließ. Zuerſt geſchah dies ſo geheim wie möglich. Im Sommer des Jahres 1295 reiſte Floris nach Bergen im Hennegau, unter dem Vorwande, ſeinen Verwandten Robert, Grafen von Artois, der ganz im Intereſſe des franzöſiſchen Hofes war, zu beſuchen. Bald darauf aber ging man öffentlich zu Werke und es wurde am 9. Januar 1296 zwiſchen beiden Theilen ein Vertrag abgeſchloſſen, kraft deſſen der König dem Grafen ein für alle Mal 25,000 Livres Tournois und außerdem noch 4000 Livres Tournois jährlich bezahlen, der Graf ihn aber dagegen mit Truppen gegen alle Feinde Frankreichs, Deutſchland ausgenommen, unterſtützen ſolle. Ehe Graf Floris dieſen Vertrag eingegangen und ſich ſelbſt zu deſſen Abſchluſſe nach Paris begeben, hatte er ihn mit einigen der vornehmſten holländiſchen und zeeländiſchen Edlen nicht allein berathen, ſondern ſich auch von ihnen begleiten und das Pactum von ihnen unterſchreiben und unterſiegeln laſſen; dieſe waren namentlich Dirk van Brederode, Jan van Reneſſe, Willem van Egmond, Hendrik van Leiden, Willem van Arkel, Nicolaas van Putten, Filips van Waſſenaar und Jan van Teilingen. Kaum erhielt jedoch Eduard von England Nachricht von dieſem Bündniß, als er Graf Floris wiſſen ließ, er würde ſeinen Sohn Jan gefangen halten, wenn er, Floris, nicht das Bündniß mit Philipp ſogleich bräche. Der Graf von Holland antwortete ihm hierauf ganz kurz: „Mit meinem Sohn könnt Ihr nach Wohlgefallen handeln, da er ſich in Eurer Macht befindet, das ſoll aber keine Veränderung hervorbringen in den Maaßregeln, die ich getroffen habe.“ Dieſes Schreiben vermehrte die Erbitterung des Königs von England, und er ſann von nun an nur auf Gelegenheit, ſich des Grafen Floris zu bemächtigen. Vor Allem bemühete er ſich jedoch, Floris' Sohn, Jan, einen Knaben von dreizehn Jahren, gegen ſeinen Vater einzunehmen, indem er ihm vorſtellte, wie wenig ſich der Graf um ihn bekümmere. Dann ſuchte er die Mittel, ſeine Abſicht in Holland zu bewerkſtelligen, wo es auch nicht an Leuten fehlte, die die Hand dazu boten, denn unter den Edlen des Landes hatte ſich ſchon lange im Stillen große Unzufriedenheit gegen den Grafen verbreitet; Gerard van Velzen, Gysbrecht van Amſtel, Hermann van Woerden, Jan van Heusden, Arend van Beeskoop, Gerard van Kraijenhorſt, Willem van Teilingen, Willem van Zaanden, Hugo van Baarland, Koſtyn van Boterniſſe und mehrere Andere waren gegen ihn aufgebracht. Wolferd van Borſelen und Jan van Reneſſe ſcheinen gleichfalls um den Anſchlag gewußt zu haben, trotzdem daß der Erſtere noch am 1. Mai 1296 einen feierlichen Vertrag mit dem Grafen abgeſchloſſen und der Zweite das Bündniß mit Frankreich unterſchrieben und unterſiegelt hatte. Der Grund zum Misvergnügen war nicht bei allen Edlen derſelbe. Gerard van Velzen war gegen Floris aufgebracht, weil dieſer ſeinen Neffen Jan wegen eines Todtſchlages zu Leiden hatte hinrichten laſſen. Will man der Sage Glauben ſchenken, ſo hatte er einen noch weit gewichtigeren Grund, den Grafen zu haſſen, denn dieſe erzählt, daß derſelbe Gerards Gattin ſollte Gewalt angethan haben, was ſich indeſſen, wie wir ſchon früher bemerkten, nirgends beſtätigt findet. Einige Chronikenſchreiber berichten dagegen, daß Graf Floris, welcher überhaupt den Frauen nicht abhold geweſen, eine ſehr ſchöne Concubine gehabt, deren er überdrüſſig geworden, und die er mit dem damals noch unvermählten Velzen habe verehelichen wollen, wogegen jedoch dieſer, erzürnt über des Grafen Antrag, erwidert habe: „Ich mag Eure verſchliſſenen Schuhe nicht anziehen." Hierauf habe, erzählen ſie ferner, der Graf ihm zornig entgegnet: „Ich ſchwöre Euch, das Weib, das Ihr nehmet, ſoll meine Beiſchläferin werden." Floris, heißt es dort weiter, drang nun nicht mehr in ihn, als aber einige Zeit darauf Gerard van Velzen ſich mit der Tochter Hermanns van Woerden, welche die Nichte Gysbrechts van Amſtel war, vermählte, habe des Grafen Concubine dieſem nicht eher Ruhe gelaſſen, als bis er ſeine Drohung ausgeführt. Velzen ſei nun von dem Grafen in Geſchäften fortgeſchickt worden, und dieſer habe mit wenigem Gefolge deſſen Gemahlin auf Kronenburg einen Beſuch abgeſtattet und ſei von dieſer auf das Ehrerbietigſte empfangen worden, worauf er denn gewaltſam ſeinen Zweck erreicht. Ungefähr daſſelbe erzählt auch das S. 96 dieſes Werkes von uns mitgetheilte alte Volkslied, doch bedarf es, wie geſagt, noch immer der Beſtätigung. Daß indeſſen Graf Floris nicht den beſten Lebenswandel führte, und dadurch den Haß der Edlen auf ſich lud, iſt erwieſen. Die Tochter Jan van Heusden und Katharina, Wittwe des Herrn van Voorne, ſowie mehrere andere Frauen hatten uneheliche Kinder von ihm. Mehr noch als dies erregte jedoch den Unwillen des Adels, daß er vierzig vornehme Bürger in den Adelſtand erhob, unter dem Vorwande, der Adel habe zu große Verluſte erlitten und daß er auf Unkoſten des Letzteren die Gemeinen mit Vorrechten begabte, um ſich dieſelben geneigt zu machen. Gysbrecht van Amſtel war außerdem mehrere Jahre ſein Gefangener und Hermann van Woerden von ihm aus dem Lande verbannt geweſen und obwohl er Beide ſpäter zu ſeinen Räthen ernannt, ſo vermochte doch die neue Gunſt das alte Leid nicht auszulöſchen. Dazu kam nun noch, wie Andere melden, daß Floris die Abſicht hatte, ſeinen mit der Tochter Jan's van Heusden gezeugten unehelichen Sohn, Witte van Haamſtede, zu ſeinem Erben und Nachfolger zu ernennen, weil ſein Sohn Johann ſich in den Händen des Königs von England, auf den er heftig erbittert war, befand. Endlich pflegte der Graf in vorkommenden Fällen die Mitglieder des Adels eben ſo ſtreng und unpartheiiſch zu beſtrafen, wie die des Bürgerſtandes, und dies mag auch nicht wenig dazu beigetragen haben, den Haß der ſich in jenen Zeiten privilegirt dünkenden Kaſte gegen ihn zu vermehren.

Sei dem wie ihm wolle. Jan van Kuik, welcher ſich für 2000 Livres jährlich dem Könige von England verkauft hatte und dieſem ganz ergeben war, kam um dieſe Zeit aus England nach den Niederlanden und es wurde ihm nicht ſchwer, die ſchon genannten Edlen für ſeine Pläne zu gewinnen. Die große Frage war nun, wie man ſich des Grafen bemächtigen ſolle. Um dieſes zu berathen, wurde eine Zuſammenkunft zu Bergen op Zoom unter dem Vorwande einer Verſöhnung wegen eines Todtſchlages veranſtaltet. Velzen, Heusden, Amſtel und Woerden fanden ſich auf derſelben ein und Kuik, welcher den Vorſitz führte, verſicherte ihnen, Graf Jan würde nie Rache zu nehmen ſuchen für das, was ſie ſeinem Vater thäten, auch machte er ihnen Hoffnung, daß Jan II., Herzog von Brabant, ſowie der Graf Gui von Flandern und beſonders der König von England es ihnen nie an Unterſtützung würden fehlen laſſen. Demgemäß ſchloſſen nun die Edlen unter ſich ein Bündniß gegen den Grafen, das in aller Form unterzeichnet und beſiegelt wurde.

Zu Anfange des Jahres 1296 fand noch eine zweite Zuſammenkunft ſtatt, auf welcher beſchloſſen wurde, Graf Floris womöglich aufzuheben und nach England zu bringen, um ihn dort lebenslänglich gefangen zu halten, und ſeinem Sohne Jan die Regierung zu übergeben. Niemand dachte damals ſchon daran, Floris mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, ſelbſt die Gefangennehmung des Grafen wagte man nicht öffentlich zu bewerkſtelligen. Um daher dem Ganzen den Schein des Rechtes zu verleihen, ließ man den Herrn van Kuik, zwiſchen deſſen Hauſe und dem Grafen von Holland ein alter Zwiſt obwaltete, ihm einen Fehdebrief zuſenden, welchen ihm ein Pfaffe überbrachte. Der Graf, der dieſe Handlung als eine leere Drohung betrachtete, lachte laut auf, nachdem er das Schreiben geleſen und ſagte, wenn Kuik ihn aus dem Lande jage, ſo würde kein Menſch mehr im Lande bleiben. Den Ueberbringer, der zitternd und bebend einen ſchmachvollen Tod erwartete, behandelte er dagegen ganz freundlich und ließ ihn mit ſicherem Geleit zu dem, der ihn abgeſendet, zurückkehren.

Gysbrecht van Amſtel hatte in dem Vertrage von 1285 ſich verpflichtet, die Verwandten derjenigen Perſonen, welche in den früheren Zwiſtigkeiten um das Leben gekommen waren, durch Entſchädigung mit ſich zu verſöhnen. Dies war bis jetzt noch nicht geſchehen, obwohl Graf Floris nach ſeiner Rückkehr von Paris bereits ſich bemüht hatte, es zu Stande zu bringen. Derſelbe begab ſich daher nochmals zu dieſem Zwecke nach Utrecht im Sommer des Jahres 1296 und Amſtel und Woerden wurden nun verurtheilt, denen van Zeulen 500 Livres zu zahlen. Damit ſie dies aber nicht zu ſehr drücken möchte, war der Graf großmüthig genug, ihnen 400 Livres vorzuſchießen. Beide thaten, als ob ſie ganz entzückt von dieſer Güte ſeien, blieben jedoch heimlich ihrem gefaßten Entſchluſſe treu. Man erzählt auch, daß Wilhelm, Sohn Walthers V. von Mecheln, und ſeit Kurzem Biſchof von Utrecht, der den Holländern nicht ſonderlich geneigt war, dieſen Plan begünſtigt habe. Die meiſten Verſchworenen hatten ſich gleichfalls in der Nähe von Utrecht eingefunden in der Hoffnung, daß ihnen die Aufhebung des Grafen hier gelingen würde, was denn auch am Tage der Ausſöhnung wirklich geſchah. Als der Graf, um die Meſſe zu hören, ſich in die Kirche begeben wollte, ſoll ihm, wie einige Geſchichtsſchreiber erzählen, eine Frau einen Brief zugeſteckt haben, des Inhaltes: „Königs Sohn, durchlauchtigſter Prinz, gedenke der Prophezeihung des Pſalmiſten: der Mann meines Friedens, der mein Brod aß, hat die Füße gegen mich erhoben.“ Der Graf achtete aber nicht darauf, ſondern lud, als die Meſſe vorüber war, die ſämmtlichen Verſchworenen zur Tafel, und nahm an derſelben ſeinen Platz zwiſchen Amſtel und Woerden. Die ſtattgefundene Ausſöhnung gab Anlaß zu außergewöhnlicher Fröhlichkeit, welche bei dem Grafen auf Wahrheit beruhete, von den Uebrigen aber nur erheuchelt wurde, um ihn zu täuſchen. Nach Tiſche legte ſich Floris, wie er es immer zu thun pflegte, zum Schlafen nieder. Die Verſchworenen begaben ſich nun hinaus, um Alles für die Ausführung ihres Planes in Bereitſchaft zu halten, und als dies geſchehen war, weckte Amſtel den Grafen mit der Nachricht, es habe ſich draußen vor der Stadt eine Schaar Reiher gezeigt, auf welche die Herren Jagd zu machen beabſichtigten und wozu ſie ihn einlüden. Ein ſolches Vergnügen war ganz nach des Grafen Sinne, er ſagte daher zu Amſtel, dieſer möge nur vorausreiten, er würde ihm ſogleich nachfolgen, und brachte ihm darauf noch einen vollen Pokal, Sanct Geerten Minne genannt, unter der Verſicherung der herzlichſten Freundſchaft und Neigung zu. Amſtel leerte den Becher unter Erwiderung der innigſten Ergebenheit und ritt dann, wie ihm geheißen war, voraus, ſeinen Mitverſchworenen verſichernd, Floris würde unzweifelhaft gleich nachkommen. Dieſer folgte auch wirklich, ſo wenig Arges vermuthend, daß er ſich nur von zwei Jünglingen, Jan, Sohn des Jan von Avennes, Grafen von Hennegau, und Gerard, Junker von Voorne, begleiten ließ und ſeinem übrigen Gefolge Befehl gab, nachzukommen, ſobald die Pferde geſattelt ſeien. Ungefähr eine halbe Stunde von Utrecht gewahrte er Hermann van Woerden, ritt auf ihn zu und fragte ihn, wo die Reiherjagd gehalten würde; kaum hatte dieſer ihm geantwortet „Ganz in der Nähe“, ſo ſprengten auch ſchon Velzen und viele Andere aus einem Hinterhalte hervor und auf ihn zu. Floris, der noch nicht den geringſten Verdacht ſchöpfte, daß es auf ihn abgeſehen ſei, grüßte ſie freundlich. Da faßte aber Woerden den Zügel ſeines Pferdes und rief ihm zu: „Mit Euren hohen Sprüngen iſt's vorbei, Herr, Ihr ſollt uns nicht länger quälen und ſeid nun, es möge Euch lieb oder leid ſein, unſer Gefangener“. Arend van Benskoop, welcher merkte, daß der Graf noch immer meine man ſcherze mit ihm, riß ihm den Sperber von der Hand und ſagte: Ihr werdet ihn nicht mehr brauchen! und Woerden ſchwur ihm mit finſterem Geſicht, daß er Holland nie wiederſehen ſolle. Jetzt griff der Graf, überzeugt, in die Hände von Verräthern gefallen zu ſein, nach dem Schwerte, um ſich zu wehren und lieber eines ritterlichen Todes zu ſterben, als ſeinen Feinden zum Geſpött zu dienen. Velzen hatte aber das ſeinige bereits gezogen, und drohete, des Grafen Muth kennend, ihm den Kopf zu ſpalten, wenn er ſein Schwert entblöße. Alle Uebrigen drängten ſich nun hinzu, um ſich ſeiner mit Gewalt zu bemächtigen, und Floris mußte ſich ergeben, nachdem einer ſeiner Diener den Verſuch, ihn zu vertheidigen, mit dem Leben gebüßt hatte. Die beiden Junker Avennes und Voorne ergriffen die Flucht und ritten ſpornſtreichs nach Utrecht zurück, ohne von den Verſchworenen gehindert zu werden, welche dadurch die That noch einige Tage würden verborgen gehalten haben. Die Gefangenſchaft des Grafen wurde auf dieſe Weiſe raſch in Utrecht bekannt, und der Herr van Arkel, der ſich zufällig dort befand, nahm die Jünglinge in ſeinen Schutz und führte ſie erſt auf ſein Schloß zu Gorinchem und dann nach Dortrecht.

Der ganze Vorfall erregte natürlich im Lande großes Aufſehen; das gemeine Volk war wüthend darüber, während viele Edle ſich außerordentlich freuten. Der gefangene Graf ward zuerſt nach dem Schloſſe Muiden an dem Vecht, nicht fern vom Zuiderſee, das er ſelbſt befeſtigt hatte, gebracht, und traf hier am 23. Juni 1296 ein.

Während Floris hier ſaß, kam Wolferd van Borſelen, einer der Verſchwornen, nach Dortrecht und beunruhigte die Stadt, welche zwiſchen Hoffnung und Furcht ſchwankte, durch falſche Nachrichten. Er verbreitete nämlich das Gerücht, daß vlämiſche Truppen auf Walcheren landeten, und daß ſich ſchleunige Hülfe zur Abwendung der Gefahr nöthig mache. Dieſe Lüge fand leicht Eingang, da Gui von Flandern ſchon vor einiger Zeit Holland den Krieg erklärt hatte, obwohl zu keinem andern Zwecke, als um die Holländer durch die Furcht vor einem äußeren Feinde von der Verfolgung der Verſchworenen abzuhalten und dieſen größere Freiheit zu verſchaffen. Wolferd von Borſelen brachte nun die Regierung ohne große Mühe bald dahin, daß ſie ihre Truppen unter ſeinem Befehl ausziehen ließ, um die vermeintliche Gefahr abzuwenden. Ganz anders verfuhr dagegen Philipp van Waſſenaar, einer von des Grafen treueſten Freunden, der des Grafen Staatsſiegel an ſich nahm und zerbrach, aus Furcht, daß es den Verſchwornen in die Hände fallen und dieſe Mißbrauch damit treiben möchten. Mittlerweile brachte Graf Floris vier trübe Tage und Nächte auf dem Schloſſe zu Muiden zu, indem Woerden, der ihn überhaupt viel Ungemach erdulden ließ, ihm unter Anderem vorwarf, daß er den Herrn van Amſtel und ihn lange Zeit im Kerker gehalten, ſowie Velzens Neffen habe enthaupten laſſen, kurz, daß er überhaupt viele Zeichen ſeiner tyranniſchen Sinnesart gegeben, für die ihn nun das wohlverdiente Loos treffe. Floris, welcher trotz aller Mishandlungen ſeinen alten Muth bewahrte, antwortete ihm darauf: „Ihr wärmt veraltete Dinge wieder auf, die ſchon längſt abgemacht und in das Buch des Vergeſſens geſchrieben worden ſind; ich muß Euch aber bemerken, da Ihr die Sachen wieder vorbringt, daß mir die Macht von Gott gegeben iſt, die Schuldigen zu beſtrafen und die Unſchuldigen zu beſchützen, und daß ich mich dieſer Macht bedient habe, indem ich Velzens Neffen beſtrafte, der zwar einen Schuldigen, aber gegen ſein gegebenes Wort und unter den Augen des Richters ſelbſt tödtete. Daß Ihr an Euren Beſitzungen geſtraft wurdet, konnte Euch keine Urſache zur Erbitterung gegen mich geben, da Ihr, indem Ihr Euch widerſetzlich gegen den Biſchof von Utrecht zeigtet und deſſen Ländereien verwüſtetet, Euch gegen mich empörtet, der es unternommen hatte ihn zu beſchützen, wie Euch wohl bekannt war; Amſtels Gefangenſchaft brauche ich aber nicht zu entſchuldigen, da Ihr Beide das gleiche Unrecht begangen; nur ſoll man nicht ſagen, daß ſein Gefängniß zu hart war, indem immer Rückſicht genommen wurde auf das hohe Geſchlecht, dem er entſproſſen iſt. Kurz, Nichts wundert mich mehr, als daß man ſich jetzt über meine Härte beklagt, da gerade meine Nachgiebigkeit mich dem Verrathe preisgegeben hat. Dieſe Nachgiebigkeit ſolltet Ihr mir lieber vorwerfen und mich fragen, warum ich ſolchen Schuldigen die Freiheit geſchenkt, ihnen ihre Güter und Aemter wiedergegeben und ſie unter meine vertrauten Freunde aufgenommen habe? Aber ich wußte nicht, daß holländiſche Gemüther im Stande ſeien, ſo verrätheriſch zu handeln, noch daß Chriſten ihren eigenen Glauben ſo vergeſſen könnten, daß ſie ſo lange, trotz vorausgegangener Verſöhnung, Rache zu brüten im Stande ſeien; jetzt ſehe ich, daß Niemand durch Wohlthaten und Güte gebeſſert wird, und daß man ſich nie ſicher wähnen kann bei Menſchen, die man durch die Größe der ihnen bewieſenen Wohlthaten ſich ſo verpflichtet hat, daß es ihnen unmöglich wird dieſelben zu vergelten."

Dieſe kraftvollen Worte dienten nur dazu, Woerden noch mehr aufzubringen. Vielleicht fühlte er die Wahrheit derſelben und ſich außer Stande, ſie zurückzuweiſen; er gebot daher dem Grafen zu ſchweigen und befahl, ihn in Ketten zu legen, was Floris mit den trübſten Ahnungen erfüllte. Sobald der Tag anbrach, kam ein Beichtvater, den die Verſchworenen geſandt hatten, und bot ihm einige ganz einfache Nahrung (Brod und Butter) an. Derſelbe wiederholte am folgenden Tage ſeinen Beſuch und nun machte ſich der Graf bereit, ihm zu beichten und mit ihm zu beten. Die Edlen hinderten ihn aber daran, trotzdem, daß Floris ſie eindringlich bat, ihn gewähren zu laſſen. Dieſe harte Behandlung brachte einen tiefen Eindruck auf den Grafen hervor und veranlaßte ihn, da er begann das Schlimmſte zu erwarten, zu der Frage an Woerden, ob er noch überhaupt hoffen dürfe, ſein Leben erhalten zu ſehen? Woerden ſoll ihm nun nicht allein die Verſchwornen genannt und den von ihnen unterzeichneten Vertrag gezeigt, ſondern auch ihn mit vielen andern bittern Worten gequält und manche Grauſamkeit an ihm ausgeübt haben. So berichten u. A. einige Chronikſchreiber jener Zeit, daß er, obwohl der Graf ſchon ſehr ſchwach geweſen, dennoch ſeinen Diener gerufen und dieſem befohlen habe, Floris' Angeſicht und Bruſt ſo lange mit Gerſte zu reiben, bis die ſcharfen Spitzen in der Haut ſitzen blieben, ja daß er ſelbſt, damit noch nicht zufrieden, einen Block bringen laſſen und dem Grafen ſpöttiſch geſagt habe: „Es giebt kein beſſeres Hülfsmittel in Eurer jetzigen Verdrießlichkeit, als daß Ihr dieſen Block als Kopfkiſſen und den Fußboden als Lager betrachtet.“

Man ſieht aus dieſen Mishandlungen, in deren Erzählung die meiſten Berichterſtatter jener Zeit übereinſtimmen, wie groß der Haß des Adels gegen den Grafen geweſen ſein muß. Auf der anderen Seite aber offenbarte ſich bei dem Volke, ſowohl in den Städten wie auf dem platten Lande, als ſich die Nachricht von ſeiner Gefangenſchaft verbreitete, allgemein der Wunſch und das Verlangen, ihn um jeden Preis wieder aus dem Kerker zu befreien. Die Kennemer und die Waterländer erhoben ſich auf der Stelle und zogen gerüſtet gegen das Schloß Muiden an, auch ſah man in der Eile viele Fahrzeuge bemannen, welche auf dem Zuiderſee in der Nähe der Feſte kreuzten. Da es dieſen treuen Unterthanen jedoch an einem paſſenden Anführer fehlte, ſo war es ihnen nicht möglich, ſich des Schloſſes durch Sturm zu bemächtigen und ſo den Grafen zu befreien. Die Edlen, welche ſich auf dem Schloſſe befanden und nun eine ſolche große Menge ſich zu Waſſer und zu Lande nähern ſahen, waren anfangs zweifelhaft, was ſie dabei beginnen ſollten, und zwangen endlich den Grafen, einen Brief an die Kennemer zu ſchreiben, worin er, nachdem er ihre Treue gelobt, ihnen befahl, wieder abzuziehen, und ſich ſeinetwegen zu beruhigen. Dieſer Brief hatte jedoch die Wirkung nicht, welche die Verſchwornen von demſelben hofften, denn Jeder ſah gleich ein, daß derſelbe dem Grafen durch Gewalt abgepreßt ſei. Es erhob ſich ein allgemeines Rufen in der Menge, daß man einem Befehle nicht gehorchen wolle, den der Graf nicht freiwillig, ſondern gezwungen gegeben habe, denn es ſei Niemand thöricht genug, nicht die Freiheit zu verlangen, wenn ihm dieſe angeboten würde.

Da die Edlen ſich nun ſelbſt nicht länger auf dem Schloſſe ſicher wähnten, ſo hielten ſie es für rathſamer, weil ſie Floris nicht gleich zur See nach England bringen konnten, ihn wenigſtens zu Lande nach Brabant oder Flandern zu führen. Demzufolge wurde er am fünften Tage ſeiner Gefangenſchaft auf ein Pferd geſetzt, nachdem man ihm, damit er unbekannt bliebe, einen grauen Rock angezogen und ihm den Mund mit einem Handſchuh verſtopft hatte. Hände und Füße wurden ihm gleichfalls gebunden. Da jedoch das Volk, wenn auch in einiger Entfernung, das Schloß umringte, ſo ſahen ſich die Edlen genöthigt, auf langen Umwegen und durch Moräſte mit dem Grafen nach Naarden zu ziehen, in der Abſicht, von dort längs der Seeküſte ſich nach der Veluwe zu begeben. Sie hatten jedoch kaum den Muiderberg erreicht, als ihnen durch ihre vorausgeſandten Späher berichtet wurde, daß auch dieſer Weg beſetzt ſei; Velzen gab demgemäß ſeinem Pferde die Sporen, ritt den Naardenern entgegen und fragte ſie zornig, auf weſſen Befehl ſie die Waffen ergriffen und zu welchem Zwecke ſie als Buſchklepper die Wege unſicher machten? Die Antwort war kurz und klar, daß ſie ihren Grafen verlangten und die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis ſie ihn hätten. Nachdem ſie dieſes geſagt hatten, machten ſie Anſtalt, weiter zu ziehen. Als Velzen dies vernahm, jagte er zurück und meldete es den Seinen. Dieſe waren unſchlüſſig, was ſie beginnen ſollten. Den Grafen am Leben zu laſſen und die Flucht zu ergreifen war zu gefährlich, indem ſie dann die ſchwerſte Strafe zu erwarten hatten. Mit ihm weiter zu ziehen ging auch nicht, denn ſie mußten nothwendig den Naardenern, die in ſo großer Anzahl ihnen entgegen kamen, unterliegen. In dieſer Unſchlüſſigkeit zog Velzen, ſei es nun aus eigener Bewegung, oder, wie Einige wollen, von Woerden dazu veranlaßt, das Schwert und hob es mit beiden Händen hoch empor, um dem Grafen das Haupt zu ſpalten. Floris' Pferd machte, dadurch erſchreckt, einen Seitenſprung in einen Graben hinein, und dies hatte zur Folge, daß der

Hieb, der auf den Kopf gerichtet war, nur die beiden Hände des Grafen traf und dieſe zu gleicher Zeit vom Körper trennte. Hiermit nicht zufrieden, ſtieg Velzen nun vom Pferde und brachte dem Grafen im Waſſer noch verſchiedene Wunden bei. Die Anderen kamen, als ob ſie Velzen um die Ehre beneideten, gleichfalls hinzu, und hieben und ſtachen nach dem unglücklichen Floris, ſo daß dieſer durch mehr als zwanzig Wunden ſeines Lebens beraubt wurde.

Während dieſer Zeit naheten ſich die Naardener in ſolcher Menge, daß die Verſchwornen ihr Heil in der Flucht ſuchten. Velzen lief dabei nicht geringe Gefahr, da ſein Pferd weggelaufen war, doch ſprang er noch auf das eines ſeiner Diener und kam ſo mit einer Wunde davon. Die Naardener fanden den Grafen, wie Einige berichten, bereits todt, Andere behaupten dagegen, daß er noch am Leben geweſen ſei und einige Worte geäußert habe. Zwei Knechte, welche dem Vorbilde ihrer Herren folgten und noch ihre Wuth an Floris ausließen, mußten, von den Naardenern dabei überraſcht, ihre Grauſamkeit mit dem Leben büßen; den Verſchworenen gelang es jedoch zu entfliehen. Velzen begab ſich nach dem Schloſſe Kronenburg, das ihm zugehörte, und einige Andere folgten ihm dahin, wähnend, daſelbſt ſicher zu ſein. Amſtel und Woerden ſahen dagegen ein, daß ſie ſich nirgends ſo in Gefahr befänden, wie auf dem Gebiete von Holland und begaben ſich deshalb an einen andern Ort, wo ſie von der Unterſtützung ihrer Freunde im Vaterlande abhängig leben mußten. Woerden iſt, ſo viel man weiß, nie nach Holland zurückgekehrt, von Amſtel wird dagegen erzählt, daß er ſich einige Zeit in Preußen aufgehalten, und dort in der Nähe von Elbing das Städtchen Holland gegründet habe; Andere behaupten dagegen, daß er, nachdem er einige Zeit im Auslande zugebracht, ungefähr um 1300 wieder nach ſeiner Stadt Amſterdam zurückgekehrt ſei und dieſe mit Thoren und Brücken verſehen habe, dann aber von den Harlemern und Waterländern überfallen und vertrieben worden ſei.

Nachdem die Naardener die Leiche des unglücklichen Grafen aus dem Waſſer gezogen und gereinigt hatten, wurde dieſelbe nach Alkmaar gebracht, daſelbſt einbalſamirt und in der Hauptkirche beigeſetzt, ſpäter aber zu Rynsburg begraben. Wilhelm III., Graf von Holland, ſtiftete 1324 zu Muiderberg eine Kapelle, in welcher für des Grafen Seele gebetet wurde. Graf Floris V. endete ſein Leben am 28., nach Andern am 29. Juni des Jahres 1296, in einem Alter von 43 Jahren und im 41. Jahre ſeiner Regierung. In

Macht und Anſehen übertraf er alle ſeine Vorfahren; er war der Erſte, der ſich in Urkunden Graf von Zeeland und Herr von Friesland nannte; auch die Oberherrſchaft der Lande Amſtel und Woerden fiel ihm zu; doch ließ er ſich zu ſeinem Schaden zu tief mit anderen Fürſten ein, die ihn an Macht und Reichthum übertrafen. Keiner ſeiner Vorgänger beſchenkte den Bürger- und Bauernſtand mit ſo vielen und ſo bedeutenden Vorrechten, wie er es that; dadurch erwarb er ſich vollkommen die Neigung des Volkes, doch verlor er dagegen die des Adels, der gewohnt war, daſſelbe zu verachten und zu unterdrücken. Ziemlich groß von Geſtalt hatte er ein ſchönes Antlitz und war wohlberedt. Er gab ſich gern den geſellſchaftlichen Freuden, namentlich der Jagd und dem Tanze, ſowie Wettrennen und Ritterſpielen hin, auch ſoll er ein großer Freund der Muſik und des Geſanges geweſen ſein. Das Recht wurde von ihm ohne Anſehen der Perſon geübt. Im Kriege war er tapfer und beharrlich und alle dieſe glänzenden Eigenſchaften wurden nur durch ſeine unkeuſche Neigung zum weiblichen Geſchlechte verdunkelt. Die Sage erzählt, daß ſeine beiden treuen Windhunde ihm nach dem Schloſſe zu Muiden gefolgt ſeien. Als er ermordet wurde, blieben ſie bei der Leiche liegen, ſprangen darauf in das Schiff, das dieſelbe nach Alkmaar führte, und legten ſich dort neben derſelben im Chor der Kirche nieder, alle Nahrung zurückweiſend, bis es endlich einem vertrauten Diener gelang ſie von dort wegzuführen und ihnen mit Gewalt Milch einzuflößen, wodurch man ſie, die dem Hungertode nahe waren, am Leben erhielt.

Was aus Amſtel und Woerden wurde, iſt ſchon früher berichtet worden; Velzen, der ſich, wie wir ebenfalls erzählten, mit einigen Anderen nach dem Schloſſe Kronenburg geflüchtet hatte, wurde dort von den Bürgern und Bauern von Holland und Weſtfriesland, welche einige Edle anführten und unterſtützten, ſo eng belagert und eingeſchloſſen, daß ſelbſt die Bemühungen Jan van Kuiks und Dietrichs, Grafen von Cleve, nicht im Stande waren, die Uebergabe des Schloſſes zu verhindern. Der Graf von Cleve hätte gern geſehen, daß ihm Velzen, Arend van Benskop, Koltyn van Boterniſſe, Alewyn, Willem van Zaanden, Willem van Teilingen und einige Andere, die ſich auf dem Schloſſe befanden, ausgeliefert worden wären; die Kennemer und Weſtfrieſen droheten aber Jedem mit dem Tode, der es verſuchen würde, ihnen die Mörder des Grafen vorzuenthalten. Velzen und Zaanden, nebſt einigen Anderen, wurden nun dem Volke Preis gegeben, welches, damit zufrieden, dem

Grafen geſtattete, Benskop und Teilingen mit ſich nach Cleve zu nehmen. Einige behaupten, daß das Volk Welzen auf der Stelle umgebracht habe, Andere, und hiermit ſtimmt auch das oben mitgetheilte Volkslied überein, erzählen, daß er zu Leiden in ein inwendig mit ſcharfen Nägeln beſchlagenes Faß geſteckt und durch die Straßen gerollt worden ſei, bis er den Geiſt aufgegeben; wieder Andere behaupten, daß ſein Schreiber ſein Bekenntniß aufgeſchrieben habe und dieſes nach Dortrecht gebracht worden ſei, worauf er dort vor Gericht geſtellt, verurtheilt und enthauptet worden wäre. Auch die übrigen Verſchwornen ſollen geköpft und ihre Körper auf das Rad geflochten worden ſein.

Rubens.

Peter Paul Rubbens oder **Rubens** ward am Tage St. Petri und Pauli im Jahre 1577 zu Cöln am Rhein geboren. Sein Vater, Jan Rubens, war Doctor der Rechte und Schöffe zu Antwerpen, hatte aber wegen der Kriegsunruhen dieſe Stadt verlaſſen, nachdem er ſein Amt niedergelegt, und einen Zufluchtsort in Cöln geſucht. Der kleine Rubens erhielt ſchon früh eine ſehr ſorgfältige Erziehung und zeichnete ſich durch große Fähigkeiten aus, beſonders lernte er mit vieler Fertigkeit Lateiniſch und ſprach es ſehr fließend. Als darauf nach einigen Jahren Antwerpen von dem Herzoge von Parma belagert wurde und wieder unter ſpaniſche Herrſchaft kam, beſchloß Rubens, der Vater, mit ſeiner ganzen Familie dorthin zurückzukehren. Da ſein Sohn ſich raſch entwickelt hatte und ſich eines ſchönen und ſchlanken Wuchſes erfreute, ſo gefiel er der Gräfin Lalaing ſo ſehr, daß ſie ihn ſich zum Pagen ausbat. Er blieb jedoch nicht lange bei ihr; der Beruf der Pagen und deren Lebensweiſe vertrug ſich nicht mit ſeinen Neigungen, die nach Höherem ſtrebten, was ſich auch deutlich offenbarte, ſobald er den Dienſt bei der Gräfin wieder verlaſſen hatte. Die Abſicht ſeiner Eltern ging nun dahin, ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen, damit er ſeinem Vater einmal im Amte nachfolgen könnte; ſeine Neigung für die zeichnenden Künſte war jedoch ſo vorherrſchend, daß er nach dem frühen Tode ſeines Vaters ſeiner Mutter nicht eher Ruhe ließ, als bis ihn dieſe zu einem ſehr geſchickten Maler, **Adam van Noort**, in die Lehre gab. Dieſer führte jedoch ein höchſt ungeregeltes Leben, ſo daß der talentvolle Jüngling nicht lange bei ihm aushielt, ſondern ſich zu einem andern Meiſter, Octavius van Veen, begab, der ſowohl durch ſeine trefflichen Kunſtleiſtungen, wie durch ſeine Sittlichkeit ſich allgemein hoher Achtung erfreute. Rubens machte raſch große Fortſchritte unter ihm und beſchloß endlich im Jahre 1600 zur Vollendung ſeiner Ausbildung nach Italien zu gehen. Er war 23 Jahre alt, als er Antwerpen verließ und hatte ſich überall der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen. Namentlich wurde Vincenz von Gonzaga, Herzog von Mantua-Montferrat, ſein hoher Gönner, und beſchäftigte ihn nicht blos in ſeiner Kunſt, ſondern bediente ſich ſeiner auch, da er ſich von ſeiner Gewandtheit überzeugt hatte, zu anderen Geſchäften. Er veranlaßte ihn z. B., in ſeinem Auftrage nach Spanien zu gehen und Philipp III. mehrere koſtbare Geſchenke zu überbringen. Rubens entledigte ſich dieſer Botſchaft ſo wohl, daß der König von Spanien große Neigung zu ihm faßte und ihm ſolche im Laufe der Zeiten aufbewahrte. Der Herzog war nicht minder mit ihm zufrieden und gab ihm nach ſeiner Rückkehr wiederholte Beweiſe davon.

Es geſchah auch auf des Letzteren Befehl, daß Rubens nach Rom ging, um dort Mehreres zu copiren; auch malte er daſelbſt einige Bilder ſeiner eigenen Erfindung für die Kirche des heiligen Kreuzes. Von dort begab er ſich nach Venedig, um die Werke des Titian und des Paul Veroneſe zu ſtudiren; dann kehrte er nach Rom zurück und malte Mehreres für die St. Peterskirche. Nachdem er dieſe Werke vollendet, reiſte er nach Genua, wo er ſich am längſten aufhielt und viele Portraits, ſowie mehrere Altarbilder verfertigte; auch beſchäftigte er ſich mit Baukunſt und entwarf eine Reihe von Plänen zu Kirchen und Paläſten, die er in Kupfer ſtechen ließ und ſpäter geſammelt herausgab. Während er ſich noch in Genua aufhielt, ward ihm die Nachricht, daß ſeine Mutter gefährlich krank darniederliege. In aller Eile brach er nun ſogleich (1609) nach den Niederlanden auf; als er aber in ſeiner Vaterſtadt anlangte, hatte er den Schmerz, ſie nicht mehr am Leben zu finden. Dieſer Verluſt machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ſich lange nicht davon zu erholen vermochte und ſich deshalb nach der Abtei St. Michaels begab, um durch geiſtliche Betrachtungen und Kunſtſtudien Herr über ſeinen Gram zu werden. Anfangs war er willens, nach Mantua zurückzukehren und ſich wieder als Maler in den Dienſt des Herzogs zu begeben; der Erzherzog Albert und die

Infantin Iſabella, ſowie mehrere andere angeſehene Perſonen, welche bedeutende Beſtellungen bei ihm machten, brachten ihn jedoch von dieſem Vorhaben ab und zu dem Entſchluſſe, ſich in ſeiner Vaterſtadt niederzulaſſen. Bald darauf vermählte er ſich mit Eliſabeth Brand, der Tochter eines Doctors der Rechte und Greffiers der Stadt Antwerpen. Rubens kaufte ſich nun ein Haus, das er von Außen wie von Innen ſehr reich ausſtattete, und welches, da er viele Antiken, Medaillen und andere Koſtbarkeiten und Kunſtwerke aus Italien mitgebracht hatte, die er darin aufſtellte, als eine Zierde von Antwerpen betrachtet wurde. Er arbeitete jetzt unermüdlich, was ihm ſeine Körperſtärke erleichterte. Da er ſelbſt ſieben verſchiedener Sprachen mächtig war, die er ſämmtlich fließend ſprach, ſo ließ er ſich während des Malens die beſten Werke jeder Art vorleſen, was ihn, wie er ſagte, bei der Arbeit zu ſchönen und edlen Gedanken anregte. Dadurch erwarb er ſich eine für jene Zeiten ungewöhnliche Bildung. Bald darauf zog er, auf Befehl des Erzherzogs, nach Brüſſel, und vollendete hier, wie er es auch ſchon zum Theil in Antwerpen gethan, eine Reihe von Meiſterwerken, die ſeinen Ruf außerordentlich verbreiteten, ſo daß ihn Maria von Medicis 1620 nach Paris einlud, um eine der Gallerien ihres neuen Palaſtes Luxembourg mit den Werken ſeines Pinſels zu ſchmücken, ein Auftrag, deſſen er ſich zur Bewunderung des ganzen Europa entledigte.

Das Intereſſe, mit welchem er ſtets den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit, vorzüglich inſofern ſie die Niederlande betrafen, gefolgt war, veranlaßte bei ſeiner Wiederkehr die Infantin, die ihn ſehr hoch ſchätzte, ihn nach Spanien zu dem Könige zu ſenden, um dieſem Kunde zu geben von Allem, was in Flandern ſich zugetragen und ihm ſeine Anſicht über die dortigen Zuſtände mitzutheilen. Bei den Verhandlungen, die er deswegen mit dem Herzoge von Olivarez und dem Marquis Spinola hatte, offenbarte er ſo große diplomatiſche Gewandtheit, daß der König ihm geheime Aufträge anvertraute, und Olivarez ihm im Namen ſeiner katholiſchen Majeſtät einen koſtbaren Diamant verehrte, und ihm das Diplom als Secretair des Geheimen-Raths zugleich mit der Nachfolge für ſeinen Sohn ausfertigte.

Als Rubens nach Flandern zurückgekehrt war, übertrug man ihm ſogleich eine andere ſehr wichtige Unterhandlung: die Vermittelung eines Waffenſtillſtandes nämlich zwiſchen Spanien und den vereinigten Niederlanden. Unter dem Vorwande eigener Angelegenheiten reiſte er nun mehrere Male nach Holland und hatte die Sache durch ſeine Gewandtheit bereits ſehr gefördert, als der Tod des Prinzen Moritz den gänzlichen Abſchluß derſelben verhinderte.

Das genaue Verhältniß, in welches Rubens während ſeines Aufenthaltes zu Paris zu dem Herzoge von Buckingham getreten war, bewog den König von Spanien, ihn nach England zu ſenden und dort unter dem Vorwande eigener Angelegenheiten zu erforſchen, während er dem Könige Karl ſeinen Hof machte, ob dieſer nicht gut ſpaniſch geſinnt ſei und ob er nicht ſeine Stimme zu einer Friedensunterhandlung zwiſchen den beiden Kronen geben würde; Rubens wurde zu dieſem Zwecke mit guten Creditiven verſehen und wußte ſich auch ſo geſchickt zu benehmen, daß er, nachdem er ſchon mehrere Mal bei dem engliſchen Monarchen geweſen war, endlich in einem vertrauten Geſpräche mit demſelben die Gelegenheit herbeiführte, von dem Gegenſtande ſeiner Sendung mit ihm zu reden und ein geneigtes Gehör fand. Karl fragte ihn nun, ob er Befehl habe mit ihm davon zu ſprechen, und Rubens antwortete, daß, wenn es ihm angenehm ſei, er allerdings noch Mehreres darüber mittheilen könne. Als dieſer es ihm verſichert, entdeckte Rubens die Meinung ſeines Königs und zeigte ſein Creditiv vor. Die Unterhandlungen fanden nun Statt und wurden auf beiden Seiten mit ſolcher Gewandtheit und ſo geheim geführt, daß der Friede zwiſchen den beiden Mächten, während des Novembers und Decembers 1630 zum Abſchluſſe kam. Der König von Großbritanien ſchlug Rubens, um ihn zu belohnen, zum Ritter, und ſchenkte ihm nicht allein das Schwert, mit dem er dieſe Ceremonie vollzogen, ſondern auch ein koſtbares Silberſervice, nachdem er ihm ſchon früher einen koſtbaren Diamantring verehrt hatte; der König von Spanien aber beſtätigte die ihm verliehene Würde und fügte noch andere große Beweiſe ſeiner Achtung und Erkenntlichkeit hinzu.

Unter ſolchen, eben ſo ehrenvollen als ruhmwürdigen großartigen Beſchäftigungen (denn Rubens hatte nie aufgehört, inmitten dieſer Sendungen ſeiner Kunſt nach wie vor zu leben) nahte ihm das Alter und ſeine Kräfte begannen abzunehmen, ſeine Hände fingen an zu zittern und er vermochte nur noch kleine Staffeleibilder, meiſt Landſchaften zu malen. So beſchlich ihn der Tod; er ſtarb, nach Einigen am 30. Februar, nach Anderen am 30. Mai in ſeiner Vaterſtadt Antwerpen, und wurde daſelbſt mit großer Pracht und Feierlichkeit begraben.

Rubens iſt zwei Mal vermählt geweſen. Seine erſte Gattin, die ſchon oben genannte Eliſabeth Brand, hatte er bereits nach vier Jahren das Unglück wieder zu verlieren, ein Schmerz, über den er lange nicht Herr werden konnte; ſeine zweite Gattin war Helene Formans, welche nach den Verſicherungen der Zeitgenoſſen und nach mehreren noch exiſtirenden Portraits zu urtheilen, eine wahre Helena an Schönheit geweſen ſein muß. Beide gebaren ihm Kinder. Sein älteſter Sohn, Albert Rubens genannt, zeichnete ſich ſpäter durch ſeine Gelehrſamkeit aus; er war Secretär des geheimen Rathes und hinterließ Bemerkungen über die Medaillen des Herzogs von Arſchot und eine Abhandlung De Re Vestiaria.

Das Haus, welches Rubens zu Antwerpen bewohnte und deſſen wir ſchon früher Erwähnung thaten, koſtete ihm über 60,000 Gulden, eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Summe. Er hatte einen Saal darin eingerichtet nach Art der Rotonda in Rom, in welchen durch eine Oeffnung im Dache das Licht von oben hineinfiel. In dieſem Saale hatte er ſeine Sammlung aufgeſtellt; ſie war ſo bedeutend, daß der Herzog von Buckingham ſpäter für eine Auswahl derſelben 60,000 Gulden zahlte; überhaupt war kein Zeitalter den bildenden Künſten ſo günſtig, als das, in welchem Rubens blühete.

Rubens wird als ein edler, kluger und wohlwollender Mann geſchildert, der, obwohl er alle ſeine Zeitgenoſſen in der Kunſt übertraf, doch frei von Hochmuth und Ueberhebung war. Kenner betrachten ihn als einen der erſten Maler aller Zeiten, beſonders in Hinſicht auf den Reichthum ſeiner Erfindung, auf ſein Colorit und auf ſeine vortreffliche Vertheilung von Licht und Schatten; dagegen tadeln ſie an ihm, daß er ſo wenig auf die Schönheit ſeiner Geſtalten gegeben und mitunter auch nicht correct in der Zeichnung ſei. Die Richtigkeit dieſer Behauptung zu unterſuchen, würde uns hier zu weit führen; auch verweiſen wir den freundlichen Leſer, der Näheres über Rubens vorzügliche Gemälde zu erfahren wünſcht, auf das, was wir bei Gelegenheit der Kunſtſchätze Antwerpens und Brüſſels davon geſagt haben.

Martin Schenk.

Dieſer merkwürdige Mann zeichnete ſich als einer der bedeutendſten Feldhauptleute während der erſten Hälfte des Freiheitskrieges der Niederlande gegen Spanien aus. Er ſtammte aus adligem Geſchlechte, war in Geldern geboren und führte den Beinamen van Nideg oder Nideggen, als ein Nachkomme von Otto Schenk van Nideggen, Herrn von Walbek und Droſten van Wachtendonk. Trotzdem fehlte es ihm aber doch an zeitlichen Gütern und er widmete ſich daher, theils um dieſes Umſtandes willen, theils aber auch aus Neigung, ſchon früh dem Kriegsleben. Zuerſt diente er in zarter Jugend dem Hauptmann Enkhuizen und darauf dem Herrn von Yſſelſtein als Page, und begab ſich ſpäter mit zwei Pferden in den Dienſt des Prinzen von Oranien. Als er jedoch nachher ſeine Anſprüche auf das Haus Blyenbeek geltend machte und nach dem Genter Frieden den damaligen Beſitzer, ſeinen Neffen, daraus vertrieb, die Staaten ihn aber trotz ſeinem Verlangen nicht bei dieſer ungerechten Handlung unterſtützen wollten, wurde er misvergnügt und ging, da er obendrein einen niederländiſchen Fähndrich erſtochen hatte, zu den Spaniern, unter dem Herzoge von Parma, über. Von nun an brandſchatzte er das ganze Gelderland und machte ſelbſt die Flüſſe unſicher. Als darauf die Staaten das Schloß Blyenbeek durch den Hauptmann Heegemann belagern ließen, kam er plötzlich mit ſeinen Reitern und einigen Fußknechten zum Entſatz heran, umzingelte die Belagerer, zwang ſie durch Hungersnoth zu einem Vertrage und tödtete demungeachtet einen ihrer Hauptleute, Hermann Hoekes. Durch dieſe und ähnliche Unternehmungen erfüllte er das ganze Land mit Schrecken vor ſeinem Namen. 1579 eroberte er durch Liſt die Stadt Deutekom. Als er jedoch kurz darauf einen ähnlichen Anſchlag ausführen wollte, wurde er nebſt ſieben ſeiner Hauptleute von Siegmund von Kutſchbach umringt, gefährlich verwundet und gefangen genommen; es glückte ihm jedoch ſpäter zu entfliehen.

Im Jahr 1580 ward Gröningen, das noch lange auf der ſpaniſchen Seite blieb, von Barthold Entes auf Befehl des Prinzen von Oranien belagert. Schenk, der ſtets bei der Hand war, wo es galt, der niederländiſchen Partei Schaden zuzufügen, beſchloß, den Belagerten zu Hülfe zu kommen. Er machte ſich daher mit vierzehn Fähnlein, welche der Obriſt von Billy anführte, auf den Weg. Die Niederländer ſandten ihm nun den Grafen von Hohenlohe entgegen. Schenk ging aber nicht gerade nach Gröningen zu, ſondern wandte ſich nach Zwoll, wo ebenfalls Uneinigkeiten ſtatt fanden. Beide Parteien, die niederländiſche und die ſpaniſche, waren in der Stadt mit einander handgemein geworden; die erſtere hatte jedoch die Oberhand behalten, ihre Gegner vertrieben und holländiſche Beſatzung aufgenommen. Als Schenk dies erfuhr, machte er bei Hardenberg, vier Meilen von Zwoll, Halt; hier traf ihn der Graf von Hohenlohe, der aus der letzteren Stadt zurückkehrte, am 17. Juni 1580. Es entſpann ſich nun gleich ein heftiges Gefecht zwiſchen beiden Parteien, aber die niederländiſche war von vorn herein im Nachtheil. Ihr Weg hatte ſie über eine dürre Haide geführt und der Mangel an Lebensmitteln, beſonders an Waſſer, ſie ſo ſehr geplagt, daß Viele vor Durſt umgekommen waren; obendrein ſtand ihr die Sonne gerade entgegen. Schenk's Truppen dagegen hatten wohl drei Stunden im Schatten geruht und ſich mit Speiſe und Trank geſtärkt; kein Wunder daher, daß die Erſteren weichen mußten. Ihr Verluſt war demzufolge ſehr groß, denn ihr ſämmtliches grobes Geſchütz fiel in die Hände der Feinde und ſie büßten außerdem nahe an 1500 Mann und unter dieſen viele Offiziere und Edelleute ein, während Schenk kaum 60 Mann verlor. Das Gerücht dieſer Niederlage verbreitete ſich raſch durch das ganze Land und Diejenigen, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, brachten die Nachricht nach Koeverden, wohin ihnen Schenk am andern Tage folgte. Er fand dieſen Ort, in Folge des verlorenen Treffens, von der Gegenpartei verlaſſen und bemächtigte ſich deſſelben, ohne daß es Jemand wagte, ihm Widerſtand zu leiſten. Die Kunde war auch nach dem Lager vor Gröningen gekommen, und die Niederländer, hoben, aus Furcht vor einem Ueberfalle von Seiten Schenk's, alsbald die Belagerung auf und zogen nach verſchiedenen Richtungen ab. Schenk rückte nun in Gröningen ein, wo er mit dem größten Jubel empfangen wurde. Er ließ ſich jedoch durch dieſe Freudenbezeugung nicht einſchläfern, ſondern zog ſchon zwei Tage ſpäter, am 20. Juni 1580, von dem Grafen von Renneberg begleitet, wieder fort und nach Delfzyl, das er alsbald belagerte. Während dieſer Belagerung umzingelte er zugleich den Opſlag, eine Schanze in der Nähe, in welche ſich einige Fähnlein von Gröningen geworfen hatten. Dieſe ergaben ſich auf der Stelle, während mittlerweile Renneberg und Schenk mit Vortheil einige Fähnlein, welche die Staaten von Friesland unter Anführung Gerhards von Renes geſandt hatten, bekämpften. Schenk zeigte hier eine eigenthümliche Grauſamkeit, nachdem er nämlich die Gefangenen, dreißig an der Zahl, hatte ſpeiſen und ihnen die Wunden verbinden laſſen, befahl er kaltblütig, ſie vor Renes' Augen umzubringen. Dieſer berief ſich auf den mit ihm geſchloſſenen Vertrag, in Folge deſſen er allein ſich ergeben habe, aber Schenk gab ihm kein Gehör und nur mit genauer Noth blieb Renes ſelbſt nebſt vier Andern verſchont.

Bald darauf ergab ſich auch Delfzyl und Viele von den Belagerten gingen zu den Siegern über.

Im Jahre 1581 ſtarb zu Gröningen Georg von Lalaing, Graf von Rennenberg. Er hatte hier ſehr bedeutende Aemter bekleidet, welche nach ſeinem Tode von dem Prinzen von Parma einem Spanier, Francisco Verdugo, anvertraut wurden. Dieſer Verdugo war früher Stallknecht des Grafen von Mansfeld geweſen, hatte ſpäter eine natürliche Tochter deſſelben geheirathet und ſich darauf durch ſeine Tüchtigkeit und Tapferkeit ſo hoch geſchwungen. Schenk, der ſich geſchmeichelt hatte, Lalaings Nachfolger zu werden, fühlte ſich um ſo mehr auf das Tiefſte gekränkt, als ein Fremdling von niederer Abkunft ihm vorgezogen worden war, und faßte wahrſcheinlich ſchon jetzt den Entſchluß, zu den Gegnern überzugehen, obwohl er dem Scheine nach den Spaniern nach wie vor auf das Treueſte diente, denn als der Prinz von Parma noch in demſelben Jahre Breda belagerte, wurde Schenk nebſt dem Herrn von Hautepenne und einigen Truppen abgeſandt, angeblich, um Herzogenbuſch und Eindhoven, die von der Gegenpartei bedroht wurden, zu decken, wirklich aber, um Breda zu überrumpeln. Auf dem Schloſſe daſelbſt ſaß ein Spanier gefangen, der einige Soldaten durch Beſtechung gewonnen hatte. Gegen Abend brachen Schenk und Hautepenne auf und kamen in der Nacht zu Breda hinter dem Schloſſe an; einer der beſtochenen Soldaten ſtand hier auf Schildwache, die übrigen lagen berauſcht; der Feind erſtieg alſo das Schloß ohne Widerſtand. Ein holländiſcher Hauptmann indeſſen, der auf einer Jacht ankam, bemerkte es und weckte die Bürger durch einige Schüſſe. Als die Feinde ſich nun entdeckt ſahen, eilten ſie nach dem Wachthauſe, tödteten eilf von der Mannſchaft daſelbſt und bemächtigten ſich des Schloſſes. Dann rückte Schenk mit den Seinigen in die Stadt hinunter und bedrängte die Bürgerſchaft, obgleich fünf oder ſechs Mal zurückgeſchlagen, bis es ihm endlich gelang, einige Häuſer in Brand zu ſtecken. Auf beiden Seiten wurde tapfer geſtritten; endlich behielten aber die Truppen von Schenk und Hautepenne die Oberhand, nachdem das Gefecht bis zum andern Morgen um 9 Uhr gewährt hatte. Die Spanier hatten 450 Mann verloren, während von der Bürgerſchaft nur ungefähr 100 geblieben waren.

Unglücklicher war Schenk im folgenden Jahre, 1582. Um dieſe Zeit hielt er ſich zu Xanten, im Cleviſchen, auf und wollte ſich von hier nach Geldern begeben, da bemächtigte ſich aber die niederländiſche Partei, der er unterwegs in die Hände fiel, ſeiner. Er blieb nun lange gefangen und mußte zuletzt ein ſchweres Löſegeld zahlen, um ſeine Freiheit wieder zu erhalten. Dies iſt das letzte Ereigniß, das die Geſchichtsſchreiber von ihm melden, ſo lange er ſich noch auf Seite der Spanier befand. Die Zurückſetzung, welche er glaubte erlitten zu haben, und von der wir bereits oben ſprachen, ſo wie einige ſpäter dazu gekommene Umſtände, bewogen ihn, mit dem Grafen von Nieuvenaar, Statthalter von Geldern, in Unterhandlung zu treten, um heimlich wieder zu den Niederländern überzugehen. Am 20. Mai des Jahres 1585 um 1 Uhr nach Mitternacht kam er nach Geldern und ſchloß den Vertrag mit dem Grafen unter folgenden Bedingungen ab: Schenk ſollte ſein Schloß Blyenbeek und eine Schanze in der Nähe ausliefern, dagegen ihm die Staaten eine Befehlshaberſtelle ertheilen und einen Gehalt von 1250 Gulden monatlich geben; für ſein Beſitzthum zu Blyenbeek und die Einkünfte, welche daſſelbe trug, ſollte ihm ferner ein ähnliches Beſitzthum mit gleichen Einkünften in Holland oder Zeeland angewieſen werden und er bis dahin zur Entſchädigung 4000 Gulden jährlich empfangen, dagegen gelobte er, treu zu der Seite der niederländiſchen Partei zu halten. Er kehrte, nachdem er dieſen Vertrag geſchloſſen, noch in derſelben Nacht nach Blyenbeek zurück, räumte das Schloß und bemächtigte ſich noch vor Ende des Monats des Schloſſes Overyſſel bei der Stadt Graave. Bald nachher gab er einen noch ſtärkeren Beweis, daß er es ehrlich meine. Der ſpaniſche Obriſt Taſſis hatte auf Befehl Verdugo's einiges Kriegsvolk geſammelt und Nieuwenaar und Schenk dagegen ihre Truppen vereinigt. Taſſis Reiterei überfiel die holländiſche und brachte ſie nach heftigem Kampfe in Unordnung, daſſelbe geſchah auch dem holländiſchen Fußvolk, das mit merklichem Nachtheile weichen mußte. Nieuwenaar entkam nach Amersfoort, Schenk nach Wyk bei Duurſtede.

Im folgenden Jahre, 1586, zeigte ſich ihm das Glück geneigter. Er hatte vernommen, daß einige Spanier ſich des Kloſters Beeterswaard bemächtigt hatten und zog nun von Venloo aus, mit einigen Reitern und Fußknechten dahin, überfiel die Spanier, nahm zehn oder zwölf von ihnen gefangen, tödtete die meiſten von den Uebrigen und zündete das Kloſter an, ſo daß auch noch einige Feinde in den Flammen umkamen, was ihre Genoſſen in Lottum dermaßen erbitterte, daß ſie aus Rache einige holländiſche Gefangene mit kaltem Blute ihres Lebens beraubten. Wenige Wochen nachher, zu Anfang März, beſchloſſen Schenk und Hermann Kloet, Obriſt von Nuis, auf Veranlaſſung des vertriebenen Churfürſten von Cöln, zuſammen einen Anſchlag auf die Stadt Werl in Weſtphalen zu unternehmen, und begaben ſich mit 500 Mann Fußvolk und eben ſo viel Reiterei dorthin. Sie hatten ſich mit Einigen in der Stadt heimlich verabredet, daß dieſe ein von ihnen gegebenes Zeichen bei ihrer Annäherung mit einem ähnlichen beantworten und in der Stadt ein Haus in Brand ſtecken ſollten. Dies geſchah auch, und während die Bürgerſchaft mit Löſchen beſchäftigt war, erkletterte Schenk mit ſeinen Soldaten die Wälle und kam ſo in die Stadt. Die Bürgerſchaft rettete ſich in das Schloß, das ſogleich von Schenk aufgefordert wurde, ſich zu ergeben. Der Landdroſt von Weſtphalen brachte nun 4000 Mann auf, ſowohl Edelleute wie Bürger und Bauern, um die Stadt zu befreien. Schenk ließ eine gute Beſatzung in derſelben zurück und zog ihm mit ſeinen übrigen Leuten entgegen, ſchlug ihn auf das Haupt, tödtete an 500 Mann und jagte die Uebrigen in die Flucht. Da jedoch der regierende Erzbiſchof dem Herrn von Hautepenne einige Truppen zuſandte, ſo fand Schenk es nicht für gerathen, länger dort zu verweilen, ſondern beſchloß, die Stadt arg zu plündern, was er auch am 18 März ins Werk ſetzte. Außer der beträchtlichen Beute nahm er noch dreißig Mitglieder des Rathes und einige wohlhabende Bürger mit und kam wohlbehalten mit ihnen nach Bork, worauf er zu dem Grafen Leiceſter ſtieß, der ihm ſeine große Zufriedenheit dadurch bezeugte, daß er ihn feierlich zum Ritter ſchlug und ihm eine goldene Kette, 2000 Gulden an Werth, verehrte.

Dies Kriegsglück wurde durch den Schaden, den er noch in demſelben Jahre erlitt, ſehr gemindert. Venloo ward nämlich von den Spaniern belagert und Schenk hatte es kurz vorher verlaſſen, um eine Schanze am Rhein aufzuwerfen; ſeine Gattin und deren Schweſter waren jedoch darin geblieben. Er ſuchte ſich nun durch das feindliche Heer durchzuſchlagen, um ſie zu befreien und die Stadt zu entſetzen; es gelang ihm auch, bis zu der Wohnung des Prinzen von Parma vorzudringen, da wandte ſich aber die ganze Macht des Feindes gegen ihn, er mußte umkehren und entkam nur mit genauer Noth nach Wachtendonk. Die Beſatzung, welche ſich auf ſeinen Muth verließ und überzeugt war, daß er Gattin und Schwägerin nicht im Stich laſſen würde, wehrte ſich tapfer, mußte aber endlich der Uebermacht der Bürger weichen, die ſie mit den Waffen in der Fauſt zwangen, die Stadt dem Prinzen von Parma zu übergeben. Dies geſchah auch am 28. Juni. Schenk's Gattin und Schwägerin erhielten vertragsmäßig freien Abzug, mußten aber viel Geld in der Stadt zurücklaſſen.

Während der Zeit, in welcher dieſe Belagerung ſtattfand, vollendete Schenk die kurz zuvor von ihm begonnene Schanze, welche ſpäter unter dem Namen: die Schenkenſchanze allgemein bekannt wurde und auch von uns in der Beſchreibung der Niederlande wiederholt erwähnt worden iſt. Sie ward im Herzogthum Cleve, an der Grenze von Geldern, da, wo der Rhein ſich in zwei Arme, den Rhein und die Waal, theilt, aufgeführt, galt ſtets für den Schlüſſel der Niederlande und iſt wiederholt von Feinden angegriffen worden. Die Franzoſen eroberten ſie 1674; ſpäter lag einige Zeit Brandenburgiſche Beſatzung darin, dann ward ſie den Niederländern zurückgegeben; aber die Fluthen des Rheins zerſtörten ſie mit der Zeit ſo, daß ſie immer mehr und mehr zerfiel. 1740 war ſie nur noch ein Flecken, in welchem ungefähr 40 Familien wohnten, die von Fiſchfang lebten.

Noch in demſelben Jahre machte Schenk an der Spitze einiger Engländer, Deutſchen und Holländer den fruchtloſen Verſuch, Nimwegen zu überfallen; er ruckte in der Nacht der Stadt auf eine halbe Meile weit nahe. Hier mußte er aber den Engländern einige Ruhe vergönnen, und als es Zeit ward, weiter zu ziehen, waren dieſe nicht vorwärts zu bringen. Schenk trieb nun die andern Truppen fort; die Engländer aber, die jetzt die Ehre des Vortrabes begehrten, griffen dieſe mit gefällten Spießen an, und es entſtand dadurch eine ſolche Unordnung, daß der ganze Anſchlag vernichtet wurde. Auch das Städtchen Ruhrort, deſſen er ſich im Januar 1587 bemächtigte, mußte er ſchon im April wieder verlaſſen, dagegen glückte es ihm am 23. December deſſelben Jahres, Bonn am Rhein durch Ueberrumpelung zu erobern. Es währte jedoch nicht lange, ſo belagerten die Spanier daſſelbe auch ſchon wieder. Schenk verlangte nun Unterſtützung von den Staaten. Da indeſſen um dieſelbe Zeit alle Mittel aufgeboten werden mußten, den Seekrieg fortzuſetzen, ſo war es unmöglich, ſeinen Wünſchen zu entſprechen. Der Prinz von Parma ſandte dagegen mehr Truppen vor Bonn und Schenk ſah ſich daher endlich genöthigt, dem Commandanten den Befehl zu geben, ſo gut er könne, zu capituliren. Dies geſchah denn auch im September 1588.

Parma beſchloß nun, die Belagerung von Rheinberg, die ſchon vor zwei Jahren begonnen war, ſtärker fortzuſetzen. Schenk, dem die Sorge für dieſe Stadt anbefohlen worden, hatte ſich nach dem Verluſt von Bonn, das man nach ſeiner Meinung hätte entſetzen müſſen, ſehr misvergnügt gezeigt, ſo daß man in Haag ſelbſt fürchtete, er habe Böſes im Sinne. Auch waren ſeine Leute ſehr aufrühreriſch geſinnt, weshalb man von ihm wenig für die Erhaltung von Rheinberg hoffte, um ſo mehr, als er ſich hatte verlauten laſſen, daß er aus dem Dienſte der Generalſtaaten zu treten beabſichtige. Trotzdem verſchaffte er der bedrängten Stadt einige Zufuhr und wiederholte dies, gegen die Spanier erzürnt, weil ſie ſich Blyenbecks bemächtigt hatten, nochmals im Monat Juli des Jahres 1589.

Dies war indeſſen ſein letztes glückliches Unternehmen. Schon zu Anfange dieſes Jahres hatte er im heimlichen Einverſtändniß mit einigen Einwohnern von Nimwegen den Plan gefaßt, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen; es gebrach ihm jedoch an Kriegsvolk und da obendrein die Waal zu hoch war, ſo mußte er den Plan wieder aufgeben. Er erneuerte ihn nun im Auguſt, aber das Unternehmen lief unglücklich für ihn ab und er mußte es mit ſeinem Leben büßen, wie wir bereits S. 171 ausführlich erzählt haben.

So endete der tapfere Martin Schenk von Nideggen im vierzigſten Jahre ſeines Alters. Nach ſeinem Uebertritt auf die Seite der Niederländer hatte er ſich durch ſeine kühnen Thaten den Spaniern ſo furchtbar gemacht, daß, wie ſpaniſche Hiſtoriker erzählen, ſeine aus dem Waſſer gefiſchte Leiche noch denen, die ſie ſahen, Schrecken einjagte. So ſehr er jedoch von ſeinen Feinden gefürchtet wurde, eben ſo hoch ſchätzten ihn ſeine Freunde und ſeine Untergebenen wegen ſeines Muthes, ſeiner Klugheit, ſeines unermüdlichen Eiſers und anderer guten Eigenſchaften mehr, doch behaupten Einige, daß es ihm mitunter an Ruhe und Vorſicht gefehlt habe. Drei Tage vor ſeinem Tode ſchlug er noch auf der Lipper-Haide einen Trupp Spanier, der nach Friesland zog, auf das Haupt. — Seine Gemahlin war ein Fräulein von Afferden, mit der er in ſehr glücklicher Ehe lebte, doch iſt nicht ermittelt, ob er Kinder hinterlaſſen. Er muß ein bedeutendes Vermögen beſeſſen haben, denn nach ſeinem Tode verlangten die Soldaten ihren rückſtändigen Gehalt von ſeiner Gattin ausgezahlt, und wurden auch von derſelben vollkommen befriedigt.

Abraham Maggaris
genannt:
Johannes Cato Kamerling.

Dieſer Mann, einer der berüchtigſten Betrüger, welche die Niederlande je hervorgebracht, ward im Jahre 1722 oder 1723 zu

Middelburg in Zeeland geboren. Ueber ſeine Jugend iſt wenig bekannt. Er erlernte zu Amſterdam bei dem Wundarzte Boekelmann drittehalb Jahre lang die Chirurgie, und begleitete ſeinen Vater, der ein ſogenannter Weſtindienfahrer war, als Arzt auf deſſen Schiffe. Der Vater ſtarb im Jahre 1738 zu Curacao und der Sohn kehrte nun nach ſeinem Vaterlande zurück und ließ ſich in Rotterdam nieder. Er begann hier damit, falſche Wechſel zu verfertigen und betrog einige Kaufleute um ein Anſehnliches damit. In Folge deſſen vor Gericht geſtellt, ward er am 29. März 1741 öffentlich ausgepeitſcht, gebrandmarkt und zu zwölfjährigem Zuchthaus verurtheilt. Nach dreijährigem Gefängniß gab man ihn jedoch frei, doch mußte er geloben, ſich binnen fünfundzwanzig Jahren nicht wieder in Rotterdam ſehen zu laſſen. Er ging nun nochmals nach Weſtindien und begab ſich dann von da zurückgekehrt nach Weſel, wo er als Commissaire des Vivres bei der franzöſiſchen Armee angeſtellt wurde.

Da er ein ſehr unſtätes Leben führte, ſo iſt es ſchwer, eine zuſammenhängende Schilderung deſſelben zu liefern, obwohl faſt jeder Moment ſeines Daſeins durch irgend eine Betrügerei bezeichnet iſt. Wir müſſen uns demzufolge darauf beſchränken, ihm nach den Orten zu folgen, wo er ſo zu ſagen die Meiſterſtücke ſeiner Liſt und Schlauheit vollbrachte. Dies geſchah zuerſt zu Roozendaal, wo er 1748 auftrat und ſich für einen Cadetten des Regiments Cornabee, Namens Jan Piro, ausgab, und behauptete, der Neffe eines gewiſſen Abtes Piro zu ſein, was er mit ſo vielen Beweiſen belegte, daß es durchaus glaubwürdig erſchien. Sein gewandtes Benehmen und ſein freundliches Weſen verſchafften ihm Zugang zu vielen Familien, beſonders kam er häufig zu einer jungen Dame, deren Eltern nicht mehr lebten und die mit ihrem Bruder zuſammenwohnte. Binnen Kurzem bewarb er ſich um ihre Hand; ſie zeigte ſich auch geneigt, ſich mit ihm zu verehlichen, falls er dem Verlangen ihrer Verwandten genügen und beweiſen könne, daß er nicht ohne Vermögen ſei. Er behauptete nun, bedeutende Güter in Flandern zu beſitzen. Unter dem Vorwande einer Geſchäftsreiſe nach dem Haag begab er ſich dahin und beredete einen Verwalter beträchtlicher Ländereien, den er dort kannte, ihn, wenn er mit einer anſehnlichen Geſellſchaft dahin käme, vor dieſer als den reichſten Gutsbeſitzer der Gegend zu behandeln und auch einige Bauern, die wegen ihrer Angelegenheiten kämen, direct an ihn zu weiſen; dann kehrte er nach Roozendaal zurück und lud ſeine Braut und ihre Verwandten zu einer Vergnügungsreiſe auf ſeine Landgüter ein. Als ſie nun dort ankamen, ſpielte der gewandte Rentbeamte ſeine Rolle ſo meiſterhaft, daß die ganze Geſellſchaft nicht mehr an Piro's Reichthum zweifelte und ſeine Hochzeit gleich nach ihrer Rückkehr gefeiert wurde.

Zwei volle Jahre hindurch erfreute ſich Piro einer ſehr glücklichen Ehe, da er immer die Mittel zu finden wußte, jede Entdeckung ſeines Betruges zu verhüten. Nach Verlauf dieſer Zeit kam jedoch ein Geiſtlicher aus Brüſſel nach Roozendaal, der ſich dort ziemlich lange aufhielt und oft mit ihm in Geſellſchaften zuſammentraf. Je häufiger derſelbe ihn ſah, deſto mehr überzeugte er ſich, in ihm einen Schurken zu erkennen, der zu Brüſſel am Pranger geſtanden habe. Zuletzt nicht mehr an der Richtigkeit ſeiner Behauptung zweifelnd, warf er es ihm im Beiſein von vielen Zeugen öffentlich vor und fügte hinzu, daß er dort geſtäupt und gebrandmarkt worden ſei, und eine Frau mit zwei Kindern hinterlaſſen habe, welche ſich noch daſelbſt befänden. Bald darauf entfernte ſich Piro in aller Stille aus Roozendaal und beſtätigte dadurch die Richtigkeit jener Anſchuldigung.

Seitdem vernahm man hier nichts mehr von dem Böſewicht, nur glaubte man in Erfahrung gebracht zu haben, daß er von da nach Gröningen gezogen ſei und hier den Quackſalber geſpielt habe. Er ſcheint in den nächſten Jahren ein umherſchweifendes Leben geführt und ſich bald hier bald dort aufgehalten zu haben. 1763 war er in Cöln und verübte dort gleichfalls einen eigenthümlichen Betrug an einer Wittwe, welche ein Schiff beſaß, mit dem ſie regelmäßig von Cöln nach Dortrecht fuhr. Dieſe bat er, ihn als Paſſagier mitzunehmen und gab vor, als Proponent eine Zeitlang für einen alten Pfarrer zu Naſſau-Dillenburg gepredigt zu haben, jetzt aber ſelbſt auf Empfehlung des Dr. Patyn zu Rotterdam als Prediger nach Blymen berufen zu ſein und Johannes Engelenberg zu heißen. Unterwegs wußte er ſich bei der Wittwe beſonders durch ſeine erheuchelte Frömmigkeit einzuſchmeicheln und erzählte ihr unter Anderm, daß er in Amſterdam einen Bruder habe, der ein angeſehner Mäkler daſelbſt ſei und einen jungen deutſchen Lehrling für ſein Comtoir ſuche. Er hatte nämlich von der Frau in Erfahrung gebracht, daß die Wittwe ihren Sohn auf ein Comtoir in Holland zu ſenden wünſche, und ſchloß, unter dem Vorwande, dazu beauftragt zu ſein, mit ihr in dieſer Hinſicht einen Contract auf acht Jahre ab, die bedungene Anzahlung in Empfang nehmend. Hierauf ſetzte er ſeinen Bruder angeblich in Kenntniß davon und erhielt auch eine Antwort von demſelben, in welcher dieſer nicht allein Alles gut hieß, ſondern auch meldete, daß er binnen Kurzem kommen würde, um den jungen

Mann zu holen. Dieſem Briefe folgte bald ein zweiter und dann ein dritter, in welchen der Mäkler Nachricht gab, zuerſt von der Krankheit und dann von dem Tode ſeiner Frau. Alles dies geſchah nur, um Zeit zu gewinnen bis zu ſeiner Abreiſe nach Blymen, wohin er ſich denn auch dem Anſcheine nach begab, nachdem er noch mehrere Betrügereien ausgeübt hatte.

Bald darauf trat er in Hoogeveen, einem Dorfe in der Provinz Drenthe, unter dem Namen Johannes Lampertus Koſter auf. Er gab vor, aus Rheinberg zu ſein und producirte ſowohl ein Zeugniß der dortigen Gemeine, wie auch ein von dem Könige von Preußen unterzeichnetes und unterſiegeltes Document, daß er als Feldprediger und Doctor Medicinae in deſſen Heere gedient habe. Die Pfarrſtelle in Hoogeveen war damals vacant und Koſter bewarb ſich um dieſelbe. Da man jedoch an der Aechtheit des königlichen Documentes zweifelte, um ſo mehr, als er keine academiſchen Zeugniſſe aufzuweiſen hatte, ſo gelangte er nicht zum Ziel. Er ſuchte zwar durch allerlei Lügen und Vorwände die Glaubwürdigkeit ſeiner Behauptungen zu beweiſen, und hatte auch den Plan gefaßt, mit einer jungen Dame aus guter Familie, die er in der Religion unterrichtete und deren Neigung er gewonnen, wiederum in den Stand der Ehe zu treten, aber der Umſtand, daß ein benachbarter Prediger ihn als einen aus dem Zuchthauſe zu Bingen entſprungenen Betrüger erkannte und daß ſich die Verdachtsgründe gegen ihn häuften, vereitelten ſeine Anſchläge. Er hielt es für gerathen, die völlige Entdeckung ſeiner Betrügereien nicht abzuwarten, ſondern ging nach Campen unter dem Vorwande, als Conrector an das dortige Gymnaſium berufen zu ſein, und als es ihm hier auch nicht glückte, nach Brouwershaven in Zeeland, wo ihn endlich die Strafe für ſeine Miſſethaten ereilte.

Hier kam er am 24. Februar 1764 an, gab ſich den Namen Johannes Cato Kamerling und behauptete, zu Rheinberg geboren zu ſein, zu Duisburg Medizin ſtudirt und den Doctorgrad in dieſer Wiſſenſchaft erworben zu haben. Als Mitglied der reformirten Gemeine, ſagte er ferner, habe er ſeine Vaterſtadt verlaſſen und beſchloſſen, hier ſeinen Wohnſitz zu nehmen und die Arzneikunſt auszuüben, um ungeſtörter ſeinem Glauben leben zu können. Alles dies unterſtützte er mit den nöthigen Documenten und entwickelte es ausführlich in einem Geſpräche mit dem Stadtſchreiber und einem der dortigen Prediger, auch erzählte er dieſen Herren, daß er in ſeiner Vaterſtadt Rheinberg einige Jahre als Arzt gelebt und in Gemeinſchaft mit einer Schweſter zu gleicher Zeit ein kaufmänniſches

Geſchäft getrieben, bei dem ſie viel Geld gewonnen hätten. Mit den hinlänglichen Mitteln verſehen, wolle er nun, wie er hinzufügte, für den Reſt ſeiner Tage an einem ſo ſtillen und frommen Orte ganz ſeinem Gotte leben, doch auch zu gleicher Zeit ſeine Wiſſenſchaft zum Beſten ſeiner Mitmenſchen ausüben. Er zeigte in dieſem Geſpräche ſo viele Kenntniſſe und zugleich ſo tiefe Frömmigkeit, daß die beiden Herren die größte Achtung für ihn faßten und ſein Lob überall ausbreiteten. Da er obendrein die nöthigen Papiere und Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens vorlegte, ſo nahm der Magiſtrat gar keinen Anſtand, ihm die Erlaubniß zu gewähren, ſich in Brouwershaven als Arzt niederzulaſſen. Er beſuchte nun verſchiedene Kranke und gab dieſen nicht allein die nöthigen Heilmittel, ſondern unterhielt ſich auch mit ihnen ernſtlich über ihren Gemüthszuſtand, mit denſelben und für ſie betend, ſo daß er Aller Herzen für ſich gewann, und bald wie der Schutzheilige des Ortes betrachtet und verehrt wurde.

Nachdem er ſo guten Grund gelegt hatte, reiſte er angeblich noch ein Mal nach Rheinberg, um noch mehr Zeugniſſe und Documente zu holen; er kehrte aber ſehr bald wieder zurück, ohne daß man weiß, wo er ſich in der Zwiſchenzeit aufgehalten, ſo daß Einige ſogar Verdacht daraus gegen ihn ſchöpfen wollten. Die Mehrzahl hatte indeſſen ſolches Vertrauen zu ihm gefaßt, daß ſie jeden Zweifel an ſeiner Redlichkeit als gottlos und ungerecht tadelte. Er legte nun die kirchlichen und akademiſchen Documente, welche er mitgebracht, von Neuem der Obrigkeit vor, und dieſe fand ſie bei der Prüfung vollkommen genügend, ſo daß er jetzt als Arzt und Mitglied der Gemeine anerkannt wurde.

Da er ſich auf ſolche Weiſe feſtgeſetzt, ging er nun daran, ſeine weiteren Pläne in Ausführung zu bringen, um ſein Anſehen bei der Menge zu befeſtigen. Er ſprach nämlich zu Zeiten von einem Vetter, einem Brudersſohn ſeiner Mutter, den er Johann Jacob Winkelmann nannte, und von welchem er erzählte, daß er Generaldirector des niederländiſchen Indiens und ein ſehr gottesfürchtiger und wohlhabender Mann ſei, ſeiner Angabe nach Beſitzer von $2^1/_2$ Millionen Gulden, den er, da er hoch bei Jahren, über kurz oder lang mit ſeiner Schweſter beerben würde. Von dieſer Schweſter, die er Antonia Cato Kamerling nannte, und von dem großen Vermögen, das ſie Beide beſaßen, ſowie von dem ſtarken Handelsgeſchäft, welches die Letztere in Deutſchland trieb, pflegte er auch mitunter ausführlich zu berichten, doch ſprach er ſtets von dieſem Vermögen auf eine

Weiſe, als ob er daſſelbe nur gering achte gegen die himmliſchen Schätze, die ihm weit mehr am Herzen lägen. Drückte man ihm ſeine Verwunderung darüber aus, daß er einen ſo abgelegenen Ort wie Brouwershaven ſeinem Geburtsorte vorgezogen, ſo antwortete er, er habe eines Abends in Cats Werken geleſen, was dieſer über ſeine Vaterſtadt Brouwershaven geſchrieben, und in der Nacht darauf eine Stimme vernommen, welche ihm geboten, ſeine Verwandten zu verlaſſen und ſich dorthin überzuſiedeln; auch ſetzte er hinzu, daß ihm der Vortrag des Rheinbergiſchen Predigers, Johann Luitjes, misfalle, und daß der Ruf von der Beredſamkeit der Prediger zu Brouwershaven ihn hergelockt habe. Mittlerweile ſorgte er dafür, daß wöchentlich Briefe von ſeiner vorgeblichen Schweſter, und mitunter auch von ſeinem indiſchen Vetter Winkelmann an ihn abgegeben wurden. Natürlich hatte er dieſe ſelbſt geſchrieben und verſiegelt, denn er beſaß meiſterhaft die Kunſt, ſeine Hand zu verſtellen, und wußte auch die Erfahrenſten dadurch hinter das Licht zu führen.

Während dieſer ganzen Zeit übte er die Arzneikunſt nicht ohne Glück aus. Es gelang ihm namentlich, einige Kranke, die er ſelbſt für ſehr gefährlich ausſchrie, gänzlich wieder herzuſtellen. Nun traf es ſich, daß die Tochter des Altbürgermeiſters der Stadt ſchon lange gekränkelt und die bedeutendſten Aerzte vergeblich um Rath gefragt hatte. Dieſe bat ihren Vater, doch ihretwegen mit Kamerling zu ſprechen, und es gelang dem Letzteren, dem ſie ſich in Folge deſſen anvertraute, ihr ſehr bald, wenn auch nicht völlige Geneſung, doch große Erleichterung zu verſchaffen. Dadurch bekam er freien Zutritt zu der Familie, und wußte ſich nun der jungen Dame ſo angenehm zu machen, daß ſie eine binnen Kurzem folgende Liebeserklärung nicht ungünſtig aufnahm; auch war der Vater ihm ebenfalls nicht abgeneigt. Obendrein wuchs die Zahl ſeiner Patienten ſowohl in der Stadt wie außerhalb derſelben außerordentlich. Um den Ruf ſeiner Frömmigkeit noch mehr auszubreiten, ſtiftete er zu derſelben Zeit eine Geſellſchaft, welche ſich mit den Wahrheiten des Chriſtenthums beſchäftigte, und ließ ſich zugleich als öffentlichen Katecheten anſtellen. Den Plan zu einer Heirath mit der Tochter des Bürgermeiſters verlor er dabei nicht aus den Augen, doch wollte der Vater nicht einwilligen, ehe er nicht ſichere Beweiſe über ſeine vorgegebenen Vermögensumſtände habe. Kamerling verbreitete nun die Nachricht, daß ſeine Schweſter ihn binnen Kurzem beſuchen würde und ſtellte ſich beleidigt durch das Mistrauen des alten Herrn. Um dieſes zu beſeitigen, veranlaßte er den Stadtſchreiber von Brouwershaven, offiziell nach Rheinberg zu ſchreiben, und beſorgte nun ſelbſt eine angeblich gleichfalls offizielle Antwort von dorther, in welcher nicht allein Alles, was er über ſich und ſeine Schweſter ausgeſagt, beſtätigt wurde, ſondern welche auch eine vom Magiſtrat zu Rheinberg beglaubigte Liſte der einzelnen Theile ſeines Vermögens begleitete. Der Stadtſchreiber ermangelte nicht, dies ſogleich dem Altbürgermeiſter mitzutheilen, welcher ſich überaus erfreut zeigte und erklärte, dem Glücke der Liebenden nun kein Hinderniß mehr entgegenſtellen zu wollen. Jetzt hatte Kamerling aber ſelbſt die Nachricht ausgebreitet, daß ſeine Schweſter ihn beſuchen würde, und die Hochzeit wurde daher bis zu deren Ankunft verſchoben. Er ſchmiedete nun einen Brief, in welchem ſie ihm meldete, daß eine ſehr gefährliche und anſteckende Krankheit in Rheinberg ausgebrochen ſei, welche viele Menſchen hinraffe und ſie ſelbſt auch ergriffen habe. Da nun mehrere Leute an der Wahrheit zweifelten, ſo ließ er dieſem Schreiben noch ein zweites nachfolgen, welches angeblich von dem Stadtſchreiber zu Rheinberg verfaßt war und dieſe Nachricht nicht allein beſtätigte, ſondern auch ein gerichtliches Certificat, des Inhaltes, daß es allen Bewohnern von Rheinberg ſtreng verboten ſei, unter ſo bedenklichen Verhältniſſen gegenwärtig die Stadt zu verlaſſen, enthielt. Dadurch wurden nun alle Zweifel gehoben, und die Hochzeit fand gleich nachher im Juli 1764 mit großer Feierlichkeit ſtatt. Der freche Betrüger, der jetzt das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hatte, wurde dadurch ſo keck, daß er mehrere ſeiner Bekannten zu einer Luſtreiſe nach Rheinberg einlud, zu der auch wirklich alle Anſtalten getroffen wurden. An dem Tage jedoch, an welchem dieſelbe vor ſich gehen ſollte, hielt er ſich verſteckt und erklärte endlich, als er wieder zum Vorſchein kam, ſein Schwiegervater wolle es nicht erlauben, was dieſer auch als vollkommen wahr beſtätigte. Um dieſelbe Zeit erhielt Kamerling wieder einen Brief von ſeiner Schweſter, in welchem ſie ihm Glück wünſchte und einen Wechſel von 400 Pfund Vlämiſch ſandte, den ſein Vetter Winkelmann auf den Generaleinnehmer von Zeeland ausgeſtellt hatte, und ihm zum Geſchenk machte.

Gleich darauf mußte er jedoch ſeinen erfindungsreichen Geiſt von Neuem anſtrengen. Er hatte nämlich einem jungen Manne in Brouwershaven den Rath gegeben, ſein Glück in Rheinberg zu verſuchen und ihm verſprochen, ihn ſelbſt auf jener Vergnügungsreiſe dahin zu begleiten und ihm perſönlich behülflich zu ſein. Als nun aus eben dieſer Reiſe nichts wurde, erſuchte ihn Jener um Empfehlungsbriefe an ſeine Schweſter, die er ihm auch verſprach, wobei er ſich aber vorbehielt, dieſe erſt davon in Kenntniß zu ſetzen. Sehr bald erſchien nun eine Antwort, in welcher die Jungfrau Kamerling meldete, daß ſie mit Vergnügen Alles für den Günſtling ihres Bruders thun würde, daß aber die Reiſe gegenwärtig nicht rathſam ſei wegen der preußiſchen Werber, welche alle jungen Männer aufgriffen. Dieſer Brief hatte indeſſen die gewünſchte Wirkung nicht; der junge Mann machte ſich nichts daraus, und da nun Kamerling allerlei Ausflüchte ſuchte, um ihn von der Reiſe abzuhalten, ſo begann Jener das Schlimmſte zu vermuthen, und nahm keinen Anſtand es öffentlich auszuſprechen. Ueberhaupt fingen jetzt viele Leute an mistrauiſch gegen Kamerling zu werden, um ſo mehr, als er ſein Benehmen ſehr geändert und vorzüglich in ſeiner Frömmigkeit bedeutend nachgelaſſen hatte.

Der ſchlaue Betrüger wußte indeſſen ſeine Gemahlin und deren Vater fortwährend zu täuſchen, und zwar in ſolchem Grade, daß der Letztere ihn zu ſeinem Genoſſen bei ſeinem Krapphandel machte und ihm eine bedeutende Anzahl von Fäſſern übergab, welche Kamerling dem Vorgeben nach an einen General-Commis in Amſterdam, ſeinen intimen Freund, ſchickte, die aber wirklich an einen Apotheker gingen, dem er heimlich Befehl gegeben hatte, keine Wechſel zu bezahlen, die nicht von ihm ſelber unterzeichnet wären. Dies that er in der Abſicht, daß, wenn ſein Betrug früher herauskäme, er ſich doch eine Summe Geldes gerettet hätte. Da nun die Bezahlung über die beſtimmte Zeit ausblieb, ſo wurde der Bürgermeiſter ungehalten und beſchloß, ſelbſt nach Amſterdam zu reiſen, um mit dem Commis zu ſprechen. Da kam plötzlich ein Brief des Commis, in welchem dieſer meldete, daß er, da er doch nach Middelburg müſſe, ſelber nach Brouwershaven kommen wolle, um das junge Ehepaar zu beſuchen; bald darauf folgte jedoch ein zweiter Brief und noch ein dritter, in welchen jener Commis unter allerlei Ausflüchten die Reiſe verſchob, zuletzt jedoch eine anſehnliche Summe Geldes ſchickte.

Dieſer Umſtand, und noch mehr die glückliche Entbindung ſeiner Tochter von einem Knaben, welcher in der Taufe den Namen Abraham nach ſeinem angeblichen Großvater väterlicher Seite bekam, machte den Altbürgermeiſter vollkommen taub gegen die nachtheiligen Gerüchte, die ſich über ſeinen Schwiegerſohn verbreiteten, und er ſchenkte demſelben wieder völliges Vertrauen. Dies war ſo groß, daß er ihm eine ganze Ladung Korn übergab, um damit nach

Amſterdam zu fahren und ſie daſelbſt zu verkaufen. Wäre es ihm gelungen das Geld dafür einzuſtreichen, ſo würde er wohl ſchwerlich zurückgekehrt ſein. Aber aus der Reiſe wurde nichts. Der Verdacht gegen ihn hatte ſich nämlich ſo vergrößert, daß die Obrigkeit von Brouwershaven es für nöthig hielt, nähere Erkundigungen über ihn in Rheinberg und Duisburg einzuziehen. An beiden Orten wußte man jedoch nichts, weder von einem Johannes Cato Kamerling, noch von einer Jungfrau Antonia Kamerling, weshalb der Haupt-Schout den Herrn Doctor zwei Tage vor ſeiner Abreiſe nach Amſterdam vor das Criminalgericht laden ließ. Er erſchien ganz unbeſorgt und antwortete mit der größten Ruhe und Klugheit auf die ihm vorgelegten Fragen hinſichtlich ſeiner früheren Angaben. Mittlerweile wurden indeſſen, zu größerer Sicherheit, zwei Beauftragte der Regierung nach Rheinberg abgeſandt, um ſich über Alles genau zu unterrichten. Dieſe kehrten binnen Kurzem zurück mit dem Nachweiſe, daß Alles erlogen und unwahr ſei. Kamerling wurde jetzt wieder vorgefordert und geſtand nun unumwunden ſeine ſämmtlichen Betrügereien und Fälſchungen. Demzufolge ward er geſtäupt, gebrandmarkt und lebenslänglich zum Zuchthauſe auf ſeine eigenen Koſten verurtheilt. Dies Letztere bezeichnete nämlich, daß er ſich ſeinen Unterhalt durch ſeiner Hände Arbeit erwerben mußte. Er verſuchte zwar bald darauf zu entfliehen, wurde aber wieder eingeholt und endete ſeine Tage im Kerker.

Jean Labadie.

Dieſer eigenthümliche, aber keineswegs unbedeutende und auf viele ſeiner Zeitgenoſſen einen großen Einfluß ausübende Schwärmer ward am 13. Febr. 1640 zu Bourg in Guyenne geboren, wo ſein Vater, Jean Charles de Labadie, als königl. Kammerherr und Gouverneur der Stadt lebte. Im ſechſten oder ſiebenten Jahre ſeines Alters ward der Obengenannte zu den Jeſuiten nach Bordeaux geſandt, um eine wiſſenſchaftliche Bildung zu erhalten und zeichnete ſich hier durch ſeine Fähigkeiten und Fortſchritte ſo vortheilhaft aus, daß ſie ihn als Mitglied ihres Ordens aufzunehmen wünſchten. Er ſelbſt war es auch, bei der religiöſen Richtung, der er ſich ſchon früh zugewandt hatte, wohl zufrieden, aber ſein Vater widerſetzte ſich dieſem Beginnen und erſt nach deſſen früh erfolgtem Tode wurde es ihm vergönnt in den Orden zu treten. Er ſtudirte nun mit großem Eifer Philoſophie und Rhetorik, und übte ſich dann ebenfalls nicht ohne Erfolg im Predigen, obwohl er die Prieſterweihe noch nicht empfangen hatte. Dieſe erhielt er erſt, nachdem er ſchon einige Jahre Mitglied der Geſellſchaft geweſen war. Er blieb jedoch nur kurze Zeit in dem Orden; ſeine Kränklichkeit und, wie er ſelbſt vorgab, der Wunſch nach höherer Ausbildung veranlaßten ihn im Jahre 1639 wieder auszutreten; Andere behaupten dagegen, daß die Jeſuiten ihn ſelbſt ausgeſtoßen, nachdem ſie ſich von ſeinen ſeltſamen Anſichten über Frömmigkeit und von ſeiner Heuchelei überzeugt hätten.

Labadie begab ſich nun von hier nach Paris, wo er mit großem Erfolg als Prediger auftrat und durch ſeine Rednergabe Aufſehen machte. François de Caumartin, Biſchof von Amiens, wohnte einer ſeiner Predigten bei und war ſo davon entzückt, daß er auf das Lebhafteſte wünſchte, ihn an ſich zu feſſeln und ihm ein Canonikat bei ſeiner Hauptkirche anbot. Labadie ergriff dieſe Gelegenheit, Paris zu verlaſſen, um ſo lieber, als er befürchtete, wegen ſeiner Lehren über die Gnade, die Prädeſtination, die Buße u. ſ. w., welche mit denen übereinſtimmten, um derenwillen der Abt de St. Cyran in Vincennes eingekerkert worden war, Verfolgung erleiden zu müſſen. In Amiens trat er nun ganz als Seelſorger (Directeur de Conscience) auf und ſah ſich bald an der Spitze einer zahlreichen Schaar frommer Damen. Man behauptet jedoch, daß er hier zwar mit der göttlichen Liebe begonnen, aber mit der ſinnlichen geendet habe, und in einen Liebeshandel mit einer Nonne verwickelt worden ſei, der ſolches Aufſehen gemacht, daß er es für rathſam gehalten, ſich anderswo ein Unterkommen zu ſuchen. Er begab ſich nun nach Port-Royal, blieb hier jedoch nicht lange, da man ihn bald durchſchaute, ſondern zog nach Bazas und von da nach Toulouſe, wo ihm der berühmte de Montchal, welcher damals den erzbiſchöflichen Stuhl daſelbſt bekleidete, die Gewiſſensleitung eines Nonnenkloſters vom dritten Orden des heiligen Franziskus übergab. Hier lehrte er, daß man ſich zwei bis drei Mal wöchentlich an den Stand der Unſchuld erinnern müſſe, ließ ſeine Zuhörerinnen alle Kleider ablegen und predigte ſelbſt in gleichem Zuſtande bei geſchloſſenen Thüren, um, wie er ſagte, Adam und Eva nachzufolgen. Eine ſeiner Hauptlehren, und zu Folge derſelben der Grundbeginn aller Frömmigkeit, war: Man dürfe ſich nicht beunruhigen laſſen durch fleiſchliche Triebe, wenn man nur zuerſt und vor Allem ſeine Gedanken des Morgens zu Gott wende, denn wo Gottes Geiſt ſei, da ſei auch ſtets und überall Freiheit. Dieſe Grundregel, welche er den geiſtlichen Töchtern, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden, fortwährend ſorgfältig einprägte, gab ihm Gelegenheit, ſeine niedrigen Abſichten auszuführen und diejenigen ſtrenge zu tadeln, welche ihm Widerſtand leiſteten, indem er ihnen vorwarf, ihr Herz ſei noch nicht geiſtlich genug und nicht eng mit Gott verbunden. Viele Nonnen gehorchten ihm auch willig, aber der Erzbiſchof, der davon unterrichtet wurde und die Folgen fürchtete, ſandte Alle, die ſich hatten verleiten laſſen, in der Stille nach anderen Klöſtern, damit ſie dort wieder auf den rechten Weg gebracht würden.

Labadie, der es ſchon gewohnt war, die Orte meiden zu müſſen, wo ſeine Seelſorge Misfallen erregte, flüchtete nun zu den Karmelitern nach Graville und ſpielte hier ebenfalls den Entzückten. Er gab nämlich vor, eine Viſion habe ihm befohlen, das Kleid dieſes Ordens anzulegen, und zog es ſelbſt an, anſtatt es aus den Händen des Superiors zu empfangen. Da der Biſchof von Bazas ihn verfolgen ließ, ſo verbarg er ſich unter dem Namen St. Jean de Chriſt und predigte, daß das Gewand der Karmeliter das des Elias ſei, daß er es angenommen, weil er den Geiſt des Propheten habe und ſeinen Dienſt verwalte, und daß ihn Gott geſandt habe zur Wiederherſtellung des Reiches der Gnade, welche vor dem Jahre 1666 geſchehen müſſe, wo die Welt ein Ende nehmen würde. Viele ſehr von der Heiligkeit und dem Alter ihres Ordens eingenommene Karmeliter betrachteten Labadie, der ſo begeiſtert davon ſprach, als einen himmliſchen Abgeſandten; Einige unter ihnen waren ſogar einfältig genug zu glauben, daß ſie nicht allein den heiligen Geiſt, ſondern auch das Vermögen, ihn Andern mitzutheilen, erhielten, wenn er ſie anhauche. Ihre Befangenheit ging ſo weit, daß der Superior und die Mönche, als der Biſchof mit einer Schaar Gewaffneter zu Graville anlangte, um Labadie gefangen zu nehmen, ſich weigerten, ihn einzulaſſen und dem verfolgten Schwärmer Zeit und Mittel verſchafften, zu entkommen. Der Biſchof ſah ſich nun genöthigt, die Karmeliter ſämmtlich mit ſich zu nehmen und ſie erſt wieder zu entlaſſen, als ſie von den Irrthümern zurückgekommen waren, die der angebliche Abgeſandte Gottes ihnen beigebracht hatte.

Labadie, welcher einſah, daß er bei den Katholiken ſchwerlich noch einen Anhang finden würde, da er ſich zu anrüchig gemacht hatte, floh nun nach Kaſtell, in das Schloß des Grafen von Tavas, der zu den Reformirten gehörte. Dieſer Edelmann, der ihn als einen großen Gewinnſt für ſeine Religionspartei betrachtete, begleitete ihn nach Montauban, wo man ihn mit offenen Armen empfing und ſogleich als Prediger anſtellte. Acht Jahre lang verwaltete er dieſes Amt und obwohl er auch hier den Verſtändigen durch ſeine Lehren manches Aergerniß gab, ſo wußte er ſich doch die Gunſt der Frauen durch erlaubte wie durch unerlaubte Mittel in hohem Grade zu gewinnen. Auch ſuchte er mehrere neue Gebräuche bei den Reformirten einzuführen, und ſchrieb zu dieſem Zwecke einige Abhandlungen. Eine Unanſtändigkeit, welche er ſich gegen ein Fräulein von Calonges erlaubte, der er empfohlen hatte, ſich ganz in Beſchauung zu verſenken, raubte ihm indeſſen vollends die Achtung und den Schutz der meiſten ſeiner Anhänger. Die junge Dame ſtieß ihn heftig zurück und war im Begriff, ihm lebhafte Vorwürfe über ſeine Unverſchämtheit zu machen, er aber kam ihr, ohne die Faſſung zu verlieren und den Schein tiefſter Frömmigkeit annehmend, mit folgenden Worten zuvor: „Ich ſehe wohl, meine Tochter, daß Ihr noch ſehr weit von der Vollkommenheit entfernt ſeid; erkennet demüthig Eure Schwäche und bittet Gott um Verzeihung, daß Ihr den Myſterien, über die Ihr nachdenken ſolltet, ſo wenig Aufmerkſamkeit gewidmet habt. Hättet Ihr alle dazu nothwendige Aufmerkſamkeit mitgebracht, ſo würdet Ihr nicht bemerkt haben, was mit Eurer Bruſt vorging. Aber Ihr waret ſo wenig von Euren Sinnen abgelöſt, ſo wenig in die Gottheit verſenkt, daß Ihr es augenblicklich bemerktet, als ich Euch berührte. Ich wollte erproben, ob die Gluth Eurer Andacht Euch über die Materie erhebe und Euch mit dem höchſten Weſen, der lebendigen Quelle der Unſterblichkeit und der Spiritualität vereinige. Ich ſehe aber mit großem Schmerze, daß Eure Fortſchritte ſehr gering ſind und daß Ihr noch auf der Erde kriecht. Laßt Euch dies beſchämen, meine Tochter, und Euch anſpornen, die heiligen Pflichten des beſchaulichen Gebetes beſſer zu betrachten.“ Fräulein von Calonges ließ ſich aber nicht irre machen und brach ſogleich allen ferneren Umgang mit ihm ab.

Bald nach dieſem Vorfalle wurde Labadie in einen Proceß wegen einer Leiche verwickelt, deren Beerdigung er der katholiſchen Geiſtlichkeit in Montauban hatte abſpenſtig machen wollen. Er verlor denſelben und wurde, als der Anſtiftung eines Aufruhrs ſchuldig, außerdem noch verurtheilt, ſein Amt in Montauban aufzugeben und die Stadt zu verlaſſen. Dieſe Verbannung brachte große Unruhe hervor, und da Einige ſeinen Amtsgenoſſen d'Arbuſſy beſchuldigten, aus Eiferſucht bei der Verurtheilung die Hand im Spiele gehabt zu haben, ſo zerfiel die ganze Gemeinde in zwei Parteien, die einander heftig befehdeten. Labadie ſuchte einen Zufluchtsort zu Orange und ging von dort heimlich im Juni des Jahres 1659 nach Genf. Hier bildeten ſich auch zwei Parteien, von denen die eine ſich ganz für ihn erklärte und ihm ein Haus bauete mit vielen Zellen, damit ſeine Schüler unter einem Dache mit ihm leben könnten, die Andern es dagegen dahin zu bringen wußten, daß er im Jahre 1666 nach Middelburg in Zeeland berufen wurde, wohin er ſich auch ſogleich begab. In Middelburg begann er ſeine Lehren öffentlicher zu verkündigen, als er es bisher gethan. Dieſe waren vorzüglich folgende: 1) er glaube, daß Gott die Menſchen betrügen könne und wolle und es auch wirklich mitunter thue. Dies ſuchte er aus der heiligen Schrift zu beweiſen, namentlich aus der Geſchichte Achabs, dem Gott einen Geiſt der Lügen geſendet, um ihn irre zu führen. 2) Er betrachtete die heilige Schrift nicht als unumgänglich nothwendig, die Seelen zur Seligkeit zu leiten, weil ihm zu Folge der heilige Geiſt unmittelbar auf ſie wirke und ihnen neue Stufen der Offenbarung ſchenke. Sei man nur einmal vom göttlichen Lichte getroffen, ſo könnte man daraus Folgerungen ableiten, welche zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit führten. Auch glaubte er, daß man bei dem Leſen der heiligen Schrift nicht ſo ſehr auf die Erklärung des Textes, als auf die Eingebung des Geiſtes achten müßte. 3) Obwohl er anerkannte, daß die Taufe ein Siegel des Bundes ſei und an Kindern, die innerhalb der Kirche geboren, vollzogen werden könne, ſo verlangte er doch, man ſolle ſie bis zu einem reiferen Alter aufſchieben, als Zeichen, daß man der Welt geſtorben und Gott auferweckt wäre. 4) Er machte folgenden Unterſchied zwiſchen dem alten und neuen Teſtamente: das erſte ſei fleiſchlich, mit Ceremonien überladen, von zeitlichen Segnungen begleitet, und die Böſen würden darin ſo gut wie die Guten zugelaſſen, wenn ſie nur von Abraham abſtammten; das neue Teſtament, behauptete er dagegen, ließe keine andern als geiſtliche Menſchen zu, es erlöſe den Menſchen vom Geſetz und von deſſen Fluch und deſſen Ceremonien und mache ihn vollkommen frei. 5) Die Beobachtung des Ruhetages betrachtete er als etwas Gleichgültiges und behauptete, Gott ſchätze den einen Tag nicht höher als den andern; dies gründete er auf eine Stelle in dem Evangelium des Lucas, welche Beza in einer Handſchrift gefunden und ſeinen Anmerkungen zum neuen Teſtamente hinzugefügt hatte. Es ſtand nämlich darin, daß Chriſtus, als er einen Mann am Sabbat hatte arbeiten ſehen, zu dieſem geſagt habe: „Selig ſeid Ihr, ſo Ihr wißt was Ihr thut, ſo Ihr aber nicht wißt was Ihr thut, ſo ſeid Ihr ſchlecht und ein Uebertreter des Geſetzes.“ Labadie ſchloß hieraus, daß Chriſtus vollkommene Freiheit gegeben habe zu arbeiten, ſobald es gottesfürchtig und mit Wiſſen geſchehe, und tadelte Baza, daß er dieſe Stelle nicht im Texte aufgenommen, woraus ſie in alle Ueberſetzungen übergegangen ſein würde. 6) Er unterſchied zwei Kirchen: in der einen ſei das Chriſtenthum entartet, die andere dagegen beſtehe aus Wiedergeborenen, die die Welt erleuchtet hätten. Auch glaubte er, Chriſtus würde kommen und tauſend Jahre auf Erden herrſchen und die Juden, Heiden und ſchlechten Chriſten zu ſich bekehren. 7) Er behauptete, das Abendmahl ſei nichts Anderes als eine Erinnerung an Chriſti Tod, und man würde ſeiner nicht theilhaftig, wenn man auch auf die vorgeſchriebene Weiſe daran Theil nähme. 8) Er lehrte, daß das beſchauliche Leben ein Stand der Gnade und der Vereinigung mit Gott in dieſem Leben und der Höhepunkt aller Vollkommenheit ſei. 9) Endlich lehrte er auch, daß der Menſch, deſſen Herz vollkommen vergnügt und zufrieden ſei, halb Gott genieße, mit ihm verkehre und mit ihm alle Dinge ſehe, daß ihm alles Irdiſche gleichgültig ſei, weil er die Welt und was dazu gehöre unter ſich erblicke und ihre Veränderlichkeit ihn nicht berühre. Alles Schlimme, dem ſie unterworfen ſei, ziehe ſich unter ſeinen Füßen zuſammen, ſo wie ſich Regen- und Hagelwolken bildeten unterhalb der Gipfel der Berge, auf denſelben aber ſtete Ruhe und vollkommener Friede herrſche. Dieſer Zuſtand werde erreicht durch eine vollkommene Verleugnung des eigenen Selbſt, durch die Tödtung der Sinne und durch die Uebung des beſchaulichen Gebetes.

Vermittelſt dieſer Lehren und einer ſcheinbaren Strenge der Sitten erwarb ſich Labadie binnen kurzer Zeit viel Anſehen und Einfluß. Diejenigen, die ihn der Heuchelei beſchuldigten, wurden als Weltkinder ausgeſchrien, welche ſich an das Jahrhundert verkauft hatten, ſeine Anhänger dagegen als Heilige geprieſen. Die bekannte Anna Maria Schuurmans wurde eine ſeiner eifrigſten Anhängerinnen, und überredete die Prinzeſſin Eliſabeth, ihnen einen ſicheren Zufluchtsort zu gewähren. Dieſe Fürſtin betrachtete es als einen großen Segen, die wahre Kirche, wie ſie ſie nannte, zu verſammeln, und pries ſich glücklich, das vermummte Chriſtenthum, dem ſie ſo lange angehangen, endlich erkannt zu haben. Sie erhob Labadie in den Himmel, denn er war nach ihrer Behauptung der einzige

Mann, der zu ihrem Herzen geſprochen und ihr den rechten Weg, auf dem ſie wandeln müſſe, während ihrer Krankheit gezeigt hätte.

Labadie verſuchte mehrere Male, ein Bündniß mit der bekannten Schwärmerin Anna Bourignon zu ſchließen. Ein Herr von Kort, einer der Anhänger der Letzteren, hatte den Plan entworfen, die Hallige Nordſtrand an der weſtlichen Küſte von Schleswig bewohnbar zu machen und Janſeniſten und Bourignoniſten dorthin zu ziehen. Labadie verband ſich mit demſelben, um im Fall der Noth auf jener Inſel einen ſicheren Zufluchtsort zu finden. Die Bourignon willigte aber nicht in dieſen Plan und ſchrieb deswegen an Kort: „Ihr könnt ohne mich dorthin gehen, denn ich fühle und weiß, daß wir zuſammen nie werden einig werden. Seine Gefühle und der Geiſt, welcher ihn beherrſcht, ſind den Empfindungen und dem Geiſte, der mich regiert, geradezu entgegen geſetzt."

Die Anhänger Labadies, welche man nach ihm Labadiſten nannte, wurden mittlerweile ſo zahlreich und es verließen ſo viele Perſonen beider Geſchlechter die reformirte Kirche, daß die Vorſteher derſelben in den Niederlanden auf Mittel bedacht wurden, dieſem Treiben, welches täglich zunahm, einen Damm entgegen zu ſetzen. Während ſie ſich jedoch bereiteten Labadie anzugreifen, hatte dieſer ſchon den Entſchluß gefaßt, den Profeſſor und Prediger der reformirten Gemeine zu Utrecht, Namens Wolzogen, zu bekämpfen. Derſelbe hatte nämlich ein Buch geſchrieben: Philosophia Sacrae Scripturae Interpres (die Philoſophie die Auslegerin der heiligen Schrift); mehrere Theologen hatten ſich bereits gegen dieſes Werk erklärt und Labadie verlangte nun mit großem Eifer im Namen der Middelburgſchen Kirche die Verurtheilung des Verfaſſers. Die Angelegenheit wurde auf der Synode zu Naarden verhandelt und Wolzogen einſtimmig freigeſprochen, die Middelburgſche Kirche getadelt und Labadie verdammt, vor der verſammelten Synode Wolzogen zu erklären, daß er ihn unrechtmäßig beſchuldigt habe und daß es ihm leid thue. Labadie, dem der Inhalt des Urtheils vorher bekannt wurde, entwich heimlich aus Naarden, damit man es ihm dort nicht publiciren könne. Nach Middelburg zurückgekehrt, hetzte er ſeine Gemeinde dermaßen gegen die Synode auf, daß eine öffentliche Trennung ſtattzufinden drohete. Mehrere Synoden verſuchten nun zwar durch ihre Ausſprüche die Wurzel des Uebels auszurotten, aber Labadie weigerte ſich in einigen zu erſcheinen, widerſprach den Ausſprüchen der andern und appellirte gegen die über ihn gefällten Urtheile. Er behauptete, daß die Geſetze kirchlicher Genoſſenſchaften das Gewiſſen nicht binden könnten und daß ein allgemein gültiges Geſetz aufzuſtellen eben ſo ſchlimm ſei, als das Papſtthum wieder in die Reformation einzuführen. Solche Verſammlungen mäßen nach ſeinem Urtheil die Dinge allein nach menſchlichem Maaße und gäben, indem ſie ihre Beſchlüſſe als Glaubensregeln aufſtellten, der heiligen Schrift eine Gefährtin, welche unmöglich Geltung haben könne. Die Synode ernannte nun einige Bevollmächtigte, die ſie nach Middelburg ſandte, der Sache ein Ende zu machen; das Volk erhob ſich aber gegen dieſe, beſetzte die Verſammlungsörter und verſchloß die Thüren der Kirche, um den Zugang zu verwehren. Der Magiſtrat war auf Seiten Labadie's und die Regierung der Provinz begnügte ſich damit, einen Vergleich vorzuſchlagen, den aber Labadie entſchieden von der Hand wies. Unzufrieden mit dieſer Weigerung bekräftigte nun die Regierung das Urtheil der Bevollmächtigten und verbot ihm und ſeinem Schüler Yvon zu predigen, ſowie den Druckern, irgend eine Schrift, welche einer von den beiden Parteien zum Nachtheil gereichen könne, durch den Druck zu vervielfältigen. Da nun Labadie ſehr über das ihm zugefügte Unrecht klagte, ſo wurde er vor die Synode zu Dortrecht geladen und von dieſer abgeſetzt. Er kehrte jedoch, wie im Triumphzuge von einem Haufen ſeiner Anhänger begleitet, nach Middelburg zurück, öffnete die Thüren der Kirche daſelbſt gewaltſam, predigte und theilte das Abendmahl aus. Der Magiſtrat, der die Folgen fürchtete, ließ ihm nun ſogleich befehlen, die Stadt und deren Gebiet zu verlaſſen. Labadie gehorchte und begab ſich nach Ter-Veer, wo er eifrige Anhänger fand; reiche Kaufleute, die dorthin geflüchtet waren und einen bedeutenden Handelsverkehr nach ſich gezogen hatten. Sie empfingen ihn mit Freude und verſchafften ihm den Schutz des Magiſtrates. Die Regierung von Zeeland gab nun Befehl, ihn aus der Provinz zu verbannen, aber der Magiſtrat von Ter=Veer widerſetzte ſich und brachte drei Beweiſe zu Gunſten ſeines Schützlings vor: einmal daß dieſer Mann ein ſtilles und friedliches Leben führe und nichts gethan habe, das eine Verbannung verdiene; zweitens, daß es hinreiche, ihm das öffentliche Predigen zu verbieten und endlich, daß man ſich vor dem Pöbel fürchte, der es gewiß nicht ohne Aufruhr dulden würde, wenn man ihm einen ſo frommen Mann entführe. Die Provinz ſah ſich nun genöthigt, ſich an den Prinzen von Oranien als Marquis von Ter=Veer zu wenden, und dieſer zwang Labadie fortzugehen und verbot den Einwohnern, ihm ferneren Aufenthalt zu gewähren.

Labadie wollte zuerſt ſich wieder mit der Bourignon verbinden, dieſe wies ihn jedoch von Neuem zurück, und er nahm nun ſeinen Aufenthalt in einem Dorfe zwiſchen Utrecht und Amſterdam, wo er eine Druckerei hatte, aus welcher viele von ſeinen Schriften hervorgingen. Die Zahl ſeiner Anhänger wuchs jetzt ſehr und würde noch mehr zugenommen haben, wenn nicht einige ſeiner Schüler wieder von ihm abgefallen wären und die Geſchichte ſeiner Lebens- und Unterrichtsweiſe herausgegeben hätten, durch welche allgemein bekannt wurde, wie er ſeine geiſtlichen Schweſtern zu Gott führe. Von hier ſandte er auch viele Apoſtel in die holländiſchen Städte, um Proſelyten zu machen, aber dies reichte auf die Länge nicht hin, ihn vor Hunger zu ſchützen. Er zog nun nach Erfurt, wo ihn jedoch der Krieg forttrieb, und von da nach Altona. Hier hatte er indeſſen noch nicht lange gewohnt, als er von einer heftigen Kolik ergriffen wurde, welche 1674 im 64ſten Jahre ſeines Alters ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſtarb in den Armen von Anna Maria Schuurmann, die ihm bis zum Schluß ſeiner Tage treu geblieben war. Andere behaupten, er ſei zu Wievert in der frieſiſchen Grietenei Baarderadeel, welche vier Fräuleins von Sommelsdyk zugehört habe, geſtorben, und hätte hier vor ſeinem Ende eine Kirche geſtiftet, die von der Welt abgeſchiedene Kirche Jeſu Chriſti genannt. Für die erſtere Angabe ſprechen jedoch die meiſten und ſicherſten Zeugniſſe. —

Ade von Holland.

Unter den ausgezeichneten niederländiſchen Frauen erweckt die begabte Fürſtin, deren Leben wir hier in der Kürze zu ſchildern gedenken, vor Allen wegen ihres Unglücks das tiefſte Mitleid. Sie war die einzige Erbin Dirks (Dietrichs) VII., welcher im Jahre 1203 ſtarb, nachdem er vorher ein ſehr nachtheiliges Bündniß hatte ſchließen müſſen mit Heinrich I. Herzog von Lothringen, der ihn beſiegt und gefangen genommen und erſt nach Bezahlung von 2000 Mark Silber wieder freigegeben hatte. Seine letzte Krankheit dauerte indeſſen ziemlich lange und veranlaßte ihn, die Angelegenheiten ſeines Landes für den Fall ſeines Ablebens einigermaßen zu ordnen. Vorzüglich wünſchte er bei Annäherung ſeines Todes ſeinen

Bruder Wilhelm, Grafen von Friesland, zu ſprechen, um ſich mit ihm zu verſöhnen und ihm die Vormundſchaft über ſeine Tochter Ada anzuvertrauen, damit nach ſeinem Ableben die Grafſchaft durch ihren Oheim und die Edlen des Landes für ſie verwaltet würde, denn ſeine Gattin Adelheid war zu herrſchſüchtig, als daß er von ihr Gutes für ſeine Tochter erwarten durfte. Adelheid hatte ſich jedoch mit ihrem Schwager erzürnt und wußte daher jede Sendung an ihn zu verhindern. Um noch ſicherer zu gehen bei ihrem Vorhaben, verlobte ſie mit der Genehmigung vieler Edlen des Landes ſowie des Grafen Otto von Bentheim, Oheims des Grafen Dietrich, ihre Tochter mit Ludwig, Grafen von Loon, einem Sohne Gerhards, Grafen von Loon und Maria's, Tochter Heinrichs III. Grafen von Geldern. Loon, das auch wohl Los und Loos genannt wird, war eine alte Grafſchaft in Lothringen und ein Lehen des Bisthums von Lüttich, an welches es 1345, als das gräfliche Geſchlecht ausſtarb, auch wieder zurück fiel.

Frau Adelheid, die den obengenannten Grafen Ludwig für ſehr geeignet hielt, ihre herrſchſüchtigen Pläne zu befördern, weil er, obwohl von vornehmer Geburt, doch nur unbedeutendes Vermögen beſaß und daher ſchwerlich ihr die Zügel der Regierung entreißen würde, ſah daher kaum den Tod ihres Gatten als unausbleiblich voraus, als ſie auch ſchon ihren künftigen Schwiegerſohn in der Stille nach Holland kommen ließ, um ſogleich die Hochzeit mit Ada zu vollziehen, ſobald deren Vater geſtorben wäre. Dieſer verweilte eine Zeitlang auf dem Schloſſe zu Altena in der Herrſchaft gleichen Namens, die zwiſchen der Maaß, der ſogenannten langen Straße und dem Biesboſch liegt, weil er ſich hier ſicher aufhalten konnte, da Dirk von Altena, ſowie Roger van Meerhem, Hugo van Voorne, Simon, Jan und Isbrand van Harlem und mehrere andere Edle des Landes auf ſeiner Seite waren und die Ehe billigten. Sowie er nun die Nachricht von des Grafen Tode bekam, eilte er nach Dortrecht, wo gegen alle Sitte und allen Anſtand die Hochzeit alsbald in demſelben Hauſe gefeiert wurde, in welchem die noch unbeerdigte Leiche des Grafen ſich befand, die man erſt nach vollendetem Feſte zu Schiffe nach Egmond brachte und dort beſtattete. Frau Adelheid hatte ſo geeilt, um durch dieſen Schritt ihrem Schwager jedenfalls die Vormundſchaft zu entreißen und die kaum ſiebenzehnjährige Ada ihrer Mutter in Allem gehorchen müſſen.

Schon während des Hochzeitsfeſtes äußerten jedoch bereits viele Edle des Landes ihre Unzufriedenheit über das ganze Unternehmen, und einer von ihnen, Philipp van Waſſenaar, erklärte unter Anderem, man ſolle keinen Anſtand nehmen, dem Grafen Wilhelm von Friesland gewaltſam die Vormundſchaft zu übergeben, die ihm von Rechtswegen zukäme. Dieſes Misvergnügen wuchs immer mehr, jemehr ſich die Nachricht verbreitete, wie das Ganze betrieben worden ſei und was die Meiſten von dem gräflichen Hofe würden zu erwarten haben. Graf Wilhelm befand ſich zu jener Zeit in Friesland und war zu weit entfernt, um bei der Nachricht von dem Tode ſeines Bruders noch zu rechter Zeit in Holland eintreffen zu können und die Heirath zu hindern. Er begab ſich zwar eilends auf die Reiſe, ehe er indeſſen in Holland anlangte, war Ada bereits ſeit einigen Tagen mit dem Grafen von Loon vermählt. An der Grenze des Kennemerlandes Halt machend, erſuchte er Frau Adelheid und Graf Ludwig um freies Geleit, unter dem Vorwande, das Grab ſeines Bruders in Egmond beſuchen zu wollen. Dies ward ihm aber geradezu abgeſchlagen, ſo daß er es für gerathen hielt, ſich ſo raſch wie möglich zurück und an einen ſichern Ort zu begeben. Seine Freunde, die misvergnügten Edlen, ruhten indeſſen nicht, ſondern ſchloſſen ein Bündniß zu ſeinem Vortheil, an deſſen Spitze ſich Philipp van Waſſenaar und Jan van Ryswyk ſtellten. Zu dieſen geſellten ſich noch viele Andere, namentlich Simon van Haarlem, Willem van Teilingen, Wouter van Egmond, Albert Banjaard und Jacob, Caſtellan oder Burggraf von Leiden, welche ſämmtlich unzufrieden mit der Herrſchaft einer Frau waren und ſich von einem ihrer Meinung nach ſo unbedeutenden ausländiſchen Grafen nicht wollten befehlen laſſen. Sie luden daher Graf Wilhelm ein, heimlich in das Land zu kommen. Dieſer willigte auch in ihr Verlangen, und begab ſich raſch und ohne erkannt zu werden zu dem Herrn van Waſſenaar, bei welchem er ſich eine Zeitlang aufhielt, jedoch ſo verſteckt, daß ſelbſt die Hausgenoſſen nichts von ihm wußten. Mittlerweile hatten die Zeeländer, die ihm ſehr geneigt waren, ihm die Regierung angetragen. Allein, nur von zwei vertrauten Knechten begleitet und vermummt ging er nun zu Schiffe nach Vlaardingen, wo bereits zeeländiſche Schiffe auf ihn warteten. Von der Beſatzung derſelben mit großer Freude empfangen, begab er ſich dann ſogleich nach Zierikzee und wurde dort öffentlich zum rechtmäßigen Grafen des Landes ausgerufen, wobei der Adel und die Bürger obendrein durch einen feierlichen Eid erklärten, daß ſie den Grafen von Loon nicht als Vormund ſeiner Gemahlin anerkennten. Dieſe Erhebung des rechtmäßigen Sohnes des Grafen Floris war den Zeeländern ſo angenehm, daß Alt und Jung darüber zuſammenlief, ſeine Freude auf jede Weiſe bezeugte und ihm Ehre, Frieden und langes Leben wünſchte.

Durch dieſes Ereigniß war der Herrſchaft der unglücklichen Ada über Zeeland auf immer ein Ende gemacht, und bald darauf drohte ihr auch Aehnliches in Holland, denn Egmond und Banjaard ſuchten heimlich die Kennemer für Wilhelm zu gewinnen und ſie dazu zu überreden, daß ſie Adelheid und das junge Ehepaar überfielen und gefangen nähmen, wenn dieſe nach Egmond kämen, um am dreißigſten Tage nach des Grafen Tode oder Beerdigung der Seelenmeſſe für denſelben beizuwohnen. Dieſer Plan wäre auch ohne Zweifel geglückt, wenn nicht Wouter van Raven, welcher dem Grafen Ludwig wohlwollte, ſich damals zu Egmond befunden, davon Nachricht bekommen und die Betheiligten heimlich gewarnt hätte. Dieſe waren ſchon am ſiebenundzwanzigſten Tage in Harlem angelangt mit der Abſicht, pünktlich in Egmond einzutreffen. Aus Furcht vor der drohenden Gefahr blieben ſie indeſſen jetzt zurück und Gysbrecht van Amſtel bot ihnen an, ſie ſicher zu Schiffe nach Utrecht zu bringen. Adelheid und Graf Ludwig nahmen es dankbar an und erreichten dieſe Stadt auch glücklich in der Nacht, obwohl ſie nahe daran geweſen, den Aalsmeerderen und Oëdorperen, die ihnen auflauerten, in die Hände zu fallen. Warum Ada ihre Mutter und ihren Gatten nicht dahin begleitet habe, iſt nicht ermittelt, und nur gewiß, daß ſie unter dem Schutze Rogers van Meerhem, Hugo's van Voorne, Otto's van Buuren und mehrerer anderer Ritter, die zu dem Grafen von Loon hielten, nach Leyden floh und in der Burg daſelbſt einen Zufluchtsort nahm, ohne jedoch dort vor der Verfolgung des Grafen Wilhelm geſichert zu ſein. Wouter und die Kennemer folgten ihr auf dem Fuße nach und kamen faſt gleichzeitig mit ihr dort an. Banjaard, der das ganze Kennemerland aufgewiegelt hatte, belagerte nun im Verein mit Philipp van Waſſenaar und deſſen Leuten die Burg ſo heftig, daß deren Beſatzung ſich nach kurzem Widerſtande auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

Während ſich dies in Holland zutrug, befand ſich Graf Wilhelm noch in Zeeland, um dort ſeine Angelegenheiten zu ordnen, ging aber bei der Nachricht von dem Vorgefallenen alsbald nach Holland, wo er von den Kennemern mit offenen Armen empfangen und in Egmond zum Grafen ausgerufen wurde. Ada war nach der Eroberung der Burg von Leyden ihrem nahen Verwandten, Willem van Teilingen, zur Obhut anvertraut worden, und wurde von dieſem freundlich behandelt, während Roger van Meerhem, Hugo van Voorne und mehrere Andere ihre Theilnahme im Kerker büßen mußten. Die junge Fürſtin ward darauf nach dem Texel gebracht und hier ihrem Range gemäß aufgenommen. Wie lange ſie hier geblieben ſei, läßt ſich nicht mit Gewißheit ermitteln; Einige behaupten, man habe ſie kurz nachher auf Befehl ihres Oheims, des Grafen Wilhelm, nach England gebracht und ſie ſei dort einige Jahre geblieben; Andere ſtellen dagegen die ganze Reiſe nach England in Abrede.

Der Graf von Loon blieb, obwohl ſehr bedrängt, unterdeſſen auch nicht müßig, ſondern bat alle benachbarten Fürſten um ihren Beiſtand, und erhielt ihn auch von dem Herzoge von Limburg, dem Grafen von Flandern und dem Biſchof von Lüttich zugeſagt; den Biſchof von Utrecht gewann er mit 30,000 Gulden und war nun im Stande, den Grafen Wilhelm mit gewaffneter Hand anzugreifen. Dieſer, auf ſeine Sicherheit bedacht, zog nach Zeeland, ließ aber ſeinen Bruder Floris in Holland zurück, welcher alle Zugänge zu der Grafſchaft durch aufgeworfene Schanzen befeſtigte. Der Biſchof von Utrecht, Dietrich II. dieſes Namens, wartete nicht auf die andern Verbündeten, ſondern ging mit ſeinem Heere nach Holland, wo es ihm glückte, eine der bedeutendſten Schanzen zu erobern und den Grafen Floris ſelbſt gefangen zu nehmen. Mittlerweile zog auch der Graf von Loon mit einem großen Heere, das ſeine Bundesgenoſſen zuſammengebracht hatten, heran und unterwarf ſich die Holländer, die ihn nun freundlich empfingen. Die Kennemer jedoch wollten ſich nicht ergeben, bis ſie ſich endlich in einem Seegefechte überwunden ſahen. Die Weſtfrieſen, deren Land zu voll von Sümpfen war, was den Krieg daſelbſt zu gefährlich machte, ließ man für das Erſte in Ruhe. Zeeland ward durch die Vläminger, und den Herrn von Voorne dem Grafen Ludwig unterjocht, ſo daß Graf Wilhelm ſich nur mit genauer Noth in einem Fiſcherboote mit Netzen bedeckt rettete.

So ſchienen die Sachen eine günſtige Wendung für den Grafen von Loon und deſſen Gemahlin genommen zu haben, aber dieſe mußten leider nur zu bald den Wechſel des Glückes erfahren. Voorne behandelte die Anhänger des Grafen Wilhelm in Zeeland mit ſolcher Grauſamkeit, daß die Zeeländer ſich von ihm abwandten und Wilhelm zurückriefen. Aehnliches geſchah in Holland, wo es demſelben auch nicht an Freunden fehlte, nachdem die fremden Truppen es meiſt geräumt hatten. Die Kennemer zogen auf ſeinen Wunſch vor Leiden, wurden aber von dem Grafen von Loon dermaaßen auf das Haupt geſchlagen, daß nur Wenige von ihnen mit dem Leben davonkamen. Graf Wilhelm begab ſich nun nach Holland und fand hier binnen Kurzem ſo viele Anhänger, daß der Graf von Loon ſich genöthigt ſah, durch Vermittelung des Herzogs von Limburg Friedensunterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, die Abtretung Hollands war jedoch die Hauptbedingung. Da indeſſen Loon ſich nicht dazu verſtehen konnte und doch auch auf der andern Seite die Ankunft von Wilhelms Heer nicht erwarten durfte, ſo floh er in der äußerſten Verwirrung nach Utrecht. Auf dieſer Flucht büßte er noch viele von ſeinen Anhängern ein, die von Furcht ergriffen die Waffen weggeworfen hatten und ins Waſſer geſprungen waren, wobei ſie von den verfolgenden Holländern, ja ſogar von Frauen eingeholt und getödtet wurden.

Graf Wilhelm, der ſo unverhofft Herr von Holland geworden war, hatte jetzt nur noch die Utrechter zu fürchten, welche Dortrecht überrumpelten und in Brand ſteckten. Es gelang ihm jedoch, den Biſchof von Utrecht, unter deſſen geiſtlichem Gewande ſich ein geldgieriges Herz barg, durch ein Gebot von tauſend Kronen zu beſtechen und ihn zu überreden, daß er ſeinen Bundesgenoſſen, der ihn doch ebenfalls mit Gold erkauft hatte, verließ und Frieden ſchloß.

Von nun an waren alle weitern Bemühungen Loon's, ſeiner Gemahlin zu dem Ihrigen zu verhelfen, vergeblich, und bald darauf gingen noch obendrein alle ſeine Anſprüche durch den Tod Ada's verloren, welche um 1205, von Kummer und Sorge aufgerieben, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Einige behaupten, daß ſie zu Herkenrode, Andere, daß ſie zu Middelburg, und wieder Andere, daß ſie zu Burg im Texel begraben ſei. Heemskerk giebt (Bat. Arcad. p. 188) folgende Schilderung von ihr: Sie hatte eine ſchöne Geſtalt, ein anmuthiges Weſen, braune Augen und blondes Haar und wußte ihre Reize durch eine ſehr geſchmackvolle Kleidung zu erhöhen. Alle dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften, die, wie eine freundliche Morgenröthe, einen ſchönen Tag zu prophezeien ſchienen, wurden jedoch verdüſtert durch die Ehrſucht einer böſen Mutter, welche ſie, die kaum Siebenzehnjährige, heimlich und ohne Einwilligung der Staaten des Landes, vermählte, um dadurch die Zügel der Regierung in ihren herrſchſüchtigen Händen zu behalten.

Lamoral, Graf von Egmond.

Das Geſchlecht der Grafen von Egmond iſt ſehr alt und leitet ſeine Abkunft von den frieſiſchen Königen Adgild und Radbod her. Der erſte Graf dieſes Namens war Johann I., geboren 1438. Er hatte die Ritterwürde auf einem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande in Jeruſalem empfangen, wäre aber auf der Heimreiſe umgekommen, wenn ihn nicht die Dankbarkeit eines Mannes, den er ſelbſt früher aus der Gefangenſchaft befreit, gerettet hätte. Alle ſeine Diener hatten ihn nämlich heimlich verlaſſen, ſeine Baarſchaft war ihm aufgegangen und er ſelbſt, von allen Mitteln entblößt, wurde ſo krank, daß er jeden Augenblick ſeinen Tod erwarten mußte. Da erbarmte ſich jener Treue, Jan Meliß genannt, ſeiner und trug ihn, wie Aeneas ſeinen Vater Anchiſes, ſo lange auf dem Rücken weiter, bis ſeine Kräfte ſich wieder einſtellten und er die Reiſe zu Fuß fortſetzen konnte. Endlich glücklich in ſein Vaterland zurückgekehrt, vergaß er des getreuen Dieners nicht, ſondern ernannte ihn zum Schultheißen in ſeiner Herrſchaft Egmond. Er ſelbſt wurde 1481 Caſtellan von Gorkum und 1483 Statthalter von Holland für Joſt van Lalaing, der vor Utrecht geblieben war. 1484 kaufte er die Herrſchaft Purmerende und vermählte ſich darauf im Haag mit Magdalena von Waardenburg. Im Jahr 1485 erhob ihn Kaiſer Maximilian in den Grafenſtand und er vermehrte noch ſeine Beſitzungen durch den Ankauf von Hoogwoude und Aarteswoude. Nachdem er zweiunddreißig Jahre lang die Statthalterſchaft von Holland bekleidet hatte, ſtarb er, ſiebenundſiebenzig Jahre alt, 1516 auf ſeinem Schloſſe zu Egmond. Von ſiebenzehn Kindern, welche ihm ſeine Gemahlin geboren, hatten die meiſten ſchon vor ihm das Zeitliche geſegnet; ſein Sohn und Nachfolger, Johann II. dieſes Namens und dieſer Würde, vermählte ſich mit Franziska von Luxemburg, Schweſter und Erbin von Jacob, Prinzen von Steenhuizen und Gavere (Gaure), Herrn von Fiennes, Gruphuizen, Armentiers und Aury, ſämmtlich Herrſchaften in Flandern. Sie gebar ihm eine Tochter und zwei Söhne. Er ſelbſt ſtarb aber im neunundzwanzigſten Jahre ſeines Alters zu Mailand, wohin er Kaiſer Karl V. begleitet hatte. Seine Tochter Margaretha wurde die Gattin von Nicolaus von Lothringen, Grafen von Baudemont und Gouverneurs von Limburg, und deren Tochter Luiſe vermählte ſich ſpäter mit Heinrich III., König von Frankreich, was dem Geſchlechte der Egmond nicht geringen Glanz verlieh. Von den beiden Söhnen, Karl und Lamoral, erbte der Erſtere die Grafſchaft. Nachdem er jedoch Kaiſer Karl auf ſeiner Reiſe aus den Niederlanden durch Deutſchland und Italien nach den Barbaresken begleitet, der unglücklichen Belagerung von Algier beigewohnt und dort viel Ungemach ausgeſtanden hatte, ſtarb er 1540 in Folge einer Krankheit zu Carthagena, und da er unvermählt geblieben, ſo wurde ſein Bruder Lamoral ſein Nachfolger.

Dieſer war 1522 geboren und hatte eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen. Schon früh an den Hof Kaiſer Karls V. gekommen, wurde er der Liebling dieſes Fürſten und folgte ihm auf ſeinen Wunſch 1544 bei dem Zuge nach den Barbaresken. Gleich ſeinem Bruder hatte auch er viel Ungemach auszuſtehen, doch war er ſo glücklich, Alles zu überwinden und wohlbehalten über Corſika und Genua den vaterländiſchen Boden wieder zu erreichen. Nach ſeiner Rückkehr vermählte er ſich 1545 mit Sabina von Baiern, Tochter des Pfalzgrafen Johann und Schweſter des nachmaligen Churfürſten Friedrich. Die Hochzeit wurde zu Speier mit großer Pracht gefeiert und nicht allein ſämmtliche Kurfürſten, ſondern auch viele andere Fürſten und Herren, ſowie Kaiſer Karl V., König Ferdinand von Ungarn und Erzherzog Maximilian waren bei derſelben als Gäſte gegenwärtig.

Als darauf im Jahre 1546 Kaiſer Karl zu Utrecht ſich befand, erhob er Egmond, der fortwährend ſein Günſtling geblieben war, zum Ritter des goldenen Vließes. — 1552 wohnte derſelbe gleichfalls der von Karl vorgenommenen Belagerung von Metz an der Spitze einiger von ihm in den Niederlanden geworbenen Truppen bei und bewährte bei dieſem unglücklichen Feldzuge ſeine Tapferkeit. 1554 dagegen ging er als Haupt der Geſandtſchaft nach England, um für Philipp II. um die Hand der Königin Maria von England anzuhalten. Als darauf Kaiſer Karl V. Philipp die Herrſchaft über die Niederlande abgetreten hatte, wurde Egmond von dem Letzteren zum Mitgliede des Staatsraths ernannt. Noch größere Gunſt erwarb er ſich bei dieſem während des Feldzuges 1557. Nach dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien nämlich ward von dem Prinzen von Oranien, dem Herzog von Arſchot und den Grafen von Egmond, Megen, Mansfeld und Barlaimont in den Niederlanden ein Heer zuſammengebracht, das unter der Führung des Herzogs von Savoyen zuerſt Vervins in Aſche legte und dann dem Anſcheine nach auf Guiſe marſchirte, obgleich es eigentlich auf St. Quintin abgeſehen war. Die Franzoſen ſuchten alsbald Guiſe zu decken und zogen den größten Theil der Beſatzung aus St. Quintin, welches der Herzog von Savoyen alsbald belagerte. Der Connetable von Montmorency bemühete ſich zwar auf Coligny's Befehl einige Verſtärkung hinein zu bringen; dies gelang ihm aber ſo wenig, daß er im Angeſichte der Vorſtadt von St. Quintin, deren ſich die Spanier bereits bemächtigt hatten, mit dem Heere des Herzogs von Savoyen, welches noch obendrein durch 6000 Engländer verſtärkt worden war, handgemein wurde. Im Anfange ſchien Alles ſich für die Spanier ungünſtig zu geſtalten, denn es wurden nicht allein zwei Fähnlein, die man in eine Mühle gelegt hatte, an welcher die Franzoſen vorüber mußten, nach kurzem Widerſtande in die Flucht getrieben, ſondern auch das Zelt des Herzogs durch das Geſchütz umgeworfen, nachdem er kurz vorher daſſelbe verlaſſen hatte, um ſich zu Egmond zu begeben. Hätte der Connetable Fahrzeuge gehabt, ſo würde ihm ſeine Abſicht ohne Zweifel gelungen ſein, ſo aber kamen die Truppen, die er in die Stadt bringen wollte, entweder in dem Moraſte um oder zerſtreuten ſich. Mittlerweile berieth der Herzog von Savoyen mit ſeinen Obriſten, was in dieſer Bedrängniß zu thun ſei und Egmond machte den Vorſchlag, den Feind zu umgehen und eilig einen Platz, drei Meilen von der Stadt, im Rücken deſſelben zu beſetzen. Er drang mit ſeiner Anſicht durch und der Erfolg bewies, daß er das Beſte gerathen habe, denn, als bald darauf das Gefecht zwiſchen den beiden Heeren allgemein geworden war und ſchon eine Weile gedauert hatte, ſahen ſich die Franzoſen plötzlich von allen Seiten angegriffen und zum Weichen gezwungen. Ihre Niederlage war ſehr groß und um deſto empfindlicher, als ſie nicht allein ihr Geſchütz bis auf zwei Stück gänzlich einbüßten, ſondern auch der Connetable und mit ihm die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft gefangen wurde. Unter der Letzteren befand ſich Jean von Bourbon, Prinz von Geblüt, der ſo ſchwer verwundet in das ſpaniſche Lager gebracht ward, daß er bald darauf ſtarb. An dieſem Siege, welcher Philipp II., wie wir bereits bei Gelegenheit der St. Gudulakirche in Brüſſel erwähnten, ſo ſehr erfreute, daß er zum Andenken an denſelben das Eſcurial erbaute, hatte Egmond durch Rath und That ſo großen Antheil gehabt, daß ihm die Geſchichtsſchreiber mit Recht denſelben allein beilegen. Gleiches Verdienſt erwarb er ſich im folgenden Jahre in der Schlacht von Gravelingen. Die Franzoſen, welche alle ihre Kräfte aufboten, hatten ſich der Stadt Calais bemächtigt, Dünkirchen geplündert, das flache Land bis Nieuwpoort zerſtört und Wynorbergen in Aſche gelegt; Philipp beſchloß daher, ſie ſo raſch wie möglich anzugreifen, ehe ihnen der Herzog von Guiſe, der ſich im Luxemburgiſchen befand, neue Streitkräfte zuführen könne und erwählte Egmond dazu. Dieſer hatte kaum den Befehl empfangen, als er auch ſchon die Beſatzungen der umliegenden feſten Plätze aufbot und mit den Truppen, die ihm der Herzog von Savoyen zuſandte, binnen Kurzem ein Heer von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern zuſammenbrachte. Zu dieſen geſellten ſich noch viele Bauern, welche aus Haß gegen die Franzoſen unaufgefordert herbeieilten. Der franzöſiſche Befehlshaber Thermes, der davon Nachricht erhalten hatte und von dem Herzog von Guiſe im Stich gelaſſen war, ſteckte Dünkirchen in Brand und ſuchte, die Ebbe benutzend, Calais zu erreichen. Egmond, dem dies von ſeinen Kundſchaftern hinterbracht worden, wartete nicht einmal die Ankunft ſeines Geſchützes ab, ſondern zog ihm entgegen. Thermes, dadurch zum Gefecht genöthigt, ſuchte nun ſo gut es ging ſich die Seiten und den Rücken zu decken, während er ſechs Feldſchlangen und drei Falcons, die ſein ganzes Geſchütz ausmachten, vor ſich aufpflanzte. Egmond vertheilte dagegen ſein Heer in fünf Haufen, von denen er den mittelſten, der aus leichter Reiterei beſtand, für ſich ſelbſt wählte. Dann rief er aus: „Der Sieg iſt unſer! Wer die Ehre und das Vaterland liebt, der folge mir!“ Hierauf griff er den Feind im vollen Rennen an. Er fand zuerſt namhaften Widerſtand, vorzüglich durch die Gaskogner, die, durch das Geſchütz gedeckt, ſeinen Truppen großen Schaden zufügten und ihm ſelbſt ein Pferd unter dem Leibe tödteten. Als man endlich handgemein geworden war, wurde lange mit ungewiſſem Erfolg auf das Heftigſte geſtritten, aber die Deutſchen begnügten ſich mit Zuſehen und die franzöſiſche Reiterei war zu ſehr eingeengt, als daß ſie etwas Bedeutendes hätte unternehmen können. Nun traf es ſich, daß der Unteradmiral von England, welcher mit der Flotte im Kanal kreuzte, die kleinſten Schiffe ſo dicht wie möglich der Küſte ſich nähern ließ und ſein Geſchütz gegen die Franzoſen richtete; zwar war er zu fern, um ihnen großen Schaden zufügen zu können, aber es trug doch dazu bei, ihnen den Muth zu nehmen und in Folge deſſen gewann Egmond vollkommen den Sieg. Die Franzoſen ließen 1500 Todte auf dem Kampfplatze; ihr Geſchütz, ihre Fahnen und ihr Gepäck nebſt vielen Gefangenen, unter denen Thermes ſelbſt, fielen den Feinden in die Hände und eine große Anzahl von Flüchtlingen wurde von den rachſüchtigen Bauern umgebracht. Der Sieg war ſo vollkommen, daß Egmond allgemein als der Befreier von Flandern betrachtet wurde. Viele glauben, daß der Ruhm, den er ſich dadurch erworben, der erſte Grund zu Philipps Abneigung gegen ihn geweſen ſei; gewiß iſt, daß Alba, der nach dem italieniſchen Frieden nach den Niederlanden gekommen war und ſich für den erſten Feldherrn ſeiner Zeit hielt, ſein Misvergnügen darüber nicht verbarg, ſondern Egmond, wegen ſeiner Unvorſichtigkeit, Alles der Entſcheidung einer Feldſchlacht anheim zu geben, heftig tadelte. Egmond erwiederte nur, die Spanier würden es zweifelsohne mit anderen Augen betrachten, wenn für ſie, wie für die Eingebornen, Alles auf dem Spiel geſtanden hätte. Seit dieſer Zeit begann jedoch in Alba's Bruſt der Neid gegen den tapfern Niederländer ſo feſte Wurzel zu faſſen, daß er nicht eher ruhete, als bis er ihn geſtürzt hatte.

Als im Jahre 1559 der Friede geſchloſſen und die Oberſtatthalterſchaft durch die Abreiſe des Herzogs von Savoyen erledigt worden war, hatten Egmond und Oranien die nächſte Anwartſchaft auf dieſe Würde, Philipp dagegen, wohl eingedenk der vielen Unannehmlichkeiten, welche Karl von Egmond, Herzog von Geldern, dem öſterreichiſchen und burgundiſchen Hauſe bereitet, fühlte ſich keineswegs geneigt, einem Manne deſſelben Namens und Geſchlechtes, den das Land ſo hoch verehrte, eine ſo große Macht anzuvertrauen. Oranien und Egmond vermochten daher auch nicht ihn dahin zu bringen, daß er die Herzogin von Lothringen, Karls V. Nichte, die der niederländiſche Adel ſehr hoch ſchätzte, dazu berief. Perrenot und Alba hatten dagegen des Königs Wahl auf ſeine natürliche Schweſter, Margaretha von Parma, zu lenken gewußt. Die innige Freundſchaft, welche bisher zwiſchen Perrenot und Oranien beſtanden hatte, wurde durch dieſes Ereigniß bedeutend geſchwächt.

Bei der Ernennung von Statthaltern für die einzelnen Provinzen überging jedoch Philipp den Grafen von Egmond nicht, ſondern übergab ihm Flandern mit derſelben Macht, welche er Oranien und den anderen Statthaltern eingeräumt hatte, nur daß Egmond in Rechtsſachen keine Stimme bekam, weil der Statthalter von Flandern dieſe nie gehabt. Mehrere Hiſtoriker behaupten, daß Oranien gern die Verwaltung von Flandern übernommen hätte, daß der König aber aus Furcht vor ſeinem Anſehen ihm nur Holland, Zeeland und Utrecht übergeben, weil dieſe minder bedeutend waren.

Philipp ſetzte nun zu Unterſtützung der Statthalterin drei verſchiedene Rathsverſammlungen ein, bekannt unter den Namen des Staats-Rathes, des Geheimenrathes und des Rathes der Finanzen. Der Erſtere hatte über Kriegs- und Friedensangelegenheiten zu entſcheiden, dem Zweiten waren die Rechtsangelegenheiten im weiteſten Sinne anvertraut und der Dritte hatte die Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte zu beſorgen. Zu Mitgliedern des Staats-Rathes erwählte der König den Biſchof von Utrecht, den Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmond, Philipp von Stade, Herrn von Glajol, Karl, Baron von Barlaimont, Haupt des Finanzrathes und Viglius von Zwichem, Rechtsgelehrten, Haupt des Geheimenrathes, denen er ſpäter noch den Admiral Grafen von Hoorn und Karl von Croy, Herzog von Arſchot, zugeſellte.

Nachdem dies geſchehen war, ſchien Alles für des Königs Abreiſe nach Spanien geordnet zu ſein, aber dieſem lag angeblich die Erhaltung des katholiſchen Gottesdienſtes ſo ſehr am Herzen, daß er dafür auch Alles, was in ſeinen Kräften ſtände, gethan haben wollte, ehe er die Niederlande verließe. Perrenot rieth ihm demzufolge, außer der Anſtellung einiger neuen Biſchöfe, die vorzüglich dazu geeignet ſchienen, die ſpaniſchen Truppen, welche man früher gegen die Franzoſen gebraucht und die ungefähr 4000 Mann ſtark waren, im Lande zu laſſen und zur Vermeidung alles Argwohns den Befehl über dieſelben dem Prinzen von Oranien und von Gavere Egmond zu übertragen. Dieſer Rath gefiel dem Könige ſehr, ſagte aber den beiden eben Genannten ſo wenig zu, daß ſie, denen die Freiheit des Landes das Höchſte war, das Anerbieten großmüthig ablehnten und dem Könige bemerkten, „der Friede ſei durch die Redlichkeit und Tapferkeit der Eingebornen des Landes vergeblich erfochten, wenn ſie im Innern ſklaviſcher Weiſe von dem Joche der Fremdlinge belaſtet blieben.“ Obwohl dieſe Antwort dem Könige misfiel, ſo unterdrückte er doch ſein Misvergnügen, beharrte aber nichts deſto weniger bei ſeinem Vorſatze. Es half den Niederländern daher auch nichts, als bei der von dem Könige nach Gent berufenen Verſammlung der Stände Oranien und Egmond nebſt vielen Anderen eine Bittſchrift unterzeichneten, in welcher Philipp dringend erſucht wurde, die ſpaniſchen Truppen aus den Niederlanden zu ziehen. Philipp ließ ſich zwar auch hier Nichts merken, ſondern nahm auf das Freundlichſte Abſchied von den Ständen, die ihm eine glückliche Reiſe wünſchten und das Land ſeiner Gnade anempfahlen; aber Manchem wurde ſchon damals klar, daß er nur auf eine günſtige Gelegenheit warte, um ſich an den Unterzeichnern der Bittſchrift empfindlich zu rächen.

Das Misverhältniß mit Perrenot breitete ſich mittlerweile immer mehr aus. Oranien hatte ſich ſchon früher von ihm entfernt, jetzt erhielt auch Egmond von ihm weſentliche Urſache zur Unzufriedenheit. So oft nämlich ein Amt erledigt wurde, ſtand es dem Statthalter der Provinz, zu welcher daſſelbe gehörte, frei, dem Könige drei Perſonen zur Wahl vorzuſchlagen. Als es ſich nun zutrug, daß die Gouverneurſtelle von Hesdin zu beſetzen war und Egmond bereits drei Perſonen für dieſelbe vorgeſchlagen hatte, erſuchte ihn der Cardinal noch eine vierte, den Herrn von Hellemont, hinzuzufügen. Die Verſicherung, daß dies nicht geſchehe, um dieſem das Amt zu verſchaffen, ſondern allein um den König auf ihn aufmerkſam zu machen, bewog Egmond, ihm darin willfährig zu ſein; ſehr bald aber mußte er ſich überzeugen, daß ihn Perrenot hintergangen, denn gerade Hellemont und kein Anderer erhielt die Stelle. Einen ähnlichen Streich ſpielte derſelbe bald darauf nochmals dem Grafen Egmond. Dieſer hatte ſich für einen ſeiner Freunde um die Abtei Truel beworben; Perrenot aber, anſtatt ihm darin gefällig zu ſein, hatte ſie für ſich ſelbſt von dem Papſte erbeten. Die Folge war, daß Egmond ſich Oranien zuwandte, mit dem er früher nicht ganz einig geweſen war, und wiederholt mit ihm dem Cardinal opponirte. Granvelle ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, um über die Edlen des Landes als einen Haufen von Thoren und Gecken zu ſpotten. Dies veranlaßte folgende Rache derſelben, welche vorzüglich von Egmond ausging. Bei einem Gaſtmahle nämlich im Hauſe des königlichen Schatzmeiſters Gaspar Schetz, an welchem mehrere angeſehene Edelleute Theil nahmen, kam man, von Wein angeregt, auf den Cardinal zu ſprechen, den die Einen als eitel und prahleriſch, die Anderen als heuchleriſch und hinterliſtig und wieder Andere als hoffärtig ausſchrieen. Alle ſtimmten darin überein, daß man ihm ſeinen Hohn mit Hohn vergelten müſſe; doch wollte Keiner der Erſte ſein, Etwas dieſer Art vorzuſchlagen. Man überließ es nun dem Wirthe, welcher es jedoch ablehnte und bewies, daß es Egmond zukäme. Dieſer war der Meinung, man ſolle die Dienerſchaft in ſchwarzes Tuch mit einer Narrenkappe auf dem Aermel kleiden, um dadurch dem Cardinal zu verſtehen zu geben, daß ſie ſeinen Vorwurf der Geckenhaftigkeit noch nicht vergeſſen hätten nnd unter den Gecken leicht ein Brutus verborgen ſein könne. Das Volk hatte große Freude an dieſer Erfindung, nicht aber die Herzogin, welche der Meinung war, daß durch eine ſolche Livree eben ſo ſehr der römiſche Gottesdienſt als Granvelle verſpottet würde, und daher in Egmond drang, ſie wieder abzuſchaffen. Egmond wies dieſes Anſinnen zwar anfangs von der Hand, die Herzogin ließ aber nicht nach, und um ihr einigermaaßen ihren Willen zu thun, wurde die Narrenkappe in einen Bündel Pfeile verwandelt, angeblich als ein Sinnbild der Eintracht der Edlen im Dienſte des Königs. Granvelle und ſeine Anhänger dagegen argwohnten ein heimliches Bündniß und ſahen dieſes Zeichen nur mit argwöhniſchen Augen an. Als bald darauf die Ritter des goldenen Bließes und die Statthalter der verſchiedenen Provinzen von' der Herzogin nach Brüſſel einberufen worden waren, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathſchlagen, ward nach einer fruchtloſen Zuſammenkunft in Oraniens Hauſe endlich ein Brief an den König entworfen, welcher ſchwere Anklagen gegen den Cardinal enthielt und dem Könige die Gefahr vorſtellte, welche ſich nothwendig entwickeln müſſe, wenn er dieſen verhaßten Mann noch länger in den Niederlanden ließe. Obwohl dieſes dem Cardinal keinesweges verborgen blieb, ſo änderte er doch ſein Benehmen durchaus nicht, ſondern gab den drei obengenannten Herren wiederholt Gelegenheit zur Unzufriedenheit, die dieſe ihm auch deutlich zeigten. Als nun gar eine Antwort des Königs kam, in welcher dieſer verlangte, einer von den Dreien ſolle ſich perſönlich nach Spanien begeben und ihm mündlich von allen Klagepunkten Bericht erſtatten, wuchs deren Misvergnügen immer mehr. Sie beſchwerten ſich nicht allein bei der Herzogin und blieben aus den Rathsverſammlungen weg, ſondern ſandten auch einen zweiten Brief an den König, in welchem ſie die Klagen gegen den Cardinal wiederholten und vermehrten und zugleich baten, ihr Brief möge die Stelle ihrer perſönlichen Erſcheinung vertreten, da Keiner von ihnen, ohne ſein Amt zu vernachläſſigen, fort könne, ſonſt würden ſie ſich, und zwar nicht Einer allein, nein, alle Drei ſehr gern zu dem Könige begeben haben.

Nicht lange nachher kam ein Bündniß vieler Ritter und Edlen zu Stande, das offenbar gegen den Cardinal gerichtet war. Die Theilnehmer trugen ein Bündel Pfeile am Hute und auf dem Mantel. Alle Bemühungen, ſowohl von Seiten des Königs wie von Seiten der Statthalterin, den Grafen Egmond auf ihre Seite zu ziehen, waren vergeblich. Dies trug nicht wenig dazu bei, den Cardinal für ſein Leben beſorgt zu machen, ſo daß er den König erſuchte, ihn zurückzurufen: ein Wunſch, der ihm bald nachher erfüllt ward, denn auch die Statthalterin, die ſeiner längſt müde war, hatte heimlich bei ihrem Bruder darum angehalten.

Es währte indeſſen bis zum 24. Februar, ehe Philipps Antwort auf das letzte Schreiben der drei Herren eintraf. Der König deutete ihnen in demſelben an, daß er ihr Verlangen einer näheren Betrachtung unterwerfen wolle und forderte von ihnen, wieder nach wie vor die Rathsverſammlungen zu beſuchen. Dies geſchah auch bald nach des Cardinals Abzuge, zumal die Herzogin ſie noch beſonders dazu einladen ließ und ihnen zu verſtehen gab, daß ſie jetzt keinen triftigen Grund mehr für ihr Wegbleiben hätten. Viele Angelegenheiten, die man bisher aufgeſchoben hatte, wurden nun dadurch erledigt und eine Zeitlang ging Alles ſehr gut. Die mehr und mehr ſich verbreitende Reformation beunruhigte aber viele Katholiken und beſonders die Herzogin, welche im verſammelten Rathe vorſchlug, um dieſes und ähnlicher Punkte willen an den König zu ſchreiben oder lieber eine Geſandtſchaft an ihn zu ſenden. Nach mancherlei Verhandlungen ward das Letztere endlich beſchloſſen und Egmond dazu gewählt. Er weigerte ſich anfangs, aber die Herzogin drang ſo lange in ihn, bis er zuletzt doch ſeine Zuſtimmung gab und im Januar 1565 abreiſte, mit einer Inſtruction verſehen, welche Hopperus entworfen hatte, da Viglius durch Krankheit daran verhindert worden war. In derſelben war von Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der königlichen Decrete die Rede. Egmond wurde in Spanien mit außerordentlicher Artigkeit und Zuvorkommenheit empfangen und ihm ſo viele Ehre erzeigt, wie noch keinem Vaſallen vor ihm; auch hatte er mehrere Male eine vertraute Unterhaltung mit Philipp ſelbſt. Nachdem der König ihm ſeine Anſicht mitgetheilt hatte und ihm zugleich ein ſchriftlicher Beſcheid war ausgefertigt worden, kehrte der Graf reich beſchenkt und von dem Prinzen Alexander Farneſe von Parma begleitet, nach Brüſſel zurück, wo er zu Ende April ankam und am 5. Mai dem verſammelten Staatsrathe ſowohl Rechenſchaft ablegte, als auch die ihm gegebene ſchriftliche Antwort überlieferte. Dieſe letztere war ſpaniſch abgefaßt und enthielt unter Anderem den Befehl, zwei oder drei Biſchöfe und mehrere andere Geiſtliche und Räthe von anerkanntem Eifer für die römiſche Kirche, angeblich, um über das tridentiniſche Concilium zu verhandeln, eigentlich aber um zu überlegen, wie der immer mehr um ſich greifenden Ketzerei zu ſteuern ſei, zu den Verſammlungen des Rathes zu ziehen. Dies geſchah; gleich nachher aber ſandte der König, ſeiner Strenge in Glaubensſachen freien Lauf laſſend, den Befehl, einige Wiedertäufer und andere Abtrünnige mit dem Tode zu beſtrafen. Egmond, der ganz etwas Anderes erwartet hatte, war auf das Höchſte betroffen und nahm keinen Anſtand öffentlich zu erklären, daß dies ganz das Gegentheil ſei von den Verſprechungen, die der König ihm mündlich gethan. Dies verhinderte jedoch Viele nicht, ihn ebenſo öffentlich zu beſchuldigen, daß er ſich durch die ihm in Spanien bewieſenen Ehrenbezeugungen habe blenden laſſen, und mehr auf ſein eigenes Wohl als auf das des Vaterlandes bedacht geweſen ſei.

Ein Schreiben des Königs vom 20. Juni deſſelben Jahres an die Statthalterin, welches von dieſer den Erzbiſchöfen und Biſchöfen mitgetheilt wurde, und den Befehl enthielt, die Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums zu veröffentlichen und auszuführen, hatte zur Folge, daß die Klagen über die Inquiſition und die ſtrengen Placate von Tag zu Tag größer und allgemeiner wurden und daß man Libelle vertheilte und an Oraniens und Egmonds Paläſten in Brüſſel angeheftet fand, in welchen die Sache der Unterdrückten vertheidigt und jene Beiden zu Hülfe gerufen wurden, damit man Glaubensfreiheit erlange und nicht länger an ſeinem Gewiſſen gekränkt würde. Die Unzufriedenheit ſteigerte ſich, als ein zweiter Brief des Königs erklärte, er habe wohl Egmond Abänderung aber keineswegs Abſchaffung der Strafe für die Ketzer zugeſagt, und verlange, daß man unter keinem Vorwande darin nachlaſſe. Dies veranlaßte Oranien, Egmond und Hoorn, bei Gelegenheit der Hochzeit des Herrn von Montigny mit einigen Gleichgeſinnten ſich darüber zu bereden, was nicht ohne Heftigkeit geſchah, und, da es nicht unbekannt blieb, das Volk ſehr ermuthigte. Es wurden nun von Neuem Schriften an die Thüren ihrer Paläſte geſchlagen und ſie darin aufgefordert, ſich der Nichtkatholiſchen anzunehmen und der Tyrannei entgegen zu ſtellen, mit der Verſicherung, daß ſie auf den Beiſtand des Volkes rechnen könnten. Die ſpaniſche Partei ergriff dagegen alle Mittel, Philipps Befehle auszuführen, ſo daß die allgemeine Unzufriedenheit immer größer und öffentlicher wurde. Oranien und Hoorn beſchloſſen nicht mehr im Staats-Rath zu erſcheinen, ſondern nach Hauſe zu kehren; Egmond war auch nicht abgeneigt, ihrem Beiſpiele zu folgen, doch ließ er ſich überreden, zu bleiben, obwohl er bald nachher, wenn gleich nur auf kurze Zeit, Brüſſel verließ, um mit den Anderen zu überlegen, welche Maaßregeln zu ergreifen ſeien.

Kaum erfuhr Margaretha von Parma durch das Gerücht, daß die Edlen ein Bundniß geſchloſſen hätten, ſo berathſchlagte ſie mit den Grafen von Megen und mit Egmond, der mittlerweile wieder nach Brüſſel zurückgekehrt war, was ſie zu thun habe. Beide riethen, die Inquiſition und die ſtrengen Placate aufzuheben und allgemeine

Amneſtie zu verſprechen. Sie fügten hinzu, daß die Edlen nicht über fünfhundert an der Zahl ſeien und unbewaffnet, und mit weit geringeren Forderungen, als das Gerücht erzählte, erſcheinen würden. Uebrigens behauptete Egmond ſtets, das Bündniß nicht mit unterzeichnet zu haben. Nebſt dem Prinzen von Oranien unterhandelte er nun mit den Bevollmächtigten der Verbündeten zu Duffel. Während dies jedoch geſchah und er ſich außerhalb ſeiner Statthalterſchaft Flandern befand, fing der Pöbel an die heiligen Bilder und Kreuze, welche auf dem platten Lande an den Wegen ſtanden, zu zerſtören, und als dies ihm ungeſtraft hinging, auch in den Kirchen, Kapellen und Klöſtern mit ungezügelter Wuth alle Statuen, Gemälde, Sakramenthäuschen, Altäre und andere Zierrathen zu vernichten.

Die Verlegenheit, in welche die Herzogin durch die Nachrichten von ſolchen Greueln, welche faſt täglich aus allen Provinzen eintrafen, verſetzt wurde, war ſo groß, daß ſie endlich nicht umhin konnte, vorzüglich auf Egmonds und Oraniens Rath, den Gottesdienſt der Nichtkatholiſchen zu geſtatten und mit den Bevollmächtigten der verbündeten Edlen im Namen des Königs einen Vertrag einzugehen, kraft deſſen die Inquiſition abgeſchafft und alles Vorgefallene verziehen wurde. Die Edlen gelobten dagegen, Nichts, was es auch ſei, gegen den König, deſſen Staaten und Unterthanen zu unternehmen, ſondern dieſelben im Gegentheil mit aller Macht zu vertheidigen, ſo wie von dem Bündniſſe abzuſtehen. Sie leiſteten hierauf den Eid in die Hände der Prinzen von Oranien und Gavere Egmond, die dazu nebſt einigen Anderen von der Herzogin den Auftrag hatten. Dies geſchah am 25. Auguſt 1566.

Durch Vermittelung des Prinzen von Oranien ward nun zu Antwerpen mit den Nichtkatholiſchen ein Vertrag abgeſchloſſen, in Folge deſſen ihnen die ungeſtörte Ausübung ihres Gottesdienſtes bewilligt wurde unter der Bedingung, daß die Katholiken ebenfalls ungeſtört in der Ausübung des ihrigen blieben. Ein ähnlicher Vertrag kam in Gent, der Hauptſtadt von Flandern, durch Egmonds Vermittelung zu Stande, obwohl dieſer keineswegs die Bilderſtürmer ſchonte, ſondern im Gegentheil ſie überall in der ganzen Provinz aufſuchen und ſtreng beſtrafen ließ. So z. B. ließ einer ſeiner Räthe, Jan Kaſenbrood, der eine ſolche Verſammlung bei der Plünderung einer Kirche überraſchte, zwölf auf der Stelle tödten, zweiundzwanzig aufhenken und ungefähr dreißig auspeitſchen.

Binnen Kurzem ward es indeſſen dem Adel nur zu deutlich, wie tief die Rache in des Königs Herzen wurzele. Zwei Briefe, welche der ſpaniſche Geſandte in Frankreich, Franzisco Alava, an die Statthalterin geſchrieben und die Oranien aufgefangen hatte, ſprachen mit dürren Worten, daß Philipp nur auf Zeit und Gelegenheit warte, ihnen, was ſie gethan, auf das Härteſte zu vergelten. In Folge dieſer Briefe kamen am 3. October 1566 die Prinzen von Oranien und Gavere Egmond und die Grafen von Hoorn, Hoogſtraaten und Ludwig von Naſſau zuſammen, und beſchloſſen nach fünf- oder ſechsſtündiger Berathung bei der Unterdrückung der Unruhen und dem Gehorſam gegen den König zu beharren, obwohl ſie einſahen, daß alle Hoffnung auf Verſöhnung mit dem Letzteren vergeblich ſei. Egmond allein machte ſich nichts aus den erwähnten Briefen, ſondern behauptete fortwährend, der König ſei ihnen günſtig geſinnt; mochte er es nun wirklich glauben oder ſich nur den Anſchein geben, um es nicht mit Philipp zu verderben. Da er nun das meiſte Anſehen bei den Soldaten genoß, ſo begriffen die Anderen wohl, daß ohne ihn nichts Bedeutendes ausgeführt werden könne und Oranien gab ſich die größte Mühe, ihn für ſeine Anſichten zu gewinnen. Am Schluſſe einer Unterredung, welche ſie zu Willebroek mit einander hatten, und in welcher Oranien vergebens alle ſeine Beredtſamkeit aufwandte, um Egmond zu Ergreifung anderer Maaßregeln zu beſtimmen, ſagte er endlich zu ihm: „Ihr werdet die Brücke ſein, über welche die Spanier ins Land kommen, ſind ſie aber einmal darin, ſo werden ſie die Brücke abbrechen.“

Bald darauf kam der Herzog von Alba mit einem ſpaniſchen Heere in den Niederlanden an. Egmond, der ihm entgegen gezogen war, um ihn zu bewillkommnen, hörte deutlich bei ſeiner Annäherung, wie er zu den Umſtehenden ſagte: „Sehet da den großen Ketzer!“ und erſchrak nicht wenig darüber, doch that er, als ob er es nur für Scherz halte und ging auf Alba zu, ihn zu begrüßen. Dieſer umarmte ihn mit allen Beweiſen der Freundſchaft und Verehrung, und hielt auch, von Egmond und einigen anderen Großen begleitet, ſeinen Einzug in Brüſſel gegen Ende Auguſt 1567. Das Erſte, womit er ſeine eigentlichen Geſinnungen offenbarte, war das Anſinnen an die Stadt Gent, ihm ihre Schlüſſel auszuliefern. Obwohl ſpaniſche Truppen dieſelbe ſchon beſetzt hatten, wollte ſie ſich doch gern den Schein der Freiheit erhalten und wandte ſich daher an Egmond, ihren Statthalter, mit der Bitte, den Herzog um die Zurückgabe der Schlüſſel zu erſuchen. Dieſer that es auch, erhielt aber die ſcharfe Antwort, er, Alba, würde thun, was er für das Beſte halte im Dienſte des Königs. Uebrigens behandelte er Egmond ſowohl wie den Grafen von Hoorn mit der größten Freundlichkeit, und lud ihn an den Hof, indem er ſich ſchmeichelte, dadurch Hoogſtraaten und einige Andere, an denen ihm gelegen war, dahin zu locken. Egmond, der nichts Arges vermuthete, begab ſich oft in das Haus des Grafen von Kuilenburg, wo Alba wohnte. Am 9. September lud ihn Don Ferdinand, des Herzogs Sohn, zur Tafel ein, unter dem Vorwande, Alba wolle mit ihm am Schluſſe der Mahlzeit über die Verſtärkung von Dietenhoven und einige andere Dinge reden. Egmond, der nicht glaubte, daß man die Gaſtfreundſchaft auf eine ſolche Weiſe ſchänden würde, nahm vertrauensvoll die Einladung an, und ſtellte ſich pünktlich ein. Während man noch bei Tiſche ſaß, ſammelte ſich bereits eine Anzahl ſpaniſcher Soldaten vor dem Hauſe, doch fiel es weiter nicht auf, da ſie einzeln kamen und es ohne alles Geräuſch geſchah. Nach Tiſche ſpielte Egmond mit Don Ferdinand eine Zeit lang Karten und begab ſich dann um die feſtgeſetzte Zeit zu Alba, der ihn freundlich empfing, über die bereits erwähnten Angelegenheiten mit ihm verhandelte und Egmonds Vorſchläge ſämmtlich annahm. Sehr erfreut darüber wollte Egmond ſich nun beurlauben, um die unterbrochene Partie mit Don Ferdinand fortzuſetzen; da trat ihm aber Don Sancho d'Avila, Hauptmann bei der Leibgarde des Herzogs, auf dem Wege zu Don Ferdinand entgegen, und forderte ihm im Namen des Königs ſeinen Degen ab. Egmond übergab denſelben mit den Worten: „Hier iſt er, er hat treu und oft im Dienſte des Königs ſeine Pflicht gethan", und äußerte dann, daß die Freiheit des Landes und die Vorrechte des Ordens vom goldnen Vließ durch dieſe Handlung geſchändet und mit Füßen getreten würden. — Bis zum zweiundzwanzigſten deſſelben Monats ward er zu Brüſſel gefangen gehalten, und dann unter einer Begleitung von 3000 Spaniern auf das Schloß zu Gent gebracht, wo er bis tief im folgenden Jahre blieb, ohne daß einem ſeiner Freunde der Zugang zu ihm geſtattet wurde. Vergebens bat er, nach den Vorrechten ſeines Ordens vor ein Gericht der Ritter des goldenen Vließes geſtellt zu werden; es ward ihm ſogar verſagt, ſich eines Advokaten zu bedienen, und er mußte ſich gegen alle Anſchuldigungen, die man liſtig bis zur Zahl von achtundachtzig Klagepunkten vermehrt hatte, ſchriftlich vertheidigen. Obwohl dieſe Arbeit keine geringe war, ſo unterzog er ſich doch derſelben mit ſolcher Tüchtigkeit, daß er ſich von den meiſten und bedeutendſten Anſchuldigungen, jedem Unpartheiiſchen gegenüber, vollkommen reinigte.

Seine Gattin, Sabina von Baiern, Schweſter des Kurfürſten von der Pfalz, wandte ſich an den Kaiſer und an andere Fürſten, um es durch deren Vermittelungen dahin zu bringen, daß ihrem Gemahl entweder die Freiheit wiedergegeben, oder ihm doch geſtattet würde, Advokaten mit ſeiner Vertheidigung zu beauftragen. Der Kaiſer ſandte ſogar einen Edelmann zu ihr, um ſie zu tröſten und ihr zu verſichern, es werde ſich Alles zum Beſten wenden. Der Erfolg bewies aber das Gegentheil. Egmond wurde unter eben ſo ſtarker Bedeckung am 3. Juni wieder nach Brüſſel zurückgebracht und ihm am folgenden Tage ſein Todesurtheil verkündigt. Er ward wegen Hochverrathes, weil er dem Prinzen von Oranien angehangen, das Bündniß der Edlen begünſtigt und ſich in Flandern hinſichtlich der Nichtkatholiſchen ſchlecht benommen habe, zum Tode durch das Schwert verurtheilt; ſein Haupt ſollte, ſo lange es dem Herzog beliebe, auf einem Pfahle ausgeſtellt werden, und ſeine ſämmtlichen Güter ohne Ausnahme dem königlichen Schatze anheimfallen. Dieſes Urtheil war nicht allein von dem Herzoge Alba, ſondern auch von dem Könige ſelbſt unterzeichnet, doch bleibt ungewiß, ob es eigens deswegen nach Spanien geſandt wurde, oder ob der Herzog nicht einige von Philipp bereits unterzeichnete ſogenannte Blanco's mitgebracht und eins derſelben zu dieſem Zwecke benutzt habe. Das Todesurtheil ward von Martin Rithovius, Biſchof von Ypern, auf des Herzogs ausdrücklichen Befehl dem Grafen von Egmond um Mitternacht, als er ſich bereits zur Ruhe begeben, mitgetheilt. Als Alba den Geiſtlichen zu ſich kommen ließ und ihm das Urtheil und den Befehl übergab, den Grafen zum Tode zu bereiten, fiel dieſer auf die Kniee und bat um Gnade, erhielt jedoch zur Antwort, ſolche könne nicht ſtattfinden, das Recht müſſe ſeinen Gang gehen. Rithovius flehte nun mit gleicher Demuth wenigſtens um Aufſchub der Strafe, ward aber mit ſcharfen Worten bedeutet, daß er ſich weder um eine Umänderung, noch um einen Aufſchub der Strafe zu bemühen habe, ſondern blos als Beichtvater dienen ſolle, wozu er berufen ſei. — Als am Morgen deſſelben Tages Egmonds Gemahlin dem Herzog zu Füßen gefallen war und ihn um Befreiung ihres Gatten angefleht hatte, erwiederte er derſelben mit gleicher Tücke aber mit noch kränkenderem Spotte, ſie ſolle ſich nur zufrieden geben, denn ihr Mann würde am folgenden Tage den Kerker verlaſſen.

Egmond hörte ſein Todesurtheil mit größerer Verwunderung als Betrübniß an und fragte, ob er noch Gnade oder Aufſchub zu erwarten habe. Der Biſchof erzählte ihm darauf, welche Begegnung er von dem Herzog erfahren, und der Graf, als er dies vernahm, dankte nun Gott und dem Herzoge, daß ihm in ſeinen letzten Augenblicken ein ſolcher Beichtvater vergönnt worden ſei. Dann brach er aber in die Worte aus: „Welch ein abſcheuliches und ungerechtes Urtheil! Ich glaubte nicht den König ſo erzürnt zu haben, daß er mir eine ſolche Strafe zuerkennen würde, denn in Allem, was ich gethan, war des Königs Nutzen und Dienſt ſtets mein Ziel. Hab' ich demungeachtet unwiſſend gefehlt, ſo bitte ich Gott um Verzeihung und daß mein Tod alle Schande und allen Schaden austilgen möge, damit meine liebe Gattin und meine Kinder nicht darunter zu leiden haben. Solchen Dank, glaube ich, habe ich wenigſtens für meine vielen und treuen Dienſte mit Recht in Anſpruch zu nehmen." Als er darauf den Biſchof um Rath gebeten, was er in dieſen traurigen Verhältniſſen am beſten thun könne, entgegnete ihm derſelbe, „das Beſte ſei, der Welt zu entſagen und ſich ganz Gottes Gnade in die Arme zu werfen, um ſo getroſt dem Tode entgegen zu gehen." Er beichtete nun, hörte die Meſſe und empfing das Abendmahl aus den Händen des Biſchofs. Dann unterhielt er ſich mit demſelben über das Gebet, das er in der Todesſtunde zu ſprechen habe, worauf ihm dieſer antwortete, er kenne kein beſſeres als dasjenige, welches Chriſtus ſelbſt ſeinen Jüngern gelehrt. Nachdem er noch eine Zeitlang ſo mit dem Biſchofe über verſchiedene Dinge geſprochen und Gott gedankt hatte, daß er ihn nicht plötzlich aus dem Leben nehme, ſchrieb er zwei Briefe, von denen der erſtere an den König gerichtet war und folgendermaaßen lautete:

Sire!

Das Urtheil, das Eurer Majeſtät gefallen hat über mich auszuſprechen, habe ich dieſe Nacht vernommen und Nichts dagegen als Geduld, um zu tragen, was mir von dem guten Gotte zugeſandt wird. Dennoch iſt es wahr, daß ich nie Etwas unternommen und gedacht habe, das Eurer königl. Perſon, Eurem Dienſte oder dem alten allgemeinen Glauben zum Nachtheil hätte gereichen können. Hat die eine oder die andere meiner Thaten während der Unruhen einen anderen Schein gehabt, ſo iſt das durch die Noth der Zeit und ohne Untreue oder Böswilligkeit geſchehen. Ich flehe Eure Majeſtät um Verzeihung an, wenn ich dieſelbe irgend erzürnt habe und bitte um meiner anderen Dienſte willen, ſich meiner betrübten Gemahlin, meiner unſchuldigen Kinder und meiner armen Diener zu erbarmen. Da dies die letzte Bitte iſt, welche ich an Eure Majeſtät thue, ſo hoffe ich, daß ſie mir nicht wird abgeſchlagen werden, und mit dieſer Zuverſicht empfehle ich mich der Gnade Gottes. Brüſſel, am 5. Juni des Jahres 1568.

Eurer Majeſtät
unterthänigſter, getreueſter Unterthan und
Diener, zum Sterben bereit,
Lamoral van Egmond.

Nachdem er dieſen Brief zuſammengelegt und geſiegelt hatte, übergab er ihn dem Biſchofe mit der dringenden Bitte, denſelben an den König zu beſorgen, was dieſer auch zu thun verſprach. Den zweiten Brief ſoll er nach Einigen an ſeine Gemahlin, nach Anderen an den Herzog von Alba geſchrieben haben; da dies nicht genau zu ermitteln iſt, ſo übergeben wir es mit Stillſchweigen. Nachdem er mit den beiden Schreiben fertig war, fragte Egmond den Biſchof, was er wohl nach ſeiner Meinung am beſten und zur meiſten Beruhigung zu dem Volke reden ſolle. Der Biſchof meinte, er thue am beſten zu ſchweigen, da die Spanier, die Mehrzahl der Umſtehenden, ihn wahrſcheinlich gar nicht und die Anderen ihn vielleicht nur falſch verſtehen würden. Egmond überließ ſich nun ganz dem innigſten Gebete.

Unterdeſſen war auf der Mitte des Marktes vor dem Rathhauſe ein Schaffot aufgerichtet, das ganz mit ſchwarzem Tuche bedeckt war und auf welchem ſich zwei Pfähle mit eiſernen Spitzen, zwei ſchwarze Sammetkiſſen und ein Tiſchchen mit einem ſilbernen Crucifix befanden. Der Markt ſelbſt wurde von neunzehn Fähnlein Spaniern umringt, während zwei die Wache vor dem Hofe hielten und eins die Runde durch die Stadt machte.

Ungefähr um eilf Uhr des Vormittags ging Egmond zum Brodhauſe hinaus nach dem Schaffot, von Niemandem geführt und ohne Bande. Dies war ihm, wie man ſagt, auf ſein Bitten zugeſtanden worden, ſowie auch, daß er vor Hoorn enthauptet würde, damit er nicht den Schmerz habe, einen Mann hinrichten zu ſehen, der auf ſeine Veranlaſſung wieder an den Hof gegangen und dadurch ins Unglück gekommen war. Egmond trug einen Rock von rothem Damaſt und darüber ein ſchwarzes mit Gold beſetztes Mäntelchen. Auf dem Kopfe hatte er einen ſchwarzen Hut mit ſchwarzen und weißen Federn und ein Taſchentuch in der Hand. Ihm zur Seite ging der Biſchof und hinter ihnen Julian Romero und Jeronimo de Salinas, ſämmtlich in Trauerkleidern. Der Profoß des Hofes, Namens Spella, hielt zu Pferde mit ſeinem rothen Stabe in der Hand vor dem Schaffot; der Henker war unter demſelben verborgen. Während des Hingehens las Egmond den einundfunfzigſten Pſalm. Als er auf dem Schaffote angelangt war, wandelte er ein oder zwei Mal auf demſelben auf und nieder und ſprach dabei den Wunſch aus, daß es ihm doch hätte vergönnt ſein mögen, für den König und das Vaterland zu ſterben. Da er ſich, wie man meint, fortwährend mit der Hoffnung auf Begnadigung geſchmeichelt hatte, ſo fragte er noch in den letzten Augenblicken Romero, ob ſolche nicht zu erwarten ſei. Als dieſer mit den Achſeln zuckend, wie wenn es ihm Leid thue, es verneinte, knirſchte Egmond, mehr erzürnt als erſchreckt, mit den Zähnen, warf Rock und Mantel ab, kniete auf einem der Kiſſen nieder, betete mit dem Biſchofe, küßte das Crucifix, das dieſer ihm reichte und empfing dann deſſen Segen. Hierauf ſtand er nochmals auf, warf Hut und Tuch von ſich, kniete wieder auf das Kiſſen, zog eine Mütze über die Augen, winkte dem Biſchof ſich fortzubegeben und rief mit gefalteten Händen: „Herr, in Deine Hände befehl ich meinen Geiſt!“ Der Henker, der unterdeſſen mit entblößtem Schwerte herauf gekommen war, trennte ihm mit einem Schlage den Kopf vom Rumpfe. Die Betrübniß und der Jammer der gegenwärtigen Bürgerſchaft war unbeſchreiblich; ſelbſt vielen ſpaniſchen Soldaten ſtürzten die Thränen aus den Augen. Zuerſt bedeckte man die Leiche mit einem ſchwarzen Tuche, dann aber, als auch Hoorn ebenfalls hingerichtet worden, legten Egmonds eigene Diener den Körper in einen Sarg und fügten das Haupt, nachdem es zwei Stunden auf einem der Pfähle war ausgeſtellt geweſen, hinzu. Die Leiche wurde nun nach ſeiner Herrſchaft Sottighem in Flandern gebracht, und dort von ſeiner noch lebenden Mutter der Erde übergeben. Die Geiſtlichkeit und die großen Brüderſchaften hielten eine ſtattliche Proceſſion ſeinetwegen, weil er im katholiſchen Glauben geſtorben war; dagegen ließ Alba die Standarte, das Wappen und andere Zeichen adeliger Trauer von ſeinem Hauſe wieder abnehmen, als ob dieſelben ihm ſeiner Miſſethat wegen nicht zukämen.

Das war das Ende von Lamoral, viertem Grafen von Egmond, Prinzen von Gavern und Steenhuizen, Herrn von Purmerende, Hoogwoude, Aartswoude und Baierland (das von ihm eingedeicht und nach ſeiner Gemahlin ſo genannt wurde) in Holland; van Fiennes, Sottigem, Dondes, Armentiers und Aury in Flandern, von Gasbeek in Brabant und Ritter des goldenen Vließes. Er war ein ſchöner, wohlgewachſener, gewandter, tapferer und liebenswürdiger Mann. Außer ſeinem unterdrückten Vaterlande beklagten noch ſeine trauernde Wittwe und eilf Kinder ſeinen unzeitigen und grauſamen Tod. —

Jakoba von Baiern.

Niemand hat in ſeinem Leben wohl ſo ſchwer die wechſelnden Schläge des Schickſals empfunden, als dieſe Fürſtin. Jakoba, einzige Erbin Wilhelms VI., Herzogs von Baiern und Grafen von Holland, Zeeland u. ſ. w., ward am 25. Juli 1401, am Tage des heiligen Jakob, nach welchem ſie auch wahrſcheinlich ihren Namen in der Taufe erhielt, geboren. Kaum ſechs Jahr alt verlobte ſie ihr Vater bereits mit Johann, dem zweiten Sohne Karls VI. von Frankreich und Iſabella's von Baiern. Da dieſer Prinz, welcher den Titel eines Herzogs von Touraine und Grafen von Ponthieu führte, damals auch nur das Alter von neun Jahren zählte, ſo wurde die Vermählung bis zum Jahre 1415 aufgeſchoben. Der bei dieſer Gelegenheit geſchloſſene Ehevertrag beſagte unter Anderem, daß der Hennegau, Holland, Zeeland und Friesland, im Falle Herzog Wilhelm ohne männliche Erben ſtürbe, an Jakoba und ihre Nachkommen fallen und von ihrem Manne, dem Herzoge von Touraine, regiert werden ſolle nach der Weiſe, wie es Herzog Wilhelm gethan. Es ſollten nämlich die Lande ungetheilt bleiben und ſtets auf den älteſten Sohn, oder falls kein Sohn vorhanden, auf die älteſte Tochter übergehen, die Vorrechte und Privilegien ungeſchwächt erhalten und nur die älteſten und beſten Eingebornen als Amtsleute in denſelben angeſtellt werden.

Nach der Vollziehung der Ehe hielt ſich das junge Paar meiſt im Hennegau auf. Der Tod von des Herzogs älteſtem Bruder, dem Dauphin von Frankreich, welcher wenige Monate ſpäter ſich ereignete, machte den Herzog von Touraine zum nächſten Erben der franzöſiſchen Krone, verurſachte aber auch wahrſcheinlich ſein frühes Ende, denn er wurde ſchon im folgenden Jahre durch Gift ſeines Lebens beraubt. Wer der Urheber ſeines frühzeitigen Todes war und auf welche Weiſe ihm das Gift beigebracht wurde, iſt nie mit Gewißheit zu ermitteln geweſen. Einige geben es der Orleans'ſchen Partei ſchuld, welche damals am Hofe Karls VI. die Zügel der

Regierung in den Händen hielt und nicht zugeben wollte und konnte, daß der Herzog von Burgund vermittelſt der Vermählung ſeiner Nichte mit dem Dauphin wieder wie vorhin die Herrſchaft an ſich riſſe; andere Geſchichtsſchreiber dagegen nehmen keinen Anſtand, die eigene Mutter des jungen Fürſten dieſer Miſſethat anzuklagen. Gewiß iſt, daß, als Herzog Wilhelm ſeinen Schwiegerſohn, der durch einen Brief über den andern nach Paris entboten war, um der Sicherheit willen in Compiegne zurückließ und ſelbſt dahin ging, um eine mündliche Unterredung mit dem Könige und der Königin zu haben, er ſelbſt nur durch ſeine ſchleunige Abreiſe dem Plane, ihn gefangen zu nehmen, entging. Wieder darauf nach Compiegne zurückgekehrt, hatte er den Schmerz, ſeinen Schwiegerſohn im beklagenswertheſten Zuſtande zu finden. Der ganze Körper deſſelben, vorzüglich aber die Augen, waren ſo furchtbar angeſchwollen, daß ſich ihm Niemand ohne die größte Betrübniß zu nähern vermochte. Drei, nach Anderen acht ganze Tage lebte er in dieſem jämmerlichen Zuſtande. Seine junge Gattin wich während dieſer Zeit nicht von ſeinem Lager, ſondern pflegte ihn auf das Sorgſamſte und benetzte häufig ſein entſtelltes Antlitz mit ihren Thränen. Ein Gleiches that ihre Mutter; noch betrübter aber war Herzog Wilhelm, welcher in bittere Klagen bald über ſeine eigene Leichtgläubigkeit, bald über die Orleans'ſche Partei ausbrach. Der Dauphin ſtarb am 4. April 1417 im neunzehnten Jahre ſeines Alters, eine ſchwer betrübte Wittwe von ſechszehn Jahren hinterlaſſend, mit der er keine Kinder gezeugt hatte. Seine irdiſchen Ueberreſte wurden zu Compiegne beigeſetzt und ſpäter nach Paris gebracht und dort begraben.

Schwer niedergedrückt durch den Verluſt des geliebten Schwiegerſohnes begab ſich Herzog Wilhelm nun nach dem Hennegau, nicht ahnend, daß auch ſein eigenes Ende nahe ſei. Gleich nachher verfiel er nämlich in eine Krankheit, welche Einige einer Anſteckung durch ſeinen Schwiegerſohn zuſchrieben, für die jedoch Andere als Grund angeben, daß er in früheren Zeiten einmal von einem tollen Hunde gebiſſen worden ſei. Sein rechtes Bein ſchwoll dergeſtalt auf, daß die Aerzte für nöthig erachteten, daſſelbe abzunehmen; das Uebel wurde jedoch dadurch noch ſchlimmer, ſo daß er ſelbſt alle Hoffnung, ſein Leben erhalten zu ſehen, aufgab. Er rief nun ſeine Tochter zu ſich und ermahnte ſie, nach ſeinem Tode, bei der Regierung des Landes, ſich des Rathes der Erfahrenſten und Verſtändigſten ihrer Unterthanen zu bedienen. Ebenſo ließ er auch ſeine Räthe zu ſich kommen und beſchwor dieſelben, ſeine Tochter mit Rath und That zu unterſtützen und ſie mit Niemandem als mit dem Herzoge Johann von Brabant zu vermählen. Wenige Tage darauf ſtarb er zu Bouchain, am 31. Mai 1417, im zweiundfunfzigſten Jahre ſeines Alters, nach dreizehnjähriger glücklicher Regierung. Es war ihm jedoch nicht gelungen, von Kaiſer Sigismund das ausdrückliche Verſprechen vor ſeinem Ende zu erhalten, daß dieſer nach ſeinem (des Herzogs) Tode ſeine Tochter Jakoba mit den von ihm beherrſchten Landen belehnen würde, auch hatte er ſich nicht ſchmeicheln dürfen, daß ſie nirgends Widerſtand fände, trotzdem daß im Jahre 1416 eine Tagfahrt Statt gefunden hatte, auf welcher viele Edle und verſchiedene der bedeutendſten Städte von Holland, namentlich Haarlem, Delft, Leiden, Amſterdam, Gouda, Rotterdam, Oudewater, Schiedam, Alkmaar, Hoorn, Medenblik, Enkhuizen und Monnikendam eidlich gelobt hatten, „Jakoba, Dauphine von Vienne, falls Herzog Wilhelm vor ihr ohne einen ehelichen Sohn zu hinterlaſſen verſtürbe, als ſeine Erbin und Lehnsnachfolgerin anzuerkennen und ihr nebſt ihrem rechtmäßigen Vormunde zu huldigen und zu gehorſamen, ja ſie mit Leib und Gut gegen alle ihre Feinde zu beſchützen.“ Jakoba erfuhr demungeachtet bald, daß dieſe Zuſicherung nicht ſtark genug ſei, um ſie ſo zu beſchirmen, wie ſie es erwartete. Im Hennegau, wo ſie ſich bei dem Tode ihres Vaters befand, huldigte ihr, die von ihrem Oheim, dem Herzoge von Burgund, unterſtützt wurde, allerdings das ganze Land; in Holland dagegen, wohin ſie ſich darauf begab, waren zwar die Hoek'ſchen, die ſich ſtets der Gunſt Herzog Wilhelms erfreut hatten, ſehr geneigt, ſie als Gräfin anzuerkennen, die Kabbeljauw's lehnten ſich aber entſchieden dawider auf, unter dem Vorwande, daß Holland noch nie unter der Regierung einer Frau ſich der Ruhe zu erfreuen gehabt, und daß ſie nur aus Furcht dem verſtorbenen Herzog die Zuſicherung gegeben, jetzt aber bloß das thun würden, was nach ihrem Dafürhalten dem Lande allein zu wahrem Nutzen gereichen könne. Die Hoek'ſchen erinnerten dagegen, daß man das Schlimmſte würde zu erwarten haben, wenn man des Grafen geſetzliche Erbin übergebe; um ſo mehr, als dieſe ſich nach dem Willen ihres Vaters mit dem Herzoge Johann von Brabant vermählen ſolle und ſich obendrein des Schutzes ihres Oheims mütterlicher Seite, des Herzogs von Burgund, zu erfreuen habe. Während man hierüber unterhandelte, hatten Jan van Egmond und Willem van Yſſelſtein, die bis dahin verbannt geweſen und bei dieſer Gelegenheit wieder in das Land gekommen waren, in der Eile einige Truppen zuſammengebracht und ſich Yſſelſteins durch Ueberrumpelung bemächtigt, auch ſich des Schloſſes der Stadt gleich darauf zu bemeiſtern gewußt. Sie blieben indeſſen nicht lange im Beſitz, denn die Hoek'ſchen Herren Walraven van Brederode und Jan van Montfoort, unterſtützt von den Utrechtern und Amersfoortern, eroberten Stadt und Schloß nach vierzehntägiger Belagerung wieder. Dies gefiel der Gräfin Jakoba ſo wohl, daß ſie ſich leicht bewegen ließ, das Verſprechen anzuerkennen, welches Montfoort den Utrechtern gemacht, das Schloß, ſowie die Mauern, Thürme und Thore von Yſſelſtein zu ſchleifen, ſobald man deſſelben Herr geworden wäre. Die Ausführung dieſes Verſprechens nun, welche auf dringendes Verlangen der Utrechter auch wirklich ſtattfand, war keineswegs Allen, ſelbſt nicht den Anhängern Jakoba's angenehm, denn man hielt Yſſelſtein allgemein für die ſtärkſte Veſte und den ſicherſten Schutz gegen die Streifzüge der Utrechter. Bald darauf kam Jakoba mit ihrer Mutter nach Holland und alle Städte huldigten ihr als Gräfin, Dortrecht ausgenommen, wo die meiſten Einwohner zu den Kabbeljauw'ſchen gehörten und obendrein im Intereſſe des Biſchofs von Lüttich, Johanns von Baiern handelten. welcher zwar Jakoba's Oheim väterlicher Seite, aber auch ihr heimlicher Gegner war. In Zeeland folgte man dem Beiſpiele Hollands und die junge Fürſtin verſäumte ihrerſeits nicht, die alten Urkunden und Freiheiten zu beſtätigen, ſowie überhaupt auf jede Weiſe ſich die Zuneigung ihrer Unterthanen zu erwerben.

Allem Anſcheine nach hatte Jakoba jetzt die Hoffnung, ſich des ungeſtörten Beſitzes ihrer Erbſchaft zu erfreuen und es würde ihr dies trotz dem Misvergnügen der Kabbeljauws auch wohl gelungen ſein, wenn nicht eben der bereits genannte Biſchof von Lüttich ihr im Wege geſtanden hätte. Dieſer Kirchenfürſt, deſſen Herz mehr der Welt als der Kirche anhing, war weit entfernt, die Verpflichtungen, die ihm der Vater auferlegt, indem er ihn in ſeinem Bisthum befeſtigt, auch gegen die Tochter anzuerkennen. Er verband ſich im Gegentheil mit den Kabbeljauws, um ſie ihres rechtmäßigen Erbes auf immer zu berauben. Schon als Herzog Wilhelm noch lebte, hatte er ohne Zweifel den Gedanken gefaßt, ſich einmal der Herrſchaft dieſer Länder zu bemächtigen und deshalb ſich auch lange geweigert, die Prieſterwürde anzunehmen, damit dieſe ihn nicht hindere, den geiſtlichen Stand mit dem weltlichen zu verwechſeln, ſobald ſich eine günſtige Gelegenheit darböte. Um nun ſeine Pläne auszuführen, begab er ſich alsbald nach Dortrecht, wo er mit offenen Armen empfangen und feierlich als Ruwaard (Voigt) der Lande anerkannt wurde. Im Briel folgte man dieſem Vorbilde, alle anderen Städte jedoch wieſen das Anſuchen, ein Gleiches zu thun, entſchieden zurück und erklärten, da man ſich dem letzten Willen des Herzogs Wilhelm für verpflichtet halte und dieſer beſtimme, daß die junge Gräfin ſich mit dem Herzoge von Brabant vermählen ſolle, ſo brauche man ſich nach keinem anderen Voigte umzuſehen. Mit großer Mühe brachte er es nun ſo weit, daß eine Zuſammenkunft der Stände in Schoonhoven ſtatt fand. Die holländiſchen, zeeländiſchen und hennegauiſchen Abgeordneten erſchienen auch wirklich daſelbſt und diejenigen, die zu den Kabbeljauws hielten, wollten ihm, als Jakoba's nächſtem Blutsverwandten, die Vormundſchaft übergeben; zum Glück für die junge Fürſtin war jedoch die Gegenpartei die ſtärkſte und trug den Sieg davon.

Obgleich durch dieſes Mislingen auf das Höchſte erbittert, ließ Johann von Baiern ſich doch keineswegs von ſeinem Vorhaben abſchrecken, ſondern hoffte mit Unterſtützung der Dortrechter, die ihm ſehr geneigt waren und in ganz Südholland am meiſten vermochten, ſeine Pläne durchzuſetzen. Er bediente ſich ihrer Waffen, um die anderen Städte dazu zu zwingen, nachdem er die Einwohner von Voorne ebenfalls auf ſeine Seite gebracht hatte. Selbſt an Jakoba, die nach dem Hennegau gegangen war, ſandte er einen Brief voll der ſtärkſten Drohungen und verlangte, daß ſie ihn als ihren Vormund anerkenne; ſie durchſchauete ſeine Pläne aber zu deutlich und wies ihn ab. Da es ihm hier auch nicht gelungen war, ſo vereinigte er ſich mit einigen Verbannten, namentlich mit den Herren van Egmond und Arkel, welche ſich durch das Verſprechen, wieder in ihre Beſitzungen und Rechte eingeſetzt zu werden, leicht dazu von ihm überreden ließen. Egmond brachte einige Truppen zuſammen und bemächtigte ſich im Einverſtändniß mit den Bewohnern der Stadt Gorinchem. Sobald er in derſelben war, ſandte er dem Biſchofe nicht allein einige Hülfe, ſondern fand ſich auch ſelbſt zu einer Unterredung mit ihm ein. Kaum hatte jedoch Jakoba Nachricht davon erhalten, als ſie ſich raſch nach Holland begab und die Stände erſuchte, ihr ſo bald wie möglich in dieſer Angelegenheit mit Rath und That beizuſtehen, da jede Zögerung dem allgemeinen Beſten zu großem Nachtheile gereichen könne. Sie ſandte ferner Abgeordnete nach Utrecht und Amersfoort mit der Bitte, ihr wie früher Beiſtand zu leiſten; dieſe zeigten ſich dazu bereit und auch die Hoek'ſchen blieben nicht zurück, da Aller Wohl auf dem Spiele ſtand. Als daher van Arkel vernommen hatte, was vorgehe, brachte er einige

Geldern'ſche und Lüttich'ſche Truppen auf und ſandte ſie zur Verſtärkung Egmonds nach Gorinchem. Das Kaſtell befand ſich jedoch noch nicht in den Händen Egmonds, als Jakoba mit ihrer Mutter und Walraven van Brederode, dem ſie den Oberbefehl übertragen hatte, mit einer anſehnlichen Flotte die Merwe hinaufſuhr und die Stadt zu belagern anfing. Auf den Rath der Stände nahmen die beiden Frauen ihren Aufenthalt im Kaſtell, um ſowohl von dort den Streit mit anſehen zu können, als auch durch ihre Gegenwart den Muth der Soldaten zu beleben. Van Arkel und Egmond, die ſich in der Stadt befanden und nur durch einen Graben von dem Schloſſe geſchieden waren, verſäumten Nichts, was einigermaaßen zur Vertheidigung der Stadt dienen konnte, aber die Bürger von Amersfoort und Utrecht ſchoſſen eine ſo große Breſche in die Mauer, daß es den Vertheidigern unmöglich wurde, das Eindringen ihrer Feinde zu verhindern. Arkel, welcher ungefähr 4000 Mann befehligte, ſtellte ſeine Truppen ſo gut es ihm möglich war in einer Straße, die noch heutigen Tages die Lärmſtraße (**de Krytstraat**) genannt wird, in Schlachtordnung auf. Es fand nun hier am 1. December ein Gefecht ſtatt, das eben ſo blutig als hartnäckig und dauernd war, bis ſich endlich der Sieg auf die Seite der Gräfin Jakoba neigte. Mehr als tauſend Mann und unter dieſen Willem van Arkel ſelbſt, der den Tod der Schande vorzog, aus einer Stadt zu fliehen, die ſeinen Ahnen und ihm ſo lange gehört hatte, blieben auf dem Schlachtfelde. Die Zahl der Gefangenen war nicht minder groß; unter ihnen befanden ſich Egmond und mehrere Geldern'ſche Edelleute, von denen Einige ſpäter hingerichtet wurden. Jakoba hatte das Unglück, in dieſem Gefechte neben manchem Andern ihrer Treuen, Walraven van Brederode zu verlieren, welchen ſie lange als einen ihrer zuverläſſigſten Anhänger aufrichtig betrauerte.

Nach dieſem Siege begab ſich die junge Fürſtin nach dem Haag und ihre Anhänger, die Hoek'ſchen, waren jetzt der Meinung, daß es an der Zeit ſei, die Vollziehung der Ehe zwiſchen Jakoba und dem Herzoge von Brabant ernſtlich zu betreiben, um den letzten Willen des Grafen Wilhelm zu vollziehen und den Landen einen Fürſten zu geben, der im Stande ſei dieſelben gegen Johann von Baiern und ſeinen Kabbeljauw'ſchen Anhang zu beſchützen. Der Ehevertrag ward bald darauf faſt unter denſelben Bedingungen geſchloſſen, welche bei der erſten Vermählung Jakoba's mit dem Herzog von Touraine obwalteten. Um dem Biſchof keine weſentliche Urſache zum Misvergnügen zu geben, bat man ſowohl ihn, wie den Herzog von Burgund um ihre Einwilligung. Der Erſtere zögerte anfangs mit derſelben unter allerlei Vorwänden; als er jedoch endlich ſah, daß man auch ohne ſeine Genehmigung zur Ehe ſchreiten würde, gab er ſie zuletzt Anſtands halber. Es bedurfte jetzt nur noch einer kirchlichen Diſpenſation wegen der Verwandtſchaft. Bei der Kirchenverſammlung zu Conſtanz hielt man jedoch vergeblich darum an, weil Kaiſer Sigismund, dem der Biſchof ſeine Abſichten mitgetheilt. es zu verhindern wußte. Endlich, nach vielen Bemühungen, gewährte Papſt Martin V. das Geſuch und wußte auch die Kirchenverſammlung zu beſtimmen, ihre Einwilligung nicht länger zurückzuhalten. Die Hochzeit wurde nun im Frühling des Jahres 1418 gefeiert, doch gereichte ſie Jakoba am wenigſten zur Freude, denn ihr, der jungen, ſchönen und ungewöhnlich klugen Fürſtin, konnte ein an Körper und Geiſt ſo ſchwächlicher Gemahl, der nicht die Kraft beſaß, ſo verſchiedene Länder auf eine tüchtige Weiſe zu regieren, unmöglich genügen; auch hatte ſie ſich nur, um ihrem Oheim, dem Herzog von Burgund, und ihrer Mutter zu gefallen, dazu überreden laſſen. Gleich nach der Vermählung nahm der Herzog von Brabant den Titel eines Grafen von Holland und Zeeland an und ſowohl das flache Land wie die Städte huldigten ihm.

Ein Anderer als Johann von Baiern würde jetzt alle Hoffnung aufgegeben haben, ſeine Pläne auszuführen, da die Verhältniſſe ihm nur geringe Mittel darboten. Er ließ ſich aber keineswegs abſchrecken und beſchloß, um ſeine Abſichten zu erreichen, den geiſtlichen Stand wieder mit dem weltlichen zu vertauſchen und ſich zu vermählen. Eliſabeth, Wittwe des Herzogs von Brabant, Nichte des Kaiſers Sigismund und Herzogin von Luxemburg, ſchien ihm die paſſendſte Gemahlin und er ließ ſchon im Jahre 1418 durch Vertraute den Kaiſer um deſſen Zuſtimmung, ſowie um die Belehnung mit der Grafſchaft Holland und Allem was dazu gehörte, erſuchen, indem er hinſichtlich der Letzteren vorgab, die Grafſchaften Holland, Zeeland und Hennegau ſeien dem Reiche wieder anheim gefallen, da ſein Bruder, Graf Wilhelm VI., ohne Hinterlaſſung ehelicher Söhne geſtorben. Der Kaiſer, der dieſes Geſuch, welches das kaiſerliche Gebiet zu vergrößern und ſeiner Nichte einen angeſehenen Gemahl zu verſchaffen verſprach, freundlich aufnahm, bewilligte ihm Beides und ſchrieb ſelbſt an den Herzog von Brabant, daß er ſich mit ſeinem eigenen Lande begnügen und keine anderen Beſitzungen verlangen ſolle, weil den Frauen im deutſchen Reiche ohne beſondere Bewilligung des Kaiſers keine Erbfolge zuſtehe, und Johann von

Baiern als rechtmäßiger Erbe ſeines Bruders betrachtet werden müſſe. Der Herzog von Brabant überſandte dieſen Brief ſogleich den Ständen von Holland mit der ernſten Ermahnung, ihre eigene Freiheit zu beſchützen. Auf der anderen Seite zögerte auch Johann von Baiern, der ſich auf die kaiſerliche Einwilligung ſtützte und welchen Papſt Martin V. des geiſtlichen Standes entbunden hatte, nicht, die holländiſchen Edlen und Städte zur Unterwerfung aufzufordern, indem er ſie bald durch Drohungen mit dem Kaiſer, bald durch Verſprechungen dazu zu bewegen ſuchte. Die Stände von Holland antworteten ihm jedoch, die Erblande ſeien nie ein Lehen des deutſchen Reiches geweſen, und ſchon mehrere Male durch Frauen an Andere übergegangen; ſie würden daher dem Beiſpiele ihrer Voreltern folgen und die rechtmäßige Erbin zu beſchützen wiſſen. Sie begriffen übrigens ſeine jetzigen Forderungen nicht, da er ja gleich nach dem Tode ihres Vaters Jakoba als Gräfin anerkannt und ihr dieſen Titel gegeben habe. Eine ähnliche Antwort erhielt er aus dem Hennegau, in welcher er auf den 1417 zu Biervliet abgeſchloſſenen Vertrag verwieſen wurde, durch den er ſelbſt ſeine Zuſtimmung zu der Vermählung Jakoba's mit dem Herzoge von Brabant gegeben hatte. Er ließ ſich aber dadurch ſo wenig abſchrecken, daß er den Titel eines Grafen annahm und unter demſelben ſeiner geliebten Stadt Dortrecht im Jahre 1418 mehrere Privilegien ertheilte. Auf ſolche Weiſe hoffte er auch die anderen Städte zu gewinnen, aber dieſe, und namentlich Amſterdam und Gouda, blieben ihrer Fürſtin ſo treu, daß ſie dieſelbe nicht allein mit Geld unterſtützten, ſondern ſich auch rüſteten, ihr bei der von ihr und ihrem Gemahle beſchloſſenen Belagerung von Dortrecht Beiſtand zu leiſten.

Johann von Baiern ſah nun wohl ein, daß es kräftigerer Mittel bedürfe, um ſeine Zwecke zu erreichen; er rüſtete daher einige Schiffe in Dortrecht und im Briel aus, mit denen er mehrere Reiſen machte, um ſeine Pläne auszuführen, und legte während deſſen Gravezande in Aſche. Die Hoek'ſchen rächten ſich dafür, indem ſie mehrere Schlöſſer, die ſeinen Kabbeljauw'ſchen Anhängern gehörten, eroberten und zerſtörten, auch machten ſie ſich zu Herren von Medenblik und fielen in das Amſtelland und das Kennemerland ein, wo ſie die Beſitzungen Gerrits van Heemskerk, welcher Jakoba untreu geworden, verwüſteten. Ihrerſeits ſuchten nun auch die Kabbeljauw's ſich an ihren Gegnern zu rächen und es fielen damals viele Streifzüge auf beiden Seiten vor.

Die Belagerung von Dortrecht, welche ſchon früher beſchloſſen worden, wurde noch in demſelben Jahre mit Genehmigung von einunddreißig holländiſchen Städten durch Jakoba und ihren Gemahl ausgeführt. Herzog Johann von Brabant, der von Natur äußerſt träge und ſchläfrig war, hatte ſich nur mit großer Mühe von ſeiner Gemahlin bewegen laſſen, ſeine Truppen mit den holländiſchen und zeeländiſchen zu vereinigen und Dortrecht zu umzingeln. Die Brabanter, welche ſüdlich von der Stadt lagen, waren eben ſo träge wie ihr Fürſt und ließen ſich daher die Sache nicht ſehr angelegen ſein, während Jakoba und deren Hauptleute, die ſich auf der Nordſeite befanden, Alles mit dem größten Eifer betrieben, um ſo mehr, als Jakoba ſelbſt überall gegenwärtig war und die Ihrigen durch Wort und That aufzumuntern wußte. Die Belagerten ſahen das ſo wohl ein, daß ſie nie wagten, Jakoba's Seite anzugreifen, dagegen jeden Augenblick Ausfälle auf die des Herzogs machten. Unter Anderem gelang ihnen folgende Kriegsliſt vortrefflich. Sie füllten nämlich einige Schiffe mit Lebensmitteln und Getränken und ließen ſie, als ob ein unglücklicher Zufall ſie losgeriſſen hätte, bei dem Lager der Brabanter antreiben; doch hatten ſie Taue, welche unter dem Waſſer fortliefen, an den Fahrzeugen befeſtigt. Die Brabanter, welche die Gefahr nicht ahnten, ſondern nur darauf bedacht waren ihren Bauch zu füllen, kamen ſchaarenweiſe nach dieſen Schiffen und wurden wie Fiſche an der Angel in die Stadt gezogen. — Trotz ihrer Trägheit hatten die Brabanter dennoch endlich eine Brücke über die Merwe geſchlagen und ein Blockhaus aufgeworfen; im ganzen Lager derſelben waren aber kaum Dreißig zu finden, die geneigt geweſen wären die Beſatzung zu bilden, welche wenigſtens hundert Mann erforderte. Die Belagerten benutzten dies und griffen nun die Brabanter mit ſolcher Heftigkeit an, daß ſie ſie zur Flucht zwangen. Da jedoch die Letzteren ſahen, wie gering die Anzahl ihrer Feinde ſei, ſo boten ſie ihnen wieder die Spitze und es entſtand nun ein heftiger Kampf, aus welchem ſich endlich die Dortrechter, obwohl in guter Schlachtordnung, zurückzogen. Misvergnügt darüber, daß die Belagerung nun ſchon ſechs Wochen dauere, und mit dem geringen, ſoeben davongetragenen Siege zufrieden, beſchloß Herzog Johann aufzubrechen und nach Brabant zurückzukehren. Er ließ nun Alles ſorgfältig einpacken und abſchlagen, ſteckte darauf den Lagerplatz in Brand und machte ſich auf den Weg. Die Dortrechter ſetzten ihm mit einer geringen Anzahl Truppen nach, während ſie die übrige Mannſchaft in einen Hinterhalt gelegt hatten und griffen darauf die letzten Banden an, von denen ſie viele Soldaten tödteten. Endlich bot ihnen Johann von Brabant die Spitze und der Ausgang des Gefechts blieb eine Zeitlang zweifelhaft; da zogen ſich liſtig die Anhänger Johanns von Baiern langſam zurück und lockten nun ihre Feinde in den Hinterhalt, wo ſie von allen Seiten dermaaßen über ſie herfielen, daß ſie dieſelben zum Weichen brachten, noch ehe Jakoba etwas von dem Gefechte vernommen hatte; dieſe ſandte nun ſogleich einige Hülfstruppen und der Kampf begann von Neuem, da zumal die Antwerpener ihn mit großem Muthe wieder begannen. Endlich trugen aber doch die Truppen Johanns von Baiern den Sieg davon, die Brabanter ergriffen die Flucht und ließen viele Todte auf dem Kampfplatze, ſowie ihren ganzen Kriegsvorrath, mehrere Banner und andere Ehrenzeichen in den Händen der Sieger zurück.

Der feige Herzog von Brabant floh nun in aller Eile ohne ſich um ſeine Gattin zu bekümmern; die Furcht jedoch vor dem wohlverdienten Vorwurfe, ſie in große Gefahr gebracht zu haben, bewog ihn, ſeine Truppen zu Gertrudenburg zu laſſen und ſelbſt zu ihr zurückzukehren, um ſie zu bewegen, die Belagerung aufzugeben und mit ihm nach Brabant zu ziehen. Nach langem Kampfe willigte ſie endlich ein, obwohl nicht ohne großen Schmerz, durch die Feigheit ihres Gatten eines ſo wahrſcheinlichen und ſchönen Sieges beraubt zu ſein. Das von ihr zu Papendrecht errichtete Blockhaus übergab ſie mit einiger Mannſchaft dem Befehle Adrians, eines Baſtards von ihrem Großvater Albrecht. Dieſer vermochte indeſſen nicht der täglich wachſenden Macht des Feindes Widerſtand zu leiſten, obwohl er beſchloß, lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als ſich zu ergeben. Die Dortrechter eroberten nach hartnäckiger Gegenwehr das Blockhaus endlich und machten es dem Erdboden gleich.

Durch den unglücklichen Erfolg des Unternehmens auf Dortrecht für Jakoba gewann Johann von Baiern immer mehr Anhänger und ſuchte ſich nach und nach auch der übrigen Städte zu bemächtigen. Der erſte Ort, auf den er ſeine Blicke richtete, war Rotterdam, und da er die meiſten Bürger entweder mit Geld erkaufte oder dieſe ſchon den Kabbeljauws geneigt waren, ſo gelang es ihm leicht, ſich durch Ueberraſchung und eine geringe Kriegsmacht zum Herrn der Stadt zu machen. Das gemeine Volk, das ſtets Veränderung liebt, brach nun alsbald ſeinen Jakoba und Johann von Brabant geleiſteten Eid und rief ihn zum Grafen aus. Er zweifelte daher nicht, ſich des geſammten Hollands binnen Kurzem bemächtigen zu können, um ſo mehr, als er die Kabbeljauws auf ſeiner Seite hatte und ſich überall eine ſolche Verachtung gegen Johann von Brabant zeigte, daß die Städte ſämmtlich nach und nach ohne Schwertſchlag ſich ſchienen ergeben zu wollen, ſo wie ſich nur Johanns von Baiern Truppen vor ihren Mauern zeigten. Der feige Herzog von Brabant würde auch wahrſcheinlich ſeine ihm durch die Heirath zugefallenen Lande für immer aufgegeben haben, wenn nicht Jakoba beſſere Geſinnungen gehabt hätte. Sobald ſie den Untergang Adrians und die Einnahme von Rotterdam in Erfahrung gebracht, ließ ſie ihren Gatten in Brabant zurück und eilte nach Holland, um ihre Erbſtaaten zu retten; ſie begab ſich zuerſt nach Gouda, ſammelte dort ihre Anhänger, obwohl in nicht ſehr großer Anzahl, beſuchte dann mehrere andere Städte, befeſtigte Schiedam und ſtellte die Feſtungen Delft, Gouda und Schoonhoven wieder her. Johann von Baiern ſah nun wohl ein, daß er offenbar nichts unternehmen dürfe und ſuchte daher heimlich ſeinen Anhang auf jede mögliche Weiſe zu vergrößern. In dieſer Abſicht ließ er bei den Plünderungen und Streifzügen auf dem platten Lande die Beſitzungen Hoekſcher Großen verſchonen, um dieſe dadurch bei ihrer eignen Partei verdächtig zu machen und ſie zu zwingen, zu ihr überzugehen. Als der Erfolg jedoch nicht ſeinen Wünſchen entſprach, wurden die Zerſtörungen ohne Ausnahme fortgeſetzt. Die Hoek'ſche Partei, auf das heftigſte erbittert, rächte ſich auf dieſelbe Weiſe, ſo daß das Land dadurch auf das Furchtbarſte litt. Ackerbau und Viehzucht lagen völlig darnieder und der Handelsverkehr ſtand ſowohl zu Waſſer wie zu Lande gänzlich ſtill. Unparteiiſch bleiben wollen, hieß ſich der Gefahr ausſetzen, von beiden Parteien als Feind behandelt zu werden; Freundſchaft und Verwandtſchaft waren leere Namen und hatten durch den immer weiter um ſich greifenden, wüthenden Haß alle Kraft verloren, ſo daß ſie Niemanden zu retten oder zu ſchützen vermochten.

Bei dieſen traurigen Verhältniſſen und bei einem Kriege, welcher geführt wurde, als ſeien es Räuberbanden, die einander befehdeten, und der dem ganzen Lande den Untergang drohete, war ein Friede das einzige Mittel zur Rettung. Wohlmeinende hatten dies ſchon lange eingeſehen und der Herzog von Burgund war der Erſte, welcher die Hand dazu bot. Jakoba und ihr Gatte, die befürchten mußten, daß immer mehr Städte von ihnen abfielen, widerſetzten ſich nicht und der Herzog von Baiern, der, wie ſeine Angelegenheiten ſtanden, am meiſten auf einen günſtigen Erfolg zu rechnen hatte, willigte gleichfalls ein. Man beſtimmte Woudrichem zum

Verſammlungsort und die Unterhandlungen begannen zu Anfange des Jahres 1419. Der Herzog von Burgund erſchien jedoch nicht ſelbſt, da ſeine Gegenwart in Frankreich zu nöthig war, ſandte aber ſeinen Sohn Philipp, Grafen von Charolais. Jakoba und ihre Mutter fanden ſich dagegen perſönlich ein, ſo wie auch viele holländiſche Edle und die Abgeordneten der Städte; Johann von Baiern aber ließ ſich durch Bevollmächtigte vertreten. Nach vielen Verhandlungen kam endlich der Friede zu Stande. Die hauptſächlichſten Punkte deſſelben waren: daß Johann von Baiern das eigentliche Südholland zum Lehen von Herzog Johann von Brabant und Frau Jakoba empfangen, dagegen aber die Städte, die ihm gehuldigt, von ihrer Verpflichtung gegen ihn entbinden und ſich des Grafentitels enthalten ſolle; daß die Regierung der Lande fünf Jahre nach einander von den Herzogen von Brabant und Baiern gemeinſchaftlich geführt, Johann von Brabant und Jakoba die Einkünfte zwar allein zu genießen aber an Johann von Baiern binnen zwei Jahren 100,000 Roſenobel zu zahlen hätten und daß endlich, wenn Jakoba kinderlos ſtürbe, ihr Gatte den Hennegau, Holland, Zeeland und Friesland abtreten müſſe.

Jakoba ſah ſehr wohl ein, wie nachtheilig dieſer Vergleich für ſie ſei, aber an einen Mann gefeſſelt, welcher ſelbſt eines Vormundes bedurft hätte und durch ihren Vetter, Philipp von Charolais, dem ſelber nach der Herrſchaft gelüſtete, dazu getrieben, mußte ſie aus der Noth eine Tugend machen und durfte ihre Zuſtimmung nicht länger verweigern. Bei dem 1425 ſich ereigneten Tode Johanns von Baiern wurde auch offenbar, daß er ſein Recht auf dieſe Länder Philipp abgetreten und daß dieſer deshalb den Frieden ſo vortheilhaft wie möglich für ihn gemacht, um ſpäter deſto leichter Jakoba ihres übrigen Eigenthums berauben zu können.

Kaum waren Jakoba und ihr Gemahl in Folge des Friedensſchluſſes wieder nach Brabant zurückgekehrt, um dort einen gefährlichen Zwiſt zu ſtillen, der ſich zwiſchen dem Adel und dem Volke erhoben und wahrſcheinlich von Johann von Baiern war angeſtiftet worden, ſo maaßte ſich dieſer Letztere auch ſchon ein weit größeres Anſehen in Holland, als ihm eigentlich zukam, an. Vorzüglich ſuchte er ſeine Kabbeljauwſchen Freunde, gegen die ausdrückliche Beſtimmung des Friedensvertrages und ohne Jakoba davon in Kenntniß zu ſetzen, mit den beſten Aemtern zu verſorgen. Ebenſo veränderte er die Regierung einiger Städte, beſonders Amſterdams, außer der eigentlichen Zeit. Die anderen Städte, in welchen man ihn nicht als

Ruwaard anerkannt hatte und die daher befürchten mußten, daß ihnen ein gleiches Schickſal bevorſtehe, ſuchten ſich natürlich dagegen zu ſchützen und die Folge war, daß Leiden, wo Philipp von Waſſenaar, ein Hauptanführer der Hoekſchen, die Zügel in den Händen hielt, ſich mit Utrecht und Amersfoort gegen Johann von Baiern verband. Man hielt dies für um ſo nothwendiger, als der Letztere, trotz der Ausſöhnung, nicht allein den Handel dieſer Städte ſehr bedrückte, ſondern auch ein Bündniß mit Herzog Reinold von Geldern ſchloß, kraft deſſen Beide ſich verabredeten, in das Stift Utrecht einzufallen, Amersfoort und Montfoort wegzunehmen und ſich darein zu theilen und bei der Vacanz des Bisthums einen Biſchof nach ihrem Sinne einzuſetzen. Dies geſchah theils, um ſich an den Bürgern von Utrecht und Amersfoort wegen des Verluſtes von Yſſelſtein zu rächen, theils aber auch, um durch die Unterdrückung von Jakoba's Anhängern auf jede nur mögliche Weiſe ſich der Herrſchaft zu bemächtigen.

Mit dem größten Schmerze empfing Jakoba dieſe traurigen Nachrichten und wünſchte nichts ſehnlicher, als ihren bedrängten Erblanden und ihren Freunden zu Hülfe zu kommen. Vergebens beſchwor ſie ihren Gemahl um Beiſtand; der feige Herzog war taub gegen ihre Bitten und brachte lieber ſeine Zeit auf der Jagd zu, als daß er ſich mit der Vertheidigung des Erbes ſeiner Gemahlin bemüht hätte. Jakoba's Widerwillen gegen ihn wuchs daher noch immer mehr, zumal eine Geſandtſchaft der Utrechter und Amersfoorter, welche um Beiſtand zu bitten kamen, von dem Herzoge und den Ständen von Brabant verächtlich zurückgewieſen wurde. Ihr blieb nun nichts übrig, als ihre Hoekſchen Freunde zu bitten, denen von Utrecht und Amersfoort hülfreich beizuſtehen. Wahrſcheinlich veranlaßte ſie dadurch ein Bündniß zwiſchen dieſen Städten und Leyden, welchem die Hoekſchen Edlen beitraten und in Folge deſſen man am 28. April 1421 durch einen offenen Fehdebrief dem Herzoge Johann von Baiern den Krieg erklärte. Die Feindſeligkeiten begannen alsbald mit der Eroberung und Zerſtörung verſchiedener, den Kabbeljauws zugehöriger Schlöſſer und mit der Plünderung des Haag, wo allein der Hof aus Hochachtung vor dem Platze, verſchont blieb.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Einzelnheiten dieſer Fehde zwiſchen Johann von Baiern und ſeinen Kabbeljauwſchen Freunden auf der einen, und Jakoba und ihren Hoekſchen Anhängern auf der andern Seite, erzählen. Wir begnügen uns daher, in der Kürze zu berichten, daß Leiden nach einer Belagerung von ſieben Wochen ſich an Johann von Baiern ergab, dieſer ſich darauf mit dem Biſchofe von Utrecht ausſöhnte und dann mit einem Heere nach Brabant zog, unterwegs Gertrudenburg erobernd, um ſich den Rückzug zu decken. Während dieſer Zeit ſtieg das Misverhältniß zwiſchen Jakoba und ihrem Gatten dermaaßen, daß eine Eheſcheidung nothwendig erfolgen mußte. Die junge Fürſtin, welche jetzt ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hatte und bei ihrer Schönheit, ihrer Kraft und ihrem Muthe zu heiter und lebensluſtig war, um an einem Manne Wohlgefallen zu finden, deſſen Feigheit, Weichlichkeit und Trägheit Jedem, der ihn ſah, deutlich in die Augen ſprangen, hatte ihren Verdruß ſo lange wie möglich verborgen, endlich aber mußte ihr Unmuth ausbrechen. Ihr Gemahl opferte nicht allein alle Sorgfalt, die er ihr hätte widmen ſollen, ſeiner Leidenſchaft für die Jagd, ſondern hatte auch noch ein unerlaubtes Verhältniß mit der Tochter eines Brabanter Edelmannes, Wilhelm von Aſche, und wollte obendrein Jakoba zwingen, ihre holländiſchen Edelfräulein zu entlaſſen und brabantiſche ſtatt derſelben anzunehmen. Die junge Fürſtin, welche ihre Jugendgeſpielinnen, in deren Kreiſe ſie allein einige heitere Stunden genoß, über Alles liebte, widerſetzte ſich dieſem Anſinnen und erklärte, ſie habe als eine freie Fürſtin vollkommen das Recht, ſich ihre Dienerſchaft ſelbſt zu wählen. Von ſeinen Schmeichlern angetrieben, die gern ihre Frauen und Töchter an der Stelle der holländiſchen Damen geſehen hätten, ließ der Herzog nicht ab, bei ſeinem Verlangen zu beharren. Dazu kam noch, daß er Johann von Baiern die Vormundſchaft über ſeine Gattin auf fernere ſieben Jahre zuſagte, um ihn ſich dadurch noch mehr zu verbinden, Jakoba aber natürlich durch dies Zugeſtändniß auf das Empfindlichſte kränkte und beleidigte. Das Schlimmſte von Allem indeſſen war ſeine eigene Unfähigkeit zu regieren, wodurch nicht allein ſeine Gattin einen großen Theil ihrer Erblande verloren, ſo daß ſie befürchten mußte mit der Zeit Alles einzubüßen, ſondern auch mit der Gefahr bedroht wurde, früher oder ſpäter ſelbſt um den Beſitz von Brabant gebracht zu werden, da er die Großen dieſes Landes faſt alle gegen ſich erzürnt hatte.

Jakoba, unfähig länger bei einem Gatten zu bleiben, der ihr eine Schmach über die andere zufügte, floh heimlich mit ihrer Mutter nach dem Hennegau und begann dort ernſtlich an eine Eheſcheidung zu denken und ſich nach einem Gemahl umzuſehen, welcher im Stande wäre, ſie und ihre Erblande zu beſchützen. Sie hatte höchſt wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1419 ihre Aufmerkſamkeit in dieſer Hinſicht auf Humphrey, Herzog von Gloceſter, Bruder Heinrichs V., Königs von England gerichtet, denn es ergiebt ſich, daß ſie ſchon zu Anfange des Jahres 1420 mit dem Letzteren, welcher damals Krieg in Frankreich führte, in geheime Unterhandlung trat. Mittlerweile verſuchten indeſſen die Stände von Brabant eine Ausſöhnung zwiſchen ihr und ihrem Gatten zu bewirken. Dieſe Letzteren waren nämlich ſehr unzufrieden mit dem Herzoge, beſonders darüber, daß er, ohne ſie um ihre Meinung zu fragen, Johann von Baiern die Vormundſchaft über ſeine Gemahlin noch auf fernere ſieben Jahr übertragen und betrachteten es als einen Beweis, daß er entweder unfähig oder zu träge ſei, um ſelbſt zu regieren. Sie hielten deshalb eine Zuſammenkunft in Löwen und beſchloſſen den Herzog zu zwingen, ſowie Diejenigen zu beſtrafen, durch deren Eingebung er ſich ſo roh und unfreundlich gegen ſeine Gemahlin benommen. Wirklich wurden auch Einige, die man deswegen in Verdacht hatte, von dem Herzoge entfernt und Andere durch einen Eid verpflichtet, nie Etwas gegen dieſen Beſchluß zu unternehmen. Darauf ſandte man durch beſondere Abgeordnete Briefe, welche die Edeln und die Städte ausgefertigt und geſiegelt hatten, an Jakoba, und bat ſie in denſelben nach Brabant zurückzukehren. Sie empfing die Geſandten ſehr freundlich, ſprach denſelben ihren Dank aus und bat ſie in ihrem Namen den Ständen zu erwiedern, „daß die Theilnahme derſelben ihr höchſt angenehm ſei, ſie jedoch ihre Rückkehr nach Brabant für eine ſpätere Zeit verſchieben müſſe, weil ſie nur zu wohl wiſſe, wie geneigt Denjenigen der Herzog geweſen, welche die Stände von ihm entfernt hätten und daß ſie daher zu befürchten habe, er würde ſeinen Zorn und ſeinen Unmuth an ihr auslaſſen." Um Nichts unverſucht zu laſſen, fertigten ſie nun auch einige Geſandte an den Herzog ab, die ihn erſuchen ſollten beſſere Maaßregeln zu ergreifen, dieſer aber wies die Abgeordneten nicht allein verächtlich zurück, ſondern traf ſogar mehrere Anordnungen, welche den an ihn gerichteten Wünſchen ganz zuwider waren. Mit Recht darüber erzürnt wandten ſich die Stände nun an ſeinen Bruder Philipp, Grafen von St. Pol, Gouverneur der Picardie, und baten denſelben zurückzukehren und die Verwaltung der Lande für den Herzog zu übernehmen. Philipp willigte ein, nachdem er ſich von dem verkehrten Betragen Johanns überzeugt hatte, und man erſuchte nun auch Jakoba und ihre Mutter, aus dem Hennegau zurückzukommen und die Leitung der Angelegenheiten mit dem Grafen zu theilen. Sie ließen ſich Beide dazu überreden; die Hoffnung, die ſie aus den neuen Verhältniſſen geſchöpft hatten, ſchwand jedoch bald wieder, da Philipp von Burgund, der nach ſeines Vaters Tode die Regierung angetreten hatte, begann, ſich um Jakoba's Angelegenheiten zu bekümmern und die Stände zu einer Verſammlung in Vilvoorden zu bewegen wußte. Dieſe Zuſammenkunft war jedoch unnütz: Jakoba und die Stände erſchienen allerdings auf derſelben, Johann von Brabant entſchuldigte ſich aber mit Unpäßlichkeit und wußte obendrein nicht allein Johann von Baiern, ſondern auch den Herzog von Cleve und andere benachbarte Fürſten in ſein Intereſſe zu ziehen.

Endlich wurde jedoch eine Vermittelung zwiſchen den Ständen von Brabant und ihrem Herzoge, ſowie zwiſchen dieſem und ſeinem Bruder bewerkſtelligt. Kaum hatte der Letztere dem zufolge die Verwaltung niedergelegt und war nach der Picardie zurückgereiſt, als auch ſchon Abgeordnete der Stände bei Jakoba eintrafen und ſie im Namen Aller baten, wieder an den Hof zu kommen, alles Frühere zu vergeſſen und ſich mit ihrem Gemahle auszuſöhnen. Sie weigerte ſich aber entſchieden und wurde darin von ihren Hoekſchen Freunden beſtärkt, welche in ſie drangen, ſich gänzlich von ihrem Gatten zu trennen und ihr vorſtellten, daß ſie, falls ſie zu ihm zurückkehrte, fortan als eine Verbannte aus ihrem Vaterlande würde leben müſſen, da der Herzog von Brabant ſich ganz in den Händen Johanns von Baiern und der Kabbeljauws befinde. Um noch gewichtigere Gründe zu ihrer Trennung zu haben, ließ ſie nun das Gerücht ausbreiten, daß ihr Gemahl unvermögend ſei Kinder zu erzeugen, ſie dagegen ſich ſehnlichſt Erben wünſche, damit die Hoffnungen des Herzogs von Baiern, in den Beſitz ihrer ſämmtlichen Erblande zu kommen, vereitelt würden.

Da ſie den Plan einer ehelichen Verbindung mit dem Herzoge von Gloceſter nicht aufgegeben hatte und von dem Könige von England, in der Hoffnung, daß es ihm leicht gelingen würde, für ſie die päpſtliche Genehmigung zur Scheidung und einer neuen Ehe zu erhalten, eingeladen war zu ihm zu kommen, ſo ging ſie heimlich nach Valenciennes zu ihrer Mutter und verabredete hier mit dem Herrn von Escaillon, einem engliſch-geſinnten Edelmanne aus dem Hennegau, das Weitere. Bald nachher gab ſie vor, ſich eine Zeit lang in Bouchain aufzuhalten und nahm zu dieſem Zwecke Abſchied von ihrer Mutter. Sie verweilte dort nur kurze Zeit und wurde dann von Escaillon mit einem Gefolge von 60 Mann abgeholt und binnen zwei Tagen nach Calais gebracht, von wo ſie, höchſt wahrſcheinlich im Frühling des Jahres 1421 nach England ſegelte. Hier ward ſie ſehr freundlich von dem Könige empfangen und ihr, ſo lange ſie dort verweilte, ein monatlicher Gehalt von hundert Pfund ausgeſetzt. Von England ſandte ſie nun einen Abſagebrief an den Herzog von Brabant, in welchem ſie behauptete, daß ihre Ehe mit ihm um der nahen Verwandtſchaft willen keine rechtmäßige ſei, und daß Papſt Martin V. auch nie die Diſpenſation dazu ertheilt, ſondern des Herzogs Räthe die Bulle verfälſcht hätten. Der Papſt wollte anfangs nicht einwilligen, um ſo mehr, da ihm das Gerücht zugekommen war, daß Jakoba ſich bereits mit dem Herzoge von Gloceſter vermählt habe, ſondern trug zwei Cardinälen die Unterſuchung dieſer Angelegenheit auf. Vor dieſen erſchienen auch die Geſandten Jakoba's und des Herzogs von Brabant, doch wurde die Scheidung nicht eben beeilt. Man wandte ſich nun an Benedict XIII., welcher zwar im Jahre 1409 durch die Kirchenverſammlung zu Piſa war abgeſetzt worden und faſt nirgends denn in Spanien als Papſt anerkannt wurde, ſich ſelbſt aber für das einzige rechtmäßige Oberhaupt der Kirche erklärte und jede Gelegenheit ergriff, ſich als ſolches zu zeigen. Dieſer ſandte daher ſogleich Bullen nach England, in welchen er die Ehe zwiſchen Jakoba und dem Herzoge von Brabant als ungeſetzlich auflöſte und der Erſteren die Erlaubniß gab ſich mit dem Herzoge von Gloceſter zu vermählen. Papſt Martin, von dem man in Holland behauptet hatte, er habe dieſe Bullen ausgegeben, widerſprach dem Gerüchte zwar entſchieden, aber in England kehrte man ſich nicht daran und die Hochzeit würde wahrſcheinlich ſogleich Statt gefunden haben, wenn nicht der Tod des Königs eine Verzögerung veranlaßt hätte. Heinrich V. ſtarb nämlich im Auguſt des Jahres 1422 und hinterließ einen unmündigen Sohn, Heinrich VI., über den er die Vormundſchaft dem Herzog von Gloceſter aufgetragen hatte. Vor Ende deſſelben Jahres ſcheint die Ehe indeſſen jedenfalls vollzogen worden zu ſein.

Der Herzog von Burgund, der ſich als nächſter Verwandter Jakoba's um ſo ſicherer geſchmeichelt hatte einſt ihre Länder zu erben, als ihre Ehe mit dem Herzoge von Brabant kinderlos zu bleiben verſprach, fand ſich nun durch dieſe neue Verbindung bitter getäuſcht. Er ließ ſich jedoch dies keineswegs merken, ſondern that nur als ob er ſich eifrig ſeines Vetters, des Herzogs von Brabant annehme und wandte ſich an den Herzog von Bedford, den Bruder des Herzogs von Gloceſter, welchem Heinrich V. die Regierung in dem damals zum größten Theil eroberten Frankreich anvertraut hatte. Dieſem ſtellte er vor, daß ſeines Bruders Vermählung mit Jakoba nicht nur England, ſondern auch beſonders ihm Schaden bringen müſſe, da der Herzog von Gloceſter wahrſcheinlich nicht allein die Unterſtützung aus England, deren Bedford ſo nöthig bedurfte, dieſem entziehen, ſondern auch ſie ſelbſt gegen Bundesgenoſſen von England gebrauchen würde, indem er geſonnen ſei, ſich der Beſitzungen ſeiner Gemahlin mit Gewalt zu bemächtigen. Obendrein gab Burgund, um Bedford ganz auf ſeine Seite zu bringen, ihm ſeine Schweſter Anna zur Gemahlin im März 1423, und wußte ihn dadurch ſo zu gewinnen, daß er öffentlich ausſprach, Papſt Martin V. allein habe über Jakoba's eheliche Verhältniſſe zu entſcheiden. Dies war jedoch vergebens, denn Gloceſter und Jakoba erklärten einſtimmig, ſie bedürften weiter keines päpſtlichen Ausſpruchs, ſondern hätten feſt beſchloſſen, binnen Kurzem Beſitz von ihrer Grafſchaft zu nehmen.

Dieſen Entſchluß führten ſie auch wirklich aus, nachdem ſie einige Unterſtützung von dem Parlamente erhalten und Jakoba mit dem engliſchen Indigenat war beſchenkt worden. Im October 1423 ſegelten ſie nach Calais, ſchifften hier ihre Truppen aus und zogen dann mit denſelben nach dem Hennegau, wo ihnen faſt überall die Thore geöffnet und ſie als Graf und Gräfin anerkannt wurden. Kaum erfuhr jedoch dies Philipp von Burgund, als er in Flandern und Artois eine Heerfahrt ausſchreiben ließ und die auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Truppen, unter dem Befehl des Grafen von St. Pol, mit denen von Brabant vereinigte, um Gloceſter und Jakoba anzugreifen. Zu gleicher Zeit forderte Johann von Baiern die Städte und das Land auf, ihm mit gewaffneter Hand gegen die Engländer Hülfe zu leiſten. Da Gloceſter vernommen hatte, daß Philipp ihn in den Briefen, in welchen er die Heerfahrt ausgeſchrieben, beſchuldige, den Vertrag gebrochen zu haben, kraft deſſen der Zwiſt mit dem Herzoge von Brabant einem päpſtlichen Ausſpruche zur Entſcheidung anheim geſtellt werden ſolle, ſo läugnete er dies geradezu, und es entſtand daraus eine ſolche Erbitterung zwiſchen Beiden, daß Philipp ihn zum Zweikampfe herausforderte. Gloceſter nahm es an und es wurden auch Zeit und Ort beſtimmt, aber der Kampf unterblieb, da der Herzog von Bedford, den man zum Richter bei demſelben erwählt hatte, erklärte, die Gründe dafür ſeien nicht gewichtig genug. Bald nachher wurde ein Waffenſtillſtand zwiſchen den Brabantern und Engländern geſchloſſen und Gloceſter benutzte denſelben zu einer Reiſe nach England, angeblich, um ſich

Verſtärkung zu verſchaffen, eigentlich aber aus Furcht vor den Burgundern, die ihm immer gefährlicher wurden.

Er war jedoch kaum fort, als auch ſchon die Brabanter den Waffenſtillſtand brachen und in den Hennegau einfielen, wo ſie mehrere Städte zwangen, ſich für den Herzog Johann zu erklären. Um dieſelbe Zeit ward ebenfalls heimlich ein Vertrag geſchloſſen zwiſchen der Gräfin Wittwe vom Hennegau, Holland und Philipp von Burgund, kraft deſſen der Hennegau dem Herzog Johann von Brabant und Jakoba in Philipps Verwahrung verbleiben ſollten, bis von Rom die Entſcheidung über die Gültigkeit ihrer Ehe eingetroffen ſei. Dazu kam noch, daß Bergen, wo Jakoba nach Gloceſters Abreiſe durch die Bitten und Verſprechungen der Einwohner, ſie auf das Tapferſte zu beſchützen, veranlaßt, ihren Aufenthalt genommen hatte, mit einer Belagerung bedroht wurde, wenn es ſich nicht unterwürfe und ſie auslieferе. Sie wurde zu ſpät von der Gefahr, die ihr drohete, unterrichtet, und ſchrieb nun einen ſehr beweglichen Brief an den Herzog von Gloceſter, in welchem ſie ihm ihre bedrängte Lage vorſtellte und ihn beſchwor, ihr zu Hülfe zu kommen. Dieſer Brief wurde jedoch von dem Feinde aufgefangen und die unglückliche Fürſtin nicht allein gezwungen, ihre Zuſtimmung zu dem oben erwähnten heimlichen Vertrage zu geben, ſondern auch von den treuloſen Bürgern an ihre Gegner ausgeliefert. Im Lager der Brabanter angekommen bat ſie flehentlich, ſie weder dem Herzoge von Burgund auszuliefern, noch ſie nach Flandern zu ſenden, ſondern ſie in irgend einer Stadt von Brabant bewachen zu laſſen. Sie ward nicht erhört, wohl aber dagegen dem Herzoge von Burgund übergeben und von dieſem nach Gent gebracht, wo ſie jedoch nicht übermäßig ſtreng gehalten wurde, ſondern einen anſtändigen Hofhalt führen konnte, um ſo mehr, als ihre hoekſchen Freunde ſie überflüſſig mit Geld verſorgt hatten. Während dieſer Zeit bemächtigte ſich der Herzog von Brabant der Stadt Bergen, ſtellte eine genaue Unterſuchung gegen die Anhänger Jakoba's an und ließ Einige von ihnen hinrichten, Andere aber verbannen; auch benahm er ſich nicht minder ſchlecht gegen Jakoba's Mutter, die er ihres ganzen Silbergeſchirres beraubte, das er zu eigenem Gebrauch verwendete. Endlich trat er, wie vormals an den Herzog von Baiern ſo jetzt an den Herzog von Burgund die Vormundſchaft über ſeine Gemahlin und die Regierung von Holland, Zeeland und Friesland ab. Der Herzog von Gloceſter dagegen wandte ſich, nachdem er das Schickſal ſeiner Gattin erfahren, an das Parlament um Unterſtützung, konnte aber von demſelben nichts erlangen, da es mit dem Herzoge von Bedford fürchtete, der Burgunder möge dann den Frieden mit England brechen und ſich mit Frankreich vereinigen. Mittlerweile verfolgten nun die Kabbeljauws, welche jetzt die Oberhand hatten, die Hoeks in Holland und Zeeland auf das Entſetzlichſte. Sie drangen auch in den Herzog von Burgund, Jakoba anderswohin zu führen und ſie ſtrengerer Bewachung zu unterwerfen, wozu ſich dieſer jedoch nicht bewegen ließ.

Jakoba blieb indeſſen nicht müßig und ſuchte nach Mitteln zur Flucht. Zu dieſem Ende ſandte ſie einen Diener nach Holland an Dirk van Mervede, der einer ihrer treueſten Anhänger war, mit der Bitte ſie zu retten. Mervede berieth ſich mit Arnold Spiering und Arnold van Aalburg; Beide erklärten ſich bereit, Alles für Jakoba's Befreiung zu wagen. Sie begaben ſich nun in der Stille nach Gent, doch ließen ſie ihre Pferde und Diener vor der Stadt, um ſich nicht den Zutritt zur gefangenen Fürſtin zu erſchweren. Ihre Liſt gelang ihnen und ſie riethen nun der Gräfin, Männerkleider anzulegen um ihre Wächter zu täuſchen, und mit ihnen eilig nach Holland zu flüchten. Dieſer Rath gefiel Jakoba wohl und es gelang ihr zu Anfang Septembers, nachdem ſie bereits ein Vierteljahr gefangen geweſen, als ihre Wächter tafelten, mit ihren Freunden und einem ihrer Edelfräulein, das gleichfalls verkleidet war, aus der Stadt zu entkommen. Alle ritten nun raſch nach Antwerpen, wo ſie am nächſten Morgen wohlbehalten eintrafen und fuhren von da über Breda und Weudrichem nach Vianen, von wo ſie Johann von Vianen nach Oudewater, Schoonhoven und Gouda geleitete. Jakoba ward überall als Gräfin anerkannt; namentlich empfing Gouda, das zum Leibgeding der Gräfin Wittwe gehörte, ſie mit großen Freudenbezeugungen und gelobte, ſie mit Gut und Blut bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen; Alkmaar und andere Städte folgten dieſem Beiſpiele und die Hoeks erhoben wieder das Haupt. Einige Monate ſpäter, am 6. Januar 1425, ſtarb Johann von Baiern im Haag, wahrſcheinlich durch Gift, das ihm nach Einigen Johann von Woerden, Herr von Vliet, nach Anderen die verwittwete Gräfin ſoll haben beibringen laſſen. Dieſer Todesfall brachte jedoch Jakoba keinen Nutzen; die Angelegenheiten wurden im Gegentheil dadurch noch mehr verwirrt. Johann von Baiern hatte nämlich in ſeinem letzten Willen ſein Recht auf dieſe Lande Philipp von Burgund abgetreten und dieſer zögerte nicht, ſich mit Gewalt in den Beſitz derſelben bringen zu wollen. Er enthielt ſich zwar des

Grafentitels, legte ſich aber den eines Ruwaard und Heirs (Erben) der Lande zu. Auf ſeinen Rath begab ſich Johann von Brabant ſogleich nach Holland und ließ ſich von den Edlen und den Städten, welche es mit dem Herzoge von Baiern gehalten hatten, als rechtmäßigen Grafen huldigen, ohne die mindeſte Erwähnung Jakoba's zu thun. Er beſtätigte ferner die von Johann von Baiern verliehenen Privilegien und Urkunden, ſetzte dann Jacob van Gaasbeek als Statthalter in Holland ein und kehrte darauf im März deſſelben Jahres nach Brabant, wohin auch Philipp von Burgund ging, zurück. Jakoba blieb in Gouda, hoffend, es werde ihr einige Unterſtützung aus England zukommen. Hierin ſah ſie ſich leider getäuſcht und gerieth daher in nicht geringe Verlegenheit, als Gaasbeek Schoonhoven belagerte, während Floris van Rykhof die Stadt vertheidigte. Die Belagerung dauerte ungefähr ſechs Monate, ward aber dann nach Abſchluſſe eines ſechswöchentlichen Waffenſtillſtandes wieder aufgehoben. Jakoba, die dadurch ſehr für Gouda beſorgt geworden, hatte mittlerweile den Yſſeldeich durchſtechen und das ganze Schieland unter Waſſer ſetzen laſſen, um Gouda von dieſer Seite aus zu decken; ſie erfuhr jedoch, daß man die Stadt von der andern Seite längs dem Rhein und der Gouwe anzugreifen beabſichtigte. Dies veranlaßte ſie, ſich mit den Utrechtern, ihren getreuen Anhängern, zu vereinigen, dem anrückenden Feinde entgegen zu ziehen und eine Schlacht zu liefern. Im October des Jahres 1425 trafen die beiden Heere bei Alfen auf einander. Jakoba's Heer war der Zahl, aber nicht dem Muthe nach das ſchwächſte. Sie hielt vor dem Beginne des Kampfes eine feurige Rede an die Ihrigen, welche ihre Wirkung nicht verfehlte. Jakoba's Truppen griffen ihre Gegner, die die kleine Schaar durch ihre Uebermacht zu erdrücken glaubten, unerſchrocken an und trugen einen vollkommenen Sieg davon, ſo daß ſie nicht allein Viele während der Schlacht und der Flucht tödteten, ſondern auch eine große Anzahl zu Gefangenen machten und die Banner von Leiden, Harlem, Amſterdam und anderen Städten eroberten, welche die Gräfin im Triumph nach Gouda brachte.

Dieſe Niederlage der Kabbeljauws ſchwächte den Muth derſelben ſo ſehr, daß Viele gewiß zu der Gegenpartei übergegangen wären, wenn Philipp von Burgund ſie nicht durch Verſprechungen aufs Neue an ſich gefeſſelt hätte. Die Hoffnungen der Hoeks wurden dagegen wiederum belebt, um ſo mehr, als zu Anfange des Jahres 1426 Nachricht aus England kam, daß Gloceſter eine Flotte ausgerüſtet habe und mit derſelben eine Landung in Zeeland beabſichtige. Philipp von Burgund, welcher ſich damals zu Leiden befand, brachte ſogleich 4000 Mann auf, um dies zu verhindern, während Jakoba und ihre Freunde Alles thaten, um es zu unterſtützen. Die engliſche Flotte erſchien auch wirklich unter dem Oberbefehl des Herrn von Filvater, da Gloceſter ſelbſt in England geblieben war. Ein Theil derſelben wurde durch die Kabbeljauws abgeſchnitten und geſchlagen, der andere Theil war glücklicher und gelangte nach Schouwen, wo er ſich mit den zeeländiſchen Hoeks vereinigte und dann bei Brouwershaven landete. Hier wurde er jedoch am 13. Januar ſogleich von Philipps Heer angegriffen und nach hartnäckigem Kampfe gänzlich geſchlagen. Von beiden Seiten blieben viele Todte auf dem Schlachtfelde und es wurden viele engliſche und hoekſche Edelleute gefangen genommen.

Trotz dem unglücklichen Ausgange dieſes Gefechtes verlor Jakoba den Muth nicht, ſondern unternahm im April 1426, von dem Biſchofe von Utrecht, den Kennemern, Waterländern und Weſtfrieſen unterſtützt, die Belagerung von Haarlem. Dieſe Stadt hatte eine ſehr gute Beſatzung und Philipp verſprach ihr obendrein, ſobald er es erfuhr, ſie bedeutend zu unterſtützen, was er auch wirklich that; denn als die Kabbeljauws ſich mit den Waffen in der Hand in der Nähe von Leiden verſammelten, ſandte er ihnen 800 Mann zu, die er in Flandern und der Picardie ausgehoben hatte. Zu gleicher Zeit fließen viele Bürger aus Leiden und Amſterdam zu ihnen, ſo daß Jakoba's Heer der Zahl nach wiederum das ſchwächere war. Die Kabbeljauws beſchloſſen, ihr den Rückzug nach Gouda abzuſchneiden und ſie durch Mangel an Lebensmitteln in die Enge zu treiben, oder wenn ſie damit vollkommen verſehen wäre, ſie anzugreifen und ſo die Stadt zu entſetzen. Das Schloß von Gouda ſchien ihnen am geeignetſten, ihren Plan auszuführen, und ſie beabſichtigten daher, ſich mit dem Heere dort feſtzuſetzen. Glücklicher Weiſe erhielt Jakoba aber früh genug Nachricht von dieſem Anſchlage, ſo daß ſie ihn vereiteln konnte. Um die Harlemer davon in Kenntniß zu ſetzen, hatte man nämlich einen vertrauten Mann (Andere ſagen eine Frau in der Kleidung einer Miſelſüchtigen) dahin abgefertigt, mit einem in einem Brode befindlichen Briefe. Der Bote fiel aber nicht weit von Heemskerk den Hoekſchen in die Hände, welche, nachdem ſie ſo das Geheimniß erfahren, ihn auf Jakoba's Befehl aufhängten. Die Letztere ließ nun raſch Alles zuſammenpacken und ging zu Schiffe nach Alſen, um dem Feinde zuvorzukommen und ſich eines guten Ortes, eine Schlacht zu liefern, zu verſichern. Uitkerken und Lichtenveld, welche den Befehl über die Feinde führten, begaben ſich bei der erſten Kunde von dem Aufbruche der Gräfin ebenfalls dorthin. Als ſie aber bei der Schleuſe ankamen, ſahen ſie, daß Jakoba ſchon dort eingetroffen und ihr Heer in Schlachtordnung aufgeſtellt habe. Ein Treffen war nun nicht länger zu vermeiden; die Kabbeljauws ordneten ſich ſo raſch wie möglich und das Gefecht begann ſogleich. Auf beiden Seiten wurde mannhaft geſtritten und der Sieg blieb lange zweifelhaft; zuletzt erklärte er ſich jedoch gänzlich für Jakoba, deren Gegenwart nicht wenig dazu beitrug. Die Feinde ergriffen die Flucht und retteten ſich nach Leiden, während Jakoba dieſelben bis an die Thore dieſer Stadt verfolgte. Genau läßt ſich der Verluſt der Kabbeljauws nicht angeben, daß er jedoch ſehr bedeutend geweſen ſein muß, erhellt daraus, daß der Weg nach Leiden mit Leichen beſäet lag, daß von den Flammändern und Picarden 500 blieben und von den Leidenſchen Bürgern 85 ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden. Uitkerken und Lichtenveld retteten ſich durch die Flucht, viele andere Adlige fanden auch ihren Tod, Mehrere von den Gefangenen dagegen wurden auf Jakoba's Befehl hingerichtet.

Nach dieſem Siege plünderten die Kennemer ſowohl in Holland, wie anderswo mit großer Frechheit Alles was ihnen vorkam, bis ſie endlich vor Hoorn, das ſich ihnen widerſetzte und von Philipp Zufuhr an Mannſchaft und Lebensmitteln erhielt, in einem heftigen Gefechte eine ſchwere Niederlage erlitten. Dieſer Schlag traf Jakoba am härteſten, denn nicht allein, daß die Kennemer dadurch außer Stand geſetzt wurden, ſie zu unterſtützen, durfte ſie ſich auch nicht mehr nach dem Norden wagen, weil es ihr an den hinlänglichen Streitkräften fehlte und Philipp von Burgund ſich anſchickte, ihr mit einem großen Heere entgegen zu ziehen. Sie mußte daher mit geringer Mannſchaft nach Gouda zurück und hatte den Schmerz, zu ſehen, daß die meiſten Städte Nordhollands nach einander von ihr abfielen und dem Herzoge von Burgund huldigten.

Während ſich dies Alles in den Niederlanden zutrug, war Gloceſter in England bemüht geweſen, eine bedeutende Truppenmacht aufzubringen, um Jakoba zu unterſtützen. Ehe er hiermit jedoch vollkommen im Reinen war, kam ein Schreiben aus Rom, in welchem Papſt Martin V. ſeine Ehe für ungültig und Ehebruch erklärte und ihm unterſagte, ſich mit Jakoba ſelbſt nach dem Tode des Herzogs von Brabant zu vermählen. Vergebens berief die arme Gräfin ſich auf eine Kirchenverſammlung oder auf den Papſt ſelbſt, wenn dieſer von dem Stande der Dinge unterrichtet ſein würde; Gloceſter war dagegen ſogleich bereit ſie zu verlaſſen und der päpſtlichen Bulle Folge zu leiſten. Dieſe Nachricht ſchmerzte Jakoba tief, doch wurde ſie etwas wieder aufgerichtet durch den am 17. April 1427 erfolgten Tod des Herzogs von Brabant, durch welchen ſie nun ihre gänzliche Freiheit wieder erhielt. Die Hoffnung, die ſie daraus ſchöpfte, war indeſſen auch nur vorübergehend, denn aus Furcht vor der päpſtlichen Bulle und dem Verlangen des Herzogs von Bedford nachgebend, entſagte ihr Gloceſter nun ganz und gar und ſchloß bald darauf ein eheliches Bündniß mit Eleonore Cobham, mit welcher er ſchon früher und zwar nicht ohne Wiſſen Jakoba's ein unerlaubtes Verhältniß gehabt haben ſoll.

Zu allen dieſen Leiden kam nun noch, daß die weſtfrieſiſchen Städte eine Flotte ausrüſteten, um die ihrige, welche unter dem Befehl Wilhelms van Brederode auf dem Zuiderſee kreuzte, zu zerſtören, was auch wirklich geſchah; denn als die beiderſeitigen Schiffe bei der Inſel Wieringen zuſammentrafen, erlitt Brederode eine ſchwere Niederlage und wurde mit Vielen der Seinigen gefangen genommen. Vierundzwanzig von den bei dieſer Gelegenheit in feindliche Hände gefallenen Edlen mußten ihr Leben auf dem Schaffot enden und Brederode hatte es nur allein ſeiner vornehmen Geburt zu verdanken, daß man ihn verſchonte und ihn nicht auch das unglückliche Loos der Gefangenen in einem Bürgerkriege, als Empörer behandelt zu werden, traf.

Jakoba befand ſich dadurch in der bedrängteſten Lage, da ihr von allen Städten, die ihr früher treu ergeben geweſen, nur noch Gouda, Schoonhoven und Oudewater blieben. So entſchieden ſie auch früher jeden Vertrag von der Hand gewieſen, ſo ſehr fing ſie jetzt an die Nothwendigkeit einzuſehen, einen ſolchen abzuſchließen, um ſo mehr, als Philipp ſie mit einem ſtarken Heere in Gouda zu belagern drohete. Sie war jedoch zu ſtolz, um zuerſt die Hand dazu zu bieten, doch bedurfte es deſſen auch nicht, weil Philipp ſelbſt es lieber ſah, daß ſie, ſo lange ſie noch für frei gelten konnte, ihm die Herrſchaft über ihre Erblande abtrete, als daß ſie durch Gewalt dazu gezwungen zu ſein ſcheine. Kaum hatte er daher Nachricht davon bekommen, als er auch ſchon die Hand dazu bot. Der Cardinal von Beaufort, der gerade von Rom nach Brügge kam und dort den Herzog von Burgund fand, ließ ſich von dieſem überreden, mit Friedensvorſchlägen zu Jakoba nach Gouda zu gehen, wo er denn auch ſein Vorhaben mit geringer Mühe erreichte und die Gräfin durch die Schilderung ihrer eigenen Schwäche und der gewaltigen Kriegsrüſtung ihres Gegners dahin brachte, in eine Friedensunterhandlung zu willigen. Delft ward als Ort der Zuſammenkunft beſtimmt; die beiderſeitigen Geſandten trafen am 1. April 1428 dort ein und ſchon am 2. Juni deſſelben Jahres war der Vertrag geſchloſſen, welcher allerdings Jakoba ſehr harte Bedingungen auferlegte, denen ſie ſich nur durch die Noth dazu gezwungen, unterwarf. Zufolge deſſen ſollte ſie den Titel einer Gräfin und das Recht, einige Aemter zu vergeben, behalten, mußte dagegen Philipp zu ihrem einzigen Erben und zum Statthalter von Holland, Zeeland und Weſtfriesland erklären und durfte ſich nicht ohne Erlaubniß Philipps und der Stände wieder vermählen; that ſie dies, ſo waren die Unterthanen alles Gehorſams gegen ſie entbunden.

So ſehr auch dieſe Bedingungen Jakoba beleidigten und ſchmerzten, ſo wußte ſie doch, nachdem ſie dieſelben einmal eingegangen, ihren Verdruß zu verbergen. Sie kam dem Herzoge bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit ihm in Delft ſehr freundlich entgegen und wurde von ihm gleichfalls überaus ehrenvoll und artig behandelt, obwohl ſie ihn in der That mehr als eine Gefangene denn als eine freie Fürſtin auf ſeiner Reiſe durch Holland und Zeeland begleitete, um ihn überall als Statthalter und Erben der Lande anerkennen zu laſſen. So nachtheilig dieſer Friede auch für Jakoba war, ſo vortheilhaft zeigte er ſich für ihre Unterthanen. Der ſchreckliche Bürgerkrieg hatte viel Blut gekoſtet, ganze Städte lagen verwüſtet, ganze Felder ſah man mit unbegrabenen Leichen bedeckt, Handel und Ackerbau waren geſtört, die Gewerke ſtanden zum größten Theil ſtill; die Tuchweber zu Leiden, welche früher die Blüthe dieſer Stadt ſo ſehr befördert hatten, waren größtentheils nach England ausgewandert; unzählige Familien des erſten Ranges hatte der Tod entweder ganz weggerafft, oder ſie ſahen ſich an den Bettelſtab gebracht; kurz überall herrſchte Jammer und Elend und das geſammte Land bedurfte langer und glücklicher Friedenszeiten, um ſich einigermaaßen wieder zu erholen.

So gut wie gänzlich der Regierung enthoben, ſah ſich Jakoba nach einem Orte um, wo ſie wenigſtens ungeſtört und in Ruhe leben konnte. Goes in Zuidbeveland war ihr ſtets treu geblieben und hatte ſchon zu Anfange ihrer Regierung einige Privilegien von ihr erhalten; ſie zog daher dieſe Stadt allen übrigen vor, und ließ ſich daſelbſt nieder, nur dann und wann kurze Zeit in Haag verweilend.

Um ſich zu zerſtreuen, pflegte ſie Theil an den ritterlichen und bürgerlichen Spielen zu nehmen und man erzählt, daß ſie einſt bei einem Vogelſchießen ſich unter die Schützen miſchte und das Glück hatte, eigenhändig den Vogel abzuſchießen. Alle Frauen aus Goes und vielen benachbarten Dörfern kamen nach der Landesſitte mit Geſchenken zu ihr und riefen ſie zur Königin des Feſtes aus. Wäre dies früher geſchehen, als ſie noch die Gemahlin des Dauphin war, ſo würde man es als ein ſehr glückliches Vorzeichen ihrer künftigen Königswürde betrachtet und viel Aufhebens davon gemacht haben. Jetzt ging es als ein unbedeutender Beweis der Verehrung unbemerkt vorüber, obwohl es ſie ſo ſehr erfreute, daß ſie aus Erkenntlichkeit einigen Orten im Zuidbeveland den Flachszehnten auf immer erließ.

Während ſie auf dieſe Weiſe ihren Schmerz zu lindern ſuchte, gab der herrſchſüchtige Philipp von Burgund ihr wiederholt und fortwährend Gelegenheit zur Unzufriedenheit, denn nachdem er ihr Alles genommen, beraubte er nun auch ihre Mutter Margaretha des Herzogthums Brabant, das dieſer nach dem Ableben des letzten Herzogs als deſſen Muhme hätte zufallen und ſpäter als Erbſchaft auf Jakoba übergehen müſſen. Obendrein verſah er ſie ſo ſchlecht mit Gelde für ihren Hofhalt, daß ſie, obwohl ſie keinen großen Aufwand machte, mitunter ganz deſſelben entblößt war. Dies ging ſelbſt ſo weit, daß ſie im Jahre 1432, wo ſie einige ſchöne Pferde von ihrer Mutter zum Geſchenk erhielt, nicht ſo viel Geld aufzubringen wußte, um die Begleiter der Roſſe, dem Range derſelben gemäß, zu belohnen. Sie behielt ſie daher unter einem Vorwande eine Zeitlang bei ſich und wandte ſich an den Burggrafen von Montfoort, dem ſie früher große Gunſt erwieſen, mit der Bitte, ihr eine Summe Geld zu leihen; erhielt aber zur Antwort, daß er all ſein Geld bei ihr zugeſetzt habe und ihr daher nichts mehr geben könne. Mit ähnlichen Antworten wurde ſie auch von den andern Hoekſchen abgewieſen. Dies erſchütterte ſie ſo ſehr, daß ſie ſich der Thränen nicht zu enthalten vermochte und in laute Klagen über dieſe ſchmähliche Vergeltung früherer Gunſtbezeugungen und Wohlthaten ausbrach. Einer ihrer Diener, Willem de Bye, rieth ihr nun, ſich an den edelgeſinnten Statthalter Frank van Borſelen zu wenden, der, obwohl er ſtets auf Seiten Philipps geweſen war, ihr doch gewiß gern dieſen Dienſt leiſten würde. Sie konnte ſich lange nicht dazu entſchließen, endlich gab ſie de Bye den Auftrag, ihn zu ihr zu entbieten, um ſich auf dieſe Weiſe weniger der Gefahr einer abſchläglichen Antwort auszuſetzen. Van Borſelen ſtellte ſich ſogleich ein, aber es fehlte ihr an Muth, ihm ihre Bitte vorzutragen, und ſie ließ ihn unverrichteter Sache wieder gehen. Dies wiederholte ſich ſogar, ſo daß der Statthalter merkte, ſie habe Etwas auf dem Herzen, das ſie ſich nicht getraue ihm zu ſagen; er befragte deshalb de Bye, der ihm nun ausführlich auseinander ſetzte, was die junge Fürſtin bedrücke. Van Borſelen ließ ihn nicht zu Ende reden, ſondern fiel ihm in das Wort und ſagte: „Hier ſind die Schlüſſel meiner Geldkiſte, nehmt Euch ſo viel heraus als die Gräfin braucht, ich werde es ſtets als ein beſonderes Glück betrachten, ihr dienen zu können.“

Dieſer Edelmuth rührte Jakoba's Herz tief; ſie faßte große Neigung zu van Borſelen, die ſich mit der Zeit in heiße Liebe verwandelte. Er war ein ſchöner, kluger, und für jene Zeit durch Feinheit der Sitte und der Bildung höchſt ausgezeichneter Mann, ſo daß es kein Wunder ſchien, daß er ihr Herz gewann, um ſo mehr, als das Verbot, ſich ohne Erlaubniß Philipps von Burgund und der Stände nicht wieder zu vermählen, ſie noch beſonders reizte.

Gewohnt, raſche Entſchlüſſe zu faſſen, ſagte ſie daher eines Tages zu ihm: „Van Borſelen, ich bin Euch ſehr viel ſchuldig, aber ich finde kein Mittel, dieſe Schulden zu bezahlen.“ In der Meinung, ſie rede von dem ihr geliehenen Gelde, antwortete van Borſelen, er habe noch weit mehr Geld zu ihren Dienſten, über welches ſie wie über ihr Eigenthum verfügen möge. Darauf entgegnete Jakoba: „Da Eure Güte und Eure Verdienſte um mich größer ſind, als daß ich ſie je vergelten könnte, ſo biete ich mich Euch ſelbſt an, nicht als ein Geſchenk, ſondern als Ausgleichung meiner Schulden.“ Van Borſelen empfand ſolche Freude darüber, daß die Vermählung bald darauf im Haag, wo ſich dies Alles zugetragen, heimlich, nur in Gegenwart einiger Wenigen, im Juli deſſelben Jahres vollzogen wurde. Philipps Spione gaben dieſem nun ſogleich genaue Kenntniß von dem vertrauten Umgange zwiſchen Frank und Jakoba, und er ſäumte nicht, ſelbſt nach dem Haag zu kommen. Sich ſtellend als ob er nichts wiſſe, lud er von Borſelen zur Tafel, der auch, nichts Böſes ahnend, ſich bei Hofe einfand, jedoch ſogleich gefangen genommen und auf einem heimlich bereit gehaltenen Schiffe über Delft, Rotterdam und Dortrecht nach Rupelmonde, einem Schloſſe in Flandern, gebracht wurde. Es geſchah ſo in der Stille, daß Jakoba es erſt erfuhr, als es zu ſpät war etwas dagegen zu thun. Sie ward um ſo ſchmerzlicher davon ergriffen, als ihr zu Ohren kam, daß Philipp, von van Borſelens Feinden angetrieben, beſchloſſen habe, ihn hinrichten zu laſſen. Der Befehl dazu ward auch wirklich an den Schloßvogt von Rupelmonde ausgefertigt und dieſem übergeben, als er eben mit van Borſelen bei einem Spiele ſaß. Der Inhalt des Schreibens betäubte den wackern Mann ſo ſehr, daß er nicht vermochte, mit derſelben Heiterkeit weiter zu ſpielen, ſondern ſeinen Schmerz durchblicken ließ. Van Borſelen, der bereits geahnt hatte, daß die Mittheilung ihm gelte, drang nun ſo lange in ihn, bis er ihm das Schreiben zu leſen gab und erſchrak anfangs nicht wenig über den Befehl, dann aber faßte er ſich und ſagte: „Werft mich in einen der tiefſten Kerker des Schloſſes und verbreitet dann überall das Gerücht, daß ich enthauptet worden ſei. Begebt euch darauf zu dem Herzoge und berichtet ihm, ihr hättet ſeinen Befehl ausgeführt. Zeigt er keine Reue darüber, ſo kommt wieder und laßt mich wirklich hinrichten, thut es ihm aber leid, ſo werdet Ihr Euch ſeine Gunſt erwerben, daß Ihr mir das Leben gerettet habt und dafür nicht allein großes Lob einerndten, ſondern auch von mir noch ſehr reich belohnt werden.“ Der Schloßvogt ging nach einiger Ueberlegung auf dieſen Vorſchlag ein und begab ſich ſogleich zu dem Herzoge, um ihm die Nachricht zu bringen. Kaum hatte derſelbe ſeine Ankunft erfahren, als er ihn auch augenblicklich zu ſich kommen ließ und ihn fragte, was mit van Borſelen geſchehen ſei. Bei der Antwort, er habe ſeinen Befehl pünktlich ausgeführt, ſtieß Philipp einen tiefen Seufzer aus und rief: „Gott, was habe ich gethan!“ Als der Schloßvogt dies hörte, fiel er auf die Knie und bat um Gnade. Der Herzog erwiederte ihm: „wenn Ihr meinen Befehl ausgeführt habt, ſo bedürft Ihr keiner Gnade, denn Ihr thatet nur was ich Euch geheißen“. Nun geſtand ihm jener, daß van Borſelen noch am Leben ſei. Der Herzog vernahm dies mit großer Freude, denn nicht allein, daß van Borſelens unverdienter Tod ihm zur ewigen Schande gereicht haben würde, ſo hätte er auch noch die ſchlimmſten Folgen zu befürchten gehabt, da Jakoba, von Schmerz und Verzweiflung über den Verluſt ihres geliebten Gatten hingeriſſen und durch van Borſelens Truppen verſtärkt, eiligſt eine ſehr große Flotte aufgebracht hatte und damit unverzüglich die Schelde hinaufgeſegelt war, um ihren Gemahl zu befreien.

Der Herzog war ihr jedoch zuvorgekommen, um einen neuen Krieg möglichſt im Keime zu erſticken, und befand ſich bereits mit einigem Kriegsvolk im Schloſſe von Rupelmonde, als Jakoba mit ihrer Flotte dort anlangte. Als ſie vernahm, daß Philipp ſchon dort ſei, bat ſie ihn um die Gunſt, van Borſelen zu ſehen. Dies ward ihr bewilligt und der Gefangene auf die Mauern geführt, ſo daß Jakoba, auf dem Hinterſteven ihres Schiffes ſtehend, mit ihm ſprechen konnte. Ihre Freude bei ſeinem Anblick und ihre Ungeduld und ihr Verlangen ihn wieder zu beſitzen waren ſo groß, daß ſie auf der Stelle vom Bord an das Land ſprang, um mit Philipp zu unterhandeln und ihren Gatten um jeden Preis zu befreien. Der herrſchſüchtige Herzog verſtand ſeinen Vortheil zu gut, um ihre Ungeduld nicht zu benutzen; er erklärte ihr daher geradezu, daß er ihren Mann nicht loslaſſen würde, als bis ſie ihm ihre ſämmtlichen Rechte auf Holland, Zeeland und den Hennegau abgetreten habe. Die Forderung war hart, aber Jakoba's Liebe beſiegte Alles; ſie willigte ein und behielt nur für ſich die Inſeln Voorne, Zuidbeveland und Thoolen nebſt einigen geringen Einkünften aus den holländiſchen und zeeländiſchen Zöllen. Wäre Philipp vor ihr geſtorben, ſo würde ſie wieder in Beſitz ihrer Grafſchaft gekommen ſein, jetzt verlor ſie ſogar den Titel einer Gräfin.

Nachdem ſie ſo ihre fürſtliche Würde aufgegeben, um ihrem Gemahle die Freiheit wieder zu verſchaffen, hatte ſie denn doch die Freude, daß ihr nach der Unterzeichnung des neuen Vertrages und der Loslaſſung van Borſelens vergönnt wurde, ihre Trauung, die früher nur heimlich vollzogen, jetzt öffentlich zu feiern. Damit dieſes mit deſto größerem Glanze geſchehe, erhob der Herzog van Borſelen zum Grafen von Oſtervant und zum Ritter des goldenen Vließes. Bald darauf, nachdem Philipp die gänzlichen Huldigungen von Holland und Zeeland empfangen, ward Jakoba das Oberaufſeheramt über den Harlemer Wald und ſämmtliche Forſten in Holland übertragen, doch trat ſie daſſelbe ſchon nach einem Jahre an ihren Gemahl wieder ab. Die Hochzeitsfeier fand mit der größten Pracht zu St. Martensdyk in Zuidbeveland in den erſten Monaten des Jahres 1433 ſtatt.

Jakoba brachte von nun an den Reſt ihrer Tage in ungeſtörter Ruhe an der Seite ihres geliebten Gatten zu, und die Chroniken und Geſchichtsſchreiber der damaligen Zeit wiſſen nur noch wenig von ihr zu berichten. Sie hielt ſich meiſt auf dem Schloſſe Teilingen in Rhynland, welches ſie als Oberaufſeherin der Forſten das Recht hatte zu bewohnen, auf, und pflegte ſich mit der Jagd, namentlich mit dem Kaninchenfange, zu beluſtigen. Auch erzählt man von ihr, daß ſie ſich irdene Kännchen gemacht, aus welchen ſie getrunken, und die ſie dann kopfüber in den Weiher des Schloſſes geworfen. Man hat ſpäter wenigſtens mehrere ſolcher Kännchen aus dem Weiher wieder herausgefiſcht, und ſie ſind von den Antiquitätenſammlern mit dem Namen Frau Jakoba's Kännchen belegt und theuer bezahlt worden.

Es war ihr jedoch nicht lange vergönnt, ſich der Ruhe und des ehelichen Glückes zu erfreuen; ihre frühern ſchmerzlichen Erfahrungen und Schickſale hatten wahrſcheinlich ihre Geſundheit untergraben. Sie ſtarb am 8. October 1436 im ſechsunddreißigſten Jahre ihres Alters an der Auszehrung, und ward in der Hofkapelle im Haag in der Gruft Herzog Albrechts, ihres Großvaters, beigeſetzt, ſowie ihr ſpäter daſelbſt ein Monument errichtet. Dirk van Duivenvoorde, der ſich erlaubte im Jahre 1464 daſſelbe zu verſtümmeln, ward deswegen verurtheilt, den Hof um Verzeihung zu bitten, und eine Strafe von einunddreißig goldenen Löwenthalern zu bezahlen. Denn, obwohl Philipp Jakoba während ihres Lebens manches ſchwere Leid zugefügt, ſo duldete er doch nicht, daß ihr Andenken noch nach ihrem Tode geſchmähet würde. — Obgleich ſie vier Mal vermählt geweſen, hatte ſie doch keinem ihrer Gatten Kinder geboren, daher fielen auch bei ihrem Abſterben die Herrſchaften auf Thoolen und Zuidbeveland wieder an die Grafſchaft zurück. Frank van Borſelen erreichte dagegen ein hohes Alter und ſtand bis zu ſeinem im Jahre 1470 erfolgten Tode ſtets in hohen Gnaden ſowohl bei Philipp ſelbſt, wie bei deſſen Sohne, Karl dem Kühnen.

Pieter Hein.

Pieter Pieterszoon Hein, gewöhnlich Piet Hein genannt, Admiral der holländiſch-weſtindiſchen Compagnie, ward 1577 zu Delfthaven geboren. Ueber ſeine Jugend iſt nur ſo viel bekannt, daß er von bürgerlicher Abkunft war und ſich ſchon früh dem Seedienſt widmete. Seine Berühmtheit beginnt erſt im dritten Decennium des ſiebenzehnten Jahrhunderts; ſeit dieſer Zeit aber wurde ſein Name ein Schrecken für die Feinde; er machte ganz Spanien, Flandern und die neue Welt erzittern, und war ſo gefürchtet, daß die bloße Drohung, Piet Hein käme, den Kindern Angſt einjagte und ſie zur Ruhe brachte.

Im Jahre 1626 zog er mit dreizehn Schiffen, unter denen fünf Jachten waren, nach Weſtindien und Braſilien. Nachdem er unterweges ein portugieſiſches Schiff, auf dem ſich dreihundert Neger befanden, genommen hatte, lief er am 3. Mai in der Bai Aller Heiligen (**Bahia de todos los Santos**) ein, wo vor dem Caſtell St. Antonio ſechsundzwanzig feindliche Schiffe unter dem Geſchütz lagen. Die Holländer gingen um zwei Uhr Nachmittags bis dicht an die Wälle, auf denen ſich mehrere Batterien mit vierzig Kanonen befanden, um die Schiffe zu decken. Trotz dem Spielen dieſer Batterien griff Hein die größten Schiffe an und beſchoß ſie eine Stunde lang, was ſie während dieſer Zeit tapfer erwiederten. Die Spanier hatten indeſſen das Unglück, daß das portugieſiſche Geſchütz, das ſie vertheidigen ſollte, ihnen ſelbſt den größten Nachtheil zufügte und den Holländern gar keinen Schaden that. Sie ſahen ſich daher genöthigt, um ſo mehr, als ihr Viceadmiralſchiff in den Grund gebohrt und nur fünf oder ſechs Mann von demſelben gerettet wurden, ſich zu ergeben. Die Holländer hatten dagegen auch die anderen portugieſiſchen Schiffe angegriffen, und trotz dem beſtändigen Feuer des Feindes ſich zu Meiſtern von zweiundzwanzig derſelben gemacht, und eine Beute von 2565 Kiſten Zucker, ſehr viel Taback, Häute, Kattun, Farbeholz u. ſ. w. erobert. Sie verbrannten nun alle portugieſiſchen Schiffe bis auf eins, das man befrachtet nach Holland brachte, und vier kleinere, die zu Jachten gebraucht wurden.

Wenige Tage nachher ſegelte er den Rio de Janeiro hinauf mit zwei gutbemannten Jachten, einer Barke und vier Sloopen, ſowie mit allem Nöthigen verſehen, um den Feind anzugreifen. Die Portugieſen hatten ein Regiment Musketiere an der Mündung des Fluſſes aufgeſtellt, um den Holländern die Einfahrt zu verwehren, aber er trieb daſſelbe durch ſein Geſchütz landeinwärts in die Flucht und eroberte dann drei Schiffe, die dort vor Anker lagen, ſo daß die Mannſchaft faſt ohne Ausnahme den Tod fand. Die Beute, welche den Holländern dadurch zufiel, war ebenfalls ſehr anſehnlich; ſie betrug 900 Kiſten Zucker, eine Partie Taback und eine Menge anderer Waaren.

Heins merkwürdigſte Unternehmung iſt die Eroberung der ſpaniſchen Silberflotte am 9. September 1628. Die holländiſch-weſtindiſche Compagnie hatte nämlich eine Flotte von einunddreißig Schiffen ausgerüſtet, die unter dem Befehl unſeres Helden im Mai in See ſtach. Hein war dabei der Auftrag geworden, der ſpaniſchen Silberflotte aufzulauern und ſie womöglich wegzunehmen. Als er nun im Auguſt vor Havanna erſchien, wo man dieſelbe erwartete, erfuhr er, daß man noch nichts Näheres über ihre Ankunft wiſſe. Bald darauf bemächtigte er ſich jedoch einer Barke, die der Gouverneur der Havanna abgeſandt hatte, um womöglich die ſpaniſche Flotte vor der holländiſchen zu warnen, und am 8. September nahm Jan Janßoon van Hoorn, der das Schiff, der weiße Löwe, führte, ein ſpaniſches Schiff, welches von der Flotte abgekommen war. Dadurch erfuhr man nun die nähere Ankunft derſelben und Hein machte ſogleich Jagd auf ſie. Sie ſuchte ſich in die Bai von Matanzas zu retten; hier geriethen aber die meiſten ihrer Schiffe auf den Grund. Die Holländer, die in die Boote geſprungen waren, hatten kaum zwei Schüſſe gethan, als ſich auch ſchon die ſämmtlichen ſpaniſchen Schiffe ergaben. Der Admiral ſtellte nun gleich die Ordnung her, um dem Plündern zuvor zu kommen und ließ die eroberten Schiffe zum Theil löſchen, und ſie für die Reiſe nach Holland ausrüſten, die übrigen aber verbrennen oder in den Grund bohren.

So ward die reiche ſpaniſche Silberflotte faſt ohne Schwertſtreich und nur durch Heins Gewandtheit und den Schrecken, den ſein Name einflößte, am 9. September genommen. Am 17ten lichtete der Admiral die Anker und die ganze Flotte kehrte glücklich im December deſſelben Jahres und im Januar des folgenden in ihr Vaterland zurück. Eins der gewonnenen Schiffe war unterwegs geſtrandet und ein anderes leck geworden; dieſes letztere wurde in Falmouth gelöſcht und mit der Ladung verkauft. Den größten Theil der Beute landete man zu Amſterdam und bewahrte ihn im weſtindiſchen Hauſe auf. Er beſtand aus vielen Kiſten mit Silber und einigen mit Goldperlen und Edelſteinen und anderen Koſtbarkeiten, ſowie aus einer beträchtlichen Menge Indigo, Cochenille und anderen Waaren. Der Geſammtwerth ward auf 11,509,524 holländiſche Gulden geſchätzt. Wahrſcheinlich hatte die Mannſchaft außerdem noch Manches bei Seite gebracht, von dem zwar ſpäter wohl Einiges ermittelt wurde, das Meiſte aber doch nicht an den Tag kam.

Zum Dank für dieſen Gewinn ward ein feierlicher Gottesdienſt gehalten und an vielen Orten ein Freudenfeuer angezündet. Die Actionaire der Compagnie bekamen 50 Procent Prämie, und den Officieren der Flotte ſowie dem Schiffsvolke ward ebenfalls ein Antheil an der Beute ausgezahlt. Das Beutegeld der Matroſen belief ſich einem ſiebenzehnmonatlichen Solde gleich. Hein wurde zum Lieutenant-Admiral ernannt, in Proſa und Verſen gefeiert und zwei Denkmünzen auf das merkwürdige Ereigniß geſchlagen. Er erfreute ſich jedoch dieſes großen Sieges nicht lange, denn noch in demſelben Jahre, am 20. Juni 1629, ward er in einem Seegefechte an der flanderniſchen Küſte, nachdem er bereits drei feindliche Schiffe erobert hatte, von einer Kanonenkugel getödtet. Er liegt zu Delft begraben, wo ihm, wie wir bereits Seite 135 anführten, in der alten Kirche ein ſtattliches Monument errichtet worden iſt.

Adrian Brouwer.

Dieſer eben ſo geniale als wunderliche Künſtler erblickte wahrſcheinlich im Jahre 1608 zu Harlem zuerſt das Licht der Welt. Schon als Kind beſchäftigte er ſich frühzeitig mit Nachbildung der ihm zunächſt liegenden Gegenſtände, und ſeine Mutter benutzte dieſe Neigung und hielt ihn dazu an, Blumen und Vögel mit der Feder auf Leinewand zu zeichnen, die ſie nachher überſtickte oder mit Schnüren beſetzte und ausnähete und verkaufte. Er offenbarte bei dieſer Beſchäftigung mehr als gewöhnliche Fähigkeiten und der Maler Franz Hals, welcher zufällig eine dieſer Leiſtungen zu ſehen bekam, ward dadurch ſo aufmerkſam auf den Knaben, daß er ihm anbot, ihn zu ſich in das Haus und in die Lehre zu nehmen. Brouwer ergriff, weil die Mutter einwilligte, mit Freuden die Gelegenheit, ſich in der von ihm ſo geliebten Kunſt zu vervollkommnen und arbeitete emſig für ſeinen Meiſter. Da ihn dieſer jedoch ſo ſtrenge hielt und er von den andern Mitſchülern geneckt wurde wegen ſeiner Eigenheiten, ſo beſchloß der Knabe denſelben in der Stille zu verlaſſen, und führte dieſen Entſchluß auch wirklich aus. Seine Mutter war unterdeſſen geſtorben und er wußte nicht, wo er nun ſein Haupt hinlegen ſollte. Dies erfüllte ihn mit tiefer Schwermuth und um ſich zu zerſtreuen ging er gegen Abend in die Kirche, wo täglich zur Unterhaltung der Bürger zu derſelben Zeit auf der ſchönen Orgel geſpielt wurde. Die Muſik machte ihn aber nur noch trauriger; er ſetzte ſich in einen Winkel und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. Einer ſeiner Bekannten ſah dies, gewann ſein Vertrauen und überredete ihn zu ſeinem Lehrer zurückzukehren, der ihn auch freundlich wieder aufnahm und ihn neu kleidete. Er arbeitete nun längere Zeit für denſelben und dieſer gewann viel Geld durch den Verkauf der Bilder ſeines Schülers. Allmählig ſah der junge Brouwer jedoch ein, daß er hier nicht viel mehr lernen könne und im Stande ſei, das Geld ſelbſt zu verdienen; er verließ daher Hals zum zweiten Male und begab ſich nach Amſterdam.

Dort angelangt kam er durch den Rath einiger Kunſthändler zu einem gewiſſen van Zoomeren, Gaſtwirth zum Schilde von Frankreich, der in ſeiner Jugend ſich ſelbſt mit der Kunſt beſchäftigt und einen Sohn hatte, der ein nicht ungeſchickter Maler war. Dieſer hielt ihn beſſer als es ſein früherer Meiſter gethan und rieth ihm, da er aus einigen kleinen Stücken ſein Talent erkannt, ſich an eine größere Arbeit zu machen. Brouwer malte nun eine durch einen Streit im Kartenſpiel entſtandene Prügelei zwiſchen Bauern und Soldaten. Dies Bild erwarb ſich ſo ſehr den Beifall aller Kunſtfreunde und Kenner, daß es ihm um einen bedeutenden Preis abgekauft wurde.

Es ging ihm ſehr gut in Amſterdam und er blieb längere Zeit da, bis ihn endlich ſein unſteter Geiſt und ſein Hang zum Wohlleben und zu ſinnlichen Genüſſen forttrieben und ihn veranlaßten nach Antwerpen zu reiſen, um ſeine dortigen Kunſtgenoſſen kennen zu lernen. Ohne an die Gefahr zu denken, welche ihm auf einer ſolchen Reiſe wegen des damals herrſchenden Krieges zwiſchen den Generalſtaaten und den Spaniern, die die katholiſchen Niederlande inne hatten, drohete, machte er ſich auf den Weg und erreichte auch glücklich Antwerpen. Hier aber ward er für einen Spion gehalten und in den Kerker geworfen. Zufällig und zu ſeinem Beſten befand ſich auch der Herzog von Aremberg hier gefangen und hatte die Erlaubniß, von zwei Soldaten begleitet innerhalb der Ringmauern des Schloſſes, in dem ſie Beide ſaßen, zu luſtwandeln. Dieſer ſah Brouwer hinter dem Gitter und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Der Maler, der ihn für den Schloßvogt hielt, bat ihn um ſeine Fürſprache und gab ihm dabei ſeinen Beruf zu erkennen. Als der Herzog dies vernahm, wünſchte er eine Probe von ſeiner Kunſt zu haben und da gerade Rubens ihn beſuchte, ſo gelang es ihm leicht, durch deſſen Vermittelung unſerem Künſtler das nöthige Geräth zu verſchaffen. Brouwer ging nun gleich an die Arbeit und malte einige ſpaniſche Soldaten, welche an einer Ecke des Schloſſes ſaßen und Karten ſpielten, ſo trefflich und naturgetreu, daß es Alle, die es ſahen, entzückte. Als darauf Rubens dem Herzog wieder einen Beſuch abſtattete, ſich zugleich nach dem gefangenen Künſtler erkundigte und Jener ihm das Bild zeigte, rief er lebhaft: „Das Stück iſt bei meiner Ehre! von Niemandem als von Adrian Brouwer.“ Er bot nun dem Herzoge ſogleich ſechshundert Gulden dafür, dieſer gab es aber nicht her, ſondern behielt es zu ſeinem eigenen Vergnügen.

Rubens bewirkte jetzt augenblicklich Brouwers Freilaſſung, nahm ihn in ſein Haus, kleidete ihn ſehr anſtändig, brachte ihn in gute Geſellſchaft und behandelte ihn in jeder Hinſicht als einen ausgezeichneten Künſtler. Eine ſolche Lebensweiſe ſagte aber dem nach den niedern Regionen des Lebens ſich ſehnenden Maler nicht zu; er entfernte ſich daher von ſeinem gütigen Wirthe und ſchlug ſeinen alten Weg wieder ein. Bald nachher wurde er mit einem Bäcker bekannt, der eine ſehr ſchöne Frau hatte, auf die der Maler ſeine Neigung warf. Der Bäcker war ſelbſt ein Freund der Kunſt und trieb Handel mit derſelben; er ſchlug daher dem Maler vor, ihn in ſein Haus zu nehmen, damit ihm dieſer Unterricht in der Malerei ertheile. Brouwer war es wohl zufrieden und ſein Schüler machte wirklich bedeutende Fortſchritte. Da ſie aber Beide ſich in ihren Neigungen ſehr glichen, ſo trieben ſie zuſammen viele loſe Streiche, ſo daß ſie zuletzt befürchten mußten, deswegen in Strafe genommen zu werden.

Brouwer verließ in Folge deſſen Antwerpen und begab ſich nach Frankreich, wo er bei dem Anſehen, deſſen er ſich als Künſtler erfreuete, ein ruhiges und glückliches Leben hätte führen können, aber ſeine Neigung zu Trinkgelagen und zum unſittlichen Verkehr mit Frauen zerrütteten ſeinen Körper dergeſtalt, daß er es für gerathen hielt, nach Antwerpen zurückzukehren. Zwei Tage nach ſeiner Ankunft daſelbſt ſtarb er im dortigen Krankenhauſe, nachdem er kaum ſein zweiunddreißigſtes Lebensjahr überſchritten. Seine Leiche wurde in die Peſtgrube geworfen und mit Stroh und Kalk bedeckt; Rubens, der es erfuhr, ließ ſie jedoch wieder ausgraben und in der Karmeliterkirche beiſetzen. Er ſoll auch Willens geweſen ſein, ihm ein Denkmal zu errichten und das Modell dazu bereits entworfen haben, wahrſcheinlich aber verhinderte ihn ſein eigner Tod an der Ausführung, denn kein Stein bezeichnet die Stätte, wo die irdiſchen Ueberreſte des talentvollen aber zügelloſen Künſtlers ruhen.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

Hausſchatz deutſcher Proſa.

Theorie des deutſchen proſaiſchen Styls,

verbunden
mit einer vollſtändigen Auswahl
von
Muſterſtücken jeder Gattung der Schreibart,
aus den Werken
der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller,
in chronologiſcher Ordnung.

Ein Buch für Schule und Haus.

Von

Dr. O. L. B. Wolff,

ordentlichem öffentlichen Honorarprofeſſor der neueren Literatur an der Univerſität zu Jena, wirklichem correſpondirenden und Ehrenmitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1846.

Universitäts- u. Landesbibliothek

AB: 33 24/11, 14

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

L 39

Vorwort.

Jedes Buch, beſonders aber ein Lehrbuch, muß für ſich ſelbſt ſprechen, und ſo wäre es hier auch eigentlich überflüſſig, der vorliegenden Sammlung einige, ſie begleitende Worte mitzugeben, wenn der Verfaſſer es nicht für Pflicht hielt, zu leichterer Anwendung und beſſerem Verſtändniß des Planes, dem er bei dieſer Arbeit folgte, nachſtehendes zu bemerken. Wie er bei dem poetiſchen Hausſchatz vorzüglich darauf bedacht ſein mußte, neben der hiſtoriſchen Ueberſichtlichkeit das Schöne im Auge zu behalten, und bei der Auswahl auf dieſes vor Allen Rückſicht zu nehmen, ſo hatte er hier ein anderes Ziel zu erreichen, und vorzüglich den Geſichtspunkt directeſter practiſcher Nützlichkeit, nicht aus den Blicken zu verlieren. Da nämlich, wo der poetiſche Hausſchatz in Schulen und öffentlichen Bildungsanſtalten eingeführt worden, ſoll er als ein Mittel allgemeiner Bildung, durch die Kenntniß des vorhandenen Guten und Schönen, auf dem Gebiete vaterländiſcher Dichtung benutzt werden, und zugleich zu der näheren Bekanntſchaft der äußeren, und zum Theil auch der inneren Formen der Poeſie, jedoch mehr durch Beiſpiele als durch Lehre führen; Poeſie ſelbſt, oder richtiger Poetiſiren, vermittelſt deſſelben lehren zu wollen, wird aber keinem vernünftigen Pädagogen in den Sinn kommen, weil ſich Poeſie in ihrem eigenſten Weſen eben nicht lehren läßt. Anders iſt es dagegen mit einem Hausſchatz deutſcher Proſa. Die mehr oder minder angeborene Fähigkeit, den richtigen und zweckmäßigen Ausdruck in der eigenen Sprache für ſeine Gedanken zu finden, muß Jeder üben, denn das wird von Jedem verlangt, und iſt und bleibt einer der nothwendigſten und erſten Unterrichtsgegenſtände unſerer ſämmtlichen Schulen, der freilich in den unteren für den Bürger beſtimmten Anſtalten oft mit weit mehr Vorliebe und weit beſſer behandelt wird, als in den höheren, denn die Klage, daß ſehr viele Gymnaſien Schüler entlaſſen, welche ſich in den alten Sprachen weit fertiger, gewandter und richtiger auszudrücken wiſſen als in der Mutterſprache, iſt leider noch immer eine gerechte und herrſchende. Der Verfaſſer hat daher hauptſächlich dafür zu ſorgen geſtrebt, daß die vorliegende Sammlung ganz beſonders als ein Lehr- und Handbuch des proſaiſchen Styls in ſeinem ganzen Umfange benutzt werden könne, und dieſer Aufgabe alles Uebrige untergeordnet, ohne es jedoch zu ſehr in den Hintergrund treten zu laſſen; bei der Auswahl iſt demgemäß Schönheit, Eleganz und Ueberſichtlichkeit hiſtoriſcher Entwickelung und Fortbildung ebenfalls aufmerkſam beachtet worden, aber für die erſte Abtheilung herrſchte immer das Streben nach möglichſter Erreichung des nächſten Zweckes vor, welches darin vorzüglich beſtand, die geeignetſten und correcteſten Beiſpiele in möglichſt reicher Auswahl der Theorie hinzuzufügen. Bei der zweiten Abtheilung der poetiſchen Proſa, welche bisher noch in keinem derartigen Hand- und Lehrbuche behandelt wurde, konnte das äſthetiſche Intereſſe mehr vorwalten, während auf das ethiſche überhaupt durchgängig die ſtrengſte und pflichtgetreueſte Rückſicht genommen wurde, um ſo mehr, als die Beſtimmung dieſes Buches ſein ſoll, unter der deutſchen Jugend, wie überhaupt unter allen ſich Bildenden, in möglichſt weiten Kreiſen verbreitet zu werden.

Wie ſehr der Verleger durch treffliche Ausſtattung und den überaus billigen Preis dazu beigetragen habe, dieſen vaterländiſchen Zweck zu unterſtützen, darauf braucht wohl kaum aufmerkſam gemacht zu werden, denn es liegt zu ſichtbar vor.

Jena, im Herbſt 1845.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

1.

Jedes Mittel, deſſen ſich die Menſchen bedienen können, um einander ihre Gedanken mitzutheilen, wird mit der allgemeinen Benennung **Sprache** bezeichnet. Dieſe Mittel beſtehen entweder in **ſichtbaren** oder in **hörbaren** äußeren Zeichen; zu den ſichtbaren ſind **Blicke, Geberden, Bewegungen**, zu den hörbaren **Töne** zu rechnen. Sobald dieſe, einfachen oder zuſammengeſetzten, Töne eine beſtimmte Geltung haben, welche von einer großen Menſchenmenge (einem Volke) angenommen und feſtgeſtellt werden, heißen ſie **Worte** und bilden zuſammen eine Wortſprache oder Sprache im engeren Sinne, welche allein den Menſchen eigenthümlich iſt.

Anmerkung. Man unterſcheidet **Urſprachen**, deren Urſprung bis in die entfernteſten Zeiten hinaufreicht, und die man als durch ein Volk und in demſelben urſprünglich entſtanden betrachten muß; **Mutterſprachen**, aus denen ſich andere Sprachen entwickelt, **Töchterſprachen**, die ſich aus einer früher vorhandenen Sprache herausgebildet haben; **todte Sprachen**, welche nicht mehr von einem Volke im Verkehr des täglichen Lebens, und **lebende Sprachen**, welche noch von ganzen Nationen geſprochen werden. Der bekannt gewordenen Sprachen, die Mundarten mit eingerechnet, giebt es in Aſien 937, in Europa 587, in Afrika 225 und in Amerika und Auſtralien 1264. Eine Ueberſicht derſelben findet ſich in Balbi, Atlas ethnographique du monde.

Vgl. **Jochmann**, Ueber die Sprache. Heidelb. 1828.

Bernhardi, Anfangsgründe d. Sprachwiſſenſchaft. Berlin 1805.

2.

Die Sprache, als das äußere Mittel für die Mittheilung unſerer Gedanken, unterliegt daher naturgemäß in ihrer Geſtaltung und Anwendung Geſetzen, welche denen ähnlich und verwandt ſind, durch die die Wahrnehmungen unſeres Bewußtſeins überhaupt beſtimmt werden. Das Hauptgeſetz iſt die innere Verbindung der Gedanken; ſie erfordert Verbindung des Ausdrucks derſelben. Die Sprache in dieſem inneren und äußeren Zuſammenhange behält nicht mehr dieſe Benennung, ſondern wird zu genauerer Beſtimmung des Begriffes mit dem Worte **Rede** (im weiteren Sinne) bezeichnet.

3.

Die Geſetze, welchen die **Rede** unterliegt, gehören in das Gebiet dreier verſchiedener Wiſſenſchaften, der **Logik**, der **Grammatik** und der **Rhetorik**. Die Logik entwickelt und beſtimmt die Bedingungen des richtigen, folgerechten und zuſammenhängenden **Denkens**, welches nothwendig jeder richtigen und allgemein verſtändlichen ſprachlichen Aeußerung zu Grunde liegen muß; die **Grammatik** oder Sprachlehre ſetzt die Bedeutung, die Anwendung, die Geſtaltung und die Verbindung der Worte als der Sprachtheile feſt; die **Rhetorik** oder Redelehre (Redekunſt) im Allgemeinen giebt die nothwendigen auf der Logik und der Grammatik begründeten Vorſchriften für den genauen inneren und äußeren Zuſammenhang der Gedanken und ihrer Darſtellung durch Worte. — Die angeborene oder angeeignete Fähigkeit, ſtets für ſeine Gedanken den richtigen und beſten Ausdruck zu finden und auf die paſſendſte Weiſe zur Erſcheinung zu bringen, wird **Beredſamkeit** genannt.

Anmerkung. Unter **Redekunſt** im weiteren Sinne verſteht man die Lehre der Darſtellung durch Worte, die **Theorie des Styls** (beſonders des proſaiſchen); im engeren Sinne iſt dagegen die Redekunſt, die Lehre von der Verfertigung und dem Vortrage der Redelichen Reden, alſo die Lehre von der Bildung eines Redners in ihrem ganzen Umfange.

Vgl. Erneſti, Prol. de artis bene cogitandi et bene dicendi conjunctione, in deſſen Opusc. Orat. p. 130.

Campbell, Philosophy of Rhetoric B. I. Ch. IV. of the Relation which Eloquence bears to Logic and Grammar.

Nachträge zu Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte Bd. V. S. 229.

4.

Die Redekunſt in ihrem ganzen Umfange zerfällt demgemäß in a) die Lehre von dem Ausdrucke der Gedanken in der Sprache des täglichen Lebens, wenn gleich in ihrer edelſten und reinſten Form, die Theorie des Styls und vorzüglich des proſaiſchen Styls; b) die Lehre vom Ausdrucke der Gedanken in der Form der Poeſie, die Poetik und c) die Lehre vom Ausdrucke der Gedanken für den redneriſchen Vortrag, die Rhetorik. — Die Poetik bildet eine für ſich abgeſchloſſene Wiſſenſchaft, welche nur in ihren erſten Elementen denſelben Geſetzen wie die Theorie des Styls überhaupt unterworfen iſt, aber einen anderen Zweck als dieſe verfolgt; die Rhetorik dagegen iſt nur ein Theil der Theorie des proſaiſchen Styls überhaupt und ſteht mit dieſer in genauem Zuſammenhange, obwohl ſie um ihres beſonderen Zweckes willen noch eine Reihe von Beſtimmungen in ihren Kreis zieht, welche die Theorie des proſaiſchen Styls im Allgemeinen weiter nicht berühren.

5.

Die Form des gewöhnlichen Ausdruckes der Gedanken, oder die, wenn gleich veredelte, Sprache des täglichen Lebens, wird mit dem allgemeinen Namen Proſa bezeichnet; ihr Gegenſatz iſt die Sprache der Poeſie, welche hinſichtlich ihrer Form beſtimmten Geſetzen der Metrik unterliegt, während dieſe bei der Proſa durchaus nicht obwalten und auch nicht obwalten dürfen, da die Natürlichkeit, deren wahreſter Abdruck ſie ſeyn ſoll, keinen derartigen Zwang geſtattet, und die Proſa nur den allgemeinen Forderungen des Wohllautes überhaupt zu gehorchen hat. Innerhalb dieſer Natürlichkeit kann ſie ſich jedoch, wenn es der Inhalt und äußere hinzutretende Umſtände bedingen, bis zum höchſten und edelſten Ausdrucke ſteigern und dadurch in eine nahe Verwandtſchaft zu der idealiſirten Sprache der Poeſie treten, doch muß ſie immer unabhängig von regelmäßiger metriſcher Geſtaltung bleiben, und wird fehlerhaft, wo dies nicht der Fall iſt. Dieſe Gattung der Proſa, welche eine Art des Ueberganges von der Proſa überhaupt zur Poeſie bildet, heißt die poetiſche Proſa.

Vgl. Klopſtock's kleine Schriften. Th. II. S. 36 f.

In den Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. London 1785. Bd. II.:

die Abhandlung von Barnes: On the nature and essential character of poetry as distinguished from prose.

6.

Die Theorie des proſaiſchen Styls umfaßt das ganze Gebiet proſaiſcher Darſtellung und entwickelt ſowohl die allgemeinen Geſetze für die proſaiſche Schreibart überhaupt, als ſie auch die beſonderen Regeln für die einzelnen Gattungen derſelben feſtſtellt. —

Die proſaiſche Schreibart an und für ſich zerfällt nach ihrem Charakter in die niedere, die mittlere und die höhere. (Vgl. §. 2. der folgenden Abtheilung.)

Die Gattungen erleiden dagegen nach ihren Formen, welche von den ſie beſtimmenden Zwecken bedingt werden, folgende Eintheilung: a) in die Gattung der Briefe; b) der geſchäftlichen und amtlichen Mittheilungen; c) der Geſpräche; d) der belehrenden Abhandlungen; e) der geſchichtlichen Darſtellungen; f) der Reden; und g) der poetiſchen Proſa.

Erſte Abtheilung.

Von der Schreibart im Allgemeinen.

1.

Schreibart oder Styl nennt man den ſprachlichen Ausdruck der Gedanken in ihrem äußeren wie in ihrem inneren Zuſammenhange, bedingt durch die Geſetze der Logik und Grammatik, durch das Streben nach möglichſter Vollendung der Form und Uebereinſtimmung derſelb den mit dem Inhalte, durch den, der ganzen ſprachlichen Darſtellung im Allgemeinen und dieſer einzelnen Aeußerung im Beſonderen zu Grunde liegenden Zweck und durch den Character des Individuums, das ſeine Gedanken in ſprachlicher Form und beſtimmter Abſicht zur Erſcheinung bringt. Von dem Inhalte, dem Stoff, hängt daher die Grundbeſtimmung des Styls ab, der um deſto vollkommener wird, je mehr der Inhalt und die Form übereinſtimmen. Da jedoch dieſer Stoff ſich verſchiedenartig auffaſſen und darſtellen läßt, ſo kann auch der ihmzu gebende Ausdruck vielfach und verſchiedenartig ſeyn, je nach der Auffaſſung ſelbſt, der Denk- und Sprachweiſe und dem Character des Darſtellers und dem Zweck, den er dadurch zu erreichen ſtrebt. Geiſtige Bildung, innige Durchdringung des Stoffes, richtiges Gefühl und ein reiner Geſchmack ſind daher die beſten Führer bei der Wahl der Schreibart.

Vgl. **Adelung**, Ueber den deutſchen Styl 3. A. Leipzig 1789.
Moritz, Vorleſungen über den Styl, fortgeſetzt von Jeniſch. Berlin 1793; 2 Bde. in 8.
Snell, Lehrbuch der deutſchen Schreibart 2. A. Frankfurt 1801.
Pölitz, Lehrbuch der proſaiſchen und redneriſchen Schreibart. Halle 1827.
Derſelbe, das Geſammtgebiet der deutſchen Sprache nach Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit. Halle 1825. 4 Bde.
Sulzer, Theorie der ſchönen Künſte. Bd. IV. S. 364. Art. Schreibart.
Bouterwek, Aeſthetik, Bd. II. S. 258.
Meiners, Grundriß der Theorie und Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Kap. 24 und 25.
Verſuch einer Geſchichte des Styls. Wien 1781.
Jean Paul, Vorſchule der Aeſthetik, Th. II. Progr. 12. Th. III. Vorl. 1.

2.

Jeder ſprachlichen Mittheilung liegt einer der folgenden drei Zwecke zu Grunde: entweder einfache Benachrichtigung oder Belehrung oder endlich Wirkung auf das Gemüth, je nachdem die Abſicht des Mittheilenden iſt, entweder bloß auf den Verſtand, oder auf Verſtand und Vernunft zugleich, oder endlich auf Verſtand, Vernunft und Herz gemeinſchaftlich einzuwirken. Dieſe drei Zwecke nur beſtimmen die drei Hauptgattungen des Styls, die niedere, die mittlere und die höhere.*) Neben und innerhalb derſelben giebt es noch verſchiedene Arten des Styls, wie z. B. den naiven, den ſentimentalen, den declamatoriſchen u. ſ. w. Doch bleiben dieſe ſtets jenen Gattungen untergeordnet und hängen mehr von äußeren Umſtänden und beſonderen Verhältniſſen ab.

Vgl. **Schott**, Theorie der Beredſamkeit, Th. III. Abth. 2. Abſchn. 1. S. 17.
Reinbeck, Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, Bd. II. Abth. 1. S. 111 ff.

3.

Klarheit der Gedanken, Deutlichkeit des Ausdrucks, Beſtimmtheit in der Darſtellung, grammatiſche Correctheit und Uebereinſtimmung zwiſchen Stoff und Form, ſo wie möglichſter Wohllaut der Rede, ſind unerläßliche, allgemeine Bedingungen für ſämmtliche drei Gattungen.

Vgl. **Morgenſtern**, Ueber edle Simplicität der Schreibart in Eberhard's Philoſ. Archiv Bd. I. S. 1. und auch beſonders erſchienen. Halle 1792 in 8.

4.

Da, wie bereits §. 2. bemerkt wurde, der Zweck der niederen Schreibart der einfacher Benachrichtigung iſt, und ſie allein durch ihn bedingt wird, ſo bleibt das Haupterforderniß derſelben die größte Einfachheit, und die ruhige, genau zuſammenhängende, ſtreng logiſche Durchführung bis zum Schluß. Alle überflüſſige redneriſche Ausſchmückung muß demgemäß durchaus vermieden werden. Da jene nur auf den Verſtand allein wirken will, ſo darf ſie auch nur die Mittel anwenden, welche dazu erforderlich ſind. Die niedere Schreibart wird endlich nur für Anzeigen, Berichte und Geſchäftsbriefe angewendet.

5.

Die mittlere Schreibart dagegen, die zugleich auf Verſtand und Vernunft einwirken will, darf ſich — abgeſehen davon, daß ſie zugleich alle jene Eigenſchaften beſitzen muß, welche ſämmtlichen drei Gattungen durchaus nothwendig ſind — reicherer Mittel bedienen, welche ihr behülflich ſind, ihren Zweck zu erreichen. Dazu gehören vorzüglich ein ſtärkerer, lebhafterer und geſchmückterer Ausdruck als ihn die niedere

---

*) *Τὸ ἰσχνόν, ἀνθηρόν, ἁδρόν*, genus dicendi tenue, medium, sublime. Cicer. Orat. c. 23–28. Quinctil. Institut. XII. 10.

Schreibart verlangt; doch muß auch hier vollkommene Uebereinſtimmung des Stoffs und der Form und große Mäßigkeit bei der Wahl dieſer Mittel vorherrſchen, indem jede Uebertreibung die Erreichung des Zweckes hindern würde. Die mittlere Schreibart wird bei inhaltreichen Briefen, didactiſchen Abhandlungen und hiſtoriſchen Darſtellungen angewendet.

6.

Die höhere Schreibart hat die Aufgabe zu löſen, auf Verſtand, Vernunft und Herz gleich mächtig einzuwirken, denn ſie will nicht bloß benachrichtigen oder belehren, ſondern überzeugen, und in Folge deſſen einen tieferen Eindruck hinterlaſſen, durch welchen ſie zu Handlungen anregt. Ihr ſind daher alle ihr zu Gebote ſtehenden paſſenden Mittel anzuwenden geſtattet, vorausgeſetzt, daß dadurch kein Misverhältniß zwiſchen Inhalt und Darſtellung hervorgebracht werde. Adel, Tiefe und Schärfe der Gedanken, edle Würde und Kraft des Ausdruckes, reicher Schmuck und edle Anmuth der Darſtellung gehören zu ihren hervorſtechendſten Eigenſchaften, deren höchſte Steigerung ſie erlaubt. Sie wird meiſt nur bei Reden im eigentlichen Sinne gebraucht.

7.

Eine andere Eintheilung der Gattungen des Styls iſt diejenige, welche auf den drei Formen des geiſtigen Lebens beruht, durch welche der Gedanke ſprachlich zur Erſcheinung kommt. Dieſe drei Gattungen des Styls ſind daher: 1) der proſaiſche, 2) der dichteriſche, 3) der redneriſche Styl. Der erſtere entſpricht dem Zuſtande des ruhigen Anſchauens und Denkens, der zweite dem des lebendigen Fühlens, der dritte dem des innigen Beſtrebens. — Dieſe Eintheilung bezieht ſich aber auf das ganze Gebiet ſprachlicher Darſtellung im Allgemeinen, bedarf zu richtiger Feſtſtellung noch vieler Nebenbeſtimmungen und Unterabtheilungen und überſchreitet das Gebiet proſaiſcher Darſtellung.

Vgl. Schott, Theorie der Beredſamkeit,
III. Th. 2. Abth. 1. Abſchn. S. 17.
Reinbeck, Handb. d. Sprachwiſſenſchaft
Bd. II. Abth. 1. S. 111 ff.

8.

Die Art des Styls wird durch die vorherrſchenden Eigenſchaften deſſelben beſtimmt, da dieſe ihm den eigenthümlichen Ton verleihen; ſo viele ſolcher vorwaltenden Eigenſchaften es daher geben kann, ſo viele Arten des Styls können demgemäß auch vorhanden ſeyn. Die vorzüglichſten ſind: der naive, der ſentimentale, der humoriſtiſche, der maleriſche, der declamatoriſche und der rhetoriſche Styl. Der naive Styl zeichnet ſich durch das Vorherrſchen des unſchuldigen, unbefangenen, rein kindlichen Tons im Gegenſatze zu dem Tone berechneter, conventioneller Zurückhaltung aus; das Eigenthümliche des ſentimentalen Styls iſt der Ausdruck vorwaltender ſanfter Empfindung und Rührung; das Characteriſtiſche des humoriſtiſchen Styls beruht auf dem raſchen Wechſel der Empfindungen und den plötzlichen Uebergängen vom Ernſte zum Scherz, hervorgebracht durch das Gefühl der Unvollkommenheit menſchlichen Daſeins im Verhältniß zum Unendlichen, welches bald ſich mitleidend, bald ſich darüber erhebend und ſie verſpottend äußert. Der maleriſche, declamatoriſche und rhetoriſche Styl werden dagegen mehr durch die Ausdrucksweiſe als Form, als durch die derſelben zu Grunde liegende ſubjective Weltanſchauung beſtimmt; der maleriſche Styl ſtellt ſich die Nachahmung und möglichſte Verſinnlichung ſeines Inhaltes durch Worte, ſogar bis zur Klangnachbildung zur Aufgabe; der declamatoriſche Styl ſucht beſonders den mündlichen Vortrag, der ihm als nächſter Zweck beſtimmt, zu heben und mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu unterſtützen; der rhetoriſche Styl endlich entſpricht den Forderungen der Rhetorik im engeren Sinne.

Vgl. Mendelsſohn, Ueber das Erhabene
und Naive im 2. Stück ſeiner philoſ.
Schriften S. 121.
Schiller, Ueber das Naive; in den Horen, Jahrgang I. St. 11. Sämmtl.
Werke in 1 Bde. S. 1230.
Jean Paul, Vorſchule der Aeſthetik. Th 1.

9.

Das erſte Erforderniß des Styls im Allgemeinen iſt Deutlichkeit. Man bezeichnet mit dieſem Ausdruck die vollkommene Verſtändlichkeit der Gedanken, unterſtützt und getragen durch die ihnen gegebene Form des Ausdrucks. Um die Deutlichkeit zu erreichen, bedarf es zuerſt der Klarheit der Gedanken, dann der Reinheit, Beſtimmtheit und Schärfe des Ausdruckes und endlich grammatiſcher Correctheit. Fehler gegen dieſelbe ſind Dunkelheit, Zweideutigkeit und Unverſtändlichkeit. Unklarheit der Gedanken, falſche Stellung und unrichtiger Gebrauch der Wörter, ſo wie unrichtige grammatiſche Conſtructionen, zu große Künſtelei in der Satzbildung oder auch geſuchte und unvollſtändige Kürze und endlich falſche oder unbekannte Anwendung von Kunſtausdrücken veranlaſſen die Dunkelheit des Styls. **Zweideutigkeit** wird dagegen verſchuldet, wenn der Rede mehr als ein Sinn untergelegt werden kann, was durch eine unpaſſende Wahl von Wörtern, die mehr als eine Bedeutung haben, leicht zu geſchehen pflegt und bei ernſten ſtyliſtiſchen Darſtellungen ſtreng vermieden werden muß; bei komiſchen oder humoriſtiſchen Aufſätzen iſt dagegen die Zweideutigkeit, im eigentlichen Sinne des Wortes, wohl erlaubt, gehört aber ſtets nur zu den untergeordneten Spielen des Verſtandes und entbehrt leicht der Würde. — An der **Unverſtändlichkeit** des Styls endlich ſind entweder Verworrenheit oder logiſche Unvollkommenheit, gekünſtelte Darſtellung oder auch ein Mißverhältniß zwiſchen Inhalt und Darſtellung Schuld, wenn nicht geiſtige Armuth und Formloſigkeit des Verfaſſers.

Vgl. **Kolbe**, Ueber Wortmengerei. Leipzig 1812. 2. Aufl.
Adelung a. a. O. S. 125.
Campbell, Philos. of Rhetoric Vol. II. B. II. Ch. V—VII.

10.

Der Uebereinſtimmung zwiſchen Inhalt, Form und Zweck der ſprachlichen Darſtellung entſpringt die **Angemeſſenheit** des Styls. Dieſe erfordert Beobachtung des Ueblichen, namentlich des Sprachgebrauchs, des Anſtandes und der Natürlichkeit. Die Vermeidung alles Unanſtändigen und Unſittlichen, ſo wie die Aufrechthaltung des natürlichen Verhältniſſes, in welchem der Verfaſſer und ſeine Leſer zu einander ſtehen, geben dem Styl die nöthige **Würde**. **Lebhaftigkeit** erhält er durch die richtige Wahl äußerer Mittel, welche die Uebereinſtimmung zwiſchen Inhalt und Darſtellung noch inniger machen; dieſe ſind vorzüglich gute Wahl, richtige Anwendung und anmuthiger Klang des Ausdrucks in richtiger Beziehung zum Stoffe.

11.

Die Form des Ausdruckes der Gedanken kann eine doppelte ſeyn: die **eigentliche** und die **uneigentliche** (**wirkliche** und **figürliche**). Die **eigentliche** ſtellt den Gedanken durch diejenigen Wörter dar, welche ihn beſtimmt und einfach in ſeiner Wirklichkeit wiedergeben; die **uneigentliche** dagegen bringt ihn **bildlich** zur ſprachlichen Erſcheinung, indem ſie ihn durch andere Wörter oder eine eigenthümliche Geſtaltung der Rede ſo wiedergiebt, daß er nicht in ſeiner nackten Wirklichkeit, ſondern unter der Hülle eines Bildes gleichſam hervorblickt und das Verhältniß des Concreten zum Abſtracten erſt aufgeſucht werden muß, ehe man ihn ſich bis zur Durchdringung aneignen kann. Dieſe Umhüllung des Gedankens heißt in der Redekunſt eine **Figur**; ſie entſprang aus dem Gefallen an Verſinnlichung und aus der Armuth der Sprache, wurde aber ſpäter als Reichthum derſelben bei größerer Entwickelung beibehalten und als Schmuck der Rede betrachtet und gebildet. Unter dem Worte **Figur** (rhetoriſche, poetiſche Figur) verſteht man alſo in der Redekunſt jeden uneigentlichen aber abſichtlich gewählten Ausdruck, der entweder den Gedanken in einem entſprechenden Bilde wiedergiebt oder ſeine Bedeutung durch eine beſondere Geſtaltung der Rede möglichſt hervorzuheben ſucht. Die rednerischen Figuren beziehen ſich daher entweder auf den Gedanken ſelbſt oder auf deſſen äußere Geſtaltung. Ihr Zweck iſt die Lebhaftigkeit und Anſchaulichkeit der Rede zu ſteigern. Sie zerfallen in die **Figuren des Ausdrucks** und die **Figuren der Ordnung**; die erſteren umhüllen den wirklichen Gedanken, die letzteren ſuchen ihn nur zu heben und zu verſtärken; dieſe werden daher auch **Figuren im engeren Sinne**, jene dagegen **Tropen** genannt. Ihre richtige Anwendung läßt ſich nicht durch Regeln lehren; wiſſenſchaftliche Bildung, richtiges Gefühl, Takt und Geſchmack geben allein die Anleitung zur Geſtaltung und zu dem paſſenden Gebrauche derſelben. — Man muß bei ihrer Anwendung ſehr vorſichtig ſeyn, denn bedient man ſich ihrer am unrechten Orte oder auf irrige Weiſe, ſo wird der Styl verworren und undeutlich, ſo wie überladen und ermüdend, wenn man ſie zu häufig gebraucht. Nie darf man vergeſſen, daß ſie wohl der Erſcheinung des Gedankens, keineswegs aber dem Gedanken ſelbſt Kraft und Glanz verleihen.

Vgl. (**Ald.**) Rhetores Graeci. Ven. 1508 V. 580—588.
Quinctiliani Instit. IX, 2, 63.
Rutilius Lupus, de figuris sententiarum, ed. Ruhnken. Lugd. Bat. 1768.
Du Marsais, des Tropes ou des différens sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue. Paris 1757.
Campbell Philos. of Rhetoric B. III. Ch. 1. Sect. 2.
Adelung, Ueber den deutſchen Styl. Th. I. S. 291—321.
Maaß, Grundriß der Rhetorik. §. 15.
Eberhard, Handbuch der Aeſthetik. Th. II. S. 69—88.
Reinbeck, Handbuch der Sprachwiſſenſchaft. I, 2.

Schott, Theorie der Beredſamkeit. III, 2, S. 96 ff.

J. Steiner, Abhandlung über die wichtigſten Redefiguren. Münſter 1802.

Kumy, Tropologia et Schematologia practica seu exemplaria. Prag 1819.

Herder, Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berlin 1772. u. i. ſ. W. — Fülleborn, Rhetorik, 4. A. v. Menzel, Breslau o. J. S. 54 ff.

12.

Verzeichniß der wichtigſten Figuren und Tropen nebſt erläuternden Beiſpielen. —

1) Figuren für die Aufmerkſamkeit.

Die **Alliteration.** Beiſp. Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben. — **Schlegel.**

Die **Annomination.** Aber die Stille ward ſtiller. **Klopſtock.**

Die **Anapher.** Du liebſt ihn, weil er ſchön, liebſt ihn, weil er groß, liebſt ihn, weil er edel iſt.

Die **Epizeuxis.** Ich habe Niemand, — Niemand Auf dieſer weiten, großen Erde, Niemand u. ſ. w. **Schiller.**

Die **Epiphora.** Ich liebte dich, du haſt mich nicht verſtanden,
Haſt mich mißhandelt, und ich liebte dich,
Haſt mich verſtoßen, und ich liebte dich.

Die **Inverſion.** Den möcht' ich lieben, der der Größte iſt.

Die **Gradation** (Klimax). Er handelte unbeſonnen, leichtſinnig, unverantwortlich, frevelhaft an mir.

Die **Frage.** Er verzieh ſeinem Feinde. Konnte ein Menſch edler handeln!

Die **Epanorthoſe.** — Er handelte weiſe — nicht doch — göttlich.

Die **Apoſiopeſe.** Du biſt ein Undankbarer — warte — ich will dich —

Die **Conceſſion.** — Es war ein Fehler — aber ich gebe es zu — nur ein Fehler des Verſtandes, nicht des Herzens.

Die **Congruenz.** Das Säuſeln der Blätter, die im Winde flüſtern.

Die **Harmonie.** Es ſchloſſen ſich
Des Orkus Pforten fernabdonnernd zu.
Goethe.

Die **Periphraſe.** Der Rebe perlendes Blut f. Wein.

Das **Gleichniß.** Ungebeugt ſtand er da, wie die Rieſeneiche im Sturm.

Die **Alluſion.** Lieber Freund, jeder Menſch hat ſeine Idus des Märzes.

2) Figuren für die Gemüthsbewegung.

Die **Exclamation.** — Weh mir! ich bin verloren.

Die **Hyperbel.** Wilhelm, dieſer Chimboraſſo von Fett lag auf mir.

Die **Litotes.** Mann, du willſt den Löwen retten! Du, Kind! den gefangenen Helden befreien?

Die **Diſtribution** (Cumulation). Gott, Allmächtiger, Ewiger, Vater der Welt, Herr der Heere, vernimm mein Flehen!

Die **Ellipſe.** Du haſt geſündigt — du wirſt ſterben.

Das **Aſyndeton.** Ich kam, ſah, ſiegte.

Das **Polyſyndeton.** Er ſah mich, er umarmte mich, er ließ mich lange an ſeinem Herzen ruhn.

Die **Ironie.** Er lobte ſich zwar oft in ſeinen Reden, und die Sachen ſind nicht ganz ſo, wie er ſie ſchildert, der Wahrheit liebende Mann; er lügt eigentlich nie, er wird nur mißverſtanden.

Der **Sarkasmus.** Stirb! fahre in die Hölle und grüß deinen Vetter, den Satan!

Der **Diaſyrmus.** — Sie wollen mich nicht betrügen? Sie ſind unendlich gütig. —

Die **Mimeſis.** — A. Ich liebe dich. — B. — Ich liebe dich? wie ſentimental, warum nicht, ich bete dich an? Das wäre noch ſchwärmeriſcher.

Der **Kontraſt.** — Du Achilleus, ich Therſites, und doch biſt du mir zugethan!

Die **Antitheſe.** Süßer Schmerz, geliebtes Leid!

Die **Prosbolie.** Sie ſah mich an und — nieſte.

Das **Paradoxon.** Leben iſt nur ein Moment, Sterben auch nur einer.

3) Tropen.

Die **Metonymie.** Die Seufzer des Todes (für: der Sterbenden) ſtiegen empor.

Die **Synekdoche.** Ich geſtatte die frohe Tänze; (für: Feſte.)
Tauſende verfluchten ihn; (für: ſehr Viele.)

Die **Metapher.** Deiner Jugend Blüthe, du Lilie des Feldes!

Die **Proſopopöe.** Rachſucht! fülle mich mit deiner Wildheit!
Baum! der du des Schöpfers Größe kündeſt.

Die **Allegorie.** S. **Schillers Mädchen aus der Fremde.**

Die **Apoſtrophe.** — Ebert, mich ſenkt ein trüber Gedanke beim blinkenden Weine
Tief in die Melancholei! **Klopſtock.**

Die **Viſion.** S. **Schillers Wallenſtein.** — Es giebt im Menſchenleben Augenblicke ꝛc.

oder deſſen Jungfrau von Orleans.
Und einſtmals als ich eine lange Nacht ꝛc.
Vgl. Heinſius Teut, Bd. III Abſchn. 3. Kap. 2 f

12.

Eleganz wird dem Styl durch die gute und gefällige Anordnung der Wörter ohne Verletzung der grammatiſchen nothwendigen Wortfolge und durch die gewandte Verbindung der einzelnen Sätze zu einem übereinſtimmenden Ganzen, verliehen. Hinſichtlich dieſer letzteren unterſcheidet man den aphoriſtiſchen oder zerſchnittenen und den periodiſchen oder wohlgegliederten Styl. Jener beſteht aus lauter kurzen, einzelnen, für ſich beſtehenden unabhängigen Sätzen, durch welche dem Ganzen der Ausdruck und die Lebhaftigkeit raſcher, der mündlichen ſehr nahe kommender Mittheilung gegeben wird, und den man daher paſſend anwendet, ſobald der Inhalt dieſer Form vollkommen entſpricht und durch die Länge derſelben keine Ermüdung des Leſers oder Zuhörers zu befürchten iſt. Der periodiſche Styl dagegen hat ſeinen Namen von der Periode, was in der Redekunſt einen aus mehreren mit einander verknüpften und durch ihre innere Beziehung wie durch die äußere Form von einander abhängigen Sätzen zu einem harmoniſchen Ganzen gebildeten längeren Redeſatz bezeichnet, durch den ein logiſches Urtheil ganz und vollkommen ausgeſprochen wird. Die einzelnen von einander abhängenden Sätze der Periode werden Glieder oder je nach der von der innern geiſtigen Nothwendigkeit ihnen gegebenen Folge, Vorderſatz, Protaſis, und Nachſatz, Apodoſis, genannt. Jener (es dürfen ihrer auch mehrere durch geiſtigen Zuſammenhang verbundene ſeyn,) enthält die Gründe des logiſchen Urtheils; dieſer den aus den Gründen gezogenen logiſchen Schluß. Die Verbindung zwiſchen den Vorderſätzen und dem Nachſatz wird durch Partikeln vermittelt. Einzelne nicht ſtreng damit zuſammenhängende, aber für das beſſere Verſtändniß nothwendige Sätze, können an paſſender Stelle, jedoch nicht zu oft, in die Periode eingeſchoben werden, doch muß man ſie durch äußere Zeichen andeuten. Sie werden Parentheſen genannt. Der periodiſche Styl beſteht aus ſolchen, möglichſt vollkommenen, geiſtig zuſammenhängenden, ſtreng logiſch geordneten Perioden, die, wenn Alles in edlem und richtigem Verhältniß zu einander ſich befindet, ihm den rednerischen Wohlklang verleihen; er iſt am Geeignetſten für die ſprachliche Darſtellung wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, Entwickelungen und Schilderungen, ſo wie für die eigentliche Rede.

Vgl. a) Ueber Weſen und Bau der Perioden:
Ariſtot. Rhetor. III, 9.
Cicero, Orator. c. 61.
Quinctil. Instit. IX, c. 4.
J. Sturm, de periodis liber. Argent. 1550.
Graf, Abhandlung der Lehre von den Perioden. Augsburg 1765.
Gräffe, Anweiſung zum Periodenbau. Hannover 1807.
Herling, Grundregeln des deutſchen Styls, oder der Periodenbau der deutſchen Sprache. Frankfurt a. M. 1823.
Campbell, Phil. of Rhet. III, 3.
Adelung a. a. O. I, 253.
Schott a. a. O. III, 2. S. 188.
b) Ueber den rednerischen Wohlklang:
Cicer. Orator. c. 53 sq.
Quinctil. Instit. IX, 4.
Vossii Instit. IV, 4.
Campbell l. c. III, 1. Sect. III.
Adelung a. a. O. B. I. S. 252.

Zweite Abtheilung.

A.

Die Schreibart gewöhnlicher Mittheilung in den Verhältniſſen des täglichen Lebens.

I.

Der Briefſtyl.

1.

Der Brief vertritt im Allgemeinen die Stelle mündlicher Unterhaltung. Da dieſe mit einem Abweſenden nur auf ſchriftlichem Wege zu führen iſt, ſo bleibt eine der Hauptforderungen bei der Abfaſſung deſſelben, daß alle jene Regeln genau beobachtet werden, welche der Anſtand und die Sitte bei der mündlichen Unterhaltung vorſchreiben. Dahin gehören vorzüglich: Leichtigkeit und Klarheit in der Mittheilung und ſtrenge Beachtung des Verhältniſſes zwiſchen dem Verfaſſer und dem Empfänger. Aus dieſem letzteren Punkte nun entwickelt ſich als vorwaltende Regel, daß man an Jeden ſo ſchreiben ſolle, wie man zu ihm reden würde, wenn er anweſend wäre, nur daß man die Formeln, welche der Gebrauch für die äußere Abfaſſung der Briefe feſtgeſtellt hat, noch hinzufügt. Jeder Brief, ſelbſt der vertrauteſte, muß ein Beweis für die Bildung ſeines Verfaſſers ſeyn.

Anmerkung. Obwohl man hin und wieder verſucht hat, in Deutſchland die obſervanzmäßigen Formeln der Anrede und Adreſſe bei Briefen zu kürzen und zu beſeitigen, weil ſie einer längſt hinter uns liegenden Zeit angehören, ſo iſt man doch bis jetzt keineswegs damit durchgedrungen und für das bürgerliche und geſchäftliche Leben die Kenntniß derſelben durchaus nothwendig, indem ſie einmal noch vorhanden ſind. Sie gehören jedoch nicht in eine Theorie des Styls, um ſo weniger als jeder deutſche Staat für die Anreden in geſchäftlicher Beziehung beſondere Beſtimmungen hat, ſondern in einen ſogenannten Briefſteller. Wem alſo daran liegt, ſich genauer darüber zu unterrichten, den verweiſen wir auf die dem folgenden Abſchnitte (II. §. 4.) angeſchloſſenen literariſchen Notizen.

2.

Da die ſchriftliche Mittheilung im Vergleich zu der mündlichen immer eine beſchränkte bleibt, indem der Mittheilende das Verſtändniß ſeiner Worte nicht durch den lebendigen Vortrag unterſtützen und befördern kann, ſo iſt die größte Klarheit, Beſtimmtheit und Deutlichkeit für den Brief beſonders nothwendig. Jeder Doppelſinn ſo wie jede ſtyliſtiſche Nachläſſigkeit müſſen deshalb genau vermieden werden; der erſtere wegen der möglichen nachtheiligen Folgen, die letztere, weil ſie leicht bei dem Empfänger den Argwohn abſichtlicher Geringſchätzung von Seiten des Schreibers veranlaſſen und dadurch von vornherein die beabſichtigte Wirkung des Briefes ſchwächen oder gänzlich lähmen kann.

3.

Durch die Abweſenheit deſſen, an den der Brief gerichtet iſt, wirken die geiſtigen Kräfte des Verfaſſers bei dieſem ſelbſt um ſo lebhafter, als er ſich die Perſon, der er die briefliche Mittheilung macht, ſo vollkommen wie möglich zu vergegenwärtigen hat, damit er ja den richtigen, gegen dieſelbe zu beobachtenden Ton treffe. Dies findet auch da Statt, wo der Empfänger ihm nicht perſönlich bekannt iſt und ſein Verhältniß zu ihm, nach dem was er bereits ſchon von ihm weiß oder nach den allgemeinen Geſetzen der Sitte und des Anſtandes feſtſtellen muß. Eben dadurch aber wird der Brief veredelt und kann ſich, wenn Form und Inhalt in die rechte Uebereinſtimmung treten, bis zu der Höhe eines ſtyliſtiſchen Kunſtwerkes aufſchwingen.

4.

Der äußeren Form nach zerfällt der Brief in a) das Billet; b) den eigentlichen Brief; c) das Sendſchreiben; d) die Epiſtel. — Das Billet bezeichnet die kürzere, raſchere Mittheilung auf ſchriftlichem Wege. Es ſetzt — und nur in dieſem Falle iſt es geſtattet — ein vertraulicheres perſönliches Verhältniß zwiſchen dem Schreiber und dem Empfänger voraus, ſelbſt wenn ihre geſellſchaftliche Stellung ſie von einander entfernt, und verlangt daher nicht die ſtrengen Formeln der Convenienz, die der Brief nothwendig erfordert, doch darf man auch in der Nichtbeachtung derſelben nicht zu weit gehen; feiner Tact und geſellſchaftliche Bildung müſſen hier die Anleitung geben, die richtige Mitte zu treffen. — Das Sendſchreiben dagegen iſt ein langer ausführlicher Brief, in welchem das Verhältniß zwiſchen dem Schreiber und dem Empfänger mit genaueſter Förmlichkeit beobachtet wird. — Unter Epiſtel verſteht man, mit wenigen Ausnahmen, einen Brief in poetiſcher Form, alſo ein der Poeſie angehörendes Kunſtwerk.

5.

Ihrem inneren Weſen nach theilt man die Briefe am Beſten in ſolche, welche entweder bloße Mittheilungen des Verſtandes benachrichtigenden oder belehrenden Inhaltes, und in ſolche, welche Mittheilungen des Verſtandes und des Gemüthes zugleich ſind. Zu der erſteren Gattung gehören a) die Geſchäftsbriefe; b) die wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Briefe; zu der zweiten dagegen die Liebesbriefe, die vertraulichen und die freundſchaftlichen Briefe, doch laſſen ſich die beiden Gattungen nicht ſcharf trennen und erſcheinen oft gemiſcht. Für das bürgerliche Leben unterſcheidet man daher auch den Geſchäftsbrief, den Convenienzbrief und den vertraulichen Brief.

Der Briefſtyl iſt in Deutſchland erſt ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Erfolg angebaut worden, bis dahin herrſchte geſchmackloſe Steifheit und Unbeholfenheit bei denſelben vor. So vorzügliche Briefe wir auch beſitzen, beſonders ſeitdem es Mode geworden iſt, den brieflichen Nachlaß bedeutender Männer und Frauen gleich nach ihrem Tode zu veröffentlichen, ſo ſtehen wir doch in Hinſicht auf die Leichtigkeit, Gewandtheit und Feinheit brieflicher Mittheilung anderen Nationen, vorzüglich aber den Franzoſen nach.

Vgl. Blairs Lectures XXXVII. Bd. in 8. II. 297.
Gellert, Abhandlung vom guten Geſchmack in Briefen, vor ſeinen Briefen Leipzig 1751.
Moritz, Anleitung zum Briefſchreiben. Berlin 1783.
Erſch und Gruber, Encyclopädie. Art Brief. —

Briefe.

Ein Hochzeitbrief Dr. Martin Luthers.

An drei Freunde in Mansfeld.

Gnad und Friede in Chriſto! Welch' ein Zetergeſchrei, liebe Herrn, hab' ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern. Da iſt alles vergeſſen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nu ſind Herrn, Pfaffen, Bauern, alles wider mich, und dräuen mir den Tod. Wohlan, weil ſie denn toll und thöricht ſind, will ich mich auch ſchicken, daß ich für meinem Ende im Stande, von Gott erſchaffen, erfunden, und nichts meines vorigen papiſtiſchen Lebens an mir behalten werde, ſo viel ich kann, und ſie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir ſelbſt ahnet, Gott werde mir nun einmal zu ſeiner Gnade helfen.

So hab' ich nun auf Begehren meines lieben Vaters mich verehelicht, und um böſer Mäuler willen, das nicht verhindert würde, mit Eile betrieben, bin willens auf Dienſtag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solches habe ich euch, als guten Freunden und Herrn, nicht wollen bergen, und bitten, daß ihr den Segen helft darüber ſprechen. Und weil die Läufte alſo ſtehen und gehen jetzt in den Landen, hab' ich nicht durft' euch dazu bitten, und fordern zu erſcheinen. Wo ihr aber von guten Willen ſelbſt wolltet oder könntet; ſammt meinem lieben Vater und Mutter, kommen, möget ihr wohl ſelbſt ermeſſen, daß mirs eine beſondere Freude wäre, und was ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb, ohn' daß ich bitte, mich ſolches bei dieſem Boten zu verſtändigen. — Ich hätte auch meinen gnädigen Herrn Graf Gebharden davon geſchrieben, hab' aber nichts dürfen wagen, weil ihr Gnaden anders, denn mit mir zu thun haben. Iſt aber vermöchten, was drinnen zu thun, und euch gut dünkt, bitte ich euer Bedenken mir zu eröffnen. Hiermit Gott befohlen. Amen!

Zu Wittenberg, am Donnerſtag nach Trinitatis Anno 1525.

Martinus Luther.

Ein ſcherzhafter Brief Luthers an ſeine Gattin, worin er ihre zu ängſtliche Beſorgniß für ſeine Geſundheit rügt, mit der Aufſchrift:

Der heiligen ſorgfältigen Frauen, Katharina Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen.

Gnad und Fried in Chriſto, allerheiligſte Frau Doctorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht ſchlafen könnt; denn ſeit der Zeit ihr für uns geſorgt habt, wollt uns das Feuer verzehret haben in unſer Herberg, hart vor meiner Stubenthür, und geſtern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns ſchier ein Stein auf den Kopf gefallen, und zerquetſcht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unſerm heimlichen Gemach wohl zwei Tage über unſerem Kopf rieſelt Kalk und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, ſo groß als ein lang Kiſſen, und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn, eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich ſorge, wo du nicht aufhörſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen, und alle Element verfolgen. Lehreſt du alſo den Catechismum und den Glauben? Bete du, und laß Gott ſorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der ſorget für dich, Pſalm 55 und viel mehr Orten.

Wir ſind gottlob friſch und geſund, ohne daß uns die Sachen Unluſt machen, und Doctor Jonas wollte gern einen böſen Schenkel haben, daß er ſich an einen Laden ungefähr geſtoßen, ſo groß iſt der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen, allein einen böſen Schenkel zu haben.

Hiemit Gott befohlen. Wir wollen nun fort gerne los ſeyn, und heimfahren, wenns Gott wollte. Amen, Amen, Amen. Am Tag Scholaſtica (d. i. den 10ten Februar) 1546

Joſeph der Zweite an den Fürſten von Kaunitz

Ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, Ihnen dieſe Tabatiere zu überſenden, die ich ſo eben aus Brüſſel erhalten habe, und die von der ſeligen Kaiſerin dem Prinz Karl gegeben worden. Ob ſie gleich weder ſchön noch bequem iſt, ſo hat es mir doch gedaucht, ſie ſei einzig dazu gemacht, um auf Ihrem Tiſche zu ſtehen und Ihnen manchmal die Geſichtszüge der Perſonen ins Gedächtniß zu bringen, welche alle insgeſammt, und Jede beſonders, Ihnen viele Erkenntlichkeit ſchuldig ſind, um der weſentlichen Dienſte willen, die Sie Denſelben erwieſen haben. Ich bin zwar nur Einer aus ihnen, aber ich trage kein Bedenken, für ſie das Wort zu führen, überzeugt, daß ſie alle wie ich geſinnet ſind. Leben Sie wohl, und verzeihen Sie dieſen Einfall der Freundſchaft, die Sie in mir unverbrüchlich für Sie wiſſen.

Joſeph.

Antwort des Fürſten an den Kaiſer.

Durch die Ausdrücke des eigenhändigen Billets, womit Euer Majeſtät die mir gnädigſt überſchickte Doſe zu begleiten geruhet haben, welche die koſtbare Sammlung der Portraite der ganzen kaiſerlichen Familie enthält, beleben Dieſelben auf die angenehmſte Weiſe die Dienſte, die ich das Glück gehabt haben kann, Ihrem Durchlauchtigſten Hauſe ſeit vierzig Jahren zu leiſten. Es blieb mir kein Wunſch mehr übrig, als ſie mit jenen Geſinnungen beehrt zu ſehen, die Euer Majeſtät ihnen zuzugeſtehen gefällig iſt. Hiemit mangelt nun nichts mehr meiner vollkommenen Zufriedenheit, die um ſo lebhafter iſt, weil Züge von dieſer Art nothwendig Euer Majeſtät Namen der Nachkommenſchaft in eben der Bedeutung, als die Namen eines Trajan, Marc Aurel und Heinrichs des Vierten überliefern müſſen, deren Andenken man noch heut zu Tage ſegnet, und die man mit eben ſo viel Verehrung und Rührung nennt. Ich kann Euer Majeſtät nicht anders meine Erkenntlichkeit bezeigen, als indem ich den Eifer für Ihren Dienſt und die Ergebenheit für Ihre höchſte Perſon immer fortſetze, und wenn es möglich iſt, verdopple. Es liegt mir an Selber gewiß mehr, als an mir ſelbſt, und weil ich denke, es könnte ſich nie eine ſchicklichere Gelegenheit fügen, um von Euer Majeſtät einen ſolchen Begriff zu geben, wie ich wünſche, daß die ganze Welt von Höchſtdenſelben haben möge, als der Inhalt von Ihrem huldreichen Billet darbeut, ſo kann ich Euer Majeſtät nicht bergen, wie ſehr ich wünſche, daß Höchſtdieſelben erlauben möchten, daß es nicht unbekannt bliebe. Indeſſen werde ich doch nichts hiemit vornehmen, ehe ich nicht Ihre höchſte Genehmigung dazu erhalte, außer daß ich dieſe Doſe ſowohl, als das verehrungswürdige Handbillet zum Fideicommiß in meiner Familie mache. Ich bitte Euer Majeſtät indeſſen die ehrfurchtsvolle Verſicherung der lebhafteſten Erkenntlichkeit und der unbegrenzten Ergebenheit für Höchſtderſelben Perſon in Gnaden aufzunehmen, welche nur mit mir aufhören wird.

Kaunitz.

Der kaiſ. königl. und des Heil. Röm. Reichs Feldmarſchall Herzog Ludwig von Braunſchweig-Lüneburg an den Stadtmagiſtrat von Aachen [*].

Meine Herren!

Es iſt Ihnen bekannt, daß ich mich mit der Angelegenheit der ſeit einiger Zeit wegen der bekannten Verſchwörung eingezogenen Perſonen, deren Proceß bei Ihrem Tribunal anhängig iſt, im mindeſten nicht abgegeben habe. Ich hätte mich auch ferner noch entübrigt, mit Ihnen von dieſer Sache zu ſprechen, wenn mich Mitleid und Menſchenliebe nicht nöthigte, dieſes Stillſchweigen zu unterbrechen. Da ich ſo eben vernehme, daß Sie im Begriffe ſtehen, das Urtheil über die Eingezogenen zu fällen, mir auch Ihre Billigkeit, Gerechtigkeit und pünktliche Vollziehung der Geſetze, ſo wie Ihr Beſtreben, den Fremden, welche dieſe Stadt beſuchen und auf Ihren Schutz Anſpruch zu machen berechtigt ſind, denſelben angedeihen zu laſſen, bekannt iſt, ſo habe ich meines Orts nicht den mindeſten Zweifel, daß die Schuldigen nach aller Strenge der Geſetze werden verurtheilt werden. Dieſes hat mich bewogen, Sie zu erſuchen, daß Sie in dieſem Falle die Milde der Gerechtigkeit vorziehen möchten, um ſo mehr, da ich die eingezogenen Perſonen nur als nichtswürdige untergeordnete Werkzeuge betrachte, welche ſich durch die ihnen vorgemachten, verführeriſchen Neigungen und Verſprechungen haben verblenden und verleiten laſſen. Seyn Sie überzeugt, daß ich mich jederzeit beſtreben werde, alle Gelegenheit wahrzunehmen, wo ich Ihnen nützlich ſeyn und Sie von der vollkommenſten Hochachtung überführen kann, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn

---

[*] Es hatte ſich nämlich ein Komplot gebildet, dem Herzog Ludwig von Braunſchweig-Lüneburg zu Aachen ſeine Schriften zu entwenden, aus welcher Urſache, iſt ein Geheimniß geblieben. Die Verſchwörung wurde entdeckt, die Schuldigen eingezogen und der Stadtmagiſtrat war bereit, ſie nach der Strenge der Geſetze zu beſtrafen, als der beleidigte Herzog gegenwärtigen Brief an denſelben erließ.

Ludwig,
Herzog von Braunſchweig-Lüneburg.

Bodmer an Gleim.

Zürich, im December 1747.

Ich habe angefangen, dem Glücke Verſtand und Augen zuzuſchreiben, nachdem es geſchafft hat, daß nicht länger „Gleim unbefördert lebt, der tauſend Gönner hat“; Herr von Kleiſt hat dieß dem Herrn D. Hirzel berichtet. Ich fand dieſen eines Mittags, als ich eben vom Rathhauſe kam, wo wir an einem Morgen Bürgermeiſter, Statthalter und zwölf Rathsherren „bei gelehrten Eiden“ gewählt hatten, in meinem Hauſe; die Freude lachte ihm in den Augen, redete auf den Lippen, ſchüttelte ſich in den Gliedmaßen, und ſprang in den Füßen. Er ſagte kein Wort, ſondern überreichte mir den Brief. Ich ward davon plötzlich mit den Gemüthsaffecten des Doctors überfallen, und hatte alle Mühe zu verhüten, daß ich nicht eine unanſtändige Ausſchweifung beginge. Meine erſte Empfindung hieß mich mit einer jungen Frau, die gegenwärtig war, eine Menuet tanzen; ich hätte es gethan, wenn nicht ein Blick auf die gravitätiſche Rathskleidung, die ich noch nicht abgelegt hatte, mir zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre, daß ich meinen Ernſt behalten können. Die zweite Empfindung war mit ein wenig Bosheit begleitet; ich wollte gleich hingehen und ein Freudenfeuer zurichten, welches man, weil mein Haus auf dem Zürichberge, gerade über der Stadt empor ſteht, in dem ganzen Thalgelände geſehen hätte.

Das Bayliſche Wörterbuch in Folio *)
Wär dem papiernen Bau zum Grund beſtimmt,
Den Gipfel ſollt' ein ſterbender Cato tragen!

Dieſes ſchöne Verhalten ward durch ein anderes zerſtört, welches wieder einem andern Platz machte, und ſo ſchlug eins das andre darnieder, wie ehemals die Seges clypeata virorum. Ich vollführte nicht eins, und befand mich zuletzt in einem gemäßigten Vergnügen. Es kam mir nämlich der Gedanke in den Sinn, daß Kleiſt noch ſtets dem Lärmen der Waffen ausgeſetzt wäre, und dem Spotte ſeiner ungelehrten Freunde. Ich bin dem Glücke, ſagt' ich, keine ſolche freudige Ausſchweifung ſchuldig, ſo lange Kleiſt die Landluſt mit ſolchen unwitzigen Arbeiten theilen muß.

In dem Getümmel des Kriegs und unter drohenden Waffen,
Singt Kleiſt dem Schöpfer ſein göttliches Lied.
Er ſingt's, Gott höret ſein Lied, und ſeine muthige Muſe
Erſchrickt nicht vor dem Getümmel des Kriegs,
Sie ſchützt ſein heiliges Haupt, mit ehrerbietiger Sorgfalt
Entfernet ſie die Gefahren von ihm.
Sein Schwerdt würgt ſieghaft ein Heer, doch ſeine menſchliche Seele
Beweint mit heimlichen Zähren den Sieg!
Hörſt du nicht ſeinen Geſang, o Friedrich? Wenn du ihn hörſt,
Warum entziehſt du dem Schöpfer ſein Lied?
Schenk ihn den Muſen, laß ihn den Schöpfer ruhig beſingen;
Dann, dann verdienſt du zum Herold ihn ſelbſt!

Dieſen Zeilen fehlt nichts, als daß ich ſie nicht ſelbſt gemacht, ſondern Herrn Gieſeke nur nachgeſchrieben habe.

Sulzer bekümmert ſich über Ihre Entfernung, wie über ein wahres Unglück. Er ſagt, er habe an dem Tage ſeiner Einführung, an welchem Sie abgereiſt ſind, utramque fortunam erfahren.

Kleiſt iſt der einzige, welcher mit ſeiner Arbeit zu langſam zufrieden wird. Doch mein Rammler hat dieſen delikaten Fehler auch. Sie ſollten dieſem nicht zulaſſen, daß er ſo wenig ſchreibt; es iſt zwar recht, aber er muß nicht weniger denn wenig ſchreiben. Herr Lange ſündigt in einem andern Extreme.

Ich ſuche eine Gelegenheit, dem Herrn General von Stille meine Hochachtung, als einem Gönner der Muſen, zu bezeugen. Vielleicht kommt er noch in Umſtände, da er den Wiſſenſchaften gute Dienſte thun kann. Es iſt gar zu ſelten, daß ein deutſcher General ſich mit dem Horaz abgiebt. Herrn Langemacks Pelagi iſt eine Satyre auf die magere Gründlichkeit der ſtrengen Schullehrer.

Man hat in Hamburg und Leipzig vermeinen wollen, der neue Adam ſollte aus Vorwitz, wie die Eva, geſündigt haben. Ich meine, der erſte Adam habe nicht aus Vorwitz, ſondern aus Gefälligkeit und aus Furcht, ſeine Eva zu verlieren, gefehlt. Die Perſonen, die Charaktere,

---

*) Von Gottſched überſetzt.

die Umſtände ſind in der proſaiſchen und der gereimten Erzählung dieſelben; warum denn werden ſie nicht mit denſelben Affekten und Geſinnungen in beiden vorgeſtellt?

Auf Oſtern ſollen Sie eine Probe aus den Minneſingern ſehen. Auch die Frauensperſonen ſollen ſie mittelſt einer kleinen Mühe verſtehen können, ohne daß wir ſie überſetzen, welches ſie allzu übel verſtellen würde. Herrn Geßners Warnung an einen ſchönen Knaben zeigt, daß er delikat ſchreiben kann. Ihre angenehmen anakreontiſchen Stücke haben mich verführt, daß ich etwas Gleichmäßiges verſuchen dürfen; aber es ſind leider nur Ueberſetzungen von Originalen des Marcheſe de Lemene. Wenn ich mehr kritiſche Briefe herausgebe, wie ich Willens bin, ſo will ich Ihnen dieſen und andere italieniſche Poeten bekannt machen. Ich dächte, daß Sie ein gutes Werk thun könnten, wenn Sie Deutſchland mit Liedern in dem Petrarchiſch-Platoniſchen Syſtem begabten. Soll ich Ihnen zu dem Ende mit einem Petrarch aufwarten?

Als ich ſchließen wollte, brachte mir Herr Hirzel Ihr Schreiben an ihn. Die Domherren haben die erſte öffentliche Probe von ihrem Witz, die ſie durch Ihre Beförderung abgelegt, ſo gut gemacht, daß wir's in andern Fällen ſo genau mit ihnen nicht nehmen wollen. Es kann aber kaum anders ſeyn, wenn Gleim mit ihnen ſcherzt und lacht, ißt und trinkt, daß ſie nicht von ſeinem Witze angeſteckt werden ſollten; denn Witz gebiert Witz, wie Liebe, Liebe; Krätze, Krätze. Verzeihen Sie mir dieß widrige Gleichniß, wegen ſeiner Richtigkeit; oder iſt Witz nicht etwas Juckendes? Sie ſind ungefähr der andere Poet, der weder von Königen gebettelt, noch ihren Miniſtern geſchmeichelt hat. Pope war der erſte. Wenn ſonſt ein Mann von großem Gemüth es thut, ſo halt' ich's dann für Ironie!

Ich will das Wort, das Sie dem Herrn von Bielefeld gegeben haben, nicht auf die Erde gefallen ſeyn laſſen. Sie haben mich dadurch geehrt, daß Sie ihm die Duncias mit einem Compliment von mir übergeben haben. Ich kann nicht anders, als dabei gewinnen, wenn Sie fortfahren wollen, bei ſolchen Gelegenheiten Ihre guten Geſinnungen für meine, Ihre Höflichkeiten für meine auszulegen. Wollten Sie ſogar Ihre Arbeiten für meine losſchlagen, ſo fürchten Sie nicht, woſern Ihnen dieſes vortheilhaft iſt, daß ich Ihr Wort desavouiren werde. Ich bin auf den Phantaſten, der nöthig gefunden, ſich für einen Schweizer auszugeben, damit er ſich bei Ihnen einführete, nicht ſo ſehr böſe. Dieſer Einfall ſchmeichelt uns Schweizern auf eine eigene Art.

Herr Waſer*) iſt von Herrn von Kleiſt's Landluſt in Entzückung gerathen. Bald lobt er ſeine geſchickt angebrachten kleinen Moralitäten, bald die Beſchreibungen, und wenn eins von dieſen dem andern Platz machte, ſo rief er jedesmal: „O warum fährt er nicht fort! Da abzubrechen iſt Schade!“ Einmal ſagte er auch: „Warum redet er lieber mit Popens Worten, als mit ſeinen eigenen? Jener iſt alt, dieſer wäre neu, und er könnte es ſo gut, als ein Anderer.“ — Ich bin von ganzem Herzen.

Boyſen an Gleim.

Magdeburg, am 6. Auguſt 1752.

Ob ich gleich kein Dichter bin, ſo hat mir doch in dieſen Tagen ein Dichter aus Ihrer Nachbarſchaft die Ehre erwieſen, mich zu fragen, was Klopſtock mit der Strophe wolle:

Wenn die Roſſe der Schlacht ungeſtümer wiehern,
Als der ſchwillende Held nach Lorbeern wiehert.
Stirb! ſo tief ſie auch wurzeln,
Fand ſie das Donnerers Auge doch auf.

Und ich armer proſaiſcher Laie habe Folgendes gecommentirt:

Stirb! muß aus dem Vorhergehenden und beſonders aus dem Wunſche Heil Dir! erklärt werden: Der Dichter hat unmittelbar vorher das Bild eines würdigen Helden gezeichnet. Entzückt von dieſem Charakter ruft er dem liebenswürdigen Helden Heil Dir! zu, und entwirft in der Begeiſterung, die ihn ergriffen hat, das Gegentheil ſeines Helden, den ſchnaubenden Eroberer, der alles, und auch das Blut der Menſchen ſeiner unbändigen Ehrſucht aufopfert. Dies Ungeheuer ſieht er in dem Blute der Sterbenden gehn, die zur Verſöhnung ſeines wüthigen Stolzes erwürgt werden: er ſieht ihn weit unbändiger nach Siegen verlangen und laufen, als die Roſſe in der Schlacht toben, wenn ſie durch den Lärm und Getöſe, durch den Knall des Geſchützes, durch ihre eigenen Wunden, theils wüthig gemacht, theils verſchüchtert werden. Dieſe Ueberwindungsſucht des Wütherichs ſchildert der Dichter in den Worten:

Als der ſchwillende Held nach Lorbeern wiehert.

Es wird nämlich die raſende Begierde des Helden mit der Brunſt eines geilen Hengſtes verglichen, weil jene eben ſo unvernünftig, eben ſo ungeſtüm, eben ſo unbändig, als dieſe iſt. Der Ausdruck ſchwillender Held bezeichnes theils die unaufhaltſame Hitze ſeines Siegsdurſtes, die ihm die Adern aufſchwellt, theils den zügelloſen Hochmuth und unbiegſamen Stolz. Schwillend iſt alſo hier, nach einer mit Geſchmack und Einſicht gewählten Metapher, entweder hitzig, oder ſtolz, oder beides zugleich. Denn es iſt dem Dichter erlaubt, verſchiedene Bedeutungen mit einem Ausdrucke zu gleicher Zeit zu verbinden, und nach einer Anmerkung des Hermogenes entſpringt eben hieraus das *μεγεθος*, als welches in nichts anders, als in der Menge und dem Umfange der Gedanken beſtehen kann, die mit einem Ausdrucke verbunden werden. Das Bild des grauſamen Helden erfüllt den Dichter mit Abſcheu: er wünſcht ihn weg aus der menſchlichen Geſellſchaft, und was kann natürlicher ſeyn, als der Fluch wider ihn: Stirb! Heil Dir, o du menſchlicher Held, der Du zum Glücke der Menſchen ſiegen willſt: Du aber, Schrecklicher, der Du nur zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts Held ſeyn willſt, ſtirb. Der Affekt, in welchem der Dichter ſpricht, iſt zu heftig, als daß er ſich um die grammatiſche Verbindung der Worte, und um die logiſche Verbindung der Ideen bekümmern ſollte, und es würde unrecht ſeyn, wenn man ihn darnach beurtheilte. Der Dichter aber fühlt bey dem Fluche, den er über den barbariſchen Menſchenmörder ausſpricht, eine ſtarke Hoffnung, daß dieſer Fluch in die Erfüllung gehen werde. Denn er fügt den Grund hinzu:

---

*) Diaconus zu Winterthur, der Ueberſetzer von Lucian, Swift und Butler.

—— ſo tief ſie auch wuchſen,
Fand ſie des Donnerers Auge doch auf.

Was denn? Unſtreitig die Lorbeeren. So tief die Lorbeeren des unſinnigen und blutgierigen Helden auch Wurzel ſchlugen, ſo tief auch dieſe Wurzeln lagen, ſo fand ſie des Donnerers Auge doch auf. Daß Klopſtock durch die Wurzeln der Lorbeeren ſowohl die Bewegungsgründe der Siegsbegierde des Eroberers, als auch die Mittel, deren er ſich zu ſeinen Siegen bedient, verſtehe, und daß er ſagen wolle: So tief verſteckt auch die Triebfedern der Ueberwindungsſucht lagen, und ſo ganz verborgen die Mittel waren, durch welche der Menſchenfeind ſeine Siege erzwang, ſo fand ſie doch des Donnerers Auge auf: Gott entdeckte ſie doch, und Gott ſtrafte ſie, — fällt deutlich in die Augen.

Der Donnerer iſt Gott in einer Nachahmung der Griechen und Römer, welche dem Jupiter dieſen Namen beylegten, und Gott wird unter demſelben als Richter vorgeſtellt. Nicht nur dringt das Auge Gottes in die verſchloſſenſten Geheimniſſe der Bosheit ein, und findet ſie gerade ſo, wie ſie ſind: er hebt auch ſeine Hand auf, und ſtraft ſie. Der wüthige Held verhüllt ſeine tückiſchen Abſichten gegen jedes Auge; der, der alles ſieht, ſieht doch die verdeckten Abſichten des grimmigen Nero in dem helleſten Lichte, und alle die Mittel, die er anwendet, ſeine verderbenden Abſichten und Anſchläge zur Wirklichkeit zu bringen. Und nicht nur ſieht er ſie, er ſtraft ſie auch, er donnert ſie nieder, die verwüſtenden Siege, auf welche der Eroberer ſtolz iſt, und den hoffärtigen Eroberer ſelbſt.

Sie ſehen, mein Freund, daß ich mich kaum über den Verſtand dieſer ſchönen poetiſchen Stelle, die ein wirkliches Meiſterſtück iſt, habe erklären können. An eine kunſtmäßige Entdeckung ihrer Schönheiten ließ mich mein Unvermögen gar nicht denken. Und ich danke es noch Ihrem Geſchmacke und Ihrer Redlichkeit, daß Sie mir eine Ode, die ich als Student in Halle an den König gemacht habe, ganz ausſtrichen. Streichen Sie mich nur nicht aus dem Verzeichniſſe Ihrer Freunde weg. Doch das können Sie nicht, ſo lange in Ihrer Seele die edlen Principien bleiben, die von jeher in ihr geherrſcht haben.

Briefe von Gellert.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 29. Dec. 1758.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungeſtüme Ihrer Freunde und doch ſo ſchön geſchriebenen Brief, ſo gut ich kann, zu belohnen: ſo ſchicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Pſalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geſchichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig ſeyn kann. Ein junger Preußiſcher Officier*** hat hier von ſeiner verſtorbnen Tante eine Erbſchaft von fünf- oder ſechstauſend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweimal bei dem Advocaten T** geſprochen, und einmal mit ihm nebſt dieſem Manne geſpeiſet. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer ſchamhaften Offenherzigkeit an, Sie wiſſen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inſtändig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht geſehen, und Ihnen nie den geringſten Dienſt erwieſen? — Nun ich ruhe nicht, Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert; und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund, laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seele), bloßes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn, daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich? ſagte ich bey mir ſelber. Alſo rühret dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollteſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O, wer wäreſt du! Wie glücklich! *Ein Herz gebeſſert!* Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel. — Allein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. So bald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund hat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſtecket hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßener, beſcheidener und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet. Er will als Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört Er ſchreibet gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, ſein Herz und nicht meine Abhandlung iſt die Mutter ſeiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgeſetzt. — — —

Nun, das iſt ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Bruſt thut mir weh, ſo lange habe ich geſeſſen. Leben Sie wohl; ſo glücklich, als ich mir zu ſeyn wünſche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre alſo der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da ſeyn? Gut! Nun das gebe Gott! G.

Liebſter Baron,

Ich, der ich Sie ſo ſehr geliebt und hochgeſchätzt, und mir und der Welt ſo viel Gutes und Großes von Ihnen verſprochen habe, bin ſeit geraumer Zeit mit *Ihrem ganzen Betragen* nicht mehr zufrieden. Dieſes, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus *Pflicht und Freundſchaft*, ſchriftlich ſagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einſiedleriſche und ungeſellige Lebensart, über die Vernachläßigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuariſche Art zu ſtudiren unruhig bin! Nein, daran ließe ſich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch Vieles entſchuldigen, und Vieles ſogar loben. Aber ich ſehe mehr auf die *Quellen*, aus denen dieſes Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wiſſen und denken, und vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wiſſen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unſre Fehler. Sie wiſſen es nicht, wie ſehr Sie ſich von *Eigenſinn, Eigenwillen, Vertrauen zu ſich ſelbſt und Ihren eignen Kräften*, und von der gelehrten *Ruhmbegierde* leiten und regieren laſſen. Dieſes ſind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie ſo ungern Rath und Vorſchrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher ſtudiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geſchmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher ſehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel und Fehler, und ſetzen ſich mit Ihrer Einſicht über ſie hinweg, und werden des Vortrags derſelben in den erſten Wochen ſchon ſatt; daher vernachläſſigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanſtändigkeit, weil Sie ſich keinen Zwang anthun, weil Sie ſich nach den eingeführten Meinungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering ſchätzen, weil Sie ſich mehr Einſicht zutrauen, als andern Leuten; daher ſcheuen Sie allen Umgang und alle Geſellſchaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie ſich nach Jemanden richten müßten.

Dieſe Quellen, lieber Baron, werden ſich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieſes iſt es, was mich am meiſten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meiſten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studierens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorſatzes und Verſprechens, bald wieder aufgegeben. Dieſe Hitze und Unbeſtändigkeit, wenn Sie ſolche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeſelligkeit und Sorgloſigkeit in Anſehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringſchätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen; und man ſpottet ſchon, ungeachtet meiner Vertheidigung, ſehr über Sie. — Indem Sie weiſer ſeyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienſt fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernſthaften Vorſtellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Beſuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf dieſe Weiſe von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verſtändigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich dieſe meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überſchreiben ſoll? Gut! Aber, wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewiſſen und wider Ihr Beſtes handeln ſoll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen ſo viel zu erinnern fände: ſo würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu ſtrenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weiß, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verſtändigen Menſchen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meiſten, die ſonſt Ihre Vorzüge ſehr geſchätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloſer Mann bin, werde Sie durch meine Beredſamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieſes zu ſagen, nicht aus Tadelſucht, ſondern aus Gewiſſen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr ſagen, wenn Sie ſichs auch nicht ſelbſt ſagen. G.

Liebſter Häſeler,

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feyerlichſten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großboſens Garten ging, kam mir vor demſelben ein Briefträger mit dem Briefe an den ſeligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erſchrack, las ihn noch einmal, ſah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich ging zurück in mein Haus; und nun habe ich das erſte, und ich denke, auch das andre gethan. Alſo ſtehen Sie, mein theuerſter Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, ſtärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und laſſe die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde beſtimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Troſtes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie ſind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich ſind Sie, beſter Freund, daß Sie freudig und ſelig zu ſterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Chriſtenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, iſt Ihre größte und rühmlichſte That auf Erden, und er ſoll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie ſterben, einem Manne Gutes, der ſchon vor Ihnen zu Gott gegangen iſt, und da für ſeine Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinſt, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebſter Häſeler, ich weine und umarme Sie im Geiſte, und ſegne Sie mit Wünſchen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelaſſenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich ſoll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich ſoll für Sie beten, und mich zum Beweiſe der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferſtehung und das Leben, der ewig unſre Gerechtigkeit, und im Tode allein unſer Troſt und unſre Stärke iſt. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addiſon, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf ſeinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und ſich allein zu Gott ſeinem Erlöſer gewandt, befahl er, daß man einen ſeiner jungen Anverwandten rufen ſollte. Er kam, Addiſon lag ruhig und ſchwieg. Ich komme, ſagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, verſetzte Addiſon, Sie ſollen ſehen, in welchem Frieden ein Chriſt ſterben kann. —

Und bald darauf ſtarb er. Ihr Ende, wenn es Gott beſchloſſen hat, gleiche dem Ende dieſes frommen Mannes, und meines ſey ſelig in Chriſto, wie das Ihrige!

Hat Gott uns ſeinen Sohn geſchenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie ſollt' uns der, der ihn geſchenkt,
Mit ihm nicht alles ſchenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage beſſeres thun können, als an meinen ſterbenden Häſeler ſchreiben! Aber ich bin ſehr bewegt, ich weiß nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll; ich möchte Sie wohl in dieſer Welt noch ſehen! In der ſeligen ſehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Dieſe ſey mit Ihnen und mir! Alſo leben Sie wohl, und alſo ſterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, chriſtlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760. G.

Theuerſte Freundin,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht verſprochen haben ſollte, von hier aus zu ſchreiben: ſo fühle ich doch, daß es auch ohne Verſprechung meine Pflicht iſt. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reiſebeſchreibung.

Den 10. Mai gieng ich mit Quaſ-Poſtpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um ſieben auf ſie gewartet hatte, in der Geſellſchaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war ſehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verſchmachten. Meine drey Pferde, ein weißes, ſchwarzes und braunes, ſchliefen im Gehen, und der Poſtillion verſicherte mich, daß er krank, noch viel müder als ſeine Pferde, und auf meine Reiſe gar nicht wohl zu ſprechen ſey. Ich trug alles dieſes mit einer mürriſchen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir ſehr bitter ſchmeckte, und kam endlich in Markranſtädt an, wo die Pferde getränkt, und ein Schmidt und ein Wagner herbeygerufen wurden, um eine Beſichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H** gehörte, anzuſtellen. Der Poſtillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für ſich und ſeine Pferde gewinnen; und der Schmidt ſagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von ſeiner Arbeit an dieſen Wagen anſetzte, ſo würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er ſagte, der Mann, der dieſen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menſchenverſtand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verſtand mehr als der Meiſter gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und ſie anſetzte, und mich einmal über das andre anſahe, daß ich mit einer ſolchen Chaiſe zu fahren mir kein Gewiſſen machte. Indem ich alſo hielt,, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, ſieben Perſonen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen ausſteigen und ſie becomplimentiren. — Wo wollen Sie denn hin, Herr Profeſſor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bei Weißenfels, Naumburg und Zeitz. — Es kann doch nicht bey allen drey Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen Dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich ſchickte geſtern in Leipzig nach Ihnen, Herr Profeſſor: da ließ man mir ſagen, Sie wären in ** bey **. Sie reiſen ja recht herum. — Leider! und Sie ſind nicht ſicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Profeſſor, fieng eine von den Fräulein an, Sie ſtehen ja mit Damen in Briefwechſel? — Ich? mit Damen? — Ja ſehen Sie — ein allerliebſter Brief. — Ich mochte gerne nicht ſehen noch wiſſen, was ſie für einen Brief meynte, oder wie ſie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelaſſenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieſes hatte die Wirkung, daß ſie den Poſtillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhuſaren und Freybeutern. Ich bat den Poſtmeiſter inſtändig, daß er mich bald fortſchaffen und mir eine Stube allein geben ſollte. Kommen Sie, ſagte er, in meine Schlafkammer, ſonſt iſt kein Winkel mehr leer. Ich ging hinein, beſeufzte mein Schickſal, daß ich nichts zu eſſen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier ſaß ich alſo, und nun traten ſechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich ſtehe auf und bücke mich. — Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Profeſſor, fieng der erſte an. Dieß hier iſt der Rittmeiſter L**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S***. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General; komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau ſeyn? Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden können? Eben ſo, Herr Profeſſor, wie mirs bekannt iſt, daß Sie oft in ** ſind, und oft Beſuche von ſolchen Leuten haben, wie der Rittmeiſter K** iſt. — Nunmehr trat der Rittmeiſter näher auf mich zu, mit einem ſehr freundlichen Geſichte, und ſagte mir, daß er mich ſehr lieb habe, und mich gern läſe. — Herr Profeſſor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie dieſen Mittag mit mir ſpeiſen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reiſen laſſen. — Nun dachte ich, das wird eine ſchöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich ſpeiſte alſo mit dieſen Herren im Garten. Das Eſſen war ſehr gut, und der Rittmeiſter und der General begegneten mir mit vieler Freundſchaft; ich aber konnte nicht eſſen und nicht trinken, ſo ſehr ſie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier reſidiren müſſen, und dieſe Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein ſo mürriſches Anſehen, daß ſie ſich wohl ſehr über den menſchenfreundlichen Profeſſor wundern mochten: denn ſie ſahen mich immer einer um den andern aufmerkſam an. Zu meinem Glück blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Poſtillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fing ich an, der Poſtillion ruft mich; und ſogleich ſtund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerſte Freundinn; der General ließ mich ſehr gütig von ſich, und ich muß es rühmen, daß ich an ſeiner Tafel kein unanſtändiges Wort gehört habe. Ich lief geſchwind durch den Garten, ſprang in den Wagen, und ſagte zum Poſtillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppeltes Trinkgeld. Alle Vorpoſten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Profeſſor Gellert? — Ja wohl. — Nun ſo fahren Sie ruhig, wir haben Order, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu, Poſtillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Huſaren abzog. Der Poſtillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorpoſten mochten rufen, wie ſie wollten. Ich kam alſo wie im Traume nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. Mai zwey Huſaren von demſelben Corps gemacht hatten. Einer hatte ſie erſchießen, der andere erſtechen wollen, und ſie ſelbſt war von allen ihren Leuten, die von den Huſaren durch Prügel waren verſcheucht worden, verlaſſen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieſer armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntſchaften, und ſie ſah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Anſehen und ſchrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeiſter K**, und bat, daß er keine ſolche tyranniſchen Huſaren mehr nach Bonau ſchicken ſollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von dieſem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beſchützen, die alle Landſtände vor ſolchen Anfällen nicht würden ſchützen können. Sie hat ſich, da ſie nicht mehr in Furcht iſt, größtentheils erholt, und mir ſelbſt befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr ſie zeither beynahe ſeit vier Wochen geweſen. Dieß habe ich nun, deucht mich, ſehr treulich gethan. — Itzt will ich alſo ſpazieren gehen, und wünſchen, daß keine Huſaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

Bonau, den 12. Mai 1760. G.

An Ebendieſelbe.

Um Leipzig zu entfliehen, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehen, den andern Tag wieder nach Leipzig; das iſt ſonderbar und zugleich traurig für mich. Hier ſitze ich nun, trage meine eigene Laſt, die nicht klein iſt, und die Laſt der Beſuche, die mir faſt unerträglich wird. O Ruhm, was biſt du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen ſich, und die dich haben, beſeufzen dich. Ein Brief über den andern wünſchet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebſte Freundinn, es iſt nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tauſend Leuten erſt ehrwürdig vor, ſeit dem der König mit mir geſprochen und mich gelobt hat; und iſt denn ſein Lob vor dem Richterſtuhle der Vernunft und des Gewiſſens wirklich mehr, als der Beifall eines andern Menſchen? — So viel den 30. Dec. 1760.

Den 31. Dec. Der letzte Tag im Jahre, und alſo auch der letzte Brief dieſes Jahres, den ich an Sie ſchreibe! Und dieſe dreyhundert und fünf und ſechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, ſind alſo vorbey?

Ja wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O ſchau mein Geiſt in dieſes Jahr zurücke.
Denk an dein tauſendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede ſanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht!
Dann ſchau auf deine böſen Tage,
Und zähle ſie und freue dich;
Sie ſind vorbey. O ſieh, wie manche Plage,
Die dich ſo lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch ſich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die böſen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,
Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt.

So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und ſeiner Gnade,
Was er verhängt, iſt alles gut.
Aus Liebe hat er dir verborgen.
Was künftig iſt, Glück oder Leid.
Drum ſorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß ſind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Dieſe Verſe, liebſte Freundinn, die erſten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigſtens ſind ſie die natürlichſten Gedanken bey dem Schluſſe eines Jahres. Sie werden ſich freuen, ich weiß es, daß meine Gedanken die Ihrigen ſind, und es iſt kein beſſer Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernſthaft beſchließt. In der That iſt mein Herz ſo unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber ſo gut, oder vielmehr ſo ſchlimm, ſoll es ihm nicht werden. Es iſt wahr, dieſes Jahr iſt eines der traurigſten meines Lebens geweſen; ja ich kann noch mehr ſagen, ſeine Laſt iſt mir größer geweſen, als die ganze Laſt aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherlei Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieſes Jahr iſt überſtanden, und wer hat es mir überſtehen helfen? Könnte ich alles überſehen, ſo würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieſes bittre Jahr die größte Wohlthat ſey, für die ich Gott am meiſten zu danken hätte. Wir kennen uns ſo wenig, und was uns wahrhaftig gut iſt, auch ſo wenig, daß wir oft unſer Glück für Unglück anſehen, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus dieſem Schmerze für uns geboren wird. Dank und Preis ſey alſo Gott auch für dieſes traurige und ſchmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen ſeiner Hand, und für allen Troſt in den böſen Stunden! Um froh zu ſterben, will ich leben; geſetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünſche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich herſetzen. Ich will dieſe Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieſes Jahr, ſondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieſes gebe Gott; und ſo leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie ſind allemal glücklich!

G.

Gnädige Frau,

„Alſo iſt der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, der auf Ruhe und Einſamkeit gieng, vernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, Verdrießlichkeiten und Zerſtreuungen unmöglich vorſtellen, die Ihnen ſeit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet ſind?“ Ein ſchweres Schickſal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie ſo gern ruhig und nach Ihrem Wunſche glücklich ſähe. Aber ich weiß auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, ſich ſelbſt in denen Schickungen, die wider unſer wahres Beſte zu ſeyn ſcheinen, der Vorſehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menſchlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die ſelbſt in der gelaſſenſten Seele nicht ausſterben, beruhigt es ſich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unſere Schickſale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unſerm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und ſtets nach unſern Kräften abmißt. Getroſt alſo, meine theureſte Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinnen beweiſen und üben ſollen, daß Sie den entworfenen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einſamkeit, mit dem Plane eines geſchäfftigen und in die Augen leuchtenden ſchweren Lebens vertauſchen müſſen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beſte der Welt ſtärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten, Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein ſolches Beiſpiel nothwendig war, leuchten zu laſſen; wie viele ſolche Gelegenheiten werden Sie nicht in dieſem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe ſelbſt, und in der Art, ſie zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Troſt des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht ſind auch Ihre itzigen Umſtände nur eine kurze eingeſchaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht ſtören, ſondern ſich bald mit demſelben vortheilhaft wieder vereinigen ſoll. Ja, theureſte Freundinn, Geduld und Demuth ſind unſtreitig die ſchwerſten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten, das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen ſind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja ſtets einen mächtigen Beiſtand und mit demſelben das wahre Glück, das Glück unſerer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unſer höchſter Troſt ſeyn.

Vor einigen Jahren war der Wunſch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einſamkeit. Nichts ſchien mir erlaubter, und nichts ſchicklicher für meine guten Abſichten und meine ganzen Umſtände, als dieſer Wunſch. Du willſt dich, dachte ich oft bei mir ſelbſt, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daſelbſt die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele ſtudiren und angelegentlich ſorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode herauskommen mögen, aufſetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm ſein Herz weiſe und chriſtlich zu bilden ſuchen, und ſo, ja ſo willſt du dein Leben ohne Geräuſche, ſanft und ſtille bis an ſein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt ſein, wenn dieſer Wunſch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einſamkeit durch ſelbſt erwählte Geſchäfte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeſchickt, Bücher zu ſchreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs Theil zu nehmen, oder mich mit dem Leſen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in dieſen Umſtänden (verſetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchſt traurige Rolle ſpielen; da die vorigen Wünſche gar nicht mehr meine Wünſche ſind, und bei meinem itzigen Schickſale es gar nicht ſein können. — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedenſten und beſten Ihres ganzen Lebens ſein!

Dieſes wünſche ich aufrichtigſt, und bin zeitlebens

1762. G.

Geßner an Kleiſt.

Zürich, den 29. März 1758.

Sind Sie noch immer in Leipzig, und immer geſund? Wie angenehm muß es Ihnen ſein, wenn Sie von Ihren Geſchäften bei Gellert und anderen rechtſchaffenen Leuten ausruhen können? Herr Hotze von hier*), der in Leipzig die Heilkunde ſtudirt hat, und vor einigen Tagen hier angekommen iſt, hat mir einen Gruß von Gellert mitgebracht. Ich kann meinen Dank an Herrn Gellert in keine beſſern Hände legen, als in die Ihrigen.

Sie werden durch Herrn Reich den Tod Abels erhalten. Ich wünſche, daß ich Ihre und Ihrer Freunde Erwartung möge erreicht haben. Laſſen Sie mich ja über Ihr Urtheil nicht lange ungewiß. Ich hätte nie eine bibliſche Geſchichte gewählt, da wir ſchon ſo viele gute Stücke in der Art haben, wenn mir nicht eben dieſe wäre übrig gelaſſen worden, die mir wegen Kains Charakter, und wegen der ganz beſondern Situationen, eine der merkwürdigſten geſchienen hat. Sie hat ſo viel Intereſſantes, als ein epiſches Gedicht haben ſoll; es ſind die erſten Menſchen, und der Erſte, der ſtirbt. Schade, daß nicht ein fähigerer Kopf die Ausarbeitung derſelben übernommen hat. Ein ſolcher hätte mehr Mannigfaltigkeit hineingebracht, mehr Situationen und Schönheiten darin entdeckt, über die ich weggeſtolpert bin. Indeß war eine meiner Abſichten, ſowohl im Plan als in der Ausbildung ſimpel zu ſein, und gehäuften Blumen und gekünſtelten Metaphern auszuweichen. Wie ſchön haben die meiſten Alten dieſen bunten Schmuck zu vermeiden gewußt, und doch ſind ſie in der größten Simplicität pathetiſch und erhaben! Das iſt das Vorrecht der Genien vom erſten Rang; das iſt das wahre Große und Schöne! Das bedarf nicht mit gehäuften Zierrathen geſchmückt zu ſein. Die Grazien ſchmücken ſich nur mit wenigen Roſen, wenn andere ſich künſtlicher ſchmücken, um Fehler zuzudecken. Doch die Wahl, die Alten nachahmen zu wollen, macht ſchon Ehre, wenn man auch weit zurückbleibt. Dieß tröſtet mich auch, wenn ich den Theokrit leſe, und immer mehr empfinde, wie weit ich zurück bin.

Doctor Hirzel, ſein Bruder und Heß ſchmauſten geſtern bei mir; wir ſaßen eben im Zimmer zerſtreut, träg' und müde von allem Lachen, als man Hirzeln Ihr Paket brachte. Ich weiß nicht, was uns hätte begegnen können, das uns alle mit ſo lebhafter Freude hätte erfüllen können. Der Doctor fing an, dermaßen Sprünge zu machen, daß jede Scheibe der Fenſter erſchüttert wurde, und ich mußte durchaus einen Deutſchen mit ihm tanzen. Dann fing er an, mit ſeiner lieblichen Stimme Ihre Lieder zu ſingen. Da wir ausgeraſt hatten, ſetzten wir uns in einen Kreis, und laſen Ihre Briefe und Lieder. Was für ein vortrefflicher Dichter ſind Sie! Wie ſind Ihre Lieder delicat, und wie wird die Sprache unter Ihren Händen ſo ſanft! Wie wunderbar und groteſk iſt Ihr Lied an die Flaſche! Ich werd' es auswendig lernen, und dann die verliebte Rolle ſpielen. Ihre Idyllen (ich bin Ihnen ſehr verbunden für die Ehre, die Sie mir darin erweiſen), ſind vortrefflich; es iſt nur ein ſchlechtes Compliment; wenn ich Ihnen ſage, daß ich's mir ſelbſt geſtehen muß, daß ich übertroffen ſei. Ihr Seneca hat keinen geringern Werth. Warum haben Sie ſich ſo unnöthig in einer Vorrede entſchuldigt? Etwa, weil er nicht fünf Acte hat? — Wie pathetiſch ſind die Reden, wie groß und edel die Geſinnungen! Man ſieht, daß Sie die Seele Ihrer Helden erfüllen; ſie ſind nicht loci communes, die der Dichter hineingezwungen hat, ein Fehler, den man ſonſt nicht ſelten begeht. Sie haben mit der größten Simplicität im Plan die größeſten Abſichten erreicht. Der Leſer wird hingeriſſen; die Character ſind entwickelt, und der Affect wird auf's Höchſte getrieben.

---

*) Der von Richterswyl am Zürichſee gebürtige, geſchickte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts verſtorbene Arzt; ein Bruder des in öſtreichiſchen Dienſten verſtorbenen Generals Hotze; ein vertrauter Freund des Leibarztes Zimmermann und Lavaters.

Das ſchrieb ich Ihnen, mein Freund! in meiner erſten Entzückung! Sie hätten ſonſt Urſache, über mein Urtheil zu lachen, das nur ſo unbeſtimmte Ausrufungen enthält. Durch öfteres Leſen werd' ich die Schönheiten genauer ſehn, und neue entdecken; heute etwas tadeln, und morgen wieder damit ausgeſöhnt ſein; und was mir dann von Zweifeln übrig bleibt, das werd' ich Ihnen aufrichtig ſchreiben. — Freunde, die Dichter ſind, müſſen einer für des andern Ruhm beſorgt, und einander die ſtrengſten Richter ſein. Zu ſolch einem freundſchaftlichen Urtheil will ich Ihnen mein Gedicht empfohlen haben.

Ich bin, ſo lang' ich lebe, mit der zärtlichſten Freundſchaft u. ſ. f.

Cyneas an Cleone.

Von J. J. Duſch.*)

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, deſſen Siegel mir ſagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verſchlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welch ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach unſchuldige Unglückliche! Du leideſt, und ich war der Sträfliche.

Nein, verſchweige mir nichts; ſchreibe mir Alles, laß mich die geringſten Deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinſchaft an Deinem ganzen Kummer haben; gieß alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz iſt geöffnet: es fordert mehr als ſeinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konnteſt Du glauben, daß ich ſo boshaft ſei, Dich zu verlaſſen, oder ſo leichtſinnig, Dich nicht mehr zu lieben! O, Du Einzige, in der alle meine beſten Wünſche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückſeligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen ſeine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an Deiner Bruſt nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht Zärtlichkeit erzwang, ſei von den Unſterblichen, die unſichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeſchrieben!

Wie unglücklich iſt Dein Zuſtand, arme, bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machſt Du ihn durch den widrigen Gedanken, daß ich ein Treuloſer ſein könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in dieſen unglücklichen Augenblicken kämpfſt. Ich ſehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und laſſe nicht einen unbeantwortet. Vielleicht ſeufzeſt Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein ſchrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagſt Du mich bei der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unſchuldigen immer erhört; ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern? — vielleicht entweicht Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh mir, wenn ich nicht unſchuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlaſſe!

Dich verlaſſen? — Wie kannſt Du ſo denken? Seitdem ich von Dir ſchied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt ſich mühſam unter einer drückenden Laſt. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Geſichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feſte Entſchluß, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerſt Du Dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Haſt Du vergeſſen, wie demüthig ich mich Deinem ſtolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwiſtigkeiten und die Eiferſucht unſrer beiden Familien vergaß, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauſes von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte ſich wider dieſe Demuth auf; meine Schaam beſtritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alles. Ich umfaßte dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um ſeine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt Du noch, wie ſchwer ſein ſtolzes, ſein hartes Herz mir dieſen Sieg machte? Weißt Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um ſeinen Hochmuth ganz an mir zu ſättigen? Ich duldete ſeine Verachtung und überwältigte alle meine widerſpenſtigen Leidenſchaften: denn Du warſt der Preis für dieſe Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich ſeine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter, wie inbrünſtig ſchloß ich Dich an meine Bruſt, wie ſtrömten mein Herz und meine Augen vor Freude und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Eleone, und glaube, daß dieſe Hinderniſſe, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu beſitzen, nur geſtärkt haben.

---

*) Aus deſſen moraliſchen Briefen. Leipzig 1759—72.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild iſt immer vor meinen Augen, ſie lebt in meinem Herzen, ſie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts ſind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du biſt die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden ſollen mich Dir entreißen.

Warum wollteſt Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeugt haſt? Warum erröthest Du, wenn Du an den Tag zurückdenkſt, der mein glücklichſter war? Wenn eine Liebe, die ſich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmoniſche Empfindungen gleichgeſtimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabſichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die ſich für einander geſchaffen fühlen, ſo rein und unſchuldig, wie ſie der Schöpfer eingepflanzt hat, ſo geſetzlich, daß unſere Vorgeſetzten ſie billigten; wenn eine ſolche Liebe die unſrige war: ſo haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann ſie ſein; aber wer ſie ſträflich nennt, beleidigt die Unſchuld.

Wenn auch die Welt erſt unſre Empfindungen billigen, wenn der Beifall der Verwandten erſt die Liebe heiligen und das Ceremoniell ihre Banden erſt ſchließen muß, ehe wir uns frei derſelben überlaſſen können; das Ceremoniell, das oft verkaufte Hände in eiſerne Ketten zuſammen feſſelt, und Herzen trennt, die ſich lieben, Herzen verbindet, die ſich haſſen: wer iſt auch alsdann ungerecht genug, unſre Liebe zu verwerfen? Du biſt längſt die Meinige durch den Beifall derer, die über unſern Willen gebieten wollen. Längſt haben unſre Väter den Segen über unſre Liebe geſprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander beſtimmt. Mit inniger Freude ſahen ſie uns zuſammen erwachſen, und vereinigten zwei unmündige Seelen, die dereinſt eine der andern Glück machen ſollten. Unſer Bund war in der Welt und im Himmel ſchon unterſchrieben. Du warſt meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden ſollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieſer Zeit geſeufzt! — ſollten nur noch unſre vollkommene Glückſeligkeit verſchieben. Sie ſchienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Beſitz meiner irdiſchen Glückſeligkeit zu ſetzen. Verzeihe mir, daß ich Dich an den Tag erinnere, der der Urſprung alles Deines Leidens und meiner Qual iſt. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, ſo geſchah es aus einer Unwiſſenheit deſſen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menſchen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen ſollte ich am Altare Deine Hand empfangen. Dein Herz hatte ich längſt; und zu Deinem Unglücke war ſchon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt, Du warſt ſchon die Mutter eines künftigen Zeugen unſrer Liebe, als das Schickſal die volle Schaale ſeiner härteſten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage herging, woran wir ſo glücklich zu werden hofften; o Eleone, welch ein Tag. In Deinen Armen in Entzückungen berauſcht, ſah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers floſſen, als ſie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riß! So lange mein mühſames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er ſtarb! Ströme von Thränen ſind zu wenig für dieſen Verluſt. In ihm fiel unſere Hoffnung, unſer Schutz, unſre Glückſeligkeit! — Umſonſt ging die folgende Sonne für uns auf, umſonſt hatten wir endlich dieſen Tag herbeigeſeufzt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er ſollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod ſtürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden ſollten. Ach, Eleone, welch eine Veränderung! Unſre Liebe ſah nun wieder ein Jahrhundert zwiſchen unſre Glückſeligkeit gelegt! Erſt trennte uns der Wohlſtand auf Monate, hernach der Zwiſt unſerer Familien auf ewig! — Auf ewig? Nein, bei der heiligen Aſche unſrer Väter, ewig ſoll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Eleone, daß menſchliche Hände dieſe heiligen Bande wieder zerreißen ſollten, die ſchon vor dem Auge Gottes feſt geſchloſſen ſind. Keine Gewalt ſoll ſie zerreißen, keine als Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeſeufzt! wie oft war ich entſchloſſen, alle andre Vortheile zu verachten, und bei Dir mein ganzes Glück zu ſuchen! Aber — ſoll ich Dir noch Dein hartes Schickſal unerträglicher machen? Soll ich ſagen, wie unglücklich Du mit mir ſein wirſt? Mein Herz blutet, wenn ich mich der ſchrecklichen Betrachtung überlaſſe, daß ich ſo gar unglücklich bin, mich bei Dir nicht entſchuldigen zu dürfen! Nein, Eleone, mit der Entſchuldigung müßte ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das ſchon zu viel gequält wird. Wüßteſt Du, wie grauſam mein Schickſal iſt! Aber laß mich dieſe Erzählung für eine beſſere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle dieſe

Hinderniſſe überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meine Arme, an mein Herz ſchließe!

Der Zorn meiner Mutter iſt unverſöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umſonſt. Vergebens bemühe ich mich, die Feindſchaft beizulegen; alle Vorſtellungen ſind umſonſt; ſie ſchätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zornes entfuhren, viel zu heilig, um unſere Verbindung zu erlauben, und umſonſt ſtelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide ſind heiliger, o Himmel! Eide der Feindſchaften oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter iſt ſchrecklich: aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das iſt das Schickſal Deines unglücklichen Cyneas! Von ſolchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorſam gegen eine Mutter losreißen? Wirſt Du leiden, daß ſie über mich ſeufze! — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebſte Cleone, der uns nur prüft, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindſchaft endlich beilege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewiſſen beſitzen; dann kann auch kein Engel unſere Verbindung ſträflich finden.

Doch ich weiß, ſie iſt unſträflich; ſie iſt mehr als unſträflich, ſie iſt gerecht; und ſträflich würde es ſein, ſie zu trennen. Ich weiß auch, ſelbſt der Fluch einer Mutter, dieſer im Zorne entwichte Fluch, den ſie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos ſein, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber ſoll ich des Vergnügens beraubt ſein, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unſre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer ſieht alle Zufälle voraus — in Kurzem an dem nöthigen Mangel leiden ſehen? Mangel und Armuth ſind ſchreckliche Feinde der menſchlichen Glückſeligkeit! Je mehr wir uns lieben, je ſtärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth ſelbſt ſollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entſchuldigung, wenn ich dieſe anführen wollte, um unſre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entſchuldigung, ſich von ſeinem Verſprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entſchuldigung, und verwirft alle Vorſchläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung; aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufſchub der Erfüllung ſeines Verſprechens, ſich in den Stand zu ſetzen, ſein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieſer Aufſchub Thränen gekoſtet hat, dieſe Thränen durch überwiegende Glückſeligkeit zu vergüten: ſo ſage: was darf er wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich ſo weit ſehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe iſt kurzſichtig; ſie reißt ſich von den Feſſeln der Vernunft los, und wenn ſie durch einen Abgrund müßte, ſo fliegt ſie ihrem Gegenſtande zu. Allein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunſche und Entſchluſſe meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daß meine Liebe meiner Vernunft ſo viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, ſie ſoll ihr die Strenge vergeben, wenn ſie dieſelbe mit Ruhe und deſto größerer Glückſeligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die ſich blos ihren Wünſchen überläßt, mag brünſtiger ſein: Liebe, der Grundſätze und Vernunft zu Hülfe kommen, iſt dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schickſal vor, das Uebereilung und Unvorſichtigkeit gern zu beſtrafen pflegt; ſie legt einen feſten Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß und die Sorge, welche auch die glücklichſte Vereinigung und die zärtlichſte Liebe ſtören und ſchwächen können. Sieh, meine Cleone, alſo iſt dieſe Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müſſen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben ſchützen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunſche meiner Liebe überlaſſen wollte? Meine Mutter hat geſchworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden ſoll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich ſie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn iſt ſchrecklich. — Ich werde ſie endlich durch Güte gewinnen, wenigſtens wird mein Gehorſam ſie rühren. Ich merke ſchon, daß ihr Eigenſinn nachläßt. Vormals drang ſie mit größerer Heftigkeit in mich, und forderte von mir — — darf ich es ſagen? — einen Schwur, Dich zu vergeſſen! Aber wenn ich jemals vergeſſen habe, daß ſie meine Mutter war, wahrhaftig, ſo war es in dieſem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frei mein ganzes Herz vor ihr aus. War ſie beleidigt, ſo muß mich ihr Antrag entſchuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laſter zumuthet.

Vielleicht wurde ſie gerührt: denn ſeit der Zeit hat ſie ſich geſcheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigenſinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir ſeufzen? Wie lange, meine Cleone, wirſt Du mir entgegen hoffen? — Ach, daß ich dieſe Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich ſelbſt dieſen grauſamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangener; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder ſucht meine Entſchlüſſe auszuforſchen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich: alles iſt Verräther. Könnte ich noch frei mein Herz ausgießen und alle meine Empfindungen und Gedanken ſchreiben, ſo würde mir dieſes noch ein Troſt, und Dir eine Erleichterung ſein. Aber wem ſoll ich meine Geheimniſſe vertrauen? Durch wen ſoll ich meiner Cleone meine Seufzer überſenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine deſto größere Glückſeligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorſtelle, das uns unſre Verbindung unerſchöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird ſie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offenen Armen entgegenfliegen. Und wie wird eine der erſten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieſes noch eine Beruhigung für Dich ſein, meine Geliebte, daß unſre Trennung nicht lange mehr dauern ſoll; ſo höre doch meinen letzten Entſchluß und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich ſehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daß ſie vielleicht ſich zu lange meiner gehemmten Forderung widerſetzen würde, ſo will ich Gelegenheit ſuchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieſer Tage einer ſoll unſre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich dieſen Entſchluß feſt gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück und unſere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verſchwiegen, wo ich endlich ihren Eigenſinn überwinden werde. Erwarte bald entweder dieſe Stunde, oder die Nachricht, daß wir ganz glückſelig ſind.

Rabener an Gellert

Liebſter Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commiſſionsrath, den ich Herrn W... vor etlichen Tagen zugeſtellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schickſale erſehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte; denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem ſo lieben Freunde, wie Sie ſind, mein Unglück klagen kann. Was die Umſtände dieſer Belagerung überhaupt betrifft, ſo werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unſers Gouverneurs heute herausgekommen, und ſehr zuverläſſig iſt; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruch des Tages fing die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die ſchrecklichſte Art an. Früh um acht Uhr kam eine ſolche Granate in mein Zimmer (ſie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerſchmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löſchten den Brand und machten alle mögliche Anſtalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Abſicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen, ſo packte ich meine Sachen, ſo viel es ohne Gefahr, erſchoſſen zu werden, anging, zuſammen, ſchaffte ſie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neuſtadt zu D... Aber auch hier fing am 15. die Angſt an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieſer Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dauniſche Armee die Seite von der Neuſtadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängſtigung erzeigen konnte. Denn eben dieſen Tag, beſonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Reſidenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgaſſe und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schickſal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unſere Sachen geſchafft hatten, zerſchmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, die löſchen ſollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueſte Menſch von der Welt, hatte ſich ſo lange im Hauſe aufgehalten, bis es anfing, einzuſtürzen, und hatte ein Dutzend ſolcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neuſtadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich ſchon für erſchoſſen oder verbrannt hielt, wieder zu ſehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluſte natürlicher Weiſe verurſachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebſter Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäſche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Aſche verbrannt waren? und Sie wiſſen, wie reichlich mich der Himmel mit all' dieſem geſegnet hat. Gott zum Preiſe muß ich geſtehen, daß ich mich über dieſen großen Verluſt nicht einen Augenblick betrübe. Es war weder Reflexion, noch Philoſophie, die mich ſo wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein Paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um ſie meinem Bedienten zu geben. Sonntag früh fing man an, auch für die Neuſtadt beſorgt zu ſeyn, und viel tauſend Menſchen gingen zum Thor hinaus, auf das offene Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den ſtützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freunde, auf ſeinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Eſſen und gutes Waſſer fand. Seit dem 13. Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich ſelbigen Tages nach Hohenſtein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, ſo ließ ich ihn zwei Meilen reiten und den übrigen Weg ging er zu Fuße. In Hohenſtein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und ſehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich ſeitdem geſund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tauſend Menſchen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten iſt verbrannt oder erſchoſſen worden, ich bin geſund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tiſch- und Bettzeuge iſt bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und ſo wenig ich es vordem achtete, ſo lieb iſt es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäſche iſt der empfindlichſte, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe ſchenkt. — Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufſätze und Manuſcripte, die nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebſt einer Sammlung von witzigen Briefen verſchiedener Art, ſind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs Beſte. Kann ich heute noch an unſern Weiße ſchreiben, ſo will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn dieſen Brief leſen zu laſſen, ſo wie den ehrlichen Dyk, welcher, ſo bald als Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden ſoll, daß alle meine Bücher verbrannt ſind, denn ich will ihn hernach in Contribution ſetzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu ſchenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuſcripte, und alſo ſeines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt ſind; aber ich will ihn ſchon kriegen, und wenn er mich wild macht, ſo ſchreibe ich wider ſeine eigne kleine Perſon einen Band Satyren in Duodez zwei Hände ſtark, welches ziemlich das Format von ſeinem Körper ſeyn wird. — An das Haus St... bitte meinen unterthänigſten Reſpekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß ſie ſich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte mich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber ſagen Sie, ich ließe unterthänigſt bitten, dahin zu ſehen, daß meine künftige Frau drei tauſend Thaler mehr hätte, als außer dieſem Unglücke würde nöthig geweſen ſeyn, ſo hoch ſchätze ich meinen Verluſt. Nur ein eigenes Haus ſoll ſie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorſtellen, als die Umſtände eines Mannes, der nur des Hauſes wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß ſeine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Ich bin in Feuers- und Waſſernoth

Ihr

Dresden, am 9. Auguſt
1760.

redlicher Rabener.

Moſes Mendelsſohn an Abbt.

Berlin den 17. März 1763.

Momus fand einſt auf dem Schreibpulte der Minerva ein Quartblatt, auf welchem Vater Jupiter den Plan der beſten Welt entworfen hatte. Er drehete das Blatt rechts und links, und konnte nicht klug daraus werden. „Was „für verwirrtes Zeug! ſprach er; gelbe Flecken, „feuerrothe Punkte, geſchlängelte Striche, alles „läuft durch einander, als wenn das Ohngefähr „mit der Reißfeder geſpielt hätte. Und die altkluge Tochter Jupiters kann ſich an ſolchem „Geſchmiere ergötzen!“ O Sohn des Schlafs und der Nacht! antwortete Minerva, deine Unwiſſenheit macht dich unverſchämt! Wenn Neptun einen Ochſen, Vulkan einen Menſchen, und ich ein Haus mache, ſo ſpotte was du kannſt. Aber den Plan meines Vaters lerne erſt verſtehen, und alsdann lache! Wiſſe, dieſe gelben Flecke ſind

Myriaden Fixſterne; die feuerrothen Punkte, brennende Kometen; die geſchlängelten Striche, Lichtſtröme und Welten bewegende Wirbel. Sie ſcheinen dir wild durcheinander zu laufen? Hier iſt die Gleichung für ihre Curvatur: $xy+kx-y+yx-z-$ — Halt ein! rief Momus. Du weißt, ich bin ein Belesprit; was ſchiert mich die Algebra? Doch dächte ich, man könnte alles dieſes mit ein wenig Witz viel leichter und beſſer ausführen. — Gut! ſprach ſie. Mache dein witziges Meiſterſtück. Hier iſt ein Vergrößerungsglas. Siehſt du da den kleinen unanſehnlichen ſchwarzen Punkt? „Was ſtellt der vor?“ fragte Momus. Eine Univerſität in der Gegend der Weſer, Rinteln genannt. Allda wohnt mein Sohn Abbt, und er möchte lieber zu Athen wohnen. Strenge deinen Witz an, mache Rinteln zu Athen. Was ſinneſt du nach? He! Das iſt noch lange keine Welt erſchaffen! — Der hagere Momus ſtand wie ſteinern da, ſchlug die Augen nieder, und damals ſoll ſich die erſte Schamröthe auf ſeinen bleichen Wangen gezeigt haben.

Was däucht Ihnen von dieſer tollen Fabel? Sie fiel mir gleichwohl dabei ein, als ich Ihren Plan zu den Gegenbeherzigungen beurtheilen ſollte. Du biſt ein Verfaſſer der Literaturbriefe, dachte ich, du haſt manchen Ochſen, manches Haus mit einigem Glücke getadelt; warum nicht auch Plane zu Gegenbeherzigungen? Jedoch ich habe mich betrogen. Ich bin das Land der Politik in meinem Leben ſo wenig durchreiſet, daß mir alle Gegenſtände in demſelben noch fremd ſind. Wie kann ich alſo ihre Landcharte beurtheilen? Wenn W—n Sokratiſche Geſpräche macht, da iſt ſchon beſſer tadeln!

Scherz bei Seite! Ich verſtehe in Ihrem Entwurfe nicht alles, aber was ich verſtehe, hat meinen völligen Beifall. Die Hauptidee iſt unverbeſſerlich. Philoſophie und Beredſamkeit können ſich hier in ihrem ſtärkſten Glanze zeigen, und Ihre Beleſenheit in der Geſchichte kann Ihnen wichtige Dienſte leiſten. H. v. M. iſt kein Philoſoph, und ſeine Beleſenheit ſchränkt ſich, wie es ſcheinet, auf einige Neuere ein, die ihm den Kopf warm gemacht, aber nicht erleuchtet haben. Es gefällt mir ungemein, daß Sie Ihre Gegenbeherzigungen mit den Betrachtungen über die Würde des Menſchen anfangen wollen. Der V. der Beherzigungen ſcheinet ſich ein andächtiges Vergnügen daraus gemacht zu haben, den Menſchen mit Pascal von der hypochondriſchen Seite zu betrachten. Ich denke immer, wer den Menſchen ſo ſehr verkleinert, der muß, wenn er kein verdorbenes Herz hat, wenigſtens eine verdorbene Milz haben. Noch verzeihet man dem Pascal, daß er ſeine unmuthige Gedanken treuherzig niedergeſchrieben; aber ſeine Grillen als Wahrheiten zum Grunde eines Syſtems zu legen, iſt in der That nicht zu verzeihen.

Die politiſche Freiheit, ſagen Sie, ſei eine der Würde des Menſchenbürgers gemäße u. ſ. w. Warum nicht lieber der Vernunft gemäße? Doch wenn Sie erklären, was die Würde des Menſchenbürgers ſei, tum me conſentientem habe—. Aber dieſe Beſtimmungen der wirklichen Handlungen zur politiſchen Hauptabſicht ſind ja Geſetze, und die beſtimmenden Perſonen Geſetzgeber? Nicht? Und das Wort Geſetz führt den Nebenbegriff mit ſich, quod ſit determinatio rationi conformis, und alſo — doch ich vergeſſe meinen Momus. Nichts mehr von Ihrem Entwurfe.

Herr N. wird Ihnen die Abſchrift dreier Privatſchreiben von Abelardus Virbius, nebſt Gulberts Antwort auf das eine überſchicken. Wenn Sie die hebräiſchen Worte nicht verſtehen, ſo laſſen Sie es immer gut ſeyn. Sie und Herr H** werden vermuthlich auch deutſche Stellen in dieſem Briefe nicht verſtehen.

Ihre kritiſche Verbeſſerung iſt eine Seltenheit für unſere Briefe. Da können doch die Herren Z. und Konſorten ſehen, was wir für gelehrte Leute ſind. Ich wünſchte nur, daß wir Herrn Ramler ins Garn ziehen könnten, damit wir Schande halber zuweilen auch ein Gedichtchen einrücken könnten, unſere poetiſche Blöße zu bedecken; denn ich ſchäme mich öfters, wenn ich daran denke, daß alle Verfaſſer der Briefe zuſammen genommen, kein Sinngedicht zur Welt bringen können.

Ich lege ein friſches Blatt an, und hier will ich bloß abſchreiben. Eine philoſophiſche Stelle aus einem alten und durchgehends verworfenen Buche, über die ich erſtaunt bin. Leſen Sie, und ſagen Sie mir, ob unſere heutigen Schönſchreiber geſchmückter, oder unſere Philoſophen gründlicher ſchreiben können? Einige Philoſophen disputiren über Verhängniß, Freiheit und Verſehung. Endlich vereinigen ſie ſich über folgende Punkte:

„Das göttliche Verhängniß ſei zwar der erſte „Bewegungsgrund aller Dinge; Gott ſehe alle „unſer Thun unveränderlich vorher, und hätte „es geſehen, als die Natur kein Kind und Nichts „zu Etwas werden. Allein dieſes alles habe „keinen Zwang in ſich, bürde dem Menſchen „keine Nothwendigkeit, dieſes Gute oder jenes „Böſe zu thun, auf; ſondern es behielte unſer „Wille ſeine vollkommene Freiheit. Denn Gott „habe nur deshalb unſer Glück und Unglück ſo „gewiß vorhergeſehen, weil ihm zugleich, oder „vorher ſchon unter ſeine Augen geleuchtet hat, „was wir von der Geburt bis in den Tod Böſes

„oder Gutes beſchließen würden. Unſere heutige
„oder die von der Nachwelt Gott beſtimmte Andacht
„ſei ihm ſo wenig neu als dies, was uns
„oder unſern Nachkommen begegnen ſoll. Jene
„ſehet das Verhängniß als die Urſache, dieſes
„als die verdiente Wirkung vorher. Daher es
„die größte Unvernunft wäre, wenn die ruchloſe
„Verzweifelung es für einerlei halten wollte, ob
„man boshaft oder tugendhaft ſei? Und wenn
„ſie ihr Thun einem geräumen Reihzwange des
„Himmels unterwirft. Sehen nicht die Sternſeher
„auf tauſend Jahre die Sonnen- und
„Mondfinſterniſſe, und zwar unveränderlich, vorher?
„Gleichwohl aber haben ſie nichtsweniger
„als einen Zwang über die Geſtirne. Wir ſehen
„von den Leuchtthürmen den Schiffbruch eines
„auf Steinfelſen getriebenen Schiffes vor Augen.
„Wer wollte aber dieſen insgemein mitleidenden
„Zuſchauern den Zwang ſolches Unglücks beimeſſen!
„Der weiſe Zeno hat dem Diebe, welcher
„mit der Vorſehung ſein Laſter zu entſchuldigen
„vermeinet, gar vernünftig geantwortet,
„daß er auch zu der Strafe verſehen wäre.“

Und wenn Sie dieſe Stelle ſchön finden, ſo kann ich Ihnen aus eben demſelben Schriftſteller mit einigen vortrefflichen Reden, mit erhabenen Gleichniſſen und recht in dem Geſchmacke Ihres Tacitus gemachten Betrachtungen, aufwarten. Noch nenne ich Ihnen den Mann nicht, damit ich Ihnen noch andere Stellen ausſchreiben könne. — Doch ſo viel! der Verfaſſer iſt ein Schleſier und lebte im Jahr 1630.

Abbt's Antwort.

Rinteln den 20. April 1762.

Mache Rinteln zu Athen, ſpricht Minerva zum Momus, und darauf laſſen Sie den guten Momus lange nachſinnen, nach Art eines wahren Dialogiſten, der allezeit eine ſeiner Perſonen dumm macht, um die andere deſto klüger zu machen. Aber mit Ihrer Erlaubniß, diesmal will ich dem Momus zu Hülfe kommen. Bitte du, müßte mein Momus antworten, deinen Vater, daß er den Abbt lieber bei den Haaren ergreife (ob er gleich kein Prophet iſt) und von Rinteln nach Athen führe. Das iſt Mahomets Wunder mit dem Berge! Der Berg ſoll zu mir kommen, er kömmt nicht; denn ſehet anſtatt eines phyſiſchen ein moraliſches Wunder! ich Mahomet, der Knecht Gottes, demüthige mich, und gehe zum Berge hin, da er ſich weigert zu mir zu kommen. Welches Wunder war leichter? Aber freilich, wie Sie die Anlage machen, konnte Momus lange nachſinnen. Rinteln zu Athen! Die liſtige Minerva, nicht einmal ihre Eule hätte ſie, glaube ich, dem guten Momus dazu geliehen, wenn er wirklich hätte Hand ans Werk legen wollen. Dies habe ich gegen Ihre Fabel einzuwenden, die mir ſonſt ungemein gefallen hat, und wie Sie leicht denken können, nicht am wenigſten wegen des Kompliments Sohn der Minerva. So ſehr ich mich auch hierüber gefreuet habe, ſo ſehr wurde meine Freude durch die Beſchreibung, die Sie von mir geben, gemäßigt: „A. iſt ein Satrape im deſpotiſtiſchen Reiche des Apoll.“ Bald möchte ich ſagen: Sie laſſen doch allenthalben einen heimlichen Groll gegen mich blicken, und heißen mich Profeſſor. Ich habe Ihre Anmerkung über mein Geſpräch mit P** noch nicht vergeſſen: „Warum heißt er den Mann niemals Herr Kollege?“

Daß ich über meinen Plan, den ich Ihnen überſchickt habe, wirklich brüten ſollte, hätte ich anfangs gewiß nicht gedacht. Daran hat unſer R. Schulz, der mir das Ey liſtiger Weiſe im Meßcatalogus unterlegt. Vor der Hand iſt es mir lieb, daß Sie die Hauptidee billigen, und ich hoffe, daß ich die verſchiedenen Kapitel ſo ziemlich in Verbindung bringen werde. Aus einem Geſichtspunkte betrachtet, wünſchte ich, daß ich mit der Ausführung glücklich wäre, um zu zeigen, daß die beliebte Methode der neueren Franzoſen für die Deutſchen eben kein Geheimniß ſei. Denn Moſer, der auch nach Abſätzen ſchreibt, hat dieſe Methode gar nicht in ſeiner Gewalt. Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo muß ich bekennen, daß ich dieſe Methode für die beſte in Schriften halte, die nicht Kompendien ſeyn ſollen. Denn definiren kann man ſicher auch darin, und wenn ich beſtimmt rede, und meine Begriffe aus einander folgen laſſe, geſetzt auch, daß ich die Bedingungsſtellen verkleiſtere, was verlangt man mehr? Den Begriff der Würde des Menſchen habe ich mit Fleiß in die Erklärung der Freiheit gebracht, um mich denen Herren zu nähern, die jenen Begriff ſo häufig brauchen. Unterdeſſen können Sie verſichert ſeyn, daß der Begriff ſoll aus einander gewickelt werden. Schon längſt habe ich Ihre Methode, mein lieber Freund, den Begriffen im Angeſichte des Leſers nach und nach die Beſtimmungen zuzuſetzen ſtudirt: ob ich ſie werde erreicht haben, muß ſich wohl zeigen.

Ich habe wohl kaum nöthig, die Bitte hinzu zu ſetzen, daß, käme ich mit der Schrift zu Stande, keine Seite ohne die Aufſicht des Mannes mit der ſcharfen Hippe gedruckt werden möchte.

Da ich Gottlob von Prahlerei und Charlatanerie, am allermeiſten gegen meine Freunde, ganz frei bin; ſo muß ich Ihre Meinung von meiner hiſtoriſchen Beleſenheit berichtigen. Sie iſt nicht ſtark, mein lieber Freund! In meiner Jugend habe ich manche zuſammenhängende Geſchichte geleſen. Nachher fängt ſich, wie Sie wiſſen, aus manchen Büchern ein Geſchichtchen auf. Dieſes am rechten Orte angebracht, thut Wunder.

Ihren Briefwechſel habe ich durchſtudirt, denn H** Briefe ſchlechtweg zu leſen, muß man wohl bleiben laſſen. Ihr Einfall, daß er Dienſte nehmen ſoll, iſt vortrefflich, und kann noch beſſer werden, wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von H** liegen Ideen zu wenigſtens zehn Briefen. Wenn er alſo nur alle Vierteljahre einen ſchickt; ſo können wir ihn zerlegen, und mit gehöriger Oekonomie zehnmal traktiren. Läugnen kann ich es nicht; wenn ich gewiß wäre, daß ſich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe, ſo möchte ich H** Gehirn noch lieber ſehen, als Maupertuis eines Lappländers. Wenn Sie es für kein Wortſpiel halten wollen; ſo hätte ich Luſt es mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo alles Nachbar iſt, aber nur durch Schiffe zuſammen kommen kann.

Ich möchte wohl wiſſen, wer das Billet-doux an ihn geſchrieben. Er ſcheint darüber aufgebracht zu ſeyn. Dies können Sie Sich auch merken, um das Kunſtſtück Ihrer Politik vollſtändig zu machen. Faſt däucht mir, daß Herr H**, um in der Allegorie zu bleiben, nicht leiden kann, daß ein Mardochai vor ihm nicht aufſteht. Doch ich thue ihm vielleicht Unrecht, und will ihn gerne im Voraus um Verzeihung bitten.

Dies iſt der zweite lange Brief, der unmittelbar auf einen noch längern folgt, den ich Ihnen erſt vor acht Tagen geſchrieben habe. Wenn ich dadurch mit Ihnen aufs gleiche komme, ſo iſt meine Arbeit geſchehen.

Um einen folgenden Brief von Ihnen wenigſtens lehrreich zu machen, da ich die meinigen nicht dazu machen kann, will ich die Frage am Ende aufwerfen: Was iſt der Unterſchied zwiſchen der poetiſchen Proſe und proſaiſchen Proſe?

Ich falle deswegen darauf, weil mir in der ſchweizeriſchen Kritik iſt vorgeworfen worden, daß mein T. v. d. W. in jener geſchrieben ſey. Ich erinnere mich, daß Sie mir einſt geſagt haben, in der Proſe muß kein Bild, keine Schilderei, kein Gleichniß, keine Figur angebracht werden, die bloß zum Schmuck daſteht, ſondern ſie müſſen erläutern. Wenn dieſes alles iſt, ſo iſt meine Frage ziemlich aufgelöſt.

Wie ſteht es mit dem Shafteshury? Ich wollte, daß N. dieſen lieber anſtatt der Gegenbeherzigungen angekündigt hätte.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Freund! Ich wünſche Ihnen zu Ihrer bevorſtehenden Verheiratung vieles Glück. Wünſchen Sie mir dagegen, daß ich Sie wieder in Berlin einmal umarmen könne.

Für die Stelle aus dem alten Schleſier danke ich Ihnen. Schade, daß ſie Mitheſſ nicht gekannt hat. Er würde ſonſt geſagt haben: Wir ſind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Shafteshury, Shafteshury dem Schleſier, der Schleſier den Alten alles ſchuldig.

Winkelmann an Stoſch.

Neapel, d. 26ſten Oct. 1767.

Mein edler Freund!

Ich bin bereits über einen Monat in Neapel, und da alle meine Briefe in Rom auf mich warten, ſo war ich nicht gewillet, als nach meiner Rückkunft zu ſchreiben. Die Verlängerung meines Aufenthaltes aber, welcher vermuthlich noch zwei Wochen währen könnte, treibet mich endlich zu ſchreiben. Die Urſache meiner aufgeſchobenen Rückreiſe iſt die Wuth des Veſuvius, welcher verurſachet, daß meine Bekannten, die mich auf den Fahrten außer Neapel begleiten, dorthin gehen; und es bleibet auch das herkulaniſche Muſeum, worauf meine vornehmſte Abſicht gehet, eben deswegen jetzt verſchloſſen.

Von dem ſchrecklichen Auswurfe dieſes Berges, welcher verwichenen Montag nach Mitternacht den Anfang nahm, werden alle Zeitungen berichten; und ich begnüge mich alſo nur zu ſagen, daß man ſich in dieſem Jahrhunderte dergleichen nicht erinnert. Ich befand mich zu Caſerta, wohin ich mit dem königlichen Baumeiſter Vanvitelli den Montag früh gegangen war; es krachete aber alles in unſerm Hauſe, da der Auswurf geſchah, und das ganze Land war mit Aſche bedecket, welche ein Steingries, und dem ſchwarzen Streuſande ähnlich iſt. Den Mittwoch früh gieng ich zurück nach Neapel, und zu meinem Glücke; denn Mylady Orford, die von Portici geflüchtet war, und im Begriff ſtand, bis nach Gaeta zu gehen, wohin ſie mich mit ſich zu führen gedacht hatte, da ſie gehöret, daß ich nach Caſerta gegangen, war geſegelt, und die Nacht vor meiner Abreiſe in des Tanucci Hauſe neben uns angekommen, in der Meinung mich zu treffen, welches mich genöthigt hätte bei ihr zu bleiben, wodurch ich des Vergnügens, dieſes ſeltne Phänomen zu ſehen, beraubet geweſen ſeyn würde.

Den Mittwoch gegen Abend gieng ich nach Portici, in Begleitung des ehemaligen ſogenannten Baron de Hon, bei welchem ich wohne und eſſe, und des Baron Riedeſels, nebſt drei Bedienten mit Fackeln und einem Führer, und dieſes geſchahe zu Fuße, weil wir, um bis zur Mündung zu kommen, über ſchreckliche Berge von alter Lava zu klettern hatten, bis wir an die neue Lava gelangten, die wir unter der obern verhärteten Rinde laufen ſahen. Endlich aber nach dem allerbeſchwerlichſten Wege von zwei Stunden, den ich als ein guter Fußgänger in meinem Leben gemacht habe, mußten wir, um zur Mündung zu kommen, die brennend heiße Lava überſteigen, welches unſer Führer ſich weigerte zu thun, und da kein Mittel war, ihn zu bewegen, nöthigte ihn der Stock, und de Han (oder Hancarville, welches ſein rechter Name iſt,) gieng mit einer Fackel voran, und wir folgten mit zerplatzten Schuhen, ſo daß uns auch die Sohlen unter den Füßen verbrannten. Da wir an die Mündung kamen, fanden wir dieſelbe mit der glühenden Lava vermiſcht, ſo daß die Oeffnung nicht kenntlich war. Hier war ich der erſte, welcher ſich auszog, um meine Hemde zu trocknen, und meine Begleiter thaten desgleichen. Während dieſer Zeit leerten wir ein paar Flaſchen Roſolis aus, und da wir trocken waren, ſuchten wir den Rückweg, welcher aber gefährlicher war, als der Hingang. Endlich, um es kurz zu machen, kamen wir gegen Mitternacht zu unſern Caleſſini, tranken etliche Flaſchen Lacrymä zu Reſina, und fuhren nach Neapel zurück. Der Ausbruch hat den Montag Nachmittag aus drei Oeffnungen angefangen, und die feurigen Ströme ſind dermaßen ſchrecklich, daß, wenn ſie ſich nicht getheilet hätten, und ein tiefes Thal angefüllet, es um Portici und um das Muſeum geſchehen geweſen wäre.

Den folgenden Tag, nämlich den Donnerſtag, fieng der Berg von Morgen bis Nachmittag dergeſtalt an zu wüthen, daß ich davon keinen deutlichern Begriff geben kann, als von der Beſchießung einer Veſtung mit dem allergröbſten Geſchütze, und es regnete über Neapel kleinen Bimsſtein ſo dick, als Schneeflocken, ſo daß die Sonne verfinſtert war. Geſtern war der Berg ruhig, aber heute fällt unaufhörlich ganz feiner Bimsſtein, und wir befinden uns wie in einem dicken Nebel; doch ſo, daß man an dem dicken Rauche, welcher von den Oeffnungen aufſteigt, ſehen kann, wo die feurige Lava herunterfließt. Gedachtes Thal iſt in der Höhe eines Palaſtes angefüllt.

Mein Vorſatz allhier iſt, meine Geſchichte der Kunſt durch hieſige Denkmale vollſtändiger zu machen, und eine ganz neue und vollſtändige Nachricht der Herkulaniſchen Entdeckungen zu geben, und zwar beides in franzöſiſcher Sprache. Ich muß aber in meinen Bemerkungen ſehr behutſam ſeyn: denn da ich wider Verhoffen den freien Zutritt zu dem Muſeum erlangt habe, muß ich mich ſtellen, als wenn ich nichts mit ſehr großer Aufmerkſamkeit anſähe, welches aber dennoch geſchiehet. Es koſtet aber mehr Zeit; indem ich nach Portici gehe, unter dem Vorwand, mir Bewegung zu machen, und meine dortigen Bekannten zu beſuchen, ſpreche ich alsdann wie im Vorbeigehen im Muſeo an. Es ſcheinet, man werde mir die Fortſetzung des Herkulaniſchen Werks nicht geben, ungeachtet ich dem Tanucci mein Buch prächtig gebunden überſchicket habe: wenn dieſes aber nicht geſchiehet, ſo habe ich freiere Hand, über das Muſeum zu ſchreiben.

Mit meiner Geſchichte der Kunſt gehet es ſo, daß ich gezwungen werde, dieſelbe ſelbſt aus dem gröbſten zu überſetzen, und ich werde dieſe Arbeit nachher von mehr als einer Perſon durchſehen laſſen. Dieſe Arbeit aber wird mich nöthigen, meine Reiſe nach Deutſchland zu verſchieben, ſo traurig mir auch immer dieſer Gedanke ſeyn mag.

Ich habe für Sie die Opera Lucio Vero von Antonio Sachini für 11 Ducati di Napoli erſtanden; ein Ducato iſt weniger als ein Scudo; ich werde es Ihnen aber auf römiſche Münze ſetzen. Ich habe auch einige Seifenkugeln von den verlangten genommen. Beſagte Opera iſt von Mylady und andern Perſonen beliebt worden; denn es ſoll die erſte Opera ſeyn, wo das Theater in Neapel ſtille geweſen. Das ſchönſte in derſelben iſt ein Duetto, welches die Gabrielli geſungen, welche hier, und Maitreſſe des franzöſiſchen Geſandten Choiſeul iſt.

Mylady läßt Ihnen ihr Kompliment machen. Sie hat ihren in der Einbildung beſtändig kranken Bereiter aus Florenz noch bei ſich. Der engliſche Miniſter Hamilton iſt diejenige Perſon, die ich öfters beſuche. Die großen Anſtalten, die hier ſowohl als in Rom gemacht wurden, ſind durch den Tod der beſtimmt geweſenen Königin unterbrochen. Unſerem theuren und geliebten Schlabbrendorf Gruß und Kuß. Ich werde ihm nach meiner Rückkunft ſchreiben. Voller Verlangen auf Nachrichten von Ihnen, die ich in Rom zu finden hoffe

Ihr
eigener und ewiger
W.

Leſſing an Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich bin krank geweſen, und befinde mich noch nicht recht wohl; ſonſt würde ich Ihnen ſchon längſt wieder geſchrieben haben. Ich will nicht wünſchen, daß Sie eine gleiche Entſchuldigung haben mögen.

Meine Ueberſetzung des bewußten engliſchen Buchs iſt größtentheils fertig, noch iſt aber nichts davon gedruckt. So wie ein Bogen abgedruckt iſt, werde ich ihn Ihnen zuſchicken. Und alsdann ſchreiben Sie mir fein alles, was Sie davon oder dabei gedacht haben. Es kommen, wie Sie finden werden, ſehr ſchöne Anmerkungen darin vor; allein das ganze Gebäude taugt nichts. Der Verfaßer ſagt: alle unſere Leidenſchaften theilten ſich in zwei Hauptfälle: in Leidenſchaften, welche die Selbſterhaltung beträfen, und in Leidenſchaften, die auf das geſellſchaftliche Leben zielten. Die erſtern, weil ihre Gegenſtände nur Schmerz und Gefahr wären, würden zur Quelle des Erhabenen; und die andern, die ſich auf Liebe gründeten, zur Quelle des Schönen. Was ſagen Sie zu dieſem Syſtem? Daß der Verfaßer einen ſehr ſeltſamen Begriff von der Seele haben müße. Den hat er auch. Die Leidenſchaften ſind ihm etwas, das Gott ſo in unſere Seele gelegt habe; etwas, das nicht aus dem Weſen der Seele, aus einer gewißen Gattung von Vorſtellungen entſpringt; ſondern etwas, was Gott dem Weſen der Seele eben drein gegeben habe. Eine Menge Empfindungen, ſagt er, entſtehen blos aus der mechaniſchen Struktur des Körpers, aus der natürlichen Bildung und Beſchaffenheit der Seele, und gar nicht aus Folgen von Vorſtellungen und Schlüßen derſelben. So beſitzt z. B. unſere Seele etwas, das er Sympathie nennt, und aus dieſer Sympathie ſind die Wirkungen herzuleiten, die das Unglück anderer, es mag wirklich oder nachgeahmt ſeyn, auf uns hat. — Das heißt ohne Zweifel ſehr kommode philoſophiren! Doch wenn ſchon des Verfaßers Grundſätze nicht viel taugen, ſo iſt ſein Buch doch als eine Sammlung aller Ereignungen und Wahrnehmungen, die der Philoſoph bei dergleichen Unterſuchungen als unſtreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten Syſtem geſammelt, die niemand beßer zu brauchen wißen wird, als Sie.

Ich bin ſehr begierig, Ihre mit dem Herrn Nicolai gemeinſchaftliche Kritik des Codrus und des Freigeiſts zu ſehen. Der Verfaßer des letztern hat jetzt einen Brutus gemacht, in Verſen ohne Reime, der ſeinem erſten Verſuche nicht ähnlich ſiehet. Bei der Correctur des Codrus habe ich mich meines erſten Entwurfs zu einem Trauerſpiele über dieſen Helden großentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem Doriſchen Lager vorgehen laßen. Das Orakel müßte auf beiden Theilen bekannt ſeyn; und die Dorier müßten, dieſes Orakels wegen, bereits ſeit einiger Zeit alle Schlachten ſorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Codrus unbekannter Weiſe zu ermorden, müßten ſie in den kleinern Gefechten die Athenienſer nur zu greifen, und keinen zu tödten ſuchen. Dieſe würden hierdurch natürlicher Weiſe eine große Ueberlegenheit gewinnen, und dieſe Ueberlegenheit könnte ſo weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attica zu verlaßen gezwungen würden. Und von dieſem Zeitpunkte würde ſich mein Trauerſpiel anfangen. Codrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier ſich zurückziehen wollten, und feſt entſchloßen, ſich die Gelegenheit, für ſein Vaterland zu ſterben, nicht ſo aus den Händen reißen zu laßen, habe er ſich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier giebt er ſich für einen Megarenſer und heimlichen Feind von Athen aus, und findet Gelegenheit den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienſer das Orakel beſtochen hätten, um ihnen eine ſo ſonderbare Antwort zu ertheilen, durch die ſie ihre Feinde zu ſchonen ſich gemüßigt ſähen. Der Doriſche Feldherr, der ſchon ſeinem Charakter nach eben ſo ungläubig iſt, als ſein Heer abergläubig, beſchließt hierauf, alle gefangene Athenienſer auf einen Tag umbringen zu laßen, und den Krieg fortzuſetzen. Umſonſt widerſetzt ſich ihm der Prieſter, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelſtraße, die er zwiſchen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterſpruchs halten ſolle. Er beharrt auf ſeinem Entſchluße, in welchem ihn der verkleidete Codrus zu beſtärken weiß. Der beleidigte Prieſter ſchlägt ſich alſo auf die Seite derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus, in der erſten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllet, haben die Athenienſiſchen Gefangenen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl ſeyn können, ſich in Freiheit geſetzt, und richten unter den Doriern eine ſo ſchreckliche Niederlage an, daß ſie die Flucht ergreifen müßen. — Was ſagen Sie von dieſen erſten Zügen? Man müßte ſehr unfruchtbar ſeyn, wenn man nicht ohne alle Epiſoden fünf Aufzüge darnach vollmachen könnte. Die meiſte Kunſt würde darin beſtehen, daß die Perſon des Codrus immer die vornehmſte bliebe, und daß die verſtellte Rolle, die er ſpielt, ſeinem Charakter und ſeinem edeln Vorſatze nicht nachtheilig würde. Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in dieſem Entwurfe finden, ſo will ich ihn, beßer und weiter ausgeführt, ſeiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So ſcheint er noch ein wenig kahl.

Wegen des Herrn von Cronegk ſagen Sie nur Herrn Nicolai, daß es hier eine längſt bekannte Sache ſey, daß niemand als dieſer junge

Baron der Verfaſſer des Codrus ſey. Es befinden ſich hier eine ziemliche Anzahl von ſeinen Freunden, auf die er ſich kühnlich deswegen berufen kann.

Wie wird es mit dem Portrait zu dem dritten Bande werden? An das Portrait des Herrn v. Kleiſt iſt gar nicht zu denken.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir doch ja fein bald, und fein viel, damit unſer Briefwechſel wieder in ſein altes Gleis komme. Nun wird er zwar am längſten gedauert haben.

An Hrn. Nicolai will ich nächſtens umſtändlich ſchreiben. Ich bin

Leipzig, d. 18. Febr. 1758.

ganz der Ihrige
Leſſing.

Sulzer an einen Freund des Kochiſchen Theaters.

Berlin, den 2. Dec. 1771.

Sie empfangen hiebei die Briefe über die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft mit verbindlichem Dank wieder zurück. Mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit muß ich Ihnen geſtehen, daß mir die Bekanntmachung dieſer Briefe durch den Druck nicht ſo ſehr mißfällt, als Ihnen. Nicht darum, daß ich das kleine Werk eben für wichtig halte, oder darin meine eigenen Meinungen und Urtheile gefunden hätte; denn in der That bin ich über viele, nicht unwichtige Punkte ganz anderer Meinung, als der Verfaſſer dieſer Briefe. Aber es iſt mir angenehm, daß man durch dergleichen Schriften, wenn ſie auch noch ſchlechter wären, als dieſe, das Publikum auf unſere deutſche Bühne aufmerkſam macht, und ihm angewöhnt, dem Schauſpiele nicht als einem bloßen Spektakel oder Zuſammenlauf von Menſchen beizuwohnen, ſondern es als eine Veranſtaltung anzuſehen, bei der man ſeinen Geſchmack üben, und ſein Urtheil über menſchliche Charakter, über allerhand Zufälle des Lebens, über gute und böſe Handlungen, ausbilden könne. Sie wiſſen, daß ich eine Nationalſchaubühne für ein ſo großes Publikum, als das Berliniſche iſt, für etwas ganz Wichtiges halte. Wenn ich mir vorſtellte, daß die Comödie keinen andern Nutzen hätte, als die pöbelhaften Schauſpiele der Seiltänzer, oder der neulich ſogenannten Affen- und Hunde-Comödie, aus denen man nichts als eine dumme Bewunderung ſeltſamer oder doch mühſamer Künſte, und das Andenken des Lachens oder der Furcht herausbringt, ſo würde ich mit größter Gleichgültigkeit dem Schickſale jeder Schauſpieler-Geſellſchaft zuſehen. Aber ich erwarte wichtigere Früchte von der deutſchen Schaubühne, und nehme deßwegen großen Antheil an dem Schickſale einer Truppe, von der ich vortheilhafter denke, als der Verfaſſer dieſer Briefe. So wie ſie jetzt zuſammengeſetzt iſt, mit ihren guten und ſchlechten Leuten, glaube ich, daß ſie nach und nach, wenn nur das Publikum ſelbſt dazu helfen wollte, zu einer Truppe werden würde, die unſerm Berlin Ehre machen, und dem Publikum wichtige Dienſte thun würde. Wie ich mit Vergnügen ſehe, daß auch der gemeinſte Mann die Zeitungen lieſet, und einige Neubegierde zeigt, zu wiſſen, was in der ganzen weiten Welt vorgeht, ſo wünſchte ich dazu, daß auch dieſe Klaſſe der Menſchen, anſtatt der Tabagie, die Comödie beſuchte, um in derſelben mit eigenen Augen zu ſehen, wie Menſchen von allerlei Stand und Charakter, Weiſe und Narren, ſich betragen; über letztere, ſie ſeien vornehm oder gemein, zu lachen, Schurken zu haſſen, und rechtſchaffene Menſchen hochzuſchätzen.

Halten Sie es für etwas Geringes, mein Freund, die Gelegenheit zu haben, ſich ſo zu beſchäftigen? Sehen Sie nicht vielmehr ein, daß Jedermann vergnügt darüber ſein ſollte, die Gelegenheit zu einem ſo nützlichen Zeitvertreib zu haben. Was ſind Piknike, Spaziergänge, und andere oft koſtbare Luſtbarkeiten gegen dieſe? Gewiß wenn ſich nicht von ſelbſt eine Schauſpielergeſellſchaft in Berlin eingefunden hätte, ſo hätte man auf öffentliche Unkoſten eine herbeirufen ſollen.

Darum wünſch' ich ernſtlich, daß dieſe Geſellſchaft die nöthige Aufmunterung hier finden möge, und ärgere mich nicht wenig, wenn ich etwa bisweilen überall leere Logen und ein nur halb beſetztes Parterre antreffe. Ich möchte allemal denen, die ſonſt Liebhaber der Comödie ſind, aber etwa darum nicht kommen, weil ihnen ein Stück nicht gut genug iſt, ins Ohr ſagen: daß es bloß an ihnen liege, beſſere Sachen zu ſehen. Man ermuntere durch volle Logen und wohlbeſetzte Bänke, und durch eine geziemende Achtung, die man allemal Perſonen von Talente ſchuldig iſt, eine, wenn man will, noch mittelmäßige Geſellſchaft, die doch in Wahrheit die Anlage hat, gut zu werden. Hat man dieſe Ermunterung eine Zeitlang fortgeſetzt, ſo wird man gewiß finden, daß ſich alles, was zum Schauſpiele gehört, der Vollkommenheit nähern werde. Es ſind auch einige unſerer deutſchen Schriftſteller, die für die Schaubühne arbeiten, freilich der Vollkommenheit weniger nahe, als die Schauſpieler, aber doch ſo, daß ſie immer beſſer werden würden, wenn man ihnen Muth einflößte, und ihnen durch eine freundſchaftliche, aus recht bennetem Herzen kommende, dabei gründliche, Kritik empor hülfe.

Sie ſehen, mein Freund, daß ich der Kritik, die auf die Verbeſſerung der Schauſpiele abzielt, gar nicht abgeneigt bin; ich wünſche ſogar lieber eine ſchlechte Kritik, als gar keine. Denn auch die ſchlechte macht doch das Publikum und die Akteurs aufmerkſamer, als ſie ſonſt würden geweſen ſein. Darum habe ich die herausgekommene Schrift nicht ohne Vergnügen aufgenommen.

Auch darin nehme ich mir die Freiheit, von Ihrer Meinung abzugehen, daß nur Kenner über ſolche Sachen urtheilen ſollten. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, was verſtehen Sie unter einem Kenner des Schauſpiels? Gehört denn zu dieſer Kenntniß mehr, als geſunder Menſchenverſtand, den ein jeder ſonſt vernünftiger und beobachtender Menſch hat, er ſei ein gelehrter oder ungelehrter, ein vornehmer oder gemeiner Mann? Was ſtellt uns denn das Schauſpiel anders vor, als Menſchen, die thöricht, oder weiſe, ſittlich oder unſittlich handeln, die liebenswürdige oder haſſenswürdige Eigenſchaften, edle oder niederträchtige Geſinnungen haben? Was für eine Art der Kunſt meinen Sie, ſollte dazu gehören, dieſe Menſchen zu beurtheilen? Aber vielleicht glauben Sie, es gehöre Kunſt dazu, die Einrichtung des Stücks, die Regelmäßigkeit deſſelben, u. dgl. zu beurtheilen? Fort mit den Regeln! Durch Beobachtung der mechaniſchen Regeln wird ein ſchlechtes Stück nie gut, und durch deren Uebertretung ein gutes Stück nie ſchlecht; und dann, welcher Menſch von einigem Nachdenken wird nicht, wenn er nur vergißt, daß man dem Theater Regeln vorgeſchrieben hat, ſogleich ſehen, ob die Sachen ſo auseinander folgen, daß man alles, was geſchieht, für wahr hält? Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht einſehen kann, was für Kunſt hiezu gehört.

Doch, ob die Schauſpieler es gut machen, dazu, möchten Sie meinen, gehört Kenntniß oder Kunſt. Auch nicht; denn hier iſt nur Eines zu beurtheilen, wozu ſchlechterdings keine Kunſt gehört: Ob die Sachen natürlich ſeien, oder nicht; weiteres darf man nichts wiſſen. Nun frage ich Sie: nach welchen Regeln der Kunſt Sie, wenn Sie etwa aus Ihrem Fenſter ſehen, urtheilen, daß von den Vorbeigehenden dieſer ein ehrlicher Bauer, der ein ordentlicher Handwerksmann, jener ein Bettler, und ſo fort, ſey? Nicht wahr, Sie urtheilen ſo; weil dieſe Leute gerad ſo ausſehen, ſo gehen, ſtehen und reden, wie Sie es von Bauern, Handwerksleuten u. ſ. w. gewohnt ſind? Kunſt iſt alſo bei Ihrem Urtheile nicht, aber Erfahrung. Laſſen Sie uns dieſes auf die Schauſpieler anwenden.

Wenn die Handlung außer dem Kreis meiner Erfahrung liegt; wenn man mir Leute vorſtellet von einer Gattung, die ich noch nie geſehen habe, z. B. unlängſt Zigeuner, ſo kann ich freilich nicht urtheilen, ob jeder Schauſpieler ſeinen Zigeuner gut vorgeſtellt hat; denn ſolche Kerls habe ich nie geſehen. Aber ob es doch Menſchen ſind, die nach allgemeinen menſchlichen Geſetzen gehen, ſtehen, und das übrige, was ſie mir vormachen, verrichten, das kann ich doch ſehen. Ob dieſe Leute übrigens luſtige Kauze, oder ſchwermüthige Sünder ſeien; ob es Leute von einer Gattung ſeien, die mir Hochachtung oder Verachtung erwecken, das fühle ich, ohne einen Kunſtrichter, der mir Anweiſung gebe, dazu nöthig zu haben. Was ich aber fühle, wenn ich nur ſelbſt nicht ein unachtſamer fühlender Menſch bin, werde ich doch wohl ſagen dürfen? Ein beſonderer Fall: Herr Koch hat vor einiger Zeit den Codrus vorſtellen laſſen; da mögen freilich ſehr wenige Zuſchauer geweſen ſein, die wiſſen mochten, ob die Acteurs wahre Griechen vorſtellen, oder nicht. Aber das konnte doch jeder ſonſt vernünftige Menſch beurtheilen, ob dieſe Griechen in ihrem Weſen etwas Abgeſchmacktes oder Merkwürdiges haben; ob es Menſchen ſeien, deren Manier, Kleidung, Sitten uns beſſer oder ſchlechter gefallen, als die unſrigen u. dgl. Sieht man da etwas, was jedem Menſchen übel ſtehet, oder thut der Schauſpieler etwas, was kein Menſch in der weiten Welt nie hat thun können oder wollen, ſo ſage man, er habe ſchlecht geſpielt: wie ich von einem Portrait urtheile, es gleiche leibhaftig (nicht der Perſon die es vorſtellet, denn ich kenne ſie nicht, ſondern) einem Menſchen, ſo wie Menſchen ſind — oder, es hat etwas Barbariſches, und nichts von der wahren Natur des Menſchen: Eben ſo kann ich auch von einem Schauſpieler urtheilen, der eine Perſon vorſtellt, dergleichen ich nie geſehen habe. Ich werde doch wohl einen Menſchen von einem Affen zu unterſcheiden wiſſen?

Dürfte ich nun von Dingen urtheilen, die ich vorher nicht gekannt hatte, warum nicht um ſo viel mehr von ſolchen, die mir wohl bekannt ſind? Laſſen Sie uns doch ſehen, wie oft Sachen vorkommen, die nicht dem größten Theile der Zuſchauer nothwendig bekannt ſein müſſen. Kömmt es nicht faſt jedesmal auf Sachen an, die mit den täglich vorkommenden Geſchäften des Lebens, und den Verrichtungen der Menſchen, eine ganz genaue Uebereinſtimmung haben? Kommen nicht überall Menſchen vor, von der Gattung, die wir zu ſehen gewohnt ſind? Was gehört denn nun für großes Kopfbrechen dazu, zu ſagen, und mit Recht zu behaupten, Brückner, oder **Schubert**, oder wer Sie wollen, ſpiele und ging, und hielt ſich, und geſtikulirte, und ſah ſich um, wie ſolche Leute in ſolchen Umſtänden zu thun pflegen.

Sehen Sie, mein Herr, wie wenig Kunſt dazu gehört, richtig über Schauſpiele und Schauſpieler zu urtheilen? Doch in einem Stück hat der erfahrne und verſtändige Kunſtrichter einen Vortheil über den unwiſſenden, und in der Kunſt unerfahrnen. Dieſer letzte darf ſich weiter nicht wagen, als daß er urtheilt: das iſt gut oder ſchlecht; jener aber kann die Grade beſtimmen, und Vergleichungen anſtellen. Er ſagt, Brückner, oder wie er denn heißt, hat es gut gemacht, aber er hätte es beſſer machen können; natürlich aber nicht edel, oder nicht nachdrücklich genug, oder zu heftig. Für feinere Kenner gehört immer feinere Waare. Nur muß der Kenner, der das feinſte Tuch aus dem ganzen Laden auszuſuchen weiß, nicht ſo unverſtändig ſein, zu ſagen, alle übrigen im Laden liegenden Tücher taugen nichts. Jedes iſt in ſeiner Art gut; nur das, was fleckig iſt, oder Löcher hat, nur das iſt abſolut ſchlecht, und das ſieht doch wohl ein jeder, der Augen hat. Und ſo auch ſieht ein jeder, was an einem Comödianten abſolut ſchlecht iſt, dieſer Richter habe ſtudirt, oder nicht.

Auch dieſes würde ich nicht zugeben, daß der Kritikus darüber ſollte befragt werden, wie weit die Comödie ſich in das niedrig-komiſche einlaſſen ſoll? Bei mir gilt nur eine Maxime — Natur, aber wahre Natur, ſie ſei aus dem höchſten oder niedrigſten Stande des Menſchen; nicht eine abgeſchmackte Nachahmung ſolcher Menſchen, die man nirgend, weder in großen noch in kleinen Städten antrifft. Auch die niedrigſte Natur vergnügt. So geht es mir, wenn ich den Dorfbarbier ſehe, wo Löve einen liederlichen Menſchen von der niedrigſten Art, der alles verflucht und doch vergnügt iſt, ſo trefflich vorſtellt. Dergleichen Leute giebt es wirklich, und da es ſolche giebt, ſo ſollte es mir leid thun, wenn ich nicht einige von dieſer Art, wenigſtens durch Hülfe des Theaters hätte kennen gelernt. Denn dieſe gräuliche Leichtſinnigkeit iſt gewiß keine geringe Erſcheinung in der ſittlichen Natur. Ich, meinerſeits, geſtehe Ihnen, daß ich eben ſo gern dem Schiffsvolke zuſehe, wenn es auf ſeinen hölzernen Tellern Speck und Erbſen ißt, als einer vornehmen Mahlzeit; und wenn ich im Sommer in den Thiergarten gehe, ſo macht mir die Beobachtung des gemeinen Mannes, der bei den Zelten um die langen Tiſche herumſitzt, mehr Vergnügen, als der glänzende Schwarm der Vornehmen, die dort im Kreis herum ſpazieren. Doch jedes zu ſeiner Zeit; ich ſage mit jenem ehrlichen Griechen beim Terenz: humani nil a me alienum puto. Was Menſchen betrifft, ſie ſeien Hofleute oder Zigeuner, das intereſſirt mich. Ich halte ſie alle für meines Gleichen, und mag gerne ſehen, was unter ihnen vorfällt, was ſie vergnügt oder traurig macht. Weisheit und Thorheit, Gutherzigkeit und Schelmerei ſind Sachen die meine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, es ſey, daß ich ſie bei Hofe, oder auf den Bierbänken ſehe. Darum laſſe ich mich in meinem Vergnügen von keinem Kunſtrichter ſtören, der mir beweiſen will, dieſes oder jenes ſey zu niedrig. So wie ich das Vornehme für mich nie zu vornehm halte, ſo iſt mir das Niedrige nie zu niedrig; nur abgeſchmackt muß es nicht ſein, und weder der Poet, der das Stück gemacht hat, noch der Acteur, der es vorſtellt, muß ein Dummkopf ſein, oder mir Dinge vormachen, die nur in ſeinem ungeſunden Kopf exiſtiren.

Wir wollen uns alſo von den ſogenannten Kennern nichts laſſen weiß machen. Ich kenne ſolche, die ſich ein ungemeines Anſehen einer geheimen Kunſt geben, und oft ſehr bedenklich Nichts ſagen — weil ſie uns gar höflich durch Mienen zu verſtehen geben, wir würden es doch nicht begreifen, weil wir nicht ſelbſt Artiſten, wie ſie es nennen, oder Arcaniſten ſind. Wenn ich mich etwa, wie ſchon geſchehen iſt, in dem Fall befände, von einem ſolchen Arcaniſten mitleidig mit Stillſchweigen abgewieſen zu werden, wenn ich gutherzig über die Comödie mit ihm ſchwatzen will, ſo glaube ich durch ſeinen dummen Stolz berechtigt zu ſein, meinem Nachbar, der etwa noch mehr an die Arcana criticorum glaubt, als ihm, ganz ſachte in's Ohr zu ſagen: der Herr Criticus iſt nicht geſcheut.

Doch iſt ein Fall, wo weder der gemeine Zuſchauer noch der Criticus urtheilen ſoll, und wo man dem Schauſpieler auf ſein Wort glauben muß, nämlich über das, was practicabel iſt, oder nicht. Wir glauben oft, eine Sache hätte ſo und ſo ſein ſollen, und tadeln den Schauſpieler, daß ſie nicht ſo geweſen iſt, und ſagen, er ſei ungeſchickt geweſen. Er aber ſagt; freilich hätte es ſo ſein ſollen, aber weiſet mir den, der es ſo machen kann.

Jetzt ſehe ich mich um, mein Freund, von wannen ich ausgegangen bin, um bis auf dieſe Betrachtungen zu kommen. „Ja, es war um zu ſagen, daß ich jeden verſtändigen Menſchen, wenigſtens in Anſehung vieler Stücke für einen competenten Richter ſowohl des Dichters der Bühne, als des Schauſpielers halte. Iſt dieſes, ſo wünſchte ich, daß mehrere ihr Urtheil wirklich von ſich gäben; aber auf dieſen Fall wünſchte ich auch jedem Leſer der Kritik ſo viel Zutrauen auf ſich ſelbſt einzuflößen, daß er nicht etwa einen blindern, als er ſelbſt iſt, zum Führer wähle. Man leſe die Kritik, aber bloß darum, damit man ein andermal ſelbſt Achtung gebe, und ſelbſt kritiſire, nicht um dem Kritikus nachzubeten. Wer iſt ſo einfältig einen Wegweiſer anzunehmen, wo er den Weg ſelbſt weiß? Ich glaube aber Ihnen gezeigt zu haben, daß wir Alle den Weg wiſſen. Nur die haben Vorgänger in der Kritik nöthig, die zu ſchwachgläubig ſind, ihrem Urtheil etwas zuzutrauen. Dergleichen ſind nur gar zu viel. Eine Kritik, die nützen ſoll, muß in dem Ton der höchſten Redlichkeit geſchrieben ſein.

Ließen es Zeit und Umſtände mir zu, ſo getraue ich mir, durch Kritik etwas auszurichten, und das Meinige zur Beſſerung des Kochiſchen Theaters beizutragen. Ich bin allen und jedem bei dieſer Truppe gut, nicht weil ich ſie alle für gut halte, ſondern weil ich glaube, ſie können alle gut werden, und weil ich ſehe, daß ſie die meiſten Male Fleiß anwenden, und Verſtand genug haben das noch zu lernen, was ihnen fehlen möchte. Ich würde das Werk der Verbeſſerung alſo angreifen:

Zuerſt würde ich ſuchen, mit jedem Mitgliede dieſer Truppe Bekanntſchaft zu machen. Da ſollte es mir nicht ſchwer werden, jeden zu überzeugen, daß ich gegen die ganze Geſellſchaft, und beſonders auch gegen ihn gut geſinnt ſei. Dann würde ich mir die Freiheit nehmen, jeden bisweilen zu beſuchen, oder mir die Ehre ausbitten, ſo oft es ihnen gelegen wäre, mit mir vorlieb zu nehmen; und da würde ich ihnen, als ein wahrer Freund, meine Bemerkungen mittheilen.

Machten es Mehrere ſo, ſo würden wir bald vollkommnere Schauſpieler haben, denn noch ein Mal, dieſe Geſellſchaft verdient es, daß man ihr ſeine Bemerkungen freundſchaftlich mittheile, und inzwiſchen, bis man ſie auf vorbeſchriebene Weiſe vollkommner gemacht hat, mit ihr vorlieb nähme und ſie fleißig beſuchte.

So freundſchaftlich und ſo verſtändig iſt nun freilich der Verfaſſer dieſer Briefe mit dieſen guten Leuten nicht umgegangen, darum könnte ich ihm auch wenig Hoffnung machen, daß er nutzen werde. Sonſt hätte er nutzen können, denn in der That ſind hier und da ganz richtige Kritiken, und ich glaube, daß er noch mehr gute Sachen würde geſagt haben, wenn er blos nach ſeiner natürlichen Empfindung, und nach unſtudirter Ueberlegung geurtheilt hätte.

Wie dem immer ſei, ſo denke ich bei Gelegenheit dieſer Briefe, wie jener ehrliche Ehemann, der nach dem Tode einer etwas mürriſchen Frau eine dumme geheirathet hatte, die ihm bald ſo zur Laſt wurde, daß man ihn oft vor dem Portrait der ſeligen Dame ausrufen hörte: Zum wenigſten tadelte ſie mich bisweilen! Denn nichts iſt einem runden und geradezu gehenden Menſchen unerträglicher, als eine träge oder dumme Gleichgültigkeit.

Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebſter Freund, hat mich das traurige Schickſal wirklich getroffen, das mir ſchon ſo lange drohte. Ich habe ſie verloren, die treue Gefährtin, durch einen ſo beträchtlichen und den beſten Theil meines Lebens! Ehegeſtern, den 19ten dieſes, hat ſie mir der Tod entriſſen. Aber doch ein ſanfter, ſanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen — ein Tod, ſo wie ſie ſich ihn gewünſcht, ſo wie ſie ihn ſeit vielen Wochen, ſeit ganzen Monaten immer ſehnlicher gewünſcht, und mit frohem Muthe erwartet hat; denn ſie hatte ſchon lange alle Hoffnung zur Wiedergeneſung aufgegeben, und bemerkte mit ſicherm Gefühle gleichſam jeden Schritt, der ſie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannichfaltig, wie anhaltend, wie tiefſchmerzend! Gott, was wäre der Menſch in ſolchen Umſtänden, wenn er nicht die Hoffnung eines beſſern Lebens hätte! Aber die hatte ſie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die miſchte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt ſie der Ruhe, die ſie hier nicht mehr finden konnte. Gott ſei für ihre Auflöſung geprieſen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat ſie verkürzt; denn nach der Meinung des Arztes hätte ſie noch mehrere Wochen leiden ſollen. Ihr Auge hat uns in dieſer Abſicht alle getäuſcht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer.

Aber wie einſam finde ich mich nun, beſter Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo ſie geſtorben iſt, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die geſtern Abend um ſechs Uhr geſchah, verlaſſen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit dieſen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen, und Alles zu ihrer Aufnahme ſo hübſch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder ſie, noch die Ruhe finde.

Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles ſo empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen ſage, meinen Thränen freien Lauf laſſe? Ich murre nicht gegen die Vorſehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weiſeſten, gütigſten Vaters an; ich danke ſelbſt dieſem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen beſſern Zuſtand verſetzt hat. Aber für mich iſt ſie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiſer Rath, ihre wachſame Fürſorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geſchmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu ſagen, ſie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; ſelbſt alle Feierlichkeiten des Leichenbegängniſſes, alle Trauerbeſuche und Trauergeſpräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wiſſen. Wie ſchwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan, und ſo gerne gethan hat? Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reiſe waren, da ſie mehr ſchwebte, als ging, und lauter Luſt und Freude um ſich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher ſieht! So nimmt ſie doch das Andenken vieler reiner Vergnügungen mit ſich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieſelben verſchafft und mit ihr genoſſen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geiſt, den ihre Leiden faſt erſchöpft hatten, wird ſich wieder aufrichten. Die Freundſchaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem ſehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Geſpräche mit Ihnen ſchließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beſte, liebſte Mutter an dieſem Allen nehmen, lebhaft vorſtelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundſchaftlichen Thränen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Troſt würde ich nicht an Ihrer Seite finden. Ich umarme Sie Beide mit der innigſten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden laſſen, als ſie meiner lieben ſeligen Freundin in den letzten Jahren geworden iſt! Lieben Sie ſtets, wie bisher, Ihren u. ſ. w.

Chriſtian Garve an eine Freundin.

Ungeachtet ich anfangs über die neue Einrichtung, die es Ihnen mit meinem Poſttage vorzunehmen beliebte, ein bischen murrete, ſo muß ich Ihnen doch jetzt ſagen, daß Sie es recht gut gemacht haben. Sie kennen die Natur des Vergnügens. Sie wiſſen, wie nothwendig es ſey, ſeine Vergnügungen zu ſparen, um ſie recht zu genießen. Durch Ihre gegenwärtige Einrichtung haben Sie zwiſchen dem Vergnügen, von Ihnen Briefe zu bekommen, und dem beinahe eben ſo großen, Briefe an Sie zu ſchreiben, faſt gleiche Zwiſchenräume geſetzt, da ſie ſich vorher unmittelbar auf einander drängten. Auf dieſe Art wird mir die Zeit von einem Freitage zum andern kürzer, und zwiſchen beiden Unterredungen, die ich mit Ihnen die Woche halte, bei deren einer ich Sprecher und bei der andern Hörer bin, iſt doch auch Raum genug, um das Verlangen nach einer neuen wieder recht lebhaft zu machen.

Wiſſen Sie, was mir das Aergſte bei dieſer Art von Umgang zu ſeyn ſcheint? Dieſes, daß ein Brief, den man (wenn unſere Freunde ſehr gütig ſind) acht Tage erwartet hat, in eben ſo viel Minuten zu Ende geleſen iſt, und nach Verlauf dieſer glücklichen acht Minuten, in denen man den Brief lieſet, ſchon wieder die neuen acht Tage angehen, in denen man auf den folgenden wartet. Bei alle dem bin ich noch immer ſehr glücklich, daß Sie ſo gütig ſind, und meinem Vergnügen alle Wochen einen Theil Ihrer Zeit ſchenken. Ihre Briefe geben mir wieder in meinen Augen einen gewiſſen Werth. Und dieſes iſt ſehr nöthig, da ich mir hier zuweilen in gewiſſen Geſellſchaften recht einfältig vorkomme.

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen heute viel von mir ſelbſt vorzuſchwatzen. Nicht eben, daß ich mich für einen ſehr guten Gegenſtand des Geſprächs hielte; aber ich habe heute nun einmal keinen beſſern, oder wenn ich ihn hätte, ſo wäre ich nicht aufgelegt, ihn zu nutzen. Ich muß mich alſo ſchon mit mir ſelbſt begnügen. Ueberdieß ſind Sie ſelbſt daran ſchuld, daß Sie mir die Eitelkeit in den Kopf geſetzt haben, als wenn Alles, was mich anginge, ſehr wichtige Sachen für Sie ſein müßten. Dieſe Einbildung mache ich mir alſo zum Vortheile meiner Trägheit zu Nutze, und mache getroſt meine Briefe zu einem guten, ehrlichen Zeitungsblatte von mir ſelbſt. Heute ſollen Sie alſo erfahren, wie ich meine Tage hier gewöhnlicher Weiſe zubringe; obgleich der Ausnahmen eben ſo viele ſind, als der Fälle, die unter die Regel gehören.

So wiſſen Sie denn, daß ich nicht blos gewöhnlich, ſondern beſtändig ſehr ſpät aufſtehe. Dieſes Spät aber müſſen Sie weder früher, noch ſpäter annehmen, als acht Uhr des Morgens nach Breslauiſcher Uhr. Ich habe ſchon lange die Urſachen dieſer Begebenheit, die mit meinen Entwürfen und Vorſätzen ſo wenig übereinſtimmt, aufgeſucht, ich bin aber noch nicht weiter, als bis auf die Dunkelheit der Schlafkammer gekommen, in der ich liege, und die der Sonne vor Mittag den Beſuch nicht erlaubt Dieſes iſt ein ſehr gutes Mittel, die fernere Unterſuchung wenigſtens aufzuſchieben, die ſich vermuthlich damit endigen würde, daß ich ein wenig faul wäre.

Der erſte Gedanke, wenn ich erwache, iſt, nach einem kurzen Dank für das Geſchenk eines neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der ſo manches edle, vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt! Ich erzähle alsdann mit aller der Begierde, mit der ein reicher Geiziger am frühen Morgen ſeine Summen wieder überzählt, die Anzahl dieſer Freunde. Ich bin nicht mißvergnügt, daß ich ſie ſo klein finde. Dieſer ſtille Genuß der Glückſeligkeit, Freunde zu haben, bereitet mich zu einer andern vor — zu der, ihnen Gutes zu wünſchen. Wie rührt und wie erhebt mich in dieſem Augenblicke ein Gedanke an den Herrn und den Vater, den ich mit allen meinen Freunden gemein habe! Er iſt bei ihnen, ſo wie bei mir gegenwärtig; er regiert ihr Leben, ſo wie das meinige; er ſorgt für ihre Glückſeligkeit mit alle dem Eifer, mit dem ich dafür ſorgen würde, wenn ich die Macht dazu hätte. Durch dieſe Erinnerung ſcheinen ſich die weiteſten Entfernungen zu verengern. Ich vereinige mich mit meinen Freunden. Bürger einer und derſelben großen Republik, in einerlei gemeinſchaftlichen Plan von allgemeiner Glückſeligkeit verflochten, von einerlei Geſetzen regiert, und von gleichen Hoffnungen belebt, ſind unſere Geiſter unter einem beſtändigen, gemeinſchaftlichen Einfluß eben derſelben Güte! —

Ich muß mich mit Gewalt von dieſen Betrachtungen losreißen. Das Vergnügen macht geſchwätzig. Und doch ſind Worte ſo wenig fähig, Vergnügung von der Art zu beſchreiben, daß man nothwendig einem Herzen, das ſie niemals empfunden hat, verdrießlich, oder einem ſolchen, das ſie kennt, matt und kraftlos vorkommen muß. Auf dieſe geheime Ergötzung folgt eine andere, an der meine liebe Mutter und meine Baſe, die beſtändig bei ihr iſt, Theil nimmt. Wir trinken gemeinſchaftlich auf einem kleinen Altan, den wir haben, und der mit Grünem beſetzt iſt, unſeren Thee. Sie wiſſen ſchon, was ich Ihnen ſonſt von dem Vergnügen der Theeſtunde vorgeſchwatzt habe! und in der That bleibt es noch immer eine der ſchönſten Stunden des ganzen Tages. Sie können es auch daraus ſchließen, daß wir ſie faſt niemals vor zehn Uhr endigen. Ich habe mich hier zum Vorleſer meiner ganzen Familie aufgeworfen, und man hört mich noch ſo ziemlich gern. Ich leſe alſo, dieſem Amte zufolge, auch manchmal beim Thee ein Stück vor. Das Gewöhnlichſte aber iſt, daß wir blos ſprechen; ſehr oft von Leipzig, noch weit öfter von Ihnen, das können Sie denken. Um zehn Uhr gehe ich herunter, und dieſe beiden Stunden bis zu Mittag laſſe ich mir ungern rauben. Mein Geiſt wird ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er iſt keine immer brennende Flamme, die durch ihre eigene Kraft in die Höhe ſteigt. Er iſt wie das im Stein eingeſchloſſene Feuer, das nur von Zeit zu Zeit Funken giebt, und auch dieſe müſſen erſt herausgeſchlagen werden. Ich leſe alſo in dieſen zwei Stunden, oder ich ſchreibe. Das, was ich leſe und was ich davon denke, das ſollen Sie Alles nach und nach erfahren. —

Aber dieſe zwei koſtbaren Stunden ſind eben jetzt vorbei; ich habe ſie dazu angewendet, an Sie zu ſchreiben; und das iſt gewiß der beſte Gebrauch, den ich die ganze Woche davon mache. Deſſen ungeachtet verzweifle ich noch nicht, ehe man mich zu Tiſche ruft, zu Ende zu kommen. Das Nächſte alſo, was jetzt kommt, iſt, daß ich eſſe. Die Geſellſchaft eben dieſelbe, die es beim Thee war. Die Gerichte ſehr mäßig, aber ſehr wohlſchmeckend. Und hier kann ich nicht unterlaſſen, eine kleine Lobrede für die Schleſiſchen Köche und Köchinnen einzuſchalten. Wenn ein Land durch gute Suppen, durch ein fettes und derbes Rindfleiſch, durch vortreffliches und wohl zugerichtetes Kräuterwerk glücklich würde, ſo wäre in der Welt nichts ungerechter, als die Klagen, von denen meine Ohren hier gar nicht ausruhen. Denn alles das, und noch weit mehr, als ein ſolcher Idiot in der jetzigen Lieblingswiſſenſchaft der Welt, wie ich bin, ſagen kann, das beſitzt Schleſien. O warum kann ich nicht hier Ihren Geſchmack aufbieten, um Recht zu ſprechen! Warum kann ich Sie nicht einmal mit dem Manne, ohne welchen alle Schleſiſche Gerichte umſonſt vor Ihnen ſtänden, an unſerm Tiſche ſitzen ſehen! —

Wenigſtens will ich den Einfall in meinen Gedanken verfolgen. Ich werde den Augenblick gerufen. Wie wäre es, wenn Sie, ohne ein Wort zu ſagen, nach Breslau gekommen wären, wenn Sie mich heute überraſchen wollten, wenn ich Sie eben ſchon an unſerm Tiſche ſitzen, und auf mich ſchmälen ſähe, daß ich Sie ſo lange habe warten laſſen? Ich gehe, ich gehe — um meinen Traum zu vernichten. —

Ich komme eben vom Tiſche wieder, und ich habe nur noch einen Augenblick Zeit bis zur Poſt. Auf meiner Mutter Stirne ſaßen, als ich herauf kam, einige finſtere Wolken. Einige verdrießliche Geſchäfte, und noch mehr als das, die Unruhe eines Baues, der ſie beinahe aus ihrem Zimmer vertreibt, hatten dieſe Wolken zuſammengezogen. Ich ſchreibe mir heut die Ehre zu, ſie zerſtreut zu haben. Wenigſtens habe ich meine Mutter heiterer verlaſſen, als ich ſie fand. —

Um alſo meinen Tag vollends bis zum Abend zu bringen, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich unmittelbar nach Tiſche eine kleine halbe Stunde den Flügel ſpiele. In meiner Mutter Stube ſteht ein ziemlich guter, mit zwei Klavieren. Dann kommt der geſellſchaftliche Kaffee. Sie können glauben, daß ich den niemals ohne meine Mutter und Baſe trinke, ausgenommen, wenn dieſe Frauenzimmer Beſuch haben, den ich nicht kenne. Nichts iſt ungewiſſer und unſicherer, als der übrige Reſt des Nachmittags. Wir fahren zuweilen in Geſellſchaft einiger Freunde ſpazieren. Ein andermal gehe ich ganz allein mit einem einzigen Bekannten. Ich beſuche dann und wann die hieſigen öffentlichen Bibliotheken; ich mache zuweilen Staatsviſiten, die mich langweilen; und dann endlich bleibe ich ein Mal zu Hauſe, um recht viel, oder gar nichts zu thun.

Der Abend iſt dem Mittag vollkommen ähnlich. Ordentlicher Weiſe iſt mein Onkel bei uns, der rechtſchaffenſte Mann, aber faſt immer kränklich, und dann und wann ein wenig argwöhniſch. Leben Sie wohl! Ich bin —

J. G. Forſter an ſeinen Vater.

Duſſeldorf, den 24. Nov. 1778.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe auf den heilloſeſten Wegen, durch ein ſehr wenig angenehmes Land, kam ich endlich den 21. November hier an. Ich ſpeiſte noch zu Abend und ging ſehr müde zu Bett. Mein Reiſegefährte fand hier Briefe, ſo daß er ſchon heute früh nach Cöln mußte. Ich ging hernach zum Kammerrath und Director der Malerakademie, Hrn. Krahn, an den Hr. H. mir einen Brief mitgegeben hatte. Ein alter würdiger Mann, der Enthuſiaſt für die Künſte iſt und mich ganz gut empfing. Er zeigte mir die Zimmer, wo junge Leute zeichneten und wo die Modelle ſtehen, auch wo Abgüſſe von Antiken ſind, aber nicht ſo ſchön wie in Sommerſethouſe. Dieſe Zimmer ſind über den kurfürſtlichen Ställen, und bedürfen gar ſehr einer fernern großmüthigen Unterſtützung und Aufnahme von Seiten des Landesherrn, die aber bei jetzigen Umſtänden noch vor der Zeit ausbleiben dürfte. Um zwei Uhr auf die Bildergallerie des Kurfürſten. Der Inſpector war nach Mannheim gegangen, ein Bedienter ſchließt die Zimmer auf, der junge Krahn, ein vielverſprechender Menſch, der bald nach Rom geht, um unter Mengs zu ſtudiren, und der ganz Gefühl für die Malerei iſt, kam auch dahin mit mir zu ſprechen, weil ich, ohne recht zu wiſſen wie? vom alten Krahn für einen Kenner angeſehen ward. Es hat freilich etwas geholfen, daß ich manches gute Bild ſchon vorher geſehen habe, und daß ich in K's. Zimmer ſogleich die Meiſter von den vornehmſten Stücken nennen konnte, hat mich vermuthlich bei ihm in dieſe Reputation gebracht. Sein Sohn iſt ſchon ein guter Zeichner und hat Anlage zu einem ſanften angenehmen Maler. Ihm gefällt, wie mir, ein Guido viel beſſer als ein Rubens, ohne daß deswegen das feurige Genie, die Stärke des letztern verachtet würde. — Die Gallerie iſt ſehr ſchön. Sie zu beſchreiben iſt hier nicht möglich, iſt nach einem flüchtigen Beſuch von weniger als zwei Stunden, und mit ſo flüchtigen Kenntniſſen von dem eigentlich Wiſſenſchaftlichen der Kunſt, als ich habe, nicht möglich. Ein Guido, die Himmelfahrt Mariä, iſt ſchön über alles, was ich noch in der Kunſt geſehen habe. Es läßt alles in der ganzen ſonſt auserleſenen Gallerie weit zurück, es iſt gegen alles andere wie Himmliſches gegen Irdiſches.

Abends von fünf bis acht Uhr wurden den jungen Leuten in der Akademie Kupferſtiche nach den beſten Meiſtern vorgezeigt. Dies geſchieht zwei Abende in jeder Woche, ſonſt wird Abends nach lebendigen Modellen gezeichnet. Ich ward vom jungen K. hingebeten, und fand diesmal eine vollſtändige Sammlung von Nic. Pouſſin's Stücken aufgetiſcht. Der alte K. beſaß die vollſtändigſte Sammlung von 21,000 Kupferſtichen und 8000 Handzeichnungen der größten italieniſchen Meiſter, dieſe hat er dem Kurfürſten zum Behuf der Akademie um ein Spottgeld, 26,000 Thlr., verkauft. Beim Herausgehen nahm ich vom jungen K. Abſchied, er hatte meinen Namen von ſeinem Vater nicht gehört, zufälliger Weiſe ſprach er von Forſter, der die Reiſe um die Welt auch gemacht hätte, — „das bin ich ja ſelbſt.“ — Die Verwunderung und Freude hätten Sie ſehen und empfinden ſollen! Er kam zur Tafel in mein Wirthshaus und brachte zwei ſehr würdige und geſchickte Leute mit, die mich durchaus ſprechen wollten. Einer war der Kupferſtecher, Herr Heſſe, ein junger überaus geſchickter und fertiger Künſtler, der hier verſchiedene der ſchönſten und hinreißendſten Stücke der Gallerie ſticht, und bald auch die treffliche Himmelfahrt Mariä anfangen wird. Der andere iſt Herr Heinſe, von dem eine Ueberſetzung des Taſſo in Proſa heraus iſt, und eine andere desgleichen von Arioſt Oſtern übers Jahr herauskommen ſoll; ein überaus witziger, ſatiriſcher Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit. Dieſe Leute freuten ſich unausſprechlich, daß ich den andern Morgen, Sonntag früh, nicht wegkommen konnte, indem ſie ihrem Freunde, Herrn Hofkammerrath Jacobi, mit meiner Bekanntſchaft ein rechtes Feſt machen wollten. Ich war auch kaum heute früh aus dem Bett, ſo war auch ſchon ein Briefchen von Jacobi da, worin er mich mit der größten, vertraulichſten und zugleich hochachtungsvollſten Art auf den ganzen Tag zu ſich bat. Ich fand einen überaus einnehmenden, ſcharfſehenden, einſichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meiſten Gegenſtände. Göthe's Buſenfreund, auch Wieland's, Leſſing's, Klopſtock's, kurz, aller deutſchen Genien Bekannter, Correſpondent und Freund. Seinem Bruder, dem Kanonikus, ſcheint er gar nicht ähnlich, doch ſagt man, daß von dieſem ſeine Schriften gar keinen richtigen Begriff von ſeiner Wiſſenſchaft und Stärke geben. Jacobi hat eine Frau und fünf Kinder, davon die älteſten, zwei Jungen, in Hamburg bei Claudius erzogen werden; auch zwei Schweſtern, die gut, gebildet und gute Geſellſchafterinnen ſind. Es blieb auch bei uns den ganzen Tag ein Graf N., ein ſehr wohlerzogener Herr, ohne allen Standesſtolz, ganz voll Geſchmack an allen ſchönen Künſten und in verſchiedenen Wiſſenſchaften nicht unbewandert, ein ſanftes, gutartiges Geſchöpf. — Dazu geſellte ſich noch Herr Heinſe. Ich ging mit ihnen noch einmal auf die Gallerie, um die Madonna des Guido noch einmal zu bewundern — anzubeten hätte ich bald geſagt. Und gewiß, wenn die Katholiken ſolche herrliche Bilder, ſo etwas Seeliſches, über die menſchliche Natur weit Erhabenes in ihren Kirchen ſehen, kann man ihnen die Abgötterei leichter als ſonſt verzeihen. Daß ich hier wieder einen ſchönen Tag genoß, von allen auf den Händen getragen zu ſeyn, auf alle erſinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köſtlichem Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden. — O, wenn das innigſte Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht geweſen wäre, ſo hätte ich alles vergeſſen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbſt einen Blick nach Paddington brauchte es dieſen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, ſich von dieſen ſüßen, ſchmeichelnden Augenblicken berauſchen zu laſſen. Wehe dem, der ſich ſo blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, deſſen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch ſeine Privatumſtände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nunmehr, vermittelſt fixer Luft, ſo weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffe, Eiſen durch die Kunſt hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grunde lag, ſei eine Thonerde. Er ſoll jetzt unter 16,000 Tiegeln vergraben ſitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, ſowohl reine als metalliſche, machen, und verſpricht ſich, daß dabei ſchon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen ſoll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende ſchreiben. Ich ſehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umſchweiſe machen. Wie iſt's zu Hauſe? — Darf ich der ſüßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Troſt und Geduld einſpricht, oder muß ich die ſchrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängſtigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und ſelbſt wenn ich den guten Jacobi zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern ſitzend, von beiden geliebt, und ſo ganz glücklich ſehe, gehen mir die Augen über und ich möchte ſogleich verzagen. Gott! ich ſaß ehedem auch ſo! zwar nicht zwiſchen glücklichen Schweſtern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Troſt und Hoffnung einſprechen, die in meinem eignen Buſen nicht wohnten, und jetzt? wo ſind ſie? was wird aus ihnen? wem haben ſie ihr Herz auszuſchütten, wie ſie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Laſſen Sie mich, liebſter, theuerſter Vater, fragen, wie Alles geht; laſſen Sie mich in Caſſel wiſſen, wie Sie ſo geſund, voll Zuverſicht, und von der Vorſehung nicht verlaſſen leben, ſo ruhig und ſtill Alles um Sie iſt, damit der Tumult in meiner Seele geſtillt werde, und ich knieend meinem Gott danken möge. O, daß ich keine neuen Beſorgniſſe, keinen neuen Jammer erleben müſſe! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beſte Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtſchaffenheit und Tugend ſelbſt uns vor Unglück ſichern? oder iſt ſie wenigſtens geſund? ich bete für ſie; wenn's nur was hülfe! Ich kann in dieſem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt ſo will ich ruhiger ſeyn, Entſchloſſenheit, Geduld und Ergebung beſitzen, um auf alle Fälle bereit zu ſeyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch ſo ſchlimm.

Ich küſſe Ihnen, liebſter Vater, und Ihnen, liebſte Mutter, die Hände. Euch, theure Geſchwiſter, umarme ich und wünſche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Troſt haben ſolltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben! Ich muß durchaus in Caſſel bei Dohm vor dem 5. December, oder in Braunſchweig vor dem 20. Briefe von Hauſe finden.

Heinſe an F. Jacobi.

Venedig, d. 19. May 1781.

Bald werde ich wieder mit frohem, muthigem Herzen jugendlich über die Hügel und Berge wegſchreiten, und mit entzücktem Sinn die Schönheiten neuer Natur und Kunſt ſchauen. Fünfzehn Geſänge ſind ſchon unter der Preſſe, und den berühmten Sechzehnten habe ich eben von den Todten auferweckt, verklärt und abgeſchrieben; von den übrigen gedenke ich mir noch ein gut Stück dieſen Monat vom Nacken zu laden, und die erſten Tage des künftigen mit allen vieren vollends fertig zu werden. — O Taſſo, Taſſo, dein befreites Jeruſalem hat mir viel zu ſchaffen gemacht! Beinahe wäre ich, wie du, darüber zum Narren geworden! Allein am Abſchreiben habe ich einen ganzen Monat vom Morgen bis zum Abend, wie auf die Galeere geſchmiedet, zubringen müſſen, von den ſüßen Blicken der adriatiſchen zarten Liebesgewächſe umblitzt und umwetterleuchtet, mitten im Frühling unter ſeinen edelduftendſten Blumen und Blüthen voll lockender Nachtigallenſchläge, und rundum von Kunſtwerken umgeben, ohne mich darnach umzuſchauen, als ob ich in einen ſchreibenden Stein verwandelt wäre.

Ich habe einen guten Theil vom vorigen Monat und den Anfang des jetzigen zu Padua, und in der Gegend um Padua zugebracht. In Padua bin ich mit einem Italiener, Namens Cenuin, aus einem der angeſehenſten Häuſer zu Venedig, bekannt geworden, der ohnſtreitig jetzt unter die beſten und zugleich witzigſten Köpfe von Welſchland gehört, und auch dafür erkannt wird. Er hat das berühmte Werk: „Contra bullam in coena domini," geſchrieben, welches zu Rom den größten Lärm erregte, aber von dem hieſigen Senat in Schutz genommen ward, und nun auch ins Deutſche überſetzt iſt; und macht in das venezianiſche gelehrte Journal die intereſſanteſten Recenſionen, mit einer Freiheit, die in keinem katholiſchen Lande in Deutſchland geduldet werden würde. Als akademiſcher Lehrer lieſt er gerade über die Kirchengeſchichte. In der Perſiflage iſt er in ſeiner Art ſchier eben ſo ein Meiſter, wie derjenige, der dem Linguet die Theorie des Paradoxen vorſpielte. Er lebt in ſeinem Kloſter unter ſeinen Mönchen, wie ein wahrer Freiherr, und hat eine abgeſonderte Reihe Zimmer für ſich, die gerade an den Garten ſtoßen, und die Ausſicht auf das Feld haben. Er iſt ein ſtarker Schachſpieler, und wir haben uns wie die Klopffechter eine nur zu kurze Woche lang mit einander herumgearbeitet, wobei ich mit allem meinem Syſtem doch die meiſten Partieen verlor; aber ſein unvergleichlicher Teodo, und die andere auserleſene Collection von griechiſchen und welſchen Weinen mag ihm manche Schlacht haben erſiegen helfen. Ich wäre gar zu gern länger bei ihm geblieben, und hätte noch viele Luſt bei ihm genießen können, wenn mir der Taſſo nicht immer, wie der Schatten des Anchiſes dem pius Aeneas bei der Dido, nachgeſchlichen wäre.

Ich will hier noch das Vermählungsfeſt des Doge mit der adriatiſchen Thetis abwarten, wo zugleich die hieſige berühmte Meſſe iſt, wobei ſchon die Buden aus einem prächtigen Amphitheater auf dem Markusplatz beſtehen, das inwendig einen bedeckten Gang von wenigſtens zweihundert römiſchen Säulen und Pilaſtern hat, und drei neue, ernſthafte Opern gegeben werden, alsdann ſogleich nach Bologna abreiſen. In Bologna bin ich ganz zuverläſſig den 30. dieſes. Den 20. Junius reiſe ich von dort ab, nach dem ſchönen Florenz, wo ich ſchon den 21. eingetroffen ſeyn werde. Hier bleibe ich den ganzen Julius. Alsdann geht's nach Piſa, Livorno und Siena, und von da nach Rom.

Schon vor ohngefähr vier Wochen iſt ein ſtarker Pack Muſik über Schaffhauſen an Sie abgegangen. Es ſind wahre Baßenſcenen und Arien. Aber hauptſächlich mache ich Sie mit einem Meiſter bekannt (ob er gleich ſchon bei Jahren iſt, und viel geſetzt hat, ſo kannten wir ihn doch nicht), der ohnſtreitig jetzt der größte unter den Welſchen iſt. Sie werden ihm vielleicht gern den Rang neben dem himmliſchen Traetta und dem jungen heroiſchen Franceſco Majo zuerkennen, wenn Sie ſeine Melodien und Harmonien voll Herz und Geiſt, auch in ſeinem entzückend ergreifenden Leben von Pacchiarotti mit ſüßen Tönen durch Ihr Weſen fühlen.

Ich habe Ihnen vier Scenen aus einer Oper von ihm geſchickt; morgen geht aber noch eine Hauptſcene aus derſelben, zwei und dreißig Folioblätter ſtark, unmittelbar an Sie ſelbſt ab, mit einigen Venezianer Liedern. Mit dieſen letztern habe ich ein kleines Unglück gehabt; ich ſuchte ihrer acht aus der Sammlung eines Bekannten aus, und ließ ſie abſchreiben. Wie ich ſie abholte, waren vier unrechte abgeſchrieben. — Es ſind darunter vier Barcarols oder Gondelfahrerlieder, worin viel von ihrem luſtigen Humor und ihrer überſchwänglichen Naivetät zu ſehen iſt, von denen ich aber wünſchte, daß Sie ſie hier hören könnten. Der venezianiſche Dialekt darin iſt nicht ſo ſchwer, als in andern. — Meine fleißige Schülerin wird Ihnen einige davon mit Luſt vorſingen; ſie gehen alle nicht hoch hinauf. Die Gondelführer machen ihre Lieder faſt alle ſelbſt, Text und Melodie. Das Erſte von den abgeſchriebenen:

„Caré un diletto solo,“ iſt zum Contraſt von einem jungen Venezianiſchen Edelmann an ſeine Donna, auch Melodie und Text; ein Meiſterſtück in ſeiner Art, wenn es recht geſungen wird. Solche Kleinigkeiten, ſo gering ſie ausſehen, enthalten die lebendigſten Nationalzüge, und ſind deswegen unſchätzbar.

Ich ſchicke Ihnen, was Opermuſik betrifft, nur die neueſten Sachen, von denen ich gewiß verſichert bin, daß ſie in Deutſchland noch nicht ſind; ſonſt hätte ich Ihnen nur vorzügliche Meiſterſtücke von den ältern Meiſtern ſchicken können. Es hat mir freilich oft weh im Herzen gethan, daß ich Sie und unſere Freundinnen dieſer und jener unausſprechlichen Gefühle nicht theilhaftig machen ſollte. Gar zu gern hätte ich eine Meſſe abſchreiben laſſen, von welcher Galuppi und Haſſe einſtimmig geſagt haben, daß jede Note werth wäre, ein Brillant zu ſeyn; aber ich konnte ohne augenſcheinliche Gefahr nichts mehr von meinem Gelde miſſen.

Noch will ich Ihnen, ſo kurz wie möglich, die Situationen aus der Oper von Sarti (denn ſo heißt der Meiſter, mit welchem ich Sie bekannt mache, er ſteht als Director bei dem Dom zu Mailand) herſtellen, damit Sie die Scenen daraus beſſer verſtehn.

Die Römiſchen Legionen waren mit dem Kaiſer Vitellius, dem Vielfraß, nicht zufrieden, und riefen im Orient den Veſpaſian zum Kaiſer aus. In Gallien warf ſich unterdeſſen Julius Sabinus zum Herrſcher auf, welcher ſich von Julius Cäſar herleitete. Sein Anhang wurde von Veſpaſian überwunden. Er wollte ſich nach Deutſchland flüchten, konnte aber nicht weg von ſeiner jungen Gemahlin Epponina, mit welcher er ſich erſt jüngſt vermählt hatte. Er verbrannte, um nicht entdeckt zu werden, ſein Schloß Langres, und verbarg ſich in eine unterirdiſche Höhle neben an. Seine Gemahlin ließ ihn von ihren Freunden für geblieben in der Schlacht ausrufen, und errichtete ihm ein Grabmal; und er zeugte mit ihr in ſeinem unterirdiſchen Aufenthalte, worin er acht Jahre bleiben mußte, zwei Kinder. — Darauf kam der junge Titus nach Gallien zur Armee, und wurde von dem Reiz und der blondhaarigen Epponina in's Netz der Liebe hineingezogen. Annius, der Liebling des Titus, verliebt ſich gleichfalls in ſie, und bringt es dahin, um ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, daß ſie unter ſeiner Bedeckung nach Rom ſollte geſchickt, und dort vom Veſpaſian im Triumph aufgeführt werden. Sabin hat unterdeſſen mit ſeinen Freunden eine Verſchwörung gegen den Titus zuſammengebracht. Hier fängt die Handlung an.

Die erſte Arie, die Sie erhalten: Tremo il cor, ſingt Epponina, da der gewiſſenhafte Titus ihr zu verſtehen giebt, daß er ſie nicht von der Aufführung in Triumph zu Rom befreien könne. Die zweite herrliche, heroiſche: La tu vedrai chi sono, ſingt Sabin, da ihn Titus bei der Epponina überraſcht, die ihn hernach für einen deutſchen Freund ihres gebliebenen Gemahls ausgiebt, welchem Titus alsdann, wegen ſeines Heldenweſens, eine Stelle in der römiſchen Armee geben will.

Das Duett, welches alle Zuhörer hier, von der Pozzi und dem Pachiarotti in allem ſeinem Leidenſchaftlichen bis auf den kleinſten Zug vorgetragen, bis zu Thränen entzückt hat: „Come partir poss' io,“ ſingen beide, Sabin und Epponina, da Titus die Epponina nicht anders retten kann, als daß er ihr den Rath giebt, zu fliehen, und ſich aus dem Bezirk von der Armee zu entfernen.

Die Verſchwörung wird entdeckt, der Anhang Sabins, im Beginn der Ausführung von den Römern zuſammengehauen und gefangen genommen, und Sabin ſelbſt kann ſich kaum noch in ſeine unterirdiſche Höhle retten; er ward aber geſehen, und Titus und ſein Gefolge geht ihm nach. Die tiefe wilde Grotte macht auf dem Theater einen prächtigen feierlichen Anblick, und nichts kann rührender ſeyn, als der unglückliche Sabin bei ſeinen Kindern ſo überraſcht. Dieß iſt die Scene, die morgen abgeht: — Ach, daß ich nicht, nur Einen Abend, mit Fausts Mantel zu Euch in Euer Paradies zu Pempelfort mich hinzaubern, und Euch das durchgreifende Gewühl von Leidenſchaften wenigſtens vorpfeifen kann, da Ihr es doch nicht mehr in dem ſchauervollen Leben, mit der ganzen Magie der vollen Inſtrumente und des Theaters, genießen könnt, wie ich es in allen Sinnen empfunden habe. —

Sabin wird gefangen genommen, und ihm und der Epponina der Tod angeſagt, und er dazu aufgeführet. Dies iſt die letzte ganz göttliche Scene. — Es ſind ihrer noch viel andere fürtreffliche, aber ich konnte die ganze Oper nicht abſchreiben laſſen.

Plutarch erzählt unter andern die Geſchichte, und ſagt dabei, daß er einen von Sabins Söhnen gekannt habe.

Die drei andern Arien, die ich noch beigelegt habe, ſind reizende Kleinigkeiten. Die von Anfoſſi drückt den Charakter eines Spaniers vortrefflich aus. Dieſer Meiſter ſchreibt zu viel, ſonſt hat er vielleicht unter allen welſchen Tonkünſtlern am mehrſten Phantaſie. Er ſetzt des Jahrs gewöhnlich drei, vier Opern, und noch dabei viel Kirchenmuſik. Ich habe Chöre von ihm gehört im Leichten, Zärtlichen und Rührenden, und ſüße Engelharmonie, und ſo treffliche Nachahmungen im Komiſchen, die überſchwänglich ſchön waren, und wie erquickende Frühlingslüfte um's Herz ſpielten. Wer ihn aus einer oder zwei Opern allein und nachtheilig beurtheilt, thut ihm groß Unrecht.

Meine Gedanken über den Charakter der ältern italieniſchen Muſik (wo die Leute ganz andre Ohren gehabt zu haben ſcheinen, weswegen man nur die Sachen von dem berühmten und noch von Rouſſeau vergötterten Durante zu leſen braucht), der mittlern und neuſten, die übrigens mein Herz und mein Verſtand bei weitem nicht für naturvollkommen erkennt, von der ſich aber mein guter jugendlicher Sinn williglich, wie von einer außerdem doch reizenden Zauberin, entzücken und hinreißen läßt, an einem andern Orte. Wehe dem, daß er geboren iſt, dem auch die richtigſten Ideen von Vollkommenheit hienieden allen ohnedem kurzen Genuß vergällen, und der ärgerlich als ein Pedant oder Phantaſt, welcher blind nicht einſieht, daß die Welt aus Verſchiedenheit beſteht, durchaus lauter Clariſſen haben will.

Sie haben mir aufgetragen, Ihnen ein Spiel in freier Luft zu melden, wenn ich eins anträfe, wobei man gute Bewegung hätte; ich will Ihnen ein ſolches hier beſchreiben:

Es iſt ein Spiel mit lauter Kugeln, und der Perſonen können ſeyn, von zweien an, ſo viel ihrer wollen; man könnt' es das à la guerre auf freiem Felde nennen. Von den Wällen und Spaziergängen zu Genf an, habe ich es durch ganz Dauphiné und Provence, und die ganze Lombardei ſpielen ſehn. Der Platz dazu kann gerad' oder krumm, eben oder höckericht, mit Gras bewachſen, Bäumen beſetzt, oder glatter Sandboden ſeyn; man kann ſogar dabei ſpazieren gehn, und das Spiel einen Fleck vom andern ſpielen. Die eine Kugel iſt klein, die andern ſind größer und alle gleich. Wen das Loos trifft, der fängt an, und wirft die kleine Kugel eine Strecke voran, weit oder nicht weit, wie er will. Dieſe macht nun das Ziel aus. (Gewöhnlich hat jeder Spieler zwei Kugeln; er kann aber auch nur eine, oder ihrer mehrere haben). Alsdann wirft oder wälzt derſelbe, der die kleine ausgeſetzt hat, eine größere dieſer kleinern nach, und ſucht ſie ſo nah an dieſelbe zu bringen, als er kann. Dieß thut denn nun auch jeder andre Spieler, nach ſeiner Folge. Wenn die Reihe durch iſt, ſo ſucht der erſte Spieler nun auch ſeine zweite Kugel der kleinern ſo nah als möglich zu bringen, und dieß thut wieder jeder andre nach der Reihe. Wenn ſie alle geworfen oder gekugelt haben (denn es ſteht in Jedes Belieben, die Kugel durch die Luft zu werfen, oder auch auf dem Boden hinzuwalzen), ſo hat der, deſſen Kugel die nächſte an der kleinern iſt, das Spiel gewonnen, und fängt von neuem an, und ſetzt die kleinere wieder aus. Das Luſtige und Veränderliche dabei iſt, daß jeder Spieler mit ſeiner Kugel entweder die kleinere (außer ihr am nächſten zu kommen ſuchen), ſie noch aus ihrer Stelle treiben, und folglich das Ziel verrücken, oder die Kugel, die ihr am nächſten iſt, von ihrem glücklichen Poſten bringen kann.

Hier in Venedig ſpielt man es auf allen Plätzen meiſtens parthienweiſe, das iſt, weſſen Kugel ſechs- oder achtmal (wegen der Nummer kommt man überein, nachdem der Perſonen viel oder wenig ſind) am erſten der kleinern am nächſten war, der hat gewonnen, gerade wie bei den Parthien im Billard. Es ſetzt einen, der dieſes Spiel nicht ausgeübt hat, in Verwunderung, was die Provenſalen und Welſchen für eine Fertigkeit darin haben. Da ſteht eine doppelte Reihe Zuſchauer nur ein Paar Schritte von einander längs der kleinen Kugel, und die Spieler werfen ihre größern darnach mit einer Stärke und einem Schwung wie Bomben durch die Luft zwiſchen ſie hinein, und Niemand fürchtet getroffen zu werden. Ich habe oft funfzig bis ſiebenzig Schritte weit, und weiter, die kleinere, im Bogen auf die Mitte getroffen, aus ihrer Stelle werfen ſehen, und die Schleicher hatten hingegen ein ſolches Maaß von Kraft in ihrer Hand, und eine ſolche Richtigkeit im Fortwalzen, daß ihre Kugeln auf ein Haar neben der kleinern ſtille ſtanden.

Man kann das Spiel auch ſpielen, nachdem viel Perſonen ſind, daß die zwei, drei und vier nächſten, jeder nach ſeinem Abſtand, einen verſchiedenen Preis gewinnen, und da kann zum Exempel der letzte Wurf eine gräuliche Kataſtrophe anrichten, wenn er die kleinere wegtreibt, oder das Ziel verrückt.

Wenn Sie meine Beſchreibung verſtehen und es ſo ſpielen, wie es hier geſpielt wird, ſo wird es Ihnen gewiß Vergnügen machen, und Sie haben, was Sie verlangen. Dieß Spiel hat gewiß Anlaß zur Erfindung des Billards gegeben.

Behaltet mich Alle lieb, ſo wie ich mit ewiger Liebe, deren Natur keine Zeit ändern kann, im Geiſte um Euch ſchwebe!

Graf von Stollberg*) an den Herrn Amtmann zu Eichſtädt.

Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann! und gebe Ihnen zum Troſte die aufrichtige Verſicherung, daß gegen Ihren armen, unglücklichen Sohn, unter deſſen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen iſt, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen ſey. Seyn Sie vielmehr von mir, als meinem Geſchwiſter überzeugt, daß wir uns die ſorgſamſte Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um ſein Schickſal auf die möglichſte Weiſe zu mildern. Und wenn auch das Urtheil, ſoviel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unſerem Wunſche ausfiele, ſo werden wir uns auch in dieſem Falle eifrig beſtreben, von dem König eine Milderung zu erflehen, die Er uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen dieſe Worte des Troſtes zu ſagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inſtändigſt, das größte Vertrauen in meine Verſicherungen zu ſetzen. Aber wie ſchwach wäre dieſer Troſt, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie ſeyn muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung verleiten könnte, deren Abſicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Laſſen Sie mir den Troſt, Ihnen zu ſagen, daß ich einen Brief von Ihnen geleſen habe, der aus keinem andern, als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bitterſten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorſehung ſind undurchſchaubar, und führen, ſo labyrinthiſch ſie ſich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unſer ewiges Heil erfordert. Einſt wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preiſen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder dieſe Wege habe wandeln laſſen. Beide Jünglinge in der ſchönſten Blüthe ihres Lebens, beide allen Gefahren der Verſuchungen ausgeſetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den Andern ein ſolches gewaltſames Einkehren in ſich ſelbſt befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben ſie Beide nicht gedacht; es war kein Keim der Feindſeligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines ſterbenden Bruders war Verzeihung und Fürſorge für Ihren Sohn. Auch dieſe Verzeihung unſeres Bruders ſoll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, deſſen Schickſal bereits itzt ſchon gelinder iſt, als es in ähnlichen Fällen zu ſeyn pflegt. Gott tröſte Sie mit ſeinem beſten Segen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie ſo tief niedergeſchlagen hat, durch ſeine aufrichtige Beſſerung wieder tröſten, und dieſes ſchreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge.

Chriſt. Gr. zu Stollberg.

Woldemar an Biderthal.*)

Von F. H. Jacobi.

Pappelwieſen, den 23. Auguſt.

Liebſter Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beinahe drei Wochen Dich ohne Briefe von mir laſſen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich, worauf ſehr deutlich zu leſen iſt Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche ſogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweien, mit dreien. — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr, wie ich es ehemals anfing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir biſt, ſo lange Briefe ſchreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten ſchuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde böſe. Mich däucht, es müßte mein Feind ſeyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen bis auf den Grad herunter zu bringen, in welchem ſie ſich ſchreiben laſſen. Die edle unwiderbringliche Zeit auf dieſe Weiſe zu verlieren! Ich ſoll aufhören zu *leben*, damit ein Anderer zu *leſen* habe! Im ganzen Ernſt, wenn ich mir ſo einen theuren Freund gedenke, der das will, und mit zärtlich verdrießlichem Geſicht da ſitzt, und zwiſchen den Zähnen murmelt, weil ich das *nicht* will: — ich kann hämiſch gegen ihn werden, vom Stuhl aufſpringen und ihn nicht mehr anſehen mögen.

Freilich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich ſträflich bin; wo ich gegen mein Gewiſſen nicht aufkommen kann: — und das iſt eben mein Unglück!

---

*) Die beiden würdigen Dichter, Chriſtian und Leopold Grafen zu Stolberg, hatten noch einen dritten Bruder, welcher zu Kiel unglücklicher Weiſe von einem Studirenden in einem Zweikampf erſtochen wurde. Dieſer traurige Vorfall bewog den Grafen Chriſtian im Namen ſeiner Familie aus Tremsbüttel im Holſteiniſchen an den Vater des Thäters, der Amtmann zu Eichſtädt war, obigen Brief zu ſchreiben.

Aus F. H. Jacobi's „Woldemar" (Thl. II. S. 21 ff.)

Aber nun, was ſoll dies Alles hier? — Vielleicht eine Entſchuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal ſo tief im Unrecht ſitzt, dann rede ſich einer heraus!

. . . . . Lieber, ich habe eben Deine zwei letzten Briefe zur Hand genommen und ſie wieder durchgeleſen. Mir wurde doch ganz bange um's Herz dabei, und ich dankte Gott, daß wenigſtens Allwina und Henriette an Deine Frau geſchrieben hatten, und letztere eine ziemlich lange Epiſtel auch an Dich. — Du kennſt mich; Du fühlſt meine Lage: alſo verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; danken ſollſt Du dem Himmel, der mich ſo glücklich machte, daß ich Dir's nicht ſagen konnte und Dich verſäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fordern: und dies Zutrauen — Lieber! iſt es nicht mehr werth als tauſend Briefe, und ſagt es nicht Alles?

Seit geſtern bin ich hier ganz allein. Die beiden Tanten mit Allwinen und Henrietten ſind nach Schellenbrug, kommen aber dieſen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf dieſe kurze Zeit in Einſamkeit verſetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmal zu einem ſolchen alleinigen ganz ſtillen Anſchauen meiner Glückſeligkeit gekommen: hatte mich eben auch nicht darnach geſehnt: aber mir geſchah unausſprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir in etwa nur bedeuten, wie mir war, und wie mir iſt!

Sobald meine Reiſenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein ſtarker Wind. Man hörte ſein Anfallen an das dichte Gebüſch, wie er die Aeſte bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum ſanfteſten Lüftchen wurde — und zwiſchen den jungen Eſchen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haſeln in vieltönigem Geliſpel ſich verlor; — dann wieder majeſtätiſch rauſchte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beinahe Sturm war in ihren Gipfeln. — — In den mannigfaltigen Millionen Blätter, welch' unendliches Spiel! Welch' ein Wallen und Wühlen der Aeſte! — Unter und über mir das luſtige Laubmeer! — Ergriffen von ſeinen Wogen ſchwamm mein Auge hinweg in die ſchöne Fluth, und ließ ſich von ihr verſchlingen. — — Leiſe rieſelte unterdeſſen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde, — und die Fiſche hatten ihren Scherz mit Springen, Schnalzen und Klatſchen. — — Der mächtige Stamm, an den ich geſtützt war, ſchwankte, faſt unmerklich, hin und her — bald ſtärker, bald ſchwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte ſanft ſchauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele ſo in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Weſen! — Ewigkeit mein fliehendes Daſein!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denſelben Zuſtand. Alles entzückte mich ſo wie es war. Ich freute mich ohne Ausſicht, ohne Hoffnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugſamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag ſich gelegt, es war etwas ſchwül geworden, und gegen Abend regte ſich kein Blatt. Ich gieng umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob ſie in die Höhe ſchienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Eſſen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen ſehen. Ich war bald fertig; ſaß ſtille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie Du vielleicht eben jetzt an mich dächteſt; — Deine Geſpräche mit Luiſen; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bei den Eichen, ſah ich ihn unverſehens in die Caſtanienbäume ſcheinen. Er zog heran — wie mit ſpäter Dämmerung feierlich die Stille heranzieht; — lächelte zwiſchen dem dunkeln Laube; glich einem Freunde, der ſich zur Ueberraſchung herbeiſchleicht, bebend von den Schlägen ſeines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufſchauen, als wäre es ſo in der That, und ich fürchtete ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelsluſt!

Ich ging, und wankelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzenbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtſtille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unausſprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich ſchien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Geſang der Grillen, das Rieſeln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fiſches. — Hell und immer heller wurde das Waſſer — und ich ſchwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöſt, und an mich ziehend aus dem feinſten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biderthal — wie iſt mir ſo anders! — — Du weißt, ſchon als Kind hatte ich die ſüße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiſte in Schönheit entgegen kam; — war in beſtändigem Ringen; und ſo voll Luſt und Muth — und ſo voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens ſo froh — ach! und ſo müde! — — Ich erfuhr, daß ich etwas im Buſen trug, welches mich von allen Dingen ſchied, von mir ſelbſt mich ſchied, weil es zu heftig mit allen Dingen ſich zu vereinigen ſtrebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles ſo liebte; aber was mein Herz ſo liebend machte, ſo thöricht, ſo warm und ſo gut — das fand ich in Keinem. . . . — Von den meiſten dachte ich deswegen nicht ſchlechter; — zuweilen, im Gegentheil, nur deſto beſſer; aber ich glaubte zu ſehen, daß überhaupt die Menſchen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menſchen im Menſchen. — — Ich wurde duldſam und ſtille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einſamen Wehmuth! — Jede Luſt machte mich betrübt, weil ſie nur Staub war, vom Winde aufgeregt, dahin fuhr wie ein Lichtſtrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele, erretten wenigſtens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltig mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angeſicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde ſeiner Göttin . . .

Lieber, wie iſt mir ſo anders!

Mein Herz, das einer Bruſt glich, worin der Lebensſaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefreſſen hat — es iſt geneſen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wieder gegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenſtrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen ſehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: ſo wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Odem iſt in den Erdenkloß gedrungen; er iſt Menſch geworden! — Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — gebildungen an meine Bruſt, und erwiedernd meine Küſſe!

O, Lieber — wie iſt mir ſo anders! . .

Und wie das begann? . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den Weg zeigte? — Du warſt es! Du, den ich zuerſt, den ich am längſten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an dieſen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umſtand meinem Gedächtniſſe zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten. . . . .

Ich kam nach W** durch Deine brüderliche Vorſorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir noch mehr als ich gehofft hatte. Du wareſt mir um vieles näher; verſtandeſt mich in tauſend neuen Dingen; — hatteſt ein Weib Dir gewonnen und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingſt nicht mehr an dieſem und jenem, worauf ich nichts zu ſchätzen haben konnte; — von allen Seiten erſchienſt Du mir liebenswürdiger und beſſer. — Dein Gewerbe; Deine Wirthſchaft mit Dorenburgs; Euer ganzes Weſen — das mit andern Leuten, die Prunkgeſellſchaften und Gaſtmahle ausgenommen — ich ſage, Euer ganzes Weſen untereinander, gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen erhielt ich einen zweiten Bruder; und, was ich nie gehabt hatte, zwei Schweſtern in Euern herzigen Frauen.

Du hatteſt mir Henrietten zur Gattin auserſehen; aber das ſollte nicht ſein. Sie war beſtimmt, meinem Schickſale eine merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmliſche Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundſchaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an dieſen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngeſpinſt denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenſchaftlicher Anſtrengung die Menſchen beobachtet, mich ſelbſt zu erforſchen geſucht — hatte gefunden: daß wir ſammt und ſonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltſam von den Sorgen, Geſchäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her geriſſen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in dieſen Zeiten, zwei Menſchen ſo Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerei es mich hatte träumen laſſen.

Das andere Geſchlecht hatte ich flüchtiger angeſehen, und war über ſeinen Charakter, der mir wenig Localfarben zu haben ſchien, ſehr mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bei dieſen zarteren Geſchöpfen ſich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenen zu einem gewiſſen Grade der Stärke — von dieſen zu einem gewiſſen Grade der Deutlichkeit ſich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen feſten eigenen Geſchmack gehabt hätte; nicht einmal was Geſtalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Weſen die ſchönſten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbſtverleugnung; holdſelige Luſt, nur Andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbeſieglichen Zauber, der uns alle feſſelt. Ich ſagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen ſie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem beſten Pudel. Das ſagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein ſehr ernſthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit vermiſcht; aber nicht ſowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menſchheit.

Ich ſah Henrietten. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geſchlechte zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und betrachtete das Mädchen aufmerkſamer. Jeder weibliche Reiz an ihm war mir ſichtbar; ſichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte ſie nichts in mir von ſogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenſchaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geſchlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede ſein: daß ſie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete, kein Frauenzimmer könnte ſich überwinden, Einen Gedanken zweimal zu denken, noch weniger — im Handeln, auf Veranlaſſung, inne zu halten: Alles ginge bei ihnen ſo in einem fort. Wenn ſie in ſchwierigen Fällen zur Ueberlegung ſchritten, ſo begnügten ſie ſich, den ſo oder anders geſponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haſpeln, ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln, ohne ſich je einfallen zu laſſen, ihn an dem einen oder andern Ende auseinander zu drehen und zu unterſuchen, ob ſie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten ſie mit ſtetem, ſcheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entſchloſſenen, Geduld fähig, wären, außer ſich und in ſich, ewig zerſtreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beſchaffen; ja, aus Urſachen, mit dieſem noch etwas ſchlechter u. ſ. w. — — Henriette widerſprach nicht ſonderlich: ich möchte wohl nicht ſo Unrecht haben, ſagte ſie; ſie hätte über Denken und Empfinden nie ſehr tiefe Betrachtungen anſtellen können, überhaupt ſich wenig den Kopf zerbrochen, ſondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umſtänden gehandelt.

Unterdeſſen ſah ich häufig die Loſe mich an Einſicht weit übertreffen, ſo, daß ich dumm vor ihr da ſtand; und nicht ſelten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beſchämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verſtande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewiſſen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuſchung ſei.

Nun aber ſtand mir das Gegentheil vor Augen; ich ſah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht: bis ich durch Henrietten von ungefähr zu Aufſchlüſſen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und unterſuchten ſehr ſcharf an den verſchiedenen Kirſchbäumen den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verſchiedener Meinung waren, da entſchied Allwina; und ſobald ſie den Ausſpruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durſt gelitten hätte,“ ſagte unverſehens Henriette, „und käme über dieſe Bäume!“ — Himmel! rief ich, und ſah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, ſagte ſie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köſtliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durſt, den Geſchmack dieſer Früchte, ihre lieblichen Eigenſchaften ſo wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes geweſen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geſchlungen.

Ich gab das zu.

Alſo, hub ſie an, wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben ſo wenig für den Heißhungrigen, als für den Ueberſatten; und der mäßig Gereizte allein genöſſe ſie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht, was ſie wollte, und geſtand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine verſuchen ſehen; da warteten Sie nicht eine Stunde des Durſtes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch ſcharfe Speiſen Ihre Zunge, ſondern Sie wollten mit friſchem Munde, in einem begierdeloſen Zuſtande koſten. — Was meinen Sie, mein Freund; ſollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit Sicherheit behaupten können, daß ein gewiſſer Mittelzuſtand, ein Zuſtand, worin die Kräfte des Menſchen wie in nüchternem Erwachen, frei und unbefangen ſind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, ſo auch zum reineren, beſſeren Genuß die ſchicklichſte Faſſung ſei?

Ich merke, wir fangen ein Platoniſches Geſpräch an, ſagte ich lachend; und da Sie den Sokrates vorſtellen, ſo warten Sie, daß ich meinen Bleiſtift nehme, um Ihre Reden aufzuſchreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will ſehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing ſie an, und brachte, mittelſt eines kurzen Ueberganges, mein Syſtem von den Mängeln des weiblichen Charakters auf die Bahn. Sie zeigte, daß dieſe Mängel zuſammen am Ende nur auf Einen Hauptmangel, — an ſinnlicher Begierlichkeit hinausliefen, und ſie bewies, daß eben dieſes Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, ſchärfer, vollkommener wäre als der männliche, die wahren Eigenſchaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverläſſiger unterſchiede; daß endlich, und eben dieſes Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede ſchöne Bewegung leichter hervorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtigen Geſchäfte des Lebens in Euern Händen ſind," fuhr ſie fort, „ſo habt Ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung (des ſorgfältigen Unterrichts zu geſchweigen, den Ihr von Kindesbeinen an genießt): — aber bei Gelegenheiten, wo Euch dies Alles verläßt, wo Ihr Euch mit uns in gleichem Fall befindet: wer von uns ſieht da richtiger und weiter? wer ahnet tiefer und ſchneller? . . ."

„Neben Euren andern Sinnen habt Ihr auch ein Herz, und ſeid der edelſten Entſchlüſſe fähig. Ich will ſogar Euch zugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz ſei größer als das unſrige. Was hilft es, wenn ſeine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beſtändig unterdrückt wird? — Daß Ihr irgendwo in alleiniger Rückſicht des Edeln und Schönen handeln ſolltet, und Euren Leidenſchaften entgegen, daran iſt nicht zu denken; Leidenſchaft muß überall Euch unterdrücken, — ſelbſt in der Freundſchaft. Wo Ihr nicht eifert, da ſeid Ihr kalt und todt!"

„Hingegen ein Weib. . . . . Aber das begreift Ihr nicht, ſeht Ihr nicht, — das läſtert Ihr ſogar, — läſtert, weil Ihr ſelbſt nur nach Luſt dürſtet, ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenſchaft Euch an Niemand hingeben, in ihrem heftigſten Rauſche nur Euch ſelbſt außer Acht laſſen könnt; — läſtert, weil Ihr lieber mögt gelüſtet als geliebt ſein; lieber geprieſen als hochgeſchätzt."

Sie ſchwieg. — Ihr Auge ſenkte ſich, — öffnete darauf ſich wieder: — — es verklärte ſich ihre ganze Geſtalt. — Dann hub ſie an, in himmliſchen Tönen, die Wonne einer ſchönen Seele zu beſchreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Muſen hat ſo geſungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte göttliches Weſen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieſer Stunde. — — Unſre Geiſter näherten ſich von Tag zu Tage mehr, und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel geweſen, ein Gräuel wie Blutſchande. — Jener Selbſtbetrug, den wir Platoniſche Liebe zu nennen belieben, konnte eben ſo wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben, und Henriette, die Widerſacherin aller Schwärmerei, hätte dieſe keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabenſten Sinne des Wortes; Freunde, wie Perſonen von einerlei Geſchlecht es nie werden können, und Perſonen von verſchiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts: als Ihr, unter einander, eine Heirath zwiſchen uns, faſt unwiderruflich, beſchloſſen hattet. Die Eröffnung dieſes Anſchlags beſchleunigte meine Verbindung mit Allwinen, die ſich längſt ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlaſſung, durch Henrietten nun bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden ſein. — Henriette war für mich eben ſo wenig Mädchen als Mann; ſie war mir Henriette, — die Eine Einzige Henriette; und es wäre geweſen, als hätte ich ſie verloren, als hätte ich ſie zu Grabe gebracht, wenn in Abſicht ihrer in meiner Vorſtellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müſſen, — in unſerm Sein, in unſerm Thun und Weſen irgend eine Veränderung. — Nicht ſo Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Charakter; ganz geſchaffen zur Gattin und zur Mutter; der Ausbund ihres Geſchlechts. — Ich nahm ſie mit Freuden, ſie mit Freuden mich; ich war, entſchieden, für ſie der einzige Mann; ſie, entſchieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgeſehen, auf keine Weiſe geahnet hatte, und doch ſo natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundſchaft zwiſchen Henrietten und mir. Allwina, als ich um ſie warb, hatte hundertmal ihre Freundin gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für Dich ſein?“ — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabei verlieren?“ — Wir hatten beide die Frage auf ſie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß ſie nachher weniger an ihrer Freundin hangen würde? — „Ach Himmel!“ rief ſie dann, „was für ein Gedanke!“ — Dennoch behielt ſie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Verſicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkoſung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine ſorgliche Allwina; ſie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabei im Herzen geſchah, was aus uns allen Dreien in einem ſolchen Umgange werden mußte, — kannſt Du Dir vorſtellen, und haſt es, zum Theil, geſehen. — Wir wurden je länger je vertraulicher unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwei unverheiratheten Perſonen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geſchah bald; wir wurden Bruder und Schweſter — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich ſelbſt fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Weſen, und dabei meine Seele doch ſo ſtill, mein Geiſt ſo heiter! . . . — Die frohe, freie, volle Liebe war es; die hatte dies Alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erſchüttert und erweckt, an ſich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es ſchlummern mochte; hatte ſo erneuet, vervielfacht alle meine beſten Kräfte; unausſprechlich mein Daſein erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe ſeinen Lohn giebt, den ſie zu ſich erhöhet, den ſie vollendet!

Beſter, komm! — Auf einmal entſinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, preſſe Dich an mich, und mir iſt, als ſenkte ich mein Herz in Deinen Buſen. **Woldemar.**

J. G. Jacobi an ſeinen Bruder, über den Tod des blinden Dichters Pfeffel.

An wen ſollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an Dich, mein Lieber, mit dem ich ſeit den Kinderjahren ſo manchen gemeinſchaftlichen Verluſt beweinte, und der in meinem eigenen Leiden mir oft ſo tröſtend die Hand bot? Du ſaheſt ihn nie, den brüderlichen Freund unſers verewigten Schloſſer, und den meinigen; aber Du liebſt ihn, wie er Dich liebte, redeſt von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umſtand mich befragte, und ſelbſt ſeine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Vorſteher Du biſt, war ihm als Erfüllung eines, zuerſt von Dir öffentlich ausgeſprochenen, Wunſches doppelt theuer. Wer alſo weiß beſſer, als Du, was ich verlor? Ach und ſeitdem Schloſſer dieſe Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am dieſſeitigen Rheinufer zuſammentreffen, wo wir mit einander wechſelweiſe nach Freiburg, oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gaſthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes ſchon da ſtand, und die Deichſel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines ſolchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ? Und nun, wenn ich ſeinen Brudergruß hörte, in ſeinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unſeres Beiſammenſeyns; die Morgenſtunden, in denen Pfeffel, mit einer Beſcheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten ſich vereinbart, aber doch, in dem Grade, ſelten iſt, mir ſeine neueſten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber und Vorſchläge zu Verbeſſerungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, ſtets ergiebig an ernſten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Geſpräch zwiſchen uns beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserleſenen Zirkel, unter dem gewinnreichſten Ideen-Tauſche nur zu ſchnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Beſuch verabredeten. So ſchieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. — Alles das iſt nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entſchlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der ſtillen Wehmuth, nicht des bittern Schmerzes; und darum ſchreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen

Klagebrief, ſondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden Homeriſchen Sänger, Gutes und Böſes verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelaſſen das Böſe duldete. In dieſen Erinnerungen finde ich Troſt, weil ſie mir bezeugen, daß der von großen und mannichfaltigen Leiden gedrückte Mann eben ſo große und mannichfaltige Vergütungen hatte, daß ſein Leben, ſo bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erſchien, mit vielen ſeligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Ehe ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigſte Betrübniß. Ich verſetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter ſchon des Lichts beraubt, nie wieder, auch nur den ſchwächſten Schimmer eines Sonnenſtrahls hoffen durfte; der im Finſtern entſchlief, und im Finſtern erwachte; kein menſchliches Antlitz mehr ſah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm ſeinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen ſelbſt ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, ging er, auf ſeinen Stab und ſeinen Führer geſtützt, ihren tauſend und tauſend Schönheiten ſo nah, und dennoch ausgeſchloſſen aus dem Paradieſe der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug iſt, Menſch zu ſeyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben; wie viel härter muß ein ſolches Schickſal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil dieſem die ſichtbare Welt überall Quellen einer höheren Luſt öffnet, die dem großen Haufen verborgen ſind! Mit ſchwerem Herzen alſo machte ich dem guten Pfeffel meinen erſten Beſuch, und bei dem erſten Drucke ſeiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloſchenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer ſich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, ſondern Fröhlichkeit, die über ſein ganzes Weſen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Geſpräche mit ihm beſtätigte ſich, was andere vorausgeſagt hatten, ich vergaß allmählich ſeinen Zuſtand, wie er ſelbſt ihn zu vergeſſen ſchien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte ſich über ſichtbare Gegenſtände aus, wie ein Sehender, nahm eben denſelben Antheil an ihnen, wußte ſie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzuſtellen. Je länger ich mit ihm umging, deſto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein als Dichter die in ſeiner Jugend aufgefaßten Farben und Geſtalten in ſeine Phantaſie zurückzauberte, ſondern daß ihm dieſelben immer gegenwärtig waren. Das einſt Geſchehene hatte ſich ſo unvertilgbar in ſein Gedächtniß geprägt, daß dem Greiſe noch manche von ihm, als Jüngling, durchreiſte Landſchaft mit allen ihren Theilen vorſchwebte. Sonderbar überraſchte mich's, als ich mit ihm durch eine ſolche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte ſich dann und wann durch Fragen zu orientiren — mich auf ein vorzüglich ſchönes Thal aufmerkſam machte. Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet! ſagte er, und ſiehſt du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Caſtell? u. ſ. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Blumen, mit ſich, an welcher ſein inneres Auge ſich weidete. Auch gab es in dieſer Welt der neuen Erſcheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, ſich jeden, auf irgend eine Art intereſſanten Gegenſtand, deſſen man gegen ihn erwähnte, beſchreiben ließ. Da wurde es denn einer Einbildungskraft, wie die ſeinige, nicht ſchwer, das oft nur Angedeutete ſich auszumalen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beſchreibung deſſelben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunſt, die er beſaß, alles zu verſinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter, ſogar von ausgezeichneten Frauenzimmer-Moden ſprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farbenhimmel. — Du begreifſt, lieber Bruder, wie dieſes ſchon unſerm guten Pfeffel zu einiger Entſchädigung gereichte. Hierzu kam ſeine Fertigkeit, Stimmen zu unterſcheiden, und im Gedächtniſſe zu behalten, ſo daß er nach Jahren noch Perſonen, mit denen er ein Paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Phyſiognomie iſt, in ſofern nämlich dieſe oder jene Geſichtsbildung uns auf den erſten Blick anzieht oder zurückſtößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte ſein Herz zu ſich hin; ſo wie die kreiſchende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung koſtete, ſich in ein Geſpräch mit ihr einzulaſſen. Er erzählte mir, daß einſt, beim Eintritt in eine große Abendgeſellſchaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter geſagt hätte, als: guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie ſich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine ſo liebliche Melodie geweſen, eine ſo zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umſonſt, alles angewendet hätte, um die ſüßeſte Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indeſſen bliebe ſie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage iſt: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel ſey, und man faſt durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, ſo war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Dieſe Saite aber mußte auf das zarteſte berührt, und die Veranlaſſung eines günſtigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über ſein Schickſal ſie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragſt, gab er zur Antwort, iſt mir ehemals öfter eingefallen, und die Entſcheidung war immer eben dieſelbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu beſinnen: ich weiß es: viel lieber ohne Geſicht, als ohne Gehör! Der Taube iſt ja wie verbannt aus der menſchlichen Geſellſchaft, da ich hingegen mit allen Menſchen in Verbindung bleibe; von dem Beſſern ſo manches köſtliche Wort vernehme, und jedes geſellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Anſicht der Natur, bei der Todesſtille, die ihn umgiebt? Wie viel heitere Stunden verdanke ich der Muſik, wie viele dem Schauſpiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubſt, und bin wirklich an den Mangel des Geſichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, ſehend zu werden oder meinen Gichtſchmerz zu verlieren, ich das Letztere vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel ſeine rheumatiſchen Anfälle, die Krämpfe des Kopfs und in den benachbarten Theilen, die er, wenn ſie heftig wurden, gleich einem feſt aufgedrückten glühenden Eiſen empfand, eine ſchreckliche Qual! Dennoch unterbrach auch dieſes Leiden ſeinen Frohſinn nur ſelten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter ſolchen Schmerzen an ſeine Frohnarbeit gehen, und als Secretaire interprète franzöſiſche Verordnungen, Conſcriptionsliſten-Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge u. dgl. m. verdeutſchen mußte! Er ſchätzte, nachdem die Revolution ſein Erziehungsinſtitut zu Grunde gerichtet, und ſein Vermögen verringert hatte, jene Anſtellung für eine Wohlthat; denn das ſauerſte Geſchäft wurde ihm leicht, das gemeinſte veredelte ſich, wenn er es als Opfer anſah, ſeiner Familie gebracht. — Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgeſetzt war; die blutigen Thränen, um ſo manchen ſeiner Lieblinge geweint; die bangen Erwartungen in der Schreckensperiode; nach ihr das ſorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibſeln ſeines kleinen Glücks ſich wieder aufzuhelfen; alle die mühſeligen Tage, die ſchlafloſen Nächte, und auf dem letzten Krankenlager die unausſprechlichen Schmerzen, unter denen er ſein Leben endete. Wenn Du es lieſeſt, ſo wirſt Du geſtehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für ſein größtes Unglück zu achten. Du wirſt voller Bewunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge ſo vieler Widerwärtigkeiten ſich aufrecht hielt, ſondern unter Geſang und Scherz auf dem dornigen Wege fortging, und die frohe Laune der Jugend mit in ſein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht ſeine Stirn gefurcht, nicht ſeinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohſinn, wie er ſelber es rühmt, ihm von der unſichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldſtaub in den Raum geſäet,“ zur Erleichterung ſeines traurigen Looſes in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben dieſe Hand, zu Gefährten auf ſeiner Wallfahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn ſorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkoſender Laut ihm erfreulich tönte in ſeiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geſchloſſenen Augen, ruhig und ſicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger ſtärken, die rauheſte Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Tröſterinn, eine der gefälligſten Muſen zugeſellt, die mit hohem Ernſte ſokratiſchen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden ſich fremd fühlte, ſeinen Geiſt hinſchauen ließ in ein beſſeres Land. Der verzagt nicht, der die Muſe zur Begleiterin hat. Leider zertheilen die Nebel, die unſere Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh ſchon manches drohende Geſpenſt. Aber alle dieſe Geſchenke des Himmels, dieſe verſchwenderiſchen Gaben der Natur hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, nicht die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verleugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben: ohne das Wohlwollen gegen Alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menſchlichen Schickſale, an eine künftige Heimath jenſeit des Grabes. Mit einem ſolchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über dem Gottes Lüfte wehen. Mit ſolch einer Liebe, ſolch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menſchen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnte er ſich freuen, weil er durch keinen Geſang ihn entehrt hatte, weil ſeine Begeiſterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Geſellſchaft mit dem Tone des edlen Mannes und des feurigen Patrioten gegen

Tyrannei, Sklavenſinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallſucht und Schadenfreude, und ſo wie ſein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an ſich trug, eben ſo in ſeinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen ſpottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedichte ſcheint er den Spruch Jean Pauls in Gedanken gehabt zu haben: „die Menſchen ſoll keiner belachen, als einer, der ſie recht herzlich liebt.“

Du, mein Beſter, kennſt die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menſchheit zu ſeyn; kennſt die Seligkeit deſſen, der auf ſeine Werke mit dem Bewußtſeyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen ſie auftreten wird. Du ſtimmſt mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an ſein Ende. „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor ſeinem Abſchiede geſehen!“ ſchrieb ſeine jüngſte Tochter an einen ihrer hieſigen Freunde. „Ich las ihm Ausſichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umſtrahlte himmliſche Freude. Ich ſah einen Heiligen in ihm; er gehörte ſchon dem Himmel an.“

J. G. Jacobi.

Müller an Gleim.

Caſſel, den 6. Febr. 1783.

Warum wir die Geſchichte Friedrichs des Großen unbeſchrieben laſſen, will ich Ihnen alſobald ſagen. . . . Wir müſſen Collegien leſen; und was noch ärger, wir müſſen Akten bearbeiten, wir haben General-Capitel ꝛc. ꝛc. Aber nicht allein Ludwig der Vierzehnte, ſogar der Fünfzehnte, fand Geſchichtſchreiber, weil er ſie wollte. Man muß den deutſchen Gelehrten, bei der ſchlechten Aufmunterung, die ſie genießen, den größten Ruhm ertheilen, durch ſich einen Rang neben den Franzoſen, die der König *) unterhält, und Britten, die in ihrem Reichthum des Königs nicht bedürfen, erworben zu haben. Aber Friedrich wird nicht ohne Geſchichtſchreiber bleiben; ſo wenig er den Grenadier berufen hat, ihn in die Herzen ſeines Heers zu ſingen, ſo wenig bedarf er eines beſtallten Hiſtoriographen. Sein Geſchichtſchreiber wird ſich ſelbſt belohnen, denn welcher ſolche Thaten beſchreibt, in dem Geiſt, in dem ſie geſchehen ſind, wandelt mit ſeinem Helden zur Nachwelt hinunter. Das was ich am Ende meiner Vorleſungen ſagen will, ſollen Sie ſogleich haben. Es iſt aber wahr, daß mir dieſe unglaublich viele Zeit koſten: auch iſt ein Plan vorhanden, mich davon frei zu machen. Ich möchte von Friedrichs Jahrhundert ein Précis ſchreiben; aber ſeine eigne Geſchichte liegt noch verborgen. Welche Quellen hat man, die den Abgang dieſes Lichtes erſetzen? überhaupt, welche Quellen? Ich kenne nur des Königs bekannte Schriften; die Mémoires des Generals Stille *), das Tagebuch des Generals Lloyd für 1756, Tielke, und einige wenige über Details.

Voltaire beſaß die Art von Quellen, aus denen man durch kleine Züge Geiſt und Gemüth malen lernen kann. Ich mache keine übertriebene Forderungen, gern würde ich andere Arbeit ruhen laſſen, wenn ich nur Memoires hätte. — Wiſſen Sie was? Ein Viertheil meines zweiten Theils iſt fertig; im Sommer erſcheint er. Zugleich wird meine allgemeine Schilderung der Thaten des Königs gemacht ſeyn, die laſſen wir drucken, wie die Sinngedichte, dreißig Exemplare für Freunde. Wenn dies einige bewegt, mich mit Schriften zu unterſtützen, ſo gebe ich Ihnen mein Wort: auch der große Ludwig ſoll ſich ſeines Geſchichtſchreibers gegen Friedrich nicht zu rühmen haben! Es iſt viel geſagt, aber warum ſage ich's? — Wer nicht nach dem Range unter den Geſchichtſchreibern ſtrebet, welchen Er unter den Königen hat, iſt nicht würdig, hiezu die Feder anzuſetzen. Daß ich nicht in des Königs Dienſt bin, iſt gut. Wenn es gelingen ſoll, ſo gelingt es durch einige große Männer, die die Sache fühlen und kennen. Dieſe Männer aufzuſpüren, dieſen die Sache vorzutragen, iſt unſer erſtes Geſchäft. Wollen es dieſelben, ſo ſoll es an Ausführung nicht fehlen.

In Abſicht auf die Schreibart haben Sie auch Recht. Voltaire glänzt wie der Hof, den er ſchildert. Wer von Preußen ſchreiben will, ſei groß in Einfalt, ohne Schmuck! Die Alten haben etwas, das auch Voltaire nicht hat: το αρχαιολογον, eine gewiſſe antike Sprache, ſehr geziemend für die Hiſtorie. Thucidides bildete ſeine Schreibart nach Homer. Salluſt ſchrieb altrömiſcher als man damals ſprach; ja Moſes, den ich in mancherlei Betracht ein vortreffliches Muſter finde, ſchreibt Geſchichte in einer anti-

---

*) Der König von Frankreich nämlich, die Franzoſen Friedrichs bedeuten ja nichts.

*) „Journal du voyage et de la Campagne du roi depuis le 10 Janvier 1742, jusqu' au 12 Juillet de la même année, écrit en forme de lettres par un officier Prussien à un de ses amis à M. . . On y a joint des relations sur quelques événemens remarquables de la guerre de 1744 et 1745 par le même officier.“ Ein ſehr ſchönes noch nie gedrucktes Manuſcript des berühmten Generals v. Stille, mit ſehr genauen militäriſchen Planen, in dem noch herauszugebenden literariſchen Nachlaſſe Gleims.

ſern Sprache, als die Geſetze. Die Hauptquelle des Nachdrucks in der Schreibart iſt im Herzen; wo ich bewegt war, wie von Erlach, wie von denen im Paß Morgarten, da ſchriebe ich gewiß am beſten. Wer wollte nicht hingeriſſen werden, und hinreiſſen beim Anblicke deſſen, was der Einzige that?

Meuſel ſchreibt, er finde in meinen Schriften ein originales Gepräge. Wenn ich von mir ſelbſt urtheilen kann, ſo hat er beſſer geſagt, als die mich mit Alten und Neuen vergleichen. Ob dieſes Gepräge gut oder ſchlecht, iſt eine andere Frage: ich bin ſchon zufrieden, daß ich eines habe.

Den Potpourri ſchickt man Ihnen? Er iſt, wie alle periodiſchen Schriften, ungleich; wird Ihnen aber doch meiſt gefallen. Von mir ſind: la Suisse, les Juifs, Génève, les Aristocraties, ſonſt nichts; von Bonſtetten: Discours prononcé dans l'assemblée d'un peuple pasteur dans les Alpes.

Dem Vater Gleim Johannes Müller S. D.

Aſchaffenburg, den 9. Julius 1787.

Ein Monat iſt verfloſſen, liebſter verehrungswürdigſter Freund, ſeit mir durch Heinſen die unſchätzbaren Denkzeichen Ihrer Erinnerung worden ſind. Mit welcher Empfindung ich ſie empfangen, mit welcher Freude ich den unerſchöpflichen Reichthum Ihres Geiſtes, Ihr hohes, edles Herz, und alle die auswendig zu lernenden Sprüche der Weisheit, in ihrem Scharfſinn und ihrer wohlklingenden Ründung, bewundert; alles dieſes, theuerſter Vater Gleim, würde ich Ihnen am liebſten in der Wallung der erſten Stunden dieſes Genuſſes geſchrieben haben, wenn ich ſie nicht in Eltwyl, während der Coadjutorwahl, mit unſerm alten Churfürſten zugebracht hätte, und nachher die politiſchen Geſchäfte, in welche ich, gleichſam unbemerkt, hereingezogen worden, mir zu wenige Augenblicke frei gelaſſen hätten. Doch war dieſes nicht der einzige noch vornehmſte Grund: ſtolz, bei den Weiſen und Edeln in Ihrem Tempel mich zu denken, hatte ich mein Portrait Ihnen zugleich ſenden wollen. Dieſes erforderte ein Paar Tage Aufenthalt in Hanau, weil ich in dieſen Gegenden keinen beſſern Maler weiß, als den dortigen Tiſchbein. Bisher war dieſes unmöglich, zumal in dieſen Tagen, da der Staatsrath in den auswärtigen Geſchäften von dem Churfürſten auf einige Zeit Urlaub bekommen, und in ſeiner Abweſenheit ich das Vorkommende expediren muß. Länger wollte ich doch nicht warten, konnte nicht mehr warten, an Sie zu ſchreiben, Ihnen zu ſagen: — Die ganze Herrlichkeit, welche ich, mit Ihrem lieben Geſchenk und mit der ſchönen Stelle darin über mich, habe; wie meine Bewunderung Ihrer Denkungsart und Kraft und Empfindung, durch die Erfahrung und Bekanntſchaft Anderer, in mir allezeit geſtiegen; wie unvergeßlich mir iſt, was ich Ihnen zu danken habe; wie ich brenne vor Begierde, Sie wieder zu ſehn — und daß ich es hoffe, obgleich ich den Monat freilich nicht ſagen kann. Daß Sie das Buch vom Fürſtenbunde nicht ſo früh als es hätte ſeyn ſollen, erhalten, machte eben der Wirrwarr von Geſchäften, der mir ſo wenig freie Augenblicke ließ, daß ich es auch Bonſtetten erſt vor ſechs Tagen, Schlieffen aber gar nicht geſchickt. Nun haben Sie es aber wohl ſonſt, und ich ſende, niemandem früher als Ihnen, die zweite Ausgabe, die mich jetzt beſchäftigt. Sofort, wenn dieſe vollendet iſt, ende ich den dritten Theil der Schweizerhiſtorie, werde aber, wie vor mir Tacitus und Grotius, bei einer gewiſſen Epoche den, hin und wieder ohnehin immer noch zu rauhen, Ton ändern, und weil die Entfernung mir nicht erlaubt, über die neuern Jahrhunderte der Nation eben ſo vollſtändig zu ſeyn, zur einſtweiligen Fortſetzung, in einer freiern Sprache, vielmehr Mémoires pour servir — liefern, deutſch verſteht ſich. Dieſe werden mehr politiſche Digreſſionen erlauben; durch dieſe hoff' ich die Republik zu bewegen, in dieſen Zeiten zu thun, was ihr zukömmt, ſich ſelbſt zu ſtärken, und eine neue Stütze der allgemeinen Sicherheit und Freiheit zu werden. Das alſo ſehen Sie, und werden in Neſtors Alter allzeit ſehen, daß die politiſchen Grundſätze, die Sie vor vielen Jahren an mir gebilligt, und welche die der Preußen ſind, durch alle Studien und Lebenserfahrungen in mir nur befeſtigt worden. Der patriotiſche Grenadier Friedrichs kann ſolches nicht gleichgültig hören; er wird mich um ſo mehr lieben, und Pallas Minerva bitten, daß er mich bald wieder an ſeine muthvolle, zärtliche Bruſt drücken möge. Sie erhöre ihn, die uns beiden gnädige Göttin! —

Schreiben Sie mir doch, liebſter, Beſter, bald umſtändlich, was Sie machen, leſen, genießen; mit wem Sie jetzt leben. Ach, krönen Sie heut' einen Becher, Vater Anakreon, und laſſen Sie den auf meine Geſundheit umhergehen; dann ſchreiben Sie mir's. Ihre Worte erfreuen mich, über Wein, und Ihre Liebe entflammt meine Seele!

Gleim an Müller.

Halberſtadt, den 18. Mai 1791.

Seit wann, mein Theurer! dachten Sie nicht mehr an den alten Gleim? Seit ehegeſtern, glaube ich. — Sie hatten Reichstagsgeſchäfte, ſchrieben geſtern wegen der witzigen Franzoſen, im Namen des deutſchen Erzkanzlers, an den deutſchen Kaiſer, konnten alſo an den alten Gleim nicht denken.

In Ihrem letzten Schreiben machten Sie mir Hoffnung, daß ich Sie ſehen würde. Gerüchte ſagten nachher: Sie gingen nach Berlin ꝛc. O, daß ihr Gerüchte die Wahrheit ſagtet! — Nein, ſagten Andre, große Fürſten werben um den deutſchen Tacitus; ſein einziges Leben wird er nun ganz den großen Fürſten leben! — Nein, ſagte ich, das thut er nicht:

„Johannes Müller lebt, und große Fürſten geben
Ihm guter Worte viel, doch nur für ſie zu leben,
Weil bei der Nachwelt man durch Ihn zu leben meint;
Er aber weigert ſich, und lebt für ſeinen Freund!“

Große Fürſten aber, ſagten Andre, haben ihn in höhern Stand hinaufgehoben, damit er die Niedrigen nicht achte. — Läſterung, ſagte ich; unſere großen Fürſten wiſſen wohl, daß ſie einen großen Maler nicht machen können: ſie gaben unſerm deutſchen Tacitus nur einen Lorbeerzweig. Das hätten ſie längſt thun ſollen, gleich nach der Herausgabe ſeines Buchs über den Fürſtenbund! — So ſprach ich, und las ohne weiters fort in Ihrer unvergleichbaren Schweizergeſchichte. Was beſonders beim Leſen des dritten Bandes für Gedanken aufſtiegen in Ihrem alten Freunde, das, mein Theurer, läßt ſich nicht wohl ſchreiben; es würde ein Briefbuch! Einer dieſer Gedanken war: Sie hätten mit dem vierten Theile dieſer Arbeit die Geſchichte des Einzigen zu Stande gebracht!

O des Schickſals, das 1781 zu Berlin in goldne Feſſeln Sie nicht legte! Nun bekommen wir keine Geſchichte des Einzigen! Laſſen Sie doch zum wenigſten Ihre herrliche Recenſion der Werke des Einzigen in der Allgemeinen Literaturzeitung beſonders abdrucken; haben Sie die Zeit nicht, dieſen Abdruck zu beſorgen, ſo geben Sie mir nur den Auftrag; ein müßiger Freund ſoll ſeine Zeit ſehr gut dazu verwenden.

Sie haben anonymiſch noch Manches geſchrieben, mein Theurer! Schicken Sie mir doch Alles, Alles! Es zu finden, wie der Hahn die Perle, iſt nicht wohl möglich; ich ſcharre nicht viel, habe die Zeit nicht; ſehe gar zu gern, daß mir Alten meine Freunde, deren Werke, nebſt den Werken der Vorwelt, nur noch geleſen werden von mir, es mir commode machen! Ich gebe ein gutes Beiſpiel, ſende Ihnen Alles, was ich drucken ließ, ſo ſchlecht es ſeyn mag, und ſo wenig zufrieden ich ſelbſt mit Manchem bin; ſende es meinem liebſten Müller, bei deſſen Bilde in meinem kleinen Freundſchaftstempel Männer und Weiber: Wer iſt das? am meiſten mich fragen.

Ach, mein Theurer, in dieſen kleinen Tempel kam ich den 14. Oktober vorigen Jahres geſund zurück, und war den 22. September dicht an der Pforte des Himmels; hörte ſchon der vorangegangenen Freunde: Willkommen! Wäre ſo gern zu ihnen hingegangen, hätte meinen Einzigen aufgeſucht.

Wie viel hätte ich mit Ihnen noch zu ſprechen: Herz und Geiſt iſt voll! Ich darf nicht anfangen, dieſer Brief würde, wie ſchon andre, disjectum membrum amici. Leben Sie wohl, mein Theurer, und ſorgen Sie mit Ihrem Erzkanzler und ſeinem Helfer, daß der Ruſſe, wie auf Iſmail, nicht Sturm laufen dürfe auf die Menſchheit; daß der Franzoſe, halb Tiger, halb Lamm, den gefangenen König nicht hängt, und daß die Polen ſo verſtändig als ſie angefangen, endigen mögen! Sorgen Sie auch noch, daß Wilhelm Heinſe ſeinen Wilhelm Gleim nicht ganz vergißt.

Bonſtetten an Johann von Müller.

Ich bin in Italien, mein Lieber, den Mai am Himmel und auf der Erde um mich her, den Schnee über den Wolken hinter mir; eine ſanfte Luft, die Freude und Wohlbehagen einflößt, umweh't mich; Alles iſt für mich verändert, Himmel, Erde, Menſchen, und in der That, ich befinde mich wohl dabei; ich vermiſſe von dieſen beeiſten Felſen und fürchterlichem Klima, das ich verlaſſen habe, nichts als Sie; und — ich wag' es nicht zu ſagen — Sie wiſſen, wen. — Ich weiß nicht, welche Empfindung mich in dieſem Klima durchdringt, aber ich fühle, daß ſie mächtig auf meine Seele, und, ich glaube, auf meine Nerven wirkt; ich freue mich, zu ſeyn, herum zu gehen, auf einem Balken zu ſitzen, nichts zu denken; Alles zerſtreut und beſchäftigt mich, Alles iſt neu für mich, Alles iſt Harmonie für meine Seele, Alles ladet ſie zu ſüßen Träumereien ein!

Ich habe eine herrliche Reiſe gehabt, keinen Augenblick lange Weile oder Ermüdung. Es iſt mir jetzt, als wenn ich von einer Wolke herab unter meinen Füßen einen Theil der Erde ſich herumdrehen, und Nationen und Klima's vor meinem Blick vorüberfahren geſehen hätte.

Der Gotthardt, mein Freund, der Gotthardt — läßt die kühnſten Bilder der Dichtung hinter ſich; kaum haben die glücklichſten Dichter einige Züge des Erhabenen erreicht, wodurch der Gotthardt mit jedem Schritte zum Erſtaunen zwingt. Man reiſ't, um die Ruinen von Rom zu ſehen: Der Gotthardt zeigt in dieſer Jahreszeit ein Schauſpiel von Ruinen der Welt. In dieſen ungeheuren Einöden hört man nichts, als das Brauſen der Winde, der Waſſer, der Ströme von Schnee, die die jähen Abgründe mit Krachen des Donners hinabrollen; man ſieht Waſſerfälle von Eis über dieſen Abgründen hängen; Waſſermaſſen, die auf den Felſen ſchäumen, und ſich in den Tiefen der Reuß verlieren; die Erde unter den Füßen geöffnet, und durch Brücken vereinigt, die eine kühne Hand über dieſe dunkeln Schlünde warf; endlich bei Urſeren eine einſame Ebene: die Reuß, die ſich mit Gewalt durch den Schnee in ihren Krümmungen drängt; ein Paar einzelne Häuſer und eine Kirche, die kaum aus dem Schnee, der ſie bedeckt, herausblicken; Alles malt der Seele das Bild der Einſamkeit, der Verlaſſenheit und des Todes vor. Hier ſagt Ihnen Ihr Führer: „Bei dieſem ſchwarzen Kreuz iſt ein Mann mit ſeiner Frau umgekommen; dort bei jenem Felſen habe ich Vater und Sohn gefunden, ihre Körper waren in Eis verwandelt, man las noch in ihren Mienen die Züge eines unruhigen und tiefen Schlafes.“ — Dieſes Thal war vordem ein Wald und der Aufenthalt von wilden Thieren, die ihr Heulen mit dem Getös der Winde, und dem Lärm der Waſſerfälle vermiſchten. Endlich auf dem Gipfel des Berges finden Sie zwei Kapuziner an einem guten Ofen und zwiſchen zwei Bouteillen ſitzen. Sie ſagen da ein Pater noster und ein Credo, trinken guten Wein von Leſcio, und danken Gott und den Kapuzinern für die Güte des Himmels und des Gotthardts. — —

Beſchreibung eines Erdbebens in Meſſina*).

(Vierzehnter Brief.)

Meſſina, im Oktober 1786.

Heute müſſen Sie mir, mein Freund, eine Weile aus Ihrem frohen Zirkel hinweg zu Meſſina's Schutthaufen eilen, hier Menſchen-Elend in ſeiner ganzen Größe entdecken, und alle Schrecken der empörten Natur hereinbrechen ſehen, ſehen, daß in einem Moment Ruhe und Glück in Zerſtörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittre Verzweiflung und verzehrenden Mangel umgeſchaffen wird. Das Erdbeben rollte unter der Erde fürchterlich daher, und Meſſina ſank in Ruinen dahin!

Ich will verſuchen, Ihnen ein ſchwaches Gemälde von den Verwüſtungen, die das Erdbeben in Meſſina anrichtete, zu entwerfen. Unwillkürliche Thränen drangen aus meinen Augen beim Anblick des Schutthaufens hervor, und ich ſah bei der neuen Erinnerung Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Gatten, und Freunde ihre Freunde noch einmal beweinen. Einer meiner ſchätzbaren und dienſtfertigen Freunde führte mich unter den Ruinen umher, und bei ihm merkte ich das allmälige Steigen des Schmerzgefühles bis zum endlichen heftigen Ausbruch deſſelben, wie ich's noch nie ſah. Wenn es einem Künſtler, wie Schröder, möglich geweſen wäre, bei dieſer Szene ruhig zu bemerken, ſo hätte ich ihn an meiner Stelle gewünſcht, um für die Kunſt, allmälig ſteigende Affekte darzuſtellen, neue Bemerkungen aus der Natur zu ſchöpfen. Wir eilten über manchen Ruinenhaufen hin, und mein Führer machte mit inniger Theilnahme hie und da Bemerkungen über das Elend, das die Leute, die dort wohnten, erlitten hatten, blieb aber ſonſt noch munter und froh: allmälig nahm ſeine Theilnahme zu, und je weiter wir gingen, deſto lebhafter ward ſeine Erzählung und deſto heftiger ſeine Aktien, bis wir endlich auf einen Fleck kamen, wo eine Menge Bruchſtücke vereinigt lagen. Beim Anblick derſelben faßte er einen geborſtenen Quaderſtein an und rief mit wildem Blick verſchiedentlich aus: „Iſt das nicht ein trauriger Anblick!“ Dann ergriff er plötzlich mit heftig emporſtrömenden Thränen meine Hand, und ſagte: „(Caro mio amico, ecco la mia casa!) Hier ſtand einſt mein Haus! Ich war reich, und bin jetzt arm, wie der Taglöhner! Nichts habe ich gerettet, und bin kaum ſelbſt der epidemiſchen Seuche, die nach dem Erdbeben eindrang, entgangen.“ Die Bilder jener unglücklichen Nacht erwachten nun immer heftiger, er malte ſie aus mit einem Feuer, daß ich für ſeine Geſundheit bange war, und es für meine Pflicht hielt, ihn von dem Fleck ſo bald wie möglich hinwegzuziehen. Wir eilten fort, und es folgte unmittelbar auf dieſe leidenſchaftliche Aeußerung eine Stille in ihm, deren Grund ſonſt in ſeinem Charakter nicht lag, es ſchien mir beinah, als folgte nach der überſpannten Empfindung eine Erſchlaffung, und die Munterkeit, die er vorher hatte, kehrte den ganzen Tag nicht wieder zurück.

Alle Beſchreibungen von Meſſina ſcheinen in der Schilderung des trefflichen Anblicks zu wetteifern, den die ohngefähr eine Miglie längs dem Hafen hinlaufenden Gebäude verurſachen, in denen edle Simplizität mit hoher Schönheit vereinigt war. Meine Beſchreibung macht hier eine Ausnahme; denn ich fand die Paläſten-Reihe in Ruinen. Indeß konnte ich doch noch ſoviel davon entdecken, daß ich's zu behaupten wage, keine mir bekannte Schilderung ihrer ehemaligen Schönheit war übertrieben. Der Name Pallazzata kommt ihr mit Recht zu. Sie gehörte zu den vorzüglichſten Werken der neuen Kunſt, und der Künſtler bewies nicht weniger Scharfſinn bei ihrer Erfindung, als Kunſt bei der Ausführung. Er ſcheint die ſtolze Idee gefaßt zu haben, daß mit dem Meiſterſtück der Natur — ſo kann man mit Recht den ſtolzen Hafen Meſſina's nennen, der vielleicht nirgends ſeines gleichen findet — ſeine Kunſt einen Wettſtreit beginnen ſollte, ob es ihr nicht gelingen würde, das Auge des Bemerkers von jenem hinweg und auf ſich zu ziehen. Aber die Solidität der Natur verſtand er ſeinem Kunſtwerke nicht zu geben, ſie trug bei dem zerſtörenden Unglück von 1783 den Preis davon. Obgleich das Erdbeben gleichſam über's Meer von Italien nach Sizilien herüber rollte, und von der Meerſeite ſeinen erſten Angriff auf Meſſina wagte; ſo trotzte doch der Hafen den zerſtörenden Wellen, und ſteht noch jetzt in ſeiner ganzen Schöne da: da hingegen die Meiſterſtücke der Kunſt in einen Schutthaufen zuſammen fielen. Man ſagt, es ſei auf's neue der Plan im Werke, die Pracht der alten Gebäude wieder herzuſtellen: aber, wer weiß wie viele Jahrzehende noch drüber hingehen? Jetzt wenigſtens fällt noch täglich mehr ein, und jeder neue Einſturz, den man ſo leicht verhindern könnte, zerſtört neue Theile des Ganzen.

---

*) Aus: Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Joh. Heinr. Bartels. Th. 2. Göttingen 1789.

Ganz dieſer Unthätigkeit ähnlich fanden wir es im Innern der Stadt, noch war nichts für Hinwegräumung des Schutts geſchehen. Kirchen, Paläſte, öffentliche Gebäude und Häuſer aller Art lagen noch eingeſtürzt über einander, die ſchönen, großen, parallel mit dem Hafen laufenden Straßen fanden wir gänzlich Menſchenleer, und nur hie und da nach beſänftigter Erde zwiſchen den Ruinen ein kleines Hüttchen zur armſeligen Bewohnung erbaut; wie wenig allgemein dieß aber war, können Sie daraus ſchließen, daß in den beſten Gaſſen der Stadt noch 1 Fuß hoch und drüber Staub, Sand und Schutt lag, der es beinah unmöglich machte, durch die Stadt hinzugehen. Noch wohnt alles in Baraken, die außer Meſſina auf der Höhe errichtet ſind, aus denen die Einwohner, wie man mir ſagte, ungern wieder heraus wollen, nachdem ſie einmal gegen Näſſe und Kälte abgehärtet zu ſein glauben.

Uebrigens ſchleifte die Verwüſtung, die Meſſina im Februar und März 1783 erfuhr, die Stadt nicht ſo durchgängig, wie einige Städte in Kalabrien; ſondern nur der niedrige Theil derſelben ward ein Raub des Erdbebens, der höhere Theil hingegen blieb beinah ganz ſtehen, und ward nur heftig beſchädigt. Aber auch ſelbſt hier hat man noch wenig an Wiederaufbauung gedacht, und die Nachricht, die man von jedem angeſehenen Manne hier erhält, daß ſchon 300 Häuſer außer den königlichen Gebäuden und Kirchen wieder erbaut ſein ſollen, kann ich mit völliger Gewißheit für unrichtig erklären. Es iſt, als ob ſie dieß Gerücht abſichtlich ausbreiteten, um die Aufmerkſamkeit der Neapolitaniſchen Regierung von Meſſina abzuziehen.*)

Das Meer verkündigte in Meſſina zuerſt die kommenden Schrecken, man bemerkte einige Tage vorher eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, die Natur ſchien gleichſam von ihren Geſetzen losgeriſſen, und ohne beſtimmte Regeln tobte das Meer bald wüthend daher, und bäumte plötzlich hoch auf, als wollte es den Damm überſteigen, und Meſſina verſchlingen, bald legte es auf einmal und unerwartet ſeine Wuth. In dem bekannten Meerſtrudel von Charybdis zeigten ſich Wirbel, wie wir ſie in unſern Tagen nicht mehr zu ſehen gewohnt ſind; es ſchien als würde das Zeitalter jener Dichter zurückkehren, die uns die Wuth derſelben mit ſo ſchrecklichen Farben ſchildern. Boten von der großen Empörung im Innern des Meeres waren ferner ganze Schaaren Fiſche, die ſich faſt nie zu dieſen Zeiten auf der Oberfläche des Waſſers ſehen laſſen. Bei jedem hernach erfolgten Erdbebenſtoße waren ſie immer die erſten Verboten der einbrechenden Verwüſtung. Daher hörte man auch in der Stadt, ſo oft ſich dieſes Phänomen auf's neue zeigte, ſchreckliche Verwünſchungen gegen ſie ausſtoßen, und ſah einen jeden verzweiflungsvoll dem Unglück entgegen gehen. Bei dem Toben des Meeres verſpürte man zugleich ein beſtändiges Getöſe im Innern der Erde, dem Schall eines entfernten Donners zu vergleichen, und dieſes rollte ganze Tage hindurch langſam und ſchwach fort, ward aber bei jedem Aufbrauſen des Meeres ſtärker. Vom Anfang des Februars an bis zum fünften dauerten ohne Zerſtörung zu bringen dieſe Vorzeichen fort. Am 5ten Februar endlich fiel Meſſina gleich nach Mittag in einer Stunde mit ſo vielen Städten Kalabriens. Der Tag ſelbſt war in der Stadt ein finſterer neblichter Tag, und durch die Nebel ſchien am hellen Mittage das Licht der Sonne ſchwach und blaß wie Mondſchein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas Schauervolles gehabt haben ſoll, man nannte ſie mir, ein ſchreckliches, fürchterliches Warten, und wollte ſelbſt bei Menſchen an dieſem Tage eine gewiſſe Trägheit, Erſchlaffung und Unluſt wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöſe von Kalabrien herüber ertönen; es ſchien allmälig näher zu kommen, und das Meer empörte ſich immer mehr; ſo rollte das Erdbeben fürchterlich und langſam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Meſſina's Ufer erreicht hatte, ſo war zuerſt die ſchöne Palazzata ſeiner Wuth ausgeſetzt, ein großer Theil derſelben ward zerſtört und dann nur noch hie und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schaden war damals noch ſehr gering: aber um deſto größer und allgemeiner war der Schrecken, und um deſto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finſter war, ſchien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöſe im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher und außer dieſen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beſchädigter, verzweifelnder und ſterbender Menſchen die Schreckensſzene noch um vieles. Eine der ſchrecklichſten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beſte Theil der Stadt gänzlich zerſtört. Freilich am 7ten, am 13ten Februar, am 28ſten März und mehrere folgende Tage und Nächte wiederholte das Erdbeben ſeinen Angriff und ſtürzte das ein, was dieſe Nacht nur in ſeiner Grundfeſte erſchütterte, nicht umwarf; aber nie kehrte es ſo heftig wieder wie damals grade um Mitternacht, 12 Stunden nach dem erſten heftigen Stoße. Es wurde ſelbſt die 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle, die man für unzerſtörbar gehalten hatte, von oben bis unten geſpalten, und dieſe Nacht raffte in Meſſina die meiſten Menſchen hinweg. Der Zuſtand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution ſehr traurig. Gleich nach dem erſten zerſtörenden Stoße flüchtete ſich Alles aufs Freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelſchauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien, weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu verſehen, ſo mußten ſelbſt die Angeſehenern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über ſich haltend auf einem Stuhl unter freiem Himmel ſchlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechſeln zu können, zubringen. Dieß war die traurige Urſache von ſo vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menſchen wie das Erdbeben hinwegrafften. Daß die Anzahl der durchs Erdbeben getödteten Menſchen in Meſſina ſich nicht über 1000 erſtreckte, daran war einzig der nur wenig zerſtörende Stoß vom 5ten Febr. des Mittags ſchuld, Alles war jetzt ſchon aus den Häuſern geflüchtet, und ſo waren nur die, die vielleicht in der Abſicht zu ſtehlen, oder um noch etwas von dem Ihrigen zu retten in den verlaßnen Häuſern ſich aufhielten, vielleicht auch einige die zu ſicher geweſen, und weniger das noch ungewiſſe Erdbeben als den heftigen Platzregen ſcheuten, und in ihren Wohnungen geblieben waren, ein Raub der traurigen Erderſchütterung.

---

*) Dieß iſt mir hernach noch wahrſcheinlicher geworden, da ich ſelbſt in Neapel von einigen der Vornehmſten hörte: Meſſina kann ſich jetzt ſelbſt helfen, ſo und ſo viel iſt ſchon durch Hülfe der Regierung geſchehen. Als ich dem widerſprach, wiederholte man beſtändig die Verſicherung, es ſei gewiß ſo, und damit basta! Warum man ſo verfährt, das wird die Folge meiner Briefe zeigen.

Der Anblick der Verwüſtung wurde noch weit fürchterlicher und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünſte, die entſtanden; 7 Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger verſchiedener großer Kaufleute und raubte den armen Meſſineſen ihre letzten Hoffnungen. Der ganze Schaden, den Meſſina durch dieſes vereinigte Unglück erlitt, belief ſich auf 10 Millionen Lire, ohngefähr 3 Mill. Thaler, Mobilien, Edelſteine und andre Pretioſa nicht mitgerechnet.

Aber noch hatte Meſſina nicht die höchſte Stufe ihres Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war; ſo entſtand eine allgemeine Hungersnoth, die traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung dieſen Leiden ſchnell abgeholfen hätte. Allgemein war auch die Klage über Mangel an ſüßem Waſſer, und man ſah gar nicht voraus, wie man dieſen Mangel entfernen wollte. Größtentheils hatten ſich die beſten und ergiebigſten Quellen bei dem Erdbeben verſtopft, und die Brunnen blieben völlig waſſerleer: oder wenn noch andre Waſſer gaben, ſo ſchien es beinah unmöglich, ſich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchſtücke von den zerſtörten Gebäuden herabfielen, und ohne dieß lange Zeit, viele Beſchwerden und eine Menge Arbeiter dazu gehörte, den Schutt hinwegzuräumen. So ſtieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfniſſe, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur ſehr ſchwach.

Man ſuchte indeß ſoviel als möglich das Unglück zu lindern, der Marcheſe von Caraccioli, damaliger Vicekönig von Sizilien, zeigte hier, wie bei allen ſeinen Unternehmungen, ſeinen großen Kopf und ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen. Er that alles, wozu er nur immer die Mittel in den Händen hatte, und ſo wurde dem Mangel auf einige Zeit Einhalt gethan, einiger Vorrath, wenn gleich anfangs nur in geringer Menge herbeigeſchafft, die Sklaven zur Reinigung der Brunnen gebraucht, und auch durch ſie ein andres Geſchäft bewirkt, das, wie ein jeder wohl einſah, wenn es unterlaſſen würde, die traurigſten Folgen nach ſich ziehen mußte, woran aber keiner Hand anzulegen Herz genug hatte. Es ſchien, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Platz getroffen, wo alle die Körper begraben lagen, die an der letzten Peſt ſtarben; ſchon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetſten Urſachen zu der Beſorgniß, daß aus den emporſteigenden peſtilenzialiſchen Dünſten eine neue Peſt entſtehen würde. Es kam zu ihrer Verhütung daher ſehr darauf an, dieſen Platz zu beſetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, und überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen; auch dafür ſorgte ſogleich die Regierung, und damit ihre beſſern Bürger nicht dieſer Gefahr ausgeſetzt ſein möchten, ſo bewirkte ſie es durch Sklaven, und erreichte ihre heilſamen Zwecke.

Während der Zeit wurden Geſandte nach Neapel geſchickt, um dem Regenten Nachricht von der Zerſtörung Meſſina's zu bringen; der Marcheſe di Regalmici erhielt darauf die Stelle eines Vicario Generale in Meſſina, wie Pignatelli in Kalabrien, mit gleicher Autorität ausgerüſtet, und mit thätiger Hülfe, das Unglück zu lindern, verſehen. Eine Menge Lebensmittel, Arzeneien, Aerzte und Chirurgen, und überdieß noch 83,000 Lire wurden ihm zu ſeiner Dispoſition gegeben; er mußte die leidende Armuth aufſuchen und unentgeltlich ihre dringendſten Bedürfniſſe befriedigen. Der König that alles, was er nur konnte, wie Sie auch ſchon aus meinen Briefen über Kalabrien werden geſehen haben; die Thränen, die er dem Unglück ſeiner Unterthanen weinte, der Muth, der ihn ſogleich beſeelte, und ſeine thätige Menſchenliebe anfeuerte, und dann die Wahl der beſten Mittel, um zu ſeinem Zweck zu kommen, geben von ſeinen trefflichen und menſchenfreundlichen Geſinnungen den deutlichſten Beweis. Freilich war es unmöglich, die Wunden gleich ganz zu heilen, unmöglich, daß ein jeder befriedigt mit dem was die milde Hand des Monarchen ihm reichte, heimkehrte, und daher mußten, da vielleicht Viele in ihren großen Erwartungen getäuſcht waren, manche Klagen über Mangel an Hülfe entſtehen. Aber dieſe Klagen zeigen es deutlich, wie wenig die Menſchen den ganzen Umfang des Elends kannten, wie ſich jeder aus zu großer Eigenliebe für den hielt, auf deſſen Rettung man am mehrſten denken ſollte; zeigen es deutlich, wie jeder Privatmann zu viel von der Regierung forderte, und ſind daher größtentheils ungerecht. Was konnte die Regierung mehr thun, als daß ſie ſogleich einen eignen Gerichtshof ernannte, um dem Unglücke der Menſchen abzuhelfen, und Männer von Geiſtesfähigkeiten und erkannter Rechtſchaffenheit beſtimmte, um allen Unordnungen zuvorzukommen und ſie zu ſtillen? was mehr, als ſogleich alle Auflagen und Acciſe, die ſonſt für die erſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe bezahlt werden mußten, aufzuheben? was mehr, um Meſſina ſo bald wie möglich zu ihrem vorigen blühenden Zuſtande zurückzuführen, als daß ſie ihren Hafen zum Freihafen mit neuen Privilegien erklärte, und beſonders um den Handel mit Seidenwaaren, den wichtigſten von Meſſina, zu beleben, alle Auflagen von ſchon verarbeiteten Seidenwaaren aufhob, und verſchiedenen Privatleuten aus eigenem Antriebe beträchtliche Summen vorſchoß, die ſie ohne die geringſte Intereſſe erſt nach 3 Jahren wieder bezahlen durften? was mehr, um den Handel mit auswärtigen Nationen anzufeuern, als daß ſie die Auflagen auf eingebrachte fremde Waaren zu 1 Procent herabſetzte, und die beſten und thätigſten Unterſtützungen zur Wiederaufbauung der Stadt und der Magazine hergab, ja gar ſelbſt ſogleich anfing, verſchiedene öffentliche Gebäude und Kirchen auf königliche Koſten wieder erbauen zu laſſen? Es iſt daher Undank, die unterſtützende Thätigkeit der Regierung bei dem Unglück der Meſſineſen verkennen zu wollen.

Aber das, worüber man mit Recht zu klagen Urſache hatte, und worüber auch eigentlich die vernünftigſten Einwohner klagten, waren die vielen Unterſchleife, die bei Vertheilung der Geſchenke des Königs von Seiten der Unterbedienten gemacht wurden. Dieſe ſollen ſich aus dem Unglück der Meſſineſen durch die größten Bedrückungen Schätze zuſammen geſammelt, und die uneigennützige Gabe des Königs wohl gar den armen Bedrückten verkauft haben. Urſache zu klagen glaubt man ferner in der Nichterfüllung ſo mancher in dem erſten Gefühl des Mitleidens gegebnen Verſprechungen zu finden; der Handel ſollte noch mehr belebt, und Meſſina's Wohlſtand noch mehr befördert werden, und doch iſt's noch immer, als läge der Handel gefeſſelt, als arbeitete irgend eine verborgene Kraft dem Aufkommen der Stadt entgegen. In Meſſina will man dieſe verborgene Kraft in Palermo, dieſer Nebenbuhlerin Meſſina's, und in dem großen Adel, der alle Vortheile des Handels allein zu genießen wünſcht, finden. Man verſprach, ſo klagt man ferner, Befreiung von drückenden Abgaben; aber heißt das Befreiung vom Druck, wenn man mit der einen Hand Balſam in die

Wunden gießt, und mit der andern neue Wunden ſchlägt! Ich theile Ihnen hier die allgemeinen Klagen der Nation mit; die allgemeine Volksſtimme ſcheint die Wahrheit zu verbürgen. Es iſt aber ſehr traurig, daß ein ſo guter Regent, bei allem ſeinem Wunſche und Willen, ſeine Unterthanen glücklich zu ſehen, doch ihm unbekannte und daher unvermeidliche Hinderniſſe findet, und dadurch, indem er glaubt, man eile hin um ſeinem Willen gemäß zu handeln, ſelbſt Wege, neuen Druck einzuführen, veranlaßt. Nein, mein Freund, ein Land, wo das Intereſſe des Königs und ſeine Unterthanen ſo ſehr mit dem der großen Baronen im Widerſpruche ſteht, und dieſe mächtig genug ſind ihre Pläne gegen den Willen des entfernten Regenten auszuführen, der keine andre Nachrichten aus ſeinen Ländern erhält, als die ſie ihm bringen, das kann kein glückliches Land ſein, und wäre es auch das Kanaan unſerer Zeit.

Als Generalvikarius lag dem Marcheſe di Regalmici die Pflicht ob, ſo ſchleunig wie möglich Meſſina Hülfe zu verſchaffen, damit der Schaden nicht weiter um ſich fräße. Nachdem er dieſe ſeine Pflicht mit möglichſter Treue erfüllt hatte, ſo ward er ferner zum Präſidenten einer neuen Giunta, oder eines neuen Gerichtshofes ernannt, der hauptſächlich auf Heilung des Schadens bedacht war. Dieſer Gerichtshof beſtand außer dem Präſidenten aus dem Prinzen von Calvaruſo, dem Befehlshaber über das Militär, dem Erzbiſchof von Meſſina und dem Prinzen Perſichelli. Dieſer Gerichtshof ſteht nicht unter dem Vicekönige von Sizilien, ſondern nach Actons Einrichtung unmittelbar unter Neapel, und alle Verordnungen und Einrichtungen zur Wiedererbauung der Stadt hängen von ihm ab. Läßt ſich aber nach dem, was geſchehen iſt, ſeine Thätigkeit beſtimmen, ſo möchte ich wenigſtens nicht ſein Panegyriſt ſeyn.

Außer der Zerſtörung Meſſina's richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüſtet, und einige kleine Dörfer und Städte wurden mehr oder weniger beſchädigt, ſo wie ſie in größerer oder geringerer Entfernung von Meſſina lagen. Die Erderſchütterung fühlte man aber im ganzen Vall Demona. In einem kleinen Ort, Caſtroreale, fand man nur wenige Spuren der Zerſtörung, und ſo wurden auch Patti, Linguagroſſa, S. Lucia, S. Martino, Melazzo, Condro, Calvaruſo, Barcellonetta, S. Pietro di Monforte, Pozzo di Gotto, Valdina, Venetico, Randazzo und Rocca nur wenig beſchädigt. Sonſt richtete das Erdbeben keinen weitern Schaden an.

Briefe von Göthe.

An J. C. Lavater.

Weimar, im November 1779.

Ich kann nicht weiter gehn, ohne Dir über eine Idee zu ſchreiben, die mir ſehr am Herzen liegt. Du weißt, wie wichtig in vielem Betracht dieſe Reiſe dem Herzog geweſen iſt, und wie gewiß eine neue Epoche ſeines und unſres Lebens ſich davon anfängt. Wenn wir nach Hauſe kommen, ſo lebt er wieder in ſeinen Gärten und Gebüſchen fort. Dorthin, an einen ſchönen Platz, möchte ich ihm ein Monument dieſer glücklich vollbrachten Reiſe ſetzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre.

Es ſind auch Nebenabſichten dabei. Ueberall ſpielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälſe und Bäuche ihm immer fatal geweſen ſind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, ſteht noch gar nichts dergleichen. Dieſes wäre das erſte und wahrhaftig wahre, denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto iſt keine leere Phraſe. Wir haben bei uns einen Bildhauer, einen Mann von leichtem Begriff und ſchneller Hand, der ſich täglich durch das Studium der Natur und der Antiken beſſert, dem es aber an Imagination fehlt, und der, wenn man ihm ſo was überläßt, wie Andere ſeines Gleichen, in den neuen leeren Decorations-Guſto verfällt.

Zu dieſem Monument hab' ich in meinem Kopfe allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künſtler, die um mich ſind, könnte zuſammenboſſeln laſſen, herbeigeſucht; doch ſeh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben, und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, ſeitdem mich der Gedanke beſchäftigt, habe ich gewünſcht, Du möchteſt Füßli bereden, daß er aus ſeinem ungeheuren Reichthum etwas zu dieſem guten Werke herübergäbe. Das iſt der einzige Weg — wenn unſer Bildhauer nicht ganz von Gott verlaſſen iſt — daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können.

Mein erſter Gedanke war ſo. Ich wollte dem Monument eine viereckige Form geben, etwas höher, als breit, wie man in den alten

Ueberbleibſeln dergleichen Steine mit einem eingekerbten Dach findet. Von drei Seiten ſollte jede eine einzelne bedeutende Figur, und die vierte eine Inſchrift haben.

Zuvörderſt ſollte das gute heilſame Glück ſtehen, durch das die Schlachten gewonnen und die Schiffe regiert werden, günſtigen Wind im Nacken, die launiſche Freundin und Belohnerin kecker Unternehmungen mit Steuerruder und Kranz; im Felde hatte ich mir den Genius, den Antreiber, Wegmacher, Wegweiſer, Fackelträger, muthigen Schrittes gedacht. In dem Felde zur Linken ſollte Terminus, der ruhige Grenzbeſchreiber, der bedächtige mäßige Rathgeber, ſtillſtehend mit dem Schlangenſtabe einen Grenzſtein bezeichnen; jener lebend rührig vordringend, dieſer ruhend ſanft, in ſich gekehrt, zwei Söhne einer Mutter — der ältere jener, der jüngere dieſer. Das hintere Feld hatte die Inſchrift:

FORTUNAE
DUCI REDUCI
NATISQUE
GENIO
ET
TERMINO
EX VOTO.

Du ſiehſt, was ich für Ideen dadurch zuſammenbinden wollte. Es ſind keine Geheimniſſe, noch tiefe Räthſel. Aber ſowohl auf dieſer Reiſe, als im ganzen Leben, ſind wir dieſen Gottheiten ſehr zu Schuldnern geworden. Das erſtemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zuſammen den erſten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem ſchönſten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der ſpäten Jahreszeit, alles mit günſtiger Sonne und Geſtirnen. Den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiſte, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurückſehe, wir zu ſo manchem, das unſere Reiſe ganz macht, nicht durch unſere Wege und Willen geleitet worden ſind, und dann am Ende, daß wir auch durch den ſchönen Glücksſohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beſchreiben und wieder zurückkehren ſollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unſere Zurückgelaſſenen hat und haben wird. Das alles zuſammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht ſchöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben.

In Beivaſen und Verzierungen dacht' ich manches anzubringen, was eine Schweizerreiſe, deren beſter Theil zu Fuß gemacht worden, bezeichnete. Wanderſtab, mit Eiſen beſchlagen, und mit Gemshorn zum Knopfe, Gott weiß, was weiter. Meine Gedanken wollt' ich einigen Künſtlern mittheilen, ſie hinüber, herüber mit ihnen durchtreiben, und ſehen, ob ihnen einer vielleicht einen beſſern Körper gäbe. Seitdem ich aber bei Dir Füßli's letzte Sachen geſehn habe, kann ich Dich nicht loslaſſen. Du mußt verſuchen, ob Du ihn bewegen kannſt, eine Zeichnung dazu zu machen. Den Gedanken und Endzweck weißt Du; den ſag' ich ihm ganz rein und einfach, und da es ihm fatal ſein muß, wenn ihm Jemand was vorerfinden oder angeben will, ſo geb' ich gern meine Form des Ganzen, meine einzelnen Figuren und die Inſchrift dazu auf, wenn er ſich des Dinges annehmen will. Er wird gewiß die Idee ſtärker, größer, treffender und neuer ausdrücken.

Du müßteſt ihn bitten — er mag nun bei meinem Vorſchlag bleiben oder nicht, — daß er eine beſtimmte Zeichnung von der Form des Ganzen mit den Maßen gäbe, auch ſo von den einzelnen Figuren, und ſie auf eine Weiſe zeichnete, daß ſich leicht ein Basrelief danach arbeiten ließe. Vielleicht ſind ihm, der alles mit Geiſt und Feuer durch einander arbeitet, die einzelnen ſtehenden Figuren widrig. Er bringe ſie zuſammen auf eins, wenn er will, allenfalls nehme er ſtatt des Vierecks eine runde Form; doch das würde freilich wieder bei der Ausführung in Stein manche Hinderniſſe geben.

Noch muß ich Dir dabei ſagen, daß wir einen außerordentlich ſchönen lichtgrauen ſanften Stein, der an den Marmor grenzt, und keiner Witterung weicht, zu dieſer Arbeit haben. Du müßteſt Füßli bitten, daß er ſelbſt die Größe vom ganzen Monument nach ſeinen Gedanken angäbe, das man allenfalls, um es etwas aus dem Auge zu rücken, auf einen Raſen gegen ein Felsſtück ſetzen könnte. Genug, er denke ſich das, wie er wolle, ſo wird es gut ſein, und wir haben ſo viel und mancherlei Steine vorräthig, daß wir zum Zuſammenſetzen des Ganzen nicht verlegen ſein werden. Sieh, ob Du etwas über ihn vermagſt, und ob Du der fröhlichen Zeiten, die wir wieder gelebt haben, immergegenwärtiges Siegel dadurch auf unſre Wohnung drücken kannſt. Wenigſtens hat er gewiß in ſeinem Leben manchen Strich gemacht, der nicht ſo anerkannt und ſo gedankt worden iſt, als wie das, ſo ich durch Dich hoffe.

Welchen Preis er auf dieſe Arbeit ſetzen möge, iſt völlig einerlei. Nun iſt aber noch ein Hauptpunkt, nämlich die Geſchwindigkeit. Ich wünſche es dieſen Winter fertig zu bringen, und auf das Frühjahr zum erſten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzuſtellen. Verſuche alſo, ich bitte Dich, deine Wunderkräfte, um mir zu verſchaffen, was nicht ein eitler Wunſch iſt. Schaffe, daß er es macht und ſchnell macht, und kröne mir auch dies Jahr und ſein Glück mit dieſem letzten Zeichen.

An J. C. Lavater.

Weimar, den 3. Juli 1780.

Mit Verlangen erwart' ich die Fortſetzung Deiner Briefe über **Waſer**. Bis jetzt ſind nur die zwei erſten angekommen. Es geht mit dieſer Sache wie mit allen wichtigen Begebenheiten. Jedermann ſpricht davon und urtheilt darüber, und Niemand iſt davon unterrichtet. —

Mechel's Urne hab' ich auch geleſen, oder vielmehr etliche Mal hin und her geblättert; denn durchzuleſen war ich's nicht im Stande. Dein Lob iſt übertrieben. Wie kannſt Du ſagen: Vortrefflich geſchrieben? da der Verfaſſer weder Freiheit im Begriff noch im Styl hat. Es ſind Seiten, wo die Perioden ſo in einander geknüttet ſind, daß man ſie etlichemal leſen muß, um zu rathen, was er will. Ich will nicht ſagen, daß es ſchlecht geſchrieben, aber es iſt doch ſo eng, und an den Hauptpunkten ſind ihm die Gedanken wie weggeſchnitten. Die Armſeligkeit ſieht, wie einzelne Felschen aus einem großen See, hier aus der weitläufigen Märte von Stuben-Experimental-Pſychologie heraus, daß man gar wohl ſchließen kann, auf was für einem Grund und Boden das Gewäſſer ruht. **Kaufmann** hätte man noch weit treffender ſchildern können, und was von Dir und ſeinen übrigen Freunden geſagt iſt, läßt ſich noch ſehr halten. Ich wollte allenfalls den Spargel ſchon tiefer aus der Erde herausgehoben haben; dieſer Ehrenmann iſt billig genug, ihn nur, ſo weit er grün iſt und hervorguckt, abzuſchneiden.

Herder hat wieder einen Preis in Berlin gewonnen, wie Du wohl ſchon aus den Zeitungen wiſſen wirſt. Ich habe die Abhandlung noch nicht geleſen. Es war zu gleicher Zeit in einem andern Fach einer aufgeſtellt, den er auch hätte gewinnen können, wenn er nur gewollt hätte. — **Wieland** iſt gegen Dich ſehr gut geſinnt. Er hat ſeine Launen, und bedenkt, ſonderlich in Proſa, nicht immer, was er ſchreibt. Ich weiß es gar nicht, aber es iſt möglich, daß Dir zu Ohren gekommen iſt, er habe in einer und der andern Stelle Dich zu necken geſchienen. Es iſt aber gewiß nichts als höchſtens eine Art von humoriſtiſchem Leichtſinn, der ſich dieſes und jenes ohne Conſequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu ſelbſt darüber gefragt, und er hat mich verſichert, daß er ſich keiner als guter Geſinnungen gegen Dich bewußt ſei. — Sein **Oberon** wird, ſo lange Poeſie Poeſie, Gold Gold und Kryſtall Kryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.

Daß der alte **Bodmer**, der einen großen Theil des zurückgelegten achtzehnten Jahrhunderts durch gedichtet hat, ohne Dichter zu ſein, über eine ſolche Erſcheinung wie der Schuhu über eine Fackel ſich entſetzt, will ich wohl glauben. Der arme Alte, der ſich bei ſeinem ewigen Geſchreibe nicht einmal durch den Beifall des Publikums hat anerkannt geſehen, was doch weit Geringeren, als ihm, paſſirt iſt, muß freilich bei allen ſolchen Productionen einen unüberwindlichen Ekel empfinden. Ob **Oberon** Dir etwas ſein wird, glaub' ich nicht; davon iſt aber auch die Rede nicht. Von **Hirzel** hab' ich den zweiten Theil ſeines philoſophiſchen Weltweiſen nicht erhalten. Sag' ihm, daß ich darüber betrübt bin. Es iſt aber eine Lüge, denn es iſt mir ſcheuslich, was dieſer Menſch von ſich giebt.

Der Prophet, der euch den Untergang der Welt droht, heißt **Ziehen**, war Pfarrer zu Cellerfeld auf dem Harz. Er iſt vor Kurzem geſtorben. Die Erdbeben, die er vorausgeſagt hat, ſind eingetroffen. Was ich noch von ihm geſehen habe, daraus ſcheint mir ein tiefes Gefühl, aber eine kurzſinnige, durch ausgebreitete Beleſenheit nicht aufgeheiterte Combinationsart hervorzuſcheinen. Er hängt alles an einander, und citirt die Bibel, wie die Evangeliſten das alte Teſtament.

Laß Dir **Waſer's** Nachrichten angelegen ſein, auch eine Silhouette von ihm. **Knebel'n** gönnſt Du gewiß, was Du von Zeit entübrigen kannſt. Wären wir nur um 100 Stunden näher. Schreibe mir oft, daß man ſich lebendig bleibt. — Laß uns einander ſtärken im Edeln und enthalten im Licht, denn des Lumpigen und Dämmerigen iſt gar zu viel in der Welt.

NB. Ich bin Freimaurer geworden. Was ſagſt Du dazu?

An Fr. Schiller.

Frankfurt a. M., den 16. Auguſt 1797.

Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reiſe bedeutend werden kann, ſogleich mittheilen will, um Ihre Meinung zu vernehmen, in wiefern er richtig ſein möchte, und in wiefern ich wohl thue mich ſeiner Leitung zu überlaſſen. Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachters, ja des bloßen Sehens ging, ſehr bald bemerkt, daß die Rechenſchaft, die ich mir von gewiſſen Gegenſtänden gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergeſtalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken ſogleich gereizt wurde, und ich habe Folgendes gefunden. Das, was ich im Allgemeinen ſehe und erfahre, ſchließt ſich recht gut an alles Uebrige an, was mir ſonſt bekannt iſt, und iſt mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Maſſe meiner Kenntniß mitzählt und das Capital vermehren hilft. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reiſe nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte. Ich bin heute ſo ruhig und unbewegt, als ich es jemals, bei den gewöhnlichſten Umſtänden und Vorfällen geweſen. Woher denn alſo dieſe ſcheinbare Sentimentalität, die mir um ſo auffallender iſt, weil ich ſeit langer Zeit in meinem Weſen gar keine Spur außer der poetiſchen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht alſo hier ſelbſt poetiſche Stimmung ſein, bei einem Gegenſtande, der nicht ganz poetiſch iſt, wodurch ein gewiſſer Mittelzuſtand hervorgebracht wird?

Ich habe daher die Gegenſtände, die einen ſolchen Effect hervorbringen, genau betrachtet, und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß ſie eigentlich ſymboliſch ſind, das heißt, wie ich kaum zu ſagen brauche: es ſind eminente Fälle, die in einer characteriſtiſchen Mannigfaltigkeit als Repräſentanten von vielen anderen da ſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine gewiſſe Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiſte aufregen und ſo, von außen wie von innen, an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen. Sie ſind alſo, was ein glückliches Sujet dem Dichter iſt, glückliche Gegenſtände für den Menſchen, und weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt recapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann, ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höhern Sinn, was ich auch mit einem ſo ſehr misbrauchten Ausdruck ſentimental nannte. Und Sie werden alſo wohl nicht lachen, ſondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiemit zu meiner eignen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reiſen etwas für Freunde oder für's Publikum aufzeichnen ſoll, wahrſcheinlich noch in Gefahr komme, empfindſame Reiſen zu ſchreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenſte nicht fürchten, ja wenn ich ſo glücklich ſein könnte, einem verrufenen Namen ſeine Würde wieder zu geben.

Ich berufe mich auf das, was Sie ſelbſt ſo ſchön entwickelt haben, auf das, was zwiſchen uns Sprachgebrauch iſt, und fahre fort: Wann iſt eine ſentimentale Erſcheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn ſie auch noch ſo läſtig iſt) unerträglich? Ich antworte: wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dies nur durch eine leere, gehalt- und formloſe Manier geſchehen, denn beide werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenſtand: jene, die nur bedeutend ſein, und ſich nur mit dem Bedeutenden beſchäftigen kann, und dieſer, der recht wacker, brav und gut ſein kann, ohne bedeutend zu ſein. — Bis jetzt habe ich nur zwei ſolcher Gegenſtände gefunden: den Platz, auf dem ich wohne, der in Abſicht ſeiner Lage und alles deſſen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente ſymboliſch iſt, und den Raum meines großväterlichen Hauſes, Hofes und Gartens, der aus dem beſchränkteſten patriarchaliſchen Zuſtande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menſchen zum nützlichſten Waaren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anſtalt ging durch ſonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde, und iſt jetzt größtentheils als Schutthaufen noch immer das Doppelte deſſen werth, was vor eilf Jahren von den gegenwärtigen Beſitzern an die Meinigen bezahlt worden. Inſofern ſich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergeſtellt werde, ſo ſehen Sie leicht, daß es in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tauſend anderen Fälle in dieſer gewerbreichen Stadt, beſonders vor meinem Anſchauen daſtehen muß. Bei dieſem Falle kommt dann freilich eine liebevolle Erinnerung dazu. Wenn man aber, durch dieſe Fälle aufmerkſam gemacht, künftig bei weiteren Fortſchritten der Reiſe nicht ſowohl auf's Merkwürdige, ſondern auf's Bedeutende ſeine Aufmerkſamkeit richtete, ſo müßte man für ſich und Andere doch zuletzt eine ſchöne Ernte gewinnen. Ich will es erſt noch hier verſuchen, was ich Symboliſches bemerken kann, beſonders aber an fremden Orten, die ich zum erſtenmal ſehe, mich üben. Gelänge das, ſo müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, ſo weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befeſtigt, beſtärkt und erfreut werde. Die Sache iſt wichtig, denn ſie hebt den Widerſpruch, der zwiſchen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals löſen konnte, ſogleich auf, und glücklich. Denn ich geſtehe Ihnen, daß ich lieber gerade nach Hauſe zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innerſten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie ſonſt (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben iſt) mit der millionfachen Hydra der Empirie herum geſchlagen hätte: denn wer bei ihr nicht Luſt und Vortheil zu ſuchen hat, der mag ſich bei Zeiten zurückziehen. So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes Capitel abzuhandeln hätte, das ich nächſtens vornehmen, und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. —

An den Herzog Carl Auguſt von Sachſen-Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. Auguſt an, da ich von Frankfurt abreiſte, hab' ich langſam meinen Weg hieher genommen. Ich bin nur bei Tage gereiſt, und habe nun, vom ſchönen Wetter begünſtigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältniſſen, Anſichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelaſſenheit, womit ich meinen Weg machte, lerne ich, freilich etwas ſpät, noch reiſen. Es giebt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewiſſen Zeit die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend, und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann. Ich ſage *gewahr werden*, weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf; es iſt ſchon genug, wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt, und allenfalls die großen Parthien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der ſchönen Stunden, die mich durch die Bergſtraße führten, ward durch die ſehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und ſeine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heiteren Tagen mit Verwunderung, und ich darf wohl ſagen, mit Erſtaunen. Die Anſichten nähern ſich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landſchaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen ſich in ſeiner ſchaffenden Phantaſie zuſammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn iſt theils für's Auge ſehr reizend, theils durch den Anblick der Fruchtbarkeit vergnüglich. Heilbronn hat mich ſehr intereſſirt, ſowohl wegen ſeiner offnen, fruchtbaren wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlſtandes der Bürger und der guten Adminiſtration ihrer Vorgeſetzten. Ich hätte gewünſcht, dieſen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinahe trunken und ermüdet. In Ludwigsburg beſah ich das einſame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die ſich durch die Hauptſtraßen des ganzen Orts erſtrecken. In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in ſeinem ernſthaften wohlgebauten Thal ſehr anmuthig, und ſeine Umgebungen, ſowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, ſind auf mannigfaltige Weiſe characteriſtiſch.

Es iſt ſehr intereſſant, zu beobachten, auf welchem Punkt die Künſte gegenwärtig in Stuttgart ſtehen. Herzog *Carl*, dem man bei ſeinen Unternehmungen eine gewiſſe Großheit nicht abſprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung ſeiner augenblicklichen Leidenſchaften und zur Realiſirung abwechſelnder Phantaſien. Indem er aber auf Schein, Repräſentation, Effect arbeitete, ſo bedurfte er beſonders der Künſtler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünſtigte er das lyriſche Schauſpiel und die großen Feſte; er ſuchte ſich die Meiſter zu verſchaffen, um dieſe Erſcheinungen in größerer Vollkommenheit darzuſtellen. Dieſe Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zur Vollſtändigkeit ſeiner Academie gehörte auch der Unterricht in Muſik, Geſang, Schauſpiel und Tanzkunſt. Das alles erhält ſich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortſchreitendes, ſondern als ein ſtillſtehendes und abnehmendes Inſtitut.

Muſik kann ſich am längſten erhalten. Dieſes Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch iſt es, was einzelne Inſtrumente betrifft, allgemeiner, und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen iſt viel ſchnelleren Abwechſelungen unterworfen, und es iſt gewiſſermaßen ein Unglück, wenn das Perſonal einer beſondern Bühne ſich lange neben einander erhält; ein gewiſſer Ton und Schlendrian pflanzt ſich leicht fort, ſo wie man z. B. dem Stuttgarter Theater an einer gewiſſen Steifheit und Trockenheit ſeinen academiſchen Urſprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie geſagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjekte angefriſcht, ſo muß es allen Reiz verlieren. Singſtimmen dauern nur eine gewiſſe Zeit; die Jugend, die zu gewiſſen Rollen erforderlich iſt, geht vorüber, und ſo hat ein Publikum nur eine Art kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachſicht. Dies iſt gegenwärtig der Fall in Stuttgart, und wird es ſo lange bleiben, weil eine wunderliche Conſtitution der Theateraufſicht jede Verbeſſerung ſehr ſchwierig macht.

Miholé iſt abgegangen, und nun iſt ein anderer Entrepreneur angeſtellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber, ſo wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entſtehen, ſo muß er ihn allein tragen; ein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer beſtimmten Summe ſteigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der

Herzoglichen Theaterdirection theilen. Man ſieht, wie ſehr durch eine ſolche Einrichtung alles, was zu einer Verbeſſerung des Theaters geſchehen könnte, paralyſirt wird. Ein Theil der älteren Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält ſich überhaupt ungefähr wie die Muſik. Figuranten dauern lange, wie Inſtrumentaliſten, und ſind nicht ſchwer zu erſetzen. So können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem hohen Alter noch reizend ſein, unterdeſſen findet ſich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dies iſt auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt ſeinen alten Gang, und ſie haben eine junge ſehr reizende Tänzerin, der nur eine gewiſſe Mannigfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteriſtiſches in ihrem Thun und Laſſen fehlt, um ſehr intereſſant zu ſein. Ich habe nur einige Divertiſſements geſehen.

Unter den Particuliers hat ſich viel Liebe zur Muſik erhalten, und es iſt manche Familie, die ſich im Stillen mit Clavier und Geſang ſehr gut unterhält. Alle ſprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen ſich ihr Geſchmack zuerſt gebildet, und verabſcheuen deutſche Muſik und Geſang.

Bildhauer und Maler ſchickte der Herzog, wenn ſie gewiſſermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben ſich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier ſind, zum Theil ſich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat ſich die Luſt des Zeichnens, Malens und Boſſirens verbreitet. Mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferſtichen ſind entſtanden, die ihren Beſitzern eine angenehme Unterhaltung, ſo wie eine geiſtreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend iſt es, daß der Herzog gerade die Kunſt, die er am meiſten brauchte, die Baukunſt, nicht auf eben die Weiſe in jungen Leuten beförderte und ſich die nöthigen Organe bildete; denn es iſt mir keiner bekannt, der auf Baukunſt gereiſt wäre. Wahrſcheinlich begnügte er ſich mit Subjekten, die er hatte und gewohnt war, und mochte durch ſie ſeine eignen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt ſehen. Dafür kann man aber auch, bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geſchehen iſt, nur das Material, das Geld, die Zeit, ſo wie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit iſt, verſpricht endlich einmal, geſchmackvoll verziert zu werden. Iſopi, ein trefflicher Ornamentiſt, den der Herzog kurz vor ſeinem Tode von Rom verſchrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dies iſt ein junger lebhafter Maler, der ſich aber mit viel Luſt auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferſtechen ſteht wirklich hier auf einem hohen Punkte. Profeſſor Müller iſt einer der erſten Künſtler in dieſer Art, und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten übernimmt, die geringeren buchhändleriſchen Bedürfniſſe, unter ſeiner Aufſicht, befriedigt. Profeſſor Leybold, ſein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größeren Platten, und würde an einem andern Orte, in Abſicht der Wirkung auf eine Schule, das leiſten, was Profeſſor Müller hier thut.

Ueberſieht man nun mit Einem Blicke alle dieſe erwähnten Zweige der Kunſt, und andere, die ſich noch weiter verbreiten, ſo überzeugt man ſich leicht, daß nur bei einer ſo langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürſten, dieſe Erndte gepflanzt und ausgeſät werden konnte; ja, man kann wohl ſagen, daß die ſpäteren und beſſeren Früchte jetzt erſt zu reifen anfangen. Wie ſchade iſt es daher, daß man gegenwärtig nicht einſieht, welch ein großes Capital man daran beſitzt, mit wie mäßigen Koſten es zu erhalten und weit höher zu treiben ſei. Aber es ſcheint Niemand einzuſehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künſte, in Verbindung mit den Wiſſenſchaften, Handwerk und Gewerbe, in einem Staate hervorbringen. Die Einſchränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieſer Seite angefangen, und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht. — Vielleicht nimmt man an andern Orten dieſe Epoche, und eignet ſich, um einen leidlichen Preis, einen Theil Cultur zu, die hier durch Zeit, Umſtände und große Koſten ſich entwickelt hat. Eigentlich wiſſenſchaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; ſie ſcheint mit der Karlsakademie wo nicht verſchwunden, doch ſehr vereinzelt worden zu ſein. —

Ich machte in guter Geſellſchaft den Weg nach Cannſtadt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 27000 Mann Oeſterreichern zu ſehen, das zwiſchen Hochberg und Mühlhauſen ſteht und den Neckar im Rücken hat. — Darauf ſah ich auch Hohenheim mit Aufmerkſamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit ſeinen Seitengebäuden äußerſt weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantaſie überſäete Garten gewähren ſelbſt im Einzelnen wenig Befriedigendes; nur hie und da findet man etwas, das, beſſer behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler und Menſch, eine herrliche Natur, und würde, in einem reichern Kunſtelemente, noch mehr leiſten, als hier, wo er zu viel aus ſich ſelbſt nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höheren Berge angelangt, welche ſchon verkündigen, was weiterhin bevorſteht. Ich habe hier ſchon den größern Theil von Profeſſoren kennen gelernt, und mich auch in der ſchönen Gegend umgeſehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken, zwiſchen zwei Thälern, liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt. — Wie auslöſchlich die Züge der Gegenſtände im Gedächtniß ſeien, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben iſt, das wir doch auch, auf jener ſonderbaren und angenehm ritterlichen Expedition, vor ſo viel Jahren berührten.

Die Academie iſt hier ſehr ſchwach, ob ſie gleich verdienſtvolle Leute beſitzt, und ein ungeheures Geld auf die verſchiedenen Anſtalten verwendet wird. Allein die alte Form widerſpricht jedem fortſchreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über die Sorge, wie die verſchiedenen Einrichtungen im alten Gleiſe zu erhalten ſeien, kann nichts zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte, und jetzt auf andere Weiſe bewirken könnte und ſollte. Der Hauptſinn einer Verfaſſung, wie die Würtembergiſche, bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht feſt und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der ſelbſt beweglich iſt, nicht wohl erreicht werden.

An Bettina Brentano.

Jena, den 7. Juli 1809.

In zwei Deiner Briefe haſt Du ein reiches Füllhorn über mich ergoſſen, liebe Bettine. Ich muß mich mit Dir freuen und mit Dir betrüben, und kann des Genuſſes nimmer ſatt werden. So laſſe Dir denn genügen, daß die Ferne Deinen Einfluß nicht mindert, da Du mit unwiderſtehlicher Gewalt mich den mannigfachen Einwirkungen Deiner Gefühle unterwirfſt, und daß ich Deine böſen wie Deine guten Träume mit träumen muß. Was Dich nun mit Recht ſo tief bewegt, über das verſtehſt Du auch allein Dich wieder zu erheben. Hierüber ſchweigt man denn wie billig, und fühlt ſich beglückt, mit Dir in Befreundung zu ſtehen und Antheil an Deiner Treue und Güte zu haben; da man doch Dich lieben lernen müßte, ſelbſt wenn man nicht wollte. Du ſcheinſt denn auch Deine liebenswürdige despotiſche Macht an verſchiedenen Trabanten zu üben, die Dich als ihren erwählten Planeten umtanzen. Der humoriſtiſche Freund, der mit Dir die Umgegend recognoscirt, ſcheint wohl nur durch die Atmoſphäre der heißen Junitage dem Schlaf zu unterliegen, während er träumend das anmuthige Bild Deiner kleinen Perſon recognoscirt. Da mag es ihm denn freilich nicht beikommen, daß Du ihn unterdeſſen dahin verſetzen möchteſt, wo Dein herriſcher Geiſt ſelber weilt.

Was Du mir von Jacobi erzählſt, hat mich ſehr ergötzt. Seine jugendlichen Eigenheiten ſpiegeln ſich vollkommen darin. Es iſt eine geraume Zeit her, daß ich mich nicht perſönlich mit ihm berührt habe. Die artige Schilderung Deiner Erlebniſſe mit ihm auf der Seefahrt, die Dein Muthwille ausheckte, haben mir ähnliche heitere Tage unſeres Umgangs wieder zurückgerufen. Zu loben biſt Du, daß Du keiner authentiſchen Gewalt bedarfſt, um den Achtungswerthen ohne Vorurtheil zu huldigen. So iſt gewiß Jacobi unter allen ſtrebenden und philoſophirenden Geiſtern der Zeit derjenige, der am wenigſten mit ſeiner Empfindung und urſprünglichen Natur in Widerſpruch gerieth, und daher ein ſittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geiſter unſere Achtung nicht verſagen möchten. Wollteſt Du nun auf Deine vielfach erprobte anmuthige Weiſe ihm zu verſtehen geben, wie wir einſtimmen in die wahre Hochachtung, die Du unter Deinen liebenswürdigen Koboldſtreichen verbirgſt, ſo wäre dies ganz in meinem Sinne gehandelt.

Dein Eifer, mir die verlangten Gedichte zu verſchaffen, verdient Anerkenntniß, obſchon ich glauben muß, daß es Dir eben ſo darum zu thun iſt, den Gefühlen Deines Generaliſſimus näher auf die Spur zu kommen, als auch meine Wünſche zu befriedigen. Glauben wir indeſſen das Beſte von ihm bis auf Näheres; und da Du ſo entſchieden die Divinität des ſchöpferiſchen Dichtervermögens erhebſt, ſo glaube ich nicht unpaſſend beifolgendes kleine Gedicht vorläufig für Dich herausgehoben zu haben aus einer Reihe, die ſich in guten Stunden allmälig vermehrt. Wenn ſie Dir ſpäter einmal zu Geſicht kommen werden, ſo erkenne daran, daß, während Du glaubſt, mein Gedächtniß für ſo ſchöne Vergangenheit wieder auffriſchen zu müſſen, ich unterdeſſen der ſüßeſten Erinnerung in ſolchen unzulänglichen Reimen ein Denkmal zu errichten ſtrebe, deſſen eigenſte Beſtimmung es iſt, den Wiederhall ſo zarter Neigung in allen Herzen zu erwecken. —

Wie mit innigſtem Behagen,
Lied, gewahr' ich Deinen Sinn;
Liebevoll ſcheinſt Du zu ſagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es iſt der Spiegel
Freund, worin Du Dich erblickſt
Dieſe Bruſt, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Mein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poeſie.

An C. F. Zelter.

Weimar, den 23. Februar 1831.

Mein Sohn reiſte, um zu geneſen. Seine erſten Briefe von jenſeits waren höchſt tröſtlich und erfreulich. Er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen, mit tüchtigem frohem Antheil beſucht und beſchaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunſt. Er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung ſeiner frühern mehrfachen Kenntniſſe. Eben ſo ſetzte ſich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, Herrn Sterling, der mein Verhältniß zu Lord Byron vermittelt hatte, vergnüglich zuſammentraf, und ſich hierauf von ſeinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutſchland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüſſelbein's, der zwiſchen gedachtem Orte und Spezzia ſich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen feſt; aber auch dieſes Unheil, ſo wie eine ſich dazu geſellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze ſehr beſchwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; ſeine Tagebücher blieben vollſtändig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, als bis er ſich in der Umgegend vollkommen umgeſehen, und ſogar das Gebäude der Quarantaine beſucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz, benutzte er muſterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerkſamkeit. Sein Tagebuch könnte einem ähnlich Geſinnten zum Wegweiſer dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfſchiffe abreiſend, nach ausgeſtandenem bedenklichen Sturm, an einem Feſttage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künſtler Herrn Zahn, der bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland zu uns das beſte Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichſt entgegen kam, und ſich nun als erwünſchteſter Führer und Beiſtand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich geſtehen muß, nicht recht gefallen. Sie deuteten auf eine gewiſſe Haſt, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er ſich auch in Abſicht auf ſorgfältiges Bemerken und Niederſchreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimiſch; ſeine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt ſind heiter, ja luſtig lebendig. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die ſchon ſehr aufgeregte Natur nicht beſänftigen. Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutſchen Männer und bedeutenden Künſtler ſcheint er auch nur mit einer fieberhaften Haſt genoſſen zu haben. Nach wenigen Tagen ſchlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Ceſtius auszuruhen, an der Stelle, wohin ſein Vater, vor ſeiner Geburt, ſich dichteriſch zu ſehnen geneigt war. Vielleicht giebt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus ſeinen Reiſeblättern das Gedächtniß dieſes eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufriſchen und zu empfehlen. Und ſo, über Gräber, vorwärts!

An W. v. Humboldt.

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pauſe beginne ich folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreiſe. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten. Ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deswegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt giebt, die ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er. Was er auch von außen empfangen, ſchadet ſeiner eingebornen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindeſten Eintrag thue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten, wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß, das ich ſo gern brauche. Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt. Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es ſind über ſechzig Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen einzeln durchgearbeitet, ſo daß im zweiten Theil Lücken bleiben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir denn den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer iſt, wie Sie wohl wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unſre Abendgeſpräche führen oft auf die Grenzen dieſes Faches. Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeſchloſſenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniſſe des Lebens vergegenwärtigen mag.

Brief von Schiller an Hofrath Reinwald.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April.

In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. Prüfen Sie ſolche.

Ich ſtelle mir vor, — jede Dichtung iſt nichts Anderes, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder Platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir ſchaffen uns einen Charakter, wenn wir unſre Empfindungen und unſre hiſtoriſche Kenntniß von fremden in andere Miſchungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten verwalten laſſen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tauſend und wieder tauſend Farben entſtehen, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß in unſrer Seele alle Charaktere nach ihnen ſchlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künſtliche Täuſchung ein dauerndes oder nur illuſoriſch- und augenblickliches Daſeyn gewinnen. Alle Geburten unſrer Phantaſie wären alſo zuletzt nur wir ſelbſt. Aber was iſt Freundſchaft oder Platoniſche Liebe denn anders, als eine wollüſtige Verwechſelung der Weſen? oder die Anſchauung unſrer ſelbſt in einem andern Glaſe? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, iſt zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erſchrecken, entglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. Ich nehme ſelbſt Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph ſo wenig als den Wurm, der ihn unwiſſend lobet. Er erblickt ſich, ſein großes unendliche Selbſt, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich ſich ſelbſt, — ſein Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt ſich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geſchöpf (mehr oder weniger) Trümmer ſeines Weſens zerſtreut. Dieſes bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitziſche Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, ſo hat die Seele der Mimoſa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchſte denkende Geiſt nach Gott — Doch Sie verſtehen mich ja ſchon. Nach dieſer Darſtellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln exiſtiren kann, ſondern nur dieſen Namen in einer gewiſſen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, ſo kann keine denkende Seele ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, dieſe nichts anders, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in *einen ganzen* Leib aufzuſammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, der daſſelbe in *ſich hinein zu ſchlingen*, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht alle Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften Händedruck und Kuſſe bis zur innigſten Umarmung, — ſo viele Aeußerungen eines zur *Vermiſchung* ſtrebenden Weſens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundſchaft und Platoniſche Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen, nur eine heftige Begehrung ſeiner Eigenſchaft ſind, ſo ſind beide gewiſſermaßen nur eine Wirkung der Dichtungskraft — oder beſſer: das, was wir für einen *Freund*, und was wir für einen Helden unſerer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen *uns* auf andern Flächen, wir ſehen *uns* unter andern Farben, wir für *uns* unter andern Leibern. Können wir den Zuſtand eines Freundes feurig fühlen, ſo werden wir uns auch für unſern poetiſchen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundſchaft und Platoniſchen Liebe ſonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach ſich ziehen müſſe, würde ſehr übereilt ſein, — denn ich kann einen *großen Charakter* durchaus *fühlen*, ohne ihn *ſchaffen* zu können. Das aber wäre bewieſen wahr, daß ein *großer* Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen muß, wenn er ſich auch nicht immer geäußert hat. — Das iſt unſtreitig wahr, daß wir die Freunde unſerer Helden ſein müſſen, wenn wir in ihnen *zittern*, *aufwallen*, *weinen* und *verzweifeln* ſollen; daß wir ſie als Menſchen außer uns denken müſſen, die uns ihre geheimſten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unſern Buſen ausſchütten. Unſere *Empfindung* iſt alſo Refraction, keine urſprüngliche, ſondern ſympathetiſche Empfindung. *Dann* rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt *Furcht* und *Mitleid für* unſern Helden gefühlt haben. Ein großer Philoſoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat geſagt, daß die Sympathie am gewiſſeſten und ſtärkſten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich dieſen Satz in ſeiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß *weniger* der *Maler* ſeines Helden — er muß *mehr* deſſen *Mädchen*, deſſen *Buſenfreund* ſein. Der Antheil des Liebenden fängt tauſend feine Nuancen *mehr* als der ſcharfſichtigſte Beobachter auf. Welchen wir lieben, deſſen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Doſen, als welchen wir nicht ſo lieben und noch ſo *gut kennen*. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Leſſings Emilia, wenn gleich Leſſing unendlich beſſer als Leiſewitz dichtete. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn er ein theatraliſcher iſt, ſein eignes Parterre und Publicum ſein. — — Ich habe Ihnen hier *vieles*, und, wie ich beim Durchleſen finde, mit zu *wenig* Worten geſagt. Vielleicht führe ich ſolches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen *Carlos*. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen — ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen. — Nicht nach der Größe des Pinſels — ſondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der *Stärke* auf dem Inſtrument — ſondern nach dem *Ton*, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakeſpear's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitz Julius — und den *Puls* von mir. — Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiele zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition, die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Beſter, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal geſetzt. Sie ſind der edle Mann, der mir ſo lange gefehlt hat, der es werth iſt, daß er mich mit ſammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden beſitze, denn er wird jene dulden, und dieſe mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin *nicht*, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte *vielleicht* groß werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen dem, was ich unter'n beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in mir, die die Vorſicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein.

S.

Briefe von Wieland an die Herzogin Anna Amalia von Sachſen-Weimar.

Weimar, den 13. Decbr. 1789.

Gnädigſte Herzogin,

Wir nähern uns, Dank ſei den Göttern! dem Ende eines Jahres, das durch die Entfernung von Ew. Durchlaucht das ſchwermüthigſte meines ganzen Lebens geweſen ſeyn würde, wenn mein guter Dämon nicht dafür geſorgt hätte, auf der einen Seite meine häuslichen Freuden zu vermehren, und mich auf der andern mit Arbeiten ſo zu überladen, daß ich kaum recht zu mir ſelber kommen konnte. Mit froher Sehnſucht ſehe ich nun das Jahr 1790 herankommen, welches, wofern mich die Hoffnung nicht mit goldnen Träumen aus der elfenbeinernen Pforte täuſcht, unſre beſte, verehrteſte und geliebteſte Fürſtin wieder zu Ihren lieben Getreuen nach Weimar führen wird, — die, wie weit ſie auch leider! in allen andern Stücken hinter den beneidenswerthen Lieblingskindern der Natur in Campanien und Calabrien zurückbleiben, doch gewiß den Verzug, dieſer Fürſtin, die mit ſo großem Recht der Gegenſtand der Anbetung dieſer glücklichen Ausländer iſt, näher anzugehören, nicht mit allen Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten des ſchönen Italiens vertauſchen würden. Noch trennt uns ein langer nordiſcher Winter vom Ziel unſerer eifrigſten Wünſche: aber der ſchlimmſte Theil deſſelben iſt beinahe vorbei, und der Reſt wird durch die Vorſtellung verkürzt, daß jede Woche den ſeligen Tag des Wiederſehens näher bringt, der uns in Einer Stunde, ja in Einem Augenblick für mehr als ſechshundert trübe und bleyerne Tage entſchädigen wird. Kommen Sie, gnädigſte Herzogin, kommen Sie mit der wiederkehrenden Sonne zu uns zurück, um wie dieſe ewige Quelle aller Schönheit und Freude, uns wieder Licht und Wärme, Leben und Seele zu geben! Die gute thüringiſche Natur wird ihr Beſtes, (wie wenig es auch iſt) thun, um Ew. Durchlaucht in ihrem feſtlichen Schmuck zu empfangen: und unſere Nachtigallen (die einzigen Improvisatori oder Improvisatrici, deren wir uns rühmen können) werden ſich beeifern, Ew. Durchl. die zärtlichen Abſchiedsklagen der Nachtigallen von Tivoli und Frascati durch ihren jubilirenden Willkomm vergeſſen zu machen.

Bey allem dem ängſtigt mich doch zuweilen der Gedanke, was wird Amalia, nachdem ſie das Erhabenſte und das Schönſte der Natur, das Höchſte und Vollkommenſte der Kunſt, die liebenswürdigſten Menſchen, den ſchönſten Himmel, das reizendſte Land, Alles was Auge und Ohr, Geiſt und Herz im höchſten Maaße befriedigt, kennen gelernt und genoſſen hat, was wird die Fürſtin, deren ſchöne Seele für dies Alles einen ſo zarten und hohen Sinn hat, ſich unter dieſem Allem wie in Ihrem eigenſten Element befand, was wird Sie unter uns finden, das auch nur für den kleinſten Theil deſſen, was Sie verläßt, als Erſatz betrachtet werden könnte? Aber glücklicher Weiſe haben Ew. Durchl. in dieſem auf eine ſo edle Art genoſſenen Theile Ihres Lebens einen Schatz von großen, intereſſanten und unvergeßlichen Gegenſtänden, Formen, Bildern und Idealen in Ihre Seele geſammelt, der für ſich allein ſchon zureicht, nicht nur Ihr eignes künftiges Leben mit Erinnerungen, die eine Art von fortgeſetztem Genuß ſind, zu erheitern, ſondern auch den armen lechzenden Seelen meinesgleichen zu Zeiten einige Tropfen aus Ihrem Ueberfluß zufließen zu laſſen. Halten Ew. Durchl. mir dieſen kleinen Seitenblick auf mich ſelbſt zu Gnaden, der an einem Menſchen, deſſen Exiſtenz durch das Schickſal in einen ſo engen Raum zuſammengedrückt wurde, zumal da die Hilfsquellen in ihm ſelbſt unvermerkt verſiegen, nur gar zu natürlich iſt. Goethe und Herder haben das Ihrige gethan, um meinen Geiſt für Mittheilungen dieſer Art empfänglicher zu machen; und wiewohl mir die Muſen ſeit Ew. Durchl. Entfernung vollends alle ihre Gunſt entzogen haben, ſo haben ſie mir doch noch ſo viel Einbildungskraft übrig gelaſſen, daß ich hoffen darf, Ew. Durchl. in jeder Scene, in welche Sie Sich Selbſt wieder zu verſetzen Luſt haben werden, ohne Mühe folgen zu können, und alſo wenigſtens nicht jenem Zuhörer des Flötenſpielers Timotheus zu gleichen, der, als die Marktglocke alle andere wegrief, allein bei dem Virtuoſen zurückblieb und andächtig zuhörte, weil er — ſo taub war, daß er die Glocke nicht gehört hatte.

Möge ſich inzwiſchen alles vereinigen, gnädigſte Herzogin, um Ew. Durchl. den noch übrigen Aufenthalt und die allmählige Rückreiſe aus dem Fernlande, worin Sie Sich befinden, ſo angenehm, beglückt und vergnüglich als nur immer möglich iſt zu machen! Möge das Jahr 1790, indem es Ihre ſchönen Wanderungen in Italien beſchließt, in Ihrem Lande, und unter Ihren Angehörigen, der Anfang der heiterſten, ruhigſten und zufriedenſten Periode Ihres ſchönen und ruhmvollen Lebens ſeyn! Mit dieſen und allen guten Wünſchen, wovon mein pflicht- und dankvolles Herz gegen die Beſte der Fürſtinnen erfüllt iſt, lege ich mich, um die Fortdauer Ihres gnädigſten Schutzes bittend, Ew. Durchl. zu Füßen,

als Höchſtdero
ewig verpflichteter, unterth. u. treueſter Diener
Wieland.

Durchlauchtigſte Herzogin,

Gnädigſte Frau!

Zu meinem größten Bedauern verwehrt mir die anhaltende ſtrenge Kälte das allzu lang entbehrte Glück, Ew. Durchlaucht mich in Perſon zu Füßen zu legen, und Ihnen mündlich für die huldvolle Fürſorge zu danken, womit Ew. Durchl. die einförmigen Beſchäftigungen meines Oßmannſtedtiſchen Winterlebens durch Mittheilung der Delphine zu unterbrechen geruheten. Da dieſes Werk ſo große Senſation macht, ſo muß man es ja wohl leſen, um bei Gelegenheit auch ein Wort mitſprechen zu können. Indeſſen kann ich nicht bergen, daß es, ungeachtet der glänzenden, aber wahrlich übel angewandten Talente der Verfaſſerin, und bei aller ihrer Prätenſion und Anſtrengung es dem unſterblichen Jean Jacques an Energie und moraliſchem Schwulſte wo möglich noch zuvor zu thun, für mich eine der penibelſten Lectüren geweſen iſt, die ich ſeit 50 Jahren (d. i. ſeit dem erſten Roman den ich zu leſen bekam) gemacht, oder mit Mad. Stael zu reden, devorirt habe (denn dies iſt eines von ihren Lieblingswörtern). Wahr iſts, man wird von Zeit zu Zeit durch ſchöne Stellen, ſchimmernde Gedankenblitze und eben ſo glückliche als neue Bilder und Wendungen für die geiſtige Folter, worauf dieſe ſeltſame Dame ihre Leſer zu ſpannen ſo viel Belieben findet, in etwas entſchädigt, oder vielmehr wie durch herzſtärkende Tropfen erquickt, um neue Peinigungen auszuhalten; aber im Ganzen (ſo weit ſich aus den drei erſten Theilen urtheilen läßt) iſt dieſe Delphine in jeder Rückſicht ein Werk, welches ſicherlich von den ſchönſten Geiſtern des Siècle de Louis XIV. für eine Ausgeburt der wildeſten Fantaſie und des deteſtabelſten Ungeſchmacks erklärt worden wäre. Denn ſelbſt gegen den Stil der Dame Stael iſt ſehr viel einzuwenden und die Gedankenblitze, womit ſie die Augen bis zum Wehthun blendet, ſind nicht ſelten bloße Blitze von Bärenlappenpulver. Ich unterſchreibe alſo überhaupt und beſonders was den Helden und die Heldin betrifft, das von Ew. Durchl. mir mitgetheilte Urtheil mit Hand und Petſchaft. Der Signor Leonce de Mondeville iſt ein phyſiſch moraliſches Ungeheuer, wie in der That noch keine menſchliche Fantaſie im höchſten Delirio des Autorfiebers ausgeheckt hat; wenn ein Bildhauer aus dem Apollo von Belvedere und Shakespeares Caliban (im Tempest) ein neues Weſen zuſammenſetzen wollte, ſo müßte ungefähr ſo ein unſelig Mittelding von Engel und von Vieh (wie Haller ſagt) heraus kommen. Ebenſo iſt auch die Heldin dieſes Romans ein wahres Monſtrum von Vollkommenheiten, und meinem Gefühl nach iſt es unmöglich, auf eine widerlichere Art verliebt, tugendhaft und religiös zu ſeyn, als dieſe Delphine, deren bloßer Name ſchon ein unnatürliches Geſchöpf ankündigt; denn der Delphin, an deſſen häßlich groteske Bildung er den Leſer unaufhörlich wider Willen erinnert, iſt doch wahrlich nicht dazu gemacht, dem Bilde der liebenswürdigſten aller Frauen (wofür uns Delphine gegeben wird) aſſortirt zu werden. Ueberhaupt kenne ich nichts Kälteres als das Feuer der Frau von Stael, nichts Inſipideres als ihr ewiges Beſtreben nach der höchſten Un-Natur, und kein Werk, worin der Autor ſich ſo viel Mühe giebt, die Aufmerkſamkeit unaufhörlich auf ſich ſelbſt zu ziehen, und den Leſer, je gleichgültiger er gegen die Hauptperſonen des Stücks bleibt, deſto mehr über die wundervollen Luftſprünge, Verdrehungen und unerhörten Kraftäußerungen des Verfaſſers in Erſtaunen zu ſetzen.

Nach ſo vielem Böſen, das ich von dieſem Roman geſagt habe, wird es Ew. Durchl. vielleicht befremden, daß ich demungeachtet um die übrigen Bände deſſelben bitte; denn, des wenigen Antheils, den ich an den Hauptperſonen nehmen kann, ungeachtet, iſt doch meine Neugier einmal gereizt und ich wünſche zu ſehen, durch was für neue Labyrinthe Mad. Stael ihre unglücklichen Leſer noch durchpeitſchen wird, und was von dieſem allen zuletzt der Ausgang ſeyn kann. Hoffentlich ſterben die beiden Verliebten endlich unter der Guillotine; denn, allen bereits gemachten Vorbereitungen nach, werden ſie in den folgenden Theilen in die Revolution verwickelt, oder ich wüßte nicht wie Mad. Stael ſonſt Gelegenheit hätte bekommen können, ſich ſelbſt und ihrem Buch den Unwillen des dermalen regierenden franzöſiſchen Jupiters zuzuziehen.

Ich höre ſo viel Großes und Außerordentliches von der Braut von Meſſina, daß ich vor Ungeduld brenne, ihre Bekanntſchaft zu machen. Jemand hat es als etwas Sonderbares und Auffallendes bemerkt, daß unſer dramatiſcher Herkules, von den Reizen des ſchönen Geſchlechts bezwungen, gänzlich in die Dienſte deſſelben zu treten ſcheint, und uns hinter einander mit einer Wittwe von Schottland, einer Jungfrau von Orleans und einer Braut von Meſſina beſchenkt. Der Regierungs Rath Müller hat mir verſprochen, mich zu benachrichtigen, wenn dieſes Stück wieder vorgeleſen werde, und ich komme dann in die Stadt, wenn die Luft auch um einen Reaumurſchen Grad kälter wäre als der Roman der Frau von Stael.

Es macht mich ſehr glücklich, gnädigſte Herzogin, daß der Verkauf meines Gutes, wie ich höre, Ew. Durchl. gnädigſten Beifall hat. Ich konnte in jeder Rückſicht nichts Klügeres thun, und was ich auf einer Seite dadurch verliere, wird mir auf allen andern reichlich erſetzt. Das Erfreulichſte für mich iſt, daß ich die Hoffnung habe, durch Beziehung der ehemaligen Paulſenſchen Wohnung bei dem Stadtſyndicus Stötzer einem gewiſſen Zaubergarten ſo nahe zu kommen, daß es nur die Vergünſtigung eines Schlüſſels bedürfen wird, um mit aller Bequemlichkeit, die ich nur wünſchen kann, ins Himmelreich einzugehen. Denn das wird für mich immer jeder Ort ſeyn, wo ſich die über alles verehrte und geliebte Fürſtin aufhält, deren Huld und herablaſſende Güte ſo wohlthätige Sonnenblicke auf den ſpäten Abend meines Lebens wirft.

In tiefer Ehrfurcht
Ew. Durchlauchten
unterthänigſter treuverpflichtetſter
Wieland.

Oßmannſtedt, den 12. Februar 1803.

Briefe von Herder an die regierende Frau Herzogin Louiſe von Sachſen-Weimar.

Rom, 28. Oct. 1788.

Durchlauchtigſte Herzogin!

Vielleicht kommt dieſer Brief Euer Durchlaucht wie die Stimme eines aus dem Reiche der Todten: denn da man ſich das alte Rom nur als eine Gegend von Ueberbleibſeln der Vorwelt denkt, ſo bin ich vielleicht von Euer Durchlaucht auch längſt unter dieſen Trümmern im Andenken begraben worden, und mein Stillſchweigen hat ohne Zweifel dazu beigetragen. Ueber das letzte will ich kein Wort einer Entſchuldigung verlieren. Denn wenn Euer Durchl. die Gnade haben, von meiner Frauen einmal eine Reihe von Umſtänden meiner Reiſe und der erſten Wochen, die ich in Rom gehabt habe, ſich erzählen zu laſſen (Ihnen darf ſie nichts verſchweigen), ſo hoffe ich entſchuldigt genug zu ſeyn. Soviel iſt gewiß, daß, wenn in jedem Augenblick, da ich an E. D. gedacht habe, indem Ihr edles Bild durch ſo mancherlei Gegenſtände der alten Römerwelt geweckt, oft, ſehr oft von ſelbſt vor meine Seele trat, ein erinnerndes Lüftchen E. D. umſchwebt hätte: ſo wären manche große und ſchöne Bilder Ihrer Seele vorübergegangen, die plötzlich und unerwartet die Römerin an Ihr Vaterland erinnert hätten. Aber leider iſts auch ſo von der andern Seite; in Rom verlernt man das Schreiben. Die Gegenſtände dringen zu gewaltig auf die Seele, ihre Zahl und Maſſe überhäuft und übertäubet, ſo daß ich noch immer aus jedem hohen Orte, den ich betreten hatte, wie ein Berauſchter zurückkam, und mich oft müde und ſtumm zwiſchen Statuen oder Trümmern niederſetzen mußte. So ging es mir im Muſeum des Vatikans; ſo kam ich vom Capitol, vom Campo vaccino im alten Rom bis zum Coliſeum hinab, vom Pantheon, und der Villa Borgheſe und Albani, aus der Sixtina und Raphaels Stanzen, von den Kaiſerpaläſten, dem Circus des Caracalla, nebſt allem, was dahin liegt, den Bädern des Diocletians u. ſ. f. ja noch ehegeſtern aus Tivoli zurück, und habe noch keine Feder anſetzen können, um über das, was ich geſehen und betrachtet hatte, mir ſelbſt einige Rechenſchaft zu geben. Man iſt, oder wenigſtens ich bin in einem Meere, wo große, zuweilen etwas plumpe Wellen einen umbrauſen, prächtig heben und dann unvermuthet an eine Klippe werfen, wo man nur ſein Haupt ſichern muß. Das älteſte, alte, mittlere und neue Rom tritt nicht nur mit ſeinen Gegenſtänden in wilder, bunter, diſſonanter, oft fataler Verwirrung vor die Seele; ſondern indem es Ideen weckt, woher denn dies alles geworden? woher es gekommen? wohin und wozu es gewirkt habe? ſo erliegt mein armer Kopf ganz und gar, ſo daß ich Gefahr laufe, aus Rom unwiſſender zu gehen, als ich hineinkam. Wäre meine Reiſe nicht ſo unvermuthet geweſen, hätte ich mir vorläufige Notizen nehmen können, wie ich ſie jedem andern würde angerathen, ja ſelbſt von ihm würde gefordert haben, wäre ich endlich jünger und hätte mich nicht im Dienſt des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik ſo ſehr verlebet, hätte ich endlich Geld und könnte wie ich wollte, ja ſo lang ich wollte reiſen, mit der ſchönen Ausſicht, zwanzig Jahre meines Lebens zurückzuhaben und ſie anwenden zu können, wie ich wollte; ſo wäre etwas. Aber nun? — jetzt? — Doch ich mag keinen Calcul ziehen, und dränge mir das arme Wozu? ſo oft es mir vorkommen will, mit Gewalt weg aus der Seele. Ein ſonderbares Schickſal hat mich hergeführet und ich laſſe in mich ſchreiben, was mir das Schickſal vorzeigt. — Verzeihen E. D., daß ich ſo viel von mir rede; aber ich betrachte mich nur, indem ich dies ſchreibe, als Werkzeug, durch welches ein Partikel vom Weltgeiſt gewiſſe Sachen der Vor- und jetzigen Zeit ſiehet; man muß eine verzweifelt ſtarke Ichheit haben, wenn man ſie in dieſem Strom der Dinge vorwiegend jeden Augenblick fühlen wollte. Was mich in der Seele dauert, iſt, daß E. D. nach Ihrem Römergeiſt und Römerherzen, nach der Lectüre, die Sie in Römiſchen Schriftſtellern gemacht, und den Kenntniſſen, die Sie ſich darinn erworben haben (ſo daß ich, ohne Compliment zu reden, dagegen ein Kind bin) nicht Einen, Einen lebendigen Anblick dieſer Gegenden haben können. An Genuß denke ich dabei gar nicht; der iſt im jetzigen Rom weder zu ſuchen noch zu finden, aber nur Eine Anſicht wünſchte ich E. D. und einen unſichtbaren Spaziergang durch dieſe Gegenſtände. Mit Ihnen auf dem Capitol und ſeinem Thurme, auf dem palatiniſchen Berge, an der Ecke des Hauſes Auguſts zu ſtehen und umherzuſchauen, oder im Friedenstempel des Titus, im Coliſeum, im Circus, in den Thermen ꝛc. der Kaiſer umherzuwandern; das wäre freilich was Großes! Ach, daß Rom ſo entfernt liegt, und doch iſts gut, daß es da liegt; denn ſeit ich Italien kenne, bin ich ſehr gern ein Deutſcher.

Die Herzogin Mutter hat ihre Reiſe über alle meine Erwartung geſund vollbracht, und iſt hier ſehr fleißig und fröhlich. Sie macht ihren Curs beinah ununterbrochen und beſchämt uns hierin am Fleiße: denn wir haben ihn, ohngefähr in der Hälfte, aufgegeben und ich ſehe jetzt allein, ſo weit ich reiche. Nach dem Grunde, der gelegt iſt, iſt das auch gut: jeder kann nun nach ſeiner Muße ſehen und betrachten. Ehegeſtern gab uns die Herzogin eine Beleuchtung des Muſeums im Vatikan mit der Fackel, welches Feſt ich mir noch einmal vor meinem Abzuge, aber einſamer wünſchte; es iſt ein großer Anblick!

Die Nachrichten von der Geſundheit E. D., die mir meine Frau giebt, erfreuen mich ſehr; und die andre Hoffnung, die ich durch einen andern Canal erfahren habe, bietet alle meine Wünſche des Herzens auf, daß ſie zu E. D. völligſten Freude gedeihen möge. Gott weiß, wie ich E. D. verehre und immer verehren werde; auf dem engen, verworrenen Wege meines Lebens iſt das Bild E. D. eine große, ſchöne Erſcheinung geweſen, als daß es nicht mit unter die ewigen Gedanken und Empfindungen gehörte, die nur der letzte Strom, durch welchen wir müſſen, aus mir tilgen könnte. Wie vieles ich E. D. ſchuldig bin, habe ich nie ſagen können, vielweniger kann ichs ſchreiben.

Leben E. D. aufs Schönſte wohl und gedenken zuweilen meiner in Güte. Auch bitte ich, die Gnade zu haben, mich bei dem Herzoge über mein Stillſchweigen zu entſchuldigen: in dem bisherigen Humor meiner Seele war mir ein vernünftiges Schreiben unmöglich, und wie ſehr mein Inneres Ihm für dieſe jetzige Muße danket, weiß ich, wird Ihm ſelbſt ſein Inneres ſagen. Ich hatte ſie verdient, ja vielleicht noch eine beſſere, als wie ſie mir das Schickſal beſcheert hat; aber was das Schickſal giebt, iſt immer das Beſte. Ich küſſe E. D. ehrerbietigſt die Hände, und wünſche Ihnen und allen den Ihren das herzlichſte Lebewohl, über den Kirchenſtaat, die Apenninen und Alpen hinüber. In tiefſter Verehrung beharrend

Eurer Herzogl. Durchlaucht
unterthänigſter
Herder.

Rom, den 11. März 1789.

Ich kann nicht anders, gnädigſte Herzogin, als Ihnen nochmals zu Ihrer bevorſtehenden Niederkunft das beſte, herzlichſte Glück zu wünſchen; es iſt, als ob mich ein Geiſt dazu treibe. Vielleicht ſind Sie ſchon, wenn dieſer träge Brief ankommt, im mütterlichen, freudigen Beſitz Ihres Wunſches, der unſer aller Wunſch iſt; oder, wenn Sie noch darauf warten, o ſo gebe Ihnen der Himmel eine glückliche Stunde, und Ihr in ſich geſammelter ſtiller Geiſt werde durch das Gefühl erquickt, daß der Himmel Sie liebe, und Ihnen dies Geſchenk gebe, um Ihren guten Muth zu beleben und Ihre edle Bruſt zu erweitern.

Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, gnädigſte Herzogin, wie ſehr mir die Entfernung Ihr Bild erhoben und erleuchtet hat; in ſo manchem ſtillen und reinen Augenblick iſts vor mir mit einer Innigkeit und Wahrheit erſchienen, die ſich wohl in kein Wort faſſen läßt. Vielleicht iſt keiner der Sterblichen geweſen, die Sie kennen, der mit ſo durchdrungener, inniger Theilnehmung, wie ich, Ihr innerſtes Weſen geliebt, und im eigentlichſten Verſtande verehrt hat; es waren Zeiten, da ich wirklich mehr in Ihnen, als in mir ſelbſt lebte. Mit der Zeit ſchrieb ich Ihnen, warum ſoll ich es bergen, eine gewiſſe fürſtliche Gleichgültigkeit zu, die mich zuerſt traurig machte, dann in mich ſelbſt zurückſchreckte, weil ich mir nämlich ſagte, daß wo der Unterſchied des Standes und der Lebensart zu wenig gleichartige Verhältniſſe zuläßt, jede nähere Theilnehmung doch immer Thorheit ſei, und auf unnütze Weiſe das Gemüth des Theilnehmenden, der immer als Fremdling daſteht, unglücklich mache. Nie habe ich Ihnen, gnädigſte Frau, von dieſem allen perſönlich eine Sylbe hervorbringen können; die Abweſenheit eines halben Jahres und die Entfernung in ein anderes Land, unter andere Menſchen, hat meine Seele in mehr als Einem Betracht ſo aufgeräumt, daß, indem ich mich ſelbſt und Andere klärer zu erkennen glaube, ich auch gar nicht ſchaamroth werde, Ihnen dieſe meine Schuld, die Folge einer vielleicht übermenſchlichen Hochachtung, treu zu geſtehen. Mir iſt dabei nicht anders im Gemüth geworden, als Einem, dem ſich ein ſchönes, herrliches Bild entwölkt, das er für Rauch und Nebel lange nicht ſehen konnte, und der ſich ſelbſt mit Freude für einen Thoren achtet, daß er den Nebel dem Bilde ſelbſt zuſchrieb. Wenn meine Reiſe zu nichts gut iſt, ſo wird ſie's hoffentlich dazu ſeyn, daß ſie meinen Geiſt entwölkt, mein Herz freier, und ich kann wohl ſagen, auch froher und lauterer gemacht hat. Je mehr Menſchen man kennen lernt, deſto mehr lernt man Menſchen unterſcheiden, und wenn man, wie ich, ſo ganz unvermuthet und unvorbereitet, aus Verhältniſſen, Sprache, Sitten und allem geſetzt wird, was Jahre lang uns zur Natur geworden war, ſo iſts ſehr natürlich, daß Auge, Herz und Geiſt klärer gewaſchen werden. Mit welcher furchtſamen Freude ich alſo an die Zeit denke, da ich Euer Durchlaucht wiederſehen und nur zuweilen ein Wort mit Ihnen ſprechen kann, möge Ihnen ein guter Geiſt, oder vielmehr Ihr heiteres, reines, gütiges Herz ſelbſt ſagen.

Von meiner Reiſe kann ich wenig melden. In Neapel habe ich mich wie neugeboren und verjüngt gefühlt, ſo daß ich mich aus meinem Leben keiner ähnlichen Metamorphoſe erinnere; es iſt aber auch ein einziges Land von ſolcher Art in Europa. Das alte Rom kommt mir wie ein Mauſoleum vor, in dem ich meine Lection wiederhole, und nach Oſtern mit Freude an den Ausflug denke. Es iſt mir ſelbſt unlieb, daß Oſtern ſo ſpät kommt, und daß ich auf die Feierlichkeiten der heiligen Woche ſo lange warten muß; wäre dieſe mir nicht im Wege geweſen, ſo hätte ich mich ſchwerlich wieder hieher gewöhnet. Zu ſehen und zu lernen iſt indeß alle Tage, ſobald es nur das Wetter zuläßt; dieſe Wochen indeß iſts mindeſtens ſchlecht geweſen und vor einigen Tagen hatten wir wieder Schnee. Wie mags bei Ihnen in Deutſchland ausſehen, hinter den Thüringſchen Bergen?

Meine Kinder geben mir zuweilen vom Prinzen, von Euer Durchlaucht giebt mir meine Frau öftere Nachricht; eine der ſchönſten wirds für mich ſeyn, wenn ich das leſe, wovon der Anfang meines Briefes lautete. Haben Euer Durchlaucht die Gnade, mich dem Herzoge aufs beſte zu empfehlen; ehe ich vom alten Rom ſcheide, nehme ich mir noch die Freiheit an Ihn zu ſchreiben. Die Herzogin Mutter iſt wohl; ſie will aber an ihre Rückreiſe nicht gern erinnert ſeyn, und ſobald man Luſt, Geld und Geſundheit hat, mags immer gut ſeyn, alle vier Jahreszeiten in Italien durchlebt zu haben. Ich für mich aber thue gern Verzicht auf dieſe Freude; in Rom und ſelbſt in Neapel würde ich nicht bleiben; ich würde mich nach Sicilien hinſehnen, und dazu traue ich nicht meiner Geſundheit. Ich habe ihr indeß von meiner Rückreiſe noch nichts ſagen mögen, ob ſie gleich genugſam merkt, wohin mein Geiſt fliegt. Leben Sie wohl, gnädigſte Herzogin, edelſte der Frauen, leben Sie tauſendmal wohl; der Himmel gebe, daß ich Sie geſund und vergnügt wie den Morgenſtern wiederſehe. Ich verharre mit innigſter, reinſter Verehrung

Euer Durchlaucht
unterthänigſter
Herder.

Herder an den Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar.

Rom, den 29. Nov. 1788.

Euer Herzogl. Durchlaucht verzeihen gnädigſt, daß ich erſt nach einem Vierteljahre, ſeit ich in Italien bin, ein Zeichen des Lebens von mir gebe; es iſt dies etwas ſpäter, als die Kinder im Mutterleibe zu thun pflegen; aber ich bin ein altes Kind, und hatte fürwahr längere Zeit nöthig. Meine Reiſe in Deutſchland war ſehr angenehm, alles ging mir auf derſelben nach Wunſch und Hoffnung; nachher änderten ſich manche Umſtände; auch drängten ſich ſo viele Gegenſtände neu auf mich, daß ein Monat nach dem andern verging, ehe ich zur Sprache kommen konnte. Endlich glaube ich weit genug zu ſeyn, um Euer Durchlaucht mit einiger Reife ſchreiben zu können, wie es hier iſt; denn ein leerer Brief voll Höflichkeiten wäre ſo wenig der Erwartung E. D., als des Poſtgeldes werth geweſen.

Auf unſerer Reiſe in Italien haben wir den Weg über Verona, Ancona, Loretto, Terni u. ſ. genommen. Es ſind weniger Merkwürdigkeiten auf dieſer Straße, als auf der andern; indeſſen ſind das Amphitheater und Muſeum in Verona, das Ufer des Adriatiſchen Meeres, an welchem unſer Weg lange fortging, die Handelsplätze des päpſtlichen Gebiets Sinigaglia und Ancona, die reiche Toilette der h. Jungfrau zu Loretto, der prächtige und in ſeiner Art einzige Waſſerfall zu Terni, einige Alterthümer und Gemälde dieſer Gegenden ungerechnet, unter denen auch einige Raphaels waren, nebſt dem ganzen ſchönen Thal von Spoleto, dem ſchönſten in den Apenninen, der Aufmerkſamkeit wohl werth. Die andern Städte der Lombardei, Florenz und Bologna, ſind mir auf meine Rückreiſe aufgeſpart, zu welcher die Götter mir gute Vögel ſenden wollen und wie ich hoffe, ſenden werden.

Nun waren wir alſo in der alten Hauptſtadt der Welt, und wohl verdient ſie dieſen Namen mit allen Reſten, die der Seele immer neue Fäden der Erinnerung knüpfen, zu deren Entwickelung lange Zeit gehört. Der Anblick deſſen, was die Stadt ſelbſt war, wo ſich der römiſche

Staat entſpann, und wo jene Wölfin die beiden Fündlinge ſäugte; alle die Plätze, wo Schlachten geliefert, geredet, berathſchlagt, geurtheilt, gewüthet, gewettet, geſpielt, gebadet, und tauſend anders tolles Zeug getrieben wurde, das denn inſonderheit die Herren Kaiſer auf die unverſchämteſte Weiſe trieben, geben der Seele wo nicht neue, ſo doch friſche und wahrere Bilder über alles, was man von ihnen geleſen und gehört hat. Ich wollte, ich hätte Rom geſehen, ehe ich den 3ten Theil meiner Ideen*) ſchrieb; indeſſen auch jetzt iſt von allen dieſen Eindrücken und Rectificationen nichts, wie ich hoffe, für mich zu ſpät, und ich habe auf manchem Spaziergange von ein paar Stunden mehr gelernt, als ich durch das Leſen von hundert Büchern je würde gelernt haben. Auch Tivoli (das alte Tibur), Fraskati, Velletri habe ich geſehen, und hoffe die erſten mit dem Anfange des Frühlings wieder ſehen zu können, wodurch ſich denn Horaz und manche andre Stellen der Römiſchen Geſchichte erſt recht verklären.

Den ſchönſten Anblick indeſſen, von dem, was das alte Rom zeigt, gewähren die Denkmale, die dieſe Räuber der Welt zuſammengeſchleppt hatten, ſo viel deren nämlich die alte Mutter Erde in ihrem Schooß verborgen und aufbewahrt hat: denn der größte Theil iſt wohl zerſtört oder liegt noch unter der Erde, oder im Schlamm der Tiber. Da muß ich denn nun E. D. bekennen, daß die Schätze der Kunſtwerke im Clementino, auf dem Capitol, in der Villa Borgheſe, Albani, Giuſtiniani u. ſ. f. für mich gerade das Reizendſte ſind, was Rom hat, alle Zeichen und Wunder Raphaels ſelbſt nicht ausgenommen. Die Seele bekommt unter dieſen Denkmalen Formen der Wahrheit und Sicherheit, des Anſtandes und der Bildung allgemeiner Begriffe, die ſie vorher nicht hatte und ſonſt nirgends in der Welt erlangen kann. Verleihe mir die Muſe auch einige derſelben; ſie aber in Worten wiederzugeben iſt äußerſt ſchwer, ja oft unmöglich.

Da ferner alle Bildung chriſtlicher Inſtitute und Formen, die faſt 2000 Jahre hin Europa beherrſcht haben, von Rom ausgegangen iſt, ſo iſt auch dies ein ſehr reicher, obgleich nicht ſo angenehmer Gegenſtand, der ſich hier in tauſend Erinnerungen darbeut. Hier ſtehen noch die älteſten chriſtlichen Kirchen von Conſtantins Zeiten an, hier ſieht man den Cultus in ſeiner alten Geſtalt, wie ihn Rom allmählig ausdachte, da alle andre Länder ihn nur in verdorbnen Abdrücken zeigen; hundert Sachen der Kirchen- und Ketzergeſchichte erklären ſich von ſelbſt, ſobald man Rom und das Oberhaupt deſſelben, ſammt ſeinen Mithelfern und dem Volk, auf welches ſie am nächſten zu wirken hatten, kennet. Und da die Geſchichte der *neueren* ſchönen Kunſt durch Raphael, Michael Angelo u. ſ. faſt ganz von Rom ausgegangen, und dieſe Stadt ſo glücklich geweſen iſt, die beſten Werke faſt aller großen Künſtler entweder zu beſitzen, oder ſich doch viele Meiſter mit einem Theil ihrer Arbeiten zuzueignen, wenn jene ihr auch nicht gehörten; ſo wird die Seele von ſelbſt dahin gezogen, hier und in Florenz die Wiege der neuern ſchönen Kunſt zu finden, und zu unterſuchen, woher dies Knäblein oder Mägdlein nicht zur Vollkommenheit und Schönheit ihrer alten unſterblichen Mutter gelangt iſt. Zu dieſer Unterſuchung iſt indeſſen auch Florenz, Bologna, Venedig, Parma, Mailand nöthig, und ſie fodert mehr Kunſtſinn, Muße und Bequemlichkeit, als ich habe oder in meinem Alter und unter meinen Umſtänden genießen kann. Mit der Geſchichte vieler Wiſſenſchaften, die aus Italien gekommen ſind, iſts ein Gleiches.

Endlich iſt das Theater der Römiſchen Welt an ſich ſchon auf eine Zeit das Sehenswürdigſte, was ſich denken läßt; es iſt der Hof eines Kloſters, in welches Fäden aus der ganzen chriſtlichen Welt gehen und das ſich noch auf dem Felſen dünkt, den die Pforten der Hölle nie überwältigen ſollen. Jeder nähere Anblick dieſer Maſchine und ihrer Werkzeuge iſt lehrend, und was auch immer das Reſultat ſein mag — es iſt gut, das Alles geſehen zu haben, ob ich gleich nicht darein verflochten zu ſein wünſchte. Selbſt das Römiſche Theater mit ſeinen caſtrirten Stimmen gehört zu dieſer Kloſterzucht und wird deshalb in ſeiner Art einzig — auf eine Zeit.

Dies, gnädigſter Herr, iſt der Abgrund, in den ich mich, ſeit ich in Rom bin, geſenkt fühle; was für Reſultate aus dieſen Eindrücken erwachſen, weiß ich noch ſelbſt nicht; genug, ich ſehe und lerne kennen, wozu ſich mir die Gelegenheit darbeut. Seit dem November, da die Villegiatur aufgehört hat, gehört auch die Römiſche große Welt dazu, in der ich gar, bloß um der Kürze der Formel willen, für den Vescovo di Weimar gelte; E. D. können mir alſo künftig keinen geringern Titel geben, als den mir die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit tauſend Complimenten giebt: denn ich paſſire hier für einen ſehr großen Gelehrten. Ich beſcheide mich indeſſen gern, daß es nur ein erborgtes Licht iſt, das mir bloß die Gegenwart Ihrer Frau Mutter gegeben hat und giebt; ich bin alſo in meinem Leben nie demüthiger geweſen, als ich in Rom bin, und wünſche, daß ich ſchon in Neapel oder Florenz wäre

---

*) Zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

Ihre Durchlaucht die Herzogin Mutter genießt hier alle ausgezeichnete und ich möchte ſagen königliche Ehre. Sie iſt vorigen Sonntag dem Pabſt vorgeſtellt worden, und iſt mit der Aufnahme ſehr zufrieden; der Cardinal Bernis und der Cardinal Staatsſecretair wetteifern, ihr den Aufenthalt theils anſtändig, theils ſo ruhig zu machen, als es der Zweck ihrer Reiſe fordert, und mit der nächſten Woche, hoffe ich, ſollen manche beſchwerliche Ceremonien zu Ende ſein. Ihre Geſundheit iſt ſehr gut, und die Sachen in Rom ſiehet ſie mit einem Intereſſe und einer Richtigkeit, wie ich's, die Wahrheit zu ſagen, nicht geglaubt hätte. Geht alles ſo gut wie bisher, ſo wird ſie ſich ihrer Reiſe angenehm und mit Nutzen erinnern.

Und nun, gnädigſter Herr, da eben das Papier zu Ende geht, möchte ich den Brief erſt noch anfangen und E. D. nicht nur für die gnädige Erlaubniß zur Reiſe, ſondern auch für Ihre innere Theilnehmung an derſelben aufs Beſte danken. Körperliches Vergnügen, welche Bequemlichkeit und Anmuth hat bisher für mich dieſe Reiſe wenig oder nichts gehabt; vielmehr habe ich in meinem ganzen Leben nie unbequemer und unwohllüſtiger gelebt, als ich hier lebe; ſelbſt das geiſtige Vergnügen muß in Rom und in Italien mit mehr Mühe erkauft werden, als manches derſelben werth iſt. Noch weniger mag ich an meine Jahre, und an die Umſtände denken, die mich dort wieder erwarten; ich bin indeſſen einmal darin und habe gefunden, daß ſich aus Allem Gewinn ziehen läßt, wenn es auch nur der wäre, daß man den Kreis, zu dem man gehört, um ſo lieber gewinnen lernt, und nachdem man alle Herrlichkeiten der Welt geſehen hat, zufrieden in ſeine Hütte zurückkehret. Sehr oft denke ich unter dieſen Empfindungen an E. D. zurück und küſſe Sie in Gedanken. Leben Sie wohl und geſund, gn. H., und erhalten mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir innigſt ſchätzbare Gnade. Ihrer Frau Gemahlin wünſche ich ein Gleiches und empfehle mich unterthänigſt, in treuer Liebe und Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchl.
unterthänigſter
Herder.

Briefe an Andres, von M. Claudius.

Erſter Brief.

Es geht mir eben ſo, Andres, wenn ich in der Bibel von einem Alten und Neuen Bunde, von einer Connexion und einem Verkehr zwiſchen dem HÖCHSTEN Weſen und unſerm Geſchlecht leſe; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände, daß die Menſchen vor Gott ſo hoch geachtet und werth ſind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Reſpekt für ſich ſelbſt, und wittert Morgenluft — und man kann und kann den Mittler zwiſchen beiden nicht genug anſehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht beſſer wiſſen.

Der Menſch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, ſo irrt er ſich nur, und mitten in ſolchem Treiben ſuchet und meinet er ſie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es iſt nicht möglich, wenn ſie ihm erſcheint, daß er ſein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren iſt menſchlich, Andres! Aber die Wahrheit iſt unſchuldig. Sie iſt immer bereit und werth, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, ſchreibſt Du, unſern Herrn Chriſtus verkannt und verachtet zu ſehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch; wer ſie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar ſeinetwegen brauchſt Du Dir keine wachſen zu laſſen. Er wird wohl bleiben, was er iſt. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es Dir ſchaden, ob ſie erkannt oder genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es iſt die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß ſie immer bereit iſt, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünſten ringt, um ſie zu reinigen und zu vergolden.

Laß ſie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannſt das Herz nicht.

Wer nicht an Chriſtus glauben will, der muß ſehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und Du können es nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir ſterben ſollen; und das kann er überſchwenglich, nach dem, was von ihm geſchrieben ſteht, und wir wiſſen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je ſo geliebt, und ſo etwas in ſich Gutes und in ſich Großes, als die Bibel von ihm ſagt und ſetzet, iſt wie in eines Menſchen Herz gekommen, und über all ſein Verdienſt und Würdigkeit. Es iſt eine heilige Geſtalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet; und ſein innerſtes Bedürfniß, ſein geheimſtes Ahnden und Wünſchen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?

Nur eine ſo zarte und überirdiſche Geſtalt iſt gar zu leicht verändert und verſtellt, und ſie kann von Menſchenhänden nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deßwegen iſt auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menſchen kein Ende geweſen.

Von allen den Streitern ſind die, welche die Bibel aufrecht halten und doch alles Uebernatürliche natürlich machen und mit ihrer Philoſophie belegen und reimen wollen, unſtreitig die ſchwächſten, denn ſie haben weder Verſtand noch Muth, und ſind nicht Fiſch noch Fleiſch. Dazu ſind ſie immer in Noth und kommen nicht zum Ziel, denn es iſt viel ſchwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten; und wenn ſie nicht zum Ziel kommen, ſo haben ſie nichts.

Wer menſchliche Weisheit ſein läßt, was ſie iſt, ſich aber beſcheidet, daß es eine größere gebe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Menſch nicht weiß, und daß es eine Offenbarung über unſre Einſichten ſein müſſe, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, ſondern, wenn ſie ſonſt das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne ſei, der iſt beſſer daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zuſehen, und indeß in ſeine Scheuern ſammeln.

Alles muß allerdings zuſammenhängen, und wird ſich auch wohl reimen laſſen, wenn die data bekannt ſind. Die Spekulanten laſſen es ſich nicht träumen, daß das brillanteſte Feld der Speculation hinter der Kirchmauer liege.

Doch, dem ſei wie ihm wolle, Andres; wir glauben der Bibel auf's Wort, und halten uns ſchlecht und recht an das, was die Apoſtel von Chriſtus ſagen und ſetzen.

Die ihn ſelbſt geſehen und gehört haben, und an ſeiner Bruſt gelegen ſind, die ſind ihm doch näher geweſen, als wir und die Gloſſe. Und was auch bisher unter den Gelehrten erfunden ſein mag, und wie gut ſie auch wiſſen und verſtehen mögen, ſo ſcheint es doch, die Wahrheit zu ſagen, daß die Apoſtel es beſſer wiſſen und verſtehen mußten.

Lebe wohl, Andres, und ſchreibe bald wieder.

Dein ꝛc.

Zweiter Brief.

Als die Leute in dem Markt der Samariter, bei denen unſer Herr Chriſtus Herberge beſtellen ließ, ihn nicht annehmen wollten, ſprachen ſeine Jünger Jacobus und Johannes: Herr, willſt du, ſo wollen wir ſagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre ſie, wie Elias that. Und das nimmſt Du ſo übel und kannſt es den beiden Jüngern nicht vergeben und vergeſſen! Du freuſt einen, Andres! Aber ich kann auf meinen Jakobus und Johannes nichts kommen laſſen, und ich muß ihnen bei Dir das Wort reden und ihre Ehre retten.

Vorläufig darf man über das ,,Feuer vom Himmel fallen laſſen'' ſo ängſtlich nicht ſein, denn es hat damit gute Wege; und wer es kann fallen laſſen, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun und zu laſſen hat. Ueber Handlungen höherer Ordnung können wir nicht urtheilen, und ſo müſſen wir auch nicht darüber urtheilen wollen. Die Sache, wovon hier geredet wird, iſt blos menſchlich, und da will ich, wie geſagt, verſuchen, die Donnerskinder mit Dir auszuſöhnen.

Erſtlich hatten ſie das Exempel des Elias vor ſich, den ſie noch kürzlich in ſehr gleichen Umſtänden geſehen hatten; und dann ſuchten ſie ihres Meiſters Einwilligung, und natürlich auch ſeine Kraft. Doch, Du pflegſt zu ſagen: ſchweige von einem andern, oder ſetze dich an ſeine Stelle. Wir wollen uns dann hinſetzen. Es ſitzt ſich ohnedas an der Stelle ſo gut.

Chriſtus war mit den Jüngern auf der Reiſe nach Jeruſalem. Er reiſte hier eigentlich in Angelegenheiten der Samariter, und that dieſe Reiſe, wie alle das andere, um ſie und alle Menſchen ſanft zu betten, und ihnen ewige Herberge zu bereiten. Zwar das mochten die Jünger, ob er ihnen gleich verſchiedentlich darüber geſprochen hatte, doch vielleicht noch ſo ganz nicht begriffen haben. Aber ſie waren doch zwei, drei ganzer Jahre mit ihm herumgezogen, und hatten geſehen, daß er nicht ſeinetwegen umherzog, und nicht gekommen war, ſich dienen zu laſſen; daß er nichts als Gutes lehrte, und Gutes that, links und rechts, und ohne Anſehn der Perſon, und daß er ſich nicht zweimal bitten ließ, und jedem der ſein bedurfte, mit Liebe und Freundlichkeit zuvor kam. Dazu war es itzt das letztemal, daß er ihre Herberge brauchte, denn die Zeit war erfüllt, daß er ſollte von hinnen genommen werden, und er ging hier der Schmach und dem Tode entgegen. — Und nun wird ihm das Nachtlager verſagt, und ſeine Boten werden abgewieſen … Andres, kannſt Du es den Jüngern übel nehmen, wenn ſie da unwillig wurden? Der iſt kein ſchlechter Mann, dem die Galle überläuft, wenn er ſo Gutes mit Undank belohnen, und Recht und Billigkeit mit Füßen treten ſieht!

Und nimm nun noch dazu die Anhänglichkeit und Liebe, womit die Jünger ihrem Herrn und

Meiſter zugethan waren und anhingen. Wem alles gleichviel und einerlei iſt, der hat gut ſprechen. Aber, wenn es an Etwas gelegen, und in der Bruſt nicht hohl iſt, dem iſt anders zu Muthe, als den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels. Das Herz hat auch ſeine Rechte, und läßt nicht mit ſich ſpielen wie mit einem Vogel. Ueberhaupt iſt es nicht Unrecht, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und ſchilt mir den Mann nicht, der für Recht und Billigkeit ſtehen bleibt, und die Hand an's Schwert legt. Etwas von dem Drei-Männer-Trotz, der ſich auf nichts in der Welt als auf ſich ſelbſt und ſeine gute Sache ſtützt, und doch vor der Gewalt und Menge nicht beugen will, iſt nicht ſo übel. „Unſer Gott,“ ſagten ſie, „kann uns wohl erretten; und wenn er es auch nicht thun will, ſo ſollt ihr dennoch wiſſen, daß wir das goldne Kalb nicht anbeten wollen.“

Kurz, wie es an den drei Männern edel war, daß ſie an Feuer nicht dachten, ſo war es an den beiden Jüngern nicht unedel, daß ſie daran dachten.

Freilich, **Chriſtus** bedräuete ſie; und wer das „Feuer vom Himmel“ in ſeiner Hand, unter ſeinem durch und durch gewürkten Rock zurückhalten und verbergen, und ſich vor Freund und Feind wie ein Verbrecher hinführen laſſen konnte, damit der Wille des Vaters im Himmel geſchehe, der konnte dräuen, und vor dem hatten die Jünger ſich zu ſchämen, daß ſie nicht wußten, weß Geiſtes Kinder ſie waren. Aber ich will auch wiſſen, daß ſie vor einem jeden andern Geiſt ſich nicht zu ſchämen hatten, und daß der Geiſt des Chriſtenthums nicht ohne Urſache ein **Geiſt der Herrlichkeit** genannt wird.

Gut iſt ein ander Ding als edel; und Freiſeyn ein ander Ding als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen gibt es von Natur, aber gut iſt Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Ich ſoll Dir das weiter aus einander ſetzen. — Edel iſt: Ahnung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre, und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſey, der iſt ein edler Mann.

Was ſoll ich Dir viel aus einander ſetzen? Du weißt ja, beſſer als ich, wie es geht. Man will gern immer — das Eitle nicht lieb haben, unparteiiſch ſeyn, nicht böſe werden, wenn man beleidigt wird, göttlich geſinnt ſeyn u. ſ. w.; aber man kann es nicht. Wenn auch auswendig, ſo geht es doch inwendig nicht eben ab. Und wenn auch das Feld behalten wird, ſo iſt darum doch kein Friede. Der Feind bleibt im Lande, und man muß mit dem Gefangenen ſich placken und plagen.

All Fehd ein Ende, und **rein Haus** machen, das iſt die Weisheit Gottes, welche die Edeln gelüſtet zu ſchauen, die Weiſen wiſſen, und die Thoren verachten.

Edel iſt alſo nicht gut; aber es iſt darum edel und nichts gemeines, und ihm gebührt Ehre und Achtung von Jedermann, wo es ſich ſehen läßt.

Von den **Mund-Edeln**, die nämlich nur von Edel und Gut ſprechen und ſchreiben, ſie gelehrt oder ungelehrt, iſt hier die Rede nicht. Die werden gar nicht mitgezählt.

Ohne Kampf und Verläugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennet er die Kluft nicht, die in unſerm Inwendigen zwiſchen Wollen und Seyn, zwiſchen Edel und Gut befeſtigt iſt, und kann ſie nicht kennen. „Die auf dem Meere fahren, die ſagen von ſeiner Fährlichkeit. — Daſelbſt ſind ſeltſame Wunder, mancherlei Thiere und Wallfiſche; durch dieſelben ſchiffet man hin.“

Erfahrung machet den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Deſileen und Labyrinthen jener großen Kluft verſucht, und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen, ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines **heiligen Zweiges** bedarf oder nicht. Und es wäre ſehr luſtig zu ſehen, wenn ein Stubenzeichner einen ſolchen edeln Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden iſt, aus ſeinen Landkarten zurecht weiſen und eines beſſern belehren wollte.

Du ſiehſt denn, **welchen** Leuten die Religion gleichgültig und entbehrlich bedünken kann, und welchen Leuten ſie unentbehrlich und heilig iſt; und daß dieſe, alle Complimente bei Seite geſetzt, ſich ihrer Anhänglichkeit und Achtung nicht zu ſchämen brauchen.

Leb wohl, **Andres**

Vierter Brief.

Du möchteſt gern den Sinn der unterirdiſchen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wiſſen, und warum doch die großen herrlichen Menſchen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter geſtiegen ſind. —

Ich denke, **Andres**, weil ſie, was ſie ſuchten, hier eben nicht haben finden können. Wer hier ſeine Genüge findet, der muß mit unvollkommner, ſichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn alſo eine vollkommne, unſichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, ſo mußten ſie ihn anderswo ſuchen gehen. Seine Fußtapfen fanden ſie in dem ſichtbaren und vergänglichen wohl, aber ihn fanden ſie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredelung ſein ſelbſt ſuchen? —

Wird doch nichts in der Luft geſäet! Samen und Thierarten legen in der Erde die Schale ab, ehe ſie ihre neue Geſtalt und Exiſtenz erhalten. Gehen doch auch die Menſchen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuſchütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen iſt; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor erſterben, und alſo einen Schritt rückwärts, herunter, thun muß; oder, weil die Weiſen ſich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermuthet und ſucht; oder, weil der übrige da gefunden wird, wo es Mühe koſtet, hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hauſe aus hinſehen kann. Vielleicht iſt's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden ſollen, wir hätten auch, die Schwärmer in der Luft, und die wahren ernſthaften Liebhaber unter der Erde ſuchen laſſen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was ſichtbar iſt, die Augen wegwenden, wenn man das Unſichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehens werth wären; ſie ſind wohl ſchön, und ſind da, um angeſehen zu werden. Sie ſollen unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an einen, der noch ſchöner iſt, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen.

Der Menſch iſt reicher als ſie, und hat, was ſie nicht geben können. Alles, was er um ſich her Leben haben ſieht, ſtirbt; und er weiß von Unſterblichkeit. Er ſieht in der ſichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Oertliches, und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er ſieht nur Mannichfaltigkeit, lauter Zerſtreutes und Zerſtückeltes; und doch will er immer einen, unter Eins faſſen, aus Einem herleiten u. ſ. w.

Wie und woher könnten ihm ſolche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn ſie nicht aus ihm ſelbſt kämen, und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre.

Selbſt die Weisheit und Ordnung, die der Menſch in der ſichtbaren Natur findet, legt er mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, ſo wie man ohne Maaß nicht meſſen kann. Himmel und Erde ſind für ihn nur eine Beſtätigung von einem Wiſſen, deß er ſich in ſich bewußt iſt, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meiſtern und aus ſich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung iſt und fühlt er ſich größer, als alles was ihn umgibt; und ſehnt ſich nach etwas anderm.

Andres, der Menſch trägt in ſeiner Bruſt den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfey's in dem ſichtbaren und unſichtbaren Spiegel ſo raſtlos nach, und hängt ſich ſo freudig und begierig an ſie an, um durch ſie zu geneſen. Aber Bilder ſind Bilder. Sie können, wenn ſie getroffen ſind, ſehr angenehm überraſchen und täuſchen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Weſen ſelbſt, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm Niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein ꝛc

Fünfter Brief.

„Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und ſeiner Jünger gingen viel mit ihm, und viel Volks.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, ſiehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war ſeiner Mutter; und ſie war eine Wittwe, und viel Volks ging mit ihr.

„Und da ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht!

„Und trat hinzu, und rührete den Sarg an; und die Träger ſtunden. Und er ſprach: Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!

„Und der Todte richtete ſich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn ſeiner Mutter.“

Man kann eine ſolche Geſchichte nicht leſen, ohne die Mutter ſelig zu preiſen, und den Todten und die Träger, und alle Menſchen, die dabei waren! aber doch ſonderlich die Mutter. Du weißt, Andres, wenn man ein Kind ſchwer krank hat, das man gerne behalten will, wie man da geht und die Hände ringt, und immer hofft, auch wenn man nicht mehr kann und ſollte. Man hofft noch immer, und hört auch nicht auf, ſo lange die Kranke noch lebendig und im Bette iſt. Wenn ſie aber auf dem Brett liegt, wenn der Sarg kommt und die Träger, und die Todte hinaus getragen wird, dann muß man wohl aufhören, und bleibt dann nichts übrig, als hinter den Sarg herzugehen und zu weinen.

Die Wittwe zu Nain ſcheint auch keinen andern Rath gewußt zu haben, und ſie hoffte wohl auch nicht mehr, als ſie, hinter der Leiche her, aus dem Stadtthor ging. Und es würde ihr auch nicht anders, als uns andern ergangen ſeyn, ihr Kind wäre eingeſenkt und mit Erde beſchüttet worden, und ſie hätte allein wieder zurück gehen müſſen, wenn nicht unſer lieber Herr Chriſtus gerade des Weges hergekommen wäre, und ſie ihm mit der Leiche begegnet wären.

Und darum iſt es eben ſo groß und erfreulich, daß er einmal auf Erden geweſen iſt, und Menſchen das Glück haben konnten, ihm zu begegnen.

„Und als ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht.“

Es iſt immer etwas über alle Maaßen Zartes und Großmüthiges in dem Benehmen Chriſti. Wer nicht helfen kann, hat gewöhnlich Mitleiden, und wer Mitleiden hat, kann gewöhnlich nicht helfen. Auch iſt mancher mitleidig, weil die Reihe auch an ihn kommen kann; weil er den andern braucht, oder ihm Verbindlichkeit hat u. ſ. w. Hier iſt das alles ganz anders. Auch, nach dem erſten Anſehen hatte die Wittwe Recht, Mitleiden von Chriſtus zu erwarten und zu fordern; nach der Wahrheit aber war ein anderes Verhältniß zwiſchen ihm und ihr. Vor ihm war ſie, was wir alle ſind, undankbare Kinder, eine ungerathene Tochter, die ihres Vaters Haus muthwillig verlaſſen und ſich ſelbſt unglücklich gemacht hatte; und Chriſtus war der Vater, der ihr nachgegangen war, um das verlorne Kind aufzuſuchen, und der ſie nun hier in einer elenden Hütte mitten unter den bittern Folgen ihrer Vergehung antraf. Sie mußte ſich ſchämen, ihm vor die Augen zu kommen, und hatte nichts als Vorwürfe zu erwarten und verdient.

Aber, „als ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und er ſprach zu ihr: weine nicht!“

Und das war ihm noch nicht genug. Er wollte nicht allein vergeben und vergeſſen, ſondern auch in der gegenwärtigen Lage und Verlegenheit Rath ſchaffen.

„Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger ſtunden.“

Vermuthlich kannte die Wittwe den Herrn Chriſtus nicht, und wird alſo in ihrem Schmerz nach dem Rabbi und ſeinem: weine nicht! wohl nicht ſonderlich hingehört haben. Sie hat gewiß den Sarg mit keinem Auge verlaſſen, und von dem Rabbi nichts erwartet — noch nicht, als er hinzu trat, und den Sarg anrührte, und dem Jüngling aufzuſtehen gebot.

Als aber der Kopf aus dem Sarge empor kam, als der einzige Sohn ſich aufrichtete und anfing, zu reden, und ihr wieder gegeben wurde . . . Andres, wie wird ſie da den wunderbaren Rabbi angeſehen, ſich vor ihm auf die Erde hingeworfen, und ihm Hände und Füße geküßt haben!

Und was meinſt Du von den Umſtehenden? — Lucas ſagt: „es kam ſie alle eine Furcht an, und preiſeten Gott ꝛc.;“ und das ſcheint mir ſehr natürlich. Denn ſo rührend die Scene auch immer ſeyn mochte, ſo mußte doch das höhere Intereſſe die Oberhand gewinnen. Man verliert die Wittwe aus den Augen, und zittert, und preiſet Gott, daß es alſo wahr iſt, daß im Tode nur das Gehäuſe und die Hülſe zerfällt; daß der Geiſt des Menſchen nach dem Tode übrig bleibt, und man wahrhaftig auf Wiederſehen rechnen kann.

Andres, die in den Gräbern ſind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen. . .

Aber auch die Todten, die nicht in den Gräbern ſind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen.

Sein Reich war nicht von dieſer Welt. Ob er gleich Herr und Meiſter der ſichtbaren Natur war, und ſeine Lehre über alles wohlthätig auch für dies Leben iſt, und er ſelbſt, im Leiblichen immer und bei aller Gelegenheit half und diente, ſo war doch dies eigentlich ſein Feld und Gebiet nicht. Er war geſetzt über das Unſichtbare, und ein Pfleger der heiligen Güter. Und alle ſeine ſichtbaren Werke und Wunder waren ſeine kleineren Nebenwerke, die er verrichtete und that, um die Menſchen über die größeren zu belehren, und ihnen, durch das was ſie ſahen, die Augen zu öffnen über das, was ſie nicht ſahen.

Als er dort zu dem Gichtbrüchigen ſprach: „Sey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben;“ ſo wird der Gichtbrüchige ſelbſt zwar wohl inne worden ſeyn und gewußt haben, was das ſey, wenn Chriſtus einem Menſchen ſeine Sünden vergibt; aber, die Schriftgelehrten, die umher ſtanden, wußten es nicht, und hatten deswegen ihre Bedenklichkeiten. Und Chriſtus ſagte: „auf daß ihr wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, ſprach er zu dem Gichtbrüchigen: „ſtehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim!“ Und er ſtund auf und ging heim.

So auch hier. Die Auferweckung eines Todten iſt freilich ein großes Werk; aber es gibt noch ein größeres. Wie Geiſt und Willkür größer und edler iſt, als Leib und Mechanismus, ſo iſt auch die Auferweckung des geiſtlichen Jünglings zu Nain, oder die Herſtellung unſers Geiſtes in ſeine urſprüngliche Herrlichkeit ein ander Werk. Aber dieß hohe und eigentliche Werk Chriſti iſt unſichtbar. Damit wir aber wüßten, daß er der von der Welt her erwartete, und von allen guten Menſchen begehrte, Held und Helfer ſey, und Macht habe, den erſtorbenen Geiſt des Menſchen zu wecken, ſo weckte er leiblich todte. Und die das hörten und um die Wahrheit bekümmert waren, die wußten, weil Niemand die Werke thun kann, daß er ſey ein Lehrer von Gott kommen; und gingen zu ihm, um bei ihm Rath und Troſt für ihre Seele zu finden.

Menſchen können keinen geben, was ſie auch ſagen und verſprechen. Sie können von der Leiche wohl reden, können ſie kleiden und mit Blumen ſchmücken, ihr den Kopf und die Hände zurecht legen ꝛc.; aber todt iſt todt, und ſie bleibt ſtille und ſtumm im Sarge liegen. Wenn aber Chriſtus den Sarg anrühret, ſo richtet der Todte ſich auf, und fängt an zu reden.

Durch Worte und Flecklein wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben.

Sechſter Brief.

Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtſinn um ihre Freiheit gekommen, und im fremden Lande in eine harte Gefangenſchaft gerathen waren. Er konnte ſie in ſolcher Noth nicht wiſſen, und beſchloß, ſie zu befreien.

Das Gefängniß war feſt verwahrt, und von inwendig verſchloſſen, und Niemand hatte den Schlüſſel.

Als der Edle ſich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verſchaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeiſter Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüſſel durch's Gitter, daß ſie aufſchlöſſen und mit ihm heim kehrten. Die aber ſetzten ſich hin, den Schlüſſel zu beſehen und darüber zu rathſchlagen. Es ward ihnen geſagt, der Schlüſſel ſey zum Aufſchließen, und die Zeit ſey kurz. Sie aber blieben dabei, zu beſehen und zu rathſchlagen, und einige fingen an, an dem Schlüſſel zu meiſtern, und daran ab- und zuzuthun.

Und als er nun ſo nicht mehr paſſen wollte; waren ſie verlegen, und wußten nicht, wie ſie ihm thun ſollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und ſagten: der Schlüſſel ſey kein Schlüſſel, und man brauche auch keinen.

Siebenter Brief.

Es iſt immer ſo, Andres, die Hauptpunkte einer Religion ſind verhüllt und zugedeckt, und iſt das heilige Abendmahl allerdings ein Geheimniß. Dafür haben es die Anhänger Chriſti von Anfang an genommen, und dafür nimmt es auch Luther. Auch pflegten die erſten Chriſten es gerne im Geheim zu halten, und noch in den Zeiten des öffentlichen chriſtlichen Gottesdienſtes mußte die übrige Verſammlung abtreten.

Wie es nun überhaupt mit Geheimniſſen iſt; wer ſie nicht weiß, der erklärt ſie, und wer ſie erklärt, der weiß ſie nicht. Erzwingen und mit Gewalt nehmen laſſen ſie ſich nicht; wer ſie aber zu verdienen ſucht, und ſich dem Beſitzer zum Freunde zu machen weiß, der erfähret ſie bisweilen. Darum wollen wir ehrerbietig und demüthig vor der Thür dieſes hochheiligen Geheimniſſes ſtehen bleiben, und die Außen Seite anſehen, ſchlecht und recht, und wie die Bibel ſie gibt. Sie liegt Jedermann offen, und iſt, ſo wie der ganze letzte Abend und Abſchied, — als in dieſer Welt nichts anders; wie denn auch ein ſolcher Abend und Abſchied in dieſer Welt nur Einmal geweſen iſt.

Wie Chriſtus ſelbſt ſagt, und die ganze Chriſtenheit glaubt, bezieht das Alte Teſtament ſich auf das Neue. So hohe geiſtige Ideen, als die, von himmliſchen Gütern, von einer unſichtbaren Befleckung und einem geiſtlichen Fall, die geſchehen waren, von unſichtbarer Reinigung und einem Wiederherſteller, der verſprochen war und zu ſeiner Zeit kommen werde ꝛc., konnten unter den erſten Menſchen, die den großen Begebenheiten näher waren, wohl von Mann zu Mann fortgepflanzt werden; ſie würden aber mit der Zeit für die Welt erloſchen und verloren geweſen ſeyn, wenn ſie nicht von den alten Weiſen und Propheten unter einer ſinnlichen Hülle öffentlich vor die Augen gebracht und beſtändig gehalten worden wären. Moſes war vor allen andern ein ſolcher Weiſe und Prophet, und er knüpfte dieſe Hüllen, um ihnen deſto mehr Intereſſe zu geben, an die politiſche Geſchichte ſeines Volks, damit es ihnen „ein Zeichen ſey in ihrer Hand und ein Denkmal in ihren Augen, auf daß des Herrn Geſetz ſey in ihrem Munde, daß der Herr ſie mit mächtiger Hand aus Egypten geführt habe." — Und man kann den Moſaiſchen Gottesdienſt, außer dem, was er in ſich war, als die allervollkommenſte Prophezeihung anſehen, die wir von Chriſtus haben. Die Schrift ſagt auch, daß hinfort kein Prophet aufgeſtanden ſey wie Moſe; und Moſes redete noch auf dem Berge mit Chriſtus über den Ausgang, welchen er ſollte erfüllen zu Jeruſalem.

Die heiligen Schriften des Neuen Teſtaments drücken ſich ſehr beſtimmt darüber aus, daß der Leib und das Blut Chriſti das Reinigungs- und Erlöſungsmittel für den gefallenen Menſchen ſey.

„Opfer und Gaben haſt du nicht gewollt, aber den Leib haſt du mir zubereitet."

„Das Blut Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde."

„Nun aber hat er euch verſöhnet mit dem Leibe ſeines Fleiſches durch den Tod.

„Und wiſſet, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöſet ſeyd von eurem eiteln Wandel, nach väterlicher Weiſe, ſondern mit dem theuern Blut Chriſti, als eines unſchuldigen und unbefleckten Lammes."

„*Moſes* hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, ſondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel."

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel kommen; wer von dieſem Brod eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt." —

„Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohns, und trinken ſein Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch."

Wir mögen nun verſtehen oder nicht verſtehen, was der Leib und das Blut *Chriſti* ſey, nach der *Bibel* muß der Menſch ſie genießen und ihrer theilhaftig werden, wenn er geneſen will. Und ſo hatte *Moſes* ein Oſterlamm angeordnet, das genoſſen werden mußte, und mit deſſen Blut „beide Pfoſten an der Thür und die Oberſchwelle beſtrichen wurden, daß der Würgengel vorüber gehe." So waren Opfer, und ein Hoherprieſter, der am Verſöhntage mit Blut in's Heilige ging, u. ſ. w.

Dieſe Hüllen und Schatten der himmliſchen Güter beſtanden noch zu *Chriſti* Zeiten, und nun war die große Stunde gekommen, wo ſie ausgedient hatten, und das *weſentliche* Opfer, das durch jene bedeutet war, ſelbſt geopfert werden ſollte.

„Wir haben auch ein, Oſterlamm, Chriſtus für uns geopfert."

„Am Ende der Welt iſt Chriſtus einmal erſchienen, durch ſein eigen Opfer die Sünde aufzuheben."

„Chriſtus iſt kommen, daß er ſey ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt, das iſt, die, die nicht alſo gebauet iſt. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, ſondern er iſt durch ſein eigen Blut einmal — in den Himmel ſelbſt — eingegangen, und hat eine ewige Erlöſung gefunden."

Entweder, oder! Wir müſſen die Bibel zerreißen, oder feſthalten an dem Bekenntniß: „Für euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden;" wie es auch bisher bei'm Genuß geſagt und geglaubt wird.

Daß die ganze Sache über unſre Einſicht iſt, und wir ſie nicht verſtehen, iſt nicht wider ſie. Denn ſie ſoll nicht Menſchen-Witz und Werk ſeyn; und wird, in unſerer und in den Traditionen aller Völker, wo davon dunkler oder heller geredet wird, als höheren Gehalts und Urſprungs gegeben. Und wenn in dieſer Sache ein Wille erſcheint, der mit *unbegreiflicher* Erbarmung will, ſo kann es nicht befremden, wenn kein Verſtand ihm gewachſen iſt.

Uebrigens genießen wir jeden Tag und Augenblick Wohlthaten, die wir nicht verſtehen. Wir werden geboren und geſäuget, und holen Odem und verſtehen nichts. Wir verſtehen auch die leibliche Medicin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft ſie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Der Kunſtverſtändige verſteht ſie, und *weiß* ſie zuzurichten. Und darum iſt ein Unterſchied zwiſchen einem Weiſen und einem — Nicht-Weiſen. Die Nicht-Weiſen mögen unwahr und ohne Grund ſeyn; aber die Sache kommt von guter Hand.

Aber ich komme wieder zu dem letzten Abend, wo er ſeinen Vertrauten über das, was bevorſtand, und über das neue *Geſetz* und *Teſtament* die nöthige Auskunft geben, und Abſchied von ihnen nehmen wollte.

Andres, der Abſchied des *Socrates* aus der Welt war ſehr ſchön und rührend; auch als *Socrates* mit ſeinen Jüngern ausgeredet hatte und den Giftbecher nun anſetzte und trank, weinten ſie und warfen ſich an die Erde. Aber hier iſt es mehr, als *Socrates*; hier iſt die Herrlichkeit Gottes; und man will vergehen, ſo wie er, dem Tode geweiht und ſchon geſalbt zu ſeinem Begräbniß, in den großen gepflaſterten Saal herein tritt, und ſich neben dem *Oſterlamm* hinſetzet.

Mich hat herzlich verlangt, ſagte er zu den Zwölfen, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen, ehe denn ich leide.

Wie er hatte geliebt die Seinen, ſo liebte er ſie an's Ende. Man kann ſich nicht ſatt daran leſen, wenn er, der ſolch ein Werk zu vollbringen und ſolch einen Kelch zu trinken vor ſich hatte, noch bei der letzten Mahlzeit den *Johannes* an ſeiner Bruſt zu Tiſche ſitzen läßt, und den Jüngern Biſſen eintaucht und giebt; wenn er ſo bekümmert von dem Jünger ſpricht, der ihn verrathen werde, den Verräther nicht nennen will, und nur ihn ſelbſt fühlen läßt, daß er ſein Geheimniß wiſſe; wenn er dem *Petrus*, der ſich vermaß, von dem Hahn ſagt, der nicht zweimal krähen werde; wenn er hingehen will, den Jüngern die Stätte zu bereiten; wenn er ſeine Freunde nennt; wenn ſie ihn wieder ſehen ſollen, und ihr Herz ſich freuen und ihre Freude Niemand von ihnen nehmen ſoll ꝛc.

Doch in dieſem heiligen Kreiſe war nicht bloß von einem Abſchied von Freunden, ſondern von größern Dingen die Rede. Und er unterrichtete ſeine Boten und die künftigen Lehrer der Welt noch einmal von dem Geheimniß des Reiches Gottes. — Eins mit dem Vater, das iſt das Ziel; er ſey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und niemand komme zum Vater als durch ihn; wenn er nicht hingehe zum Vater, ſo komme der Tröſter nicht zu ihnen; wenn er aber hingehe, wolle er ihn ſenden, den Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und den die Welt nicht kennt und nicht empfahen kann; und der werde bei ihnen bleiben ewiglich, und in ihnen ſeyn, und ſie würden dann alles wiſſen, und ihre Bitten würden geſchehen.

Aber eine Lehre, die ſolche Verheißungen und Macht dem Menſchen giebt, konnte mißverſtanden werden. Damit aber die Jünger wüßten, was ſie meine und wes Geiſtes Kind ſie ſeyn, ſtand der Herr und Meiſter, als „er wußte, daß ihm der Vater alles hatte in ſeine Hände gegeben und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging,“ auf, legte ſeine Kleider ab, nahm einen Schurz und umgürtete ſich, goß Waſſer in ein Becken und wuſch ihnen die Füße.

Wie wird Dir, Andres, wenn Du IHN Fuß waſchen, mit dem Schurz und dem Becken in der Hand von einem Jünger zum andern gehen ſiehſt?

Und wenn man dann an die und jene denkt, die ſich nach ſeinem Namen nennen!

Aber ſie ſind auch nicht ſein, und können ſich nennen, nach wem ſie wollen.

Keiner, und hätte er aller Sternen Lauf erfunden, und trüge Kron' und Scepter und wär' ein Herr der ganzen Welt, wenn er nicht das alles und ſein eigen Leben für ihn vergeſſen kann, der iſt ſein nicht werth.

Seine Lehre war nicht für dieſe Welt, und ihre Hauptſeiten ſind darüber hinaus und unſichtbar. Weil ſie aber doch in dieſer Welt ſeyn ſollte, ſo mußte ſie eine ſichtbare haben, und die Welt wiſſen, wes ſie ſich zu ihr zu verſehen habe. Und der Stifter gab dies Beiſpiel der Demuth und Entäußerung, und ſetzte die Liebe als das Kenn- und Wahrzeichen ſeiner Jünger.

So groß und hehr nun auch alle dieſe Belehrungen und Eröffnungen waren, und ſo viel erfreuliches Licht auch daraus den Jüngern über das neue Geſetz und Teſtament aufgehen mußte, ſo blieb doch der Stein auf ihrem Herzen, und es fehlte noch ein Aufſchluß.

Er hatte in der Schule zu Capernaum, als er von den Kräften ſeines Leibes und Blutes redete, den Genuß derſelben ausſchließlich als das Mittel des Lebens und einer ewigen Vereinigung mit ihm geſetzt; und nun wollte er hingehen zum Vater, von ihnen weg und wo ſie ihm nicht folgen konnten.

Natürlich war ihr Herz, wie die Schrift ſagt, voll Trauerns worden, weil er ſolches zu ihnen geredet hatte. Und Du kannſt denken, Andres, ſie ſaßen um ihn und ſahen ihn an, und ſehnten ſich nach ſeinem Leib und Blut.

Lege Deine Stirn auf die Erde.

Und „er nahm das Brod, dankete und brach's, und gab's den Jüngern, und ſprach: nehmet, eſſet, das iſt mein Leib.“

„Und er nahm den Kelch, und dankete, gab ihnen den, und ſprach: trinket alle daraus, das iſt mein Blut des Neuen Teſtaments, welches vergoſſen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden.“

Das ſagte er, und mehr hat es ihm nicht gefallen zu ſagen.

Und darauf ging er hinaus, den Haß und die Verachtung der Welt zu verdienen und ihnen „das gute Werk zu erzeigen von ſeinem Vater, um welches ſie ihn ſteinigen.“

Der Gutenmann zu Nürnberg an ſeinen Gönner in Weimar.

Von Heinrich Meyer.

Erſter Brief.

Sie haben, mein Herr, vor vielen Jahren, als ich noch auf dem Brunnen des hieſigen Gemüſemarktes ſtand, mich mit beſonderem Wohlgefallen betrachtet, auch ſeither ſich bei mehreren Reiſenden angelegentlichſt nach mir erkundigt, und ſollen, wie ich höre, betroffen, ja ſogar ein wenig traurig geweſen ſeyn, mich, als Sie zwei Jahre nach unſerer erſten Bekanntſchaft mir wieder einen Beſuch machen wollten, nicht mehr an meinem gewöhnlichen Platze zu finden. Wahrlich dergleichen lebhafte Zuneigung habe ich ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten entbehren müſſen, und da ich, obſchon nur ein ſchlichter nürnbergiſcher Bauersmann, doch ein wenig ehrſüchtig bin, ſo war mir das Lob, welches Sie mir bei jeder Gelegenheit ertheilten, ſehr angenehm, dergeſtalt, daß ich mich dadurch angereizt fühle, mein ſonſt immer ſtreng beobachtetes Stillſchweigen zu brechen und Ihnen, ſo gut ich als ungeübter Briefſteller es vermag, von meinem Herkommen, erduldeten Schickſalen, gegenwärtiger Noth und verborgenem Aufenthalt Nachricht zu geben.

Vor ungefähr dreihundert Jahren, oder mehr, hat mich armen Entenmann ein damaliger tüchtiger, ehrenfeſter Rothgießermeiſter, Namens Hans Wurzelbauer, verfertigt, breitgeſchultert, keck auf den Füßen ſtehend mit Hut und Jacke, dazu zwei Enten unter den Armen tragend, gerade ſo wie ich noch bin. Seit derſelben Zeit habe ich von meinem Brunnen herab gar mancherlei mit angeſehen; das Elend des dreißigjährigen Krieges, auch ein wenig Peſt, zweimal Hunger und den allmähligen unaufhaltbaren Verfall meiner guten Vaterſtadt Nürnberg, bis dieſelbe endlich gar unter fremde Herrſchaft gerathen iſt. Dieſes Letztere hat mir, ungeachtet ich ein feſtes, gleichſam ehernes Herz habe, doch ſehr leid gethan. Mir ahndet, es möchte dahin gekommen ſeyn, daß künftig meines Gleichen in Nürnberg keine mehr gegoſſen werden; ja ich will nicht einmal von neuentſtehenden Werken reden, es wird ſogar große Kunſt und viel Glück erfordern, wenn nur ich und meine Verwandten (ich meine die Herren Apoſtel und Propheten am Sankt Sebaldus Grabmal) uns vor dem Schmelztiegel retten wollen. Glauben Sie, mein Herr, ja nicht, daß ich mir dießfalls Sorgen ohne Grund mache; was anderen begegnet iſt, weiß ich nicht genau, ich aber für meine Perſon habe ſchon zweimal nicht geringe Gefahr gelaufen. Erſtlich kam einſt des Nachts ein frecher Dieb, der mich vom Fußgeſtelle hob und bald nach Fürth getragen hätte, wo ich von den Juden unfehlbar zu tauſend und aber tauſend Zahlpfennigen vermünzt worden wäre. Die Flucht zu nehmen war mir nicht möglich, denn ich bin etwas ungelenk, aber ich machte mich ſchwer und das half; denn der Dieb vermochte mich nicht zu halten und ich entfiel ſeinen Händen in den Waſſerkaſten des Brunnens mit ſo großem Geräuſch, daß er im Schrecken darüber eiligſt davon lief. Weil nun in Nürnberg eben damals die Polizei keine guten Augen hatte, ſo lag ich mehrere Jahre von Schlamm bedeckt unter Waſſer, bis man endlich einmal den Brunnen abzapfte, mich wieder fand und an meine gewohnte Stelle ſetzte.

Die Zeit, wo ich unter Waſſer gelegen, wird gerade mit jenen Tagen zuſammentreffen, als mich Ew. Wohlgeboren geſucht und nicht gefunden hatten; einige Perſonen, welche Acht auf mich hatten geben ſollen, hielten mich für verloren; viele Andere ſahen ſich auch ſchon vorher nie nach mir um, und ſo iſt es geſchehen, daß Ihnen damals Niemand nähere Nachricht von mir ertheilen konnte.

Das zweite Mal bin ich noch näher daran geweſen, ein ſchmähliches Ende zu nehmen. Kurz nachdem Nürnberg unterwürfig geworden, erſchienen eine Anzahl kölniſcher Geſellen, um aufzuräumen; dieſe hatten unter anderm auch das ſchöne meſſingene Gitter von Peter Viſcher auf dem Rathhaus als geſchmacklos und altväteriſch dem Gießer verhandelt, und eines Tages ſchlich ſogar ein ſolcher Hungerleider mit verdächtigen Gebärden um mich herum; er ſchien an den Fingern abzuzählen, wie viel ich wohl an Gewicht halten und folglich auf der Auktion gelten könnte. Da überlief mich's glühend heiß, mir war als ſtecke ich bereits im Tiegel und als blieſen ſchon die Bälge, um mich zu Knöpfen, Leuchtern, Biegeleiſen und Kramergewichten umzugeſtalten. Wie ich die Gefahr überſtanden und bis jetzt noch ganz geblieben bin, weiß ich nicht zu erzählen, der Schrecken raubte mir damals auf einige Zeit alle Beſinnung.

Es wäre vermeſſen, wenn ich mich auch gegenwärtig für ganz ſicher halten wollte; denn Metall iſt, wie jedermann weiß, eine geſuchte Waare, und ſo könnte es leicht begegnen, daß man mich, meines hohen Alters ungeachtet, doch noch zwingen wollte, etwa als Haubitze einen oder ein Paar Feldzüge mitzumachen, welches mir, da ich ein friedliebender ehrlicher Bauersmann bin, gar nicht angenehm wäre. Meine beiden Enten ſollen, ſo Gott will, auch künftighin, wie ſie immer gethan, Waſſer ſpeien, nie aber Feuer; denn das iſt Drachenart.

Die Noth nun, in der ich mich ſonach befinde, hat mich zu ernſtlichem Nachdenken und auf allerlei Einfälle gebracht. Erſtlich erfordert meine Sicherheit, daß ich mich einſtweilen verborgen halte, und alſo bin ich vom Gemüſemarkt weg an einen abgelegenen Ort der Stadt zu einem Töpfer gezogen, wo ich bei müßigen Stunden mich abgießen laſſe, und wenn Ew. Wohlgeboren oder einer von Ihren kunſtliebenden Freunden Ebenbilder von mir in Gyps oder in Thon zu haben wünſchte, ſo wird Ihnen mein ehrbarer Meiſter Hauswirth gegen eine geringe Erkenntlichkeit mit dergleichen aufwarten. Ich meines Orts will nicht läugnen, daß ich auf dieſem Wege etwas mehr bekannt und berühmt zu werden hoffe, als ich es bisher geweſen bin, damit meine Feinde künftig deſto weniger wagen dürfen, ſich an mir zu vergreifen. Unterdeſſen wollte ich bei Ew. Wohlgeboren doch unterthänigſt anfragen und bitten, ob Sie durch Ihre Verhältniſſe und, mittelſt der guten Meinung, die Sie von mir hegen, es nicht etwa dahin bringen könnten, mir in irgend einem Muſeum eine geringe Stelle auszumachen. Zu dieſer Zeit, wo baares Geld bei uns eine wahre Seltenheit iſt, erſtände mich ein Liebhaber vielleicht um ſehr mäßigen Preis. Raum nehme ich nicht viel ein und kann allenfalls ohne Obdach im Freien aushalten; mein Unterhalt wird alſo wenig Koſten verurſachen; zwar iſt nicht zu läugnen, daß vormals, als ich noch auf dem Brunnen ſtand, meine Aufſeher oft etwas für Reinigen und Scheuern in Rechnung gebracht; allein ich ſchwöre heilig, es hat mich niemals eine Hand berühret, ausgenommen damals, als ich aus dem Schlamme hervorgezogen wurde.

Wollen Ew. Wohlgeboren mir auf dieſes Schreiben gefälligſt antworten, ſo thun Sie es durch ſichere Gelegenheit; verſchiedene Rückſichten bewegen mich zu ſolcher Bitte. Erſtlich wüßte ich wahrlich nicht, wo ich armer Entenmann das theure Poſtgeld hernehmen ſollte, ja wenn Sie auch großmüthigerweiſe den Brief an mich frankiren wollten, ſo würde doch der Briefträger wenigſtens ſeinen Kreuzer begehren. Zweitens möchte ich nicht gerne bekannt werden laſſen, wo ich mich jetzt aufhalte, und vornehmlich nicht, daß ich allenfalls auszuwandern Luſt habe. Nun heißt es aber allgemein, das Poſtgeheimniß werde nicht immer gehörig reſpektirt, und darum wäre es wohl am Beſten, wenn ich Ihre Meinung durch irgend einen vertrauten Freund erfahren könnte.

Sie erinnern ſich doch meines kleinen hübſchen Brüderchens, ich meine des Kindes von Erz auf dem Brunnen im Hofe des ehemaligen Rathhauſes, ebenfalls wie ich von Hans Wurzelbauer gegoſſen. Nun das befindet ſich auch noch am Leben und läßt Sie ſchönſtens grüßen. Ich verbleibe

Ew. Wohlgeboren
treu ergebener
Entenmann zu Nürnberg.

Zweiter Brief.

Hochgeachteter Herr! Geehrteſter Gönner!

Seit langem habe ich Ihnen nicht geſchrieben; als es das Letztemal geſchah, befand ich mich beim Töpfermeiſter um abgegoſſen zu werden, und war damals in doppelter Preſſe, einmal im Gipsmantel bis an mein Hütchen ſteckend und mehr noch beklemmt von der Furcht, an Trödler verkauft, eingeſchmolzen, in Lampen, Leuchter, Schellen, Knöpfe und dergleichen verwandelt, oder gar zu Rechenpfennigen ausgeprägt zu werden. Nun, dieſe gefährliche Zeit iſt vorüber; Gunſt, Glück und mir bewieſene Achtung von fremden hohen Perſonen verhalfen mir endlich wieder zu meiner alten Stelle auf dem Brunnen des Gemüſemarktes, wo ich früher ſo lange geſtanden und nun ſchon ſeit mehreren Jahren abermals ſtehe, ganz ſtill und ruhig, wie ich immer geweſen bin, doch friſch aufgeputzt und angeſtrichen, damit das alte abgeriebene Meſſing an meinem Gewand und meinen Enten nicht weiter zum Vorſchein kommen ſoll. Sie müſſen aber darum nicht glauben, daß ich ſtolz oder hoffärtig mich meines alten Rockes geſchämt; nein, ich hätte ihn lieber getragen, wie der ehrbare Meiſter Wurzelbauer mir denſelben vor bald dreihundert Jahren zu machen für gut befunden; aber da meine alte Vaterſtadt Nürnberg in der letztvergangenen Zeit eben auch galanter geworden und ihren ehemaligen räucherigen Ernſt abgelegt, ſo mußte ich mir eine etwas ſchmuckere Tracht gefallen laſſen; die Verſchönerungs-Kommiſſion, die hier ihr Weſen treibt, wollte es nicht anders; ſo bin ich herzlich froh, bloß mit neuem Anſtreichen davon gekommen zu ſeyn und daß mein kleines Perſönchen bei'm allgemeinen Aufräumen nicht gar weggeräumt werden.

Jüngling darf ich mich freilich nicht mehr nennen, trage jedoch mein eigenes Haar, ein Umſtand, deſſen wenige meines Alters ſich rühmen können, bin auch eben noch nicht ſonderlich grau; von Zipperlein, Gicht, Chiragra und dergleichen ganz frei; bediene mich überdem keiner Brille, obſchon gegenwärtig manche jüngere Leute ſolches zu thun pflegen. Dieſe meine gute Geſundheit rühret aber einzig von der äußerſt mäßigen Lebensweiſe her und weil ich ſchon geraume Zeit die homöopathiſchen Regeln ſtreng beobachte, beſtändig im Freien mich aufhalte, gewöhnlich nur reines Regenwaſſer, bei trockenem warmen Wetter ſogar nur Thautropfen trinke. Ich weiß überhaupt von keinem Uebel und leide durchaus nicht von Altersbeſchwerden, nur daß, vom langen Stehen vielleicht, mein eines Bein (ich glaube das linke) etwas krumm werden iſt und ich mich anlehnen muß; auch die Hände ſind unbehülflich zum Schreiben, deßwegen will ich einſtweilen abbrechen und gelegentlich dieſen Brief weiter fortſetzen. —

Nach langem Raſten bin ich nun wieder zum Schreiben aufgelegt, greife in meinen Buſen und finde den angefangenen Brief an Sie, geehrteſter Gönner, welchen ich jetzt fortſetzen und, ſo mir's gelingt, zu Ende bringen will.

Schon ein Paar Jahre oder mehr noch ſind verfloſſen, ſeit Sie eines Abends hier auf den Krautmarkt kamen, mir einen zwar kurzen, doch wohlgemeinten Beſuch zu machen. Das war gütig von Ihnen, edel, wenn ich ſo ſagen ſoll, und hat mein ehernes Herz erquickt! wie gerne hätte ich Sie willkommen geheißen, allein es konnte

Aufſehen erregen und mir armem Entenmann von der Polizei oder gar vom Konſiſtorium böſe Händel zuziehen. Selbſt die Hand konnte ich Ihnen nicht reichen, weil ich meine beiden Waſſer ſpeienden Enten beſtändig pflegen und halten muß; aber ich bemühete mich, recht freundlich auszuſehen, und ich denke, Sie werden es bemerkt haben, indem Sie zweimal um mich und meinen Brunnen herumgingen, vergnüglichen Blickes zu mir emporſehend. Doch ſo angenehm Ihr Beſuch mir auch war, lief derſelbe gleichwohl nicht ohne eine kleine mir widerfahrene Kränkung ab. Sicher erinnern Sie ſich noch des alten häßlichen Marktweibes, welches, als Sie betrachtend vor mir ſtanden, zu Ihnen trat und unter vielem Geſchnatter behaupten wollte: das Entenmännchen da habe ſich ſelbſt gegoſſen! Daß du an der abſcheulichen Lüge erſtickt wäreſt, altes Sibyllengeſicht! Ich ehrlicher Entenmann ſollte mich ſelbſt gegoſſen haben! Wiſſe, garſtige Here! das that in allen Ehren mein wackerer Meiſter Hans Wurzelbauer, welcher ſich nie mit Teufelskünſten und ſchnödem Zauberwerk abgegeben, ſondern ein frommer Nürnberger Bürger war, ſchlecht und recht, und zur löblichen Geſellſchaft der Außigen gehörte, deren Haupt der Biedermann Peter Viſcher geweſen iſt. Darum ſollſt du, böſes Läſtermaul, meinen und meines Meiſters guten Namen unangetaſtet laſſen.

Bald wäre ich in Eifer gerathen, welches mir ſonſt nicht oft begegnet; aber, es geht mitunter gar zu toll her in unſerem renovirten Nürnberg, und man kann ſich nicht immer gehörig mäßigen. Doch ich bin ſchreibensmüde, die Hand iſt mir ſchon ſteif geworden; darum leben Sie wohl, wertheſter Gönner, und behalten bis auf Weiteres in geneigtem Andenken Ihren treu ergebenen

Entenmann.

Brief von Johanna Schopenhauer.

Weimar, den 18. October 1806

Daß ich noch lebe, ſiehſt Du wohl; zugleich will ich Dir nur verſichern, daß wir Alle wohl ſind, und Keinem in unſerm Hauſe etwas zu Leide geſchehen iſt. Ich habe ehegeſtern, da ich kaum mich ein wenig geſammelt hatte, Dir ein Paar Zeilen geſchrieben, um Dich zu beruhigen; denn ich fürchte, Du wirſt meinetwegen ſehr beſorgt ſein; aber ich weiß nicht, ob Du ſie erhalten wirſt. Die Poſten gehen noch nicht; morgen, heißt es, geht die erſte, und ich ſchreibe dies in Vorrath. Jene Zeilen hat ein franzöſiſcher Offizier durch einen preußiſchen gefangenen Offizier unverſiegelt befördert; der Preuße wurde weiter transportirt und hat verſprochen, meinen Brief mit der erſten Gelegenheit auf die Poſt zu geben. Ich hoffe, er hat es gethan; aber es iſt doch möglich, daß dieſer Brief eher ankommt. Nun will ich Dir in der Kürze die Geſchichte — —

Den 19. October.

Hier wurde ich geſtern unterbrochen; wir leben noch in ſehr unruhigen Tagen; ich werde auch dieſen Brief nicht eher abſchicken, bis ich gewiß weiß, daß er ankommt, denn ich möchte dieſe Geſchichte nicht gern wieder zu erzählen haben. Ich ſchreibe Dir indeß mit jeder Gelegenheit ein paar unbedeutende Zeilen, in der Hoffnung, daß doch etwas davon ankommt; denn wirklich, Du mußt unſertwegen in Aengſten ſein. Nun laß Dir erzählen; ich hole aber weit aus; auch iſt mein Kopf noch gar nicht wieder recht beiſammen; ich hoffe, das ſoll ſich im Schreiben finden, Schreiben war von jeher ein calmant für mich. Wann ich Dir zuletzt ſchrieb, weiß ich nicht mehr; auch kann ich jetzt nicht zu meinem Schreibekaſten kommen, um nachzuſehen; ich weiß, daß damals Alles hier voll Preußen und Sachſen war und Niemand die Nähe dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe ahnte. Guter Gott! hätte ich gewußt, was uns bevorſtand, zu Fuße wäre ich fortgelaufen und hätte ſehr übel daran gethan, denn jetzt iſt's überſtanden und ich und die Meinigen ſind gerettet. Mein Logis im Erbprinzen wurde durch die Menge Fürſten und Generäle, die dort logirten, ſehr unbequem, ich eilte, meinen eigenen Heerd zu haben, und bezog den 8. October meine Zimmer, die ganz nach meinem Geſchmacke eingerichtet waren, und in welchen ich nur noch für die Gardinen und dergleichen zu ſorgen hatte.

Den 28. September war ich angekommen, damals war die preußiſche Armee in der Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Den 1. October zog ſie hier durch nach Erfurt zu, wo man die Franzoſen in der Nähe vermuthete, das dauerte bis zum 3. oder 4. etwa. Ich beſchrieb Dir damals all den militairiſchen Pomp; Alles hoffte, Niemand konnte vermuthen, daß Thüringen der Schauplatz des Krieges bleiben würde. Den 3. October war eine eigene Bewegung in der Armee, Truppen, die unlängſt durchgezogen waren, kamen zurück. In den folgenden Tagen kam Alles wieder von Erfurt; in und um unſere kleine Stadt war ein Heer von über 100,000 Mann Preußen und Sachſen. Die Soldaten waren mißmuthig über die unnützen, ermüdenden Märſche, die Landeseinwohner über die ſtarke Einquartirung und daraus entſpringende Theurung; man hoffte noch, aber ein düſterer Geiſt ging durch alle Gemüther; man hoffte und zitherte. Ich wollte fort, aber wo ſollte ich hin? Alle riethen mir zu bleiben. Ich mußte wohl bleiben, denn es waren keine Pferde mehr zu haben, nicht einmal zu kaufen; auch machte Niemand Anſtalt zu entfliehen. Den 9. oder 10. October traf der König mit der Königin, der Herzog von Braunſchweig und viele Generäle hier ein; die Herzogin reiſte ab. Ein Lager wurde von Erfurt bis zum Ettersberge, eine Meile von hier jenſeits Weimar aufgeſchlagen, welches ſich bis dicht an unſern Park erſtreckte. Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Franzoſen auf der Seite, wo man ſie nicht vermuthete, hereingebrochen wären, daß ſie Coburg und Saalfeld im Beſitze hatten, man hörte von fern kanoniren, man wußte nicht, was man denken ſollte; man glaubte, ſie zögen auf Dresden und Leipzig, und der König, die Königin und der Herzog von Braunſchweig waren ruhig hier, die Armee im Lager. Jedes Herz klopfte vor Ungeduld über alles dieſes. Den 11. erfuhr ich, daß der General von Kalkreuth hier wäre. Ich ſchickte ihm meine Adreſſe. Er ſprach ſelbſt mit Duguet*) und ſagte ihm, er würde den Abend zu mir kommen. Wir ſahen nun flüchtige, verwundete Sachſen und Preußen zurückkommen, das entfernte Kanoniren hatte faſt alle die Tage nicht aufgehört. Wir erfuhren, daß eine zu kleine Armee, angeführt vom Prinzen Louis, nach einem achtſtündigen Gefechte gänzlich bei Rudolſtadt geſchlagen worden wäre; der Prinz, deſſen ſchöne Geſtalt wir noch vor wenigen Tagen bewundert hatten, war geblieben, er wollte ſich nicht ergeben, er wollte dies nicht überleben. Der Anblick der Flüchtigen, noch mehr der Verwundeten, war gräßlich, es fielen herzzerreißende Scenen vor. Auf der Straße ſah ich einen Offizier geritten kommen, dieſer fragte einen verwundeten Cüraſſier: „Wißt Ihr etwas vom Rittmeiſter Bär?“ — „Der iſt todt,“ war die Antwort, „ich ſah ihn fallen“; und der Offizier war ſein Bruder. Ich war noch immer entſchloſſen, fortzugehen, allein ich hatte keine Pferde; auch ſagte mir Jedermann, perſönlich würde mir nichts geſchehen, wenn ich in der Stadt bliebe, aber die Wege wären unſicher. Ich blieb, ſuchte immer im voraus nach Pferden, ließ einpacken und wollte erſt Kalkreuth ſprechen; er ſchrieb mir dieſen Abend, er könne nicht kommen, er würde den folgenden Tag, den 12. kommen. — Man beruhigte ſich. Den 12. beſuchte mich erſt Bertuch, der mich ſehr beruhigte; man glaubte beſtimmt, die Franzoſen zögen nach Leipzig, Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und ſah einen hübſchen ernſthaften Mann im ſchwarzen Kleide, der ſich tief mit vielem Anſtande bückte und mir ſagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimen Rath Goethe vorzuſtellen. Ich ſah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildniß wäre; denn nach der ſteifen Beſchreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in dieſem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Beſtürzung waren gleich groß und ich glaube, ich habe mich deshalb beſſer benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder beſann, waren meine beiden Hände in den ſeinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er ſagte mir, er hätte ſchon geſtern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und verſprach wieder zu kommen. Der Tag ging ruhig hin, Lager und Alles blieb wie es war. Den Abend kam der General von Kalkreuth; er hatte ſich's ausgebeten, mich allein zu finden und ich war allein. Er war gegen mich wie ſonſt, übrigens rieth er mir auch, zu bleiben bis zum Nothfall, ſchien ſehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, ſagte mir, die Feinde ſeien in Naumburg und hätten dort das Magazin abgebrannt. „Bleiben wir morgen noch hier,“ ſagte er, „ſo ſind wir verloren. Ich glaube, Sie riskiren nichts, wenn Sie bleiben; wollen Sie aber fort, ſo gehen Sie nach Erfurt, von dort nach Magdeburg und wohin Sie weiter wollen. Er wollte mir viel von der Lage der Dinge ſagen, indeß trat ſein Adjutant herein und meldete ihm, daß man wieder eine ſtarke Kanonade höre. Er konnte kaum Abſchied nehmen und eilte zum König. Es war ſchon ſpät; aber ich bat noch Conta, der ſeit einigen Tagen bei mir und im Hauſe war, meinen Paß zum Herzoge von Braunſchweig zu tragen, um ihn unterzeichnen zu laſſen, was auch geſchah. Pferde hoffte ich noch immer zu bekommen, obgleich auf der Poſt keine waren und die Bürger keine geben durften. Ich war noch nicht entſchloſſen zu gehen, aber ich wollte auf den Nothfall bereit ſein. Ridel und mein Landsmann Falk*) kamen noch. Letzteren hatte ich verſprochen mitzunehmen, um ihn vor dem Schickſale des Buchhändlers P. zu bewahren. Ich trug ihm auf, ſich auch einen Paß zu verſchaffen, nach Pferden zu ſuchen und jede Stunde bereit zu ſein, er ſowohl als Ridel**) hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Wir laſen das Manifeſt, das ich erhalten hatte, und trennten uns recht ruhig. Montag den 13. Morgens, ging ich mit Conta*) und Adelen ins Lager; das Wetter war alle dieſe Tage himmliſch ſchön; das Leben und Treiben im Lager, der ſchöne Park, der Sonnenſchein erheiterten mich. Beim Nachhauſegehen ſahen wir alle Officiere vor des Königs Hauſe und den König am offenen Fenſter. Mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hauſe hörte ich, Kalkreuth wäre dort geweſen; er hätte Sophien geſagt, er würde um zwei Uhr abreiſen, er würde mich nicht mehr ſehen können, er bäte, ich möchte ihm einige Zeilen zum Abſchiede ſchreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu ſagen, ob ich fliehen ſollte und wohin, und mir Pferde zu verſchaffen, und vor zwölf Uhr. Ich ging alſo zur Hofdame der verwittweten Herzogin, Fräulein von Göchhauſen, die in der Zeit meine Freundin geworden war, ins Schloß, um etwas Neues und Beſtimmtes zu hören; ich traf ſie gerade mit der Herzogin auf der Treppe. Ich ward ſogleich der Herzogin auf der Treppe vorgeſtellt, die ſchon von mir gehört hatte, und beängſtigt wie ſie war, mich doch ſehr freundlich aufnahm und mich mit in ihr Zimmer nahm. Hier kamen verſchiedene Officiere, alle mit beunruhigenden Nachrichten. Man hörte wieder ſtark kanoniren. Das Lager, von welchem ich eben kam, wurde abgebrochen; Alles machte ſich marſchfertig. Wie ſie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin ſetzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir ſuchten auf der Charte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeſchlagen hatte. Die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin ſagte mir, ſie ließe Alles einpacken zur Reiſe, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Pferde konnte ſie mir nicht geben, ſie hatte kaum ſelbſt welche, auch war ſie nur reiſefertig, nicht zur Reiſe entſchloſſen. Sie wollte mir wiſſen laſſen, wann und wohin ſie ginge; ſo ſchied ich von ihr. Zu Hauſe fand ich Kalkreuths Antwort. Er ſchrieb mir, wenn es ihm möglich wäre, würde er noch einen Augenblick zu mir kommen, übrigens hätte ich, wenn beide Herzoginnen hier blieben, als Privatperſon nichts zu fürchten. Pferde hätte er nicht, übermorgen würden Poſtpferde zu haben ſein, dann möchte ich über Erfurt, Langenſalza nach Magdeburg oder Göttingen reiſen, dieſe Route wäre ſicher. Ich beruhigte mich alſo, weil ich mußte. Das Gewühl der abziehenden Truppen in der Stadt, die Abreiſe des Königs, alles das benahm mir allen Sinn für eigene Gefahr, die in der That Niemand ſo nahe glaubte. Gegen vier Uhr, da die Trommel ſeines Regiments ſchon zweimal gegangen war, kam Kalkreuth ſelbſt. Er war ſehr bewegt und zugleich voll der großen Ereigniſſe, die ihm bevorſtanden. Er konnte mir nichts ſagen, unſer Abſchied war wirklich erſchütternd; da ging die Trommel zum dritten Male und er riß ſich los. Mir that das Herz weh, den ſchönen alten Mann ſo hingehen zu ſehen. Ich weiß noch nicht, was aus ihm geworden iſt.

---

*) Ein franzöſiſcher Bedienter der Verfaſſerin.

*) Der bekannte Satyriker.

**) Nachheriger Kammerdirector, Erzieher des jetzigen Großherzogs.

Dieſer Abſchied und der ganze Wirrwarr des Tages hatten meine Kräfte erſchöpft; ich ſchickte Sophien*) mit Adelen in die Komödie, wo eben Fanchon gegeben wurde, um allein zu ſein. Ich lag ganz ſtill auf meinem Sopha, die Todtenſtille nach dem Lärmen aller dieſer Tage war entſetzlich.

Um 7 Uhr hörte ich wieder Fahren und Lärmen in den Straßen. Nun wurde es mir im Hauſe zu enge; ich ließ mich von Duguet zu Riedel's bringen, nur durch große Umwege konnte ich bis zu ihnen kommen; alle Straßen waren voll Pferde und Wagen; es war die Bagage, die der Armee folgte. Bei Riedel's ſprachen wir uns wechſelſeitig Muth ein; die allgemeine Meinung war noch immer, die Franzoſen wären bei Leipzig, unſere Armee ginge ihnen dorthin entgegen, wo wahrſcheinlich eine Schlacht erfolgen würde. Ich ging zu Hauſe, Riedel begleitete mich; das Gewühl war geringer geworden, die meiſten Wagen ſchon fort. Ich fand Sophien und Adelen ganz luſtig aus der Komödie zu Hauſe. Wir gingen ohne Sorgen zu Bette. Ich wachte des Nachts oft auf, Alles war ſtill wie das Grab, und mir ſchauderte bei dieſer Ruhe nach all dem Lärmen, den wir bisher Tag und Nacht gehabt hatten. Ich ſtand erſt halb 8 Uhr auf, die Schlacht hatte ſchon vor 6 Uhr bei Jena angefangen. Du kennſt den Weg von Weimar nach Jena; Du weißt die Felſen, die mit Mauern verſehen ſind, damit die Wagen nicht in den ſteilen Abgrund fallen**), unten im Abgrunde liegt das Mühlthal, dort waren die Franzoſen, der Kaiſer unter ihnen. Der Nebel war ſo dick, daß man im Anfange nichts ſah; der Kaiſer — ich weiß es von Augenzeugen — ſtand vor einem Wachtfeuer und wärmte ſich, und fragte immer, ob man die Preußen nicht ſähe. Da ſah man ſie auf der Höhe blinken. Die wüthenden Franzoſen klimmten die ſteilen Felſen hinan. Der Sieg blieb eine Weile unentſchieden, aber alle Augenblicke ſtießen friſche Truppen zur franzöſiſchen Armee. Die Preußen kämpften wie Löwen, aber die Uebermacht war zu groß, ſie wurden aus ihrer vortheilhaften Poſition, die auch wohl nicht genug benutzt wurde, vertrieben, und den Erfolg weißt Du. Ich erſuche erſt gegen 9 Uhr von Demoiſelle Genta, die bei uns im Hauſe iſt, daß man kanoniren höre und eine nahe Schlacht vermuthe. Nun rief ich Sophien, mein Schmuck ward in mein Corſett genähet, das ich anzog; ich hatte mir Tags vorher von einem hieſigen Kaufmann 50 Louisd'or in Silber gegen einen Wechſel geben laſſen, um mein Gold zu ſchonen, denn es war keins mehr in der Stadt zu haben. Ich hatte noch über 100 Louisd'or in Gold, die in eine Art Gürtel genäht waren, den Sophie auf den bloßen Leib band. Mein Silberzeug hatte ich ſchon eingepackt; dies, die Wäſche und was ich ſonſt der Mühe werth hielt und fortnehmen durfte, ohne das Haus ganz zu entblößen und Verdacht zu erregen, wurde in eine kleine Kammer neben meinem Boden gebracht und eine Menge Holz und Reiſig darüber geworfen, ſo daß es wie eine Holzkammer ausſehen mußte. Andere Dinge wurden im Keller vergraben und eine Menge Kartoffeln darüber geworfen; in weniger als anderthalb Stunden war Alles in Ordnung; Genta, ſein jüngerer Bruder und ein Liebhaber einer unſerer Mädchen, der zum Glück da war, halfen meinen Leuten redlich. Meine Wirthin, die Hofräthin Ludekus*), war zu mir gekommen, wir gaben einander die Hand darauf, Alles zuſammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, komme, was da wolle. Dieſe wirklich brave Frau hat uns Alle mit ihrer Entſchloſſenheit beſeelt. Um 10 Uhr ließ mir die alte Herzogin ſagen, ſie reiſe in einer Stunde nach Erfurt, ich möchte mich an ſie anſchließen, wenn ich Pferde hätte. Ich hatte keine, und ergab mich mit Muth in mein Schickſal. Die gute Ludekus wollte mich mit Adelen zur Gräfin Bernſtorf bringen, die als Dänin ſicher zu ſein glaubte, aber Sophien und Duguet konnte ich nicht mitnehmen. Wie konnte ich die treuen Menſchen verlaſſen? Ich blieb, und wohl mir, daß ich es that! Wir ſetzten uns, Madame Ludekus, Mademoiſelle Genta, ich, Adele und Genta, gelaſſen in mein Zimmer im erſten Stocke und machten Charpie, worum uns die Regierung hatte bitten laſſen. Das waren ſchwüle Stunden, mein Freund; die Kanonen donnerten von fern, Alles war in der Stadt wie ausgeſtorben. Die Sonne ſchien auf die grünen Bäume vor meinem Fenſter. Alles war Ruhe von Außen, und welcher Sturm, welche Angſt des Erwartens in unſeren Herzen! Doch ſprachen wir gelaſſen und munterten einander auf. Die gelaſſene Ergebung der Ludekus war unbeſchreiblich tröſtend. Ich folgte ihr ſo gut ich konnte, nur durfte ich nicht auf meine Adele ſehen, dann war's mit meinem Muthe aus. Adele ſelbſt war ruhig, unbefangen, ein wahres Kind, und wie ein tröſtender Engel. Nun kam eine gute Nachricht über die andere. Bertuch und viele Freunde verſicherten uns, die Preußen ſiegten. Wir Armen bebten mit Angſt, es war ſehr quälend. Genta ging ins Schloß und brachte von dort die Nachricht, die Herzogin hätte einen Jäger auf's Schlachtfeld geſchickt, der dieſelbe Nachricht brächte. Es ſchlug 12 Uhr, wir hörten nicht mehr die Kanonade. Welche bange Stille! In der Zeit war Sophie nicht müßig. Wir ließen Brot und Fleiſch aufkaufen, ſo viel wir bekommen konnten; Sophie ließ kochen und braten, Duguet mußte 50 Bouteillen Wein aus dem Keller holen. Man hatte uns dieſe Vorſicht gerathen, weil dies das Erſte ſei, wonach die Franzoſen fragen, und man mich warnte, ſie in den Keller zu laſſen. Mad. Ludekus that daſſelbe. Um 1 Uhr klopfte ein Freund ans Fenſter und rief uns zu: „Sieg, vollkommener Sieg!" O, mein Gott! wir fielen einander in die Arme, wir wußten nicht wie uns war, aber auf mein Herz fiel eine unſägliche Angſt, eine Ahnung von Unglück, wie ich ſie einmal auch ſchon gehabt habe. Jetzt erſt zitterte ich und ſchalt mich ſelbſt darum. Wenig Minuten darauf entſtand ein entſetzliches Geſchrei auf den Straßen. „Die Franzoſen kommen!" Hunderte von Menſchen ſtrömten nach dem nicht weit entfernten Markte. Wir machten erſchrocken die Fenſter auf, eine preußiſche Schildwache rief uns zu: „Es iſt nichts, ſie bringen Kriegsgefangene!" Wirklich ſahen wir einige Kriegsgefangene verwundet vorbeibringen. Ich ſah einen über und über mit Blut bedeckten Chaſſeur, den ein braver ſächſiſcher Küraſſier gegen die Inſulten des Pöbels vertheidigte. Der Anblick jagte mich vom Fenſter. Ich mußte aber doch wieder hin. Nun kamen Reiter, Sachſen und Preußen, eine unzählige Menge Bagagewagen in wilder Unordnung, in voller Carriere gejagt. Nun war's mit dem Hoffen vorbei; wir gaben einander ſtumm die Hände, und gingen hinauf in die Zimmer der Hofräthin, die eine Treppe hoch und folglich etwas ſicherer uns dünkte. Noch kamen Freunde, die uns ſagten, die Bagage der 20,000 Mann, die noch friſch im Lager ſtänden, hätte nur retiriren müſſen, weil jene vorgerückt wären, und dieſe nicht ohne Schutz zurück laſſen könnten. Andere ſagten, es ſtände freilich nicht ſo gut als vorhin, aber noch wäre nichts verloren. Ach! aber es waren leidige Tröſter, nicht mehr die frohen Geſichter von vorhin. Nun donnerten die Kanonen wieder, und näher und näher, fürchterlich nah. Genta war nach dem Schloſſe gegangen und brachte die Nachricht, es wäre vorüber, die Wachen wären vor dem Schloſſe und an den Thoren ſchon abgelöſt. Wir ſahen die Sachſen wieder traurig vorbeireiten. O, mein

---

*) Ein vieljähriger Freund der Verfaſſerin, jetzt Vicepräſident zu Weimar.

*) Duguet's Frau.

**) An der ehemaligen Landſtraße, die Schnecke genannt.

---

*) Als Schriftſtellerin unter dem Namen „Amalie Berg" bekannt.

Arthur! die Erinnerung allein macht mich jetzt beben. Jetzt raſ'ten die Kanonen, der Fußboden bebte, die Fenſter klirrten. O Gott, wie nahe war uns der Tod! Wir hörten keinen einzelnen Knall mehr, aber das durchdringende Pfeifen und Ziſchen und Knattern der Kugeln und Haubitzen, die über unſer Haus und funfzig Schritte davon in Häuſer und in die Erde flogen, ohne Schaden zu thun. Gottes Engel ſchwebte über uns. In mein Herz kam plötzlich Ruhe und Freudigkeit, ich nahm meine Adele auf den Schooß und ſetzte mich mit ihr auf das Sopha, ich hoffte, eine Kugel ſollte uns Beide tödten, wenigſtens ſollte Keine der Andern nachweinen. Nie war mir der Gedanke an den Tod gegenwärtiger, nie war er mir ſo wenig fürchterlich. Adele hatte ſich den ganzen Tag, ſelbſt in dieſem ſchrecklichen Momente, nicht aus der Faſſung bringen laſſen. Keine Thräne ſah man, noch hörte man Angſtgeſchrei von ihr; immer ging ſie neben mir, und wenn's ihr zu viel ward, küßte ſie mich und drückte mich an ſich, und bat mich, nicht in Angſt zu ſein. Auch jetzt war ſie ganz ſtill; aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfroſt beben, und hörte wie ihre Zähne an einander ſchlugen. Ich küßte ſie, bat ſie, ruhig zu ſein, wenn wir ſtürben, ſo ſtürben wir ja mit einander, und ihr Zittern legte ſich und ſie ſah mir freundlich in die Augen. Ich war in der That damals weit ruhiger, als ich es jetzt bin, da ich Dir die Schreckensſcene erzähle. Gott gab mir großen Muth, wie mir es Noth darum war; die Ludekus war ganz gelaſſen, die arme Conta folgte unſerm Beiſpiele und verbarg wenigſtens ihre Angſt. So ſaßen wir; da ſchwiegen die Kanonen, aber nun hörten wir in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, einen dumpfen Lärm vom Markte her, und das Trappeln der fliehenden Preußen durch die Straßen. Jetzt wieder einige Minuten die fürchterliche Stille des Erwartens, da trat Conta's jüngerer Bruder mit der Nachricht herein, ſie wären da, er hätte die Generäle vor dem Schloſſe abſteigen ſehen, ſie ſähen gar prächtig aus, voll Gold und Silber. Auf dem Markte lägen viele todte Preußen und Franzoſen, übrigens verkauften ſie ſchon erbeutete Pferde auf dem Markte ꝛc. Da kam Sophie mit der Nachricht, wir hätten fünf Huſaren im Quartier; ſie ſchienen ganz artig, einer darunter war Sophiens Landsmann. Ihre Forderungen waren Eſſen, Wein, Fourage. Sie waren freilich etwas ungeſtüm; doch Conta und Sophie beſchwichtigten ſie, und wir gaben her, was wir konnten. Die Einquartirung geht freilich nur den Hauswirth an, aber es wäre mir in dem Augenblicke unmöglich geweſen, das, was ich an Wein, Braten ꝛc. hatte, nicht gern zu geben, um meiner mir ſehr lieb gewordenen Ludekus zu helfen. Die Noth vertilgt jedes kleinliche Intereſſe und lehrt uns erſt, wie nahe wir Alle einander verwandt ſind. Jetzt athmeten wir wieder; wir glaubten, das Gräßlichſte überſtanden, ach! es ſollte erſt kommen. Es war beinahe acht Uhr; ich beſtand darauf, daß wir uns ordentlich zu Tiſche ſetzten; einige Taſſen Bouillon und einige Gläſer Wein ausgenommen, hatte Keines von uns den ganzen Tag etwas genoſſen, und die verzehrende Angſt dabei. Eben ſetzten wir uns zu Tiſche, da entſtand ein Feuergeſchrei, und hoch, wie der Montblanc, thürmte ſich eine Feuerſäule empor. Wir ſahen wohl, daß es nicht ganz in unſerer Nähe war, aber man rief: „Das Schloß brennt!" man rief: „Die Stadt wird an vier Ecken angezündet!" Lieber Arthur, thut Dir nicht das Herz um uns weh? O, mein Sohn, zu was für Schrecken bin ich geboren! Endlich erfuhren wir, es brenne weit von uns in der Vorſtadt, wo viel kleine Häuſer ſtehen, das Schloß wäre nicht in Gefahr. Es war ſtill, kein Wind wehte, wir vertrauten auf Gott und wurden ruhiger. Umſonſt, neues Schrecken war uns nahe. Heulend und zitternd ſtürzten zwei Frauenzimmer, begleitet vom jüngern Conta, zu uns herein, ſie waren aus ihrem Hauſe den Soldaten entflohen, man hatte ihnen Bajonette auf die Bruſt geſetzt, man drang in die Häuſer, man plünderte. Erſt konnten wir es nicht glauben, doch fühlten wir, daß wir uns nicht aus der Faſſung bringen laſſen mußten. Ich und Madame Ludekus bedeuteten den Damen ſehr ernſtlich, daß ſie, wenn wir ſie da behalten ſollten, ganz ſtill in einer Ecke ſitzen müßten, ohne auch nur durch Klagen und Schreien zu ſtören. Ich ſetzte die Tochter in einen Winkel, die Ludekus die Mutter in den andern, und die armen Seelen thaten, was wir wollten.

Unſere Huſaren waren indeß von Sophien ganz gewonnen; die Gegenwart des Geiſtes, der Muth dieſer Sophie iſt unbeſchreiblich; ſie und Conta haben uns in dieſer Schreckensnacht vor Uebeln gerettet, denen faſt kein Anderer entgangen iſt. Die Huſaren ließen uns ſagen, wir möchten kein Licht ſehen laſſen und die Thüren feſt verſchließen; eine Thür zu erbrechen, wäre bei Lebensſtrafe verboten, obgleich die Soldaten, da ſie keine Bagage mit ſich führen durften, die Freiheit hatten, Eſſen und Trinken zu fordern. Aber in unſerm armen Weimar war das Verbot aufgehoben, das wußten wir nicht. Kurz darauf drohte man, die Hausthür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menſchen, Gott weiß wie, ans Fenſter zu kommen. Sie forderten ſchnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenſter hinausgereicht. Sie wurden luſtig, ſangen und tranken Sophiens Geſundheit, die ihnen Beſcheid thun mußte, und gingen weiter. So ging es verſchiedene Male hinter einander. Wir hofften wieder, Alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unſerer Leute, die Thür wäre erbrochen, ſie wären im Hauſe. So war's nicht, bloß die äußere Gartenthür war erbrochen, ſie donnerten an die Hausthür und verlangten Einlaß, wenn ſie die Thür nicht einſchlagen ſollten, ein Herr aus dem Hauſe hätte ihnen Einlaß verſprochen. So war's auch; der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopfloſen Einfall gehabt, um ſie ſich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen alſo hin; wir bereiteten uns darauf, ſie ins Zimmer bringen zu ſehen. Wir waren Alle in ein kleines Hinterſtübchen zuſammengedrängt, um kein Licht ſehen zu laſſen; Adelen hatte ich auf ein Bett gelegt, ich ſetzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Thalern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: „Du pain, du vin, vite, nous montons!“ und Sophie und Conta hießen ſie willkommen. Sophie ſagte, ſie hätte längſt auf ſie gewartet und für ſie zugekocht, ſie möchten nur ſtill ſein, damit der Officier, den wir im Hauſe hätten, ſie nicht höre; dann fragte ſie, ob ſie im Zimmer eſſen wollten; ſie hätte jedoch den Schlüſſel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die ſchönſte Gelegenheit, Tiſch und Alles, und damit tiſchte ſie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann paſſirte, that das Seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' Dir dabei die gräßlichen Geſichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen mit Blut beſpritzten Kittel, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Geſpräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich ſah ſie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie mitten drunter, ſcherzte und lachte. Einer faßte ſie um den Leib; ſie drehte ſich ſchnell um und ſchüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen ſollte. Duguet hatte ſie faſt mit Gewalt eingeſchloſſen; als Franzoſe riskirte er nichts, aber ſie fürchtete ſeinen Rauſch, der, wie Du weißt, von der ſchlimmſten Art iſt, und den er bei der Abſpannung aller Kräfte, da er den ganzen Tag nicht gegeſſen und viel gearbeitet hatte, leicht beim Zutrinken hätte bekommen können. Die Herren gefielen ſich ſo wohl, daß ſie gar nicht Miene machten, zu gehen; da holte Sophie Adelen, die ganz niedlich mit ihnen ſprach und ſie bat, zu gehen, weil ſie ſehr ſchläfrig wäre, und die Unholde ließen ſich von dem Kinde bereden und gingen; unſere beiden treuen Huſaren waren mit dabei, die drei anderen ſchliefen im Vorderhauſe. Nun waren aber meine Kräfte ſo erſchöpft, daß ich ſchlafen mußte, und wenn der Tod neben meinem Bette geſtanden hätte. Zufällig war ich ſchon den Tag und den Tag vorher matt und nicht wohl geweſen. Unſere Thüren wurden wieder verrammelt; ich legte mich mit Adelen in den Kleidern auf's Bette; Sophie that ein Gleiches unten in ihrem Zimmer, dicht an meinem Zimmer ſchläft Conta. Dieſer und alle die Uebrigen blieben wach; aber ich ſchlief ſanft und ruhig vier Stunden lang. Das Feuer wüthete noch immer, kein Menſch durfte löſchen. Wenige wagten aus ihren Häuſern zu gehen; diejenigen, die es thaten, wurden von den Franzoſen zurückgehalten. Die Herzogin hatte ihre Bedienten zum Feuer geſchickt, man ließ ſie nicht durch. Menſchen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig. Eine kleine Straße, dem herzoglichen Stallgebäude gegenüber, brannte unaufhaltſam; die Flamme ſchlug hoch in die Lüfte; nur etwas Wind, und das Schloß wäre in Brand gerathen, und mit ihm wahrſcheinlich die ganze Stadt. Aber kein Lüftchen regte ſich, das Feuer brannte ſtill fort bis an ein Eckhaus, dann ſank es von ſelbſt zuſammen. Es hat bis an den folgenden Mittag gebrannt, und doch ſind nur fünf Häuſer zu Grunde gerichtet. Alles war von dem Feuer erleuchtet; ich ſah die helle Flamme und mußte doch ſchlafen. Eine ähnliche Mattigkeit habe ich nie gefühlt. Die Nacht ging uns ziemlich ruhig hin. Es wurde verſchiedentlich gepocht; da man aber nicht aufmachte und kein Licht zu ſehen war, ſo ging man wieder. In der Stadt war entſetzliches Elend und in den Vorſtädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpunkte der Stadt; dies und Sophiens und Conta's Gegenwart des Geiſtes haben uns gerettet. Die Stadt iſt förmlich der Plünderung preisgegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was ſie konnten, um zu ſchützen und zu helfen. Aber was konnten ſie gegen 50,000 wüthende Menſchen, die dieſe Nacht hier frei ſchalten und walten durften, da die erſten Anführer es, wenigſtens negativ, erlaubten! Viele Häuſer ſind rein ausgeplündert; zuerſt natürlich alle Läden; Wäſche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was ſich nicht tranſportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieſer Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brulons tous les maisons! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen ſie mit brennenden Lichtern umher, die ſie dann in den erſten beſten Winkel ſchleuderten. Es iſt unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen iſt. Auf dem Markte hatten ſie große Wachtfeuer angebrannt, um welche ſie ſchwärmten, und Hühner, Gänſe, Ochſen brateten und kochten. Im obern Theile des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartirt waren, bivouacquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park iſt ſehr verwüſtet, die ſchönſten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin, bis auf die kleinen Behältniſſe, wo das Gartengeräthe aufbewahrt wurde, ſogar erbrochen und beſchädigt worden. Die Wenigſten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine anſehnliche Stadt gäbe, die ihnen preisgegeben wäre, ſo liefen faſt Alle hinunter. Die Officiere waren außer ſich darüber; aber ſie durften ſie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiſer kam erſt den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häuſern in Wald und Feld und ſind zum Theil noch nicht wieder da. Hunderte hatten ſich in's Schloß gerettet; auch in dieſem iſt man in die Silber- und Wäſchkammer gedrungen und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer iſt geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiſer faſt zwei Stunden mit ihr geſprochen, was noch keiner Fürſtin widerfahren ſein ſoll. Sie allein iſt geblieben, während alle die Übrigen entflohen. Wäre ſie auch fortgegangen, ſo ſtände Weimar nicht mehr. Alles, was ins Schloß geflüchtet war, nahm ſie auf und theilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß ſie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu eſſen hatten. Alle, die um ſie waren, verſichern mich, daß die großherzige Frau ſich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Weſen faſt kein Unterſchied gegen ſonſt zu bemerken war. Alle, die ihre Häuſer verließen, haben faſt Alles verloren. Einige ſind ſo glücklich geweſen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit eigener Lebensgefahr, gewährten. Am beſten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angſt zu zeigen, der Sprache und der franzöſiſchen Sitte mächtig waren, darunter gehörte Goethe, der die ganze Nacht in ſeinem Hauſe die Rolle ſpielen mußte, die bei mir Sophie und Conta ſpielten. Falk hat ſich auch gut durchgeholfen, obgleich er ſchlecht Franzöſiſch ſpricht, und ſo noch einige Andere. Dem Bergrath Kirſten, der bei uns im Vorderhauſe wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Franzöſiſch. Wieland hat, als Mitglied des National-Inſtituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Wittwe Herder[*], deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr iſt Alles zerſtört, und, was unerſetzlich iſt, alle nachgelaſſene Manuſcripte des großen Herder, die ſie mitzunehmen vergaß, ſind zerriſſen und zerſtreut. Riedel's haben nichts als die Möbeln behalten; Silberzeug, Geld, Wäſche, Kleider ſind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden verſteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten ſie es ſich ſehr nahe, was es nicht war, und trugen ſie in den Keller, der gleich zuerſt erbrochen wurde. Die ſilberne Theemaſchine haben ſie behalten, weil man ſie nicht für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geſchenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühn's iſt es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorſtadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollſten gewirthſchaftet. Kühn reiſte Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienſtag machte er ſich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder verſteckten ſich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loche unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzoſe, Perrin, blieb im Hauſe, machte ſich aber, wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bajonette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbeln in Stücke zerſchlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinſchießen; ſie kauften ſich mit Allem, was ſie an Geld und Koſtbarkeiten bei ſich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen Abend, nachdem ſie 24 Stunden Todesangſt ausgeſtanden hatten, ſind ſie herausgegangen, und jetzt im Hauſe des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage neue Gräuel erzählen. Profeſſor Meyer[*] wollte in ſeinem Hauſe bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor ſeinem Hauſe ſtehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte alſo nicht bleiben; er eilte zu ſeinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühn's wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Familie zum Hauſe hinaus, welche zuſehen mußte, wie man ihre Habſeligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyer's Schwiegervater iſt ein alter kränklicher, hypochondriſcher Mann, der eine Caſſe zu verwalten hat und ängſtlich Ordnung liebt. Goethe ſagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des

---

[*] Wittwe des verſtorbenen Leibarztes, Herder's Sohn.

[*] Der bekannte Kunſtkenner, Goethe's Freund.

Jammers geſehen, als dieſen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerriſſen und zerſtreut. Er ſelbſt ſaß auf der Erde, kalt und wie verſteinert. Goethe ſagte, er ſah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Anderen mit den Hemden und anderer Wäſche Deines Vaters ausgeholfen, bis ſie ſich wieder welche anſchaffen können; auch mit unſerm Weine habe ich ſchon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geſchickt, die andern Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil ſie zu viel verloren haben; aber ich kann es, denn mir iſt Alles geblieben. Sterbende haben mich geſegnet, das giebt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends verſammeln ſich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn iſt mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludecus ſteht mir immer bei.

Alles dies geſchah, während ich ſchlief. Gegen 6 Uhr wurde ich geweckt, weil die Feuersgefahr ſich zu nähern ſchien; doch dieſe Beſorgniß legte ſich bald; ich ſah auf der Straße einzelne mit Beute beladene Soldaten; ich glaubte, die Unordnung wäre vorüber, man ſagte, die Truppen ſollten weiter marſchiren: da erhob ſich das wüſte Geſchrei von Neuem. Unſer ehrlicher Huſar brachte eine geſtern bei all dem Unglück entbundene junge Wöchnerin, ihren Mann, den Säugling und noch zwei Kinder und eine Magd, er bat um Gotteswillen, wir möchten die armen Leute aufnehmen; die Barbaren hatten ſie ausgeplündert und auf die Straße geworfen. Die junge Frau hatte die Gelaſſenheit und das Geſicht eines Engels; ſtill ſetzte ſie ſich hin und ſäugte ihr Kind; ohne Klagen ſprach ſie von ihrem Schickſale und voll Vertrauen auf Gott mit einer ſo anſpruchsloſen Art, es ging mir durchs Herz. Ich fiel ihr um den Hals und küßte ſie ſo herzlich, wie ich nie eine Frau geküßt habe; ich hätte ihr die Hand küſſen mögen, ſie flößte mir ſo viel Ehrfurcht ein. „Sehen Sie," ſagte ſie, „iſt das denn nicht ſchön, daß eine ſo gute Frau Theil an meinem Schickſale nimmt, und muß mich das nicht tröſten!" Ich habe mich nachher nach den Leuten erkundigt, ſie haben doch nicht Alles verloren; Gold und Silber hat man nicht gefunden; Mutter und Kind ſind geſund geblieben; der Mann heißt Facius*), iſt ein ſehr geſchickter Steinſchneider, und hat für die ganze Gegend weit und breit zu thun, er wird ſich alſo bald wieder aufhelfen. Nun war unſer Zimmer ganz voll; dieſe Leute, die alte Madame Jagemann mit ihrer Tochter von geſtern Abend, dazu die Forſtmeiſterin Wilhelmi, die aus der Gegend von Erfurt ſich hierher geflüchtet und bei Riedel's logirt hatte. Riedel's waren eben des Feuers wegen, das noch immer ruhig brannte, ins Schloß geflüchtet, und ſie erzählten uns, welche Gräuel dort geſchehen wären, und wie dieſe noch immer fort währten. Nun hörten wir am Thorwege vom Vorderhauſe ſtark klopfen. Ich ſah aus dem Fenſter, ſah das Thor in tauſend Stücken brechen und zehn bis zwölf wüthende Menſchen mit gefälltem Bajonette in den Hof ſtürzen. Guter Gott, welch ein Anblick! Doch faßte ich mich; wir rangirten uns im Zimmer, die Heulenden wurden zur Ruhe verwieſen; ich ſtellte mich vor Adelen, wieder den Geldbeutel in der Hand; Sophie und Conta eilten hinunter. Krach! fiel die Thür unten, die den Gang nach meinem Zimmer verſchließt. Die Bajonette haben auf Conta's Bruſt geſtanden, und doch gelang es ihm und Sophien, die Menſchen mit Wein, Brot und freundlichen Worten hinauszubringen. Jetzt verlangte der Huſar mich zu ſprechen, er hatte mich noch nicht geſehen. Ich flog zu ihm, gab ihm die Hand. Er ſagte, er wäre der Ehre nicht werth, er wäre nur ein Bauer; aber doch hätten ſeine Hände nie ſolche Gräuel beſudelt, und ſo gab er mir die Hand. Ich bot ihm Geld an, er wollte es durchaus nicht nehmen; doch nahm er einen Speciesthaler am Ende. In der Hitze des Geſprächs zog ich meine goldene Doſe heraus, er ſah ſie bedeutend an. „Si vous la demandez, il faut que je vous la donne," ſagte ich. Das erſchütterte den großen ſchnurrbärtigen Menſchen faſt bis zu Thränen; aber um eine Priſe aus der ſchönen Doſe bat er mich. Nun rieth er mir, bei einem General um eine Sauvegarde anzuhalten, und ſagte mir dabei, die Plünderung hätte nun ein Ende, die Infanterie, die einzige, die ſich deren ſchuldig gemacht hätte, müßte nun fort; einen der Plünderer hätte eben ein Officier vor ſeinen Augen auf der Straße zuſammengehauen, zwei würden eben im Lager füſilirt. Niemand von uns konnte zum General gehen; Conta mußte im Hauſe bleiben, alſo faßte ich meinen Huſaren unter den Arm, Adelen an der Hand, und ſo hin aufs Schloß zum Prinzen Murat. Welch ein Gang! überall die Spuren der geſtrigen Nacht; Todte, Verwundete auf der Straße; gefangene Preußen im Park vor dem Schloßplatze, wo ſie noch vorgeſtern ſtolzirten; wilde, blutige Menſchen, die ich nicht Soldaten nennen kann, in weißen, zerriſſenen Kitteln, Mord und Tod im Geſicht, die alle Augenblicke meinen Huſaren als Cameraden anredeten, dazwiſchen die Muſik, Pferde, Reiter; ein unendliches Gewühl! Beim Prinzen wurde ich nicht vorgelaſſen; er hatte ſich eingeſchloſſen und ließ Niemanden vor. Ich ging zu Hauſe, ſchrieb ihm, wer ich wäre, forderte ſeine Menſchlichkeit auf, ſchickte ihm meinen von Bourienne unterzeichneten Paß, bat, dieſen zu unterzeichnen, mir zu ſagen, wohin ich gehen könnte, und bat um eine Sauvegarde. Dies ſchickte ich gleich durch meinen Huſaren hin; der Prinz ſprach ihn ſelbſt, unterzeichnete meinen Paß, pour se rendre en France, ſchrieb dabei einen Brief an alle Militair- und Civilbehörden, mich zu ſchützen, und ließ mir ſagen, ich ſollte ruhig ſein, als Fremde brauche ich keine Sauvegarde, überdies hätten die Unordnungen ein Ende. Aber es war nicht ſo, es drangen aufs Neue Soldaten bei uns ein. Zum Glück kam im nämlichen Momente ein Dragoner-Officier, der zu eſſen verlangte; dieſer vertrieb ſie mit leichter Mühe. So wie ich davon hörte, ließ ich ihn in eines meiner Zimmer führen, und eilte zu ihm und bat ihn um Schutz. Es war ein freundlicher, nicht mehr junger Mann, meine Lage ging ihm zu Herzen. Er verſicherte mich, daß alle Officiere über die Art, mit der Weimar behandelt worden wäre, empört wären; aber die Armee reiſte ohne alles Gepäck, und wenn die Leute müde und hungrig, vollends nach einer Schlacht, ankämen, müßte man ihnen erlauben, Brot und Wein zu fordern. Was aber übrigens hier geſchehen wäre, wäre freilich entſetzlich; jetzt hätte dies aber ein Ende. Indeſſen, indem wir ſo ſprachen, mußte er doch noch uns und unſern Nachbar, dem eben die Fenſter eingeworfen wurden, vertheidigen. Nach zwei Stunden wollte er fort, ſeine Ehre hing daran; er hatte bis morgen einen beſtimmten Weg zu machen; aber ich ſtrengte alle meine Beredſamkeit an, und ſo gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er mir verſprach, bis 2 Uhr des Morgens zu bleiben, wenn er keinen Officier fände, der ſeine Stelle erſetzte. Er ging ins Vorderhaus, danach auszuſehen, und brachte mir glücklich einen Commissaire des Guerres des Generals Berthier. Nun waren wir aus der Noth. Oben war kein Platz, ich räumte ihm alſo gleich mein beſtes Zimmer, das ich zum Staatszimmer beſtimmt hatte, ein und übernahm es, die Officiere an meinen Tiſch zu nehmen, was meine gute Ludecus, umringt von Allen, die zu ihr geflüchtet waren, nicht konnte. Der Dragoner ritt gleich nach Tiſche fort, Mr. Denier blieb. Einen artigeren, gebildeteren und dabei hübſcheren Franzoſen habe ich nicht leicht geſehen. Mein Tiſch war alle dieſe Tage ſehr ſchlecht beſtellt; es war eben keine Theuerung, aber eine ſo große Seltenheit an Lebensmitteln, beſonders Brot, entſtanden, daß man allgemein Hungersnoth befürchtete. Der gute Denier nahm an unſerm Unglück Theil, als ob es ihn ſelbſt betroffen hätte. Mit ſeiner Schonung machte er es ſo, daß ſein Freund beim General Berthier aß, er ſelbſt aber blieb zu Hauſe; und wenn er ausging, bat er mich um Erlaubniß und ſagte mir, wohin er ginge und wann er wiederkommen würde, ſeine Leute mußten dann Schildwache halten. Den ganzen Tag mußte er uns noch oft die Plünderer abwehren, dafür mußte ich mir gefallen laſſen, daß mir den Abend wenigſtens zehn Officiere vorgeſtellt wurden, die bei mir Thee tranken und himmliſch vergnügt waren, wieder einmal ein hübſches Zimmer, reine Taſſen und ein franzöſiſches Haus zu ſehen, denn dafür hielten ſie mich wegen meiner Bedienung und Adelen, die wirklich jetzt nach all dem Schrecken ganz allerliebſt war. Ich that indeſſen doch etwas Gutes, ich ſchrieb allen Officieren, die mir vorkamen, die Namen von Loder, Schütz, Froriep und Reichard in Halle auf und bat ſie, dieſe Häuſer, wenn ſie hinkämen, zu ſchützen. Alle gaben mir ihr Ehrenwort darauf und verſprachen freiwillig, auch ihren Freunden dieſe Namen zu geben. Halle iſt ſeitdem mit Sturm genommen; man hatte die Thore geſchloſſen, um den Preußen die Flucht zu erleichtern; vielleicht hat meine Fürbitte etwas geholfen; dieſe Leute zu ſchützen, die mir ſo freundlich entgegen gekommen ſind. Man hat in Halle gehauſt wie hier; auch Jena iſt fürchterlich behandelt worden. Funfzehn Häuſer ſind abgebrannt; Frommann's und Farrenkrüger ſind indeſſen ziemlich gut davon gekommen. Dr. Stark wird gezwungen, da zu bleiben, um die Lazarethe zu beſorgen. Die ſchönen Weiden in dem herrlichen Thale ſind umgehauen, und ſie wollten hernach nicht brennen, alſo umſonſt. In welchen Zeiten leben wir! Ja wohl the times are out of sight. — Der folgende Tag, der 16. October, verging eben ſo. Wir wurden ruhiger, wenn das Ruhe heißen kann, wenn man es nicht wagt, ſich des Abends auszukleiden; wenn man bei jedem Geräuſch, jedem Pferde oder Wagen, der vorbeifährt, jeder lauten Stimme auf der Straße ängſtlich zuſammenſchreckt, in dieſer Stimmung ſind wir auch lange geblieben, noch viele, viele Tage. Meine Geſundheit hat nicht merklich gelitten; ich bin aber ſo mager geworden, daß alle meine Kleider, die mir früher zu enge wurden, jetzt viel zu weit ſind. Doch das Unglück iſt nicht groß; Ruhe wird das Verlorene bald wieder erſetzen. — Den 17. October, des Morgens, verließ mich mein Beſchützer Denier, nachdem er Vorkehrungen getroffen hatte, zu verhindern, daß wir wieder mit Einquartirung beläſtigt würden. Wenige Zeit darauf marſchirte das Regiment des Marſchalls Augereau hier ein; gerade dieſe waren den 14ten und 15ten nebſt Anderen unſere Peiniger geweſen. Dies bewog uns doch wieder, um einen Officier zu bitten. Wir bekamen zwei, einen aus der Picardie, den andern aus der Normandie. Sie mögen brave Leute geweſen ſein; allein man ſah ihnen ihr ſchreckliches Handwerk zu deutlich an. Dieſen Tag mußte ich ſchon mit ihnen zubringen. Mir kam es bisweilen vor, als ob ich holländiſche Schiffer bei mir hätte; der Abſtand zwiſchen der Cavallerie und Infanterie in der franzöſiſchen Armee iſt ungeheuer. Die erſteren tragen alle das Gepräge der Cultur bis auf den gemeinen Huſaren herab, die letzteren ſind ein wildes Volk, abgehärtet für Alles. Glücklicherweiſe ward ich dieſen Abend ganz heiſer, ſo daß ich zuletzt keinen hörbaren Laut hervorbringen konnte, dies entſchuldigte mich den folgenden Tag, nicht zu erſcheinen. Die Herren ließen ſich's auch ohne mich wohl ſein. Ich habe dieſes Uebel ſchon vor ſieben Jahren in Danzig gehabt, obgleich weniger heftig. Mein Schwager warnte mich damals, es zu vernachläſſigen. Den 18ten war ich faſt ſtumm, und nahm, da Hausmittel nicht halfen, meine Zuflucht zum Arzt, es war kein anderer da, als Dr. Huſchke*); er hat mich aber innerhalb zwei Tagen ganz wieder hergeſtellt. Ich litt unbeſchreiblich dabei, daß das Regiment alle Tage drei Mal vor unſerm Hauſe verſammelt, und jeder Soldat mit Namen einzeln aufgerufen wurde. Der Ordnung wegen war das recht gut; allein ich ſah wieder die fürchterlichen Geſichter, die weiten, ſchmutzig weißen Mäntel, die ſie über die Uniform werfen, und die die Spuren der Schlacht und aller verübten Gräuel an ſich tragen; ſo waren ſie auch in jener Schreckenszeit. — Den 18. October wurde der preußiſche General v. Schmettau hier feierlich mit allem militairiſchen Prunk begraben. Nach dem Begräbniß verſammelte ſich das Regiment wieder auf der Esplanade, die Muſik ſpielte Opern-Arien, und die wilden Menſchen tanzten und tobten luſtig umher, bis ſie ins Quartier mußten.

---

*) Das damals geborne Kind iſt die jetzt als Künſtlerin rühmlich bekannte Angelica Bellona Facius.

Endlich zogen ſie den 19ten fort; wir behielten den General Dentzel mit einem kleinen Corps zum Schutze. Er iſt ein Deutſcher, und hat ſich ſeitdem ſehr menſchlich und brav gegen uns benommen. Seine genaue Kenntniß aller Wege, da er früher in Jena ſtudirte, iſt der Armee ſehr zu Statten gekommen. Wie konnte er aber dazu helfen, das Paradies**) zu verwüſten, er, der doch gewiß ſeine ſchönſten Tage darin verlebte? — Der General v. Schmettau, der hier begraben wurde, war ſchwer verwundet hier eingebracht. Man kündigte ihm an, daß er in vier Tagen nach Paris transportirt würde. In einem einſamen Augenblicke ſtürzte er ſich aus dem Fenſter, und ſtarb wenige Stunden darauf. Seitdem wurden wir wegen der Menge Verwundeter, die in Lazarethen, Gaſthöfen, im Komödienhauſe auf einander gehäuft lagen, ohne Pflege, Ordnung und Reinlichkeit, und wegen der großen Anzahl unbegrabener Todten, die bis vor's Schloß herum lagen, aufs Neue in Angſt geſetzt, man fürchtete anſteckende Krankheiten. Allmählig wird auch hierein Ordnung gebracht, die Todten werden in große, mit Kalk ausgefüllte Gruben, die von der Stadt entfernt liegen, begraben. Diejenigen, welche in der Schlacht fielen, ſind Alle ſchon begraben. Die Todten aus den Lazarethen werden nun auch gleich fortgeſchafft, und liegen nicht mehr, wie anfangs, hoch auf einander gethürmt, Tage lang auf der offenen Straße. Von dieſen Gräueln des Kriegs hat man nur einen Begriff, wenn man ſie, wie ich, in der Nähe ſieht. Ich könnte Dir Dinge erzählen, wovor Dir das Haar empor ſträuben würde; allein ich will es nicht thun, denn ich weiß ohnehin, wie gern Du über das Elend der Menſchen brüteſt. Du kennſt es noch nicht, mein Sohn; Alles, was wir zuſammen ſahen, iſt nichts gegen dieſen Abgrund des Jammers. — Was mich bei dem Anblick alles Entſetzlichen, was man ſich denken kann, noch hier hielt, iſt, daß ich half, wo ich konnte, um den Jammer zu lindern. Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an, und ſo habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meiſtens Preußen, lagen, angenommen. Ich ſchickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erſt bei mir in einem großen Keſſel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieſes Labſal in lauten Jubel ausbrach und mich ſegnete, Brot und was ich konnte; Sophie und Duguet vertheilten es ſelbſt, denn dem harten Inſpector konnte man nichts vertrauen. Es war im Ganzen wenig, und half doch viel, beſonders da ich die Erſte war; ich rettete die Armen vor dem Unglück, an Gott und Menſchen zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört, und ſind meinem Beiſpiele gefolgt. Was mich am meiſten freut, iſt eine Quantität Aepfel, die ich wohlfeil kaufte, und dann unter eine Menge Verwundeter austheilte, welche ohne alle Erquickung vor dem Komödienhauſe lagen und nach etwas Kühlendem ſeufzten.

---

*) Leibarzt des Großherzogs.

**) Eine ſehr ſchöne Wieſe mit Alleen bei Jena.

Auch zu dieſer guten Idee verhalf mir Falk. Unendlich freuten ſich die Verwundeten über dieſe Erquickung. Die meiſten meiner Pfleglinge ſind jetzt todt; ihre Stellen werden ſchnell erſetzt; alle Abende kommen wenigſtens 300 Verwundete aus Naumburg und andern Orten hier an; jeden Morgen ſchafft man eine noch größere Anzahl weiter nach Erfurt. Wie hartherzig macht das Unglück! Ich freue mich jetzt, wenn ich höre, daß vier, fünf bis ſechs mit ihren ganz zerſchmetterten Gebeinen weiter gefahren werden, ich, die noch vor wenig Wochen den Jungen, der vor unſerm Hauſe den Arm brach, um keinen Preis ohne Hülfe fortgelaſſen hätte! Wir hoffen, daß in wenig Wochen das ganze Lazareth fortgeſchafft werden ſoll. Der Tod hilft uns fürchterlich. Falk iſt als Dolmetſcher beim jetzigen Commandanten angeſtellt; Denzel iſt fort; der jetzige kann nicht Deutſch, zeigt aber faſt noch mehr Eifer, der Stadt zu helfen. Er hat alle Soldaten, die noch hier im Quartier liegen, entwaffnet, und hält die ſtrengſte Mannszucht. Wie wunderbar ſpielt das Schickſal mit uns! Dieſer Falk lebt jetzt mitten unter den Menſchen, vor denen ich ihn vor vierzehn Tagen retten ſollte und wollte, und dient ihnen. Für die Sicherheit der Stadt iſt aufs Beſte geſorgt. Der franzöſiſche Commandant thut das Seine, und alle Nächte patrouilliren ſechzig unſerer Bürger, ohne Anſehen des Ranges und der Perſon, um für die Sicherheit der Stadt zu ſorgen. Wir fürchten die Franzoſen wenig mehr, aber wir fürchten die Einwohner der benachbarten Gegend, welche an den Bettelſtab und zur Verzweiflung gebracht ſind. Wir erwarten den Herzog, der, wie es heißt, bald zurückkommen wird, dann ſind wir ſicher, und die wohlthätige Zeit wird unſere Wunden heilen. Ohne die Herzogin, die ſtandhaft da blieb, wären wir Alle verloren geweſen; das Schloß wäre verbrannt und die Stadt an allen Ecken angezündet worden, glühende Kugeln waren bereit; nur auf die Nachricht, daß ſie noch da wäre, blieben wir verſchont, das weiß man jetzt mit Gewißheit. Es iſt unbegreiflich, wie man dem größten Unglück entgangen iſt; Gottes Engel wachte über uns. Noch heute ſagte mir Goethe, daß man in ſeinem Hauſe überall zerſtreutes Pulver und gefüllte Patronen gefunden hat. In einem Hauſe ihm gegenüber iſt förmlich Feuer angelegt und nur durch Zufall entdeckt und ausgelöſcht worden. Ueberall lag Pulver und Patronen, überall ſtanden Pulverwagen, überall lief man mit brennenden Lichtern umher, und Gott erhielt uns doch. Meine Exiſtenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen beſſer, als ſonſt vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe ſagte heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er ſagte mir, jetzt da der Winter trüber als ſonſt heranrücke, müſſen wir auch zuſammenrücken, um einander die trüben Tage wechſelſeitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, ſo lange dieſe Tage des Trübſals währen, verſammeln ſich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im ſtrengſten Verſtande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen ſie immer wieder, und ihnen iſt wohl bei mir; Meyer's, Fernow, Goethe bisweilen, ſind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünſchen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten laſſen, mich dieſer Tage auch beſuchen zu dürfen. Alles, was ich ſonſt wünſchte, findet ſich ſo von ſelbſt; und ich verdanke es bloß dem Glücke, daß meine Zimmer unverſehrt blieben, und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen, wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tauſenden die Einzige bin, die keinen herben Verluſt zu beweinen hat, und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes, mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoiſtiſch alles dieſes klingt, und dieß iſt eben die entſetzlichſte Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Beſſeren unter uns zu dieſem Egoismus herunterſtimmen kann. — Lebe wohl, Beſter, ich wünſche Dir Geduld, dieſen unendlich langen Brief zu leſen; aber ich konnte mich nicht kürzer faſſen, wenn ich Alles erzählen wollte, und das mußte ich doch. Theile ihn meinen Freundinnen, Madame Bregard und Madame Piſtorius, mit, ich weiß, mein Schickſal intereſſirt ſie, und es iſt mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu ſchreiben. Sage Beiden, daß ich ſchreiben werde, ſobald ich kann; ich habe aber noch viele höchſt nöthige Briefe nach Danzig zu ſchreiben, und bin noch immer nicht in der rechten Faſſung zu einer anhaltenden Beſchäftigung. Auch dieſes habe ich nur in abgeriſſenen Viertelſtunden zuſammengeſchrieben, wie Du leicht ſehen wirſt. Erzähle Herrn Böhl, was ich Dir geſchrieben habe, oder laß es ihn leſen, wenn er die Geduld dazu hat, woran ich zweifle, da meine Handſchrift ſo klein und unleſerlich iſt, ſage ihm, daß ich oft ſeiner und der Madame Böhl gedacht habe, und ihrer Freundſchaft für mich; ſie ſind Beide meine älteſten Freunde in Hamburg; ich werde auch ihnen nächſtens ſchreiben. Wenn Du mit dem Briefe fertig biſt, ſo ſchicke ihn Julchen nach Danzig, denn auch dorthin kann ich dies Alles nicht noch einmal ſchreiben, und ich muß ohnehin über Hamburg nach Danzig ſchreiben. Adieu! Sei meinetwegen unbeſorgt, der Horizont wird täglich heller. Ich wünſchte, Du könnteſt Tiſchbein meinen Gruß bringen und ihm ſagen, daß ich noch lebe und für ſeine Empfehlung herzlich dankbar bin. — Goethe hat nichts verloren, Prof. Meyer Alles, auch ſeine Zeichnungen, nur nicht ſeine Schriften und ſeine gute Laune. Herder's nachgelaſſene Manuſcripte ſind unwiederbringlich verloren.

Thereſe Huber an Karoline v. Woltmann.

Augsburg, den 29. Juli 1826.

Noch immer wird das Morgenblatt in Stuttgart gedruckt. Cotta geht mit ſeinen Unternehmungen immer mehr in's Große. Das Buchhändlerweſen iſt, ſeit er die Dampfpreſſe hat, je mehr und mehr eine Geldmachemaſchinerie, wobei ſeine Protektorſchaft des deutſchen Genius immer mehr zurücktritt. Da dieſe Preſſe 24 Setzer beſchäftigt, iſt das, was alle Maulaffen als Lektüre anzieht, das Lukrativſte; denn ſie verſchafft es ihnen in unglaublicher Geſchwindigkeit. Da ächzt oder zaubert ſie nun Memoiren, ſo ſchlecht ſie ſind, dabei aber auch den permanenten Profit eines Schillers und dergleichen. Stellen Sie ſich deshalb Cotta ja nicht als eigentlich gewinnſüchtig vor. Für ihn iſt Geld nur Mittel zu neuem Treiben. Er ſpart nicht mehr und verthut nicht mehr, ſondern hilft durch Arbeitbezahlen, hie und da durch Zahlen ohne Lohn, und durch Unterſtützung manches Talentes.

Ihre Erzählung (der Ultra und der Liberale) hat viel Leben und Darſtellung. Sie bewährt einen Grundſatz, den Jemand einmal ausſprach, und den ich von großer praktiſcher Wahrheit fand — der Erzähler müſſe das Local, wohin er ſeine Erzählung verſetzt, erfunden oder wirklich ſo genau kennen, daß ſeine Perſonen überall darin zu Hauſe wären; ſonſt bewegten ſich dieſe ſo ungeſchickt, wie neue Schauſpieler. Ich glaube, Sie werden dieſe Wahrheit ſchon längſt erkannt haben; bei mir war ſie Inſtinct, ehe ich ſie erkannte. Die Localität meiner Geſchwätze ſteht ſo lebendig vor mir, daß ich mich manchmal beſinnen muß, ob ich denn nicht wirklich an den Orten war, ja die Dinge nicht mit anſah? — Mein erſter Roman (1793), die Familie Seldorf, enthält einige Züge aus dem Vendeekrieg, denen mündliche Erzählungen eines damaligen Secretairs von Leſcures zum Grunde liegen. — Sie machen mich noch irre, ob ich ſie nicht erlebte, ob Cliſſon nicht alſo gebaut war. — An Erfindung und Charakter möchte dieſer Roman beſſer ſeyn, als mancher andre gleichzeitige. Er iſt in dem Schwall nicht bemerkt worden. Ich wollte, Sie überläſen ihn einmal. Ich war damals 29 Jahr und ſchrieb zum erſten Mal etwas Beabſichtigtes. Doch das ſollte ich Ihnen neben Ihrer Erzählung nicht ſagen, die ſich, wie Alles, was Sie ſchreiben, durch Beſtimmtheit der Umriſſe auszeichnet. Sie hat uns ſehr geſpannt; wir glaubten, es könne nicht glücklich ausgehn, und tröſteten uns an des Mädchens ſchönem, klarem Charakter, der das Härteſte würdig ertragen würde. Ich ſchickte das Manuſcript ſogleich ein. — Sehen Sie das Morgenblatt, empfehle ich Ihnen Auszüge aus der Gräfin Remuſat, welche in der Mitte Juli anfangen; — dieſe Franzöſin iſt charaktervoller, als unſere deutſchen Erzieherinnen.

Ihr Frauenbuch wird mit dem lebhafteſten Dank erwartet. Da Sie mit ſolcher Theilnahme davon ſprechen, muß ich mich ſehr darauf freuen. Ihr Leben und unſere Zeit gaben Ihnen einen würdigen Standpunkt. Die Seelenerſcheinung, deren Sie in Bezug auf deſſen Abfaſſung gedenken, kenne ich vollkommen. Mein Kopf iſt, was die Fähigkeit betrifft, Gedanken an einander zu reihen, ein bloßer Sperlingskopf. Ich bin ein guter Feuerſtein, der Funken ſprühet, wenn der Stahl ihn anſchlägt, aber nie unberührt Licht giebt; allein in meiner Geiſtesthätigkeit habe ich auch oft Momente gehabt, — wo die Ochſen am Berge ſtanden; — ich plagte mich — vergeblich! Da lernte ich mich kennen. Ich legte die Arbeit weg, las etwas ganz Fremdartiges, nähete ein Hemd — noch Laſter! — ich hörte eine ſchlechte Predigt, ließ mir ſchrecklich ſchlecht auf dem Klavier vorſpielen. — Nach vier und zwanzig Stunden ſetzte ich mich wieder an den Schreibtiſch, und die Schwierigkeit war überwunden. Ich nenne das: die Ideen mitennuiren laſſen. Ich ſagte zu meinem Arzt: da ſchiebe ich ſie hinten in den Kopf und laſſe ganz fremde Fäſerchen ſpielen; dieſe löſen die Stockung derer, welche mein Gedankengang braucht, auf, und letzterer ſchreitet fort. Das arme, reiche Räthſel ſo ein Menſchenhirn!

Was Sie von meiner guten Pichler ſagen, ſcheint mir ſprechend wahr. Die liebe Alte! (viel jünger als ich) möchten ihr frohe letzte Jahre werden! O, nur dieſe wünſche ich den abgemüdeten Menſchen und den glücklichen, damit ſie billig bleiben gegen das Leben — das wichtige Ding!

Friede und Geſundheit Ihnen!

Thereſe.

Karoline v. Woltmann an Thereſe Huber.

Berlin 1827.

Wenn Sie das Kapitel über die Ehe in meinem Frauenbuche geleſen hätten, wie ich es ſchrieb, nicht wie der Cenſor es zuſchnitt, Sie würden nicht ſagen, daß ich die Ehe zu hoch ſtelle. Sie iſt, wie die menſchliche Natur, die Religion, daſſelbe für Alle, und doch für Jeglichen etwas Anderes. Ich ſchätze ſie überaus als eine der nothwendigſten Einrichtungen zur ſittlichen Fortbildung der Menſchheit; an ſich, finde ich viel Rohes dabei, ganz wie es zu unſerem gegenwärtigen Zuſtande paßt.

Einmal fordert der Trieb, an welchen die Natur die Fortdauer der Geſchlechter knüpfte, eine Schranke, die ihn auf der Bahn zu dem Zwecke erhält, welchen ſie durch ihn beabſichtigt. Dann braucht, wie Sie ſagen und wie ich denſelben Gedanken in meinem Frauenbuche, in dem Kapitel über das Haus, entwickelt habe, die Kindheit ein Aſyl, in deſſen Schutze ſie ſich zu würdiger Menſchheit ausbilde. Das Eine und das Andere wird durch die Ehe erreicht; beides macht die eheliche Treue nothwendig, nothwendiger für die Frau, als für den Mann, weil ſie die Kinder ihm und dem Hauſe gebiert, das er gründet und erhält, weil die Sorge im Hauſe vorzüglich ihre Sorge iſt.

In ſo fern iſt die Ehe für Alle daſſelbe.

Nun aber ſtiftet der Grund, aus dem die Ehen geſchloſſen werden, abgeſehen von dem, was die einzelnen Perſönlichkeiten Verſchiedenes aus dieſem Verhältniſſe machen, eine dreifache Verſchiedenheit deſſelben.

Mann und Weib ſind allen ihren geiſtigen Anlagen, den Eigenſchaften ihrer Gemüther, den Richtungen ihrer Neigung, Bildung, Gewohnheit, ihrem Geſchmack, dem Verhältniß ihrer Kräfte nach, ſo harmoniſch organiſirte Naturen, daß ſie wie ein erhöhtes, verdoppeltes Weſen in zwei Individuen bilden, mit einem Worte, daß ſie ſich lieben. — Leſen Sie in Plato's Sympoſion, was Sokrates im Ernſte, Ariſtophanes burlesk, ſo köſtlich von der Liebe ſagen? es iſt ohngefähr daſſelbe dem Weſen nach, was ich eben ſagte — dann iſt für ſie die Ehe eine Nothwendigkeit, kein Geſetz. Sie können das, was das Leben aus ihnen machen ſoll, nicht ohne dies innigſte, ausſchließlich ſie Einen dem Andern zuſprechende, vom Geſetz geheiligte, geſchirmte eheliche Leben werden. Dies ſcheint mir die wahre Ehe. Alle Pflichten dieſes Verhältniſſes gebieten ſich dabei von ſelbſt; — das Geſetz enthält Freiheit, denn es wird Naturnothwendigkeit, und keine andre Freiheit giebt es ja für das endliche, beſchränkte, durch Regel und Schranke zum Weſen gewordene Weſen, als deſſen unbehinderte Naturnothwendigkeit.

Dieſe Ehe ſtelle ich überaus hoch.

In Bezug auf ſie ſcheint mir der Brauch der indiſchen Frauen beim Tode ihrer Männer keine Barbarei, wie ihm denn bei den Indiern auch der Gedanke zum Grunde liegen ſoll, durch gleichzeitigen, gemeinſchaftlichen Tod zu verhüten, daß von zwei gleichgeſchaffenen Seelen nicht die eine durch die Bedingungen einer neuen, höheren Exiſtenz, Verſchiedenheiten von der andern annehme, welche die Einheit beider aufheben, die in ihrer Gleichheit liegt.

Aber eine ſolche Ehe iſt ſelten. Es kommen Annäherungen dazu vor — wann führt das Geſchick zwei ſo geſchaffene Weſen zuſammen, unter Verhältniſſen zuſammen, die eine Ehe zwiſchen ihnen möglich machten?

Außerdem kann die Ehe aus Gründen, wie Sie ſagen, geſchloſſen werden. Sie iſt dann ehrwürdig, als ein Verhältniß wechſelſeitiger Behülflichkeit, als ein Verhältniß, das zu höherer ſittlicher Entwickelung der Menſchheit dient, indem es eine geſunde, kräftige, eine wohlgepflegte, unterrichtete, geleitete, künftige Generation ſichert, indem ein materieller Trieb ſich durch daſſelbe freiwillig vernünftige, das heißt ſittliche Schranken giebt.

Endlich wird die Ehe auch zum Mittel der Erreichung frivoler, momentaner Abſichten gemacht: Wolluſt, Geiz, Eitelkeit gehen ſie ein, ihrer Befriedigung wegen. — Dieſer Handel ſcheint mir eine wahre Entwürdigung der Ehe; obgleich ich nicht in Abrede ſtellen will, daß die gute Natur des Verhältniſſes in Verbindung mit ſonſtigen guten Eigenſchaften Derjenigen, welche es auf dieſe Art ſchließen, ſelbſt aus einer ſolchen Ehe noch etwas Würdiges machen kann.

Aus dieſen Geſichtspunkten hatte ich die Ehe in meinem Frauenbuche betrachtet. Was ich von der Ehe ſagte, ſofern ſie aus jenen letzteren Beweggründen geſchloſſen ward, hat der Cenſor ganz, was ich von ihr ſagte, ſofern ſie aus den zweiten geſchloſſen ward, größtentheils geſtrichen; — ſo iſt faſt nur ſtehen geblieben, was ich von der Ehe aus Liebe geſagt. Der Kopf meines Kapitels wurde auf deſſen Kniee geflickt; der ganze Bau hat ein phantaſtiſches Mißverhältniß angenommen, welches mich verdrießt.

Warum ich es zugab? — Das Buch wurde in Wien gedruckt. Ich ſah es nicht vor der Vollendung des Druckes. Wallishauſſer hatte das Manuſcript gekauft, bezahlt, mir bei der ſich immer wieder hinausſchiebenden Vollendung ſo viel Güte und Geduld bewieſen, daß ich ihm nicht verdenken konnte, wenn er mich wegen

Cenſurverſtümmelungen nicht weiter zu Rathe zog, ſondern ein Ende haben wollte. Er wußte nicht, daß er ſich und mir dadurch ſchadete, indem ich mich zu der Arbeit erſt durch dieſelbe heraufbildete. Hätte ich ſelbſt dies vorhergeſehen, würde ich ſie nicht ſo voreilig verkauft haben. Es iſt eigen — oft fühlt man in ſich beſtimmt die Fähigkeit zu einer Sache, beſitzt ſie auch wirklich und iſt doch derſelben noch nicht fähig, weil jene Fähigkeit ſich noch nicht im Innern bis zu einem Grade entwickelte, der ihr geſtattet, auch einen äußern Organismus zu geſtalten. Dieſer aber iſt bei allen Kunſtwerken (und ein philoſophiſches Buch muß ein Gedankenkunſtwerk ſeyn), ſo gut als ein Gedicht, eine Statue, ein nach eigenen Geſetzen in ſich ſelbſt geregeltes, vollendetes Ganze, ſonſt iſt es nichts werth, und er macht die Hauptſache aus. Das nonum premere in annum hat wohl hierauf Bezug, und hat, wie Recht! in dieſer Beziehung.

Bei der Ehe, wie ſie unter uns iſt, finde ich Vieles herb und roh. Fürs Leben! — So etwas auf immer Feſtgeſtelltes für ein menſchliches Verhältniß, bei dem wandelbaren Weſen der menſchlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinſchaftliche Exiſtiren in denſelben Räumen — die *Verpflichtung*, Kinder zu erzeugen. — Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben, als die Männer. Man hat ihnen die rothen Beeren der bürgerlichen Bedeutſamkeit, des häuslichen Regimentes, der einzigen Möglichkeit, mit Ehren Mütter zu werden, nicht umſonſt an die Schlinge gebunden.

Was das Mutterſeyn betrifft, ſo glaube ich nicht, daß die Nothwendigkeit deſſelben für die Frau *nur* im Naturzuſtande exiſtirt, wenn Sie dieſen nicht in den Culturzuſtand herüber erſtrecken wollen, was man eigentlich muß; denn bei unſerer zwiefachen materiellen und geiſtigen Natur iſt der Culturzuſtand nur eine Fortſetzung des Naturzuſtandes.

Das Muttergefühl iſt, wie jene menſchliche Natur, ein doppeltes, ein unzertrennlich doppeltes, wie ſie. Die Frau, die es nicht phyſiſch empfand, kann es auch geiſtig nicht nach ſeiner Kraft und Eigenthümlichkeit empfinden. Sein geiſtiges Gefühl kann Mutterſorgfalt für fremde Kinder erſetzen. Sein phyſiſches Gefühl bleibt unfruchtbar, wenn die Erziehung der Kinder nicht zu deren Erzeugung kommt. Eine Frau, die Kinder geboren hat, und ſich ihrer dann nicht mit geiſtiger Aufopferung und geiſtigen freiwilligen Plagen und Freuden, gleich wie die Natur beide der phyſiſchen Geburt beigeſellt, ihrer Kinder ferner annimmt, iſt als Mutter nicht höher als das Thier, das Mutter wird, nicht einmal ſo hoch zu achten. Dies erfüllt *ganz* ſeine Beſtimmung, ſie die ihre halb. Aber das phyſiſche und das geiſtige Mutterſeyn müſſen zuſammen kommen; damit das Weib die Entwickelung der Fähigkeiten ihres Weſens durch das Leben erlangt, wie ſie ihr die Natur, und zwar hauptſächlich durch dieſes Verhältniß beſtimmt hat.

In eine ſolche Entwickelung ſetze ich den Zweck des Lebens. Sie tritt mir als ſolcher bei allen untergeordneten Organismen entgegen. Ich fühle ſie als Zweck meines Daſeyns in dem unbewußten wie bewußten, immer raſtloſen Streben nach neuer Kunde, neuen Fähigkeiten, Fertigkeiten, nach immer höherer Ausbildung zu der Vollendung als das, was ich ſeyn kann, welches meine Lebendigkeit ausmacht. Ich muß ſie als Zweck des Lebens der Creaturen annehmen, will ich das Leben überhaupt nicht als etwas Zweckloſes betrachten, welches meiner Vernunft widerſteht.

Es iſt wahr, viele Frauen haben von Natur keine Kinder, ich auch; man bildet ſich ſchon da ohne aus. Aber Alles, was Sie ſchön vom Xanthus, dem der Zügel drückt, ſagen, paßt auch für dieſen Fall. Ich finde, Ihre Tochter hat Recht, und ich ſchwöre Ihnen, könnte ich das Wenige, was mir an geiſtiger Hervorbringung gelungen ſeyn mag, und das mir vielleicht um ſo mehr gelang, weil ich keine Kinder hatte, dafür hingeben, wie Sie, treffliche Kinder geboren und zu trefflichen Menſchen herangebracht zu haben — ich ſchätzte das einen glückſeligen Tauſch. Ich würde eine Andre ſeyn und mich eine Andre fühlen. Das wiſſen Sie auch; und wenn Sie mich erheben und loben, wie ich es nicht verdiene, weil man immer den Andern nur nach dem eignen Gehalte ſchätzt (es iſt aus dieſer Urſache nicht nur das größte Glück, es iſt auch die größte Lebensklugheit, mit Trefflichen umzugehen), ſo müſſen Sie ſelbſt fühlen, wie menſchlich natürlich gediegener, als ich, Sie in der Kette der Weſen unſerer Gattung, als Mutter, wie Sie dies ſind, daſtehen.

In meinem Fall hat die bürgerliche Ordnung keinen Theil an dem, was ich entbehre; ich war zwei Mal vermählt. Anomalien giebt es überall in der Natur; es läßt ſich aus meinem Fall auch nicht herleiten, daß die Frau den natürlichen Geſetzen zufolge nicht brauchte Mutter zu ſeyn. Da aber die bürgerliche Geſellſchaft da iſt, die allgemeinen Zwecke des Daſeyns fördern zu helfen, nicht deren Erreichung zu hindern; ſollte ſie das Mutterwerden der Frauen außer der Ehe nicht unbedingt, wie ſie thut, verpönen.

Sie kann, indem ſie jenes that, nur einer Sittenloſigkeit haben entgegen treten wollen, die freilich beim Weibe, gar beim Mädchen, noch abſcheulicher, als beim Manne widernatürlich iſt. Sie kann nur daran gedacht haben, ſich tüchtige, brave Mitglieder zu ſichern, dadurch, daß ſie denſelben in der Kindheit Schutz, Pflege, Ausbildung ſichert. Geſetzt aber, ein Mädchen bewieſe durch ihr allgemeines Benehmen, daß ſittlicher Ernſt in ihr ſei; ſie beſäße Vermögen oder Fähigkeiten, oder beides, um dadurch ihrem Kinde ein Aſyl würdiger menſchlicher Ausbildung in einem eigenen Hausſtande zu verſchaffen; ſie thäte dies, erzöge jenes häuslich und würdig: ſollte ſie ſich nicht mit Ehren zu ihm als Mutter bekennen dürfen? — Ich ſpreche nicht von andern Fällen, denn ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich keiner Sittenloſigkeit das Wort reden will.

Bis zum ſiebzehnten Jahrhundert, als die Zeiten roher waren, ſchämten Vater und Mutter ſich nicht ihres Baſtards, ſchämte die bürgerliche Geſellſchaft ſich ſeiner nicht; wenigſtens nicht in den höheren Ständen, welche ihrer Lage nach befähigt waren, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen ich die Nachſicht der bürgerlichen Geſellſchaft für das Mädchen, das ohne Ehe Mutter würde, und für ihr Kind in Anſpruch nehme. Der Bürgerſtand war ſtrenger, die Zünfte nahmen keine Baſtarde auf.

Die Zeiten ſind verſteckter, nicht ſittlicher geworden. Die bürgerliche Geſellſchaft drückt jetzt bei ſolchen Veranlaſſungen ein Auge zu. Das eheloſe Kind wird in fremden Familien untergebracht, als Nichte, als Pflegekind erzogen; die Mutter verläßt es oder iſt ihm Mutter sous cape. Das iſt ſchlimmer.

Ich glaube, es wird auf beſſere Weiſe wieder werden, wie es war. Je ſittlicher die Zeiten werden, je weniger ſtreng brauchen die Geſetze zu ſein. Die Verhältniſſe und der Sinn der Zeit machen die Ehen immer ſeltener; auch dies wird dienen, es dahin zu bringen. Ich glaube, es wird auf beiden Wegen dahin kommen, wie Sie ſagen; die Verbeſſerungen in den bürgerlichen Zuſtänden machen ſich immer ſo — deshalb paßt auch alles Halbe, Widerſprechende, ſo gut in die Welt; deshalb geht es ſo vortrefflich, wenn es geht, wie mit der Redaction des Litteraturblattes vom Morgenblatte. Wie die bürgerliche Geſellſchaft es dann mit ihrer Nachſicht wird einrichten wollen, iſt die Sache der Zeit; man braucht nicht darüber zu ſprechen, daß es ſo werden ſoll, wie es ſo-werden ſoll — alles Nothwendige, Zeitgemäße, macht ſich von ſelbſt, und macht ſich ſo aufs Paſſendſte, wenn auch nicht aufs Beſte.

Das Alter wird träg durch dieſe hundertfach wiederholte Erfahrung; ſie hält es von lebhafter Thätigkeit zurück; man braucht ſich nicht zu bemühen — und doch geſchieht wieder nichts ohne unſere ſich ſo nutzlos zeigende Bemühung. — Auch deswegen iſt es gut, daß wir Alten fortkommen. Wir wollten gar nichts thun, oder das Alte — beides ſoll nicht ſein. — Immer Leben, neugeſtaltetes Leben! — und damit es werde, der Jugend Wahn, es ſei Eines und Alles mit dem, was ſie thut, gethan; es ſei Eines und Alles mit dem, was ihr mißglückt, verloren &c.

Aus den Briefen eines Verſtorbenen.

Vom Fürſten Pückler von Muskau.

Dritter Brief.

London, den 5. October 1826.

Ich habe eine ſehr unglückliche Ueberfahrt gehabt. Eine Bourasque, die leidige Seekrankheit, 40 Stunden Dauer ſtatt 20, und zu guter letzt noch das Feſtſitzen auf einer Sandbank in der Themſe, wo wir 6 Stunden verweilen mußten, ehe uns die Fluth wieder flott machte, waren die unangenehmen Evénements dieſer Reiſe.

Ich weiß nicht, ob ich früher (es ſind 10 Jahre, ſeit ich England zum letztenmal verließ) Alles mit verſchönernden Augen anſah, oder meine Einbildungskraft ſeitdem, mir unbewußt, das entfernte Bild ſich mit reizenderen Farben ausmalte — ich fand diesmal alle Anſichten, die wir von beiden Ufern erhielten, weder ſo friſch noch pittoresk als ſonſt, obgleich zuweilen doch herrliche Baumgruppen und freundliche Landſitze ſichtbar wurden. Auch hier verſtellt, wie im nördlichen Deutſchland, das Lauben der Bäume gar oft die Landſchaft, nur daß ihre Menge in den vielfachen Hecken, die alle Felder umgeben, und die Rückſicht, daß man ihnen wenigſtens die äußerſten Kronen und Wipfel läßt, den Anblick weniger troſtlos machen, wie z. B. in dem ſonſt ſo ſchönen Schleſien.

Unter den Paſſagieren befand ſich ein Engländer, der erſt kürzlich aus Herrnhut zurückkehrte und auch das Bad von M.... beſucht hatte. Es divertirte mich ſehr, ungekannt von ihm, ſeine Urtheile über die dortigen Anlagen zu hören. Wie der Geſchmack verſchieden iſt und man daher bei nichts verzweifeln darf, kannſt Du daraus abnehmen, daß dieſer Mann jene düſtern Gegenden ungemein bewunderte, blos wegen der Immenſität ihrer „evergreen woods,“ womit er die endloſen monotonen Kieferwälder meinte, die uns ſo unerträglich vorkommen, in England aber, wo die Kiefern mühſam in den Parks angepflanzt werden, obgleich ſie in der Regel ſchlecht gedeihen, eine ſehr geſchätzte

Seltenheit ſind. Ein Amerikaner war ſehr entrüſtet, bei dieſer elenden Ueberfahrt ſeekrank geworden zu ſein, während er es von Amerika nach Rotterdam nie geweſen, und ein Plantagenbeſitzer aus Demerary, der beſtändig fror, jammerte daneben noch mehr über die unpolitiſche Aufhebung des Sclavenhandels, der, wie er meinte, bald den gänzlichen Ruin der Kolonien herbeiführen müßte, denn, ſagte er: Ein Sclave oder Inländer arbeitet nie, wenn er nicht muß, und um zu leben, braucht er nicht zu arbeiten, da das herrliche Land und Klima ihm von ſelbſt Nahrung und Obdach liefert. Europäer aber können bei der Hitze nicht arbeiten, es bleibt alſo nichts übrig, als die Alternative: Kolonien mit Sclaven, oder keine Kolonien. Dies wiſſe man auch recht gut, habe aber ganz andere Zwecke bei der Sache, die ſich blos hinter der Etalage von Menſchenliebe (dies waren ſeine Worte) zu verſtecken ſuchten. Die Sclaven, behauptete er übrigens, würden ſchon des eignen Vortheils der Herren wegen weit beſſer behandelt, als z. B. die irländiſchen Bauern, und er habe früher in Europa gar oft auch Dienſtboten weit ſchlimmer traktiren geſehn. Eine Ausnahme hie und da möge vorkommen, ſie käme aber beim Ganzen nicht in Betracht u. ſ. w. Ich ſuchte das Geſpräch von dem für Menſchenfreunde ſo ſchmerzlichen Gegenſtand abzuleiten und ließ mir dagegen von ihm das Leben Guyanas und die Pracht ſeiner Urwälder beſchreiben, eine weit intereſſantere Unterhaltung, die mich faſt mit einer Art Heimweh nach jenen Naturwundern erfüllte, wo Alles herrlicher, nur der Menſch niedriger iſt.

Das lächerliche Element unſerer Fahrt war eine engliſche Dame, die mit ſeltener Volubilität und bei jeder Gelegenheit franzöſiſche Converſationen anzuknüpfen ſuchte. Nicht mehr im blühendſten Alter, wußte ſie dieſem Fehler, ſelbſt auf dem Schiffe, durch die ſorgfältigſte Toilette abzuhelfen, und einer der Paſſagiere behauptete ſogar, ſie habe „a crack“ im Nacken, eine neuerfundene Art Schraube, durch welche die Runzeln aufgewunden werden. Als wir ſpät am Morgen Alle mehr oder weniger elend auf dem Verdeck erſchienen, war ſie ſchon im eleganten Negligée dort etablirt, und erwiderte auf meine Klagen luſtig in ihrem breiten Dialekt: „Comment, comment, vous n'avez pas pû dormir? moi parfaitement, très comfortable, j'étais très chaudement couché entre deux matelots, et je m'en porte à merveille,“ — „Madame,“ ſagte ich, „on conçoit que vous ne craignez pas la mer.“

Mitten in der zweiten Nacht ankerten wir an der Londoner Brücke, der fatalſte Umſtand, der Einem hier begegnen kann, weil man dann, wegen der Strenge der Douanen, vor der Viſitation ſeiner Sachen nichts mit ſich vom Schiffe nehmen darf, die Bureaus aber nicht vor 10 Uhr früh geöffnet werden. Da ich meine deutſchen Diener nicht mit Wagen und Effecten allein laſſen mochte, und eben ſo vernachläſſigt hatte, mir Quartier zu beſtellen, als mich durch den Geſandten von der Viſitation zu befreien, ſo war ich genöthigt, faſt wie ich ging und ſtand, die Nacht in einer elenden Matroſen-Taverne am Ufer zuzubringen, fand aber am Morgen, wo ich bei der Unterſuchung meiner Sachen gegenwärtig war, auch hier den ſelten trügenden goldnen Schlüſſel ſehr wirkſam, um mir langes Warten und Weitläufigkeiten zu erſparen. Selbſt ein Paar Dutzend franzöſiſche Handſchuhe, die in aller Unſchuld bei meiner Wäſche oben auf lagen, ſchienen durch meine Guinee unſichtbar geworden zu ſein, denn Niemand bemerkte ſie.

So ſchnell als möglich eilte ich aus der ſchmutzigen City mit ihrem Ameiſengetümmel herauszukommen, mußte aber noch eine halbe Station weit mit Poſtpferden fahren, ehe ich in das westend of the town gelangte, wo ich in meiner frühern Wohnung im Clarendon Hotel abtrat. Mein alter Wirth, ein Schweizer, hatte zwar unterdeß England mit einem andern, bis jetzt noch unbekannten Lande vertauſcht, der Sohn aber ſeine Stelle eingenommen, und dieſer empfing mich mit aller der ehrerbietigen Sorgfalt, welche die engliſchen Gaſtwirthe, und überhaupt hier alle diejenigen, welche vom Gelde Anderer leben, auszeichnet. Auch erwies er mir ſogleich einen wahren Dienſt, denn, kaum eine Stunde ausgeruht, ward ich gewahr, daß ich im Trouble der Nacht einen Beutel mit 80 Sovereigns im Commodenfache meiner Schlafſtube vergeſſen hatte. Monſieur Jaquier, der das engliſche Terrain zu gut kannte, zuckte die Achſeln, ſandte jedoch ohne Verzug einen Vertrauten zu Waſſer ab, um wo möglich das Verlorne wiederzubringen. Die Unordnung, welche in jenem elenden Gaſthofe der Vorſtädte herrſchte, kam mir zu ſtatten. Unſer Bote fand die Stube noch unaufgeräumt, und, zur vielleicht unangenehmen Ueberraſchung der Hausleute, den Beutel unberührt an der bezeichneten Stelle.

London iſt jetzt ſo todt an Eleganz und faſhionablen Leuten, daß man kaum eine Equipage vorüberfahren ſieht, und von aller beau monde nur einige Geſandten gegenwärtig ſind. Dabei iſt die ungeheure Stadt voller Schmutz und Nebel, und die macadamiſirten Straßen einer ausgefahrenen Landſtraße ähnlich, denn das alte Pflaſter iſt in dieſen herausgeriſſen worden und durch Granitſtückchen, mit Kies ausgefüllt, erſetzt, die zwar ein ſanfteres Fahren gewähren und den Lärm dämpfen, im Winter aber auch die Stadt in einen halben Sumpf verwandeln. Ohne die vortrefflichen Trottoirs müßte man, wie in den Landes bei Bordeaux, auf Stelzen gehen. Auch tragen die gemeinen Engländerinnen etwas Aehnliches von Eiſen an ihren großen Füßen.

Durch die neue Regents-Straße Portland-Place und den Regents-Park hat die Stadt indeß ſehr gewonnen. Sie ſieht nun erſt in dieſem Theile einer Reſidenz ähnlich, nicht mehr wie ſonſt einer bloßen unermeßlichen Hauptſtadt für shopkeepers, nach weiland Napoleons Ausdruck. Obgleich der arme Herr Naſh (ein einflußreicher Architekt des Königs, von dem dieſe Meliorationen hauptſächlich herrühren) ſo übel von manchen Kunſtkennern mitgenommen wird, und auch nicht zu läugnen iſt, daß in ſeinen Gebäuden alle Style unter einander geworfen worden und das Gemengſel oft mehr barok als genial erſcheint, ſo iſt ihm doch meines Erachtens die Nation vielen Dank dafür ſchuldig, ſo rieſenmäßige Pläne zur Verſchönerung ihrer Hauptſtadt gefaßt und durchgeführt zu haben. Das Meiſte iſt übrigens noch in petto, wird aber bei der allgemeinen Bauwuth und dem vielen Gelde der Engländer gewiß ſchnell in's Leben treten. In die Details muß man freilich nicht zu ſtreng eingehen. So iſt der Regentſtreet zum point de vue dienende Thurm, der in einer Nagelſpitze endet, und bei welchem Körper und Dach am Anfang und Ende zu ſtreiten ſcheinen, eine ſeltſame architektoniſche Mißgeburt, und nichts ergötzlicher, als die darauf gemachte Carricatur, wo man Herrn Naſh (ein ſehr kleiner, verſchrumpelt ausſehender Mann) geſtiefelt und geſpornt, äußerſt ähnlich abconterfeit und auf oben erwähnter Spitze reitend, angeſpießt ſieht, mit der Unterſchrift: National taste (wird ausgeſprochen: Nashional).

Man könnte viele ähnliche Abnormitäten anführen. So ſind unter andern an einem Balkon, der den größten Palaſt am Regents-Park ziert, vier plattgedrückte Geſtalten an die Wand gequetſcht, deren Bedeutung ein Räthſel bleibt. Ihr Coſtüme gleicht einer Art Schlafrock, woraus man wenigſtens ſchließen kann, daß Menſchen damit gemeint ſind. Vielleicht ſind es Embleme für ein Lazareth, denn dieſen ſcheinbaren Paläſten iſt, wie denen in Potsdam, auch nur Einheit und Anſehen durch die Façaden gegeben, eigentlich bilden ſie eine Menge ſchmaler Häuſer, die zu allerlei Gewerbs- und andern Zwecken, wie hundert verſchiedenen Eigenthümern zur Wohnung dienen.

Tadellos iſt dagegen die, auch von Herrn Naſh angegebene ländliche Anlage in dieſem Park, vorzüglich die Waſſerparthie. Hier hat die Kunſt das ſchwere Problem völlig gelöſt, in ſcheinbar frei wirkender Natur nicht mehr bemerkt zu werden. Man glaubt einen breiten Fluß weit hin durch üppig bebuſchte Ufer in die Ferne ſtrömen und dort ſich in mehrere Arme vertheilen zu ſehen, während man doch nur ein mühſam ausgegrabenes, ſtehendes und beſchränktes, aber klares Waſſer vor ſich hat. Eine ſo reizende Landſchaft wie dieſe, mit hervorragenden Hügeln in der Ferne und umgeben von einem Meilen langen Circus prachtvoller Gebäude, iſt gewiß eine der Hauptſtadt der Welt würdige Anlage, und wird, wenn die jungen Bäume erſt alte Rieſen geworden ſind, wohl kaum irgendwo ihres Gleichen finden. Viele alte Straßen wurden, um alles dieſes zu ſchaffen, weggeriſſen, und ſeit 10 Jahren mehr als 60,000 neue Häuſer in dieſer Gegend der Stadt aufgebaut. Es iſt, wie mich dünkt, eine beſondere Schönheit der neuen Straßen, daß ſie zwar breit ſind, aber nicht durchaus in ſchnurgerader Linie gehen, ſondern, wie die Wege in einem Park, zuweilen Biegungen machen, die ihre ſonſt nicht zu verhindernde Einförmigkeit unterbrechen. Erhält London noch Quais und wird die Paulskirche frei gemacht, wie der talentvolle Obriſt Trench projectirt hat, ſo wird ſich keine Stadt an Pracht mit ihr meſſen können, wie ſie ſchon jetzt jede andere an Größe übertrifft.

Unter den neuen Brücken ſteht die Waterloobrücke oben an, bei der die Unternehmer jedoch 300,000 L. St. verloren haben ſollen. 1,200 Fuß lang und mit einem gediegnen Geländer aus Granit verſehen, dabei faſt immer verhältnißmäßig einſam, bietet ſie einen anmuthigen Spaziergang dar, mit den ſchönſten Flußausſichten auf ein ſtolzes Gemiſch von Paläſten, Brücken, Schiffen und Thürmen, inſofern nämlich der Nebel ſolche zu ſehen geſtattet. Die Vorrichtung, welche hier ſtattfindet, die Einnehmer des Brückengeldes zu controliren, war mir neu. Der eiſerne Dreher, durch den man gehen muß und der die gewöhnliche Kreuzesform hat, iſt ſo eingerichtet, daß er nur ein Viertel des Cirkels jedesmal weicht, gerade ſo viel als nöthig iſt, um eine Perſon hindurch zu laſſen, und in demſelben Augenblick, wo er in dieſe Viertelwendung einſchlägt, fällt durch einen Mechanismus unter der Brücke eine Marke in einen verſchloſſenen Behälter. Eine ähnliche Vorrichtung findet ſich daneben für die Wagen, und die Eigenthümer brauchen daher nur Abends die Marken nachzuzählen, um genau zu wiſſen, wie viel Fußgänger und Pferde täglich über die Brücke paſſirt ſind. Man zahlt einen Penny für den Fußgänger und drei Pence für ein Pferd, wobei man auf 300 L. St. tägliche Einnahme gerechnet hatte; dieſe überſteigt jedoch ſelten 80.

Den 7. October.

Was Dich hier ſehr anſprechen würde, iſt die ausnehmende Reinlichkeit in allen Häuſern, die große Bequemlichkeit der Meubeln, die Art und Artigkeit der dienenden Klaſſen. Es iſt wahr, man bezahlt alles, was zum Luxus gehört (denn das blos Nothwendige iſt im Grunde nicht viel theurer als bei uns) ſechsfach höher, man findet aber auch ſechsfach mehr comfort dabei. So iſt auch in den Gaſthöfen alles weit reichlicher und im Ueberfluſſe, als auf dem Continent. Das Bett z. B., welches aus drei übereinander gelegten Matratzen beſteht, iſt groß genug, um zwei bis drei Perſonen darauf Platz zu geben, und ſind die Vorhänge des viereckigen Betthimmels, der auf ſtarken Mahagonyſäulen ruht, zugezogen, ſo befindeſt Du Dich wie in einem kleinen Cabinet, ein Raum, wo in Frankreich Jemand ganz bequem wohnen würde. Auf Deinem Waſchtiſche findeſt Du nicht blos eine ärmliche Waſſer-Bouteille mit einem einzigen Fayence oder ſilbernen Krug und Becken nebſt einem langgedehnten Handtuche, wie Dir in deutſchen und fränkiſchen Hotels und ſelbſt in vielen Privathäuſern geboten wird, ſondern ſtatt deſſen wahre kleine Wannen von chineſiſchem Porcellain, in die man den halben Leib ohne Mühe tauchen könnte, darüber Robinets, die im Moment jede beliebige Waſſerfluth liefern; ein halbes Dutzend breite Servietten, eine Menge große und kleine Kryſtallflaſchen, einen hohen Stellſpiegel, Fußdecken ꝛc., ohne die andern anonymen Bequemlichkeiten der Toilette in eleganter Geſtalt zu erwähnen. — Alles präſentirt ſich ſo behaglich vor Dir, daß Dich ſofort beim Erwachen eine wahre Badeluſt anwandelt. Braucht man ſonſt etwas, ſo erſcheint auf den Ruf der Klingel entweder ein ſehr nett gekleidetes Mädchen mit einem tiefen Knix, oder ein Kellner, der in der Tracht und mit dem Anſtand eines gewandten Kammerdieners reſpectvoll Deine Befehle entgegen nimmt, ſtatt eines ungekämmten Burſchen in abgeſchnittener Jacke und grüner Schürze, der mit dummdreiſter Zuthätigkeit Dich fragt: Was ſchaffen's, Ihr Gnoden? oder: Haben Sie hier jeklingelt? und dann ſchon wieder herausläuft, ehe er noch recht vernommen hat, was man eigentlich von ihm wollte. Gute Teppiche decken den Boden aller Zimmer, und im hellpolirten Stahlkamin brennt ein freudiges Feuer, ſtatt der ſchmutzigen Bretter und des rauchenden oder übelriechenden Ofens in ſo vielen vaterländiſchen Gaſthäuſern. Gehſt Du aus, ſo findeſt Du nie eine unſaubere Treppe, noch eine ſo ſpärlich erleuchtete, wo nur gerade die Dunkelheit ſichtbar wird. Im ganzen Hauſe herrſcht überdies Tag und Nacht die größte Ruhe und Decenz, und in vielen Hotels hat ſogar jedes geräumige Logis ſeine eigene Treppe, ſo daß man mit Niemand Andern in Berührung kommt. Bei Tiſche gewährt man dem Gaſte eine gleiche Profuſion weißer Tiſchwäſche und glänzend geputzter Beſtecke, nebſt einer wohl fournirten plat de menage und einer Eleganz der Anrichtung, die billiger Weiſe nichts zu wünſchen übrig läßt; die Dienerſchaft iſt ſtets da, wenn man ſie braucht, und drängt ſich doch nicht auf, der Wirth ſelbſt aber erſcheint gewöhnlich beim Anfang des Dinés, um ſich zu erkundigen, ob man mit Allem zufrieden ſei, kurz man vermißt in einem guten Gaſthofe hier nichts, was der wohlhabendſte gereiſte Privatmann in ſeinem eignen Hauſe beſitzt, und wird vielleicht noch mit mehr Aufmerkſamkeit bedient. Freilich iſt die Rechnung dem angemeſſen, und auch die Waiters müſſen ziemlich eben ſo hoch wie eigne Diener bezahlt werden. In den erſten Hotels iſt ein Kellner, für ſeine Perſon allein, mit weniger als zwei Pfund Trinkgeld die Woche durchaus nicht zufrieden. Die Trinkgelder ſind überhaupt in England mehr als irgendwo an der Tagesordnung, und werden mit ſeltner Unverſchämtheit ſelbſt in der Kirche eingefordert.

Ich beſuchte heute einige Bazars, die ſeit den letzten Jahren immer mehr überhand nehmen und den Käufern viel Bequemlichkeit darbieten. Der ſogenannte Pferde-Bazar iſt im größten Maßſtabe erbaut und verſammelt täglich eine ſehr bunte Menge. Er nimmt mehrere weitläufige Gebäude ein, wo in endloſen langen Gallerien und Sälen zuerſt viele Hunderte von Wagen und Geſchirren aller Art, neue und alte (aber auch die letztern wie neue aufgefriſcht), faſt zu allen Preiſen ausgeſtellt ſind. In andern Zimmern werden Porcellain-Waaren, Putz, Kryſtall, Spiegel, Quincaillerie, Spielſachen, ſogar tropiſche Vögel und Schmetterlings-Sammlungen ꝛc. feil geboten, bis man endlich in der Mitte des Etabliſſements in die Zimmer eines Kaffeehauſes gelangt, mit einer rund um einen freien Platz laufenden Glasgallerie. Hier ſieht man, während man gemächlich (freilich in ſehr gemiſchter Geſellſchaft) frühſtücken kann, eine Menge Pferde vorführen und verauctioniren, die in zahlreichen Ställen daneben ſtehen, wo ſie ſehr gut gewartet werden, und wo auch für eine genau beſtimmte Vergütung, Jeder, der verkaufen will, die ſeinigen hinſenden kann. Wenn ein ſolches Pferd vom Auctionator garantirt wird (warranted sound), ſo kann man es ziemlich ſicher kaufen, da die Eigenthümer der Anſtalt dafür einſtehen müſſen; das Beſte findet man allerdings hier in der Regel nicht, aber gewiß das Wohlfeilſte, und für Manchen hat dies auch ſein Gutes, noch mehr vielleicht die große Bequemlichkeit, ſich alles

Nöthige im Augenblick an demſelben Orte verſchaffen zu können. Dergleichen Bazars giebt es, wie geſagt, ſchon eine Menge, und ſie ſind wohl eine kleine Promenade werth. Ueberdies macht das bequeme Gehen auf den vortrefflichen Londoner Trottoirs, die bunten fortwährend wechſelnden Bilder in den Straßen und die vielen reichen Läden, welche die meiſten zieren, die Spaziergänge in der Stadt, beſonders bei Abend, für den Fremden ſehr angenehm.

Außer der glänzenden Gasbeleuchtung ſind dann vor den vielen Apothekerläden große Glaskugeln von tiefrother, blauer und grüner Farbe aufgehangen, deren prachtvolles Licht Meilen weit geſehen wird und oft zum Leitſtern, aber auch zuweilen zum Irrſtern dient, wenn man unglücklicher Weiſe eines mit dem andern verwechſelt.

Auch unter den Buden ziehen vor allen diejenigen die Augen auf ſich, worin das ſchöne engliſche Kryſtall verkauft wird. Aechte Diamanten können faſt nicht blendender glänzen, als die weithin ſtrahlenden Sammlungen einiger dieſer Fabrikanten. Ich ſah dort auch einige Gegenſtände in roſenrothem und andern farbigem Glaſe gearbeitet, doch wundert es mich, daß man die Formen noch immer ſo wenig verändert. So ſind die Kronleuchter immer gleich monoton, und doch ſollte ich denken, daß dergleichen, z. B. in Sonnengeſtalt mit ausgehenden Strahlen, oder als Blumenbouquets, ſtatt der gewöhnlichen Kronenform, und eben ſo Wandleuchter in bunten Farben, wie Bijoux von farbigen Edelſteinen behandelt, bei übereinſtimmender (vielleicht orientaliſcher Zimmerverzierung, noch bisher ganz ungeſehene und überraſchende Effecte hervorbringen müßten.

In andern Buden ſieht man mit großem Intereſſe alle Inſtrumente neuer Agricultur und Mechanik, von gigantiſchen Säemaſchinen und Rodeapparaten zum Ausreißen alter Bäume, bis zur kleinen Gartenſcheere herab, in weiten Lokalen fertig aufgeſtellt, Alles mit einer gewiſſen Zierlichkeit arrangirt, die ſelbſt bei den Fleiſchern, Fiſch- und Kartoffelhändlern noch anzutreffen iſt. Auch die Läden der Eiſenmeubel- und Lampenverkäufer verdienen gar wohl eine Beſichtigung, da ſie Neues und Nützliches in Menge darbieten: was man nicht leicht auf dem übrigen Continent, weder in gleicher Fülle noch Zweckmäßigkeit, zu ſehen bekommt. Der Reiſende aber der ſich immer blos auf die Salons und ſeines Gleichen beſchränken, und auch nur, ſo zu ſagen, vornehme Merkwürdigkeiten beſehen will, bleibe beſſer zu Hauſe.

Ich beſchloß den heutigen Tag mit einer Spazierfahrt nach Chelſea, dem Invalidenhauſe der Landtruppen, wo man ſich innig freut, die alten Krieger wohl gepflegt einen Palaſt und ſorgfältig gehaltenen Garten mit den ſchönſten kurz gemähten bowling greens und hohen Kaſtanienalleen bewohnen zu ſehen, deſſen ein kleiner Souverain ſich nicht zu ſchämen hätte. Ich ſpeiſte dann um 8 Uhr beim O. Geſandten zu Mittag, ein Diné, das ſich, außer der Liebenswürdigkeit des Hausherrn, noch durch ächten Metternich-Johannisberger auszeichnete, für welchen Nektar wenigſtens auch der eingefleiſchteſte Liberale dem großen Miniſter Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß. Ich fand dort Deinen Freund B., den vierzigjährigen Jüngling, der mir viele Empfehlungen an Dich auftrug. Er iſt immer noch der Alte und unterhielt mich lange von ſeiner Toilette, wobei er verſicherte, daß er hier vor Langerweile entſetzlich mager geworden ſei, nur an einer Stelle finde ihn ſein Schneider bedeutend ſtärker, nämlich da, wo er ſeit einem Monat falſche Waden trage.

Ich will bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß ich Dir über die hieſige Geſellſchaft nicht viel ſagen kann, bis ein längerer Aufenthalt und „die season“ mich befähigt hat, etwas ausführlicher davon zu ſprechen. So lange London, hinſichtlich der großen Welt, einem Palmyra an Einſamkeit gleicht, werde ich mich mit der Beſchreibung der Lokalitäten begnügen, die mir zufällig, oder denen ich abſichtlich in den Weg komme

---

Den 10. October.

Vor einigen Tagen benützte ich ein etwas helleres Wetter, um Chiswick, eine Villa des Herzogs von Devonſhire, zu beſuchen, die für die eleganteſte Anlage dieſer Art in England gilt, und die ich vor mehreren Jahren nur oberflächlich bei einem Feſte, das der Herzog gab, geſehen hatte. Die Gemälde konnte ich auch diesmal nicht betrachten, weil ein Gaſt das Haus bewohnte. Im Garten fand ich viel verändert, aber kaum zum Vortheil, denn es herrſcht jetzt eine Miſchung von Regelmäßigem und Unregelmäßigem darin, die einen widrigen Effect hervorbringt. Ueberhaupt iſt an mehreren Orten die häßliche Mode in England eingeriſſen, den pleasure ground faſt überall nur mit einzelnen, faſt reihenweiſe geſtellten ſeltnen Bäumen zu bepflanzen, was den Raſenſtücken das Anſehen von Baumſchulen giebt. In den Strubs beſchneidet man die Sträucher rund umher, damit ſie ja den Nebenſtrauch nicht berühren können, reinigt täglich die Erde darum ſorgfältig und ſchabt die Raſenkanten in ſteifen Linien, ſo daß man mehr ſchwarzen Boden als grünes Laub ſieht und die freie Schönheit der Naturformen ganz verdrängt wird.

Nur Herr Naſh geht bei ſeinen Anlagen von einem ganz andern Princip aus, und die neuen Gärten des Königs bei Buckinghamhouſe ſind wahre Muſter für den Pflanzer in dieſer Hinſicht.

Was den Gärtner in England am meiſten begünſtigt, iſt das milde Klima. Der Kirſch- und portugieſiſche Lorbeer, Azalien, Rhododendren erfrieren nie und geben Winter und Sommer den herrlichſten, üppig wachſenden Unterbuſch, reiche Blüthen und Beeren.

Magnolien werden ſelten bedeckt und ſelbſt Camelien überwintern an geſchützten Stellen unter einer bloßen Baſtdecke. Auch der Raſen behält den ganzen Winter hindurch eine ſchöne Friſche, ja er iſt in dieſer Jahreszeit in der Regel weit ſchöner und dichter als im Sommer, wo ich mich erinnere, ihn bei dürrem Wetter oft noch ſchlechter als in der Mark geſehen zu haben, jetzt im Herbſt iſt aber die ganze Vegetation gerade in ihrer üppigſten Pracht.

Eine ſchöne Wirkung macht in Chiswick ein einzelner hoher Baum vor dem Hauſe, deſſen Stamm man bis an die Krone glatt aufgeputzt hat und unter welchem man nun den ganzen Garten und einen Theil des Parks überſieht, ein guter Wink für Landſchaftsgärtner, den ich Dir in M. zu benutzen rathe. Die hieſigen Cedernalleen (welcher Baum bei uns leider auch nicht im Freien gedeiht) ſind berühmt und erreichen die Größe alter Tannen. Auch coloſſale Taxushecken bekunden, wie lange dies Beſitzthum ſchon gepflegt wurde, und die neuen Gewächs- und Treibhäuſer empfehlen den guten Geſchmack ihres jetzigen Beſitzers beſſer als der pleasure ground. Sonderbar iſt es, daß nirgends in England die Orangenbäume zu irgend einer bedeutenden Größe zu bringen ſind. Auch hier iſt dieſer Theil der Gärtnerei nur ſehr mesquin, dagegen die Blumengärten noch immer reich blühen. Die Blumenbeete waren ebenfalls ſo ſparſam bepflanzt, daß jede einzelne Staude frei ſich ausbreiten konnte, ausgenommen diejenigen Beete, wo nur *eine* Blumenſorte cultivirt wird. In dieſem Falle ſucht man das Ganze ſo voll als möglich zu erhalten, und dieſe letzteren ſind daher auch bei weitem die ſchönſten. Ich ſah in den Treibhäuſern hier zum erſtenmale die große Providence-Ananas, welche Exemplare bis zu 12 Pfund Gewicht liefert. Eine kleine Menagerie iſt mit Chiswick verbunden, wo ein zahmer Elephant allerlei Kunſtſtücke macht und ſich auf einem weiten Raſenplatze ſehr ruhig von jedem Neugierigen reiten läßt. Sein Nachbar iſt ein Lama und weit unſanfterer Natur. Die Waffe deſſelben beſteht in einem äußerſt übelriechenden Speichel, mit dem es mehrere Ellen weit diejenigen, welche es necken, anſpuckt, und dabei ſo richtig trifft und ſo ſchnell und plötzlich auf ſeinen Gegner losſpringt, daß man nur mit vieler Mühe der zugedachten Ladung entgeht.

Leider hat Chiswick nur ſtehendes und ſchlammiges Waſſer, was zuweilen ſo austrocknet, daß der Elephant bei ſtarkem Durſt den Reſt ausſaufen könnte.

Durch eine Reihe lieblicher Villen und Landhäuſer aller Art, unter dem Getümmel von Reitern, Landkutſchen, Reiſewagen und Kohlenkarren mit Rieſenpferden beſpannt, dazwiſchen mit gelegentlichen ſchönen Ausſichten auf die Themſe, langte ich nach einer Stunde raſchen Fahrens wieder bei Hydeparkcorner an und begrub mich von Neuem in das Labyrinth der unermeßlichen Stadt.

Den andern Tag beſuchte ich die City mit meinem Lohnbedienten, einem Schweizer, der Aegypten, Syrien, Sibirien und Amerika bereiſt, ein ruſſiſches Poſtbuch herausgegeben, die erſte Nachricht von der Einnahme Hamburgs durch Tettenborn, nebſt einem Koſaken in natura, nach London gebracht, und zuletzt Napoleons Krönungsanzug in Paris erſtanden und hier für 5 Schilling Eintrittsgeld gezeigt hat, dabei geläufig die meiſten europäiſchen Sprachen ſpricht und alſo mit einer halben Guinee täglich nicht zu theuer bezahlt wird. Auch als Arzt iſt er zu gebrauchen, denn er hat auf ſeinen Reiſen ſo viel Arcana und Recepte geſammelt, daß er wundervolle Hausmittel für jedes Uebel, und überdem, wie er behauptet, noch tauſend verſchiedene Punſchrecepte beſitzt. Geführt von dieſem Univerſalgenie, betrat ich zuerſt die Börſe, the Royal Exchange.

An andern Orten hat die Börſe gewöhnlich nur ein kaufmänniſches Anſehen, hier durchaus ein hiſtoriſches. Die impoſanten Statuen engliſcher Herrſcher rund umher, unter denen ſich Heinrich VIII. und Eliſabeth beſonders auszeichnen, wie die alterthümliche und würdige Bauart, erwecken poetiſche Gefühle, denen der Gedanke eines ſo unermeßlichen Welthandels, deſſen Hauptplatz London iſt, eine noch tiefere Bedeutung giebt. Die Menſchen jedoch, die das Gemälde beleben, ziehen Einen bald wieder in das Reich des Alltäglichen hinab, denn hier leuchtet Eigennutz und Intereſſe zu lebhaft aus jedem Auge, ſo daß in dieſer Hinſicht der Ort wie die ganze City einen faſt unheimlichen Anblick darbietet, der dem raſt- und troſtloſen Gewühle verdammter Geiſter nicht ganz unähnlich erſcheint.

Der große Hof der Börſe wird von bedeckten Arcaden umgeben, wo Inſchriften den Kaufleuten aller Nationen ihren Verſammlungsort anweiſen. In der Mitte des Hofes ſteht eine Statue Karls II., der den Palaſt erbaute. Sie drückt in Haltung und Geberde ganz den Mann aus, wie ihn die Geſchichte beſchreibt, nicht ſchön, aber doch nicht ohne Grazie, und mit einem feſtgewurzelten Leichtſinn in den wie zum Spott halb gravitätiſchen Zügen, den nichts beſſern kann, weil er aus Mittelmäßigkeit entſpringt, und daher auch aus dieſem König einen eben ſo liebenswürdigen und ſorgloſen Roué, als ſchlechten Regenten machte. In Niſchen, die rund um den zweiten Stock angebracht ſind, ſtehen die Büſten anderer Herrſcher Englands. Ich habe ſchon die Heinrichs VIII. und der Königin Eliſabeth genannt. Sie würden auch ohne die ſich ihnen beimiſchende Erinnerung auffallen. Heinrich fett und behaglich und ſo zu ſagen gemüthlich grauſam ausſehend, Eliſabeth männlich großartig und doch auch weiblich boshaft. Die Büſten ſind gewiß nach den beſten Holbeiniſchen Gemälden gemacht. In dieſem Stocke befindet ſich das berühmte Lloyd's Coffeehouſe, das ſchmutzigſte Lokal dieſer Art in London, dem man es nicht anſieht, daß hier täglich über Millionen verhandelt wird. Doch ſind offenbar mehr Papier und Federn, als Erfriſchungen ſichtbar.

Nahe dabei iſt das ſchöne und ungeheure Gebäude der Bank von England, mit einer Menge großer und kleiner Säle, die größtentheils von oben beleuchtet und zur Aufnahme der verſchiedenen Comptoirs beſtimmt ſind. Hunderte von Clerks arbeiten hier neben einander und führen mechaniſch die koloſſalen Geſchäfte, bei denen das nil admirari dem ohnedies gern bewundernden armen Deutſchen oft ſchwer werden mag, beſonders wenn er im Bullion office, wo die Lingots aufbewahrt werden, die Geldhaufen und Silberfäſſer anſtaunt, die ihm die Schätze der Tauſend und einen Nacht zu realiſiren ſcheinen.

Von hier begab ich mich nach dem Rathhauſe, wo eben der Lord-Mayor, dermalen ein Buchhändler, der aber in ſeinem blauen Mantel mit goldner Kette gar nicht übel repräſentirte und einen ganz monarchiſchen Anſtand anzunehmen wußte, Recht ſprach. Ich glaube nicht, daß er ſich dabei ſchlechter wie ein Juſtizbeamter aus der Affaire zog; denn ſeit Sancho Panſa's Zeiten iſt es bekannt, daß der geſunde Menſchenverſtand das Rechte nicht ſelten richtiger erkennt, als die durch zu viele ſcharfgeſchliffene Brillengläſer überſichtig gewordene Wiſſenſchaft, ſo wie ich auch, in Parentheſe geſagt, das Kunſturtheil eines gebildeten natürlichen Sinnes in der Regel dem eines Antiquaren vorziehe, der durch den Namen, oder eines Selbſtkünſtlers, der durch die beſiegten Schwierigkeiten am meiſten beſtochen wird.

Der Schauplatz hier war nur ein mittelmäßiges Zimmer, zur Hälfte mit dem niedrigſten Pöbel gefüllt. Es handelte ſich um das häufigſte Thema in England, einen Diebſtahl, und da der Sünder, welcher eben ſo gelaſſen als ennuyirt ſchien, nach geringem Zögern geſtand, ſo hatte das Drama ſchnell ein Ende.

Und weiter wandelten wir fort in der tumultuariſchen City, wo man wie ein Atom verloren gehen kann, wenn man nicht gehörig rechts und links aufpaßt, um weder von einer dem Trottoir zu nahe kommenden Cabrioletgabel aufgeſpießt, noch von einem einbrechenden und umſtürzenden Diligencengebäude erdrückt zu werden, und gelangten abermals zu einem höchſt dunkeln und unanſehnlichen Kaffeehauſe, Garroways Coffeehouſe genannt, wo in einem elenden Lokale Landgüter und Paläſte, oft Hunderttauſende an Werth, täglich verſteigert werden. Wir ſetzten uns ganz ernſthaft dazu hin, als wären wir ſehr begierig, ähnliche Acquiſitionen zu machen, und bewunderten die ungemeine Liebenswürdigkeit und faſt unglaubliche Geſchicklichkeit des Auctionators, die Kaufluſt bei ſeinem Auditorium zu erregen. Er zeigte ſich in zierlicher ſchwarzer Kleidung und Perücke und ſtand wie ein Profeſſor auf dem erhabenen Catheder. Ueber jedes Gut hielt er eine allerliebſte Rede, die er nicht ermangelte mit vielfachen Späßen zu würzen und jeden Gegenſtand dabei ſo unwiderſtehlich anzupreiſen, daß der Unbefangene darauf hätte ſchwören mögen, Alles ginge hier für das unverantwortlichſte Spottgeld weg.

Mein Lohnlakay erzählte mir, daß dieſer berühmte Auctionator vor einiger Zeit in einen unangenehmen Prozeß verwickelt worden ſei. Er hatte nämlich ein Landgut ungemein wegen des romantiſchen hanging wood in ſeiner Nähe geprieſen, eine Holzart, die ſehr beliebt in England iſt und worunter gewöhnlich Trauerweiden, Trauerbirken, Hängeäſchen, Fichten u. ſ. w. verſtanden werden. Ein Käufer ließ ſich hierdurch zur Erſtehung verlocken; denn es iſt eigenthümlich engliſch, daß faſt alle Käufe, die hier gemacht werden, ohne eigne Beſichtigung des ausgebotenen Ortes ſtattfinden. Als er indeß auf ſeinem neu acquirirten Grundſtücke ankam, fand er daſſelbe faſt ganz von Bäumen entblößt und kein andres hanging wood daſelbſt, als einen nahen — Galgen. Soviel für engliſche Humoriſtik und Gerechtigkeit.

Wie hätte ich aber die City verlaſſen können, ohne ihren wahren Lion (engliſcher Ausdruck für jedes Außerordentliche in ſeiner Art), ihren Beherrſcher — mit einem Worte: Rothſchild, beſucht zu haben.

Auch er bewohnt hier nur ein unſcheinbares Lokal (denn im westend of the town befindet ſich ſein Hotel), und in dem kleinen Hofe des Comptoirs wurde mir durch einen Frachtwagen, mit Silberbarren beladen, der Eingang zu dieſem Hauptalliirten der heiligen Allianz ziemlich ſchwierig gemacht. Ich fand den ruſſiſchen Conſul daſelbſt, der eben ſeine Cour machte. Es war ein feiner und geſcheidter Mann, der ſeine Rolle perfect zu ſpielen und den ſchuldigen Reſpekt cum dignitate zu verbinden wußte. Dies wurde um deſto ſchwerer, da der geniale Selbſtbeherrſcher der City eben nicht viel Umſtände machte, denn nachdem er gegen mich, der ihm ſeinen Creditbrief überreicht hatte, ironiſch geäußert: wir wären glückliche reiche Leute, daß wir ſo umherreiſen und uns amüſiren könnten, während auf ihm armen Manne Weltlaſten lägen, fuhr er damit fort, ſich bitter zu beklagen, daß kein armer Teufel nach England käme, der nicht von ihm etwas haben wolle. So habe noch geſtern wieder ein Ruſſe bei ihm gebettelt, eine Epiſode, die dem Geſichte des Conſuls einen bitterſüßen Stempel aufdrückte, und, ſetzte er hinzu, die Deutſchen laſſen mir vollends gar keine Ruhe! Hier kam die Reihe an mich, gute Contenance zu halten. Als ſich nachher das Geſpräch auf politiſche Gegenſtände richtete, gaben wir Beide gern zu, daß ohne ihn Europa nicht mehr beſtehen könne; er lehnte es aber beſcheiden ab und meinte lächelnd: „Ach nein, da machen Sie nur Spaß, ich bin nichts mehr als ein Bedienter, mit dem man zufrieden iſt, weil er die Geſchäfte gut macht, und dem man dann aus Erkenntlichkeit auch was zufließen läßt.“

Dies wurde in einer ganz eigenthümlichen Sprache, halb engliſch, halb deutſch, das Engliſche aber ganz mit deutſchem Accent, vorgetragen, jedoch Alles mit einer imponirenden Aſſurance, die dergleichen Kleinigkeiten unter ihrer Aufmerkſamkeit zu finden ſcheint. Mir erſchien gerade dieſe originelle Sprache ſehr charakteriſtiſch an einem Manne, dem man Genialität und ſogar einen in ſeiner Art großen Charakter gar nicht abſprechen kann.

Bei Royal Exchange, wo die Kaufleute zu ſehen ſind, hatte ich, für England ſehr conſequent, begonnen, mit Exeter Change, wo man die fremden Thiere gleichſam als Repräſentanten der Colonien zeigt, beſchloß ich meine Tournee. Auch hier begegnete mir wieder ein Lion, diesmal aber ein wirklicher, mit Namen Nero, welcher außer ſeiner Zahmheit das in unſerem Klima ſeltenere Verdienſt hat, bereits ſechs Generationen junger engliſcher National-Löwen geliefert zu haben. Er iſt von ungeheurer Größe und ehrwürdigem Anſehn, ruht aber jetzt auf ſeinen Lorbeeren aus und ſchläft königlich faſt den ganzen Tag. Erwacht er jedoch übler Laune, ſo macht noch ſein Brüllen das alte Bretterhaus und die ihn umgebenden gemeinern Thiere erzittern. Dieſe beſtehen aus Geſchöpfen faſt aller Arten, Elephanten, Tiger, Leoparden, Hyänen, Zebras, Affen, Strauße, Condors, Papageyen und Vögeln aller Zonen. Eigenthümlich iſt es, daß ſie nicht ebener Erde, ſondern alle im zweiten und dritten Stocke wohnen, ſo daß man auf einem der gezähmten Elephanten, der immer geſattelt ſteht, oben umherreiten und eine recht hübſche Ausſicht ins Weite dabei genießen kann. Den Kaufluſtigen lockt die große Auswahl und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Preiſe. Der württembergiſche Geſandte des letzten hochſelig verſtorbenen Königs hatte, wie ich mich noch wohl erinnere, hier mehr zu thun als in St. James und Downingſtreet, ja ich weiß, daß er einmal wegen einer krepirten, ſeltenen großen Schildkröte lange in großen Sorgen ſtand, ſeinen Poſten zu verlieren.

Auf dem Rückwege zu meinem Hotel kamen wir bei einem Palais vorbei, von welchem mein weit gereiſter Cicerone, Herr Tournier, Gelegenheit nahm, mir folgende intereſſante Erzählung zu machen. Hat er brodirt, ſo bitte ich Dich, es ihm und nicht mir entgelten zu laſſen.

Es war dieſer Palaſt nämlich das Haus der Montague (die Shakſpeare nach Verona verſetzt), aus welchem vor geraumer Zeit der junge Erbe dieſes Hauſes als einjähriges Kind geſtohlen und lange nichts weiter von ihm gehört ward. Nach acht Jahren vergeblicher Nachforſchungen der troſtloſen Mutter ſchickte einſt der Schornſteinfeger des Stadtviertels einen kleinen Knaben zum Fegen des Kamins in das Schlafzimmer der Lady Montague, in welchem man durch einen glücklichen Zufall, vermöge eines Mals am Auge und den darauf gegründeten Nachforſchungen, den verlornen Sohn erkannte; eine Anekdote, die ſpäter zu einem bekannten franzöſiſchen Vaudeville Anlaß gegeben hat. Aus Dankbarkeit für ein ſo unverhofftes Glück gab Lady Montague viele Jahre lang, und ich glaube noch jetzt geſchieht etwas Aehnliches, in dem großen Garten, der an ihr Palais ſtößt, der ganzen Schornſteinfeger-Innung von London am Tage des Wiederfindens ein Feſt, wo ſie ſelbſt mit aller ihrer Dienerſchaft in Staatskleidung für die Bewirthung dieſer Leute Sorge trug.

Der Knabe ward ſpäter ein ſehr ausgezeichneter, aber auch eben ſo excentriſcher und wilder Jüngling, der ſein Hauptvergnügen in ungewöhnlichen Wagſtücken ſuchte, wozu er bei fortwährenden Reiſen in fremde und unbekannte Länder die beſte Gelegenheit fand. Auf dieſen begleitete ihn ſtets ein ſehr geliebter Freund, ein gewiſſer M. Barnett.

So hatte er in mehreren Welttheilen die entfernteſten Gegenden geſehen, als im Jahre 93 Tournier, ſeiner Ausſage nach, ihn als Kammerdiener nach der Schweiz begleitete. In

Schaffhauſen angelangt, faßte der Lord die unglückliche Idee, mit einem Boote den Rheinfall hinunterzufahren. Der erſte Geiſtliche des Ortes, ſo wie viele andere Bekannte baten den jungen Brauſekopf um des Himmels willen, ein ſo raſendes Unternehmen zu unterlaſſen, jedoch vergebens. Man wollte ihn ſogar durch Aufbieten der Schaffhäuſer Stadtſoldaten daran verhindern, es ſcheint aber, daß ſie ihm nicht mehr Furcht als die weiland Leipziger den dortigen Studioſen einflößten, oder täuſchte er ihre Wachſamkeit, kurz, nachdem er vorher einen leeren Kahn gleichſam zur Probe als avantcoureur vorausgeſchickt hatte, der auch glücklich mit ſeinem hölzernen Leben davon kam, folgte er ſelbſt in Geſellſchaft ſeines Freundes. Mr. Barnett hatte zwar ebenfalls alles angewandt, dem entetirten Lord ſein Vorhaben auszureden, als ihm dieſer aber zurief: ,,Wie, Barnett, Du biſt mit mir über den ganzen Erdball gezogen, haſt jede Gefahr treulich mit beſtanden und willſt mich nun bei dieſer Kinderei verlaſſen?'' ſo gab er gezwungen nach und ſetzte ſich, die Achſeln zuckend, in den verhängnißvollen Kahn.

Sie ſchwammen erſt ſanft und langſam, dann mit immer reißenderer Schnelle dem Sturze zu, während Hunderte von Zuſchauern zagend den Waghälſen nachſchauten.

Was indeſſen Jeder vorhergeſagt, geſchah. Die Kante der Felſen berührend, ſchlug der Kahn um, die beiden Männer erſchienen nur noch einmal zwiſchen dem Geſtein und der Donner der Wogen übertäubte ihr Hülfegeſchrei, das nur undeutlich in Zwiſchenräumen vernommen ward. Bald waren ſie gänzlich verſchwunden, und obgleich man viele Monate lang, ohne Koſten zu ſcheuen, die Körper bis an den Ausfluß des Rheins in Holland ſuchen ließ und große Summen auf ihr Wiederfinden ſetzte, ſo hat man doch nie wieder etwas von ihnen vernommen. Sie ſchlummern unbekannt in der kryſtallenen Tiefe.

Sonderbar iſt es, daß an demſelben Tage, der ihnen den Tod brachte, das Stammſchloß der Montague in Suſſex bis auf den Grund abbrannte. Die unglückliche Mutter überlebte nur ein Jahr den Tod ihres zum zweitenmal und diesmal unwiederbringlich verlorenen Sohnes.

Wenn Grillparzer zu trauen iſt, ſo muß hier wenigſtens eine unverſöhnliche Ahnfrau im Spiele geweſen ſein, vielleicht noch von Romeo's Zeiten her.

Den 21. October.

Müde von der vorgeſtrigen Tour, brachte ich den andern Morgen in meinen vier Pfählen zu, beſuchte aber Abends die engliſche Oper im Strand, nicht weit von dem Thierlokal, deſſen Bewohner ſie gleich zu ihrer Dispoſition hat. Das Haus iſt weder elegant noch groß, aber die Acteurs gar nicht übel. Man gab indeß keine Oper, ſondern hideuſe Melodramen, zuerſt Frankenſtein, wo ein Menſch durch Zauberkünſte, ohne Frauenhülfe, gemacht wird und daher auch ſehr ſchlecht geräth, und dann den Vampyr, nach der bekannten Lord Byron fälſchlich zugeſchriebenen Erzählung. In beiden ſpielte Herr Cook die Hauptrolle, der ſich durch ein ſchönes Aeußere, ſehr gewandtes Spiel und einen höchſt vornehmen und noblen Anſtand auszeichnet. Auch war das Zuſammenſpiel durchgängig muſterhaft, die Stücke jedoch ſo albern und unſinnig, daß man es unmöglich bis ans Ende aushalten konnte. Hitze, Ausdünſtung und Publikum waren dabei ebenfalls nicht die erfreulichſten. Ueberdem dauert dieſes Schauſpiel von 7 bis ½ 1 Uhr, was ſelbſt bei dem vortrefflichſten zu lang wäre.

Den nächſten Tag fuhr ich nach Hamptoncourt, um das dortige Schloß, das Geſtüt und meine alte Freundin Lady Landkewn zu beſuchen.

Von allen drei Dingen fand ich das erſte am unverändertſten vor, und den berühmten Weinſtock im Garten wohl noch mit einem Hundert Trauben mehr beſchwert. Er hatte jetzt im Ganzen weit über tauſend Stück und bedeckte das ihm eingeräumte Treibhaus von 78 Fuß Länge und 25 Fuß Breite völlig. In einer Ecke ſtand, gleich dem dunkeln Ahnherrn eines ſtolzen Geſchlechts, ſein brauner Stamm, ſo verloren und unſcheinbar, als wenn er gar nicht mehr zu dem prachtvollen Gewölbe von Blättern und Früchten gehöre, die ihm doch allein ihr Daſein verdanken.

Die meiſten Zimmer im Schloſſe ſind noch ganz ſo meublirt, wie ſie Wilhelm III. vor 120 Jahren verließ. Man conſervirt abſichtlich die zerriſſenen Stühle und Tapeten. Viele intereſſante und vortreffliche Gemälde zieren dieſe Gebäude, vor allen die berühmten Cartons von Raphael, welche aber bald von hier nach dem neuen Palaſte des Königs wandern ſollen. Du haſt das Alles aber ſo oft beſchrieben geleſen, daß ich mich der Wiederholung enthalte. Nur zwei ſchöne Portraits, Wolſey's, des ſtolzen Erbauers dieſes Palaſtes, und Heinrichs des VIII. ſeines verrätheriſchen Herrn, laß mich erwähnen. Beide ſind vortrefflich und höchſt charakteriſtiſch. Du erinnerſt Dich jenes dicken Advokaten, den wir nur mit ſo vieler Mühe los wurden, ſtieriſchen Ausdrucks, ſinnlich, blutgierig ſo weit die heutige Zeit es erlaubt, gewandt, ſtreitſüchtig, voller Geiſt und Argliſt, und bei unbegrenztem Hochmuthe doch mit überwiegender Tendenz zum Gemeinen, guckt aber noch auf eine wahrhaft naive Weiſe frei von allem Gewiſſen, — giebt dem Bilde einen grünen Frack mit Perlmutterknöpfen, und Du haſt ſein treueſtes Portrait.

Immer wiederholt ſich in anderer Nüance die Natur, aber die Stufen ſind verſchieden und mit ihnen die Ausbildung, wie das Schickſal der Menſchen und der Welt.

In der Nacht wäre ich bald im Erſtickungstode hinübergeſchieden, da mein heimathlicher Jerriſſe, wahrſcheinlich von einem engliſchen Kameraden früher zu gut bewirthet, während ich ſchon ſchlief, Kohlen aus dem Kamin wegtragen wollte und ſie auf einem lackirten Präſentirbrett daneben ſtehen ließ. Ein furchtbarer Dampf und infernaler Geruch weckte mich noch glücklicher Weiſe, als ich eben träumte, ein Hofmann Heinrichs des VIII. zu ſein und im Camp d'or eine franzöſiſche Schöne erobert zu haben — ſonſt hätte ich gewiß die Traumbraut nur im Himmel geküßt.

Ohngefähr wie dieſer Himmel, eben ſo entfernt und eben ſo lieblich, erſcheint mir der Ort, wo Du weilſt, meine Traute, und ſo ſende ich Dir den Friedenskuß übers Meer und ſchließe, Heil und Segen wünſchend, hiermit die erſte engliſche Epiſtel.

Dein herzlich ergebener
L.

Goethe's Arbeitszimmer, geſchildert in einem Briefe an eine Dame.

Von A. v. Sternberg.

Deine Phantaſie, liebe Lucie, hat Dir einen luſtigen Streich geſpielt. Du ſchreibſt mir, daß Du Dich öfters aus Deiner weiten Ferne hierher verſetzeſt, daß Du nichts lieber thuſt, als auf den Flügeln der Einbildungskraft von Deinem hübſchen Landgute, das die Wellen des Baltiſchen Meeres beſpülen, hierher zu eilen, um einige Minuten auf dem Divan zu ruhen, der in Goethe's Arbeitszimmer ſteht. Es thut mir leid, Deiner erſchöpften Phantaſie dieſes Ruheplätzchen zu rauben, aber die Wahrheit, die unerbittlich unſere ſchönſten Illuſionen zerſtört, befiehlt mir auch, Dir dieſen Divan zu rauben, und Dir dafür einen ſchlichten, dünn gepolſterten Stuhl hinzuſchieben.

Du ſiehſt mich verwundert an? Wie, kein Divan? ſo doch ein Sopha, eine Bergere? ein gepolſterter Rollſtuhl? Nichts von allem dem. Der Dichter, der um ſeinen Taſſo eine ſo ſchöne Scenerie von Marmorgetäfel, ſeidenen Stoffen und Parquet-Böden ordnet, der ſeine Iphigenie aus dem ſchönſten griechiſchen Tempel hervortreten läßt, der in ſeinen Wahlverwandtſchaften die Liebeleien Eduard's und Charlotten's hinter Draperieen von Atlas und Gaze belauſcht — litt in ſeinem eigenen Arbeitszimmer nichts, was dem Luxus auch nur entfernt ähnlich ſah. Er verachtete dieſes Beiwerk gerade nicht, aber er mochte ſein Auge nicht durch ſchmeichelnde Eindrücke ſo untergeordneter Art verführen laſſen; er litt dieſen Lakaiendienſt der Sinnlichkeit nicht um ſich her; er entfernte ein hübſches Möbel, wie man einen geputzten Diener aus ſeinem Zimmer weiſt, deſſen ſtumme Gegenwart uns beläſtigt.

Um's Himmels willen laß Dir nur dabei nicht in den Sinn kommen, auch aus Deinem Zimmer den zierlichen Luxus, den Du ſo allerliebſt zu ordnen verſtehſt, daß er täuſchend die größte Einfachheit nachahmt, zu entfernen. Für uns, die wir nicht große ſchöpferiſche Dichter ſind, haben dergleichen Erbärmlichkeiten einen unantaſtbaren Werth. Wir ſind ſchon zu tief in die Verderbniß des ſchönen Schwunges einer Falte gerathen, wir haben uns ſchon zu tief eingelaſſen mit Seide und Polſtern; die Verführung der letztern iſt uns ſo verderblich geweſen, daß es umſonſt wäre, ſo viele Schwächen auf einmal abzuſtreifen. Fahre darum fort, die großen Werke unſeres erſten Dichters auf dem hübſchen Plätzchen zu leſen, das Du vor den Flügelthüren Deines Balkons angelegt haſt und von dem man die Ausſicht auf das Meer hat. Willſt Du aber wiſſen, wie Goethe gewohnt hat, ſo höre mir zu.

Die Zimmer ſeines Hauſes, in denen er Geſellſchaft empfing, beſchreibe ich Dir nicht, denn ſie unterſcheiden ſich nur wenig von einer gewöhnlichen Einrichtung, wie man ſie überall ſehen kann. Folge mir dagegen einige Stufen abwärts durch eine düſtere winkelige Wendung zu einem Enſemble von drei bis vier nach dem Garten gelegenen Piecen, das ſein Arbeitszimmer, Schlafkabinet, kurz ſeinen täglichen Aufenthaltsort ausmachte. Oft Monate lang überſchritt er im Winter die Grenze dieſer Zimmer nicht, und in einem derſelben iſt er auch geſtorben.

Dieſe Räume, in denen die Muſe, wie in ihrem liebſten Tempel, ein halbes Jahrhundert lang unausgeſetzt weilte, wo die Grazien und die Schönheit wie in ihrem Vaterhauſe ein- und ausgingen, wo die tiefſinnige Forſchung faſt bei jedem neuen Morgenlichte bewunderungswürdige Probleme löſte, dieſe mit Ehrfurcht betretenen Räume ſind das Schmuckloſeſte und Einfachſte, was man ſich nur denken kann. Zwei niedrige Fenſter, ohne Vorhänge, ſpenden den Hauptſtrahl ihres dürftigen Lichtes auf einen roh aus

Eichenholz gefertigten großen Arbeitstiſch, der in der Mitte des kleinen Zimmers ſteht, das durch überallhin vertheilte Repoſitorien und Pulte noch kleiner erſcheint. An dieſen Tiſch iſt ein einfacher Stuhl herangerückt, deſſen harter, ſtrenger und zelotiſcher Bau jeder Bequemlichkeit Hohn ſpricht. Die Lehne dieſes rigoröſen Seſſels iſt auch nur zum vergeblichen Schmuck da, denn Goethe zog es vor, wenn er ſich einige Bequemlichkeit geſtattete, ſich auf ein dünnes Polſter zu lehnen, das vor ihm auf dem Tiſche hingebreitet lag.

Du kannſt Dir denken, daß die eleganten Frauen ſeiner Umgebung, die ſich noch nicht bis zur Höhe der Philoſophie aufgeſchwungen hatten, um über ein fehlendes Polſter ſich zu beruhigen, ihm Kiſſen und Unterlagen von allen Formen und Größen ſticken und ſticken ließen; aber ſie ſahen ihre Gaben zwar mit Dank angenommen, doch bei Seite geſtellt. Man zeigte mir eine ſolche zurückgewieſene Fußbank, die allerdings das Zierlichſte war, was man in dieſer Art ſehen konnte, und ſie war von Händen ausgeſchmückt worden, die hier zu den Füßen eines achtzigjährigen Greiſes die Blumen ſtreuten, die ihnen Schönheit, Glanz und Jugend vergeblich zu entlocken getrachtet hatten.

An dieſem Arbeitstiſche ſaß mit ihm ſein Sekretär, zuweilen auch ſeine Schwiegertochter. Im Winter hielt er auch hier ſeine kleinen Mittagsmahle, zu denen er oftmals ſeinen intimen Umgang zog. Man kann ſich denken, daß auf dieſe Weiſe gerade ſehr köſtliche Stunden hier genoſſen wurden. Selbſt Carl Auguſt und der jetzige Großherzog verſchmähten es nicht, Goethe'n in dieſen engen Räumen zu beſuchen. In der Regel war er in dieſen Zimmern allein; wollte er Leute ſehen, ſo veranſtalteten die Damen ſeines Hauſes in den Geſellſchaftszimmern kleine Feſte, als deren höchſter Schmuck die gefeierte Gegenwart des großen Mannes auf eine oder zwei Stunden erſchien.

Von allen den Leuten, deren exaltirte Bewunderung die Poſtpferde am Morgen nach Weimar brachten, um am Abend ſie wieder hinwegzuführen, betrat keiner das Heiligthum des Arbeitszimmers. Der große Schwarm glitt mit ſeinen geputzten Phraſen durch die erleuchteten Stuben, und floß wieder ab, ohne daß Jemand auch nur die Exiſtenz jener Zimmer ahndete. Man erzählt als eine auffallende Thatſache, daß es dem König von Baiern gelungen, ſich dieſes Heiligthum zu öffnen.

Die um den Schreibtiſch rund herum vertheilten Repoſitorien enthalten Dinge, die nichts Auffallendes bieten. Es ſind Bücher, Hefte, Rollen mit Diplomen, geſchenkte Werke der geſchätzteſten Dichterfreunde. So Walter Scott's und Byron's Werke. In einem der Schubfächer liegt eine angefangene Wollenſtickerei von Frau v. Goethe, die dieſe Arbeit während der letzten Lebensſtunden ihres Schwiegervaters, an ſeinem Krankenbette wachend, unternahm und nicht beendete. Gerade eine Roſe iſt unvollendet geblieben. Es ſcheint als wenn der Tod, eiferſüchtig auf die Fülle der Blumen, mit denen dieſe hingebende und liebevolle Tochter den Pfad ihres großen Vaters beſtreut hatte, ſie verhindert habe, auch dieſe letzte Roſe ihm zu weihen.

Ein anderes Fach enthält Papierſchnitzel, angefangene Briefe, Fragmente von Gedichten u. ſ. w., und ich muß Dir geſtehen, daß ich mich verſucht fühlte, für Dein Album einen kleinen Raub hier zu begehen; aber alle dieſe Aphorismen ſind, da Goethe oft im Wagen ſchrieb, ſo unleſerlich mit Bleiſtift hingehaucht, daß das Talent eines Oedip dazu gehört, dieſe kleinen intereſſanten Räthſel zu entziffern. Ein Gyps-Medaillon mit Napoleon's Portrait iſt merkwürdig, weil Goethe dazu bemerkt hat, daß es gerade am Tage der Schlacht von Leipzig ohne alle Veranlaſſung von der Wand ſich löſte und herabſtürzend zum Theil zerbrach. Die Liebhaber myſtiſcher Andeutungen mögen ſich hieran ergötzen. Intereſſanter iſt mir eine kleine Büſte, ebenfalls von Napoleon, erſchienen, die aus einer Art milchweißem Glaſe gemacht iſt, aus welcher Miſchung Goethe merkwürdige Beweiſe für die aufgeſtellten Theſen ſeiner Farbenlehre zog. Ein kleiner Eckſchrank hatte die Beſtimmung, Geldrollen aufzunehmen, die als Almoſen auf die diskreteſte und wirkſamſte Weiſe vertheilt wurden.

Aus dieſem Arbeitszimmer öffnet ſich eine kleine Tapetenthür in das Schlaf-Kabinet, das ſehr eng und wiederum nichts weniger als bequem und wohnlich ausſieht. Dennoch ſehe ich dieſes einfache Bett, aus rohem Holz gezimmert, lieber, als Voltaire's ekelhaftes Wolkenbett in Ferney. Dicht am Bette ſteht ein mit grünem Damaſte bekleideter Polſterſtuhl. An den Wänden ſind Tabellen über die Tonlehre und Geologie aufgerollt. Das kleine Fenſter läßt nur ein kleines Stück Himmel erblicken. Goethe's Augen ſuchten dieſes Licht, als ſie ſich für immer ſchließen ſollten.

Aus dem Arbeitszimmer führte eine Thür in die Bibliothek; dieſer Eingang iſt jetzt geſchloſſen und man muß durchs Vorzimmer, um in die Bibliothek zu gelangen. Dieſe enthält zum größten Theil ältere klaſſiſche Werke aus dem vorigen Jahrhundert, ſchon zu Goethe's Jugendzeit geſammelt, theils auch die literariſchen Weihgeſchenke neuerer Schriftſteller. Eine reiche Sammlung von Briefen, von denen noch nichts dem Publikum mitgetheilt werden, ſchwärmt ſich in ganzen Ballen auf. Dabei Tagebuch-Hefte, die dicht bis an den Todestag gehen, und Notizen aus den Vorgängen des täglichen Lebens enthalten. Auch in dieſen Mittheilungen herrſcht die berechnetſte Vorſicht, wie in allem, was Goethe in der letzten Zeit ſchrieb oder ſchreiben ließ. Jene Tagebücher vor ſeiner Reiſe nach Italien und alle ſeine damaligen Briefſammlungen hat er verbrannt; wahrſcheinlich graute ihm ſelbſt vor der feurigen rückſichtsloſen Sprache ſeiner Jugend. Wir, die wir gerne gerade dieſe Sprache leſen, haben viel verloren.

Aus allen dieſem, liebe Lucie, ſiehſt Du den Sohn einer andern Zeit vor Dir. In unſeres Dichters ſpäteres Leben hat ſich unverkennbar jene ſtrenge förmliche Erziehung des Frankfurter Patrizier-Sohnes herübergeleitet. Wir ſehen die ernſthaften und gravitätiſchen Perſonagen vor uns, die durch das achtzehnte Jahrhundert wandeln, völlig mit der Steifigkeit einer Gliederpuppe. Wir ſehen ſie ihre Luſtbarkeiten, ihre Feſte mit einer Ernſthaftigkeit begehen, als gingen ſie zum Blutgerüſte. An den Höfen herrſchten elegantere Formen, aber bis in die Reichsſtädte waren ſie noch nicht gedrungen. Das graziöſe Lächeln Ludwigs XV., über das der Herzog von St. Simon in Entzücken geräth und mit deſſen Beſchreibung er ein ganzes Kapitel ſeiner Memoiren füllt, hatte ſich noch nicht bis auf das ehrliche Geſicht eines deutſchen Reichsſtädters verirrt. Eben ſo wenig hatte das häusliche Leben von ſeinen engen Formen noch irgend etwas verloren. Das Genie ſelbſt konnte hierin nichts ändern, es mußte ſich entweder fügen, oder an den unabänderlichen Schranken ſich den Kopf einſtoßen; ſo wie es der arme Lenz auch gethan hat.

Goethe adoptirte die Formen, die er eine kurze Zeit über ebenfalls bekämpft hatte, ſpäter auf die minutiöſeſte Weiſe. Dieſe Bemerkung lehrt uns auch ſein Arbeitszimmer machen. So wie er ſelbſt ſich ſeiner Art von bequemer Ungenirtheit hingab, ſo wünſchte er auch nicht, Andere in einem ihm mißfälligen Abanden zu erblicken. Dieß geſchah auch nie. Unſere modernen Dichter werden dieſes alles ſehr wunderlich finden. Und je mehr dieſes kleine Stückchen achtzehntes Jahrhundert, das in dieſen engen Räumen eingeſchloſſen iſt, von unſern Tagen weiter gerückt wird, deſto wunderlicher müſſen dieſe Zimmer erſcheinen; bis die Zeit endlich ſo tief die Erſcheinungen in den Hintergrund ſtellt, daß ein mythiſcher Nebel ſie einhüllt und alles Zufällige und Kleinliche von ihnen abſtreift.

Jetzt, liebe Lucie, habe ich mein Wort gelöſt, Dir Goethe's Arbeitszimmer zu beſchreiben. Ob Du nun wirklich ein deutliches Bild davon haſt? Ich zweifle. Mit Worten, ſo ſehr man auch ſtrebt, ſie in Farben und Linien zu verwandeln, wird doch kein ganz klares Bild hervorgezaubert. Deine Phantaſie, die ich gleich am Anfange angerufen habe, muß das Beſte thun; ich hoffe, ſie wenigſtens jetzt auf eine richtige Fährte geleitet zu haben.

II.

Der amtliche und der Geſchäftsſtyl.

1.

Unter dem Worte Geſchäft verſteht man überhaupt die Aeußerungen der Thätigkeit eines Individuums, in ſo fern dieſelben mit deſſen Berufe oder deſſen geſellſchaftlicher Stellung zuſammenhängen. Beziehen ſich die Verhältniſſe deſſelben wiederum nur auf Individuen in freier Thätigkeit, ſo ſind dieſe Aeußerungen geſchäftliche, beziehen ſich die Letzteren dagegen auf bleibende und beſtimmte Verhältniſſe zum Allgemeinen, ſo ſind ſie als amtliche zu betrachten und dadurch von jenen zu unterſcheiden, obwohl man generell auch die amtliche Thätigkeit als geſchäftliche im weiteren Sinne bezeichnen darf. Der Geſchäftsſtyl umfaßt daher alle Formen geſchäftlicher Thätigkeit, in ſo weit dieſelben durch ſprachliche Aeußerung auf ſchriftlichem Wege zur Erſcheinung kommen.

2.

Die allgemeinen Anforderungen des Geſchäftsſtyls ſind: Klarheit, Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Kürze des Ausdrucks; ſtreng logiſcher innerer Zuſammenhang und eben ſolche äußere Anordnung der einzelnen Theile und vollendete Einheit in Durchführung der Form. Die beſonderen Geſtaltungen der äußeren Formen unterliegen beſtimmten Vorſchriften der Convenienz oder der Geſetze für die amtlichen und ſocialen Verhältniſſe, welche ſich nach den verſchiedenen Staaten und deren beſonderen Beſtimmungen darüber unterſcheiden. Man benennt gewöhnlich diejenige Gattung des Styls, in welcher jene Vorſchriften genau beobachtet werden, den Curialſtyl. Derſelbe iſt bereits in mehreren deutſchen Staaten als veraltet und den Begriffen nicht mehr angemeſſen abgeſchafft oder doch ſehr beſchränkt, und, wie z. B. im Königreich Preußen durch die Cabinetsordre vom 27. October 1810, die gewöhnliche Ausdrucksweiſe anſtändiger Lebensverhältniſſe ſtatt ſeiner eingeführt worden.

3.

Man theilt den Geſchäftsſtyl in den höheren und den niederen ein. Der Erſtere iſt der ſprachliche Ausdruck der Verhältniſſe des Staats, ſowohl nach innen wie nach außen, der Letztere dagegen der Ausdruck der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, ſowohl was das Einzelne als auch was das Allgemeine betrifft, wie z. B. der Verhältniſſe beſtimmter Stände und Geſellſchaften unter ſich oder zu einander. — Der höhere Geſchäftsſtyl zerfällt wieder in a) den Gerichtsſtyl (Kanzleiſtyl), b) den Hofſtyl (Curialſtyl im engeren Sinne). Dieſen theilt man in den Styl a) für die inneren und b) für die äußeren Angelegenheiten. Beide Arten unterliegen im Allgemeinen den für den Geſchäftsſtyl im vorhergehenden Paragraphen angegebenen Bedingungen, und im Beſonderen gewiſſen von den einzelnen Staaten angeordneten Beſtimmungen.

4.

Zu den Formen des Gerichtsſtyls gehören alle Verhandlungen und Mittheilungen der Rechtspflege und der Polizei, wie z. B. Citationen, Protokolle, Klageſchriften, Vertheidigungsſchriften, richterliche Urtheile, amtliche Gutachten, Teſtamente, Conſenſe, Contracte, Vollmachten, amtliche Zeugniſſe, Päſſe, Kundſchaften, Steckbriefe, Proclame, Geburts-, Trau- und Todtenſcheine u. ſ. w.

Unter die Formen des Hofſtyls rechnet man: a) für die inneren Angelegenheiten: Proclamationen, Mandate und Decrete jeder Art, ſobald ſie von der höchſten Behörde ausgehn, Patente, Privilegien, Belobungsſchreiben, ſo wie an dieſe Behörde gerichtete Bittſchriften, Geſuche u. ſ. w.; b) für die auswärtigen Angelegenheiten: diplomatiſche Noten und Mittheilungen, Kriegserklärungen, Friedens- und Handelstractate u. ſ. w.

Zu den Formen des niederen Geſchäftsſtyls endlich zählt man: alle ſchriftlichen geſchäftlichen Verhandlungen und Mittheilungen des bürgerlichen Lebens ohne Mitwirkung der obrigkeitlichen Behörden, alſo: Anweiſungen, Obligationen, Wechſel, Reverſe, Quittungen, Zeugniſſe, Vollmachten, Contracte und geſchäftliche Ankündigungen jeder Art; auch dieſe unterliegen gewiſſen durch Geſetz und Gebrauch feſtgeſtellten Formeln.

Vgl. J. D. F. Rumpf, Anleitung zum Geſchäftsſtyl in Amts- und Privatverträgen, mit beſonderer Hinſicht auf den Kanzleiſtyl und Geſchäftsgang in den Königl. Preußiſchen Staaten. Berlin. 3. Aufl. 1828.

J. D. F. Rumpf, Brief- und Geſchäftsſchule für alle Stände. Berlin 1832.

H. F. Rumpf, der Adjutant oder der Militairgeſchäftsſtyl in allen Dienſtangelegenheiten. 2. Aufl. Berlin 1830.

Neues deutſches allgemeines Titulatur und Adreßbuch. Berlin 1830.

Anmerkung. Freie Schönheit und Vollendung des Geſchäftsſtyls, ſo daß derſelbe zugleich und abgeſehen von ſeinem Inhalte als Kunſtwerk zur Erſcheinung kommt, iſt nur bei den edelſten Formen der höheren Gattung deſſelben möglich, weshalb auch nur aus dieſen die hier ſich anſchließende Auswahl getroffen werden konnte.

Anrede Friedrichs des Großen an die Generale und höheren Officiere, am 4. December 1757 vor der Schlacht bei Leuthen.

Ihnen, meine Herren, iſt es bekannt, daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelungen iſt, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu ſchlagen und ſich zum Meiſter von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortſchritten der Franzoſen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schleſien, meine Hauptſtadt und alle meine darin befindlich geweſenen Kriegsbedürfniſſe ſind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchſte geſtiegen ſein, ſetzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei ſo vielen Gelegenheiten mir bewieſen haben. Ich erkenne dieſe, dem Vaterlande und mir geleiſteten Dienſte mit der innigſten Rührung meines Herzens. Es iſt faſt keiner unter Ihnen, der ſich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich ſchmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln laſſen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt iſt. Dieſer Zeitpunct rückt heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließ ich die Oeſterreicher im Beſitze von Schleſien. Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſein: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Poſtens; alles dieſes, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispoſitionen zu überwinden ſuchen. Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns alle von ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich, ſo werde ich handeln. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorſam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie gewiß dieſes Vorzugs ſich nicht unwürdig machen. Iſt aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden. (Wir folgen Eurer Majeſtät in den Tod! Gut und Blut für unſern König! riefen die verſammelten Officiere, und der König bemerkte mit Freuden die Begeiſterung, welche ſeinen Worten folgte; dann fuhr er fort:) Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlaſſen würde; ich rechne alſo ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleiſteten Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich gleich nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder.

An mein Volk.

Von Carl Friedrich, *Markgrafen zu Baden.*

1783.

§. 1. Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohle des Landes innig vereint ſei, ſo daß beider Wohl- oder Uebelſtand in Eins zuſammenfließen, iſt bei mir, ſeit ich meiner Beſtimmung nachzudenken gewohnt bin, ein feſter Satz geweſen. Ich kann alſo, wenn ich etwas zum Beſten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich ſelbſt vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünſche, ein freies, opulentes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchſten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünſche hoffen läßt.

§. 2. Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benutzen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Wenn der Satz ſeine Richtigkeit hat, daß das Wohl des Fürſten mit dem Wohle des Landes innig vereint iſt, ſo daß beider Wohl- oder Uebelſtand nur Eines ausmacht, ſo iſt er es aus der Urſache, weil ihr Intereſſe auf das Genaueſte verbunden iſt, oder mit andern Worten, weil der Fürſt mit dem Lande in genauem, wechſelſeitigem Verhältniß ſteht.

§. 3. Nun ſteht aber jeder Bürger des Staates im Verhältniß mit ſeiner Familie, jede Familie mit ihrem Wohnort, jede Stadt oder Dorf mit dem Diſtrict, der ſie umgibt, — jedes von dieſen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürſten, und dieſer mit ſammt ſeiner Familie mit denen, die mit ihm den Staat regieren, vertheidigen, erhalten helfen — mit Allen. Ein jeder Stand, ein jedes Amt, ein jeder Bürger ſind in genauer Verbindung und haben nur Ein Hauptintereſſe in dem Wohl des Ganzen. So wie nun auch ein jeder Landesfürſt, der ſeine Pflichten, ſein wahres Intereſſe kennt, und es alſo mit ſeinem Volke wohl meint, wünſchen wird, ein freies, opulentes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren, ſo reicht es zur wahren Glückſeligkeit eines jeden einzelnen Gliedes im Staate, zu der Erfüllung dieſes Wunſches das Seinige beizutragen, und ſo viel in ſeinen Kräften iſt, und ſo weit ſeine Verhältniſſe reichen, mitzuwirken. Hier iſt alſo nur Eine große Familie, deren Glieder zu einem gemeinſamen Zweck verbunden ſind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Ganzen bei, und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil.

§. 4. Will jemand Antheil an der Freiheit haben, ſo muß er jeden andern im Genuſſe der ſeinigen laſſen, weil die Freiheit in dem geſellſchaftlichen Leben nichts anders iſt, als der freie Genuß unſeres Eigenthums unter dem Schutze der Geſetze. Es iſt alſo keine Freiheit ohne Geſetze, welche den Boshaften einſchränken, wenn er ſchaden und alſo der Freiheit ſeiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann alſo nur für die guten Menſchen ſein, die Boshaften können ſie nicht genießen, weil Böſes thun nicht frei ſein heißen kann. Wenn aber auch die Geſetze den Boshaften nicht erreichen könnten, ſo würde er doch, wenn er ſeine Vernunft gebrauchen wollte, einſehen, daß er ſich ſelbſt ſchadet, wenn er Zerrüttung in ſeinen Verhältniſſen anſtiftet. Ein jedes Laſter, ein jedes Verbrechen iſt Irrthum, iſt Thorheit; eine jede Tugend iſt Weisheit. Wer Geſetze, Ordnung, Tugend und Religion zur Richtſchnur nimmt, der iſt weiſe, der iſt frei! Denn er wünſcht nur, was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und Andere glücklich machen kann. Nichts ſchränkt ihn ein, er feſſelt ſeinen Nächſten mit den Banden der Liebe und des Vertrauens; er fühlt ſeinen Werth, ſeine Würde, als Menſch, als Patriot, als Chriſt.

§. 5. Der Geiſt der Freiheit, alſo verſtanden, muß gewiß viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil dadurch der Genuß des Eigenthums eines jeden verſichert, und der Weg, ſeine Umſtände zu verbeſſern, geöffnet wird. Die erſte Quelle des Reichthums beſteht in der Gewinnung der erſten, rohen Natur-Producte, durch den Acker-, Wieſen-, Wein-, Berg-Bau, Viehzucht, Holzcultur u. ſ. w. Ohne dieſe Producte fehlt es an den erſten Bedürfniſſen des Lebens, die Handwerker haben keine erſte rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Object des Handels. Alle Stände ſind alſo dabei intereſſirt, daß der Natur-Producte recht viel erworben werden.

§. 6. Alsdann iſt der Zuſtand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künſtler, der Fabricant findet Verdienſt, der Kaufmann findet Beſchäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Producten durch den Handel einen guten Werth verſchafft; der Staat iſt reich und blühet, — und ſiehe da, abermals alle Intereſſen vereinigt in einem, vom Landesfürſten bis zum Hirten; Alle gewinnen durch die Vermehrung der Production. Niemand muß alſo einen Andern darinnen ſtören, jeder vielmehr den Andern unterſtützen. Der reiche Landmann drücke ſeinen armen Mitbürger nicht, er ſei nicht ſtolz gegen ihn; er behandle ihn mit Liebe; er gebe ihm Verdienſt; ſuche ihm ſeinen Nahrungsſtand zu verbeſſern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er ſchäme ſich der Arbeit nicht; redliche Armuth iſt ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme ſchäme ſich nicht, bei ſeinem wohlhabenden Mitbürger Verdienſt anzunehmen, durch Treue und Fleiß wird er ſich Vermögen erwerben. Hier iſt Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck: Harmonie!

§. 7. Einwohner der Städte! begehret nicht, dem Landmann die, im Schweiße ſeines Angeſichtes hervorgebrachten Producte um geringe Preiſe abzudringen; er kann ſeinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen; ein Theil dieſes Aufwandes iſt Verdienſt für euch: aber der größte Theil eures Verdienſtes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchſe der Culturaufwand abgezogen iſt. Dieſe Summe iſt der freizirkulirende Reichthum im Staate, wovon alle Stände leben, ein jeder nach dem Maße des Antheils, welchen er mit Recht davon zu fordern hat, oder welchen er durch ſeine Arbeit erwirbt. Je größer dieſe Summe, um ſo größer der Wohlſtand des Staates; um ſo blühender die Gewerbe, die Künſte, der Handel. Begehret alſo nicht, daß der freie Handel der Productionen gehemmt werde: denn, ſo wie ſich verhält der Kaufpreis der Productionen, ſo verhält ſich auch der reine Ertrag. Ueberfluß und Unwerth iſt nicht Reichthum; Mangel und Theuerung iſt Elend. Ueberfluß und hoher Werth iſt Wohlſtand.

§. 8. Einwohner der Städte, oder vielmehr Alle, die ihr Gewerbe und Handel treibt, begehret nicht durch ausſchließende Rechte die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuſchränken; ihr ſchadet euch ſelber, ihr ſchadet dem Staate. Die Freiheit iſt den Gewerben, iſt dem Handel unentbehrlich: wenn ihr ſie Andern raubet, ſo beraubt ihr euch ihrer Hülfe, ihrer Unterſtützung, ihres Fleißes. Weg mit allem Neid, mit der Selbſtſucht, die Andern das verſagen will, was ſie für ſich ſelbſt für nützlich hält.

§. 9. Menſchen aller Klaſſen im Staate, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutſche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarſten, gelindeſten Himmelsſtriche Deutſchlands bewohnt, wo ihr ſchon vor 700 Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abſtamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter ſeinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzuſtehen: vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laſſet mich den Troſt in die Ewigkeit nehmen, daß ich ein an Wohlſtand, Sittlichkeit und Tugend wachſendes

Volk zurück gelaſſen habe. Seid fleißig, ſeid tapfer, liebet euer Vaterland; ſeid ſparſam ohne Geiz; gibt Euch Gott Reichthum, ſo verſchwendet ihn nicht in Ueppigkeit, laſſet den ſchon eingeſchlichenen Luxus nicht weiter einreißen, er ſchadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch, daß er der Habe wehe thut; ſeid lieber tugendhaft und arm, als laſterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehret ſie wahrhaft ſein und Lügen haſſen. Gehet ihnen mit guten Beiſpielen vor, es iſt hohe Pflicht; Gott forderts von euch, ihr ſeid es ihnen, euch ſelbſt, eurem Vaterlande ſchuldig; ſie ſind der Segen eures Hauſes, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn ſie Tugend, Religion und Ehre kennen.

§. 10. Eine Lehre des erſten, größten Sittenlehrers, der jemals geweſen iſt und ſein wird, die laſſet uns zur Regel unſerer Sittlichkeit, unſeres Betragens, unſerer Nachahmung dienen: Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihnen auch; denn das iſt das Geſetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unſerer Zeiten ſagt darüber folgendes: Sie iſt eure ganze Weisheit, die beſte Staatskunſt, Fürſten und Regenten! — die beſte Erziehungskunſt, Eltern! — die weiſeſte Lehrmethode, Lehrer! Nichts kann Brüderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenoſſen an Ehegenoſſen feſter knüpfen als dieſe Regel.

§. 11. Nun aber, meine Freunde, wollen wir dieſes, können wir dieſes durch unſere eigene Menſchenkraft, oder vielmehr Schwachheiten vollbringen? Hier muß eine höhere Kraft uns zu Hilfe kommen, oder wir unterliegen. Wir müſſen die Stärke der Religion zu Hilfe nehmen, die ſo gewaltig in den Herzen der Menſchen wirkt, der die ganze Natur untergeordnet iſt, weil ſie von dem Urheber der Natur ausgehet.

§. 12. Diener des Wortes Gottes, Lehrer der Religion, euch rufe ich auf, die ihr berufen ſeid, aus Natur und Offenbarung den geoffenbarten Willen Gottes darzuſtellen. Seid ihr von der Wichtigkeit eures Amtes überzeugt, ſo gebrauchet ſeine ganze Stärke, um Segen zu ſtiften. Seid ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt: ſo werdet ihr gewiß auch den Weg zu den Herzen eurer Lehrbefohlenen finden, und ſie rühren. Sind die Herzen gerührt, ſo kann der Glaube an den erhabenen Stifter der Religion lebendig und der Wille, ſeinen Lehren und Beiſpielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird ſeine Kraft in den Schwachen mächtig werden und unſere Beſtrebungen und unſere Arbeit wird mit Segen gekrönt ſein. Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der wahren Ehre theilhaftig werden. Dieſe iſt, wie ich glaube, nichts anderes, als das Zeugniß unſeres Gewiſſens, daß wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publicums iſt nur in ſo weit Ehre, als er mit dem Zeugniß unſeres Gewiſſens übereinkommt. Da wir aber unſern Nebenmenſchen ſo beurtheilen müſſen, wie wir wünſchen, von ihm beurtheilt zu werden, und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt ſind; ſo mache eine jede edle Handlung dem, der ſie begeht, in unſerm Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar ſehen, daß ſein Herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum u. ſ. f. machen nur alsdann Ehre, wenn ſie Folgen edler Handlungen ſind. Gibt uns unſer Gewiſſen das Zeugniß, daß wir edel denken und edel handeln, ſo fühlen wir unſere Menſchenwürde ſo erhaben, daß wir lieber das Leben, als die Ehre verlieren wollten.

Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, geſitteten, chriſtlichen Volk noch immer mehr heranwachſen machen, das iſt mein Verlangen: dieß ſind meine Wünſche!

Kabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., vom 12. Jan. 1798. an den Miniſter v. Wöllner.

(nachdem Wöllner den Conſiſtorien, mit Zuſendung einer königl. Ordre, das Religionsedict eigenmächtig eingeſchärft hatte.)

Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 23. Nov. v. J. in Eurem unterm 5. Dec. an die Conſiſtorien erlaſſenen Reſcripte gegeben habt, iſt ſehr willkührlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden iſt, welches, nach geſunder Logik, zur Einſchärfung des Religionsedicts hätte Anlaß geben können.

Ihr ſeht hieraus, wie gut es ſein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathſchlagungen mit den geſchäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel iſt, zu Werke gehet, und darin dem Beiſpiele des verewigten Münchhauſen folgt, der denn doch mehr, wie viele Andere, Urſache gehabt hätte, ſich auf ſein eigenes Urtheil zu verlaſſen. Zu ſeiner Zeit war kein Religionsedict, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geiſtliche Departement ſtand be Inländern und Ausländern in der größten Achtung

Ich ſelbſt ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorſtellungen, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrſchen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß ſie die

Sache des Herzens, des Gefühls, und der eignen Ueberzeugung ſein und bleiben muß, und nicht durch methodiſchen Zwang zu einem gedankenloſen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn ſie Tugend und Rechtſchaffenheit befördern ſoll.

Vernunft und Philoſophie müſſen ihre unzertrennlichſten Gefährten ſein; dann wird ſie durch ſich ſelbſt beſtehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es ſich anmaßen wollen, ihre Lehrſätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und es den Nachkommen vorzuſchreiben, wie ſie zu jeder Zeit denken ſollen.

Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach echten lutheriſchen Grundſätzen verfahret, welche ſo ganz dem Geiſte und der Lehre des Stifters unſerer Religion angemeſſen ſind; wenn Ihr dafür ſorget, daß Predigt- und Schulämter mit rechtſchaffenen und geſchickten Männern beſetzt werden, die mit den Kenntniſſen der Zeit und beſonders der Exegeſe fortgeſchritten ſind, ohne ſich an dogmatiſche Subtilität zu kehren; ſo werdet Ihr es bald einſehen können, daß weder Zwangsgeſetze, noch Erinnerungen nöthig ſind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklaſſen zu verbreiten.

Ich habe Euch dieſe meine Meinung auf Euren Bericht vom 10. Dec. nicht vorenthalten wollen.

Zueignung ſeines „Handbuches der innern Staatsverwaltung" an den Kaiſer Franz von Oeſtreich (im Jahre 1798.)

von v. Sonnenfels.

Allergnädigſter Monarch!

Ich huldige durch dieſes Werk dem erhabenen Namen eines Fürſten, der, einfach in ſeinen Sitten und kunſtlos in ſeinen Handlungen, den untrüglichſten Weg gefunden hat, ſich der Treue und Verehrung ſeiner Völker zu verſichern: er liebt ſie. Auch haben ſie die Probe ihrer unter allem Wechſel der Umſtände ausharrenden Ergebenheit ehrenvoll beſtanden. Es gelang dem feindlichen Heere, in das Herz der öſtreichiſchen Staaten, aber es konnte den Geſinnungen der Untreue nicht gelingen, in das Herz der öſtreichiſchen Unterthanen zu dringen. Wenn daher einſt die Geſchichte, troſtlos, in dieſem ſchrecklichen Zeitlaufe nur Verrath und Meuterei, und Völkeraufſtand und Hinrichtung der Könige, und Vertreibung der Fürſten, und Zerſtörung der Städte und Verheerung der blühendſten Provinzen, und überall Abfall, Wankelmuth und Selbſtverlaſſenheit zu ſchildern, ermüdet die Feder aus der Hand legt; ſo wird ſich ihr das herrliche Schauſpiel einer Nation darbieten, die mit Treue und Ergebenheit in einem dichten Kreiſe um ihren Monarchen geſchloſſen, durch dieſe entſchiedene Faſſung den Sieger, deſſen ungeſtümen Lauf die rhätiſchen und carniſchen Alpen nicht verweilten, in den Thälern von Leoben ſtille zu ſtehen zwingt. Getroſt wird ſie dann die Feder wieder ergreifen, und zu den Königen ſprechen: Sehet, wie Gerechtigkeit und Güte Throne ſichert! und zu den Völkern: Sehet, wie Treue und Folgſamkeit Raub von eurer Habe, und Knechtſchaft von eurem Nacken abwendet!

Dieſe Grundſätze von Gerechtigkeit und Güte, die Ew. Maj. ſich zur beſtändigen Richtſchnur Ihrer Handlungen vorſchrieben, zu entwickeln, und in den Geſinnungen von Ergebenheit für Regenten und geſetzliche Ordnung, worin der öſtreichiſche Unterthan ſein Glück und Ruhm gefunden hat, zu beſtätigen; iſt der Gegenſtand, der Zweck dieſes Werkes. Aber der Zweck deſſelben iſt nicht weniger, freimüthig das Schreckbild der Gefahren zu entwerfen, in welche Anmaßung und Willkühr, in welche Zügelloſigkeit und Widerſetzung. Fürſten und Völker zu ſtürzen fähig ſind. Der Name Ew. Maj. an der Stirne dieſes Werkes wird beiden, dem Unterrichte und der Warnung, Nachdruck geben, und die Ueberzeugung vollenden.

Dieſe traurige, aber an belehrenden Begebenheiten ſo fruchtbare, Epoche fordert den Schriftſteller von rechtlichen Geſinnungen auf, und berechtigt ihn, ſich in der Bemühung, die endliche Wiederkehr der allgemeinen Ordnung zu bewirken, den guten Fürſten an die Seite zu ſtellen, und wenn dieſe, gleich Ew. Maj., durch das Glück ihrer Völker die Verläumdung, daß die Unterthanen der Monarchien unterdrückte Sklaven ſind, thatkräftig widerlegen; ſo wird es für jene heilige Bürgerpflicht, durch Berichtigung der Begriffe die Zerſtörungsgrundſätze und Irrthümer zu bekämpfen, denen unbehutſam Gehör gegeben zu haben, ſo manches Volk bereits unter furchtbaren Zuckungen einer Ausbruch drohenden Verzweiflung beweinet. Würdigen Ew. Maj. das feierlichſte Gelübde Ihrer huldreichen Aufnahme: daß ich die noch übrigen Tage meines Lebens, nach dem beſchränkten Umfange meiner Kenntniſſe, dieſer Pflicht weihen, und in der Erfüllung derſelben, ſo wie in der unwandelbarſten Treue und tiefſten Verehrung gegen Ew. Majeſtät erſterben werde.

Kabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., an die oſtpreußiſchen Stände, vom 1. Januar 1801.

Feſte, beſonders liebe Getreue!

Die Treue der Preußen gegen ihre Könige, vom Urſprunge der Monarchie an bis herab auf die neuern Zeiten, iſt in den Jahrbüchern der Geſchichte ein unvergleichliches Beiſpiel von Nationaltugend, der Stolz ihrer Landesherren, und für Mich ein ſo angenehmes Bild ihres feſten und geprüften Charakters, daß ich dabei mit innigem Vergnügen verweile, und glücklich in dem Berufe, ein ſolches Volk zu regieren, nur einen Wunſch habe, den — ein ſolches Volk glücklich zu machen. Urtheilt hiernach ſelbſt, unter welchen Erinnerungen Ich am bevorſtehenden Krönungsfeſte Mich der reinſten Freude über die Vorzüge dieſes edlen Volkes und die Euch von Euern Vorfahren angeſtammte Redlichkeit überlaſſen werde. Ich bin es überzeugt, daß auch Eure Theilnahme an der Feier dieſes Feſtes groß, mit einem Worte, Eurer ganz würdig ſein werde. Um aber dieſelbe zu erhöhen, ſo komme ich Euren Wünſchen entgegen, und widme der Nation die Statue Friedrichs I. zum immerwährenden Denkmale gegenſeitiger Liebe und Treue. Ich habe daher den Staatsminiſtern, Freiherren von Heynitz und von Schrötter die nöthigen Befehle ertheilt, Erſterem ein zu dieſem Monumente erforderliches Piedeſtal anfertigen zu laſſen, und Letzterem den Transport von beiden von hier aus auf meine Koſten nach Königsberg zu bewirken, und ſich über die Art und den Ort und die Zeit der Aufſtellung mit Euch zu vereinigen, welches Ich Euch hierdurch zu erkennen gebe als Euer gnädiger König.

Erklärung des deutſchen Kaiſers Franz II. bei der Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone. *)

Nach dem Abſchluß des Preßburger Vertrages haben Wir Unſre ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt darauf gewendet, alle Verpflichtungen, die Wir durch dieſen Vertrag eingegangen waren, mit Unſerer gewöhnlichen Treue und ſtrengen Pünktlichkeit zu erfüllen, Unſern Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die ſo glücklicher Weiſe wieder hergeſtellte Ruhe auf allen Seiten zu befeſtigen, und zwar in der Erwartung, daß die durch dieſen Frieden im deutſchen Reiche bewirkten weſentlichen Veränderungen es Uns noch erlauben würden, die Uns, als oberſtem Reichsoberhaupte, durch die Wahlkapitulation auferlegten mühſeligen Pflichten zu erfüllen. Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Vertrags unmittelbar nach ſeiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden, und die allgemein bekannten Ereigniſſe, welche nachher im Reiche Statt hatten, gaben Uns die Ueberzeugung, daß es Uns unter den gegenwärtigen Umſtänden unmöglich ſein würde, ferner die Obliegenheiten, die Wir durch den Kapitulationsvertrag übernommen haben, zu erfüllen; und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß ſich nach Beſeitigung der durch die Komplikation der politiſchen Intereſſen eingetretenen Schwierigkeiten, in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete Konvention *), welche nachher von den contrahirenden Theilen ratificirt wurde, und vermöge der ſich mehrere der vorzüglichſten Stände vom Reiche trennen, um einen beſondern Stand zu bilden, alle Hoffnung gänzlich zerſtört.

In der vollkommenſten Ueberzeugung, daß es Uns gänzlich unmöglich iſt, die mit Unſerm kaiſerlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, ſind Wir es Unſern Grundſätzen und Unſrer Würde ſchuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur in ſo weit in Unſern Augen einen Werth haben konnte, als Wir im Stande waren, dem Vertrauen, das Uns die Kurfürſten, Fürſten und Stände des Reiches zeigten, zu entſprechen, und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, das Uns bis jetzt mit dem deutſchen Staatskörper vereinigt hat, als aufgelöſt, und das Amt und die Würde eines Kaiſers als erloſchen betrachten; daß Wir Uns dadurch als allen Verbindlichkeiten gegen das deutſche Reich entledigt anſehen; daß Wir, wie Wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiſerkrone, welche Wir bis hieher getragen haben, niederlegen, und auf die Regierung, mit der Wir im Namen des Reiches beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürſten, Fürſten und Stände des Reiches, und alle Diejenigen, welche dazu gehören, beſonders die Glieder der höchſten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfaſſung ihnen gegen Uns, als oberſtes Reichsoberhaupt, auferlegte.

---

*) Am 6. August 1806 von dem kaiſerlichen Geſandten, Freiherrn v. Fahnenberg, im Namen ſeines Monarchen den übrigen Herren Geſandten zu Regensburg übergeben.

*) Die rheiniſche Bundesakte vom 12. Juli 1806.

Wir entbinden ebenfalls alle Unſere deutſche Provinzen und Länder Unſeres Reiches der Verpflichtungen, die ſie bisher gegen das deutſche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer ſein mag; und bei der Vereinigung derſelben mit der Oeſterreichiſchen Monarchie werden Wir Uns als Kaiſer von Oeſterreich bei dem Frieden, der zwiſchen Uns und den übrigen Mächten und benachbarten Staaten beſteht, bemühen, ſie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beſtändig der Gegenſtand Unſerer Wünſche und der Zweck Unſerer Sorgfalt und Anſtrengung ſein wird.

Gegeben in Unſrer Hauptſtadt und Reſidenz Wien, den 6. Aug. 1806, im 15. Jahre Unſrer Regierung.

Franz.

Oeſterreichiſcher Heeresbefehl des Erzherzogs Karl Ludwig am 6. April 1809.

Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten! So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und ſo lange dieſe Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker; ſo lange ſchwieg jede ſchmerzliche Empfindung in dem Herzen unſers gütigen Monarchen.

Aber wenn alle Verſuche fruchtlos ſind, unſere glückliche Selbſtſtändigkeit gegen den unerſättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren; wenn Nationen um uns fallen, und rechtmäßige Regenten von dem Herzen ihrer Unterthanen losgeriſſen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oeſterreichs geſegneten Staaten und ihren ruhigen, glücklichen Bewohnern droht: ſo fordert das Vaterland von uns ſeine Rettung, und wir ſtehen zu ſeinem Schutze bereit.

Auf Euch, meine theuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt, und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr ſollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr ſollt nicht unter entfernten Himmelsſtrichen die endloſen Kriege eines zerſtörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Intereſſe und fremde Habſucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, ſchuldloſe Völker zu vernichten, und auf den Leichen erſchlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdlinge zu bahnen. — Auf Euch wartet ein ſchöneres Loos. Die Freiheit Europa's hat ſich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Feſſeln löſen, und Eure deutſchen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlöſung. — Ihr geht in rechtlichen Kampf; ſonſt ſtände ich nicht an Eurer Spitze. Wir werden auf den Feldern von Ulm (20. Oct. 1805) und Marengo (14. Juni 1800), an die uns der Feind ſo oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg (3. Sept. 1796) und Oſtrach (21. März 1799), von Leptingen und Zürich (6. Juni 1799), von Verona (5. April 1799) und Novi (15. Aug. 1799) erinnern. Wir wollen unſerm theuern Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen; aber wir können das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen. — Unbedingte Folgſamkeit, ſtrenge Disciplin, ausharrender Muth und unerſchütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr, ſind die Begleiter der wahren Tapferkeit; nur Einheit des Willens, Zuſammenwirken des Ganzen führen zum Siege.

Bald werden fremde Truppen im innigen Vereine mit uns den gemeinſchaftlichen Feind bekämpfen; dann, tapfere Waffengefährten, ehret und unterſtützt ſie als Eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, ſondern männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühnheit vor dem Feinde müßt Ihr zeigen, daß Ihr die erſten Soldaten ſeit.

So führe ich Euch denn einſt, begleitet von der Achtung der Feinde und von dem Dankgefühle fremder Nationen, nach erkämpftem rühmlichen Frieden in das Vaterland zurück, wo Euch die Zufriedenheit unſers Monarchen, der Beifall der Welt, die Belohnungen der Tapferkeit, die Segenswünſche Eurer Mitbürger und das Selbſtgefühl verdienter Ruhe erwarten.

Armeebefehl des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg. Gegeben am 17. Aug. 1813 im Hauptquartier zu Melnick.

Ein großer Tag iſt gekommen! Wackre Krieger! Das Vaterland rechnet auf Euch. Noch jedesmal, ſo oft ſein Ruf an Euch erging, habt Ihr ſein Vertrauen gerechtfertigt. Alle Bemühungen unſers Kaiſers, den lange entbehrten Frieden in Europa wieder herzuſtellen, die Ruhe und Wohlfahrt der Monarchen, von der Ruhe und Wohlfahrt unſerer Nachbarn unzertrennlich, auf einer dauerhaften Grundlage zu befeſtigen, waren umſonſt. Weder ausharrende Geduld, noch verſöhnende Vorſtellungen, noch die vertrauungsvolle Hingebung der übrigen kriegführenden Mächte in des Kaiſers Rathſchläge und Maaßregeln, nichts konnte den Sinn der franzöſiſchen Regierung zur Mäßigkeit und Billigkeit zeigen. An dem Tage, wo Oeſtreich ſich laut für die Sache des Rechts und der Ordnung erklärte, übernahm es auch die Verbindlichkeit, für die größten aller Güter zu kämpfen. Wir unternahmen den Kampf nicht allein. Wir ſtehen in einer Reihe mit allem, was Europa dem mächtigen Widerſacher ſeiner Freiheit und Ruhe Großes und Wirkſames entgegen zu ſtellen hat. Oeſtreich, Rußland, Preußen, Schweden, England, Spanien — Alle richten ihre vereinten Anſtrengungen auf einen gemeinſchaftlichen Zweck, auf einen wohlgegründeten, dauerhaften Friedenszuſtand, eine billige Vertheilung der Kräfte unter den Staaten, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Macht. Nicht gegen Frankreich, nur gegen franzöſiſche Obergewalt außerhalb der Grenzen Frankreichs, erhebt ſich dieſer große Bund. Was Feſtigkeit und Ausdauer der Völker vermögen, haben Spanien und Rußland an den Tag gelegt; was die vereinte Kraft ſo vieler mächtigen Staaten auszurichten vermag, wird das Jahr 1813 beweiſen. In einem ſo heiligen Kriege müſſen wir mehr als jemals die Tugenden bewähren, durch welche unſere Armee in ſo manchen frühern Kriegen geglänzt hat. Unbedingte Bereitwilligkeit für Monarchen und Vaterland Alles aufzuopfern, hoher Gleichmuth in guten und böſen Tagen, Entſchloſſenheit und Ausdauer auf dem Schlachtfelde, Mäßigung und Schonung gegen Wehrloſe, dieſe müſſen allenthalben einheimiſch unter Uns ſein. Waffenbrüder! In Euren Reihen habe ich die Jahre verlebt, welche ich dem Dienſte des Vaterlandes weihte: ich erkenne, ich ehre in Euch die Tapfern, die in rühmlichen Schlachten kämpften, und die, die ihnen nachſtreben: ich vertraue Euch! — Mich wählte aus Eurer Mitte der Monarch; Seine Huld ſtellte mich an Eure Spitze; Sein Vertrauen mit dem Eurigen vereint ſind meine Stärke. Wie jeder Einzelne dem Ganzen dienen ſoll, wird durch den ihm vorgeſchriebenen Wirkungskreis beſtimmt, aber in jeder Beſtimmung, aus jedem Standpunkte, in jeder entſcheidenden Stunde immer das Beſte und Größte zu thun — das iſt der Entſchluß, der uns Alle verbinden, Uns Alle gleich machen, Uns Alle zu demſelben glorreichen Ziele erheben muß. Der Kaiſer bleibt unter Uns, denn Uns hat er das Höchſte vertraut: die Ehre der Nation, den Schutz des Vaterlandes, die Sicherheit und Wohlfahrt der Nachkommen. Denkt, Krieger! daß Ihr vor Gott, der die gerechte Sache nicht verlaſſen wird, unter den Augen eines väterlich fühlenden Monarchen, unter den Augen Eurer dankbaren Mitbürger, im Angeſichte von Europa, das große Thaten und großes Heil nach langen Leiden von Euch erwartet, in den Kampf geht! Denkt, daß Ihr ſiegen müßet, um dieſe Erwartungen zu rechtfertigen; kämpft, wie es Oeſtreichs Kriegern geziemt, und Ihr werdet ſiegen!

Aufruf des Feldmarſchalls, Fürſten von Schwarzenberg, vor der Schlacht bei Leipzig.

Die wichtigſte Epoche des heiligen Krieges iſt erſchienen. Die entſcheidende Stunde ſchlägt. Wackere Krieger, bereitet Euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde feſter und enger geknüpft. Ruſſen, Preußen, Oeſtreicher, Ihr kämpft für Eure Sache: Ihr kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eueres Vaterlandes, für die Unſterblichkeit Euerer Namen.

Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit dieſem männlichen Rufe eröffnet den Kampf, den heiligen! Bleibt ihm treu in der entſcheidenden Stunde, und der Sieg iſt Euer!

Aufruf des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. an ſein Volk, am 17. März 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutſche, bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg; das Mark des Landes ward ausgeſogen; der Ackerbau, ſo wie der Kunſtfleiß der Städte, gelähmt, die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt. Uebermuth und Treuloſigkeit vereitelten meine beſten Abſichten, und nur zu deutlich ſahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie ſeine Kriege, uns langſam verderben mußten. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ſein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unſer Beginnen iſt groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unſerer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, ſie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir ſie hingeben, für die wir ſtreiten und ſiegen müſſen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutſche zu ſein. — Mit Zuverſicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichern Zeit!

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. an ſein Volk nach Beendigung des Krieges.

Paris, 3. Juni 1814.

An mein Volk!

Beendigt iſt der Kampf, zu dem Mein Volk mit Mir zu den Waffen griff! Glücklich beendigt, durch die Hilfe Gottes, durch Unſerer Bundesgenoſſen treuen Beiſtand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die jeder, der Preuße ſich nennt, in dieſem ſchweren Kampfe bewieſen hat. Nehmt Meinen Dank dafür! Groß ſind Eure Anſtrengungen, Eure Opfer geweſen! Ich kenne und erkenne ſie; und auch Gott, der über Uns waltet, hat ſie erkannt. Errungen haben Wir, was Wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt ſteht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — ſelbſtſtändig durch bewieſene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Alleſammt Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen; im ganzen Volke nur Ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, ſprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen, durch den Frieden, den Er uns gab! Eine beſſere Zeit wird wiederkehren, durch dieſen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr ſäen: er wird ernten für ſich! Handel, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaft wird wieder aufleben, Wohlſtand aller Klaſſen wird ſich wiedergründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch ſchlug.

Schreiben des Großherzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar an den Miniſter von Göthe bei deſſen Dienſtjubiläum am 7. Nov. 1825.

Sehr werthgeſchätzter Herr geheimer Rath und Staatsminiſter! Gewiß mit vollem Rechte betrachte ich den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meine Dienſte, da Sie ſeit jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichſten Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit und Freundſchaft durch Widmung Ihres ſeltenen Talents zu geben. Die 50ſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich ſonach mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſt-Jubelfeſt meines erſten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit mich bisher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat; deſſen umſichtigen Rathe, deſſen lebendiger Theilnahme und ſtets wohlgefälliger Dienſtleiſtung ich den glücklichſten Erfolg der wichtigſten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchſten Zierden meiner Regierung betrachte. Des heutigen Jubelfeſtes frohe Veranlaſſung gern benutzend, um Ihnen dieſe Geſinnungen auszudrücken, bitte ich, der Unveränderlichkeit derſelben ſich verſichert zu halten.

II.

Das Geſpräch.

1.

Das Geſpräch iſt eine proſaiſche Nachahmung der mündlichen Unterhaltung zweier oder mehrerer Perſonen mit einander und muß daher derſelben vollkommen gleichen, jedoch durch ſorgfältige und angemeſſene Behandlung den Werth eines Kunſtwerkes erhalten. Leichtigkeit, Natürlichkeit und Klarheit, Uebereinſtimmung des Stoffes und des Ausdruckes und conſequente Entwicklung und Durchführung des Inhaltes ſind die Hauptbedingungen bei demſelben. — Man bedient ſich des Geſpräches meiſt, um wichtige Wahrheiten des Lebens wie der Wiſſenſchaft auf die einfachſte, dem gewöhnlichen Gedankenaustauſch verwandteſte Weiſe, von allen Seiten zu beleuchten und in ihrer ganzen Geltung darzuſtellen. Indem hier die Entwickelung deſſelben Gegenſtandes durch zwei verſchiedene oder als verſchieden gedachte Perſönlichkeiten Statt findet, wird Alles, was darüber zu ſagen iſt, erſchöpft und eben dadurch ein bleibendes Reſultat gewonnen.

2.

Um einem Geſpräche ſeine äußere Vollendung zu geben, iſt es nothwendig, die in demſelben ſich über einen beſtimmten Gegenſtand unterredenden Charactere ſo verſchieden von einander zu zeichnen, daß durch die abweichende Entwickelung und Darſtellung der Gedanken jedes Einzelnen hinſichtlich derſelben Sache das helleſte

Licht über dieſe letztere verbreitet werde. Die größte Beſtimmtheit und Schärfe in der Sonderung der geiſtigen Eigenſchaften Beider iſt daher hier eine unerläßliche Bedingung. Es ſteht indeſſen dem Verfaſſer frei, um ſich die Löſung dieſer Aufgabe zu erleichtern und zugleich lebhafter auf die Einbildung des Leſers oder Zuhörers zu wirken, irgend eine paſſende Situation zu erfinden, innerhalb welcher die Unterredung vor ſich geht, und die den Verhältniſſen der Redenden angemeſſen iſt.

3.

Man unterſcheidet zwei Arten des Geſprächs, nämlich a) diejenige, in welcher irgend eine wichtige Wahrheit des Lebens an den Aeußerungen beſtimmter Charaktere nachgewieſen, und b) diejenige, in der eine Frage aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft abgehandelt, und eine gewonnene Wahrheit derſelben entwickelt und feſtgeſtellt werden ſoll. Die erſtere Art nennt man das dramatiſche, die zweite das didactiſche Geſpräch. Nicht alle Gegenſtände eignen ſich für dieſe letztere, da Wahrheiten und Erfahrungen des ſogenannten poſitiven Wiſſens, wie z. B. der Mathematik, Medizin u. ſ. w. ſich nicht auf dieſe Weiſe entwickeln laſſen, wohl aber Alles, was in das ganze Gebiet des ſpeculativen Wiſſens gehört, weshalb es auch die Alten vorzüglich hier anzuwenden liebten. Für die Durchführung und Entwickelung des Geſpräches bis zum gewonnenen Reſultat laſſen ſich keine beſtimmten Regeln geben, hier hängt Alles von dem Scharfſinne, der guten logiſchen Anordnung, dem Geſchmacke und dem Darſtellungstalent des Verfaſſers ab.

4.

In neuerer Zeit iſt das proſaiſche Geſpräch bei Weitem nicht ſo angebaut worden, als es bei den Griechen und Römern geſchah, zu deren Lehrweiſe es in genauer Verwandtſchaft ſtand, weshalb bei ihnen auch die beſten Muſter für daſſelbe zu finden ſind. Unter den Deutſchen haben Leſſing, Mendelsſohn, Wieland, Engel, Herder, Jacobi, Meißner, Fries u. A. m. hier Vorzügliches geleiſtet, doch ward das Geſpräch in der neueſten Zeit wieder vernachläſſigt, und iſt jetzt eine der am Wenigſten benutzten Formen des proſaiſchen Styls.

Vgl. Adelung, über den deutſchen Styl. II. 230.
Maaß, Grundriß der Rhetorik §. 340.
A. W. v. Schlegel, Kritiſche Schriften. I. 363.
Sigonius, de Dialogo. Ven. 1562. Fol.

Das Teſtament Johannis.

Von G. E. Leſſing.

Er und Ich.

Er. Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen*): aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich ſehe, Sie laſſen ſich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umſtände anzuſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Laſſe gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthſel, womit Sie ſchließen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchgeblättert.

Ich. Muß denn auch Alles ein Buch ſeyn?

Er. Es iſt kein Buch, dieſes Teſtament Johannis? Nun, was iſt es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heißen? nicht?

Er. Können freilich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch; wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht ſehr beleſen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir jetzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeine, die er in Ephesus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte; dem dieſe Eine Gemeine ein genugſamer großer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und ſo alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

---

*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne; daß er ſchlafe, nicht todt ſei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt.

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmung ſeiner Freundin zu eilen — trennte ſich allmählich ſichtbar Johannis reine Seele von dem eben ſo reinen als verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Kollekte gern; ließ keine Kollekte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeine, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er. Die öfters nicht ſehr ſtudirt mag geweſen ſeyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es iſt.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Kollekte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieſes Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Kollekte; denn es hieß: der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Kollekte mit weiter nichts, als einem: Kinderchen, liebt euch! beſchloß; als man ſah, daß der alte Mann nicht blos nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſah, daß er vorſetzlich nicht mehr ſagen wollte, ward das Kinderchen, liebt euch! ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreiſteten ſich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt. —

Er. Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich. Ja.

Er. Gut, daß Sie es apokryphiſch genannt haben!

Ich. Im Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt es mir denn doch.

Er. Etwa wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu misbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus: dignam Joanne sententiam.

Er. Ach Hieronymus!

Ich. Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: Im Anfang war das Wort u. ſ. w., verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte, mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er. Allerdings! Der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker, und ganz gewiß Plato ſelbſt hätte nichts Erhabneres ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich. Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte, mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er. Hm!

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Ja! Ja!

Ich. Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehemals ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man ſagt, es ſei nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthſel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten; mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müſſen Sie von Sich ſelbſt erfragen.

Ich. Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſen Leute ſprechen?

Er. Wenn Sie Sich fühlen?

Ich. Aber ich verſteh Sie auch wohl nicht — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er. Ja und nein.

Ich. Wie nein?

Er. Denn ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein anders das Praktiſche, welches ſie auf die Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

Ich. Und wie ja?

Er. In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwere ſeyn? — Die chriſtlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere ſei.

Ich. Was ſoll es mir denn helfen?

Er. Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſen Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich. Wie ſo?

Er. Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es Ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?

Ich. Ja freilich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſen Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: *Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.* — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem Orte ſagt: *Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.*

Ich. Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift, wie der Teufel.

Aus: Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele.

Von Moſes Mendelsſohn.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Kebes, Kriton, Simmias.

Erſtes Geſpräch.

Echekrates.

Warſt du ſelbſt, mein Phädon, denſelben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu ſich nahm; oder hat es dir Jemand erzählt?

Phädon.

Ich ſelbſt, Echekrates, war da.

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verſchied er? Ich möchte dieſes ſo gern erzählen hören. Keiner von unſern Phliaſiſchen Bürgern reiſet jetzt ſehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns ſchon lange Niemand beſucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und iſt geſtorben; nicht den geringſten Umſtand mehr.

Phädon.

Nichts von ſeiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja, das hat uns Jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt geweſen, noch ſo lange hat leben laſſen. Wie kam dieſes, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf ſich eben, daß das Schiff, welches die Athenienſer jährlich nach *Delos* zu ſchicken pflegen, den Tag vor ſeiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was iſt das für ein Schiff?

Phädon.

Daſſelbe, wie die Athenienſer ſagen, in welchem einſt *Theſeus* die ſieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, ſowohl als ſich ſelbſt, beim Leben erhalten hat. Die Stadt ſoll, wie es heißt, dem *Apollo* damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach Delos zu ſchicken; und ſeit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen ſoll, ſo behänget der Prieſter des Apollo das Hintertheil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nimmt die Feier der *Theorie* ihren Anfang. Dieſes Feſt dauert ſo lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen iſt, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und noch dem mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hauſe gingen, daß das Schiff von Delos angekommen ſei, und beſchloſſen, das letzte Mal uns ſo früh als möglich einzuſtellen.

Als wir zuſammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, ſprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Feſſeln ab, und melden ihm, daß er heute ſterben müſſe. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den ſo eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kenneſt ſie, ſaß neben ihm in ſtiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als ſie uns erblickte, fing ſie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich ſehen heute deine Freunde, und du ſie zum letzten Male! und ein Strom von Thränen folgte auf dieſe Worte. Sokrates wendete ſich zum Kriton und ſprach: Freund! laß ſie nach Hauſe bringen. — Kritons Bediente führten ſie hinweg: ſie ging und heulte, und zerſchlug ſich jämmerlich die Bruſt.

Wir ſtanden wie betäubt. Endlich richtete ſich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefeſſelt war, und indem er daſſelbe mit der Hand rieb, ſprach er: O meine Freunde, welch' ein ſeltſames Ding ſcheinet das zu ſein, was die Menſchen Angenehm nennen! wie wunderbar! Dem erſten Anblick nach iſt es dem Unangenehmen entgegen geſetzt, indem keine Sache dem Menſchen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm ſein kann: und dennoch kann Niemand eine von dieſen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſetzte zu fühlen, als wenn ſie an beiden Enden aneinander befeſtigt wären. Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die ſtreitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieſes ſich nicht thun ließ, knüpften ſie dieſelben an beiden Enden zuſammen, und ſeit der Zeit folgen ſie ſich einander beſtändig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch jetzt. Die Feſſeln hatten mir Schmerzen verurſacht, und jetzt, da ſie hinweg ſind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter, ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſelbſt, wie man ſagt, hier im Gefängniſſe einige Gedichte verfertigt, nämlich Aeſopiſche Fabeln poetiſch ausgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgeſetzt haben. Nun fragen mich Viele, hauptſächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch ſolches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird er gewiß): ſo ſage mir, was ich ihm antworten ſoll.

Sage ihm, o Cebes! erwiderte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich dieſe Gedichte keinesweges in der Abſicht verfertigt, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie ſchwer dieſes iſt; ſondern blos um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen, in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine Kräfte zu verſuchen. Die Sache verhält ſich aber folgendergeſtalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten ſehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Geſtalt erſchien, aber immer eben denſelben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Muſik und übe ſie aus! Bisher hielt ich dieſe Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfriſchung, wie man ſie den Wettläufern nachzurufen pflegt Der Traum, dachte ich, will mir nichts Neues zu thun befehlen, denn die Weltweisheit iſt ja die vortrefflichſte Muſik, und dieſer habe ich mich ſtets befliſſen; er will alſo blos meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit ſie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich geſprochen worden, und das Feſt des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeſchoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Muſik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, dieſen Gedanken nicht fruchtlos verſchwinden zu laſſen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgeſange auf den Gott, deſſen Feſt damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet ſein will, Erdichtungen, und nicht Vernunftſätze behandeln müſſe, daß aber ein Lobgeſang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun ſelbſt keine Gabe zu dichten beſitze, ſo bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aeſopus, die mir zuerſt vor die Hand kamen, in Verſe. — Dieſes kannſt du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weiſe iſt, ſo mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Anſehen nach, auf Befehl der Athenienſer noch heute abreiſen.

Und dieſes wünſcheſt du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne dieſen Mann ſehr gut, und ſoviel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für dieſen Wunſch ſchlechten Dank wiſſen. — Wie? verſetzte jener: iſt denn Evenus kein Weltweiſer? Mich dünkt, ja, ſprach Simmias.

Geſetze Niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, ſo können die Verurtheilten hierdurch lange Friſt gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich ſchon geſagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geſchah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verſtrich eine ſo geraume Zeit zwiſchen ſeiner Verurtheilung und ſeinem Tode.

Sokrates.

Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er geſprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesſtunde bei ihm? oder wollten die Archonten Niemanden zu ihm laſſen? und verſchied er, ohne einen Freund um ſich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Sokrates.

Entſchließe dich immer, lieber Phädon, uns alles umſtändlich zu erzählen, wenn dich keine Geſchäfte abhalten.

Phädon.

Ich habe Muße, und werde euch ſuchen, Genüge zu leiſten. Mir iſt nichts angenehmer als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Sokrates.

Und deine Zuhörer, Phädon, ſind der nämlichen Geſinnung. Erzähle alſo alles, ſo genau, und ſo umſtändlich, als es dir möglich iſt.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein ſolches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unſern Armen erblaßt. Der Mann ſchien mir glückſelig, beneidenswerth, Sokrates! So ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen in der Todesſtunde, ſo gelaſſen waren ſeine letzten Worte, ſein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menſchen, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, ſondern wie eines Unſterblichen, der verſichert iſt, da, wo er hinkömmt, ſo glückſelig zu ſein, als je einer geweſen. Wie konnte ich alſo die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unſer Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philoſophiſchen Unterredungen unſers Lehrers damals die reine Wolluſt nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine ſeltſame, nie gefühlte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anweſenden befanden uns alle in dieſem ſonderbaren Gemüthszuſtande, und die entgegengeſetzten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar bald eben ſo ſonderbar auf unſern Geſichtern. Man ſah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennſt ihn, und ſein weichmüthiges Weſen.

Sokrates.

Wie ſollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieſer machte die ſeltſamſten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da ſchwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn faſt mehr gerührt, als durch den Anblick unſers ſterbenden Freundes.

Sokrates.

Wer waren denn die Anweſenden alle?

Phädon.

Von den hieſigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und ſein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeſchines, Antiſthenes, Kteſippus, Menexenus, und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Sokrates.

Waren auch Fremde zugegen?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Kebes und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpſion.

Sokrates.

Wie? waren denn Ariſtippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! dieſe ſollen ſich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Sokrates.

Sonſt war alſo niemand dabei?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu beſinnen.

Sokrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen ſind dabei vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir Alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, ſo lange Sokrates im Gefängniſſe ſaß, ihn täglich zu beſuchen. Wir pflegten zu dieſem Ende in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn geſprochen worden (denn dieſe iſt ſehr nahe am Gefängniſſe), und da uns ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht ſehr früh geſchah. Sobald dieſe aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten

Nun ſo wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates; er, und Jedermann, der dieſen Namen verdient. Er wird zwar nicht ſelbſt Hand an ſich legen; denn dieſes iſt unerlaubt, wie einem Jeden bekannt iſt. — Indem er dieſes ſagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieſer Stellung die Unterredung fortzuſetzen. Cebes fragte: Wie iſt dieſes zu verſtehen, Sokrates? Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben; und dennoch ſoll jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! ſprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habet beide den Weltweiſen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hievon etwas geſagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe Verſchiedenes von der Sache gehört, und will euch ſolches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reiſen will, habe Urſache, ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Dieſe Unterredung iſt alſo meinen jetzigen Umſtänden angemeſſen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweiſt man, fragte Cebes, daß der Selbſtmord unerlaubt ſei? Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeſchärft, daß er verboten ſei, aber mehr hat mir Niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns verſuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meinſt du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Umſtänden unerlaubt ſei. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von dieſen Unglücklichen fordern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, daß wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellt wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürften, bis wir abgelöſet würden, iſt zwar nicht ohne Grund, dürfte aber ſo leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt ſagen Gott; denn wen habe ich zu ſcheuen?) Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſind ſein Eigenthum, und ſeine Vorſehung beſorgt unſer Beſtes. Sind dieſe Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, ſprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorſorge eines gütigen Herrn ſtehet, handelt ſträflich, wenn er ſich den Abſichten deſſelben widerſetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtſchaffenheit in ſeinem Buſen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude ſein, die Wünſche ſeines Gebieters durch ſich erfüllt zu ſehen; und um ſo mehr, wenn er von der Geſinnung ſeines Herrn überzeugt iſt, daß ſein eigenes Beſte an dieſen Wünſchen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerſchaffene Werkmeiſter den künſtlichen Bau des menſchlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Weſen hinein ſetzte, hatte er da böſe oder gute Abſichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte ſein Weſen, die ſelbſtſtändige Güte verleugnen, wenn er mit ſeinem Thun und Laſſen böſe Abſichten verknüpfen könnte; und was iſt ein Gott, der ſein Weſen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates; ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Geſtalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit dieſen läſterlichen Irrthum beſtritteſt.

Derſelbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüſtet, die ihn ſtärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch dieſen Erhaltungskräften höchſt gütige Abſichten zum Ziele ſetzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugeſinnten Leibeigenen alſo muß es uns eine heilige Pflicht ſein, die Abſichten unſers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu laſſen, ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen, ſondern vielmehr alle unſere freiwilligen Handlungen mit denſelben auf das Vollkommenſte übereinſtimmen zu laſſen.

Darum habe ich geſagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichſte Muſik ſei: denn ſie lehrt uns, unſere Gedanken und Handlungen ſo einzurichten, daß ſie, ſo viel uns möglich iſt, mit den Abſichten des allerhöchſten Eigenthumsherrn vollkommen übereinſtimmen. Iſt nun die Muſik eine Wiſſenſchaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: ſo kann gewiß keine Muſik herrlicher und vortrefflicher ſein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unſere Gedanken und Handlungen unter ſich, ſondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Abſichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwiſſenden in eine große und wundervolle Harmonie zu ſtimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche ſollte ſich erdreiſten, dieſe entzückende Harmonie zu zerſtören?

Er würde den Abſcheu der Götter und Menſchen verdienen, mein geliebteſter Sokrates!

Sage mir aber auch dieſes, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollſtrecken?

Allerdings!

Sie ſind alſo auch Wahrſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das iſt unſtreitig ein Rathſchluß des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieſes leugnen?

So lange uns alſo dieſe Wahrſager andeuten, daß die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſere freien Handlungen denſelben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt entgegenzuſetzen, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lange ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Wahrſager den ausdrücklichen Befehl zuſchickt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn mir heute zugeſchickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, ſprach Cebes. Allein nun begreife ich um viel weniger, mein lieber Sokrates, wie du vorhin haſt ſagen können, ein jeder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt dieſes wahr, was du itzt behaupteſt, daß wir ein Eigenthum Gottes ſind, und daß derſelbe unſer Beſtes beſorget, ſo ſcheint jener Satz ungereimt. Wie! ſoll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und ſein eigener Herr zu werden: wie kann der unverſtändige Mündel ſich ſchmeicheln, unter ſeiner eigenen Anführung beſſer zu ſtehen, als unter der Anführung des allerweiſeſten Vormundes? Ich ſollte meinen, es ſei vielmehr ein großer Unverſtand, wenn man ſich durchaus in Freiheit ſetzen, und auch den beſten Oberherrn nicht über ſich leiden will. Wer Vernunft beſitzt, wird ſich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines Andern unterwerfen, dem er beſſere Einſichten zutrauet als ſich ſelbſt. Ich würde alſo gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weiſe, würde ich ſagen, müſſe ſich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er ſterben ſoll.

Sokrates hörte ihm aufmerkſam zu, und ſchien ſich an ſeiner Scharfſinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrete er ſich zu uns, und ſprach: Cebes kann ſchon einem zu ſchaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beſtändig Ausflüchte.

Allein dieſesmal, ſprach Simmias, ſcheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiſer bewogen werden, ſich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorſorge des allweiſeſten Aufſehers zu entziehen? — Und wo mir recht iſt, Sokrates, ſo zielet Cebes mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle verläſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt, ſondern dich auch der Aufſicht und Vorſorge eines ſolchen Beherrſchers entäußerſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehrt haſt.

So? ſprach Sokrates: man hat mich angeklagt, wie ich höre? Ich werde mich alſo förmlich vertheidigen müſſen?

Allerdings! ſprach Simmias.

Gut! verſetzte Sokrates: ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede beſſer einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich immer noch unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweitens die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundſchaft hienieden vorzuziehen iſt: ſo wäre es freilich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröſtlichſten Hoffnungen, daß mir beides nicht entgehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorſehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verſcheiden ſoll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht Alles für uns aus iſt. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, das, wie die alte Sage verſichert, für Tugendhafte weit glückſeliger ſein wird als für Laſterhafte.

Wie das? ſprach Simmias, mein lieber Sokrates! willſt du dieſe heilſame Verſicherung im Innerſten deiner Seele verſchloſſen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die ſo viel

Tröſtliches hat? Es iſt billig, ſeinen Freunden ein ſo herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugſt, ſo iſt auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es verſuchen, verſetzte er. Doch laßt uns erſt den Kriton hören, der ſchon lange etwas ſagen zu wollen ſcheint.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen ſoll, läßt mir keine Ruhe; ich ſoll dich bitten, nicht ſo viel zu reden. Man erhitzt ſich ſo ſehr, ſpricht er, und dann wirkt der Trank ſo gut nicht. Er hätte ſchon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrank bereiten müſſen, für Leute, die ſich das Reden nicht hätten verwehren laſſen.

Laß ihn, im Namen der Götter! ſprach Sokrates, hingehen und ſein Amt verſehen. Er halte den zweiten Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.

Dieſe Antwort hatte ich vermuthet, ſprach Kriton; allein der Menſch will nicht ablaſſen.

O laß ihn! verſetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenſchaft zu geben, warum ein Menſch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muths ſein müſſe, indem er ſich nach dem Tode die größte Seligkeit zu verſprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieſes behaupte, will ich zu erklären ſuchen. —

Das, meine Freunde, wiſſen vielleicht die Wenigſten, daß, wer ſich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, ſeine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, ſterben zu lernen. Iſt aber dieſes: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in ſeinem ganzen Leben, alle Wünſche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und ſich doch zu betrüben, wenn das längſt erwünſchte Ziel endlich erreicht wird.

Simmias lachte. Bei'm Jupiter! ſprach er, Sokrates, ich muß lachen, ſo wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier ſagſt, dürfte das Volk nicht ſo leicht befremden, als du meinſt. Das hieſige insbeſondere könnte dir ſagen, wie ſie gar wohl wüßten, daß die Weltweiſen ſterben lernen wollten, daher ſie ihnen auch das widerfahren ließen, was ſie verdienen und wonach ſie ſich ſehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias, nur das nicht, daß ſie es einſehen. Sie wiſſen nicht, was der Tod iſt, nach dem die Weltweiſen ſich ſehnen, und in wie weit ſie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Iſt der Tod nicht etwas, das ſich beſchreiben und erklären läßt?

Freilich, verſetzte Simmias.

Iſt er aber etwas anders als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dies nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergeſtalt verläßt, daß ſie keine Gemeinſchaft untereinander mehr haben, und jedes für ſich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod ſei?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch ſo vorkommt, wie mir. Was meinſt du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den ſogenannten Wollüſten nachhangen und nach köſtlichen Speiſen und Getränken ſo ſonderlich ſtreben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben ſein?

Eben ſo wenig!

Und in Anſehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in ſeinen Kleidern auf Pracht und Ueppigkeit ſehen, oder wird er ſich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüſſige nicht achten?

Was man entbehren kann, ſprach jener, macht dem Weiſen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt ſagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweiſe ſucht ſich aller unnöthigen Leibesſorgen zu entſchlagen, um mit mehrerer Achtſamkeit der Seele warten zu können.

Warum nicht?

Er unterſcheidet ſich alſo ſchon hierin von den übrigen Menſchen, daß er ſein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten feſſeln läßt, ſondern ſeine Seele zum Theil der Gemeinſchaft des Leibes zu entwöhnen ſucht.

Es ſcheint ſo.

Der größte Haufe der Menſchen, o Simmias wird dir ſagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen ſie, ſich nach dem Tode ſehnen, wenn man dem ſinnlichen Wohlleben abſagt und ſich aller fleiſchlichen Wolluſt enthält.

Dies iſt die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er ſich ſonderlichen Fortgang in der Weisheit verſprechen können, wenn er ſich nicht von den ſinnlichen Gegenſtänden zu erheben gelernt hat? — Ich erkläre mich. — Die Eindrücke des Geſichts und des Gehörs ſind, ſo wie ſie uns von den Gegenſtänden zugeſchickt werden, blos einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn dieſe müſſen erſt mit dem Verſtande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelne Empfindungen iſt ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter ſingen mit Recht: die Sinne täuſchen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und ſehen, iſt voller

Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber dieſe beiden Sinne keine deutlichen Einſichten gewähren, ſo wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken ſein.

Freilich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn ſie zur Wahrheit gelangen will? Wenn ſie ſich auf die Sinne verläßt, ſo iſt ſie betrogen.

Richtig!

Sie muß alſo nachdenken, urtheilen, ſchließen, erfinden; um durch dieſe Mittel, ſo viel möglich, in das wahre Weſen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am beſten von ſtatten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichſam nicht fühlen, wenn weder Geſicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns ſelbſt erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerkſamkeit von dem Körper ab, verläßt, ſo viel ſie kann, ſeine Geſellſchaft, um, in ſich geſammelt, nicht den Sinnenſchein, ſondern das Weſen, nicht die Eindrücke, wie ſie uns zugeführt werden, ſondern das, was ſie Wahres enthalten, zu betrachten.

Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weiſen den Leib zu meiden, und ſich, ſo viel ſie kann, von ihm zu entfernen ſuchen muß.

Allem Anſehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen; Iſt die allerhöchſte Vollkommenheit ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegenſtand, oder bedeutet es ein wirkliches Weſen, das außer uns vorhanden iſt?

Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, ſchrankenloſes Weſen, dem das Daſein vorzugsweiſe zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchſte Güte, und die allerhöchſte Weisheit? Sind dieſe auch etwas Wirkliches?

Bei'm Jupiter, ja! Es ſind unzertrennliche Eigenſchaften des allervollkommenſten Weſens, ohne welches jenes nicht da ſein kann.

Wer hat uns aber dieſes Weſen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie geſehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen, u. ſ. w. zugeführt; und dennoch wiſſen wir, daß dieſe Dinge außer uns wirklich ſind, in dem allerhöchſten Grade wirklich ſind. Kann uns Niemand erklären, wie wir auf dieſe Begriffe gekommen ſind?

Simmias ſprach: die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates: Ich werde mich abermals auf dieſelbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenſtimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenſpieler zu kennen, der unſer Ohr ſo ſehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichſte Muſik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, ſo wünſchen wir die Meiſterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns ſelbſt das allervortrefflichſte Bild, das Götteraugen und Menſchenaugen jemals geſehen, das Bild der allerhöchſten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit u. ſ. f.; und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der dieſe Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiderte: Ich erinnere mich einſt vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes ſeine Freunde, verſetzte Sokrates, nicht an der Hinterlaſſenſchaft des glückſeligen Philolaus Theil nehmen laſſen?

Wenn dieſe, ſprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es ſei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, ſprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, ſondern durch ſich ſelbſt erlangt, indem ſie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Weſen und ihre Eigenſchaften kennen lernt. Dieſes deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzuſetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu ſagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorſaale Jupiters liegen *), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, ſie nicht mit Glück und Unglück, ſondern die zur Rechten mit wahrem Weſen, und die zur Linken mit Mangel und Unweſen anzufüllen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geiſt hervorbringen will, ſo ſchöpft er aus dieſen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schickſal, und bereitet, nach deſſen Maßgebung, eine Miſchung von Weſen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geiſtes enthält. Daher findet ſich zwiſchen allen Arten von geiſtigen Weſen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit; denn ſie ſind alle aus eben den Tonnen geſchöpft, und nur in der Miſchung unterſchieden. Wenn alſo unſere Seele, welche gleichfalls nichts anders iſt, als eine Miſchung von Weſen und Mangel, ſich ſelbſt beobachtet, ſo erlangt ſie einen Begriff von dem Weſen der Geiſter und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verſtand, Weisheit, Kraft, Abſicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tauſend andern unkörperlichen Dingen, über welche ſie

---

*) Ilias XXIV. 527.

die äuſſern Sinne in der tiefſten Unwiſſenheit laſſen würden.

Wie unvergleichlich! verſetzte Sokrates. Siehe, Cebes! du beſitzeſt einen ſolchen Schatz, und wollteſt mich ſterben laſſen, ohne mir denſelben einmal zu zeigen! — Doch laß ſehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genieſſen mögen. Philolaus ſagt alſo: die Seele erkennet ihre Nebengeiſter, indem ſie ſich ſelbſt beobachtet. Nicht?

Ja!

Und ſie erlangt Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem ſie ihre eignen Fähigkeiten auseinander ſetzt, und jeder, um ſie deutlicher unterſcheiden zu können, einen beſondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn ſie aber ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt iſt, einen Dämon z. B., ſich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes ſchwieg; und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, ſo kann ſich die Seele zwar niemals von einem höhern Weſen als ſie ſelbſt iſt, oder nur von einer höhern Fähigkeit als ſie ſelbſt beſitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein ſie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Weſen und weniger Mangel zu Theil geworden als ihr ſelbſt, das heißt, welches vollkommner iſt als ſie; oder haſt du es vielleicht von Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchſten Weſen, von der allerhöchſten Vollkommenheit hat ſie auch nicht mehr als dieſen Schimmer einer Vorſtellung. Sie kann das Weſen deſſelben nicht in ſeinem ganzen Umfange begreifen*); aber ſie denkt ihr eigenes Weſen, das, was ſie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es in Gedanken von dem Mangel und Unweſen, mit welchem es in ihr vermiſcht iſt, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit iſt. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leiſe nachgeſprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit iſt.

Und Sokrates fuhr fort: Seht ihr, meine Freunde, wie weit ſich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenſtänden entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückſeligkeit iſt, das allerhöchſte und allervollkommenſte Weſen? In dieſer Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verſchlieſſen, Schmerz und Sinnenluſt ferne von ſeiner Achtſamkeit ſein laſſen, und wenn es möglich wäre, ſeines Leibes völlig vergeſſen, um deſto einſamer ſich ganz auf ſein Seelenvermögen und deren innere Wirkſamkeit einzuſchränken.

Der Leib iſt ſeinem Verſtande bei dieſer Unterſuchung nicht nur ein unnützlicher, ſondern auch ein beſchwerlicher Geſellſchafter; denn jetzt ſucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, ſondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr iſt, alle mögliche Geiſter, ſich auf's deutlichſte vorſtellet, und in allen erſinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte der Körper auf dieſer Reiſe!

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

---

*) Einige Weltweiſe wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wiſſen, was er iſt, ſondern was er nicht iſt; und ſtellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache ſo vor, als wenn wir von Gott und ſeinen Eigenſchaften gar nichts wüßten. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt ſein können, wenn wir auch wiſſen, daß ſie dieſes oder jenes nicht ſei. Allein, wie oft iſt nicht ſchon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommenſten Weſen nur Mängel und Einſchränkungen abſprechen, und dieſe Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe? Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenſchaften Gottes verneinungsweiſe auszudrücken, iſt eigentlich dem Urſprung unſerer Begriffe von Gott zuzuſchreiben, als welche die Verneinung unſerer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. iſt die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein poſitiver Begriff, nämlich immer daſſelbe; aber wir drücken dieſen Begriff verneinungsweiſe aus, weil wir durch die Verneinung der uns beiwohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen ſind. In dieſem Verſtande iſt alſo der angeführte Satz ungegründet; denn unſere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht iſt, ſondern, was ihm nicht fehlt. Will man aber nur ſo viel ſagen, daß wir von den poſitiven Eigenſchaften Gottes keine Anſchauung, keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung haben, ſo wird dieſes willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus dieſem an ſich unſchuldigen Satze hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenſchaften bekannt iſt, verliert dadurch weder ſeine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie ſelbſt fühlen, ſo haben wir doch durch die innere Anſchauung unſerer ſelbſt die Grundlage zu dieſen Vollkommenheiten kennen lernen; und dieſe anſchauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten ſymboliſchen Abſonderung der Mängel und Einſchränkungen, geben einer Menge von Lehrſätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderſon hatte keine ſelbſtgefühlte Vorſtellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Geſichtes mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtſtrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er ſeinen Zuhörern aus dieſen Grundbegriffen erklärte, war nichts deſto weniger unumſtößlich.

Die wahren Weltweiſen, ſprach Sokrates, die dieſe Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders als dieſe Meinung hegen, und einer zum andern ſprechen: Siehe, hier iſt ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter wegführt und alle unſere Hoffnungen vereitelt. Wir ſind verſichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unſer einziger Wunſch ſei. Aber ſo lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe ſchleppen, ſo lange unſere Seele noch mit dieſer irdiſchen Seuche behaftet iſt; können wir uns unmöglich ſchmeicheln, dieſen Wunſch ganz erfüllt zu ſehen. Wir ſollen die Wahrheit ſuchen. Leider läßt uns der Körper wenig Muße zu dieſer wichtigen Unternehmung. Heute fordert ſein Unterhalt unſere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals ſtören; ſodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünſche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerſtreuen, die unſere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenſtande unſerer Wünſche, nach der Weisheit, vergebens ſchmachten laſſen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menſchen? wer anders als der Körper und ſeine unerſättlichen Begierden? Denn die Habſucht iſt die Mutter aller Unruhen, und unſere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Beſitzungen geizen, wenn ſie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu ſorgen hätte. Solchergeſtalt ſind wir die meiſte Zeit beſchäftigt, und haben ſelten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht ſich bereit die Wahrheit zu umarmen: ſo ſteht uns abermals dieſer Störer unſerer Glückſeligkeit, der Leib im Wege, und bietet uns ſeine Schatten ſtatt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unſern Dank ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und ſie ſoll in dieſem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müſſen alſo die ſeligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verſchafft, den Leib völlig aus der Acht zu ſchlagen und mit den Augen des Geiſtes nach der Wahrheit hinzuſehen. Aber wie ſelten und wie kurz ſind auch dieſe ſeligen Augenblicke!

Wir ſehen ja deutlich, daß wir das Ziel unſerer Wünſche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unſerm Tode; bei'm Leben iſt keine Hoffnung dazu. Denn, kann anders die Seele, ſo lange ſie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder, wir werden ſie niemals erkennen; oder, wir werden ſie nach unſerm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in dieſem Leben zu jener ſeligen Erkenntniß vorbereiten, ſo müſſen wir unterdeß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müſſen uns ſeiner Begierden und Lüſte enthalten, und uns, ſo oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, uns in Freiheit zu ſetzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen mit lautern und heiligen Sinnen zu beſchauen, indem wir vielleicht Andere neben uns eben dieſelbe Glückſeligkeit genießen ſehen. — Dieſe Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn ſie ſich von ihren Angelegenheiten beſprechen, und dieſe Meinung müſſen ſie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn dem ſo iſt, mein Lieber, hat denn ein ſolcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, beſſer als irgendwo, das zu erlangen, wonach wir im gegenwärtigen Leben ſo ſehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann alſo heute meine Reiſe mit guter Hoffnung antreten und jeder Wahrheitliebende eben ſo, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimniſſen der Weisheit geſtattet wird.

Dieſes kann nicht geleugnet werden, ſprach Simmias.

Dieſe Reinigung aber iſt nichts anders als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung über das Weſen und die Eigenſchaften der Seele ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen, ohne ſich darin etwas, das nicht die Seele iſt, irren zu laſſen, mit Einem Worte: die Bemühung, ſowohl in dieſem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Feſſeln des Leibes zu befreien, damit ſie ungehindert ſich ſelbſt betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freilich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden alſo alle erſinnliche Mühe an, ſich dem Tode, ſo viel ſie können, zu nähern, ſterben zu lernen. Nicht?

Es ſcheint ſo.

Wäre es nun nicht höchſt ungereimt, wenn ein Menſch, der in ſeinem ganzen Leben nichts gelernt als die Kunſt zu ſterben, wenn ein ſolcher, ſage ich, zuletzt ſich betrüben wollte, daß er den Tod ſich nahen ſieht; wäre es nicht lächerlich?

Unſtreitig.

Alſo, Simmias, muß den wahren Weltweiſen der Tod niemals ſchrecklich, ſondern allezeit willkommen ſein. Die Geſellſchaft des Leibes iſt ihnen bei allen Gelegenheiten beſchwerlich; denn wofern ſie den wahren Endzweck ihres Daſeins erfüllen wollen, ſo müſſen ſie ſuchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu verſammeln. Der Tod iſt dieſe Trennung, die längſtgewünſchte Befreiung von der Geſellſchaft des Leibes. Welche Ungereimtheit alſo, bei Herannahung deſſelben zu zittern, ſich zu betrüben! Getroſt und fröhlich vielmehr müſſen wir dahin reiſen, wo wir Hoffnung haben, unſere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überläſtigen Gefährten los zu werden, der uns ſo vielen Kummer verurſacht hat. Wie? gemeine und unwiſſende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünſchen in ihrer Betrübniß nichts ſehnlicher, als die Oberwelt verlaſſen und zu dem Gegenſtande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabſteigen zu können; und diejenigen, welche gewiſſe Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in ſolchem Glanze zu erblicken als in jenem Leben, dieſe ſind voller Angſt? dieſe beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reiſe an? O nein! mein Lieber! nichts iſt ungereimter, als ein Weltweiſer, der den Tod fürchtet.

Bei'm Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angſt ſein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, ſondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zuſammen liebe?

Ganz untrüglich.

Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als den Weltweiſen?

Niemandem.

Und die Mäßigkeit, dieſe Tugend, die in der Fertigkeit beſteht, ſeine Begierden zu bezähmen und in ſeinem Thun und Laſſen eingezogen und ſittſam zu ſein: wird ſie nicht vornehmlich bei dem zu ſuchen ſein, der ſeinen Leib nicht achtet und blos in der Weltweisheit lebt und webt.

Nothwendig, ſprach jener.

Aller übrigen Menſchen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt ſcheinen, wenn du ſie näher betrachteſt.

Wie ſo? mein Sokrates!

Du weißt, verſetzte er, daß die Meiſten den Tod für ein ſehr großes Uebel halten.

Richtig, ſprach er.

Wenn alſo die ſogenannten tapfern und mannhaften Menſchen unerſchrocken ſterben, ſo geſchieht es blos aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Alſo ſind alle Mannhaften außer den Weltweiſen blos aus Furcht unerſchrocken. Iſt aber eine Unerſchrockenheit aus Furcht nicht höchſt ungereimt?

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben ſie mäßig und enthaltſam. Man ſollte dies für unmöglich halten, und dennoch trifft es bei dieſer unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten ſich gewiſſer Wollüſte, um andere, nach welchen ſie gieriger ſind, deſto ungeſtörter genießen zu können. Sie werden Herren über jene, weil ſie Knechte dieſer ſind. Frage ſie, ſie werden dir freilich ſagen: ſich von ſeinen Begierden beherrſchen zu laſſen, ſei Unmäßigkeit; ſie ſelbſt aber haben die Herrſchaft über gewiſſe Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sclaverei gegen Andere, die noch ausgelaſſener ſind. Heißt man dies nicht gewiſſermaßen aus Unmäßigkeit enthaltſam ſein?

Allem Anſehen nach.

O mein theurer Simmias! Wolluſt gegen Wolluſt, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauſchen, gleichſam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechſeln: dies iſt nicht der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig iſt, und für welche man alles Andere hingeben muß, iſt die Weisheit. Mit dieſer ſchafft man ſich alle übrige Tugend an: Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bei der Weisheit iſt wahre Tugend, wahre Herrſchaft über die Begierden, über die Verabſcheuungen und über alle Leidenſchaften; ohne Weisheit aber erlangt man nichts als einen Tauſch der Leidenſchaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laſter Sclavendienſte thun muß, und an ſich ſelbſt nichts Geſundes und Wahres mit ſich führt. Die wahre Tugend iſt eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tauſch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit ſind kein Tauſch der Laſter gegen einander. Unſere Vorfahren, welche die Teleten oder die vollkommnen Verſöhnungsfeſte geſtiftet, müſſen allem Anſehen nach ſehr weiſe Männer geweſen ſein, denn ſie haben durch dieſe Räthſel zu verſtehen geben wollen, daß, wer unverſöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, die härteſte Strafe auszuſtehen habe, der Geläuterte und Verſöhnte aber nach ſeinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit dieſen Verſöhnungsgeheimniſſen umgehen, pflegen zu ſagen: Es giebt viele Thyrſusträger, aber wenig Begeiſterte; und meines Erachtens verſteht man unter den Begeiſterten diejenigen, die ſich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts geſpart, ſondern unabläſſig geſtrebt einer von dieſen Begeiſterten zu ſein; ob mein Bemühen fruchtlos geweſen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen: werde ich da, wo ich hinkomme, am beſten erfahren, und, ſo Gott will, in kurzer Zeit.

Dieſes iſt meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine beſten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlaſſe und bei Herannahung der Todesſtunde ſo wenig zittere. Ich glaube, allda nicht minder edle Freunde und noch ein ſchöneres Leben zu finden, als ich hier zurücklaſſe, ſo wenig auch dieſes bei'm gemeinen Haufen ſich Glauben erwerben wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede beſſern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, ſo bin ich vollkommen vergnügt. —

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es iſt wahr, Sokrates, du haſt dich vollkommen gerechtfertigt. Allein, was Du von der Seele behaupteſt, muß Vielen unglaublich ſcheinen; denn ſie halten insgemein dafür, die Seele ſei nirgend mehr anzutreffen, ſobald ſie den Körper verlaſſen, ſondern werde gleich nach dem Tode des Menſchen aufgelöſt und vernichtet. Sie ſteige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo ſie vergehe und völlig aufhöre zu ſein. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für ſich beſtehen kann, und nicht nothwendig mit dieſem Leibe verbunden ſein muß, ſo hätten die Hoffnungen, die du dir macheſt, nicht geringe Wahrſcheinlichkeit; denn ſobald es mit uns nach dem Tode beſſer werden kann, ſo hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich beſſer werden wird. Allein die Möglichkeit iſt ſelbſt ſchwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß ſie noch Willen und Verſtandeskräfte haben ſoll, dieſes alſo, mein Sokrates, fordert noch einigen Beweis.

Du haſt Recht, Cebes, verſetzte Sokrates. Allein was iſt zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht.

Ich bin ſehr begierig, ſprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigſtens kann derjenige, erwiderte Sokrates, der unſere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienſchreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beſchäftigte mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich ſind. Die Unterſuchung, die wir jetzt vorhaben, iſt vielmehr ſo wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beiſtand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke ſchreiten. — Er ſchwieg, und ſaß eine Weile in Andacht vertieft; ſodann ſprach er: Doch, meine Freunde, mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdige Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beiſtand leiſten kann. Zur Sache alſo! Der Tod, o Cebes, iſt eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes; und wir wollen itzt unterſuchen, was bei dieſer Veränderung ſowohl mit dem Leibe des Menſchen, als mit ſeiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathſam ſein, erſt überhaupt zu erforſchen, was eine natürliche Veränderung nicht nur in Anſehung des Menſchen, ſondern auch der Thiere, Pflanzen und lebloſen Dinge, hervorzubringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf dieſe Weiſe näher zu unſerm Endzweck kommen.

Der Einfall ſcheint nicht unglücklich, verſetzte Cebes; wir müſſen alſo für's Erſte eine Erklärung ſuchen, was Veränderung ſei.

Mich dünkt, ſprach Sokrates, wir ſagen: ein Ding habe ſich verändert, wenn unter zwei entgegengeſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu ſein. Z. B. ſchön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böſe, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen; ſind dies nicht entgegengeſetzte Beſtimmungen, die bei einer und eben derſelben Sache möglich ſind.

Ja!

Wenn eine Roſe welkt und ihre ſchöne Geſtalt verliert: ſagen wir alsdann nicht, ſie habe ſich verändert?

Allerdings.

Und wenn ein ungerechter Mann ſeine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengeſetzte annehmen und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt; wenn durch eine Veränderung etwas entſtehen ſoll, ſo muß das Widerſpiel davon da geweſen ſein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht geweſen; ein Ding wird ſchön, groß, ſchwer, anſehnlich u. ſ. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unanſehnlich geweſen iſt. Nicht?

Eine Veränderung heißt alſo überhaupt nichts anders, als die Abwechſelung der entgegengeſetzten Beſtimmungen, die an einem Dinge möglich ſind. Wollen wir es bei dieſer Erklärung bewenden laſſen? Cebes ſcheint noch unentſchloſſen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengeſetzte machte mir einiges Bedenken. Ich ſollte nicht glauben, daß ſchnurſtracks entgegengeſetzte Zuſtände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! verſetzte Sokrates. Wir ſehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelſtand zu finden weiß, der ihr gleichſam zum Uebergange dient, von einem Zuſtande auf den entgegengeſetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelſt der Abenddämmerung; ſo wie der Tag auf die Nacht, vermittelſt der Morgendämmerung. Nicht?

Freilich!

Das Große wird in der Natur klein, vermittelſt der allmähligen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelſt des Zuwachſes.

Richtig.

Wenn wir auch in gewiſſen Fällen dieſem Uebergange keinen beſondern Namen geben, ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden ſein müſſe, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe mit ſeinem Widerſpiel abwechſeln ſoll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich ſein ſoll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt ſind, hervorgebracht werden?

Wie könnte ſie ſonſt natürlich heißen?

Dieſe urſprünglichen Kräfte aber ſind ſtets wirkſam, ſtets lebendig; denn wenn ſie nur einen Augenblick entſchliefen, ſo würde ſie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieſes natürlich nennen?

Wie könnten wir das? ſprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte alſo itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben ſie ſchon von jeher gearbeitet; denn ſie waren niemals müſſig, nur daß ihre Wirkung erſt nach und nach ſichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet ſchon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber ſie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge ſind von der Geburt des Tages bis auf ſeinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe ſelbſt arbeiten die Lebenskräfte ſchon an der künftigen Erwachung, ſo wie ſie im wachenden Zuſtande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe auf ſein Widerſpiel erfolgen ſoll, wie ſolches bei allen natürlichen Veränderungen geſchieht: ſo müſſen die ſtets wirkſamen Kräfte der Natur ſchon vorher an dieſer Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zuſtand gleichſam mit dem zukünftigen geſchwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittleren Zuſtände mitnehmen muß, wenn ſie einen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiel ablöſen will?

Ganz unläugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entſtehe, ob nicht Anfangs zuviel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorhergehenden Zuſtand des Dinges, das verändert werden ſoll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengeſetzt iſt; und einen Uebergang, oder die zwiſchen beiden liegenden Zuſtände, die der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg bahnen. Wird dieſes zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich ſehe nicht ab, wie man an dieſer Wahrheit ſollte zweifeln können.

Laß ſehen, erwiderte Sokrates, ob die Folgendes eben ſo unläugbar ſcheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilt, und das Künftige beſtändig zu dem Vergangenen zurückſendet, ſo verwandelt ſie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Geſtalt. Biſt du nicht auch dieſer Meinung, Cebes?

Sie iſt wenigſtens wahrſcheinlich.

Mir ſcheint ſie unwiderſprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff iſt, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geſchick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, ſo wird etwas an ihm anders, als es vorhin geweſen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe ſind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in ſeinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewiſſe Dinge oft eine Zeit lang unverändert ſcheinen; denn ſcheint uns doch auch eine Flamme eben dieſelbe, und dennoch iſt ſie nichts anders, als ein Feuerſtrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß emporſteigt, und ſichtbar wird. Die Farben kommen unſern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechſelt beſtändig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit ſuchen, ſo müſſen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenſcheine beurtheilen.

Beim Jupiter! verſetzte Cebes, dieſe Wahrheit öffnet uns eine ſo neue als reizende Ausſicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er ſich zu uns wandte: die Anwendung von dieſer Lehre auf die Natur unſerer Seele ſcheint die wichtigſten Folgen zu verſprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu ſchicken, verſetzte Sokrates, ehe ich auf dieſe Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingeſtanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; ſondern, ſo wie die vergangene Zeit älter wird, ſo wächſt auch die aneinander hangende Reihe der Abänderungen, die da geweſen ſind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder ſtetigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, ſprach Cebes, was du ſagen willſt.

Beiſpiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des ſtillen Waſſers ſcheint uns in einem fortzugehen, und jedes Waſſertheilchen mit denen, die umher ſind, gemeinſchaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein beſteht, deren jedes ſeine eigenen Grenzen hat. Nicht?

Dieſes iſt begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausſpreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwiſchen welchen keine dritte anzutreffen iſt.

Richtig!

Das Wort Cebes alſo geht nicht in einem fort; ſondern die Sylben, aus welchen es beſteht, folgen in einer unſtetigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geiſt mit dieſem Worte verbindet: giebt es auch hier Theile, die ihre eigenen Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht: denn alle Theile und Merkmale eines zuſammengeſetzten Begriffs fließen ſo in einander, daß ſich keine Grenzen angeben laſſen, wo dieſes aufhört, jenes anfängt. Sie bilden alſo zuſammen ein ſtetiges Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre beſtimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zuſammenkommen und ein Wort ausmachen, in einer unſtetigen Reihe auf einander folgen.

Dieſes iſt vollkommen deutlich.

Ich frage alſo von der Zeit: iſt ſie mit dem ausgeſprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer ſtetigen oder unſtetigen Ordnung aufeinander?

In einer ſtetigen, erwiderte Cebes.

Freilich, verſetzte Simmias; denn durch die Folge unſerer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei ſein ſollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen alſo in einem fort und haben gemeinſchaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinſte Zeittheilchen iſt eine ſolche Folge von Augenblicken, läßt ſich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenſchaften der Zeit behalten. Nicht?

Es ſcheint.

Alſo giebt es auch keine zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen ſich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieß folgt aus dem Zugeſtandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen alſo, wie die Zeit, in einer ſtetigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch nicht zwei Zuſtände geben, die ſich einander die nächſten ſind, das heißt, zwiſchen welchen noch ein dritter anzutreffen ſei?

Es ſcheint alſo.

Unſern Sinnen kömmt es freilich ſo vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweiſe geſchähen, indem ſie ſolche nicht eher, als nach merklichen Zwiſchenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts deſto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer ſtetigen Folge auf einander. Der kleinſte Theil dieſer Folge iſt ſelbſt eine Folge von Veränderungen; und man mag zwei Zuſtände ſo dicht an einander ſetzen, als man will, ſo giebt es immer noch einen Uebergang dazwiſchen, der ſie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg zeigt.

Ich begreife dieſes alles ſehr wohl, ſprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jetzt iſt es Zeit, uns unſerm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe geſammelt, die für unſere Ewigkeit ſtreiten ſollen, und ich verſpreche mir einen gewiſſen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, um ihre Stärke und Schwäche deſto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat ſehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, ſprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, ſind dieſe:

1. Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: 1) ein Zuſtand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der ſeine Stelle vertreten ſoll, und 3) die mittlern Zuſtände, oder der Uebergang,

damit die Veränderung nicht plötzlich, ſondern allmälig geſchehe.

2. Was veränderlich iſt, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es giebt nicht zwei Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind.

4. Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und iſt ebenfalls ſo ſtetig, ſo aneinanderhangend, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Uebergang Statt finden ſollte. — Sind wir nicht über dieſen Punkt einig geworden?

Ja! ſprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes, verſetzte Sokrates, ſind entgegengeſetzte Zuſtände. Nicht?

Freilich!

Und das Sterben iſt der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freilich!

Dieſe große Veränderung trifft vermuthlich die Seele ſowohl als den Leib: denn beide Weſen ſtanden in dieſem Leben in der genaueſten Verbindung.

Allem Anſehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieſer wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren, denn das Ausgedehnte bleibt unſern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach dieſem Leben ſein wird, muß blos durch die Vernunft ausgemacht werden, denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menſchlichen Sinnen gegenwärtig zu ſein.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerſter, erſt das Sichtbare durch alle ſeine Veränderungen verfolgen, und hernach wo möglich das Unſichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das ſcheint der beſte Weg, den wir einſchlagen können, erwiderte Cebes.

In jedem thieriſchen Leibe, Cebes, gehen beſtändig Trennungen und Zuſammenſetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thieriſchen Maſchine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres ſchon gleichſam an mit einander zu ringen.

Dieſes zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zuſtand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maſchine vorgehen, mehr auf das Wohlſein als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Geſundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thieriſchen Veränderungen, welche die Auflöſung der großen Maſchine verurſachen, durch Krankheiten vermehrt; oder durch das Alter, welches die natürlichſte Krankheit genannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löſt ſich in ſeine kleinſten Theile auf. Aber was geſchieht? Hören dieſe Theile auf, verändert zu werden? Hören ſie auf zu wirken und zu leiden? Gehen ſie ganz verloren?

Es ſcheint nicht, verſetzte Cebes.

Unmöglich, mein Wertheſter, erwiderte Sokrates, wenn das wahr iſt, worüber wir einig geworden; denn es gibt wohl ein Mittel zwiſchen Sein und Nichtſein?

Keinesweges.

Sein und Nichtſein wären alſo zwei Zuſtände, die unmittelbar auf einander folgen, die ſich einander die nächſten ſein müßten; wir haben aber geſehen, daß die Natur keine ſolchen Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geſchehen müſſen, hervorbringen kann. Erinnerſt du dich wohl noch dieſes Satzes?

Sehr wohl, ſprach Cebes.

Alſo kann die Natur weder ein Daſein, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher geht bei der Auflöſung des thieriſchen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu ſein, zu wirken, zu leiden, zuſammengeſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammengeſetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieſes ſteigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Iſt dieſes nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates, antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir ſehen alſo, meine Freunde, daß Tod und Leben, in ſo weit ſie den Leib angehen, in der Natur nicht ſo getrennt ſind, als ſie in unſern Sinnen ſcheinen. Sie ſind Glieder einer ſtetigen Reihe von Veränderungen, die durch ſtufenweiſe Uebergänge mit einander auf das genaueſte verbunden ſind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge ſagen könnte: Jetzt ſtirbt das Thier; ſo wenig man nach aller Strenge ſagen kann: Jetzt ward es krank, oder jetzt ward es wieder geſund. Freilich müſſen die Veränderungen unſern Sinnen wie getrennt ſcheinen, da ſie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwiſchenzeit merkbar werden; aber genug, wir wiſſen, daß ſie es in der That nicht ſein können.

Ich beſinne mich jetzt auf ein Beiſpiel, das dieſen Satz erläutern wird. Unſere Augen, die auf einen gewiſſen Erdſtrich eingeſchränkt ſind, unterſcheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es iſt uns, als wenn dieſe Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgeſondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennt gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht ſtetig an einander hangen, und alſo jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich ſei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, ſeiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen; als ob Jemanden, der nicht in einem engen Bezirk auf dem Erdboden eingeſchränkt iſt, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit ſowohl Morgen als Abend wäre. Es iſt den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Roſenfingern beſtändig die Thore des Himmels offen halten und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern ſchleppen, ſo wie die Götter, wenn ſie nur des Nachts ſchlafen wollen, gar nicht oder beſtändig ſchlafen müſſen.

So laſſen ſich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterſcheiden; denn das Stetige und Aneinanderhangende läßt ſich nur in der Einbildung und nach den Vorſpiegelungen der Sinne in beſtimmte und abgeſonderte Theile zertrennen; der Verſtand aber ſieht gar wohl, daß man da nicht ſtehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung iſt. Iſt dieſes deutlich, meine Freunde?

Gar ſehr, erwiderte Simmias.

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es ſich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die daſſelbe Ding erlitten, fängt ſich nach dem Urtheile unſerer Sinne da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieſes nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da wo ſich die thieriſchen oder pflanzigen Bewegungen unſern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thieriſchen oder pflanzigen Formen verſchwinden und unſcheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verweſung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber ſind alle dieſe Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette allmählige Entwickelungen und Entwickelungen deſſelben Dinges, das ſich in unzählige Geſtalten einhüllt und einkleidet. Iſt hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringſten nicht, verſetzte Kebes.

Wenn wir ſagen, fuhr Sokrates fort, die Seele ſtirbt, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, ſie verſchwindet gleichſam in einem Nu; oder ſie erleidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer ſtetigen Reihe fortgehen: und in dieſer Reihe gibt es eine Epoche, wo ſie keine menſchliche Seele mehr, ſondern etwas anders geworden iſt; ſo wie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menſchlicher Leib zu ſein, und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele ſterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählig?

Nein, erwiderte Kebes. Dieſe Eintheilung erſchöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, ſprach Sokrates. Die alſo noch zweifeln, ob die Seele nicht ſterblich ſein könne, mögen wählen, ob ſie beſorgen, ſie möchte plötzlich verſchwinden, oder nach und nach aufhören, dasjenige zu ſein, was ſie war. Will Kebes nicht ihre Stelle vertreten, und dieſe Wahl über ſich nehmen?

Die Frage iſt, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten laſſen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn ſie auf meine Wahl Verzicht thäten, und ſich anders erklären ſollten, ſo dürfte morgen niemand mehr da ſein, der ſie widerlegen kann.

Mein lieber Kebes, verſetzte Sokrates: Griechenland iſt ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen die Unterſuchung am Herzen liegt. — Doch es ſei, laß uns beide Fälle unterſuchen! Der erſte war: Vielleicht vergeht die Seele plötzlich, verſchwindet in einem Nu. An und für ſich iſt dieſe Todesart möglich. Kann ſie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr iſt, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Vernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieſes nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwiſchen Sein und Nichtſein iſt eine entſetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht überſprungen werden kann.

Ganz recht, verſetzte Kebes. Wie aber, wenn ſie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit vernichtet würde?

O mein Theuerſter! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl verſorgt ſind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir beſorgten, war, ob die Natur unſerer Seele nicht an und für ſich ſelbſt ſterblich ſei; und dieſe Beſorgniß ſuchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, ſie durch ein Wunderwerk vernichten werde? — nein, Cebes, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns ins Eis verwandeln, ehe wir von der ſelbſtſtändigen Güte eine grundböſe Handlung, die Vernichtung durch ein Wunderwerk befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, ſprach Cebes, daß mein Einwurf beinahe eine Läſterung ſei.

Die eine Todesart, die plötzliche Vernichtung, ſchreckt uns alſo nicht mehr, fuhr Sokrates fort, denn ſie iſt der Natur unmöglich. Doch überlegt auch Folgendes, meine Freunde: Geſetzt, ſie wäre nicht unmöglich, ſo iſt die Frage: wann? zu welcher Zeit, ſoll unſere Seele verſchwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Anſehen nach.

Nun haben wir aber geſehen, daß es keinen beſtimmten Augenblick gibt, da man ſagen kann, jetzt ſtirbt das Thier. Die Auflöſung der thieriſchen Maſchine hat ſchon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen ſichtbar geworden ſind; denn es fehlt niemals an ſolchen thieriſchen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider ſind; nur daß ſie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, ſondern eine jede ihren beſondern Endzweck angenommen hat: und alsdann iſt die Maſchine aufgelöſt. Dieſes geſchieht ſo allmälig, in einer ſo ſtetigen Ordnung, daß jeder Zuſtand eine gemeinſchaftliche Grenze des vorhergehenden und eine Urſache des nachfolgenden Zuſtandes zu nennen iſt. Haben wir dieſes nicht eingeſtanden?

Richtig!

Wenn alſo der Tod des Körpers auch der Tod der Seele ſein ſoll: ſo muß es auch keinen Augenblick geben, da man ſagen kann, jetzt verſchwindet die Seele, ſondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maſchine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirkſamkeit abnehmen. Scheint es dir nicht alſo, mein Cebes?

Vollkommen!

Aber ſiehe! welche wunderbare Wendung unſere Unterſuchung genommen hat! Sie ſcheint ſich, wie ein Kunſtwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie ſo?

Wir haben angenommen, unſere Gegner beſorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zuſehen, ob dieſe Furcht gegründet ſei oder nicht. Wir haben darauf unterſucht, in welchem Augenblicke ſie zernichtet werden möchte; und dieſe Unterſuchung ſelbſt brachte uns auf das Widerſpiel der Vorausſetzung, daß ſie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, ſondern allmälig an innerer Kraft und Wirkſamkeit abnehme.

Deſto beſſer, antwortete Cebes. So hat ſich jene angenommene Meinung gleichſam ſelbſt widerlegt.

Wir haben alſo nur noch dieſes zu unterſuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht ſo allmälig vergehen können, wie ſich die Theile der Maſchine trennen.

Richtig!

Laſſet uns dieſe treuen Gefährten, Leib, Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben ſollen, auf ihrer Reiſe verfolgen, um zu ſehen, wo ſie zuletzt bleiben. So lange die mehrſten Bewegungen der Maſchine auf die Erhaltung und das Wohlſein des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beſchaffenheit haben: ſo beſitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabſcheut, begreift und will. Nicht?

Unſtreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert ſich eine ſichtbare Mißhelligkeit zwiſchen den Bewegungen, die in der Maſchine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, ſondern ganz beſondere ſtreitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehrt, wird ſie indeß ſchwächer, empfindet unordentlich, denkt falſch, und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib ſtirbt: das heißt, alle Bewegungen ſcheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige ſchwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorſtellungen verſchaffen: auf dieſe muß ſich alſo die Kraft der Seele ſo lange einſchränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verweſung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinſchaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maſchine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verſchiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen Theilen ganz verſchiedener Maſchinen. Und die Seele? mein Cebes, wo wollen wir die laſſen? Ihre Maſchine iſt verweſt. Die Theile, die noch von derſelben übrig ſind, ſind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beſeelt werden könnte. Hier ſind keine Gliedmaßen der Sinne, keine

Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung ſie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll alſo alles in ihr öde ſein? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabſcheuungen, Neigungen und Leidenſchaften verſchwunden ſein, und nicht die geringſte Spur hinterlaſſen haben?

Unmöglich, ſprach Cebes. Was wäre dieſes anders, als eine völlige Vernichtung? Und keine Vernichtung, haben wir geſehen, ſteht in dem Vermögen der Natur.

Was iſt alſo für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch ſo weit hinaus ſchieben, wäre immer noch, vom Daſein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Weſen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zuſammenhange gegründet ſein kann. Sie wird alſo fortdauern, ewig vorhanden ſein. Soll ſie vorhanden ſein, ſo muß ſie wirken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben; denn Empfinden, Denken und Wollen ſind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Weſen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer ſinnlichen Empfindung, und wo ſollen wir ſinnliche Empfindungen herbekommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden ſind?

Nichts ſcheint richtiger, ſprach Cebes, als dieſe Folge von Schlüſſen; und gleichwohl leitet ſie zu einem offenbaren Widerſpruch.

Eines von beiden, fuhr Sokrates fort: entweder die Seele muß vernichtet werden, oder ſie muß nach der Verweſung des Leibes noch Begriffe haben. Man iſt ſehr geneigt, dieſe beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich ſein. Laß ſehen, ob wir aus dieſem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unſer Geiſt natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden. Worauf gründet ſich dieſe Unmöglichkeit? — Seid unverdroſſen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: ſie führen uns in eine der herrlichſten Gegenden, die das Gemüth des Menſchen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieſer Seite iſt alſo ſchlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müſſen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, ſie muß nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier ſteht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unſer Geiſt ohne ſinnliche Eindrücke noch Begriffe haben ſoll; aber wer leiſtet für dieſe Unmöglichkeit die Gewähr? Iſt es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke haben denken können?

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, dieſe Erfahrung über die Grenzen dieſes Lebens auszudehnen, und der Natur ſchlechterdings die Möglichkeit abzuſprechen, die Seele, ohne dieſen gegliederten Leib, denken zu laſſen? Was meinſt du, Simmias? würden wir einen Menſchen nicht lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlaſſen hätte, und aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders, als bei uns, abwechſelten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden ſein, daß es dereinſt, von ſeiner Wurzel abgelöſt, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen würde? Würde es nicht vielmehr aus ſeinen jetzigen Umſtänden die Unmöglichkeit eines ſolchen Zuſtandes beweiſen zu können glauben?

Allem Anſehen nach.

Und wir Blödſinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieſes Leben eingekerkert, durch unſere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach dieſem Leben möglich ſei? — Ein einziger Blick in die unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde ſolcher Schlüſſe überführen. Wie dürftig, wie ſchwach würde ſie ſein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unſere Erfahrung?

Freilich.

Wir können alſo mit gutem Grunde dieſe Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengeſetzt, daß unſer Geiſt untergehen ſollte. Homer läßt ſeinen Helden mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häuſern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt*). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, ſcheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieſes iſt gewiß, meine Geliebten, unſer Geiſt ſiegt über Tod und Verweſung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tauſend veränderten Geſtalten die Abſichten des Allerhöchſten zu erfüllen; er hingegen erhebt ſich über den Staub, und fährt fort, nach andern natürlichen, aber überirdiſchen Geſetzen, die Werke des Schöpfers zu beſchauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieſes, meine Freunde! Wenn unſere Seele nach dem Tode ihres Leibes noch lebt und denkt, wird ſie nicht auch alsdann, ſowie in dieſem gegenwärtigen Zuſtande, nach der Glückſeligkeit ſtreben?

---

*) Plato hat dieſen Vers des Homer anders verſtanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in ſeiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieſer Stelle die günſtigere Auslegung gelten zu laſſen.

Wahrſcheinlich dünkt mich's, ſprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünſchte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe ſind dieſe, verſetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, ſo müſſen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechſeln, ſo muß ſie dieſe Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt einen Willen haben; hat ſie aber einen Willen, wohin kann dieſer anders zielen, als nach dem höchſten Grade des Wohlſeins, nach der Glückſeligkeit?

Dieſes war allen deutlich. — Aber wie! fuhr Sokrates fort: Das Wohlſein eines Geiſtes, der nicht mehr für die Bedürfniſſe ſeines Lebens zu ſorgen hat, worin beſteht dieſes? Speiſe und Trank, Liebe und Wolluſt kann ihm nicht mehr behagen; was in dieſem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, iſt dort ſeiner Achtung unwürdig: kaum daß ihm noch eine ſchwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüſten bleibt, die er in Geſellſchaft ſeines Leibes genoſſen. Wird er wohl nach dieſen ſonderlich ſtreben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit, ſprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel ſeiner Wünſche ſein?

Wie könnte dies in einem Zuſtande möglich ſein, wo, allem Anſehen nach, kein Eigenthum beſeſſen, kein Vermögen genoſſen werden kann.

Die Ehrbegierde iſt zwar eine Leidenſchaft, die, dem Anſehen nach, dem abgeſchiedenen Geiſte noch bleiben kann: denn ſie ſcheint wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhangen; allein, worein kann der körperliche Geiſt den Vorzug ſetzen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zurück.

Freilich!

Es bleibt ihm alſo nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und ihn über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geiſtigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen, wer in dieſem Leben ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schönheit hingeriſſen, den Leib ſammt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Begriff einer geiſtigen Schönheit, ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommene, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck Deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt.

Ich erinnere mich, dieſe Gedanken ſchon bei einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur die Folge daraus herleiten: Wenn es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen: ſo wird unſer fortdauerndes Daſein nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſein, ein himmliſches Ergötzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Seligkeit antritt. Nur, wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidigt, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumwälzt, wer der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an Anderer Elend ſein Ergötzen gefunden: der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er ſeinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſei der Gottheit! mir keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über Alles geliebt habe: ſo freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Licht zu genießen, wonach ich in dieſer Finſterniß geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe! Vielleicht führet uns die Gottheit dereinſt, in verklärter Freundſchaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Zwei Göttergeſpräche

Von C. M. Wieland.

I.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich ſchon einige Tage nicht an der Göttertafel geſehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen geſehen hatte, wie die Sachen ſtänden.

Jupiter. Und wie haſt du ſie gefunden?

Numa. Ich ſage es mit ſchwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich ſage ich dir nichts Neues damit: dein Anſehen bei den Sterblichen ſcheint unwiederbringlich verloren zu ſein.

Jupiter. Haſt du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel ſagte?

Numa. Er vertröſtete dich weit hinaus, Jupiter; — und auch dieſer Troſt dreht ſich am Ende doch nur um ein Wortſpiel. Es iſt gerade als wenn ein Chaldäiſcher Wahrſager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genuſſe ſeiner Eroberungen an einem armſeligen Fieber ſterben mußte, mit der Verſicherung hätte tröſten wollen, daß zwei tauſend Jahre nach ſeinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind ſein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein ſolcher Gedanke mag, ſo lange man ſich wohl befindet, ganz angenehm ſein: aber für den Verluſt des erſten Thrones der Welt iſt es eine ſchwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp ſollte deine Vorſtellungen von ſolchen Dingen berichtigt haben!

Numa. Ich weiß ſehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einfluſſes, den du auf die Unterwelt haſt, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkſt! — mein Ohr iſt ſeit einiger Zeit ſehr duldſam geworden. — Aber was?

Numa. Dieſer Einfluß muß doch wohl von keiner ſonderlichen Bedeutung ſein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Anſehens und der hohen Vorrechte, die du ſo viele Jahrhunderte lang in der ganzen römiſchen Welt genoſſen haſt, entſetzen laſſen konnteſt, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen ſo etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewiſſer Maßen für den Stifter der altrömiſchen Religion gelten kann, ſo war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policirung unumgänglich nöthig ſchien. Ich änderte zwar nichts Weſentliches am Dienſte der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängſt in den Beſitz der öffentlichen Verehrung geſetzt hatte; indeſſen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchſten Weſens, ſo zu ſagen, offen zu erhalten, und wenigſtens der gröbſten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thieriſcher noch ſelbſt unter menſchlicher Geſtalt abzubilden und in den Tempeln aufzuſtellen. Ich betrachtete ſchon damals die verſchiedenen Perſonen und Namen, die der Glaube der Vorältern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbole der unſichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menſchen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienſte um das geſellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeiſter erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenſchein hat dich belehrt, daß du dich, in dieſer letzten Vorſtellung wenigſtens, nicht ſehr irrteſt; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Fidiaſſe und Alkamenen im Latium gegeben, vermuthlich würden dieſe Künſtler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns alſo nie für etwas andres gehalten haſt als was wir ſind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geſchehen laſſen können, wenn auch die Erdbewohner ſo weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag ſein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von ſo langer Zeit her immer im Beſitze der Anbetung der Menſchen zu ſehen, Schuld daran iſt. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich geſetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich geſtehe, daß es mir Mühe koſten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorſtellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Luſt, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimniſſe meiner Familie wegzuziehen, worüber ſich ſo viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirſt.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch ſchon da ſind, und wie weit unſere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieſes unermeßliche Ganze zu ſein angefangen hätte, deſſen Daſein vielmehr der überzeugendſte Beweis iſt, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben ſo großer Gewißheit ſagen, daß von allen ſichtbaren Theilen deſſelben keines immer ſo geweſen ſei, wie es iſt. So hat z. B. die Erde, die wir einſt bewohnten, ſchon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon ſich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den älteſten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieſer Art iſt die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden ſei. In der That waren die Bewohner der Erde in dieſem erſten Zeitraume, wofern man ſie anders Menſchen nennen kann, eine Art von Menſchen, die ſich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympiſche Jupiter des Phidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern ſeiner Gärten aufgeſtellt; ſo weit ragten ſie an Größe und Schönheit der Geſtalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geiſtes über die Menſchen der ſpätern Perioden empor. Die Erde befand ſich mit ihnen durch ſie in einem Zuſtande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtauſenden trugen ſich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenſchaft ihrer erſten Bewohner artete auf verſchiedenen Erdſtrichen aus, über welche ihr Anwachs ſie genöthigt hatte ſich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erſchütterungen, Vulkane, Ueberſchwemmungen, veränderten die Geſtalt dieſes Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verſchlungen wurden, ſtiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdbewohner ging unter dieſen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zuſammen; aber ihre Nachkommen ſanken bald aus Mangel und Elend bis zu thieriſcher Wildheit herab. Inzwiſchen erholte ſich die Erde allmählig wieder aus dem chaotiſchen Zuſtande, der die natürliche Folge jener ſchrecklichen Konvulſionen war, und wurde immer geſchickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit ſie ſich wieder bevölkerte, nährten ſich kärglich von Jagd und Fiſcherei, und, wo dieſe fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; ſie wohnten größtentheils in Wäldern und Höhlen, und die meiſten waren ſo roh, daß ſie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweiſe hatte ſich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener erſten vollkommenen Menſchenraſſe bei ſeinen urſprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künſte und der Wiſſenſchaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Kataſtrophen genöthigt, ihre angeerbten Wohnſitze zu verlaſſen, verbreiteten ſie ſich gegen Süden und Weſten, und überall, wohin ſie kamen, war ihre Ankunft der Erſcheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn ſie brachten nebſt einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künſte mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenſchen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel ſie eben zu dieſer unmenſchlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifſt, Freund Numa, daß ſie von dieſen armſeligen Geſchöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das ſie ihnen mittheilten, durch die Künſte des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch ſie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Geſellſchaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Geſetzgeber ſie wurden, durch die lieblichen Künſte der Muſen, wodurch ſie mildere Sitten, feinere Freuden und ſüßeren Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifſt, ſage ich, daß ſie durch alle dieſe Wohlthaten ſich verdient genug um die Menſchen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufſteigen in dieſes ätheriſche Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirſt du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die ſich einſt ſo viele und große Verdienſte um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menſchen, die das, was ſie zu den Menſchen machte, von ihnen empfangen hatten, ſich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles deſſen zu wachen, wovon ſie in gewiſſem Sinne die Schöpfer geweſen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel geſehen hatte. —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar ſein, warum ich ſagte: ich könne es ganz wohl geſchehen laſſen, wenn die Menſchen ſo weit in der Aufklärung kommen, daß ſie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich ſind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künſtlern und Mythologen kräftig unterſtützt, hatten den Dienſt, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen ſeines wohlthätigen Einfluſſes auf die Menſchheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch ſollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menſchlichen Dinge, endlich in ſich ſelbſt zuſammen ſinken mußte. Wie könnte ich verlangen, daß etwas nicht erfolge, was nach den ewigen Geſetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber dieſe fanatiſchen Neuerer begnügen ſich nicht, euern uralten und auf ſo große Wohlthaten gegründeten Dienſt zu reinigen; — ſie zerſtören, ſie vernichten ihn! Sie rauben euch ſogar, was ſie euch ſchlechterdings ſchuldig ſind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu ſtimmen, treiben ſie den Unſinn ihrer frevelhaften Freiheit ſo weit, euch ſogar für böſe Dämonen und hölliſche Geiſter zu erklären und als ſolche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanſtändige Mährchen gefallen laſſen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkoſten beluſtigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir ſpricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen iſt, da der Dienſt Jupiters den Menſchen wohlthätig zu ſein aufgehört hat? Soll ich ſie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Reſpekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen ſein, ob ſie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweiſen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir geſichert? oder ſchenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen iſt dran gelegen, Jupiter, ſich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinſchaft zwiſchen dir und ihnen, wozu ſie ſich verführen laſſen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genoſſen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Epiklöpſe da unten, die meinen Einfluß auf die menſchlichen Dinge in keinen ſo hohen Anſchlag bringen; und, Alles genau berechnet, dürften ſie wohl ſo gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als ſie empfänglich ſind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und ſo geht dann gewöhnlich Alles ſeinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du ſiehſt, aber im Ganzen doch ſo, daß man dabei beſtehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige ſein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Beſten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu ſchwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu laſſen, das iſt Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erſcheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde ſein, der dort auf uns zukommt? Oder kennſt du ihn etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in ſeinem Anſehen, das keinen gewöhnlichen Menſchen ankündigt.

Der Unbekannte. Iſt es erlaubt an eurer Unterredung Theil zu nehmen? Ich geſtehe, daß ſie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (für ſich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt alſo ſchon, wovon wir ſprachen?

Der Unbek. Ich beſitze die Gabe zu ſein, wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit ſuchen, da ermangle ich ſelten, ſichtbar oder unſichtbar, der dritte zu ſein.

Numa (den Kopf ein wenig ſchüttelnd). Ein ſonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So biſt du ein ſehr guter Geſellſchafter! Mich freut es deine Bekanntſchaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommſt?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir ſprachen blos von Thatſachen; und dieſe erſcheinen, wie du wiſſen wirſt, einem jeden Zuſchauer, nach ſeinem Standpunkt und nach Beſchaffenheit ſeiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Geſichtspunkt richtig geſehen werden.

Numa. Und der iſt? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leiſe zu Numa). Hinter dem iſt entweder ſehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennſt alſo das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennſt du ſeinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt iſt, und der ſich alles nähert.

Numa. Und wie erſcheint dir jede Sache aus dieſem Geſichtspunkte?

Der Unbek. Nicht ſtückweiſe, nicht was ſie in einzelnen Orten und Zeitpunkten iſt, nicht wie ſie ſich gegen dieſe oder jene Dinge verhält, nicht was ſie durch ihre Einſenkung in den Dunſtkreis der menſchlichen Meinungen und Leidenſchaften verliert oder gewinnt, nicht wie ſie durch Thorheit verfälſcht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: ſondern wie ſie ſich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Geſtalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das iſt, wie viel ſie zum ewigen Wachsthum ſeiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt ſich hören!

Numa. Und wie findeſt du aus dieſem Geſichtspunkte den Gegenſtand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft beſprochen? die große Kataſtrophe, die in dieſen Tagen alles, was dem Menſchengeſchlechte ſo viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigſte und Heiligſte war, ohne alle Rückſicht und Schonung umgeſtürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn ſie war lange vorbereitet, und es brauchte, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windſtoß, um ein altes, übel zuſammengefügtes, durchaus morſches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzuſtürzen.

Numa. Aber es war doch ein ſo prächtiger Bau! ſo ehrwürdig durch ſein Alterthum, ſo einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, ſo wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Geſetze, die Sicherheit der Staaten unter ſeinen hohen Gewölben ſchon ſo lange gefunden hatten! War es nicht rathſamer es auszubeſſern, als zu zertrümmern? Unſre Filoſofen zu Alexandrien hatten ſo ſchöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur ſein ehemaliges Anſehen, ſondern ſogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von ſo großem Umfang und von ſo künſtlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — ſelbſt dieſe neue, wenn ſie nur verträglich ſein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen dieſen ſcheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willſt du, daß in einer Sache von ſo großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuſchung ſich vertragen ſollen?

Numa. Das geht ſehr gut an, wenn nur die Menſchen ſich unter einander vertragen; ſie, die nie ärger getäuſcht werden, als wenn ſie ſich ausſchließlich im Beſitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuſcht zu werden nicht ihre Beſtimmung iſt, — wie du doch wohl nicht behaupten willſt? — ſo kann und wird es auch ihr Loos ſein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwiſchen Finſterniß und Licht iſt Dämmerung und Helldunkel allerdings beſſer als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag iſt nun aufgegangen, und du wollteſt trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber ſind!

Jupiter. Du liebeſt die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Perſon ſpreche gern rund heraus. Vermuthlich willſt du ſagen, die Menſchen würden durch dieſe neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünſchen: aber noch ſehe ich ſchlechte Anſtalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es beſſer und unendlich beſſer mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird ſie in den Beſitz der Freiheit ſetzen, die das unentbehrlichſte Bedingniß der Glückſeligkeit iſt; denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich ſchon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieſer Art ſind eben ſo unwiderſprechlich und tragen eben ſo viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins iſt. Sobald du mir die Nachricht bringen wirſt, daß die albernen Leute darum, ſeitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Voreltern, beſſere Menſchen geworden ſind, als ihre Voreltern, dann will ich dich für den Boten einer ſehr guten Zeitung gelten laſſen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menſchen war zu groß, als daß ſelbſt die außerordentlichſten Anſtalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden ſie beſſer werden, wenn die Wahrheit ſie erſt frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur däucht mich, ſei damit nicht mehr geſagt, als wenn du ſagteſt: ſobald alle Menſchen weiſe und gut ſein werden, werden ſie aufhören thöricht und verkehrt zu ſein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen ſein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich ſehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorſätzlich verſchließen, durch ſie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weiſen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Biſt du in die Myſterien zu Eleuſis initiirt?

Der Unbek. Ich kenne ſie ſo gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt ſein, was der letzte Zweck dieſer Myſterien iſt.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines beſſern Lebens zu ſterben. —

Jupiter. Du ſcheinſt mir ein großer Menſchenfreund zu ſein: weißt du etwas Wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Myſtagogen zu Eleuſis verſprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das iſt mehr, als du oder ich zu leiſten vermöchten.

Der Unbek. Du haſt es nie verſucht, Jupiter.

Jupiter. Wer ſpricht gern von ſeinen Verdienſten? Indeſſen kannſt du leicht ermeſſen, daß ich zu der Ehre, die mir von ſo vielen und wohl policirten Völkern ſeit einigen Jahrtauſenden erwieſen wird, nicht gekommen ſein kann, ohne etwas um ſie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag ſchon lange ſein! Wer zum Beſten der Menſchen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus ſeiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel Heilbringendes thun. Ich geſtehe, daß es mir ſauer geworden iſt.

Jupiter. Du gefällſt mir, junger Mann! In deinen Jahren iſt dieſe liebenswürdige Schwärmerei, die ſich ſelbſt für Andere aufopfert, ein wahres Verdienſt. Wer könnte ſich für die Menſchen aufopfern, ohne ſie zu lieben? und wer könnte ſie lieben, ohne beſſer von ihnen zu denken, als ſie werth ſind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu ſchlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich ſehe, daß ihnen zu helfen iſt, und — es ſoll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das iſt es eben was ich ſage. Du biſt voll Muths und guten Willens; aber du biſt noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirſt du ein ander Lied ſingen!

Der Unbek. Du ſprichſt, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich ſo reden zu hören, nicht wahr? — Du haſt einen großen und wohlthätigen Plan zum Beſten der Sterblichen entworfen; du brenneſt vor Verlangen ihn auszuführen, du lebſt und webſt in ihm; dein weitſehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verſchlingt alle Schwierigkeiten; du haſt deine Exiſtenz daran geſetzt: wie ſollteſt du nicht glauben damit zu Stande zu kommen? Aber — du haſt es mit Menſchen zu thun, mein Trauter! Nimm mir's nicht übel, daß ich geradezu ſpreche, wie ich denke; es iſt ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommſt mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauſpieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du biſt der erſte nicht, der es verſucht etwas Großes mit Menſchen auszuführen; aber ich ſage dir, ſo lange ſie ſind was ſie ſind, kommt aus allen ſolchen Verſuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müſſen neue Menſchen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menſchen? (Lachend.) Das läßt ſich hören! Wenn du das kannſt! — Doch ich glaube dich zu verſtehen. Du willſt ſie umbilden, ihnen eine neue beſſere Geſtalt geben, das Modell dazu iſt da, — du darfſt ſie nur nach dir ſelbſt bilden. Aber damit iſt die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirſt du ſchon nehmen müſſen wie er iſt. Denke an mich, mein Lieber! du wirſt dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn ſie aus dem Ofen kommt, wirſt du keine Schande an ihr ſehen.

Der Unbek. Der Lehm, — um bei deinem Gleichniſſe zu bleiben — iſt an ſich ſelbſt nicht ſo ſchlecht, als du denkſt; er kann gereinigt und ſo geſchmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und beſſere Menſchen daraus zu bilden.

Jupiter. Das ſoll mich freuen! Haſt du die Probe ſchon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tauſend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen iſt, ſo weiß ich wenigſtens, warum es nicht anders ſein konnte. Es wird mit der Zeit ſchon beſſer gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nun ja! man hofft immer das Beſte von der Zeit! wer wollte auch ohne dieſe Hoffnung etwas Großes unternehmen! Wir wollen ſehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zuſagen wird. Für die nächſten tauſend Jahre kann ich dir wenig Gutes verſprechen.

Der Unbek. Du haſt, wie ich ſehe, einen kleinen Maßſtab, alter König von Kreta! Was ſind tauſend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfodert, aus dem ganzen Menſchengeſchlechte eine einzige Familie guter und glücklicher Geſchöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da haſt du Recht! Wie manches Jahrtauſend arbeiten die Hermetiſchen Weiſen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was iſt das Werk der weiſen Meiſter gegen das deinige!

Der Unbek. Du ſcherzeſt zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, iſt eben ſo möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachſe; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht ſo ſchnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes ſo viel Zeit laſſen als du wollteſt, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewiſſen und ungeheuern Uebel, womit die Menſchen ſo viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewiſſen Gutes erkaufen ſollen, geben der Sache eine andere Geſtalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menſchengeſchlecht wohlthätig ſein ſoll, und in der Ausführung ſo übel geräth, daß ein ſehr großer Theil deſſelben, durch einen Zeitraum, deſſen Ende unabſehlich iſt, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger iſt — an Kopf und Herz ſchlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenſchein; und doch iſt alles, was wir ſeit der Ermordung des braven Enthuſiaſten Julian geſehen haben, nur ein kleines Vorſpiel des unermeßlichen Unheils, das die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menſchen bringen wird, die ſich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeſehene Schlinge locken laſſen.

Der Unbek. Alle dieſe Uebel, über welche du im Namen der Menſchheit wehklagſt, — du, dem ihr Elend ſonſt ſo wenig zum Herzen ging! — ſind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede iſt: es ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm von außen entgegen ſtellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finſterniß gänzlich überwältigt hat. Iſt es die Schuld des Weins, wenn er in einem ſchimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache iſt, daß die Menſchen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbeſſerung von innen und von außen ſo unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten ſich mit jedem Siege vermehren, und ſelbſt die zweckmäßigſten Mittel blos dadurch, daß ſie durch Menſchenköpfe gehen, in Menſchenhände geſtellt werden müſſen, wieder zu neuen Hinderniſſen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht ſteht, meinen Brüdern die Glückſeligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verſchaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Geſetze der Nothwendigkeit; genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, ſo wollen wir ſie heran kommen laſſen, und die armen Tröpfe, mit denen du es ſo wohl meinſt, mögen indeſſen ſehen, wie ſie ſich behelfen! — Wie geſagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem ſo weitſchichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das Beſte iſt, daß wir unſterblich ſind, und alſo die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platoniſche Jahre ſie auch auf ſich warten laſſen mag.

Der Unbek. Mein Plan, ſo groß er iſt, iſt im Grunde der einfachſte von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückſeligkeit zu bewirken gewiß bin, iſt eben derſelbe, worauf ich jeden Menſchen zur Glückſeligkeit führe; und was für ſeine Sicherheit bürget, iſt, — daß es keinen andern giebt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es iſt unmöglich nicht getäuſcht zu werden, ſo lange man die Dinge ſtückweiſe, und, wie ſie im Beſondern erſcheinen, betrachtet. Sie ſind nichts wirklich, als was ſie im Ganzen ſind, und die Vollkommenheit, die Alles zu Einem verbindet, wohin Alles ſtrebt, und worin endlich Alles ruhen wird, iſt der einzige Geſichtspunkt, woraus alle Dinge richtig geſehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verſchwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was ſagſt du dieſer Erſcheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

II.

Jupiter (halb ſitzend, halb liegend, auf einem mit Roſen beſtreuten Ruhebette). Juno (zu ſeinen Füßen ſitzend).

Jupiter. Und dieß iſt alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren haſt? Du hätteſt etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen verſucht haben, ob es nicht möglich zu machen ſei.

Juno. Du biſt ſehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es iſt das wenigſte, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannſt, daß ich dich in deinem eigenen Kreiſe ungehindert wirken laſſe.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünſche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundſätze kenne, ſo wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich ſelbſt der Könige etwas lebhafter annehmen ſollteſt.

Jupiter. Wie ich merke, meinſt du, ich neige mich ſtark auf die Volksſeite? Es mag etwas an der Sache ſein; aber im Grunde geſchieht es doch blos darum, weil es eine meiner erſten Regierungsmaximen iſt, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit iſt den Völkerhirten nicht günſtig: die Reihe iſt nun an den Völkern, und ich beſorge ſehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir ſchwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirſt, keine Hinderniſſe in den Weg legen will.

Juno. So weit iſt es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu ſein, ſich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über ſie!

Jupiter. Wie geſagt, du kannſt es verſuchen, ich laſſe dir freie Hände; ich ſehe nur voraus, daß du, ſo wie die Sachen ſtehen, wenig Freude daran haben wirſt.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus ſäheſt. Wenn ich argwöhniſch wäre. —

Jupiter. Das biſt du immer ein wenig geweſen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdeſt du mir Unrecht thun. Es iſt mein völliger Ernſt, dir mein Verſprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Juno. Ich geſtehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menſchen bei der Sache der Könige ſo gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zuſehen kann, wie ſeine Subdelegirten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin ſoll es doch ſo leicht nicht kommen, meine Beſte.

Juno. Dahin iſt es zum Theil ſchon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus ſich machen läßt, verdient nichts beſſeres zu ſein.

Juno. Das iſt eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt ſehr wohl, daß ſolche Könige, wie du da genannt haſt, äußerſt ſeltene Producte der Natur und der Umſtände ſind, und daß es nur deſto beſſer iſt. Die Könige ſind im Grunde doch nur unſere Stellvertreter; und dazu ſind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir ſie nur nicht fallen laſſen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruheſt, iſt eben nicht ſehr ſchmeichelhaft. Aber, baſta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung verſteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du ſie nenneſt, nicht fallen laſſen, ſo lange ſie noch auf ihren eigenen Beinen ſtehen können. Mein Amt iſt, niemand unterdrücken zu laſſen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergeſſen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da ſind.

Juno. Das iſt mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidſpruch, der, wie die meiſten weiſen Sprüche dieſer Art, viel zu ſagen ſcheint, und im Grunde ſehr wenig ſagt. Die Könige ſind da, um die Völker zu regieren, und die Völker ſollen ſich von ihnen regieren laſſen; — das iſt die Sache, und ſo verſtand es ſchon der alte Homer, da er den klugen Ulyſſes zu dem unverſtändigen Pöbel des griechiſchen Heeres ſagen läßt:

> „Vielherrſchaft taugt nichts! nur Einer ſei Herrſcher, nur Einer König!"

Und damit ſich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, ſetzt er weislich hinzu: daß es Jupiter ſelbſt ſei, aus deſſen Hand die Könige dieſes Zeichen der höchſten Gewalt empfangen. Dieß iſt Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer ſehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig ſprechen ſoll, was in jenen rohen Zeiten der erſten Jugend der Welt in gewiſſem Sinne für Wahrheit geſehen kommt, iſt es nicht mehr, ſobald die Rede von einem Volke iſt, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es ſeiner Vernunft mächtig, und ſtark genug geworden iſt, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuſchütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit ſo gut wie einzelne Menſchen; und ſo lange ſie ſo unwiſſend, ſo ſchwach, und ſo unverſtändig wie Kinder ſind, müſſen ſie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorſam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig iſt, regiert werden. Allein Völker bleiben ſo wenig als einzelne Menſchen immer Kinder. Es iſt ein Verbrechen gegen die Natur, ſie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es iſt Unſinn und Verbrechen zugleich, ſie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn ſie bereits zu Männern gereift ſind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den erſten Epochen ſeiner Bildung ſteht, die angemeſſenſte iſt. Aber alle Weiſen des Erdbodens werden es nie ſo weit bringen, daß zehn Millionen Menſchen, die zuſammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondaſſe und Epikteten an ihrer Spitze haben ſollten; und ſo wird immer wahr bleiben, was Ulyſſes ſagt:

> „Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer: Vielherrſchaft taugt nichts! nur Einer ſei Herrſcher, nur Einer König!"

Jupiter. Liebe Frau, berühre dieſe Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am beſten, was an der Sache iſt: aber wenn es auch ſo wäre, wie du ſagſt, ſo würde doch den Völkern ſchlecht damit geholfen ſein, wenn die Könige niemand über ſich hätten als mich. Ich müßte ſie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder ſie würden gerade ſo regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn ſie mir auch alle Morgen in eigener Perſon und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige ſein ſoll, was ſie reſpectiren müſſen. —

Jupiter (etwas hitzig). Die ſchlechteſten Könige werden uns immer am meiſten reſpectiren. Sie ſind es eben, die den großen Ulyſſiſchen Grundſatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der erſten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligſten aller Pflichten macht.

Juno. Ich ſage ja, daß ſie nach Geſetzen regieren ſollen, deren Endzweck das gemeine Beſte iſt!

Jupiter. Das gemeine Beſte! — Ein ſchönes Wort! — Und wer ſoll ihnen die Geſetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis ſchon längſt auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo iſt ein Volk ſo barbariſch, daß ihm die allgemeinen Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du ſtellſt dich auch gar zu unſchuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorſamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Geſetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil ſie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede geſtellt werden dürfen, — ſo viel Böſes thun oder geſchehen laſſen (was dem Volke gleich viel iſt) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das iſt eben, was wir verhindern müſſen, Jupiter! oder wozu wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da haſt du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menſchen die Sache von einer andern Seite anſehen. Wir Menſchen, denken ſie, ſind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns ſelbſt helfen, alſo wollen wir uns ſelbſt helfen! Wer ſich darauf verläßt, daß Andere für ihn thun werden, was er ſelbſt thun kann, und woran niemanden mehr gelegen iſt als ihm, der wird immer ſchlecht bedient werden.

Juno. Wie du ſprichſt! Wenn dich die Menſchen da unten ſo reden hörten. —

Jupiter. Wir ſprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar ſehen ſollten! — Indeſſen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menſchen wüßten, daß ich für meine Perſon es immer mit dem halte, der ſeine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute geſcheider werden. Es war eine Zeit, da ſie mir die unverdiente Ehre erwieſen, alles Unglück, das der Wetterſtrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu ſetzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottiſen ſagen laſſen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken wegließ, um irgend einen Unſchuldigen zu treffen. Nun, ſeit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und ſeitdem die Leute wiſſen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmſpitzen und dergleichen, natürliche Ableiter ſind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einfiele eiferſüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moraliſiren, lieber Jupiter. —

Jupiter. Und die Moral, denkſt du, hat mit der Politik nichts zu ſchaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts iſt, ſei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch ſo dachte; es iſt eine ſehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern ſich, meine Liebe. —

Juno. Wenn nur wir feſt bleiben, ſo hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu ſehen als ihr übrigen. Dein zuverſichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das ſein, daß du ſo bedenklich dazu ausſiehſt?

Jupiter. Alles iſt dem ewigen Geſetze des Wechſels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe iſt nun an den Monarchien, und — (etwas leiſe) — die unſrige neigt ſich zu ihrem Ende, ſo gut wie die übrigen. Der Schaden wird nicht groß ſein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du ſprichſt im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erſt regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieſes machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirſt doch dein Reich nicht der Deputirten-Verſammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerſt kalt). Und nun — iſt das Reich der Nemeſis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemeſis?

Jupiter. Das Reich der Nemeſis! So ſagt mir ein uraltes, von Göttern und Menſchen lange vergeſſenes Orakel, das Themis von ſich gab, als ſie noch im Beſitz des Delfiſchen Bodens war, und deſſen ich mich in dieſen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, ſagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde ſein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menſchheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchſten Gipfel ſo nahe ſein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen ſich öffnen und alle Arme zur Rache ſich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemeſis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarſcharf meſſendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab ſteigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein ſtrenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menſchheit mit Füßen trat, und im Taumel ſeines Uebermuthes keine andere Geſetze kennen wollte, als die ausſchweifenden Forderungen ſeiner Leidenſchaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter ſelbſt nichts weiter als der Vollzieher der Geſetze ſein, welche ſie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturniſche wird ſich dann über die unzählbaren Geſchlechter der beſſeren Menſchen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird den Unterſchied zwiſchen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus ſein.“

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubſt an dieſen lieblichen Dichtertraum, und biſt entſchloſſen, wie es ſcheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung deſſelben abzuwarten?

Jupiter (ernſthaft). Ich bin entſchloſſen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir iſt; und wenn du guten Rath hören wollteſt, ſo würdeſt du meinem Beiſpiele folgen, und ruhig kommen laſſen, was doch kommen wird, wenn wir auch alle zuſammen uns ſo ſehr vergeſſen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen laſſen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unſere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu wehren, der in die Völker gefahren iſt, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homeriſchen Orakel: Vielherrſcherei taugt nichts! Die Völker ſollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger ſein; aber ſie ſollen ſich nicht ſelbſt regieren; nicht das unentbehrliche Joch der Verhältniſſe und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menſchen, noch der Dinge iſt, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um ſie beim Erwachen die Gewalt deſto ſchrecklicher fühlen zu laſſen.

Jupiter. Sei unbeſorgt, meine Beſte! Nemeſis und Themis werden alles, was uns noch zu viel oder zu wenig, zu raſch oder zu einſeitig gethan wird, ins rechte Maaß zu ſetzen wiſſen.

Juno. Noch bin ich nicht geſonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte ſelber vorzuſtehen: und wenn du es immer mit denen hältſt, die ihre Schuldigkeit thun, ſo verſpreche ich mir deinen Beifall. Wenigſtens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten willſt!

Jupiter. Und ich ſchwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemeſis, daß ich es halten will, ſo lange du weiſe genug bleibſt, dir ſelbſt einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältſt, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem ſie ihn umarmt). Laß dir den ſchönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du ſollſt mit mir zufrieden ſein.

Tobias Witt.

Von Engel.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen, als mancher, der ſein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigner Erfahrung geſammlet hatte. Poetiſches Verdienſt hatten ſie wenig, aber deſto mehr praktiſches, und das Beſonderſte an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zuſammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und ſchmunzelte: wär' ich denn wirklich ſo klug?

Die ganze Welt ſagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. — —

Je nun, wenn er das werden will; das iſt leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel.

Als zum Exempel, Herr Till: Es lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt; in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. — Und einem ins Geſicht ſehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finſter in ſich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefſinnigen Kopf.

Ja, es hat ſich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir ſelbſt — denn der Titel ſtand mir nicht an — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das iſt nicht fein. — In ſich ſelbſt hineinſehen, das taugt nicht: ſieh du den Leuten dreiſt ins Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, ſo ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeiſter, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Geſicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen luſtigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das iſt doch drollig! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt ins Geſicht, wie der eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtig in dich ein, wie der andere. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, ſo habe ichs gemacht, und das iſt das ganze Geheimniß.

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an, und ſchüttelte ihn; Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau; er muß darnach aus ſein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände gar lieber in den Schooß und bleibe zu Hauſe. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Eben muß er immer darnach, aber nur hübſch in Acht nehmen, wie ers Geſicht trägt.

Was? Wie ichs Geſicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie ers Geſicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken ſein Haus baute, ſo lag einſt die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von ſich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon.

— Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre! Du ſollſt die Naſe nicht allzuhoch tragen.

Ja, ſieht er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein Anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verſe oder Hausſorgen in ſeinem Kopfe haben, denn er ſchlich ganz trübſinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Geſicht tragen muß. —

Sie meinen ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das ſehe ich vorher; aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er braucht? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr iſt, die will ich ihm geben! Recht gern! — Und damit er ſieht, daß ich ihm gut bin, ſo will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein! —

Es iſt nichts. Es iſt ein bloßes Hiſtörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre, die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er ſaß in ſchönen Umſtänden, der Mann; aber wie geſagt! die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Temm; der baute von einer Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, um's Himmels willen, die möcht' ich wiſſen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Temm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da ſah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was iſt Ihnen? warum ſo mürriſch, Herr Temm? — Ach, ſagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie geſagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm am beſten?

Ei, das verſteht ſich, die letzte!

Aber — ſo ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Temm. Denn er ſagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer ſprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da ſprach ich nur nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Temm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt' mit Herrn Temm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte alſo! —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird ſchon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, ſo muß man ſprechen wie der Herr Temm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, ſo muß man ſprechen wie der Herr Grell.

Das Luſtſpiel.

Unterredungen.

Von Herder

1.

A. Ihre Blätter vom Trauerſpiel habe ich geleſen; wo wollen Sie aber mit dieſer Idee beim Luſtſpiele hinaus? Iſt es nicht auch Drama? Und wo iſt ſein Ring des Schickſals?

B. In der Hand des Dichters, wie beim Trauerſpiel; und zwar iſt er im Luſtſpiel faſt noch erkenntlicher als in dieſem. Er heißt die Fabel der Komödie, ohne welche, ſinnreich angelegt, verſchlungen und entwickelt, kein Luſtſpiel taugt.

A. Und die Charakter-Komödien? die ächt-philoſophiſche Gattung —

B. Sind hinkende Stücke, wie die ausgeputzten Charakter-Trauerſpiele. Will ich Charaktere beſchrieben leſen, ſo nehme ich Theophraſt, la Bruyere, oder Ariſtotelis Rhetorik.

A. Hier ſehen Sie ſie aber dargeſtellt.

B. Ohne daß ſie in eine Fabel geriſſen, und mit ihr innig verwebt ſind, hindern ſie das Luſtſpiel. Iſolirt ſteht ſodann der breit-angemeldete Charakter vor mir, geſchildert, nicht handelnd. Angeputzt wird er und angezogen; rings um ihn werden Spiegel geſtellt, daß man ihn ja von Seiten erblicke und wahrnehme; dann wird er entkleidet, man zeigt ſeine Höcker; wohl gar wird er lebendigen Leibes operirt, ſecirt — eine peinliche Kunſt, von der ſchon der Name Luſtſpiel ſich losſagt.

A. Und wir haben doch ſo treffliche Stücke dieſer Gattung!

B. Die trefflichſten ſind nie ohne Fabel; und je beſſer es der Dichter verſtand, deſto ſorgſamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel nur dienen. Oder vielmehr (denn was ſollen die Schaarwerks-Namen Dienſt und Herrſchaft bei Künſten des Schönen?) Fabel und Charakter entſprangen in ſeinem Kopf zugleich: der Charakter ward ein Motiv der Fabel, die Fabel ein Abglanz des Charakters. Auf keine Seite ließ er die Waage ſchwanken, geſchweige, daß er mit aller Gewalt ſie auf Eine Seite herabgedrückt hätte.

A. Moliere! Des Touches, Regnart's Charakterſtücke! Greſſet und ſo viele andre.

B. Greſſet's mechant iſt ein mechanter, unerträglicher Charakter; er hat ſich, wie mehrere von Des Touches, bald von der Bühne verloren. Manche Stücke nennt man Charakterſtücke, da ſie es doch nicht ſind: denn die Spielſucht z. B. iſt ein Fehler, ein Laſter, aber kein Charakter. Sodann werden Charaktere ja nicht von der Bühne verwieſen; vielmehr ſind ſie ihr unentbehrlich, da die Fabel nur durch ſie und mittelſt ihrer handelt. Nur dürfen ſie der Fabel nicht gebieten; als Werkzeuge ſtehen ſie unter der Fabel, oder vielmehr beide ſpielen zu Einem.

A. Der Unterſchied will mir nicht in den Sinn.

B. Denken Sie an die unangenehme Hätſchelei, die Sie jedesmal empfanden, wenn Ihnen Charaktere anders als durch Handlung, d. i. in der Fabel des Stücks ſelbſt exponirt werden ſollten. Hier preiſen junge Ehegatten ſich einander ſo ſelig! „Seid's, rufen wir ihnen zu; zeiget, daß ihrs ſeid. Nur ſchwätzet nicht; ihr werdet unerträglich.“ So bei jeder Schilderung des Charakters ins Geſicht oder hinter dem Rücken, mit Fehlern und Laſtern, die von ihm und vor ihm geſagt werden. Unſre Haut wird uns zu enge. „Jagt ihn vom Theater, wenn er nicht taugt, (rufen wir aus;) nur laſſet uns mit ihm in Frieden. Gebt uns Handlung! wir ſind im Luſtſpiel; nicht in der Charakter-Buchſtabirſchule.“

A. Da nehmen Sie dem Theater ſein Lehrkatheder, ſo wie dem Schauſpieler die Hülfe ſeiner Kunſt; denn eben in Charakteren kann er ſich ausnehmend zeigen.

B. In übertriebenen Charakteren, ſie übertreibend! Den Wütherich Herodes aus — herodiſirend, den Polterer überpolternd — eben dies Uebertreiben iſt Verderb der Kunſt. An Grimaſſen der Art hängt zwar der Pöbel: „ach er hat herrlich geſpielt! Neben und hinter ſich verdunkelte er alle Mitſpieler. Man ſah nur ihn.“ Uebel genug, wenn er ſo ſpielte; ſchlimm genug, wenn es der Dichter darauf anlegte, daß dieſer allein figurirte. In einer wohlgewandten Fabel iſt uns der Geringſte werth; deßhalb aber bleiben und beſtehen immer Grade des Werthes.

A. Charakterſtücke geben ſo ſchöne Verſe, ſo treffliche Situationen.

B. Situationen gehören zur Fabel; eben dies beweiſet. Laufen Sie im Andenken die beſten Charakterſtücke durch, die die Bühne der Neueren hat, den Geizigen, Tartuff u. ſ.; zuerſt fallen Ihnen Situationen ein, in denen ſich der Charakter zeigte. Iſt die Fabel ganz aus ſolchen gewebt, ein Kranz glücklicher Situationen: ſo ſind wir einig. Glänzt hie und da nur Eine Situation hervor; mit den ſchönſten Verſen und Reden lahmt das Luſtſpiel. Dergleichen Verſe konnte man beim Lehrdichter, und vielleicht beſſer leſen: dergleichen Reden vom Redner hören. Zu ſolchem Zweck kamen wir nicht ins Theater.

A. Wird aber eben hiedurch die dramatiſche Kunſt nicht philoſophiſch? Sind dergleichen Charaktere nicht bleibende Phyſiognomieen der Menſchennatur für alle Nationen, für alle Zeiten?

B. Nichts weniger. Eben das, was man auf der Bühne Charakter nennt, Sitten, Meinungen, Gewohnheiten, Eigenheiten ſogar, verändern ſich unaufhörlich mit Völkern und Zeiten. Bei Moliere's ausgearbeitetſten Charakterſtücken ſtand ſchon vor dreißig Jahren das franzöſiſche Theater leer; man lief zur Poſſe, zum Italieniſchen Theater. „Ach hieß es, ſolche Tartuffen giebt's nicht mehr; wenn Moliere aufſtände, müßte er ſie jetzt anders kleiden. Es ſind alte Späße.“ Dagegen an Moliere's Stücken, in denen die Fabel herrſcht, fand man immer Freude; der Medicin malgré lui, ſein letztes Stück, wird auch auf dem Theater ſein letztes, das dauerndſte bleiben. — Gehen Sie die engliſche Humour-Stücke durch, wie wenige der Alten von Ben-Johnſon u. ſ. haben ſich auf der Bühne erhalten! Einfälle, Scenen, Situationen nimmt man aus ihnen und kleidet ſie neu ein; die Charaktere ſelbſt müſſen neugeſtutzt oder umgeſchaffen werden. Sie ſind, ſagt man, nicht mehr für unſre Zeiten. Und unſre älteren deutſchen Charakterſtücke, ob ſie gleich ſo gar alt nicht ſind —

A. Von denen wollen wir ſchweigen. Freilich haben ſich in kurzer Zeit die Großvaterſitten ſehr geändert!

B. Was uns dagegen in alten und den älteſten Stücken bleibt, ſind bei ächtem Witz treffende Charakterzüge, die der Situation entſprechen, kurz, die charakteriſtiſche Fabel.

II.

A. Wie wird's aber mit dem Schickſal in der Komödie? Mich dünkt es in ihr ein komiſches Schickſal.

B. So ernſt, als es die Tragödie haben kann; es iſt das Weſen und die Verknüpfung der Fabel. Glauben Sie, daß der Dichter des luſtigſten Spiels lachen müſſe, wenn er die Fabel ausſinnt? Und thäte er's; ſein Lachen muß der heiterſten Vernunft zugehören. Sonſt iſt die Poſſe des Anſchauens nicht werth. Die Vernunft muß den Kranz der Begebenheiten flechten; mithin muß ſie zuerſt wegwerfen, was zu ihm nicht gehöret.

A. Zum Beiſpiel, alles Niedrige, Häßliche, Abſcheuliche, das man nirgend, geſchweige auf dem Theater, zu ſehen wünſchet.

B. Zuvörderſt alſo alle Laſter.

A. Alle Laſter? keinen laſterhaften Charakter ſoll die Komödie als häßlich darſtellen dürfen?

B. Keinen; dies iſt nicht ihr Amt. Für Kanzel und Katheder, oder gar für Gefängniſſe, Richterſtühle, Zuchthäuſer gehört das Laſter; nicht für das Luſtſpiel, das ſich an Laſtern weder erfreuen ſoll, noch ſie zu beſſern vermag. Haben Sie nie die Qual der Hölle empfunden, wenn ein Verruchter, komiſch gehalten, durch alle fünf Akte, unſern innern Sinn für Pflicht und Recht quälet? Seine Familie hat er ins Unglück geſtürzt, Weib und Kindern macht er Höllentage, den Freund hat er betrogen, das Mädchen verführt, den Herrn beſtohlen, in Amt und Geſchäft iſt er von allen Seiten ein Schurke; und dieſen Böſewicht, der in die Karre gehört, müſſen wir fünf Akte lang vor uns ſehen, allen Jammer, den er geſtiftet hat und zu ſtiften fortfährt, mit Augen erblicken, ihn ſeufzend, weinend, zankend uns vortragen hören; zuletzt kommt ein edler Freund und rettet ihn, oder der gnädige Herr erſcheint und vergiebt ihm; er weint Bußthränen, um — es wahrſcheinlich im ſechſten Akt, wenn das Stück fortginge, noch ärger zu machen, als er es im erſten machte. Ein treffliches Luſtſpiel! in dem man vor Unluſt und Ungeduld die ganze Wirthſchaft nach Newgate wünſchte. Ariſtoteles ſetzt es als erſten Begriff des Luſtſpiels, „daß es mit ſtraffälligen Laſtern nichts, wohl aber mit Fehlern, mit Auswüchſen der menſchlichen Natur zu thun habe, die lächerlich, aber nicht ſchädlich ſind. Was Verderben nach ſich ziehet, (το φθαρτικον) ſei kein Gegenſtand des Luſtſpiels.“

A. Welche Menge trauriger Luſtſpiele käme damit nach Newgate.

B. Sollen, dürfen wir über dieſe Böſewichter lachen? Verbietet uns dieſes nicht die innere erſte Regel des Rechts? Und warum dürfen wir über ſie weinen? im Luſtſpiel weinen? Weshalb müßten wir die Folgen ihrer Gräuel fünf Akte durch mittragen? Die unzeitigſte Philantropie, die der Gerechtigkeit den Maaßſtab krümmt und jede wahre Theilnehmung mit dem würdigen Unglücklichen ſüßlich verſchlemmt. Bei ſolchen Scenen laßt mir die weinenden Kinder, die heulenden Weiber weg vom Theater; und ſtatt zu weinen, hänge ſich der Böſewicht auf! Warum that ers nicht ſchon vor dem erſten Akt? ſo wäre das ganze Stück unterblieben.

A. Das Häßliche (αισχρον) geſtattete Ariſtoteles indeß doch dem Luſtſpiel.

B. Das Unſchädlich-Häßliche allerdings, inſonderheit wenn es Lachen erreget; eben das Lachen über die Ungeſtaltheit oder Unſchicklichkeit zeigt, daß ſie unſchädlich ſei.

A. Da räumen Sie dem Lachen, als einem untrüglichen Kennzeichen des Unterſchieds zwiſchen Fehler und Laſter viel ein.

B. Nicht mehr als ihm gebühret. Jeder lacht freilich auf ſeine Weiſe; auch dies iſt in der Regel. Die Komödie ſoll uns aber nicht blos lachen machen, ſondern lachen lehren.

A. Wie das?

B. Daß nichts lächerlich vorgeſtellt werde, als was lächerlich iſt, daß es in dem Maaße lächerlich vorgeſtellt werde, als es des Lachens werth iſt, oder —

A. Oder?

B. Der Dichter ſelbſt und ſeine Helfershelfer werden — lächerlich, oder erbärmlich. Stellen ſie falſches Maaß und Gewicht, geben ſie die edelſten Dinge, Sachen, Charaktere, Geſchäfte und Perſonen einem Zotengelächter Preis. —

A. Da treffen ſie eben auf Das, was die Gegner Shaftesbury's gegen das Lachen als Prüfſtein der Wahrheit, ſpäter darauf J. J. Rouſſeau und andre gegen die Komödie ſo ſtark eingewandt haben, nämlich: „Alles könne lächerlich gemacht werden, Alles nach den Sitten unſrer Zeit werde lächerlich gemacht.“ —

B. Von wem? Von Gecken, die dagegen das Lächerlichſte nicht lächerlich und das Niedrigſte bethulich finden. Glauben Sie gewiß, im unbefangenen Lachen (nicht im witzigen Hof- und Modegelächter, ſo wenig als in der groben Bauernlache) im unbefangnen Lachen äußert ſich ſo ein ſichres Kennzeichen der Natur, als in der unwillkührlich-, ja unwillig-fließenden Thräne. Niemand als der Böſewicht oder der Gauner, kann beiden entſtehn; niemand als ſie wollen ſich beiden verſagen. So wenig man in blos körperlicher Rückſicht dem Huſten, Gähnen, Nieſen ſich entziehen kann und darf, obwohl man nicht eben laut gähnt, huſtet und nieſet; man unterdrückt ſie eine Zeitlang, und wider Willen kommen ſie wieder; eben ſo unvertilgbar iſt der gaukelnde Gott, Jokus.

A. Lächeln wohl; ſonſt ſagt man, „Der Weiſe lache nicht; er lächle nur.“

B. Mir iſt geſagt: „daß man ſich nicht beſſer befinde, als wenn man bei dem Lächerlichen lacht, nicht zürnet; wenn man leichte Dinge leicht anſieht, und in Lilliput nie ein Brobdingnak erwartet; wenn man lacht, wo nicht anders als zu lachen, dagegen ernſt iſt, wo man ernſt ſein ſoll und (recht genommen,) nichts anders als ernſt ſein kann. —

A. Und dies lehrte uns die Komödie?

B. Einzig ſie. Sie hat (nach dem gemeinen Ausdruck) den Sack, oder vielmehr die Waage des Lachens in der Hand, mit allen ihren Graden. Wem Alles gleichgültig, iſt ein Sinnloſer; wer über Alles lacht, iſt ein Geck; wer uns im Lachen verführet, ein Verführer. Daß wir in dieſen Dingen des zarteſten Urtheils das Richtmaaß verloren haben, iſt es ein Zeichen unſres ſichern Geſchmacks, unſres reinprüfenden Urtheils?

A. Gewiß nicht. Noch aber iſt eine Grenze des Häßlichen und Verführenden der Komödie übrig, die ich kaum zu nennen getraue.

B. Zu Allem laſſen ſich Worte finden.

III.

A. Zu Allem laſſen ſich Worte finden. Sie wiſſen, was in unſrer Natur das Häßlichſte werden kann, was die Natur daher ſelbſt mit Schaam und Schweigen umhüllt hat; wie wenn man Dies, mithin das Lüſterne zum Gegenſtande der Komödie machte? Man gäbe Ehre und Schande Preis, ſchlöſſe über ſie ein geheimes Einverſtändniß des Nicht-Notiznehmens. —

B. Man gäbe Ehre und Schande Preis? Preis dem Theater? Nun, ſo mahle es auf ſeinen Vorhang. —

A. Was?

B. Den Urgott Priapus, oder galanter den Lingam. Wovon man in keiner ehrbaren Geſellſchaft ſpricht, davon wird man doch auf der Bühne nicht ſprechen, noch weniger es darſtellen wollen? Das Lächerliche gehört der Komödie; nicht das Lüſterne, das Kitzelnde, das Wilde. Ein Luſt- oder Trauerſpiel, in dem ſich Beinkleid und Schürze präſentiren, und zwar ein, ſobald es ſich präſentirt, gebietendes Beinkleid, dem alle Schürzen unvermeidlich gehorchen, und gegentheils eine eben ſo mächtige Schürze, die, nachdem man ſie Einmal geſehen, Alles erlaubt macht, und der ſogar Thränen gebühren — mit welchen niedrigen Namen ſollten wir, Lichter tragend, dies Lingamſpiel nennen?

A. Und doch wird geweinet.

B. Von wem? worüber? Jedem dieſer Gegenſtände hatten die Alten ſeine Weiſe bezirkt, das Grobe dem Groben, das Anſtändige dem Anſtandliebenden. Wir haben den Weg gefunden, im Anſtändigſten ſchaamlos zu ſein. Die feinſte Sentimentalität ſolcher Herren exiſtirt im Priapus. Sie ſetzen die geheime Convenienz darüber voraus, hauen darauf los und kühn; die Weiber ſchlagen die Augen nieder. —

A. Was iſt zu thun?

B. Die Komödie übe ihr Amt ſowohl im Parterre als auf der Bühne, Lächerliches dem Lachen, ein Schändlich-Lächerliches in der Komödie ſelbſt (γελοιον τι, το αισχρον), dem Hohngelächter Preis zu geben

A. Dem lauten Hohngelächter?

B. Lieber einem kleinen Inſtrument, das ſich in der Taſche tragen läßt; ja die Lippe trägts in ſich. Wiſſen Sie, was Perſiflage heißt und iſt?

A. Deutlich nicht.

B. Es bezeichnet einen feinen Begriff; noch mehr eine herrliche Uebung. Le persiflage, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller*), est la décomposition des objets imposans réduits à leur juste valeur**). Iſt bei allen impoſanten Gegenſtänden das Pfeifchen zu gebrauchen; bei welchem paſſe es von ſelbſt eher als bei dem impoſanten Gott Priapus! Sie lächlen? Bei ihm, wie bei jeder impoſanten Narrheit iſt's zu gebrauchen. Was der Dichter oder der Freund des Dichters hätte thun ſollen und nicht that, das thut ſein unbekannter Freund, das geiſtige Pfeifchen, le Perſiflage. Verbieten oder entwenden kann es uns niemand. Wiſſen Sie, welche Stücke der neuern franzöſiſchen Bühne ich für die feinſten halte? Die Parodieen.

A. Parodieen? Von denen ſo viel Uebels geſagt iſt? über welche ſich alle berühmten Autoren ſo laut und kläglich beſchwert haben?

B. Eben weil die ſich beſchwerten, waren jene ſchwer. Und je leichter ſie flogen, deſto ſchwerer. Das Meiſterſtück einer Parodie iſt die feinſte Kritik eines Stückes, zumal wenn es la décomposition d'un objet imposant iſt, réduit à sa juste valeur. In unſern wohleingerichteten Staaten, wer wollte murren? Wer eifern, ſtampfen, Lippen und Nägel beißen? Ein Mittel ſtatt und gegen dies Alles, iſt —

A. Nach Ihrer Theorie, Onkel Toby Shandy's argumentum fistulatorium, das Pfeifchen.

B. Wiſſen Sie auch, was unſerer braven, gutmüthigen, verſtändigen, aber zu geduldigen Deutſchen Nation bei vielen ihrer impoſanten Gegenſtände allein gebricht?

A. Das Pfeifchen! Leſen ſie aber Franklin: „niemand kaufe das Pfeifchen theurer, als es werth iſt."

IV.

A. Das Schickſal der Komödie aber?

B. Es ſtehet feſt: „Thorheit werde als Thorheit gezeigt; ſie finde ihren Lohn als Thorheit. Nicht mehr und nicht minder." Sie denken doch nicht, daß bei Fehlern der Menſchen es einzig auf unſer Lachen von der Natur angelegt ſei? Wir könnten nicht lachen, wenn dieſe Fehler als ſolche von uns nicht erkannt würden. Die Ordnung der Natur lehrte ſie uns kennen als Fehler, thöricht-unverderblich, und dabei poſſierlich. Hätte nicht die Natur auch Mittel, ſie mehr oder minder zurecht zu fügen? Da liegt das Schickſal der Komödie, die Fabel.

A. Und wie fügete die Natur ſie zurecht?

B. Durch Folgen. Auch der unſchädlichſte Fehler — Einmal muß er vor dem Spiegel eigener oder fremder Vernunft erſcheinen; Einmal muß die Thorheit ſich an der Klugheit oder an den Thorheiten Anderer ſtoßen. Siehe da die einfache und die zuſammengeſetzte komiſche Fabel. Dem Licht der Vernunft allein dargeſtellt, wird die Fabel einfach; den Thorheiten Anderer entgegengeſetzt, giebt es eine Intrigue, die, wohlgeleitet bis zur völligen Entwicklung oder Ahndung der Thorheit, ein lehrreiches Vergnügen gewähret. Alle Sprachen ſind voll Sprüchwörter darüber, daß jede Thorheit an's Licht komme und ihre Gegnerin finde, daß ſogar jeder Irrthum ſich ſelbſt ſtrafe. Auf welche Weiſe und in welchem Maaß dies recht geſchehe, ſoll die Komödie nicht lehren, ſondern zeigen; demnach iſt ſie ein Schauſpiel der Welt, eine Schule der Weisheit.

A. Würde damit nicht aber unſre Eigenliebe, unſre Frivolität genähret? An Andern ſuchen wir Fehler auf, nicht an uns ſelbſt; wir lachen über jene; damit werden wir überhaupt gewöhnt, über Fehler zu lachen und ſie zu bemerken.

B. Fehler zu bemerken, iſt kein Unglück. Die Weisheit des Lebens, ſagt Horaz, fängt vom Erkennen und Wegthun der Fehler an. Wer ſie an Andern, nicht an ſich bemerkt, iſt zu ſeinem eigenen Schaden parteiiſch; die Komödie iſt daran nicht Schuld. Allgemein hält ſie den Spiegel vor; ſehe Jeder hinein und erkenne, den Nächſten ſich, ſodann Andre. Ueber Fehler, ſelbſt ſeiner liebſten Freunde lachen zu können und zu dürfen, iſt auch kein Unglück; vielmehr

A. Doch wohl kein näheres Band der Vertraulichkeit und Freundſchaft?

B. Das engſte. Wem ich nicht ſeine Fehler ſagen darf, der hat das Recht, auch mein Lob nur zweifelhaft anzuhören. Forderte er gar, daß ich keinen Fehler an ihm wahrnehmen und erkennen, ſondern ihn als Abgott verehren ſoll, der ſei mein Freund nicht!

A. Aber auch ſcherzen über ſeine Fehler?

B. Gewiß! Eben dieſer Scherz iſt die Würze der Freundſchaft, das Salz des Umgangs, die Blume des gemeinſchaftlichen Lebens. Keine Geſellſchaft iſt vertraulicher, als wo man, nach dem bekannten Ausdruck, einander nichts übel nimmt; keine Tafel iſt fröhlicher, als wo unbefangen der Scherz von Mund zu Mund, von Blick zu Blick hüpfet. Auch das Lachen iſt und bleibt ein unentbehrlicher Genuß des Lebens. Ohne ſeine Fehler möchte ich meinen Freund nicht; ich liebe ihn in ſeinen Fehlern, wenn ich dieſe nicht eben auch an ihm liebe. Die zarteſte Sprache des Umganges iſt Scherz; ich wüßte nicht, wie man Jemand freundlicher behandeln könne, als wenn man in ihm mit dem Geiſt ſpricht, der ihn belebet.

---

*) Mémoir. d'un honnête homme. Discours préliminaire.

**) Zu Deutſch: „Eine Zerlegung der auf ſich aufdringend gebietenden Gegenſtände, die man auf ihren rechten Werth zurückſetzt."

A. Wie Sie den Scherz nehmen, ſo nimmt ihn nicht Jeder.

B. Er lerne ihn alſo nehmen, oder er iſt deſſen unwerth. Wir ſprachen vom Luſtſpiel. Dies muß auch dem Scherz ſein Maaß, ſeine Grenze beſtimmen, nicht etwa blos darin, wie es ſelbſt Scherze treibt, ſondern am meiſten dadurch, wiefern es uns über ſeine Vorſtellungen Scherz erlaubet. Durch alle Grade ſei die Komödie hierin Meiſterin, vom Scherz zum Spott, vom freundlichſten Lachen bis zum — verſpottenden Gelächter. Wer hierin nicht Waage und Maaß richtig anwendet, wird ſelbſt ein Gaukler.

A. Deren es Manche mancher Art geben möchte. — Wir könnten Brand's Narrenſchiff aus dieſen Zünften trefflich ausrüſten.

B. Wohlan! die erſte Zunft ſeien die Marktſchreier, die Perſonalitäten aufführen oder ſpielen. Wer in einer Thorheit nur Eine Perſon erfaſſen und feſthalten kann, iſt ein komiſcher Pfuſcher; wer einen vom Dichter allgemeingedachten komiſchen Charakter in die Nachäffung Einer Perſon zu zwingen vermag, iſt Hanswurſt, in welchen Kleidern er ſeine Rolle ſpiele. Der Dichter ſtellt Thorheiten dar; nicht Eines Menſchen Thorheit; was kümmerte ihn dieſer Eine? In Einem alle ſeine Brüder erkennen zu machen, dies iſt ſein Ehrenkranz; verhaßter iſt ihm nichts als Deutung oder Verkleidung ſeines allgemeinen Charakters in Den und in Jene. Nennen Sie weiter!

A. Die zweite Gaukelei möchte wohl die ſein, Stände auf's Theater zu bringen.

B. Warum nicht? Thorheiten aus und in allen Ständen. Stand iſt etwas Allgemeines; keiner von uns in ſeinem Stande iſt ſein Stand. Jeder Stand hat Thorheiten und geliebte Fehler, der Eine mehr, der Andre minder. Sind ſie unverderblich, geben ſie dem Scherz und der Freude Platz; warum dürften ſie nicht auf dem Theater erſcheinen? Muß es ſich ſeit Moliere der Arzt, der bürgerliche Edelmann, der Tartuff, der Greffier gefallen laſſen, aufzutreten, warum nicht auch der Richter? der Theolog? der Recenſent? der Dichter? Auf der Brittiſchen Bühne ſind längſt alle Stände. Eben daß alle erſcheinen dürfen, mindert das Auffallende, daß Der und Jener erſcheine. Und was ſchadet es dem Stande, daß Der und Jener, der zu ihm gehöret, dieſe, jene Lächerlichkeit an ſich habe? Kann ich Quacker nicht herzlich lieben und ehren, wenn ich gleich über die ſchuldloſe Eigenheit dieſes komiſchen Quackers lache, der ſich mir zum Vergnügen darſtellt? Die Komödie iſt eine Schule, die uns die brüderliche Lehre lehrt: „in allen Ständen giebts Thorheit. Vertragt euch unter einander.“

A. So auch Nationen? Religionen?

B. Nichts anders. Auch dies ſind allgemeine Namen. Stelle man ihre Thorheit dar, nur mehr, nur lebhaft.

A. Indem Sie aber Laſter und Schande vom komiſchen Theater vertreiben, und die Charakterſtücke der Fabel unterordnen, wird es dieſer nicht bald an Sujets fehlen?

B. Glauben Sie, daß der menſchlichen Thorheiten ſo wenige ſind? oder daß ſie je ausgehen werden? Mit jedem Zeitalter verjüngen ſie ſich; mit jedem blüht herrlich auf ein neues komiſches Theater. Trauriges Geſchwätz, daß die Charaktere alle ſchon benutzt ſeien! Dafür waren ſie auch abgenutzt; bemerke, ordne neu, und du haſt eine neue Fabel.

A. Eben dieſe macht den Dichtern Sorge. Der Fabelkreis iſt ſo erſchöpft, die Gänge des Komödienſchickſals, die Intriguen, wiederholen ſich ſo ſehr —

B. Ein Grübelnder iſts, der ſo im Schlaf redet. Wie Shakeſpear die Sujets aus in- und ausländiſchen Geſchichten, Romanzen und Erzählungen nahm, wie die franzöſiſche Bühne den Spaniern den Inhalt ihrer beſten Stücke ſchuldig iſt; welche Menge Stoff in der Geſchichte, in Novellen, Romanzen, Erzählungen aller Nationen iſt noch vorhanden! Es fehlt nur an Künſtlern, die ihn bearbeiten. Und wir? leben wir nicht fortwährend im Limbus der Thorheit? Laſſen Sie alte Thorheiten abkommen; wir kleiden uns ſogleich in neue Moden.

V.

A. Gern ſpräche ich noch von einer Mitte zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel; mich dünkt, wir haben nur die beiden äußerſten Ende betrachtet.

B. Vom bürgerlichen Trauerſpiel, von der rührenden Komödie. Ein andermal, wenn uns die Zeit darauf führet.

A. Auch vom hiſtoriſchen und romantiſchen Trauerſpiel, von dramatiſchen Gedichten, die weder Luſt- noch Trauerſpiele ſind, von Ritterſpielen, von Decorationsgedichten, den eigentlichen Schau- und Sehſpielen.

B. Ein andermal, wenn uns die Zeit darauf führet.

A. Auch von den drei und anderthalb Einheiten, den Di-, und Tri- und Tetralogieen, den Sylbenmaaßen des Theaters. —

B. Wenn die Zeit darauf führet.

Geſpräch. Aus F. M. Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände ꝛc.*)."

Der Fürſt.

Sie ſind alſo der Mann, dem ich nichts recht machen kann! —

Der Philoſoph.

Mir, Eure — mir macht man alles recht.

Der Fürſt.

Der gleichwohl alles tadelt, über alles klagt.

Der Philoſoph.

Das einzige, was uns übrig bleibt. Nur die Todten ſchweigen; die Lebenden, wenn ſie fürchten müſſen, für das Reden, jenen vor der natürlichen Zeit, Geſellſchaft zu leiſten.

Der Fürſt.

Der alles beſſer weiß. —

Der Philoſoph.

Der vieles beſſer wünſcht, als er ſieht.

Der Fürſt.

Der ſich einen Philoſophen nennt und nennen läßt.

Der Philoſoph.

Wenn das den Philoſophen macht, über das zu denken, was um uns vorgeht, über die zu denken, die es bewirken und veranlaßen, ſo bin ich freilich einer.

Der Fürſt.

Und gar ein ſpekulativer. —

Der Philoſoph.

Leider nur ein beobachtender. Denn wäre ich, was Eure — zu ſagen belieben, ſo ſtände ich gewiß nicht vor Ihnen.

Der Fürſt.

Warum nicht?

Der Philoſoph

Weil der Herr des Weltalls von den älteſten Zeiten her den Philoſophen den tollſten Unſinn, die wildeſten Träume, ja ſelbſt die ſubtilen Läſterungen hingehen ließ, die ſie über ſeine Schöpfung und Regierung zuſammengetragen haben. Ganz anders betragen ſich die Fürſten, welche ſich als Herren der Erde von ihm und vorgeblich glauben, — gern überlaßen ſie uns Raum, Zeit, Unendlichkeit, — alle Höhen und Tiefen des menſchlichen Forſchens — ja Gott ſelbſt, nur wage es keiner, das zu berühren, was auf ſie Bezug hat, was ſie regieren nennen.

Der Fürſt.

Und davon will vermuthlich der Philoſoph den Grund nicht einſehen, weil er gar zu natürlich iſt? Was ſind vor Gott der Unſinn und die Läſterungen der Philoſophen der alten und neuen Zeit? Konnten ſie den feſt beſtimmten, unerſchütterlichen Gang ſeiner allmächtigen Herrſchaft ſtören? Ganz anders iſt es mit unſerer künſtlich zuſammengeſetzten, abhängigen Herrſchaft. Hier ſchadet die Vermeſſenheit — hier kann jeder kühne Angriff, jede ſcheinbare Vernünftelei, aufs Möglich beſſere gegründet, die heilſame Eintracht ſtören. Und geſetzt auch, die Werke eines ſolchen Waghalſes zerſchellten an der feſt gegründeten Macht, ſo kann ſich doch leicht der Waghals das Haupt daran verwunden. Und darum können wir, denen aufgetragen iſt, für Alle zu wachen und zu ſorgen, ſelbſt den Philoſophen nicht aus der Acht laſſen. Zwiefach iſt er verbunden, ſich nach dem Bedürfniß der Geſellſchaft einzurichten, damit wir ihn ruhig darin können leben laſſen. Und darum thut er ganz wohl daran, wenn er mit den Theologen glaubt, wir ſeien von Gott zu Herrſchern auf Erden eingeſetzt. So löſt er mit einem Streich den verworrenen Knoten recht auf.

Der Philoſoph.

Es iſt nicht das einzige, vielleicht beiden Theilen ſchädliche Vorurtheil, welches die Theologen erſonnen haben, weil ſie mehr Prieſter als Theologen waren. Man weiß, warum ſie es thaten.

Der Fürſt.

Vorurtheil!

Der Philoſoph.

Wär' es etwa keines?

Der Fürſt.

Ein den Menſchen nützliches Vorurtheil entſchuldigt ſich durch die Vortheile, die es gewährt.

Der Philoſoph.

Die es den Herren der Erde zu gewähren ſcheint, oder gewährt, ſo lange man daran glaubt, das ſich dann wie jedes Vorurtheil dieſer Art rächt, wenn es nicht mehr wirkt; ganz gewiß. Zu weit ausgeſponnen, könnte oft gar als Läſterung erſcheinen. Und wie — der Gedanke? Was ſoll der Menſch von der Vorſehung denken, die ſolche Herrſcher beſtellt, wie ſie uns die Geſchichte überliefert, wie wir ſie noch heute zu Zeiten ſehen — und was von den Herrſchern der Erde ſelbſt, die von einem ſo hohen Ruf überzeugt, gleichwohl ſeit Menſchengedenken ſo handeln, als käme ihr Ruf von einem ganz andern, viel niederern Orte her.

---

*) Werke. Leipzig 1832. 11. Band, S. 253 ff.

Der Fürſt.

Sollte der Philoſoph wohl gar da die Quelle des Uebels ſuchen?

Der Philoſoph.

Es löſt der verworrenen Knoten viele — Sie verwieſen auch mich an einen ſolchen Hauptſchlag. Doch glaubte ich in der That nicht, daß mich Eure — um einer ſogar wichtigen Sache willen, hätten auffordern laſſen.

Der Fürſt.

Eure — in dem Munde eines Philoſophen?

Der Philoſoph.

Warum nicht? Ein Wort für's andre. Es ſpricht ſich bald wie das gewöhnlichſte aus, wenn man es auch dem beilegt, der ihm ſo wenig entſpricht, daß es wie Satyre auf ihn klingt.

Der Fürſt.

Wäre dieß ſo auch mein Fall?

Der Philoſoph.

O wahrlich nicht. Eben die — iſt es, die ſie uns recht fühlen laſſen, und wenn ja einer daran zweifeln ſollte, daß Sie nicht die ganze Kraft des Worts auffaſſen und durch Thaten ausdrücken, der komme — ſehe — höre! Ich begreife es wohl, daß ſich der Oberrichter des Landes in Schrecken hüllen muß, wenn er mehr gebieten, als richten will.

Der Fürſt.

Gut! nur zu! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen geſagt — aber eins hat man doch vergeſſen.

Der Philoſoph.

Darf ich wagen?

Der Fürſt.

Und dazu das Allerbeſte.

Der Philoſoph.

Das iſt ſo der Fall der Hofleute — der Ankläger überhaupt wollt' ich ſagen. Um ſo dringender wage ich zu bitten.

Der Fürſt.

Sie vergaßen mir zu ſagen, daß Sie, troz Ihrer kühnen Aeußerungen, eine ſehr gute Meinung von mir haben müſſen, daß Sie es durch dieſe Vermeſſenheit aufs kräftigſte beweiſen. Würden Sie dieſes wagen, wenn Sie mir nicht zutrauten, was Ihr Philoſophen und Fürſten ſo ſelten zutraut — Großmuth und Geduld?

Der Philoſoph.

Es kann ſein, und vermuthlich bin ich darum ſo rauh und ungeſtüm vor Sie gefordert worden, um mich in dieſer Meinung zu beſtärken.

Der Fürſt

So rauh? Wie das?

Der Philoſoph.

So rauh, daß ich auch nicht die geringſte Spur von den Tugenden entdeckte, die ich ſo eben nennen hörte. Hätt' ich eine Verſchwörung angezettelt — die Art wäre, nach dem Beweis, zweckmäßig genug geweſen.

Der Fürſt.

Die Dolche der Zunge, Philoſoph, verwunden oft tiefer, als der geſchliffene Stahl. Indeſſen iſt es mir leid, mein Wille war es nicht.

Der Philoſoph:

Das denke ich, und weiß ja wohl, daß dieß der Balſam iſt, womit die Fürſten die Wunden zu heilen pflegen, die uns ihre Diener ſchlagen. Bin ich doch nicht der erſte, der dieß hier erfähret!

Der Fürſt.

Gleichwohl iſt es etwas, und ein Etwas, das man nicht jedem darreicht, nicht jedem darreichen darf. Sehen Sie, ſo rauh erſcheinen wir unſern Dienern — ſolche Folgen hat ein Wort von uns —

Der Philoſoph.

Um ſo behutſamer müßte Der das Wort ausſprechen, der ſeine Folgen kennt.

Der Fürſt.

Unſer Liſpeln wird zum Donner, wenn man es wiederholt — unſer mißmuthiger Blick zum Bliz. —

Der Philoſoph.

Träfe der Donner nur einmal den, der das Liſpeln dazu macht — ich wette, der Ueberbringer Athem würde ſanfter werden.

Der Fürſt.

Gütig genug! Nur was wir ſelber thun und ſprechen, davon ſind wir des Maßes und des Tons gewiß. Und doch iſt dieſes nur eine der kleinſten Schwierigkeiten, die uns drücken, darum ſollte der Philoſoph behutſamer ſein: denn wenn er auch den Herrn nicht fürchtet, ſo ſollte er doch die Diener fürchten, die ihre Macht auf die Macht des Herrn gründen, in denen dieſe ſogar furchtbarer erſcheinen muß, als in ihm ſelbſt, und das aus guten Gründen.

Der Philoſoph.

Ich begreife Sie — wenn ich aber nun nichts fürchtete —

Der Fürſt.

Freilich der Philoſoph hat nicht viel zu verlieren — doch iſt die Freiheit Etwas.

Der Philoſoph.

Ja, wenn man frei iſt

Der Fürſt.

Beſonders muß ſie für den, der ſie ſo braucht, wie Sie gethan haben, vielen Reiz haben. Hätte ich dem Wink gewiſſer Leute gefolgt, ſchon längſt würde wenigſtens der Philoſoph das Vergnügen des Mittheilens ſeiner Lehren und Meinungen verloren haben. Und darin liegt ja der Werth der Sache, wie man ſagt.

Der Philoſoph.

Freilich iſt eine mitgetheilte Wahrheit nützlicher, als eine, die ich mir allein vorbehalte. Und wenn nun dieſes geſchehen wäre, was mir die guten Leute zudachten, — ein kleines Gefängniß für ein großes. — Warum nicht? So wäre ja die Wahrheit recht bekräftiget! recht erwieſen!

Der Fürſt.

Eben dieſes wollt' ich nicht. Von Ihnen ſelbſt wollt' ich Ihre Vertheidigung hören. —

Der Philoſoph.

Ich habe keine und bedarf keiner. So lange Sie nicht durch ein Manifeſt bekannt machen, daß Wahrheit ein Verbrechen iſt, bin ich von allen Verbrechen rein.

Der Fürſt.

Wahrheit, abermals Wahrheit! Erinnern Sie ſich, daß ſogar Philoſophen ſagten, es ſei nicht gut, den Menſchen jede Wahrheit zu ſagen — daß ſogar einer äußerte, wenn er alle Wahrheit in ſeiner Hand verſchloſſen hielte, ſo wollte er ſie nicht öffnen.

Der Philoſoph.

Ich wette beinah', dieſes ſagte der Staatsminiſter aus guten Gründen — und die Philoſophen, die etwas Aehnliches ſagen, beurtheilen die Menſchen in dieſem, nicht in meinem Sinn; vielleicht hatten ſie auch ſonſtige Urſachen. Muß der Philoſoph Wahrheiten verſchweigen, ſo ſind es gewiß nicht diejenigen, um derer Bekanntmachung ich das hohe Glück habe, hier vor Ihnen zu ſtehen. — Da nun gewiß nie ein ſolches Manifeſt erſcheinen wird, ſo bin ich mir für immer meiner Unſchuld und Sicherheit gewiß.

Der Fürſt.

Warum ſollte es nicht erſcheinen können? —

Der Philoſoph.

Natürlich; es ſind wohl noch ſonderbarere erſchienen, beinah ſo ſonderbare, als dieſes da; aber dieſes erſcheint gewiß nicht, denn eine ſolche Staatsmaxime befolgt man nur im Stillen. Zu vertheidigen, zu entſchuldigen wüßt' ich nun nichts; aber gern will ich mich eines Fehlers anklagen. Ich glaube, daß ich nicht um meinetwillen allein, in der Welt, in dem Staate, ſelbſt in Ihrer beſchränkten Reſidenz da bin.

Der Fürſt.

Dieſen Fehler theilen wir. — Wozu die Verbeugung? — Das zweifelnde Lächeln um den ſo ernſten Mund!

Der Philoſoph.

Ich bemerke einen ganz kleinen Unterſchied.

Der Fürſt.

Gerade zu!

Der Philoſoph.

Gern! So wenig ich glaube, ich ſei um meinetwillen allein da, eben ſo wenig glaube ich, alle Andre ſeien um meinetwillen da. Dieſes Letzte aber ſoll von Alters her der Fürſten Glaube ſein. —

Der Fürſt.

Und mit Recht; da der Fürſt in ſich den Staat denkt, da ſich in ihm deſſen ganze Kraft und Macht ſammeln.

Der Philoſoph.

Ja wenn er ſich als Fürſt in dieſen eiskalten Kreis gebannt dächte, und nicht als Menſch voller Lebenswärme. Der ſoll wenigſtens noch geboren werden, der ſich ſo weit von ſich ſelbſt entfernen könnte, daß er als ein politiſches, metaphyſiſches Weſen in des Staates Mitte da ſäße, die Fäden der Regierung ohne Rückſicht auf ſich in den Händen hielte, und ſich nur an der Ordnung ergötzte, die von ihm ausgeht. Und wer kann dieß fordern? Welcher Menſch an den Menſchen?

Der Fürſt.

Der Philoſoph, — der, welcher durch ſeine Aeußerungen, tagtäglich beweiſet, daß er der Fürſten Handwerk für das leichteſte auf Erden hält.

Der Philoſoph.

Soll dieſes mich treffen, ſo hat man mich gewiß verläumdet. Ich halte es im Gegentheil für ſo ſchwer, und undankbar, daß ich gar nicht begreife, wie Ew. — ſich damit belaſten mögen. Weil es aber doch geſchieht, und immer geſchah, und immer geſchehen wird, ſo glaube ich, daß der Menſch mehr, als der Fürſt den Staat in ſich denkt, daß ihm dieſe Vereinigung ſo wohl gefällt, daß er ſich gar nicht von ſich ſelbſt trennen mag, ſo nöthig es auch zu Zeiten wäre.

Der Fürſt.

Ich nehme das Beſte für die Angeklagten aus Ihren Worten, denn wider Willen macht hier der Philoſoph den Fürſten eine Apologie. Freilich, da, wie Sie ſelbſt ſagen, der Menſch ſich nicht von ſich trennen kann, und keiner es an den andern fordern mag — fordern darf, ſetze ich hinzu — ſo iſt es gerade, was es ſein muß — Menſchenwerk durch Menſchengeiſt und Kraft getrieben — auf anderer Menſchen Kraft und Geiſt berechnet — aus Noth und Bedürfniß, nach Noth und Bedürfniß berechnet. —

Der Philoſoph.

O wär' es das — wer würde klagen? Ja dann, dann wären die Philoſophen der Fürſten Lobredner, und ich der erſte.

Der Fürſt.

Was wär' es denn, wenn es dieſes nicht iſt?

Der Philoſoph.

Gewöhnlich ein Spiel, ein abgekartetes, auswendig gelerntes, mechaniſches Spiel.

Der Fürſt.

Und wenn es nicht anders ſein könnte?

Der Philoſoph.

Ein Spiel, wobei Leidenſchaft und Gewinnſucht die Karten miſchen, manche unterſchlagen, die den Spieler hindern, und gar die Farben zu Trumpf machen, womit der Zufall den Spieler vorzüglich verſehen hat. Um bei dem einfältigen Gleichniß zu bleiben, ſo ſollten doch die Spieler ſo billig ſein, und den Zuſchauern — oder denen, die den Einſatz dazu liefern, erlauben, ein Wörtchen über das Spiel zu reden. Erlaubt es doch der Gewinner dem troſtloſen Verlierer, verweiſt ihn auf künftiges beſſeres Glück, zieht den Gewinn mit aller Schonung, oft mit Bedauern ein. Und ließen uns die großen Spieler nur dieſes ſehen! Wir ſind ſo gute Geſchöpfe, daß wir noch gar ihre Kunſt bewunderten — obgleich unſer ganzes Glück bei dem Spiel auf der Wage ſteht. Aber ernſthaft — weil Ihr jetzt ſtrengerer Blick mir Ernſt gebietet — wenn es nun etwas Anders als ein Spiel ſein könnte! Wenn es gar zu gewiſſen ſeltnen Zeiten etwas Anders geweſen wäre, hin und wieder noch heute wäre.

Der Fürſt.

Das glaube ich kaum — geſpielt ward immer, wenn auch nicht von den Herrn, doch von den Dienern. Und ich könnte am Ende gar erweiſen, daß, wenn es nur ein Spiel iſt, wir wahrlich nicht die Urſache davon ſind, ob wir gleich das Spiel zu leiten ſcheinen. Daß, um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben, nicht wir die Karten miſchen — daß wir meiſtens nur das falſche Spiel erwiedern müſſen, das gegen uns geſpielt wird.

Der Philoſoph.

Das könnten Sie!

Der Fürſt.

Könnte erweiſen, daß ich, den Sie ſo ſehr verläſtern, hier ins Angeſicht verläſtern, zum gerade nicht anders ſein und wirken kann, als ich thue.

Der Philoſoph.

Auch das?

Der Fürſt.

Daß die Menſchen, durch die ich wirke, auf die ich wirke, gerade eines ſolchen Spiels bedürfen, zu keines beſſern werth ſind.

Der Philoſoph.

In der That!

Der Fürſt.

Kurz, daß aller Tadel, den Ihren nicht ausgenommen, nicht auf uns, ſondern auf die Menſchen und ihr Zuſammenſein überhaupt, zurückfällt. Daß unſer Wirken oder Spielen — warum nicht auch unſer Daſein ſelbſt? — die Satyre auf die Menſchen machen, die Sie ſo gern auf uns anwenden möchten. Daß Leute Ihrer Art, dieſe Satyre nur recht bitter, nur recht dem Geiſt der andern faßlich machen.

Der Philoſoph.

Das könnten Sie!

Der Fürſt.

Das könnte ich —

Der Philoſoph.

Daß Fürſten viel vermögen, das weiß ich, das erfuhr ich — daß ſie aber die Menſchheit an ſich ſelbſt zur — Verbrecherin — warum ſoll ich das Wort nicht ſagen? — machen könnten — dieß iſt mir wenigſtens neu. Schade nur, daß ich zu klein, zu ohnmächtig bin, Sie zu den Beweiſen aufzufordern. Wären Sie ein unbedeutendes Ding von einem Philoſophen, ich forderte Sie dazu auf.

Der Fürſt.

Und ſollten die Beweiſe ſo ſtreng erhalten, als führte ſie ein Philoſoph. Zwar nicht nach der Form, doch nach der Kraft. —

Der Philoſoph.

Wie ſie immer lauten möchten.

Der Fürſt.

Möchten Sie ſie hören — die Satyre. —

Der Philoſoph.

Auf das ganze, — ganze Menſchengeſchlecht — den abgethanen, entſchiednen Proceß — über die, die unter Fürſten gelitten haben — und noch leiden — künftig leiden werden — über das, was Staub geworden iſt — noch werden ſoll — der Gedanke, an der Stelle, wo ich ſtehe — vor dem Manne — vor dem ich ſtehe — ausgedacht — iſt ſo ſchauderhaft, daß er ſchmerzlich meinen Kopf füllt.

Der Fürſt.

So ergeh's dem Philoſophen, der das Spiel nach der Theorie beurtheilt — aber dem gar zu ernſten Manne möcht' ich den Beweis nicht führen. Laſſen wir nur das ganze Menſchengeſchlecht — ſammt den Todten immer ruhen — wir ſchränken uns in die Grenzen unſrer Herrſchaft ein.

Der Philoſoph.

Der Umfang iſt beträchtlich genug — es ließe ſich ſchon weiter ſchließen.

Der Fürſt.

Wie kömmt es zum Beiſpiel, daß ich gegen einen Tadler Ihrer Art, hundert Lobredner, gedruckt und ungedruckt aufweiſen kann? Meine

Handbibliothek enthält eine merkwürdige Sammlung dieſer Art. —

Der Philoſoph.

Alſo ſo etwas ſammeln Fürſten auf?

Der Fürſt.

Fürſten, die wie ich denken, warum nicht? Unſer einer findet darin Stoff zu mancherlei Betrachtungen — und bei mir — in meiner Bibliothek ſchließen ſich die Satyren an die Lobſchriften — Ihre Werke — wenn Sie je welche ſchreiben, ſollen auch da ihre Stelle finden.

Der Philoſoph.

Ich ſchreibe keine Bücher. — Iſt die Anzahl der Satyren ſtark?

Der Fürſt.

Nicht ſehr ſtark — doch hinreichend, den Werth beider, ſammt ihrer Urheber zu beſtimmen. Und gewiß dachten ihre Urheber nicht an die Wirkung, die ſie auf einen Fürſten meiner Art machten.

Der Philoſoph.

Iſt dieſes auch einer Ihrer Beweiſe?

Der Fürſt.

Auch der kleinſte iſt von Gewicht, wenn es bei einem verwickelten Proceß ans Urtheil ankömmt.

Der Philoſoph.

Ich glaube es wohl — Ihre Verachtung gegen die Nichtlobredner, — und Ihre Großmuth gegen die Lobredner — und befinden ſich die Lobredner nicht gut dabei? Geht nicht für ſie alles herrlich! Was kümmert ſie das übrige! Kenn' ich doch einen deutſchen Poeten, der die Vorzüge der ärgſten Sclaverei auf Erden beſang, — einer Sclaverei, wovon wir wenigſtens in unſerm lieben Vaterlande nichts wiſſen.

Der Fürſt.

Sie verſtärken meinen kleinen Beweis.

Der Philoſoph.

Nur weil er Sie trifft, nur weil die Fürſten ſolche Lobredner belohnen. — Wenn die übrigen nicht feſter halten —

Der Fürſt.

So wird die Satyre nur um ſo bitterer — das wollen Sie doch ſagen — Sie ſehen betroffen. —

Der Philoſoph.

Nein, dieſer giftige Gedanke ſoll nicht zu meinem Herzen dringen — denn wahrlich die Wirkung der Gedanken, die ſich an ihn ketten, würde keines Ihrer Geſetze — ſelbſt Ihre unbegrenzte Macht nicht feſſeln. — Erlauben Sie mir zu den Lobrednern zurück zu kehren. — Wen trifft der Vorwurf, wenn ſelbſt das Edelſte, das Beſte des Menſchen — die Wiſſenſchaften, dem Geiſt nicht entfliehen können, der von dem Thron ausgeht?

Der Fürſt.

Und beweiſt dieß nicht für die, die auf den Thronen ſitzen, daß die Menſchen das Edelſte und Beſte, wie Sie nennen, zum Gift, zum Spiel des Eigennutzes gemacht haben?

Der Philoſoph.

Und warum den Beweis für Sie von den Elenden her nehmen, die es zum Spiel gemacht haben?

Der Fürſt.

Wie ſehen uns die andern an?

Der Philoſoph.

Befehlen Sie?

Der Fürſt.

Sie fürchten ja nichts.

Der Philoſoph.

Als die Quelle aller politiſchen, moraliſchen Uebel, die uns drücken; als die Hinderniſſe der Erfüllung der ſchönen Träume, die wir zum Beſten der Menſchheit — ſchwärmen. — Und da ſie wenigſtens den Fürſten der Erde darin gleichen, daß ſie die ſie hindernden Individuen um des Ganzen willen aufzuopfern fähig wären, ſo möchten ſie die Urheber aller dieſer Uebel gern entbehren können.

Der Fürſt.

Meine Kälte beweiſt Ihnen, daß Sie mir nichts Neues ſagen — und wie ſehr ich dergleichen Feinde fürchte, vermuthen Sie doch wohl? Die Mittel übrigens! — Und ſind auch Sie dergleichen Philoſophen einer?

Der Philoſoph.

Die Schwärmer, die Thoren, die Vermeſſenen werfen wir zur Seite. — Auch ich kenne die Menſchen, und wollte nur durch dieſen rauhen Ausfall Ihre Großmuth auf die Probe ſtellen; Sie haben ſie beſtanden.

Der Fürſt.

Es hielt nicht ſchwer, und ich rühme mich keiner ſolchen Siege.

Der Philoſoph.

Es ſei! Doch um Männer Ihrer Art iſt es uns zu thun. Um derer willen tadeln, reden und ſchreiben wir — von ihnen wünſchen wir gehört zu werden. Freilich wenn auch Sie ſolche Beweiſe führen können und führen wollen, ſo möchte der Ausfall doch noch mehr wahr als rauh ſein. Aber Sie können dieſe Beweiſe nicht führen wollen. —

Der Fürſt.

Zweifeln Sie nicht daran.

Der Philoſoph.

Und gegen mich!

Der Fürſt.

Und will Ihrer ganzen Schule, allen meinen Tadlern in Ihnen, Rede ſtehen. Ich bin es müde, die ſchaalen, grundloſen Läſterungen müſſiger Träumer anzuhören. Machen Sie ſich gefaßt.

Der Philoſoph.

Bis zu mir wollen Sie Sich herablaſſen — hätten dazu Zeit?

Der Fürſt.

Zum Philoſophen erhebt man ſich — nur er ſteigt herab, wenn er mit einem Ungeweihten ſich einläßt, und wir thun ja des Thörichten, Unnützen gar zu viel, wie Sie uns täglich vorwerfen. Gut für Euch, wenn wir nichts Schlimmeres thun; ſagen Sie nicht ſo? — Ich möchte doch einmal hören, was ein Philoſoph am Ende ſagte, wenn ihm ein Fürſt, der es weder an gutem Willen, noch an Thätigkeit fehlen läßt, ſeine Bruſt ſo öffnete, daß er klärer darin läſe, als in den Werken ſeiner Brüder.

Der Philoſoph.

Die Lockung iſt ſüß — und die Schlinge glänzend.

Der Fürſt.

Dieſes muß es wenigſtens ſein, denn wie könnte auch ein Fürſt aufrichtig und gerade verfahren. — Der Philoſoph iſt mir gleichwohl nicht wichtig genug, daß ich mich gegen ihn verſtellen ſollte.

Der Philoſoph.

Sie nehmen meine Worte in einem ganz andern Sinne, als ich ſie dachte. —

Der Fürſt.

So geht es Ihnen oft bei unſern Thaten.

Der Philoſoph.

Dieß ſoll ich ja erfahren. Ich wollte jetzt nicht mehr ſagen, als daß für unſer einen, der den Großen der Erde naht, das unſchuldigſt Scheinende in einem gewiſſen Sinne zur Schlinge wird. Und muß mir Ihr Vorſatz nicht ſo neu als ſonderbar vorkommen?

Der Fürſt.

Ich glaubte in Ihnen einen rauhen, ſteifen Pedanten zu finden, und den gedacht' ich abzuführen; als ich aber den feſten, ſtattlichen Mann erblickte — und reden hörte, da liſpelte mir meine Eitelkeit zu, meinen Lobredner aus ihm zu machen.

Der Philoſoph.

Ein Fürſt vermag viel, und ich wünſchte, Sie vermöchten dieß — doch hängt es nicht von Ihnen ab?

Der Fürſt.

Von mir? Von mir allein? dann wären Sie es ſchon längſt; machen Sie mich indeſſen ein wenig mit Ihren Verhältniſſen bekannt — mit Ihrer Denkungsart bin ich es ſo ziemlich; aber ich möchte von Ihnen hören, wie ſie entſprungen iſt.

Der Philoſoph.

Das wollen Sie hören? Was hätte der Unabhängige — der Unbedeutende — von ſich zu ſagen?

Der Fürſt.

Bedeutend haben Sie ſich genug gemacht — Vergeſſen Sie nur nicht, daß Sie, ſo unabhängig Sie auch ſeien, vor mir als Ihrem Richter ſtehen, daß Leute draußen ungeduldig auf den Ausgang des Verhörs warten.

Der Philoſoph.

Eben dieſe Leute beweiſen mir, daß Ihnen meine Verhältniſſe bekannt genug ſind. Sollten Sie nicht Alles erforſcht haben?

Der Fürſt.

Vielleicht nur dieß nicht, was ich eigentlich wiſſen wollte — was mich reizen konnte, ſo mit Ihnen zu verfahren, wie ich gethan habe, und ferner thun will. [illegible] ſagten mir kein Wort davon, daß Sie ein Virtuos wären, und zwar einer der Virtuoſen, um die wir uns gar nicht kümmern, für die wir gar nicht regieren, die gar keiner Regierung bedürfen. Beim erſten Blick, beim erſten Laut erkannt' ich dieſe Virtuoſität in Ihnen, ob ich Sie gleich ſeit meinem zehnten Jahre nicht mehr geſehen und bemerkt habe.

Der Philoſoph.

Ich kenne an mir keine Virtuoſität. —

Der Fürſt.

Warum ſo ernſt? — Iſt die Tugend etwas anders?

Der Philoſoph

Die Tugend? Von der Tugend reden Sie —?

Der Fürſt.

Ich ein Fürſt — zu einem Philoſophen, der doch das Ding am beſten kennen muß, weil er am meiſten davon redet.

Der Philoſoph.

Ja ſo — ſo reden Sie davon?

Der Fürſt.

Nein nicht ſo — ſondern ſo ernſthaft, als Plato ſelbſt am Hofe des Dionys davon reden konnte. — Sie lächeln! — Natürlich. —

Der Philoſoph.

Ich bin kein Plato — Sie wiſſen doch, wie es dem Philoſophen da erging.

Der Fürſt.

Ich bin kein Dionys — bin mit meinem Philoſophen hier überhaupt aufs Lernen gar nicht geſpannt.

Der Philoſoph.

Das denk' ich wohl — die Welt iſt ſchon ſo umgekehrt, daß nicht mehr die Fürſten zu den Philoſophen in die Schule gehen. —

Der Fürſt.

Sondern daß die Philoſophen zu den Fürſten in die Schule gehen ſollen. Vielleicht wäre dieſes ſchon damals heilſamer geweſen — vielleicht thäten wir recht gut, das Ding von einmal am andern Ende anzufaſſen.

Der Philoſoph.

Das beſte Mittel ſicherlich allem Philoſophiren dieſer Art ein Ende zu machen.

Der Fürſt.

So würde wenigſtens Ruhe in der Geiſterwelt. —

Der Philoſoph.

Und die Ruhe in der Geiſterwelt ſicherte die Ruhe in der Körperwelt. — Aber um wieder auf die Tugend zu kommen, die Sie beliebten eine Virtuoſität zu nennen.

Der Fürſt.

Und zwar die Ihrige. —

Der Philoſoph.

An die Sie dennoch glauben?

Der Fürſt.

Gerade wie an die Poeſie.

Der Philoſoph.

Wie an die Poeſie? Wie ſoll ich das verſtehen?

Der Fürſt.

Iſt die [illegible] in unſerem Alltagsleben etwas anders? Hat ſie nicht alle Eigenſchaften der hohen Poeſie? Idealiſchen Sinn? Erhabenheit und Stärke der Seele? Schwebt ſie nicht hoch über der Erde und ihren niedrigen Verhältniſſen? Beruht nicht ſie, wie jene, auf der innern ſelbſtſtändigen Kraft des Menſchen? Iſt ſie nicht eine Trennung von allem Gemeinen — Proſaiſchen. —

Der Philoſoph.

Dennoch theilen Sie die Menſchen in Dichter und Proſaiſten ein.

Der Fürſt.

So meine ich, nur daß der erſten und guten Urſachen wenige ſind und ſein müſſen, daß wir uns um dieſe gar nicht zu bekümmern haben, ſie wegen ihrer Virtuoſität weder glücklich noch unglücklich machen können. Was wären ſie ohne uns? Sind wir es nicht, die ihre Virtuoſität recht ſichtbar machen, und ihren leichtgläubigen Bewunderern zur Schau ausſtellen?

Der Philoſoph.

Sonderbar!

Der Fürſt.

Etwa, daß die Kraft, die dieſe Virtuoſität in ihrer Spannung erhält, auf dem ſtolzen Bewußtſein eignen Werths beruht, und vielleicht an Stärke ſelbſt das Gefühl der Herrſchaft überbietet, auf das ſich unſer Daſein gründet? Stolz iſt eine feſte Grundlage, und ich baue viel darauf. Eben darum nahen uns dieſe Virtuoſen ſo ſelten, eben darum können wir ſie ſo wenig in unſerm Kreiſe vertragen — Sie wiſſen wohl, wie ſich Leute benehmen, die ſich einer Virtuoſität bewußt ſind — wie ſie ſich auszeichnen — durch Blick, Geberde und Worte — wie ſie uns und jedem Höhern (nach irdiſchem Verhältniß) zu verſtehen geben, unſre und aller Herrſchaft ſcheitere an der ihrigen, ſei gar nichts gegen die ihrige.

Der Philoſoph.

Nur darum erſcheinen ſolche Virtuoſen nicht in der Fürſten Kreiſe?

Der Fürſt.

Der Stolze bei dem Stolzen?! Der Mann, der auf ſeiner eignen Stärke und Kraft ruht, — bei dem, der keine Kraft ertragen kann, die er nicht leiten, zu ſeinen Abſichten verwenden kann?! — Wär' ich kein Fürſt, ich würde dieſe Rolle ſpielen. Alexander wußte, was er ſagte.

Der Philoſoph.

Rolle! Rolle! — Allerdings mit dieſer Unterlage — mit dieſer Rolle — die Sie der Tugend — Ihrer Virtuoſität da geben — was wäre es anders? Soll ich auch darauf antworten?

Der Fürſt.

Warum nicht! Wenn Sie können

Der Philoſoph.

Wenn Sie es nur hören wollen. So ſage ich denn: Ich ſehe wohl, daß ein Fürſt von Ihrem Verſtande, einen ſchönen, feinen und reichhaltigen Gedanken faſſen kann; aber damit der ſchöne Gedanke die wahren Früchte trage, ſo müßte der, welcher ihn gedacht hat, wenigſtens für einige Augenblicke, aufhören können, ein Fürſt zu ſein. Nun erlauben Sie gnädigſt, daß ich mich entferne, denn jetzt möchte meine Virtuoſität bald in Pedanterei ausarten.

Der Fürſt.

Ehe ich Sie näher kenne?

Der Philoſoph.

Ich kann Ihnen wohl nicht bekannter werden, Sie können wohl ſchwerlich bei der nächſten Bekanntſchaft etwas gewinnen.

Der Fürſt.

Aber Sie doch durch die meinige.

Der Philoſoph.

Sie erlauben den Zweifel. Ich ſpiele keine Rolle — das, was ich bin, bin ich ſo ernſthaft, daß Sie mein Ernſt empören würde. Auch iſt der Unglaube, den Sie mir zeigten, und ſo bilderreich aufſtellten, eben das, was ich an den Großen der Erde am meiſten haſſe, weil es die Quelle alles deſſen iſt, was wir Kleinen zu leiden haben und zu tadeln finden.

Der Fürſt.

Wie; wenn ich nun mehr Grund zu meinem Unglauben hätte, als Sie zu Ihrem Glauben? Wie; wenn die Erfahrung mir ſtreng bewieſe — täglich aufdränge — daß Ihr Glaube zwar ſchöner klingt, aber weniger Stich hält?

Der Philoſoph.

Ich beneide Sie nicht darum, und kann nur die bedauern, die dadurch leiden. Meine Erfahrung geht von mir aus — ich traue ihr — weil nichts Aeußeres den Menſchen in mir verhüllt.

Der Fürſt.

Iſt dem Fürſten die ſeinige weniger werth? Sie ſollen ſie hören, und wenn der Philoſoph nicht am Ende eingeſteht, er würde an meiner Stelle eben ſo denken, und handeln, ſo ſoll der Philoſoph mit allem Rechte ſagen dürfen, was er bisher aus bloßer Menſchenliebe meinen Unterthanen vorgetragen hat. Gefällt der Vertrag? iſt er nicht neu?

Der Philoſoph.

So daß er mir ein Spiel zu ſein ſcheint, welches der Mächtige zur Abwechſelung, zum Zeitvertreib, mit dem Philoſophen zu ſpielen denkt. Wir haben in dieſer Art noch ſonderbarere Dinge. —

Der Fürſt.

Iſt das Leben etwas anders als ein Spiel, und ſei es auch das Leben eines Philoſophen? Spielt der Fürſt mit Ihnen, was hindert Sie mit dem Fürſten zu ſpielen? Gar viele ſpielen mit uns, mit denen wir zu ſpielen glauben. Sie kennen doch Montaigne's Katze? Wir ſind gar oft die Katze dieſes launigen Philoſophen, der der Wahrheit meiſtens näher kömmt, als unſre heutigen Philoſophen. Ich werde Sie rufen laſſen. Bringen Sie alle Ihre Vorwürfe wohlgeordnet mit. Ich will ſie auf einmal hören und keinem ausweichen. Dafür fordere ich biedere Offenheit. Der Richter und Geſetzgeber des Geiſterreichs ſoll als Richter des ſtolzen Herrſchers eines irdiſchen bürgerlichen Volks da ſitzen, alle Majeſtät verſchwinden, und bloß der Menſch, in dieſer Lage erſcheinen. Jetzt gehe ich, meine Rolle im geheimen Rath zu ſpielen. Dort warten meiner ganz andere Schauſpieler. — Und wie ſind Sie jetzt mit mir zufrieden?

Der Philoſoph.

Noch weniger als ſonſt. Vorher glaubt' ich, Ihre Thaten entſprängen nur aus denen, dem Menſchen gewöhnlichen Leidenſchaften — jetzt ſeh ich eine noch trübere, giftigere Quelle! Ein Syſtem, das die Vernunft aus den ſchwärzeſten Farben aufgetragen hat, in das weder Glaube an Tugend, noch Menſchenliebe einen Lichtſtrahl werfen.

Der Fürſt.

Leider kommt jeder Fürſt, der denkt, endlich dahin.

Der Philoſoph.

Der nur als Fürſt denkt, wie geſagt. Ich kam glücklicher als ich gehe. —

Der Fürſt.

Dieß iſt nur der Rache Anfang. Kann man ſich an den Philoſophen ärger rächen, als wenn man ihm beweiſt, ſein Lieblingsgedanke ſei ein Hirngeſpinnſt —?

Der Philoſoph.

Nur das — wenn ich wiederkommen ſoll — wie heißt der Lieblingsgedanke?

Der Fürſt.

Wir könnten oft anders, beſſer ſein, als wir ſind — und daß es geſchehe, hängt nur von den Menſchen ab; ſie müſſen anfangen anders und beſſer zu ſein — aber wenn Sie ſie kennten, wie ich ſie kenne!

Der Philoſoph.

Ich hoffe, Sie ſprechen nur von denen, die um Sie ſind. —

Der Fürſt.

Und warum? Wirken wir nicht durch ſie — mit ihnen? Kann es anders ſein? Können wir ſie anders, beſſer machen? Das iſt ja der Philoſophen, nicht der Fürſten Werk. Und hören Sie! noch ein Vertrag — und ein recht feierlicher dazu! Sie oder die Philoſophen ſind mit den meiſten Fürſten unzufrieden, die meiſten Fürſten ſind es mit den Menſchen. Die Fürſten nun gerade abzuſetzen, wäre ein Wageſtück, wobei wahrſcheinlich die Menſchen mehr gefährdet würden, als ihre Fürſten. Zum Belege verweiſe ich Sie auf die Geſchichte der Empörungen alter und neuer Zeit. Wie wenn die Philoſophen nun einmal ſich recht verſtänden, und mit der Beſſerung des Menſchenthiers anfingen, aus ihnen lauter ſolche weiſe, unintereſſirte, leidenſchaftsloſe, kurz tugendhafte Geſchöpfe machten, wie ſie ſelbſt zu ſein vorgeben? Fangen Sie und die übrigen Philoſophen meines Landes dieſes große, erhabene Werk an, und gelingt es Ihnen mit meinen Unterthanen, ſo ſteige ich von meinem Fürſtenſitz herab, und ſetze die Tugend darauf ein. Bis dahin bedürfen ſie wahrlich meiner mehr, als ich ihrer bedarf.

Scipio und Allucius.

Von A. G. Meißner.

Scene, Karthago in Spanien, Zimmer des Scipio.

A. (im Hereintreten) Glücklich ſei die Vorbedeutung bei meinem Eintritt zu dir, erhabner Imperator. Du ſandteſt nach mir, und noch eh' ich dieß wußte, flog ich ungerufen ſchon nach Karthago her. Deine Boten trafen mich unterwegs und beſchleunigten meine Eile.

S. (ihn genau betrachtend) Biſt du Allucius vielleicht? Fürſt der Celtiberier?

A. Ich bin Allucius, und einer von den

Rühmen meines Volks. Es ehrt in dir den glücklichen Sieger, den weiſen Feldherrn, und — wie man ſich bewundernd erzählt — ſelbſt den wilden Feind. Sei es künftig unſer Loos mit oder unter dir zu fechten: in beiden Fällen ehrt ein ſolcher Kampf, und wird der Stolz unſerer tapfern Jünglinge ſein.

S. Meine Erwartung — ſie trog mich nicht! Und das Gerücht hat diesmal nicht geſchmeichelt.

A. (etwas betreten) Das Gerücht? Welches? — Verzeih. —

S. Das Gerücht deines Lobes! Sei mir willkommen, Allucius! Hat Hispanien viel ſolcher Jünglinge, ſolcher Männer, ſo iſt der Friedensbruch, den Hannibal eines ſolchen Landes halber beging, zwar nicht löblich, doch verzeihlich.

A. (beſcheiden) Imperator — —

S. Vergiß meiner Würde, Prinz, wie ich der deinigen bisher vergaß. Sprich als Allucius zum Scipio; auch will ich nur als junger Mann zum jungen Manne, damit freier unſre Rede ſei, williger unſer Herz ſich öffne. — Sieh, welchen glorreichen Gewinnſt die Götter Romuls Volk verliehen haben, das weißt du, und das ſagt der Ort dir ſchon, wo wir jetzt uns ſprechen. Muthmaßlich traf manchen Gaſtfreund, manchen Verwandten von dir das Loos der Gefangenſchaft. Nenne ſie mir, und ich will thun, was ich kann und darf. Aber vor allen Dingen geſteh mir auch frei, kennſt du nicht unter den Töchtern dieſer Stadt ein junges, blondhaariges, reizendes Geſchöpf? —

A. (raſch ihn unterbrechend) O halt ein, nur zu glücklicher Sieger, halt ein! bevor dein Mund noch ausgeſprochen hat, ſeh' ich ſchon Iltegerdens Namen auf deinen Lippen ſchweben.

S. Nun! und wenn ſie es denn wäre?

A. O ſie iſt meine Geliebte, meine Braut, und — leider jetzt deine Gefangene, deine Sklavin. — Gerechte Götter, war mir je Gut und Blut, und ſelbſt mein Leben allzu theuer? Warum mußtet ihr mir dies einzige, womit ich ſorgte, rauben? — Scipio, du weißt nun, was mich hertrieb nach Karthago; was ich von dir zu flehen im Begriff ſtand. — O gieb ſie mir zurück — ſie, die bisher mein Stolz und meine Freude war!

S. (mit bedeutendem Tone) Und nicht ohne Urſach es war! Allucius, deine Bitte iſt nicht geringe. Mancherlei Beute haben Roms Krieger in dieſer reichen, ſchönen, großen Stadt ſich erkämpft; eine ſchönere als Iltegerden nicht. Auch fühlten, auch ſagten es die Soldaten, als ſie die Jungfrau mir bewahrten, mir brachten, daß ſie Karthagens Edelſtein für mich aufgeſpart hätten; und deshalb —

A. Ha, Imperator, ich merke, wie du enden wirſt, da du ſo beginnſt. Ich merke nun, daß du mich rufen ließeſt, damit dein Auge ſich an meinem Schmerzen weide; damit ich ganz fühlen möge —

S. (ſanft, ihn zu beruhigen) Allucius, wohin — (jener achtet nicht darauf).

A. Nein, Feldherr, nein, das Gerücht von deiner Milde iſt nur ein Gerücht! ſo ſpricht ein edler Sieger nicht; ſo ſpottet er derer nicht, denen er obſiegt! Meine Braut ward deine Sklavin; kein Vorwurf deshalb, denn die Götter wollten es! Sie ward — was ich mir denken kann, denken muß, ſo ſehr es mein Herz zerreißt; auch deshalb kein Vorwurf dir! denn du biſt Mann, biſt glühender Jüngling und Sieger. Doch daß du mich rufen ließeſt, um mich zu höhnen; wie das Geſtändniß meiner Liebe entlockteſt, und mit der Nachricht es erwiderſt: daß Iltegerde unſchätzbar, unveräußerlich ſei; das iſt hart, iſt grauſam ſogar. — Römer, ſo prahlen bei uns am Iber, bei uns, die ihr Barbaren nennt, nur die Räuber mit ihrem Raube; prahlen ſelbſt dann nur damit, wenn ſie ſich in Sicherheit wiſſen.

S. (mit gelaſſner Hoheit) Du trägſt, wie ich ſehe, Allucius, die Hitze, die man im Gefecht an dir bewundert, auch auf deinen Umgang und auf dies Geſpräch jetzt über. Ich würde zürnen, wenn ich deine Vorwürfe verdiente. Jetzt, da ſie mich unſchuldig treffen, vergeb' ich ſie dir. — Kannſt du nun hören?

A. Muß ich nicht?

S. Nur höre mich aus; und dann hoff' ich, ſollſt du glimpflicher deine Vergleichungen wählen; ſelbſt römiſche Treue nicht mehr mit puniſcher verwechſeln. Ja, Prinz, als ich das erſtemal Iltegerden ſah, da, ich leugn' es nicht, wandelte auch mich die Leidenſchaft an, die jetzt in dir ſo heftig tobt. Da rief ich mit Entzücken: Wie ſchön iſt ſie! da —

A. (wieder einfallend) O daß ſie es nie geweſen wäre! Aufgewachſen mit ihr von früheſter Jugend an, hätt' ich ihre ſchöne Seele auch im unſcheinbarſten Körper lieb gewonnen. Sie, die Glücklichere, hätte nie der Feinde gierigen Augen gefallen; nie deine Lüſte gereizt.

S. (ihn bei der Hand faſſend) Und hört dieſer Grimm wirklich nimmer zu toben auf? — Jüngling, deine vom Zorn glühenden Wangen werd' ich doch vielleicht mit Schaamröthe noch ſtärker färben, wenn ich dir ſage: deine Braut iſt frei!

A. (erſtaunt) Frei? — Götter! — Scipio! — Iltegerde iſt frei?

S. Iſt frei und ſei dein!

A. Frei und mein! Scipio, du betäubſt mich.

S. (lächelnd) Muß ich das nicht, um nur ruhiger ſprechen zu können? Junger Mann, als man meine Gefangene mir darſtellte, da entzücke mich — ich wiederhol' es dir — ihr Reiz; da würd' ich, nicht als ein ſchweigender Gebieter, als ein werbender Liebhaber vielmehr ihr Herz und Hand angeboten haben; hätt' ich nicht raſch einen Blick auf das Vaterland, das meiner noch ungetheilt bedarf, geworfen. Doch, indem ich noch wankte, indem ich ſchon auf Vereinigung von Bürgerpflicht und Männerliebe dachte, vernahm ich, daß ſie bereits durch Werbung und Verſprechen, durch Liebe und Gegengunſt verbunden ſei; und von dem Augenblick an ward mein Geiſt meines Herzens Meiſter! Von dieſem Augenblick an hab' ich ſie nur geſchützt, geſchützt für dich! nimm ſie zurück, denn ſie iſt frei.

A. (noch halb außer ſich) Götter, allgewaltige Götter, das tönt, als wenn es Wirklichkeit wäre, und wird am Ende nur als ein Traumbild zerfließen. Imperator über Karthager und Hiſpanier, über Gallier und Kantabrier, mit einem Wort, über Feinde kannſt du ſiegen. Doch dieſer Sieg über dich ſelbſt —

S. (lächelnd) Getroffen, er war keiner von den leichteſten. Doch ich bin Römer und dieſes Volks Vorzug iſt es, von Jugend auf Beiſpiele mit anzuſehen, die andere Völker nur durch Ueberlieferung kennen: — Glaubſt du meinem Munde nicht, wenn ich deiner Geliebten Freiheit dir verkündige, laß ſehn, ob du auch dieſem Zeugen widerſprechen kannſt — Servius! Servius! (ein Sclave führt Ildegerden und ihre Mutter ins Gemach) Sieh ſie hier deine blühende Schöne. Kein kriegeriſcher Muthwille hat ſie berühret; keine Thräne, ſeit ſie mir gehört, ihre Wange gebleicht. — Siehe hier ihre Mutter, von mir ſelbſt ihr zur Gefährtin und zur Schützerin erkohren! Forſche nach, ob ſie ſicherer in deinem väterlichen Hauſe, als bei mir ſein konnte. Selbſt meine Gegenwart ſoll dich nicht hindern. (will gehn.)

A. (ſeine Hand ergreifend) O, wo — wo iſt die Höhle, in welche ſich ſchamroth mein Argwohn und mein Ungeſtüm verkriechen kann? Imperator, ich beſchwöre dich, bleib! — Meiner Freude fehlt noch Beſinnung. Entzücken, Erſtaunen, Beſchämung, wie ich nie fühlte — (eine ſtumme Pauſe) Edler Römer, ſagt dir mein Auge, meine zitternde Hand, und mein ſinkendes Knie nicht, was ich empfinde? ha, ich Unglücklicher, wie ſoll ich es denn in Worte zwingen? — (zu ihr hineilend) Ildegerde, theures, einziges Mädchen, iſt es möglich? Biſt du mein? ganz mein? — Noch meiner werth? noch deiner ſelbſt?

Ild. Dank es dieſem vortrefflichen Manne, daß ich es noch bin!

Mutt. Er ſah ſie einmal nur im Kreis ſeiner Legaten und Centurionen. Die übrigen drei Tage hat ſie unter meiner Obacht gelebt.

A. (wieder Scipios Rechte faſſend) Scipio! Scipio! giebt es kein Meer, das ich für dich durchſchwimmen, kein Ungeheuer, das ich dir bändigen, keinen Tod, den ich für dich erdulden ſoll? Befiehl! Befiehl! und laß nur den kleinſten Theil meiner Schuld durch eine ſolche That mich bezahlen.

S. (ihn umarmend) Edler junger Mann, ſchon deine Freude bezahlt mich mit einem Wucher, der mir faſt unbillig ſcheint.

Mutt. Und darf ich dieſer Freude des Allucius noch einige Worte, erhabener Imperator, hinzufügen?

S. Sprich ohne Umſchweif!

Mutt. Ehe mein Gemahl und ſeine Blutsfreunde deinen Edelmuth noch erfuhren, als ſie nur wußten, daß Ildegerde noch lebe, da hatten ſie ſchon, um ihren Liebling zu löſen, funfzig Talente zuſammengebracht, und als ſie geſtern von mir deine ſanfte Behandlung erfuhren, haben ſie mit Freuden dieſe Summe verdoppelt, legen ſie hier (Sklaven treten mit den Geldſäcken auf ein gegebenes Zeichen herein) zu deinen Füßen nieder, und beſchwören dich durch meinen Mund: Verſchmähe nicht, was nur ein ſchwaches Kennzeichen unſers Danks und nicht ein Löſegeld zu nennen iſt.

S. Mit nichten, edle Frau! Mein und meiner Ahnen Sitte war es nie, von Freunden Geſchenke zu nehmen; ſie ihnen zu geben dünkte uns ein größeres Glück.

Mutt. Imperator, ich ſtehe nicht auf, bevor du mir dieſe Bitte gewähreſt. (kniet nieder)

Ild. (desgleichen) Ich muß deine Gefangene, ſelbſt wider deinen Willen, bleiben, wenn du meiner Freunde Zoll allzugroßmüthig ausſchlägſt. Für mich ſind dieſe hundert Talente zwar viel zu viel, doch für dich viel zu wenig.

A. (ein gleiches thuend) Nur vor Altären beugt ich zeither mein Knie; Feldherr, der du mir mehr als ein Halbgott ſcheineſt, laß es mich jetzt vor dir nicht vergebens beugen. Deine Großmuth hat mich neubelebt; das Uebermaß derſelben droht mich zu tödten.

S. Steht auf, meine Freunde! Jedes allzulange Sträuben artet in Hartnäckigkeit aus. Ich will annehmen, was ihr mir darbietet. (zu den Sclaven) Legt es hieher! — Allucius, von meinen Händen empfange hier ein Mädchen, eben ſo werth, der Frauen Krone zu werden, als ſie bisher der Schmuck der Jungfrauen war; und wenn meine Selbſtbezwingung euch anders erfreut, ſo verſprecht mir eines nur dafür zum Lohn.

Alle drei. Was? o was? gebeut!

S. Schwörſt du mir Gewährung, Allucius?

A. Tauſend Schwüre ſtatt einen!

S. Wohlan, ſo ſind außer Schönheit und Tugend, außer den Geſchenken, die ihr Vater vielleicht dir ſchon zubereitet, jene hundert Talente — Ildegerdens Brautſchatz.

Alle. Unmöglich! Nimmermehr!

A. Eh' mein Leben —

S. (ernſt) Prinz, keine tauſend Schwüre! Gedenk ihrer! ſie binden! — Zwar hätt' ich noch einen Wunſch. Doch freiwillig mußt du ihn erfüllen. Ungebunden oder gar nicht!

A. (eifrig) O, fordre! rede! gebeut!

S. Findeſt du anders einen redlichen Mann in mir, ſo wiſſe: Mein Vater, mein Oheim, alle meine Vorfahren waren es nicht minder! So wiſſe noch mehr: Geſchlechter, wie das meinige, giebt es zu Tauſenden in Rom! — Albucius, ſei von nun an dieſer Römer Bundesgenoſſe! Sei es, und du wirſt künftig gern geſehen: die Erde hat kein Volk, das man ſich minder zum Feinde und ſtärker zum Freunde wünſchen ſoll!

A. (heftig) Leb wohl!

S. (etwas erſtaunt) Wohin?

A. Laß mich! Laß mich! Selbſt an meinem Hochzeittage flieg' ich von dannen: laſſe alle jene Habe, mit der du mich ſo mild beſchenkteſt, laß Ildegerden ſelbſt zurück; will die Fluren der Celtiberier durchſtreifen: will überall laut rufen: „Mit mir! mit mir, meine Brüder! Zu den Fahnen eines Jünglings, den Göttern an Geſtalt und Tugend ähnlich! Unüberwindlich in Waffen, doch unübertrefflicher noch an Milde und Edelmuth!“ — So will ich rufen, und kehre ich nicht mit tauſend Reitern wenigſtens binnen drei Tagen zurück, ſo mache mich das Schickſal eben ſo zum Spotte meines Landes, als es zur Zierde und zum Retter des deinigen dich erſchuf.*)

(Rb.)

Die Schönheit der Seele.**)

Philanthes und die Jünglinge.

Otto. Siehe, edler Greis, uns heute ſchon wieder um dich verſammelt, mit der Bitte uns neue Belehrungen zu geben.

Philanthes. Auch ich habe euch erwartet an dem ſchönen Abend, nachdem wir unſere Geſchäfte beendigt haben, denn wenn der Geiſt durch die Geſchäfte des Tages angeregt worden, iſt er nun ſo empfänglicher ſtiller Betrachtung zu folgen. Laß uns hier an dieſen Sitzen bleiben, wo wir den Blick in die heitere Ferne vor uns haben und die Blumenbeete nahe zur Seite. Wirf hier, Otto, einen Blick auf die reiche Fülle friſcher Blüthen. Wie die weiße Narciſſe zierlich den Blüthenkelch aus der Scheide emporhebt und den feinen purpurgeſäumten Honigbehälter öffnet, daneben die Hyacinthe mit der Fülle duftender Glöckchen, dort die ſtolze purpurfarbene Anemone mit dem goldenen Staub im Blüthenkelch. Welche gefällt dir unter ihnen am meiſten?

Otto. Was ſollen ſie ſtreiten? Vereinigt finde ich ſie am ſchönſten. Soll ich aber wählen, ſo ſcheint mir, ich müſſe der Narciſſe den Vorzug geben.

Philanthes. Warum eben dieſer? Uebertrifft nicht die Hyacinthe ſie an Annehmlichkeit des Duftes, die Anemone ſie weit in der Pracht der Farbe?

Otto. Darum eben mag ſie mir mehr gefallen, weil ſie weder mit Duft noch mit Farbenpracht mich zu beſtechen ſucht und doch die feinſte Geſtaltung mit reiner anſpruchloſer Farbe zeigt.

Philanthes. Was iſt es denn nun, das dir an ihr gefällt? Doch nicht, daß du zum Schmucke ſie den Mädchen reichen kannſt.

Otto. Das ſcheint mir verkehrt. Eben weil mir die Blume gefällt, weil ich ſie ſchön finde, wähle ich ſie zum Schmucke. Doch ſchmückte ich ein Mädchen vielleicht noch lieber mit der prächtigen Anemone oder mit der duftenden Hyacinthe.

Philanthes. Was iſt es nun alſo, das dir an ihr gefällt?

Otto. Sie ſchmeichelt mir nicht mit Duft, nicht mit Farbe, ſie will mir nicht dienen; aber in ihr ſelbſt finde ich das friſche Leben ſchön in der zierlichen Geſtalt.

Philanthes. Iſt es nicht ähnlich in dieſem andern Falle? Ihr ſeht ja wohl oft wie freundliche Greiſe, (ich thue es ſelbſt gern), ſich gemüthlich des Spiels fröhlicher Kinder erfreuen, ſich lange, es ſtill betrachtend, ergötzen können? Oder lebt in dieſen nur die Erinnerung der eignen Jugend wieder auf.

Otto. Dieſe Erinnerungen, meine ich, erfreuen wohl auch oft das Alter, aber ſie machen es geſprächig, laſſen es gern erzählen von der lang vorübergegangenen Zeit; hingegen das ſtille Entzücken, mit dem ſie das Kinderleben betrachten, liegt wohl in der anſpruchloſen Schönheit dieſes Lebens ſelbſt.

Philanthes. Du wirſt es eben ſo finden in Verhältniſſen, die dir näher liegen. Wenn ihr jugendlich begeiſtert von der erſten reinen Liebe bewegt werdet, der entzückte Blick an der ſchönen Freundin hängt, jeder Bewegung des Mädchens folgt, worin lebt da Euer Entzücken? Sorgt ihr für Euch, iſts Euch um Genuß oder Beſitz, oder wie iſt Euer Wohlgefallen hier?

---

*) Er kehrte wirklich mit einem Trupp von 1400 Reitern wieder.

**) Aus: Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philoſophiſcher Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

Otto. Wir finden uns getroffen von der reinen Schönheit eines fremden Lebens, die wir freudig bewundern. Jeder Wunſch iſt erſt ſpäter und der erſte Wunſch iſt der, könnte ich um dich leiden, dir Aufopferungen zeigen.

Philanthes. Wohl! So ſcheint mir es auch. Nun noch dieſes. Als ich dich neulich in Entzückung vertieft vor dem Bilde der heiligen Cäcilie fand, wünſchteſt du da die Heilige an deine Seite herab, fürchteteſt du da etwa von der Eiferſucht einer Auserwählten überraſcht zu werden, oder gleicht ſie etwa dieſer ſo nahe?

Otto. Ja die Vergleichung fehlt mir! Da müßteſt du mir erſt ein Mädchen zur Auswahl zuführen. Doch hätte ich auch eine Auserwählte, es würde keins von dem gelten. Ich bewunderte ja nur die Schönheit der Himmliſchen.

Philanthes. Laß uns nun zurück ſehen auf das, was wir in allen dieſen Vergleichungen gefunden haben über das Weſen der Schönheit. In dem, wie dir die Blume gefällt, wie dem Greiſe das Kind, dem Jüngling die Jugend im fremden Auge, dem Dichtenden die überirdiſche Schönheit — bei alle dem nennen wir das Leben eines Weſens um ſein ſelbſt willen in ihm ſelbſt ſchön. Die Schönheit iſt nicht, daß ein Ding mir nütze, auf irgend eine Art mir oder einem Andern zu dienen komme, ſondern mit ihr beſitzt ein Weſen ſeinen Werth rein in ſich ſelbſt; hat ſeinen Werth nur, weil es da iſt und ſo da iſt, wie es iſt.

Auf ſolche Art will ich nun jetzt vor euch behaupten, daß aller Werth, den ein Menſch wahrhaft und im tiefſten Grunde ſucht, wie jeder Gebildete, der ſich ſelbſt hinlänglich verſteht, zugeben muß, nur in der Schönheit unſeres eignen geiſtigen Lebens beſtehe, wie ſehr auch oft die rohe Begierde und die Verbildung des irrenden Verſtandes dieſes richtige Gefühl der Werthſchätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken ſo führen, daß ihr mir mit allſeitiger Genugthuung recht gebet, ſo kann ich Euch zuerſt auf das zurück weiſen, was wir in unſerer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menſchen kommt es auf Seelenruhe an, wer dieſe erlangte, dem iſt ſein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommſt, ſo erlaube mir eine Bemerkung. Du ſagteſt: auf dieſes Streben nach Seelenruhe ſei alle Frage nach dem, was dem Menſchen zu thun iſt, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat denn nicht der Gefühlloſe, Theilnahmloſe, Träge am leichteſten dieſes Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du haſt recht. Wenn du jemand unthätige Gefühlloſigkeit für ſein ganzes Leben ſicherſt, ſo ſchaffſt du ihm auf die leichteſte Art die Seelenruhe. Ein ſolcher Menſch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht viel will. Der Gefühlloſe lebt im Zuſtande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich ſage nur: einen andern Maaßſtab für den Menſchen in ihm ſelbſt, ob ihm ein Wille geworden ſei, als den der Zufriedenheit findeſt du nicht. Nach ſeinem eignen Urtheil ſteht dem Gefühlloſen offenbar ſeine Sache gut. Allein ein anderes Ding iſt die Beurtheilung durch den, der ihm zuſieht. Dir gefällt dieſer Menſch nicht, obgleich er ſich ſelbſt gefällt. Dir hilft auch kein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühlloſigkeit nicht gelangen willſt noch kannſt. Alſo uns andern gefällt der Gefühlloſe nicht und ſich ſelbſt gefällt er nur durch Irrthum. Dieſer Irrthum könnte ihm ſchwinden, damit wäre ſeine Seelenruhe verloren. Seelenruhe iſt ihm alſo nicht ſicher. Vielmehr, würde ihm ſein Irrthum gehoben, ſo müßte er mit Ekel auf ſein früheres Leben zurückſehen.

Arthur. Ich verſtehe dich. Wahre Seelenruhe ſoll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbſtzufriedenheit gewonnen und geſichert werden. So käme es alſo auf eine Unterweiſung an, wie jemand die Selbſtzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Menſch, wie du neulich ſagteſt, die Seelenruhe nicht unmittelbar für ſich in Beſitz zu nehmen vermag, ſo muß der Gebildete einſehen lernen, wie ſie ihm nur aus Selbſtzufriedenheit ſicher entſpringen könne und daß alſo hier alles auf eine Unterweiſung ankomme, wie man dieſe Selbſtzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: dieſe Unterweiſung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menſchenleben zu ſprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menſchen gelte nur der innere Werth des geiſtigen Lebens ſich ſelbſt, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Menſch ſich wahrhaft gefallen oder mißfallen. Nur dieſe Schönheit des zeitlich ſich geſtaltenden Menſchenlebens iſt es, was die Pflicht gebietet, was der reinſte Trieb unſeres Herzens verlangt, was im tiefſten Grunde jeder Menſch will.

Es iſt dieſe Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unſerer himmliſchen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geiſtigen Selbſtſtändigkeit entſprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt daſſelbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte ſtrahlt, ſo auch des Geiſtes innerer Werth. Geſund oder krank, arm oder reich, mächtig oder ſchwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verſtande zu leben, was iſts anders als verſchiedene Form deſſen, wie der Menſch ſich zeigen kann? Des Geiſtes inneres Weſen iſt ein anderes, das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinſchleifer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzugewinnen vermag, ſo gilt auch dem Geiſt nur der Geiſt, im geiſtigen innern freien Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verſtändigen Geiſt in ſich ſelbſt und ſich gegenüber wird dem Menſchen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutſam, die Idee der Tugend, deren erſter Gedanke Selbſtvertrauen, freie Selbſtſtändigkeit des Geiſtes iſt. So gelten als die erſten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Menſch mit der Kraft des Selbſtvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des ſelbſtſtändigen Geiſtes achte.

Den erſten hierbei feſt zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweier Charaktere deutlich zu machen ſuchen.

Nachdem ſchon längere Zeit her der Friede bei uns geſichert war, machte ich einmal in Geſchäften meines Vaters eine Reiſe in die Hauptſtadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweiſe in Schwung, Feigheit und kriechiſcher Unterwürfigkeit ſich zuſammendrängen, deren Aeußerſtes unter unſern beſſern Geſetzen und Sitten und bei unſerm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt iſt. Dort lernte ich einen reichen Wucherer kennen, der im Hauſe ſeines reichen Vaters für die Art dieſes Volkes ſorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bei dem von Ehre nicht die Rede iſt und der Kaufmann ſeinen Gewinn verſchmäht, der ihm durch den Richter nicht verwehrt werden kann. So erlaubte er ſich jede Art des heimlichen ſtraffrei zu haltenden Betruges, ſeine Reichthümer nahmen ſchnell zu; es gelang ihm, ſich des Lieferungsweſens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und ſetzte feige und betrügeriſch dieſes Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende ſeines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieſer Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlöſſer, der Roſſe, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz ſeines Hauſes, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater und erzog ſeine Kinder zu angeſehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landſtadt einen Mann aufſuchen, den er in ſeiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, faſt ohne Hülfsmittel, ſelbſt faſt ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling,“ antwortete er ernſt mit einem Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiederte: und blieb es als Mann und iſt es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er ſchüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann ſprach ich mit ihm von ſeiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um ſich habe, daß er einer der unglücklichſten Menſchen ſei. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, ſprang er eilig auf, bückte ſich mühſam aus ſeinem kleinen Fenſter und zeigte mir, die Reize ſeiner Wohnung ſchildernd, ſeitwärts zwiſchen den Dächern ſeiner Nachbarn einen beſchränkten Blick in's Grüne, verſicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und auch am Abend einige Strahlen in ſein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiöſen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Geſpräch lenkte, antwortete er trocken: mon ſieur, ich weiß um göttliche Dinge keinen Beſcheid. Der Mann dauerte mich und es ſchien mir ſo leicht, ihm einen freundlichen Abend ſeines Lebens zu bereiten. Nichts feſſelte ihn an den Ort ſeines Aufenthaltes; ich wünſchte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein ſo leiſe ich meine Einleitung darauf machte, errieth er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmſt mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich ſterben können.“ Ich ergriff gerührt ſeine Hände, aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm ſelbſt war wenig über ſein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich: er ſei der Sohn reicher Eltern; ſorgfältig erzogen zum kenntnißreichen Mann und bald in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gekommen. Allein ſeit früher Jugend hatte ihn bei großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengſtlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrſchte bald ein ſchwärmeriſches Ideal von Liebe und Freundſchaft ſeine jugendliche Phantaſie. Nirgends fand er Menſchen rein genug, um ſich recht an ſie anzuſchließen; ſein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengſtlichkeit da, wo er von Andern zu fordern hatte, zu der Furcht, dieſen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geſchäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältniſſe mit ſich brachte, in denen er ſeine Thätigkeit mit ſeinen Vorurtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte

So drängte ihn das Schickſal bald in freudeloſe Einſamkeit zurück und ſelbſt Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, ſich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieſer Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundſchaft gelangen; die Kinder zerſtreuten ſich in die Welt; die Eltern wurden immer dürftiger; die Frau trennte ſich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, ſein Hausherr, beurtheilte ihn anders. Als dieſer ſah, daß ich mich für den Alten intereſſirte, ſagte er mir: „ſonſt nannte ich ihn auch den Unklugen, als ich aber auf einer Reiſe eure Lehrer vor dem Volke von der Selbſtſtändigkeit des Geiſtes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menſchen beſtehe, — da wurde ich unwillkürlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bei mir. Er nimmt durchaus kein Geſchenk an, indem ich ihm aber niedriger anſetze, was ich für ihn kaufe und höher, was er verdient, ſo kann ich ihm dürftigen Unterhalt verſchaffen.“

Als ich nach Hauſe kam und meinem Vater den Wunſch äußerte, des Mannes Lage zu ändern, antwortete mir mein Vater: Rühre ihn nicht an! Weißt du wohl, daß dieſer Mann im Reiche Gottes leicht höher ſteht, als wir mit unſern Siegen und Geſetzen. — Damals verſtand ich ihn nicht ganz; jetzt meine ich, er hatte Recht.

Nun frage ich euch: welcher von dieſen beiden hättet ihr wohl ſein mögen?

Arthur. In der Stelle keines von beiden hätte ich ſein mögen. Ich meine dich in der Hauptſache zu verſtehen. Du ſagſt: den Werth des Menſchen müſſen wir ganz innerlich in ihm ſelbſt ſuchen und nicht in dem, was nur durch äußere Verhältniſſe beſtimmt wird. Sollteſt du aber nicht die Farben zu grell aufgetragen haben? Ich achte die unerſchütterliche Entſchloſſenheit des Alten bei Ehre und Recht zu bleiben, aber er war kein guter Gatte und Vater; ich verachtete den Wucherer in ſeiner Feigheit, Widerrechtlichkeit und Betrügerei, aber er war wohlthätig und ein guter Vater.

Woldemar. Ich ſtimme dir, Arthur, nicht bei. Der Alte hätte ich wohl ſein mögen. Doch, edler Greis, ſprich du uns dieſen Gedanken ſelbſt deutlicher aus.

Philanthes. An der Stelle des Wucherers hätte ich wohl ſein mögen, nicht gern an der des Alten; aber der Alte ſelbſt möchte ich wohl ſein und nimmermehr der Andere. Verſteht mich recht! Wie Arthur ſagt, beurtheilen wollen wir, was der Menſch ſelbſt taugt, im Gegenſatz gegen das, was ihm nur die äußeren Verhältniſſe bringen oder nehmen. Die Stelle des Alten, das heißt ſein äußeres Verhältniß, war ſehr nachtheilig, aber das iſt nicht ſeine Schuld; die Stelle des Andern war ſehr vortheilhaft, aber das iſt nicht ſein Verdienſt. Doch ich habe keine Namen genannt, den innerſten Grund der Geſinnungen können wir von keinem Menſchen ganz ſicher angeben. Wir wollen daher die beiden Männer nur wie Gegenſtände der Dichtung beurtheilen. Arthur wirft meinem Alten einen Theil ſeiner Fehler vor. Ich kann ihm darin nicht beiſtimmen. Die Fehler des Alten waren durch Mängel der Klugheit herbei geführt, aber dieſe Mängel der Einſicht und Klugheit waren nicht durch Fehler der Willenskraft oder der Geſinnung verurſacht. Für die Geſinnungen allein kann aber der Menſch religiös verantwortlich gemacht werden. Die Fehler des Wucherers hingegen ſind Fehler des Charakters, Fehler der Geſinnung. Machte nicht Feigheit ihn zum Wohlthäter; Feigheit und Falſchheit zum anſcheinend guten Gatten? Wohl auch feige Schlauheit zum guten Vater? So lobenswerth alſo auch die äußern Verhältniſſe ſeines Lebens ſein mochten, in ſich ſelbſt iſt er ein verworfenes Weſen. Niemand wird aber im Ernſt wünſchen können ein Menſch zu ſein, der in ſich nichts taugt.

So elend dagegen die äußern Verhältniſſe meines Alten ſein mochten, in ihm lebte ein edler Geiſt.

Arthur. Gut! Jetzt finde ich mich zurecht. Zeige uns weiter, wie der innere Werth des Lebens ſich gelten mache und beſonders, wie jeder ihn eigentlich wolle, nach deinem erſten Ausdruck. Du wirſt mir es wohl klar machen, aber jetzt begreife ich doch nicht. Wie kannſt du ſagen, daß jener glückliche Wucherer eigentlich den innern Werth des ſittlichen Lebens wollte? ich meine, Selbſtzufriedenheit und mit ihr ſein Wille wird ihm geworden ſein. Uns mißfällt er, aber doch konnte er ſich ſelbſt gefallen. Wie behaupteſt du nun, daß er dabei doch eigentlich den ſittlichen Werth des Lebens gewollt habe?

Philanthes. Du zeigſt, guter Arthur, auf den ſchwierigſten Theil unſerer Betrachtung, über den wir uns erſt ſpäter ganz verſtändigen können. Du wirſt mir zugeben: wenn der Wucherer zur Selbſtzufriedenheit gelangte, ſo geſchah dies durch irgend einen Mangel in der Ausbildung ſeines Verſtandes, denn in ihm ſelbſt taugte er nichts. Die Fehler, die wir ihm vorwerfen, ſind nicht erſt durch dieſen Mangel ſeiner Einſicht bewirkt, ſondern Fehler ſeiner Willenskraft ſelbſt. Er konnte allerdings zur Ruhe gelangt ſein, aber die wahre Feſtigkeit der Seelenruhe hatte er nicht. Denn wenn es jemand gelungen wäre, nur die Einſicht ſeines Verſtandes aufzufühlen, ſo hätte er die Verworfenheit in ſich ſelbſt erkannt und ſeine Ruhe wäre verloren geweſen.

Es hat der menſchliche Geiſt die ewigen Ideen von der Erhabenheit und Schönheit des Lebens in ſich, aber dieſe können erſt bei der Ausbildung des Geiſtes vor das klare Bewußtſein ſeines Verſtandes treten. Dabei iſt nun ſchwerer zu zeigen, wie dieſes Werk der Ausbildung des Geiſtes beurtheilt werden müſſe. Laßt uns alſo zuerſt nur den Ideen der Schönheit des Lebens ſelbſt nachgehen.

In dem einen werden wir uns jetzt ſchon beſſer verſtehen. Wie es der ewigen Weisheit gefällt unſer Schickſal zu leiten, zur glücklichen That oder zum dunkeln unerkannten, ſcheiternden Verſuch — es liegt der Werth des Menſchen nicht in dem, was Folge unſers Unternehmens iſt, ſondern nur in der tiefſten Kraft des Geiſtes ſelbſt, die uns zum innerſten Entſchluß leitete. Wir fragen nicht nach dem, was der Menſch leidet, ſondern nach dem, was er thut.

Ihr wißt, daß unſere Sittenlehre vor allem und für jedes Menſchenleben gleich unbedingt die ſittliche Willenskraft und deren Tugend lobt. Dieſe ſittliche Willenskraft aber beſteht in Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele. Es beſteht nämlich die Geſundheit der Seele in jener lebendigen Seelenſtärke, welche gegen Kleinmuth und Verzagtheit im Selbſtvertrauen Ruhe und Geduld, innere Tapferkeit des Geiſtes und Mäßigung gebiert, des Menſchen Leben nicht nur an fremden Gewöhnungen fortzieht, ſondern mit eigner Lebendigkeit geſtaltet. Dann aber ſagen wir: die innere Hoheit des Charakters liege in der Reinheit der Seele, welche die lebendige Willensſtärke der eignen Ueberzeugung von der Idee des Guten unterwirft. Jene lebendige Seelenſtärke, ſo lobenswerth ſie in ſich ſelbſt gefunden wird, kann unter den Menſchen verwildert erſcheinen, indem ſie ſich in fremden Dienſt begiebt, an niedrige Begierden wegwirft. Der heilige Ernſt des ſittlichen Lebens wird alſo erſt darin gefunden, daß reine Kraft des Geiſtes ſich unbedingt der Idee des Guten unterwirft. Wollen wir es mit einem Wort bezeichnen, welcher Menſch unbedingt zu loben ſei, ſo werden wir ſagen: der, der dieſe Reinheit der Seele beſitzt.

Wollen wir fremdes Leben beurtheilen oder ihm Gebote nennen, ſo bleibt es unmöglich in ſtreng geregelten Vorſchriften des Thuns oder Laſſens das Geſetz der Tugend auszuſprechen; die Tugend gebietet nur dem innern Leben der Geſinnungen und ſo wird ihr Weſen frei anerkannt in einer dem Gefühl eignen Beurtheilung. Wollen wir den wahren Werth im fremden Leben ſchätzen, ſo iſt ja die Tugend nicht das Recht, nicht daß ſie äußerlich gethan, ſondern daß ſie innerlich gewollt und geübt werde, iſt die Sache. Wie es in der chriſtlichen Lehre uns überliefert worden iſt: nicht das Geſetz und das todte Werk, ſondern allein der Glaube, in dem wir leben und handeln, macht ſelig. Wo wir das Leben anderer Menſchen und nicht uns ſelbſt beurtheilen, bleiben uns gute Werke nur der erſchlagene Leib des ſterblichen Engels, den ihr ruhig mit beliebigem Gepränge zur Erde beſtatten mögt. Uns wird der Geiſt gefordert, der anerkannt ſein will mit Kraft und frommem Sinn, der ſein Geſetz nennt, Reinheit der Seele. Wer dieſer theilhaft wurde mit lebendiger Kraft, der hat die Fülle des Lebens und wird um ihrer reinen Liebe willen ſich allen Forderungen der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit treu unterwerfen

> Reines Herzens das ſein! Es iſt die letzte
> Geiſtige Höhe von dem, was Weiſe erſannen,
> Weiſere thaten!

Und welches iſt nun das innere Weſen dieſer Reinheit des Herzens? Es iſt wie die Schönheit des blühenden Gartens! Neben der Palme hoher Krone die kleine Blüthe im Gras, neben der Ceder, der Eiche mächtigem Stamm die ſchwache Ranke der Rebe, der Liane. Keine tadelt die andere, keine gilt wie ſie der andern dient, ſondern jede nur in der eignen innern Schönheit. So auch dieſe Reinheit der Seele! Neben der Gewalt der Heldengröße das ſanfte Leben der Liebe; neben der ſtillen Aufopferung für Einſicht und Kunſt die mächtigen Flammen der Andacht, der Vaterlandsliebe. Wie tauſendfältig ſich das Leben groß und klein geſtalten mag, dieſe Reinheit der Seele will nicht dienen, nicht herrſchen; in dem Eden des ewigen Lebens entfaltet in Reinheit des Herzens jede geiſtige Blüthe vor den Strahlen des höhern ewigen Lichtes die innere Schönheit oder Erhabenheit ihres Wuchſes.

Otto. Klar haſt du mir gemacht, daß was uns recht innerlich im Geiſt des Menſchen gefallen kann, nur die Schönheit oder Erhabenheit dieſes geiſtigen Lebens ſelbſt ſei. So gehört alſo unſer Urtheil über ſittlichen Werth des Menſchen gleichſam einem ſittlichen Geſchmack, einem reinen Schönheitsgefühl. Dabei ſcheint mir nur bedenklich, daß wir in Sachen des Geſchmackes nicht ſo beſtimmt mit einander ſtreiten können und am Ende jeden ſeinem Gefühl überlaſſen müſſen. Wie iſts nun da mit den ſtrengen Anforderungen der Pflichten, bei Ehre und Recht zu bleiben?

Philanthes. Wenn du auf die Lehre, welche ich euch hier mittheile, recht achteſt, ſo wirſt du finden, daß ſie eine Lehre der Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit für den Menſchen ſei. Die reine Lehre der Weisheit will nicht dem Stolz dienen, daß ich als der Beſſere mich über Andere erhebe, auch will ſie nicht den Zank ſchlichten zwiſchen denen, welche ſtreiten, wer der Beſſere ſei, ſondern ſie wendet ſich einzig an denjenigen, der mit dem Entſchluſſe lebt, reines Herzens zu ſein, und der nur für ſich ſelbſt fragt, wornach er ſtreben ſolle.

Das iſt hier das Entſcheidende: fragt der Gutgeſinnte, was ihm zu thun ſei, ſo wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der Werth eines Andern zu beurtheilen ſei, ſo hüte er ſich aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht mißzuverſtehen.

Unſer Urtheil über den ſittlichen Werth des fremden Lebens iſt allerdings ein ſolches ſittliches Geſchmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es ſich nur nach unbeſtimmbaren Gefühlen entſcheide. Gemeine freie Naturſchönheit iſt freilich unbeſtimmbaren Gefühlen überlaſſen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier ſprechen, hat ein feſtes Geſetz zu Grunde liegen, dem ſie voraus huldigen muß, wenn ſie ſoll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Geſtalt des Menſchen. Muß dieſe nicht den Bedingungen einer gewiſſen Regelmäßigkeit des Baues entſprechen, ſo daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Geſetz ſchön finden können. Eben ſo ſind dem Ideal der geiſtigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeſchrieben, denen jede Geiſteskraft huldigen muß, die ſchön genannt werden darf. Aber die Art dieſer Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weiſe in freier Schönheit erſcheinen.

So wird es ſich dir im Leben zeigen. Ueber Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit eines Menſchen magſt du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös ſei, wirſt du dir ſelten die ſtrenge Entſcheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innerſten des Geiſtes, und wie ſchwer iſt es, den Einfluß des mir fremden in äußeren Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverläſſigen, brauchbaren Mann, den guten Geſellſchafter, den Beſcheidenen nennen Viele den Guten — aber kann nicht neben alle dieſem Feigheit und Charakterloſigkeit beſtehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menſchen liegen. Wenn dagegen ein Anderer ſagt: „ſehe ſich ein Jeder vor wie ich; was mir widerſteht, ſchlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann, ſuche ich durch Liſt!“ ſo können dennoch in dieſem Menſchen Mord und Falſchheit eine hohe Kraft des Geiſtes verdecken, welche ſich nur in rohen Umgebungen nicht zu geſtalten vermochte. Dann wieder im Gegenſatz gegen dieſen; leicht können Sanftmuth und Friedfertigkeit dem Menſchen fälſchlich für Feigheit gelten. So zeigte ſich mancher unter uns in kleineren Verhältniſſen des täglichen Lebens nachgebend und duldſam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da ſprang mit einem Mal kühn und frei die Kraft des Geiſtes vor, das gute Korn ward von der Spreu geſichtet. Nun wird nur Wenigen die große Probe zu Theil; wo dieſe fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit des Menſchen, darüber ob jemand die Mittel habe ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geiſt ſeines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele iſt alſo in jedem Menſchen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird ſich ein ſolches Leben geſtalten? — ſo können wir die Antwort im Allgemeinen erwarten. Hier ſcheidet ſich unſer Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung ab, welche erſt durch Einſicht gebracht und geordnet werden kann. Bei der mangelhafteſten Einſicht wird im roheſten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Menſch für Pflicht hält, und die Aufopferung für dieſe unſere Bewunderung feſſeln, ſo thöricht bei dem Aberglauben mancher poſitiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich ſein mag, was geſchieht. Reiner wird ſich freilich im gebildeten Geiſt Schönheit und Würde des ſittlichen Lebens entfalten können.

So wäre alſo nur unſre fernere Frage für einen Jeden in ſich, was ſich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel ſeines Strebens zu nennen habe. Und nochmals müſſen wir antworten: die perſönliche Würde, der reine Werth des geiſtigen Lebens iſt, was gilt und allein entſcheidet.

Woldemar. Ich verſtehe dich ſo: den Willen zum Guten zu haben iſt die reine Schönheit des menſchlichen Geiſtes. Fragen wir nun: was iſt denn das Gute? ſo kann nur der gebildete Verſtand richtig antworten. Dieſe Entſcheidung iſt nicht mehr Sache des Willens, ſondern Sache der Einſicht, ſo daß darin auch der reinſte und beſte im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einſicht wird aber ſagen: die reine Erſcheinung des geiſtigen Lebens iſt das Gute. An unſern Willen werden nämlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus ſinnlichen Annehmlichkeiten

Genuß und Glück, wir müſſen auf vielerlei Weiſe im Leben für Nützliches und Brauchbares ſorgen, endlich ſpricht das Gewiſſen für die Idee des ſittlich Guten. Nun behaupteſt du: in allen dieſen Anforderungen werde eigentlich unſerm Willen nur das reine geiſtige Leben ſelbſt und ſeine geiſtige Entfaltung zum Ziel geſetzt. Nicht wahr, dies willſt du uns jetzt noch zeigen!

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des ſittlich Guten ſprechen uns einzig den eignen Werth des geiſtigen Lebens aus; Geiſtes Selbſtvertrauen, und Bewußtſein ſeiner inneren Würde ſind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieſes Gut aber, welches die Tugend will, enthält die einzige ſelbſtſtändige unmittelbare Anforderung an unſern Willen.

Um dies zu erläutern, können wir den Unterſcheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Menſch begehrt zu genießen und glücklich zu ſein. Wer aber der Glückliche ſei oder der Unglückliche, nach welchen Graden dieſem oder jenem Menſchen das Glück oder Unglück zugetheilt ſei, das wiſſen wir nicht und können wir nicht wiſſen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinſehen; die äußeren Umgebungen allein entſcheiden hier nicht, und je genauer wir vergleichen, deſto mehr finden wir, daß alles Maaß deſſelben keine feſte Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung ſpielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Meſſung den Maaßſtab.

Fragt herum, wer denn der Glückliche ſei, Einige werden antworten: der Reiche, Geſunde, Mächtige, dem unter deſſen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen dieſe es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habſucht können dem ſo begünſtigten alle dieſe Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieſer Spruch gilt nicht einem Menſchen in ſich ſelbſt, ſondern nur dem Andern, der ihm zuſieht und ihm nun ſagen kann: deines Unglücks Schuld trägſt du ſelbſt. Wie oft iſt nicht der Arme, Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedener als jener.

Andere werden ſagen: ſo gilt es nicht! Der geiſtig Starke iſt der Glückliche, der, dem es gelingt ſeines Geiſtes Kräfte geſund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schickſal. Jeder der ſich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Bruſt blicken kann, findet in dieſem Selbſtgefühl volle Entſchädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er ſei der Edle, nur in ſeinen Umgebungen liege die Verwerfung — ſchon ein Jeder, der ſein Selbſt nicht mit dem eines Andern vertauſchen will, iſt der Glückliche. Der völlig Geiſtesmatte aber wird nur ſelten, nur vorübergehend ſich ſeiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer iſt der Glückliche, der Freudige oder der Trauernde? Wie oft fehlt dem Freudigen die Beſinnung, die den Augenblick in Beſitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt ſich der Trauernde in ſeine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnſucht und ſo das Spiel ſeines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Tröſterin Gewohnheit nennen, die Alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das Ungewohnte tauſendfach genießen, das Gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns alſo der wohl lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will ſuchen laſſen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentſchieden iſt, wie ſie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir alſo eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menſchenlebens klar machen ſoll, ſo werden wir ſchon um des hier Geſagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen ſei. Und noch mehr: wird nicht in unſern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige ſeien, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müſſe, daß Genuß und Vortheil das nicht ſind, was der Menſch im tiefſten Innern begehrt und will, ſondern daß im tiefſten Innern des Geiſtes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn, was den erſten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweiſen als ſeinen Herrn, dem es dienen ſoll, ſondern es muß frei ſich ſelbſt gelten.

So laßt uns zuerſt Genuß und Glück vergleichen. Wir ſehen das Menſchenleben dem Spiel wechſelnder Begünſtigungen und Hemmungen durch äußere Einflüſſe der Natur ausgeſetzt — und was iſt der Wechſel von Vergnügen und Schmerz anders, als Gefühl dieſer Abhängigkeit? Was iſt Glück anders, als die ſichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß iſt, ſeine Bedürfniſſe befriedigen zu können? Genuß und Glück ſind nur äußere Begünſtigungen, die uns nicht um ihrer ſelbſt willen gelten können, ſondern nur, weil ſie dem geiſtigen Leben des Menſchen dienen. Wäre uns dies Leben ſelbſt gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel ſeiner ſichern Aufriſchung für eine Bedeutung haben?

Tiefer alſo als der Wunſch des Genuſſes liegt in unſerm Geiſte der Gedanke des Werthes, welchen das Leben ſelbſt trägt. Daher können wir unſern Wunſch leicht über das ganze Spiel von Freud' und Leid hinaus denken. Das eben iſt die Bewegung des menſchlichen Lebens, daß es nur zwiſchen äußern Hemmungen und Begünſtigungen ſpielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden ſind aber die Kinder dieſes Spiels. Die Selbſtſtändigkeit eines ſich frei geſtaltenden, bedürfnißloſen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfniſſen. Ein ſolches ſelbſtſtändiges freies Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünſchenswerther als beide.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bei uns mit den krankhaften modiſchen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des ſinnlichen Genuſſes und der paſſiven Lebensfreude als zur ſichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe. Jedes künſtliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß erſonnen wäre, iſt Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genuſſes krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach ſind des Menſchen natürliche Bedürfniſſe für Nahrung, Wohnung und Familie, alles Andere iſt künſtliche, ſelbſtgewählte Luſt mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür erſonnen iſt, um es nachher wieder zu befriedigen, da iſt ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um ſelbſt geſchaffene Noth, die man viel beſſer ſich gar nicht erſt bereitete. Nur dadurch können jene künſtlichen Bedürfniſſe Bedeutung gewinnen, daß ſie in der ſtufenweiſen Ausbildung des Geiſtes dem innern Werth des Lebens ſelbſt zu dienen kommen. So gehören ſie in dem geſunden Leben der Ausbildung der Einſicht, des Gemüthes und der geiſtigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unſerer Lebensweiſe, die wir der Herrlichkeit unſers öffentlichen Lebens danken, mit der modiſchen Thorheit unſerer verbildeten Nachbarn. Unſre einfache Sitte verſchmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemiſchten Speiſen, die ſie für Koſtbarkeit halten; uns ſind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit, ſondern nur zur Abwechſelung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeſchmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich. Unſer häusliches Leben dient in geſunder Einfachheit nicht der Pracht, ſondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann ſich die Macht der Schönheit in unſerm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unſerer Tempel, die Zierde unſerer öffentlichen Plätze, die herrſchende tief eingreifende Macht unſerer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künſtlichkeit fremder Muſik, die nur weichlich ſüßer Unterhaltung dient und ſo das Aehnliche.

Alſo nur dem minder Gebildeten, der zu ſehr in der ſinnlichen Anregung ſeines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer ſelbſt willen zu gelten ſcheinen. Jeder hingegen, der ſich ſelbſt recht verſteht, wird zugeben müſſen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke ſeines Lebens liegen, ſondern daß ein geheimerer Werth des Lebens ſelbſt erſt dieſem ſeine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menſchenlebens innerer Werth ſein, da jeder in der höchſten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung ſich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne ſeine Ehre findet, da ſpricht des Geiſtes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit iſt denn vollſtändig ausgeſprochen, daß des Menſchen Werth nicht in dem liegt, was er leidet, ſondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth beſtimmen können, worin ſein Leben irgend einer Dienſtbarkeit unterliegt, ſondern nur das, worin es ſich mit eigner Schönheit geſtaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menſchenlebens enthalten ſei, verſteht ſich von ſelbſt. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeſchriebenen Zweck diene, ſo iſt es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier iſt nie vom erſten Zweck, ſondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbſtſucht zuſammen, welche bei verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe, ſondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden iſt, vielen Beifall fand. Dort ſagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbſtſucht und Eigennutz nicht nur den Menſchen am ſicherſten zu leiten vermöge, ſondern ſogar, daß Selbſtſucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menſchlichen Handlungen ſeien. Nun wollen wir dieſen gern zugeben, daß, wie man den Stier nicht fein zu zügeln ſuchen wird, mit dem Zaum des edleren Roſſes, eben ſo rohe Menſchen und hinterliſtige anders geleitet werden müſſen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre ſo reichlich mit Beiſpielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, ſo lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verſtand, den Geiſt zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung veranſchlagte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit ſei unter den Menſchen etwas auszurichten, verſchaffte man erſt der niedrigen Selbſtſucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrſt, iſt mir vieles ſehr klar. Ich ſehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Menſch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da dieſe ſich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menſchen noch ſo nöthig iſt, ihn von Selbſtſucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen; ſo ſehe ich doch nicht nur ein, was hiermit ſchon geſagt iſt, daß Selbſtſucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten iſt, ſondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung ſelbſt des roheſten Lebens ſie nicht als letzte Quelle der menſchlichen Intereſſen angegeben werden kann. Nur ein ſehr mangelhaftes Urtheil könnte ſich mit der Auskunft: Ich will eben mich ſelbſt begnügen, da ſich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir ſelbſt? und worin gefalle ich mir?

Allein ſo gut ich dies im Allgemeinen einſehe, ſo bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbſtſucht und Vortheil alle Geſchäfte der Menſchen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach dieſem Maaßſtab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern meſſen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, iſt mehrerlei zu erwidern. Die zuletzt ausgeſprochene Schwierigkeit haſt du dir durch deinen Begriff vom Geſchäft des Menſchen erſt ſelbſt gemacht. Du verſteheſt ja unter dieſem Geſchäft und Verkehr nur die Arbeit der Menſchen und den Austauſch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk ſeines Fleißes zum Austauſch und fordert dafür die angemeſſene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrſchen, das iſt nicht Folge einer falſchen Selbſtſucht, ſondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Geſellſchaft bei, und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und ſoll dieſer Verkehr beſtehen. Auf dem Markte ſoll der Eigennutz herrſchen; dieſes Kaufen und Verkaufen gehört zum geſunden Leben des Volkes. Aber dieſer Markt iſt ja nicht das ganze Menſchenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen ſind, die aber ſelbſt nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Laſt, wem wird willig der heißeſte Kampf, die bitterſte Aufopferung geweiht? Siehe doch ſelbſt nur ins rohere Leben der Menſchen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie ſind die Sclaven der Selbſtſucht? Und die Werke des Gemeingeiſtes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrſcht! Keiner unter Euch wird ſo ſtumpfen Gedankens ſein, dies aus Selbſtſucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menſchenlebens, der ſelbſt alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen ſind Eigennutz und Selbſtſucht das unentbehrliche Werkzeug aller menſchlichen Thätigkeit, denn nur durch Vermittlungen kann der Menſch ſeine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder Einzelne ſammeln, um ſich ſeine Stelle in der Geſellſchaft zu ſchaffen und ſie zu behaupten. Hier iſt ihm nur ſein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der Andern, dafür muß er ſelbſtſüchtig ſein. Aber alle dieſe Selbſtſucht, dieſer Eigennutz ſollen eben Werkzeug ſein für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche dieſe ſeien zu erforſchen, das iſt des höchſten Preiſes werth.

Wenn Einige es unwürdig finden, daß jeder nur für ſich ſelbſt, lebenswerth aber, daß jeder für alle Andern ſorge und dieſes zum Grundgedanken des wahren Werthes menſchlicher Handlungen machen wollen, ſo können wir ihnen ironiſch erwidern: was iſt denn für ein Gewinn dabei? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für ſein Wohl durch eine theilweiſe aller andern gewährt, nach der andern einfachern Vertheilung bleibt jeder bei ſich ſelbſt, ſo daß in beiden Fällen jedem doch nur ſo viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nämlich iſt die Ermahnung gegen die Selbſtſucht gar keine reine Lehre der Weisheit, ſondern nur ein guter Rath der Klugheit, für den wir etwa an Dſchingiskahns Bündel Pfeile erinnern können; vereinigte Kraft wirkt mehr als getheilte. Damit ſoll bedeutet ſein: wer nur lauter und rein recht für ſich zu ſorgen weiß, nicht in dem, was ihm Natur und Menſchen zu geben haben, ſondern in dem, was ihm zu thun ſei, der thut daran das Beſte. Ich muß ſorgen, was ich thun ſoll — aber wo erfahre ich, was dies ſei? Darauf kommt es an. Wir haben mit der Rede für und wider den Eigennutz auf keinen Fall den rechten und tiefſten Grund unſrer Lehre gefunden. Dieſen finden wir nur, wenn wir einem Jeden ſcharf die Frage ſtellen, worin er ſich denn eigentlich ſelbſt gefallen könne? Und nun wird die Antwort nur in dem, wie er ſein Leben den Idealen geiſtiger Schönheit zu nähern wiſſe.

Fragt jemand freilich nur die Lebensklugheit, wie Menſchen zu beſtimmten Thaten zu leiten ſeien: ſo iſt die Antwort, vermagſt du ſie nicht für deine Sache zu begeiſtern, ſo unterhandle mit ihrem Eigennutz. Wir aber fragen ja hier die Weisheit: welche That denn als die gute gefordert werde? da gilt die einzige Antwort: die That, die das Werk der Tugend iſt.

Nun bliebe uns alſo zuletzt noch die Frage: welches iſt denn das Werk der Tugend? Was wird die gebildete Einſicht der Tugend als Zweck und Ziel anweiſen? Und wiederum iſt die Antwort: Geiſtes Selbſtvertrauen und Selbſtſtändigkeit. Das geiſtige Leben ſoll rein in die Erſcheinung treten, denn in ihm ſelbſt trägt es den innern Werth als die Schönheit der Seele. Vergleichet nur alle Ideale der Sittenlehre, ob ſie nicht auf denſelben Gedanken zuſammen ſtimmen.

Wir nennen Wahrheit, Schönheit und das Gute als die Grundgeſtalten des wahrhaft lebenswerthen Lebens, ſo aber, daß die Anforderung des Guten ihren eignen höchſten Spruch hat, dem jeder andere ſich unterordnet. Und wie entſpringen uns dieſe Ideen? Einzig aus der Aufgabe der ſchönen Geſtaltung unſers geiſtigen Lebens.

Wahrheit iſt das Geſetz der Erkenntniß. Erkenntniß aber iſt die erſte Grundlage des geiſtigen Menſchenlebens. Die Idee der Wahrheit fordert, daß der Menſch innere Klarheit des Gedankens gewinne, ſich die Einſicht ſelbſt ſchaffe und dieſer Ausbildung der Einſicht und jeder Art der Erkenntniß theilt ſie einen unmittelbaren innern Werth zu, weil in ihr das Leben unſers Geiſtes ſich ſelbſt geſtaltet.

Im Leben unſers Geiſtes iſt nun neben der Erkenntniß Gemüth das zweite und die That das dritte. Wo aber das Gemüth ſich unabhängiger von der That geſtaltet, da iſt das Reich der Ideen des Schönen. So offenkundig auch die Macht dieſer Schönheit dem Gebildeten unter uns ſein mag, ſo blieb das doch bei andern Völkern lang ganz anders. Wie reine Schönheit überall der Ankündigung der Ideen des göttlichen Lebens in uns diene, ja wie der Menſch einzig in ihr das Göttliche faſſe, das iſt wieder nur durch die Herrlichkeit unſers öffentlichen Lebens und die Einfachheit unſrer Religionslehre uns ſo viel leichter klar geworden und muß es noch mehr und allgemeiner werden, wenn ſich die Einweihung unſrer Jugend aller falſchen Bilder enthält.

Die Reinheit unſrer Dichtung in ihrer Schilderung der allgewaltigen Macht, der tiefen frommen Bedeutung aller Naturſchönheit, in ihren einfachen Idealen der ſittlichen Kraft der Liebe und Freundſchaft; die einfache Größe unſrer Baukunſt, die reine Form unſrer Bildhauerei und Mahlerei und die reine Erhabenheit unſrer Muſik ſpricht uns in unſerm öffentlichen Leben das Weſen der Begeiſterung und den Geiſt, der zur Andacht führt, weit lebendiger und klarer aus, als in den Gebräuchen anderer Völker. Die rohe und freche Widerſpenſtigkeit der Gemüther gegen dieſe feinere Ausbildung des Schönheitsgefühls iſt der ſchlimmſte Widerhalt für die verbildete Güte unſrer Nachbarn.

Die Ideen der Wahrheit und Schönheit haben alſo darin ihren Werth, daß ſie der Entfaltung des geiſtigen Lebens ſelbſt gehören. Allein die eigenſte Kraft der Seele iſt die der That. Daß dieſe durch Erkenntniß und Trieb des Gemüthes geführt werden muß, giebt der Wahrheit und Schönheit erſt in Unterordnung unter die Ideen der That den wahren innern Werth. Einſicht und Geſchmack, welche dieſen Geſetzen der Wahrheit und Schönheit gehorchen, ſind eine eigne Zierde des geiſtigen Lebens; doch ſind die Anſprüche an das Leben der Menſchen ſehr verſchieden, je nachdem dem Einzelnen ſeine Lage in der Geſellſchaft geworden, je nachdem er ſeinen Beruf ergriffen hat. Die reinen Ideale der That hingegen ſprechen jeden auf die gleiche Weiſe an, und dieſe machen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit in jeglichem ihrer Ideale nur den Gedanken des Selbſtvertrauens und der geiſtigen Selbſtſtändigkeit mit dem Bewußtſein der Würde des menſchlichen Geiſtes geltend.

Für die Probe des feinſten Gefühls der Ehre nichts zu vergeben, dem Rechte des Andern nichts zu nehmen, in frommer Ergebung die höhere Bedeutung des Menſchenlebens anzuerkennen — dieſe Anforderungen entſpringen mit ihrer heiligen Nothwendigkeit ja einzig aus der innern Hoheit des Geiſtes, ſind mit deren Bewußtſein ganz einerlei.

Und alle jene andern Zierden des ſittlichen Lebens, die Lauterkeit der Geſinnung, alle jene durch Mäßigung zu erhaltende Reinlichkeit, Unſchuld und Züchtigkeit des Lebens, wir loben ſie, weil ſie der Selbſtſtändigkeit des Geiſtes dienen; die Ideale der Liebe aber und der Freundſchaft von den fernſten Berührungen der Theilnahme zur Familienliebe, zu den engſten Banden der Freundſchaft, zur heiligen Gluth des Gemeingeiſtes — wir loben ſie, weil in ihnen die Würde des Geiſtes im fremden Leben anerkannt, die Macht des Geiſtes im Menſchenleben geltend gemacht wird.

So iſt alſo der Gedanke der Würde des Geiſtes, der Gedanke des Selbſtvertrauens der eine, welcher alle Ideale des ſittlichen Lebens erzeugt. Und wie iſt's nun mit dieſem, wie gilt er dem Menſchenleben? Wir werden jetzt einig ſein für daß, was ich vor euch behauptet habe. Mit der Idee unſerer inneren geiſtigen Würde ſind uns die Anforderungen der Tugend ſo gegeben, daß jeder Gebildete ſich ſagen muß, wie oft auch Rohheit, Verbildung und Mangel an Kraft ihm ſeinen reinen Willen verrücken mögen, ſo wünſche und wolle er doch im tiefſten Grund des Herzens ſelbſt einzig, daß ſein Leben dieſen ſittlichen Idealen entſpreche, ihnen gemäß ſich zur Erhabenheit und Schönheit der Seele geſtalte.

Streng gebietend ſteht der Gedanke erhabener Anforderungen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor deiner Seele, aber es iſt dieſes Gebot ja nicht ein fremdes Gebot, unter das dich ein Anderer zwingt; es iſt der reinſte Gedanke deines eignen Geiſtes, deſſen heilige Nothwendigkeit dir nur deinen eignen wahreſten Willen nennt! Lerne nur dich ſelbſt verſtehen und du findeſt, daß dein eigner Wille, Würde und Kraft deines eignen Weſens das hier allein Geforderte ſind.

Arthur. Sehr klar, ſehr leicht zu faſſen iſt die ſchöne Wahrheit deiner reinen Lehre. Wenn der Menſch ſich recht beſinnt, ſo muß er finden, Glück und Geſchicklichkeit ſind nie, was er im tiefſten Grunde und wahrhaft will. Beide ſind nur Mittel für andere Zwecke, ſind nur das Dienende für unſern Willen. Fragen wir dann: wo zeigt ſich die herrſchende Gewalt des ſich ſelbſt geltenden Zweckes, des wahren innerſten Willens? — ſo iſt die einzige Antwort: in der innern Kraft des Geiſtes ſelbſt und deren ſchöner Geſtaltung.

C.

Der Lehrſtyl.

1.

Alle Schriften, deren hauptſächlichſter Zweck dahin gerichtet iſt, vermittelſt der durch die Sprache dargeſtellten Begriffe den Verſtand zu belehren und das Urtheil deſſelben zu entwickeln, leiten und feſtzuſtellen, werden mit dem Geſammtnamen *abhandelnde, lehrende, dogmatiſche* oder *didactiſche* Schriften bezeichnet. Sie zerfallen in zwei Gattungen: *Abhandlungen* und *Lehrbücher*. Die erſteren beſchäftigen ſich mit einem einzelnen, geringeren oder bedeutenderen, Theile der Wiſſenſchaft, um eine innerhalb deſſelben gewonnene Wahrheit zu entwickeln, begründen und feſtzuſtellen; die Lehrbücher dagegen umfaſſen entweder eine geſammte Wiſſenſchaft, oder deren ein abgeſchloſſenes Ganze bildenden Haupttheile, und ſtellen dieſelbe in ihrem inneren ſyſtematiſchen Zuſammenhange mit möglichſter Vollkommenheit dar. — Da nun dieſe Darſtellung auf verſchiedene Weiſe Statt finden kann, je nach ihrer Behandlung oder ihrem nächſten ſie beſtimmenden Zwecke, ſo pflegt man ſie auch wohl in folgende Eintheilung zerfallen zu laſſen und bezeichnet die verſchiedenen Arten des didactiſchen Styles, als: a) der *ſyſtematiſche Lehrſtyl*, welcher die Wiſſenſchaft (ſowohl das Ganze derſelben wie ihre einzelnen Theile) in ihrem inneren Zuſammenhange mit ſtrengſter logiſcher Ordnung und genauer, gleichmäßiger methodiſcher Durchführung darſtellt; b) der *erläuternde, erklärende* oder *commentirende Lehrſtyl*, der ſchon Gegebenes oder Vorhandenes weitläufiger und ausführlicher entwickelt und feſtſtellt; c) der *compendiariſche Lehrſtyl*, der den zu behandelnden Gegenſtand ſyſtematiſch, aber in gedrängter Kürze, nur das Wichtigſte entwickelnd, behandelt; d) der *akademiſche Lehrſtyl*, deſſen nächſter Zweck die Entwickelung und Darſtellung eines Gegenſtandes durch mündlichen Vortrag iſt; e) der *populäre Lehrſtyl* (dem ſtreng ſyſtematiſchen entgegengeſetzt), welcher die Aufgabe zu löſen beabſichtigt, einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand den Begriffen und Fähigkeiten minder Gebildeter, vorzüglich aber des Volkes, angemeſſen darzuſtellen, und f) der *dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl*, deſſen Zweck darin beſteht, bei der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung eines vorliegenden Gegenſtandes nicht allein dieſen an und für ſich ſelbſt, ſondern auch die ihm zu Theil gewordene äußere Darſtellung zu prüfen und zu beurtheilen. Weil jedoch dieſe Gattungen insgemein ſich nicht durch innere Nothwendigkeit, ſondern durch äußere Veranlaſſung geſtalten und bei der Behandlung eines und deſſelben Gegenſtandes abwechſelnd gebraucht werden können, ohne der Einheit des Ganzen hindernd entgegen zu treten, alſo ſehr oft gemiſcht erſcheinen, ſo läßt ſich obige Eintheilung nirgends ſtreng durchführen. Demgemäß unterſcheidet man alſo die verſchiedenen Arten des didactiſchen Styls angemeſſener nach den beiden äußeren Formen, in welchen derſelbe zur Erſcheinung kommt, nämlich der der Abhandlungen und der der Lehrbücher und unterſucht, welchen Bedingungen er bei jeder unterworfen ſein muß, um ſein Weſen danach zu beſtimmen und feſt zu ſtellen.

Vgl. Adelung a. a. O. II. S. 81.
Maaß a. a. O. §. 281.

2.

Im Allgemeinen erfordert der didactiſche Styl die größte Deutlichkeit des Ausdruckes, die ſtärkſte Beſtimmtheit der Gedanken und die möglichſte Einfachheit in der Darſtellung. Da hier allein auf den Verſtand gewirkt werden ſoll, ſo iſt Alles, was Einfluß auf Phantaſie und Gemüth ausübt, ſtörend, indem es die alleinige und vollſtändige Thätigkeit des Verſtandes unterbricht oder zurückdrängt. Nur wenn Belege und Beiſpiele aus dem Gebiete der Erfahrung oder dieſer nachgeahmt, zur Beſtätigung und Verdeutlichung des Entwickelten gegeben werden, iſt es nicht allein erlaubt, ſondern mitunter auch ſogar geeignet, die Art und Weiſe des Styls zu ändern, um die Einförmigkeit des didactiſchen Vortrages auf kurze Zeit zu unterbrechen und eben dadurch die Aufmerkſamkeit auf den Hauptgegenſtand von Neuem anzuregen. Eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Darſtellung muß jedoch bei beiden angewandten Stylarten immer Statt finden, denn ein zu großer Unterſchied zwiſchen denſelben würde die Aufmerkſamkeit zu ſehr von dem Hauptgegenſtande ablenken und dieſelbe zu lebhaft, dem eigentlichen Zwecke des Gegenſtandes nachtheilig, auf Nebendinge hingezogen werden.

3.

Da eine Abhandlung (ſ. §. 1 dieſer Abtheilung) ſich mit der Entwickelung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes allein beſchäftigt, ſo unterliegt ſie in dieſer Hinſicht vorzüglich den Regeln der Logik im Allgemeinen und der Methodik der einzelnen Wiſſenſchaften im Beſonderen, und die Theorie des Styls hat ſich nur mit der äußeren Darſtellung bei derſelben zu beſchäftigen. Dieſe wird zum Theil durch den Inhalt, zum Theil durch den Zweck einer Abhandlung beſtimmt. Eine Hauptwahrheit (zuweilen auch wohl mehrere, welche genau mit einander zuſammenhängen) als das Reſultat der ganzen Unterſuchung und Darſtellung bildet den Mittelpunkt und inneren Zweck der ganzen Abhandlung. Die Darſtellung derſelben geſchieht in dem Hauptſatze, welcher ſorgfältig, zunächſt nach den in demſelben liegenden Begriffen erklärt, entwickelt und in ſeinen Theilen beſtimmt, und dann durch die nöthigen, entweder in der Sache ſelbſt zu findenden, oder aus Vergleichung, Erfahrung u. ſ. w. herzunehmenden Beweiſe, als wahr und richtig dargeſtellt werden muß.

4.

Man unterſcheidet allgemeine und beſondere Hauptſätze. Jene ſind ſolche, welche ſich unbeſchränkt auf die Wiſſenſchaft, zu der ſie gehören, in Anwendung bringen laſſen; dieſe dagegen beziehen ſich nur auf Einzelnes in derſelben. Zu den erſteren gehören z. B. alle metaphyſiſchen, mathematiſchen u. ſ. w. Hauptſätze, zu den letzteren dagegen die Reſultate hiſtoriſcher, geographiſcher u. ſ. w. Abhandlungen. — Die älteren Rhetoriker unterſchieden eben ſo die Beweiſe und theilten ſie ein in a) ſolche, welche ſich aus dem inneren Weſen des Hauptbegriffes ſelbſt entwickeln laſſen und vorzüglich in den allgemeinen Sätzen zu finden ſind (loci proprii); und b) in ſolche, welche bei beſonderen Sätzen, vorzüglich aus äußern Erſcheinungen, wie z. B. des Ortes, der Perſon u. ſ. w. hergeleitet werden. Dieſe Letzteren nannten ſie loci communes und behandelten die Erfindung derſelben ſyſtematiſch in einer beſonderen Wiſſenſchaftslehre, welche ſie mit dem Namen Topik bezeichneten, die aber von den Neueren ſelten oder gar nicht in Anwendung gebracht wird, da ſie der freien geiſtigen Thätigkeit oft ſtörend in den Weg tritt.

Vgl. Aristot. Rhetor. c. 2, 7, 9.
Quinctil. l. c. V. 10.
Vossii Instit. Rhetor. l. 2.
Ernesti Init. Rhetor. l. S. 1.
E. A. L. Käſtner, Topik oder Erfindungswiſſenſchaft, auf's Neue erläutert. Leipzig 1816.

5.

Da alle Theile einer Abhandlung, wenn dieſelbe als vollſtändig und ihren Gegenſtand erſchöpfend genügen ſoll, im genaueſten Verhältniſſe zu und im innigſten äußeren wie inneren Zuſammenhange mit einander ſein müſſen, ſo iſt es ſtets gerathen, dieſelbe nur nach einem genauen, vorher entworfenen Plane, der die einzelnen Theile ſcharf beſtimmt und anordnet, auszuarbeiten. Im Allgemeinen läßt man jede Abhandlung aus drei Haupttheilen beſtehen, nämlich: a) dem Eingange (oder der Einleitung), welcher Urſache und Zweck der Abhandlung entwickelt, alſo z. B. die Wichtigkeit des Gegenſtandes oder die darüber herrſchenden falſchen oder richtigen Anſichten, oder auch die Veranlaſſung zu derſelben behandelt, oder endlich die nothwendig voraus zu ſendenden Begriffe entwickelt und erläutert; b) der eigentlichen Abhandlung, in welcher nur der Hauptſatz ſelbſt entwickelt, erläutert und bewieſen wird, und c) den Schluß, in welchem man das Ganze nochmals überſichtlich zuſammenfaßt und das gewonnene Reſultat ausdrücklich hervorhebt. Dieſe Haupttheile ſowohl, wie die Unterabtheilungen derſelben, müſſen nicht allein in genauem innerem Zuſammenhange mit einander ſein, ſondern auch in eben ſolchem äußeren Zuſammenhange durch die ſtyliſtiſche Darſtellung erſcheinen.

6.

Die Lehrbücher oder Syſteme umfaſſen nicht wie die Abhandlungen einzelne Hauptwahrheiten einer Wiſſenſchaft, ſondern das Geſammtgebiet derſelben (ſ. §. 1. d. Abth.) in ſtrenger logiſcher Ordnung und eben ſolcher Entwickelung. Ihr Zweck iſt, die genügende vollſtändige Darſtellung einer Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen, ſo daß der derſelben Befliſſene ſie daraus vollſtändig kennen lernen könne und erfahre, was ihm noch zu thun bleibt, um ſie ſich gänzlich anzueignen, kurz daß er eine überſichtliche und doch zugleich alle einzelnen Theile berührende Kenntniß derſelben gewinne. Vollſtändigkeit, Klarheit, Faßlichkeit, logiſche Ordnung, methodiſche conſequente Eintheilung, Gründlichkeit und Kürze ſind daher die Hauptbedingungen eines Lehrbuchs. Hinſichtlich des Vortrags als Ausdruck des Denkens unterſcheidet man die analytiſche und die ſynthetiſche Methode. Jene beginnt mit dem Beſonderen und ſchreitet aus dieſem entwickelnd zum Allgemeinen fort. Dieſe dagegen beginnt mit dem Allgemeinen und entwickelt aus demſelben die Grundbedingungen des Beſonderen. Für den Unterricht im Allgemeinen iſt die letztere Methode die beſſere, weil ſie die faßlichere und kürzere iſt.

7.

Muſter des Lehrſtyls bei den Deutſchen findet man vorzüglich in Leſſing's, Mendelsſohn's, Möſer's, Engel's, Garve's, Herder's, Schiller's, A. W. und F. v. Schlegel's, W. v. Humboldt's, Reinhold des Aelteren, Roſenkranz u. A. Schriften. Die Abhandlungen und Lehrbücher der neueren Philoſophen von Fach ſind dagegen in ſtyliſtiſcher Hinſicht nicht ſo zu empfehlen, da ſie meiſt ſich einer ihnen eigenthümlichen Ausdrucksweiſe bedienen, zu deren Verſtändniß ein beſonderes Studium gehört, das der Allgemeinheit der Gebildeten zu fern liegt und dieſe daher entmuthigt und abſchreckt.

Warzu die Sprichwörter dienſtlich ſeind.*)

Von Johann Agricola.

Von anbegin der Welt haben die Weiſen Leut alle Geſetz vnd Rechte in kurtze wort verfaſſet, auff das man ſie leichtlich behalten könnte. Gott gabe den Jüden viel Geſetze, aber er faſſet ſie alle in ein kürtze, nemlich in zehen ſtück, darinn nichts vergeſſen iſt alles des, das ein Menſch Gott vnd den Menſchen ſchuldig iſt zuthun. Die Heiden haben jr Natürlich recht in drey ding gefaſſet, Das erſte, iſt erbarlich leben, Das ander, niemand beſchedigen, Das dritt, einem jeden geben vnd thun was jm von recht gebüret. Die Griechen haben gehabt nicht mehr denn zwölff Taffeln, darinnen all jre Recht gefaßt waren. Socrates, Pythagoras, haben wenig wort geredt, aber viel meinung. Im verkauffen vnd kauffen, das doch weitleufftig iſt, haben ſie ein Regel gehalten, Inter bonos bene agier oportet, Es ſoll ein frum Mann ehrlich mit dem andern handeln. Solon ward gefragt, warumb er kein Geſetz gemacht hatte, wie mans halten ſolt mit dem der ſeinen Vater erwürget hatte, ſagt er, Er hette nicht gemeint, das jemand ſo boshafftig ſein würde, vnd ein ſolche vbelthat begehen. Summa, Je mehr Geſetze, je mehr vntugent. Zu dem, Je frommer die Leute geweſen ſein, je weniger Geſetze ſie bedürfft haben, haben auch gantz einfeltig geredt, vnd einfeltige ſchlechte wort gebraucht. Vnd noch heute bey tag findet ſichs alſo, das fromme erbare leute wenig wort machen, Aber finantzer vnnd betrieger machen viel wort vnd meinens nicht. Der alte Cato hat zu Athen Lateiniſch geredt mit guten kurtzen worten vnnd ſchlüſſen. Da aber der Verdolmetſcher Catonis wenig wort mit viel vmbſchweiffen reden muſte, wuchs ein Sprichwort zu Athen, das den Römern die wort im hertzen, den Griechen aber allein im mund wüchſen. Alſo haben vnſere alte Deutſchen einfeltig geredt, vnnd wenig wort gebraucht, auch wenig Geſetz gehabt. Aber wie Cornelius Tacitus von jnen ſchreibt, ſo hat bey den Deutſchen trew vnd glauben mehr gelten en viel Geſetze, denn bey den Römern, die viel Ordnung vnd mancherley Geſetz hatten. Gold iſt klein, aber es gilt viel, klein gering müntz iſt viel, aber ſie gilt wenig. Alſo gelten auch wenig viel Geſetze vnd viel wort. Ein vaß voller Weins klingt nicht ſehr, aber es hat viel in ſich. Herwiderumb ein leer vaß klingt feindlich, vnd hat nichts in jm. Derhalben ſeind vnſere alte Deutſchen Gelt geweſen, denn ſie haben ehrlich vnd treulich gehandelt, mit wenig worten vnd Geſetzen, Sie ſeind leider jetzt geringe Müntz worden, vnnd halten wenig mit viel worten vnd Geſetzen. Florus ſchreibt das vnſere alte Deutſchen nach dem todt Druſi Germanici der Römer Hauptman, welcher ſie hat wöllen mit Geſetzen vnd gerichtszwang regieren, mit allen den ſeinen ermordet haben, jnen die zungen außgeſchnitten, vnd geſagt, Sibila nunc vipera, Du ſchlang, ziſche nu mehr, Damit erweiſet würde, das vnſere vorfahren ſchlecht vnd gerecht, vnd auffgericht mit allen dingen ſeind vmbgangen, Denn in kurtze ſchlüſſe haben ſie das leben der Menſchen, als in kurtze Regeln verfaſſet. Wider die bauchſorge haben ſie geſagt, Gott beſcheret vber nacht. Item, Gott hat mehr denn er je vergab. Von der Trew vnd vntrew haben ſie geſagt, Getrewe Hand geht durch alle land. Vntrewe hand gehet hin, kompt aber nicht herwider. Von der meſſigkeit in allen Dingen zu halten, ſagen ſie, Schnell rath nie gut ward, Zuviel zerreiſſt den ſack, Maß iſt zu allen dingen gut, Zuviel iſt vngeſund, vnd alſo fort von allen guten vnd böſen dingen. Zum guten werden wir gereitzt, vnd für dem böſen gewarnet, wenn man ſagt, Wer recht thut wirds finden, wer vnrecht thut wirds auch finden, Wie einer thut, ſo ſagt man jm nach, Das werck lobet ſeinen meiſter, Recht findet ſich, Es ward nie ſo klein geſponnen, es kam an die Sonnen, ꝛc.

---

*) Aus: Johann Agricola, Sibenhundert vnd funfftzig Deutſcher Sprichwörter; Wittenberg, 1582.

1.

Gott beſcheret vber nacht.

Wiewol in Deutſcher Sprach nicht viel wörter ſeind, damit man Gott nennet, denn das einig wort, Gott, Gut, daraus denn folget, das die Deutſchen faſt wenig von Gott gewüſt haben, So erweiſet doch dis Sprüchwort ſampt andern dergleichen, das auch vnter vnſern vorfahren vnd alten Deutſchen viel frommer Gottesfürchtiger leut etwan geweſen ſeind, die Gott alle Ding mit dieſen worten haben heimgeſtellet, vnd jm die ſorge jres leibs, lebens vnd narung allenthalben befohlen, Denn mit dem wort, Gott beſcheret vber nacht, iſt die Bauchſorge hindan geſetzt, vnd wird Gott lauter vertrawet, er werde vns das beſcheren, das wir bedürffen zu vnſer vnterhaltung. Nemlich futer vnd mahl, wie man ſagt, Ja was wir nicht haben, das beſcher vns vnſer HErrgott.

Beſcheren aber heiſſet auch aus gnaden, vnd nicht aus pflicht einem etwas geben, oder ſchencken, on alle ſein zuthun vnd verdienſt, Wie denn die Mütter in Deutſchen landen jre Kinder dazu gewehnet haben, wiewol ſie ſelbs nicht gewüſt, was es bedeutet hat, Da ſie in des heiligen Chriſts vnd S. Niclas nacht den Kindern gelt, obs, oder pfefferkuchen, vnd ander kinderſpiel, das heiſſe oder kleider der kinder geleget, vnd des morgens zu den kindern geſagt haben, Der heilige Chriſt, oder S. Niclaß habe es jnen beſcheret, vnnd weil ſie geſchlaffen haben, für ſie geſorget. Auff dieſe weiſe ſagt auch Chriſtus Matthei am 6. Jr ſolt nicht ſorgen noch ſagen, Was wöllen wir eſſen, trincken vnd anziehen? Ewer Vater der im Himel iſt, weis das jr das alles bedürffet, Allein heiſt er ſeine Jünger, ſie ſollen jn dieſe weiſe deſſelbigen erinnern, vnnd ſprechen, Vater, vnſer teglich brot gib vns heut, das iſt, Gib vns Leibs notturfft, hülle vnd fülle, vnnd was an, ſo viel als wir teglich bedörffen, ꝛc. Vnd Gott beweiſet das auch mit der that, das er allein für vns ſorget, in dem, das wir aller Creaturen, ſie ſey ſo edel als ſie jmmer wölle, müde, ſatt vnd vberdrus werden, ausgeſchloſſen des, das wir als das nötigſt zur vnterhaltung vnſers lebens haben müſſen, nemlich des brots. Dis wort iſt aus der erfarung herkommen, das man ſtets für augen geſehen hat, vnd noch teglich ſihet, wie Gott ſo reichlich alle welt mit gütern, leibsnarung vnd aller notturfft verſorget vnd gleich vberſchüttet, das es auch offt daher kompt, daher es niemand gedacht hette, vnd geſchicht zugleich guten vnd böſen, ja einem ſchalck viel eh denn einem frommen, wie das Sprüchwort lautet, Je erger ſchalck, je beſſer glück. Die Sonne ſcheinet, der Himel regnet, das Korn wechſet, vnnd des nachts wenn wir ſchlaffen, ſo behütet Gott das alles vns zu nutz on vnſer zuthun, das iſt denn Gottes beſcheren. Ich wil des ein Exempel ſetzen, dabey man greiffen möge, wie Gott die Welt neheret durch eitel miracel. Ein armer Taglöner oder Weinhacker hat vielleicht ein Weib vnd viel Kinder, ſitzet zuhaus kume, verdienet ein woch mit ſeiner ſawren arbeit 12. oder 14. groſchen, Nehret ſich dauon mit Weib vnd Kindern, gibt hauszins, vnd wenn der Sontag kompt, ſo verthut er faſt ſo vil bey dem wein, bier vnd ſpiel, als er die gantzen wochen erworben hat, noch wird er erneeret, das, wenn man jn fragte, wie es zugienge, das er alſo künde zukommen, müſte er ſagen, Ich weis nicht, Gott beſcheret vber nacht. Die Heiden, Griechen vnd Römer ſeind aus dieſen teglichen erfarungen bewegt worden, vnd geſchloſſen, es ſein alle winckel vol Gottes, vnd ſein eitel Gottes werck, alles was wir ſeind, gehn, ſtehn, leben, ſchlaffen, wachen, wircken. Es wöllen auch etliche ſagen, vnd ich halt es für war, Es wachſen nicht ſo viel garben getreides auff dem Felde, als Menſchen ſeind auff Erden, noch werden wir alle mit Brod alſo verſorget, das wir ſtets vbrig vnd im vorrath behalten. Es iſt auch gewis, das der hunderſte Menſch nicht den Acker bawet, Denn wo tauſend Bawren ſeind auff allen Dörffern, ſo ſeind je zwentzig tauſent in Stedten vnd mehr. Ich hab auch mit etlichen meiner herren vnnd guten freunden vberſchlagen, wie viel müſſigs volcks ſey in der Geiſtlichkeit, wie mans nennet, Nonnen vnd Münche, in dem vmbkreis den wir kennen, als in Hiſpanien, Franckreich, Welſchland, Deutſchland, Hungern, Dennemarck, Polen, Böhmen, Merhern, Liffland vnd andern Inſeln, Cypern, Rodis, ꝛc. vnnd ſeind gefunden viertzehen hundert mal tauſent Münch vnd Nonnen. Denn zu den zeiten Adriani VI. des Deutſchen Bapſt, hat der Barfuſſer öberſter Miniſter dem Bapſt wöllen zu dem Türckenzug dreiſſig tauſent Brüder ins Feld rüſten, das doch gleichwol alle Klöſter wol beſtellet ſollen ſein, vnnd der keinen mangeln. Wo ſeind nu die Pfaffen, Thumbherren, Stadtpfarrer, Dorffpfarrer, Studenten in Vniuerſiteten, Schüler, Jungvolck, Handtwercksleut allerley art, Kauffleute, Knappen in Silber, Eiſen, Stahel, Zien, Bley vnnd kupffer Bergwerck, Jüden, Stulreuber, Weinhecker, Schiffleute, Kriegsvolck, Kinder, Weiber, Reuter, vnd die ſo die Fürſten vnd Herren als Hoffgeſind brauchen, welche ſo man ſie ſolt eigentlich rechnen, weit vnd breit, den hunderſten Bawren vnd Acker Bawer in der zal vbertreffen.

Es berichten mich die Landkündigen, das Köln am Rein vber fünff tauſent Geiſtlichen habe, vnd noch mehr. Dieweil denn nun ſo wenig Leute den Acker bawen, vnd für einen Menſchen kaum ein einig garbe wechſet, vnnd ein iglicher doch gleichwol aus zwey ſchock garben Korns friſſet, denn ein ſchock garben geben nach gemeinen jaren gemeiner ſcheffel kaum drey, ſo mus eigentlich die tegliche erfahrung zeugnis geben, vnd ſprechen, Gott beſcheret vber nacht, Wir wiſſen nicht wie vns Gott nehret.

Keyſer Friderich Ertzhertzog zu Oſterreich, Keyſer Maximilianus vater, auff dem Reichstage zu Köln am Rein, hat das gros volck dazumal zu Köln aus allen Lendern, Inſulen vnd Königreichen verſamlet, zelen laſſen, auch das Brod, damit man gegen abend das volck ſpeiſen wolte. Vnnd da man alle heupter der frembden vnd einheimiſchen gegen den Broden, welche ſie allenthalben in der Stadt gefunden, angeſchlagen hatte, hat allezeit das vierdte vnd fünffte heupt auff ein pfennig brod getreffen. Des andern tags hat der Keyſer widerumb durch ſeine verordneten fragen laſſen in allen örtern, ob des brods ſey gnug geweſen, vnd hat ſich befunden, das allenthalben noch brods gnug, vnd vbrig, auch auff den andern tag geweſen iſt. Dieſes iſt mein warhafftiger zeug, Herr Thomas Eſchinus, ein man von 90. jaren, der artzney Doctor zu Wittenberg, ein Kölniſch man, der ſolchs die zeit zu Köln geſehen vnd gehört hat. Alſo bezeugen dieſe erfarung vnd Sprichwort, Himel vnd Erde, Teuffel vnnd Menſchen, viſch vnd vögel, gute vnd böſe leute, das es war ſey, Gott beſcheret vber nacht, noch wil die Welt verzweiffeln an Gott, er werde ſie laſſen hungers ſterben, ſo wir doch für augen ſehen, wie er in den Walde ſchafft vögel, hirſch, hinden, haſen, Rheh, In das Meer allerley viſch, Auff erden bey den leuten, Schaf, geiſs, tauben, gense, hüner, enten, ꝛc. ſchmückt wiſen vnd awen im anfang des Lentzen, vnd macht das die thier mögen niſten, laichen, vnd mehren ſich zur ſpeiſen der Menſchen. Er zieret die bewme mit bletern vnd hübſcher blüte, Er gibt darnach honig, milch, wolle, früchte allerley art, voll gutes geruchs, ꝛc. Wenn die auffhören, ſo kommen öpffel, byrn mancherley art. Item, nüſſe vielerley art, vnd wenn die auffhören, ſo gibt er korn, weitzen, rocken, habern, gerſten, dinckel mit aller fülle, das man gnug abzuſchneiten vnd heimzuführen hat. Nach dem gibt er den Wein, vnd beſchleuſſt den Sommer vnd Herbſt. Von dieſem allen füllet man die Küchen, Keller, boden, haus vnd hoff, vnd den ſeckel. Darnach ſchaffet er einen Winter, darinn wir des genieſſen vnd brauchen mögen, auff das wir erkennen ſollen, das er für den Winter, da weder Korn noch wein wechſet, vnnd wir vnſerthalben müſten hungers ſterben, geſorget hat. Vnd wenn wir nun haben auffgezeret, vnnd keller vnd boden ſchier leer iſt, ſo heiſſet er den Winter fürtraben, vnd ſchaffet von news einen andern vorrath, heiſſet die Sonne wider auffſteigen, vnd die erde, ſo er durch regen, ſchnee vnd eyſs den Winter lang gefeuchtet hat, widerumb früchte bringen, Das alſo alle Creaturen wider den vngleubigen Menſchen am Jüngſten tage werden zeugnis geben ſeines vnglaubens, das er Gott weder vertrawet noch geglaubt hat. Denn alle Creaturen zeigen an Gottes güte, Ein apffel auff den bawm, das Korn auff dem Felde ſagt vnnd erinnert einen jeglichen Menſchen alſo, Sihe du Menſch, hie ſtehe ich aus Gottes geſchöpff, welches er dir zu gut gemachet hat, ich ſol dir dienen, vnd anzeigen, das du nit ſolt zweiffeln, Gott wil dich erneeren, vnd keinen mangel leiden laſſen. Alſo auch dz Korn, Sihe zu Menſch, du wirffeſt ein körnlin in den Acker, vnd ich vberkomme von demſelbigen zween oder drey ſtengel, vnd ein jeglicher ſtengel bringt dreyſſig, ſechtzig, ja offt hundert körner aus vnſers Schöpffers befelch, dir zur narung. Wo du nun Gott nicht traweſt, ſo wil ich am endlichen Gerichts tag vber dich zeugen, ich habe dich ſolcher wolthat erinnert, Du aber biſt fürüber gangen, vnd Gott weder getrawet noch glaubet, darumb wil ich kein Richter ſein, denn Gott beſcheret oder nicht.

3.

Gott hat mehr denn er je vergab.

Dis Sprichwort iſt ein hübſche erfarung, dadurch man vnſerm Herrgott hat zugeſehen vnd erlernet, wie mechtig vnd reich ſein ſchatz vnd gnadenkammer iſt, Dieweil Gott bereit iſt zu helffen, wo vnd wenn es noth iſt, vnd behelt doch gleichwol allezeit gnug, vnd je mehr er gibt, je mehr er hat, Niemand kan ſeine güte ergründen noch ausſchöpffen. Alſo gibt dis wort Gott die gröſſe ehre, die jm auch von recht gebüret. Seine hand zu helffen iſt vnbeſchloſſen vnnd jmmer voll. Gott gibt alle Jar Gewechſe, gras vnd blumen für das vihe, Vnd zum lieblichen Geruch alſo viel kreuter, Violen, Roſen, vnd andere, Dergleichen beum vnd holtz zum fewerwerck vnd allerley gebewe. Item, viſch, vögel, thiere zam vnd wild zur ſpeiſe der Menſchen. Nehret alle Welt mit reichthumb, alſo, das auch die erde vns gold, ſilber vnnd viel ertz vnd metall herfür bringen, dadurch ſich die leute entrichten, vnd mit einander hantieren vnd handeln mögen. Gibt auch allerley getreid, als korn, waitzen, habern, gerſten, zur ſpeis vnnd zum tranck dem Menſchen vnd dem vihe, Wein, Obs, früchte, vnd daſſelbige alle jar jerlichen, wieder 104. Pſalm ſagt, Du legeſt brunnen quellen in den gründen, das die waſſer zwiſchen den bergen hingehen, das alle Thier auff dem felde trincken, vnd die Waldeſel jren durſt leſchen. Du feuchteſt die berge von oben herab, das land wird voll früchte deiner wercke. Du leſt wachſen hew für das vihe, vnd ſaat durch arbeit der Menſchen, das du brod aus der erden bringeſt, vnd das der Wein erfrewe des Menſchen hertz, vnd ſeine geſtalt gleiſſe von öl, vnnd das brod der Menſchen Hertz ſtercke, ꝛc.

Das gantze jar vmb gibt Gott ein wolthat vber die ander on zal vnd mas, aus welcher ſichtiger teglicher erfarung vnd Gotteskrafft, alle welt gezwungen wird zuſagen vnd zubekennen, das Gott viel mehr hat, denn er je vergabe. D. Martinus Luther ſagte auff eine zeit alſo, Von Adam her haben die Leute Gottes gaben genoſſen, geſſen, getruncken, gekleidet, gebawet, vnſer verfaren, vnd ſo vor vns geweſen ſeind, haben auch alle alſo gethan, noch haben ſie es noch nicht alles auffgeſſen, noch ausgetruncken, vernützet zum baw vnd kleidung, ſonder vns gnug gelaſſen. Alſo werden wir dieſes alles auch gebrauchen, Vnd ſelig iſt der dieſes wol gebrauchet, vnd dennoch werden wir vnſern nachkommen allen auch gnug laſſen, Denn Gott hat mehr, denn er je vergab.

Ein wahrer Chriſt kan nirgend aus erkandt werden, denn an der Liebe vnd täglichen Beſſerung ſeines Lebens, wie ein Baum an ſeinen Früchten*).

Von Johann Arndt.

Pſalm 92. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, Er wird wachſen wie eine Ceder auff dem Libano; Die gepflantzet ſind in dem Hauſe des HERRN, werden in den Vorhöfen vnſers Gottes grünen. Vnd wenn ſie gleich alt werden, werden ſie dennoch blühen, fruchtbar vnd friſch ſeyn, daß ſie verkündigen, daß der HERR ſo fromm iſt, mein Hort, vnd iſt kein Vnrecht an jhm.

Nicht der Name, ſondern ein Chriſtlich Leben beweiſet einen wahren Chriſten, vnd wer ein rechter Chriſt ſeyn wil, ſol ſich befleiſſigen, daß man Chriſtum ſelbſt in jhme ſehe an ſeiner Liebe, Demuht vnd Freundlichkeit. Denn niemand kan ein Chriſt ſeyn, in welchem Chriſtus nicht lebet. Ein ſolch Leben muß von innen aus dem Hertzen vnd Geiſt gehen, wie ein Apffel aus der innerlichen grünenden Krafft des Baums. Denn der Geiſt Chriſti muß das Leben regieren, vnd Chriſto gleichförmig machen, wie S. Paulus Röm. 8. ſpricht: Welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder, wer den Geiſt Gottes nicht hat, der iſt nicht ſein. Was nu für ein Geiſt den Menſchen inwendig treibt vnd beweget, ſo lebet er auswendig. Darumb zu einem rechten Chriſtlichen Leben der H. Geiſt hoch von nöten iſt. Denn ein jeglich Leben gehet aus dem Geiſt, es ſey gut oder böſe: Darumb hat uns der HERR befohlen, vmb den H. Geiſt zu bitten, vnd er hat vns denſelbigen verheiſſen, vnd er iſt der Geiſt der newen Geburt, der vns in Chriſto lebendig machet zu einem newen, geiſtlichen, himliſchen Leben. Aus demſelbigen jmmer grünenden lebendigen Geiſt Gottes müſſen hervor blüen die Chriſtlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, vnd wächſet wie ein Ceder auff dem Libano, die der HERR gepflantzet hat.

Darumb muß der Menſch erſtlich inwendig ernewert werden in dem Geiſt ſeines Gemühts nach Gottes Bilde, vnd ſeine innerliche Begierden vnd Affecten müſſen Chriſto gleichförmig werden, welches S. Paulus nennet, nach Gott gebildet werden, Epheſ. 4. auff daß ein euſſerlich Leben aus dem Grunde ſeines Hertzens gehe, vnd er von innen alſo ſey, wie er von auſſen vor den Menſchen iſt. Vnd billich ſol inwendig im Menſchen vielmehr ſeyn, denn auswendig geſpüret wird, denn Gott ſihet ins Verborgene, vnd prüfet Hertzen vnd Nieren, Pſal. 7.

Vnd ob wir wol inwendig nicht ſo rein ſeyn als die Engel, ſollen wir doch darnach ſeufftzen, vnd diß gläubige Seufftzen nimpt Gott an vns zu reinigen, denn der H. Geiſt hilfft vnſerer Schwachheit, vnd vertritt vns bey Gott mit vnaußſprechlichen Seufftzen, Röm. 8. Ja, das Blut Chriſti reiniget vns alle durch den Glauben, daß kein Mangel oder Flecken an vns iſt, Eph. 5. Vnd das noch mehr iſt, Vnſer Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, iſt nicht eines Engels Reinigkeit, ſondern ſie iſt Chriſti Gerechtigkeit, ja Chriſtus ſelbſt, 1. Corinth. 1.

---

*) Aus: Johann Arndt, vier Bücher vom wahren Chriſtenthumb, Lüneburg, 1668.

Darumb wie vnſer Heiligkeit weit über alle Engel Reinigkeit vnd Heiligkeit ſeyn ſollen. Denn ſie iſt Chriſtus ſelbſt, Jerem. 33. Vnd dieſe empfangene, vnverdiente, aus Gnaden geſchenckte Gerechtigkeit, Reinigkeit vnd Heiligung, ſol billich Leib, Seele vnd Geiſt ernewern, vnd ein heilig Leben wircken. Darum müſſen wir ſeyn in vnſerm Chriſtenthumb wie ein junges Palmbäumlein, das jmmer grünet, fort wächſet vnd gröſſer wird: Alſo müſſen wir wachſen vnd zunemen in Chriſto. So viel wächſet aber ein Menſch in Chriſto, ſo viel er am Glauben vnd an Tugenden vnd Chriſtlichem Leben zunimpt, vnd ſich täglich beſſert, vnd ſo viel Chriſtus in jhm lebt, vnd das heiſſt grünen wie ein Palmbaum.

Ein Chriſt muß ſich täglich ernewern vnd außſprieſſen wie ein Palmbaum, vnd jhme vorſetzen, ſeinem Namen gnug zu thun, als ob er heute erſt wäre ein Chriſt worden, vnd ſol täglich darnach ſeufftzen, daß er nit ein falſcher Chriſt ſeyn möge. Wie ein jeglicher, der beruffen iſt zu einem Ampt, ſich befleiſſigen muß, ſeinem Beruff gnug zu thun; Alſo ſind wir beruffen zu Chriſto mit einem heiligen Beruff. Vnd wo ein ſolcher heiliger Vorſatz nicht iſt, da iſt auch keine Beſſerung, vnd grünen vnd zunemen in Chriſto, ja der lebendigmachende Geiſt Chriſti iſt nicht da. Denn ein ſolcher Vorſatz gutes zu thun kompt aus dem H. Geiſte, vnd iſt die vorlauffende Gnade Gottes, die alle Menſchen locket, reitzet vnd treibet. Wol dem, der jhr ſtatt vnd raum gibt, vnd die Stimme der Weißheit Gottes höret, die auff der Gaſſen ruffet. Alles was ein Menſch anſihet, iſt eine Erinnerung ſeines Schöpfers, dadurch ruffet jhm Gott, vnd wil jhn zu ſich ziehen.

Vnd ſo offt wir nun das mercken, daß wir geruffen vnd gelocket werden, ſollen wir bald anfahen gutes zu thun, denn das iſt die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden: Es wird bald ein ander Zeit kommen, da wir verhindert werden, gutes zu gedencken, hören, reden vnd thun. Darumb ſihet daſſelbige die ewige Weißheit Gottes zuvor, vnd ruffet vns an allen Orten, daß wir die Zeit nicht verſäumen.

Sihe einen Baum an, der ſtehet jmmer vnd wartet auff den Sonnenſchein vnd gute Einflüſſe des Himmels, vnd iſt jmmer bereit dieſelbe zu empfahen: Alſo ſcheinet die Gnade Gottes vnd himliſche Einflüſſe auff dich, würdeſtu nur nicht von der Welt verhindert, dieſelbige zu empfahen.

Bedencke die kurtze Zeit deines Lebens, wie viel Vbungen Chriſtlicher Tugenden du verſäumet haſt, die halbe Zeit deines Lebens haſtu geſchlaffen, die ander helffte haſtu mit Eſſen vnd Trincken zugebracht, vnd wenn du nun ſterben ſolt, haſtu kaum angefangen recht zu leben, vnd gutes zu thun.

Wie ein Menſch zu ſterben begert, ſo ſol er auch leben. Du wölteſt ja nicht gerne ſterben als ein Gottloſer, ey ſo ſoltu auch nit leben als ein Gottloſer, Wiltu ſterben als ein Chriſt, ſo muſtu leben als ein Chriſt. Der lebet aber als ein Chriſt, der alſo lebet, als wenn er heute ſterben ſolte. Ein Knecht muß jmmer bereit ſeyn vor ſeinem Herrn zu erſcheinen, wenn er jhm ruffet: Nun ruffet Gott einem jeglichen durch den Todt.

Selig iſt der Knecht, den der HERR wachend findet, wenn er kompt, Er wird jhn über alle ſeine Güter ſetzen. Wer iſt aber der da wachet? Der ſich die Welt, vnd die nach der Welt leben, nicht läſt verführen. Die Ergerniſſen ſind die böſe Pfropffreiſer, die offt einen guten Baum verderben, daß er nicht grünen vnd blühen kann, ꝛc.

Aus dem Programm: „Chriſtian Thomaſius. Eröffnet der Studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, Welcher Geſtalt man denen Frantzoſen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen ſolle? Ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, Vernünfftig, klug und artig zu leben.“

Meine Herren!

Es iſt kein Zweiffel, und ſchon von vielen angemercket worden, daß, wenn unſere Vorfahren die alten Deutſchen anitzo auferſtehen und in Deutſchland kommen ſolten, ihnen im geringſten nicht düncken würde, daß ſie in ihrem Vaterlande und bei ihren Landsleuten wären, ſondern ſie würden ſich vielmehr einbilden, daß ſie in einem fremden Lande bei unbekanten und gantz andern Menſchen ſich aufhielten; ſo große Veränderungen ſind, ich will nicht ſagen, in tauſend, ſondern nur in etlichen hundert Jahren darinnen fürgegangen, unter welchen nicht die geringſte iſt, daß, da für dieſem die Frantzoſen bei denen Deutſchen in keine ſonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bei uns Franzöſiſch ſein muß. Franzöſiſche Kleider, Franzöſiſche Speiſen, Franzöſiſcher Hausrath, Franzöſiſche Sprachen, Franzöſiſche Sitten, Franzöſiſche Sünden, ja gar Franzöſiſche Krankheiten ſind durchgehends im Schwange. Solten wir uns nun nicht billig ſchämen (ſo wir ja nichts anders bedenken wolten) daß, wenn unſere Vorfahren einen Blick in die itzige Welt thun ſolten, ſie anſtatt ihres gleichen in Deutſchland anzutreffen daſſelbe mit Deutſchen Franz-Männern beſezet finden würden, welche von denen uralten Gebräuchen ſo gar abgewichen ſind, daß von ſelbigen faſt nicht das geringſte mehr, welches uns von den vorigen eine Anzeigung geben könnte, übrig blieben; ich meine ja, ſie würden uns als unechte Kinder und Baſtardte anſpeien, und uns eher mit unſern Franzöſiſchen Bärtgen für feige und weibiſche Memmen, als anſehnliche wackere Männer achten, ich meine, ſie würden uns entweder einen derben und nachdrücklichen Verweis geben; oder aber uns nicht einmal ihres Zorns würdig achtende mit einem bittern Gelächter von ſich ſtoßen.

Auf dieſe Weiſe pflegt man öfters von unſerer heutigen Lebens-Art und Wandel zu urtheilen; aber meines Bedünkens, wenn man keine andere Urſachen wider dieſelbe fürbringen kan, möchte man wol mit dieſen in Ruhe ſtehen, und die guten alten Deutſchen in ihren Gräbern ebenfalls ruhen laßen. Es iſt von Anfang der Welt in denen meiſten Republiquen ſo hergegangen, daß die Sitten und Manieren zu leben ſich hin und wieder verändert haben. Eines einzelnen Menſchen Wille iſt veränderlich, wie ſolten denn ſo viele Menſchen, aus welchen das gemeine Weſen beſtehet, ſtets während einerlei Lebens-Art behalten? Aenderungen ſind wol insgemein gefährlich, aber deswegen nicht allemal zu verwerfen, weil man auch das gute ſelten ohne Gefahr erhalten kan. Dannenhero iſt ungereimt, wenn man ein geändertes Leben bloß wegen der Aenderung tadeln will, ohne zu ſehen, ob man das gute mit böſen, oder dieſes mit jenem verwechſelt habe. Die alten Deutſchen waren wegen eines und andern billig zu loben; aber wer wolte läugnen, daß wir nicht auch in vielen Stücken einen merklichen Vortheil für ihnen aufzuweiſen hätten? Solte nun ein Deutſcher von der Gattung, wie ſie uns Tacitus beſchreibet, oder Dieterich von Berne der edle Held elende (wie ihn das ſogenannte Helden-Buch zum öftern betittelt) uns unſere Gebräuche durchhecheln wollen; ſo halte ich gänzlich dafür, daß ihnen ängſter werden ſolte, als dem alten Hildebrant geweſen, da ihn der Rieſe bei ſeinem Bart erwiſchte, und über die Achſeln ſchlenderte. Meine Herren, wenn ſie einen Deutſche Bücher, ſo für ein paar hundert Jahren geſchrieben worden, geleſen, und dabei die herrlichen Holzſchnitte betrachtet haben; ſo ſtellen ſie ſich nur vor, wenn einer, der auf dieſelbe altväteriſche Art gekleidet wäre, und den damalen gebräuchlichen Deutſchen Dialectum (z. E. Es war ein Jungmann, der was ein groß Hofierer der Maidt u. ſ. w.) redete, und ſich mit denen zu ſeiner Zeit gewöhnlichen Complimenten und Reverenzen nicht geringer zu ſein dünken ließe, und izo reformieren wolte, oder wenn M. Ortuinus Gratius und M. Irus Perlirus die großen Fackeln jener Zeit eine Disputation auf unſern hohen Schulen anſtellen wolte; wer würde wol ſo dann für der ganzen ehrbaren Welt Auslachens würdig ſein? So halte ich auch gänzlich dafür, daß die Nachahmung derer Franzoſen für ſich ſelbſt an uns ohne ſonderbare Urſache geſcholten werden könne. Eine Nachahmung iſt allezeit lobenswürdig, wenn die Sache ſelbſt nicht ſcheltwürdiges an ſich hat, in Mitteldingen verdienet ſelbige weder Lob noch Tadel. Bei dieſer Bewandnis nun gleichwie es mit denen Franzöſiſchen Sünden und Krankheiten ſeine geweiſete Wege hat, und kein Menſch ſolche vertheidigen wird; auch beide nicht für uns, ſondern jene für die Herren Theologos gehören, dieſe aber denen Herrn Medicis zu curieren gelaſſen werden müſſen; alſo ſind die Franzöſiſchen Kleider, Speiſen, Hausrath, Sprachen und Sitten ſolche Dinge, welche, wenn Sie von Hoffart, Üppigkeit, Überfluß, närriſcher Affectation und andern Laſtern entfernet ſein, mit nichten als denen göttlichen Geſetze zuwider ausgeruffen werden können; zum wenigſten würde es mir und meines gleichen als ein unzeitiger Eifer ausgedeutet werden, wenn ich meine Herrn von dem Franzöſiſchen Sprachmeiſter an des Schottelii Deutſche Sprachen-Schul, von dem Tanzmeiſter auf die Kirchmeſſen, von unſern Mode-Schneidern an einen Dorfſtörer, oder von denen Köchen, ſo die Speiſen wol zuzurichten wiſſen, auf die altväteriſchen Sudelköche, die einen guten Hirſenbrei mit Bire und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweiſen wolte. Ein weiſer Mann ſo in der Welt leben muß, muß nicht allein dasjenige, ſo nicht zu ändern iſt, ohne murren mit Gedult ertragen, ſondern auch vielmalen was gutes zu ſtiften und andere zu gewinnen allen allerlei werden, oder doch meiſtens auch dasjenige, was leichtlich misbraucht werden kan, ſich wiſſen zu nuze zu machen, und zum beſten zu kehren.

Derowegen ſei es ſo, man ahme denen Franzoſen nach, denn ſie ſind doch heut zu Tage die geſchickteſten Leute, und wiſſen allen Sachen ein recht Leben zu geben. Sie verfertigen die Kleider wol und bequem, und erſinnen ſolche artige Moden, die nicht nur das Auge beluſtigen, ſondern mit der Jahreszeit wol überein kommen. Sie wiſſen die Speiſen ſo gut zu präpariren, daß ſowol der Geſchmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Hausrath iſt reinlich und propre, ihre Sprache anmuthig und liebreizend, und ihre ohne erzwungene ehrerbietige Freiheit iſt geſchickter ſich in die Gemüther der Menſchen einzuſchleichen als eine affectirte bäueriſche gravität. Nichts deſtoweniger iſt auch nicht zu leugnen, daß, wenn man jemand, der hochgeachtet wird, nachahmen will, man ſich in Kleinigkeiten, welche nichts zur Sache thun, nicht vertiefen muß, ſondern das Hauptwerk ergründen, durch welches ſich derjenige, ſo nachgeahmet wird, ſeine Hochachtung erworben. Männiglich lacht Baſſianum aus, daß er mit aller Gewalt Alexander den Großen nachäffen wollen, ſo gar daß er den Kopf auf ſeine Seite zutragen ſich angewöhnet, und des ehrlichen Ariſtotelis Bücher mit großem [illegible] denen Herren Peripateticorum verbrennen laſſen, weil man ihn berichtet, ob wäre Ariſtoteles mit Urſache geweſen, daß der Alexander mit Gifft vergeben worden; da er doch im übrigen nicht die geringſte qualität, kraft welcher Alexander ſich den Namen des Großen verdienet, an ſich gehabt. Ich weiß nicht, meine Herren, ob es uns nicht auch ſo gehe. Denn wie kommts doch, daß wenn von uns Deutſchen jemand in Frankreich reiſet, ohnerachtet er propre gekleidet iſt, und ſehr geſchickt von einem Franzöſiſchen Braten oder fricaſſée räſonieren kan, auch perfect parlieret und ſeinen Reverenz ſo gut als ein leibhaftiger Franzos zumachen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird, dahingegen die Franzoſen, ſo zu uns herauſſer kommen, durchgehends Liebe und Verwunderung an ſich ziehen? Es kan nicht fehlen, wir müſſen mit unſerer Nachahmung das rechte pfiffgen nicht getroffen haben, und iſt dannenhero hoch nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künſte kommen wollen, wodurch ſie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sachen ein wenig reifer nachdenken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.

Das höchſte Gut und das höchſte Uebel*).

Von C. von Wolff.

Weil die größte Vollkommenheit Gott eigenthümlich iſt, und keiner Creatur mitgetheilt werden kan; ſo iſt auch nicht möglich, daß ein Menſch, wenn er gleich täglich alle Kräfte anwendet, dieſelbe jemals erreichen kan. Er kan demnach nicht mehr erhalten, als daß er von einer beſonderen Vollkommenheit zu einer andern fortſchreitet, und die Unvollkommenheiten immer mehr und mehr vermeidet. Und dieſes iſt das höchſte Gut welches er erreichen kan, daß alſo das höchſte Gut des Menſchen oder ſeine Seeligkeit mit Recht durch einen ungehinderten Fortgang zu größeren Vollkommenheiten erkläret wird. Da nun der Menſch immer zu größeren Vollkommenheiten fortſchreitet, wenn er ſein Thun und Laſſen nach dem Geſetze der Natur einrichtet; ſo wird durch Beobachtung des Geſetzes der Natur das höchſte Gut oder die Seeligkeit deren man fähig iſt erhalten, und iſt dannenhero ſeine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchſte Gut oder unſere Seeligkeit deren wir auf Erden fähig ſind erlangen. Je mehr alſo der Menſch von dem Geſetze der Natur abweichet, je mehr entfernet er ſich von dem höchſten Gut oder von ſeiner Seeligkeit. Und alſo machet man ſich durch die Uebertretung des Geſetzes der Natur derſelben verluſtig, und verfällt in einen unſeligen Zuſtand. Ja, wenn man nicht fortfähret ſein Thun und Laſſen nach dem Geſetze der Natur einzurichten; ſo gehet die bereits erlangte Seeligkeit verlohren: wie wir auch im Gegentheile aus dem unſeligen Zuſtande nicht anders können herausgezogen werden, als wenn wir das Geſetze der Natur anfangen zu halten. Ich rede hier als ein Welt-Weiſer bloß von derjenigen Seeligkeit die der Menſch durch natürliche Kräfte erreichen kan, und eigne demnach keinesweges der Natur zu was unſere Gottes-Gelehrten der Gnade zuzuſchreiben pflegen. Unterdeſſen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, ſondern ihr aufhilft, ingleichen da ſie ihr nicht zuwider iſt, ſondern mit ihr zuſammen ſtimmet: denn wie könte wider einander ſein was von einem Gott herkommet der vollkommen weiſe iſt? ſo werden Verſtändige, welche ohne Vorurtheile und Partheilichkeit dem nachdenken was ich von der irdiſchen Seeligkeit des Menſchen geſaget habe, zur Gnüge ſehen, wie wol die Weltweisheit mit den Lehrſätzen der Gottes-Gelehrtheit zuſammen ſtimmet und durch meine Lehren der Unterſchied der Natur und Gnade und der Vorzug der Gnade für der Natur, und was mehr hierher gehöret, am allerdeutlichſten und gründlichſten gezeiget werden kan. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, daß ich dieſen Punct nach der von Gott mir verliehenen Einſicht ſelbſt ausführlich abhandle. Jetzt muß ich mich in den vorgeſetzten Schranken der Welt-Weisheit halten. Aus dem, was von dem höchſten Gute des Menſchen oder ſeiner Seeligkeit geſagt worden iſt zugleich klar, daß das höchſte Uebel oder die Unſeligkeit der Menſchen in einem ſteten Fortgange zu größeren Unvollkommenheiten beſtehet, und daher die Uebertretung des natürlichen Geſetzes das Mittel iſt ſich darein zu ſtürzen. Wer von einer Vollkommenheit zu der andern unverhindert fortſchreitet und die Unvollkommenheit vermeidet, dabei aber auch darauf acht hat, der hat eine anſchauende Erkäntnis der Vollkommenheit. Weil nun die anſchauende Erkäntnis der Vollkommenheit Luſt oder Vergnügen wirket: ſo hat er ein beſtändiges Vergnügen. Und demnach iſt das höchſte Gut oder die Seeligkeit des Menſchen mit einem beſtändigen Vergnügen verknüpfet. Man darf ſich auch nicht fürchten, daß das Vergnügen ſo man einmal gehabt ſich künftig in Trauren verkehren werde, und man alſo ſeine Luſt mit einer größeren Unluſt werde bezahlen müſſen. Denn die Unluſt entſtehet aus einer anſchauenden Erkäntnis der Unvollkommenheit. Wenn ſich demnach die Luſt in Unluſt verkehren ſoll; ſo muß man als Unvollkommenheit erkennen, was man für Vollkommenheit gehalten. Wer nun die Vollkommenheit von der Unvollkommenheit richtig zu unterſcheiden weiß, der kan unmöglich eine für die andere halten und dannenhero bleibet ſein Vergnügen beſtändig. Wo man unverändert fortſchreitet von einer Vollkommenheit zur andern und alle Unvollkommenheiten vermeidet, da erwächſet ein beſtändiges Vergnügen, und darf man ſich nicht fürchten, daß es in ein Mißvergnügen ausſchläget. Solcher geſtalt behält das Vergnügen oder die Luſt beſtändig die Oberhand, und iſt demnach hier eine fortdauernde Freude. Alſo iſt die Seeligkeit mit einer ſteten Freude verknüpfet. Der Zuſtand einer beſtändigen Freude machet die Glückſeeligkeit aus. Da nun das höchſte Gut oder die Seeligkeit mit einer beſtändigen Freude verknüpfet; ſo iſt der Menſch der es beſitzet in dem Zuſtande einer beſtändigen Freude. Und dannenhero iſt das höchſte Gut mit der Glückſeeligkeit verbunden. Da nun das höchſte Gut durch die Erfüllung des natürlichen Geſetzes erhalten wird; ſo iſt auch die Beobachtung dieſes Geſetzes das Mittel, wodurch man ſeine Glückſeeligkeit erhält.

---

*) Aus deſſen „Vernünftigen Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen.“

Allgemeine Mittel zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren. *)

Von Gellert.

Je weniger wir dieſe Welt, uns ſelbſt und andere Menſchen kennen, deſto mehr ſteht unſer Verſtand in Gefahr, mit Irrthümern und Vorurtheilen erfüllt zu werden, und deſto mehr iſt unſer Herz den Neigungen und Leidenſchaften unterworfen, die der Weisheit und Tugend ſich widerſetzen und uns unvermerkt auf die Bahn des Leichtſinns und des Laſters leiten. Daraus folgt die nothwendige Regel: Bemühe dich früh von deinen erſten Jahren an die Welt, die Menſchen und dich ſelbſt kennen und immer genauer kennen zu lernen. Viele verleben oft unter immerwährenden Zerſtreuungen die Hälfte ihrer Jahre ohne mit Ernſt daran zu denken, was die Welt iſt, und warum ſie auf der Welt ſind. Aus den Handlungen der meiſten, und noch nicht der ſchlimmſten, Menſchen zu urtheilen, müßte man glauben, ſie hielten ſich deswegen von Gott auf die Erde geſetzt, um ihren Sinnen und ihrer Einbildung zu ſchmeicheln, oder die Kräfte ihres Geiſtes und Leibes ſo anzuwenden, damit ſie Bequemlichkeit, Ueberfluß, Ehre, Aemter und Würden erbeuten möchten. Wir kommen ſelten oder doch ſpät dahin, daß wir dieſe Welt und die künftige mit unſern Gedanken als etwas verbundenes betrachten lernten; und wir ſollten uns doch, wenn wir weiſe ſein wollten, von Jugend auf gewöhnen alſo zu denken: „Dieſe Welt iſt ein Ort der Vorbereitung, dieſes Leben ein Stand der Prüfung, wo wir uns durch Gehorſam gegen unſern Schöpfer zu einer künftigen unendlich herrlichern Welt geſchickt machen ſollen. So unterſchieden die Menſchen hier an Gaben, Ständen, Verrichtungen und Glücksgütern ſind: ſo haben ſie doch alle ein Amt, eine Pflicht, nämlich nach dem ihnen zugefallenen Looſe ihren Gehorſam und ihre Liebe gegen die Vorſehung zu üben. Dieſes ſoll der hohe und niedrige, der reiche und arme, der weiſe und einfältige, der gelehrte und der Handwerksmann, der glückliche und der geplagte thun. In dieſem Punkte verſammeln ſich alle Linien des Zirkels der Welt. Wer in der Pflicht, in die er geſetzt iſt, treu iſt und bei dieſer Treue auf die Vorſehung zurück ſieht, der hat ihren Beifall, ihren Schutz, und in der künftigen Welt die Belohnung ſeines Verhaltens zu genießen. Wer ſich dieſer Pflicht weigert und den Abſichten Gottes widerſteht, der widerſteht ſeinem eignen gegenwärtigen Glücke, verachtet die göttliche Gnade und eilt ewigen Strafen entgegen.“

Dieſe Vorſtellung von der Welt, wenn wir ſie von den erſten Jahren an tief in unſre Seele drückten und zur Grundfeſte unſerer ſittlichen Handlungen machten, würde unſre Tugend in allen Umſtänden unterſtützen helfen. Sie würde uns im Glücke Mäßigung, im Unglücke Gelaſſenheit, in den höchſten Würden Demuth, in dem nie-

---

*) Aus deſſen: Moraliſche Vorleſungen

drigſten Stande Edelmut und überall Weisheit lehren, die Hinderniſſe der Tugend leichter zu überwinden, uns nicht bloß von den Sinnen leiten zu laſſen und unſer Glück mehr in uns ſelbſt zu ſuchen. Wir lernen gemeiniglich bei unſerm Eintritte in die große Welt die Menſchen in einem ſehr falſchen Lichte kennen. Aus dieſen Vorſtellungen entſpringen mannigfaltige Irrthümer und Blendwerke der Einbildung, welche den betrügeriſchen Begierden, die ſchon in uns da ſind, gleichſam das Leben ertheilen, und uns zu einer thörichten Nachahmung anderer Menſchen verführen. Wir unterſcheiden ſelten das, was der Menſch wirklich iſt, von dem, was er zu ſein ſcheint und zu ſcheinen ſich bemüht. Was iſt der Menſch von Natur? Sein Verſtand iſt durch Unwiſſenheit und Einfalt verfinſtert, ſein Herz mit böſen Neigungen und einer unmäßigen Selbſtliebe erfüllt, und ſein Körper iſt ein zerbrechliches, ſchwaches und ungeſundes Wohnhaus für ſeine Seele. Und was iſt der größte Theil der Menſchen, auch wenn er durch Zucht und Kunſt verbeſſert worden! Meiſtens eine Vermiſchung von Schwachheit und Stärke, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laſter, von Ruhe und Unruhe. Bald ſieht der Menſch ſeine Mängel des Geiſtes und Körpers und verbirgt ſie; bald will er ſie nicht ſehen und beſſer ſcheinen als er iſt. Eigenliebe, Stolz und Eigennutz ſind die gemeinſten Quellen ſeiner Handlungen, wenigſtens in der ſogenannten großen Welt. Aus ihnen entſpringen ſowol die Mittel, die er zu ſeinem Glücke wählt, als die Art, wie er ſie anwendet, und der fehlerhafte Eifer, mit dem er bei dieſer Anwendung verfährt. Der Menſch will beſſer, reicher, weiſer, vornehmer als andere ſein, weil er ſich übermäßig liebt. Er will in andern Achtung und Bewunderung erwecken, weil er ſtolz iſt, weil dieſer Stolz ſeiner Einbildung ſchmeichelt, weil Achtung und Bewunderung ihm unterwürfige, dienſtfertige und Sklaven ſeiner Leidenſchaften verſchaffen. Was dieſe Abſichten befördert, hält er für Klugheit, und dieſe Klugheit ahmen wir blindlings nach. Wer weiß nicht, daß das Kleid, der Aufzug, das Gefolge, der Stand, das Geſchlecht, die Miene, das Geſpräch, die äußere Lebensart, nicht der Menſch, nicht das Selbſt des Menſchen, nicht ſeine wahre Würde, und alſo auch nicht ſein wahres Glück iſt? Und gleichwol wie oft laſſen wir uns von dieſem Scheine blenden! Wie oft nicht allein in unſern frühern Jahren, ſondern auch wol noch in den ſpätern laſſen wir unſer Auge, unſer Ohr von dem Werthe des Menſchen und ſeines Glücks urtheilen, und täuſchen uns mit Träumen der Einbildung und mit dem Wunſche unſer Glück nach dieſen Träumen einzurichten!

Wir treten in eine große Geſellſchaft, in eine Geſellſchaft der Vornehmen, und was erblicken wir da? weiſe, ehrwürdige, tugendhafte, bewunderungswürdige und glückliche Geſchöpfe, die wir zu ſein wünſchen, deren Sitten wir nachahmen ohne ſie erſt zu unterſuchen. Und was würden wir oft ſehen, wenn wir nicht nach dem Scheine urtheilten? Damit dieſer Große ſpricht: alles hört ihn als ein Orakel an; er redet von den Geſchäften des Staats mit entſcheidender Beredſamkeit; wie angenehm und nachdrücklich iſt ſein Ton und wie bereit und edel ſeine Miene! Alles iſt Anſtand an ihm. Die Pracht ſeiner Kleidung erhöht ſein Anſehn, und wo er hintritt, folgen ihm Aufwärter und Verehrer; man bewundert ihn überall; denn auch Kleinigkeiten erhalten einen Werth durch ihn. Dieſer Mann beehrt mich mit einer günſtigen Miene. Welch ein Glück! Er nähert ſich mir, um mit mir zu ſprechen, meine Antworten gefallen ihm: er klopft mir beifallsvoll auf die Schulter. Ich zittre vor Freuden. Er lobt meine Beſcheidenheit öffentlich, er rühmt meine Wiſſenſchaft, verſpricht mir ſeine Gnade, in kurzem ſeine Freundſchaft. O wie glücklich bin ich! und wie ehrwürdig iſt dieſer Große! — Betrogener Jüngling!

Wer iſt der Große der dich ehrt?
ſprich! kennt er der Verdienſte Werth?
ſetz ihn aus ſeinem hohen Stande,
vielleicht wird dir ſein Beifall klein,
vielleicht hältſt du ihm werth zu ſein
nunmehr für eine Schande.

Wie würdeſt du erſchrecken, wenn du dieſem Manne in das innerſte ſeines Herzens folgen könnteſt! Trenne das von ihm was nicht ſein iſt. Folge ihm in ſein Zimmer wo er ſein Ordensband, ſein blendendes Kleid, ſeine blitzenden Diamanten ablegt. Iſt dieſes noch der bewunderungswürdige Körper? vielleicht ſiehſt du einen Leib durch Laſter und Ausſchweifungen entkräftet und geſchändet; vielleicht ſchmückte er ſich, um ſeine Gebrechen zu verbergen. Folge ihm in ſeine Seele nach; höre ihn reden und denken: iſt er der weiſe, der glückliche, der er dir zu ſein ſchien? Verſchloſſen in ſeinem Zimmer ſpricht er von denen, die er ſtürzen, und von denen, die er zu ſeiner Sicherheit erheben will. Seine Staatskunſt iſt eine arbeitſame Liſt ſich bei dem Regenten beliebt und ſein eigenes Glück immer größer und feſter zu machen.

Was iſt die Weisheit ſonſt, durch die ſein Geiſt geſtiegen?
Nichts als die Wiſſenſchaft den Fürſten zu vergnügen,
durch Scenen ſtolzer Luſt ihn glücklich zu zerſtreun,
und um ſich groß zu ſehn des Fürſten Knecht zu ſein.

Iſt dieſes der weiſe und vergötterte Miniſter? — Was hätteſt du nach der Miene und den Reden dieſes Mannes zu urtheilen von ihm gedacht, daß er in ſeinem Kabinette am Ende des Tages vornehmen würde? Dieſer Mann denkt nicht an ſich, nicht an ſeinen Beruf, nicht an ſeine Pflicht, nicht an Gott: er thut das Gegentheil. Und wenn er alſo noch höher, wenn er der größte Monarch wäre, wer iſt er? Ein Thor, ein laſterhafter, der ſich durch Kunſt in etwas verſtellt, das er nicht iſt. Elender Damis!

> Der Sklave, der den Staub von deinen Füßen küſſet
> iſt gegen dich ein Gott, wenn er die Tugend übet.

In eben dieſer Geſellſchaft ſieht der Jüngling eine Dame, der man den Ruhm der Anmut, der Tugend und der Lebensart ertheilet. Wie glänzt ihr Anzug, und mehr als alle ihre Juwelen ihr belebtes Auge! Alles iſt Geſchmack in ihrer Kleidung und in ihrem Betragen. Sie ſcherzt, und man bewundert ſie. Man redt einige Augenblicke von ernſthaften Vorfällen, von der Erziehung eines jungen Fräuleins, und dieſe Dame redt Weisheit, ſpricht göttliche Sittenſprüche und athmet Verſtand. Sie tanzt, und ihre Perſon gefällt noch mehr: alles iſt frei und groß. Sie ſpielt und thut es mit einem Anſtande, der dem Spiele das Anſehen einer edlen Beſchäftigung gibt. Welche liebenswürdige Perſon des ſchönen Geſchlechts, denkt der Jüngling, und preiſt ihren Gemahl, den ſie oft beſcheiden anlächelt, glückſelig. Aber dieſe große Perſon auf dem Theater der Welt, wer iſt ſie, entfernt von dem Zwange der Geſellſchaft, entkleidet von dem trügenden Schmucke, befreit von den Feſſeln des Standes und der Begierde zu gefallen? wer iſt ſie in ihrem Zimmer, bei ihren Kindern, bei ihrem Gemahle, bei ihren Bedienten? Sie eilt nach Hauſe. O wie hat ſie durch ihren Schmuck ſo viele Fehler und Gebrechen ihres Körpers zu bedecken und durch künſtlichen Anſtrich die bleiche kranke Farbe des Geſichts in eine friſche geſunde zu verwandeln gewußt! Sie wollte alſo ſein, was ſie nicht war: ſie hinterging das Auge aus Eitelkeit. Dieſe verſtändige Dame ſpricht mit ihrer Kammerfrau von einigen Fehlern, die ihr heutiger Anzug gehabt, ſehr hitzig, und ich hätte geglaubt, ſie würde ſich itzt nach der Aufführung ihrer Kinder erkundigen. Sie überlegt mit ihr, welches Kleid ſie morgen anlegen ſoll und fängt an auf den Antenor giftig zu ſchmähen (denn er hat ihr zehn Ducaten im Spiele abgewonnen), den Klitander hingegen zu bewundern und ihrem jungen Sohne ſein Genie zu wünſchen: denn er hat trefflich getanzt. Iſt das die verſtändige, weiſe Lesbia? Dorimene, die zufallsweiſe die oberſte Stelle in der Geſellſchaft eingenommen, iſt nunmehr in Lesbiens Munde eine Närrin, eine Buhlerin. Lesbia redt endlich ſpöttiſch von ihrem Gemahle, der ſie zu bürgerlich liebt; befiehlt, man ſoll ſie morgen vor zehn Uhr nicht wecken und den Vormittag keines von ihren Kindern vor ſie laſſen, weil ſie um ein Uhr angekleidet ſein müßte. Mitten unter dieſen Betrachtungen eilet ſie zur Ruhe, und läßt ſich von ihrer Kammerfrau ein Abendgebet vorleſen um dabei einſchlafen zu können. Das iſt alſo die würdige Lesbia, die in Geſellſchaft ihrem Verſtande eine gewiſſe feine Richtung, ihrem Herzen eine ihm fremde Güte und ihrer Geſtalt eine eben ſo fremde Anmut zu ertheilen weiß? Eigentlich hat ſie weder Verſtand noch Tugend: ſie pranget mit erborgten Sittenſprüchen und mit Neigungen, die ſie ihrem Herzen eben ſo wie die Kleider ihrem Körper anlegt.

Die Geſellſchaft, von der wir geſprochen, iſt in dem Hauſe eines vornehmen reichen, eines reichen von Geſchmacke. Der Jüngling ſchließt aus ſeiner Pracht, aus dem Ueberfluſſe, aus dem Gefolge, aus der Achtung, die ihm andre bezeigen, auf ſein Glück und faßt die Meinung, wer ſo leben könne, wie Lupin, ſei glücklich. Iſt ers wirklich oder ſcheint er es nur zu ſein? Laſſet uns ſeinen Zuſtand entwerfen und ſein Bekenntniß hören.

> Seht hier den glücklichen Lupin!
> Er glänzt und alles glänzt in ſeinem Haus um ihn;
> er führt mich ſelbſt herum: mehr kann man nicht erblicken,
> mehr Kunſt und mehr Geſchmack, erſonnen zum Entzücken.
> Hier herrſcht Bequemlichkeit vereint mit kluger Pracht,
> was Künſtlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
> was feine Wolluſt heiſcht, dies lachte mir entgegen,
> und nichts gebrach an dem, was Menſchen wünſchen mögen.
> Wie glücklich, fing ich an, wie glücklich ſind Sie nicht!
> und eine Röthe ſtieg Lupinen ins Geſicht.
> Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr als dies begehren!
> Ich glücklich? ſprach Lupin, und ſchon entwiſchten Zähren.
> Mein Sohn ein Böſewicht, den ich nicht beſſern kann,
> mein Weib das mich nicht liebt. — Ich unglückſeliger Mann!
> Was hilft mir mein Palaſt? was helfen Millionen?
> würd ich dies Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Und gleichwol wie oft preiſen wir nicht durch den äußern Glanz geblendet die Lupine glücklich und ſtreben nach ihrem Glücke als nach der größten Zufriedenheit des Lebens! Wie ſchwer wird es uns die Tugend im Staube und das Verdienſt in der Hütte zu erkennen und zu ſchätzen, wenn wir uns gewöhnt haben beides nur im äußerlichen Schimmer und in dem Anſehen des Standes und der Würden zu ſuchen! Wie ſchwer wird es uns zu glauben, daß man ohne Pracht und Reichthümer und ausgeſuchte Bequemlichkeiten, ohne eine herrliche Tafel, ohne Würden, ohne Gefolge und Bewunderer, ohne Paläſte, ohne die äußerlichen Merkmale der Verdienſte ruhig und glücklich genug ſein könne! Wie ſchwer wird uns die Ueberzeugung, daß der reiche oft arm bei ſeinem Reichthume und der arme reich bei ſeiner Armut, daß ein guter Mut auch ohne die Tafeln des Ueberfluſſes ein tägliches Wohlleben ſei; daß der Weg der Tugend des Frommen Freude ſei auch im Stande, und daß der Laſterhafte ungeachtet mit allem Glücke der Hoheit dennoch elend und böſe ſei! Wie ſchwerlich kann man ſich überreden, daß ein unbekanntes Leben viel natürlicher und bequemer ſei als ein großer Ruhm; daß der, der ſich in Aemter und Würden drängt und nach Gewalt bei dem Könige ringt, oft nur nach den Ketten der Sklaverei ringt; daß der Neid und die Eiferſucht gegen die, die uns glücklich ſcheinen, eine doppelte Thorheit ſei: Thorheit als eine Sünde, Thorheit als ein Irrthum, weil es gar keinen Neid auf Erden geben würde, wenn wir wüßten, wie wenig andre Menſchen beſitzen oder genießen! Wie ſchwerlich kann man ſich überreden, daß die wahre Größe und Hoheit des Menſchen nicht ſichtbar, nicht ſinnlich ſei und ganz allein für das Auge des Verſtandes gehöre; daß Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Kenntniß derjenigen Wahrheit, die uns Gott, ſeine Vollkommenheiten, ſeine heiligen Abſichten und Wege richtig kennen und verehren lehret, daß die Beförderung der wahren immerwährenden Wohlfahrt vernünftiger Geſchöpfe, die Errettung der Menſchen von ihrem Verderben: daß dieſes allein große und wahrhaftig erhabne Gegenſtände und Güter der Seele ſeien, und daß alles Andre dagegen, aller äußerliche Glanz klein und nichts ſei, keine Hochachtung verdiene, keine wahre Hoheit geben könne!

Von den Beſoldungen *).

Von F. K. v. Moſer.

Der Punkt von den Beſoldungen verdient noch eine beſondere Beleuchtung, weil er in das Glück einer Regierung einen weſentlichen Einfluß hat. Der erſte Satz iſt richtig: Was die Diener zuviel bekommen, behält der Herr um ſo weniger; und wann die Noth einmal an Mann geht, hat einer mit dem andern nichts. Hingegen iſt es eben ſo ſchimpflich und unverantwortlich, wann ein Herr, der ſonſt an allem genug, ja Ueberfluß hat, an ſeiner Dienerſchaft den Anfang mit Sparen machen will. Denn entweder braucht er ſie, oder er braucht ſie nicht; braucht er ſie nicht, ſo ſchaffe er die unnöthigen ab und beſolde die unentbehrlichen deſto reichlicher und ordentlicher; hat er aber nur ſo viele, als ohnehin nöthig ſind, ſo iſt ſchmählig, wenn ſolche mit ihrer Beſoldung ſich und die übrigen kaum gegen die Hungersnoth ſchützen können.

Es geht in den Civilbedienungen, wie bei dem Kriegsſtand. Ein wohl beſoldetes und unterhaltenes Corps wird allemal größere Thaten thun, als ein noch ſo zahlreiches Heer, ſo nur defenſive gefüttert wird und wie das abnehmende Licht geſchneuzt iſt. Ein ehrlicher Mann machte jüngſt gegen mich in vollem patriotiſchen Eifer die Anmerkung: Die Preußen freſſen dreimal ſo viel, ſie ſchlagen aber auch dreimal ſo gut.

Und gewiß hat bei einem Soldaten der Magen oft ſo viel Antheil an ſeiner Tapferkeit, als der Muth, ſo kann man an der trägen und gähnenden Regierung eines Landes den nicht leicht trügenden Schluß machen, daß die Dienerſchaft bei Pferdearbeit mit Eſelsfutter verköſtiget werde.

Man kann zwar von keiner Beſoldung irgend eines Poſtens abſolut ſagen: daß ſie groß oder gering ſei; es kommt auf die Theure oder Wohlfeile des Orts, auf die mehr oder minder koſtbare Lebensart, auf den Aufwand und Staat, den man davor fordert und mehrere dergleichen Nebenumſtände an. In ** bekommt ein Miniſter 12000 fl., und wenn das Jahr herum iſt, ſo ſind ſie juſt drauf gegangen, die Meiſten ſind nicht einmal damit ſo weit gereicht, daß ſie nicht noch Schulden dazu gemacht hätten. Die koſtbare Haushaltung, Theure des Orts, zahlreiche Livree, prächtige Equipage, öfteres Tractiren, die Gala, die Spiele u. ſ. w. laſſen nicht leicht an einen Sparpfennig denken. In ** hat ein Miniſter vielleicht 4000 Gulden, er geht aber, ſo oft es ihm beliebt, zu Fuß, er giebt niemand das ganze Jahr zu eſſen, als ſich ſelbſt, ein Kleid von Karl VII. Krönung thut noch bei großen Ausrichtungen eben die Dienſte, er ſpielt mit niemand, als mit ſeinen lieben Enkelchen und lebt vergnügter, arbeitet mehr und behält vielleicht mehr oder doch eben ſo wenig übrig, als die Excellenz, ſo mit 6 Pferden fährt.

Ueberhaupt müſſen die Beſoldungen dergeſtalt hinreichend ſein, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer ſeinem Amt und Verdienſten gemäßen Anſtändigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bei einer ordentlichen Haushaltung auch noch einen Theil derſelben zu Verſorgung der Seinigen nach ſeinem Tode zurück legen kann.

* Es erfordert dieſes auf Seiten des Herrn die Dankbarkeit. Ein edles Herz macht ſich ſolche ſelbſt zur Pflicht, und ein undankbarer Herr verdient ohnehin nicht, daß ihm anders als tagelöhnermäßig gedient werde.

Ein Herr, welcher unfähig iſt, durch ſolche hohe und reine Triebe geleitet zu werden, ſollte ſich wenigſtens um ſeines eigenen Intereſſes willen dazu bewegen laſſen. Ein altes Sprichwort ſagt: Kupfern Geld, kupferne Seelenmeſſen; das iſt, ich diene, wie man mir lohnt.

---

*) Aus F. K. v. Moſer's „Herr und Diener."

Die Erfahrung redet dieſem Satz am ſtärkſten das Wort. Es finden ſich hie und da zwei aneinander gränzende und mit gleicher Proportion an Land, Leuten und Vermögen getheilte Häuſer. Man betrachte ihren beiderſeitigen Zuſtand nach hundert und mehreren Jahren. Das eine zeigt ſich in einer wahren und erworbenen Größe, in Reſpect und Anſehen im Reich und in dem Senat der Völker, erweitert an Reichthum, Landen und Macht, beharrlich und glücklich in ſeinem Syſtem, voll gründlicher Hoffnung einer Dauer, welche die ſchönſten Perſpectiven vor das künftige in ſich ſchließt. Der andere Stamm iſt nie aus ſeiner Mittelmäßigkeit herausgetreten, er hatte große und nahe Hoffnungen, gerechte Anſprüche, Möglichkeiten, ſich geltend und feſtbar zu machen, ſo gut wie jenes, ein ewiger Schlummer erſtickte aber die kräftigſten Erinnerungen, der Sohn träumt ſeine Regierung hin, wie der Vater, die Bewegungen, ſo man ſich giebt, in die Höhe zu kommen, ſind denen gleich, wenn man im Schlaf auffähret, ohne Wirkung und Nachſatz, eine ſchmachtende Politik, ein verdorbenes Regiment, ein verachteter Hof. Geht man auf die Grundurſachen eines ſo merklichen Unterſchieds zurück, ſo hat jenes glückliche Haus ſeit unverdenklichen Zeiten große Männer an dem Ruder der Geſchäfte gehabt, der Regent iſt mit ihnen als mit ſeinen geheimſten und vertrauteſten Freunden umgegangen, er hat unglückliche aber treue Dienſte nicht unvergolten gelaſſen und glückliche großmüthig belohnt, er hat mit ſchwerem Aufwand und oft vieljährigem Nachforſchen geſchickte Leute aus dem Dienſt eines undankbaren Herrn in den ſeinigen gebracht, er hat fähige Köpfe früh in die Geſchäfte geſtellt, und der Sohn fand eine Pflanzſchule würdiger Diener, welche ihm der Vater angezogen hatte. Die Häupter der Collegien hatten reichlich und die übrigen Diener wohl zu leben, er verſüßte den Miniſtern die Laſt der Arbeiten durch tauſendfache Proben einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit um ihre Erhaltung und Geſundheit, er ließ ſich in die kleinen Sorgen herunter, daß ihnen an der zur Auffriſchung des Gemüthes nöthigen Abwechſelung des Vergnügens mit der Arbeit nichts entginge, er ſtellte ſie vor künftigem Kummer ſicher, daß er den Unterhalt der ihrigen nach dem Tode des Mannes und Vaters feſtſtellte und Vaterſtelle an den Kindern übernahm. Die Welt iſt Zeuge, mit welchem Eifer, Treue, Unverdroſſenheit und Glück dieſes Haus bedient und berathen worden. Sein Fall wird da anfangen, wann ein Nachfolger an den Dienern zu ſparen anfangen wird.

Dieſes verachtete Haus aber hat ſeine Diener mit Mangel und Kummer ſtecken laſſen, es hat zu Zeiten große Männer und glückliche Genies gehabt, die aber mit ihren Untergebenen gerade ſo viel ausrichten können, als ein Feldherr mit einer ausgehungerten Armee. Die Beſoldungen ſind ſo gering, daß nur ein Schelm oder ein Harpax was übrig behalten kann; treue Dienſte werden nicht belohnt, ſchlechte nicht geahndet, Betrügereien nicht geſtraft; fähige Köpfe nicht ermuntert, vielmehr der redlichſte Dienſteifer jalouſirt und unterdrückt, man behilft ſich mit ſchlechten Leuten, weil ſie wohlfeiler im Futter ſtehen, man zieht keine Fremde in Dienſt, oder beliebt ſie nicht, daß ſie Luſt behalten zu bleiben, es iſt dem Herrn einerlei, ob der Miniſter ſich zu Tode arbeitet oder müßig geht, ob er Gott für ſeinen Fürſten dankt oder ihm den Tod wünſcht. Die Räthe ſind größtentheils nur Packpferde, die ihre Laſt tragen, weil ſie ihnen aufgeladen iſt. Man weiß hier nichts von denen Diſtinctionen, die einem Herrn ſo wenig koſten und ein ehrliebendes Gemüth munter und willig machen. Dem tüchtigſten Mann zerrinnt die Arbeit unter den Händen, weil in ſeinem von täglichem Kummer gebeugten Geiſt Wärme und Feuer erloſchen iſt; vergebens wird ihm die Vertheidigung wichtiger Hausgerechtſame aufgetragen, ſeine Kinder bedürfen das Geld zu Brod, das er zu denen bei einer ſolchen Arbeit nöthigen Büchern beſtimmt hatte. Es wird kurzum bei dieſem Haus in nichts geſpart, als juſt da, wo um eines unendlich größern Gewinns willen die Ausgabe am vortheilhafteſten angelegt wäre.

Will jemand bei dieſer Beſchreibung den Einwurf machen, daß der Grund eines ſo merklichen Unterſchiedes gleichwohl in den Einſichten und Eigenſchaften der Regenten dieſer beiden Häuſer ſelbſt zu ſuchen ſein möchte, ſo habe ich auch nichts dagegen.

Es tritt aber hier noch ein der reifſten Betrachtung würdiger Grund dazu: die Bewahrung, die ſo nöthige Bewahrung vor Verſuchungen. Nach dem Begriff, welchen ich von dem von Natur Grund verdorbenen und durch die Gnade Gottes noch nicht geheiligten menſchlichen Herzen habe, kann ich es nicht anders als ungerecht halten, wann ein Regent Treue und Ehrlichkeit von Dienern fordern will, welche er nicht zureichend oder nicht richtig beſoldet. Das Abſchleppen und Stehlen des Hofgeſindes nimmt man in einem Fall nicht nur als eine bekannte, ſondern auch entſchuldbare Sache an. Der Schaden in der Untreue bei Miniſterial- und andern Landes-Bedienungen iſt aber ungemein größer. Es kann manches Faß Wein nebenher ausgetrunken werden, ohne daß das Haus und Land den Verluſt empfunden. Aber da möchte man Blut weinen, wenn ein ſonſt ehrlicher Miniſter in der ſchweren Stunde der Verſuchung unterliegen bleibt, die Ehre und das Intereſſe ſeines Herrn um einen Sack mit Geld, um ein Leben, um eine Verſorgung ſeiner Kinder aus Noth zu verhandeln; wenn ein Stück der Hauptgeheimniſſe verkauft, um ſeinen zehn Kindern Brod kaufen zu können, weil ſeine Beſoldung nur für einen Mann ohne Kinder hinreichend iſt; wenn ſich's vom Chef bis zum Canzleidiener in Leben und Wandel zuruft: ſtiehl du auch, betrüg du auch. Man hängt die Miniſter und Räthe nicht, (wenn er nicht etwa ein Jude iſt), ſie fallen nur in Ungnade und ihre Kinder ſind dann gleichwohl verſorgt; wenn es aber gleichwohl zur Unterſuchung käme, ſo würde mir einer der ſchwerſten Fälle ſein, nach Recht und Gewiſſen zu entſcheiden: ob dem Herrn, der den Diener zu ſchlecht beſoldet, oder dieſem, der aus wahrer Noth zum Stehlen verleitet worden, am meiſten zur Laſt zu legen ſei? Dann die Beſchuldigungen, die Beſoldung iſt andern vor ihm gut genug geweſen, warum hat er den Dienſt angenommen? warum können andere auskommen? leiden vor dem Tribunal des Gewiſſens eines Regenten gar ſtarke Widerreden. Es iſt an dem, es muß es einer ſehr arg treiben, bis er galgenmäßig wird; wie will aber ein Herr die unzählbaren kleinen Betrügereien und Unterſchleife beſtrafen, wann ihm ſelbſt bewußt iſt, daß ſolche einen Theil des Unterhaltes ſeiner Diener ausmachen? wie will er der Beugung der Juſtiz, dem Geſchenke nehmen, den Verräthereien begegnen, wenn ſich der Diener damit ſchützen kann: er habe in ſieben Jahren keine Beſoldung bekommen. Wie leicht ſind die ſchwachen Schranken der bloß natürlichen Ehrlichkeit in ſolchem Fall überſtiegen, ja auch eine männliche Tugend kann in einer anhaltenden Noth und zunehmendem Mangel von der Macht der Verſuchungen überwältiget werden. Werden nicht die Strafen ſolcher Ungerechtigkeiten in dem göttlichen Gericht mit dem Regenten, ſo einen treuen Diener ſündigen gemacht, getheilt werden: Ich fürchte allerdings.

Glauben die Fürſten, daß die Seufzer der Diener den Herrn drücken, daß die Thränen eines ſterbenden Vaters, der nach zwanzigjährigem Dienſt ſeinen Kindern kein Vermögen, als Beſoldungsrückſtände verlaſſen kann, eine den göttlichen Segen wegbeitzende Kraft haben, glaubten ſie, daß der fröhliche Dank, den ein Diener Gott für die Wohlthaten ſeines lieben gnädigſten Herrn abſtattet, ſich als ein fruchtbarer Thau über ſein ganzes Leben und Haus verbreite, ſie würden wenigſtens eher an Hunden, Pferden, Comödien und Häuſern, als an dieſen ihren angebornen Freunden ſparen*).

Manche Regenten, welche von der Wahrheit dieſer Sätze überzeugt ſind, ſuchen ſich damit zu helfen, daß ſie zu wichtigen und der Verſuchung am meiſten ausgeſetzten Bedienungen Leute ſuchen, die ſelbſt Vermögen beſitzen und daher wenigſtens das Vorurtheil, unbeſtechlich zu ſein, vor ſich haben, welche ſich dann um ſo eher mit der alten und geringen Beſoldung begnügen können und würden. So wenig aber zu mißbilligen iſt, daß ein Herr einem wohlhabenden und in gleichem Grad mit Andern brauchbaren Mann den Vorzug gönne, ſo gewiß iſt es, daß manche Dienſte dieſe Vorſicht erheiſchen, ſo möglich es iſt, reich und ehrlich zugleich zu ſein, ſo wenig kann jedoch dieſe Regel als allgemein angeſehen werden.

Ein reicher Miniſter und ſo in ſeiner Maaß jeder andere wohlhabende Mann erleichtert den Herrn und die Caſſe in manchen weſentlichen Stücken, er trägt zum Glanz des Hofs, zur Ehre des Dienſtes und zum Vortheil der Unterthanen mehreres bei, er iſt wirklich in vielen Stücken brauchbarer, als ein anderer, der wenig oder gar kein eigenes Vermögen hat. Nur folgt nicht allemal, daß, je reicher einer iſt, deſto uneigennütziger er ſei, die Reichſten ſind oft die Unerſättlichſten; wohl aber folgt ſo viel, daß die Geſchenke für den Reichen gedoppelt ſo ſchwer ſein müſſen, daß man ihm deſto weniger beikommen kann, weil er den beſtändigen Vorwand des eigenen Vermögens hat, daß er ſich eher Freunde mit dem ungerechten Mammon machen kann und ein Herr ihn in allen Stücken ſäuberlicher behandeln muß.

Zudem ſind die Verdienſte nicht allemal, ja nur oft am allerwenigſten von Glücksgütern begleitet, ein Mann hätte alle Fähigkeit, den Miniſter eines großen Fürſten abzugeben, ſollte er deswegen ausgeſchloſſen ſein, weil er die Ehre ſeines Poſtens mittelſt eines Beitrags aus eigenem Vermögen nicht verherrlichen kann? Wie leicht kann ein Herr dieſem abhelfen? Er darf ihn nur deſto reichlicher beſolden und ihm einige derer rechtmäßigen Vortheile gönnen, womit ein Herr Männer von Verdienſten favoriſiren kann, ohne daß ihm oder dem Land darunter einige Beläſtigung zuwachſe.

Vielleicht waltet auch bei mehr als einem Herrn der Gedanke ob: die nicht auskommen können, mögen ſehen, wo ſie das Uebrige dazu krie-

---

*) Rien n'est plus honteux à un Prince, que de voir ceux, qui ont vieilli en le servant, chargés d'années, de mérite et de pauvreté tout ensemble. Testam. polit. de *Richelieu* T. I. p. 279.

gen, große Beſoldungen ſeien unnöthig, denn das Betrügen unterbleibe deswegen doch nicht, es ſei genug, wenn's nur der Herr nicht geben darf. Die Ausübung dieſer Maxime iſt der praktiſche Commentarius über das alte Sprichwort: Große Herren wollen bedient ſein. Ich mag mich bei dieſem Umſtande nicht aufhalten, weil ich jeden Herrn, der ſo denkt, verabſcheue.

Zur Ehre unſerer deutſchen Höfe muß man bekennen, daß es viele derſelben giebt, an welchen nicht nur ein zureichender, ſondern überflüſſiger Fond zu den Beſoldungen vorhanden iſt, auch die Zahlung ſo ziemlich richtig geleiſtet wird. Man bemerket aber zugleich einen andern wichtigen Fehler. Es ſind der Leute zu viel, die Beſoldungen ſind alſo zu ſehr vertheilt, bei den wichtigſten Aemtern nicht genug proportionirt, bei den mittleren kaum und bei den geringern nicht allemal hinreichend; anſtatt daß bei einer eingeſchränktern Anzahl die anſehnlichſten Bedienungen reichlich und die übrigen wohl verſorgt werden könnten.

Die bekannte Rede: der Fürſt hat nicht ihrer, wohl aber ſie des Fürſten nöthig, iſt ein Wort eines Herrn, das man mit Verehrung ſeiner Güte auf die Viertelſtunde, da es geſprochen wird, keineswegs aber als eine Regierungsmaxime gelten laſſen kann. Zum höchſten kann es bei der Hofdienerſchaft ſtattfinden, wo mancher im wahrem Sinn von der Gnade des Fürſten lebt.

Gewiſſe Verfaſſungen und Einrichtungen können zwar ohne eine große Menge dazu gehöriger Leute nicht beſtehen. In Frankreich bei den Verpachtungen, wo auf zwei Augen das dritte Achtung geben muß, und in Deutſchland bei der erſtaunlich geſchwinden und pünktlichen Behandlung der Geſchäfte im preußiſchen Dienſt kann es nicht anders ſein. Dieſe Modelle gehen aber über den gemeinen Maaßſtab weit hinaus. Beleuchtet man die gewöhnlichen Urſachen einer zu ſtark überſetzten Dienerſchaft, ſo bleiben ſie zwiſchen dem Herrn und Diener getheilt.

Ein Herr iſt gnädig und leutſelig, er will gern vielen Leuten Gutes thun, der eine iſt ſein Landeskind und macht an den Fürſten die Anſprache ſeiner Verſorgung, der andere iſt ein brauchbarer fremder Mann, den der Miniſter an den Dienſt verbinden möchte, der dritte iſt der Sohn eines alten treuen Dieners; der vierte hat von langer Hand her ſchon das Verſprechen auf einen Dienſt; für dieſe vier Leute iſt aber nur eine offene Stelle. Ein Jeder derſelben iſt ihrer nicht nur würdig, ſondern auch tüchtig, ſie allein vollkommen zu verſehen. Weil man aber allen vieren eine Gnade erzeugen will, ſo wird das Amt oder die Beſoldung unter ſie vertheilt. Es iſt wahr, der Herr bekommt dadurch vier Diener, er hat aber keinen ganz. Sie müſſen ſich auf vielfache andere Wege das zu ihrem Unterhalte Nothwendige zu ergänzen ſuchen, das lauft entweder auf Betrügereien oder Niederträchtigkeiten hinaus, oder wenn der Herr ihrer am nöthigſten hat, ſo iſt der Diener nicht zu haben. Wo beide Umſtände auch wegfallen, ſo iſt doch dieſes richtig, daß der Chef eines ſolchen Dieners, wenn er bei aller übrigen Strenge nur noch einige menſchenfühlende Empfindungen hat, von ihm unmöglich diejenige Pünktlichkeit, Eifer, Anſtrengung und Unverdroſſenheit verlangen kann, welche man an ihn zu fordern berechtiget wäre, wenn er die übrigen drei Theile der Beſoldung zugleich genöſſe. Ein Herr von dieſer Geſinnung hat an einem andern Hof vier accreditirte Perſonen, der eine dient noch zwölf andern Herren, der zweite nährt ſich mit Prozeſſen, der dritte handelt mit Cervelatwürſten und ſeidenen Strümpfen, und der vierte macht im Taglohn Zeitungen; vielleicht kommt der fünfte noch dazu, und giebt den Kutſcher der vier andern ab. Sie haben alle etwas und dieſes etwas macht ſo viel zuſammen aus, daß dieſer Herr einen Miniſter mit aller, ſeinem Rang und Verdienſten gemäßen Anſtändigkeit an dieſem Hof davon unterhalten könnte, anſtatt jene vier in einer beſtändigen Dämmerung zwiſchen Ehre und Verachtung leben.

Ein anderer Herr hat ſeine Freude daran, und mißt ſeine Größe und eingebildete Hoheit nach einer recht zahlreichen Dienerſchaft. Er iſt ſo freigebig mit ſeinen Dienſten und Titeln, daß die Eingebornen nicht mehr hinreichen, man muß die Leute aus fremden Landen verſchreiben, um den Reihen recht groß zu machen. Kommt man an einem Galatage an Hof, ſo iſt eine Perſpective von Generals, geheimen Räthen, Kammerherren, General- und Flügel-Adjutanten, die für die größte Opera hinreichend wäre; man ſieht wohl zehnerlei Uniformen an den Offizieren, rothe, blaue, gelbe Ordensbänder, es glänzt bis zum Blenden. Das ſoll bei Gäſten und Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum des Herrn, und bei dem Lande eine deſto tiefere Verehrung vor der Majeſtät ihres Regenten erwecken. Allein welch Spectacle zeiget ſich, wann man dieſen Jupiter mit ſeinen Trabanten mit einem gewaffneten Auge betrachtet. Der größte Theil dieſer gnädigen Herren lebt in Hoffnung beſſerer Zeiten, der halbe Hof iſt concursmäßig, der unbezahlte Flitterſtaat maſquirt eine Bruſt voll Sorgen und Kummer, der kluge Fremde ſpottet der Uebertriebenheit, das Land ſeufzet unter den Verſchwendungen eines eitlen und wollüſtigen Fürſten, welcher erſt die halbe Welt für Narren halten muß, wenn ſie glauben ſoll, ein kleiner armer

Mann ſei groß, wenn er von einer Menge noch ärmerer Leute umgeben wird.

Eine große Anzahl von Räthen bei manchen Collegien iſt nicht ſelten ein naher und wahrer Beweis, daß die ganze Haushaltung eines Hofes nichts tauge. Es gilt dieſes insbeſondere von den Stellen, welche mit Verwalt- und Berechnung der Landeseinkünfte zu thun haben. Es iſt ganz richtig, und die Stimme der Erfahrung ſpricht dafür tauſendmal das Wort, daß unſere alten Herren mit ſammt ihren Unterthanen bei etlichen wenigen Kammerräthen und Rentmeiſtern beſſer bedient, und mehr bei Kräften, Geld und Credit geweſen, als bei dem Schwarm von Menſchen, deren oft zehn der Kammer und keiner dem Land rathen ſoll und alle zuſammen in ihrer Wiſſenſchaft kein Bund Heu werth ſind, das ein fleißiger Bauer unter ſeinen Wagen bindet.

Ich erſtaunte in des Herrn Grafen Teſſin Briefen*) zu leſen, daß das Staatscomptoir des Königreichs Schweden, welches über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufſicht und Acht hat, davon Rede und Rechenſchaft geben muß, mit dem König allezeit, ehe in Geldſachen ein Schluß gefaßt wird, conferiret und wo alle Papiere und Rechnungen des Reichs zuſammen fließen, nur aus einem Präſidenten und zweien Staats-Commiſſarien, nebſt der nöthigen Unterbedienung beſtehet.

Dahingegen iſt es in Wahrheit ein luſtig betrübter Auftritt, an einen deutſchen Hof zu kommen, (und wie viele ſind nicht derſelben von gleichem Schlag), wo man kaum aus einer Gaſſe in die andere treten kann, ohne entweder einem Creditor oder Kammerrath zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Kammer-Präſidenten, nicht minder bekümmerten Kammer-Director, zwei von Gram und Vorwürfen gebeugten geheimen Kammerräthen, zehn bis zwölf Hofkammerräthen, vier Kammerbeiſitzern, zwei Obereinnehmern, vier Caſſirern, ſechs Kammerſecretarien, vier Regiſtratoren, eben ſo viel Canzelliſten, ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhuſaren und dergleichen mit zu rechnen. Die Leute könnten ſich doch noch manchen müßigen Tag machen, wenn ſie auch ein Königreich zu regieren hätten, ſie rechnen aber über einer oder einer halben Million Thaler jährlicher Einkünfte Jahr aus und ein und je länger ſie rechnen, je mehr findet ſich, daß ihr gnädigſter Fürſt und Herr damit unmöglich auskommen könne, ſondern unumgänglich noch 200,000 Thlr. mehr Einkünfte haben, oder für ſo viel jährliche Schulden machen müſſe. Man nimmt noch etliche neue Räthe an, die ſagten dem Herrn, was die andern zu ſagen ſich geſchämt hatten, und zuletzt kommt auch wohl ein Menſch, dem es eins iſt, ob er auf dem Bett oder am Galgen ſtirbt, der ſie alle miteinander für Ignoranten erklärt und dem Fürſten den nähern Weg weiß, wie er ohne mühſame und an ſich unmögliche Erhöhung der Einkünfte blos auf Koſten ſeiner Ehre und Credits durch gewiſſe Einrichtungen ſo viel erwerben könne, daß es mit Hülfe eines großen Grads von Ehrloſigkeit und Brutalität auf Seiten des Projectenmachers und mittelſt feſten Vorſatzes von Seiten des Fürſten, ſeinen Vorſtellungen, Klagen, Bitten, Drohen und Gewiſſensbiſſen Raum bei ſich zu geben, wenigſtens ſo lange gut thue, bis einer von ihnen mit Tode abgehe.

Dieſe an manchen Höfen unglückſelige und an manchen andern bedauernswürdige Sorte Menſchen würde nicht in ſo große und wohlverdiente Schmach geſunken ſein, wenn bei ihrer Wahl weniger auf die Menge, als auf ihre Fähigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit geſehen und alſo geartete Männer für den gewiß ſauren Dienſt rechtſchaffen belohnt würden.

Wo will man aber bei den elenden Beſoldungen dieſer Kammerräthe an den mehrſten Höfen, Leute von beſondern Verdienſten und bekannter Einſicht in den Kameral-Wiſſenſchaften davor verlangen? Es iſt wahr, man hat wohl weniger Exempel, daß dieſe Leute im Mangel, als daß ſie wohlbehalten aus der Welt geſchieden, und es ſcheint faſt, die großen Herren verlaſſen ſich darauf, daß dieſe Gattung Diener ihre Sache doch ſchon ſo zu machen wüßte und große Beſoldungen bei denen übel angelegt ſeien, die das Geheimniß der Geldmacherei beſäßen. Es iſt aber eine in der That irrige und ſchädliche Maxime. Der Verſuchung zum Betrug der Herrſchaft und heimlichen Bedrückung der Unterthanen, zum Geſchenknehmen, zu böſen Streichen bei Verpachtungen und Accorden u. ſ. w. wird dadurch Thür und Thor geöffnet, der Trieb bei denen, die Genie zu Finanzſachen, und Luſt zu ökonomiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen haben, erſtickt, weil es ihnen wenig gedankt und noch weniger belohnt wird.

Auf Seiten der Diener iſt die unzählbare Menge Leute, welche Dienſte ſuchen und einen Herrn und deſſen Miniſter mit ihrem Bitten und Betteln ſo belagern, daß man endlich einem Jeden ein Stück Brod hinwirft, er mag ſehen, wie er davon ſatt wird. Wenn man ſich aber daran kehren wollte, ſo dürfte man ſicher darauf rechnen, daß nach funfzig Jahren die Dienerſchaft in den Collegien noch einmal ſo ſtark ſein müßte. Denn die allermehrſten dieſer Kanzleiperſonen würden ſich ſehr entehrt halten, ihre Kinder in die Handlung eher auf ein ehrliches Handwerk zu thun, der Wohlſtand erlaubt es nicht anders, ſie müſſen ſtudieren, und dadurch vermeint Vater und Sohn, ſchon ein erworbenes Recht auf eine dereinſtige Bedienung vor ſich zu haben. Man muß, heißt es, von unten anfangen, der Vater giebt her, ſo lange er hat; kaum iſt eine noch ſchlechte Bedienung erledigt, ſo iſt der Herr mit Memorialien, die Miniſters mit Sollicitanten überlaufen, und der Candidat, der ein reicher Fabrikant, berühmter Künſtler oder wohlbehaltener Handwerksmann hätte werden können, begnüget ſich zu Ehren ſeines Standes mit einem Titel und Expectanz-Decret auf eine elende Beſoldung, ſobald die Reihe ihn treffen würde, weil ſchon immer ältere vorhanden ſind, die nach langer Hoffnung allmälig in die Beſoldung einrücken. Dies verurſacht die übergroße Menge Diener in den ſubalternen Collegien, das Heer von Secretairen, Regiſtratoren, Canzelliſten u. dgl., unter denen manch glückliches Genie verkeimen und erſticken muß.

---

*) Im II. Theil S. [illegible].

Der Schade iſt unläugbar und groß. Er beraubt den Staat einer Menge Leute, die zu vielem andern tüchtig geweſen wären, wenn ſie nicht einem vermeintlichen Beruf, großen Herren dienen zu wollen, gefolgt hätten. Iſt der Menſch ſchlecht an Natur- und Gemüthsgaben, ſo bleibt er es nicht nur ordentlicher Weiſe, ſondern wird noch ſchlechter, weil ihn ſein eingebildeter Rang ſchon über die gemeine Klaſſe von Menſchen hinausſetzt. Hat er ſeine Jugend und akademiſchen Jahre wohl angewandt, hat er Liebe und Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften, ſo wird ſolche bei dem mechaniſchen Dienſt der untern Canzleigeſchäfte matt und erlöſcht endlich gar; der junge Mann, der mit der Zeit der erſten Staatsbedienungen würdig geworden wäre, bleibt im 50. Jahre zu weiter nichts brauchbar, als bis an ſein Ende den Canzleiſtrang am Schreibtiſch zu ziehen, wo er ſich anſchmieden laſſen, und niemals weiter kommen können, damit denen nach der Anciennetät ihm vorgehenden Expectanten in der Beſoldung eines jüngern kein Tort geſchehe.

Die Menge ſolcher theils gar nicht, theils nur kümmerlich beſoldeten Diener verbreitet überdies in die Geſchäfte eine gewiſſe Langſamkeit, Schlummer und Verwirrung, die man an einem aus wenigen aber wohl beſoldeten Dienern beſtehenden Hof nicht finden wird. Weil der Titel von Canzlei-Eſeln doch in verjährtem Gebrauch iſt, ſo darf ich auch wohl ſtatt des Beweiſes noch ſagen, daß zwei raſche wohlgefütterte Pferde eine größere Laſt geſchwinder fortbringen, als zwanzig Eſel, die mit Schlägen und Diſteln belebet werden.

Doch die mögen ewig Diſteln eſſen, die aberglaubiſch oder niederträchtig genug denken, ſie einer reichlichen und beſſern Koſt deswegen vorzuziehen, weil ſolche auf Grund und Boden ihres liebwerthen Vaterlandes gewachſen ſind, ich meine die einfältigen Menſchen, welche ihre beſten Jahre und Kräfte zu unbelohntem Dienſt hingeben, um in ihrem Alter den Troſt zu genießen, mit ſtumpfen Zähnen gleichwohl einen magern Biſſen Brod zu kauen, der in der Mühle gemahlen worden, worinnen ihr ſeliger Großvater ſein Mehl auch hat mahlen laſſen. Die Liebe zum Vaterlande, dieſer ſtarke Antrieb zu großen Handlungen in republikaniſchen Verfaſſungen, iſt bei dieſen Leuten eine bloße Wirkung von Muthloſigkeit, ein Vorurtheil, von dem ſie weder den Grund noch Ungrund prüfen, eine ſchädliche Maxime für den Staat, die Tochter des Aberglaubens, die Mutter des Müſſiggangs, ein Satz, den man auf den Kanzeln beſtreiten, und ſchon in den Schulen ausrotten ſollte, weil er einem Lande den Zugang fremder Erfahrungen verſchließt, eine Nation dummſtolz auf ſich ſelbſt und verächtlich gegen andere macht und nur diejenigen als ächte Patrioten unter ſich gelten läßt, welche über dem alten Schlendrian mit einem treuen Köhlerglauben halten und ſich mit Verbeſſerung eines Landes unverworren laſſen. Dieſe ſeltſamen Deutſchen ſind ſo geduldig und thöricht (denn edelmüthig kann ich's doch unmöglich nennen), ihr und ihrer Eltern, Weiber und Kinder Haab und Gut geruhig zu verzehren, um nur nicht, wenn ſie auswärts Dienſte ſuchten, in ihrem Vaterland vergeſſen zu werden, welches ſie für das größte Unglück halten, das einem Menſchen in dieſer Welt begegnen könnte. Doch man muß ſie bei ihrem Dünkel laſſen, denn ſelbſt Salomo und Sirach würden ſich damit abweiſen laſſen müſſen: Es thut ſich nicht anders.

Bei allem bisher Geſagten finde ich nöthig, eine nähere und den Unterſchied der Dienerſchaft ſelbſt bezielende Einſchränkung zu machen. Ich wiederhole nochmals: die Beſoldungen müſſen durchgehends hinreichend ſein, die reichlichen Beſoldungen aber gehören forderiſt für die vornehmſten Miniſter und oberſten Räthe. Der Aufwand, den ihre Würde erfordert, iſt ungleich ſtärker, ihre Bemühungen ſchwerer, ihre Dienſte wichtiger und nach deren Verhältniß auch die Belohnung billig größer. Ein Regent läßt zu regelmäßiger und prächtiger Aufführung eines Schloſſes Baumeiſter und Künſtler aus fernen Landen kommen, und niemand verwundert ſich darüber, wenn ſolche mit hohem Geld und andern Gnadenbezeugungen belohnt werden; ſollten die, ſo den Bau der ganzen Regierung ordnen, ausführen und unterſtützen, geringer zu halten ſein?

Ein anderer Grund waltet auf Seiten einer Gattung Miniſter ſelbſten ob. Fripon hat durch die verächtlichſten Streiche und niederträchtigſten Verräthereien ſeinen Namen ſchon ſelbſt an den Galgen des Publici geſchlagen, er iſt nicht mehr Kaufmannsgut, er bietet ſich überall an, man flieht ihn als einen Ausſätzigen. Er ſteckt voller Schulden und bietet das letzte, was er hat, ſeine Religion feil, niemand will aber das zerriſſene und beſudelte Gewiſſen erhandeln, endlich wird ihm ein Herr und er dem Herrn kund, der zu ſeinen Abſichten einen Menſchen ſeines Schlags brauchte. Fripon weiß zwar, daß er ſich infam macht, er weiß aber nicht, ob es bei dem neuen Herrn länger gut thun möchte, als bei dem vorigen, es träumt ihm auch manchmal vom Galgen und ewiger Gefangenſchaft. Sie handeln: zwanzigtauſend Gulden, gnädigſter Herr! iſt des Jahrs nicht zu viel, um davor gewiß verdammt zu werden: wohlfeiler kann ich es nicht thun. Sie werden eins, der Herr übergiebt ihm ſein Land, wie man dem Scharfrichter einen Miſſethäter liefert, und für die dritte Tortur mehr als für die bloſſen Daumenſchrauben bezahlt.

Nach den Miniſtern und Häuptern der Collegien verdienen einige der wichtigſten Subalternen eine vorzüglich reichliche Beſoldung. Ich rechne dahin die Kabinetsarbeiter, die Referendarien, Staats- und andere geheime Sekretarien. Die Treue und Verſchwiegenheit dieſer Männer muß durch eine dankbare Verſorgung außer der Gefahr der Verſuchung geſetzt, und ihr Fleiß dadurch belebt und geſchärft werden. Ferner gehören dahin die Archivarii, die Deducenten eines Hauſes, die ſubalternen Miniſter, welche zu Haus arbeiten, wenn die Excellenzen die Zeit mit Audienz- und Viſitengeben, mit dem Hofdienſt, mit Ueberdenkung der großen Sachen, welche jene hernach im détail durcharbeiten müſſen, zubringen. Ein Hof, deſſen Miniſter ſehr wohl beſoldet werden, wird allemal ſchlecht bedient bleiben, wenn man an jener Art Männer ſparen will, und doch geht man nur allzuviel darin nach der Wohlfeile und hält dieſe Poſten gut genug für Anfänger, da man doch noch eher einen Reichshofrath auf die gelehrte Bank, als einen diſtinguirten Staats-Secretarium und Archiv-Mann finden kann.

Einer beſondern Gattung Diener muß ich hierbei noch Erwähnung thun, es ſind die außerordentlichen Leute, welche ſich berühmen: ſie dienen ihrem Herrn umſonſt. Es iſt wahr, die großen Herren haben darin einen Vorzug vor dem gemeinen Mann, ſie wiſſen ſich mit Titeln und Ehrenzeichen abzufinden, wo wir mit baarem Gelde zu zahlen haben. Bei den Hofdienſten iſt nichts dagegen zu ſagen, man kann ja den Gecken die Freude wohl laſſen, die ſich und ihre Kinder um eines großen Herrn willen auf eine ſo angenehme Weiſe ruiniren wollen*).

Wenn aber einer von denen bedenkenswerthen Leuten, die dem Herrn den Hauptſchlüſſel zu den Kiſten ihrer Unterthanen machen, ein geheimer Chatulle-Rath ſich öffentlich berühmet, daß er ſeinem Herrn ohne Beſoldung und blos aus Liebe diene, dann möchte ich ſo blind wie die Juſtiz ſein, um ſeinen leeren Galgen mehr ſehen zu dürfen.

Wie man zu einem guten Vortrag ſeiner Empfindungen gelange.

Von Juſtus Möſer.

Ihre Klage, liebſter Freund! daß Sie ſich in Ausdruck und Vorſtellung ſelten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet ſein; aber daß dieſes eben einen Mangel der Sprache zur Urſache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich ſind alle Worte, beſonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich ſehr an Phyſiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur ſehr unvollkommne Zeichen unſerer Empfindungen und Vorſtellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den ſchönſten niedergeſchriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leſer, und wer die Muſik verſteht, wird die Noten nicht ſclaviſch vortragen. Auch der Leſer, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeſchriebenen Worten ſich zu dem Verfaſſer hinauf empfinden, und aus deſſen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich ſagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken ſelbſt nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie ſolche vortragen wollen. Die mehrſten unter den Schreibenden begnügen ſich damit, ihren Gegenſtand mit aller Gelaſſenheit zu überdenken, ſodann eine ſogenannte Dispoſition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder ſie nützen die Heftigkeit des erſten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein friſches Gemälde, was oft bunt und ſtark genug iſt, und doch die Wirkung nicht thut, welche ſie erwarteten. Aber ſo nöthig es auch iſt, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieſelbe wohl überdenke, ſeinen Vortrag ordne, und ſeinen Gegen-

---

*) Il savent s'acheter du bien de leurs Ancêtres
Des noms extravagans et souvent de sots Maitres.
Epitr. [illegible]

ſtand, nachdem er iſt, mit aller Wärme behandle: ſo iſt dieſes doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darſtellung ſeiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch ſo ſehr einleuchten, und ich mag mich damit noch ſo bekannt dünken: ſo wage ich es doch nicht, ſogleich meine Diſpoſition zu machen und ſie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, ſie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen ſind, und ich müßte erſt ſuchen, ſolche ſo viel als möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Diſpoſition und Ausführung gedenken dürfe. Dieſemnach werfe ich zuerſt, ſobald ich mich von meinem Gegenſtande begeiſtert und zum Vortrage geſchickt fühle, Alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder ſo, wenn mich mein Gegenſtand von Neuem zu ſich reißt, und das wiederhole ich ſo lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer erſten Laſt entledigt habe, dehnt ſie ſich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Ausſichten, die zuerſt noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter ſie eindringt und je mehr ſie entdeckt, deſto feuriger und leidenſchaftlicher wird ſie für ihren geliebten Gegenſtand. Sie ſieht immer ſchönere Verhältniſſe, fühlt ſich leichter und freier zum Vergleichen, iſt mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt ſich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis ſie gleichſam die letzte Gunſt erhalten hat.

Und nun, wenn ich ſo weit bin, womit insgeheim mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendſtunden zugebracht ſind, indem ich bei dem geringſten Anſchein von Erſchlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geſchriebenes nachzuleſen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Faſt immer hat ſich während dieſer Arbeit die beſte Art und Weiſe, wie die Sache vorgeſtellt ſein will, von ſelbſt entdeckt; aber wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, ſo lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von ſelbſt kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit ſo vertraut geworden iſt. Iſt aber die beſte Art der Vorſtellung, die immer nur einzig iſt, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, ſo fange ich allmälig an, Alles, was ich auf dieſe Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was ſich nicht dazu paßt, wegzuſtreichen, und jedes an ſeine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerſt niedergeſchrieben habe, ganz weg; aber es ſind zerſtreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Deſto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin ſich Alles ſchon mehr zur Beſtimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von ſelbſt, und das Colorit überlaſſe ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer beſondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht ſagen, daß Sie ſich ſogleich hierin ſelbſt trauen ſollen. Jeder Grund hat ſeine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Geſetzt, ich wollte Ihnen beweiſen, daß das frühe Diſponiren ſehr mißlich ſei, und finge damit an, daß ich Ihnen ſagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß ſie jeden Grad der Raſerei, worauf ſie als Medea ſteigen wollte, vorher bei kaltem Blut und in ihrem Zimmer beſtimmen konnte;“ ſo würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen ſollten. Garrick diſponirte ſeine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete ſich nur in die Situation der Perſon hinein, welche er vorzuſtellen hatte, und überließ es dann ſeiner mächtigen Seele, ſich ſeiner ganzen Kunſt nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren iſt leichter, wenn man es von der *Haltung* trennt; aber in Verbindung mit derſelben ſchwerer. Hierüber laſſen ſich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerkſame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder verrücken, ſtark oder ſchwach ausdrücken ſoll. Das Meiſte hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig geweſen ſind: ſo wird die Verſchiedenheit des Standorts, woraus die Leſer, wofür Sie ſchreiben, Ihr Gemälde anſehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menſchen iſt vielleicht nur ein einziger, der ſeine Seele ſo zu preſſen weiß, daß ſie Alles hergiebt, was ſie hergeben kann. Viele, ſehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, ſie mögen nun von der Kunſt oder von der Natur herrühren, die ſich verbergen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen; man muß die Seele in eine Situation verſetzen, um ſich zu rühren, man muß ſie erhitzen, um ſich aufzuſchließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenſtande für mächtiger, als den Durſt zu Entdeckungen: Jeder muß hierin ſich ſelbſt prüfen. Rouſſeau gab nie etwas von den erſten Aufwallungen ſeiner Seele; wer nur dieſe und nichts mehr giebt, der trägt nur ſolche Wahrheiten vor, die den Menſchen insgemein auffallen und Jedem bekannt ſind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeſchlagen habe, und hörte nicht auf, ſo lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieſes ein großer Mann thut, ſo kann man ſo ziemlich ſicher ſein, daß er weiter vorgedrungen ſei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie ſich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, ſo glauben Sie nur dreiſt, Ihre Rede ſei faul, Sie wollen nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieſelbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit iſt, und laſſen Sie ſie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt ſind, und die ſie ſelbſt aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müſſen in Bewegung und Glut gebracht werden; ſie muß vergleichen, ſchließen und empfinden, was ſie auf andere Art ewig nicht thun wird, ſie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenſtand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Dispoſitionen; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen iſt.

Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien *).

Von Abbt.

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung faſt durchgängig angenommen iſt, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland ſtolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung ſei. In denen Zeiten, darin die Worte Monarche und Despote gleich viel bedeuteten, war es in Abſicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, ſo oft die gewaltſame Geburt vor ſich ging, daß nach den grauſamen Schmerzen eines Bürgerkriegs eine Monarchie zum Vorſcheine kam. Es war ferner in Abſicht der meiſten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, ſondern unter despotiſchen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht mehr erſchallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen iſt. Aber wo man dieſe Luft noch athmet, ob ſie gleich nicht heftig, niemals mit Ungeſtüm daher rauſcht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien ſchließt die Liebe zum Vaterlande eben ſo wenig aus, als ſie in einer Republik beſtändig in gleichem Grade vorhanden iſt. Es giebt zufällige Umſtände, die ſie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichſten Früchte gezogen werden; bald ſo ſehr erkalten, daß dieſe Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einen engen Bezirk eingeſchloſſen, denſelben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle ſchützen muß; ſo lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: ſo lange muß dieſer Boden die Früchte tragen, die ſchon ſo lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren ſtärkenden Geruch noch über unſere ſpäten Jahrhunderte verbreiten. Wann dieſe Republik anfängt, ſich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen; wann ſie noch dazu in die äußerſte Bedrängniß kommt; ſich bis an die Thore ihrer Hauptſtadt eingeſchränkt und auch innerhalb derſelben nicht ganz ſicher ſieht: dann wird dieſe Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe ſteigen, die ſie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erſchüttert worden, nur mit deſto größerer Pracht hervor, wenn er erſt tief in ihrem Schooß Wurzeln geſchlagen hat. Rom's Geſchichte in den erſten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu dieſen Anmerkungen. Wann eben dieſe Republik, zu einer unwiderſtehlichen Macht angewachſen, entfernte Königreiche vor ſich zu Boden wirft; wann ſie ihre Soldaten mit den Hülfstruppen vereiniget, lange außerhalb Landes läßt, und dieſe endlich durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre das Bild des Vaterlands nur noch in ſchwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: ſo werden die Soldaten nach und nach ſich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzuſehen, die ſie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebärerin, zu deren Unterhalt ſie andere Provinzen erobern müſſen. Dann werden ſie Neronen, welche erſt ihre Mutter

---

*) Aus: Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland. Berlin und Stettin. 1770.

ſchänden, und ſie nachher, weil ſie dieſen Abſchen nicht mehr vor Augen ſehen können, ermorden laſſen. Aus dieſer Blutſchande entſpringen Tyranneien von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erſt lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe ſie Rom mit dem Blute ſeiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius beſtand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber beim Umſturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäſar's Soldaten mußten erſt zehn Jahre in Gallien unter ihm dienen, ehe ſie die Vorſtellung des Vaterlandes ſo ſehr bei ſich vertilgen konnten, daß ſie nachher mit dem ſiegreichen Schwert in dem Eingeweide deſſelben wühlten. — Aber dieſes waren nicht die einzigen Urſachen des Umſturzes der römiſchen Staatsverfaſſung. Gewiß nicht; allein ſollten ſie nicht vieles dazu beigetragen haben? Wenn man es nicht leugnen kann; ſo habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig iſt.

Ich wende dieſe Anmerkungen auf Monarchien an. So lange ſie ſich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet, Miethlinge und Schmeichler weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: ſo lange muß dieſer Name in denenſelben*) faſt eben ſo viel, als bei Republikanern wirken, und ſie werden den willigen Gehorſam, den ſie ihrem König leiſten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das ſie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände ſind vielleicht die Urſache geweſen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Beſten zu ſehr aufgelöſet hat. Jeder dieſer Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein wenn ein allgemeines Beſtes ſtatt findet (und dieſes findet ſich bei allen Geſellſchaften), ſo muß es auch nur eine einzige politiſche Tugend geben. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, verſchwindet der Unterſchied zwiſchen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt ſich und ſtellt ſich unter dem vormals ſo herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann iſt jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie ſehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich geſtehe es; aber man muß ſich nur an eben den Standort ſtellen, wo ich ſtehe, und man wird ſich alsdann ſehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen ſie jeden beſondern Stand an ſich zieht. Nun ſcheinen die Stände gleichſam getrennt. Ein beſonderer Fall ereignet ſich. Sie zieht die Bande ſtärker an, und alsdann verſchwindet jeder Unterſchied. Man erblicket nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten beſonders. Alles iſt Bürger. So ſtelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu ſchließen, daß darin jeder Unterthan Bürger ſei, ſo wie in der freieſten Republik der Bürger Unterthan iſt? Alles iſt den Geſetzen unterworfen. Niemand iſt frei; jeder iſt es nach dem Geiſt der Staatsverfaſſung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetenſyſtems bewegt ſich nach ihren Geſetzen, nur daß ſie den Kreis nicht beſchreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen ſind. Was iſt wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort darunter verſtehen. Aber wenn mich die Geburt oder meine freie Entſchließung mit einem Staate vereinigen, deſſen heilſamen Geſetzen ich mich unterwerfe; Geſetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Beſten des ganzen Staats nöthig iſt: alsdann nenne ich dieſen Staat mein Vaterland*). Wenn dieſe

---

*) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu ſetzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten ſoll gezeiget werden, eine Leidenſchaft iſt, deren Wirkungen deſto heftiger ſind, je mehr Elaſticität man ihr hat ertheilen können: ſo muß ſie in Republiken ſtärker als in Monarchien ſein. Jene beſitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, dieſe Leidenſchaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letzteren. Dieſe Mittel aber ſind nichts anders als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid, und Beſtrafungen, die höchſtens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römiſche Conſul Duillius, dem der Rath zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte das Vorrecht ertheilt hatte, ſich des Abends mit Fackeln und unter der Muſik von Flöten nach Hauſe bringen zu laſſen, fand ſich durch dieſes Vorrecht ſehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina ſo hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mitleiden für ihn rege geworden wäre: ſo würde er ſelbſt ſicherer geweſen ſein. Die Zeiten waren ſchon zu verderbt. Er näherte ſich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillſchweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken ſcheinen auf hohen Felſen angelegt zu ſein, wo die Liebe fürs Vaterland, durch ſehr einfache Maſchinen mit Gewalt hinaufgetrieben, ſich alsdann auch wieder ungeſtüm ergießet. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenſchaft darf nicht ſo hoch getrieben werden. Beſondere Umſtände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde

*) Je ſinnlicher man freilich das Vaterland machen kann, deſto ſtärker wird die Anhänglichkeit dafür ſein. Daher iſt die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage égal des terres faisoit aussi une bonne armée, chacun ayant un égal interêt et très-grand à defendre sa patrie, und die folgende widerſpricht jener keineswegs, wenn man das Vaterland in ſo engem Verſtande nimmt; wenn ſie nur nicht ſo viele Beweiſe

Geſetze ihre Stärke erhalten, wenn ſie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterſchied in Abſicht meines Wohlſtandes merke ich denn wohl, ſie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zuſammen genommen gegeben werden; ihre Ausübung mag einer oder mehrern Händen anvertraut ſein; die Macht, ſie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt oder bei verſchiedenen getrennt angetroffen werden? Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterſchied iſt dieſer: in der einen Staatsverfaſſung hängen die gefährlichſten Veränderungen derſelben nicht von dem Willen eines einzigen ab; aber ſie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieſer Wille des einzigen durch gute, durch große Einſichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht, Gutes zu thun ohne Einſchränkung! Die Macht, Böſes zu thun ohne den Willen!

Es giebt alſo auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieſes Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, ſo folgt auch, daß wir es lieben müſſen. Sind wir nicht verbunden, unſere Wohlfahrt zu befördern, ſie ſicher zu gründen? Und dieſe Wohlfahrt iſt ſo genau mit der Wohlfahrt des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechterhaltung der Geſetze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.“ Maxime, welche verdienet, vom Sklaven ihren Urſprung zu haben, aber nicht werth iſt, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf ſich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen ſein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug ſind, darunter zu ſeufzen. Aber können wir wohl Geſetze, die zu unſerm Beſten eingerichtet ſind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann haſſen, dem die Sorgfalt aufgetragen iſt, dieſe Geſetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umſtänden ihnen eine neue Form zu geben? Und dieſer Mann iſt der Monarche. Was werden wir wohl daraus ſchließen? Was anders, wenn es nicht dieſes iſt, daß wir in den Monarchien zugleich die Geſetze und den Vater derſelben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müſſen, und wenn wir würdige Bürger ſind, lieben werden *). In den Monarchien iſt eine genaue Verbindung zwiſchen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer ſichtbar vor Augen ſchwebt; der andere Theil giebt ſich uns bloß durch ſeine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland ſagt gleichſam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unſere Opfer, wenn wir ſie nicht zugleich aus Ergebenheit für ſeinen Vielgeliebten bringen, und es giebt uns alsdann eine unſelige Trennung vor, wenn der Monarche die Geſetze, darauf er ſonſt unſer Wohl gründete, umſtürzt. In der That, findet man denn nicht Beiſpiele der größten Liebe für das Vaterland auch unter Monarchen? Die Römer fochten unter ihren Königen eben ſo herzhaft als unter ihren Conſuln. Der Macedoniſche Phalanx würde vielleicht Römiſchen Legionen nicht gewichen ſein. Warum führt man denn dieſe Beiſpiele nicht ſo häufig an als die Beiſpiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen ſie uns meiſtens nur aus den Jahrbüchern der letztern ſo helle entgegen? — weil die Republiken darauf ſehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenoſſen zu arm waren; weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den angeführten Begriffen) zugleich erhalten, und man alſo zu den Helden der letzteren gleichſam ſagen kann: Ihr habt die Vergeltung ſchon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt iſt euch ſo viel nicht mehr ſchuldig; weil man ſich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten; und weil es endlich wohl geſchehen kann, daß dieſer letztere mehr als der erſtere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigſtens iſt

---

noch in unſern Zeiten für ſich hätte: ces sortes de gens (les esclaves et les artisans) n'étoient guères propres à la guerre: ils étoient laches et déjà corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme ils n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, ils trouvoient peu à perdre ou à conserver. v. Montesq. Considérations sur les causes de la Grandeur des R. et de leur Décadence c. 3.

*) Man kann es ſo wenig für eine Sklaverei ausgeben, wenn man neue Geſetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverei geſtürzt hat, wenn ſie bei veränderten Umſtänden ihre Geſetze nicht verändert haben. Die vortrefflichſten Geſetzgeber haben dieſes eingeſehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Geſetze in der Hand eines einzigen Menſchen zu ſehen, und ſie von ſeiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piſo das Conſulat in Händen hatten? Was war es unter verſchiedenen Tribunen, als die Geſetze, die zum Wohl der Bürger gereichen ſollten, durch die Ermordung vieler derſelben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredtſamkeit erhielt, ſondern ihren Widerſpruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieſes die ſchlechten Zeiten der Republik, ſo muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf ſchlechte Monarchen gehe.

man ſehr geneigt, dieſes zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geſchichte den Unterthanen der Monarchien eine ſtarke Liebe fürs Vaterland abſprächen: ſo wird man ſich gefallen laſſen, mit mir den Grund davon zu unterſuchen. Ich denke wenigſtens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht ſtatt finden könne.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland ſich in eben dem Verhältniſſe vermindre, wie das Gebiet derſelben anwächſt. Monarchien aber ſind gemeiniglich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die ſie folglich beſitzen, ſind ſie auch ſicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Dieſe Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Geſellſchaft, und dieſe Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, ſchlaff; ſie verträgt ſich nicht mehr ſo leicht mit den Beſchwerlichkeiten eines Feldzuges. Ein alter Römiſcher Conſul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf ſeinem Landgute nicht ſo viele Gemächlichkeiten, als einer unſerer geringſten Landedelleute genießt. Es koſtete alſo dem erſtern nicht ſo viel Ueberwindung, ſich zu der Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht koſten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingeſehen, einen beſonderen Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm angewieſenen Unterhalt aufgemuntert, beſtändig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über ſich nehmen könnte. Indem Andre durch ihren Fleiß ſich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß des Lebens verſchafften, ſorgte dieſer Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewiſſe Glieder des Staats gezwungen und gleichſam gedungen wären, ſich für denſelben aufzuopfern, und daß bei den übrigen dieſe Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlaſſen, ſich dieſem beſondern, oder einem andern Stande in der Geſellſchaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß dieſe freie Wahl beſtändig ſtatt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu dieſem Stande habe? Aus dieſer eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der dieſe Wahl nothwendig machte, als tyranniſch angeſehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, ſeine ungeſunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder ſogleich die Uebereilung bei dieſen Schlüſſen? Und doch werden ſie noch täglich gemacht. Man ſeufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt haben, ſchon in der Wiege ſeine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu ſeiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden herbei rufet? Wenn es aber dieſe Rechte über uns bei unſerer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyranniſch nennen, die uns dieſe Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl dieſe Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieſelben verſchwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei Thermopylä*) gehen ſahſt; zu den Grabmälern, die ſie ſich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erſchlagener Perſer als Grabſteine aufgethürmt ſtunden, und der Tod fürs Vaterland die prächtigſte Aufſchrift war: o Sparta, würdeſt du nicht einen Bürger aus deinen Mauern verbannet haben, der ſich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle ſeiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil ſie dich vertheidigen, und die Töchter, weil ſie dieſe Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieſes geſchahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien dieſe Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in ſo ſtrengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs dieſe Pflicht? Laßt uns zufrieden ſein, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müſſen zurückgetrieben werden. Dies iſt ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unſere urſprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, dieſe Geſetze ſind für uns noch eben ſo heilig; Geſetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in deſto hellerem Lichte ſehen, anſtatt daß ſie uns ſonſt gleichſam aus einem Heiligthum dieſe Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß ſie dieſelbe vermindern ſollte. So war den Iſraeliten das Koſtbarſte, wofür ſie ſtritten, noch immer die Bundeslade, ob ſie ſich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu verlaſſen, erforderte ihre Pflicht, und dieſem zu folgen, ermunterte ſie ihre Liebe. Die erſtere war das Gut, das ſie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das ſie zu erhalten wünſchten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade würde ſie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derſelben mit dem Verluſte des Königs würde ſie faſt untröſtbar gemacht haben.

---

*) Laßt uns auf dieſer Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdiſchen ſpeiſen, ſagte Leonidas zu ſeinen Mitſoldaten. Man redet nicht alſo, wenn man nicht ſeinen Poſten als ſeine Grabſtätte betrachtet.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher geſagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden iſt; wenn dieſes Vaterland unſere Liebe fordert; wenn dieſe Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geſchwächt, ſondern geſtärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat; daß wir aber auch zu allen Folgen dieſer Liebe, ohne welche ſie nicht beſtehen könnte, verbunden ſeien. Die Vorausſetzungen ſind alle erwieſen: ich dürfte alſo nur dieſe Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht ſetzen und ſogar aus dieſer Vortrefflichkeit zurückſchließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwieſene Verbindlichkeit ſchon hinreichte, uns zur Ausübung der ſo oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein ich will erſt noch ein Hinderniß unterſuchen, das der Ausübung dieſer Pflicht unter uns am ſtärkſten im Wege zu ſtehen ſcheint, und das ich bis auf ſeine geheimſten Zuſammenſetzungen aufzudecken hoffe. Dieſes Hinderniß iſt eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich ſei, ſich für den Vortheil Andrer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, ſein Leben anders als ſeines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu ſetzen.

Vom Urſprunge der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieſer Liebe auch in den Monarchien.

Es iſt überhaupt ein faſt unerſetzlicher Schade, wenn man gute Grundſätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeiſtert, vertilget*). Man kann dieſen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder dieſe Grundſätze werden durch Gründe beſtritten, oder ſie werden lächerlich gemacht. Das erſte Mittel wird ſeinen Endzweck gar nicht, oder nur ſehr ſelten und langſam erreichen. Das andre wirkt mit der Geſchwindigkeit eines Giftes in den Adern. Es greift das an, was in uns das Zärtlichſte iſt, unſere Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, beſſere Einſichten haben müſſe. Und wer ſchämt ſich nicht, dumm zu ſein? In der That, der Pöbel iſt des feinern Gefühls der Schaam über etwas Unanſtändiges nicht beraubt. Man darf ſich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuſter zu Paris, nach dem Muſter der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu geſtehen, daß er ſeine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel iſt nicht ſo groß, als man insgemein glaubt. Ein Mauleſel, der mit Goldblech bedeckt iſt, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf ſich liegen hat.

Man hat aber dieſen Weg erwählt, weil es im Gegentheil ſo ſchwer iſt, Grundſätze durch gründliche Widerlegung umzuſtoßen, nach denen man ſeine Handlungen einzurichten gewohnt iſt, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menſchen ſind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch wenigere, falſche Folgerungen, wenn ſie einmal gemacht ſind, zu trennen, ohne die Grundſätze ſelbſt umzuſtoßen; und die wenigſten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philoſoph iſt glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weiſe Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufſtellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unſerer Controverſiſten mit ihrem ſchwerfälligen [illegible] auszischen.

---

*) Man darf dieſes noch allgemeiner machen. Wie oft gewiſſe Dinge, die uns gerührt und unſre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer wehmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: ſo oft wird wenigſtens ein Mord an unſern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem raſenden Kitzel, ſolche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich auch heilſam ſind, beißend zu verſpotten. Dagegen ſind andere Betrachtungen vorhanden. Aber wozu ſoll z. B. der Witz, Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger luſtigen Einfälle verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Poſſierliche erſtickt alle ernſthafte Leidenſchaften. Was iſt wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen ſoll, in der Hitze des Affects ſeine Kinder redend einführt und ſie ſchluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Luſtſpiele des Hrn. Racine, les Plaideurs, wird dieſes parodirt. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man leſe einmal dieſe Stelle; wird man nicht bei der Rückkehr auf die ernſthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bei ſich ſpüren? So ſchön auch Virgil den Aeneas ſeine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: ſo wird uns doch dieſe Stelle lächerlich, nachdem wir ſie ſo oft aus dem Munde des poſſierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein ſolcher Verfaſſer giebt uns einige ſüße Fladen zu koſten, die in dem Augenblicke, wann wir ſie genießen, angenehm ſind, aber allen Geſchmack an dem herrlichen Weine, der uns vergönnt iſt, verderben.

Man hat bei einer andern Gelegenheit geſagt, „daß die Menſchen ſich nicht ſchämen, laſterhaft, aber wohl, lächerlich zu ſein.“ Dieſe Anmerkung muß vielleicht noch eingeſchränkt werden. Die Schaam ſetzt allezeit eine Bekanntmachung des Laſters als Laſter voraus; es mögen nun dabei Andre, oder wir ſelbſt unſere Richter ſein. Allein das Laſter kann ſich vor Andern und vor unſerm eigenen innern Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich raſenden Indianern, wohl gar ſelbſt geblendet. Das Lächerliche hingegen bleibt niemals verborgen, ſobald die Rede den Ausſpruch gethan hat: dies iſt lächerlich. Die Larve des Laſters iſt ſo ſchändlich gemacht, daß es nur ſelten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derſelben bei Menſchen antrifft; und nur wenige Perſonen ſind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Rede nach ihrer Phantaſie entworfen; jeder Dummkopf, ſo wie jeder kluge Mann, ſieht es an und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerſchnittenen und perſpektiviſch zuſammengeſetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verſchiedenen Seiten betrachtet, verſchiedene Bilder darſtellen.

Ich komme von dieſer Ausſchweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeiſterung, aus tugendhaften Grundſätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft ſie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verſpottet worden, für ſchön, für ehrwürdig gehalten wird: ſo muß ſie ſich bald gewöhnen, niedrige, ſchlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwiſcht, um ſich anſehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geſchmückt, aber mit Zierrathen geſchmückt hatte, die ſie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darſtellten; und erſtickt den Samen, aus welchem ſo große Thaten aufgekeimt waren. Wie ſollen wir denn von dieſen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, ſogar auch der politiſchen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es ſteht, herunter ſpotten; alles, was über ſie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur ſich, als den Mittelpunkt alles Uebrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland „ſterben? Lächerlich! Was iſt das Vaterland? „Ich werde bezahlt, um mich todtſchießen zu „laſſen, und ich nehme dieſe Bezahlung an, „weil ich ſonſt kein andres Mittel weiß, anſtän„dig zu leben. Aber die Chimäre des Vater„landes macht mich nicht ſchwindlich. Wenn ein „glückliches Loos oder eine reiche Heirath mich „in den Stand ſetzt, gemächlich von meinem „eigenen Vermögen zu leben: ſo würde ich heute „meinen Abſchied nehmen und das Vaterland „für ſich ſtreiten laſſen.“ — O wahrhaftig, ſo dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber ſie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüſte ausgemergelten Körper vollends [illegible] macht, der bei jedem näherenden Schritte uns ſtärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man ſich nur aus viehiſcher Dummheit nicht entſetzt: ſondern des Todes, der ſich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unſre Seele gleich einer Königin aus dem Gefängniſſe ruft und ſie nicht gleich einer Sklavin darin erdroſſelt; der endlich, wenn ich mich ſo kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unſern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu laſſen. Wo iſt denn nun das Lächerliche, das Chimäriſche? Dieſes kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchſchimmern. Wenn wir alſo zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große *) Denkungsart ertheilen könne; daß dieſe Denkungsart ſich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muſter für die ganze Nachwelt machen werde: ſo muß wenigſtens der Zweifel entſtehen: ſollte wohl der Tod fürs Vaterland ein ſo verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieſer Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird: ſo muß dadurch der Einwurf, daß es wenigſtens in Monarchien lächerlich ſei, für das Vaterland zu ſterben, unterdrückt werden.

Wenn ſich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegenſetzte: daß wir wenigſtens eine Art von Enthuſiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: ſo

---

*) Hieher gehöret eine Geſchichte, die im vorigen Kriege im Halberſtädtiſchen geſchehen iſt: Ein ſiebenzigjähriger Schäfer that in ſeiner Gemeine ſtolz, daß er ſechs Söhne im Dienſt des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der ſiebente, die letzte Stütze ſeines Alters, in den Krieg gehen ſollte, ſagte der Alte zum Officier: „Herr Hauptmann! ſag er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, ſo nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, ſo laſſe er [illegible] meinen Sohn.“

dürfen wir nur dieſen Enthuſiasmus unterſuchen und den Nutzen ſowohl als die Möglichkeit deſſelben in Monarchien erweiſen.

Dieſes ſind die Materien, die ich noch jede in einem beſondern Stücke ausführen werde.

Andere Hinderniſſe, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation oder des größten Theils unter derſelben abhängen, fordern andere Erleichterungen und erhalten ſie doch auch zum Theil von unſerm Hauptgrundſatze — der Liebe für's Vaterland.

1) Man ſagt: unſere Art, Krieg zu führen, macht es ſchwerer — was denn? zu ſterben? — das ſollte ich eben nicht denken. Aber das Geſchütz, deſſen Gefahren der Tapferſte ſo wie der Feigeſte ausgeſetzt ſind ohne Gegenwehr, ohne daß ſie ſich von einander unterſcheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er ſeine bravſten Soldaten verlor, die ſehr oft keine Parther ſahen und doch immer von Parthiſchen Pfeilen verwundet wurden, beweiſt hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit ſich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß ſchon damals dieſe Ehre ohne Unterſchied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtſein der Liebe für ſeine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt ſich, daß die größten, die rühmlichſten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht ſehr oft eingehüllet werden, wenn ſie nicht vor den Augen des Monarchen geſchehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er bloß um ſeiner ſelbſt willen tapfer ſtreite: ſobald werden wir ihm zugeſtehen, daß ein ſolcher Zufall für ihn der empfindlichſte unter allen ſein müſſe. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Poſten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es iſt freilich traurig genug. Aber ſollte der Lebenslauf eines ſolchen Mannes nicht noch trauriger erſcheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geſchrieben wird, gemeiniglich ſo lauten muß: „als Fähnrich ſtritt er mit dem Muthe eines Löwen, um General zu werden; als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben.“

3) Aber welcher grauſame Künſtler hat dort jenes Gemälde zur Beſchämung der menſchlichen Natur ausgeſtellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumſitzen, demüthig für den Reſt ihres Lebens, deſſen größere Hälfte für uns verſchwendet worden, Allmoſen verlangen und doch von den meiſten zurückgewieſen werden! — Jener Mann ſtreckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unſere Sicherheit ausgeſtreckt hatte, vergebens nach einer unſerer kleinen Gaben aus — der nächſte an ihm hat ſich müde den Tag über geſtanden; nicht einmal ſeine Krücke war für ihn bereit; nun liegt ſie neben ihm, und er — er wird dieſen Abend hungern. — Und wer ſind jene vergüldete, verſtandloſe Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienſtvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft iſt der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menſchen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem ſolchen Geſichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch ſie, die zärtlichere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, deren ſanftere Blicke für jedes Elend ein ſympathetiſches Gefühl verſprechen, — wie? auch ſie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karoſſen, und die Unglücklichen haben ſich zu hüten, daß ſie nicht beſchädiget werden. — Sollte nicht eine menſchenfeindliche Phantaſie dem Künſtler dieſes Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es iſt Natur, es iſt Wahrheit! Mit dieſen meinen Augen habe ich ſie geſehen. —— Die Vorwürfe des Künſtlers ſind gerecht, aber ich hoffe, ſie ſollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr ſollt ihr das Schickſal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Röcheln ihr gehöret habt, ſo wie noch euer Geſchrei, das euch der Schmerz abzwang, in der Sterbenden Ohren gedrungen iſt. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, ſondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht verkennt: ſollte er nicht für euch ſorgen? Stützen des Staats, ſeine Zierde und ſein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zuſammen, und wenn unſere Prinzen euch beſuchen (könnten ſie ſich wohl dieſes feierlichen, dieſes rührenden Schauſpiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr ſie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapferer und weiſer und guter Monarch von ſeinem Volke geliebt werde, und was die Liebe für's Vaterland wirke!

Von der Staatsaufſicht über Erziehung, Schulen und Studien*).

Von J. B. Baſedow.

Man hört und lieſt ewige Klagen, daß das Weſen der Schulen und Studien verfallen oder verdorben ſei. Aber man nenne mir doch in tauſend Jahren einen Zeitpunkt, in welchem es beſſer war. Ich bin aus Liebe für die Menſchen und Nachwelt ſo unzufrieden damit, als irgend jemand, der die nöthigen Erfahrungen davon hat, und deſſen Aufmerkſamkeit ſeit vielen Jahren auf Verbeſſerungen gerichtet geweſen iſt. Aber ich glaube, daß nach dem Untergange der alten Republiken und Reiche, die es einſahen, daß die beſtändige Sorge für Erziehung und Unterricht zu den wichtigſten Gegenſtänden des vornehmſten Staats-Raths gehöre, nirgends ſolche berühmte Anſtalten geweſen ſind, die wir zum Muſter nehmen, oder zum Grunde legen müßen. Wir werden ſonſt Mängel mit Mängeln vertauſchen, oder nur ſo geringe Grade der Beſſerung veranlaſſen, die mit dem Bedürfniße und dem Lichte unſerer Zeiten in keiner Proportion ſtehen.

---

*) Aus: Vorſtellung an Menſchenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren

Die finſterſte Periode der chriſtlichen Zeiten hat den Univerſitäten, und überhaupt dem Weſen des öffentlichen Unterrichts, ehemals die Form gegeben, wovon an den Orten, wo es am beſten damit ſteht, zum mindeſten drei Viertheile beibehalten ſind. Wie können wir hoffen, daß viel Gutes und Brauchbares darinnen anzutreffen ſei? Der Kürze halber ſage ich Vieles in einem Tone, den man zu entſcheidend nennen möchte; Vieles ohne Beweisgründe. Allein, ich bediene mich dieſer Schreibart nur für Verſtändige, welche nach meinem Wunſche die einzigen Leſer dieſer Abhandlung ſein ſollen; welche ermüdet ſind, weitläufige Vorſchläge zur Verbeſſerung des Studienweſens vergeblich zu leſen, welche die Beweisgründe deſſen, was ich ſage, beſſer, als ich ſelbſt, kennen; welche ich mehr ihrer eignen Gedanken und Wünſche erinnern, als meine lehren will; und welche es wiſſen, daß kein vernünftiger Menſch, wenn er auf die kürzeſte Art ſeine Gedanken ſagt, die vollkommne Wahrheit derſelben entſcheiden, oder ſich wundern wolle, wenn Andere das Gegentheil denken. Die Uebrigen, welchen meine Schrift in die Hände fallen möchte, bitte ich gleich anfangs, ſich den Verdruß des vergeblichen Leſens zu erſparen.

Ihr vernünftigen Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und der Staaten, ihr ſeid mit mir einig, daß die öffentliche Glückſeligkeit (was man auch für die Vermehrung des Reichthums, der Macht, der Bevölkerung und des äußerlichen Aufſehens der Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie der öffentlichen Tugend zum Schaden geſchieht, nach der falſchen Politik ſchwatzen mag), ihr ſeid, ſage ich, dennoch mit mir einig, daß die Glückſeligkeit des Staats von der gemeinen Glückſeligkeit der Bewohner nicht unterſchieden ſei; daß dieſe Glückſeligkeit mit der öffentlichen Tugend in Proportion ſtehe; daß die öffentliche Tugend von der gewöhnlichſten Erziehung alle, und von dem Unterrichte derer abhange, welche in den vornehmen Ständen die Sitten und das Schickſal der übrigen beſtimmen werden; daß eine zur öffentlichen Tugend führende Erziehung und Unterweiſung, außer den beſtändigen Regeln, auch ſolche beobachten müſſe, welche, nach dem Unterſchiede der Zeiten, der Gegenden und der Regierungsformen, einer oftmaligen Abänderung bedürfen. Ihr ſeid mit mir einig, daß das Weſen der Schulen und Studien das brauchbarſte und ſicherſte Werkzeug ſei, den ganzen Staat, nach ſeiner beſonderen Beſchaffenheit, glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, daß alſo die beſtändige Aufſicht auf den Gebrauch dieſes Werkzeugs ein unmittelbares Geſchäft eines ſolchen patriotiſchen Collegiums ſein müſſe, von welchem die Majeſtät eben ſo oft Vorſtellungen anhören könnte, als von dem Collegio der Finanzen, des Kriegsweſens und des richterlichen Ausſpruchs über Ehre und Güter. In welchem Lande, zu welcher Zeit (wenn man Egypten, Lacedemon und Athen vergißt) war ein ſolches von der Majeſtät unmittelbar abhangendes, und, wenn ich ſo reden darf, bei dem Throne verſammletes Collegium, welches die höchſte Aufſicht über Erziehung und Unterricht, und über die nöthigen Abänderungen derſelben, als eines der wichtigſten Reichs-Geſchäfte verwaltete?

Ehe dieſer Mangel gehoben wird, und ſo lange dennoch das ſchon feſtgeſetzte Weſen der Studien und Schulen äußerliche Rechte hat, alle erheblichen Verſuche der nöthigen Abänderung zu hindern; ſo lange ſind alle Klagen und Projecte vergeblich, oder doch nur ſchwache Mittel zur nöthigen Verbeſſerung, die erſt alsdann etwas wirken werden, wenn jemals die äußerliche Noth eines Staats ihn zwingen ſollte, die vorzüglichſte Werkſtätte der öffentlichen Glückſeligkeit ſo zu achten, daß zur oberſten Aufſicht über dieſelbe ein beſonderes nur damit beſchäftigtes Collegium eben ſo angeſehener als verſtändiger Patrioten beſtellt werde. Denn bei wem ſollen jetzt die Privatfreunde des menſchlichen Geſchlechts, welche in dieſer wichtigen Sache neue Einſichten, Erfahrungen und Kräfte erlangt haben, ihre Vorſchläge zur bedachtſamen Durchleſung anbringen? wo können ſie hoffen, daß, wenn etwas Wichtiges davon gebilligt wird, wirklich entweder öffentliche Hülfe oder nur Begün-

---

Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menſchlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768.

digung und Freiheit erfolge, ohne welche alle Vorſchläge nichts anders werden können, als ſchwarze Striche auf weißem Papier, welches mit der Zeit entweder von den Motten wird verzehrt, oder in den Kramladen verbraucht werden? Was hilft es zur öffentlichen Wohlfahrt, wenn ſolches angefärbte Papier vor dieſem Schickſale die Augen einiger Leſer vorbei paſſirt iſt, welche allenfalls ausrufen: Der Mann hat in manchen Stücken zwar Recht, aber wer kann ſein Recht gültig machen? Oder: wer iſt der, daß er uns Gutes erinnern ſollte?

In ſo wichtigen Dingen, als für das menſchliche Geſchlecht und für die Staaten die Verbeſſerung des Unterrichtes und der Studien iſt, ſollte niemals gefragt werden, von wem, ſondern was vorgeſchlagen ſei; nicht von wem, ſondern, was derſelbe anzufangen oder auszuführen ſich erbiete. Können Euclidis Anfangsgründe, weil er ein Heide war, nicht nützlich ſein? Sendeten die erſten Chriſten im Vertrauen auf ihre ſieghafte Wahrheit ihre Kinder nicht in die guten rhetoriſchen, philoſophiſchen und juriſtiſchen Schulen der Heiden? Iſt es bei den Pr— unerlaubt, die politiſchen Wahrheiten eines Montesquieu zu hören, und nach den Landes-Umſtänden zu erfüllen, weil er ein C— war? Gilt Rammler's Batteur nicht in Wien, ob er gleich das Tr. Conc. nicht unterſchreibt? Wäre der vortreffliche Wiener Sonnenfels nicht ein höchſt brauchbarer Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften in Stockholm? Das Quadrat der Hypotenuſe iſt doch ſo groß, als die Quadrate der andern Seiten zuſammen, und wenn es auch nicht Pythagoras, ſondern Origenes, Manes, Huß, Luther, Eck, Arminius, oder Socinus zuerſt gelehret hätten; lauter Männer, welche irgendwo in der Theologie, wovon die Rede nicht iſt, für ſehr irrgläubig gehalten werden. Ich werde nur lauter ſolche Gedanken und Anſchläge entdecken, welche von allen Kirchen keine betreffen, vielweniger beleidigen, weil ich ſie alleſammt als große und zum guten Zwecke errichtete Geſellſchaften verehre. Der Leſer verzeihe mir dieſe einzige etwas lange Anmerkung, welche mehr des Verfaſſers, als der Materie wegen nothwendig iſt.

Ich kehre auf meinen Weg gerade zurück durch Wiederholung des Gedankens, daß die Oberaufſicht über die Erziehung und den Unterricht wegen ihrer Wichtigkeit ein angeſehenes Staats-Collegium erfordere. Allerdings ein angeſehenes Collegium, welches von der Majeſtät des Landes angehört zu werden Gelegenheit hätte; welches nicht nur die Menſchen und die Wiſſenſchaften, ſondern auch im Ganzen das Land, und ſowohl die Bedürfniſſe, als die Kräfte des Staats nach ſeiner beſondern Regierungsform kennte, und von den Beſchwerlichkeiten oder anfänglichen Nachtheilen, welche mit jeder großen Veränderung verbunden ſind, deſto unpartheiiſcher urtheilte, je weniger es ſelbſt dadurch leiden oder gewinnen könnte. Der Beweis dieſer Bedürfniß, welcher auch von Andern eingeſehen wird, iſt klar. Denn die Oberaufſicht, die jetzund von angeſehenen Staatsmännern ausgeübt wird, muß zur nöthigen Verbeſſerung des Studienweſens ſehr unwirkſam bleiben, weil ſie das Hundertſte ihrer Geſchäfte, oder wohl gar eines einzigen Miniſters iſt, der, ſo groß er immer ſein mag, (denn ich kenne und verehre Grandiſons unter den Miniſtern) doch ſeiner Länge keine Elle zuſetzen, oder ſie nicht über die äußerſte menſchliche Höhe erheben kann. Daher ſind an den meiſten Orten ſehr ſubalterne Geſellſchaften und Perſonen, die eigentlichen wirkſamen Aufſeher über das Weſen der Erziehung, der Schulen und der Studien. Dieſe Subalternen ſind zuweilen eben dieſelbigen, welche auch die Laſt und die Nachrede, die mit allen Neuerungen verknüpft iſt, ſelbſt ertragen müſſen, wie die Profeſſoren der Univerſitäten. Oder es iſt etwa einer dem Amte nach vornehmer Geiſtlicher, dem es an nöthiger Kenntniß der öffentlichen Bedürfniſſe, des Umfangs der Wiſſenſchaften und der Proportion in der Nothwendigkeit und Ausdehnung ihrer Theile fehlet. Beſitzt er aber dieſe Erkenntniß, wie ich denn einige Geiſtliche auch allerdings dafür verehre; ſo übt er doch ſeine Aufſicht mehr als ein Kirchengeſchäft, als wie ein Staatsgeſchäft aus, welches es doch nach der Natur der Sache ſein muß. Dazu hat er entweder eine mit dem Amte gemeiniglich verbundene Neigung; oder wenn er gerne anders wollte, ſo darf er in ſeinen Anſchlägen nicht ſo ſehr von dem Gewöhnlichen abgehen. Denn die Profeſſoren und Schulmänner müſſen bei allen Neuerungen von dem gebahnten Wege weichen, und auf rauhern Straßen anfangs fortſtolpern lernen, ehe ſie bequem gehen können. Dieſes thut natürlicher Weiſe ein Mann ſehr ungerne, der auch ſeiner Familie genießen will, ſein Glück und ſeine Methode fortgeſetzet hat, und eine Abänderung ſeiner Geſchäfte wenigſtens anfangs für einen Eingriff in die von der Majeſtät ertheilte Vocation halten muß. Die meiſten werden ſich in ſolchem Falle widerſetzen, und für ſchädlich oder unmöglich ausgeben, was höchſt nützlich und nur mit Beſchwerlichkeiten möglich iſt. Will der geiſtliche Aufſeher durchdringen, ſo hat er Feinde, die in keinem Stande, als in dem ſeinigen, unerträglicher ſind. Denn nichts iſt leichter, als einem Geiſtlichen empfindlich zu ſchaden, beſonders, wenn er etwas geſchrieben, und alſo zu allerlei Anſchuldigungen, bis ſogar des Irrglaubens, Anlaß gegeben hat. Um des Weſens der Studien willen, die mehr den Staat als die Kirche angehen, um der unleugbaren Gewohnheit vieler Geiſtlicher willen, und ihres eigenen nöthigen Friedens halber, iſt es alſo eine Frage, ob es zu wünſchen ſei, daß die angeſehenen Geiſtlichen, die ohne dies ſehr beläſtiget ſind, von der gewöhnlichen Oberaufſicht über das Weſen der Erziehung, Schulen und Studien mögten befreiet werden. Hier aber rede ich nicht von dem Unterrichte und Rathe, den ſie ihrer Gemeine allerdings darüber zu geben ſchuldig ſind, durch welche Unterweiſung und andere Mittel die Kinder derſelben von denjenigen Lehrſätzen benachrichtiget und vergewiſſert werden können, welche wahr und weſentlich ſind, oder nach dem Kirchenſyſteme dafür gehalten werden. Dieſer Unterricht, dieſer Rath iſt allerdings eines der wichtigſten Geſchäfte der geiſtlichen Hirten und eine wahrhaftige Sache der Kirchengeſellſchaft, welche derſelben und ihren Lehrern von den weltlichen Hirten des ganzen Vaterlandes, nach wahrem Rechte niemals kann genommen, niemals kann eingeſchränkt werden, als nur in den Punkten, welche etwa mit der bürgerlichen Moralität, mit den politiſchen Rechten der Majeſtät, oder der Stände (an Orten, wo Stände ſind) und mit der bürgerlichen von der Obrigkeit beliebten Verträgſamkeit verſchiedener Religionsverwandten ſtreiten möchten.

Ein mit hundert wichtigen Geſchäften beläſtigter Miniſter, ein Collegium von Profeſſoren und Schulmännern; einzelne oder verſammelte Geiſtliche können alſo die für den Staat erſtaunlich wichtige und ſehr beſchäftigende Aufſicht über das Weſen der Schulen und Wiſſenſchaften nicht haben, wenn der Staat nach der Proportion der Wichtigkeit in dieſer Sache handeln will, wovon die weiſern alten Völker uns das Muſter geben. Kurz, ich ſehe nicht, wie dieſe Oberaufſicht nach Würden und nach dem Bedürfniſſe, außer jenem zum Theil beſchriebenen Staats-Collegio, verwaltet werden könne. Denn nur eine Geſellſchaft ſolcher Männer, wenn, nach Endigung eigener Studien, und nach einigen Auscultanten-Jahren in dieſem Collegio, das Leſen merkwürdiger Schriften und Vorſchläge, der Gebrauch der Nachrichten aus den Provinzen, die gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen und die Vorſtellungen vor dem Throne, oder vor der Regierung, ihr einziges und höchſt angeſehenes Hauptgeſchäft wäre, nur ein ſolches Collegium iſt alsdann im Stande, eines der wichtigſten Geſchäfte des Vaterlandes mit dem nöthigen Nachdrucke zu treiben; ohne Schaden der nöthigen Einförmigkeit, dennoch guten neuen Anſchlägen Raum zu laſſen, für die Moralität ſowohl in der diſſidentiſchen, als in der zahlreichſten Kirche zu ſorgen; die Erziehung nach der Beſchaffenheit des Landes und der Regierungsform einzurichten; jedem politiſchen Stande und Amte die erforderlichen jugendlichen Studien anzumeſſen; das Verhältniß der Zeit, in welcher der Vortrag einer öffentlichen Wiſſenſchaft dauern ſoll, zu beſtimmen; eine ſowohl dem Staate nützliche, als der Privatfreiheit nicht nachtheilige Reformation des Bücherweſens vorzunehmen; die in den meiſten Staaten zureichende Fonds zu dem Weſen der Schulen und Studien zu unterſuchen; ſich nützliche Veränderungen des Gebrauchs, der Zuſammenſchmelzung und der Trennung derſelben vortragen zu laſſen; die nöthige Verminderung oder Vermehrung, die Oerter und die Polizei, der öffentlichen Schulanſtalten und der Academien zu überlegen; den Staat zum nöthigen Aufwande (wenn die bisherigen Fonds, wie faſt nirgends der Fall iſt, nicht zureichend wären), durch den Vorſchlag der leidlichſten Mittel zu bereden; und endlich ſolche Verſuche zu erleichtern und zu begünſtigen, welche wichtig genug dazu ſind, und doch nur einige Wahrſcheinlichkeit und keine Gewißheit für ſich haben. Ich rede von Verſuchen, die im Falle des Mißlingens gar nicht oder wenig ſchaden, aber ohne öffentliche Begünſtigung nicht können angeſtellt werden. Ich glaube alſo, meinen Satz, von der Nothwendigkeit eines höchſt angeſehenen Educations- und Studien-Collegii bei jeder Regierung erwieſen zu haben. Einen Satz, welchen nebſt andern auch der höchſt verdiente Herr Rector Ehlers einer höhern Ueberlegung dargeſtellet hat.

Ich habe Vieles im Vorbeigehen berührt. Wer zu dieſen Leſern gehört, die ich mir vorſtelle, und wer langſam genug leſen und denken will, der wird es für ihn ſelbſt weitläuftig genug ausgeführt und bewieſen finden, und mir das Vergnügen nicht abſprechen, es auch für Andre zu beweiſen, wenn mein Zweck wäre, eine vollſtändige Abhandlung von der Verbeſſerung des Unterrichts und der Studien zu ſchreiben, und nicht vielmehr, nach einigen allgemeinen Anmerkungen darüber, nur die Beſchaffenheit derjenigen Schulbibliothek zureichend zu erklären, welche mit mir eine kleine Geſellſchaft von Mitarbeitern, mit völligem Stillſchweigen von den Syſtemen der verſchiedenen Kirchen, und ohne Eingriff in die Rechte irgend eines Standes, nach Berathſchlagung mit mehreren Perſonen zu ſchreiben und drucken zu laſſen, unter einigen noch ungewiſſen Bedingungen beſchloſſen hat. Ich eile alſo zur Hauptſache, wenn ich erſt von dem Unterrichte und den Studien einige Gedanken mit einer ſolchen Kürze entdeckt habe, welche man ohne meine Schuld für den Ton einer zu zuverſichtlichen Entſcheidung halten würde. Denn dieſer Zuſammenhang meiner Gedanken hat großen Einfluß auf die beſchloßne Beſchaffenheit derjenigen Schulbibliothek, welche bisher noch ein bloßes Project iſt, und welche es vielleicht nach der Lauligkeit unſers Jahrhunderts in Beförderung guter Werke beſtändig bleiben muß.

Die öffentliche Glückſeligkeit aller mir bekannten Länder wird auf eine erſtaunliche Weiſe weiter abnehmen, wenn die Rathgeber der Majeſtäten und der Republiken nicht bald inne werden, daß nicht etwa mit einem gewöhnlichen Kaltſinne, ſondern mit einem vollkommenen patriotiſchen Eifer, nicht nach und nach durch kleine Veränderungen, ſondern durch eine gänzliche Unterſuchung aller Theile und Umſtände, an der Verbeſſerung der Kinderzucht, des Unterrichts, der Moralität und Sitten und des Studienweſens gearbeitet werden müſſe. Nicht durch Salben und Pflaſter werden Wunden geheilet, die wegen des freſſenden Eiters eine bodenloſe Tiefe haben.

Denn in welcher Nation iſt die Liebe des Vaterlandes in vornehmen und geringen Ständen jetzund der herrſchende Character, wie ſie es etwa bei den alten weiſern Nationen war? Wo iſt alſo die bürgerliche Tugend? wo iſt die ehemals mögliche allgemeine Glückſeligkeit? Und zwar jetzund, da wenigſtens äußerlich eine Religion bekannt wird, welche in der uneigennützigen Menſchenliebe, und zwar um Gottes und des Himmels willen, das einzige von uns gefoderte Opfer verlangt? Wo iſt Patriotiſmus in freiwilligen Darbietungen des überflüſſigen Vermögens; in der Amtstreue, die mehr thun muß, als die Inſtruction erzwingen kann; in der Hintanſetzung ſeiner eigenen Familie, bei Beförderung zum Beſten des Landes? Wo iſt ein geduldiger Eifer, mit Dank und Undank dem Publico zu nutzen? Wo iſt Patriotiſmus an den Höfen, in der Armee, bei den öffentlichen Lehrern, bei den Schriftſtellern, und inſonderheit bei dem ehrwürdigſten Theile des Staates, in den zahlreichſten Ständen? Ja, wer tadelt uns nicht, wer lacht nicht über uns, wenn wir ſo thöricht ſcheinen, unſer Privatbeſtes in Bemühungen für das Publikum aufzuopfern, oder wenn wir es gewagt haben, durch Gutesthun uns mißfällig zu machen? Welcher Freund ſagt nicht zu dem andern: ſchweig und ſprich, wie es die Welt gern haben will; warum willſt du dich dem undankbaren Publico aufopfern! Ich kenne in jedem Stande zwar Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und des Vaterlandes. Aber höchſt wenige. Andre ſeufzen über eben dieſen Mangel, und vielleicht ſeufzt man hierüber auf manchen Fürſtenſtühlen und in den Sälen des Staatsraths. Seufzen hilft nicht! Die wohlthätige Hand der Mächtigen und Weiſen muß den Grund des Schadens erforſchen und kann heilen. Die Sitten, folglich der Unterricht und die Erziehung aller, und das Studienweſen der vornehmern Stände müſſen ohnfehlbar äußerſt verderbt ſein. Die Kirchen mögen ſo rechtgläubig ſein, als ſie wollen, ſo wirken ſie dennoch vermöge dieſer traurigen Erfahrung nicht jetzt, und nicht genung bürgerliche Erleuchtung und Tugend. Die Staaten müſſen ſich ſelbſt heilen, wenn ſie ſich verwundet und krank fühlen, und die gewöhnlichen Aerzte die Beſchaffenheit ihrer Uebel nicht kennen, oder ihnen nicht abhelfen. Wo denn anders kann der erſterbene Patriotiſmus wieder aufleben, als in den Schulen und auf den Academien? Wer kann glauben, daß dieſes große Werk, welches unter der bisherigen Aufſicht über Auferziehung, Schulen und Studien faſt gänzlich verſäumt iſt, und nach welchem ſich als nach einem Mittelpunkte der ganze Umfang aller zur irdiſchen Wohlfahrt gehörigen Aufſicht richten ſollte, ohne gänzliche Umſchaffung der Schulen und des Studienweſens könne zu Stande gebracht werden? Ihr Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und der Staaten, könnt ihr die Zeichen der tödtlichen Schwindſucht an der öffentlichen Glückſeligkeit nicht ungerührt ſehen; müßt ihr euch der Millionen erbarmen, ſo erleichtert die Möglichkeit einer bürgerlichen Jugend, die Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande in dem Schooße der niedrigen und höhern Schulen, wo ſie geſchehen muß, und nach der bisherigen Verfaſſung nie geſchehen iſt. Ich weiß zwar, das Schulweſen ſei in ſeiner itzigen Beſchaffenheit nicht die einzige Urſache des faſt allgemeinen Kaltſinnes für das öffentliche Beſte an vielen Orten. Aber eine der wichtigſten Urſachen iſt es doch. Dieſes iſt mir genung.

Wie der Anwachs der Macht, der Bevölkerung und des Nationalreichthums auf eine ſolche Art befördert werden kann, daß die Summe der öffentlichen Glückſeligkeit gemindert wird; ſo kann eben dieſes auch mit der Erweiterung der Künſte und Wiſſenſchaften geſchehen, erſtlich, wenn zu viel Perſonen entweder ihr ganzes Leben, oder bis ins fünf und zwanzigſte oder dreißigſte Jahr nichts anders thun, oder zu thun ſcheinen, als memoriren, hören, leſen, excerpiren, an der Schreibart künſteln, kritiſiren, vereriren, diſputiren, programmatiſiren, promoviren, und nicht etwa aus hundert Büchern eines machen, welches oft ſehr nützlich iſt; ſondern ein kurzes nützliches Buch durch hundert andere verdrängen, die weitläuftiger und gemeiniglich unnützer ſind; zweitens, wenn eine ſolche falſche Polyhiſterie, das iſt, ein ſolcher Schein des Vielwiſſens eine Sitte der vornehmern und wichtigen Stände wird, daß ſie zu eigentlichen Uebungen der Moralität, zur Angewöhnung der Tugenden keine Zeit übrig behalten; und drittens vornehmlich, wenn die höhern und niedern Schulen alle Erfindung und allen Gebrauch moraliſcher Uebungen faſt gänzlich verſäumen, weil ſie den Zweck des Vielwiſſens, oder des Nichts-recht-wiſſens für nothwendiger halten, wobei ſie zu ſo kleinen Dingen, als die Uebungen der Tugend ſind, keine Zeit zu verlieren haben. Ich ſchweige von den Freiheiten der academiſchen Burſche, ungeſtrafter, als andre, wild und laſterhaft zu ſein, ehe ſie Prieſter, Richter und Aerzte werden. Kann wohl die offenbar nöthige Reformation in Beſtimmung der Anzahl der ſtudirenden Jugend in der bei ihnen aufs ſorgfältigſte einzuführenden Moralität, und in der Abſchaffung der offenbar unnützen und zeitkoſtenden Formalitäten, anders geſchehen, als durch eine gänzliche Umſchaffung aller öffentlichen Schul- und Studien-Anſtalten?

Die weiſe Aufrichtigkeit und Simplicität des Characters iſt die halbe Tugend. Der Geiſt der Formalitäten, der Verſtellung und der unnöthigen Künſtelei macht in demſelben Maaße, als er anwächſt, die Bürger den Mitbürgern entweder ſchädlicher, oder unbrauchbarer. Wo ſind aber mehr offenbar unnütze Formalitäten, mehr reſpectable Lügen und Verſtellungen, als bei den öffentlichen Schulen und Academien? Ich will von den unleugbarſten anfangen. Wer kann itzt nicht für Geld und gute Worte promoviren, Doctor, Licentiat, Magiſter und Baccalaureus (ein den Zeiten ſeiner Erfindung angemeßner Mann) werden! Ich weiß die ärgerlichen Exempel bei Dutzenden. Und wenn dieſe Sache nur mit einer Unterſchrift abgethan wäre, wie bei Ertheilung andrer Titel! Aber, was werden unter dem Scheine der größten Ernſthaftigkeit, und alſo auf ſtrafbare Weiſe für erz-komiſche Comödien dabei geſpielt? Teſtimonium ohne Zeugniß! Examen ohne Unterſuchung! Autor, ohne zu wiſſen, wovon? Reſpondens ohne ſelbſt erfundene Antworten. Opponens ohne alle wirkliche Zweifel. Ein großer Hut im Hörſale. Ein Kuß ohne Ehrfurcht und Liebe. Ein Ring für alle Finger. Lobeserhebungen, die nicht einmal derjenige, der ſie empfängt, für wahr hält. Unſterbliche Dankſagungen für keine Wohlthaten. Wünſche, die dem Wünſcher gleichgültiger ſind, als die Regelmäßigkeit einer einzigen Locke ſeiner Perüque. Glockenläuten, Proceſſionen, zahlreiche Verſammlungen, Gratulationen, nichts bedeutende Carmina in allen Sprachen, koſtbare Schmäuſe und aller ſolcher Kleinigkeiten zu geſchweigen. Ich muß ernſthaft werden; öffentliche Gebete! in welchen man an nichts weniger, als den majeſtätiſchen Gott denkt! Eide! Eide, die der Schwörer nicht verſteht, nicht halten kann, nicht halten will. Man bedenke alles dieſes! Wenn nur ein Drittel oder Viertel dieſer zeit- und geldkoſtenden Promotionen und Disputationen in ſich ſelbſt ſo komiſch und wegen des Betruges für den Menſchenfreund ſo traurig ſind, und wenn dem Unweſen nicht abgeholfen wird; was iſt denn überhaupt die reale Wichtigkeit des Ganzen, zu welchem Prinzen, Miniſter und Patricien ganz ernſthaft eingeladen werden, und aus überflüſſiger Herablaſſung erſcheinen? Was iſt die Tändelei, womit der angeſehenſte Theil einer großen Stadt ſich einige Stunden beſchäftigt? Die Mode der Lügen, der Verſtellung, der Formalitäten, der mit dem Schein eines heiligen Eifers geſpielten Comödien und der leichtſinnigen Meineide, wenn ſie bei dieſen und andern Gelegenheiten reſpectabel iſt und bleibt, verdirbt den ganzen Nationalcharacter, die Tugend, die bürgerliche Glückſeligkeit. Ich laſſe einigen Kirchen ihre vielleicht ähnlichen Formalitäten. Sie können ſich auf die Einſicht ihrer Gewiſſen berufen. Aber öffentliche Promotionen und Schulübungen ſind unter bloßer Staatsaufſicht.

Aber, ſpricht man, es ſind die Proben nöthig, ob die Männer, die man zu gewiſſen Geſchäften gebrauchen oder für fähig halten will, öffentlich reden und die Wahrheit vertheidigen können. Ich antworte, daß dieſes der wirkliche Zweck bei den Disputationen und Promotionen nicht mehr ſei, oder ſehr ſelten. Wird denn der Doctorand abgewieſen, wenn er anſtatt zu declamiren ſtottert, liſpelt, ſtöhnt, oder ein ermüdendes Stückchen ſingt? Wird er abgewieſen, wenn er anſtatt die Geberde und Stellung eines guten Redners zu haben, krummgebückt ſein Exercitium verlieſt, ſich tactmäßig einwiegt, oder andere widerredneriſche Sitten ſehen läßt? Wird nicht der Herr Präſes und der Herr Reſpondens immer für die vortreffliche Auflöſung der Zweifel, und jeder Opponent für die Spitzfindigkeit derſelben gelobt, und dem Staate, der Kirche, und beinahe ſelbſt Gott Glück gewünſcht, daß ſie ſolche Männer in ihren Dienſten haben, oder haben können? Sind nicht alle dieſe Oratiunkeln und alle Carmina gratulatoria vorher fertig geſchrieben, oder gar gedruckt, ehe man den Ausgang der Sache weiß?

Ein Feſt, das alle Kinder in der Schule wiſſen, ſteht bevor. Es wird ernſthaft angekündigt, durch ein gelehrtes Programma, worinnen oftmals von nichts weniger, als von dem Feſt, ſondern etwa von varianten Lectionen, von den Hochzeitluſtbarkeiten der Griechen oder von Cicerons Großmutter die Rede iſt, und welches ſich endigt mit einer ſich über ihren Zufall verwundernden Ermahnung, das heilige Feſt mit vieler Andacht zu feiern. Eine Abänderung der Univerſitäts-Regierung ſteht bevor! Programmata, Reden, Proceſſionen, Diſputationen, Schmäuſe, Abendmuſiken, Gratulationen der Burſche. Wovon wird bei dieſen Abänderungen oftmals programmatiſirt, oder perorirt? Von den eingeriſſenen Mißbräuchen, von der Wichtigkeit der Tugend und Ordnung der Studirenden? Von den ernſthaften Vorſätzen, die man ſich in ſeinem neuen Amte faßt? Wenigſtens iſt dieſes ſelten die Hauptſache. Von codicibus manuscriptis, von der zur griechiſchen Sprache und zur bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen Sappho, oder ihrem Freunde Anacreon, von der Unſchuld Socratis an der Knabenſchänderei, von den Melodien der Pythagoräer, ob Dionyſius von Syracus eine Prinzeſſin Tochter gehabt habe, welche mit einem Prinzen vermählt ſei, einem Stammvater der Familie des Attila, oder des amerikaniſchen Montezuma, welche uns gar nichts angingen, wenn wir keine außerordentlich gelehrte Geſchichtskundige ſein oder ſcheinen müßten! O ihr armen Zuhörer bei einem ſo tönenden Erze, oder bei einer ſo klingenden Schelle!

Verſammlet euch, Mäcenaten, und alles, was das Anſehn haben will, daß es die Sprachen aller Sprachen, die man unmöglich in zehn Jahren ex fundamento lernen kann, die lateiniſche Sprache, verſtehe. Es wird ein Profeſſor oder ein Schulrector eingeführt. Ihr wißt ſelbſt, für wie wichtig ich ſolche Aemter halte oder halten würde, wenn die ganze Verfaſſung dieſes Weſens nach dem Zwecke der öffentlichen Glückſeligkeit eingerichtet wäre. Ihr hört auch zuweilen bei ſolchen Solennitäten erbauliche Reden verſtändiger und gerührter Menſchenfreunde unter den Proto-gymnaſiarchen, Protoſcholarchen, Gymnaſiarchen, Scholarchen, Profeſſoren, Directoren, Rectoren. Denn es giebt Menſchenfreunde von allerlei Namen. Aber nicht alle ſind es. Und nicht alle Reden gehören zur Sache, oder ſind erbaulich und für das Schulweſen patriotiſch. Was geht es aber uns Menſchenfreunde zu ſolchen Zeiten an, ob die ſamaritaniſche, hebräiſche oder die ſiebzig dolmetſcheriſche Zeitrechnung die rechte ſei; was die Ophiten gelehrt haben; ob Pope den Homer gut überſetzt oder abgeändert habe; was das Urim und Thummim geweſen ſei; wie weit ſich das Arelatiſche oder Burgundiſche Reich erſtrecke; ob das heilige römiſche Reich in Deutſchland deswegen noch Prätenſionen an Frankreich habe; worinnen eigentlich die Lullianiſche Methode, von der wir vorausſetzen, daß ſie nichts tauge, beſtanden ſei. — Ein Magnificus ſtirbt! Er ſei, wer er wolle. War er nicht Magnificus? Er muß durch Programmata, Orationen, Lebensbeſchreibungen, die früher als die Empfängniß anfangen, mit ſeinen Großvätern, Großmüttern, Tanten, Großtanten, Gemahlinnen, Brüdern, Schweſtern, todten und lebendigen Kindern, Werken, die er gemacht, oder zu machen ſich vorgeſetzt hat, mit ſeiner Studierſtube, mit ſeiner Nachtlampe, mit ſeinem zierlichen Bücherrepoſitorio, mit ſeiner gravitätiſchen Fettigkeit, oder mit ſeiner von Arbeiten und Sorgen zeugenden ſchwindſüchtigen Magerkeit, vermöge eines ſo lauten und langen Geſchreies gelobt werden, daß die ſpäteſte Nachwelt wohl hören muß. Wenn dieſes Privatperſonen aus Zeitvertreib thun, das kann man nicht wehren. Aber dieſes Lob geſchieht auf Befehl, auf öffentliche Unkoſten, von andern Staatsbeamten, faſt im Namen des Staats, zum Ruhm eines jeden, der ſo heißt. Ihr Cenſoren der öffentlichen Sitte! Gebt ferner nur zu, daß mit Befehlen des öffentlichen Lobes immer geſpielt werde. Dann wird nur ein wahrer Chriſt, der allerſeltenſte Menſch, mühſame Verdienſte erreichen wollen. Die Verdienſte werden gar nicht mehr ſein, und ſie ſind ſchon ziemlich ſelten.

Alle öffentliche Lobeserhebungen der Mächtigen und Angeſehenen, dazu Zeit und Ort vorgeſchrieben iſt, und die ſchlechterdings nicht dürfen unterlaſſen werden, die nicht auf dem Felde der außerordentlichſten Verdienſte, ohne eine ihrentwegen geſchehene Veranſtaltung aufwachſen, ſind, was ſie ſind, Lügen, Schmeicheleien, Zweideutigkeiten, leere Töne, oder Wahrheiten, die der Veranſtaltung wegen verdächtig bleiben. Wohl dem öffentlichen Redner, der wenigſtens das Glück des erſten Umſtandes hat! Wohl dem Redner, der in jedem Falle befohlne Lobreden halten kann, ohne wider die Wahrheit zu loben; welcher ſich aus den Lobeserhebungen zu rechter Zeit in Wünſche, in Prophezeiungen, in guten Rath, in herrliche Exempel (u. ſ. w.) unvermerkt fortſchleichen kann! Haſſan, ein arabiſcher Prinz, wo ich nicht irre, im dreizehnten Jahrhunderte, fand, daß der Tag ſeiner Beſchneitung auf Verordnung aller Baſſen in den Hörſälen der Profeſſoren mußte mit Lobreden und Hymnen gefeiert werden, und daß dieſe Gewohnheit von ſeinen Vorfahren aus andern Familien, unter welchen er ſelbſt einige für ſehr mittelmäßige Fürſten hielt, fortgepflanzet war. Er ſelbſt war ein vortrefflicher Herr, und liebte ſein Volk; er hielt ein Journal ſeiner von ihm ſelbſt entſchiedenen Regierungsgeſchäfte, ſeiner Verordnungen und Inſtructionen, ſeines perſönlichen und ſeines patriotiſchen Aufwandes, ſeiner Lectüre und ſeiner eigenen häuslichen Sorgfalt, in ſeinem Nachfolger einen beſſern Emir zu erziehen, als er ſelbſt war. Er verbot alle Lobreden und Hymnen; aber er wollte, daß an dem jährlichen Feſte des Vaterlandes eine Abſchrift dieſes Journals oder ein Auszug aus demſelben ſollte öffentlich vorgeleſen, und ein Lied nach morgenländiſcher Weiſe geſungen werden, daß ihm Gott ſeine Sünden vergeben, daß er das Fehlerhafte in ihm ausrotten, das Gute vermehren und beſtärken, die Verführer von ſeinem Hofe entfernen, den Patrioten Geduld mit ſeinen Schwachheiten verleihen und ſeinen Sohn zu einem noch beſſern Emir, als ihn ſelbſt, machen wolle. Dieſem Emir hielt das ganze Volk täglich Lobreden, mit einem Jubelgeſchrei, Vater Haſſan lebe, Vater Haſſan lebe. Seine Weisheit iſt durchdringend, wie die Sonne; ſeine Güte lieblicher, wie der Mond, wenn er das ruhig wallende Meer verſilbert. Jede Stunde ſeines Lebens iſt uns ein Stern, welcher Gutes verkündigt. Man kennet die orientaliſche Schreibart und den Aberglauben von dem Einfluſſe der Sterne. Die Wahrheit meiner Geſchichte könnte ich mit hundert Citationen erhärten und mit ſehr gelehrten Anmerkungen erläutern.

Ich will lakoniſch ſein, und muß doch ſo aſiatiſch aufſchwellen? Dies iſt eine moraliſche Waſſerſucht vieler Gelehrten und Profeſſoren, wovon ich mich ſelbſt nicht ganz heilen kann. Ich habe die Univerſalhiſtorie bei Schurzfleiſch dem Zweiten, einem ſehr großen Manne, hören wollen. Alles war angenehm, und, als einzelne Gedanken, des Druckes werth. Aber nichts war eine Univerſalhiſtorie Er benannte nur alles mit dieſem Namen, was er in zehn Jahren Schönes und Gutes geſagt hatte. Weniger konnte er nicht haben, das große Werk zu vollbringen. Was jemand mit Wohlgefallen ſeiner Privatſchüler als ein Privatlehrer thun will, das kann niemand, wenn es nicht unmoraliſch iſt, mit Recht hindern. Aber in Schulen des Staats muß Ordnung und Maaß ſein. Unter tauſend Ausſchweifern iſt kein Schurzfleiſch. Punctilus iſt es nicht, der die D — — in eben ſo vielen Jahren unmöglich zu Ende erklären kann; nicht Juſtus Romanus, der die römiſchen Antiquitäten ſo hoch ſchätzt, daß er die Lehre davon in ſeinem Leben nicht endiget, und es bedauert, daß ſeine Schüler im Mutterleibe dieſes Studium nicht anfangen, und in dem dunkeln Grabe nicht fortſetzen können. Doch muß man zu Ehren unſerer Zeit ſagen, daß dieſem Unweſen an den meiſten Orten durch Verordnungen geſteuert ſei. Nur bedaure ich, daß ſolche Sammlungen von Erkenntniſſen, die von Natur als Eins zuſammen gehören, in verſchiedene Wiſſenſchaften, Vorleſungen und Profeſſionen höchſt wunderbar aus einander gezerrt ſind. Alsdann ſieht man jede abgeriſſene Erkenntniß durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ruft aus: O wie groß, mannigfaltig und unerſchöpflich iſt dieſe neue Ologie. Nun muß eine neue Profeſſion dafür errichtet, beſonders Geld dafür bezahlt werden. Nun wird von dem Urſprunge und der Geſchichte dieſer neuen Wiſſenſchaft geſchrieben und disputirt. Auch bedaure ich, daß mir wenigſtens keine ſolche Ordnung der Academiſchen Wiſſenſchaften bekannt iſt, welche von einer Anzahl rechtſchaffener und gelehrter Menſchenfreunde zum Beſten der Jugend vorgeſchrieben oder angerathen und in Anſehn gekommen wäre. Zu mir, zu mir, ihr Herren, ruft faſt jeder Profeſſor. Meiner Wiſſenſchaft kann Niemand entbehren, der auf Vernunft und Gelehrſamkeit Anſpruch machen will. Man kann nicht zu früh damit anfangen, nicht zu ſpät damit endigen. Wie wenig iſt es, meine güldne Wiſſenſchaft nur ein einzig Mal zu hören? Decies repetita placebit. Und wo dieſes nicht häufig geſchieht, da müſſen die Profeſſorate reiche Pfründen, und die Vorleſung keine beſonders bezahlte Arbeit ſein. Anderswo iſt faſt nirgends Freundſchaft, Hochachtung und Vertrauen unter denen, die Muſter der vernünftigſten Sitten ſein ſollten. Ein jeder auf ſeine Art ſucht nur ſeinen Hörſal zu bevölkern, der eine durch eine verſprechende Hofmiene, der zweite als ein Großprahler von einer andern Art, der dritte durch Kopfhängerei, der vierte durch Läſterung ſeiner Rivalen, der fünfte durch die unanſtändigſten Zoten bei Gelegenheit der ernſthafteſten Wiſſenſchaften, der ſechste durch eine ausgelernte burſchicoſe Beredſamkeit (u. ſ. w.). An Orten, wo die Beſoldungen nicht unmäßig klein, der Lehrer nicht zu viel, der Zuhörer nicht zu wenig ſind, mag es erträglich ſein. Aber wie viele vom Staate unterhaltene Studienſtiftungen ſind nicht jetzund, wo auf jeden Lehrer zwei und ein Achtel, ein und ein Viertel, oder ſieben Neuntel Zuhörer gerechnet werden können? Das währt zwanzig, dreißig und hundert Jahre. Es wird nicht beſſer. Was kann ein rechtſchaffner Mann, ein Aufſeher dabei thun? Er ſelbſt kann nichts Erhebliches ändern. Die gründlichen Vorſchläge zur Cur ſolcher immer in den letzten Zügen ächzender Körper müßten zuweilen weitläuftig ſein, lange überlegt und mehrmalen abgeändert werden, die Vorſteher müßten — die Lehrer müßten — die Bürger müßten — die Oerter müßten — die Verordnungen müßten — die Beförderungen müßten. Dies könnte, jenes könnte, das Dritte könnte. Wer ſoll alles das Müſſen und Können unterſuchen? An dem Orte, wovon jedesmal die Rede iſt, wird man ſich niemals darüber einig werden. Unterdeſſen ſagt ein jeder vielleicht etwas Gutes wider die Meinung des Andern. Wo iſt die Zeit, wo iſt das Anſehn zu ſolchen faſt jährlich in großen Staaten irgendwo nöthigen Unterſuchungen und Reformationen, die im ganzen für die öffentliche Wohlfahrt wichtig genug ſind?

Das vorgängige Examen der academiſchen Bürger iſt wenigſtens auf einigen Univerſitäten und Gymnaſien nichts, als eine geldkoſtende Formalität, und das an Eidesſtatt gegebene Burſchenverſprechen, nach den Geſetzen zu leben, nichts als ein Spiel mit dem Namen Gottes. Ich rede aus allerlei Art von Erfahrung. Ich mußte eidpflichtig verſprechen, in L** auf kein Caffeehaus zu gehen, denn es ſtand in den alten akademiſchen Geſetzen, deren Abänderung, wenn gleich die Umſtände ſich ändern, der Mühe nicht werth iſt. Und doch ſahen meine Profeſſoren und ich uns wöchentlich auf mehr als einem Caffeehauſe, beide mit guten Gewiſſen. Solche Spiele mit Geſetzen und eidlichen Verſprechungen ſind ſo häufig, und die bürgerliche Tugend iſt auch dadurch ſchon ſo verdorben, daß ſie kaum mehr ſchaden können, als ſchon geſchehen iſt.

In einem wohl eingerichteten Staate ſollte kein Menſch leben, von dem es nicht von Zeit zu Zeit unterſucht würde, ob er vermittelſt des Hauptgeſchäfts, das er wirklich treibt, oder zu treiben vorgiebt, dem gemeinen Beſten mehr zur Laſt oder mehr zum wahren Vortheile lebe. Von Landarbeitern, Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten iſt dieſe Frage leicht zu beantworten, weil die Sache in die Augen fällt. Aber diejenigen, die in dem Stande der Gelehrten dem gemeinen Beſten entweder wirklich, oder dem Scheine nach dienen, ſollten billig ſowohl unter einer ganz beſondern Vorſorge, als auch unter einer ganz beſondern Aufſicht des Staates ſtehen. 1) Die Zahl derſelben muß nach dem Bedürfniſſe des Staates und der Zeiten beſtimmt ſein. 2) Vor dem funfzehnten oder ſechszehnten Jahre kann ſchwerlich geſehen werden, ob in einem Jünglinge eine natürliche und ſolche Beſtimmung zu dieſem Stande da ſei, daß der Staat wahrſcheinlich hoffen könne, dieſe bürgerlichen Kräfte durch Anweiſung zu dieſem Stande nicht vergeblich zu verlieren, und einen ſolchen Menſchen nicht zur unnützen Laſt zu machen. Alſo ſollte die Erziehung und der öffentliche Unterricht vor dem ſechszehnten Jahre billig ſo beſchaffen ſein, daß keiner, der allenfalls den Studien gewidmet iſt, zu einem andern bürgerlichen Geſchäfte ungeſchickt geworden wäre. 3) Es ſollte keinem erlaubt ſein, die Abſicht des Studirens ohne Wahl einer andern Lebensart fortzuſetzen, wo er nicht wahrſcheinlicher Weiſe Vermögen genug hätte, als ein mittelmäßig angeſehener Bürger zu leben. Wird aber unter den Aermeren ein außerordentliches Genie entdeckt; ſo muß, daß ich ſo rede, der Staat ihn an Statt eines beſondern Sohnes annehmen, wofür dieſer Client ſich gleichfalls einer beſonders genauen Direction des Vaterlandes unterwerfen müßte. Denn die Menge ungeſchickter und beſonders armer Gelehrten iſt eine der größten Hinderniſſe der öffentlichen Glückſeligkeit. Soll der Stand der Gelehrten dem Ganzen wahren Nutzen ſchaffen, ſo müſſen diejenigen, welche in demſelben ſind, eine vorzügliche Ehrwürdigkeit beſitzen, und ein mit demſelben übereinkommendes äußerlich Schickſal haben. Ueberdies iſt keine elendere Creatur, als ein dürftiger Gelehrter, der ſeinen Stand nicht lieben kann. Er denkt und empfindet ſein Elend mehr, als Andere, die auch elend ſind, und kann ſich viel weniger durch ſolche Mittel, die er ſelbſt billigen darf, heraus helfen. Nach guter Einrichtung möchte vielleicht der vierte Theil der heutigen Gelehrten in jedem Staate nicht nur zureichen, ſondern auch die Zwecke dieſes Standes in weit höherm Grade erfüllen. Denn ich ſetze voraus, daß die mittlern Stände der Bürger ohne gelehrte Studien beſſer, als jetzund geſchieht, können unterrichtet werden. 4) Da aber der Gegenſtand der Kirchengeſellſchaften in Sachen des Gewiſſens beſteht, über welche die Majeſtät keine andere Obermacht hat, als dahin zu ſehen, daß nichts wider die allgemeine bürgerliche Tugend und weſentliche Theile des allgemeinen Beſten geſchehe; ſo hat jede Kirchengeſellſchaft ein Recht, ſo viele freiwillige Perſonen, als ſie will, zu ihren Kirchenämtern zu beſtimmen und zu erziehen, und als Candidaten derſelben anzuſehen; obgleich dem Staate allerdings die Aufſicht obliegt, daß dieſe

Geſellſchaften auch für den Unterhalt ihrer wirklichen oder beſtimmten Lehrer und Diener ſo ſorgen, daß das allgemeine Beſte von ihrer Menge und Armuth nichts zu befürchten habe. Ehe ſolche allgemeine Vorſchläge practiſch werden, erfordern ſie ſo viele umſtändliche Unterſuchungen, welche kein vernünftiger Autor zu einer ſolchen Zeit, in welcher man noch faſt gar keine Hoffnung des wirklichen Gebrauchs hat, mit Verluſt ſeiner Zeit und Arbeit vergeblich anſtellen wird.

Die Unterſcheidung der öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen iſt ſehr weſentlich. Die öffentlichen müſſen für die Bürger und Einwohner eine Staatswohlthat, aber kein Zwang ſein. Die Erziehung und der Unterricht im Hauſe und in Privatſchulen muß frei ſtehen. Man würde ſonſt die menſchliche Freiheit, und zwar in Gewiſſensſachen, auf eine nicht nur unnöthige, ſondern auch ſchädliche Art einſchränken. Ueber die Erziehung und Unterweiſung im väterlichen Hauſe kann ſchwerlich eine beſondere Staatsaufſicht ausgeübt werden. Aber weil der Stand der Gelehrten ein öffentlicher Stand, und gleichſam eine Würde im Staate ſein muß; ſo folgt natürlicher Weiſe, daß die im Hauſe und nur in Privatſchulen unterrichteten jungen Bürger dieſe Würde nicht erlangen, wenn ſie nicht durch öffentliche Prüfungen nachmals dazu legitimirt werden. Ferner iſt es der erwünſchten Ordnung zuwider, daß zahlreiche Privatſchulen ohne vorgängige Anzeige vor der Obrigkeit gehalten werden. Denn der Staat muß unterſuchen, ob ein Kinderlehrer eine moraliſch-unſchuldige Religion habe, welche die Lehre von Tugend und Laſtern, von einem vergeltenden Richter nach dem Tode und von der Pflicht des Gehorſams gegen die Majeſtät und ihre Geſetze als weſentliche Theile in ſich faſſe. Wider dieſe Staats-Religion kann kein Unterricht ohne Verderben des Volks geduldet werden, da nicht einmal jemand ohne Wiſſenſchaft und Bekenntniß derſelben des Bürgerrechts in einem weislich regierten Staate für fähig erklärt werden kann. Auch müſſen die Privatſchulen den moraliſchen Viſitatoren, die der Staat dazu beſtellt, zur Unterſuchung offen ſtehen, ob etwas Erhebliches wider die Geſundheit und wider die nöthigen guten Angewöhnungen zu einem gemeinnützigen Leben daſelbſt geſchehe, wovon ich das Gegentheil von allen öffentlichen Staatsſchulen als bekannt, oder als unentbehrlich hier vorausſetze. Aber daß einzelne Prieſter, oder ein Collegium derſelben, ein Recht haben ſollte, Schulen, worein die Eltern ihre Kinder freiwillig ſenden, wegen anderer Paradoxie rechtskräftig zu verbieten, da ſolche Prieſter doch in Anſehung ſolcher Eltern eben ſo wohl parador ſind, als dieſe in Anſehung jener, indem die Paradoxie relativ iſt; dieſes äußerliche oder blos ſcheinbare Recht der Geiſtlichen, ſage ich, gehört ganz offenbar zur unchriſtlichen Intoleranz, welche, Gott ſei Dank, an vielen Orten ſchon ſehr geſchwächt iſt, und innerhalb hundert Jahren mehr lächerlich werden, als furchtbar bleiben wird. Unterdeſſen aber behält die Geſellſchaft der Kirche das Recht, Schulen, die von ihren Lehren abweichen, oder deren Uebereinſtimmung damit ihnen nicht bekannt iſt, für unkatholiſch, ungriechiſch, unlutheriſch, unreformirt, unarminianiſch, unſocinianiſch u. ſ. w. zu erklären, und nur die ihrigen dem Gewiſſen ihrer Mitglieder anzupreiſen.

Eine Nation müßte ſo gebeſſert ſein, als ſie faſt niemals wird, wenn niedrige und hohe [illegible] Staatsſchulen, das iſt ſolche, die von dem Staate unterhalten werden, und unter ganz beſonderer Aufſicht derſelben ſtehen, unentbehrlich ſein ſollten. Ob nun gleich dieſelbigen kein Zwangrecht haben dürfen, ſo iſt es dennoch nicht unbillig, ſondern vielleicht nothwendig, woſern die Staatsſchulen im guten Stande ſind, daß verordnet werde, zu welchen Aemtern niemand als ein ſolcher, der daſelbſt erzogen und unterrichtet wäre, zugelaſſen werden, oder daß er im Falle einer nöthigen Ausnahme zum Vortheile der Staatsſchule ein Gewiſſes bezahlen ſollte.

Da ſolche öffentliche Schulen auf allgemeine Koſten der Reiche und Provinzen unterhalten werden, wozu in einem Lande, welches verſchiedene Religionsverwandte hat, ein jeder Einwohner etwas beiträgt: ſo iſt es auch billig, daß dieſe Wohlthat für einen jeden Bürger allgemein ſei, und daß der Religion oder Kirche halber keine Kinder von dem Genuſſe derſelben ausgeſchloſſen werden. Dieſes iſt auch daraus erweislich, weil der Staat von allen ſeinen Kindern gleiche Treue oder gleichen Patriotismus fodert, oder zu fodern das Recht hat; und alſo in allen Staatshandlungen unpartheiiſch ſein muß. Nun iſt es zwar weder möglich noch nützlich, daß es in den Staatsſchulen an dem Unterrichte in der Religion der zahlreichſten Kirche fehle, welche die Landesreligion genannt wird. Aber nach der ſtrengſten Billigkeit muß es erlaubt ſein, daß die Eltern der diſſidentiſchen Religionen und Kirchen nach ihren Gewiſſen ihre Kinder dieſes Unterrichts nicht genießen laſſen, und daß ſie dennoch nicht gänzlich des Vortheils beraubt werden, die Ihrigen zu Erlernung der bloßen weltlichen

Wiſſenſchaften hineinzuſchicken. Zu dieſem Ende müßte der Unterricht von der Art ſein, daß bei Gelegenheit der weltlichen Wiſſenſchaften von den Lehrern und in den Lehrbüchern keine Vorausſetzung von der Falſchheit oder Wahrheit irgend einer unter den zuſammen wohnenden Religionen vorkäme, vielweniger eine Feindſchaft gegen irgend eine bezeuget würde. Kann man denn nicht die Sprachen, die Rhetorik, die ganze Philoſophie, die Mathematik und die Moral ſchriftlich und mündlich ſo vortragen, daß keine Entſcheidung wider Katholiken, Griechen, Lutheraner, Reformirte, Arminianer und Socinianer gegeben werde? In Anſehung der Staatslehre und der Hiſtorie ſcheint es ſchwer. Doch nach meiner Meinung darf in höhern und niedrigen Schulen nur derjenige Grund dieſer Wiſſenſchaft gelegt werden, bei welchem es ebenfalls noch möglich iſt, ſich der unverträgſamen Anzüglichkeit gegen alle Religionsverwandte zu enthalten. Die Kenntniß der berühmten Schriftſteller iſt dabei das Vornehmſte. Ein jeder mag durch Hülfe derſelben nach den Schuljahren denjenigen Theil dieſes Studii weiter fortſetzen, der ſeinen Abſichten am gemäßeſten iſt, und in Leſung der ihm bekannt gewordenen Bücher nach ſeinem Gewiſſen verfahren. Die Erleuchtung und Brauchbarkeit aller Einwohner des Landes, von welcher Religion ſie auch ſein möchten, würde dadurch allgemeiner werden, und die Wahrheit, auf welcher Seite ſie auch ſein mag, durch eine ſolche Methode der Staatsſchulen mehr gewinnen, als es in der Welt geſchehen kann, ſo lange ein jeder Staat ſeine öffentlichen Schulen beordert, die zarteſten Kinder von jedem Satze der Landesreligion und von jedem Greuel des Gegentheils weit eher zu überreden, als ſie des Urtheils oder der Ueberzeugung fähig werden. Es hätte auch ſelbſt die zahlreichſte Kirche kein Recht, ſich über eine ſolche gemeinnützige Methode der Staatsſchulen zu beſchweren, indem nicht nur dieſer beſondern Religion abgetheilte Stunden gewidmet wären, ſondern auch die Kirchengeſellſchaft das Recht und die Pflicht behielte, die Ihrigen vor Aufnahme in die Kirchengemeinſchaft zur Entſcheidung aller ſolcher Puncte genug zu unterrichten, welche ſie in den Staatsſchulen etwa nicht genug nach der Wahrheit oder der angenommenen Meinung von der Wahrheit zu entſcheiden möchten angewohnt ſein. Der Staat und das Lehramt in der Religion, die Handlungen dieſes und die Handlungen jenes, ſind zwar in einem Lande beiſammen; aber von ganz verſchiedenem Zwecke, von ganz verſchiedener Natur. Die Kirche ſucht die Religion zu befördern in ihrer ganzen Ausdehnung, ſo fern ſie für wahr gehalten wird; aber ſie darf es nur thun durch überredende oder überzeugende Gründe oder Vorſtellungen, ohne Befehl, Zwang und Strafe. Der Staat hat die irdiſche Wohlfahrt der Einwohner zum Zwecke, welche er im nöthigen Falle auch durch Geſetze und Zwang befördert. Sein vorzüglichſtes Mittel iſt die Ausbreitung der bürgerlichen Tugend. Er ſieht ein, daß dieſe Tugend durch Erkenntniß der Wahrheit von einem richtenden Vergelter unſterblicher Seelen ſehr geſichert werde. Alſo hat der Staat ſowohl Recht als Pflicht, dieſe Erkenntniß auch durch Staatshandlungen zu befördern, und einen gefährlichen Widerſpruch dawider zu verhindern. Könnte ein Staat jemals auf die falſche Meinung gerathen, daß dieſe Wahrheit von einem künftigen Vergelter der Tugenden und der Laſter ſich bloß durch die Gründe aus der Wahrſcheinlichkeit und aus der Glaubenspflicht, welche die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft den Nachdenkenden anbeut, wider die Macht der Zweifel und Einwürfe, ohne Annahme einer Offenbarung, ſchützen könnte: ſo wäre es nicht zu leugnen, daß der Staat nur zur Beförderung dieſer natürlichen Religion eine geſetzgebende Autorität zu gebrauchen berechtigt wäre. Allein, da unter tauſend Seelen nicht eine ſein kann, in welcher die Vernunft dieſe zur bürgerlichen Tugend zureichende Wirkung hätte; ſo iſt der Staat auch berechtigt, dahin zu ſehen, daß in einem jugendlichen Unterrichte der Bürger dieſe geoffenbarte Lehre auch als geoffenbart erkannt werde. Alle andere Rechtgläubigkeit aber iſt dem Staate als Staate gleichgültig, weil jene die guten Wirkungen der Geſetzgebung nicht befördert, und dieſe ſie nicht hindert. Denn zur Ausbreitung des ganzen Umfangs der Religionswahrheiten iſt die Kirche eine von dem Staate verſchiedene Geſellſchaft. Solche Lehrſätze, die man noch lange Zeit nicht glauben wird, habe ich in andern Schriften mehr erläutert und bewieſen. Hier erwähne ich derſelben nur im Vorbeigehen, weil ſie in die Methoden der Schulen, die der Staat auf gemeine Koſten erhält, einen Einfluß haben.

Das Staatsbeſte iſt die allgemeine Wohlfahrt der Einwohner; dieſe fällt und ſteigt mit der bürgerlichen Tugend; die Erziehung und der Unterricht, vornehmlich in öffentlichen Schulen, iſt entweder das vorzüglichſte Hülfsmittel, oder das vorzüglichſte Hinderniß dieſes höchſten Staatszwecks, die bürgerliche Tugend zu befördern. Was kann man von der öffentlichen Glückſeligkeit alſo denken, wenn man faſt allenthalben das Weſen der Schulen und Studien in dem äußerſten Verfalle ſieht? Alles, was zur öffentlichen Wohlfahrt gepflanzt iſt, muß beſtändig im Werden bleiben, aufblühen, wachſen, Früchte tragen; niemals verwelſen, verdorren, oder verfaulen. Beſſer iſt es, das Unnütze umhauen. Die Säfte, die es aus der Erde zog, ſind koſtbar. Die Stelle muß gebraucht werden. Der Staat muß allen Familien ein Exempel der beſtändigen Lebhaftigkeit und Ordnung in allen Geſchäften ſein. Aber wie manche Univerſität? — wie manches Gymnaſium? — wie manche Schule? Große Gebäude, welche Wüſteneien werden, Stipendien und Wohlthaten, ohne daß eine zureichende Zahl da iſt, die ſie verlangen! Eine erſtaunliche Menge ekelhafter Verbalerkenntniß, ohne Realität! Eine Ordnung der Schulwiſſenſchaften und Studien, bei deren Beſtimmung weder Unterſchied der künftigen Lebensart der Kinder, noch die Möglichkeit in dem fortſchreitenden Anbau des menſchlichen Verſtandes zu Rathe gezogen iſt! Warum ſind oder heißen alle öffentliche Schulen der Städte lateiniſche Schulen! Was hilft dem künftigen Tiſchler oder Maurer ſein Vocabelbuch, ſein Donat, ſein lateiniſcher Catechismus! ſein Vorrath von lateiniſchen Sentenzen! ſein Miltiades! ſeine Briefe eines römiſchen Bürgermeiſters; alle Zeit, die er dabei verloren, alles Elend, das er dabei ausgeſtanden hat? Ich ſchreibe als ein Augenzeuge höchſt berühmter Schulen. Wer einen lateiniſchen Schriftſteller einigermaßen verſteht, und mit Mühe zur Noth ſo ſchreiben kann, daß er ohne Ekel Andern verſtändlich bleibt; kann ſich der wohl rühmen, wenn er alle dazu verwandte Zeit zuſammen rechnet, daß er es in ſieben oder zehn ganzen und den wichtigſten Lebensjahren gelernt habe? Die faſt allgemeinen Mängel des Schulweſens ſind unzählbar. Nirgends iſt eine ſo feſte Anlage zur wahren Tugend und zum Patriotismus, als ſie ſein ſollte, und auch möglich iſt. Die Tugend der Keuſchheit iſt z. E. eine der wichtigſten. Dieſelbe iſt, wie ich aus vielen eingeholten Erfahrungen weiß, nicht ſelten in öffentlichen Schulen der ſchlimmſten und unnatürlichſten Gefahr *) ausgeſetzt, in einem Alter, da viele, ohne faſt zu wiſſen, daß es Sünde ſei, ſo ſündigen lernen, daß, wenn ſie ſich auch beſſern, dennoch weder der Leib noch die Seele jemals wieder zu der Stärke und Glückſeligkeit der Unſchuld gelangen kann. Ich weiß, wie ſchwer dieſes zu vermeiden iſt. Aber deſto mehr ſollte über alle Mittel berathſchlagt werden, ob vielleicht tüchtigere zu finden wären, als die man itzo weiß. Denn die Sache iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht höchſt wichtig. Kurz, das Schulweſen muß eine Zeitlang einigen der ehrwürdigſten und angeſehenſten Menſchenfreunde der Gegenſtand ihrer wichtigſten Ueberlegungen werden. Das Ausſuchen vieler vorigen und gegenwärtigen Erfahrungen; die Prüfung vieler merkwürdigen Vorſchläge und eine Menge von unſchädlichen Verſuchen iſt nöthig, um das Schulweſen zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welcher dieſes Weltalter nicht entbehren kann, ohne immer unglücklicher zu werden. Es iſt gar keine Proportion mehr auf der einen Seite, zwiſchen den zufällig entſtandenen Einſichten und neuen Uebeln, und auf der andern Seite, zwiſchen dem Werthe des öffentlichen Schulweſens und den Gegenmitteln, welche man wider die Uebel erfindet. Wäre auch vormals das Schulweſen ſchlechter beſtellt geweſen, als jetzund, ſo konnten doch die blindern und folgſamen Zeiten es beſſer ertragen als die unſrigen. Sie konnten, wollten und durften die Schulen, Schulmänner und Schulbücher nicht ſo verachten, wie jetzund von vielen geſchieht, und bis große Verbeſſerungen erfolgt, ohnfehlbar geſchehen muß. Eine zufällige Lectüre und Uebung giebt jetzund Vielen mehr Einſicht, als man in den meiſten niedrigen und hohen Schulen erlangen kann. Zum Unglück aber iſt dieſe Einſicht nichts Ganzes, nichts Zuſammenhangendes, nichts den Ständen der Leſer Angemeſſenes, nichts mit dem jugendlichen Unterrichte Harmonirendes, und nicht von einer ſolchen Art, daß es die Bürger in den Häuſern tugendhafter, und in Staatshandlungen patriotiſcher machen ſollte. Unterdeſſen, wenn man mit ſolcher oder auch mit moraliſcher Einſicht in ſeine Schuljahre zurück denkt, oder das Schulweſen anſchauet, ſo kann man ſich des traurigen Urtheils nicht enthalten, daß in dem Schulweſen noch die Vernunft oder der Geſchmack der barbariſchen Jahrhunderte herrſche; daß ſehr viel Unnöthiges daſelbſt gelernt, und ſehr viel Nöthiges verſäumt werde; daß die meiſten Methoden in Schneckenlinien fortſchreiten, und daß zu vielen Geſchäften, wozu man Gelehrte, das iſt, ſolche verlangt, die auch auf Univerſitäten geweſen ſind, mancher weit geſchickter wäre, wenn er nicht ſtudirt, ſondern einer andern Anführung zu ſolchen Geſchäften genoſſen hätte. Auf ſolche Weiſe muß das Schulweſen noch mehr in Verachtung kommen, als es ſeiner wahren Mängel wegen billig iſt. Die Eltern können ſich der nachtheiligen Reden davon in Gegenwart ihrer Kinder ſchwerlich enthalten. Sie ſuchen entweder andere Mittel, oder wenn ſie ihnen noch öffentliche Schulen, Gymnaſien und Academien anrathen, ſo hat doch die Kritik der Eltern über die großen Mängel derſelben eine ſolche Wirkung auf die Gemüther der Jugend, daß ihr auch dadurch dieſe

---

*) M. ſ. in Bahrdt's Selbſtbiographie Th. I. die Schilderung von Schulferien.

Stiftungen noch unnützer werden. Iſt es nicht bei mancher Perſon eine ſehr ſchlechte Empfehlung, ein Gelehrter, ein Schulmann, ein Profeſſor zu ſein? Wie kann ein ſolcher Mann, heißt es zuweilen, einen practiſchen Verſtand haben? Und dies iſt doch nicht viel mehr als die geſunde Vernunft und Reflexion über die Erfahrung. Wenn dieſes kränkende Urtheil oftmals wahr iſt; ſo hat man deſto mehr Urſache, über die Disproportion des Studienweſens und der zufälligen Einſicht unſers Jahrhunderts zu klagen, und alſo alle Menſchenfreunde und Patrioten um Rath und Hülfe bei dieſer Gefahr der öffentlichen Wohlfahrt anzurufen. Wenn das Studienweſen im guten Stande ſein wird, ſo muß die geendigte Laufbahn der Studentenjahre ordentlicher Weiſe ein gutes Vorurtheil für jemandes vorzügliche Einſicht, Tugend und Brauchbarkeit erwecken; ſo muß man keinen Schulmann ſehn, und ohne ſtarke Vermuthung, daß es ein erfahrener, geſitteter und beredter Mann ſei, der die Menſchen eben ſo gut kennt, als ein Hofmann; ſo müſſen die Profeſſorate Belohnungen der verdienteſten Schulmänner werden, und ein niemals oder ſelten falſches Zeugniß von vorzüglichen Talenten und Tugenden ſein.

Wie weit ſind wir von dieſer Vollkommenheit entfernt? Wie wichtig wäre es, wenn wir uns ihr näherten? Wie kann aber dieſes geſchehen, ohne eine vieljährige Ueberlegung eines dazu verordneten Collegiums? Ohne Vorſätze, welche nur die Majeſtät ausführen kann? Ohne gänzliche Umſchaffung des Studienweſens? Ohne ein dazu eingerichtetes Seminarium künftiger Schulmänner? Wie kann dazu der Anfang gemacht werden, wenn nicht zuvor mit nöthiger Veranſtaltung verſucht wird, ob es nach Vereinigung einiger Männer möglich ſei, eine wirklich gute Schulbibliothek zu ſchreiben, das iſt eine ordentliche Folge von nützlichen Schulbüchern, welche einförmig zu dem wichtigen Zwecke fortſchritte; welche von dem Alphabete des menſchlichen Verſtandes anfinge; welche die zu allen Ständen nöthigen Erkenntniſſe zuerſt feſtſetzte, alsdann zur Unterweiſung der mittleren Bürger Gelegenheit gäbe, und ſich mit den Gründen der Wiſſenſchaften eines Studirenden endigte; in welcher jeder vorhergehende Theil den folgenden erleichterte, welche die Verbalerkenntniß nicht zur Hauptſache machte; welche die Streitigkeiten der Kirchen nicht in den allgemeinen Schulen anfeuerten, welche auf eine vernünftige Art die Proportion der Wiſſenſchaften träfe; welche diejenigen Erkenntniſſe, die mit Schaden zerſtreut ſind, vereinigte; welche mit allem Fleiße nach dem Bedürfniſſe unſrer Zeiten eingerichtet wäre; welche ſowohl der ſchädlichen Armuth, als der geizigen Polyhiſtorie in den Wiſſenſchaften widerſtünde; welche zur möglichen Praxis jeder Kenntniß Gelegenheit gäbe; kurz, welche ſo beſchaffen wäre, daß ich mir nur getraue, zu einem verbeſſerlichen Verſuche etwas Weniges beizutragen, wenn ich Mitarbeiter und andere zureichende Hülfe ſollte erlangen können. Nöthig, höchſt nöthig, iſt ein ſolches Werk. Denn durch Verordnungen iſt wenig ausgerichtet. Wo ſind die Männer, die etwas Beſſeres ausüben wollen oder können, ehe ſie in Seminarien dazu erzogen werden? Hat ein G***, ungeachtet der Befehle ſeines Hofes, die Schulmethode dortiger Gegend mit einiger Allgemeinheit verbeſſern können? Kann ein ſolch Seminarium anfangen, ehe eine nützliche Schulbibliothek da iſt? Und ich frage keinesweges, wo ſie denn ſei; ſondern ich will weit weniger fragen: wo iſt in einer einzigen Wiſſenſchaft das erſte, zweite und dritte aufeinander folgende Schulbuch, welches nicht nach dem Maaße der jetzigen Einſicht die verkehrteſten Methoden hätte? Die Religion überlaſſe ich den Kirchen, ich frage nur von weltlichen Wiſſenſchaften; und nehme allenfalls noch die Mathematik aus, wo die Natur der Sachen die Schriftſteller ſchon zur Ordnung gezwungen hat. Aber in der Schulmoral? — in den Sprachen? — in hiſtoriſchen Wiſſenſchaften? — in der erſten Bildung des Geſchmacks? u. ſ. w. Wenn man der Natur der Menſchen und der Dinge folgen will, wie wenig hilft uns dann noch die beſte Chreſtomathie, um eine beſſere zu verſuchen? Doch muß ich mit Danke im Namen Vieler geſtehen, daß des Herrn D. Büſching's liber latinus das noch nie erhörte Verdienſt habe, ein ſolch lateiniſch Buch zu ſein, welches keine Zeile enthält, deſſen Realinhalt nicht den Kräften und dem Nutzen des Alters, dem es beſtimmt iſt, angemeſſen wäre. Aber wie ſehr wäre die Möglichkeit zu wünſchen, daß ein ſolches Buch eben ſowohl mit den leichteſten Redensarten und Conſtructionen anfangen, als mit jedem Blatte oder Bogen durch die höhern Grade der nöthigen Schwierigkeiten fortſchreiten könnte?

Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion ſo viel Aufſehen machen? *)

Von J. A. Cramer.

Wenn man eine Menge freigeiſteriſcher Schriften mit Aufmerkſamkeit und mit unpartheiiſchen Augen geleſen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt iſt, ſo ſollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufſehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, ſie mag ſo elend ſein, als ſie will, bleibt niemals oder nur ſehr ſelten in der Dunkelheit, worinnen ſie begraben ſein ſollte. Die allgemeine Urſache davon iſt freilich die natürliche Abneigung des menſchlichen Herzens wider die ſtrenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch ſie iſt nicht die einzige, und man kann noch einige andre Urſachen angeben, die eben ſo viel als jene zu dem Aufſehen beitragen, das freigeiſteriſche Schriften machen. Dieſe ſind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwegenheit, und die Seltenheit ſolcher Bücher.

Der menſchliche Verſtand, der nicht allezeit ſo ſtolz iſt, daß er ſich nicht in tauſend Dingen beherrſchen laſſen, und ein freiwilliger und mehr als demüthiger Sclave werden ſollte, verlangt nur in Meinungen, welche die Religion angehen, eine Freiheit ohne Einſchränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion iſt, ſo viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meinung noch mehr als neu ſein, wenn ſie Beifall finden ſoll. Sie veraltet mit der Zeit, ſie ſei auch noch ſo ungewöhnlich, und wenn ſie falſch iſt, verliert ſie ihr Anſehen ſehr bald und wird vergeſſen. Man mag ſie wieder hervorſuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; ſie bleibt alt, und hier iſt der menſchliche Verſtand allzu ehrgeizig, als daß er ſich mehr als einmal hintergehen laſſen ſollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er ſeinen Ehrgeiz, und ſeine Rechte. Einerlei Einwürfe, einerlei Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft ſind ſie nicht widerlegt und beſchämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verſchiedenheit der Sprache iſt allein hinreichend, ihnen das Anſehen der Neuheit zu erhalten. Ein engliſcher Freigeiſt ſagt etwas wider die Religion, das iſt neu; ein deutſcher Freigeiſt ſagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das iſt auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unſer Verſtand iſt, ſo weiß ich nicht, was unſern Stolz demüthigen ſoll.

Es iſt wahr, der Betrug hat vielerlei Geſtalten angenommen; aber es iſt doch allezeit eben der Betrug geweſen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten geſucht, daß ſie einerlei Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menſchlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern geſucht haben. Einige wünſchen ſich einen Betrug, der eine tiefſinnige Miene, und das Anſehen der Scharfſinnigkeit, Vernunft und Gelehrſamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu unterſuchen ſcheint. Daher ſehen einige Schriften wider die Religion ſo metaphyſiſch und mathematiſch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und ſpottenden Angeſichte, der ihnen den ſchlüpfrigen Weg, den ſie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen beſtreuen ſoll. Daher kommen die Spöttereien über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche ſie ihre Einwürfe als Räthſel einkleiden, damit ſie dieſelben in Randgloſſen und in einem beſondern Schlüſſel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüſſel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung ſolche vortreffliche Werke aufweiſen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Prieſtern des Molochs vergleichen, welche der Grauſamkeit, womit ſie junge unſchuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Muſik ein fröhliches Anſehen zu geben ſuchten. Noch Andre lieben einen ſcheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und ſo gar Frömmigkeit zu predigen ſcheint, und ſie doch von dem Gehorſame gegen die Offenbarung befreit. Ein andächtiger Freigeiſt, das iſt etwas, das gar zu neu und ſeltſam iſt. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freigeiſte lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen dieſe mehr? Eine neue Maske; nur ſchade, daß es eine Maske iſt. In ſo viel neue Geſtalten haben die ausländiſchen Freigeiſter ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden geſucht! Die deutſchen Deiſten geben ſich ſo viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion ſo ſchön vor, daß ein Tindal oder Collin durch einen Edelmann und andre ſolche deutſche Freigeiſter vielleicht am leichteſten hätten bekehrt werden können.

Das Anſehen der Verwegenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, iſt auch eine Urſache, warum ſie bei denen ſo viel Eindruck machen, die entweder im Herzen ſchon mit der

---

*) Aus den vermiſchten Schriften Joh. Andr. Cramers. Kopenhagen und Leipzig, 1757.

Religion unzufrieden ſind, und ſich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigſten von der Religion noch keine recht feſte und gewiſſe Ueberzeugung haben. Die Verwegenheit erwirbt ſich allemal eine gewiſſe Ehrfurcht, wenn ſie auch tadelhaft iſt, und ſogar wenn ſie beſtraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die ſo viele und ſtarke Beweiſe der Wahrheit für ſich haben, das iſt dem menſchlichen Stolze ein angenehmes Schauſpiel. Er glaubt eine gewiſſe Größe des Geiſtes darinnen zu bemerken, die er bei der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorſame gegen die Offenbarung ſcheint einige Furcht verbunden zu ſein; ein Freigeiſt hingegen ſcheint nichts zu fürchten. Man bildet ſich aber ein, daß der größer ſei, der nichts fürchtet. Doch man betrügt ſich ſehr, wenn man nur die Verwegenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell ſo viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan ſeines Fürſten? Es iſt zwiſchen einem Leichtgläubigen, und zwiſchen einem Ungläubigen kein anderer Unterſchied, als dieſer, daß die Raſerei des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben ſo lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geiſtes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Raſenden zu bewundern.

Unterdeſſen iſt es dieſe falſche Ehre, welche ſowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meiſten Menſchen würden ſich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widerſetzen, und wenn ſie auch falſch ſein ſollte. Wenn es aber Andre thun, ſo ſehen ſie ſolches als einen Muth an, und dieſe Zaghaften wollen ſich ihnen dadurch nähern, daß ſie ihn zu bewundern und mit ihrem Beifalle zu belohnen wiſſen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als ſie ſind, das iſt die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche ſich der Wahrheit annehmen. Es würden tauſend Schriften wider die Religion nicht ſo viel Aufſehen verurſachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn ſie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend iſt nicht, daß ich ein Beiſpiel anführe, der Beweis, daß der Menſch eine Maſchine ſei, und wie Viele haben ſich nicht gefunden, die denſelben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele Deiſten werden erſt verwegen, weil ſie für verwegen und kühn gehalten werden.

In der That ſind die Verfaſſer der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie Viele giebt es nicht, deren ganze Verwegenheit der Hunger iſt! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnſucht bezahlt, ſo wären ſie vielleicht bei aller ihrer Unwiſſenheit ſo kühn, und ſchrieben für die Religion, wenn ſie nur wüßten, daß ſie eben ſo viel dabei gewinnen würden. Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß die Freigeiſter in verdrießlichen Umſtänden die feigſten Geſchöpfe ſind. Sie ſind die außerordentlichen Leute nicht, die ſie zu ſein ſich einbilden, und weit gefehlt, daß ſie ſich von dem großen Haufen abſonderten, weil ſie eine Religion nicht annehmen, die ſo ſehr beſtätigt iſt, daß ſie ſich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es iſt wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derſelben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß ſo viel Muth und Verwegenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und dieſe Meinung durch einige Zweifel und ſcheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menſchen her. Die Freigeiſter haben eine große Menge von Laſterhaften und Niederträchtigen zu Geſellſchaftern, die eben ſo muthig ſein würden, als ſie, wenn ſie bei ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit ſo ſehr liebten. Ein jeder Freigeiſt will nicht auch Autor ſein.

Doch man kann ſo freigebig ſein, und den Freigeiſtern den Ruhm der Verwegenheit laſſen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger ſuchen wird. So viel lehrt uns ihre Geſchichte, daß die Verwegenheit ihrer Meinungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derſelben hatten weit größre Abſichten. Sie wollten alle Religion umſtoßen, und ſuchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen dieſe Verwegnen ſind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheiſten haben ſich in Deiſten verwandelt. Der Unglaube ſuchte den Verluſt des Muthes durch die Liſt zu erſetzen. Er that, als wollte er ſich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und dieſe falſch und ungegründet wäre. Er bedachte ſich, daß der Umſturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umſturz der natürlichen Religion nach ſich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bei dieſem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel ſowohl wider die Geſchichte des Glaubens, als wider die darauf gebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er ſich auf eine andere Seite, ging bei der chriſtlichen Religion, als einer unüberwindlichen Feſtung vorbei, und fiel die jüdiſche Religion und das Anſehen des erſten göttlichen Geſetzgebers an. Die Freigeiſter ſcheinen einzuſehen, daß auf dieſer Seite auch nichts auszurichten ſein werde, und aus Verdruß darüber wenden ſie die Waffen wider ſich ſelbſt, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil ſie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das iſt die Geſchichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt ſie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind ſieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er iſt, wenn man ihn am Tage in der Nähe betrachten kann. Dieſes Schickſal haben die meiſten Schriften wider die Religion. Sie ſind ſelten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit ſollte eben ein Beweis von ihrem ſchlechten Gehalte ſein. Allein diejenigen, welche die freigeiſteriſchen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenſchaften aufſuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten ſich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht ſchuldig wiſſen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zuſammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betrügt man ſich, wenn man ſich betrügen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entſteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weiſe Urſachen, ſie zu unterdrücken. Denn wenn ſie gleich weder ſo gründlich noch ſo ſchön ſind, daß ſie bei unparteiiſchen Gemüthern einen Eindruck machen werden, ſo ſind ſie doch gefährlich genug, unter dem unverſtändigen und leichtſinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Weſens zu ſtören. Eine gründliche Widerlegung iſt nicht allemal hinlänglich, dieſen Schaden zu verhindern. Denn ſie iſt ohne Nutzen, wenn ſie nicht geleſen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung ſolcher Schriften iſt das kürzeſte und ſicherſte Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will nicht ſagen, daß es der Obrigkeit anſtändig iſt, gegen alles, was die Säulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur ſagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Recht einer Tyrannei über die Gewiſſen beſchuldigen kann. Es iſt nicht erlaubt, der Freiheit zu denken mit dem weltlichen Arme Geſetze vorzuſchreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos ſein. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann ſie von ihren Unterthanen verlangen, daß ſie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, Andre, die noch nicht irren, damit anſtecken, und das Laſter einführen. Allein indem einem größern Uebel geſteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Abſichten derſelben bei der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man ſie unterſagt, weil man ſie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Miene wider die Religion anzunehmen; ſich vom böſen Gewiſſen der Geiſtlichen etwas ins Ohr zu ſagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die ſich von der Herrſchſucht der Cleriſei verleiten laſſen; die edle Freiheit zu denken verbieten, die Achſeln zu zucken; das Anſehen zu gewinnen, als wenn ſich wider das Chriſtenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dürfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je ſeltner alſo die Schrift eines Freigeiſtes iſt, und je dunkler die Finſterniß, in der ſie ſchleicht, deſto gefährlicher wird ſie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es ſelten iſt, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbſtſtändiges wird, weil ſich auch wohl Herzhafte davor entſetzen.

Vom Plan der hiſtoriſchen Compendien, ſonderlich über die Univerſalhiſtorie.

Von Gatterer.

Ich muß noch einige Gattungen hiſtoriſcher Schriften berühren, weil ſie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zuſammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterſcheiden ſich die hiſtoriſchen Beiträge auf eine merkliche Art von ſyſtematiſchen Werken. Von dem Plan der erſtern habe ich hier nichts zu ſagen, eben darum, weil ſie keine ſyſtematiſche Werke ſind und weil ſie unter allen Geſtalten gefallen, und auch nützlich ſein können. Unter den ſyſtematiſchen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geſchriebenen Lehrbüchern eine eigene Claſſe hiſtoriſcher Schriften. Man kann wohl dieſen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu ſein, nicht tadeln: aber daß ſich viele Verfaſſer ſolcher Lehrbücher recht gefliſſentlich hüten, Geſchmack zu zeigen, als wenn der Geſchmack etwas Giftiges für die Anfänger mit ſich führte, das wird manchem nicht gleichgültig ſein. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geſchichte unter uns mündlich und ſchriftlich vorzutragen pflegt, ſcheint man immer voraus zu ſetzen, ſie wäre nur ein Werk des Gedächtniſſes, und daher geht meiſtentheils die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftſtellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten am leichteſten ins Gedächtniß gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch ſolche künſtliche, oder vielmehr geſchmackloſe Methoden nicht nur der Geſchichte alle Anmuth, deren ſie auch in kleinen Büchern nicht unfähig iſt (welches nur demjenigen ein geringer Verluſt zu ſein ſcheint, der nicht weiß oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählet werden, leichter ins Herz dringen und große Wirkungen in dem Willen des Menſchen erzeugen); ſondern man vergißt auch dabei, daß die Geſchichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos im Gedächtniſſe zu haben, ſondern vielmehr, um durch große und rührende Beiſpiele tugendhaft, klug, geſittet, geſellſchaftlich ꝛc., mit einem Worte, zu allen Arten von Handlungen und Geſchäften geſchickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon im Gedächtniſſe haben? Ja, ich behaupte es ſelbſt. Dazu hat man eben die chronologiſchen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Hiſtorie, es mag klein oder groß ſein, ſchreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln ſchreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß ſich die Definition der Hiſtorie auf ein jedes Buch müſſe anwenden laſſen, das den Namen Hiſtorie an der Stirne führt.

Was inſonderheit die Univerſalhiſtorie anbetrifft, ſo finde ich, daß man ſie bisher unter uns vornämlich auf zweierlei Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4 Monarchien iſt jetzt Gott Lob! ſo ziemlich altmodiſch geworden. Man macht alſo ſeit einiger Zeit den Plan meiſtens entweder nach gewiſſen Epochen, oder nach den Nationen. Die der erſtern Methode folgen, ſetzen gewiſſe Zeitpunkte feſt, und erzählen bei jedem derſelben dasjenige ſtückweiſe hinter einander, was ſich während der Zeit in den berühmteſten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieſer erſten Claſſe das Freyeriſche anſtatt aller, weil man nach demſelben bisher viele tauſend Perſonen den Grund zur Univerſalhiſtorie hat legen laſſen, und noch immer darin fortfährt. Ich tadle dieſes Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge vor andern; aber ich kann mir doch nichts Widerſinnigeres vorſtellen, als der Plan deſſelben iſt. Die Geſchichte, die ganz Zuſammenhang ſein ſoll, iſt hier in lauter kleine abgeſonderte Stückchen zerſchnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epochen entworfen ſind, und man wird alſo dieſen Plan ſchwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der ungezwungenſte Plan einer Univerſalhiſtorie für Anfänger ſcheint der zu ſein, der nach den Nationen, das iſt, alſo eingerichtet iſt, daß man die Geſchichten der Nationen einzeln hinter einander erzählet, und übrigens bei jeder Nationalgeſchichte die chronologiſche Ordnung beobachtet. Auf dieſe Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Univerſalhiſtorien (wiewol doch auch, in Anſehung des allzukleinen Umfangs, nicht im ſtrengen oder eigentlichen Verſtande) geſchrieben. Man wird leicht einſehen, daß auch wider den Plan dieſer Bücher noch ſehr viel eingewendet werden kann. Sie tragen zwar die Geſchichte einer jeden Nation unzerſtückt vor, allein ſie vernachläſſigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch dieſe Anmerkung ſcheine ich mir ſelbſt den Proceß, in Anſehung meiner Bücher über die Univerſalhiſtorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfaſſung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu ſtellen, nachgedacht, und ich glaube zuletzt, die bequemſte erwählet zu haben: vielleicht iſt ſie auch zur Erreichung der Abſichten, um deren Willen ich dieſe Bücher geſchrieben habe, nämlich zur erſten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachſchlagen, nicht ſo unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger: wenigſtens wollen mich Einige verſichern, daß ſie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder ſo gefühllos, noch ſo ungeſittet ſein, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenigen, denen ſie gefallen, für partheiiſche, oder für unwiſſende Richter erklären. Man erlaube mir alſo nur das hier anzuführen, was ich ſowol meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publikum ſchuldig zu ſein glaube. In Anſehung des Umfangs der Merkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzuwerfen, da ich, wie mir deucht, alle Gegenſtände kürzlich zuſammen gefaßt, die eine Univerſalhiſtorie im eigentlichen Verſtande ausmachen: allein in Anſehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede iſt, wird mich das freilich allem Anſehen nach vor ſtrengen Richtern nicht ganz tadelfrei machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zuſammengehörenden Nationen näher an einander gerücket, daß ich allgemeine Ruhepunkte bei der Sündfluth, bei der großen Zerſtreuung des menſchlichen Geſchlechts, bei der Babyloniſchen Gefangenſchaft, bei der Völkerwanderung, gemacht, und auf dieſe Art die beiden Methoden Anderer gewiſſermaßen mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich außerdem noch dadurch ein Genüge gethan zu haben, daß ich erinnert, man müſſe, wenn man die Geſchichte der Nationen einzeln hinter einander gelernet oder geleſen hätte (denn von Erlernung der Geſchichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Univerſalhiſtorie gemacht werden), das Gleichzeitige derſelben durch den Gebrauch ſynchroniſtiſcher Tabellen ſelbſt herſtellen. Allein, wo ſind die ſynchroniſtiſchen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgeſtellet ſind? Selbſt die Bergeriſchen, ob ſie gleich die beſten unter allen übrigen ſind, thun die gewünſchten Dienſte nicht, und ſie ſind noch dazu, weil ſie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen ſind, ſehr mühſam und von den wenigſten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maßgabe und zum beſſern Gebrauch meiner Bücher über die Univerſalhiſtorie, ſelbſt *) ſynchroniſtiſche Tafeln auszuarbeiten. Sie ſind theils gedruckt, theils in Kupfer geſtochen. Findet man ſie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich ſie verfertiget, ſo bin ich für die große Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Univerſalhiſtorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich eile zu dem Plan anderer hiſtoriſcher Schriften: denn es iſt unſerer Nation zu wünſchen, daß ſie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die hiſtoriſche Claſſe ihrer Schriftſteller nur aus Ueberſetzern und Compendienſchreibern beſtände.

Beſchluß der Kritik der praktiſchen Vernunft.

Von J. Kant.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: „Der beſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir.“ Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberſchwenglichen außer meinem Geſichtskreiſe ſuchen und bloß vermuthen: ich ſehe ſie vor mir und verknüpfe ſie unmittelbar mit dem Bewußtſein meiner Exiſtenz. Das erſte fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich ſtehe, ins unabſehlich Große mit Welten über Welten und Syſtemen von Syſtemen, überdem noch in grenzenloſe Zeiten ihrer periodiſchen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unſichtbaren Selbſt meiner Perſönlichkeit an und ſtellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verſtande ſpürbar iſt, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen ſichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, ſondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erſtere Anblick einer zahlloſen Weltenmenge vernichtet gleichſam meine Wichtigkeit als eines thieriſchen Geſchöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft verſehen geweſen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth als einer Intelligenz unendlich durch meine Perſönlichkeit, in welcher das moraliſche Geſetz mir ein von der Thierheit und ſelbſt von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigſtens ſo viel ſich aus der zweckmäßigen Beſtimmung meines Daſeins durch dieſes Geſetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieſes Lebens eingeſchränkt iſt, ſondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt. Allein Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforſchung reizen, aber den Mangel derſelben nicht erſetzen. Was iſt nun zu thun, um dieſe auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenſtandes angemeſſene Art anzuſtellen? Beiſpiele mögen hiebei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichſten Anblicke an, den menſchliche Sinne nur immer vorlegen und unſer Verſtand in ihrem weiten Umfange zu verfolgen nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelſten Eigenſchaft in der menſchlichen Natur an, deren Entwickelung und Cultur auf unendlichen Nutzen hinausſieht, und endigte — mit der Schwärmerei oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Verſuchen, in denen der vornehmſte Theil des Geſchäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht ſo wie der Gebrauch der Füße ſich von ſelbſt vermittelſt der öftern Ausübung findet, vornehmlich wenn er Eigenſchaften betrifft, die ſich nicht ſo unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darſtellen laſſen. Nachdem aber, wiewohl ſpät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und ſie nicht anders als im Gleiſe einer vorher wohl überdachten Methode ihren Gang machen zu laſſen, ſo bekam

---

*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, sex tabulis, quarum duae in aes incisae coloribusque illustratae sunt, comprehensa, et Academiae Historicae Gottingensi oblata. Gottingae impensis Auctoris. 1766. fol. maj.

die Beurtheilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung und mit dieſer zugleich einen ohne Vergleichung glücklichern Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder in ihre Elemente und dabei ſich äußernde Kräfte aufgelöſt und mathematiſch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einſicht in den Weltbau hervor, die bei fortgehender Beobachtung hoffen kann, ſich immer nur zu erweitern, niemals aber zurückgehen zu müſſen fürchten darf. Dieſen Weg nun in Behandlung der moraliſchen Anlagen unſerer Natur gleichfalls einzuſchlagen, kann uns jenes Beiſpiel anräthig ſein, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beiſpiele der moraliſch urtheilenden Vernunft bei Hand. Dieſe nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren der Scheidung des Empiriſchen vom Rationalen, das ſich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Verſuchen am gemeinen Menſchenverſtande vorzunehmen, kann uns beides rein, und was jedes für ſich allein leiſten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und ſo theils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger iſt) den Genieſchwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weiſen zu geſchehen pflegt, ohne alle methodiſche Nachforſchung und Kenntniß der Natur geträumte Schätze verſprochen und wahre verſchleudert werden. Mit einem Worte: Wiſſenſchaft (kritiſch geſucht und methodiſch eingeleitet) iſt die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieſer nicht bloß verſtanden wird, was man thun, ſondern was Lehrern zur Richtſchnur dienen ſoll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen ſoll, gut und kenntlich zu bahnen und Andere vor Irrwegen zu ſichern; eine Wiſſenſchaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philoſophie bleiben muß, an deren ſubtiler Unterſuchung das Publikum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm nach einer ſolchen Bearbeitung allererſt recht hell einleuchten können.

Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Künſte bedienen *).

Von G. E. Leſſing.

Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die ſchönen Künſte bedienen, hangt auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derſelben mit einander zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zu verbinden.

Die Verſchiedenheit zwar, nach welcher ſich ein Theil der ſchönen Künſte willkührlicher, und der andere natürlicher Zeichen bedient, kann bei dieſer Verbindung nicht beſonders in Betracht kommen. Da die willkührlichen Zeichen eben deswegen, weil ſie willkührlich ſind, alle möglichen Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, ſo iſt von dieſer Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein, da dieſe willkührlichen Zeichen zugleich auf einander folgende ſind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, ſondern eine Art derſelben neben einander geordnet werden müſſen: ſo folgt von ſelbſt, daß die willkührlichen Zeichen ſich mit dieſen beiden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen laſſen.

I. Daß willkührliche, auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen ſich leichter und intimer werden vereinigen laſſen, als mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen, iſt klar. Da aber auf beiden Theilen noch der Unterſchied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerlei oder für verſchiedene Sinne ſind, ſo kann dieſe intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1) Die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen, iſt unſtreitig unter allen möglichen die vollkommenſte, beſonders wenn noch dieſes hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn ſind, ſondern auch von ebendemſelben Organe zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieſer Art iſt die Verbindung der Poeſie und Muſik, ſo daß die Natur ſelbſt ſie nicht ſowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderſelben Kunſt beſtimmt zu haben ſcheint.

Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo ſie beide zuſammen nur Eine Kunſt ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt ſei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch dieſe Trennung man an die Verbindung faſt gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunſt nur zu einer Hülfskunſt der andern macht, und von einer gemeinſchaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Hernach iſt noch auch dieſes zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübt, in welcher die Dichtkunſt

---

*) Zur Philoſophie und Kunſt von Leſſing (Werke, 8. Band).

die helfende Kunſt iſt, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Muſik die helfende Kunſt wäre, noch unbearbeitet gelaſſen hat *). Oder ſollte ich ſagen, daß man in der Oper auf beide Verbindungen gedacht habe: nämlich, auf die Verbindung, wo die Poeſie die helfende Kunſt iſt, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Muſik die helfende Kunſt iſt, im Recitative? Es ſcheint ſo. Nur dürfte die Frage dabei ſein, ob dieſe vermiſchte Verbindung, wo nur nach der Reihe die eine Kunſt der andern ſubſervirt, in einem und ebendemſelben Ganzen natürlich ſei, und ob die wollüſtigere, welches unſtreitig die iſt, wo die Poeſie der Muſik ſubſervirt, nicht der andern ſchadet, und unſer Ohr zu ſehr vergnügt, als daß es das wenigere Vergnügen bei der andern nicht zu matt und ſchläfrig finden ſollte.

Dieſes Subſerviren unter den beiden Künſten beſteht darin, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darin, daß ſich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verſchiedenen Regeln in Colliſion kommen, daß die eine der andern ſo viel nachgiebt als möglich. Denn dieſes iſt auch in der alten Verbindung geſchehen.

Aber woher dieſe verſchiedenen Regeln, wenn es wahr iſt, daß beider Zeichen einer ſo intimen Verbindung fähig ſind? Daher, daß beide Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern widerſpricht, nicht einerlei iſt. Die einzelnen Töne in der Muſik ſind keine Zeichen, ſie bedeuten nichts und drücken nichts aus; ſondern ihre Zeichen ſind die Folgen der Töne, welche Leidenſchaft erregen und bedeuten können. Die willkührlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten für ſich ſelbſt etwas, und ein einziger Laut, als willkürliches Zeichen, kann ſo viel ausdrücken, als die Muſik nicht anders, als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entſpringt die Regel, daß die Poeſie, welche mit Muſik verbunden werden ſoll, nicht von der gedrungenen Art ſein muß; daß es bei ihr keine Schönheit iſt, den beſten Gedanken in ſo wenig als möglich Worte zu bringen, ſondern daß ſie vielmehr jedem Gedanken, durch die längſten geſchmeidigſten Worte, ſo viel Ausdehnung geben muß, als die Muſik braucht, etwas Aehnliches hervorbringen zu können. Man hat den Componiſten vorgeworfen, daß ihnen die ſchlechteſte Poeſie die beſte wäre, und ſie dadurch lächerlich zu machen geglaubt, aber ſie iſt ihnen nicht deßwegen die liebſte, weil ſie ſchlecht iſt, ſondern weil die ſchlechte nicht gedrängt und gepreßt iſt. Es iſt aber darum nicht jede Poeſie, welche nicht gedrängt und gepreßt iſt, ſchlecht; ſie kann vielmehr ſehr gut ſein, ob ſie gleich freilich, als bloße Poeſie betrachtet, nachdrücklicher und ſchöner ſein könnte. Allein ſie ſoll auch nicht als bloße Poeſie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Muſik geſchickt ſei, iſt wohl unſtreitig; nur will kein Volk das Wenigere auf ſeine Sprache kommen laſſen. Die Unſchicklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Ausſprache, ſondern auch, zufolge der gemachten Anmerkung, in der Kürze der Wörter, und zwar dieſes nicht allein, weil die kurzen Wörter auch meiſtentheils hart ſind und ſich ſchwer unter einander verbinden laſſen, ſondern auch ſchon deßwegen, weil ſie kurz ſind, weil ſie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Muſik mit ihren Zeichen gleichen Schrittes folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beſchaffenheit ſein, daß ihre Zeichen eben ſo viel Zeit erforderten, als die Zeichen der Muſik, und ich glaube, dieſes iſt der natürliche Anlaß geweſen, ganze Paſſagen auf eine Silbe zu legen.

2) Nach dieſer vollkommenſten Vereinigung der Poeſie und Muſik folgt die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit willkührlichen auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen, das iſt die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt, der Poeſie mit der Tanzkunſt, und der vereinigten Muſik und Poeſie mit der Tanzkunſt.

Unter dieſen drei Verbindungen, von welchen allen wir bei den Alten Exempel finden, iſt wiederum die Verbindung der Muſik mit der Tanzkunſt die vollkommnere; denn obſchon hörbare mit ſichtbaren Zeichen verbunden werden, ſo fällt doch dafür hinwiederum der Unterſchied des Zeitraums, den dieſe Zeichen nöthig haben, weg, welcher in der Verbindung der Poeſie mit der Tanzkunſt, oder der vereinigten Poeſie und Muſik mit der Tanzkunſt bleibt.

3) Wie es eine Verbindung willkührlicher

---

*) Vielleicht ließe ſich hieraus ein weſentliches Unterſcheidungszeichen zwiſchen der franzöſiſchen und italieniſchen Oper feſtſetzen.

In der franzöſiſchen Oper iſt die Poeſie weniger die Hülfskunſt; und es iſt natürlich, daß die Muſik derſelben ſonach nicht ſo brillant werden könne.

In der italieniſchen iſt alles der Muſik untergeordnet; dieſes ſieht man ſelbſt aus der Einrichtung der Opern des Metaſtaſio; aus der unnöthigen Häufung der Perſonen, z. E. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter iſt, als Crebillon's; aus der üblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpaſſionirteſte, mit einer Arie zu ſchließen. (Der Sänger will beim Abgehen für ſeine Cadence beklatſcht ſein.)

Man müßte in dieſer Abſicht die beſten franzöſiſchen Opern, als Atys und Armide, gegen die beſten des Metaſtaſio unterſuchen.

auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen giebt: ſollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender ſichtbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden ſichtbaren Zeichen geben? Ich glaube, dieſes war die Pantomime der Alten, wenn wir ſie außer ihrer Verbindung mit der Muſik betrachten. Denn es iſt gewiß, daß die Pantomime nicht aus bloß natürlichen Bewegungen und Stellungen beſtand, ſondern, daß ſie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing *).

Dieſes muß man annehmen, um die Vollkommenheit der alten Pantomime wahrſcheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poeſie vieles beitrug. Dieſes aber war eine Verbindung von einer beſondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, ſondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bei der Ausführung dieſe letztere aber unterdrückt ward.

II. Dieſes waren die vollkommenen Verbindungen; die unvollkommenen ſind diejenigen, da willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmſte die Verbindung der Malerei mit der Poeſie ſein würde. Wegen des Unterſchiedes, daß die Zeichen der einen im Raume, und die Zeichen der andern in der Zeit auf einander folgen, kann keine vollkommene Verbindung entſtehen, woraus eine gemeinſchaftliche Wirkung entſpränge, ſondern nur eine Verbindung, bei welcher die eine der andern untergeordnet iſt.

Erſtlich alſo die Verbindung, wo die Malerei der Dichtkunſt untergeordnet iſt. Hierher gehört der Gebrauch der Bänkelſänger, den Inhalt ihrer Lieder malen zu laſſen und darauf zu weiſen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, iſt mehr von der Art, wo die alte Pantomime mit der Poeſie verbunden war. Dieſe iſt, die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der Zeichen der andern zu beſtimmen.

Daß die Malerei ſich natürlicher Zeichen bedient, muß ihr allerdings einen großen Vorzug vor der Poeſie gewähren, welche ſich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indeſſen ſind beide hierin auch nicht ſo weit aus einander, als es dem erſten Anſehn nach ſcheinen ſollte, und die Poeſie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, ſondern auch Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs iſt es gewiß, daß die erſten Sprachen aus der Onomatopöie entſtanden ſind, und daß die erſten erfundenen Wörter gewiſſe Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden ſich auch jetzt noch in allen Sprachen mehr oder weniger, je nachdem die Sprache ſelbſt mehr oder weniger von ihrem erſten Urſprunge entfernt iſt. Aus dem klugen Gebrauche dieſer Wörter entſteht das, was man den muſikaliſchen Ausdruck in der Poeſie nennt, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verſchiedenen Sprachen größtentheils in ihren einzelnen Wörtern von einander abgehen, ſo viel Aehnliches haben ſie noch in denjenigen Fällen, in welchen, allem Anſehn nach, die erſten Menſchen die erſten Töne von ſich hören ließen. Ich meine, bei dem Ausdrucke der Leidenſchaften. Die kleinen Wörter, mit welchen wir unſere Verwunderung, unſere Freude, unſern Schmerz ausdrücken, mit einem Worte, die Interjectionen, ſind in allen Sprachen ziemlich einerlei, und verdienen daher, als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln iſt daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich ſchon weiß, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, ſo bin ich doch auch gar nicht mit der froſtigen Anſtändigkeit zufrieden, welche ſie beinahe gänzlich verbannen will. Man ſehe, mit welcher Mannichfaltigkeit und Menge von Interjektionen Philoktet bei dem Sophokles ſeinen Schmerz ausdrückt. Ein Ueberſetzer in neuere Sprachen muß ſehr verlegen ſein, was er dafür ſubſtituiren ſoll.

Die Poeſie bedient ſich ferner nicht bloß einzelner Wörter, ſondern dieſer Wörter in einer gewiſſen Folge. Wenn alſo auch ſchon nicht die Wörter natürliche Zeichen ſind, ſo kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nämlich alle die Wörter vollkommen ſo auf einander folgen, als die Dinge ſelbſt, welche ſie ausdrücken. Dieſes iſt ein anderer poetiſcher Kunſtgriff, der noch nie gehörig berührt worden und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdient.

Das Bisherige erweiſt, daß es der Poeſie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel, ihre willkührlichen Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben, nämlich die Metapher. Da nämlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehn-

---

*) Die einfache Kunſt, welche ſich willkührlicher auf einander folgender ſichtbarer Zeichen bedient, wird die Sprache der Stummen ſein.

lichkeit mit den Dingen beſteht, ſo führt ſie, anſtatt dieſer Aehnlichkeit, welche ſie nicht hat, eine andere Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, deſſen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu dieſem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichniſſe. Denn das Gleichniß iſt im Grunde nichts, als eine ausgemalte Metapher, oder die Metapher nichts, als ein zuſammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der ſich die Malerei befindet, ſich dieſes Mittels zu bedienen, giebt der Poeſie einen großen Vorzug, indem ſie ſonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß ſie dieſe Zeichen ſelbſt hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen iſt Poeſie. Warum ſoll jeder Gebrauch natürlicher neben einander ſtehender ſichtbarer Zeichen Malerei ſein, in ſo fern Malerei für die Schweſter der Poeſie angenommen wird?

So gut es von jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Täuſchung geht, durch den man mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr ſich verſtändlich zu machen, als mit ſich fortzureißen ſucht, das iſt, ſo gut die Sprache ihre Poeſie hat: ſo gut muß auch die Malerei dergleichen haben.

Es giebt alſo poetiſche und proſaiſche Maler.

Proſaiſche Maler ſind diejenigen, welche die Dinge, die ſie nachahmen wollen, nicht dem Weſen ihrer Zeichen anmeſſen.

1) Ihre Zeichen ſind neben einander ſtehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen, damit vorſtellen.
2) Ihre Zeichen ſind natürlich; welche folglich ſie mit willkührlichen vermiſchen, die Allegoriſten.
3) Ihre Zeichen ſind ſichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, ſondern das Hörbare, oder Gegenſtände anderer Sinne vorſtellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician von Hogarth.

Die Malerei, ſagt man, bedient ſich natürlicher Zeichen. Dieſes iſt, überhaupt zu reden, wahr. Nur muß man ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächſt laſſe man ſich belehren, daß ſelbſt ihre natürlichen Zeichen, unter gewiſſen Umſtänden, es völlig zu ſein aufhören können.

Ich meine nämlich ſo: Unter dieſen natürlichen Zeichen ſind die vornehmſten, Linien, und aus dieſen zuſammengeſetzte Figuren. Nun iſt es aber nicht genug, daß dieſe Linien unter ſich eben das Verhältniß haben, welches ſie in der Natur haben; eine jede derſelben muß auch die nämliche und nicht bloß verjüngte Dimenſion haben, die ſie in der Natur hat, oder in demjenigen Geſichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemälde betrachtet werden ſoll.

Derjenige Maler alſo, welcher ſich vollkommner natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße oder wenigſtens nicht merklich unter Lebensgröße malen. Derjenige, welcher zu weit unter dieſem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetſtücke, der Miniaturmaler, kann zwar im Grunde ebenderſelbe große Künſtler ſein; nur muß er nicht verlangen, daß ſeine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun ſollen, welche jene Werke haben und thun.

Eine menſchliche Figur von einer Spanne, von einem Zolle, iſt zwar das Bild eines Menſchen; aber es iſt doch ſchon gewiſſermaßen ein ſymboliſches Bild; ich bin mir der Zeichen dabei bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erſt wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und dieſe Verrichtung meiner Seele, ſie mag noch ſo geſchwind, noch ſo leicht ſein, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden: die Dimenſionen der ſichtbaren Dinge, ſofern ſie geſehen werden, ſind wandelbar; ſie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menſchliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu ſein ſcheint; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß dieſe verjüngte Figur aus dieſer Entfernung genommen ſei, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu laſſen.

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menſchliche Figur nur von der Größe einer Spanne, oder eines Zolles zu ſein ſcheint, erſcheint ſie auch undeutlicher; das iſt aber bei den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemälde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerſpricht der anſcheinlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt ſind.

Es iſt hiernächſt bekannt, wie viel die Größe der Dimenſionen zu dem Erhabenen beiträgt, und dieſes Erhabene verliert ſich durch die Verjüngung in der Malerei gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre ſchärfſten rauheſten Abſtürze, ihre noch ſo überhangenden Felſen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den ſie in der Natur erregen, und den ſie auch in der Poeſie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemälde beim Shakeſpeare, wo Edgar den Gloſter auf die äußerſte Spitze des Hügels führt, von welcher er ſich herabſtürzen will *)!

Come on, sir! here's the place; — stand still! —
How fearful
And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low!
The Crows and Choughs, that wing the midway air,
Show scarce so gross as Beetles: half way down,
Hangs one that gathers samphire; dreadful trade!
Methinks, he seems no bigger, than his head:
The fishermen, that walk upon the beach,
Appear like mice; and yon' tall anchoring bark,
Diminish'd to her cock, her cock a buoy
Almost too small for sight. The murmuring surge,
That on the unnumber'd idle Pebbles chafes,
Cannot be heard so high; — I'll look no more;
Lest my brain turn, and the deficient sight
Topple down headlong.

Mit dieſer Stelle des Shakeſpeare iſt zu vergleichen die Stelle beim Milton B. VII, v. 210, wo der Sohn Gottes in das grundloſe Chaos herabſieht. Dieſe Tiefe iſt bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beſchreibung derſelben keine Wirkung, weil ſie uns durch nichts anſchauend gemacht wird; welches bei dem Shakeſpeare ſo vortrefflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenſtände geſchieht.

Sittenwerth **).

Von J. J. Engel.

Laſter, die unbedeutenden Privatperſonen Schande machen, machen ſie unfehlbar auch Fürſten. Große Regententugend kann allerdings den perſönlichen Fehler ſo überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von dieſem, ſicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle ſtrahlen.

Jener ruhmvolle Fürſt, ſagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an deſſen Märſchen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch ſeinen Ruhm durch ſchändliche Wolluſt? Dieſer Andere war ein muſterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunſtfleiß, mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch ſo viel Verdienſt durch Zornwuth, durch barbariſche Grauſamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften, nach deſſen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verſchwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, ſind Namen, die im Tempel der Unſterblichkeit glänzen. Aber eben die Geſchichte, die uns die Thaten dieſer Helden erzählt, ſetzt hinzu: daß dem Einen ſeine Liebe zu dem Weine, dem Andern ſein Hang zum Schlafe, dem Dritten ſeine verſchwenderiſche Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn ſchon ſolche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erſt volle Laſterhaftigkeit, volle Unſittlichkeit thun? Kein Verdienſt um den Staat, wie vollwichtig es immer ſei, gibt auf Seite der Ehre den Ausſchlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienſt um den Staat nennt, nicht mißverſtehe, nicht einſeitig blos das geſtiftete Gute berechne, und das mitgeſtiftete Böſe vergeſſe! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhafteſten Verhältniſſe mit den umgebenden Mächten geſetzt: wahre große Verdienſte! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wiſſenſchaften, Kunſtfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner ſeiner Vorgänger, getrieben: äußerſt ruhmvoll und edel! Aber warum ſieht denn gleichwohl der Geſchichtforſcher von tieferm Blick eben in dieſer glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher ſo ſchrecklich gewordenen Verderbens! — Das unglückliche Beiſpiel des Fürſten hat ſeinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beiſpiel hat um ſo mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenſchaften des Fürſten ſeine Fehler zu entſchuldigen, ſie nicht nur verzeihlich, ſondern ſelbſt liebenswürdig zu machen ſchienen. Man rechnete ſich's zur Ehre, ihm ähnlich zu ſein; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, ſo ward man's um ſo lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in ſeiner Zügelloſigkeit, ſeiner Sittenverſpottung.

Wie weit ein ſolcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingeriſſene Verderben anſchwellen könne, das haben ältere und neuere Beiſpiele zu ſchrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rauſche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schickſale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürſten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weiſe Geſetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch ſtete kraftvolle Handhabung dieſer Geſetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beiſpiel des Fürſten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erſt alle Scham verſchwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Anſehen der Geſetze ſchützen müßte, in den Gemüthern dahin iſt! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in ſich und mit dem-Throne verknüpften, werden ſich löſen; das ehemals durch Tugend ſo genau, ſo innig vermiſchte Intereſſe Aller, wobei der Staat einer ſo vollen Geſundheit, eines ſo frohen Lebens genoß, wird ſich zu ſchändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird ſeinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieſes dauere, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflöſung verſpäte: ſo wird doch dieſe gewiß, und wer kann ſagen, unter wie ſchmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

---

*) King Lear. Act IV, Sc. 6.

**) Aus deſſen: Fürſtenſpiegel. Berlin 1798.

Wie? Und den erſten Urheber dieſes Verderbens, deſſen Laſter ſo unendlich mehr einriſſen, als ſeine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unſittlichkeit gewöhnte, und zu eigener Unſittlichkeit verleitete; ihn ſollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um ſein Volk hochverdienten Fürſten verehren, ſollten ſein Bild im Tempel des Nachruhms aufſtellen, und unter lauten Lobgeſängen es mit den Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz ſeinen Lorber verſagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypreſſen in dieſem Lorber flechten, werden trauren, daß ſo großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch ſie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz ſo ſtrenge Forderungen an Fürſten, als an andere Menſchen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Geſetze zu ſein, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freilich, einem Cäſar Borgia, einem Carl dem Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürſten ſchänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laſter nennt, da man ſie nur Schwachheiten nennen ſollte; Sünden, worein gerade die fühlendſten Herzen, die feinſten wohlwollendſten Charaktere, am liebſten verfallen. Schwachheiten dieſer Art haben wir mehreren der beſten, der geprieſenſten Könige zu verzeihen; und warum ſie nicht allen Fürſten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerſtreuung und Gemüthsſtärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind ſie nur im Uebrigen weiſe, tugendhaft, edel; — ob ſie nicht die treuſten Gemahle, nicht die beſtändigſten Liebhaber ſind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen ſo großen Schaden der Nation thun?

Allerdings iſt ein Unterſchied zwiſchen Fehlern; allerdings iſt der bloße, beſonders feinere, Wollüſtling in unendlich geringerm Grade verächtlich und haſſenswerth, als der Blutſauger, der Tyrann, der Verräther. Aber auch die kleinſte Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüſſe ſo viele aufnehmen, daß ſie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendſte Sittenfehler kann durch alle die, die ſich nach und nach ihm zugeſellen, in die gehäſſigſten, verderblichſten Laſter führen. Wie, wenn die erſte zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geiſt und Witz, die den Prinzen von der geſetzlichen zu der ungeſetzlichen Verbindung hinzog, wenn dieſe ſo unſchuldig, ſelbſt ſo liebenswürdig ſcheinende Empfindung ihm eine Gebieterin gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abſchlagen zu dürfen, und die es verſtände, alle anfangs verſteckten, aber nach und nach ſich entwickelnden Laſter ihrer eigenen Seele in die ſeinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieſer Gebieterin zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Verſorgung der unechten, vielleicht ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft zu ungeheurer Verſchwendung, zu gänzlicher Erſchöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als ſich die ungerechteſten, grauſamſten Erpreſſungen zu geſtatten? Wie, wenn die lauteſten Anſprüche des Verdienſtes überhört, alle die Beſten und Edelſten zurückgeſetzt werden müßten, um Würden, Ehrenſtellen, Reichthümer auf die Zweige des oft ſo dunkeln Hauſes der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günſtling oder Schützling derſelben zuſammen zu häufen? Wie, wenn die Rachſucht der Stolzen, die leicht Verachtung ſieht, weil ſie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die ſchwache Seele des Prinzen nicht zu widerſtehen vermag, die würdigſten Männer des Staats zum Opfer forderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abſcheulichkeit, ſo wie zur kriechendſten Schmeichelei, zur unbedingteſten Unterwerfung, zur freudigſten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunſches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur ſchwache, in ſeiner Schwachheit liebenswürdige Fürſt ſich plötzlich in einen boshaften, tyranniſchen, verabſcheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergeſſe! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinſchaftlichen heiligen Bande, deſſen leichtſinnige Trennung Gefahr bringt, daß ſie ſich alle zerſtreuen werden. Man löſ't den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu laſſen; aber ſiehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführeriſchen Beiſpiele des Fürſten hingeriſſen, gleiche Grundſätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Maſſe allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachſen! Oder ſollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals ſo zärtliche Band der Familie zerriſſen, der Friede des Hauſes geſtört, eben dadurch das Haus verekelt, das Intereſſe nach außen verſchleppt, von dem Vermögen verſchleudert, an den Geſchäften verſäumt wird? — Ohne des andern unſäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muſter iſt; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verſchleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin ſelbſt iſt das geringere Uebel; das unendlich größere iſt, daß man, um dieſem Ruine auszuweichen, und die einmal angefangene Lebensart, ſei es aus Geſchmack oder aus Nothwendigkeit, fortzuſetzen, ſich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer beſſern Lage, eben wie der Geſunde vor künſtlichen Wunden, denen ſich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückſchaudern würde. Die heiligſten Pflichten ſcheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtſinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewiſſenhaftigkeit, wahre Ehre verſchwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Laſtern ſelbſt hing, hängt jetzt nur an dem Mangel der Feinheit, der Liſt, womit man ſie hätte verdecken ſollen. Alſo bis dahin, bis zu einer ſo wilden Geſetzloſigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man ſich Freiheiten nahm, die für unſchuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubiſchen Grillen, für edle Erhebung über altväteriſches Vorurtheil galten! — Die Laſter, wie die Tugenden, ſind ſich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in ſich: und wenn nur eins davon in dem Volke Wurzel faßt, ſo werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, ſagt man vielleicht, muß denn der Fürſt, was er ſich ſelbſt erlaubt, darum auch Andern geſtatten? Iſt er nicht Herr, um durch weiſe Geſetze die Unordnungen einzuſchränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in ſeiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über dieſe Geſetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen ſoll er verdammen? Soll mit jedem Geſetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande ſeines Fürſten erkenne? Soll mit ſeinen Untugenden allein ſtehen wollen, um ihren Anblick deſto auffallender, deſto empörender zu machen? — Laſter hat immer gern Geſellſchaft von Laſter; es zieht ſich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beiſpielen Entſchuldigung, und fürchtet, durch Unduldſamkeit noch verhaßter, noch verabſcheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Geſetze haben, die auf dem Throne ſelbſt und rings um den Thron verlacht und verſpottet werden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten ſollen: ſo muß der Fürſt ſelbſt ein Edler ſein, der zu jedem ſeiner Geſetze das Beiſpiel gebe; ſo muß das Laſter nicht blos zittern ſich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; ſo muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zu reden oder zu knirſchen: es muß ſich gedrungen fühlen, ſein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es ſchlägt, zu verehren.

Ueber fehlgeſchlagene Erwartungen *).

Von Ch. Garve.

Keine Beobachtung wird im menſchlichen Leben ſo häufig und in dem Leben mancher Menſchen ſo unaufhörlich gemacht, als daß Erwar-

---

*) Aus deſſen: Sammlung einiger Abhandlungen u. A. Leipzig 1802.

tungen fehlſchlagen; — und zwar die hoffnungsvollen ſowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter ſind, wenn wir ſie erlangen, von ſo großem Werthe, — wenige Vergnügungen ſo ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir ſie wünſchten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günſtige Vorſtellung nicht, welche wir bei der Vorausſetzung von ihr hatten, ſo vermiſchen ſich doch vielleicht mit dem Genuſſe kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir ſie zum Ziele unſers Beſtrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, ſo geringfügig ſie ſein mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande ſind, die frohe Empfindung in dem Beſitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den ſchönſten Sommertag in der anmuthigſten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht ſehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öfterſten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unſers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen ſuchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns ſelten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartſchaft darauf hatten. Und eben ſo thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in deſſen Umgange wir uns aufzuheitern uns verſprachen, nicht zu Hauſe; werden auf einer Spazierreiſe, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen; und bringen von einem Freudenfeſte, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geſchickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben ſo oft trügen uns unſere traurigen Ahnungen. Es iſt ſchon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menſchen an der Krankheit ſterben, die ſie im Leben am meiſten geängſtigt hat. Unfälle, die unſer ganzes Glück zu zerſtören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden ſogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlſtande. Perſonen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verluſt uns unüberſtehlich ſcheint; und wir überſtehen ihn nicht nur recht wohl, ſondern wir genießen von dieſem Zeitpunkte an einer beſſern Geſundheit und eines größeren Frohſinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer ſchon halb erwachſenen Kinder beraubt wurden, und ſich und Andern die unglücklichſten aller Sterblichen ſchienen; und die doch in der Folge ſo ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei ſolchen Vorfällen im Großen geſchieht, ſehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Geſellſchaft, in welche wir aus Furcht ſchrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Luſtreiſe mit dem ungünſtigſten Anſcheine des Himmels an, und genießen auf derſelben des angenehmſten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unſern Hausgenoſſen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und ſelbſt angenehmen Entwickelung der Sache überraſcht.

Woher kömmt denn nun dieſe ſo oft wiederholte Täuſchung menſchlicher Vorausſetzungen? Giebt es irgend eine Gottheit, die der menſchlichen Klugheit ſpotten will, und ſich über die Verlegenheit beluſtigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unſerer Schickſale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu ſchlecht beobachten, und daher falſch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß ſie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverläſſige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewiſſen Einſchränkungen Statt.

Es iſt richtig, daß in Abſicht dieſes Fehlſchlagens der Erwartungen ein großer Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß ſich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anſchläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorſtellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugeſtehen, daß in den Schickſalen einiger Menſchen eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrſcht, in den Schickſalen Anderer ein immerwährender Widerſpruch der Begebenheiten mit den Vorausſetzungen vorkömmt. Der Menſch, welchem dieſes Letztere widerfährt, und der ſich ſelbſt keine Schuld beimeſſen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieſer Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuſchenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zuſammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt ſich auch die Urſache jenes Unterſchiedes ſehr oft entdecken, wenn man auf den Geiſt und den Charakter der Perſonen Achtung giebt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Perſonen, deren Vorausſehungen am öfterſten eintreffen, ſind die, welche am beſten beobachten. Alle Vorausſehung iſt ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Urſachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer alſo ein Menſch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewiſſe Rechnungen zu machen, oder für dieſelbe Entſchlüſſe zu faſſen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegende Umſtände bemerkt: deſto richtiger wird er beſtimmen können, was darauf erfolgen werde. Dieſe Beobachtungen oder dieſe Schlüſſe geſchehen nicht immer mit vollem Bewußtſein, und ſo, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenſchaft geben könnte: und eben deßwegen ſehen ihre Reſultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der ſogenannte Takt, der zur Ausführung weitausſehender oder keinen Aufſchub leidender Unternehmungen nöthig iſt, von denen die Erſtern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Unterſuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menſchen iſt es der erſte Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigſten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht ſo oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn ſie bei dem Entſchluſſe blieben, zu welchem ſie ſogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Inſtinkt geneigt waren. Zu dieſer Verfolgung ſeines erſten Gedankens gehört beim Menſchen Feſtigkeit, Muth und Selbſtvertrauen. Man bemerkt auch, daß Perſonen, welchen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſich öfters als andere von gleichen Geiſtesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Urſache kann ſchwerlich eine andere ſein, als weil ſie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeſchwächten Geiſtes zu folgen, und durch die endloſen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentſchloſſenheit ſie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenſtände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn ſie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entſcheidung dem Zufalle überlaſſen.

Andere aber ſind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverläſſigkeit zu durchſchauen, was ihnen bei der erſten Anſicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Menſch zu der einen oder zu der andern dieſer beiden Claſſen gehöre, kann er am beſten aus dem Erfolge ſeiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathſchlagung, durch die langſame Abwägung der beiderſeitigen Gründe eine poſitive Entſcheidung hervorgebracht wird, bei der er ſich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er ſelbſt hat, oder der Rathſchläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: ſo iſt dieſer Weg für ihn wahrſcheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine ſtandhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für ſich, daß ſie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber ſeine Ueberlegungen, ſo tief ſie in die Sache hineinzugehen, und ſo ſehr ſie ſeine theoretiſche Kenntniß derſelben zu erweitern ſcheinen, doch nicht feſt und entſchloſſen machen; wer die praktiſchen Reſultate ſeines angeſtrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Anſehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit ſeiner eignen Gemüthsſtimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrſcheinlich beſſer dabei fahren, wenn er ſeinem erſten Gedanken folgt, als wenn er ſich zu ausführlich mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Die Gefahr zu irren, inſofern ſie aus Unwiſſenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entſteht, iſt in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entſteht, iſt dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn ſie einen Gegenſtand zu lange mit unverwandten Augen anſehen.

2. Eine Urſache, welche viel fehlgeſchlagene Erwartungen veranlaßt, iſt, daß die Menſchen überhaupt zu große haben; und diejenigen werden ohne Zweifel am öfterſten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menſchen zu viel erwarten. Das geſchieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, ſo wie ſie den Menſchen verführt, von ſeiner Perſon und ſeinen perſönlichen Eigenſchaften zu groß zu denken, ſo giebt ſie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu ſchmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorſteht. Denn man ſtellt ſich leicht angenehme und glückliche Erfolge, ſo außerordentlich ſie ſein mögen, als wahrſcheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth ſei, dergleichen zu erhalten. Der, welcher ſich einbildet, ſeiner Thaten oder ſeiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder ſelbſt verachtet ſein; im Grunde ſeines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß ſeine Verdienſte künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erſcheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher ſich ſelbſt für liebenswürdig hält, ſieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und ſo iſt mit jeder Einbildung von einem gewiſſen Verdienſte die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemeſſenen Lohn erhalten werde. Dieſe Empfindung, welche tief in der menſchlichen Natur eingewurzelt iſt, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit ſein. Dem beſſern Menſchen ſteht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein beſſeres Schickſal bevor, und wenigſtens iſt es unſrer vernünftigen Natur gemäß, Glückſeligkeit mit Tugend in unſern Vorſtellungen zu verknüpfen. Nichtsdeſtoweniger iſt es gewiß, daß, wenn der Menſch dieſe ſeine Verdienſte zu hoch berechnet, und wenn er beſtimmte Belohnungen in dieſem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als Andere in ſeinen Erwartungen getäuſcht wird.

Bei Andern entſteht dieſe zuverſichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde ſelbſt, die ſie nach dem gehofften Gegenſtande haben. Die meiſten Leidenſchaften haben den Zauber, daß ſie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege ſtehen. Wenn ſie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit ſteigen, ſo können ſie ſogar den Menſchen in denjenigen Zuſtand des Wahnſinns verſetzen, in welchem er, trotz des Zeugniſſes ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft, das Gut, deſſen Wunſch ſeine ganze Seele erfüllt, wirklich ſchon zu beſitzen glaubt. Dieſer Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Beſitze der Sache hat die Tollhäuſer mit ſo viel Unglücklichen angefüllt, die ſich für Könige und Fürſten, oder die ſich für begünſtigte Liebhaber irgend einer ſchönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenſchaft, bei welchen die geſunde Vernunft noch Meiſter über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorſtellung eines heftig gewünſchten Gegenſtandes eigen iſt, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr alſo ein Menſch Leidenſchaften, und je heftigere er hat, deſto mehr und deſto gewiſſere Erwartungen hat er; und deſto öftern und ſchmerzlichern Täuſchungen iſt er alſo ausgeſetzt. Je größre Dinge er begehrt, deſto ſeltnere Zufälle gehören dazu, ſie ihm zu verſchaffen, und die Unwahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächſt mit dem Ausſchweifen der Wünſche.

Oft vereinigt ſich Beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geſchieht bei denen, die ſich ihres Glückes ſelbſt als eines Verdienſtes rühmen und wie Cäſar glauben, daß die zerbrechlichſte Barke im Sturme ſich erhalten müſſe, wenn ſie derſelben ihre Perſonen und ihre Entwürfe anvertrauen. Dieſe Einbildung, ſo ſehr ſie an ſich Irrthum iſt, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich ſein, beſonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn ſie bei gewöhnlichen Menſchen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrſchende Meinung wird, ſo iſt ſie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagſtücke.

Faſt jeder Menſch traut, beſonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, ſeinem Glücke mehr zu, als er billig ſollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag ſind die meiſten ängſtlich und furchtſam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren ſich günſtige Vorfälle ereignen werden. Daher ſind ſie ſo karg mit ihren Dienſten oder mit ihrem Gelde, wenn ſie heute jene zu leiſten, dieſes zu geben aufgefordert werden, und hingegen ſo freigebig mit Verſprechungen, die ſie erſt nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es iſt nicht immer die Abſicht zu täuſchen, was ſie zu dieſem Letztern ſo bereitwillig macht. Nein, ſie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: ſie glauben ehrlicherweiſe, daß bis zu dem beſtimmten Zeitpunkte die Umſtände zu ihrem Vortheile ſich abändern, ihre Hilfsquellen ſich vermehren und die Erfüllung ihrer Zuſagen erleichtern werden.

Dieſe gemeine Schwachheit der Menſchen wächſt bei Einigen zu einer ſchändlichen Thorheit auf. Der äußerſte Grund davon zeigt ſich bei gewiſſen halb Blödſinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorſtehen ſoll. Aber auch ohne ſich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereigniſſe zu täuſchen, ſind die, welche ihrem Glücke und der Gunſt des Zufalls zu ſehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel deſſelben zu werden, und ſich am Ende eine deſto bitterere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche ſie ſich bei der Ausſicht auf dieſelbe machten.

Dieſes Fehlſchlagen überſpannter Erwartungen iſt

3. den trägen und ſinnlichen Menſchen eigen, die, je weniger ſie ſelbſt zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Luſt haben, deſto mehr vom Zufalle und von andern Menſchen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm ſein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menſchlichen Geſellſchaft hat, die Wichtigkeit der Dienſte, die er dem gemeinen Weſen oder einzelnen Perſonen leiſtet, geradezu und unmittelbar verſchaffen können, der wird gemeiniglich, wenigſtens in den Hauptſachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umſtände, die er nicht veranſtaltet hat, ſich ſeine Belohnungen über das gewöhnliche Maaß vergrößern werden; wer ſein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, ſondern einen beſonders günſtigen Wind, der in ſeine Segel ſtoßen ſoll, erwartet: der

wird immer Urſache haben, über ſein Unglück und fehlſchlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, ſagt ein uralter griechiſcher Dichter, haben die Götter den Menſchen zu Kauf gegeben, und Arbeit iſt der Preis, den ſie dafür fordern. Wer alſo dieſe Güter, die er ſich verdienen ſoll, geſchenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit ſich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt ſehr unzufrieden ſein.

Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umſtande des menſchlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menſchen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günſtiger oder widriger Zufälle, — ſich deutlich zu zeigen ſcheint, es in dieſem Umſtande iſt, daß die Vermuthungen des einen Menſchen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zuſammentreffen als die des andern. Daraus entſteht, daß die Veranſtaltungen des einen immer paſſender ſind und daher ihre beabſichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald ſeine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von ſich verſäumt findet, immer aber ſeine frühern Handlungen mit den ſpätern Ereigniſſen im Widerſpruche ſieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewiſſen Menſchen ſtimmt, wie es ſcheint, die Cauſalität der Natur mit dem Prinzipe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verſtandes und den Entſchlüſſen ihres Willens, die Wirkſamkeit der unbekannten Urſachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeſchränkten aber vernünftigen Thätigkeit beſſer als bei andern zuſammen. Sie ſind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der ſie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall ſeine Würfe den Erwartungen des einen Menſchen ſtandhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, iſt ſchon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat ſie, wie alle wunderbaren Erſcheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um ſie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig iſt als der Lauf der Geſtirne, dieſe zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher ſich über die Dinge, deren Urſachen er nicht ergründen kann, wenn ſie ihm doch zu wichtig ſind, um ſtillſchweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Abſichten zu beruhigen ſucht, kann ſich ſehr wohl vorſtellen, daß es zu der Erziehung mancher Menſchen gehöre, ſie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlſchlüſſe machen zu laſſen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menſchen, ihm diejenigen Eigenſchaften zu geben, welche zum Glücke führen. Perſonen, in deren Leben die Dinge ſich oft ſo ereignet haben, wie ſie ſich dieſelben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geſchäften geſchickter. Die Dreiſtigkeit, welche ſie erhalten, iſt eine nützliche Eigenſchaft, nicht nur bei Ausführung, ſondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in ſeine Einſichten wegen des öftern Fehlſchlagens ſeiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu ſetzen anfängt, iſt, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein ſchüchterner Menſch, wenn er in eine große und fremde Geſellſchaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er ſich vom erſten Augenblick an befindet, hört und ſieht er nichts mehr genau, und ſeine eigenen Talente ſtehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat alſo auch falſchere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zuſtande des Gemüths und von dem Maaße ſeiner Einſichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Menſch, welcher ſich im entgegengeſetzten Falle befindet, leicht ſtolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er ſich ſelbſt weniger kennen, und wird in die äußern Dinge immer ſtärker angefeſſelt.

Ohne Zweifel ſchmerzt nichts ſo ſehr, als oft fehlſchlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geiſt ſo lebhaft als durch ſie erweckt, die Natur der Dinge oder ſeine eigne Handlungsweiſe, die Geſetze, wonach die natürlichen und moraliſchen Urſachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er ſelbſt zu urtheilen und zu ſchließen pflegt, — zu erforſchen, es ſei, um die Quelle ſeiner irrigen Vorausſehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es ſei, um ſich zu beruhigen, und ſein Gemüth an einen ſchlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anſchläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber ſich auch das Schickſal oder die Urtheilskraft der Menſchen in der glücklichern Ahnung oder der weiſen Berechnung der Zukunft zeigen mag, ſo iſt es doch das allgemeine Loos der Menſchheit, oft und vielfältig in ihren Anſichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich iſt nicht allein für uns gemacht. Unſere Wünſche hingegen, unſere Entwürfe und unſere Erwartungen gehen bloß von uns ſelbſt aus, und vereinigen ſich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Univerſum hat ſeine eigne Natur, ſeine eigne Laufbahn, ſo zu ſagen, — ſein von den Abſichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle dieſe Wirkungen durchkreuzen ſich, — vereinigen ſich das eine Mal, und zerſtören ſich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane (ſo glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht überſehen können. Nur ſo viel wiſſen wir, daß bei dieſem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und ſelbſt das Wohlſein eines großen Theils der Individuen beſtehen kann. Was habe ich aber Urſache mich zu wundern, daß bei dieſem ſo unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geiſtigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Geſetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Beſtrebungen oft gleichſam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die ſich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Urſachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menſchen iſt in einem ſo verwickelten Syſtem allerdings ſehr unſicher; aber ſeine innere Vollkommenheit kann dabei beſtehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieſer uns unüberſehliche Kampf aller Naturkräfte unter ſich und mit unſern Bemühungen, und die daraus entſtehende Unſicherheit unſerer Hoffnungen und unſerer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der ſie in den Augen des Weiſen iſt.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er ſo oft in ſeinen feſtgegründeten Erwartungen betrogen worden iſt, und ſeine nach reifſter Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen ſehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das iſt überhaupt dem Menſchen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder ſich dem Unmuthe und der Niedergeſchlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit beſſerm Erfolge an ſeinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrſcheinlichkeiten noch kurzſichtiger werden. — Was bleibt ihm alſo übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von ſeiner, ſich auf dieſe äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulaſſen. In den Handlungen ſelbſt, die er thut, in dem Fleiße, den er auf ſeine Geſchäfte verwendet, in den guten Geſinnungen, die er dabei in ſich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzuſtellen, — und in der Tugend und Stärke des Geiſtes, welche er zu beweiſen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wiſſen, deſſen Erreichung ihm gewiß iſt, und der ihn ſchadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den ſeine Handlungen in gewiſſen äußern Erfolgen haben, verfehlen ſollte. Auf dieſe Art iſt es möglich, die beiden, ſonſt unverträglich ſcheinenden Sachen zu vereinigen: ſo munter und dreiſt an jedes Geſchäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange ſicher entgegen ſähe, und doch ſich auf einen ungünſtigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieſer weiſe Mann wird theils überhaupt ſeine Erwartungen herabſtimmen, theils wird er bei ſeinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei ſicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden ſein Verſtand und ſein moraliſcher Charakter gewinnen.

Es iſt unausbleiblich, daß, ſo lange ſich der Menſch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Weſen betrachtet, und in ſeinen Ideen eben ſo egoiſtiſch auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, als in ſeinen Gefühlen und Wünſchen, er ſich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach ſeiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo ſolche Geſinnungen herrſchend werden, würde der Menſch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert ſehn, um nur eine ſeiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erſt, wenn er den Zuſammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlſein berechtigten Geſchöpfen ſteht, — und die Unmöglichkeit einſieht, daß dieſe Alle, in Allem, was ſie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er ſeine Wünſche einſchränken. Von dieſem Zuſammenhange, — von dieſer Unmöglichkeit aber wird er durch theoretiſche Beweiſe bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden ſoll. — Und wie kann er dieſe Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in ſeinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er ſeine zuweit getriebenen Anſprüche und Hoffnungen unter den Anſprüchen und Beſtrebungen anderer Menſchen erliegen ſieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der geſellſchaftlichen Einrichtungen, ſeines ſicher erwarteten Glücks verluſtig geht. Anfangs ſchreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einſicht von ſeiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menſchen zu, und hofft immer noch, jene zu verbeſſern und gegen dieſen Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Geſetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Menſch den andern einſchränken ſoll; daß, indem jede einzelne Kraft ſo weit um ſich zu greifen und ihren Wirkungskreis ſo ſehr zu erweitern ſucht, als ſie kann, alle in einer gewiſſen Sphäre erhalten werden. So ſucht er denn endlich ſeine Wünſche ſchon zum voraus ſo einzuſchränken, wie die Natur der Dinge die Wirkſamkeit ſeiner Kraft eingeſchränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen ſo großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im erſten Aufbrauſen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüſternheit in Anſpruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich iſt der Mann, welcher es verſteht, bis an das Ende ſeines Lebens, ſich in ſeinen häuslichen und öffentlichen Geſchäften, in den Arbeiten ſeines Verſtandes und in denen ſeiner Hände, immer ſo zu beeifern, als wenn er die höchſten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen ſo zufrieden zu ſein, als wenn er ſich keiner Talente und keiner Anſtrengungen bewußt wäre. So vergnügt ſich unter allen Spielern keiner beſſer, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerkſamkeit anwendet, um gut zu ſpielen, und am Ende deſſelben mit dem kleinſten Gewinn fröhlich nach Hauſe geht.

Gott und der Menſch*).

Von F. H. Jacobi.

Der Menſch hat nur dieſe Wahl: entweder Alles aus einem oder Alles aus nichts herzuleiten. Dem nichts ziehen wir das eine vor und geben ihm den Namen Gott, weil dies eine nothwendig einer ſein muß, oder es wäre unter einem andern Namen wieder nur daſſelbe ein allgemeines nichts; jenes weſentlich unbeſtimmte und doch allbeſtimmende; jenes Unding des Unendlichen des Platon, lauter anderes und anderes, alles und nicht eines, ein offenbar unmögliches, ein noch weniger als nichts. Einer alſo iſt das eine; und dieſer eine war und mußte ſein vor allem anderen und anderen; ein eines ohne anderes: die Vollkommenheit des Seins, die Vollkommenheit des Wahren. Des Menſchen Erkenntniß iſt auf Unvollkommenheit gegründet, wie ſein Daſein. Daher in ihr jenes weiſen immer nur von einem auf ein anderes ohne Ende. In Gleichniſſen allein ſiehet und erkennet der Menſch. Das unvergleichbare ſiehet und erkennet er nicht: ſich ſelbſt nicht den eignen Geiſt; und ſo auch Gott nicht den Allerhöchſten. Ein unvergleichbares, ein eines für ſich und ohne anderes iſt der Menſch ſich ſelbſt durch ſeinen Geiſt den eigenthümlichen, durch welchen er der iſt, der er iſt, dieſer eine und kein anderer. Als dieſen einen, der allein iſt dieſer eine und derſelbe bleibt unter allen möglichen Veränderungen, findet er ſich nicht erſt hintennach durch Selbſtvergleichung, ein Weſen des Begriffes, das iſt der bloßen Einbildung; denn worin geſchähe die Vergleichung und Einbildung? worin würde das ſelbſt dem ſelbſte gleich? und was wäre das noch nicht gleichgeſetzte ſelbſt, das ſelbſt noch ohne eignes ſein und bleiben, das durch gleich ungleich und zuſammenſetzen, durch verknüpfen erſt zu einem ſelbſte mit eigenem ſein und bleiben, mit Selbſtſein würde? Was endlich verübte alles dieſes? — Er findet ſich als dieſes Weſen durch ein unmittelbares, von Erinnerung vergangener Zuſtände unabhängiges Weſenheitsgefühl, nicht durch Erkenntniß; er weiß, er iſt dieſer eine Eine und derſelbe, der kein anderer iſt noch werden kann, weil unmittelbare Geiſtesgewißheit von dem Geiſte, von der Selbſtheit, von der Subſtantivität unzertrennlich iſt.

Der in ſich ſelbſt gewiſſe Geiſt des Menſchen bedarf aber zu ſeinem Selbſtlaute der Mitlaute Natur und Gott, um ſein Daſein auszuſprechen, oder richtiger: er iſt kein reiner Selbſtlaut. Weil er ſich ſelbſt nicht ausſprechen kann, ohne Gott und Natur mit auszuſprechen, und zwar ſo, daß dieſe vertönen: ſo weiß er, daß er der alleinige nicht iſt, wenigſtens mit derſelben Gewißheit, womit er weiß, daß er iſt; bezeugt das von ihm unabhängige Daſein anderer ihm ähnlicher und unähnlicher Weſen außer, neben und vor ihm, mit derſelben Kraft, womit er das eigne Daſein ſich bezeuget. Er fühlet, erfähret urſprünglich und kann es auch erkennen, daß ſeine Selbſtſtändigkeit wie ſeine Abhängigkeit eingeſchränkt iſt; daß er eben ſo nothwendig einer nur ſein kann unter anderen, unmöglich ein erſter und einziger; als er, um zu ſein, einer unter anderen nothwendig ſein muß, einer und kein anderer; ein ſelbſtſtändiges, ein wirkliches, ein perſönliches Weſen. Gott allein iſt der eine, der nur einer iſt, der alleinige; er iſt das eine ohne anderes im ausnehmenden, im höchſten Sinne; in keinem Sinne einer nur unter anderen, kein einzelnes, durch Vor- und Mitdaſein bedingtes Weſen, ſondern das ausſchließlich in ſich ſelbſt genugſame, unbedingt ſelbſtſtändige, das allein vollkommene, allein ganz wahrhafte Weſen. Wie? Und dieſer Gott, weil er nothwendig vollkommen, in ſich ſelbſtgenugſam, alſo kein einzelnes Weſen, das iſt, kein Individuum nur aus und unter einer Gattung iſt, er ſollte darum nothwendig ohne Selbſtbewußtſein, ohne Perſönlichkeit, folglich auch ohne Vernunft ſein müſſen? Er ſollte, weil er kein eingeſchränktes, abhängiges — unvollkommenes Weſen ſein kann — nothwendig Nichtweſen, Nichtintelligenz ſein? — Darum, weil er unbedürftig der Natur, unbedürftig der Sinnlichkeit, in ihm ſelbſt allein das Leben hat; weil er in keinem Sinne Daſein, Erkenntniß und Wahrheit nehmend, ſondern überall und ſchlechterdings nur gebend iſt: darum ſollte er ſelbſt, er allein — ſein, der nicht iſt, der unlebendige? Ja, der nicht iſt; nicht für ſich und überall nicht! Denn ein Sein ohne Selbſtſein iſt durchaus und allgemein unmöglich. Ein Selbſtſein aber ohne Bewußtſein, und wieder ein Bewußtſein ohne Selbſtbewußtſein, ohne Subſtanzialität und wenigſtens angelegte Perſönlichkeit, vollkommen eben ſo unmöglich; eines wie das andere nur gedankenloſer Wortſchall. Alſo Gott iſt nicht, iſt das Nichtſeiende im höchſten Sinne, wenn er nicht ein Geiſt iſt; und er iſt kein Geiſt, wenn ihm die Grundeigenſchaft des Geiſtes, das Selbſtbewußtſein, Subſtanzialität und Perſönlichkeit mangelt. Iſt er aber kein Geiſt, ſo iſt er auch nicht der Anfang der Dinge, in ſo fern ſie Wirklichkeit und wahres Weſen haben; denn das erſte iſt nothwendig überall, wo etwas wahrhaft iſt, der Geiſt: es iſt kein wahres Sein noch Daſein möglich, außer im Geiſte und durch einen Geiſt. Die geſunde noch unverkünſtelte Vernunft hat an der Wahrheit dieſer Sätze nie gezweifelt. Ihr verſteht es ſich von ſelbſt, daß Unweſen nicht das Weſen; ein Grund der Unvernunft nicht als Folge vernünftiges und die Vernunft; ein dummes Ungefähr nicht Weisheit und Verſtand; das todte und tödtende nicht das lebendige; unempfindlicher Stoff nicht die empfindende Seele, Liebe, Vorſorge, Aufopferung, Gerechtigkeit; das zerſtörende nicht das ſchaffende und ordnende; überhaupt das geringere aus ſeinen Mitteln, nicht das höhere und beſſere hervorbringen, ſich ſelbſt aus ſich allein dazu verklären und darin verwandeln kann; ſo wenig allmälig, das iſt mit der bloßen leeren Hilfe einer bloßen leeren Zeit, als ohne Zeitverlauf plötzlich und in einem Nu. Aber ein Geiſt! ſtauneſt du — ein Geiſt, wie kann er etwas außer ſich hervorbringen; etwas außer ihm wirkliches — andere Geiſter? Wie etwas ihm ganz entgegengeſetztes: eine ſinnliche, materielle Welt? — Wie kann aus dem Ewigen ein Anfang kommen? Wer ſaget dir, daß aus ihm, was du einen Anfang nenneſt, gekommen ſei? — Und was meineſt du, wenn du von anfänglichem und unanfänglichem redeſt? Kannſt du ſagen, du ſeheſt irgend etwas vor dir wahrhaft entſtehen und wahrhaft vergehen? Oder magſt du ſagen, es ſei kein Anfangen und kein Aufhören, es verändere ſich in Wahrheit nichts, nichts entſtehe noch vergehe, Alles ſei ohne Wandel? Jenes verbietet dir die Vernunft; dieſes ein der Vernunft und Anſehn wenigſtens gleiches unwiderſtehliches Gefühl. — Was das Uebrige betrifft, ſo ſtaune doch zuerſt darüber, daß nur etwas ſei und wirke; oder leugne, daß es irgendwo ein Sein und Bleiben gebe. Hier im Mittelpunkt des Unbegreiflichen, wo es dich ganz umgibt, beſinne dich und wähle, ob du dich mit dieſem Unbegreiflichen in Freundſchaft oder Feindſchaft zu befaſſen habeſt. Sucheſt du nicht überall ein erſtes; und kann ein erſtes je begriffen werden? Und was wäre dir das erſte, wenn es nicht Urſache wäre? — Und was wäre dir Urſache — wenn ſie wäre, was nie iſt?

---

*) Aus deſſen: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811.

Hier verweile und ſinne nach, tiefer und tiefer! Je vollkommener, ſtiller und reiner du in deinem Innerſten dich ſammeln wirſt; deſto deutlicher wirſt du vernehmen: Er iſt! — der das Auge gemacht hat: Er ſiehet! der das Ohr gepflanzt hat: Er höret! der dies Herz bereitet hat: Er liebt! der dieſen Geiſt aus ſich geboren hat: Er will, und weiß, und iſt!

Ueber den Umgang unter Freunden [*].

Von A. F. v. Knigge.

1.

Da bei dem Betragen gegen unſre Freunde Alles auf die Wahl derſelben ankömmt, ſo muß ich zuerſt einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vorausſchicken. Keine freundſchaftliche Verbindung pflegt dauerhafter zu ſein, als die, welche in der frühen Jugend geſchloſſen wird. Man iſt da noch weniger mißtrauiſch, weniger ſchwierig in Kleinigkeiten; das Herz iſt offener, geneigter ſich mitzutheilen, ſich anzuſchließen; die Charaktere fügen ſich leichter zuſammen; man giebt von allen Seiten nach, und ſetzt ſich in gleiche Stimmung; man macht gemeinſchaftliche Erfahrungen, hat gemeinſchaftliche Freuden und Genüſſe, giebt ſich mit unbeſchränktem Vertrauen hin, und wird ſpäterhin durch die ſüße Erneuerung der Jugendzeit immer wieder zu einander hingezogen. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß: wird Einer aus dem vertrauten Kreiſe durch den Tod hinweggeriſſen, ſo kettet das die übrigbleibenden Gefährten deſto feſter aneinander. — Ganz anders iſt die Gemüthsſtimmung in ſpätern Jahren. Von Menſchen und

---

[*] Aus Knigge: „Ueber den Umgang mit Menſchen.“

Schickſalen vielfältig getäuſcht, werden wir verſchloſſner, trauen nicht ſo leicht: das Herz ſteht unter der Vormundſchaft der Vernunft, die genauer abwägt, und ſich ſelbſt Rath zu ſchaffen ſucht, bevor ſie ſich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, iſt ſchwieriger in der Wahl, nicht mehr ſo lüſtern nach neuen Bekanntſchaften, wird nicht ſo lebhaft betroffen von glänzenden Außenſeiten; man hat ächtere Begriffe von ſittlicher Vollkommenheit, von dauerhaften Bündniſſen, von den Bedingungen einer gänzlichen Hingebung; der Charakter iſt feſter; die Grundſätze ſind geläutert und befeſtigt: die Anſicht des Lebens iſt eine höhere geworden. Darum wird es ſchwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen; und endlich ſind wir in ſo manche Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigſtens ſelten Drang haben, neue zu ſchließen. Darum ſollten Jugendfreunde nicht vernachläſſigt, und Jugendfreundſchaften immer wieder erneuert und belebt werden; es geht Unerſetzliches verloren, wenn man einen Jugendfreund verliert; ſein Umgang iſt die Würze des Lebens.

2.

Es iſt ein ziemlich angenommener Grundſatz, daß zu vollkommner Freundſchaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe“, ſagt man, „ſei blind; ſie feſſele, durch unerklärbaren Inſtinct, Herzen aneinander, die dem kalten Beobachter gar nicht für einander geſchaffen zu ſein ſchienen; und da ſie durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, ſo fielen bei ihr alle Rückſichten des Abſtandes, den äußere Umſtände erzeugen, weg. Die Freundſchaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundſätzen und Neigungen; nun aber habe jedes Alter, ſo wie jeder Stand, ſeine ihm eigne Stimmung, nach der Verſchiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und deshalb finde unter Perſonen von ungleichen Jahren und ungleichen bürgerlichen Verhältniſſen keine ſo vollkommene Harmonie ſtatt, wie zur Knüpfung des Freundſchafts-Bandes erfordert werde.“

Dieſe Anmerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich ſchon zärtliche und dauerhafte Freundſchaften unter Leuten wahrgenommen, die weder dem Alter, noch dem Stande nach, ſich ähnlich waren, und wenn man ſich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden geſagt habe: ſo wird man dies leicht erklären können. Es giebt junge Greiſe und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünſchen, Freiheit in der Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, ſo wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Geſinnungen ſelbſt einen Fürſten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das iſt aber zuverläſſig gewiß, daß zu einer dauerhaften innigen Freundſchaft Gleichheit in Grundſätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß eine zu große Verſchiedenheit in Fähigkeiten und Kenntniſſen der Freundſchaft nachtheilich iſt. Darf denn in dieſer Verbindung gerade das fehlen, was ſie zur Quelle des edelſten Lebensgenuſſes und der reinſten Glückſeligkeit macht? die Mittheilung der Gefühle, die ſanfte durch Theilnahme verſüßte Warnung und Zurechtweiſung? Und kann ich den mit Zuſtimmung meines Herzens meinen Freund nennen, dem meine Empfindungen völlig fremd ſind, der kalt und gleichgültig bleibt, wo meine Seele ganz Gefühl und Empfindung iſt? Es giebt Menſchen von erhabenen und ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufſchauen muß, und dieſe Menſchen verehrt man, — aber — man liebt ſie nicht, oder man verzweifelt wenigſtens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundſchaft müſſen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von *einer* Seite, alles, was die Gleichheit aufhebt, ſtört zugleich die Freundſchaft.

3

Warum haben ſehr vornehme und ſehr reiche Leute ſo wenig wahren Sinn für Freundſchaft? Sie fühlen nicht dieß edelſte Seelen-Bedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweiſe die theilnehmenden Gefühle getödtet und ſie zu Sclaven der Selbſtſucht macht. Ihre Leidenſchaften zu befriedigen; rauſchenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genießen; geſchmeichelt, gelobt, geehrt zu werden: darum iſt es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Perſonen ihres Gleichen werden ſie durch Eiferſucht, Neid und andre Leidenſchaften getrennt; die Vornehmern ſuchen ſie nur auf, wenn ſie ihrer, zu Begünſtigung eigennütziger oder ehrgeiziger Abſichten, bedürfen; die Geringern und Aermern aber halten ſie in einer ſo großen Entfernung von ſich, daß ſie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, ſich ihnen gleichzuſtellen. Auch bei den Beſten unter ihnen erwacht früh oder ſpät die Vorſtellung, daß ſie von beſſerm Stoffe ſeien, und das erkaltet oder tödtet dann die Freundſchaft.

4.

Allein ſelbſt unter denen Menſchen, die Dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten gleich ſind, rechne nur auf die dauernde Freundſchaft Derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenſchaften beherrſcht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden! Wer raſtlos rauſchenden Freuden und Zerſtreuungen ſich ergiebt; wer wilden Begierden, der Wolluſt, dem Trunke, oder dem unglückſeligen Spiele Alles aufopfern kann; weſſen Abgott falſche Ehre, Geld oder ſein eignes Ich iſt; wer, wankelmüthig in Grundſätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der ſich, wie Wachs, von Jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht ein guter Geſellſchafter, aber nie wird er ein beſtändiger, treuer Freund ſein. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Feſtigkeit ankömmt, wird ein Solcher Dich im Stiche laſſen; Du wirſt allein da ſtehen, und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogſt, indem Du unvorſichtig wählteſt. Ueberhaupt malt unſere Phantaſie uns die Menſchen, wie wir gern möchten, daß ſie ausſähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menſchen unſern phantaſirten ganz unähnlich ſind, ſo grollen wir mit dem Leben.

Shakſpeare verglichen mit den alten und neueſten *).

Von Göthe.

Das Intereſſe, welches Shakſpeares großen Geiſt belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrſagung und Wahnſinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Geſpenſter, Unholde und Zauberer ein magiſches Element bilden, das zur rechten Zeit ſeine Dichtungen durchſchwebt, ſo ſind doch jene Truggeſtalten keineswegs Hauptingredienzien ſeiner Werke, ſondern die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſis, worauf ſie ruhen; deshalb und alles, was ſich von ihm herſchreibt, ſo echt und kernhaft erſcheint. Man hat daher ſchon eingeſehen, daß er nicht ſowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantiſche genannt hat, ſondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da ſein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum auf der zarteſten Seite, ja nur mit der äußerſten Spitze an die Sehnſucht grenzt. Deſſenungeachtet aber iſt er näher betrachtet ein entſchieden moderner Dichter, von den alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beſeitigen iſt, ſondern dem innerſten tiefſten Sinne nach.

Zuvörderſt aber verwahre ich mich und ſage, daß keineswegs meine Abſicht ſei, nachfolgende Terminologie als erſchöpfend und abſchließend zu gebrauchen; vielmehr ſoll es nur ein Verſuch ſein zu andern uns ſchon bekannten Gegenſätzen, nicht ſowol einen neuen hinzuzufügen, als daß er ſchon in jenen enthalten ſei anzudeuten. Dieſe Gegenſätze ſind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidniſch.	Chriſtlich.
Heldenhaft.	Romantiſch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, ſowie die meiſten, welchen der Menſch ausgeſetzt ſein kann, entſpringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältniſſen zwiſchen Sollen und Wollen, ſodann aber zwiſchen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und dieſe ſind es, die ihn auf ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſetzen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelöſet werden kann, entſpringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchſte Verlegenheit hingegen, unauflöslich und unaufgelöſt, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherrſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniß zwiſchen Sollen und Vollbringen, in der neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf und verſuche, ob ſich etwas damit leiſten laſſe. Vorherrſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müſſen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menſchen auferlegt, das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermögen des Vollbringen fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermögen des Vollbringens getröſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele; auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels verbunden mit dem Zufalle vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen verbunden mit der Fähigkeit des Spielers wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſtſpiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß bei ge-

---

*) Aus: Theater und Deutſche Litteratur.

gegebenen Mit- und Gegenſpielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaſſen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laſſen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den größten Vortheil ziehen, und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geſchärft und beſchleunigt wird. Hier iſt der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erſcheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen iſt despotiſch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgeſetz, oder der Natur, wie die Geſetze des Werdens, Wachſens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem dieſem ſchaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt ſei. Das Wollen hingegen iſt frei, ſcheint frei und begünſtigt den einzelnen. Daher iſt das Wollen ſchmeichleriſch und mußte ſich der Menſchen bemächtigen, ſobald ſie es kennen lernten. Es iſt der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem entgegengeſetzten, und hier liegt der Grund, warum unſre Kunſt, ſowie unſre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und ſtark, durch das Wollen ſchwach und klein. Auf dem letzten Wege iſt das ſogenannte Drama entſtanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöſte; aber eben weil dieſes unſrer Schwachheit zu Hilfe kommt, ſo fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröſtet werden.

Wende ich mich nun nach dieſen Vorbetrachtungen zu Shakſpeare, ſo muß der Wunſch entſpringen, daß meine Leſer ſelbſt Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakſpeare einzig hervor, indem er das alte und neue auf eine überſchwängliche Weiſe verbindet. Wollen und Sollen ſuchen ſich durchaus in ſeinen Stücken ins Gleichgewicht zu ſetzen; beide bekämpfen ſich mit Gewalt, doch immer ſo, daß das Wollen im Nachtheile bleibt. Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erſte große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite des Charakters betrachtet, *ſoll*: ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber *will* ſie. Sie iſt unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Conflict, und dieſen läßt Shakſpeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu und der erhitzt ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaſſungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen; ſie wiederholt ſich aber bei Shakſpeare; denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, ſein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar im Coriolan läßt ſich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, iſt modern. Daß es aber Shakſpeare nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaſſung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert ſich dem Antiken. Denn alle Helden des dichteriſchen Alterthums wollen nur das, was Menſchen möglich iſt, und daher entſpringt das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch ſteht ihr Sollen immer zu ſchroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausſchließt, verträgt ſich nicht mehr mit unſern Geſinnungen; dieſen hat jedoch Shakſpeare auf ſeinem Wege ſich genähert, denn indem er das Nothwendige ſittlich macht, ſo verknüpft er die alte und neue Welt zu unſerm freudigen Erſtaunen. Ließe ſich etwas von ihm lernen, ſo wäre hier der Punkt, den wir in ſeiner Schule ſtudiren müßten. Anſtatt unſere Romantik, die nicht zu ſchelten noch zu verwerfen ſein mag, über die Gebühr ausſchließlich zu erheben und ihr einſeitig nachzuhängen, wodurch ihre ſtarke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, ſollten wir ſuchen jenen großen unvereinbar ſcheinenden Gegenſatz um ſo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meiſter, den wir ſo höchlich ſchätzen und ſo oft, ohne zu wiſſen warum, über alles präconiſiren, das Wunder wirklich ſchon geleiſtet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen proteſtantiſchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang ſchwieg, ſo daß einem wahren naturfrommen, wie Shakſpeare, die Freiheit blieb, ſein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion religiös zu entwickeln.

Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutſchen Reiche in Europa*).

Von Herder.

1. Jede Eroberung der deutſchen Völker ging auf ein Geſammt-Eigenthum aus. Die Nation ſtand für einen Mann; der Erwerb gehörte derſelben durch das barbariſche Recht des Krieges, und ſollte dermaßen unter ſie vertheilt werden, daß alles noch ein Gemeingut bliebe; wie war dies möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wäldern, ein Kriegsheer bei ſeiner Beute, Fiſcher bei ihrem gemeinſchaftlichen Zuge können unter ſich ſelbſt theilen und ein Ganzes bleiben; bei einer erobernden Nation, die ſich in einem weiten Gebiet niederläßt, wird dieſes weit ſchwerer. Jeder Wehrsmann auf ſeinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Landeigenthümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erſtirbt ſein Gemeingeiſt, die Verſammlungen der Nation werden von ihm nicht beſucht; auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Laſt ward, ſucht er ſich, gegen Uebernehmung andrer Pflichten zu entladen. So ward z. B. unter den Franken: das Märzfeld ward von der freien Gemeine bald verſäumt; mithin blieben die Entſchlüſſe deſſelben dem Könige und ſeinen Dienern anheimgeſtellt, und der Heerbann ſelbſt konnte nur mit wachſamer Mühe im Gange erhalten werden. Nothwendig alſo kamen die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß ſie den allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienſte mit guter Entſchädigung auftrugen; und ſo verlor ſich der Stamm der Nation, wie ein zertheilter, verbreiteter Strom, in kraftloſer Trägheit. Ward nun in dieſem Zeitraume der erſten Erſchlaffung ein dermaßen errichtetes Reich mächtig angegriffen; was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf dieſem trägen Wege die beſten Rechte und Beſitzthümer der Freien in andre ſie vertretende Hände kamen? Die Verfaſſung des Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher Alles in Bewegung bleiben ſollte; nicht aber zu einem zerſtreuten, fleißig-ruhigen Leben.

2. Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edler ins Land gekommen, die als ſeine Gefährten und Treuen, als ſeine Knechte und Leute, aus denen ihm zukommenden Ländereien betheilt wurden. Zuerſt geſchah dies nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewieſenen Güter erblich: der Landesherr gab ſo lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und ſelbſt verarmte. Bei den meiſten Verfaſſungen dieſer Art haben alſo die Vaſallen den Lehnsherrn, die Knechte den Gebieter dergeſtalt ausgezehrt, daß, wenn der Staat lange dauerte, dem Könige ſelbſt von ſeinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrig blieb, und er zuletzt als der Aermſte des Landes daſtand.

3. Da die Könige im Geſammteigenthume ihres Volkes umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig ſein ſollten und dies nicht konnten, ſo wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich. Und weil, nach der deutſchen Verfaſſung, die geſetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht vertheilt war, ſo blieb es beinahe unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter ſchwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen ſelbſt Landesherren oder Satrapen wurden. Ihr Diſtrict enthielt, wie ein Stück der gothiſchen Baukunſt, alles im Kleinen, was das Reich im Großen hatte; und ſobald ſie ſich, nach Lage der Sache, mit ihren Ständen einverſtanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkiſche Reich, kaum wurden ſie noch am ſeidnen Faden eines königlichen Namens zuſammengehalten; ſo wäre es mit dem gothiſchen und dem vandaliſchen Reiche worden, hätten ſie länger gedauert. In der Verfaſſung ſelbſt liegt der Same dieſer Abſonderung; ſie iſt ein Polyp, bei welchem in jedem abgeſonderten Theile ein Ganzes lebt.

4. Weil bei dieſem Geſammtkörper Alles auf Perſönlichkeit beruhte, ſo ſtellte das Haupt deſſelben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumſchränkt war, mit ſeiner Perſon ſowohl, als mit ſeinem Hausweſen die Nation vor. Mithin ging ſeine Geſammtwürde, die bloß eine Staatsfiction ſein ſollte, auch auf ſeine Trabanten, Diener und Knechte über. Leibesdienſte, die man dem Könige erwies, wurden als die erſten Staatsdienſte betrachtet, weil die, die um ihn waren, Kapellan, Stallmeiſter und Truchſeß, oft bei Rathſchlägen, Gerichten und ſonſt, ſeine Helfer und Diener ſein mußten. So natürlich dies in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war, ſo unnatürlich wards, als dieſe Kapellane und Truchſeſſe wirklich repräſentirende Geſtalten des Reichs, erſte Glieder des Staats, oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden ſein ſollten; und dennoch iſt ein barbariſcher Prachtaufzug

---

*) Aus Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit

dieſer Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatariſchen Chans, nicht aber in den Palaſt eines Vaters, Verſehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfaſſung jenes germaniſchen Reiches in Europa. Die alte Staatsfiction wurde zur nackten Wahrheit; das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königs verwandelt. Eine ſonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vaſall war, mochte immerhin durch dieſe glänzenden Oberknechte vorgeſtellt werden; nicht aber der Körper der Nation, der in keinem ſeiner freien Glieder des Königs Knecht, ſondern ſein Mitgenoß und Mitſtreiter geweſen war, und ſich von keinem ſeiner Hausgenoſſen vorſtellen laſſen durfte. Nirgend iſt dieſe tatariſche Reichsverfaſſung mehr gediehen und prächtiger emporgekommen, als auf dem fränkiſchen Boden, von wo ſie durch die Normannen nach England und Sicilien, mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, von dannen in die nordiſchen Reiche, und aus Burgund endlich in höchſter Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden iſt; wo ſie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüthen getragen. Von einer ſolchen Staatsdichtung, das Hausweſen des Regenten zur Geſtalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Auguſtus; am Jaik aber oder am Jeniſeiſtrom iſt ſie einheimiſch, daher auch nicht unbedeutend die Zobel und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenſchmuck geworden.

5. In Europa hätte dieſe Verfaſſung ſchwerlich ſo feſten Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht dieſe Barbarei bereits eine andre vor ſich gefunden hätte, mit der ſie ſich freundlich vermählte, die Barbarei des römiſchen Papſtthums. Denn weil die Kleriſei damals den ganzen Reſt der Wiſſenſchaften beſaß, ohne welche auch die Barbaren in dieſen Ländern nicht ſein konnten, ſo blieb dieſen, die ſich ſelbſt Wiſſenſchaften zu erwerben nicht begehrten, nur ein Mittel übrig, ſie gleichſam mitzuerobern, wenn ſie die Biſchöfe unter ſich aufnahmen. Es geſchah. Und da dieſe mit den Edlen Reichsſtände, mit den Dienern des Hofs Hofdiener wurden; da, wie dieſe, auch ſie ſich Beneficien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen, und aus mehreren Urſachen den Laien in Vielem zuvorkamen, ſo war ja keine Staatsverfaſſung dem Papſtthum holder und werther, als dieſe. Wie nun einerſeits nicht zu läugnen iſt, daß zu Milderung der Sitten und ſonſtiger Ordnung die geiſtlichen Reichsſtände viel beigetragen haben; ſo ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staates im Staate, der letzte in allen ſeinen Grundſätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an ſich fremder ſein, als das römiſche Papſtthum und der Geiſt deutſcher Sitten; jenes untergrub dieſe unaufhaltlich, wie es ſich gegentheils vieles aus ihnen zueignete, und zuletzt Alles zu einem deutſch-römiſchen Chaos machte. Wofür allen deutſchen Völkern lange geſchaudert hatte, das ward ihnen am Ende über Alles lieb; ihre eignen Grundſätze ließen ſie gegen ſich ſelbſt gebrauchen. Die Güter der Kirche, dem Staat entriſſen, wurden in ganz Europa ein Gemeingut, für welches der Biſchof zu Rom kräftiger als irgend ein Fürſt für ſeinen Staat waltete und wachte. Eine Verfaſſung voll Widerſpruchs und unſeliger Zwiſte.

6. Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land; und da bei dieſer Einrichtung für den erwerbenden Stand ſo wenig geſorgt war, daß vielmehr Alles in ihr dahin ging, Biſchöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen, ſo ſiehet man, daß damit dem Staate ſeine lebendigſte Triebfeder, der Fleiß der Menſchen, ihr wirkſamer freier Erfindungsgeiſt auf lange geraubt war. Der Wehrsmann hielt ſich zu groß, die Aecker zu bauen, und ſank herab; der Edle und das Kloſter wollten Leibeigene haben, und die Leibeigenſchaft hat nie etwas Gutes gefördert. So lange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Theilen und Produkten organiſchen Körper, ſondern als ein untheilbares todtes Beſitzthum betrachtete, das der Krone oder der Kirche, oder dem Stammhalter eines edlen Geſchlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zuſtünde; ſo lange war der rechte Gebrauch dieſes Landes, ſammt der wahren Schätzung menſchlicher Kräfte, unſäglich behindert. Der größte Theil der Länder ward eine dürftige Almende, an deren Erdſchollen Menſchen wie Thiere klebten, mit dem harten Geſetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künſte gingen deſſelben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben ſie lange auch im Großen eine Handthierung der Knechte; und als Klöſter, die ihre Nutzbarkeit aus der römiſchen Welt kannten, ſie an ihre Kloſtermauern zogen, als Kaiſer ihnen Privilegien ſtädtiſcher Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künſte ſich heben, wo der Ackerbau danieder liegt? wo die erſte Quelle des Reichthums, der unabhängige, Gewinn bringende Fleiß der Menſchen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes verſiegen, wo nur der Pfaffe und der Krieger gebietende, reiche, beſitzführende Herren waren? Dem Geiſt der Zeiten gemäß, konnten alſo auch die Künſte anders nicht als Gemeinweſen (Universitates) in

Form der Zünfte eingeführt werden; eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit wegen nöthig, zugleich aber auch eine Feſſel war, daß keine Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes ſich unzunftmäßig regen mochte. Solchen Verfaſſungen ſind wirs ſchuldig, daß in Ländern, die ſeit Jahrhunderten bebaut wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in feſtgeſetzten Zünften, Orden und Brüderſchaften noch jene alten Vorurtheile und Irrthümer übrig ſind, die ſie treu aufbewahret haben. Der Geiſt der Menſchen modelte ſich nach einem Handwerksleiſten, und kroch gleichſam in eine privilegirte Gemeinlade.

Der gefeſſelte Prometheus*).

Von H. Blümner.

Einzig in ſeiner Art unter den übrig gebliebenen Werken griechiſcher tragiſcher Kunſt iſt der gefeſſelte Prometheus, theils wegen der, ihm allein eignen, tiefen Bedeutung, theils um des Stoffes und der handelnden Perſonen willen. Wie nämlich alle menſchliche Theilnehmer von der Handlung ausgeſchloſſen und Götter allein darin aufgeſtellt ſind: ſo iſt auch der Gegenſtand, der Kampf zwiſchen den Hauptperſonen, — wovon der einen Hoheit nicht einmal ihre perſönliche Erſcheinung zuläßt — göttlicher Art. Dennoch überſteigt der Stoff nicht unſere Faſſungskraft; denn erheben ſich gleich jene Weſen ihrer Macht und ihren Kräften nach über die irdiſchen, ſo handeln ſie doch ſonſt durchgängig nach den Geſetzen unſerer Natur, auch erweckt jener Götter-Kampf in menſchlichen Zuhörern das höchſte Intereſſe, indem er das Wohl unſeres eigenen Geſchlechtes gilt.

Unter den Himmliſchen loderte Zwieſpalt und Aufruhr. Einige trachteten den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben, andere widerſetzten ſich dieſem Beginnen (Prom. Vs. 199. f.**). Prometheus, von der letztern Parthei, gab den Titanen, des Uranos und der Gaia Söhnen, — er ſelbſt ein Sohn des Titanen Japetos***) — den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis, ſeine Mutter, und durch Gaia bekannt, daß nicht Stärke und Gewalt, daß hier Liſt allein ſiegen werde (209. f.). Sie aber verachteten ſchlaue Mittel in ihrem ſtolzen Sinne, wähnend, durch Gewalt die Herrſchaft erringen zu können (204. f.). Nun trat Prometheus auf Zeus Seite, durch ſeine Anſchläge ſiegte der Gott, und vermochte, den Kronos mit ſeinen Gehülfen in den Tartaros zu ſtürzen (216. f.). Darum rühmt ſich Prometheus, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben (439. f.). Hierdurch ward des Zeus Herrſchaft befeſtigt (301. 5.); er beſtieg den Thron des Vaters, ordnete das Reich, und vertheilte die Würden unter die Götter (228. f.)*). Unter dieſen Göttern nun iſt Zeus allein frei; den übrigen iſt alles zugefallen, nur das Herrſchen nicht (49. 50.); er aber, der neue Fürſt der Götter (95.), iſt, eben darum, unerbittlich und hart (34. 35.), er regiert nach eignen, ſelbſtgegebnen Geſetzen widerrechtlich, und läßt die alten Götter ſeine überwiegende Gewalt fühlen (150. 1. 402—5.). Deßhalb fürchten ſie ihn, wider ihren Willen ihm gehorſam (17. 68. u. ſ. w.).

Als nun Zeus die Gaben vertheilte, achtete er nur der armen Sterblichen nicht, ja er beſchloß, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Dieſem Vorhaben widerſetzte ſich keiner als Prometheus; kühn wagte er zu verhindern, daß die Sterblichen, vernichtet, in des Hades Reich hinabgeſtürzt würden (231. f.). Er entwendete des Feuers Strahl, theilte ihn den Menſchen mit, und lehrte ſie die Künſte, die ſie kennen (7. 8. 29. 82. 83. 107. f. 251. 506. 612. 916.). Dieß Erkühnen nun beſtraft der mächtige Gott (8. f.); uneingedenk der von Prometheus geleiſteten Hülfe (221. f.), verurtheilt ihn Zeus zu den bitterſten Qualen; er läßt ihn durch ſeine Diener, Kraft und Gewalt, in eine Wüſte Skythiens führen, und durch Hephaiſtos, ſo ſchwer dieſem die Vollziehung des Befehls wird (14. f.), an eines Felſens Abhange in unauflösliche Bande ſchlagen (1. f.).

Prometheus, allein zurückgelaſſen, ruft Himmel, Waſſer, Erd' und Sonne zu Zeugen ſeines Leidens an. Die Töchter des Okeanos, die Hephaiſtos Schläge vernommen, ſchwingen ſich zu ihm auf, er berichtet ihnen die Urſache ſeiner Leiden. Auch Okeanos, des Prometheus Verwandter, naht, durch deſſen Unglück herbeigeführt. Er bietet ſich zum Vermittler bei Zeus an, und verlangt Nachgiebigkeit von jenem; vergebens. Er entfernt ſich; Prometheus thut den Okeaniden die dem Menſchengeſchlecht durch ihn erwieſene Wohlthaten kund, und läßt ſie einen Blick in die Zukunft werfen. Nun tritt Io auf, die von Zeus geliebte, von Here verfolgte Io, von einer Bremſe gejagt. Sie berichtet den Okeaniden ihr Geſchick; Prometheus macht ihr künftiges Schickſal, ihre bevorſtehende Irrfahrt, und ſeine dereinſtige Befreiung durch einen ihrer Nachkommen bekannt. Aufs neue wird Io von Raſerei befallen, und ſie entweicht[*]). Prometheus fährt fort, des Zeus Fall zu verkündigen. Hermes erſcheint, mit Befehlen des Zeus, dieſe Verkündigung aufzuklären. Standhaft weigert ſich der Titane unter neuen Schmähungen. Hermes droht noch härtere Qualen, und den Sturz in den Tartaros. Umſonſt ſuchen die Okeaniden Prometheus zu bereden, er bleibt unerſchüttert, und ſein Beiſpiel verleiht ſelbſt den ſchüchternen Jungfrauen Muth und Ausdauer. Die Drohung wird erfüllt; in Aufruhr ſtürmen die Elemente, und die Tragödie ſchließt mit den Worten des Gottes:

---

*) Aus: Die Idee des Schickſals u. ſ. w. von Heinr. Blümner. Leipzig. 1814.

**) Die Verſe ſind nach der neueſten Schützſchen Ausgabe (Halle, B. I. 1809. B. II. 1811. B. III. 1808.), deren Text ich auch durchgehends gefolgt bin, angeführt.

***) Heſiodos Theogonie, Vs. 510. nach Wolfs Ausg.

*) Ebendaſ. 71. 885.

O meiner Mutter Glanz, und du,
Allen Licht aufrollender Aether,
Ihr ſchaut, was ich unrecht erdulde[**])!

Die Qualen, welche Prometheus hier erleidet, ſind ihm nicht unbekannt geweſen, ebenſo weiß er, was ihm bevorſteht (101. 2.). Wie ſeine Mutter Themis ihm verkündigt, daß nur Liſt, nicht Gewalt ſiegen werde im Kampfe der Titanen mit den neuen Göttern, ſo hat er auch ſeine Leiden vorausgeſehen (265)[*]), und dennoch mit Vorſatz, dem Menſchengeſchlechte zu Liebe, gegen Zeus Willen gehandelt. So weiß er — auch dies hat ihm Themis enthüllt (771. f. 871. f.) — daß aus Io's Stamm ein Mann entſprießen werde, der ſeine Feſſeln dereinſt löſet, obſchon erſt nach überſtandenen unzähligen Leiden (512. f.); auch was ihm Hermes verkündigt (1044. f.), iſt ihm bekannt (1040); peinigen kann ihn Zeus, aber nicht tödten (1053), denn nicht iſt ihm zu ſterben durch das Schickſal beſtimmt (753. 933.).

Eben ſo kennt er auch das dem Zeus beſchiedene Loos. Lange wird dieſer die Götter nicht beherrſchen (940)[**]). Schon zwei Tyrannen ſah Prometheus herabſtürzen von ihrer Macht, auch dieſen, den dritten, wird er ſchnell und ſchmählich fallen ſehen (957. f.). Zeus, jetzt trotzig und ſtolz, wird einſt demüthig werden; die Ehe, die er zu ſchließen denkt, wird vom Thron ihn ſtürzen, und ſo ſeines Vaters Fluch an ihm in Erfüllung gehen (910. f.). Er bereitet ſich einen ungeheuern unüberwindlichen Gegner, der eine Flamme, gewaltiger als Blitz, ein Toſen, ſtärker als Donner, erfinden wird; — dieſer mächtigere Sohn iſt es, der ihm die Herrſchaft raubt[***]) (761. f. 907. f.). Dann hat Prometheus ſeiner Leiden Ziel erreicht (755. 6.). Zeus wird ſeinen Haß zähmen, mit Prometheus ſich verſöhnen müſſen (190. f.), weil er deſſen bedarf, um den Rathſchluß enthüllt zu ſehen, wodurch er, wenn ihn Prometheus nicht ſeinen Fall abwenden lehrt, Zepter und Ehren verlieren ſoll (167. f.).

Woher aber dieſe Zuverſicht des Prometheus? Dieſe hartnäckige Widerſetzlichkeit des Titanen gegen den höchſten Gott? Das merkwürdige Geſpräch mit den Okeaniden giebt hierüber Aufſchluß (308. f.).

---

[*]) Wenn Tyrwhitt (Animadvers. in Aristot. de poet. p. 147 s.) die beiden Szenen, worin Okeanos und Io auftreten, für Epiſoden, die weder Nothwendigkeit noch Wahrſcheinlichkeit mit der Haupthandlung verbände, und deßhalb die Fabel für einen von Ariſtoteles in der Poetik, Kap. 9. getadelten μῦθος ἐπεισοδιώδης hält: ſo iſt er in das Weſen dieſer Tragödie nicht eingedrungen. Die Motiven, welche den Okeanos herbeiführen, ſind vollkommen gegründet; er kommt aus Verwandtſchaft, Theilnahme, und Achtung für Prometheus, um ihn, damit er größeres Elend vermeide, zur Unterwerfung unter den jetzigen Gebieter zu ermahnen, mit der Zuſage, ſich für ihn zu verwenden. Indem Prometheus dieß Alles zurückweiſet, bewahrt er ſeinen unerſchütterlichen Charakter, deſſen Darſtellung eben der Zweck des Dichters war, und der Kontraſt mit dem furchtſamen Okeanos ſetzt ihn in ſtärkeres Licht. Prometheus iſt taub gegen die wohlwollende Beſänftigung, wie gegen die ſpätere Drohung des Hermes. — Io's Erſcheinen bezeugt des Zeus fühlloſe Grauſamkeit. Wir ſehen des Prometheus Leiden, wir hören aber ſeine Rechtfertigung aus ſeinem eigenen Munde, und dieſe Selbſt-Rechtfertigung könnte partheiiſch ſein. Doch nun erſcheint eine zweite Perſon, gegen welche Zeus nicht weniger ungerecht verfuhr. Io iſt es, die von ihm geliebt, und dennoch ſo grauſam behandelt, ja in die Irrſale verſtoßen wurde (737. ff.). Nächſtdem entwickelt Prometheus ſeine Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen an Io's Gegenwart, welche auch dadurch Bedeutung erhält, daß einer ihrer Nachkommen Prometheus Retter werden ſoll.

[**]) Wegen der überſetzten Stellen habe ich folgendes zu erinnern. Wir beſitzen noch keine genügende Verdeutſchung des ganzen Aiſchylos, wir erwarten ſie erſt von Voß. Ich nahm daher die Ueberſetzungen einzelner Tragödien von Jacobs, Süvern, Stolberg und Conz zu Hülfe, änderte jedoch da, wo ſie nicht wörtlich genug waren, das, worauf es ankam, zu belegen, oder wo mich eine verſchiedene Anſicht leitete. Die Mängel der von mir ſelbſt überſetzten Stellen möge die Schwierigkeit einer metriſchen Verdeutſchung unſers Dichters entſchuldigen, zumal da es hier nur die Darlegung des Sinnes galt.

[*]) Ἐγὼ ταῦτ᾽ ἅπαντ᾽ ἠπιστάμην, (Vergl. 101.), kann nicht bedeuten „ich habe alle dieſe mir bevorſtehenden Leiden gekannt," wegen Vs. 264 f., ſondern nur: „ich habe gewußt, daß Zeus dieſe Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Willen hart ahnden werde."

[**]) Nur ſpottend nennt Prometheus Vs. 937. Zeus κρατοῦντ᾽ ἀεί.

[***]) Vergl. Pindaros Iſthm. Geſ. 8. Vs. 60. d. Boeckh'ſchen Ausg. und Lactantius instit. l. 1 c. 11.

Chor. Ich hoffe, daß du dieſer Bande frei
dereinſt an Macht dem Zeus nicht weichen wirſt.
Prometheus. Nicht ſo hat Moira, die vollendete,
beſchloſſen den Erfolg. —
Weit ſchwächer als Nothwendigkeit iſt Kunſt.
Chor. Wer nun iſt Steurer der Nothwendigkeit?
Prometheus. Die dreigeſtalt'ten Moiren, und
die immer eingedenken, die Erinnyen.
Chor. So iſt denn Zeus unmächtiger als die?
Prometheus. Gewiß entflieht auch er nicht dem Geſchick.
Chor. Was kann, als ſtete Herrſchaft, ihm beſchieden ſein?
Prometheus. Das darfſt du nicht erfahren; forſche nicht.
Chor. Was Hehres iſt es wohl, was du verbirgſt?
Prometheus. Nicht Zeit iſt's jetzt zu dieſer Rede, und
das tiefſte Schweigen ziemt *).

So erblicken wir in dieſer Tragödie eine große, intellectuelle Kraft (die ſich in dem mächtigen, dem Zeus ehemals verliehenen Beiſtand und in der Gabe der Vorherſehung offenbaret), verbunden mit dem edelſten ſittlichen Willen (in den dem Menſchengeſchlecht erwieſenen Wohlthaten und deſſen Rettung mit Aufopferung ſeiner ſelbſt), im Kampfe nicht gegen das Schickſal, ſondern gegen die Willkühr eines undankbaren Tyrannen. Ueber beiden Göttern, dem gewaltigen aber unedeln Sieger, und dem phyſiſch ſchwächern, aber moraliſch erhabenen Unterdrückten waltet ein Höheres, dem einer wie der andere unterworfen iſt, das Schickſal, in herrlicher Freiheit. Ungleich ſind die Gaben verliehen. Wie Zeus im Beſitz iſt der höchſten Macht, ſo ward dem Prometheus Verſtand beſchieden und die Gabe in die Zukunft zu ſchauen, die ſein Gegner entbehrt. — In Prometheus Handlungsweiſe iſt die höchſte Conſequenz. Nicht aus feindſeliger Abſicht reizt' er den Herrſcher: aus Liebe gegen die Menſchen widerſetzt er ſich deſſen Vorhaben. Nun er dafür büßen ſoll, will er, im Bewußtſein ſeines reinen Zweckes, ausdauern; nicht, wie er es könnte, durch Enthüllung der Zukunft ſeine Leiden abkürzen, und unerſchütterlich macht ihn das Vertrauen auf das Ewige, auf den Rathſchluß des Schickſals. Und daß der Erfolg dieſem Vertrauen entſprechen, daß endlich die moraliſche Kraft über die phyſiſche Gewalt ſiegen werde, dieß läßt uns der feſte Muth des Gottes, der ſich eher in den Tartaros begräbt, als er ſein Stillſchweigen bricht, und ſeine Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft hoffen, die ſich in der Erzählung von Jo's bisherigen Leiden und in der Ankündigung ihres künftigen Schickſals bewährt (996. f. 935. f.).

Hiermit eröffnet ſich eine Anſicht, welche von der Idee abweicht, die der ſcharfſinnigſte dramatiſche Kunſtrichter neuerer Zeit über dieſen Gegenſtand aufgeſtellt hat **). Nicht Zeus iſt die weltregierende Macht, ſondern das Verhängniß iſt es, oder deſſen Lenker, die Moiren, die Erinnyen. Nicht mit dem Verhängniß iſt Prometheus im Streit, ſondern mit einem Weſen, das jenem untergeordnet iſt, wie er, obſchon dieſes Weſen, der Inhaber der phyſiſchen Macht, ihn jetzt überwältigt. Nur dieſe Tyrannei iſt es, welche die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts hindern möchte; die weltregierende Macht will es nicht, vielmehr befördert ſie jene Vervollkommnung, indem ſie ſie durch Prometheus geſchehen ließ. Zwar hat er nicht auf Antrieb höherer Macht die Menſchen begünſtigt, ſondern aus eigner, reiner Liebe zu ihnen, und dieß macht ihn um ſo erhabner: aber da er einſt von ſeinen Leiden befreit werden, da Zeus ſeine Freundſchaft ſuchen wird, und nur ihm ſeine Rettung verdanken ſoll: ſo geht daraus hervor, daß die weltregierende Macht, — ſo ſchwer er auch jetzt leidet, — ſeine Handlungen billige, und dieſen Erfolg, die Veredelung des Menſchengeſchlechtes, gewollt habe. So iſt Prometheus ein Bild der Menſchheit im Kampf mit den gegen ſie verſchwornen Naturkräften, über welche ein Höheres, Ewiges waltet; und dieſe Vorſtellung der ſich aufopfernden Gottheit ſteht ſelbſt mit der Offenbarung im Einklang. Was geſchehen wird, iſt noch in Dunkel gehüllt: aber der Glaube an das Höchſte, das Ewige, ſteht unerſchüttert. Iſt auch das intellectuelle und moraliſche Gute in ſtetem Kampfe mit dem Böſen und der rohen Natur, müſſen auch die Beförderer des Edeln ihm oft weichen und unterliegen, dennoch wird unverloren ſein, was ſie gewollt und gethan, und herrlich und bleibend wird es hervorgehen zur rechten Stunde *).

---

*) Deutlicher erklärt ſich Prometheus unten, V. 737. f.

**) A. W. Schlegel in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, B. I. 161. f. „Die Vorſtellung einer ſich aufopfernden Gottheit iſt in manchen Religionen als eine verworrene Ahndung des Wahren geheimnißvoll gelehrt worden; hier ſteht ſie aber im furchtbarſten Gegenſatz mit der tröſtlichen Offenbarung. Denn Prometheus leidet nicht im Einverſtändniß mit der weltregierenden Macht, ſondern er büßt ſeine Empörung gegen ſie, und dieſe Empörung beſteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes. So wird er ein Bild der Menſchheit ſelbſt, wie ſie mit unſeliger Vorausſicht an ihr enges Daſein feſtgeſchmiedet, ohne irgend einen Bundesgenoſſen, den gegen ſie verſchwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerſchütterliches Wollen und das Bewußtſein ihrer hohen Anſprüche entgegenzuſetzen hat. Die andern Dichtungen der griechiſchen Tragiker ſind einzelne Tragödien; dieſe, möchte ich ſagen, iſt die Tragödie ſelbſt: ihr innerſter Geiſt in ſeiner erſten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart."

> Die goldne Zeit
> erſcheint erſt nach langem, wildem Kampf,
> allein ſie kommt gewiß und dauert. **)

Nur ein Dichter, deſſen Kühnheit wir aus andern Zügen kennen ***), konnte es wagen, den höchſten Gott ſo zu ſchildern, wie er im Leiden des Prometheus und der Io erſcheint. Das Auffallende dieſer Vorſtellung wird dadurch nun einigermaßen gemildert, daß Zeus, ohne perſönlich aufgeführt zu ſein, ſich nur in den von ſeinen Dienern vollzogenen Befehlen kund thut; auch erſcheint die Widerſetzlichkeit gegen ihn geringer, weil es ein Gott iſt (ſo nennt ſich Prometheus ſelbſt 92. vgl. 29. 37.), der ſich dem Zeus entgegenſtellt.

Es läßt ſich nun zwar erwarten, daß Alles ſo, wie es der leidende Gott verkündigt, erfolgen, daß er ſeine Freiheit glorreich gegen ſeinen Feind erringen werde: die Gewißheit aber konnte nur die Fortſetzung der Tragödie geben, welche der entfeſſelte Prometheus hieß, und bis auf ein, in einer Ueberſetzung des Attius erhaltenes, Bruchſtück verloren gegangen iſt †). Prometheus wurde ſeinen Feſſeln entnommen. Nämlich jene bedingte Prophezeihung von einem Sohne, der mächtiger als der Vater ſein werde, ging nicht in Erfüllung, weil die Bedingung nicht eintrat, und Thetis dem Zeus keinen Sohn gebar. Wahrſcheinlich wurde Prometheus durch Zeus Bitte bewogen, ihm die Zukunft zu enthüllen, und dieſer entledigte ihn dafür ſeiner Bande **). Wenn ſchon dem Zeus an Gewalt nicht gleich geſetzt (510. f.), verſöhnte er ſich doch mit ihm, wozu er ſich ſchon jetzt nicht abgeneigt zeigt (191. 2.), und „die Sache zwiſchen Göttern und Menſchen wurde geſchlichtet. Es erfolgte Verſöhnung, κάθαρσις, ἀνάπαυσις'' ***). Die ſittliche Freiheit blieb ungebeugt. Nun erſt war die ganze Tragödie vollendet.

Außer dieſen beiden Dichtungen, dem gebundenen und dem entfeſſelten Prometheus des Aiſchylos, wird noch deſſen Προμηθεὺς πυρφόρος und Προμηθεὺς πυρκαεύς genannt; der Feuerbringer und der Feueranzünder. Waren dieß Benennungen eines Stücks, oder zwei verſchiedene Dramen? Der doppelte Name würde nicht eben nothwendig zwei Stücke anzeigen. In der That halten auch Mehrere beide Benennungen für gleichbedeutend ****).

Dieß einſtweilen angenommen, von welcher Gattung war dieſer Προμηθεὺς πυρφόρος oder πυρκαεύς? Einige halten den πυρφόρος (ohne des zweiten zu erwähnen) für eine Tragödie, †) andere für ein ſatyriſches Spiel. Die Letztern gründen ihre Meinung beſonders auf die den Perſern unſers Dichters voranſtehende griechiſche Inhalts-Anzeige, worin es heißt: *ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ Ποτνιεῖ, Προμηθεῖ.* Weil nämlich in dieſer Tetralogie Prometheus nach den übrigen Stücken genannt wird, — und die Grammatiker ſetzten das ſatyriſche Drama allzeit zuletzt, — ſo müſſe dieſer Prometheus ein Satyrſpiel geweſen ſein, und dies ſei eben der *Προμηθεὺς πυρφόρος* oder *πυρκαεύς*. Caſaubonus, der dieſe Meinung aufſtellt *), hegt gleichwohl ſelbſt noch einige Zweifel dagegen, und bemerkt, man könne auch wohl die Ordnung in jener Inhalts-Anzeige verändern, und dem *Γλαῦκος ποντιεύς* die letzte Stelle anweiſen. Und daß dieſer ein ſatyriſches Spiel geweſen, ſchließt er aus einer Stelle des Scholiaſten zum Theokritos **), welche beſagt: es nennten Mehrere die Satyren unenthaltſam, wie Aiſchylos im Glaukos, Sophokles in der Andromeda. Pauw erinnert dagegen ***), daraus, daß im Glaukos der Satyren Erwähnung geſchehe, folge nicht, daß es ein Satyrſpiel geweſen, denn die Andromeda, worin daſſelbe geſchehen, ſei unbezweifelt eine Tragödie. Allerdings iſt jener Schluß des Caſaubonus nicht bündig, (obſchon Pauw in ſeiner Gegenbemerkung irrt, denn die Andromeda des Sophokles war allerdings ein ſatyriſches Stück ****). Es gab nämlich zwei Aiſchyleiſche Dramen unter der Ueberſchrift Glaukos; den *ποντιεύς*, der eine Tragödie, und den *πότνιος*, der ein ſatyriſches Spiel war, und die Bemerkung des angeführten Scholiaſten bezieht ſich auf das letztere †).

---

*) Wie ſehr des Dichters Zweck bei dieſer Tragödie verkannt werden, zeigen die Aeußerungen mehr als eines Kunſtrichters. So ſagt Brumoy: Je serai tenté de croire que le sujet qui nous paroit monstrueux, pour m'exprimer comme M. Dacier, est une allégorie sur les rois, et peut-être sur Xerxes ou Darius. (Théâtre des Grecs, Nouv. edit. T. I. p. 206.) — La Harpe: Le sujet de Prométhée est monstrueux. Jupiter veut punir Prométhée on ne sait pourquoi, d'avoir dérobé le feu du ciel, et d'avoir enseigné aux hommes tous les arts; und, nachdem er den Inhalt angegeben: Cela ne peut pas même s'appeller une tragédie. (Lycée, ou Cours de Litterature, T. I. p. 325.) — Gravina: Nel Prometeo descrisse tutti i sentimenti, e profondi fini dei Principi nuovi, che hanno acquistato il regno coll' ajuto e consiglio dei più savi; e coll' esempio di Prometeo, fà conoscere, in qual guisa quegli dopo il felice successo sieno dal nuovo Principe ricompensati, e quanto acquistino dalla pruova data di troppo intendimento, e di prontezza di espedienti. Le quali facoltà, quanto sono state utili al Principe nel fervor dell' affare, tanto si rendon sospette nella calma. Onde avviene, che Giove, dopo la vittoria dell' impresa, tosto con pretesto di delitto si toglie d'attorno chi era più di lui benemerito, e che acutamente potea discernere, e giudicare dell'operationi del Principe. (della ragione poetica, p. 71.) — Würdigere Anſichten über Aiſchylos überhaupt hat zuerſt Jacobs in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, B. 2. Art. Aiſchylos, (vgl. deſſen Einleitung zu der Ueberſetzung des Prometheus in Wielands attiſchem Muſeum, B. III. H. 3., aufgeſtellt. Mit dieſem vergl. man Schlegel a. a. O. I. 131. Gruber im Wörterbuche zum Behuf der Aeſthetik B. I. unter dieſem Art., auch Jeniſch in den Vorleſungen über die Meiſterwerke der griechiſchen Poeſie, B. I. S. 268. f.

**) Herder im entfeſſelten Prometheus, in deſſen Werken zur ſchönen Lit. und Kunſt. B. VI. S. 79.

***) Die Beweisſtellen ſ. m. in Fabricius biblioth. graeca, T. II. p. 179. a. Harles.

*) Erhalten in Ciceros tuscul. disput. l. II. cap. 10.

**) Vgl. Hyginus fab. 54. Astronom. l. II. c. 15. Herders bekannte Dichtung: der entfeſſelte Prometheus, (in dem angef. Band ſ. Werke,) beabſichtigt keine Fortſetzung der griechiſchen Tragödie im Sinne des Aiſchylos.

***) Herder in den Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt. B. XII. S. 271. Vgl. Jacobs, in der angeführten Ueberſetzung. S. 251.

****) Stanley ad fragm. Aeschyli, T. II. p. 710. 800 und Pauw zu demſ. p. 1103. Ebenſo mit Canter nov. lect. VII. 21. Fabricius biblioth. gr. T. II. p. 189. Harles.

†) Schütz in Commentario ad Aesch. Prometh. T. I. p. 8. 8. und Jacobs a. a. O. S. 209.

Wie aber, wenn beide Dramen verſchieden, wenn der Feuerbringer etwas ganz anders geweſen wäre, als der Feueranzünder? Dies anzunehmen, iſt folgender Grund. Daß Aiſchylos ein Satyrſpiel unter dem Namen Prometheus ſchrieb, geht aus der oben angeführten Inhaltanzeige, in welcher man doch die Ordnung der aufgezählten Stücke nicht willkührlich ändern kann, und, noch unbezweifelter, aus einer Stelle des Plutarchos hervor ††). Sollte nun aber ein ſatyriſches Stück die Trilogie eröffnet haben? Giebt es überhaupt Beiſpiele von Trilogien, wo zwei Tragödien auf ein Satyrſpiel folgten? Wäre die Einleitung durch ein Satyrſpiel der Werke ſo erhabenen, tragiſchen Gegenſtandes, wie der gefeſſelte und befreite Prometheus, würdig genug geweſen? Vielmehr ſcheint der Stoff derſelben zu erfordern, daß das ihnen vorangehende Drama ebenfalls eine Tragödie war, und dieſe konnte ſehr bedeutenden, durchaus ernſten Inhalts ſein, wie nämlich Prometheus, die Befehle Zeus nicht achtend, das himmliſche Feuer entwandte, und zu den Menſchen herab brachte. Hier wäre denn auch Satz, Gegenſatz und Vermittlung, wie **Schlegel** die Trilogie ſo treffend erklärt *). Welches von beiden Dramen übrigens die Tragödie, und welches das ſatyriſche Spiel geweſen, dürfte ſich ſchwerlich ausmitteln laſſen.

Schon **Meurſius**, und, was von größerm Gewicht iſt, auch **Hemſterhuis** haben beide Dichtungen, den Feuerbringer und den Feueranzünder, unterſchieden, nur halten ſie eine wie die andere für Tragödien **). — Daß in dem griechiſchen Dramen-Verzeichniſſe unſers Dichters nur der *Προμηθεὺς πυρφόρος*, nicht auch der *πυρκαεύς* angeführt iſt, würde wenigſtens jene Vermuthung nicht wiederlegen, denn dort wird auch nur des *Γλαῦκος ποντιεύς* gedacht, da es doch, wie oben erwähnt worden, außer dieſem, noch einen *Γλαῦκος πότνιος* gab ***).

Ueber die böſe Laune †).

Ein pſychologiſcher Verſuch.

Von **K. F. Pockels**.

Meine Leſer verſtehen dieſes Wort, und es wäre daher überflüſſig, wenn ich mich bei Erklärung deſſelben aufhalten wollte. Indem ich von der böſen Laune reden will, geht meine Abſicht vornehmlich dahin, — einige Quellen derſelben, — die traurigen Folgen, welche ſie ſo oft für uns und Andere hat, — und endlich die vornehmſten Mittel anzuzeigen, wodurch man ihr vorbauen muß, und wodurch ſie bei einer richtigen und vernünftigen Anwendung derſelben geheilt werden kann.

Wir ſind nicht immer im Stande, die Urſachen anzugeben, welche uns in eine böſe Laune verſetzt haben. Wir empfinden und denken ſehr oft nach einer unwillkührlichen Ideenfolge, nach gewiſſen ſchnellwirkenden Gedächtniß-Eindrücken, deren Entſtehen uns eigentlich unbekannt iſt, weil wir uns des erſten innern Anſtoßes derſelben nicht bewußt ſind. Wir haben die Modificationen unſerer Kräfte zu denken und zu wollen, die ſo unendlich vielen Abänderungen augenblicklich

---

*) De satyr. Graec. poes. et Rom. p. 127. s. ed. Rambach. Vergl. **Boeckh.** graec. trag. princ. num ea, quae supersunt, genuina sint, p. [illegible]. **Schlegel** a. a. O. S. 136.

**) Idyll. IV. v. 62.

***) Ad Aeschylum. p. 1106.

****) **Casaubonus**, a. a. O. p. 126. **Brunck.** in fragment. Sophoclis, p. [illegible]. **Böckh** a. a. O. p. 127.

†) Dieß iſt außer Zweifel geſetzt durch **Hermanns** progr. d. Aeschyli Glauco. Lips. 1812.

††) *Πῶς ἄν τις ὑπ' ἐχθρ. ὠφ.* T. VII p. 270. **Hutten.** Vergl. **Böckh** a. a. O.

*) Vorleſungen, B. I. S. 129.

) **Meurſius in Aeschylo, in **Gronovii** Thes. antiq. graec. T. X. p. 410. u. **Hemſterhuis** zum Pollux, IX. S. 156.

***) **Hermann** im angeführten Programm.

†) Aus **K. F. Pockels** „Beiträge zur Beförderung der Menſchenkenntniß."

unterworfen ſind, nicht immer, und wenn wir es ganz genau erwägen, eigentlich ſehr ſelten in unſerer Gewalt. Offenbar werden wir durch den Einfluß unſeres Körpers auf unſere Seele, durch die innere Nothwendigkeit und Verbindung unſerer Vorſtellungen, durch den Mechanismus der Organiſation, durch eine Menge blinder, in uns liegender Triebe, durch die Macht der Gewohnheit und der Jugendeindrücke, und durch viele andere auf uns wirkende Umſtände unzählig oft, wider unſern Willen, ſo und nicht anders geſtimmt. Am meiſten aber fühlen wir dergleichen unwillkürliche Gemüthsbewegungen, wenn ſich die Traurigkeit, oder Furcht, oder irgend ein Leiden unſrer Herzen bemächtigt. Jeder Menſch hat ſeine trüben Stunden, ohne daß er ſich immer ihren Urſprung, und die Entſtehung ſo mancher traurigmachender Bilder, die ſich auf einmal dem freien Gange ſeiner Gedanken in den Weg ſtellen, und die innere Ruhe ſeines Geiſtes einige Zeit aufheben, erklären kann. Oft können wir uns auch auf die entfernteſte Art nicht erinnern, ob ſie durch einen äußern Gegenſtand, oder durch eine innere unwillkürliche Ideenaſſociation entſtanden ſind, ſo abgeſondert liegen ſie außer dem Gebiete unſerer gewöhnlichen Vorſtellungen.

Wir fühlen es mit dem größten Mißvergnügen, und oft mit einer Erbitterung gegen uns ſelbſt, wie in ſolchen trüben Augenblicken unſere ganze Art zu denken und zu empfinden gleichſam umgeformt wird. Unſere Heiterkeit verliert ſich wie die Sonne hinter einem trüben Gewölk. Wir ſehen Alles in einem falſchen Lichte. Unſere Gedanken folgen langſam und ſchüchtern auf einander, unſere Sprache wird langſam und ſchleppend, und unſer ganzes Geſicht drückt die Unruhe aus, welche in dem Innern unſerer Seele herrſcht. Unſer Herz ſinkt dabei nicht ſelten in eine Erſchlaffung, die uns kalt und unempfindlich gegen alle Freuden des Lebens macht. Wir fühlen uns geneigter, mißtrauiſch gegen Andere, ſelbſt gegen unſere Freunde zu ſein, als ſie zu lieben. Ihre Scherze, ihre Aufmunterungen, ihre Fröhlichkeit werden uns läſtig und unangenehm, und es koſtet uns Zwang und Ueberwindung, auch nur dem äußern Scheine nach, das Gutmeinen zu erwiedern, welches ſie gegen uns an den Tag legen. Solche trübe Launen überraſchen uns oft bei den angenehmſten Geſchäften, in den fröhlichſten Geſellſchaften, und preſſen uns manche ſtille Thräne der Wehmuth aus, ohne daß wir es ſelbſt genau wiſſen, worüber wir weinen *).

Aber in den meiſten Fällen ſind wir uns doch deſſen deutlich bewußt, was unſerer Seele jene unglückliche Stimmung gab. — Ein zu gewagter Scherz des Andern über uns, und unſere Angelegenheiten, für den wir nicht Empfänglichkeit genug hatten; eine kalte Begegnung von Leuten, von denen wir, vielleicht auch nur eingebildeter Weiſe, Liebe, Zutrauen, Zuvorkommen erwarteten; eine uns mit Hitze, oder, was oft noch ſtärker auf unſern Mißmuth wirkt, mit Satyre geſagte Wahrheit; ein Tadel, der unſere Perſon, Einſichten, unſern Umgang betraf, hatte uns beleidigt. Man hatte unſern Wünſchen, unſern Lieblingsplanen und Phantaſien Hinderniſſe in den Weg gelegt, unſere wahren, oder — noch öfter unſere geträumten Verdienſte nicht erkannt, die Geſellſchaft, den Rath, die Meinung Anderer der unſrigen vorgezogen. Man hatte Mißtrauen gegen unſern moraliſchen Charakter, gegen die Abſichten unſerer Handlungen geäußert und unſere Schwächen, die wir nur immer

---

*) Sehr richtig beurtheilt der Abt Trublet in ſeinen Verſuchen über verſchiedene Gegenſtände der Sittenlehre und Gelehrſamkeit (Theil 2.) den übellaunigen Charakter in folgender Stelle:

„Das übel aufgeräumte Weſen iſt ein phyſikaliſches Uebel, welches ein ſittliches verurſacht. Ein rechtſchaffener Mann würde ſich wegen des erſtern über das andere tröſten. Dies macht ſeinen Schmerz vollkommen; er empfindet es, daß er nun unvernünftig und ungerecht iſt. Er wird in ſeinen guten Zwiſchenzeiten gewahr, daß er in ſeinen ſchlimmen nichts, als falſche, oder wenigſtens übertriebene Urtheile fällt, daß er Sachen ſieht, die nicht ſind, daß er diejenigen nicht ſieht, die wirklich vorhanden ſind, oder daß er ſie ganz anders ſieht, als ſie ſind. Dies bekümmert ihn noch mehr, daß man oft von ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen nach ſeinem übel aufgeräumten Weſen urtheilt.“

„Wenn ein Menſch, fährt Trublet fort, von übelaufgeräumtem Weſen iſt, ſo muß man von dem, was er in ſeinen ſchlimmen Augenblicken ſagt, oder thut, auf nichts Nachtheiliges für ſeinen Charakter ſchließen. — — Eine von den größten Beſchwerlichkeiten eines übelaufgeräumten Weſens iſt, daß die harten und verächtlichen Dinge, die es uns Andern bisweilen vorzuſagen bewegt, ihnen Gelegenheit zu glauben geben, wenigſtens wenn ſie uns nicht genug kennen, daß wir ſie weder lieben noch hochachten, ob wir ſie gleich oft ſehr hochachten und lieben. Man muß indeſſen geſtehen, daß, wenn man in den Augenblicken der Uebelaufgeräumtheit denen, welche man liebt, harte Dinge verſagt, man ſie in dieſen Augenblicken wirklich nicht liebt.“

Sehr wahr iſt auch das, was unſer Verfaſſer gleich im Anfange ſeiner vermiſchten Gedanken über die böſe Laune ſagt: Ein übelaufgeräumtes Weſen iſt oft eine Unordnung der Maſchine, eine wahre Krankheit, für welche man mehr phyſiſche als moraliſche Mittel nöthig hat. Wenn die ſchlimmen Augenblicke vergangen ſind, wenn das Blut ſeinen ordentlichen Lauf wieder genommen hat, wenn die Maſchine wieder aufgezogen worden iſt, ſo erröthet man, man ſeufzt, daß man ſo wenig vernünftig geweſen, ſich ſo leicht hat erzürnen laſſen, ſo verſchieden von ſich ſelbſt geweſen iſt. Man verſpricht ſich ein andermal mehr auf ſeiner Hut zu ſein. Den andern Morgen hat man neue Anfälle von der Uebelaufgeräumtheit, — und daher auch neuen Verdruß. —

äußerſt delicat behandelt zu ſehen wünſchen, auch vielleicht nur im Scherz, zu laut bekannt gemacht. Untreue der Menſchen, Verſtellung und Nachläſſigkeit Anderer in Beobachtung ihrer Pflichten gegen uns, zu wenig Rückſicht derſelben auf die Delicateſſe und Empfindlichkeit unſers Charakters, auf die Vorzüge unſrer Geburt, unſeres Standes auf der einen Seite, — und zu viel Selbſtintereſſe Anderer in ihren Urtheilen über uns auf der andern, und mancherlei andere Urſachen hatten uns auf irgend eine Weiſe aufgebracht; aber nicht ſelten war auch heimliche Unzufriedenheit mit uns ſelbſt, lebhafte Zurückerinnerung an gewiſſe Fehler unſeres Herzens, und ein zu empfindelnder Ton unſrer Gefühle, oft auch ein zu zartes Gewiſſen der Grund zu jener finſtern Stimmung unſerer Seele geworden.

Die Erfahrung lehrt, daß alle diejenigen, welche ſehr lebhafte Leidenſchaften, eine ſehr empfindliche Natur haben, deren Einbildungskraft leicht gereizt, und deren Gefühle ſchnell erſchüttert werden können, am meiſten der übeln Laune ausgeſetzt ſind. Da die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ihrer Empfindungen ihnen gemeiniglich wenig Zeit zum Nachdenken übrig läßt; da die erſten Eindrücke dieſer Empfindungen bei ihnen auch immer die heftigſten ſind, und da ihre Phantaſie oft ohne ihren Willen ſelbſt die größte Kleinigkeit ſo ſchnell zu einer Rieſengröße zu erheben weiß: ſo iſt's begreiflich, warum jene empfindlichen Leute ſelbſt bei einem guten und richtigen Verſtande ſich immer am wenigſten in ihrer Gewalt haben, ſobald ſie von ihren Launen überfallen werden.

Wenn ich nicht irre, trägt Eitelkeit und Stolz erſtaunlich viel dazu bei, unſeren Charakter empfindlich zu machen, und ich glaube daher, daß keine Leidenſchaft des menſchlichen Herzens eine leichtere Veranlaſſung zu übeln Launen geben kann, als Eitelkeit und Stolz. Die Sache iſt ganz natürlich. Diejenigen, die vermöge jenes Charakterzuges unaufhörlich darauf denken, ob man ihnen auch immer und überall die Ehre erzeige, die ſie nach ihrer Meinung verdienen, die auf jeden Vorzug Anderer neidiſch ſind, jeden Scherz, der ſie angeht, übel verſtehen, jede kalte Miene und Begegnung mißdeuten, hinter jeder kleinen Vernachläſſigung des Ceremoniels ein Majeſtätsverbrechen gegen ihre Perſon ſuchen; — Leute, die nur deswegen da zu ſein glauben, um bewundert zu werden, die für jeden ihrer Gedanken, für jeden auch wohl ſchalen Witz einen lauten Beifall fordern; die überall, auch in ihren ſeltſamſten Meinungen Recht haben, ihre Art zu denken Jedem aufdringen, und hingegen ſelbſt nie eine Zurechtweiſung annehmen wollen, weil ſie ſich für untrüglich halten, — ſolche Leute, ſag' ich, müſſen auch bei allen übrigen guten Eigenſchaften, die ſie haben können, alle Augenblicke Gefahr laufen, verſtimmt zu werden, weil ſie immer zu viel fordern. Ihre ganze Denkungsart iſt zu eitel, zu ſelbſtſüchtig, als daß ſie nicht überall Hinderniſſe antreffen ſollten, die ihren Wünſchen entgegen ſtehen, und dieſe ihre Wünſche ſtimmen gemeiniglich zu wenig mit der Denkungsart Anderer überein, als daß ſie immer in Erfüllung gehen könnten.

Der Eitle und Stolze kann für ſeine Leidenſchaft unmöglich Nahrung genug in einer Welt finden, die aus verſchiedenen Ständen, und ſo unendlich verſchieden denkenden Menſchen beſteht. Jeder hat ſein eigenes Selbſtintereſſe, wonach er uns, ohne immer Rückſicht auf unſere perſönlichen guten Eigenſchaften und Verdienſte zu nehmen, zu beurtheilen pflegt. Wir gefallen ihm nur gemeiniglich in ſo fern, als unſere Kenntniſſe, unſer Stand, unſere Handlungen eine für ihn vortheilhafte mit ſeiner Denkungsart übereinſtimmende Beziehung auf ſeine Kenntniſſe, ſeinen Stand, ſeine Handlungen haben. Wir können daher auch Andere nicht zwingen, ſo von uns zu urtheilen, wie wir es grade haben wollen. Wir bleiben bis an unſer Grab, und noch jenſeits deſſelben dem gerechten, oder ungerechten Tadel der Welt ausgeſetzt, und wir können es auf keine Weiſe verhindern, daß Andere ſelbſt in unſern verdienſtlichen Handlungen nicht das Unzeitige, Schiefe, Affectirte und Zweideutige aufſuchen ſollten, was ſie an ſich zu haben ſcheinen. Die Menſchen um uns her ſind von Natur viel mehr geneigt, uns mit Strenge, als mit Nachſicht zu beurtheilen, unſere Schwäche eher als unſere Vollkommenheiten aufzuſuchen, — und dies allemal um ſo viel mehr, je größern Beifall wir von ihnen verlangen, und je größer das Selbſtintereſſe iſt, das wir dabei zu erkennen geben. Der Ehrgeizige muß alſo ſchon um deswillen überall anſtoßen, und unzählig oft in übele Laune gerathen, wenn nicht anders ein verſteckter Leichtſinn ihn dagegen ſichert.

Hiezu kommt noch die Art und Weiſe, wie er nach dem Beifalle der Welt haſcht, und der hohe Grad falſcher Empfindlichkeit, den er dabei an den Tag legt. Er ſucht uns nämlich, wenige Ehrgeizige ausgenommen, die ihren Stolz durch Beſcheidenheit zu nähren ſuchen, immer mehr zu erobern, als zu gewinnen. Er will eigentlich nicht immer die Liebe unſerer Herzen, mit der wir ohnedem oft freigebiger, als mit den Bezeugungen der Hochachtung zu ſein ſcheinen, ſondern deutliche Zeichen der Ehrfurcht von uns haben, und dieſe verlangt er wieder ſo dreiſt, mit ſo weniger Herablaſſung auf unſere Denkart und oft mit einem ſo ſteifen, affectirten und hochtrabenden Weſen, daß er uns eher leicht gegen ſich erbittert, als auf ſeine Seite zieht. Wir glauben ihm um ſo weniger Hochachtung ſchuldig zu ſein, je mehr er ſie zu erzwingen ſucht, und wir halten es daher für eine Art Schuldigkeit, den Mann zu demüthigen, oder doch wenigſtens mit Gleichgültigkeit zu behandeln, in deſſen Augen wir keinen andern Werth zu haben ſcheinen, als das Gefolge ſeiner Anbeter vermehren zu helfen.

Und nun bitte ich meine Leſer einmal in dem Kreiſe ihrer Bekannten umherzuſchauen. Ich glaube ſie werden meine obige Bemerkung richtig finden, — daß nämlich die Menſchen, welche ein zu feines und alſo auch ein zu leicht verſtimmbares Gefühl für Ehre haben, zu ſtolz auf ihre perſönlichen Eigenſchaften ſind, zu wenig Rückſicht auf Andere nehmen, nach zu vielen Vorzügen haſchen, und dieſen Vorzügen noch überdem einen beſonders hohen Werth andichten, daß dieſe, ſag ich, auch am meiſten von den Züchtigungen einer übeln Laune leiden müſſen; — daß hingegen diejenigen, welche weniger ehrgeizige Anſprüche auf den Beifall der Welt machen, ihre Verdienſte nicht ſo oft zur Schau ausſtellen, nicht zu eitel und eiferſüchtig auf ihre Perſon ſind, und die Menſchen nicht nur, um von ihnen geehrt und vorgezogen zu werden, ſondern um ihrer Tugenden willen lieben, gemeiniglich ein fröhliches Gemüth, und wenn ſie nicht von gewiſſen andern Leiden gedrückt werden, und ihr kränklicher Körper ſie nicht verfolgt, ſelten böſe Launen haben.

Ich komme zu einer andern Quelle der übeln Laune. Bei ſehr vielen und ich möchte behaupten bei den meiſten Menſchen iſt ſie blos etwas Körperliches. Sie ſind entweder ſo gewöhnt, oder haben ſich ſo gewöhnt, daß ſie ganz von ihrem Körper abhängen. Sie ſtehen unter ſeiner Herrſchaft, wie ein ſchwacher Mann unter der Gewalt ſeines eigenſinnigen Weibes. Jede kleine bedenklich ſcheinende Veränderung, die ſie an ihm wahrnehmen, jede etwas mehr als gewöhnliche Aufwallung ihres Bluts, jeder kleine Schmerz macht ſie im höchſten Grade unruhig, mürriſch und mißmuthig. Sie zittern vor jeder kühlen Luft, fürchten ſich vor jedem warmen Sonnenſchein, und fühlen oft mit einer unbeſchreiblichen Angſt jeden Wechſel der Witterung und Atmoſphäre. Sehr oft liegen dieſe Unglücklichen nur an einer verzärtelten Einbildung krank*); aber nicht ſelten leiden ſie an einer wirklichen Nervenſchwäche, und dann verdienen ſie unſer ganzes Mitleiden. Wenn der Körper innerlich leidet, wenn ſeine Werkzeuge nur gleichſam mit Unwillen ihre Dienſte verrichten, und durch jede Veränderung der Luft, der äußern Lebensart und des Klimas in ihrer Geſundheit und freien Wirkſamkeit geſtört werden, ſo kann der Geiſt, der ſo genau mit dem Körper verbunden iſt, deſſen Krankheiten gemeiniglich Folgen von Krankheiten des Körpers ſind, ohnmöglich heiter ſein. Er kann und mag in ſolch einem Zuſtande keine fröhlichen Empfindungen in ſich erwecken, und wenn er es auch verſucht, ſo ſinkt er doch immer ſogleich wieder in ſeine übele Laune zurück, weil er den unangenehmen Einfluß ſeines Körpers auf jenen nicht aufheben kann.

Dieſe Art übler Laune, die aus Kränklichkeit und Nervenſchwäche entſteht, könnte man die bösartige nennen, weil ſie ſchwerer, als alle Arten zu heilen iſt, weil ſie nach und nach zur Gewohnheit wird, und weil wir dadurch faſt alle Gewalt über uns ſelbſt verlieren. Nichts vermag in dieſem traurigen Zuſtande die innere Ruhe unſeres Geiſtes und das Gleichgewicht ſeiner Kräfte wieder herzuſtellen, welches durch den zu ſtarken Einfluß des Körpers auf unſere ganze Denkungsart aufgehoben worden iſt. Unſere Vernunft hat das Vermögen, uns [illegible] tröſten, gleichſam verloren, unſere Grundſätze ſind das Spiel trüber Empfindungen geworden, und wir ſcheuen ſogar den Gebrauch ſolcher Mittel, die uns heilen ſollten, fliehen die Menſchen, ſehen nichts als das Böſe an ihnen, und weil uns dadurch die Erde zu einer traurigen Einöde geworden iſt, in der wir nur zu unſerer Qual zu leben glauben; ſo wünſchen wir uns alsdann nicht ſelten das Ende unſeres Elendes durch einen baldigen Tod. In dieſem unwillkürlichen Zuſtande haben viele Menſchen die Waffen gegen ſich ſelbſt ergriffen, und unſere neuern Philoſophen haben daher mit Recht auf ihn in Beurtheilung der Gründe für und wider den Selbſtmord Rückſicht genommen.

Nichts vermehrt die körperlichen Urſachen der böſen Laune ſo ſehr als Unmäßigkeit im Genuß der Speiſen, des Getränks und der Wolluſt, weil eben durch dieſe Unmäßigkeit die Nerven erſtaunlich geſchwächt, und die Verdauungswerkzeuge überladen werden. Die meiſten Menſchen, ſonderlich die, welche eine ſitzende Lebensart führen und viel mit dem Kopfe arbeiten müſſen, werden daher gemeiniglich nach der Mahlzeit von böſen Launen überfallen, denen ſie auf keine Weiſe ausweichen können. Ich kenne ſehr viele, die alsdann gar nicht mehr die nämlichen Menſchen zu ſein ſcheinen, und bei aller ſonſt bekannten Güte ihres Herzens aus einem liebloſen Urtheile ins andere fallen, und ihre Gemüthsverſtimmung oft auf eine ſehr unedle Art zu erkennen geben. Ihr Blut iſt in einer heftigen Bewegung, ſie ſagen Andern Bitterkeiten, die es nicht verdienten, und bringen Ideen zur Welt, über deren Geburt ſie hinterher ſelbſt erſchrecken und Reue empfinden. Die Wolluſt, die ſo mäßig genoſſen, als möglich iſt, dennoch unmäßig bleibt, ſobald ſie auf Gemüthsverſtimmungen wirkt, hat gemeiniglich noch einen ſtärkern Einfluß auf die böſe Laune, als Unmäßigkeit in Speiſe und Trank, weil ſie auf alle Faſern des Körpers wirkt, und gleichſam das Gehirn unmittelbar ſelbſt angreift. Ich wollte wetten, daß das heutzutage einreißende übellaunige Weſen ſo vieler Jünglinge und Mädchen vornehmlich eine Folge von den heimlichen Ausſchweifungen einer Leidenſchaft ſei, welche wir gemeiniglich für die heftigſte, aber auch für die ſchädlichſte zu halten Urſache haben.

---

*) Die Leiden der Einbildungskraft andrer Menſchen reizen uns nicht ſo leicht zur Theilnahme, als wirkliche Uebel. Wir ſetzen immer voraus, daß jene, ob ſie gleich oft bitterer, als wirkliche Uebel ſein mögen, durch vernünftiges Nachdenken geheilt werden können, daß alſo ihre Fortdauer durch unſere Schuld bewirkt wird, indem wir jenes Nachdenken nicht anwenden wollen. Vornehmlich wird auch der Eindruck eingebildeter Uebel Anderer dadurch auf unſer Herz geſchwächt, weil ſie nicht ſelten etwas Lächerliches an ſich haben, und weil es uns überhaupt unvernünftig vorkommt, ſich vor einem Uebel zu fürchten, das nicht wirklich vorhanden iſt.

Unſerem Zeitalter kann in der That der Vorwurf gemacht werden, daß es den Hang der Menſchen zu übeln Launen offenbar befördert. Der jetzige überall herrſchende ungeheure Luxus, der die Menſchen ſo ſichtbar weichlicher, empfindlicher und kränklicher macht; der allgemeiner gewordene Genuß zuſammengeſetzter Speiſen und Getränke, die durch unſere neue Modelectüre und die Art des jetzigen Umgangs eingeführte Empfindelei, welche ſonderlich ſo viel heimlichen Schaden ſtiftet, und endlich unſere falſche Erziehungsart tragen alle das ihrige dazu bei. Vornehmlich iſt die letztere bei allen gut gemeinten und durchdachten Vorſchlägen ſie zu verbeſſern und der Natur des Menſchen und ihrer ſo nothwendigen Feſtigkeit gemäßer einzurichten, immer noch ſehr verzärtelnd. So wie die Kinder ſonderlich in vornehmen und reichen Häuſern erzogen werden, worin ohnedem ein übellauniges Weſen mit zu dem abwechſelnden Ton des Umgangs zu gehören ſcheint, müſſen ſie durchaus ſchon frühzeitig zu mancherlei böſen Launen gewöhnt werden, und gerade dieſe Kinder ſind es doch, welche in der folgenden Zeit einen ſo großen Einfluß auf das Wohl und Weh der menſchlichen Geſellſchaften bekommen. — Man bringt ihnen ſchon in den erſten Jahren ihres Lebens, durch zu vieles Nachgeben, durch eine pünktliche Erfüllung aller ihrer Wünſche, durch ein ängſtliches Bemühen, ihre Gunſt zu behalten, durch Putz und Schmeicheleien zu hohe Begriffe von ihrem Werthe, von ihrem kleinen Ich bei. Man behandelt ſie immer als Menſchen, die in Zukunft überall ihr väterliches Haus mit allen jenen Fehlern des Schonens und Nachgebens antreffen würden, die man bei ihrer Erziehung ſo unverantwortlich, und gleichſam geſliſſentlich beging, — und denkt nicht daran, daß ſie eben durch dieſes Verwöhnen zu einer Menge der traurigſten Uebel vorbereitet werden, die in der menſchlichen Geſellſchaft jeden treffen müſſen, der eigentlich nicht für das Syſtem dieſer Geſellſchaft gebildet iſt, und die daher einen unausbleiblichen Einfluß auf die Verſtimmung ihres Gemüths haben werden. Wie viele Fehler begeht man endlich nicht in Abſicht ihrer körperlichen Erziehung! Unvorſichtigkeit in der Wahl ihrer Speiſen und derjenigen, die ſie ihnen reichen müſſen, zu weiche und dicke Kleider, worin man ſie einhüllt, frühzeitiger Gebrauch künſtlicher Arzneien, Abſonderung von der freien Himmelsluft, zu ſpätes Gewöhnen an körperliche Feſtigkeit und Geſchäfte, Verzärtelung ihrer Leidenſchaften und Gefühle, — und ſo viele andere erkannte und unerkannte Fehler bei ihrer Erziehung haben einen ſichtbaren Einfluß auf die Schwächung ihres Körpers, und müſſen daher nothwendig Menſchen aus ihnen bilden, die in Zukunft durch ihre üblen Launen ſich und Andern zur größten Laſt fallen werden.

Es gibt noch viele andre Quellen der böſen Laune, die ich hier anführen könnte. Alles was einen unangenehmen Eindruck auf unſre Vorſtellungskraft, oder auf unſere Gefühle überhaupt machen kann, iſt im Stande uns darein zu verſetzen. — Zu langes und anhaltendes Studiren, trübe Ausſichten in die Zukunft, Zweifel über uns angelegentliche Wahrheiten, heimliche Wünſche unſrer Herzen, Liebe und Empfindlichkeit, ſelbſt Träume und vermeinte Ahndungen können uns ſogar bei der Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit böſe Launen verurſachen; — allein ich übergebe dieſe und mehrere Quellen deſſelben, die ich künftig einmal pſychologiſch auseinander ſetzen werde.

Jetzt komme ich zu den traurigen Folgen, welche mit unſern böſen Launen für uns und Andere ſo oft verbunden ſind, und unendlich viel mehr Schaden ſtiften, als wir gemeiniglich glauben.

Die traurige Zerrüttung, welche durch eine üble Laune in dem Innern unſerer Seele hervorgebracht wird, hat nicht nur den Schaden für uns, daß ſie uns gegen die Freuden des Lebens unempfindlich macht, daß ſie die Menſchen von uns ſcheucht, und unſer Herz gegen ſie verſchließt; ſondern daß ſie auch offenbar den menſchlichen Geiſt in den Fortſchritten ſeiner

Erkenntniß und in der Ausbildung ſeiner moraliſchen Vollkommenheiten aufhält. Die Unbehaglichkeit, die wir in uns fühlen, der innere Zwang und Druck, den unſere Maſchine leidet, theilt ſich jedesmal unſerer Kraft zu denken mit; alle unſere Fähigkeiten fangen gleichſam zu ſtocken an, unſere Begriffe verdunkeln ſich, oder werden oft ſchon in ihrer Geburt erſtickt, und es koſtet uns Mühe ſie ins Helle zu bringen. Andere ſtehen mit einer unbeſchreiblichen Lebhaftigkeit vor unſern Augen, blenden uns, und machen uns unfähig ſie ins Dunkle zu ſchieben. Keine Arbeit unſeres Geiſtes will uns mehr gelingen; wir bemühen uns, ihn anzuſtrengen; aber in wenig Augenblicken fühlen wir uns ſchon ermüdet, und ein kränkendes Mißtrauen gegen uns ſelbſt, begleitet alles, was wir denken, und bringt uns gegen unſere eigenen Vorſtellungen auf. Was wir in dieſem traurigen Seelenzuſtande allenfalls vollbringen, wird ſchief, unvollkommen und übereilt. Man ſieht unſern Arbeiten den kläglichen Zwang ihrer Geburt an, es ſind gemeiniglich Mißgeburten, über die wir erſtaunen, wenn wir ſie nachher mit heiterer Seele betrachten. Selbſt die Lectüre der angenehmſten und unterhaltendſten Schriften wird uns bei einer finſtern Laune unſchmackhaft, wir finden ihre ſchönſten Stellen fade, affectirt, weitſchweifig und verworren. Wir fühlen uns ſogar nicht ſelten gegen ihre unſchuldigen Verfaſſer aufgebracht, als ob ſie uns perſönlich beleidigt hätten, und unſer Tadel darüber ergießt ſich in bittern Recenſionen, deren ſo vielen man es in öffentlichen Blättern anſieht, daß ſie nichts weniger, als mit reifer Einſicht, aber mit deſto mehr böſer Laune gemacht ſind.

Es iſt aus dem Vorhergeſagten begreiflich, daß ein Mann, der vielen übeln Launen, und folglich auch einer damit verbundenen Unthätigkeit ſeiner Ideen unterworfen iſt, in reellen Kenntniſſen, wo nicht aufgehalten werden, doch mit vieler Mühe weiter kommen müſſe, — und wer kennt nicht an ſich recht gute Köpfe, die es in Wiſſenſchaften darum nie weit bringen werden, weil ſie alles anfangen, und alles wieder liegen laſſen. Ihre Begriffe erhalten gleichſam nur immer eine halbe Ausbildung, weil ſie zu leicht, durch ihre abwechſelnden Launen verfolgt, ermüden, und ihr Geiſt eben dadurch zu ſehr zur Zerſtreuung geneigt wird, daß er eine lange Reihe von Ideen mit gehöriger Aufmerkſamkeit beleuchten könnte.

Eben ſo vielen und noch mehrern Schaden leidet nun auch ferner durch böſe Launen das menſchliche Herz. Es läßt ſich ſchon ohne tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur einſehen, daß durch die beſtändige Ebbe und Fluth unſerer Empfindungen, durch die Verſtimmung unſerer Gefühle, die gemeiniglich ſo ſchnell auf die Verſchlimmerung, wenigſtens auf die unrichtige Anwendung unſerer Grundſätze wirkt, und durch das aus ſeinem Gleichgewicht gebrachte Selbſtintereſſe, welches ſo ſehr durch jede üble Laune verſchoben wird, — unſer Herz ſehr viel von ſeinem moraliſchen Werthe verlieren müſſe*). Die beſten Menſchen handeln oft in einer böſen Laune ſehr ſchlecht, und durch nichts geht die edle Einfalt und Gradheit des Charakters, das reine und innige Gefühl fürs Gute, die Liebe und Hochachtung, welche wir den Tugenden Anderer ſchuldig ſind, die Feſtigkeit in unſern Geſinnungen und die Theilnehmung der Herzen an Freundſchaft und Menſchenliebe mehr und leichter verloren, als durch ein übel aufgeräumtes Weſen. Wir gerathen dadurch nach und nach in jenen verachtungswürdigen Wankelmuth unſerer Geſinnungen und Grundſätze, der allen übel aufgeräumten Leuten eigen iſt; — ein Wankelmuth, der ſie zu untreuen, flüchtigen, veränderlichen Freunden, zu unſichern Geſellſchaftern und unbrauchbaren Geſchäftsmännern macht, die mit Recht unſer Mißtrauen und unſere Kälte gegen ihr ſchwaches Herz verdienen.

Solche Leute ſind ſich faſt keinen Augenblick gleich, und ſie gefallen ſich in dieſer Veränderlichkeit oft ſo ſehr, daß ſie ſich nicht gern lange gleich bleiben mögen. Geſtern tadelten ſie, was ſie heute rühmen; heute ſcheinen ſie unſere wärmſten Freunde zu ſein, und morgen begegnen ſie uns mit allen Kennzeichen der Verachtung, oder wenigſtens der Gleichgültigkeit. Geſtern waren ſie angenehm, zuvorkommend, theilnehmend, heute ſind ſie unausſtehlich, affectirt, ungeſtüm, wild. Ein andermal ſind ſie bigott, fromm, abergläubig, — wieder ein andermal leichtſinnig ausſchweifend, zu frei denkend. Kurz wir wiſſen eigentlich nie recht, was wir an ihnen haben, und ſie — kennen ſich gemeiniglich ſelbſt nicht.

Es iſt unbeſchreiblich, was durch ſolche wankelmüthige, übel aufgeräumte Leute in allen Ständen und Verhältniſſen des menſchlichen Lebens für Schaden geſtiftet wird. Hier verderben eigenſinnige übellaunige Eltern und Erzieher die hoffnungsvollſten Kinder, indem ſie ihre Freiheit zu ſehr einſchränken, und durch ein übel aufgeräumtes Weſen ihrer moraliſchen Ausbildung gerade entgegen arbeiten. Dort ſtiftet die böſe Laune eines unbilligen Vaters Eheverbindungen zwiſchen Leuten, die ſich nie lieben können, und bis an ihren Tod ein höchſt trauriges Leben neben einander führen werden. Hier verſtimmt eine bizarre Mutter durch ihr ewiges Schelten und durch den Zwang einer barbariſchen Erziehung die liebenswürdigſten Töchter. Dort leidet eine ganze verehrungswürdige Familie durch die hämiſche Laune eines mürriſchen Anverwandten. Hier ſpricht ein eigenſinniger Richter in einer ſeiner ſinſtern Stunden ein höchſt ungerechtes Urtheil, wodurch das Glück ganzer Familien zu Grunde gerichtet wird. Dort wird eine böſe Laune die Erfinderin furchtbarer Intriguen gegen das Anſehn verdienter Männer. Durch ſie kommt Unfriede und Haß in die glücklichſten Ehen, durch ſie entſtanden blutige Kriege, — und wer vermag alle die unzähligen Uebel zu nennen, die ſie von jeher in der menſchlichen Geſellſchaft veranlaßt hat!

---

*) Man hat geſagt, heißt es in Trublets Verſuchen (von dem übelaufgeräumten Weſen), daß Alles ſeine beſtimmten Tage habe, der Witz, die Herzhaftigkeit, die Weisheit ſelbſt; daß nur das Herz jederzeit gut wäre, wenn es einmal gut iſt. Das übelaufgeräumte Weſen verhindert, daß dieſe letzte Ausnahme unwahr iſt. Das Herz hat ſelbſt bei den beſten Leuten ſeine beſtimmten Tage, wenn ſie Leute von übelaufgeräumtem Weſen ſind.

Wir ſind nie mehr in Gefahr, ungerecht und unbillig gegen andere Menſchen zu werden, als wenn wir übel aufgeräumt ſind. Da ſie durch dieſe ſchiefe Richtung ihrer Seele auch gemeiniglich in unſern Augen ihren Werth verlieren, da uns an ihnen dann nichts, oder nicht viel mehr gefällt, ſo nehmen wir uns auch ungewöhnliche Freiheiten gegen ſie heraus. Wir finden es nun nicht mehr unſchicklich, ihnen oft die bitterſten Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, und ihnen die unſchuldigſten Dinge zum Verbrechen zu machen. Unſere Warnungen verwandeln ſich in hitzige Vorwürfe, unſere Moralen werden anzüglich, unſere Scherze giftig, unſer Stillſchweigen ſelbſt wird für Andere kränkend. Wir ſind dabei oft ſo blind, daß wir unſern Unwillen gegen ganz Unſchuldige richten, weil unſer Mißmuth irgend einen Gegenſtand haben muß, an dem er ſich auslaſſen kann. Wir fühlen es nicht ſelten, daß wir dabei gefehlt haben, daß wir in unſrer böſen Laune zu weit gegangen ſind; — allein dieſe innere Scham bringt uns oft noch mehr auf. Wir wollen nicht gern das Anſehn haben, als ob wir gefehlt hätten, und wir ſuchen alsdann eine noch größere Hitze zum Beweiſe unſerer gerechten Sache zu machen.

Wie ſollen und können wir nun aber jenen übeln Launen vorbauen; wie können wir ſie heilen? —

Ich will es verſuchen im beiderlei Betracht Mittel dazu vorzuſchlagen, ob ich gleich weiß, daß gegen dieſe Krankheit unſrer Seele auch die beſten Mittel oft gerade nichts helfen, weil wir entweder zu ſehr von der Nervenſchwäche unſres Körpers abhängen, wogegen keine Gründe der Vernunft etwas ausrichten können; oder weil wir jene Krankheit überhaupt nicht zu haben glauben; oder, welches das Allerſchlimmſte iſt, weil wir ſie behalten wollen.

Um einer böſen Laune vorzubauen, würde ich nun erſtlich und vornehmlich rathen, nicht nur die Gegenſtände und Gelegenheiten ſorgfältigſt zu vermeiden, wodurch wir verſtimmt werden können, ſondern auch einen trüben Gedanken, der uns empfindlich werden könnte, ſo viel es nur immer möglich iſt, gleich in ſeiner Geburt zu erſticken. Eine Regel, die auch für die Heilart einer ſchon wirklich vorhandenen übeln Laune ſehr brauchbar ſeyn kann. Wenn wir jenem Gedanken ſo lange nachhängen, bis er erſt unſre ganze Phantaſie eingenommen hat, ſo knüpfen ſich natürlicher Weiſe immer noch mehrere trübe Vorſtellungen an ihn an, und wir können nun ſchon darum weniger Herr über ihn werden, weil er ſich gleichſam verſchanzt und gegen die Verſuche, ihn von ſeinen unangenehmen Nebenvorſtellungen abzuſondern, geſichert hat. Um aber das Uebel in ſeiner Geburt zu erſticken, müſſen wir ſeine erſten Eindrücke durch eine Reihe neuer, ſo viel möglich angenehmer und zerſtreuender Vorſtellungen, die unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und unſer Nachdenken beſchäftigen können, und durch eine ſolche Stellung des unangenehmen Gegenſtandes, wodurch er uns nicht mehr in ſeiner ganzen finſtern Geſtalt erſcheint, wieder aufzuheben ſuchen. — Oft können wir den böſen Launen ſchon dadurch entgehen, wenn wir das Gefreuſt, den unangenehmen Gegenſtand ſo betrachten, wie er iſt, nicht wie ihn uns unſre Einbildungskraft vermalt, welche gemeiniglich den größten Antheil an den Verſtimmungen unſeres Gemüths hat, zumal wenn wir von Furcht und Schrecken eingenommen ſind. Dieſe betäuben unſer Gemüth und verſchaffen der Einbildungskraft einen um ſo viel größern Spielraum, je weniger ein ernſtes Nachdenken bei jenen Leidenſchaften ſtatt zu finden pflegt. Die glückliche Gabe ſich zu faſſen, wenn uns etwas Unangenehmes begegnet, iſt ſehr wenigen Menſchen eigen, ob ſie gleich das beſte Mittel gegen unzählige ſchiefe Richtungen unſerer Gefühle ſeyn würde.

Zweitens ſuche man vornehmlich den Umgang ſolcher Menſchen auf, die ſelbſt keine oder wenig üble Launen haben. Die menſchlichen Seelen hängen durch unauflösliche ſympathetiſche Bande zuſammen, und nichts iſt den Umſtimmungen unſeres Herzens zum Mißmuth und zur Traurigkeit gefährlicher, als übel aufgeräumte Leute. So ſehr wir uns gegen ihre Denkungsart, gegen den Ton ihrer Empfindungen und Empfindlichkeit zu ſichern ſuchen, ſo ſchnell werden wir doch gemeiniglich von ihnen angeſteckt, und oft ſcheint es ſogar die äußere Pflicht zu erfordern, daß wir uns von ihnen anſtecken laſſen. Ihre Art ſich auszudrücken, ihre finſtere Stirn, ihr kaltes und zugleich leicht aufgebrachtes Weſen, ihre oft bis zur Albernheit geſtiegene Empfindlichkeit, erweckt nach und nach hundert trübe Bilder in uns, die ſich anfangs nur durch einen ſteifen Ernſt in Mienen und Ausdrücken, bald aber in einer gänzlichen Unbehaglichkeit unſerer Empfindungen äußern. Fröhliche Menſchen hingegen ſichern uns vor dieſem traurigen Zuſtande, ihre Aufmunterungen, ihr heiteres Geſicht, ihre Einfälle, ihre behaglichen Gefühle, die nach und nach in uns übergehen, bekämpfen gleichſam den ſchwarzen Dämon, der ſich in unſerer Bruſt feſtſetzen will.

Drittens ſuche man ſich nur immer fleißig zu beſchäftigen, und Müßiggang und Langeweile als die größten Verführerinnen zur böſen Laune zu fliehen. Müßige Leute ſind beſtändig damit geplagt, und man hat ſchon lange angemerkt, daß es nirgends mehr übel aufgeräumte Leute, als in der großen Welt gibt, weil ſie zu viel Zeit zu ihren Grillen übrig haben, und zu ſehr von Langeweile verfolgt werden. Arbeit und Geſchäftigkeit macht hingegen fröhliche Gemüther. Unſer Körper wird dadurch geſtählt, ſeine Säfte in einem geſunden Umlauf erhalten, und unſerm Geiſte fehlt es bei einem thätigen Leben nie an Gelegenheit ſich zu zerſtreuen, und die dunkeln Bilder aus ſich fortzuſchaffen, die eine böſe Laune in ihm aufſtellen will. — Es iſt nicht zu läugnen, daß das andere Geſchlecht wegen der Empfindlichkeit und Reizbarkeit ſeiner Nerven, wegen ſeiner körperlichen Schwächen, und der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen einen größern Hang zu böſen Launen, als das unſrige fühlt; — aber ich möchte auch noch vornehmlich den Grund davon angeben, daß es mit weniger zerſtreuenden Geſchäften, als das unſrige zu thun hat, bei ſeinen Arbeiten doch gemeiniglich wenigſtens in Abſicht der ſo nöthigen Leibesbewegung in gewiſſem Verſtande müßig bleibt, und alſo immer bei einer ſtillern, eingeſchränktern Lebensart zu viel Zeit übrig behält, ſeinen trüben Phantaſien auf dieſe oder jene Art nachzuhängen, wozu ſeine zärtlichen Empfindungen erſtaunlich viel beitragen.

Viertens genieße man fleißig der freien Luft, des heitern Himmels und des Anblicks der ſchönen Natur. Nichts vermag uns ſo ſehr und oft ſo ſchnell aufzuheitern, als dieſe. Hier athmen, empfinden und denken wir freier. Tauſend reizende Gegenſtände ziehen hier in einem lachenden Kleide unſere Aufmerkſamkeit an ſich, und laden uns zu ihrem unſchuldigen Genuſſe ein. Wir fühlen es deutlich, wie nach und nach die finſtern Bilder aus unſerer Seele verſchwinden, welche ſich darin feſtgeſetzt hatten, und wir kehren gemeiniglich gleichſam geſtärkt und fröhlicher in unſere Wohnungen zurück, als wir ſie verließen. Tauſend Menſchen würden ein fröhlicheres, und ich ſetze hinzu, beſſeres Gemüth haben, wenn ſie ſich öfter jenes uns und allen Menſchen vom Himmel geſchenkten Mittels gegen ihre böſen Launen bedienen wollten. — Freunde, die durch das ewige Leſen und Wiederleſen ganzer Bibliotheken, durch den läſtigen Sklavendienſt für den Buchladen, durch die Menge feierlicher den Geiſt tödtender Viſiten, durch Leib und Seele verheerende Schmauſereien, durch ängſtliche Spiele, durch den Zwang der Toilette, und durch ſo viele andere Umſtände täglich vermehrt werden müſſen, und die das geſellige Leben vornehmlich in Städten zuſammengehäuft hat, um uns gleichſam darin — lebendig zu begraben.

Fünftens hüte man ſich ſorgfältigſt vor jeder Schwächung ſeines Körpers, weil ſie allemal und unausbleiblich nach unumſtößlichen Erfahrungen über lang oder kurz eine Lähmung der Seele, und folglich auch die natürlichſte Gefahr zu übeln Launen mit ſich führt. Alle heftigen Leidenſchaften, Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken, Verzärtelung der Glieder, ängſtliche Aufmerkſamkeit auf ſeine Geſundheit, unnöthiger Gebrauch der Arzeneien, Uebermaaß im Schlafen und Wachen, Lectüre aller ſolcher Schriften, die leicht unſre Einbildungskraft erhitzen, und unſre Empfindſamkeit vermehren, innerlich verſchloſſener Kummer und vornehmlich eine zu frühe oder zu häufige Ausübung des Begattungstriebes rauben unſerm Körper nach und nach ſeine Kräfte, und mit dieſen geht die Gewalt der Seele verloren, welche dieſe beſitzen muß, wenn ſie nicht ein trauriges Spiel ihrer Empfindungen und das Wohnhaus jeder ausſchweifenden Leidenſchaften werden ſoll. Wir müſſen alſo auch ſorgfältigſt alle jene Feinde unſrer Geſundheit zu vermeiden ſuchen, wenn wir vor böſen Launen ſicher ſein wollen.

Sechstens ſuche man ſich ſtets den beruhigenden Gedanken von einer allweiſen, alle unſre Schickſale leitenden Vorſehung zu vergegenwärtigen. — Wenn wir fleißig und mit Ernſt daran denken, daß uns ohne den Willen eines höchſt weiſen und gütigen Weſens nichts in der Welt begegnen kann, daß dieſes Weſen uns wahrhaftig und immer glücklich machen will, und daß alſo ſelbſt die Leiden, welche uns treffen, unausbleiblich zu unſerm Beſten gereichen müſſen; — wenn wir uns dabei die vortrefflichen Anlagen unſrer geſammten Natur, und die abgemeſſenen Verhältniſſe derſelben, zur Erreichung ſo mannigfaltiger moraliſcher Endzwecke ſowohl, als auch die große Summen ſchon genoſſener Freuden ins Gedächtniß bringen; — wenn wir uns endlich auch dadurch zu beruhigen ſuchen, daß eine glücklichere Zukunft ſo viel gelittenes Unrecht wieder gut machen, und uns den Plan der göttlichen Weisheit in Abſicht unſeres ganzen Daſeins in dem deutlichſten Lichte zeigen werde; ſo müßten wir in der That kein Gefühl mehr von unſerm eigenen Werthe, kein Zutrauen gegen die Gottheit haben, wenn uns jene Gedanken die Leiden unſeres Lebens, und den Kummer unſeres Herzens nicht ſehr viel erträglicher machen ſollten.

Wir können uns zwar nicht immer überzeugen, daß das, was uns begegnet, allemal das Beſte ſei; unſer Gefühl ſtreitet oft zu deutlich gegen dieſe Ueberzeugung; allein es ſchickt ſich ſehr wohl für unſere Vernunft, daß ſie es glaubt, und ſich mit dieſem Glauben tröſtet; daß ſie um des Wohlbehagens eines Geſchöpfs willen keine Umbildung des Ganzen verlangt, und daß ſie überhaupt von der Ordnung und Harmonie der Abſichten der Natur, die ſie überſchauen kann, auch auf die Ordnung und Harmonie derjenigen Theile des Ganzen ſchließt, worin ſie eine mangelhafte Folge, eine Zerrüttung anzutreffen meint.

Siebentes ſuche man ſich die Menſchen, und ſonderlich die, deren Schickſale und Geſinnungen mit den unſrigen zuſammenhängen, immer mehr von ihrer angenehmen und liebenswürdigen Seite, als von ihrer gehäſſigen vorzuſtellen. Unſere meiſten Launen entſtehen doch einmal aus Mißmuth und Unzufriedenheit über andere Menſchen. Ein kleines Vergehen iſt im Stande, uns leicht gegen ſie aufzubringen, und uns mißtrauiſch gegen ſie zu machen. Wir neigen auch unſer Ohr immer lieber zu denen, welche übel, als welche gut von Andern ſprechen, und die Mediſance hat von jeher unzählige Freunde gehabt. Allein wir müſſen billiger, auch um unſeres Beſten willen, billiger in Beurtheilung Anderer ſein, und uns vornehmlich hüten, nicht jedes Vergehen derſelben ſogleich auf die Rechnung ihres Charakters zu ſchreiben. Die Menſchen ſind gewiß unzählig oft beſſer, als wirs glauben, und würden oft nicht viel taugen, wenn ſie gerade ſo beſchaffen wären, als wir ſie haben wollen. Ihr Leichtſinn, ihre Uebereilungen, ihre eigene, an ſich unſchuldige Art zu denken, die der unſrigen entgegen zu ſtehen ſcheint, ihre Vorurtheile und Irrthümer müſſen immer von abſichtlicher Beleidigung genau unterſchieden werden, wenn wir gerecht ſein wollen. Wir müſſen bedenken, daß ein jeder Menſch in einer andern Lage anders denkt, jeder ſein eigenes ihm gerecht dünkendes Selbſtintereſſe hat, jeder ſein eigenthümliches Gute beſitzt, und daß keiner, vermöge der Natur der menſchlichen Seele ſoviel für uns empfinden könne, als wir für uns fühlen. — Kein Menſch iſt daher unglücklicher als der, welcher ewig argwohnt. Keiner hat mehr üble Launen, als der Mißtrauiſche, und keiner wird weniger Gutes für Andere ſtiften, als er.

Achtens ſchränke man, ſo viel es nur irgend mit dem Werthe unſrer Natur beſtehen kann, ſeine hohen Begriffe vom Selbſtintereſſe und Selbſtwerthe ein; oder laſſe ſie wenigſtens nicht überall zu deutlich hervorleuchten. Wenn wir von uns ſelbſt nicht zu viel halten, nicht zu viel von Andern verlangen; wenn wir uns erinnern, daß wir ſo gut wie Andere unſere Fehler haben, daß Andere manche Fehler an uns bemerken, die wir nicht ſehen; ſo werden wir auch von Andern nicht ſo leicht beleidigt, und zu böſen Launen gegen ſie gereizt werden können. Vornehmlich ſchränke man ſeine Begierde nach glänzenden Vergnügen ein. Je mehr wir dieſer Begierde nachgeben, je eiferſüchtiger wir auf uns ſelbſt werden; je mehr böſe Launen folgen uns auf dem Fuße nach. Zufriedenheit mit dem, was man iſt, was man hat, iſt die beſte Arzenei gegen ein übel aufgeräumtes Weſen. Sie hält unſere Leidenſchaften in ihren gehörigen Grenzen, ſammelt fröhliche Menſchen und Freunde um uns her, bereitet uns zur ruhigen Ertragung eines jeden unangenehmen Zufalles vor, ſo wie ſie uns in demſelben Muth und Standhaftigkeit, die über alles hochzuſchätzende Gegenwart des Geiſtes ſchenkt; lehrt uns immer heitern Blickes in die Zukunft ſchauen, und reicht uns auch endlich ihre freundliche Hand zum Ausgange aus dieſer Welt. — Wir haben die größte Urſache zu glauben, daß uns das gute Vernehmen, in welchem wir mit uns ſelbſt gelebt, und die ruhige Stimmung unſeres Geiſtes diſſeits des Grabes noch lange, und wahrſcheinlich immer nach unſerm Tode in Abſicht des Wachsthums unſrer Kenntniſſe und Tugenden ſehr werth und wichtig bleiben werde.

Ueber das Erhabene und das Schöne.

Von F. v. Schiller.

Zwei Genien ſind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, geſellig und hold, verkürzt uns durch ſein munteres Spiel die mühevolle Reiſe, macht uns die Feſſeln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geiſter handeln und alles Körperliche ablegen müſſen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt iſt ſein

Grenze; über dieſe hinaus kann ihn ſein irdiſcher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernſt und ſchweigend, und mit ſtarkem Arm trägt er uns über die ſchwindliche Tiefe.

In dem erſten dieſer Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar iſt ſchon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, ſondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menſchen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die ſinnlichen Triebe mit dem Geſetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die ſinnlichen Triebe auf die Geſetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geiſt hier handelt als ob er unter keinen andern als ſeinen eigenen Geſetzen ſtände.

Das Gefühl des Erhabenen iſt ein gemiſchtes Gefühl. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Wehſein, das ſich in ſeinem höchſten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohſein, das bis zum Entzücken ſteigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Luſt iſt, von feinen Seelen aller Luſt doch weit vorgezogen wird. Dieſe Verbindung zweier widerſprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweiſt unſere moraliſche Selbſtſtändigkeit auf eine unwiderlegliche Weiſe. Denn da es abſolut unmöglich iſt, daß der nämliche Gegenſtand in zwei entgegengeſetzten Verhältniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daß wir ſelbſt in zwei verſchiedenen Verhältniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daß folglich zwei entgegengeſetzte Naturen in uns vereinigt ſein müſſen, welche bei Vorſtellung deſſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſirt ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daß ſich der Zuſtand unſeres Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daß wir ein ſelbſtſtändiges Principium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhängig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſre Faſſungskraft, und erliegen bei dem Verſuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unſere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſrer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſein, wenn die Grenzen unſerer Phantaſie zugleich die Grenzen unſerer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſein wollen, wenn wir nicht noch etwas anders in Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen, und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reich der Erſcheinungen ihren Meiſter finden, denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphiert, aber an das abſolut Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſein und unſer Daſein, denn das erinnert uns eben, daß ſie über unſere Grundſätze nicht zu gebieten hat. Der Menſch iſt in ihrer Hand, aber des Menſchen Wille iſt in der ſeinigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß ſinnlich ſind, ſo wußte ſie ſelbſt Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſind, und dieß iſt eine ganz andere Wirkung als durch das Schöne geleiſtet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealſchönen muß ſich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſammen, und nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir alſo ewig nie erfahren, daß wir beſtimmt und fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu beweiſen. Beim Erhabenen hingegen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zuſammen, und eben in dieſem Widerſpruch zwiſchen beiden liegt der Zauber, womit es unſer Gemüth ergreift. Der phyſiſche und der moraliſche Menſch werden hier aufs ſchärfſte von einander geſchieden, denn gerade bei ſolchen Gegenſtänden, wo der erſte nur ſeine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung ſeiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll alle die Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den ſchönen Charakter ausmacht. Er ſoll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue ſeine Wolluſt finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umſtände nahe legen, ſollen ihm zum leichten Spiel werden, und das Glück ſoll ihm ſeine Handlung ſchwer machen, wozu nur immer ſein menſchenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieſer ſchöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorſchriften der Vernunft nicht entzückend ſein, und wer wird ſich enthalten können, einen ſolchen Menſchen zu lieben? Aber können wir uns wohl bei aller Zuneigung zu demſelben verſichert halten, daß er wirklich ein tugendhafter iſt, und daß es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieſer Menſch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, ſo könnte er, ohne ein Thor zu ſein, ſchlechterdings nicht anders handeln, und er müßte ſeinen eignen Vortheil haſſen, wenn er laſterhaft ſein wollte. Es kann ſein, daß die Quelle ſeiner Handlungen rein iſt, aber das muß er mit ſeinem eignen Herzen ausmachen; wir ſehen nichts davon. Wir ſehen ihn nicht mehr thun als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu ſeinem Gott macht. Die Sinnenwelt alſo erklärt das ganze Phänomen ſeiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenſeits derſelben nach einem Grunde davon umzuſehen.

Dieſer nämliche Menſch ſoll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man ſoll ihn ſeiner Güter berauben, man ſoll ſeinen guten Namen zu Grunde richten; Krankheiten ſollen ihn auf ein ſchmerzhaftes Lager werfen; alle die er liebt, ſoll der Tod ihm entreißen, alle denen er vertraut, ihn in der Noth verlaſſen. In dieſem Zuſtande ſuche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einſt ſo bereit geweſen war. Findet man ihn in dieſem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth ſeine Wohlthätigkeit, der Undank ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſeine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück ſeine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung ſeiner Umſtände in ſeiner Geſtalt, aber nicht in ſeinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form ſeines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß das Gegenwärtige als Wirkung ſich auf etwas Vergangenes als ſeine Urſache gründet), weil nichts widerſprechender ſein kann, als daß die Wirkung dieſelbe bleibe, wenn die Urſache ſich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß alſo jeder natürlichen Erklärung entſagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zuſtande abzuleiten, und den Grund des erſtern aus der phyſiſchen Weltordnung heraus in eine ganz andere zu verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber mit ſeinen Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Entdeckung des abſoluten moraliſchen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden iſt, giebt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines ſolchen Menſchen ergriffen werden, den ganz eignen unausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der Sinne, ſo veredelt ſie auch ſein, dem Erhabenen ſtreitig machen kann.

Das Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmälig (denn es giebt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung reißt es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geſchmacks auch noch ſo viel über die Menſchen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen Hülle des geiſtigen Schönen in den innerſten Sitz der moraliſchen Geſetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, ſo iſt oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieſes Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefeſſelten Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über ſeine wahre Beſtimmung zu ertheilen, und ein Gefühl ſeiner Würde wenigſtens für den Moment aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Calypſo hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Geſtalt: er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen, und iſt frei.

Das Erhabene wie das Schöne iſt durch die ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſſen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menſchen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt ſich ungleich, und durch die Kunſt muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit ſich, daß wir der Schönheit zuerſt entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit iſt unſere Wärterin im kindiſchen Alter und ſoll uns ja aus dem rohen Naturzuſtande zur Verfeinerung führen. Aber ob ſie gleich unſere erſte Liebe iſt und unſere Empfindungsfähigkeit für dieſelbe zuerſt ſich entfaltet, ſo hat die Natur doch dafür geſorgt, daß ſie langſamer reif wird und zu ihrer völligen Entwicklung erſt die Ausbildung des Verſtandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geſchmack ſeine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem beſſern Weg als durch ihn geſchehen kann, in unſer Herz gepflanzet wären, ſo würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Die Vernunftreligion*).

Von C. F. von Ammon.

Wem hallen die Ohren nicht wider von dem Lieblingsliede unſerer Zeit! Wer ſollte ſich nicht freuen, in einem Jahrhunderte des Lichtes zu leben, wo Vernunft und Religion, dieſe gleich ebenbürtigen Himmelstöchter, ſich für die Ewigkeit verſchwiſtert zu haben ſcheinen! Fern ſei es von uns, ihre Eintracht zu ſtören, aber eben ſo fern die Verſuchung, die beiden Zwillingsſchweſtern in gemüthlicher Aufwallung des Gefühls mit einander zu verwechſeln!

Wie verſchieden man auch die Vernunft von jeher erklärt hat, ſo iſt man doch darüber einverſtanden, daß ſie das höchſte Geiſtesvermögen iſt, alles Denkbare zu vernehmen und es nach ihren eigenen Geſetzen in freie Kenntniß der Wahrheit zu verwandeln. Dieſe Geſetze ſind Einheit, Cauſalzuſammenhang und Zweckmäßigkeit; der Horizont, in dem ſich unſer Denken bewegt, hat in unſerem Bewußtſein eine relative Unendlichkeit, die zwar rückwärts, oder durch den Standpunkt des Urbewußtſeins in der Zeit fixirt, alſo anfänglich und endlich, vorwärts aber, oder progreſſiv durch nichts beſchränkt, ſondern, wie unſere Freiheit und Selbſtthätigkeit, unendlich iſt. Dieſe Erfaſſung des Einen und Unendlichen in jedem Augenblicke unſeres reinen Bewußtſeins nennen wir einen Grundgedanken, oder eine Idee, daher man auch die Vernunft nicht mit Unrecht ein Vermögen der Ideen, oder beſſer der Uridee nennt, weil dieſe nicht nur jeder Erfahrung vorangeht, ſondern auch der geſchloſſene Kreis unſerer Gemüthswelt und der klare Horizont unſres geſammten Denkens und Erkennens iſt, jenſeits deſſen für uns nur Nacht und Dunkelheit liegt. Wenn wir nun behaupten, Religion zu haben; ſo erklären wir, uns gedrungen zu fühlen, der Idee des Einen und Unendlichen, in der ſich unſer ganzes Denken und Wollen bewegt, auch außer unſerem Gemüthe eine, wenn ſchon unbegreifliche, Realität zuzuſchreiben und mit dieſem unbekannten Weſen, das wir Gott nennen, in der innigſten Verbindung des Denkens und Wollens zu ſtehn. Dieſe Geneſis aller Religionen iſt ohne Vernunft allerdings unmöglich, weil wir ohne ſie Gott gar nicht zu denken und ihn in ſeiner lebendigen Wirklichkeit außer uns zu erfaſſen vermöchten. Die größten Philoſophen und Theologen aller Zeiten ſind daher bei der Begründung der Religion immer von dem Glauben an Gott, als einer Thatſache des Bewußtſeins, ausgegangen und haben ihr dieſelbe vernünftige Nothwendigkeit zugeſchrieben, mit der ſie das Eine und Unendliche in einen Gedanken zuſammenfaßten; ſie haben ſogar in dem Gedanken des Urerſten und Urletzten eine abſolute Wahrheit gefunden, da ohne ihm gar keine haltbare Wirklichkeit des Denkens zu begründen iſt. Weil Gott nothwendig als nothwendig von uns gedacht wird, ſo muß er auch nothwendig ſein; der Glaube an ihn hat folglich für den reinen und tiefen Denker eine Gewißheit, die uns keine andere Schlußfolge und noch viel weniger irgend eine äußere Wahrnehmung gewähren kann. Es iſt das bekanntlich das alte, viel beſprochene und viel bezweifelte ontologiſche Argument für Gottes Daſein, von dem in jedem Falle ſo viel gewiß iſt, daß alle übrigen Beweiſe dafür in ihm, als der Wurzel unſeres religiöſen Denkens aufgehen, und daß der geſunde Menſchenverſtand ihrer gar nicht bedarf, weil er ſich an das erhabene Wort, ich bin, der ich bin*), als eine gegebene Idee hält, die ſich an und durch ſich ſelbſt ſchon als lebendig und kräftig beweiſt. Durch dieſe einzige, aber unwiderlegbare Bemerkung iſt der allgemeine, oder ideale Primat der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion aus der urſprünglichen Einrichtung unſeres Gemüthes unwiderruflich nachgewieſen; frei und ſelbſtthätig ſoll und muß ſich die Vernunft erſt Gott nach ihrer eigenen Idee denken und ſich von ſeiner lebendigen Wirklichkeit überzeugen, ehe ſie ſich zur Reflexion einer göttlichen Offenbarung erheben und aus dieſer wieder auf ihren heiligen Urheber zurückſchließen kann. Und ob es ſchon kühn und verwegen ſcheinen möchte, dem höchſten Weſen vorſchreiben zu wollen, was und wie es ſich uns offenbaren und ſeine ewigen Rathſchlüſſe zu unſerer Erkenntniß bringen ſoll; ſo iſt das doch nur die Sprache einer falſchen und heuchleriſchen Demuth, weil wir vollkommen gewiß ſind, daß die Vernunftgeſetze jeder Einſicht, alſo auch der Erkenntniß einer höheren Offenbarung*) Normen, Regeln und Anordnungen des Schöpfers ſind, die mit dem Unterrichte, den er uns in der inneren, oder äußeren Erfahrung darbietet, in keinem Falle ſtreiten, oder im Widerſpruche ſtehen können. Die Vernunft iſt daher gleich befugt und verpflichtet, zur Prüfung aller ſich im Laufe der Zeit eröffnenden Quellen einer göttlichen Erkenntniß beſtimmte Grundſätze aufzuſtellen; ſie muß die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur immer als Auslegerin jeder beſonderen und einzelnen erheben; ſie muß die wahre Offenbarung von der falſchen, und da ſich Objectives und Subjectives faſt immer in dem menſchlichen Bewußtſein durchdringen, beide wieder von den vermiſchten unterſcheiden, in der das rein Göttliche durch die menſchliche Selbſtoffenbarung verdunkelt wird; ſie muß das unmittelbar Göttliche, das nur aus der lebendigen Idee des Höchſten fließen kann, von dem mittelbar Göttlichen trennen, das in jedem einzelnen wahren Begriffe gefunden werden kann und alſo auch nur entfernt auf das religiöſe Bewußtſein einwirkt; ſie muß endlich von der höchſten Offenbarung Gottes alles Menſchliche und Wirkliche ausſcheiden und ihre einzelnen Lehren verſtändig unter die Idee der freieſten Nothwendigkeit, oder eines ewig weiſen, heiligen und gerechten Gottesreiches zuſammenfaſſen. Hat man aber auch in heiligen Urkunden religiöſe Belehrungen von göttlichem Inhalte gefunden; ſo ſteht auch dann der Vernunft noch das Recht zu, ſie nach dem Geſetze der Einheit auf einen Grundſatz zurückzuführen und ihnen dadurch die Gewißheit und Ueberzeugungskraft zu ſichern, die, nach der unabänderlichen Ordnung unſerer Gedanken und Erkenntniſſe, nur auf dieſem Wege zu erhalten iſt. Und da ferner in der Idee Gottes, als eines abſoluten Weſens, ſchon Alles liegt, was je von ihm gedacht, geurtheilt und geſprochen werden mag; ſo liegt es der Vernunft, als einem Vermögen, im Zuſammenhange zu denken, nicht minder ob, die Vollkommenheiten Gottes in beſtändiger Beziehung auf das menſchliche Denken und Wollen einzeln zu erfaſſen, ſie als ein Ganzes in ihrer vollen Klarheit darzuſtellen und in ihrer vereinten Wirkſamkeit die Gründe und Endzwecke aller Weltveränderungen und menſchlichen Schickſale aufzuſuchen. Denn da die Religionslehre in den Augen des Weiſen die Königin aller Wiſſenſchaften iſt und die Kreiſe aller übrigen Weltkenntniſſe mit idealer Gewalt beherrſcht; ſo ſind auch ihre Pfleger vor Allem dazu berufen, ſie aus ihrer rhapſodiſchen Spruchregiſter- und Schatzkäſtlein-Geſtalt zu einem wohlgegliederten Ganzen herauszubilden und dadurch den Spaltungen der Sectirer und Meinungseiferer für immer ein Ende zu machen. Weil überdies Alles, was nicht aus reiner Vernunft von Gott erkannt werden mag, geſchichtlichen Inhalts iſt und ſein muß; ſo iſt jene nicht minder berechtigt, jede auf Autorität und Thatſachen beruhende Religionsbelehrung unter die Leitung vernünftiger Ideen und Geſetze zu ſtellen und dadurch die Quelle alles Aberglaubens zu verſchließen. Es läßt ſich aber an der Richtigkeit dieſes Kanons um ſo viel weniger zweifeln, als jede religiöſe Autorität auf der Vorausſetzung der Wahrheit und ſittlichen Heilſamkeit beruht, die ſich ohne Vernunftideen gar nicht denken laſſen, Thatſachen aber, wie wunderbar ſie auch erſcheinen mögen, doch unleugbar eine Urſache und einen Endzweck haben müſſen, welche beide abermals vernünftigen Geſetzen anheimfallen. Dieſer Anſicht gemäß hat unter den chriſtlichen Kirchenlehrern bereits Auguſtin das teleologiſche Geſetz der Gotteswürdigkeit zur höchſten Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden erhoben und Alles, was in irgend einer Schrift, oder Lehre der Vollkommenheit des höchſten Weſens erweislich widerſtreitet, wie die Vorherbeſtimmung zur ewigen Verdammniß, oder die Seligkeit der Unheiligen, für Wahn und Täuſchung erklärt. In dieſem vollen Sinne und Umfange des Wortes muß jede Religion, welche göttlich ſein will, vorher wahr und vernünftig ſein. Es würden namentlich die chriſtlichen Theologen die erſten Grundſätze ihres Glaubens verläugnen und an Gott und Menſchen freveln, wenn ſie das bezweifeln wollten; denn da Chriſtus ſelbſt die Verfinſterung der Vernunft, oder des geiſtigen Auges, für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilſamkeit ſeiner Lehre unbedingt der Probe des ſittlichen Bewußtſeins unterwirft; da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung

---

*) Aus: Die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. Eine Anſicht der höheren Dogmatik, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Leipzig, 1836. B. 1. Cap. 7.

*) 2 Moſ. 3, 14.

---

*) Cf. *Summa theologiae christianae.* Ed. IV. Lips. 1830. §. 14 f.

ihrer Vorträge auffordern und ſich abermals auf das Zeugniß des religiöſen Bewußtſeins berufen*); ſo liegt die Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums klar am Tage, und man iſt vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Ganz anders muß hingegen über den Werth der Vernunftreligion geurtheilt werden, wenn ſich der einzelne Menſch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus ſeiner individuellen Vernunft, als der einzig lautern und ſichern Quelle zu ſchöpfen. Denn hier vergißt er, daß vor ihm ſchon Menſchen lebten, welche vernünftiger, weiſer und frömmer waren, als er; er vergißt, daß er bei ſeiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterſcheiden kann, was in ſeinem Fürwahrhalten chriſtlich, oder ſelbſterdacht iſt; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft, ſondern aus dem Herzen kommt; er vergißt, daß ihm die Vernunft nicht gegeben iſt, eine Religion zu ſchaffen, ſondern ſie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott ſelbſt kommt, jeder Wahrheit und ſittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menſchen verbindliche Religion ſich nothwendig auf eine poſitiv göttliche Anordnung, als gemeinſchaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine conſequente Nationalreligion ſich auf den Glauben an eine beſondere Offenbarung Gottes ſtützen muß; er vergißt endlich, daß ein ſubjectiver Rationalismus zuletzt ſtarrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religioſität iſt. Es iſt der Mühe werth, alle dieſe Punkte einzeln zu erörtern.

Sich aus eigener Vernunft, oder nach bloßem Vernehmen ſeines beſſeren Selbſt eine Religion zu bilden, iſt ſchon darum ein kühnes und gefährliches Beginnen, weil man bei dieſem wichtigen Geſchäft die vielen weiſen und beſſeren Menſchen übergeht, die vor uns gelebt haben. Jede Gottesverehrung beruht ja auf der Reinheit und Heiligkeit des religiöſen Ideals, das wir uns vorhalten, weil wir alle geneigt ſind, mit Terenz zu ſprechen: wenn das Jupiter thut, warum ſollte ich armer Wicht es mir nicht geſtatten! Nun iſt aber die Idee des höchſten Weſens ſo unendlich reich an unbedingter Vollkommenheit, daß ſie nicht einmal von ganzen Völkern, geſchweige denn von einzelnen Individuen in ihrer vollen Würde und Majeſtät erfaßt wird. Die Heiden zerſplitterten nicht nur dieſe Vollkommenheiten, ſondern blieben auch als gemeine Anthropomorphiten bei bedingten Vorzügen der Stärke, Schönheit, Klugheit ſtehen, die ſie in ihren Göttern ſubſtantiirten und durch deren Vervielfältigung ſie jede Einheit der Weisheit, Tugend und Seligkeit zerſtörten, die das Weſen der wahren Frömmigkeit ausmacht. Der Gott der Juden iſt ein rein ontologiſcher Gott, nur ſparſam mit einigen klimatiſchen Gefühlstugenden ausgerüſtet, und von dem Gott des Jslam weiß man ſchon viel, wenn man ſich gemerkt hat, daß er groß, einzig und barmherzig iſt. Plato's ewiger Weltvater blieb ihm ſo verborgen, daß er wenig von ihm zu ſagen wußte; der Gott der Stoiker ſteht unter der Leitung des Schickſals und ſeine Tugend hat weniger Werth, als die des ächten Weiſen; der ältere Plinius hält es für eine Beleidigung des höchſten Weſens, es mit der Sorge für die Weltregierung im Kleinen zu behelligen, und Spinoza's nothwendige Subſtanz ſchreitet, wie Saturn ſeine Kinder verſchlingend, in dem Wechſel der Erſcheinungen einher. Wie kannſt du dir nun ſchmeicheln, bei der glaubigen Erfaſſung deines Schöpfers und Vaters, der dich ſtufenweiſe zur Aehnlichkeit mit ihm heranbilden und dich bald in eine höhere Welt aufnehmen will, des Unterrichts der Weiſen und Edlen zu entbehren, welche die Fehler ihrer Vorgänger vermieden und ſich zu einer reinen Anſicht Gottes erhoben haben? Wie darfſt du das mit einem Bewußtſein beginnen, das aus der Dunkelheit ſinnlicher Vorſtellungen erſt ſeit kurzer Zeit an das Licht der Intelligenz hervortrat; mit einer Freiheit, die vielleicht immer noch mehr thieriſche Willkühr, als reine, ſittliche Selbſtthätigkeit iſt; in einem Horizonte von Gedanken, den du zwar ſtolz genug Unendlichkeit nennſt, der aber im glücklichſten Falle nur ein ſich täglich erweiternder, alſo gewiß beſchränkter Kreis von Gefühlen und Ideen iſt; in der kleinen Welt deines Gemüthes endlich, die in der Nähe deines eignen Selbſt kaum dürftig erleuchtet, weiterhin ſchon vielfach beſchattet und an den Umriſſen und Endpunkten deiner Idealität von Nacht und Finſterniß umhüllt iſt? Beſſer wird das freilich werden, das hoffen wir mit Zuverſicht; bis jetzt aber haſt du von dem Großen nicht den Donner ſeiner Kraft, ſondern nur einen leiſen Hauch vernommen*); du haſt vielleicht noch von Glück zu ſagen, wenn dein Gott eine dunkle Tiefe, wie der Unendliche der Gnoſis, eine hohle Allgemeinheit, wie die trockene Seele Heraklits, eine ſich aus dem alten Bunde in den neuen herauswickelnde Subſtanz, wie das Urweſen der Naturphiloſophen, oder ein thränenfroher Erbarmer, wie der Gott der *Frömmler* und *Myſtiker* iſt. Deine Religion alſo kann nur eine flüchtige Weisheit des Augenblicks ſein, die dir ſelbſt nach kurzen Zwiſchenräumen ſchon mißfallen wird.

---

*) Matth. 6, 22 f. Joh. 7, 17. 2 Kor. 4, 2. 1 Theſſ. 5, 21. 1 Joh. 4, 1. 5, 6.

*) Hiob 26, 14.

Wäre aber auch die Ausbeute dieſer Selbſterforſchung des Göttlichen noch ſo gediegen; ſo iſt es uns doch auf dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Bildung kaum mehr möglich, *unſere eigenen Gedanken von dem Inhalte der chriſtlichen Offenbarung zu unterſcheiden*. Von dem Geſchichtlichen und Perſönlichen des Chriſtenthums vermag der trennende und abſondernde Verſtand zwar mit leichter Mühe abzuſehen; aber das, was wir an dem menſchlichen Bilde des ewigen Vaters einmal abgeſehen und auf das Urbild übergetragen haben, die hohen ſittlichen Vollkommenheiten ſeiner Natur, die Weisheit ſeiner väterlichen Liebe, die an allen Berührungen unſeres Bewußtſeins ein kindliches Verhältniß zu ihm angeknüpft hat, und die hieraus von ſelbſt fließenden Lehren von ſeiner beſondern Vorſehung und der Gewißheit eines ewigen Lebens ſind ſchon von Jugend auf ſo tief in unſere Gedankenreihe eingedrungen, daß wir der Verſuchung gar nicht widerſtehen würden, das für unſer Geiſteseigenthum zu halten, was doch unverkennbar nur der Widerſchein eines höheren Lichtes iſt. Aber warum iſt der *homeriſche* Vater der Götter und Menſchen ganz ein anderer, als der Weltenvater des *Johannes*; warum philoſophirt *Ariſtoteles* halb träumend über die Schöpfung aller Dinge, wenn man ſeine Muthmaßungen mit den klaren und beſtimmten Ausſprüchen eines *Paulus* vergleicht; warum iſt der Bruderbund der *Pythagoräer* und der heilige Weisbau der *Stoiker* nur ein myſtiſcher Schattenriß gegen das lebendige Gemälde des Himmelreichs, wie es uns *Chriſtus* vor Augen ſtellt; warum iſt die höchſte Weihe der *griechiſchen Myſterien*, wenn ſie der Forſcher mit kaltem Blute durchſchaut *), kaum eine ſchwache Vorbereitung auf die innige ſittliche Gemeinſchaft mit Gott, die uns das *Chriſtenthum* durch den Geiſt der Wahrheit und der Liebe eröffnet? Gewiß darum, weil die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft, auch wenn ſie alle Flügel ausbreitet, ſich doch aus eigener Kraft nicht zu der Höhe aufſchwingen kann, zu der ſie ihr heiliger Urheber durch ſeine Offenbarung erhebt, die dem dankbaren Gemüthe doppelt ehrwürdig und unſchätzbar ſein muß, weil ſie allmählig in die Denkart ganzer Völker und Zeitalter übergeht und ſich aus einem himmliſchen Geſchenk in eine ſcheinbar eigene Geiſtesgabe verwandelt.

Noch wichtiger iſt hierbei die Erinnerung, daß der Glaube an einen ewig freien und heiligen Gott, der jeder Religion vorangeht, *gar nicht aus der Vernunft, ſondern aus dem Herzen kommt*. Auch die höchſte Idee, mit der unſere Vernunft in Eins zuſammenfällt, iſt nur ein Umriß *) des Denkens, den unſer Geiſt bei ſeinen Forſchungen nicht mehr überſchreiten kann; aber als bloßes Vorſtellungsvermögen fühlt er ſich doch keineswegs gedrungen, dieſe Grenze über ſein Bewußtſein, oder doch über das Univerſum hinauszurücken. Die Reihe ſeiner Forſchungen iſt geſchloſſen, wenn er die erſte Urſache alles beweglichen Seins gefunden hat; und daß er dieſe in ſich von ſelbſt bewegenden Atomen, in einem ewigen Chaos, in der abſoluten Einheit des Seins und Denkens, oder in der ſchöpferiſchen Kraft ſeiner Ichheit zu finden vermag, zeigen uns die bekannten Philoſopheme Epikurs, der träumenden Pantheiſten und ſchöpferiſchen Idealiſten, die Alles wiſſen und Nichts glauben, und darum auch das eigentliche Lebenselement der Religion, die moraliſche Gewißheit und Ueberzeugung vernichten. Das ſpeculative Nichts, dieſe ſubjective Null, die für alle endliche Geiſter eine nothwendige Unterlage ihres freien Denkens iſt, kann in dieſen Syſtemen keine Bedeutung haben, weil ſie Eins und Alles, zum Theil auch ohne Gott, in einen Knauel der Entwickelung zuſammenknüpfen, in welchem Freiheit, Pflicht und Tugend nur leere Zeichen organiſcher Lebensbewegungen ſind. Wenn ſich der Menſch nun dennoch einen außerweltlichen Gott denkt, ſo iſt es nicht die Vernunft, die an ihn glaubt, ſondern das Herz; es iſt die Tiefe ſeiner Ehrfurcht, die Sehnſucht ſeiner Liebe, das Streben nach höherer Vollendung, das heiße Verlangen nach Freude und Seligkeit, welche die Wolken des Bewußtſeins zerſtreuen, die engen Schranken der Weltſitte durchbrechen, die innerhalb derſelben zu früh ausruhende Vernunft über Zeit und Raum in die ewigen Wohnungen des Lichts und der Freiheit emportragen und in der Heiligkeit des Pflichtgebots die Stimme des Herrn und Richters erkennen. Regt ſich in dem Gemüthe des Menſchen dieſes Gefühl der Pflicht, dieſes Verlangen nach höherer Vollendung und freimachender Wahrheit nicht, ſo wird ſich die Vernunft in öden Speculationen verlieren, die dem Glauben eben ſo gefährlich ſind, als die Betäubungen des Bewußtſeins durch blinde Begierden. Weit entfernt alſo, daß die Vernunft den Glauben erzeugen ſollte, bedarf ſie vielmehr ſelbſt der Belebung.

---

*) *Lobeckii Aglaophamus*, Regiomontii, 1829. t. I. p. 90 ſ.

*) *ὅρος* nach Plato.

Erhebung und Reinigung durch ihn, wie es ſich denn gewiß nicht läugnen läßt, daß ihr das Chriſtenthum dieſen wichtigen Dienſt geleiſtet hat *).

Es läßt ſich daher mit voller Zuverläſſigkeit behaupten, daß uns die Vernunft gar nicht dazu gegeben iſt, eine eigene Religion zu ſchaffen, ſondern ſie nur zu vernehmen. Schaffen, im vollen Sinne des Wortes, können wir überhaupt nichts; die höchſte Anſtrengung unſerer Kräfte, der kühnſte Schwung unſerer Phantaſie, die größte Energie unſeres Denkens vermag auch nicht einen Strohhalm, nicht ein Sandkorn in das Daſein zu rufen; wir können überall in der Natur, in der Kunſt, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und des geſelligen Lebens das Vorhandene nur ordnen, bilden, zu einem gewiſſen Zwecke formen; die moraliſch gute That, abgeſehen von ihrer äußeren Erſcheinung und den Organen, die ſie hervorrufen, iſt das einzige Werk unſerer freien Schöpferkraft; und ſelbſt hier möchte man die unſichtbare Einwirkung eines guten Genius ahnen, wenn man tiefer in ſein Inneres eingeblickt hat. Wie ſollte es hier nun der Vernunft, als einem bloßen Vermögen allgemeiner Ideen und Geſetze glücken, eine Religion, oder eine vollſtändige Anweiſung zur richtigen Erkenntniß und Verehrung Gottes zu Stande zu bringen, ohne überall die Erfahrung, die Ordnung der Natur, des häuslichen und geſelligen Lebens, ohne namentlich eine Reihe von Beobachtungen aus der Gemüthswelt zu Hülfe zu nehmen, welche ſämmtlich aus der Quelle eines objectiv angeregten Bewußtſeins fließen? Hat ſich doch ſelbſt die empiriſche und pragmatiſche Vernunft der Einzelnen ſchon unendlich oft als eine grundſchlechte Baumeiſterin dogmatiſcher Lehrſyſteme bewieſen, wenn ihr aus der Mythologie, Tradition, Geſchichte und Dialektik unermeßliche Materialien zu Gebote ſtanden; hat doch die ſcharfſinnigſte Scholaſtik und die begeiſtertſte Myſtik Religionsformen gebildet, die den gemeinſten Sinn für Wahrheit und Tugend beleidigen; hat doch ſogar die Bibliolatrie aus zuſammengewürfelten Stellen heiliger Urkunden, Sentenzen und Dogmen zuſammengefügt, die den wahrhaft religiöſen Menſchen mit Wahn, mit Schwärmerei, mit Schrecken und Entſetzen erfüllen. Phantaſie ohne Farbe iſt noch nicht Vernunft, und die ſelbſt erwählte Geiſtlichkeit nur Aufgeblaſenheit des fleiſchlichen Sinnes **); dennoch wird man unvermeidlich von beiden berückt und getäuſcht werden, wenn man es verſucht, eine Religion nur aus den hohlen Tiefen ſeines Inneren zu ſchöpfen.

Eben daher muß auch eine Verehrung Gottes, die nicht von ihm ſelbſt gegeben und verordnet iſt, aller Wahrheit und ſittlichen Kraft ermangeln. Eine Staatsverfaſſung nach Gefallen zu dichten, ſteht zwar Jedem frei; aber es wird ihm nicht beikommen, ſie für allgemein verbindlich zu erklären, wenn ſie nicht von dem Volke, von ſeinen Vertretern und Häuptern ausgegangen iſt. Eine ähnliche Beglaubigung der Erkenntniß und Verehrung Gottes ſteht zwar, der Natur der Sache gemäß, nicht zu erwarten, weil das höchſte Weſen frei geſucht, gefunden, geliebt und angebetet ſein will. Aber wenn wir einmal glauben, daß Gott den Menſchen geſchaffen und zur Aehnlichkeit mit ihm beſtimmt hat, läßt es ſich da wohl denken, daß er ihn über dieſe Beſtimmung in Unwiſſenheit laſſen, daß er ihn nicht vielmehr nach dem Maße ſeiner Bildung und Faſſungskraft über den Endzweck ſeines Daſeins unterrichten, daß er ihm überall reiche Gaben und Wohlthaten darbieten und ihm doch das Höchſte, was ihm Noth iſt, die Erkenntniß des wahren Gutes, und den Unterricht über den Weg, der zu ihm führt, vorenthalten, und wenn ihm der gebahnt iſt, ſich nicht durch Kraft und That zu ihm bekennen ſoll? Gerade darum zieht ſich ja durch alle Religionen der Erde ein reiner Lichtſtrahl der ewigen Wahrheit, weil er von Gott und ſeinem Worte kommt; darum weichen dieſe Religionen wieder unter allen Völkern in das Unendliche ab, weil ihn jedes wieder durch den Schatten ſeiner Bilder, Meinungen, falſcher Schlüſſe und Ueberlieferungen verdunkelt hat. Vor den trägen Göttern Epikurs mag zwar eine Religion gelten, die ſich der Philoſoph der Gärten in ſeiner gemüthlichen Luſt erdichtete; aber dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann unmöglich eine andere Verehrung gefallen, als die, welche er ſelbſt verordnet und dem Menſchen in das Herz geſchrieben hat.

Aus dieſen Gründen muß auch die wahre Religion, weil ſie für alle Menſchen verbindlich ſein ſoll, ſich auf eine göttliche Ordnung beziehen und ein allen Gottesverehrungen gemeinſchaftliches Object haben. Es dahin geſtellt ſein laſſen, ob das höchſte Weſen wirklich außer uns ſei und wirke, oder ſich gar, wie Leſeinsky, einbilden, daß der Menſch ſeinen Gott ſelbſt ſchaffe, iſt eine Verkehrtheit des Denkens, die mit dem Atheism auf gleicher Linie ſteht. Jede würdige Gottesverehrung beruht vielmehr auf dem Glauben an ein Urbild der Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, welches, menſchlich erfaßt, ein gemeinſchaftliches

---

*) Twesten's Vorleſungen über die Dogmatik. 2. Aufl. Hamburg, 1829. S. [illegible] f.

**) Coloſſ. 2, 18. f.

Vorbild unſeres Strebens, Wirkens und Hoffens iſt, und zwar in einer Ordnung der Dinge, wo dieſes gewiſſenhafte Streben auch Früchte des Heils und der ſittlichen Vollendung bringt, alſo in einem Reiche Gottes, wo das, was er will, den Menſchen weiſer, beſſer und froher, und das, was er nicht will, ihn thörichter, ſchlechter und unzufriedener macht. Und da ſich der gewöhnliche Sinnenmenſch nur wenig über die Ordnung der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft in dieſes Reich der Freiheit und des Lichtes erhebt, deſſen Wirklichkeit die ganze Weltgeſchichte bezeugt, ſo bedarf er zur Kenntniß deſſelben noch eines ſichern Lehrers und Führers, den man, obſchon uneigentlich, mit dem Namen eines Religionsſtifters zu bezeichnen pflegt. Ohne dieſen kann keine Religion beſtehen, wie das Beiſpiel aller Deiſten und Naturaliſten lehrt; wo hingegen der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge mangelt, zu der Gottes heiliges Walten die veredelte Menſchheit mit immer gleicher Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe erhebt, der Glaube an eine göttliche Sanction der Pflicht und eine alle ſittliche Mißverhältniſſe ausgleichende Vergeltung, da iſt die Religion ſelbſt in ihrer Kraft und Wirkſamkeit gefährdet. Ein ſelig machendes Himmelreich aber aus bloßer Vernunft zu bauen, iſt noch von keinem Sterblichen verſucht worden.

Folgerechte Vertheidiger der Rationalreligion haben daher ſchon oft die Nothwendigkeit gefühlt, ihr Syſtem auf eine beſondere Vernunftoffenbarung Gottes zu gründen. Eduard Herbert von Cherbury war einer dieſer freien und tiefen Denker, welchen vor länger, als zweihundert Jahren gründliche Forſchungen über die Zwiſte der Katholiken und Proteſtanten zu allgemeinern Anſichten des Chriſtenthums, und dann der Religion überhaupt führten. Er trat daher in ſeinem Buche über die Wahrheit als ein entſchiedener Gegner der übernatürlich ſtatutariſchen Offenbarung und als ein kräftiger Vertheidiger der menſchlichen Vernunft und ihrer Rechte in den Angelegenheiten des Glaubens auf. Die Lehre von einem Gott, von ſeiner würdigen Verehrung durch Beſſerung und Tugend, von der Unſterblichkeit der Seele und einer künftigen Vergeltung hält er für weſentliche Dogmen jeder wahren Gottesverehrung, die in dem Gemüthe des Menſchen gegründet und ihm von dem Schöpfer eingepflanzt ſeien. Dagegen verwirft er jede äußere, geſchichtliche und traditionelle Offenbarung, und verweiſt dafür den gründlichen Forſcher, wenn er alle Kräfte ſeines Geiſtes angeſtrengt und Gott um ſeinen Unterricht angefleht habe, auf eine perſönliche Offenbarung, wo er eine eigene göttliche Anhauchung empfinden werde, die ſich deutlich von der eigenen Thätigkeit des Gemüthes unterſcheide. Er ſelbſt glaubte eine ſolche Offenbarung empfangen und von Gott, nachdem er ihn demüthig um höhere Aufklärung über ſeine Religionsgrundſätze gebeten hatte, ein beſtätigendes Zeichen durch ein ſanftes erquickendes Wehen von oben herab bei heiterem Himmel erhalten zu haben. Dieſe von den weiſen und frommen Menſchen aller Zeiten geahnte Offenbarung Gottes in der Gemüthswelt ruht auch in der That mit der fortgehenden Naturoffenbarung auf einem Grunde; Herbert hätte ihre Spuren nur verfolgen und ſie mit den urſprünglichen Offenbarungen der Schrift vergleichen dürfen, um ſich über die Entſtehung ſeiner, aus der Geſchichte früherer Gottesmänner geborgten, Geiſtesaffectationen zu orientiren. Aber wenn er ſchon darinnen zu weit ging, daß er ſich ſelbſt für einen Inſpirirten und einen neuen Elias der Heiden hielt; ſo ſchloß er doch ganz richtig, daß es der eigenen Vernunftreligion an innerer Feſtigkeit gebreche, wenn ſie nicht durch eine göttliche Offenbarung beglaubigt werde.

Nach dem Zeugniſſe der Geſchichte artet daher jede rationale Religion, wenn ſie ſich zu einer ſubjectiv-rationaliſirenden geſtaltet, allmälig in jenen ſtarren Egoism aus, welcher der Tod der wahren Gottesverehrung und Frömmigkeit iſt. Die wahre Vernunftreligion läßt über ihre Grundlehren von Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit eben ſo wenig einen Zweifel, oder eine Verſchiedenheit der Meinungen aufkommen, als die Mathematik über die Wahrheiten ihrer Anſchauung. Der einzelne Menſch aber verwechſelt ſein noch unausgebildetes Vernunftvermögen*) mit einer ſchwer zu vermeidenden Selbſttäuſchung unmerklich mit der allgemeinen Menſchenvernunft; ſtatt rational zu denken und zu lehren, rationaliſirt und vernünftelt er; daher die ſubjectiven Anſichten von den Grundwahrheiten der Religion in allen Syſtemen des Rationalism und Naturalism; eine Verſchiedenheit, die eben ſo groß iſt, als die Meinungsdifferenz der Myſtiker und geſchichtlichen Dogmatiker. Geſellt ſich hierzu noch der ſtolze Wahn, dieſe individuelle Anſicht der Religion für die einzig wahre und mögliche und für einen unwiderruflich geſchloſſenen Kreis ewiger Wahrheiten zu halten, ſo wird der Rationalism ein ſtarrer, kühner, liebloſer, Alles um ſich her verhöhnender und verdammender Egoism, der ſich von Gott und Menſchen losreißt, der nichts lernen und nichts vergeſſen, und doch überall lehren, gebieten und herrſchen will. Haben wir doch Alles, was wir wiſſen und glauben, em-

---

*) Nous voilà tous très-sensibles mais *très-peu raisonnables*. Oeuvres de Frédéric II.

pfangen; was rühmen wir uns, als ob wir es nicht empfangen hätten *)! Dieſe ſtolze, weltbethörende Weisheit zerfällt bald in ſich ſelbſt; nur die reine und lautere Vernunft, die immer bereit iſt, das Göttliche zu vernehmen und zu lernen, iſt des Geiſtes Licht, die uns den dunkeln Pfad dieſes Lebens erhellt.

Ueber das Immergrün unſerer Gefühle †).

Von J. P. F. Richter.

„Wie enge iſt das warme Leben, und wie breit ſeine Winterſeite! Kannſt du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Verſprechen der Unſterblichkeit in deinem Herzen geherrſcht, die den nächſten Tag wieder zurückführen, wenn ſie dem Gegenſtande nachgeſehen ſind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landſchaft, ein Glück, eine Muſik, eine Stunde der Freundſchaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchſtens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachſchimmern hängt ſich an den erneuerten Gegenſtand, und die Entzückung, die vorher ſo gewaltſam dein Herz erſchütterte, erregt nur ein leiſes Nachzittern voll Sehnſucht, die eben der lebendige Zeuge iſt, wie wenig du behalten haſt. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorſtellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß beſitzen, und da die Bilderreihen des Kopfs ihren Nebenregenbogen haben, ſo bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern, Schatten von ſich und Schattenriſſe. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens, eine in drei Minuten zuſammenzupreſſende Erinnerung und nicht vielmehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradieſen des magnetiſchen Schlafs nach dem Erwachen, ſo geſteht: das Herz hat kein Echo. Nur ſtarkes Schmerzgefühl wiedererzeugt ſich feſt mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erſte Trauer in voller Stärke wieder, obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menſchen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert, vielleicht darum, weil außerhalb der Kunſt der geiſtige Schmerz ſtärker und häufiger iſt, als der geiſtige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Luſt deſſelben. Und ſo dauert denn ſo oft unſer Nachwinter länger, als unſer Nachſommer.“

— Man wird leicht nach den „Gänſefüßen oder Anführungszeichen“ erwarten, daß ich alles dieſes widerlegen werde, aber ich unterſchreib' es vielmehr und füge ſogar noch Folgendes dazu: Wenn der Menſch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tages rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, ſo ſtänden ihm in einem Jahre ſo viel Himmel offen, als der Ketzer Baſilides annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenſtand, der den erſten Himmel ſchaffen mußte, ſo entbehrlich ſein, als der Lehrer dir bei dem Fortgenießen einer Wiſſenſchaft, die er dir zum erſtenmal gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zartern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenſtande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes laues Fortwehen der Feierſtunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmliſchen Abenden des Frühlings alle Gaſſen der Stadt, in welchen kein Garten wächſt, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieſes ſanfte, der Liebe eigene Fortfreuen, ohne den Gegenſtand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, iſt wie das fortdauernde Umſpülen der Bruſt durch einen ätherblauen Tag und eine friſchgrüne unabſehliche Landſchaft.

Gleichwohl kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Troſt zur Antwort geben, den Troſt ihrer Auferſtehung durch die Kunſt. Wenn der Gegenſtand entwich und ihm dann nachſtarb die begeiſterte Stunde, die er gegeben, ſo tritt die Kunſt zu uns und weckt das Geſtorbene auf; die Malerei giebt uns den Gegenſtand zurück und damit die begeiſterte Stunde, — die Tonkunſt giebt die Begeiſterung und damit den Gegenſtand, — die Dichtkunſt giebt beide wechſelnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feſtſtehen: ſo blickt die Zauberlandſchaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchſten Freuden um, und die Sonne ſteht vor dem Maler (anders als vor dem ſtreitenden Jeſua) nur ſtill, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten ſich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von unſichtbaren Händen empfängſt! Habe groß und ſelig geweint, wie du nur willſt: die Tonkunſt ſpricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich giebſt du, gute Dichtkunſt — mit dem ganzen Reichthum beider Schweſterkünſte — die Menſchen und die Entzückungen ver-

---

*) 1. Kor. 4, 7.

†) Jean Paul's Werke. Erſtes Bändchen.

führt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Dem Menſchen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Bruſt trägt, aber ohne die Kraft, ſie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt ſie die Geſtalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergeſſen wollte, und die Erde und den Himmel, welcher nur Einmal ſo für ihn dageſtanden.

In ihren Umriſſen des Lebens verſchwinden die Ungleichheiten deſſelben, wie der Erdſchatten am Monde ſich rundet und ſeine Berge verbirgt. Ja, ſie thut nicht die alten Paradieſe, die ſich hinter uns zugeſchloſſen, ſondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unſere Seelen, wie Oſſians Geiſter auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunſt ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klageſt, daß die Entzückung und die Begeiſterung nur ſo lange dauere, als der Gegenſtand, der ſie ſchafft, verweilt: ſo erfreue und begeiſtere dich an einem Gegenſtand, der niemals von dir weichen kann, er iſt zugleich auch der größte und der ſchönſte, und hat dir Alles gegeben, dich und ſich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Alter der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, ſo wie jede unnütze Furcht der Menſchen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unſers Lebens die Sonnenſeite ab.

Nur ein enges Herz wächſt nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieſes dehnen ſie aus. Nur irret der Menſch zweimal über die warme Tiefe ſeiner Gefühle.

Das eine Mal iſt, wenn ſie da ſind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindeſt du wohl für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch Gebote, und vielleicht durch Rügen und Fürſorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindeſt du jene Liebegluth für ſie, welche aus der ausgebrannten Aſche des Alltagslebens ſogleich in helle Flamme verbricht, wenn dein Kind unſchuldig leiden muß oder ſterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da, als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erſcheint in der Ehe und in der Freundſchaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich ſchläft und wärmt, in den beiden Stunden, worin nur der Menſch am meiſten gefällt, bei dem Abſchiede und bei der Ankunft, mit aller ſchönen Gewalt der langgenährten Gluth, ſo wie die Gletſcher — wenn ein ſolches poetiſches Gleichniß verſtattet iſt — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchſichtig und roſenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau daſtehen.

Vielleicht liebt ſogar der Menſchenfeind, ja der größte Selbſtſüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menſchenwelt bis auf das kleinſte Kind, und frage dann ſein Herz. Verwechſelt nur nicht immer ſo voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erſtarrung gegen alle.

Und ſo liegt denn ein Goldſchatz von Liebe wenig ſichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen in der Bruſt, bis ihn endlich ein Geiſterwort hebt und der Menſch den alten Reichthum entdeckt. Auch freut es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beiſammenſeins — ſie, die ſonſt alle Reize und Genüſſe entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe ſammelt, wie der Diamant auch unter dem Waſſer Licht zum Ausſtrahlen einſaugt, und daß die Liebe gerade durch die Zeit, die den Haß abſtumpft, ſo lange unſcheinbar erſtarrt, bis ſie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die übrigen; eine nach der andern wird eingeſogen und verſchwindet, und auf die unſichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild auferſteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Menſch ſich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenſtände entbrennen kann, als ſolche, die ihn früher erwärmten. Es iſt aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landſchaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauſpieler, der Tonkünſtler fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunſt und Herz erlahme, blos weil ſie von den Gegenſtänden ihrer jungen Jahre ſchwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weineſt freilich jetzo, wie ich, ſeltner im Schauſpiel und vor der Tonmuſe als ſonſt; aber gebt uns das rechte Gedicht, und gebt mir eine in Mannheim dargeſtellte Veſtalin von Spontini, ſo will ich mich loben, wenn ich eben ſo viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als dieſe über mich. Die Jugend iſt noch dunkles Wachs, das ſchon vor kargen Sonnenſtrahlen zerfließt, indeß das weißgemachte von ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht ſogar die Thräne, die der Jüngling ſucht; aber nur weil ſie zu heiß aus ihm dringt und zu langſam trocknet.

Eben ſo wähle, guter Himmel, einen Menſchen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landſchaften, und führe ihn in die rheiniſchen, und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwiſchen zwei Weingebirgen, wie zwiſchen geſegneten Welttheilen, nur Luſtſitze malt und ſich Eilande zum Umarmen ſchafft, und laſſe ſogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: wahrlich, in dem alten Menſchen wird wieder die Jugend ſpiegeln und das ſtille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter ſehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schickſal einen Mann von ſo vielen Jahren und von ſo wenigen Kunſtkenntniſſen, als ich habe, und von derſelben Phantaſie in das altdeutſche Bilderkabinet der kunſtgaſtfreien Gebrüder Boiſſerée einführte, und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die ſterbende Marie des van Eyk geſehen) das Gottſtück ſeines Schülers, den Chriſtuskopf, vor das Auge bekommen, und wenn er nun in das Uebermenſchliche des Bildes ſo nahe blicken müßte, deſſen Augen Weltrichter ſind und deſſen Züge nur menſchenverwandt, aber nicht völkerähnlich, ſondern völkerherrſchend, und wie er erſt nach der Demüthigung vor der göttlichen, im Künſtlergeiſte zum zweitenmale Menſch gewordenen Geſtalt endlich den Troſt gewonnen hätte, in die tiefen Liebequellen der Augen und Lippen zu ſchauen: ſo weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erſchüttern und dann zerſchmelzen würde; denn ich war ein ſolcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantaſie, Scharfſinn können ſich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit ſich; und damit ihr's glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbſt und Winter glühen, ein Klopſtock, Herder, Gleim, Wieland, Rouſſeau.

Der Name Rouſſeau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und dieſe tröſtet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als ſie ſich ausſpricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig iſt. Wer im Alter ganz die Liebe miſſen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre giebt, ſo wie im Winter nur vertrocknete Zweige, aber nicht Sprößlinge ſich mit Eis überziehen. Schmerzhaft ſchlage auch Jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es ſchlage der Erkaltung entgegen, um einige Jahrzehende bleib' es und ſterbe darauf in langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird ſich oft verhehlen und einen Theil ihrer Wärme verſchämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe iſt vielleicht ſo verſchämt als die erſte.

Aber ſoll denn Liebe im Alter, ſobald ſie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anſpruch macht, immer nur lächerlich ſein? Warum ſoll das Liebeleben, das bei den beſſern Menſchen ſich nur geiſtig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern ſchließen dürfen? Iſt es denn ſo lächerlich, wenn ein veraltetes Auge ſeelenvoll anblickt, und die Erinnerungen alter Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es ſogar naß würde, aber nicht zu ſehr, ſondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn ſie damit kein anderes Zeichen geben will, als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir? Denn die Jugend des Geiſtes iſt ewig, und die Ewigkeit iſt Jugend; die Liebe giebt, wie die Ambroſia der alten Dichtung, ſüßeſte Koſt und Unſterblichkeit zugleich. Der Körper iſt der Blumenſtab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdiſchen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben: ſo behalten doch nicht alle Zeichen derſelben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menſchen ſagen möchte: „Schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr ſie auch antrefft, und verlacht die Ausbrüche eines ſeligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menſchen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuſchauer und nicht Gegenſtand iſt, ſchon in der rechten Blüthezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erſcheinen: ſo ſchreibt er ſich deſto mehr Recht zu ſeiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

Charakteriſtik Shakſpeare's.

Von A. W. von Schlegel.

Mir iſt er ein tiefſinniger Künſtler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon ſchwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bei den übrigen Künſten widerlegt es ſich ſchon von ſelbſt, denn hier iſt erworbene Wiſſenſchaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leiſten. Aber auch bei ſolchen Dichtern, die man für ſorgloſe Zöglinge der Natur ohne alle Kunſt und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn ſie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geiſteskräfte, geübte Kunſt, reiflich überlegte und würdige Abſichten. Dieß gilt eben ſowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's iſt zwar ihm eine natürliche und in gewiſſem Sinne bewußtloſe, wovon alſo der, welcher ſie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenſchaft wird ablegen können; es iſt aber keinesweges eine ſolche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geiſteswirkung, die höchſte Klarheit des Verſtandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas abgeſondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erſcheint. Jener Begriff von der poetiſchen Begeiſterung, den manche lyriſche Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären ſie außer ſich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen ſelbſt unverſtändliche Orakelſprüche; jener Begriff (ſelbſt nur eine lyriſche Erdichtung) paßt am allerwenigſten auf die dramatiſche Kompoſition, eine der beſonnenſten Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes. Man giebt zu, Shakſpeare habe über Charakter und Leidenſchaft, über den Gang der Begebenheiten und menſchlichen Schickſale, über die geſellige Verfaſſung, über alle Dinge und Verhältniſſe der Welt gedacht und tief gedacht, man muß es zugeben, denn unter Tauſenden ſeiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung deſſen hinreichen, der es abläugnen wollte. Und nur für den Bau ſeiner eignen Stücke ſoll er keinen Gedanken übrig gehabt, dieſen ſoll er dem Zufall, welcher die epikuriſchen Atomen zuſammen weht, überlaſſen haben? Geſetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künſtleriſche Liebe, die ſich in einem vollendeten Werke ſelbſt zu befriedigen ſtrebt, bloß gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, ſo hätte ihn ja ſchon dieſer Zweck und die theatraliſche Wirkung darauf führen müſſen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauſpiels ganz beſonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an ſich noch ſo ſchöne Scene von Zuſchauern, die nur geraden Sinn haben und ſich ihrer Natur unbefangen überlaſſen, verworfen, ſobald ſie ihrer Erwartung an der Stelle widerſpricht, und dem einmal gefaßten Intereſſe Abbruch thut? Die ſcherzhaften Einmiſchungen mögen immerhin als eine Art von Zwiſchenſpiel, zur Erholung von ernſthafteren Spannungen dienlich, angeſehen werden, ſo lange man keine beſſere Anſicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptſache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter wo möglich noch mehr Ueberlegenheit des Verſtandes bewähren, als in der Darſtellung der einzelnen geſchilderten Charakter und Lagen, ſonſt wäre er wie der Lenker eines Marionettenſpiels, dem die Drähte in Verwirrung gerathen ſind, ſo daß nun die Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einſtimmig rühmen die engliſchen Kunſtrichter am Shakſpeare die Wahrheit und durchgeführte Beſtimmtheit ſeiner Charakteriſtik, das eindringende Pathos, den komiſchen Witz. Ferner erheben ſie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beſchreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte iſt die oberflächlichſte und wohlfeilſte Art von Kunſtkritik. Johnſon vergleicht denjenigen, der dieſen Dichter durch Stellen, aus dem Zuſammenhange geriſſen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholaſtiker beim Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauſes herumwies. Und dennoch ſpricht er ſelbſt ſo wenig und ſo höchſt unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man ſtelle nur ſeine kurzen Urtheile am Schluſſe eines jeden zuſammen, und ſehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er ſelbſt anfangs als den richtigen Maaßſtab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrſchende Richtung der bisherigen Zeit, die ſich auch in der Naturwiſſenſchaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung beſteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, ſtatt bis zum Centralpunkt hindurch zu dringen, und alle Theile als ſo viele Ausſtrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen iſt nichts ſeltner als ein Kunſtrichter, der ſich zur Ueberſchauung eines umfaſſenden Kunſtwerkes zu erheben weiß. Shakſpeare's Kompoſitionen ſind eben wegen ihrer tiefen Abſichtlichkeit dem Ungemach ausgeſetzt geweſen, mißverſtanden zu werden. Ueberdieß läßt jene proſaiſche Kritik die poetiſche Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da ſucht ſie nichts anders als den logiſchen Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, oder eine einſeitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was ſich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt ſie für überflüſſige oder gar ſtörende Zuthaten. Nach ſolchen Grundſätzen müßte man in den griechiſchen Tragödien ebenfalls die meiſten Chorgeſänge wegſtreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, ſondern nur ein harmoniſches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke ſind. Man verkennt hierbei ganz und gar die Rechte der Poeſie und die Natur des romantiſchen Drama's, welches eben, weil es pittoresk iſt und ſein ſoll, reichere Umgebungen und Contrapoſte für ſeine Hauptgruppen erfodert. In aller Kunſt und Poeſie, vornämlich aber in der romantiſchen, macht die Phantaſie als eine unabhängige Seelenkraft, die ſich nach eignen Geſetzen regiert, ihre Anſprüche geltend.

In einem ſchon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Verſuch über Romeo und Julia *) habe ich die ſämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein ſolcher Kreis von Charaktern und Verhältniſſen um die beiden Liebenden her geſtellt ſei; ich habe die Bedeutung des eingeſtreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetiſchen Farben gerechtfertigt. Aus allem dieſem ſchien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige unverſtändlich gewordne oder dem heutigen Geſchmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Geſellſchaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verſtümmeln und zu entſtellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakſpeare's aus ſeiner reiferen Zeit daſſelbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfodern. Hier kann ich nur weniges andeuten, ſeine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von ſeinen hervorſtechendſten Eigenſchaften im Allgemeinen reden.

Shakſpeare's Menſchenkenntniß iſt zum Sprüchworte geworden; ſeine Ueberlegenheit hierin iſt ſo groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchen-Beobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des im Charakteriſtiſchen großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz verſchiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder beider überhebt. Es iſt die Fähigkeit, ſich ſo vollkommen in alle Arten zu ſein, auch die fremdeſten, zu verſetzen, daß ihr Beſitzer dadurch in den Stand geſetzt wird, als Bevollmächtigter der geſammten Menſchheit, ohne beſondre Inſtructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es iſt die Gewalt, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft mit ſo ſelbſtſtändigem Nachdruck auszuſtatten, daß ſie ſich nachher nach allgemeinen Naturgeſetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an ſeinen Träumen gleichſam Erfahrungen anſtellt, die eben ſo gültig ſind, als die an wirklichen Gegenſtänden gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Perſonen ſcheinen müſſen, nichts um des Zuſchauers willen zu ſagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darſtellung ſelbſt, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, ſie bis ins Innerſte zu durchſchauen. Deswegen hat Goethe ſinnreich Shakſpeare's Menſchen mit Uhren verglichen, die ein kryſtallenes Zifferblatt und Gehäuſe haben, und indem ſie wie andre Uhren richtig die Stunden weiſen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen laſſen, wodurch dieß bewerkſtelligt wird.

Nichts iſt dem Shakſpeare jedoch fremder, als eine gewiſſe zergliedernde Darſtellung, welche uns mühſam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Menſch ſo oder anders beſtimmt wird. Dieſes Motiviren, die Sucht mancher neueren Geſchichtsſchreiber, immer weiter fortgeſetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der ſich oft ſchon in der früheſten Kindheit entſchieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüſſen zuſammenſetzen. Am Ende handelt ein Menſch doch ſo, weil er ſo iſt. Und wie jeder iſt, das offenbart uns Shakſpeare auf das unmittelbarſte: er fodert und erhält unſern Glauben auch für das Abweichende und Seltſame. Niemals hat es vielleicht ein ſo umfaſſendes Talent für Charakteriſtik gegeben als das ſeinige. Es erſtreckt ſich nicht nur über die verſchiednen Stände, Geſchlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weiſe und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur verſetzt er ſich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, ſchildert uns bei ſcheinbaren Verletzungen des Coſtüme ſehr treffend den Geiſt der alten Römer, der Franzoſen in ſeiner Darſtellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer ſelbſt in einem großen Theil ihrer Geſchichte, der ſüdlichen Europäer (in dem ernſthaften Theil vieler Luſtſpiele), die damalige gebildete Geſellſchaft und die Rauheit und Barbarei einer nordiſchen Vorzeit; ſeine menſchlichen Charakter haben nicht nur eine ſolche Tiefe und Beſtimmtheit, daß ſie nicht unter Claſſennamen zu faſſen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erſchöpfen ſind, nein, dieſer Prometheus bildet nicht blos Menſchen, er öffnet die Pforten der magiſchen Geiſterwelt, läßt Geſpenſter heraufſteigen, Hexen ihren wüſten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit ſcherzenden Elfen oder Sylphen, und dieſe nur in der Einbildung lebenden Weſen haben eine ſolche Wahrheit, daß, wären ſie auch mißgeborne Ungeheuer wie Cali-

---

*) Im erſten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteriſtiken und Kritiken.

han, er uns dennoch die beſtimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, ſo würden ſie ſich ſo benehmen. Mit einem Worte, ſo wie er die fruchtbarſte, kühnſte Phantaſie in das Reich der Natur hineinträgt, ſo trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenſeits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantaſie hinüber. Wir erſtaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnſon ſcheinen ſich ſeltſam zu widerſprechen, wenn der erſte ſagt: alle Perſonen Shakſpeare's ſeien Individuen, der zweite: ſie ſeien Gattungen. Indeſſen laſſen ſie ſich vielleicht mit einander ausgleichen. Unſtreitig iſt Pope's Ausdruck richtiger. Eine Charakteriſtik, die blos Perſonification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder ſonderlich tief, noch ſonderlich mannichfaltig ſein. Die Namen der Gattungen und Arten ſind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verſtand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewiſſen Ordnung aufzufaſſen. Shakſpeare's ausführlich gezeichnete Perſonen haben unſtreitig viele ganz individuelle Beſtimmungen, aber zugleich eine nicht blos für ſie gültige Bedeutung: ſie geben meiſtens eine ergründende Theorie ihrer hervorſtechenden Eigenſchaft an die Hand. Allein, auch ſo berichtigt, leidet dieſer Ausſpruch ſeine Einſchränkungen. Charakteriſtik iſt nur ein Beſtandtheil der dramatiſchen Kunſt, und nicht die dramatiſche Poeſie ſelbſt. Es wäre höchſt fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüſſige Charakterzüge aufmerkſam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken ſoll. Sobald das Muſikaliſche oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, ſo tritt das Charakteriſtiſche nothwendig zurück. Viele Figuren Shakſpeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an ſich, beſtimmt durch die Stelle, die ſie im Ganzen einnehmen: ſie repräſentiren, wie Nebenperſonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Phyſiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht ſie allein bedeutend. Shakſpeare's Boten z. B. ſind meiſtens nur Boten, aber nicht gemeine, ſondern dichteriſche Boten: die Botſchaft, welche ſie zu bringen haben, iſt die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben ſich blos als melodiſche Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernſten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall ſein müſſen, wenn es nicht proſaiſch werden ſoll.

Eben ſo wunderwürdig wie in den Charakteren iſt Shakſpeare in der Darſtellung der Leidenſchaft, dieß Wort im weiteſten Umfange genommen, für jeden Seelenzuſtand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz, bis zur wildeſten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geſchichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangener Zuſtände entdecken. Seine Leidenſchaften ſtehen nicht vom Anfange an gleich auf derſelben Höhe, wie bei ſo vielen Trauerſpieldichtern, die nach Leſſings Ausdruck ſich vortrefflich auf den Kanzleiſtyl derſelben verſtehen. Meiſterlich ſchildert er die allmälige Steigerung vom erſten Entſtehen an; „giebt,“ wie Leſſing ſagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich ein Gefühl in unſre Seelen einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen es jede andre Leidenſchaft unter ſich bringt, bis es der einzige Tyrann unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird.“ Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnſinn, Nachtwandeln, mit ſo unwiderſprechlicher und allſeitig beſtimmter Wahrheit geſchildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle ſeine Beobachtung bereichern kann.

Charakteriſtik des neuen Teſtaments.

Von F. von Schlegel.

Die Griechen ſind und bleiben unſer Vorbild in aller Kunſt und Wiſſenſchaft, die Römer dagegen bilden nur den Uebergang zwiſchen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten ſie dem Mittelalter zugleich auch als nächſte Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erſt ſpäter wieder gefunden ward. Das nordiſche Naturgefühl, ſowie es ſich einestheils in der alten Sage, die ſelbſt im Chriſtenthum blieb und nur in neuer Form wieder auferſtand, und anderntheils in der Germaniſchen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel, aus welcher das Gebilde des neuen Geiſtes der abendländiſchen Völker emporwuchs. Das Chriſtenthum aber, nicht bloß an ſich, ſondern auch in ſeiner ſchriftlichen Abfaſſung, oder das Evangelium iſt das Licht von oben geweſen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunſt und Wiſſenſchaft in Eins geſtaltet worden ſind. Wir müſſen hier des neuen Teſtaments um ſo mehr gedenken, da der literariſche Einfluß deſſelben für das Mittelalter und ſelbſt für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philoſophie, ſondern auch in der Kunſt und Poeſie unberechenbar groß geweſen iſt. Durch dieſes göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in ſeiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künſtleriſche Verſtand und philoſophiſche Scharfſinn der Griechen, der praktiſche Weltverſtand der Römer und der prophetiſche Tiefſinn der Hebräer erſt zu einem vollſtändigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einſicht für das Leben wie für die Wiſſenſchaft vollendet und beſchloſſen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Struktur und dem organiſchen Zuſammenhang der einzelnen Glieder und Theile derſelben als Ein Gebilde und göttliches Ganzes ſchon oben, ſo weit der Hebräiſche Antheil deſſelben reicht, zu betrachten ſuchten, wird als ſolches und als Ein Buch wahrhaft und völlig erſt durch das neue Teſtament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl wunderbarer Weiſe aus zweiundſiebenzig einzelnen Büchern, fünfmal neun des alten, dreimal neun des neuen Bundes, als eben ſo vielen Lebensgliedern und Geiſterorganen oder auch Glaubensſternen und Lichtpunkten des ganzen Gottesgebildes beſtehend. Es iſt auch das neue Teſtament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächſt auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet und ſich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur beſtimmten Zeit in der Mitte der welthiſtoriſchen Entwicklung perſönlich geworden und auf Erden erſchienen iſt, ſchildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck, nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensſtröme aus einer Quelle im Paradieſe ſich ergoſſen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit dieſe Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimenſionen ihrer ſichtbaren Ausbreitung die weſentliche Form bildet, ſo daß man wahrlich über diejenigen erſtaunen und ſich wohl wundern muß, welche ſich in dieſe ſo höchſt natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anſtoß daran nehmen, den ſie wie ein ſeltſames Problem in ihrer gewöhnlichen Weiſe durch irgend eine ſcharfſinnige Hypotheſe löſen und natürlich erklären möchten. Was im Moſes und in den Pſalmen noch getrennt iſt, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geſchichte und bildliche Lehre vom Worte und die Begeiſterung und das lebendige Gefühl deſſelben, das iſt im Evangelio vereint beiſammen, welches uns das menſchgewordene Wort in ſeinem Leben ſchildert. Die übrigen Bücher des neuen Teſtaments aber gehen zunächſt auf die Chriſtliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem ſie uns die erſte Gründung und Ordnung derſelben in der apoſtoliſchen Geſchichte berichten, dann ihr gegenſeitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannigfachſten Epiſteln ſchildern, und endlich auch noch die künftigen Schickſale derſelben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung, in der Apokalypſe hinſtellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungeſondert beiſammen iſt, die heilbringende Lehre aus dem Geiſte und die warnenden Geſichte des Geiſtes, die klare Lebensvorſchrift und die verhüllte Weiſſagung, das iſt hier in den Epiſteln und in der Apokalypſe abgeſondert entfaltet, wie ſich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entſprechen und gegenſeitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollſtändigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieſes geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebſt der Geneſis oder der Offenbarung des Anfangs die andre Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüſſel des tieferen Sinns enthalten, ſo daß, wenn dieſe beiden Handhaben des erſten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, ſein Urtheil lieber zurückhalten und in redlicher Unwiſſenheit ſtillſchweigen ſollte, wo von einem wiſſenſchaftlichen Verſtändniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede iſt. In Form und Schreibart iſt das neue Teſtament allerdings ungleich einfacher als das alte, und ſchon durch dieſe eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefſinn ſich hier in reinſter Kindesklarheit ausſpricht, iſt das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewiſſem Sinne nennen darf, von dem entſchiedenſten Einfluß geweſen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geiſtesentwicklung und aller neuern chriſtlichen Belehrungs- und Darſtellungsformen. Der Geiſt der Allegorie iſt übrigens im neuen Teſtament nicht minder vorwaltend als im alten, beſonders iſt die eine beſondere Art deſſelben, welche Parabel genannt wird, obwohl ſie auch ſchon im alten Teſtamente vorkommt, hier am mannigfachſten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die ſinnliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form iſt für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeſchriebene Fiat, ſo iſt die Parabel dagegen die menſchliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrſpruchs. Es iſt aber keine willkürliche oder künſtlich geſuchte Dichterallegorie, oder eine tiefſinnig verborgene Naturſymbolik, ſondern eine aus dem Leben und deſſen gewöhnlichen Erſcheinungen hergenommene Volksallegorie, in welcher ſich hier der göttliche Geiſt und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einſchließt. Es hat auch die einfache Parabel, ſowie ſie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der ſich nicht nachbilden noch erkünſteln läßt. Vorzüglich in dieſen kindlichen Gleichniſſen und ſinnbildlichen Volksgeſchichten und Parabeln iſt das Evangelium Urbild für alle ſpätern Legenden geworden, ſowie dieſe wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller Chriſtlichen Kunſt geweſen ſind, zunächſt der bildenden, dann aber auch der Poeſie. Indeſſen dürfen wir über dieſer kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Teſtaments doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verſtandes, der darin niedergelegt iſt, verkennen oder überſehen. Wie aus der zornigen Löwengebärde, mit der uns die Flammenſchriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefſten Kern des innern Sinns und Herzens doch die fromme Lammesgeſtalt der duldenden Liebe emporſteigt, ſo erhebt ſich in den Schriften des neuen Bundes aus dem demuthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anſchauung Gottes. Und hier auf dieſem Standpunkte tritt nun eigentlich jene ſchon oben erwähnte dritte und höchſte Auslegung und Erkenntniß der h. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verſtändniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort ſelbſt iſt, welches ſich in ſeinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte kann ja nach der dreifachen Geburt des Wortes, der geſchichtlichen, ewigen und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreifachen Beziehung erfaßt, verſtanden und ausgelegt werden. In jener höchſten Erkenntnißweiſe aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menſchlichen Verſtande getheilt und zerſtückt erfaßt, ſondern wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den wiſſenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verſchwindet ſodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den erſten Stufen der annähernden Erkenntniß geſondert erhalten werden muß, und geht, nachdem das Ziel gefunden iſt, für das weſentliche wieder über in den einfachen Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift ſelbſt als das ungeſchriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verſchloſſen blieb, wenn die Zeit gekommen iſt, entſiegelt werden ſoll.

Die Reflexion*).

Von Schleiermacher.

Auch die äußere Welt, mit ihren ſtetigſten Geſetzen wie mit ihren flüchtigſten Erſcheinungen, ſtrahlt in tauſend zarten und erhabenen Allegorien, wie ein magiſcher Spiegel, das Höchſte und Innerſte unſers Weſens auf uns zurück. Welche aber den lauten Aufforderungen ihres tiefſten Gefühles nicht horchen, welche den leiſen Seufzer des gemißhandelten Geiſtes nicht vernehmen, an dieſen gehen auch die wohlthätigen Bilder verloren, deren ſanfter Reiz den ſtumpfen Sinn ſchärfen ſoll und ſpielend belehren. Selbſt von dem, was die eigene Willkühr erdacht hat, und immer wieder hervorbringen muß, mißverſtehen ſie die wahre Deutung, und die innerſte Abſicht. Wir durchſchneiden die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen, an willkührlich durch den leichteſten Schein beſtimmten Punkten, die für das Leben ganz gleichgültig ſind, nach denen nichts ſich richten will, weil alles abgemeſſene Schritte verſchmäht, weder das Gebäude unſerer Werke, noch der Kranz unſerer Empfindungen, noch das Spiel unſerer Schickſale; und dennoch meinen wir mit dieſen Abſchnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer, oder ein Feſt für den Meßkünſtler; bei Jedem knüpft ſich daran unvermeidlich der ernſte Gedanke, daß eine Theilung des Lebens möglich ſei. Aber wenige dringen ein in die heilige Allegorie, und verſtehen den Sinn dieſer Verknüpfung, zu welcher die Natur ſie auffordert.

Der Menſch kennt nichts als ſein Daſein in der Zeit, und deſſen gleitenden Wandel hinab von der ſonnigen Höhe in die furchtbare Nacht der Vernichtung. Vorſtellung und Empfindung abwechſelnd entwickelnd und in einander verſchlingend, ſo meint er, ziehe eine unſichtbare Hand den Faden ſeines Lebens fort, und drehe ihn jetzt loſer, jetzt feſter zuſammen, und weiter ſei nichts. Je ſchneller ihre Folge, je reicher ihr Wechſel, je harmoniſcher und inniger ihre Verbindung, deſto herrlicher ſei das bedeutende Kunſtwerk vollendet, und könnten ſie ſeinen ganzen Zuſammenhang mechaniſch erklären, ſo ſtänden ſie auf dem Gipfel der Menſchheit und des

---

*) Aus Schleiermachers Monologen. Berlin 1800.

Selbſtverſtändniſſes. So nehmen ſie den zurückgeworfenen Strahl ihrer Thätigkeit für ihr ganzes Thun, die äußeren Berührungspunkte ihrer Kraft mit dem was nicht ſie iſt für ihr innerſtes Weſen, die Atmoſphäre für die Welt ſelbſt, um welche ſie ſich gebildet hat. Wie wollten ſie die Aufforderung verſtehn, welche in der Handlung liegt, der ſie nun gedankenlos zuſehn. Der Punkt, der eine Linie durchſchneidet, iſt nicht ein Theil von ihr: er bezieht ſich auf das Unendliche eben ſo eigentlich und unmittelbarer, als auf ſie, und überall in ihr kannſt du einen ſolchen Punkt ſetzen. Der Moment, in welchem du die Bahn des Lebens theilſt und durchſchneideſt, ſoll kein Theil des zeitlichen Lebens ſein: anders ſollſt du ihn anſehn, und deiner unmittelbaren Beziehungen mit dem Ewigen und Unendlichen bewußt werden; und überall wo du willſt, kannſt du einen ſolchen Moment haben. Dein freue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, ſchöne Einladung zu einem unſterblichen Daſein außerhalb des Gebietes der Zeit, und frei von ihren harten Geſetzen! Die aber um den Beruf zu dieſem höhern Leben nicht wiſſen, mitten im Strom der flüchtigen Gefühle und Gedanken, finden ihn auch dann nicht, wenn ſie ohne zu wiſſen was ſie thun, die Zeit meſſen und das irdiſche Leben abtheilen. Wenn ſie lieber nichts merkten von dem was ihnen geſagt werden ſoll, daß nicht ihr eitles Thun und Treiben ſo ſchmerzlich mein Gemüth ergriffe, wenn es der heiligen Einladung zu folgen ſtrebt. Sie wollen doch auch einen Punkt haben, den ſie nicht anſehen als flüchtige Gegenwart, nur daß ſie nicht verſtehn ihn als Ewigkeit zu behandeln. Oft auf einen Augenblick, bisweilen auf eine Stunde, nun gar auf einen Tag ſprechen ſie ſich los von der Verpflichtung, ſo emſig zu handeln, ſo eifrig Genuß und Erkenntniß anzuſtreben, wie auch der kleinſte Theil des Lebens es von ihnen verlangt, wenn er ſie erinnert, daß er eben ſo bald Vergangenheit ſein wird, als er noch kürzlich Zukunft war. Dann ekelt es ſie Neues wahrnehmen, oder genießen, wirken oder hervorbringen; ſie ſetzen ſich ans Ufer des Lebens, aber können nichts thun, als in die tanzende Welle lächelnd hinabweinen. Gleich wilden Barbaren, die am Grabe des Vaters Weiber, Kinder, oder Sklaven morden, ſo ſchlachten ſie am Grabe des Jahres den Tag, der in leeren Fantaſien vergeht, ein vergebliches Opfer.

Für den ſoll es kein Nachdenken und keine Betrachtung geben, der das innere Weſen des Geiſtes nicht kennt; der ſoll nicht ſtreben ſich loszureißen von der Zeit, der auch in ſich nichts kennt, als was ihr angehört; denn wohin ſollte er ihrem Strome entſteigen, und was könnte er ſich erſtreben, als fruchtloſes Leiden und Vernichtungsgefühl? Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachſchimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen, unter dem Brennpunkt der Erinnerung. Ein Anderer ſchauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schickſal ruft er gern zurück, und froh, daß es noch ſo geworden, ſieht er hie und da auf dem neutralen Boden der gleichgültigen Wirklichkeit ein Denkmal ſtehen, das er ſich aus dem trägen Stoff herausgebildet, obwohl Alles weit hinter ſeinem Vorſatz zurück geblieben. Es forſcht ein Dritter, was er wohl gelernt, und ſchreitet ſtolz im viel erweiterten und wohlgefüllten Magazin der Kenntniſſe daher, erfreut, daß ſich alles ſo in ihm zuſammendrängt. O kindiſches Beginnen der eitlen Einbildung! Es fehlt der Kummer, den die Fantaſie gebildet, und den aufzubewahren das Gedächtniß ſich geſchämt; es fehlt der Beiſtand, den Welt und Schickſal ſelbſt geleiſtet, die ſie jetzt nur feindlich begrüßen wollen; das Alte, was von dem Neuen verdrängt ward, die Gedanken, die ſie unter dem Denken, die Vorſtellungen, die ſie unter dem Lernen verloren, werden nicht mit in Anſchlag gebracht, und niemals iſt die Rechnung richtig. Und wäre ſie es, wie tief verwundets mich, daß Menſchen denken mögen, dies ſei Selbſtbetrachtung, dies heiße ſich erkennen. Wie elend endet das hochgeprieſene Geſchäft! die Fantaſie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, malts mit ſchönern Umgebungen nicht ſparſam in den leeren Raum der nächſten Zukunft, und ſieht oft ſeufzend auf das erſte noch zurück. So iſt die letzte Frucht nur eitle Hoffnung, daß Beſſeres kommen werde, und die leere Klage, daß dahin ſei, was ſo ſchön geweſen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tag verrinnend der ſchönen Flamme bald das Ende zeige. So zeichnet die Zeit mit leeren Wünſchen und mit eitlen Klagen brandmarkend ſchmerzlich ihre Sklaven, die entrinnen wollten, und macht den Schlechteſten dem Beſten gleich, den ſie eben ſo ſicher ſich wieder haſcht. Wer ſtatt der Thätigkeit des Geiſtes, die verborgen in ſeiner Tiefe ſich regt, nur ihre äußere Erſcheinung kennt und ſieht, wer ſtatt ſich anzuſchaun nur immer von fern und nahe her ein Bild des Lebens und ſeines Wechſels ſich zuſammenholt, der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er ſinnt und denkt, trägt ihren Stempel, iſt ihr Eigenthum, und nie, auch wenn ſich ſelbſt er zu betrachten wähnt, darf er das heilige Gebiet der Freiheit betreten; denn in dem Bilde, was er ſich von ſich entwirft, wird er ſich ſelbſt zum äußern Gegenſtande, wie alles andere ihm iſt, alles iſt darin durch äußre Verhältniſſe beſtimmt. Wie es ihm erſcheint, was er dabei ſich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Inhalte der Zeit, und von desjenigen Beſchaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thieriſchem Gemüthe nur den Genuß geſucht, dem ſcheint das Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verſtrichen ſind in gleicher Zeit, und dieſes Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Gute drin das erſte oder lezte war. Wer Schönes bilden und genießen wollte, hängt ab vom Urtheil über ſich, vom Boden auf dem er ſtand, und von dem Stoff, den ſeiner Arbeit das Schickſal vorgelegt. So auch wer Gutes zu wirken ſtrebte. Es beugen alle ſich dem Scepter der Nothwendigkeit, und ſeufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts beſtehen läßt.

Wie ihnen beim Leben, ſo iſt mir zu Muthe, wenn mannigfaltiger Töne kunſtreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt iſt, mit dürftigem Nachklang ſich die Fantaſie zermartert, und die Seele dem nachſeufzt, was nicht wiederkehrt. So freilich iſt das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entſprungen: aber es iſt der Menſch ein bleibendes Werk, der Anſchauung ein unvergänglicher Gegenſtand. Nur ſein innerſtes Handeln, in dem ſein wahres Weſen beſteht, iſt frei, und wenn ich dieſes betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit, und fern von allen unwürdigen Schranken. Auf mich ſelbſt muß mein Auge gekehrt ſein, um jeden Moment nicht nur verſtreichen zu laſſen als einen Theil der Zeit, ſondern als Element der Ewigkeit ihn heraus zu greifen, und in ein höheres freieres Leben zu verwandeln.

Nur für den giebts Freiheit und Unendlichkeit, der weiß was Welt iſt und was Menſch, der klar das große Räthſel, wie beide zu ſcheiden ſind, und wie ſie in einander wirken, ſich gelöſt; ein Räthſel, in deſſen alten Finſterniſſen tauſend noch untergehn, und ſklaviſch, weil das eigne Licht verloſchen, dem trügeriſchſten Scheine folgen müſſen. Was ſie Welt nennen, iſt mir Menſch, was ſie Menſch nennen, iſt mir Welt. Welt iſt ihnen ſtets das erſte, und der Geiſt ein kleiner Gaſt nur auf der Welt, nicht ſicher ſeines Orts und ſeiner Kräfte. Mir iſt der Geiſt das erſte und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, iſt ſein ſchönſtes Werk, ſein ſelbſtgeſchaffener Spiegel. Es drücken ſie mit Ehrfurcht und mit Furcht danieder, die unendlich großen und ſchweren Maſſen des körperlichen Stoffes, zwiſchen denen ſie ſich ſo klein, ſo unbedeutend ſcheinen; mir iſt das alles nur der große gemeinſchaftliche Leib der Menſchheit, wie der eigne Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch ſie möglich und ihr mitgegeben, daß ſie ihn beherrſche, ſich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun iſt auf ihn hingerichtet, um alle ſeine Pulſe zu fühlen, ihn zu bilden, alles in Organe zu verwandeln, und alle ſeine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geiſtes zu zeichnen und zu beleben. Giebts einen Leib wohl ohne Geiſt? iſt nicht der Leib nur, weil und wann der Geiſt ihn braucht und ſeiner ſich bewußt iſt? Mein freies Thun iſt jegliches Gefühl, das aus der Körperwelt hervorzubringen ſcheint, nichts iſt Wirkung von ihr auf mich, das Wirken geht immer von mir auf ſie, ſie iſt nicht etwas von mir verſchiedenes, mir entgegengeſeztes. Darum nenne ich ſie auch nicht mit dem Namen Welt, dem hohen Worte, das Allgegenwart und Allmacht in ſich ſchließt. Was Welt zu nennen ich würdige, iſt nur die ewige Gemeinſchaft der Geiſter, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenſeitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Nur das unendliche All der Geiſter, ſez ich mir dem Endlichen und Einzelnen entgegen. Dem nur verſtatt ich zu verwandeln und zu bilden die Oberfläche meines Weſens, um auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier iſt der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun iſt frei, nicht ſo mein Wirken in der Welt, das folget ewigen Geſezen. Es ſtößt die Freiheit an der Freiheit ſich, und was geſchieht, trägt der Beſchränkung und Gemeinſchaft Zeichen. Ja, du biſt überall das erſte, heilige Freiheit! du wohnſt in mir, in Allen; Nothwendigkeit iſt außer uns geſezt, iſt der beſtimmte Ton vom ſchönen Zuſammenſtoß der Freiheit, der ihr Daſein verkündet. Mich kann ich nur als Freiheit anſchauen; was nothwendig iſt, iſt nicht mein Thun, es iſt ſein Widerſchein, es iſt die Anſchauung der Welt, die in der heiligen Gemeinſchaft mit Allen ich erſchaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die auf gemeinſchaftlichem Boden mit Andern ich erbaut: ſie ſind mein Antheil an der Schöpfung, die unſere inneren Gedanken darſtellt. Ihr gehören die Gefühle, die bald ſteigen und bald fallen; ihr die Bilder, die kommen und vergehn, und was ſonſt wechſelnd ins Gemüth die Zeit bringt und hinweg nimmt: ſie ſind das Zeichen, daß Welt und Geiſt ſich liebevoll begegnet, der Kuß der Freundſchaft zwiſchen beiden, der ſich anders immer wiederholt. Dies geht, der Tanz der Horen, melodiſch und harmoniſch nach dem Zeitmaaß; doch Freiheit ſpielt die Melodie und wählt die Tonart, und alle zarten Uebergänge ſind ihr Werk. Sie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menſchen ſelbſt hervor.

So biſt du Freiheit mir in allem das urſprüngliche, das erſte und innerſte. Wenn ich in mich zurückgeh, um dich anzuſchaun, ſo iſt mein Blick auch ausgewandert aus dem Gebiet der Zeit, und frei von der Nothwendigkeit Schranken; es weichet jedes drückende Gefühl der Sklaverei, es wird der Geiſt ſein ſchöpferiſches Weſen inne, das Licht der Gottheit geht mir auf, und ſcheucht die Nebel weit zurück, in denen jene Sklaven irrend wandern. Wie ich betrachtend mich erkennen und anſchaun ſoll, hängt nicht mehr ab vom Schickſal oder Glück, noch auch davon, wie viel der frohen Stunden ich geerndtet, oder was zu Stande gekommen iſt und feſtſteht durch mein Thun, und wie die äußere Darſtellung dem Willen iſt gelungen: das alles iſt nur Welt, nicht ich. Es mochte das Handeln, welches ich betrachte, darauf gerichtet ſein, der Menſchheit ihren großen Körper zu eignen, ihn zu nähren, die Organe ihm zu ſchärfen, oder mimiſch und kunſtreich ihn zu bilden zum Abdruck der Vernunft und des Gemüthes: wie ich ihn bei dem Geſchäft zu meinem Dienſt ſchon tüchtig fand, wie leicht zu bildend und zu beherrſchend die rohe Maſſe durch des Geiſtes Macht, das iſt ein Zeichen von der Herrſchaft nur, die ſchon die Freiheit Aller über ihn geübt, ein Blick auf das, was noch zu thun verbleibt, und nicht ein Maaßſtab meines Handelns; es ändert nicht die Anſchauung von meiner That, das Bild von meinem ganzen Sein; mich fühl ich darum nicht beſſer und nicht ſchlechter, ich finde mich nicht als den Sklaven, dem die Welt die eiſerne Nothwendigkeit bezeichnet, was er ſein darf. Wie dem ſtarken geſunden Geiſt der Schmerz die Herrſchaft über ſeinen Leib nicht gleich entreißet: ſo fühl auch ich mich frei beſeelend und regierend den rohen Stoff, gleichviel ob Schmerz ob Freude folge. Es zeigen beide das innere Leben an, und inneres Leben iſt des Geiſtes Werk und freie That. Und war mein Thun darauf gerichtet, die Menſchheit in mir zu beſtimmen, in irgend einer endlichen Geſtalt und feſten Zügen ſie darzuſtellen, und ſo ſelbſt werdend Welt zugleich zu bilden, indem ich der Gemeinſchaft freier Geiſter ein eignes und freies Handeln darbot: es bleibt daſſelbe dem darauf gewandten Blick, ob nun unmittelbar etwas daraus entſtand, das gleich mir ſelbſt als Welt begegnet, ob mein Handeln gleich dem Handeln eines Andern ſich verband, ob nicht. Mein Thun war doch nicht leer, bin ich nur in mir ſelbſt beſtimmter und eigener geworden, ſo hab ich durch mein Werden auch Welt gebildet, ob nun früher oder ſpät das Handeln eines Andern anders und neu auf meines trifft und ſichtbare That vermählend ſtiftet. Nimmer kehr ich traurig von der Betrachtung meiner ſelbſt zurück, und ſinge dem gebrochenen Willen, dem überwundenen Entſchluſſe Klagelieder, gleich denen welche nicht ins Innere dringen, und nur im Einzelnen und Aeußern ſich ſelbſt zu finden wähnen.

Klar wie der Unterſchied des Innern und Aeußern vor mir ſteht, weiß ich es, wer ich bin, und finde mich ſelbſt im innern Handeln nur, im Aeußern nur die Welt, und beides weiß der Geiſt zu unterſcheiden, nicht ungewiß wie Jene zwiſchen beiden ſchwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. So weiß ich auch, wo Freiheit iſt zu ſuchen und ihr heiliges Gefühl, das dem ſich ſtets verweigert, deſſen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menſchen weilet. Wie ſehr er ſich vertiefen mag in tauſend Irrgängen der Betrachtung ſinnend und denkend hin und her, und alles mag erreichen: den Begriff verſagt ſein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit in abergläubiger Weisheit, in knechtiſcher Demuth muß er auch ſie ſuchen, und ſie glauben, wo er ſie nicht ſieht, und Freiheit ſcheint ihm nur ein Schleier über die verborgne und unbegriffne Nothwendigkeit betrügeriſch gebreitet. So ſteht der Sinnliche mit ſeinem äußern Thun und äußern Denken auch Alles einzeln nur und endlich. Er kann ſich ſelbſt nicht anders faſſen als einen Inbegriff von flüchtigen Erſcheinungen, da immer eine die andere aufhebt und zerſtört, die nicht zuſammen zu begreifen ſind; ein volles Bild von ſeinem Weſen zerfließt in tauſend Widerſprüchen ihm. Wohl widerſpricht im äußern Wirken das Einzelne dem Einzelnen, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerſtört Empfindung, und das Anſchauen bringt unthätige Ruhe dem Willen ab. Im Innern iſt alles Eins, ein jedes Handeln iſt Ergänzung nur zum andern, in jedem iſt das andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das Endliche, das in beſtimmter Folge und feſten Schranken ſich überſehen läßt, die Selbſtanſchauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, und keins, von dem ich ſagen könnte, es ſei ein Ganzes. Ein jedes Thun ſtellt mir mein ganzes Weſen dar, nichts iſt getheilt, und jede Thätigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn ſie lebendig bleiben will. Mein ganzes Weſen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menſchheit anzuſchauen, und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu beſtimmen; und die Menſchheit, wer vermöchte ſie zu denken, ohne ſich mit dem Denken ins unermeßliche Gebiet und Weſen des reinen Geiſtes zu verlieren.

Sie iſt alſo die hohe Selbſtbetrachtung, und ſie iſt es allein, was mich in Stand ſetzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Menſch nicht ſterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unſterblich, nicht irdiſch nur, auch göttlich ſoll ſein Leben führen. Es fließt mein irdiſch Thun im Strom der Zeit, es wandeln ſich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermag nicht eines feſt zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich ſpielend mir gebildet, und auf der ſichern Welle führt der Strom mich Neuem ſtets entgegen: ſo oft ich aber ins innere Selbſt den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich ſchaue des Geiſtes Handeln an, das keine Welt verwandeln, und keine Zeit zerſtören kann, das ſelbſt erſt Welt und Zeit erſchafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen, und das Auge des Geiſtes zu wecken, welches ſchlafen kann, wenn auch das Herz ſchlägt, und die Glieder ſich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekoſtet hat: jegliches Thun ſoll begleiten der Blick in die Myſterien des Geiſtes, jeden Augenblick kann der Menſch außer der Zeit leben, zugleich in der höheren Welt.

Es ſagen zwar die Weiſen ſelbſt, mäßig ſolleſt du dich mit Einem begnügen; Leben ſei Eins, und im urſprünglichen und höchſten Denken ſich verlieren ein Anderes; indem du getragen werdeſt von der Zeit geſchäftig in der Welt, könneſt du nicht zugleich ruhig dich anſchauen in deiner innerſten Tiefe. Es ſagen die Künſtler, indem du bildeſt und dichteſt müſſe die Seele ganz verloren ſein in das Werk, und dürfe nicht wiſſen was ſie beginnt. Aber wage es, mein Geiſt, trotz der verſtändigen Warnung! eile entgegen deinem Ziele, das ein anderes vielleicht iſt, als das ihre. Mehr kann der Menſch als er meint; aber auch dem Höchſten entgegenſtrebend, erreicht er nur Einiges. Kann das heiligſte innerſte Denken des Weiſen zugleich ein äußeres Handeln ſein, hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung: warum ſoll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch ſei, zugleich ſein können ein inneres Denken des Handelns? Iſt das Schauen des Geiſtes in ſich ſelbſt die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in ſich, was er darſtellt im unſterblichen Werk: warum ſoll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darſtellt, er auch zurückſchauen in ſich ſelbſt? Theile nicht was ewig vereint iſt, dein Weſen, das weder das Thun noch das Wiſſen um ſein Thun entbehren mag, ohne ſich zu zerſtören! Bewege Alles in der Welt, und richte aus was du vermagſt; gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geiſtigen Gemeinſchaft: ſtelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geiſt alles was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menſchheit, ziehe an die befreundeten Geiſter: aber immer ſchaue in dich ſelbſt, wiſſe was du thuſt, und in welcher Geſtalt dein Handeln einhergeht. Der Gedanke, mit dem ſie die Gottheit zu denken meinen, welche ſie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer ſchönen Allegorie auf das was der Menſch ſein ſoll. Durch ſein bloßes Sein erhält ſich der Geiſt die Welt, und durch Freiheit giebt er ſich die Thätigkeit, die immer ein und dieſelbe ſein wechſelndes Handeln hervorbringt: aber unverrückt ſchaut er zugleich jene Thätigkeit an, in dieſem Handeln immer neu und immer dieſelbe, und dies Anſchaun iſt Unſterblichkeit und ewiges Leben, denn es bedarf der Geiſt nichts als ſich ſelbſt, und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenſtand, noch ſtirbt der Gegenſtand vor der überlebenden Betrachtung. So haben ſie auch gedichtet die Unſterblichkeit, die ſie allzugenügſam erſt nach der Zeit ſuchen ſtatt neben der Zeit, und ihre Fabeln ſind weiſer als ſie ſelbſt. Es erſcheint ja dem ſinnlichen Menſchen das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und ins Reich der Schatten haben ſie die Seele auf ewig geſetzt, und geweint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friſte: aber klarer als der Olymp iſt das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdiſche Finſterniß, und das Reich der Schatten ſei ſchon hier mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenſeit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuſchaun und zu leben haben ſie den Menſchen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es ſchwebt ſchon jetzt der Geiſt über der zeitlichen Welt, und ihn anzuſchaun iſt Ewigkeit und unſterblicher Geſänge himmliſcher Genuß. Beginne darum ſchon jetzt dein ewiges Leben in ſteter Selbſtbetrachtung; ſorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber ſorge dich ſelbſt nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

Ueber Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung.

Von W. von Humboldt.

Schillers Dichtergenie kündigte ſich gleich in ſeinen erſten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künſtler ſogar roh erſcheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entſchiedenen großen Naturkraft. Es verrieth ſich nachher durch die bei ganz verſchiedenartigen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Beſchäftigungen immer durchbrechende, auch in dieſen Briefen ſo oft angedeutete Sehnſucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimat ſeines Geiſtes. Es offenbarte ſich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und Ruhm der Deutſchen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die alles ergründend ſpalten, und alles-verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers beſondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf ſie ſtrenger einer geiſtigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weiſe, indem er ſie an eine feſtere Kunſtform band, und indem er jede Dichtung ſo behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von ſelbſt ſeine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf dieſen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteriſtiſch bezeichnen. Aus ihnen entſprang es, daß er das Größte und Höchſte hervorzubringen, deſſen er fähig war, erſt eines Zeitraums bedurfte, in welchem ſich ſeine ganze Intellectualität, an die ſein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Beſtimmtheit durcharbeitete. Dieſe Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muſen abſprechend weniger die leichte glückliche Geburt des Genies, als die ſich ihrer ſelbſt bewußte Arbeit des Geiſtes zu erkennen meinen; worin allerdings das wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlaſſung zu einem ſolchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüſſig halten, zur Rechtfertigung dieſer Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerſchen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig ſind, um nicht, welches auch ſeine Meinung ſein möchte, die Anwendung ſelbſt zu machen. Dagegen iſt es vielleicht dem Leſer des Briefwechſels angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln verſuche, wie dieſe meine Anſicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und beſonders durch meinen Umgang mit ihm durch Erinnerungen aus ſeinen Geſprächen, durch die Vergleichung ſeiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforſchungen über den Gang ſeines Geiſtes entſtand. Was jedem Beobachter an Schiller am meiſten als charakteriſtiſch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element ſeines Lebens war. Anhaltend ſelbſtthätige Beſchäftigung des Geiſtes verließ ihn faſt nie, und wich nur den heftigeren Anfällen ſeines körperlichen Uebels. Sie ſchien ihm Erholung, nicht Anſtrengung. Dies zeigte ſich am meiſten im Geſpräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren ſchien. Er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspunkt, und man ſah ſich nach wenigen Zwiſchenreden in den Mittelpunkt einer den Geiſt anregenden Discuſſion verſetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinſchaftlich zu gewinnendes Reſultat, ſchien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieſer auch ſich bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterſchied ſich ſein Geſpräch am meiſten von dem Herderſchen. Nie vielleicht hat ein Mann ſchöner geſprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht ſchwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle ſeltenen Eigenſchaften dieſes mit Recht bewunderten Mannes ſchienen, ſo geeignet waren ſie für daſſelbe, im Geſpräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband ſich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da ſie in Wahrheit allein der Perſon angehören, nur vom Gegenſtande herzukommen ſcheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken beſtimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erſchöpft war, ſo gieng man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun ſelbſt reden, aber man vermißte die Wechſelthätigkeit des Geſprächs. Schiller ſprach nicht eigentlich ſchön. Aber ſein Geiſt ſtrebte immer in Schärfe und Beſtimmtheit einem neuen geiſtigen Gewinne zu, er beherrſchte dies Streben, und ſchwebte in vollkommener Freiheit über ſeinem Gegenſtande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede ſich darbietende Nebenbeziehung, und daher war ſein Geſpräch ſo reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an ſich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Unterſuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden feſt, der zu ihrem Entpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall geſtört wurde, ſo brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Geſpräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen ſuchte, ſo war überhaupt ſeine geiſtige Beſchäftigung immer eine von angeſtrengter Selbſtthätigkeit. Auch ſeine Briefe zeigen das deutlich. Er kannte ſogar keine andere. Bloßer Lectüre überließ er ſich nur ſpät Abends und in ſeinen leider ſo häufig ſchlafloſen Nächten. Seinen Tag nahmen ſeine Arbeiten ein, oder beſtimmte Studien für dieſelben, wo alſo der Geiſt durch die Arbeit und die Forſchung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wiſſens geleitete Studieren, das für den damit vertrauten einen ſo unendlichen Reiz hat, daß man ſich verwahren muß, dadurch nicht zu ſehr von beſtimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wiſſen erſchien ihm zu ſtoffartig, und die Kräfte des Geiſtes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu ſehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anſtrengung des Geiſtes, welche ſelbſtthätig aus ihren eigenen Tiefen ſchöpft, mehr ſchätzte, konnte er ſich weniger mit der geringeren befreunden. Es iſt aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine ſehr vielſeitige Weltanſicht gewann, die, wo man ſie gewahr wurde, durch genialiſche Wahrheit überraſchte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entſtanden war. Selbſt von Deutſchland hatte er nur einen Theil geſehen, nie die Schweiz, von der ſein Tell doch ſo lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall ſteht, wird ſich beim Anblick unwillkührlich an die ſchöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Waſſergewühl malt, das den Blick gleichſam feſſelnd verſchlingt; doch lag auch dieſer keine eigne Anſicht zu Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anſchaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei verſäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lectüre zu machen; auch was er in dieſer Art dienliches zufällig fand, prägte ſich ſeinem Gedächtniß feſt ein, und ſeine raſtlos angeſtrengte Phantaſie, die in beſtändiger Lebendigkeit bald dieſen bald jenen Theil des irgend je geſammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das mangelhafte einer ſo mittelbaren Auffaſſung.

Auf ganz ähnliche Weiſe eignete er ſich den Geiſt der Griechiſchen Dichtung an, ohne ſie je anders als aus Ueberſetzungen zu kennen. Er ſcheute dabei keine Mühe; er zog die Ueberſetzungen vor, die darauf Verzicht leiſten, für ſich zu gelten; am liebſten waren ihm die wörtlichen lateiniſchen Paraphraſen. So überſetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides: Ich geſtehe, daß ich dieſen Chor immer mit großem Vergnügen wieder leſe. Es iſt nicht bloß eine Uebertragung in eine andere Sprache, ſondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantaſie von den erſten Verſen an verſetzt wird, iſt ein verſchiedener, alſo gerade das, was die rein poetiſche Wirkung ausmacht. Denn dieſe kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantaſie und des Gefühles ſetzen, die der Dichter unabhängig von dem Ideengehalte bloß durch den ſeinen Werken beigegebenen Hauch ſeiner Begeiſterung im Leſer hervorruft. Der antike Geiſt blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe ſind einige Züge des Originals ſo bedeutſam herausgehoben und ſo rein hingeſtellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken feſtgehalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweiſe dieſe Ueberſetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in Griechiſchen Dichtergeiſt ſprach, ſondern zwei ſeiner ſpätern Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortſchritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfeſt tragen die Farben des Alterthums ſo rein und treu an ſich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die ſchönſte und geiſtvollſte Weiſe. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in ſich aufgenommen, er bewegt ſich darin mit Freiheit, und ſo entſpringt eine neue, in allen ihren Theilen nur eine athmende Dichtung. Beide Stücke ſtehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegenſatz gegen einander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epiſche Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus entſpringende Idee der Gewalt künſtleriſcher Darſtellung über die menſchliche Bruſt. Dieſe Macht der Poeſie, einer unſichtbaren, bloß durch den Geiſt geſchaffnen, in der Wirklichkeit verſiegenden Kraft, gehörte weſentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beſchäftigte. Schon acht Jahre, ehe er ſich zur Ballade in ihm geſtaltete, ſchwebte ihm dieſer Stoff vor, wie deutlich aus den Künſtlern aus den Verſen hervorgeht:

> Vom Eumenidenchor geſchrecket,
> Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
> Das Loos des Todes aus dem Lied.

Dieſe Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum beſaß alles, um ſie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu laſſen. Daher iſt alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, beſonders das Erſcheinen und der Geſang der Eumeniden. Der Aeſchyliſche bekannte Chor iſt ſo kunſtvoll in die moderne Dichtungsform in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von ſeiner ſtillen Größe aufgegeben ſcheint. Das Siegesfeſt iſt lyriſcher und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle ſeines Buſens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreiſe des Alterthums lag. Aber im übrigen iſt alles im Sinne der Homeriſchen Dichtung eben ſo rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze iſt nur, wie in einer höheren mehr abgeſondert gehaltenen Geiſtigkeit ausgeprägt als dem alten Sieger eigen iſt, und erhält gerade dadurch ſeine größten Schönheiten. An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt iſt, ſind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den **Künſtlern** „den ſanften Bogen der Nothwendigkeit", der ſo ſchön an die *ἀγανὰ βέλεα* (die ſanften Geſchoſſe) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geſchoß auf den Bogen ſelbſt dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuverſicht in das Vermögen der menſchlichen Geiſteskraft, geſteigert zu einem dichteriſchen Bilde, iſt in den „Columbus" überſchriebenen Diſtichen ausgedrückt, die zu dem eigenthümlichſten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieſer Glaube an die dem Menſchen unſichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und ſo tief wahre Anſicht, daß es eine innere geheime Uebereinſtimmung geben muß zwiſchen ihr und der, das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, urſprünglichen ſein kann, war ein charakteriſtiſcher Zug in Schillers Ideenſyſtem. Ihm entſprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe ſo lange nachging, bis ſie befriedigend gelöſt war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen aber ſchönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", findet ſich der gleiche Gedanke an daſſelbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philoſophiſche Ideen ein getreuer Abdruck ſeiner ganzen geiſtigen Wirkſamkeit überhaupt. Beide bewegten ſich immer im nämlichen Kreiſe und ſtrebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weiſe, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs und die Kraft des ihn beherrſchenden Gedankens ſich unaufhörlich zu wechſelſeitiger Steigerung beſtimmten. Der Gutpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menſchlichen Natur durch das Zuſammenſtimmen ihrer geſchiedenen Kräfte in ihrer abſoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein untheilbares ſein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form ſuchend, ſollten ſie durch ihre freiwillige Harmonie ſchon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Urſprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrſchend in der Erkenntniß und Willensbeſtimmung, ſollte die Anſchauung und Empfindung mit ſchonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen ſollten dieſe ſich aus ihrem eigenthümlichen Weſen, und auf ihrer ſelbſt gewählten Bahn zu einer Geſtalt emporbilden, in welcher jene bei aller Verſchiedenheit des Princips ſich der Form nach wiederfände. Dieſe nicht auf entdeckbaren Wegen entſtehende, ſondern wie durch plötzliches Wunder überraſchende Uebereinſtimmung zu vermitteln, den in ſich unvereinbaren Widerſpruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechſelbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menſchen dadurch in der Erſcheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erſcheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die äſthetiſche nennen. Denn ſie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entſprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erſcheinenden Selbſtthätigkeit.

Ueber das Studium der Hiſtorie [*]).

Von Schelling.

Wie das abſolute ſelbſt in der Doppelgeſtalt der Natur und Geſchichte als ein und daſſelbige erſcheint, zerlegt die Theologie als Indifferenzpunkt der realen Wiſſenſchaften ſich von der einen Seite in die Hiſtorie, von der andern in die Naturwiſſenſchaft, deren jede ihren Gegenſtand getrennt von dem andern und eben damit auch von der oberſten Einheit betrachtet. Dies verhindert nicht, daß nicht jede derſelben in ſich den Centralpunkt herſtellen, und ſo in das Urwiſſen zurückgehen könne. Die gemeine Vorſtellung der Natur und Geſchichte iſt, daß in jener alles durch empiriſche Nothwendigkeit, in dieſer alles durch Freiheit geſchehe. Aber eben dies ſind ſelbſt nur die Formen oder Arten außer dem Abſoluten zu ſein. Die Geſchichte iſt in ſo fern die höhere Potenz der Natur, als ſie im Idealen ausdrückt, was dieſe im Realen: dem Weſen nach aber iſt eben deßwegen daſſelbe in beiden nur verändert durch die Beſtimmung oder Potenz, unter der es geſetzt iſt. Könnte in beiden das reine An-ſich erblickt werden, ſo würden wir daſſelbe, was in der Geſchichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freiheit als Erſcheinung kann nichts erſchaffen; es iſt ein Univerſum, welches die zweifache Form der abgebildeten Welt jede für ſich und in ihrer Art ausdrückt. Die vollendete Welt der Geſchichte wäre demnach ſelbſt eine ideale Natur, der Staat, als der äußere Organismus einer in der Freiheit ſelbſt erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freiheit. Die Geſchichte, ſo fern ſie die Bildung dieſes Vereins zum vorzüglichſten Gegenſtand hat, wäre Geſchichte im engern Sinn des Wortes.

---

[*]) Aus deſſen Vorleſungen über die Methode des akadem. Studiums.

Die Frage, welche uns hier zunächſt entgegenkommt, nämlich ob Hiſtorie Wiſſenſchaft ſein könne? ſcheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulaſſen. Wenn nämlich Hiſtorie als ſolche, und von dieſer iſt die Rede, der letzten entgegengeſetzt iſt, wie im vorhergehenden allgemein angenommen wurde, ſo iſt klar, daß ſie nicht ſelbſt Wiſſenſchaft ſein könne, und wenn die realen Wiſſenſchaften Syntheſen des philoſophiſchen und hiſtoriſchen ſind, ſo kann ebendeswegen die Hiſtorie ſelbſt nicht wieder eine ſolche ſein, ſo wenig als es Philoſophie ſein kann. Sie träte alſo in der letzten Beziehung mit dieſer auf gleichen Rang.

Um dieſes Verhältniß noch beſtimmter einzuſehen, unterſcheiden wir die verſchiedenen Standpunkte, auf welchen Hiſtorie gedacht werden könnte. Der höchſte, der von uns im vorhergehenden erkannt wurde, iſt der religiöſe oder derjenige, in welchem die ganze Geſchichte als Werk der Vorſehung begriffen wird. Daß dieſer nicht in der Hiſtorie als ſolcher geltend gemacht werden könne, folgt daraus, daß er von dem philoſophiſchen nicht weſentlich verſchieden iſt. Es verſteht ſich, daß ich hiermit weder die religiöſe noch die philoſophiſche Conſtruction der Geſchichte läugne; allein jene gehört der Theologie, dieſe der Philoſophie an, und iſt von der Hiſtorie als ſolcher nothwendig verſchieden. Der entgegengeſetzte Standpunkt des Abſoluten iſt der empiriſche, welcher wieder zwei Seiten hat. Die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geſchehenen, welche Sache des Geſchichtforſchers iſt, der von dem Hiſtoriker als ſolchem nur eine Seite repräſentirt. Die der Verbindung des empiriſchen Stoffs nach einer Verſtandes-Idealität, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für ſich ſelbſt liegen kann, indem dieſe empiriſch viel mehr zufällig und nicht harmoniſch erſcheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in ſo fern didaktiſch oder politiſch iſt. Dieſe Behandlung der Geſchichte in ganz beſtimmter, nicht allgemeiner Abſicht iſt, was der von den Alten feſtgeſetzten Bedeutung zufolge die pragmatiſche heißt. So iſt Polybius, der ſich über dieſen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatiſch wegen der ganz beſtimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Abſicht ſeiner Geſchichtsbücher: ſo Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des Römiſchen Staats die Wirkungen der Sittenloſigkeit und des Despotismus darſtellt.

Die Modernen ſind geneigt den pragmatiſchen Geiſt für das Höchſte in der Hiſtorie zu halten und zieren ſich ſelbſt unter einander mit dem Prädicat deſſelben als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer ſubjectiven Abhängigkeit wird niemand, der Sinn hat, die Darſtellungen der beiden angeführten Geſchichtsſchreiber in den erſten Rang der Hiſtorie ſetzen. Bei den Deutſchen hat es nun überdies mit dem pragmatiſchen Geiſt in der Regel die Bewandtniß, wie bei dem Famulus in Göthe's Fauſt: „Was ſie den Geiſt der Zeiten nennen, iſt ihr eigner Geiſt, worin die Zeiten ſich beſpiegeln." In Griechenland ergriffen die erhabenſten, gereifteſten, erfahrungsreichſten Geiſter den Griffel der Geſchichte, um ſie wie mit ewigen Charakteren zu ſchreiben. Herodotus iſt ein wahrhaft Homeriſcher Kopf, im Thukydides concentrirt ſich die ganze Bildung des Perikleiſchen Zeitalters zu einer göttlichen Anſchauung. In Deutſchland, wo die Wiſſenſchaft immer mehr eine Sache der Induſtrie wird, wagen ſich gerade die geiſtloſeſten Köpfe an die Geſchichte. Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere im Organe eines kurzſichtigen und einfältigen Menſchen entworfen, beſonders wenn er ſich noch Gewalt anthut, Verſtand zu haben, und dieſen etwa darein ſetzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beſchränkten Anſichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, dieſen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen zu ſchätzen und überhaupt einen ſo viel möglich gemeinen Maßſtab an alles Erhabene zu legen: oder wenn er auf der andern Seite den hiſtoriſchen Pragmatismus darin ſucht, ſich ſelbſt durch Räſonniren über die Begebenheiten oder Ausſchmücken des Stoffs mit leeren rhetoriſchen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beſtändigen Fortſchritten der Menſchheit und wie wirs denn zuletzt ſo herrlich weit gebracht. Dennoch iſt ſelbſt unter dem heiligſten nichts das heiliger wäre, als die Geſchichte, dieſer große Spiegel des Weltgeiſtes, dieſes ewige Gedicht des göttlichen Verſtandes:

nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatiſche Zweck der Geſchichte ſchließt von ſelbſt die Univerſalität aus und fordert nothwendig auch einen beſchränkten Gegenſtand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empiriſch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verſtand zwar aufgeklärt wird, die Vernunft aber ohne andere Zuthat unbefriedigt bleibt. Auch Kant's Plan einer Geſchichte im weltbürgerlichen Sinn beabſichtigt eine bloße Verſtandesgeſetzmäßigkeit im Ganzen derſelben, die nur höher, nämlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur geſucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt ſogar der ewige und aus vielen andern Verirrungen endlich die echte Rechtsverfaſſung entſtehen ſoll. Allein dieſer Plan der Natur iſt ſelbſt nur der empiriſche Widerſchein der wahren Nothwendigkeit, ſo wie die Abſicht einer darnach geordneten Geſchichte nicht ſowol eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang nämlich der Menſchheit zum ruhigen Verkehr, Gewerbe und Handelsbetrieb unter ſich, und dieſes ſonach überhaupt als die höchſten Früchte des Menſchenlebens und ſeiner Anſtrengungen darzuſtellen. Es iſt klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empiriſcher Nothwendigkeit immer nur pragmatiſch ſein kann, die Hiſtorie aber in ihrer höchſten Idee von aller ſubjectiven Beziehung unabhängig und befreit ſein muß, auch überhaupt der empiriſche Standpunkt nicht der höchſte ihrer Dichtungen ſein könne. Auch die wahre Hiſtorie beruht auf einer Syntheſis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philoſophie, da dieſe die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal iſt; Hiſtorie aber ganz in jener und doch zugleich ideal ſein ſoll. Dieſes iſt nirgends als in der Kunſt möglich, welche das Wirkliche ganz beſtehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geſchichten, aber in einer Vollendung und Einheit darſtellt, wodurch ſie Ausdruck der höchſten Ideen werden. Die Kunſt alſo iſt es, wodurch die Hiſtorie, indem ſie Wiſſenſchaft des Wirklichen als ſolchen iſt, zugleich über daſſelbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wiſſenſchaft ſteht; und der dritte und abſolute Standpunkt der Hiſtorie iſt demnach der der hiſtoriſchen Kunſt.

Wir haben das Verhältniß deſſelben zu den vorherangegebenen zu zeigen. Es verſteht ſich, daß der Hiſtoriker nicht einer vermeinten Kunſt zu lieb den Stoff der Geſchichte verändern kann, deren oberſtes Geſetz Wahrheit ſein ſoll. Eben ſo wenig kann die Meinung ſein, daß die höhere Darſtellung den wirklichen Zuſammenhang der Begebenheiten vernachläſſige. es hat vielmehr hiermit ganz dieſelbe Bewandtniß wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der erſten Syntheſis mit Nothwendigkeit entſpringen muß, die Aufeinanderfolge ſelbſt aber nicht empiriſch, ſondern nur aus einer höheren Ordnung der Dinge begreiflich ſein muß. Erſt dann erhält die Geſchichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empiriſchen Urſachen, indem ſie den Verſtand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erſcheinung einer höheren Nothwendigkeit gebraucht werden. In ſolcher Darſtellung kann die Geſchichte die Wirkung des größten und erſtaunenswürdigſten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiſte gedichtet ſein kann.

Wir haben die Hiſtorie auf die gleiche Stufe mit der Kunſt geſetzt. Aber was dieſe darſtellt, iſt immer eine Identität der Nothwendigkeit und Freiheit, und dieſe Erſcheinung, vornehmlich in der Tragödie, iſt der eigentliche Gegenſtand unſerer Bewunderung. Dieſelbe Identität aber iſt zugleich der Standpunkt der Philoſophie und ſelbſt der Religion für die Geſchichte, da dieſe in der Vorſehung nichts anders als die Weisheit erkennt, welche in dem Plane der Welt die Freiheit der Menſchen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt dieſe mit jener vereinigt. Nun ſoll aber die Hiſtorie wahrhaft weder auf dem philoſophiſchen noch auf dem religiöſen Standpunkt ſtehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freiheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darſtellen müſſen, wie ſie vom Geſichtspunkt der Wirklichkeit aus erſcheint, den ſie auf keine Weiſe verlaſſen ſoll. Von dieſem aus iſt ſie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identität erkennbar, als Schickſal. Die Meinung iſt nicht, daß der Geſchichtsſchreiber das Schickſal im Munde führe, ſondern daß es durch die Objectivität ſeiner Darſtellung von ſelbſt und ohne ſein Zuthun erſcheine. Durch die Geſchichtbücher des Herodotus gehen Verhängniß und Vergeltung als unſichtbare überall waltende Gottheiten; in dem höhern und völlig unabhängigen Stil des Thukydides, der ſich ſchon durch die Einführung der Reden dramatiſch zeigt, iſt jene höhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erſcheinung gebracht.

Ueber die Art, wie Hiſtorie ſtudiert werden ſoll, möge folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen beſtimmten Anfang und kein beſtimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punkt heraus, den man für den bedeutendſten oder intereſſanteſten hält, und von dieſem aus bilde und erweitere ſich das Ganze nach allen Richtungen. Man meide die ſogenannten Univerſalhiſtorien, die nichts lehren; andere gibt es noch nicht. Die wahre Univerſalgeſchichte müßte im epiſchen Styl, alſo in dem Geiſte verfaßt ſein, deſſen Anlage im Herodotus iſt. Was man jetzt ſo nennt, ſind Compendien, darin alles beſondere und bedeutende verwiſcht iſt: auch derjenige aber, der Hiſtorie nicht zu ſeinem beſonderen Fach wählt, gehe ſo viel möglich zu den Quellen und den Particulargeſchichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geſchichte die naive Einfalt der Chroniken liebgewinnen, die keine prätenſionellen Charakterſchilderungen machen, oder pſychologiſch motiviren. Wer ſich zum hiſtoriſchen Künſtler bilden will, halte ſich einzig an die großen Muſter der Alten, welche nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon abſehen, deſſen Werk die umfaſſende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunktes der neuern Zeit für ſich hat, obgleich er nur Redner nicht Geſchichtſchreiber iſt, exiſtiren bloß wahrhaft nationelle Hiſtoriker, unter denen die ſpätere Zeit nur Machiavelli und Joh. Müller nennen wird. Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weiſe die Geſchichte verzeichnen will, könnten die, ſo dieſem Beruf ſich weihen, vorerſt nur aus den Briefen, welche dieſer als Jüngling geſchrieben, ohngefähr ermeſſen. Aber überhaupt alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermögen, muß dazu beitragen, den Hiſtoriker zu bilden. Die erſten Urbilder des hiſtoriſchen Styls ſind das Epos in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und die Tragödie; denn wenn die univerſelle Geſchichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils unerkennbar, die epiſche Form und Fülle liebt, will die beſondere dagegen mehr concentriſch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt gebildet ſein; davon zu ſchweigen, daß für den Hiſtoriker die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart iſt, zu welcher er gebildet ſein muß. Als den Gegenſtand der Hiſtorie im engeren Sinne beſtimmten wir die Bildung eines objectiven Organismus der Freiheit oder des Staats. Es gibt eine Wiſſenſchaft deſſelben, ſo nothwendig es eine Wiſſenſchaft der Natur gibt. Seine Idee kann um ſo weniger aus der Erfahrung genommen ſein, da dieſe hier vielmehr ſelbſt erſt nach Ideen geſchaffen und der Staat als Kunſtwerk erſcheinen ſoll.

Ueber Sokrates.*)

Von Hegel.

1. Der Charakter des Sokrates.

Die Tugenden des Sokrates haben die Form nicht der Sitte oder eines Naturells oder einer Nothwendigkeit, ſondern einer ſelbſtſtändigen Beſtimmung. Es iſt bekannt, daß ſein Ausſehen auf ein Naturell von häßlichen und niedrigen Leidenſchaften deutete; er hat es aber ſelbſt gebändigt, wie er dies auch ſelbſt ſagt. Er ſteht vor uns als eine von jenen großen plaſtiſchen Naturen durch und durch aus einem Stück, wie wir ſie in jener Zeit zu ſehen gewohnt ſind, als ein vollendetes klaſſiſches Kunſtwerk, das ſich ſelbſt zu dieſer Höhe gebracht hat: ſie ſind nicht gemacht, ſondern zu dem was ſie waren, haben ſie ſich ſelbſtſtändig ausgebildet; ſie ſind das geworden, was ſie haben ſein wollen, und ſind ihm getreu geweſen. In einem eigentlichen Kunſtwerke iſt dies die ausgezeichnete Seite, daß irgend eine Idee, ein Charakter hervorgebracht, dargeſtellt iſt, ſo daß jeder Zug durch dieſe Idee beſtimmt iſt: und indem dies iſt, iſt das Kunſtwerk einer Seits lebendig, anderer Seits ſchön, — die höchſte Schönheit, die vollkommenſte Durchbildung aller Seiten der Individualität iſt nach dem einen innerlichen Principe. Solche Kunſtwerke ſind auch die großen Männer jener Zeit. Das höchſte plaſtiſche Individuum als Staatsmann iſt Perikles, und um ihn gleich Sternen, Sophokles, Thukydides, Sokrates u. A. Sie haben ihre Individualität herausgearbeitet zur Exiſtenz, — und das zu einer eigenthümlichen Exiſtenz die ein Charakter iſt, der — das herrſchende ihres Weſens iſt, ein Princip durch das ganze Daſein durchgebildet. Perikles hat ſich ganz allein dazu gebildet ein Staatsmann zu ſein; es wird von ihm erzählt, er habe ſeit der Zeit, daß er ſich den Staatsgeſchäften widmete, nie mehr gelacht, ſei zu keinem Gaſtmahl mehr gegangen, habe allein dieſem Zwecke gelebt. So hat auch Sokrates durch ſeine Kunſt und Kraft des ſelbſtbewußten Willens ſich ſelbſt zu dieſem beſtimmten Charakter, Lebensgeſchäft ausgebildet, Fertigkeit, Geſchicklichkeit erworben. Durch ſein Princip hat er dieſe Größe, dieſen langen Einfluß erreicht, der noch jetzt durchgreifend iſt in Beziehung auf Religion, Wiſſenſchaft und Recht, — daß nämlich der Genius der innern Ueberzeugung die Baſis iſt, die dem Menſchen als das erſte gelten muß.

Sokrates war ein Muſterbild moraliſcher Tugenden: Weisheit, Beſcheidenheit, Enthaltſamkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Unbeugſamkeit, feſte Rechtlichkeit gegen Tyrannen und δῆμος, entfernt von Habſucht, Herrſchſucht. Sokrates war ein Mann von dieſen Tugenden — ein ruhiges frommes Tugendbild. Seine Gleichgiltigkeit gegen das Geld iſt eine eigne Entſchließung; denn nach der Sitte der Zeit konnte er durch ſeine Bildung der Jugend wie die übrigen Lehrer erwerben. Auf der andern Seite war es freie Wahl, nicht wie bei uns etwas eingeführtes, ſo daß derjenige, der nichts nähme, gegen eine Sitte verſtieße, ſich das Anſehen gäbe ſich auszeichnen zu wollen, mehr getadelt als gerühmt würde; es war noch nicht Sache des Staats, erſt unter den Römiſchen Kaiſern waren Schulen mit Beſoldung.

---

*) Aus deſſen Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie.

II. Die Methode des Sokrates.

In dieſe Converſation fällt Sokrates Philoſophie und die dem Namen nach bekannte Sokratiſche Methode überhaupt, die nach ihrer Natur dialektiſcher Weiſe ſein mußte. Sokrates Manier iſt nichts gemachtes; dagegen die Dialoge der Neueren, eben weil kein innrer Grund dieſe Form rechtfertigte, langweilig und ſchleppend werden mußten. Das Princip ſeines Philoſophirens fällt vielmehr mit der Methode ſelbſt als ſolcher zuſammen; es kann inſofern auch nicht die Methode genannt werden, ſondern es iſt eine Weiſe, die mit dem eigenthümlichen des Sokrates ganz identiſch iſt. Der Hauptinhalt iſt, das Gute zu erkennen als das Abſolute, beſonders in Beziehung auf Handlungen. Dieſe Seite ſtellt Sokrates ſo hoch, daß er die Wiſſenſchaften, Betrachtung des Allgemeinen in der Natur, dem Geiſte u. ſ. w. theils ſelbſt auf die Seite ſetzte, theils Andere dazu aufforderte. So kann man ſagen, dem Inhalte nach hatte ſeine Philoſophie ganz praktiſche Rückſicht. Die Sokratiſche Methode macht aber die Hauptſeite aus.

Sokrates Converſation hatte das eigene: 1) jeden zum Nachdenken über ſeine Pflichten bei irgend einer Veranlaſſung zu bringen, wie ſich dieſelbe von ſelbſt ergab, oder wie er ſie ſich machte, indem er zu Schneider und Schuſter in die Werkſtatt ging und ſich mit ihnen in einen Diskurs einließ. Mit Jünglingen und Alten, Schuſtern und Schmieden, Sophiſten, Staatsmännern, Bürgern aller Art, ließ er ſich auf dieſe Weiſe in ihre Intereſſen ein, es ſeien häusliche Intereſſen, Erziehung der Kinder, oder Intereſſen des Wiſſens, der Wahrheit u. ſ. f. geweſen, nahm einen Zweck auf wie der Zufall ihn gab; und führte 2) ſie von dem beſtimmten Falle ab auf das Denken des Allgemeinen, brachte in jedem eigenes Denken, die Ueberzeugung und Bewußtſein deſſen hervor, was das beſtimmte Rechte ſei, — des Allgemeinen, an und für ſich geltenden Wahren, Schönen. Dies bewerkſtelligte er durch die berühmte Sokratiſche Methode. Dieſe hat vorzüglich die zwei Seiten an ihr: a) das Allgemeine aus dem concreten Fall zu entwickeln und den Begriff der an ſich in jedem Bewußtſein iſt zu Tage zu fördern; b) das Allgemeine, die gemeinten, feſt gewordenen, im Bewußtſein unmittelbar aufgenommenen Beſtimmungen der Vorſtellung oder des Gedankens aufzulöſen und durch ſich und das Concrete zu verwirren. Dies ſind nun die allgemeinen Beſtimmungen.

Näher iſt das eine Moment ſeiner Methode, von dem er gewöhnlich anfing, dieſes, daß, indem ihm darum zu thun iſt in Menſchen das Denken zu erwecken, er Mißtrauen in ihre Vorausſetzungen erwecken will, nachdem der Glaube ſchon wankend geworden und die Menſchen getrieben waren, das was iſt in ſich ſelber zu ſuchen. Er läßt ſich gewöhnliche Vorſtellungen gefallen, fängt damit an; dieſes thut er auch, wenn er die Manier der Sophiſten zu Schanden machen will. Beſonders bei Jünglingen iſt ihm dies angelegen; ſie ſollen Bedürfniß in ſich ſelbſt zu denken haben. Daß er gewöhnliche Vorſtellungen annimmt, ſie ſich geben läßt, hat die Erſcheinung, daß er ſich unwiſſend ſtellt, die andern zum Sprechen bringt, — er wiſſe dies nicht; und nun fragte er mit dem Scheine der Unbefangenheit, es ſich von den Leuten ſagen zu laſſen, ſie ſollen ihn belehren. Dieſes iſt dann die Seite der berühmten Sokratiſchen Ironie. Sie hat bei ihm die ſubjective Geſtalt der Dialektik, ſie iſt Benehmungsweiſe im Umgang; die Dialektik iſt Gründe der Sache, die Ironie iſt beſondere Benehmungsweiſe von Perſon zu Perſon. Was er damit bemerken wollte, war, daß ſich die Andern äußern, ihre Grundſätze vorbringen ſollten. Und aus jedem beſtimmten Satze oder aus der Entwickelung entwickelte er das Gegentheil deſſen, was der Satz ausſprach; d. h. er behauptet es nicht gegen jenen Satz oder Definition, ſondern nimmt dieſe Beſtimmung und zeigt an ihr ſelbſt, wie das Gegentheil von ihr ſelbſt darin liegt. Oder zuweilen entwickelt er auch das Gegentheil aus einem concreten Falle. Aus dem was die Menſchen für wahr halten, läßt er ſie ſelbſt Conſequenzen ziehen und dann erkennen, wie ſie darin anderen widerſprechen, was ihnen eben ſo ſehr feſter Grundſatz iſt. So lehrte alſo Sokrates die mit denen er umging wiſſen, daß ſie nichts wiſſen; ja was noch mehr iſt, er ſagte ſelber, er wiſſe nichts, docire alſo auch nicht. Wirklich kann man auch ſagen, daß Sokrates nichts wußte, denn er kam nicht dazu, eine Philoſophie zu haben und eine Wiſſenſchaft auszubilden. Deſſen war er ſich bewußt; und es war auch gar nicht ſein Zweck eine Wiſſenſchaft zu haben.

Ueber eigennützige und reine Liebe.*)

Von J. P. F. Ancillon.

Satz. Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löſt ſich immer in eine ſolche auf.

Gegenſatz. Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, ſondern ganz entgegengeſetzt.

Der oben abgehandelte Gegenſtand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine ſinnliche Liebe, iſt die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo ſie einen höhern Charakter anzunehmen ſcheint, ihre Quelle in der Selbſtſucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem erſten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verſchieden iſt?

Dieſe Gegenſätze haben unſtreitig Berührungspunkte und Verwandtſchaften mit den Principien der Ethik und den verſchiedenen Meinungen über ihren Urſprung und ihre Natur. Allein ſo viel Aehnlichkeit und Verbindung zwiſchen ihnen und den verſchiedenen Syſtemen über das höchſte Gut ſein möge, ſo ſind ſie doch von ganz verſchiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man ſie auch denken mag, handelt es ſich immer von Gefühlen, und ſie gehört ausſchließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieſelbe gehörig zerſetzt und zergliedert, ſei am Ende und im Grunde immer nur eine ſinnliche Luſt oder mindeſtens ein ſelbſtſüchtiger Trieb, der ſeine Befriedigung immer nur in der äußern Welt ſucht.

Diejenigen, die dieſer entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Vorausſetzung aus, daß der Menſch, wenn er ſich einem Gegenſtande nähert, welcher Natur dieſer auch ſein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß ſucht.

Den Gegenſtand oder die Perſon, die uns Vergnügen und Genuß verſpricht, beſitzen, iſt in einem ſolchen Fall die erſte Bedingung der Glückſeligkeit für den Menſchen. Der Beſitz allein ſichert uns das Gut, nach welchem wir ſtreben, und ſchließt die anderen Menſchen davon aus. Die Liebe ſetzt eine ſolche Tendenz, ſich eines Gegenſtandes auf dieſe Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, ſinnliche Liebe bezieht ſich alſo immer auf uns ſelbſt. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unſerer ſelbſt wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Perſonen erwarten, ſind freilich von ſehr verſchiedener Art. Es mögen uns die Geiſtesgaben oder der ſchöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Geſtalt, des Ranges, der Macht zu einer Perſon hinziehen und uns für ſie dermaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Beſitz und in ihrer Gunſt glücklich fühlen können, ſo ſehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unſeren ſelbſtſüchtigen Abſichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem ganz verſchiedenes ſei, wird ein jeder, der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit feſter Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgeſtellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen dieſe erniedrigende und höchſt entwürdigende Lehre erfüllen.

Es iſt ſchon an ſich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verſtande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt ſich nicht in ſeine Elemente auflöſen; es wird durch dergleichen Verſuche in ſeiner Weſenheit zerſtört und vernichtet: ſei es, daß es vermöge ſeiner Einfachheit einer jeden Analyſis widerſtrebe, oder, daß ſeine Natur in der geheimnißvollen Miſchung verſchiedenartiger Elemente beſtehe, die gerade durch eine künſtliche Trennung derſelben verflieget, verſchwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich ſchien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathſam, ja möglich, ſo würde doch diejenige, die zum Reſultat nur Selbſtſucht in der Liebe ſucht, ſieht und findet, gewiß nicht die richtige ſein. Das etwas Egoismus ſich auch in die edelſten uneigennützigſten Gefühle einſchleicht, beweiſet eben ſo wenig, daß ſolche Gefühle nur Egoismus ſind, als der Umſtand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verſchiedene Gasarten eindringen oder ſich erzeugen, beweiſen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen beſtehen.

Dieſe ſogenannte Theorie widerſpricht den Phänomenen und allen Thatſachen, welche die Liebe, ſie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundſchaft oder als Familienliebe erſcheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen, da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den ſinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen, da wo man ſich freiwillig des geliebten Gegenſtandes willen moraliſchen und phyſiſchen Leiden ausſetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man ſich ſelbſt aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Geſundheit, Wohlſtand, ja das Leben ſelbſt hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

---

*) Aus: Friedrich Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 2. Th. Berlin, 1831.

Von der Herabwürdigung der menſchlichen Natur, welche das vermeintliche Syſtem, Alles auf Eigennutz oder ſinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfniſſe wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtſein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menſchen zur wahren Größe anzuſpornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel beſſer ſei, ihn um etwas in dieſer Hinſicht zu überſchätzen als ihn zu erniedrigen, — haben Andere geglaubt, der Menſch könne eine ſo geläuterte, von allem Irdiſchen befreite, von aller Beziehung auf ſein eigenes Ich ſo unabhängige Liebe empfinden, daß man ſie eine reine Liebe nennen könne, da ſie ohne irgend ein perſönliches Intereſſe von allem Fremdartigen getrennt ſei und auf das Höchſte ſteigen könne.

Das Ideal einer ſolchen Liebe, des vollkommenſten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenſte Weſen einflößen. Gott allein verdient ſo geliebt zu werden, und das unendliche Weſen kann allein der Gegenſtand einer ſolchen in das Unendliche fortſchreitenden Liebe ſein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir beſitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das ſeligſte Gefühl iſt ſich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu verſenken, ſollen wir ihn auf dieſe Art lieben, ſondern die Heroen dieſer Liebe, die heilige Thereſia und der nicht heilig geſprochene Fenelon, erwähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verluſtig werden ſollten, ſo müßten wir die Gottheit auf dieſe Art lieben, einzig und allein weil ſie die Gottheit iſt, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzuſtellen, hat man ſich genöthiget geſehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Vorausſetzungen zu machen, die Widerſprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Weſen, welches Gott uneigennützig und ohne Rückſicht im höchſten Grade lieben könnte, wäre ſchon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht ſchon in dem überirdiſchen beſeligenden Gefühle dieſelbe beſäße. Gott würde nicht Gott ſein, wenn er ein ſolches auserkohrnes Weſen nicht der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig machte; aber welcher Menſch gelangt zu dieſer unerreichten Höhe? Um den angedeuteten Widerſpruch ſogar nur denken zu können, müßte man dem unendlichen Weſen eine Unvollkommenheit, ja eine Ungerechtigkeit zuſchreiben. Aber damit wird die reine Liebe ſelbſt unmöglich, denn eine ſolche gebührt nur einem vollkommnen, unendlichen Gegenſtande.

Die reine Liebe kann nur im Gegenſatz zur ſinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer innern Natur aufgefaßt werden, und als ſolche iſt es nur dem Menſchen gegeben, ſie zu empfinden und in dieſem Gefühl ſein höchſtes Glück, ſo wie ſeine höchſte Würde zu finden. Die ſinnliche Liebe ſtrebt nur nach ſinnlichem Genuß, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Weſen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit; die äußere Geſtalt mehr als die innere Harmonie; milde Hingebung mehr als Anmuth und Würde. Anmuth und Schönheit ſind hier höchſtens Mittel zum Genuß. Mit dem Genuß verfliegt das Bedürfniß, mit dem Bedürfniß das Sehnen nach dem ausſchließlichen Beſitz des geliebten Gegenſtandes.

Die wahre Liebe will vor allen Dingen ſich von der Innigkeit der gegenſeitigen Gefühle überzeugen. Auf dieſe allein legt ſie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles andere, was für die ſinnliche Liebe zur Hauptſache wird, iſt für die wahre Liebe nur Nebenſache und erregt nur ihre Sehnſucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier Seelen. Vollkommene Durchdringung und Verſchmelzung derſelben iſt das höchſte Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückſeligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher ſie dieſem Ideale näher bringt, ſei er auch dem Scheine nach noch ſo unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Beſitz ihres Gegenſtandes der ſinnlichen Liebe geben und verſchaffen kann. Vor allen Dingen wollen ſich die Liebenden wechſelſeitig geiſtig beſitzen und finden ſich beiderſeits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung ſelig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch ſchon in der Idee gut, edel, ſchön, der Huldigung der Menſchheit würdig erſcheint. Wer iſt Zweck, wer iſt Mittel in dieſem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für ſie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an ſich iſt. In dieſer Verläugnung ſeines Ich's, die da macht, daß man ſich ſelbſt vergißt, daß man nichts auf ſich, ſondern alles auf den geliebten Gegenſtand bezieht, liegt freilich die höchſte Glückſeligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückſeligkeit des Andern denkt, ſo genießt er die ſeinige abſichtslos, man könnte ſagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer ſolchen Liebe fähig iſt, wer aus den Händen der Natur dieſe höhere Gewalt, ja dieſe Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig ſeine Freunde, alle Gegenſtände, welche der Himmel um ihn vereinigt hat, und vor allen ſein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf ſich ſelbſt bezieht, und in den anderen nur das ſchätzt und ſucht, was ihm nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verſpricht, bezieht ſich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus ſich ſelbſt heraus. Ein ſolcher Menſch liebt zwar in ſeinem Freunde, ſeinen Eltern, ſeiner Gattin, ſeinen Kindern die Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, die ſie auszeichnen, er liebt die Dienſte, die ſie ihm geleiſtet, die Wohlthaten, die ſie ihm erzeigt, die ſchönen Tage, die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er ſcheint dies alles nicht zu wiſſen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er ſich Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen geben will. Der Menſch überläßt ſich dann der Gewalt der Wahlverwandtſchaften, welche dieſe Gegenſtände ſeiner Liebe mit ihm haben. Er liebt ſie, weil ſie ſind, was ſie ſind, weil er ſelbſt iſt, was er iſt; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für ſie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geiſtiger Wolluſt, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben ſelbſt aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens ſein.

Die reinſte, erhabenſte Liebe iſt unſtreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabenſten aller Weſen. An ihn, den Unſichtbaren, denken, als wäre er ſichtbar, ihn, den Unendlichen, in ſich aufnehmen, in ſo weit die Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr ſelbſt in ihn ſich zu verſenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu ſeinen Zweck macht; ihn, den Allerweiſeſten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir ſelbſt ein Glied der großen Kette der Dinge ſind; ihm, dem Gerechteſten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unſerer Sünden dieſe Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin beſteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorſam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunſch, Gott zu beſtechen, in dem ſtets erneuerten Verſuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein ſo uneigennützig dieſe Liebe auch ſei und ſein muß, oder vielmehr weil ſie uneigennützig iſt, verſetzt ſie den Menſchen in den ſeligſten Zuſtand, wird für ihn die Quelle der reinſten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinſicht ihrer Dauer, ſo wie ihrer ſteten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unſterblichkeit ſind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu ſein, ſondern er iſt glücklich, weil er Gott liebt.

Ueber die Behandlung der Einbildungskraft *).

Von Ehrenberg.

Die Einbildungskraft hat ſehr großen Einfluß auf den Geiſt, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß ſie einen bedeutenden Theil ſeiner Freuden und ſeiner Leiden beſtimmt; ſie kann auch den Verſtand erleuchten und verwirren, das Gemüth ſtählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterſtützen und hemmen; ſie kann ihm ſeine Beſtimmung lebhafter vergegenwärtigen und ſie ihm aus den Augen rücken, ſie kann ihn für die Tugend und für das Laſter befeuern; ſie kann Verſuchungen herbeiführen, und ihn gegen die ſtärkſten Verſuchungen waffnen; ſie kann ſein Leben erheitern und ihn elend machen. Laſſen Sie mich daher über diejenige *Behandlung derſelben, wodurch ſie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichſt förderlich wird*, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weiſe darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geiſtes unterdrückt oder geſchwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, deſſen ſie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte ſie, bei dem, was ſie mit dem Menſchen überhaupt und mit dem Manne insbeſondere beabſichtigte, vorzüglich rechnen. So lange ſie nicht aus dem Verhältniſſe tritt, in welchem ſie zu den übrigen Kräften des Geiſtes ſtehen ſoll, iſt ſie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menſchlichen Weſens mächtig hervorſtrahlt, und das zu keiner wahrhaft menſchlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verſtand die meiſten Stoffe, an welchen ſeine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen ſich äußert. Muß ſie gleich ſelbſt alles von den Sinnen entnehmen; ſo würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was ſich unſern Sinnen darſtellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur ſelten iſt dem Verſtande, was er verarbeiten ſoll, in unmittelbarer Anſchauung gegeben: faſt immer muß jene ihm vorhalten, was ſie aus dieſem ſich zu eigen gemacht. Wenn Andere uns ihre Gutachten mittheilen, ſo iſt ſie es, die uns in den Stand ſetzt, dieſelben aufzufaſſen, indem ſie dem gehörten Worte ſeinen Begriff zugeſellt, und dieſem den Gegenſtand unterlegt. Sie führt den Verſtand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn ſich dieſer zwar in den meiſten Fällen genöthigt ſieht, mit denſelben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, ſo findet er ſich doch nicht ſelten von ihr durch die glücklichſten Combinationen überraſcht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

---

*) Aus Ehrenberg's: der Charakter und die Beſtimmung des Mannes. Elberfeld 1828.

Zu unſern feinſten und ſtärkſten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgeſtaltete innere Leben, das ſich in den menſchlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine ſo große und wunderbare Welt entfaltet, und ſich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht ſein, wenn die Phantaſie nicht wäre.

Mittelſt der Einbildungskraft halten wir die Zwecke feſt, die wir in unſern Beſtrebungen verfolgen; durch ſie enthüllen ſich uns die Dinge, aus welchen wir die zu Erreichung derſelben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthuſiasmus an, mit dem der Mann erfüllt ſein muß, um ſich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die ſichtbare Welt hinaus liegt, dem ſich aber doch das Gemüth gläubig und ſehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er ſich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und ſich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantaſie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unſer Thun Einfluß erlangen: dann müſſen ſie, in das Gewand der Phantaſie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was ſind die Werke, wodurch die Kunſt uns entzückt, anders, als Erzeugniſſe der Phantaſie, vom Geiſte geſtaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergeſſen werden, wie die Phantaſie oft das enge Leben erweitert, über ſeine Noth tröſtet, in ſeine Dunkelheit Licht ſendet, ſeine Bitterkeiten verſüßt, und ſeine Täuſchungen vergeſſen macht.

Wir haben deswegen zunächſt Sorge zu tragen, daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, ſo viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern. Sie kann nichts geben, was ſie nicht empfangen hat, und ſoll doch viel geben. Was ſich in ihr geſammelt, iſt freilich noch eben ſo wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verſtandes verbürgt; aber aus ihm bildet ſich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und vielfältige Hülfe erhalten. Reichthum der Phantaſie iſt wenigſtens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menſchen, deren Einbildungskraft leer iſt, verſtehen ſich eben ſo ſchlecht darauf, von Andern Belehrungen anzunehmen, als ſelbſt Gedanken zu erzeugen. Die Einbildungskraft muß aus dem, was ſie ſich angeeignet, dem Witze das Aehnliche, der Ueberlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenſtände mit ihren Eigenſchaften darſtellen. In einer reichen Phantaſie entſtehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen große Wahrheiten, glückliche Plane und herrliche Werke hervorgehen. Je reicher die Phantaſie iſt, deſto beſſer kann ſie uns ſchadlos halten für die Armuth der Welt, und deſto mehr findet man in ſich ſelbſt, wenn man ſonſt überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, ſeien wahr, d. h., der Natur getreu. Nur in einer gewiſſen Sphäre iſt ihr verſtattet, zu verſchönern, und auch in dieſer erſt dann, wenn ſie ſchon hinlänglich geſammelt, und ſich des Wirklichen gehörig verſichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es ſich auch in der Phantaſie finde, wie es iſt. Aus dem Wahren erzeugt ſich das Schöne, aber ungetrübt gehe das Wahre erſt in uns ein, damit es ſich auch in ſeiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantaſie den Stoff zu Kenntniſſen hergeben ſoll, da liegt alles daran, daß ſie jedes in ſeiner echten Geſtalt zeige. Zu verhüten iſt deswegen, daß irgend ein Intereſſe zu ſehr hervor hebe, was ihm zuſagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung ſteht.

Mit der Wahrheit jedes beſondern Bildes verträgt ſich indeß wohl das Beſtreben, der Einbildungskraft vorzüglich edle und fröhliche Bilder zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils ſeine Nahrung. Iſt in ihr wenig des Großen und Würdigen: ſo werden auch die Gefühle ſelten ſein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Iſt ſie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: ſo iſt ſchwer zu vermeiden, daß die Geſinnung nicht davon angeſteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, was ſie in freien Spielen ſich äußert, dem Geiſt vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen, durch jede freie Regung derſelben geſtärkt, und das Vortreffliche ſelbſt dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und alles, was ſie aufgenommen, ſo viel als möglich fröhlich geſtaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beſchäftigungen des Geiſtes, bei welchen ſie vorzüglich wirkſam ſein muß, ſich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntniſſe und die Anſtrengungen des Nachdenkens werden ſich immer mehr zur leichten und friſchen Thätigkeit ſtimmen, der Ernſt des ſpätern Lebens wird ſich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantaſie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finſtre Bilder, die ſich ihr eingedrückt haben, verlieren ſie nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen dieſem faſt immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Geſtalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantaſie beleuchtet wird, beſonders wenn dies der Morgenſchimmer des Lebens iſt.

Darum ſoll es ſich ſchon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit ſein laſſen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch ſie hierin das Meiſte zu leiſten vermag. Willig und frei öffnet ſich der jugendliche Sinn den Dingen, die ſich ihm darſtellen, leicht entfernt man von ihm, was widrige Eindrücke machen würde, und bringt ihm nahe, was man zuträglich findet, und am liebſten eignet ſich das jugendliche Gemüth das Edle und Fröhliche an, weil dies ſeiner Stimmung in höherm Grade zuſagt, während mit den Jahren für ſo manches der Sinn ſich verſchließt, manches andre ſich uns mit einer Gewalt aufdringt, welcher zu widerſtehen ſchwer fällt, und die Seele oft mit Ernſt und Trauer erfüllt, von dem was ihr das Wohlthätigſte iſt, ſich wegwendet. Doch müſſen eigne Bemühungen das Angefangene fortſetzen; und ſie können viel des Verſäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergeſſen werden, daß es etwas anderes iſt die Phantaſie — und etwas anderes das Gedächtniß bereichern. Die Phantaſie ergreift das Bild im Leben, und trägt es über in das eigenſte Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in ſeinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und behält immer dieſelbe Geſtalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantaſie bringt von neuem hervor, ein reiches Gedächtniß giebt nur wieder. Wer das Wahrgenommene, oder ſonſt ihm Mitgetheilte bloß ſeinem Gedächtniſſe einprägt, gewinnt wohl allerlei Kenntniſſe, ohne jedoch dadurch in ſeinem Innern vermögender zu werden.

Die Einbildungskraft wird nicht anders bereichert, als durch den freien, vielſeitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht ſehen, um etwas Beſonderes von ihr zu erfahren, ſondern um ſie ſelbſt ſich anzueignen, nicht um Kenntniſſe zu ſammeln, ſondern um Geſtaltungen in ſich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerkſamkeit der Wißbegierde, ſondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Intereſſes, welches jede rein geſtimmte Menſchenſeele an die Natur feſſelt.

Dabei iſt noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantaſie nur Mittel zu höhern Zwecken iſt, und daher dieſe nicht hindern ſoll. Am wenigſten darf ſie dem denkenden Verarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weiſen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterſtützung und Förderung erwarten. Weder der Verſtand noch das Herz wird von einer reichen Phantaſie Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derſelben eine andere Kraft verſäumt worden iſt.

Nächſt der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie ſie ſich thätig erweiſt, die für die Geiſteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit iſt, unſre Sorge in Anſpruch. Hier haben wir insbeſondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derſelben zur nähern Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft ſind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft iſt reizbar, wenn ſie leicht angeregt wird; ſie iſt beweglich, wenn ſie die angeregte Thätigkeit ſchnell und anhaltend fortſetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns faſt bei allem, was ſich uns in der Anſchauung darſtellt oder unſer Nachdenken beſchäftigt, irgend ein Bild, das, nach ihren Geſetzen damit zuſammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten ſich ihr neue Verknüpfungen dar, und ſie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geiſtesbeſchäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings ſind dies ſchätzbare Vorzüge. Durch ſie wird der Reichthum der Einbildungskraft erſt etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu überſehen und zu durchdenken, jeden Gegenſtand nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen zu faſſen, die Gabe, ſchnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten ſchnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit ſich mitzutheilen und das von Andern Mitgetheilte gleich zu verſtehen, und vorzüglich der das Verſchiedene in ſeinem Aehnlichen zuſammenfügende Witz, hangen hauptſächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch iſt es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maaß überſteigen, ſie geſtatten uns dann nicht, eine Sache ſcharf in das Auge zu faſſen, und bei ihr lange genug zu verweilen, ſie ziehen unaufhörlich unſre Aufmerkſamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beſchäftiget — und in mancherlei Zerſtreuungen umher, und laſſen uns keiner Unterſuchung auf dem geraden Wege nachgehen; ſie erfüllen den Geiſt mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Weſen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernſtlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Feſtigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens ſuchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantaſie kann man ſich zwar nicht verſchaffen; ſie ſind Geſchenke der Natur. Aber man kann ſie, wo ſie zu ſtark ſind, ſchwächen; und das iſt wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter ſtreben. Nichts wirkt ſicherer dahin, als daß man es ſich mit jeder Sache, mit welcher man ſich beſchäftigt, Ernſt ſein läßt, und ein möglichſt lebhaftes Intereſſe für ſie in ſich erweckt; daß man ſich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantaſie ſo ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über ſeine Gedanken beſitzt, welche die größte iſt, die dem Menſchen verliehen ward, und ſeine Freiheit am Meiſten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß ſich die Thätigkeit der Phantaſie den Befehlen des Verſtandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derſelben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft ſtellt alles in individueller Beſtimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige alles in großen Umriſſen und ergreifenden Verhältniſſen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenſtand ſelbſt in anſchaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; dieſe deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsſchweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in ſtiller Betrachtung, dieſe ſtrömt gewaltig dahin — an allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, dieſe über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft iſt für die männliche Natur eben ſo charakteriſtiſch, wie die Lebhaftigkeit derſelben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Faſſen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entſchließungen muß die Meiſten eine feurige Einbildungskraft in den Stand ſetzen. Bei Wenigen wird der Verſtand ihrer Unterſtützung entbehren können, nie aber darf er ihre Vorbereitungen verſchmähen. Was die bewegliche Phantaſie für die gewöhnliche Thätigkeit, das iſt die feurige für das ſchöpferiſche Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Eingreifen, auf das gedankenvolle Hinſtellen, auf das raſche und doch kräftige Fortſchreiten. In dieſem Sinne muß die lebhafte Phantaſie ſich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunſt zu erreichen. Selbſt der philoſophiſchen Forſchung ſind die Andeutungen einer feurigen Phantaſie nützlich; indem ſie bald derſelben einen höhern Schwung geben, bald ſie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald ſie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß ſie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entſcheidungen ſich anmaßend, welche dieſer allein gebühren, und myſtiſche Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt iſt eine feurige Phantaſie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und ſittlichen Charakter. Leicht tritt ſie dem ruhigen Denken in den Weg, leicht begnügt ſie ſich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wiſſen möglich und nöthig iſt; leicht verleitet ſie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechſeln; leicht drängt ſie in wilden Stürmen den Menſchen aus der Einheit ſeines Weſens; leicht läßt ſie in brauſendem aber ſchnell niedergeſchlagenem Streben die Kraft erſchöpfen; nicht ſelten exaltirt ſie einzelne Gefühle zur zerſtörenden Gewalt; nicht ſelten endlich ſtürzt ſie in die wildeſten Ausſchweifungen.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob das Feuer der Phantaſie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenſchaft entzündet ſei. Im erſten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menſchen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in ſich ſelbſt. Im zweiten ſtürzt es auf die Leidenſchaft zurück, von der es ausging, und treibt ſie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantaſie von einer großen Idee. Dann iſt vor allem der ſittliche und der rein menſchliche Gehalt dieſer Idee zu unterſuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen dieſe Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie ſetze.

Nie bedarf die feurige Phantaſie mehr der ſorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am ſtärkſten; hier bekommt es die gefährlichſte Nahrung; hier greift es ſo leicht verwüſtend um ſich, und hindert ſo oft die wohlthätigſten Beſtrebungen. Die edelſten Gefühle und Regungen werden nicht ſelten von der Gluth einer wilden Phantaſie verzehrt. Die Beſchäftigung mit ſolchen Wiſſenſchaften, welche die Anſchauung und den Verſtand in Anſpruch nehmen, das Leſen ſolcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, ſtrenge Selbſtgewöhnung, alles ſcharf zu beſtimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforſchen, ſorgfältige Pflege der ſittlichen Anlagen, ernſte Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, ſich für ſeine Beſtimmung tüchtig zu machen, ſind die beſten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht ſelten auch in ſpätern Jahren noch erfordert wird, das zu ſtarke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gewogener, in ſich abgeſchloſſener und in ſeinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorſchein komme.

Eine ſtarke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterſtützung von außen. Zwar muß auch ſie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den erſten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von dieſem berührt, bewegt ſie ſich feſt und frei auf eigenem Boden, und bildet ſich aus dem, was ſie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgeriſſen, hält ſie ihr Leben über derſelben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die ſchwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu ſie nicht von ihr die Umriſſe und die ſchon zubereiteten Materialien empfing. Menſchen von ſtarker Einbildungskraft ſind es, die eine Idee lange feſthalten, von allen Seiten ausgeſtalten, und ſich ganz in ſie verlieren können.

Eine ſtarke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbſtſtändigkeit mit dem Leben zu verſöhnen, und ſich dem hinzugeben, was das Höchſte des Menſchen iſt. Sie iſt aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorſcheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge ein bedeutender Umſchwung gegeben werden ſoll. Nur ſeien die übrigen Kräfte des Geiſtes ihr gewachſen; nur ſtehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, feſtes Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für ſeine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt ſie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantaſtiſchen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geiſtige Erſchlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Dieſe Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der gute Menſch ſeiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgeſtalteten Formen zu erſtarren. So ſinkt ſie von ihren ohnmächtigen Flügeln bald als roher Aberglaube zu Boden.

Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur in dem Manne angelegt; und ſie findet ſich hier, freilich mit Unterſchied des Maaßes, überall, wo nicht das Phlegma jede ſtärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung ſie unterdrückt hat. Es bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

Die Einbildungskraft wird *kühn*, wenn ſie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verſchmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Geſetze, welche aus dem höchſten Vermögen der Menſchen ſtammen. Der Verſtand kann ihr nicht folgen, weil er an den Feſſeln der Sinne liegt; dafür meiſtert er ſie dann ohne Ende. Es iſt die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorſchwebt, und ob ſie ſich bewußt iſt, dieſes nie erreichen zu können, ſo ſtrebt ſie doch, in beſtändigen Erweiterungen des Endlichen, ſich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben ſo wohl das Gefühl zerreißen, als den Geiſt erheben. Das Erſte vorzüglich dann, wenn ſie im Dienſte einer düſtern Stimmung ſteht. Der Künſtler bedarf ihrer; aber in ihm wird ſie vom Genie beſeelt und geregelt, daß ſie nur in ſchönen und großen Geſtalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr ſind, darſtellen kann. Wo es ihr hieran fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft iſt verderblich, wenn ihr nicht das Geſetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf dieſe Weiſe eine *regelloſe*, eine Dienerin roher Leidenſchaft. Sie verachtet unter den Geſetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüſtigen Paradieſen bis zu Höllen voll ſchauderhafter Qual ſteht ihr ein unermeßliches Gebiet offen. Durch ſie wird die Schwärmerei zum Unſinne, der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältniſſen des Lebens richtet ſie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge ſucht ſie zu verkehren. Der Seele raubt ſie ihre Kraft, dem Gemüthe ſeinen Zuſammenhang, dem Handeln ſeinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch ſie zu Grunde, und alles, was im Herzen

Schlimmes iſt, kann durch ſie zum Ungeheuern geſteigert werden.

Noch iſt übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieſer nicht von der natürlichen Beſchaffenheit derſelben allein beſtimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewieſen ſind, von ſo großer Wichtigkeit iſt, einige Regeln merken.

Vor allem hüten Sie ſich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens geſtatten. Sie darf, ja ſie ſoll Ihnen zur Beſorgung derſelben und zur Verſchönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber ſie darf ſich nicht in Ihre Anſichten, in Ihre Erwartungen miſchen. Die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie im Schmucke der Phantaſie erſcheint, empfängt Ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entſteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener ſind die Bedürfniſſe eigen, denen Sie abhelfen ſollen, aus jener müſſen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, ſich in ſüßer Täuſchung zu erhalten: einmal wird ſich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, ſei es in verfehlten Abſichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben ſchienen, die Verhältniſſe, die Sie in einem ſo ſanften Schimmer erblickten, die Menſchen, denen Sie ſo herrliche Geſinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rauſche des Entzückens überſahen, die Mühe, die Sie in begeiſterter Sehnſucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie ſein, wenn Sie zu ſpät merken, daß Sie ſich verrechnet haben, und nun vor der leiſen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zuſammenſinken! Einmal gewohnt, ſich mehr von der Einbildungskraft als vom Verſtande leiten zu laſſen, wird es Ihnen ſchwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düſterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Ueber das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen dieſen Grundſatz verſtoßen: ſo oft haben Sie Urſache mißtrauiſch zu ſein und näher zu forſchen, ob nicht Ihre Phantaſie hier vergrößert habe. Denn meiſtentheils geſchieht dieſes ſo unvermerkt, daß man ohne ſorgfältige Prüfung nichts davon wahrnimmt. Die jugendliche Einbildungskraft verſchönert ſo gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerſtören; aber es iſt doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen ſoll. Der Schmerz kommt Ihnen doch; je ſpäter, deſto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verſtande ſein Recht, damit er nicht einſt das lange vorenthaltene deſto ſchrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, ſondern auch in den Beſchäftigungen des Nachdenkens. Nur vom Verſtande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur deſſen iſt man ſicherer, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt ſich die Phantaſie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander, ſie regen das Gemüth mächtig auf; ſie vereinigen ſich zu einem ſtarken Totaleindrucke; man iſt davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man ſieht dämmernde Umriſſe, und glaubt die Sache ſelbſt zu beſitzen; man ahnet, und glaubt zu verſtehen; man bildet ſich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald iſt das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Das iſt meiſt das Weſen des jetzt ſo vielfältig und laut geprieſenen Myſticismus — ein Gähren und Brauſen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft ſich nachher der geſunde Verſtand von ſelbſt, aber viele gehen auf dieſem Wege für die Einſicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß ſie vergeſſen, was klares Sehen iſt. Aus den dunkeln Regungen läßt ſich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfällt. Und da man auf das Urtheil des Verſtandes wenig achtet, da dieſer ſelten einmal zum Sprechen kommt, da man ſo lebhaft fühlt; ſo iſt jedem Unſinne die Thür geöffnet. Geſellt ſich nun dazu, wie es gewöhnlich geſchieht, jugendlicher Dünkel — auch ein Kind der Phantaſie mit dem Egoismus erzeugt: — dann iſt kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur ächten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die ſichere Probe, daß man dieſe beſitzt, iſt, wenn man ſie in ihre Merkmale zerlegen und Andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt ſich auch verſtändlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie etwas ſei, aber man könne es nicht ſagen, iſt immer ein Beweis, daß man phantaſirt.

Die Phantaſie ſucht oft auch durch ſinnreiche Verknüpfungsmomente den großen und echten Zuſammenhang zu erſetzen, den der Verſtand in die Gedanken bringt. Was auf dieſe Weiſe entſteht, kommt nicht ſelten wunderbar mit andern Erſcheinungen und Gedankenverbindungen überein.

Durch dieſes Uebereinſtimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinſtimmt, ohne Sorge, ob ſich dies auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man ſolche Einfälle zu Syſtemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So iſt das Weſen der Schwärmerei.

Laſſen Sie ſich nicht blenden durch den Glanz ſolcher Meteore, die jeder Tag auf- oder auch wieder untergehen ſieht. Die Wahrheit müßte ſich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger ſorgfältig jede einſeitige Richtung der Phantaſie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem intereſſanten Gedanken, oder von einer beſondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer beſondern Beſchäftigung her. So empfängt der Geiſt in ſeiner weitern Ausbildung Geſtalt und Richtung, die er aus ſeinem urſprünglichen Weſen nehmen ſollte, von Zufälligem; die Harmonie der Gemüthskräfte iſt geſtört — die Klarheit der Seele, die das Licht des Lebens iſt, wird getrübt. Ein oft ſehr verkehrtes Intereſſe wird zum herrſchenden erhoben, dem jede Thätigkeit des Geiſtes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantaſie entſcheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Iſt es eine beſtimmte Vorſtellung, was ihr vorſchwebt: ſo wird alles auf ſie gezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältniſſe entſchieden, worin es zu ihr ſteht. Zu den traurigſten Verirrungen des Verſtandes führt dieſer Weg.

Steht die Phantaſie im Dienſte einer düſtern Stimmung: dann iſt es unvermeidlich, daß dieſe immer düſterer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshaſſe.

Hat eine Leidenſchaft ſich ihrer bemächtigt: ſo muß dieſe bis zu einer faſt unbezwinglichen Stärke hinanwachſen. Ihre natürliche Kraft iſt unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieſelbe von der Phantaſie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unerſättlich, das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieſer Leidenſchaft oder wird ihr, die ſich alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns ſonſt als wünſchenswerth erſcheinen möchte, dienſtbar.

Die Geſundheit der Seele und die Vollkommenheit des Lebens verlangt, daß die Phantaſie nach allen Seiten ſich verbreite, jeden Reichthum des Lebens ſich aneigne, und für die ganze Summe menſchlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig ſei.

Nur werde ſie rein erhalten vom Unſittlichen. Kein unlauteres Bild müſſe von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, iſt, was die Einbildungskraft ahnet — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verſchönernde Betrachtung. So ſüß iſt die Sünde nicht, wie die Phantaſie ſie darſtellt; ſie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verſtimmungen, Sorgen, Gewiſſensbiſſe, Qualen, die von dieſer verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Verſuchung, die ſchnell und gewaltig auf uns eindringt, bietet ſich auch ein rüſtiger Widerſtand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen entſpinnen ſich gewöhnlich die bittern Kämpfe, in die wir uns ſelbſt verwickeln. Durch die Phantaſie faßt die Sünde den Menſchen an ſeiner größten Schwäche.

Iſt es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtſein, die Kraft und die friſche That des Mannes: — dann bewachen Sie ſorgfältig die Regungen der Einbildungskraft: dann unterdrücken Sie ſchnell, was das Gewiſſen verurtheilt: dann hüten Sie ſich, durch ſie mit der Sünde in eine Gemeinſchaft zu treten, die ſo bald ein unauflösliches Bündniß geworden iſt.

Endlich wird es auch nöthig ſein, daß Sie ſich nur ſelten und mit großer Vorſicht den müßigen Träumen der Phantaſie überlaſſen. Schwer würden Sie bei dem Gegentheile von ſich fern halten, was das Laſter begünſtigt. In der ſüßen Bethörung wird die Stimme des Gewiſſens überhört, und wo alles eine ſo gefällige Geſtalt trägt, wo alles dem Herzen ſo angenehm ſchmeichelt, wer ſollte da Arges vermuthen? Wird das Arge ſich der Phantaſie nicht oft erſt dann in ſeiner wahren Geſtalt zeigen, wenn es das Herz ſchon gewonnen und gefeſſelt hat? Zu dem iſt der Menſch nicht zum Träumen geboren, ſondern zum Handeln. All' ſein Thun, vorzüglich das, wobei die edelſten Kräfte angeſtrengt ſind, ſoll entweder in ſich ſelbſt Werth, oder einen vernünftigen Zweck haben.

So mag man ſich denn wohl zur Erholung angenehmen Beſchäftigungen überlaſſen. Aber ſtets ſeien dieſe Beſchäftigungen rein: nie ſeien ſie mehr als unterhaltende Spiele, denen man ſich immer entreißen kann; nie müſſen ſie das Gemüth verſtimmen oder verweichlichen: nie müſſen ſie den Traum an die Stelle der Wahrheit ſetzen, nie die Beſtimmung mit dem Leben ſtören, nie uns mit Menſchen und Umgebungen in Mißverhältniß ſetzen, wie jene weiche, wehmüthige, ſchwärmeriſche Sehnſucht erzeugen, die den Muth erſtickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil ſie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchſten Intereſſe des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch ſein.

Die politiſche Rede *)

Von K. H. L. Pölitz.

Begriff der politiſchen Rede.

Die politiſche Rede iſt die Einheit einer, in der Sprache der Beredtſamkeit vollendeten, ſtyliſtiſchen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreiſe des geſammten Staatslebens, ſowohl des bürgerlichen als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entſchlüſſen und Handlungen berechnet iſt, durch welche gewiſſe Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden ſollen. Die politiſche Rede kann — unter der Vorausſetzung, daß ſie fruchtbare Gegenſtände des Staatslebens zur Sprache bringt und die Form das Gepräge der ſtyliſtiſchen Vollendung erhält — eine hohe Wirkung auf das menſchliche Beſtrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächſt dem Kreiſe ſittlich-religiöſer Wahrheiten, deſſen Stoffe der religiöſen Beredtſamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen ſo reichhaltig iſt und dem Menſchen ſo nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menſchlichen Geſellſchaft, auf einer wüſten Inſel oder als Einſiedler in einer Höhle lebt, wird von den unzähligen Verhältniſſen, Rückſichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon ſeine Verhältniſſe im häuslichen und Familienleben ſtehen mit ſeiner Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielſeitiger und reichhaltiger aber ſind bei den meiſten Menſchen die Beziehungen und Verhältniſſe, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgeſellſchaft ſelbſt hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er ſei nun Feldbauer oder Gewerbtreibender, er ſei Kaufmann oder Künſtler, er ſei Gelehrter oder Staatsdiener, er ſtehe in den Dienſten Anderer oder er lebe von ſeinem Vermögen ohne öffentliche Anſtellung, — theils mit allen den andern Individuen ſeines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehr ſteht; er nimmt auch, außer dieſen individuellen Verhältniſſen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben beſtehenden Einrichtungen. So ſteht er mit den verſchiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht ſelbſt zu denſelben als Mitglied gehört; er ſteht unter dem Einfluſſe der im Staate organiſirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß ſich in Angemeſſenheit zu den im Staate beſtehenden polizeilichen und militäriſchen Anordnungen und Verhältniſſen betragen; er muß ſein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Geſetzbüchern einrichten und ſich darnach beurtheilen laſſen; er iſt zugleich Mitglied einer im Staate anerkannten Kirche, und hat, als ſolches, eben ſowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er iſt entweder in unbeſchränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demſelben ernannten höchſten Staatsbehörde unterworfen, oder er ſteht in beſchränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältniſſen der Abhängigkeit oder Gleichſtellung; er iſt entweder mit ſeiner bürgerlichen Thätigkeit zunächſt und ausſchließend auf das Inland beſchränkt, oder er verbreitet ſeine amtliche Wirkſamkeit auf die mannigfaltigen Verhältniſſe, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem geſammten Auslande ſich ankündigt.

Eintheilung der politiſchen Reden.

Das geſammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politiſche Beredtſamkeit nur dieſe zwei Hauptgegenſtände berückſichtigen und darnach eingetheilt werden. Alle politiſchen Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von dem Kreiſe des äußern Staatslebens, daß ſein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger als das des letztern iſt, und daß, nach den Ausſagen der Geſchichte, in den meiſten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des in-

---

*) Aus Pölitz' Geſammtgebiet der deutſchen Sprache. Bd. IV. S. 280 folg.

nern Staatslebens abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umſchließt aber zunächſt drei Hauptgegenſtände: die Verfaſſung, die Regierung und die Verwaltung des Staates. Die politiſche Beredtſamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig dieſen drei Hauptgegenſtänden folgen, die beſondern Verhältniſſe und Zwecke derſelben vergegenwärtigen und ſie zum deutlichen Bewußtſein bringen müſſen.

2) Das äußere Staatsleben, im Gegenſatze des innern, umſchließt alle diejenigen Verhältniſſe, in welchen ein in der Wirklichkeit beſtehender Staat zu dem geſammten Auslande, beſonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen ſteht. Die politiſche Beredtſamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenſtände betreffen, welche im gegenſeitigen Verkehre und in der Wechſelwirkung, ſo wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

a) Politiſche Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politiſche Beredtſamkeit im innern Staatsleben bezieht ſich entweder auf die Verfaſſung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfaſſung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatſächlich beſtehende Unterlage des geſammten innern Staatslebens in Hinſicht auf die öffentliche Ankündigung der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Beſondern aber ein geſchriebenes Grundgeſetz verſtanden, welches die einzelnen Grundbeſtimmungen des innern Staatslebens mit Beſtimmtheit feſtſetzt und ausſpricht. Es gehört der wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Staatskunſt an, die verſchiedenen in Europa und Amerika ſeit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloſchenen, zum Theile beſtehenden, geſchriebenen Verfaſſungen nach ihrem Urſprunge und nach ihrem Geſammtinhalte zu bezeichnen, ob ſie nämlich von den Regenten als Ausflüſſe ihrer ſouveränen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinſchaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politiſche Beredtſamkeit ſind daraus ſehr viele neue Formen hervorgegangen, z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schluſſe der ſtändiſchen Verſammlungen; die Reden der Miniſter und Reichsräthe bei den Anträgen zu Geſetzen und Verordnungen in der Mitte der ſtändiſchen Verſammlungen, zur Vertheidigung ihres practiſch geübten Syſtems der Verwaltung, oder zur Abweiſung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenſtände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausſchüſſe zur beſondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenſtände des Staatslebens u. ſ. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ſtändiſchen Verſammlung durch öffentliche Reden verhandelt und entſchieden werden ſoll, in den meiſten Fällen über die logiſche Behandlung und äſthetiſche Vollendung der redneriſchen Form entſcheiden wird; ſo hängt doch der Grundton der politiſchen Rede und die Farbengebung der Darſtellung im Einzelnen zwar zunächſt ab von der Individualität des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfaſſung den Volksvertretern zugeſtandenen Rechten, namentlich in Hinſicht des ihnen zugeſprochenen Antheils an der Geſetzgebung, der ihnen zuſtehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beſchwerdeführung, oder ſelbſt der Anklage über verwaltende Behörden, über eingeriſſene Mißbräuche, ſo wie des ihnen zukommenden Rechts der Bitten (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die Regierung des Staates beruht auf dem Regenten deſſelben und auf den höchſten, im Namen des Regenten handelnden und entſcheidenden Staatsbehörden. Wenn die Staatskunſt, als Wiſſenſchaft, im Allgemeinen zwiſchen monarchiſchen und republikaniſchen Regierungsformen, und im Beſondern zwiſchen unbeſchränkten und beſchränkten Monarchieen, zwiſchen rein demokratiſchen, repräſentativ-demokratiſchen und ariſtokratiſchen Republiken unterſcheiden muß, und ſelbſt die ſeltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesſtaates nicht übergehen darf; ſo bezieht ſich die politiſche Beredtſamkeit, in Hinſicht auf die Regierung der Staaten, zunächſt nur auf die verſchiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten perſönlich, oder Miniſter und Staatsbeamte in ihrem Namen, oder auch die Vorſteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Miniſter, und in der Mitte ihrer eignen Verſammlungen über Gegenſtände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entſcheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, ſo wie ſeine perſönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politiſchen Rede

3) Die **Verwaltung des Staates** umſchließt vier Haupttheile: die **Gerechtigkeitspflege**, die **Polizei**, das **Finanzweſen** und die **Geſtaltung des Kriegsweſens** im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abſtufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politiſche Beredtſamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreiſe der Polizei-, Finanz- und Militär-Behörden ausgeſchloſſen wird, ſo hat ſie doch ihren **weiteſten Spielraum** in **dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege**, beſonders wo in Staaten mit neuen geſchriebenen Verfaſſungen das **öffentliche** und **mündliche Verfahren** entweder ganz, oder nur theilweiſe, entweder blos in Fällen des **peinlichen**, oder ſelbſt über Gegenſtände und Angelegenheiten des **bürgerlichen** Rechts eingeführt worden iſt. Denn ſo wenig es in das Gebiet der politiſchen Beredtſamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckmäßige Geſtaltung der Geſchwornengerichte, über die für das Reſſort derſelben geeigneten Gegenſtände (namentlich auch Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung ſtehende Veränderung und neue Bildung des Advocatenſtandes zu entſcheiden; ſo muß doch die politiſche Beredtſamkeit in allen Staaten und Reichen, wo dieſe neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten ſind, nicht nur einen ſehr weiten Wirkungskreis, ſondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelſt der vollendeten ſtyliſtiſchen Form ſich öffentlich ankündigen und auf den verſammelten Kreis der Zuhörer ſeine Wirkung hervorbringen ſoll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem **Richter**, oder von den **Partieen** oder von den **Advocaten** derſelben gehalten werden, woraus ſich von ſelbſt der Unterſchied zwiſchen den **anklagenden** und **vertheidigenden** gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwiſchen **Haupt-** und **Neben-Reden** in Hinſicht der gerichtlichen Beredtſamkeit unterſcheiden*), von welchen die erſtern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entſcheidung des Rechtshandels ſich beziehen, inwiefern die erſtern die Hauptſache, die letztern nur einen Incidentpunkt zum Gegenſtande haben. — Die gerichtliche Beredtſamkeit unterſcheidet ſich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politiſchen Beredtſamkeit dadurch, daß **ſtreitige Rechtsfälle** die **Stoffe** derſelben bilden, woraus der **Zweck** dieſes Zweiges der politiſchen Beredtſamkeit hervorgeht, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entſcheidung, beſteht. Dieſe Entſcheidung aber ſoll *) nach Rechtsgrundſätzen eine Entſcheidung aus **objectiven Gründen**, d. h. eine Entſcheidung ſein, die nicht allein mit den vorliegenden und erwieſenen Thatſachen und mit den Rechten übereinſtimmt, ſondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, **weil** ſie mit dieſen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinſtimmt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſchließt daher die gerichtliche Beredtſamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) abſichtliche Entſtellung der Thatſachen, die künſtliche Verdrehung des Rechts, und die redneriſche Kunſt von ſich aus, den aufgeſtellten **ſubjectiven Gründen** des Redners den Sieg und die Entſcheidung über den Gegenſtand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verſchaffen.

b) Politiſche Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdiſchen Organiſationen das **innere** Leben die Grundbedingung der Ankündigung des **äußern** iſt, und jenes eben ſo nach ſeiner Geſundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach ſeiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorſtehenden Auflöſung in den Erſcheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; ſo auch bei den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat iſt, im Kreiſe der äußern Erſcheinung, ſo wie im Gebiete der Geſchichte, und in der Verbindung und Wechſelwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig beſtehenden Staaten und Reichen, eine irdiſche Organiſation, deren Blüthe, Emporſtreben und Kraft eben ſo, wie ihr Veralten, Rückwärtsſchreiten und Sinken, von den unveränderlichen Geſetzen und Bedingungen des innern organiſchen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreiſe der Erfahrung wahrnehmbaren Erſcheinungen und Ankündigungen des **äußern** Staatslebens gehören aber **theils** alle Verhältniſſe eines Staates, welche aus ſeiner **rechtlichen** Wechſelwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm ſtehenden Staaten hervorgehen; **theils** alle Verhältniſſe, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politiſche Beredtſamkeit in Beziehung auf das **äußere** Staatsleben muß daher nach dieſen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältniſſen ſich geſtalten.

---

*) Vgl. Karl Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredtſamkeit. Heidelberg 1810. 8.

*) Zachariä, S. 22.

6) Im Zuſtande der rechtlichen und friedlichen Wechſelwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politiſchen Beredtſamkeit auf alle diejenigen Gegenſtände und Verhältniſſe ſich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundſchaftlichen Zuſtandes zwiſchen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören beſonders die von den Geſandten und diplomatiſchen Perſonen an die Regenten beſtimmter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbeſteigungen, Vermählungen, glücklichen Familienereigniſſen, gelungenen politiſchen Planen u. ſ. w., ſo wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Miniſter auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer geſandtſchaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abſchließung eines Vertrages zwiſchen zweien Staaten, die Reden der, neben der ſtehenden Geſandtſchaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Geſandten entweder für gewiſſe politiſche Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges, zur Uebernahme der Vermittlung während der Zwiſte, und während des ſchon begonnenen Krieges zwiſchen zweien Mächten u. ſ. w.), oder für gewiſſe Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürſten ꝛc.). Nicht ſelten ſind in den Zeiten politiſcher Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe gehaltenen Reden abſichtlich darauf berechnet, die politiſche Geſinnung eines Hofes öffentlich auszuſprechen, oder auch die politiſche Stimmung der übrigen Mächte zu erforſchen, inwiefern ſolche öffentliche Staatsreden ſehr oft von andern Mächten berückſichtigt, und ſelbſt förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen dieſen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politiſchen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politiſchen Rede gegen eine Macht des erſten und zweiten politiſchen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des erſten politiſchen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vierten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredtſamkeit, ſondern der Staatskunſt zu entſcheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politiſchen Reden dieſer Art (z. B. in den franzöſiſchen zu Napoleons Zeit, in den britiſchen, ſelbſt in den nordamerikaniſchen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatſächlichen Stellung der Mächte nach Außen ſich nicht verkennen läßt.

7) Noch ſtärker iſt gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieſes Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, ſobald zwiſchen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindſeligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunſt darüber entſcheiden, ob und wann zwiſchen Staaten Retorſionen, Repreſſalien, Abbrechung der freundſchaftlichen Verhältniſſe und Kriegserklärungen nöthig ſind; in das Gebiet der politiſchen Beredtſamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiſte, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelſt einer in ſich vollendeten redneriſchen Form. Doch müſſen zu dieſem Kreiſe auch die politiſchen Reden gerechnet werden, welche der Ausſöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

Ueber den Inhalt und Geiſt der politiſchen Reden.

Sollen die politiſchen Reden, in Hinſicht auf die Verhältniſſe des innern und äußern Staatslebens, den aufgeſtellten Forderungen genügen, ſo ſetzen ſie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung ſeines Geiſtes, und namentlich eine tiefe und umſchließende Kenntniß der geſammten Staatswiſſenſchaften voraus. Denn wie der religiöſe Redner, der ſeiner hohen Beſtimmung entſprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntniſſen der Sprachen, der Philoſophie und der Religions- und Culturgeſchichte der Menſchheit, und im Beſondern mit der tiefſten Erforſchung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgerüſtet ſein muß; ſo wird auch von dem politiſchen Redner eine eben ſo weitreichende Kenntniß der claſſiſchen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die erſten Muſter der politiſchen Beredtſamkeit angehören, und ein ſorgfältiges Erforſchen der Philoſophie und der allgemeinen Geſchichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem beſondern Studium der einzelnen Staatswiſſenſchaften ſich widmen kann. Denn ob er gleich nicht ſelbſt Philoſophie verkündigen ſoll, ſo bedarf er doch des philoſophiſchen Geiſtes, um alle Angelegenheiten und Verhältniſſe des innern und äußern Staatslebens aus dem höchſten, d. i. aus dem rein menſchlichen Standpunkte zu faſſen. Er bedarf namentlich der empiriſchen Pſychologie, der Logik, der Metaphyſik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchſten Angelegenheiten unſeres Geſchlechts mit ſich ſelbſt einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genaueſten Bekanntſchaft mit der allgemeinen Geſchichte, um den Gang der geiſtigen und politiſchen Entwicklung und Bildung, ſo wie die Urſachen des Steigens und Sinkens, des

Veraltens und des Erlöſchens vieler Völker, Staaten und Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und ſelbſt der neuern Zeit zu überſchauen und zu erforſchen; denn die Gegenwart ſoll ſich kennen und verſtehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenſeiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortſchreitens der jetzt beſtehenden Staaten, ſo wie nach allen in der Geſchichte angedeuteten Verirrungen und politiſchen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geſchichte muß aber die Geſchichte des vaterländiſchen Staates dem politiſchen Redner am bekannteſten ſein. Denn nur ſie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtande deſſelben vermitteln; nur durch ſie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältniſſen der vaterländiſche Staat die verſchiedenen Zeiträume ſeines politiſchen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen ſeines innern und ſeines äußern Lebens geſchah, und durch wen; welche Fürſten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechſelwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältniſſen zu den Nachbarſtaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländiſche Staat in den einzelnen Abſchnitten ſeines politiſchen Daſeins ſtand; wie und wodurch der Geiſt des Volkes in der Cultur geſteigert oder gelähmt ward; was Verfaſſung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geiſt des Volkes wirkten; wie, in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, in ſeiner Mitte Feldbau, Gewerbfleiß, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften gegen einander ſich verhalten, und auf welchem Punkte des politiſchen Gewichts und Einfluſſes eben gegenwärtig der vaterländiſche Staat ſteht, weil ſelbſt der politiſche Takt und die politiſche Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein britiſcher, als ein portugieſiſcher Staatsmann, anders ein ruſſiſcher, öſterreichiſcher und preußiſcher, als ein franzöſiſcher und ſchwediſcher Diplomat, ſich in den einzelnen Formen der politiſchen Beredtſamkeit ankündigen wird.

Beſonders aber verlangt die politiſche Beredtſamkeit in ſtändiſchen Verſammlungen und in den verſchiedenen diplomatiſchen Aemtern die gründlichſte Erforſchung des philoſophiſchen Staatsrechts, des praktiſchen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthſchaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunſt (Politik) als ſelbſtſtändiger Wiſſenſchaft, des öffentlichen Staats- oder Verfaſſungsrechts in den auf geſchriebenen Verfaſſungen ausgebildeten europäiſchen und amerikaniſchen Staaten, ſo wie der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems ſeit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statiſtik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren weſentlicher Verſchiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeſchloſſenen reichen Kreiſe der Staatswiſſenſchaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte gehört.

Ueber die Form der politiſchen Reden.

Wenn gleich das Geſetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedingungen jeder äſthetiſch vollendeten Form, auch das höchſte Geſetz und die unnachläßliche Forderung an jede politiſche Rede bleibt; ſo unterſcheiden ſich doch die meiſten politiſchen Reden, theils nach ihrer logiſchen Anordnung und Durchführung, theils nach ihrem äſthetiſchen Charakter und Tone, ſehr weſentlich von den religiöſen Reden. Schon der Eingang der politiſchen Rede iſt gewöhnlich anders, als bei der religiöſen Rede; in vielen Fällen beſchränkt er ſich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen ſogleich das Thema folgt. Das Thema ſelbſt muß allerdings nach logiſchen Regeln, entweder als Partition, oder als Diviſion, durchgeführt werden; allein ſelten wird in der politiſchen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit ſo vieler Schärfe hervortreten, als in der religiöſen Rede gewöhnlich geſchieht. Die politiſche Rede iſt in den meiſten Fällen mehr ein freier, dem augenblicklichen Intereſſe eingegebener, Erguß der Beredtſamkeit, als eine ſorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöſe Rede ſein ſoll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ſtändiſchen Verſammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft ſeines gebildeten Geiſtes ſprechen müſſen; auf ähnliche Weiſe ſehr oft, in der gerichtlichen Beredtſamkeit, der Anwalt und der Richter.

Seltner, als der religiöſe Redner, wird der politiſche Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meiſten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatſachen eines politiſchen Verhältniſſes bekannten und darauf vorbereiteten, Kreis von Zuhörern vorausſetzen können, und deshalb ſogleich für ſeine Abſicht ihren Verſtand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erſchüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu beſtimmen ſuchen. Beabſichtigt er aber nicht blos Ueberzeugung, den dem Ueberzeugung, ſo muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung auf ſeiner Seite ſtehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten, ſo bringe er die rechtliche und ſittliche Seite des von ihm behandelten Gegenſtandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Beſtrebungsvermögen ſeiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältniſſe, Ankündigungen und Erſcheinungen des bürgerlichen und politiſchen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemeſſenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in ſich einſchließt. Je mehr nun der in Rede behandelte Stoff aus dem Standpunkte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird, deſto unaufhaltbarer und bleibender iſt ſeine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Deſpoten und Uſurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquiſitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenſchaftlichen oder beſtochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürſten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch ſeit Wilhelm dem Oranier die politiſche Beredtſamkeit im Parlamente der Britten bewirkt*); man denke nur an Burke's Reden gegen die franzöſiſche Revolution oder gegen Haſtings, den Generalgouverneur von Oſtindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozeſſe der Königin Karoline in beiden Häuſern; an Whitbread's, Brougham's und Wilſon's Reden ſeit dem Jahre 1814 über die Geſammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs XVI. von Deſeze; an die oft meiſterhaften Reden franzöſiſcher Anwalte vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politiſche Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiſerwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrileggeſetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politiſchen Rede ins Gebiet der unerſchütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift, je mehr der Redner es verſteht, die rechtlichen und ſittlichen Intereſſen ſeiner Zuhörer aufzuregen, je weniger die politiſche Rede blos die Farbe der kalten Convenienz und des abgeſchliffenen Hoftons, oder der Charakter der Verſtellung, der Erſchleichung, und der beabſichtigten Täuſchung an ſich trägt, — deſto mehr wird ſie wirken, und deſto unaufhaltſamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben ſein.

* * *

Ob nun gleich nach den aufgeſtellten Grundſätzen und nach den vorliegenden Beiſpielen der politiſchen Beredtſamkeit bei den Griechen, Römern und Britten, ſo wie bei den Franzoſen in neuerer Zeit der politiſche Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit ſich bewegen darf, als der religiöſe Redner: ſo darf er doch nie dem Geſetze der Denklehre ſich für entbunden halten, oder, — in den entgegengeſetzten Fehler fallend, — mit Vernachläſſigung der weſentlichen Eigenſchaften der Schönheit der Form, blos durch die ſorgfältig berechnete logiſche Gliederung und Aufeinanderfolge der darzuſtellenden Begriffe ſeinen Zweck zu erreichen ſuchen.

Sobald die politiſche Rede nicht bloſſe Harangue — (kurze Anrede) iſt, deren in der Ergänzungsklaſſe redneriſcher Formen gedacht wird, ſobald muß aus dem Zuſammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufſtellung des Thema richtig würdigte, ſo wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo dieſe in Beziehung auf Thatſachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengeſetzten Meinungen und Anſichten, und des Schluſſes der Rede gegen einander im Voraus ſorgfältig zu berechnen verſtand. Auf gleiche Weiſe muß ihm vorſchweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, beſonders aber auf das Beſtrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos ſeine Zuhörer für ſeine Anſicht gewinne, ſondern auch, durch die ihnen zugeführte feſte Ueberzeugung, ſie zu Entſchlüſſen und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit ſeiner Rede beabſichtigte, verwirklicht wird.

Ueber die politiſche Beredtſamkeit bei den Deutſchen.

Die Sprache der politiſchen Beredtſamkeit iſt bei den Deutſchen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf dieſe Erſcheinung und der Mangel an entſprechenden Beiſpielen für die politiſche Beredtſamkeit aus der vaterländiſchen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöſe Beredtſamkeit bei den Deutſchen allen übrigen europäiſchen Völkern voranſtellte, weder in der Verfaſſung des deutſchen Reichs, noch in der frühern Form der in den meiſten deutſchen Staaten beſtehenden ſtändiſchen Verſammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlaſſung zur Entwickelung und Anwendung der politiſchen Beredſamkeit lag. Doch ſind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politiſche Reden erſchienen, in welchen deutſche Redner theils in ſtändiſchen Verſammlungen, theils über Gegenſtände der beſondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politiſche Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Muſtern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politiſchen Rednern Großbritanniens nachſtrebten. Namentlich ſind in den ſtändiſchen Verſammlungen Baierns und Badens ſeit dem Jahre 1819 einige gediegene politiſche Reden gehalten worden.

---

*) Man vergleiche darüber: Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedtſamkeit, von D. H. Hegewiſch. Altona 1804. 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredtſamkeit und deren Verfall in Deutſchland. Leipzig 1816. 8. S. 129 ff.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama*).

Von L. Börne.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthendem Herzen entſprang Tells beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieſes Mal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen, im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge, iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landsleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären, und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm und furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt, mit edlem Trotze, eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Den Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft, und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen, nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhindern können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſteten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen; ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

---

*) Aus: Ludw. Börne's Schriften. 2r Theil. Hamburg, 1829.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

> Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrſchen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit, dem ſchnöden Trotz der Gewalt entgegengeſetzt; es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſein, man glaube daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein lieber Herr, lieber Herr zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführet, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt, und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

> Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
> Getrau' ich mir's, und helf' uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und ſtand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte Mann zu dieſer feinen jeſuitiſchen Gewiſſensdeutung gerathen? .... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That ſo ſittlich, ſo ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit dem Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters!

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich ſtatt finden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen, wie ſie geſchah. Eine geiſtige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geſchicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchiſch vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Schiller*).

Von W. Menzel.

Obgleich Schiller ſich weit über alle dieſe Dichter erhoben hat, ſo vermag ich doch an keiner ſchicklichern Stelle über ihn zu reden. Sein unſterbliches Wirken ging urſprünglich aus demſelben Sturm und Drange, aus derſelben erſten romantiſchen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affectation einer Modeſache in Göthes Götz erkennen. Ja ſeine erſten Räuber- und Revolutionsſtücke ſchienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geiſt ſich nur die erſte Bahn gebrochen habe. In der That verhält ſich Schiller zu dem Pöbel der Ritter-, Räuber- und Geſpenſterromanfabrikanten wie Karl Moor zu ſeinen Geſellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über ſie erhaben.

Schiller wurde in dieſe allerdings gemiſchte Geſellſchaft fortgeriſſen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die ſie beherrſcht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorſchreibenden militäriſchen Zucht aufgewachſen, nothwendig am entgegengeſetzten Extreme, einer ausgelaſſenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber ſchon bei ſeinem erſten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerſt, daß, während die moderne Poeſie von den falſchen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantiſchen Poeſie geweſen ſei, von der falſchen Natur zu den reinen Idealen zurückzuführen. Die meiſten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten ſich, der Mitwelt die Bilder anderer Zeiten und Zonen, ja ſogar nur andere Koſtüme entgegenzuhalten, oder phantaſtiſche Traumzuſtände, in denen jede Liebhaberei und Grille ſich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, ſondern daß man das ewige Ideal der geiſtigen Gemeinheit entgegenhalte, daß man daher auch nicht beim Koſtüme und bei den äußern Umſtänden und Zuſtänden ſtehen bleibe, ſondern den Menſchen in großen Charakterbildern darſtelle. Ob antik, ob romantiſch, ob modern, gleichviel, das Menſchliche bleibt ſich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, jenachdem ſie es auffaſſen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Menſchen bei. Darum, glaubte Schiller, ſei es die höchſte Aufgabe des Dichters, das Menſchliche in der edelſten Idealität aufzufaſſen, wie die griechiſche Kunſt einſt in ihrer höchſten Blüthe, wenn auch nur in der Darſtellung des Körperlichen, daſſelbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menſchen dargeſtellt hatte. In dieſer höchſten Aufgabe ſchien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er ſelbſt vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe deßfalls unabläſſig verſchonte, das Antike, Romantiſche und Moderne ſtreng zu ſcheiden und gleich dieſem ſeinem vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantiſch in Wallenſtein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Meſſina iſt doch Schiller überall derſelbe, und die verſchiedene Form verſchwindet vor dem gleichen Geiſte.

---

*) Aus deſſen: die deutſche Literatur. 2. A. Stuttgart 1836.

Wie man ihm aber ſchon während ſeines Lebens ſein Idealiſiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, ſo iſt er auch nach ſeinem Tode aus demſelben Grunde oft mißverſtanden und angefeindet worden. Bald tadelte man die Philoſophie, bald die Moralität, durch die er die Poeſie verfälſcht habe. Selbſt ſeine im Drama zu lyriſch ſcheinende Wärme des Gefühls warf man ihm vor, nur um beſtändig ſich ſelbſt und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuſchen. Daß dieſe Größe, als eine ſittliche, den frivolen und gemein geſinnten Poeten jederzeit tödtlich verhaßt war, ſeinen falſchen Freunden nicht weniger, wie ſeinen ausgeſprochenen Feinden, iſt höchſt natürlich. Er ſtellte edle große Charaktere dar; aber die Philiſter und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unſittliche, nur die Beſchönigung jedes Laſters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantiſche Liederlichkeit der Schlegelſchen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber ſo ſelten unterdrücken kann. Von den Philiſtern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß ſie ihn verſtanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menſchlichkeit predigte, auch von ihnen, daß ſie ſich kräftigen und veredeln ſollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärſte aller unſerer Dichter, ſeine Werke kamen in jedermanns Hände, ſein Name überſtrahlte in den Augen des Volks jeden andern, ſelbſt den Göthes, der nur bei der Ariſtokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Dieſen unermeßlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunſt erzeugt, ſondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerſchen Poeſie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich ſich ſelbſt repräſentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines ächten Seelenadels, von der Begeiſterung für alles Heilige und Hohe immer hingeriſſen wird und durch dieſe Empfänglichkeit die Höhergebildeten, die dafür ſchon zu verdorben und abgeſchwächt ſind, nicht nur beſchämt, ſondern auch deren ſchädlichen Einfluß neutraliſirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur ſo edel iſt, ſondern weil auch ſein Volk dieß erkannt hat, und weil ſein Name Legionen niedriger Geiſter, die an der Zerſtörung des deutſchen Charakters arbeiten, zurückſchreckt.

Was Schillers Werken eine ſo große Macht über die Geiſter verliehen, iſt zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er iſt der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle ſeine Gefühle entſprechen dem erſten Aufſchwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerſchütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeſchwächten Kraft junger Seelen. Er iſt aber auch der Liebling Aller, die ſich ihre Jugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erſtorben iſt.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersſchwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar ſtarken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutſche Poeſie gereinigt, und verjüngt. Kraftvoller und ſiegreicher, als jeder Andere, hat er die unſittliche Richtung des in ſeiner Zeit herrſchenden Geſchmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze ſeiner Zeit hat er es gewagt, ſich wieder an die reinſten und urſprünglichſten Gefühle des Menſchen zu wenden, und den Spöttern einen ſtrengen und heiligen Ernſt entgegen zu ſetzen. Ihm gebühret der Ruhm, den Geiſt der Poeſie erfriſcht, geläutert und veredelt zu haben. Deutſchland erfreut ſich bereits der Früchte dieſer Umgeſtaltung; denn ſeit Schillers Auftreten hat unſre ganze Poeſie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unſere Nachbarvölker ſind von dieſem Geiſte ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geſchmack und in der Poeſie derſelben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den ſie ſelbſt laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunſttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunſtgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber ſeines Liedes hat nicht blos die

Phantaſie der Menſchen, er hat auch die Gewiſſen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeiſterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menſchen ſo oft und ſo ſiegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen ſeinen Namen nicht blos unter den Dichtern, ſondern auch unter den edelſten Weiſen und Heroen glänzen, die der Menſchheit theuer ſind.

Es giebt keinen Grundſatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer ſchönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und dieſe Ausſprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat ſeine ganze poetiſche Kraft in die Darſtellung des Menſchen, und zwar des Ideals menſchlicher Seelengröße und Seelenſchönheit, des höchſten und geheimnißvollſten aller Wunder zuſammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegenſatz oder Gleichniß für den Menſchen. Der blinden Naturgewalt ſtellt er die ſittliche Kraft des Menſchen gegenüber, um dieſe in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer ſiegenden Stärke zu zeigen, ſo im Taucher, in der Bürgſchaft; oder er legt einen menſchlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine ſittliche Bedeutung, ſo in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbſt in ſeinen hiſtoriſchen Schriften iſt es ihm weniger um den epiſchen, der Naturnothwendigkeit entſprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorſtechenden Charaktere, das Moment der menſchlichen Freiheit im Gegenſatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers ſind ſeine idealen Menſchen. Er ſchildert überall nur den Menſchen, aber in ſeiner höchſten ſittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm ſogar beinahe unmöglich, einer Poeſie, welche den Menſchen nicht idealiſirt, dieſen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit ſchilderte, ſo würde dies zunächſt nur ſeiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für ſeinen poetiſchen Werth entſcheiden. Im Gegentheil ſind die meiſten frühern und ſpätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poeſie geweſen, und es iſt eben ſo ſchwer, eine edle Menſchennatur zu ſchildern, als zu beſitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Perſon dargeſtellt werden ſollen, ſo muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es iſt eben ſo fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetiſche Darſtellung ſich durch die Moralität des Gegenſtandes zu rechtfertigen ſuchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenſtandes ſich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darſtellung verſteckt. Die meiſten Dichter gleichen indeß wirklich den ſchlechten Heiligenmalern, die auch dem widerrechtlichſten Zerrbilde noch eine Verehrung verſchaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten ſoll; nur wenige gleichen einem Raphael, deſſen Heilige wirklich Heilige ſind, deſſen Kunſt die Heiligkeit des Gegenſtandes erreicht. Unter dieſen wenigen aber ſteht Schiller oben an. Selbſt in ſeinen erſten Jugendproducten trägt die innere Naturwahrheit ſchon über die ſo oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deshalb in ſeinen ſpätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir beſitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als ſittliche dargeſtellt haben, die im Talent der Darſtellung unſerm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Intereſſe der Tugend und der Poeſie dergeſtalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir beſitzen keine Darſtellung der Tugend, die poetiſcher, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechaniſches Geſetz, keine Theorie, kein trockner Moralismus, ſondern eine lebendig organiſche Natur, ein reges Leben handelnder Menſchen entgegen. Dieſe ideale Natur iſt die Schöpfung des Genius. Schiller ſelbſt ſagt:

Wiederholen kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menſchennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdiſchen Decke ſchlummert. Das iſt das gewaltig überraſchende Wunder in der Geſchichte der Menſchen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßſtab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt ſelbſt in einer neuen Anſchauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daſein in einem neuen Lichte, die alle Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns ſelbſt das verborgene Geheimniß aufſchließen, den träumenden Keim zum Leben wecken, Neigungen, Kenntniſſe, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Menſchen der übrigen auf einer höhern Stufe, in einem neuen Zauberlichte enthüllen. Dieſe neue höhere Dichternatur iſt ſeine poetiſche Welt, und der Wunder größtes iſt, daß die poetiſchen Welten ſo mannigfaltig eigenthümlich ſind. Größer als die Welt ſelbſt ſind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tauſend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, ſchöner, zarter ſich geſtalten. Dieſe Wiedergeburt iſt das Werk des Genius. Jeder große Genius iſt eine ſeltſame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Geſtalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer ſolchen Wunderblume iſt ein Geheimniß, von ſelbſt erzeugt, von niemand zu enträthſeln. Wer hat noch den Blumengeiſt oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieſer ſo, in jener anders iſt? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern ſo ganz eigenthümlich anſpricht, und wer den geiſtigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verſtandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher beſtimmen.

Raphaels Name hat ſich mir unwillkührlich aufgedrängt, und es iſt unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geiſt einer ſittlichen Schönheit ſchwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geiſt ſinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geſchichte hervor, und Handlung, Kampf iſt ſeine Bedingung; das Sinnliche iſt wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daſein befangen.

So mußten Schillers Ideale ſich im Kampfe äußern, die von Raphael in ſanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegeriſchen Engels Michael nicht ſcheuen, Raphaels Genius war nur der ſanfte Engel, der ſeinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmliſche Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angeſichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menſchliche Antlitz, kein Dichter die menſchliche Seele in dieſer Anmuth und Majeſtät der Schönheit darzuſtellen gewußt. Und wie Raphaels Genius ſich gleich bleibt, und jener liebe, friedenbringende Engel in vielnamigen Erſcheinungen uns immer in derſelben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, ſo bleibt auch Schillers Genius ſich gleich, und wir ſehen denſelben kriegeriſchen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louiſen, Marquis Poſa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieſer das Schwert. Jener ruht im Bewußtſein eines nie zu ſtörenden Friedens, in ſeiner eigenen Herrlichkeit verſunken; dieſer wendet das ſchöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers ſind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es iſt etwas Königliches in denſelben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieſer Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdiſcher Verderbniß geworfen, nur um ſo heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel ſchöner.

Dieſer Schönheit erſtes Geheimniß iſt die engelreine Unſchuld, die ewig in den edelſten Naturen wohnt. Dieſer Adel der Unſchuld kehrt in denſelben himmliſchen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schillers wieder. In der lichteſten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantaſtbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd ſpielte, erſcheint dieſe Unſchuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird ſie des eigenen Glückes ſich bewußt, ſo weckt ſie den Neid der himmliſchen Mächte. In dieſem neuen rührenden Reiz erblicken wir ſie bei Hero und Leander. Mit dem kriegeriſchen Helme geſchmückt, vom Feuer edler Leidenſchaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unſchuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgſchaft ſie geſchildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louiſen, vor Allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber dieſen rührenden Geſtalten ſchwebt ein Zauber der Poeſie, der ſeines Gleichen nicht hat. Es iſt ein Flötenton in wilder, kreiſchender Muſik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakſpeare's Gebilde in noch feinerem Lilienſchmelz hingezaubert ſcheinen, ſo behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin ſtehen ſie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie ſind nicht weich wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, ſie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in ſich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, ſie begeiſtern uns.

Die heilige Unſchuld der Jungfrau tritt aber am herrlichſten hervor, wenn ſie zur Streiterin Gottes auserſehen wird. Es iſt das tiefe Geheimniß des Chriſtenthums und der chriſtlichen Poeſie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchſte Kraft von der reinſten Unſchuld. In dieſem Sinne hat Schiller ſeine Jungfrau von Orleans gedichtet, und ſie iſt die vollendetſte Erſcheinung jenes kriegeriſchen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in anderer Weiſe hat Schiller dieſe Unſchuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei heilige Heldengeſtalten hervor, jener kriegeriſche Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Laſtern des Lagers und des Hauſes; Marquis Poſa, deſſen Geiſt mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüſtet, ein reiner Tempel der Unſchuld geblieben; endlich jener kräftige, ſchlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in ſeiner Art das vollendete Seitenſtück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unſchuld in ihrer reinſten Glorie hervortritt, ſo kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer urſprünglichen Unſchuld mit der Beſleckung eigner Schuld durch große Leidenſchaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derſelben vollendeten Kunſt uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender ſein, als die Selbſtüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geiſtreich, wahr, erſchütternd iſt der Kampf in Fiesko's und Wallenſtein's großen Seelen dargeſtellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies iſt das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegenſatz iſt das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelband dient. Kräftig, frei, ſelbſtſtändig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menſchen ihr alltägliches Daſein hinſchleppen. Es iſt höchſt bezeichnend für die Poeſie Schiller's, daß alle ſeine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Weſen an ſich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchſten Adel der menſchlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle ſeine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In ſeinen erſten Gedichten mochte man dieſe freie, kühne Geberde wohl etwas ungeſchlacht und eckig finden, und der Dichter ſelbſt ließ ſich im eleganten Weimar verleiten, ſeinen Räuber ein wenig zu civiliſiren. Wer ſollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den feſten, reinen Demantkern der edlen Natur hindurchſchauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann ſie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutſchen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindiſchen Kleide zur Beſchämung aller Spötter ſein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt ſittlicher Schönheit in einer edlen Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo ſie ſo unbewußt der einſeitigen Verſpottung bloßgeſtellt iſt.

Das dritte und höchſte Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schillers iſt das Feuer edler Leidenſchaften. Von dieſem Feuer iſt jedes große Herz ergriffen; es iſt das Opferfeuer für die himmliſchen Mächte, die veſtaliſche Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menſchen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingſtfeuer der Begeiſterung, in welchem die Seelen getauft werden, das Phönixfeuer, worin unſer Geſchlecht ſich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenſchaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieſes himmliſche Feuer, und alle ſeine Schöpfungen ſind davon durchdrungen. Schiller's Poeſie iſt ein ſtarker und feuriger Wein; alle ſeine Worte ſind Flammen der edelſten Empfindung. Die Ideale, die er uns geſchaffen, ſind ächte Kinder ſeines glühenden Herzens, und geheiligte Strahlen ſeines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinſten und zugleich der ſtärkſten Leidenſchaft. Keiner von ſo reinem Herzen trug dieſes Feuer, Keiner von ſolchem Feuer beſaß dieſe Reinheit. So ſehn wir den reinſten unter den irdiſchen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und todt erſcheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuſchere, heiligere Liebe geben mag, als ſie Schiller empfunden, und ſeinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir ſie wieder ſo feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchſte Seelenſtärke weckend, die ungeheuerſten Opfer freudig duldend? Von ihrem lieblichſten Reiz, vom erſten Begegnen des Auges, vom erſten leiſen Herzſchlag bis zum erſchütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraſchenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Muſik, vom weichſten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigſten Klänge.

Die Gluth des begeiſterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menſchheit gelten ſoll, und hier waffnet ſich ſein Genius mit dem Flammenſchwert des Himmels; hier wird der

Kampf jenes kriegeriſchen Engels mit den Geiſtern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharniſcht in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeiſterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit ſeines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, ſondern immer nur glänzend und ſchlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich iſt, war ſeinem Herzen das theuerſte Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämoniſchen Gewalten, die ſein Genius kräftig bekämpft.

Wir beſitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit ſo feuriger Begeiſterung, mit ſo ſchönem Schmuck der Verſe, aber auch keinen, der ſie mit ſo reiner unbeſtochener Geſinnung, mit ſo triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargeſtellt hat.

Sein Genius gehört der Menſchheit an. Die Rechte der Menſchheit, vom höchſten Standpunkt aus betrachtet, vertritt ſein Marquis Poſa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen ſeinen übrigen Helden ſehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denſelben Reichthum des Genies, wie in der Liebe.

Dieſes mag hinreichen, ſo weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geiſt in Schiller's Poeſie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier geſagt werden kann, ſagt jedem, der Schiller kennt, ſein Gefühl.

Und dieſes Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geſchlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und dieſen wird es vielleicht vergönnt ſein, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört ſein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die ſeine heilige Sehnſucht und ſein feſter Glaube an die Menſchheit vorausgeſehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher ſein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgeſtiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geiſt der Menſchheit in die alten Feſſeln zu ſchlagen: Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft ſich geſtellt, ihren Schleier gelüftet, und dem ſehnenden Auge eine freie, heitere Ausſicht aufgethan.

Die ernſte, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unſre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, ſind freilich nicht geeignet, den äſthetiſchen Kleinmeiſtern zu gefallen, den faden, ſuffiſanten, ledernen Kunſtjüngern, die in der Seele vor ihm erſchrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell iſt man damit fertig, ihn unnatürlich, ſteif, pedantiſch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verſchreien. Freilich, euch iſt alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben ſeid, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden iſt. Euch erſcheint die Tugend pedantiſch, weil ihr ſie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil ſie nicht in eurem Herzen ſelber ſpricht. Euch erſcheint jede kühne Freiheit grob, weil ſie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbene Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter beſſer ehrt.

Von der heiligen Schrift*).

Von K. Haſe.

Den Hauptgegenſatz wider die katholiſche Auctorität der Kirche, und wider die Hingabe der Myſtiker an den dunkeln Trieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altproteſtantiſche Grundſatz von der höchſten Auctorität der Schrift, ſowohl zur Feſtſtellung von Glaubensartikeln, als zur Entſcheidung bei Streitigkeiten über dieſelben. In dieſer urſprünglichen Bedeutung eines Gegenſatzes ſteht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte ſeine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift ſich eigenthümlich geſtalten: denn unbedingt in ſeinen Glauben kann ſich ein freies Weſen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil ſie der Wahrheit in ſeinem eignen Gemüthe entſpricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieſer Grundſatz vom alleinigen Anſehn der h. Schrift in ihr ſelbſt ausgeſprochen ſei? wie er es nicht iſt, und nach den geſchichtlichen Verhältniſſen der Abfaſſung ihrer einzelnen Beſtandtheile nicht ſein kann. Wenn aber nicht, ſo hat ihn noch weniger die Kirche dictiren können, denn dieſes wäre ja eben ihre unbedingte Machtvollkommenheit, daß ſie das höchſte Geſetz des Glaubens willkürlich aufſtellte. Seine beſtimmte Geltung kann alſo nur durch die Macht der Intelligenz ſelbſt aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und dieſe beſteht darin, daß wir kein anderes Denkmal haben, in welchem uns das urſprüngliche Chriſtenthum ſicher überbracht worden wäre, als die H. Schrift. Da nun das Chriſtenthum einestheils die Religion ſelbſt, anderntheils eine beſtimmte hiſtoriſch von Chriſto ausgegangene Religion iſt: ſo kann ſich ein chriſtlicher Glaubensſatz nach ſeiner innern und religiöſen Beziehung allerdings im religiöſen Gemüthe allein als wahr erweiſen, nach ſeiner äußern und hiſtoriſchen Seite aber nur durch ſeine beſtimmte Verbindung mit dem im Neuen Teſtamente verbürgten Chriſtenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Höllenſtrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenoſſen allgemein bezweifelt kraft des religiöſen Gemüthes, das dieſelbe weder mit dem Glauben an menſchliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forſchen wir aber in der Schrift, ſo entſcheidet dieſe zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weiſe mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Marias kann im religiöſen Gemüthe nirgends als nothwendig erwieſen werden. Fragen wir wegen ihrer hiſtoriſchen Beziehung beim Neuen Teſtamente an, ſo finden wir in demſelben, erſt eine in ſich gekehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelskönigin nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Anſehn der H. Schrift iſt ſchon früher als eine hiſtoriſche Nothwendigkeit dargethan worden*); in ſeiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieſes Jahrhunderts, bei der Verzweiflung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erſtarrung, wenn auch in einer ſchönen Vergangenheit, während das Chriſtenthum eine ſtarke und lebendige Gegenwart ſein will, nicht beſchloſſen in der Schrift, ſondern lebendig in jedem Chriſtenherzen. Wenn wir aber in dieſem die höchſte Entſcheidung über religiöſe Wahrheit ſuchen, ſo iſt zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menſchliche Geiſt iſt, ſondern der im Chriſtenthum erzeugte, vom chriſtlichen Geiſte erfüllte, ſonach das Chriſtenthum oder der H. Geiſt ſelbſt in ſeiner individuellen Wirklichkeit, der über den chriſtlichen Glauben entſcheidet; entſcheidet eben für ſeinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die ſich von der Wahrheit ſeines Wortes überzeugen, alſo frei entſcheiden gleich ihm. Und ſo hat es Chriſtus verheißen, nicht daß die Schrift, ſondern daß der Geiſt uns in alle Wahrheit führen ſolle*).

---

*) Aus Haſe's Gnoſis Bd. III.

Das herrlichſte Denkmal dieſes Geiſtes aber iſt die H. Schrift. Der Sieg unſerer Kirche iſt großentheils auf die Macht der Einſicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutſche Bibelüberſetzung gewann. Der Abfall des Papſtthums vom wahren Chriſtenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deshalb iſt in unſerer Kirche vom Anfang üblich geweſen, das Leſen in der Schrift auf alle Weiſe zu begünſtigen, und wir behaupten in dieſer Beziehung die Wirkſamkeit derſelben zur Lehre, Beſſerung und Beruhigung. Die katholiſche Kirche dagegen hat ſeit den Zeiten des Papſtes Innocenz III. mehrmals Bibelverbote erlaſſen; denn früher von den Kirchenvätern wurde das Leſen der H. Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es ſchon bei dem hohen Preiſe geſchriebner Exemplare und bei der Seltenheit literariſcher Bildung überhaupt nicht verbreitet ſein konnte. Das katholiſche Verbot bezieht ſich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateiniſche Ueberſetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der römiſchen Kirche herkömmlich iſt, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte ſteht, nach den neuern gelehrteren Theologen demſelben nur als die beſte von den vorhandenen Ueberſetzungen beigeordnet iſt: ſondern es betrifft Ueberſetzungen in die Volksſprache, und macht das Leſen derſelben für Laien von dem Ermeſſen ihres Beichtvaters abhängig. Es wird gerechtfertigt, oder entſchuldigt, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen beſtimmt ſei, und zum rechten Verſtändniſſe der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholiſchen Prieſtern iſt in der That eine gewiſſe Scheu vor der H. Schrift nicht ganz zu verdenken, denn ſie iſt allezeit die treue Bundesgenoſſin des Proteſtantismus geweſen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, ſo hat noch oft im kleinern Kreiſe eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde geworben: dennoch, nachdem durch die Sitte der deutſchen und gallicaniſchen Kirche Bibelüberſetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen ſind, mußte es für eine ſonſt der römiſchen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unſern Tagen Pius VII noch einmal wagte, ein Bibelverbot ausgehen zu laſſen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch ſo ſehr aus dem Grundſatze dieſer Kirche gerechtfertigt werden, ſo iſt es doch für den geſunden Volksverſtand anſtößig, daß Gottes Wort zu leſen verboten ſein ſoll. Zumal iſt unklug, gehäſſige Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich iſt, wie dieſe gegen den Einfluß der Bibelgeſellſchaft. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einſt am erſten Pfingſtfeſte, in allen Sprachen der Völker mit den feurigen Zungen der Preſſe. Mehr zwar, als daß die brittiſchen Secretäre dieſer Geſellſchaft vom Pfennige des Armen reiche Gehalte ziehen, iſt zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verſtändniß der Schrift geſorgt wird, da, wenn man früge: Verſteheſt du auch, was du lieſeſt? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, ſo mich nicht jemand anleitet*)? Jedenfalls iſt die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgeſellſchaft, daß zu Gottes Wort keine Menſchenzuthat kommen ſolle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verſtehe, wenn nicht Menſchenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menſchen es in ſich aufnehmen, verſtehen und einander erläutern: ſo liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indeß bei dem Zwieſpalte der theologiſchen Meinungen würde ohne dieſes Aufgeben einer jeden Zuthat allerdings unmöglich ſein, daß die Bibelgeſellſchaft die Kräfte der verſchiedenſten Parteien für ihren welthiſtoriſchen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunſche des Beſſern das Gute zu verkennen. Mögen ſie das Wort verbreiten, zu ſeiner Zeit wird's auch erklärt werden.

---

*) B. I. §. 21.

*) Joh. XVI. 13.

Durch das gemeine Chriſtenrecht, die ganze Schrift zu leſen, iſt aber der Nutzen von Bibelauszügen keineswegs aufgehoben, wenn ſie nur gemacht werden in eben ſo großartigem, als der Weiſe unſeres Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat Reinhard mit Recht behauptet, daß kein Jota in der H. Schrift vergeblich ſtehe, die Geiſter ſind verſchieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleiſch; Gott iſt die Liebe;“ den Andern das Kleinliche, wenn Paulus ſchreibt: „Trink nicht mehr Waſſer, ſondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen;“ es kommt ihm rührend vor, daß der Apoſtel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt iſt, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil ſich kümmert, als um das ewige, doch mit ſo freundlichem Sinne auch das kleine irdiſche Bedürfniß ſeines jungen Freundes beachtet. Dennoch enthält das Alte Teſtament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darſtellung, die dem Geſchichtsforſcher von hohem Werthe, aber für ein Volksbuch ungeeignet iſt. Man hat Bibeln in die Gefängniſſe vertheilt: die Verbrecher haben ſich an jene anſtößigen Geſchichten gehalten, und mit hochgefeierten Perſonen des Alten Teſtamentes, die ſie als Genoſſen ihrer Thaten aufgeſpürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit geſetzt. Das Alte Teſtament iſt nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräiſchen Volkslebens angeſehen werden kann. Das Neue Teſtament hingegen iſt nach Abfaſſung und Inhalt für die ganze Chriſtenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, ſo ſchön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verſtändniſſe ſie ſtehen als Säulen der Vergangenheit und der Zukunft, ſind doch wegen ihres naheliegenden Mißverſtändniſſes ſchon in den erſten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meiſt ausgeſchloſſen worden.

Es iſt aber eine große Sache um dieſes bibelfeſte Weſen, wie es noch heutzutage auf dem Lande iſt, und allgemein unter unſern Vätern war. Unſeres Volkes edelſte Bildung iſt davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb deſſen jede Beziehung, ſo geiſtreich ſie auch war, verſtanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unſer Volk vertraut iſt mit dem Heldengedichte Gottes und der Menſchheit, jeder Anklang an daſſelbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der ſeine Bibel recht verſteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältniß des Lebens durch bibliſche Beziehungen ein ſicheres Verſtändniß zu finden. Darum wer wiſſen will, was die H. Schrift iſt, Lehre, Troſt, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuſer unſeres Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatiſten, in Jeſu Namen verſammelt ſind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche ſeiner Dorferfahrung und dem großen ſeiner Bibelfeſtigkeit, ſo weiſe geſprochen, ſo edel gehandelt, und iſt ſo heiter geſtorben, als mancher Weltweiſe. Da iſt keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beiſpiel und in [illegible] ihre milde Löſung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joſeph bewahrt, wie viele Dulder Hiob geſtärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenſchaft, ſo groß als ſie Abraham verheißen war. Denn das iſt dem Volksverſtande, der Leben und Begriff nicht zu ſcheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entſcheidung, wohl aber der lebensfriſche Spruch und das lebendige Beiſpiel. Eine Glaubenslehre iſt ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter, vertrockneter Blumen; in der H. Schrift iſt der ganze Frühling. Man könnte dieß als eine faſt wunderbare Art der Deutlichkeit beſchreiben, daß jeder Grad eines nur irgend geſunden Menſchenverſtandes und Herzens ſein höchſtes Maß von Verſtändniß und Erbauung in der H. Schrift finde, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unſerer erſten Jugend ſie unſer ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil ſie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren ſie wieder laſen, da waren ſie groß gewachſen mit uns, ihr Geſichtskreis hatte ſich erweitert wie der unſre; und das ſind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es iſt mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geſchehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm ſelbſt ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungeahnte Tiefe, dadurch das erſte Verſtändniß nicht falſch, aber doch nicht allſeitig erſchien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die H. Schrift iſt wie der Himmel, von dem ſie kommt, oder doch zeugt: das bloße Auge ſieht hinauf, ſieht Sterne, ſie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick ſieht dieſelben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunſt der Wiſſenſchaft geſchärfte Auge ſieht wiederum Sterne, erkennt ihre Geſetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Geſtirne ein in unſre Himmelskarte, ſteigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

---

*) Apoſt. Geſch. VIII; 30 f.

Die Nothwendigkeit des Luxus.

Vortrag in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg am 28. Juni 1835.

Von K. Roſenkranz.

Bentham's Utilitätsprincip hat Bulwer in ſeinem Werk über England und die Engländer zu der Aeußerung Anlaß gegeben, daß die Philoſophie jetzt nicht ſowohl die Motive der Handlungen, als die Revenüen der Menſchen zu unterſuchen habe. Auf witzige Weiſe iſt hierin die große Aufgabe unſerer Zeit ausgedrückt, den Gegenſatz ſchwelgeriſchen Reichthums und proletariſcher Subſiſtenzloſigkeit auszugleichen. Niemand, der das Geſchick ſeines Geſchlechts mit Theilnahme verfolgt, wird ſich jetzt der Betrachtung ſolcher Fragen entziehen können, welche mehr oder weniger mit dieſem Thema im Zuſammenhang ſtehen, denn die ungeheuren Nothſtände der bürgerlichen Geſellſchaft in Europa drohen bald hier bald dort mit den furchtbarſten Umwälzungen und drängen uns die Ueberzeugung auf, daß mit dieſen, immer unerträglicher ſich ſteigernden Armentaxen dem Uebel nicht mehr abgeholfen werden könne, daß vielmehr nur die vollkommenere Organiſation der Geſellſchaft, die Gewerb- und Handelsfreiheit, angemeſſene Steuererhebung, Aufklärung der Intelligenz, insbeſondere aber höhere moraliſche Tüchtigkeit, die immer mit Arbeitſamkeit verbunden iſt, wahrhaften Schutz gegen Nahrungsloſigkeit und gegen die damit verknüpfte ſittliche Verſunkenheit zu gewähren vermag. Wir haben gegenwärtig für alle hieher gehörigen Unterſuchungen eine eigenthümliche Wiſſenſchaft, die Nationalökonomie. Die Alten kannten dieſelbe nur in geringem Umfang; Ariſtoteles z. B. giebt in ſeiner Oekonomik nur einen flüchtigen Entwurf der verſchiedenen Kreiſe der Finanzwirthſchaft und der beſondern Methoden der Steuererhebung; dann verliert ſich die Schrift in eine ungeordnete Anhäufung von Beiſpielen. Erſt im vorigen Jahrhundert wurde dieſe Wiſſenſchaft hauptſächlich durch Franzoſen und Engländer auf einen höheren Standpunkt erhoben. Der gewaltige Contraſt von Reichthum und Armuth in den Staaten dieſer Völker, das Verhältniß derſelben zu ihren transatlantiſchen Colonien, der große Aufwand, den ſie in Land- und Seekriegen, die Franzoſen namentlich auch für eine ſich nichts verſagende Hofhaltung zu machen hatten, ſchärfte den Blick für die Würdigung und Vervielfältigung der Erwerbsmittel. Es regte ſich der Gedanke der Nationalökonomie als einer Wiſſenſchaft, welche nachweiſt, wie ein Volk in finanzieller Hinſicht zur Selbſtſtändigkeit ſich erheben könne. Für die Aufſtellung eines höchſten, d. i. des wahrhaften Princips durchging man in ihrer Bearbeitung nach und nach alle Hauptzweige des Erwerbs. Aus jedem ſchuf man ein eigenthümliches Syſtem. Zuerſt ſollte, im phyſiokratiſchen, nur der Ackerbau das wahrhaft Productive ſein. Dann ſollte, wie im mercantiliſchen, der Geldbeſitz, das Capital, die Norm der Wohlhabenheit ausmachen. Endlich, im induſtriellen, ſollte die Arbeit überhaupt, gleichviel welches ihr Gegenſtand, das Princip abgeben. Und an ſich iſt dieſe Anſicht die richtige. Sie kann daher wohl, wie ſeit Adam Smith geſchehen, medificirt aber nicht geſtürzt werden, denn ſie verſöhnt Ackerbau und Handel, Gewerbe und Wiſſenſchaft. Der geiſtig Beſchäftigte gilt nun nicht mehr für eine Schmarotzerpflanze, die ſich vom Schweiß des Landmanns und Kaufmanns ernährt; der Fluch, ſteril zu ſein, iſt von der Kunſt und Wiſſenſchaft genommen und ſie haben ſich durch tauſendfache glänzende Erfindungen aufs Innigſte mit der Induſtrie vereinigt. Nur die Philoſophie könnte noch als ein todter Luxus angeſehen werden, wie auch im rein praktiſchen Nordamerika ohne Zweifel geſchieht. Allein eine ſolche Auffaſſung der Philoſophie würde verrathen, gar nicht zu wiſſen, daß die Philoſophie jetzt nicht mehr in ſcholaſtiſchem Eigenſinn dem Leben abgewendet iſt, im Gegentheil aus der beſchaulichen Zelle mit dem darin geſammelten Tiefſinn ſich in den Strom der Welt geworfen hat, um nichts von der Herrlichkeit des Univerſums zu verlieren und mit der That zu beweiſen, wie ſie am Ende überall mit im Spiel iſt.

Je mannigfaltiger ſich das Leben eines Volks entwickelt, deſto nothwendiger wird ihm philoſophiſche Bildung, um ſich im Gedränge der Meinungen, im Gewirre der Begebenheiten über den wahren Zweck des Lebens zu orientiren. Allerdings giebt die Religion denſelben an, aber mit der Civiliſation tritt auch der Luxus des Zweifels hervor, der, wie er durch das Denken erzeugt, ſo auch nur durch daſſelbe wieder gehoben werden kann. Von dieſem Standpunkt aus möchte ich hier, ohne etwas Vollſtändiges oder Syſtematiſches zu beabſichtigen, einige Andeutungen über die Frage verſuchen, ob der Luxus etwas Nothwendiges ſei? Denn nur das Nothwendige hat innere Bedeutung und durch ſie Beſtand; das ſchlechthin Ueberflüſſige wirkt hemmend und läſtig. Der Luxus aber ſcheint das directe Gegentheil der Nothwendigkeit zu ſein, und ſo muß die Frage entſtehen, ob er nicht eben als Luxus zu verwerfen und nur den ſcharfen Accenten des nackten Bedürfniſſes Gehör zu geben ſei?

Dieſer Zweifel entſteht immer nur, wo blühender Ackerbau, friſche Gewerbsluſt, reger Handel, reiche Eroberungen die Völker zu Ausſchweifungen fortgeriſſen haben. Dann ſucht der Geiſt im Strudel des Vergnügens am Gedanken des Naturmaaßes einen Halt der Beſinnung. Wir ſehen Individuen durch ihn begeiſtert. Sie ergeben ſich, der zügelloſen Verſchwendung gegenüber, der ſtrengſten Entſagung, der kärglichſten Lebensweiſe, ziehen bald Andere an ſich heran und bilden aſcetiſche Schulen. Wie entnervte, ſiechende Leiber durch Hungerkuren zu einem neuen Leben wiedergeboren werden, ſo hebt die Reaction die Frugalität, die Einfachheit hervor und corrigirt die Fehler des Luxus mit rigoriſtiſcher Strenge, bis ihre Spannung nachläßt und von Neuem der Taumel der Profuſion die Geſchlechter ergreift. Die in ſinnlicher Entſagung härteſten Menſchen, die Joghi's, finden wir im reichſten Lande der Erde, unter der tropiſchen Sonne Oſtindiens. Cyniker, welche das Waſſer mit hohler Hand ſchöpften und in eine Tonne ſich betteten, welche Plato's ſchön gewirkte Fußteppiche verächtlich mit Füßen traten, waren erſt inmitten der höchſten Athenienſiſchen Opulenz; Stoiker, wie Epiktet, erſt den Römiſchen Kaiſern, dieſen koloſſalſten aller Wüſtlinge, gegenüber möglich. Mönchsorden entſtanden immer in Zeiten allgemeiner Entſittlichung. Napoleon beſtätigte den durch die Republik aufgehobenen Trappiſtenorden ausdrücklich deshalb, weil in einem Reich, wo ein ſo großer Wechſel von Glück und Unglück, wo ſo raſende Leidenſchaften, ſo verwüſtende Ausſchweifungen, Anſtalten da ſein müßten, dem zerrütteten Gemüth eine ſtumme Buße, dem aufgeriebenen Körper eine erquickliche Ruhe zu gewähren. Wo keine Mönchsorden mehr möglich ſind, wie im Proteſtantismus, da treten dann an ihre Stelle bald pietiſtiſche Richtungen, wie Zinzendorf's Herrnhuterſtaat, bald philanthropiſche Bemühungen, wie Rouſſeau's und Baſedow's, Salzmann's und Peſtalozzi's Pädagogik und pädagogiſche Anſtalten. Nur um den Gefahren raffinirter Unnatur zu entgehen, entſchloß ſich Rouſſeau, die ganze Civiliſation aufzugeben und in den Zuſtand primitiver Uncultur zurückzutreten, weil er ſtatt der Religion die devote Lüge, ſtatt der Wahrheit die Heuchelei der Sophiſtik, ſtatt der Schönheit die vergötterte Vogelſcheuche der Künſtelei vorfand. Erſt in der Ueberſättigung durch Genüſſe aller Art, in der Erſchlaffung der Sittlichkeit, in der Theilnahmloſigkeit an den abſoluten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, die man in guter Geſellſchaft als bloßen Wahn verlacht, erſt, wo Mäßigkeitsvereine geſtiftet, Arbeitshäuſer eingerichtet, die Gefängniſſe verbeſſert, verwahrloſte Kinder der phyſiſchen und moraliſchen Verweſung entriſſen werden müſſen, erſt da kann die Frage entſtehen, ob der Luxus nothwendig ſei, um der Perfectibilität des Menſchen zu genügen, ob man nicht, auch ohne die ſumptuoſe Fülle ſeines Gallakleides, im ſchlichten Anzug natürlicher Beſcheidenheit, den Tempel der Glückſeligkeit erreichen könne?

Betrachten wir von dieſem Geſichtspunkt den Menſchen in ſeiner unmittelbaren Exiſtenz, ſo werden wir darin folgende unabweisbare Bedürfniſſe finden: erſtens die Nahrung, zweitens die Kleidung, und, da dieſelbe gegen gewaltſamere Angriffe der Natur nicht ausreicht, drittens die

Wohnung. Wir wollen die Befriedigung dieſer Bedürfniſſe ſo einfach als möglich ſetzen. Für die Nahrung ſoll eine Baumfrucht, ein getrockneter Fiſch, Waſſer u. ſ. f. ausreichen; für die Kleidung ein Piſangblatt, ein Thierfell; für die Wohnung eine Höhle oder eine Hütte aus Baumzweigen. Wird der Menſch in ſolcher Natürlichkeit des Daſeins das ſein, was er ſein ſoll? Wird er in dieſem Zuſtande dem Geiſt der Freiheit, der ihm inwohnt, genügen können? Gewiß nicht. Ein Blick auf jene Millionen Afrika's, Südamerika's, die wir auf jener Stufe treffen, widerlegt ſolche Annahme. Geſund kann dabei der Leib wohl ſein, auch unverdorben der Geiſt. Aber ſollen wir ſolche natürliche Starrheit, ſolch thieriſches Wohlſein, ſolche kindlich-kindiſche Dummheit hoch anſchlagen? Macht man nicht überall die Erfahrung, wie leicht ſolche Zuſtände fremden Impulſen, der Verführung zu fremden Laſtern u. ſ. w. weichen? Wo wir daher dieſe Dämmerung des Bewußtſeins, wo wir Zauberer ſtatt der Prieſter, ſchreckſelige Schnörkel und Fratzen ſtatt der Heiterkeit der Kunſtgeſtalten, richtungsloſe Oscillationen träumeriſchen Aberglaubens ſtatt ſicherer Erkenntniß, die Ueberlieferung weniger Handgriffe zum beſſern Bär- und Seehundsfang ſtatt einer umfaſſenden gemeinſamen Technik finden, da iſt auch erſt die Schwelle der Humanität beſchritten und der Menſch noch in drückender Abhängigkeit vom Natürlichen.

Dies führt uns auf die Nothwendigkeit der Cultur. Geſteht man aber dieſe zu, ſo muß man zugleich die Nothwendigkeit des Luxus einräumen. Der Menſch ſoll in der Natur nicht ſeine volle Befriedigung finden können. Der ihm inwohnende Geiſt, der in Wahrheit der göttliche ſelbſt iſt, zieht ihn aus ihr zu ſich fort, entfremdet ihn derſelben, damit er ſich ſelbſt eine Welt erſchaffe, zu deren Aufbau er die Natur verwendet. Die Cultur als ein Werk der Freiheit iſt nicht blos Mittel für endliche Genüſſe, ſie iſt, als Befreiung von den Schranken der unmittelbaren Natürlichkeit, ſelbſt Zweck. Der Menſch übt alſo keine leere Willkühr, indem er ſich cultivirt; er gehorcht der Nothwendigkeit, welche die Freiheit ihm auferlegt. Er iſt frei, indem er frei wird. Ihm die Civiliſation nehmen, heißt ihm ſeine wirkliche Freiheit nehmen.

An ſich, ſeinem Weſen nach, iſt der menſchliche Geiſt freilich ſchon über die Natur hinaus, in der Wirklichkeit aber nur durch ihre Ueberwindung. Hieraus folgt die Nothwendigkeit der Arbeit. Nur ſie iſt die Bewährung der Freiheit. Das Quantum von Arbeitſamkeit giebt daher einen äußern Maaßſtab für das Quantum innerer Freiheit ab. Je roher ein Volk, deſto fauler iſt es auch; je cultivirter, deſto fleißiger. Mit der Rührigkeit aber erzeugt ſich auch eine ſittliche Energie, denn der Wille wird vielfach in Anſpruch genommen und lernt die Herrſchaft über ſeine unendliche Macht. Von dieſer Seite iſt der Luxus einer der größten Hebel der Freiheit, weil er tauſendfache Bedürfniſſe erzeugt, welche nur in der Intelligenz, in der Meinung ihren Grund haben und eine durch Nichts zu begrenzende Regſamkeit des Willens hervorbringen.

Daß der Menſch durch die Arbeit ſich von der Natur frei macht, hat ſeinen Grund darin, daß er ſich ſelbſt der Zweck iſt. Die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes kann er nur dadurch herſtellen, daß er die Natur im ausgedehnteſten Umfang des Wortes ſich unterwirft, ſie ſich zum Organ macht. Hierin liegt das Princip der Erfindung von Maſchinen, welche der Menſch zwiſchen ſich und zwiſchen die Natur in die Mitte ſtellt. Streng genommen ſind alle ein Luxus. Schon der Bogen des Wilden, ſein ſteinernes Meſſer, ſein kleiner Nachen ſind doch Maſchinen. Hier eröffnet ſich nun eine unendliche Reihe von Perfectionen, denn ſelbſt jede ſogenannte Verbeſſerung einer Maſchine iſt eigentlich das Erfinden einer neuen. Was nur irgend durch Maſchinen verrichtet werden kann, ſoll auch durch ſie gethan werden, um dem Menſchen Muße zu höheren Dingen zu ſchaffen. In unſerer jetzigen Civiliſation wird oft gegen die Vervollkommnung der Maſchinen und gegen ihre weitere Verbreitung als eine der traurigſten Folgen des Luxus geeifert. Allein abgeſehen davon, daß dieſer Progreß durch keine Klage aufgehalten werden kann, man müßte denn die Intelligenz ſelbſt ertödten, ſo iſt offenbar eine ſolche Proteſtation immer nur einſeitig und local, inſofern es Einzelnen unmöglich gemacht iſt, dem jedesmaligen Fortſchritt des Mechanismus ſich ſogleich anzueignen, die alſo nothwendig von denen zu Grunde gerichtet werden, welche die neu entſtandene Concurrenz aushalten können. Im Ganzen aber wird ein Volk durch den Luxus der Maſchinerien wohlhäbiger, weil die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Verkehrs dadurch wächſt, und endlich, wie in England, der Maſchinenbau ſelbſt viel Köpfe und Hände beſchäftigt.

Faſſen wir nun in dem Freiſein des Menſchen von der Natur, mit einiger Rückſicht auf das Aeſthetiſche, die beiden Hauptpunkte ins Auge, ſo dürfte dies wohl einmal die Reinlichkeit, ſodann aber die Unabhängigkeit von der Zukunft ſein.

Die Reinlichkeit ſtrebt dahin, die menſchliche Perſönlichkeit in ihrem eigenthümlichen Daſein darzuſtellen. Ihr Verfahren iſt daher ein negatives; ſie entfernt Alles, wodurch das klare Bild der Menſchheit getrübt werden kann. Daher

Waſchungen, Bäder, Kämmen; daher eine Verdoppelung der Kleidungsſtücke, um nicht das von der Arbeit vielleicht beſchmutzte Gewand auch in den Mußeſtunden beibehalten zu müſſen; daher Geräumigkeit der Wohnung, um nicht der Wohlthat athembarer Luft zu entbehren; daher eine Abſonderung verſchiedener Gemächer, um nicht durch Vermiſchung der Lebensfunktionen dem Schmutz Vorſchub zu leiſten u. ſ. f. Auch hier iſt, wie in der Arbeitſamkeit, wie in der Anwendung von Inſtrumenten und Maſchinen, ein unendlicher Progreß vorhanden; der Luxus der Reinlichkeit iſt mit der Civiliſation aufs Engſte verbunden und wirkt auf das Innere in ſtiller Verborgenheit mit unberechenbarer Gewalt. Reinlichkeit, darf man behaupten, iſt das äußere Siegel der Sittlichkeit, und in den Geſetzgebungen ſolcher Völker, bei welchen das religiöſe und politiſche Recht noch in einander fallen, wie bei den Indiern, Juden, Muhamedanern, ſehen wir die Reinlichkeit ſtets auf das Sorgfältigſte vorgeſchrieben und mit dem Cultus in unmittelbaren Zuſammenhang.

Der andere Hauptpunct in der Befreiung des Menſchen von der Natur iſt die Richtung ſeiner Thätigkeit auf die Zukunft. Das Nächſte iſt hier die Anſammlung von Vorräthen, um in der Subſiſtenz geſichert zu ſein. Dieſe Nothwendigkeit macht ſich ſo dringend fühlbar, daß wir ſie faſt überall beachtet finden. Allein die Art und Weiſe, wie dieſes geſchieht, und das Quantum Zeit, was dabei berechnet wird, macht hier einen Unterſchied. Je weiter die Civiliſation vorſchreitet, um ſo mehr ſucht der Menſch alle Vernichtung ſeines Beſitzes unmöglich zu machen. Er ſorgt nicht nur für die Erhaltung ſeiner und der Seinigen; er verwandelt vielmehr die flüchtige Natur des Vergänglichen durch Aſſecuranzen in unzerſtörbare Feſtigkeit. Wer Korn in Scheunen, Waaren in Speichern aufhäuft, kommt dadurch dem Zufall, der eine Ernte vernichtet, ein Schiff in den Meeresgrund ſenkt, zuvor; aber wenn auch die Scheune, der Speicher ein Raub der Flamme werden, wird er einen ſolchen Verluſt nur ſchwer ertragen. Hier ſtellen ſich dann die Aſſecuranzen ein, welche Meubel, Beſitz jeder Art, Hagelſchlag, ſogar das Leben verſichern, um unſere Exiſtenz noch über unſer Grab hinaus unſeren Nachkommen zur fortwirkenden Wohlthat zu machen. Dieſe Gewißheit wirkt auf die Gegenwart froh belebend zurück; die Angſt, mit welcher die Gebrechlichkeit des Endlichen den Menſchen erfüllt, wird getilgt. Wohl kann es ſein, daß eine ſolche Sicherheit des äußeren Daſeins zu trägem Uebermuth, zu ſchnödem Vergeſſen höherer Zwecke führt, aber nicht nothwendig, denn ſie kann eben ſowohl wahrhaft ſittlich wirken, indem ſie die Grübelei über die Befeſtigung des Vergänglichen entfernt und durch die Garantie des Erſatzes jedes durch berechenbaren Zufall entſtehenden Verluſtes dem Gemüth jene behagliche Stimmung giebt, welche für die volle Hingabe an ideelle Intereſſen oft unerläßlich iſt.“

Erſt da, wo über die Gegenwart hinaus die Zukunft in die Thätigkeit der Gegenwart eingeſchloſſen, wo der Menſch über die Unſicherheit derſelben hinausgehoben wird, kann von Reichthum die Rede ſein, denn die Ausgabe iſt alsdann geringer als die Einnahme. Der Begriff des Reichthums darf aber nicht mit dem des Luxus verwechſelt werden. Der Reichthum iſt nur das Mittel des Luxus; er ſelbſt der Genuß, welchen der Reichthum gewähren kann. Es iſt daher eine ganz ſchiefe Anſicht, welche den Reichthum beſchuldigt, die Corruption der Sittlichkeit zu befördern. Abgeſehen davon, daß eine Sittlichkeit gewiß nichts werth iſt, welche auf der Mittelloſigkeit zum Sündigen beruht, ſo iſt es offenbar nicht der Reichthum an ſich, ſondern das ſchon verderbte Gemüth, was in ſeiner verkehrten Verwendung zur Debauche führt. Nur der Neid der beſchränkten Genußſucht ſagt dem Reichthum Böſes nach, denn an ſich kann er als das mächtigſte Werkzeug der Sittlichkeit nur willkommen und förderlich ſein. Er ſchafft der Erhebung des Geiſtes zum Geiſt ein freies Terrain und bewahrt vor tauſend gemeinen Verſuchungen, denen die Dürftigkeit ausgeſetzt iſt. Hunger, Mangel an Kleidung und dgl. ſind furchtbarere Gewalten, als die Moraliſten ſich träumen laſſen, welche bei vollen Schüſſeln ihre Compendien ſchreiben, ohne den Menſchen der Wirklichkeit von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut zu haben. Sie können Stimmungen im Menſchen erzeugen, in deren ſchlaffer Wüſtheit alle Religion und Moralität wie eine Fiction erſcheinen, ſo daß Diebſtahl, Betrug, Liederlichkeit, Mord ſogar mit empfindungsloſer Gleichgültigkeit, mit der entſetzlichen Unſchuld des Stumpfſinnes vollbracht werden. Unſere Zeit zeichnet ſich darin aus, daß ſie den Quellen des Elendes der unteren Volksclaſſen eifrig nachſpürt. Hierdurch aber ſind wir auch mehr als früherhin mit den zahlloſen und frevelvollen Verirrungen bekannt geworden, denen die Armuth unter dem Stecken des Treibers faſt bis zur Willenloſigkeit ausgeſetzt iſt. Es iſt daher ein richtiger Inſtinct der Sittlichkeit, der auf die Erwerbung des Reichthums hinausgeht, wie ſich aber von ſelbſt verſteht, nicht des Reichthums, ſondern der Sittlichkeit halber.

Als Reſultat der bisherigen Betrachtung können wir demnach Folgendes aufſtellen: das Weſen des Geiſtes iſt Freiheit. Wirklichkeit hat dieſelbe jedoch nur durch die That. Die Arbeit iſt ihrem nothwendigen Inhalt nach Befreiung des Geiſtes von ſeinem unmittelbaren Zuſammenhang mit der Natur. Negativ geſchieht dies durch die Reinlichkeit, poſitiv durch den Reichthum. Der letztere aber iſt lediglich eine Folge der Arbeit. Wir können nun fortfahren: der Reichthum iſt die Bedingung des Luxus. Wo ein ſolches Quantum von Kraft vorhanden iſt, daß daſſelbe nicht blos für die Befriedigung des unmittelbaren Bedürfniſſes verwendet zu werden braucht, ſondern über die Grenze der gebieteriſchen Nothwendigkeit hinaus noch einen Spielraum willkührlicher und zweckloſer Bewegung geſtattet, da wird Luxus ſein. Der Luxus zeigt ſich demnach als unabweisbares Product der Arbeitſamkeit; nur der Geiſt kennt den Luxus; die Natur nimmt nur ſeine Maske vor. Es iſt wahr, unermeßliche Räume, rollende Jahrtauſende, unüberſehbare Sternenheere, gigantiſche Elemente, zahlloſe Pflanzen, w[illegible]melnde Thiergeſchlechter ſtrömen ins Unendliche aus dem ewig ſchaffenden Quell. Aber die Verſchwendung iſt nur ſcheinbar; der genaueſte Calcul herrſcht in ihr. Kein Sandkorn, kein Fiſchei, kein Sonnenſtrahl kann entbehrt werden; ſie ſind für das Ganze ſo nothwendig, wie die Wüſten, die Raubthiere, die Milchſtraßen u. ſ. f. So kennt auch der rohe Menſch, der Zögling der Natur, den Luxus nicht. Der Putz, mit dem er ſich behängt, iſt nur das Zeichen ſeiner Empfänglichkeit für denſelben. Ueberfluß an Nahrungsmitteln iſt für den Wilden mehr eine Gunſt des Zufalls, denn ein Werk der Abſicht. Einige Stämme der Braſilianiſchen Wilden entſchließen ſich zur Jagd nur, wenn der grimmigſte Hunger ſie peinigt; die übrige Zeit vegetiren ſie völlig thatlos in ihren engen und ſchmutzigen Cabanen.

Die Entwickelung des Luxus iſt demnach nichts Anderes, als die Vermenſchlichung der Natur. Die Arbeit des Geiſtes läßt ſie als Grundlage gänzlich verſchwinden. Der Proceß, der ſich hier überall von kleinen, unſcheinbaren Anfängen mit unaufhaltſamer Conſequenz entfaltet, iſt der, daß das Bedürfniß, was der Menſch in ſich vorfindet, von dem Verſtande in alle von ihm involvirten Elemente zerlegt wird. Jeder Trieb iſt für ſich einfach, aber ſeine Befriedigung durch die Fülle der Mittel ſehr mannigfaltig. Das Thier z. B. ſäuft und frißt, was es findet; der Menſch aber ſtreift den Nahrungsmitteln ihre Natürlichkeit ab, giebt ihnen durch ſeine Behandlung geiſtige Weihe, ſondert die feſten und flüſſigen, warmen und kalten, ſchweren und leichten Speiſen in verſchiedene Schaalen, ordnet eine angemeſſene Folge des Genuſſes, und ſchreibt endlich ſogar, wie Herr von Rumohr, über den Geiſt der Kochkunſt. Die Kleidung iſt zuerſt eine ungetheilte, bis der Menſch zuletzt für jedes Glied eine ſich paſſend anſchmiegende, und, was die Hauptſache iſt, ſeine Individualität entſprechende erfunden hat. Die Wohnung umſchließt anfänglich Alles in Einem Raum, den Herd wie die Hausthiere; dann aber wird Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Stallung, ſpäterhin Flur, Arbeitslocal, Beſuchzimmer, Geſindeſtuben, Speiſezimmer u. ſ. f. abgeſondert. Hier zeigt uns wieder unter den Möbeln das Bett allein hundertfache Variationen von der Bärenhaut, der aus Blättern geformten Hängematte, dem Strohlager an bis zum wollüſtigen Eiderdaunenbett mit atlaſſenen Verhängen. Und ſo durchweg.

Indem nun ein Geſchlecht die Erfindungen des andern erbt, in ihrem Genuß heranwächſt, gewöhnt es ſich an das, was einſt noch gar nicht exiſtirte, und findet in dem Product Prometheiſcher Sorge etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. Es kann nicht mehr entbehren, was nach dem alten Sprichwort, ignoti nulla cupido, keine Entbehrung ſein konnte, bevor es erfunden war. Dies heißt nichts Anderes, als: die Mittel der Befriedigung werden ſelbſt wieder Bedürfniſſe. Dieſe Bedürfniſſe ſind dann nicht mehr unmittelbar natürliche, ſondern künſtliche; ihre Nothwendigkeit wird eine ſittliche. In dieſer Kraft der Gewöhnung liegt die demokratiſche Macht des Luxus, denn die Bedürfniſſe deſſelben ſtecken an; die Diener copiren die Herren, die untern Stände die höheren, ſo gut es gehen will. Die ideelle Nothwendigkeit, im Hausgeräth, in der Kleidung, in der Wahl des Vergnügens Andern gleichzuſtehen, iſt ſo ſtark, als die reellſten phyſiſchen Antriebe. In der Beweglichkeit der Mode fühlt jeder in ſich eine Aufforderung, die gerade herrſchende auch ſich, wenn gleich mit unumgänglichen, bald durch die Mittel, bald durch die ſociale Stellung gebotenen Modificationen anzueignen. Wie ſehr dieſe äußere Gleichheit auf die innere Einheit zurückwirkt, braucht nicht auseinandergeſetzt zu werden. Der ſchwerfällige, von Seide und Gold und Edelſteinen und Sklavenarmen ſtrotzende Hofpomp eines Orientaliſchen Monarchen macht dieſen, der Menge gegenüber, zu einem einzigen Weſen, dem ſie aber nicht gewachſen iſt, das ſie mit gedrückter Neugier anſtarrt. Ein europäiſcher Monarch geht im ſchlichten Ueberrock, in grauen Tuchhoſen, in einfacher Mütze, unter ſeinen Bürgern ſpazieren, kaum durch einen angehefteten Stern ſich ſignaliſirend. Aber wo er erſcheint, verräth ſich die Innigkeit der Empfindung, in der Gediegenheit ſeines Charakters, in ſeinem tiefen, alle Intereſſen des Staats durchdenkenden Bewußtſein den wahrhaft königlichen Luxus zu finden.

Wenn eine jede Befriedigungsweiſe ſelbſt wieder zum Bedürfniß umſchlägt, wenn der Scharfſinn des Verſtandes an jeder Bequemlichkeit noch eine Unbequemlichkeit herausfindet, die er durch neue Mittel fortſchafft, bis auch dieſe veralten und zu neuen Erfindungen treiben, ſo überzeugen wir uns wohl, daß in dem Bildungsproceß des Luxus ſchlechterdings keine Grenze zu ziehen iſt. Wer könnte alle hier möglichen Combinationen berechnen! Wer könnte, um nur Eines anzuführen, die Steigerung der Bewegung durch Eiſenbahnen, Dampfſchiffe und Dampfwagen, Luftfahrmaſchinen im Voraus berechnen! Iſt nicht dadurch der Luxus des Reiſens unendlich geſteigert? Wer kann wiſſen, welche Wunder die Anwendung des Elektromagnetismus in der Mechanik erzeugen und welche neue jetzt noch unausdenkbare Phänomene des Luxus eine ſo gewaltige Schnellkraft herbeiführen wird! Hier iſt Niemand Prophet genug. Es ſcheint demnach, als könnte der Luxus durchaus nicht begrenzt werden. Allein eine innere Begrenzung iſt möglich. Das Ziel aller Civiliſation iſt auch das Maaß derſelben. Der Luxus als das Kind der Civiliſation muß folglich mit ihr die Gleichheit des Maaßes theilen. Das Ziel der Civiliſation iſt aber, wie ſchon eben angedeutet wurde, der Geiſt, wie er ſich ſelbſt der Zweck iſt. Als ſolcher aber erſcheint er in dem Reich des Wahren, Guten und Schönen. Dieſe Ideen ſind wegen ihrer abſoluten Selbſtſtändigkeit unfähig, zu Mitteln herabgeſetzt zu werden. Sie machen daher die Norm für die Zuſtände der Civiliſation aus; Alles, was ihnen widerſpricht, widerſpricht auch der wahrhaften Civiliſation, welche nichts Anderes anſtreben kann, als der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft unverwüſtliche Tempel zu gründen. So lange daher der Luxus mit ihnen im Zuſammenhang ſteht, ſo lange iſt er erlaubt; wo er aber mit ihnen ſich entzweit, da wird er unnatürlich und verwerflich. Im Einzelnen läßt ſich dies leicht nachweiſen.

Wir haben eben Nahrung, Kleidung und Wohnung als die unmittelbarſten Bedürfniſſe des Menſchen angegeben. Nun hat z. B. ein reiches Mahl nichts an ſich, was dem Begriff der geiſtigen Freiheit widerſpräche; die höchſten Acte der Weltgeſchichte ſind durch Sympoſien gefeiert. Wenn aber die ſpäteren Römer mitten in der Mahlzeit ein Vomitiv nahmen, um ohne Aufhören ſchlemmen zu können, ſo wenden wir uns mit Abſcheu fort. Daß ſich der Menſch durch Getränke, deren Wirkung auf das Nervenſyſtem er kennt, willkührlich in Stimmungen verſetzt, iſt ein großer, dankenswerther Fortſchritt in der Cultur. Wein, Kaffee, Thee werden fortan zu den ewigen Bedürfniſſen der gebildeten Menſchheit gehören. Genießt man aber Opium, um in einer üppigen, Alles überbietenden Traumwelt zu ſchwelgen, und beim Erwachen aus ihr, mit zitternden Gliedern, die Wirklichkeit ſchaal und ſaftlos zu finden, ſo iſt ein ſolcher Luxus abſolut verwerflich. Der Luxus kann ſehr wohl mit der Mäßigkeit zuſammen beſtehen; das ſubjective Ueberſchreiten des Maaßes, die Völlerei, iſt hier alſo die Grenze. Die Moral hat bei ihrem Eifer gegen den Luxus hauptſächlich dieſe Seite der Unmäßigkeit im Auge, die aber nicht dem Luxus an ſich, ſondern der Ueberreizung der Individuen zur Laſt fällt und in der Hütte des Eskimaux, der ſich in Wallfiſchthran beſäuft, eben ſowohl ſtattfinden kann, als an der comfortabelſten Tafel, an der des engliſchen Generalgouverneurs von Oſtindien, die eine Quinteſſenz aller Erzeugniſſe der Welt darbietet. Sobald die Naturſeite des Lebens nicht mehr der geiſtigen Sphäre untergeordnet wird, hört der Geiſt auf, Herr der Natur zu ſein; er wird ihr Knecht, den ſie durch unerſättliche Lüſternheit feſſelt.

Die Moralität zieht aber nicht blos eine Grenze für das Gebiet der Sinnlichkeit, ſondern auch für das Verhältniß des Luxus zur Vermittelung der Subſiſtenz, für das Vermögen. Das Vermögen ſoll zunächſt auf die Befriedigung der unmittelbar durch die Natur gegebenen Bedürfniſſe verwendet werden. Wird es dagegen aufgewendet, um zunächſt die durch entſchiedenen Luxus erzeugten Forderungen zu befriedigen, ſo entſteht ein krankhafter Luxus, da im Grunde Noth vorhanden iſt. Die Noth würde nicht da ſein, huldigte man nicht dem Luxus; erſt nach Stillung des wahrhaften Bedürfniſſes hätte dieſer Berechtigung. Da nun daſſelbe, um die Koſten für die Luxusartikel herbeizuſchaffen, ſo knapp wie möglich abgefertigt wird, ſo iſt der Luxus ein Betrug, denn er iſt ohne den entſprechenden Hintergrund wirklicher Behaglichkeit. Die weitere Folge ſolcher Verkehrung der urſprünglichen Ordnung iſt im Durchſchnitt, daß mehr ausgegeben, als eingenommen wird. Verſchwenden darf nur, wer verſchwenden kann. Jene Lage dagegen führt zur Verſchuldung. Mit jeder Schuld aber entſtehen neue Verlegenheiten, denn das erborgte Vermögen fordert Verzinſung. Die gewährte Abhülfe iſt nur momentan und verkehrt ſich nur zu bald in die Furie der Mahnung, welche die heitere Gemüthlichkeit der Geſellſchaft im Innerſten zerrüttet. Ein ſolch erzwungener, jammervoller Luxus wird nun vorzüglich da ſich erzeugen müſſen, wo das Verhältniß eines feſten an Grundbeſitz oder Pfründen geknüpften Einkommens zu dem unſichern auf der täglichen Arbeit ruhenden Erwerb ein Extrem bildet. Die Hauptſtädte gewähren daher insbeſondere das

Schauſpiel eines ſolchen Contraſtes. Allerdings exiſtirt in ihnen auch ein frohſinniger Mittelſtand, der ſich bei Fleiß und Ordnung vielerlei Genuß erlauben und doch noch einen Nothpfennig zurückzulegen hoffen darf. Aber in ihnen exiſtiren auch die Proletarier, und nicht blos in der Form der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner, der Eckenſteher und Bettler, ſondern auch unter der Larve genüglichen Auskommens, das ſich, wo es hülfeſuchend auftritt, oft mit dem heilig zu haltenden Namen verſchämter Armuth bedeckt. Das Princip eines ſolchen luxurirenden Firniſſes, der die Lumpen der Armuth verdecken ſoll, liegt vor allen Dingen in der Putzſucht der Weiber. Sie vornämlich wollen in der Kleidung nicht zurückſtehen, ſie wollen die Mode mitmachen. Doch damit iſt's noch nicht gethan. Sie wollen auch zeigen, daß ſie modiſch gekleidet ſind, daß ſie in dem neuen Anzug, dem Federhut, den Wiener Locken, in den durchbrochenen Strümpfen u. ſ. f. ſich allerliebſt ausnehmen. Es müſſen alſo Promenaden, Gärten, Concerte, Bälle, Theater beſucht werden, wo ſie gefallen, wo ſie Eroberungen machen können. Zwar wird auch der Kirchenbeſuch zum Behufe der Oſtentation gemacht; indeſſen iſt doch hier die kokettirende Tournüre zu beſchränkt, und fühlt ſich, wie leichtſinnig ſie auch ſei, dennoch durch die Erinnerung an das Göttliche fatal genirt. Wie eine ſolche Ueberhebung, eine ſolche ſittliche Haltungsloſigkeit den Uebergang in die Liederlichkeit macht, liegt nahe genug. Die moraliſche und phyſiſche Entkräftung gehen immer Hand in Hand. Wie viele junge Mädchen leben z. B. in Berlin buchſtäblich nur von trockenem Brod und Cichorienkaffee, denen man im Begegnen auf der Straße in ihrem damenhaften Aufputz dieſen Nothſtand nicht anerkennen würde, verriethe ihn nicht die ſcharf zugeſchnittene, früh alternde Phyſiognomie dem tieferen Blick. Wie viele haben nicht die nothdürftigſte Wäſche, vielleicht nur Ein Hemde, wohl aber mehrere Kleider und wenigſtens einen Shawl! Der wahre Ruin für dieſe Richtung ſind die Leihhäuſer, ein Abgrund für die etwa noch vorhandenen werthvollen Effecten, die oft Erbſtücke ſind, von deren Veräußerung ſchon die Pietät zurückhalten ſollte. Allein im Prickeln der Begierde, den ephemeren Flitterſtaat zu erhaſchen, werden ſie rückſichtslos verſcherzt. Von dieſem Geſichtspunct aus ſind von Zeit zu Zeit Aufwandsgeſetze gegeben worden, namentlich Kleiderordnungen, die aber niemals viel gefruchtet haben, und hauptſächlich nur dem Hiſtoriker zu Gute kommen, der aus ihnen die Statiſtik der Vergangenheit berechnet.

Die Unmäßigkeit iſt die Grenze des Genuſſes, die Verſchwendung die des ökonomiſchen Aufwandes für denſelben. Eine dritte Begrenzung iſt das Unnatürliche, welches zugleich das Unſittliche iſt, denn die Natur vermag nicht ſich ſelbſt zu verkehren, nur der Menſch; Baſtardzeugungen ſind nichts Unnatürliches; ſie gehen wohl aus der Art, aber nicht aus der Gattung heraus. Da nun bekanntermaßen der Schmerz mit der Wolluſt im Tiefſten verwandt iſt, ſo finden wir in der Geſchichte des Luxus nicht ſelten ſolche Erſcheinungen, welche, wie die Römiſchen Gladiatorſpiele, wie die Thiergefechte auf den Pariſer Boulevards, aus dem Schmerz das Vergnügen hervorgehen laſſen. Nur, wo die natürliche Befriedigung ſchon bis zum Ekel erſchöpft iſt und der geiſtloſe Müßiggang eine wühleriſche Unterhaltung fordert, ſtellt ſich das Raffinement ein, welches nichts Anderes iſt, als die Erzeugung eines Reizes, der ohne ſeine Vermittelung gar nicht da ſein würde. Da die Gewohnheit uns auch mit den erkünſteltſten Zuſtänden vertraut macht, ſo daß wir uns nur mit Anſtrengung von ihnen entwickeln und zum freien Urtheil über ſie ſtellen, ſo wird es oft ſehr ſchwer, in concreten Fällen zu beſtimmen, wo der Luxus über die Grenze des Natürlichen hinausgeht. Indeſſen darf man dem ethiſchen Ernſt der Forſchung viel vertrauen; das Gefühl allein vermag hier nichts, denn es wird zu ſehr durch die Gewohnheit beſtimmt; der Gedanke aber beſtimmt ſich nur durch die Sache. Es iſt namentlich die Polizei ſowohl in Betreff der Geſundheits- als der Sittenpflege, welche hier nicht ſelten in Verlegenheit geſetzt wird. So z. B. iſt man noch immer nicht zu feſten Grundſätzen über die Zuläſſigkeit der Bordelle gekommen; die öffentliche Meinung ſcheint ſie in unſerer Zeit durchaus zu verwerfen, weil es die Regierungen ſchände, für Anſtalten, welche dem Luxus der Unzucht gewidmet ſind, Sorge zu tragen. Läßt man ſich aber auf eine Kenntnißnahme der Kindermorde, ſowohl der groben als ſubtilen, auf die Verwüſtungen der ſyphilitiſchen Krankheiten, auf das durch geheime Ausſchweifungen erzeugte Verderben, auf die Ausſicht ſo vieler jungen Leute ein, durch ihre Lage einem immerwährenden Cölibat verfallen zu ſein, ſo wird es an Zweifeln nicht fehlen, und in der erſten Beſtürzung über ſo furchtbare Uebel würde mancher vielleicht von dem Enthuſiasmus nicht weit entfernt ſein, welcher durch Bordelle die Sittlichkeit aufrecht zu halten vorgiebt. Es giebt aber eine Menge anderer Fälle, in welchen das Unnatürliche wohl entdeckt und auch verhütet werden kann. Wenn, wie der Fürſt Pückler Muskau in ſeinen Briefen erzählt, die Pariſer ſich an den Capriolen ergötzten, welche kalekutiſche Hähne ſchnitten, die man auf Meſſingplatten ſtellte, welche von unten langſam erglüht wurden, ſo iſt dies ein ſchändliches Vergnügen. Nur der Wiſſenſchaft darf die Thierquälerei erlaubt ſein; außerdem, um ſich an der vom Schmerz verzerrten Grimaſſe zu weiden, iſt ſie ein gottloſer Frevel. Eine Stimme, welche die Kraft und Feſtigkeit des männlichen Organs mit der Zartheit und Süßigkeit des weiblichen vereinigt, kann entzücken. Wenn aber das Entzücken durch Caſtration erkauft werden muß, ſo iſt dies ein unnatürlicher Luxus, den ſich der heilige Vater Roms am wenigſten und am wenigſten zur Verherrlichung Gottes hätte erlauben dürfen. In den Zuſtänden ſehr geſteigerter Civiliſation niſtet ſich insbeſondere auch das unnatürliche Bedürfniß des Krankſeins ein. Die Empfindung, welche die Geneſung aus einem krankhaften Zuſtande gewährt, iſt eine der ſüßeſten; dies Uebergangsgefühl möchte man perennirend machen; die Aerzte werden ein bloßer Luxusartikel. Dann ſpielen auch die Bäder eine große Rolle; andere Curen werden von der Klugheit der Aerzte, da ſie nur den Wahn von Krankheiten zu bekämpfen haben, blos obenhin zur Unterhaltung der hyſteriſchen Weiber und hypochondriſchen Männer fortgeführt; die Homöopathie gewährt in unſeren Tagen für das Bedürfniß, immer krank zu ſein, ein vorzügliches, unſchädliches Spielzeug. Schon Plato führt in ſeiner Philoſophie des Staats bittere Klage über ſolchen weichlichen Luxus, und erſt noch im vorigen Jahre ſah ſich das Preußiſche Miniſterium der Medicinal-Angelegenheiten zu der Verordnung genöthigt, daß die Aerzte Badecuren nur in den dringendſten Fällen verſchreiben ſollten, weil die Koſtſpieligkeit derſelben den Wohlſtand vieler Familien zerrütte, und bei denen, welche eine ſolche Cur für nothwendig hielten und welchen ihre Umſtände dieſelbe ſchlechthin verſagten, nur Verdrießlichkeit und Unfriede mit dem Leben erzeugt würde.

Es bleibt uns nur noch der äſthetiſche Kanon für die Begrenzung des Luxus übrig. Allein mit dieſem hat es die eigene Bewandniß, daß er nur dann unbedingt beſtimmen kann, wenn das äſthetiſche Intereſſe mit dem ſittlichen durchaus vereint iſt. Denn das Unſittliche iſt freilich immer auch das Unſchöne, aber das Unſchöne nicht immer auch das Unſittliche. Die ſackartigen Aermel unſerer jetzigen Damen ſind z. B. vollkommen ſo häßlich, als es einſt die nun verſchrieenen Reifröcke waren. Wer wollte aber daraus boshafte Schlüſſe ziehen? Um mit Einem Wort zu ſagen, worauf es hierbei ankommt, ſo iſt es der Luxus der Obſcenität, der nicht geduldet werden darf, weder in profaner Proſtitution, noch in den Myſterien der Zweideutigkeit. An Beiſpielen fehlt es hier gar nicht; nur werden ſie wegen ihrer Nudität leicht ekelhaft. Es verſteht ſich, daß wir hier von der Verletzung der Sittlichkeit durch die laſterhafte Gemeinheit reden, denn daß die wahre Kunſt der Obſcenität zur Charakteriſtik diaboliſcher und pöbelhafter Plattheit nicht entbehren kann, wiſſen wir recht gut.

Wir haben, glaube ich, wohl eingeſehen, wie der Luxus eine nothwendige Begleitung der Civiliſation, ein unabwendbares Reſultat der für die Freiheit des Menſchen unvermeidliche Arbeit iſt. Wir haben ferner geſehen, wie alle die Anklagen, welche gegen den Luxus erhoben werden können, nicht ſowohl ihn ſelbſt, als vielmehr ſeine Ausartung in das Maaßloſe der Schlemmerei und Verſchwendung, in das Widrige der Unnatur und Obſcenität treffen. Nun wäre aber auch noch eine Betrachtung möglich, die ſich mit der Unterſuchung beſchäftigte, welche Gebiete des Lebens in ihrer Exiſtenz von dem Luxus abhängig ſind? Da jedoch eine ausführliche Entwicklung dieſes Thema's ſehr weitläuftig werden muß, ſo begnüge ich zum Schluß mich mit einigen Andeutungen.

Unmittelbar nämlich hängen Handel und Induſtrie, mittelbar Kunſt und Wiſſenſchaft vom Luxus ab; Induſtrie und Handel unmittelbar, denn jedes Gewerbe iſt mit der Befriedigung irgend eines Bedürfniſſes beſchäftigt, deſſen der Menſch, wenn wir einen ſogenannten Naturzuſtand deſſelben vorausſetzen, entbehren könnte; der Handel aber, indem er die Iſolirung der Nationen und die Einſeitigkeit ihrer natürlichen Localität aufhebt, verbreitet die Genüſſe eines Volkes, die Producte einer Gegend, die Erzeugniſſe einer Induſtrie durch alle Völker über die ganze Erde. Er übt eine univerſelle Ausgleichung. Induſtrie und Handel ernähren den Luxus, aber ihre Production iſt bedingt durch ſeine Conſumtion; fiele alſo dieſe fort, ſo fielen auch ſie ſelbſt fort. Die Nothwendigkeit der Induſtrie und des Handels für die Vereinigung der Völker, für die Erzeugung eines menſchlichen Gemeingefühls, wird aber Niemand leugnen wollen.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind nur mittelbar vom Luxus abhängig, d. h. ihr Princip liegt nicht in ihm, ſondern in ihnen ſelbſt, in der Idee der Schönheit und Wahrheit. Der Reichthum kann die Realiſirung dieſer Ideen anregen und begünſtigen, ſchaffen kann er ſie nicht. Aber für die Erſcheinung derſelben in Kunſtwerken und in ſyſtematiſcher Erkenntniß iſt ein gewiſſer Grad des Luxus, eine gewiſſe allgemeine Verbreitung deſſelben unter einem Volk durchaus nothwendig. Es gehört Muth dazu, an die Wirklichkeit der Vernunft, an die überirdiſche

Schönheit der Kunſt, an die ewige Wahrheit der Wiſſenſchaft zu glauben. Wo nun der Menſch noch mit ſeiner Selbſterhaltung zu ringen hat, da iſt ein freies Denken und Bilden unmöglich; mittelſt des Luxus aber gewöhnt er ſich an das Daſein einer durch den producirenden Geiſt über die Natur erhabenen, durch ihn verſchönten Welt. Kunſt und Wiſſenſchaft ſind inſofern der höchſte Triumph des Luxus, und die Hiſtoriker haben oft genug das Zeitalter des Indiſchen Vikramaditja, des Atheniſchen Perikles, des Macedoniſchen Alexanders, der Ptolemäer, des Auguſtus und Hadrianus, des Hohenſtaufiſchen Friedrich des Zweiten, der Mediceer, der Eliſabeth, Ludwigs des Vierzehnten und andere Epochen als ſolche Coincidenzpunkte der Kunſt und Wiſſenſchaft mit der merkantiliſchen und politiſchen Blüthe der Völker geprieſen. Man muß hierbei insbeſondere das Verhältniß der Arbeit und ihres Ernſtes zur Muße und ihrem Spieltriebe beachten. Denn die redliche Arbeit iſt dankbar; ſie wirft mehr ab, als unmittelbar nothwendig iſt. Die freie Zeit wird der Erholung gewidmet, welche für die Arbeit kräftigen und die abgenutzten Nerven und Muskeln wieder verjüngen ſoll. Die Muße ſoll aber einen Inhalt haben, denn nur der rohe Menſch erträgt die Langeweile des Nichtsthuns; für den Gebildeten wird die Thätigkeit zum Bedürfniß. Das Spiel iſt Thätigkeit, wie die Arbeit, allein es iſt ohne Zuſammenhang mit dem Bedürfniß; es iſt ſich ſelbſt Zweck. Statt der Nothwendigkeit iſt ſeine Regel der Zufall; ſtatt der folgerichtigen Strenge ſeine Form die Inconſequenz. Die Arbeit nöthigt überall zur Bedingtheit, zur Anerkennung von Schranken. Das Spiel will dagegen den Genuß des Willkürlichen, des Unbedingten gewähren. Daher nimmt die Kunſt den größten Raum der freien Muße gebildeter Völker ein, weil ſie die tiefſte innere Nothwendigkeit unter der Form willkürlicher Darſtellung verbirgt. Die Künſtler müſſen dann freilich die Rolle der Arbeiter übernehmen; allein auch das Publikum, das zum Genuß ihrer Werke ſich anſchickt, iſt der Arbeit nicht überhoben, denn ein Gedicht, eine muſikaliſche Compoſition, ein Bild u. ſ. f. zu faſſen, iſt ohne alle Anſtrengung nicht möglich, und nur der Gegenſatz ſolcher Thätigkeit gegen den regelrechten Gang des Geſchäftslebens täuſcht uns darüber. Für den Gebildeten beſteht die Erholung nur im Wechſel der Arbeit, denn ſelbſt zum geringſten Karten- oder Dominoſpiel, zur leichteſten Converſation, iſt ein gewiſſer Aufwand von Intelligenz erforderlich, und nur vom guten oder ſchlechten Wetter läßt ſich bald bewußtlos ſprechen. Je mehr ſich die Verſtändigkeit des Geſchäftsmechanismus ausdehnt, je vollkommener die Räder der Geſellſchaft in einander greifen, um ſo mehr ſucht ſich das Gemüth namentlich durch die Muſik zu retten, ſo daß alsdann, wie in unſerer Zeit, ein bewunderungswerther muſikaliſcher Luxus entſteht. Nur ein durchgearbeitetes Volk kann den Wechſel von Spiel und Arbeit ſo erkennen und dem Spiel einen ſo mannigfaltigen Gehalt geben, daß ihm das Vergnügen ein unentbehrliches Lebenselement wird. Bei den Römern war der Schrei des Pöbels: Panem et Circenses, Reflex der Ueberſättigung; bei den Franzoſen aber iſt das amusement ein besoin geworden, und als die Vorläufer jeder geſellſchaftlichen Metamorphoſe gehen ſie darin den anderen europäiſchen Völkern voran, von denen viele allerdings den Luxus nur erſt als vereinzeltes Phänomen kennen, und alſo bis zu jener heitern Sorgloſigkeit noch weithin haben.

D.

Der hiſtoriſche Styl.

1.

Aufgabe und Zweck aller geſchichtlichen Schreibart iſt die Darſtellung und ſprachliche Wiedergeſtaltung der wichtigſten menſchlichen Handlungen und Begebenheiten vergangener Zeiten mit möglichſter Treue, Wahrheit und Lebendigkeit. Inſofern als dieſelbe, — denn nur mit ihr, nicht aber mit dem Erforſchen und Auffaſſen der hiſtoriſchen Wahrheit an und für ſich hat die Theorie des Styls zu thun — den Regeln der Darſtellung im Allgemeinen ſowohl, wie in der beſonderen Anwendung für dieſen Zweck, wie ſie die Aeſthetik lehrt, ſich unterwerfen muß, betrachtet man ſie als eine Aufgabe der Kunſt und belegt ſie mit dem Namen: die hiſtoriſche Kunſt. Sie unterſcheidet ſich als ſolche dadurch von der poetiſchen und namentlich von der epiſchen und dramatiſchen Darſtellung, daß dieſe letztere den gewählten, entweder entlehnten oder erfundenen Stoff mit freier ſchöpferiſcher Willkühr behandeln und verändern darf, während jene den überlieferten, nach ſtrengſter Wahrheit aufgefaßten und geprüften Inhalt unverändert wiederzugeben hat und ihr ganzes Beſtreben allein dahin gehn muß, die Form der äußeren Darſtellung demſelben ſo harmoniſch wie möglich anzupaſſen, damit die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen beiden Statt finde.

Vgl. Luciani *πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν* in deſſen Opp. Ed. Bipont. T. IV. p. 159 sq.
G. J. Vossii, Ars historica. Lugd. Bat. 1653. 4.
Saggio sopra l'arte storica (von G. T. Galeani Napione). Torino 1773. 8.
d'Alembert, Réflexions sur l'histoire, in ſeinen Mélanges de littérature. T. V.
Bolingbroke, Letters on the Study and Use of History. London 1751. 2 Voll. 8.
J. M. Chladenii, Allgemeine Geſchichtswiſſenſchaft. Leipzig 1752.
Mably, de la manière d'écrire l'histoire. Paris 1783. 12. Deutſch: Straßburg 1784. 8.
A. J. Penzelii, de arte historica libellus. Lips. 1784. 8.
Duncker, de historia ejus tractandae varia ratione. Berol. 1834. 4.
Rühs, Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums. Berlin 1811. 5. Abſchn. S. 248 ff.
Wachsmuth, Entwurf einer Theorie der Geſchichte. Halle 1820. §. 11 u. 12. S. 119.
W. v. Humboldt, Ueber die Aufgabe des Geſchichtſchreibers. Berlin 1822. 4.
Schiller, Was heißt und zu welchem Zwecke ſtudirt man Geſchichte? Eine akadem. Antrittsrede. Sämmtl. Werke in einem Bde. S. 1029.
J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte. 2. Aufl. Zürich 1817.
Gervinus, Grundzüge der Hiſtorik. Leipz. 1834.

2.

Da die Geſchichte ſich nur mit der Vergegenwärtigung der Vergangenheit beſchäftigt, ſo erfordert die hiſtoriſche Darſtellung vor Allem Einheit, Klarheit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit, genaue Anordnung, lebendige Anſchaulichkeit und Gewandtheit und Freiheit in der äußeren Behandlung. Man unterſcheidet drei Arten der hiſtoriſchen Darſtellung, welche ſich jedoch mannigfach nuanciren und mit einander vermiſchen laſſen. Die erſtere Art giebt nach Weiſe der Chroniken nur eine einfache Erzählung merkwürdiger Thatſachen oder Erſcheinungen der Vergangenheit meiſt in chronologiſcher Ordnung; die zweite ſtellt eine Reihe von miteinander zuſammenhängenden Ereigniſſen dergeſtalt dar, daß das Reſultat ihrer vereinten Wirkungen dem aufmerkſamen Leſer daraus deutlich hervorleuchtet: dieſe wird die pragmatiſche Geſchichtſchreibung genannt; die dritte Weiſe endlich ſucht die Ideen, welche allen Begebenheiten und Erſcheinungen der Geſchichte in ihrem inneren Zuſammenhange zu Grunde liegen, zu erforſchen, darzuſtellen und in ihrem endlichen Reſultate zu entwickeln, ſie wird daher als die philoſophiſche Geſchichtſchreibung und ihr Ergebniß als Philoſophie der Geſchichte bezeichnet.

Vgl. Beck, de historia pragmatica. Lips. 1810.

3.

Der Stoff aller Geſchichtſchreibung umfaßt entweder das Leben eines einzelnen Menſchen, inſofern als derſelbe einen beſtimmten größeren oder geringeren Einfluß auf den Entwickelungsgang des Menſchengeſchlechtes ausübte, oder auch den Entwickelungsgang einer größeren oder kleineren Gemeinſchaft von Menſchen, oder endlich den Entwickelungsgang der ganzen Menſchheit. Nach dieſer Beſtimmung unterſcheidet man daher a) die Biographie; b) die Specialgeſchichte; c) die Univerſalgeſchichte. Sie unterliegen ſämmtlich hinſichtlich des Styls den eben angeführten Bedingungen, nur verlangt die Biographie, da ſie ſich mit der geiſtigen Entwicklung eines Menſchen durch den Einfluß äußerer Verhältniſſe beſchäftigt, möglichſte Feinheit pſychologiſcher Charakterzeichnung und Einfachheit der Darſtellung, während dieſe bei den beiden anderen Gattungen dem allgemeinen Zwecke untergeordnet bleiben.

Vgl. Arndt, Einleitung zu hiſtoriſchen Charakterſchilderungen. Berlin 1810.
Jeniſch, Theorie der Lebensbeſchreibung. Berlin 1802.
Woltmann, Kleine hiſtoriſche Schriften. Jena 1797. Th. 1. S. 105.

4.

An den Muſtern des deutſchen hiſtoriſchen Styls, der ſich erſt ſehr ſpät (in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) ſelbſtſtändig und ſchön entwickelte, werden vorzüglich die Werke von Spittler, Johannes von Müller, Heeren, Sartorius, von Woltmann, Schloſſer, Niebuhr, Wachler, Luden, von Raumer, Kortüm, Ranke, Wachsmuth, Dahlmann u. a. m. gezählt.

Vgl. Wachler, Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt. Göttingen 1812.

Von der groſen Geiſchelfart.

Aus Jacobs von Königshofen Chronik.

Do men zalte M. ccc. xlix. jor, vierzehen nacht noch ſungichten, do koment gen Stroſburg wol cc. geiſchelåre; die hettent leben und wiſe an in alſe ich hie ein teil ſagen wil. Zuom erſten ſo hettent ſü gar koſtbere vanen von ſamittüchern und von baldekin, uf zehen oder acht vanen, und alſo menige gewunden kerzen: die truog men in vor wo ſü in ſtette oder in dörfer giengent, und ſtürmete alle glocken gegen in. und die geiſchelåre giengent den vanen noch ie zwene und zwene mittenander, und hettent alle mentelin an und hüete uf mit roten crüzen. zwene ſungent vor und denne die andern alle noch. und ir leis und ir geſang was alſo.

Nu iſt die betevart alſo her.
Criſt reit ſelber gen Jeruſalem;
er fürte ein crüze in ſiner hant.
nu helfe uns der heilant!

Nu iſt die betevart alſo guot.
hilf uns, herre, durch din heiliges bluot
das du an dem crüze vergoſſen heſt
und uns in dem ellende geloſſen heſt.

Nu iſt die ſtroſſe alſo breit
die uns zuo unſer frowen treit,
in unſer lieben frowen lant,
nu helfe uns der heilant!

Wir ſullent die buoſſe an uns nemen,
das wir gotte deſte bas gezemen
aldort in ſins vatter rich.
des bitten wir dich alle glich,
ſo bitten wir den heilgen Criſt
der aller welte gewaltig iſt.

So ſü alſus in die kirchen koment, ſo kniewetent ſü nider und ſungent:

Jheſus der wart gelabet mit gallen:
des ſullent wir alle an crüze vallen.

und do vielent ſü alle crüzewys an die erden das es clapperte. und ſo ſü ein wile alſus gelogen, ſo huop ir vorſenger an und ſang:

Nu hebent uf üwer hende,
das got dis groſſe ſterben wende.
Nu hebent uf üwere arme,
das ſich got über uns erbarme.

und denne ſtuondent ſü uf, und detent ſus drie ſtunt. und denne luodent ſü die lüte heim zuo imbiſſe, und eins luod zweinzig, eins zehen, und iegliches noch ſinen ſtatten, und buetent in wol.

Und dis was ir regel. Wer in die bruoderſchaft wolte und an die buoſſe tretten, der muoſte xxxiiij. tage dar inne ſin und bliben, und muoſte alſo vil phennige han, das ime alle tage vier phennige an geburtent: das worent xj. ſchillinge phennige und vier phennige. und dar umbe ſo entorſtent ſü nieman heiſchen. ſü getorſtent ouch keine herberge heiſchen noch in kein hus komen, men lüede in denne drin, und füerte ſü denne one heiſchen drin. ſü getorſtent ouch zuo keiner frowen gereden. welcher aber das brach, der kniewete vor ſinen meiſter und bichtet es ime. ſo ſatte ime der meiſter buoſſe und ſluog ime mit der geiſcheln uf ſinen rucke und ſprach:

Stand uf durch der reinen martel ere,
und hüete dich vor den ſunden mere.

Sü hettent ouch ein geſezede das ſü phaffen under in hettent: aber ir keiner ſolte meiſter under in ſin noch an iren heimelichen rat gen.

Wenne ſü nu woltent büeſſen: alſo nantent ſü das geiſcheln; das was zuom tage zwürent, früege und ſpote; ſo zogetent ſü zuo velde us: ſo lüte men die glocken, und giengent ie zwene und zwene und ſungent iren leich alſe vor geſeit iſt. und wenne ſü koment an die geiſchelſtat, ſo zugent ſü ſich us nacket und barfuos unz an die bruech und detent kittele oder wiſſe linen an, und die giengen in von dem nabel unz uf die füeſſe, und leitent ſich nider an einen witen creis. und wie ieglicher geſündet hette, dernoch leit er ſich. was er ein meineidiger böſewicht, ſo leit er ſich uf eine ſite und rekete ſine drie vingere uf. was er ein ebrecher, ſo leit er ſich uf den buch. Sus leitent ſü ſich in meniger hande wis noch maniger hande ſünde. do by erkante men wol was ſünde ieglicher geton hette. ſo ſü ſich alſus hettent geleit, ſo vieng ir meiſter an wo er wolte und ſchreit über einen und rüerte in mit ſiner geiſcheln und ſprach:

Stant uf durch der reinen martel ere,
und hüete dich vor den ſünden mere.

Sus ſchreit er über ſü alle, und über welchen er ſchreit, der ſtuont uf und ſchreit dem meiſter noch über die vor ime logent, unze ſü alle uf geſtuondent, und ſungent denne und geiſcheltent ſich mit riemen: die hettent vornan knöpphe und nolden dar in geſtecket; und ſungent maniger hande leis. die ſtont in der cronicken uf unſer frowen hus geſchriben: dar umbe loſſe ich ſü hie under wegen durch kürze willen. und wenne ſü ſich alſus gegeiſcheltent und geſungent, ſo las einer under in einen brief; und ſü ſprochent der engel hette in von himel her abe brecht. und in dem briefe ſtuont wie das got erzürnet wäre über der welte ſünde und wolte ſü han underloſſen gon: do wurde er gebetten von ſiner muoter und von ſinen engeln das er ſich ſolte erbarmen über die welte; und vil anders dinges ſtuond in dem ſelben briefe geſchriben. und wenne der brief geleſen wart, alſo zogetent ſü wider in die ſtat ſingende ie zwene und giengent iren vanen und kertzen noch.

Ouch wenne ſü ſich geiſchelent, ſo wart gar gros zuo loufen, und das volk weinde und hette groſſe andaht: wan das volk wonde und gloupte das der brief von dem himele her abe were komen, und alles das ſü ſeitent, das es allas wor wäre. und wenne die phaffen ſprochent wo by men erkennen ſolte das die geiſchelvart gerecht wär und wer den brief beſigelt hette, do entwurtent ſü und ſprochent wer die ewangelien beſigelt hette. Sus brochtent ſü die liute dar zuo, das men den geiſchlären me gloubete denne den prieſtern. und wo ſü in die ſtette koment, do kam gar vil volkes in ire bruoderſchaft, die ouch geiſchelåre wurdent.

Zuo Stroſburg kam me denne tuſent manne in ire geſelleſchaft, und ſü teiltent ſich zuo Stroſburg: eine parte der geiſchelåre gieng das lant abe, die ander parte das lant uf. und kam ſo vil volkes in ire bruoderſchaft, das es verdros den bobeſt und den keiſer und die phafheit. und der keiſer verſchreip dem bobeſte das er etwas hie zuo gedåchte: anders die geiſcheler verkertent alle die welt. wan ſü noment ſich groſſer heilekeit an, und ſprochent das groſſe zeichen durch ſü geſchåhent. und men truog zuo Stroſburg ein dot kint umbe iren ring do ſü ſich geiſchelten, und woltent es lebendig han gemachet: aber es geſchach niut. diſe geiſchelvart werte lenger denne ein halp jor, das alle wuche etwie menige ſchar kam mit geiſchelern. do noch machtent ſich ouch frowen uf und giengent ouch after lande und geiſchelent ſich. do noch fuorent junge knaben und kint ouch after lande in der geiſchelvart. do noch woltent die von Stroſburg niut me gegen in ſtürmen, und men wart ir alſo müede, das men ſü niut me zuo huſe luot alſo vor. und men geriet ſagen den falſch und die trugende do mit ſü umbe giengent, und das der brief ein lugener was den ſü bredigetent. und ze jungeſt verbot der bobeſt ire vart und gebot allen biſchoven das ſü in iren biſtuomen ſoltent die geiſcheler abe tuon und verbieten. und zuo Stroſburg gebot men ouch das kein geiſcheler getürſte me dar komen; und wer ſich geiſcheln wolte, der ſolte ſich heimelich in ſime huſe geiſcheln wie vil er wolte. Sus nam die geiſchelvart in eime halben jore ein ende: die ſolte noch ire ſage geweret han xxxiiij. jor.

Aus Johann Gensbein's Chronik.

Anno 1357. wurden die von Wartpurg in Weſtphalen, in dem Stift von Paulbron, die zwo gute Stett, nidergeworfen. Das theten die von Hatzfelt, die Ritterſchaft, vnd wurden gefangen bey hundert man, vnd bey viertzig getödtet. Die gefangene wurden loß vmb 1900 Marck ſilbers.

In demſelben jahr ſang vnd pfiffe man in allen diſſen landen, dis Lied:

Mancher went, daß niemand beſſer ſey dann he,
  Dieweil das Im gelingen,
Dem will ich wünſchen daß Im nimmer heil geſche,
  Vnd will daß frölich ſingen.
Weib, kehr dich an ſein klaffen nicht
  Das bitt Ich durch die reine Weiß,
  Iſt an im klein Ihr gut gelos
Gar wol Ihr ſtat das Angeſicht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburgk nidergeworfen. Das thaten die von Merenburgk, vnd blieben drey Erbare mann todt, dern dieſe einer Hartung, vnd was ein Schultheiß vnd ein Scheyff zu Limpurg: vnd achtet man denſelben Hartung vor den allerbeſten Leyen in allen diſſen landen. Auch wurden ihrer 10 oder zwölff gefangen.

Anno 1359. vmb S. Margrethen Meß, da lag das Reich vor Ellmar, vnd Ertzbiſchoff Boemund von Trier, mit Herrn, Rittern vnd Knechten, mit denen von Limpurg vnd andern ſeinen Stetten, vnd auch mehe Fürſten vnd Herrn, und ward gewonnen. Und geburte ſich, ehe daß es gewonnen wurd, daß die von Franckfurt ſolten der Katzen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, vnd ſpieleten die Katzen, vnd ſtieſen ſie an vnd verbranten ſie. Vnd verplieben deren von Franckfurt fünftzig todt. Vnd kam ihnen das von ihrer rechten Füllerey. Dann in vollerey je nie kein guts geſchach, als S. Bernhard ſchreibt in einer Epiſtel: Ebrietas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das ſprecht alſo aus:

Einem truncken mann höret das zu,
In dem dreck liegen ſpat vnd fru.

In derſelbigen zeit ſang vnd pfiffe man dis lied:

Gott geb jhm ein verdorben jar,
  Der mich macht zu einer Nonnen,
Vnd mir den ſchwartzen mantel gab,
  Den weiſſen Rock darunden.
Soll ich ein Nonn gewerden
  Dann wider meinen willen,
So will Ich auch eim Knaben jung
  Seinen kummer ſtillen.
Vnd ſtilt he mir den meinen nit,
Daran mag he verlieſen

In denſelben zeiten war ein Herr zu Würtzburgk, der war Keyſer Carlen, Konig zu Beheim, vngehorſam, vnd zoge der Keyſer vber Jhn mit groſſer Pomp vnd gewalt, vnd gewann Jhm viel leut vnd land an. Vnd hette es jhm zumahl abgewonnen. Aber der von Würtzburg fiele jm zu fuß, vnd bat ſein Gnad. Da thet Er es, vnd behilte doch der Keyſer ſeinen willen mit groſen Ehren.

Anno 1360. ward Keyſer Carln, Konigen zu Beheim, ein Sohn geboren, deſſen alle die Chriſtenheit erfrewet was, vnd wuſte man nit, daß ſein alter ein wunderliche endt vnd leben haben würde. Den Sohn thete Er führen von Prag gen Nürnberg, vnd ward Er getauft vnd genant Wentzeslauw, vnd war ſein Mutter geboren von der Schweteniß. Zu der kindstauf kamen mehr dann viertzig oder funftzig geborne Fürſten, dem Keyſer zu freuden vnd zu dienſt, jglicher das jm zugehört von ſeines Ampts wegen, vnd dazu Grafen, Herrn, Ritter vnd Knecht alſo viel, daß vnſelig was, vnd hilten den aller herrligſten gröſeſten köſtlichſten Hoffe zu Nürnberg, der je geſehen ſolt werden, mit groſſer köſtlichkeit, zehrung, kleidung, vnd aller herrlichen manirung der Fürſten, Grafen, Herrn, Rittern vnd Frawen, vnd mit ritterlichen Wapen, mit ſtechen, brechen vnd fechtirung, vnd von allem Spiel, das dazu gehöret. Vnd war geprüfet, daß vf der Stechbane hilten alweg mehr dann tauſendt mann mit verbundenen vnd gekrönten helmen.

In denſelbigen Jahren verwandelten ſich die Carmina vnd Gedichte in Teutſchen landen. Dann man bishero lange lieder geſungen hatte, mit fünf oder mit ſechs geſetzen. Da machten die Meiſter newe lieder, das hieſſet Widerſang mit drey geſetzen. Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit dem Pfeiffenſpiel, vnd hatten aufgeſtigen in der Muſica, daß die nicht alſo gut war bishero, als nun angangen iſt. Dann wer vor fünf oder ſechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte jhn jtzund nit ein flihen.

Da ſang man dis Widerſang:

Hoffen helt mir das leben,
Trawren thet mir anders wehe ꝛc.

In diſſen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn von Heſſen vorgenant, vber einen Abt von Fulda, mit zwelff hundert glenen, vnd verzehe viertzehen tag in ſeinem land mit rechter gewalt.

In diſſen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cuno von Falckenſtein, ein Thumherr zu Meintz, Vermünder vnd beſchirmer des Stifts zu Trier. Vnd in der newen leiſe ſo bawete Herr Philips von Iſenburg, Herr zu Grenſauw, der wonete zu Wilmar, ein newe Burgk, vnd ſchlug die auf einen ſtein nit fern von Limpurg vnd von Wilmar, vnd ward genant Gretenſtein, dann Sein liebge hieſſe Gretha, vnd nant die Burgk nach jhrem namen, vnd wolt Er jhr ein gut teſtament alda beſetzen. Vnd da die aufgeſchlagen was, da ſpeiſet Er ſie, vnd mahnete ſie voll Ritter vnd Knecht, die waren fern auß dem Hertzogen land von Beyern, Pfaltzgrafen bey Rein, vnd wolten wol geneſtet han. Da kame der vorgenante Cuno von Falckenſtein von des vorgenanten Stifts wegen mit Reiter vnd Knechten, vnd zog mit der glocken auß mit der gantzen Statt von Limpurgk. Vnd die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie daraquamen vor das hauß, da lagten Sie ſich nieder, aſſen vnd trancken eins, vnd ſtelten ſich zu ſtürmen. Vnd der vorgenante Herr Cuno ging ſelber mit denen von Limpurg vnd andern ſeinen Freunden, als feindlich zu ſtürmen. Vnd die auf dem Hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen geſehen konte. Vnd gewunnen das hauß vmb ein halben tag vnd je daß in dem ein, vnd das mit rechter gewalt vberhaupt. Vnd was auch denen von Limpurg zumahl ernſt, ſintemahl daß es Ihnen ſo nahe beylage, vnd ſiengen auff dem hauß den hauptman, Herrn Philipſen, mit Sechs vnd dreiſſig Rittern vnd Knechten, vnd zubrachen das hauß in den grund. Vnd ward Herr Cuno von Falckenſtein gar ſehr geworfen, daß Im ſein Antlitz mit ſchweiß vnd blut rann. Vnd ein Juncker von Runckel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das ſoltu wiſſen, daß dem vorgenanten Herrn Philips geſchahe als David ſchreibt im Pſalter, Incidit in foveam quam fecit. Das ſprich alſo:

Eim andern hat Er ein grub gemacht,
Vnd iſt ſelber darein gejagt.

Den vorgenanten Herren Cunen vergleichen ich der Tugendt, die da heiſſet Stercke: als da ſchreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribilium ubi mors videtur proxime. Das ſoltu alſo verſtahn:

Der Tugend eine heiſt Sterck,
Die pfleget ſtreitliche werck,
Daß Sie erlöß das gemeine Gut,
Darumb ſo ſtelt ſie jhren mut.

Nun ſolt du wiſſen, der nach hundert jaren geboren ſoll wiſſen ein memorabile, das iſt, ein gedechtnus, das vor dem Hauß geſchach, vnd kam alſo. Da man ſolte zu Sturm gehen, da kompt rennen ein Amptman des Biſchoffs von Trier, vnd ſprach wider die Burgermeiſter vnd Burger zu Limpurg, daß Sie ſich ſtelten, vnd gingen dauor zu Sturm. Darauf antwortet jhm der Burgermeiſter mit namen Johann Bept, vnd ſprach alſo: Wir ſeind hier daß wir ſtreiten wollen. Das derſend jhr nit gedenken, daß man den graben mit denen von Limpurg allein füllen olle. Ritter vnd Knecht ſollen bey uns niderſt. ten. Zu denen wollen wir uns mengen, vnd mit ihnen zu gleich zu ſturm gehen, vnd wollen nit die letzten ſeyn. Da der Amptman vnd andere Ritter vnd Knecht die Antwort hörten, da fielen Sie nieder mit denen von Limpurg, vnd gingen zu Sturm, vnd niemand gab dem andern im Sturm nit zu fertel, vnd ſtürmeten als vorgeſchrieben ſteht.

Mehr ſoltu wiſſen die phyſionomy vnd geſtalt Herrn Cunen vorgenant. Dann ich Jhn dick geſehen vnd geprüfet han, in ſeinem weſen vnd in mancher ſeiner manirung, daß Er was ein herrlich ſtarck man, von Leib, von Perſon, vnd von allem gebeine, vnd hatte ein groß haupt mit einer ſtrauben, ein weite braune grelle, ein weit breit Antlitz mit brauſenden backen, ein ſcharpf manlich geſicht, einen beſcheidenen mund mit gleſſe etlicher maſen dick, die naß was breit mit gerunden naßlöchern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem groſen kine, vnd mit einer hohen ſtirn, vnd hatte auch eine groſſe bruſt, vnd rötelfarb unter ſeinen augen, vnd ſtund auff ſeinen beinen als ein Löw, vnd hatte gütliche geberden gegen ſeine freunden, vnd wann Er zornig war, ſo bauſeten vnd floderten Jhm ſeine backen, vnd ſtunden Jhm herrlich vnd weißlich, vnd nicht vbel. Dann Aristoteles ſpricht lib. 4. Ethicor.: Non irasci quos oportet, insapientiae est. Das heiſſet alſo:

Wer nit vmb noth zoren hat,
Das en iſt nit eines weiſſen Raht.

Ein Jahr darnach ward derſelbig Cuno von Falckenſtein Vormunder des Stifts zu Trier, vnd zog auß mit der Statt zu Limpurg, vnd gewann Aldendorf eines Ritters wonung gelegen bey Merenburg, vnd war ein wüſtes hauß, vnd verbrande das vnd zuſchleifte es zumahl.

In diſſer zeit ſang man diß lied:

Aber ſcheiden ſcheiden das thut warlich wehe
Von einer die Jch gern anſehe,
Vnd iſt das nit vnmüglich.

Aus Johann Thurmayer's (Aventinus) Chronik von Bayern.

1. Einleitung in das achte Buch.

In den obern ſiben Büchern ſeynd beſchriben alle Beyeriſche Fürſten, einer auff den andern, biß auff Keyſer Ludwigen dem vierdten, der zu Mönchen ligt, unnd das Hauß zu Beyern hoch erhöhet, auch dermaſſen das heylige Römiſche Reich, die Keyſerliche Maieſtet, nicht ohn groſſe mühe, wider in jr alte Wirde und Anſehen zu bringen ſich unterſtanden, dennach groſſe widerwertigkeit von den Welphen und dem Bapſt Johanne dem zwey und zwentzigſten diß Namens, und Clemente dem ſechſten, auch von Graff Philipſen von Valoiß, dieſes Namens dem ſechſten, König in Franckreich, wie ich gründtlich auß den Schrifften deß Keyſers ſelbſt, und dergleichen deß Bapſts werde anzeigen, gelitten hat. Denn ſolche ſachen ſeynd in keiner Chronicken recht angezeigt, unnd nach grund herfür gebracht. Darumb ich ſolchem groſſen handel ein eygen Buch gegeben habe. Darinne ich auch, was nach Keyſer Ludwigen ſich biß auff Menſchen gedechtnuß verlauffen hat, voraus im Land zu Beyern, beſchreiben werde, und wil zuvor eine kurtze meldung von der Geburt, Sitten und Leben obgemeldtes Keyſer Ludwigs, nach brauch der Hiſtorien, thun.

2. Von Keyſer Ludwigen.

Keyſer Ludwig, deß Namens der vierdte Römiſche Keyſer, unnd fünfft König in Germanien unnd Teutſchen Landen, deßgleichen der fünfft Hertzog in Beyern, iſt geboren zu Mönchen, im jar nach Chriſti Geburt ein tauſent zwey hundert ſiben und achtzig, iſt im ſibenden jar geweſen, da er ſeinen Vettern, Pfaltzgraff Ludwigen bey Rhein, unnd Hertzog in Beyern, verloren hat. Seine Mutter Frauw Mechtild, König Rudolphs Tochter, eine weiſe vernünfftige Fürſtin, wie im ſiebenden Buch meiner Chronicken beſchrieben, hat jhn erzogen, iſt ſein Vermünd allein geweſen. Er iſt zu Wien in Oeſterreich mit ſeinen Vettern, König Albrechts, ſeiner Mutter Bruder, Sönen, in der lehrnung und Schul erzogen worden, iſt merklich uber andere Fürſten dieſelbige zeit im Reich geſchickt geweſen, der Lateiniſchen Sprach vor andern Fürſten wolkundig, hat viel gelerter Leut, Teutſche, Wahlen, Engleſer, fürnemlich in der heyligen Schrifft und der Rechten, am Hofe gehabt, nach derſelbigen Raht gehandelt. Etliche ſchreiben von jhm, daß er zu ſehr die arbeit geflohen habe, und zu nachläſſig in der zucht ſeiner Erben ſey geweſen. Die Geiſtlichen, Mönche und Kloſter Jungfrauwen die loben jhn ſehr, halten jn für den aller Chriſtlichſten, Gottförchtigſten und demütigſten Keyſer, ſetzen jn in den Himmel, bezeugen ſolches mit beſondern Wunderzeichen und Geſchichten, zeigen ſein Meſſer, Tiſchtücher, anders dergleichen mehr für Heiligthumb. Zu

Inderſdorf im Kloſter, im Creutzgang, iſt er ab conterfeit in gar ſchlechter Kleydung, da ſpeiſet er die Armen mit ſeinen eygenen Händen. Iſt nicht mächtig geweſen, hat nur das Oberland inne gehabt, Waſſerburg, Mönchen, Ingelſtatt, die Pfaltz am Rhein, beſaß ſein Bruder Rudolph, das Niderland, Landſhut, Burghauſen, Cham, Straubing, der Wald, hett eygene beſondere Fürſten.

3. Von Hertzog Friderichen von Oeſterreich.

Als nun König Ludwig mit ſeinem Gemahl zu Ach gekrönet was, zog er wider herauff gen Cöllen, verliehe allda die Lehen deß Reichs, als ein gewaltiger Römiſcher König. In dem war Hertzog Friderich von Oeſterreich mit ſampt Biſchoff Heinrich von Cöllen ſeinem Schwager, mit Pfaltzgraff Rudolph am Rhein, König Ludwigs leiblicher Bruder, nicht mehr dann mit zwentzig Pferden auff, kam heimlich gen Bonn, vier Meilen oberhalb Cöllen, wurd allda in S. Caſſii Kirchen auch zum König gekrönet vom obgenanten Biſchoff. Aber ſein Heer und Hauptleute, Hertzog Heinrich auß Kernten unnd von Tyrol, Graff Heinrich von Görtz, die muſten von forcht deß uberfallens das Läger reumen, unnd die Zelt hinder jhn laſſen, machten ſich darvon, zertrenten, zerſtreuweten ſich, man wolte ſie niergend eynlaſſen, eylten und ſtalen ſich alſo wider heim durch die Land, behelffen ſich mit den Rüben, ſo noch auff dem Felde ſtunden, noch nicht außgezogen und eyngebracht waren. Deßgleichen König Friderich kam heimlich in Oeſterreich, niemand hielt jn für einen König, dann ſeine Erbland. Sein Schwäger, Freunde und Nachbarn, der Hertzog von Kernten, Graff zu Tyrol, der Graff von Görtz, die Biſchoffe von Paſſauw unnd Saltzburg, unnd die Statt Ulm, der Pfaltzgraff am Rhein, Ludwigs leiblicher Bruder, andere Fürſten und Herren, Geiſtlich unnd Weltlich, gemeiniglich alle Stände, namen König Ludwig an für ein recht haupt deß heyligen Römiſchen Reichs.

4. Gefecht bei Eßling.

König Friderich gab wider Preßburg unnd die Schut (ſo etwa ſeinem Vatter König Albrecht von König Andreas auß Ungern gegeben war) ſeinem Vetter König Carl auß Ungern, damit er hülff von jhm erlanget wider König Ludwig, bracht alſo ein groß Volck zuſammen, zoge durch Kernten und durch die Graffſchafft Tyrol, kam in Schwaben, in ober-Oeſterreichiſche Land, durch hülff deß Graffens von Kirchberg, belägert die Reichſtatt Eßling, nam die Vorſtatt eyn, wolte den Necker abgraben, aber er wurd von denen in der Statt mit Geſchoß abgetrieben, ſchlug hernach gegen Mitternacht am Berg das Läger, ließ etliche Stürm antretten. König Ludwig kam der Statt zu hülff, leget ſich auff der andern ſeiten deß Neckers, lag biß an den achten tag ſtill, geſchach kein rechte Feldſchlacht, beyde theil theten wol täglich etliche kleine Scharmützel mit einander, in welchem Steffan Gumpenberger, ein Böhemiſcher Herr, nachmals ein Beyeriſcher Edelmann (von dem die Gumpenberger, ſo jetzt in Beyern ſind, kommen), der thete das beſte auff König Ludwigs ſeiten, wurd verwundt von Heinrichen von Schweinpenriſt, nichts deſto weniger eylet er demſelbigen nach in der Feinde hauffen, erſtach den Gaul unter ihm, fieng jhn, bracht jhn alſo lebendig mit jhm darvon in König Ludwigs Heer, ließe jhn doch wider ledig, ſchenckt jhm einen andern Gaul, der ſtellet ſich darnach, nach brauch damals der Ritterſchafft, mit einem Pferdt und Armbroſt. Nachmals an einem Abend ſtieſſen an einander an einem Furth des Neckers diejenigen, ſo die Gäul in die Träncke ritten, auff beyden ſeiten, hieben mit einander drein, ein jegliches theil ſtreckte die ſeinigen, und zogen auß dem Läger, es wurd ein Schlacht drauß, die Nacht fiel an, zertrenneten ſich wider, lag kein Theil ob, kamen nicht viel Knecht umb, etliche wurden gefangen. Auff beyden theilen wurden erſchlagen hundert und ſibentzig Reuter, unter welchen ein Graff von Kirchberg war, auff König Friderichs ſeiten. Nachmals brach man auff beyden ſeiten auff, zog jedermann weiter ungeſchlagen wider heim, hette jedermann kein luſt zu ſolcher (unter ſo nahe geſipten*) Freunden) Schlacht. Dann König Ludwigs Mutter was König Albrechts, deß Vatter König Friderichs, leibliche Schweſter, ſie waren nur Geſchwiſter Kind mit einander, und Enckel König Rudolphs. Dieſe Schlacht iſt geſchehen in dem jar nach Chriſti Geburt 1316.

Bauern-Krieg.

Aus Götz von Berlichingen Autobiographie.

Weiter iſt auch männiglich wol wiſſend, daß in dieſer Lands-Arth eine groſſe Bäuriſche Unruhe ſich erhebt, dergleichen vor nie geweſen, da ſchrieb mir mein Bruder Haunß von Berlichingen ſeel, anhero gen Hornberg, ich ſolt zu ihm kommen, nachdem viel Bauren zu Schönthal legen, ſolt ich ihm helffen, damit ſie ihn nicht übereillten, das thet ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte ſo viel mit denſelbigen Hauptleuthen, daß ſie ihn zu frieden lieſſen, darnach braucht mich der Teutſche Meiſter in das Weinſperger-Thal, da reit ſich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürſtl. Gnaden zu Ehren und Gefallen, und mit groſſen Sorgen dahin, was mir begegnet; das zeigt ich Ihro Fürſtl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck an, und ſonderlich, daß ſie kein Geſchütz hetten, nit ein Büchſen, daß ſie könnten ein Stein auſſer einer Mauer ſchieſſen, welches ich darum thet, damit die zu Horneck ſich deſto beſſer darnach richten könnten, dann es waren etliche Leuth darinnen, alſo daß das Hauß dannoch beſetzt ward; Wie nun die Bauren zu Weinſperg gehandelt haben, das iſt männiglich in dieſen Lands-Orthen wiſſend, und zogen ſie hernach herab den nechſten uf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehe, wie wol ich nit mehr Pfalz-Gräflicher Diener war, ſo wer ich doch gern bei Ihro Chur-Fürſtl. Gnaden in dieſer Handlung geweſt, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir ſchreiben ſolt, wie ich mich ſolt halten, dann ich hett Sorg, dieweil ſie nahe da lagen, ſie würden mich auch übereilen, darzu beſorgt ich auch meines Weibs und Kindern, die lag auch eines Kinds der Zeit innen; Nun hatt mich mein Bruder und andere meine guthe Freund und Geſellen beſcheiden in ein Holz bey Borberg, das heiſſet das Heſpach, da ich dann mit groſſen Sorgen zu ihnen kam, dann der Teuffel war überall ledig, da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürſten wir doch ziehen wolten, der in der Nähe wär, da zeigte ich an, wie ich keinen Fürſten wüſte, der in der Nähe wär, dann meinen gnädigſten Herrn den Pfalz-Grafen, der hett ſich beworben, und wer der meiſte Theil unter uns der Meynung, daß wir wolten zum Pfalz-Grafen reiten, da ſagt ich, ich wäre einer Schrifften wartend, was mir begegnet, wer es möglich, ſo wolt ich ſies wiſſen laſſen, und reit auch von Stund an mit groſſen Sorgen in mein Behauſſung, und ehe ich mich außthet, da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer, da ſagt ſie nein, da erſchrack ich warlich ubel, daß ich nit wuſt, wie ich mich halten ſolt, denn es giengen die Red, daß ſich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wuſt, wie ich ihme thun ſolt, hab auch ſeither denſelbigen Brief nit geſehen, aber ſo viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden iſt, und als ſie ſolchen meiner Schwieger geleſen, hat ſie ihr befohlen, ſie ſolt mir bey Leib und Leben nichts darvon ſagen, ſonſt wären ſie all geſtorben und verdorben; darum ich ſolchen Brief, wie gemelt, nit geſehen, und kame um der Urſachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet iſt, habe auch alsbald darnach, da die Sachen beſſer erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, ſie iſt auch ſeithero nit mehr darein kommen, und wie die Bauren zu Gundelsheim lagen, da waren daſelbſt etliche von Berlingen, und auch andere, als nemlich Beringer von Berlingen, ein ſehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Berlingen, und andere mehr vom Adel, die wußten auch nit wo aus oder ein, hetten all gern Frieden erlangt, und war ich auch bey ihnen, und vertrugen ſich mit den Bauren, wie andere mehr Fürſten, Grafen und Herren gethan haben, aber ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen denen Bauren eingelaſſen, ſondern mich für und für uf enthalten, und zog wieder in mein Häußlein, und hofft immer uf die Schrifften von Heydelberg, wie ich dann mit Wilhelm von Habern geredt hett, ſie ſolten mir zugeſchickt werden, und weiß noch uf dieſen Tag nit einen Buchſtaben ihres Inhalts, darauf wolt ich ſterben, und ſo wahr als Gott im Himmel iſt, und bei meiner Seelen Heil und Seeligkeit und wie ich in meinem Hauß, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder uff, und ſchickten die Hauptleuth meinen Schultheiſſen zu mir, ich ſolt zu ihnen kommen, ſie hetten was mit mir zu handeln, wuſt ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, ſie mögten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wahrſames Volk in meinem Hauß, ſo wären die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht gut thun, alſo zog ich mit dem hinauf, und ſaß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, ſo gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und ſpricht, Götz biſtu da, da ſagt ich ja, waß iſt die Sach, was ſolt ich thun, oder was wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du muſt ihr Hauptmann werden, da ſagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thuſtu es nit, thue du es an meiner ſtatt, da ſagt er, ſie haben mirs zugemuth, ich heb mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Dienſts bald thun könnt, ſo wollt ichs thun, ſo ſagte ich, wie vor, ſo will ichs nicht thun, viel ehe ſelbs zu denen Hauptleuthen gehen, verſiche mich, ſie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da ſagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürſten und uns allen dem gemeinen Adel zu guth, da ſagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann ſelbs, und erlangt guten Beſcheid, allein daß ſie mir das anhengten, ich ſolt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen drauſſen vorm Thor wären, wie ich ſie dann im Feld ſehen würde, und ſolts ihnen auch anzeigen, und ſie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, ſprach ſie an, eine Rott nach der andern, wie ſie dann in allen Fähnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Beſcheid bey allen Fürſten, Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenloiſchen, die nahmen meinen Gaul bey dem Baum, und umringten mich, mit Vermelden, ich ſolt mich gefangen geben, geloben und ſchwören, den andern Tag bei ihnen zu Buchen im Lager zu ſein, da würde ich ſie finden, und ohne ihr Wiſſen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen ſtellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beſchädigt würden, und thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie ſie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinſperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog alſo des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünſcht mir vielmahl darfür, daß ich in dem böſten Thurn leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mir, wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; Nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt und weiß, wie mir war, da nahmen ſie den Gaul bey dem Baum, und muſt ich abſtehen zu ihnen in Rinck da redten ſie mit mir der Hauptmannſchaft halber, das ſchlug ich ihnen nun frey und gut rund ab, ich kunt und wuſt es meiner Ehren und Pflichten nach nit zu thun, darzu verſtand ich mich nit ihres Handels, dann ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Weſen und mein Weſen, wäre als weit von einander als der Himmel von der Erden, darzu kunt ich es auch gegen Gott, Kayſerl. Majeſt., Chur-Fürſten, Grafen und Herren, und der gemeinen Ritterſchaft und gegen den Bund auch allen Ständen des Reichs Freunden und Feinden mit Ehren nit verantworten, und bat ſie ſolten mich deſſen erlaſſen, aber es war verlohren, kurzum ich ſolt ihr Hauptmann ſeyn, da ſagte ich, ehe ich ihr Hauptmann ſeyn, und ſo tyranniſch handeln, wie ſie zu Weinſperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen ſolt, ehe müſten ſie mich zu todt ſchlagen, wie ein wütten Hund, da ſagten ſie, es wäre geſchehen, wo nit, geſchehe vielleicht nimmer; Nun kamen die Mayntziſche Räth auch gen Buchen ins Feld zum Geſpräch, und Marx Stumpff mit ihnen, deren waren unter 5 oder 6 nit, und war freylich einer, hab ich anderſt recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Mayntziſchen Räth bathen mich auch, wie Marx Stumpff, ich ſolte ſolche Hauptmannſchafft ihrem gnädigſten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürſten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich mögte viel Unraths damit verkommen, da ſagt ich drauf, wann die Bauren von ihrem Fürnehmen wolten abſtehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrſchafft gehorſam ſeyn, mit ihren Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und ſich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorſamen Unterthanen und Hinterſaſſen wol anſtehet und gebühret, ſo wolt ich es 8 Tag mit ihnen verſuchen, da ſchlugen ſie mir eine lange Zeit für, aber es kam letzlich uff ein Monath, doch daß ſie in allen Herrſchafften und Aemtern, Städten, Flecken und Dörffern, ſie weren gleich daheim wo ſie wolten, weit oder nahe, unter ihrem Sigill hinter ſich ſchreiben, daß ſie dem allen, wie obgemeldt, nachkommen wolten, und auch keines Fürſten oder Edelmanns Hauß nit brennen oder beſchädigen und nahm darauf etlich ihre Räth und Hauptleuth, die mich taugten täglich darzu zu ſeyn, und war ſonderlich deren einer Wendel Hippler, ein feiner geſchickter Mann und Schreiber, als man ungefehrlich einen im Reich finden ſolt, war auch etwa ein Hohenloiſcher Canzler geweſt, und thäten ihme die von Hohenlohe, ſo viel ich wiſſens hab, auch nit viel gleichs, den nahm ich zu mir und machten einen Vertrag, wie vorgemeldt, daß ſie gehorſam ſolten ſeyn, und dergleichen, und ſchreiben es hinter ſich in alle Amt und Herrſchafft, wo ein jeglicher daheim war, und wurd auch ſolche Verbündigung und Vertrag überantwort, und vom hellen Hauffen und ihren Hauptleuthen bewilliget, daß ich nit anderſt wuſt, dann die Sach ſtünd deſſelbigen halben, wie gemeldt, gar wol und were angenommen; was geſchah aber, ſie wolten hinab ziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und weil Graf Georg von Wertheim auch dahin kommen, daß er ſich auch mit denen heylloſen Leuthen vertragen mögte, und ziehe ich dahin, und will wehren, ſie ziehen mir nach, ſo halten ſie ohne wiſſend mein ein Gemein mit dem ganzen Hauffen, und war das die Meynung, die Bauren, den man hinter ſich geſchrieben hat, weren mit ihrer Pettſchafft da, und ſagten, ſie wolten wehnen, ſie kriegten um ihre Freyheiten, ſo wer ihn geſchrieben worden und gebotten, ſie ſolten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und machten alle ein Geſchrey unter dem Hauffen, daß ſie zuſammen ſchwuren und die Finger ufreckten, mich und diejenigen, die ſolchen Vertrag ufgericht und ihnen zugeſchickt hätten, todt zu ſchlagen, um der Urſach willen, wie obgemeldt, daß ſie den Vertrag, den wir ufgericht hetten, nachkommen, und alſo halten ſolten, da wuſt ich Herr Gott! nichts darum, und zog doch den Hauffen zu und wolte ſehen, was die heilloſen Leuth für ein Handel hätten, ſo lauft ein Kriegsmann herab, der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauern, (den hette ich kennt, als unſer etliche, als Philipps Echter, Franz von Sickingen, ich und andere gute Freund und Geſellen Ruckant einnahmen, da er Franz für Darmſtatt lag,) der gewinnt ohne allen Zweifel gut gegen mir, und hett alle Ding gehört, daß ich nit wuſte, der ſagt mit kurzen Worten zu mir, Juncker reit nit zum Hauffen, da war ich ſchellig und ſchwur ubel, daß euch Bog der und jener uf ein Hauffen ſchendt, was habe ich dann gethan, dann ich kunte nit wiſſen, was es war, oder warum ich beſorgen ſolt, dann an den Vertrag nicht mein gedacht, ſondern gemeint es blieb dabey, und kunte gleichwol, wie ich ſchier zum Hauffen kame, da ſahe ich ein Schloß brennen, daß heiſt Wildenberg, iſt des Biſchoffs von Menz, welches alles wider den Vertrag, den wir ufgericht hetten, gehandelt war, und wir ſie mit uns abwendigten vor Buchen, und wolten mir alsbald ohlang länger Zeit bey ihnen zu bleiben uflegen, dann ich ihnen wolt, da ſagte ich frey zum ganzen Hauffen, ſie ſolten mich alle, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben laſſen, ich wolte mich dermaſſen halten, ſie ſolten mein eben alsbald müde werden, als ich ihr, und das geſchahe auch, und weret ſolche Hauptmannſchafft nit über 8 Tage, wie ich geſagt hett, alſo zogen ſie mit mir für Würzburg, und lag das Leger heraus zu Hettberg, da hatten ſie abermals ein Gemein, und wolten weiter Fürſten, Herren noch Edel-Leuth bei ihnen haben, und gaben mir auch vor der Zeit, wie ich ihnen geſagt habe, Urlaub, da war ich mein Lebenlang nicht froher, dann ich ließ mir in den 8 Tagen, was ich im Sinn hett, das Herz nit abſtehen, wie ich dann nie kein Heuchler geweſen bin, und noch uf dieſen Tag nit, und rede nichts, daß ihnen gefallen ſollt, gab ihnen auch nit Rede, wo ſie unrecht hetten, als ſie nun gen Würzburg kamen, richten ſie die Sach dahin, daß man ſie hinein in die Statt ließ, und lagen bey St. Burckharts Münſter und daſelbſt herumer um die Brucken, auch vielleicht zum Theil in der Statt herumen, dann es waren der Hauffen viel, und wie wir alle etlich Tag zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter Kammer [illegible] (der vielleicht ſahe, daß ich die Sachen meiner Meynung nach, treulich und gut gemeint, und mit einem jedweden redt, was ihme wohl gefiel) zu mir allein und warnt mich, ohne Zweifel aus redlich treulicher Meynung mir zu guten, und ſagt, ich wär ein guter frommer Edelmann, und redt frey, mit einem jeglichen was ihm wol gefiel, und wär kein Heuchler, aber er rieth mir doch verwarlicher Weiß, ich ſolte ſolcher Red müßig gehen, und ſolte mich auch bey Leib und Leben nichts merken laſſen, daß er mich gewarnt hett, dann wo ich es mit ihnen wert, ſo wäre beſchloſſen, ſie wolten mir den Kopf herabſchlagen, und war derſelbig dazu der Siebener und innern Raths einer, was die Bauern beſchloſſen, das nahmen ſie an, und was ſie handelten, das were gethan, darbey machen die Bauern bleiben, daß nahm ich nun willig, (dann ich merckt, daß es treulich und gut gemeint) zu großem Dank an, und war wol bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten ſolt, ſo lag mir das im Weg, daß ich ein Monath zu ihnen gelobt und geſchworen hett, und hielt ich mich, wie vorgemeldt, daß es acht Tag weret, daß ſie mir Urlaub geben, ich blieb aber doch die 4 Wochen, wie ich gelobt und geſchworen hett, damit ſie nit Urſach hetten, als ob ich mein Gelübt und Pflicht nicht gehalten. Dann ſey nun wie ihm woll, ſo weiß ich weder zu Würzburg noch im Leger von ihnen zu kommen, dann wann Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, ſo hätten ſie ihn nit mit mir reden laſſen, es weren dann 10 oder 12 darbey geſtanden, die zugehört hetten, ſo het ich Sorg, wann ich ſchon von ihnen kommen wäre, alle Fürſten, Grafen, Herrn, Ritter und Knecht, die hetten mein entgelten müſſen, aus der Urſach, daß ich meiner Gelübdt und Pflicht, wie ich ein Monath zu ihnen gethan hett, nit nachkommen wär, und mögen daſſelbig für ein Urſach fürgewendt haben, damit es viel unſchuldigen Leuten vom Adel und andern zum Nachtheil gereicht haben würde; indeme gab Gott der Allmächtig dem Schwäbiſchen Bund Sieg und Glück, daß ſie ein Hauffen im Land zu Schwaben ſchlugen, da merkt ich wol, daß ihnen der Kaz den Buck hinauf lief, darum ſie dann bald zu Würzburg aufbrechen, und gegen heraus uf Lauda zu, und hetten das erſte Leger an der Tauber, darnach zu Krautheim, darnach uf die Neuenſtatt und durch die Hohenlohiſchen Orth, und blieb ich bey ihnen, bis gen Adelfurth, das iſt auch Hohenlohiſch, da hetten ſie ein Leger, und war eben uf denſelbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflicht war, aus, und dacht ich, nun iſt es Zeit, daß du Schick, was du zu ſchaffen haſt, und ich glaub nit, daß ſie die [illegible] wuſten, daß eben meine Zeit aus war, ich weiß es aber wol, denn ich erfuhre ſchier alle Tage einmal davon, alſo gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von denen böſen oder frommen Brüdern, wie ich ſagen ſoll, kam.

---

*) Verwandten.

Ein abentheurliche Gaſtung, ſo zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1249 im Winter in einem Garten gehalten worden.

Aus Chriſtoph Lehmanns Speyriſcher Chronick.

Albertus Magn. ein ſehr berühmter und gelehrter Münch hat den Kaiſer, als er in berührtem Jahr zu Cölln auf den Tag der drei König angelangt, in einen Garten beim Prediger Kloſter gelegen mit ſeinem ganzen Hof zu Gaſt gebeten, dem der Kaiſer gern willfahrt. Es iſt aber auf berührten Tag nicht allein große unleidliche Kält, ſondern auch ein tiefer Schnee eingefallen, deßhalben die Kaiſerliche Räthe und Diener beſchwerliche Mißfallen an des Münchs unverſtändiger Ladung getragen, und dem König außer dem Kloſter unterm Himmel zu ſo ſtrenger Winterlicher Zeit Mahlzeit zu halten widerrathen, haben aber doch denſelben von ſeiner Zuſag nicht wenden können, ſondern hat ſich ſampt den ſeinen zu rechter Zeit eingeſtellt. Albert der Münch hat etliche Taffeln ſampt aller Bereitſchaft in Kloſtergarten, darinn Bäum, Laub und Gras alles mit Schnee bedeckt geweſen, mit großem bedenken männiglichs über die närriſchen und widerſinnigen Anſtalt laſſen ſetzen, und zum aufwarten einer gute Anzahl von Geſtalt des Leibs überaus ſchöne anſehnliche Geſellen zur Hand bracht. So bald nun der König ſampt Fürſten und Herrn zur Tafel geſeſſen, und die Speiſen fürgetragen und aufgeſtellt, der Tag aber ebenmäßig unverſehens heiter und ſchön worden, iſt aller Schnee geſchwinde abgangen und gleich in einem Augenblick ein luſtiger lieblicher Sommertag erſchienen, alles Laub und Gras augenſcheinlich, desgleichen allerhand ſchöne Blumen auſſer Boden herfür gekrochen, die Bäum haben anfahen zu blühen, und gleich nach der Blüthe ein jeder ſein Frucht zu tragen, darauf allerhand Gevögel niedergefallen und den ganzen Ort mit lieblichem Geſang erfüllt, und hat die Hitz des Tags dermaßen überhand genommen, daß ſich ſich männiglich der Winterlichen Kleider zum Theil entblößen müſſen. Es hat aber niemand geſehen, wo die Speiſen gekocht und zubereit worden, auch niemand die geſchickt und willfährige Diener gekannt oder Wiſſenſchaft gehabt, wer und woher ſie kommen, und ſich jedermänniglich mit großer Verwunderung über aller Anſtaltung und Bereitſchaft erfreuet. Demnach aber die Zeit der Mahlzeit herumb, ſeien erſtlich die wunderbare ſtattliche Diener des Münchs, bald die liebliche Vögel ſampt Laub und Gras auf Bäumen und Boden verſchwunden, und iſt alles wider wie Schnee und Kält dem anfänglichen Winter ähnlich worden, alſo daß man die abgelegte Kleider wider angelegt, und die ſtrenge Kält dermaßen empfunden, daß männiglich davon und zum Feuer und warmen Stuben geeilt. Umb ſolcher abentheurlichen Kurzweil willen hat Kaiſer Wilhelm Albertum Magnum und ſein Convent Prediger Ordens mit etlichen Gütern reichlich begabt, und denſelben wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in großem Anſehen und Werth gehalten.

Keyſer Carl V.

Von S. von Birken.

Allhier ſehet ihr (ſagte Areté) Keyſer Carln, den Fünften dieſes Nahmens: aber, den Thaten nach, einen andern Keyſer Carl den Großen und Großen. Er brachte das Heldiſche Kriegs-Schauſpiel der alten Zeiten wieder von auf den Schauplatz dieſer letzten Zeiten: als zugleich ein Nahm- und Reichs-Erbe ſeiner löblichen Vorfahren. Den Eingang dieſer Schauſpiele, machte er, bald in ſeiner Jugend, mit den Spaniſchen Moranen, denen er in die [illegible] erſiegte: und alſo zu ſiegen anfienge, ehe man noch vermeinte daß er kriegen könte. Nachdem kriegte ihn der Franzöſiſche König Franciſcus I., welchem er in der Keyſerwahl ware vorgezogen worden. Der erfuhre aber hernach, zu ſeinem Schaden, daß er einen Löwen aufgeweckt habe: Denn, er ward, in der Schlacht vor Pavia, nicht allein bis aufs Haupt erlegt, ſondern auch in Perſon gefangen; und zwar eben an des Ueberwinders Geburtstag, gleichſam zur Anzeig, daß Keyſer Carl zum Siegen geboren ſey. Dieſer herrliche Sieg, als den er über einen ſo kriegeriſchen und ſonſt begabten Feind erhalten, machte ihn der ganzen Welt furchtbar. Mit gleichem Ausgang bekriegte er die zwey Häupter Smalkaldiſche Bundsgenoſſen, Churfürſt Johann Friederich, und Landgraf Philipp: welche ehrenmäßig, durch ihre Niederlag und Gefangenſchaft, ihrem Ueberwinder, den eingewurzelten Beynahm eines Tapferen, und das Lob der Unüberwindlichkeit, durch ihre Tapferkeit, bedieneten es, ihnen abzuſiegen ſchwer geweſen, beſtätigt haben. Der Groß-Türk Soliman, welher in Perſien, Ungarn, Rhodis, und anderswo, Siegszeichen aufzurichten gelernet und gewohnet, auch ſogar die Kayſerliche Stadt Wien zu belägern ſich unterfangen dörffen, lohe zum zweytenmahl, ſobald er vernahm, daß der Kayſer wider ihn im Anzug wäre; ſagend, ſeine Zagheit zu entſchuldigen: Er fürchte Carlen nicht, ſondern ſein Glück. Dieſem fremden Glück und ſeinem eignen Unglück, entflohe er zwar in Europa; aber es fand ihn bald darauf in Africa, allwo er anlangte, durch den Seeräuber Barbaroſſa, das Reich Tunis oder neu-Carthago ſeinem Königs entſetzt, und der Ottomaniſchen Pforten unterworfen hatte. Dann, der Kayſer und ſeine Waffen ſchiffen über Meer, ſchlagen und verjagten den Barbaroſſa, eroberten das Königreich, und belehnten den verjagten Muleaſſes wieder mit ſelbigem. Und zu wünſchen ware, daß die einheimiſchen Unruhen, ſamt dem Neide der Benachbarten, ihme nicht ſoviel zu thun gemacht, ſondern Zeit und Weile gelaſſen hätten, dieſen Tyrannen zuhaus heimzuſuchen, und den Siegfahn auch in Aſia, dem Dritten Welttheil, [illegible] gent, ſelbige Länder und Völker von dem Joche der Türckiſchen Grauſamkeit zu befreyen.

Gleichwohl konte, ſein groſſer Muth, ſich in jene zwey, als vor ihm viel zu enge, Welttheile nicht einſchlieſſen laſſen. Er, als ein anderer Alexander, hielte dafür, der Ehre und Würde eines Kayſers, der nach Gott der Höchſte, und was jener im Himmel, auf Erden iſt, ſey es unfüglich, noch eine Welt wiſſen, und dieſelbe nit unter ſeinen Gehorſam bringen; und, wer Auguſtus heiſſe, der müſſe es auch im Werk ſeyn, nehmlich ein Mehrer des Reichs. Er gedachte, die Erfindung des Vierten Welttheils America, habe allein darum ſeinen H. Vater und Mütterlichen Anherren beglückſeliget, damit Ihn, deſſen Eroberung [illegible]. Dannenhero ſchickt er ſeine Armaden gewaffnet in dis neu-entdeckte Südland, und bezwange es gröſſen Theils an den See-Cantons, in 20 Treffen über eben ſo viel Könige ſiegprangend. Dieſe perſönwärtige Verrichtungen, hatte er ihme gleichſam ſelber zugeeignet, oder vielmehr ſich dazu aufgemuntert, indem er zu einem Denk-Sinnbild erwählet, die zwo Seulen, welche Herkules, zu einem Gedenkſtein ſeiner Kriegs-Züge und Reisfahrten, an die Gaditiſche Meerenge geſetzet; mit dem Beywort, Plus ultra d. i. Weiterfort, oder, darüber hinaus. Welches er dann, hinlänglich mehr als ein Herkules, geehrter machen und tapfer ins Werk geſetzt. Und dergleichen Thaten mußte er thun, als derjenige, der geboren ware, das ſechzehnte Welt Jahr eben Geraden nach der Welt Heil geboren, als mit deſſen Geburt er zugleich in die Welt getretten, mit ſeinem Nahmen gleiche zu erreichen. Alle dieſe Geſchichten, ſehet ihr auf dieſen Denkgeſchicklichkeiten vorgebildet, ſamt [illegible] Erwach und Gemüth.

Es waren bey ihme, der Anſchlag und die Erfahrenheit in Kriegsſachen, als zwo [illegible] Geſchwiſter, zu ſolcher Vollkommenheit erwachſen, daß ſeine Reden und Thaten mit recht eine Kriegsſchule genennet. Er pflegte zu ſagen: Zum Rathſchlagen gehöre, Bedacht und Langſamkeit; zum Vollziehen aber, Muth und Geſchwindigkeit: und dieſes beydes beyſammen, ſey die Daint-Säule eines löblichen Fürſten. Ich ſoviel geſagt: „Im Rath ſoll man verweilen, und zur That eilen; in jenem ein Schneck, in dieſem ein Vogel ſeyn.“ Dieſer Lehrſatz gleichwie er aus ſeinem eigenen Leben genommen, alſo hat er ihn auch mit ſeinem Thun gleichſam lebendig ausgebildet. Unter vergleichen vier Tugenden, hat inſonderheit ſeine unvergleichliche Tapf- und Großmüthigkeit, in allen ſeinen Kriegszügen ſich herrliche hervorgeleuchtet. Als einmahl, Er mit König Franz, ſich gar nahe gegeneinander gelägert, dieſer aber keine Luſt zum Schlagen hatte; ſagte er mit Ungedult: Ich wollte, daß der Franzos entweder mehr Herz und Glück, oder aber weniger Worte und Reiche hätte. Damit er, beydes ſeine eigene Begierde zum Streiten, und ſeines Feindes [illegible] im Rathſitzen, zuverſtehen gabe. Als er, im erſten Zug in Africa, mit dem Barbaroſſa ſchlagen wollte, befahl er ſeinen Soldaten, ſie ſollen nur auf ihn ſehen, und ihm alles nachmachen. Gienge damit ganz ritterlich in den Feind. Und weil die [illegible] [illegible] nicht ſonſten, als, den einem ſolchen Vorgänger, das [illegible] und den Tod verachten, lernen, mußte nothwendig hierauf der Sieg folgen. In dem anderen Zug vor Algier, als die Feinde ſtark ſchoſſen, und hart bey ihm in die Schlacht-ordnung ein groß Loch machten, veränderte er, weder das Geſicht, noch, auch Erinnerung, den Ort, ſondern lachte und ſagte: „Es iſt noch nie kein Kayſer erſchoſſen worden.“ Als auch im Lager bey Ingolſtatt, als der Feind ohne aufhören mit groben Stücken ſpielte, ermahnte er die Schwachen, und rufte: Sie ſollen dieſen eiſernen Regen nicht achten, es würde bald darauf ſchön Wetter folgen. Eben deſſelben, als er ſich vom Feind in groſſer Anzahl umringt ſahe, ſagte er ganz unerſchrocken: „Laſſt andere [illegible]. Je mehr Feinde, jemehr Sieg; jemehr Gefahr, jemehr Ehre.“

Gleichwohl, wie muthig er ware, ſo ware er doch dabey auch vorſichtig. In Africa, als er ſahe, daß der Sieg Blut koſten würde, hat er das Treffen eingeſtellt, ſagend, mit jenem Römiſchen Feldherrn: Er wolle lieber einen [illegible] Bürger erhalten, als 1000 Feinde [illegible] machen. Denſelben, nennete er, dieſe 3 Stücke, Geld, Proviant und Soldaten, zwar die Grundveſte des Krieges; ſetzte aber hinzu, wenn er je zuweilen von dieſen Stücken mangeln ſollte, ſo wolle er ihm gute Soldaten wehlen, mit denen hoffete er ihm die zwey andern leichtlich zu erobern. Er meynte aber ſolche Soldaten, wie Er ſelber were, die da muthig, wachſam, dauerhaft, und wenigers wider Hunger, Durſt, Froſt, Hitz, Ungewitter, und dgl. Zufälle, als wider die Feinde, ſo wider ſich ſelber, ſtreiten und obſiegen könten. Einen ſolchen Krieg führete er im andern Afrikaniſchen Zug, wider Meer, Wind und Regen. Daher, als er mit großem Verluſt von dannen wieder heim kehrete, ſagte man von ihm: An andern Orten, habe Kayſer Carl, die Kriegsheere; vor Algier aber, ſich ſelber, Meer und Ungewitter, überwunden. Alſo pflage er auch, nach Ueberwindung anderer, ſich ſelber zuüberwinden, und des Siegs, zu Mehrung ſeiner Ehre und Gewalt, gar wenig zugebrauchen, ſagend: Solches ſey zwar Alexanders, Kayſ. Julians, und anderer alten Siegeshelden, Kriegs-arbeiten geweſen; Aber ein chriſtlicher Potentat, müſſe überdas, auf Gottes Ehre und das Heil der Seelen, ſehen. Den Herzogen von Cleve, der ſich wider ihn mit König Franzen verbunden hatte, verziehe er nicht allein, ſondern befreundete ſich auch mit ihm, und erwarb ihm ſeine Nichte, König Ferdinands Tochter, zur Gemahlinn. Erwieſe alſo im Werk, was er ehmals zuſagen pflegete, daß nämlich der Sieg niemals ohne Übung der Barmherzigkeit ſeyn ſollte. Als auch, die Kaufleute in Afrika, ihme kniefällig die Füſſe küſſen wolten, verbote er ihnen ſolches, mit dieſen Worten: Das Haupt regiert, und nicht die Füſſe.

Sonſten, wiewohl er meiſtentheils in Spanien ſich aufhielte; und, neben den 17 Niederländiſchen Provinzen, außer dem Reich und der neuen Welt, faſt eben ſo viel Königreiche zu regieren hatte: dennoch ſo liebte und ehrte er, Teutſchland, vor allen andern ſeinen Ländern, als aus welchem, er ſagte, daß er, nicht allein, Väterlicher Ankunft nach, hergekommen, ſondern auch deſſentwegen zur Kayſerlichen Würde erhoben worden. Daher, gabe er ihm, unter andern, auch dieſen Lob-Spruch: In ſeinen andern Ländern, herrſche er nur über Sklaven; Aber in Teutſchland, über Fürſten und Herren. Als auch einsmals die Spaniſchen Räthe bey ihm anhielten, er wolle doch die wilden Teutſchen beurlauben und vom Hof ſchaffen; ließe er alle ſeine Teutſche Bedienten zuſammenfordern, gienge ihnen biß [illegible] an, und beſchickte mit dieſen Worten: Holla, ſo kommet dann her, meine Teutſchen, und laſſet uns abziehen, damit wir ihnen nit länger beſchwerlich ſeyn! Endlich ließ [illegible] damit, als wolte er davon gehen: indem die Teutſchen, als die ihren Kayſer gerne in Teutſchland gehabt hätten, ſolche nachgefolget, die Spanier aber, ſchamroth und fußfällig um Vergebung zu bitten, begunnen. Und dieſes ſein liebes Teutſchland hat er nit allein, ob-erwehnter maßen, wider deſſen ausländiſchen Feind, den Erbfeind, den Türken, mächtiglich geſchützet; ſondern auch ſonſten, [illegible] innerlich [illegible], ſich äußerſt befliſſen. Unter andern, als er einsmals einen Schluß, wider welchen die andern Reichsſtände [illegible] einlegten, [illegible] und verfaſſen ließe, und ſein Kanzler dieſe bedenkliche Einrede mit hinzumachte: Kayſerl. Maj. wolle dieſen Schluß vollziehen, und ſollte ganz Teutſchland darüber verwüſtet werden; antwortete ihm der Kayſer, als er [illegible], mit den Worten: Das hab ich euch nicht ſchreiben heißen; da ſey Gott vor! Ich begehre mein liebes Vaterland, in welchem ich die höchſte Ehre und Hoheit empfangen, nicht zuverwüſten, ſondern, als ein Kayſer, zuſchützen, und zuhandhaben. Durch ſeinen Paſſauiſchen Religionsvertrag wurde das zweyſpaltige Reich in das Band der Einigkeit wieder zuſammengeleitet. Und hat der theure Held, mit dieſem löblichen Friedenswerk, ſeine ſieghafte Kriegsthaten, zugleich am Ende ſeiner Regierung, vollzogen und beſchloſſen, und damit ſich der Nachwelt zu einem Lob-würdigen [illegible] machend, anzeigen wollen, die Kriege würden dadurch gerechtfertiget, wann ſie den Frieden zum Ziel und Endzweck haben; und hingegen, wann ſie zu dieſem Ziel zielen, und keinem [illegible] dienen.

Als er im Gedanken, das Reich zu übergeben, begriffen war, und die Reichs-Räthe ihn davon abmahneten, mit dem Vorwand; er ſolle es durch andere, in ſeinem Namen, verwalten laſſen; antwortete er ihnen: was würde [illegible] vor ein Regiment führen, da ihr es, auch in meinem Beyſeyn, ſo ſchlimme machet, daß jedermann über euch klagen muß? Wie was würde auch ich durch andere thun können, da mir ſelber die Regierung ſo ſchwer gefallen? [illegible] Kayſerliche [illegible], und [illegible] auf ſeiner Regierungskanzley: welches auch aus folgenden ſeinen Lehrſprüchen erhellet. „Der Obriſte Führer, ſagte er, ſeye gleich einem ſtarken Feuerbrand: die ſchwinde und verurſache großen Jammer. Ein Kayſer wolle, gleichwie die Sonne, Wonne und Wärme zugleich [illegible], und Niemand ſeine Hülfe verſagen." Wie die Sonne das Wachs zerſchmelze, aber den Koth härte: alſo mache die Gnade der Obrigkeit gut, andere aber verſtockt. Wie die

Mond je weniger Licht habe, je näher er der Sonne läuft: Alſo ſeyen die, ſo großen Herren am nächſten, oftmals die ärmſten. Zu vorgedachtem König Franzen ſagte er einsmals: Wir haben hitzige Oeſterreichiſche Unterthanen; wann wir ſie nit zuweilen wider andere in Krieg führten, würden ſie wider uns ſelber kriegen. Zur Vollkommenheit eines Kriegsheeres erforderte er ein Italiäniſch Haupt, Spanniſche Arme, und ein Teutſches Herz; Bauch und Füſſe aber, von den übrigen Nationen oder Völkerſchaften. „Im Frauenzimmer (pflage er auch zu ſagen) brauche er gerne die Franzöſiſche, im Rath die Italiäniſche, und zum Befehlen die Teutſche Sprache.“ Gute Schulen und richtige Uhren erwieſe er für zwey Zeichen eines wohlbeſtellten Regiments. Sein Spruch ware auch: Aller Dinge Anfang ſey gering. Als man ihn einsmals bereden wollte, das verſprochne Geleite nicht zu halten, wieſe er die Rathgeber mit dieſer Antwort ab: „Treu und Glaube, wann ſie in der ganzen Welt vertrieben, ſollen doch an dem Hofe eines Kayſers anzutreffen ſeyn.“ Von einem Biſchof, der ſeine Unterthanen, nicht ſo gar nöthiger Urſachen halber, mit Krieg wollte überzogen haben, ſagte er: O des böſen Hirten, der ſeine eigne Schafe auffreſſen will! Seinem Sohn, König Philippen in Spanien, gabe er, bey Antretung des Königreichs, dieſe Lehre: Er ſolle, weder im Krieg, noch in der Regierung, den höchſten Befehl lange bey einer Perſon laſſen; noch in Auftragung deſſelben, mehr auf den Adel, als auf Tugend und Verdienſte ſehen.

In ſeiner Jugend wurde er ziemlich von den Büchern ab zu den Ritterſpielen gezogen. Sein Lehrer, Adrian von Utrecht, (den er nachmals zur Päbſtl. Würde befördert), ſagte dazumahl, es würde ihn dereinſt gereuen. Und das geſchahe auch. Denn als er einmahl Lateiniſch angeredet wurde, und nicht alles verſtunde, dachte er hieran, ſeufzte und ſagte: Hätte ich damals gefolget, ſo dörfte ich itzt nit mit fremden Ohren hören, und mit fremdem Mund reden. Sein Gemüte, als ganz unbeweglich und ſtandfeſt, ließe ſich vom Glück nit trotzig, noch vom Unglück verzagt machen: blieb demnach allemahl mit einerley Buchſtaben an ſeine Stirne geſchrieben, und man konnte daraus zu keiner Zeit einige Änderung leſen. Wie groß und mächtig er ware, ſo mangelte es ihm doch niemals am Willen, ſich unter ſich ſelber zu demüthigen. Als ihme in einer Empfehlungs-Rede, alle Kayſerl. Tugenden zu Lobe angerechnet wurden; ſagte er darauf: Das große Lob, das ihr uns zuſchreibet, iſt uns darum lieb, weil es uns erinnert, wie wir ſollen beſchaffen ſeyn. Als König Franz, nach dem Treffen vor Pavia, in der Kammer, darinnen er gefänglich gehalten wurde, Kayſer Carls abgezogenes Bildniß an der Wand fande, und, welches ihm zu Hohn dahingemahlet, erkannt, darunter ſchrieb: Heute an mir, Morgen an dir! ſetzte der Kayſer, als er deſſen etliche Tage hernach gewar worden, dieſes hinzu: Ich bin ein Menſch, und verſehe mich, daß mir etwas Menſchliches widerfahren könne. Als er, nach übergebenem Reich, ſich vor ſeinem letzten Abzug aus Teutſchland, mit Selden, ſeines Bruders König Ferdinands Abgeſandten, bis in die Nacht hinein geredet, und endlich ſeinen Diener geklingelt, aber keiner herbey kame, nahme er ſelber das Licht, trug es, wie heftig der dawider ware, gedachtem Selden die Stiegen hinab vor, und ſagte: Mein lieber Selden! dieſes laßt euch ein ewigs Denkmal ſeyn Kayſer Carls, der einmal vorhero mit ſo vielen Wachten und Kriegsheeren umgeben, itzund, wie ihr ſehet, von jedermann, auch ſeinen eigenen Dienern, verlaſſen iſt, und dem ihr ſo viel Jahre gedienet, der hat auch itzt wieder gedienet, und hiermit eurer Tugend und Geſchicklichkeit, denen ich das zu Ehren thue, ein ewiges Gedächtniß bey den Nachkommen machen wollen. In Wahrheit ein unerhörtes Beyſpiel hoher Leutſeligkeit!

Er aß und trank mäßig, und gleichſam nach dem Gewichte; und zwar lieber gemeine Speiſen, als fremde Leckerbiſſen. Alſo verachtete er auch äußerlichen Pracht, und pflag ſich ſchlecht zu kleiden. „Hochvernünftig erkannte, der Vorzug Menſchlicher Hoheit, behaupte ſich, nit durch äußerliche theure Kleidungen oder Gebärden, ſondern innerlich durch ein Gemüte, welches, der Menſchheit Gebrechen überſchreitend, der Gottheit näher tritt.“ Und es ſcheinet auch, als habe er, beydes ſo hohe Tugenden und ſo große Glückſeligkeiten, wie jener allerweiſeſte König, vom Himmel erbetten. Denn, er pflage nicht viel zu reden, aber lang zu beten. Daher ſagten ſeine Hofleute: „Kayſer Carl rede mehr mit Gott, als mit den Menſchen.“ Vor dem erſten Zug in die Barbarey, als von Ernennung eines Feldherrn geredet wurde, hielte er in vollem Rath ein Crucifix empor, ſagend: dieſer, deſſen dieß ein Zeichen iſt, ſoll das Haupt eines ſo heiligen Zugs ſeyn. Gleichwie er nun den Krieg mit Gott anfienge, alſo pflag er auch den Sieg Gott beyzuſchreiben. Daher ſagte er, nachdem er den Churfürſten in Sachſen gefangen und Wittenberg erobert hatte: „Ich kam und ſahe; aber Gott hat überwunden.“ Dieſe ſeine Gottesfurcht war eine Urſach, daß er endlich entſchloſſen wurde, ſich von den Menſchen abzuſondern, um, ſich mit Gott bekannt zu machen, um den himmliſchen Betrachtungen obzuliegen. „Ich muß mir auch Zeit nehmen, ſagte er, mich zum Sterben gekommen." Dieses Leben, sagte er, laufft zum Tode, und der Tod führet in ein anderes und ewiges Leben. Er hänget nun, die Gewißheit der Zukunft in jenes, an der guten Gerechtigkeit der Absicht aus diesem Leben. Dieses noch, thäte er etwas, das, weil die Welt stehet, ein einiger seines gleichen gethan: denn er ist aber in ganzen Verfolg weit zuvor gethan. Kaiser Diocletian übergab das Reich, aus Begierde eines ruhigen Landlebens: Kaiser Carl aber aus einer höchst-löblichen Gewissens-Liebe. Jener trat ab, als ein Tyrann und Verfolger, mit jedermanns Frolocken: Dieser aber, als ein Vater und Beschützer, mit jedermanns Leidwesen. Jenen gereuete solcher Uebergabe: dieser aber pflegte oft zu sagen, er empfinde von diesem seinem einsamen Leben mehr Wollust und Freude, als vorhero von allen seinen Triumphen und Herrlichkeiten. Der sich selbst überwindet, sagt der König aller Weisen, ist größer, denn der Städte gewinnet. Und die Tugend kan auch zu höherer Vollkommenheit nicht gelangen, als wann sie über sich selbst sieget, und ihre Verdienste unter eine dürftige Zufriedenheit demüthigend, die Herrlichkeit der Belohnungen verlachet. Einen solchen höchstwichtigen Sieg erhielte, und eine solche Tugendvollkommenheit erstiege, dieser Kaiser. Die höchste Weltwürde, welche zu erlangen, von andern, Land und Leute, Gut und Blut, ja Leib und Seele, in die Schanz geschlagen werden, trate er nicht allein, neben allen seinen Königreichen und Gebieten freywillig ab, sondern er ließe sich auch durch kein Bitten erbitten, dieselbe nit abzutreten. Eine Sache, die grausam ist, daß vor den Obersten und Besten unter allen seines gleichen zu behaupten.

Attilas Geschlecht, Hof und Charakter.

Von J. J. Moser.

Dieser ist der Attila, der eine Zeitlang das Schrecken von Europa gewesen. So weit auch damals sein Name in der Welt erschollen, so dunkel ist jetzund seine Historie. Einige mennen, so die einen Laster von seinen Thaten, welche bei den Hunnen und Deutschen im Gedächtniß geblieben, und vielleicht lange nach ihm erst gemacht worden, bei ihren Erzählungen zum Grunde gelegt, aber mit gar allerhand Umstände selbst erdichtet, haben sie fast in einen Roman verwandelt. Zu gutem Glück sind noch einige Stücke aus Priscus (der an Attilas Hof als Gesandter vom Kaiser Theodosius gewesen) Geschichtbüchern übrig geblieben, aus welchen wir die zuverläßigste Nachricht erlangen können. Sein Gebiethe [illegible] erstreckt, so rühmet er desselben Macht und Gebiet selbst bei Priscus. Die Hunnische Macht war nach seines Vaters Tod unter ihm vereiniget worden, und erstreckte sich über die Ost-Gothen, und viele andere Deutsche und Sarmatische Völker, die vormals unter besondern Herrschaften gestanden, von der Donau und dem Schwarzen-Meer gemeinlich auf gegen Norden. Doch hatte er auch einen großen Strich Landes zu Ländern des getheilten Reiches: Priscus giebt die Länge an von der Sau bis an Nessi in Thracien; die Breite aber 15 Tage-Reisen: und berichtet ferner, daß Naissus jetzo Nissa in Servien der letzte Ort gewesen, darinnen die Unterthanen des Römischen Reichs und die Hunnen mit einander Handlung treiben können. Aus diesem Unterschied der ihm unterworfenen Völker ist es entstanden, daß an seinem Hofe außer der Hunnischen auch die Gothische Sprache und ein verderbtes Latein geredet worden. Der Hauptsitz seines Reichs war in den Ländern zur Rechten der Donau. Aus der Beschreibung die Priscus von der Reise so er als Gesandter dahin gethan und hinterlassen erhellet, daß Attilas Lager damals zur Rechten der Donau, gegen das jetzige Wien über gestanden: und die Gesandtschaft von dannen noch 15 Tage-Reisen bis zu seiner Residenz gehabt. Sein Hof-Lager bestand aus vielen von Holz zusammengefügten Gebäuden, und war so weitläuftig, so ordentlich, und so [illegible], daß es manche Stadt beschämen konnte. Priscus hat uns viel bekannte Nachrichte von selbigem Hofe hinterlassen. Er ward daselbst Bewirthung von Attilas zweiten Gemahlinnen [illegible] beiden aufgewartet, und von den verschiedenen Söhnen die sich damals um den König befanden.

Aus den Münzen die man von Attila entdeckt hat, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemälde-Beschreiber anbetrifft, stellen ihn die meisten dergestalt so wild vor, als wenn er sich selbst aus besonderer Grausamkeit über gemacht, und sich unter andern schlimmen Titeln auch den Ruhm Gottes genannt. Diesen legen wir die Abbildung entgegen, welche uns Jornandes, vielleicht aus Priscus Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurz von Person, hatte breite Schultern, einen großen Kopf, kleine Augen, und eine gebogne Nase. Die Begierde zu herrschen machte bei ihm den mächtigsten Trieb; dabei war er so gütig gegen die welche er einmal in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wer die Beschreibung seiner Gestalt mit dem was von dem scheußlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist einsieht, so können auch die Begriffe [illegible] seiner Gemüths-Eigenschaften, mit den Thaten, die der schreckliche Eindruck des menschlichen

Gemüths ſind, überein. Priſcus beſchreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernſthaftigem Weſen, und laſſen einige Umſtände muthmaßen, die etwas grauſames zeigen. Wie bei feurigen Gemüthern insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich heftig ſind; ſo haben bei Attila die letztern deſto weiter gehen müſſen, ie nöthiger die Strenge ſo wilde Völker im Zaum zu halten geweſen. Zum Kriege trieb ihn ſein Ehrgeiz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein andres Mittel Nahrung zu erwerben kannte. Er bediente ſich dabei des Aberglaubens ſeiner Unterthanen, um dem Volk deſto mehr Vertrauen zu ſeinen Waffen zu machen: indem er ausbringen laſſen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrte, in ſeine Hände bekommen. Wie man aber von denen, die große Reiche geſtiftet, allemal vermuthen kan, daß ſie ihr Glück nicht bloß der Kunſt zu danken gehabt, ſo finden wir auch bei Attila viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn ſie bei den Scythiſchen Helden angetroffen werden, deſto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken; weil das bei ihnen bloß eine Würkung der Natur iſt, was bei den Griechen und Römern vielmal erſt durch eine ſorgfältige Erziehung hervorgebracht werden. Er war nicht ſo wild, daß man nicht einige Funken der natürlichen Religion, die ſich unter den roheſten Heiden finden, in ſeinem Thun und Laſſen hervor ſcheinen ſähe. Priſcus erzehlt, daß er unter ſeinen Söhnen, den jüngſten deswegen am liebſten gehabt, weil die Wahrſager prophezeit, daß der Himmel demſelben allein die Nachfolge zugedacht. Er wuſte mitten unter dem Geräuſche der Waffen auch die ruhigen Künſte des Friedens wol zu gebrauchen. Priſcus beſchweret ſich faſt, daß er gar zu viel Geſandtſchaften geſchicket. Er führte nicht allein ſein Volk ſelbſt im Kriege an, ſondern ſaß auch in Perſon zu Gerichte. Und man ſolte wol vermuten, daß, wenn Attila öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabei ihre Aufwartung gehabt und die Gedichte, ſo ſie auf ſeine Feldzüge gemacht, mit eine der Beluſtigungen des Hofes geweſen. Unerachtet er große Schätze zuſammen gebracht, und ſeine Unterthanen viel von der Verſchwendung und Pracht der Römer annahmen, ſo hielt er zwar einen Hof, der einem ſo großen Könige gemäß war, für ſeine Perſon aber blieb er bei der alten Sparſamkeit. Er hatte an ſeiner Kleidung, Gewehr und Pferdezeug nichts beſonders; und Priſcus ſchreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen und ſilbernen Geſchirren beſetzet geweſen, er doch vor ſich nur einen hölzernen Becher, und ein Gerichte Fleiſch in einer hölzernen Schüſſel gehabt. Bei ſolcher Beſchaffenheit könnte Attila vielleicht vor einen löblichen Regenten mitgehen, wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völker zu bezwingen, als die ſeinigen wol zu regieren. Da aber die Eigenſchaften der Fürſten ihren wahrhaften Preis daher bekommen, nachdem ſie dem menſchlichen Geſchlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, ſo erneuert auch Attilas Andenken allemal zugleich den Vorwurf, daß ſeine Größe die Verwüſtung ſo vieler Länder gekoſtet.

Aus Möſers Osnabrückiſcher Geſchichte.

Bei Gelegenheit da der Kaiſer den Biſchof Wiho zum oberſten Richter in dieſer weitläuftigen Mark ernannte, befreiete er denſelben von allen kaiſerlichen Hofdienſten. Die Verpflichtung dazu mochte eben aus dieſem Geſichtspunkt hervorgehen; denn von ſeinem Stiftungstage war er dem Kaiſer und dem Reiche nur zu ſeinem biſchöflichen Amte verbunden, indem ſolches nicht von der Freigebigkeit des Kaiſers, ſondern von den Gemeinen herrührte, die den Zehnten abgeben und ſowol dem Biſchofe als den Pfarrern hinlängliche Wohnung und Erbe verſchaffen muſten. Wie wenig Karl als ein militäriſcher Herr den Sächſiſchen Biſchöfen von dem ſeinigen oder dem Reichsgute zugewendet hat ſiehet man daraus, daß er ſich den Bannbruch von ſechzig Schillingen, womit ſein Sohn Ludewig nicht ſo ſparſam war, vorbehielt; und vielleicht würde er auch die Handhabung des Wildfriedens in einer ſo großen Mark unſerm Biſchofe nicht vertrauet haben, wenn er damals einen Herzog in Sachſen gehabt, oder die Einnahme von der Forſt zugedacht hätte einen eigenen Reichsbeamten daraus zu beſolden. Indeſſen ſcheinet es doch auch, daß jeder Biſchof ſo wie jeder hohe Reichsbeamter zum Beweiſe ſeiner Abhängigkeit vom Kaiſer in einem kaiſerlichen Hofdienſte ſtehen muſte, woraus man ſich in der Folge eine beſondere Ehre gemacht hat. Daher mochte unſer Biſchof zum beſtändigen Geſandten in Heirathsſachen an den Griechiſchen Hof ernannt werden, wozu vermuthlich die Schmeichelei der Heirathe, die bei der außerordentlichen Größe des Kaiſers, welche nach erhaltener Kaiſerkrone und nach dem eben geſchloſſenen Frieden mit den Sachſen in ihrem höchſten Glanze war, ihm gewiß täglich die baldige Vereinigung des morgen- und abendländiſchen Kaiſerthums vorſpiegelten, Gelegenheit gab; oder es gehörte die Vereinigung beider Kaiſerthümer zu den großen Anſchlägen, woran jedes Genie wenigſtens einmal zu ſeinem Vergnügen macht. Denn die Urſache, daß er zu Osnabrück Griechiſche und Lateiniſche Schulen angelegt hatte und ſich die Hofnung machte, es würde dort niemals an einigen in beiden Sprachen geübten Geiſtlichen fehlen, reicht ſo weit nicht; es waren dazu ſchon näher und weit berühmtere Schulen vorhanden. Man hat ſich viele Mühe gegeben dieſe ganze Erzählung verdächtig zu machen, ohne zu bedenken daß ſie nur als Mährchen wahrſcheinlich ſei. Denn wem hätte es in ſpätern Zeiten einfallen können dergleichen zu erdichten und wozu?

Man ſieht indeſſen daraus, daß gleich in den erſten Zeiten eine Schule, worin die Griechiſche und Lateiniſche Sprache getrieben werden, zu Osnabrück angelegt ſei und Karln den Großen, der wie mehrere große Eroberer ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften war, zu ihrem Stifter gehabt habe. Seine Abſicht war die Franken und Sachſen immer genauer zu verbinden, und nächſt der Religion trugen die Wiſſenſchaften zu einer glücklichen Uebereinſtimmung der Gemüther das mehreſte bei. Er ließ die edelſte Sächſiſche Jugend beiderlei Geſchlechts an ſeinem Hofe oder in ſeinen Stiftungen durch Fränkiſche Geiſtliche erziehen, verheirathete, ſo oft er konnte, Franken und Sachſen durch einander, und unterließ nichts Fränkiſche Sitten und Fränkiſche Cultur unter die Sachſen zu bringen; ſeine Vorſorge erſtreckte ſich bis auf Obſtbäume und Kräuter, und alle Kinder mußten Rechnen und Arzneien lernen. Die Schulen bei den biſchöflichen Kirchen gehörten alſo gewiß auch in ſeinen politiſchen Plan, indem nichts eine rohe Nation mächtiger bändiget als ein früher Unterricht. Dem Orte Osnabrück mußte aber eine ſolche Anſtalt ſowie überhaupt die Stiftung zu einer merklichen Aufnahme gereichen, weswegen denn auch bald der K. Arnulf dem Biſchof Egilmar erlaubte daraus eine Markt-, Münz- und Zollſtätte zu machen. Dieſe drei ſtehen insgemein zuſammen. Der Markt erforderte eine Münze, und die kaiſerliche mochte in den Provinzen nicht leicht zu allen Bedürfniſſen hinreichen; der Zoll aber war eine Vergütung des Marktſchutzes und enthielt auch den Schlagſchatz von den Münzen. Das Recht dazu mußte vom Kaiſer kommen, weil die Kaufleute, ſo den Markt beſuchten, das Geleit durch mehrere Länder gebrauchten, und wie leicht zu erachten iſt, ihre Bezahlung in Reichsmünze foderten, der Zoll aber nicht einem jeden Reichsſtande Willkür überlaſſen werden konnte, ohne die Handlung mancher Gefahr auszuſetzen. Daher mag es auch rühren, daß die alten Zollrollen durch ganz Deutſchland eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einander haben, die von einer gemeinſchaftlichen Quelle zeugt. Die Kaiſer waren übrigens nicht ſparſam mit dergleichen Begnadigungen, weil es ſich für ſie der Mühe nicht verlohnte eigne Marktvögte, Münzmeiſter und Zolleinnehmer in den Provinzen zu halten, deren Gehalt dennoch gewiß mit dem Vortheil aufgegangen ſeyn würde, und das Münzen ſicherer in einer geiſtlichen als weltlichen Hand war.

Oſterpoſſen.

Von K. F. Flögel *).

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte ſchon erwähnet habe, daß es an Oſtern gewöhnlich war, die Predigt von der Auferſtehung Chriſti zu ſpielen; ſondern nur einige andre lächerliche Gebräuche erzählen, die man zu dieſer Zeit ehemals unter den Chriſten beobachtete. Aimon gedenkt unter dem Jahr 1012 einer ſehr ſeltſamen Gewohnheit, die man in der chriſtlichen Kirche antraf: Zu dieſer Zeit befand ſich Hugo, Chapelain d'Aymeric, Vicomte von Rochechouart zu Touloſe, wo er das Oſterfeſt feierte, er hatte die Ehre dem Juden die Ohrfeige zu geben, welche den unglücklichen Juden am Oſterfeſt daſelbſt gebräuchlich war. Er gab ihm dieſe Ohrfeige mit ſolcher Gewalt, daß dem armen Juden das Gehirn vom Kopfe herausſprizte, und er todt zu ſeinen Füßen niederfiel. Die Juden holten den Leichnam [illegible] aus der Kirche des heiligen Stephanus zu Touloſe, wo es geſchah, und begruben ihn. Wahrſcheinlich machte der Eifer den Prieſter, daß er das Gebot Gottes vergaß: du ſollſt nicht tödten.

Eine andre lächerliche Gewohnheit, die man an gewiſſen Jahrszeiten für etwas verdienſtliches und Gott wohlgefälliges hielt, erzählt Johann Belet. Am dritten Oſtertag ſchlug in vielen Ländern das Weib ihren Mann, und am folgenden Tage der Mann das Weib. Die Urſache, welche er davon anführt, iſt folgende: die Eheleute ſollten einander wechſelsweiſe ſchonen, und man wollte zu der heiligen Oſterzeit dadurch verhindern, daß der Mann vom Weibe nicht die eheliche Pflicht foderte, noch das Weib vom Manne. Hierbei muß einem die Sage einfallen, daß die Weiber der Ruſſen die Liebe ihrer Männer nicht eher erkennen wollen, als bis ſie von ihnen derb abgeprügelt werden, welches Barclai in ſeinem Icon animorum für gewiß ausgiebt, Olearius aber in ſeiner Reiſe mit Recht läugnet.

---

*) Aus deſſen Geſchichte des Groteske-Komiſchen. Liegnitz 1788.

weil es aller menſchlichen Denkungsart entgegen iſt. Es erzählt zwar Petrejus in ſeiner ruſſiſchen Chronik, daß einſt ein ruſſiſches Weib, die lange Zeit mit ihrem Manne in Einigkeit gelebt, einſt zu ihm geſagt, ſie könne noch nicht glauben, daß er ſie recht liebe, weil ſie niemals Schläge von ihm empfangen, worauf ſie der Mann mit der Peitſche weidlich durchgeprügelt, auch ſolches nach der Zeit wiederholt, weil ſie ſo großen Wohlgefallen daran gehabt; aber beim dritten male habe er ſie gar todt geſchlagen; allein ſollte es auch wahr ſeyn, was Petrejus erzählt, ſo macht eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Sonſt pflegten auch am Oſterfeſt die Prediger ihren Zuhörern von der Kanzel allerhand lächerliche Poſſen zu erzählen, um ſie nach der traurigen Faſtenzeit wieder fröhlich zu machen, welches ſie das Oſtergelächter (Risus paschalis) nennten; dergleichen Mathesius in ſeiner Jugend oft gehört hatte. Er ſagt: etwan pflegt man um dieſe Zeit Oſtermährlein und närriſche Gedicht zu predigen, damit man die Leute, ſo in der Faſten durch ihre Buße betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Chriſto Mitleiden getragen, durch ſolche ungereimte und loſe Geſchwätz erfreuet und wieder tröſte; wie ich ſelber Oſtermährlein in meiner Jugend etliche gehöret, als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit ſeinem Kreuz anſtieß, haben zween Teufel ihre langen Naſen zu Vorgitter hingeſteckt; als aber Chriſtus anſtoßt, daß Thür und Angel mit Gewalt aufgieng, habe er zween Teufeln ihre Naſen abgeſtoßen. Solches nennten zu der Zeit die Gelehrten Risus Paschales.

Heinrich Bebelius, ein fleißiger Beobachter des Komiſchen und der Sitten ſeines Zeitalters gedenkt dieſer Oſtermährlein auf der Kanzel auch in allen Ehren, und erzählt folgendes davon: Am Oſterſonntage beſtieg ein gewiſſer Prediger zu Waiblingen auf der Kanzel, (wie man denn an dieſem Tage allerhand Spaß unter die Predigten zu miſchen pflegt) es ſollte der Mann, der in ſeinem Hauſe die Herrſchaft hätte, und nicht die Frau, das Triumphlied, Chriſt iſt erſtanden, anſtimmen. Ja, da war eine große Stille, und kein Mann wollte anſtimmen. Endlich wurde einer von Ungefähr genöthigt, und fieng den Geſang an, welchen nach der Predigt alle Männer begleiteten, und als ein Beſchützer ihrer Ehre herrlich bewirtheten. Im gegenwärtigen Jahr 1506 that ein Predigermönch im Kloſter Marchthal an der Donau eben dieſe Aufforderung an die Männer, welche aber alle ganz beſchämt ſtill ſchwiegen. Als er nun hierauf befahl, es ſollten die Weiber anſtimmen, welche die Hoſen hätten, ſo fiengen ſie alle mit einem großen Geſchrei den Oſtergeſang an. Jener Mönch fieng ſeine Oſterpredigt mit den Worten an: Gute Nacht Stockfiſch, willkommen Ochs! In den Kirchen in Spanien ſtellet man an großen Feſttagen, als Oſtern und Weinachten, u. ſ. f. zwei komiſche Perſonen, Namens Gil und Pascual, welche durch ihre Geberden und Geſchichten die Freude ausdrücken, welche dieſe Feierlichkeiten verurſachen.

Weihnachtspoſſen.

Vor Zeiten miſchte man am Weihnachtsfeſt in Frankreich unter die geiſtlichen Lieder profane in den Kirchen, und ſang ſelbſt das Magnificat, nach der Melodie eines poſſierlichen Gaſſenliedes, welches ſich anfing:

> Que ne vous requinquez vous, Vieille,
> Que ne vous requinquez vous donc?

Dieſe Melodie ſteht ordentlich über dem gedruckten Magnificat. In Deutſchland pflegt ehemals der Pöbel die Chriſtnacht mit allerhand ungeziemenden Tänzen auf den Kirchhöfen zu entehren. Davon erzählt Trithemius folgendes Mährlein: Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers Magnus in Sachſen ein Prieſter Rupertus in der Chriſtnacht die erſte Meſſe angefangen hatte, ſo hat ein gewiſſer Bauer Otherus mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit lauter Stimme geſungen, wodurch der Meſſe leſende Prieſter ſo geſtöret wurde, daß er aus aller Faſſung kam. Er ließ alſo durch den Küſter den Tanzenden Stillſchweigen und Ruhe gebieten; da aber dieſe immer fortſangen und tanzten, wurde er ſo aufgebracht, daß er auf dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr ſo tanzen müßt! Dieſem Wunſche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn ſie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, ſie aßen, tranken und ſchliefen nicht, kein Regen fiel auf ſie, weder Kälte noch Wärme empfanden ſie, und wurden auch nicht müde. Wenn ſie jemand fragte, ſo gaben ſie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde ſo ein, daß ſie erſtlich bis an die Knie, und hernach bis an die Hüften darinn ſtanden. Als der Sohn des Prieſters ſeine Schweſter, die ſich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergriff, und ſie mit Gewalt den Tanzenden entreißen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, ſie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von ſich, es kam auch kein Tropfen Blut heraus, ſondern ſie ſetzte den Tanz mit den andern raſtlos fort. Nachdem ſie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbiſchof zu Cölln auf den Kirchhof, ſprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte ſie in die Kirche. Die Frauensperſonen ſtarben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil ſie ſo lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. Von dieſem Prieſter Rupert ſoll der Name des Knechts Ruprecht entſtanden ſeyn, der mit dem Chriſtkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Chriſts zu vollziehen bemüht iſt. Lycoſthenes hat dieſen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzſchnitt abbilden laſſen. Ein unbefangner Beobachter kann leicht merken, daß dieſes Mährlein blos erfunden worden, um dem prieſterlichen Fluche und der Abſolution ein Anſehn zu erwerben. Hierbei muß einem der Veitstanz einfallen, der auch von der Gewalt des heiligen Vitus den Namen hat. Davon ſchreibt der ehrliche Agricola, in dem Sprüchwort, daß dich Sanct Veits Tanz ankomme: In deutſchen Landen ſind der Plagen viel geweſen, als es wurden etliche Leute geplagt, daß ſie tanzen mußten, oft Tag und Nacht an einander, oft zween Tag, drei Tag und Nacht. Es iſt eine Fabel, Sanct Veit iſt der vierzehn Apotheker und Nothhelfer einer, und hat Gott gebeten, da er jetzt den Hals ſollte hinreichen, er wolle alle, die ſeinen Abend faſten, und ſeinen Tag feiern, vor demſelben Tanz behüten und bewahren, und alsbald iſt eine Stimme vom Himmel kommen, Vite, du biſt erhöret. Zu der Zeit iſt es aber alſo ergangen, daß die Heiligen ſich ſelbſt canoniſirt, und erheben haben, ehe ſie geſtorben ſind.

Ehmals gieng auch in Deutſchland die Gewohnheit im Schwange, daß die drei nächſten Donnerstage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herumliefen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Chriſti verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünſchten; wofür ſie ein Geſchenk von Aepfeln, Nüſſen und Kuchen erhielten; denn man glaubte an dieſen drei Nächten ſchwärmten die Teufel und Hexen herum, die man durch dieſen Gebrauch vertreiben wollte. Dieſer Gebrauch hat eine offenbare Aehnlichkeit mit den Lemuralien der Römer, welche man vom ſiebenten Mai an in drei Nächten feierte, ſo daß immer eine Nacht dazwiſchen frei blieb. Wenn man nämlich die Poltergeiſter (Lemures) verſöhnen und aus den Häuſern jagen wollte, ſtand man zu Mitternacht auf, gieng barfuß, wuſch ſich mit Brunnenwaſſer, nahm mit zuſammen gehaltenen Fingern etliche ſchwarze Bohnen, die man zuvor im Munde herum geworfen, und ſchmiß ſie rückwerts über ſich, indem man ſagte, daß man ſich und die Seinigen damit löſe, alsdenn ſchlug man auf ein Becken, und bat die Poltergeiſter, ſie möchten aus dem Hauſe gehn.

Weitere Entdeckungen der Ruſſen bis auf die Regierung Peters groſſen *).

Von J. C. Adelung.

Die Ruſſen haben die entlegenern Provinzen ihres heutigen ungeheuren Reichs erſt ſehr ſpät kennen lernen, und es iſt ſehr glaublich, daß ſie von denen Küſten des Eismeeres, ja von Sibirien ſelbſt vor dem ſechzehnten Jahrhundert vielleicht kaum den Namen gewußt, ohnerachtet die Handlung mit dem ſibiriſchen Rauchwerke ſehr alt, und bereits vor langen Zeiten im Flor geweſen iſt. Anika, ein wohlhabender Mann zu Solwytſchegodſka, war, um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, auf den anſehnlichen Handel, der damals von den Samojeden, Tunguſen und andern entlegenen Völkern nach Moscau getrieben wurde, am erſten aufmerkſam. Er ließ das Land der erſtern auskundſchaften, den Oby befahren, und errichtete eine anſehnliche Handlung in den daſigen Gegenden, welche von ſeinen Söhnen, den ſogenannten Anikiews, mit großem Vortheil fortgeſetzt wurde. Der große Reichthum, den die letztern bei dieſem Handel erwarben, erweckte den Neid wider ſie, daher ſie es für das Beſte hielten, ihr Geheimniß, um welches ſie bisher nur noch allein gewußt hatten, dem Hofe zu entdecken, und ſich dadurch Sicherheit und Unterſtützung zu verſchaffen. Sie gaben dem Boris Gudenow, dem Miniſter und Schwager des Czaars Fedor Iwanowitz von ihren gemachten Entdeckungen Nachricht, der es denn gar bald dahin brachte, daß ſich ein Theil der Samojeden der ruſſiſchen Herrſchaft freywillig unterwarf, und die nördlichen Gegenden jenſeits des Oby an die 200 Meilen weit auskundſchaften ließ. Man ließ hierauf verſchiedene Feſtungen in den neuentdeckten Gegenden anlegen, wodurch denn der nordöſtliche Theil von Aſien denen Ruſſen immer bekannter wurde, ſo daß ſich um das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſchon faſt das ganze Sibirien in

---

*) Aus Johann Chriſtoph Adelung, Geſchichte der Schiffahrten und Verſuche, welche zur Entdeckung des Nordöſtlichen Weges nach Japan und China von verſchiedenen Nationen unternommen worden. Halle, 1768.

ihrer Gewalt befand. Doch dieſe Entdeckungen ſind von meinem Endzweck zu weit entfernet, daher ich mich bei denenſelben nicht länger aufhalten, ſondern mich ſogleich zu den Seereiſen dieſes Volkes wenden will.

Das Eismeer war von den anwohnenden Völkerſchaften ſchon ſeit langer Zeit befahren worden, allein der ruſſiſche Hof hat von den auf dieſen Reiſen gemachten Entdeckungen erſt ſehr ſpät einige zuverläſſige Nachricht erhalten. Als Hr. Prof. Müller ſich 1736 in Jakuzk befand, entdeckte er in dem daſigen Archive die urkundlichen Nachrichten von verſchiedenen nordwärts von Jakuzk angeſtellten Seefahrten. Dieſe Reiſen hatten bereits 1636 ihren Anfang genommen, und man lernte auf denenſelben nach und nach die Flüſſe Jana, Indigirka, Alaſea und Kolyma kennen. Als man bis an den letztern gekommen war, ſuchte man auch diejenigen zu entdecken, welche man noch weiter oſtwärts vermuthete, um entweder die an ihren Ufern wohnenden Völker zinsbar zu machen, oder auch um aus dem daſelbſt vorhandenen Pelzwerke vermittelſt der Jagd einigen Nutzen zu ziehen. Im Jahre 1646 trat daher ein Haufe ruſſiſcher Jäger in Sibirien oder ſogenannter Promyſchleni, unter der Anführung eines Iſai Ignatiew, die erſte Reiſe von dem Kolyma oſtwärts an. Sie fanden zwiſchen dem feſten Lande und dem Eiſe, mit welchem das Meer bedeckt war, einen freyen Weg, auf welchem ſie acht und vierzig Stunden fortſchifften, bis ſie eine Bucht zwiſchen den Felſen an der Küſte antrafen, in welche ſie einliefen. Hier fanden ſie einige Tſchuktſchis, mit welchen ſie handelten, aber ſo, daß ſie die Waaren nur an das Ufer legten. Die Tſchuktſchi nahmen davon, was ihnen gefiel, und legten dagegen entweder rohe oder bearbeitete Wallroßzähne hin. Niemand hatte Muth genug, an Land zu gehen, aus Furcht, denen Tſchuktſchi in die Hände zu fallen, überdies hatten ſie auch keinen Dollmetſcher bey ſich, der die Sprache der letztern verſtanden hätte, daher man mit dieſer erſten Entdeckung zufrieden war, und wieder an den Kolyma zurückkehrete.

Die in dieſen Gegenden häufig vorhandenen Wallroßzähne reizeten im folgenden 1647ten Jahre eine ſtärkere Anzahl Jäger oder Promyſchleni zu einer zweyten Reiſe. Fedot Alexeew, der Bediente eines ruſſiſchen Kaufmanns, ſchlug ſich zu ihnen, und ohnerachtet er eigentlich ihr Anführer war, ſo hielt er es dennoch für dienlich, den Befehlshaber zu Kolyma um einen Koſacken zu erſuchen, der das Intereſſe der Krone auf dieſer Reiſe beſorgen möchte. Ein gewiſſer Semeon Iwanow Deſchnew erbot ſich dazu, und der Befehlshaber gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle. Sie begaben ſich hierauf auf vier Barken oder Kotſches im Junio 1647 von Kolyma ab. Sie hatten von einem Fluſſe Anadir, oder Anandir, wie man ihn damals noch ausſprach, und von einem zahlreichen Volke, welches an demſelben wohnen ſollte, gehöret, ſie bildeten ſich daher ein, daß dieſer Fluß, ſo wie die andern bekannten Flüſſe, in das Eismeer fallen würde. Eine der vornehmſten Abſichten dieſer Reiſe war alſo, die Mündung deſſelben zu entdecken. Allein die ganze Reiſe hatte nicht den gewünſchten Erfolg, indem das Meer in dieſem Sommer ſo voller Eis war, daß ſie eine freye Durchfahrt haben können.

Man ließ indeſſen den Muth nicht ſinken, ſondern die Anzahl der Neugierigen ſowol unter den Koſacken, als auch unter den Promyſchleni nahm dergeſtalt zu, daß man bald hernach ſieben Kotſches ausrüſten konnte, deren jede ohngefähr 30 Mann an Bord hatte. Deſchnew ſollte die Ehre und Vortheile der zu machenden Entdeckungen mit einem andern Anführer der Koſacken, Namens Geraſim Ankudinow theilen, allein es ereigneten ſich deswegen allerley Streitigkeiten unter ihnen, noch ehe die Reiſe angetreten wurde. Indeſſen ging ſolche den 20. Junii 1648 von Kolyma aus, wirklich vor ſich, allein zum Unglück ſind die Nachrichten von dieſer Reiſe ſehr mager. Die zu Jakuzk befindlichen Originalſchriften melden von dem Schickſale, welches vier dieſer Fahrzeuge gehabt, nichts. Deſchnew, berühret in ſeinem Berichte, die auf der See ihm zugeſtoßenen Begebenheiten nur im Vorbeygehen, ja man weiß nichts von dem, was ſeiner Geſellſchaft bis an dem großen Cap Tſchuktſchi begegnet iſt. Seine Nachricht ſagt nichts vom Eiſe, vermuthlich weil ſie damals keines vor ſich gefunden, und Deſchnew bemerket an einem andern Orte, daß dieſes Meer nicht in allen Jahren gleich beſchaffen iſt. Sein Bericht fängt ſich erſt bey dieſem Vorgebirge an. „Dieſe Landſpitze, ſagt er, iſt von derjenigen ganz verſchieden, welche ſich bey dem Fluſſe Tſchukotſchia (im Weſten des Kolyma) befindet. Sie liegt zwiſchen Norden und Nordoſten, und erſtrecket ſich in einem halben Zirkel nach dem Anadir. Auf der ruſſiſchen oder weſtlichen Seite der Landſpitze ſiehet man einen Bach, an deſſen Mündung die Tſchuktſchi von lauter Wallfiſchknochen eine Art eines Thurms errichtet haben. Gegen der Landſpitze über (aber auf welcher Seite?) befinden ſich zwo Inſeln, auf denen man Leute von der Nation der Tſchuktſchi geſehen, die an den Wallroßzähnen kenntlich ſind, welche ſie ſich durch die Lippen ſtecken. Mit einem recht guten Winde kan man von dieſer Landſpitze zur See in dreymal 24 Stunden bis an den Anadir kommen. Zu Lande aber kan der Weg auch nicht länger ſeyn, weil der Anadir in einen Meerbuſen fällt.“ Indeſſen litte die Kotſche des Ankudinow Schiffbruch, doch wurde das Volk auf derſelben gerettet, und auf die beyden übrigen vertheilet. Deſchnew und Fedot Alexeew giengen den 20. September an Land, und hatten ein Gefecht mit denen Tſchuktſchis, worin der letztere verwundet wurde. Bald darauf verlohren ſich beide Fahrzeuge aus dem Geſichte, und ſind nie wieder zuſammen gekommen. Deſchnew hatte bis in den October mit Sturm und Wetter zu kämpfen. Endlich litte er ziemlich weit im Süden von dem Anadir, und wie es ſcheinet in der Gegend des Fluſſes Olutora Schiffbruch. Was mit dem Fedot Alexeew und den Seinigen vorgegangen, werden wir im Folgenden hören.

Deſchnew machte ſich mit ſeinen noch übrigen 25 Mann auf, den Anadir zu ſuchen. Nachdem ſie aus Mangel eines Wegweiſers zehen Wochen lang herumgeſchweifet waren, kamen ſie an dieſen Fluß, und zwar nicht weit von deſſen Mündung, und in einer Gegend, in welcher ſie weder Holz noch Einwohner fanden. Dieſer Umſtand brachte ſie in Verzweiflung. Die Jagd war ſchlecht, weil es in Ermangelung des Gehölzes auch kein Wildpret gab, und zum Fiſchfange fehlten ihnen die nöthigen Werkzeuge. Sie ſchickten zwölf Mann von ihrem Haufen ab, welche das Innere des Landes längſt dem Anadir unterſuchen ſollten: allein dieſe machten nach einer Reiſe von 20 Tagen, nachdem ſie keine lebendige Seele angetroffen, auch wieder umkehren. Doch kamen nur einige von ihnen wieder zu dem Haufen; indem die andern vor Hunger und Mattigkeit unter Weges ſtarben. Den folgenden Sommer 1649 giengen Deſchnew und ſeine Leute wieder in ihr Fahrzeug, und fuhren den Anadir hinaufwärts, bis ſie Leute antrafen, welche Anaulis hieſſen, und das erſte Volk am Anadir waren, welches zinsbar gemacht wurde. Weil es nicht zahlreich und dennoch unruhig war, iſt es in kurzer Zeit ausgerottet worden. Deſchnew legte damals den Grund zum Anadirskoi Oſtrog, und ſchlug ſeine Wohnung daſelbſt auf, ob er gleich nicht wußte, wie er einmal wieder nach Kolyma kommen, oder wenigſtens einige Nachricht von ſich dahin bringen ſollte. Jedoch, als er ſich deſſen am wenigſten vermuthend war, zeigte ihm ein anderer Haufe den Weg, welcher im April 1650 zu Lande zu ihm kam.

Seit des Deſchnews Abreiſe hatte man ſich in Kolyma alle Mühe gegeben, neue Unternehmungen ſowol zu Waſſer als zu Lande zu veranſtalten, um doch wenigſtens auf eine Art zu dem vorgeſetzten Ziele zu gelangen. Unter dieſen iſt beſonders eine, welche angeführet zu werden verdienet. Michel Staduchin, ein Koſacke von Jakuzk hatte im Jahre 1644 mit einigen Gehülfen den letzten Oſtrog an dem Kolyma hinaufwärts angelegt. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Jakuzk, und hinterbrachte ſeinen Vorgeſetzten eine Nachricht, welche eine weitere Unterſuchung zu verdienen ſchien. Eine Frau aus Kolyma hatte ihm erzählet, daß es eine große Inſel in dem Eismeere gebe, welche ſich von dem Fluſſe Jana an, bis gegen den Kolyma über erſtrecke, und von dem feſten Lande geſehen werden könte. Die Tſchuktſchi an dem Fluſſe Tſchukotſchia, der im Weſten des Kolyma in das Eismeer fällt, fahren eben dieſer Nachricht zu Folge, zur Winterszeit mit Rennthieren in einem Tage über das Eis nach dieſer Inſel, tödten daſelbſt Wallroſſe, und nehmen ihre Zähne und den Kopf, welchen ſie anbeteten. Staduchin hatte zwar dieſe Zähne nicht ſelbſt bey ihnen geſehen, allein er hatte doch von den Promyſchleni gehöret, daß es deren bey ihnen gebe, und daß gewiſſe Ringe an ihren Schlitten aus ſolchen Zähnen verfertiget wären. Eben dieſe Promyſchleni hatten ihm das Daſeyn dieſer Inſel beſtätiget und geglaubet, daß ſie mit Nowaia-Semlia, welches von denen von Meſe beſucht würde, zuſammen hänge. Ueberdies habe er von einem großen Fluſſe Pogitſcha, oder wie ihn andere nennen Kowytſcha gehöret, der ſich, drey oder vier Tagereiſen zur See mit gutem Winde, jenſeits des Kolyma in das Eismeer ergieſſen ſollte. Endlich ſtellete er vor, wie vielen Nutzen der Staat aus dieſen Gegenden ziehen könte, wenn man eine größere Anzahl Koſacken dahin ſchicken wollte u. ſ. f.

Man hörete dieſen Bericht des Staduchin an, und ſchickte ihn ſelbſt im Jahre 1647 zum zweyten Male nach Kolyma, mit dem Befehle, ſich von da nach dem Pogitſcha zu begeben, daſelbſt eine Simowie oder Winterwohnung anzulegen, die Einwohner des Landes zinsbar zu machen, und von der vorgegebenen Inſel in dem Eismeere ſo viele Nachricht, als er nur könte, einzuziehen. Staduchin brachte den Winter an dem Jana zu, begab ſich gegen den Frühling 1648 in ſieben Wochen auf kleinen Schlitten an den Indigirka, und bauete daſelbſt ein Fahrzeug, welches ihn an den Kolyma brachte. Im folgenden Sommer 1649 gieng Staduchin abermals zu Schiffe, den Pogitſcha zu ſuchen. Ein anderes Fahrzeug, welches er bey ſich hatte, gerieth auf den Strand. Er indeſſen ſegelte ſiebenmal 24 Stunden fort, fand aber keinen Fluß. Endlich hielt er ſtille, und ſetzte einige von ſeinen Leuten an Land, welche ſich bey den Einwohnern nach dieſem Fluſſe erkundigen ſollten, allein, dieſe wußten nichts davon. Die Koſſen, welche ſich längſt der Küſte befanden, hinderten den Fiſchfang, die Lebensmittel nahmen ab, und Staduchin mußte wieder nach dem Kolyma zurückkehren. Was die vorhin gedachte Inſel in dem Eismeere betrift, ſo findet man nicht, ob ſie auf dieſem Zuge zugleich mit geſuchet, oder gefunden worden. Der ganze Nutzen deſſelben beſtand in einigen Wallroßzähnen, welche Staduchin nach Jakuzk ſchickte, und zugleich den Vorſchlag that, dieſe Thiere durch erfahrne Leute ausdrücklich fangen zu laſſen.

Man erfuhr damals, daß der Fluß Pogitſcha kein anderer als der Anadir ſey, und man hielt es nicht für rathſam, deſſen Mündung auf dem Wege zu ſuchen, den Staduchin erwählet hatte. Man erfuhr von den Gefangenen der daſigen Gegend, daß es einen nähern Weg zu Lande dahin gäbe. Dies gab zu einer Streiferey der Koſacken von Kolyma aus Anlaß, welche im Jahr 1650 den Fluß Anui hinaufzogen, einige Gefangene von den Chodynzis machten, und unter deren Anführung den Weg zu Lande nach dem Anadir entdeckten, wovon man bisher nur ſehr undeutliche Begriffe gehabt hatte. Es that ſich ſogleich ein Haufe Freywilliger, ſowol von Koſacken, als auch von Promyſchlenis zuſammen, welche den Befehlshaber zu Kolymskoi Oſtrog um Erlaubniß erſuchten, ſich des Anadirs bemächtigen, und denſelben zinsbar machen zu dürfen. Man bewilligte ſolches, und Simeon Motora, der Anführer des Haufens, machte den 23. März einen vornehmen Chodynzi zu einem Gefangenen, und nahm ihn mit. Dieſer Motora war es, welcher im April an dem Anadir auf den Deſchnew ſtieß, wie bereits vorhin bemerket worden. Ihm folgete Michailo Staduchin, welcher ſieben Wochen unterweges war, und als er an den Anadir kam, des Deſchnews Simowie vorbey ging, und ſeine Sachen für ſich machte. Dies veranlaßte bald Mißverſtändniß unter ihnen, ſo daß ſie in beſtändigem Streite mit ihm lebeten. Deſchnew und Motora entſchloſſen ſich, dem Staduchin aus dem Wege zu gehen, und ſich an den Fluß Penſchina zu machen, allein, weil ſie keinen Wegweiſer hatten, ſo mußten ſie wieder umkehren. Staduchin begab ſich dagegen an den Penſchina, und von dieſer Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört.

Deſchnew und Motora hatten Fahrzeuge auf dem Anadir erbauet, um vermittelſt derſelben zur See noch andere Flüſſe zu entdecken, allein der letztere wurde gegen das Ende des Jahres 1651 in einem Gefechte mit denen Anaules getödtet. Nichts deſto weniger fuhr Deſchnew den folgenden Sommer 1652 mit dieſen Fahrzeugen bis an die Mündung des Anadir, und bemerkte daſelbſt eine Bank, welche ſich von der nördlichen Seite bis weit in das Meer hinein erſtreckte. Dieſe Arten von Bänken werden in Sibirien Korgi genannt. Die jetztgedachte war ein Sammelplatz einer großen Menge Wallroſſe. Deſchnew bekam einige von ihren Zähnen, und glaubte für ſeine Mühe reichlich bezahlet zu ſeyn. Im folgenden Jahre 1653 ließ er Holz fällen, eine Kotſche zu bauen, auf welcher er den bis dahin eingenommenen Tribut zur See nach Jakuzk ſchicken wollen. Allein, weil er nicht alles, was dazu nöthig war, hatte, ſo mußte er von dieſem Vorhaben abſtehen, zumal da er erfuhr, daß das Meer um das Tſchukotzkoi Noß nicht alle Jahre frey von Eiſe ſey.

Im Jahre 1654 that Deſchnew eine neue Reiſe nach der Korga oder Sandbank vor der Mündung des Anadir, um Wallroßzähne zu holen. Es fand ſich ein Koſacke daſelbſt ein, Namens Juſchko Seliwerſtow, welcher erſt neulich von Jakuzk gekommen war. Er hatte den Staduchin auf ſeiner Seereiſe begleitet, und war von ihm nach Jakuzk mit dem Auftrage geſchickt worden, daß man ihn Wallroßzähne auf Rechnung des Staats aufſuchen laſſen ſollte, worauf man ihn denn mit den nöthigen Vollmachten wieder abgefertiget hatte. Es war ihm zugleich befohlen worden, die Einwohner an dem Anadir und dem Tſchendon, einem andern Fluſſe, der in den penſchinskiſchen Meerbuſen fällt, zinsbar zu machen, denn man wußte damals zu Jakuzk noch nicht, daß ſich Deſchnew in dieſen Gegenden niedergelaſſen hatte. Dies gab zu Streitigkeiten Anlaß. Seliwerſtow maßte ſich die Entdeckung der Sandbank an, und behauptete, ſie ſey der Ort, welchen er 1649 mit dem Staduchin zu Waſſer gekommen wäre. Allein Deſchnew bewies ihm, daß er nicht einmal bis an das große Tſchukotzkoi Noß gekommen ſey, welches lauter Felſen um ſich her habe, und ihm nur allzu wol bekannt ſey, indem des Ankudinow Kotſche daſelbſt zu Grunde gegangen. Er ſetzt hinzu: „Es ſey dies nicht das erſte Cap, dem man den Namen Swätoi-Noß gegeben, das eigentliche und wahre Merkmal dieſes Vorgebirges wären die zwo Inſeln, welche dem Tſchukotzkoi-Noß gegenüber lägen, und von denen abgeſchnittenen mit Zähnen geſchmückten Menſchen bewohnet wären. Weder Tſiaduſchin noch Seliwerſtow hätten dieſe Leute geſehen, er aber habe ſie entdeckt, und die Sandbank in der Mündung des Anadir ſey noch ſehr weit von ihrem entfernt." Deſchnew ſegelte indeſſen längſt der Küſte hin, und fand einige Wohnungen der Koräken, und in einer derſelben eine jakutiſche Frau, welche dem Fedot Alekſejew zugehöret hatte. Von ihr erfuhr er, Fedot und Geraſim Ankudinow wären am Scharbock geſtorben, einige von ihrem Haufen wären getödtet worden, ſehr wenige aber hätten ſich in Kähnen gerettet, ohne daß man wiſſe, wo ſie hingekommen wären. Doch viele Jahre hernach hat man einige Spuren gefunden, woraus ſich ſchließen läßt, daß ſie wirklich nach Kamtſchatka gekommen ſeyn müſſen.

Denn als die Ruſſen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kamtſchatka völlig zu erobern ſuchten, ſo waren ſie denen Einwohnern dieſer Halbinſel bereits bekannt, und erfuhren von ihnen, daß lange vorher ein gewiſſer Fedotow, der vermuthlich Fedot Alexejews Sohn war, mit einigen ſeiner Gefährten unter ihnen gewohnet, und ſich mit ihren Töchtern verheurathet hätten. Sie ſollen an der Mündung des kleinen Fluſſes Nikul gewohnt haben, der ſich in den Kamtſchatkafluß ergießet, und daher in der rußiſchen Sprache den Namen Fedotiſcha bekommen hat. Die Einwohner verſicherten, daß ſie dieſe Ruſſen lange Zeit als Götter verehret, und geglaubet hätten, daß ſie nicht verwundet werden könnten. Allein einige Zeit hernach wären ſie uneinig geworden, hätten ſich geſchlagen und zerſtreuet, da denn einige bis an den penſchinskiſchen Meerbuſen gegangen wären. Als die Kamtſchadalen und Koräken bey dieſer Gelegenheit ihr Blut fließen geſehen, hätten ſie ſelbige nicht mehr für unſterblich gehalten, ſondern ſie getödtet. Die Ruſſen fanden an dem Ufer des Fedotiſchafluſſes noch die Ueberbleibſel von zween Winterwohnungen, welche von dem Fedotow und ſeiner Geſellſchaft bewohnt ſeyn ſollen.

Aufſtand der Bauern.

Von M. J. Schmidt.*)

Pabſt Hadrian und Klemens ſagten es der deutſchen Nation vor, man werde mit der geiſtlichen Obrigkeit den Anfang machen, und mit der weltlichen aufhören. Wenn auch dieſes nicht ganz gegründet war, ſo konnte man doch leicht vorherſehen, daß aus dieſen Bewegungen in Religionsſachen, auch ſtarke in dem politiſchen Syſtem entſtehen würden. Sonſt geſchah es mehrmalen, daß das Volk, welches gemeiniglich lieber bey dem Alten ſtehen bleibt, und auch noch ſo gut gemeinten Neuerungen ſich zu widerſetzen pflegt, ſich nicht fügen wollte, wenn die Fürſten in den Religionsbegriffen, oder Gebräuchen einige Aenderung vorzunehmen gedachten. Allein, jetzt trug ſich juſt das Gegentheil zu, da Luthers Lieblingsidee, auf die er ſein ganzes Syſtem zurück führte, und durch die er es eigentlich ausgebreitet gemacht, Freiheit war, eben dieſes Wort aber Fürſten und Obern ſelten angenehm, oft auch verdächtig iſt, ſo waren die Fürſten anfangs ungemein zurückhaltend, ſich für ihn öffentlich zu erklären, ob ſie ſchon bey ſeinem Syſtem ſehr viel gewannen; da hingegen das Volk unter der ihm angekündigten evangeliſchen Freyheit ſich weiß nicht was für angenehme Ausſichten erträumte, an einer Menge von Orten die Abſchaffung der alten Religion mit Ungeſtüm verlangte. In ſolchen Fällen, wenn ſich die Obrigkeit widerſetzte, mußten ebenfalls gewaltſame Auftritte erfolgen. Allein es kamen auch bald Leute, die ſchwärmeriſch aus der nun dem Volk in die Hände gegebenen Bibel glaubten, befugt zu ſeyn, Aenderung im Politiſchen zu machen, und gar alle obrigkeitliche Gewalt abzuſchaffen.

Nichts war unvermeidlicher, als daß unter denjenigen, die das Menſchengeſchlecht auf einmal auf den ſo lange verborgen gebliebenen Weg der Wahrheit zurück führen wollten, Trennungen und verſchiedene Meynungen entſtehen mußten. Menſchen, oder vielmehr ihre Sprachen und Köpfe, müßten in eine ganz andere Form gebracht werden, wenn man verlangen wollte, daß auch ein göttliches Buch nur in einem Sinne von allen, die es in die Hände bekämen, verſtanden würde. Luther trug zwar ſeine Meynungen mit größerer Zuverſicht und Dreiſtigkeit vor, als jemals ein Pabſt gethan hatte. Er brauchte auch ſogar den Kunſtgriff, ſeine Auslegung des Evangeliums mit dem Evangelium ſelbſt zu verwechſeln; wer dieſe nicht gelten ließ, war nach ſeiner Sprache ein Feind des Evangeliums, und das Evangelium frey und ohne Zuſatz predigen, war eben ſo viel, als es juſt ſo verſtehen, als Luther es verſtund und vortrug. Allein, der Bruch in das Anſehen der Kirche war einmal gemacht. Andere glaubten, eben ſo viel Recht zu haben, als Luther, das bisher Geglaubte zu prüfen, davon ſchon zu laſſen, oder auszuändern. Unter dieſen zeichnete ſich Zwingel aus, der im übrigen ganz mit Luthern meiſtens übereinſtimmte, jedoch in der Lehre von der Gegenwart Chriſti in dem H. Abendmahl von ihm abwich, und ſich in der Schweiz großen Beyfall erwarb, woraus zuletzt eine neue Religionsparteŋ entſtanden, die die lutheriſche faſt verdrungen hätte.

---

*) Aus deſſen Geſchichte der Deutſchen. Ulm 1778.

Auch mitten in Deutſchland und ſelbſt unter denen, die es Anfangs mit Luthern gehalten, traten Leute auf, die nicht mit allen Lehrſätzen Luthers, wie auch ſeinem Betragen und ſeiner Lebensart zufrieden waren. Luther war ihnen ein fleiſchlicher, ſinnlicher, von ſich eingenommener hochmüthiger Mann, der bloß bey dem Buchſtaben der Schrift, obgleich derſelbe tödte, ſtehen bleibe, keineswegs aber in den Geiſt derſelben eindringe; den wahren Sinn derſelben erfahre man nur durch göttliche Erleuchtung, und die Stimme des von innen zu der Seele redenden heiligen Geiſtes. Daß ſie ſich ſelbſt unter die Zahl ſolcher erleuchteten ſeyen, kann man ſich leicht vorſtellen. In dem Umgang mit Gott und ſeinem Geiſt lernten ſie ihrem Vorgeben nach nicht allein alles, was in der Bibel verborgen lag, ſondern auch das Zukünftige erkennen. Geſichter, Erſcheinungen, und von Gott ſelbſt herrührende Träume waren ganz gemeine Sachen bey ihnen." Im Aeußerlichen zeigten ſie eine gewiſſe Strenge und Ernſthaftigkeit, und gaben auch vor, daß ſie die übrigen Menſchen von der üppigen und verdorbenen Lebensart, die durch die Lehre Luthers mehr befördert als gehemmt werde, zurück zu führen ſuchten. Sie redeten daher ungemein viel von der Abtödtung und Kreuzigung des Fleiſches, und dergleichen.

Gleichwie die Menſchen nach dem Grad ihrer Unwiſſenheit auch geneigt ſind, an Erſcheinungen und Weiſſagungen zu glauben: alſo hielten ſich auch dieſe neuen Propheten, wie ſie Luther nennte, meiſtens an die unwiſſendſte Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft, nämlich den Bauernſtand; zugleich aber, weil ohnehin auf dieſen der meiſte Druck nach der Verfaſſung der neuern Staaten von jeher zurück fiel, ſo ermangelten ſie nicht die von Luthern bereits rege gemachte Ideen von der chriſtlichen Freyheit nicht allein beyzubehalten, ſondern auch viel weiter auszudehnen, als der Urheber ſie im Sinne gehabt. Unter dieſer Art Leuten that ſich hauptſächlich Thomas Münzer, ein Weltgeiſtlicher, hervor, der wegen ſeiner ſonderbaren Meynungen aus Sachſen verwieſen ſich nach Mühlhauſen in Thüringen zog, dort durch den Pöbel die Obrigkeit abſetzen, ſich zum Pfarrer, und unter dieſem Vorwand auch zum Rathsherrn oder gebiethenden Herrn machen ließ, indem alle Regierung nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen müſſe geführet werden. Er ſprach aus dieſem Grund über alle Sachen, die vor ihn gebracht wurden, Urtheil, und alles, was er ſprach, ward für heilig und unverletzlich gehalten. Inſonderheit auch führte er eine Gemeinſchaft der Güter ein. Die Menſchlichkeit fordere nichts ſo ſehr, lehrte er, als daß alle Menſchen gleiche Würde hätten, daß ſie freye Leute wären, und daß jeder gleichen Antheil an den andern Gütern hätte.

Nun, da er ſich glaubte veſtgeſetzt zu haben, gab er auch von Luthern ſeine Geſinnungen deutlicher heraus, als zuvor. Dieſer hatte ihn für einen Beſeſſenen, falſchen Propheten und Apoſtel des Satans erkläret; eben dieſes war nach ſeinem Vorgeben vielmehr Luther, mit dem Zuſatz, ſeine Anhänger führten immer die Bibel im Munde, ſchrieben große Bücher, machten Worte ohne End, und ſchrieen immer, der Glaub, der Glaub, da ſie doch in der That ſelbſt den Glauben, verläugneten, den Geiſt Gottes mißkennten, und verſpotteten; dieſer Schmeichler der Fürſten ſuche ihre Gunſt, wenn es auch durch vergoſſenes Menſchenblut geſchehen müſſe, ſo daß man billig ſagen könne, er ſey durch den Propheten David unter dem Bild eines Baſiliskens, eines Drachen, einer Schlange und eines Löwen vorbedeutet worden; indem er bald ſchmeichle, und auf ſolche Art ſein Gift unvermerkt andern beybringe, bald aber auf eine erſchreckliche Art wüte. Dieſer unverſchämte Mönch gebe vor, er habe Verfolgungen auszuſtehen, da er doch im Ueberfluß lebe. Kurz, Münzer wollte die politiſche Freyheit erweitert, und die geiſtliche eingeſchränkt haben, Luther vertigte die letzte, und erweiterte in manchem Stücke die Gewalt der Fürſten. Die aus Luthers Freyheit erfolgte Ausgelaſſenheit der Sitten, die wir bereits aus ſeinen eigenen Schriften bemerkt haben, mag vielleicht Münzern um ſo mehr in ſeinem Syſtem beſtärkt haben.

Daß ſeine Lehren von der natürlichen Gleichheit aller Menſchen, von der Abſchaffung aller Obrigkeit, von einem neuen Reich, das aus lauter Gerechten beſtehen ſollte, mit dem Ton eines Fanatikers ausgeſprochen, mit alten und neuen Offenbarungen beſtätiget, Eindruck bey dem gemeinen Manne gemacht, war gewiß wenig zu verwundern. Nur hätte man nicht glauben ſollen, daß ſein Wirkungskreis ſich außer Thüringen erſtrecken ſollte. Allein, an mehrern Orten Deutſchlandes gab es Leute, die, ob ſie gleich nicht in allem mit Münzern übereinſtimmten, doch unter dem Deckmantel der evangeliſchen Freyheit dem gemeinen Mann von der politiſchen Freyheit faſt eben die Begriffe, wie Münzer, beybrachten. Hauptſächlich aber ließ man um dieſe Zeit zwölf ſogenannte Artikel von

Schwaben aus ſich verbreiten, die von dem Bauernſtand mit größter Begierde verſchlungen, und faſt in ganz Deutſchland als die Richtſchnur ihres künftigen Zuſtandes angenommen wurden. Vermöge derſelben ſollte man ihnen erlauben ihre Geiſtlichen ſich ſelbſt zu wählen, die ihnen das Wort Gottes rein ohne Vermiſchung menſchlicher Satzungen predigten; fürs künftige ſollten ſie keine Zehnten geben, als von Korn, und dieſe ſollten theils unter die Kirchendiener, theils unter die Armen vertheilet, theils zu öffentlichen Ausgaben verwendet werden; man habe ſie bisher als Sklaven behandelt, da ſie doch durch Chriſti Blut alle zu freyen Leuten ſeyen gemacht worden; ſie wollten zwar nicht ohne alle Obrigkeit ſeyn, aber unter der bisherigen Sklaverey wollten ſie nicht mehr leben, man erweiſe ihnen denn aus H. Schrift, daß ſie ſchuldig ſeyen, es zu thun; es ſey gegen alle Billigkeit, daß man ihnen Jagen, Fiſche und Vögel fangen verbothen habe, welches an vielen Orten ſo weit gehe, daß ſich keiner unterſtehen dürfe, das Wild, das ſeinen Acker abfreſſe, zu verjagen. Auch die Wälder, die nicht an Privatperſonen verkauft worden, ſollten jedem zu ſeinem Gebrauch, ſo viel er zum Brennen und Bauen nöthig habe, dienen. Sie hätten ſich außer dieſem noch über viel mehrere Dinge zu beſchweren; es ſollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorſchrift des Evangeliums hierinn verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was ſie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auflegen; es daher bey den alten Pachten, Zinſen und dergleichen laſſen. Endlich ſey es die größte Unbilligkeit, daß, wenn in einem Hauſe der Vater ſtürbe, Frau und Kinder noch etwas Gewiſſes zahlen müßten, welches alles die Obrigkeit abſtellen möge.

Dieſe Forderungen nach des Bauers Meynung, ſelbſt durch die chriſtliche Religion unterſtützt, ſetzten bald allenthalben denſelben in Bewegung. In Schwaben allein ſammelten ſich drey große Haufen, einer bey Biberach, der andere im Allgäu, der dritte an dem Koſtnizer See. Vergebens bemühten ſich einige Reichsſtädte, und ſelbſt das kaiſerliche Regiment, durch Abgeordnete die Gemüther zu beruhigen, welches Letztere um ſo mehr in Sorgen war, weil es fürchtete, die benachbarten Schweizer dürften mit den Bauern gemeine Sache machen, ſie mit in ihren Bund nehmen, und das ihnen am nächſten gelegene Deutſchland auf eben den Fuß, wie ihr Land zu ſetzen ſuchen. Allein, was man erhalten konnte, war bloß ein Stillſtand, der aber bald wieder gebrochen ward, indem die Bauern um ſo übermüthiger wurden, ja nun auch an dem Rheinſtrom, in Franken und Thüringen ihre ſogenannten Brüder zu den Waffen griffen, und aller Orten Klöſter, Schlöſſer und adelige Sitze zu zerſtören ſich beſchäftigten. Zum Glück war der ſchwäbiſche Bund wieder errichtet worden, und befand ſich noch dazu eben damals in den Waffen, um den Herzog **Ulrich**, der einen Verſuch machte, ſich ſeines Herzogthums zu bemächtigen, wieder daraus zu vertreiben. Nicht ſo bald war dieſes geſchehen, als derſelbe unter ſeines Hauptmanns **Georgs Truchſeß von Waldburg** Anführung auf die verſchiedenen Haufen der Bauern losgieng, und einen nach den andern in Schwaben und Franken aus einander jagte. In Lothringen that es der Herzog **Anton**, und an dem Rheinſtrom die beiden Kurfürſten **Ludwig** von der Pfalz und **Richard** von **Trier**. Da bei der Stadt **Petersheim** im Stift **Worms** die Soldaten auch noch diejenigen, die bereits das Gewehr weggeworfen, niedermachten, ſoll Letzterer nicht nur ruhig zugeſehen, ſondern mehrere mit eigener Hand getödtet haben. Auch Biſchof **Konrad** von **Wirzburg** ritt, mit Scharfrichtern und Reutern begleitet, da bereits alles beruhigt war, ſein ganzes Land aus, nahm ſie auf das Neue in Pflichten, und ließ einigen Hunderten die Köpfe abſchlagen.

Von denen in Thüringen, da ſie Enthuſiaſten zu Anführern hatten, war einiger Maßen mehr zu beſorgen. Aber auch dieſe wurden bei **Frankenhauſen** von den Truppen des Kurfürſten **Johann** von Sachſen, der ſeit kurzem ſeinem Bruder **Friederich** gefolgt war, und jenen des Herzogs **Georg** von Sachſen, des Landgrafen **Philipp** von Heſſen, und Herzogs **Heinrich** von Braunſchweig, geſchlagen und zerſtreut. **Münzer**, der ihnen Sieg, und Wunder vom Himmel verſprochen hatte, ſuchte ſich zu verbergen, ward aber gefangen, und enthauptet.

Pitt.

Von H. P. **Sturz**.

Pitt ſtand allein auf ſeiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß ſtrömte tief unter ihm hin. Er hatte ſich ſelbſt gebildet, und ſank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In ſeiner Geſtalt iſt ſtrenger Ernſt, wie in den Formen der älteſten Kunſt, und auch die Härte derſelben. Ihm iſt kein Staatsmann aus der Geſchichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Künſte waren ihm entbehrlich. Nie hat er gelehrte Reden zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen

Er riß ein und baute, herrſchte, überwältigte; Englands Größe war ſein Ziel, und ſein Ehrgeiz unbefleckbar. Nie erhob ſich in ſeinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nur eine Stimme gekannt. Frankreich ſank unter der Kraft ſeines Arms, der die Bourboniſche Ligue zertrümmerte, und Englands [illegible] Demokratie nach allen Richtungen ſeines Willens trieb. Er ſah in's Gränzenloſe, und maß das Schickſal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anſchläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die ſich den Umſtänden anſchmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo ſie gelingen mußten. Hinderniſſe und Kräfte waren ſeinem Geiſte auf einmal gegenwärtig, den gleichſam eine Gabe der Weiſſagung ſtärkte.

Dieſer Mann paßte nicht in ſeine Zeit, nicht unter die Pygmäen ſeines Jahrhunderts. Furchtſam blickten ſie an ihm hinauf; alle Glieder der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich beſitzt er die Verdienſte eines guten freundlichen Mannes nicht; dieſe ſind nur für Menſchen von minderer Größe. Unempfänglich gegen die ſanfteren Freuden des häuslichen Glücks, ſah er unverwandt auf Britanniens Schickſal, trat unter ſeine Helden und Geſetzgeber hin, und entſchied's.

Seine Beredtſamkeit war leicht und helle, kleidete die erhabenſten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demoſthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, ſondern ſie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Muſik der Sphären. Er verleitete, feſſelte den Verſtand nicht durch mühſam verkettete Schlüſſe, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: ſondern er umſtrahlte den Gegenſtand, und traf ſicher den Punkt, durch den Blitz ſeines Geiſtes, den man, wie den Blitz ſeiner Augen, nur empfindet, nicht beſchreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erſchaffen, zerſtören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Geſetze vereinigt. Er verſtand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrſchen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu ſchlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerſtehen, als er in der Loge ſtand, und für die Colonien gegen die Stempelakte ſprach: Eure Herrſchaft über Amerika iſt unumſchränkt, wenn es auf Regierung, auf Geſetzgebung ankömmt, aber ihr ſeid nicht befugt, Steuern von den Coloniſten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anſpruch auf die Rechte der Menſchheit, auf die Rechte von England; ſie ſind keine Hurenkinder, ſondern eure Söhne. In unſerm Vaterland iſt das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der geſetzgebenden Macht; Steuern ſind ein freies Geſchenk der Gemeinen. Dieſes Haus ſtellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unſer Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, ſo bewilligen Sr. Majeſtät Gemeinen von Großbritannien — unſer Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majeſtät Gemeinen in Amerika. Einige ſagen, die Coloniſten werden virtualiter durch dieſes Haus repräſentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Diſtrikts, irgend einer Stadt — wo ſind ſie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Taſche eurer Brüder plündern? Steuern ſie nicht mittelbar beſchwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müſſen ſie nicht alles von euch, ſo theuer als ihr wünſchet, kaufen? Alles an euch, ſo wohlfeil als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen ſie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volk der Erde auf dieſem Markt neben euch zu ſtehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig iſt, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widerſteht. Drei Millionen Menſchen, die ſich freiwillig unter die Knechtſchaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge ſein, auch uns das Joch auf den Nacken zu legen. Seit König William hat kein Miniſter den fürchterlichen Plan gewagt; er war unſern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, ſo wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinſtürzen auf die Trümmer unſerer Verfaſſung. — Iſt dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, ſondern in die Eingeweide eurer Brüder ſtecken."

Die Freunde Pitt's wünſchten einen Tag aus ſeinem Leben zu vertilgen, deſſen Geſchichte Lord Cheſterfield in folgenden Worten erzählt: „Er hatte freie Hand alle Miniſter zu ernennen; und erwarten Sie, wozu er ſich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier iſt der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen iſt, und zwar ſo unglücklich, daß er in ſeinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun iſt er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel. Ein in der Fülle ſeiner Macht [illegible], [illegible] auf den beleidigten Ehrgeiz, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlaſſen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht verſichern konnte, in's Hoſpital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es iſt ein unglaublicher Schritt.“

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhöhen, ſondern er entwich allein dadurch dem Geräuſch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünſchte nach unſterblichen Thaten; und verdient ſie vielleicht der Retter ſeines Volks nicht?

Aber als er neulich ſich wieder auf ſeinen Krücken empor hob, und im Parlament mit ſterbender Stimme rief: „Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrſchaft, nicht flüchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn ſpricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es ſein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!“ — War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die unverſehrt über ihrem Leichnam ſchwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatam jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Conſul Lävinus überwunden, und ſtand mit ſeinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verſtand, ſo trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philoſophen Cineas an, der, durch Geſchenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunſt, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige ſtellten vor, daß eine große Schlacht verloren ſei, daß eine zweite gefährlicher, entſcheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens ſich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff, einen ſchimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Geſichtes beraubt, fern von Geſchäften unter ſeinen Lorbeern ruhte. Er hörte nicht ſobald die feindliche Neigung des Senats, als er ſich in einer offenen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn ſeine Schwiegerſöhne und Kinder, auf deren Arme gelehnt er in die Verſammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in ſtiller Ehrfurcht ſchwieg.

„Männer,“ ſprach er, mit zitternder Stimme, „ich bin ſchon lange blind, und ertrage mein Schickſal ungeduldig; aber heut wünſchte ich auch taub zu werden, um eure Schlüſſe nicht zu hören. Wo iſt euer Trotz, wo ſind die hohen Reden, die durch die Welt erſchallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander beſchämt, habt ihr nicht oft wiederholt, daß Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch ſeine Flucht, oder durch ſeinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war alles eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Moloſſer und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei ſeinen Knechten diente? — Ihr wünſcht Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang wollet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erſt verachtet, ſo werden andere Feinde ſich waffnen, und über das erniedrigte, muthloſe Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus ſiegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis!“

Rom verwarf den Frieden und ſiegte.

La Fayette.

Von J. W. v. Archenholz.

Die Geſchichte zeigt uns jetzt keine Revolution, ohne große Männer. Es iſt nicht genug, daß das Maaß der Unterdrückung eines Volks voll iſt, daß eine Nation bis zu der Geiſtesreife und der Macht gediehen, wo ſie fähig iſt, Vorurtheile zu beſiegen, und ſklaviſche Feſſeln zu zerbrechen. Nein. Wenn die Deſpotie und ein Zuſammenfluß von Umſtänden die Keime einer Revolution auch wirklich entwickelt haben, und alles zu einem glücklichen Erfolg ſich bereit zeigt, ſo kann ſie dennoch ohne außerordentliche, mit ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens begabte Männer nicht ausgeführt werden. Fehlen dieſe Männer, ſo wird die verſuchte Anſtrengung des Volks unterdrückt, und man ſpricht von einer gedämpften Rebellion; geleitet aber durch Weisheit und Muth wird dieſe Anſtrengung durch Erfolg gekrönt, und ſo führt ſie zu einer Revolution. Ohne Brutus und Collatinus wären die Tyrannen von den ewig berühmten ſieben Hügeln nicht verjagt worden; eine Vertreibung, die den Grund zu der Größe Roms legte. Ohne einen Cromwell hätten die Engländer noch lange nicht über ihre Freiheit nachgedacht, und hätten höchſt wahrſcheinlich ihre glorreiche Revolution von 1688 nicht vollzogen; ſo wie die Amerikaner ganz gewiß nicht das große Schauſpiel einer gewaltſamen Befreiung von dem ſo mächtigen Mutterlande gegeben hätten, wenn nicht, ohne die erhabenen Patrioten von minderer Größe zu nennen, Waſhington und Franklin ihre Führer geweſen

Mit eben ſolchem Rechte kann man behaupten, daß die Revolution in Frankreich ohne Mirabeau nicht vollbracht worden, und ohne la Fayette nur von ſehr kurzer Dauer geweſen wäre. Der erſtere wirkte mächtig, bald durch ſeine Beredſamkeit, bald durch ſein Beiſpiel, und wußte ſeinen Starkmuth auch den neuen Geſetzgebern mitzutheilen; und nichts geringers als la Fayette's Seelengröße, Geiſtesgegenwart, Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menſchheit veredeln, waren erforderlich, um in einer ungeheuern Stadt, die das Schickſal des Reichs beſtimmte, wo Ueppigkeit im höchſten Maaße herrſchte, und wo nun auf einmal ein zügellos gewordener zahlloſer Pöbel Titanen ähnlich ſtürmte, den gewaltſamen Durchbruch der Freiheit in gewiſſen Schranken zu halten, und dadurch den Provinzen des Reichs Zutrauen einzuflößen. Ohne la Fayette hätten auch die Greuelſcenen in Verſailles einen andern weit ſchrecklichern Ausgang gehabt. Nur allein ſeine unbegränzte Thätigkeit, ſeine unbeſiegbare Standhaftigkeit, das Beiſpiel ſeiner Tugenden und ſeines Patriotismus, die großmüthige Aufopferung ſeiner Geſundheit und ſeines Vermögens, retteten das Leben vieler Tauſende, ſicherten Paris gegen Plünderung, und ſelbſt das Reich gegen die Greuel einer ſich allmählig nähernden Anarchie. Dieſer Mann, der erſte Bürger Frankreichs, den alle unbefangene und unterrichtete Menſchen in ſeinem Vaterlande und im Auslande verehren, der bei den Griechen und Römern Altäre verdient hätte, und den die ſpäteſte Nachwelt unter die kleine Anzahl wahrer Helden ſetzen wird, ſchmachtet jetzt wie ein Miſſethäter im Kerker.

Die hier angeführten Tugenden, Talente und Aufopferungen werden ſelbſt von ſeinen grauſamſten Feinden nicht geleugnet; denn ſie gründen ſich auf offenbare, von Tauſenden geſehene, noch in jedermanns Gedächtniß ſchwebenden Thatſachen, die alle Zweifel heben müſſen. Auch ließen ſeine barbariſchen Ankläger, an deren Spitze der größte Böſewicht Frankreichs ſtand, der Beſchützer der entmenſchten Mörder in Avignon, der Stifter ſo vieler Tumulte, Ungerechtigkeiten und Mordſpiele, der Urheber der Cannibalſcenen am 2. September, das moraliſche Ungeheuer Robespierre, alle obigen Puncte unberührt, und ſchränken ſich allein auf die Beſchuldigung einer ſpätern Verrätherei ein.

La Fayette hatte die überaus ſchwere Kunſt verſtanden, bloß durch ſein Betragen, durch die ehrenvolle Aeußerung und practiſche Ausübung edler Grundſätze, ohne alle Kunſtgriffe, ſich zu gleicher Zeit die Achtung der National-Verſammlung und der Pariſer Municipalität, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der erleuchteten Patrioten, die Liebe des Volks und der ganzen Nation zu erwerben; ja ſelbſt der König hörte nie auf, ihn zu ſchätzen; am wenigſten da er in den Tuillerien im Jahre 1791 als ein Gefangener der Aufſicht dieſes Generals überlaſſen war, und wo der edle Mann auch dieſe ſo ſchwere Pflicht zu jedermanns Zufriedenheit erfüllte. Nur allein die Jacobiner, von denen er ſich entfernt hielt, obwohl es zwiſchen beiden Partheien noch zu keiner Kriegserklärung gekommen, waren ihm nicht hold, ſo wie ſich auch bei den National-Garden ſchon damals der Bräuer Santerre, der ſogenannte Mord-General des 2. Septembers, zum Rival des jungen Helden aufwarf, und, durch die Jacobiner unterſtützt, auch Anhänger fand.

Sobald der König die Conſtitution angenommen hatte, legte la Fayette ſeine Oberbefehlshaberſtelle bei der Pariſer National-Garde nieder, und begab ſich aufs Land. Sein Vermögen, das vor der Revolution in 200,000 Livres Einkünften beſtanden hatte, war durch ſeinen nöthigen Aufwand, als General, da er alle Tage vierzig Officiere, ja manchmal bis auf fünfhundert Perſonen an ſeiner Tafel hatte, und durch ſeine Großmuth, die ſich auf alle Unglücklichen erſtreckte, welche ſich ihm näherten, am Ende des Jahres 1791, als er ſeine Ober-Commandanten-Stelle niederlegte, bis auf 10,000 Livres Einkünfte geſchmolzen. Dieſe ſeine Lage rief die Patrioten zur Dankbarkeit auf. Es ward vorgeſchlagen, ihm den Pallaſt der Militairſchule am Föderationsfelde als ein National-Geſchenk zu übergeben, ſeine Töchter als Kinder des Vaterlandes zu adoptiren, und ſie ſodann auf eine der Großmuth einer mächtigen Nation würdige Art auszuſteuern. La Fayette aber verwarf ſtandhaft alle dieſe Anträge, und alle Beredſamkeit ſeiner Freunde, die ſich auf die Beiſpiele eines Marlborough und Chatam beriefen, große Männer, die nicht die Belohnung ihres Vaterlandes ausgeſchlagen hatten, war vergebens. Der franzöſiſche Patriot wollte allein dem Muſter ſeines erhabenen Lehrers und Freundes, des Americaniſchen Cincinatus, folgen. Man erinnerte ihn, daß dieſer ſein Freund in der Sache der Freiheit ſein Vermögen nicht aufgeopfert, und daß er keine Kinder hätte. La Fayette ſagte, ſein noch übriges Vermögen ſei größer, als ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe, und daß er im Grunde reicher wäre, wie jemals, weil er den Luxus beſäße, den er am meiſten gewünſcht hätte, nämlich bürgerliche und Religions-Freiheit. Er verkaufte alle ſeine Güter, und behielt nichts, als einen alten Familienſitz in Auvergne, wo er mit ſeiner Familie hinzog und wo er ſich ein Landhaus zu wohnen beſchloß. Da er wollte durch ſein Beiſpiel auch ein Lehrer des franzöſiſchen Volks in dem ſo wenig in Frankreich vervollkommneten Ackerbau werden; er verſchrieb deshalb zwei engliſche zum Landbau und Gartenbau beſtimmte Familien, aus England nach Auvergne; und hier war ſeine Abſicht unter dem Schatten der von ihm ſelbſt gepflanzten Bäume ſein Leben in der Freiheit zu genießen, zu deren Gründung er ſo viel beigetragen hatte; ein Ort, den, wie er ſagte, er nicht verlaſſen wollte, es wäre denn, ſein Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen.

Sein ruhiges Leben aber, das die Schmähungen der Jacobiner nicht zu unterbrechen vermochten, war nur von kurzer Dauer. Der ausbrechende Krieg rief ihn ins Feld an der Spitze eines Heeres. Dies geſchah im März 1792. Noch waren ſeine Tugenden bloß von Böſewichtern und beſoldeten Marktſchreiern angefochten worden. Noch wurde er bei Hofe ſo wie vom Pöbel geehrt. Noch ſtand ſeine Büſte, ein Geſchenk der Amerikaner, in dem Rathsſaal der Hauptſtadt. Noch arbeiteten die Künſtler an ſo prächtig als ſinnreichen National-Geſchenken, die man ihm beſtimmt hatte. Noch wurde ſein Name mit Verehrung in allen Provinzen des Reichs genannt, wie zahlloſe Adreſſen bezeugten. Noch prieſen ihn mit ſehr geringer Ausnahme faſt alle Journaliſten. Noch beſangen ihn die Dichter. Noch ertönten die Rednerbühnen im Senat ſo wie in den patriotiſchen Clubs von ſeinem Lobe, und alle aufgeklärte ächte Patrioten ſtimmten mit ein. Noch erſchien er in der National-Verſammlung unter lautem Beifall. Noch legte ihm der Präſident unter andern Lobſprüchen auch den erhabenen Titel bei: Held der beiden Welten. Noch drängte ſich das Volk mit Jubelgeſchrei zu ſeinem Pallaſt, und begleitete ihn zu vielen Tauſenden beim Abſchiede mit Thränen der Liebe und des Kummers bis vor den Barrieren von Paris.

Nur ein unzweideutiges, offenes, gleichförmiges und durchaus edles Betragen konnte eine ſo allgemeine Volksſtimmung hervorbringen. Kaum reifte la Fayette zum Jüngling heran, ſo ging er heimlich nach Amerika, focht für die dortige Freiheit, ſtudirte die Natur derſelben, erwarb ſich unter den Amerikanern eine allgemeine Hochachtung, und kam berühmt durch Erfahrung und Einſichten, mit Wunden und Lorbeeren nach Frankreich zurück. War es ein Wunder, daß ein ſolcher Mann ein thätiger Theilnehmer an der Revolution in ſeinem Lande war? Aber auch hier blieb er ſeinem Charakter getreu. Keine Unbeſonnenheiten, keine Schwärmerei, kein Toben in der National-Verſammlung, keine Cabalen außer derſelben, zeichneten ſeine Handlungen aus, deſto mehr aber die zweckmäßigſten Bemühungen, der eintretenden Unordnung und den mannichfaltigen Greueln zu ſteuern. Alle Geſetze, die auf eine ausgedehnte Freiheit ſeiner Mitbürger abzweckten, hatten ſeine herzliche Beiſtimmung; auch war er einer der erſten, der ſeine Geburt, ſeine Ahnenreiche Familie, ſo wie ſeinen Rang vergaß, um für die Abſchaffung des Adels zu ſtimmen.

Obgleich mit jugendlicher Kraft und einem faſt unbezwingbaren Muth ausgerüſtet, war la Fayette doch einigemale in den Jahren 1790 und 1791 auf dem Punkt, den Machinationen ſeiner Gegner zu unterliegen; Gegner, die von zwiefacher höchſt verſchiedener Compoſition waren, und hier zwar nicht gemeinſchaftlich, doch auf ein Ziel losarbeiteten: die wüthenden Demokraten, die den philoſophiſchen Befehlshaber nicht zu ihrer Fahne bringen konnten, und die wüthenden Ariſtokraten, die ſeine Thätigkeit bei der Revolution verabſcheuten. Beide Theile hatten ſeinen Untergang geſchworen, und beide waren unerſchöpflich an Erfindungen, an Kränkungen jeder Art, an Verläumdungen und perſönlichen Beleidigungen, wozu endlich auch bedungene Meuchelmörder kamen, von denen einer am hellen Tage nach ihm ſtieß, ihm das Pferd unterm Leibe verwundete, auch feſtgenommen wurde, dem aber der [illegible] auf der Stelle vergieb. Durch Ränke aller Art aufs äußerſte getrieben, reſignirte er im Jahr 1791 ſeinen Poſten als General-Commandant; allein ſeinem Patriotismus getreu, dem er ſchon ſo viel aufgeopfert, ließ er ſich noch am nämlichen Tage als gemeiner Soldat bei der Nationalgarde einſchreiben. Nur das unabläßige Bitten der ganzen Pariſer National-Armee überwand ſeinen Entſchluß. Die Ränke gegen ihn wurden nun verdoppelt. So aber wie der Körper des Achill blieb der Charakter des la Fayette unverwundbar. Alle Pfeile prallten von einem Manne ab, der ſo ſtark wie wenig Menſchen ſeines Jahrhunderts mit Ehre und Tugend gepanzert war.

Dieſer Umſtand und alle mißlungenen Anſchläge ermüdeten die ariſtokratiſchen Gegner, nicht aber die wüthenden Demokraten, die endlich einen hölliſchen Plan erdachten. Sie ließen von einem gedungenen Pöbel unter dem Vorwand, den König abzuführen, (es war noch vor ſeiner mißlungenen Flucht) einen großen Tumult erregen; der Altar des Vaterlandes wurde gewaltſam in Beſitz genommen; alles Bitten und alle Vorſtellungen wurden verſpottet, die anrückenden National-Garden mit Steinen begrüßt, mehrere Soldaten verwundet, und nun mußte der bedrängte la Fayette, dem die Wehmuth Thränen auspreßte, Feuer geben laſſen, wodurch einige Tumultuanten umkamen. Einige meiner Freunde, die damals nahe um ſeine Perſon waren, haben dieſe Thränen des tiefſten Schmerzes fließen ſehen. Jetzt wurde er von den Jacobinern als ein Mörder ſeiner Mitbürger verſchrieen, und da er ein Verwandter des Bouille war, ſo mußte auch dieſer Umſtand dienen, ihn mit jenem wahrhaft verabſcheuungswürdigen Verräther in eine Claſſe zu ſetzen, und ihm ſchwarze Complotte anzudichten. Dennoch wirkten dieſe Beſchuldigungen nur noch ſehr wenig, oder eigentlich gar nicht aufs Volk; deſto tiefern Eindruck aber machten ſie auf das Gemüth des großen Mannes. Nur allein das Bewußtſein der Reinigkeit ſeiner Abſichten, die große Sache ſeines Vaterlandes, der Beifall der edelſten Menſchen, und die fortdauernde unbegrenzte Verehrung des Volks vermochten ihn, allen angewandten Bemühungen ſeiner Feinde zu trotzen, die ihm ſeine Popularität nicht verzeihen konnten. Ein auffallender Beweis dieſer Popularität war, daß am Ende des Jahres 1791 nur ſehr wenig Stimmen fehlten, ſo hätte der abweſende und damals nichts als Ruhe wünſchende la Fayette bei der Wahl eines Maire von Paris über ſeinen Mitcandidaten, den in der Hauptſtadt anweſenden, raſtlos ſich bewerbenden und von der ganzen Jacobinermacht unterſtützten Petion den Sieg davon getragen; ein Sieg, der das Schickſal Frankreichs entſchied, da ohne denſelben die ſchrecklichen Pariſer Begebenheiten des Jahres 1792 ſo wenig als der Königsmord nicht geſchehn wären, nicht geſchehn konnten; den ſeine Anweſenheit in Paris, oder auch nur die geringſte Bewerbung zu ſeinem Vortheil unfehlbar entſchieden hätte, und der jetzt ſeinem ehrſüchtigen Gegner zum Looſe fiel; ein Sieg, der bloß durch die Nachläſſigkeit mehrerer tauſend an la Fayette hängender Wahlbürger veranlaßt wurde, die durch ſeine gänzliche Unthätigkeit und Sorgloſigkeit bei der Wahl irre gemacht, ſich nicht zum Stimmen eingeſtellt hatten.

Es ſchien, als ob die Häupter der Jacobiner, als die eigentlichen Gegner des la Fayette, nunmehr verzweifelten, ihn zu Boden reißen zu können, da ſie nun aber dieſen mit der Volksliebe zu ſehr begabten Mann zu ihren Abſichten durchaus nöthig glaubten, ſo blieb kein Mittel unverſucht, ihn zu gewinnen; und noch im März 1792, als er auf kurze Zeit nach Paris kam, wurde deshalb ein neuer Verſuch gemacht. Seine Verachtung war die moraliſch preiswürdige, vielleicht aber unpolitiſche Antwort eines Mannes, der, von allen Augen beobachtet, auf einer dornichten Laufbahn nie anders als nach den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit und Tugend gehandelt hatte und auch ſo fortzuhandeln wollte; und nun reiſte er nach Metz, um das Commando ſeiner Armee zu übernehmen.

Von dieſem Augenblicke an war ſein Untergang unwiderruflich beſchloſſen. Kein Sitzungstag verging im Jacobinerclub zu Paris, wo nicht von den Demagogen Robeſpierre, Marat, Carra, Collot, Briſſot, Merlin, Chabot, Duhem, Thuriot und andern verworfenen Menſchen dieſer Race laute Verwünſchungen gegen ihn ausgeſtoßen, und er, der offene, freimüthige la Fayette, als der treuloſeſte aller Verräther, und als das größte Ungeheuer auf Erden aufgeſtellt wurde. Der Scheingrund dazu war der, daß er bei ſeiner Anweſenheit in Paris aus Wohlſtand mehreremale im Pallaſt der Tuillerien geweſen, und der König, der ihn hochachtete, und hochhalten mußte, ihm eben keine Beweiſe des Haſſes gegeben hatte. Nunmehr fingen auch die Jacobiniſchen Mitglieder in der National-Verſammlung an, la Fayette zu verläumden; ein gleiches geſchah in den Verſammlungen der Municipalität und der Sectionen, ohne jedoch die geringſten Beweiſe anzuführen; auch thaten es die heilloſen Zeitungsſchreiber: ſelbſt der Jacobiner Condorcet, der die Societät fürchtete, ſchämte ſich nicht, auch in dieſen Ton mit einzuſtimmen. Hiezu kamen noch die Beredſamkeit der Straßenredner, die Adreſſen ans Volk, und die Gaſſenlieder.

La Fayette achtete alles dieſes nicht; allein nun nahmen die Jacobiniſchen Miniſter das Staatsruder in die Hand, und jetzt fing ſein Unglück an. Er erhielt Befehl zum Aufbruch, und ſeiner Armee fehlte alles; ſie hatte kein Brod, keine Fourage, kein Pulver, keine Pferde; weder die Gewehre noch die Kanonen waren in hinreichender Anzahl vorhanden; ja nicht einmal Schuhe hatten die Soldaten, und der Krieg fing erſt an. Der Feldherr überwand jedoch anfangs alle dieſe unüberſteiglich ſcheinenden Schwierigkeiten, ſetzte ſich in Marſch und betrat das feindliche Land. Der Mangel wurde immer größer und immer fühlbarer und die Kriegsminiſter, ſowohl Graves als ſein Nachfolger Servan, beide eifrige Glieder des heilloſen Bundes, hatten nicht den mindeſten Willen, ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, damit die Jakobiner in der National-Verſammlung deſto leichter ihn einer abſichtsvollen Unthätigkeit und boshaften Verrätherei anklagen konnten. In dieſer ſchrecklichen Lage ſchickte la Fayette ſeinen Adjutanten la Colombe nach Paris, um von den Machthabern das der Armee Nöthige als eine Gunſt zu erflehen; allein dieſer Adjutant erhielt kein Gehör. Ich befand mich mit ihm in Geſellſchaft, wo er das grauſame Schickſal ſeines Generals bejammerte, und anführte, daß la Fayette jetzt keinen andern Wunſch hätte, als durch eine feindliche Kugel nur bald ſein Leben zu endigen.

Das Geſchrei über ſeine ſogenannte treuloſe Unthätigkeit wurde immer größer, und doch vermochten ſeine Gegner damals noch **nicht durchzudringen**, als dieſe, unterſtützt von den beiden vornehmſten Pariſer Magiſtrats-Perſonen, **Petion** und **Manuel**, im Monat Mai, die Büſte des **la Fayette** aus dem Rathsſaal wegſchaffen wollten. **Petion** hatte dabei allen ſeinen Credit aufgeboten, und **Manuel** alle ſeine Intriguen zu Hülfe gerufen, aber zu ihrer Kränkung vergebens. Noch ſiegte die Tugend. Bald nachher ereigneten ſich die Scenen am 20. Juni, die bekanntlich den Feldherrn bewogen, ſeine ohnehin zur Unthätigkeit beſtimmte Armee auf wenige Tage zu verlaſſen, und vor den Schranken der National-Verſammlung über die Jacobiner und ihre böſen Entwürfe laute Klagen zu führen. Wie groß mußte das Bewußtſein, tadelfrei gehandelt zu haben, bei dieſem Manne ſein, der es wagte, mitten unter ſeinen mit aller Macht bewaffneten Feinden zu erſcheinen und auf ſeine Unſchuld zu trotzen! Er gieng aus der Nationalverſammlung ganz allein, ohne alle Begleitung durchs Volk nach den Tuillerien, um den König, als das conſtitutionsmäßige Oberhaupt des Reichs, in ſeinem leidenden Zuſtande zu tröſten. Höchſtwahrſcheinlich hielt er den Monarchen für patriotiſch geſinnt, und glaubte noch nicht an die hernach bekannt gewordenen, und wahrlich übelausgeſonnenen Machinationen des Hofes; wenigſtens konnte er demſelben nicht die Schuld der Unthätigkeit und des bei allen Armeen herrſchenden großen Mangels geben, da die volle Macht, **dieſe Hinderniſſe zu heben, ganz allein von den Jacobiniſchen Miniſtern abhing.**

Man bittet die Leſer, auf dieſen höchſtwichtigen Umſtand wohl zu achten, der, unterſtützt von den bekannteſten Thatſachen, der allgemeinen Behauptung geradezu widerſpricht, als wäre zur beſſern Führung des Kriegs die Regierungsänderung eine abſolute Nothwendigkeit geweſen.

„Warum thaten denn die mit aller Gewalt, ſo wie mit Anweiſungen auf die Schatzkammer reichlich verſehenen, und mit dem Zutrauen der National-Verſammlung begabten Miniſter in Zeit von viertehalb Monaten, von der Mitte des März bis Ende des Juni, nichts, gar nichts?“

„Warum wurde dem Mangel an allen Feldbedürfniſſen weder bei la Fayette's, noch bei **Luckner's** Armee in dieſer langen Zeit nicht abgeholfen?“

Auch die Armee des **Rochambeau** hatte Mangel an allem, und da dieſer Feldherr vor ſeinen unwürdigen Gegnern nicht kriechen wollte, ſo wurde er mit proſcribirt, und durch die empfindlichſten Kränkungen gezwungen, ſeinen Poſten zu reſigniren. **Luckner** verſuchte ſich leidend zu verhalten; die Klagen über den Mangel bei ſeiner Armee waren gemäßigt, ſo groß auch ſein Verdruß über den ſchlechten Zuſtand ſeines Heeres und die dadurch erzeugte Unthätigkeit war. Die böſen Abſichten des Hofes hielten doch die Miniſter nicht ab, das Nöthige anzuſchaffen und transportiren zu laſſen? Nichts aber von allen dieſen ſo unumgänglich nöthigen Maaßregeln geſchahe; denn es war der verabredete Plan der Republikaniſchen Demagogen, ſelbſt bei dem gefahrdrohenden Anzuge der deutſchen Heere, dieſe Unthätigkeit allenthalben zu unterhalten, um deſto leichter, deſto überzeugender und lauter über die Verrätherei der Feldherrn zu ſchreien, **la Fayette** und andere Jacobiniſche Feinde, deren Widerſetzung man fürchten mußte, aufopfern, und hernach die Conſtitution vernichten zu können. Hier war der Proſpect der Ausführung von Lieblings-Entwürfen und die Süßigkeit der Rache mächtig vereinigt. Dieſer Zweck wurde auch vollkommen erreicht.

La Fayette, mit allem Nöthigen ausgerüſtet, wäre an der Spitze der Freiheits-Soldaten der fürchterlichſte Feind für Deutſchlands Beherrſcher geweſen. Es waren von ihm keine dictatoriſche Freiheits-Vorſchriften in Belgien, keine Stiftungen von ausländiſchen Clubs, keine politiſchen Nothzüchtigungen, keine gewaltſame Aufpflanzung von Freiheits-Bäumen, keine beleidigende Großſprechereien, keine Brandſchatzungen freundſchaftlicher Städte zu erwarten; wohl aber ein Verfahren, das, von **anſchaulichen** Dingen begleitet, den Verſtand beſiegt, und die Herzen denkender und undenkender Menſchen unwiderſtehlich bezwungen haben würde.

Und dieſer Mann wurde des Hochverraths beſchuldigt? Das heißt: Ein exemplariſch tugendhafter, höchſt uneigennütziger, genügſamer und bis zum Romanhaften edelmüthiger Mann wäre auf einmal ein Böſewicht geworden; ein nach wahrer Ehre ringender, und ihr allein huldigender Mann hätte alle ſeine Grundſätze verläugnet, alle ſeine in zwei Welttheilen erworbenen Lorbeern befleckt, um ein Verbrecher zu werden; um die ſchwerſte aller nur denkbaren Unternehmungen auszuführen: den Royaliſmus in Frankreich wieder herzuſtellen, als worauf es eigentlich angeſehen war. Und kein großes Ziel, wenn das unmöglich ſcheinende wirklich glückte? Ein Hofmann zu werden, oder ein Satrape einer Provinz; vorausgeſetzt, daß man bei Hofe ſein erſtes freiheitathmendes Betragen großmüthig vergeſſen hätte.

Und welche Beweiſe hat man, um dieſe ſo boshafte als unſinnige Beſchuldigung zu belegen? Keine, gar keine! Es wurden weder bei der Plünderung der Tuillerien am 10. Auguſt, wo man ſo viele Papiere fand, noch bei dem ſo ſeltſam zurückgelaſſenen Briefſchatz in Verdun, noch in dem berüchtigten Wandloch des königlichen Schloſſes von la Fayette auch nicht das geringſte Blatt, noch überhaupt irgend ein Brief entdeckt, der auf geheime Abſichten dieſes Feldherrn angeſpielt hätte. Auch nicht die entfernteſte Spur zeigte ſich davon. Zwar ſprachen Chabot, Merlin, Robespierre und andere Böſewichter dieſes Gelichters oft im National-Convent von aufgefundenen Briefen dieſes Generals; nie aber wurde bis zum heutigen Tage (den 24. Januar 1793) ein einziger vorgezeigt, ja nicht einmal der Inhalt eines ſolchen Briefes berührt, um durch die Entlarvung des ſogenannten Verräthers la Fayette, ſo vielen einſichtsvollen, edeldenkenden Menſchen, die ihn ſeit vier Jahren einſtimmig lobgeprieſen hatten, Hohn zu ſprechen und Lügen zu ſtrafen. Es war, ſonderbar genug! ein Verräther da, aber keine Verrätherei.

Der Untergang dieſes Feldherrn war ganz unvermeidlich, ſobald am 10. Auguſt viele ſeiner angeſehenſten Freunde, worunter ſich die preißwürdigen Männer la Rochefoucoult und du Port du Tertre befanden, gemordet wurden, als ſeine erbitterten Feinde die würdigſten Patrioten, an deren Spitze der edle Vaublanc ſtand, aus der National-Verſammlung gedrängt hatten, und das wahrhaft reſpectable Departement von Paris aufgehoben und an deren Stelle eine Anzahl Lotterbuben, die Commune genannt, gekommen war. Die ſchimpfliche Zurückberufung des la Fayette war eine der erſten Handlungen der Machthaber. Commiſſarien waren unterwegs; die benachbarten Departements unſchlüſſig; ſeine Truppen betäubt. Wie konnte ein Mann von dem Character des la Fayette bei einer ſolchen Gelegenheit eine niedrige Unterwerfung gegen unwürdige Geſetzgeber zeigen? Er äuſſerte natürlich eine Art von Widerſtand, die keine Folgen hatte, aber völlig hinreichend ſchien, ihn jetzt als einen unbezweifelten Verräther vogelfrei zu erklären; und nun blieb ihm bei einem längern Verweilen in ſeinem Vaterlande kein anderer Proſpect übrig, als unter den Händen des Scharfrichters, oder von der Fauſt eines Meuchelmörders zu fallen. Alle Beſtandtheile ſeines Characters geben den großen moraliſchen Beweis, daß er, um die Sache der Freiheit, für die er ſo lange geſtritten hatte, zu befördern, den Tod nicht vermieden haben würde; allein dieſer mit allen nur denkbaren Schandzeichen verbundene Tod konnte ſeinem Vaterlande nichts nützen; im Gegentheil war es Pflicht, zu deſſen Dienſt in künftigen minder unglücklichen Zeiten ſein Leben aufzubehalten. Nur allein durch eine ſchleunige Entfernung konnte er den Triumph ſeiner Feinde vereiteln, und dies beſtimmte ſeinen Entſchluß. Er wollte nach Holland gehn, als er den Oeſterreichiſchen Truppen in die Hände fiel, die ihn den Preußen übergaben; und nun wurde ihm, nicht als ein Kriegsgefangener, denn er hatte den feindlichen Dienſt verlaſſen; nicht als ein fremder Staatsverbrecher, denn die neue franzöſiſche Regierung war nicht anerkannt, aus unbekannten, muthmaßlich ſehr weiſen Abſichten ein Preußiſches Gefängniß zum Looſe; eine Lage, die er wohl nicht ahnete, als er an der Seite des großen Friedrichs, und von ihm vorzüglich begünſtigt, der letzten Muſterung dieſes unſterblichen Monarchen beiwohnte.

Die Reformation.

Von L. T. von Spittler *).

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Univerſität Wittenberg befand ſich ein frommer Auguſtinermönch, Profeſſor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, ſein antiphiloſophiſcher Eifer für Exegeſe und allgemeineres Bibelſtudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart ſeines Zeitalters zu machen ſchien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht ſaß, ſo brachten ihm oft ſeine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandſchatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenſchuld los zu ſein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als ſolche Fuggeriſchen Factors, die nur ihrem Herrn ſein Pränumerationsgeld wieder zu verſchaffen ſuchten.

Er ſchrieb theses gegen dieſen Unfug (1517) und predigte gegen dieſen Unfug; was ſollt' er ſchweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieſer Mäkler, längſt war auf Reichstagen über dieſe Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, ſelbſt der Pabſt würde dieſen ihm ſonſt ſo nützlichen Menſchen ſteuern, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergiſchen

---

*) Aus deſſen: Grundriß der Kirchengeſchichte. Göttingen [illegible].

Auguſtinermönch, wie über eine längſt erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, ſelbſt nach Reuchlins und Huttens Siegen dieſe Schutzpatronen der Dummheit noch ſo mächtig zu ſehen. Luther hätte nicht ſchneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabſt ſelbſt geſchrieben haben würde: aber gleich die erſte Hoffnung, den Proceß in Rom ſchnell geendigt zu ſehen, mißlang ſeinen Gegnern. Doch ſelbſt auch der päbſtliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben ſo demüthige als entſchloſſene Widerſetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte ſchon ganz den Mann kenntlich, der es innigſt fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorſam gegen Gott und ſeine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade ſein Churfürſt Reichsvicarius wurde, und ſelbſt auch der neugewählte Kaiſer Carl V. ſchien für ihn der erwünſchteſte Kaiſer zu ſein: durch wie viel Ränke hat nicht Leo geſucht, Carln um dieſe Krone zu täuſchen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürſten von Sachſen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit ſeinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiſer aus Spanien ankam, hatte ſich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der Gegenpartei, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers ſchon ſo verſchlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf ſeinem erſten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige ſo ſelten ſind, die nicht mit der Wahrheit ſpielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er ſich bloß nach Convenienz ſeiner gerad vorhabenden Projecte entſchieden. Dem Papſt zu Ehren kommt Luther in die Acht, und Friederichen zur Dankbarkeit wird geſtattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Menſch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

Zwingli wird durch gleiche Veranlaſſung Reformator. Carlſtadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Auguſtinermönch ſo einzuſperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ ſich nicht dämpfen, überall traten ſchon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, beſonders zu Zürich ſprach Ulrich Zwingli noch beſtimmter und aufgeklärter als Luther; ſchade für den edeln Mann, daß er nur ſo kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbſt in Wittenberg war deßwegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er ſchwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit ſo mächtig, daß ſich andere des Reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologiſchen Facultät Andreas (Bodenſtein von) Carlſtadt warf ſich unterdeß zum ſtürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmuſſen war ſchon Luther zu viel Sturm, der Churfürſt ſelbſt wollte geſchont wiſſen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet ſtand Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was ſein College gethan, aber er ſah ſehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg überſetzt hatte, unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderſtürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langſam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürſten ſtand noch auf dem Scheidewege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beſchwerden bewieſen genugſam, wie wenig ſie Sklaven des Pabſts ſein wollten, aber allgemeiner Fortgang der Reformation mußte ſie alle zurückſchrecken; kein weiſer Augenarzt führt den Menſchen ins helle Sonnenlicht, dem ſo eben der Staar geſtochen wurde. Immer zeigt ſich anfangs ebendieß bei ſolchen Totalrevolutionen des menſchlichen Geiſtes als die Reformation war, wie manche Bahnen der beſte Eifer ſich zu brechen ſucht, welche nur auf der entgegengeſetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigſte der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug ſind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Luſte verderben.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, ſeufzend unter dem Drucke ihrer beſonders damals ſich häufenden Steuern, aus ſeiner trefflichen Lehre von chriſtlicher Freiheit (1521) ein Rebellionsprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probeſtück des menſchlichen Geiſtes ſcheinen, der, weil ihm bisher ſo manches erlogene Geheimniß aufgebürdet wurde, nun alles allein nach ſeiner vermeintigen Einſicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allweiſeſten glauben wolle.

Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beſtändigen.

So lang Churfürſt Friedrich der Weiſe lebte, ſo hielt ſich Luther ſelbſt in manchem zurück, und er konnte ſeinen unumſtößlichen Wahrheiten ſo lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit verſprechen, bis durch dieſelbe recht ſichtbare Veränderungen im politiſchen Syſteme würden hervorgebracht worden ſein und die Deutſchen Regenten auch aus perſönlichem Intereſſe dieſelbe begünſtigten. Dem weiſen Friedrich folgte in der Regierung (1525) ſein Bruder Johann der Beſtändige, und unter dem Schutze dieſes entſchloſſenern Fürſten ſah Luther ſich und ſeine Sache ſo vollkommen geſichert, daß er nun ſogar zu heirathen ſich unterſtand, nachdem er ſchon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltprieſterrock vertauſcht hatte. Politiſch klug ſchien es wohl damals nicht zu ſein, den bittern Hohn ſeiner Feinde und die ſorgvollen Vorſtellungen ſeiner Freunde gerade zu einer ſolchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiſer zum Herrn ſeines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preußen auf Reichstagen ſehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgiſcher Prinz, bisher Hochmeiſter des Teutſchen Ordens in Preußen, machte das Teutſchordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polniſcher Vaſall, heirathete bald hernach und führte evangeliſche Religion ein. Wie verführeriſch mußte ſein Beiſpiel für die Biſchöfe ſein, wo allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürſtenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geſchärft mußte aber eben daher auch die Aufmerkſamkeit der Katholiſchen werden, dieſem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ebenfalls damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und ſelbſt der heftige Ton, in welchem ſich der Wittenbergiſche Reformator zur härteſten Antwort anließ, ſchien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche faſt niemals bei den deutſchen Schriften deſſelben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verſchaffte endlich doch ſeiner Partei wenigſtens ſo viele Religionsfreiheit, daß dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen wurde, wie er es bis zur Entſcheidung einer allgemeinen Synode in ſeinem Land halten wollte. Kaiſer Carl bekam an dem losgelaſſenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und ſein Bruder Ferdinand konnte bei dem beträchtlichen Verluſt des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie ſchien ſich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in dieſem und dem folgenden Jahr. Pabſt Clemens VII. wurde von Carls General (1527) ſo gezüchtigt, als kaum ſeit Gregors Zeiten ein Pabſt bedrängt worden ſein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieſelbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroiſchen Landgraf Philipps von Heſſen hob ſich auch die neugeſtiftete Univerſität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieſes Fürſten, der damals ganz Heſſen ungetheilt beſaß, faſt eben ſo viel gewonnen, als durch den Beitritt eines Churfürſten, wenn ſchon oft ſeine aufbrauſende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packiſchen Nachrichten ſich zeigte, der neuen Partei manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall ſchränkte ſich auch ſchon lang nicht mehr auf Teutſchland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern ſeinen Meinungen folgten, ſondern ſelbſt die beiden Könige im Norden, Friedrich in Dänemark und Guſtav Waſa in Schweden erklärten ſich feierlich auf Reichstagen für ſeine Partei. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther ſo oft bedauert, daß ſich in dieſen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation ſo faſt einzig nach politiſchen Abſichten hat müſſen lenken laſſen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich ſein Churfürſt ſich entſchloß, die alte Hierarchie (1526) in ſeinem Lande zu zerſtören, eine eigene Kirchenviſitation anordnete, und als Landesherr die von den Biſchöfen mißbrauchte und verſäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieſer Viſitation (1527) durch die traurigſten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfaſſung eines populären Religionsentwurfs ſei, eines etwas größeren für die unwiſſende Lehrer des Volks und eines kleinern für den eigenen Gebrauch der Laien. Dieſen zwei Katechismen hat die evangeliſche Lehre in der Sphäre, für welche ſie beſtimmt waren, eben ſo viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologiſchen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehn Jahre waren es nun, ſeitdem Luther ſeine theses angeſchlagen, und ſchon hatten ſeine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetſten Beifall; ſchon hatten ſich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äußere Geſellſchaft vereinigt, ſchon erblickte eine Kirche, die ſeinen Namen mit eben ſo vielem Ruhme tragen konnte, als die katholiſche mit großer Schmach den Namen des Pabſtes tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun ſo hell brannte, und daß ſelbſt ſein gekrönter Antagoniſte in England aus Ueberdruß an ſeiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römiſchpäbſtlichen Oberherrſchaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther tröſten, wenn er in ſeiner Nachbarſchaft im herzoglichen Sachſen und in Brandenburg die Bekenner ſeiner Lehre verfolgt ſah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizeriſchen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm ſo ganz widrigen Vorſtellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs ſchien durch einen Reichstagsſchluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß Soleimanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneuerung des Wormſer Decrets zu Stande, und die Lage der neuen Kirche ſchien ungeachtet der damals eingelegten Proteſtation der proteſtantiſchen Fürſten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabſt ſich ausſöhnte, und wahrſcheinlich ſchon damals die muthigen Teutſchen Fürſten zum Opfer der Verſöhnung beſtimmte. Vom König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn ſo eben hatte auch er, durch lange Kriege erſchöpft, Friede mit dem Kaiſer geſchloſſen. Ferdinand ſiegte mit Oeſterreichiſchem Glück über die Türken, und was am gefährlichſten ſchien, mit jedem Jahre wurde die Trennung der Schweizeriſchen und Sächſiſchen Reformatoren größer.

Schon lang war es auch nicht blos Trennung einzelner Theologen, ſondern der größte Theil der Reichsſtädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigſtens doch dieſen innern Zwiſt zu heben, veranſtaltete Landgraf Philipp zu Heſſen ein Geſpräch zu Marburg zwiſchen den Häuptern beider Partien, aber ſein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken ſah man der verſprochenen perſönlichen Ankunft des Kaiſers entgegen, und ſo ſcheinbar gnädig auch das kaiſerliche Ausſchreiben zu einem Reichstag nach Augsburg (1530) war, ſo kannte man doch Carls argliſtige Schmeicheleien, und der einzige ſeiner Räthe, auf deſſen milde Geſinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinara ſtarb unterwegs.

Der Kaiſer hatte verſprochen, die Sache der proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt zu hören, ſie ließen alſo durch den ſanftern Melanchthon einen kleinen Aufſatz entwerfen, welcher apologetiſch und polemiſch die Hauptſtücke ihrer Lehre enthalten ſollte. Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verleſung dieſes Aufſatzes vor Kaiſer und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhafteſten Eindruck zu bemerken, aber in einer ſo projectvollen Seele, als die ſeinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürſten, die im Stande waren ſo unerſchrocken ſich zu widerſetzen, und der Reichstagsſchluß fiel ſo hart aus, daß die proteſtantiſchen Fürſten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden ſchloſſen, und ſogar manche der katholiſchen Partei wurden durch das despotiſche Verfahren aufmerkſam gemacht, wodurch Carl die Römiſche Königswahl (1531) ſeines Bruders zu Stande gebracht hatte.

Einen ſonderlich verpflichtenden Antrag für alle Lutheriſche Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung ſeines Augsburger Aufſatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und ſelbſt nach der Abſicht der Fürſten nicht machen ſollen, ſie wollten ohnedieß nur die vorzüglichſten Artikel beſtimmen laſſen; aber durch das Anſtaunen unſerer Gegner und durch unſere eigene oft eiferſüchtige Wachſamkeit gegen die Zwingliſche Partei iſt dieſe vortreffliche Lokalſchrift zu einem Anſehen gediehen, daß ihr ſelbſt der Gegner aller ſymboliſchen Verpflichtung unter allen Vorſchriften dieſer Art am willigſten gönnen wird.

Andere Ref. Arbeiten. Verein der Schweizer und Sachſen. Heinrich VIII. Pſeudoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich ſeines Bruders gegen den ſiegreichen Soleimann retten müſſen, ſo würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er ſo innig verabſcheute, und Zwingels traurige Schickſal (1531) der auf der Wahlſtatt bei Cappel ſtarb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen deſſen Folgen nur der unerſchütterlichſte Glaube ſchützen konnte. Wie ſehr auch Kleinmuth beſchämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergiſchen Reichstag (1532) des folgenden Jahres geſtand man den Proteſtanten eine Religionsfreiheit zu, welche beſtimmter und weniger karg war als die bisherigen Vergünſtigungen, nur immer noch den ſchalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizeriſche Partei eine Gränzlinie zog. Das war die letzte Freude, die Churfürſt Johann der Beſtändige erlebte. Möchte er doch mehrere ſeiner Eigenſchaften ſei nem Sohn, Johann Friedrich hinterlaſſen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte ſich übrigens im Ganzen immer noch beſſer. Die nothwendige Abweſenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbiſchen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an ſeiner Wiederherſtellung hinderlich war, die glückliche Erſtickung der Münſteriſchen Raſerei, der Tod des Churfürſten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer franzöſiſcher Krieg wegen Mailand — alles traf wie beſtellt zuſammen, ſelbſt auch zwiſchen der Schweizeriſchen und Sächſiſchen Partei wurde zu Wittenberg (1536) Friede geſchloſſen, und man merkt ſchon an dem Tone des Aufſatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel ſeit ſechs Jahren gewonnen worden ſein müſſe. Wenn aus der von P. Paul III. ſo ganz nahe gezeigten Synode etwas werden ſollte, ſo wollten die Proteſtanten freimüthig ſprechen!

Dank für den Segen Gottes, der ſie ſo allmählig ins Freiere emporkommen ließ. Unendlich wünſchenswerth waren ſolche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs beſtimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von ſeiner Gemahlin einer Tante Kaiſer Carls V. geſchieden ſein, weil ſeine Gewiſſenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntſchaft mit der ſchönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verſtärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabſt gegen den hochgereizten alle politiſchen Kunſtgriffe ſeines ermüdenden Canzleiceremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorſchläge zu einer auch ohne den Pabſt gültigen Eheſcheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieſes vortrefflichſten Mannes ſtand, machte dem Pabſte zum Trotz (1534) ſich ſelbſt zum Pabſt ſeines Reichs. Aber keine Partei wußte, ob ſie unter ihm weinen oder lachen ſollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil ſie ihn nicht als Pabſt, nicht als rechtmäßig geſchiedenen erkennen wollten, und die Proteſtanten mußten ſterben, weil ſie an Transſubſtantiation und ſieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heinrich zwar zerſtört, aber die alten dogmatiſchen Irrthümer hat er ſtehen laſſen, die Klöſter hat er geplündert, aber der Mönchswahn iſt geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieſer König mit dem Gewiſſen ſeiner Unterthanen geſpielt, wie mit den Köpfen ſeiner Gemahlinnen, und die Verirrung ſchien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil ſie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur beſſern Vollendung des unvollkommenen angefangenen Werks brauchen wollte.

Fortgang der Ref. in Deutſchland. Luthers Tod.

In Deutſchland erfuhr man mit jedem Jahre immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürſten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner, je alte dem Pabſt ergebene ſtarben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren ſolches mit weniger Vorurtheil hörten, kamen empor, ſchon mehrere Biſchöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und faſt wäre ſogar ein geiſtliches Churfürſtenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen ſchienen ruhig fortzupredigen, fortzuſchreiben und fortzudisputiren, weil ſie es doch einmal auf dieſem Wege ſo weit gebracht hatten, aber in Landgraf Philipp von Heſſen brauſte es beſtändig, und ſein unruhiger Nachbar Herzog Heinrich von Braunſchweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündniſſe und Ligen wurden gegen einander geſchloſſen; Luther, ergrimmt durch die heimiſchen Kunſtgriffe der Schweizer (1544) um allen Schein des Melanchthonismus von ſich zu entfernen, fing den Abendmahlsſtreit als neu an. Der Kaiſer wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der ſchon lang vom Pabſt verſprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürſten ſeine Siegershand fühlen laſſen. Auf denen immer vergeblich verſuchten Religionsgeſprächen wurde ſtets das Ganze ſo eingerichtet, daß die Proteſtanten als eigenſinnige erſcheinen mußten, und die öftere Abweſenheit ihrer Fürſten von Reichstagen, auf welchen doch ſelbſt der Kaiſer zugegen war, ſchien dieſen Vorwurf zu bekräftigen. Luther ſtarb (18. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde*).

Von Johannes v. Müller.

Montags früh, am 22. Juli 1443, zogen alle Banner in Höngen zuſammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienſt, ſie aufgebrochen, voran der Landammann Joſt Tſchudi, den Rüdi hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwaſſer ſie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen ſich hinauf nach der oberſten Spitze, der Uetliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche ſich entfernt, erſchrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachſamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald ſechs, hierauf mehr Pferde, und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tſchudi ſahen ſie, ſondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran ſetzten, vor andern den Feind zu ſehen, und Kenntniß von ſeiner Lage zu nehmen. Die Wachten ſandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht geſtatteten, alles zu überſehen, ſetzten mehrere in die Furcht rettungsloſer Ueberraſchung; einige entwichen. Indeß die beſſeren zürnten, erſchien über dem Paß, den ſie beſetzt, hoch über dem Verhau, wodurch ſie ihn unzugänglich glaubten, ſchon ein Haufen junger Schwyzer und Glarner, welchen der jähe Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick da ſie ſich auszeichnen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur eilf Mann bedeckten die Flucht; fünfe fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die Schwyzeriſchen Jünglinge, mit hochhallendem Geſchrei verfolgten jene ins Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolf Stüßi, Ritter, Bürgermeiſter (zum letzten Mal) den ganzen Morgen verſammelt ſaß. Schnell die Reiſigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterſchied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte ſich in den Gaſſen, im Thor auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüßi die Bürgerſchaft ordnen konnten. Jener für ſeine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, eurem Hauptmanne folget ihr nicht? wollt ihr ſo, ſo bin ichs nicht mehr.“ Erſt jenſeits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beſchattet (wo ſonſt Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging) da auf einmal hoch vom Albis die ſämmtlichen eidgenöſſiſchen Bauern herabziehend erſchienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenoſſen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zur Luſt und Genuß geſchaffen!) in militäriſcher Bewegung, das Fußvolk ſich ordnend, Reiſige herumſprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Recognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, ſchätzte mit geſundem Blick ihre Stärke, wandte ſich, und warnte: „Der Bauern mögen ſechstauſend ſein; ſie ſind mit Allem wohl verſehen; auf eine Schlacht ſteht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, ſie zu liefern; ſondern daß die zu Fuß ſind nach der Stadt umkehren, wir, die Reiſigen, durch geſchwinde Liſt, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden.“ Dieſer Anſchlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgeriſſene Menge. Nur ſo viel wurde in dem Kriegsrath beſchloſſen: das Fußvolk ſoll zwiſchen der Stadt und dem Waſſer Sil eine ſichere Stellung nehmen.

---

*) Aus J. v. Müller's Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſen.

Die Landbanner der Schwyzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reiſige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reiſigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweiſe, ſprengten an den Graben des Ackers, ſchoſſen, wandten ſich und flohen. Eben dieſelben, ſchnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, ſchoſſen, flogen unerreichbar dahin. Ital Redings geſchwinder Sinn erfand hiewider ein Mittel. Indeß die übrigen Banner ſich bei dem ſeinigen ſammelten, trug er einen Anſchlag vor, über den alle Geſchichtſchreiber einig ſind, und einen andern, welchen Leute von beiden Parteien, die nicht ſo viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, dieſem Feldherrn ſo übel genommen, daß ſie ihn für einen Fleck in ſeinem Charakter gehalten und nach Zuneigung oder Haß ihm denſelben vorgeworfen oder abgeläugnet haben.

Der erſte Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugſam zu beſetzen, mit der Hauptmacht aber nach dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon, zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuſchneiden, und, im Schrecken hierüber, über ſie herzufallen; alles dieſes müſſe auf das geſchwindeſte geſchehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das iſt, was man ihm übel auslegt) einen rothen Rock hervorbringen, denſelben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerſchneiden; zweihundert auserleſenen Jünglingen dieſe vorn auf der Bruſt, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenöſſiſchen Kreuze trugen ſie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch beſſer zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aeſtchen von den Tannen des Albis, und ſteckte es an ſeinen Gürtel). Hierauf befahl er, ſie ſollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem ſchicklichen Ort, in der Gegend von Friefenberg, ſich herunterlaſſen, und als Züricher ſich dem Feind hinten anſchließen; ſobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen.

Diejenigen zum Theil ſonſt ehrwürdigen Männer, die den Landmann hierüber tadeln, ſcheinen vergeſſen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuſchlagen, ſondern um zu ſiegen, und daß kein Mittel hiezu unverwerflicher iſt, als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in ſchnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menſchheit zu wünſchen iſt, daß jeder Krieg bald entſcheidend geendigt werde, ſo iſt's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängſtlich zu ſein.

Dieſes alles geſchah. Die Sonne ſtand hoch als die Eidgenoſſen durch das Korn zogen; ſie blitzte ihnen ſo in die Augen, daß ſie in Erwartung, der Feind möchte dieſes benutzen, ihre Ordnung ſtärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reiſigen überlaſſen, für ſich ſelbſt aber zwiſchen der Sil und Vorſtadt eine faſt unbezwingbare Lage nehmen ſollten, hielten für ſchmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu beſtehen. Die lärmende Menge verwarf den militäriſchen Plan. Sie legten ſich dieſſeit des Fluſſes in Wieſen, welche ſich zwiſchen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhauſe erſtreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt ſandten ſie, auf daß Wein, Brot und Käſe gebracht würde. Sie aßen, ſie tranken, ſie trotzten, ſie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten ſie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, ſondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich ſein würde, ihn zwiſchen Limmat und Sil zu ſchlagen, und in die Waſſer zu ſprengen.

Einige Aufmerkſamkeit erregte der bei Frieſenberg ſich herunterlaſſende Haufe von zweihundert Schwyzer: doch betrogen den Bürgermeiſter die rothen Kreuze, ſo, daß er ſie für die Beſatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenoſſen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reiſigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannſchaft, ſo daß dieſe hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; ſie wichen, ſtreitend. Schnell bildete ſich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf ſie that, welcher ſie in die Flucht ſchlug. Die Reiſigen erſtaunten, die Züricher dieſſeit der Sil zu finden. Dieſe, aus der Stadt unaufhörlich geſtärkt (unvermögende Greiſe eilten, einmal eine Schlacht zu ſehen, oder die Ihrigen aufzufriſchen), breiteten ſich, in ſcheinbarer Ordnung, über die Wieſen im Sihlfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, ſtanden auf und ſchoſſen, ſobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verſtändiger Feind oder der Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reiſige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war ſie aufzunehmen. Die meiſten ritten über die Brücke, hingeriſſen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und beſorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der Oeſterreichiſche Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zuſah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenoſſen ſiegten, plötzlicher Sturz der Oeſterreichiſchgeſinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Beſorgniß. Doch ſprang mancher ſtreitluſtige Ritter vom Gaul, und geſellte ſich den Zürichern bei.

Sie ſchoſſen. Die Eidgenoſſen, welche die fliehenden Reiſigen an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die ſich eben auch bis ganz zu hinterſt in die Wieſe und nach der Brücke hingezogen. Als dieſe ſahen, wie jene vom Verfolgen in dieſem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wieſe drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben ſie plötzlich ein fürchterliches Geſchrei: „Fliehe, Zürich, fliehe wer kann!“ Dabei wandten ſie ſich gegen die Brücke. Zwar erſchienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem ſie nicht nur durch Fluchtgeſchrei den Muth gebrochen, ſondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, ſie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieſer Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerſtandes wurde vergeſſen; wer konnte, verſtahl ſich; man drängte ſich der Brücke zu.

In dieſer äußerſten Gefahr unterließ Rudolf Stüßi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeiſter der Stadt Zürich anſtändig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reting wohl vornehmlich ihn ſuchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenſchaftlich, von Jugend auf gebrannt, ſo viel gewacht, gehandelt, geſtritten. Alſo, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereindrangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wieſen herab eilte, hielt er ſeiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu ſeiner breiten Mordaxt, ſtellte ſich auf die Sihlbrücke, und mit erſchütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet!'' Sie taub, geblendet, fortgeriſſen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen, auch nicht nach ihnen, ſtand, ernſt und feſt, wie ſonſt im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegnauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf ſeine Freunde (wie oft im Rath ſeine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Meiſter hatten vergeblichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an S. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldſummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, ſich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lemmis in dieſen Nöthen die erſte Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeiſter, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall herein brachen, Rudolf Stüßi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in ſeiner hohen Geſtalt, wie ein Wehrthurm den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zuckinden. „Bei Gottes Wunden, du biſt an allem Jammer ſchuld'' rief dieſer, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeiſter, die Rüſtung raſſelte, es erdröhnte die Brücke. Auch ſoll ein gewiſſer Lüthard von Merliſchwanden im Luzerniſchen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit ſeiner Hellbarde ihm den Todesſtreich beigebracht haben. Groß war Stüßi's Tod; er ſtarb in ſeiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeiſter, in ſeinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tod rang, rannten einige Hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloſer Greiſe, die nicht ſchnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorſtadt und an die Thore. Hier an dem wohlverſchloſſenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger ſein Leben, bis das klägliche Geſchrei die inneren bewog, aufzuſchließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landſchreiber von Glaris dem Bannermeiſter von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tauſend Jahren die wilden nordiſchen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des Althelvetiſchen Thuricum ſtürzten, nicht geringer war der Schrecken dieſer Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falſch, durch alle Gaſſen den Tod des Bürgermeiſters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da ſah ein Bauer von dem benachbarten Küßnacht den Stadtſchreiber Michel Graf durch die Gaſſen rennen, rief: „das haſt du mit deinem widerwärtigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch ſterben'' durchſtach ihn; er fiel, freilich zu ſpät.

Als die ausländiſchen Söldner über die Limmat nach den jenſeitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren ſperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feind zu ſchließen, ermannte ſich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landſchreiber von Glaris mit andern ſich eingeſchloſſen und das Leben verloren ſah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem ſeiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; ſtarb hierauf.

Jetzt ſahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, ſchlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, ſchoſſen aus Büchſen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Dieſe waren in den Gaſſen der Vorſtadt beſchäftigt, Erſchlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erſchlagenen Bürgermeiſters Verwandtſchaft, ihn, gemeiner Eidgenoſſenſchaft Feind (nur als den betrachteten ſie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun ſchleiften, entblößten (er ſoll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette ſeines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße ſchmierten, ihn endlich, nachdem ſie ſein Herz zerbiſſen, und einander lang ſchimpfsweiſe zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerſtreuten. Dieſen Ausgang nahm Rudolf Stüßi, der ein großer Mann hätte ſein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für ſeine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieſes Tages, zum Streit für Zürich, ſtolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, ſeiner Kriegshaube und ſeinem Bart, ſteht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorſtadt geplündert, alle zwiſchen der Sil und der Stadt Graben ſtehenden Häuſer, nebſt S. Stephans Kirche, die Dörfer Wiediken, Rieden, Altſtetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen ſitzend, den Rücken erſchlagener Feinde zum Tiſch, zechten die Helden, und ſahen den Brand. Das iſt Bürgerkrieg.

Die Sempacher Schlacht.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Reuß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Surſee und Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, eben an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen in Kornfeldern, und über dieſen ſtand ein Wald, das Land erhebt ſich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenoſſen.

Sie ſahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, ſchön gerüſtete Reiterei; jede Dienerſchaft unter ihrem Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu deſſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke, nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem langem Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſterreich, Urheber des Krieges, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürſtliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuerſten Ritter in den Kriegen ſeiner Zeit, Kraft von Lichtenſtein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Eſcheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürſtenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſterreich ſelbſt, ſeines Alters in dem ſieben und dreißigſten Jahr, männlich ſchön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; ſein Volk mähete Korn: die Edlen ſprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu ſprechen, feſt in dem Entſchluß, die Schweizer Bauern perſönlich und ohne das Fußvolk allein zu ſchlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, vergaß er (wenn er ſonſt es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geſchlagen, aber niemals eine unbeugſame Infanterie einem beſſern Fußvolk widerſtanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zuſammentrete; dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderiſche Fronte: faſt wie König Albrecht ſein Großvater in der Schlacht am Haſenbühel gegen die Bairiſche Reiterei mit Erfolg verſuchte. Ueber dieſen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochſenſtein, Domprobſt zu Straßburg, ſein Landvogt zu Elſaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeſchäften geſchickt, und groß in des Herzogs Gnade war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der ſchwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, ſtellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entſtammten Adel, bei welchem er ſelbſt war, das Feld frei wäre. Wenn er ſich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, ſo that er mit überlegner Menge, was beſſer der geringern Zahl zukam; aber wahrſcheinlicher beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit unentſchieden laſſe; ſie hielten dieſes für unehrlich; Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden viel mehr der hohen Ritterſchaft Zier, als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Haſenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde geſehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffarth ſei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hans von Bonſtetten ſagen zu laſſen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten ſie ſeine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog ſelbſt Vorſtellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergeſehner Zufälle ſein; wie dem Fürſten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu ſtreiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verluſt ſeines Hauptes, als einiger Glieder ſein würde,“ ſprach er, Anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „ſoll denn Leopold von weitem zuſchauen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich ſiegen oder umkommen.“

Die Eidgenoſſen ſtanden an der Höhe vom Wald bedeckt; ſo lang die Ritter ſaßen, dünkte ihnen ſchwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen, und ſicherer, in dem anſcheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften ſie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entſcheidend werden; ihren Tod betrachteten ſie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu ſuchen. Als der Adel abſtieg, zogen die Eidgenoſſen aus dem Wald in das Feld hinab; ſie beſorgten auch vielleicht eine Hinterliſt oder eine ſchnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend.

Sie ſtanden, in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldſtetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gerſauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten, einige hatten ſtatt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger ſahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeſchrei, welches Alles anfeuert, und weil ſie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden ſie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiſerner Stacheln. Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Luzern und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derſelbigen Stunde ſchien der Stadt Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet geſunken, der Altſchultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, ſein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri ſeßhaft: „Schlaget auf die Stiele, ſie ſind hohl." Dieſes thaten die Vorderſten mit angeſtrengter großer Kraft; ſie zerſchmetterten etliche Stiele, welche von den hintern ſofort erſetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen beſtand ſie ungebrochen, feſt. Sechzig Schweizer waren erſchlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraſchung von dem Gewalthaufen Beyſtreitens.

Dieſen Augenblick banger Unſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter, er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen: „ich will euch eine Gaſſe machen," ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „ſorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts," war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fallen ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgeſellen über ſeinem Leichnam hin; da drangen alle Haufe der Eidgenoſſen Mannſchaft mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erſtaunten Feindes preßten ſich, ſie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten; indeſſen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligſt verſtärkte.

Zuerſt fiel Friedrich der Baſtard von Brandis, ein handfeſter, hochbetagter Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhart, welcher ſich vermeſſen, die Eidgenoſſen allein zu beſtehen: das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da ſie dieſes bemerkten, ſaßen auf die Pferde, durch ſchnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indeſſen ſank in der Hand Herrn Heinrichs von Eſchelbach das Hauptbanner von Oeſterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, ſchwung das Banner hoch empor, widerſtand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut ſchrie: „retta Oeſtreich, retta." Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von ſeiner ſterbenden Hand; abermals erſchien daſſelbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürſten und lagen ihm für ſein Leben an. Und ſchon war in der Hand Herrn Davids von Zunkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, ſein Baſtard, und ſein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenſtein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Ochsberg zwiſchen ſeinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Karther, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierſtein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf ſeines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da ſprach Leopold: „es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ſterben," verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingeriſſen, vermiſchte ſich in die feindlichen Haufen, ſuchte ſeinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der ſchweren Rüſtung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), ſich empor zu helfen. Ein unanſehnlicher Mann aus dem Lande Schwytz fand ihn über dieſer Bemühung; da rief Leopold hülflos, „ich bin der Fürſt von Oeſterreich.“ Dieſes hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es deuchte ihn, die Schlacht hebe alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geiſt alſobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug: verſteinert ſtand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er ſich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetſcht werde; er erwartete und fand hier ſeinen eigenen Tod. An eben dieſem Ort ſtritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harniſchmeiſter des Herzogs.

Die Augen der Schaaren ſuchten den Fürſten, vergeblich; da wandte ſich auf einmal die Macht von Oeſterreich grauenvoll auf die Flucht; alſo ſchrieen alle Edle: „die Hengſte daher, die Hengſte daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch ſie längſt mit fortgeriſſen. Ihnen, in drückenden Rüſtungen, in unerträglicher Hitze, erſchöpft von Durſt und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, ſein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edeln Ritter von Ems das würdige Ziel ſeines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchſeß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Yſni kam in vollkommene Freiheit; von Yſni, ſeiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verſchrieb ihr um acht tauſend Pfund Pfennige (den Sold für ſeine Reiſigen) auf ſeinen Tod hin alle Macht, welche ihm daſelbſt übrig war. Bei den Eidgenoſſen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kaſtvogt von Attinghauſen, Ritter; Sigriſt von Tieffelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwytz deſſelben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundeldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um ſeinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unſern Mitbürgern, ſie ſollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt laſſen; das rathe ihnen Gundeldingen, und wünſche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Haſenburg nicht, ſein Unglück vorgeſehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochſenſtein, der ſeiner Klugheit ſpottete; Siegfried vom Hauſe Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu ſtreiten; drei Hewdorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breiſach, Halſtatt, Rathſamhauſen, drei Berenfels, Flachsland, auch welſchen Adels Monſterol, neben dem Herzog Franz von Kaſtelnau, fünf und dreißig von Bingſtgaue, Hanns von Vaurmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gerſau ſah das Banner von Hohenzollern ſchweben, eilte und brachte dieſe glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hauſe Rheinach fanden beiſammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geſchlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden ſtiegen und ihre langen Schuhſchnäbel abſchnitten, hatte aus Lebhaftigkeit ſich ſelbſt verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schafhauſen verloren von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk der Herzoge Vogt, von dem edeln Im Thurn, zwei von Stokar, Hans von Fulach (ſeiner zehn Kinder ſonſt glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter ſieben Herr Werner von Lo, Bannermeiſter von Lenzburg; freiwillig und redlich erſtattete die Mannſchaft von Mellingen dem unglücklichen Fürſt ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen geſucht; die Bürger von Bremgarten glänzten ſchrecklich von Feindesblut, ſo daß das Haus Oeſterreich den Ruhm ſolcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert ſeines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen ſeiner Hand anvertrauten; damit ſich keine feindliche Gemeine deſſelben zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſthaltend; von dem an ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwören „der Stadt Banner von Zofingen ſo zu hüten wie der Schultheiß Niklaus Thut.“ Sechs hundert ſechs und funfzig war die Anzahl der erſchlagenen Grafen, Herren und Ritter, ſo daß der Glanz der fürſtlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande geſprochen wurde: Gott ſei zu Gericht geſeſſen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber ſo oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oeſterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da ſie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieſes Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung ſeines Lebens die Blüthe der Schweizeriſchen Mannſchaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerſter Gefahr gerettet. Es iſt wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeſchicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwiſſende Feindesverachtung und ihre ſtürmiſchen Rittertugenden ſelbſt wider ſich hatten. Unſere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten ſich der Vortheile, welche dieſelben bis auf dieſen Tag tauſendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden ſie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) ſimpel, groß und ſtark. Würden ſie durch fremde Kunſt in ihrem Gang aufgehalten, ſo half, wie bei Sempach eine außerordentliche That, wozu ihr Heldenſinn ihnen den Gedanken und ihre geſunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit ſolchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewieſen worden ſein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form ſie ſein, mögen übermeiſtert werden durch hellen Verſtand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der trefflichſten Kriegsmänner unſerer Zeit, würde in Behauptung unſerer Freiheit und Eidgenoſſenſchaft, wenn die Gemüther noch dieſelben ſind, auch der Ausgang nicht verſchieden ſein.

Bruchſtücke aus Johannes Müller der Hiſtoriker.

Von A. H. L. Heeren.

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher ſei zu wiſſen, was er war und wie er es ward? iſt ſchwer zu entſcheiden; gewiß aber daß nichts wünſchenswerther ſei, als beides darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geſchäftskreiſen ſtanden, das erſte das wichtigere iſt; ſo wird dagegen der große Schriftſteller durch die Geſchichte ſeiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geiſtes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er ſie zugleich für Andere; beſonders in ſolchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht blos aus ſich ſelber ſchöpfen kann; wo das Studium ſein Begleiter ſein muß, weil der Stoff gegeben iſt; wo die Methode der Vorbereitung meiſt über das Gelingen ſelber entſcheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle ſchöpfend, keines Wegweiſers bedürfen, anders iſt es bei dem Hiſtoriker. Seiner wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meiſter vor ihm, alle Hinderniſſe bekämpfend, ihr Ziel erreichten, iſt ihm Noth zu wiſſen; nicht um ängſtlich in ihre Fußſtapfen zu treten, aber um nicht leichtſinnig eine Bahn zu beginnen, auf der ſo viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele ſchon nahe zu ſein, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, dem dieſe Blätter geweiht ſind, ſteht in vielfachem Sinn als Muſter der Hiſtorie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf ſein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geſchlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geſchichte ſeines Werdens nicht. Hat er ſie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu findet ſich in jener einzigen Sammlung von Briefen; und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigſtens in dem kurzen Abriß ſeines Lebens? Welchen würdigern Kranz könnten wir um ſeine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzuſtellen, wie er war und ward! Einfach muß dieſe Darſtellung ſein, wenn ſie treu ſein ſoll; aber ſie kann auch nur kurz und beſchränkt ſeyn. Die Beſchreibung ſeines Lebens, ſeines Handelns, bleibt ſeinen Freunden überlaſſen, die eine lange und genaue perſönliche Bekanntſchaft an ihn knüpfte. Nur den Geſchichtſchreiber aus ſeinen Werken darzuſtellen, zu beſtimmen, was er durch dieſe der Wiſſenſchaft ward, iſt hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wiſſenſchaft wurde, das ward er ganz durch ſeine Liebe für ſie. Aus dieſer einzigen Quelle, der reinſten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß ſeine ganze Wirkſamkeit. Dieſe reine Liebe, frei von allen Nebenzwecken, den einzigen ausgenommen, durch ſie ſich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete ſich bei dem Jüngling, erhielt ſich bei dem Mann, und würde erſt, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greiſe geſtorben ſein. Liebe für Geſchichte iſt bei einer zahlreichen Claſſe von Menſchen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung; bei andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tadeln? Bei Müller erhielt ſie früh einen höhern Charakter, den das feurigſten Enthuſiasmus; und dieſer Enthuſiasmus ging hervor aus dem lebendigſten Gefühl ihrer Würde. Sie war ihm die erſte der Wiſſenſchaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete ſich ihm zugleich dieſer geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling ſich hier in ſeiner Welt, er hatte ſeine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienſt ſein Leben zu weihn war auf immer gethan. Aber dieſes Gefühl der Würde der Geſchichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an ſich ſelbſt. „Ein Geſchichtſchreiber bedarf einer freien Seele, und faſt aller Kenntniſſe eines großen Königs. Jene muß er haben, nach dieſen muß er ſtreben.“ Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verſtändlich, mit denen er den Anfang ſeines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geſchichte ward bei Müllern ſchon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen ſeines Großvaters für Schweizergeſchichte lehrten ihn gleichſam ſeine Beſtimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre verſuchte er es die Schickſale ſeiner Vaterſtadt zu beſchreiben; während bald darauf die erſte, gleichſam verſtohlene, Kenntniß der römiſchen Klaſſiker, jene unausſprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freiheit in ihm entzündete, nachmals die Seele ſeiner Werke. So waren ſchon in des Knaben Bruſt die Keime gelegt, die einſt in dem Mann ſich entfalten ſollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form ſcheint für Müller wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit ſprechen, wenn für ihn Belehrung entſtehen ſollte. Höchſt wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanſtalt zu der Akademie zwei Jahre hindurch bei ſieben bis acht Profeſſoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wobei der Schüler unthätig geweſen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Geſpräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbſtdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Univerſität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward ſein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für ſein künftiges Leben entſcheidend wichtig; da er mit dem Vorſatz kam, Theologie zu ſtudiren, und es mit dem Vorſatz verließ, dieſem Studium entſagend ſich blos der Geſchichte zu widmen; aber ſeine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorleſungen er beſuchte, iſt meiſt ungewiß; die Nahrung für den Geiſt, deren er bedurfte, ſcheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht beſtechen. Die geſchmackloſe Behandlung hebräiſcher Dichter durch J. D. Michaelis ſchreckte ihn von der Exegeſe zurück, wie ſie auch Andere davon zurückgeſchreckt hat. Aber der perſönliche Umgang ausgezeichneter Männer erſetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermiſſen ließ. Viel war er bei dem gelehrten Kirchenhiſtoriker Walch, viel bei Heyne, viel bei von Schlözer. Was hiſtoriſche Kritik und Quellenſtudium ſei, war ſchwerlich irgend wo mehr als bei Walch zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen ſeiner Kirchengeſchichte. Das klaſſiſche Alterthum war der gewöhnliche Gegenſtand der Unterredungen mit Heyne. Den erſten Ueberblick über Weltgeſchichte im Großen verdankte er Schlözern; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Völker- und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Univerſalhiſtorikers, geſchärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, deſſen Name, einſt der Lieblingsname der Erzieher und der deutſchen Jugend, jetzt faſt vergeſſen iſt, Dr. Johann Peter Miller, deſſen Hausgenoſſe er war. Wenn ihm das Verdienſt gebührt, zuerſt den Entſchluß, der Geſchichtſchreiber der Schweiz zu werden, in Müllers Bruſt erzeugt zu haben, ſo iſt dadurch ſeine Erwähnung mehr als gerechtfertigt. Man muß dieſen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Zögling, perſönlich gekannt haben, um ſich ſeine Einwirkung auf Müllers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bei ausgebreiteten literariſchen Kenntniſſen einer der beſcheidenſten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter ſeines Geſprächs und ſeines ganzen Weſens; zugleich eine ſeltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hülfe erfordert ward. So erklärt es ſich leicht, wie der Jüngling ſich an einen Mann anſchließen konnte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit deſſen Geſinnungen er übereinſtimmte. Miller lohnte dieſe Anhänglichkeit durch den Rath, ein ſeiner würdiges Lebensgeſchäft ſich zu wählen, und die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu beſchreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Werk davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es ſelber nicht geſagt, wer wüßte das Verdienſt des Lehrers?

Der Entſchluß, die Theologie zu verlaſſen, ſtand jetzt feſt; mit ſeiner erſten Schrift: daß unter Chriſtus die Kirche nichts zu fürchten habe, nahm er zugleich von ihr Abſchied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Schlözer's Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er ſeine hiſtoriſche Laufbahn eröffnete. Es war ſein Verſuch über die Cimbern; ein Gegenſtand, der wegen der Widerſprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Müller's Verſuch über die Cimbern intereſſirt mehr in Beziehung auf den Verfaſſer als auf den Gegenſtand. Er erkannte ihn ſelber für einen unreifen Verſuch; (ſchlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch ſchon ſeine volle Reife gehabt hätte;) aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfaſſer nach der Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn ſtand. Ueber Weſen und Behandlung der Geſchichte war er mit ſich ſelber noch nicht einig. So viel ſieht man, daß der Sinn für Quellenſtudium bei ihm erwacht war; aber wie das, was dieſe Quellen lieferten, zu verarbeiten ſei, war ihm noch nicht klar. Die erſte Hälfte des Buchs enthält einen Abriß der Geſchichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftſteller meiſt mit ihren eigenen Worten. In der zweiten findet ſich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch ſelbſt iſt für die Beurtheilung ihres Verfaſſers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er ſie nachmals ſelber, unſtreitig zu hart über ſich urtheilend.) Sie ſoll ſeine damaligen Anſichten von hiſtoriſcher Kritik, von Entwerfung einer kritiſchen Geſchichte der Menſchheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung ſeiner Kräfte bedurfte, um ihnen Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes zu werden, kehrte Müller in ſeine Vaterſtadt Schafhauſen zurück (1771); wo eine Lehrſtelle der griechiſchen Sprache ſeiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieſer herrliche Geiſt ſich entfalten ſollte; das nächſte Quinquennium iſt ohne Zweifel die eigentliche Periode ſeiner Bildung. Viel that er dabei ſelbſt: und wenn das Geſchick ihn zugleich begünſtigte, ſo möge man nicht vergeſſen, daß dies nur dadurch geſchehen konnte, daß er ſich ſeiner Begünſtigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Beſtimmung, der er ſein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem erſten Verſuch ſeiner Schweizergeſchichte (nachmals ihm ſelber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum alſo der Vorbereitung! Die ſeltene Stärke des Geiſtes, die dazu gehört, ſo lange einer Idee zu leben, ihr die Ausſicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Menſch nur dieſe Wünſche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geſchichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als ſich hier Alles beeiferte, ihn zu unterſtützen. Mehrere der erſten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Klöſtern und Städten ſtanden ihm zu Gebot; ja, der Rath ſeiner Vaterſtadt erwarb ſich das bleibende Verdienſt, über die gewöhnliche Form ſich wegſetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre ſeine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geiſt eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweiſe der öffentlichen Achtung nach geleiſteten Dienſten bloße Vergeltung ſind, welche Aufmunterung müſſen nicht die Beweiſe der öffentlichen Erwartung vor denſelben ſein? Aber welche ausgezeichnete Eigenſchaften mußte nicht auch der Jüngling beſitzen, der dieſe ſo früh erregen konnte?

Wenn in der Geſchichte der Meiſter Herr ſeines Stoffs ſein muß, ſo iſt es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerſt der Stoff den Meiſter bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieſes aber bei dem Stoff der Fall, den Müller ſich wählte. Der Staat, deſſen Geſchichte er behandeln wollte, hatte nicht die politiſche Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Aggregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, ſondern allmählich entſtanden; ſelbſt ohne bleibende Centralregierung für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieſes Bundes ſind höchſt ungleich, in ihren Verfaſſungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältniſſen. Des Allgemeinen war wenig, des Beſondern deſto mehr. Das Studium mußte alſo nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff ſo ganz dazu geeignet, den Geſchichtforſcher zu bilden, indem er allmählig Herr deſſelben wurde. Hiſtoriſches Studium findet ſeine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen. Je tiefer es eindringt in dieſes, um deſto mehr Befriedigung. Wer ohne dieſes ſich befriedigt fühlt, iſt kein Geſchichtforſcher; wenn gleich auch der Geſchichtforſcher bald die Gränzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforſchung des Einzelnen ſich zur Anſicht des Allgemeinen zu erheben, iſt die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbauet ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es ſcheint, jedem von ſelbſt einleuchtend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendſten Wahrheiten gegenwärtig am meiſten der Wiederholung?

So war es alſo die Specialgeſchichte der einzelnen Beſtandtheile der Eidgenoſſenſchaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schickſale kleiner Völkerſchaften, meiſt aber von Oertern und Städten. Kein anderer Theil der Geſchichte führt in ein ſo tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meiſten Fällen dem Forſcher ſo viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meiſt ſich nur aus den Folgen errathen; die Berathſchlagungen ſelber, ihr Gang, die Anſichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entſtehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinweſen blieben dagegen meiſtentheils keine Geheimniſſe. Die Chronikenſchreiber verzeichneten ihre Schickſale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete ſich dem Forſcher, ſelbſt bei einem beſchränkten Staat, dennoch ein unermeßliches Feld für ſeinen Fleiß. Die Studien, denen er ſich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Worts, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Intereſſe, das er ſelber für ſie gefaßt hatte, konnten ſie wieder zum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch dieſe Forſchungen ſind, ſo ſind ſie doch zugleich von der Beſchaffenheit, daß ſie den Geiſt nicht nur ermüden, ſondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch ſtete Beſchäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freiere Anſicht, ohne welche kein großer Geſchichtſchreiber ſich bildet.

Vor dieſen Gefahren wußte ſich Müller allerdings durch ſich ſelber zu ſchützen: aber die Umſtände begünſtigten ihn zugleich. Während er ſich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, und lebte zugleich mit den erſten Köpfen des Alterthums. Ein günſtiges Geſchick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Tronchin, weit mehr als Freund des Vaters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsſtudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigſten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in deſſen Hauſe er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa ſie gewähren konnte. Es gab ſchwerlich eine andere Stadt, ſelbſt die großen Hauptſtädte nicht ausgenommen, die ein ſolcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer geweſen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnſitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politiſche Getreibe dieſes kleinen Freiſtaats! Wo hätte alſo ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktiſchen Staatsmännern zu ſtehen; mit Alleyn Fitzherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, geweſenem Gouverneur von Süd-Carolina, demnächſt Direktor des Londner Zollhauſes, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat ſchwächen können.

Es war ein unterſcheidender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktiſche Politik ſich früh bei ihm entwickelte. Als er ſich den hiſtoriſchen Studien widmete, geſchah es nicht bloß mit dem Vorſatz, gelehrter Forſcher und Schriftſteller zu werden; ſondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch ſich den Eingang in die politiſche Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktiſche Staatskunſt mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier ſtand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geſchichtſchreiber! Was iſt er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geſchäfte; er, der das große Gemälde von dieſem allen entwerfen ſoll? Auch in ſpätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht bloß auf ſeinem Studierzimmer zu leben, ſondern zugleich durch ſeinen Aufenthaltsort und ſeine Stellen in Verbindung mit Geſchäftsmännern zu ſtehen, ſelbſt nicht ohne Einfluß auf Staatsgeſchäfte zu bleiben; aber dieſe Verhältniſſe des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu ſeiner Bildung halfen, weil ſie ſeine Talente erkannten. So ward dieſer Aufenthalt in Genf für ihn entſcheidend wichtig, und machte ihn obendrein völlig zum Meiſter derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politiſche Bahn jetzt verſchloſſen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, ſo that es in eben dieſem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo ſein Geiſt die Reife erhalten hatte, die für Lektüre nothwendig iſt. Sichtbar hat, was er damals las, auf ſeine nachmalige Ausbildung am meiſten gewirkt; und glücklicherweiſe finden ſich eben über dieſen Gegenſtand in ſeinen Briefen die genügendſten Aufſchlüſſe. Er verdient es aber um ſo viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung ſeiner Lektüre ein Muſter aufgeſtellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat ſehr viel, aber in einem gewiſſen

Sinn auch ſehr wenig geleſen. Für Unterricht und Belehrung war ſeine Lektüre unermeßlich; für practiſche und äſthetiſche Bildung blieb ſie in engen Schranken. Für dieſe las er nur Meiſterwerke; für jene viel zu leſen forderten ſchon ſeine Vorarbeiten zu der Schweizergeſchichte; noch weit mehr aber ſeine nachmaligen Studien der Univerſalhiſtorie. Allein dieſes viele Leſen blieb doch bei ihm ſehr weit von zweckloſer Vielleſerei entfernt. Von dieſer Peſt der neuern Zeit erhielt ſich Müller in der entſcheidenden Periode ſeines Lebens ganz rein; und eben dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt es, der er den nachmaligen Charakter ſeiner Geiſtesbildung verdankte. Für den ſchon gereiften Mann kann Vielleſerei vielleicht unſchädlich ſein; für den Jüngling iſt ſie durchaus verderblich. Bei ihm tödtet ſie alles lebendige und bleibende Intereſſe, und damit zugleich die ganze Knospe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu iſt; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern iſt wie der Umgang mit Menſchen. Das Anſchließen und die Bekanntſchaft mit einzelnen edlen Männern iſt es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar ſtets wechſelnder Freunde gewährt höchſtens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftſteller Müller zu ſeiner Bildung las, hat er uns ſelber geſagt. Es waren ſowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber Ein Charakter mußte dem Schriftſteller eigen ſein, der ihn feſſeln ſollte; er mußte ihn *denken* lehren. So wurde daher das Leſen ſolcher Schriftſteller zugleich für ihn ſelbſt wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer ſtanden freilich bei ihm oben an, aber die Neuern wurden darum nicht vergeſſen. Unter den griechiſchen Proſaikern waren es vor allen *Thucydides* und *Polybius*, die ihn feſſelten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunſt, die ſie nicht in Büchern, die ſie durch eigene Theilnahme an den Geſchäften, die ſie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römiſchen Geſchichtſchreibern *Tacitus* vor andern Müllern beſchäftigen würde, ließ ſich erwarten, eben weil er ihm am meiſten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bei wiederholter Lektüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für ſeinen Geiſt fand. „Ich leſe Tacitus zum andernmal, „aber es iſt nicht der gleiche Tacitus. So oft „ich ihn leſe, erſcheint er mir als über den, welchen ich geleſen hatte.“ Dieſe Vorliebe, und dieſe ſteigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die ſich mit dem Römer beſchäftigen. Aber was ihn über dieſe erhebt, was uns das rühmlichſte ſcheint, das wir in der Geſchichte ſeiner Bildung von ihm zu ſagen wiſſen, iſt dieſes, daß ſelbſt dieſer gewaltige Geiſt ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er ſich nicht an ihn angeſchloſſen hätte; aber feſſeln ließ er ſich nicht von ihm. Er ahnete gleichſam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Perſönlichkeit des Schriftſtellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muſter ſei; aber ganz ward dieſes erſt bei ihm zur Klarheit gebracht durch *Cäſars* Commentarien. Nicht auf einmal, weil ſie nichts haben, das blendet, aber allmählich ward das Gefühl bei ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des erſten der Feldherren auch zugleich die erſten Muſter der hiſtoriſchen Schreibart und Behandlung ſeien. „Ich geſtehe, daß mich Cäſar dem Tacitus untreu macht. Deutlicher und „reiner zu ſchreiben iſt unmöglich; in ihm iſt die „wahre Präciſion; indem er alles Nöthige und „nichts weiter ſagt; er ſchreibt als ein Staatsmann von allem ohne Eifer. Tacitus als Philoſoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menſchliche Geſchlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, „ſo kann ich zu Ausſchweifungen verführt werden; mein Cäſar kann mich nie verführen.“ Der zwanzigjährige Jüngling, der ſo urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß er der nahe Geiſtesverwandte der Männer ſei, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht blos durch ſich ſelber, ſondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn dieſe Quelle, was iſt ſie anders, als jener reine durchaus unbefleckliche Wahrheitsſinn; dieſe erſte und letzte Forderung an den Hiſtoriker, ohne welche alle blendende Vorzüge, aller Glanz des Neuen, alle Kunſt der Darſtellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Hiſtorikern waren es vor allen Italiäner, *Guicciardini* und *Davila*, welche Müllern feſſelten; hauptſächlich weil ſie nicht blos Schriftſteller, ſondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch das große Detail, in welches er hineingeht, Müllern am meiſten befriedigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geſchichtſchreiber den Geiſt der italiäniſchen Politik richtiger beurtheilen; und iſt gleichwohl dieſe Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geſchichte des neueren Europas überhaupt? Der große Name von *Hume*, auch die Anerkennung ſeiner Vorzüge, konnten Müllern nicht beſtechen, ſein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir leſen Hume; ein großer Geſchichtſchreiber; aber er iſt entſetzlich gedehnt!" Ein inniges Anſchließen an Hume war freilich bei Müllern unmöglich. Sie ſtehen ſich gleichſam als Extreme einander gegenüber; die ſprudelnde Lebendigkeit des Schweizers paßte nicht zu der faſt phlegmatiſchen Ruhe des Britten, die nicht wie bei Cäſar aus der Herrſchaft über die Leidenſchaften, ſondern aus ihrer Abweſenheit hervorging.

Mehr jedoch als dieſe eigentlichen Hiſtoriker waren es zwei ihnen nahe verwandte politiſche Schriftſteller, welche auf die Bildung von Müller den entſchiedenſten Einfluß erhielten; Montesquieu und Machiavelli; letzterer nicht ſowohl durch ſeine Geſchichte und durch ſeinen Fürſten als vielmehr durch ſeine Discorsi). „Ich leſe Machiavelli, und werde in meinem Entzücken über dieſen großen Geiſt geſtärkt. Wie viel beſſer iſt hier der Commentar, als der Text!" Das ſo oft wiederholte Lob Montesquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen beſtätigt zu werden. Warum gerade dieſe Schriftſteller am ſtärkſten auf Müllern wirkten, erklärt ſich aus dem obigen von ſelbſt. Sie ſind es, die vor andern denken lehren; ſie waren es, in denen unter den Neueren der Geiſt des hiſtoriſchen Raiſonnements ſich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht ſo ſtark und allgemein wirkte als Montesquieu, ſo geſchah es theils weil ſein Stoff, theils weil die Sprache, in der er ſchrieb, weniger allgemein war. Auch iſt an Reichthum der Gedanken ihm Montesquieu überlegen; wenn auch an politiſcher Wahrheit der Italiäner vorangeht. Das Werk von Montesquieu iſt unter allen politiſchen Werken der beſte Wetzſtein für den Geiſt. So ward es auch von Müllern gebraucht; ſo konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung ſeiner Selbſtſtändigkeit.

Ueber die großen Proſaiker wurden die Dichter nicht vergeſſen; aber ſie blieben ihnen untergeordnet. „Ich geſtehe, heißt es einmal, daß ich in ſchönen Wiſſenſchaften faſt nichts leſe; die alten Geſchichtſchreiber und Redner nehme ich aus. Mir däucht allezeit, das vornehmſte ſei der Umgang der großen Staatsmänner, des Polybius, des Demoſthenes, des Davila u. a." Aber daß dies nicht ſo ſtreng zu nehmen ſei, oder vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen viele andere Stellen ſeiner Briefe. Kann ſich ohne Sinn für Poeſie, ohne Bekanntſchaft mit ihr, ein großer Geſchichtſchreiber bilden? Dieſe Frage ſcheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl ſcheint ſie [illegible] eins mit der mehrumfaſſenden zuſammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die hiſtoriſche Kompoſition haben ſollen? Ohne Zweifel kann dieſe ihr erſtes Verdienſt, Wahrheit der Fakten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja ſie können dieſer leicht ſelbſt gefährlich werden. Und gleichwohl ohne ſie — was bleibt hiſtoriſche Kompoſition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leſer. Soll die hiſtoriſche Kompoſition das Verdienſt der Darſtellung haben, ſo kann ſie nicht ohne ſie ſein; und weit entfernt, daß ſie geradezu dem hiſtoriſchen Geiſt entgegen wären, ſind ſie vielmehr weſentliche Beſtandtheile deſſelben. Aber der Hiſtoriker muß eine Herrſchaft über ſie auszuüben wiſſen, die weit unumſchränkter als die des Dichters iſt. Der Dichter räumt ihnen ungeſtraft den Schein der Herrſchaft über ſich ein; der Hiſtoriker darf nie ſo viel ſich vergeben; die Gränzlinie zwiſchen hiſtoriſcher und poetiſcher Kompoſition läuft hier gewiß ſehr feſt und beſtimmt; ſie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlektüre iſt daher dem Geſchichtſchreiber nicht blos für ſeine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; ſie bleibt ihm das Mittel, ſeinem Geiſt jene Friſche zu erhalten, die allein ſeinen Werken ein lebendiges Kolorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Müller ſein poetiſches Gefühl erwärmte. „Ich habe die Iliade geendigt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht 240 Rhapſodien ſtatt 24 geſungen." Daß die Epiker am meiſten den Hiſtoriker feſſelten, mag natürlich ſcheinen; aber der Grund dieſes Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poeſie. Denn mehr als dieſe Epiker ſcheint ihn ein Tragiker gefeſſelt zu haben: und zwar der, deſſen ganzen Werth nur der ſehr gebildete Geiſt zu faſſen vermag. „Als ich den Oedipus auf Colonus des Sophokles geleſen hatte, ſtand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war, da ich ſah, daß in einer menſchlichen Sprache für die Leidenſchaft ſolche Ausdrücke ſeien! So erklärt ſich ſein Ausruf an einer andern Stelle: „Leſen iſt nichts, leſen und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!"

Das Inquiſitionsgericht*).

Von F. v. Schiller.

Philipp der Zweite ſahe ſich nicht ſobald durch den Frieden von Chateau-Cambreſis im ruhigen Beſitze ſeiner Reiche, als er ſich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht ſeiner niederländiſchen Unterthanen mehr machte. Die Verordnungen, welche ſein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen laſſen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und ſchreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquiſition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber ſein Werk ſchien ihm kaum zur Hälfte vollendet, ſo lange er die ſpaniſche Inquiſition nicht in ihrer ganzen Form in dieſe Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran ſchon der Kaiſer geſcheitert hatte.

---

*) Aus deſſen: Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung.

Eine Stiftung neuer Art und eigner Gattung iſt dieſe ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beiſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterſtuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto ſicherer zu ſein, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſäkulariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherrn zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Cöln zu wenden *).

Aber die Inquiſition, welche jetzt gemeint iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprunge und anders an Geſtalt. Der letzte mauriſche Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Granada gefallen, und der ſarazeniſche Gottesdienſt endlich dem überlegnen Glücke der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreiche, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tauſend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimath gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiele verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem Mahomed und Moſes zu dienen. So lange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Granada nicht unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Throne nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszurotten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einfluſſe des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er aufs Innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniſſe ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem

---

*) Hopper Memoires des Troubles des Pays-bas, in vita Vigl. 65 sq

Seite, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet wie Vatermord, und ſchändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehörte, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollſtreckt; und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande, und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemalt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele. Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheimniſſe des heiligen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter die ihn gerichtet haben, beſchließen den feierlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger Menſch, deſſen Qualen jetzt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen. Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchen Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt?

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gerichte ſeine erſte Entſtehung gegeben, und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den ſchwachen Ueberreſten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an, ſie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber ſo wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsſtriche, worin es einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſte eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er ſelbſt war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechſten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquiſitoren für alle niederländiſche Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zu Grunde liegen, und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſahe ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärſen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkühr weniger unterworfen ſchien und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieſer letztern wollte **Philipp** einen Weg in die Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſein ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine despotiſche Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger und ſehr ſelten ſein Verbrechen: ein ruchloſer, teufliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdruße einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszuſagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts mußten unnatürlich und ſchrecklich ſein. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenſten Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unſichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewiſſens waren aufgelöſt; alle des Bluts und der Liebe. Ein anſteckendes Mißtrauen vergiftete das geſellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauſchers erſchreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannſchaften, Verbrüderungen, Eide ſelbſt und Alles, was Menſchen für heilig achten, war in ſeinem Werthe gefallen. — Dieſem Schickſale unterwarf man eine große blühende Handelsſtadt, wo hunderttauſend geſchäftige Menſchen durch das einzige Band des Vertrauens zuſammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geiſt der Gewinnſucht an einander gezogen und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundſäulen der Geſelligkeit umgeriſſen, wo Geſelligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer iſt.*)

Der Sieg bei Höchſtädt am 13. Auguſt 1704 †).

Von J. G. Pahl.

Der Kurfürſt **Maximilian Emanuel** von **Baiern**, der im Jahre 1679 den Thron ſeiner Väter beſtieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geiſteskraft, und tapferm, in kühnen Beſtrebungen ſich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die ſich die Großen der Welt durch weiſe und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch ſtille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er ſich unwiderſtehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Raſt in irgend einer beſtimmten Grenze, und Land und Leute ſchienen ihm nur gegeben, um ſich ihrer als Mittel zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und zur Ausführung ſeiner kühnen Anſchläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend ſeines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiſer **Leopold** gegen die Türken führte, einen ſchönen Spielraum, um ſich in großen Kämpfen zu verſuchen, und es melden die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des chriſtlichen Namens ausgezogen ſei, ſondern auch wie er durch verſtändige Anſchläge und tapfere Thaten unter den Fürſten der Heere geglänzt habe. Aber dieſe Anſtrengungen waren kein Segen für ſein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung ſeines Vaters Ferdinand Maria war geſammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; ſchwere Abgaben drückten das Land.

---

*) Grotius. L. I. p. 10.

†) Aus Pahls Hertha Nr. 1. S. [illegible]

Für einen Fürſten von dieſem Sinne mußte wohl die Ausſicht auf die herrlichſte Erbſchaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzeſſin Marie Antonie von Oeſtreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem ſein Stamm ſich zum Erlöſchen neigte, und der Prinz Joſeph war die Frucht dieſer Ehe. Nichts ſchien mehr das Gelingen dieſer großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblaſſer welkte dahin; Jedermann ſchien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feierliches Teſtament ſetzte ihn der König (1698) zu ſeinem Thronfolger ein. Es werde, ſo hatte es das Anſehen, die Macht des Hauſes Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der ſüdamerikaniſchen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerſtörte die Vorſehung, was die Politik ſo mühſam und mit ſo großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joſeph im Begriffe war, dem Wunſche der Reichsſtände gemäß, nach Spanien abzureiſen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einſt beherrſchen ſollte, machte ein plötzlicher Tod ſeinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürſten ſchwer, dieſe Tücke des Schickſals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entriſſen hatte, waren ſo große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte ſogar Jahre lang ſeine Erblande verlaſſen, um die Niederlande als ſpaniſcher Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was ſie einſt von einem Regenten ſeines Stammes erwarten dürfte. Dieſer Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin ſchon erſchöpften Baierns beſtritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals ſchon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden ſo viel man konnte, und verkaufte ſogar die kurfürſtlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „der Kurfürſt habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in ſeinem unaufhörlichen Streben, durch ſtete Erweiterung ſeiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte ſeine Augen auf die ſpaniſche Monarchie geworfen, und indem er zu ſeinen Zwecken jedes Mittel ſich erlaubte, den ſchwachen König Karl dahin vermocht, daß derſelbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwig's zweiten Enkel, zum Erben aller ſeiner Lande einſetzte, welcher Verfügung aber der Kaiſer Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widerſprach. Als nun Karl geſtorben war (1. Nov. 1700), ſtritten ſich Frankreich und Oeſterreich über ſeine Hinterlaſſenſchaft, und es begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, deſſen Schrecken, zu Waſſer und zu Lande ſich verbreitend, die meiſten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite ſtand Frankreich, dem die ſpaniſche Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, ſich ergeben hatte; auf der andern Oeſterreich, mit dem Großbritanien, die vereinigten Niederlande, das teutſche Reich, Portugal und Savoyen ſich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrſchaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß ſehr thätig, um den Kurfürſten von Baiern in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenoſſe von dieſem kriegeriſchen Charakter, und der im Beſitze ſo anſehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal ſeine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutſchland, beſondere Vortheile darbot. Zugleich ſtand zu erwarten, daß ſein Bruder Joſeph Clemens ſeine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, ſondern auch die Infuln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verſtärkung gewähren konnte. Der Sieg der franzöſiſchen Politik war auch in dieſem Falle nicht mehr ſchwer. Erſt hatte man das väterliche Herz des Kurfürſten mit unverſöhnlicher Entrüſtung gegen den Kaiſer erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod ſeines Prinzen eine Veranſtaltung des öſterreichiſchen Hofes ſei; und dann bot man ſeinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verluſt der ſpaniſchen Monarchie zum Theil entſchädigen konnte. Ein Vertrag, den ſein Geſandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abſchloß, ertheilte ihm die Verſicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Koſten des Krieges tragen und ihm lebenslänglich anſehnliche Subſidien an Geld reichen, ſondern auch, daß die Statthalterſchaft in den Niederlanden ihm und ſeiner Nachkommenſchaft auf ewige Zeiten verbürgt und er auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben werden ſollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung deſſelben herbeiführen würde. Dieſe Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürſten in Frankreichs Feſſeln zu verſtricken. Die Kaiſerkrone war eine unwiderſtehliche Lockung für ſeine exaltirte Phantaſie, und die Zuſage großer Geldhülfen mußte ihm in ſeiner Noth über die Maßen willkommen ſein, denn das koſtbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung ſeiner Finanzen auf einen ſo hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, ſeine Kleinode und ſelbſt ſeinen Kurhut an die Holländer zu verſetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geſchloſſen, erhalten hatte, reiſte er in der Verkleidung eines Jägers nach Verſailles, um ſeine Zuſtimmung zu der getroffenen Uebereinkunft perſönlich auszudrücken. Nach ſeiner Zurückkunft nach Brüſſel ließ er den Herzog von Anjou als den Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden franzöſiſchen Heere alle Städte und Feſtungen zu öffnen. Er ſelbſt verließ die Niederlande (22. März 1701) und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung ſeiner Pläne zu treffen. Das baieriſche Volk empfing ihn, nachdem es ihn ſo lange entbehrt hatte, mit unausſprechlicher Freude. Es beredete ſich in ſeinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft beſſerer Zeiten nichts als der Anweſenheit eines Regenten, den es wegen ſeiner angenehmen Manieren und wegen ſeiner freundlichen Herablaſſung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20,000 Mann gebracht; man verſtärkte die Feſtungen, ſchaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und bereitete alles dergeſtalt, daß man täglich losſchlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürſt, daß der eigentliche Zweck ſeiner Rüſtungen zur Zeit noch dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten verborgen bleiben ſollte; aber er verrieth ſich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über ſeine Abſichten hätte in Zweifel ſein können. Er geſtattete dem Kaiſer den Durchzug öſterreichiſcher Truppen durch ſeine Lande nur unter läſtigen Bedingungen. Er weigerte ſich, der Aſſociation der vordern Reichskreiſe, ſo wie dem großen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiſer (17. Juni 1702) den Ständen das Anſinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, proteſtirte er auf das eifrigſte dagegen, mit der Verſicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen geweſen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder deſſen Ständen das geringſte Leid zuzufügen oder etwas zu entziehen begehrt haben.“ Der Kurfürſt von Köln hatte früher ſchon die Hülle fallen laſſen, indem er in die Stadt Lüttich, ſowie in die Städte und feſten Plätze des Erzſtifts unter nichtigem Vorwande franzöſiſche Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaiſers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weiſe erwiederte, welche die Abſicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältniſſe zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römiſche König Joſeph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürſt ſeine geſammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwiſchen Ingolſtadt und Augsburg, zuſammen. Seine Verſicherung, daß er dieſe kriegeriſche Stellung blos in der Abſicht nehme, um ſeinen Ländern ihren Ruheſtand zu ſichern, war nicht hinreichend, die Beſorgniſſe niederzuſchlagen, die aller Herzen erfüllten. Er ſäumte auch nicht, das Geheimniß ſeines Anſchlags zu offenbaren. Er hatte beſchloſſen, durch Ueberraſchung ſich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern beherrſcht, und zur Vereinigung mit der franzöſiſchen Hülfe, der man entgegen ſah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obriſtlieutenant Pechmann mit Verſtand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meiſter der Stadt. Die Eroberung koſtete beinahe kein Blut. Das geſammte Heer, das am Lechrain ſich verſammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angſt und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürſt ſandte Eilboten an die ausſchreibenden Stände der beiden letztern Kreiſe, und erklärte ihnen, daß er ſich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität ſeiner Lande zu ſichern, daß das höchſte Intereſſe der Kreiſe es fordere, auf demſelben Grundſatze zu beſtehen, da die ſpaniſchen Händel für Teutſchland gleichgültig ſeien, und daß er in jedem Falle ſolche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt ſeiner Staaten und ſeiner Unterthanen zuſagen. Niemand ließ ſich durch Vorſpiegelungen dieſer Art über ſeine Abſichten täuſchen. Die drei Reichskollegien faßten die Entſchließung, daß der Kaiſer erſucht werden ſollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfaſſungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine ſo vornehme Reichsſtadt" nicht nur wieder in den vorigen Stand herzuſtellen, ſondern auch in Zukunft ſich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiſer erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürſten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und ſo nahen Verwandten" gekommen ſei, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädiglich, auch väterlich" ermahnte, Alles wieder in den vorigen Stand zu ſtellen und mit den, den ſchwäbiſchen und fränkiſchen Ständen angedrohten, Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls gegen „ſolche unverantwortliche Gewalt" alle verfaſſungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürſt aber blieb unerſchütterlich auf ſeinem Sinne. Er zog mit einem Theile ſeines Heeres vor Memmingen, welche Stadt ſich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beſchießung ergab, machte einen Anſchlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und ſchrieb ſtarke Kontributionen in die ſchwäbiſchen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsſchluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiſer erließ die Abrufungsbriefe an ſeine ſämmtlichen Dienſtleute, Soldaten und Unterthanen. Der baieriſche Reſident zu Wien, v. Mormann, erhielt Befehl, die öſterreichiſchen Lande plötzlich zu verlaſſen. Unterdeſſen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem anſehnlichen Heere, das er anführte, die baieriſche Macht zu verſtärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber dieſen Plan. Der Kurfürſt legte ſeine Truppen in die Winterquartiere und benutzte die Ruhe, um ſich zu verſtärken und ſeine Feinde durch täuſchende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unverſehens erſchien er wieder als Eroberer, erſt indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der obern Pfalz beſetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, ſich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oeſterreicher die Feindſeligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der erſtere, befehligt von dem Generale Styrum, nahm ſeinen Weg durch die obere Pfalz und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik commandirte, bewegte ſich gegen den Inn und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürſt durch die Klugheit ſeiner Anſtalten und die Tapferkeit ſeiner Truppen den rühmlichſten Sieg davon trug, ſo daß er nun mit dem Kern ſeiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieſer ſchickte ihm den Markgrafen von Anſpach entgegen, welcher gleichfalls geſchlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiſerliche Hauptcorps in ſeinem feſten Lager zwiſchen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte ſich der Kurfürſt wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte geſammelt hatte, und beſetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erſt die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt ſelbſt.

Um dieſe Zeit gewannen ſeine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Anſehen. Der Marſchall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachläſſigte Reichsfeſtung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen ſeine Vereinigung mit dem Kurfürſten (12 Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwiſchen Dillingen und Lauingen und zog ſchwere Contributionen aus dem Lande. Da das baieriſche Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, ſo waren die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes in der Unmöglichkeit, ſich mit der kaiſerlichen Armee in Verbindung zu ſetzen. Die vereinte franzöſiſche und baieriſche Macht dagegen konnte irgend eine große offenſive Unternehmung wagen, ohne daß ſie die Vortheile verlor, die ſie bereits errungen hatte.

Man beſchloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derſelbe gelang, war man nicht nur Meiſter von dem Vorwerke der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern man ſetzte ſich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etſch heraufzog, und ſchnitt die kaiſerliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anſchlags unternahm der Kurfürſt an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erſchien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanſtalten getroffen. Alles begünſtigte die Unternehmung. Ein Zufall ſchloß (20. Juni) die ſtolze Bergfeſte Kufſtein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken.

Es öffnen Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptſtadt übergab dem Sieger ihre Schlüſſel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die Ehrenberger Klauſe fielen beinahe ohne Widerſtand. Der Kurfürſt tritt ſeinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der ſchon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeiſt der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verſtärkungen von öſterreichiſchem Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, ſehen die Baiern zu einem ſchleunigen Rückzuge ſich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufſtein. Beinahe die Hälfte des Heeres iſt aufgerieben. Selbſt der Kurfürſt rettet nur dadurch ſein Leben, daß der Graf von Arco mit ſeltenem Edelmuth ſich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten ſiebenfältig, was ſie ihnen Böſes erwieſen hatten. So war dieſe Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte franzöſiſche und baieriſche Macht noch immer die Ueberlegenheit im ſüdlichen Teutſchland. Nicht nur ſchlug ſie die wiederholten auf ſie gemachten Angriffe ſiegreich zurück, ſondern bemächtigte ſich auch der Städte Augsburg und Paſſau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzoſen Breiſach erobert, der Sieg vor den Linien von Neuſtadt erfochten, Landau wieder genommen und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyerbach geſchlagen. Der Schauplatz des Krieges ſchien nun in die Mitte von Deutſchland verlegt zu werden. Die franzöſiſche Eitelkeit ſprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürſt ſah ſeine ſtolzen Hoffnungen in ihrer ſchönſten Blüthe.

Dieſe ſollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marſchall von Tallard ein Corps von 21,000 Mann verſammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutſchland zuzuführen. Der Kurfürſt brach von Ulm auf und bewegte ſich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verſtärkung aufzunehmen. Die kaiſerliche und Reichsarmee verſammelte ſich bei Nördlingen und folgte ihm auf ſeiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen ſtellte ſich vor dem Schwarzwalde auf. Man ſchlug ſich täglich mit dem Feinde und ſetzte ihn, indem man ihm ſeine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marſchall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Päſſe des Schwarzwaldes, ,,der hohle Graben'' und ,,die kalte Herberge'' genannt, zu durchbrechen und ſich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürſten anzuſchließen. Die vereinigte Armee wandte ſich nun in ſtarken Märſchen über Donaueſchingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem ſie auf dieſem Zuge nicht geringen Verluſt erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiſerliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach und lagerte ſich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutſchlands eine große Hülfe herbei. Es hatte ſich nämlich ein 30,000 Mann ſtarkes Heer engliſcher und holländiſcher Truppen am Niederrhein zuſammengezogen. An der Spitze deſſelben ſtand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geſchichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne ſie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne ſie erobert zu haben.

Um dem Feinde ſeine Abſicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm ſelbſt ſeinen Weg nach der letztern Stadt, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Moſel ausführen. Aber unverſehens wandte er ſich links, ging bei Ladenburg über den Neckar und rückte in drei Heerſäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni ſah man zu Groß Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie ſie in dem dortigen Gaſthofe zum Lamm zuſammentraten und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer ſeine Richtung über Göppingen in die Gegend von Ulm und vereinigte ſich zum Theil mit der kaiſerlichen Armee bei Elchingen (2[illegible] Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrſchaft Heidenheim einrückte und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufſchlug. Der Prinz Eugen hatte ſich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort ſtehende feindliche Macht zu ſichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entſchloſſen, den Schauplatz des Krieges ſo ſchnell als möglich in das Innere von Baiern zu ſpielen, durften nicht ſäumen, den Feind anzugreifen und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte ſeine Stellung längs dieſes Fluſſes ſtark befeſtigt; nur der Schellenberg bei Donauwerth ſchien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Beſatzung verſehen waren. Man beſchloß auf dieſem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweiten des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erſchien Marlborough vor demſelben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerſpruche der meiſten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und zwei Stunden ſpäter war die Schanze überſtiegen, der Feind geſchlagen und der vollkommenſte Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit ſolcher Erbitterung gefochten worden, wo in ſo kurzer Zeit ſo viel Blut gefloſſen und wo von beiden Seiten ſo viele Offiziere vom erſten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Teutſchland die Kunde von dieſer Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger; und da der Sieg am Tage der Heimſuchung Mariens erfochten war, ſo bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnungen mehr, da es von ſeiner Landespatronin ſo ſichtbar verlaſſen worden ſei. Eiligſt hob der Kurfürſt ſein verſchanztes Lager zwiſchen Laningen und Dillingen auf und zog ſich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten ſich der Städte Donauwerth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech und ſchickten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München ſtreiften und das Land dergeſtalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortſchaften in Aſche gelegt worden ſein ſollen.

Dieſe Grauſamkeit war nicht zwecklos; ſie ſollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürſten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüberſtand, und deßen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war ſeiner Macht bei weitem überlegen und hatte ſeine Operation mit einem glänzenden Siege begonnen. Von ſeinen Staaten abgeſchnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die ſie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfniſſen. Baiern wurde in eine Wüſte verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch ſo fern. — Dieſe Umſtände konnten ſeinen ſtarren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Miniſter, Graf von Wratislau, im Namen des Kaiſers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geſchäft erſchweren konnten; beſonders war die geforderte gänzliche Wiederherſtellung des Kurfürſten von Köln ein Gegenſtand, worüber die Anſichten ſehr von einander abwichen. Auch waren die Franzoſen unermüdet, um ſich ihren Bundesgenoſſen und damit zugleich ihre in Schwaben ſtehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen ſo weit, daß bereits die Acte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürſt die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in dieſem Augenblicke trat ein Eilbote herein und brachte ihm die Nachricht, daß der Marſchall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm ſtoßen werde. Da huben ſich mit einem Male ſeine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte ſein kühner Sinn ſich geſträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerdte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und ſprach: ,,So will ich denn mein Heil noch einmal verſuchen.'' Damit ſchritt er in ſein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürſten den erſten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen und hatte daſelbſt das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber ſtand, beobachtete ſeine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Feſtung Philippsburg anzudeuten ſchienen. Aber die Niederlage am Schellenberg und die dringenden Aufforderungen des Kurfürſten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben ſeinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er ſich mit einem 35,000 Mann ſtarken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marſchall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elſaß deckte. Erſt belagerte er Villingen und ängſtigte es drei Tage lang mit dem Feuer ſeines Geſchützes. Als ihm aber der Kurfürſt entbot, daß er genöthigt ſei, ſich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht ſchleunigſt herbeikomme, ſo hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf ſeiner linken Flanke begleitete — über Donaueſchingen und Ulm nach Augsburg, wo er ſich am 4. Auguſt mit dem baieriſch-franzöſiſchen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen, denn durch ſie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu ſteuern, die bisher ſo viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von dieſen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da ſie, indem ſie größtentheils zu dem Hauſe des Königs gehörten, den Kern der franzöſiſchen Kriegsmacht ausmachten. So ſchilderte ſie der Marſchall ſelbſt. Als er nach ſeiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürſten vorgeſtellt wurde, ſprach er zu ihm: „Sehen ſie hier, gnädigſter Herr, dieſe unüberwindliche Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyerbach geſchlagen und die Linien trotz alles Widerſtandes gebrochen hat, die Sie in den Stand ſetzen wird, Ihren Zweck zu erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten überwinden wird.“ Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die ſämmtlichen franzöſiſchen Truppen, da Villars, mit dem ſich der Kurfürſt nicht vertragen konnte, früher ſchon abgegangen war.

Sobald die Vereinigung geſchehen war, brach das Heer (6. Auguſt) im Gefühle ſeiner verſtärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf und bewegte ſich gegen die Donau, in der Abſicht, den Prinzen Eugen, der mit ſeinem Corps in der Herrſchaft Heidenheim ſtand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieſes Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor ſchon die Stellung bei Friedberg verlaſſen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, ſandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolſtadt zu belagern, und ging am 11. Auguſt bei Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen ſich an ihn anſchloß. An demſelben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere ſtanden einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzoſen und Baiern hatten indeſſen ihren wichtigſten Vortheil ſchon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor ſeiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte ſie kein Intereſſe auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, ſich gegen dieſelbe zu verſuchen, und damit das Schickſal von Teutſchland von den Reſultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht ſäumen, den Feind anzugreifen, weil zu beſorgen war, daß der Marſchall Villeroi ſich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein ſolches Mißverhältniß der gegenſeitigen Kräfte entſtand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu ſiegen, unterging. Waren ſie aber auf ſolche Weiſe auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, ſo hing es von dem Feinde ab, ſich zum Meiſter von ganz Schwaben zu machen und alle Hülfsmittel, die dieſes reiche Land darbietet, für ſich zu benutzen. Zugleich marſchirte er dem Feldmarſchall Grafen von Naſſau-Weilburg, der mit einem ſchwachen kaiſerlichen Corps am Oberrhein ſtand, in den Rücken, und ſchnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieſer Umſtände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um ſo mehr zum ungeſäumten Angriff beſtimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem ſie dem verhaßten Feinde unter das Geſicht treten ſollten.

Indeſſen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte ſich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von dieſem Dorfe, das ſehr ſtark beſetzt und mit Palliſaden umzäunt war, und in dem der Marſchall Tallard ſein Hauptquartier hatte, zog ſich das Lager gegen Norden, wo es in emporſteigendem Gelände an einen Wald anſchloß. Hier ſtand der linke Flügel, und an ſeiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürſt. Vor der Fronte zog ſich ein Bach hin, der wegen ſeiner ſumpfigen Ufer nicht leicht zu überſchreiten war; überdies bildete das Terrain, auf dem ſich das Lager befand, eine anſehnliche Erhöhung, ſo daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe erſteigen mußte. Die franzöſiſch-baieriſche Armee beſtand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich ſchwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. Auguſt nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das ſich zwiſchen Münſter und Appetshofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Keſſel geſchlagen und die Wege ausgebeſſert, weil man die Abſicht hatte, an dieſem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieſes Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerſtehen. Man beſchränkte ſich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzuſetzen und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden ſollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Rietlingen bei Donauwörth zurückgeſchickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr ſetzte ſich das Heer in Bewegung. Daſſelbe war in 8 Colonnen eingetheilt; jeder Flügel beſtand aus zwei Infanterie- und eben ſo viel Cavalleriecolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Heſſen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die öſterreichiſchen, preußiſchen, däniſchen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Keſſel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in dieſem Dorfe geſtanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Heſſen und 15 Escadrons die neunte Colonne; die vorangeſchickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte ſich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwiſchem dieſem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe verſammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um ſich und ertheilten ihnen die Dispoſitionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen zwei Kanonenſchüſſe, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee ſtellte ſich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die ſich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwei Mühlen bei Blindheim, die der Feind ſtark beſetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denſelben bot große Schwierigkeiten dar. Das Waſſer war überall ausgetreten; an mehreren Stellen des Ufers zogen ſich große Moräſte hin. Man war genöthigt, im Angeſichte des Feindes fünf Brücken zu ſchlagen und durch Faſchinen einige ſumpfige Punkte trocken zu legen. Dies Geſchäft ſuchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verurſachte und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet und ſämmtliche Beſtandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 engliſchen Bataillons und 4 Bataillons Heſſen zuerſt auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei Blindheim muthig an und nahm ſie in Beſitz. Sogleich wird ſtürmend auf das Dorf ſelbſt vorgerückt. Man kommt bis an die Palliſaden und ſchlägt ſich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzoſen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungeſtüm die Weichenden verfolgt, bringt Angſt und Verderben in ihre Reihen. Doch die Heſſen wenden wieder um, ſtellen ſich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf engliſche Escadrons verfolgen ihn und ſetzen über den Bach. Friſche franzöſiſche Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da ſtehen abermals die Heſſen unerſchütterlich wie die Felſen; an ihnen bricht das Ungeſtüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei engliſche Brigaden vereinigen ſich mit den Heſſen und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird geſtürmt, aber die höchſte Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekoſtet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reiterei anrücken ſollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die franzöſiſche Cavallerie ſie erblickt, fällt ſie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungeſtümen Angriff auf ſie. Zugleich wirkt das Feuer des franzöſiſchen Fußvolkes zerſtörend auf ihre Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erſte Linie zieht ſich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft ſchwankt in dieſem Augenblicke das Schickſal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgiſche General von Bülow an der Spitze von drei Dragoner-Regimentern herbei, ſtürzt auf die feindliche Reiterei, wirft ſie mit großem Verluſte über den Bach zurück und treibt ſie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieſer muthigen That giebt der übrigen Reiterei neue Zuverſicht. Sie bildet ſich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an und bringt ſie nach hartnäckigem Widerſtande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg ſcheint ſich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerſchrocken in der Gefahr und durch ſie nur zu größern Anſtrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterſtützung ſeiner Cavallerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveraniſchen und heſſiſchen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieſer Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen ſeine Anſtrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In dieſem verhängnißvollen Moment ſprengt der teutſche Held, Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung ſtürmt er vorwärts auf die franzöſiſche Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt ſie in eine wilde Flucht. Während dieſe flieht, ſtürzt er auf die beſagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß ſammelt die fliehende Reiterei ſich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel über ſie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwiſchen Blindheim und Höchſtädt über die Donau geſchlagen war, um ſich auf das jenſeitige Ufer zu retten. Unaufhaltſam dringen die Sieger auf die Geſchlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, beſonders von dem ſchönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom geſprengt und von den Fluthen verſchlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen ſieht, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, ſie wieder zu ſammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu ſeiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sondern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der heſſiſche Obriſtlieutenant von Boyneburg ſtößt auf ihn, und ob er gleich ſchlecht gekleidet war, erkennt er ihn an ſeiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umſonſt bietet Tallard dem braven Krieger ſeine Geldbörſe, ſeine Ordenszeichen und ſein Pferd an. „Nicht um Ihr Geld," erwiederte derſelbe, „iſt es mir zu thun, ſondern um Ihre Perſon." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieſer empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marſchall," ſprach er, „aber haben Sie Geduld und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speierbach gerächt worden."

Während dieſe blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, ſtritt der General, Prinz von Hollſtein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marſchall Marſin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber ſobald er jenſeits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf ſeine Brigade über den Haufen und trieb ſie wieder über den Bach zurück. Das gooriſche Regiment wurde faſt ganz zuſammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons däniſcher und hannoveraniſcher Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterſtützen; aber ſie theilten mit ihnen gleiches Schickſal. Unterdeſſen ward die Niederlage des Feindes auf ſeinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte ſogleich dem Mittelpunkte zu, ſammelte die Geſchlagenen, verſtärkte ſie mit einigen Escadrons Reiterei und führte ſie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und ſchritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzoſen, vom Schickſale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geſchloſſen und mit feſter Haltung verließen ſie die Stätte, die ſie ſo ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürſt mit ſeinen tapfern und kraftvollen Baiern ſtand, hatte unterdeſſen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriekolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen beſtanden, führte der berühmte deutſche Held, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heerſäulen marſchirte, und 92 Escadrons ſtark war, befehligte der Prinz Georg Auguſt von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte dieſe ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Dieſe Bewegung war, wegen des durchſchnittenen und unebenen Bodens ſehr mühſam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beſchoſſen. Demungeachtet ſchritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürſt Leopold mit ſeinen Preußen, und der General von Scholten an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren ſich, nachdem ſie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wieſe im Angeſicht der erſten Linie des Feindes, ſtürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf ſie los und werfen ſie zurück. Aber in demſelben Augenblicke unterlag die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolks entblößt; dieſen Umſtand meiſterhaft benutzend, ſtürmt die Garde des Kurfürſten, unterſtützt von einigen andern Regimentern, herbei, macht einen ungeſtümen Angriff, bringt zwei Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdeſſen hatte ſich die Reiterei abermals angereiht. Sie ſtellt ſich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, ſich zu ſammeln. Der Fürſt Leopold ergreift ſelbſt eine Fahne, und ſtellt ſich an ihre Spitze. Mit neuer Zuverſicht erfüllt, folgen ihm ſeine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wieſe vor, und ſchlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürſt Leopold das Feld und ſtellt das Heer auf demſelben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte ſich in ſeine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer ſprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden ſollten. Feſten Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; ſeine Stellung ſchien unangreifbar, demungeachtet widerſtand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürſt Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen ſtand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten ſich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog ſich gegen Mörſchlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztere, von dem Prinz Eugen angeführt, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geſchlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenſeits Mörſchlingen verfolgt, wo das ſiegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in ſeinem Zuge gehemmt, die Nacht über ſtehen blieb. Indeſſen war der Triumph auf dieſer Seite nicht ſo glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beiſpiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürſten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Feſtigkeit und ohne ſehr großen Verluſt gemacht. Um gegen ein ſo treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geiſt und Beſonnenheit. Dieſer große Feldherr legte ſelbſt das Geſtändniß ab: „Der Widerſtand des Feindes und des Kurfürſten ſei über alle Erwartung geweſen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieſer Tag für Teutſchland, für die öſterreichiſche Monarchie, vielleicht für ganz Europa entſcheidend geweſen ſein.“

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geſchlagen; aber noch ſtanden 27 Bataillons Infanterie und 13 Escadrons Dragoner hinter den Palliſaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf dieſem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen ſah, die Gefahr ſeiner Stellung, ſuchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome ſeinen Tod. Bald ſah der General Blanſac, der nun an die Spitze dieſes Heerhaufens trat, ſich von allen Seiten abgeſchnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die franzöſiſchen Vorwachen waren genöthigt, ſich in das Dorf zurückzuziehen.“ Da ſammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um ſich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marſchirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die beſagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwieſen einen unerſchütterlichen Muth, und erklärten, daß ſie an die Spitze des geſammten Corps treten, und ſich durch den Feind durchhauen wollten. Indeſſen ſchickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeſchloſſenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blanſac nahm das Anerbieten an. Umſonſt zürnten und murrten die alten Soldaten über ſolchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerſchlugen ihre Gewehre und zerriſſen ihre Fahnen. Seviere und Jeury ließen ſich lieber entwaffnen, als daß ſie die Artikel der Uebergabe unterſchrieben hätten. Das geſammte Corps fiel in Kriegsgefangenſchaft. Von Blanſac ging das Gerücht, daß an ſeinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn dieſe „unüberwindliche Armee“ nicht mehr. Achtzehntauſend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erſtern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maiſoncelle und v. Marillac, die Obriſten v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Offiziere. Die Zahl der Gefangenen belief ſich auf 20,000 Mann. Unter dieſen befand ſich der Marſchall v. Tallard und ſein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaurt, die Generalmajore Marquis v. Valſerme und v. Blanſac, die Brigadiers v. Montperour, la Valliere, v. Croiſſy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obriſten v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligondez, v. Vaſſe, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Lavannes, v. Jeuy, v. Sauveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Offiziere. Dieſer Verluſt vermehrte ſich noch ſehr auf der Flucht der Geſchlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlaſſen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meiſten, nach Hin-

Wegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehren, ſo daß von der anfänglich über 60,000 Mann ſtarken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörſer, 120 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, ſämmtliche Kriegskaſſen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutſchen (in welchen lauter franzöſiſche Damen ſaßen), und 334 mit zum Theil koſtbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieſes ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerſtande, den die Franzoſen und die Baiern in der Schlacht geleiſtet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verluſt der Sieger ſehr beträchtlich ſein, wie ſie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erſtern befanden ſich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obriſten v. Kailer, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Debelſchwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holſtein-Plön und der Obriſt v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daſelbſt verbunden; aber auch von ihnen wurden ſpäter noch ſehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten ſich die Oeſterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und ſo wurden ſie auch in die Heimath dieſer Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer ſtarken Bedeckung ſeinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeſchifft wurde. Er verweilte daſelbſt bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeſchränkte perſönliche Freiheit, ſondern wußte ſich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verſchaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und ſeine Parthei zu ſtürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich ſchloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieſes Verdienſt, indem es ihm nach ſeiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchſtädt hatte er ſich deſto weniger Anſprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieſes Tages und die Vernichtung der ſchönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausſchließend der Zweckwidrigkeit ſeiner Maaßregeln zur Laſt. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachſamkeit und raſche Thätigkeit hindern konnte, geſchehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schickſal ſeiner geſammten Macht an die Entſcheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das ſchwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie ſeine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu ſchlagen, ſo war Marlborough genöthigt, ſich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutſchland vom Rhein bis an den Inn war ſeine Eroberung. Indeſſen ſchienen, auch nachdem dieſe Vereinigung geſchehen war, die Vortheile ſeiner Stellung, der Charakter ſeiner Truppen, und ſein Ueberfluß an phyſiſchen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er verſäumte beinahe alles, was nöthig war, um ſich deſſelben zu verſichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während ſie ſich zur Schlacht rüſteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu ſeiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künſtlich verwahrt: auch wurde der Feind, als er ſich die Wege über die Moräſte und Gräben bahnte, nicht thätig genug in ſeinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weiſe geſchwächt. Ueberdies hatte man verſäumt, auf dem erſtern Poſten Kanonen aufzupflanzen, durch deren ſeitwärts ſtreichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, ſich feſt zu ſetzen und zu verſtärken. Desgleichen gereicht es dem Marſchall Marſin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterſtützen, was er um ſo eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne dieſe unverzeihlichen Fehler wäre das Reſultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigſtens würde ohne ſie keine ſo große und ſchimpfliche Niederlage erfolgt ſein. Indeſſen fällt auch nicht der mindeſte Vorwurf auf den Kurfürſten. Alle ſeine Anſtalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorſicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht ſein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geſchlagen war, konnte er ſich nicht mehr halten. Doch erwarb er ſich da noch den

Ruhm eines geordneten und mit geringem Verluſt verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieſes ſchönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürſten zu verkünden, wie wunderſam Gott ihre Waffen geſegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlſtadt ein frommes Dankfeſt; am Schluſſe deſſelben wurden alle Kanonen gelöſt. Ganz Teutſchland ertönte von dem frohen Triumphgeſchrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feſte angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der ſtolze Feind dieſe Demüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es ſich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiſer ertheilte ihm die reichsfürſtliche Würde, ernannte ihn zu ſeinem Feldmarſchall, und ließ ihm durch ſeinen Prinzen, den römiſchen König Joſeph, einen koſtbaren Degen und einen mit vielen Diamanten beſetzten Marſchallſtab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringiſche Reſident die erſte Zeitung von der Niederlage bei Höchſtädt empfangen. Aber die franzöſiſche Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Raſenden. Doch frühe genug erfolgte die Beſtätigung, und man konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer ſei, als die erſten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptſtadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verluſt eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man ſchlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß ſeit dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. Auguſt 1557), da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen beſiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die franzöſiſche Macht getroffen. Umſonſt ſuchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem ſie bekannt machte, daß die erſten Gerüchte von der Niederlage übertrieben geweſen ſeien. Der König war äußerſt entrüſtet über die, welche er für die Urſache des Unglücks hielt. Der alte Marſchall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Geſicht ſagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und dieſe Blüthe der franzöſiſchen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Baiern liefern ſollen.“ Um die auf ſolche Weiſe entſtandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Oſten des Reichs gegen das Andringen des Feindes ſicher zu ſtellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Reiterei, und die Aufſtellung einer Landwehr verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen ſtand, Befehl, mit ſeinem Corps das königliche Heer am Oberrheine zu verſtärken.

Die Trümmer der franzöſiſchen und baieriſchen Armee nahmen von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage ſo denkwürdig geworden, ihren Marſch längſt der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Beſatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an ſich, und ſchlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall ſahen ſie ſich von dem entrüſteten Landvolke angegriffen, deſſen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüſtungen noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu ſichern, ging ihnen der Marſchall von Villeroi über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte ſich mit ihnen bei Donaueſchingen (25. Auguſt) und führte dann, was ſich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem bairiſchen Heere übrig waren, daß ſie ſich außer den Grenzen Teutſchlands durchaus zu keinem Dienſt verpflichtet halten; worauf der Kurfürſt den Befehl ertheilte, daß ſie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden ſollten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde geraſtet und ſich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf und lagerte ſich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte ſich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einſchließung von Ingolſtadt den Generalen von Herbeville und von Auffäß überlaſſen hatte, mit demſelben. Am 27. Auguſt brach die geſammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte ſich auf den durch Würtemberg führenden Straßen gegen Bruchſal. Der General v. Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt ſich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 28. November Meiſter dieſes wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdeſſen Regensburg, Straubing, Paſſau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete ſich jenſeits des Rheins bis an die Moſel aus, und hielt am 30. November ſeinen Einzug in Trier. Benige Tage ſpäter ergab ſich Trarbach an den Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel.

Das Schickſal der baieriſchen Lande konnte, da ſie im Rücken der ſiegenden Armee lagen, und nur durch eine ſehr ſchwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft ſein. Indeſſen ſuchte der Kurfürſt wenigſtens vor der Hand für ſeine Familie zu retten, was ihm ſelbſt das Unglück ſo grauſam entriſſen hatte. Er ſchickte ſeine Gemahlin Thereſia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf ſeiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeſchränkte Vollmacht“ ertheilt hatte, „während ſeiner Abweſenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu ſchließen, was ſie ihr und dem Lande für das Beſte erachten würde.“ Es wurden ſowohl von ihr, als auch von den baieriſchen Landſtänden verſchiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu beſänftigen, aber ſie mußte ſich endlich doch gefallen laſſen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römiſche König Joſeph, der eben damals Landau einſchloß, diktirte. Vermöge deſſelben ſollten alle feſte Plätze in und außer Baiern, die von kurfürſtlichen Truppen beſetzt waren, mit ihren ſämmtlichen Vorräthen, dem Kaiſer eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolſtadt, Rain, Wemdingen und Donauwörth, ſollte der Kurfürſtin bleiben, alles übrige Land aber zur Dispoſition des Kaiſers ſein. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erſchien der Graf von Löwenſtein-Wertheim als kaiſerlicher Statthalter in Baiern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Geſandte des Kurfürſten am Reichstage war, ſo wie der kurkölniſche, zuvor ſchon verwieſen worden. Zahlreiche kaiſerliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demſelben die Winterquartiere. Die Kurfürſtin begab ſich zu ihrer Mutter, der verwittweten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiſerliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, ſteckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abgaben von ihnen, die ſie um ſo weniger zu leiſten im Stande waren, da das Land ſchon ſeit mehrern Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit ſo große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürſt ſäumte nicht, durch geheime Einflüſſe ſie immermehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entſchloſſene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen ſei; aber da es ihnen nicht gelang, die Verſchwörung hinreichend zu verbergen, ſo ertheilten ſie ſelbſt dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erſte Verdacht war hinreichend geweſen, der Kurfürſtin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze bairiſche Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München beſetzt, die dortigen Feſtungswerke niedergeriſſen, die kaiſerliche Kriegsmacht im Lande verſtärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demſelben Verhältniſſe ſtieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte ſich der erſte kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben ſich erhob und viele verabſchiedete baieriſche Offiziere und Soldaten ſeinen Muth anfeuerten und ſeine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghauſen, Braunau, Scharding und alles Land zwiſchen dem Inn und der Iſar in die Hände der Empörer. Von da breitete ſich das Feuer an die Donau und endlich nach Oberbaiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiſerlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grauſamkeit, womit ſie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der ſie bei Vilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in dieſen beiden Treffen ihrer gegen 8000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen ſind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte unterwarfen ſich den Siegern. Aber es war in dieſem Aufſtande viel Blut umſonſt vergoſſen worden, und ſchrecklich hatten die Oeſterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unſchuldigen verfolgt. Viele, zum Theil Leute von Rang und Anſehen, die ſich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, ſtarben, nach Unterdrückung deſſelben unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenſchaft abgeführt. Die öſterreichiſche Regierung aber glaubte ſich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache ſo ſehr gereizt hatte.

Joſeph I., der unterdeſſen nach dem Tode ſeines Vaters Leopold den Kaiſerthron beſtiegen hatte, verfolgte mit Eifer den ſchon früher entworfenen Plan, vermöge deſſen die gegenwärtige Gunſt der Umſtände benützt werden ſollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauſes Oeſterreich zu vereinigen. In dieſer Abſicht ſprach er, jedoch ohne ſtrenge Beobachtung der reichsverfaſſungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürſten von Baiern und Cöln die Acht aus, und zwar dergeſtalt: „es ſei Maximilian Emanuel aller Reichslehn, Regalien, Ehren, Würden, Anwartſchaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verſtoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu verſetzen; auch ſoll ſein unglückſeliger Leib jedermänniglich preis gegeben ſein, ſo daß an ihm niemand freveln, oder ſich vergreifen möge." Da durch dies Urtheil alles Beſitzthum des Geächteten herrenlos wurde, ſo hing es von dem Kaiſer ab, darüber zu ſchalten, und er benützte dieſe Befugniß, indem er die Eroberung theils mit ſeinen Erblanden vereinigte, theils an ſeine Bundesgenoſſen und an die treuen Diener ſeines Hauſes verſchenkte. So erlangte Donauwörth die verlorene Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürſt von der Pfalz die verlorene alte pfälziſche Kur ſammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrſchaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die feſten Schlöſſer Rothenberg und Hartenſtein, der Herzog von Würtemberg Wieſenſtaig und das Hochſtift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafſchaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinſendorf die Grafſchaft Hals, dem Grafen Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenſtein Mauerkirchen ſammt dem burghauſiſchen Kaſtenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abenſperg, mit ihrem Gerichte. Verſchiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber ſammt dem ganzen Gerichte, Scharding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kaſtenämtern trennte der Kaiſer von Baiern und vereinigte ſie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen ſollte der Friede entſcheiden. Mit tiefem Schmerze ſahen die baieriſchen Patrioten dieſe Zerſplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend ſuchte die Kurfürſtin vor dem kaiſerlichen Throne die Rechte ihrer ſchuldloſen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landſchaft erwies in triftigen Vorſtellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Geſetzen verfahren. Aber ſelten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während ſich dies alles in Baiern begab, war der Kurfürſt ferne von dem bedrückten, zertrümmerten Lande, und er, der einſt ſo glücklich in dem ſtolzen Traume geweſen war, mehrere Kronen auf ſeinem Haupte vereinigt zu ſehen, hatte nun nicht, wo er ſein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchſtädt ſtand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; ſein ganzes Heil lag nun in der Treue des franzöſiſchen Hofes, und in einem neuen Umſchwunge des Waffenglücks. Während er — ſeinen feſten Sinn und ſein ſtolzes Streben nie verläugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun ſeine Statthalterſchaft wieder angetreten, entgegen ſah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden ſtehenden Kriegsmacht ſich ſelbſt wieder ein beſſeres Schickſal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, ſeine Standhaftigkeit und ſeine Großmuth in hohen Phraſen zu preiſen, und ihm zu betheuern, daß ſeine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden ſollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menſchen die frühern Verdienſte der Unglücklichen vergeſſen, und wie ſchnöde die Politik diejenigen vernachläſſigt, deren Freundſchaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine ſo lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfniß geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen ſeine Geſchäftsleute in Paris auf Unterſtützungen; aber bald wurden ſie mit Hohn abgewieſen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abſchlägliche Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souveränität über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröſtungen. Oft ward ſein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treuloſigkeit der Franzoſen tief gekränkt. Erſchien er ſelbſt an Ludwigs Hofe, um durch ſeinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem franzöſiſchen Intereſſe gebracht, ſo übertäubte man ihn mit Zerſtreuungen, Jagden und Feſten, auf daß der Zweck ſeiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die ſein Ehrgeiz zu fordern ſich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weiſe fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreiſen der Glücklichen überläſtig wird. Die Ereigniſſe des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbeſſerung ſeines Schickſals. Denn ſeit dem Tage bei Höchſtädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzoſen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von zuverſichtlichem Sinne in Verzweiflung ſtürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Feſtung nach der andern verloren; es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, ſo daß es ſchien, es dürfte dem Kurfürſten von ſeiner Statthalterſchaft bald ſo wenig übrig bleiben, als ihm von ſeinen Erbſtaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafſchaft Namur, dann die Feſtungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien ſeinen ſo oft wiederholten Wunſch erfüllte, und die geſammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich dieſe Abtretung nur zum kleinſten Theile realiſirt werden konnte, ſo hatte ſie doch ihren Werth, weil der Kurfürſt dadurch die Möglichkeit erlangte, ſeiner Zeit gegen die Zurückgabe ſeiner alten Lande einen Erſatz darzubieten.

Der Tod des Kaiſers Joſeph I. und das durch Marlborough's Sturz bewirkte veränderte Syſtem am engliſchen Hofe retteten Frankreich aus ſeinen Verlegenheiten. Es verſöhnte ſich in dem Vertrage von Utrecht mit ſeinen Feinden; nur Oeſterreich ſah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars ſeine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf franzöſiſcher Seite ſei, und ſo reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erſt wurden die Präliminarien zu Raſtadt (6. März 1714) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich verſehen, daß die beiden Kurfürſten von Baiern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie ſie ſolche vor dem Kriege gehabt, eingeſetzt werden ſollten. Damit war das kurze Glück vorüber, deſſen ſich diejenigen erfreuten, die der Kaiſer durch die baieriſche Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligſt den zum Theil recht verderblich benutzten Beſitz; der Kurfürſt aber ging wieder in ſeine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, zehn Jahre lang von denſelben abweſend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf ſeine letzten Kräfte ausgeſogenen Landes, dann die Klagen ſo vieler verwaiſten Familien, die Trümmer ſo vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anſtalten und die Auflöſung aller polizeilichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm iſt, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht ſuchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er ſeinem Volke durch ſeinen Ehrgeiz geſchlagen hatte. Er konnte mit ſeiner Geiſteskraft der Segen dieſes Volkes werden; aber, indem er von ſeiner eigentlichen Beſtimmung abirrte, ward er demſelben zum Fluche!

Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts*).

Von K. W. F. Breyer.

Das Syſtem der römiſch-catholiſchen Hierarchie war nun vollendet. Die Bildung des dritten Standes erleichterte die Feſſeln des Feudalſyſtems. Die Kreuzzüge hatten eine wunderſame Regſamkeit in der germaniſchen Welt hervorgebracht. Durch das Ritterthum ward die romantiſch-poetiſche Stimmung des Zeitalters noch vermehrt. Auch ahnete man bereits die Größe und den Verluſt der untergegangenen alten Welt. — Wie alles dieß die Gemüther ſtärkte und bereicherte, ſo weckte und beſchäftigte der Scholaſticismus den Verſtand. Schon begann ein Erwachen zur helleren Anſicht der idealiſchen Welt, in welche der Catholicismus die Germanier im ſtillen Laufe der Zeit, ohne daß ſie ſelbſt es wußten, allmälig verſetzt hatte. Nur konnte dieß Erwachen nicht zur Vollendung kommen, theils, weil es nicht möglich war, daß die ruhige Beſonnenheit neben der wilden Kraft Platz gewann, theils weil ſelbſt der reiche Nachlaß, der von der vorgermaniſchen Welt auf unſere Vorfahren vererbt war, ihre freie Selbſtthätigkeit hemmte. Sollte ein wahrer Fortſchritt in der Cultur geſchehen, ſo konnte er nur von der Perſon, welche gleichſam der Grundton dieſes ganzes Zeitalters war, erwartet werden.

So intereſſant aber auch die Regſamkeit war, welche jetzt unter den Germanen überhaupt herrſchte, ſo ragte doch in eben dieſem Zeitpunkt über alle Länder, welche dieſelben eingenommen hatten, Italien bei weitem hervor. Ehrwürdige Trümmer mannigfacher Art erinnerten hier an die alte Roma. Hier war der Geburtsort der Hierarchie und des Kaiſerthums. Die Politik der Päpſte, die bis zu dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hier fortwährend ihren Hauptſitz gehabt hatten, mußte für die Bildung Italiens vorzüglich wichtig ſein. Mild war ſein Himmel, fruchtbar ſein Boden, ſeine Umgebung äußerſt glücklich. Hier war es, wo der Geiſt der Freiheit und der Republicanismus zuerſt erwacht war, und jetzt in den mannichfaltigſten Formen ſich entwickelte und darſtellte. Auch blühten hier Handel und Wohlſtand; Italien war recht eigentlich der Mittelpunkt des Reichthums und der

---

*) Aus: K. W. Friedr. Breyer's Grundriß der Univerſalgeſchichte. Jena, 1804. 2. Theil. S. 179.

Macht des weſtlichen Europa's. Der fröhliche Geſang der Provenzalen ward hier auf mancherlei und ſehr verſchiedenen Wegen bekannt, ward hier geliebt, geſchätzt und nachgeahmt. Auch fing bereits die Sprache Italiens, bereichert und veredelt durch das Romanzo der Provenzalen, an, ſich zu bilden; ſchon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erhob ſich aus den mannigfaltigen Mundarten des italieniſchen Romanzo's eine gemeinſame Sprache der Italiener, eine höhere Volksſprache (Volgare illustre). — In mehr als einer Rückſicht hatte jetzt Italien Aehnlichkeit mit dem glücklichen Küſtenſtreife Vorderaſiens, als dieſer auf Homeros ſtolz ſein durfte.

In dieſem glücklichen, gleichſam verjüngten Italien trat in dieſen Zeiten der erhabene Dichter **Dante Alighieri** (geb. 1265, geſt. 1321) auf. Wie Homeros einſt das freie, freundliche Leben der frühern helleniſchen Welt in ewigen Geſängen verherrlichte, ſo ſtellte Dante den tiefen, ernſten Geiſt der mit Chriſtus beginnenden, neuen Welt in einer wunderſamen Dichtung (la divina Comedia) dar. „In einem Mittelpunkte drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in einem ungeheuern Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten, was er geſehen, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten: alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare.“ Wie er der Vater der italieniſchen Poeſie, ja der Stifter der modernen Poeſie überhaupt war, ſo begann auch mit ihm und durch ihn der Zeitpunkt der äſthetiſchen Cultur der Sprache und Proſa der Italiener. Mächtig ergriff ſein Geſang den Geiſt ſeiner Nation; in Florenz errichtete man noch im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Lehrſtuhl, von welchem herab geiſtvolle Männer den hohen Sinn (polysensum) der göttlichen Comedie erklären ſollten.

Zum Theil noch in einer Zeit mit Dante lebte **Francesko Petrarca** (geb. zu Arezzo 1304, geſt. 1374); ein Nahme, den die Geſchichte mit tiefer Ehrfurcht nennt. Er war gleich groß als Dichter und als Gelehrter, als Wiederherſteller wahrer Poeſie und wahrer Gelehrſamkeit. Dante übertraf ihn zwar an Genie, aber Petrarca's Geſchmack war geläuterter. Wie jener den ganzen großen Inhalt der neuern Zeit in ſeiner göttlichen Comödie umfaßte, ſo machte Petrarca das zarteſte Element derſelben, die Liebe, zum Inhalt ſeiner **Sonette** und **Canzonen**. Sein Gefühl erfand gleichſam die Sprache der Liebe, und gilt nach Jahrhunderten noch bei allen Edlen. Die Verherrlichung ſeiner Laura iſt das ſchönſte Symbol und Denkmal jener allgemeinen, höheren Achtung gegen das weibliche Geſchlecht, wozu der Chriſtianismus und das romantiſche Ritterthum die urſprüngliche Pietät der Germanen gegen die Frauen allmälig veredelt haben. Nächſt den Gefühlen der Liebe war es vornämlich eine innige Sehnſucht nach der untergegangenen alten Welt, was ſeine große Seele beſchäftigte, und deßhalb arbeitete er, wie wir tiefer unten ſehen werden, ſoviel wie möglich für die Wiederherſtellung der alten Roma. — Uebrigens läßt ſich bei Petrarca der hiſtoriſche Zuſammenhang ſeiner Poeſie mit dem Rittergeſang genauer nachweiſen, als bei Dante, obwohl auch dieſer unſtreitig ein Sohn ſeiner Zeiten war.

Giovanni Boccaccio von Certaldo (geb. 1313, geſt. 1375) vollendete das Triumvirat der großen Wiederherſteller der äſthetiſchen Cultur in Italien. Ihm verdankt vornämlich die Proſa der Italiener ihre Bildung. — Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die er unter dem Namen des **Decamerone** kunſtreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, galten vor vielen andern Schriften, die er geſchrieben, vom Anfange an für ein Muſter correcter, toscaniſcher Diction. Sie ſind aber auch ein unverſiegbarer Quell intereſſanter Geſchichten für die Dichter jeder Nation, ein ſchöner Uebergang von den Mährchen des Ritterthums zum neuern Roman, ein Gemälde und Vorbild des geſelligen Lebens der neuern Welt. In der Canzone zeichnete ſich Boccaccio durch fröhliche Anmuth und gefälligen Scherz aus. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Erſte war, der in Florenz die Lehrer-Stelle bekleidete, welche die Regierung daſelbſt zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante geſtiftet hatte. Seine fruchtbare Anſicht von dieſer wunderſamen Dichtung machte ihn dieſes Berufs werth. Er hielt ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und nannte ſie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſei, als die eigentlich ſo genannte.

Nach dem Tode dieſer großen Erfinder dauerte es lange Zeit, bis wieder ein Dichter in Italien auftrat, der ihnen gleichkam. Sie ließen keine Schule, ſondern nur Nachahmer zurück. Deſto mehr aber erweiterte ſich die Sphäre der äſthetiſchen Cultur; durch die Werke jener

Triumvirn war in Italien unter Geiſtlichen ſowohl als unter Weltlichen recht eigentlich ein äſthetiſcher Enthuſiasmus geweckt worden. Auch entwickelte ſich bald der Keim eines neuen poetiſchen Gewächſes auf dem Boden dieſes vergeſſenen Landes, und während daſſelbe zur Reife gedieh, beſtrebten ſich die italieniſchen Gelehrten mit dem edelſten Wetteifer, die Werke der alten Römer und Griechen wieder aufzuſuchen und herzuſtellen.

Obwohl das Studium der alten Literatur im Laufe des Mittelalters nie völlig aus den Schulen des Occidents verdrängt werden konnte, ſo ward es doch in demſelben bei weitem nicht mit dem Eifer und Erfolg betrieben, womit die Byzantiner die Geiſteswerke ihrer Vorfahren zu erhalten und zu benutzen ſuchten. Als aber im Laufe der Zeit die Empfänglichkeit der Germanier für die claſſiſche Literatur zunahm, entſtand bald auch der Wunſch bei ihnen nach Wiederherſtellung derſelben; und mannigfaltige Umſtände vereinigten ſich, ihr Unternehmen zu begünſtigen.

Italien eilte jedoch den übrigen germaniſchen Staaten auch in dieſer Hinſicht voran. Eine innige Sehnſucht nach der untergegangenen alten Welt überhaupt war es vornämlich, was den Eifer für die alte Literatur zuerſt unter ſeinen Einwohnern anfachte und belebte. Schon die ehrenvolle Stelle, welche Dante dem Virgilius in ſeiner göttlichen Comödie anwies, iſt ein Zeugniß von ſeiner Verehrung des Alterthums. Vornehmlich aber begeiſterte den Petrarca das Andenken an die vorgermaniſche Welt; und obwohl dieſe nicht wieder hergeſtellt werden konnte, ſo gelang es ihm doch, wenigſtens der erſte Wiederherſteller der alten Literatur für den Occident zu werden. Mit der Liebe, womit der Gebildete ſich an das Gebildete anſchließt, las und ſtudirte Petrarca die alten Schriftſteller Roms, und brachte vieles Schöne und Wahre aus denſelben in Umlauf; mit Liebe und unermüdetem Eifer ſammelte er ihre Schriften und rettete mehrere derſelben von dem nahen Untergang, und that alles, was er nur immer für die Wiederherſtellung derſelben thun konnte. Mächtig ergriff ſein Beiſpiel ſeine Zeitgenoſſen, von denen er, wie einſt Abälard von den Seinigen verehrt, bald der göttliche Petrarca, bald der Mann genannt wurde, deßgleichen die Welt nicht geſehen habe, und auch nicht wieder ſehen werde. Noch in ſeinem Zeitalter war das Sammeln alter Schriftſteller recht eigentlich Lieblingsbeſchäftigung der Italiener. — Wie er aber die alten Römer liebte, ſo verehrte er auch die Schriftſteller des alten Griechenlands. Den Homerus nannte er den Fürſten der Dichter, ſo wie Plato den Fürſten der Philoſophen, und es ſchmerzte ihn tief, daß ihm ſeine unzureichende Kenntniß der griechiſchen Sprache, worin ihm faſt alle ſeine Landsleute gleich waren, die genauere Bekanntſchaft mit denſelben unmöglich machte.

Auch Boccaccio that vieles zur Wiederherſtellung der alten Literatur. Wie Petrarca war auch er unermüdet im Sammeln alter Schriftſteller. Um die griechiſche Literatur erwarb er ſich noch größere Verdienſte, wie jener. Er war der Erſte in Italien, welcher das Studium des Homeros wiederherſtellte, und durch ſeine Bemühung geſchah es, daß die Florentiner den Leontius Pilatus als öffentlichen Lehrer der griechiſchen Sprache anſtellten.

Nächſt Petrarca und Boccaccio verdient unter den Schriftſtellern der alten Literatur Johannes von Ravenna (geb. 1347, geſt. zwiſchen 1412 und 1420), ein würdiger Schüler des Erſtern, genannt zu werden. Durch mündlichen Unterricht vornämlich verbreitete er die Kenntniß der Alten. Als öffentlicher Lehrer zuerſt zu Padua und dann zu Florenz, gewann er für das Studium derſelben durch ſeinen Vortrag der römiſchen Literatur eine große Menge wißbegieriger Jünglinge, von denen mehrere im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ſich große Verdienſte um die Wiſſenſchaften erwarben.

Was Johannes von Ravenna für die römiſche Literatur in Italien that, that noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Emanuel Chryſoloras für die griechiſche. Er war ein Grieche von Geburt, hatte bereits mehrere Geſandtſchaften in den Occident gemacht, wählte ſich aber wegen der Bedrängniſſe ſeines Vaterlandes c. 1395 das ruhigere Italien zu ſeinem Wohnſitz. Mit Freude und Achtung ward er hier aufgenommen. Mehrere große Städte des Landes ſtritten ſich um ihn; wo er lehrte, umgaben ihn wißbegierige Jünglinge und Männer; ſeit ihm war man in Italien ſtolz darauf, die alten Griechen zu kennen. — Ueberhaupt ward von nun an die Liebe zur alten Literatur herrſchend in Italien, die Stätte zur Aufnahme der alten Schriftſteller war jetzt gleichſam bereitet, und das denkwürdige funfzehnte Jahrhundert brachte die Saat vollends zur Reife, welche ſeit Petrarca und Boccaccio gekeimt hatte.

Mehrere Umſtände vereinigten ſich, welche das Aufblühen der alten Literatur, ſo wie die Cultur überhaupt im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts in Italien noch mehr, wie bisher, begünſtigten. Vom Anfange bis gegen das Ende des genannten Jahrhunderts hin ward die Ruhe deſſelben von auswärtigen Feinden wenig geſtört. Die mannigfaltigen politiſchen Vermen, welche aus dem Streben nach Republicanismus daſelbſt allmälig entſtanden waren, erhielten jetzt Feſtigkeit und Conſiſtenz. Eben dieſe politiſche Vielſeitigkeit, ſo wie das Reiben der Freiſtaaten an einander, erzeugten eine politiſche Regſamkeit, die mit der Cultur der Italiener überhaupt in der wohlthätigſten Wechſelwirkung ſtand. Es begann jetzt in Italien jene Politik, wodurch es ſpäterhin die Schule der Staatsklugheit für die germaniſchen Nationen wurde. Und, da höhere Bildung in dieſem Lande jetzt ſehr viel galt, ſo waren es, beſonders in den Republiken, großentheils geiſtvolle, gebildete, gelehrte Männer, welche bei den intereſſanten Staatsverhandlungen die vornehmſten Rollen ſpielten. Macht, Reichthum und Geiſtesbildung ſtanden jetzt hier, wie einſt zu Athen in dem Zeitalter des Pericles, recht eigentlich in einem ſchweſterlichen Bunde; ein Umſtand, welcher ſchon darum für das Aufblühen der alten Literatur und Kunſt höchſt günſtig ſein mußte, weil das Sammeln dieſes Nachlaſſes der alten Welt meiſt mit einem großen Koſtenaufwande verknüpft war.

Auch das *Unglück des byzantiniſchen Kaiſerthums* hatte auf das Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur in Italien einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Wie die lange, aber räthſelhafte Fortdauer dieſes ſonderbaren Staats für die Erhaltung der Schriften der alten Griechen in mehrfacher Hinſicht vortheilhaft war, ſo war es auch der endliche Untergang deſſelben. Schon die Eroberung Conſtantinopels durch die Franken, wodurch dieſe ein halbes Jahrhundert lang (von 1204—1261) Herren dieſer Stadt nicht nur, ſondern auch des Reichs überhaupt wurden, war nicht ohne Folgen für die literariſche Cultur des Occidents. Denn obwohl dieſe Eroberung und Herrſchaft der Franken mit mannigfaltigen barbariſchen Zerſtörungen und dem Untergange vieler Schätze der Literatur und Kunſt verknüpft war; ſo hatte ſie doch auch auf der andern Seite die wohlthätige Folge, daß die Empfänglichkeit der Germanier für die Cultur der Byzantiner, vornämlich durch genauere Bekanntſchaft der Erſtern mit der Sprache der Letztern, aufs Neue vermehrt wurde. Bald hierauf ward der Verkehr zwiſchen Griechen und Occidentalen in eben dem Grade erweitert, in welchem der Andrang der Osmanen gegen das byzantiniſche Kaiſerthum für die Erſtern furchtbarer und gefahrvoller wurde. Nur im Occident konnten die Griechen Hülfe ſuchen, aber dem Geiſte dieſer Zeiten gemäß, wollte ſie ihnen dieſer nur unter der Bedingung kirchlicher Vereinigung gewähren. Dieß veranlaßte mannigfaltige Unterhandlungen zwiſchen Conſtantinopel und Italien, und mit dem politiſch-religiöſen Verkehr zwiſchen jenem und dieſem erweiterte ſich auch der literariſche. Noch ehe mit der *Eroberung Conſtantinopels* durch die Osmanen (29. Mai 1453) der Fall des Kaiſerthums vollendet wurde, hatten ſich mehrere Griechen, als Lehrer ihrer Literatur, in Italien niedergelaſſen, und die vielen Flüchtlinge, welche ſeit dem Falle Conſtantinopels in immer größerer Anzahl in den Occident herüberſtrömten, fanden bereits alles vorbereitet, um durch Unterricht in der griechiſchen Literatur ſich in dem neuen Vaterlande Freunde und Unterhalt gewinnen zu können. Endlich war es ein großer Gewinn für die Wiſſenſchaften, daß theils die Eroberung Conſtantinopels durch die Osmanen minder verderblich war, als die durch die Franken, theils der völlige Untergang des alten Kaiſerthums überhaupt in einen Zeitpunkt fiel, wo vornämlich in Italien die Cultur bereits wieder eine Höhe erreicht hatte, daß wenigſtens die Einwohner dieſes Landes fähig waren, den Nachlaß der alten Griechen nicht nur in Empfang zu nehmen, ſondern auch zu ehren.

Aus K. W. v. Rotteck's Weltgeſchichte.

Nutzen der Geſchichte.

Es iſt ein *natürliches Gefühl*, faſt möchte man ſagen Bedürfniß, das uns zur Geſchichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weiſe gerührt. „Wenn der alte celtiſche Barde,“ bemerkt Ancillon ſehr ſchön, „den tiefen und ſüßen Eindruck ſchildern will, den die Muſik auf ſeine Seele macht, ſo ſagt er blos, ſie wirke auf ihn, wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit.“ —

Woher wohl dieſer allgemeine Hang? — er haftet tief in der empfindenden und moraliſchen Natur des Menſchen, die allenthalben, wo ſie unverdorben und in einiger Entwicklung erſcheint, durch ſympathetiſches Gefühl ſich äußert und ſich, wenn ſie der beſſern Stimme gehorcht, nicht in der Iſolirung der eignen Perſon, ſondern in der Allgemeinheit des Geſchlechtes liebt und ſchätzt. Dieſes weitverbreitete Eine Geſchlecht, welchem wir angehören, zu kennen, ſein geiſtiges Leben, in deſſen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahin ſchwimmt, zu verſtehen, Zweck und Ziel, wornach wir ſteuern, wenigſtens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchſten rein menſchlichen Intereſſe ſein. Und wo anders erſcheint uns die Menſchheit in ihrer wahren Geſtalt, in ihrem eigentlichen Leben; als in der Geſchichte? — In ihr, und in ihr allein erkennen wir, was unter ſo vielen zufälligen Geſtaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort beharrliche, ewige Menſchennatur ſei. Zwar äußert ſich dieſe in vielfach wechſelnden Formen, iſt der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl ſind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieſelben Neigungen und Leidenſchaften wirkſam. Das Gemeinwohl ſehen wir überall im Streit mit Privatintereſſen, aber dennoch gefördert durch dieſe, und bei dem mannigfaltigſten Gemiſche partieller Ereigniſſe einen allgemeinen Gang des Geſchlechts. — Sonach iſt, wer die Geſchichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter ſeinem Geſchlecht, und ſich ſelber fremd: nichts kümmern ihn die hohen Intereſſen, um welche die Menſchheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch ſonſt ſeine Fertigkeiten ſeien — an ihrem allgemeinen Leben nur paſſiv und maſchinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur iſt das wahre Leben der Menſchen blos in der Geſchichte erkennbar, es beſteht auch größtentheils nur in der Geſchichte. Ohne ſie ginge jede Generation ihren geſonderten Gang für ſich, und beträte den oft betretenen Pfad immer von neuem. Die Geſchichte ſchließt alle Generationen in eine Kette zuſammen. Sie iſt das fortwährende Selbſtbewußtſein der Menſchheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte, und die Tradition mit allen ihren Schätzen iſt ihre. Die Kenntniſſe, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weiſen in grauer Vorwelt dachten und lehrten — theilt ſie den ſpäten Nachkömmlingen mit. Jetzt können dieſe beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es iſt ihnen das Fortſchreiten zu ganz unbeſtimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgeſehen von dieſem hohen Standpunkt, von dieſer umfaſſenden Allgemeinheit des Begriffs der Geſchichte, iſt ſie eine fruchtbare Mutter von Erkenntniſſen. Nicht mit Unrecht ſchreibt man ihr die größere Hälfte des menſchlichen Wiſſens zu. Denn unermeßlich iſt der Umfang der eigentlich hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und auch die meiſten philoſophiſchen Disciplinen erhalten von ihr Materialien oder Data, erläuternde Beiſpiele und lichtvolle Beweiſe.

Nichts iſt demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geſchichte, nichts kläglicher als ſeine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen ſoll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verſtändniß und Nutzen zu leſen; allenthalben irrt er im Dunkeln; ihm iſt die Gegenwart ein Räthſel, und die Zukunft völlig verſchloſſen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit, hemmen ſeine Geiſtesthätigkeit; das Gewöhnlichſte weiß er nicht zu deuten, und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Faſſung. Wie überlegen ſteht einem ſolchen Jener gegenüber, der mit der Geſchichte vertraut iſt? — Vor ſeinen Blicken iſt eine weite und freie Ausſicht geöffnet; von erhabener Stelle überſchaut er die Angelegenheiten der Menſchen, und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines iſt ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder, und erräth die wahrſcheinlichen Folgen der Tagesbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüſſel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weiſt Allem die gebührende Stelle an, hegt weder für's Alte noch für's Neue, für's Einheimiſche noch für's Fremde eine parteiiſche Vorliebe, und läßt ſich nicht durch politiſches und nicht durch religiöſes Blendwerk täuſchen. Kein beſſerer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer iſt, als Er, — denn er erkennt in dem Staate die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erſcheint ihm in der Leitung der menſchlichen Schickſale, die Unſterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker: — aber er wird gleichgültiger für politiſche und religiöſe Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieſelben ewigen Wahrheiten in verſchiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch auf's Praktiſche einfließen, und die Geſchichte kann nicht anders als ein Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend ſein.

Erfahrung und Menſchenkenntniß ſind die beiden Hauptquellen der Klugheit; Geſchichte aber iſt die Summe der Erfahrungen und der Menſchenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menſchen wie für Staaten enthält ſie in warnenden und ermunternden Beiſpielen die wichtigſten, eindringlichſten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verſchieden in den Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, iſt meiſt auch für's Kleine wahr. Wer auf Einzelne, und wer auf Nationen wirken will, muß die Menſchen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erſtarken durch Talent und Fleiß, Vorſicht und Mäßi gung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachläſſigkeit, Vermeſſenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargeſtellten Handlungsweiſen eindringlich werden, ſo erhalten jene des **Rechts** und der **Tugend** ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer iſt das Recht ſiegreich und die Tugend glücklich, und eben dieß erhöht ihre Würde. Selbſtverläugnung macht das Verdienſt aus. Dieß ſagt uns die allgemeine Moral; aber nur ſelten mag die abſtrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beiſpiele verſinnlicht wird, die Huldigung der Menſchen gewinnen. Dieſe erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beiſpiele liefert die Geſchichte, und macht ſo aus einem trockenen Moralſyſtem ein lebendiges Gemälde handelnder Perſonen. Wer in dieſe Gallerie der großen und edlen Menſchen aller Zeiten tritt, deſſen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menſchlichen Natur, ſein Selbſtgefühl wird erhöht und ſeine Kraft zur Nacheiferung begeiſtert. Ob dieſer Vorbilder wenige ſeien, ſie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienſt durch den Kontraſt mit den Laſtern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Böſewichter, deſto abſchreckender ihre Rolle.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geſchichte weckt und nährt, ſind der auserleſenſten Pfleglinge Zwei, die unter ſich verwandt und Mütter der meiſten übrigen Tugenden ſind: **Liebe des Vaterlandes** und der **Freiheit**. Denn nicht nur iſt das Buch der Zeiten reicher an Beiſpielen derſelben, weil ſie mehr in's öffentliche Leben eingreifen, als andere, und häufiger Großthaten erzeugen: nach ihrer Natur ſind auch beide durch die Geſchichte gewiſſermaßen bedingt, oder erhalten wenigſtens durch ſie erſt ihre höchſte Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling iſt in der Geſchichte, kann ſein Vaterland nur inſtinktartig lieben, denn er kennt dieß Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geſchichte ſchöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich, und **wie** ſie möglich ſei. Wie oft hat ſchon der Name eines **Leonidas**, eines **Decius**, eines **Arnold von Winkelried** zu Heldenthaten begeiſtert! Wie oft hat das Bild eines **Cato** den ſinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und wie oft hat Hermanns zürnender Schatten (deutſche Jünglinge — wenigſtens zu Selbſtvorwürfen gebracht! —) den Arm deutſcher Jünglinge geſtählt!

Nicht nur **Lehrerin** der Tugend, auch ſtrenge **Richterin** und unpartheiiſche **Vergelterin** iſt die Geſchichte; und ſie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menſchen und des Schickſals gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verläumdet; nur zu oft gelingt es verſchmitzten und gewaltigen Böſewichtern, die Zeitgenoſſen zu täuſchen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpreſſen, und ihre Schmähungen niederzuſchlagen. Aber mögen einzelne Geſchichtſchreiber, mögen Alle Zeitgenoſſen verblendet, erſchreckt, beſtochen ſein; die ſpätere Geſchichte iſt es nicht. Ohne Neigung und Leidenſchaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft ſie die Zeugniſſe, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienſt Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verluſt der Zeugniſſe; auch iſt es möglich, wiewohl ſchwer, daß ſie bisweilen ſich irre; aber immer forſcht ſie mit ſcharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit, und ſpricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menſchen ſein werden, wird der Name eines Kritias, eines Kromwell mit Verwünſchung und Abſcheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen, und in ihren Herzen ſein. — Der Blick auf dieſe unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unſterblichkeit lebt in der menſchlichen Bruſt — hat ſchon manchmal des glücklichen Böſewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen ſeine Neigung zu guten, wenigſtens äußerlich guten Handlungen geſpornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unſchuld aufgerichtet.

Kaum ſcheint es nothwendig, nach Darſtellung dieſer hohen Würde der Geſchichte, auch noch ihre Brauchbarkeit für untergeordnete **einzelne Zwecke** zu erläutern. Eine flüchtige Anzeige davon mag unſerer Abſicht genügen. Allen Ständen und Klaſſen, welche auf höhere, intellektuelle und moraliſche Bildung Anſpruch machen, iſt ſchon deswegen die Geſchichte unentbehrlich: aber die meiſten — einen ganz abſtrakten Metaphyſiker, einen blos calculirenden Metaphyſiker etwa ausgenommen — bedürfen ihrer noch aus ſpeciellen Gründen. Bei dem **Staatsmanne** macht ſie beinahe die Summe der erforderlichen Kenntniſſe aus. Denn die allgemeinen Grundſätze der Staatskunſt ſind das Reſultat der guten und üblen Erfahrungen der Völker in allen Zeiten; und die beſondern innern und äußern Verhältniſſe der einzelnen Staaten, auf welche jene Grundſätze angewendet werden ſollen, ſind gleichfalls hiſtoriſch. Der **Feldherr**, und ſelbſt der untergeordnete Krieger, findet in der Geſchichte die vortrefflichſten Muſter zur Nachahmung, die eindringlichſten Lehren, die warnendſten Beiſpiele. Dem **Prieſter** zeigt ſie die Wichtigkeit ſeines Berufes und die traurigen Folgen von dem Verkennen deſſelben, und von dem Mißbrauch ſeiner Macht; ſie flößt ihm liberale und tolerante Grundſätze ein, lehrt ihn die Schale vom Kern, die Hülle vom Weſen unterſcheiden, und verſieht ihn mit den überzeugendſten Beweiſen der göttlichen Vorſicht, und mit einem Schatz moraliſcher Beiſpiele. Dem Rechtsgelehrten flößt ſie Achtung für's (natürliche und geſchriebene) Recht, die Bedingung des wahrhaft menſchlichen Daſeins, die Baſis jedes geſellſchaftlichen Vereins ein, lehrt ihn den Geiſt der Geſetze und Verfaſſungen oder ihr Verhältniß zu dem jedesmaligen Zuſtand und Bedürfniß der Völker kennen, und reicht ihm in den ihr eigends angehörigen alten und fremden Geſetzen und Sitten die wichtigſten, lichtvollſten Vergleichungsgegenſtände mit den heutigen und eigenen dar. Auch dem Arzt muß die Geſchichte der Wanderungen, des ſucceſſiven oder periodiſchen Erſcheinens, des theilweiſen oder gänzlichen Verſchwindens, der glücklichen oder unglücklichen Heilarten von Krankheiten, auch die Bemerkung des Zuſammenhangs ihrer Entſtehung und Verbreitung mit mancherlei politiſchen Begebenheiten — als Krieg, Anſiedlung u. ſ. w., oder mit Einführung gewiſſer Gebräuche und Sitten — in Nahrung, Kleidung ꝛc. — von großer Wichtigkeit ſein. Daß der ſpeculative und praktiſche Philoſoph aus der Geſchichte den reichſten Stoff des Nachdenkens, die lichtvollſten Beiſpiele, die eindringlichſten Beweiſe ſeiner Lehren und Maximen, und den Unterricht aller vorangegangenen Weiſen ſchöpfe, iſt ſchon oben erwähnt. Eben ſo unerſchöpflich iſt das Magazin von Ideen, das ſie den ſchönen Wiſſenſchaften und der darſtellenden Kunſt anbietet. Die fruchtbarſte Imagination kann dieſen Vorrath von Materialien nicht erſetzen; auch mag der Dichter und Redner aus den klaſſiſchen Geſchichtſchreibern Regel und Beiſpiel für ſeine eigenen Produktionen ziehen, und jeder Freund der Literatur aus der Geſchichte die nöthigen Vorkenntniſſe zum Verſtändniß alter und neuer Schriftſteller ſchöpfen. Sollen wir noch bemerken, daß auch andere, nicht wiſſenſchaftliche Stände durch die Geſchichte gewinnen? So lernt der Kaufmann aus ihr den wichtigen Einfluß des Handels auf den Flor und die Kultur der Völker kennen, er ſieht in ihr, welches die unentbehrlichſten Tugenden, und die gefährlichſten Verirrungen für Handelsſtaaten ſeien, und wird durch dieſe Anſichten weit genug über den gewöhnlichen Krämergeiſt erhoben, um ſeine Privatſpekulationen dem Intereſſe des Vaterlandes unterzuordnen, und damit in Harmonie zu bringen. — Aehnliche Belehrung und Veredlung erhalten auch der mechaniſche Künſtler, der Fabrikant, der Agronom, kurz ein Jeder aus der Geſchichte, der ſich belehren und veredlen laſſen will. Sie bietet Jedem, jedoch nur dann ihr Füllhorn dar, wenn er mit Sinn und Herz ihr naht.

Ludwig's XVI. Flucht.

Von F. C. Schloſſer.

Seit der Sitzung im Ballhauſe und dem trotzigen Verweilen des dritten Standes im Saale nach der königlichen Sitzung am 23. Juni war der Zauber des Throns verſchwunden, und das Volk und die Armeen hatten keine Furcht und kein Vertrauen mehr zu einer gebietenden Gewalt aus alten Elementen, es mußte daher eine bedeutende Zeit vergehen, ehe eine neue geſchaffen war, die Polizei konnte auf die bisherige Weiſe nicht fortbeſtehen, und alle Tiger, die dieſe ſonſt gefeſſelt hält, mußten ſich der Bande ledig fühlen. Hieraus erklärt ſich eine Reihe von Gräueln, die von dieſem Tage an in der Hauptſtadt und in den Provinzen begangen wurden; andere Abſcheulichkeiten muß man daraus herleiten, daß beide Partheien für den guten Zweck auch die ſchlechten Mittel nicht mißbilligten, daß Religion längſt keinen Einfluß mehr gehabt hatte, und daß die ſchlechteſten Menſchen in Zeiten entſchiedener Veränderungen die brauchbarſten und thätigſten ſind. Die Urſache der Bewegungen in Paris im Juli war übrigens weit weniger die Armee, die unter Broglie den Bewohnern zu drohen ſchien, das Beiſpiel der franzöſiſchen Garde zeigte, daß man die Soldaten nicht fürchten dürfe, da ſie förmlich vom Könige abgefallen waren, ſondern vielmehr ein Sieg, der von der ariſtokratiſchen Parthei am Hofe erfochten war, und durch die Entlaſſung Neckers, ſo wie durch die völlige Veränderung des Miniſteriums kund ward. Am 11. Juli ward Necker entlaſſen und verließ heimlich das Reich, wie er es dem Könige verſprochen hatte; am 12., Morgens, regte der junge Advokat Camille Desmoulins, nachher als Verfaſſer des brabantiſchen Couriers einer der wüthendſten Feinde jeder monarchiſchen Verfaſſung, durch ſeine Reden im Palais Royal das Volk auf, und die in den längſt geſtifteten und unter ſich verbundenen Clubbs innig vereinigten Patrioten ließen ihre Maſchinen wirken. Wohl mag es gegründet ſein, daß das Geld des bethörten Orleans auch eine Anzahl der Elenden, die jede große Stadt einſchließt, erkaufte und ernährte, und die franzöſiſchen Gardiſten, die an dieſem Tage auf die Schweizer und deutſchen Truppen feuerten, bezahlen half; doch glaubten auch edle

Menſchen, daß die Stunde der Entſcheidung da ſei, und ganz Paris griff zu den Waffen. Die ganze Nacht vom 13—14. Juli war die Stadt im Aufſtande, die Soldaten mußten weichen und die bisherige ſtädtiſche Obrigkeit und Polizei verſchwand. Schon vorher hatten ſich auf ein, man wußte nicht wie, gegebenes Signal in Paris und Verſailles und bald hernach in allen Städten des Königreichs die Bürger bewaffnet, ohne nur eine förmliche Erklärung der Nationalverſammlung abzuwarten, und ſeit dem Augenblick war Verwirrung, Aufruhr, Mord und Brand überall mit Jubel und Freude über die bevorſtehende Rückkehr in einen der Natur mehr angemeſſenen Stand verbunden. Den Augenblick der Ohnmacht der Regierung nahmen die Pariſer Wähler wahr, um ſich zu einer vorläufigen obrigkeitlichen Würde zu conſtituiren, Fleſſelles, der bisher an der Spitze des Magiſtrats geſtanden hatte, ließ ſich bewegen, den Vorſitz in der neuen Stadtverwaltung zu nehmen, der Polizeilieutenant gab ihr die Nachweiſungen, die ſie verlangte, und legte dann ſeine Stelle nieder. Paris ward nun in ſechzehn Quartiere getheilt, und die Einrichtung der ſechzig Wahldiſtricte auf eine ſehr verſtändige Weiſe zur neuen Organiſation benutzt. Die geſammte Bürgerſchaft ward in eben ſo viele bewaffnete Legionen eingeſchaart, als Quartiere waren: alles ohne die eigentliche Staatsbehörde zu befragen. Mit der ruhigen Bewaffnung der Bürger war leider eine gewaltſame des zahlreichen Geſindels verbunden, es erfolgte ein förmlicher bewaffneter Aufſtand, und eine Plünderung der Waffenvorräthe. Das unbedeutend befeſtigte Staatsgefängniß der Baſtille ward vom Pöbel mit Sturm genommen, weil der Gouverneur feig und ſeine Leute unzuverläſſig waren, Mord reihte ſich an Mord, und im Jubel, daß die neue Zeit nun beginne, Willkühr Einzelner ein Ende habe, mußte auch der beſte Theil der Bürger, um dem Plane der Freunde des alten entgegen zu arbeiten, geſchehen laſſen, was der niedrige Haufe aus natürlicher Wuth, oder auf Antrieb der Orleaniſten und ſeiner eignen Raubgierde verübte. Die erſte Nachricht, die der Moniteur von allen dieſen Unruhen gibt, faßt in wenige Worte alles, was die Verkündigung der vernichteten Macht des bisherigen Geſetzes und der Ordnung Schreckliches hat, zuſammen, und dieſe Nachricht brachte den König außer aller Faſſung. Die Charakterſchwäche des Königs, der in dem Augenblicke, als die Verſammlung über das Vorgefallene berathſchlagte, und immer neue Greuel kund wurden, den Ständen meldete, daß er die Truppen zurückgezogen habe, daß er die Errichtung der neuen Miliz und der neuen Autorität gebilligt, vermehrte die Dreiſtigkeit ſeiner Gegner in dem Maße, daß die Parthei des Herzogs von Orleans durch Sillery eine Adreſſe vorſchlagen ließ, in welcher man die Miniſter treuloſe Rathgeber nannte, und drohend forderte, daß ſie als eine Peſt des Staats entfernt würden. Schrecklicher als die Scenen, die in Paris vorfielen, ſind übrigens die Berichte darüber, die Prüdhomme durch Andre abfaſſen ließ, und Camille Desmoulins ſelbſt abfaßte, denn der letzte iſt unverſchämt genug, ſich den General-Procurator der Laterne zu nennen und das Aufknüpfen ohne Urtheil und Recht zu rühmen. Auch die Armee bei Paris ſollte der König entfernen, der jetzt erſt endlich einen langen Staatsrath hielt, ob er nicht abreiſen ſollte. Die Königinn hatte Alles eingepackt, er ſelbſt war bereit zu gehen, auf einmal wollte er wieder, als die Mehrzahl gegen ſeine Abreiſe geſtimmt hatte, zur Popularität zurückkehren, und nicht mehr mit den Waffen, ſondern durch Nachgeben dem Uebel ſteuern.

Er begab ſich ohne alle Feierlichkeit ſelbſt zu Fuß in die Verſammlung, verſprach die Soldaten nicht zu gebrauchen, und überließ ſeinen Ständen die Maßregeln, die Ruhe in Paris herzuſtellen, die von ihm hätte ausgehen ſollen. Die Verſammlung ſchickte zu Folge des königlichen Auftrags drei Deputirte nach Paris, von denen zwei gleich darauf von den Pariſern in den neugeſchaffenen Aemtern angeſtellt wurden, la Fayette als oberſter Anführer der Bürgermiliz und Bailly als regierender Stadtbürgermeiſter. Gleich hernach ließ der König der Verſammlung kund thun, daß auch ſein neues Miniſterium weiche, und rief endlich ſogar Necker zurück. Von dieſem Augenblicke an war der Sieg der Nation über den Hof entſchieden, diejenigen, welche den Haß des Volks beſonders auf ſich geladen hatten, begannen daher auszuwandern, und veranlaßten dadurch Uebel, deren Folgen bis auf unſre Tage fortdauern. Der König begab ſich zwar zum Beſuch nach Paris (den 17. Juli) und ward dort gewiſſermaßen im Triumph geführt; er nahm auch die Cocarde, die man ohne ſeinen Willen zum Nationalzeichen gemacht hatte; und beſtätigte die neugeſchaffenen Gewalten in der Stadt; allein er verſuchte zugleich kleinliche Mittel, ſich Freunde und Hülfe zu ſchaffen, konnte den Schmerz über die neue Ordnung und die Uebel, die davon unzertrennlich waren, nicht verbergen, und man traute ihm alſo um ſo weniger, je mehr er nachgab. Die unglückliche Spannung des Verhältniſſes des Königs und der Nationalverſammlung dauerte daher fort und ward durch die bekannte Abneigung der Königin und ihrer nächſten Umgebungen gegen jede Verbeſſerung und jede Veränderung natäglich ſehr vermehrt. Als Necker, von dem damals das Volk noch das Unmögliche hoffte, zurückkam, wurden die Mordthaten, Vernichtungen der alten Anſtalten und Zerſtörungen der Schlöſſer und Adelsſitze täglich häufiger. Die Disciplin des Heers ſchien ſich aufzulöſen, der König war genöthigt, den Abfall ſeiner Garden zu billigen, wie er die Deſertion der Soldaten gebilligt hatte; und dennoch erwartete man von Necker unter dieſen Umſtänden die Herſtellung der Finanzen! – Während die eigentlichen Leiter und Urheber der Revolution durch das Volk und ſelbſt durch Schaaren von Geſindel, die Freunde des Alten erſchreckten, arbeitete die Nationalverſammlung unter allen den Unruhen an einem neuen Bau. Sie ſuchte die Materialien des Neuen ganz richtig in den Aufträgen der verſchiedenen Wahlverſammlungen, und man kann nicht läugnen, daß die Puncte, über welche alle Wahlbezirke einig waren, die Grundſätze jeder vernünftigen monarchiſchen Verfaſſung enthalten, ſo wie diejenigen, über welche eine Abweichung Statt fand, vortreffliche Probleme aufgaben, welche nur eine Stände-Verſammlung löſen konnte. Unglücklicher Weiſe miſchte man in die hiſtoriſch zu löſende Frage über Verbeſſerung des Beſtehenden reine Speculation, ging von dem traurigem Zuſtande, in dem die Regierung und Verwaltung von Frankreich bisher geweſen war, bis an die äußerſten Grenzen der menſchlichen Geſellſchafts-Verhältniſſe hinaus, wollte in Frankreich, wie in Amerika die Urrechte der Menſchen und Bürger proclamiren und vergaß dabei ganz, erſt zu überlegen, ob und wie weit diejenige unter den unendlich vielen möglichen Theorien, der man den Vorzug gab, mit der Ausführung beſtehen könne. Während man in der beſten Meinung mit Talent und Beredſamkeit über Grundſätze und Verfaſſung ſtritt, ward von vielen Seiten her ein Syſtem der Anarchie überall eingeführt, Reiſende angehalten, Ariſtocraten verfolgt, die Verſammlung genöthigt, eine Commiſſion zur Unterſuchung politiſcher Umtriebe aus ihrer Mitte zu beſtellen, und der Zuſtand der Finanzen ward ſeit Neckers Rückkehr nicht gebeſſert, ſondern ſie ſanken von Tage zu Tage tiefer. Will man nicht mit denen, die durch jene Veränderung Rechte verloren, nur Kummer und Noth in dieſer Zeit ſehen, wo eine ungewohnte Begeiſterung auch gemeine Seelen ſogar ergriffen hatte, ſo muß man bedenken, daß der Natur der Dinge nach, wie Mirabeau richtig erkannte, und in ſeiner bekannten Definition von der Revolution ausſprach, wenn Verbeſſerung erfolgen ſollte, völlige Zerſtörung vorausgehen mußte, und man kann nicht läugnen, daß dieſe durch den Enthuſiasmus der wahrhaft edlen Mitglieder der Nationalverſammlung erleichtert wurde. Dieſe tonangebenden Mitglieder der Adelscaſte in der Verſammlung nämlich waren es ſelbſt, welche in der berühmten Nacht vom 4. Auguſt plötzlich alle Vortheile, die aus dem Feudalweſen für ſie ſelbſt floſſen, freiwillig aufopferten; und auch die Deputirten des Clerus, vom Enthuſiasmus fortgeriſſen, entſagten den geiſtlichen Zehnten. Leider ward dieſe ganze ungeheure Angelegenheit, die den Zuſtand des Reichs und der Vermögensumſtände von hundert Tauſenden veränderte, in einem Augenblicke und ohne alle vorhergehende Prüfung der Ausführbarkeit beſchloſſen. Seit dieſer Zeit ſetzte die Verſammlung ihre Arbeiten an einer neuen Conſtitution mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit fort; allein die Abſichten der Mitglieder waren zu verſchieden, und die Umgebungen des Königs wirkten zu ungünſtig auf ihn ein, als daß eine Einheit hätte entſtehen können. Ein Theil der Deputirten war allen Veränderungen abgeneigt, ein anderer wollte die engliſche Conſtitution, ein Plan, gegen den Sieyes ſchon in ſeiner Schrift über den dritten Stand, als gegen einen unvernünftigen Ariſtocratismus eifert. Andre, wie la Fayette und ſeine enthuſiaſtiſchen Freunde, wollten ein ganz neues Werk ſchaffen, und Barnave, die Lameths, Adrian Duport arbeiteten dahin, das Monarchiſche in der Conſtitution ſo gering zu machen, daß es bedeutungslos werde, und kamen auf die Weiſe einem Chapelier, Pethion, Büzot, Robespierre und andern, die alle Monarchie vernichten wollten, zu Hülfe. Die Letztern nutzten ſchon in dieſen Zeiten die durch unzählige Anſchläge, Proclamationen, fliegende Zettel, Zeitungen, Journale, Declamationen, Lieder und Bücher erbitterte Stimmung des fanatiſirten Haufens, um durch Schrecken die größere Zahl der Eltern und Geſchickteren ihrer Collegen zu Beſchlüſſen zu treiben, die ſie aus freier Ueberlegung nie gefaßt hätten. Der König trug damals nicht ganz ohne Grund Bedenken, die am 4. Auguſt von der Nationalverſammlung erlaſſenen Decrete eilig zu beſtätigen, und in der Verſammlung ſelbſt erhob ſich über die Art von Verweigerung der Beſtätigung, die man ihm zugeſtehen wollte, ein heftiger Zwiſt. Um den König zur Beſtätigung zu treiben, machte man wieder von derſelben Tactik Gebrauch, deren man ſich ſtets bedient und die man nun völlig eingeübt hatte. Man erregte Schreien und Toben unter der unverſtändigen Menge; doch war es damals nicht ſowohl die Maſſe der Vorſtädter, als der Theil des Pariſer Publicums, der ſich im Palais Royal mit Politik abgab, den man in dieſe Staatsſache mengte. Der König war aufs neue ſchwach genug, das, was er ruhiger Bitte verweigert hatte, am 21. Sptbr. den ſtürmiſchen Forderungen zuzugeſtehen und den Beſchlüſſen über die Abſchaffung des Feudalweſens und der Weltlichkeiten der Hierarchie eine gezwungene Beſtätigung ungern zu ertheilen. Die Bewegungen des Volkes wurden übrigens jetzt immer leichter zu organiſiren, da Männer, wie Mirabeau und Sieyes, der Eine geiſtreich, heftig und in allem Staatsweſen, vom Preußiſchen bis zum Niederländiſchen, aus eigner Anſicht erfahren; der Andere kalt, finſter, denkend, hart, durch Menſchen, wie Danton, Camille Desmoulins, eine Art von Hierarchie des Haufens einrichteten, und die von ihnen verlachten Enthuſiaſten und hiſtoriſchen Namen das Geld hergaben. Außerdem war die alte Polizeimiliz (Marechaussée) aufgelöſt, die Armee war nicht mehr vom Könige allein abhängig, und der Brodmangel in der Stadt, der entweder eine Folge der Umſtände und des Mißwachſes der letzten Jahre, oder auch boshaft veranſtaltet war, veranlaßte an den Bäckerläden und in den Straßen, in welchen dieſe lagen, ein Gedränge und Gewühl, deſſen man ſich zu jeder Stunde zum Aufſtande bedienen konnte. In dieſer geſpannten Lage, beim Mangel aller Ordnung, in einer Zeit, wo allein Mirabeau Einfluß und Feſtigkeit genug hatte, Maßregeln anzugeben, die den wilden Planen der Lieblinge des Haufens ſteuern konnten, hatte die Königin den unglücklichen Einfall, ſich bei einem Gaſtmahle, welches die dem Hofe getreuen Gardes du Corps den Officieren eines neulich nach Verſailles berufenen Regiments am 1. October gaben, nicht blos zu zeigen, ſondern auch Theil an der Vertheilung von Cocarden zu nehmen, die ein Zeichen der Trennung zwiſchen den Freunden des Hofes und den Freunden der neuen Verfaſſung werden ſollten. Die Unbedachtſamkeit des Hofes, die thörichte Weiſe, wie ſich einige Offiziere und Soldaten bei dem Feſte benahmen, der bei dem Frühſtück der Gardes du Corps am 2. October vorgebrachte lächerliche Vorſchlag, gegen die Nationalverſammlung zu marſchiren, gaben den wüthenden Dämagogen freies Spiel. Man übertrieb die Gefahr der Verſammlung, man verbreitete die abgeſchmackteſten Gerüchte, und Mirabeau klagte die Königin faſt förmlich vor der ganzen Nation an, wenigſtens bezeichnete er ſie ſo deutlich, daß man ihn durchaus nicht mißverſtehen konnte. In demſelben Augenblicke, als dies in der Nationalverſammlung vorging, erfolgte in Paris eine Bewegung, die höchſt wahrſcheinlich mit jenen Reden im engſten Zuſammenhange ſtand; es erſchien eine ganze Armee von Weibern und Pöbel der ſcheußlichſten Art vor dem Pariſer Stadthauſe, klagte über den Brodmangel, ſchimpfte auf die Königin und verlangte nach Verſailles zu ziehen, weil der König allein dem Mangel abhelfen könnte. Die Abſicht der Anſtifter dieſes Lärms war offenbar, die Flucht des Königs zu hindern, und ſeine bekannte Schwäche zu benutzen, um die Scene der folgenden Auftritte nach Paris zu verlegen. Die neue Pariſer Obrigkeit verſuchte vergebens die Raſenden aufzuhalten, la Fayette ſah ſein Anſehen verkannt, ſeine Popularität in Gefahr, er erklärte der Verſammlung der Repräſentanten der Gemeinde, daß er dem Uebel nicht ſteuern könne, und ließ ſich den Befehl geben, den Haufen zu begleiten, um durch die Nationalgarde, die er mitnähme, wenigſtens das Unheil zu mäßigen. Gegen 3 Uhr langten die Pariſer Horden in Verſailles an, und ein Maillard, der ſich ſelbſt den Kopfabſchneider betitelte, und den man überall vorſchob, wo man Gräuel ſtiften wollte, erſchien in der Nationalverſammlung als Kläger über das Feſt in Verſailles. Die Nationalverſammlung und das Schloß wurden abwechſelnd von den Weibern und dem Haufen auf eine empörende Weiſe belagert, die Gardes du Corps wie Feinde behandelt, der König mußte eine Deputation der Weiber vor ſich laſſen; das Regiment Flandern, das ihn hätte ſchützen können, ward verführt, und die berüchtigte Amazone Theroigne de Mericourt ſpielte hier zum erſten Mal die glänzende Rolle, die ſie hernach bei allen Gräueln wieder übernahm. Nachdem der König mehrere Stunden lang unter dem tobenden Geſchrei der Menge eine eigentliche Belagerung ausgehalten hatte, und in ſteter Beſorgniß um ſein Leben geweſen war, langte endlich la Fayette mit der Nationalgarde an, und beſetzte die Zugänge zum Schloſſe. Die Nationalverſammlung nutzte die unſeligen Augenblicke des Tumults, um vom Könige die unbedingte Anerkennung der Conſtitution, ſo weit ſie beendigt war, und der ihr vorausgeſchickten Menſchenrechte, die er vorher nur bedingt ertheilt hatte, zu erhalten. Auf welche Weiſe Morgens den 6. October, als la Fayette ſich einen Augenblick ſchlafen gelegt hatte, den wilden Horden der erſte Eingang ins Schloß von Verſailles eröffnet ward, iſt ſchwer zu beſtimmen, daß es auf die Ermordung der Königin abgeſehen war, ſcheint aus allem hervorzugehen; denn wie der wüthende Haufe hereindrang, und die wachehaltenden Gardes du Corps mordete, ſtürmte er ſogleich auf das Zimmer der Königin los. Kaum konnte ſich die Königin halb angekleidet zum König retten, dieſer ſelbſt ſah einige ſeiner getreuen Beſchützer vor ſeinen Augen ermorden, und mußte ſich hernach gefallen laſſen, ſeinen Wohnſitz nach Paris zu verlegen, wo nicht einmal die Zimmer eingerichtet waren, ja er mußte unmittelbar am 6. October einen Zug begleiten, dem die gedungenen Cannibalen der Orleaniſten die Köpfe ſeiner getreuen Vertheidiger vorantrugen. Der Hauptzweck des Zugs ward völlig erreicht, der König, von einer Deputation der Nationalverſammlung begleitet, ward wie ein Gefangener nach Paris gebracht, der ganze Glanz königlicher Pracht verſchwand, der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte war zerſtreut, der Haufe hörte auf, das Königthum im König zu ſehen, und ſah fortan nur einen gewöhnlichen Menſchen in ihm. Freilich glaubte auch der König, daß alles, was er, von dem ihm und der Königin verhaßten la Fayette umlagert, der Nation gewähret habe, erzwungen ſei und ihn nicht binde; von beiden Seiten entwich daher alles Zutrauen. Schon am 12. October decretirte die Nationalverſammlung ihre Verſetzung nach Paris, am 19. ward ſie vollzogen. Der Herzog von Orleans, den der Moniteur jener Tage ſchon gegen die Beſchuldigung, daß er und die Seinigen den Tumult veranlaßt hätten, durch eine lange Deduction und durch eine furchtbare Gegen-Anklage der Königin zu rechtfertigen ſucht, ſchien damals dem Marquis von la Fayette ſo gefährlich, daß er ihn zwang, auf eine Zeitlang das Land zu verlaſſen, ohne daß dadurch der Fortgang der Vernichtung des königlichen Anſehns wäre aufgehalten worden. Vom Augenblick der Verlegung der Nationalverſammlung an ward die Einrichtung der neuen Conſtitution, Gerichts- und Rechtsverfaſſung unter die Aufſicht des Pariſer Haufens und derer, die dieſen in Bewegung ſetzten, gebracht, auch verzweifelten unglücklicher Weiſe nach und nach ſogar die Anhänger der gemäßigten Monarchie an ſich ſelbſt, verließen die Nationalverſammlung und gaben dadurch den Freunden der Pöbelherrſchaft freies Spiel. Ein offner Brief des Königs, in welchem er verſicherte, daß er kein Gefangener ſei, eine Erklärung von Lally Tolendal, der als Freund gemäßigter Freiheit bekannt war, der ſich aber damals nach Genf geflüchtet hatte, ein Decret der Verſammlung, keinem Deputirten ferner einen Paß zu geben, wenn nicht ſeine Gründe zur Reiſe erſt in der Verſammlung erwogen worden, vermehrten die Beſorgniſſe der Freunde gemäßigter Freiheit. Boshafte Freude erfüllte die blinden Bewunderer des Alten, die gern ſahen, und alles Mögliche beitrugen, daß die wilden Dämagogen freies Spiel erhielten, weil Frechheit die Freiheit zerſtören, und willkührlicher Herrſchaft eines Einzigen den Weg bahnen mußte. Die Güter des Clerus und ſeine politiſche Exiſtenz, die damit innig zuſammenhing, wurden um dieſe Zeit ebenfalls geopfert; weder des Abbé Maury Beredſamkeit, noch der Vorſchlag Gregoire's, der ſich ſchon vergeblich für die Mönchsorden bemüht hatte, doch wenigſtens die Pfarrer auf liegende Gründe zu ihrer Beſorgung anzuweiſen, bewirkten eine Aenderung in den Anſichten der Verſammlung. Die Mehrzahl hatte dieſelbe geringe Vorſtellung von der Wichtigkeit der moraliſch-religiöſen Inſtitute, die ſich in den mehſten ſüddeutſchen Ständeverſammlungen gezeigt hat; die Güter wurden Hypothek der Staatsſchuld, und die Geiſtlichen ſollten künftig beſoldete Staatsdiener ſein. Auch die ariſtocratiſch-pedantiſche Gerichtsverfaſſung mußte geſtürzt werden, und dieſe fiel ohne allen Lärm, denn die Parlamente wurden mit einer Leichtigkeit ſuspendirt, ſpäter aufgelöſet, welche allein hinreichend beweiſet, wie tiefe Wurzeln ſchon damals die Revolution gefaßt hatte, und wie allgemein die Veränderung der Ideen war. In dieſer Zeit hob ſich durch Marat und durch eigne Wuth Robespierre, Mirabeau aber dachte an das Miniſterium, fing an einzuſehen, daß er bald einlenken müſſe, und hätte vielleicht die Leitung des Miniſteriums ſpäter erhalten, wenn nicht Robespierre und Lanjuinais aus ganz verſchiedenen Gründen es ihm unmöglich gemacht hätten, zugleich Mitglied der Verſammlung zu bleiben und Miniſter zu werden; dies hielt ihn noch eine Zeitlang bei ſeinen bisherigen Freunden. Robespierre hatte übrigens ſchon zweimal vorher gewagt, ſeine Idee der Herrſchaft der Ungebildeten über die Gebildeten, und ſein Verfolgungs-Syſtem der Politik Mirabeau's entgegenzuſtellen, und ſchon erhob ſich die Macht des eigentlichen Volks von Tage zu Tage mehr. Man ſieht leicht ein, daß die Verſuche der Mitglieder der Verſammlung, die das Königthum erhalten und der Anarchie ſteuern wollten, vergeblich bleiben mußten, und daß das Geſetz gegen Zuſammenrottungen und die rothe Fahne am Stadthauſe, die das Zeichen des Kriegsgeſetzes ſein ſollte, ohne Soldaten und Polizei ein leeres Wort war, wenn eine mächtige Partei im Rathe der Nation Unruhen und Zerſtörungen noch für nöthig hielt. In dieſe Zeit fiel auch die unglückliche Spaltung im Innern des Clubbs, im Saale in der Straße St. Honoré, wo der Jacobiner-Mönche Bibliothek geweſen war: der Clubb hatte ſchon damals in ganz Frankreich verbrüderte Geſellſchaften veranlaßt und unterhielt mit dieſen Correſpondenz. In ſeiner erſten Entſtehung ſchloß er alle die Perſonen in ſich, die eine Veränderung wollten, jetzt ward er den vornehmen Leuten, einem Grillon, Taleyrand, Rochefoucauld Liancourt, dem Advocaten Emmery zu gemein und zu ſtürmiſch, man bildete erſt im Hotel Grillon, dann an zwei andern Plätzen neue Clubbs, und gab dadurch die Popularität gänzlich auf. Die Lameths, Barnave, Adrien Düport, de la Borde, Aiguillon, waren anfangs Hauptglieder der Verbindung bei den Jacobinern, ſie zogen ſich jetzt zurück, weil ſie zwar das Hohe niedrig, nicht aber das Niedrige hoch machen wollten. Sie glaubten ohne die Andern beſtehen zu können, ſahen aber bald ihre Clubbs zergehen, dagegen machte ihre Entfernung Robespierre, Danton, Sieyes, die damals noch zuſammen in einem Clubb waren, im ganzen Reiche allmächtig. Alle neuen Einrichtungen wurden indeß raſch hinter einander ins Leben eingeführt, alle Inſtitute wurden in der neuen Monarchie, die man errichten wollte, rein-demokratiſch gemacht. Das Reich ward neu eingetheilt, alle Verwaltungen der Departemente, der Cantons-Diſtricte, Municipalitäten unter ſich unabhängig, durchs Volk in unruhigen Verſammlungen erwählt, ſogar die Richter ſollten gewählt werden, ſo unnöthig und ſchädlich dies bei der Einführung der Geſchwornen auch ſein mochte.

Natürlich litten in der Zeit der Verwirrung die Einnahmen, es ward alſo Papiergeld unter dem Namen Aſſignate auf die Güter der Geiſtlichkeit ausgegeben und zugleich kam man auf den unglücklichen Einfall, ſich in die nach den Grundſätzen der katholiſchen Religion völlig vom Staate getrennten innern Verhältniſſe der Geiſtlichkeit miſchen zu wollen. Jetzt begann Mirabeau langſam einzulenken und er allein rettete dem Könige das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen; dafür ward er dann freilich auf allen Plätzen und Straßen als Verräther der guten Sache ausgeſchrieen. Wenn gleich faſt alle Departements-Verwaltungen aus wohlhabenden, der Freiheit wie dem Königthum ergebenen Männern beſtanden, ſo bildete doch nach der neuen Conſtitution der ungeheure Stadtrath von Paris eine ſtets unruhige Republik für ſich allein; und in Toulon, Marſeille, Montauban und Bordeaux gaben die neuen Einrichtungen Anlaß zu ſchrecklichen Unruhen, ſo daß ein hoher Gerichtshof für Verbrechen verletzter Nation längſt hätte errichtet werden müſſen. Der neue Gerichtshof, hieß es nun, ſollte die Ariſtokraten und die aufruhrpredigenden Pfaffen vernichten; um aber den Hof vor der Nation bloß zu ſtellen, holte man das ſogenannte rothe Buch hervor, und bei der unglücklichen Geſchichte des Favras, den man der Conſpiration gegen die Nation überführte, entging der älteſte Bruder des Königs nur mit Mühe einem förmlichen Prozeß. Der König verhielt ſich die ganze Zeit hindurch leidend, und beſtätigte aus Schwäche und nicht aus Ueberzeugung alle ihm vorgelegte Artikel einer Conſtitution, die ihm durchaus allen Einfluß im Staate nahm. Jene Conſtitution, welcher Frankreich die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetze, und die mehrſten der Wohlthaten verdankt, um derentwillen die Enkel einſt die Revolution ſegnen werden, und um derentwillen ſchon die Söhne in den Urhebern derſelben lauter Heroen ſehen möchten, hatte den weſentlichen Mangel, daß ſie eine förmliche Demokratie in die Geſetze und Einrichtungen brachte, und dadurch ſpäterhin, als Bonaparte die Geſetze nicht weſentlich veränderte, die Einrichtungen aber ſeinem Deſpotismus anpaßte, die ſonderbare Erſcheinung veranlaßte, daß die Regierung deſpotiſch und das Geſetz republikaniſch war. Auch die deutſchen Staaten, die in Frankreich Beſitzungen hatten, und welche durch Friedensſchlüſſe im Genuſſe ihrer Lehnsrechte geſichert waren, ſollten ſich die neuen Einrichtungen gefallen laſſen, das Urrecht des Menſchen ſollte dem Recht der Traktaten vorgehen; ſie beſchwerten ſich, ſie erhoben ſich endlich ernſtlich gegen die Beraubung. Wie die Sache der deutſchen Fürſten an die Nationalverſammlung kam, war Mirabeau, nach ſeiner Art, um eine Antwort auf das Concluſum des oberrheiniſchen Kreiſes freilich durchaus nicht verlegen, im Ganzen zeigte ſich aber die Verſammlung, die damals noch dem Grundſatz der Billigkeit und des Rechts jeden Eingang verſtattete, nicht abgeneigt, ſich mit den Ausländern abzufinden. Zum Glück für die Bewohner der Rheinlande ward daraus nichts. So ſchnell man indeſſen mit den Veränderungen fortſchritt und ſo ſchneidend dabei verfahren wurde, ſo nahm doch die Popularität der Verſammlung immer mehr ab. Ein Theil der Nation hing noch am Alten, der größere Theil wandte ſich lieber zur furchtbaren Conſequenz eines Marat und Robespierre, eines Camille Desmoulins und anderer, als zur Sentimentalität der Conſtitutionellen oder zu der ſonderbaren Verblendung eines Gregoire, der die chriſtliche Religion mit den Grundſätzen der eifrigen Jakobiner oder vielmehr mit der Wuth gegen alles Hohe und Glänzende im Königthum zu verbinden hoffte; im Ganzen verlor daher die conſtitutionelle Parthei täglich mehr in der öffentlichen Meinung. Um ſich in der Meinung wieder zu heben, ſuchten die eigentlichen Urheber der Revolution durch allerlei künſtliche Mittel den Enthuſiasmus neu zu beleben, und das ſchauluſtige Volk der Pariſer zu beſchäftigen. Der 14. Juli 1790, als der Jahrstag der Einnahme der Baſtille, ward auserſehen, um eine Vereinigung der Linientruppen und Nationalgarden, die noch häufig im Streit waren, zu Stande zu bringen, und die den Neuerungen Günſtigen aus allen Theilen Frankreichs in Paris zu vereinigen. Vor der Militärſchule, auf einem Platze am Ufer der

Seine, ſollten 60000 Deputirte der Armee, der Nationalgarden, der Gemeinden und einige hunderttauſend Zuſchauer vereinigt und bei der Gelegenheit der König öffentlich in einer Reihe mit dem Präſidenten der Verſammlung gezeigt, und die ganze Verſammlung vor den Augen der Franzoſen aufs Theater gebracht werden. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, machten ſich aber die Enthuſiaſten der gemäßigten Monarchie, durch den Spott und die Kabalen der Altgläubigen gereizt, in einer und derſelben Sitzung in den Augen aller Vernünftigern lächerlich und verächtlich, weil ſie einen lächerlichen Auftritt, der einer Mummerei ähnlich ſah, duldeten, und eine Angelegenheit, die der reifſten Ueberlegung bedurfte, in einem Augenblick abmachten. In der Sitzung vom 19. Juni decretirte man nämlich erſt den Leuten, die die Baſtille eingenommen hatten, deren moraliſcher und politiſcher Charakter aber niemanden unbekannt war, Ehren und Belohnungen, dann ließ man den durch ſeinen Atheismus lächerlichen preußiſchen Baron Cloots du Val de Grace mit einer Anzahl gedungener Menſchen, als Deputirte des geſammten menſchlichen Geſchlechts vor die Verſammlung, und endlich ſchaffte man auf den Vorſchlag eines Deputirten aus Rouergue, den Lameth und Lafayette unterſtützten, den Adel und alle ſeine Titel ab. Bei Gelegenheit der Feier des 14. Julius, als König und Nationalverſammlung beſchworen, was weder der Eine, noch die Andere halten konnte oder wollte, war allein das Volk aufrichtig (denn ſelbſt der Biſchoff, der die Meſſe hielt, hat hernach bewieſen und laut geſagt, daß er an das Geheimniß, das er verkündigte, nicht glaubte), und die Schriftſteller aller Partheien geſtehen, daß das Gefühl der Wiedergeburt der Nation, der Rückkehr in einen beſſern Stand, der Größe eines Volks, das von den Gränzen von Flandern bis ans mittelländiſche Meer nur eine Familie ſei, alle ohne Unterſchied erfüllte, alle belebte, und den trüben Tag, ungeachtet des unaufhörlichen Regens, zu einem der heiterſten in der ganzen franzöſiſchen Geſchichte machte. Leider kam gleich darauf die Zuflucht aller Schlechten, der Herzog von Orleans, aus England zurück, zerfielen die Jakobiner und die Conſtitutionellen völlig, und vereinigten ſich die Alt-Königlichgeſinnten mit den Erſtern, um Unruhen zu veranlaſſen, Alles zu verwirren, und ſo die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen zu beweiſen. Das Letztere geſchah ſchon bei der Gelegenheit der blutigen Händel in Nancy; denn als dieſe von Bouillé, den die Conſtitutionellen unterſtützten, gedämpft wurden, legten die Demagogen und die Freunde des alten Syſtems faſt einerlei Unzufriedenheit an den Tag. Auf dieſelbe Weiſe, wie Marat, Danton und die Einigen in dieſer Angelegenheit mit den Freunden des alten Syſtems einig waren, ſo auch bei der Vertreibung Neckers, den alle drei Hauptpartheien jetzt verwünſchten. Die Königlichen, weil er nach ihrer Meinung alles Unheil veranlaßt hatte; die heftigeren und einſichtsvollen Conſtitutionellen, weil er ihnen, ſeitdem er die Dienſte geleiſtet hatte, die ſie brauchten, im Wege war; die Jakobiner, weil ſeine Feinheit, Menſchlichkeit und Rechtlichkeit in ihr Syſtem gar nicht paßte. Am 2. September 1790 ſchon entzog er ſich einem Anfall des Pöbels, dem Lafayette nicht ſteuerte, weil er ſeine Ohnmacht einzugeſtehen anfing, obgleich er immer noch nicht begreifen wollte, daß er ein bloßes Inſtrument in Anderer Händen ſei, nur durch eine ſchnelle Flucht auf ſein Landgut. Von dort rettete er ſich über die Grenze, doch ward er zu wiederholten Malen angehalten und verdankte ſeine Rettung nach Genf nur einem Decret der Nationalverſammlung. Seit dieſer Zeit vermehrten ſich zwar die Verwirrungen, es faßten aber zugleich die neuen Einrichtungen tiefe Wurzel. Alles ward anders, das Volk riß überall die Rechte, Güter, Vorzüge an ſich, die es ſeit Jahrhunderten verloren hatte — es fehlte nichts, als daß eine reine Moral und eine milde Religion des Herzens ein inneres Band geknüpft hätte. Statt eine ſtrenge Ordnung der Sitten zu begründen und dadurch abergläubiſche Ceremonien entbehrlich zu machen, ſuchten die Männer, die nun den Ton angaben, die Moral der Politik und die beſtehende Religion, die man nach und nach hätte verbeſſern ſollen, dem äußern Geſetze unterzuordnen. Das Letztere ward beſonders auffallend, als die bürgerlichen Geſetzgeber ſich in die Disciplin des geiſtlichen Standes einmiſchten, und einen Eid von den Geiſtlichen foderten, der, wenn man conſequent verfahren ließ, ganz überflüſſig war. Die Härte, mit welcher man dieſen Eid auf die von weltlicher Macht gegebene bürgerliche Ordnung des geiſtlichen Weſens foderte, würde zu jeder andern Zeit die ganze Popularität der Nationalverſammlung vernichtet haben; allein der Cultus hatte ſchon längſt ſeine innere Bedeutung verloren, die Weigerung der Geiſtlichen vermehrte daher nur den Haß, den die vielen Spötter der chriſtlichen Religion ſchon längſt gegen ſie geäußert hatten, veranlaßte in den Gegenden, wo der Aberglaube noch ſtark war, Unruhen und blutige Kriege gegen die Freunde der Revolution und erbitterte beide Partheien. Uebrigens leiſteten von allen Biſchöffen nur vier, und unter den Pfarrern ſehr wenige, den Eid, den man von ihnen foderte: es erfolgte ein völliges Schisma, die Nationalverſammlung wüthete durch Decrete gegen die unbeeidigten Prieſter, die wilden Feinde aller Religion und aller Ordnung durch Aufhetzung des Pöbels, die Geiſtlichen aber gaben durch ihre Heftigkeit Anlaß zum Scandal. Die Tanten des Königs verließen damals, hauptſächlich um nicht beeidigte Prieſter dulden zu müſſen, das Reich, und der König konnte ſich lange Zeit nicht entſchließen, Decrete, die ſeinem Glauben zuwider waren, zu beſtätigen. Um dieſe Zeit wurden auch die fremden Mächte beſorgt, ward eine bedeutende Menge Waffen an die Nationalgarden vertheilt, begnügten ſich die furchtbaren Feinde aller Ordnung, die leider von den Republikanern in der Verſammlung für brauchbar zu ihrem Zweck gehalten wurden, nicht mehr wie vorher mit Schreien. Die bürgerlich-rechtlichen, aber enthuſiaſtiſchen Mitglieder der Verſammlung waren es damals, die aus Haß gegen den Hof und die eleganten und eiteln Conſtitutionellen das Volk zu Thätlichkeiten reizten, bis ſich dieſes ſelbſt zum Wächter des Königs beſtellte, und dann natürlich mehr auf Marat, als auf die Tugend-Redner horchte. Mirabeau dagegen, der ſich jetzt für die Erhaltung der Ordnung mit einer Energie erhob, die kein anderer in der ganzen Verſammlung beſaß, ſtarb zur unglücklichen Stunde (den 2. April 1791). Gerade jetzt lieh der ſchwache König ſein Ohr wieder den Rathſchlägen der Königin und der verhaßten Freunde des alten Syſtems. Nichts konnte den Menſchen, die nur Verwirrung wollten, erwünſchter ſein, als das Schwanken Ludwigs; ſie waren dadurch völlig entſchuldigt und gerechtfertigt, auch hatte jetzt ſchon der Jakobiner-Clubb vier Ausſchüſſe gebildet, und die Correſpondenz und das Aufſpüren der Abſichten der Gegenparthei ſyſtematiſch eingerichtet. Auch der Clubb bei den Franziskanern (Cordeliers), an deſſen Spitze hernach Danton ſtand, deſſen Aeußeres ſchon ſeine wilde Seele anzeigte, begann ſeine Thätigkeit; der König aber ſuchte im Auslande Hülfe, trat mit dem Grafen Artois, deſſen bloßer Name der Nation ſchon verhaßt war, in Verbindung, wollte in eine ſeiner eignen Feſtungen fliehen und ſchwankte doch dabei zwiſchen drei Planen. Endlich beſtimmte ſich Ludwig, gegen Bouillé's Rath, der Valenciennes oder Beſançon zu wählen anrieth, für Montmedi, nahm aber die Maßregeln ſo verkehrt, daß ſeine Abſicht der Flucht ſchon zwei Monate vorher kein Geheimniß mehr war. Bei allen Anſtalten zur Flucht des Königs, ſo wie bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten, den Reiſen des Grafen Artois und dem, was er in Coblenz ſchreiben und veranſtalten ließ, zeigte ſich der Geiſt der Kabale und der Verblendung der elenden Hofſchranzen des alten Syſtems, und Calonne und Breteuil beneideten ſich um den Vorzug des von dem Einen oder Andern entworfenen Planes, als wenn es eine Miniſterſtelle gegolten hätte, und dem Grafen Ferſen, einem der verhaßten Lieblinge der Königin, wurden alle Anſtalten der Flucht übertragen. Der unglückliche Entſchluß der Flucht konnte übrigens für die Gegenparthei des Hofs zu keiner beſſern Zeit gefaßt werden. Für die conſtitutionelle, weil ſie den König dadurch in ihre Gewalt bekam; für die wilden und abſcheulichen Feinde alles Edeln, wie Marat und Danton, weil dadurch ihre grundloſen Anklagen und das wilde Geſchrei, das ſie ſeit Monaten erhoben hatten, einen Schein von Wahrheit erhielt; für die edlern Republikaner, weil ſie, wenn der König die Andern verrathe, ihr wohlgemeintes, aber durchaus unpaſſendes Luftgebilde einer Republik durch den Sturz der monarchiſchen Conſtitution wirklich zu machen hoffen konnten, und Leute wie Dümouriez fanden die Gelegenheit äußerſt günſtig, um ſich wichtig zu machen. Die edelſten Männer in der Verſammlung, die aus unrichtiger Vorſtellung von den römiſchen und den griechiſchen Freiſtaaten aus ihrem Vaterlande eine Republik machen wollten, waren dabei am mehrſten zu bedauern. Sie hatten ſelbſt alle Wahlen von der unwiſſenden Volksmaſſe abhängig gemacht, wie war es aber möglich zu verkennen, daß dieſe wählende, alſo regierende Maſſe und ihre Führer durch die Beredſamkeit eines Marat und einer großen Zahl Anderer, die in ähnlichem Styl ſchrieben, mehr würden bewegt werden, als durch alle ſchöne Redensarten wahrhaft hochſinniger und edler Männer in der Verſammlung? Dieſe Männer kannten übrigens ihre Zeit und ihr Volk ſo wenig, daß ſie dem Staat ein Opfer zu bringen glaubten, wenn ſie gerade in dieſer Zeit einem Robespierre, deſſen Abſichten nicht zweideutig ſein konnten, beiſtimmten, und den Beſchluß faßten, daß keiner von ihnen, d. h. kein Mitglied der conſtitutiven Verſammlung, in die nächſte der Legislation wählbar ſein ſolle. Da ſchon ſeit Mirabeaus Tode Cazalès, der mächtigſte Redner der rechten Seite, täglich in Todesgefahr war und ganz allein ſtand, weil das Flüchten immer zunahm, da beſonders ſeit der Mitte des Mai Pethion, Büzot, Robespierre, Reubel, das Wort in der Verſammlung allein hatten, und die Conſtitutionellen ganz in Schatten traten, ſo war es nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit, was jetzt jedermann beſſer weiß, wenn man hernach vorgab, Lafayette habe von der Flucht des Königs gewußt, und habe ſeine Popularität durch die Verhaftung deſſelben neu anfriſchen wollen. Er ſelbſt läugnete es immer ſtandhaft, und behauptete jetzt, die Königin habe ſich gefreut, daß das Volk ihn morden werde, weil er ſich dem Volke für den König zum Bürgen gegeben hatte. In der Nacht vom 20 bis 21. Juni 1791 verließen der König, die Königin und der älteſte Bruder des Königs mit ſeiner Gemahlin Paris, nahmen aber alle Anſtalten ſo verkehrt, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn der König ſeinen Zweck erreicht hätte. Der Aufſchub der Reiſe vom 19. auf den 20. war nicht ſo nachtheilig, als Bouillé behauptete. Der Bruder des Königs, der ſich nach Valenciennes wandte, erreichte indeſſen glücklich die Gränze, der König ward ſchon in Chalons bemerkt, von dem wüthenden Jacobiner Drouet und ſeinem Sohn in St. Menehould erkannt und nach Varennes verfolgt, und in dem letztgenannten Orte vom Volke aufgehalten. An der Art, wie Regnaud, Bernier und Camus in der Sitzung vom 21. ganz fertige Vorſchläge aus dem Stegreife hervorbringen, und einer von den Deputirten von der Rückkehr der executiven Gewalt zu ihrer Quelle redet, erkennt man ſo deutlich, daß das Ereigniß von gewiſſen Leuten vorausgeſehen war. Wahrſcheinlich waren alſo die Deputationen von Kindern und andere Gaukelſpiele der Volksbewegungen in den letzten Tagen vor der Flucht nur darum veranſtaltet, um den Schrecken zu vermehren und die Flucht zu beſchleunigen, die man alsdann zu den ſchrecklichſten Beſchuldigungen benutzte. Der Verhaft des Königs in Varennes, 10 Stunden von Montmedi, wohin er ſich hatte begeben und ſich mit Bouillés Armee decken wollen, dauerte ſo lange, bis der Adjutant des General Lafayette, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn eingeholt hatte. Das Betragen des Volks, der geringe Eifer der Huſaren, die Bouillé zu ſeiner Bedeckung abgeſchickt hatte, konnte dem Könige am beſten beweiſen, wie ſehr die ganze Stimmung ſich geändert habe, und wie unmöglich eine Rückkehr zum Alten ſei; was die Emigranten nie begreifen wollten.

Aus F. Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge.

Richards Löwenherz Gefangenſchaft.

Die Nachricht von des verhaßten Königs von England Ankunft auf Deutſchem Boden kam bald zu den Ohren des Herzogs Leopold von Oeſtreich, welcher, erfreuet über dieſe unerwartete Gelegenheit die im gelobten Lande empfangene Beſchimpfung zu rächen, ſogleich auf allen Straßen nach ſeinem Feinde ſpähen ließ. Richard aber kam auf leichtere Weiſe in des Herzogs Gewalt als erwartet werden konnte. Nachdem er drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung umhergeirrt war, führte ihn ſein Unglück in die Nähe von Wien, wo er in dem Dorfe Erdburg an der Donau in einer elenden Herberge ſeine Wohnung nahm und mehrere Tage ſich auszuruhen beſchloß. Auch hier beſchränkte Richard ſeinen Aufwand nicht auf hinreichende Weiſe, benahm ſich überhaupt nicht mit Vorſicht und legte einen koſtbaren Ring nicht ab, welcher zu ſeiner geringen Kleidung nicht paßte. Der Diener, welcher ihn begleitete, zeigte, als er nach Wien kam um einzukaufen, morgenländiſche Goldſtücke oder Byzantien, welche ihn verdächtig machten, erregte durch eitles und anmaßliches Betragen Aufſehen und wurde angehalten, half ſich aber aus der Verlegenheit durch die Ausrede, daß er der Diener eines reichen Kaufmanns ſei, welcher nach drei Tagen ſelbſt in die Stadt kommen würde, und machte den König aufmerkſam auf die Gefahr eines längern Aufenthalts. Doch Richard konnte ſich noch nicht entſchließen ſeine Reiſe fortzuſetzen; und nachdem der Diener noch mehrere Male nach Wien gekommen war und durch den Einkauf ausgeſuchterer Speiſen, als für einen geringen Mann ſich ziemten, von neuem Aufmerkſamkeit erregt hatte, ſo verriethen ihn endlich wenige Tage vor Weihnachten die Handſchuhe des Königs, welche er im Gürtel trug, und er bekannte den Beamten des Herzogs Leopold auf der Folter die Wahrheit. Hierauf wurde unverzüglich die Herberge des Königs Richard mit Bewaffneten umringt, und der Schultheiß von Wien trat ein mit den Worten: „Sei gegrüßt, König von England, du verſtellteſt dich vergeblich, dein Geſicht macht dich kenntlich;" und als Richard nach ſeinem Schwerte griff, fuhr der Schultheiß fort: „Sei nicht ängſtlich und begehe keine Unbeſonnenheit, du biſt hier ſicherer als ſonſt irgendwo, und wenn du in die Hände der Freunde des Markgrafen, welche überall dir nachſtellen, fieleſt, ſo würdeſt du nicht hundert Leben davon bringen können." Der König aber erklärte, daß er nur dem Herzog Leopold ſich ergeben würde, und als dieſer erſchien, ging er ihm entgegen und überreichte ihm ſein Schwert. Leopold behandelte zwar anfangs ſeinen königlichen Gefangenen mit Ehrerbietung, überantwortete ihn aber hernach dem Ritter Hademar von Chunring zur Bewahrung in der Burg Tierenſtein an der Donau zwiſchen Wien und Linz, wo Richard in ſtrengem Gewahrſam gehalten und Tag und Nacht von Bewaffneten mit gezogenen Schwertern bewacht wurde.

Der Herzog von Oeſtreich gab nicht nur ſogleich dem Kaiſer Heinrich VI. von der Gefangenſchaft des Königs Richard Nachricht, ſondern führte auch ſeinen Gefangenen nach Regensburg, wo der Kaiſer am Weihnachtsfeſte einen Hoftag verſammelt hatte, doch wurde die Verhandlung der Sache des Königs Richard noch verſchoben; da aber Heinrich es ungebührlich fand, daß ein König in der Gewalt eines Herzogs bleibe, ſo verſprach Leopold den gefangenen König zu Oſtern nächſten Jahres in die Hände des Kaiſers zu liefern. Heinrich beeilte ſich dem Könige Philipp Auguſt von Frankreich die Verhaftung des Königs Richard zu melden.

Am Dienſtage nach dem Palmſonntage, den 23. März des Jahres 1193, übergab zu Mainz der Herzog Leopold, welcher ſich zu dem nach Speier berufenen Reichstage begab, den König Richard dem Kaiſer Heinrich, und Richard wurde zuerſt in die Burg Trifels, ſpäter nach Worms in anſtändigen, jedoch ſtrengen Gewahrſam geführt. Er verlor aber auf Befreiung hoffend in ſeiner Gefangenſchaft nicht den Muth, war obgleich getrennt von ſeinen Begleitern ſtets heiter, oft muthwillig, neckte ſeine Wächter durch mancherlei Kurzweil, ſetzte ſie durch ſeine gewaltige Leibeskraft in Furcht, oder machte ſie trunken.

In England war längere Zeit der Ort, wo Richard aufbewahrt wurde, unbekannt; die Engliſchen Pilger, welche um Weihnachten aus Syrien in ihre Heimat zurückkamen, erſtaunten als ſie ihren König noch nicht in England fanden, und meldeten, daß ſie das Schiff, auf welchem Richard von Ptolemais abgefahren war, zu Brunduſium angetroffen hätten; und die erſte ſichere Nachricht von des Königs Schickſale erhielt der Erzbiſchof Walter von Rouen durch die abſchriftliche Mittheilung des von dem Kaiſer Heinrich an den König von Frankreich erlaſſenen Schreibens, worauf der Erzbiſchof die Getreuen des Königs nach Oxford auf den Sonntag vor Lätare (den 28. Februar) zur Berathung rief und zwei Geiſtliche nach Deutſchland reiſen ließ, um den König aufzuſuchen und über ſeinen Zuſtand ſich zu erkundigen. Dieſe trafen ihren König in Baiern, als er durch den Herzog Leopold nach Mainz geführt wurde, fanden ihn heiter, guten Muths und ein würdevolles Benehmen behauptend, und Richard führte gegen ſie keine andere Klage, als über die Untreue ſeines Bruders Johann. Auch Blondel de Neſle, der Sänger aus Arras, ſoll ſeinen königlichen Freund aufgeſucht, bei dem Vogt der Burg, wo Richard gefangen gehalten wurde, Dienſte genommen und demſelben durch ſein Saitenſpiel ſich angenehm gemacht haben; nachdem aber der König, indem er mit lauter und ſchöner Stimme den erſten Vers eines Liedes ſang, welches ſie mit einander gemacht hatten und welches nur ihnen beiden bekannt war, ſich ihm kund gegeben hatte, begab ſich Blondel nach England und betrieb ſo viel er vermochte, die Befreiung des Königs. Richard ſelbſt ſchrieb an alle Prälaten, Fürſten, Grafen, Barone und Freie ſeiner Länder bewegliche Briefe, in welchen er ſie aufforderte für ſeine Befreiung aus der Gefangenſchaft Sorge zu tragen.

Der König Philipp Auguſt von Frankreich, als er die Gefangenſchaft des Königs Richard vernahm, zog ſogleich alle früheren Beſchwerden gegen denſelben wieder hervor, und nahm die Weigerung des Seneſchalls der Normandie die Prinzeſſin Alix auszuliefern zum Vorwande, von dem Verſprechen, welches er zu Ptolemais dem Könige Richard gegeben, ſich für entbunden zu erklären, den Frieden mit dem Könige von England aufzukündigen und in die Normandie mit ſeinem Heere einzufallen, und beſtärkte zugleich den Prinzen Johann in der Feindſeligkeit gegen ſeinen Bruder und deſſen Freunde. Bei dem Kaiſer Heinrich VI., welcher dem Könige Richard gegen ein anſehnliches Löſegeld die Freiheit ſchon zugeſagt, fanden die Anträge des Königs von Frankreich wegen längerer Gefangenhaltung des Königs Richard anfangs kein Gehör, ſondern Heinrich gab den Franzöſiſchen Botſchaftern, welche ihm den Fehdebrief ihres Königs an Richard überbrachten, zur Antwort, daß wer den König von England verletze den Kaiſer zum Feinde habe. Der Kaiſer Heinrich behar[illegible] in dieſer Geſinnung nicht lange; in de[illegible]nung das Löſegeld zu ſteigern, verlängerte er unter mancherlei Vorwänden die Gefangenſchaft des Königs Richard, und gab daher auch in ſeinem Briefe, in welchem er den Lehnmännern des Königs Richard damals kund that, daß ihr Herr für Geld ſeine Freiheit wieder erhalten werde, den Betrag des Löſegeldes noch nicht an. —

Das Unglück des Königs Richard begann aber Theilnahme ſelbſt bei ſolchen, welche ehemals nicht ſeine Freunde geweſen waren, zu erwecken, die Dichter beklagten ſeine Leiden in mancherlei Geſängen und regten das Mitleid des Adels und des Volkes auf, und von vielen Seiten wurde Fürſprache eingelegt. Der gelehrte Peter von Blois, Archidiakonus zu Bath, forderte den Erzbiſchof von Mainz ſeinen Schulfreund auf, das geiſtliche Schwerd unverdroſſen und ohne Menſchenfurcht zu gebrauchen, damit der ungerechten und unverdienten Gefangenſchaft eines Königs, welcher als Kreuzfahrer unter dem Schutze der Kirche ſtehe, ein Ende gemacht werde, und der ſehr geachtete Abt von Clugny ermahnte den Kaiſer Heinrich dringend zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen den König von England. Richard ſelbſt ſuchte auf den Rath ſeiner Mutter Eleonora den Kaiſer dadurch zu gewinnen, daß er ſich erbot von ihm als dem Herren aller Könige ſeine Krone zu Lehen zu nehmen und einen jährlichen Lehenzins von fünf tauſend Pfund Sterling zu bezahlen; und dieſe Verabredung wurde dadurch vollzogen, daß Richard in Gegenwart mehrerer Deutſcher und Engliſcher Herren von dem Kaiſer vermittelſt eines zwiefachen goldenen Kreuzes die ſinnbildliche Belehnung mit dem Königreiche England empfieng.

Nach dieſem Schritte des Königs Richard glaubte Heinrich ſich vollkommen berechtigt, die Sache ſeines Gefangenen einer öffentlichen Verhandlung zu unterwerfen, und indem er den König feierlich vor ſeinen Richterſtuhl forderte, ſeine lehensherrliche Richtergewalt und die alte kaiſerliche Weltherrſchaft geltend zu machen. Richard wurde angeklagt dadurch gefrevelt zu haben, daß er Tankred dem unrechtmäßigen König von Sicilien Hilfe gewährte, den Kaiſer Iſaak von Cypern, einen Verwandten des Kaiſers, des Reiches und der Freiheit beraubte, den Markgrafen Konrad von Montferrat und Tyrus, einen Vaſallen des Deutſchen Reichs, durch Aſſaſſinen ermorden ließ, die Deutſchen Kreuzfahrer mit Wort und That beleidigte, das Panier des Herzogs Leopold von Oeſtreich im gelobten Lande beſchimpfte, das heilige Land an Saladin verrieth und gegen den König Philipp Auguſt von Frankreich mancherlei Untreue und Ungebühr übte. Der König Richard aber, indem er zugab, daß ſeine natürliche Heftigkeit ihn zu Zeiten auf Abwege gebracht haben könnte, vertheidigte ſich gegen dieſe Anklagen ſo bündig und mit ſolcher Beredſamkeit, daß der Kaiſer Heinrich dadurch gerührt von ſeinem Throne herabſtieg, den König umarmte und ihm ſeine Freundſchaft zuſagte; auch der Herzog Leopold, welcher anweſend war und mit dem Gefangenen in der Mitte der Verſammlung ſtand, ſoll durch die Rede des Königs bis zu Thränen erweicht worden ſein. Seit dieſer Zeit hatte Richard nicht nur mehr Freiheit als zuvor, ſondern der Kaiſer und die Kaiſerin ehrten ihn auch zu Hagenau, wo ſie ſeinen Beſuch empfingen, mit Geſchenken, und der Kaiſer wies ihm einen angenehmern Aufenthalt zu Mainz an.

Die Unterhandlungen wegen des Löſegeldes wurden zuerſt durch die beiden Geiſtlichen geführt, welche der Erzbiſchof von Rouen nach Deutſchland geſandt hatte, um den König aufzuſuchen, dann durch den Biſchof Hubert von Salisbury fortgeſetzt, welcher, als er in Sicilien das Unglück ſeines Königs vernommen hatte, nach Deutſchland geeilt war; und die Biſchöfe Savary von Bath und Wilhelm von Ely brachten endlich die Uebereinkunft zu Stande, indem Richard, welcher von der bevorſtehenden Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Könige von Frankreich zu Vaucouleurs Schlimmes für ſich beſorgte, den Abſchluß des Vertrages auf jede Weiſe beſchleunigte. Der Kaiſer Heinrich dagegen, durch ſeine damalige Freundſchaft mit dem Könige von Frankreich in ſeiner Anmaßung beſtärkt, erſchwerte wiederum die Unterhandlungen ſo viel er vermochte; und zu Worms, wo um Johannistag die Engliſchen Unterhändler bei dem Kaiſer ſich wieder einfanden, wurden von ihm noch ſo übertriebene Forderungen gemacht, daß alle anweſenden Freunde des Königs Richard an der Möglichkeit deſſen Befreiung zu erwirken verzweifelten. Da aber unterdeß die verabredete Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Könige von Frankreich vereitelt wurde, und Richard durch die Verheißung ſeines Beiſtandes gegen den Herzog von Sachſen den Kaiſer gewann, ſo kam am Tage Petri und Pauli, den 29. Junius, die Uebereinkunft dahin zu Stande, daß der König von England als Löſegeld hundert tauſend Mark reinen Silbers nach Cölniſchem Gewichte und außerdem noch funfzig tauſend Mark Silbers zum Behufe des in Apulien bevorſtehenden Kriegs zahlen ſolle; in dieſe letztere Summe von funfzig tauſend Mark ſollten aber zwanzig tauſend Mark begriffen ſein, welche dem Herzoge Leopold von Oeſtreich für die Ueberlieferung des Königs von dem Kaiſer waren zugeſagt worden. Auch wurde beſtimmt, daß ſogleich in möglichſt kurzer Zeit hundert tauſend Mark wohl gewogen und wohl verſiegelt den Abgeordneten, welche der Kaiſer und der König von England gemeinſchaftlich nach London ſenden würden, übergeben und innerhalb der Engliſchen Grenzen auf Gefahr des Königs Richard, in Deutſchland auf Gefahr des Kaiſers an den Ort ihrer Beſtimmung befördert werden ſollten. Sobald der König dieſe Summe entrichtet und für die übrigen funfzig tauſend Mark dem Kaiſer ſechzig und dem Herzoge Leopold ſieben Geiſel geſtellt haben würde, ſollte er in Freiheit geſetzt werden. Doch ſollten dieſe funfzig tauſend Mark Silbers dem Könige erlaſſen ſein, wenn er ſein Verſprechen in Hinſicht des Herzogs von Sachſen erfülle, und für dieſen Fall übernahm der Kaiſer die Befriedigung des Herzogs Leopold mit zwanzig tauſend Mark. Außerdem machte Richard ſich anheiſchig binnen ſieben Monaten nach ſeiner Freilaſſung ſeine Nichte Eleonora, die Schweſter des Herzogs Arthur von Bretagne, Friedrich dem Sohne des Herzogs Leopold zur Gemahlin zu geben und den Kaiſer Iſaak und deſſen Tochter ohne Löſegeld dem Herzoge von Oeſtreich, ihrem nahen

Verwandten, zu überliefern. Als der König Philipp von dieſer Uebereinkunft hörte, ſo ſchrieb er an den Grafen Johann von Mortaigne, des Königs Richard Bruder, er möge wohl auf ſeiner Hut ſein, denn der Teufel ſei wieder losgelaſſen.

Doch Richard blieb nach dem Abſchluſſe dieſes Vertrages noch länger als ſieben Monate in der Gefangenſchaft. Ein Theil des Löſegeldes wurde zwar in England zuſammengebracht, indem von jedem ritterlichen Lehen zwanzig Schillinge, von allen Einkünften der Laien der vierte Theil, und von den geiſtlichen Pfründen an einigen Kirchen der vierte und an andern der zehnte Theil erhoben, und die ſilbernen und goldenen Kelche der Altäre, die Reliquienkaſten und andere Schätze der Kirchen und ſelbſt das edle Metall an den Grabmälern der Heiligen in Anſpruch genommen wurden; und nachdem der Kaiſer das auf dieſe Weiſe geſammelte Geld empfangen hatte, ſo beſtimmte er den vierten Montag nach Weihnachten oder den 17. Januar 1194 zum Termin der Entlaſſung des Königs Richard, und ſchmeichelte der Eitelkeit der Engländer und ihres Königs durch das Verſprechen den König von England mit der Krone des Reichs Arles zu belehnen. Obwohl das Geſchenk dieſes Reiches, in welchem der Kaiſer ſelbſt nicht einmal als Oberherr anerkannt wurde, von keinem Werthe war, und die Anſprüche, welche dadurch erworben wurden, nur dazu dienen konnten, der Feindſchaft des Königs von Frankreich neue Nahrung zu geben, ſo nahm Richard dieſes Verſprechen doch dankbar an, und meldete die frohe Hoffnung eine neue Krone zu erwerben mit Entzücken dem Erzbiſchof von Canterbury. Doch bald gab Heinrich wieder Gehör den Anträgen des Königs von Frankreich, welcher gemeinſchaftlich mit dem Grafen Johann von Mortaigne durch große Verſprechungen ihn zu bewegen ſuchte, den König Richard wenigſtens noch bis zum nächſten Michaelisfeſt in ſeiner Haft zu halten. Obgleich Eleonora, des Königs Richard Mutter, ſelbſt nach Deutſchland kam, um die Befreiung ihres Sohnes zu bewirken, und die Geiſeln, welche zufolge des Vertrags für den Reſt des Löſegeldes geſtellt werden mußten, bereit zur Ablieferung gehalten wurden, ſo erhob der Kaiſer Heinrich zu Mainz, wo am Feſte Mariä Reinigung über die Entlaſſung des Königs von England von neuem verhandelt wurde, mancherlei Schwierigkeiten, und zeigte die von dem Könige von Frankreich und dem Prinzen Johann empfangenen Briefe, ſo daß Richard und Eleonora genöthigt waren die Hülfe der Deutſchen Fürſten, welche die Bürgſchaft des Wormſer Vertrags übernommen hatten, nachzuſuchen. Durch die nachdrücklichen Vorſtellungen dieſer Fürſten wurde endlich Heinrich bewogen ſein gegebenes Wort zu erfüllen, und am Freitag nach Mariä Reinigung (4. Februar) führten die Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln den König Richard als freien Mann zu ſeiner Mutter.

Mit ſicherm Geleit des Kaiſers reiſte Richard und ſein Gefolge über Cöln, wo der Erzbiſchof Adolf mit großen Ehren ihn empfieng und ſeine Anweſenheit durch ein Hochamt feierte, nach Antwerpen, fuhr von dort nach Swine, einem Flandriſchen Hafen, und gewarnt durch die Meldung eines ihm treuen Mannes, daß der Kaiſer Heinrich es bereuend ihn entlaſſen zu haben darauf denke ſich ſeiner wieder zu bemächtigen, vertraute Richard dem ſtürmiſchen Meere ſich an, und betrat am Sonntage den 13. März bei Sandwich wieder den Engliſchen Boden. Am Sonntage nach Oſtern ließ Richard auf den Rath der Engliſchen Barone, damit alle Schmach der Gefangenſchaft getilgt würde, jedoch nicht ohne Widerſtreben, durch den Erzbiſchof von Canterbury zu Wincheſter ſich wieder krönen, ſuchte dann durch nachdrückliche Maßregeln den in ſeinem Reich eingeriſſenen Unordnungen zu ſteuern, und ordnete die Erhebung fernerer Beiträge an zur völligen Entrichtung des dem Kaiſer Heinrich und dem Herzoge von Oeſtreich zugeſagten Löſegeldes.

Einleitung zu den Vorleſungen über die Römiſche Geſchichte.

Von B. G. Niebuhr.

Ich habe es unternommen, die Geſchichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angeſtrengte Forſchung, bei dem ſchwachen Licht ſpäter und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmaſſen des uralten Italiens zu unterſcheiden vermag, und wünſche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht alles, was wir in der langen Reihe von Jahrhunderten entſtehen und altern ſahen, in Gräber und Trümmer verſunken, mit beinahe gleich tiefer Finſterniß verdeckt.

Allgemein iſt dieſe Geſchichte in ihren großen Umriſſen, und ſehr Vielen, wenigſtens zum Theil, unmittelbar aus den claſſiſchen Werken Römiſcher Schriftſteller bekannt, ſo weit uns in ihnen die Schilderung vieler der glänzendſten oder merkwürdigſten Epochen des republikaniſchen und kaiſerlichen Roms erhalten iſt. Wären dieſe Werke in ihrem ganzen Umfange vorhanden; beſäßen wir in Livius und Tacitus Geſchichten eine — Auguſt's letzte Jahre ausgenommen — zuſammenhängende Geſchichte vom Anfang der

Stadt bis auf Nerva: ſo würde es thöricht und zweckwidrig ſein, die Erzählung derſelben Begebenheiten, welche dieſe Hiſtoriker vorgetragen haben, zu unternehmen. Thöricht, weil ihre Schönheit uns unerreichbar bleiben muß; zweckwidrig, weil neben der hiſtoriſchen Belehrung nichts vollkommneres, in der Jugend zur Bildung des Sinns, im ſpäteren Alter zu ſeiner Erhaltung unter den mannichfaltigen barbariſchen Einwirkungen unſerer Umgebungen und Verhältniſſe, uns durch das Leben begleiten könnte, als eine ſolche für die Nation ſelbſt in Fülle geſchriebene Geſchichte von neuntehalb Jahrhunderten. Es bedürfte nur für die Zeit der früheren einer Kritik des Verfälſchten, einer Abſonderung der eingemiſchten Dichtungen von dem hiſtoriſch Sichern und Begründeten: ohne die Kühnheit, mit alten Meiſtern ſcheinbar zu wetteifern, könnten wir die Verfaſſung und die Entwicklung einzelner Zeiten in reinen Umriſſen zeichnen, wo Livius uns ohne Kunde verläßt oder irre führt. Weil aber jene Werke nur in Bruchſtücken erhalten ſind; weil ſie uns über Epochen verſtummen, die durch die Wichtigkeit ihrer Begebenheiten vielleicht noch über diejenigen hervorragen, welche wir durch ſie lebendig ſehen; weil die Geſchichtserzählung dieſer Zeiträume, von Neueren unternommen, unbefriedigend und oft voll Irrthümer iſt: ſo ſchien es angemeſſen, die Kenntniß der Römiſchen Geſchichte durch ihr gewidmete Vorleſungen zu erleichtern. Es konnte zweifelhaft ſein, ob einer zuſammenhängenden Erzählung der Vorzug gebühre, oder ob es beſſer ſei nur diejenigen Zeiträume vorzutragen, in denen wir jene beiden Hiſtoriker entbehren. Ich habe mich, in dem Vertrauen, daß keiner meiner Hörer ſich verführen laſſen werde, ein Studium der claſſiſchen Geſchichtsſchreiber Roms für entbehrlich zu halten, wenn er einen Begriff von den Begebenheiten erhalten hat, welche ſie ſchildern, und in der Hoffnung dieſes Studium zu erleichtern und zu vervollkommnen, für jene Methode entſchieden.

Vieles von dem, was der Römer in den Jahrbüchern ſeines Volks niederſchrieb, muß der Neuere aus der Fülle der Begebenheiten ausſchließen, woran dieſe Geſchichte die aller übrigen Völker weit übertrifft. Genöthigt vieles zu übergehen, und für die Beſchränkungen ein Geſetz feſtzuſtellen, werde ich Männer und Vorfälle, die ohne innere Größe und äußere Folgenwichtigkeit in einem todten Andenken erhalten ſind, nicht erwähnen: obgleich dem Gelehrten vollſtändige Kenntniß unentbehrlich iſt, und manche dürre Oede Quellen verſchließt, die es ihm früher oder ſpäter hervorzurufen gelingt. Ich werde hingegen ſuchen die Kritik der Geſchichte beſonders während der fünf erſten Jahrhunderte, nicht nach dunkeln Gefühlen, ſondern forſchend, auszuführen; nicht ihre Reſultate, welche nur blinde Meinungen ſtiften, ſondern die Unterſuchungen ſelbſt in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich werde ſtreben die überbauten und verſteckten, von den uns erhaltenen alten Schriftſtellern oft ganz verkannten, Grundfeſten des alten Römiſchen Volks und ſeines Staats zu entdecken, Gerechtigkeit zu Lob und Tadel, zu Liebe und Haß, wo Partheigeiſt falſche Darſtellung, dieſe nach Jahrtauſenden falſches Urtheil geboren hat, in Kraft zu ſetzen, die Ausbreitung des Reichs, die Entwicklung der Verfaſſung, den Zuſtand der Verwaltung, der Sitten und Bildung, wie er ſich von Zeit zu Zeit überſehen läßt, darſtellen. Ich werde die Männer näher bekannt machen, welche zum Guten oder Böſen in ihrem Zeitalter mächtig waren, oder ſich doch vor andern auszeichneten, ich werde die Geſchichte der Kriege, ſo weit ſie nicht eine wiederkehrende Einförmigkeit darbietet, genau erzählen, und, ſo weit es unſre Nachrichten geſtatten, ein treues und beſtimmtes Bild der Völker entwerfen, welche die ſich ausdehnende Sphäre der Römiſchen Gewalt allmählich erreichte, auch die Literatur, ſowohl der erhaltenen als verlornen Schriftſteller, bei ihren Hauptepochen betrachten.

Als Salluſt, mit beruhigtem Gemüth, nach vielem und bitterm, in den Geſchäften des Staats erlittenem Kummer, ſich ihnen zu entziehen beſchloſſen hatte, und, zu ſeinen Lieblingsforſchungen zurückgekehrt, einzelne Ereigniſſe der vaterländiſchen Geſchichte auswählend zu erzählen unternahm*), fand er es nöthig, ſeinen Mitbürgern — denn nur einzelne Griechen und wenige von den Weſteuropäern laſen lateiniſch — darzuthun, daß die Thaten der Römer von denen der Griechen nicht verdunkelt würden. Ein Jahrhundert früher hatte Polybius, wohl vergeblich, den Griechen anſchaulich zu machen geſtrebt, wie weit die Römiſche Größe, nicht allein noch vorzüglich durch den Umfang ihres Reichs, alles übertreffe, was die frühere Geſchichte gekannt habe. Daß die Griechen, wenn auch nicht Erbitterung und Haß gegen die fremden Beherrſcher ſie verblendet hätten, eine Geſchichte gering ſchätzten, der damals jene Anmuth und das Leben beredter Erzählung fehlte, welche die ihnen verwandten Thaten ihrer Vorfahren verſchönerte, und ohne die auch die größte im Andenken erhaltene Geſchichte ſo wenig ganz empfunden werden kann, als ein lyriſches Gedicht ohne eine entſprechende Muſik; — dies war die Folge ihres leichtſinnig lebhaften, der Schönheit hingegebenen, Sinnes. Außallend aber iſt es, daß bei dem literariſchen Publicum Roms, deſſen Beifall Salluſt ſuchte, wie hochmüthig auch der römiſche Nationalſtolz war, ähnliche Stimmung und Verkennen der vorväterlichen Größe herrſchte. Doch, wie ſonderbar es auch erſcheint, ſo iſt dies nicht ſchwer zu erklären, und er ſelbſt hat die Erklärung wohl mit dem ſtillen Bewußtſein niedergeſchrieben, daß von ſeinen Geſchichten eine andere Anſicht bei den Römern ſelbſt anheben würde. Dieſe fanden damals in ihrer eigenen Sprache, Cato's Urgeſchichten ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unſerer beſſern alten Chroniken gehabt haben müſſen, keinen ihrer Geſchichtſchreiber lesbar*). Allerdings mögen auch die meiſten ſehr armſelig und geiſtlos geweſen ſein; doch waren ſelbſt die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenießbar, da die Leſenden zu Rom ganz durch griechiſche Literatur erzogen, und in dieſer nicht durch die Erhabenheit der claſſiſchen Werke gebildet waren, ſondern durch den Glanz und Firniß einer ausgearteten witzigen Literatur, welche damals unter den Griechen, mit denen ſie als Lehrern und lebendigen Muſtern umgingen, modiſch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, ſo hat der große einheimiſche Geſchichtſchreiber, dem Salluſt voranging, Roms Thaten und ſeine Helden der Nacht entriſſen. Es iſt wohl keine gewagte Behauptung, daß die Römer erſt durch Livius inne wurden, welche Geſchichte ſie hatten. Verſchönert durch den Wunſch, in den Zeiten der Vorfahren ein noch nicht lange ganz erſtorbenes ehernes Alter zu ſchauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichſten Rede, die Größe ihrer Thaten und Siege der herrlichſte Schmuck republikaniſcher und bürgerlicher Tugenden, ein Ernſt und eine Erhabenheit, welche die großen Männer Athens mit ihren unverhüllten menſchlichen Fehlern und Schwächen eben ſo demüthigend übertraf, als die Beſiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenſchaftlichen Kämpfe kleiner Republiken; denn der Perſerkrieg galt den Römern bald für ein dreiſtes Mährchen. Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechiſcher Hiſtoriker verborgen war, bewunderten Roms Geſchichte ausſchließend: als ob das Schickſal jenen alten Helden Erſatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches ſich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es iſt eine ungelehrte, aber eine deſto einfältigere und ungeſchminktere Verehrung, mit der die alten Italiener des erwachenden Mittelalters die großen Namen Roms nennen; vielleicht waren ſie ihnen um ſo näher, weil ſie ſich ohne Klügeln, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre großen Seelen in den Verhältniſſen und faſt in der Geſtalt von Zeitgenoſſen und Landsleuten dachten, ſo wie ſie in dem Kaiſerthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortſetzung des alten Reichs der Cäſare ſahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch ſpätere Maler den Römern ihrer Kunſtwerke das Gewand ihrer Tage anlegten; das Volk ehrte Virgil's Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbſt Petrarka hegt noch, er wohl mit Abſicht, die Täuſchung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität; er ſieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erſt im folgenden Jahrhundert ſchied das Alterthum aus der Vermiſchung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuern Macht, womit damals ſich alles entwickelte, erreichten Einzelne ſchnell die ſchärfſte und lebendigſte Anſchauung der Eigenthümlichkeit altrömiſcher Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie vieles auch ſeitdem an das Licht gebracht iſt, woran wir genauere Einſicht erwerben können. Aber nach Sigonius verdankt die Geſchichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig; ſie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen großer Staatsmänner, meiſtens aber gewöhnlicher Hiſtoriker.

---

*) Salluſt Catil. 4.

Man darf es nicht verhehlen, daß ſie in dieſen beiden Jahrhunderten, anſtatt an Beſtimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene Italieniſchen Philologen, in ihrem ganzen Weſen vom Geiſt des alten Roms belebt, ſchon durch den claſſiſchen Boden ſelbſt begeiſtert und ahnungsvoller geſtimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus ſeinen Ruinen begriffen, und, den Schutt aufräumend, in ihrem Geiſte hergeſtellt. Der Mangel an dieſem Begriff ſchadete den Werken derer, welche über Roms Geſchichte als Politiker ſchrieben, und ſo verdarb die Geſchichte ſelbſt. Machiavelli's Discorſi, ſo voll von Klugheit und ſcharfen Urtheilen, ſind hiervon ein ſprechendes Beiſpiel; indem er zwar immer höchſt geiſtreich, aber ſehr oft von Dingen redet, die gar nicht da geweſen ſind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologiſch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geiſt fremd geblieben war. Montesquieu, mit Anſprüchen auf hiſtoriſch genaue Kenntniſſe, und daher gefährlicher, um irrige Meinungen zu begründen, iſt voll von falſchen Anſichten, und ſehr häufig in ſeinen Erzählungen durchaus täuſchend, ein Urtheil, welches ich nicht um ſeinen

---

*) S. Cicero de legibus, I. 2. 3., wo auch Cato der allgemeinen Verdammniß nicht entgeht.

Ruhm zu ſchmälern gebe, denn es iſt wohl der größte, daß der gerechte Leſer ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entſchiedenſte Ueberzeugung aus eigener Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht verſteht, wenn man Gegenſtände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein ſind, nicht in der Geſtalt ſich anſchaulich denkt, unter welcher dieſe ihren Augen gewöhnlich waren; daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und, weil in ihm noch ſo viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuſchung thun konnte, ein Römiſches Haus, ein Römiſches Schiff, Römiſche Landwirthſchaft und Gewerbe, Römiſche Kleidung, oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anſchauung denken wollten, welche bei uns den Gegenſtänden dieſer Worte entſpricht, — muß Jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erſtreckt ſich viel weiter als auf körperliche Geſtalten. Die Römiſchen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und ſeiner Verwaltung zum Grunde liegen, Begriffe, die in den meiſten Fällen den hiſtoriſchen Nachrichten vorausgeſetzt, nur einzeln und äußerſt ſelten für ſich entwickelt werden, ſind von den unſrigen nicht weniger verſchieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speiſe. Und wie die Morgenländer nichts ſchwerer faſſen als die Idee einer republikaniſchen Verfaſſung, wie die Indier ſich die Compagnie nicht als eine Aſſociation von Eigenthümern, ſondern durchaus nur als eine Fürſtin denken können, ſo geht es auch ſelbſt den ſcharfſinnigſten Neuern in der Geſchichte des Alterthums nicht beſſer, wenn ſie nicht durch kritiſches und philologiſches Studium ſich von den angewöhnten Beſtimmungen der Begriffe losgemacht haben. So ſind die Verhältniſſe der Römiſchen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns ſo ungewohnt, daß der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig iſt, die Geſchichte über dergleichen Gegenſtände zu befragen, und Bruchſtücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniß bleiben, doch, wenn er nicht ſelbſt forſcht und zu forſchen fähig iſt, entweder falſche oder unbeſtimmte und folgenloſe Begriffe darüber hegen wird. So ſind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verſchieden, daß die Verwechſelung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren ſich Montesquieu ſo wenig als früher Machiavelli erwehrte, über die wichtigſten Gegenſtände der Römiſchen Geſetzgebung ſchreiend falſche Meinungen hervorbringt, Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniß über wahrhaft makelloſe Thaten und Unternehmungen ausſprechen, oder ein ahndendes leidenſchaftliches Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichſten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrſchaft gefallen waren, beſchäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glücks, oder frei, wie ſie es nannten, durch Tugend erworben ſei, ihre Schriftſteller, von denen die Meinung der Leſenden und der Geſellſchaft des wohlleben und müſſigen Oſtens beſtimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinn aufgeſtellt, wie Mithridates ihr wohl ſpäter nachgekommen haben mag: ob jeder Widerſtand fruchtlos ſein würde? ob ein unwandelbares Schickſal Rom die Weltherrſchaft beſtimmt habe? ob, faſt eben ſo furchtbar wie dieſes, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalſinnes und der Einrichtungen Römiſchen Herren den Sieg auf ewig zuſichere? Es war nur die Beſchäftigung derjenigen, welche ſich der Scham entledigen wollten über die ſchmähliche Art, mit der ſie in ihr Elend herabgeſunken waren, indem ſie Mangel an Kraft, Tugend und Verſtand da als Nebenſache ausgaben, wo ein unwiderſtehliches Schickſal geboten habe; wobei ſie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchſten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatſchen und zu belügen*). Polybius, dem es Ernſt geweſen war, der ſich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit ſeiner von Leichtſinnigen und Heilloſen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte ſich durch das Geſchwätz ſolcher Schriftſteller erbittert; und einer der Zwecke ſeiner Geſchichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, ſondern durch feſten Willen, zweckmäßige Inſtitutionen, unermüdete Aufmerkſamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet ſei. Damit aber legte er den Römern ſeiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er ſich hin und wieder mit einem uns an einem Manne ſeiner Verhältniſſe befremdenden Enthuſiasmus ausdrückt, ſo müſſen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktiſcher Menſch war, dem durchgehend Wärme und der Sinn für das Idealiſche fehlte, mit dem die Athenienſer auch das, was vor ihren Augen verging, vor allem aber, was dieſen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In dieſem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten ſeines Werks, welche ihn, nach dem Urtheil ſeiner Landsleute, zu einem Geſchichtſchreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die ſpäter in das Römiſche Reich verſanken, alles zum Untergang reif, und weil er ſich bewußt war, daß er ſelbſt mit nur ſehr wenigen Gleichgeſinnten dieſem Strom vergebens widerſtanden hatte; weil er die, durch deren verſchiedenartige Sünde das Elend beſtand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus, bitter verachtete, Scipio aber, Cato und Paulus bewunderte, ſo trägt ſein unbeſtechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühlloſigkeit. Die Neueren, namentlich Machiavelli und Montesquieu, ſcheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entſchiedenſten Partheilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Beſitz und die Genüſſe des Reichthums, die ſtrenge Geſetzlichkeit des Volks, die feſte allgemeine Treue während der ſchönen Jahrhunderte, in denen die Verfaſſung, ſeitdem die Anſprüche der Ariſtokratie beſchränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwiſt fremde Einmiſchung zu ſuchen; die Allmacht der Geſetze und Gewohnheiten, und der Ernſt, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemeſſen war; die Weisheit der Verfaſſung und Geſetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat, — alle dieſe Eigenſchaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks ſo empfinden können. Es iſt kein Zuſtand von Unnatur und Zwang, wie die Geſetzgebung Spartas, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach; es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien ſtarken Lebensgenuß. Andere vielleicht eben ſo vollkommene Verfaſſungen imponiren uns ſchon darum weniger, weil ſie den Reichthum ehren; vielſeitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einſeitigkeit ſchützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir ſtärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So iſt es ganz natürlich, daß wir, auch abgeſehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben ſind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufſehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der erſten Khalifen; dieſen aber fehlte die Verfaſſung, worin ſie ſich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in ſich in einem Mittelpunkt zuſammengedrängt, jene hatten nie dieſe Reinheit gehabt, ſie zerſtreuten ſich über eine halbe Welt, und arteten ſchnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, ſo wird ſich doch ein Grauen in dieſe Bewundrung miſchen; denn, verträglich und abgefunden mit dieſen Tugenden, herrſchten von den älteſten Zeiten her die furchtbarſten Laſter; unerſättliche Herrſchſucht, gewiſſenloſe Verachtung des fremden Rechts, gefühlloſe Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubſucht noch fremd war, und eine ſtändiſche Abſonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, ſondern gegen den Mitbürger oft unmenſchliche Verſtockung entſtand. Allen dieſen Laſtern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrſchaft, und gingen ſo ſelbſt unter.

---

*) Ariſtophanes Ran. v. 750. f.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch dieſe dunkeln Schatten nicht vergeſſen müſſen, und alſo ihrer Verherrlichung nur mit Einſchränkung beiſtimmen können, ſo müſſen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schickſal einen großen Antheil an der Römiſchen Größe beimeſſen. Durch den ganzen Gang der Geſchichte werden wir ſehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos geweſen wären, wenn nicht das Schickſal Rom in Gefahr gerettet, und ſeine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erſchienen zu ſpät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles ſetzte, und im Krieg lebte, ſchonten andre Völker ihre Anſtrengungen, weil ſie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Ruhe liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten ſcheinen möchten. Keines unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und ſchon darum mußte Rom über alle ſiegen. Philippus Ruhe am Anfange des Hannibaliſchen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, ſo lange der Marſiſche Roms Daſein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entſchieden haben würde: darin verkenne keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, iſt erwieſen durch den Widerſtand weniger ächtkriegeriſcher Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; ſo aber dienten auch dieſe Kriege, in den Zwiſchenräumen zwiſchen den größern und entſcheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunſt vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den Römiſchen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchſen, verliert die Geſchichte gänzlich das moraliſche und poetiſche Intereſſe der früheren Jahrhunderte, welches ſchon längſt durch Zerrüttungen und Gräuel, und das Abſterben aller einheimiſchen Tugenden getrübt war. Es ſcheint der Gang der Weltgeſchichte zu ſein, daß Eroberungen und vielfache Vermiſchung die urſprünglich zahlloſen Stämme in einander ſchmelzen, und die, welche dieſer Verſchmelzung unfähig ſind, austilgen; und dies hat die römiſche Herrſchaft in einem größern Maß und Umkreiſe, als irgend eine andre große Weltrevolution, ſelbſt als die arabiſche, bewirkt. Selten wird bei dieſer Vermiſchung für einzelne Völker Gewinn ſein; einige verlieren unerſetzbaren Beſitz einer edeln einheimiſchen Bildung, Wiſſenſchaft und Litteratur; ſchwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch ſonſt, wenn ſie ihrer Natur angemeſſen war, nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer urſprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeſchichte und ererbter Geſetze. Dieſen Verluſt empfanden zuerſt die Provinzialen; aber indem Roms und Italiens Bevölkerung ſich aus ihnen und aus Freigelaſſenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße: ſeine Vorzeit mit ihrer Geſchichte ward ihm ſo fremd, daß ſchon im dritten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner, ohne Furcht zu beleidigen, zweifeln konnte, ob ſein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hannibaliſchen Kriege wiſſe, daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Ueberſicht der Geſchichte zu ſchreiben, weil ſie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie vieles auch die Römiſche Herrſchaft zertreten hat, müſſen wir dankbar erkennen, was ſie ſtiftete und erhielt. Sie hat faſt alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt beſtehen; die Sprachen des weſtlichen Europa, aus der lateiniſchen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die Römiſche Herrſchaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechiſchen Schriften erhalten; denn wäre der Oſten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geſchützt worden, ſo hätten die Barbaren dieſe entvölkerten und geſchwächten Gegenden wahrſcheinlich ſchon ſehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche ſie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Geſetzgebung war wenigſtens für die römiſch gewordenen Völker ein großer Vortheil, ſo wie ſie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unſrer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geiſt verloren haben: und wie die Vereinigung der römiſchen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das geſammte Abendland bildete und milderte, wird von Unparteiiſchen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geläugnet. So können wir auf dieſe große Periode der Geſchichte mit der Beruhigung zurückſehen, daß den folgenden Geſchlechtern, nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was ſich feſtſetzte, wohl geworden iſt. Von möglichen Ereigniſſen zu reden, die im Keim erſtickt ſind, iſt eitel; und ſo wollen wir nicht trauern, daß allen manches unerſetzte und unerſetzliche Gut verloren ging; nicht fragen, ob der reichſte Gewinn, den die Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden zertretener Geſchlechter vergüten kann? Wir wenden wenigſtens von jenen Zeiten unſer Auge nicht ſo trübe und zweifelnd, als von den Schickſalen des verheerten und verödeten Aſiens, deſſen ſchönſten Ländern, ſelbſt dem Leben der Natur entgegen und jährlich mehr abſterbend, ſogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten verſagt, — wo das Grab Schluß der Geſchichte iſt.

Von unſrer deutſchen Nation aber, ſo viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigſtens nicht unter beſiegten Romaniſchen wohnend verfremdet wurden, dürfen wir behaupten, daß ſie für den Kampf, den ſie Jahrhunderte lang gegen Rom beſtand, ſpäterhin durch die Vortheile mehr als belohnt worden iſt, welche aus der Welteinheit unter Rom entſtanden: und daß ohne dieſe, und die Früchte, welche in ihr reiften, wir ſchwerlich aufgehört haben würden, Barbaren zu ſein. Nicht die Formen, welche unſre Vorfahren bei der Ausbreitung der Litteratur von dort und vom claſſiſchen Boden ſich aneigneten, haben ihre ehrwürdige und unerſetzliche Eigenthümlichkeit verdrängt; ſie waren mit ihr verträglich; aber erborgte, erkünſtelte, geiſtloſe, wälſche Formen, Geſchmack und Ideen, wie ſich deren ſchon früher bei uns zum Verderben der einheimiſchen eingeſchlichen hatten, dieſe haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und ſo haben auch wir, wenn andre Nationen in den Römern eins ihrer Stammvölker ſehen, doch kein geringes eigenthümliches Intereſſe an ihrer Geſchichte.

Die puniſchen Kriege.

Von H. Luden[*].

Der erſte Krieg mit Rom, vom Jahr 264—240.

Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten ſie die

---

[*] Aus deſſen: Allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten des Alterthums.

Karthager nicht im Beſitze der nahen Eilande dulden, wenn ſie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß ſein wollten. Die Karthager hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Beſitzung des ſüdlichen Italiens den Beſitz der Inſeln zu ſichern ſuchen. Ueberhaupt ſcheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befeſtigt werden zu können. Dieſes mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der ſeltſame Bund zwiſchen ihnen gegen den gemeinſamen Feind ſie vor Tarent, einer griechiſchen Stadt doriſchen Stamms, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zuſammengeführt hatte. Daher iſt nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den ſeltſamen Verhältniſſen der Mamertiner in Meſſana, ſich entſchloſſen, dieſe Menſchen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn ſie gleich ihre Sache für abſcheulich erklärten; denn nicht dieſe Sache wollten ſie vertheidigen, ſondern ſich ſelbſt. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entſcheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben ſcheint, und die treuloſe Selbſtſucht, mit welcher ſie den Bundesgenoſſen, Hieron von Syrakus, von ſich entfernte, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterte für die Römer den Kampf, weil ſie ſogleich einen großen Theil der Inſel in ihre Gewalt brachten.

Dieſer urſprüngliche Fehler konnte durch ſpätere Anſtrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer dieſe waren, deſto verderblicher mußten ſie für Karthago ſein; aber indem die Karthager die römiſche Macht dadurch aufhielten, gaben ſie derſelben nur Gelegenheit, ſich zu entwickeln und zu vermehren, während ſie ſelbſt immer ſchwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beſchränkt, und die alte Bekanntſchaft mit dem Meere ſchien dieſe Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch ſtürzte auch ſie ſchnell zuſammen, als Duillius mit einer neuen Kampfart überraſchte, und friſchen Muth und Geiſt der Weiſe früherer Zeiten gegenüberſtellte. Ja, ſelbſt der Umſtand, daß Karthago ihre Kraft meiſt auf die Seemacht wandte, führte faſt das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerſtand fanden die Römer, als ſie, mit des Agathokles Beiſpiele bekannt, den Krieg auf die afrikaniſche Küſte, in das karthagiſche Gebiet, warfen (J. 252)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorſichtig, ehrbegierig und hart geweſen wäre: ſo möchte ſchon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängſtigt ſein, durch welche ſie von neuen Kriegen abgehalten worden wäre. Aber Rom bedurfte noch eines ſolchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein ſolches Schickſal zu verdienen. Gewiß ſcheint wenigſtens: Karthago fand durch ein glückliches Geſchick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verſtand, um ſich zu retten und zu rächen (J. 253).

Nach glücklicher Abwendung dieſer Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders dieſe nicht römiſche Ungeſchicklichkeit und Niederlagen entſchuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um ſo heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte ſich bald auf dieſe Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Parteien aufrecht. Aber den Karthagern ſank das Herz nothwendig zuerſt, weil ſie nur herrſchen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil ſie darum die Koſtenrechnung der langen Anſtrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu beſtreiten. Deswegen und wegen der Sache ſelbſt war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbſt Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geiſt und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzuſtellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er ſelbſt war unbeſieglich, aber Karthago war durch ihn nicht ſiegreich.

Vierundzwanzig Jahre war auf dieſe Weiſe gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht: die alte Mäßigung war durch die Noth der Umſtände zerſtört. Dem gemeinen Haufen mochte es ſcheinen, alle dieſe Opfer würden allein für den Beſitz von Sicilien gefordert, und dieſe Inſel verſprach vielleicht nicht einen ſolchen Gewinn, der dieſen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derſelbe und verlangte um ſo heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verluſt durch die römiſche Seemacht erleiden mußte. Der Verfall der Verfaſſung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in dieſem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entſchied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umſtänden nach, weil ſie nur zu eigenem Verderben widerſtanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete alſo den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des

Kriegs, nicht durch ihre Lage (wenn anders Ein Wille und Ein Entſchluß in der Geſammtheit der Bürger geweſen wäre), gezwungen ward, ſondern zu welchen ſie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geſchreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkar's wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte (J. 240).

Die Zeit zwiſchen dem erſten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240–219.

Für einen erobernden Staat iſt das Aufgeben einer Unternehmung, die Anſtrengung und Aufopferung gekoſtet hat, allemal gefährlich. Uebt dieſer Staat ſchon Herrſchaft über andere, gehören nicht Alle, die unter ſeinen Geſetzen ſtehen, ihm an mit freiem Bürgerſinne, ſondern werden ſie wie unterworfen behandelt: ſo wird die Gefahr zweifach groß, denn ſie droht von innen wie von außen. Darum war die Abtretung Siciliens für Karthago ein ungeheurer Verluſt. Rom mußte ſeinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtigen Beſitzungen; und wer bürgte für die Treue der Bundesgenoſſen und für den Gehorſam der Unterworfenen? Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergeſſenheit zu bringen vermochte, ſchien Sicherheit und Anſehen retten zu können. Aber ehe Karthago ſich beſinnen und zu ſolchen Entſchlüſſen kommen konnte, wurde ſie in größere Noth gebracht, als je zuvor. Sie erfuhr, wie unnatürlich Entwürfe zu Herrſchaft und Eroberung ſind, die durch fremde Arme ausgeführt werden ſollen; wie unſicher ein Staat ſteht, der ſich auf Söldlinge verlaſſen muß, welche das Unglück ihrer Herren nicht theilen, ſondern daſſelbe zu eigenem Vortheil übermüthig zu benutzen trachten. Kaum war der unglückliche Krieg geendigt, ſo geriethen dieſe Feinde des Friedens in wilden Aufruhr, und mit ihnen erhoben ſich faſt alle Verbündete und Unterworfene ſchnell zu verderblicher Empörung, weil Karthago ſich ſtets, und im letzten Kriege von neuem, Allen durch Härte und Bedrückung verhaßt gemacht hatte.

In dieſer Noth aber bewieſen die Karthager Vertrauen, Thätigkeit und Würde; darum fanden ſie in ſich ſelbſt und bei Fremden die nöthige Hülfe. Karthago ſiegte; aber der vierthalbjährige ſchwere Krieg mit den Söldlingen, der ſich durch Schändlichkeiten und Grauſamkeiten furchtbar auszeichnete, wurde nicht blos durch die neuen, großen und unerhörten Opfer, die er verſchlang, höchſt wichtig für Karthago, ſondern er ward in vielen andern Rückſichten unendlich folgenſchwer. Einmal mußte in einer ſolchen Zeit des Dranges und der Noth vielfältig der Augenblick entſcheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenſchaften der Menſchen erhielten freien Raum; die Verfaſſung machte in ihrem Verfalle große Fortſchritte. Dann verdankte Karthago ihre Rettung zumeiſt dem kühnen und hochgeſinnten Hamilkar Barkas; aber je größer der Vorzug war, den dieſer verdiente und erhielt, deſto ſchwerer fühlte ſich der ſtolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, deſto bitterer ward ſeine Feindſchaft, deſto beſtimmter die Spaltung Karthago's durch ihn: denn der Keim zum Streite zwiſchen dem Senate nebſt den Suffeten und dem Volke mit den Hundert, welcher in der Verfaſſung gegeben war (160), konnte ſich nun recht furchtbar entwickeln, da beide Parteien Häupter erhielten. Ferner hatte Karthago erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimiſche Herrſchaft war. Endlich mußte die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der Beſitznehmung Sardiniens durch die Römer zuſehen, ſondern mit welcher man ſich ſogar, um einen neuen Krieg zu vermeiden, entſchließen mußte, die Koſten zu erſtatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verurſachten, in jedem edlen Manne das Gefühl des Schmerzes über das geſunkene Vaterland, der Erbitterung und der Rache gegen Rom furchtbar aufſtacheln.

Keiner dürfte dies klarer erkannt, keiner darüber tiefern Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbeſiegte, der Retter Karthago's. Aber während Andere etwa troſtlos klagten, faßte er den kühnen Entwurf einer neuen großen Unternehmung, — nicht blos nothwendig für künftige Rache an der übermüthigen Roma, ſondern auch für gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Weſens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflöſung. Seine Gedanken fielen auf Spanien. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Verſuch nicht möglich; ja, wenn er auch möglich geweſen, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber ſchienen, von den Orten aus, in deren Beſitze Karthago ſchon war, wegen der Zerriſſenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältniſſe zu den eingewanderten Völkern, nicht ſchwer; ſie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menſchen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war Karthago für einen Gedanken, nach ſolchen Unfällen, bei der Niedergeſchlagenheit, und bei dieſer Feindſchaft **Hanno's** und der ariſtokratiſchen Partei, zu gewinnen! Gewiß, es war wohl nothwendig, ſie zu Entſchluß und That fortzureißen! Indem aber **Hamilkar** dieſer traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des geliebten Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundſätze, durch welche das gemeine Weſen zu Kraft und Größe gekommen war, und ſetzte ſich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenſchaften; das Volk und die Hundert entſchieden; **Hanno** und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für **Hamilkar** aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Gunſt derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. Er ging nach Spanien (J. 236).

Das Glück begünſtigte ſein Unternehmen. Rom war mit andern Kriegen beſchäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien ſchöne und große Beſitzungen erworben. Und da **Hamilkar** bei dieſem glänzenden Erfolge die ſchönen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwiſchen dem Staate, den Volksführern und ſeinem Heere vertheilte: wie hätte er nicht die Meinung der Mehrheit in Karthago für ſich gewinnen und Billigung und Lob und Begeiſterung erregen ſollen! Aber ſein früher Tod hinderte die Entwickelung ſeiner erhabenen Seele. Ihm folgte dann zwar (J. 228) ſein Eidam, der ſchöne **Hasdrubal**. Dieſer wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrſchaft Karthago's weit zu verbreiten und durch Anlegung einer neuen ſchönen Stadt derſelben Feſtigkeit, Glanz und reges Leben zu geben. Aber **Hamilkar's** große Geſinnung war wohl nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an ſich, als an das Vaterland, und auch darin wich er gewiß von **Hamilkar's** Grundſatz ab, daß er die reiche Ausbeute der neuentdeckten Silberlagen anwandte, ſich eine Partei im Senate zu erkaufen, um den alten Gegner ſeines Hauſes zu ſtürzen und auf ſolche Weiſe allmächtig zu werden; aber dadurch gab er die Gunſt des Volkes auf, die nur der hat, welcher nichts ſucht als ſie, und verſchaffte dem **Hanno** Gelegenheit zu offenen Angriffen auf ihn und ſeine Partei, welche dieſer ſchwerlich gewagt haben würde, wenn das Volk in gleicher Geſinnung erhalten worden wäre. Deswegen ſein unzeitiger Tod wohl nicht zu früh. **Hasdrubal** möchte über dem erſten Theil des Hamilkar'ſchen Entwurfes (wie auch ſein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweiſen ſcheint) den zweiten vergeſſen haben. Auch kam ein Würdigerer an ſeine Stelle (J. 221), **Hannibal**, **Hamilkar's** Sohn, ein edler, großgeſinnter Jüngling, der ſeinen Vater in den ſchönſten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beſchworenen und recht durchdachten Haſſe gegen Rom beſeelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. Beim Senat und Volke zu Karthago wurde dann dieſe Wahl gleichfalls durchgeſetzt; indeß ſcheint das von **Hasdrubal** vernachläſſigte Volk nicht für dieſelbe gewonnen zu ſein, ſondern es ſcheint nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entſcheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber dieſe Umſtände machten die Lage **Hannibal's** gewiß bedenklich, und wenn ſie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters raſch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich ſein würde (und dieſes war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerkſamkeit zu fürchten): ſo machten ſie von der andern dieſe Ausführung faſt allein zu ſeiner Sache, und nur durch Glück und Heldenthaten konnte er ſie zu einer Sache Karthago's machen.

Der zweite Krieg gegen Rom; Jahre 219—201.

Und glückliche Heldenthaten vollbrachte **Hannibal** ſchon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbeſonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieſer Stadt jedoch, welcher die Unternehmung **Hannibal's** in mehr als einer Rückſicht erſt möglich machte, zeigte dieſem zum Voraus, welch' einen Kampf er zu beſtehen haben werde, ſo wie das menſchliche Gefühl in allen Zeiten durch denſelben aufs Innigſte ergriffen, und auf die Fortſetzung des Krieges geſpannt werden wird. Darauf die Sicherung Afrika's und Spaniens, die Rüſtung, der kühne Zug, um den Römern den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher ſie ihn nicht erwarteten, der Uebergang über die Pyrenäen, die kluge Behandlung der galliſchen Völker, und das mühſelige Steigen über der Alpen grauſenvolle Höhen, unter beſtändigen Kämpfen mit der ungeheuern Natur, mit der rohen Grauſamkeit der Menſchen, und mit Verzagtheit des eigenen Heeres! So erſchien **Hannibal** zum Erſtaunen der Römer in Italien, zwang ſie, großen, in die Ferne gerichteten Entwürfen zu entſagen und für Herd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

Aber wenn die überraſchte Roma, wie die ſpäte Nachwelt, ſchon dieſe Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erſcheinen, da er mit einem ſolchen kleinen, buntgemiſchten Heere, welches nur durch das gemeinſte Intereſſe zuſammengehalten wurde, römiſchen Legionen zu begegnen wagte, ja da er dieſe römiſchen Legionen ſchlug, wo er ihnen begegnete! Selten iſt wohl glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geiſt des Feldherren entſcheidet; denn an den großen Tagen am Fluſſe Trebia (J. 218), am See Traſimenus (J. 217) und bei Cannä (J. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibal's Feldherrngeiſt die ſchönen Siege über die römiſchen Schaaren, denen es wahrlich weder an Kriegskunſt, noch an Tapferkeit oder Bürgerſinn fehlte: und es iſt nicht zu verwundern, daß ſolche Fahrten und Siege nicht Zwiſchenkunft von Göttern oder Heroen möglich gehalten wurden. Manche haben ſogar geglaubt, daß es mehr als einmal in Hannibal's Gewalt geſtanden habe, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigſtens einen Frieden zu erhalten, wie er ſich zu Einem Verſuche dieſer Art geneigt gefühlt habe. Indeß ſcheint ſein Verfahren erklärlich.

Hannibal nämlich mochte bei ſeinem anfänglichen Glücke vielleicht auf den ungeheuren Gedanken kommen, nicht bloß Rom zu vernichten, ſondern auch Roms Herrſchaft an Karthago zu bringen, und ſo über Italien und über das ganze Meer zu gebieten, wie ſchon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er ſich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben ſo dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem übrigen: und die erſten Erfahrungen im obern Italien mußten ihn in dieſer Vorſtellung beſtärken: ſo durfte er hoffen, unter dem Namen eines Befreiers Italiens vom römiſchen Joch, einen großen Anhang zu finden, er durfte hoffen, einen allgemeinen Aufſtand gegen Rom zu erregen. Aber um die Abgefallenen zugleich an die karthagiſche Herrſchaft zu gewöhnen, war nothwendig, Rom zu erhalten, und unter dem Vorwande des gemeinſamen Kriegs das Gehorchen weniger ſchwer zu machen. Aus dieſem Grunde ſcheint ſich Hannibal's Verfahren nach den Gefechten im obern Theil Italiens und ſein Zug nach dem untern Theile zu erklären. Als er dann in der Folge ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht ſah: da ſcheinen ihn, der die Schwäche ſeines Heeres gewiß nicht überſah, und für den Sagunt nicht umſonſt gefallen war, die hohe Würde, der große Ernſt und die erhabene Beſonnenheit geſchreckt zu haben, die Rom fort und fort, und immer herrlicher im Unglücke bewies. Wer auf einmal Alles gewinnen will, der wagt, auf einmal Alles zu verlieren. Und wie hätte er, nach ſolchen Siegen, und bei dieſem Haſſe, der ſtolzen Rom einen Frieden bieten können, den ſie ſelbſt nicht ſuchte! Daher durfte er die Erfüllung ſeiner Hoffnung entweder nur von einer thätigeren Theilnahme Karthago's oder von der Theilnahme fremder Mächte erwarten, denen etwa Roms Geiſt und Sinn früher läſtig oder gefährlich erſchienen war.

Aber eine Unterſtützung Hannibal's in Italien hing von der Uebermacht der karthagiſchen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg vielleicht gegen Hannibal's Hoffnung mit großer Klugheit ſogleich von den Römern verbreitet war, und wo er mit großer Anſtrengung unterhalten wurde. Denn bei dem Uebergewichte der römiſchen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagiſchen (ſeit dem Verluſte Siciliens und der Herrſchaft der Parteiung), war die Ueberſetzung eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß ſehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieſes ſchon gehorchende, ſilberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigſtens der Ausgang des Kampfes noch ſehr zweifelhaft war, vernachläſſigt werden ſollte, noch konnte Hannibal den Sitz ſeiner Macht, woher er wahrſcheinlich das Geld zu ſeinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünſchen. Aber die Römer durchſchauten dieſe Verhältniſſe vollkommen, und dachten groß genug, nicht wegen der nahen einheimiſchen Gefahr den fernen Krieg zu verſäumen, durch deſſen kräftige Führung dieſe Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibal's Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen deſſelben bei den Völkern Italiens, und durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichſam verbürgt ward, eine ſo allgemeine Begeiſterung in Karthago für den Helden von Cannä [illegible] wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hauſes, Hanno, mit ſeiner Friedenspredigt nicht gehört wurde: ſo behielt man doch Beſonnenheit genug, erſt nach der Sicherung von Spanien, welches die ſchönen Gaben lieferte, die Eroberung Italiens zu wollen, woher noch faſt nichts gekommen war, als Siegesnachrichten und Forderungen. Aber die Verſtärkung, die man wiederholt dem Haſdrubal, einem andern Bruder Hannibal's, zuſandte, welchem dieſer die Erhaltung Spaniens anvertraut hatte, war nicht einmal hinreichend, den Römern in Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubal's bei Ibera und Illiturgis und Munda (J. 216. 215. 214) vereitelten dieſen Entwurf; und wenn ſeinem Geiſt und ſeiner Kriegskunde auch nach zwei Jahren gelang (J. 212), ſich an den Römern zu rächen, ſo war damit für Hannibal's Plan wenig, ja nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erſcheinung in Spanien ſchien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geiſt, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Weſen, — dieſes Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß ſchwer gelaſtet hatte. Da waren die Karthager verloren. Und wie nun auch die Umſtände geweſen ſein mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (J. 198) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: ſo war doch ſein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerſte wagen müſſe, ſelbſt den Verluſt Spaniens. Aber ſolche gewaltige Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn ſie der ewigen Natur der Staaten und dem Weſen der Volksthümlichkeiten gemäß ſind, oder wenn ſie zur Zerſtörung eines alten Lebens gereichen ſollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Beſitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (J. 205), ſondern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche ſich ſehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln ſollten.

Unterdeß hatte Hannibal, ſich ſelbſt überlaſſen und von Karthago aus faſt gar nicht unterſtützt, mehr und mehr auf Koſten Derer leben müſſen, bei denen er war. In demſelben Geiſte, mit welchem er die Römer ſchlug, bemühete er ſich, dieſen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe ſeinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete ſich theils bei den italiſchen Völkerſchaften, an deren Freundſchaft ihm am meiſten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Beſtrebung. In Italien wurden wohl Einige zum Abfalle von Rom gelockt, Andere geſchreckt; aber ſo groß auch Hannibal's Siege ſein mochten: ſeine Macht, die Benutzung derſelben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit ſich fortzureißen; und wenn er durch geſchickte Unterhandlung, durch kluge Benutzung der Verhältniſſe, hin und wieder erreichte, daß einzelne Völkerſchaften ſich ihm anſchloſſen: ſo war doch ſein, ſeines Heers und Staats ganzes Weſen den italiſchen Volksſtämmen zu fremd, als daß ſich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben ſollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor geweſen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius ſtand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wohl von raſchen Thaten fortgeriſſen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er ſich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Rom's Vortheile!

Eine ſchöne Ablenkung und Zertheilung der römiſchen Kraft hingegen ſchienen die Verhältniſſe Siciliens nach dem ſpäten Tode Hieron's von Syrakus zu verſprechen (J. 215), und Hannibal unterließ nicht, Verſtand und Leidenſchaft zugleich aufzuregen, um den Krieg auf Sicilien wieder zu entzünden. Aber was hätte das wunderliche unſtete Getreibe der Syrakuſier gegen den Ernſt und die Beſonnenheit Roms vermocht? und was wurde anders erreicht, als daß zuerſt die Kraft, die Karthago aufwenden wollte, noch mehr zerſplittert ward, und daß alsdann, nachdem ſelbſt Archimedes Syrakus nicht hatte retten können (J. 212), ganz Sicilien in römiſche Gewalt fiel und ſomit für Karthago verloren ging? Das Bündniß endlich, welches mit Philipp von Makedonien (J. 216) zu Stande kam, blieb gleichfalls theils durch das verſtändige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umſtände für Hannibal faſt ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römiſchen Herrſchaft.

Indem Hannibal auf ſolche Weiſe eine ſeiner Hoffnungen nach der andern zuſammenſtürzen ſah, wurde ſeine Lage immer ſchwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verluſt. In Italien entfremdeten ſich die Gemüther der Gewonnenen, weil immer zweifelhafter ward, ob er ſie würde ſchützen können; diejenigen hingegen, welche wankten, ſchloſſen ſich doppelt feſt wieder den Römern an, als ſie das Schickſal der erſten ſahen. In Spanien wurden die Hülfsmittel immer beſchränkter. Bald ſchien auf der Ankunft Hasdrubal's alles zu beruhen; darum wurde ſie von dieſem auf jede Gefahr gewagt; wie ſie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert ſein mochte. Aber wie grauſam wurde die Hoffnung getäuſcht, als die Erfüllung ſich mit unerwarteter Raſchheit zu nahen, und Alles glücklich zu entſcheiden ſchien! Wenn Hasdrubal, einer der erſten Heermeiſter der Zeit, durch Unentſchloſſenheit, durch Verzögerung, durch falſche Rechnung, oder auf welche andere Weiſe, etwas verſchuldet hat, ſo hat er dieſe Verſchuldung durch ſeinen Tod wieder gut zu machen geſucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig ſeines Vaters Hamilkar, ſeines Bruders Hannibal und ſeines eignen Lebens. **Hannibal** aber, als er die gefangenen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf ſeines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke ſeines Vaterlandes und ſeines Hauſes, — **Hannibal** erkannte das Schickſal Karthago's. Und von der Zeit an glich ſein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umſtellt, die Beute nicht laſſen will, die er einmal gemacht hat, und der Verſuch ſeines Bruders **Mago** auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte ſeine Lage nicht verändern.

Hingegen ſah Karthago bald ein feindliches Heer im eignen Gebiet, unter einem großen ſiegbekrönten Feldherrn, am ſchönen Vorgebirge zu ſchöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterte ſie und erkannte, wie thöricht Bürger verfahren, die aus Liebe zu Ruhme und Gewinne ſich und das gemeine Weſen verſäumen, die den Frieden nicht zu bewahren wiſſen, und doch den Krieg nicht mit Anſtrengung aller Kraft führen mögen, die ſich der Leidenſchaft hingeben und geleitet werden durch den Haß der Parteiung. Hätte Karthago den fernen Kampf mit der Hälfte des Aufwandes unterſtützt, zu welchem ſie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen ward, hätte ſie ihre Küſten bewacht, und ſich dem Feind auf offner See wohlgerüſtet entgegengeſtellt: ſie hätte wenigſtens ein beſſeres Loos verdient! Ihre ſchnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeſchreckt wird. Die meiſten Anordnungen bewieſen, daß ſie den Zuſtand der Dinge nicht kannte. Und wenn es für Karthago ein Glück zu ſein ſchien, daß die Schönheit der edlen Bürgerin **Sophoniſbe** die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthager, **Syphax**, des Königs der Maſſylier (Weſt-Numidiens) für ſich und ihr Vaterland gewonnen: ſo konnte doch damit einem Staate keine Rettung verſchafft werden, dem es an innerer Tugend und Einheit fehlte. Vielmehr wurde gerade dieſe Verbindung dadurch ſo verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, **Maſiniſſa** (Maſſanaſſes), König von Oſt-Numidien, durch Intereſſe und Eiferſucht zugleich beſtimmt, völlig auf römiſche Seite trat.

Bald Unglück auf Unglück! Die Karthager kannten noch ihren Feind nicht: ſie trauten ihm und hofften Frieden, als er Verderben ſann; und wenn die Geſinnung auf beiden Seiten auch gleich feindſelig war, ſo ſtand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, ſo an Gewandtheit und Liſt. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römiſche Gewalt; **Syphax** wurde gefangen, und **Sophoniſbe**, vielleicht mit neuer Hoffnung für's Vaterland eine neue Ehe ſchließend, hatte am Hochzeittage nur den Troſt, durch einen Giftbecher von afrikaniſcher Hand der römiſchen Sclaverei zu entgehen. Da blieb **Hannibal's** Geiſt und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, ſeit ſechszehn Jahren die Bühne ſeines Ruhms und ſeiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römiſchen Volke beſiegt, ſondern von Karthago verlaſſen zu ſein. Er ſorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geſchlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beſchuldigungen **Hannibal's** eingeleitet waren. **Hannibal** aber verkannte weder ſeinen Gegner noch ſein Volk und Heer; darum ſuchte er den Frieden, und wünſchte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entſcheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und **Scipio** mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zuſammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei ſeinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Vor Rom's Mauern hätte ſie entſcheiden mögen! Hierauf wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derſelben **Hannibal's** Erfahrung und Heldengeiſt ſo grauſam getäuſcht, daß er von neuem das Schickſal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgerſinn und Muth: was blieb anders übrig? Und **Scipio** gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, beſtimmt haben, oder die große Ausſicht, daß Rom durch die Herrſchaft über Afrika nicht gewinnen konnte, und daß es für ſie gut ſein würde, eine Nebenbuhlerin zu haben, die Aufmerkſamkeit und Anſtrengung forderte. Aber hiezu wurde Karthago doch zu ſchwer gedemüthigt. Sie wurde faſt wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Beſitzungen, ohne Macht zur See und Land) ihren Feinden, beſonders dem **Maſiniſſa**, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes.

Karthago's letzte Zeiten und Untergang.

Jahr 201 — 146.

Als das Geld zuſammen gebracht wurde, welches die Karthager den Römern zu bezahlen übernommen hatten: da weinten Viele, auch angeſehene Männer; Hannibal aber lachte mit zerriſſener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erſt dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Beſitz leidet, und welche den Verfall des gemeinen Weſens nur nach der Größe des Verluſtes an eigner Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war nicht verloren, weil er ſich ſelbſt noch hatte. Aber wenn ſein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können: ſo war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einſicht gekommen, daß der Einzelne auch mit dem reinſten Beſtreben, mit dem heiligen Willen, mit dem größten Geiſte für ein gemeines Weſen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, ſich Parteiungen hingiebt und gemeinen Leidenſchaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib ſeines Vaterlandes mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieſes verſuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geiſt, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raſchheit und zum Durchgreifen: Er wollte erleben, was, wenn je, nur nach langer, weiſer Vorbereitung zu erreichen war. Es war nämlich die Verfaſſung Karthago's im Ablaufe des langen Kriegs, unter dem Getreibe der Factionen, und dem Gewühle der Leidenſchaften mehr und mehr entartet. Das Volk hatte den Senat bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und war dann von denen, welche die Freiheit bewahren ſollten, den hundert Männern (ordo judicum) unterworfen worden. Das Gleichgewicht der Gewalten war gänzlich vernichtet, die Zerrüttung allgemein. Hannibal, der in Italien den Senat als den Sitz der Verkehrtheit und Nichtswürdigkeit angeſehen zu haben ſcheint, erkannte jetzt, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe ſeines Hauſes ausgegangen war, und daß, wenn etwas erreicht werden ſollte, das gemeine Weſen wiederum zu dem Grundſatze zurückgeführt werden müſſe, von welchem es durch ſeinen Vater am Weiteſten hinweggeriſſen war.

Und es gelang der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, die Tyrannei der Hundert ſchnell zu ſtürzen (das Anſehen des Senates wieder herzuſtellen) und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verſchleudert, bald in eine ſolche Ordnung zu bringen, daß ſie ſelbſt zu neuen Unternehmungen hinzureichen ſchienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Roma mochte er bald als nothwendig erkennen; ſie mochten ihm zugleich nicht unzeitig ſcheinen. Denn Maſiniſſa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider dieſen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielſinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199), welch' ein Loos Karthago unter dieſen Verhältniſſen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um dieſe Zeit gegen Rom annahm, ſchien werth, eine Verbindung mit ihm zu ſuchen. Aber bald zeigte ſich, daß verdorbene Bürger entarteter Staaten noch nicht zur Tugend zurück geführt ſind, und zu einigem Gefühle für Vaterland und Freiheit, wenn ſie bei edeln Beſtrebungen ſchweigen, oder der Macht des Geiſtes weichen. Diejenigen, welche durch Hannibal's Verbeſſerungs-Verſuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Maſiniſſa's und Rom's Partei und würden zur Sättigung niedriger Rache ſelbſt den Frevel begangen haben, Hannibal in die Hand der Römer zu geben, wenn er ſich nicht durch die Flucht gerettet hätte (J. 195). Dennoch blieb er ſich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgeſtoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigſte Zeugniß aber für die Größe ſeines Geiſtes war das, daß Rom in der Fülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht ſicher zu ſein glaubte, ſo lange er lebte; und daß ſie, alle Mittel verſuchend, nicht eher ruhete, als bis er ſich, um nichts Unwürdiges zu erdulden, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte (J. 183).

Aber nicht minder zeigt für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welche Karthago ſich ſogleich nach ſeiner Entfernung ausgeſetzt ſah, und die wohlverdiente Auflöſung, der ſie unaufhaltſam entgegengeſtoßen ward. Es fehlt uns an Nachrichten, um dieſer Auflöſung ganz folgen zu können; aber wir wiſſen genug, um einzuſehen, daß ſie durch die niedrige Geſinnung vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bei dieſen bewirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verſtand genug blieb, ſein beſonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängſtliche Sorgfalt Karthago's, alles zu thun, was der geſtrengen Roma Gunſt erhalten zu können ſchien: dieſes bewegliche, kleinliche, unwürdige Schweigen und Biegen: dieſe demüthigen Bitten und Verſicherungen; dann die wachſende Keckheit, mit welcher Maſiniſſa eine Provinz des karthagiſchen Gebietes nach der andern in Anſpruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung), ſie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms argliſtige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einſt die Gefahr ſo nahe gebracht hatte, und die tückiſche Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher ſie Maſſiniſſa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken ſtrebte: wahrhaftig, Alles dieſes macht ein ſchaudervolles Ganze, höchſt belehrend für Alle, die es nicht unter ſich achten, von fremder Verkehrtheit, von fremdem Unglücke zu lernen.

Zwei Parteien — deren eine ſich wiederum theilte — bildeten ſich neben einander aus: Maſſiniſſa fand mehr und mehr feile Seelen, die ſeine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menſchen, die ihren Sold annahmen: dies war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu geblieben und es aus der Erniedrigung zu erheben ſuchten, in welche es mit jedem Tage tiefer hineinſank. Wenn aber auch die letzte Partei darum die größte war, weil das Volk von dem Adel der Geſinnung in Zeiten leidenſchaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden pflegt, und nicht leicht einem Beſtreben widerſteht, in welchem ſich der alte Geiſt des Vaterlandes offenbart: ſo konnte ſie doch nicht obſiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil ſie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in ſolchen Zeiten am ſchwerſten, wie am nothwendigſten zu bewahren iſt, — die Beſonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, ſcheuten wohl die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich ſchienen: auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil ſie durch die Feinde gut gemacht werden konnten. Für die Edlen hingegen, die niemand hatten als ſich ſelbſt, war jeder falſche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Geſinnung war, die dazu führte.

Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Maſſiniſſa mißhandelt, als der ältere Cato dahin geſandt ward, um neue Anſprüche deſſelben zu unterſuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das geſegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Urſprungs von Rom oder Karthago gedachte: aber noch wohl mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Anſehen ſeiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römiſchen Glückes. Unterdeß ſtieg die Erbitterung der wohlgeſinnten Bürger zu Karthago, aber der Verräther Uebermuth wuchs nicht minder. Da brach endlich der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt gejagt. Sie flohen zu dem, welchem ſie gedient hatten. Maſiniſſa ergriff die Waffen; Karthago wehrte ſich; Rom ſah zu. Maſiniſſa ſiegte; die Römer aber ſcheinen durch ſein anhaltendes Glück und Leben zur Beſchleunigung des Krieges gebracht zu ſein, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Krieg war leicht gefunden. Karthago, ſchnell wieder eingeſchüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte ſich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: ſie erbot ſich zu Allem, ſelbſt zur Auslieferung der Waffen, die von würdigen Bürgern nie aufgegeben werden. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe ſie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweiflung Aller Gemüther. Den ſtrafenden Blick der Väter, Hamilkar's und Hannibal's drohende Schatten, das Bewußtſein durch eigene Schuld das Vaterland ſo tief hinabgewürdigt zu haben, ſelbſt das furchtliche Gefühl der Wehrloſigkeit — hatten ſie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, ſchien unerträglich. Die Anſtrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines beſſeren Ausgangs werth. Der letzte ungeheuere Kampf aber, in welchem Karthago ſich ihrer Abkunft erinnerte, wird menſchlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeigt, wie ſich der Menſch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menſchen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Kriege mit Rom, ſiebenzig nach der Schlacht bei Cannä, ſiebenundzwanzig nach Hannibal's Tode vernichtete ein ſiebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihrer Bürger, die das Schwert verſchont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es beſtimmt war, dieſe Flammen anzuzünden, ahnete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Rom's Jugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

Geſchichte Jakobs I. (1603 — 1625.)

Von F. v. Raumer. *)

Die Geſchichte Englands in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und der erſten des ſiebzehnten Jahrhunderts, zeigt einen ſo ſcharfen und merkwürdigen Gegenſatz, daß wir nur ungern (obgleich aus überwiegenden Gründen) die

---

*) Aus deſſen Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Leipzig 1832 ff.

Erzählung derſelben unterbrochen haben. Wenn dort das Ganze durch das Uebergewicht des Geiſtes und Charakters der Königin Eliſabeth Leben und Zuſammenhang erhielt, wenn ſich faſt Alles auf ihre Perſon bezog und daſelbſt ſeinen Mittelpunkt fand, ſo löſet ſich dagegen hier, durch den Mangel hervorragender Perſönlichkeiten, das Vereinte auf und fällt nach entgegengeſetzten Richtungen auseinander. In jeder dieſer Richtungen offenbart ſich indeß ein ſo merkwürdiger Reichthum von Gedanken und eine ſo lehrreiche Folge von Abſtufungen und Uebergängen, daß man (abgeſehen von dem Umfange der Wirkungen) die Geſchichte der engliſchen Revolution ſchon deshalb für noch anziehender und mannichfaltiger erklären möchte als die franzöſiſche, weil dieſe zum Theil nur als eine Wiederholung deſſen erſcheint, was dort bereits ausgeſprochen und gethan war, und in ihr ferner von vorn herein alles Kirchliche und Religiöſe bei Seite geworfen ward, während es in England überall dem Politiſchen in den verſchiedenſten Geſtaltungen zur Seite ſtand. Schriebe uns der Plan unſeres Werkes nicht auch hier gebieteriſch gewiſſe Grenzen vor, ſo würden wir dieſer ungemein wichtigen Entwickelung neuer Gedanken, Anſichten und Grundſätze über Staat und Kirche, Königthum und Republik, bürgerliche Rechte und Pflichten, Beharren und Fortſchreiten u ſ. w. gern noch mehr Raum gegönnt haben, da man hier nicht willkührlich zuſammendrängen kann, wie bei der Erzählung bloß äußerlicher Ereigniſſe oder erfolgloſer Kriege. Weil jedoch die Geſchichte der Regierung Jakobs I. weit weniger inhaltsreich und denkwürdig iſt, als die ſeines Sohnes Karls I., ſo ſei es erlaubt jene als eine Einleitung für dieſe zu behandeln und in aller Kürze nur die Hauptſachen, ohne ſtrenge Berückſichtigung der Zeitfolge zu erwähnen: nämlich zuerſt Jakobs Thronbeſteigung, Perſönlichkeit und Regierungsgrundſätze, und hierauf ſein Verhältniß zu fremden Staaten, zu Parlament und Kirche.

Die Gründe, welche gegen das Erbrecht der Maria Stuart waren aufgeſtellt worden, ließen ſich zum Theil auch wider Jakob I. anwenden; doch fanden nach dem Tode der Eliſabeth die wichtigſten ohne Zweifel keine Anwendung mehr.

In dem vom Parlamente beſtätigten Teſtamente König Heinrichs VIII., welches Viele noch als die Grundlage des engliſchen Thronerbrechts betrachteten, waren die Nachkommen ſeiner an den König Jakob VI. von Schottland verheiratheten älteren Schweſter Margarethe ganz mit Stillſchweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben ſeiner jüngeren Schweſter, der Herzogin Marie Suffolk zugeſprochen. Deren Enkelinnen Katharine Grey und Eleonore Gräfin von Cumberland hätten demgemäß für ſich und ihre Kinder Anſprüche machen und zugleich hervorheben können: Jakob ſei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhaßtem Stamme. Andererſeits erſchien dieſe, durch Nichts begründete Ausſchließung der älteren Linie, nur eine von den vielen Willkührlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld ſeine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächſte natürliche Erbe. Deshalb gab auch Eliſabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zuſtimmung zu ſeiner Erhebung und ihr angeſehenſter Miniſter Cecil war ſchon früher in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland getreten. Ihm ſchloſſen ſich die übrigen Staatsmänner und Hofleute an, kein anderer Thronbewerber trat hervor, und Männer wie Raleigh, Cobham und Andere, welche meinten, man müſſe ſich gegen den Schotten vor der Krönung durch allerhand Bedingungen ſichern, waren als Gegner des Grafen Eſſex nicht beliebt. Auch hatte Eliſabeths lange, gemäßigte Regierung jede Beſorgniß vor übertriebenen Anſprüchen eines Königs den Engländern ganz aus den Augen gerückt.

Weil indeſſen keine Regierung ohne alle Mängel iſt und, je länger ſie dauert, deſto mehr in jeder Veränderung eine Beſſerung vermuthen läßt, ſo freuten ſich auch Manche, daß England endlich wieder von einem Könige beherrſcht werde, der im kräftigſten Lebensalter ſtehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannichfache Erfahrungen beſſer als die meiſten Fürſten zum Herrſchen erzogen ſei. Hiezu kam, daß jede Partei die ungewiſſe Zukunft zu eigenem Vortheil deutete, und der beſonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu ſein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeither von Jakob bekannten Lehre in England; die Anhänger des biſchöflichen Syſtems endlich vertrauten darauf, daß ihre kirchlichen Grundſätze mit den politiſchen des neuen Königs übereinſtimmten.

Sobald der König alles Nöthige in Schottland angeordnet hatte, brach er auf von Edinburg nach London, ward überall mit Ehren und Freuden aufgenommen und den 25. Julius 1603, dem Tage des Apoſtels Jakob feierlich und auf eine Weiſe gekrönt, welche von der ehemaligen katholiſchen wenig abwich. Man kann annehmen (ſchreibt der franzöſiſche Geſandte Beaumont an Heinrich IV.), daß Bewegungen bei dieſem Thronwechſel verhindert worden ſind, durch den großen Gehorſam, welchen die verſtorbene Königin über ihre Unterthanen ſo kluger Weiſe gegründet und erhalten hat, durch das Beiſpiel ihrer Gerechtigkeit und Milde und den faſt vierundvierzigjährigen Frieden ihrer Regierung, durch das Sinken des verarmten und in Zaum gehaltenen Adels, durch den Reichthum des Verluſt fürchtenden Volkes, endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit der Katholiken. — Als König Heinrich IV. ſagte: „Ich wundere mich, daß mein Bruder drei Königreiche ſo mühelos erworben hat, während mir Eins ſo viel zu ſchaffen machte,“ antwortete der engliſche Geſandte: Jakob wundere ſich noch mehr wie Heinrich mit drei Weibern, Margarethe, Gabriele und Marie fertig geworden ſei.

Dieſe Ruhe und Zufriedenheit dauerte aber in England nur ungemein kurze Zeit, denn ſchon ſechs Wochen nach dem Tode der Königin Eliſabeth ſchreibt derſelbe Geſandte Beaumont: „Die Unzufriedenheit wächſt von Tage zu Tage aus verſchiedenen Gründen, und verbreitet ſich über alle Klaſſen von Menſchen.“

Insbeſondere zeigte der König ſo viel Vorliebe für die Schotten, daß dieſe ihren, über die Engländer zufällig gewonnenen Einfluß aus Ehrgeiz und noch mehr aus Eigennutz geltend zu machen ſuchten. Die Schotten (erzählen mehrere Schriftſteller) verzehren gleich Raupen das Königreich. Es gibt Nichts, was ſie nicht forderten und was man ihnen nicht bewilligte; dieſe goldenen Kälber aufzurichten, koſtet mehr, denn alle Kriege der Königin Eliſabeth. — Die Eiferſucht der Engländer gegen die Schotten (erzählt Beaumont) vermehrt und erhitzt ſich dergeſtalt, daß daraus wohl einige Flammen hervorbrechen könnten. Denn die letzten ſind hungrig, geizig und übereilt; ſie benutzen die Gunſt des Königs, ſo lange ihnen dieſelbe zu Gebote ſteht, und ſuchen ſich in allen Aemtern feſtzuſetzen. Die Engländer hingegen wollen um ſo weniger etwas ihnen Nachtheiliges dulden, da ſie meiſt von des Königs Perſon ſchlecht erbaut ſind und laut äußern: ſie wären in Hinſicht auf ſeinen Ruf und die von ihm gefaßte Meinung betrogen worden. Einem iſt ſogar das Wort entfahren: man müſſe ſchottiſche, gleichwie ſiciliſche Veſpern halten. — Ungeachtet dieſer Unzufriedenheit mißglückte Cobham's und Raleigh's erneuter Verſuch Miß Arabella Stuart auf den Thron zu ſetzen, oder den König durch neue ſtaatsrechtliche Beſtimmungen einzuſchränken.

So lange zwiſchen England und Schottland der Gegenſätze und Verſchiedenheiten ſo viele fortdauerten, konnte indeß die Vereinigung beider Kronen auf ein Haupt und die Annahme des Titels eines Königs von Großbritannien, die Macht und das Glück der Völker nur wenig erhöhen; deshalb entwarf Jakob den Plan einer völligen Einigung und Verſchmelzung beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meiſten erſchien jedoch das angeblich vereinigende, faſt zufällige Erbrecht Jakobs, ganz unbedeutend bei dem fortdauernden Gegenſatze der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwickelung und der geſammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt ſeine Einrichtungen für allein wichtig und angemeſſen, und nannte den ſichern Verluſt größer, als den möglichen Gewinn. Aus dieſen Gründen ward der umfaſſende Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur am 11. Auguſt 1607 die Erleichterung einiger Nebendinge hinſichtlich des Handels, der Ein- und Ausfuhr, der Grenzſperren, der Rechtspflege und dgl. angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenſchaften verſchwinden, ehe ſich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten.

Statt eines kräftigen Königs, ſprachen Manche, haben wir eine ſchwache Königin bekommen und Großbritannien iſt kleiner geworden, als England war.

In ſeiner äußern Erſcheinung und ſeinem Benehmen zeigte ſich Jakob I. nichts weniger als würdig und königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Weſen Mariens hatte er nichts geerbt, und ſeine nordiſch rauhe Ausſprache ward dadurch noch unangenehmer, daß ſeine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte ſie ihn mit Anſtand und reinlich zu trinken. Sein Gang war von Natur oder durch Angewöhnung ungeſchickt und ſchwankend, und wenn Eliſabeth glaubte, daß Pracht, ſelbſt des Anzugs, ihrer königlichen Würde entſprechen müſſe, ſo verachtete Jakob alles Aeußere dergeſtalt, daß er z. B. ſtets denſelben Schnitt der Kleider beibehielt und ſie erſt ablegte, wenn ſie ganz zerlumpt waren. Auch für Wiſſenſchaft und Kunſt fehlten ihm meiſt Urtheil und Geſchmack, und ſeine Gelehrſamkeit zeigte er faſt immer auf unpa[illegible]e und pedantiſche Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon ſeiner Zeit, während Andere ſchärfer und richtiger bemerkten: ſein Geiſt ſei ein Magazin für bedeutungsloſe Kleinigkeiten und er der weiſeſte Thor in der Chriſtenheit. Zwar ſagte Franz Bakon: „er beſitzt die Dreieinheit, welche man dem hochgerühmten Hermes im Alterthume beilegte: die Macht und das Glück eines Königs, die Kenntniß und Erleuchtung eines Prieſters und die Gelehrſamkeit und Vielſeitigkeit eines Philoſophen.“ In Wahrheit aber herrſchte er nie ſelbſt, eignete ſich von dem Prieſterlichen nur die damalige Streitſucht und Streitkunſt zu, und hielt in der Wiſſenſchaft meiſt nur feſt an dem Einſeitigen, Uebertriebenen und Unbrauchbaren. Seine Friedensliebe ruhte weſentlich auf der Furcht, und die nach raſchem Zorne zurückkehrende Milde auf phlegmatiſcher Läſſigkeit. Neben übertriebenen Forderungen für die königliche Würde, duldete er ſelbſt das Unanſtändige und ward in ſeinen Scherzen platt und gemein. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit ſuchte er oft zu täuſchen und ward (wie gewöhnlich) noch öfter durch Heuchler gelenkt und betrogen. Selten gewann wahres Verdienſt bei ihm Einfluß, und ſeine ſcheinbare Großmuth führte zunächſt in kindiſche, unwürdige Verſchwendung und dann zu ſchlechten Mitteln ſich Geld zu verſchaffen. Gegen die Weiber war er nicht bloß gleichgültig, ſondern grob; während er von ſeinen Lieblingen in ähnlicher Weiſe behandelt wurde und ſich und ihnen ſelbſt das Anſtößige und Ekelhafte erlaubte. Seine Leidenſchaft für Jagen und Trinken ſtand nicht mit kühnem Muthe und geiſtreicher Geſelligkeit in Verbindung, raubte ihm aber nur zu oft Luſt und Zeit, auch nur die dringendſten Geſchäfte abzumachen.

Jakobs Werke, verſchiedenen Inhalts, zeigen mehr Kenntniſſe als Urtheil, und mehr Schreibſeligkeit als Kenntniſſe. Die Auslegung der Offenbarung Johannis richtet ſich meiſt gegen Papſt und Katholiken; in der Dämonologie ſucht er zu erweiſen, daß eine ſchwarze Kunſt möglich und wirklich, alſo an Hexen, Geſpenſtern, böſen Geiſtern, Verträgen mit dem Teufel u. dgl. kein Mangel ſei. Auch unterſucht er ernſtlich: weshalb ſich der Teufel mehr mit alten Weibern als mit anderen Perſonen abgebe. Gern könnte man ihm dieſe Grillen verzeihen, hätte er ſie nur nicht zur Anwendung gebracht und eine große Zahl angeblicher Hexen und Zauberer hinrichten laſſen.

In ſeiner Schrift vom Rechte freier Monarchien fordert er einerſeits: jeder König ſolle, wie ein guter Vater, weiſe und milde regieren; verwirft aber andererſeits alle förmlichen Mittel des Staatsrechts, wodurch man ſolche Weisheit und Milde hervorbringen, oder die entgegengeſetzten Eigenſchaften reinigen und zähmen will. Mit Recht knüpft Jakob die Lehre von Herrſchaft und Obrigkeit theoretiſch an eine höhere Quelle und an eine geheiligte Beglaubigung; denn ſobald ſie dem bloßen Belieben jedes Einzelnen und jedes Augenblicks preisgegeben wird, entweichen Sicherheit, Haltung und Gehorſam. Irrig ſtellt er aber bloß die Könige unter Gottes unmittelbare Obhut, während doch jede Kreatur in deſſen Hand ſteht und zu einer eigenthümlichen Art des Daſeins und der Entwickelung berechtigt iſt. Deshalb hat, ſowie der König, ſo auch der Unterthan, eigene unantaſtbare Rechte, und wenn dort (durch Uebertreibung der Analogie) Allmacht und Unfehlbarkeit für den König in Anſpruch genommen wird, entſpringt hier (durch natürliche Umkehrung) die gleich bedenkliche Lehre, daß ſich in den Meinungen der Maſſen immerdar Gottes Stimme ausſpreche. — Jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen (dies behauptete Jakob) habe keine andere Wurzel als ſein Belieben, und das geſammte Staatsrecht gelte nur ſo lange, und inſofern er es nicht aufhebe. Alle Bürgſchaften der öffentlichen Verhältniſſe bezogen ſich hiernach allein auf die Perſon des Königs; wodurch allmälig die entgegengeſetzte Anſicht hervorgetrieben ward, welche (mit irriger Beiſeitſetzung aller perſönlichen und liebevollen Verhältniſſe zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen) lediglich in den Formen Rettung ſuchte. Eliſabeth ſprach (ungeachtet ihrer überlegenen Perſönlichkeit) nur von der Liebe und den guten Geſinnungen ihres Volkes; Jakob hingegen redete immer von Furcht, Gehorſam, Unterwerfung und behauptete: es ſei Aufruhr darüber zu ſtreiten, was ein König in der Fülle ſeiner Macht thun, oder nicht thun dürfe. Bisweilen ſetzte er zwar hinzu: er wolle nicht gegen Geſetz und Vernunft verfahren, — wohl aber wollte er doch allein entſcheiden, was geſetzlich und vernünftig ſei. — Welche Anſicht man nun auch über jene Theorien haben möge, gewiß verkannte Jakob die Verhältniſſe Großbritanniens ſowie ſeine eigene Stellung, wenn er andere Könige und Reiche zum Vorbilde nahm und dem franzöſiſchen Botſchafter ſagte: er und Heinrich IV. wären unumſchränkt in ihren Reichen und keineswegs von Rath oder Bewilligung ihrer Unterthanen abhängig. — Nicht bloß gegen ſeine Miniſter machte Jakob dieſe Anſichten und Grundſätze eigenſinnig geltend, ſondern er verſtattete ebenfalls ſeiner Gemahlin, der Königin Anna (einer Schweſter König Chriſtians IV. von Dänemark), faſt gar keinen Einfluß. Auch ward ihre Neigung ſich in die Geſchäfte zu miſchen, nicht durch Ueberlegenheit des Geiſtes unterſtützt, weshalb ſie es bei ſonſtigen Mißverhältniſſen zu ihrem Gemahl ſchon für einen Gewinn halten mußte, wenn er ſeine Lieblinge mit Rückſicht auf ihre Wünſche auswählte und Geld zu ihren leichtſinnigen Ausgaben anwies. Daß Prinz Heinrich von Wales Anlagen entwickelte und ebenfalls unbedingte Herrſchergrundſätze zur Schau trug, gewann ihm nicht (wie man erwarten ſollte) die Gunſt ſeines Vaters; vielmehr fürchtete und beargwöhnte ihn dieſer und beweinte ſeinen Tod weniger als das Volk, welches beſſere Zeiten von dem Prinzen erwartete.

Unter den Miniſtern Jakobs war Robert

Cecil, Graf von Salisbury, ſeinem Vater Burghley zwar nicht gleich an Umfang des Geiſtes und Kraft des Charakters, aber doch allen ſeinen damaligen Mitbewerbern und Nebenbuhlern weit überlegen durch Milde, Fleiß, Beredſamkeit, Geſchäftskenntniß und politiſchen Ueberblick. Man warf ihm ſeine frühere Feindſchaft gegen Eſſex und zu große Liebe des Geldes vor; allein Eſſex bereitete ſich ſelbſt den Untergang, und nie hat Eigennutz den Grafen Salisbury ſo von der rechten Bahn abgelenkt, wie ſeinen noch geiſtreicheren Genoſſen Franz Bakon. Auch war es allerdings ſehr ſchwer unter einem Könige, welcher, wie Jakob, unbedingten Gehorſam, ja Schmeichelei verlangte, ohne falſche Nachgiebigkeit Einfluß zu behalten. Wenn deshalb Cecil den großartigen und heldenmüthigen Charakteren auch nicht beizuzählen iſt, dann doch jeden Falls den nützlichen und brauchbaren Staatsmännern. Gewiß wurden die öffentlichen Angelegenheiten nach ſeinem Tode (er ſtarb 1612) ſchlechter geleitet als vorher, und der unter Eliſabeths ernſter Regierung vorherrſchende Sinn für ſtrenge Pflichterfüllung und Unbeſtechlichkeit ſchwand unter den Staatsbeamten immer mehr.

Selbſt ein Mann von den größten Gaben des Geiſtes, Franz Bakon, ward überführt, er habe allen Geſetzen zuwider von den Parteien Geld genommen. Die, welche ihn entſchuldigen, ſprechen, daß ſchlechte Wirthſchaft und Nachgiebigkeit gegen ſeine Diener ihn ins Verderben gelockt, und er um Geldes willen wohl eigentlich keinen ganz ungerechten Ausſpruch gethan habe; indeß geſtand er ſelbſt, daß er ſich habe beſtechen laſſen und entſagte aller Vertheidigung. Deshalb verlor er ſeine Stelle, ward aller andern Aemter unfähig erklärt, in 40,000 Pfund Strafe genommen und zu Gefängniß auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Strafe und Gefängniß erließ ihm der König, aber Bakons Ehre war verloren, niedrige Schmeichelei verſchaffte ihm keinen Einfluß wieder, und das Mißverhältniß ſeines von der Natur ſo reich begabten Geiſtes und ſeines feigen, unwürdigen Charakters hätte ihm bei ernſter Selbſtprüfung noch größer und verdammlicher erſcheinen ſollen, als ſpätern Beurtheilern, die um ſonſtiger Verdienſte willen gern ſeine ſittliche Nichtigkeit überſehen oder entſchuldigen möchten.

Ohne ſolche Lichtſeiten erſcheinen die eigentlichen Lieblinge des Königs. So Robert Carr, welchen bloß körperliche Schönheit und oberflächliche geſellige Talente empfahlen, während alle ächte Einſicht ihm fehlte und ſein Charakter den härteſten Vorwürfen unterliegt. Deſſungeachtet erhob ihn Jakob zum Grafen von Somerſet, verſtattete ihm nach Salisbury's Tode den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und ſchenkte ihm, als er die liederliche, von ihrem Manne geſchiedene Gräfin Eſſex heirathete, einer Angabe zufolge, für eine Million Güter. Bei der Hochzeit trug die Gräfin eine Krone, welche man auf 400,000 Thaler ſchätzte, und auch des raſch bereicherten Grafen Kleider waren mit Edelſteinen überſät; ja Seidenzeug und Silberſtoff koſteten ihm für ſeine Vermählung 40,000 Thaler. Wie die meiſten Emporkömmlinge war Somerſet anmaßlich und grob, nicht bloß gegen Geringere und Gleichgeſtellte, ſondern ſelbſt gegen den König, welcher ſich aus ſo unwürdiger Sklaverei erſt freimachte, als der Graf und ſeine Gemahlin ihren ehemaligen Freund Overbury vergifteten, hauptſächlich weil er von dieſer der Wahrheit gemäß geſprochen hatte. Indeß büßten nur die niederen Theilnehmer den Frevel mit dem Tode, jene beiden Haupturheber hingegen wurden begnadigt, und lebten noch lange gehaßt und verachtet.

Ungewarnt durch dieſe und andere Erfahrungen erkor ſich Jakob einen neuen Liebling an Villiers, dem nachmaligen Herzog von Buckingham. Er war ſo ſchön als gewandt, tanzte am zierlichſten, lief am raſcheſten und ſprang am höchſten. Er hatte die reichſte Kleiderkammer und die meiſten Liebſchaften, ließ ſich zuerſt von Menſchen in einer Sänfte tragen, und fuhr zuerſt in einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen. Mit Geſang, Tanz, Feſten, Aufzügen und Schauſpielen wußte er dem Könige die Zeit zu vertreiben und bot, wenn ſtärkere Reizmittel nöthig ſchienen, die Hand zu Unanſtändigkeiten und Gemeinheiten aller Art. Obgleich einerſeits ſo ſich ſelbſt preisgebend, war andererſeits ſein Stolz unbegrenzt, ſein Eigennutz ungemäßigt, und ſelbſt der König ſeinen Launen und Grobheiten ausgeſetzt. Geheimniſſe ſchlau entdecken, mit loſer Rede Gegner abfertigen und Ränke gar fein durchführen, war anfangs ſeine Luſt; allen Schein von Beſcheidenheit und Mäßigung legte er indeß ab, ſobald er [illegible] Gunſt des Königs ganz gewiß zu ſein glaubte, oder vielmehr ſeine Herrſchaft über ihn feſt gegründet hatte. Aufrichtig war Buckingham mehr aus Heftigkeit als aus Wahrheitsliebe, freigebig mehr aus Hang zur Verſchwendung als aus Großmuth, Freund oder Feind ohne Wahl, Klugheit und Unterſcheidung. Daher gewann er keinen treuen Anhänger, ja er verſtand nicht einmal ſich tüchtige Gehülfen zu erziehen. Buckingham beſaß nur die geringen Anlagen eines bloßen Hofgünſtlings, keine eines ächten Staatsmannes, und leitete doch ſo lange die öffentlichen Angelegenheiten! Ueberall handelte er ohne Plan und

Zuſammenhang; ihn leitete kein großes Intereſſe für das Wohl ſeines Vaterlandes, er war kein Mann des Volks, kein großer Geiſt, kein edler Charakter.

Eitelkeit und Anmaßung entzweite ihn mit dem Spanien beherrſchenden Olivarez; die Art, wie er der Königin Anna in Paris den Hof machte, verdroß Ludwig XIII., und die geiſtige Ueberlegenheit Richelieu's glaubte er witzig zurückgewieſen zu haben, wenn er ihn den Admiral des ſüßen Waſſers nannte. Mit Recht ſchrieb deshalb Camerarius dem Kanzler Oxenſtierna: ſo lange Buckingham hier in England regiert, iſt nichts Gutes zu erwarten; und Andere ſprachen: die Günſtlinge ſind von Gott zur Züchtigung der Herrſcher und der Völker beſtimmt, und er bedient ſich ſtets der gottloſeſten zu dieſem ſchrecklichen Zwecke.

Daß ein König wie Jakob und Günſtlinge wie Somerſet und Buckingham nicht im Stande ſein würden, in Beziehung auf die fremden Mächte, Eliſabeths würdevolle und einflußreiche Stellung zu behaupten, ließ ſich vorausſehen. Doch ſchien im Allgemeinen Englands Aufgabe unverkennbar, nämlich die ſpaniſch-öſterreichiſche Uebermacht und die franzöſiſche Eroberungsluſt gleichmäßig in Schranken zu halten und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederländer zu ſichern. Jakobs Anſicht von dieſen ward aber ſchon dadurch ganz unpolitiſch, daß er ſie ſeinen theoretiſch abſtrakten Grundſätzen gemäß, ſchlechthin als Empörer betrachtete. Zum Theil in dieſer Beziehung ſchrieb Heinrich IV. ſeinem Botſchafter in London: „König Jakob zeigt ſich ſo leichtſinnig und gedankenlos in ſeinen Worten und Handlungen, daß man ſehr wenig darauf bauen kann. Er verhandelt in Rom, in Spanien und überall, gleichwie mit mir, ſchließt ſich aber in Wahrheit weder offen noch insgeheim Jemand an, ſetzt ſich wegen irgend einer Hoffnung, welche die Seinen ihm erregen, bald ſo bald anders in Bewegung, prüft aber weder den Grund noch Gehalt der Sache, ſo daß er ſich, wie ich vorausſehe, in allen Dingen wird täuſchen laſſen."

Jakobs Friedensliebe und die Beendigung des Kriegs wider Spanien mag man im Allgemeinen billigen, bald aber bemerkten alle Nachbarn, daß jene Friedensliebe nicht aus den rechten Gründen entſtand, weshalb der franzöſiſche Geſandte berichtet: „So lange Jakob lebt, wird er unter keiner Veranlaſſung jemals einen Krieg beginnen, ſondern den Frieden ſelbſt durch ſchlechte unverſtändige und beſchimpfende Mittel zu erhalten ſuchen. Er haßt den Krieg aus Gewohnheit, aus Grundſatz und von Natur, und will ihn (nach ſeinen Worten) meiden wie ſeine eigene Verdammniß. Denn er iſt geboren und erzogen mit einem niedrigen und ſchwachen Herzen, und bildet ſich ein (nach Weiſe der Fürſten, welche ſich der Religion, den Wiſſenſchaften und dem Müſſiggange ergeben), er könne nie gegen ſeinen Willen, durch Pflicht und Gewiſſen, und aus gewaltigen und geſetzlichen Gründen zum Kriege gezwungen werden. Hiezu kommt, daß er ſich wegen ſeiner Schwäche, Nachläſſigkeit und Unerfahrenheit den Geſchäften nicht gewachſen fühlt und fern davon hält. Und ſo glaubt er nun, er könne ſie während des Friedens mit weniger Schande Anderen aufladen, ſeine Fehler leichter verdecken, und ſeiner Natur gemäß in aller Freiheit, der Ruhe und den Vergnügungen leben."

Niemand benutzte dieſe Sinnesart geſchickter als der ſpaniſche Geſandte Gondomar. Er ſchrieb ſpäter an Lerma: „Ich habe den König Jakob ſo in den Schlaf gewiegt, daß weder das Geſchrei ſeiner Tochter und ihrer Kinder, noch die wiederholten Vorſtellungen und Bitten ſeiner Parlamente und Unterthanen ihn aufzuwecken vermögend ſind." Etwanigen Widerſpruch von Staatsbeamten beſeitigte Gondomar durch Geſchenke und Jahrgelder, welche anzunehmen damals faſt Niemand Bedenken trug. An den Frieden mit England, welcher die Holländer alles engliſchen Beiſtandes beraubte, hätte Spanien gern ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geknüpft, welches jedoch zum Theil deshalb nicht zu Stande kam, weil man fürchtete, jene würden ſich dann ganz den Franzoſen in die Arme werfen. Erſt nachdem Holland 1609 den zwölfjährigen Waffenſtillſtand mit Spanien abgeſchloſſen hatte, gewannen alle auswärtigen Verhältniſſe eine friedliche Geſtalt und Jakob ahnete nicht, daß die unter großer Pracht am 24. März 1613 vollzogene Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich ihm neue und größere Sorge bereiten werde. Zunächſt freute man ſich in England, daß der ſpaniſch-katholiſche Einfluß hierdurch gemindert, und der König ſtärker zu den Proteſtanten hingezogen ſei.

Als nun aber Friedrich im Jahre 1619 die böhmiſche Krone annahm, traten die Wünſche der kriegsluſtigen Engländer und die Furchtſamkeit des Königs in unlösbaren Widerſpruch. Auch konnte Jakob die Gewalt der Begebenheiten und Leidenſchaften nicht durch ſeine allgemeinen Grundſätze mäßigen oder beherrſchen. Daher ſein Schwanken und ein Benehmen, welches ihn den Vorwürfen aller Parteien ausſetzte. Einerſeits z. B. erklärte er ſich gegen jede Uebertragung von Kronen unter religiöſen Vorwänden und durch den Willen des Volks, und andererſeits erlaubte er doch Werbungen und Geldſammlungen zum Beſten ſeines Schwiegerſohns und im Widerſpruche mit ſeinem den Spaniern gegebenen Verſprechen. Jenen theoretiſchen Behauptungen trat unter Anderen der Erzbiſchof Abbot entgegen und ſagte: Friedrich muß die böhmiſche Krone annehmen und folgen, wohin ihn Gott Schritt vor Schritt führt. Die Könige der Erde, welche ihre Macht dem Thiere gaben, ſollen die Hure verlaſſen und ſie in Jammer ſtürzen. Verſtändlicher als dieſe apokalyptiſchen Deutungen waren Spottgedichte und Spottbilder. So führte man in Brüſſel eine Poſſe auf, wonach Friedrich unterſtützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pökelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchſen, und vom Könige Jakob mit 100,000 Abgeſandten. Man ſtellte dieſen dar mit heraushängenden leeren Taſchen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele troß aller Anſtrengung nicht herausziehen konnten.

Zugegeben, daß es bedenklich war, Unterthanen im Kriege wider ihren alten Herrſcher zu unterſtützen, ſchwierig in Deutſchland mit fremder Kriegsmacht aufzutreten, und wünſchenswerth durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, ſo hätte doch König Jakob nie ſeine Würde preisgeben und ſich in ein verächtliches Licht ſtellen ſollen. Dies geſchah (welch ein Abfall von der wahrhaft königlichen Eliſabeth), indem er laut eines Berichts des franzöſiſchen Geſandten, dem ſpaniſchen Botſchafter Gondomar ſagte: Sie haben Urſach Ihrem Herrn zu ſchreiben, ich ſei ein Verräther, ein gottloſer Mann ohne Treu und Glauben. Der Pfalzgraf iſt ein abſcheulicher Menſch, ein Uſurpator; ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort, daß ich den unirten Fürſten nicht beiſtehen werde." — Und dennoch verſprach König Jakob um dieſelbe Zeit dem pfälziſchen Geſandten das Gegentheil!!

Die Spanier bezahlten den König mit gleicher Münze, was ſich am deutlichſten in den langen und langweiligen Verhandlungen zeigt, welche über die Verheirathung des Prinzen Karl von Wales mit der Infantin Marie, der Schweſter Philipps IV., gepflogen wurden. Bei der damaligen Stellung der politiſchen und religiöſen Parteien war eine ſolche ungewöhnliche Verbindung eines proteſtantiſchen Thronerben mit einer Prinzeſſin aus dem erſten katholiſchen Königshauſe allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, und noch weit darüber hinaus erſtreckte ſich Hoffnung und Furcht in Hinſicht auf angekündigte, oder ſtillſchweigend vorausgeſetzte Zwecke. Jakob glaubte nach ſeiner eitlen Weiſe, daß, wenn er durch eine Tochter auf die Proteſtanten und durch eine Schwiegertochter auf die Katholiken wirke, ſo werde er überall als Schiedsrichter auftreten, die Stürme beſchwichtigen, den Frieden herbeiführen und ſeinem Schwiegerſohne mit ſpaniſcher Zuſtimmung die Pfalz wieder verſchaffen. Die Spanier ſtellten ſich hiezu bereitwillig, um den König von England und ſeine Unterthanen von kriegeriſchen Beſchlüſſen abzuhalten und Zeit zu gewinnen; wenn ſie aber auch (was gar nicht anzunehmen iſt) den ernſtlichen Willen gehabt hätten, jene politiſchen Plane zu unterſtützen, blieben ſie doch bei Oeſterreichs und Baierns beharrlichem Widerſpruch außer Stande ſie durchzuſetzen.

Mehr als die politiſche, trat die religiöſe Seite bei den Spaniern in den Vordergrund. Während nämlich eine Partei heftig tadelte, daß man eine rechtgläubige Prinzeſſin in die Sündenwelt der Ketzer hinausſtoßen wolle, betrachtete die andere den Heirathsplan wie eine göttliche Fügung, um dadurch den Katholicismus in England herzuſtellen und die Verbindung mit Rom wieder anzuknüpfen. Dieſe untereinander widerſprechenden Anſichten und Zwecke, der Wunſch zu täuſchen und die Furcht getäuſcht zu werden, zogen die Verhandlungen ſo ſehr in die Länge, daß Buckingham, Karls Ungeduld benutzend, den Plan entwarf: der Prinz ſolle ſelbſt nach Madrid eilen und ritterlich die Prinzeſſin gewinnen! Jakobs Bedenken wurden zurückgewieſen, ſeine Einwilligung faſt erzwungen und der ſpaniſche förmliche Hof durch des Prinzen Ankunft aufs Aeußerſte überraſcht. — Dieſer Beſchluß (ruft der venetianiſche Geſandte Valareſſo aus) iſt ein Abgrund unbegreiflicher Wunder, ein Labyrinth ohne Eingang und Ausgang, gebilligt von Niemand, ohne Vorbild in der alten und neuen Geſchichte. Er ſtreitet mit dem wahren Intereſſe des Königs, des Reichs, des Prinzen, Buckinghams. Wenn (wie Einige behaupten) Gondomar ſagte: die Heirath werde zu Stande kommen, wenn der Prinz nach Spanien gehe, ſo wollte er wohl nur die Unmöglichkeit jener Verbindung durch die Unmöglichkeit dieſer Reiſe ausdrücken.

Man behandelte den Prinzen in Madrid mit großer Auszeichnung, ſo lange man glaubte, er werde katholiſch werden und ſteigerte hier, wie in Rom, die religiöſen Forderungen und Bedingungen immer mehr, weil man glaubte, Karl habe durch ſeine Uebereilung jeden Rücktritt unmöglich gemacht. Ja Olivarez erklärte rund heraus: wir müſſen annehmen, daß ſeine Hoheit, als ſie die Reiſe antraten, beſchloſſen hatten, zu unſerer Kirche überzugehen. Karl gab in der That ſehr Vieles nach, und am 20. November 1623 kam endlich die päpſtliche Dispenſation in London, jedoch mit dem Zuſatze an:

ſie ſei nichtig, ſobald nicht alle Punkte erfüllt würden. Allein ſchon die erſte Bedingung: den Katholiken in England Duldung und freie Religionsübung zuzugeſtehen, war bei der damaligen leidenſchaftlichen Sinnesart ganz unausführbar. Obgleich alſo König Jakob die Heirathspunkte beſchwor und ein großes Feſt gab, wobei (laut Herkommens) der Nachtiſch preisgegeben und Teller und Schüſſeln zum Beweiſe großer Freude zerſchlagen wurden, waren doch weſentliche Hinderniſſe noch unbeſeitigt und neue entſtanden in Madrid.

Der ſpaniſchen Hofordnung gemäß ſah Karl die Infantin nur ſelten und verſtohlen, weshalb er (den Liebhaber dem Prinzen voranſtellend) einſt mit Buckingham über eine Mauer ſprang, um ſie in ihrem Garten zu ſprechen. Dies ward indeſſen ſehr übel vermerkt und Buckinghams vorlautes, ſelbſt den Prinzen nicht ſchonendes Benehmen, von den ernſteren Spaniern als unanſtändig bezeichnet. Noch übler, daß Buckingham ſich mit dem in Spanien ſo mächtigen Olivarez ganz überwarf und ihm in Gegenwart des Prinzen und König Philipps ſagte: des letzteren Gnade erkenne er auf jede Weiſe an, dem Miniſter ſei er dagegen weder Dank noch Freundſchaft ſchuldig. Olivarez antwortete: dies gelte ihm gleich, beharrte aber mit den befragten Theologen dabei: die kirchlichen Punkte müßten vor der Heirath vollzogen und den Katholiken in England ſo viel Rechte eingeräumt ſein, als anderwärts den Proteſtanten durch Rudolf, Matthias und Heinrich IV. bewilligt worden.

Mit derſelben Leidenſchaftlichkeit, mit welcher Buckingham früher die Heirath durchſetzen wollte, ſuchte er dieſelbe jetzt zu hintertreiben, kehrte mit Karl nach England zurück, klagte (die dem Prinzen und ihm günſtige Stimmung des Volks und Parlaments benutzend) den Grafen Briſtol mit Unrecht an, daß er früher die Sache in Madrid ſchlecht geleitet habe, maß alle Schuld dem ſpaniſchen Hofe bei, und ſetzte durch, daß jede Verbindung mit demſelben abgebrochen, ja ihm zuletzt der Krieg erklärt wurde. — Die Spanier (ſagt Valareſſo) verachten aber dieß Reich als ſchwach, arm, uneinig, gelenkt von einem furchtſamen Könige und einem unerfahrenen Prinzen; ſie ſpotten ihres Zornes und reden von einem Aufſtande der Mäuſe gegen die Katzen. So weit war England ſeit Eliſabeths Regierung und dem glorreichen Jahre 1588 geſunken!

Betrachten wir jetzt die inneren Angelegenheiten, ſo erſcheinen die Mißverhältniſſe nicht geringer. Zuvörderſt traten die Grundſätze des Königs über ſeine unbeſchränkte Gewalt und die Anſprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in ſolchen Gegenſatz, daß eine Verſtändigung kaum möglich blieb. Nun iſt zwar bemerkt worden: des Königs Despotie ſei bloß ſpeculativer, alſo ſehr unſchuldiger Art geweſen, allein der Kampf wider dieſelbe war ſchon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die ſtillſchweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß jener Grundſätze die Tyrannei legaliſirt und alle ſtaatsrechtlichen Freiheiten ſo preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König ſich darauf würde berufen haben. Ferner blieben Jakobs Anſichten keineswegs bloß ſpeculativ, ſondern wurden ſehr praktiſch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, Stimmrechte verlieh, auf die Wahlen den beſtimmteſten Einfluß übte, alle Berathungen über Staatsangelegenheiten unterſagte, oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und ſtrafen ließ, welche keineswegs über den Kreis heilſamer Befugniſſe hinausgingen.

Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch ſeinerſeits in Uebertreibungen und Leidenſchaften, und von den Bemühungen ſeine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um ſo eher auf den Gedanken, dieſelben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, ſie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben ſeiner Gnade zu bezeichnen. Auch kann ja zuletzt in keinem lebendigen Staate die Unbeweglichkeit der Rechte und Verhältniſſe als höchſtes Ziel der Weisheit und Glückſeligkeit aufgeſtellt werden. Gerade daraus, daß Jakob vom Jahre 1609 bis 1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung im Jahre 1614) kein Parlament berief, und in den dreizehn letzten Jahren ſeiner Regierung faſt gar keine förderlichen Geſetze gegeben wurden, aus dieſem thörichten Stillſtande erwuchſen großentheils die ſpäteren, deſto heftigeren Bewegungen.

Schon mit ſeinem erſten, am 31. December 1609 aufgelöſten Parlamente gerieth Jakob in Streit über Geldbewilligungen, Rechtskraft ſeiner Proclamationen und Begrenzung ſeiner geiſtlichen Gewalt. Bei der Eröffnung des zweiten Parlaments (den 7. April 1614) verſprach Jakob (unter tadelnden Hinweiſungen auf das Verfahren des erſten Parlaments), er werde ſeinerſeits alles Mögliche thun, und wünſche, daß ſie einträchtig wirken und ſingen möchten ecce quam bonum. — Bald aber wandten ſich die Dinge wie das erſte Mal, weshalb der König, als er ſah, daß das Parlament eigene Wünſche und Beſchwerden voranſtellte, und keineswegs das von ihm Geforderte raſch bewilligte, daſſelbe Anfangs Junius übereilt auflöſte, obgleich dadurch an ſechzig bereits eingeleitete Bills unerledigt blieben. Seitdem ſuchte er mit den gewöhnlichen Einnahmen aufzukommen, oder auf Nebenwegen Geld herbeizuſchaffen, was große Unzufriedenheit erregte und endlich 1620 zu einer Berufung des dritten Parlaments zwang. In ſeiner Eröffnungsrede ſagte Jakob: er habe ihnen oft gepfiffen, aber ſie hätten nicht getanzt, oft getrauert, aber ſie hätten nicht mitgeklagt. Jetzt hege er jedoch die beſten Hoffnungen für die Zukunft. Hierauf ſetzte er auseinander, was nach ſeiner Anſicht das Parlament und deſſen Zweck ſei und verſprach die proteſtantiſche Lehre, ungeachtet des ſpaniſchen Heirathsplanes, zu ſchützen. Er habe die mangelhafte Verwaltung überall gebeſſert und nur wenig Gelder verlangt und bekommen, obgleich ihm die pfälziſchen und böhmiſchen Angelegenheiten manche Ausgabe verurſacht hätten.

Das Parlament bewilligte hierauf eine namhafte Summe, und erhob gemäßigte Beſchwerden über einige Monopole, Entbindung von peinlichen Geſetzen und dergl. Dieſe Einigkeit mit dem Könige dauerte indeſſen auch diesmal nicht lange, vielmehr trieb die Verhaftung eines Parlamentsgliedes und das, wie man glaubte, unzeitige und feindliche Unterbrechen der Sitzung zu härteren Aeußerungen über die Führung der auswärtigen Angelegenheiten und die Behandlung der Katholiken in England. Ein ſich hieran reihender Schriftwechſel endigte damit, daß das Parlament dem Könige zwar für alle Güte und alle Bewilligungen dankte, jedoch folgende Erklärung in die Bücher des Unterhauſes eintragen ließ: die Freiheiten und Rechte des Parlaments ſind ein altes, nicht zu bezweifelndes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, ſowie die Entwerfung von Geſetzen und die Abſtellung von Mißbräuchen ſind die ganz eigenen Gegenſtände der Berathungen und Beſchlüſſe des Parlaments. Hierüber können die Mitglieder in der ihnen beliebigen Ordnung frei ſprechen, und dürfen deshalb nicht zur Unterſuchung gezogen werden.

Wegen dieſer Erklärung zürnte König Jakob ſo ſehr, daß er dieſelbe eigenhändig durchſtrich und aus den Büchern des Unterhauſes in Gegenwart des ganzen Geheimenraths und aller Richter am 30. December 1621 hinwegnehmen ließ. Denn

Erſtens ſei er nicht geſonnen Herkommen und Rechte zu verkürzen, werde aber eben ſo wenig eine zweideutige, für die königliche Rechte bedenkliche Faſſung dulden.

Zweitens ſei der zu jener Erklärung gewählte Zeitpunkt ganz unpaſſend, da er eben die Forderungen des Parlaments bewilligt und daſſelbe ihm dafür gedankt habe.

Drittens ſei dieſelbe an einem Nachmittage übereilt durchgetrieben worden, wo kaum ein Drittel der Mitglieder gegenwärtig geweſen wäre.

Acht Tage ſpäter, den 6. Januar 1622, löſte der König mit Beiſtimmung ſeines ganzen Rathes das Parlament auf und machte die Gründe ſeines Verfahrens bekannt. Sie hätten (hieß es z. B.) ungebührlich von fremden Herrſchern geſprochen und Zeit verdorben mit unnützen Unterſuchungen über ihre Privilegien und die Rechte des Königs. Obgleich dieſer das Parlament aufgelöſt habe, gedenke er doch gut zu regieren und bei einer günſtigen Gelegenheit ein neues zu berufen. — Manche der kühnſten Sprecher im Ober- und Unterhauſe wurden bald darauf unter allerhand Vorwänden aus England hinweggeſchickt, Andere (wie Oxford, Southampton, Coke, Philips, Selden und Pym) auf kürzere oder längere Zeit verhaftet.

Dieſe Maßregeln hatten aber nur zur Folge, daß der Umfang der königlichen Rechte immer ſchärfer unterſucht und jeder Verhaftete für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde.

Zum Theil deshalb eröffnete Jakob ſein letztes Parlament am 19. Februar 1623 mit einer zutraulichen Rede, in welcher er die ſpaniſchen und pfälziſchen Angelegenheiten berührte und vor übertriebenen Unterſuchungen und Zweifeln warnte. Er wolle ihnen nicht zu nahe treten, ſie möchten aber auch ein Gleiches thun und ihm als einem milden König vertrauen. Das Unterhaus erklärte ſich lebhaft gegen die Katholiken, rieth die Verhandlungen über die Heirath einer Infantin abzubrechen und bewilligte endlich Geld zu einem Kriege wider Spanien. Katholiſche Lords, welche ſich weigerten die vorgeſchriebenen Eide zu leiſten, wurden vom Oberhauſe ausgeſchloſſen, wogegen ſich die Zahl der Glieder des Unterhauſes dadurch erhöhte, daß allmälig 14 Ortſchaften durch den König das Recht erhielten, Abgeordnete in das Unterhaus zu ſenden.

Dieſes letzte Parlament Jakobs vernichtete mit königlicher Bewilligung alle Monopole und ſtellte dabei einen Grundſatz auf, aus welchem großentheils alle britiſche Freiheit erwachſen iſt, nämlich: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, ſobald er dadurch den Rechten ſeiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König, noch ein öffentlicher Beamter, ſondern allein das Geſetz dieſe Freiheit beſchränken könne.

Ein allgemeiner Satz dieſer Art erlaubte jedoch im Einzelnen verſchiedenartige Deutung und Anwendung; wenigſtens löſte er nicht alle damals hervorkeimenden Zweifel. So glaubte z. B. der König, er dürfe Handelsſteuern auflegen, weil er Handelsverträge ſchließe, und klagte in dem Maße über den Geiz des Parlaments, als dies ſeine ſchlechte Wirthſchaft und Verſchwendung rügte. Jener bemerkte ferner: die Maſſe der Domainen ſei verringert, der Silberwerth ſinke und man könne die ſteigenden Ausgaben nicht mit den alten Einnahmen beſtreiten; dieſes erwiederte: zu wahrhaft nützlichen Ausgaben werde man das Geld nicht verweigern und die Abgeneigtheit des Bewilligens entſtehe gutentheils daher, daß der König Beſſerungen anderer Art zurückweiſe, und, um ſeine Verlegenheit zu beſeitigen, Domainen verkaufe, neue Monopole verleihe, minderjährige Lehnsleute durch ſeine Vormundſchaft bedrücke, übertriebene Geldſtrafen auflege oder zahlreiche Standeserhöhungen vornehme, welches Alles mit dem Buchſtaben oder dem Sinne der Geſetze ſtreite.

Nicht beruhigender als die bürgerlichen, erſchienen die kirchlichen Verhältniſſe. Einerſeits nämlich klagten die Katholiken, daß Jakob ihre Hoffnungen getäuſcht habe, ihnen nirgends Duldung verſtatte und in einem zu London erſchienenen Glaubensbekenntniſſe den Papſt als Antichriſt, ſowie die tridentiner Kirchenverſammlung als thöricht und blutgierig bezeichnet werde; andererſeits beſchwerten ſich die Proteſtanten, daß er ihren Gegnern viel zu viel bewillige, und ihre Glaubensgenoſſen in Böhmen und Deutſchland feige preisgebe. Beide Theile hatten in ſo fern Recht, als es dem Könige an Einſicht und Charakterkraft mangelte, den richtigen mittleren Weg auffinden und mit Ueberlegenheit darauf zu beharren. Es entſtand ſeine Nachgiebigkeit gegen Rom weit mehr aus Furcht vor jeſuitiſchen Ränken und Mördern, als aus innerer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilſamkeit einer größeren und allgemeineren Duldung. Verfolgte er doch die unglücklichen Arminianer ſelbſt in den Niederlanden, weil ihr Syſtem hinſichtlich einiger Lehrſätze von dem ſeinigen abwich.

Die Jeſuiten, welche laut ihres eigenen Eingeſtändniſſes ſelbſt während der Regierung Eliſabeths wirkſam waren, erhöhten jetzt ihre Thätigkeit in England, Schottland und Irland, und ſandten aus ihren Erziehungsanſtalten in Spanien, Italien und den Niederlanden gar manchen Zögling übers Meer. Ihre Hoffnungen wurden aber zu Schanden, als Catesby, Piercy und mehrere fanatiſche Katholiken ſich verſchworen, den König nebſt dem ganzen Parlamente in die Luft zu ſprengen. Alles war hierzu gar vorſichtig angeordnet, und es fehlten nur noch zwölf Stunden bis zur Vollziehung der That, als der katholiſche Lord Monteagle einen Warnungsbrief erhielt: er möge nicht im Parlament erſcheinen, weil ein plötzlicher, ungeheurer Schlag von unſichtbarer Hand bevorſtehe. Graf Salisbury, welchem Lord Monteagle jenen Brief mittheilte, überließ dem Könige das Verdienſt zuerſt an Pulver gedacht zu haben. Die angeſtellte Unterſuchung erwies den ruchloſen Plan nur zu vollſtändig. Einige Theilnehmer entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, keiner aber zeigte Reue; ſo groß war der Aberglaube über die Verdienſtlichkeit des ungeheuern Frevels. Jeſuiten ſollen jeden darüber noch etwa vorhandenen Zweifel zu heben geſucht und den Verſchwornen Abendmahl und Losſprechung ertheilt haben. Garnet, ihr Provinzial, ward hingerichtet, weil er von der Verſchwörung Kenntniß beſaß, ſie aber nicht anzeigte.

Obgleich jeder rechtſchaffene Katholik den heilloſen Plan verdammte, waren alle Leidenſchaften ſo ſehr aufgeregt, daß nicht bloß Jeſuiten und katholiſche Geiſtliche nochmals bei Lebensſtrafe verwieſen, ſondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn ſchwören zu können, da er nur bürgerliche Ordnung und Gehorſam bezwecke, andere verweigerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papſt Pauls V. Dieſe Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeſchloſſen, Beſuch des proteſtantiſchen Gottesdienſtes und Genuß des Abendmahls bei Strafe anbefohlen und eine Hausſuchung nach katholiſchen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakobs löbliche Behauptung: man dürfe die Strafen der Verſchwörung nicht mittelbar auf unſchuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt Vielen für Aberglauben und Götzendienſt.

Die hohe, dem Namen nach herrſchende Kirche ſtrebte auf alle Weiſe danach, Uebereinſtimmung der Lehre und der kirchlichen Verfaſſung aufrecht zu erhalten, und unterſtützte überall die unbedingten Anſprüche des Königs, theils aus innerer Ueberzeugung, theils um bei ähnlichem Bemühen ſeines Beiſtandes gewiß zu ſein. Faſt alle engliſche Biſchöfe ſprachen von ihm in Ausdrücken unbegrenzter Verehrung und leiteten ſein Recht und ſein Thun unmittelbar von Gott ab, während ſie vom Parlament mit wenig Achtung redeten, oder gar des Königs Unbeſchränktheit auch auf willkürliche Beſteuerung ausdehnten.

Dieſe Anſichten, die ſteigende Gewalt der geiſtlichen Commiſſion, ſo wie der weltliche Sinn und die Genußliebe mancher höheren Geiſtlichen vermehrte die Heftigkeit und die Macht der Puritaner. Man nannte ſie Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, Bekenner der reinen vom

Arminianismus unverfälſchten Lehre Calvins und lebte die regelmäßige Sittlichkeit ihres Lebens. Eifrige Anhänger der hohen Kirche hingegen äußerten: der Puritanismus iſt ein Deckmantel für die Nichtsnutzigen und für gewiſſenhafte Männer kaum mehr als eine Narrenkappe. So ſteht die hohe Kirche in der rechten Mitte zwiſchen zwei apokalyptiſchen Thieren, dem Puritanismus und Papismus.

Allerdings legten die Puritaner übertriebenes Gewicht auf gewiſſe von ihnen gemißbilligte Aeußerlichkeiten (z. B. das Kreuz bei der Taufe, den Ring bei der Trauung, das Kniebeugen beim Namen Jeſus und den Gebrauch des Chorhemdes), allein ihre Gegner waren in dieſen Beziehungen eben nicht duldſamer, und für ſchärfer Sehende offenbarte ſich allerdings ein tieferer und allgemeinerer Gegenſatz zwiſchen ihnen und der hohen Kirche. Ueberzeugt, daß Religionsgeſpräche weit öfter die Spaltungen erweiterten, als Frieden erzeugten, hatte ſie Eliſabeth immer verhindert; Jakob hingegen bot auf den Grund umſtändlicher Klagen der Puritaner hierzu die Hand, theils weil er die Wahrheit zu fördern hoffte, theils weil er ſich ſelbſt als Theologen und Redner zeigen wollte. Bei der Eröffnung dieſes Religionsgeſpräches zwiſchen Epiſkopalen und Puritanern zu Hamptoncourt (Januar 1603) erklärte der König ſeine Achtung vor der beſtehenden Kirchenverfaſſung und ſeine Abneigung dieſelbe zu ändern; doch könnten Mißbräuche eingeſchlichen ſein, welche Beſſerungen nöthig machten, auch ſei die Verhandlung jedenfalls nützlich, um das Geſchrei der Unruhigen zu beſeitigen. Als nun aber die Puritaner auf ihren Meinungen beharrten, obgleich ſich der König oft ſelbſt in das Geſpräch miſchte, kamen ſeine Anſichten ſchärfer an das Tageslicht: er wolle die Zahl der Geſetze und kirchlichen Vorſchriften nicht vermehren, oder die Glaubensbücher mit theologiſchen Spitzfindigkeiten anfüllen. Königthum und Presbyterianismus vertrügen ſich ſo wenig wie Gott und Teufel, denn Hans und Kunz kämen nach dieſer Lehre zuſammen und kritiſirten unverſtändig jeden König und jede Regierung. Er wiſſe wie die Presbyterianer ihn und ſeine Mutter behandelt hätten, und wie wahr der Satz ſei: kein Biſchof, kein König. — In Bezug auf dieſe Aeußerungen ſagte Erzbiſchof Whitgift: er ſei überzeugt, durch den König ſpreche der Geiſt Gottes; und der Biſchof Bancroft fügte hinzu: ich kann bezeugen, daß mein Herz von Freude überfloß, weil der allmächtige Gott uns aus beſonderer Gnade einen König geſchenkt hat, wie es ſeit Chriſti Zeit keinen gab. In einer amtlichen Darſtellung ward endlich erklärt: die hohe Kirche ſei in allem Weſentlichen rein und tadellos befunden worden, und (mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen am Gebetbuche) müſſe Alles beim Alten bleiben. Später ward befohlen: Niemand ſolle über Dinge predigen, welche in den 39 Artikeln nicht erwähnt wären, und eben ſo wenig über Vorherbeſtimmung, Gnadenwahl, geiſtliche Rechte des Königs u. ſ. w.

Die Puritaner klagten allgemein, daß einſeitig und ohne Zuziehung des Parlaments, bloß durch königliche Proclamationen, wider ſie entſchieden ſei: uneinig aber waren ſie: ob man ſich den Beſtimmungen unterwerfen und die engliſche Kirche für eine ſolche halten könne, oder ob man ſie als ein Glied des Antichriſts betrachten müſſe? Viele der ſtrenger Geſinnten wanderten nach den Niederlanden und nach Amerika aus, und zurückbleibende Widerſpenſtige wurden beſtraft oder entſetzt; doch gewann im Ganzen die hohe Kirche nur ſehr wenig durch dieſes ſtrenge Abſchließen und Ausſchließen, und noch ſchroffer ſtellten ſich ihr die Puritaner in Schottland entgegen.

Dieſe trachteten nach einer von jeder weltlichen Oberleitung durchaus unabhängigen Kirche, ohne alle Abſtufung der Würden und mit einem von Kunſt und Ceremonien ganz entfernten Gottesdienſte. Der daran ſich knüpfende Ernſt des Lebens und der Lebensanſichten ging bei Einigen in wilde Schwärmerei, bei Anderen in finſtere Melancholie über. Und ſelbſt die gemäßigteren Geiſtlichen hielten es für ihre Pflicht: den Wandel des Königs, der Königin und ihrer Günſtlinge, die Verwaltung der Miniſter, ſowie alle öffentlichen Angelegenheiten ſchonungslos zu beurtheilen und darüber von der Kanzel herab zum Volke zu ſprechen. Sie erweiterten ihre Gerichtsbarkeit, mehrten und ſchärften ihren Bann, den die weltliche Macht anerkennen müſſe und ſelbſt dann nicht aufheben dürfe, wenn er ungerechter Art ſei. So bannte eine Synode im Jahre 1593 alle katholiſchen Lords ohne Rückſicht auf des Königs Einrede, und ſtellte ihnen nur die Wahl ſich zu bekehren oder das Land zu verlaſſen.

Dies Alles ſtand mit den Grundſätzen Jakobs in dem grellſten Widerſpruche; er ſuchte deshalb die niedere Geiſtlichkeit theils durch Bewilligungen, theils durch Drohungen auf ſeine Seite zu bringen, gewann manche niedere Barone, die ſeit dem Jahre 1587 für die Grafſchaften im Parlamente erſchienen, ſowie diejenigen unter den Lords, welche Kirchengüter zu erwerben wünſchten oder deren Herausgabe befürchteten.

Zu dieſer Zeit erhielt die Geiſtlichkeit gewiſſermaßen eigene Vertreter im Parlamente. Die allgemeine Verſammlung ſchlug nämlich zu jeder

Stelle ſechs Perſonen vor, aus welchen der König eine erwählte. Doch durften dieſe Stellvertreter ohne beſonderen Auftrag Nichts in Anregung bringen oder genehmigen, was der Kirche nachtheilig werden könnte; ſie blieben nur ein Jahr in ihrem Amte und waren der allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichen verantwortlich. Während Manche derſelben in dieſer parlamentariſchen Wirkſamkeit einen Gewinn für die Kirche ſahen, verwarfen Andere mit Heftigkeit jede Theilnahme an weltlichen Reichsverſammlungen; denn ſie führe, wo nicht zu einer Unterwerfung der Kirche unter den Staat, doch über kurz oder lang zu einer Herſtellung der Biſchöfe. Faſt Alle traten Buchanan's Grundſatz bei: daß Fürſten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringſte Unterthan den Gerichten verantwortlich ſind, und im Fall des Widerſtandes mit den Waffen dürfen gezwungen und abgeſetzt werden.

Bis zu ſeiner Thronbeſteigung in England ſah ſich Jakob gezwungen, ungemein vorſichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; während der folgenden Jahre traten aber ſeine kirchlichen Plane immer beſtimmter hervor und wurden durch Mittel jeder Art (Lob, Belohnungen, Beſtechungen, Drohen, Abſetzen und Verbannen), oft mit Verletzung vieler Formen befördert. Die Kirche ſollte ſich dem Staate unterordnen und keine geiſtliche Verſammlung ohne königliche Genehmigung berufen werden. Die Biſchöfe erhielten (1606—1610) meiſt ihre Güter und ihre Sitze im Parlamente zurück und wurden Häupter der Verſammlungen: jeder Prieſter ſollte ihnen Gehorſam ſchwören, Niemand aber über die Kirchenverfaſſung und dieſe neue Anordnungen predigen.

Im Jahre 1617 ſetzte der König ferner manche Aenderung ſowie Beſchluß durch: was er mit Rath der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und einer hinreichenden Zahl von Geiſtlichen anordne, ſolle Geſetz ſein. Gleichzeitig führte er in ſeiner Kapelle den Chor, die Orgel und manches andere früher Abgeſchaffte wieder ein, und brachte am 25. Auguſt 1618 die Kirchenverſammlung zur Annahme der ſogenannten fünf Artikel von Perth. Sie ſetzen feſt: 1) das Abendmahl wird knieend empfangen; 2) es darf an Kranke in ihren Wohnungen vertheilt werden; 3) Privattaufen ſind erlaubt; 4) achtjährige Kinder dürfen confirmirt und 5) gewiſſe Feſttage ſollen gehalten werden.

Dieſe Punkte erſchienen Vielen um ſo bedenklicher, da in ihnen manche ſchwierige und ſtreitige Lehre nur angedeutet war oder verborgen lag: ſo z. B. über die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl, über die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit, über die Gewalt der Biſchöfe u. ſ. w. Dennoch wurden dieſe Artikel vom Parlamente im Jahre 1621 mit einer Mehrheit von 27 Stimmen beſtätigt, nachdem der königliche Beauftragte erklärt hatte, es ſollten keine weiteren Neuerungen eintreten. Seitdem wuchs überall die königliche und die biſchöfliche Macht; ja bloße Eingaben und Vorſtellungen an das Parlament galten ſchon für aufrühreriſch. Wenn die frühere prieſterliche Demokratie oft finſtere Strenge, Anmaßung und Unruhe zeigte, ſo die neue biſchöfliche Ariſtokratie oft ſittliche Ausartung und neben Knechtſinn eine Herrſchſucht anderer Art. Daher ſchrieb Jakob den Biſchöfen: der ungehorſame, aufrühreriſche, rebelliſche Haufe muß gehorchen, ſonſt widerſteht er Gott, ſeinem natürlichen Könige und den Geſetzen des Landes. Das Schwert iſt in Eure Hand gegeben, geht deshalb darauf los, gebraucht es und laßt es nicht länger ruhen.

Weder Jakob noch ſeine Gegner hatten einen Begriff von dem Weſentlichen des allen Bekenntniſſen zu Grunde liegenden Chriſtenthums und von einer ächten Duldung; ja Alle hielten das Daſein zweier abweichenden Anſichten in einem Staate für verderblich und verdammlich, und jeder verlangte die ganz ausſchließende Herrſchaft ſeiner Meinung. In Streit- und Spottſchriften vertheidigte man dieſelbe mit ſolcher Heftigkeit, daß die Regierung mehrere Male ernſte Maßregeln dawider ergriff. Sie blieben aber meiſt erfolglos, und Staat und Kirche wurden der Gegenſtand immer ſchärferen Tadels. Von puritaniſcher Seite traf derſelbe unter Anderem eine königliche Verfügung von 1618 über die Feier des Sonntags. Laut der Schrift ein Doktors Bound ſollte an demſelben keine Hochzeit oder anderes Feſt ſtattfinden, keine andere als geiſtliche Beſchäftigung eintreten, höchſtens mit einer Glocke geläutet und Scherz und heitere Reden wie Sünde betrachtet werden. Ob nun gleich jene Verfügung Jakobs, die Geſellſchaften, Spiele und Erholungen nur in den Stunden erlaubte, wo Sonntags kein Gottesdienſt gehalten wurde, und nur diejenigen Perſonen zuließ, welche bereits die Kirchen beſucht hatten, nahmen Sabbatarier und Puritaner dennoch hieran den größten Anſtoß. Umgekehrt heißt es in einer Spottſchrift wider die letzten: im Fall Gott und ſeine Engel am jüngſten Tage in ihren ſchönſten weißen Kleidern herabkämen; würden die Puritaner dennoch davonlaufen und ſchreien, daß die Gräuel der Kapellkinder auf ſie eindrängen.

In ſo vielen allgemeinen Gründen der Unzufriedenheit und Auflöſung traten damals noch manche einzelne Beſchwerden und Ungerechtigkeiten. So z. B. die Behandlung des ſtolzen und heftigen, aber ungemein geiſtreichen Walter Raleigh. Seine Feindſchaft gegen Eſſex hatte ihn bei dem Volke, ſein Haß gegen die Schotten bei dem Könige Schaden gethan. Obgleich er, ungeachtet mancher Uebertretung vorgeſchriebener Formen, der eigentlichen Theilnahme an Cobham's Verſchwörung nicht überführt wurde, blieb er zehn Jahre in der Haft, bis er durch Lady Villiers dem neuen Günſtling Buckingham 1500 Pfund zahlte. Eine von ihm hierauf geleitete, allerdings widerrechtliche Unternehmung gegen ſpaniſche Beſitzungen mißglückte und ward (als der Einfluß Gondomars in London wieder wuchs) als Verrath betrachtet, obgleich Etliche behaupten, daß der König Jakob der Sache keineswegs ganz fremd geweſen ſei. Weil indeß die neue Anklage keine ſchwere Strafe herbeiführte und die Spanier in ihrer Verfolgung nicht nachſchließen, ward der alte erloſchene Prozeß nochmals aufgenommen und unter Bacons feiger Beiſtimmung beſchloſſen, das frühere Todesurtheil (ohne Rückſicht auf die zwar nicht ausdrückliche, aber doch ſtillſchweigend eingetretene Begnadigung) zu vollziehen. Das Volk, obgleich früher dem Raleigh abgeneigt, zeigte löbliches Mitleiden und zürnte den Richtern, wie dem von den Spaniern beherrſchten Könige. Doch hatten dieſe, abgeſehen von dem Erzählten, noch einen beſonderen Grund des Haſſes wider den Verurtheilten. Er fü[illegible] nämlich in Irland den Oberbefehl, als gefangene Spanier mit kaltem Blute niedergehauen wurden, weil ſie keinen Auftrag von Philipp II. vorzeigen konnten und deshalb alſo wie Räuber zu betrachten wären.

Wie alles Größere verſchwand auch der Glanz und der Anſtand, welcher am Hofe Eliſabeths herrſchte, nur zu ſchnell, ohne daß Jakob es irgend verſtand ſich in anderer Weiſe beliebt zu machen.

Anſtatt, wie Eliſabeth, allen Unterthanen zugänglich zu ſein, zürnte der König jedem, welcher ſich ihm nahte, weshalb jemand ſeinem Jagdhunde eine Vorſtellung um den Hals hing, mit der Bittſchrift: Liebſter Köter, wir bitten Sie mit dem Könige über unſere Angelegenheit zu ſprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals!

Der franzöſiſche Geſandte Beaumont ſchrieb über die damaligen Verhältniſſe ſeinem Hofe: Ich erkenne ſo verſchiedenen Samen von Krankheiten in England, es krankt ſo viel in der Stille und ſo viele Ereigniſſe erſcheinen unausbleiblich, daß ich behaupten möchte: von jetzt auf ein Jahrhundert werde dieß Reich von ſeinem Glücke ſchwerlich einen andern Mißbrauch machen, als zu ſeinem eigenen Schaden. — Ich kann Euer Majeſtät verſichern, daß Sie eher Grund haben, König Jakobs verkehrtes Benehmen und ſeinen Untergang zu ahnen und zu bemitleiden, als ſeine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer iſt in der Gruft der Eliſabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürſten beſchaffen ſein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darſtellen, deſſen Frau dieſen Schauſpielen beiwohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament trotzt und ihn verachtet, und der allgemein von ſeinem ganzen Volke gehaßt wird. Seine Laſter ſchwächen ſeinen Geiſt; wo er als König ſprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er ſich herabläßt, wird er gemein. Unter ſcheinbaren Titeln ſucht er ehrloſe Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu dieſen verläßt, weidet er ſeine Augen da, wo er ſeine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Gute von Allem iſt endlich jedesmal der Becher. — Nichts geſchieht hier nach der Regel und Vernunft, ſondern nach dem Belieben Buckinghams, dieſes jungen, unwiſſenden, durch Gunſt verblendeten, durch Leidenſchaft fortgeriſſenen Menſchen. Die allerwichtigſten und dringendſten Angelegenheiten können dieſen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja auch nur eine Stunde zu weihen oder ſeinen Vergnügungen abzubrechen. Er bekümmert ſich nicht darum, was man von ihm urtheilt, oder was nach ſeinem Tode aus dem Reiche werden ſoll. Ich glaube eine zerbrochene Flaſche Wein oder ein ähnliches Nichts liegt ihm mehr am Herzen, als der Untergang ſeines Schwiegerſohns und das Elend ſeiner Enkel!

Einige dieſer Aeußerungen möchte man gern der Abneigung eines Fremden oder der übertriebenen Strenge eines trübſchauenden Beobachters zuſchreiben — doch ſagt ſelbſt der Engländer Burnet: kein König konnte weniger geachtet und bei ſeinem Tode weniger beklagt werden. England (welches eine ſo große Rolle ſpielte, und deſſen Königin Eliſabeth Schiedsrichterin innerhalb der Chriſtenheit, ja das Wunder ihrer Zeit war, ſank unter dieſer Regierung in dunkle Nacht und König Jakob ward der Spott ſeiner Zeit. Während hungrige Schriftſteller ihn daheim über alle Maßen prieſen, betrachtete ihn das ganze Ausland als einen Pedanten ohne Urtheil, Muth und Feſtigkeit und als einen Knecht ſeiner Günſtlinge. — Hiemit übereinſtimmend äußert Lord Littleton: König Jakob beſaß weder Muth noch Geſchicklichkeit, noch Gewandtheit, und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erſchien ſein Tod (er ſtarb den 6. April 1625 im neunundfunfzigſten Jahre ſeines Alters) den Meiſten als ein Glück, und Wenige ahneten, daß die unvertilgbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervorbringen würden.

Lübecks Selbſtbefreiung.

Von F. Ch. Dahlmann.

Als im Jahre 1201 König Waldemars des Großen Söhne Holſtein eroberten, fielen auch Lübeck und Hamburg in ihre Hände, zwei mächtige, mit gräflichen, herzoglichen und kaiſerlichen Freiheiten ausgeſtattete Städte, und die am liebſten Niemandem gehorcht hätten. In Lübeck nahm König Knud die Huldigung der neu unterworfenen deutſchen und wendiſchen Gebiete an, und Waldemar II. folgte bald ſeinem Beiſpiele. Er beſtätigte der Stadt den Freiheitsbrief Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's, aber er riß ſie zugleich gänzlich los von aller Gemeinſchaft mit dem deutſchen Reiche, und nicht lange, ſo gab Kaiſer Friedrich II. ihm (1214) Brief und Siegel darauf. Jetzt war Lübeck unter däniſcher Reichshoheit die Stadt des neuen däniſchen Lehnsgrafen von Nordelbingen, Albert von Orlamünde, der auf des Königs Geheiß den wichtigen Beſitz ummauerte, ein feſtes Schloß in der Stadt erbaute, und feſte Schlöſſer an der Trave, namentlich zu Travemünde. Lübecks Bürger, früh mündig geworden, fühlten ſchwer, daß ſie fortan fremder Größe dienen mußten. Als in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1223 König Waldemar in jene langwierige Gefangenſchaft fiel, die das Schickſal von Norddeutſchland umwandte, ſchrieb der Papſt (2. Nov.) den Lübeckern, ſie möchten, wie des Töpfers Werk im Ofen, jetzt ihre Treue dem Könige in der Widerwärtigkeit beweiſen. Wirklich auch, ſo erzählt man, unternahmen ſie nichts während der langen Gefangenſchaft Waldemars, theilten keine der Bewegungen in Holſtein und Mecklenburg, duldeten die däniſche Beſatzung in ihrem Stadtſchloſſe, wünſchten ſogar Glück zu der endlichen Befreiung des Königs; alles das nicht, weil ihr Sinn von Deutſchland abgewandt war, ſondern weil ſie höher hinaus wollten. In aller Stille fertigten ſie an Kaiſer Friedrich eine Geſandtſchaft ab, ſprachen ihn um die Gewährung der Reichsunmittelbarkeit an, die er ihnen auch zu Parma unterm 14. März 1226 urkundlich ertheilte. Jetzt erſt, am 1. Mai, ſchritten ſie zur Ausführung, lockten unter dem Scheine des herkömmlichen Maifeſtes den däniſchen Befehlshaber vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und ſtellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entſchloſſener Bürger ſich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man ſich ſtark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die argloſe Beſatzung glücklich übermannte. Auf den Ruf dieſer Selbſtbefreiung fertigte Kaiſer Friedrich abermals, im Junius deſſelben Jahres, für Lübeck eine Urkunde der Reichsfreiheit aus, welche durch die Schlacht von Bornhövede im folgenden Sommer ihre Beſtätigung erhielt und in volles Leben trat.

Alſo lautet die Erzählung von Cranz und Petrus Olai, Reimar Kock und Hamsfort und unzähligen Andern, bis auf Becker hin, den neueſten Geſchichtſchreiber von Lübeck, ſoviel mir bewußt, ohne Ausnahme. Es erzählt ſich aber leicht, woher mir Schwierigkeiten in der Sache entſtanden ſind.

Ich las die beiden Verträge, welche König Waldemar zum Zwecke ſeiner Befreiung abſchloß, in Thorkelins bekanntem Diplomatarium, vertauſchte jedoch dieſe wegen der Unverſtändlichkeit verſchiedener Stellen mit den Originibus Guelficis und fand wirklich, daß im thorkelinſchen Abdrucke aus den Originibus nicht allein viele Stellen fehlerhaft ſind, ſondern auch ein paar Zeilen fehlen.

Der erſte Vertrag, datirt vom 4. Juli 1224, enthält nicht allein die Verzichtleiſtung des Königes auf das überelbiſche Land und auf alles, was durch ihn dem deutſchen Reiche entfremdet; nicht allein wird Jedermann in den abgetretenen Landen des Eides und der Huldigung gegen Dänemark entlaſſen, um unter Kaiſer und Reich zurückzukehren, ſondern Lübeck wird auch ausdrücklich als die Stadt bezeichnet, wo der König 25,000 Mark löthigen Silbers an die Geſandten des Königes von Jeruſalem und an die Brüder des deutſchen Hauſes auszahlen ſoll, wofern ſein Verſprechen, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen, unerfüllt bleiben ſollte. Sicherlich alſo war es nicht die Meinung, die Stadt Lübeck von der allgemeinen Beſtimmung der Abtretungen auszunehmen und dieſen wichtigen Platz in Dänemarks Händen zu laſſen. Aber, es iſt wahr, dieſer erſte Vertrag ging nicht in Erfüllung. Graf Albert, derweile Regent von Dänemark, hatte ſich eines Andern beſonnen. „Ich dachte zuerſt,“ ſchrieb er dem Papſte, „die Löſung meines Oheims ſchleunig zu bewirken, aber hernach hielt ich es für nützlicher für das gemeine Wohl, das Verbrechen zu ſtrafen, weil Trug Niemandem frommen darf.“ Somit verwarf er um Michaelis vor der Reichsverſammlung zu Bardewick im Beiſein des römiſchen Königs den früher unbedingt beſchworenen Vertrag, und lieferte im Jan. 1225 die

Schlacht bei Mölln, deren unglücklicher Ausgang ihn den königlichen Gefangenen im Schloſſe Schwerin zugeſellte. Nun ſchloß Waldemar am 17. November einen zweiten Vertrag für ſeine Befreiung, verzichtete abermals auf die genannten Gebiete, und zwar recht ausdrücklich auf alles Reichsland zwiſchen Eyder und Elbe, von der Mündung der Eyder bis zur Levensaue und von der Levensaue bis ans Meer, auf das Land des Fürſten Burewin und alles Slavenland, bis auf Rügen — alſo ſicherlich auch auf Lübeck. Dazu wird die Fortdauer der Handelsfreiheiten der Lübecker und Hamburger in Dänemark förmlich ausbedungen, was Niemandem einfallen konnte, wenn Lübeck däniſch bleiben ſollte, und was ſchwerlich Jemandem einfiel, wenn nicht die Lübecker und Hamburger es ſelbſt betrieben; endlich wird in Abſicht des Löſegeldes ausgemacht, daß, wenn der König einen gewiſſen Zahlungstermin nicht halten kann, zwei oder drei angeſehene Dänen ſich als Geiſel nach Lübeck ſtellen ſollen (Lubeke intrabunt), eine Bedingung ohne Sinn, wenn Lübeck als däniſche Stadt betrachtet ward. Mir ſchien es daher, indem ich bloß auf die Vertragsurkunde ſah, nicht länger zweifelhaft, daß Lübeck ſchon vor dem zweiten Vertrage von den Dänen geräumt ſei, wahrſcheinlich vermöge der Schlacht von Mölln, vielleicht ohne weiteres dadurch, daß Graf Albert die Beſatzung herauszog, um deſto kräftiger ſeinen Feinden entgegentreten zu können; denn er hatte nicht mehr allein mit den Mecklenburgern zu ſchaffen, neuerlich war der Erzbiſchof von Bremen mit einer bedeutenden Macht über die Elbe gegangen und führte den jungen Grafen Adolf IV. von Holſtein, den rechtmäßigen Erben des Landes, mit ſich. Ja wollte man auch der Urkunde zum Trotze annehmen, die däniſche Beſatzung ſei noch länger in Lübeck geblieben und man habe es mit Lübeck gemacht wie mit Rendsburg, den König freigegeben, ehe die Beſatzung herausgezogen werden, immer blieb noch als Bürgſchaft der Erfüllung der jüngere König in der Haft zurück. Der Vater erlangte die Freiheit am 21. Dec. 1225. Den nächſten Oſtern trug man kein Bedenken, dem Vertrage gemäß den jungen König freizugeben, alſo waren die Bedingungen des Vertrages bis dahin von Seiten Waldemars erfüllt, im ſpäteſten, doch unwahrſcheinlichen Falle alſo ward Lübeck vor Oſtern, d. i. vor dem 19. April 1226 erledigt, es war alſo auf keinen Fall nöthig, die Liſt des erſten Mais anzuwenden. Solcher Liſt und Selbſtbefreiung wird aber auch bei keinem einzigen der gleichzeitigen Schriftſteller gedacht, weder Albert von Stade, noch Mönch Gottfried aus dem St. Pantaleons Kloſter zu Cöln haben ein Wort davon, und was wäre die Geſchichte unſerer Gegenden in dieſem an norddeutſchen und däniſchen Quellen armen Zeitraume ohne ſie? Eine dritte Quelle von großer Wichtigkeit iſt die lüneburgiſche Chronik, welche ſich bei Eccard in niederſächſiſcher Sprache findet. Dieſe allein läßt uns hier nicht im Stiche; gleich nach Erwähnung der möllner Schlacht nennt ſie Lübeck frei. Leider fehlt nachher ein Blatt derſelben, das die Begebenheiten von 1226 u. ſ. w. enthalten müßte. Wir verdanken aber dem verdienſtvollen Wedekind die Belehrung, daß dieſe Chronik nur eine abgekürzte Ueberſetzung der ungedruckten lateiniſchen Chronographie des Conrad von Halberſtadt iſt, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſchrieb, und demnächſt die Nachricht, daß eine Abſchrift der Chronographie ſich in der königlichen Bibliothek in Hannover finde. Dieſer Umſtand veranlaßte mich an Herrn Doctor Pertz, mit welchem durch verwandte Studien verbunden zu ſein ich mir zur Ehre ſchätze, zu ſchreiben und ihn um eine Copie des unbekannten Blattes zu bitten. Ich fand den Inhalt, wie zu erwarten, von Lübecks Selbſtbefreiung im Mai 1226 ſchweigend, in Hinſicht des däniſchen Krieges aber von mannichfacher Wichtigkeit.

Was bleibt denn aber nach dem allen nun als Thatſache? Die Lübecker wurden frei durch die möllner Schlacht im Jan. 1225. Nun des ſtrengen Oberaufſehers entledigt, benutzten ſie den Augenblick, um, ehe der junge Landesherr, Graf Adolf, noch ganz zu Kräften käme, ihre Zukunft ſicher zu ſtellen. Sie ſchickten in aller Stille eine Geſandtſchaft an Kaiſer Friedrich II., legten ihm das Privilegium ſeines Großvaters vor und erlangten zuvörderſt die Beſtätigung deſſelben in einer meines Wiſſens ungedruckten (und ich weiß nicht, ob überall noch vorfindlichen) Urkunde am 14. März 1226 zu Parma ausgefertigt, und demnächſt in demſelben Sommer die berühmte Urkunde, worin der Kaiſer, nach der Art der Freibriefe ſeiner italieniſchen Städte, Lübeck gegen eine jährliche Zahlung von 60 Mark mit ſehr vermehrten Gerechtſamen zu einer freien kaiſerlichen Stadt erhebt. Sie iſt im Junius zu Borgo S. Donnino ausgeſtellt, wo der Kaiſer auch am 11. Julius ſich befand. Man findet ſie öfter, unter andern bei Weſtphalen abgedruckt, doch ſo wenig fehlerfrei, daß ein diplomatiſch genauer Abdruck, oder am liebſten ein Facsimile von dieſen und den ältern Briefen mit ihren goldnen Bullen zu wünſchen wäre, ein Bedürfniß, welches der Herr Oberappellationsrath Hach in Lübeck ſelber ausgeſprochen hat und zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllen würde.

Der Freibrief wird dadurch noch wichtiger, weil ihn Herzog Albert von Sachſen ſelber mit unterſchrieben hat, er, deſſen Anſprüche neben denen der holſteiniſchen Grafen, am meiſten zu fürchten waren. Aber auch hier, wie in ſo vielen menſchlichen Fällen, waren die Begebenheiten wichtiger als alle Verbriefungen. In denſelben Junius-Tagen, in welchen die Lübecker bei dem Kaiſer zum Ziele kamen, erwarb ſich König Waldemar vom Papſte, der des Kaiſers Freund nicht war, die Losſprechung von dem Eide, den er bei ſeiner Loslaſſung geſchworen. Schon hatte Dithmarſchen, ſchon hatten die Grafen von Schwerin und Holſtein die Schärfe ſeines Schwertes an der Eyder empfunden, Rendsburg, neuerdings erſt den Holſteinern übergeben, ging verloren. Da empfand Graf Heinrich von Schwerin, daß man noch mehrerer Helfer bedürfe, ſchloß am 15. Febr. 1227 mit dem aus Italien zurückgekehrten Herzog Albert von Sachſen zu Lübeck ein Bündniß und nahm, ſo hochfahrend er war, ſeine Lande vom Herzoge zu Lehen; auch Graf Adolf erkannte den Anhalter als ſeinen Lehnsherrn an; wenn der Sieg gelänge, ſollte dem Herzog das Ratzeburgiſche und Lübeck gehören. Demgemäß ward auch nach der bornhöveder Schlacht verfahren, Albert von Orlamünde mußte ſeine Befreiung aus Ketten durch die Feſtung Lauenburg erkaufen, und dem Herzog gehörte das ratzeburger Land unbeſtritten. Auch rechnete er Lübeck zu ſeinem Herzogthum, und die Lübecker ließen es ſich gefallen, daß er ſie als ihr Herzog im Jahre 1234 mit Travemünde beſchenkte. Inzwiſchen kam Lübeck bald in den Fall, nicht mehr mit dem Plutus des Ariſtophanes fragen zu dürfen: „Wie mach' ich's, daß ich der Macht, die ich, wie ihr ſagt, beſitze, wirklich Herr werde?" Das Haupt der Hanſe konnte ſeinen kaiſerlichen Brief entfalten, ohne die Anſprüche der Anhalter zu fürchten.

Freilich hatte Graf Adolf IV. die Schwachheit, ſich mit ſeinem gefährlichſten Feinde zur Eroberung von Lübeck zu verbinden; — doch ehe wir dahin kommen, mögen einige Bemerkungen über ihn Platz finden. Sein Haus herrſchte ſeit dem Jahre 1110 (nicht 1106) in Holſtein und Stormarn, mit welchen Landen Adolf II., ein großer Fürſt im kleinen Gebiete, das erkaufte Wagrien (nicht vor 1142) verband, wo er Lübeck baute. Adolf III. ward vierzigjährig von Land und Leuten vertrieben (1201), fiel ſelber in däniſche Gefangenſchaft, aus der er nur gegen die Bürgſchaft ſeiner eignen Kinder nach zwei Jahren loskam (1203). Der Graf hatte mit ſeiner Gemahlin Adelheid drei Söhne, Conrad, Adolf und Bruno. Chriſtiani möchte den Adolf zum jüngſten Sohne machen, allein, daß Bruno der jüngſte war, folgt auch daraus, daß er nach dem gewöhnlichen Looſe der jüngſten Söhne den geiſtlichen Stand erwählte. Er ſtarb als Biſchof von Olmütz. Der gefangene Graf mußte ſchwören, das Land dieſſeits der Elbe nie wieder zu betreten, noch für ſeine Wiederherſtellung, ſei es ſelber, oder durch Andere, etwas unternehmen zu wollen. Er ging in ſeine Stammgrafſchaft Schauenburg. Zwölf Geiſeln blieben als Bürgen ſeiner Treue zehn Jahre lang in Dänemark zurück, Söhne der angeſehnſten Männer, an ihrer Spitze zwei Söhne des Grafen. Vermuthlich war Bruno damals noch nicht geboren, auf allen Fall aber befand ſich, da die älteren Söhne die beſſeren Bürgen waren, der junge Adolf mit unter den Geiſeln, und hat ſonach die Jahre 1203 bis 1213 gezwungener Weiſe mit ſeinem ältern Bruder in Dänemark zugebracht. Als er loskam, mochte er 13 bis 14 Jahre zählen. Adolf kann nicht jünger als das Jahrhundert geweſen ſein, denn er konnte ſchon im J. 1237 ſeine Tochter Mechtild verheirathen. Nach dieſer Erörterung des Hergangs erſcheint als Fabel die Erzählung, die man allenthalben wiederholt findet, daß eine Adelsfrau, Derſis von Kellingdorp, gleich nach der Eroberung von Holſtein durch die Dänen, das Grafenkind zu ſich in die Kremper Marſch genommen und in ihm den künftigen Befreier Holſteins auferzogen habe. Der bekannte Presbyter Bremenſis erzählt von der Sache, welche Cranz umgeſtaltet weiterträgt, von wo ſie dann zu Hamsfort und in Peterſens holſteiniſche Chronik übergegangen iſt. Der Presbyter wirft hier auf eine gräuliche Weiſe Zahlen und Thatſachen durch einander, läßt die Eroberung Holſteins im Jahre 1199 geſchehen ſein, und zwar hauptſächlich durch des däniſchen Königs Knud Mutter, die ſchwarze Margarethe, die auch das Danawerk gebaut hat (ſo viel Worte, ſo viel Irrthümer!); erzählt dann die bekannten Anekdoten von Itzehoe und dem Amtmanne in Segeberg, der das Jütiſche Lov einführen wollte, (das damals noch gar nicht geſchrieben war), bis endlich die Derſis und zuletzt die Schlacht von Bornhövede, die er auf das Jahr 1212 ſetzt, alles wieder gut machen. Bei dem allen läßt der Presbyter den Adolf nicht bei der Derſis von Kindheit an erzogen ſein; dieſen Umſtand und die von ihr bei dem alten Vater angewandte Rhetorik bringen erſt die Späteren hinein; ſie erbat, nach dem Presbyter, und erhielt vom Vater den Jüngling Adolf (adolescentem filium suum Adolfum), und um ihr Verdienſt nicht ganz untergehen zu laſſen, dürfen wir getroſt [redacted], daß ſie entweder unmittelbar oder durch die Dazwiſchenkunft des Erzbiſchofs von Bremen den alten Grafen entſchieden habe, ſeinen zweiten Sohn an die Wiederherſtellung ſeines Hauſes in Holſtein zu wagen, denn Conrad ſollte des Vaters Nachfolger in Schauenburg werden. Dieſe Sendung Adolf's ins überelbiſche Land iſt aber auf jeden Fall erſt zu der Zeit geſchehen, da durch die Gefangennehmung Waldemar's dem Lande wieder Hoffnung aufging; ſie iſt auch nicht einmal gleich nach der Gefangennahme geſchehen, denn in dem erſten Vertrage, durch welchen Waldemar ſeine Löſung ſuchte, vom 4ten Juni 1224, wird der Schauenburger noch gar nicht gedacht, vielmehr dem Grafen Albert von Orlamünde Holſtein zugeſichert, nur daß er es fortan vom deutſchen Reiche zu Lehen nehme; ein ziemlich ſicherer Beweis dafür, daß damals die Holſteiner ſich noch nicht für ihren zurückgekehrten Landesherrn erhoben hatten. Und was bedarf es mehr? wir haben ja die beſtimmte Ausſage eines viel ältern und beſſern Zeugen als des Presbyter, des Verfaſſers der lüneburger Chronik. Es war ein halbes Jahr nach jenem erſten Vertrage, es war am Thomasabende, 20ſten December 1224, als der Erzbiſchof Gerhard mit ſeinem Schützlinge, dem Grafen Adolf, über die Elbe und gleich die Stör hinauf, wo die Deeſts ihren Anhang in der Nähe hatte, bis vor Itzehoe fuhr. Da erhub ſich das Land für ſeinen rechtmäßigen Herrn und nahm die Burgen Graf Alberts ein, der den Weſten des Landes preisgab, um den Oſten zu retten, den aber wenige Tage darauf die Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) in Gefangenſchaft brachte. So wurde Holſtein frei, 23 Jahre nach der Gefangennehmung des alten Grafen Adolf. Damals befreite ſich auch Lübeck. Dieſes ſind nicht meine Worte, die lüneburger Chronik ſagt's, nur noch beſtimmter: „Do gaven oc de van Lubeke de Stat deme Rike;" und, nachdem ſie nun noch hinzugefügt, wie Graf Adolf um Faſtnacht die bei Hamburg durch Albert erbaute Feſtung erſtürmte, ſpricht ſie mit kluger Unterſcheidung: Do gaven oc de van Hamburch de Stat deme Greven Alve.

Solchergeſtalt ſpricht dieſes eine Zeugniß über beide hiſtoriſche Zweifelspunkte, die Zeit von Adolfs Ankunft in Holſtein, und die von Lübecks Befreiung, das Endurtheil. Ueber die Art der letzteren läßt ſich nur ſagen, daß ſie wahrſcheinlich ohne fremde Mitwirkung geſchah, denn ſonſt wäre es wohl nicht ſo leicht zu der Sendung an den Kaiſer gekommen, und wer die alte Erzählung einmal lieb hat, kann ſie auch ſo unterbringen und ſich freuen, daß die Lübecker ein Jahr früher ſo pfiffig und ihre Feinde, ſorglos im rings empörten Lande, noch viel einfältiger, als man dachte, geweſen ſind.

Nach ſolcher Wiederherſtellung, nach ſolchem Sturze, verdient es aber ſchweren Tadel, nicht eben daß Graf Adolf nach der Herrſchaft über ſo kühne und ehrenwerthe Bürger zu trachten fortfuhr, wie die Lübecker waren, denen ſein Großvater die Stadt gebaut hatte (wie ganz anders wäre es um Holſteins Wohlfahrt und Recht bewandt, wenn Lübeck und Hamburg dem Lande geſellt geblieben wären!) ſondern daß er es unbedacht, auf Norddeutſchlands und die eigene Gefahr hin, mit Waldemar verbunden, that. Doch nicht um des Tadels willen ſei dies geſagt, ſondern um auf dieſen den Mühſeligkeiten der Wiſſenſchaft gewidmeten Bogen noch eine hiſtoriſche Kritik zu bringen. Mehrere Erzähler bürden dem Grafen Adolf ſtatt einer Verkehrtheit deren zwei auf, laſſen ihn zweimal mit Waldemarn Lübeck belagern, einmal 1234 und abermals im nächſten Jahre. Und, was nun den Hergang betrifft, beide Bundesfreunde, wird erzählt, ſchloſſen im J. 1234 die Stadt zu Waſſer und zu Lande ein, der König ſchiffte die Trave hinauf, legte an jeder Seite einen feſten Thurm an, ſperrte den Fluß durch Pfahlwerk, durch verſenkte Schiffe, eine vorgezogene Kette; aber ein revaler Schiff, mit voller Gewalt hinanfahrend (gegen den Strom?), zerſprengte die Kette, und ſelbſt der eingeſperrte Fluß ſuchte ſich einen andern Weg ins Meer und fand ihn, ehe die Bürger noch ihren Vorſatz, ihm ein anderes Bett zu graben, ganz vollführt hatten. Genug, Lübeck ward gerettet. Dieſes iſt aber nur die Summe der wunderbaren Sachen, die hier vorkommen. Wenig Kenner zwar der Waſſerbaukunſt, glaube ich, daß die von den Belagerern getroffenen Anſtalten lediglich auf die Sperrung der Schifffahrt berechnet waren, nicht aber auf eine Zudämmung, die den Fluß zu gewaltſamen Maßregeln genöthigt hätte, welche den Belagerern fürwahr die meiſte Gefahr drohten. Auch iſt nach der ganzen Oertlichkeit ſchwer zu begreifen, wie die ringsumſtellten Lübecker ſollten im Stande geweſen ſein, draußen an einem andern Bette für den Fluß zu arbeiten, eben ſo wenig, wie ſie, von der See aus bloquirt davon für den Augenblick hätten Nutzen für ihre Verſorgung mit Lebensmitteln ziehen können. Abermals erſcheint allein glaubhaft der einfache Bericht der älteſten Gewährsmänner: der König und der Graf ſperrten die Trave und bauten an beiden Seiten des Fluſſes ein Feſtungswerk: ſo ſagt Albert von Stade, ſo die lüneburger Chronik, und wer konnte beſſer Beſcheid wiſſen als Abt Albert, der zwei Jahre ſpäter in Verbindung mit dem Grafen Adolf eine Urkunde unterzeichnete? Von einer Wiederholung des mißlungenen Unternehmens im folgenden Jahre melden Beide kein Wort, auch Corners Chronik nicht, die ſonſt in der Zeit hier ſehr abirrt. Schon die Mahnung Papſt Gregors IX. hätte davon abhalten mögen; denn der befahl unterm 30ſten Aug. 1234 dem Capitel von Halberſtadt, den König mittelſt des Bannes zu zwingen, den lübecker Hafen wieder zu öffnen, welchen er dem Vernehmen nach durch verſenkte Schiffe geſperrt hatte, zu nicht geringem Nachtheile des in Liefland neugepflanzten Chriſtenthums; denn über Lübeck ging beſtändig die Fahrt dahin. Uebrigens dürfte der Schlüſſel zu dem Gerede von dem gegrabenen Travebette in einer mißverſtandenen Sage liegen, wie denn Sagen ſo oft in ihr Entgegengeſetztes überſpringen. Der Travehafen hatte vor Alters wirklich zwei Ausgänge, zu beiden Seiten der Inſel Priwald, die grade vor demſelben lag; ſie wird in der Urkunde Friedrichs II. der Stadt zum Eigenthum gegeben. Erſt im Jahre 1286 ließ die Bürgerſchaft mit großen Koſten die Durchfahrt rechts zudämmen, machte den Priwald landfeſt, wie er noch jetzt iſt. Später hatte man das vermuthlich vergeſſen und erzählte ſich im Gegentheil, zur Zeit der däniſchen Hafenſperre habe man den Priwald in eine Inſel verwandeln wollen, um ſich eine zweite Durchfahrt zu eröffnen.

Im Julius 1235, als Kaiſer Friedrich mit der engliſchen Königsſchweſter zu Worms Hochzeit hielt und vier Tage, vom 20ſten an, dort Feſte gab, ward der Streit zwiſchen den Schauenburgern und Lübeck abgethan. So erzählt Gerners Chronik. Der Kaiſer muß in ſehr hochzeitlicher Laune geweſen ſein, als er aus ſeiner eigenen Taſche dem Grafen Adolf 5000 Mark Abſtandsgeld zahlte, ſtatt die Lübecker zahlen zu laſſen. Graf Adolf verzichtete dagegen für ſich und ſeine Erben auf alle ſeine und ſeiner Vorfahren Anſprüche auf die Stadt, ſo daß von nun an die Stadt mit Grund und Boden kaiſerlich war. Wie kam es denn aber, daß man hier nicht den kaiſerlichen Freibrief vom Jahre 1226 zum Grunde legte, welcher die Feſtung Travemünde eben wie Lübeck reichsunmittelbar macht, welcher die Anlage einer Travefeſtung oberhalb der Stadt männiglich unterſagt und den Bürgern ein Gebiet um Travemünde zuſichert? Warum vermochte man den Grafen nicht, Herzog Alberts Beiſpiele zu folgen und auch auf Travemünde zu verzichten? Wie kam es, frage ich, daß noch lange nachher die holſteiniſchen Grafen im Beſitz des feſten Schloſſes Travemünde blieben, bis endlich die Lübecker am 22ſten Dec. 1320 dem jungen Grafen Johann mit Bewilligung der Landſtände 4000 Mark lübiſch die Feſtung abkauften und ſie ſchleiften? Es war aber das, glaube ich, nicht mehr die alte Feſtung Waldemars vom Jahre 1217. Dieſe ward vermuthlich von den Lübeckern bei ihrer Selbſtbefreiung geſchleift, es war der neue Bau von der Belagerung von 1234, in welchem Graf Adolf ſeitdem eine Beſatzung hielt, alſo daß das Unternehmen gegen Lübeck doch nicht ganz ohne Ausbeute für ihn blieb. Ich möchte weiter fragen: wie verträgt es ſich mit dem feierlichen und förmlichen wormſer Vergleiche, daß ein paar Wochen nachher nichts verglichen iſt, Graf Adolf vielmehr mit einem neuen Kriege gegen Lübeck umgeht? Der Beweis iſt leicht geführt. Am Bartholomäustage (24. Aug.) deſſelben Jahres 1235 giebt er ſeiner Stadt Oldenburg lübſches Recht, doch ſolle ſie im Falle eines Krieges mit Lübeck das Recht ſeiner Stadt Hamburg gebrauchen. Eben dieſe Clauſel ſteht in der Acte, welche im folgenden Jahr 1236 den Plönern lübſches Recht verleiht; ſie ſteht dagegen nicht in der Kiel angehenden Urkunde vom J. 1232 und ſteht nicht mehr in der für Itzehoe vom Jahre 1238; denn zu dieſer Zeit traf Adolf ſchon Anſtalt, ſich aller weltlichen Herrlichkeit zu entäußern. Ich kann aber nicht umhin den Wunſch nochmals auszuſprechen, daß zum Zwecke der Ermittelung dieſer und mancher verwandten ſchwierigen Verhältniſſe die älteſten Freibriefe der ehrwürdigen Stadt Lübeck vollſtändiger und beglaubigter, als bisher geſchehen, ans Licht treten mögen. Es iſt kaum denkbar, daß hier noch ein anderes als das hiſtoriſche Intereſſe obwalten könnte; die vorliegende Unterſuchung, das darf ich verſichern, hat keinen andern Zweck.

Blücher in der Schlacht bei La Belle Alliance.

Von K. Th. Welcker. *)

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erſchien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen ſchlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarſchallsuniform und trieb zur energiſchen kräftigen Rüſtung. Unter Erneuerung der ſchon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutſchland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 ſtand Blücher bereits nach raſchen Märſchen mit ſeinem Heere an der Maas und Sambre, zunächſt an der franzöſiſchen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzoſen unter dem Kaiſer gegenüber. Ihm zur Seite ſtand die aus Engländern, Niederländern

---

*) S. deſſen Artikel: Blücher, im v. Rotteck's und Welcker's Staatslexicon.

und Deutſchen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüſſel. Beide Feldherren hatten ſich ſchnelle gegenſeitige Hülfe verſprochen. Napoleon warf ſich zuerſt auf Blüchers Heer. Ein franzöſiſcher Schriftſteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach ſeiner Weiſe dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm ſelbſt nur einige Bataillone zu Gebot ſtänden; Wellington dagegen würde, bevor er nicht ſein Heer verſammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzoſen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuverſichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an daſſelbe hatten ſich verſpätet. Wellington aber hatte geſäumt, ſeine verſchiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen ſollte, bei Quatrebras ſelbſt angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr perſönlich verſprochen hatte, blieben aus. Die Franzoſen erhielten das Uebergewicht. Da ſetzte ſich Blücher, um, wie oftmals, durch ſeine perſönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den ſiegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber ſie wurde von den franzöſiſchen Cüraſſieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, ſtürzt und wirft ſich auf den greiſen Helden, der im Falle noch ruft: „Noſtiz, nun bin ich verloren!“ Ihm bleibt, während zuerſt die Preußen und die verfolgenden Franzoſen, dieſe im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeiſprengen, nur ſein treuer Noſtiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzoſen zurückkehren, da hält ſie Noſtiz ſchnell an. Dem Feldmarſchall wird unter ſeiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Maſſe vor. Die Niederlage des Blücherſchen Heeres war vollſtändig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroiſche Muth des Feldherrn und ſein Vertrauen, durch das doppelt ſchwere Schickſal und ſelbſt durch ſeine empfindlichen körperlichen Leiden unerſchüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneiſenau, wir müſſen es wieder ausbeſſern.“ Mit dieſen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war ſtark zerſchlagen. Er litt große Schmerzen und konnte ſich nur mit großer Beſchwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren geſund. Den Bericht an den König dictirte er noch ſelbſt. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetſchte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es ſeien Spirituoſa, verſetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding beſſer beikommen,“ ließ ſich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majeſtät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde beſſer gehen!“ Der Tagesbefehl am folgenden Morgen ſchließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn ſchlagen, denn wir müſſen.“ Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geſchlagen worden, fragt an demſelben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beiſtehen könne zu einer Hauptſchlacht? „Mit der ganzen Armee!“ war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbſt dem abgeſonderten preußiſchen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, verſagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer iſt die Entſcheidung!“ ſprach er, in dem gemeinſchaftlichen Kampf ſtets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere dienend, wie dem eigenen. Was Blücher durch dieſe Geſinnung in den Freiheitskriegen geleiſtet, liegt vor Augen. Wer in der Geſchichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengeſetzten Eigenſchaften der Feldherren ſcheitern ſah, wird es ganz zu würdigen verſtehen. Aber es ſchienen die Schwierigkeiten faſt unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müſſen und beſtieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und ſumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weiſe: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er ſeinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es ſteckte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entſetzlichen Weges nur ſchwer und langſam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängſtigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den im Schlamm und Pfützen nur mühſam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es ſei unmöglich.“ Da redet

Blücher mit tiefſter Kraft: „Kinder, wir müſſen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington verſprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?“ Und ſo ging es denn mit allen Waffen unaufhaltſam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellington's Heer hatte von der Uebermacht ſchon zu viel gelitten und ſchien ihr bald weichen zu müſſen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-ſainte und das Wäldchen Hougemont, dem Feinde überlaſſen. Schon war die Straße nach Brüſſel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft ſei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erſtürmung des Dorfes la Haye-ſainte entſchied die Niederlage. Wellington erklärte in ſeinem Berichte an ſeine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marſchall Blücher und der preußiſchen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieſes furchtbaren Tages ihrem ſo herzlichen und zeitgemäßen Beiſtande zuſchriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur den Wegweiſer, weil er ſtets an der Spitze ſich befand. Der Feldmarſchall flog im dichteſten Pulverdampf daher. Es war eine Freude ihn zu ſehen. Commandirte er, dann funkelte ſein Blick. Ging's vorwärts, dann ſang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er ſo ruhig, wie im Schlafzimmer, ſeine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte ſich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieſer großen Schlacht, die gänzliche Auflöſung der feindlichen Armee, den Verluſt alles Geſchützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geſchichte, dieſes bewirkte Blücher erſt dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei ſolche Schlachten geſchlagen, nach einer ſolchen Niederlage ſo Bewundernswerthes geleiſtet hatte, verfolgte noch in derſelben Nacht den fliehenden Feind ſo ſchnell, daß ſie ihn aus neun verſchiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe ſuchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menſchen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneiſenau, dem an dieſem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerſchmettert worden, vollzog ſie treulich. Der zwei und ſiebenzigjährige Greis ſelbſt, welcher ſo Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaiſers Wagen mit deſſen Kaiſermantel und Ordensſternen und ſeinen Hut und Degen, welche er, überraſcht von der ſchnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Beſteigen eines Pferdes zurücklaſſen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, ſah er bei ſeinem Eintritt die Leute beſchäftigt, eilig aus ſeinem Zimmer ſechs ſchwer verwundete Franzoſen fortzuſchaffen. Aber der menſchenfreundliche Feldherr, obwohl ſo ſehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß ſie um ſeinetwillen geſtört würden, ſondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zuſtand verſtattete. Blücher haßte die Franzoſen, ſo lange und ſo weit ſie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutſchen Vaterlandes dieſem und ihm gegenüberſtanden, vor Allem alſo den Bonapartismus und eine undeutſche ſchmachvolle Förderung dieſer Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrloſe Feinde empfahl er ſtets Schonung und übte ſie auf die edelſte, menſchlichſte Weiſe. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechſel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geſchrieben: „Mein Freund! die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Ich denke die Bonapartiſtiſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieſer Nacht beſorgte er die Proclamation an ſein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er ſtets weſentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weiſe erklärt. Schon am 29ſten ſtand er mit ſeiner Armee vor den wohlbefeſtigten Linien von Paris, welches eine mit der ſeinigen gleich ſtarke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenſtillſtande ohne Einnahme der Hauptſtadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchſt kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Pleſſis, Piquet und Iſſy ſchlug, zwang er die Hauptſtadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte ſo auch dieſen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den erſten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm ſein Hauptquartier im kaiſerlichen Schloß Saint-Cloud. Der Kaiſer aber, deſſen Plan, ſich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hauſe zu ſchicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von La Fayette, ſcheiterte und deſſen Freiheitsliebe eben ſo wenig in der franzöſiſchen Nation, als ſeine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entſagen.

Papſt Sixtus V.

Von L. Ranke[*]).

Es ſollte zuweilen ſcheinen, als gäbe es in den Verwirrungen ſelbſt eine geheime Kraft, die den Menſchen bildet und emporbringt, der ihnen zu ſteuern fähig iſt. Während in der ganzen Welt erbliche Fürſtenthümer oder Ariſtokratien die Herrſchaft von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferten, behielt das geiſtliche Fürſtenthum das Ausgezeichnete, daß es von der unterſten Stufe der menſchlichen Geſellſchaft zu dem höchſten Range in derſelben führen konnte. Eben aus dem niedrigſten Stande erhob ſich jetzt ein Papſt, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, alle dem Unweſen ein Ende zu machen.

Bei den erſten glücklichen Fortſchritten der Osmanen in den Illyriſchen und Dalmatiſchen Provinzen flohen viele Einwohner derſelben nach Italien. Man ſah ſie ankommen, in Gruppen geſchaart an dem Ufer ſitzen und die Hände gegen den Himmel ausſtrecken. Unter ſolchen Flüchtlingen iſt wahrſcheinlich auch der Ahnherr Sixtus V., Zanetto Peretti, herüber gekommen: er war von Slawiſcher Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch auch ſeine Nachkommen, die ſich in Montalto niedergelaſſen, hatten ſich in ihrem neuen Vaterlande eines beſondern Glückes zu rühmen: Peretto Peretti, der Vater Sixtus V., mußte ſogar Schulden halber dieſe Stadt verlaſſen: erſt durch ſeine Verheirathung wurde er in Stand geſetzt einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Localität: zwiſchen den Gartengewächſen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der Etruſciſchen Juno, der Cupra: es fehlte nicht an den ſchönſten Südfrüchten, wie denn Fermo ſich eines mildern Klimas erfreut als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 18. December 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vorgekommen, als werde er, indem er ſeine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Verſicherung getröſtet, er werde einen Sohn bekommen, der ſein Haus glücklich machen ſolle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumeriſchen, durch das Bedürfniß erhöhten, ſchon ohnehin den Regionen des Geheimnißvollen zugewandten Selbſtgefühls ergriff er dieſe Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.

In welchem Zuſtande die Familie war, ſieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt und die Tante die an dem Teiche wäſcht es herauszieht: der Knabe muß das Obſt bewachen, ja die Schweine hüten: die Buchſtaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen laſſen: der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächſte Schulmeiſter monatlich fordert. Glücklicherweiſe hat die Familie ein Mitglied in dem geiſtlichen Stande, einen Franciskaner Fra Salvatore, der ſich endlich erweichen läßt das Schulgeld zu zahlen. Dann ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht: er bekam ein Stück Brot mit; zu Mittag pflegte er dies an dem Brunnen ſitzend zu verzehren, der ihm das Waſſer dazu gab. Trotz ſo kümmerlicher Umſtände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen: als dieſer ſehr früh, im zwölften Jahr, denn noch verbot kein Tridentiniſches Concilium ſo frühe Gelübde, in den Franciskanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn ſtreng: er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterſtelle vertritt: doch ſchickte er ihn auch auf Schulen. Oft ſtudirte Felix, ohne zu Abend gegeſſen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang, oder wenn dieſe ausgieng, bei der Lampe die vor der Hoſtie in der Kirche brannte: es findet ſich nicht gerade etwas bemerkt, was eine urſprüngliche religiöſe Anſchauung oder eine tiefere wiſſenſchaftliche Richtung in ihm andeutete; wir erfahren nur, daß er raſche Fortſchritte gemacht habe, ſowohl auf der Schule zu Fermo als auf den Schulen und Univerſitäten zu Ferrara und Bologna: mit vielem Lob erwarb er die akademiſchen Würden. Beſonders entwickelte er ein dialektiſches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologiſche Fragen zu behandeln, machte er ſich in hohem Grade eigen. Bei dem Generalconvent der Franciskaner im Jahre 1549, der zugleich mit literariſchen Wettkämpfen begangen wurde, beſtritt er einen Teleſianer, Antonio Perſico aus Calabrien, der ſich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geiſtesgegenwart. Dies verſchaffte ihm zuerſt ein gewiſſes Anſehen: der Protector des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm ſich ſeitdem ſeiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber ſchreibt ſich von einem andern Vorfall her. Im Jahre 1552 hielt er die Faſtenpredigten in der Kirche S. Apoſteli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand ſeinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend: ohne Floskeln: ſehr wohl geordnet: er ſprach deutlich und angenehm. Als er nun einſt dort bei vollem Auditorium in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte iſt, und nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegen, ſtieß er auf eine, die verſiegelt auf der Kanzel gefunden worden und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptſätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädeſtination, waren darin verzeichnet: neben einem jeden ſtand mit großen Buchſtaben: du lügſt. Nicht ganz konnte Peretti ſein Erſtaunen verbergen: er eilte zum Schluß: ſo wie er nach Hauſe gekommen, ſchickte er den Zettel an die Inquiſition. Gar bald ſah er den Großinquiſitor, Michel Ghislieri, in ſeinem Gemach anlangen. Die ſtrengſte Prüfung begann. Oft hat Peretti ſpäter erzählt, wie ſehr ihn der Anblick dieſes Mannes, mit ſeinen ſtrengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den ſcharf markirten Geſichtszügen in Furcht geſetzt habe. Doch faßte er ſich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghislieri ſah, daß der Frater nicht allein unſchuldig, ſondern in der katholiſchen Lehre ſo bewandert und feſt war, wurde er gleichſam ein anderer Menſch: er umarmte ihn mit Thränen: er ward ſein zweiter Beſchützer.

---

[*]) Aus deſſen Fürſten und Völker von Südeuropa u. ſ. w. Berlin 1827 ff.

Auf das entſchiedenſte hielt ſich ſeitdem Fra Felice Peretti zu der ſtrengen Partei, die ſo eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Feline, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in ſeinem Orden, den er zu reformiren ſuchte, Widerſtand fand und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur ſein Anſehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Geſinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt und oft in ſchwierigen Fällen zu Rathe gezogen: er arbeitete als Theolog in der Congregation für das Tridentiniſche Concilium, als Conſultor bei der Inquiſition: an der Verurtheilung des Erzbiſchofs Caranza hatte er großen Antheil: er hat ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen in den Schriften der Proteſtanten die Stellen aufzuſuchen, welche Caranza in die ſeinen aufgenommen. Das Vertrauen Pius V. erwarb er völlig. Dieſer Papſt ernannte ihn zum Generalvicar der Franciskaner — ausdrücklich in der Abſicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autoriſiren, — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er ſetzte die Generalcommiſſäre ab, die bisher die höchſte Gewalt in demſelben beſeſſen: er ſtellte die alte Verfaſſung her, nach welcher dieſe den Provincialen zuſtand, und führte die ſtrengſte Viſitation aus. Pius ſah ſeine Erwartungen nicht allein erfüllt, ſondern noch übertroffen: die Zuneigung die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art göttlicher Eingebung: ohne auf die Afterreden zu hören, die denſelben verfolgten, ernannte er ihn zum Biſchof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal. Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in ſein Vaterland zurück, wo er einſt Obſt und Vieh gehütet: doch waren die Vorherſagungen ſeines Vaters und ſeine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es iſt zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — ſo nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er ſich angeſtellt, wie er gebeugt, huſtend und am Stocke einhergeſchlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, daß daran nicht viel wahres iſt: nicht auf dieſe Weiſe werden die höchſten Würden erworben. Montalto lebte ſtill, ſparſam und fleißig für ſich hin. Sein Vergnügen war in ſeiner Vigna bei Santa Maria Maggiore, die man noch beſucht, Bäume, Weinſtöcke zu pflanzen und ſeiner Vaterſtadt einiges gute zu erweiſen. In ernſteren Stunden beſchäftigten ihn die Werke des Ambroſius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er darauf verwandte, ſo war ſeine Behandlung doch etwas willkürlich. Uebrigens erſchien ſein Charakter gar nicht ſo harmlos, wie man geſagt hat: bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als argliſtig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbſtbeherrſchung. Als ſein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona ermordet worden, war er der erſte, der den Papſt bat die Unterſuchung fallen zu laſſen. Dieſe Eigenſchaft, die jedermann bewunderte, hat vielleicht am meiſten dazu beigetragen, daß, als die Intriguen des Conclaves von 1585 dahin gediehen ihn nennen zu können, die Wahl wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man wie es in der unverfälſchten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umſtänden noch in ziemlich friſchem Alter, nämlich 64 Jahre, und von ſtarker und guter Complexion war. Jedermann geſtand, daß man unter den damaligen Umſtänden vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und ſo ſah ſich Fra Felice an ſeinem Ziele. Es mußte auch ein menſchenwürdiges Gefühl ſein, einen ſo erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu ſehen. Ihm ſtellte ſich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Beſtimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu ſeinem Sinnſpruch: „Vom Mutterleib an biſt du, o Gott, mein Beſchützer.“

Kaiſer Maximilian I.

Von H. Leo *).

Als Maximilian, der ſchon 1486 zu Friedrichs III. Nachfolger erwählt worden war, nach deſſen Tode die Regierung antrat, fand noch ganz der früher beſchriebene Zuſtand des Wechſels zwiſchen gebotenem und ungebotenem Landfrieden ſtatt. Es war aber natürlich, daß die meiſten ſich lieber auf die eigene Kraft verlaſſen und Nachtheil erleiden, als ſich der obrigkeitlichen Einmiſchung in ihre Privatangelegenheiten unterwerfen wollten. Nur die Städte, welche in ihrem friedlichen Gewerbe durch die Fehden oft geſtört wurden, fanden einen Zuſtand unerträglich, bei dem ſich die Deutſche Nation zu außerordentlicher Kraft und zu großer Energie der einzelnen Individuen entwickelt hatte. Schwerlich wären die Städter mit ihren Klagen durchgedrungen, wäre nicht Maximilian durch die Verhältniſſe zu Italien und durch das Vordringen der Türken in Geldnoth gerathen. Dieſe Noth ward dann von den Städten benutzt dem Kaiſer einen ewigen Landfrieden und ein höchſtes Reichsgericht abzudringen.

Deutſchland hatte, die Beſitzungen der freien Ritterſchaft eingerechnet, in die tauſend reichsunmittelbarer Territorien, und ſelbſt die Güter der Ritterſchaft abgerechnet, waren in Deutſchland noch gegen vierthalbhundert Territorien, von deren Regierungen allen in ihren verwickelten Verhältniſſen das Fehderecht geübt wurde. Aber auch einzelne der Freie nahm das Fehde- und (was damit zuſammenhing) Bündnißrecht in Anſpruch.

Maximilian hatte nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſich zum zweitenmale mit Bianka Maria aus dem Hauſe Sforza vermählt. Er war dadurch in enge Berührung mit Ludwig dem Mohr gekommen, dem einzigen Italieniſchen Fürſten dieſer Zeit, welcher die Belehnung vom Reiche ſuchte; überdies hatte ſich Maximilian in beſtimmteren Bündniſſen auf Italieniſche Angelegenheiten eingelaſſen; und als Ludwig der Mohr bald nachher von den Franzoſen geängſtigt ſeinen Beiſtand ſuchte, hielt er es ſeiner Ehre gemäß dieſen Beiſtand zu bringen. Aus eigenen Mitteln zu helfen war aber Maximilian nicht im Stande; er mußte wenigſtens Geld vom Reiche zu erlangen ſuchen um Söldner werben zu können. Zugleich hatten die Türken Kroatien erobert; in Streifzügen waren ſie ſogar ſchon bis Laibach vorgedrungen, und man konnte die Oeſterreichiſchen Erblande als fortwährend durch ſie bedroht anſehen.

In dieſer Noth nun befand ſich Maximilian auf ſeinem erſten Reichstage zu Worms im Sommer 1495. Er verlangte ſchleunige Unterſtützung in Italien, dauernde Hilfe gegen die Türken. Die Stände, beſonders die Städte entſchuldigten ſich anfangs damit, noch ſeien nicht alle beiſammen. Endlich bewilligten ſie 150,000 Fl. durch Anleihe aufzubringen und durch den gemeinen Pfennig zu tilgen. Dieſe Summe ſchien weder hinreichend, noch kam ſie ſchnell zuſammen. Der Kaiſer machte neue Forderungen. Da traten endlich die Städte ſo keck mit ihren Beſchwerden hervor, ſtellten dem Kaiſer ſo dringend vor, wie weit nöthiger es ſei im Reiche Frieden zu ſchaffen als Mailand zu vertheidigen, daß Maximilian am Ende nachgeben und ſich zu Einrichtung des Reichskammergerichts in der Art verſtehen mußte, wie es die Fürſten wollten, nämlich ſo, daß der Kaiſer nur den Präſidenten des Gerichts beſtellte. Zugleich mit der Feſtſetzung eines oberſten Reichsgerichts war nun auch die Möglichkeit vorhanden, einen ewigen gebotenen Landfrieden einzuführen und das Fauſtrecht abzuſchaffen. Am 7. Auguſt 1495 ſprach der König ſeine Einwilligung aus. — So hatte König Albrechts II. Gedanke endlich eine Verwirklichung gefunden, nachdem man ſich mehr als ein halbes Jahrhundert mit ihm als einem unausgeführten und faſt für unausführbaren getragen hatte. — Die Schweizer Eidgenoſſen erkannten das Reichskammergericht nicht an, und dies nebſt einem Streite der Oeſterreichiſch-Tyroliſchen Regierung mit ihnen veranlaßte einen Krieg zwiſchen Maximilian und ihnen, an welchem das Deutſche Reich Theil nahm. Im Frieden 1499 ward der bisherige Beſitzſtand beſtätigt, allein von nun an hörte alle Verbindung der Schweizer Eidgenoſſen mit dem Deutſchen Reiche faktiſch auf. Das letztere hatte das Mittelalter überlebt, jene noch nicht.

Deutſchland tritt aus dem Mittelalter in die neuere Zeit als ein reicher Staatenkranz, die mannigfaltigſten eigenthümlichſten Bildungen in ſich vereinigend, und faſt für jede Individualität einen ihr angemeſſenen Platz darbietend. Es iſt eine noch weit lebendigere gährendere Maſſe als Italien, was die Zeit ähnlicher getrübteren Gährungen ſchon in den Kriegen und Kämpfen zu ſeiner Emancipation von Deutſchland erlebt hatte, und nun in einem innerlich geordneteren Staa-

---

*) Aus deſſen Geſchichte des Mittelalters.

tenfeſtem Ruhe hatte, herrliche Werke in der Außenwelt zu ſchaffen, während Deutſchland die Welt der Innerlichkeit zu dem Terrain ſeiner Thätigkeit in der nächſten Zeit hatte, und für Europa in religiöſer Hinſicht eine neue Geſtaltung erkämpfte. Unmöglich hätte ſich die Kraft des freien Gedankens, die das Prinzip des Proteſtantismus und von den frühern aus der Scholaſtik geborenen Oppoſitionen gegen die Römiſche Kirche weſentlich verſchieden iſt, zu einem ſolchen Triumph für Deutſchland entwickeln können, wäre dieſes nicht, was die Natur ſeiner Einwohner, wenn ſie ſich ungehemmt entwickeln ſoll, verlangt, politiſch vielfach getrennt und dadurch für jede Richtung ſo fort auch deren Gegenrichtung gegeben geweſen.

Martinez de la Roſa.

Von K. Gutzkow *).

Die leichtfertigen Franzoſen übertreiben, wenn ſie in Don Franzisco Martinez de la Roſa nichts gelten laſſen wollen, als die Talente eines Theaterkoſtümers. Es iſt wahr, er lieferte ein lächerliches Meiſterſtück der Poeſie, als er das Koſtüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der ſpaniſchen Freiheit ihre Rolle als Deputirte ſpielen ſollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorſchrieb, mit ſeinen feudalen Schleifen, ſeinen idylliſchen Bändern, dem Peruaniſchen Falbala, koſtete mehrere Tauſend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen ſolchen Aufwand zu machen, zögerten zu erſcheinen, und es hätte leicht geſchehen können, daß durch die Rückſicht auf die Schneider von Madrid die ganze ſpaniſche Konſtitution auf Monate eine Täuſchung geworden wäre. Doch beſitzt Martinez de la Roſa ehrenwerthe Eigenſchaften, Talente und Präzedenzien, welche den Novelliſten und Dichter für das Parterre vergeſſen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Roſa ſich eine große Aufgabe geſtellt hat. Das Beiſpiel, welches er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand, im Palaſte wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!“ Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren. Es iſt wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philiſtern: aber eine ganze Völkermaſſe von Proſa iſt leichter zu beſiegen, als wenn ſich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einem Dichter der Vorwelt koſtete ſein Ruhm keine Mühe, ſeine Zukunft keine Gegenwart, ſeine Unſterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetiſche Miniſter Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von ſeinen Geſchäften verſäumen ließ, und das einfache Bild, daß dieſe Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenöſſiſcher Dichter einen Tag, und Alles, was ſich in einem Tage verſäumen läßt, ſetzen muß. Dies hat unſre Zeit ſo mißtrauiſch gegen Miniſter gemacht, welche mit dichteriſchen Talenten begabt ſind. Eine Ungerechtigkeit iſt eingeriſſen gegen Etwas, was ſich doch mit unwiderſtehlichem Drange in die Seele wirft, was der ſchönſte Begleiter einer dornenvollen Laufbahn iſt, und auch einen Miniſter tröſten kann, nach den ſauern Stunden, welche eine Ständeſitzung, ein theilnahmloſer Blick des Monarchen, ein plötzliches Deſizit ihm koſtet. Warum ſoll dem ernſten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum ſoll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied ſingt? Warum ſoll ihm überhaupt der Himmel verſchloſſen ſein? Die grauſamen Franzoſen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter iſt! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten ſeines Lebens erfaſſen, in ihm den redlichen, patriotiſchen und talentvollen Mann erkennen laſſen. Geboren wurde Martinez de la Roſa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutſche zu ſein, auf einen Moment vergeſſen könnt, ſo beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada ſtehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, deſſen Name mir ent-

---

*) Aus: deſſen „Oeffentliche Charaktere.“ Hamburg 1835.

ſel, der aber gediegenes Silber mit ſeinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten mauriſchen Sagen umflüſterten den Knaben, wenn er beim Spiele ſeinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie ſich die großen Emire der Wüſte aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche verleſen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieſes ſchönſte Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im ſchweigſamen Hofe und fühlte, wie ſich frühe die Gabe der Weiſſagung und ſchönen Rede auf ſeine Lippen legte. Aber nicht Alles iſt verſchwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der mauriſchen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Bivarambla konnte Martinez ſeinen Wettlauf mit ſeinen Geſpielen anſtellen, ohne daß jene die Zegris, dieſe die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimenſionen des Palaſtes Karls V. lernte er die Geſchichte des Vaterlandes, die Univerſalträume des ſpaniſchen Habsburgs an dem Grabmale Ferdinands und Iſabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquiſition eingeſetzt wurde. Hier konnte ſich früh die Seele an einen mächtigen Flügelſchlag gewöhnen, ſo daß die mönchiſche Erziehung des ſpätern Alters zwar Vieles dem Wiſſensdurſte verweigern durfte, aber nichts nehmen, was ſchon da war. Martinez war reicher und angeſehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab ſich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft hin. Das Syſtem der Reformen Karls III. ließ ſich in Spanien durch eine Herrſchaft der Günſtlinge und Ehebrecher nicht ſogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädiſchen Aufklärung, von dem philoſophiſchen Enthuſiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was ſich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die ſpäterhin in der Geſtalt des Liberalismus als eine politiſche Macht auftrat. Martinez warf ſich in dieſen Strom der Tendenzen und ließ ſich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynaſtie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchiſchen Kampf von Intereſſen, wie ſie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerſtreitender geweſen ſind. Doch machte ſich die gute Natur durch dieſe Verwirrung Platz, der Inſtinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergeſſen, und von zahlloſen ſich durchkreuzenden Leidenſchaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzoſen. Die Cortes von 1803 traten zuſammen, und Martinez de la Roſa nahm unter ihnen den Platz ein, der ſeinen Talenten und Kenntnißen gebührte. Er theilte die Schickſale dieſer Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er ſich zu irgend einer Nüance dieſer patriotiſchen Verſammlung bekannt hat, wißen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Fürſprecher ſtanden. Noch gab es keine Doktrinärs, noch hatte die Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überſieht, den Servilismus. Martinez reihte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche durch ihre glänzende Beredſamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Reſtauration Ferdinands machte allen dieſen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende begrüßte ſein treues Volk mit Schafotten und Proſkriptionen. Martinez de la Roſa wurde nach der afrikaniſchen Küſte verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint ſich während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in ein Reſultat zuſammenzufaßen, und philoſophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über ſie ſtellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lacys Schickſal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konſpiriren. Feſſeln entnerven: man ſage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenſchaft noch für ſich gut ſteht! Martinez wandte ſich verzweifelnd von den politiſchen Kombinationen ab, und dichtete ſeinen Morayma. Die Sehnſucht des Verbannten trug ſeine Phantaſie in die poetiſchen Erinnerungen Granada's, aber ſo gefeſſelt waren ſeine Gedanken an die Schickſale des Vaterlandes, daß ſein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten mauriſchen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron beſteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Perſönliches Intereſſe ſchürt die Leidenſchaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Caſtilianer ſteht vor den Thoren. Der König iſt ſchwach und weil er zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er ſeine Krone verdankt. Hier ſind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzoſen. Hier aber auch ſchon der Gefangene von Ceuta mit ſeinen Grillen, die er mit den Muſcheln am afrikaniſchen Strande ausließ; denn er ſieht in Allem, was der Hebel ſeines Drama's iſt, perſönliche Leidenſchaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo ſie zum Siege ſeiner Partei unerläßlich iſt, und haßt den Tumult der Maſſe. Wir ſehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, faſt möchte man ſagen, geſchichtlichen Wege unter die Oppoſition gekommen iſt, findet ſich jetzt umringt von Männern, die erſt durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den conſtitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erſtaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein Syſtem geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwiſchen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erſte Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Kataſtrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Roſa's glänzendſte Periode. In den drei Cortesſeſſionen dieſer Zeit galt er als einer der vorzüglichſten Redner, der mit Galiano und Auguſtin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erſter Antrag ſtand noch unter den Eindrücken ſeiner Gefangenſchaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikaniſche Küſte aufgebe, und ſie an den Kaiſer von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Miniſter auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchſtreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen beſäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterſtützte, und ziemlich reformatoriſch zu einem rein politiſchen machte. Ja, er ſprach ſogar für die Geſchwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Procuratoren ein zu *frühes* Geſchenk waren. Er nahm ſich lebhaft der Joſephinos an und bewirkte eine Amneſtie für ſie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er ſein Talent und ſeinen Patriotismus zeigen konnte. Doch ſprach ſich ſeine ſpäterhin prononzirte politiſche Nüance gleichfalls allmählig aus. Viele ſeiner Meinungen waren gegen die politiſchen Klubbs gerichtet, und als am 5. September 1820 dieſe Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwiſchen Martinez de la Roſa, Moscoſo, Garely und Toreno, die ſich in unſern Tagen wieder erneuert hat. Martinez ſagte damals: „Es iſt nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politiſchen Schranken zu ſetzen;" ein Satz, der erſt dann wahr iſt, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der ſeine jetzigen Reden auf der Miniſterbank ſo unverkennbar charakteriſirt, zeigte ſich auch damals ſchon: Martinez deſtinguirte gern und zog ſich, wie alle politiſch Zaghaften, auf die Phraſen zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite anſehen müſſe. Sein Widerſtand gegen eine Entſchädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulair, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perſer" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schluſſe der Sitzung von 1821 das Repreſſivgeſetz Toreno's, welches er eifrig unterſtützte. Das Volk ſtürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hauſe auch das des erſchrockenen Dichters, der hier Scenen aus ſeinen Tragödien wiederkehren ſah. Nichts deſtoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zuſammenſetzung dieſes neuen Miniſteriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlaſſenen Cortes gebildet, die ſich durch ihren Servilismus dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ihr Präſident. Martinez, der ſich ſchon lange an die miniſterielle Phyſiognomie gewöhnt hatte, fand in ſeiner neuen Würde, für die ſeine Uneigennützigkeit ſich nicht bezahlen ließ, einen ſchwierigen Stand. Der Kongreß ſaß drohend in Verona, die Glaubensarmee organiſirte ſich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konſpirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royaliſtiſche Tumulte aus. Und dennoch ſchien dem Miniſterium dieſe Gefahr geringer, als die, welche im Lager ſelbſt drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müſſen, als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufſätze der Zuriaga und des Tercerols beſchäftigten die Miniſter mehr, als die Fortſchritte, welche die Inſurrektion der Miſa, Jaimes, Zabala und Queſada machte. Man kann das Miniſterium des Martinez de la Roſa von jener Zeit das Direktorium der ſpaniſchen Revolution nennen: der Moderantismus deſſelben, welcher nicht durch vorangegangene, ſondern parallele Ausſchweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umſtänden nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um ſich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteſte Maßregel, um die ſpaniſche Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel faſſen wollte, ſo arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Comuneros donnerten, die Cortes machten die Beſchlüſſe derſelben geſetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverſtändniſſes, und ſeine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter ſolchen Umſtänden war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich ſcheint, wenn das Miniſterium mit Aranjuez unterhandelt haben und in ſeinem Haſſe gegen die Demokratie ſo weit gegangen ſein ſollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene beſiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für ſeinen guten Willen zeugte. Er ſandte ſeinen Freund Toreno (Toreno iſt Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botſchafterſtelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marſan, die ultraroyaliſtiſche Coterie des Grafen Artois, und das Aſyl aller ſpaniſchen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem franzöſiſchen Geſandten Lagarde in Madrid, den man beſchuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorſchub zu leiſten. Ja als das feindſelige Benehmen der franzöſiſchen Regierung, die Unterſtützung, welche ſie den Inſurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete ſich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechſel mit Martinez ſeine Päſſe verlangt. Auch hielt der Miniſter darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies iſt der einzige energiſche Akt während ſeines Amtes, der aber am deutlichſten ſeine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entſcheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß daß die Demokratie an dieſem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlaſſenen Cortes wurden vom Magiſtrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauſes aus der franzöſiſchen Revolution übernahm, erſetzt. Die aufrühreriſchen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana ſo zu nennen) das Gewehr ſtrecken. Auch das Miniſterium war geſprengt. Es iſt kaum glaublich, daß daſſelbe mit dem Aufruhre in Verkehr geſtanden habe. Es war von dieſem Ereigniſſe ſo überraſcht, wie die Nation, ein Beweis für ſeine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine ſo zweideutige Rolle ſpielte. In der Nacht vom 7. bis zum 8. ſaßen die Miniſter wie gefangen im Palaſte, alle Ausgänge waren beſetzt, und in dieſer Verlegenheit mag Martinez die politiſche Laufbahn verwünſcht, und ſich nach dem ſtillen Umgange mit den Muſen geſehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die ſiegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte Anfangs die Miniſter für das Geſchehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Miniſterium aus alten Trümmern früherer, die ſchon geſcheitert waren, zu bekommen, ſo fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, ſich allmählich ganz vom Schauplatz des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Abſolutismus in Spanien zum Zweitenmale reſtaurirt. Die franzöſiſchen Bajonnette ſetzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, daß er auch zunächſt gegen die Anhänger der Konſtitution, die er ſo oft falſch beſchworen hatte, in blutige und konfiskatoriſche Anwendung brachte. Martinez de la Roſa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proſcribirten über die Pyrenäen.

Die ſieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab ſich literariſchen Beſchäftigungen hin, welche immer politiſche Leiden am leichteſten vergeſſen machen. Mit ſeinen Landsleuten geſpannt, ſchloß er ſich ſelbſt von ihren Konſpirationen aus, dichtete, äſthetiſirte und ſammelte ſeine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden ſind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragiſchen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde ſich täuſchen, ſuchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten ſpaniſchen Theaters. Er iſt als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, ſein Dialog ſind Wechſelreden nach den Grundſätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla ſchrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moraliſchen, kalten Sentenzen, ſteifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß ſeine Perſonen handeln, erzählen ſie; ſie reflektiren über das, was ſie thun ſollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verſchieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In ſeinen Unterſuchungen über die ſpaniſche Poeſie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona verſetzt. Er ſieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derſelbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakſpeare die Vorwürfe, welche vor ihm ſchon Voltaire machte. Nichtsdeſtoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetiſche Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klaſſiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und ſeine ſpätern Produkte bezeugen, daß er in ſeiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beiſpiel! Martinez mochte ſeine Extravaganzen haſſen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht ſchlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus ſeinen alten Anſichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe ſich ſo bald zur Ruhe! Er wird niemals mit ſich zufrieden werden, und von ſeinem Nächſten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem franzöſiſchen Theater in Berührung, Scribe überſetzte ein Luſtſpiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingeriſſen und verſuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntniſſe die Muſe heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich beſſer: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Proſa auf. Die Sprache iſt friſch, leidenſchaftlich bilderreich; die Scenen ſind nicht übermäßig ausgemalt, ſondern brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verſchwörung von Venedig, demſelben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Miniſter in Verlegenheit ſetzte, geht Martinez in der Verehrung des franzöſiſchen Theaters ſogar noch weiter. Er verſchmäht nicht mehr den Pomp und die Kunſt der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schauſtücken der Art, von denen Schlegel ſagt, ſie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, ſo wolle man wiſſen, daß Martinez de la Roſa auch dieſen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des ſpaniſchen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müſſen. Inzwiſchen zogen ſich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem ſpaniſchen Horizonte weg. Die Herrſchaft des Beichtſtuhls wurde durch die des Alkovens zerſtört. Ferdinand ſtürzte durch demagogiſche Umtriebe das falſche Geſetz, und er ſah ſich nach Menſchen um, die ſeine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte ſich, und die am wenigſten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amneſtie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten ſchon ſeine Exequien gehalten, er hörte mit ſcheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man ſich in die Herrſchaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa ſein Todtengericht hielt. Er hatte ſeinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit ſeinen alten Gegnern Friede zu ſchließen, um ſie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Roſa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Reſtauration geſtört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelaſſen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, ſondern ſeinen Werken galt. Marie Chriſtine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, ſie bewunderte die kleine weiße Hand, die ſo artige Reime und Gedanken zuſammenfügte, ſie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus ſeinem Munde fallen, ſie ließ ſich von ihm Aeſthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieſer auf die Politik überſprang. Es bildete ſich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth ſich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht ſtöhnte, rechts die kleine Iſabella in ihren Windeln ſchrie. Marie Chriſtine von Neapel iſt keine Heroine; ſie fürchtet ſich vor dem Ereigniß; ſie hat nichts, als einige kleine Leidenſchaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt ſein. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn ſie Rizio Munnez beglückte, und ſoll bald das Teſtament Ferdinands vollziehen, Miniſter wählen, Takt haben, die Garde defiliren laſſen, und kriegeriſche Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtiſch, wenn nicht Martinez de la Roſa mit ſanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr ſtünde. Marie Chriſtine iſt durch ihn eine ſchöne Seele geworden. Er lieſt ihr die Dekrete wie Stellen aus ſeinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantaſtiſches Kleid, er macht die Zuſammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derſelben ihr ſo viel architektoniſche Riſſe vorgelegt, daß ſie durch Auswahl des ſchönſten ihren Geſchmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig ſind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorſchrieb! Sie erſchien mit ihrem Kinde, wie einſt Fredegunde mit Clothar vor den Franken; ſie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeſchrieben; alle dieſe Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ ſie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, ſie beſchied ſich, nichts als das Unentbehrlichſte um ſich zu haben: ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und ſetzte keine Preiſe aus, um eines Judas Iſchariot Deuz willen. Dieß iſt das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Roſa geſchloſſen hat. Inzwiſchen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation ſeine miniſterielle Miſſion. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruche Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten ſeinen erſten Lauf, doch entledigte er ſich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konſtitution, das Eſtatuto real iſt ſein Werk. Er verſuchte es, den Zwieſpalt Spaniens zu verſöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte ſo viel von ſeinem guten Willen, daß er ſelbſt das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbet, das Juſte Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen ſchlechten Cours, er iſt eine Illuſion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit ſcharfen Rändern und Kanten gezeichnet ſind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen iſt, nur in ſeinen Erinnerungen, d. h. in ſeiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abſtimmungen, alte Fehler, da iſt nichts vergeſſen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in ſeine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus iſt eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngſte franzöſiſche Geſchichte noch neue geſtellt, und allgemein wird das gegenwärtige Miniſterium Doktrinär genannt. Vor der Zuſammenberufung der Cortes ſagte man, Martinez werde ſeine Entlaſſung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünſchte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaſchement; denn Toreno iſt Martinez alter Leidensgefährte, nur iſt er ſchneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir ſind am Ende unſerer Darſtellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognoſtikon. Selbſt die Oppoſition läßt der parlamentariſchen Fähigkeit des Miniſters Gerechtigkeit werden. Es iſt wahr, ſeine Reden zeichnen ſich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anſtößig zu ſein ſcheint, Deklamation und Geſten zu dieſen Worten hinzukommen, ſo müſſen ſie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch ſeine Zwiſchenreden, ſeine Einwände, das, was man den parlamentariſchen Dialog nennen könnte, ſind pedantiſch, mit Logik beſtäubt, ſie ſind penibel, und verrathen den Kleinmeiſter. Martinez de la Roſa iſt immer zur Hand, wo es eine Diſtinktion gilt, er liebt es, am Unweſentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Unterſuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn ſtürzen muß, iſt zuletzt weniger die Form, als der Inhalt ſeiner Diskurſe. Ich glaube, er iſt in ſeinen Handlungen weniger vorſichtig als in ſeinen Reden. Er gleicht den deutſchen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn ſie nicht für alles gleich Beiſpiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzuſehen. Martinez de la Roſa hat ſich aus der Geſchichte der Revolutionen ſo viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abſtrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts ſetzen kann. Bald ſchwebt ihm der Konvent vor, bald die franzöſiſche Journaliſtik, bald weiſt er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es iſt eine Gelehrſamkeit, die ihn erſticken muß. Wäre die Kammer nicht ſelber ſo naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit ſo vieler Angſt, ſo ſcheu und beſorglich auf, ſo müßte der Pedantismus des Miniſters längſt durchgefallen ſein. Wir wiſſen auf die Länge nicht, was Martinez de la Roſa ohne Majorität für Spanien thun will. Es iſt wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität geweſen ſein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage ſich günſtiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenſchaftloſen Revolution fortſchlendern, und nicht bald den Sturmſchritt ſchlagen laſſen? Wird endlich die Inſurrektion, dieſer unerträgliche Widerſpruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müſſen? Außerordentlicher Maßregeln iſt das jetzige Miniſterium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweiſt, daß die Charte ohne Nationalmiliz nicht geſchützt werden kann. Dieſe praktiſche Freiheit aber kann Martinez de la Roſa, an die Freiheit der Deutſchen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palaſt der Regentin treten, das königliche Kind mit ſeinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufſuchen, um in ihrem Schatten die flüſternden Laute der Natur zu belauſchen, welche nur ein Dichter verſteht.

E.

Der redneriſche Styl.

1.

Eine Rede heißt in der engeren Bedeutung des Wortes jede nach den allgemein gültigen Geſetzen verfaßte ſtiliſtiſche, ausdrücklich für den mündlichen Vortrag beſtimmte Darſtellung, in welcher es ſich der Verfaſſer zur Aufgabe geſtellt hat, die Zuhörer durch dieſelbe von der Richtigkeit ſeiner Anſicht über den von ihm in eben dieſer Rede behandelten Gegenſtand zu überzeugen, ſie für dieſelbe zu gewinnen und ihre ferneren Handlungen hinſichtlich Alles, was eben dieſen Gegenſtand betrifft, zu beſtimmen und zu leiten. Um dieſen Zweck zu erreichen, muß er alſo zugleich, wenn auch je nach den Umſtänden im Einzelnen mehr oder weniger ſtark, auf Verſtand, Vernunft, Gefühl und Einbildungskraft des von ihm angeredeten Kreiſes einzuwirken ſuchen. Indem nun dadurch in der Rede ſich ſämmtliche Arten des Zweckes aller ſtiliſtiſchen Darſtellung concentriren (vgl. S. 3, §. 2), wird ſie zur höchſten Aufgabe der Letzteren überhaupt, und verlangt die möglichſte harmoniſche Vollendung.

Die angeborne, durch wiſſenſchaftliche Forſchung und genügende Uebung ausgebildete Fähigkeit im mündlichen Vortrage, ſowohl durch Art und Weiſe des Vortrages ſelbſt, wie durch den Inhalt und die Einkleidung des Vorgetragenen, den Forderungen der Wiſſenſchaft und des Lebens vollkommen genügend zu entſprechen, nennt man in der engeren Bedeutung des Wortes Beredſamkeit, und denjenigen Menſchen, der mit derſelben begabt iſt (gleichfalls im engeren Sinne des Wortes), einen Redner.

Siehe L. F. F. Theremin: die Beredſamkeit eine Tugend. Berlin 1814.
Vergl. bei den Alten: Ariſtoteles, Cicero's und Quinctilian's Schriften über die Beredſamkeit.
Ferner: Erneſti, initia Rhet. P. I. S. III. c. 2.
Blair's Lectures, XXV—XXXIV.
Maaß, Grundriß der Rhetorik, §. 368.
Bouterwek, Aeſthetik II., 283.
Schott, Theorie der Beredſamkeit, Bd. I., S. 92.
Pölitz, das Geſammtgebiet der deutſchen Sprache. Bd. IV., S. 1—80.

2.

Da der Redner ſeine Zuhörer von der Richtigkeit ſeiner Anſicht überzeugen will, ſo kann er als Solcher dieſes nur durch Ueberredung erreichen: ſein Zweck und ſeine Aufgabe bleibt alſo Ueberzeugung durch Ueberredung im beſten Sinne des Wortes, und demgemäß das nächſte Ziel ſeiner Rede die Ueberredung. Vor Allem hat er alſo ſeine Aufmerkſamkeit auf die gehörige und richtige Anwendung der Mittel, die dahin führen können, zu richten, und dieſe Mittel je nach dem Gegenſtande, den er behandelt, und dem Grade geiſtiger Höhe, auf welchem ſich ſeine Zuhörer befinden, zu vertheilen und zu gebrauchen. Klarheit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Correctheit und logiſch richtige Anordnung und Durchführung ſind die unerläßlichen Eigenſchaften jeder Rede; die beſonderen Eigenſchaften dagegen, wie z. B. Innigkeit, Wärme, Lebhaftigkeit, Eleganz der Darſtellung u. ſ. w. werden durch ihren Inhalt und ihre Beſtimmung mehr oder weniger bedingt.

3.

Die Hauptaufgabe des Redners bei jeder Rede zerfällt in folgende drei Handlungen ſeiner redneriſchen Thätigkeit. Er muß nämlich zuerſt den Zuhörer von dem Gegenſtande, den er behandelt, genügend unterrichten, dann ihm die Beweiſe der Richtigkeit ſeiner (des Redners) Anſicht und ſeiner Darſtellung liefern und ihn dadurch von der Wahrheit derſelben überzeugen, und endlich ihn (den Zuhörer) bewegen ſeine Handlungen der nun von demſelben als richtig anerkannten Wahrheit gemäß zu beſtimmen. Die erſte dieſer Handlungen wendet ſich an den Verſtand, die zweite an die Vernunft, die dritte an das Gemüth des Zuhörers, welche ſie gemeinſchaftlich ganz für ſich zu gewinnen ſtreben. Durch ſie wird die natürliche Anordnung der Rede beſtimmt, die demgemäß in folgende Theile zerfallen muß:

a) die Einleitung oder der Eingang, in welcher der Zuhörer auf den Gegenſtand und deſſen Bedeutung und Wichtigkeit im Allgemeinen vorbereitet und aufmerkſam gemacht wird, ſo daß er ſich bewogen fühlt, demſelben und ſammt der Rede, die ſolchen behandelt, ſeine ganze geiſtige Thätigkeit zuzuwenden. Welche rhetoriſche Mittel hiezu der Redner in jedem beſonderen Falle anzuwenden habe, müſſen ihm ſeine Bildung, ſein Tact und ſein Geſchmack ſagen; vorſchreiben kann man ihm Nichts in dieſer Hinſicht;

b) die **Expoſition** oder **Entwickelung des Gegenſtandes**. Die Aufgabe derſelben iſt, den Hauptgegenſtand der Rede und die Anſicht des Redners über denſelben dem Zuhörer ſo vollkommen wie möglich darzuſtellen;

c) die **Argumentation** oder **Beweisführung**. Dieſe entwickelt die Gründe für die Richtigkeit des Aufgeſtellten, beſeitigt die möglichen Zweifel und widerlegt die möglichen Einwürfe;

d) der **Schluß** oder die **Zuſammenfaſſung des Ganzen**. Dieſer faßt die gewonnene Wahrheit zu raſcher, aber genügender Ueberſicht und Anerkennung zuſammen, ſtellt ſie dem Zuhörer noch einmal zu deſſen vollkommener Ueberzeugung dar, und beſtimmt ihn ſo viel wie möglich ihren Forderungen gemäß zu denken und zu handeln.

Vergl. Arist. Rhetor. III., 13.
Cicero. Orator. §. 124.
Blair, Lectures XXXI—XXXII.
Pölitz a. a. O. Bd. IV., S. 84 ff.
Campbell, Philosophy of Rhetoric. B. I. C. V. Sect. 1.

4.

Die gute Führung des Beweiſes für die Richtigkeit des aufgeſtellten Gegenſtandes oder Hauptſatzes der ganzen Rede bleibt ſtets die Hauptſache für den Redner. Um dieſen Beweis nun vollkommen zu führen, muß er zuerſt den Hauptgegenſtand im Allgemeinen entwickeln und erklären, und dann noch die beſonderen Gründe für die Richtigkeit ſeiner Entwickelung und Erklärung hinzufügen, wenn dieſe nicht ſchon an und für ſich die vollkommene Ueberzeugung des Redners wie der Zuhörer von ihrer Wahrheit in ſich faßt. Dieſe Ueberzeugung beruht entweder auf an und für ſich unumſtößlichen Axiomen (in dieſem Falle heißt ſie die **metaphyſiſche Evidenz**); oder auf dem inneren Bewußtſein und Gefühl (**die phyſiſche Evidenz**), oder endlich auf der Prüfung und Zuſtimmung des geſunden Verſtandes (**die moraliſche Evidenz**). Im Gegenſatze zu der durch beſondere Gründe herbeigeführten Ueberzeugung heißt ſie die **unmittelbare**, und die letztere die **mittelbare** Ueberzeugung. — Die Beweisgründe ſelbſt zerfallen in ſolche, die aus Begriffen, und in ſolche, die aus der Erfahrung hergeleitet werden; die erſteren werden a priori, die letzteren a posteriori genannt. Die Beweiſe der Erfahrung zerfallen wiederum in **Beweiſe der ſinnlichen Wahrnehmung** und in **Beweiſe der Erinnerung**. Sie können entweder **unterſtützend** (wenn dieſelben Fälle oder nah verwandte ſich zur Beſtätigung anführen laſſen), oder **vergleichend** (analogiſch, wenn ſich aus ähnlichen Verhältniſſen ein Schluß für die Richtigkeit der Behauptung ziehen läßt) angewandt werden. Beruhen ſie auf dem glaubwürdigen Zeugniſſe Anderer, ſo heißen ſie **hiſtoriſche Beweiſe**. — Der Redner endlich muß die Beweiſe ſo ordnen, daß er von den faßlicheren zu den ſchwereren, von den ſchwächeren zu den ſtärkeren in genauem innerem Zuſammenhange übergeht, ſo daß ihre Wirkung auf den Zuhörer in eben dem Grade ſteigt, wie ihre innere Kraft.

Vgl. **Mellin**, Encyclopädiſches Wörterbuch der kritiſchen Philoſophie. Bd. I. Abth. II. S. 634.

5.

Da die Abſicht des Redners ſtets die ſein muß, auf alle Seelenkräfte des Zuhörers möglichſt gleichmäßig zu wirken, ſo hat er eben ſowohl auf Mittel zu ſinnen, welche die Phantaſie und das Gefühl, wie auf ſolche, die den Verſtand und die Vernunft beſchäftigen. Einfluß auf die Phantaſie erreicht er am Wirkſamſten durch Neuheit, Originalität, Lebhaftigkeit, Anmuth und Adel der Gedanken, ſo wie der ſtyliſtiſchen Einkleidung derſelben, das Gemüth dagegen regt er am Glücklichſten und Nachhaltigſten durch Innigkeit, Wärme, Würde und Großartigkeit ſeiner Geſinnungen und durch tiefes Gefühl, Liebe und Begeiſterung für den von ihm behandelten Gegenſtand an. Iſt er ſelbſt von der Wahrheit ſeines Gegenſtandes und der hohen ſittlichen Würde ſeines Berufes überzeugt und durchdrungen, ſo kann es ihm nicht fehlen, einen ähnlichen Eindruck auf den Kreis ſeiner Zuhörer hervorzubringen und dieſe zu tugendhaften, edeln Handlungen zu veranlaſſen. Dazu bedarf er freilich außerdem noch einer tiefen und gründlichen Menſchen- und Lebenskenntniß, ſo wie in den beſonderen Fällen einer innigen Vertrautheit mit den Verhältniſſen und der Höhe geiſtiger Bildung derer, zu denen er redet. Im Verhältniß zu dieſer Kenntniß und durch dieſelbe beſtimmt, hat er endlich die äußeren Mittel zu wählen, durch welche er am Beſten und Eindringlichſten ſeinen hohen Zweck zu erreichen vermag. Er darf ſich jeder Form des Ausdrucks und eben ſowohl des Witzes, Spottes und der Ironie, wie der lebhafteſten Gefühlsäußerung bedienen, nur muß die Wahl derſelben auf innerer Nothwendigkeit beruhen und dem Gegenſtande der Rede, wie den Zuhörern durchaus angemeſſen ſein, und nie Würde, Anſtand und Geſchmack dadurch verletzt werden.

Vgl. Ariſtot. Rhetoric. II, 1.
Cicero, de Oratore II, 43.
Quinctil. Instit. VI, 2.
Schott a. a. O. II, 380 f.

6.

Bei der Abfaſſung einer Rede muß auf die Geeignetheit für ihre Beſtimmung, den mündlichen Vortrag, möglichſt Rückſicht genommen werden. Mit dieſem ſelbſt beſchäftigt ſich aber die Theorie des Styls nicht, ſondern die denſelben betreffenden Regeln gehören der Lehre vom mündlichen Vortrage, d. h. der Declamation und der Mimik an, auf welche deshalb zu verweiſen iſt. Gute Winke für dieſelbe findet man u. A. in

(C. F. Michaelis) Die Kunſt der redneriſchen und theatraliſchen Declamation u.ſ.w. für öffentliche Redner, Schauſpieler und Künſtler. Mit 23 (erläuternden) Kupferplatten. Leipzig, Baumgärtner o. J. (1818).

7.

Man unterſcheidet gewöhnlich, theils durch den Inhalt, theils durch die äußere Veranlaſſung beſtimmt, vier Gattungen von Reden, nämlich

a) die geiſtliche oder religiöſe
b) die politiſche
c) die gerichtliche
d) die Gouvernirungs-
} Rede.

Ihre beſondere Beſtimmung fordert für jede derſelben auch beſondere, ſich vorzüglich auf die äußere Form beziehende Geſetze, während ſie im Allgemeinen den allgemeinen im Vorhergehenden angedeuteten Regeln unterworfen ſind.

8.

Die religiöſe Rede.

Aufgabe und Zweck dieſer Gattung beſtehen darin, die Lehren der Religion und ihre Anwendung auf das Leben darzuſtellen und durch ſie die Zuhörer zu wahrer Frömmigkeit und Tugend zu veranlaſſen. Der religiöſe Redner ſoll belehren, erbauen und für das Höchſte im Leben begeiſtern; ſein Beruf iſt alſo der wichtigſte und umfaſſendſte. Um ſeinen hohen Zweck zu erreichen, darf er alle Erſcheinungen des Lebens in ihrem Verhältniſſe zum Glauben in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehen, nur ſoll er ſich dabei nicht unwürdiger Mittel bedienen. Verſtändlichkeit, Klarheit, Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Würde, Kraft, Anmuth, Wärme und Begeiſterung und eine, den Fähigkeiten ſeiner Zuhörer angemeſſene edle und einfache Ausdrucksweiſe, ſind die äußeren Mittel, durch welche er am beſten und leichteſten ſeinen Zweck erreicht. Es ſteht ihm frei, von den drei Gattungen des Styls Gebrauch zu machen, je nachdem der Inhalt ſeiner Rede, die Einkleidung derſelben und der Stand der geiſtigen Bildung derer, zu denen er ſpricht, es verlangen, nur muß er ſich beſonders hüten, die Grenzen zu überſchreiten und die innere Einheit, ſo wie den äußeren Zuſammenhang ſeiner Rede zu zerſtören.

Allgemein feſtgeſtellten Geſetzen gemäß zerfällt jede religiöſe Rede in folgende Theile: a) das Gebet; b) der Eingang oder die Einleitung; c) der Uebergang von dieſer zum Thema; d) das Thema; e) die Eintheilung des Thema; f) die Ausführung dieſer Eintheilung; g) der Beſchluß.

Nach ihrem Inhalte theilt man die religiöſe Rede in folgende drei Klaſſen:

a) die dogmatiſche religiöſe Rede, welche vorzüglich Glaubenswahrheiten aufſtellt und entwickelt, und die Handlungsweiſe der Zuhörer (der Gemeinde) dadurch zu beſtimmen ſucht;
b) die moraliſche rel. Rede, welche aus den Glaubenslehren Vorſchriften für die Moral entwickelt und die Folgen der Beachtung oder Nichtbeachtung derſelben für das Leben anſchaulich macht;
c) die gemiſchte rel. Rede, welche beide Aufgaben mit einander verbindet.

Ihrer äußeren Form und Beſtimmung nach zerfällt die religiöſe Rede endlich in folgende Gattungen:

a) die Predigt im engeren Sinne;
b) die Homilie;
c) die religiöſe Gelegenheitsrede (Taufrede, Traurede u. ſ. w.).

Mit der Conſtruction, der Behandlung, dem Vortrage, der practiſchen Anwendung u. ſ. w. der religiöſen Rede, beſchäftigt ſich eine eigene, ſyſtematiſch ausgebildete, in das Geſammtgebiet der Theologie gehörende Wiſſenſchaft, die Homiletik, auf welche hinſichtlich alles Weiteren zu verweiſen iſt.

Vgl. Chenevière, *Observations sur l'Eloquence de la Chaire, Genève* 1824.
Blair, Lectures XXIX.
Fordyce, Theodor oder die Kunſt zu *predigen. Leipzig 1780.*
Maaß, Grundriß der Rhetorik §. 388.
Pölitz, das Geſammtgebiet der deutſchen Sprache. Bd. IV.
Sowie ferner die allgemein bekannten Werke

über und zur Homiletik von **Niemeyer, Ammon, Tittmann, Reinhard, Schott** u. A. m.

9.

Die **deutſche** Kanzelberedſamkeit erhielt erſt ſeit den Zeiten der Reformation wirklichen Aufſchwung und wiſſenſchaftliche Bedeutung. Luther ſelbſt war es, der mit großem Eifer voran ging und treffliche Schüler bildete. Dann aber ſank ſie wieder, und erſt ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann ſie ſich auf gleiche Stufe mit der geſammten geiſtigen Ausbildung der Deutſchen zu erheben. Seit dieſer Zeit iſt hier von Rednern aller Confeſſionen in Deutſchland Großes und Bedeutendes geleiſtet worden, während man in der weltlichen Beredſamkeit weit hinter anderen Nationen zurückblieb.

Predigt über Matth. Cap. 5, V. 8.

Von dem Franziskaner Berthold.

„Sälig ſint die armen: wanne daz himelrich iſt ir" u. ſ. w. Mit diſen aht tugenden ſint alle die zur himelrich komen, die da ſint. Und mit denſelben aht tugenden müezen noch alle die dar komen, die iemer mer dar komen ſüln. Nu wil ich die ſiben under wegen lan, und wil niwen von ir einer ſagen, wanne alſe vil guoter dinge an ir iegelicher iſt; und von ir iegelicher wäre gar vil und gar lang ſunderlichen zur ſagende; und wie manigiu untugent uns an dieſen ahte tugenden irret, daz würde eht von iegelicher gar lang zur ſagende. Wanne man ez allez in einer predigen nit verenden mag, noch in viern, noch in zehenen, ſo wil ich in hiute niwen ſagen von den die ein rein herze haben, und von den wan hiute da liſet in dem heiligen ewangelio „ſälig ſint die reinz herzen ſint: die werdent got ſehende." Die ſint wol von rehte ſälig, die da got ſehent. Ein übergülde iſt ez aller der ſälikeit diu ie wart oder iemer mer eht werden mag, ſwer got an ſehend eht werden mag: alſo ſüeze und alſe wünnerlich iſt diu geſiht die man an got ſiht. Ez wart nie dehein muoter ir kint nie ſo liep, an unſer frouwen, und ſolte ſi ez drie tage ane ſehen an underlaz, daz ſi anders nit enpflege, wanne eht ſi ir liebez kint ſolte an ſehen: ſi hæte an dem vierden tage vil gerner ein ſtücke brotes. Und wolte ich vil gerne daz ich alſo ein guot menſche wäre, als daz war iſt, daz ich iezunt reden wil. Ob daz alſo wäre, daz man zur einem menſchen ſpräche der iezunt bi got iſt „du haſt zehen kint uf ertrich, und du ſolt in kewſen allen ſampt daz ſie ere und guot haben unz an ire tot da mit, daz du einigen augenblick von gotes angeſiht tueſt, niwan als lange als einz ſin hant möht umb keren, und ſi(n) danne wider zuo got, und du ſolt die ougen niemer mer von im keren:" der menſche entäte ſin nit. Alſe war, herre, die warheit iſt, alſe war iſt diſiu rede, daz er diſiu zehen kint unze an irn tot e nach dem almuoſe lieze gen, e danne er ſich die kleine wile von got wolte wenden. Ja habent die engel wol ſehzig hundert jar an geſehen, und ſehent in hiute als gerne als des erſten tages. Und ſie ſint euch alle ſampt ſam des erſten tages do ſie got an ſehende wurden. Do wart ir deheiner ſit nie eltlicher danne des erſten tages, und ſint doch über wol ſehzig hundert jar alt. Welher hundert jar alt würde under uns, der wäre den liuten alſe ſmähe an zuo ſehen von ungeſtalticheit und von dem gebreſten den daz alter an im häte gemaht: ſo malet man die engele da ſeht ir wol, ſwa man ſie malt, daz man ſie eht anders nicht enmalt wan als ein kint von fünf jarn, als junclich, oder von ſehſen. Wanne alle die got ſehent, die werdent niemer eltlicher, die in (im) himmelrich ſehent in ſinen freuden und in ſinen eren. Uf ertriche ſehen wir in alle tage in ſinem gewalte. Dehein irdeniſcher munt noch irdeniſch lip möhte daz nit erliden, daz in dehein irdeniſch ouge iemer an geſehen möhte in ſinen freuden und in ſinen eren, als ez zuo himelriche iſt. Wir ſagen in etewanne ein glichniſſe wie ſchöne got ſi. Seht, allez daz wir iemer geſagen künnen oder mügen, daz iſt rehte dem gliche, als ob ein kint uns ſolte ſagen, ob ez müglich wäre, die wile ez in ſiner muoter libe iſt beſlozzen, und daz ſolte ſagen von aller der wirde und von aller der gezierde die diu werlt hat, von der liehten ſunnen, von den liehten ſternen, von edeler geſteine craft und von ir maniger ſlahte varwe, von der edelen würze craft und von der edeln geſmake, und von der ſiden gezierde die man uzer ſiden und uzer golde machet in diſer werlte, und von maniger hande ſüezen ſtimmen die diu werlt hat, von vögelin ſange und von ſeiten ſpil, und von maniger bluomen varwe, und von aller der gezierde die diſiu werlt hat. Alſe unmügelich unde alſe unkuntlichen eime kinde da von ze ſprechen wäre, daz noch beſlozzen iſt in ſiner muoter libe, daz nie nihtes geſach weder übel noch guot noch deheiner freuden enpfant; als unkunt dem kinde da von zuo redende iſt, als unkunt iſt euch und da von zuo redende, von der unſegelichen wünne diu da zuo himmel iſt und von dem wünnerlichen antlütze des lebentigen gotes. Wanne allin diu freude diu da zuo himel iſt, der iſt nit wanne von dem ſchine der von unſers herren antlize gat. Und rehte als alle ſter-

nen ir lieht von der ſunnen nement, alſo habent alle heiligen ir gezierde unt ir ſchönheit von gote, und engele unt allez himeliſche her. Reht als alle die ſterne des himels, der mane und die planeten, groz unt kleine, die habent alle ſampt ir lieht von der ſunnen din uns da liuhtet; und alſo hat allez himeliſchez her, engel und heiligen, die hohſten und die minneſten, die haben alle ſampt ir freude und ir wünne und ir gezierde und die ere und die wirde und ouch die ſchœnde, daz habent ſie alle ſampt von der angeſihte gotes, daz ſie got an ſehent. Die engele die da unſer hüetent, die ſehent in zuo aller zit an als ob ſie bi im wärn. Wanne alliu diu freude diu in himelriche iſt, diu diuhte ſie zuo nihte, ſolten ſie got niht an ſehen. Und da von „ſälig ſint die reines herzen ſint: wanne ſie werdent got ſehende.“ Nu ſehent, ir liebe criſtenheit, wie ſälig die ſint, die da reinez herze tragen. Ir jungiu werlt, die noch unbewollen ſint mit ſünden, behaltent iuwer herze vor allen tötlichen ſünden: ſo werdent ir got ſehende in ſolichen freuden und in ſo grozen ern, die ouge nie geſach oder ore nie gehorte, alſe ſant Paulus ſprichet; oder alſe ſant Johannes ſprichet „wär ez müglich, daz man ez allez ſampt geſchriben möhte, ſo möhte diu werlt diu buoch in ir nit behalten, da ez an geſtüende, daz ich geſach. Unt allez daz ich geſach, daz was nit wanne got alleine.“ Und dar umb möhten wir doch gerne zuo dem himelriche komen, und darumbe, arbeiten. Ob uns nit diu minne und diu liebe dar twunge der wir gote ſchuldig ſin, ſeht ſo möhten wir dar umb dar komen, durch daz wunder daz da iſt. Ez iſt maniger vor mir: der im von ſo getaner freude ſeite, daz ſi jenhalp meres wäre, er füere gar gerinklichen dar von hinnen über mer, niuwen daz erz geſähe. So möhtent ir hundert ſtunt gerner dar umb arbeiten, daz irz iemer mere ewiclichen niezen ſoltet. Die vil wünneclichen angeſiht des almehtigen gotes und der himeliſchen küniginnen zuo der zeſwen ſiner ſiten in guldiner wâte, die möhtet ir gerne an ſehen. Wanne würde iu einiger anblik, ſo wäre in alliu diu freude und diu ere und aller der wolluſt den diu werlt ie gewan, daz wär in hinnefür als wider zäme und ouch alſe unwäre, reht als ſant Paulus da ſprach. Nu höret wie der ſprach: er ſprach „alliu diu ere und diu freude und daz gemach diu diſiu werlt ie gewan von keiſern und von künigen wider der freude diu in himelrich iſt; als wider zäme einem wäre ein diep an einem galgen, als kurz einem diu wile du mit wäre daz er einen erhangen man triuten ſolte, wider aller der freude die diu werlt hat: alſe widerzäme iſt mir diu freude aller der werlte wider der ewigen freude.“ On wol iuch wart daz iuch iemer muoter ie getruog, die ſo getane freude ſüln beſitzen. Der iſt, ob got wil, maniger vor minen ougen. Ouch iſt maniger der vil kleine freude dar für nimpt hie uf ertrich, und daz dem guoten ſante Paulen gar verſmähte, des wirt im der tuſentſte teil nit. Und die habent übel kouft, die ſo über groze freude geben umb ein ſo kurzez freudelin in dirre werlte. Die habent übel gevarn: wanne ſie habent weder hie noch dort nicht. Als ich iezu ſprach, rehte in glicher wiſe, rehte alſe alle ſternen des himels ir lieht von der ſunnen haben, alſe hat allez himeliſch her ir lieht von dem warn ſunnen, ſit danne unſer herre der ware ſunne und daz ware lieht iſt, alſe der guote ſant Johannes da ſprichet. Der heizet in daz ware lieht; als ouch daz vil war iſt: wanne er iſt daz war lieht daz niemer mer verliſchet. Und alle die von ſime gotvarwen lieht enzündet werden, die erleſchent ouch niemer mere von der ſchönheit die ſie von dem warn ſunnen hant. Und als vil diu ſunne lichter und geluter iſt danne wir da ſehen, rehte als vil diu liehtes und glaſtes über alle ſtern hat die an dem himel ſtent: als vil hat der ware ſunne in himelrich ſchönes und glaſtes mer über alle engele, unt iſt geſchönt und gewirdet an allen ern, alſe billich iſt. Und da von ſint ſi ſälig, die ein reinez Herze habent: wanne ſie werdent got ſehende.

Nu iſt der dinge leider vil diu uns des irrent, daz wir den almehtigen got nit ſehende werden. Daz tuot ein ieglich totſünde. Swer diu uf im hat, und ane riuwen da mit von dirre werlte vert, der geſiht den waren ſunnen niemer mer. Wanne die ſünde ſo maniger hande ſint, daz ich ſie lihte in vier tagen oder in fünfen niemer gar genennen möhte, ſo wil ich ir hiute niuwen drie ſagen. Gibt mir got die gnade, ſo ſage ich morgen und über morgen aber me. Und dar umb ſült ir ofte zuo predigen gen: ſo kündet ir iuch deſter baz behüeten vor dem irretuome allem daz uns der frölichen angeſiht irret des waren ſunnen. Und da von wil ich iu hiute ſagen von drin dingen diu die werlte aller meiſte und aller gemeinlichoſte irrent, daz ſie got nit ſehent in ſinen ern. Wanne under allen dingen diu diu werlt ie gewan, ſo irrent deheine dri ſünde ſo maniger muoter barn, daz ſie got niemer mer geſehent in ſinen freuden. Und daz daz war ſi, daz hat uns der ware ſunne erzeuget, den wir do ſehent; der hohe ſunne hat ez uns erzeuget an dem nidern ſunnen. Wanne als manig ding uns des nidern ſunnen irret, daz wir in nit geſehen mügen, als manig ding irrent uns des hohen. Ez geht ein man in ein hus oder ein ſtuben, in ein gaden, in ein dikez holz, oder in einen diken boum, daz er den nidern ſunnen nit geſehen mag. Der dinge iſt gar vil diu uns des irrent, daz wir den nidern ſunnen nit geſehen mügen. Aber under allen dingen irrent uns driu dinc aller meiſte und aller breiteſt und aller witeſt under der werlte.

Daz erſte daz uns des nideren ſunnen irret aller meiſte, ez ſelbe drite, daz heizet ertriche. Diu erde da diu werlt uf ſtat, diu irret uns des ſunnen, des nidern ſunnen. Wanne die erde iſt rehte geſchafen alſe ein bal. Swaz daz Firmament begriffen hat, daz iſt der himel den wir da ſehen, da die ſternen ane ſten; ſwaz der umb ſich begriffen hat, daz iſt geſchafen als ein ei. Diu uzer ſchale daz iſt der himel den wir da ſehen. Daz wize alumb den tottern daz ſint die lüfte. So iſt der totter in mitten drinne: daz iſt diu erde. Und get der ſelbe himel zuo allen ziten umb ſam ein rat. Er leuft aber twerhes umb, nach der twirhe. Ez mügent die ungelerten liute ſo wol nit verſten ſam die gelerten. Do unſer herre daz firmament geſchuof, do hiez er daz ez umb liefe als ein ſchibe. Wanne ez unmügelichen ſwär iſt von der unmügelichen witen die ez hat, ſo wäre ez von der ſwäre ſo vaſte in den louf komen, daz ez zerbrochen wäre. Do geſchuof unſer herre ſiben ſternen die ſinen louf wider habten. Daz firmament hat ſin louf von orient hin zuo occident, von oſten hin gein weſten. So gab er den ſiben ſternen irn louf von weſten hin gein oſten, und die ſtrigent mit aller irre kraft wider dem firmamente: ſo iſt eht ez zuo ſwäre, und ziuhet den ſunnen und den manen und die andern Planeten mit im umb mit den ſternen. Und alſo loufet der himel mit den ſternen umb und umb, und der andern ſternen ein michel teil. Die iez ob uns ſint, die ſint nu zuo mitter naht under uns. Und da von ſo ſprechent ſumeliche liute, ez ſi ein werlt under uns, und die haben die füeze gegen uns gekert; und des eniſt in deheine wiſe niht. Nihil est in fundamento etc. Im iſt reht alſo, daz diſiu werlt uf nihte ſwebt. Und ſwie groz die berge ſin und wie ſwär ſie ſin, ſo ſtent ſie eht uf nihte, wanne daz ez eht allez ſwebt ledicliche: reht als ein vogel der in den lüften iezunt ob uns ſwebet, und reht an einer ſtat ſtille ſtüende, alſo ſwebt diu werlt uf nihte wanne uf der craft unſers herren. Und daz ez müglich wäre, daz man eine gruobe durch und durch das ertriche möhte gebouwen, ſo ſähe ir iezuo bi dem tage durch daz ertriche under iu hin abe die ſternen an dem himeln, als ir ſie ſeht oben an dem himel obe iu, wanne eht der himel als wol unter uns iſt als ob uns. So iſt diu ſunne under uns an dem himeln, ſo ez uns oben her abe naht iſt. Und da von iſt daz ertrich ein mittelz zwiſchen uns und der ſunnen, und da von irret uns das ertrich, daz wir in zuo naht die ſunnen niemer mer geſehen mügen unze morgen daz ſi oſten uf get; alſe der Salomon ſprichet „oritur sol:“ diu ſunne get hiute abent unter, und kumet morgen aber her wider. Und alſo irret uns diu erde gar witen und breiten, daz wir des nideren ſunnen nit geſehen mügen. Diu erde bezeichent eine houbtſünde diu uns des waren ſunnen die witen und die breiten irret. Diu ſelbe ſünde heizet gitikeit nach guote, unrehte gewinne. Der iſt alſe vil, daz ez nieman erzahlen kan. O we wie vil der liute in die unrehtes guotes varent und unreht guot gewinnent. Daz ſint trügener an ir koufe und an irm antwerke; ſo diebe und diupen, innerhalp des huſes und uzerhalp; ſo wuocherer, ſo pfender, ſo dinges geber, ſo fürkoufer umb daz näher, ſo velſcher, ſo unrehtiu ſtiure, unrehte zolle, unreht ungelt; ſo nemen hie, ſo rouben da; ſo pfenningprediger, dem tiufel ein der liebſte kneht den er iergent hat. Pfi pfenningprediger, morder aller der werlte, wie manige ſele du mit dinem valſchen gewinnen von dem waren ſunnen wirfeſt an den grunt der hellen, daz ir niemer mer rat wirt! Du geheizeſt alſe vil ablazes umb einigen helbeling oder umb einigen pfenning, daz ſich manic tuſent menſchen dar an lat, und wänent ſie haben alle ir ſünde gebüezet mit dem pfenninge oder mit dem helbelinge, alſe du im für ſuceſt. Se wellent ſie für daz nit büezen, und varent alſe hin zuo helle, daz ir niemer rat wirt. Und da von wirfit man dich an den grunt der helle, und wirfet alle die uf dich, die du dem almehtigen gote enpfüeret haſt und verkouft, ie die ſele umb einen pfenning oder umb einen helbeling. Du morder der rehten buoze, du haſt uns die rehten buoze ermordet, diu der ſiben heilikeit einiu iſt, der hehſten die got hat. Die habent uns die pfenningprediger alſe gar ermordet, daz nu lützel ieman iſt der ſünde welle büezen. Nu lazent ſie ſich uf dinen valſchen geheiz. Wanne er ſeit in der von unſers herren marter alſe vil und alſe manigen enden, daz ſie wänent ez ſi ein rehter gotes bote. Wanne er weinet dar zuo, und üebet alle die trügenheit dar zuo, da mit er in die pfenninge an gewinnen mag und die ſele dar zuo. Und alſo iſt ir ſo gar vil, die diu gitikeit irret, daz ſie den warn ſunnen niemer mer geſehen. Und halt in den klöſtern hat diu gitikeit ſo gar grozen überhant gewunnen, daz ez got iemer erbarmen müeze, in ſumelichen klöſtern, mit ſacrilegie, mit ſymonie, mit eigenſchaft. Vindet man einen helbeling in diner gewalt an urloup diner meiſterſchaft, diner ſele wirt niemer rat. Minne und buoze verſage ich nieman. Mali laici, mali religiosi. Daz iſt aber gar der ſibtige tiufel. Und alſo bezeichent diu werlt die gitikeit. Wanne diu erde iſt kalt und trucken. Alſo iſt ouch diu

giuſeit: diu iſt kalt der warn minne, und truken aller warn riuwe. Wanne da mit verirrent ſie manig tuſent ſele, daz ſie den warn ſunnen niemer mer geſehen. Ir prieſter, alle die alſo kalt und alſo trüebe ſint an irme ende, daz ſie daz unrehte guot nit gelten wellent und wider geben alſe verre ſie ez geleiſten mügen, oder nach gnaden da man liute weiz: den ſült ir unſerm herren niemer gegeben, weder mit geſundem libe noch mit ſiechem lib, noch vor irm ende, noch nach irm ende; noch ir ſült ſie niemer beſtaten an deheinre ſtat diu gewiht ſi, noch ſie ſol niemer halt dehein getouftiu hant an gerüeren. „Brueder Bertholt, wie ſüln wir in danne tuon?“ Da ſült ir nemen ein ſeil, und machet einen ſtrik dran, und leget im den ſtrik an den fuoz mit einem haken, und ziehent in zuor tür uz. „Brueder Bertholt, ob diu ſwelle danne hoch iſt, wie ſüllen wir im danne tuon?“ Da ſüllent ir durch die ſwelle graben, und ſült in derdurch uz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in keme; und bindet in einem roſſe an den zagel, und füert in uz an daz gewiſe, da die erhangen und die erſlagen da ligen. Füert in eht gegen dem galgen und gegen des galgen geſinde. Des iſt er dannoch kume wert.

Daz ander ding daz uns des niedern ſunnen ſchin irret, daz wir ſin wite und breite verirret ſin, daz iſt der nebel. Der bläwet ſich von der erden uf, und wirt diſe daz wir der ſunnen dar durch nit geſehen mügen, und wirt ie höher unde höher ſtigende unz über ſich in die lüfte. So er danne in die lüfte kumpt, ſo heizet er danne wolken. Die breitent ſich danne etewenne für den niedern ſunnen, daz wir in danne etewanne in einem halben tage nit enſehen, etewanne in einem viertail eins tages, und etewanne inner zwein tagen oder inner drin, als ez ſich danne mit dem weter an rihtet. Und bezeichent die andern ſünde, diu uns euch des hohen ſunnen irret, daz wir ſin eht niht geſehen mügen. Und manig tuſent ſele wirt halt von der ſelben ſünde geirret, daz ir eht niemer mer rat wirt, und den warn ſunnen niemer mer geſehen. Und den worten daz ir iuch da vor gehüeten mügt, ſo wil ich iu ſagen wie diu ſelbe ſünde heizet. Sie heizet hohfart und übermuet. Wanne ſie gewinnent manigen übrigen muot, des ſie ze nihte bedörften, die mit hoffart umb gen. Ir herren, ir bedörfient über ein niht ſo maniger leie hohfart und ſo maniges übrigen muotes des ir in erdenket niuwen mit iuwern kleidern, daz iuch des nicht genüeget, daz iu der almehtige got ſo maniger hande gezierde hat gegeben niuwen alleine mit gewande. Er hat iu gewant verlihen als ander ding. Er hat alliu ding dem menſchen zue nuz und zuo dienſte geſchaffen, und im ſelben zuo lobe und zuo ern. War umbe wänent ir daz er iu ſo maniger hande varwe cleider habe gegeben? Swanne hochgezit ſint, daz man unſerm herren höher lop und ere erbieten ſol danne zuo andern geziten. Wanne du von heizent ez hochgezit, ſo die heiligen zit da ſint, daz man dem almehtigen got me lobes und ern erbieten ſol danne zuo den andern ziten. Nu ſeht ir wol daz wir die altare baz zieren zuo den hochgeziten danne zuo den andern ziten, und daz geſang höher heben und ſchöner und lenger machen. Und alſo ſüllent ſich die liute baz ziern und ſchönre ziern dem almehtigen gote zue lobe und zuo ern, und in ſelben zuo ſälden und zuo nuze. Wanne ir ſült got ſunderlichen loben umb daz ſelbe „Wol dir, lieber herre“ ſült ir ſprechen und gedenken in iuwern herzen; „wol dir, lieber herre, daz du uns ſo maniger hande gezierde und ere und wirdekeit und wolluſt hie in diſem jamertale giſt. Waz du uns danne dort geben wilt in dinen freuden und dinen ern, da du ſelbe biſt!“ Und alſo ſült ir ez niezen, daz ez gotelobelich ſi und iu nüz an libe und an ſele. Wanne ſwer danknäme iſt, daz er got danket ſo maniger gnaden die er im git und geben hat, daz iſt der aller höhſten tugende ein. Nu danket ir im daz ir niuwern deſter mer tuet daz gote leit iſt und iu ſelben gar ſchedelich iſt an libe und an ſele. Wanne daz ir got zue lobe und zuo ern ſoltet kern, da dienent ir allez dem tiufel mit, und get hinter iuch da ir für iuch ſoltet gen; und ir kert allen dingen der ſele ſälikeit daz hinder ſich. Da mit ir got loben ſoltet, da hazet ir in mite; da mit ir iuwer ſälde meren ſoltet, da merent ir iuwer unſälde mit. Und dar zuo twinget iuch iuwer hohfart. Ja begieng der edel hohe künig David ein hohfart: da mouſte er groze buoze umb liden. Iuch genüeget nit daz iu der almehtige got die wal hat verlan an den cleidern, wellent ir brun, wellent ir ſie rot bla wiz grüen gel ſwarz. Dar an genüeget iuch niht. Und dar zue twinget iuch iuwer groze hohfahrt. Man muoz ez iu zuo ſteken zerſniten, hie daz rote in daz wize, da daz gelwe in daz grüene; ſo daz gewunden, ſo daz geſtreichet, ſo daz giſelvech, ſo daz würſchen brun; ſo hie den löwen, dort den arn; ſo mit vehen hüeten, ſo mit huben, ſo mit güeteln. Und alſe iſt ſin alſo vil, daz ſin nieman zuo ende komen mag, daz ir durch hohfart erdenket. Hiute erdenket ir einz, morgen erdenket ir ein anderz. Alſe ie einre einen iteniuwen funt vindet, den müezen ſie danne alle verſuechen. Und ir gebent etewanne einem alſe vil zue lon der iu daz guote gewant zue hadern machet, alſe iuch daz gewant da koſtet, oder halb als vil. Da müezet ir got umb antwürten, wanne erz iu zuo nuze geſcha-

ſen hât, daʒ irʒ danne ſo gar unnützelich machet. Ir frowen, ir machent eʒ euch gar zuo nötlichen mit iuwerm gewande, mit gelwen ſleygern, mit gebende, ſo mit rîſelin, ſo mit dem vorgange zuo der kirchen zuo dem opfer. Ir habet euch vil maniger hande hohfart, der ir wol gerietet, und iuch euch des waren ſunnen irret, daʒ ir in niemer mer geſehet. Wann ir wellet iuwer herze nit reine machen vor der hohfart. Ir gent aber gar mit nihte umb. Eʒ iſt gar ein niht, da mit ir daʒ himelrich verlieſent und die wünneclichen angeſiht des almehtigen gotes. Ir get niuwen mit dünkel umb unt mit lobeliche, daʒ man iuch eht lobe. „Ja herre, wie ſchône! wart aber ie ſo ſchôneʒ iht?“ Unſer frowe was halt vil ſchôner danne du, und was gar herzeclichen demüetig, und Sant Margarete und der andere ein michel teil. Da heten ſie ir herzen gereinet vor der hohfart und vor den andern ſünden, und da von ſehent ſie got iemer. Eʒ iſt ein geſpöte, daʒ hohfertelin da ir frowen mit umb gent. Die herren die verlieſent doch ir ſele mit biderben dingen; da mit werdent ſie verirret, daʒ ſie deʒ waren ſunnen niemer mere geſehen. Ir armeʒ volklich, frowen und man, ir get euch mit torheit umbe. Wanne ir müget die hohfart niht vollefüern, wanne daʒ ir dar nach brechet. Unt da von ſo heizet eʒ ein torheit, daʒ du dich an nimeſt daʒ dir nit zimet zuo tuende noch niht getuon maht. Unt da von iſt eʒ vil grœʒer ſünde danne ob du eʒ vollebringen möhteſt. Armer liute hohfart unt alter mit unkiuſche unt richer lügener, diu driu ſint fremede geſte in himelrich. Wanne ſie ſint gar unmære und widerzæme dem almehtigen gote, und ſie ſint ſo gar wider die gerehtikeit. Als unbillich daʒ wære, daʒ ein waʒer wider berg flüʒe, alſo unbillichen ſint diſe drie ſünde, und als unwirdecliche [illegible] diu ſünde irme meiſter der ſie tuot. Nu wie zimpt hohfart und armuet ſament? als der aſe uf dem künigſtuele. Wæneſt du armer menſche tumber daʒ dir got dine hohfart vertrage zuo langer friſt? Ja muoſt im Lucifer daʒ himelriche rumen, der da der hohfart hundertſtunt glicher was danne du. Unt da von hat diu ſelbe ſünde mer namen danne ein ander. Wanne ſie iſt unſtæte, hiute ſus, morgen anders. Und alle tage erdæhteſt du gern ein ie niuwen ſünde zuo der hohfart. Und da von heizet eʒ euch hohin vart, daʒ du gerne in den lüften füereſt ob du möhteſt. So heizet eʒ euch torheit, wanne eʒ vor got und vor der werlte ein rehtiu torheit iſt, und erblendet alle dine gewiʒʒende. So heizet eʒ euch itelkeit: wanne eʒ macht dich itel aller der guoten gewiʒʒende der du da gein gote und gein der werlte bedürfteſt. So heizet eʒ ein betrogenheit, und heizet eʒ euch alſo vil rehte: wanne du biſt betrogen an dir ſelben, daʒ du dir ſin wæneſt daʒ du nie würde noch niemer werden maht. Alſo gar blendet dich diu hohvart; ſie machet dich halt ſo gar blint, daʒ du wæneſt, daʒ dir gar übel ſtet, daʒ dir daʒ wol ſte. Und der dinc gar wol füeget ſo du eʒ hœreſt, als du im danne den rüſen ſereſt, ſo ſprichet er „wie der ein betrogener geuch und tor iſt, oder ein tôrinne!“ Und ſwaʒ ich zuo dem manne da ſpriche, daʒ ſprich ich euch zuo der frowen, unt zuo der frowen als zuo dem manne. Unt als gar erblendet dich die hohfahrt, daʒ du des wilt wænen, daʒ ſchande ere ſi, und daʒ ſünde almuoſen ſi unt almuoſen ſünde, und übel guot ſi und guot übel ſi. Seht, als gar erblendet dich die hohfart, daʒ du des alles ſampt wænen wilt, und die mit grœzer hohfart umb gen. Unt daʒ daʒ war ſi, daʒ erzeuget uns der almehtige got an einem unſæligen in der alten e. Und ſwaʒ uns guoter dinge und übeler in der niuwen e künftig was an unſere ſelen, daʒ hat uns got alleʒ erzeuget in der alten e an der liute leben. Und alſo hat er uns erzeuget wie gar diu hohfart alle die gewiʒʒende erblende, diu an den iſt die mit grœzer hohfart umb gent. Daʒ hat uns got erzeugt an dem künige Alexander. Der was gar ein getürſtig man und ein wiſer man, daʒ er daʒ merre teil der werlte betwang mit manheit und mit wiʒʒen. Und der wart der grœſten toren einre den diu werlt ie gewan. So gar blint mahte in die hohfart, daʒ in diu grôʒe blintheit der hohfart dar zuo brahte, daʒ er wolte wænen er möhte vier dinc getuon, diu allin diu werlt nit getuon möhte danne got alleine. Daʒ erſte iſt daʒ der künig Alexander wolte wænen er möhte eʒ getuon von hohfart, die aller hoheſten ſternen von himel her abe nemen mit der hant, die iergent an dem himel ſint. Nu hœrent von dem erſten toren, wie in diu hohfart hete erblendet. Wanne daʒ möhte allin diu werlt nit getuon. Daʒ ander iſt: er wande er möhteʒ dar zuo bringen mit ſiner craft unt mit ſinem gewalte, daʒ man über mer füere als uf trucken lande uf wegenen unt mit roſſen, unt daʒ man dar über rite unt gieng alſe uf dem ertriche, und daʒ man über lant füere mit ſchiffen, uf dem trucken ertrich, berg unt tal, ſwar man wolte. Daʒ dritte iſt daʒ er wande er möhteʒ dar zuo bringen, daʒ er die grœſten berge die iergent in der werlte ſint wol gewegen möhte uf einer wagen, wie manige marke ſie wægen oder wie manig pfunt. Nu hœrt welich ein torheit! Daʒ vierde iſt: er wande er möhteʒ dar zuo bringen, ſwenne daʒ mer in ünden gat unt alſo grimmeclicher ſtürmet unt wüetet, und alſo er ſpræche „ſtant ſtille und ſwig,“ daʒ daʒ wilde mer über al danne ſtüende von ſin einiges worte. Nu hört, ir herſchaft, wie gar ſin herze an hohfart erblindet was, und wie gar diu hohfart einen wiſen man zuer werlte mahte zuo einem iteln toren. Eʒ iſt aber ein krankeʒ lop, ſo man ſprichet „er iſt zuer werlte ein biderman.“ Daʒ iſt alſe vil geſprochen, als da man ſpricht „du rehter wuocherer!“ So man danne ſpricht „du rehter wuocherer,“ daʒ glicht ſich dem lobe „daʒ iſt zuer werlt ein wiſer man unt ein biderman.“ Unt daʒ ſelbe iſt uns hiute in der criſtenheit, manig weltwiſe man und frouwen dar zuo, daʒ ſie diu hohfart erblendet, daʒ ſie wænent ſie mügen getuen vier ding diu als unmügelich ſint zuo tuende als diu Alexander wande tuen. Der iſt manig hundert in der criſtenheite, die vier ſemelichiu ding wænent tuon. Daʒ erſte daʒ den kunig Alexander blante mit hohfart, daʒ er wande die hohſten unt die ſchœnſten ſternen von himel nemen mit der hant die da warn, ſeht daʒ bezeichent alle die diu hohfart alſo erblendet, daʒ ſie ſprechen „ich wolte nit daʒ min ſele uʒ des beſten menſchen munde füer der hiute lebet.“ Nu ſeht welch ein grozin torheit daʒ ſich die in grozen houbetſünden ſint wellent gelichen den hohſten heiligen die da zue himel ſint. Nu ſprechent manige „ich wolte nit daʒ min ſele uʒ des munde gienge,“ den man danne für den beſten menſchen hat: „ich enweiʒ nit wie eʒ umb ſin herze ſtet;“ und dunkt ſich heilig in ſtarken houbtſünden und wænt daʒ himelrich in der hant haben; und er kumpt niemer dar. Und ich wolte mit gar guotem willen daʒ ich an eins guoten menſchen ſtat ſtürbe. Daʒ ander iſt: Alexander wande vinden und mit ſinem gewalte machen wunderliche wege über daʒ mer und über lant. Daʒ iſt daʒ manige diu hohfart blendet, daʒ er wunderliche wege machen wil gein dem himelriche, alſo daʒ er ſpricht „wanne got der lät nieman verloren werden: do er den erſten menſchen geſchuef, do ſach er dem jüngeſten under diu ougen; wænet ir daʒ er die martel umb ſus lite?“ und nement alſe manigen valſchen troſt, und wænet alſo mit ſiner valſchen hohfart wunderlich wege zuo dem himelriche vinden. Und er mag niemer dar komen mit ſo getanen wegen, alſe wenig als Alexander mit ſinen wegen iemer über mer oder über lant mohte komen. Das drite iſt daʒ Alexander die groſten und die hohſten berge wande wegen. Als wil maniger mit ſiner hohferte ander liute ſünde gar hoh wegen und gar ſwær, und wiget die ſine gar geringe und gar lihte. Ja er kan ander liute ſünde gar groʒ und ſwære machen, und kan ſin ſelbes ſünde gar ſchœne und lihte gemachen. Das vierde iſt daʒ Alexander wande mit ſime gewalte daʒ tobende mer ſtillen. Als wænt maniger von hohfart daʒ zornige und daʒ engeſtliche gerihte unſers herren ſtillen, daʒ er an dem jüngeſten tage über alle die werlt haben wil. Da hat er als kleine ſorge uf, und iſt halt von hohfart vil nahe ſin geſpöte. „Ja zwar“ ſpricht er, „ich trouwe mich da wol verbergen under alle die werlt.“ Alſe wenig als er ſich vor dem tode mag verbergen, als wenig mag er ſich verbergen an dem jüngeſten tage. Nu ſeht wie manig tuſent menſchen diu hohfart des verirret, daʒ ſie den waren ſunnen niemer mer geſehen mügen.

Daʒ drite iſt daʒ uns da irret daʒ wir den nidern ſunnen ouch nit geſehen mügen, daʒ iſt der mane. Daʒ kumpt etewanne, daʒ der mane under dem ſunnen iſt. Wanne der ſunne iſt hohe oberhalp des manen. Wanne die ſiben planeten iſt iegslicher hoh ob dem andern; iedoch ſo iſt der mane der aller underſte und der aller niderſte ſterne der an dem himel iſt. Und kumet etewanne daʒ der mane des ſunnen ſchin underget, und daʒ der ſunne daʒ ertriche nit geſchinen mag. Wanne der mane iſt rehte alſe breit: ſo daʒ ertriche wære geteilt in an einʒ drizig teil, ſo iſt der mane als breit als der teil einʒ. Ob daʒ alſo iſt, daʒ laʒen wir hin zuo den meiſtern die da von leſen. Wie hohe aber ie von einem ſterren zuo dem andern ſi, und wie breit iegslicher ſi, daʒ bevelhen wir gote. Wanne ſo verre iſt uns daʒ wol kunt, daʒ etewanne der mane dem ſunnen ſinen ſchin underreget, daʒ wir des ſunnen diu zwei teil kume geſehen; alſe vernent an Sant Oswaldestage: do het der man deʒ vierde teil wol verdecket, daʒ man ſin nicht geſehen mohte. Und ouch eins andern males, an der mittewochen in den crimertagen vor den phingeſten. Und da vor eins, do hete er den ſunnen vil nahe verdecket, des da lang iſt, und wanden die ungelerten liute, die werlt wolte zergen. Des habent die meiſter wol experimente, die von den ſternen da leſent, daʒ des nu nieman vürhten darf. Wanne als der mane des ſunnen ſchin under gebt, daʒ weret danne nicht lange e daʒ der ſunne den manen überleuft: ſo ſchinet er danne wider, als daʒ geſchiht. Aber etewanne bi der naht geſchiht eʒ, daʒ wir ſin niemer innen werden; etewanne bi dem tage, daʒ wir ſin von nebel oder von wolken niemer innen werden. Und alſo iſt der mane daʒ drite ding daʒ uns des nidern ſunnen irret, daʒ wir ſin ouch under wilen nit geſehen mügen. Manig ander ding iſt daʒ uns des nidern ſunnen irret: aber diſiu driu ding irrent uns des ſunnen aller meiſte, den wir da ſehen, und aller witeſt in die werlte und aller breitiſt. Und alſo irrent uns driu ding des waren ſunnen und des hohſten ſunnen, daʒ wir den niemer mer geſehen mügen. Daʒ aller erſte iſt giteceit, daʒ ander hohfart. So iſt nu daʒ drite, daʒ den manen da bezeichent: daʒ heiʒet ungloube. Nu ſeht wie manig tuſent menſchen da mit verirret wirt, daȥ ſie den hohen und den waren ſunnen niemer mere geſehen. Daȥ iſt diu wite und diu breite heidenſchaft, unt dannoch jüden unt keȥer. Nu lat eȥ iuch erbarmen, daȥ ſich got über iuch erbarme, daȥ ſo manig menſche von ungleuben verdampt wirt. Und der mane bezeichent ungleuben, da von daȥ der ungleuben ſo maniger ley iſt. Die heiden habent ſo vil und ſo maniger ley ungleuben, daȥ des nieman an ein ende komen mag. Und die jüden gleubent in einem huſe daȥ ſie in einem andern nit engleubent. Unt er gleubet ſo krank ding von gote, daȥ erȥ ſinen kindern ungerne ſeite. Wanne ſie ſint zue keȥern worden und brechent ir e an allen dingen. Eȥ ſint ir zwelfe zuo gewarn und habent ein buoch gemacht, daȥ heiȥet talmut. Daȥ iſt alleȥ ſament keȥerie, und da ſtet ſo verfluochtiu keȥerie an, daȥ daȥ übel iſt, daȥ ſie lebent. Eȥ ſeit und ſeit ſo böſe ding, diu ich ungerne reden wolte. Fregent wir einen jüden wa got ſi und waȥ er tuo, ſo ſprichet er „er ſiȥet uf dem himel, und gent im diu bein her abe uf die erden.“ Owe, lieber got, ſo müeſteſt du zwo lange hoſen han nach der rede. Und da von bezeichent der mane den ungleuben, wanne der mane ſo gar unſtäte iſt in ſo maniger lune: er iſt hiute jung, und elter morgen; hiute nimet er abe, morgen nimet er zue; nu klein, nu groȥ; nu get er hohe an dem himel, morgen get er nider; nu hin, nu her; nu ſus, nu ſo.

Daȥ ſelbe ſint ungleubige liute, ſo heiden, ſo jüden, ſo keȥer. Die habent ouch den aller meiſten ungleuben, der ie gehört wart. Sie habent wol anderthalp hundert keȥerie, der eine nit gleubent alſe die andern. Wanne ie einre hat funden ein iteniuwe keȥerie, und ſwelhe der ſelbe ie nach im hat braht in die ſelben keȥerie, diu keȥerie heiȥet danne alſe jenre der ſi von erſte da vant. Ein heiȥent povrelewe, und eine arriani, und runkeler und manachei und ſporer und ſivider und arnolder. Und alſo habent ſie ſo maniger ley namen, daȥ eȥ nieman vollereden mag. Der ſwie maniger ley namen ſie haben, ſo heiȥent ſie über al keȥer. Und daȥ tet unſer herre ane ſache nit, daȥ er ſie keȥer hieȥ. Nu war umb hieȥ er ſie nit ſünder; oder miuſer oder vogeler oder ſwiner oder geiȥer? Er hieȥ in einen keȥer. Daȥ tet er dar umb, daȥ er ſich gar wol heimelichen gemachen kan ſwa man in niht wol erkennet; als ouch diu kaȥe: diu kan ſich gar wol ouch zuo lieben und heimlichen. Und iſt dehein ſo grim ſunder daȥ heimlich iſt, daȥ ſo ſchiere groȥen ſchaden habe getan; und aber aller meiſte und aller ſchierſte in dem ſumer. So hüete ſich alliu diu werlt vor den kaȥen. So get ſie hin und leket ein kroten, ſwa ſi die vindet, under einem zune, oder ſwa ſie die vindet, unȥ daȥ diu krote bluotet: ſo wirt diu kaȥe von dem eiter indurſtig; und ſwa ſi danne zuo dem waȥer kumpt, daȥ die liute eȥen oder trinken ſuln, daȥ trinket ſi, und unreint die liute alſo, daȥ etlichem menſchen da von widervert daȥ eȥ ein halbeȥ jar ſiechet oder ein ganzeȥ oder unȥe an ſinen tot, oder den tot da von gabens nimpt. Etewanne trinket ſi ſo vaſte, daȥ ir ein zaher uȥ den ougen vellet in daȥ waȥer, oder daȥ ſi drin niuſet. Swer daȥ iht nüȥet geȥen oder getrunken, der muoȥ den grimmigen tot da von kieſen. Oder ſie niuſet an ein ſchüȥeln oder an ein ander vaȥ da man uȥ eȥen oder trinken ſol, daȥ ein menſche groȥen ſchaden und ſiechtuom da von gewinnet, oder zwei oder vier, oder ſwie vil menſchen in einem huſe ſint. Und da von, ir herſchaft, tribt ſi von iu: wanne ir atem iſt halt gar ungeſunt und ungewerlich, der ir halt uȥer dem halſe get. Heiȥent ſie uȥ der küchen triben, oder ſwa ir ſit: wanne ſie ſint tot unreine. Und da von ſo heiȥet der keȥer ein keȥer, daȥ er doch einem kunder ſo wol glichet mit ſiner wiſe ſam der kaȥen. So get er alſe geiſtlichen zuo den liuten, und redet alſo süeȥe rede des erſten, und kan ſich alſe wol zuo getuen, rehte alſe diu kaȥe tuet, und hat den menſchen dar nach ſo ſchiere verunreinet an dem libe. Alſo tuet der keȥer: er ſeit dir vor alſo süeȥe rede von gote und von den engeln, daȥ du des tuſent eide wol ſwüereſt, er wär ein engel. So iſt er der ſibtige tiufel. Und er giht des, er welle dich einen engel laȥen ſehen, und welle dich leren daȥ du got liplichen ſeheſt, und ſeit dir des ſo vil vor, daȥ er dich ſchiere von dem kriſten gleuben hat geſcheiden, und daȥ diu niemer rat wirt. Und da von heiȥet er ein keȥer, daȥ ſin heimelicheit als ſchedelich iſt als einer kaȥen, und vil ſchedelicher. Diu kaȥe verunreinet dir den lip: ſo verunreinet in der keȥer ſele und lip, der dewederes niemer mehr rat wirt. Und er iſt halt als ſchedelich: e het ich ein ſwelher in einem ganzen lande da ein keȥer inne wäre, der het ich angeſt niemer vor dem einigen keȥer: der iſt halt ſo ſchedelich. Und alſo hüete ſich alliu die werlt vor im. Ob got wil, ich han den kriſten gleuben alſe feſtecliche als von rehte ein iegelich kriſten menſche haben ſol; und e daȥ ich niemen vierzehen tage in einem huſe wolte ſin mit wiȥende da ein keȥer inne wäre, ich wolte e in einem huſe ſin da fünf hundert tiufel inne wären ein ganzeȥ jar. Wa, keȥer, biſt du iergent hie? Nune welle der almehtige got daȥ deheiner vor mir ſi! Sie gent ouch nit zuo frumen liuten: wanne da ſint die liute verſtendig, und hörent an dem erſten wol daȥ er ein keȥer wäre. Sie gent zuo den wibern und zuo den törfern gerne und halt zuo den kindern die der genſe hüetent an dem velde. Und etewanne giengen ſie gar an geiſtlichem gewande, und ſwuoren niht durch dehein ding; und da bi wart man ſi erkennen. Nu wandelent ſie ir leben und ir kezerie rehte als der mane der ſich da wandelt in ſo manige wiſe. Alſo tragent nu die kezer ſwert und mezer, langez har, langez gewant, und ſwerent die eide nu. Sie heten etewanne den tot e geliten: wanne ſie ſprachen got der hete in eide verboten. Und ir meiſter habent ſie in nu erloubet, daz ſie eide ſwern. See, unſäliger kezer, hat dir ez got verboten, wie mag dirz danne din meiſter iemer erlouben? welch der tiufel gap im den gewalt, einem ſchuochſuter oder einem weber oder einem ſporer, der din meiſter iſt? wie mohte dir der erlouben daz dir got verboten hat? Da ſol er ie zwelf kriſten zuo kezern machen: da mit ſol er den eit haben gebüezet. Pfi unſäliger kezer! ob man dich danne e uf einer hürde verbrennet, e danne du einigen kezer gemacheſt! Nu ſeht wie verdampt ir geloube und ir leben iſt. So ſprechent etteliche kezer, und gleubent ſin, daz der tiufel den menſchen geſchüefe; do geſchuef unſer herre die ſele drin. Pfi verfluochter kezer! wanne wurden ſie ie gemeines muotes? Nu ſeht, ir ſäligen goteskinder, daz in der almehtige got ſele und lip geſchafen hat. Und daz hat er in under diu ougen geſchrieben, an daz antlüze, daz ir nach im gebildet ſit. Daz hat er uns rehte mit geflorierten buochſtaben an daz antlize geſchriben. Mit grozem flize ſint ſie gezieret und gefloriert. Daz verſtent ir gelerten liute wol: aber die ungelerten mügen ſie nit verſten. Diu zwei ougen daz ſint zwei o. Ein h daz iſt nit ein rehter buochſtabe: ez hilfet niuwen den andern; als homo mit dem h, daz ſpricht menſche. So ſint die brawen dar obe gewelbet und din naſe da zwiſchen abe her: daz iſt ein m, ſchone mit drin ſtebelin. So iſt daz or ein d, ſchone gezirkelt und gefloriert. So ſint diu naſelöcher und daz underteil ſchone geſchafen reht als ein kriechiſch e, ſchone gezirkelt und gefloriert. So iſt der munt ein i, ſchone geziert und gefloriert. Nu ſeht, ir reinen kriſten liute, wie tugentliche er iuch mit diſen ſehs buochſtaben geziert hat, daz ir ſin eigen ſint, und daz er iuch geſchafen hat. Nu ſült ir mir leſen ein o und ein m und aber ein o zuo ſamen: ſo ſpricht ez homo. So leſet mir ouch ein d und ein e und ein i zue ſamen: ſo ſpricht ez dei. Homo dei gotes menſche, gotes menſch! Kezer, du liugeſt! kezer, du liugeſt! Nu ſich wie kezerlich du gelogen haſt. Ez wart halt nie ſo getanes niht daz der tiufel ie geſchüefe; wanne ſünde und ſchande die geſchuef er des erſten an im ſelber, und dar nach iemer mer, ſwa er daz mohte geraten, daz tet er. Der almehtige got geſchuef alliu ding, und geſchuef diu zuo nuze und zuo guote. Allez daz ſich rüert uf ertrich, ez ſi ſühtig oder unſühtig, daz hat got geſchafen. Ez wart eht nie niht an in geſchafen. Nu ſich, du kezer, wie du liugeſt. Sit du gihſt daz dich der tiufel geſchafen habe, ſo var ouch zuo dem tiufel. Du haſt aber dinen herren den tiufel tiufelichen an gelogen: des ſol er dir vil wol lonen, im zerinne danne alles des fiuwers daz er iergent hat. Nu ſeht, ir kriſten liute, wie ſchentlichen glouben ſie haben, diſe valſchen diebe des kriſtenlichen glouben, der reinclich und ſchone über alle glouben liuchtet, als diu ſunne überliuhtet alliu licht. Ir reinen kriſten liute, da von hüetent iuch vor diſen kezern, die alſo zuo in ſliſent ſam die kazen, und iuch ertöten wellent mit ir kroten ſamen, der unreinen kezerlichen lere die er in ſich geleket hat ſam diu kaze daz eiter von der kroten. Und ſa zuo hant ſo diu kaze die kroten alſo geleket, ſo beginnet ſi alzehant dorren, und get ir daz har uz, und wirt alſe widerzäme und alſe ungenäme, als ir an ir ſeht wol daz ſi etewanne ſume die lenden nach ir geziuht. Und da von hüetet iuch vor den kazen und ouch vor den kezern, wanne ſie bede ſchedelich ſint an libe und an ſele. Daz iuch diu kezer iht verunreinen, da beſchirme uns alle ſampt der almehtige got vor. Wanne ſwer ir kezerliche vergift in ſich leket, der muoz eht iemer mer dorren an libe und an ſele und an aller der ſälikeit die er iemer mer gewinnen ſolte an libe und an ſele. Da von hüetet iuch vor in mit allem flize und mit allen iuwern ſinnen. „Bruoder Bertholt, wie ſülln wir uns vor in behüeten ſo lange daz ſie guoten liuten ſo gar gliche ſint?" Seht, daz wil ich iuch lern den worten daz ir iuch iemer mere deſter baz gehüeten künnet. Ir ſült ſie halt an ſiben worten erkennen. Von ſwem und ſwenne ir der ſiben wort einz erhöret, vor dem ſult ir iuch hüeten: wanne der iſt ein rehter kezer; und ir ſült den pfarrer an ſie wiſen, oder ander gelerte liute. Und merkt mir diſiu wort gar eben, und behaltet ſie iemer mer unze an iuwern tot. Ich wolte halt gerne daz man lieder da von ſunge. Iſt iht guoter meiſter hie, daz ſie niuwen ſang da von ſingen, die merken mir diſiu ſiben wort gar eben, und machen lieder da von: da tuot ir wol an; und machent ſie kurze und ringe, und daz ſie kindiglich wol gelernen mügen. Wanne ſo gelernent ſie die liute algemeine, diu ſelben ding, und vergezent deſter minner. Ez was ein verworhter kezer, der mahte lieder von kezerie und lert ſie diu kint an der ſtraze, daz der liute deſter mer in kezerie vieln. Und dar umb ſähe ich gerne daz man diu lieder von in ſunge. Nu merkent alle ſampt daz erſte: ſwer da ſprichet ez müge dehein eman bi ſiner husfrouwen geligen ane

heuptſünde, der iſt reht ein erger ketzer. Eee, unſäliger ketzer, nu ſazte doch got die heilige e in der heiligen ſtat, in dem paradiſe, daz diu zale der engelköre erfüllet würde. Daz ander iſt, ſwer da ſprichet ez müge dehein rihter nieman ertöten ane heubtſünde. Eee, unſäliger ketzer, ſo möhte nieman geneſen, ſolte man ſchedeliche liute niht von der werlte nemen. Ir rihter, ſwen ir mit rehtem gerihte von der werlte nemet, ich gibe in als wenig buoze drumbe alſe iuweren ſwerte. Daz drite: ſwer giht daz die ſiben heilikeit und der wihe brunne nit kraft enhaben, der iſt gar ein ketzer. Wanne da hat got die heiligen kriſtenheit mit geſeſtent und erlöſet von dem ewigen tode. Daz vierde: ſwer da giht daz ein prieſter der ſelb in heuptſünden iſt, daz er nieman von ſinen ſünden enbinden müge, der iſt ouch ein ketzer. Daz fünfte, ſwer da ſpricht man ſülle der warheit nit ſwern, und ez ſi heuptſünde ſwer der rehten warheit ſwert. Daz ſehſte: ſwer da ſprichet, der die ſchrift nie gelert wart, und wil doch uz der ſchrift reden, alſo daz er ſprichet „daz ſpricht Sant Gregorius, Sant Auguſtinus, Sant Bernhart“, oder ein prophete, oder ein evangeliſte, oder ſwaz er alſo ret uz der heiligen ſchrift eigenliche, und der ſchrift nit kan noch ſie gelernte, den habt für einen ketzer: wanne daz hat in gelert ſin meiſter, der ketzer. Daz ſibende, ſwer da ſpricht, ſwer zwene rôke habe, der ſülle durch got einen geben; ſwer des nit tue ſi ewiclich verlorn. Iſt unſäliger ketzer, ſo möhte halt nieman behalten werden, weder geiſtliche noch weltliche liute. Ja iſt einem eteswanne not daz er den driten dar zue habe. Seht, alſe maniger lei iſt ir ungloube und ir wiſe. Nu bitent got alle ſamet mit innerlichem herzen daz er uns beſchirme vor allem irme ungleuben, und vor andern ſünden, und ſwer ſich da vor nit gehüetet habe, daz die liute ware riuwe gewinnen, und ir herze bekern und alſo reinigen mit der waren riuwe, daz ſie den waren ſunnen ewicliche ſehende werden in den ewigen freuden. Daz uns daz allen ſampt widervare, wir mit in, und in mit mir, daz verlihe uns der vater und der ſun und der heilige geiſt. Amen.

Predigt von Johann Tauler.

Die bredie uſſer ſancte lucas evangelie des dritzehenden ſunnendages leret uns noch dem einen werden das got ſelber iſt. Und bekennen unſer ſelbes blintheit und ſudbekeit, do durch wir gezogen werdent zuo rehter bekennekeit geiſtes und naturen.

Man liſet das ſich unſer herre zu einem male fröwete, do er inderwendig e ſach die von ſinem vatter fürſehen werent, Und ſprach „Ich danken dir, himmeliſcher vatter, das du diſe ding heſt verborgen vor den groſſen und den wiſen dirre welte. Und haſt ſie geoffenbaret den kleinen.“ Do kerte er ſich zuo ſinen geminneten jungern. Und ſach ſu an, und er hub an das ewangelium das man nu liſet von der wochen von der zit: „Beati oculi qui vident que vos videtis, Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent. Wanne vil künige und prophèten begerten zuo ſehende das ir do ſehent, und enſehent es nüt; Und zuo hörende das ir hörent, und en hortent es nüt.“ Do kam ein meiſter von der e Und wolte unſern herren verſuochen und in do mitte verwerffen, Und froget in und ſprach „meiſter, was ſol ich tuon, das ich das ewige leben beſitze?“ Und unſer herre entwürte ime guetlich, und wuſte doch wol das ſin meinunge valſch war, und ſprach „Wie liſeſtu in der e?“ Do ſprach er „das man got minnen ſol von allem hertzen und ſelen und von allem gemuete, und den nehſten alſe ſich ſelber.“ Do ſprach unſer herre „das tuo, und du ſolt leben.“ — Nu nemen wir das erſte wort „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent.“ Der menſche hat zweierleige ougen, uſſewendige ougen und inderwendige ougen; Und were das innerliche ouge nüt, So were es harte ſwêre krang ding mit dem uſſewendigen ouge und den menſchen. Und ſo wer der menſche alſe ein vihe oder tier. Lieben Kinder, wie mag nu das ſin, das die edele Vernunft, das inderwendige ouge, alſus erbermeklich erblendet iſt, das es das waren liehtern nüt en ſiht? Der merkliche ſchade iſt dannan von kommen: Do iſt ein dicke grobe hut und ein dickes vel über gezogen: Das iſt minne und meinunge der creaturen, oder es ſi der menſche ſelber oder etwas des ſinen; Und von dem iſt der menſche blint und toup worden, ſin ſint in welicher ſtat ſu ſint, weltlich oder geiſtlich. Und hie mit gont ſu zuo dem heiligen lieben unſers herren. Und ie me ſu dar gont, ie touber ſu ſint und ie blinder ſu werdent und die hut ie dicker wirt. Kinder, wannan von wenent ir das das komme, das der menſche in ſinen grunt in keine wis nit nüt kommen mag? Das iſt das ſchult: do iſt alſo manige dicke hut über gezogen, dicke alſo ochſen ſtirnen. Und die hant im ſin innerkeit alſo verdecket, das got noch er ſelber nüt drin en mag: es iſt verwahſen. — Wiſſent, etteliche menſchen mugent dreiſſig oder viertzig hüte haben, dicke, grobe ſwartze hute alſe beren hüte. Wele ſint diſe hüte? das iſt ein iegliche ding do du dich mit willen zuo kereſt, Es ſi gemuetwillikeit an worten und an werken, an gunſt, an ungunſt, hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlicheit deheines dinges ane got, hertmüetikeit, lihtvertikeit, unbehuetſamkeit der wandelungen. Dieſer geliche machent alle dicke hüte

Vnd gros mükel die den menſchen die ougen verblendent. Vnd alſo balde alſo der menſche dis mit liden an ſiht vnd ſich gotte dis demuetiſlichen ſchuldig git vnd ſich willen hat zuo beſſernde noch ſiner maht, zuo hant ſo würt es alles guot; ſo ehte ſich der menſche demuetiſlichen bekennet, So würt es alſo guot rot. Aber etelichen liuten den iſt rehte, was man in ſeit, das gat in zuo hertzen niut; Rehte alſo obe ſiu ſint entſloſſen, Alſo ſint in die ool gewahſſen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent ſiu niut laſſen, weler künne ſiu ſint. Sin tuont alſe frowe ſara tet die vf die abgötte ging ſitzen. Die bilde die man von den hat die machent hindernuſſe, Vnd die ool vallent ime für die inren ougen in die oren, das die ougen der vernunft niut mugent geſehen danan von ſiu ſelig werden. Selig ſint die ougen denne die do ſehent das ir do ſehent. Ein menſche der do ſinne hatte, der möhte an im ſelber pruefen: itali weltlichen hertzen den alſe wol iſt mit den creaturen die zuo wele niut ſint; So mueſt es ein wunder ſin mit dem dis wunder alles vs gefloſſen iſt. Vnſer herre der ſprach das ſine jungern ſelig weren mit irme geſihte. Wellen wir nu rehte pruefen, ſo ſüllent wir wol ſelig ſin. Wanne wir ſehent verre me von vnſern herren iheſu chriſto Wanne die jungern teten. Wanne S. Peter oder ſant Johannes, ſiu ſehent einen armen kranken lidelichen menſchen vor in gen, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen glöben Einen groſſen würdigen gewaltigen got vnd herren, der himmel vnd erden vnd alle creature von nihte gemachet hat. Sehent wir das reht an, ſo ſint vnſer ougen ſelig eweclichen. — Lieben kint, die groſſen pfaffen vnd die leſemeiſter diſputierent weder bekentniſſe meter vnde edeler ſi oder minne. Aber wir wellent nu allhie ſagen von den lebmeiſtern. Alſe wir dar kummen, denne ſüllen wir aller dinge worheit wol ſehen. Vnſer herre ſprach „eins iſt not" weles iſt nu die eine daz alz not iſt? Das eine das iſt das du bekenneſt din niht das din eigen iſt, was du biſt vnd wer du biſt mit dir ſelber. Vnd des ein haſtu vnſerem herren angeſt gemachet, das er bluet ſweizete. Vnd das du dis eine niut welleſt bekennen, ſo rueft er an dem crintze „got, min got, wie haſt du mich gelaſſen!" wanne das eine des not iſt alſe gar von allen menſchen ſolte verlaſſen ſin. Liebes kint, le vere alles das ich vnd alle lerer ie gelerent vnd alle würklicheit vnd ſchouwelicheit Vnd hoch contemplieren, vnd lerent aleine dis ein, das iuch das werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar vmb ſprach vnſer herre „maria het den beſten teil uſſerwelt." — In der worheit, kündeſtu dis alleine erlangen, ſo hetteſtu wol erlanget niut ein teil, ſunder alles. Dis eine iſt niut das etteliche liute kunnent alſo vernunfticlichen ſagen Von irme nihte vnd alſo demueticlichen. Reht alſo obe ſiu die edel tugent weſenlichen beſeſſen habent; Vnd die ſelben ſint in irme grunde noch groſſer wanne der turn ſy. Diſe wellent gros ſin vnd ſchinen; ſiu triegent die liute vnd aller meiſt ſich ſelber: wanne ſiu ſint die, die in dem truge in der worheit blibent. — Kinder, diſer grunt der iſt wenig liuten bekannt: Zelent das driu menſchen die ſint die dis an gange. Dis iſt niut in dem gedanke noch in der vernunft! Aber entriuwen, es hilfet gar wol dar zue, das man es ſteticlichen für ſich neme Vnd von ſiuſſe komme zuo weſende: Wan fliſſige uebunge die machet zuo leſt formelich vnd weſenlich. Alſo balde alſo man eins vf ſehendes gewar werde jnnewendig oder vſſewendig, Denne zuo hant ſol man nider ſinken in den aller tiefſeſten grunt ſneklech ſunder beiten: In dem grunde entſinke in din niht. So kummet etteliche vnd ſprechent „ich tuon alle tage dis oder das: iſt das das leben vnſers herren!" vnd alſus vnd alſo. — Liebes kint, halteſt du von keinem tuonde oder wiſe die du geinen maht, das das iut ſülle ſin, So wer dir vil weger das du niut enteteſt vnd keriſt in das luter niht, niht mugen, vil vermugen, danne du in alſo groſſer würglicheit ſtuendeſt jnnewendig vnd vſſewendig. Vnd du bines nihtes vergiſſeſt. Nu reden wir von dem vſſern menſchen. Sich an, was biſtu? wannen von biſtu kummen? von einer vnſeligen vnreiner fuler böſer materien, die vngeluſtig iſt an ir ſelber vnd allen menſchen. Vnd nu, was biſtu worden? ein vnreiner ſtinkender ſog vol bahtes, vnd kein ſo edel, ſo reine ſpiſe noch trang in dich kummet noch ſo ſchöne noch ſo reine, es werde in dir ſtinkende vnde vnlidelich vnd ſmaehende. Vnd es en hat nieman den andern ſo liep, vnd die dar vmb ſich dicke ſins ewigen lebendes hant vertreſt Vnd ewig bellebrant hant gewaget zuo ſünde, ſtirbet er, das er in möge by ſich vor geliden, Er ſtiebe in me wanne einen toten hunt. — Nu hat got alle creaturen wider die nature geſetzt, den himmel, die ſunne vnd die ſternen. Nu friuret dich; nu zuo heis, nu zuo kalt; Nu riſſen, nu ſne; nu iſt dir wol, nu iſt dir we; Nu hunger, nu turſt; nu die wolfe, Nu die ſpinnen; nu die fliegen, nu die flohe: Vnd der enkanſtu dich dicke niut erweren. Nu ſich wie die tumben vihe herlicher ſint in ir naturen: in wahſſent ir kleider, do mitte ſiu bewurget, iſt es warm, iſt es kalt. Vnd du mueſt von ime lehenen din kleit, vnd an dem ſelben ermanete minneſt du luſt vnd gennegede vnd hochuart. Iſte das niut ein vnſprechenliche blintheit? Die tier, das vihe genueget an ſpiſe, an tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. — Nu ſich, was

gehört wunders her zuo, das kine arme nature enthalten werde: Und do von nimmet man dar zuo groſſen luſt, und nebet groſſe gebreſten an der nuhunge der leſten vihe. Hie vor alſo die heiligen ſolent eſſen, ſo weindent ſiu; und ſo ſiu ſterben ſolent, ſo lachetent ſin. Nu ſich vor an din niht. Was haſtu iemers in diner nature! Betteſtu gerne, vaſteſtu gerne, weineſtu gerne, was wiſt hie vs? das du wilt, das tuoſt du, was wunders ſtet dicke in dir vf von maniger wunderlicher bekorunge, und wie manigen gebreſten verhenget got über dich Inwendig und vſſewendig! Ahte das du dis gelereſt: Das iſt not. Gehab dich wol: got verhenget es alles umb din guot, Das du mit allem diſem in din niht getroſtet; Und iſt dir dis lihte vil beſſer denne das du in groſſen dingen ſlueudeſt. Es kummet die linte über dich mit grimmelichen geberden und ſweren worten, Und denne diſe groſſen vernunftigen mit den geſwindeſten gröſten höhſten worten, rehte alſo ſiu die apoſteln ſin. — Liebes kint, ſinke in den grunt in din niht, und lo den turn mit allen ſinen glocken vf dich vallen; Lo alle die tüfeln die in der helle ſint über dich kummen; Himel und erde mit allen creaturen: Es ſol dir alles wunderlichen dienen. Sinke ehte du: Dir würt das aller beſte teil. Nu ſprechent ſiu „herre, ich gedenke alle tage des liden unſers herren, wie er ſtuent vor pilato und vor herode und an der ſiulle, Und do und do.“ Liebes kint, ich wil dich leren, du ſolt alins dinen got an ſehen: niut alſo einen lutern menſchen; Sunder ſich an den aller groeſten gewaltigeſten ewigen got, der himmelrich und ertrich mit einem worte gemachet hat und zuo nihte machen mag, und der über weſenlich und über bekentlich iſt, Das der wolte alſo zuo niute werden für ſin arme creatur; und ſchame dich, du lerliche hünden menſche, das du ir ere und vorteil und hochuart geahteſt, und undertrücke dich under das eriner, wo es her kummet, inwendig und vſſewendig: Biege din hochuertig gemuete under ſin dürnin krone, und volge dinem gecrüzigeten got mit underworfenem gemuete in ware verkleinunge din ſelbes in allen wiſen, inwendig und vſſewendig. Sit din groſſer got alſo gar zuo niute iſt worden und verurteilt iſt von ſinen creaturen und gecrüziget iſt und erſtorben, Alſus ſoltu mit grundlogrne lidende und mit aller lidender demuetikeit dich in ſin liden erbilden und dich darin trucken. Dis tuont die linte niut: Aber ein iegliches gedenket wol an das heilige liden unſers herren In einer verloſchener blinder tomer minne, Alſo das der gedang in der uebunge niut en würket Das er ſins gemaches oder hochuart oder eeren oder liplicher genuegede ir ſinne dar umb enberen welle: Danne ſiu verblibent als alſo ſiu ſint. Duch wie wenig früht bringet das minnecliche liden unſers herren an den liuten. Die fruht ſchinet an dem erbilden und an dem leben und an den ſitten und an den werken. Liebes kint, alſus ſoltu die heilige liden unſers herren ueben und überdenken, das es lebende früht an dir bringe. Und ſolt dich ſelber verniuten, und ſolt loſſen dich dunken das dich die erde unbillichen vf irme rücken trogen ſol Und das ſiu dich niut verſlindet in ſich; und gedenke das manig tuſent menſchen in der helle ſint die lihte nie alſo vil unertikeit gewunnent; Und het in got alſo vil liehtes gegeben Und alſo manig gros guet geton alſo er dir het geton, Siu werent dir ungeliche worden: Und er het ſiu geſchenet und gebeitet. Und er hat ſiu ewecliche verdampnet.

Dis ſolt du dicke an ſehen und ſolt ein troben waſſers niut mit friheit und vermeſſener gelöſſikeit getrinken nemmen denne mit demuetiger vorhte. — Nütze alle ding noch notdurft diner kranghheit und niut noch genuegede. Es kumment eteliche und ſagent von alſo groſſen vernunftigen und über weſenlichen, über formlichen dingen, Rehte alſo ſiu über die himele geflogen ſint; Und ſiu bekantent noch nie einen trit vſſer in ſelber noch bekentniſſe irs eigenen nihtes. Siu mögent wol ſie kumen zuo vernunftiger worheit: Sunder zuo der lebenden worheit, do die worheit worheit iſt! Dar zuo kummet nieman danne durch diſen weg ſins nihtes, und wer diſen weg niut gangen iſt, der ſol mit gröſſeme ſchaden de ſten, de alle ding entdecket werdent. O kinder, denne möhtent ſoliche wellen das ſiu nie geiſtlichen ſchin hettent gewunnen, Und das ſiu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret ſagen noch de mitte umbe gegangen hettent noch alſe groſſen nammen nie gewunnen en hettent, Und ſullent denne wunſchen das ſiu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen und ir brotelin mit irme ſweiſſe gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil verdrennuge tuon von den minneclichen gaben die er ime ſo milteclichen und ſrilichen Und der man ſo frenglichen un gebruchet ſunder alle frühte. Diſe verkleinunge ſol nüt bringen ein grüliche vorhte, alſe die geiſter. Sunder ſiu ſüllen wiſſen einem ſinnetigen underwal under got und under alle creaturen in rehter geleſſenheit. Hei mich der menſche nu in ime tut ſür demuetikeit, ſo wer es valſch. Dar umb ſprach unſer herre „Ir werdent alſe dis kint, niergent abe ſol man haltent. Loſſent die kleinen zuo mir kummen.“ Das ertrich iſt das aller niderſte von allen elementen Und hat den himmel von ſiner niderheit aller meiſt geflohen, Und dannen von ſo iaget im der groſſe himmel mit aller ſiner kraft aller meiſt noch, Und ſunne vnd mone vnd alle die ſternen, Und würkent die aller groeſte frübt in der erden vor allen den hohen oberſten elementen. Wo euch das tal aller tiefſeſt iſt, do fluſſet das waſſer aller meiſt: Die teler ſint vil frühtberer gemeinlichen wan die berge. Diſe wore verkleinunge die verſinket in das gottelich innerlich abgründe. — Kinder, do leut ſin ſich zuo mole in rechter worer verlorenheit ir ſelbes. Das abgründe das inleitet von ſiner tieffe wegen; Ein tieffe vnd ſin bekant nihi das zinhet das vngeſchaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt do ein einig ein; Ein nihi in das ander niht. Das nihi do S. Dyoniſius abe ſprach das got nihi en ſi alles das man genemmen oder verſton oder begriffen mag. Do wirt der geiſt gelaſſen in dem, das in got wolte alzuo mole niht machen, Und möhte er in dem zuo mole zue nihte werden, er übte es von des nihtes minnen vnd das er verſunken iſt: wanne er en weis niht, er mint niht, er en ſmacket niht was das ein. — Kinder, diſe ougen die alſus ſint ſehende worden, die ſint wohl ſelig, Und von dem möhte vnſer herre wol ſprechen „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir ſehent.“ Das wir alle denne ſelig werden mit einer worer geſiht vnſers eigen nihtes, Des helfe vns got. Amen.

Eine Predigt von Johann Geiler von Kaiſersberg.

Ein yeder menſch ſol in dem jubel jor widerumb heym keren
zuo ſiner beſitzung das iſt in ewige ſeligkeit, Levitici XXV.

Min meynung iſt zu dem erſten, uch zu ſagen, was do ſy das jubel jor. Zuo dem andern, was do ſy die beſitzung zuo deren wir keren ſöllen. Zuo dem dritten, wie man ſoll widerümb keren zue diſer beſitzung. Denn ſo werden ir verſton myne fürgelegte wort.

Nun zu dem erſten ſo find ich dreyerlei jubel jor, das alt jubel jor, das ewig jubel jor, und das nüwe jubel jor. Das alt jubel jor iſt, das die Juden gehalten hent uß dem gebott des herren. Wenn der herr gebot in dem buoch der erſter, das ſy den ſybenden tag ſöllen fyren, das was der ſabbath, und über ſyben mol ſyben jor, das iſt XLIX jor, ſollen ſy ein jor, das iſt das fünftzigſt jor fyren, und das ſelb jor ſolt ſin das jubel jor. In dem ſelbigen jor woren alle ding fry. Das erdrich dorfft man nit buwen noch ſeyen, und was es von im ſelber gab, das was gemein. Dar zuo würden alle knecht fry und ledig die vor verkaufft weren geweſen. Ouch dorfft nieman kein ſchul bezalen, ſy wurden im noch gelaſſen. Und was verkaufft oder verpfendt was, das fiel widerümb an ſin erben, die es vor beſeſſen hatten. Und zoch ein yeder widerümb heim in ſin land dannen er vertriben was und vil andere ding geſchahen in diſem jor zuo groſſen freuden. Und hieß das jubel jor von dem hebreiſchen wort jobel. Jobel iſt in hebreiſch als vil als ein horn oder trommet, und in dem ſibenden monat des jubel jors, do macht man eine groſſe trommeten ſchal. Darümb ſprechent etlich lerer, das man von dem trometen ſchal das jor genant hab das jubel jor, und das mag wol ſin. Wie wol andere lerer euch anderſt do von reden, das loß ich fallen, das iſt gewuß. Es hat das jubel jor gheiſſen, zuo anzeygung mancherley fryheit und fröud ſo dar inn geſchahen. — Das ewig jubel jor, das iſt ein lang jor, es iſt ewig, es iſt das ewig leben, die weſenlich ſeligkeit, die anſchouwung gotz, wie er iſt in ſinem göttlichen weſen. Es iſt die fröud dar inn man heißt ingon den getrüwen knecht, das ewig leben, die ewig ruow. Selig iſt der das Jubel jor mag erreichen. Das würt ſin das wor Jubel jor, bedütet durch das vorgend alt Jubel jor, wenn do würt ſin ein vollkommen vergebung aller zitlicher fröud und fryheit. Denn ſo würt alles erdrich ruowen von der arbeit, Wann do werden wir nymme dörffen eſſen das brot unſerer arbeit, aber ein ander brot uff dem tiſch des herren, das er uns hat verheiſſen in dem evangelio. Ouch würd das verflucht erdrich unſerer ſele hinfür nümen tragen dorn und diſteln der böſen gedencken und hertzigung. Man würt es ouch nummen dörffen ſeyen mit tugenden und verdienſtlichen wercken, denn es würt ſin die zit der ußmeſſung, und nit der wirckung. Do werdent wir erlöſt ſin volkümlich von aller dienſtbarkeit der böſen geiſt. Alle ſchult der ſünden werden nochgeloſſen ſin, und alle trurbſeligkeit und pin, zitlich und ewig würt gar ußgetriben ſin, Wenn got würt abtrücknen all treben von den ougen der heiligen, und würt hinfür nit ſin weder weinen noch ſchryen und gar kein ſchmertz. Denn ſo werden wir armen ußgetribenen bilgere widerumb mögen inkeren uß diſem jomertal in unſere ewige und hymmeliſche beſitzung. Diſe fryheit iſt in keinem andern jubel jor, weder im nüwen noch im alten. Darümb ſelig iſt der Menſch der das mag erreichen, das geſchicht aber nit weder an unſerem letzten ußgang, ſo man ſpricht, Er ſtirbt hin, er zücht denn werlich hin, jo in das wore jubel jor, die ewige ſeligkeit, oder in die ewig hell, do würt ſin weinen und groß zanclaffen, nit ein jubel aber ein ſchryen und hülen. Das jubel jor iſt ufgeſetzt von dem öberſten babſt chriſto jeſu, nit hie uff diſer erd, noch zuo rom, noch zue jheruſalem, aber im himmel. — Das drit jubel jor iſt das nüwe jubel jer, es iſt das jor, dar inn verlyhen würt uß gewalt des heiligen vatters des babſts, voll guod ablos und verzyhung aller ſünd, denen die do ſuochen etlich kirchen zuo Rom, das muoß man recht verſton, als du oft gehört haſt. Diß jubel jor hat zuo dem erſten uffgeſetzt babſt Bonifacius der achteſt des namen, als do ſprechen etlich lerer, und iſt uffgeſetzt worden ye über hundert jor ein mol zuo ſin, und iſt das geſcheen noch meinung etlicher lerer, noch Chriſti geburt Tuſend und dry hundert jor, darümb hab ich das jubel jor genant das nüwe jubel jor. Dornoch haben betracht die noch genden bebſt, Clemens der ſechſt und Gregorius, wie ſo wenig menſchen erleben das hunderſt jor, und haben es fürgeſchalten uff das fünffzigſt jor, das do geleben in diſerzit noch gemeinem louff die do alt werden. Dornoch hat es aber fürgeſchalten Gregorius der eylfft bapſt des namen, uff dry und dryſſig jor, als do ſtot in der bull des bapſts Alexander, die do uß iſt gangen als man zalt tuſend und fünff hundert jor, und das iſt das nüwe jubel jor. Darnoch hat es Nicolaus der fünfft gehalten, als man anfieng zuo zalen Tuſent vier hundert und fünffzig jor, uff den heiligen wyhenachttag. Und Paulus der ander bapſt des namen, hat es darnoch gelegt ye über XXV jor, und das iſt das aller nüweſt jubel jor. Alſo yetz zuo dem letzſten hat Alexander der yetzigſt bapſt das jubel jor verkündt zuo halten, diß jor in dem wir zalen MCCCCC. Alſo haſtu von dem triſeltigen jubel jor genueg, ſo vil dir not iſt.

Nun zum andern ſo du fragſt, was do ſy die beſitzung do zuo wir keren muoſſen. Ich antwurt und ſprich, das diſe beſitzung iſt got unſer herr die gegenwürtlich ſeligkeit, von dem wir ſint ußgangen. Es ſint ouch guot und tugenden ſo wir verlorn hant und verloſſen. Diß ſint werlich unſere gueter, unſere richtuom, unſere beſitzung. Was ſint werlicher richtuom weder die tugenden und die gnod. Begeren ir richtuom, ſo liebent die woren richtuom, ſpricht Gregorius. Dis hat wol gewiſt einer uß den ſyben wyſen Bias, do im all ſin hab verbrunnen was, do fragt man inn was er verloren hat. Er ſprach Ich hab nüt verloren, ſunder all mine gueter ſint by mir, do redt er von den tugenden ſiner ſele. Unſer teil und unſer erb iſt gott, wer ſich mit diſem teil nit benuegen lot, der iſt zuo vil gytig. Es ſpricht david. Min teil ſy gott ewiglich. Und an einem anderen ort. O gott min teil ſyg ouch in dem erdrich der lebendigen. Und wyter. Ich hab eins begert von dem herren, das hoff' ich zuo erlangen. Siehſtu, diß beſitzung hend wir verlorn durch unſer ſünd, wir ſind beroubt worden wir hent verloſſen unſern herren, von im ſint wir zuo vil wyt gangen mit dem verlornen ſun, wir ſint ußgangen von ſinem angeſicht. Wir ſint von gott ußgangen. Zu dem erſten in der fürbildung in dem wort des vatters. Zuo dem anderen in unſer eigen weſen durch die erſchöpffung. Zuo dem dritten in das weſen der ſünd, durch die erbſünd. Zuo dem vierden ſin wir ußgangen in diß welt durch die geburt. Zuo dem fünfften ſint wir von im gangen durch die würcklichen ſünd wyt, noch wyter, und aller wytſcht durch boeß gewonheit. Alſo hent wir verlorn unſer beſitzung gott, die gnod und tugenden, ouch das wor und recht vatterland das hymmelſch paradiß, das do werlich unſer vatterland iſt, von dem ſint wir vertriben. Wir hent verloſſen die hymmelſchen wonungen, deren vil ſint in dem huß unſers vatters. Ich kan wol gedencken, das ich die beſitzung und das ewig jubel jor durch einander vermiſch, aber ich acht ſin nit, echt ich etwas nutz ſchaff. Zuo diſen beſitzungen ſöllen wir widerümb hin keren in diſem nüwen jubel jor. In diſem jor der gnoden ſöllent wir widerümb keren zuo tugenden und gueten wercken zuo dem gebruch der gnoden zuo gott dem herren unſerm ſchöpffer, durch buoß und einen rechten rüwen. Wir ſöllen thuon als do thet der verlorn ſun. Sprich mit hertzen. Ich will uffſton, und wil gon zuo minem vatter, es ſol ſich yederman widerümb heim machen diß jubel jor zuo ſiner beſitzung, es ſy jung oder alt, frouw oder man, wenn die zit iſt hie.

Zum dritten frogſt, wie muoß man aber widerümb heym keren in das vatterland und zuo der beſitzung. Ich ſprich, du muoſt thuon glich wie ein bilger der do widerümb heim zücht in ſyn vatterland dannen er kummen iſt, und wie ein bilger thuot, der do yetz in diſem jubel jor gen Rom zücht, der kumpt widerümb mit grooſſer gnod und abloß, und bringt ouch die zeichen und im der ſelbigen gnod. Wir ſint bilger, darümb muoſſen wir uns halten als bilger. Das hat wol betracht der heilig Paulus, do er ſprach. Wir hent hie kein blibende ſtat, aber wir ſuochen eine zuokünfftige, als ob er ſprech. Wir ſint hie in diſem iomertal nit anders dann als bilger, und als fromd herkummende, die hie kein bliben hent, ſunder ſtetz fürfaren zuo kummen in unſer hymmel und vatterland, das iſt in das hymmelrich, das haltet inn unſer chriſtenlicher gloub. Gott der herr der do reichet von end zuo end, von welt zuo welt, von ewigkeit zuo ewigkeit, do der beſchuoff alle ding, und Adam und eva ſatzt in das paradiß und ſy das gebot gottes brechent, do wurden ſy dar uß getriben in diß iomertal, ellendlich verſtoſſen uff das erdrich. Wer Adam und eva nit gefallen in ungehorſam in der übertrettung des gebot gottes, und bliben in der erſten unſchuld, ſo hetten ſy und wir all mit inen, gar guet und bald volfuert gehan unſer bilgerfart, und weren bliben in dem paradiß, und darnoch froelich on irrung gefaren in das recht vatterland des hymmels. Aber durch ir ungehorſam ſint wir alle ellende bilger worden, wann ſy wurden verſtoſſen uff diß erdrich, und wir all mit inen, das iſt ein ellend en land oder ſtaden. Als ſich David des beclagt und ſpricht. Herr vor dir bin ich als ein zuokümmeling und ein bilger, als all min vetter. Ouch bezügent das alle vetter der alten ee, und die heiligen lerer in der nüwen ee. Es wart gefregt ein weltwiſer wo er daheim wer, do huob er einen finger uff und zeigt an den hymmel und ſprach, do bin ich dheim, wann es iſt offenlich, daß nyemans hie blybt, wir ſterben all, einer hüt der ander morn, einer ſuß der ander ſo. Kurtz es iſt ein bilgerſchafft hie uff diſer erden, wir mueſſen all durch das huenerloch, das iſt der tod, darümb ſint wir bilger und zuokümling. Wir ſint zuokümling, ſprich ich. Der heiſt ein zuokümling der do von ußwendig zuo uns kümt, der do nit by uns gebern iſt. Und wir ſint alſo zuokümling, wenn unſer ſele iſt von ußwendig zuo uns kommen, ſy kümt anderswo her, ſy iſt etwas göttlichs, und nit uß erdrich als der lyb, got hat ſy uns ingegoſſen. Wir ſint ouch bilger, wenn der heiſt ein bilger, der do nit an einem ort blibt, ſunder er gat ſtets für ſich. Und uns iſt nit gegeben das wir hie ſöllen bliben, es heiſt, gang für gaſt. Ein menſch der do geboren wirt von einer frouwen der lebt eine kurtze zit, er gat uff als ein bluom, und würd zerknütſcht, er flücht wie der ſchat, und blibt niemer in einem ſtand. Darümb ſpricht ſanctus petrus. Ich bit üch ir bruoder, und erman üch als zuokümlich und bilger, huetent üch vor den fleiſchlichen begirden, die do ſtritten wider die ſele, die wil wir nun bilger ſint, als du gehört haſt, ſo ſöllen wir uns halten wie bilger, und alſo gon und widerümb keren in unſere beſitzung des hymmelſchen vatterlands. Nun ſprichſtu, wie thuet aber ein bilger, und was hört einem bilger zuo ſo er wandlen wil, und ein ſelig fart wil thuon. Es ſint XXV ſtück und Eygenſchafft die er an im hat, wil er echter recht thuen. Das erſt iſt, er bezahlt ſin ſchulden. Das ander, er ordnet ſin huſzgeſinde. Das dritt, er beſtelt im ein ſack. Zum vierden, ein ſtab. Zuom fünfften, ein mantel. Zuom ſechſten, ein huot. Zuom ſibenden nimpt er zergelt. Zuom achten, hat er guot ſchuoch. Zuom nünden, hendſchuoch. Zuom zehenden, er überladt ſich nit. Zuom eylfften, nympt er des wegs war. Zuom zwelfften, flücht er boeß geſellſchaft. Zuom dryzehnden, hat er ein hund. Zuom vierzehenden macht er ſyn teſtament. Zuom fünffzehenden macht er ſich frue uff die fart. Zuom ſechzehenden, gat er gemach. Zuom ſibenzehenden, achtet er keins geſpöts. zuom achtzehenden, lot er ſich nit lüſtlichs hinderen. zuom XIX. lot er ſyn ſchatz nit ſehen, zuom XX. halt er ſich wyßlich in den herbergen. zuom XXI. erlabt er ſich offt. zuom XXII. wird er beroubt, ſo betlet er. zuom XXIII. iſt er mit lyb uff dem weg mit gemuet do heim. zuom XXIIII. er beſprocht ſich mit ſinen geſellen. zuom XXV. würd er ſchon entpfangen ſo er heym kümpt. Diſes ſind die eygenſchafften eyns rechten chriſtenlichen bilgers, und ſint in der zal XXV glich wie du haſt ye über das fünfft und zwenzigſt jor das jubel jor, alſo haſtu ouch ſo vil eygenſchafft des bilgers, die ſoltu annemen, und alſo hingen und widerümb keren in din recht vatterland in das hymmelſche Iheruſalem unſer ewige wonung. Du ſolt diſe ding geiſtlich ueben und bruchen, die der bilger lyblich brucht. Wie du dem thuen ſolt, wil ich dich leren diſe heilige zyt der faſten. Darümb ſöllen ir üch dar zuo rüſten und ergueber machen by ziten, und mit flyß uffmercken, wann ich hab mir fürgeſetzt hinfür nit nüwes anzuoſehen, verab ein zyt lang und etlich jor. Wil nit me alſo zuoſammen leſen mit groſſer arbeit, als ich nun gethon hab XXII jor, ſunder ich wil anderſten widerümb zuokeren zuo mynen beſitzungen, das iſt zuo denen dingen, die ich üch vor geprediget hab, wil dieſelbigen in ein recht ordnung ſetzen, ſo vil mir gott gnad verlycht, das die arbeit nit vergebens ſy, und nit verlorn werd, das ich mit arbeit hab zuo wegen bracht. Es würt villicht der tag eins ander lüten urſach geben beſſers zuo ſagen. Nun under diſen mynen predigen hab ich zuo dem erſten wöllen für mich nemen den bilger, darümb das mich dunckt er werde ſich nit übel ſchicken zuo diſem Jubel jor. Dann die chriſtgloubigen menſchen werden ſich vyl ſchicken uff die bilgerfart gen Rom abloß zuo erlangen. Uff daß ſy ſolichs deſter baß mogen volbringen, würt inen nit ſchad ſin diſe materi. So ſy fliſſiglich uffmercken werden ſy on zwifel ein wore bilgerfart volbringen. Das helff uns gott der all mechtig. Amen.

Eine Predigt vber das Euangelium Matth. 4. am erſten Sontage jnn der Faſten, zu Smalkalden gethan, im jar 1537. Von Mart. Luther.

Jheſus ward vom Geiſt jn die Wüſten gefüret, auff das er von dem Teuffel verſucht würde. Vnd da er viertzig tag und viertzig nacht gefaſtet hatte, hungert jn. Vnd der Verſucher trat zu jm, vnd ſprach, Biſtu Gottes Son, ſo ſprich, das dieſe Steine brod werden. Vnd er antwortet vnd ſprach, Es ſtehet geſchrieben, der menſch lebet nicht vom brod alleine, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet.

Da füret jn der Teuffel mit ſich, jnn die heilige ſtad, vnd ſtellet jn auff die zinnen des Tempels, vnd ſprach zu jm, Biſtu Gottes Son, ſo las dich hinab. Denn es ſtehet geſchrieben, Er wird ſeinen Engeln vber dir befelh thun, vnd ſie werden dich auff den henden tragen, auff das du deinen fus nicht an einen ſtein ſtoſſeſt. Da ſprach Jheſus zu jm, Widerumb ſtehet auch geſchrieben, Du ſolt Gott deinen HERRN nicht verſuchen.

Widerumb füret jn der Teuffel mit ſich, auff einen ſeer hohen berg, vnd zeiget jm alle Reich der welt, vnd jre herrligkeit, vnd ſprach zu jm, Das alles wil ich dir geben, ſo du nider felleſt, vnd mich anbeteſt. Da ſprach Jeſus zu jm, Heb dich weg von mir Satan, denn es ſtehet geſchrieben, Du ſolt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Da verlies jn der Teuffel, Vnd ſihe, da traten die Engel zu jm, vnd dieneten jm.

Diß Euangelium iſt darumb auff den Erſten Sontag jnn der Faſten verordnet zu leſen, weil darin geſchrieben ſtehet, wie Chriſtus viertzig tage gefaſtet habe, das man aus dieſem Exempel die leute auff dieſe zeit zur faſten vermanen ſolt, wie denn auch daraus die viertzig faſten tage angenommen vnd eingeſetzt ſind, So es doch nicht zu ſolchem Exempel, durch Chriſtum gethan, noch von den Euangeliſten beſchrieben iſt, Auch nicht kan von jemand ſolche faſten gehalten werden, wie Chriſtus viertzig tage vnd nacht, on eſſen vnd trincken gefaſtet hat, Vnd er kein ſolche faſten von ſeinen Jüngern vnd Chriſten gefoddert, noch jnen aufferlegt hat.

Nun ſolten wir alhie auch vom faſten ſagen, Aber ich hab noch nie kein recht faſten geſehen, darumb weis ich auch nichts dauon zu predigen, Denn vnſer Papiſten faſten, iſt gar ein ſchlechts, ja ſpöttlich faſten geweſen, wie auch das Lateiniſch ſprichwort zeuget, Italorum deuotio, et Germanorum ieiunia, fabam valent omnia. Der Walhen andacht, vnd Deutſchen faſten, möcht man beide mit einer bonen bezalen. Dazu ob man gleich etwa recht gefaſtet, ſo taug doch ſolch faſten nicht, weil durch des Bapſts lere ein lauter werckheiligkeit daraus gemacht, die ſunde damit zu büſſen, vnd vergebung zu erlangen. Vnd kurtz, der faſten keine, ſo aus eigener wahl vnd andacht wird fürgenomen, oder durch menſchen gebot erzwungen, reimet ſich zu dieſem Exempel Chriſti, denn da iſt weder Gottes wort noch befelh, weder anfechtung noch not, aus Gottes ſchickung, wie alhie mit Chriſto geſchehen iſt, Sondern alles was mit ſolchem faſten geſchicht, wird mit falſchem vertrawen vnſers wercks, on Chriſtlichen verſtand vnd meinung, fürgenomen.

Chriſtus aber redet viel anders vom rechten Chriſtlichen faſten, Matth. 9. da die jünger Johannis zu jm kamen, vnd fragten, warumb ſie vnd die Phariſeer viel faſteten, vnd ſeine Jünger faſteten gar nicht, Da gibt er jnen eine kurtze Antwort, vnd ſpricht, Es reime ſich nicht, das man einen alten rock mit einem newen lappen flicke, oder moſt jnn alte ſchleuche faſſe, Sondern, newer wein vnd newe faſſe, newer rock vnd newes tuch gehören zuſammen etc. Als wolt er ſagen, Jr rhümet ewer ſelb erwelet faſten ſeer hoch, Aber es iſt ein loſes faſten, das ich wol möchte einem zeriſſen vnd geflickten peltz vergleichen. Meine Jünger ſollen mir aber nicht alſo faſten, weil ich bei jnen Sie bekomen noch faſtens genung, wenn ſie mich nicht mehr haben.

Da lernet er, was er eine rechte faſten heiſſe, Nemlich nicht die kinder faſten, ja lügen faſten, die nur den namen hat, weil man nicht des abends das tiſchtuch auffleget, oder nicht fleiſch noch eyer iſſet, Vnd doch gleich wol den Bauch füllet, mit den beſten fiſchen vnd wein, das manchem ein ſolcher faſtentag lieber were, denn kein eſſe tag. Vnd nur mit ſolchem faſten, beide Gottes vnd der leute geſpottet wird. Auch nicht die heuchel faſten, ſo die Phariſeer jnen ſelbs erweleten, on alle not vnd gebot, nur darumb, das ſie fur heilige leut, fur andern (die nicht alſo faſten) gehalten wurden. Sondern das heiſt er, eine rechtliche Chriſtliche faſten, ſo er da ſelbs nennet, Trawren vnd leide tragen, Das iſt, allerley vngemach vnd vnglück (von Gott aufferlegt) leiden, ſo dem menſchen wehe thut, vnd er wol lieber ſolches vberhaben were. Als wenn einer mus mit weib vnd kinder hunger vnd kummer leiden, veriagt oder gefangen ſein, da er offt mit guten zenen vbel eſſen mus, Oder auch auff dem bette kranck ligt, vnd hette wol zu eſſen, vnd doch nicht eſſen kan vnd mag, Welcherley S. Paulus erzelet 2. Cor. 6. Jnn trübſalen, jnn nöten, jnn engſten, jnn ſchlegen, jnn gefengniſſen, jnn auffruhren, jnn viel arbeiten, jnn wachen, jnn faſten etc.

Solch faſten wolt ich loben, da man mangel vnd not vmb Gottes willen gedültiglich leidet, Denn alſo hat Chriſtus hie auch gefaſtet, da er nicht aus ſeinem eigen rat oder fürnemen, ſondern durch den heiligen Geiſt jnn die wüſten gefürt ward, da er muſte faſten, weil er nichts zu eſſen hatte. Das ander faſten ſo nichts anders iſt, denn ein lauter heucheley, ja ein lügen vnd ſpot, iſt nicht werd, das man jnn der Chriſtenheit dauon ſagen ſol.

Darumb wollen wir jtzt auff das heuptſtück dieſes Euangelii ſehen, nemlich, auff die dreierley anfechtungen, damit der Teuffel Chriſtum jnn der wüſten hat angefochten. Vnd iſt zwar dis Euangelium jnn dem ſtück erſchrecklich gnug, wann wirs nur recht anſehen wolten, Denn hie iſt der Teuffel gemahlet mit allen ſeinen farben, vnd iſt jnn der perſon Chriſti hie fürgebildet, nicht allein was ein jglicher Chriſt für ſich ſelbs, ſondern auch was die gantze Chriſtliche kirche vom Teuffel leiden müſſe.

Jnn der erſten anfechtung von den ſteinen, iſt der ſchwartze Teuffel gemahlet. Jnn der andern iſt der ſchöne, weiſſe von heilige Teuffel gemahlet, der Chriſtum in den lüfften, vnd auff den Tempel füret, aber nicht hinein. Jnn der dritten, iſt der höheſt vnd himliſch, vnd gar Göttlich Teuffel gemahlet, der ſich ſtellet, als ſey er Gott ſelb, vnd beutet Chriſto alle Königreich auff erden an, doch mit der bedingung, das er fur jm niderfalle, vnd bete jn an. Dis iſt ſeer ſchrecklich, On das es jnn dem tröſtlich iſt, das der Teuffel an Chriſto gefeilet hat, vnd an vns auch feilen mus, wenn wir durch den glauben an Chriſto hangen. Wo aber dieſe perſon aus den augen iſt, da nemen dieſe drey Teuffel ſo vberhand, das nicht möglich iſt, das ein menſch beſtehen könne.

An der erſte Teuffel, wie ich geſagt habe, iſt der ſchwartze Teuffel, den die leute kennen vnd Teuffel heiſſen, der ficht an mit hunger vnd ſpricht, Biſt du Gottes ſon, vnd ſo heilig, ſo wirſtu alles können vnd vermögen, Wolan, ſo las ſehen, ob du dieſe ſtein zu brot könneſt machen ꝛc. Das iſt der Teuffel, der ſchier einem jglichen Chriſten jnn ſonderheit, vnd darnach die gantze heilige Chriſtenheit mit hunger, durſt vnd allerley vngemach, trübſal, angſt vnd not leiblich angefochten hat. Die, wie vorgemelt, iſt die rechte faſten, dauon Chriſtus ſagt Matth. 9. das ſeine Jünger, wenn er nu von jnen genomen iſt, werden mehr faſten müſſen, denn jnen lieb ſein wird. Das iſt, ſie werden hunger vnd kummer, vnd allerley leibliche mangel vnd vngemach, vom Teuffel vnd ſeiner Braut, der welt, leiden müſſen, Wie denn im anfang der Chriſtenheit bald nach der himelfart Chriſti, ſolche anfechtung angienge, vnd weheret ſchier lenger denn drey hundert jar, da das liebe heufflein der Chriſten, nicht allein, hunger, durſt vnd allerley leibliche mangel leiden muſte, ſondern auch von dem jren vertrieben, beraubt vnd jemmerlich ermordet wurden. Vnd ward endlich des wütens vnd tobens der Tyrannen wider die Chriſten (ſonderlich ſo Prediger vnd Pfarrer waren) ſo viel, das auff einen tag (wie man jnn hiſtorien findet) durchs Römiſch Reich ſiebentzig tauſent Marterer erwürget wurden, Wie man noch zu Rom einen kirchhoff findet, darauff, wie man ſagt 80,000 Marterer vnd 46 Biſchofe begraben ligen. So gieng der ſchwartze Teuffel im anfang hinan, greiff die kirchen mit dem rechten faſten an, das man ſpüren muſte, es were der leibhafftige Teuffel ſelb, der im ſinn hette, die Chriſten alzumal mit ſeiner ſchwartzen farb, vom glauben vnd wort abzuwenden, vnd gar auszurotten.

Vnd ſolcher ſein anſchlag iſt jm auch etlicher maſſen geraten, denn viel Chriſten, da ſie vmb jrs glaubens willen angefochten wurden, vnd gezwungen, entweder den ſelbigen zu verleugnen, oder den hals her zu halten, wichen zurück, verleugneten jre Tauff, vnd widerrufften jren glauben. Gleichwol blieben jr viel beſtendig, die alles gewagt, vnd vmbs glaubens willen gelidden haben. Alſo das dieſelbe erſte zeit der Chriſtenheit, wol heiſſet der lieben Marterer zeit, da ſie greulich mit hauffen hingerichtet ſind. Vnd iſt doch jnn ſolchem würgen vnd Tyrannei die Chriſtenheit blieben, vnd dagegen ſind die Tyrannen drüber zu boden gangen. Dauon ſinget freilich vnd tröſtlich der 9. Pſalm, Du ſchilteſt die heiden, vnd bringeſt die Gottloſen vmb, jren namen vertilgeſt du ewiglich. Die ſchwerte des Feindes haben ein ende, Die Stedte haſtu vmbkeret, jr gedechtnis iſt vmbkomen ſampt jnen ꝛc.

Wo mit ſich aber die lieben Marterer wider die Tyrannen geweret haben, ſagt der text hie, da Chriſtus dem Teuffel antwortet, vnd ſpricht, Der menſch lebt nicht allein vom brot, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet. Aus dieſer Antwort höret man, das der Teuffel mit ſeiner anfechtung auffs erſt Chriſto, vnd darnach der Chriſtlichen Kirchen hat nach dem leben geſtanden, Vnd das ſie nicht darauff haben geſehen, wie ſie dis gegenwertige vergenglich leben behielten, ſondern ſind dem Teuffel vnd ſeinem hauffen vnter augen gangen, ſich wider ſeine tyranney geſetzt vnd geſagt, Es ſey jnen nicht allein zu thun vmb dis zeitlich leben hie auff erden, ſondern viel mehr vmb das liebe werde wort Gottes, das ſie das ſelbige behalten mögen, vnd nicht verleugnen, Weil Moſes ſagt, das der menſch nicht allein dauon lebe, das er brot vnd korn hat, ſondern es müſſe ein gröſſer vorrat da ſein, denn brot vnd korn, das der menſch auch könne bleiben nach dieſem leben, Welches nirgend anders kan her komen, denn das der menſch, ſo er anders bleiben ſol, bey dem rechten vnd ewigen leben, Gottes wort habe, damit er ſich ſchütze vnd tröſte, wider ſolche leibliche anfechtung, da durch jhn der Teuffel bringen wil, das wort zu laſſen.

Das ſind, ſage ich, die wehre, damit ſich die heiligen Marterer gewehret haben, wider die Tyrannen, vnd zu jnen mit frölichem mut geſagt, Wenn du mir gleich gelt vnd gut, weib vnd kind, ja auch das leben dazu nimſt, was haſtu deſte mehr, oder ich deſte weniger? weil ich eine ſpeiſe habe zum ewigen leben, welche du mir nicht nemen kanſt, wenn du mich gleich zu dem faſten bringeſt, dauon der leib verſchmachten vnd ſterben mus, So ſol mir dennoch die ewige ſpeiſe bleiben, das wort Gottes, welches, wie Petrus ſagt, mündlich gepredigt wird, Aber es iſt ein vnuergenglich ſame, vnd das lebendige Wort, das da ewiglich bleibet, Darumb wer es gleubet, der hat die ſpeiſe, die in nehret, bis ins ewig leben, denn wo das wort bleibet, da wird er auch bleiben, ſintemal es iſt (wie Paulus ſagt) eine krafft Gottes, die da ſelig macht, alle die daran gleuben.

Alſo ſpricht Chriſtus auch, Johann. 4. Wer des waſſers trincken wird, das ich jm gebe, den wird ewiglich nicht dürſten, Sondern das waſſer das ich jm geben werde, das wird jnn jm ein brunn des Waſſers werden, das jnn das ewig leben quillet. Da heiſſt er ſein Wort ein lebendige quelle, die aus dieſem leben jnn jhenes quilet.

Wie wol nu der ſchwartze Teuffel bald im fang mit aller macht an die Chriſtenheit ſetzte, ſie jnn die rechte wüſten fürete, vnd gar aus zu tilgen gedachte, nicht allein mit hunger vnd allerley mangel des leiblichen lebens, ſondern auch mit verjagen, rauben, morden ꝛc. vnd damit auch viel müde machte, das ſie vom glauben fielen, Doch gleich wol blieben der mehrer teil feſte ſtehen, wehreten ſich getroſt wider den Teuffel, vnd vberwunden jn auch, allein durch Gottes wort, das ſie durch den glauben gefaſſet hatten, vnd frei daraus ſchloſſen, dem exempel Chriſti nach, Der menſch lebet nicht allein vom brod, ſondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet, denn weils ein lebendig vnd ewig wort iſt, ſo ſind auch die, ſo daran gleuben, ewiglich erhalten, wenn ſie gleich geſtorben ſind ꝛc.

Es waren zur ſelbigen zeit auch wol Ketzer, die ſich vnterſtunden die Chriſtenheit zertrennen vnd irre zu machen, Aber ſie kunten ſonderlich nichts ausrichten, Denn die leibliche verfolgung war zu gros, da durch die rechten Chriſten nur grüber vnd gewiſſer im glauben wurden ꝛc.

Darnach vnter dem Keiſer Conſtantino, ward die Kirch befridet, vnd das Euangelium on verfolgung gepredigt, das das würgen auffhören, vnd der ſchwartze Teuffel ſich verkriechen muſte, denn Conſtantinus hielt ſo feſt vber den Chriſten, das er auch Licinium den ſeinen krieger, der mit jm das keiſerthum regieret, zum Reich ausjagt, allein darumb, das er die Chriſten nicht wolt zu frieden laſſen. Da hat die erſte verfolgung des ſchwartzen Teuffels auffgehöret.

Flugs nach ſolchem hunger, würgen vnd morden, kam der ander Teuffel, dacht, kan ich euch mit meiner ſchwartzen heßlichen farbe nicht abſchrecken, ſo wil ich ein anders verſuchen, Vnd wurde alſo ein liechter Teuffel, der ſich verſtellet, das er gleiſſe, wie ein himliſcher Engel, vnd greiff die Sache gleich auff die ſelbe weiſe an, wie ers mit Chriſto fürgenomen hatte, Da es jm zumerſten mal nicht gelingen wolt, Harr (gedacht er) du wilt Gott vertrauen, das, wenn du ſchon kein brot haſt, künne er dich gleich wol erneren, wenn du nur ſein wort haſt, Wilt du daran, ſo wil ich dir dazu helffen, vnd gnung zu gleuben ſchaffen ꝛc. Nimpt jn, vnd füret jn nicht weiter jnn die wüſten hinein, ſondern aus der wüſten heraus, das iſt, aus dem hunger vnd faſten jnn die heilig ſtad.

Es wird aber Jeruſalem die heilig Stad genennet, darumb, das Gottes wonung vnd Tempel da war, denn gleich wie man ein haus nennet nach ſeines herrn namen, alſo hies man den Tempel vnſers Herr Gottes haus vnd wonung, da hatte er fewer vnd ofen gehabt, Eſa. 31. das iſt, er hielt zu Jeruſalem haus. Jnn die ſelbe heilige ſtad, füret jn der Teuffel, als der auch from ſein, vnd Chriſto helffen wolt, ſtellet jn oben auff die zinnen des Tempels. Denn jnn den ſelbigen landen ſind die heuſer ſo gebawet, das ſie oben vierecket vnd geſchlecht ſind, vnd ſtuffen haben, das man auff vnd ab gehen kan. Als er jn nu hinauff gefürt hat, ſpricht er, Biſtu Gottes ſon, ſo las dich hinab. Er greifft jn hie weder mit hunger noch ſchwerd an, ſondern füret jn jnn die ſchrifft, vnd leſt ſich hören, als ein Doctor der ſchrifft, füret den ſchönen text aus dem Pſalm, Gott wird ſeinen Engeln vber dir befelh thun, vnd ſie werden dich auff den henden tragen, das du deinen fus nicht an einen ſtein ſtoſſeſt. Als wolt er ſagen, Wiltu ſo beſtendig an Gottes Wort halten, vnd dir die ſchrifft durch keinerley anfechtung nemen laſſen, Höre, hie haſtu ſchrifft, Gott hat ſeine Engel verordnet, das ſie jren eigen henden ein pflaſter machen, vnd dich behüten ſollen, das du gleich wie ein Engel on ſchaden hinab faren magſt.

Dis iſt nu der ander, nemlich der gleiſſend Teuffel, der ſich ſtellet als ein Engel Gottes, vnd greiffet die Chriſtenheit an, nicht mit leiblicher verfolgung, ſondern mit jrem eigen harniſch vnd waffen, das iſt, mit der ſchrifft, Damit ſie ſich aller leiblichen anfechtung wider jn erwecket, Die ſelbige kann er ſo wunderlich vnd meiſterlich fürgeben vnd drehen, das er einen bald jrre macht, wenn er nicht vleiſſig darauff achtung hat. Als hie, helt er Chriſto die ſchrifft für, vnd will jn bereden, er ſol ſich von der zinnen des Tempels hinab laſſen, Denn es ſtünde jm keine fahr drauff, weil geſchrieben ſtehet, Das Gott den Engeln befolhen hat, das ſie ſeine kinder auff jren henden tragen ſollen ꝛc. Schrifft iſt da, ſihe aber, was die liſtige ſchlange, vnd der vater aller lügen, fur ein meiſterſtück brauchet, Schrifft füret er, das nötigeſt aber leſt er auſſen, denn ſo lautet der ſpruch, den er aus dem 91. Pſalm füret, Gott hat ſeinen Engeln befolhen vber dir, das ſie dich behüten, auff alle deinen wegen ꝛc. Dieſe wort (auff alle deinen wegen) vberhupfft der ſchalck. Denn es war wider jn.

Darumb ſchlegt jn Chriſtus zurück, vnd ſagt zu jm, Man ſol die ſchrifft ſo füren, das man dennoch Gott nicht verſuche, Als wolt er ſprechen, Wo der Menſch auff ſeinen wegen gehet, das iſt, wartet ſeines befelhs vnd amptes, da haben die Engel befelh jn zu behüten, vnd fur allem vbel zubewaren, Aber du ſchalck, leſſeſt ſolches auſſen, vnd weiſeſt mir eine thür, da kein weg iſt, tauben, ſperlingen, vnd andern vögeln, iſts ein rechter weg, das ſie ſich aus der höhe auff die erden laſſen, die haben feddern dazu, vnd können fliegen, Solchs hat Gott dem menſchen nicht gegeben, ſondern hat verordnet treppen, die ſol man auf vnd abgehen, vnd nicht jnn der lufft einen newen weg ſuchen.

War iſt es, Chriſtus hette ſolches gleich ſo wol thun können, als auffm waſſer gehen, Aber weil er da jnn menſchlicher natur war, vnd vns zu gut ſolche anfechtung ausſtehen wollte, lies Gott die menſchliche natur jnn Chriſto mit dem Teuffel fechten, vnd vns zu troſt, jn mit ſeinem eigen ſchwerd ſchlahen, vnd vberwinden, Nemlich alſo, Du ſolt Gott deinen HERRN nicht verſuchen. Als wolt er ſagen, Du ſchalck, du lereſt mich, das ich mich ſol jnn der lufft hinab laſſen, das iſt nicht ein weg fur mich, denn die Menſchen ſollen ſich nicht jnn der lufft hinab laſſen, ſondern die treppen hinab gehen, Weil ich aber ein menſch bin, wil ich ſolchs mittels brauchen, ſonſt wo ich deinem rat folgete, hieſſe es Gott verſuchen ꝛc.

Die iſt, ſage ich, die ander anfechtung der Chriſtlichen kirchen, Denn als bald Conſtantinus ein Chriſt ward, da funden ſich die rechten Ketzer, nicht die jungen ſchüler, wie Ebion vnd Cherinthus war, ſondern die heubt ketzer, Als Ariani, Macedoniani, Eunomiani Manichei ꝛc. Dieſe alle theten mörderlichen groſſen ſchaden, dazu verfolgeten, veriagten vnd ermordeten ſie die fromen Biſſchove, die ſolchem ſchaden allein hetten können wehren, Vnd war der Teuffel da viel ſtercker, thet auch gröſſern ſchaden denn zuvor, denn da er die Chriſtenheit mit leiblicher anfechtung des hungers vnd ſchwerds antaſtet, kund man den ſchwartzen Teuffel kennen, vnd ſich fur jm hüten. Da er ſich aber wider die Chriſtenheit ſetzte, mit dem geiſtlichen ſchwerd, das iſt, mit der ſchrifft, das er dadurch ſeine lügen ſchmücken, vnd mit einem ſchein groſſer weisheit vnd heiligkeit jnn die leute bringen möchte, ſtellet er ſich nicht ſo heslich vnd grauſam, wie vor, Alſo das man jn nicht mehr fur einen ſchwartzen Teuffel, ſondern fur einen Engel des liechts anſahe.

Denn wie er Chriſto, da er mit der ſchrifft an jn ſatzte, vnd in mit vbriger kunſt vbermeiſtern wolt, nicht jnn die wüſten fürete, ſondern aus der wüſten jnn die heilig Stad, vnd jn ſtellete auff den Tempel. Alſo thet er zur ſelbigen zeit auch, höret auff zu rumorn, mit verfolgen vnd morden der Chriſten, gab jn friede vnn gute ruge, lies auch geſchehen, das ſie reichlich verſorget wurden, durch die fromen Chriſtlichen Keiſer. Aber das, machte er auch vberaus die leute, ſonderlich die Pfarherr vnd Prediger, heilig, klug vnd gelert jnn der ſchrifft, das ſie mit der zeit laß vnd ſicher wurden, minder vleiſſig Gottes wort trieben, mit leren, vermanen, tröſten, noch ſich mit beten vbeten, Denn ſie hatten euſerlich fried, Daraus denn endlich folgen muſte, das ſie den rechten verſtand der ſchrifft verloren, vnd jnn ſeltzam wunderliche Fragen gerieten, wie dis oder jens war ſein künde ꝛc. Vnd fiengen an die artickel des glaubens nach jrem Dunckel zu meiſtern vnd die ſchrifft darauff zu reimen. Mit ſolcher weis hat ſie der Teuffel aus der wüſten, nicht jnn den Tempel, ſondern auff den Tempel gefürt, danen ſie hinab ſtürtzeten, vnd den hals brachen, vnd ſchier die gantzen Chriſtenheit mit ſich jnn greulich jrthum vnd ewiges verderben füreten.

Denn alſo pflegts mit allen ketzern zu gehen, das ſie zum erſten einen dünckel faſſen, der jnen wol gefelt, gut vnd recht deucht, Wenn ſie den gefaſſt haben, geben ſie jnn die ſchrifft, ſuchen vnd klauben darinn, wie ſie ſolchen Dünckel ſchmücken, das iſt denn ein ſeer ferlich ding. Als, das ich des ein Exempel gebe, da der Ketzer Arius wolte die perſon Chriſti anfechten, war das ſein erſter gedancke, Chriſtus iſt von Maria der jungfrawen geborn, Darumb iſt er ein lauter natürlicher menſch. Zum andern, ſo iſts auch natürlich, das nicht mehr denn nur ein Gott ſey, wie die Türcken noch heutiges tages darauff ſtehen, vnd ſagen, Wie nur eine welt, eine Sonn iſt, alſo iſt auch nur ein Gott. Item, ein Regiment, ſol nicht mehr denn ein heubt haben, da ſtehen ſie auff, vnd kurzumb, wer anders leret, mus vnrecht haben.

Dis iſt nu ein gedancken, der der vernunfft leichtlich eingehet, vnd ſonderlich denen, ſo im wort nicht wol geübet ſind, Wenn nu ſolcher Gedanck gefaſſet iſt, darnach ſtugs jnn die ſchrifft geloffen, Da findet Arius, das Moſe ſagt, Iſrael, dein Gott iſt ein einiger Gott, Item Jeſus Sirach ſpricht cap. 24. Die Weisheit ſey geſchaffen ꝛc. Da iſt Arius gar gefangen, vnd richtet an auff ſolchen dunckel, den greulichen, groſſen jamer, vnd beredet die leute, das Chriſtus nicht wahrhafftiger, natürlicher Gott ſey. Conſtantinus der Keiſer hatte gern geweret, griff auch Arium an, vnd verwieſe jn aus dem lande, das er nicht mehr ſolt predigen, Aber der Teuffel macht jn bald wider los, vnd halff getroſt dazu, das ſein gifft jhe lenger jhe weiter ausgebreitet ward, das es endlich dahin kam, das zur ſelbigen zeit, nicht mehr im gantzen Orient, denn zween Pfarherr oder Biſſchove von ſolcher gifft vnbeſchmeiſſt blieben, Die andern hiengen jm alle an, Bis auch des Keiſers Conſtantini ſon, Conſtantinus genannt, zu Ario fiele, Der machet aller erſt einen riſs, das alle Fürſten, reichen, geleerten hinach fielen, vnd des Arij ketzerey verfachten, vnd der Chriſtenheit vberaus groſſen ſchaden theten, den hernach die gantze Kirchen, gegen Orient nie recht vberwunden hat. Denn vber drey hundert jar hernach, kam der Teuffel Mahometh, vnd beſtetiget ſolchen jrthum Arij, vnd leret ander ding daneben, der vernunfft gemes. Das war der weis, vnd ſeer böſe Teuffel, Jhener der ſchwartze füret das ſchwert, dieſer aber nam den Chriſten jr ſchwerd, die heilige ſchrifft, vnd ſprach, das ſagt ewr Gott. Wer wolt da nicht zufallen? wenn er höret, Da ſtehet Gottes wort, das ſagt Gott ſelb ꝛc.

Dis iſt nu die ander anfechtung der Chriſtenheit, nach der zeit der lieben Marterer, da die Kirch jemerlich zuriſſen, Vnd aus dem ſelbigen einigen jrthum des Arij, iſt die welt vol ketzereyen worden, vnd ſind dazumal allein die im rechten Chriſtlichen glauben beſtendig blieben, die ſich ſchlecht vnd einfeltig an das wort gehalten haben, vnd von Chriſto geredt vnd gegleubt, wie die ſchrifft von jm zeuget, Die iſt jr harniſch geweſt, da mit ſie ſich nicht allein wider den gifftigen buben Arium, vnd ſeinen groſſen Anhang geſchützt, ſondern auch getroſt geweret haben, vnd jn auch endlich dadurch vberwunden.

Denn wie wol alle Ketzer jre lügen vnd jrthum, ſein wiſſen mit der ſchrifft zu ſchmücken, vnd da durch den leuten ein ſpiegelfechten machen, das ſie meinen, es ſey lauter wahrheit, vnd bald merklichen groſſen ſchaden thun, denn jr wort (ſpricht S. Paulus) friſſt vmb ſich wie der krebs, Doch gleichwol kan jr thorheit nicht lang ein beſtand haben, ſie mus mit der zeit an tag komen. Vrſach, ſie laſſen Gottes wort faren, oder deutens nach ſumma, ſie nemen etwas ſonderlichs für, ertichten jnen ein eigen glauben on Gottes wort vnd bilden oder formieren jnen einen ſonderlichen Gott, nicht wie jn die ſchrifft malet, ſondern nach jren gedancken, der ſol jm den gefallen laſſen jr lere vnd leben, als allein heilig vnd Göttlich, was andere leute leren vnd thun (wenn ſie noch zehumal die ſchrifft für ſich hetten) ſo mus vnrecht vnd ſunde ſein, Das mercken mit der zeit die Chriſten, vnd hüten ſich fur jnen.

Dieſe ſinds, die der Teuffel hoch jnn den lüfften füret vnd auff die zinnen des Tempels ſetzet, vnd zu jnen ſpricht, Hui, las dich hinab ꝛc. Das iſt, Ey du biſt ein hoch erleuchter man, mit groſſen geiſtlichen gaben von Gott begnadet, viel frömer, gelerter vnd heiliger denn die andern alzumal, wie du von Gott gedenckeſt, ſo mus gewis ſein, es kan dir nicht feilen, Darumb weil dir Gott ſolchs offenbart hat, muſtus allein bei dir nicht halten, ſondern andern auch mitteilen. Dieſe Teuffliſche hoffart macht ſie denn ſicher vnd vermeſſen, das ſie on Gottes furcht vnd befelh jren eigen geifer aus ſpeien, vnd jnn die leute ſchütten, das iſt, etwas newes leren, on vnd wider Gottes wort, das heiſſt denn Gott verſuchen, vnd jnn der lufft on feddern wollen fliegen, Da kan nichts anders ernach folgen, denn jns Teuffels namen erab ſtürtzen, vnd den Hals brechen.

Darumb thun alle Ketzer, wo ſie ſich auff jre gedancken verlaſſen, oder der ſchrifft ein naſen drehen, das ſie ſich auff jre lügen reimen mus, nicht anders, denn als wenn ich oder ein ander vbern Rein wolt gehen on eine brücke, vnd ſagen, Ey ich wil Gott gleuben vnd vertrawen, ich habe ſein wort, Das ſeine Engel mich wol behüten werden, das ich nicht erſauffe. Nein, hie haſtu kein befelh zu, ſo gehet der weg, darauff dich die Engel bewaren ſollen, nicht durchs waſſer, ſondern vber die brücken, felleſtu druber hin ein, vnd erſeuffeſt, ſo geſchicht dir eben recht, denn du haſt Gott verſucht.

Hie gehöret nu kunſt zu, nicht die fleiſch vnd blut kan, ſondern des heiligen Geiſts kunſt, das man Gottes wort recht vnd gewis ſcheiden könne, vnd ſehen obs recht oder felſchlich gefüret werde, denn der Teuffel kan die kunſt auch, vnd beweiſts an dem höheſten Meiſter Chriſto ſelber. Derhalben ſoltu dich nicht bald laſſen abſchrecken, wenn die Rottengeiſter vnd Ketzer einher prallen, hie ſchrifft, hie Gottes wort ꝛc. ſondern halte ſchrifft gegen ſchrifft, wie Chriſtus hie thut. Denn eben die Ketzer ſelbs, die dem wort auffs heſſtigſt feind ſind vnd es am meiſten verfolgen, ſtellen ſich, als wollen ſie es helffen fürdern vnd handhaben, Denen mus man, wenn ſie ſich mit der ſchrifft behelffen, vnd da mit jre lügen ſchmücken, antworten, Nein, an das kere ich mich nicht allein, das du ſagſt, du habſt Gottes wort für dich, Denn man mus auch ſehen, das man Gott nicht verſuche, Vnd ob es ſchon Gottes wort were, damit du dich behilffeſt, möchteſt du vielleicht etwas dauon oder dazu gethan haben, darumb las vor ſehen, ob es die meinung des heiligen Geiſtes ſey, vnd ob du es recht füreſt? Denn vnſer Herr Gott, wird darumb nicht zürnen, ob ich ſein wort nicht anneme, wie du es fureſt vnd deuteſt. Denn der Teuffel vnd alle Ketzer, ob ſie ſich ſchon mit Gottes wort ſchmücken, füren ſie es dennoch vnrecht, Darumb hat mich mein Herr Chriſtus, beide mit ſeinem Exempel, vnd ſonſt dafur gewarnet ꝛc.

Aber, wie geſagt, es iſt des heiligen Geiſtes kunſt vnd gabe, das man ſich alſo falſcher lere erwehre, wie die heiligen Biſchoue vnd andere Chriſten durch den heiligen Geiſt, mit Gottes wort ſich des Teuffels vnd ſeiner Apoſtel, der Ketzer erwehret haben. War iſts, das viel durch jre heucheley vnd lügen, die ſie fur heiligkeit vnd warheit rhümen, betrogen vnd verfürt werden. Aber dagegen ſind alzeit geweſen, die den gleiſſenden Teuffel erkant haben, vnd ſich nichts bewegen laſſen, ſeiner Apoſtel hohe kunſt vnd weisheit, ſondern gemercket, das lauter heucheley vnd betrug ſey, wenn ſie ſich gleich noch einſt mit der ſchrifft vnd Gottes namen ſchmückten.

Dis ſey von der andern zeit geſagt, da der weiſſe vnd Engliſche Teuffel die Chriſtenheit, durch ketzerey hat angefochten, vnd die armen gewiſſen jemerlich zerrüttet vnd jrr gemacht, vnd iſt kein wunder, Denn wie ſol ſich der gemein man, ſo jnn Gottes wort nicht ſonderlich vnterrichtet iſt, wehren? wenn er die groſſen titel höret, Gottes wort, Gottes name, Gottes ehr ꝛc. Darumb mus Gott hie ſonderlich helffen, durch frome vnd trewe prediger oder durch ſonderlich eingeben des heiligen Geiſts die ſeinen erhalten, ſonſt iſt weder hülffe noch rat. Nu hat dennoch die Chriſtenheit ſolche ſchedliche vnd ſehrliche zeit auch ausgeſtanden vnd vberwunden, das iſt blieben, bis auff den heutigen tag. Vnd iſt beide durch Gottes wort vnd frome Prediger vnſer glaube erhalten, das Jheſus Chriſtus ſey warer Gott vom Vater jnn ewigkeit, Vnd warer menſch jnn der zeit aus Maria der jungfrawen geborn.

Predigt über Joh. Kap. 3, V. 17.

Von Ph. J. Spener.

Denn GOTT hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es ſolle uns Chriſten allen billich bekannt ſeyn, wie die gantze Chriſtliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, ſich in dieſe 2. Stück abtheile, die da heiſſen Geſetz und Evangelium. Da wir zu dem Geſetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir ſolchem Befehl vollkommen gehorſamen, das Leben verſpricht, oder in dem Fall, daß wir ſeinem Fordern kein Genüge leiſten, den Sündern trohet und ſie verurtheilet: In dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheiſſungen und Vorſtellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heyls in Chriſto.

Ob nun ſchon dieſe beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß ſie beyde eines GOttes Wort ſind, beyde alle Menſchen angehen, und beyde unſer Heyl befördern oder zu befördern gegeben ſind; So dann beyde allezeit in der Chriſtlichen Kirchen müſſen getrieben werden. So iſt gleichwol groſſer Unterſcheid unter denſelbigen: Und ſolchen Unterſcheid recht gründlich zu verſtehen, iſt wol eines von den vornehmſten Stücken der Chriſtlichen Erkanntnuß: Ja wir mögen ſagen, der ſeye bereits ein guter Theologus, welcher diſen Unterſcheid recht genugſam verſtehet.

Daß aber auch Einfältige etlicher maſſen ſolchen Unterſcheid, und deſſen vornehmſte Stücke faſſen mögen, ſo wollen wir derſelben 8. mercken, wie ſie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dieterici, befindlich.

Sind alſo Geſetz und Evangelium unterſchieden. 1. Was anlanget dero Erkanntnuß, wie ſie uns bekannt werden. So wiſſen wir nun etwas von dem Geſetz von Natur. Daſſelbe iſt Adam in das Hertz geſchrieben geweſen, und ob ſchon ſolche Erkanntnuß, als ein vortrefflich Stück deß ſo herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, alſo, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Geſetz widerumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, iſt doch noch übrig geblieben einige Wiſſenſchafft deſſen was Gut und Böſe iſt; Daß auch die Heyden, die das Geſetz nicht haben, von Natur thun deß Geſetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Geſetzes Werck ſeye geſchrieben in ihrem Hertzen, Röm. am 12. v. 15. welches ihr Gewiſſen, das ſie verklagt und beſchuldiget, eben dadurch wol zeigt. Hingegen iſt das Evangelium keinem Menſchen von Natur bekant. Wir wiſſen von Göttlicher Verſöhnung, und von Chriſto, von Natur gantz nichts, ſondern Chriſti Erkantnuß muß erſt auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium iſt ein Geheimnuß, das von der Welt her verſchwiegen und erſt offenbahret iſt, Rom. 16. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß iſt, hats uns verkündiget, Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Iſt auch der Unterſcheid, daß das Geſetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müſſen die Hertzen erſtlich durch deß Geſetzes Straffe erſchreckt werden, ehe ſie durch deß Evangelii Troſt wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müſſen in dem Geſetz lernen an ſich ſelbſt verzagen, ehe ſie zu Chriſto in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Iſt auch der Unterſcheid darinnen. Daß GOtt das Geſetz durch Moſen ſeinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erſtlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheiſſung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbar durch ſeinen Sohn JEſum Chriſtum, da Er auff Erden herumb gieng, vortragen und offenbaren laſſen. Das Geſetz iſt durch Moſen gegeben, die Gnade aber durch JEſum Chriſtum worden, Joh. 1. v. 17.

Viertens: Einer der vornehmſten Unterſcheiden iſt dieſer, daß das Geſetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und laſſen ſollen, und daran hängenden Dräuungen und Verheiſſungen, die ſich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheiſſungen, was GOTT ohne einige unſere eigene Würdigkeit, Verdienſt oder Werck uns zu gut thun wolle und ſich erbiete.

Alſo, welches das Fünffte iſt, fordert das Geſetz von uns, wie wir ſollen bewandt ſeyn, wie heilig wir ſollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben ſollen, ſo wil es auch haben, daß wir dann ſolches nicht nur wiſſen, ſondern auch thun: Aber uns vor dem Böſen, das uns verbotten iſt, hüten ſollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geſchencket werde, und wie wir derſelben nicht durch unſere Wercke ſondern den Glauben an Chriſtum ſollen theilhafftig werden.

Sechſtens, daher obſchon das Geſetz auch ſeine gewiſſe Verheiſſungen hat, ſo ſind es lauter ſolche Verheiſſungen, die auff der Bedingung ſtehen, wo der Menſch ſolches thun werde. Thue das, ſo wirſt du leben, Luc. 10. v. 28. Aber die Verheiſſungen deß Evangelii ſind nicht umbſchrenckt mit ſolchen Conditionen, ſondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbſonſt, und ohn einig unſer Verdienſt. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden durch die Erlöſung ſo durch JESUM Chriſtum geſchehen iſt, Rom. am 3. v. 24.

Daher flieſſet Siebendens, daß ſie gantz unterſchiedene Würckungen haben. Das Geſetz fordert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Menſch auch dasjenige thun köndte, was es fordert, ſondern da mag der Menſch ſelbſt ſehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber auff keine Weiſe. Hingegen da das Evangelium den Glauben fordert, ob wir wol auch denſelben nicht vor uns ſelbſt und auß eigenen Kräfften haben, ſo würckt gleichwol das Evangelium ſelbſt denſelben, bey denen die ſeine Würckung laſſen an ſich kräfftig ſeyn. Wiederumb weil beſagter maſſen das Geſetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und alſo der Menſch nicht kan leiſten, was es von ihm fordert, ſo drohet ihm das Geſetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch an, ſchrecket und ängſtiget ihn, daß er, ſoviel an dem Geſetz wäre, verzweiffeln müſte, aber es kan ihm nicht wiederumb ſelbſt helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröſtet den Menſchen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn alſo durch Troſt wiederumb lebendig.

Darzu kommet Achtens, daß deßwegen obſchon das Geſetz und Evangelium alle Menſchen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müſſen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterſcheid ſeye, daß das Geſetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne ſichere böſe Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Chriſten anlangt, bey denſelbigen allein ihr ſündliches Fleiſch und alten Adam, dann denſelben drohet es noch immer, daß der Menſch nicht ſicher werde, ohne daß gleichwol auch ſelbſt dem Geiſt das Geſetz die Regel zeiget, nach dere er leben ſoll. Aber was das Treibamt und den Fluch, auch den Zwang deß Geſetzes anlangt, iſt nach ſolchem dem Gerechten kein Geſetz gegeben, 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig ſind. Es ſind Mühſelige und beladene, die der HErr zu ſich ruffet, und welche Er erquicken wil, Matth. 11, 28. Es ſind Elende denen der HErr predigen, zu brechene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er tröſten wil, und darzu geſandt iſt, Eſa. 61. v. 1. 2.

Alſo, meine Geliebte, ſind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Geſetz und Evangelium, unterſchieden, und iſt ſolches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, ſondern ſich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben geſtern geſehen, wieviel herrlicher ſeye unſere heutige Pfingſten deß Neuen Teſtaments gegen der alten Pfingſten. Nun iſt eben ſolches deßwegen, daß die Pfingſten Alten Teſtamentes war eingeſetzt zur Gedächtnuß, wie das Geſetz war gegeben worden: Die Pfingſten aber deß Neuen Teſtaments erinnert uns der groſſen Wohlthat, wie GOTT ſeinen Heiligen Geiſt nicht nur vor deme ſichtbar auff die Apoſtel außgegoſſen, ſondern noch jetzo unſichtbar in die Hertzen der Gläubigen ſendet, und dardurch in ihnen kräfftig iſt.

Was auch unſer heutiges Evangelium anlangt, gehöret dieſe Materie gleichfalls zur Erläuterung deſſelben, ſonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr ſagt: GOtt hat ſeinen Sohn nit geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das vornehmſte Gut deß Evangelij iſt, nicht geſchehen ſeye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Geſetz, daß alſo gewieſen wird, das Ampt Chriſti ſeye eygentlich nicht ein Geſetzes Ampt, ſondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung iſt, ſo uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Erſten und ſo bekandten als kräfftigen Macht-Spruch: Alſo hat Gott die Welt geliebet, ꝛc. in vier Predigten, vier wichtige Materien tractiret: Wie ſich Erſtlich die Liebe GOttes gegen das Menſchliche Geſchlecht verhalte, als der Urſprung aller unſer Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geſchenck ſeye, da GOtt uns ſeinen Sohn gegeben habe, und wie wir daſſelbe anzuſehen haben. 3. Wie der Glaube ſo auß Würckung deß Heiligen Geiſtes herkommen muß, das einige Mittel ſeye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und alſo derſelben thätlich genieſſen, und wie der Glaube müſſe bewandt ſeyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben ſeye, deſſen die Gläubigen auß ihres himmliſchen Vatters Liebe und Chriſti Verdienſtes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo ſehen wir weiter, wie Chriſtus die angefangene Materie außführet, und zeiget, Er ſeye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, ſondern ſie ſelig zu machen. Wir ſehen aber dißmahl allein das Erſte, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen ſeye.

Ach HERR JESU! Lehre uns deine heylſame Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen ſeyeſt, ſondern unſere Seligkeit zu befördern, alſo erkennen, daß wir uns auch von dir ſelig machen laſſen, und nicht auß deiner Ordnung außſchreiten, und damit deinen Rath an uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunfft uns nicht zum Gericht, ſondern zum Troſt und Seligkeit gereiche. AMEN.

Erklärung.

Unſere Wort lauten alſo: Dann GOtt hat ſeinen Sohn nit geſandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Wir ſehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt ſeinen Sohn geſandt habe. 2. Die Abſicht, warum Er Ihn geſandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erſte belangend, ſo heiſſet es: Dann GOTT hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt. Das Dann hänget dieſe Wort an das vorige an, daß ſie alſo eine Bekräfftigung und Erläuterung deß vorigen in ſich haben; Der HERR hat in dem vorigen geſagt, daß Gott habe ſeinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da ſagt Er: Dann Er hat Ihn nicht geſandt zum Gericht. Hat dieſe Krafft. Es hätte einer ſagen mögen: Ach, dieſes kan kein Werck der Göttlichen Liebe ſeyn, daß GOtt ſeinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT und alſo ſein Sohn ſind von unendlicher Gerechtigkeit, ſie können nichts anders, als Sünde ſtraffen.

Hat dann GOTT ſeinen Sohn in die Welt geſandt, ſo findet Er in der Welt nichts, daß ſie würdig wäre, ſelig gemacht zu werden, ſondern allein zum Gericht und Verdamnuß, ſo wird alſo die Verdamnuß dadurch vermehret werden. Wie dann in dem Alten Teſtament offtmahls GOTT vorher geſagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch ſo offt unſer Gewiſſen an GOTT gedencket, kan es nicht anders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und alſo darvor ſich entſetzen, wo es heiſſt, daß GOTT komme. Dieſem Gedancken begegnet Chriſtus, und ſagt: Es ſeye dieſes ein theures Gnaden-Geſchenck, daß GOtt ſeinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wiſſe zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, aber Er habe Ihn gar nicht zu dem Ende geſandt, ſolches zu anden und zu rächen, ſondern zu helffen und das jenige ſelig zu machen, das an ſich verdorben war. Damit es dabey bleibe, es ſeye dieſes ein gantz verſicherte Prob der groſſen Göttlichen Liebe, daß GOTT ſeinen Sohn geſchicket habe.

Die Sache ſelbſt heiſſet: GOtt hat ſeinen Sohn geſandt in die Welt. Der Ihn geſandt hat, iſt GOtt. Wird damit verſtanden die Erſte Perſon der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unſer Vatter iſt, ſondern zuförderſt Chriſti, der Andern Perſon, Vatter. Daß aber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Erſten Perſon, im Gegenſatz gegen die übrige, gehandelt werde, ſehen wir darauß, weil ſtehet, ſeinen Sohn. Iſt dieſes alſo eine Perſon die einen Sohn hat. Doch iſt zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn geſandt, ſo hat ſich doch auch Chriſtus der Sohn ſelbſt geſandt, und iſt auß eigenem Willen gekommen. Es iſt aber GOtt in dieſem Werck, da Er ſeinen Sohn zu unſerm Beſten uns geſchickt hat, anzuſehen: Als ein ſolcher GOtt, welchen wir mit unſern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders ſahe, als lauter Feindſchafft gegen ſich. Und alſo die vor ſich ſolcher Wohlthat, nicht würdig wären, ſondern, daß alſo die Gutthat auß pur lauter freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeit hergekommen ſeye.

So vielmehr, weil GOtt, da er ſeinen Sohn ſandte, nicht nur angeſehen hat die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen iſt, ſondern, daß auch der allermeiſte Theil noch künfftig würde in ſeinen Sünden fortfahren, und alle dieſe Wohlthat die der HErr an ihnen thun wolte, an ſich vergebens laſſen werden: Ja, daß kein einiger unter allen ſeyn werde, der nicht unterſchiedlich mahl mit Undanck ſolche Wohlthat vergelten werde: Ob ſchon einige ſich unter denſelben endlich durch die anhaltende Gnade würden gewinnen laſſen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menſchliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor ſolche Menſchen ſeinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl aufhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren ſoviel ſich ſolcher Gutthat nur ſo viel ärger mißbrauchen werden. Unter Menſchen werden wir keinen finden, welcher ſeine Gutthat an dergleichen Leuthen, von denen Er alles ſolches verſehe, thun würde. Aber das heiſſet es auch, daß GOTT uns nicht nur geliebet, ſondern preiſe ſeine Liebe gegen uns, daß Chriſtus vor uns geſtorben, und alſo vorhin von dem Vatter geſandt worden, da wir noch Sünder und ſeine Feinde waren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher flieſſende Gutthat ſoviel gröſſer machen.

Wen er aber geſandt habe, da heiſſets ſeinen Sohn: Und eigentlicher, ſeinen ſelbſt Sohn, und alſo einen ſolchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Weſen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menſchen ſolche Gnaden-Kinder ſind: Die Kron ſeines Hertzens: Den Glantz ſeiner Herrlichkeit, und das Ebenbild ſeines Weſens, Hebr. 1. v. 3. Und alſo einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheiſſen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Weſen und Majeſtät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Gröſſe Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß frembdem Gut, daß Er uns einen andern geſandt, der Ihn nichts angienge, ſondern der Ihm dem Vatter ſo lieb ware als Er ſelbſt: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Woraus wir nicht nur ſehen, daß alſo Chriſtus wahrer GOtt dem Weſen nach ſeye, welches der Name Sohn mit ſich bringet, und zwar ſein ſelbſt Sohn: Da wir mit ſolchem Namen, nicht genennet werden ſeine Söhne, ſein ſelbſt Söhne. Sondern auch, daß dann Chriſtus in dem Werck ſeiner Erlöſung nicht zu betrachten ſeye, nur als ein Menſch, ſondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihr Werck darbey gehabt. Es heiſſt hie: GOtt hat nicht die Menſchheit Chriſti, ſondern ſeinen eigenen Sohn geſandt, der iſt nun GOTT. Nun welchen GOtt geſandt zu der Erlöſung deß Menſchlichen Geſchlechts, der hats auch [illegible]. Wiederumb die Erlöſung muſte geſchehen durch Leyden und Sterben. Alſo hat auch GOtt ſeinen Sohn zum Leyden und Sterben geſchickt, alſo hat dann auch GOttes Sohn, und daher ein wahrer GOTT gelitten und iſt geſtorben, obwol nicht eben nach ſeiner Gottheit, die nicht leyden noch ſterben kann, dannoch in ſeiner Ihm eben ſowol als die Gottheit zugehörigen Menſchheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieſes hierbey, daß auß ſonderbahrem Rath GOtt der Vatter habe zu unſerer Erlöſung ſeinen Sohn ſchicken wollen, nehmlich, daß, wie Er der weſentliche Sohn GOttes iſt, Er mit ſeinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn geweſen iſt.

Was aber die Sache ſelbſt anlanget, ſo heiſſet es nun ferner: GOTT habe Ihn geſandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn geſendet: 1. In das Fleiſch, daß Er Menſchliche Natur an ſich nahm, und alſo unſer Bruder würde, auff daß nachmahl auß ſolchem Brüderlichen Recht, all ſein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menſchen geſündiget, ſo ſolte nach Göttlicher Gerechtigkeit

Erforderung auch wiederumb ein Menſch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Menſch zu werden, ſondern gar Knechtes Geſtalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun ſolte vor unſere Sünde, ſich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit geſtrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter ſeinen Sohn darzu geſandt, daß Er das Geſetz erfüllete. Welches ſchon ein Stück der Knechts-Geſtalt war, daß Er nemlich, da Er ſonſten deß Geſetzes HERR an ſich ſelbſt war, und daran nicht verbunden geweſen wäre, ſich demſelben unterworffen. GOtt hat Ihn unter das Geſetz gethan. Galat. 4. und es alsdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den ſchuldigen Gehorſam nicht in eigener Perſon geleiſtet hatten, ſo muſte unſer Bürge denſelben vor uns leiſten. 4. Hat der Vatter Ihn auch geſendet zu ſeinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außſtünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch ſolches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn ſo zu dem Leyden und Todt geſandt, daß auch Fünfftens Er Ihn geſendet, daß Er wiederumb durch ſein Leyden in ſeine Herrlichkeit eingehen, und alſo die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben ſolte, welche ſolche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und alſo dem vollkommenen Werck der Erlöſung, hat GOTT ſeinen Sohn geſandt. Und zwar mit gleichſam ſeiner gewiſſen Inſtruction und Befelch, das iſt, es war von Ewigkeit beſchloſſen, was Chriſtus thun und was Er leyden ſolte. Daher in der Schrifft deß vorbedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geſchiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil deſſelben war bereits von den Propheten vorher geſagt worden, damit ja ſoviel kundtbahrer wäre; Chriſtus thäte nichts als was der Wille ſeye, deſſen der Ihn geſandt habe: Wie Er ſelbſt ſagt, Johan. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch alſo geſandt; wie ein groſſer Herr, da Er einen gevollmächtigten Geſandten ſchicket, alles das jenige genähm hältet, was derſelbe in ſeinem Namen thut, daß alſo auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen laſſen, was Er in ſeinem, als ſeines himmliſchen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat ſein Opffer, das Er geleiſtet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn ſelbſt darzu geſendet hatte, ſolches Opffer zu verrichten. Was Chriſtus gelehret, das hat Er auß dem Schoß ſeines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles ſolches erkennt der Vatter vor ſein Wort und Willen.

Daher weil uns Chriſtus die Gnade ſeines himmliſchen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugeſagt hat, ſo iſt es bey dem Vatter auch alſo ſein Will; Und heiſſet alſo 2. Corinther 5. v. 18. 19. ſelbſt von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm ſelbſt verſöhnet habe durch JEſum Chriſt, dann was Chriſtus thut, daß Er uns verſöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu geſandt hatte. Alſo müſſen wir dieſes ſenden anſehen.

Es hat aber der Vatter ſeinen Sohn zu uns geſandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, ſo muſte Gottes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn geſendet nicht auff eine, ſondern unterſchiedliche Weiſe, dann 1. hat Er Ihn geſendet in ſeinem Ewigen Rathſchluß. Dann weil von Ewigkeit her beſchloſſen geweſen, daß in der Fülle der Zeit Chriſtus ſolte dem verlohrnen Menſchlichen Geſchlecht helffen, und es ſelig machen, ſo iſt ſolcher Rathſchluß bereits das erſte Senden geweſen, da Er ſchon darinnen beſtimmt worden, nicht zum Gericht, ſondern zur Seligkeit der Menſchen. Nachdem aber der Erſte Menſch Adam würcklich gefallen war, ſo hat GOtt ſo bald ſeinen Sohn geſandt in dem Verſpruch, weil Er gleich Gen. 3. verſprach, es ſolle deß Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Dieſe Verheiſſung, und alle andere Verheiſſungen, darinnen GOTT in dem Alten Teſtament hat von dem HErrn Chriſto oder Meſſiä zugeſaget, ſind lauter Arten deß Sendens. Da iſt Chriſtus gleichſam ſchon außgegangen ſein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geſchlachtet worden ſind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wuſten, daß dieſes Viehe ſo ſie ſchlachteten, und deſſen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen könte, ſondern, daß es die Krafft deß Bluts Chriſti thun müſſe, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch dieſe Vorbilder dem Glauben vorgeſtellet ward: So offt wurde gleichſam Chriſtus von ſeinem Vatter geſendet, und gab auß ſeinem künfftigen Opffer die Krafft voran ſolchen ſchlachtenden Opffern; Und kam alſo Chriſtus ſo offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigner Perſon gekommen iſt. Alſo heiſſets, Er ſeye das Lamm das erwürget iſt von Anbeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn alſo der Vatter auf vielerley gedachte Weiſen geſandt hatte hat Er endlich Viertens Ihn würcklich und perſönlich geſandt, alles ſolches zu verrichten, was vorhin beſchloſſen, verſprochen und vorgebildet worden.

Es iſt aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der erſten Zukunfft Chriſti: Dann wie wir wiſſen, ſind ohne die geiſtliche Zukunfft Chriſti, da derſelbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HERRN, deren die Erſte genennet wird **die Zukunfft in das Fleiſch**, die Andere iſt **die Zukunfft am Jüngſten Tag zum Gericht**. Hier iſt klar auß ſchon beſagtem, daß von der Erſten geredet werde.

Sonderlich wo wir ſehen: 4. **Wohin Er ſeinen Sohn geſandt?** Da heiſſet es, **in die Welt**. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geſchicket habe, darinnen ſich zu offenbahren: Sondern, daß in die Welt heiſſet, daß Er auch ſelbſt ein Theil der Welt würde, (das iſt, daß Er ein Menſch würde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die **Welt** die iſt die jenige, zu dero beſten es angeſehen war, daß der HERR kam. Alſo iſt der HErr Chriſtus nicht kommen, umb ſeines Luſtes und Nutzens willen, ſondern in die Welt umb dero beſtens willen. Und zwar heiſſet hier die Welt, nicht ſo wol eigentlich dieſes Gebäu Himmels und der Erden, als die geſambte Menſchen, die in der Welt ſich befinden, und deßwegen, weil ſie unter irrdiſchen Creaturen die vornehmſten ſind, ſonderbahr die Welt genennet werden. Dann es iſt eine ſolche Welt, worinnen der Vatter ſeinen Sohn geſchickt, die durch Ihn ſelig werden ſolte, welches keiner andern Creatur als den Menſchen zukommt. Iſt alſo ſo viel, ob ſagte der HERR, Gott habe ſeinen Sohn geſchickt zu den Menſchen, nehmlich zu ihrem beſten, und ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beſchaffen iſt: Ach! ſo hatte ja GOtt kein Urſach umb derſelben willen ſeinen Sohn zu ſenden, dann die Welt iſt nichts anders, als wie jener ſagt, ein Stall voll böſer Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, ſo gar, daß auch der Welt Freundſchafft GOttes Feindſchafft iſt, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Chriſtus das Menſchliche Geſchlecht mit dieſem Namen Welt. Daß Er nicht ſagt, GOtt hat ſeinen Sohn geſandt zu den Menſchen und vor dieſelbe, daß Er die Menſchen, die gleichwol als Menſchen GOttes Geſchöpff ſeynd, ſelig machte; Sondern er hat Ihn geſandt zu denen die aus Menſchen und GOttes Geſchöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom, am 5. verſ. 10.

In dem Stand waren ſie anzuſehen, als GOtt ſeinen Sohn vor ſie gab: Lauter Feinde GOttes, die darzu eine ſolche feindſelige Natur hatten, daß ſie auch nichts anders auß ſich ſelbſt konten, als ihren GOTT haſſen. Eine ſolche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, alſo in dieſen Worten auß Liebe ihr ſeinen Sohn geſandt. **Eine Welt die in dem Argen ligt.** 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finſternuß war, da Er als das rechte Liecht erſt in die Finſternuß ſie zu erleuchten kommen iſt; Ja eine ſolche Welt, die darzu, als der HERR zu ihr geſandt wurde, Ihn nit auffnehmen wolte. Joh. 1. In ſolcher Boßheit mußte dieſe Welt angeſehen werden.

Darnach als eine ſolche, daran GOTT nichts anders anſahe, als lauter Urſachen von Zorn, weil ſie aus ſeinen Knechten und Geſchöpffen ſeine Feinde worden waren, ſie zeitlich und ewig zu ſtraffen und zu verderben.

Das heiſt dann Liebe, daß GOtt eine ſolche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen lieſſe, ſondern ſo ein theures Mittel derſelben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich ſeinen Sohn vor ſie zu ſenden.

Jedoch muß ſie ferner angeſehen werden, als eine ſolche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elend fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlaſſen worden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. Wo der Unterſchied und deſſen Urſach allein Göttlicher Weißheit heimgeſtellet bleibet.

Es iſt zu mercken, daß es eine Welt ſeye, die hier beſchrieben wird, als eine ſolche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit ſelbſt gehabt, ſondern erſt durch Chriſtum hat erlangen müſſen, dann es heiſt, daß eben umb ſie ſelig zu machen, der HERR habe müſſen geſandt werden: Von ihr waren lauter Urſachen allein deß Gerichts gefunden worden. Iſt der Erſte Theil.

In dem Andern ſehen wir jetze: **Wozu der HErr gekommen?** Da heiſſet es: **Nicht, daß Er die Welt richte, ſondern, daß die Welt durch Ihn ſelig werde.** Wir ſehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen ſeye, **daß Er die Welt richte.**

Hie möchte ſcheinen, wir könten dieſes nicht wohl ſagen, weil ja freilich Chriſti Zukunfft vielen zum Gericht geſchiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngſten Tag, ſo eigentlich zum Gericht angeſehen iſt: Sondern auch die erſte Zukunfft, die Zukunfft ins Fleiſch, Joh. 15. 22. Sagt Er ſelbſt: **Wann Ich nicht kommen** wäre, und hätte es ihnen geſagt, ſo hätten ſie keine Sünde. Und deutlicher Joh. 9, 39. Ich bin zum Gericht auff dieſe Welt kommen. Welches das Anſehen haben möchte, daß ſolches gerad dieſen Worten entgegen ſtünde.

Aber wo die Sache einfältig angeſehen wird, ſo gibt ſichs unſchwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu Chriſtus gekommen, nach dem Willen ſeines himmliſchen Vatters, was ſein und ſeines himmliſchen Vatters Rath dabey geweſen ſeye: hingegen iſt es freylich geſchehen, daß Chriſti Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß ſie umb ſeiner Zukunfft willen ſo viel ſchwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außtrücklich deßwegen gekommen wäre, ſondern zufälliger Weiſe aus ihrer Schuld. Weil ſie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, ſo wird ihre Sünde dardurch ſchwerer und alſo ihr Verdamnuß vermehrt. Aber daran iſt nicht Chriſtus ſchuldig, ſondern ſie ſelbſt. Gleich wie das Evangelium ſo an ſich ein Geruch des Lebens zum Leben iſt, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Todt wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur ſchwerers Gericht auff ſich ziehen von Chriſto, eben über anders auch noch darinnen ſündigen, daß ſie deß HERRN heylſamen Rath gegen ſich verkehren.

Es heiſt aber, daß Er nicht kommen ſeye, zu richten die Welt. Daß Er nicht kommen ſeye zu richten die Frommen, wo einige vor ſich ſelbſt fromm wären oder ſeyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier ſtehet, er ſeye kommen nicht, daß Er die Welt richte. Die Welt, das ſündliche Menſchliche Geſchlecht, an dem an ſich ſelbſt nichts anders iſt, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur ſchon wegen der ſündlichen Verderbnuß das Gericht ligt, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heiſſets die Welt, das iſt, widerumb alle Menſchen ins geſambt, wie böſe ſie auch ſeyen. Da iſt kein Menſch in der Welt, wie gottloß er iſt, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Chriſtus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen bringen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, ſondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Selbſten Judas, deme doch Chriſti Zukunfft jetzt nichts nutzet, ſondern er nur umb derſelben willen ſo viel ſchwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Chriſtus ihn zu richten nur gekommen ſeye, ſondern Er iſt auch ihn ſelig zu machen gekommen, aber er ſelbſt hat das Gericht auff ſich gezogen.

Das Wort Richten, heiſt mehrmal in der Schrifft ſo viel als in dem Gericht verdammen, und ſo wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht außgeſchloſſen werde.

Iſt alſo dieſes die Meynung deß HErrn, GOtt hat ſeinen Sohn nicht darzu in die Welt geſchickt, daß derſelbe der Menſchen gantzes Leben examiniren und erforſchen, ſodann nachdem ers finden würde, jedem nach ſeinem Verdienſt geben, auch alſo die jenige die Böſes gethan verurtheilen und würcklich endlich verdammen ſolle: Sondern das iſt des Geſetzes und Moſis Ampt. Aber Chriſtus iſt darzu kommen, daß Er ohn erachtet, deß Menſchen Leben ſeye vorher geweſen wie es wolle, es ſeyen Sünden vorhanden ſo groß ſie ſeyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben ſich bekehret) wegen ſeiner auch greulichſten Sünden ſolle verdammet werden. Alſo iſt der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, ſondern ſie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß ſie ihrer Sünden wegen nicht ſollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heiſſet es in folgenden Worten: Wer an ihn glaubet werde nicht gerichtet, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, ſondern ſeye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.

Ja auch mögen wir ſagen, der HERR ſeye auch alſo kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht ſo bald auff die Menſchen kommen ſolte, daß der Menſch, der Sünder nicht gleich in ſeiner Sünde auff friſcher That alſobalden mit dem Gericht überfallen würde, ſondern, daß ſie noch einige Zeit erlangten ſich zu bekehren, und alſo durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

Lehr-Puncten.

Wir ſehen jetzo zur Haupt-Lehre: Daß Chriſti Ampt nicht ſeye zu richten, ſondern ſelig zu machen: Solches müſſen wir aber recht verſtehen.

1. Wird nicht geſagt, daß Chriſtus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja ſelbſt in unſerm Apoſtoliſchen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie ſeine erſte Zukunfft in das Fleiſch geweſen iſt eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche ſich nicht bekehret und ſeine Gnade angenommen haben, jetzt aber eine Gerichtliche und Zornes Zukunfft. Davon heiſſet es Joh. 5, 27. Der

Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menſchen Sohn iſt. So wird Matth. 25. v. 31. ſeq. ſolche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und ſonſt hin und wieder in der Schrifft beſchrieben. 2. Wird auch nicht geſagt, daß Er nicht richte; in dem Verſtand, daß nicht das Gericht deß Geſetzes Moſis ſein Gericht ſeye. Dann Er iſt der einige Geſetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und alſo iſt Er der, welcher ſelbſt Moſi das Geſetz gegeben. Iſt demnach Moſis Geſetz eben auch Chriſti Geſetz, und alſo wo Moſes und ſein Geſetz den Menſchen richtet, ſo richtet Chriſtus den Menſchen durch Moſen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Chriſtus in ſeinem Ampt das Geſetz gar nie gelehret habe, als der freylich ſolches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in ſeinen Predigten ſehen, ſondern Matthei 5. Wo er deutlich ſaget, daß Er nicht gekommen ſeye das Geſetz auffzuheben, ſondern zu erfüllen. Daher wo es heiſſet: Chriſtus ſeye nicht gekommen die Welt zu richten, ſollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müſſe deßwegen in der Chriſtlichen Kirche das Geſetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, ſondern allein das Evangelium, als die Lehre Chriſti vorgetragen werden. Dann Geſetz muß allemahl neben dem Evangelio ſtehen, und dieſem den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, ſondern noch ſelbſt bei den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen ſündlichen Fleiſches. Sondern dieſes iſt die Meynung, wo wir ſagen, daß Chriſtus nicht gekommen ſeye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Geſetze gegeben in ſeinem Mittler-Ampt. 2. Solch ſein Mittler-Ampt beſtehe nicht darinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor ſich würdig iſt. Damit widerſpricht der HErr zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Chriſtus darzu gekommen ſeye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Geſetz gegeben, darauß die Leute beſſer und gewiſſer ſelig werden möchten, wo ſie daſſelbige hielten; als durch Moſis Geſetz. Wie nicht allein ſolches den Türcken und Mahomets vorgeben iſt, der da gelehret, daß unſer JEſus ein groſſer Prophet geweſen, der einen vollkommnern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moſes. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch beſſern und leichtern Weg gewieſen. Sondern ſelbſt in der Chriſtlichen Kirchen, findet ſich bey den Papiſten, Arminianern, Socinianern dieſer Irrthum, daß dieſes zu Chriſti Ampt gehöre, daß Er zu den Geboten Moſis noch neue Geſetz gegeben habe. Dann damit würde Chriſtus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Geſetze gibt, derſelbe muß auch nach ſolchen Geſetzen urtheilen und richten, die jenige zu abſolviren die nach ſolchem Geſetz thun, die jenige zu verdammen, welche ſie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in ſeinem Mittler-Ampt kommen iſt, ſo kan Er auch in demſelben keine neue Geſetz gegeben haben. Muß deßwegen das Geſetz der Liebe, ſo Er ſeinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein ſolch neu Geſetz geweſen ſeyn, welches Er damahl zu aller erſt gegeben, ſondern es war eben ſelbſt das alte Moſaiſche Geſetz, ſo Er den Seinigen auffs neue nachdrücklicher vorgelegt, und ſie deſſen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Chriſti alſo ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und beſtehe ſeine Gnade nicht ſo wol darinnen, daß in unſerer Rechtfertigung nicht auff die Werke geſehen werde (welches die Gnade deß Evangelij iſt) als darinnen, daß der HErr Chriſtus uns die Gnade und Geiſt gegeben habe, das Geſetz zu halten, ſo wir ſonſt nicht hätten halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung deſſelben ſelig werden müſſen. Welches aber widerumb hieſſe, daß der HErr wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittler-Ampts Chriſti, daß Er kommen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Warheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konten, daſſelbe vor uns zu halten, und uns ſolchen ſeinen Gehorſam zu ſchencken, daß er vor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Perſon geleiſtet: Und alßdann in ſolchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohne Anſehung einiges Wercks, zu geben, ja uns auß ſolchem Glauben allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehre herrlich in den Schrifften Pauli außgeführet iſt, ſonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, ꝛc. das iſt ein ſolch ſeligmachen, das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittler-Ampt uns ſelig machet, ſolle gar darauff nicht geſehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob ſolches im Glauben unſer werke. Das heiſt, Er ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige ſo ſie zu dem Glauben bekehret werden ſelig machet, bey denen anfänglich keine eigene Aufrichtigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil aber, da der Menſch glaubig werden, derſelbe Glaube nicht müſſig ſeyn ſoll noch kan, ſondern ſich in allerhand guten Wercken hervor thun muß: So iſt abermahl in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß Er ſolche Wercke nach der Schärpffe deß Geſetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allen Wercken noch groſſen Mangel würde finden, und ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er alle Mängel an denſelben mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, und läſt Ihm dieſelbige um ſein ſelbſt und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt ſie als gut an, ſihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran iſt, und hingegen trägt Er mit Gedult die daran klebenden Gebrechen. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye in ſeinem Mittler-Ampt, ſondern daß dieſes darinnen beſtehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiner uns geſchenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere unvollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten des Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richter ſeye.

Aber hie laſſet uns, meine Geliebte, wol verſehen, daß wir uns derſelben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig machet ohne Abſicht auff unſere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glauben annehmen wil, ſo möchten wir nach unſerm wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zu frieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und deſſen Trohungen ſchweigen gegen uns; Dann was bedarf es derſelben, da Chriſtus uns nicht richten wil. Eine leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heyland Chriſtus ſeye nicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten erfordere, wie die Prediger ſagen: Dieſe müſten das Evangelium und ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, oder ſonſt Luſt haben die Leuthe forchtſam zu machen. Auch bey vielen die ſich eben mit Worten deſſen nicht verlauten laſſen, zeigt das gantze Leben, daß ſie in dem Verſtand Chriſtum vor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade an ihrem Heyl ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſagen, ſie glauben an Chriſtum, und können ihnen darüber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt aber ſolches ein grauſamer Betrug deß leidigen Teuffels, der auß der ſchönſten und lieblichſten Blum deß Mittler-Ampts Chriſti als eine gifftige Spinne das ärgſte Gifft machet.

Es iſt freylich wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt kein Richter-Ampt ſeye, und daß allen denen jenigen jre Sünde, wie viel und ſchwer ſie ſeyen, nicht mögen ſchaden oder gerichtet werden, die an ſolch ein Mittler-Ampt ſich halten, und deſſen genieſſen. Es iſt aber auch wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt ſo fern allgemein ſeye, daß Er begehre alle ſelig zu machen; Was auch die Erwerbung der Gnaden und Heyls-Güter anlangt, hat Er ſie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlangt, ſo geſchiehet auß der Menſchen eygener Schuld, daß nicht alle an ſolchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt Chriſti als welche in Chriſto JEſu ſind, in denſelben allein iſt keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittler-Ampts Chriſti iſt. Welche aber auſſer Chriſto ſind, dieſelbe ſind die Güter deß Mittler-Ampts Chriſti unfähig, und denen bleibet der Mittler Chriſtus ein Richter.

Wer iſt aber in Chriſto JESU? Antwort, allein der den wahren Glauben hat. Ich ſage, den wahren Glauben, nicht nur die wahre Bekandtnuß der Religion, die Evangeliſche Religion, ſondern deroſelben Krafft, den Glauben ſelbſt, und zwar der ihn hat, nicht nur der ſich deſſelben rühmet, oder der ihn zwar gehabt aber verlohren hat. Wer alſo den wahren Glauben nicht hat, der iſt auſſer Chriſto.

Weil aber jedermann meynt er habe den wahren Glauben, ſonderlich unter uns Lutheriſchen, welcher Glaube ja der rechte iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wollen wir nicht betrogen werden, was der wahre Glaube ſeye.

Vor zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. v. 16.) haben wir durch GOttes Gnade von ſolcher Materi außführlicher gehandelt: Jetzo läſt es ſich in dieſer Kürtze nicht widerholen. Wir wollen allein dieſe 2. Stück zur Prüffung des Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menſchen, als er vorhin geweſen. Wer alſo nicht ein anderer Menſch iſt, als wir Menſchen von Natur ſind, ſondern ſein Leben alſo führet; daß Er in allen Dingen ſeinen Nutzen, Ehr Gemächlichkeit ſuchet, und dieſelbe ſeines Gottes Willen vorzeucht, deren wir die meiſte ſehen, der hat den Glauben nicht: Er ſtehet nicht in der Wiedergeburt.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar feines Kennzeichen, wer in Chriſto JEſu ſeye, und alſo den wahren Glauben habe, und deßwegen in wem keine Verdam-

muß ſeye, nehmlich die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Er ſagt zwar nicht, die nicht das Fleiſch an ſich haben, und bey denen es nicht noch einige Früchten ſtätig ſuchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleiſch wandelen, welche die Lüſte ihres Fleiſches, das jenige worzu ſie die Welt, der Teuffel und ihr eygen Fleiſch anreitzet, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihnen nachhängen, ſondern entweder alſo balden ihnen ſtarck gnug widerſtehen, oder, wo ſie je einmahl damit übereylet werden, dieſelbe ins Werck zu ſetzen, daß ſie ſo bald ſich wieder aufraffen, Buſſe thun, und mit ſoviel mehrerm Ernſt ſich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelen nicht nach dem Fleiſch, und die ſind es allein, welche deß Mittler-Ampts Chriſti genieſſen. Da ſie hingegen nach dem Geiſt wandelen, in dem ſie nicht nur das Böſe unterlaſſen, ſondern auch in dem Guten ſich üben, und demſelben nachſtreben, was der H. Geiſt, der ſie treibet, in ihnen wil. Das ſind nach Pauli Außſpruch allein diejenige, die in Chriſto JEſu ſind, und ſich deſſen zu getröſten haben, daß ihnen Chriſtus kein Richter ſeye, dann ſie genieſſen würcklich ſeines Mittler-Ampts.

Hier prüffe ſich alſo jeglicher wie er ſtehet, ſo wird er bald finden, ob er in dem Glauben ſtehe oder nicht: Er prüffe ſich aber redlich und ernſtlich, ſonſt, betreugt er ſich, ſo iſt der Schade ſein. Welche aber finden, daß ſie noch biß daher nicht haben begehrt nach dem Geiſt zu wandlen, und die noch nicht begehren den Wandel nach dem Fleiſch abzulegen, daß ich es deutlicher ſage, die noch nicht ernſtlich ihnen vorgenommen, nun und nimmermehr muthwilliglich ihren GOTT zu erzörnen, und ein gantz ander Leben zu führen, als ins gemein in der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, ſage ich, haben den Glauben nicht, ob ſie ihnen ſchon ſolches einbilden, dann der Mangel der Frucht weiſet es, deßwegen ſo gedencken ſie nicht, daß das Mittler-Ampt Chriſti, biß ſie den Glauben in wahrer Buß erſt empfangen, ſie angehe zu würcklichem Genuß. Sondern ob ſchon Chriſtus kommen iſt, nicht, daß Er die Welt richte, und alſo auch, daß Er ſie nicht richte, ſo wird Er ſie gleichwol richten, dann ſie ſind wegen deß Unglaubens auſſer Ihm, und auſſer der Gnaden, daher ſind ſie wiederumb unter der Strenge deß Geſetzes. Alſo, wo ſie vor Chriſti Gericht werden kommen, ſo wird ihnen Chriſtus ein Richter ſeyn, denn als einen Mittler haben ſie Ihn von ſich geſtoſſen, und wird ſie nicht anders ſelig ſprechen als nach dem Geſetz, wo ſie das gantze Geſetz gehalten haben: Das iſt ihnen nun bloß unmüglich; Alſo ſind ſie, ohne in der Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Ferners, weil ſie auſſer Chriſto ſind, ſo iſt alles was ſie thun ſündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol ſchwach hergehet, und noch viel Gebrechen daran iſt, GOTT deßwegen gefället, weil Chriſtus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Geſetzes urtheilet, ſondern es umb ſeiner eygenen Gerechtigkeit willen vor gültig annimmt: So genieſſen die andern ſolcher Wohlthat nicht, ſondern, wo das geringſte manglet an dem das ſie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel manglen muß,) ſo ſihet es GOtt als Sünde an, und verdammt deßwegen auch ihre vermeynte gute Wercke, weil ſie nicht nach dem Geſetz vollkommen ſind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Geſetz worden iſt, da ſie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in ſeine Ordnung ſich ſchicken wollen.

Sind alſo ſolche Leuth freylich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderſt als GOtt mißfallen; Soviel ſeligen der jenigen Stand iſt, welche in dem Glauben an Chriſtum dem Gericht entzogen ſind, darinnen eben unſer gröſſester Troſt iſt. Dann da ſtehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überſchreitet, der iſt ewig verflucht und verdammt: Das ſagt das Geſetz, dem wir nicht widerſprechen dörffen. Hierauff ſubſumiret unſer Gewiſſen. Nun habe ich nicht nur ein einiges, ſondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Darauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Geſetz erledigt werden, ſo lang können wir dieſem Schluß nicht entgehen.

Daher ſo iſt dieſes die gröſſeſte Wohlthat Chriſti, daß er uns von dem Gericht erledigt. Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die Gottes Loß, 1. Pet. 3. v. 3. κλῆρος ſind, ſo allen wahren Chriſten zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Geſetzes unſer Urtheil anzuhören haben, ſondern vor Chriſti Mittler-Thron. Da heiſt der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird ſelig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft ſeye, habe ich andere äuſſerliche Zeugnuß; daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß des H. Geiſt, und dann das äuſſerliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſt wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich ſelig.

Alſo appelliren wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Geſetz auff das

Evangelium: Von Chriſto der zwar das Geſetz durch Moſen gegeben, auch die Unglaubige an jenem Tag richten wird, auff Chriſtum dem Mittler der nicht zu richten gekommen iſt. Da wird das Gewiſſen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Geſetz gegeben hat, Wille ſeye, daß Er deßwegen ſeinen Sohn in die Welt geſandt habe, damit ſie nicht müſte nach dem Geſetz geurtheilet werden.

Damit iſt der Menſch ſeiner Gerechtigkeit vor GOtt verſichert, er iſt auch verſichert, daß GOTT ſeinen kindlichen Gehorſam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leiſtet, Ihm gefällig ſeyn laſſe, und auch ſeine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er iſt deſſen gewiß, gleich wie hier in der Welt Chriſtus nicht mehr Ihn richten wil, wo er in dem Glauben ſtehet, alſo, da er dardurch dem Fluch und der Gewalt deß Geſetzes einmahl entriſſen iſt, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abſcheidet, ſo werde er an Chriſto auch, wann Er an dem Jüngſten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, ſondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag ſeine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geſchencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er ſolle auch da nicht gerichtet werden, ob er ſchon vor dem Richter-Stuhl ſtehet, aber das Urtheil über ihn nicht auß dem Geſetz, ſondern Chriſti Gnaden- und Mittler-Ampt geſchöpffet muß werden.

„Ach HERR JESU! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter ſeyeſt allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wir damit alle Sicherheit deß Fleiſches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muthwilligen Sünden den Glauben wegſtoſſen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du deinen Glaubigen kein Richter ſeyeſt, damit wir uns deines Verdienſtes auß Würckung deß Heil. Geiſtes freudig getröſten, darauß alle unſere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Todt einig uns darauff verlaſſen, auch vor deinem Richterſtuhl getroſt darauff beruffen, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit genieſſen, die du uns verdienet haſt. AMEN.“

Predigt über die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Von A. H. Francke.

Gnade ſey mit euch, und Friede von Gott dem Vater, der uns ſeinen Sohn gegeben hat zur Verſöhnung für unſere Sünde, und von Jeſu Chriſto, der uns geliebet hat, und gewaſchen von den Sünden mit ſeinem Blut, und von dem heiligen Geiſt, welcher geſandt iſt, Jeſum Chriſtum zu verklären durchs Evangelium, demſelbigen Dreieinigen Gott ſei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt, wohl dem, der auf ihn trauet. Geliebte in dem Herrn Jeſu, es ſind dieſes Worte Davids Pſ. 34. 9. welche er ausſprach, als der Herr ihn nicht nur aus einer groſſen Noth und Gefahr errettet, ſondern auch von aller ſeiner Furcht befreiet hatte. Denn in dem vorhergehenden finden wir, wie er die Güte Gottes, ſo er diſfalls an ſeiner eigenen Perſon erfahren, ſo hoch rühmet und preiſet, und ſich ſelbſt hierin allen Elenden und Nothleidenden zu einem Exempel vorſtellet, an welchem ſich die Liebe, Güte und Leutſeligkeit Gottes gar reichlich erwieſen habe. Darum er denn auch alle Elende zuſammen rief, daß ſie mit ihm den Herrn preiſen und ſeinen Namen erhöhen ſolten. v. 4. da ich den Herrn ſuchte, ſprach er zu ihnen v. 5., antwortete er mir, und errettete mich aus aller meiner Furcht. Bald bezeugete er, daß, wie er den Herrn erfahren habe, alſo ihn auch alle andere, die ſich in ihrer Noth mit gläubigem Gebet zu ihm wendeten, gleich gütig und liebreich, erfahren würden. Darum ſagte er v. 6.: Welche ihn anſehen und anlaufen, derer Angeſicht wird nicht zu ſchanden. Und da wieſe er ſie wieder auf ſein Exempel und bezeugete, welchergeſtalt er in ſeinem Theil Gott erfahren habe, wenn er ſagt v. 7: Da dieſer Elende rief, (dadurch er ſich ſelbſt verſtehet) hörete der Herr, und half ihm aus allen ſeinen Nöthen. Und ſo verſichert er v. 8.: daß ihn andere auch ſo erfahren würden. Der Engel des Herrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Er wünſchet denn nun, daß doch alle andere dieſe ſelige Erfahrung der Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes auch ſo, wie er, erlangen möchten. Darum ſetzet er hinzu in dem vorangezogenen 9. Verſ.: Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt: als wolte er ſagen: das, was Gott in ſeinem Worte von ſeiner Liebe bezeuget, und an meinem Exempel in der That bewieſen hat, das ſuche doch ein jeder an ſeiner eigenen Perſon inne zu werden, ſo wird er mit mir ein lebendiger Zeuge der unausſprechlichen Liebe, Güte und Freundlichkeit des Herrn werden. Um aber zu dieſer Erfahrung zu gelangen, giebt er einen einzigen Weg an die Hand, nehmlich ein rechtes aufrichtiges, kindliches Vertrauen auf dieſe in dem Wort Gottes ſo hochgeprieſene Liebe und Gütigkeit des Herrn. Wohl dem, ſpricht er, der auf ihn trauet, ein ſolcher, will er ſagen, der ſchmeckets, der ſiehets und der erlanget eine lebendige Erfahrung davon, wie freundlich der Herr iſt.

Geliebte in dem Herrn Jeſu, in der Epiſtoliſchen Lection an dem heutigen erſten Sonntag nach Trinitatis in der 1. Joh. IV. haben wir, an ſtatt des Königes und Propheten Davids, Johannem den Apoſtel und Evangeliſten, der im neuen Teſtament, gleichwie jener in dem alten, ein lebendiger Zeuge war von der Freundlichkeit und Leutſeligkeit des Herrn. Ja wir mögen ſagen, daß, wie die Klarheit des neuen Teſtaments die Klarheit des alten weit übertrift, alſo auch hier viel klärer von der Freundlichkeit unſers Gottes gezeuget werde, als ſolches dort insgemein und beſonders im angeführten 34. Pſ. geſchehen iſt. Denn es wird uns hier die allerhöchſte und herrlichſte Liebe Gottes ausdrücklich und Sonnenklar bezeuget, daß er ſeinen einigen allerliebſten Sohn für uns dahingegeben, damit er uns nicht nur aus leiblicher Noth errettete, und von der Furcht für Menſchen befreiete; ſondern, welches viel wichtiger iſt, vom Zorn Gottes, vom Fluch des Geſetzes, vom Urtheil des Todes und der ewigen Verdammniß erlöſete, und unſere Hertzen von aller knechtiſchen Furcht frei machte, hingegen mit einem kindlichen freien und zuverſichtlichen Geiſt begabete; wie denn auch Petrus in ſeiner 1. Ep. 2. v. 3. die Worte des 34. Pſ. recht neu Teſtamentiſch ausleget und auf die Gläubigen applicirет, wenn er zu ihnen ſaget: ſo ihr anders geſchmecket habet, daß der Herr freundlich iſt; als wolte er ſagen, wie wäre es möglich, daß man das groſſe und theure Werck der Erlöſung, das uns im Evangelio verkündiget wird, vernommen, erwogen, betrachtet und von Hertzen geglaubet hätte, und daß man nicht zugleich auch die Liebe und Freundlichkeit des Herrn zur Erquickung und Freude ſeines Hertzens gar kräftig geſchmecket haben ſolte? inmaſſen ſich ja dieſelbe in keiner Sache ſo herrlich als eben in dieſem Wercke erwieſen hat.

Wenn wir aber, geliebte in dem Herrn, insgeſamt wol überzeuget ſind, daß wir alle von Natur untüchtig ſein, dieſe allerhöchſte Liebe Gottes dermaſſen in unſere Hertzen zu faſſen, daß dadurch die knechtiſche Furcht ausgetrieben und eine kindliche, fried- und freuden-volle Zuverſicht zu ihm in daſſelbe eingepflantzet werde; ach ſo laſſet uns doch mit einander Gott ſelbſt demüthiglich anflehen, daß er uns anjetzo zur Vorſtellung und Betrachtung ſeiner groſſen Güte, Liebe und Freundlichkeit ſeinen Geiſt und Kraft verleihen und darreichen wolle, damit auch wir dieſelbe ſchmecken und ſehen, und dadurch von aller Furcht erlöſet und befreiet, hingegen in ein völliges Vertrauen und recht kindliche Zuverſicht auf den Herrn geſetzet werden mögen. Wir rufen ihn hierum an in einem gläubigen Vater Unſer.

Text.

1. Joh. IV. v. 16. 21.

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran iſt die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe. Laſſet uns ihn lieben, denn er hat uns erſt geliebet. So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht ſiehet? und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

Wer iſt, der gut Leben begehret? und gerne gute Tage hätte? Dis iſt, geliebteſte Zuhörer, die ſonderbare Frage Davids in dem ſchon zuvor angeführten 34. Pſ. v. 13.; aber ach wie wenig ſind wol derer, die dieſe Frage recht verſtehen und wiſſen, was David hier für gut Leben und für gute Tage meinet? als die gewiß nicht nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſt zu verſtehen ſind. Wenn aber derer wenig ſind, die dis recht verſtehen, ſo ſind derer gewiß noch viel weniger, die auf die rechte Art und Weiſe darnach ſtreben, und ſich in die Göttliche Ordnung ſo ſchicken, daß ſie nach dem Sinn Davids oder vielmehr des Heiligen Geiſtes, und auf eine Gott-gefällige Weiſe, gut Leben und gute Tage in der That erlangen mögen.

An dieſem heutigen Sonntage iſt im Evangeliſchen Text das Exempel des reichen Mannes vorgeſtellt worden. Dieſer begehrete nicht allein gut Leben und gute Tage, ſondern es hatte auch das Anſehen, als ob er ſeines Wunſches und Begehrens reichlich und in groſſem Maaß theilhaftig werden. Hingegen iſt auch eines armen Lazari gedacht, der nichts weniger als gut Leben und gute Tage zu haben ſchiene. Wenn wir aber die Sache nicht nach dem äuſſerlichen Anſehen, ſondern nach der Wahrheit und nach dem Ausgange betrachten, ſo war Lazarus der Mann, der gut Leben und gute Tage hatte. Wie denn das? Er war ja arm, und voller Schweren, ja ſo dürftig, daß er auch die Broſamen begehrte, die von des Reichen, vor deſſen Thüre er lag, Tiſche fielen. Es iſt wahr. Aber bei allem ſolchem äußerlichen Elende hatte er den Frieden Gottes in ſeinem Hertzen, und eine lebendige Hofnung des ewigen Lebens. Der reiche Mann aber hatte gewiß keine gute Tage und kein gut Leben. Wie aber das? Er kleidete ſich ja mit Purpur und köſtlichem Leinwand, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Es iſt wahr; aber bey aller ſeiner äußerlichen und zeitlichen Glückſeeligkeit hatte er keinen Frieden in ſeinem Hertzen, und keine Ruhe in ſeiner Seelen; ſondern er war ein recht elender und unſeliger Menſch, ein Sclave ſeiner ſündlichen und böſen Begierden, folglich hatte er ein böſes Gewiſſen, und war in dem Stande, darin er Tod und ewige Verdammniß zu fürchten Urſache hatte, ob er gleich ſo ſicher lebete, als ob er mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Verſtändniß gemachet hatte.

Es wird uns aber nun, Geliebte in dem Herrn, in dem jetzt verleſenen Apoſtoliſchen Text der rechte Weg gezeiget, wie wir zum recht guten Leben und zu recht guten Tagen kommen ſollen. Denn wir werden darin gelehret, daß die völlige Liebe ſo gar auch die Furcht aus unſerm Hertzen austreibet, und uns in die ſelige und Gnadenvolle Gemeinſchaft mit Gott verſetzet, mithin uns des Friedens Gottes, welcher alle Vernunft übertrift, und der Freudigkeit am Tage des Gerichts theilhaftig machet. Da dieſes nun die Haupt-Sache iſt, die in unſerem Epiſtoliſchen Text getrieben wird, ſo wollen wir dabey bleiben, und mit einander erwägen

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Dabey wir werden zu ſehen haben

I. Unſern elenden Zuſtand unter der Furcht,
II. Unſern ſeligen Zuſtand, darin uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet,
III. Unſere Bewahrung, aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder zu entfallen.

Herr Jeſu, gib reiche Gnade und Kraft zur Verkündigung, Anhörung und Bewahrung des göttlichen Worts, auf daß wir dadurch wohl erbauet werden, und deſſen ſelige Frucht mit uns vor deinen Thron und in die Ewigkeit bringen mögen. Amen.

Abhandlung.

Erſter Theil.

Was denn nun, Geliebte in dem Herrn, 1. betrift, unſern elenden Zuſtand, in welchem wir uns unter der Furcht befinden; ſo wollen wir hiebey nur auf die Haupt-Puncte ſehen, die uns hievon in unſerm Text an die Hand gegeben werden.

Und da iſt es ja anfänglich unſelig genug, ſich für dem Tage des Gerichts allezeit fürchten müſſen. Denn wenn in unſerm Text in dem 17. Verſicul es heiſſet: Daran iſt die Liebe völlig bey uns; auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, ſo kann ein jeder leicht den Gegenſatz verſtehen, welcher dieſer iſt, daß ohne die völlige Liebe man keine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, ſondern daß man vielmehr ſchon zum voraus, und ehe der Tag des Gerichts kommt, mit Furcht und Angſt für demſelben umfangen ſeye. Denn das hat kein Menſch von Natur, daß er, wie Johannes ſaget, eine Freudigkeit am Tage und auf den Tag des Gerichts habe. Wir wiſſen, daß wir alle vor dem Richter-Stul Chriſti offenbar werden müſſen,' auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe. 2. Corinth. 5, 10., zum Röm. 14. v. 10. Wenn ſich nun an unſerer Seiten nichts befindet, welches wir alsdann, wenn uns dieſe gewiſſe Erwartung des Gerichts durch die Chriſtliche Lehre bekant worden iſt, der Furcht und dem Schrecken, ſo wie für dieſem Tag des Gerichts aus der Empfindung unſers ſündhaften und des Todes würdigen Zuſtandes haben, entgegen ſetzen mögen, ſo kan ja da kein anderer als recht unſeliger Zuſtand ſeyn.

Denn es iſt dieſes ferner gar unſelig, ſo man in ſeinem Gemüthe Pein haben muß. Und dieſe Unſeligkeit hat der Apoſtel dadurch beſonders ausdrucken wollen, daß er im 18. Vers ſo viel von der Furcht ſpricht, und ausdrücklich lehret, daß ſie mit Pein verknüpfet ſey. Furcht, ſpricht er, iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe: da ſehen wir, daß er alles, was er von unſerm unſeligen Zuſtand, darinnen wir von Natur ſind, hat ſagen wollen, in das Wort Furcht, gleichſam concentriret und eingeſchloſſen, abſonderlich aber derſelben eine Peinlichkeit zugeſchrieben habe. Und gewiß, wenn wir den Zuſtand des Menſchen betrachten, ehe denn er durch den Glauben an Chriſtum vom Tode zum Leben hindurchgedrungen, Johan. 5, v. 24. ſo iſt es dieſer, daß er durch Furcht des Todes im gantzen Leben ein Knecht ſeyn zum Ebr. 2. v. 15. und in ſolcher Furcht gleichſam gefangen gehalten werden und eine Pein im Gemüthe ausſtehen muß. Denn er weiß, daß dem Menſchen einmal geſetzet iſt zu ſterben, darnach aber das Gericht, zum Ebr. 9. v. 27. Wenn nun das Gewiſſen durch Vorſtellung des Geſetzes Gottes und der erb- und wircklichen Sünde, ſo wider das Geſetz iſt, in dem Menſchen aufgewecket werden, wenn er ſiehet und erkennet, wie er müſſe einmal ſterben, und darnach habe er nichts gewiſſers als das ſchreckliche Gerichte Gottes ſeiner Sünden wegen zu erwarten; ſo iſt ja ſolche Furcht für dem unausbleiblichen Gerichte Gottes eine Pein dem Gemüthe, und gleich einer beſtändigen Hölle, ſo er in ſeinem Hertzen und Gewiſſen fühlet und mit ſich herum träget. Es mag die Welt dieſe Furcht diſſimuliren, wie ſie will, und es mag ſich einer, der zu Gott noch nicht rechtſchaffen bekehret und ohne wahren lebendigen Glauben an Chriſtum iſt, vor anderen Leuten ſo beherzt anſtellen, als er immer kann, ſo mag ſich doch keiner vor ſeinem eigenen Gewiſſen verbergen, ſondern wird, wenn ers aufrichtig herausſagen und den Grund ſeines Hertzens bekennen will, nicht läugnen können, daß er ſich knechtiſcher weiſe für dem Tode fürchte, und noch mehr für dem Tage des Gerichts, da er das letzte Urtheil zu erwarten hat. Es ſuchen zwar viele dieſe Furcht für dem Tode durch angenehme Geſellſchaft und allerley angeſtellete Luſtbarkeiten zu vertreiben, aber vergebens; denn ſo bald einer nur wieder allein iſt, muß er wider ſeinen Willen gar bald inne werden, das der nagende Wurm nicht getödtet, und die Furcht, ſo er zuvor gefühlet, nicht aus dem Hertzen hinausgeſchaffet und vertrieben iſt. Sein Leben wird ihm ſelbſt öfters beſchwerlich, und iſt unzufrieden, daß er ſo gar keine rechte Ruhe und wahren Frieden in einem Hertzen hat. Wil er denn von Unruhe des Gewiſſens getrieben und auf anderer Anmahnung ſich im Gebete zu Gott nahen, ſo merckt er bald, daß er ihn anders nicht als einen zornigen und gerechten Richter anſehen könne, und daß da keine Freudigkeit verhanden ſey zu ihm alſo zu treten, als ein Kind zu ſeinem lieben Vater. Ja wenn auch gleich einer wäre, der dormientem conscientiam, der ein eingeſchläfertes Gewiſſen hätte, und viele Jahre nach einander ſo dahin gienge, daß er nicht ein einiges mal für dem Tode und für dem Gerichte Gottes erſchräcke, ſo dürfte doch Gott nur in einem Augenblick ſein bishero ſchlafendes Gewiſſen rühren, und ihn einen Blick in ſeinen ſündlichen Zuſtand und ins zukünftige Gerichte thun laſſen, ſo würde er da gar bald ſehen und erfahren, wie er ſich in einem weit elendern Zuſtande befinde, als er bis dahin geglaubet und als ſichs hätte einbilden können. Dis ſiehet man, ſo oft Gott die Menſchen auch in dieſem Leben mit ſeinen Gerichten heimſuchet. Da wacht bey manchem das Gewiſſen auf, und iſt nirgends eine wahre Freudigkeit zu Gott bey denen, die ſonſt ſo ſicher leben. Sonderlich aber ſiehet man dieſes zum öftern bey Sterbenden. Da bekennet mancher, daß es gar eine andere Sache ſey, wenn man nun ſelbſt aus der Zeit in die Ewigkeit gehen ſoll, als wenn man vorher daran gedacht und davon predigen gehöret. Da ſiehets mancher, wie er mit demjenigen noch gar ſo unbekant ſey, vor deſſen Richter-Stul er doch jetzt dargeſtellet werden ſoll. Da wird manchem noch erſt offenbar, wie er ſich ſelbſt mit ſeinem Wahn-Glauben ſo ſchändlich betrogen und hinter das Licht geführet habe. Denn nun ſiehet er, daß er fort muß, und daß ſeine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit treten ſoll, und er weiß doch wohl, daß er nicht dazu bereitet iſt. Da fühlet er denn in ſolcher Todes-Furcht hölliſche Pein, und wird recht inne, was das heiſſet: Furcht hat Pein, wie hier der Apoſtel ſpricht. Denn, wie geſagt, dieſe Pein iſt dem Menſchen in ſeinem Leben nicht allezeit offenbar. Es übertäubet mancher das böſe Gewiſſen durch den unſeligen Genuß der weltlichen Lüſte, vergiſſet ſeiner ſelbſt; hat nicht acht auf ſein eigen Hertz, und wenn die Gedancken ſich gleich unter einander ſelbſt verklagen wollen, ſo richtet er doch das Gemüth gleich auf etwas anders; und auch unter den zeitlichen Geſchäfften verbirget und verſtecket ſich die knechtiſche Furcht, ob ſie gleich noch bey ihm herrſchet, bis ſie zu ſeiner Zeit hervorbricht, und ihm die Ungnade und den Zorn Gottes ſamt der Trübſal und Angſt, ſo er der Sünden wegen auf ſich geladen, zu erkennen giebet. Solte denn das nicht groſſe Unſeligkeit ſeyn, daß man ſich für dem Tage des Gerichts immer fürchten, ſtets in ſolcher heimlichen Furcht ſchweben, und durch ſolche Furcht, Pein und Angſt wegen des böſen Gewiſſens leiden muß.

Ja gewiß es mag ein Menſch ſo viel Güter haben als er will, und er mag im irdiſchen gleich noch ſo weiſe und verſtändig ſeyn; iſt da die Sache nicht richtig, iſt ſein Hertz nicht durchs Wort der Gnaden in der Kraft des Heiligen Geiſtes aus dieſem elenden Zuſtande errettet, und hat es nicht in der Ordnung einer wahren und rechtſchaffenen Bekehrung durch den Glauben an Chriſtum Frieden mit Gott gefunden, ſo kan da nichts anders ſeyn als ein unſeliger Zuſtand, darum, daß der Menſch keine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens in ſeinem Hertzen hat, als welche allein mächtig iſt, ſein Hertz aus ſolcher Furcht, Angſt, Plage, Pein und heimlicher Hölle zu erretten.

Ich erinnere nur noch dieſes, daß in dem jetzo beſchriebenen elenden Zuſtande unter der Herrſchaft der knechtiſchen und peinlichen Furcht ſich ein jeglicher befindet, der nicht durch die Gnade Gottes in den Stand der Wiedergeburt eingetreten iſt, ſondern in ſeiner alten ſündlichen Geburt, in welcher ſich alle Menſchen von Natur befinden, liegen geblieben. Zwar möchten ſich hievon viele ausnehmen und verwenden wollen, daß ſie ja in ihrer Kindheit durch die Heilige Tauffe, als das Bad der Wiedergeburt, in den Stand der Gnaden geſetzet worden: ſolche haben zu bedencken, daß ſie ſich der empfangenen Gnade tröſten mögen, ſo ſie in derſelben blieben ſind; wofern ſie aber ihren Tauff-Bund nicht bewahret, ſondern durch die Lockungen zur Sünde ſich überwinden laſſen und denſelben durch vorſetzliche Uebertretungen von ſich geſtoſſen, folglich am Glauben und guten Gewiſſen Schiffbruch erlitten haben, ſo ſind ſie ebenfals in einem ſolchen unſeligen Zuſtande, ob ſie es gleich nicht erkennen.

Anderer Theil.

Laſſet uns aber hierauf II. auch vernehmen, unſern ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung dieſer Furcht verſetzet. Davon handelt nun das meiſte in unſerm Text, als welcher gar nicht fürchterlich oder ſchrecklich, ſondern voller Süßigkeit und voller Evangeliſcher Kraft und Troſtes, und gantz dahin gerichtet iſt, unſere Hertzen nicht zu ſchrecken, ſondern aufzurichten, und wenn ſie in Furcht ſind, ſie aus derſelben heraus zu reiſſen, und mit Friede und Freude zu erfüllen.

Auch hiervon für diesmal nur einige Haupt-Stücke aus unſerm Texte in Betrachtung zu ziehen, ſo iſt ja dis erſtlich ein ſeliger Zuſtand, ſo man erkennet und gläubet die Liebe, die Gott zu uns hat, ja daß er ſelbſt die Liebe iſt. Denn es hanget unſer Text mit dieſen Worten zuſammen, da es in dem Anfange des 16. Verſiculs heiſſet: Wir haben erkannt und gegläubet die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott iſt die Liebe. Im vorhergehenden. 8. Verſicul ſpricht er ſchon eben davon: wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott iſt die Liebe, und im 9. Verſ. daran iſt erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebohrnen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen. Solte diß nicht eine Seligkeit ſeyn, wenn dem Menſchen dieſe Liebe Gottes durchs Evangelium dergeſtalt offenbar gemacht und durch den heiligen Geiſt ihm ſo kräftig in ſeiner Seelen zu erkennen gegeben iſt, daß er Gott nicht anders als die lautere und weſentliche Liebe erkennet, durch deren himmliſche Flammen er hinwiederum in Liebe gegen Gott entzündet wird. Darinnen ſtehet die Liebe, heiſt es davon weiter im 10. Vers, nicht, daß wir Gott geliebet haben, ſondern daß er uns geliebet hat, und geſandt ſeinen Sohn zur Verſöhnung für unſere Sünde. So ſuchte Johannes dieſe Liebe Gottes, damit er uns erſt geliebet hat, immer mit nachdrücklichern Worten uns anzupreiſen; aber eben dadurch lehret er auch immer kräftiger, wie ſelig wir ſeyn, ſo wir dieſe Liebe, die Gott zu uns hat, erkennen und zu Hertzen nehmen. Und im 12. Vers ſpricht er: Niemand hat Gott jemals geſehen. So wir uns unter einander lieben, ſo bleibet Gott in uns. Was iſt dis anders, als daß er bezeuget, der Menſch bleibe in einem unſeligen Zuſtande, ſo lange er Gott nicht in ſeiner Liebe, die im Evangelio geoffenbart wird, erkennet, welche allein dem Menſchen das Hertz ändert, daß er hinfort auch ſeinen Nächſten liebet, und daß er in der Gemeinſchaft mit Gott bleibet, dadurch immer ſtärcker wird, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, immer beſſer erkennen lernet. Johannes ſelbſt wuſte mit den übrigen Apoſteln, nachdem der Herr ihnen von ſeinem Geiſte gegeben hatte, von keiner gröſſern Seligkeit als von dieſer zu ſagen. Darum ſpricht er im 14. Vers: Wir haben geſehen und zeugen, daß der Vater den Sohn geſandt hat zum Heyland der Welt: und im 15. Vers: welcher nun bekennet, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in Gott. Denn es heiſſet auch hievon: So man von Hertzen gläubet, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig. zum Röm. 10, 10. Wollen wir auch noch weiter ins vorhergehende unſers Textes zurücke gehen, ſo würden wir befinden, wie Johannes ſich ſonderlich befliſſen uns die Seligkeit vorzuſtellen, die wir darin haben, ſo wir erkant und geglaubet haben die Liebe, die Gott zu uns hat, und ſo uns Gott durchs Wort des Evangelii als Liebe erſchienen und offenbar worden iſt. Die Seligkeit aber, darein uns die erkante völlige Liebe ſetzet, iſt dieſe, daß, wie uns Gott aus Gnaden vom Tode und Verdammniß durch Chriſtum erlöſet, alſo auch die Furcht dafür durch die Erkäntnis ſeiner völligen Liebe ausgetrieben wird.

Aber auch dis iſt zum andern ein ſeliger Zuſtand, daß man bleibet in der Liebe, und in der Vereinigung mit Gott durch die Liebe. Denn davon ſpricht er: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Damit wolte er Zeugniß geben von der ſeligen Frucht der erkanten und geglaubten Liebe, die Gott zu uns hat; wenn nemlich der Menſch zur Erkäntnis dieſer Liebe Gottes gegen uns kommen ſey, ſo finde er auch in derſelben Liebe Gottes gegen uns ſeine geiſtliche Nahrung, bleibe und wohne darinnen als in ſeinem Element, und es entſtehe durch ſolche Erkäntniß zwiſchen Gott und dem Menſchen eine ſolche Vereinigung, daß er in Gott bleibe, und Gott in ihm. Von ſolcher ſeligen Gemeinſchaft redet auch unſer Heyland ſelbſt aufs allernachdrücklichſte: Johan. 17. v. 21. 22. 23. auf daß ſie alle eines ſeyn, gleich wie du Vater, in mir, und ich in dir, daß auch ſie in uns eines ſeyn; und weiter: daß ſie eines ſeyn, gleich wie wir eines ſind, Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß vollkommen ſeyn in eines, und v. 26. auf daß die Liebe, damit du mich liebeſt, ſey in ihnen, und Ich in ihnen. So ſehen wir dann, daß es dem Geiſte Gottes nicht genug geweſen, uns die Liebe Gottes, die er durch die Sendung ſeines Sohnes uns erzeiget hat, anzupreiſen; ſondern daß er auch darin die göttliche Liebe noch völliger offenbaren wollen, daß wir durch den Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, in die allerſeligſte Gemeinſchaft mit ihm verſetzet werden ſollen. Und wie wolte man auch denjenigen anders als für den allerſeligſten Menſchen achten, der in ſolchem Zuſtande ſtehet, daß er in Gott, und Gott in ihm iſt. Gewiß dieſe Seligkeit iſt der Vernunft zu hoch, ſie kan ſie nicht faſſen; der Glaube, den Gott wircket, thut die alles, der auch dadurch die ſüſſe und kräftige Erkäntniß ſeiner Liebe immer tiefer ins Hertz und in die Seele pflantzet.

Ein ſeliger Zuſtand iſt es zum dritten, ſo man zu ſolcher völligen Erkäntnis der Liebe gelanget, daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, denn daran, heißt es ferner, iſt die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Seine Liebe, will er ſagen, damit Er uns in Chriſto geliebet hat, erhält darin ihr τέλος, ihr völliges Ende und ihren eigentlichen Zweck, daß er uns nicht allein zuerſt geliebet, und ſeinen Sohn zur Verſöhnung für unſere Sünde gegeben, ſondern auch in Chriſto und durch Chriſtum uns zu ſeinem Tempel und Heiligthum machet, und ganz in ſeine Gemeinſchaft hineinziehet. Es iſt ſeine unausſprechliche Liebe daran nicht erſättigt geweſen, daß er ſeines eingebohrnen Sohnes nicht verſchonet, und ihn für uns alle dahin gegeben hat; Er, der freundliche und leutſelige Gott, wolte uns noch näher kommen, ja er wolte, daß auch wir ihm näher kommen möchten: die Liebe ſuchet die völlige Vereinigung. Gott ſuchet unſer Hertz, und lehret uns hinwiederum das Hertz Gottes ſuchen. Er will ein Hertz mit uns werden, und wir ſollen hinwiederum ein Hertz mit Ihm werden. Er machet uns zu ſeinem Tabernacul; durch den Glauben an den Herrn Jeſum erlangen wirs, daß er in unſerm Herzen wohnet und in uns wandelt und unſer Vater iſt, und wir ſeine Söhne und Töchter, 2. Cor. 6. v. 16. und 18. daraus kann denn nichts anders folgen, als daß da alle Furcht verſchwunden ſey, und daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts. Dis hat Johannes mit groſſem Fleiß als eine beſondere Seligkeit ausgedrucket. Denn wie ein groſſes iſt das, daß wir uns nicht fürchten dürfen noch erſchrecken für dem Tage nicht nur eines zeitlichen Gerichts in dieſem Leben, ſondern auch des letzten Gerichts, und daß wir nicht in Sorgen ſtehen dürfen, was uns für eine Sentenz oder Urtheil alsdann treffen werde, ſondern daß wir vielmehr uns auf ſolchen Tag freuen können. O wie eine groſſe Veränderung iſt das, da man zuvor in ſeinem gantzen Leben mit Furcht des Todes eingenommen war, daß man hernach durch die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti dermaſſen von aller Furcht des Todes und der Verdammniß befreyet werden, und eine kindliche Zuverſicht zu dem himmliſchen Vater durch den Glauben an Herrn Jeſum gefaſſet, daß uns kein Zorn ferner rühren werde. Vorher war man gleich einem verlohrnen und in der Irre gehenden Schaafe, aber nun iſt man bekehret zu dem Hirten und Biſchof ſeiner Seelen. Nun hat man denn auch Freudigkeit zu dieſem ſeinem Hirten. Und wie ſolte dem bis dahero verirrten Schäflein beſſer gerathen werden? es iſt ihm genug, daß es von ſeinem Hirten gefunden iſt, hinfort nimmt ers auf ſeine Achſeln, und trägts mit Freuden in ſeines Vaters Haus. Was ſollen wir ſagen, eben dadurch, daß der Menſch geglaubet und erkant hat die Liebe, die Gott zu uns hat, wird er in eine ſolche ſelige Gemeinſchaft mit Gott geſetzet, daß er den himmliſchen Vater kennen lernet als ſeinen Abba und lieben Vater, Jeſum Chriſtum als ſeinen Bruder, und den Heiligen Geiſt als ſeinen Tröſter. Eben dadurch wird auch die Seele eine Braut Chriſti; wie könte es ihr denn an der wahren Freudigkeit fehlen? und wie möchte die Braut des Sohnes Gottes, welches eine jede wahre gläubige Seele iſt, in einer knechtiſchen Furcht ſtehen, oder darin lange bleiben, ſo ſie ja davon angefochten würde? wie ſolte es ihr auch an der Freudigkeit gebrechen auf den zukünftigen Tag des Gerichts? Sie weiß ja und glaubet, daß der Richter aller Welt ihr Bräutigam iſt, der ihr freundlich entgegen kommet und ſie zu ſich nehmen will. Solte ſie ſich nicht vielmehr freuen auf die Zukunft ihres Bräutigams, ihre Lampe ſchmücken, ihr Gefäß reichlich mit Oel verſehen, ihm entgegen gehen, und mit Verlangen ſeiner warten? Sehet in einen ſolchen ſeligen Stand wird denn der Menſch durch die völlige Liebe geſetzet, wenn nämlich die Liebe, die Gott zu uns hat, durch den Glauben in ſeinem Hertzen kräftig wird, und in ſo weit ihren Zweck bey ihm erreichet. Denn da ſchmecket er die Freundlichkeit des Herrn, und weiß alsdenn aus der Gnade, ſo ihm gegeben iſt, davon zu zeugen; denn er hat nicht empfangen den Geiſt der Welt, ſondern den Geiſt aus Gott, daß er wiſſen kan, wie reichlich er von Gott begnadet iſt, nach dem 2 Cap. der 1. Corinther vers 12.

Auch dis iſt zum vierten ein Zeugniß von dem ſeligen Zuſtande, darin uns die völlige Liebe ſetzet, daß gleich wie Er iſt, alſo auch wir ſeyn in dieſer Welt; wie es alſo lautet im 17. Verſe. in unſerem Text. Denn ſo wir in der Wahrheit und durch die Kraft und Wirckung des Heiligen Geiſtes gegläubet und erkant haben die Liebe, die Gott zu uns hat, ſo hat uns Gott durch ſolche ſeine Liebe gleichſam das Hertz genommen, und durch ſolch Evangelium oder Freudenvolle Verkündigung ſeiner Liebe unſer Gemüth dermaſſen zu ſich gezogen, auch uns durch ſolche Ausgieſſung ſeiner Liebe ihm darin ähnlich gemacht, daß ob wir gleich ſeine unermäßliche und unendliche Liebe nicht erreichen, noch ihm alſo vollkomen gleich ſeyn können, ſich dennoch eine Aehnlichkeit ſeines ſüſſen und liebreichen Hertzens als eine geſegnete Wirckung ſeiner uns verkündigten Liebe bey uns befindet, daß, gleich wie Er iſt, alſo auch wir ſind in dieſer Welt, als die zu ſeinem Ebenbilde erneuert werden von einer Klarheit und von einer Kraft zur andern. Gleichwie nun diejenigen Menſchen, die eine Gleichheit des Sinnes mit einander haben, eine immer hertzlichere Liebe, Vertrauen und Zuverſicht zu einander gewinnen: alſo wächſet auch die Liebe und das Vertrauen zwiſchen Gott und ſeinen Kindern, ſo, daß dieſe ihn als ihren lieben Vater, je beſſer ſie ihn kennen lernen, je hertzlicher auch lieben und je kindlicher und zuverſichtlicher ſich ihm anvertrauen. Wir ſehen davon an Chriſto ſelbſt ein vollkommenes Exempel. Denn gleichwie ſein Vater war, nemlich die Liebe, ſo war auch Er in dieſer Welt. Sein Vater hatte die Welt alſo geliebet, daß er ihr ſeinen eingebohrnen Sohn gab; Chriſtus, der Sohn der Liebe, gab ſein Leben für die Welt oder für der gantzen Welt Sünde. 1. Joh. 2. v. 2. darum ſprach er auch, als er um unſert willen vor Gericht gezogen ward: Sol ich den Kelch nicht trincken, den mir mein Vater gegeben hat? Joh. 18, 11. Alſo ſind denn auch ſeine Gläubigen in der Welt; daher ſie es für Gnade erkennen, ſo ihnen gegeben wird, nicht allein an ihn zu glauben, ſondern auch um ſeinetwillen zu leiden. Phil. 1. v. 29, auch findet ſich, wenn die äuſſerlichen Gerichte Gottes hereinbrechen, ein mercklicher Unterſchied zwiſchen den Kindern dieſer Welt, und zwiſchen denen, die in der Kraft des Glaubens ſtehen. Welche eine Furcht und welch ein Schrecken iſt zu ſolcher Zeit bey denen Gottloſen? hingegen wo das Hertz im Glauben an den Herrn Jeſum ſtehet, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, durch den heiligen Geiſt erkant wird, da herrſchet nicht knechtiſche Furcht, ob auch gleich wegen der menſchlichen Schwachheit ſie davon möchten angefochten werden; ſondern da iſt vielmehr Freudigkeit; ja wenn auch ſchon die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer ſäncken; ſo fürchtet ſich dennoch ein Gläubiger nicht (Pſ. 46, 3.); denn er weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen müſſen (Röm. 8, 28.), und daß ohne des Vaters Willen kein Haar von ſeinem Haupte fallen könne; denn auch die Haar auf ſeinem Haupte alle gezählet ſind, Luc. 12, 7., es weiß ein Kind Gottes wol, daß die böſen und halsſtarrigen Kinder am Tage des Gerichts ihre Strafe kriegen werden; daß aber die, welche mit ihm als ihrem lieben Vater, wol daran ſind, ſolcher Furcht gar nicht nöthig haben, ſondern von ihrem Vater auf den Schooß genommen werden, wenn er die andern wegen ihrer Bosheit ſtäupet und ſtraffet.

Und ſo iſt es auch zum fünften ein recht ſeliger Zuſtand, ſo man den Geiſt der Kindſchaft nunmehro anſtatt des Geiſtes der Knechtſchaft beſitzet, mithin von aller auch im Stande der Kindſchaft anklebenden Furcht je mehr und mehr befreyet wird, in der Liebe aber je mehr und mehr wächſet und zunimmt. Von dieſem ſeligen Zuſtande aber haben wir die Beſchreibung in unſerm Text im 18. und 19. Vers. Furcht, heißt es da, iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wenn die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns in Chriſto geliebet hat, aus dem Evangelio durch die Wirckung des Heiligen Geiſtes recht erkant und geſchmecket wird, ſo exuliret die Furcht oder iſt aus dem Hertzen gleichſam heraus gebannet; hingegen lernet man da recht, wie aus der Vorrede des Vater Unſers im Catechiſmo eine Anleitung darzu gegeben iſt, getroſt und mit aller Zuverſicht Gott bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Wir können deſſen ein Exempel nehmen an einem zarten Kinde, welches die Mutter auf ihren Armen hat. Denn da iſt bey einem ſolchen Kinde kein Merckmaal einer knechtiſchen Furcht zu finden; vielmehr ſiehet man da, wie das zarte Kind ſeine liebe Mutter umhälſet, hertzet und küſſet, und wie hingegen das Mutter-Hertz durch dieſe unſchuldige Holdſeligkeit ihres lieben Kindes wieder gereitzet und beweget wird es deſto lieber zu haben, es wieder zu hertzen und zu küſſen, und alſo ihre Freude über die zuverſichtliche Liebe des Kindes wieder zu bezeugen, doch iſt dieſes nur ein Schatte und ein gar unvollkommenes Bild derjenigen Liebe, die zwiſchen Gott und ſeinen gläubigen Kindern iſt, hie gehet das ſüſſe Wort: Abba lieber Vater! recht aus dem Hertzen des Menſchen zu Gott, und hinwiederum gehet das ſüſſe Wort: Sey getroſt mein Sohn, ſey getroſt meine Tochter, recht aus dem Munde und Hertzen Gottes und unſers Heylandes zu dem Menſchen, da iſt keine Furcht und kein Kummer; ſondern lauter Troſt und Freudigkeit, wie ein Kind in ſeiner Unſchuld bey ſeiner Mutter lachet und ſpielet, freundlich und ohne Sorgen iſt, und lieget da an ihrer Bruſt in lauter Süßigkeit. Alſo findet ſichs auch mit der Liebe, die Gott zu uns hat; denn wo dieſe durch den Geiſt der Gnaden verkläret wird in unſerem Hertzen, da iſt dem Menſchen gar anders zu Muthe als zuvor, da erfähret ers wahr zu ſeyn, was Johannes geſaget hat, die völlige Liebe treibet die Furcht aus; oder, wo die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns geliebet hat, in der Kraft erkant und geglaubet wird, da ſpricht der Menſch! wofür ſol ich mich fürchten, und wofür ſol mir nun grauen; da mich Gott ſo hertzlich geliebet hat. Er iſt mein Vater und ich bin ſein Kind; er iſt mein und ich bin ſein; ich bin ſein und er iſt mein; ewig ſol unſere Liebe ſeyn. Siehe das iſt der ſelige Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe ſetzet, und das iſt das Hertz des Chriſtenthums, daß der Menſch durch die völlige Liebe, die Gott zu ihm hat, in dem Vertrauen zu demſelben als ſeinem himmliſchen Vater, von Tage zu Tage, und immer mehr und mehr befeſtiget wird, damit wenn ſich gleich die knechtiſche Furcht wegen der anklebenden Schwachheit öfters wieder in ihm reget, dieſelbe doch gleich wieder zurücke ſtehen müſſe, und als ein Knecht heraus geſtoſſen werden, und da nichts als ſüſſe Liebe und ſüſſes Vertrauen zu finden ſey. Und ob wir auch in dieſem Stande immer unſere Unvollkommenheit zu erkennen haben, und es nicht dahin bringen können, dahin wirs zu bringen wünſchen; ſo iſt doch auch dieſes eine rechte himmliſche Uebung und ein ſtetiges Glaubensvolles Umfangen der Gnade und Liebe Gottes, da man ſich immer mehr und mehr dahin bearbeitet, ſich durch Betrachtung der Liebe Gottes und ſeiner herrlichen Verheiſſung je mehr und mehr des knechtiſchen Geiſtes und der unzeitigen Furcht zu entſchütten, hingegen ſich immer näher mit dem Herrn Jeſu in gläubiger Zuverſicht zu vereinigen, und immer ſüſſer und lieblicher in dem freundlichen und liebreichen Hertzen unſers Gottes zu ruhen. Ja wie unvollkommen wir auch dieſes bey uns befinden, ſo iſt doch auch das mindeſte, ſo man die Kraft davon beſitzet von gröſſerm Werth, als aller Welt Herrlichkeit: und nur einmal die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu gekoſtet haben, iſt weit köſtlicher und unſchätzbarer als alle Luſt der Welt. Wer einmal ein Fünklein von dieſem göttlichen Feuer und von dieſer himmliſchen Flamme in ſeinem Hertzen empfunden hat, wird ſelbſt bekennen müſſen, daß ein ſolches Fünklein der göttlichen Liebe, ſo durchs Evangelium ins Hertz aufgegangen, ſchon mächtig und kräftig genug ſey alle ſündlichen Flammen der böſen Begierden zu dämpfen, daß ſie nicht über ihn herrſchen, und allen Kampf, den er antreten ſol die Welt zu überwinden, getroſt zu übernehmen. Eine ſolche Seele ſuchet nun, daß ſie alle Kräfte in die Liebe desjenigen einführen möge, der ſie mit ſeinem Blut von aller Unreinigkeit gewaſchen und zu ihr geſaget: du ſolt leben, Ezechiel 16 v. 6., hinfort befleißiget ſie ſich, daß ſie ihm als ihrem Bräutigam wohlgefalle (2 Corinth. 5, 9.) der ſie mit ſeinem theuren Blut erkauffet hat, als das unſchuldige und unbefleckte Lamm Gottes, 1 Petr. 1, 19. Ich ſage abermals, dis iſt das rechte Hertz und gleichſam die Seele des Chriſtenthums, darnach wir demnach am allermeiſten zu ſtreben haben, nemlich daß wir durch die Erkäntnis der vollkommenen Liebe Gottes gegen uns in Chriſto Jeſu zu einer wahren kindlichen Freudigkeit zu Gott gelangen und darin täglich zunehmen mögen. Bedenket es ſelbſt, was wird uns in unſerer letzten Stunde angenehmer ſeyn können, als daß da alle Furcht für dem Tode, für dem Gerichte, für der Verdammniß durch die völlige Liebe ausgetrieben ſey, und daß an deſſen ſtatt ſich denn in unſeren Hertzen ein recht kindliches Vertrauen und ſüſſe Zuverſicht zu unſerem himmliſchen Vater befinde, daß wir mit Freudigkeit in ſein ewiges Reich eingehen mögen.

Dritter Theil

Es iſt aber das III. Stück, ſo wir uns zu betrachten vorgenommen, annoch zurücke, nemlich unſere Bewahrung, aus dieſem ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe ſetzet, nicht wieder zu entfallen. Hiebey iſt der Mund Johannis, des Jüngers, den Jeſus lieb hatte, gleichſam von lauter Honig und Honigſeim übergefloſſen, da er uns die Liebe, die Gott zu uns hat, verkündiget. Es hat aber derſelbe auch wol gewuſt, daß, wenn wir gleich dieſe Liebe erkant haben, uns dennoch unſer Hertz gar leicht wieder verführen könne, da es denn geſchehe, daß wir den ſeligen Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe geſetzet, durch unſere eigene Schuld wieder verlieren, und darnach deſto unſeliger ſeyn. Dannenhero finden wir denn in den letzten Verſiculn unſers Textes, daß er uns ſorgfältig angewieſen, uns wohl zu bewahren, damit wir aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder entfallen. Und da lehret er uns nun, daß die Bewahrung erſtlich geſchiehet, wenn wir Gott lieben, weil er uns erſt geliebet hat; und dann, wenn wir dem Gebot, ſo wir von ihm haben, gehorchen, daß, die wir Gott lieben, auch unſern Nächſten lieben; und dergeſtalt unſer Glauben in der Liebe gegen Gott und den Nächſten thätig ſeyn laſſen.

So ſpricht er denn v. 19. laſſet uns ihn lieben, denn er hat uns erſt geliebet. Es hätten dieſe Worte auch alſo mögen überſetzet werden: wir lieben ihn, denn er hat uns erſt geliebet. So legte Johannes für ſich und für alle gläubige Kinder Gottes ein aus dem Grunde des Hertzens flieſſendes Zeugnis ab, als wolte er ſprechen: von Natur konten wir Gott nicht lieben. Denn von Natur ſind wir alle fleiſchlich geſinnet; welches eine Feindſchaft iſt wider Gott; da uns aber die heilſame Gnade und die Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes unſers Heylandes erſchienen iſt, indem ſie uns durchs Evangelium entdecket und durch den Heiligen Geiſt in unſeren Hertzen kräftig worden, ſo werden nunmehro hinwiederum zarte Flämlein der Gegen-Liebe in uns angezündet durch den Heiligen Geiſt, und ſeine Liebe, damit er uns erſt geliebet hat, da wir noch ſeine Feinde waren, dringet uns, daß wir ihn wieder hertzlich und kindlich lieb haben. Zuvor hatten wir aus dem Geſetz gelernet, daß es unſere Pflicht ſey, ihn zu lieben; aber es war keine Kraft bey uns dieſe Pflicht zu beobachten; wir waren todt, und das Geſetz konte uns nicht lebendig machen, Galat. 3, 21., nunmehro aber, da uns Gott ſein Evangelium verkündigen laſſen, hat ſeine uns darin angeprieſene völlige Liebe ſich als ein Strom des Lebens in unſere Hertzen ergoſſen, ſie lebendig gemacht, und dergeſtalt geändert, daß wir uns durch die Macht dieſer Liebe und durch ihre unbeſchreibliche Breite und Länge, Tiefe und Höhe genöthiget und überwunden finden, daß wir uns nicht enthalten mögen ihn wiederum zu lieben. Denn wer iſt unter den gläubigen Kindern Gottes, der nicht alſo gedencket. O Gott, du haſt mich armen Sündenwurm, der ich, ſo du nach der Strenge deiner Gerechtigkeit mit mir verfahren wollen, ſchon längſt in der Höllen hätte Pein leiden müſſen, alſo geliebet, daß du deinen einigen Sohn für mich dahin gegeben, und mir alſo das, was dir das allerliebſte war, geſchencket, damit du aufs allerkräftigſte bezeugeteſt, daß du nicht Luſt habeſt zu meinem Verderben, ſondern mich vielmehr ſelig machen und auf deinen Thron ſetzen wollen. Ach ſiehe in der Höllen ſolte ich liegen, nichts anders hatte ich verdienet; und deine pur lautere Liebe, Gnade und Barmhertzigkeit iſt es, die mich nicht allein von der Höllen befreyet, welches ja ſchon genug wäre; ſondern mich auch bis in den Himmel und bis auf deinen Thron erhebet. Da ich nun dieſes erkenne, ach! wie könte ich nun anders, als dich hinwiederum hertzlich lieben? Ach daß ich doch niemals einen Schritt gethan, ein Wort geredet, eine Begierde und Gedancken gehabt hätte, damit ich dich einen ſo unausſprechlich liebreichen Gott beleidiget und dein ſüſſes Vater Hertz betrübet! o der Schande, daß ich die Kräfte meiner Seelen nicht gäntzlich zu deinem Dienſte gewidmet und aufgeopfert; ſondern vielmehr mein Leben in der Eitelkeit verzehret! ach daß ich doch die gantze Zeit meines Lebens zu deiner Ehre und zu deinem Lobe in ſchuldigen kindlichen Gehorſam hinwiederum angewendet hätte, da du ja mich ohne alle mein Verdienſt und Würdigkeit ſo hertzlich geliebet, und mir deinen Sohn zum Heyland und Erlöſer geſchencket haſt. Dieweil es denn nun, o mein Gott und Herr, ſchlimm genug iſt, daß ich die vorige Zeit ſo hingebracht habe; ich aber nunmehro deine Liebe erkant, damit du mir zuvor kommen biſt, ey ſo liebe ich dich nun deſto hertzlicher. Ich liebe dich zwar bey weitem nicht ſo ſehr, als es ſeyn ſolte, und als ichs auch nunmehro durch deine Gnade wünſche und verlange, aber du haſt doch durch deinen Geiſt eine wahrhafte und aufrichtige Liebe zu dir in meinem Hertzen gewirket. Nunmehro ringe ich darnach und ſehne mich ohn Unterlaß, daß ich in völliger Liebe mit dir möge vereiniget werden. Und ob ichs auch nimmer erreichen kann noch werde wegen der Schwachheit des Fleiſches, dich ſo vollkommen zu lieben, als ich ſchuldig bin, ſondern noch immer viel daran fehlen wird, ſo darf ich doch und kan mit Wahrheit zu dir, der du alle Dinge weiſt, ſagen: ich liebe dich, denn du haſt mich erſt geliebet; und ſo ſagen alle deine Kinder unter einander: wir lieben ihn, denn er hat uns erſt geliebet.

Was ſol ich weiter ſagen? Geliebte in dem Herrn, wenn ein Menſch Gott nicht lieb hat, ſo muß er das noch nicht in der Wahrheit erkant und noch nicht von Hertzen geglaubet haben, daß ihn Gott erſt geliebet habe: erkennete und glaubete er das, ſo würde er ihn gewißlich wieder lieben. Geſchichts doch, daß, wenn einem nur erzehlet wird, daß ihm von einem fremden Menſchen ein Liebes-Dienſt unbekannter Weiſe ſey erwieſen worden, deſſen Hertz dadurch gerühret wird, daß er bey ſich ſelbſt gedencket, wie habe ichs um den Menſchen verdienet, daß er mir dis erzeiget hat? und da findet einer bald, daß er gegen einen ſolchen, der wohl von ihm geſprochen oder ihm etwas gutes erzeiget, ob er ihm wol ſonſt unbekannt iſt, hinwiederum zur Liebe bewegen wird. Aber was iſt das? und wofür iſts zu rechnen gegen die Liebe Gottes, damit er uns, da wir ſeine Feinde waren, geliebet hat? wie wäre es doch möglich, daß ein Menſch dieſes vom Hertzen gläubete, daß ihn der groſſe und lebendige Gott von Ewigkeit her in Chriſto Jeſu geliebet habe; und daß deſſen Rath-Schluß dieſer geweſen ſey, ſeines einigen Sohnes um ſeinet willen nicht zu verſchonen, ſondern denſelben für ihn dahin zu geben in den Tod, auf daß er durch ihn ewig leben möge; wie wäre es möglich, ſage ich, daß einer dieſes gläubete, und ihm ſein Hertz nicht wieder brächte, dieſen ſo liebreichen Gott wiederum aufs allerhertzlichſte und innigſte zu lieben? ja gewiß, da erfähret es der Menſch, daß durch die Predigt vom Glauben der Heilige Geiſt gegeben wird, und daß das Evangelium eine Kraft Gottes iſt, ſo ihn zu einem andern Menſchen machet, wie Lutherus ſaget, von Hertzen, Muth, Sinn und allen Kräften.

Nun wird aber auch in unſerem Texte von Johanne wol bedächtig noch weiter angezeiget, daß, wenn wir in dem ſeligen Stande, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, bewahret ſeyn wollen, auch eine Uebung in der Liebe des Nächſten ſich bey uns befinden müſſe. Davon ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es wuſte Johannes wol, daß die Menſchen ſich deſſen gerne rühmen, daß ſie Gott lieben, ja wol kecklich ſagen dürfen, daß ſie ihn ihr lebelang geliebet haben. So will er nun, es ſoll ein jeglicher, der da ſpricht: ich liebe Gott, ſich ſelbſt wol prüfen, ob ſichs auch alſo verhalte. Gleichwie man einer Rechnung nicht leicht Glauben zuſtellet, ſondern examiniret ſie erſt, ob ſie auch ihre Richtigkeit habe: alſo erfordert auch Johannes eine Probe, obs zutreffe und die Wahrheit ſey, daß einer Gott liebe. Das iſt aber die Probe, daß einer, der ſich der Liebe Gottes rühmet, auch ſeinen Nächſten von Hertzen liebe. Darum ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Ein ſolcher will mit ſeinem Vorgeben entweder andere betriegen oder er betrieget ſich ſelbſt, weil ſein Vorgeben die Probe nicht hält. Dis beweiſet er theils aus einem Schluß von dem geringern zu dem gröſſern, theils durch das ausdrückliche Gebot des Herrn. Denn, ſpricht er, wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Wie kann man ihm das, will er ſagen, zutrauen, daß er den unſichtbaren Gott, der durch den Glauben erkant werden muß, wahrhaftig liebe und ihm von Hertzen anhange und diene, ſo, daß er gerne alles, wie der aufrichtigen Liebe Art iſt, um ſeinet willen thun und leiden wolte, da er ſolches ſogar nicht in der That an ſeinen Nächſten beweiſet, den er vor ſeinen Augen hat, und an dem er ſtets Gelegenheit hat, ſo er ihn anders in der Wahrheit liebet, ſolches auch in der That zu beweiſen?

Und dis Gebot, ſpricht er weiter, haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es ſcheinet Johannes habe in dieſen Worten darauf geſehen, daß unſer Heyland, Matth. 22, 37 bis 40, als einer gefraget: welches iſt das fürnehmſte Gebot im Geſetz? geantwortet: Du ſolſt lieben Gott deinen Herrn von gantzem Hertzen, von gantzer Seelen, von gantzem Gemüthe, dis iſt das fürnehmſte und gröſte Gebot. Das andere iſt dem gleich: du ſolſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. In dieſen zweyen Geboten hanget das gantze Geſetz und die Propheten. Desgleichen ſcheinet der Apoſtel geſehen zu haben auf die Rede Chriſti, Joh. 13, 34. und 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jederman erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habet. Und Cap. 15, 12. Das iſt mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Gleichwie denn nun unſer Heyland die Liebe gegen Gott und gegen ihn ſelbſt als unſern Seligmacher, und gegen den Nächſten gar genau zuſammen verbunden hat; ſo faſſet es in unſerm Text Johannes zuſammen in ein Gebot, das wir von ihm haben, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Und wie er vorhin geſchloſſen, daß aus der Erkäntniß der Liebe Gottes gegen uns, wenn ſolche Erkäntniß wahrhaftig iſt, gewiß auch eine wahre Liebe zu Gott flieſſet; alſo bezeuget er auch hiermit, daß wo die Liebe zu Gott wahrhaftig ſey, daſelbſt ſich auch ohnfehlbarlich eine wahre und thätige Liebe gegen den Nächſten finden müſſe; und wenn ſich einer gleich der Gnade Chriſti tröſten und die Seligkeit von ihm hoffen wolte, ſo würde doch ſolcher Troſt und ſolche Hofnung eitel ſeyn, dieweil er vor Gott als ein Lügner erfunden würde, indem er ſeine Liebe zu Gott nicht durch die Liebe des Nächſten legitimire und beweiſe. Denn hätte er Gott in ſeiner Liebe wahrhaftig erkant, ſo würde er nicht umhin können Gott wieder zu lieben, und ſo würde auch dieſe Liebe, die er zu Gott hätte, ſich gar bald durch ihre Frucht offenbaren, nemlich durch die Liebe gegen ſeinen Bruder, das iſt, gegen den Nächſten. Geſetzt aber, er hätte vorhin Gott wahrhaftig erkant und geliebet, er gäbe aber Raum dem Unwillen, Zorn und Haß gegen ſeinen Nächſten, und wiederſtünde ſolchem Haß nicht durch die Kraft des Heiligen Geiſtes, ſondern hegete vielmehr denſelben in ſeinem Hertzen, ſo würde er ſich dadurch aufs neue aus ſeinem ſeligen Zuſtande, in welchen ihn die völlige Liebe geſetzet, in ſeinen vorigen unſeligen Zuſtand geſtürtzet befinden; die vorige knechtiſche Furcht würde wieder da ſeyn, die Freudigkeit aber zu Gott würde wegfallen ſamt allen geiſtlichen Gaben, die mit ſolcher kindlichen Freudigkeit und Zuverſicht zu Gott verknüpfet wären. Selig iſt demnach der, in deſſen Hertz die Liebe Gottes, die er zu uns hat, ausgegoſſen iſt durch den Heiligen Geiſt, und der auch in dieſer Liebe Gottes gegen uns alſo bleibet und bewahret wird, daß die Liebe ſich hinwiederum in dieſe beyden Ströme nemlich der wahren Liebe zu Gott und der wahren Bruder-Liebe ergieſſet und ohne Unterlaß ausflieſſet.

Nutzanwendung.

So haben wir nun, Geliebte in dem Herrn, vernommen, welches da ſey die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe; und zwar inſonderheit mit einander erwogen Unſern elenden Zuſtand unter der Furcht; Unſern ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, und unſere Bewahrung aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder zu entfallen. Nun zweifle ich keinesweges, daß nicht unter der gegenwärtigen Menge der Zuhörer manche von ihrem elenden Zuſtande, in welchem ſie ſich noch bis hieher unter der Furcht befunden, überzeuget ſeyn ſolten. Denn das Gewiſſen ſelbſt wird dieſen und jenen haben zu erkennen gegeben, wie ſie keinesweges mit Gott durch den Glauben ſo vereiniget ſeyn, daß ſie ſich der väterlichen Gnade und Huld deſſelben mit genugſamen Grunde erfreuen und tröſten könten. Es wird wol etwa einigen ſo gar in ihr Gedächtniß kommen ſeyn, womit, wo, wenn und wie ſchwerlich ſie ſich an Gott verſündiget, auch daß ſie noch nicht Buſſe gethan haben für die Sünden, die ſie begangen und für das gottloſe Weſen, ſo ſie getrieben haben. Ein und andere werden die Furcht für dem Gerichte Gottes und die Anklage ihres eigenen Gewiſſens bey ſich ſelbſt haben gefühlet und empfunden. Vielleicht wird manchem offenbahr ſeyn, daß bis hieher die Sünde noch über ſie geherrſchet, und daß ſie unter der Furcht für dem Tode, für dem Zorn Gottes und für dem ewigen Gerichte und Verdammniß bis auf dieſe Stunde wol in einem recht unſeligen Zuſtande geweſen, und um deswillen noch nicht gerne ſterben wolten, indem ſie keine fröliche Gewißheit in ihrem Hertzen hätten, wo ſie hinkommen würden, wenn ſie nun aus dieſer Zeit in die Ewigkeit ſolten verſetzet werden. Solche nun, die von ihrem elenden Zuſtande überzeuget ſind, daß bey ihnen keine Freudigkeit iſt zu Gott, ſondern Furcht; keine Ruhe, ſondern Pein, keine kindliche Zuverſicht, ſondern Unglaube und Mißtrauen, ſolche ſage ich, haben dennoch zu erkennen, daß auch dieſes ſchon eine groſſe Barmhertzigkeit Gottes ſey, die er an ihnen bewieſen, daß er ſie in ſo weit von ihrem Schlaff aufgewecket und von ihrer Blindheit befreyet, daß ſie nunmehro zum wenigſten einigermaſſen ihren unſeligen Zuſtand, in welchem ſie ſich bis hieher befunden, zu erkennen angefangen und dafür erſchrocken ſind.

Wie viel deren denn nun unter euch, geliebteſte Zuhörer, ſo viel Gnade von Gott erlanget haben, als jetzo geſaget iſt; dieſelben ermahne ich in dem Herrn, die erlangete Erkäntniß ihres bisherigen unſeligen Zuſtands dahin anzuwenden, daß ſie zuförderſt Gott dem Herrn demüthigen Danck ſagen, und ihn preiſen, daß er ihr bishero ſo ſicher ſchlafendes Gewiſſen aufgewecket, und ſie zur Erkäntniß ihrer ſelbſt gebracht hat. Ich ermahne euch aber auch und bitte euch durch die Wunden Jeſu Chriſti, daß ihr es doch ja auch nun nicht bey der bloſſen Erkäntniß eures Elendes bewenden laſſet. Denn ſonſt würde dieſe euch nur eine deſto gröſſere Verantwortung und ſchwerere Verdammniß bringen. Denn dis hat man gewiß zu erwarten, wenn man die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens nicht tiefer in ſein Hertz und Seele eindringen läſt, ſondern gleich ſorget, man werde verzagen und verzweifeln, ſo man der Sache noch beſſer nachdencken und ſeine alten Sünden-Wunden durch ernſtliche Prüfung ſeines Gewiſſens gleichſam aufreiben wolte. Hingegen wenn uns Gott die Gnade gethan, daß wir unſern unſeligen Zuſtand und unſer Sünden-Elend zu erkennen angefangen, und wir eilen nicht zu frühzeitig davon, ſondern forſchen unſerm tiefen Verderben weiter nach, damit wir uns in dem Spiegel des göttlichen Wortes durch die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes ſo erkennen lernen, wie wir vor Gott in der Wahrheit geſtaltet ſind, ſo verleyhet uns Gott mehr Gnade, und, wie er uns unſern elenden Zuſtand unter der Furcht zu erkennen gegeben, alſo verſetzet er uns in einen ſeligen Zuſtand durch die völlige Liebe, welche die Furcht austreibet. Wollet ihr denn nun auch, die ihr von eurem bisherigen unſeligen Zuſtand überzeuget ſeyd, in einen beſſern Zuſtand durch die völlige Liebe verſetzet werden, ſo bedienet euch hierzu auch der Mittel, die Gott ſelbſt dazu verordnet hat. Solche ſind inſonderheit das Wort Gottes und das Gebet, und die mit beyden verknüpfte Prüfung des Gewiſſens. Forſchet in dem Worte Gottes, und unterſuchet was euer Tauffbund auf ſich habe; examinieret euch ſelbſt und unterſuchet euch, ob ihr euch wahrhaftig des Bundes der heiligen Taufe zu tröſten und zu erfreuen habet. Denn an Gottes Seiten ſtehet zwar dieſer Bund feſte; aber habet ihr an euer Seiten denſelben nicht durch muthwillige und vorſetzliche Sünden übertreten? habet ihr nicht die Liebe der Welt über euch herrſchen laſſen, welcher ihr doch in der heiligen Tauffe entſaget? und ſo dieſes geſchehen iſt, habet ihr den euren dergeſtalt übertretenen Tauff-Bund in wahrer Hertzens-Buſſe durch den Glauben an Jeſum Chriſtum wieder erneuret? ach tretet nur mit Aufrichtigkeit des Hertzens vor den unbetrüglichen Spiegel des göttlichen Worts, und ſchmeichelt euch ſelber nicht. Warum woltet ihr euch ſelbſt betriegen, und nicht vielmehr euer Sünden Elend und tiefes Verderben recht gründlich erkennen? Es würde nichts als euer Schade ſeyn, ſo ihr vor ſolcher Erkenntniß fliehen woltet; hingegen je beſſer und aufrichtiger ihr euren Zuſtand nach dem göttlichen Wort erkennen werdet, je beſſer wirds für euch ſeyn. Denn ich ſage euch, ihr könnet euch nimmer in einem ſo ſchlechten und unſeligen Zuſtande befinden, daß euch der Herr nicht aus demſelben erretten könte, und daß er ſich nicht über euch freuen ſolte, wie der Vater, Lucä am 15. ſich über den verlohrnen und nunmehro wiedergefundenen Sohn freuete. Gewiß er wird euch auch entgegen kommen, euch umhälſen, euch hertzen und küſſen, euch in ſeine Gnaden volle Gemeinſchaft auf und annehmen und euch ins ewige Leben einführen, ſo er euch nur wahrhaftig bußfertig befindet, und ſo ihr wahrhaftig ſeine Gnade in Chriſto Jeſu ſuchet und begehret. Ach! warum wollet ihr länger in Sünden beharren und ein Scheuſal ſeyn in den Augen des lebendigen Gottes? Warum woltet ihr noch länger Sclaven des Satans und mit Ketten der Finſterniß gebunden ſeyn? was könte greulicher; ja was könte jämmerlicher ſeyn? Wohlan im Namen Jeſu Chriſti brechet entzwey die Bande der Sünden. Warum wollet ihr auch nur noch einen Augenblick darin beharren? jetzt, jetzt, da ihr dis Wort höret, laſſet es euch in eure Hertzen und Seelen hineindringen, daß ihr euch feſt entſchlieſſet, alles ſündliche Weſen ein für alle mal zu abandonniren, allen Sünden gute Nacht zu geben, ihnen von gantzem Hertzen zu entſagen und in der Wahrheit abzuſterben, auch von nun an allen böſen Vorſatz aus eurem Hertzen zu exterminiren und zu verbannen, ich ſage, allen böſen Vorſatz, den ihr nach dem Zeugniß eures eigenen Gewiſſens bishero noch darinnen geheget, und keiner einigen Sünde weiter über euch die Herrſchaft zu laſſen. Gebricht [illegible] euch an Kraft zu ſolcher männlichen Reſolution, ach ſo wendet euch doch mit Bitten und Flehen zu der unendlichen Liebe und Barmhertzigkeit eures Gottes, und ſprecht zu ihm: O mein Schöpfer und mein Vater, du haſt mir gleichwol meinen bisherigen unſeligen Zuſtand zu erkennen gegeben, und mich durch dein Evangelium verſichern laſſen, daß du nicht wolleſt, daß ich in ſolchem Elende bleiben und ewig verlohren werden ſoll; ſondern daß du mich durch deine völlige Liebe in einen beſſern Zuſtand verſetzen, alle knechtiſche Furcht aus meinem Hertzen vertreiben, mich mit Freudigkeit und kindlicher Zuverſicht zu dir erfüllen und mich endlich ewig ſelig machen wolleſt durch Chriſtum, in welchem du dich über mich erbarmet haſt. Ich bekenne dir meinen unſeligen Zuſtand, und daß mirs an Kraft fehlet der Sünde abzuſterben; haſt du mir nun die Gnade gethan dis zu erkennen und es vor deinem Angeſicht mit bußfertigen Hertzen zu bekennen: ey ſo reiche mir auch deine Hand und ſchencke mir deine göttliche Kraft mich der Macht der Finſterniß zu entreiſſen, ein Kind des Lichts zu werden, und von nun an in deinem Lichte und vor deinem Angeſichte beſtändig zu wandeln. Du haſt mir mein Hertz gerühret, hilf mir nun weiter, damit ich dem Verderben entfliehen, zu dir kommen und ewiglich bey dir ſein möge.

Doch, Geliebte in dem Herrn, es ſind vielleicht auch ſolche unter euch, die noch nicht dencken, daß es eben ſo gefährlich mit ihnen ſtehen ſolte. Denn es ſind auch viele, die ſich ſelbſt betrügen, und von andern dafür gehalten ſeyn wollen, daß ſie nicht in einem ſolchen unſeligen Zuſtande, wie es jetzo beſchrieben iſt, ſich befinden, und dergleichen Leute hatte auch Johannes zu ſeiner Zeit vor ſich. Denn er ſagte nicht vergebens in unſerm Text v. 20. So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner; ſondern er wuſte, daß es Leute gebe, die da ſprächen, ſie liebeten Gott, und die doch ihren Nächſten haſſeten. Was iſt es denn Wunder, daß auch zu unſer Zeit ſolche gefunden werden, die eine gute Meynung von ihrem Seelen Zuſtande haben, und ſich doch darinn ſelbſt betrügen.

Solche ſind diejenigen, die da dencken, ſie lebeten ja in keinen offenbaren Sünden, daher ſie ohne Zweiffel, wenn ſie ſtürben, in den Himmel kommen würden. Und alſo wird auch wol der reiche Mann zu ſeiner Zeit nicht geglaubet haben, daß ſein Zuſtand ſo elend, und ſo verdammlich ſeyn ſollte; darnach aber wird er deſſen erſt ſeyn innen werden, als er in der Hellen und in der Qvaal geweſen. O der elenden und betrogenen Menſchen, die hier in der That in einem unſeligen Zuſtande ſtehen, und es doch nicht glauben; ſondern erſt dort, zu ihrem

Schrecken erfahren müſſen: In weltlichen und irdiſchen Dingen läßt ſich keiner gerne betrügen; ſo ſolte ja noch vielweniger ein Menſch es mit ſeiner Seelen, und mit deren Seligkeit, die er zu erlangen hoffet, auf ein Gerathewohl ankommen laſſen. Beſiehet man eine jede geringe Waar, die man kaufen will, ſo genau, und nimmt ſich aufs beſte damit in acht, daß man ja nicht möge übervortheilet und betrogen werden; wie vielmehr ſolte man forſchen, und aus dem Worte Gottes eine genaue Prüfung und Unterſuchung anſtellen, ob man auch die rechten Kennzeichen eines Kindes Gottes an ſich habe, und demnach gewiß ſeyn könne, daß man nicht vergeblich und ohne Grund die Seligkeit zu erlangen hoffe. Zwar beſorgen ſich einige, wenn ſie dieſe Prüfung nach der Richtſchnur des göttlichen Worts anſtellen würden, ſo möchten ſie befinden, daß ſie in der That die Leute noch nicht wären, die Gott in dieſem ihren Zuſtande in die Seligkeit einnehmen könnte; weil ſie nun das beſorgen, ſo unterlaſſen ſie dieſe Prüfung gar; aber ſie ſolten dieſelbe deſto ſorgfältiger und emſiger anſtellen. Denn dieſes würde den Nutzen haben, daß ſie in dieſer allerwichtigſten Sache, nicht immer in heimlichen Zweiffel blieben, ſondern deſto eher zur rechten Gewißheit kämen. Und warum will man nicht gern ſeinen Zuſtand gründlich erkennen, ob er gut oder böſe ſey? Gewiß Gott will uns alle gern ſelig machen, ſo wir ihn von Hertzen darum bitten, und uns auch ſonſt in ſeine Ordnung einergeben, die er in ſeinem Worte vorgeſchrieben hat. Was wir nicht haben, das können wir ja noch bey einem ſo liebreichen Vater erlangen. Er will nur, daß wir die Seligkeit in dem Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, mit Ernſt ſuchen. Sie iſt uns ſchon erworben und zuwege gebracht; wir ſollen nur unſere Hertzen nicht in der Unbußfertigkeit verhärten, und durch Unglauben vor ihm zuſchlieſſen. Wir dürffen ſie ihm nicht erſt abverdienen, ſie iſt uns ſchon verdienet von Chriſto. Um deſſelbigen willen ſoll ſie uns aus Gnaden, und umſonſt geſchencket werden; wir ſollen ſie nur nicht von uns ſtoſſen durch die Beharrung in der Unbußfertigkeit und im Unglauben. Unſer Glaube darf getroſt zugreiffen, und Chriſtum mit der gantzen Seligkeit ergreiffen; es ſoll nur nicht Wahn-Glaube ſeyn, ſondern wahrer Glaube. Das iſt aber Wahn-Glaube, da der Menſch nicht die Sünde von Hertzen haſſet, und ſich doch Chriſti tröſtet, und da man ſich der Liebe, damit uns Gott geliebet habe, erfreuen, und doch Gott nicht wieder lieben will; oder da man ſpricht: man liebet Gott und haſſet doch ſeinen Bruder. Das iſt aber wahrer Glaube, der die Buſſe zum Grunde hat, wie Chriſtus ſpricht: Thut Buſſe und gläubet. Marc. 1, 15. Und da iſt wahrer Glaube, wo man aller Sünde feind iſt, gegen dieſelbe durch den Glauben ernſtlich ſtreitet und kämpfet, und ſich hütet für alle dem, was dem Herrn mißfällig iſt.

Will uns denn nun der gütige und freundliche Gott ſo gern ſelig haben und uns ohne alle unſer Verdienſt und Würdigkeit aus bloſſer Gnade um Chriſti willen ſelig machen, ey ſo laſſet uns doch hinzu gehen, unſere Knie vor ihm beugen, und, wenn wir mercken, daß es nicht recht mit uns ſtehe, alſo zu ihm ſagen: ach Herr, ich weiß ja leider ſelber nicht, wie ich mit mir dran bin, und wie es mit mir beſchaffen iſt; ob ich mich nicht etwa, wie viele andere Menſchen, bis hieher ſelbſt betrogen habe, wenn ich mich für einen ſolchen gehalten, der in deiner Gnade, und folglich in einem guten und ſeligen Zuſtande ſich befinde. Vergib mir aus Gnaden, daß ich ſo lange hingegangen bin, und den Grund meines Hertzens nicht beſſer erforſchet habe. Oeffne mir dein heiliges Wort, auf daß ich mich aus demſelben recht möge erkennen lernen, und mich nicht ferner ſelbſt betrüge. Bekehre mich recht, und ſetze mich in den Zuſtand, daß ich alle Kennzeichen deiner Kindſchaft in der That und Wahrheit an mir befinden möge; und wenn du mich darzu gebracht haſt, ſo verleihe mir auch die Gnade, daß ich in ſolchem ſeligen Zuſtande biß an mein Ende verharre. Solches Gebet wird Gott gewiß erhören.

Aber o unſelige Menſchen, die es gleichſam erzwingen wollen, daß es ſchon recht mit ihnen ſtehe, da ſie ſich doch hierin betrügen. Sie meinen wol, es ſey eine Verſuchung vom Teuffel, wenn ihnen ein Zweifel aufſteigt, obs auch recht mit ihnen ſtehe; da doch Gott haben wil, daß wir uns nach ſeinem Wort prüfen ſollen, obs recht mit uns ſtehe oder nicht. Wie ja um deswillen Johannes ſo wol in unſerm Text, als ſonſt auch in der gantzen Epiſtel dergleichen Kennzeichen angewieſen, damit ſich ein jeder darnach ſorgfältig prüfen möge. Und ſolche Prüfung iſt nicht ſchwer: denn wer nur Gottes Wort, und nicht ſeine eigne Einbildung zur Richtſchnur erwehlet, und ſich mit aufrichtigem Hertzen darnach examiniret und prüfet, der kan nicht lang in ſeinem ſelbſt Betrug bleiben, ſondern Gott wird ihn davon frei machen, und er wird ſeinen Zuſtand erkennen, wie er in der Wahrheit beſchaffen iſt, anfänglich zwar zu ſeiner Betrübniß, wenn er ſiehet, wie er ſich betrogen, dann aber zu ſeiner deſto gröſſern Freude, wenn ihn die Wahrheit von ſolchem Betruge wird frei gemachet haben.

Ob ich aber gleich nicht zweiffele, daß ſolche unter euch ſind, die ſich im Gewiſſen von ihren bisherigen unſeligen Zuſtand überzeugt befinden. Desgleichen ſolche, die ſich noch bis hieher ſelbſt betrogen; ſo zweifle ich dennoch auch keines weges, daß ſich nicht auch ſolche unter euch befinden ſolten, die nach erlangter Erkenntniß ihres bisherigen unſeligen Zuſtandes und ſelbſt Betruges ſich nach einem beſſern Zuſtande ſehnen, und nun allbereit im würcklichen Kampf gegen die Sünde ſtehen. Dis ſind diejenigen, denen das Hertz gerühret iſt, und die daher nichts mehr wünſchen, als in einen beſſern Zuſtand verſetzet zu werden. Sind nicht ſolche unter euch hier gegenwärtig, die bey ſich ſelbſt gedencken: Ach! wer ſo ſelig ſeyn möchte, daß er Gott ſeinen lieben Vater mit rechter Freudigkeit nennen, und mit dem Herrn Jeſu ſo, wie ein Bruder mit dem andern umgehen, und zu ihm ein ſo hertzliches Vertrauen, wie eine Braut zu ihrem Bräutigam haben könte! Ach, wer ſo ſelig wäre, daß alle knechtiſche Furcht durch die völlige Liebe aus ſeinem Hertzen ausgetrieben wäre! Solchen ſage ich denn in dem Namen des Herrn: Selig ſeyd ihr, ſo ihr dieſe Seligkeit von Hertzen wünſchet und verlanget, und ſo ihr es nicht bey dem bloſſen Wünſchen laſſet, ſondern mit Gebet, Ringen und Flehen darob kämpfet, daß ihr einen ſolchen ſeligen Zuſtand in der That und Wahrheit in euch ſchmecken und erfahren möget. Und ſeyd ihr in dieſem Kampf allbereit würcklich eingetreten, ſo verlaſſet ja den Kampf-Platz nicht, ſondern beharret auf demſelben, bis ihr einen völligen Sieg des Glaubens erlanget da der heilige Geiſt eurem Geiſte Zeugniß gebe, daß ihr Gottes Kinder ſeyd, nach der Epiſt. an die Römer 8, 16. Ach ermüdet nicht in dieſem ſo edlen Kampf, und laſſet euch ja nichts davon abſchrecken. Drohet gleich Satanas mit den Pforten der Höllen, und will eure bisherige Gewohnheit zu ſündigen es euch ſauer und ſchwer machen zu überwinden, ſo laſſet euch doch nicht abwendig machen, ſondern betet nur deſto ernſtlicher, und haltet euch im Glauben deſtomehr zu Chriſto. Denn er iſt es ja, auf den ihrs einmal angefangen habt, er wird euch auch in eurem Kampf mit ſeiner göttlichen Kraft beyſtehen und aushelfen. Ihr ſehet ja, daß uns das Wort Gottes in dieſem Kampf nicht auf das Geſetz, ſondern auf das Evangelium von Chriſto weiſet, und ſeid auch jetzo gelehret, wie man nicht durchs Geſetz, ſondern durch die Erkäntniß der unausſprechlichen Liebe, damit uns Gott in Chriſto geliebet hat, die Kraft zum Kämpfen und Ueberwinden erlanget. Das Geſetz muß zwar geprediget werden, denn es muß uns ſo wol die Sünde, als den Tod und die zeitliche und ewige Strafen, ſo wir dadurch verdienen, zu erkennen geben. Wenn aber der Menſch zur Erkäntniß der Sünden nunmehro gebracht iſt, auch das Gewiſſen den Zorn Gottes fühlet, und der Sünden wegen zerknirſchet und zerſchlagen iſt, ſo hat das Geſetz das ſeinige gethan. Soll nun die Seele weiter kommen, von dem Fluch des Geſetzes frey, der Gnade Gottes aber, und des Friedens im Gewiſſen theilhaftig werden, ſo muß es das Evangelium thun. Dis muß denn auch euer Weg ſeyn, zu ſolchem ſeligen Zuſtand zu gelangen, da die knechtiſche Furcht durch die völlige Liebe ausgetrieben ſei. Denn wie Johannes zu ſeiner Zeit ſolche Leute vor ſich hatte, von welchen er ſagen konte: Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; und: daran iſt die Liebe völlig bey uns, daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; und: gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt; alſo müſſen wir wiſſen, daß, wie Gott damals den Menſchen ſo groſſe Gnade erzeiget hat, daß er ſie aus ihrem vorigen Elend und knechtiſchen Zuſtand in einen ſo ſeligen Stand verſetzet, er gleicher Weiſe auch heutiges Tages eben ſolche Gnade an uns erzeigen wolle. Denn es iſt ſolches alles uns zur Lehre und zum Troſt geſchrieben. Wir müſſen nur zuſehen, daß wir uns der göttlichen Ordnung, gleichwie jene, unterwerfen, in den Weg einer wahren und gründlichen Bekehrung eintreten, und die Gnaden-Mittel, nemlich ſein Wort und Sacramente, nach ſeiner Vorſchrift heilſamlich gebrauchen und anwenden. Geſchiehet dieſes an unſerer Seiten, ſo werden wir eben ſolche Gnade empfahen, und eben ſolcher himmliſchen Kräfte, ſo zur Heiligung gehören, theilhaftig werden, als jene. Dannenhero laſſet euch durch dieſe Vorſtellung nun deſtomehr aufmuntern freudig und getreu fortzukämpfen, und nicht zu ruhen, es ſey denn, daß ihr als victores, oder Ueberwinder vom Kampf-Platz abtreten, und dem Herrn Jeſu ein fröliches Triumphs-Lied ſinget: Nun lob, meine Seele, den Herrn, was in mir iſt den Namen ſein: ſein Wohlthat thut er mehren, vergiß es nicht, o Hertze mein! hat dir deine Sünd vergeben, und heilet deine Schwachheit groß: Errettet dein armes Leben, Nimmt dich in ſeinen Schooß; mit reichem Troſt beſchüttet, verjüngt dem Adler gleich.

Ich rede jetzt nicht von dem letzten Siege, und von der völligen Endigung unſers Kampfs, davon Paulus redet in der andern Tim. 2, 5. wenn er ſpricht: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht; ſondern ich rede hier nur von demjenigen Siege, da der Menſch, der durchs Wort Gottes von ſeinem bisherigen Sünden-Dienſt bekehret wird, zu ſolchem Evangeliſchen Zuſtand gelanget, da die erkannte völlige Liebe Gottes ihn von der knechtiſchen Furcht befreyet, und ihn in ein hertzliches und kindliches Vertrauen zu Gott ſeinem himmliſchen Vater verſetzet habe. Dieſer ſelige Zuſtand ſolte ja billig niemand unter uns, die wir uns nach dem Evangelio Chriſti Evangeliſche nennen, unbekant ſeyn: es gelanget aber auch hiezu niemand, er kämpfe denn recht, und gebrauche ſich der rechten Waffen des Evangelii, wie jetzo die Anweiſung dazu gegeben iſt.

Und ſo zweifele ich denn auch endlich nicht, Geliebte in dem Herrn, es werden unter euch ſolche hier zugegen ſeyn, die den ſeligen Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe ſetzet, an ihren Seelen werden erfahren haben und noch erfahren. Was ich dadurch verſtehe, wird Eure Liebe aus dem, was ich inſonderheit in dem 2. Theil dieſer Predigt geſagt, hoffentlich zur Gnüge vernommen haben. So redet auch hievon vornemlich der anietzo abgehandelte Epiſtoliſche Text, und zwar abſonderlich in den Worten: Daran iſt die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wohl euch, ja wohl allen denen, welche, daß dem alſo ſey, wie hier Johannes geſaget hat, an ihren eigenen Seelen durch die Kraft des Heil. Geiſtes ſchmecken und erfahren. Es gehöret dahin, was Paulus ſagt zun Röm. 6, 14. Die Sünde wird nicht herrſchen können über euch, ſintemal ihr nicht unter dem Geſetze ſeyd, ſondern unter der Gnade. Sehet, dis ſetzet Paulus zum eigentlichen Kennzeichen, daß man nicht unter dem Geſetz, ſondern unter der Gnade ſey, daß da die Sünde nicht über einen herrſchen könne. Es hänget zwar dieſelbe dem Menſchen an, ſo lange er in dieſem Lande wohnet, aber ſie herrſchet nicht über ihn, ſo er unter der Gnade iſt. Darum ſpricht auch der Apoſtel Röm. 8, 1. daß die, ſo in Chriſto Jeſu ſind, nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Sie werden wol von ihrem Fleiſch und Blut zur Sünde gereitzet, ſie laſſen ſich aber nicht von demſelben beherrſchen, der Sünde Gehorſam zu leiſten in ihren Lüſten. Sie halten ſich nicht für Schuldener dem Fleiſche, nach demſelben zu leben; ſondern ſie tödten durch den Geiſt des Fleiſches Geſchäfte; laſſen ſich nicht von dem Fleiſche, ſondern von dem Geiſte Gottes regieren, und beweiſen damit in der That, daß ſie Gottes Kinder ſind. Und da findet ſichs denn, daß ſie nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen haben, durch welchen ſie rufen: Abba, lieber Vater; welcher Geiſt auch Zeugniß giebt ihrem Geiſt, daß ſie Gottes Kinder ſind; wie ſolches alles Paulus in dem 8. Capitel an die Römer mit mehrern beſchreibet. Dieſe und dergleichen Texte der heil. Schrift ſollen wir uns nebſt der heutigen Epiſtoliſchen Lection für andern wol bekannt machen, damit wir dadurch völlig überzeuget werden, daß es der Wille Gottes nach dem Evangelio keinesweges ſey, daß wir uns in unſerm gantzen Leben unter einer knechtiſchen Furcht befinden ſollen; ſondern daß wir vielmehr in der Ordnung wahrer Hertzens-Buſſe der lebendigmachenden Kraft des Evangelii Raum zu geben haben, damit wir ſtets mit einem rechten kindlichen Hertzen vor Gott unſerm himmliſchen Vater wandeln, und alſo mit einem Hertzen voll des Troſtes des Heiligen Geiſtes von ihm aus und eingehen mögen. So lehret uns die heilige Schrift das Sünden-Joch in der Kraft Jeſu Chriſti abzuwerfen, und hingegen ſein Joch, welches, wie er ſelber ſpricht, Matth 11, 30. ſanft und leicht iſt, auf uns zu nehmen.

Welche nun unter euch ſolche Gnade empfangen haben, dieſes ſüſſe Joch durch den Geiſt der Gnade zu tragen, dieſelben ermahne und ermuntere ich in dem Namen desjenigen, der ſie geliebet, und durch ſein Blut zu ſeinem Eigenthum erkauffet hat, daß ſie ſich doch ja in ſolchem Zuſtand bewahren, und ſich mit Fleiß hüten, daß ſie nicht wieder aus demſelben fallen mögen. Gedencket an das Wort Pauli 1. Cor. 10, 12. Wer ſich läßt düncken, er ſtehe, mag wohl zuſehen, daß er nicht falle. Uebet euch ohne Unterlaß in dem Glauben an den Herrn Jeſum; erwäget ſtets in eurem Gemüth die groſſe Seligkeit, welche er euch erworben, und auf welche ihr hoffet; gewöhnet euch gegen alle Anfechtung von der knechtiſchen Furcht euer Hertz zu ſtillen durch die theureſte und allergröſſeſte Verheiſſungen', ſo euch von ihm geſchencket ſind, 2. Petr. 1, 4. Betrachtet immer ernſtlicher und immer tiefer ſeine unausſprechliche Liebe, dadurch er ſich euch zu eigen gegeben hat, auf daß ihr dadurch aufs innigſte bewogen werdet, euch ihm hinwiederum zu eigen zu geben, und alle Lebens-Kräfte zu ſeinem Dienſt aufzuopfern. Führet euren gantzen Beruf und Stand, darin ihr lebet, aus dem rechten principio, oder Grunde, worauf Johannes in dem jetzo erklärten Text gewieſen, nemlich aus der Liebe, damit uns Gott in ſeinem Sohn geliebet hat, und aus der ſchuldigen Danckbarkeit ihn wieder zu lieben, und ſolches in allen Fällen, und bey aller Gelegenheit mit der That zu beweiſen; ſintemal ihr auch aus unſerm Text vernommen, welchergeſtalt uns Gott unſern Nächſten zur Probe einer aufrichtigen Liebe vorgeſtellet hat.

Erinnert euch doch inſonderheit anjetzo des heutigen Evangeliſchen Textes vom reichen Mann und dem armen Lazaro, mithin der nach der heutigen Früh-Predigt verleſenen Armen-Ordnung. Sehet das als eine Gelegenheit an einen würcklichen Beweiß zu geben, wie ihr das verkündigte Wort zu Hertzen genommen habt. Erkennet ihr nun in der Wahrheit, daß Gott die Liebe iſt, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet, und Gott in ihm; ey, ſo laſſet eure Hertzen überflieſſen gegen euren armen Nächſten. Ja, gewiß, wenn ihr die völlige Liebe durch die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes erkennet, und der kräftigen Wirkung ſolcher Erkäntniß Raum gebet, ſo werdet ihrs nicht ſehen können, daß andere in ihrer Noth gelaſſen werden, ſo euch Gott das Vermögen giebet ihnen daraus zu helfen. Denn ſo ſpricht auch Johannes 1. Epiſt. 3, 17. Wenn jemand dieſer Welt Güter hat, und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchleußt ſein Hertz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm?

Hat euch Gott denn auch Gnade verliehen, daß ihr zu einem Evangeliſchen und kindlichen Zuſtand in eurer Seele kommen ſeyd, ſo wendet die empfangene Kraft in der Ausübung der Liebe deſto treulicher an, damit ihr nicht wieder verlieret, was ihr empfangen habet, ſondern immer mehr empfanget. Denn wenn ihr euch alſo treu erweiſet, ſo werdet ihr immer beſſer in das Bild Chriſti verkläret werden von einer Klarheit zu der andern 2. Cor. 3, 18. Da werdet ihr erfahren, welcher geſtalt ihr, wenn ihr nur erſt eine Pflantze des himmliſchen Vaters worden ſeyd, durch ſeine Gnade wachſen und zunehmen, und immer reichere Früchte eurem himmliſchen Gärtner tragen, und ihn damit erfreuen werdet.

Es iſt gar nicht meine Meynung, als wenn wir durch die Wercke Gott etwas abverdienten. Ach nein. Wir verdienen mit unſern guten Wercken den Himmel nicht, und wol mit den böſen die Hölle. Chriſtus hat uns die Seligkeit erworben, und durch ſein Verdienſt werden wir gerecht und ſelig. So dürfen wir auch nicht meynen, daß wir durch die Wercke erſt in einen ſeligen Zuſtand geſetzet werden; ſondern dis geſchiehet durch die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, welche wir durch den Glauben, den Gott wircket, ergreiffen, und das Evangelium iſt die Kraft Gottes ſelig zu machen, die daran gläuben, Röm. 1, 6. Wir ſollen aber wiſſen, daß wir in dem ſeligen Zuſtand, darein uns Chriſti Gnade und ſein Evangelium ſetzet, nicht bleiben können, wenn der Glaube, der ſolche Seligkeit ergreiffet, nicht thätig iſt durch die Liebe. Deswegen, obgleich Paulus dem Glauben allein die Rechtfertigung zuſchreibet, ſo drukket er doch dieſe conditionem fidei juſtificantis, oder die Beſchaffenheit des Glaubens, der gerecht macht, mit groſſem Fleiß aus Gal. 5, 6. da er ſpricht, daß in Chriſto Jeſu weder Beſchneidung noch Vorhaut etwas gelte, ſondern der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt.

Weil denn nun die heilige Schrift von keinem andern Glauben weiß, der ein wahrer und vor Gott geltender oder Gott wohlgefälliger Glaube ſey, als von dem, der durch die Liebe thätig iſt, ſo ſollen wir denn dieſe rechte Eigenſchaft des ſelig machenden Glaubens ſtets an uns erfinden laſſen, ja, darnach ringen, daß ſie immer in gröſſerer Kraft und reicherem Maaß in uns erfunden werde. Da wird denn auch das Hertz Gottes ſich immer weiter gegen uns eröffnen; denn wenn wir uns befleißigen, daß gleichwie er iſt, alſo auch wir ſeyn mögen in dieſer Welt, oder daß wir ſeine Nachfolger ſeyn in der Liebe, ſo werden wir auch ſeiner Gemeinſchaft je mehr und mehr zu genieſſen haben. O was wird euch das, Geliebte in dem Herrn für eine Seligkeit ſeyn, hinfort als auf dem Schoſſe Gottes, der die Liebe iſt, zu ſitzen, ſeiner Gnade und Huld ſtets zu genieſſen, ſeines Gnaden-Einfluſſes immer reichlicher theilhaftig zu werden, und dergeſtalt in Liebe und Leid ein fröliches und vergnügtes, oder doch getröſtetes und unverzagtes Hertz allezeit zu haben. Nun, das wolle der Herr aus Gnaden in euer aller Seelen wircken, darum wir auch zu Gott demüthiglich alſo beten. etc.

Predigt über Matth. 15, 21 — 28. Daß das Vertrauen zu einer göttlichen Vorſehung allezeit ein wahres Mittel ſei, uns in unſerm Unglück zu beruhigen.

Von J. F. W. Jeruſalem.

Und Jeſus ging von dannen und entwich in die Gegend Tyro und Sidon. Und ſiehe, ein Cananäiſch Weib ging aus derſelbigen Grenze und ſchrie ihm nach und ſprach: Ach Herr! du Sohn David's, erbarme dich mein, meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm ſeine Jünger, baten ihn und ſprachen: Laß ſie doch von dir, denn ſie ſchreiet uns nach. Er antwortete aber und ſprach: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hauſe Israel. Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und ſprach: Herr, hilf mir. Aber er antwortete und ſprach: Es iſt nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde. Sie ſprach: Ja, Herr! aber doch eſſen die Hündlein von den Broſamen, die von ihrer Herren Tiſche fallen. Da antwortete

Jeſus und ſprach zu ihr: O Weib! dein Glaube iſt groß, dir geſchehe, wie du willſt. Und ihre Tochter ward geſund zu derſelbigen Stunde.

Die vornehmſte Bemühung der Menſchen, meine andächtigen Zuhörer, iſt allezeit dieſe geweſen, ein Mittel aufzufinden, wodurch ſie bei der Unruhe dieſes Lebens die Ruhe und Zufriedenheit ihres Gemüths erhalten möchten. Wir ſind unendlichen Widerwärtigkeiten unterworfen. Die Unruhe empfängt uns ſchon beim Eintritt in dieſe Welt; ſie begleitet uns in dem Fortgange unſeres Lebens; und ſie verläßt uns nicht eher, als bis unſer ermüdeter Geiſt die Welt wiederum verlaſſen muß. Die natürliche Unvollkommenheit der Dinge, womit wir umgeben ſind, die ungerechten Abſichten der Menſchen, unter welchen wir wohnen; die verkehrten Vorurtheile der Zeit, in welcher wir leben; die Zerbrechlichkeit unſeres eigenen Leibes und die Unordnungen unſerer eigenen Begierden ſind alle ſo viele Feinde unſerer Glückſeligkeit und Ruhe. Kaum ſind wir der einen Noth entgangen, ſo ſchreckt uns ſchon ein neuer Zufall wieder, und ſo bald iſt dieſer Feind nicht überwunden, ſo müſſen wir uns gegen einen anderen ſchon wieder in Bereitſchaft halten. Allen dieſen Widerwärtigkeiten völlig entgehen wollen, das hieße aus der Welt gehen und die Natur der Dinge ändern wollen. So lange wir in einer Welt ſein werden, die ihrem Weſen nach unbeſtändig iſt; ſo lange wir unter Menſchen leben werden, deren Neigungen von den unſerigen unterſchieden ſind, und ſo lange unſere eigene Seele einen eingeſchränkten Verſtand und einen unvollkommenen Willen behalten wird: ſo lange werden wir auch vergebens auf eine vollkommene Glückſeligkeit in dieſem Leben warten. Das Einzige, was uns alſo übrig bleibt, iſt dieſes, daß wir auf Mittel denken, wie wir dieſe widrigen Zufälle uns erträglich machen und unſere Seele dabei in der Ruhe erhalten, die mit unſerer Glückſeligkeit ſo genau verknüpft iſt. Die Weiſeſten unter den Menſchen haben deswegen die Erfindung dieſes Mittels für das wichtigſte Stück ihrer Unterſuchung gehalten. Aber wenn wir Alles, was ſie zu unſerer Ruhe erſonnen haben, genau betrachten, ſo wiſſen wir nicht, ob wir eher die Schwäche oder die Stärke des menſchlichen Verſtandes daraus erkennen ſollen. Es ſind prächtige Worte, denen aber Geiſt und Leben fehlt; Worte, die nur denen ſtark ſcheinen, die ſie nie unterſucht haben, und deren Schein uns ſo lange beruhigt, ſo lange uns nichts in unſerer Ruhe ſtört. Aber ſo bald kommen die Umſtände nicht, wo uns anfängt, bange um Troſt zu werden, ſo iſt das ganze Spiel des Verſtandes auf einmal verſchwunden; und der großmüthigſte Weiſe iſt in der Stunde ſeiner Anfechtung ebenſo klein, ebenſo unruhig, ebenſo niedergeſchlagen als der Einfältigſte und der Schwächſte. Wenn man uns bewegen will, mit Gelaſſenheit und Ruhe ein Unglück zu ertragen, ſo müſſen wir überzeugt werden, daß daſſelbe entweder ein größeres Unglück verhindere, oder daß es ein Mittel zu einem größeren Glücke ſei. Außer dieſer Ueberzeugung werden alle andern Gründe zum höchſten nichts als Zwang und Verſtellung bei uns wirken, wobei das Herz allezeit gleich unruhig bleibt. Was ſind aber die Gründe, womit uns die Vernunft zu befriedigen ſucht? Sie ſind dieſe: Es könne nicht anders ſein; unſer Unglück ſei eine nothwendige Folge von dem ewigen Zuſammenhange der Welt; es ſei vergeblich, über Dinge zu klagen, die nicht zu ändern wären; man müſſe ſich gewöhnen, unempfindlich zu ſein. Prächtige Worte! Leidiger Troſt! Man will uns mit demſelbigen Unglück tröſten, worüber wir ſeufzen. Unſere Unruhe beſteht darin, daß wir kein Mittel wiſſen, uns von unſerem Unglück loszumachen; und man will uns mit der Nothwendigkeit deſſelbigen befriedigen. Iſt nun unſer Herz erleichtert, wenn wir wiſſen, es ſei für uns keine Hülfe mehr zu hoffen? Wir ſollen uns gewöhnen, unempfindlich zu werden? Aber wird denn ein wirklicher Schmerz durch eine eingebildete Unempfindlichkeit uns weniger empfindlich werden? Können wir unſerer Einbildung dieſe Stärke vornehmlich zu einer Zeit geben, wenn der Geiſt ſchon matt und das Feuer ſchon erloſchen iſt? Iſt uns hiemit im geringſten beſſer gerathen, als einem Kranken, dem der Arzt, als ein ſicheres Mittel gegen alle ſeine Schmerzen, rathen wollte, er ſolle ſich einbilden, er fühle keine Schmerzen.

Die Lehren, die ſeligen Lehren der Offenbarung werden uns allezeit zur Erlangung unſerer zeitlichen Glückſeligkeit ebenſo unentbehrlich bleiben, als ſie es uns zur ewigen ſind. Sie haben auch in dieſem Stück unſerer Schwachheit zu Hülfe kommen und uns das wahre Mittel zur Zufriedenheit weiſen müſſen, welches unſere Vernunft ſo lange vergeblich geſucht hat. Die Schrift führt uns auf den wahren Urſprung unſeres Leidens und zeigt uns in ſeiner Vorſehung die Urſachen aller Zufälle, die uns begegnen. Gott ſei der Urheber unſerer Glücks- und Unglücksfälle; vor ſeinen Augen ſei nichts in dieſer Welt verborgen; keine Bewegung geſchehe darin ohne ſeinen Willen, und die unanſehnlichſten Geſchöpfe hätten eben ſo viel Theil an ſeiner Vorſorge, als die edelſten und größten; kein Haar falle ohne ſeinen Willen auf die Erde; Weisheit und Liebe wären die beiden erſten

Grundgeſetze ſeines Reichs: die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ſei ſein einziger Endzweck, und nach ſeiner Weisheit könne er keine anderen, als die beſten, Mittel dazu erwählen. Was iſt geſchickter, bei den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens unſere Seelen in Ruhe und Gelaſſenheit zu erhalten, als dieſe Betrachtungen? Unſere Trübſal kömmt von einem gütigen Gott, der uns liebt, der uns zur Glückſeligkeit erſchaffen hat, der die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ſeine Ehre nennt. Unſere Trübſal kömmt von dem allerweiſeſten Gott, der keine anderen, als vollkommene, Mittel zu unſerer Glückſeligkeit erwählen und den kein Unvermögen an Erhaltung ſeiner Abſichten verhindern kann. Dieſe Trübſal kann uns alſo nicht zu unſerem Unglück gereichen. Iſt ſie eine Folge unſerer Sünden, ſo muß ſie dennoch auf unſere Beſſerung zielen. Iſt ſie ein Zufall, zu dem wir nichts beigetragen haben, ſo wird uns Gott ohne unſer Verſchulden noch weniger elend machen. Wir leiden; aber dieſes Leiden iſt vielleicht das Mittel, wodurch uns Gott vor einem größern Unglück bewahren will. Wir weinen; aber unſere jetzigen Thränen ſind vielleicht die Quelle unſerer künftigen Freude. Wir werden nicht erhört; aber vielleicht bitten wir um unſer eigenes Verderben, vielleicht iſt es noch nicht Zeit, unſere Wünſche zu erhören. Wie viel, meine Zuhörer, wie viel würden wir uns die Laſt, die uns jetzt ſo unerträglich iſt, erleichtern können; wie ruhig würden wir uns die Tage unſeres kurzen Lebens machen können, die wir jetzt in Bekümmerniß und Verzweiflung zubringen, wenn uns dieſe Gründe beſtändig vor Augen legen, und wenn wir ihre Kraft durch unſeren Eigenſinn nicht ſelber ſchwächten! Aber unſer Herz, welches nie ſinnreicher iſt, als wenn es auf unſer eigenes Verderben ankömmt, hat die unglückliche Kunſt gefunden, ſich gegen alle dieſe Vorſtellungen unempfindlich zu machen. Es giebt ſich Mühe, mit einer falſchen Erfahrung ſeine eigene Ruhe ſich zu ſtehlen; und unſer blöder Verſtand, der zu ſchwach war, ſelbſt ein Mittel der Zufriedenheit aufzufinden, ſucht in der Widerlegung des wahren Mittels ſeine Stärke zu beweiſen. Iſt dieſe Welt (dies iſt die Sprache des Unglaubens) das Werk einer weiſen Vorſehung; woher kömmt es, daß die Güter derſelben ſo ungleich ausgetheilt ſind? Haben wir nicht Alle ein gleiches Recht zu ihrer Güte? Woher kömmt denn der Ueberfluß des Reichen, und womit hat der Arme ſeine Dürftigkeit verſchuldet? Woher kömmt es, daß dieſer im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen muß, da jener ſeine Tage in Müßiggang und Wolluſt zubringt? Woher kömmt es, daß dieſer in einer Stunde zu ſeiner Ueppigkeit mehr verwenden kann, als hundert Andere zu ihrer Erquickung nöthig hätten, die indeſſen vor Hunger ſterben? Woher kömmt es, daß ſo viel Tauſend ihre Ruhe, ihre Freiheit, ihr Leben dem Eigenſinn eines Andern aufopfern müſſen, mit dem ſie doch von Natur ein gleiches Recht genießen? Iſt ein weiſer Gott der Urheber aller Begebenheiten in dieſer Welt; warum ſtimmen dieſelben mit ſeinen Abſichten ſo wenig überein? Woher kommen die Reichthümer in die Hände der Geizigen, und was iſt der Welt mit der Großmuth des Armen geholfen? Warum wohnt der lebhafte Geiſt in einem ſo ſchwachen Leibe? Und was nützen einem Müßiggänger die Gliedmaßen eines Rieſen? Warum finden wir Witz und Tugend ſo wenig vereinigt? Warum ſind Tapferkeit und Stärke nicht allezeit beiſammen? Warum iſt die Gerechtigkeit von der Gewalt ſo oft getrennt? Warum ſind Glück und Verdienſte ſo ſelten gepaart? Was nützt dem ſeine Wiſſenſchaft, dem es an Geſchicklichkeit fehlt, ſie anzuwenden? Und was iſt der Welt die Klugheit der Weiſen nütze, die mit ihrem Beſitzer nie aus der Finſterniß hervorgezogen wird? Iſt es endlich ein gerechter, iſt es ein heiliger Gott, der die Schickungen dieſer Welt verordnet; woher kömmt die erſtaunliche Ungerechtigkeit in derſelben? Der Gottloſe grünt wie ein Lorbeerbaum, und der Gerechte wird in den Staub getreten; der Spötter erhält Alles, was ſein Herz wünſcht, und des Frommen Gebet bleibt unerhört; der Ungerechte vermehrt ſeine Ruhe mit dem Gute des Armen, und der Unterdrückte vergeht in ſeinem Jammer. Jener nährt ſich und wird fett von den Thränen der Waiſen, und des Redlichen Speiſe ſind Tag und Nacht ſeine Thränen; der verlorene Sohn wird mit Herrlichkeit und Freuden empfangen, und der gehorſame hat nicht ſo viel gehabt, daß er ſich mit ſeinen Freunden hätte ergötzen können. Der freche Sünder wird grau bei ſeiner Bosheit und ſieht das Glück ſeiner Nachkommen noch bei ſeinem Leben blühen, da indeſſen der Gerechte ſich verlaſſen und ſeinen Samen nach Brod gehen ſieht. Können ſolche Unordnungen von einem Weſen kommen, das Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit beſitzt? Kann es in einer Welt, die vom blinden Glücke regiert wird, unordentlicher ausſehen? Und ſucht man uns mit leeren Worten abzuſpeiſen, wenn man uns in einer ſolchen Welt mit einer Vorſehung tröſten will? Werden wir mehr erhört werden? Liebe zu erwarten haben? Werden wir auf mehr Gerechtigkeiten hoffen dürfen? Dies ſind, meine Zuhörer, die Einwürfe, die unſer Unglaube erfunden hat, die Gründe unſerer Ruhe zu beſtreiten. Alles aber, was ſie in ſich halten, läßt ſich in dieſe zwei Sätze bringen:

1) Es iſt keine Vorſehung, weil wir nicht zu der Zeit, wann wir Gott anrufen, erhört werden.

2) Es iſt keine Vorſehung, weil die Güter dieſer Welt ſo ungleich ausgetheilt ſind.

Unſer heutiges Evangelium zeigt uns aber die Gründe, woraus wir dieſe Zweifel widerlegen können. Wir wollen alſo nach deſſen Anleitung erweiſen:

Daß das Vertrauen zu einer göttlichen Vorſehung allezeit ein wahres Mittel ſei, uns in unſerem Unglück zu beruhigen. Es werden *zwei Eigenſchaften* von einem ſolchen Vertrauen erfordert. Die erſte iſt: unſer Vertrauen muß ſtandhaft ſein. Die *zweite* iſt: unſere Forderungen müſſen nicht mit der Weisheit Gottes ſtreiten.

Der Herr gebe uns die Gnade, daß wir mit Deutlichkeit und Ueberzeugung von dieſer Wahrheit reden mögen!

Die Wahrheit dieſer beiden Eigenſchaften finden wir in der Geſchichte, die in unſerem Texte erzählt wird. Es wird uns eine Perſon darin vorgeſtellt, die eins der größten Unglücke erlebt, das der menſchlichen Natur nur widerfahren kann und das dadurch am empfindlichſten wurde, weil es unmöglich war, durch ordentliche Hülfe davon befreit zu werden. Wir tragen unſer Kreuz gemeiniglich mit Geduld, ſo lange wir die Mittel vor uns ſehen, die uns helfen können. Aber ſinken dieſe, ſo weicht auch jene, und verſchwinden dieſe, ſo ſind auch unſere Geduld und unſer Glaube verſchwunden. Das Exempel des Weibes, das wir vor uns haben, iſt in allen Dingen groß. Ihr Leiden und ihr Glaube ſind beide außerordentlich. Ihr Glaube wächſt mit ihrem Kreuze, und ihr Vertrauen iſt da am ſtärkſten, wo ihre Hülfe am weiteſten iſt. Sie nimmt ihre Zuflucht unmittelbar zu dem, von welchem alle Hülfe kömmt; und da ſie bei Menſchen kein Erretten hoffen kann, ſo glaubt ſie bei dem Heilande der Menſchen Erbarmen und Hülfe zu finden. Jeſu, du Sohn David's, ruft ſie, erbarme dich mein! Aber Jeſus antwortet nicht. Gebt hier auf die erſte Eigenſchaft eines wahren Vertrauens Achtung, meine Freunde. Das Stillſchweigen des Erlöſers macht ſie weder zaghaft noch ungeduldig. Jeſus ſchweigt, aber ſie ſchreit. Jeſus antwortet nicht; ſie aber fährt fort mit Bitten. Er gehet weg: ſie ruft ihm nach. Er hört noch nicht; ſie fällt zu ſeinen Füßen und bittet ihn um Hülfe. Endlich erhält ſie eine Antwort; aber was für eine? Es iſt nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und vor die Hunde werfe. Dies iſt der ganze Troſt, und dennoch Troſt genug für ſie. Bemerket hier, meine Zuhörer, die zweite Eigenſchaft des Vertrauens. Sie erkennt, daß ſie ſich die Vorzüge des jüdiſchen Volkes nicht anmaßen könne; ſie erkennt, daß Gott ein Recht habe, ſeine Güter nach ſeinem Wohlgefallen auszutheilen, und daß es der göttlichen Weisheit vollkommen gemäß ſei, dem einen Theile der Menſchen einen Vorzug vor dem andern zu geben. Doch aber bleibt ſie überzeugt, daß Gott die Geringeren deswegen von ſeiner Vorſorge nicht ausgeſchloſſen habe. Sie findet dieſen Troſt ſelbſt in dem Gleichniſſe, welches ſie zu erniedrigen ſcheint. Sie behält die Vergleichung von Kindern und Hunden und zählt ſich ſelbſt unter die Zahl der letztern. Sie erkennt, daß die Weisheit eines Hausvaters erfordere, die Erhaltung ſeiner Kinder ſeine erſte Sorge ſein zu laſſen. Aber wenn die Kinder geſättigt wären, ſo würde auch ein gerechter Hausvater den geringeren Creaturen in ſeinem Hauſe ſo viel zukommen laſſen, als zu ihrer Erhaltung nöthig ſei. Dieſe beſcheidene Unterwerfung ihres Willens unter die göttliche Verordnung erwirbt ihr endlich ihre völlige Beruhigung. Ihr Glaube ſiegt; ihr Gebet wird erhört, und ihre Tochter wird geſund zu derſelbigen Stunde. Ermuntert euch jetzt, andächtige Zuhörer, dieſe beiden Eigenſchaften des Vertrauens, wodurch dieſes unglückliche Weib bei allem ihrem Elende ſo ruhig bleibt, beſonders zu betrachten.

Der erſte war: unſer Vertrauen muß anhaltend und ſtandhaft ſein. Wir kommen Alle darin überein, daß Dasjenige nicht allezeit das beſte ſei, was uns bei dem erſten Anblick am vortheilhafteſten ſcheint. Unter dem prächtigen Glanze eines großen Glücks liegt oft unſer wahres Unglück verborgen; und in Dem, was wir als ein Unglück anſehen, iſt oft der ganze Grund unſerer künftigen Wohlfahrt enthalten. Unſer Leben giebt uns täglich neue Erfahrungen, die dieſes beſtätigen. Unſer Verſtand iſt eingeſchränkt, und unſere Begierden erlauben uns öfters nicht, auch nur die wenigen Kräfte, die uns übrig ſind, recht anzuwenden. Wir urtheilen alſo nur nach dem Schein, und wie es uns gegenwärtig vorkömmt. Wie unmöglich iſt es aber, bei dieſer Unvollkommenheit unſeres Verſtandes allezeit ein gegründetes Urtheil von unſerem Glücke fällen zu können! Werden wir nicht hundertmal etwas als ein Unglück ſcheuen, was das einzige Mittel zu unſerer Wohlfahrt iſt; und werden wir nicht hingegen ebenſo oft nach ſolchen Dingen ſtreben, die nichts als unſer Verderben und Unglück befördern können? So wie unſere Urtheile ſind, ſo ſind auch unſere Wünſche. Was uns glücklich ſcheint, darum bitten wir Gott: Was uns unangenehm vorkömmt, das tragen wir ihm in unſerem Gebet als ein Unglück vor, davon er uns befreien ſoll. Es iſt zwar nichts natürlicher, als daß ein Menſch in allem ſeinen Anliegen ſeine erſte Zuflucht zu ſeinem Schöpfer nehme. Gott ſelber fordert dieſes als die erſte Pflicht von uns und verbindet die gnädigſten Verſicherungen damit. Wem von uns iſt der Befehl des Höchſten unbekannt: Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten? und wer erinnert ſich nicht der Worte des Erlöſers: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben; bittet, ſo werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen ſei? (Pſalm 50, 15. Joh. 16, 23. 24.) Wenn wir aber eine unmittelbare Erfüllung unſeres Gebets als den einzigen Beweis einer göttlichen Vorſehung anſehen wollen; wie oft, wie oft, meine Freunde, würde uns Gott zu unſerem unausbleiblichen Verderben erhören müſſen? Wir würden zwar, ich geſtehe es, unmittelbar überzeugt werden, daß wir erhört wären; aber unſer Unglück würde davon der einzige Beweis ſein. Wir urtheilen nach dem Schein; der Verſtand Gottes dringt in das Innerſte der Dinge. Wir ſehen nur auf das Gegenwärtige; vor ſeinen Augen hingegen ſind auch die unſichtbaren Folgen der künftigen Zeit von Ewigkeit aufgedeckt. Wenn nun Gott nach ſeiner Allwiſſenheit vorherſieht, daß dasjenige, warum wir ihn anrufen, zu unſerer wahren Wohlfahrt nicht gereiche; wenn er vorherſieht, daß es uns an einem viel größeren Glücke hinderlich, oder zu der Zeit, wann wir es verlangen, nicht nützlich ſein werde: iſt es dann nicht ſeiner Weisheit und Güte gemäß, daß er unſere Wünſche nicht erhöre? O wie glücklich ſind wir, daß ein allwiſſender Gott die Verſorgung ſo verblendeter Geſchöpfe, als wir ſind, auf ſich genommen hat! Wie oft iſt unſer Gebet dem eigenſinnigen Schreien unverſtändiger Kinder gleich, die mit ſchädlichen und gefährlichen Dingen ſpielen wollen! Der Glanz und die Farbe gefällt ihnen, und ſie ſehen den Schaden nicht, den ſie damit ſich zufügen werden. Würde man aber auch ſagen, daß der Vater ſein Kind liebe, der aus einer unzeitigen Zärtlichkeit ihm das ſchädliche Gewehr hingäbe und es dadurch in Gefahr ſetzte, die Geſundheit ſeiner Glieder zu verlieren? Würde es nun nicht eben ſo ſehr mit der Liebe Gottes ſtreiten, meine Zuhörer, wenn er unſer Gebet alsdann erhörte, wann er vorausſähe, daß wir dadurch nur unglücklich würden? Hieße dies nicht einem Kinde, das um Brod bittet, einen Stein und für einen Fiſch eine Schlange geben? Können wir aber über dieſe weiſe, über dieſe gütige Vorſorge ungeduldig werden? Er weigert ſich, uns dasjenige zu geben, was uns ſchädlich iſt: heißt das unbarmherzig? Er legt uns ein Kreuz auf, das uns zur Seeligkeit leiten ſoll: heißt dies grauſam? Er zieht unſere Wohlfahrt einem Scheingute vor: liebet er uns deshalb nicht? Er verſchiebt die Erfüllung unſeres Gebets, weil er ſieht, daß ſie unzeitig ſei, und ſpart ſeine Wohlthaten, bis ſie uns nützlicher ſein werden: giebt uns dieſes ein Recht, ſeine Vorſehung zu leugnen? Gütiger Gott! wie blind urtheilen wir oft von deinen Wegen, wie unbillig ſind unſere Gerichte über deine Güte! Laſſet uns doch nur, meine Zuhörer, in die Geſchichte unſeres eigenen Lebens zurückgehen, um uns von den gütigen Abſichten Gottes zu überzeugen. Erinnert euch der Dinge, die wir wohl ehemals als das Kleinod unſerer Glückſeligkeit angeſehen haben. Wie heftig waren unſere Wünſche; wie ungeſtüm waren unſere Begierden, unſere eingebildete Glückſeligkeit zu erhalten! Wir ſeufzten, wir beteten, wir flehten Gott mit Thränen an, er möchte uns erhören; und wie kleingläubig, wie ungeduldig waren wir gegen den gütigen Gott, da er uns nicht erhörte! Aber wenn Gott damals unſer Heil nicht beſſer, als wir, erkannt hätte, wenn er durch unſere unſinnigen Wünſche ſich hätte bewegen laſſen, uns zu erhören: können wir uns ohne Schaudern das Unglück vorſtellen, worin wir jetzt uns befinden würden? Und müſſen wir es nicht ſeiner Güte danken, daß er damals unſerem eigenſinnigen Willen uns nicht gegeben hat? Hätten wir aber ja von alle dieſem die völlige Erfahrung noch nicht; nur Geduld, ſie wird nicht ausbleiben. Wir können von unſeren Unglücksfällen nicht anders urtheilen, meine Zuhörer. Wie Viele ſind nicht, die ihre jetzige Wohlfahrt einem Zufalle zu danken haben, den ſie ehemals als ihr größtes Unglück angeſehen! Wie Viele ſind nicht durch den frühzeitigen Tod ihrer Eltern von einer verderbten Erziehung errettet, die ſie zu allem Guten würde ungeſchickt gemacht haben! Wie Viele ſind nicht durch Armuth und Mangel zum Fleiß und zur Tugend angetrieben und eben dadurch die Säulen des Staats geworden, wovon ſie bei größerem Ueberfluß nichts als die müßigſten Laſten geblieben ſein würden! Wir gehen von der leiblichen Glückſeligkeit zur Glückſeligkeit unſerer Seelen. Würde das Cananäiſche Weib je zu der ſeligen Erkenntniß ihres Erlöſers gekommen ſein, wenn ſie nicht durch Kreuz und Trübſal angetrieben worden wäre, ihn zu ſuchen? Wie viel Aehnliches hat dieſes Exempel mit dem unſrigen? Wie

Viele würden nie zu der ſeligen Erkenntniß ihres Gottes gekommen ſein, wenn er ſie nicht durch Kreuz zu ſich gezogen hätte? Wie oft muß eine ſchwache Geſundheit und ein gebrechlicher Leib uns vor den Laſtern bewahren, die unſere Seele zur Verdammniß führen würden! Wie oft muß der Mangel von dem Wege des Verderbens zurückhalten und uns vor den Sünden ſchützen, die ordentlich mit dem Ueberfluß verknüpft ſind! Wie oft verſperrt uns ein ſchwacher Verſtand den Weg zu dem Rath der Gottloſen und zu den Bänken der Spötter! Wie langſam würden wir oft zur Buße ſein, wie ſelten würden wir an unſer Ende und an das Gericht denken, wenn nicht eine ſchmerzhafte Krankheit die wilde Hitze unſeres Geblüts dämpfte und uns gegen die Lüſte der Welt unempfindlich machte? Da wir nun, meine Zuhörer, nicht allein ſo überzeugende Beweiſe vor uns haben, daß Gott nothwendig beſſer erkennen müſſe, was uns nützlich iſt, als wir ſelbſt; ſondern auch in unſerem eigenen Leben unzählige Erfahrungen davon haben, daß Gott bisher allezeit auf das Gnädigſte für unſere Wohlfahrt geſorgt hat, ob gleich Anfangs ſeine Wege uns verborgen geweſen: was kann uns denn in unſeren gegenwärtigen Trübſalen zum Mißtrauen und zur Ungeduld bewegen? Gott erhört uns nicht: iſt es denn das erſte Mal, daß wir ihn um unſer Unglück gebeten haben? Er hat uns ein Kreuz aufgelegt: iſt dies denn das erſte Mal, daß er uns vom Verderben damit errettet hat? Oder iſt unſer Verſtand jetzt vollkommener geworden, als er ſonſt geweſen iſt? Sind wir jetzt geſchickter, das Weſen der Dinge und ihre Folgen einzuſehen, als vor dieſem? Und wann hat denn Gott aufgehört, gütig und weiſe zu ſein? Wann hat er angefangen, die Regierung der Welt niederzulegen und die Wohlfahrt ſeiner Geſchöpfe dem blinden Zufall zu überlaſſen? Wann wollen wir doch aufhören, an unſerem Unglück zu arbeiten und unſere Tage, die wenigen Tage, die wir zu leben haben, uns ſelbſt unruhig und elend zu machen!

Die Ungleichheit, die ihr in der Welt zu finden meinet, unterhält euren Unglauben noch. Herrſcht ein weiſer Gott über uns, ſagt ihr, woher kömmt dieſe Ungleichheit? Herrſcht ein gerechter Gott über uns, woher kömmt dieſes Anſehen der Perſonen? Sind wir Alle Kinder Gottes, woher kömmt es, daß nur Etliche wie ſeine Kinder verpflegt und die Anderen nicht viel beſſer gehalten werden, als wenn ſie Geſchöpfe von einer weit geringeren Gattung wären? Wir werden, meine Zuhörer, alle dieſe Einwürfe beantworten, indem wir die zweite Eigenſchaft erklären, die wir von einem wahren Vertrauen gefordert haben. Sie war dieſe: Wir müſſen von Gott nichts fordern, was mit ſeiner Weisheit ſtreitet.

Wir können nicht Alle auf dieſelbe Weiſe glücklich ſein. Keiner wird hievon einen Beweis verlangen. Die Welt würde nach ihrem jetzigen Zuſtande ohne die Ungleichheit keinen Augenblick beſtehen können. Wer könnte die Unordnung der Welt ausdrücken, wenn wir Alle gleiches Vermögen, gleiche Ehre, gleiche Kräfte der Seelen und des Leibes hätten. Die Welt würde einem Hauſe gleich ſein, worin lauter Herrſchaften und keine Bedienten wären. Die Ungleichheit der Menſchen iſt das Band der menſchlichen Geſellſchaft und das einzige Mittel ihrer Glückſeligkeit. Wären wir Alle auf gleiche Weiſe glücklich, ſo wäre keiner glücklich. Es müſſen deswegen in der Welt, wie Salomo ſagt, „Arme und Reiche unter einander ſein“ (Sprüchw. Salom. 22, 2.). Dieſer muß herrſchen, ein Anderer muß gehorchen; dieſer muß ſchwach, ein Anderer muß ſtark ſein; dieſer muß mehr Stärke des Geiſtes, jener mehr Kräfte des Leibes beſitzen. Dieſe Ungleichheit erhält beide, den Armen und Reichen; hierdurch iſt der Unterthan ſowohl, als der Regent glücklich; hierdurch lebt der Weiſe und der Tagelöhner. Die Ungleichheit aber hebt die Liebe Gottes und die Glückſeligkeit der Menſchen nicht auf. Die Glückſeligkeit iſt an keinen Stand gebunden. Die Zufriedenheit wohnt ſowohl in Hütten, als in Paläſten. Und wenn wir das Glück der Großen ſo viel höher halten, als das unſrige, ſo iſt es ein Zeichen, daß wir keine Gelegenheit gehabt haben, ihre Umſtände ſo genau als die unſrigen kennen zu lernen. Hat der Reiche mehr Vermögen, ſo hat der Arme mehr Ruhe. Lebt jener in Ueberfluß, ſo iſt dieſer vor den Schmerzen ſicher, die auf den Ueberfluß ordentlicher Weiſe zu folgen pflegen. Hat jener mehr Ehre, ſo hat der Geringe weniger Verantwortung. Lebt jener in Hoheit und Anſehen, ſo iſt der Niedrige in ſeinem Winkel ſicher vor Neid und Verfolgung. Und hat der Weiſe mehr Erkenntniß, o wie glücklich iſt der Einfältige, daß er auch weniger Zweifel hat! Kurz, ein jeder Stand hat ſeine Vortheile und ſeine Beſchwerden; und wenn wir ſie mit einander vergleichen, ſo finden wir, daß der große Unterſchied nur meiſtens in unſerer Einbildung beſtehe. Unſere Ungewohnheit macht es, daß wir den einen Stand für glücklich, den anderen für elend halten. Wir halten den Stand der Ackersleute und Taglöhner für elend, weil wir darin elend ſein würden, die wir in einem anderen Stande zu leben erzogen ſind. Und wir ſchätzen die Bequemlichkeit der Großen für ſo außerordentlich glücklich, weil ſie uns ſelten ſind. Aber die Gewohnheit macht allen dieſen Unterſchied gleich. Dieſe macht, daß der Niedrige ſein Ungemach nicht fühlt, und daß der Reiche ſeine Ergötzungen ohne Empfindung genießt. Jener braucht ſo viel nicht, um vergnügt zu ſein, weil ſeine Sinne nicht ſo zärtlich gewöhnt ſind; und aus eben der Urſache erwecken dem Reichen alle ſeine feinen Ergötzungen kein lebhafteres Vergnügen. Was kann dieſen Streit beſſer entſcheiden, als die Erfahrung ſelbſt? Wenn wir den Ackersmann ebenſo vergnügt, als den Staatsmann, ſehen; wenn wir den Vornehmen ſo oft klagen hören, als den Geringen; wenn der Knecht ebenſo oft fröhlich iſt, als der Herr: müſſen wir nicht daraus ſchließen, daß es nicht der Unterſchied des Standes und des Vermögens ſei, der die Menſchen glücklich oder unglücklich mache. Große Weisheit Gottes, die dieſe Welt ſo vollkommen eingerichtet hat, daß die herrlichſte Ordnung darin herrſcht, ohne daß die Glückſeligkeit der Menſchen das Allergeringſte darunter litte! Ihr aber, die ihr mit dieſer Ordnung Gottes nicht zufrieden ſeid, ſagt, was ihr von Gott mehr fordern könnet? Ihr verlangt, Gott ſoll euch in einen andern Stand ſetzen; euer jetziger ſei euch zu geringe. Unbillige Forderung! Gott hat euch in dieſen Stand geſetzt, den er für euch und die ganze Welt am nützlichſten gehalten; und dieſe herrliche Ordnung der Welt ſoll Gott umkehren! Alle dieſe Vollkommenheiten ſoll er verderben! Und warum? Damit ihr ein Kleid tragen möget, welches zweimal ſo viel koſtet, als euer jetziges; damit ihr etliche glänzende Steine an eurem Leibe tragen möget, die um ein geringes Gewicht ſchwerer ſind; damit ihr dreimal mehr Speiſen auf eurer Tafel haben möget, als ihr genießen könnet; damit ihr euren Namen mit etlichen Zuſätzen vermehren möget, die allen ihren Werth von der Einbildung der Einfältigen haben. O Stolz! o Tollheit! o Gottloſigkeit! Könnet ihr klagen, daß es euch Gott in dem Stande, worein er euch geſetzt hat, an weſentlichen Dingen fehlen laſſe? Wir haben das Gegentheil erwieſen. Worauf gründet ſich nun euer Recht, daß ihr beſſer ſein wollet? Hat euch Gott mehr verſprochen? Oder habt ihr mehr verdient? Gott hat euch die nöthigen Mittel zu eurer Glückſeligkeit verſprochen; dieſe habt ihr. ,,Wenn wir Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns begnügen (1. Tim. 6, 8.).

Können wir uns hiermit nicht beruhigen, ſo werden unſere Begierden ewig unerſättlich ſein. Oder haben wir Güter in dieſe Welt gebracht, worauf wir Anſpruch machen können? Und wo ſind unſere Verdienſte, worauf wir pochen? Sind es etwa die wenigen guten Eigenſchaften, die wir beſitzen? Aber von wem haben wir dieſe? Sind dieſe nicht ſchon ein Geſchenk von Gott? ,,Was haſt du, o Menſch! das du nicht empfangen haſt?'' (1. Cor. 4, 7.) Haben wir deswegen ein Recht, noch mehr von Gott zu fordern, weil er uns ſchon ſo viele Vorzüge gegeben hat? Wir kommen endlich auf den wahren Punkt eurer Ungeduld. Ihr geſtehet, daß ihr von Gott nicht mehr fordern könnet, als er euch gegeben hat; aber Andere, die glücklicher ſind, als ihr ſeid, hätten doch auch nicht mehr verdienet. Dieſes erwarten wir. ,,Ihr murret, daß Gott diejenigen, die nur eine Stunde in dem Weinberge gearbeitet haben, euch gleich mache, die ihr des Tages Hitze und Laſt getragen habet.'' Aber höret die Antwort des Hausvaters: ,,Mein Freund, ich thue dir kein Unrecht; bin ich nicht mit dir eins geworden, um einen Groſchen? Nimm, was dein iſt, und gehe hin. Ich will aber dieſem Letztern mehr geben, als wie dir. Habe ich nicht Macht zu thun mit dem Meinen, was ich will?'' (Matth. 20, 12. 13. 14.) Sehet eure Unbilligkeit. Ihr gebet zu, daß ihr von Gott nichts mehr fordern könnet. Aber es ſchmerzt euch, daß Andere glücklicher ſind, als ihr ſeid. Jene, ſagt ihr, ſind doch nicht beſſer, wie wir. Warum ſollen eben dieſe die Vornehmen, warum ſollen dieſe eben die Reichen ſein? Sind wir nicht Alle gleich? Aber was wollet ihr hieraus beweiſen? Wollet ihr, daß Gott euch Alle gleich groß machen, oder daß er alle Großen eurer Niedrigkeit gleich machen ſoll? Jenes iſt thöricht, und dieſes hilft Euch nichts. Wenn ihr alſo wollet, daß Gott den Unterſchied der Stände dennoch beibehalten ſoll, was folgt denn aus euren Klagen? Dieſes: Gott ſolle euch vielmehr in die Stelle jener Vornehmen, er ſolle euch vielmehr in die Güter jener Reichen ſetzen. Aber warum wollet ihr eben dieſe Vorzüge vor eurem Nächſten haben? Wer von uns hat das Herz, zu ſagen, daß er von Gott mehr verdient habe, als ſein Nächſter? Wir bilden uns ein, wir würden mit unſerm Vermögen mehr Gutes ſtiften, als jener geizige Reiche; wir würden unſere Güter ordentlicher gebrauchen, als jene Verſchwender; wir würden gerechter, wir würden demüthiger ſein, als jener Stolze. Meine Freunde! wir kennen uns nicht, wir ſind in den Umſtänden nie geweſen. Die Unzufriedenheit, die wir über unſern gegenwärtigen Zuſtand blicken laſſen; der Neid, womit wir die Güter der Reichen anſehen; und die täglichen Klagen, die wir über den Stolz der Großen führen, die verrathen uns, daß der Same von dieſem Stolze, von dieſem Geize wirklich in unſerm Herzen liegt, und daß er nur bei uns nicht aufgehen kann, weil er nicht Erde genug hat. Gott kennt uns beſſer, als wir uns kennen; und hätte er geſehen, daß ſeine Güter beſſer verwahrt wären; er hätte ſie uns gewiß gegeben. Und was wiſſen wir, was Gott für Abſicht bei der Austheilung ſeiner Güter hat? Vielleicht ſind die Kaſten jenes Geizigen die Behälter Gottes, worin er ſeine Güter bewahrt, bis er ſie zu ſeiner Zeit austheilen will; vielleicht müſſen ſie durch jene Verſchwender in die rechten Hände kommen; vielleicht iſt der ungerechte Tyrann ein Werkzeug Gottes, womit er die Sünde der Welt heimſuchen will; vielleicht ſteigt jener Stolze ſo hoch, damit uns ſein Fall warnen und behutſam machen möge. Und was wollen wir uns doch bemühen, zu beurtheilen, wie Gott ſeine Welt regiert? Will der Thon ſeinen Töpfer zur Rede ſtellen, warum er aus dieſem Stück Thon Gefäße zu Ehren, und aus jenem Gefäße zu Unehren mache? Wollen wir Gottes Richter ſein? Hat er uns zu Haushaltern geſetzt? Wird er uns deswegen zur Rechenſchaft fordern, wie ein Anderer mit ſeinen Gütern umgeht? Mein Freund! du biſt ja nicht der Regent, der Alles führen ſoll.

Ihr aber, meine Zuhörer, die ihr von der Vorſehung wirklich mehr, als Andere, verſäumt ſcheinet, wir haben noch zwei Worte zu eurem Troſt zu reden. Ihr ſeid auch der Dinge oft beraubt, die zur Nothdurft dieſes Lebens gehören; ihr ſeid mit Schmerzen und Krankheiten heimgeſucht; ihr lebet in Verfolgungen und Nöthen; ihr bittet Gott um Errettung, und er hilft euch nicht; ihr ſchreit eurem Jeſu nach, und er antwortet nichts. Laſſet euch dieſes weder ungeduldig, noch zaghaft machen. Ihr habt die heiligen Urſachen Gottes geſehen; warum er euch nicht erhört. Ihr leidet Mangel an irdiſchen Dingen: glaubet, daß Gott vorher geſehen habe, daß ſie euch an der Seligkeit hindern würden. Spiegelt euch an den Verſuchungen des Ueberfluſſes, wodurch ſo Viele umkommen. „Was hülfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet, und littet doch Schaden an eurer Seele?“ (Matth. 16, 26.) Gott ſucht euch mit Schmerzen und Krankheiten heim. Die Gewißheit der göttlichen Liebe wird euch überführen, daß dieſes die Bande ſind, womit er euch vom Wege des Verderbens zurückhält. Euer Kreuz hat euch zur Erkenntniß eures Erlöſers geleitet, und den Glauben in euch gewirkt. Seliger Gewinn für euch! Iſt die geringe Glückſeligkeit, die ihr hier entbehret, mit jener ewigen auch zu vergleichen? „Iſt dieſer Zeit Leiden auch der Herrlichkeit werth, die dermaleinſt an euch wird offenbaret werden? Hinfort iſt euch beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.“ (Röm. 8, 18. und 2. Timoth. 4, 8.). Dort warten die Güter auf euch, die der Herr euch bereitet hat. „Ihr ſeid hierüber wenig getreu geweſen;“ dort werdet ihr die Stimmen hören: „Ei ihr frommen und getreuen Knechte, gehet ein zu eures Herrn Freude.“ (Matth. 25, 22.) Ihr aber, Große dieſer Erden! wer ſind dieſe Elenden, dieſe Nackenden, dieſe Hungrigen, zu welchen wir reden? Eure Brüder; Kinder mit euch von einem Reiche. Und warum ſind dieſe ſo elend gegen euch? Die Weisheit Gottes hat Etliche von euch geringe machen müſſen, damit Etliche von euch glücklich würden, und die Welt vollkommen wäre. Dieſe eure Brüder ſind alſo die Opfer eurer Ruhe, eurer Bequemlichkeit, eures Vermögens. Gott hätte euch an ihre Stelle ſetzen, und ſie ſein laſſen können, was ihr ſeid. Was iſt alſo billiger, als daß ihr denen, die um euretwillen leiden, ihren Zuſtand auch wiederum, ſo viel als möglich, erträglich machet? Was iſt billiger, als daß ihr ſie mit eurem Ueberfluß wiederum erquicket? Müſſen dieſe ihre Ruhe, ihre Nothdurft, alle ihre Glückſeligkeit für euch hingeben; was iſt gerechter, als daß ihr wiederum für ihre Freude und für ihre Erhaltung ſorget, die euch ſo wenig koſtet? Sie ſind Kinder Gottes ſo wohl als ihr, und Gott hat dieſelbe Liebe für ſie, die er für euch hat. Wie ſchmerzlich würde es nun dem himmliſchen Vater ſein, da er dieſen Theil ſeiner Kinder aus heiligen Abſichten euch nicht hat gleich machen können, wenn er durch euren Stolz und durch eure Unempfindlichkeit ſie noch mehr unterdrückt ſehen müßte! Aber bedenket, daß dieſe eure geringen Brüder es ſind, die dermaleinſt über euer ewiges Heil den Ausſpruch thun werden. Wie ſelig werdet ihr ſein, wenn ihr dieſes Zeugniß von ihnen haben werdet: „Herr! dieſe ſind es, die uns, ob wir gleich arm und niedrig waren, wie Brüder gepflegt haben. Deine Weisheit hatte uns geringer, wie ſie machen müſſen: aber ihre Liebe hat's gemacht, daß wir die Unbequemlichkeiten unſers Standes nicht gemerkt haben. Wir ſind hungrig geweſen, aber ſie haben uns reichlich geſättigt Wir ſind durſtig geweſen, aber ſie haben uns nie unerquickt gelaſſen. Wir ſind nackend geweſen, aber ſie haben uns gekleidet. Wir ſind gefangen geweſen, aber ſie haben ſich unſerer nie geſchämet; ſie haben uns beſucht, ſie haben uns getröſtet, ſie haben ſich unſerer redlich angenommen.“ O! wie ſelig wird euer Lohn ſein, wenn ihr darauf die Stimme eures Erlöſers hören werdet: „Kommt herein, ihr Geſegneten meines Vaters; ich bin's, den ihr geſpeiſt; ich bin's, den ihr getränkt; ich bin's, den ihr erquickt, gekleidet und beſucht habt. Kommt herein, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt.“

Herr! verleihe uns, daß wir alleſammt dieſes Reichs theilhaftig wer-

den mögen. Dir, o Vater, ſammt dem Sohne, und heiligen Geiſte ſei Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Predigt über die Zufriedenheit mit dem Orte unſers pflichtmäßigen Aufenthalts. Matth. 17, 1–9.

Von Dr. Wilh. Abraham Teller.

Durch dich, Herr unſer Gott, leben und ſind wir; und wo wir ſind, da iſt auch nach deinem weiſen Rath für unſer Fortkommen geſorgt, und Gelegenheit genug, es gut zu haben. Nur uns fehlt es zu oft an der Aufmerkſamkeit, es wahrzunehmen, oder an der Geneigtheit, es recht zu bedenken, und auch dafür dir, unveränderlich Gütiger, dankbar zu ſein. Vergieb den Schwachen, die dich darum bitten; und verleihe uns allen Weisheit und Ernſt, die Quellen der Zufriedenheit aufzuſuchen, welche du an jedem Orte fließen läſſeſt für die, die deinen Rath kennen und ehren. Amen.

Die wahre Glückſeligkeit iſt ſo wenig an Einen Ort und an Eine Gegend in der Welt als an Einen gebunden. Wie man es bei jeder rechtmäßigen Lebensart gut haben kann, ſo läßt ſich auch allenthalben ein ruhiges und glückliches Leben denken. Wir müſſen nur nicht etwas Vollkommnes in der Unvollkommenheit ſuchen, unſre Begierden mäßigen, unſre Wünſche einſchränken lernen: ſo werden wir finden, daß es ſo iſt. Dem Guten und Fleißigen wird es nirgends an nothwendigem Auskommen, guten Freunden, mancher Gelegenheit zu vernünftiger Aufheiterung und Erholung ſo ganz fehlen, und für das, was ihm noch abgeht, wird er in ſeiner Gottergebenheit reichen Erſatz finden.

Aber ſo wäre es wohl einerlei, wo man auf ein Gerathewohl in der Welt hinkömmt? So hätte der Landſtreicher recht, der in der weiten Welt aufs Ungewiſſe umherirrt, in der Meinung, es ſei allenthalben gut? Und auch der recht, der Vaterland, Verwandte, Freunde leichtſinnig und ungerufen verläßt, in dem Wahn, daß er aller Orten ſein Glück machen könne? Doch dergleichen Menſchen gehören ſchon nicht zu den Gutgeſinnten und Fleißigen, die allein nach göttlicher Einrichtung, wie ich eben erinnert habe, darauf rechnen dürfen. Und ſo iſt dieſe Wahrnehmung überhaupt nicht dazu da, daß wir unachtſam die Welt durchlaufen ſollen, ſondern daß wir uns den Ort ſollen gefallen laſſen, den die Verſehung zu unſerm Glück auserſehen hat; daß wir das Vaterland lieben ſollen, an welches ſie zunächſt zu unſerm Fortkommen angewieſen hat, und nicht ſo ekelhaft den Aufenthalt verachten, an den uns unſer Beruf bindet. In ſolchen Umſtänden denken und glauben, daß der Weg zum Glück und zur Freude allenthalben für den, nach ewig weiſen und gütigen Geſetzen gebahnt ſei, der ihn betreten will: auch das ſoll ein Theil unſrer chriſtlichen Weisheit und Frömmigkeit ſein, und je öfter wir auf dieſe Ueberlegung zurückkommen, um ſo leichter wird es uns werden, unſern Wünſchen, bald da bald dort zu ſein, und unſrer Unzufriedenheit, wenn es nicht ſein kann, Gränzen zu ſetzen, und die gute Geſinnung uns eigen zu machen, von der ich nun weiter reden will.

Nach ſechs Tagen nahm Jeſus zu ſich Petrum und Jacobum, und Johannem, ſeinen Bruder, und führte ſie beiſeits auf einen hohen Berg. Und ward verklärt vor ihnen, und ſein Angeſicht leuchtete, wie die Sonne; und ſeine Kleider wurden weiß, als ein Licht. Und ſiehe, da erſchienen ihnen Moſes und Elias, die redeten mit ihm. Petrus aber antwortete, und ſprach zu Jeſu: Herr, hie iſt gut ſein. Willſt du, ſo wollen wir hie drei Hütten machen, dir eine, Moſi eine, und Elia eine. Da er noch alſo redete, ſiehe, da überſchattete ſie eine lichte Wolke. Und ſiehe, eine Stimme aus der Wolke ſprach: Dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den ſollt ihr hören. Da das die Jünger hörten, fielen ſie auf ihr Angeſicht und erſchraken ſehr. Jeſus aber trat zu ihnen, rührete ſie an, und ſprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Da ſie aber ihre Augen aufhuben, ſahen ſie Niemand, denn Jeſum allein. Und da ſie vom Berge herabgingen, gebot ihnen Jeſus, und ſprach: Ihr ſollt dies Geſicht Niemand ſagen, bis des Menſchen Sohn von den Todten auferſtanden iſt.

Hier iſt gut ſein! hier wollen wir bleiben! ſo rufte Petrus voll Entzücken aus; aber auch nicht der geſetzte, bedächtige Apoſtel Chriſti, ſondern der Petrus, auf den Alles gleich einen lebhaften Eindruck machte, und der nun überdem, wie Lucas bemerkt (Luc. 9, 32. 33.), eben jetzt noch voll Schlafs war; und ſelbſt nicht wußte, was er redete. So wiſſen auch oft die nicht, was ſie reden, was ſie eigentlich wollen, die nicht allenthalben, wo ſie nach ihren Umſtänden ſein ſollen, zufrieden und vergnügt ſein können, und es anderswo allein gut finden. Daher will ich einmal dieſe Zufriedenheit mit dem Orte unſers pflichtmäßigen Aufenthalts zum Inhalt meiner Betrachtung machen, und nachdem ich ihre Beſchaffenheit werde erklärt haben, einige Ueberlegungen empfehlen, die uns dazu geneigt machen ſollen.

1) Wenn ich ſage, daß wir uns den Ort und die Gegend in der Welt ſollen gefallen laſſen, wo wir unſern Platz von der Vorſehung angewieſen bekommen, ſo meine ich damit die glückliche Gemüthsverfaſſung, die der eigenſinnigen oder ſonſt übereilten Wahl unſers Aufenthalts in der Welt, dem Hang zu beſtändigen Ortsveränderungen und der auch ſich ſo leicht feſtſetzenden Einbildung entgegenſteht, daß es allenthalben beſſer ſei, als da, wo uns unſere Beſtimmung zu ſein nöthigt. Es giebt Menſchen, die nirgends lange bleiben können, immer unſtät und flüchtig ſind, und daher ſich ſelbſt an ihrem Glück und Fortkommen hindern. Laſſet dieſe irgend wohin gerathen, wo mit einmal Glanz und Pracht ihr Auge blendet, ſo iſt nur da für ſie gut ſein, daß ſie nun ſogleich, wie Petrus, ihre Wohnung da aufſchlagen wollen; aber es dauert eine kurze Zeit, ſo gefällt es ihnen ſchon nicht mehr, ſo wollen ſie weiter. Es giebt Andere, die, ſo lange ſie noch auf dem Wege ſind, ihr Glück zu machen, durchaus an dieſem und keinem andern Orte ihr Fortkommen ſuchen wollen, das Vaterland mag von noch ſo großem Umfange ſein, und ſie dann auch darüber manche Gelegenheit verſäumen, ihr Unterkommen zu finden. Wer drängt ſich nicht Alles nach großen Städten? wie ekelt nicht ſo Manchen vor dem Aufenthalt in kleinern oder auf dem Lande? Und noch iſt derer keine geringe Anzahl, die am wenigſten mit ihrem Vaterlande zufrieden ſind. Sie finden es allenthalben beſſer, als in demſelben: es iſt allenthalben gut ſein, nur da nicht. Und dieſe Unzufriedenheit wandelt gemeiniglich die am meiſten an, die in jungen Jahren ohne Erfahrung und ohne Kenntniß ihres eignen Vaterlandes auswärtige Länder bereiſen, oder auch durch das Leſen vieler Reiſebeſchreibungen die Einbildungskraft ſo erhitzen, daß ſie darüber die Welt, die ſie um ſich haben, vergeſſen. Dann fehlt es aber auch nicht an Veränderung Liebenden, die ſich immer aus dem Ort herauswünſchen, an welchen ſie ihr Beruf bindet, der Landmann in die Stadt, der Kleinſtädter in die größere Stadt, und der Bewohner dieſer aufs Land oder in eine ruhigere Gegend. Da wäre gut ſein, denkt man, und wie oft mögen wir Alle, wenn gleich der Eine häufiger als der Andere, uns dieſen Gedanken durch die Seele gehen laſſen! Doch wenn er auch nur mehr vorübergehend iſt, ſich nicht bei uns feſtſetzt, wenn ein Widerwille gegen den Ort unſers von der Vorſehung beſtimmten Aufenthalts und Verdroſſenheit in Abwartung unſers Berufs daraus entſteht, ſo iſt das ſchon zu der Gemüthsfaſſung genug, von welcher ich rede.

Es war an ſich gar nicht zu tadeln, daß Petrus den Ort ſo vortrefflich fand, wo Jeſus, Moſes und Elias ſich miteinander in voller Klarheit unterredeten, und vermuthlich durch das reine Licht, das ſie umgab, auch die natürlichen Schönheiten der Gegend, in der ſie ſich befanden, erhöhet wurden.

In ſolchen Umſtänden, unter ſolchen Eindrücken eines nie empfundenen Vergnügens zu denken und zu ſagen: hier iſt gut ſein! iſt Natur, iſt Ehre des freien unverdorbenen menſchlichen Gefühls. Nur das alſo war die Schwachheit Petri, daß er auch ſogleich für immer da bleiben wollte, wohin er doch nach ſeinem Beruf nicht gehörte. Laß uns Hütten bauen! Wenn er das nicht ſo voll Schlafs geſagt hätte, wie ſauer hätte es ihm werden müſſen, Jeſu in ſeiner Niedrigkeit und unter ſo vielen Beſchwerden noch ferner zu folgen!

Wenn wir alſo mit dem Aufenthalt zufrieden ſein ſollen, den uns unſere Umſtände in der Welt, unſere Geſchäfte und Verbindungen mit der Geſellſchaft nothwendig machen: ſo ſollen wir nur Vorſtellungen und Gedanken in uns nicht zu lebhaft werden laſſen, die Neigung zu ſehr an einen andern Ort heften können, wir mögen ja wohl, ſo lange wir die feſtgeſetzte Stätte unſers Glücks noch nicht kennen, dieſe und jene gut, beſſer als andere, finden, wenn wir dann nur ſtets uns dabei beſcheiden: wer weiß, ob ſie auch für dich ſo gut ſein möchte! Wir können dann wohl, wenn wir ſchon an dem einen Orte unſern zum Sein und zum Bleiben angewieſenen Platz haben, anderen Orten ihre Vorzüge und ihre Annehmlichkeiten zugeſtehen, wenn wir doch nur immer hinzudenken: auch der meinige hat ſein Gutes; da habe ich ſchon mein Obdach, mein Auskommen, meine Freunde gefunden; da iſt mir ſchon ſo manche Freude geworden; was ſollte ich erſt dort aufs Ungewiſſe Hütten bauen? Es zeugt freilich von einer zu eingeſchränkten, und mit dem großen Hauſe Gottes, der Welt, unbekannten Denkungsart, wenn man das Land und die Gegend ſeines irdiſchen Aufenthalts für den Inbegriff aller Schönheiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten hält, und nicht ſelten iſt das beſonders der kindiſche Stolz und die lächerliche Eitelkeit derer, die in großen Städten wohnen. Aber glauben, daß es auch anderwärts gut ſei, es zur Ehre der Vorſehung glauben, die über den ganzen Erdboden ihre Segnungen verbreitet hat, das kann ganz wohl mit dem genügſamen, zufriedenen Sinn beſtehen: für mich iſt hier gut ſein; hier will ich gern leben und ſterben, nachdem du, o Gott, über mich gebieteſt. Wie wenn der Menſch auf einem Spaziergange, bei Einathmung milder, erquickender Luft, bei Wahrnehmung der Anmuth und Pracht der ganzen Natur, ihres Reichthums auf Feldern und Wieſen und den Ausduftungen der ſtärkendſten Wohlgerüche etwas Aehnliches mit dem empfindet, was dem Petrus den Ausruf ablockte: hier iſt gut ſein! er doch aber gleich wohl auch nicht gezwungen wieder zu den Seinigen und zu ſeinen Geſchäften zurückkehrt.

2) Ich denke, dies ſei zureichend, die Zufriedenheit mit dem Orte unſers Aufenthalts nach ihrer wahren Beſchaffenheit kennbar zu machen. Ich will alſo nur noch einige Ueberlegungen empfehlen, die uns dazu erwecken ſollen. Petrus war, wie geſagt, außer Stande, das, was er wünſchte, recht zu bedenken: Er wußte ſelbſt nicht, was er redete, gleich einem Menſchen, der nur eben aus dem Schlafe erwacht und noch halb im Traume ſpricht. Und ganz fehlt es Vielen, die nie lange an einem Orte aushalten können, oder ſich immer weiter wünſchen, oder es da am mangelhafteſten finden, wo ſie Geburt, Stand und Beruf hinweiſen, an dem ernſthaften Nachdenken, welches zu jeder richtigen, gottergebenen Geſinnung gehört. Aber laſſet uns denken: Gott iſt der Regierer deines Lebens und aller Umſtände, unter welchen du lebſt; du lebſt, biſt ein Veränderung liebendes Geſchöpf; und es iſt nichts in der Welt, was alle deine Wünſche befriedigen könnte, allenthalben im Einzelnen Unvollkommenheiten; ſo wird es uns ſchon leichter werden, es uns auch allenthalben gefallen zu laſſen, wo wir nach Gottes weiſer Fügung ſein ſollen.

Gott iſt der Regierer unſres Lebens und der Umſtände, in welche wir zu unſerem Beſtehen verſetzt werden. Sein iſt es, für uns auch den Ort zu beſtimmen, wo wir unſer Glück und Fortkommen finden ſollen. Er hat feſtgeſetzt, wie weit die Menſchen wohnen, ſich auf dem Erdboden verbreiten ſollen (Apoſtelg. 17, 26.), und ſo auch, wie weit jeder einzelne Menſch ſeinen Fuß in der Welt ſetzen ſoll. Das giebt er denn auch Jedem zu erkennen durch die Menge Veranſtaltungen, die er dazu in der Reihe menſchlicher Veränderungen gemacht hat, und die wir weder ſelbſt veranlaſſen, noch hindern können. Das Vaterland, in welchem wir geboren werden, unſre Eltern, unſre Verwandtſchaften, die Gönner, die uns werden, die Gelegenheiten, die ſich uns zeigen, auch außer dem Orte unſrer Geburt bekannt zu werden, der Widerſtand, den wir bei noch ſo gutem Verhalten finden, daſelbſt fortzukommen, und da gegen die verminderten Schwierigkeiten, anderwärts Beifall und Zutrauen zu gewinnen, das Alles gehört zu dem allmächtigen Leiten deß, der zuvor erſehen hat, wo unſers Bleibens in der Welt ſein ſollte. Wir ſtehen auch desfalls unter ſeiner väterlichen Aufſicht und barmherzigen Fürſorge, ſind und leben durch ihn. Und da er denn auch das Maaß unſerer Kräfte des Nutzens, den wir ſtiften können, am genaueſten kennt, ſo können wir uns bei ernſthaftem Beſinnen leicht ſagen, daß es da für uns am beſten ſei, wo wir ohne unſer ängſtliches Zuthun unſer Glück in der Welt machen. Und was ſollten wir da weiter unmuthig ſein, oder wie könnten wir es ſein, ſo wir dieſen Glauben an Gott und dieſes Zutrauen zu ſeiner unverbeſſerlichen Einrichtung mit uns haben? Dann können wir auch gewiß ſein, daß er es nicht an irgend einem Guten uns werde mangeln laſſen, das zu unſrer Aufmunterung und Erfreuung nöthig iſt, wenn wir es ſelbſt wahrnehmen wollen und uns nicht ſelbſt an dem Genuß deſſelben hindern.

Dann ſollten wir doch auch fleißig überlegen, welch ein veränderungsliebendes Geſchöpf der Menſch iſt; wie bald er das Gute einer Art gewohnt wird, und dann wieder eine andere verlangt; wie leicht er mit den Annehmlichkeiten ſeines Orts bekannt und derſelben überdrüſſig nun um ſo lebhafter die Unbequemlichkeiten deſſelben empfindet. Auch dieſes Nachdenken würde bald die Einbildung ſchwächen: da iſt gut ſein; da möchteſt du ſein! und die Ueberzeugung in uns beleben: auch hier iſt gut ſein, wo du einmal in deinem ordentlichen Berufe biſt. Wir würden uns dann leicht ſelbſt ſagen können: „Was würde es mehr ſein, wenn du nun da wäreſt, wo du dich hinwünſcheſt? In Kurzem würde es dir vielleicht nicht mehr gefallen; du würdeſt die Gegend verändern, aber nicht deine Geſinnung; es wird auch da ein Einerlei geben, dafür dir jetzt ekelt, und es wird dir alſo am Beſten gerathen ſein, wenn du gleich hier dieſen Ekel überwindeſt, und in das Einförmige Mannigfaltigkeit zu bringen, dem Gewohnten einen neuen Reiz beizulegen ſuchſt, durch den denkenden, beobachtenden Geiſt, der in dir iſt und der in dem, was um ihn vorgehet, ein weites Feld findet, immer etwas Neues zu bemerken, ſeine Kenntniſſe zu vermehren und ſeine Erfahrung zu vervielfältigen.“ Es iſt alſo wohl ganz richtig, wenn man ſagt, der Menſch müſſe an jeden Ort das Vergnügen mitbringen, den Geiſt und das Herz beſitzen, deſſelben fähig und empfänglich zu ſein, und er werde ſonſt an jedem Orte es umſonſt ſuchen. Das kann ihm nur allein wenig helfen, wenn man ihm nicht zugleich ſagt, er müſſe ſeine Veränderungsſucht, die Urſache mannigfaltigen Misvergnügens, zu mäßigen und zu heilen ſuchen.

Dazu, wie überhaupt zu der Zufriedenheit mit dem Orte unſers Aufenthalts, wird nun auch die Ueberlegung ſehr dienlich ſein, die von der Mangelhaftigkeit einzelner Theile in der Welt hergenommen iſt. Sie ſelbſt, im Ganzen betrachtet, iſt vollkommen, ſo wie ſie das Werk des Weiſeſten iſt, aber kein Ort, keine Gegend in derſelben für ſich gedacht. Ein jeder Wohnſitz der Menſchen hat ſein Gutes; jede in einer Gegend zu einerlei Abſichten verbundene menſchliche Geſellſchaft ihr Gutes; nirgends aber iſt alles Gute vereint anzutreffen. Lebt man etwa an dem einen Orte geſunder, ſo lebt man dafür an einem andern um ſo ruhiger; iſt hier die Natur reizender, ſo iſt dort das geſellſchaftliche Leben angenehmer; iſt in dem einen Lande der Erdboden ergiebiger, ſo iſt in dem andern mehr Gelegenheit zum Abſatz und zum Erwerb; herrſchen in dieſem feinere Sitten, ſo nimmt man in jenem mehr offenherzige Ehrlichkeit wahr; und was der Ungleichheiten dieſer Art mehr ſind. Wer wollte nun ſo unbedingt von einem einzigen Orte behaupten: hier iſt gut ſein, wie derjenige thun mußte, der nun auch zugleich, mit Petrus zu reden, da Hütten bauen wollte? So denke doch keiner, der noch auf dem Wege zu ſeinem Glücke iſt, zu voreilig: hier will ich es machen, denn hier iſt gut ſein; und der ſchon gemacht hat, laſſe ſich's nicht gereuen, es eben hier und nicht anderswo gefunden zu haben. Wo finde ich, denke Einer wie der Andere, in meinem gegenwärtigen Zuſtande das Vollkommene? Wo könnte ich das Alles beiſammen antreffen, was ſich mein unzufriedenes Herz wünſchen könnte? O! es wird auch für mich allenthalben gut, allenthalben ein großer Gewinn ſein, wo ich mir genügen laſſe. (1. Tim. 6, 6.) Lehre mich's, mein Gott, glauben, und dieſes frohe Empfinden eines genügſamen Sinnes für mein größtes Glück achten, daß ich ihm nachſtrebe, bis ich es erlange.

Und ſo wollen wir denn Alle uns noch zuletzt in der Betrachtung vereinigen, wo wir uns an jedem Orte am beſten befinden werden, und oft in ſtillen Ueberlegungen darauf zurückkommen. Wo iſt alſo allezeit und aller Orten gut ſein? Ich denke zuerſt in der Einſamkeit. Ich meine aber damit nicht die mönchiſche, einſiedleriſche, die Unwiſſenheit und Aberglauben erſonnen haben, ſondern die mit Abſicht zuweilen gewählte, um uns göttlicher Wohlthaten lebhaft und dankbarlich zu erinnern, unſern Pflichten nachzudenken, unſre abweſende Freunde uns gegenwärtig zu machen, etwas Gutes zu beſchließen, etwas Nützliches zu leſen: hier iſt gut ſein, und wir werden nie aus dieſer Einſamkeit zurückkehren, ohne im Guten geſtärkt worden zu ſein. Wo iſt ferner gut ſein? Auch unter den Unſrigen, denke ich: denn da iſt offenherzige Vertraulichkeit; da iſt unſchuldige Erholung von den Mühen des Lebens, munterer, unbeleidigender, und, wenn wir ſelbſt wollen, geſitteter Scherz; da verbinden ſich alle immer inniger mit einander in der Freundſchaft und in Wohlwollen. Wo iſt noch weiter gut ſein? Namentlich bei unſeren Arbeiten und Geſchäften: da vergißt man ſo manche Sorge, ſo manche Beleidigung und Kränkung, ſo manche unedle Beeiferung um Glanz, Pracht und Wohlleben. Und wo iſt endlich noch ſo gut ſein? Ohne Zweifel allenthalben, zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo etwas Gutes zu lernen oder zu üben Gelegenheit für uns iſt, von der grünenden Aue an, auf der wir die Herrlichkeit Gottes wahrnehmen, bis zum Sterbebette des Freundes, wo uns die menſchliche Hinfälligkeit in ihrer wahren Geſtalt erſcheint. So viel iſt es Gutſein, wo wir leben, und ſo mannigfaltig iſt es! Suchet, ſo werdet ihr's finden.

Predigt über die geiſtliche Beſchaffenheit des Reichs Chriſti.

Johannes 18, 36.

Von Sack.

Jeſus antwortete: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Meine andächtigen Zuhörer! So lange Jeſus, unſer Herr, auf Erden lebte, erhielt ſich bei ſeinen Jüngern auch noch immer die irrige Meinung, daß er ein irdiſches Reich aufrichten und ſie in demſelben mit ihm herrſchen würden. Zu innig war nach ihren jüdiſchen Vorurtheilen dieſer Gedanke mit ihrer Hoffnung auf einen Erretter Iſraels verwebt, als daß weder die Niedrigkeit und anmaßungsloſe Beſcheidenheit, in welcher unſer Heiland lebte, noch auch die Beſchaffenheit ſeiner Lehren und Vorſchriften ſie davon gänzlich zu befreien vermochte. Jeſus ertrug auch dieſe Schwachheit ſeiner von ihm erwählten Zeugen mit Geduld. Er wußte, daß ſie in der Folge ganz andere Begriffe von dem Zwecke ſeiner Sendung bekommen würden, und ſich ihr auf ihn geſetztes Vertrauen von allen den Hoffnungen auf irdiſche Macht, die ihnen jetzt noch ſo viel werth waren, reinigen würde. Und dieſe Wirkung mußte nun insbeſondere die Begebenheit haben, deren Zeugen ſie bald nach ſeiner Auferſtehung wurden. Durch ſeine Entfernung von der Erde mußten nun auf einmal ihre Gedanken und Hoffnungen eine andere Richtung bekommen. Andere und höhere Erwartungen mußten entſtehen, da derjenige, den ſie als ihren Herrn verehrten, die Erde verlaſſen hatte. — Eine ähnliche Wirkung muß das Andenken an die Erhöhung unſers Heilandes bei uns Allen hervorbringen. Und da noch immer auf mancherlei Weiſe die Herrſchaft Jeſu einer irdiſchen Herrſchaft ähnlich geachtet wird: ſo werde ich an dieſem Feſttage zu zeigen ſuchen, wie wenig ſie mit derſelben gemein habe. Die Worte des Textes geben dazu die beſte Anleitung. Sie enthalten die Antwort, die unſer Heiland ſeinem Richter Pilatus gab, da derſelbe ihm die Frage vorgelegt hatte: ob er der Juden König ſei? Jeſus erwiederte darauf, daß er allerdings das Oberhaupt eines Reiches ſei, daß aber dieſes Reich von einer ganz andern Natur und Beſchaffenheit ſei, als irdiſche Reiche. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt — und er fügt auch ſogleich einen Beweis hinzu, der den römiſchen Landpfleger überzeugen konnte, daß er es nie darauf angelegt habe, ſich eine irdiſche Herrſchaft zu erwerben. „Wäre mein Reich von dieſer Welt: meine Diener würden drob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun iſt mein Reich nicht von dannen.“ Von welcher Art iſt es denn aber? Welche Gewalt, welche Herrſchaft, welche Regierung iſt es, die Jeſu Chriſto nach Gottes Willen beſchieden war? und die er auch erlangt hat, und beſitzt, und behaupten wird bis an's Ende der Welt. Wie herrſchet er? Und welche ſind ſeine Unterthanen und Reichsgenoſſen? Und welchen Geſetzen ſind ſie unter ſeinem Scepter unterworfen? Und was können ſie von ihm und durch ihn erwarten und hoffen? Gewiß ſehr wichtige Fragen für uns Bekenner des Namens Jeſu! Wir wollen unſer Nachdenken darauf heute gerichtet ſein laſſen, und wenn wir uns

zuerſt von der Beſchaffenheit des Reiches Chriſti eine richtige Vorſtellung werden gemacht haben: ſo wollen wir

zweitens ſowohl die Belehrungen, als die Tröſtungen zu Herzen nehmen, die daraus für uns folgen.

1) Wenn Jeſus unſer Heiland von einem Reiche redet, deſſen Oberhaupt und Beherrſcher er ſei, ſo verſteht ein Jeder ſogleich, daß er damit eine ihm gebührende Gewalt und Regierung verbunden habe; und daß er alſo auch Unterthanen haben müſſe, die von ihm beherrſcht und regiert werden. Wenn er aber ſogleich hinzuſetzt: daß dieſes Reich nicht von dieſer Welt ſei, daß es alſo mit irdiſcher Würde und Herrſchaft weiter keine Aehnlichkeit habe: ſo lernen wir daraus, daß wir hier alſo bloß an eine geiſtliche Gewalt zu denken haben.

In einem geiſtlichen Sinne kann man mit Recht demjenigen ein Reich zuſchreiben, der über die Seelen gebietet, der durch Wohlthaten, die er erwieſen, durch Erkenntniſſe, die er mitgetheilt, durch Geſinnungen, die er eingeflößt, durch Hoffnungen, die er erweckt und erfüllt hat, in dem Herzen ſelbſt ſich einen Thron errichtet hat. Hat er ſich Dankbarkeit und willigen Gehorſam, und ein uneingeſchränktes Vertrauen erworben; werden ſeine Geſetze nicht aus Zwang und Furcht, ſondern aus Ueberzeugung und Erfahrung, daß ſie weiſe, gütige und wohlthätige Geſetze ſind, befolgt; und ſind es deren nun unzählige, die ihm anhangen, die ſich innerlich von ihm regieren laſſen, die zu ſeiner Ehre und nach ſeinem Willen leben: und in der Hoffnung auf ihn dulden und ſterben — o ſo hat er allerdings ein Reich — und ſolch ein innerliches und geiſtliches Reich hat Jeſus errichtet. — Wie hat er es errichtet? Die Reiche dieſer Welt werden gemeiniglich durch die Gewalt der Waffen gegründet, die Diener derer, die darnach ſtreben, kämpfen darob — nicht ſo das Reich Jeſu; es iſt nur durch eine geiſtliche Gewalt, durch die Gewalt der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe gegründet. Jeſus lehrte Gott, den Vater der Menſchen, kennen, lieben, verehren; er verkündigte Gnade und Vergebung, und verſicherte Gottes Vorſorge, Gottes Beiſtand zum Guten, Gottes nie verlaſſende Liebe; er brachte Leben und unvergängliches Weſen ans Licht, — er ging umher und that wohl — er rief die Sünder zur Buße; er befreite von den furchtbarſten Feinden menſchlicher Ruhe und Glückſeligkeit, von der Unwiſſenheit, von dem Aberglauben, von der Herrſchaft ſündlicher Begierden, von der Gewiſſensangſt, von der Furcht des Todes. Er war gekommen, nicht um als ein weltlicher Fürſt zu herrſchen, ſondern um zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren war. Und das that er in Demuth, in Sanftmuth, in Selbſtverleugnung, in Niedrigkeit. Ihm war nicht darum zu thun, ſich dienen zu laſſen, ſondern zu dienen, und in dieſen über Alles wohlthätigen Dienſten ſein Leben ſelbſt aufzuopfern. Er gab ſich willig in den Tod der Verſöhnung, durch welchen nach Gottes Rathſchluß die Menſchen mit himmliſchen und ewigen Gütern geſegnet werden ſollten. — Und ſo gründete er ſein Reich durch Wohlthun und Helfen und durch Vergießung ſeines Blutes am Kreuze. — Auch ſollte es nach ſeiner Abſicht nie anders als durch die Kraft der Wahrheit und durch die Wirkſam des Glaubens an ihn ausgebreitet werden. Darum wählte er unangeſehene, geringe, arme Menſchen zu ſeinen Apoſteln. Die mußten unter Verfolgung und Trübſal in der Welt umhergehn, und ihn, den Gekreuzigten, predigen, und nun durch dieſe Predigt ihm Herzen gewinnen, und Unterthanen ſammeln, aus allen Völkern des Erdbodens. Die Waffen, die ſie gebrauchen ſollten, waren nicht fleiſchlich, ſondern es waren geiſtliche Waffen, nämlich Erweis der Wahrheit an die Gewiſſen der Menſchen, — eine Kraft Gottes, vor welcher alle menſchliche Gewalt ſich beugen muß; die Stimme ſeines Wortes; die Wirkung ſeines Geiſtes.

Wie nun Chriſti Reich in der Art und Weiſe, wie es gegründet war, nicht von dieſer Welt war: ſo iſt es auch in ſeiner Beſchaffenheit von den Reichen dieſer Welt gänzlich verſchieden. Hier iſt kein in die Augen fallender Pomp und Glanz, hier ſind keine durch Raum und Zeit beſchränkte Gränzen; hier ſind keine weltliche Anſprüche und Streitigkeiten; hier ſind keine blos zu äußerlichen Handlungen verpflichtende Geſetze; keine irdiſche Belohnungen, keine leibliche Strafen. Dieſes Reich kömmt nicht mit äußerlichen Geberden, nicht mit hörbarem Geräuſch, nicht mit ſichtbaren Zeichen — es iſt in euch, ſagt unſer Erlöſer; es iſt in der unſichtbaren Gegend eurer Gedanken, eurer Neigungen, eurer Geſinnungen. Wo Glaube, wo Gottſeligkeit, wo Liebe, wo Friede und Freude in dem heiligen Geiſte ihr Werk haben, da iſt Chriſti Reich; erneure dein Herz und lebe nach der Lehre Jeſu, thue Buße und glaube an das Evangelium: ſo wirſt du und biſt du ein Unterthan dieſes Reiches. Die Geſetze, die hier gegeben werden, betreffen nicht dieſes oder jenes äußerliche Werk: ſie fordern Reinigkeit des Herzens, fromme Geſinnungen und ein unbeflecktes Gewiſſen; die Güter, die hier angeboten und genoſſen werden, ſind geiſtliche Güter; Vergebung der Sünden, Ruhe des Gemüthes, Hoffnung zu Gott, die nie zu Schanden werden läßt; der Schutz, der hier zu erwarten iſt, iſt nicht ein Schutz gegen leibliche Feinde — es iſt ein Schutz gegen das, was der innerlichen Wohlfahrt unſers unſterblichen Geiſtes ſchadet. Die ganze Abſicht dieſer Herrſchaft Jeſu iſt nicht, daß wir hier in der Welt zeitliches Wohlergehen genießen, Reichthümer beſitzen, zu irdiſchen Ehren kommen, und unſere ſinnliche Begierden befriedigt werden ſollen. Nein, Andächtige! es iſt eine höhere Abſicht, ein edlerer Zweck — nemlich, daß es uns an unſern Seelen wohlgehe, daß wir gebeſſerte Gottergebene, zu Allem, was recht und gut iſt, willige und tüchtige Menſchen, und als ſolche würdig werden mögen, jene Welt zu erlangen. Von dieſer Beſchaffenheit iſt das Reich unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti. Es iſt nicht von dieſer Welt; nicht in ſeiner Entſtehung, nicht in ſeinen Geſetzen, nicht in ſeinem Zwecke, nicht in ſeiner Glückſeeligkeit. Es iſt ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Seeligkeit. — Eben deswegen hat es denn nun auch mit den weltlichen Königreichen gar nichts zu thun; es thut ihnen in ihren Einrichtungen und Rechten durchaus keinen Abbruch. Es hindert ſie nicht; es ſtreitet nicht mit ihnen; es ſchadet ihnen niemals; es befeſtigt ſie vielmehr, indem es fromme und getreue Unterthanen macht, die ſich der weltlichen Obrigkeit auch um des Gewiſſens willen gern unterwerfen; und alle gerechte Abſichten derſelben durch Berufstreue und durch Gebet gern befördern.

Hat es aber nun dieſe Bewandtniß, meine andächtigen Zuhörer, mit dem Reiche Chriſti: ſo iſt auch eben deswegen das Reich unſers Heilandes theils weit herrlicher, theils weit ausgebreiteter, theils weit dauerhafter, als irgend ein Reich von dieſer Welt.

Es iſt erſtlich herrlicher. Denn welche Herrſchaft kann mit derjenigen an Würde und Vortrefflichkeit verglichen werden, die ſich über die Seelen ſelbſt erſtreckt? — es iſt dabei nicht bloß auf äußerliche Ordnung und Ruhe, ſondern auf innerliche Beſſerung und ewige Glückſeeligkeit abgeſehen; es iſt herrlicher, denn es iſt auf lauter Wahrheit und Gnade gegründet, und hat mit Gottes allweiſer Regierung ſelbſt einerlei Geſetze, einerlei Zweck.

Es iſt zweitens ausgebreiteter als ein Reich von dieſer Welt. Dieſes iſt immer nur auf ein gewiſſes Volk und auf einen ſehr geringen Theil des Erdbodens eingeſchränkt. So nicht das Reich Chriſti, das iſt nicht an eine beſondere Nation, oder an ein beſonderes Land gebunden. Sondern in allerlei Volk, wer Gott fürchten und recht thun will, der kann ein Unterthan deſſelben werden. Kein irdiſcher Unterſchied ſchließt von demſelben aus. Alle können unter Deſſen Scepter glücklich ſein, der zum Herrn über Alles erhöhet worden iſt. — Das Licht des Evangeliums kann alle Gegenden der Erde mit ſeinen wohlthätigen Strahlen erleuchten; es iſt auch gewiß von Gott beſtimmt, noch immer weiter und ungehinderter menſchlichen Seelen auf dem Wege zum Himmel vorzuleuchten.

Welch eine unzählbare Menge derer, die ſchon als Unterthanen des Reiches Chriſti zu Gott und zur Seeligkeit gekommen, und die noch dazu kommen werden, bis an das Ende der Zeiten! Johannes ſahe ſie im Geiſte — „eine große Schaar, welche Niemand zählen könnte, aus allen Völkern, Geſchlechtern und Sprachen, die ſtanden vor dem Thron, und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen."

Jedoch Chriſti Reich, Andächtige, iſt drittens auch dauerhafter als ein Reich von dieſer Welt. Die Reiche von dieſer Welt hören nach einer gewiſſen Zeit auf, ſo mächtig ſie auch ſonſt ſein mögen. Und wenn ſie auch dem Namen nach fortdauern: ſo macht doch der Tod, der Könige und Unterthanen wegnimmt, der Herrſchaft jener, und der Unterthänigkeit dieſer ein Ende. Aber das geiſtliche Reich Chriſti dauert von Geſchlecht zu Geſchlecht, die Wahrheit, die er gelehrt, das Verdienſt, das er ſich erworben, bleibt, und bleibt in Ewigkeit. Himmel und Erde werden vergehen, aber nicht ſeine Worte. Der Tod hat über ihn und ſeine Regierung keine Gewalt. Denn er lebt, und die Seinen ſollen auch leben. Kein Tod kann ſie von ihm trennen; ſeines Königreiches wird kein Ende ſein.

Laßt uns nun in unſrer zweiten Betrachtung auf einige von den Belehrungen und Tröſtungen merken, zu welchen uns die Wahrheit, daß das Reich Jeſu dieſe geiſtliche Beſchaffenheit habe, hinführt.

2) Die erſte Lehre, meine andächtigen Zuhörer, auf die wir merken wollen, iſt dieſe: Iſt das Reich Chriſti nicht von dieſer Welt, ſo kann es auch immerfort nicht durch die Mittel ausgebreitet werden, durch welche irdiſche Reiche Zuwachs und Stärke erlangen. Hier kann keine Gewalt, kein Reichthum, kein leiblicher Zwang das Allergeringſte vermögen. Hier kann durch Befehle, durch Drohungen, durch Strafen nichts erzwungen werden. In dem Reiche Chriſti kömmt es, wie wir geſehen haben, auf Glauben, auf Gottſeligkeit, auf Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit an. Das Alles aber hängt nicht von weltlicher Gewalt und menſchlicher Verſchlagenheit ab. Der Glaube läßt ſich nicht gebieten; der Wahrheit kann man nicht durch Waffen Platz machen, oder Eingang in die Seelen verſchaffen. So oft man daher durch Verfolgung und durch Gewaltthätigkeiten das Reich Chriſti hat ausbreiten wollen: ſo hat man es mit einem Reiche dieſer Welt verwechſelt! man hat ſeine wahre Beſchaffenheit nicht gekannt, oder nicht kennen wollen. Man iſt mehr darauf bedacht geweſen, ein irdiſches Reich zu gründen, oder zu erhalten, als Gott und Jeſu Unterthanen zu gewinnen. Lehren, ermahnen, Gottes Wort dem Verſtande und dem Herzen nahe bringen, das iſt, außer einem guten Beiſpiele, das Einzige, was Menſchen zur Ausbreitung der wahren Religion thun können, und thun ſollen. Wo weltliches Befehlen und Herrſchen iſt, da iſt ein irdiſches Reich Gottes, nicht die ſanfte, geheime, geiſtliche Herrſchaft Jeſu.

Wie dieſe nun nicht durch weltliche Gewalt ausgebreitet werden kann, ſo kann ſie auch eben ſo wenig durch Gewalt und Macht angegriffen und zerſtört werden. Und das iſt für alle rechtſchaffene Chriſten ein ſehr großer Troſt. Es iſt verſucht worden in der Welt; man hat das Reich Chriſti, als ſei es ein irdiſches Reich, mit weltlichen Waffen beſtreiten und umſtürzen wollen. Obrigkeiten haben ihre Gewalt dagegen aufgeboten; Gefängniß und Martern, Feuer und Schwert haben die Herrſchaft Jeſu bekämpft. Aber mit wie wenigem Erfolge! Wie ſich Ueberzeugungen und Geſinnungen nicht durch Gewalt geben laſſen, ſo laſſen ſie ſich auch nicht durch Gewalt entreißen. Keine Drohungen, und keine Martern können die Wahrheit in ihrem Fortgange aufhalten. Das Sichtbare kann das Unſichtbare nicht erreichen, und ihm alſo auch nicht ſchaden. Das Reich Chriſti liegt in einem Gebiete, in welches keine menſchliche Macht eindringen kann. Die Erfahrung hat deswegen auch gezeigt, daß alle Verfolgungen, die über die Chriſten ergangen ſind, dem Reiche des Erlöſers nicht den mindeſten Abbruch gethan haben. Nicht allein iſt dieſes Reich unerſchütterlich feſt ſtehen geblieben, ſondern es hat ſich auch unter allen Drangſalen, die die äußerliche Kirche zu erdulden gehabt hat, innerlich befeſtigt. Das Blut ſo vieler Tauſend Märtyrer hat das Licht des Glaubens und die Flamme der Liebe zu Jeſu nicht ausgelöſcht, ſondern vielmehr heller und ſtärker gemacht. Daraus lernen wir, wie ſicher wir dabei ſein können, wenn es auch der Vorſehung gefallen ſollte, die Gemeine des Herrn wieder durch Verfolgungen und durch Leiden zu prüfen und zu reinigen; und alle Gewaltige der Erde ſich ein Geſchäft daraus machten, das Chriſtenthum vertilgen zu wollen. Dazu ſind ſie viel zu ohnmächtig. Vor allen ihren Unternehmungen werden wir uns nicht zu fürchten haben. So, ſo wird Chriſti Thron nicht erſchüttert, nicht umgeworfen werden. Das nur würde ihn erſchüttern können, wenn ein Lehrer auf Erden erſchiene, der noch heilſamere Wahrheit den Menſchen vom Himmel brächte, als Jeſus; ein Wohlthäter, der noch mehr für ſie thäte, als er gethan hat; ein Helfer, der mit noch mehr Liebe für das Heil und die Seeligkeit der Sünder ſorgte, als er geſorgt hat. Dann möchten die, die nach Wahrheit fragen, und die nach Gerechtigkeit dürſten, ſich zu dem hinwenden, der mit noch mehr Weisheit und Güte herrſcht, und in deſſen Reiche noch mehr Seelenruhe, noch mehr Vertrauen auf Gott, noch mehr Antrieb zum Guten, noch mehr Seeligkeit zu finden iſt. Da das aber nie geſchehen kann und nie geſchehen wird; o! ſo haben wir auch nie zu beſorgen, daß Menſchen, die nichts wider Gott vermögen, ein Reich, das er gegründet hat, je zerſtören werden.

Jedoch ich gehe zu einer zweiten hieraus folgenden Lehre über.

Chriſti Reich iſt nicht von dieſer Welt; alſo haben wir als Unterthanen deſſelben auch nicht weltliche Glückſeeligkeit zu erwarten. Das heißt, wir können uns nicht verſprechen, daß wir darum, weil wir Chriſten ſind, von zeitlichem Uebel und Ungemach werden befreit, oder zu irdiſcher Ehre, irdiſchem Reichthum, irdiſchem Wohlleben gelangen werden. Trübſal und Noth iſt ſo wenig ein Beweis, daß man nicht ein guter Unterthan Chriſti ſei, daß der Heiland es vielmehr ſeinen erſten Jüngern deutlich vorausgeſagt hat, daß ſie ſich unter ſeiner Regierung darauf gefaßt zu machen hätten. „Wer mein Jünger ſein will, der verläugne ſich ſelbſt, und nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir nach.“ (Matth. 16, 24). Gute Tage, wie ſie die Welt gern hat, hat er nicht verheißen. Er ſelbſt hatte ſie nicht; wie können wir ſie verlangen? — Damit will ich nicht ſagen, daß es einem rechtſchaffenen Chriſten nicht auch im Leiblichen wohl gehn könne, ſondern nur, daß er dieſes Wohlergehn nicht als einen Segen des Reiches Chriſti anſehen und begehren ſolle; und daß es ihn nicht befremden müſſe, wenn er auch durch mancherlei Leiden und Trübſale hindurch muß. Auf dem Wege der Frömmigkeit und der Tugend nur nach zeitlichem Glück trachten; auf dieſem Wege irdiſche Güter und Glückſeeligkeit ſuchen, das heißt: Chriſti Reich zu einem Reiche von dieſer Welt erniedrigen. Chriſtus verheißt und giebt ſeinen Unterthanen andere und beſſere Güter. Er verheißt und giebt ihnen frohes Bewußtſein der Gnade Gottes, ein ruhiges, zufriedenes Herz, ein reines, unbeflecktes Gewiſſen, eine Seele voll Menſchenliebe, voll Geduld, voll Ergebung in alle Rathſchlüſſe der Vorſehung, voll Hoffnung auf eine beſſere ewige Glückſeeligkeit im Himmel. Seid ihr mit dieſen Gütern geſegnet: ſo werdet ihr alles Weltglück ohne Neid und ohne Kummer entbehren; und um keiner Leiden willen, die ihr zu erdulden haben möget, denken oder ſagen, daß ihr es als Unterthanen eures Erlöſers nicht gut, unendlich gut habt. Ihr werdet nicht mit jenen Jüngern in Irdiſchgeſinntheit fragen: Herr, was wird uns dafür, daß wir dir nachfolgen, dir anhangen, deinen Geſetzen uns unterwerfen? — denn es iſt euch das unſchätzbarſte Gut dafür geworden, ein rechtſchaffenes Herz und die Verſicherung, daß euch nichts von der Liebe eures Gottes, und von der Seeligkeit, zu der er euch berufen hat, ſcheiden könne.

Aber endlich, Andächtige, das Reich Chriſti iſt nicht von dieſer Welt. Alſo kommt es bei dem Gehorſam und der Treue, die wir als Unterthanen dieſes Reiches zu beweiſen haben, auch nicht auf einen Dienſt vor Augen, nicht auf leibliche Uebungen, nicht auf äußerliche Werke an. Das Alles gilt in weltlichen Regierungen, wo auch der weiſeſte Beherrſcher das Herz nicht ſehen, die Geſinnungen nicht erforſchen kann. Aber in Jeſu Reich ſoll Alles Geiſt und Leben ſein; hier wird das Herz ſelbſt, nicht dieſes oder jenes Werk, von dir gefordert. Hier gilt alſo auch kein Name, keine äußere Kirchengemeinſchaft, keine Andacht, keine Verehrung des Mundes, kein Herr! Herr! ſagen, keine Taufe und Abendmahl, kein Büßen, Beten und Faſten. Das Alles gilt nicht, wenn dein Herz nicht dabei iſt. Das ſei euch keine harte Rede, denn die Schrift ſagt es, und die Natur des geiſtlichen Reiches Jeſu bringt es ſo mit ſich, nur eine neue Creatur, heißt es ausdrücklich, gilt in Chriſto Jeſu. — Was iſt das aber: eine neue Creatur? Es iſt ein durch eine wahre Sinnesänderung gereinigtes, durch den Glauben geheiligtes Herz. Das macht uns erſt zu guten Unterthanen unſers erhabenen Mittlers. Das giebt allen unſern Verehrungen und guten Werken erſt ihren wahren chriſtlichen Werth.

Möchten wir deswegen Alle von dieſen Betrachtungen vorzüglich die Anwendung machen, daß wir mit Unparteilichkeit uns ſelbſt prüfen, ob wir zu denen gehören, die ſich der Beſchaffenheit und der Güter des herrlichen Reiches unſers hochgelobten Erlöſers wahrhaftig erfreuen und getröſten können. Ein Jeder von uns nehme vor Gott die Entſchließungen, zu welchen er ſich durch dieſe Prüfung veranlaßt finden wird. Ich will nur noch dieſe einzige Vorſtellung hinzufügen. Wie müſſen diejenigen, die ſich gegen den, den Gott zum Herrn und Heiland gemacht hat, nicht freventlich empören; wie müſſen ſie angetrieben werden, ihm mit ihrer ganzen Seele zu huldigen und ſich ganz ſeinem Dienſte zu weihn, wenn ſie bedenken, welch ein heiliges Recht er ſich durch ſein Leiden und ſeinen Tod auf ihre Liebe, auf ihren Gehorſam, auf ihre ewige Denkart erworben hat! Hat er ſich nicht uns unendlich theuer zu ſeinem Eigenthum erkauft? Können wir an ſeine Leiden und an ſeinen Kreuzestod denken, können wir insbeſondere das feierliche, rührende Gedächtniß ſeiner Liebe im Abendmahl begehn, ohne den Vorſatz zu faſſen: Ja ich will dem leben, der für mich geſtorben iſt; ich will ſeine Lehren mein Geſetz, ſeinen Geiſt meinen Führer, ſeinen Wandel mein Vorbild ſein laſſen. Ich will geſinnet ſein, wie er geſinnt war, nicht die Sünde, nicht mein eigner verkehrter Wille, nicht das Anſehn und Beiſpiel der Menſchen, nicht die Welt und ihre Luſt ſollen hinführo in mir herrſchen. Er allein, dem ich ganz angehöre, ſoll in mir leben und regieren.

Laßt uns mit dieſen Gedanken und Entſchließungen dieſes heilige Feſt feiern. Dank und Freude erfülle unſre Seele, daß unſer Heiland nicht ein Reich von dieſer Welt errichtet hat? daß wir, als ſeine Erlöſete, Unterthanen eines beſſern und dauerhaftern Reiches ſind; und unſer ernſtlichſter Fleiß ſei nur dahin gerichtet, daß wir der Glückſeeligkeit dieſes Reiches nicht verluſtig gehen mögen. So ermahnte ein Apoſtel die erſten Chriſten und mit dieſer Ermahnung will ich ſchließen: „Lieben Brüder, wendet allen euren Fleiß daran, euren Beruf und eure Erwählung feſt zu machen. Denn wo ihr ſolches thut, werdet ihr nicht ſtraucheln; und alſo wird euch reichlich dargegeben werden der Eingang zu dem ewigen Reich unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti.“ (1. Petr. 1, 10. 11.) Amen.

Predigt über den Werth des gemeinſchaftlichen und öffentlichen Gottesdienſtes. Pſalm 27, 4.

Von G. J. Zollikofer.

Gott, an dich zu denken, dich zu verehren, mit dir Gemeinſchaft zu haben, welch ein würdiges ſeeliges Geſchäft iſt das nicht! Wie weit erhebt uns das nicht über alle andere Bewohner des Staubes! Wie nahe bringt es uns nicht deinen Verehrern im Himmel und dir ſelbſt, der du ihnen und uns Alles in Allem biſt! Ja, wenn wir an dich denken, dann denken wir an Alles, was gut, was groß, was erhaben, was verehrungs- und liebenswürdig iſt! Wenn wir dich anbeten, dann beten wir den Schöpfer und Herrn der Welt, unſern und aller Menſchen weiſeſten, gütigſten Beherrſcher, huldreichſten Vater, größten Wohlthäter an! Wenn wir mit dir Gemeinſchaft haben, dann haben wir Gemeinſchaft mit dem ewigen, unerſchöpflichen Quell alles Lichts, alles Lebens, aller Glückſeeligkeit! Wenn wir uns mit deinem Dienſte beſchäftigen, dann fühlen wir die ganze Würde des Menſchen und des Chriſten; fühlen es, daß wir deines Geſchlechts, deine Kinder, daß wir großer Dinge fähig und zu großen Dingen von dir beſtimmt ſind! O möchte uns doch der Gedanke an dich und die Gemeinſchaft mit dir ſtets das ſein und gewähren, was es kann und ſoll! O möchten wir doch den Ort, der dieſen heiligen Beſchäftigungen geweiht iſt, nie ohne Ehrfurcht betreten und nie ohne Segen verlaſſen! Laß uns doch, Allgegenwärtiger, laß uns hier deine Gegenwart immer inniger fühlen, und den Einfluß deines Geiſtes immer kräftiger erfahren! Laß Licht und Leben, und Troſt und Kraft von deinem Throne auf uns herabfließen, ſo oft wir hier im Gefühl unſrer mannigfaltigen und dringenden Bedürfniſſe nach dir ſchmachten, und die Befriedigung derſelben bei dir ſuchen! Die Wahrheit immer deutlicher und überzeugender zu erkennen, uns im Glauben an dich und deinen Sohn Jeſum zu ſtärken, immer beſſer und frömmer, immer zufriedener und froher zu werden, unſre Hoffnungen zu befeſtigen, unſerer Beſtimmung immer näher zu kommen, und des höhern Lebens immer fähiger zu werden, dies müſſen ſtets die Abſichten ſein, in welchen wir uns hier vor dir verſammeln; dies die Früchte, die wir davon einerndten! Lehre uns doch zu dem Ende den Werth des gemeinſchaftlichen und öffentlichen Gottesdienſtes immer richtiger erkennen, immer höher ſchätzen, und einen immer treuern Gebrauch davon machen. Segne auch jetzt unſer Nachdenken über dieſe wichtigen Dinge, und erhöre unſer Gebet durch Jeſum Chriſtum, in deſſen Namen wir dich ferner anrufen und ſprechen: Unſer Vater u. ſ. w.

Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hauſe des Herrn bleiben möchte mein Lebelang, zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte des Herrn, und ſeinen Tempel zu beſuchen.

Der gemeinſchaftliche und öffentliche Gottesdienſt, in ſo weit er den Geiſt und das Herz des Menſchen beſchäftiget, iſt eine Sache, die dem Chriſtenthum ganz eigen iſt. Jede Religion hat ihre Gebräuche, ihre Feierlichkeiten, ihre Feſttage; jede verſammelte zu gewiſſen Zeiten und bei gewiſſen Gelegenheiten ihre Bekenner in dem Tempel und an den Altären ihrer Götter; jede verbreitete mehr oder weniger Furcht oder Schrekken um ſich her; jede beſchäftigte und blendete die Sinne ihrer Verehrer durch mehr oder weniger Pomp und Pracht. Aber in keiner war geſunde, reine Nahrung für den Geiſt und das Herz des denkenden und gefühlvollen Menſchen; keine ſorgte für ſeine Aufklärung und ſeinen Unterricht, für ſeine moraliſche Beſſerung, für ſeine Beruhigung und ſeinen Troſt. Nirgends wurde der Menſch von ſeiner Beſtimmung, von ſeinen Pflichten, von ſeinen Verhältniſſen gegen die Gottheit belehrt; nirgends zur vernünftigen Verehrung und Anbetung derſelben, nirgends zur Tugend angeführt, und auf dem Wege der Tugend der Glückſeligkeit geleitet. Dies Alles, meine theuern Freunde, ſind eigenthümliche Vorzüge des Chriſtenthums. Und wie groß ſind nicht die Vorzüge! Wer kann alles das Gute berechnen, das daraus entſtanden iſt und noch daraus entſteht? — Ich weiß wohl, daß der öffentliche und gemeinſchaftliche Gottesdienſt ſelbſt da, wo er ſich am wenigſten von ſeiner Beſtimmung entfernt, nicht immer das iſt und wirkt, was er ſein und wirken ſollte und könnte. Er wird von Menſchen verwaltet; und wer weiß nicht, wie oft die beſten, die vortrefflichſten Dinge von Geſchöpfen, die ſo leicht irren und fehlen können, gemißbraucht werden? Und ſo wie er von Menſchen verwaltet wird, ſo wird er auch von Menſchen beſucht und gebraucht; und wie leicht verliert nicht der Menſch die wahre Beſtimmung der Dinge aus dem Geſichte und macht ſich ſeiner Trägheit oder ſeinen Leidenſchaften dienſtbar! Dürfen wir aber wegen dieſes zufälligen Mißbrauchs den Werth der Sache ſelbſt verkennen? Nein, meine theuern Freunde, der öffentliche und gemeinſchaftliche Gottesdienſt behält unſtreitig einen ſehr großen Werth, ſo oft und ſchändlich er auch immer gemißbraucht werden mag. Er iſt und bleibt immer ein vortreffliches Mittel der Belehrung, der Beſſerung, der Beruhigung, der Erweckung und Uebung der Andacht und Frömmigkeit, der Beförderung der Menſchlichkeit und der allgemeinen und brüderlichen Liebe. Und wenn der Pſalmiſt in unſerm Texte mit Recht ſagen konnte: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hauſe des Herrn bleiben möchte mein Leben lang, zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte des Herrn und ſeinen Tempel zu beſuchen; ſo haben wir Chriſten noch weit, weit mehr Urſache, unſern gemeinſchaftlichen Gottesdienſt hochzuſchätzen und demſelben mit inniger Luſt und Zufriedenheit beizuwohnen. Und davon, meine andächtigen Zuhörer, möchte ich auch gern durch meinen gegenwärtigen Vortrag überzeugen. Laßt mich zu dem Ende mit euch „den Werth des gemeinſchaftlichen und öffentlichen Gottesdienſtes" unterſuchen. Laßt uns aber bei dieſer Unterſuchung um ſo viel behutſamer und unpartheiiſcher zu Werke gehen, um ſo viel leichter uns Aberglaube und Vorurtheile dabei mißleiten könnten. Laßt uns alſo ſowohl ſehen:

Worin der Werth des Gottesdienſtes nicht beſtehen könne, als auch

Worin er wirklich beſtehe; oder ſowohl, was er nicht ſein und nicht leiſten kann, als auch, was er wirklich iſt und leiſtet.

Der gemeinſchaftliche öffentliche Gottesdienſt, ſowie aller Gottesdienſt überhaupt, hat keinen Werth als Endzweck, ſondern nur als Mittel zu höhern Endzwecken. So wie Eſſen und Trinken, ſowie körperliche Bewegungen und Uebungen nicht Endzwecke, ſondern nur Mittel ſind, unſer irdiſches Leben zu erhalten, unſre Geſundheit zu ſtärken und unſre Kräfte zu vermehren: ſo ſind auch Unterricht und Nachdenken, ſo ſind alle gottesdienſtliche und Andachtsübungen nicht Endzwecke, ſondern nur Mittel, unſern Geiſt zu nähren, und Luſt und Kraft zum Guten einzuflößen, und dadurch unſre Vollkommenheit und Glückſeligkeit zu befördern. So verhält es ſich mit der eigentlichen Gottesverehrung; ſo verhält es ſich mit Allem, was wir bei dem Gottesdienſte wahrnehmen und thun. Wir verehren da Gott nicht, um ihn zu verehren; denn er bedarf unſrer Verehrung und unſres Dienſtes nicht: ſondern wir verehren ihn, um durch das tiefe, lebhafte Gefühl ſeine Größe und Vollkommenheit, ſowie unſre Anhänglichkeit an ihn, jede fromme Geſinnung in uns zu ſtärken, jede unordentliche Leidenſchaft zu bezwingen, jede ängſtliche Sorge zu verſcheuchen, und uns zu Allem, was recht und gut, was groß und erhaben iſt, williger und geſchickter zu machen. Wir beten da, nicht um zu beten, denn Gott weiß ſo, was wir bedürfen, und thut ſtets das Beſte: ſondern wir beten, um unſern Geiſt zu erheben, unſer Herz zu reinigen und zu beruhigen, und uns der Wohlthaten Gottes und des Einfluſſes ſeines Geiſtes fähiger und empfänglicher zu machen. Wir laſſen uns da von unſeren Pflichten, von unſrer Beſtimmung, von dem Willen des Höchſten unterrichten, nicht um davon unterrichtet zu ſein: ſondern wir thun es, um unſere Pflichten deſto beſſer zu erfüllen, unſre Beſtimmung deſto gewiſſer zu erreichen und dem Willen unſers Oberherrn deſto treuer nachzukommen. Wir denken da über die Lehren der Religion und des Chriſtenthums nach, nicht um darüber nachzudenken, ſondern um durch dieſes Nachdenken ihre Kraft zu unſrer Beſſerung und Beruhigung zu erfahren. Wir erneuern da unſere heiligſten Entſchlüſſe, unſre feierlichſten Gelübde, nicht ſowohl um ſie zu erneuern, als vielmehr, ſie unſerm Herzen deſto tiefer einzuprägen, und ſie dann deſto eifriger ins Werk zu richten. Wir legen da öffentliche Bekenntniſſe unſers Glaubens und unſrer Hoffnung ab, nicht um ſie abzulegen, ſondern um uns dadurch in dieſem

Glauben zu ſtärken und in dieſer Hoffnung zu befeſtigen und beiden gemäßer zu leben. Und ſo ſind alle Handlungen des Gottesdienſtes nicht Endzwecke, ſondern Mittel. Wir nehmen ſie alle nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der guten Wirkungen und Folgen willen wahr, die ſie haben können und ſollen. Nicht jene, ſondern dieſe geben dem Gottesdienſte ſeinen ganzen Werth.

Dieſen Werth hat er zweitens nur, in ſo weit er vernünftig iſt; in ſo weit er ſich auf Wahrheit, auf richtige Begriffe von Gott und ſeinem Willen und unſeren Verhältniſſen gegen ihn, und auf ſolche Geſinnungen gründet, die dieſen Begriffen angemeſſen ſind; nur in ſo weit er den Verſtand und das Herz des Gottverehrers auf eine, ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung würdige Weiſe beſchäftigt. Der Gottesdienſt des Chriſten ſoll vernünftig, ſeine Anbetung Gottes ſoll Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit ſein. Ein Gottesdienſt, der nur die Sinne beſchäftiget und unterhält, der durch Kunſt und Pracht, durch Pomp und Geräuſch blendet oder betäubt, der in leeren Gebräuchen und Ceremonien beſtehet, und dem Verſtand nichts zu denken, und dem Herzen nichts Wahres, nichts Edles und Großes zu empfinden giebt; der kann keinen höhern Werth haben, als jedes andere Schauſpiel, das die Augen des großen Haufens an ſich zieht, und ihm Zerſtreuung und Beluſtigung gewähret. Noch weniger Werth kann ein abergläubiſcher Gottesdienſt haben, der uns niedrige falſche Begriffe von der Gottheit beibringt, knechtiſche Furcht und ſklaviſches Schrecken um ihre Verehrer verbreitet, den Vater der Menſchen vor ihnen verbirgt, und ihn in einen ſtrengen Herrn, in einen unerbittlichen Richter verwandelt, oder aber ihren Leidenſchaften ſchmeichelt, ſie von unerläßlichen Pflichten entbindet, ihnen falſche Beruhigungsgründe darreicht und bloß äußern Handlungen und leiblichen Uebungen Kräfte und Wirkungen zuſchreibt, die ſie nicht haben und nicht haben können. Vergeblich, heißt es hier, dienen ſie mir, dieweil ſie ſich nach ſolchen Vorſchriften richten, die nichts als Menſchengebote ſind.

Eben ſo wenig kann drittens der Gottesdienſt ohne Rückſicht auf die Gemüthsverfaſſung, in welcher wir demſelben beiwohnen, die Abſichten, die wir dabei haben, und den Gebrauch, den wir davon machen, einen wahren Werth für uns haben. Nicht daß wir die Pflichten derſelben wahrnehmen, ſondern daß wir ſie auf die rechte Art wahrnehmen, das macht ihre Wahrnehmung Gott gefällig, das macht ſie zur Quelle des Segens für uns. Der Gottesdienſt wirkt nicht als ein magiſches Mittel ohne unſer Zuthun, ohne unſre Theilnehmung, er beſſert uns nicht wider unſern Willen oder ohne unſre Bemühung: er geſchieht in der Gegenwart Gottes, des Allmächtigen, und läßt ſich nicht gleich den Menſchen von dem Scheine täuſchen. Nein nur das Bewußtſein und die Ueberlegung, der Ernſt und das Nachdenken, womit wir den Gottesdienſt verrichten, nur die Ehrfurcht vor Gott, die Liebe zu Gott, die Freude über Gott, das Vertrauen auf Gott, die Begierde, ihm wohlzugefallen und ähnlicher zu werden, die uns dabei beleben; nur die redliche Abſicht, weiſer und beſſer zu werden, die uns dahin treibt und dabei leitet: nur dies kann unſerm Gottesdienſte einen wahren großen Werth geben.

Hieraus folgt alſo auch, daß der Gottesdienſt weder unſere begangenen Sünden wieder gut machen, noch den Mangel eines tugendhaften und frommen Lebens erſetzen, noch uns ohne Rückſicht auf ſeine Folgen und Wirkungen beſondere Segnungen und Gunſtbezeugungen Gottes verſchaffen kann. Wer dieſes von dem Gottesdienſte erwartet, der ſchreibt ihm Kräfte zu, die er nicht hat; der macht ſich alſo abergläubiſche Begriffe von ſeiner Beſtimmung und von ſeinem Werthe; dem gilt jener Zuruf Gottes durch den Propheten: Was ſoll mir die Menge eurer Opfer? Was ſoll mir die heuchleriſche Verehrung, die ihr mir leiſtet? Euer Gottesdienſt iſt mir zuwider, er iſt mir ein Gräuel. Und wenn ihr gleich eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch, und ob ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände ſind voll Blutes (Jeſ. 1, 11. 15.), euer Herz und euer Leben ſind mit Laſter befleckt. Nein, nicht Beten, nicht Singen, nicht Feſt und Abendmahl halten; nur wirkliche Beſſerung, nur Wiedererſtattung des unrechtmäßig erworbenen Gutes, nur ernſtliche Bemühung, dem Böſen jeder Art entgegenzuwirken, und daſſelbe ſo viel als möglich zu vergüten, nur dies kann unſre Sünden tilgen, und ihre ſchändliche Folgen für uns und Andere aufheben. Nur Unſchuld des Herzens und Unſchuld des Lebens, nur Rechtlichkeit und Rechtſchaffenheit können uns der Gunſt Gottes und ſeiner vorzüglichen Segnungen fähig und theilhaftig machen.

Hütet euch denn, meine andächtigen Zuhörer, von dem Gottesdienſte überhaupt, und von dem öffentlichen und gemeinſchaftlichen Gottesdienſte insbeſondere, Dinge zu erwarten, die er euch nicht leiſten kann, und ihm alſo einen Werth zuzuſchreiben, den er nicht hat. Lernet vielmehr ſeinen wahren, ihm eigenthümlichen Werth kennen, und ſuchet die Vortheile, die er euch wirklich zu gewähren vermag, immer volliger zu genießen. Und worin beſtehet dieſer Werth? Welches ſind dieſe Vortheile? Belehrung, Beruhigung und Troſt, Erweckung und Uebung der Andacht, Beförderung der Menſchlichkeit und der allgemeinen und brüderlichen Liebe, das iſt es, was wir von dem öffentlichen und gemeinſchaftlichen Gottesdienſte erwarten dürfen. Und welch einen großen unſchätzbaren Werth muß ihm das nicht geben!

Alſo erſtlich Belehrung, und Belehrung von den wichtigſten Dingen, von Dingen, an deren Erkenntniß dem Menſchen Alles gelegen iſt; Belehrung von Gott und ſeinem Willen, von unſrer Beſtimmung, von unſern Pflichten, von dem Wege zur Glückſeligkeit; Belehrung von dem, was wir jetzt ſind und was wir einſt werden ſollen; Belehrung von Allem, was die Wißbegierde des Menſchen am meiſten reizen und ſeinen Verſtand und ſein Herz am angenehmſten beſchäftigen muß. Laßt dieſe Belehrung noch ſo mangelhaft, laßt ſie noch ſo oft mit Irrthümern angefüllt ſein, die Ueberzeugung von der Wahrheit wird doch dadurch befördert! Wie viel Licht verbreitet ſich dadurch unter alle Stände und Klaſſen der Menſchen! Welche Erweckung zum Nachdenken, welch mannigfaltige Uebung der Geiſteskräfte wird nicht dadurch veranlaßt! Hier wird der Eine an das, was er ſchon weiß und glaubt, erinnert und dadurch in ſeiner Erkenntniß und in ſeinem Glauben befeſtigt; ein Anderer bekömmt Aufſchlüſſe über eine Sache, die ihm ſonſt ganz verborgen war, oder nur im Dunkeln verſchwebte; ein Dritter wird auf irgend eine wichtige Lehre aufmerkſam gemacht, fühlt ihre Wahrheit und ihr Gewicht, und denkt nun weiter darüber nach; ein Vierter erblickt die ihm ſchon bekannte Wahrheit in einem hellern Lichte von einer neuen Seite, in andern und mehrern Verbindungen, und lernt ſie dadurch deutlicher kennen; noch ein Anderer knüpft ſie feſter an ſein Gedanken- und Empfindungsſyſtem, lernt ſie mehr auf ſich anwenden und einen beſſern Gebrauch davon machen. Hier wird bald dem Einen ein Zweifel, bald dem Andern ein Irrthum benommen, bald der Gleichgültige zur Theilnahme erweckt. Hier wird wenigſtens ein ſtärkerer oder ſchwächerer Eindruck von Gott, von Religion, von Pflicht und Tugend, von unſrer höhern Beſtimmung, von unſern künftigen Erwartungen in dem Menſchen unterhalten; und wie wäre es möglich, daß Eindrücke, die ſo angeregt und erneuert werden, ganz unwirkſam bleiben ſollten? Nein, keine Wahrheit, keine gute, heilſame Lehre, die hier vorgetragen wird, wird ganz vergeblich vorgetragen. Es ſind Saamenkörner, die unter der Aufſicht des Herrn der Kirche von ſeinen Knechten ausgeſtreut werden, und die bald früher, bald ſpäter aufkeimen, bald mehr, bald weniger Früchte tragen, je nachdem das Erdreich, in welches ſie fallen, beſchaffen iſt; und jener Tag der Ernte wird es erſt offenbaren, wie gegründet die Hoffnung des Säenden und wie fruchtbar der Saame geweſen, den er ausgeſtreuet hatte.

Ermunterung und Antrieb zur Pflicht und zur Tugend iſt ein anderer Vortheil, den wir von dem öffentlichen und gemeinſchaftlichen Gottesdienſte erwarten dürfen, und der ihm unſtreitig einen großen Werth giebt. Und auf wie mancherlei Art werden wir da nicht zur Pflicht und zur Tugend ermuntert und angetrieben! Befehle, Verheißungen, Drohungen Gottes; Wohlthaten und Beiſpiele Jeſu; Gerechtigkeit und Billigkeit der Pflicht; Schönheit, Liebenswürdigkeit, Nutzbarkeit der Tugend; Schändlichkeit und Gemeinſchädlichkeit des Laſters; Würde des Menſchen und Würde des Chriſten; erfreuliche und ſchreckende Ausſichten auf das gegenwärtige und zukünftige Leben; inneres Gefühl von dem, was recht und gut iſt; eigne und fremde Erfahrung; Selbſtliebe, Ehrliebe und Menſchenliebe; Hoffnung und Furcht; Leben und Tod; Elend und Glückſeligkeit; welche Gründe der Pflicht und der Tugend werden da nicht ins Licht geſetzt und angedrungen! Welche Triebfedern der menſchlichen Seele nicht geſpannt! Welche Leidenſchaften des menſchlichen Herzens nicht rege gemacht! Welche Leidenſchaften nicht zum Vortheile der Wahrheit und der Tugend geſtimmt! Und welche Vorurtheile gegen das thätige Chriſtenthum bleiben da unbeſtritten, welche Vorwände der Trägheit unangefochten, welche Entſchuldigungen und Ausflüchte unbeantwortet! Und wenn dann noch die Möglichkeit und Leichtigkeit der Sache gezeigt, die Art und Weiſe, wie man es damit anzufangen habe, gewieſen, und die beſten Hülfsmittel dazu an die Hand gegeben werden: ſollte dies Alles nichts Gutes, nicht viel Gutes wirken, nicht der Erfüllung der Pflicht und der Ausübung der Tugend höchſt vortheilhaft ſein, nicht tauſend und wieder tauſend gute Geſinnungen und Thaten unter den Menſchen hervorbringen?

Nein, die Erfahrung läßt uns ſo wenig daran zweifeln, als die Natur der Sache ſelbſt. Nein, nicht Alle gehen ungebeſſert aus dieſer Schule der chriſtlichen Weisheit und Tugend hinweg. Mancher verdankt ihr Veranlaſſung und Erweckung zur Beſſerung, Mancher die Rückkehr auf den Weg der Pflicht, Mancher Bewahrung vor Sünden, Antrieb und Kraft zum Guten. Wie oft wird da irgend eine Wahrheit der Religion oder der Sittenlehre dem Menſchen wichtig; fällt als ein heller Lichtſtrahl in ſeine verkündende Seele; rührt ſein Innerſtes; durchdringt ihn ganz mit Hoffnung oder mit Furcht, mit Kummer oder mit Freude; entdeckt ihm den Grund ſeines Herzens, die wahre Beſchaffenheit ſeines Lebens; erzeugt die edelſten Wünſche, die beſten Vorſätze in ihm; begleitet ihn in ſeine Wohnung, zu ſeinen Geſchäften, in ſeine Geſellſchaften, und läßt ihn nicht ruhig werden, bis er ihr Folge leiſtet und ihre beſſernde und beſeligende Kraft ganz erfährt! — Wie manches böſe Vorhaben iſt ſchon da vereitelt worden, weil derjenige, der es gefaßt und in ſeinem Buſen genährt hatte, von der gütigen Vorſehung geleitet, eben gewiſſe, beſonders auf ihn paſſende, Lehren oder Vorſchriften der Religion vortragen, mit Empfindung und Kraft vortragen hörte, und dadurch erſchüttert, zum Nachdenken gebracht und zur Veränderung ſeines Sinnes bewogen wurde! Wie manche gute, chriſtliche That, wie manche Ausſöhnung mit Widerſachern und Feinden, wie mancher Anfang des beſſern Lebens, wie mancher Schritt zur Tugend, wie manche Handlung der Milde iſt ſchon die Folge ſolcher Vorträge und gottesdienſtlicher Uebungen geweſen, wie mancher Ausbruch heftiger, wilder Leidenſchaften dadurch verhindert worden! — Und wenn auch dies nur ſelten geſchähe, wenn nur ſelten ein Böſer dadurch beſſer würde, wer kann es leugnen, daß doch der Gute dadurch in ſeinen guten Geſinnungen geſtärkt, daß er zum Eifer und zur Beharrlichkeit im Guten erweckt wird, daß er da in der lebhaften Beharrlichkeit ſeiner richtigen chriſtlichen Geſinnung ſelig iſt, den Troſt ſeines guten Gewiſſens, die Verſicherung des göttlichen Beifalls und Wohlgefallens völliger genießt, die Süßigkeit des Lohnes ſeiner Treue zum voraus ſchmeckt, und dann neuen Muth und neue Kräfte in ſich fühlt, ſein angefangenes Werk zu vollenden, ſeinen Lauf getroſt fortzuſetzen, und ſich den Preis des Ueberwinders durch nichts entreißen zu laſſen? Ja, meine theuern Freunde, ſo gewiß der öffentliche und gemeinſchaftliche Gottesdienſt dem Böſen und Laſterhaften die heilſamſten Schranken ſetzt, und tauſend Verbrechen in der menſchlichen Geſellſchaft verhütet; ſo gewiß entflammt er den Eifer des guten, des tugendhaften, des wahren Chriſten, und läßt ihn im Recht- und Wohlthun nie verdroſſen und müde werden. Und welche Vortheile ſind dies nicht!

Wie viel Troſt und Beruhigung verbreitet nicht drittens dieſer Gottesdienſt in den Herzen der Menſchen! Wie manche ängſtliche Sorge, wie manchen nagenden Kummer lindert oder verſcheucht er nicht von ihnen! Wie ganz anders lernen ſie da nicht oft die Begebenheiten der Welt und ihre eignen Schickſale beurtheilen! wie ganz anders von dem, was gemeiniglich Glück und Unglück heißt, denken! wie viel ruhiger und gelaſſener ihre Leiden ertragen, wie viel getroſter und freudiger, mitten in der Noth und im Elende, auf Gott hoffen, wie viel unerſchrockener jeder Gefahr und dem Tode ſelbſt entgegen ſehen, wenn ihnen alle dieſe Dinge in dem Lichte der Religion und des Chriſtenthums erſcheinen, wenn ſie dieſelben in ihrer Abhängigkeit betrachten lernen! Und wenn da von Gottes wegen dem reuenden und ſich beſſernden Sünder Vergebung der Sünden angekündigt, dem Schwachen Hülfe und Beiſtand verſprochen, dem Elenden ein beſſeres ewiges Leben vorgehalten, dem unſchuldig Leidenden und Verkannten Schadloshaltung und Vergeltung jenſeit des Grabes zugeſagt wird, welchen heilenden Balſam, welche Stärkung muß nicht dies Alles in troſtbedürftige und nach Troſt ſchmachtende Seelen ausgießen!

Ich berufe mich hier auf eure Erfahrung, ihr, die ihr dem Gottesdienſte gern und in guten Abſichten beiwohnet. Saget, meine chriſtlichen Brüder und Schweſtern, ginget ihr nicht oft mit ſchwerem Herzen und bekümmertem Gemüthe in die Verſammlungen der Gottesverehrer? Begleitete euch nicht oft irgend ein geheimer Schmerz, irgend ein Seelenleiden dahin? War euch nicht oft um Troſt und Beruhigung bange? Und habt ihr dieſen Troſt, dieſe Beruhigung da nicht oft gefunden? Fiel da die Laſt, die euch drückte, nicht oft von eurem Herzen weg? Ging euch da nicht oft ein helles Licht auf, das euren dunkeln Pfad erleuchtete und euch den Ausgang aus dem Labyrinthe wies, in welches ihr euch verwickelt hattet? Kehrtet ihr nicht oft getröſtet, geſtärkt, neubelebt in eure Wohnung zurück? — Und welcher gutgeſinnte Chriſt hat ſich da nicht oft der Vaterliebe Gottes, der Bruderliebe Jeſu, ſeiner Verhältniſſe gegen Gott und Jeſum, ſeiner Beſtimmung zur ſeligen Unſterblichkeit, ſeiner Annäherung zum Ziele gefreut, und im Genuſſe dieſer Freude alle Beſchwerden, alle Leiden, alle Uebel des gegenwärtigen Lebens ertragen, verachten, vergeſſen gelernt? O wer allen den Troſt, alle die Beruhigung berechnen könnte, welche die Menſchen je aus dem chriſtlichen Gottesdienſte geſchöpft, alle Thränen des Kummers und des Schmerzes, die da zu fließen aufgehört haben, alle frohe, ſegnende Empfindungen, die da entſtanden ſind: welche Verminderung des menſchlichen Elends, welche Vermehrung der menſchlichen Glückſeligkeit würde der nicht allenthalben, in Hütten und in Palläſten, unter allen Ständen und Claſſen von Menſchen, erblicken, und welchen unſchätzbaren Werth müßte dies nicht dem Gottesdienſte in ſeinen Augen geben!

Der gemeinſchaftliche und öffentliche Gottesdienſt bekömmt viertens einen neuen Werth dadurch, daß er unſere Andacht erweckt und entflammt, und mehr Leben und Würde in unſere eigentliche Gottesverehrung bringt. Was kann da nicht das Feierliche, das Gemeinſchaftliche des Gottesdienſtes thun, und wie viel richtet es oft wirklich aus! Wie oft flößt es ſelbſt dem Leichtſinnigen Ernſt, dem Spötter Ehrfurcht ein, und läßt den Gleichgültigen und Fühlloſen nicht länger fühllos und gleichgültig ſein! Wie leicht theilen ſich nicht Empfindungen, wie vorzüglich leicht Empfindungen der Andacht und Frömmigkeit mit! Gleich einem elektriſchen Feuer ergreifen ſie oft Menſchen von der verſchiedenſten Denkungs- und Sinnesart, und ſtrömen geiſtiges Leben durch ſie hin. Und wenn ich nun, meine theuern Freunde, einem Gottesdienſte beiwohne, wo Gebet, Geſang, Vortrag des Lehrers, wo Alles ſich mit einander vereinigt, mich mit frommen Gedanken und Empfindungen zu durchdringen; wo tiefe Stille, allgemeine, anhaltende Aufmerkſamkeit um mich her herrſchen, und mein Gemüth nach und nach von allem Aeußern abziehen und ganz auf ſich ſelbſt und auf Gott richten; wenn ich da jedes Geſchlecht, jeden Stand, in ernſten Betrachtungen vertieft, und von guten Rührungen durchdrungen erblicke; wenn ich da eine ganze große Verſammlung, eine ganze Gemeinde ſich vor dem, der im Himmel wohnt und mit ſeiner Majeſtät Himmel und Erde erfüllt, demüthigen, ihn aus einem Munde um Gnade und Barmherzigkeit anflehen und Hülfe bei ihm ſuchen; wenn ich ſie da im Gefühle ihrer Schwachheit und ihrer mannigfaltigen geiſtigen Bedürfniſſe Verſtand und Herz dem Einfluſſe der Lehren der Religion und des Chriſtenthums öffnen und aus demſelben mit inniger Begierde Licht und Troſt und Beruhigung und Kraft zum Guten ſchöpfen ſehe; wenn ich ſie da das Lob des Allweiſen und Allgütigen verkündigen, ſie ſeines Daſeins und ſeiner Wohlthaten, und ihrer ſeligen Verbindungen mit ihm ſich freuen, und ihn den Eid der Treue und des Gehorſams ſchwören höre: was muß das nicht für Eindrücke auf mich machen! Wie lebhaft muß ich da nicht meine eigne Schwachheit, meine gänzliche Abhängigkeit von dem höchſten Weſen, wie innig ſeine Gegenwart fühlen! Wie ſtark mich zu ſeiner Verehrung, zu ſeinem Lobe, zur Unterwerfung in ſeinen Willen, zum Vertrauen auf ihn, zur Freude über ſeine Güte gedrungen finden! Wie leicht, wie angenehm muß es mir da nicht ſein, mich mit allen meinen Brüdern und Schweſtern, Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, vor unſern gemeinſchaftlichen Schöpfer und Vater in den Staub hinzuwerfen, ſeine unendliche Größe anzubeten, und aus der Fülle ſeiner Allgenugſamkeit Leben und Seligkeit zu ſchöpfen! und dieſe Erweckung, dieſe Entflammung der Andacht, wenn ſie gleich nicht immer, und noch weniger in einem höhern Grade Platz hat, ſollte die nicht dem öffentlichen gemeinſchaftlichen Gottesdienſte einen großen Werth geben? Welch einen Werth muß ihm endlich das geben, meine andächtigen Zuhörer, daß dadurch das Gefühl der natürlichen Gleichheit der Menſchen und ihrer Verwandtſchaft mit einander in ihnen unterhalten und geſtärkt wird, und daß ſie dadurch einander ſo nahe gebracht und ſo nahe mit einander vereint werden! Alles, was hier gethan und gelehrt wird, erinnert uns an unſern gemeinſchaftlichen Urſprung, an gemeinſchaftliche Beſtimmung. Alles muß dem Stolze der Großen Demuth, und den Niedrigen Muth und Zuverſicht einflößen; Alles muß die Sache der Menſchlichkeit und der Liebe befördern. Und was verbindet die Menſchen mehr mit einander, als die Gemeinſchaft des Glaubens, der Hoffnung des Gottesdienſtes? Hier erſcheinen wir Alle als ſchwache, abhängige Geſchöpfe, die Belehrung, Kraft, Beiſtand, Hülfe bedürfen, die durch ſich ſelbſt nicht beſtehen können; Alle als fehlerhafte, ſündige Menſchen, die Gnade und Erbarmung ſuchen. Hier demüthigen wir uns Alle vor dem, der allein weiſe, allein mächtig, allein groß iſt, und gegen welchen alle Menſchen, alle Völker, alle Welten nichts ſind. Hier eſſen wir Alle von Einem Brode, trinken aus Einem Kelche, und genießen Alle als Kinder Eines Vaters an ſeinem Tiſche das Mahl der chriſtlichen Bruderliebe. Hier fällt der Unterſchied des Standes und Ranges gänzlich weg, oder kömmt doch in keine beſondere Betrachtung. Hier ſind wir Alle, und fühlen uns Alle nicht als Mächtige oder Schwache, nicht als Obere oder Untergebene, ſondern als Menſchen, als Chriſten; ſind Alle Unterthanen, Alle Kinder Gottes, Alle Erlöſte Jeſu, der Fürſt wie ſein Sklave, der Größte wie der Niedrigſte, der Gelehrte wie der Unwiſſendſte. Hier wird dem Fürſten zugerufen: Du biſt ein Gott auf Erden, aber du wirſt ſterben, wie andere Menſchenkinder. Mißbrauche deine Macht nicht, denn du haſt einen Herrn, einen Richter im Himmel, bei welchem kein Anſehen der Perſon gilt. Und dem Aermſten, dem Niedrigſten im Volke wird zugerufen: auch du biſt nach dem Bilde Gottes geſchaffen, auch dich hat Jeſu erlöſt, auch du biſt unſterblich, auch deiner wartet ein ewiges Leben; vergiß deine Würde nicht, und behaupte ſie durch einen freien Sinn, durch ein Verhalten, das deines Urſprungs und deiner Beſtimmung würdig iſt. — Und ein

Gottesdienſt, der zu unſrer Beruhigung, zur Erweckung und Entflammung der Andacht, zur Beförderung der Menſchlichkeit und der Bruderliebe beitragen kann und wirklich beiträgt, ſollte der nicht einen groſſen, einen unſchäzbaren Werth haben?

Ja, ſeid mir heilig, ſeid mir geſegnet, ihr der Gottesverehrung gewidmeten Orte, ihr feierlichen Verſammlungen ſeiner Anbeter auf Erden! Mit tiefer Ehrfurcht, mit dankbarem, frohem Herzen will ich mich euch nähern, und in eurer Mitte die würdigſten, ſeligſten Geſchäfte verrichten, die Menſchen auf Erden verrichten können. Hier will ich mich ganz dem Gefühle deſſen, was Gott iſt und was er mir iſt, überlaſſen, und, indem ich die Pflichten eines Verehrers und Kindes Gottes erfülle, auch zugleich die Seligkeit eines ſolchen genieſſen. Hier will ich mit Allen, die Gott und den, den er geſendet hat, Jeſum Chriſtum, kennen und lieben, in nähere Verbindung treten, und mich ihres und meines Glückes freuen. Hier will ich Nahrung für meinen Geiſt und mein Herz ſuchen, mir jede Lehre der Wahrheit tief einprägen, jedes Wort der Ermahnung, des Troſtes, der Beruhigung mir geſagt ſein laſſen, und dann mit geſtärkten Kräften in die Welt, zu meinen Geſchäften zurückkehren, und jede Pflicht des Lebens viel freudiger erfüllen, und jede Laſt deſſelben ſo viel williger tragen. Hier ſoll mich ſtille Ruhe, edle Erholung auf meiner Pilgerreiſe erquicken; ich will meine Wege betrachten, mir das Ziel, nach welchem ich ſtrebe, vergegenwärtigen, und dann mit neuem Muthe meinen Lauf nach demſelben fortſetzen. Hier will ich im Vorgeſchmacke die Seligkeit jener beſſern Welt genieſſen, wo mich helleres Licht umgeben, wo ſich mein Glaube in Schauen verwandeln wird, wo ich mit den vollendeten Gerechten, mit höheren Geiſtern, den anbeten werde, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Ja, meine theuern Freunde, dies müſſen die Empfindungen ſein, mit welchen euch die Betrachtung des groſſen Werthes des gemeinſchaftlichen und öffentlichen Gottesdienſtes durchdringt; dies die Geſinnungen und die Abſichten, in welchen ihr demſelben beiwohnt; dies die edeln Früchte, die ihr davon einzuernten ſuchet. So wird er euch gewiß immer theurer werden, euch lauter Luſt und Seligkeit gewähren. Amen.

Predigt über die Lauigkeit im Chriſtenthum. Im Jahre 1769.

Offenb. 3, 14—23.

Von J. K. Lavater.

Und dem Engel der Gemeine zu Laodicea ſchreibe: Das ſagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Geſchöpfe Gottes: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt, noch warm biſt. Ach daß du kalt oder warm wäreſt! Weil du aber lau, und weder kalt noch warm biſt, ſo werde ich dich aus meinem Munde ausſpeien; denn du ſprichſt: ich bin reich und habe gar ſatt, und bedarf nichts, und weiſſeſt nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind und nackend biſt. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufeſt, das mit Feuer durchläutert iſt, daß du reich werdeſt, und weiſſe Kleider, daß du bekleidet werdeſt und die Schande deiner Blöſſe nicht geoffenbaret werde; und ſalbe deine Augen mit Augenſalbe, daß du ſeheſt. Welche ich lieb habe, die ſtrafe und züchtige ich; ſo ſei nun eifrig und thue Buſſe! Siehe, ich ſtehe vor der Thür und klopfe an: ſo Jemand meine Stimme hören und die Thür aufthun wird, zu dem werde ich hineingehen und mit ihm zu Nacht eſſen, und er mit mir; wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu ſizen, wie auch ich überwunden, und mich mit meinem Vater auf ſeinen Stuhl geſezt habe. —

Wer Ohren hat, zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinen ſagt! —

Meine andächtigen Zuhörer! Die eurer Andacht ſo eben vorgeleſenen Worte ſind es, die wir über die nächſtbevorſtehenden heiligen Communions- und Bußtage, und auch heute, als an einem feierlichen Vorbereitungstag, zum Grund unſerer chriſtlichen Betrachtungen und Erweckungen legen wollen.

Worte, meine andächtigen Zuhörer, die für unſere Zeiten eben ſo ſchicklich und treffend, als fürchterlich und erweckend ſind! Worte, unerſchöpflich an beſchämenden, aber eben ſo unerſchöpflich an ermunternden und troſtvollen Vorſtellungen.

Laſſet uns, liebſte Zuhörer, heute damit den Anfang machen, nach Anleitung der vier erſten Verſe, eure Andacht — von der Lauigkeit im Chriſtenthum — zu unterhalten und euch deutlich und einfältig zu zeigen —

Erſtlich: Was Lauigkeit im Chriſtenthume ſei, und warum die Kälte ihr vorgezogen werde.

Zweitens möchte ich zeigen, wie genau die Beſchuldigung der Lauigkeit im Chriſtenthum, welche unſer Erlöſer der Gemeine zu Laodicea macht, auch uns treffe.

Drittens möchte ich euch die gefährlichen und unglückſeligen Folgen dieſer Lauigkeit im Chriſtenthum vor Augen legen.

Weihe du meine Vorſtellungen, lebendigmachender Geiſt Chriſti! Gieb deinem Worte Nachdruck und Schärfe! Gieb, daß es wie ein zweyſchneidiges Schwerdt dringe bis auf die Theilung der Seele und des Geiſtes, der Gelenke und des Marks. Richte die Gedanken und Empfindungen aller meiner Zuhörer auf den, der da vom Himmel mit ihnen redet, und laß ſie ſeine Stimme in ihren Herzen hören, daß ſie wärmer und eifriger im Guten und ewig ſelig werden! Amen.

I.

Wir haben alſo, andächtige Zuhörer, erſtlich zu unterſuchen, „was Lauigkeit im Chriſtenthume ſei, und warum die Kälte ihr vorgezogen werde.“

Die ganze Stelle, die wir euch heute vorgeleſen, iſt eigentlich ein Brief oder Sendſchreiben, welches unſer gebenedeiter Heiland dem Apoſtel Johannes an den Engel der chriſtlichen Gemeine zu Laodicea, das iſt ihrem Vorſteher, oder, wie Einige wollen, an den Boten, welchen dieſe Gemeine an den heiligen Johannes abgeſchickt hatte, in die Feder diktirte.

Dieſer Brief fängt, wie alle Briefe der Alten und gleich den Briefen der Apoſtel, mit dem Namen des Verfaſſers oder Angebers an. Wie Paulus ſeine Briefe anfängt: Paulus, ein Apoſtel Jeſu Chriſti und ſo weiter, ſo fängt der Brief Jeſu Chriſti an die Gemeine zu Laodicea mit einigen ſeiner Namen an, die ihm eigentlich und weſentlich zukommen:

Das ſagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Geſchöpfe Gottes.

Das ſagt der Amen … Der, welcher in jedem Sinne die Wahrheit ſelbſt iſt, in und durch welche ſich alle göttlichen Verheißungen und Dräuungen aufs Genaueſte erfüllen werden.

Der treue und wahrhaftige Zeuge, der, auf deſſen Zeugniß man ſich ſicher verlaſſen darf, der dasjenige, was er von Gott gehört hat, treulich geoffenbaret. Der Anfang der Geſchöpfe Gottes, das Oberhaupt der ganzen Schöpfung Gottes, der Erſtgeborne vor allen Creaturen, durch welchen alle Dinge geſchaffen ſind, unter welchem alle Geſchöpfe als ihrem Herrn und König ſtehen. Was ſagt oder läßt nun dieſer Amen, dieſer treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang oder Urſprung und Oberhaupt der Geſchöpfe Gottes, dem Lehrer oder Boten der Gemeine zu Laodicea ſchreiben?

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm biſt, ach daß du kalt oder warm wäreſt! weil du aber lau, und weder kalt noch warm biſt, ſo werd' ich dich aus meinem Mund ausſpeien; denn du ſprichſt: ich bin reich und habe gar ſatt, und bedarf nichts, und weißeſt nicht, daß du elend und arm und blind und nackend biſt.“ Ich kenne dich von außen und innen; ich weiß, daß du keinen Eifer in deinem Chriſtenthum bezeigſt, wenn du gleich den Namen und den äußerlichen Schein des Chriſtenthums, und hie und da noch etwas Gutes an dir haſt. Lieber wollte ich, daß du überall kein Chriſt, oder ein eifriger Chriſt wäreſt; lieber, daß du beſten Unterricht und die erhabenen und dringenden Bewegungsgründe des Chriſtenthums überall nicht kennteſt, als daß du ſie zu kennen vorgiebſt, und dich doch nur mit einer lauen und halben Tugend begnügeſt. Auf dieſe Weiſe kann es ganz gewiß nicht gut mit dir gehen — weil du das Evangelium in den Händen haſt, weil du dich öffentlich und feierlich dazu bekennſt, ſo werd' ich dich nach dieſem Evangelio richten; weil du den Willen deines Herrn beſſer wußteſt, weil dir ſtärkere Bewegrgründe vorgeſtellt, kräftigere Mittel zur Heilung angeboten werden, ſo wird deine Nachläſſigkeit und Lauigkeit für ſo viel ſtrafbarer angeſehen, und die evangeliſchen Dräuungen um ſo viel gewiſſer an dir vollzogen werden. Du biſt mir in dieſer deiner Lauigkeit eckelhaft; ſo kann ich dich nicht leiden, keine Gemeinſchaft mit dir haben; ich werde dich mit Widerwillen und Abſcheu von mir entfernen: . . Du bildeſt dir zwar viel auf dein Chriſtenthum ein — du ſteheſt in dem thörichten Wahn, daß dir nichts fehle, daß du genug Erkenntniß und Tugend beſitzeſt: bei allem dem, ſo wenig du daran denkeſt und ſo fremd es dir vorkommen mag, bei dem allen biſt du in den elendeſten und jämmerlichſten Umſtänden; deine Erkenntniß iſt eben ſo mangelhaft und unvollkommen, als deine Tugend; du biſt von allem dem, was eigentlich den eifrigſten Chriſten ausmacht, gänzlich entblößt, es iſt kein beſtändiger Trieb zum Guten, der dich beſeelt.

Aus dem bisher Geſagten erhellt, worin die Lauigkeit im Chriſtenthum beſtehe, und warum ihr die Kälte ſogar noch vorgezogen werde. Die Lauigkeit im Chriſtenthum beſtehet nämlich in einer trägen Gleichgültigkeit, in einer unthätigen, eiferloſen Zufriedenheit mit gewiſſen leichten, wenig bedeutenden, größtentheils nur äußerlichen Pflichten des Chriſtenthums; ſie iſt dem

Eifer und dem ernſten Beſtreben, der Anſtrengung des Geiſtes nach der Vollkommenheit entgegengeſetzt.

Die Kälte, wovon im Texte die Rede iſt, bedeutet nicht ſo viel als **Kaltſinn**, ſondern es wird darunter offenbare Ruchloſigkeit, oder gänzliche Entfernung vom Chriſtenthum verſtanden. Da nun einerſeits diejenigen, welche ſich offenbaren Laſtern auf eine ruchloſe Weiſe ergeben, viel leichter von ihrer Strafbarkeit überzeugt, viel leichter gedemüthigt und gebeſſert werden können, als diejenigen, die ſich bei einer ſehr mittelmäßigen Erkenntniß und Tugend noch nicht wenig einbilden; andererſeits diejenigen, welche noch außer der Gemeinſchaft mit den Chriſten leben, denen das Evangelium noch nicht verkündigt worden iſt, viel weniger zu verantworten haben, als diejenigen, welche ſich öffentlich zu demſelben bekennen; ſo ſind hiemit die **Kalten** gewiſſermaßen noch weit weniger zu beklagen, ſie ſind noch geſchickter zur Verbeſſerung und Seligkeit, als die Lauen, das iſt, als diejenigen, die das Evangelium kennen und bekennen, die ſich der Offenbarung rühmen, aber, in der Verbeſſerung ihrer Erkenntniß und ihrer Sitten äußerſt nachläſſig, die Ausübung der chriſtlichen Pflichten nicht zu ihrer erſten und größten Angelegenheit machen, und bei dieſem Mangel an Eifer und Fleiß im Guten ſich fälſchlich einbilden, daß ſie gute, rechtſchaffene Chriſten ſeyn. Dieſen **Lauen** iſt faſt gar nicht beyzukommen; ſie ſehen ſo Viele neben ſich, die viel ſchlimmer ſind, als ſie: darum dünken ſie ſich recht ſehr gut. Sie ſehen ſehr Wenige neben ſich, die viel beſſer ſind, als ſie: darum glauben ſie, einen hohen Grad der chriſtlichen Vollkommenheit erreicht zu haben. Ihr Elend iſt um ſo viel größer, je ſchwerer es iſt, ihnen daſſelbe zu zeigen und ſie es empfinden zu machen; ſie rühmen ſich: ich bin reich und habe gar ſatt, und bedarf nichts — und man kann es ihnen faſt nicht begreiflich machen, daß ſie elend und jämmerlich und arm und blind und nackend ſind; eben darum, weil ſie lau, nachläſſig und eiferlos, eben ſowohl in Anſehung der Erkenntniß der Wahrheit, als in der Ausübung der Tugend ſind.

II.

Laßt uns nun, andächtige Zuhörer, zweitens zeigen:

Wie genau die Beſchuldigung der Lauigkeit im Chriſtenthum, welche unſer Erlöſer der Gemeine zu Laodicea macht, auch uns treffe.

Wo ſoll ich anfangen, meine Geliebten, wo ſoll ich enden, und wie ſoll ich euch bis zur tiefſten Beſchämung überzeugen, daß ihr weder **kalt**, noch **warm**, ſondern daß ihr **lau** ſeid. Nicht, daß es nicht auch ganz **kalte**, ganz ruchloſe, offenbare Sünder unter uns gebe, die man ſehr leicht demüthigen und überführen könnte; nicht, daß es nicht hie und da etwa, zur äußerſten Seltenheit, einen warmen, einen eifrigen, einen in allem Guten Zunehmenden und Geſchäftigen gebe: — aber überhaupt und von dem großen Haufen zu urtheilen, kann man mit der größten Wahrheit und Richtigkeit ſagen, daß Lauigkeit die herrſchende Gemüthsverfaſſung unter uns ſei, Lauigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit in Allem, was zum Chriſtenthum gehört, und was zur Seligkeit nothwendig iſt.

Lauigkeit in der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit.
Lauigkeit in der Liebe Gottes und Chriſti.
Lauigkeit im Gebet.
Lauigkeit in der Liebe des Nächſten.
Lauigkeit in der Wachſamkeit über ſich ſelbſt, in der Bekämpfung und Beherrſchung ſeiner ſämtlichen Neigungen und Leidenſchaften.

Ich ſage erſtlich: **Lauigkeit in der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit.**

Alles in der Welt wird bei uns eher geleſen und gelernt und ſtudirt, als das Evangelium. Und wenn es auch in mancher Haushaltung noch Mode iſt, das göttliche Buch allen Büchern vorzuziehen; wenn auch noch hie und da am Morgen und Abend einige Kapitel geleſen werden: mit welcher Lauigkeit geſchieht das! wie unaufmerkſam und flüchtig hüpft man größtentheils über die wichtigſten Stellen hinweg! Wie wenig bekümmert man ſich um den rechten Verſtand derſelben! Wie wenig giebt man ſich Mühe, demſelben nachzuſpüren! Wie bald iſt man müde, ſich unterrichten zu laſſen! — Wenn man es geleſen hat, wenn man nur in einer gewiſſen Zeit ſo und ſo viel Bücher der Schrift abgeleſen und zurückgelegt hat: man fragt ſich nicht, ob man in der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit weiter gekommen, ob man die Lehren der Schrift in einem hellern Lichte und in einem beſſern Zuſammenhange einſehen gelernt habe. Man bleibt immer ſtille ſtehen, das größtentheils mit einer ſteifen Gedankenloſigkeit nachzuſprechen, **was** einem oft genug vorgeſprochen worden. Kurz, man lieſt nicht, um zu lernen, ſondern, um geleſen zu haben, nicht mit Abſicht, ſondern aus Gewohnheit, nicht mit einem Hunger und Durſt nach der Wahrheit, ſondern mit der Lauigkeit und Gleichgültigkeit. Und ſo iſt es mit dem Beſuche, ſo mit der Anhörung der

Predigten beſchaffen. Wie Wenige freuen ſich über einen neuen Zuwachs in der Erkenntniß der Rathſchlüſſe, der Eigenſchaften und des Willens Gottes! Wie Wenige empfinden etwas von jener edeln Unruhe, wo ſie eine wichtig ſcheinende Stelle der Schrift nicht verſtehen! Wie Wenige wiſſen von jenem Beſtreben nach einer gründlichen, probehaltigen Einſicht! .. So viele Stellen, wichtige Stellen aus dem neuen Teſtamente, welche Bedingniſſe der Seligkeit enthalten, wollte ich euch herzählen, die ihr ſo oft leſet und ſo oft in den Predigten höret, die gewiß die Wenigſten verſtehen — und beinahe Niemand verſtehen will. Um nur ein einziges Exempel anzuführen: wir leſen die Rede Jeſu im Evangelium Joh. am ſechsten Cap.: „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch: Ich bin das Brod des Lebens“ und ſo weiter, allemal, ſo oft wir das heilige Abendmahl halten. . . Eine Stelle, die ſo wichtig iſt, daß keine wichtiger ſein kann, weil es ausdrücklich in derſelben heißt: Wahrlich ich ſage euch: So ihr nicht eſſen werdet das Fleiſch des Menſchen-Sohnes und ſein Blut trinken: ſo werdet ihr kein Leben in euch haben. Und doch frage ich euch: Wo ſind die unter uns, die ſich um den rechten Verſtand dieſer und ſo vieler andrer eben ſo wichtigen Stellen bekümmern! Welche Lauigkeit iſt das in Anſehung der Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheiten!

Ganz natürlich fließen aus dieſer Lauigkeit, als aus einer Quelle, Lauigkeiten aller Arten. Weil wir Gott nicht kennen; weil wir ihn aus ſeinem Worte und inſonderheit aus dem Evangelio Chriſti nicht kennen wollen; ſo kann unſre Liebe zu Gott und Chriſto nicht anders, als ſehr lau ſein.

Ich will jetzt nicht von jener gänzlichen Entfernung der Herzen von Gott, von jener vollkommenen Gottesvergeſſenheit reden, deren ſich Mancher unter uns vor ſeinem Gewiſſen bewußt ſein muß. Ich will nur von der Lauigkeit derer reden, die wirklich vorgeben, und es zum Theil ſelber glauben, daß ſie Gott lieben; die Namen Gottes und Chriſti oft im Munde führen; die es nicht wollten an ſich kommen laſſen, daß ſie ihren Gott und Erlöſer nicht von ganzem Herzen liebten. Mit euch rede ich — euch frage ich: Iſt eure Liebe nicht größtentheils lau? Iſt ſie ſo eifrig, ſo fruchtbar, ſo geſchäftig, ſo beſtändig, ſo inbrünſtig, wie es das Evangelium, wie es die höchſte Billigkeit fordert? Denkt ihr oft, denkt ihr täglich und ſtündlich mit jener innigen Herzensfreude, einem ſo getreuen Kennzeichen der wahren Liebe, an den, der die Liebe ſelbſt iſt? Zielen eure Wünſche genug auf Gott? Iſt das eure höchſte, liebſte Angelegenheit und Freude, ihm, und ihm ganz zu gefallen? ihm eure Neigungen mit kindlicher Freude aufzuopfern, immer mehr in ſein Vaterherz hineinzudringen? Ueberfließt euer Mund von dem Gotte, deſſen Liebe eure Herzen erfüllt? Denket ihr an nichts lieber, als an den, der euch geliebt und ſich ſelbſt für euch dahin gegeben hat? Redet ihr von Niemand lieber, als von ihm, den ihr nicht geſehen und doch lieb habt?

Antwortet, meine Geliebten, antwortet nicht laut, ſondern nur im Herzen, nicht mir, ſondern Gott! — Iſt die Liebe zu Gott und Chriſto, die Liebe der Beſten aus uns, etwas mehr, als höchſtens eine laue, eine ſehr flüchtige, ſehr unterbrochene, ſehr eiferloſe Liebe?

Wird aber, meine Theuerſten, bei dieſer Lauigkeit in der Liebe Gottes und Chriſti etwa ein großer Eifer in dem Gebete zu erwarten ſein? Nein! Wie geſagt; eine Lauigkeit fließt ganz natürlich aus der andern, die Lauigkeit in der Liebe Gottes führt unfehlbar mit ſich die Lauigkeit im Gebet.

Ich zittere, meine andächtigen Zuhörer, im Innerſten meiner Seele zittere ich, wenn ich meine Augen auf dieſe ſo offenbare Nachläſſigkeit und Eiferloſigkeit richte!

Wer betet noch? Wer betet fleißig? Wer betet recht? Alle Morgen beten wir, werdet ihr ſagen, alle Abende beten wir — wir beten am Sonntag in der Kirche — wir ſeufzen etwa auch zu Gott, wenn wir des Nachts erwachen! Nun, es ſei ſo, ich will es euch gelten laſſen, wiewohl gewiß Mancher, Mancher hier zugegen iſt, welcher von den ſieben Tagen der Woche manchen kommen und gehen läßt, ohne weder ein Gebetbuch zur Hand zu nehmen, noch ein auswendig gelerntes Gebet herzuſagen, noch aus dem Herzen zu beten! Doch zugegeben, ihr betet, betet alle Morgen und Abend und noch mehr. . . Wie betet ihr dann? Sind eure Augen, ſind eure Herzen gen Himmel gerichtet? Wiſſet, denket, empfindet ihr, was ihr betet? Wünſcht und verlangt ihr das wirklich mit wahrem Ernſt und mit heißer Inbrunſt, wofür ihr betet? Iſt euer Gebet aufrichtig, demüthig, gläubig, anhaltend, eifrig genug? Ringet und kämpfet ihr mit Gott, wie Jakob und David und Moſes und Elias? Beuget ihr eure Kniee, wie Paulus? Weinet ihr, wie Petrus? Und wenn ihr eure Kniee beuget und weinet, iſt euer Herz wirklich ſo zerknirſcht, ſo ausgeleert, ſo betrübt, wie es nach dem Aeußerlichen ſcheint? . . Fraget euch ſelbſt, und antwortet euch ſelbſt, ob der treue und wahrhaftige Zeuge nicht ſo gut zu euch, wie zu dem Engel der Laodicäiſchen Gemeine ſagen könnte: „Ich weiß deine Werke und daß du weder kalt noch warm biſt!“

Und wie iſt es, meine theuerſten Zuhörer, mit unſerer Menſchenliebe beſchaffen?

Ich will abermal nicht mit euch reden, ihr hartherzigen, ihr rohen, gefühlloſen, menſchenfeindlichen Seelen; man kann euch aus dem Wort Gottes leicht genug darthun, daß ihr überall keinen Theil an dem Reiche Gottes habt. Ihr könnt euch auch unmöglich einbilden, weder daß ihr barmherzig ſeid, noch daß ihr Barmherzigkeit erlangen werdet. Sondern an euch will ich meine Anfrage richten, die ihr wirklich glaubet, Menſchenliebe zu beſitzen, darum, weil ihr bisweilen durch das Elend eures Nebenmenſchen bis zu Thränen gerührt werdet; die ihr euch wirklich einbildet, barmherzig zu ſein, weil ihr dann und wann einem Armen und Bedrängten mit einer milden Gabe beiſpringet. Ihr ſeid alſo nicht überall kalt in der Menſchenliebe, aber prüfet euch ſorgfältig, ob ihr warm ſeid — ich fürchte ſehr, daß ihr weder kalt noch warm, ſondern daß ihr lau ſeid. . . .

Oder wo iſt auch, meine Theuerſten, ſelbſt bei denen, die man Menſchenfreunde nennt, und die ſich Menſchenfreunde dünken, diejenige Theilnehmung an des Nächſten Glück oder Unglück, diejenige Wärme, die Herzlichkeit, der Eifer, das ungeduldige Beſtreben, zu helfen, die auf allen Blättern des Evangeliums von uns gefordert werden?

Wie kaltherzig, wie unbrüderlich werden auch die beſten Wohlthaten oft erwieſen! wie wenig dringt man mit ſeinen Gedanken und Empfindungen in die Noth ſeines Nebenmenſchen hinein! Wie bald iſt man müde! Wo iſt jener immer geſchäftige, immer warme Eifer, der alle Menſchen mit brüderlicher Zärtlichkeit umfaßt, der in jedem Mitchriſten einen Bruder, eine Schweſter Jeſu Chriſti — Jeſum Chriſtum ſelber erblickt — dem jede Gelegenheit, wohl zu thun, herzlich willkommen iſt; der Gelegenheiten ſucht, und, wenn er ſie findet, ſich darüber freuet, als wenn er einen Schatz, einen Herzensfreund unerwartet gefunden hätte? jener Eifer der Liebe, der niemals ſagt: Was habe ich bereits gethan? ſondern immer nur ſagt: Was habe ich noch nicht gethan? Was ſoll ich noch weiter thun?

Wie viele Thränen ſind von euch, liebſte Zuhörer, um das Elend eurer Nebenmenſchen bereits vergoſſen worden? Wie viele Thränen über die tiefe Ungewißheit, Thorheit und Aberglauben, Irrthum, Laſterhaftigkeit anderer Menſchen? Wo iſt jene chriſtliche Liebe, welche langmüthig, gutthätig, nicht eiferſüchtig, nicht muthwillig, nicht ſtolz, nicht launiſch oder ungebehrdig iſt, nicht das Ihrige ſucht, ſich nicht zum Zorne reizen läßt, nichts zu Argem mißt, ſich nie über die Ungerechtigkeit, aber allezeit über die Wahrheit freut, die Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hoffet, Alles duldet, die niemals aufhört? jene Liebe, die uns antreiben würde, das Leben für die Brüder zu laſſen, wie es Jeſus für euch gelaſſen hat? Wo iſt dieſe Liebe? Theuerſte Zuhörer, wo iſt ſie?

Endlich, meine Freunde, wie iſt es mit dem Eifer in der Wachſamkeit über uns ſelbſt, in der Bekämpfung unſerer ſündlichen Neigungen und Leidenſchaften beſchaffen? Verdienen wir etwa darin den Vorwurf der Lauigkeit weniger, als in den übrigen Pflichten des Chriſtenthums?

Kennen und üben wir jene ſo offenbar von uns in dem Evangelio geforderten Pflichten der Enthaltſamkeit, der Mäßigkeit, der Selbſtverläugnung genug? Iſt uns alles in der Welt daran gelegen, über uns ſelbſt und unſer eigen Herz Meiſter zu werden? Sind wir den Begierden, die am leichteſten und öfterſten in uns aufſteigen, genug auf der Hut? Unterdrücken wir jeden erſten Gedanken, jede aufwachende Neigung zur Sünde alſobald mit Redlichkeit? Wenden wir unſer Gemüth alſobald mit feſter Entſchloſſenheit und männlichem Muth davon ab? oder überlaſſen wir uns derſelben gar zu gern? Wir ſind zur Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken geneigt — bekämpfen wir dieſe ſo ſchädlichen Neigungen redlich genug? Brechen wir unſerm Gaumen Halt genug ab? Machen wir eine Hauptangelegenheit daraus, unſre Herzen nicht mit Unmäßigkeit zu beſchweren?

Wir ſind zur Trägheit geneigt — beſtreiten wir dies ſo mächtige Hinderniß der chriſtlichen Tugend mit wahrem Ernſt? Entreißen wir uns unſrer Schläfrigkeit mit genugſamem Eifer? Thun wir unſerm Fleiſch und unſern ſchläfrigen Augen Gewalt genug an?

Wir ſind zur Wolluſt geneigt — wie geht es mit unſerm Kampf gegen dieſe Leib und Seele verderbliche Neigung? Wachen wir genug über unſre Blicke? Weichen wir allen Gelegenheiten, die dieſer Leidenſchaft Nahrung geben könnten, ſorgfältig genug aus? Bezähmen wir unſern Leib? ſuchen wir ihn unter die Knechtſchaft zu bringen?

Urtheilet nun aus dem Allem, chriſtliche Zuhörer, was ihr in dieſer Vorbereitungswoche eurem Gemüthe oft wiederholen ſollet, um euch zu einem würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahls würdig vorzubereiten — urtheilet, ob nicht Jeſus Chriſtus, der treue und wahrhaftige Zeuge, auch uns mit dem größten Recht, wie ehmals dem Engel der Gemeine zu Laodicäa, zurufen könne:

„Ich weiß deine Werke, und daß du weder kalt noch warm biſt! ach, daß du kalt oder warm wäreſt! Denn du ſprichſt: ich bin reich und bin reich werden, und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind und nackend biſt!“

Aber was folgt nun aus dieſem Allem — allerheiligſter Gott! Wo läuft das Alles hinaus? — Erlaubet mir, theuerſte Zuhörer, euch noch hierauf zum Beſchluß unſerer heutigen Rede mit Wenigem zu antworten.

III.

Ach, daß du kalt oder warm wäreſt! ſagt unſer Erlöſer. Weil du aber lau, und weder kalt noch warm biſt, ſo werd' ich dich aus meinem Munde ausſpeien — und das ſagt der, der die Wahrheit ſelbſt iſt! — Und der größte Theil unter uns muß geſtehen, daß er in allen Pflichten des Chriſtenthums lau iſt. Ach ich darf euch die Folge, die ſchreckliche Folge dieſer unleugbaren Wahrheit kaum ſagen: Ich werde dich aus meinem Munde ausſpeien!

So wahr Gott heilig, heilig, heilig iſt, ſo gewiß werden die lauen Chriſten von der ſeligen Gemeinſchaft Jeſu Chriſti abgeſondert und ausgeſchloſſen bleiben!

So wahr Gott heilig, heilig, heilig iſt, ſo gewiß ſind die Meiſten aus uns laue Chriſten.

So gewiß hiemit Gott heilig, heilig, heilig iſt, ſo gewiß werden die Meiſten aus uns, wenn ſie bleiben, wie ſie ſind, von der ſeligen Gemeinſchaft Jeſu Chriſti abgeſondert und ausgeſchloſſen bleiben.

Und was heißt das, von Jeſu Chriſti Gemeinſchaft ausgeſchloſſen ſein? Es heißt, äußerſt elend, unzufrieden, angſt- und verzweiflungsvoll ſein; es heißt, den marternden Vorwürfen ſeines eignen Gewiſſens überlaſſen, in die Geſellſchaft der boshaftigſten und unglückſeligſten Geiſter verbannt, unfähig ſein, das liebenswürdigſte Weſen zu ſehen und zu lieben — — es heißt … doch, wer will das Elend eines Menſchen, den Jeſus Chriſtus aus ſeinem Munde ausgeſpien, den er mit Ekel und Abſcheu anſiehet, den er von ſeiner Gemeinſchaft ausgeſchloſſen hat — wer will das Elend eines ſolchen Menſchen mit Worten ausſprechen? Wer wird die Farben finden können, den Jammer deſſen zu malen, der aus dem Munde des Richters der Welt die ſeelezerſchneidenden Worte hören wird: „Weiche — weiche von mir! Gehe hin, du Verfluchter, in das ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt!“ — eines Menſchen, der die Wahrheit der evangeliſchen Ausſprüche, die noch fürchterlicher ſind, als die des Geſetzes, an ſeiner eignen Perſon erfahren muß?

Wer Vater oder Mutter über mich liebet, der iſt meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter über mich liebet, der iſt meiner nicht werth!

Wer den Herrn Jeſum Chriſtum nicht lieb hat, der iſt ein Fluch — Maranatha — ſo gewiß Jeſus Chriſtus zum Gerichte kommen wird.

Ach, daß du kalt oder warm wäreſt! Weil du aber lau, und weder kalt noch warm biſt, ſo werd' ich dich aus meinem Munde ausſpeien!

Wer Ohren hat, zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinen ſagt!

Predigt über das Gebet, am ſechzehnten Sonntage nach Trinitatis über Epheſ. 3, 13—21.

Von Johann Gottfried v. Herder.

Kann ich, darf ich, ſoll ich zu meinem Gott beten, oder nicht beten? Welch eine Betrachtung könnte einer menſchlichen Seele wohl empfehlender und wichtiger ſein, darüber nachzudenken, ſich eine Art von Gewißheit und Ueberzeugung zu verſchaffen, als dieſe!

Kann ich zu meinem Gott beten? Ich ſehe ſo viele Betende um mich, die hingehen, ohne vielleicht je über dieſe Frage nachgedacht zu haben, — die mit ihrem Gebet ſo kühn und ſo knechtiſch zu Gott, um ſeine Hülfe abzuholen, gehen, als bei einem Baum, um Früchte abzuſchütteln; Betende, die ihr Gebet als ein Zaubermittel brauchen, um Wunderdinge durch den lieben Gott zu erreichen, die ſie nicht durch ſich ſelbſt erreichen konnten; Betende, die Gott mit Schmeicheleien und kindiſchen Lobeserhebungen auf ihre Seite zu bringen gedenken, daß er ihre Parthei gegen Andere oder gegen das Unglück nehme; Betende, die thöricht genug ſind, um Gott Zeit, Maaß, Stunde und Gattung der Hilfe vorzuſchreiben; Betende, die ohne Ehrerbietung und Anſtand, ohne Erhebung der Seele und Andacht, ja gar ohne einen vernünftigen Gedanken bei ihrem Plappern, bei ihrer gewohnheitsmäßigen Plauderei zu haben, beten; Betende, die die laſterhafteſten unter den Menſchen ſind, die ſich kaum vor das Auge eines ehrlichen Mannes ohne Abſcheu zu wagen getrauen, und doch ſo dreiſt ſind, als bekannte Freunde Gottes in ſeinem geheimen Rathsſaale mit kühnen Forderungen zu erſcheinen: kurz, ich ſehe, daß der größte Theil der Betenden ſolche niedrige, ſchlechte und unwürdige Begriffe vom Gebet hat, und ſie täglich im Gebet äußert, daß ſolche Beiſpiele wohl nicht Lockungen dazu ſein könnten. Wenn, ſollte man denken, wenn ſolche laſterhafte niederträchtige Seelen auf ſo niederträchtige, todte Art, in ſo niederträchtiger oder gar böſer Abſicht beten: wer wollte mit ihnen beten? wer wollte ihrem Exempel folgen?

Es iſt wahr, meine Zuhörer, daß eine jede nachdenkende Seele ungemein oft Anſtoß daher bekommen muß, wenn man ſieht, wie viele Unwürdige, Niederträchtige ſich mit dem edelſten Dinge, das ſie Gebet nennen, zu Gott drängen, und daß ſolche Beiſpiele, ſolche unwürdige Begriffe ſchon uns daſſelbe ſehr verleiden, uns in der Frage ſehr bange machen können: Kann ich, darf ich, ſoll ich zu meinem Gotte beten? Wie? iſt aber eine würdigere Art von Gebet, als eine ſolche möglich? Kann ich wohl beten, ohne die erhabenen Begriffe zu verleugnen, die ich von dem vollkommenſten Gott habe? Darf ich zu ihm beten, ohne daß es doch ſchiene, als wollte ich ſeine Allmacht mit meinem Gott mir zu eigen machen? ſein Mitleiden und ſeine Partheilichkeit gewinnen? Darf ich beten, ohne daß es das Anſehen hätte, als wollte ich ſeine Weisheit meiſtern, ſeiner allwaltenden Regierung Mittel und Wege vorſchreiben, als wollte ich, daß mein Gebet die Welt regiere? Darf ich beten, ohne doch ſeine Allwiſſenheit zurückzuſetzen zu ſcheinen, mit der er ja all mein Anliegen und die verborgenſte Situation meiner Noth kennt, — ohne ſeine Güte zu verkleinern, die mir ja ſelbſt immer das Beſte geben wird?

Darf ich beten, ohne vielleicht zu viel zu fordern, daß Gott ſich um die Angelegenheiten eines einzelnen Wurms bekümmern ſoll? ohne unverſchämt zu ſein, daß er die Stimme eines Elenden, wie ich bin, in dem ganzen Chor ſeiner Geſchöpfe, in der Vielheit aller ſeiner Welten, unterſcheiden und zu Ohren nehmen ſoll?

Darf ich beten, ohne eine Unverſchämtheit zu begehen und mit dem Herrn Herrn zu ſprechen, wiewohl ich Staub und Aſche bin? Darf ich beten, ohne vielleicht meinem eigenen Glücke zu ſchaden, und mit meinem Gebete mir ſelbſt ein Unglück in den Arm zu bitten? Darf ich beten, ohne nicht vielleicht mit jedem Wort meines Gebetes vor dem höchſten Weſen als ein dummer, ſchwacher, unwiſſender und kühner Thor zu erſcheinen? Darf und ſoll ich beten? Findet meine Stimme denn das Ohr des Allerhöchſten, deſſen Sitz und Wohnung ich nicht weiß? ich beten? der ſein Schickſal ſo wenig kennt, ich beten, der ich ja mit ſeinem Gebet und mit ſeinem ganzen Daſein vielleicht in der unendlichen Wüſte des Weltalls ſo verſtreuet bin, daß ich zu viel wage, wenn ich verlange, Gott ſolle ſich, ſo lange ich da bin, um mich bekümmern? Vielleicht bin ich in dem Strome von Geſchöpfen, Welten und Weltgebäuden, wenn ich bin und nicht mehr bin, vor meinem Gott wenig mehr als eine aufkommende und zerſpringende Waſſerblaſe?

Und, o mein Gott und Vater! ſo wird mir der höchſte Troſt, der einzig aufmunternde Gedanke benommen, daß ich, der ich doch dein bin, deiner Wiſſenſchaft und Sorgfalt entnommen und beraubt ſein ſollte? So ſollte ich, wie ein Ball, in dem großen Zuſammenſturz von Weſen hingeſchleudert ſein, und ſo hinkommen, wo ich von mir ſelbſt und von Andern hingeworfen werde, wohin mich der Zufall wirft, wohin mich das Glück oder Unglück ſpielt? So ſoll ich deiner väterlichen Aufſicht beraubt, der Freiheit beraubt, mit dir umzugehen, mein eigener Gott und Freund und Tröſter, verlaſſen von dir, in dieſer Weltwüſte, umherirren? Wie? ſo kann dich meine Stimme des Gebets, mein flehend Seufzen, meine betende Thräne nirgends finden? So ſucht dich vergebens das Ach! das betende Winſeln eines Sterblichen, der ſich vor dich zu ſetzen, der mit dir zu ſprechen, der dich anzubeten glaubt, und ach! mit ſich ſelbſt, mit ſeinem Schatten, mit ſeiner eigenen Gutherzigkeit ſpricht? So werde ich mir, und der Welt um mich, und der Gutheit und Bosheit meiner Nebenmenſchen, und dem Ungefähren des Zufalls, und dem Eigenſinn des Schickſals, und der Blindheit des Glücks allein überlaſſen, und ſoll mir ſelbſt den beſten Troſt rauben, einen Gott zu haben, mit dem ich ſprechen kann; einen Vater zu haben, der meine Umſtände kennt, und vor dem ich kindlich vortreten darf; einen Erretter zu haben, der meine gerührte kindliche Dankbarkeit, das Gebet meines Herzens, ſehe, der das Flehen des bittenden Elenden höre, der ſich meiner letzten ſterbenden Seufzer erbarme?

„Wen hab' ich doch als Gott allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Kann Rettung, Troſt und Hoffnung bringen?
Wer nimmt ſich meiner Seele an
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann
Und ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn allen Sinnen Kraft gebricht?
Biſt du es, Gott, mein Retter, nicht?“

Und ſoll ich den ſüßeſten Gedanken verlieren, daß ich zu dir beten kann? Nein, mein Gott, dein Befehl, der würdige Begriff von deinen Eigenſchaften, die ganze Anordnung der Schöpfung, mein ganzes Gefühl, was ich von dir habe und bedarf, die ganze Empfindung deiner Menſchenfreundlichkeit und meiner Schwachheit — Alles giebt mir die Ueberzeugung, daß ich einen kindlichen Zutritt zu dir habe, daß ich die Seufzer und Gedanken meines Herzens vor dir ausſchütten darf! Und darf ich dies, o Gott, ſo höre auch jetzt das vereinigte Gebet dieſer chriſtlichen Verſammlung um den Segen deiner Gnade zu dieſer Rede. Siehe, wir wollen uns vor den Vorurtheilen des Betens warnen, uns würdige Begriffe darüber verſchaffen, unſere Seele von der Verbindlichkeit, Billigkeit und Annehmlichkeit des Gebets zu überzeugen ſuchen. O du, der du auf die Verſammlung deiner Verehrer gnädig herab ſiehſt, höre unſer Gebet um Ueberzeugung, Eindruck und Nutzbarkeit dieſer unſerer Betrachtung. V. U.

Lieben Brüder: darum bitte ich, daß ihr nicht müde werdet um meiner Trübſalen willen, die ich für euch leide, welche euch eine Ehre ſind. Derhalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der der rechte Vater iſt über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum ſeiner Herrlichkeit, ſtark zu werden durch ſeinen Geiſt an dem inwendigen Menſchen, und Chriſtum zu wohnen durch den Glauben in euren Herzen, und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden; auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da ſei die Breite, und die Länge, und die Tiefe, und die Höhe, auch erkennen, daß Chriſtum lieb haben viel beſſer iſt, denn alles Wiſſen, auf daß ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottes Fülle. Dem aber, der überſchwänglich thun kann über Alles, das wir bitten oder verſtehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem ſei Ehre in der Gemeine, die in Chriſto Jeſu iſt, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

In unſerm Text ſehen wir den betenden Paulus, und der Text ſelbſt iſt das Gebet aus dem Munde des heiligen Mannes. Der verdienſtvolle Apoſtel war, um ſeiner Religion willen, zu Rom ins Gefängniß gelegt; ihn hinderten die Ketten und Bande, die er an ſeinen alten Händen trug, an der fortgeſetzten Wirkſamkeit ſeiner Verdienſte; der Kerker ſchloß ihn ein; er konnte nicht reiſen, predigen, belehren, lehren, tröſten, aber Eins konnte er: ſchriftlich ermahnen und beten. Und ſiehe, das that er reichlich; die meiſten Briefe, die wir von ihm haben, ſind aus dem Gefängniß geſchrieben, und es iſt vermuthlich, daß er noch mehr der Art geſchrieben, die wir nicht beſitzen. Wo ſeine Perſon, ſein mündlicher Vortrag nicht hinkonnte, da drangen ſeine Schriften hin, ja bis zu entfernten Zeiten und Völkern.

Noch hat er aber ſeinem brennenden Eifer um die Religion Jeſu kein Genüge gethan; wo er nicht ſelbſt helfen kann, ſiehe da betet er; wo er mit ſeinen Ermahnungen die Tugend nicht befeſtigen kann, da ſucht ſein Gebet die höchſte Befeſtigung der Tugend, er betet. Rührendes Bild, der betende Paulus in ſeinem Kerker! Er vergißt ſeiner Ketten und Banden, ſeines Elendes und ſeiner drohenden Strafe, ſeiner zu beſorgenden Todesgefahren und ſeiner gegenwärtigen Trübſale, und betet. Er beugt ſeine in dem Dienſt Jeſu alt und ſchwach gewordenen Kniee, er erhebt ſeine mit den Ketten der Unſchuld beladenen Hände zum Himmel; er betet in ſeinem finſtern Kerker; aus der Höhle des Jammers dringt die Stimme der betenden Unſchuld, des fürbittenden Heiligen hervor, dringt durch die Wolken, dringt zu Gott auf. Sein Gebet wählt die würdigſte Vorſtellung Gottes (V. 14. 15. 20.), er bittet nicht um ſich ſelbſt, um Andere — nicht um die Befreiung aus dem Kerker, ſondern für die Beförderung der Weisheit und Tugend (V. 16—19.) — nicht um leibliche Angelegenheiten des Eigennutzes, ſondern um die Wohlfahrt hundert redlicher Seelen, — nicht pochend und trotzend, ſondern voll Ehrfurcht und Beſcheidenheit, — nicht eigennützig, ſondern Gott lobend und preiſend (V. 20.). In aller Betrachtung das würdigſte Muſter des Gebets.

Laßt uns das Muſter des Gebets im betenden Paulus betrachten: Erſtlich Vorurtheile zu zerſtören und würdige Begriffe zu pflanzen ſuchen, und

Zweitens Aufmunterung zum Gebet daraus leiten.

Ich beuge meine Kniee. Dies iſt der erſte würdige Begriff des Gebets: Andenken an ihn in der Seele des Betenden, tiefe Andacht in ſeinem Innern, Ehrerbietung und Ehrfurcht, die dem Geſchöpfe geziemt, wenn es mit dem Schöpfer, dem Sterblichen, wenn er mit dem Ewigen, dem Unvollkommenen, wenn er mit dem Inbegriff der Vollkommenheiten ſelbſt ſpricht.

Nichts iſt dieſem ſo würdigen Begriff ſo ſehr entgegen als die pöbelhafte Alltagsmeinung, die man mit dem Worte Gebet verbindet. Einige Worte ſprechen, die man entweder nicht verſteht, oder wenn man ſie auch verſteht, bei denen man gegenwärtig nichts denkt, dazu gefaltene Hände machen, und nichts mehr, das heißt nach der gemeinen Handwerksmeinung beten. Man hat gewiſſe un- und halbverſtandene Worte auswendig gelernt, die man bei gewiſſen wiederkommenden Gelegenheiten auswendig herſagt; man hat ſein Vater Unſer, ſein Morgen-, Abend- und Tiſchgebet, das man Gott, ohne weiter einen kahlen Gedanken ihm zuzuſchicken, vorſchläfert; jedes chriſtliche Haus, jede fromme Schlafkammer, jede andächtige Toilette hat vielleicht ihr

Gebet-, Geſang-, Kommunionbuch, wo man einige Gebete bei dieſer oder jener Gelegenheit ſchon ſo vorgezeichnet findet, als bei dem Weber das Muſter, nach dem er weben ſoll. Dieſe verfolgt man alsdann in der Stille mit ſeinen Augen, oder mit regenden Lippen, oder mit ſehr andächtig lautenden Worten, und auch wohl mit unterſchobenen Seufzern, nur Schade, daß ich nicht dazu ſetzen kann, auch mit andächtigen eigenen Gedanken, mit prüfendem und unterſuchendem Verſtande, mit bedächtiger Langſamkeit; denn wäre dies, warum würde man nicht lieber aus ſeinem eigenen Herzen, mit ſeinen ſchwachen und ungewählten Worten Gott ſeine Anliegen und Wünſche vortragen, wenn man Anliegen und Wünſche hat? Aber eben weil man nicht Luſt hat, ſeine Gedanken zu brauchen, ſeine eigene Aufmerkſamkeit anzuwenden: ſo wählt man ſich eben auswendig gelernte oder vorgeſchriebene Gebete, plappert ſie ohne ein andächtiges Gefühl, ohne einen vernünftigen Menſchengedanken her, und nennt dies gedankenloſe Geplauder Gebet — der unwürdigſte Begriff, den ich in der Welt kenne, und leider der gemeinſte!

Wenn ich, meine Zuhörer, dieſen unwürdigen Mißbrauch des Gebets betrachte, nichts ſcheint mir ſo eine große Unterſtützung dieſes gedankenloſen Geplauders zu ſein, als das Herſagen auswendig gelernter, vorgeſchriebener Gebete. Jede Gewohnheit zerſtreut unſere Aufmerkſamkeit: je länger und öfter wir eine Sache thun, deſto weniger dürfen wir unſere Gedanken auf ſie verwenden, und deſto weniger verwenden wir ſie darauf; ſie wird uns endlich ſo ſehr zur Gewohnheit, als daß ich meine Füße bewege, wenn ich gehen will; ſie wird uns ſo natürlich und unwillkührlich, als daß ich ohne mein Wiſſen und Willen gähne, wenn ich die andern gähnen ſehe. Mit eben ſolcher Gedankenloſigkeit wird täglich von den meiſten Chriſten ihr Vater Unſer, ihr Walte Gott! ihr Komm Herr Jeſu! ihr, der Name des Herrn ſei gelobt! und auswendig gelernte Lieder hergepeitſcht, ohne zu wiſſen, was und mit wem man ſpricht, ohne es zu verſtehen oder zu bedenken, was oder wie man's bittet, — elendes Gebet der Chriſten! Der Heide dachte an ſeinen Gott, wenn er deſſen Bildſäule umarmte und auf ſeinen Knieen vor ſeinem Apollo betete und Lobgeſänge ſang: und Chriſten können das ein Gebet nennen, was wirklich ein bloßes Lippenſpiel, eine bloße Lungen- und Zungenbewegung, ein Schall ohne Sinn, und eine Spötterei des göttlichen Weſens iſt!

Leider liegt aber hiezu, wie zu den meiſten Unarten im menſchlichen Herzen, wie zu den meiſten üblen Gewohnheiten im Leben, der Grund in unſerer löblichen chriſtlichen Erziehung. Man gewöhnt ein Kind ſo zum Gebet, wie, wenn man mir ein Gleichniß der Wahrheit verzeihen will, einen Vogel, einige Worte nachzuſprechen. Eben ſo muß der Unmündige die Hände falten und einige Worte vom himmliſchen Vater, vom oberſten Abba, von Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geiſt auswendig ſagen, die noch ſeine Zunge verſtümmelt und ſeine Seele ganz und gar nicht begreift: das Gebet wird ihm alſo von Jugend auf zu einer frommen Gewohnheit, — klug, verſtändig, überlegt, nutzbar iſt ſie aber gewiß nicht. Das Kind tritt ſo hin, es ſieht ſein Gebet vor Tiſche und nach Tiſche ſo an, als etwas, das vor dem erſten Gerichte vorausgehen muß, und nach dem letzten Gerichte folgt, und leider vielleicht wird es ſeine Lebenszeit durch daſſelbe nicht anders anſehen lernen. Es wird ihm von Kindheit auf als gedankenloſe Gewohnheit, als eine Pflicht um Gotteswillen eingebunden, und das bleibt es nachher immer; ein Zahlpfennig, den man Gott zu gewiſſen Zeiten abträgt, eine Pflicht, die man um Gotteswillen thut, eine gottesdienſtliche, aber, leider! auch gedankenloſe, und warum ſoll ich nicht auch ſagen, gottloſe, von Gott entfernte Gewohnheit. — Jeder Verehrer der Gottesfurcht und Tugend muß in Eifer und Unwillen gerathen, wenn man ſieht, wie die herrlichſte Sache in der Welt, mit dem höchſten Weſen zu ſprechen, zu ſo elenden, ſinnloſen Gewohnheiten wird, die nichts weniger als ein Geſpräch eines vernünftigen Weſens mit Gott dem Allwiſſenden heißen können. Man ſteht von Tiſche auf; plötzlich, vielleicht mitten in einem halb abgebrochenen lächerlichen Einfall, vielleicht mitten in einer halb herausgeſagten Zote fängt man an zu beten, mit dem höchſten Weſen zu reden an, und ſiehe, man denkt bei ſeinen auswendig gelernten Stoß- und Herzensſeufzern die vorige Zote, den vorigen Einfall ganz zu Ende; man ſteht vor dem Allwiſſenden mit gefalteten Händen, mit bewegenden Lippen und mit einer Seele voll fremder, liederlicher, unnützer Gedanken. Ein Menſch würde es übel nehmen, daß man ſo zu ihm ſpräche, und ſiehe, ſo ſpricht man zum allwiſſenden Gott! Geſpötte Gottes iſt ſolches Gebet, es iſt gottlos und nicht Gottesdienſt.

Nein! der betende Paulus giebt würdigere Begriffe (V. 14.). Er beugt ſeine vor Schmerz und Alter und Arbeit und Reiſen und Trübſal gekrümmten Kniee; er erhebt ſeine mit Feſſeln beladenen Hände; ſein redliches Auge ſucht den Himmel; ſeine Seele iſt voll Ehrfurcht und Anbetung und Unterthänigkeit, die dem Wurm im Staube gebührt, wenn er mit dem höchſten Weſen ſpricht (V. 14.) Er ſpricht mit der Ehrfurcht als Knecht mit ſeinem Herrn, er beugt ſeine Kniee mit der Offenherzigkeit der Seele und herzlicher Aufrichtigkeit, mit der ein Kind, — mit der Inbrunſt und Erhebung der Seele, mit der Jeſus betete, wenn er auf einſamen Bergen und in dunkeln Nächten einſam mit ſeinem Vater die Stunden verwachte (V. 14.).

Auf's Knie beugen und Hände falten, auf's Augen verdrehen und gen Himmel ſehen, auf's tiefe Seufzen und andächtige Zuckungen kommt's hier gewiß minder an, als, meine Zuhörer, auf innere Gedanken an Gott, Andacht an das, was du ſprichſt, und Ehrfurcht vor dem höchſten Weſen. Niemals, mein Zuhörer, bete, wenn du dich nicht den Augenblick in der Faſſung befindeſt, mit Gott ſprechen zu können; und wenn du einer guten Gewohnheit wegen mit Andern beten mußt, ſo ſuche dich erſt in die Faſſung zu ſetzen, als wenn du mit dem höchſten Weſen des Himmels, mit dem vollkommenſten Gott und Vater ſprächeſt. Sprich keine Worte, die du nicht überdenken ſollteſt, und bringe ihm mehr die Gedanken deiner Seele und das innige Gefühl deines Herzens, als Worte und Redensarten, zum Opfer dar: denn Gott iſt ein Geiſt. Verbanne, wenn du vor den Herrn trittſt, die fremden Gedanken aus deiner Seele, ſie ſtamme nicht von einer böſen Neigung und Leidenſchaft, ſie beſchäftige ſich nicht mit böſen Gedanken: alles Irdiſche und Niedrige entweiche deinem ganzen Geiſt, da du mit dem höchſten Geiſt ſprichſt; ſei ganz Ehrfurcht und Gefühl und Anbetung, da du dich in ſeine Gegenwart, in die Gegenwart des Allmächtigen ſtelleſt, und ihm die Gedanken deiner Seele zu entdecken wageſt: dann beteſt du würdig wie Paulus, und ohne daß es dein Mund ſpricht, wird das innere, ehrerbietige Gefühl deiner Seele von ſelbſt dem heiligen Paulus die Worte nachempfinden: Ich beuge, du wirſt mit Abraham ſagen: „Ich wage es mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Aſche bin!“ 1. Moſ. 18, 27.

Und eben mit dieſem beſſern Begriff ſieht man ſogleich eine Nutzbarkeit und Annehmlichkeit des Gebets. Indem ich mit meinem Gott ſpreche, ſo erhebe ich meine Seele über das Irdiſche und Flüchtige der Welt, ich gewöhne ſie, ſich von den ſinnlichen Empfindungen abzuziehen, ich rücke ſie gleichſam zur Gottheit, ich gebe ihr eine Würde und Hoheit, die ſie nicht hatte. — In dieſem erhebenden Augenblick lernt ſie das Kleinfügige menſchlicher Begebenheiten, Zufälle und Geſchäfte fühlen; ſie lernt die unrechtmäßigen Vortheile, niedrigen Eigennutz, unerlaubte thieriſche Ergötzlichkeiten verachten; ſie gewöhnt ſich an eine Reinigkeit, an einen Adel der Gedanken und Neigungen, ſie erhebt ſich zu einer göttlichen Geſinnung, — welch ein großer, inniger Nutzen des Gebets, da ich jedes Mal, da ich mit dem höchſten Weſen rede, größer, beſſer und edler werde! Wenn Unterredungen mit einem großen Manne unter den Menſchen der Seele eine höhere Stufe von Würde, eine größere Weite und Umfang von Empfindungen gewähren: was nicht unendlich mehr das Geſpräch, das wahre Geiſtes- und Herzensgeſpräch mit dem höchſten Weſen! Hier wird mein Geiſt eines Höheren, des Allerhöchſten, voll. Ein tiefer und ewiger Eindruck der göttlichen Allgegenwart bemeiſtert ſich der Seele; und dieſer Eindruck davon, daß ich immer unter den Augen des vollkommenſten Weſens bin, daß es Alles, was mich angehet, aufs genaueſte kennt, wird auch mich weiſe und vorſichtig und redlich machen; denn wer wird ſchon unter den Augen eines ehrwürdigen Mannes unter den Menſchen ſchaamwürdige Dinge vornehmen? Hier wird mein Geiſt voll von Gedanken des heiligen Gottes, und natürlich, daß ein demüthiges Bekenntniß der Sünden, mit Redlichkeit und Reue verknüpft, auch einen Abſcheu aller begangenen Irrthümer, und einen Vorſatz, Laſter zu vermeiden, hervorbringen wird. Mein Geiſt wird gleichſam an Gott ein hohes Ebenbild von Vollkommenheiten, Vorzügen und Tugenden erblicken, und von dieſem hohen Ebenbilde, von dem Anſchauen deſſelben werden Spuren und Strahlen in meinem Antlitz zurückbleiben. Der Geiſt wird ein inniges Gefühl, eine lebendige, ewige Empfindung von ſeinem Gott und von ſeiner Unterwürfigkeit gegen dieſen Gott behalten; dieſe Spur von Ehrfurcht und Hochachtung Gottes, als des Schöpfers und Beherrſchers, als des Allgegenwärtigen und Vollkommenen, wird ſeine Seele veredeln und erhöhen, ihm einen Eindruck der göttlichen Schönheit gewähren, und ihn reizen, auch ſo ſchön, ſo edel, ſo vollkommen, ſo ſeiner Natur gemäß zu handeln, — großer Eindruck vom Gebet!

Aber reichen nicht dazu ſchon ernſthafte, gottſelige Betrachtungen zu? Was brauche ich völlige Gebete? Allein, mein Zuhörer, ohne Zweifel wird deine Aufmerkſamkeit größer, deine Empfindung lebhafter, der Eindruck in dir ſtärker, wenn du beteſt, als wenn du Gott allein kalt und todt betrachteſt. Nimm dir einen abweſenden Menſchen, an den du bloß als einen Abweſenden denkeſt, und dein Andenken wird lange nicht das Feuer, die Wahrheit, den Eindruck haben, als wenn du ihn ſiehſt, ihn anſchaueſt und betrachteſt, mit ihm ſprichſt, in ſeiner Seele lieſeſt. Eine Unterredung mit einem würdigen Freunde, wie unendlich mehr kann ſie begeiſtern, als wenn man an ihn als einen Abweſenden denkt! Der Anblick eines Erhabenen unter den

Menſchen kann unendlich mehr Ehrfurcht erregen, als an dieſen Ehrwürdigen denken; die Gegenwart einer großen Menge von Zeugen oder Zuhörern kann einen unendlich feierlichern Eindruck machen, als wenn man ſich die Sache allein denkt; und ein Selbſtgeſpräch mit dir wird weit ſtärker ſein, wenn es vor den Augen Gottes geſchieht, und ein Geſpräch mit Gott wird. Ein Geſpräch mit Gott! Welch ein großer Zeuge von den Verſprechen, die wir uns thaten! Ein entſetzlicher Augenblick, ſich dann als einen Sünder, als einen Laſterhaften, als einen Abſcheu der Natur fühlen! Ein Geſpräch mit Gott! unvergeßlicher Entſchluß, den ich alsdann zu einer guten, einer edlen Handlung in meiner Seele faſſe. Ein Geſpräch mit Gott! große Idee, die alsdann in meiner Seele wirkt — wo kann dies alles eine kalte Betrachtung erſetzen! Wie veredelnd, wie würdig, wie erhebend iſt alſo das Gebet! Es iſt nicht eine Pflicht gegen Gott bloß, es iſt eine Pflicht gegen mich ſelbſt, keine todte Ceremonie des Gottesdienſtes, ein Dienſt, den ich mir ſelbſt thue, ein Mittel zu meiner Beſſerung und Veredlung der Seele, ein Augenblick, da meine Seele ſich höher zur Gottheit aufſchwingt, die Würde ihrer Natur fühlt, Entſchlüſſe bildet, das Laſter, die Verunzierung unſerer Menſchheit, abzulegen. Wenn das Gebet auch nichts mehr als dies wirkte, wer wollte nicht beten? wer es nicht unter ſeine ſeligen Stunden ſetzen, die Allgegenwart der Gottheit zu fühlen und vor ihr beſſer und ſchöner zu werden? Derhalben beuge ich u. ſ. w.

Paulus betet Gott nicht an, als einen Privat-, als einen Hausgott, der ihm und etwa den Chriſten allein zugehörte, den er alſo in ſeine Parthie gegen ſeine Feinde, gegen dieſe und jene Secte, gegen das Glück dieſes und jenes Menſchen ziehen, und gegen alle Welt zur Rache reizen könnte, wenn er nur ſein Gott wäre: er hat einen würdigern Begriff von dem rechten Vater über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Und daß die ganze betende Welt dieſen würdigen Begriff von dem Gott hätte, den ſie anbetet! daß er nicht bloß ihr Gott, ſondern der Gott der Welt ſei! — Den Heiden war's zu verzeihen, wenn ſie ſo dachten, wenn ſie mit Opfern und Gebeten ihre Götter wider ihre Feinde gleichſam zu erkaufen ſuchten, — wenn ihre Heere Schutzgötter hatten, und mit ihnen gegen die Schutzgötter anderer Städte, Gegenden und Länder zu Felde zogen, — wenn ſie den Gott einer eroberten Stadt mit ſich fortſchleppten, daß er auch ihr Gott ſein ſollte; — wenn ſie in einer belagerten Stadt Gelübde und Verſprechen darbrachten, und ihren Gott auch wohl mit goldenen Feſſeln banden, daß er ſich nicht zu den Feinden ſchlüge. Den Heiden war dies zu verzeihen, aber uns Chriſten nicht. Es iſt unverzeihlich, wenn man mit ſeinem Gebet Gott zu beſtechen denkt, daß er einem Dritten ſchade, der uns etwas zu Leide gethan, — wenn man rachſüchtige Gebete zu dem ſchickt, der der rechte Vater iſt, über alles, was Kinder heißt. Unverzeihlich, wenn man ihn durch Lob und Preis in Ehrbegierde, oder durch Winſeln und Seufzen in Mitleid ſetzen will, daß er uns helfe und Andern ſchade: unverzeihlich für unſre hellen Zeiten und für die Religion, in der wir erzogen ſind!

Unſer Gott iſt ein Gott der Menſchen, der Engel aller Menſchen, aller Welten, nicht etwa allein ein Gott der Chriſten, nicht etwa allein ein Gott der Lutheraner, oder zu welchen andern Bekennern ich gehören mag; nein, er iſt (V. 15.) der Vater des Weltalls.

Wenn ich alſo vor dich trete, mein Gott, ſo denke ich nicht, daß ich allein vor dir ſtehe, oder mit meinem Gebete mich für alle Weſen herzudrängen will; nein, o Gott, ich bin nichts als eine Kreatur, gegen eine unzählbare Menge deiner andern Geſchöpfe; ich bin nur ein Glied in der großen Kette, nur eine Sproſſe in der großen Leiter der Weſen, und nicht das erſte Glied, nicht die ganze Kette. Ich bin ein Staub gegen das Weltall, ein kleines, einzelnes Nichts! ein einziger, kleiner Ton in der Harmonie aller Geſchöpfe, die Gott zu Ehren einen einzigen großen unendlichen Chor ausmachen. Wie wollte ich nun alle überſchreien? Wie wollte ich mit meiner Bitte zu dieſer Harmonie einen widrigen Ton geben? Nein, o Gott! die ganze Natur iſt dein Tempel, das ganze Weltall iſt dein Altar; von Erde, See und Himmel ſchallt dir ein großes Loblied aller deiner Geſchöpfe zu — ich bin hier nur ein ſchwacher Laut! Indem ich dich lobe, o Gott, ſiehe, ſo lobe ich nicht allein; in allen Himmeln ohne Zahl erſchallt dein Lob, dich loben die Sonnenheere, dich die blühende Erde, dich der lachende Frühling, dich der leuchtende Mond, dich die funkelnden Sterne und Welten und alle die Menge Geſchöpfe, die in dieſen Sternen und Sonnen leben. — was bin ich nun gegen ſie alle? Indem ich deine Allgegenwart mit meiner Vernunft denke, ſo empfindet vielleicht das Thier dich mit einem zwar dunkeln, aber deſto lebendigern Gefühl; indem ich dir mit meiner ſchwachen Stimme meinen Morgengeſang ſinge, ſo ſingt die Nachtigall ihr ſchöneres Morgenlied, die Lerche ſchwingt ſich zu deinem Himmel empor, und der Elephant ſieht mit einem neuen, heitern Blick vergnügt deiner Morgenſonne entgegen. Indem ich dich den Vater Chriſti nenne, ſo nennt dich vielleicht der redliche Heide den Gott der Götter, und der entzückte Wilde fällt bei dem Aufgang der Sonne vor dir hin. Indem ich meine Kniee vor dir beuge, ſo umfaßt ein David vielleicht den Altar ſeines Jehova, und der Seraph an deinem Throne deckt ſein Antlitz vor dir!

Welch ein Begriff von Gott, indem ich ihn mir alſo denke! Welch eine Erhebung der Seele, wenn ich zum Vater der Geiſter und der Menſchen bete! Wie werde ich dieſem höchſten Gott, dieſem allgemeinen Vater es wagen, niedrige Anſinnungen zu thun! ihn für mich, wider ein anderes Geſchöpf einnehmen zu wollen, das vielleicht beſſer vor ihm iſt, als ich ſelbſt? Wie werde ich's wagen, Andere vor dir mit heiligem Eifer zu verfolgen, zu verdammen, und deine gleichmüthige Güte, allerhöchſtes, ewiges, auch in ſeiner Güte und Menſchenfreundlichkeit unveränderliches Weſen, gegen ſie aufzubringen? Wie es wagen, auch nur mit irgend einer menſchenfeindlichen Bitte, mit irgend einem Wunſch zum Schaden des Andern, mit irgend einem niederträchtigen Anſuchen vor dich zu kommen, — ſo niederträchtig zu ſeyn, dich mit Gelübden zu erkaufen, mit kindiſchen Geſchenken und Verſprechungen zu beſtechen, daß du meine Parthei gegen Andere nehmeſt? Nein, du biſt Vater über Alles, was Kinder heißt, und eben von dir lerne ich den höchſten Begriff von Menſchenfreundlichkeit und allgemeiner Güte. Wenn ich alſo ſelbſt Menſchen geliebt habe, welche mich mit ihrer Freundſchaft bis zu Thränen haben rühren können; wenn ich etwa eine gute Handlung unter den Menſchen, eine ſtille Redlichkeit, eine außerordentlich thätige Freundſchaft, eine erſtaunende Probe von der Großmuth einer Menſchenſeele, wenn ich mir dieſe hohen und ſüßen Bilder von Menſchenfreundſchaft und Gutheit der Seele ſo hoch gedacht und in Aufwallung ſo hoch geſchildert habe, als ich nur kommen konnte: o Gott, ſo ſteigt mein Geiſt auf die höchſte Stufe, ich denke dich! ich bete zu dir! ich beuge meine Kniee vor dir! In dir finde ich die Sammlung aller Güte, Größe, Vollkommenheit, den höchſten Grad der Menſchenfreundlichkeit und Liebe, den größten Austheiler des Glücks, kurz, den Schöpfer und Erhalter der Welt!

So, o Gott, will ich dich betrachten, ſo will ich dich fühlen. Wenn alle deine Kinder, die Geſchöpfe deiner Huld in der ganzen Natur, dich durch ein ſtilles Gefühl preiſen, als den Vater über Alles: ſo will ich meine Stimme vereinigen mit der Stimme der Natur. Wenn ich meine Seelenkräfte in der beſten Faſſung, in der ſchönſten Heiterkeit fühle, wenn ich am Morgen der wiederaufgewachten Natur auch mein Weſen neu belebt empfinde, wenn ich etwa die aufgehende Morgenſonne, und das ſtille Vergnügen des Frühlings, oder den ſtillen Schauder der Nacht, oder den ſtillen Schatten des Abends mit Vergnügen empfinde: dann, Herr, mit dieſem ſtillen Schauder will ich, ich Ohnmächtiger! dich empfinden, ich will dich in der Natur ſehen, forſchen und aufſuchen, und dich im Frühling und dich im Sturm des Herbſtes und im Segen des Sommers und im Schnee des Winters dich, Herrn der Werke deiner Hände, ſehen, und entzückt alsdann nach deinem Himmel blicken, und dir verſtummt mit ſchwachem, ohnmächtigem Gefühl und mit einer ſtillen Thräne deinen Lobgeſang feiern — Dir dem Vater über Alles, was Kind heißt im Himmel und auf Erden.

Aber, meine Zuhörer, wie ſehr vorzüglich iſt Gott unſer Vater! Wie viel Vorzüge hat er uns gegeben, über ſo manches Andere, was auch ſein Geſchöpf, ſein Kind iſt! Und wie? iſt's da nicht billig, dieſe Vorzüge zu empfinden, an ſie dankbar vor Gott ſich zu erinnern, ſie mit einem Gefühl der würdigen Ergebung, der kindlichen Demuth zu fühlen? Wie? und iſt nicht dies dankbare, dies ſich in Gottes Hand ergebende, dies kindliche warme Gefühl ein Gebet — das beſte Gebet, das ein Geſchöpf, wie ich bin, Gott bringen kann? Wenn ich meine Abhängigkeit von Gott fühle; wenn ich mich erinnere, was mir ſeine Güte gegeben; wenn ich etwa bei einer neuen Wohlthat, bei einem ſüßen und recht ruhigen Augenblick meines Lebens; wenn ich bei dem beſten und ſtillſten Gefühl der Freude das Glück meines Daſeins empfinde — mein Leben, meine Geſundheit, meine vortheilhaften Umſtände, Gaben, ſo manches Glück, angenehme Begebenheiten, geiſtlichen und leiblichen Segen, deß ich mit Vergnügen genieße: wie? — deß bin ich ja den Händen meines Vaters ſchuldig, der für mich ſorgt, mich in die Zeit und Ewigkeit glücklich machen will — wie? und das ſollte ich nicht mit dankbar bewegtem Herzen fühlen? Und dies lebhafte Gefühl, das meine Seele durchdringt, ſollte ich, wenn auch nur mit einem Seufzer, Gedanken, meinem Vater nicht geſtehen? Und wenn ich's ihm geſtehe, bete ich dann nicht? O es hieße die natürliche und billige Regung des Herzens verleugnen, wenn man auf die Art nicht beten wollte! —

Wie nun ferner? Das Gute in meiner Zukunft, hängt das nicht ebenfalls auch von dieſem Vater ab? Muß er nicht Allem, was Kinder heißt, ſein Schickſal beſtimmen? und alſo auch mir? Und wenn ich mir nur in der Zukunft das Gute wünſche: wie nicht auch von ihm, dem Vater, der es mir geben kann? und heißt das nicht beten? Wäre es nicht im höchſten Grade widerſprechend, mir Gutes zu wünſchen, zu verlangen, aber nicht von dem, der es mir einzig geben kann? Iſt es nicht die höchſte Verbindlichkeit, und doch nur immer die ſchlechteſte, daß ich mich an meinen Wohlthäter und Vater erinnere? kindlich erinnere, daß ich unter ihm ſtehe? kindlich bekenne, daß ich ohne ihn nichts Gutes habe und bin? kindlich von ihm Segen, Schutz, Beiſtand mir wünſche? kindlich hoffe, daß er mir meinen Wunſch erfülle, wenn es nicht ſeiner väterlichen Güte und Weisheit und Rath widerſpricht? Und heißt das nicht beten? Und wird mir da das Beten zur Pflicht? zum Geſetz? zum ſauern Gottesdienſt, womit ich mir den Himmel erwerben will? Nichts weniger! Das kindliche Gefühl meines Herzens wirft mich auf die Kniee; die kindliche Freude deſſen, was Gott an mir gethan, öffnet mir mein Herz, erregt meine Lippen und treibt mich frei und unerzwungen eine kindliche Thräne aus meinem Auge. Natürlich, daß eine ſolche kindliche Empfindung, ein ſolches unbeſcholtenes Gebet am liebſten von ſelbſt die Einſamkeit ſuchen wird, wo ich mit Gott meinem Vater allein bin, wo ich in einer ſtillen Kammer ihm mein dankbares, kindliches Herz aufſchließe und ihm mit allem Weſen meine Seele ausſchütte.

Wie ſollte der ewigen Liebe ein ſolches Gebet nicht gefallen? dem Allwiſſenden, wenn ich mich in ſeine Allwiſſenheit ſetze und ſie feiere? dem Gütigen, daß ich ſeine Güte erkenne und preiſe? dem Vollkommenen, daß ich durch ſein Gebet ſchon unmittelbar weiſer und vollkommener und beſſer werde? — Vater im Himmel! ich weiß, die Stimme des Säuglings iſt dir ſowohl ein Lobgeſang als der Lobgeſang des Engels am Throne.

Und hätte ein ſolches Gebet auch übrigens keine Zauberwirkung, wo Wunder in der Natur zu erregen: ſo iſt es an ſich ſchon erfreuend, ſelig, nützend genug, ich will's nicht aus Lohnſucht, nicht aus knechtiſchem Zwang darbringen, um es los zu ſein — als ein Kind des beſten Vaters, der gerne mit ihm im Umgang iſt, und von ihm das ſchönſte Bild der Menſchenfreundlichkeit eben durch dies betende Anſchauen lernen, eben durch's Gebet ihm ähnlich werden will. Wie, wenn ich täglich mit ihm, als dem gütigſten Vater der Welt, wie die ganze Schönheit ſeiner Vaterliebe, die ganze Seligkeit des Gedankens, ein allwaltender, väterlicher, beſeligender Gott, der Vater und Wohlthäter aller Welt zu ſein, denke, und dies Bild meine Seele entzückt: werde ich alsdann wohl ein Menſchenfeind, ein Nichtswürdiger, ein Eigennütziger, ein Erdenkloß, der blos für ſich ſorgt, ſein können? Wenn ich's an Gott preiſe und liebe und anbete, daß er ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe: werde ich alsdann wohl ein Teufel gegen meine Brüder, ein Neider, ein nichtswürdiger Betrüger, ein ſchädlicher Menſchenfeind ſein können? Wenn ich ihn den Wohlthäter Alles, was Kind heißt, nenne: werde ich noch mein Herz in mich ſelbſt zuſammenziehen, aus Hochmuth, oder Geiz, oder Wolluſt meinen Erdenkloß zum Mittelpunct der Welt machen, und Alles außer mir verachten, verfolgen, verabſcheuen, verleumden, haſſen, beneiden, betrügen können? Unwürdige Seele, die betend ſo vor Gott ſein könnte! Unwürdige Seele, die ſeine Güte lobte, und nicht Muth, nicht Großmuth, nicht Adel genug hätte, eben die Gutheit an ihrem Theile zu beweiſen — die Gott um Verzeihung ihrer Sünden bitten dürfte, und ſchwarze Galle und bitteres Gefühl in ihrem Herzen kochen hätte! Unnütze, kleine Seele! Du ſpotteſt deinen Gott mit deinem Gebet! Waſche erſt deine Hände, mache erſt deine Seele rein und heilig und vergebend und nachſichtend und demüthig und menſchenfreundlich: dann komme und beuge deine Kniee vor Ihm! dann hört er dein Gebet. Sonſt iſt's ein Greuel in ſeinen Augen.

Wenn ich alſo vor dir bete, ſo will ich meine Seele erforſchen, ob ich auch einen Flecken in ihr gewahr werde, eine böſe wollüſtige Neigung, einen giftigen Haß, eine bittere Feindſchaft, eine ſchwarze Mißgunſt, abſcheulichen Neid, verachtenden Hochmuth, Unrecht, ſchreiende Sünden und andere Abſcheulichkeiten; und finde ich's, o, ſo will ich erſt meine Hände reinigen, ſie Gott abbitten, aus meinem Herzen tilgen — und dann beten, dann vor ihn kommen. Mein Gebet an ihn ſoll Selbſtprüfung ſein, und eine Reihe guter Entſchlüſſe erzeugen, und wenn ich von ihm aufſtehe, ſo will ich mich prüfen, ob ich auch durch ſein Andenken menſchenfreundlicher in Geſinnungen geworden. Ja, mein Gott, indem ich dir für deine Vaterliebe danke, und ſie mit entzückten Freudenthränen preiſe, und die Wolluſt fühle, Thränen der Dankbarkeit weinen zu können: ſo will ich mich auch entſchließen, wie du ein Menſchenfreund zu ſein, und wie Du, ſo auch Thränen der Freude und der Dankbarkeit zu erregen. Wenn ich ein Gutes deiner Hand fühle, ſo ſei der zweite Gedanke: was kann ich Gutes thun? Kann ich nicht mit dem, womit ich von dir ergötzt bin, auch wieder einen Armen ergötzen? — womit du mein Herz geſtärket, meine Wünſche erfüllet haſt, auch die Wünſche meines Bruders, der unter mir iſt, erfüllen, auch ſein Herz ſtillen? Wenn du mich errettet, und ich fühle, was es ſei, aus einer Krankheit, Noth, Gefahr errettet zu ſein, o ſo erwecke mein Herz, mir auch die göttliche Luſt machen zu wollen, Andere zu erretten, ihnen in ihrer Krankheit beizuſpringen, ſie in ihrer Noth vergnügt zu machen, ihre Thränen zu endigen! Wenn ich dich lobe als den Ordner der Welt, und es mir nicht billig zu ſein ſcheint, wo ich die Unſchuld gekränkt, den Liebenswürdigen leiden, den Verdienſtvollen verachtet, den Tugendhaften arm, einen edlen Geiſt verführt, einen Redlichen im Irrthum, eine gute, vortreffliche Seele weinend ſehe — da will ich ſie tröſten, ihre Thränen trocknen, Balſam in ihre Wunden ſtreuen, ich will ein Bruder meiner Brüder ſein. Und wenn ich wieder zu dir komme, o Gott, ſo will ich machen, daß ich nicht allein, daß Freudenthränen der Geretteten, die dankbaren Thränen der von mir Getröſteten, die guten Seufzer der von mir Beglückten mit mir beten ſollen, ſie in ihrer und ich in meiner Kammer; daß, wenn ich in meinem Tode zum letzten Mal auf dieſer Welt vor dir bete, die Freudenthränen und die dankbaren Gebete derer mit mir dich anrufen, gegen die ich deinem Beiſpiel folgte, Vater über alles, was Kinder heißt!

Was iſt's denn, was Paulus bittet? Zuerſt iſt's ſonderbar, nichts für ſich, ſondern für Andere. Hatte er etwa nichts für ſich zu bitten? fehlte ihm nichts? O der Mann lag ja im Kerker, Feſſeln, Banden, in Gefahr des Todes, vielleicht in Noth — und ſiehe er vergißt dies Alles; ſeine Leiden und Trübſal ſind ihm Ehre: ſich überläßt er ſtillſchweigend Gott, er möge ihn leben oder ſterben laſſen, dem Schwerdt oder dem Blutdurſt des tyranniſchen Nero übergeben oder ihn frei machen — das Alles vergißt er und — betet für Andere. Würdiges Gebet! würdiges Vorbild! Nicht bloß für meinen Aſchklumpen allein will ich vor des Höchſten Thron treten: ich will auch in meinem Gebete, wo ich für Andere nicht arbeiten, ihnen nicht helfen kann, — da für ſie beten.

Einer edlen Seele wird's gleichſam ſchwer, für ſich ſelbſt etwas zu bitten; Andere um Gutthaten für ſich anzuſprechen, das will ſchwer vom Herzen; ein Wort, ein Seufzer, eine Bitte windet ſich kaum heraus: aber für Andere einen Menſchenfreund zu bitten iſt ſchon leichter. Da geht ein gutes Wort eher von den Lippen, und findet eine gute Stelle. Und wer wollte nicht dieſe Menſchenfreundlichkeit auch im Gebete bezeigen? wer wollte nicht das allgemeine Gebet oder die ſogenannte Litanei, das auch in unſerer Kirche eins der rührendſten und einfältigſten Gebete iſt, das ich kenne, mit inniger Empfindung mit beten, und das Herr erbarme dich Unſer! mit aller Inbrunſt anfangen? wer wollte nicht, wenn er ſchon allen Unglücklichen in der Welt nicht helfen, alle Thränen nicht ſtillen, alle verborgenen Seufzer nicht aufſinden kann, den anrufen, der Alles, was Kinder heißt, kennt, ihre Bedürfniſſe weiß, und für ſie beten!

Und warum betet Paulus für ſeine Epheſer? Epheſus war eine Handelsſtadt, und ein Ort voll arbeitſamer Bürger im ſchönſten Erdſtrich Aſiens; bat er alſo um Vermehrung des Handels, um gutes Gewerbe und glückliche Erndte? — Schöne und gute Gebete an ſich, und in der gehörigen Ordnung; aber Paulus hat noch ein ſchöneres: um die Vermehrung des Reichs der Tugend und Weisheit unter ihnen (V. 16). Er fleht ihnen nicht den Reichthum der göttlichen Gnade bloß zu leiblichen Sachen, daß ihr Körper wohl gedeihe, ſondern daß der inwendige Menſch, d. i. die gute edle Natur in ihnen gedeihe; nicht daß Reichthum in ihren Häuſern wohne, ſondern daß Chriſtus unter ihnen wohne; nicht daß ſie auf neue Wunder der Liebe Gottes warten, ſondern die Liebe Gottes, die ſie genoſſen, recht ſchätzen lernten (V. 18) — und meine Zuhörer, eben das iſt auch der ſchönſte Theil des Vater Unſers; aber zum Unglück auch der am mindeſten verſtandene. Die vierte Bitte endlich verſteht noch jeder; aber die andern Bitten will Niemand verſtehen! daß nämlich der Name Gottes auch von uns geheiliget, daß wir auch fähig werden ſollen, Kinder und Knechte Gottes zu ſein und ſeinen Willen ſo willig zu thun, wie es von den Engeln geſchieht, — das bleibt unverſtanden. Und was iſt wichtiger als dies? meine Zuhörer, eben unſere Laſter und Untugenden machen uns und die Welt unglücklich; und werden dieſe ausgerottet, ſo wird eben damit auch mehr das Glück der Welt befeſtigt, die Ruhe unſerer Seele gegründet, die Heiterkeit unſers Lebens erhalten. Lernen wir ruhig und zufrieden uns ſelbſt genießen, unſerer Natur treu bleiben, die böſen Angewohnheiten in uns zerſtören, die Flecken unſerer Seele auslöſchen, mit ſo viel Ordnung der Welt ſo viel, als nur möglich iſt, beitragen, ſo werden wir eben dadurch glücklich ſein. Wenn unſer inwendiger Menſch ſtark, d. i. unſere Seele feſt iſt, und das Andenken Gottes in uns wohnt und wir nur die Liebe Gottes recht ſchmecken, d. i. die Güter, die wir ſchon haben, recht genießen, nichts mehr begehren: ſo wird eben dadurch unſere Seele ſelig und ruhig und vergnügt und unſer Leben glücklich ſein (V. 19).

Ich kenne alſo kein würdigeres Gebet für mich und Andere, als: Mache, o Gott, meine Seele feſt und ſtark in der Tugend, lehre mich deine Güte ſchmecken, mache meine Seele weiſe und mein Herz tugendhaft und durchaus gutartig, ſo werde ich glücklich ſein — ſo wird dein Name geheiliget, dein Reich auf Erden gegründet, dein Wille, o Vater, vollbracht werden, ſo ſind wir Alle deine glückliche Kinder!

Im Uebrigen bittet Paulus mit Zurückhaltung und Mäßigung (V. 20), und wer wollte nicht auch ſo bitten, inſonderheit wenn es irdiſche Bitten beträfe? Weisheit und Tugend iſt immer unſerer Seele geſund und nützlich; aber ob die Erfüllung unſerer leiblichen Bitten es immer iſt, das iſt nicht ſo gewiß. Gott kann uns dieſes Gebet verſagen müſſen, und ſiehe, er giebt uns was Anderes und Beſſeres. Er kann überſchwänglich thun über Alles, was wir bitten und verſtehen. Sehr oft, meine Zuhörer, haben wir's in unſerm Leben geſehen, daß wir Unſinnige mit unſern Wünſchen ſind, Dinge verlangen, die wirklich uns zum Schaden ſind; wir meinen, wenn wir ſie nicht bekommen, wir wollen ſie erpochen, aber zuletzt ſehen wir's ein, daß die gütige Vorſehung es gut gemeint, daß ſie uns nicht unſern Wunſch erfüllt, dieſe und jene Beſtimmung des Gebets nicht gab, die wir wollten, dieſen und jenen Weg nicht führte, der uns im Auge lag. Ein ander Mal baten wir nicht; es nahte ſich eine Gefahr, die wir nicht ſahen, und konnten alſo auch nicht um Errettung beten: Gott errettete uns; — er that über Alles, was wir bitten und verſtehen. Wir ſahen etwas für ein Glück nicht an, ſträubten mit beiden Händen dagegen: Gott mußte uns zur Wohlthat zwingen. Spät ſahen wir's, daß er uns eine Wohlthat gegeben: er that über ꝛc.

Und ſolchem Gott wollten wir vorſchreiben? Stunde und Zeit und Ort und Gelegenheit beſtimmen, wenn er uns helfen, wie er uns führen, durch die Welt bringen ſoll? Nein, o Gott, ich beſcheide mich, du kannſt überſchwänglich thun über Alles, was ich bitte und verſtehe. Aber demungeachtet will ich auch in der leiblichen Noth zu dir flehen, von allen Menſchen verlaſſen, dich ſuchen, mein Herz vor dir ausſchütten. Wenn ich in der Welt denn wenig Freunde habe, wenn unſere Umſtände auf dieſe oder jene Art bedrängt ſind, wenn bekümmernde und ſorgſame Erwartungen unſer Herz drücken, wenn wir vielleicht keinen Freund haben, der auf Erden unſer Elend bemerkt, ſich unſerer annimmt, uns Beiſtand leiſtet: da iſt immer der mächtige, gütige Freund in der Nähe, zu dem wir uns hinwenden, dem wir unſer Anliegen offenbaren und anvertrauen können, der allein im Stande iſt, uns zu helfen. — Dann hebt ſich die Seele aus den Wolken des trüben Kummers empor; es iſt, als käme ſie in Freiheitsgegenden. Das Herz findet Erleichterung, wenn es mit dem ſpricht, der die Liebe ſelbſt iſt. Man vergißt, was auf der Erde iſt; ſelbſt die Noth wird klein, das Elend leicht, das Leiden verliert viel von ſeiner Geſtalt: ſo wahr iſt's, was ein alter Kirchenlehrer ſagt: „Wenn ich in Nöthen bet' und ſing', ſo wird mein Herz recht guter Ding'.“

Nur auch ſelbſt alsdann laßt uns beſcheiden ſein, und Gott nichts vorſchreiben, ihn auch ſelbſt in der Noth lieben lernen, ohne ſeine Wunderkraft herauszufordern, ohne ihm Bitten und Forderungen vorzulegen. Das beſte Gebet iſt wohl für uns kurzſichtige Geſchöpfe das: ſein Geſicht vor der Gottheit zu verhüllen, und zu ſagen: Mein Gott, das, was mir gut iſt, gieb mir, auch wenn ich dich nicht darum bitte; das Böſe aber gieb mir nicht, auch wenn ich dich darum bitte! Amen.

Predigt über Matth. 9, 1 — 8. Von der Vergebung der Sünden.

Von J. A. W. Keſſler.

Gott, der uns zur Glückſeligkeit erſchaffen hat, und der uns durch Befolgung ſeiner Geſetze zu jenem Ziele unfehlbar führt, ſei auch in dieſer Stunde unter uns! Amen!

Meine chriſtlichen Zuhörer! Unter den wichtigen Religionslehren, über welche wir in unſerer Jugend und in der Folge häufig unterrichtet werden, iſt unſtreitig die von der Vergebung der Sünden eine der erheblichſten. Wer empfindet es nicht, daß er dieſer Vergebung bedarf? wer wünſcht nicht, derſelben würdig zu ſein, und ſie zu erhalten? und worüber iſt der chriſtliche Religionsunterricht ausführlicher, als eben über die Art, wie wir uns bekehren, wie wir Vergebung bei Gott finden, und uns derſelben würdig erhalten ſollen?

So wichtig aber dieſe Lehre, und ſo häufig der Unterricht darüber iſt: ſo ſcheint es doch, als wenn Vorurtheile mancher Art herrſchend blieben, welche von deſto ſchädlichern Folgen ſind, da durch ſie der Tugendeifer geſchwächt, und der Menſch dabei in eine zu große, und doch fruchtloſe Aengſtlichkeit verſetzt zu werden pflegt.

Das erſtere geſchieht, wenn man nicht nur die Vergebung der Sünden als ein leicht zu erhaltendes Geſchenk anſieht, ſondern auch in der Meinung ſtehet, daß mit der Verſicherung derſelben, und mit der Gewißheit, daß Gott nicht zürne, alle, auch die natürlichen Folgen der Sünde aufgehoben wären, und nun wähnt, daß die Sünde und das Laſter, deren Folgen ſo leicht aufgehoben werden, minder furchtbar ſei. Leicht geht der Menſch von einem Aeußerſten zu dem andern über; und daher giebt es Andere, welche, durch unrichtige Vorſtellung von Gott geleitet, ſich der qualvollſten Angſt überlaſſen, und bei dem ernſtlichſten Vorſatze der Beſſerung, dennoch vor Gott zittern, und es ſchwer halten, ihn, den Allgütigen, zur Verzeihung geneigt zu machen.

Da wir Alle der Vergebung bei Gott bedürfen, und da zu wünſchen iſt, daß auch wir weder ſie leicht hoffen oder zu viel davon erwarten, noch uns einer zu angſtvollen Empfindung dabei überlaſſen: ſo glaube ich, für Alle, die wir uns gern an wichtige Theile des Religionsunterrichtes erinnern laſſen, etwas der Aufmerkſamkeit nicht Unwerthes zu thun, wenn ich von dieſer wichtigen Sache, aus Veranlaſſung unſeres heutigen Evangeliums, ausführlicher rede. Gott gebe, daß wir auch hier die Wahrheit finden!

Da trat Jeſus in das Schiff und fuhr wieder herüber, und kam in ſeine Stadt. Und ſiehe, da brachten ſie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jeſus ihren Glauben ſahe, ſprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben. Und ſiehe, Etliche unter den Schriftgelehrten ſprachen unter ſich ſelbſt: Dieſer läſtert Gott. Da aber Jeſus ihre Gedanken ſahe, ſprach er: Warum denket ihr ſo Arges in euern Herzen? Welches iſt leichter, zu ſagen: Dir ſind deine Sünden vergeben; oder zu ſagen: Stehe auf und wandle? Auf daß ihr aber wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, ſprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf, und gehe heim. Und er ſtand auf, und ging heim. Da das Volk das ſahe, verwunderte es ſich, und preiſete Gott, der ſolche Macht den Menſchen gegeben hat.

Ohne uns, bei dieſer Erzählung, auf die ſchwierig ſcheinende Frage einzulaſſen: Ob Chriſtus dem Kranken, der in dieſer Krankheit wahrſcheinlich die Folgen ſeiner Sünden duldete und darüber niedergeſchlagen und traurig war, die Vergebung der Sünden nur ankündigen und verſichern konnte, gleich andern Lehrern der Religion; oder ob er dieſelben eigentlich und aus eigener Macht vergeben und die damit verbundenen Strafen aufhören laſſen konnte? und feſt überzeugt, daß er nichts werde geſagt haben, welches nicht einen richtigen Sinn hat, und daß er, von aller Anmaßung entfernt, ſich nicht mehr werde beigelegt haben, als ihm wirklich gebührte, wollen wir dieſes Evangelium nur dafur nutzen, uns an den empfangenen Unterricht über die Vergebung der Sünden zu erinnern; uns von der Sache ſelbſt die richtigen Begriffe zu bilden, und dann dieſe erkannten und lebhaft gewordenen Begriffe zu unſerer Belehrung und zur Zerſtörung mancher Vorurtheile anwenden. Vielleicht, daß ſich alsdann auch jene vorhin berührte Frage von den Nachdenkendern um ſo leichter beurtheilen läßt.

Ich werde aber, indem ich von der Vergebung der Sünde rede, hauptſächlich zwei Fragen beantworten: erſtlich was ſie iſt, und wie ſie erlangt wird? und, zweitens, was ſie wirket?

Das Erſte wird uns vor zu großer Aengſtlichkeit, und das Letzte vor einem Leichtſinne ſichern, der noch weit ſchädlicher, als jene Aengſtlichkeit iſt.

Wenn von Vergebung der Sünde die Rede iſt: ſo denken wir dabei zunächſt an Gott, der zu ſtrafen berechtiget iſt, und vergeben ſoll, und an den Menſchen, der der Vergebung bedarf und ſie wünſcht. Dieſe Vorſtellungen, daß Gott ſtrafe, daß der Menſch Gott um Verzeihung bitte, und daß die Strafen der Sünde aufgehoben werden, haben allerdings eine Wahrheit, welche die menſchliche Vernunft anerkennen muß, und mit welcher die heilige Schrift übereinſtimmt. Die dabei zum Grunde liegenden Begriffe ſind ungefähr folgende:

Wir können uns die Welt, in der ſo viel Ordnung und Zuſammenhang herrſcht, und beſonders auch die moraliſche Welt, zu welcher wir Menſchen gehören, nicht anders, als unter der Aufſicht eines höheren Weſens denken, von welchem ſie regiert wird. Dieſe Regierung erfolget nach gewiſſen Geſetzen, welche keine andern, als die von uns erkannten moraliſchen Vorſchriften der Geiſterwelt überhaupt und der Menſchenwelt insbeſondere ſind. So oft nun der Menſch eines dieſer Geſetze übertritt, welches er, vermöge der ihm verliehenen Freiheit, allerdings kann, es ſei aus Unwiſſenheit, aus Mangel der Ueberlegung, oder gar aus Vorſatz: ſo bleibt er allemal den Folgen ausgeſetzt, welche der Beherrſcher der Welt mit einer ſolchen Verletzung verknüpft hat, und welche wir Strafen zu nennen allerdings berechtigt ſind; und wir können mit Grund behaupten, daß keine Verletzung der göttlichen Gebote, und alſo keine Sünde, ungeſtraft bleibe. Aber hierbei treten nun ſehr leicht ganz unrichtige Begriffe von Gott ein, beſonders von Zorn und Rache, weil wir Menſchen nicht im Stande ſind, uns die Gottheit anders, als in einiger Aehnlichkeit mit uns Menſchen zu denken, und weil es uns ſo natürlich und zu leicht iſt, unſere Affekte und Leidenſchaften auf Gott überzutragen.

Dieſe unrichtigen Begriffe haben dann keinen geringen Einfluß auf unſere Vorſtellung von der Vergebung der Sünde ſelbſt, und beſonders auf die Art, wie dieſe Vergebung geſucht wird. Meiſtentheils — wenigſtens iſt dies die Vorſtellung eines großen Theils der Chriſten — denken wir uns Gott, bei einem begangenen Vergehen der Menſchen, im Zorne, und geneigt, ihn nicht blos die natürlichen Folgen der Sünde empfinden zu laſſen, ſondern ihn noch außerordentlich und ewig zu ſtrafen; bilden uns ein, daß ſeine beleidigte Majeſtät nur durch geleiſtete Genugthuungen verſöhnt, und daß Gott überhaupt nicht ſowohl durch innige Reue und ſtandhafte Beſſerung, als durch anhaltendes, ängſtliches Flehen nach und nach und langſam zur Verzeihung, zur Milderung ſeines Zornes, und zur Aufhebung ſeiner Strafen geneigt gemacht werden könne. Daher zittert der Menſch, wenn er Vergebung ſucht; daher iſt er ſo ängſtlich, ob er ſie erhalten werde; und daher ſucht er ſie gewöhnlich nicht auf die rechte Art; und verſpricht ſich, beſonders weil er die Strafe als eine Wirkung des Zornes Gottes anſieht, ſelbſt eine größere Wirkung davon, als ſie nach der Natur der Sache haben kann.

Aber hierbei liegen nun ganz unrichtige Begriffe zum Grunde, indem Gott nie im Zorne iſt, und die Vergebung nicht als eine Veränderung in Gott, ſondern als eine in dem Menſchen gedacht werden muß.

So wenig wir auch leugnen können, daß Gott es mißbillige, wenn der Menſch die göttlichen Vorſchriften übertritt: ſo wenig dürfen wir doch glauben, daß er ſich mit Zorn und Rachſucht gegen den Menſchen erfülle, und daß er nicht geneigt ſei, dem Menſchen ſogleich zu vergeben, und die Strafen, ſo weit es die Glückſeligkeit des Menſchen ſelbſt erlaubt, aufzuheben. Denn die Vorſchriften und Gebote, welche Gott der Welt und uns Menſchen gegeben hat, ſind nicht ſeinetwegen, ſondern zu unſerm Glücke gegeben. Er wird durch ihre Beobachtung nicht ſeliger, und durch ihre Uebertretung nicht unſeliger; denn ſeine Seligkeit iſt von der Welt unabhängig. Wenn der Menſch ſie übertritt: ſo ſchadet er Niemand, als ſich ſelbſt; und ſo verdient er nicht Haß und Verdammung, ſondern Bedauern und Mitleid, gleich dem Unglücklichen, der der Stimme des warnenden Freundes nicht folgt. — Auch hier lehrt uns das Bild eines Vaters die richtigſten Begriffe.

So wie ein weiſer Vater ſeinem Kinde ſeine Vorſchriften giebt, als welche dem Kinde ſelbſt nützlich ſind; ſo wie er das Kind bedauern muß, wenn es dieſe Vorſchriften übertritt und ſich ſelbſt ſchadet; ſo wie ſeine Strafen nur dazu dienen, um die übeln Folgen deſto empfindlicher zu machen, und das Kind deſto ſtärker vor einer ähnlichen Uebertretung zu warnen; aber ſo wie er auch geneigt iſt, dem reuevollen flehenden Kinde ſogleich und von Herzen zu vergeben und die willkührliche Strafe, die er mit den natürlichen Folgen verband, aufzuheben: ſo iſt es auch mit uns Menſchen und Gott. Wenn der Menſch ein Gebot Gottes übertritt: ſo verletzt er eine Vorſchrift, die Gott zu ſeinem Beſten gegeben hatte; ſo ſchadet er ſich ſelbſt; ſo zieht er ſich ſelbſt die nachtheiligen Folgen zu, welche mehr oder minder damit verknüpft ſind, und bereitet ſich ſelbſt ſein Unglück und ſeine Strafe. — Aber Gott freuet ſich dieſer Strafe ſo wenig, als er im affectvollen Zorne gegen den Menſchen entbrannt iſt; ſondern die einzige Empfindung, die wir Gott hierbei beilegen dürfen, iſt Mitleid, Bedauern, und der Wunſch, daß der Menſch umkehre und weiſer werde; und wenn dieſes geſchiehet, wenn der Menſch ſeine begangene Sünde erkennt, wenn er ſich vorſetzt, ſie zu unterlaſſen, wenn er wirklich darauf bedacht iſt, ſie zu meiden, und Beweiſe ſeiner Beſſerung giebt: ſo freuet ſich Gott dieſer Veränderung, und ſo hat der Menſch kaum nöthig, um Vergebung zu bitten, weil Gott, der das Herz kennt, ihm ſchon vor ſeiner Bitte vergeben hatte. — Ja, wir können und müſſen ſogar behaupten, daß hierbei überhaupt keine Veränderung in Gott, ſondern nur im Menſchen vorgehe, indem Gott, der Unveränderliche, ſtets zum Vergeben geneigt iſt, und nur der Menſch nöthig hat, ſich von dieſer Geſinnung Gottes zu überzeugen und ſich wirklich zu beſſern.

Dieſes ſind die Vorſtellungen, welche uns die Vernunft von der Vergebung der Sünden, und von der Art, wie ſie erhalten wird, giebt, und welche von ihr als die allein richtigen erkannt werden, wenn Gott nicht zu unvollkommen mit menſchlichen Leidenſchaften gedacht werden ſoll. Und hiermit ſtimmt auch die Lehre des Evangeliums und Chriſtus, der uns die richtigſten Begriffe von Gott gegeben hat, ſelbſt überein.

Wenn auch gleich unſere menſchliche Sprache, und alſo auch die heilige Schrift, welche in dieſer Sprache verfaßt iſt, nicht anders von Gott reden kann, als in Ausdrücken, welche eigentlich und mit Wahrheit nur von Menſchen gelten: ſo iſt doch Chriſtus ſo weit entfernt, die Ausdrücke des Zornes und der Rache auf Gott anzuwenden, daß er ihm vielmehr die Empfindung des Wohlwollens und der Liebe beilegt; und insonderheit iſt er, in der Sache der Bekehrung des Menſchen, ſo weit von jener Vorſtellungsart entfernt, daß er ihm vielmehr nur die Empfindung des Mitleids und des Bedauerns beilegt, und ihn unverändert geneigt bleiben läßt, dem Menſchen zu vergeben, und ihn ſeiner gnädigen und verzeihenden Geſinnung zu verſichern. — Wir haben von ihm in dieſer Rückſicht eine Erzählung, welche die Stelle jeder Belehrung vertreten kann, ich meine, die Erzählung von dem verlornen wiederkehrenden Sohne. Da dieſe Erzählung die Art, wie die Vergebung geſucht und erhalten wird, in allen ihren Theilen auf das richtigſte darſtellet, und da dieſe Belehrung aus dem Munde Jeſu ſelbſt kommt: ſo ſei mir erlaubt, in der Kürze daran zu erinnern. Als dieſer, die Warnungen und den Rath ſeines Vaters nicht achtend, ſich ſelbſt in ein Unglück geſtürzt hatte, das er länger zu ertragen nicht im Stande war; als er nun endlich, ſeine Thorheit erkennend, in ſich ſchlug, und den Muth faſſete, zu ſeinem Vater zurück zu kehren, und Verzeihung zu ſuchen: wie ſchildert Chriſtus dieſen Vater, unter welchem Gott gedacht werden muß? Läßt er den Sohn lange und ohne Erfolg um Verzeihung flehen? Ueberhäuft des Vaters Zorn ihn mit Vorwürfen des Unwillens und des Undanks? Läßt er ihn in dem quälenden Zweifel, ob er Gnade finden werde, oder in ſein Elend zurückkehren müſſe? Oder muß er einen Fürſprecher ſuchen, der das Herz des Vaters erweiche und zur Vergebung geneigt mache. Nichts von dem Allen. Das Herz des zärtlichen Vaters, wie ihn unſer Heiland ſchildert, hatte ſich nicht von ſeinem Sohne gewendet, immer hatte er deſſen Thorheit gefühlt und mit ihm das innigſte Mitleid gehegt. Beſorgt, in welches Unglück er ſich geſtürzt habe, nur fürchtend, daß er auf immer verloren ſei; und immer wünſchend, daß er zurückkehre, eilt er ihm, bei der Nachricht von ſeiner wirklichen Wiederkehr, entgegen, erſpart ihm jedes Wort der Schaam und Reue, überhäuft ihn mit jedem Erweiſe der Zärtlichkeit, und iſt trunken von der Freude, daß der Verlorene wiederkehret, daß ſein todtgeglaubter Sohn noch lebt. — Hier iſt keine Spur von Rache und Zorn; hier iſt keine Veränderung in der Geſinnung des Vaters ſichtbar, der ſich in der zärtlichſten Liebe ſtets gleich geblieben war.

Aber deſto größer iſt die Veränderung, welche in der Meinung und in dem Gemüthe des Sohnes vorgehet. Er fürchtet, daß ſein Vater nicht mitleidig, ſondern erzürnt und entrüſtet ſei; er beſorgt, daß er kaum vermögend ſein werde, ihn zur Verzeihung geneigt zu machen; und er überlegt, wie er durch das reuevollſte Geſtändniß und durch die beſcheidenſte Bitte ſein Herz zum Mitleid rühren will; weil er, für ſolche Vergehungen, eine ſo leichte Vergebung nicht zu hoffen wagt. Aber wie ſehr wird dieſe Beſorgniß durch die Behandlung des Vaters beſchämt, deſſen unverändertes Herz ſich in ſeiner Zärtlichkeit ſtets gleich geblieben war; und wie erſcheint nun die Furcht des Sohnes als die natürliche Wirkung und als die gerechte Strafe eines ſolchen Verhaltens!

So, meine Freunde, iſt es mit dem Menſchen und Gott. Nicht in Gott geht bei der Vergebung eine Veränderung vor, der immer liebreich gegen den Menſchen geſinnt bleibt; ihn ſtets bedauert, wenn er ſeine Gebote übertritt, und ihm gern Beweiſe ſeiner Gnade giebt, wenn er ſich beſſert; aber der Menſch hat Mühe, daß er die Furcht vor Gott, die ihm ſein verdammendes Gewiſſen verurſacht, beſiege, und ſich zum kindlichen Vertrauen gegen Gott ſtärke.

Und dieſes Vertrauen iſt ganz abhängig von der geſchehenen Beſſerung des Menſchen ſelbſt. — Die Natur der Sache bringt es ſo mit ſich, und die heilige Schrift beſtärkt uns darin. — So wie die Furcht und das Erzittern vor Gott aus dem Bewußtſein, unrecht gehandelt und ſeine Gebote übertreten zu haben, entſpringt: ſo muß nothwendig dieſe Furcht weichen, ſobald jenes Bewußtſein verſchwindet, und ein beſſeres in deſſen Stelle tritt; wenn nur nicht unrichtige und zu menſchliche Vorſtellungen von Gott in den Weg treten. So ſucht auch Johannes in dem bekannten Ausſpruch: „Wir haben Freudigkeit zu Gott, wenn uns unſer Herz nicht verdammt" (1. Joh. 3, 21.), den Grund des Erzitterns vor Gott offenbar nicht in Gott, ſondern in dem menſchlichen Herzen; und ſo iſt es auch in der Erzählung von dem verlornen Sohne, in welcher Chriſtus auch die Vergebung erſt nach der geſchehenen Rückkehr erfolgen läßt. Auch beſtärkt uns hierin unſere eigene Empfindung. Wer wagt es, zu Gott mit Freudigkeit, unter dem Bewußtſein ſeines Beifalls, aufzublicken, wenn er ſich bewußt iſt, daß ein böſes, der Ordnung Gottes widerſtrebendes Herz in ſeinem Buſen ſchlägt, und daß er ohne Scheu das zu thun im Stande iſt, was er der Regel des Rechts entgegenlaufend erkennet?

Und ſo, dünkt mich, iſt zur Genüge klar, daß die Vergebung der Sünde keine Milderung des Zornes Gottes, dem jede zornige Bewegung fremd iſt, und überhaupt keine Veränderung in Gott, dem Unveränderlichen, ſein könne; ſondern daß ſie die Veränderung in der menſchlichen Seele iſt, nach welcher ſie ſich überzeugt, oder dieſe Ueberzeugung mit Anwendung auf ſich lebhaft erneuert, daß Gott gnädig iſt; und daß dieſe Verſicherung von der Gnade und dem Beifalle Gottes, oder, welches einerlei iſt, die Ueberzeugung von der Vergebung der Sünde, nur auf die erfolgte Beſſerung in unſere Seele kommen kann, und nur durch dieſe erlangt wird.

So wichtig es für uns Menſchen iſt, die rechten Begriffe von der Vergebung der Sünde und von der Art zu haben, wie ſie erlangt wird: eben ſo wichtig iſt es nun auch ferner, zu wiſſen, welches ihre Wirkung iſt, um ſich zu hüten, daß man von ihr nicht mehr erwarte, als ſie wirklich zu leiſten im Stande iſt, und durch dieſe zu großen Erwartungen ſich zu einem ſchädlichen Leichtſinne verleiten laſſe.

Wenn wir die Frage aufwerfen, warum wir Vergebung der Sünde ſuchen? ſo glaube ich, werden wir Alle in der Antwort übereinkommen: damit die Strafen derſelben aufhören; damit wir uns wieder des Beifalls Gottes erfreuen und in unſerm Gewiſſen ruhig und getröſtet ſein können. Dieſes Letztere iſt auch die Folge, welche die Ueberzeugung von der Vergebung haben kann; obgleich bei der Aufhebung der Strafen ſelbſt noch eine große Einſchränkung ſtatt findet.

So gewiß es nämlich iſt, daß der ſich Beſſernde von dem Beifalle und der Gnade Gottes gewiß ſein kann; ſo ſehr er Urſache hat, ſich deſſen und ſeines beſſern Zuſtandes zu freuen; ſo zuverſichtlich er hoffen darf, daß ihn Gott nicht noch außerordentlich und willkührlich, aus einem Affect des Zorns, ſtrafen werde: ſo ſehr würde man ſich doch irren, wenn man glauben wollte, daß mit der Bekehrung und der Verſicherung der Gnade Gottes alle Folgen der begangenen Sünde aufgehoben wären, und daß dieſe nun als nie begangen angeſehen werden könne. So auffallend dieſe Bemerkung ſcheinen mag: ſo wahr erſcheint ſie dem überlegenden Verſtande, und ſo ſehr iſt zu wünſchen, daß ſie recht beherzigt und recht verſtanden werde.

Wir können alle Strafen der Sünde in eine doppelte Gattung abtheilen; einmal, in die natürlichen, nothwendigen und davon unzertrennlichen Folgen, welche nie ausbleiben; und zweitens, in willkührliche, welche Gott in dieſem oder dem zukünftigen Leben noch auf eine beſondere Art, zur Beſſerung oder Beſtrafung der Menſchen, damit verknüpfen mag. — Dieſe letztern fallen durch die Bekehrung ſogleich weg, indem es unmöglich iſt, daß Gott den Menſchen, der das aufrichtige Beſtreben hat, ihm zu gefallen, der von ſeinem Leichtſinne und von ſeinen Thorheiten geheilt iſt, und jetzt überall recht zu thun ſtrebt, noch immer und in Ewigkeit zu ſtrafen fortfahre. So etwas fürchten wollen, das hieße, die Natur Gottes ſelbſt aufheben.

Aber ſo wahr und unleugbar dieſes ſein muß: eben ſo groß würde der Irrthum ſein, wenn man hoffen wollte, daß mit der Vergebung auch jene natürlichen Folgen ſogleich und mit einem Male aufgehoben wären, und daß alſo durch die Vergebung die Sünden gleichſam ungeſchehen gemacht werden könnten. Die Sache erläutert ſich am beſten durch Beiſpiele.

Der Jüngling, der die Zeit der Jugend verſchwendet, und die Gelegenheit, ſich zu unterrichten, verſäumt — wird er nicht die Folgen der verlornen Zeit und der Unwiſſenheit auch noch in dem Alter empfinden, wenn er längſt zur Erkenntniß gekommen iſt, und den Werth der Zeit richtiger beurtheilt, und ſich zu mehrerm Fleiß gewöhnt hat? Hebt die bloße Reue die Unwiſſenheit? bringen Wünſche die Vergangenheit zurück? Verſchwindet die Erinnerung daran ganz aus der Seele? Dauern dieſe Folgen und dieſes Bewußtſein nicht vielmehr immer fort? iſt es möglich, iſt Gott ſelbſt im Stande, ſie aufzuheben? — Oder der Wollüſtling, der ſeinen Körper ſchwächte, der ſeinen Geiſt entnervte, der ſein Vermögen verſchwendete, der ſein häusliches Glück in der Geſellſchaft durch unordentliche Lebensart verſcherzte — wird er dadurch, daß er zur Erkenntniß ſeiner Thorheit kommt, daß er Gott um Verzeihung bittet, daß er ſich überzeugt hat, daß Gott vergeben habe, und daß er ihn nicht ewig verdammen werde — wird er dadurch auch die Folgen ſeiner Art zu leben tilgen; wird dadurch auch ſein geſchwächter Körper wieder ungeſchwächt; ſeinem entnervten Geiſt die verlorne Kraft wieder ertheilt; ſeine Verarmung gehoben, und er wieder in den Beſitz ſeines zerſtörten Wohlſtandes geſetzt? Oder bleibt nicht vielmehr dieſer Zuſtand und das Bewußtſein davon? Kann dieſes Bewußtſein anders, als nur langſam und allmählig ſich mindern? und können jene Folgen, auch bei aller Vergebung, anders, als nach und nach, und vielleicht niemals ganz wieder, aufgehoben werden?

So iſt alſo, bei einigem Nachdenken und aus der Erfahrung, klar, daß die Vergebung der Sünden uns zwar von ängſtlicher Furcht vor Gott befreie, aber nicht, daß ſie auch die natürlichen Folgen der Sünde aufhebe; und daß wir zu viel von ihr erwarten würden, wenn wir mehr, als die Verſicherung der Begnadigung Gottes, davon erwarteten.

Dieſe Betrachtung, meine Freunde, iſt von der wichtigſten Anwendung und überaus reich an nützlichen Folgerungen, wenn wir ſie weiter verfolgen und dazu nutzen wollen. Es ſei mir erlaubt, nur auf einige der daraus fließenden Belehrungen aufmerkſam zu machen.

Zuerſt, meine Freunde, wollen wir uns den Gedanken geſagt ſein laſſen und tief einprägen: daß die Vergebung der Sünde und die Aufhebung ihrer Strafen nur durch Beſſerung erhalten werde. — Faſt ſcheint es, als wenn ein nicht geringer Theil der Chriſten anderer Meinung ſei und in dem Wahne ſtehe, als wenn zu dieſer Vergebung nichts erfordert werde, als daß man, bei gegebener Gelegenheit, ſein Unrecht erkenne, es vor Gott geſtehe und bereue, an die Gnade Gottes glaube, und nur nicht zweifele, daß er ein gütiger, zur Verzeihung geneigter Vater ſei.

So wahr dieſes Letztere iſt, und ſo gewiß es bleibt, daß ohne Erkenntniß, ohne Bereuung, und ohne Vertrauen zu der Gnade Gottes keine Vergebung ſtatt finden kann: ſo würden wir uns doch irren, wenn wir glaubten, daß ſie daran allein geknüpft, und daß mit der Erkenntniß und Bereuung der Sünde und dem Vertrauen zu Gott die Strafe ſelbſt aufgehoben ſei. Wie wir uns auch die göttlichen Strafen denken mögen, als willkührliche oder natürliche: ſo iſt in beiden Fällen die Aufhebung dieſer Strafen nur von der erfolgten Beſſerung abhängig. — Denn wie kann Gott ſeine außerordentlichen Strafen, die doch nur den Zweck haben können, den Menſchen deſto früher und gewiſſer zu beſſern, als es durch die natürlichen Strafen allein geſchehen ſein würde, eher aufhören laſſen, als bis ihr Zweck, die Beſſerung, wirklich erreicht iſt? Darf der Gebrauch der Arzneimittel, mit welchen die Gattung der Strafen am richtigſten verglichen wird, eher unterlaſſen werden, als der Kranke wirklich geheilt iſt, und dieſe Mittel ihre Wirkung gethan haben? So mit den willkührlichen Strafen Gottes. — Und die natürlichen nothwendigen Folgen der Sünde werden und können ſie durch etwas Anderes gehoben werden, als durch wirklich erfolgte Beſſerung? — Kann der Kranke durch etwas Anderes geneſen, als durch Unterlaſſung der Ausſchweifung? Wird der Verſchwender auf einem andern Wege von ſeiner Armuth befreiet, als durch eine beſſere Lebensordnung? Kann derjenige, den ſein Herz verdammt, ſich eher der Gnade Gottes erfreuen, als bis ihm ſein Gewiſſen das Zeugniß giebt, daß er die begangenen Sünden meide, und die entgegengeſetzten Tugenden übe?

Weit gefehlt alſo, daß die Aufhebung der Strafen der Sünde von Reue und Vorſätzen allein abhängig ſei: ſo iſt ſie vielmehr blos die Folge der Beſſerung, welche aber freilich ohne jene Erkenntniß und Bereuung nicht denkbar iſt. — So wichtig dieſer Gedanke beſonders für alle diejenigen iſt, welche die ernſtliche Lebensbeſſerung für minder nothwendig halten, als Reue und Glauben: eben ſo gefährlich iſt es, wenn man von der Vergebung der Sünden *mehr* zu erwarten ſich verleiten läßt, als ſie zu leiſten im Stande iſt. — Die Zeiten ſind vorüber, in welchen man zu ſehr bei der Vergebung zitterte, und es ſcheinen an ihre Stelle die Zeiten des Leichtſinnes getreten zu ſein, in welchen man zu viel, und ſogar die Aufhebung der natürlichen Folgen der Sünde von der Vergebung hofft. Denn ein großer Theil der Menſchen ſcheint in dem Wahne zu ſtehen, daß ſie die Sünde ſo ſehr zu ſcheuen nicht Urſache hätten, weil ſie Vergebung und Aufhebung der Strafen erhalten könnten. Sie beharren in ihrem Sinne, in der Hoffnung, daß ſie, nach ihrer Art zu reden, ſich immer noch bekehren, und Vergebung erhalten könnten.

Solche Perſonen befinden ſich in einem gefährlichen Irrthume. Denn ob ſie gleich, bei Reue und Beſſerung, zu der Ueberzeugung von der Gnade Gottes gebracht werden können; ob ſie gleich, bei erfolgender Beſſerung, nicht fürchten dürfen, daß Gott ſie ewig verdammen und ganz unglücklich machen werde — werden ſie auch die *natürlichen* Folgen der Sünde, die auch nach der Vergebung fortdauern, aufzuheben im Stande ſein? werden ſie das Bewußtſein ihrer begangenen Thorheiten aus der Seele zu vertilgen und den Wunſch: daß ich anders gelebt, daß ich weiſer gehandelt hätte! zu unterdrücken vermögen? — Glaubt es ſicherlich, meine Freunde! eine geſchwächte Geſundheit ſtärkt ſich, auch nach erfolgter Beſſerung, nur langſam und durch eine ſtrenge Lebensordnung wieder; die verſchuldete Armuth wird nur durch anhaltenden regelmäßigen Fleiß gehoben; die Vorwürfe des Gewiſſens werden durch die Erinnerung erneuert, und manche Folgen der Sünde ſind, ſo ſehr wir auch Gott um Verzeihung bitten, nie zu erſetzen. — Beherzigt das, die ihr in der Meinung ſtehet, daß man Gott nur um Verzeihung bitten dürfe, um von den Strafen der Sünde befreit zu ſein! Beherzigt das, ihr, die ihr aus dieſem Grunde die Sünde zu wenig fürchtet! und tief, tief dringe euch der Gedanke in die Seele: die Folgen der Sünde dauern ſelbſt nach der Beſſerung noch fort: ſie begleiten uns in das Alter; ſie verlaſſen uns im Tode nicht; und mindern unſere Seligkeit ſelbſt in der zukünftigen Welt.

Aber auch wir Andern, die wir die richtigen Begriffe von der Vergebung der Sünde haben, die wir wiſſen, daß ſie nur von der Beſſerung abhange, und daß dabei nur eine Veränderung in uns, nicht in Gott, dem Unveränderlichen, vorgehe: und daß Gott ſelbſt die Folgen der Sünden nicht aufheben, und das Geſchehene ungeſchehen machen könne — wir wollen darum nicht glauben, daß wir nun der Demüthigung vor Gott, des Geſtändniſſes unſerer Fehler, der Reue und des Gebetes um Vergebung gar nicht bedürfen.

Urtheilet nun ſelbſt, wie würdig des Menſchen und wie nöthig eine ſolche Demüthigung iſt!

Auch wir, ſelbſt die Beſten unter uns, müſſen geſtehen, daß wir unter Gott, dem reinſten, vollkommenſten Weſen, ſtehen; daß wir, wie alle vernünftige Geiſter, ſeinen Befehlen zu gehorchen die Verpflichtung haben, und daß davon unſer Wohlſein und unſere Glückſeligkeit abhängt. Dieſe Verpflichtung, wer fühlt ſie nicht? — aber wer empfindet nicht auch, bei der Prüfung im Angeſichte dieſes vollkommenen, allwiſſenden Weſens, ſeine Fehlerhaftigkeit? — Iſt der Reinſte unter uns ganz rein? Iſt der Beſte derjenige, der alle Vollkommenheit in ſich vereinigt, oder nur der, der die wenigſten Fehler an ſich duldet? — Fehlen wir nicht Alle mannigfaltig? — bedürfen wir nicht Alle der Beſſerung? — und wollte Einer unter uns ſich dem Gebete entziehen: Wer merkt, o Herr! wie oft er fehle? Verzeih, Allgütiger, verzeih auch die verborgenen! und ſteh mit deiner Kraft mir bei, mich immer mehr zu beſſern und im Guten ſtandhaft zu ſein!

Dieß ſei unſer Wunſch und unſer Gebet! Und der Gott, dem ein ſolches Gebet nicht mißfallen kann, wird uns erhören, uns durch das Bewußtſein ſeines Beifalls beſeligen, und mit der Kraft unterſtützen, daß wir die betretene Bahn beharrlich vollenden! Amen.

Predigt über Pſalm 103, 15 – 22. Fruchtbares Nachdenken über unſere Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes.

Von F. V. Reinhardt.

Lobet den Herrn in ſeinem Heiligthume; lobet ihn in der Veſte ſeiner Macht; lobet ihn in ſeinen Thaten; lobet ihn in ſeiner großen Herrlichkeit! Alles, was Odem hat, lobe den Herrn; Amen.

Einen höhern Standpunkt zu nehmen, als der gewöhnliche iſt, uns dadurch eine freiere Umſicht zu verſchaffen, und inſonderheit unſer irdiſches Leben im Ganzen zu überſchauen, dazu fühlen wir uns nie nachdrücklicher veranlaßt, meine Zuhörer, als am Morgen eines neuen Jahres. Wer einen großen Zeitraum ſo eben vollendet hat, und einen eben ſo großen vor ſich ſieht, der kann ſich faſt nicht enthalten, ſich vom Beſondern zu etwas Allgemeinerm zu erheben, und Alles mehr im Ganzen zu betrachten. Denn ſoll er nicht rückwärts blicken, um zu unterſuchen, was in der verfloſſenen Zeit von ihm geſchehen iſt, wie weit er es in derſelben gebracht hat, was er für vollendet, für errungen, für reinen Gewinn ſeiner bisherigen Anſtrengungen halten kann? Soll er ſeinen Blick nicht eben ſo begierig auf die Zukunft richten, um zu überlegen, wie viel Zeit ihm noch vergönnt ſein dürfte; um zu beſtimmen, was er in derſelben zu thun habe; um einen Plan für dieſelbe zu entwerfen, und ſein Thun im Ganzen anzuordnen? Der ſchnelle Wechſel unſrer Jahre endlich, ihr unaufhaltſames Hinſtrömen, ihre faſt unbegreifliche Flüchtigkeit, wann wird ſie uns fühlbarer, als am Morgen eines neuen Jahres? Aber iſt uns die Vorſtellung unſers ganzen irdiſchen Seins hiemit nicht gleichſam aufgenöthigt? Müſſen wir's nicht gewahr werden, wie kurz die Zeit deſſelben iſt, wie es ſich in dem Abgrunde der Jahrhunderte verliert, wie es in Nichts verſchwindet, ſo bald wir es mit dem Daſein deſſen vergleichen, der ewig bleibet, wie er iſt, und deß Jahre kein Ende nehmen?

Geneigt, einen höhern Standpunkt zu betreten, einen gewöhnlichen, auf das Alltägliche beſchränkten Geſichtskreis nach allen Seiten hin zu erweitern, und euch zu großen, allgemeinen, das Ganze umfaſſenden Vorſtellungen zu erheben, habt ihr euch alſo dießmal hier verſammelt, meine Zuhörer, mit einer Art von Gewißheit darf ich dies annehmen. Und wie wünſche ich euch Glück zu dieſer Stimmung! Wollet ihr das neue Jahr mit Betrachtungen, mit Gefühlen, mit Entſchließungen antreten, die vernünftigen Geſchöpfe, die wahren Chriſten würdig ſind: ſo muß ſich euer Geiſt den Schranken, die ihn gewöhnlich beengen, entreißen; ſo muß er nachdenkend und frei über Jahren und Jahrhunderten ſchweben; ſo muß er ſich einer Beſtimmung und Würde bewußt werden, die ihn über alles Irdiſche erhebt; ſo muß er Maßregeln ergreifen, die dieſer Beſtimmung und Würde gemäß ſind; ſo muß er, wenn ich es kurz ſagen ſoll, die wahre Stellung bemerken, die ihm in dem unermeßlichen Reiche Gottes angewieſen iſt, und ſein ganzes Verhalten darnach einrichten und beſtimmen.

Unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes! Welch' ein Gedanke, meine Brüder! Daß wir hier in einem Ganzen leben, welches ſich nach allen Seiten hin ohne Grenzen erweitert; daß dieſes Ganze das Werk, der Wirkungskreis und das unvergängliche Reich des Unendlichen iſt; daß uns den Platz, welchen wir in demſelben einnehmen, kein Zufall, ſondern die Weisheit deſſen angewieſen hat, der Alles ordnet und regiert; daß wir dadurch in eine Berührung mit dem Ganzen, in eine Verbindung mit allem, was es enthält, und in mannichfaltige Verhältniſſe mit demſelben gebracht ſind; daß aus dieſen Verhältniſſen Pflichten für uns entſpringen, die wir anerkennen, die wir erfüllen müſſen, wenn wir den Abſichten Gottes entſprechen, wenn wir uns nicht entehren, wenn wir nicht in einen Widerſpruch mit dem Ganzen kommen, und uns ins Unglück ſtürzen wollen: das muß uns klar werden, das muß unſer ganzes Nachdenken beſchäftigen, das muß alle unſre Vorſätze und Entwürfe beſtimmen, wenn wir das neue Jahr mit vernünftiger Beſonnenheit antreten, wenn wir es zum Segen für uns und Andre durchleben wollen. So erhebt denn euern Blick, geliebte Brüder; ſehet zu, wo ihr euch befindet; und überleget, auf welchen Schauplatz ſeiner Herrlichkeit, in welchen Theil ſeiner unermeßlichen Schöpfung, auf welchen Poſten in ſeinem Reiche euch Gott geſtellt hat. Wie wird ſich eure Bruſt erweitern und heben bei dieſer Umſicht; wie wichtig wird euch durch ſie der Zeitraum werden, den wir heute anfangen; und mit welchem Vertrauen, mit welchen Entſchließungen, mit welchen Hoffnungen werdet ihr in denſelben hinübertreten! Und ſo ſinken wir denn anbetend vor dir nieder, Unendlicher, deſſen Kleid Licht iſt, der du den Himmel ausbreiteſt wie einen Teppich, der du das Erdreich gründeſt auf ſeinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich. Laß uns erkennen, mit Erhebung und Freude laß uns fühlen, wozu du uns beſtimmt haſt, und mache dieſe Stunde zum Anfang deiner Segnungen in dieſem Jahre. Wir flehen zu dir in ſtiller Andacht.

Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, ſo iſt ſie nicht mehr da, und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, ſo ihn fürchten, und ſeine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die ſeinen Bund halten, und gedenken an ſeine Gebote, daß ſie darnach thun. Der Herr hat ſeinen Stuhl im Himmel bereitet und ſein Reich herrſchet über Alles. Lobet den Herrn, ihr ſeine Engel, die ihr ſeinen Befehl ausrichtet, daß man höre die Stimme ſeines Worts. Lobet den Herrn, alle ſeine Heerſcharen, ſeine Diener, die ihr ſeinen Willen thut. Lobet den Herrn, alle ſeine Werke, an allen Orten ſeiner Herrlichkeit. Lobe den Herrn, meine Seele.

Wie wunderbar thut ſich in dem vorgeleſenen Text die Schöpfung Gottes vor uns auf, meine Zuhörer, wie unermeßlich ſtellt ſie ſich uns dar! Von Ewigkeit zu Ewigkeit währet die Gnade des Herrn, wie der Dichter ruft. Schon in ihrer Dauer iſt alſo die Schöpfung Gottes unermeßlich, ſie wird nie wieder aufhören, der glückliche Schauplatz ſeiner Huld, ſeiner alles ſegnenden Liebe zu ſein. Und wer kann ihren Umfang faſſen? Der Herr hat ſeinen Stuhl im Himmel bereitet, fährt der Dichter fort, und ſein Reich herrſchet über Alles. So weit das Gebiet des Wirklichen reicht (und iſt dieſes Gebiet des Wirklichen für uns nicht grenzenlos, finden wir nicht die allerentfernteſten Räume des Himmels mit Sonnen und Welten überfüllt?), ſo weit alſo das Gebiet des Wirklichen reicht, reicht auch die Macht des Unendlichen; ihm iſt alles unterworfen, was da iſt. Welche Geſchöpfe, welche Gattungen fühlender Weſen, welche Heere erhabener, mächtiger Geiſter leben und wirken in dieſer unermeßlichen Welt! Lobet den Herrn, ihr ſeine Engel, ſetzt der Dichter noch hinzu, ihr ſtarken Helden, die ihr ſeinen Befehl ausrichtet: lobet den Herrn, alle ſeine Heerſcharen; lobet den Herrn, alle ſeine Werke. Und dem Dichter ſelbſt, wie iſt ihm bei dieſem Anblick, bei dieſem Schauen ins Unermeßliche, bei dieſem Preisgeſang aller Geſchöpfe, bei dieſer Alles umfaſſenden Herrſchaft des Allmächtigen? Es iſt wahr, das Gefühl ſeiner Vergänglichkeit, ſeines Nichts ergreift ihn zuerſt; ach wie eine Blume, die bald verblüht, wie ein Gras, das plötzlich dahin welkt, kommt er ſich vor. Aber ein Blick auf die Gnade des Herrn, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, ſtärkt ihn wieder: getroſt ſieht er ſich um in dem grenzenloſen Reiche des Allgütigen, mit Erhebung fühlt er ſich als einen Bürger deſſelben; und freudig ſtimmt er zuletzt in den Lobgeſang des Ganzen ein, freudig ruft er: lobe den Herrn meine Seele!

Welch' ein Standpunkt iſt uns hier angewieſen, meine Brüder! Wie könnten wir den Morgen des neuen Jahres zweckmäßiger feiern, als auf einer Stelle, die uns Ausſichten in die grenzenloſe Schöpfung Gottes gewährt, die uns überall die Herrſchaft des Unendlichen zeigt, die uns die Wunder einer ewig dauernden Güte enthüllt, die uns von allen Seiten her den Lobgeſang glücklicher Geſchöpfe Gottes vernehmen, die uns bemerken läßt, in welchen Verhältniſſen wir ſelbſt mit dem Ganzen ſtehen? Hier wollen wir alſo verweilen; hier wollen wir uns an der Hand des Dichters unſern Betrachtungen überlaſſen; fruchtbares Nachdenken über unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes ſoll uns beſchäftigen. Der Dichter beſchreibt ſie in unſerm Texte von allen Seiten, und mit allen ihren Beziehungen, dieſe Stellung; und wir dürfen das, was er uns wahrnehmen läßt, nur anwenden, um es voll Belehrung, voll Ermunterung bei dem Anfange des neuen Jahres zu finden. Unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes iſt nämlich nach unſerm Texte vor der Hand eine höchſt unſichre und vergängliche Lage: das ſoll uns bei dem Eintritt in das neue Jahr ernſthaft machen und demüthigen. Sie iſt aber auch ein Platz in dem Wirkungskreiſe einer ewig währenden Güte; das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr mit Muth erfüllen und tröſten. Sie iſt ein Poſten in dem Gebiete der höchſten Gerechtigkeit; das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr zum gewiſſenhafteſten Eifer in der wahren Beſſerung ermuntern. Sie iſt ein Rang in der Stufenfolge der edelſten und erhabenſten Geſchöpfe; das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur gemeinnützigſten Thätigkeit verpflichten. Sie iſt endlich ein Ort, wo uns der Preisgeſang aller Geſchöpfe Gottes umgiebt; das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur freudigſten Verehrung Gottes begeiſtern. — Laſſet uns jede dieſer Beziehungen ſchärfer ins Auge faſſen.

Eine höchſt unſichre und vergängliche Lage iſt vor der Hand unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes; dies kann ſich der Dichter in unſerm Texte ſo wenig verhehlen, daß es das Erſte iſt, was ihm bei dieſer Stellung in die Augen fällt. Wie Gras, ruft er, iſt der Menſch in ſeinem Leben; er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Was kommt uns unbedeutender vor, meine Brüder, was zertreten wir gleichgültiger, als das Gras, das unter unſern Füßen keimt? Aber das iſt der Menſch in der unermeßlichen Schöpfung; ſo wenig iſt dem Ganzen an ſeinem Leben gelegen; Tauſende können ſterben, Millionen können verſchwinden; niedriges Gras iſt vertrocknet, in dem unermeßlichen Ganzen wird es nicht vermißt. Was iſt vergänglicher, als eine Blume; wie ſchnell welkt ſie dahin, wenn der verſengende Hauch des Sommers ſie anweht? Aber das iſt der Menſch mit ſeiner Lebenskraft; ſo wenig darf er auf eine lange Dauer rechnen; jede Kleinigkeit, jeder Hauch des Ungemachs kann ihn tödten; und welche Familien, Stämme, Völker ſind ſo ganz von der Erde verſchwunden, daß man nicht einmal ihre Stätte mehr kennt! Was wollen wir ſagen, meine Brüder? Können wir's beim Anblick der unermeßlichen Schöpfung Gottes läugnen, eine höchſt unſichre vergängliche Lage ſei unſre Stellung in derſelben? Sehen wir's nicht täglich, wie die zarteſten Pflanzen unſers Geſchlechts um uns her verwelken; wie die ſchönſten Knospen deſſelben abfallen, bevor ſie ſich öffnen; wie die vollſten Blüthen deſſelben welken, ehe ſie Früchte bringen? Und uns ſelbſt — weht uns nicht von allen Seiten der tödtende Hauch an; umringen uns nicht überall zerſtörende Kräfte; umgiebt uns nicht überall das gefährliche Spiel ſchrecklicher Zufälle; ſind wir unſers Lebens nur für den nächſten Tag, nur für die nächſte Stunde gewiß? Und was hat es zu bedeuten, wenn wir verſchwinden? Wird das unermeßliche Ganze ſich darum ändern; wird die Ordnung der Dinge dadurch geſtört werden; wird der Erdkreis über uns trauern? Ahnden wir's denn nicht, kaum in dem nächſten Lande, kaum in der nächſten Stadt, kaum in den nächſten Häuſern wird man's merken, daß wir nicht mehr da ſind, bald wird man unſre Stelle nicht mehr kennen? Welche Lage, meine Brüder, welche Stellung in dem unermeßlichen, in dem ewig dauernden Reiche Gottes! So viele Völker, ſo viele Geſchlechter, ſo viele Menſchenalter hat der Himmel, welcher ſich über uns wölbt, entſtehen und vergehen ſehen! Was iſt der Einzelne in dieſem immerwährenden Untergange Aller! Was iſt der Augenblick unſers Lebens in der grenzenloſen Dauer der Welt!

Das ſollte uns beim Eintritt in das neue Jahr nicht ernſthaft machen und demüthigen? Beklage ſich doch Niemand darüber, daß er an einem Morgen, den man nur freudig begrüßen ſoll, auf eine ſo niederſchlagende Betrachtung geführt wird. Ihr, die ihr es wiſſet, wie ſchädlich jede Täuſchung iſt, wie wenig man dabei gewinnt, wenn man ſich die Wahrheit verbirgt, ihr Weiſern und Beſſern unter meinen Brüdern, o ihr ſcheuet dieſe Betrachtung nicht; euch ſchreckt es nicht, daß unſre Stellung auf Erden ſo unſicher und vergänglich iſt. Nur deſto ernſthafter beginnen wir das neue Jahr mit einander; nur deſto weniger hängen wir eitlen Träumen nach; nur deſto vernünftiger beſchränken wir unſre Wünſche; nur deſto demüthiger erkennen wir, wozu Gott uns gemacht hat, und halten nicht mehr von uns, als ſich gebühret. Und nun führe das neue Jahr herbei, was es will, uns wird es nicht überraſchen, uns wird es keinen Plan vereiteln; wir ſind auf Alles gefaßt. Euch aber, die ihr das neue Jahr mit einer hohen Meinung von eurer Wichtigkeit, mit Uebermuth und Stolz antretet: ſoll ich euch nicht warnen?

der Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, das man verächtlich unter die Füße tritt, und das kann nächſtens euer Schickſal ſein. Euch, die ihr auf ein langes Leben rechnet, und in leichtſinniger Sicherheit dahin lebet: ſoll ich euch nicht zurufen: der Menſch iſt wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da; kann dieſer tödtende Hauch euch nicht jeden Augenblick treffen? Euch, die ihr in eure Pläne und Geſchäfte vertieft ſeid, und von einem glänzenden Glücke träumet, das ihr erringen wollet: ſoll ich euch nicht zurufen: es iſt noch ein Kleines, ſo ſeid ihr nicht mehr; wenn man nach eurer Stätte ſehen wird, werdet ihr weg ſein, und vereitelt ſind dann alle eure Entwürfe? Euch endlich, die ihr das neue Jahr mit allen euren Laſtern, mit allen euren unbändigen Begierden, mit allen euren wilden Leidenſchaften antretet, und eure Ausſchweifungen ungeſtört fortzuſetzen gedenket: ſoll ich euch nicht zurufen: alles Fleiſch iſt Heu, und alle ſeine Güte iſt wie eine Blume auf dem Felde; ſoll ich euch nicht erinnern, in welcher Gefahr ihr ſchwebet, und wie ihr eilen müſſet, eure Seele zu retten; ſoll ich euch nicht bitten und beſchwören: heute, ſo ihr die Stimme Gottes höret, verſtocket eure Herzen nicht? (Pſalm 95, 7 f.) Eine höchſt unſichre und vergängliche Lage iſt unſre gegenwärtige Stellung im Reiche Gottes; dies iſt das Erſte, was wir bei derſelben wahrnehmen.

Deſto erfreulicher muß es uns ſein, daß ſie zugleich ein Platz in dem Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte iſt; denn das muß uns bei dem Eintritt in das neue Jahr mit Muth erfüllen und tröſten. Wie bald ermannt ſich der Dichter in unſerm Texte, meine Brüder! Wie bald mäßigt er das peinliche Gefühl ſeiner Vergänglichkeit durch Vorſtellungen andrer Art! Wie ſtärkt er ſich durch einen Blick auf die Huld und Erbarmung deſſen, der ſeinen Stuhl im Himmel bereitet hat! Die Gnade des Herrn, ruft er, währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der große Wirkungskreis, das glückliche Gebiet einer Alles umfaſſenden, Alles erhaltenden, Alles ſegnenden Gnade Gottes iſt ihm alſo die Welt; der Wirkungskreis einer Gnade, die keins ihrer Geſchöpfe vernachläſſigt, die ſich aller ihrer Werke erbarmt, und ſich an dem kleinſten, wie an dem größten verherrlicht; der Wirkungskreis einer Gnade, die nie müde wird, Gutes zu thun, durch die dieſes unermeßliche Ganze von Jahrhundert zu Jahrhundert fortdauert, deren Einfluß unendlich und gränzenlos iſt, wie die Ewigkeit. Und hat er nicht Recht, meine Brüder; beſtätigt ſich dieſe Anſicht der Welt nicht durch Alles, was wir in derſelben gewahr werden? Die weiſe Ordnung, welche Alles verknüpft; die Fülle des Lebens, welche ſich überall regt; die Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, welche Alles erfüllt; die Reihe von Weſen, die ſich mit immer ſteigenden Vorzügen bis zum Throne Gottes erhebt; der unermeßliche Reichthum von Gütern, welche überall verbreitet ſind; die zahlloſen Arten des Genuſſes, durch welche ſich Alles erquickt, was fühlt und lebt; der unausſprechliche Reiz, die himmliſche Schönheit, welche ſich über Alles ergießt; alle dieſe Dinge, ſind ſie nicht die unverkennbare Wirkung, ſind ſie nicht der ſprechende Ausdruck, ſind ſie nicht die immerwährende Verherrlichung einer Gnade, die keine Grenzen kennt, die keinen andern Endzweck hat, als die Wohlfahrt ihrer Geſchöpfe? In welchen Wirkungskreis einer außerordentlichen Gnade hat ſich unſer Erdkreis vollends durch Chriſtum verwandelt! Nein, ſeitdem der Sohn Gottes auf dem Erdboden erſchienen iſt, läßt ſich nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß wir unter der Aufſicht einer väterlichen Liebe ſtehen, die für uns ſorgt, die unſer ganzes Schickſal ordnet, die uns ſelbſt bei unſern Fehlern mit Nachſicht trägt, die die Erleuchtung, Beſſerung und Bildung unſers Geiſtes zum Zweck hat, die uns ewig erhalten und weiter führen will. In dem Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte befinden wir uns, meine Brüder, auch uns umfaßt ſie mit ihrer Alles beglückenden Thätigkeit.

Iſt aber dies unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes, meine Brüder, wie getroſt, wie muthig können wir in den Zeitraum hinübertreten, der ſich heute anfängt! Sei er immer dunkel; ſei es immerhin ungewiß, was in dem Schooße deſſelben verborgen liegen mag: genug, kein Zufall ſpielt mit uns, kein blindes Geſchick reißt uns mit ſich fort: eine Gnade, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, umfaßt uns; in ihrem Gebiete leben wir; wird uns da etwas Anderes widerfahren können, als was zu unſerm Beſten dient? Ihr fühlet euch glücklich in eurer Lage, und ſeid zufrieden: tretet das neue Jahr getroſt an, eine Gnade waltet über euch, die euer Glück erhalten wird, ſo lang es euch gut iſt. Ihr fühlet euch unglücklich in euern Umſtänden, und wünſchet eine Veränderung: tretet das neue Jahr getroſt an, eine Gnade waltet über euch, die eure Umſtände verbeſſern wird, ſobald ſie es rathſam findet. Ihr ſchmachtet in Dürftigkeit und Armuth, und die Fragen: was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden (Math. 6, 31), ſind heute mit euch erwacht: tretet das neue Jahr getroſt an, eine Gnade waltet über euch, die ſich aller ihrer Werke erbarmt; ſie wird ihre milde Hand aufthun, und auch euch ſättigen mit Wohlgefallen.

Ihr werdet vom Bewußtſein eurer Vergehungen geängſtigt, und fühlet die Vorwürfe eines erwachten Gewiſſens: tretet das neue Jahr getroſt an, eine Gnade waltet über euch, die nicht nach unſern Sünden mit uns handelt, und uns nicht vergilt nach unſrer Miſſethat, die euch um Chriſti willen verzeihen wird, ſo bald es euch mit eurer Sinnesänderung ein Ernſt iſt. Ihr befindet euch in großer Schwachheit und ſeufzet unter der Bürde eines leidenden Körpers: tretet das neue Jahr getroſt an, eine Gnade waltet über euch, die auch in der Schwachheit mächtig ſein kann, und euch nicht wird verſucht werden laſſen über euer Vermögen. Ihr ſehet eurem Tod entgegen, und Alles verkündigt euch ein nahes Ende: tretet auch ihr das neue Jahr getroſt an, ſei es immerhin euer letztes, waltet doch eine Gnade über euch, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, die euch auch im Tod erhalten, und auf einen höhern Schauplatz ihrer Wunder und Segnungen führen wird. Wie glücklich iſt unſre Stellung, meine Brüder! Im Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte, und umgeben von ihren Anſtalten und Wohlthaten, wird es uns da fehlen können an irgend einem Gute?

Nur vergeſſet es nicht, daß unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes auch ein Poſten im Gebiete der höchſten Gerechtigkeit iſt; denn das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr zu gewiſſenhaftem Eifer in der wahren Beſſerung ermuntern. Nicht im Wirkungskreis einer blinden, oder ſchwachen, oder partheiiſchen Güte befinden wir uns; einer Güte, die ihre Gunſtbezeigungen nach Willkühr vertheilt, und an Unwürdige verſchwendet. Höret, wie ſich der Dichter in unſerm Text erklärt. Die Gnade des Herrn, ruft er, währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, ſo ihn fürchten, und ſeine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die ſeinen Bund halten, und gedenken an ſeine Gebote, daß ſie danach thun. An Bedingungen ſind alſo die Wohlthaten der Gnade gebunden, die über uns waltet; der Wirkungskreis dieſer Gnade iſt zugleich das Gebiet einer Gerechtigkeit, wo die Gebote eines heiligen Bundes gelten; einer Gerechtigkeit, die ihre Geſetze mit der größten Strenge handhabt, die das Verhalten der Menſchen mit der pünktlichſten Genauigkeit würdigt, die über kurz oder lang einem Jeden vergilt nach ſeinen Werken. Und wir fühlen es, meine Brüder, unſer Gewiſſen ſagt es uns mit einer Gewalt, der wir uns nicht erwehren können: auf einem ſolchen Poſten ſtehen wir; es ſind Geſetze vorhanden, zu deren Befolgung wir verpflichtet ſind; es iſt ſchlechterdings nicht einerlei, ob wir den Herrn fürchten oder verachten, ſeinen Bund halten oder übertreten; nur im erſten Fall handeln wir, wie es vernünftigen Weſen geziemt; im andern entehren wir uns und beladen uns mit einer Schuld. Wie heilig iſt vollends der neue, durch Chriſtum vermittelte Bund, unter deſſen Geſetzen wir als Chriſten leben! Da iſt es unerläßliche Bedingung: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Chriſti nennet; da iſt es Hauptſatz: ihr ſollt heilig und vollkommen ſein, wie der Vater im Himmel; da iſt ein unwiderruflicher Ausſpruch: ohne Heiligung wird Niemand den Herrn ſehen. Und beweiſet es die Erfahrung nicht täglich, daß wir unter dem Einfluß einer ſtrengen, unbeſtechlichen Gerechtigkeit ſtehen? Vergeſſet es nur, wozu ihr auf eurem Poſten verpflichtet ſeid, und übertretet die Geſetze Gottes: welche Unordnungen werden entſtehen, in welche Verlegenheiten werdet ihr gerathen, welches Elend werdet ihr euch zuziehen, mit welcher Beſtürzung werdet ihr erfahren, es bleibt nichts Böſes ungeahndet; im Gebiete der höchſten Gerechtigkeit empfängt Jeder, was ſeine Thaten werth ſind.

Wie ernſthaft und wie erfreulich, wie abſchreckend und wie ermunternd muß uns beim Eintritt in das neue Jahr dieſes Walten der höchſten Gerechtigkeit ſein, meine Brüder! So giebt es denn nur ein Mittel, das angetretene Jahr in ein Jahr des Segens zu verwandeln, nämlich wahre Beſſerung; Gott müſſen wir fürchten, ſeinen Bund müſſen wir halten, ſeiner Gebote müſſen wir eingedenk ſein und darnach thun, wenn es uns wohl gehen ſoll. Erwartet alſo nichts von der Gnade Gottes im neuen Jahre, wenn ihr ſeine Gerechtigkeit wider euch waffnet; er wird euch vielleicht eine Zeit lang ſchonen, und euch Raum geben, andern Sinnes zu werden; aber wehe euch, wenn euch ſeine Güte, Geduld und Langmuth nicht zur Buße leitet; welchen Zorn werdet ihr euch häufen auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes! Schmeichelt euch nicht mit der Hoffnung, durch ein müßiges Glauben an Chriſtum, durch ein eitles Spiel mit frommen Uebungen, durch einen ehrbaren Wandel vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit Gottes gleichſam beſtechen zu können; habt ihr nicht mit dem zu thun, der Herzen und Nieren prüft, der da recht richtet, und vor dem kein Anſehen der Perſon gilt? Wohl dagegen euch, die ihr es fühlet, was es mit einem Poſten im Gebiete der höchſten Gerechtigkeit auf ſich hat. Euch immer mehr von aller Sünde zu reinigen, immer mehr den Sinn anzunehmen, welchen der Bund Gottes von euch fordert, den heiligen Willen Gottes immer mehr gern, mit freudiger Dankbarkeit und aus herzlicher Liebe zu erfüllen, das wird eure Sorge euer unabläſſiges Beſtreben im neuen Jahre ſein. Und wie wird es euch gelingen, welche Fortſchritte werdet ihr machen! Im Gebiete der höchſten Gerechtigkeit bleibt keine gute Regung eures Herzens, kein edler Vorſatz eures Willens, keine pflichtmäßige Anſtrengung eurer Kräfte, kein redlich gemeintes Beſtreben unbelohnt und ohne Folgen; je treuer ihr im Kleinen ſeid, deſto mehr wird euch anvertraut werden; und trachtet ihr im neuen Jahre am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch alles Andre zufallen.

Und was kann euch mehr geziemen, meine Brüder, als dieſer Pflichteifer! Iſt unſre Stellung im unermeßlichen Reiche Gottes nicht auch ein Rang in der Stufenfolge der edelſten und erhabenſten Geſchöpfe, und ſoll uns dies beim Eintritt in das neue Jahr nicht zur gemeinnützigſten Thätigkeit verpflichten? Wie hebt ſich der Geiſt des Dichters in unſerm Texte, meine Brüder, in welcher Verknüpfung erſcheinen ihm Himmel und Erde; in welchem Zuſammenhang erblickt er ſich mit Geſchöpfen aller Art; welche Reihe, welche Stufenfolge überirdiſcher Weſen und Kräfte enthüllt ſich vor ſeinen Augen! Der Herr hat ſeinen Stuhl im Himmel bereitet, ruft er, und ſein Reich herrſcht über Alles. Lobet den Herrn, ihr ſeine Engel, ihr ſtarken Helden, die ihr ſeinen Befehl ausrichtet, lobet den Herrn, ihr ſeine Heerſcharen, ſeine Diener, die ihr ſeinen Willen thut. In einer Welt, meine Brüder, in einer Welt leben wir alſo, wo Alles in Thätigkeit iſt, wo unermeßliche Kräfte wirken, wo ſich überall Leben und Empfindung regt, wo unendlich mehr vorhanden iſt, als der äußre Sinn uns zeigt, wo es eine unſichtbare Stadt Gottes, wo es unzählbare Heere freier vernünftiger Geiſter, wo es ſtarke Helden, mächtige Diener Gottes, gewaltige überirdiſche Weſen giebt, die ſich weit über uns erheben. Und doch haben wir in dieſer heiligen, unermeßlichen Stadt Gottes einen Rang. Denn fremd, wie groß, erhaben und mächtig es auch ſein mag, iſt uns nichts in dieſer ganzen Welt. Wir dürfen uns getroſt an euch wenden, dürfen uns einer Gemeinſchaft mit euch rühmen, Engel Gottes, ſtarke Helden, erhabene Kräfte der unſichtbaren Welt! Ihr ſeid Geiſt; und das ſind auch wir. Euch hebt eure Vernunft empor; auch in uns glimmt dieſer göttliche Funke. Ihr ſeid frei; auch wir ſind fähig, uns ſelbſt zu beſtimmen. Ihr ſeid berufen, die Befehle Gottes auszurichten, und ſeinen Willen zu thun; dies iſt auch unſer Beruf. Ihr ſeid unſterblich, und höret nicht auf, den Herrn zu preiſen; unſterblich ſind auch wir, und wir hoffen es, uns einſt in eure Chöre zu miſchen. Sei es immerhin der Staub der Erde, meine Brüder, dem wir durch unſern Körper verwandt ſind: das Mitglied einer höhern Ordnung, ein Bürger des Himmels iſt der Geiſt, der unſern Körper beſeelt: nicht ohne Bedeutung und Werth ſind wir alſo in dem unermeßlichen Reiche Gottes; ein Rang, der uns den edelſten und erhabenſten Geſchöpfen Gottes beigeſellt, iſt unſre Stellung in demſelben ſchon jetzt.

Aber welche Ermunterung, welche Verpflichtung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit beim Eintritt in das neue Jahr! Wie, in einer Welt, wo Alles thätig iſt, wollten wir nichts thun? In einer Welt, wo Alles einander nützt, wollten wir unſern Mitgeſchöpfen ſchädlich werden? In einer Welt, wo Alles den Willen Gottes erfüllt, wollten wir demſelben entgegen handeln? In einer Welt, wo wir unſern beſtimmten Rang haben, wo etwas auf uns ankommt, wo auf jeden von uns ſo gerechnet iſt, als auf den erhabenſten Engel, als auf die Wunderkräfte des Himmels, in einer ſolchen Welt wollten wir entweder nichts leiſten, oder wohl gar Unheil ſtiften? Faſſet es, o nehmet es zu Herzen, ihr Alle, die ihr heute ein neues Jahr antretet. Ihr ſeid etwas in der Schöpfung Gottes; denn nicht umſonſt hat euch Gott mit Kräften ausgerüſtet. Es iſt auf euch gerechnet in der Ordnung der Dinge; denn nicht umſonſt hat euch Gott in Umſtände gebracht, wo ihr wirken könnet und ſollet. Es ſteht bei euch, eine noch größere Wichtigkeit für die Welt zu erlangen; denn ſeid nur, was ihr ſein ſollet, erfüllet nur mit Eifer und Treue die Pflichten eures Berufs; machet euch nur in euren Verhältniſſen ſo nützlich, als es euch möglich iſt, und werdet die Wohlthäter Aller, auf die ihr wirken könnet: wie viel wird durch euch geſchehen, wie wird ſich eure Brauchbarkeit mit jedem Tag erhöhen, welchen Segen werdet ihr in dem Jahre verbreiten, welches ihr heute antretet! Und ein Blick auf unſern Zuſammenhang mit der höhern Welt, auf unſre Verwandtſchaft mit den Engeln Gottes, mit den ſtarken Helden, welche ſeinen

Befehl ausrichten, ſollte uns nicht begeiſtern, meine Brüder? Wir ſollten es nicht fühlen, wie edel und groß es iſt, in der Gemeinſchaft ſolcher Weſen zu wirken und einerlei Zweck mit ihnen zu befördern? Wir ſollten ihnen nicht mit Freuden nacheifern und dafür ſorgen, daß der Wille Gottes, wie er im Himmel durch ſie geſchieht, auf der Erde durch uns geſchehe? Glückliches Jahr, das wir heute beginnen, wenn dieſer Sinn uns beſeelt! Was werden wir in demſelben wirken, wie werden wir einander unterſtützen, wie viel wird überall zu Stande gebracht werden, wie werden alle Laſter des Lebens ſich erleichtern, und welche Urſachen werden wir haben, mit Allem, was da iſt, die Güte deſſen zu preiſen, der ſich aller ſeiner Werke erbarmt!

Denn es iſt offenbar, meine Brüder, es iſt offenbar, unſre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes iſt endlich noch ein Ort, wo uns der Preisgeſang aller Geſchöpfe Gottes umgiebt; und das ſoll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur freudigſten Verehrung Gottes begeiſtern. Lobet den Herrn, ſo ſchließt der Dichter in unſerm Text ſein heiliges Lied, lobet den Herrn, alle ſeine Werke, an allen Orten ſeiner Herrſchaft! Und ſchallt es uns nicht wirklich von allen Seiten her entgegen, dieſes Lob des Herrn? Werden wir ſie nicht überall gewahr, die Ausbrüche des Entzückens und der Verehrung, womit ihm alle Geſchöpfe huldigen? Wie glücklich iſt unſre Stellung auch in dieſer Hinſicht, meine Brüder? Sind wir nicht auf Erden umgeben mit Geſchöpfen, die Alles dem Vater im Himmel verdanken? Sehen wir's nicht mit Augen, wie er die Blumen auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt? Erfahren wir's nicht täglich, daß er ſeine milde Hand aufthut, und Alles, was lebet, mit Wohlgefallen ſättigt? Iſt die Schönheit, in der die ganze Natur um uns her prangt, iſt der Ausdruck von Wohlſein, der ſich an allen Geſchöpfen um uns her zeigt, ſind die Stimmen des Vergnügens und der Freude, die von fühlenden Weſen überall um uns her laut werden, etwas Anderes, als ein Lobgeſang des Allmächtigen? Und welche Ausſicht, meine Brüder, welche Ausſicht in die übrige Schöpfung Gottes gewährt uns die Stellung auf unſerm Erdkreis! Mit welchen Sonnen und Welten ſind alle Räume des Himmels erfüllt! Welche Anſtalten, ſich überall mitzutheilen, welche Einrichtungen, überall Leben und Seligkeit zu verbreiten, fallen uns da in die Augen! Iſt es nicht offenbar: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veſte verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern; es iſt keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre!“ (Pſalm 19, 2.)

Und in dieſe Huldigung aller Geſchöpfe Gottes, in dieſen Lobgeſang der ganzen Natur ſollten wir nicht einſtimmen, meine Brüder, wir ſollten beim Eintritt in das neue Jahr nicht rufen: Lobe den Herrn, meine Seele! Ja, meine Brüder, eine heitre, ſorgenfreie, fröhliche Verehrung Gottes geziemt wahren Chriſten. Vater iſt ihnen der Schöpfer und Herr der Welt. Mit kindlichem Vertrauen dürfen ſie ſich an ihn wenden; was es nur Gutes, Großes und Seeliges giebt, dürfen ſie um Chriſti willen von ihm erwarten. Und ſie ſollten nicht getroſt ſein, ſollten ſich nicht „freuen in dem Herrn, und nichts ſorgen, ſondern in allen Dingen ihre Bitte im Gebet und Flehen mit Dankſagung vor Gott kund werden laſſen?“ (Phil. 4, 6.) Und welche Urſachen zu einer freudigen Verehrung Gottes haben wir beim Eintritt in das neue Jahr! Im Frieden fangen wir es an, und verſtummt iſt das Geräuſch der Waffen, das im vorigen Jahr auch uns umgab; die Schrecken des Kriegs, die auch wir empfinden mußten, ſind verſchwunden; die Ordnung iſt wieder hergeſtellt, und neuer Segen wird mit ihr in unſre Familien zurückkehren. Und der Erhalter der Ordnung in unſerm Vaterlande, der Mann, der es durch die heilige Gewalt ſeiner Tugend ſchützt, der Vater und Wohlthäter ſeines dankbaren Volks, unſer König, iſt er nicht wieder in unſrer Mitte? Dürfen wir, ſo lange er an unſerer Spitze ſteht, nicht getroſt ſein, und neuen Segnungen entgegen ſehen? Mit frohen Ahnungen und mit Empfindungen einer freudigen Dankbarkeit wollen wir alſo das neue Jahr beginnen, meine Brüder; vereinigen wollen wir gleich an der Schwelle deſſelben unſre Bitten, daß Gott den König und ſein Haus mit allem Guten ſegne; daß er das ganze Vaterland noch ferner ſchütze und beglücke; daß er Friede in unſern Häuſern und Heil in unſern Mauern wohnen laſſe; daß er eure Thränen trockne, ihr Leidenden, euren Kummer ſtille, ihr Trauernden, euch den Abſchied erleichtere, ihr Alle, die ihr in dieſem Jahre von uns ſcheiden und in ſein höheres Reich übergehen werdet! Und nicht aufhören wollen wir, mit einander zu rufen: „Danket dem Herrn, und prediget ſeinen Namen, verkündiget ſein Thun unter den Völkern; ſinget von ihm und lobet ihn, redet von allen ſeinen Wundern. Rühmet ſeinen heiligen Namen; es freue ſich das Herz derer, die den Herrn ſuchen (1. Chron. 17, 8 ff.) Amen.“

Predigt über Pſalm 90, 12. Die rechte Weisheit aus der Betrachtung des Todes.

Von A. H. Niemeyer.

Vergeht, meine chriſtlichen Zuhörer, gleich nicht der kleinſte Abſchnitt der Zeit, in welchem nicht neue Ankömmlinge den Schauplatz des Lebens betreten, indeß die ihn länger oder kürzer bewohnten, ihn wieder verlaſſen, ſo will es uns doch zuweilen dünken, als verdoppelten ſich die Botſchaften des Todes und als forderte er dringender und unſchonender ſeine ihm immer ſichere Beute. Auch iſt dies wirklich von Zeit zu Zeit der Fall, nicht da bloß, wo er auf Schlachtfeldern Tauſende in Stunden, wie der Schnitter die Aehren, abmäht, oder in furchtbaren Krankheiten und Seuchen, im Gefolge des Krieges oder feindlicher Elemente, kein Erbarmen kennt. Auch mitten im Frieden, und wenn Alles ſicher und ſorglos ſcheint, tritt er oft raſch jedes Alter, jeden Stand, jedes Geſchlecht an, und reißt ſie, bereitet und unbereitet, aus der Reihe der Lebendigen. Befinden ſich unter ihnen auch ſolche, die wir perſönlich kannten, die Verhältniſſe des Amts, des Geſchäfts, der Freundſchaft, oder Aehnlichkeit der Jahre und der Beſtimmung uns näher ſtellten, ſo ergreift uns natürlich ein geheimer Schauer, und das gewohnte Verhältniß des Lebens und des Todes ſcheint uns durch eine größere Sterblichkeit verrückt zu ſein.

Die jüngſt verfloſſenen Tage beſtätigen meine Bemerkung. Häufiger als gewöhnlich hat uns der letzte Pomp des Todes und das Grabgeläut, womit die Entſchlafenen in der allgemeinen Ruheſtätte begrüßt werden, an Abgeſchiedene erinnert. Alte, wohlbekannte und bewährte Mitbürger haben ihr Ziel erreicht. Andern, die noch vor wenigen Wochen kräftig und rüſtig in ihrem Beruf waren, iſt, ehe ſie, ehe wir es meinten, ihr Feierabend gekommen. Auch die Kindheit und die Blüthe der Jugend hat der Tod nicht verſchont. Sie ſelbſt, meine Freunde, ſind dem Sarge eines ihrer Mitbrüder zur Gruft gefolgt. Wie hat es ſich von allen Seiten beſtätigt: „Der Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras. Er blühet, wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, ſo iſt er nicht mehr da, und ſeine Stätte kennet man nicht mehr.“ (Pſalm 103, 15. 16.)

Wer nicht ganz gedankenlos ſeine Tage verlebt, bleibt bei ſolchen Erfahrungen nicht unbewegt. Aber wie ungleich iſt der Eindruck, den ſie zurück laſſen! Was bei dem Einen im leeren gehaltloſen Geſchwätz verhallt, wird für den Andern reicher Stoff eines ernſten Nachdenkens. Was den Einen nur mit Angſt und Schrecken erfüllt, erzeugt in dem Andern ruhige Ergebung. Wenn Jene des unangenehmen Eindrucks, welchen die Erinnerungen und Mahnungen an das Ende in ihnen zurückließen, in wüſter Zerſtreuung los zu werden ſtreben, ſo ſuchen Dieſe die Einſamkeit und die Stille. Was hier die Geringſchätzung des ungewiſſen Lebens führt, erhöht dort das Gefühl des Werthes jeder Stunde. Es ſtärkt den Entſchluß, alle Kräfte zu einem nützlichen Wirken aufzubieten, ſo lange es Tag iſt. Und wenn endlich an dem Grabe der Todten gewöhnlich nur flaches Lob oder ungerechter Tadel ſich hören läßt, ſo prüft der beſſere Menſch ſein eigenes Werk, und aus der Selbſterkenntniß geht die Gerechtigkeit und Billigkeit hervor. Daß aber die rechte Betrachtung des Todes eine Schule der Weisheit ſei, darin ſtimmen ſchon die erleuchteten Männer des Alterthums mit den Ausſprüchen unſerer heiligen Schrift überein. Wer kennt nicht von uns jene Worte voll reichen Inhalts in dem 90. der Pſalme:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir weiſe werden.

Sie ſollen unſer ferneres Nachdenken leiten. Wir werden uns dabei

zuerſt die verſchiedenen Eindrücke vergegenwärtigen, welche erwartete und unerwartete Todesfälle bei dem größeren Theil der Menſchen zurücklaſſen, und

dann die Weisheit näher kennen lernen, welche der ſichere Gewinn iſt aus einem rechten Nachdenken über den Tod.

Verweilen wir zuerſt bei den gewöhnlichen Wirkungen, welche die Todesfälle unſerer Brüder in menſchlichen Gemüthern zurückzulaſſen pflegen, ſo kann hier kaum die Rede von denen ſein, die als erklärte Gegner aller ernſthaften Betrachtungen, durch einen unabläſſig genährten Leichtſinn, den ſie Lebensweisheit nennen, allen Eindrücken dieſer Art ausweichen, auch eben daher dem Trauernden und Verwundeten keinen beſſern Rath zu geben wiſſen, als ſo ſchnell als möglich aus dem betäubenden Becher der Luſt die Vergeſſenheit zu trinken, und in den Zerſtreuungen des Lebens ſich ſelbſt zu verlieren. Was bei den ganz Ungebildeten und Gedankenloſen Stumpfſinn und eine Gefühlloſigkeit iſt, welche weder Freude noch Schmerz zu rühren vermag, das iſt bei ihnen die erkünſtelte Gleichgültigkeit, die doch in entſcheidenden Momenten ſelten die Probe hält, da hinter dem Anſchein der unbefangenen Heiterkeit ſich ſo oft ein geheimes Bangen und Fürchten verbirgt. Nicht von Dieſen, von Solchen nur werde hier geredet, die ſich den Eindrücken, welche das wechſelnde Leben auf ſie macht, willig hingeben, und in denen eben ſo wenig die natürlichen Gefühle, als die Ahnungen eines andern Lebens erſtorben ſind, wenn gleich ihr Geiſt weder zu der Klarheit, noch ihr Herz zu der Feſtigkeit gekommen iſt, woran wir den ächten Chriſten, den Tugendhaften und den Frommen erkennen.

Was gewöhnlich am erſten bei der Nachricht erwarteter und unerwarteter Todesfälle ſich regt, iſt das lebendige Gefühl der eignen Sterblichkeit. Wer zumal zwiſchen ſich und dem Abgeſchiedenen eine gewiſſe Aehnlichkeit der Jahre und der Verhältniſſe gewahr wird, der glaubt deſto eher in jedem Todesfall eine Mahnung zu finden an den ſeinigen. Darum ergreift die Meiſten ein früheres Hinſcheiden mächtiger, als das Ende an einem hohen Lebensziele. Die Ordnung der Natur ſcheint unterbrochen; die Bürgſchaft der Jahre und des friſchen kräftigen Lebens unſicher geworden. Die Beſorgniß nimmt zu: in den unbedeutendſten Veränderungen und Zufällen des Körpers erblickt man die Vorbedeutung naher Gefahr. Es bedarf der Zeit und der Zerſtreuung, ehe das Daſein wieder eine heitere Farbe gewinnt. — Als ob irgend ein Tod befremden könnte, irgend ein Alter nicht reif für ihn wäre. Ihr ſchnell Erſchreckten und Verzagten — hat es für euch einer beſonderen Erinnerung an das bedurft, was die Erfahrung aller Zeiten, was jeder Blick auf die Gräber euch lehren konnte — die alte Willkühr der Natur, die ohne Regel und feſtes Geſetz Blätter und Blüthen abfallen und die wenigſten zu Früchten reifen läßt? Oder meint ihr, daß die Dauer unſers Lebens von irgend etwas Andrem abhange, als von dem, durch welchen aller Menſchen Geſchlechte auf Erden wohnen, und der in dem unwandelbaren Rath ſeiner Weisheit für jeden Lebenden zuvor verſehen und beſtimmt, wie lange er ſie bewohnen ſoll?

Doch einen andern Theil unſrer Mitbrüder machen öftere Erſcheinungen des Todes in ihrem Kreiſe nicht ſowohl für ihr eigenes Daſein beſorgt, als kälter und gleichgültiger gegen den Werth des Lebens. Viel Mühe und vergebene Arbeit dünkt es ſie zu ſein, daß der Menſch ſich anſtrenge, ohne zu wiſſen, wie lang' er's vermögen und was er erreichen werde. So erzeugt ſich ein Mißmuth, der ſich oft bis zum Undank, bis zu Klagen über die Verſehung vergißt. Wozu — ſagen ſie — etwas beginnen, wozu nach etwas Großem und Würdigem ſtreben? Wozu alle Kräfte ſeines Geiſtes aufbieten, um ſich einen Schatz des Wiſſens zu erwerben? Wozu ſich Genuß und Freude verſagen, um zu beginnen, was man ſelten vollenden kann, was ſo oft, die nach uns ankommen, zerſtören? Wer verbürgt uns die nächſte Stunde? Und wie zerfallen dann alle Entwürfe, wie löſen ſich in nichts auf alle weitausſehenden Plane? Verſchwinden nicht mit uns alle Anlagen, die nur bei einer längeren Wirkſamkeit auszuführen möglich waren? Die, welche das ungewiſſe Daſein wenigſtens zu genießen verſtanden, ſpotten dann unſres Eifers und höhnen die Einfalt, die ſich in einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung oder in ängſtlicher Pflichtliebe um die ſparſame Gabe der Natur betrogen hat. Ja, wenn der Tod nur die Trägen, die Unbrauchbaren, die ſich und Andern zur Laſt wurden, hinraffte! Aber ſie geht er ſchonend vorüber. Die den höchſten Anſpruch zu haben ſcheinen, das höchſte Ziel zu erreichen, die Trefflichſten, die Unentbehrlichſten für den weitern Kreis ihres Wirkens, für den engern ihres Hauſes, die Allgeliebten — nur allzu oft nimmt er ſie weg in der Hälfte ihrer Tage. Und dieſer Mißmuth — wie leicht verwandelt er ſich in einen verkehrten Sinn, der zuletzt nur ſinnlich genießen — leben nennt, der nach einem unglücklichen, faſt zur Gewohnheit gewordenen Sprachgebrauch das Maaß des Lebens, das Viel oder Wenig allein nach der Menge ſolcher Genüſſe berechnet, und endlich mit denen, welche der Apoſtel ſchon unter ſeinen Zeitgenoſſen fand, kein Bedenken trägt, auszurufen: Laſſet uns eſſen! Laſſet uns trinken! Wer weiß — morgen ſind wir todt! (1. Kor. 15, 32.)

Ungleich würdiger und ſelbſt wohlthätiger ſcheint ein dritte Wirkung, welche beſonders unerwartete Todesfälle in dem Gemüth zurücklaſſen. Indem dem Menſchen die Unſicherheit der Scheideſtunde lebendiger vor die Seele tritt, dünkt es ihm auch, kein Augenblick ſei zu verſäumen, ſich auf ſie vorzubereiten. Möchte nur der Entſchluß immer in dem Sinne des Erlöſers gefaßt werden, möchte er ſich in jener ſteten Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt beweiſen, welche er an dem Knecht rühmt, den ſein Herr, er komme wenn er wolle, wachend und im ruhigen Bewußtſein ſeiner Treue ſtets bereit findet zur Rechenſchaft! Aber bald wird dieſe Vorbereitung ein zweckloſes Verſäumen aller Geſchäfte des irdiſchen Berufs, als ob ſie nothwendige Störungen eines auf das Ewige gerichteten Geiſtes ſein müßten; bald ein finſteres Zurücktreten aus allen Verbindungen mit der Welt, als ob jede derſelben ein Hinderniß wäre, dennoch mit ganzer Seele nach dem Reiche Gottes zu trachten; bald, wenn der Verluſt eines geliebten Todten das Herz zerriſſen hat, entſteht ſo oft ein, im erſten Augenblick des Schmerzes verzeihliches, aber auf die Dauer dennoch tadelhaftes, Hinſinken und Verſinken der

Seele in eine Traurigkeit, durch die man die Abgeſchiedenen ehren und ſich ſelbſt mit dem Gedanken an den Abſchied befreunden will. Alles nimmt für die, welche ſo der Tod der Geliebten von dem Leben entfremdet, die Farbe der Trauer an. Alle Verhältniſſe, alle, auch die reinſten Freuden, denen ſich Andere überlaſſen, werden geflohen oder bitter getadelt. Man will der Welt abſterben, um für den Himmel zu leben, aber man trübt ſich ſelbſt dieſen Himmel und verwechſelt im irrigen Wahn einen kranken Zuſtand des Körpers und der Seele mit dem Leben in Gott und in der Ewigkeit.

Nein, meine Freunde, dies Alles ſind die Eindrücke nicht, aus welchen die Weisheit hervorgehet, welche unſer Text eine Frucht des Nachdenkens über unſre Hinfälligkeit und Sterblichkeit nennt. Wohl aber wird ſie da nicht fehlen, wo der Gedanke an die Flucht des Lebens und an die Unwiderruflichkeit des Geſetzes: Es iſt dem Menſchen geſetzt, einmal zu ſterben, uns lehrt

den wahren Gehalt des Lebens richtig zu würdigen,
die Aufgaben jedes Tages treu zu erfüllen,
den Genuß des irdiſchen Lebens immer mehr zu reinigen und zu veredeln.

Weiſe, meine theuern Freunde, werden wir zuerſt durch die Betrachtung des Todes, je mehr wir durch ſie den wahren Gehalt des Lebens immer richtiger würdigen lernen. Denn ihn lehrt uns das Hinſcheiden unſrer Brüder mit lauter Stimme. Dieſe erinnert uns auf der einen Seite an Alles, was darin nichtig und vergänglich iſt, und lehrt uns auf der andern das Wahre und Unvergängliche darin finden.

Sie erinnert uns an das Vergängliche. — Bedarf es doch oft kaum erſt dieſer Stimme, um es klar zu machen, wie nichtig und eitel das Ringen und Streben ſo Vieler um uns her iſt, nach Reichthum, nach Glanz und Ehre, nach Befriedigung der ſtets vermehrten und ſtets weniger genügenden Bedürfniſſe. Wie oft nimmt man ſchon an den Lebenden wahr, wie wenig das, was ihr höchſter Wunſch iſt, was ſie zu ihrem Abgott machen, ihr leeres Herz auf die Länge zu füllen, und das zu gewähren vermag, was ſie davon hofften. Jene ewige Unruhe, die ſie umhertreibt, jener frühe Ueberdruß, der ſich ihrer ſo bald bemächtigt, jene Verſtimmung, jene Freudenloſigkeit im Innern mitten in der Fülle des Beſitzes und dem Taumel der Vergnügungen, beweiſt genugſam, wie gehaltlos für ſie das Leben iſt. Aber wenn ſie nun gar plötzlich aus dieſem Leben weggerafft werden, dann erſt erſcheinen jene unſichern und treuloſen Güter in ihrer ganzen Nichtigkeit und Vergänglichkeit. Es iſt, als flammte bei dem Schein der Todtenkerzen, die ihre Bahre umgeben, uns die Inſchrift ins Auge: Die Welt vergeht mit ihrer Luſt! Der Augen Luſt, des Fleiſches Luſt, das hoffährtige Weſen, es iſt nun Alles verſchwunden, wie ein Traum iſt nun Alles dahin! Die glücklich Geprieſenen, die Beneideten, die Gefürchteten — dahin iſt es nun mit all ihrem Glück, mit all ihrer Herrlichkeit gekommen! Wie verödet und leer muß ſich ihr Geiſt fühlen, der keine andere Schätze kannte, als die nur die Erde giebt und von denen keiner ihm folgen kann!

Aber auch das Wahre, das Unvergängliche vergegenwärtigt uns die Betrachtung des Todes. Denn ſtehen wir an dem Grabe derer, die früh anfingen das Bleibende von dem Nichtigen, Wahrheit vom Schein zu unterſcheiden, mögen ſie auch noch ſo bald abgerufen werden — wie ganz anders fallen dann unſre Urtheile aus! Sei es der kleinſte Theil des Wirkens geweſen, den ihnen Gott angewieſen hatte — alles Gute, was ſie darin vollbrachten, iſt unverloren. Die Plane und Entwürfe des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, des irdiſchen Gewinns mögen in Nichts zerfallen, wenn der Tod in die Berechnungen eingreift. Entwürfe für das öffentliche und beſondere Wohl, Ideen, geboren in edlen Geiſtern, gepflegt von liebevollen Herzen, mitgetheilt an verwandte Seelen, ſie bleiben in der Welt zurück, ſie kommen früh oder ſpät zur Ausführung. Sie ſind eine Saat für die Nachwelt, die unfehlbar aufgeht; die das Leben, auch der Frühentſchlafenen ſelbſt, auf Erden zu einem unvergänglichen Leben macht.

Gedenket, meine Theuern, an ſo Viele, von denen längſt in Staub und Aſche zerfallen iſt, was irdiſch an ihnen war, aber deren gehaltvolles Leben, wie in friſcher Jugend, in dem, was ſie gedacht und gethan haben, fortblüht, von denen auch wir ernten, was ſie ſäeten. Gedenket der Weiſen, die, was ihr Geiſt forſchend erfand, in unſterblichen Werken niedergelegt und der Nachwelt überliefert haben. Gedenket der Guten, die im Wohlthun nicht müde wurden, und in ihren Stiftungen nicht aufhören Wohlthäter der Menſchen zu ſein. Gedenket vor Allen deſſen, der uns, ſeinen Bekennern, das höchſte Vorbild eines göttlich geführten Lebens hinterlaſſen hat. Was dies Leben verherrlichte, wahrlich es war nichts von dem, wonach die Eitelkeit ſtrebt, und worin der verkehrte Sinn der Menge das höchſte Gut ſucht. In Mühe und Arbeit, in Entbehrung, in Armuth, in

Verfolgung unter Schmerzen aller Art iſt es hingefloſſen und am Mittag ſchon iſt ſeine Sonne untergegangen. Aber ein unendliches Verdienſt hat er ſich erworben! Es iſt das Leben der Welt geworden. Aus ſeiner unerſchöpflichen Fülle nehmen wir alle Schätze der Erkenntniß, der Wahrheit, der Kraft zu allem Guten. Es iſt der Leitſtein der Frommen in guten und böſen Tagen! Es iſt der höchſte ſprechendſte Beweis, welchen Gehalt der Menſch auch dem kürzeſten Daſein auf Erden zu geben vermag, und wie Alles, was darin der unſichtbaren Welt angehörte, niemals untergehen kann.

So, meine Theueren, lehrt das Nachdenken über den Tod jene Weisheit, welche den Gehalt des Lebens richtig würdigt, und das Nichtige von dem Bleibenden zu unterſcheiden weiß.

Aber ſie lehrt uns auch die Aufgabe jedes Tages, jeder Stunde würdig erfüllen, und eben darum die ächte Lebensweisheit durch die That bewähren.

Ein großer Theil der Menſchen lebt weit mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart, und nur zu oft in einer Zukunft, die niemals zur Gegenwart wird. Nie iſt dies mehr der Fall, als in Zeiten großer Umwälzungen in der äußern Welt, wo die Geſchichte jedes Tages die Keime zu neuen, unzuberechnenden Ereigniſſen in ſich trägt. Dann kämpft in der Seele die Furcht mit der Hoffnung; dann bezieht man mehr, als zu andern Zeiten, Alles, was geſchieht, auf ſein eignes Schickſal, und die gehaltloſe, unverbürgteſte Erzählung giebt den verſchiedenartigſten Leidenſchaften Nahrung. Aus dem geſelligen Leben verſchwindet faſt jeder andere Stoff der Unterhaltung, außer der Geſchichte des Tages, außer den Muthmaßungen und Ahnungen, die ſich ſtets widerſprechend durchkreuzen. Selbſt in die Stille der Einſamkeit nimmt Jeder nur dieſe Gedanken mit, und ſie ſtören oft noch auf ſeinem Lager die Ruhe. Ihr Unruhvollen, Umhergetriebenen — wäre euch die Aufgabe der Stunde wichtiger, ihr würdet nicht verſuchen, was ihr nimmer vermöget, die Aufgabe einer in Dunkel gehüllten Zukunft zu löſen. Und wenn ihr es vermöchtet — was könnte es euch frommen? Blickt doch umher; gedenket ſo Mancher, die ungeahnet und wider Alles, was man Wahrſcheinlichkeit nennt, der Tod aus den irdiſchen Verhältniſſen hinweggerückt hat. Was haben nun die, welche, nur für die künftigen Tage ſorgend, und ſich quälend mit dem, was ſie nicht kannten, das Geſchäft des Augenblicks verſäumten, oder nur mit getheiltem Sinn und Herzen vollbrachten — was haben ſie nun durch alle dieſe Sorgen gewonnen? dagegen, wie viele köſtliche Stunden unwiederbringlich verloren! Von Allem, was ſie ſo ängſtlich fürchteten, nichts hat ſie betroffen. Von Allem, was ſie hofften, nichts iſt ihnen zu Theil worden. O, meine Freunde, es giebt ja etwas weit Wichtigeres zu vollbringen im Leben. Am nächſten liegt der äußere Beruf, der Kreis des Wirkens, er ſei noch ſo klein oder noch ſo groß. Um mit rechtem Ernſt darin thätig zu ſein, bleibt wenig Zeit übrig. Eine treue, emſige, beſonnene, wohlgeordnete, unermüdete Thätigkeit fordert oft ſelbſt bei unbedeutenden Geſchäften Sammlung der Seele. Und dann — wie viel haben wir für unſer wahres Selbſt, für unſer Inneres zu thun! Wie viel an unſerer Erkenntniß zu beſſern, an unſern Neigungen zu reinigen, an unſern Geſinnungen zu veredeln; Alles, was Gott von Kräften in uns gelegt hat, zu beachten und zu bewahren; eben daher viel daheim zu ſein bei uns ſelbſt, und die äußere Welt, die wir nicht ändern, noch ſelber beſſern können, lieber unbemerkt von uns vorübergehen zu laſſen, damit nur nicht die nächſte Aufgabe unſres Lebens unvollendet bleibe! Das iſt das rechte Leben in der Gegenwart; das iſt zugleich die rechte Sorge für die Zukunft. Denn ſo werden wir geſchickt, Alles, was ſie uns bringt, und was über jede Berechnung hinausliegt — iſt's Freude und Glück, würdig zu genießen; iſt's Trübſal und Noth, ſtandhaft zu ertragen; iſt's Angſt und Gefahr, ihr Muth und Vertrauen entgegen zu ſetzen. Und gehen wir früher dahin, ehe die Zukunft kommt, die Andere ſo beſorgt macht: ſo iſt der Schatz erworben, der uns hinüber begleitet, und jede wohlgebrauchte Stunde gewonnen für die Ewigkeit.

Endlich iſt die rechte Betrachtung des Todes auch in ſofern eine Schule der Weisheit, daß ſie uns über den Genuß des Lebens aufklärt, und ihn immer mehr zu reinigen und zu veredeln lehrt. Unmittelbar vor den Worten unſres Textes wird zwar behauptet, daß dies Leben, ſelbſt wenn es köſtlich zu nennen, doch nur Mühe und Arbeit ſei. Und wer mag es leugnen, daß, wenn wir die harmloſen Jahre der Kindheit und erſten Jugend ausnehmen, für die Meiſten, ſelbſt die, welche man die Glücklichen nennt, kein anderes Loos gefallen ſei? Aber welch ein Unterſchied zwiſchen Denen, die mit Weisheit die Welt zu gebrauchen wiſſen, ohne ihrer zu mißbrauchen, und Jenen, die, ſo ſehr ſie ſich dünken, Meiſter in der Kunſt des Lebensgenuſſes zu ſein, dennoch durch ihr unruhiges Streben nur für Augenblicke Befriedigung finden, und eine Befriedigung, die ſie oft Jahre lang zu bereuen haben! Wie trüben, wie zearbeiten ſie ſich, um das Richtige zu erlangen! Ja ſelbſt die Beſſeren, wie bringen ſie ſich oft um den ſtillen reinen Genuß, weil es ihnen an der rechten Weisheit des Lebens fehlt!

Ja, meine Freunde, ſei auch Mühe und Arbeit unſer Loos; es giebt dennoch einen Genuß des Lebens mitten in der Arbeit, und die Mühe ſelbſt hat ihre Freuden. Sind ſie nicht der Lohn der überwundenen Schwierigkeit, des endlichen Sieges nach hartem Kampf, des erreichten Zwecks nach treuer und raſtloſer Arbeit, der geſteigerten Kraft nach erſchöpfender Anſtrengung? Für erhöhten Selbſtgenuß hat Gott eben dadurch geſorgt, daß er dem Menſchen nichts Großes und Herrliches zutheilte, was nicht durch Arbeit und Mühe errungen werden müßte. Und ſo haben doch zuletzt, wie am würdigſten und reinſten, ſo auch am froheſten, die ihres Daſeins genoſſen, welche nicht vergaßen, daß ſie früher oder ſpäter ſterben müßten, ihre Tage auskauften, und unverführt von dem Schein und Blendwerk des falſchen Glückes zuerſt nach dem Reiche Gottes trachteten; die eben darum ſeelig waren ſchon hier in der Hoffnung, getroſt in der Trübſal, freudig und dankbar für die kleinſte Gabe mitten in den Unruhen des Lebens, denen ſie nicht entgehen konnten, ruhig im Innern, und wenn ſie muthlos werden wollten, ſich erinnernd, daß die Zeit nicht fern ſei, wo ſie kommen würden zu der Ruhe des Volks Gottes, und eingehen in ihres Herrn Freude.

Herr unſrer Tage! — Lehre, ja lehre uns nun recht bedenken, daß wir ſterben müſſen. So werden wir gewiß weiſe werden zur Seligkeit. Amen.

Predigt über Spr. Sal. 16, 31. Wir ſind dem Alter Achtung ſchuldig.

Von G. F. Dinter.

Den Menſchen mit Achtung gegen den Menſchen zu erfüllen, dies war unſtreitig eine der vorzüglichſten Abſichten, die durch Jeſu Ankunft auf der Erde, die durch ſein ganzes Leben, die durch ſeinen Tod für Alle erreicht werden ſollte: Achtung des Menſchen gegen den Menſchen eine von den natürlichſten und nothwendigſten Folgen eines wahren Chriſtenthums. Gott ſandte den, den wir als ſeinen Sohn verehren, für wen? zu wem? Für Alles, was Menſch heißt, zu Allem, was Menſch heißt. Seine Geburt war eine Freude, eine Wohlthat, die allen Völkern widerfahren ſollte. Jeſus lebte in Liebe, nicht in einſeitiger Liebe für ſein Volk und Vaterland, ſondern in Liebe für ſein ganzes Brudergeſchlecht. Gehet hin in Alle Welt, lehret alle Heiden, ladet ſie alle zum Mitgenuß meiner Segnungen ein. Sein Blut floß auf Golgatha für der ganzen Welt Sünde. Er ſah, daß der Jude den Heiden verachtete, für unrein hielt. Ihm war er nicht unrein; der Glaube des Hauptmanns zu Kapernaum oder des ſamaritiſchen Weibes erhielt ſeinen Beifall, wie der Glaube des Juden. Er ſah, daß der Jude den Heiden verachtete. Aber er ließ von Juda aus Licht über den Erdkreis verbreiten; die Juden wurden Wohlthäter der Heiden, und deswegen geachtet bis auf dieſen Tag, wo die ganze Chriſtenheit von Juden lernt. Er ſah, daß der Hohe den Niedrigen verachtete. Aber er predigte den Armen das Evangelium, daß auch ſie aufgeklärt und aller Menſchenvorzüge theilhaftig würden. Er ſtellt das Kind unter ſeine Jünger, und empfiehlt ihnen die innigſte Achtung gegen die Nachwelt. Der wahre Chriſt muß Achtung gegen die ganze Menſchheit empfinden. Ihm ſind ſie Alle — Brüder, ſeines Vaters Kinder, ſeines Erlöſers Erlöſte, ſeines Kampfes Genoſſen, Miterben ſeines Himmels. Nur der Unchriſt kann Lazarum verachten, weil er arm, oder Petrum, weil er gefallen iſt. Der Chriſt ſieht im Heiden, im Bettler, ſieht im tiefgefallenen Sünder ſeines Gottes Bild. Er ſieht's in Einem mehr entfaltet, als im Andern, aber er ſieht in allen — ſeines Gottes Bild. Und wenn ich ſie Alle achte, die Gott mit mir zu Einer Menſchenwürde erhob, kann ich dann euch überſehen, muß ich dann euch nicht unter allen mir Achtungswürdigen beſonders auszeichnen, ihr, die ihr durch eure Schwäche meine Schonung, durch eure Erfahrung meine Aufmerkſamkeit, durch eure Verdienſte meine Dankbarkeit und durch eure nahe bevorſtehende Erhöhung meine ernſtlichſten Rückſichten verdienet, ihr Greiſe, die ihr der Jahre viele gezählt, der Leiden viele empfunden, der Thaten viele gethan, und den größten Hoffnungen euch genähert habt. Achtung, meine Brüder, jedem Menſchen, Achtung vorzüglich jedem Alten, dem Beſſern mehr, dem Schlechtern weniger, aber Achtung Jedem. Möchte das Nachdenken dieſer Stunde ſie in uns Allen erwecken. Möchten wir Gott nicht umſonſt Aufmerkſamkeit verſprechen im ſtillen Gebete.

Graue Haare ſind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird.

Einer umſtändlichen Erklärung bedürfen dieſe Textesworte wohl nicht. Sie fordern unſere Ehrfurcht für die bejahrten Mitglieder unſers Geſchlechts, beſonders für die, welche auf dem Wege der Gerechtigkeit einhergehen — die durch Rechtſchaffenheit des Sinns, die durch Lebensweisheit, die durch die Summe wohlangewendeter Kraft hoch über der leichtſinnigen und unerfahrenen Jugend ſchweben.

Wir ſind dem Alter Achtung ſchuldig, daran ſoll unſer heutiger Text uns erinnern.

Wir ſind ihm Achtung ſchuldig wegen ſeiner Schwäche, wegen ſeiner Erfahrungen, wegen ſeiner Verdienſte, wegen ſeiner nahen Hoffnungen.

Es giebt offenbar eine doppelte Art der Achtung, eine Achtung gegen die Stärke und Würde, vor der man ſich ehrerbietig neigt, und eine Achtung gegen die Schwäche, der man ſich nur mit Behutſamkeit, mit Schüchternheit naht, um ſie ja nicht zu verletzen. Dieſe ſchonende Achtung ſind wir den Kindern ſchuldig. Ihr Körper iſt zart; ihre Geſundheit ein zerbrechliches Gefäß; ihre Unſchuld, ach! ſo leicht verführt; ihr noch offenes Herz ſo leicht durch verderbende Eindrücke zu Grunde gerichtet. Das Alter hat viel Aehnlichkeit mit der Kindheit. Der Menſch nimmt eben ſo allmählig ab, wie er allmählig zunahm, bis er am Körper — vielleicht auch am Geiſte unbehülflich wird, wie er's in des Lebens erſten Tagen war. Der Alte hat ſo wenig Kraft, ſich ſelbſt zu ſchützen. Sein Körper iſt ſo reizbar, daß der ſchwächſte Angriff ihn zu Boden ſtürzen kann. Sollte mich das nicht bewegen, den Greis mit ſchonender Achtung zu behandeln? Wenn ich den Mann beleidige, er wird ſchon dafür ſorgen, daß ich's nicht zu weit treibe. Er hat Muth, er hat Stärke. Er thut mir Einhalt. Aber der Greis hat nur ſeine Thränen, die er dem kränkenden Jüngling entgegen ſtellen kann. Nur ein Niederträchtiger greift einen Solchen an, der ſich nicht zu vertheidigen vermag. Und wer unter uns wollte der Niederträchtige ſein, der das wehrloſe Alter verletzte? Auch der Geiſt des Alten wird reizbarer, wird empfindlicher. Die körperliche Schwäche, das Gefühl der zunehmenden Entkräftung mag wohl davon Urſache ſein. Jedes beleidigende Wort, jede kleine Zurückſetzung, jede Kränkung an Eigenthum und Rechten ſchmerzt den Alten dreimal mehr, als den Jüngling und den Mann. Er ſieht ſie als einen Angriff an, den man deſto kühner auf ihn wagt, eben weil man ihn für ſchwach hält. Der Jüngling hat ſeine Freuden, der Mann ſeine Geſchäfte, die bald ſeine Gedanken zerſtreuen. Der Alte, je mehr er von beiden zurückgezogen iſt, deſto länger denkt er jeder Beleidigung nach. Je mehr er fühlt, ich kann nicht mehr viel erwerben, deſto mehr betrübt ihn jeder Verluſt. Dem jüngern, kraftvollern Menſchen iſt eine Beleidigung — Aufforderung zur Sicherung ſeiner ſelbſt, zur Anſtrengung ſeiner Kraft. Sie ſetzt ihn in eine — oft ſogar angenehme Bewegung. Sie lehrt ihn wenigſtens fühlen, was er noch vermag. Dem Greiſe iſt jede Kränkung eine ſchmerzliche Erinnerung an ſeine Kraftloſigkeit. Was daher beim jüngern Menſchen kaum eine leichte Verletzung der Haut iſt, das dringt beim Alten ſchneidend durch Mark und Bein. Und du wollteſt der ſein, der ſeiner Jahre ſpottete? Das ſei ferne. Glaubſt du alſo, ein Alter habe dir gethan, was er dir nicht thun ſollte — behandle ihn nicht wie den Jüngling, der allenfalls etwas ausſteht. Mit Schonung erinnere ihn an ſeine Fehler, mit Schonung ſichere gegen ihn deine Rechte. Er wird dir nicht viel und nicht lange mehr etwas zu Leide thun können. Das Alter hat freilich ſeine eigenen Schwächen. Es macht oft eigenſinnig und übel gelaunt, wie eine Krankheit. In gewiſſem Betracht iſt's eine Art Krankheit. Der Alte hat viel unangenehme Erfahrungen gemacht; er iſt von Menſchen betrogen worden, denen er trauete, iſt daher mißtrauiſch. Er fühlt, daß er nichts mehr erwerben kann; daher iſt er deſto ängſtlicher in Behauptung des Erworbenen, und nähert ſich oft dem Geize. Es iſt ihm Alles feſter, daher iſt er weniger zu überreden, die Jahre machen ihn ſtarrſinnig. Meinſt du, du werdeſt das weniger ſein, wenn du alt wirſt? Es muß uns allen daran gelegen ſein, daß glimpfliche Behandlung des Alters allgemein herrſchende Sitte werde. Es kommen Tage, wo wir wünſchen werden, daß ſie es ſei. Wohl uns, wenn unſere Schwäche dann nur nicht ſelbſt verſchuldet iſt. Denn das iſt natürlich, einen Menſchen, der ſich ſelbſt durch jugendliche Wollüſte, oder durch Trägheit, oder durch etwas der Art ſchwächte; man achtet ihn weniger, als einen ſolchen, den die Natur ſelbſt kraftlos machte. Bei jenem muß man ſich erſt zu ſchonenden Achtung zwingen, durch Grundſätze erwecken; bei dieſem kommt ſie gleichſam von ſelbſt; ſie liegt in der Natur eines gefühlvollen Herzens.

Dieſe Art der ſchonenden Achtung, meine Zuhörer, ſind wir denn alſo wohl einem jeden Alter ſchuldig, einem Simeon ſowohl, der an Aufklärung, an Frömmigkeit, an Blick zum Himmel, ein Muſter guter Greiſe war, als einem Eli, der ſeine Tage in ſchlaffer Trägheit verträumte, und ſich nicht einmal um die Bosheiten ſeiner Söhne bekümmerte. Aber es giebt eine tiefere Achtung. Sie quillt aus dem Gefühle der Vorzüge, die dem Alter eigenthümlich ſind, zunächſt aus dem *Anerkennen ſeiner überwiegenden Erfahrungen.* Was wir erſt noch ſehen werden, das hat der Greis längſt geſehen. Die Wege, die wir erſt noch zu durchlaufen haben, hat er längſt ausgemeſſen. Er trank den Becher der Freuden, und ſchmeckte ihre Eitelkeit; den Becher der Leiden, und erfuhr ihre ſegnende Kraft. Er erfuhr die Wahrheit in den Verheißungen der Tugend, und die Täuſchungen des Laſters; erfuhr die hohe Macht der Religion Jeſu, wie ſie zum Guten ſtärkt den Schwachen, und durch des Lebens irrſame Bahnen leitet den Unwiſſenden, und in des Schickſals dunkeln Thalen ſein Licht iſt und ſein Troſt. Was der Jüngling aus dem Munde des Lehrers weiß, oder aus Büchern lernte, das weiß dann der Alte kräftiger aus ſich ſelbſt, aus ſeines Lebens angenehmen oder ſchmerzlichen Erfahrungen. Er hat lange die Menſchen beobachtet. Er hielt ſie für gut, und ſah, daß ſie böſe, daß ſie oft böſer waren, als er ſie in glücklichen Stunden träumte. Er hielt ſie für böſe, und er fand der überbliebenen Guten ſo viele, und mehr noch, als einſt Elias, der ganz Israel für verdorben hielt, und erfuhr, daß mehr als ſiebentauſend Beſſere übrig waren. So wurden ſeine Urtheile ernſt und milde; vorſichtiger, aber ſicherer, als die vorſchnellen Urtheile der Jugend. Er hat lange Haus gehalten. Er hat Verſuche gemacht und erfahren, was ſich thun läßt oder nicht. Er hat Kriege überſtanden und Schloßenwetter mitten im Kriege, er hat Brüder und Schweſtern, Eltern und Kinder, vielleicht auch Gatten begraben, und wenn der Jüngling viel Kluges oder Unkluges ſpricht von dem, was werden ſoll, ſo ſpricht der erfahrene Greis bedächtiger von dem, was geweſen iſt. Die Jugend, meine Freunde, wird groß, wenn ſie auf die Schultern der Erfahrung tritt, die das Alter gemacht und oft theuer genug bezahlt hat. Fühlt ihr wohl, daß Salomo Recht hat, wenn er ſpricht: *Graue Haare ſind eine Krone der Ehre?* Wolltet ihr gering ſchätzen einen Menſchen, der ſo viel, o! ſo gar viele Erfahrungen voraus hat? Ihr müßt noch viele Schritte thun, ehe ihr ihm nachkommt. Wie viel könnt ihr von ihm lernen! Wie ſehr habt ihr Urſache zuzuhören — wenn er erzählt, wie Gott von ſeiner Jugend an ihn väterlich geleitet hat, wie er ihm die Hand reichte in der Stunde, da er verſinken zu müſſen glaubte, wie er geſehen hat das Ende des Böſen und des Frommen; geſehen hat die Täuſchungen des Schickſals, das Sinken des Hohen und das Steigen der Niedrigen. Wenn er mit ſeinen Einſichten eurer Unvorſichtigkeit zu Statten kommt, daß ihr nicht erſt auf's Ungewiſſe zu verſuchen braucht, was er ſchon mit Glück oder Unglück verſucht hat — könnt ihr ihn dann verachten? Wird der, der eine Reiſe zu thun hat, nicht gern auf den hören, der dieſe Reiſe ſchon that? Wird er nicht gern von ihm lernen, was er zu thun und zu fliehen hat, um ſicher zum Ziele zu gelangen? Es iſt möglich, daß der Bejahrte auch nicht von Thorheiten frei geblieben iſt. Blieben wir's? Und ward er nicht vielleicht eben durch Irrthümer verſtändiger, durch Thorheiten weiſer, durch Fehler aufmerkſamer? Ach! wir erinnern uns nur gar zu gern an die Jugendfehler unſerer Alten, um einen Vorwand zu haben, unter dem wir ihnen unſere Achtung verſagen können. Wollen wir, daß unſre Kinder es einſt mit uns ſo machen? Indeß, daß wir die Achtung, die dem Alter gebührt, einſt in deſto höherem Grade verdienen, laßt uns mit Nachdenken durch's Leben wandeln. Laßt uns aufmerkſam ſein auf Gott und ſeine Wege, aufmerkſam auf uns ſelbſt und den Gang unſers Herzens, auf das, was beſſert oder verſchlimmert, ſtärkt oder ſchwächt, tröſtet oder beunruhigt. Laßt uns aufmerkſam ſein auf die Menſchen um uns her, um zu warnen, wo Warnung, um Vertrauen einzuflößen, wo Vertilgung des Argwohns nöthig iſt. Laßt uns ſelbſt unſerm Haushalte mit Sorgfalt vorſtehen, und Erkenntniſſe, Einſichten aller Art erwerben, die uns bleiben, wenn wir durch Körperkraft der Welt nicht mehr nützen können. Die Jugend ehrt einſt unſer Alter, wenn wir ihr nützen können durch Rath und Weisheit. Wenn ſie hingegen einſt auf uns hinweiſen kann und ſagen: Er ging durch's Leben, ohne zu wiſſen, wozu und warum? Er ſah und hörte, er bemerkte und beobachtete nicht: dann bleibt uns höchſtens die ſchonende Achtung gegen unſere Schwäche; die höhere Achtung gegen überwiegende Einſicht kann uns nicht werden.

Graue Haare ſind eine Krone der Ehre, einer Ehre, die nirgend ſicherer als auf dem Wege der Gerechtigkeit erworben wird — Gerechtigkeit, ausgezeichnete Rechtſchaffenheit, bei der aus der Reinheit des Herzens allgemeine Liebe, und aus der allgemeinen Liebe ſegnendes Wirken hervorgeht. Dem Alter gebühret die höchſte Achtung, das ſich *Verdienſte um die Menſchen erwarb.* Kraftlos ruht jetzt des Greiſes Hand. Aber ſie ruhete nicht immer ſo kraftlos. Sie war ſeinem Hauſe nützlich und dem Vaterlande. Wie viele Frucht entlockte er dem Boden, von der ſich Menſchen nährten und Thiere, die wieder den Menſchen nützlich wurden! Wie verſchönerte ſich die Natur um ihn her durch ſeinen

Fleiß! Wie hat jener Andere in ſeinem unbedeutend ſcheinenden Geſchäfte der Menſchheit genützt! Erſt war er ein redlicher Dienſtbote, ein Segen für jede Haushaltung, in der er ſtand; dann ein gewiſſenhafter Tagearbeiter, der fremde Geſchäfte trieb, mit einem Eifer, der bei ſeinen eignen Angelegenheiten nicht größer ſein konnte. Wie Vielen hat er genützt, und wie viele Jahre! Welch ein Nachbar war dieſer Greis! welch ein Freund! Ich ſetze hinzu: welch ein Feind! Seine Haushaltung ein Muſter der Gottesfurcht und der Ordnung! Wie Viele erweckte oder beſchämte ſein Beiſpiel! Wie er den Nothleidenden beiſtand in ſeiner Gemeine, in der Nachbarſchaft! Wie er zu helfen eilte, wo Hülfe nöthig war! Wie viele Thränen hat er getrocknet! Wie viele Wittwen und Waiſen hat er erquickt! Er hatte einen Feind, einen Menſchen, der ihm das Leben verbittern wollte. Er vertheidigte ſich ſelbſt mit Kraft; aber er verderbte nicht, auch wo er konnte. Sein Feind fühlte die Hand des Schickſals ſchwer; und er, der Beleidigte, war der Erſte, ihm zu helfen. Er blieb nicht ohne Fehler, aber er rang, rang mit den Schwächen ſeines Herzens, und ſiegte, und von Jahr zu Jahr ſchwebte er zu höherer Vollkommenheit auf. Wie viel hat er Feinde verſöhnt; wie viel Gutes befördert durch ſeinen Rath, durch ſeinen Einfluß! Wenn man dies von einem Alten ſagen kann, o dann — wer iſt, der ihm ſeine Achtung verweigern dürfte? Und wenn dieſer Alte vollends dein Vater war? Wenn zu den Verdienſten um die Gemeine auch noch Verdienſte um dich kommen, ſoll man dich dann erſt ermahnen, ihn zu achten? Das Weib zu achten, das um deinetwillen der Schmerzen viel und der unruhigen Tage noch mehr überwand — das dich in Krankheiten mit unermüdeter Liebe pflegte — und rettete, wenn der Tod die kalte Hand ausſtreckte nach deiner Wiege? Den Mann zu achten, deſſen Rath deine Klugheit leitete und deine unerfahrene Jugend — der dir der guten Lehren viel und der ſchönern Beiſpiele noch mehrere gab; der dein Fortkommen gründete unter den Menſchen; dem du Geſundheit, Güter, Einſicht, zum Theil ſelbſt deine Tugend verdankeſt? Ehrfurchtsvoll neige ſich dein Haupt vor jedem Alter, das ſeine frühern Jahre mit guten Thaten bezeichnete, mit Verdienſten um die Menſchen und um dich. Wenn du einen dir fremden Greis verachteſt, ſo biſt du undankbar. Die Menſchheit iſt ihm viel ſchuldig. Aber wenn dein Vater, deine Mutter deine Geringſchätzung erfahren, was ſoll man von dir ſagen? Dann biſt du unter den Schändlichen der Schändlichſten einer! — Ja, wenn die Alten alle ſo wären, wie ſie mir jetzt beſchrieben wurden! Aber wie Viele ſind's? Richte nicht, daß du nicht gerichtet werdeſt! Viel Gutes mag der Greis doch geſtiftet haben, vielleicht manches, das deſto verdienſtlicher iſt, eben weil's unbemerkt blieb. Und ſeine Fehler — du rechneſt ſie ihm hoch an, und doch vertilgte die Thräne der Reue ſie längſt aus dem Buche, in dem ſie geſchrieben ſtanden vor ſeinem Gott, und die Anſtrengung der Beſſerung erſetzte ihre Stelle durch preiswürdigere Thaten! — Aber freilich ſoll uns einſt als Greiſen die Achtung der Jugend willig entgegen kommen, reichlich gezollet werden: ſo müſſen wir uns jetzt in den Jahren der Kraft Verdienſte zu erwerben ſuchen, um Gatten und Kinder, um Dienſtboten und andere Hausgenoſſen, um Arme und Verunglückte, um Haus und Gemeine, um Freunde und Feinde, um alle, die unſer Gott uns nahe bringt. Die Blume der Achtung gedeiht nur in der Sonnenwärme uneigennütziger Tugend. Sie verwelkt im Schatten der Trägheit und des Laſters! Graue Haare ſind eine Krone der Ehre dem, der ſich durch Verdienſte der Achtung werth bewies.

Und wie innig werden wir das Alter ehren, wenn wir die **hohen Hoffnungen** erwägen, deren **Erfüllung** es in der Nähe ſieht. In jedem Menſchen, o meine Brüder, ſehen wir den künftigen Engel. Bald, bald haſt du, der du mit grauem Haupt und zitternden Händen vor mir ſtehſt, deine Laufbahn vollendet. Du biſt ſchon der Erde zugebückt, die dich wahrſcheinlich nach wenigen Tagen oder Wochen aufnimmt. Dich? Bewahre Gott! Nur deine Hülle, nur die Wohnung des unſterblichen Geiſtes! Du ſelbſt ſchwebſt dann empor, um hohe Erfahrungen zu machen und hohe Erkenntniſſe zu ſammeln, und zu hoher Reinheit dich zu verklären, und ich, ach ich ſehe dir dann ſehnend nach! Je ſchwächer du biſt und wirſt, deſto mehr muß ich dich ehren. Der Bewohner des Himmels bereitet ſich, die Erde zu verlaſſen, wo er, von Gott geſandt, gar mancherlei lernte und übte, und Gutes wirkte, und von wo er nun nach vollendetem Tagewerk wiederkehrt zu ſeinem Vater. O! nicht eine Stunde möchte ich mit dir zürnen, du, der du an der Pforte des Himmels ſtehſt. Du könnteſt ſterben! Ach! ſollteſt du dieſe letzten Eindrücke der Erbitterung mit hinüber nehmen in eine andere Welt? Sollteſt du dort mich verklagen? Das wirſt du nicht! An Gottes Throne verlöſcht die Flamme der Rache. Aber ſollte dein Eintritt ins beſſere Leben etwas anderes ſein, als ein ſegnender Rückblick auf mich? Ich will deines Alters pflegen, du Theurer; es iſt die Zeit des Abſchieds. Dein erſter Lobgeſang vor Gott ſoll wahrlich nicht Dank ſein, daß er dich endlich von mir erlöſte iſt's möglich, ſo ſoll er Dank ſein, daß er dich mit mir verbunden hat. Du kannſt Altersſchwächen haben. Aber was ſind ſie? Sie ſind die Vergeßlichkeit eines Entſchlummernden, der nur noch halb ſich ſeiner bewußt iſt, und halb ſchon im lieblichſten Traume die Zukunft lächeln ſieht. Bald, bald biſt du droben; dann ſiehſt du im reinern Lichte deines Gottes wundervolle Wege! Dann fühlſt du ſie nicht mehr, dieſe Regungen der Sinnlichkeit und Sünde; dann wandelſt du unter denen, die früher dorthin wandelten. Ehre und Achtung dem baldigen Bewohner einer beſſern Welt! Der Schulknabe wird bald die Schule verlaßen, um in die ernſteren Geſchäfte des Lebens einzutreten. Die zurückbleibenden Schüler achten ihn, der am Ziele ſteht, ſehen ihn ſchon halb für einen Erwachſenen an — und wir den Greis ſchon halb für einen Auserwählten an der Quelle des Lichts. Wenn ich den Jüngern beleidige, wahrſcheinlich kann ich's noch wieder gut machen. Wenn ich dem Alten zu nahe trete — Gott, morgen iſt er vielleicht nicht mehr hier, und ich könnte ihm nichts mehr vergüten? Nein, lieber Alter, deine letzten Lebensſtunden in meiner Nähe ſollen, ſo weit das in meinen Kräften liegt, ein Vorſchmack des Himmels dir werden, nach dem du die ſehnende Hand ſchon ausſtreckſt. Du gehſt zum Richter Und ich ſollte durch unvorſichtiges Betragen, wohl gar durch Härte dich reizen, zu ſündigen, ehe du zum Richter gehſt? Das will ich nicht! Bei Gott! das darf ich nicht. Achtung bin ich nicht nur deiner Schwäche, deinen Erfahrungen, deinen Verdienſten, ich bin ſie gewiß auch deinen nahen Hoffnungen ſchuldig; vielleicht gelingt mir's, mein Haus zu einem ruhigen Aufenthalt des Alters zu weihen. Vielleicht ſieht die Nachwelt von mir, wie man das Alter ehren müſſe — und lernt's — und übt's einſt an mir ſelbſt. Auf jeden Fall will ich ſo leben, daß mein Alter, wenn ich's erreiche, wahrhaft ehrwürdig ſei. Ich will mich nicht eher alt machen, als die Natur mich alt macht, nicht eher Ruhe ſuchen, als die Natur ſie gebietet. Ich will nützlich ſein, und in Liebe leben, ehe das Alter kommt. Kommt's dann, ſo erndte ich, was ich ſäete. Dann merkt die Jugend auf meiner Erfahrungen Stimme; dann dankt ſie meinen redlichen Bemühungen für Bruderwohl. Dann ſchont ſie meiner Schwäche. Erſchöpft iſt meine Kraft, aber nicht verloren! Und wohne ich längſt im Staube, ſo ſteht der Enkel noch an meinem Grabe und ſpricht: Er war ein guter Menſch! Amen.

Predigt über 2. Moſ. 19, 6—8.

Von Ch. F. von Ammon.

Die ſittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenſeitig verbindlichen Staatsverfaſſung.

Herr, wo dein Recht im Lande geht, da lernen die Einwohner des Landes Gerechtigkeit. Amen.

Meine andächtigen Zuhörer! Große Thaten und Verdienſte, die dem Vaterlande Ruhm und Segen bringen, pflegen in den Gemüthern der Menſchen häufig erſt nach gewiſſen Zeiträumen ein feierliches Andenken hervorzurufen. Denn ob man ſchon da, wo etwas Ausgezeichnetes und Rühmliches geleiſtet worden iſt, an dem Preiswürdigen der Handlung nicht zweifeln kann; ſo findet doch unmittelbar nach vollbrachter That die öffentliche Anerkennung ihres Verdienſtes noch ſo viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten, daß ſich dieſes nur ſelten frei erheben und in ſeinem vollen Glanze hervortreten kann. Entweder überſieht man die Folgen und Wirkungen noch nicht, die eine vollendete Tugend für das Vaterland hervorbringen wird; oder man wünſcht mit einer gewiſſen Unzufriedenheit und Eiferſucht an ihr Theil genommen und ſie wohl allein vollbracht zu haben; oder man will erſt abwarten, ob ſie von Andern geachtet und geprieſen wird; oder man beweiſt es durch die eigne Handlungsweiſe, daß die ferne Erinnerung eines großen Ereigniſſes immer ergreifender iſt, als die nahe, den Strahlen der Sonne gleich, die uns bei ihrem Untergange reiner und herrlicher erſcheint, als in der Mittagsſtunde, wo ſie in ihrem vollen Lichte über unſerem Haupte ſteht. Die größten Weiſen, Staatsmänner und Wohlthäter der Menſchheit werden daher gemeiniglich erſt dann bewundert, wenn ſie längſtens von dem Schauplatze ihrer Wirkſamkeit abgetreten ſind; außerordentliche Begebenheiten, wie die Kirchenverbeſſerung, die faſt unſeren ganzen Welttheil geiſtig umgeſtaltet hat, erhalten erſt dan ein rühmliches Gedächtniß, wenn mehrere Menſchenalter ihre heilſamen Früchte geerntet haben; wir ſelbſt feiern den Tag unſerer Geburt erſt dann mit einer gewiſſen Rührung und Dankbarkeit, wenn wir eine Reihe von Jahren durchlebt haben und das Andenken eines würdigen Strebens und Wirkens mit der nahen Hoffnung einer heiteren Zukunft in Verbindung ſetzen können.

Auch die erſte Feier der vor einem Jahre in das Leben getretenen neuen Staatsverfaſſung unſeres Vaterlandes würde mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn wir uns nicht freiwillig erinnerten, daß jede verſpätete Dankderſelbſt für eine große Wohlthat mit einer Schuld beladen iſt, welche nie ganz abgetragen und getilgt werden mag. Der Natur der Sache nach können zwar die Erfahrungen von ihrer Heilſamkeit noch nicht zahlreich und auffallend ſein; ſie hat ja erſt angefangen, ihre Grundſätze zu entwickeln und ſie mit der neuen Ordnung der Geſchäfte zu verzweigen; ſie hat erſt die Bande mancher Formen gelöſt, die uns läſtig waren, ſo lange wir ſie trugen, und die man dennoch die alte Gewohnheit wieder vermißt, wo ſie uns abgenommen ſind; ſie hat durch neue Einrichtungen und Anordnungen erſt den Weg gebahnt, welcher ſicherer zum Ziele führen kann, wenn er mit Lenkſamkeit und gutem Willen betreten wird. Das fordert ohne Zweifel auch von unſerer Seite Aufmerkſamkeit und fleißige Uebung; wir ſtehen gegenwärtig nur noch auf dem Uebergange zu dem öffentlichen Leben, welches das neugeſtaltete Vaterland von uns fordert; wir haben überdieß vielleicht auch die Neigung nicht ganz überwunden, mehr auf unſeren Geſchäftskreis, als auf den Zuſammenhang des Ganzen zu ſehen, und ſind dabei in allen Ständen erſt mit der umſichtigen Wahl der Männer beſchäftigt, die unſere Anliegen, Wünſche und Hoffnungen ausſprechen und ſie nach reifer Berathung in die Nähe des Thrones bringen ſollen. Aber iſt denn nicht das ſchon ein großer Gewinn, daß wir das frei und vollſtändig beginnen dürfen; hat die Erfüllung des lang genährten und ſehnlichen Wunſches nach einer zeitgemäßen, auf die ewigen Grundſätze des Rechts gebauten bürgerlichen Verfaßung nicht an ſich ſchon einen unſchätzbaren Werth; können wir der königlichen, der wahrhaft fürſtlichen Freiſinnigkeit und Weisheit, mit der ſie uns dargeboten und feierlich beſchworen wurde, oft genug mit treuer Verehrung gedenken; und wenn wir nun mit dem vollen Bewußtſein dieſer Selbſtſtändigkeit in die Reihe freier und ihre geſelligen Verhältniße immer weiter ausbildender Völker eintreten, muß ſich da nicht ein lebendiges Gefühl menſchlicher Würde, ein kräftiges Vorgefühl höherer Vervollkommnung und allgemeinerer Wohlfahrt in unſerer Bruſt regen? Darinnen beſteht ja der eigentliche Segen einer wahrhaft geſetzlichen Stellung jedes Einzelnen im Staate, daß die äußerlich möglichſt unbeſchränkte Freiheit für ihn eine Schule der wahren Freiheit wird; dadurch kommt er erſt zu einem edeln Selbſtgefühle, welches ſich kein wohlgeſinnter Menſch entreißen laßen darf, daß er ſein gutes Recht weder dem Zufalle, noch der Gnade, ſondern einer unverjährbaren Forderung ſeiner vernünftigen Natur verdankt; dadurch wird es ihm erſt möglich, ein wahrhaft gebildetes und ſittlich gutes Mitglied der großen Geſellſchaft zu werden, daß er ſich ohne Furcht und knechtiſchen Sinn in ſeinem Wirkungskreiſe bewegen kann; viele reiche Quellen des Glückes und der Zufriedenheit öffnen ſich ihm erſt dann in ihrer ganzen Fülle, wenn er in ſeinem Berufe, in ſeinem Gewerbe, in ſeiner Kunſt und Wißenſchaft alle Kräfte und Talente frei entfalten und, nach dem Maße ſeines Fleißes und Verdienſtes, auch das höchſte Ziel gerechter Wünſche in Anſpruch nehmen darf. Das Alles ſind nicht eitle Hoffnungen und leere Träume, ſondern Lehren und Erfahrungen, die aus der ſittlichen Natur des Menſchen geſchöpft, von der Geſchichte beſtätigt und ſelbſt durch die Ausſprüche der Religion bewährt und geheiligt werden, darum wenden wir ihnen auch billig unſere ganze Aufmerkſamkeit an dem feierlichen Tage zu, der uns vor dem Angeſichte des Herrn verſammelt hat. Er, der ſich unſerem Vaterlande in ſo mancher Stunde der Entſcheidung immer hülfreich und gnädig bewieſen hat, höre auch heute unſer ſtilles und andächtiges Gebet um die Erleuchtung ſeines Geiſtes u. ſ. w.

Ihr ſollt mir ein prieſterliches Königreich und ein heiliges Volk ſein. Das ſind die Worte, die du den Kindern Iſrael ſagen ſollſt. Moſe kam, und forderte die Aelteſten im Volk, und legte ihnen alle dieſe Worte vor, die der Herr geboten hatte. Und alles Volk antwortete zugleich, und ſprachen: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun. Und Moſe ſagte die Rede des Volks dem Herrn wieder.

Die vorgeleſene Stelle enthält bekanntlich Worte des Bundes, oder einer neuen kirchlichen und bürgerlichen Verfaßung, die Gott durch Moſe ſeinem Volke gegeben und wenige Tage nachher von den Höhen des Berges Sinai aus feierlich bekannt gemacht hat. Es war nämlich Staat und Kirche damals noch zu einem Ganzen verſchmolzen, wie wir aus der Ermahnung ſehen: ihr ſollt mir ein prieſterliches Königreich und ein heiliges Volk ſein. Das mußte ſich von ſelbſt im Laufe der Zeiten ändern, als eine höhere Bildung der Menſchheit nicht nur die Sonderung einzelner Künſte und Wißenſchaften, ſondern auch die Trennung der religiöſen und bürgerlichen Verhältniße bei der Entſtehung des Chriſtenthums gefordert und herbeigeführt hatte. Aber eine gedoppelte Beziehung jener Worte auf unſere heutige Feier tritt doch noch immer beſtimmt und deutlich hervor. Zuerſt enthält nämlich die neue Geſetzgebung der Juden nicht Ausſprüche der Gewohnheit und Willkür, ſondern ewige Gebote der göttlichen

Vernunft und Weisheit, die jeder denkende Iſraelit in ſeinem Munde und in ſeinem Herzen trug. Dann aber gründete Moſe ihre Verbindlichkeit nicht ausſchließend auf die Machtvollkommenheit Gottes, oder auf ſeine eigene himmliſche Sendung, ſondern zugleich auf die Einwilligung der Aelteſten und die Zuſtimmung des ganzen Volkes, welche klar und deutlich in den Worten enthalten iſt: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun. Das Chriſtenthum hat, wie wir wiſſen, dieſes Grundgeſetz aller geſelligen Anordnungen durch die Taufe beſtätigt, die noch immer mit dem freiwillig abgelegten Gelübde eines guten Gewiſſens vor Gott und Menſchen verbunden iſt. Ganz unzweifelhaft liegt daher unſerer heutigen Gedächtnißfeier ein von Gott ſelbſt bei der Stiftung der jüdiſchen und chriſtlichen Religion ausgeſprochenes Geſetz zum Grunde, welches uns vollkommen berechtigt,

die ſittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenſeitig verbindlichen Staatsverfaſſung

zum Gegenſtande unſerer Andacht zu wählen. Wir werden uns hiebei zuerſt mit der Erinnerung an dieſe Vorzüge beſchäftigen, dann aber auch beherzigen, was uns obliegt, wenn wir derſelben in unſerem öffentlichen Leben immer würdiger werden wollen.

I.

Eine für Regierende und Gehorchende gegenſeitig verbindliche Staatsverfaſſung hat ohne Zweifel ſittliche Vorzüge, an die wir uns gern erinnern werden, weil ſie uns gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt ſchützt, wahre Liebe zum Vaterlande erzeugt, freien Gehorſam gegen die Geſetze befördert und auch den Fürſten die treue Ehrerbietung ſichert, welche die hohe Würde ihres Berufes fordert.

Verfaſſungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die auf gegenſeitige Rechte und Pflichten gegründet ſind, ſchützen zuerſt gegen jeden Mißbrauch der öffentlichen Gewalt. Nach den Grundſätzen des Chriſtenthums ſoll zwar jede Obrigkeit eine Ordnung Gottes ſein, nicht den guten Werken, ſondern den böſen zu fürchten, alſo ein Beruf, der von allen Seiten gemeſſen und von den Schranken des Geſetzes umſchloſſen iſt. Aber wie bedenklich ſcheint es doch, die Beſtimmung deſſen, was dem gemeinen Weſen gut, oder verderblich und böſe iſt, der bloßen Willkür eines einzigen anzuvertrauen, in deſſen Hände das Schickſal ganzer Reiche niedergelegt wird: wie verführeriſch kann da für ihn nicht die Verſuchung werden, ſeine Einfälle, ſeinen Eigenwillen, oder die Meinung einiger Wenigen für allgemein verbindliche Entſcheidungen der Vernunft zu halten und den heiligen Namen des Geſetzes für ſie in Anſpruch zu nehmen; wie oft hat man nicht aus dem Munde unbedingter Herrſcher das Wort des Schreckens hören müſſen: was ich verordne, das iſt recht, was ich begehre, das iſt mein, denn ich ſelbſt bin der Staat; zu welcher furchtbaren Tyrannei hat ſich dieſer Wahn nicht oft in allen Abtheilungen der Geſchäfte durch herrſchſüchtige Beamte und Diener verzweigt; und wenn das arme, erſchöpfte und mißhandelte Volk ſeine Klagen endlich laut werden ließ, wie übermüthig iſt es dann zuweilen mit dem alten Spruche entlaſſen worden: mein Vater hat euch mit Peitſchen gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! Schlagt doch nur die Jahrbücher der Geſchichte auf, und ihr werdet finden, daß von einem Jahrhunderte zum andern unausſprechliches Unrecht und Elend aus dieſer einzigen Quelle gefloſſen iſt; es war, wie ein mächtiger und weiſer Fürſt der neueſten Zeit erinnerte, oft nur ein glücklicher Zufall, wenn ein unbeſchränkter Herrſcher freiwillig das rechte und geſetzliche Maß ſeiner Gewalt fand; auch dem unbefangenſten Beobachter bietet ſich in den Urkunden der Vorzeit nicht ſelten der widrige Anblick einer alten, oft vertheidigten und übertünchten, aber doch immer ſchreienden und vor Gott und Menſchen verwerflichen Schuld dar, die auf ganzen Reichen, Stämmen und Völkern ruhte. Da drang die heilige Lehre der Offenbarung, nicht im Himmel und nicht jenſeits des Meeres, ſondern nahe in deinem Herzen und in deinem Munde iſt das Wort des Geſetzes, wieder aus der Nacht der Vorwelt hervor; da wurde es klar, wie der Tag, daß wenn Gott ſelbſt ſich herabließ, mit den Menſchen einen Bund zu ſchließen, es auch nicht unter der Würde der Fürſten ſein könne, mit ihren Völkern einen Vertrag einzugehen; da vereinigte man ſich über die Grundſätze deſſelben, nicht nach der Willkür eines gebrechlichen Buchſtabens, ſondern nach dem Richtmaße einer erleuchteten Vernunft; es war das Beiſpiel der blühendſten Reiche älterer und neuerer Zeit, das Bedürfniß gebildeter Zeitgenoſſen, die unveränderliche Natur und der beſtimmte Endzweck des Staates ſelbſt, was man ſich hier zum Vorbilde und zum Muſter nahm. Auch wir freuen uns einer Verfaſſung, die der Willkür in allen Zweigen der öffentlichen Geweiſe beſtimmte Grenzen ſetzt; es iſt das ſchon ein großer Vorzug, daß unſer Volk in Häuſern des Friedens wohnet und ſich nicht fürchten darf.

Mit Recht erwartet man, daß eine ſolche Ordnung der Dinge zugleich eine größere Liebe zum Vaterlande in unſerer Bruſt wecke. Lieb und theuer iſt uns zwar das Land, in dem wir geboren, erzogen und gebildet wurden, ſchon durch ſich ſelbſt; es haben namentlich die Gegenden, in welchen wir unſere Kindheit und Jugend verlebten, immer etwas Reizendes und Bezauberndes für uns; und wären Einöden und Wildniſſe die erſten Zeugen unſeres erwachenden Bewußtſeins geweſen, ſo würden wir ihnen doch lebenslängliche Dankbarkeit und Zuneigung bewahren. Aber wie ganz verſchieden iſt doch dieſe Empfindung von der eigentlichen Liebe zu dem Vaterlande; welch eine ganz andere Anhänglichkeit an daſſelbe fühlt der Knecht, der Diener, der Einwohner, der in einem Lande nur geduldet und geſchützt wird, und wieder der freie Bürger, der durch ein Geſetz, ein Recht und das gemeinſchaftliche Streben nach einem Zweck und Ziel mit allen Mitgliedern der Geſellſchaft verbunden iſt! Sucht er doch das Glück ſeines Daſeins nicht in dem thörichten Anſpruche, mit Andern gleiche Talente, Kenntniſſe, Güter und Vorzüge zu haben, ſondern in dem gerechten Wunſche, kein bloßes Werkzeug in fremden Händen zu ſein; in der gerechten Anforderung, auch ſeine Stimme für die allgemeine Wohlfahrt nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen erheben zu dürfen; in dem gerechten Anſinnen, die Dienſte und Laſten, welche er tragen ſoll, erſt meſſen und wägen zu dürfen, ehe er ſie auf ſeine Schultern nimmt; in der gerechten Erwartung endlich, daß, wie ihn Gott in ſeinem Reiche von einer Tugend und Belohnung zur andern berufen hat, er auch unter Menſchen ſich wege höher ſchwingen und zu verdienten Würden erheben können. Iſt das nicht aber das Weſen der beſſeren Verfaſſungen des bürgerlichen Lebens, auf welche die neuere Zeit einen ſo hohen Werth legt: haben ſie die verſchiedenen Stufen der äußeren Freiheit nicht genau nach der Selbſtſtändigkeit und Erwerbsfähigkeit der Menſchen bemeſſen; haben ſie nicht Jedem, der dieſe Stufe erreicht, das Recht eingeräumt, ſich über die wichtigſten Angelegenheiten des gemeinen Weſens durch Männer ſeiner Wahl vernehmen zu laſſen; iſt es iſt ihm gerade dadurch nicht möglich geworden, in dem großen Rathe der Volksvertreter auch ſeine Anſichten und Wünſche dem allgemeinen Willen einzuverleiben und ihnen den Weg zu einer umfaſſenderen Wirkſamkeit zu bahnen; muß ſein Herz endlich nicht höher und freudiger ſchlagen, wenn er nun nicht mehr, wie ein Laſtthier, an ſeine Scholle und an ſeine Werkſtätte gebannt, ſondern zum freien Berather und Theilnehmer an der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt berufen iſt? Seine Bruſt müßte ja allen edleren Gefühlen verſchloſſen ſein, wenn er ſich nun in ſeinem Wirkungskreiſe nicht höher geſtellt fühlte; wenn er an den Ereigniſſen und Veränderungen des Vaterlandes nicht innigeren Antheil nähme; wenn ſein häusliches Streben und Wirken ſich nun nicht in einem weiteren Kreiſe mit dem öffentlichen Leben verzweigte; wenn ihm der Schauplatz ſo vieler zuſammenwirkenden Talente nicht theuer werden, wenn er ſich ſelbſt nicht zur innigſten Liebe eines gemeinen Weſens erweckt fühlen ſollte, deſſen geiſtiges und ſinnliches Wohl ſo innig mit ſeinem eigenen Glücke verbunden iſt. Ein Jeglicher unter uns ſtelle ſich alſo, daß er ſeinem Nächſten zum Guten gefalle; dieſe Ermahnung des Apoſtels wird viel leichter zu unſerem Herzen dringen, wenn wir an einer Verfaſſung Theil nehmen, in der ſich Keiner den gegenſeitigen Rechten und Pflichten des Andern entziehen kann.

Durch ſie wird nämlich auch ein freier Gehorſam gegen die Geſetze befördert, den man ſonſt ſo oft unter mancherlei Vorwänden verweigert. Bei der natürlichen Abneigung der Menſchen gegen jede Beſchränkung ihrer Freiheit iſt zwar Gottes Weltordnung ſelbſt manchem Tadel der Uebertreter ausgeſetzt; aber zuletzt ſagt es ihnen doch ihr Gewiſſen, daß ſie weiſe und gerecht iſt, und wenn ſie dennoch ſündigen, ſo müſſen ſie ſelbſt geſtehen: es iſt deiner Thorheit Schuld, daß du ſo geſtäupet wirſt. Ganz anders pflegen die Menſchen hingegen über die bekannten Vorſchriften des geſelligen Lebens zu urtheilen; ſie halten ſie oft für bloße Satzungen, die ein gebieteriſches Machtwort zu Geſetzen erhoben hat; ſie finden in ihnen oft das innere Recht nicht, das uns Allen in das Herz geſchrieben iſt; ſie vermiſſen an ihnen die erforderliche Vernunftmäßigkeit, Weisheit und Billigkeit; ſie glauben in ihnen zuweilen einen offenbaren Widerſpruch mit den Vorſchriften ihres eigenen Gewiſſens wahrzunehmen und ſetzen ſich dann ohne Bedenken über ihre ſtrengen Gebote und Verbote hinweg. Daher die Erfahrung, daß Anordnungen, die auf das äußere Wohl des Landes berechnet waren, ihm doch ſchädlich und verderblich wurden, weil ſie die Rechte des Einzelnen verletzten; daher die Wahrnehmung, daß ſich oft ganze Geſellſchaften zur liſtigen oder gewaltſamen Uebertretung eines Gebotes vereinigen, welches ſie für drückend und ungerecht halten; daher die zweideutige, oft nachtheilige Einwirkung, welche die Vollziehung zu harter Strafgeſetze auf die Sittlichkeit des Volkes erzeugt; daher oft die Bemühungen der Richter ſelbſt, ſie zu umgehen und zu mildern, ein Beſtreben, welches der Menſchenfreund ehren und doch der Freund der Gerechtigkeit wieder im Stillen betrauern muß. Das wird und muß ſich aber ändern, wenn das Volk zu der Ueberzeugung kommt, daß auch ſeine bürgerlichen und peinlichen Geſetze nicht Einfälle und Satzungen der Willkür, ſondern ewige Grundſätze der Vernunft ſind; daß ſie in dem Endzwecke des Staates und dem allgemeinen Willen ihren Grund haben; daß ſie in der Mitte ſeiner Vertreter und von den weiſeſten und beſten Männern des Vaterlandes berathen worden ſind; daß ſie für Alle gleiche Vortheile und Laſten, gleiche Nothwendigkeit und Verbindlichkeit haben. Nun muß auch der Vorwand des Eigennutzes und der Partheilichkeit verſchwinden; nun kann ſich Niemand einer Vorſchrift und Anordnung entziehen, zu welcher er ſelbſt mitgeſtimmt und die er durch die Männer ſeiner Wahl über ſich ausgeſprochen hat; nun werden ſelbſt die Unvollkommenheiten, die von keiner menſchlichen Geſetzgebung zu trennen ſind, leichter und erträglicher, weil Jeder hoffen darf, ſie früher anerkannt und von der beſſeren Anſicht verdrängt zu ſehen; der freie Gehorſam des Volkes gegen weiſe Geſetze ſeiner Obrigkeit wird aus dem Innern ſeines Gewiſſens in das öffentliche Leben eintreten und eine Scheidewand niederreißen, welche Vorurtheil und Eigenmacht ſo viele Jahrhunderte hindurch zwiſchen der religiöſen und bürgerlichen Tugend aufgerichtet hat.

Die Verfaſſungen, von welchen wir ſprechen, haben endlich noch den Vorzug, daß ſie den Fürſten die treue Ehrfurcht ſichern, welche die hohe Würde ihres Berufes fordert. Es iſt möglich, daß dieſe Behauptung Vielen unſicher und gewagt erſcheinen wird; ſie ſind ja gewohnt, jede Schmähung und Läſterung, die ein zügelloſer Partheigänger gegen die edelſten Regenten unſerer Zeit ausſtößt, als eine Frucht der neueſten Staatsverbeſſerungen zu betrachten; und aus dieſer Vorausſetzung kann man ſich auch den Unwillen und den Haß erklären, den ſie jeder freieren Landesverfaſſung gewidmet haben. Aber höret nur, was die Schrift durch den Mund eines begeiſterten Königs von der Weisheit ſpricht: durch mich regieren die Fürſten und Regenten auf Erden; ſie werden, heißt es an einem andern Orte, fürſtliche Gedanken haben und darüber halten. Sind das die Herrſcher, die von aller Welt gefürchtet werden, weil ſie ihren Eigenwillen immer höher ſtellen, als jedes göttliche und menſchliche Geſetz, oder die weiſen, guten und von ihren Völkern hochverehrten Fürſten, deren Wahlſpruch es iſt: durch Gerechtigkeit wird der Thron beſtätigt? Höret ferner das Zeugniß der Geſchichte. Wo hat man ſich furchtſam vor den Machthabern niedergeworfen und ſie doch glühend gehaßt; wo hat man ſie mit den kühnſten Läſterungen und Drohungen bis in das Innere ihrer Paläſte verfolgt; wo vergiftete Schwerter und Dolche gegen ſie gezückt? Im Lande der Freiheit oder der Knechtſchaft, im Lande des Lichtes und der Aufklärung, oder der Unwiſſenheit und Schwärmerei, in dem ſklaviſchen Morgenlande, wo die Tyrannen Söhne des Himmels heißen, oder in dem gebildeten Welttheile, wo man in dem Menſchen nur den Menſchen, und doch in dem Könige den Geſalbten des Herrn und in ſeiner Hoheit die erhabenſte Würde unter den Sterblichen ehrt? Nein, die wahre Verehrung gekrönter Häupter beſteht nicht in ſchönen Worten ohne Sinn, in niedrigen Schmeicheleien ohne Wahrheit, oder in kniebeugender Anbetung, die Gott allein gebühret, ſondern in der freien Anerkennung ihrer Unverletzlichkeit, in ihrer perſönlichen Darſtellung des heiligen Geſetzes, in der vertrauensvollen Menſchenfreundlichkeit und Milde, mit der ſie als Väter unter ihren Kindern wandeln, mit den Weinenden weinen und mit den Fröhlichen ſich freuen. Giebt es denn aber zwiſchen Regenten und Unterthanen ein innigeres und feſteres Band ſchützender Liebe, als eine freie, geſetzliche Verfaſſung, die jede Gewaltthätigkeit verhindert, jede Furcht verbannt, jeden Argwohn entwaffnet und jede Verſuchung zur Herrſchſucht und zur Empörung mit der ſiegenden Kraft des Rechtes und der Pflicht bekämpft? Glückliche Zeit der Eintracht und des Friedens, wo endlich einmal die Vorurtheile und Leidenſchaften verſtummen, wo kein Weltdiener und Schmeichler die Fürſten mehr gegen ihre Völker, kein Partheigänger mehr die Völker gegen ihre Fürſten aufreizt, wir harren deiner mit ſtiller Sehnſucht; wir wollen dich mit freudigen Lobgeſängen begrüßen, wenn du zu uns und unſeren Zeitgenoſſen wiederkehreſt; wir wollen deine nahe Erſcheinung wenigſtens hoffen und ihrer durch unſer öffentliches Leben würdig werden. Das iſt das Zweite, was wir noch zur Feier dieſes Tages zu beſprechen haben.

II.

Was wir aber wünſchen, kann und wird geſchehen, wenn auch wir jeder Willkür und Eigenmacht in unſerm Wirkungskreiſe entſagen, in ihm die Reinheit unſerer Vaterlandsliebe durch eine gewiſſenhafte Thätigkeit bewähren, die treue Erfüllung unſerer Berufspflichten mit inniger Hochachtung und Liebe zu unſeren Fürſten verbinden und uns zugleich zu einer immer feſteren Begründung unſerer chriſtlich-religiöſen Ueberzeugung berufen fühlen.

Unmöglich können wir der Vorzüge unſerer Verfaſſung würdig werden, wenn wir nicht ſelbſt jede Eigenmacht und Willkür aus unſerm Wirkungskreiſe verbannen. Die alte Welt ſprach: in des Königs Worten iſt Gewalt und Niemand darf zu ihm ſagen, was machſt du? Das war jene unbedingte und weltverwüſtende Tyrannenmacht, die das Geſetz beſchränken mußte, weil ſelbſt Gottes gewaltige Weltregierung durch die höchſte Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe bedingt iſt. Was würde aber wohl durch die neue Verfaſſung für das allgemeine Beſte gewonnen ſein, wenn ſie nur, wie ein Kunſtwerk, oder eine Seltenheit in den Büchersammlungen aufbewahrt, wenn ſie nicht nach ihrem Weſen, nach ihrem Sinne und Geiſte erfaßt, wenn ſie nicht lebendig und kräftig über alle Hinderniſſe erheben und mit allen Theilen der öffentlichen Geſchäftsführung verzweigt würde? Was könnte die Verfaſſung dem Lande für Nutzen und Vortheil gewähren, wenn ſie zwar in den Höhen der Geſetzgebung glänzte, aber doch die Dunkelheit der Wirklichkeit nicht mit ihrem Lichte durchdränge; wenn ſie als Lehre und Erkenntniß in jedem Munde wäre, und doch in der Anwendung und Verwaltung von jedem Diener des gemeinen Weſens nach ſeinem Gutdünken gedeutet würde; wenn Gerechtigkeit, Ordnung und Thätigkeit von den höchſten Behörden ausginge, und doch in den entfernten Wirkungskreiſen Vertagung der Geſchäfte, Buchſtäblichkeit, Selbſtſucht und Eigennutz herrſchte! Was würde endlich die Verbindung aller Stände zu einer großen Familie für heilſame Folgen haben, wenn dennoch die alte Abſonderung, der alte Haß und die gegenſeitige Erbitterung nicht aus den Gemüthern verſchwände; wenn jede einzelne Brüderſchaft nur darauf dächte, ihre Vorrechte zu behaupten und ſie nach allen Seiten zu erweitern; wenn man da, wo die Weisheit der Regierung ſich ſo ernſtlich mit der gleichen Vertheilung unvermeidlicher Laſten beſchäftigt, ſich aller Abgaben und Leiſtungen entſchlagen, oder ſie doch mit den entſchiedenen Bedürfniſſen des Staates in ein ſchreiendes Mißverhältniß ſetzen wollte? Nein, Eigennutz, Engherzigkeit, Amtsſtolz und Partheilichkeit kann unmöglich mit dem öffentlichen Leben beſtehen, welches die neue Verfaſſung unter uns hervorrufen ſoll; einträchtig und feſtſinnig müſſen wir uns nun von der ausſchließenden Sorge für unſern Stand und unſere Gemeinde zu dem höheren Ziele des gemeinen Beſten erheben; wir müſſen es nie vergeſſen, daß wenn an dem Körper des Staats ein Glied leidet, zugleich das Ganze ſchmerzlich berührt wird; wie die Schrift ſagt, was nicht aus dem Glauben kommt, das iſt Sünde, ſo muß nun die Bürgerpflicht zu jedem Einzelnen ſprechen, was nicht aus der Gerechtigkeit für Alle und aus dem Gemeinwohle deiner mitverbundenen Brüder kommt, das iſt Unheil und Verderben für dich. So laſſet uns das Geſetz, das Beiſpiel unſerer Fürſten und Obern ehren, und die Partheiſucht wird verſchwinden, ein edler, unſerer Bildung entſprechender Gemeingeiſt wird alle Stände durchdringen, die Vorzüge unſerer Verfaſſung werden künftig perſönliche Vorzüge für uns ſelbſt werden, und auch ihren Gegnern die Achtung abnöthigen, die ihr gebührt.

Gewiß liegt uns nun der Entſchluß nahe, die Reinheit unſerer Vaterlandsliebe durch eine gewiſſenhafte Thätigkeit in unſerm Berufe zu beweiſen. Manche glauben, Freunde ihres Vaterlandes zu ſein, wenn ſie Alles verachten, läſtern und ſchmähen, was jenſeits ſeiner Grenzen geſchieht; das ſind unberufene Tadler, welche nicht einmal die Pflichten der Klugheit, geſchweige denn die der Weisheit und Menſchenliebe kennen. Wieder Andere glauben Freunde ihres Landes zu ſein, wenn ſie alles Neue und Glänzende ohne Prüfung in ſeine Mitte verpflanzen; das ſind Männer des Augenblickes, welche rauſchend vorüberfliegen und doch keine heilſame Spur auf dem feſten Boden der Erfahrung zurücklaſſen. Manche endlich glauben Freunde des Vaterlandes zu ſein, wenn ſie die Segel ihres Fahrzeuges immer nach den Luftſtrömungen der gegenwärtigen Meinung richten; das ſind Schiffer, die an jedem Morgen ihren Lauf ändern und doch nie den ſchönen Hafen der allgemeinen Wohlfahrt und eines bleibenden Ruhmes erreichen. Nein, wer ſein Vaterland von ganzem Herzen liebt, der geht mit feſtem Schritte durch gute und böſe Gerüchte; der ſucht die Ehre vor Menſchen nicht, ſondern handelt immer ſo, daß ſie ihn ſuchen muß; der liebt nicht mit Worten und nicht mit der Zunge, ſondern mit der That und Wahrheit. Darum fängt er damit an, zuerſt die Angelegenheiten ſeines Hauſes zu ordnen; dann bemüht er ſich, das Werk ſeines Berufes zur höchſten Tüchtigkeit und Vollendung zu erheben; nun erſt wendet er ſich lehrend, bittend und ermahnend zur Beſſerung deſſen, was in ſeiner nächſten Umgebung unerſprießlich und tadelnswerth iſt, und legt auch da erſt den Grund der Hoffnung und des Vertrauens durch das eigne Verdienſt und Beiſpiel, ehe er das ganze Vaterland neugeſtalten, oder durch kühne Schöpfungen die Welt mit dem Ruhme ſeines Namens erfüllen will. Ehre und Preis dem Manne, der mit dieſer Beſonnenheit und Mäßigung an dem großen Baue des öffentlichen Glückes arbeitet; bei ihm werden Grundſätze und Erfahrung, Freimüthigkeit und Thätigkeit immer Hand in Hand gehen; er wird ſich überall das Beſte verſehen und doch zufrieden ſein, wenn er zunächſt das Gute zur Wirklichkeit bringt; er wird der Zukunft nicht mit glänzenden Entwürfen zuvoreilen, ſondern zuerſt auf das Bedürfniß der Gegenwart und ſeines eigenen Wirkungskreiſes achten; er wird ſich vor Allem bemühen, dahin mitzuwirken, daß die Verfaſſung in dem ſchönen Garten unſeres Vaterlandes erſt gedeihe und Wurzel faſſe, ehe er den raſchen Entſchluß faßt, ihr neue Reiſer und Zweige einzuimpfen, die der Wachsthum des jungen Baumes ſchon von ſelbſt fordern und herbeiführen wird.

Nun werden wir uns auch bewogen ſehen, die treue Erfüllung unſerer Berufspflichten mit neuer Liebe zu unſeren Fürſten zu verbinden. Unterthan zu ſein, nicht um der Strafe, ſondern um des Gewiſſens willen, iſt eine der ſchönſten und edelſten Früchte einer freien Verfaſſung; denn bloſe Willkür, Gewalt und Machtvollkommenheit kann zwar Furcht und knechtiſche Verbeugungen, aber niemals jene würdige Stimmung des Gemüthes erzeugen, wo ſich der Gerechte ſelbſt ein Geſetz wird. Was wäre aber bürgerliche Rechtlichkeit und Tadelloſigkeit vor dem Geſetze ohne die Liebe, die alle Furcht austreibt; ohne die Liebe zu unſerem alten Fürſtenſtamme, der unter ſo vielen Stürmen der alten und neuen Zeit dem bedrohten Vaterlande immer Schutz und Schirm gewährte; ohne die Liebe zu den edlen Häuptern unſeres Volkes, die unſeren Wünſchen und Beſtrebungen nach einer angemeſſenen Geſtaltung unſeres Gemeinweſens ſo weiſe und freundlich entgegen kamen; ohne die freie Liebe zu unſeren Oberen und Vorgeſetzten, die ſich durch ihre Klugheit, Mäßigung und ausharrende Thätigkeit in den ſchwierigſten Geſchäften ſo gerechte Anſprüche auf unſere Dankbarkeit erworben haben! Ja, theure und würdige Mitbürger, wendet euch immer ab von der Stimme der knechtiſchen Unterwürfigkeit und der feilen Schmeichelei; aber höret dafür das erhabene Wort der Wahrheit, des Gewiſſens und der chriſtlichen Pflicht. In einer Zeit, wie die unſrige, iſt es nicht hinreichend, untadelhaft vor dem Geſetze des Rechtes und der bürgerlichen Ordnung zu ſein; nein, wir müſſen uns auch vertrauensvoll an diejenigen anſchließen, die es aufrecht erhalten und ſchützen; wir müſſen auch durch unſere Geſinnung dem Wahne begegnen, daß freie Verfaſſungen und Länder nur Wohnſitze der Selbſtſucht, des Partheigeiſtes und der immer wieder ihr Haupt erhebenden Meuterei ſeien; um die erhabenen Häupter und Glieder unſeres Königsſtammes müſſen wir uns würdig und freimüthig, aber auch dankbar und vertrauensvoll verſammeln, um den alten Ruhm einer treuen Anhänglichkeit an unſere Fürſten als das Erbtheil unſerer Väter in unbefleckter Reinheit zu bewahren. Das wird manchen Unfall und manche Gefahr von uns abwenden, welche die Unruhe hervorgerufen und die Furcht vergrößert hat; das wird alle Zweifel an der Feſtigkeit und Dauer einer vor Gott beſchworenen Verfaſſung zerſtreuen, welche Niemand bedroht und Niemand mit Recht bedrohen kann; unſere Gerechtigkeit wird dann zunehmen und unſere Beſſerung ſchnell wachſen; der Himmel ſelbſt wird uns ſchützen und ſegnen und der Friede der wahren Freiheit wird über unſeren Häuptern ſein.

So darf ich denn nur noch hinzuſetzen, daß wir uns, um der Vorzüge unſerer Geſetzgebung würdig zu werden, bei allen dieſen Beſtrebungen noch zur immer feſteren Begründung unſerer chriſtlich-religiöſen Ueberzeugung berufen fühlen müſſen. Wahr iſt es, Unruhe und Vielgeſchäftigkeit in weltlichen Angelegenheiten hat ſehr oft eine gänzliche Abweſenheit des Glaubens und der Frömmigkeit zur Folge; Viele ſind dann ſo ganz in den Tiefen und Untiefen des äußeren Lebens verſunken, daß ſie ſich kaum mehr erinnern, Kinder Gottes und Bürger ſeines himmliſchen Reiches zu ſein. Dabei ſind überdies auf dem kirchlichen Gebiete die Meinungen der Gebildeten und Ungebildeten eben ſo getheilt, wie auf dem ſonſt feſten und doch jetzt wieder erſchütterten Lande des Staates, und wer da nicht wohlunterrichtet und wohlerleuchtet iſt, der kann allerdings leicht an ſeinem Chriſtenthum und an jeder Gottesverehrung irre werden. Das Alles ſoll und darf euch aber das Ziel eurer himmliſchen Berufung nicht verrücken; die Ordnung eures Heils und eurer Seligkeit iſt von keinem Menſchen gegeben und kann alſo auch von keinem Sterblichen geſtört und unterbrochen werden; ewig feſt ſteht der Grund der himmliſchen Wahrheit und trägt das heilige Siegel: der Herr kennet die Seinen und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer Chriſti Namen nennet. Darum wendet euch nicht ab von dem lebendigen Lichte, das in die Welt gekommen iſt, alle Menſchen zu erleuchten; darum verdunkelt es nicht durch ein falſches Wiſſen, oder die ſittliche Verkehrtheit und Blindheit eures Herzens; darum dämpft es aber auch nicht durch neue Menſchenſatzungen, oder eine träge Anhänglichkeit an den Buchſtaben, der in den Tagen einer höheren Freiheit und Geiſtesbildung ſeine alte Gewalt und Herrſchaft niemals wieder gewinnen kann. Rein und klar, wie es am Himmel, in unſerer Bruſt und in den heiligen Urkunden des Evangelii ſteht, nehmt das lebendige Wort der Wahrheit in eure Seele auf, daß es euren Geiſt erhelle und eure Gewiſſen leite; daß es eure Rechte gründe und eure Pflichten heilige; daß es euch im Kampfe Muth und Kraft, in Zweifeln Feſtigkeit und Zuverſicht, im Leiden Troſt und Hoffnung gewähre. Alle Bande der Familie und der Geſellſchaft ſind nur für dieſe Erde geknüpft; Vater und Mutter verlaſſen uns einſt, aber der Herr nimmt uns auf; er iſt unſer Schöpfer, unſer Geſetzgeber, unſer Richter, unſer Schild und großer Lohn. Ihn zu erkennen, ſei unſere Weisheit; ihn zu verehren, über Alles zu lieben, ſein heiliges Bild rein und ungetrübt in unſeren Herzen zu tragen, unſere Gerechtigkeit; ihm noch im Tode zu vertrauen, unſer Dank und unſere Zuverſicht. Heil Allen denen, die in dieſer Verfaſſung des Gemüthes dieſe Welt verlaſſen; ſie gehen frei und getroſt hinweg aus dem Lande ihrer Väter, und das himmliſche Vaterland nimmt ſie als Unſterbliche Verklärte in ſeine Wohnungen auf.

Herr, wie du an jedem Morgen die Sonne in immer neuer Pracht und Herrlichkeit den Bewohnern der Erde aufgehen läſſeſt, ſo führeſt du auch für die Geſchlechter der Menſchen das Licht der Wahrheit in ſeinem ewigen und immer reineren Glanze herauf. Dort ſagt es uns der Wechſel der Jahreszeiten und die immer neue Fruchtbarkeit der Erde, daß du der Gott der Macht und Güte biſt; hier öffneſt du uns im ſteten Wechſel der Gedanken und durch immer neue Anregungen unſeres Geiſtes den unerſchöpflichen Reichthum deiner Weisheit und Gerechtigkeit, deiner Heiligkeit und Liebe. So bietet uns dort die Natur unter deinem väterlichen Walten immer neue Früchte, Geſchenke und Gaben zur Friſtung unſeres ſinnlichen Lebens dar, und hier faßt die von dir erleuchtete Vernunft von einem Menſchenalter zum anderen immer neue Früchte der Erfahrung, des fleißigen Denkens und Forſchens zur Bildung und Veredlung unſeres Geiſtes aus der Fülle deiner ewigen Weisheit auf. Wie ſegensvoll iſt aber nicht für uns dieſe ununterbrochene Gemeinſchaft deines Lichtes; wie können wir dich würdig genug preiſen, daß wir nach deinem Bilde geſchaffen, und zur immer näheren Erkenntniß deiner Klarheit berufen ſind! Das werde geſchrieben auf die Nachkommen, und das Volk, welches geboren wird, ſoll den Herrn loben. Er hat Wohlgefallen an ſeinen Werken und alle Lande ſind ſeiner Ehre voll.

Auch die neue Ordnung unſeres geſelligen Lebens, obſchon von Menſchen verfaßt und gegeben, iſt ein neues Geſchenk deiner Güte für unſer geliebtes und dankbares Vaterland. Du haſt ſie vorbereitet durch mannichfache Beſtrebungen unſerer Vorfahren, ihrer Zeit zu genügen; du haſt ſie im Wechſel merkwürdiger Ereigniſſe gedeihen und reifen laſſen im Lichte der höheren Bildung unſerer Tage; du haſt uns erleuchtete Fürſten verliehen, die das Bedürfniß der Zeit begriffen und den gerechten Wünſchen des Volkes mit Einſicht und Wohlwollen entgegenkamen. Nun freuen wir uns als Bürger und als Chriſten, daß wir nicht Knechte der Menſchen, nicht Pflegekinder des Buchſtabens und Herkommens ſind; nun fühlen wir die Freiheit, Würde und Selbſtſtändigkeit unſeres Berufes; nun entwickelt ſich immer mehr vor unſeren Augen das Band der Wahrheit, des Rechtes, der Pflicht und des Glaubens, das unſer häusliches, bürgerliches, kirchliches Leben umſchlingen und uns immer mehr zu dir ziehen ſoll. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft reichen ſich nun freundlich und ſchweſterlich die Hand; aus unſerer Mitte erhebt ſich nun ein neuer Grund des Geſetzes, der Eintracht und Bruderliebe zum Denkmale für die Nachwelt; ſie wird es würdig empfangen, achten und fleißig auf ihm fortbauen, wenn wir längſtens von hier abgerufen und zu einer höheren Ordnung deines Reiches eingegangen ſind.

So lang du aber Herr aller Herren, uns Kraft und Stärke verleihen wirſt, wollen wir nicht ablaſſen von dem Werke deiner Hand; nicht weichen von dem Bunde des Gehorſams und der Treue, den wir mit den gekrönten Häuptern unſeres Volkes geſchloſſen haben; nicht ermatten in der reinen und innigen Liebe zu unſerem Vaterlande, in deſſen Schooß wir zuerſt das Licht des Lebens ſahen und in dem wir bald wieder eine ſanfte Ruheſtätte finden werden. Du haſt ſo oft, o Vater, unſer kindliches Gebet erhört; neige nun auch gnädig dein Ohr zu unſerem Flehen. Segne unſre verehrten Fürſten und Ihr ganzes Haus; ſegne unſer theures Sachſenland und alle ſeine Bewohner; ſegne unſere Stadt, unſere Obrigkeiten, unſere Beſchützer und Lehrer; ſegne unſere fromme Verſammlung, die die heute mit inniger Rührung das Opfer ihres Dankes bringt. Unſeres Glaubens Geſetz iſt für uns Alle auch ein Geſetz des Rechtes und der Pflicht; ſo wie ſolches wiſſen, ſelig ſind wir, ſo wir's thun. Amen.

Predigt über 1. Corinth. 12, 31—13, 1. Daß Vorzüge des Geiſtes ohne ſittliche Geſinnungen keinen Werth haben.

Von F. Schleiermacher.

Man nennt unſer Zeitalter das aufgeklärte, und ſpricht viel von großen Fortſchritten, welche alle Abtheilungen der Geſellſchaft in der Bildung des Geiſtes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einſichten ſollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um dieſe Fortſchritte ſtehen mag, ſo viel kann wenigſtens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Beſtreben nach dieſer Seite hin gerichtet iſt. Wiſſenſchaften und Künſte werden auf allerlei Geſchäfte des Lebens fleißiger und ſcharfſinniger angewendet, als ſonſt; alle Gewerbe entfernen ſich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forſcht darin nach Gründen, und findet auf dieſe Weiſe Verbeſſerungen; Beobachtung der Natur und des Menſchen ſucht den Aberglauben in allgemeinen Schlupfwinkeln auf; Unterſuchungen und Mittheilungen über den Zuſammenhang großer Ereigniſſe und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menſchen finden immer mehr aufmerkſame Ohren; und mildere Sitten, welche ſich unter allen Ständen verbreiten und ſie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch ſolchen Wahrheiten Gedeihen zu ſichern, die urſprünglich in andern Gegenden der geſelligen Welt einheimiſch ſind. Dies Alles iſt kein geringer Ruhm; aber leider iſt mit dieſen Fortſchritten ſehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verſtand und die Bildung deſſelben auch unabhängig von der Geſinnung geſchätzt und viel zu hoch geſchätzt wird. Sich in ſeinen Berufsgeſchäften durch Geſchicklichkeit und verſtändige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenſeit derſelben über alle gemeinen menſchlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreiſe der Geſellſchaft durch Munterkeit und Gewandheit des Geiſtes gefallen, durch ein ſchneidendes Urtheil ſich Anſehen erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das iſt jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das iſt das einzige Mittel, um geliebt, geſchätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtſchaffen und treu, man wird deſſen nur im Vorbeigehen erwähnen; beſitzt dieſe Tugenden ohne jene Vollkommenheiten des Verſtandes, ſo bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrund ſtehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig ſie auch ſei, gilt nichts; Verſtand und Talente, das iſt die allgemeine Loſung. Ich bin weit entfernt, auf das, was man ſo gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für ſie zu empfinden, ſich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu laſſen, und ſich an Alles, was in ihnen gut und groß zu ſein ſcheint, bewunderungsvoll anzuſchließen, iſt etwas ſehr Zweideutiges und oft nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit, ſelbſt etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfniſſes, ſich von Andern leiten und ſtoßen zu laſſen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine ächt ſittliche Geſinnung, ohne die feſte und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das ſelbſt erkannte Gute, ohne treuen Gehorſam gegen die göttlichen Geſetze ſind alle jene Vorzüge des Geiſtes — und wenn ihr ſie bis zum höchſten Gipfel der Vollendung ausgebreitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen dieſe gute Geſinnung — die freilich unausbleiblich alle Mal mit dem Beſtreben verbunden iſt, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beſte zu benutzen — wenn ſie auch durch ungünſtige Umſtände gehindert wird ſich in die höhern Kreiſe der Bildung hinaufzuſchwingen, und ſich mit mancherlei Vorzügen auszuſchmücken, dennoch überall denſelben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das iſt meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befeſtigen möchte.

Text 1. Cor. 12, 31—13, 1.

Strebet aber nach den beſten Gaben, und ich will euch noch einen köſtlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieſer Brief gerichtet iſt, war über einen an ſich löblichen Gegenſtand ein Wetteifer entſtanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder ſuchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieſer Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälſcht. Jeder wollte ſein Talent für das vorzüglichſte gehalten wiſſen; man verglich und forſchte, welches unter allen wohl den meiſten Glanz auf den Beſitzer zurückwerfe, und ſo miſchte ſich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eiferſucht ein. Der Apoſtel ertheilt deshalb ſeinen Leſern zuerſt die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohle der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles ſein kann, und geht dann in den Worten unſers Textes zu der allgemeinern Weiſung über, daß ſie ſich überhaupt nicht auf den richtigen Geſichtspunkt geſtellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er ſagt, wenn ſie ſich auch Aller der herrlichſten Gaben befleißigten, ſo gäbe es doch noch etwas Köſtlicheres, nämlich die wahrhaft tugendſame ſittliche Geſinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte, ſo beredte und begeiſterte Lobrede hält. Dieſen Ausſpruch laßt uns jetzt beſonders auf dasjenige anwenden, was in unſern Tagen ſo ausgezeichnet geſchätzt wird; laßt uns bedenken,

> daß alle Vorzüge des Geiſtes, getrennt von einer ſittlichen und würdigen Geſinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dieſes deutlich zu machen ſuchen, indem ich zeige: erſtlich, daß aus ihnen für ſich kein gegründeter Anſpruch auf unſere Achtung entſteht: zweitens, daß ſie ſich mit Recht unſere Zueignung nicht erwerben können: und drittens, daß ſie ſo allein nicht einmal einen entſchiedenen Werth für die Geſellſchaft haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geiſtes für ſich allein einem Menſchen unſere Achtung nicht verdienen: ſo berufe ich mich dabei auf euer eigenes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenſchaftlichſten Bewunderer dieſer Vorzüge wäret; verſteht nur eure Empfindungen recht, ſo werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieſes Gefühl der Achtung, der Hochſchätzung iſt etwas ganz Eigenthümliches: es iſt lediglich an unſer Urtheil über den ſittlichen Werth eines Menſchen angeknüpft, und ſobald die Rede davon iſt, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite geſetzt werden. Schmückt einen Menſchen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anſpruch nehmen, nur dieſe nicht. Er habe die lieblichſte Geſtalt, ſie wird euer Wohlgefallen erregen: er ſei mit den ſchärfſten Sinnen begabt und genieße der unerſchütterlichſten Geſundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beiſpiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen aufſtellen; er beſitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieſer Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preiſen; er ſei mit einer gebietenden Macht in der Geſellſchaft ausgerüſtet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, ſo werdet ihr aufmerkſam ſein auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht; aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umſehen. Ja ſelbſt dasjenige, was zu ſeinem Innern gehört, aber was ihr ſchon an ihm findet, ehe er ein Gegenſtand eurer Beurtheilung ſein kann, betrachtet ihr nur als einen ſolchen Beſitz. Weiſet man euch auf ſeine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung ſeines Gemüths, auf eine Richtung ſeiner Neigungen, die er ſchon in den früheſten Jahren ſeines Lebens bekommen hat: ihr werdet ſie mit in Anſchlag bringen, wenn von der Achtung die Rede iſt, welche er verdient; aber nur um zu ſehen, wie er ſich ihrer bedient und ſie gehandhabt hat. Handlungen alſo wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menſchen ihren Urſprung haben und von dieſem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, ſetzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Abſicht die wohlthätigſten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Beſtreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unſchuld gerettet und großes Unglück verhütet haben, das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann ſeinen Namen merkwürdig machen in der Geſchichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringſten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun ſehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geiſtes beſchaffen iſt, in Abſicht auf dieſes nothwendige Erforderniß. Freilich ſind ſie ein Beſitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemandem zu Theil werden kann. Die herrlichſten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Daſein verrathen: aber zuſammenhängende Einſichten und ſichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmet den genaueſten Unterricht und die bequemlichſten Gelegenheiten; werden ſie nicht von eigner Luſt unterſtützt, iſt kein wahrer Trieb vorhanden, ſie zu benutzen: ſo mögen ſie höchſtens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern beſſer aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Luſt nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geſchäften zu widmen, die den Geiſt mehr herabziehen, als erheben, beſaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuſchaffen, war es auch euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menſchen umzugehen; und ihr habt euch nun Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe erworben und euern Geiſt ausgebildet: ſo erwartet nicht, daß

ich euch dafür in dem Maaße achten ſoll, als etwa dieſe Vorzüge an ſich, oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr ſie euch zu eigen gemacht habt, ſelten ſind; ſondern nur in dem Maaße, als die Anſtrengung und der Eifer ausgezeichnet ſind, die ihr dabei bewieſen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und ſich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, ſondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder ſorglos ſeine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher ſchätzen wollte, als den, dem es an gleicher Luſt und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günſtiges Geſchick in eine andere Gegend der Geſellſchaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt ſich dieſer in einem eben ſo ausgezeichneten Grade die Geſchicklichkeiten, die zu ſeinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anſtellen kann, um ſein Urtheil über Alles, was in ſeinen Geſichtskreis kommt, zu berichtigen: ſo iſt er mir vollkommen eben ſo lieb als ihr, weil er, wenn er auch weniger erlangt, doch eben ſo viel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr ſagen: ehe ich etwas Näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheil berechtigt bin, werde ich eher geneigt ſein, ihm für ſeinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten Verſtand, für ſeine eingeſchränkten Talente und ſeine einfache, ungekünſtelte Lebensweisheit meine Achtung zu ſchenken, als euch für eure Gewandtheit und euren Scharfſinn, eure Wiſſenſchaften und eure Beleſenheit, weil ich bei ihm nicht ſo leicht falſche Bewegungsgründe vorausſetzen kann als bei euch.

Denn daß dieſe entfernt ſein müſſen, iſt das Zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn ihr eurer Geiſtesvorzüge wegen irgend einen Anſpruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anſtrengend und ausdauernd ſie auch ſein mag, giebt dem Menſchen keinen beſtimmten Werth: dieſer hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige iſt, worauf ſeine Thätigkeit gerichtet geweſen iſt. Leidenſchaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, iſt gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung ſeines Zorns unterdrückt, um heimlich eine deſto ſicherere Rache zu nehmen: ſo werdet ihr dieſe Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn indem er Herr über ſeinen Zorn war, diente er nur ſeiner Rachſucht, welche eben ſo verwerflich iſt, als jener. Wir müſſen alſo erſt unterſuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt. Jeder rechtſchaffene Menſch wird allerdings befliſſen ſein, ſeine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortſchreiten nach Maaßgabe, als ſein Beruf es erfordert, und als dieſer ſich wiederum mit ſeinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr alſo mit eurem Streben nach Einſichten und Geſchicklichkeiten in dieſer Bahn, ſo wird es ſelten zweifelhaft ſein, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derſelben zu glänzen ſucht, deſto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erſcheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur ſein, die euch nöthigt, eine Gewalt, welche ihr weder recht verſtehet und achtet, noch in Uebereinſtimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen ſucht. Eine zweckloſe Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenſtänden aufſammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn ſolche Vorzüge, welche in der Geſellſchaft gelten, geben auch eine ſchnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder geweſen ſein, denn es iſt ja der Gebrauch, ſich zu bilden, und Talente ſind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Geſellſchaft erſcheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entſchiedenen Vorzügen dieſer Art braucht ihr Keinem zu weichen: und wenn ihr euch in irgend einem dieſer Fälle befändet, ſo kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für ſeinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menſchen achte für ſeinen Eigennutz und ſeine Eitelkeit; denn dieſe waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anſtrengungen mögen dann noch ſo groß geweſen ſein, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt, noch ſo vollendet: vielleicht werde ich euch noch bewundern müſſen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch alſo drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu ſtreben. Und um zu wiſſen, welches die Quelle ſei, aus der euer Eifer und eure Betriebſamkeit in dem Geſchäft eurer Bildung gefloſſen iſt, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Geſinnung zu erforſchen. Beweiſet ihr euch ſonſt eigennützig und eitel, ſtolz und ehrſüchtig, warum ſollte gerade in dieſem einen Theile eures Verhaltens etwas Beſſeres geſucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach dieſen Vorzügen geſtrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treuer Haushalter zu benutzen, um die Summe menſchlicher Vollkommenheiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: ſo wird gewiß eure Fähigkeit, Einſichten und Geſchicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenſtand ſein, bei dem ihr an die Welt ſchuldige Rechenſchaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; ſondern dieſer nämliche Geiſt wird auch euer übriges Leben beſtimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob dieſe alſo vorhanden ſind, das iſt die einzige ſichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch ſelbſt geben, entſcheidet; ohne dieſe Vorzüge des Herzens, ohne die ſittliche Geſinnung, welche immer beide übereinſtimmend hervorbringt, verdient ihr euer Talent wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas Unreines und Unwürdiges dabei zum Grunde.

2) Eben ſo wenig können zweitens Vorzüge des Geiſtes allein einem Menſchen unſere Liebe gewinnen. Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundſchaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innerſten Geheimniſſe des Herzens beſteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünſcht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu ſelten angetroffen, als daß ſie hier in Anſchlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß ſie ein Werk dieſer Talente und Geſchicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinſtimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geiſtes betrifft, ſo ſuchen wir bei dem Freunde unſers Herzens nicht ſowohl eine außerordentliche Höhe derſelben, als vielmehr eine ſolche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verſtehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig iſt, an uns vermißt. Es iſt hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menſchen vor andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit zauberiſcher Gewalt, ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Weſen auf die Stimmung unſers Gemüths eine entſchieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieſer Zauber ſcheint allerdings eben in den Vorzügen des Geiſtes größtentheils ſeinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menſchen aus dem Kreiſe eurer Bekanntſchaft in's Gedächtniß kommen, welche ſich die Kunſt eines angenehmen und fröhlichen Umgangs in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung iſt ungeſchickt oder ſchläfrig, welche ſie anfangen; zu jeder, welche ſie bereits finden, wiſſen ſie einen angenehmen Beitrag zu liefern und ſie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune ſtehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo ſie erſcheinen, flieht die lange Weile, und das anſtändige Vergnügen ſchlägt ſeinen Sitz auf. Dieſe vorzüglich wünſcht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geſchäften, die Freuden der Geſelligkeit aufſucht: ihr liebt ſie, Alle lieben ſie, welche ſich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize feſſelten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wiſſenſchaft haben beitragen müſſen, ihren Verſtand zu bereichern, und über Alles, was ſie wiſſen, haben ſie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen euch überhaupt die Gegenſtände von einer neuen Seite. Sie ſind nicht nur unterrichtet, ſondern auch klug; ſie kennen die Menſchen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geiſt hört nie auf zu ſammeln und zu vergleichen; überall können ſie irgend einen richtigen Aufſchluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geiſtreichen Rede. Nie beſinnt ihr euch von ihnen gegangen zu ſein, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einſicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr ſeid ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als wahren Wohlthätern eures Geiſtes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wiſſen, die euch auf eine ganz eigne Art an ſich ziehen, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umſtändliche Belehrende, ſondern durch die auserleſene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde iſt bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen ſie zu Vielem immer nur ſehr Weniges; in zarten Wendungen und mit ſparſamen Worten wiſſen ſie euch zu erkennen zu geben, daß ſie alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wiſſen ſie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und ſelbſt ihren Tadel wiſſen ſie von ſich zu geben, ohne zu verletzen. Alles in den Grenzen der Würde und des Anſtandes; Anmuth und Wahrheit vereint ſcheinen jedes ihrer Worte einzugeben und jede Bewegung zu leiten. Das iſt mehr, als angenehm und unterrichtet, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieſer Aufmerkſamkeit und dieſer Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem ſo köſtlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Beſtrebungen werden durch ſie immer in euch erregt, und wie ſollten euch nicht diejenigen, welche ſie auf eine ſolche Art hervorzurufen wiſſen, als die liebenswürdigſten unter den Menſchen erſcheinen; wie ſollte ſich eure

Herz nicht mit einem ſtarken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

So iſt es allerdings: aber ich bitte euch, iſt es denn das geſellige Talent, iſt es der ausgeſchmückte Verſtand, iſt es das verfeinerte Betragen allein, was ſo auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: ſondern es iſt die Vereinigung dieſer Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche ſie ſich kaum denken laſſen; es iſt, daß ich es kurz ſage, die Liebe, welche mit darin iſt, und ohne welche alle dieſe Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerkſam darauf machen, wie alle dieſe herrlichen Gaben ſich ausnehmen in der Geſellſchaft offenbar ſchlechter Eigenſchaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Geſellſchafter auch noch lieben werdet, wenn er verleumderiſch iſt und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und argliſtig iſt; den Klugen und Erfahrenen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze ſeiner Weltkenntniß auf dem Wege des Laſters gefunden hat, und daß er ſie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen ſchändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu bedenken geben, wie es ſchon alsdann werden wird, wenn dieſe köſtlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufſicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe ſtehen. Ohne dieſe bläht das Wiſſen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unluſt, ſich mit den Andern zu vermiſchen, und dieſes unſelige Weſen macht den Geiſt ſcharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Geſellſchafter die Schwächern am Geiſte mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden ſie denn nicht für ſchwächer am Geiſt halten? Sie werden ſich ein Geſchäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzuſuchen, und ihr Scherz dafür wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an ſich haben. Würdet ihr, wenn ſie ſo wären, auch wenn ihr nicht für euch ſelbſt und die, welche euch lieb ſind, zu fürchten hättet, ſie wohl aufſuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtſeins ihrer Ueberlegenheiten; die ſchöne Kunſt, die Lehre lieblich zu machen, werden ſie verſäumen, weil ſie es nicht der Mühe werth halten würden, ſie zu verſchwenden. Würdet ihr auch ſo noch eben ſo gern euch Rath bei ihnen erholen, oder lieber nicht Manches nicht wiſſen, als es von ihnen hören zu müſſen? Ohne Liebe im höchſten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerkſamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, ſondern auf eben jene glänzenden Eigenſchaften, welche für ſie ſelbſt das Höchſte ſind: und ſo wird es euch bald fade erſcheinen, für dasjenige geprieſen zu werden, worauf ihr den wenigſten Werth legt. — Freilich giebt es einen künſtlichen Schein in unſerer Welt, in der ſo viel Schein iſt, um auch dieſen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können ſich Viele Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu laſſen, und ſo werden ſie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen iſt. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es iſt auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr iſt dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unſerer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieſer Schein aufgedeckt wird, ſo flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder ſpäter; denn Keinem, auch dem Ausgelernteſten nicht, iſt es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erſt durch das Ohr ſein Herz beſchmeicheln läßt von ſo kaltem tönenden Erz, von ſo leeren klingenden Schellen, der gleich, ohne ſich blenden zu laſſen von den glänzenden Eigenſchaften, darauf ſieht, wie es mit dem Herzen eines Menſchen ſteht, der lieber gleich die Hütte der Freundſchaft baut bei der ungeſchmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

3) Drittens hat ein Menſch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geiſtes, aber ohne ächt tugendhafte Geſinnung, nicht einmal für die Geſellſchaft einen größeren Werth, als Andere. Ich will keineswegs läugnen, was die Geſchichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade ſolche der Geſellſchaft, der ſie angehörten, in den bedrängteſten Umſtänden einzelne höchſt wichtige Dienſte geleiſtet haben. Ich ſage nur, wenn ihr ſie betrachtet, wie ſie ſind, ſo werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum ſie nicht Andern eben ſo verderblich werden könnten, als ſie ihnen nützlich geweſen ſind; und gewiß wird euch die Geſchichte eben ſo viele Beiſpiele zeigen, daß Menſchen von dieſer Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich ſage ferner, daß, wenn ihr die Geſellſchaft betrachtet in dem ruhi-

gen Zuſtande, in welchem ſie ſich eigentlich immer befinden ſollte, ihr gewiß geſtehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer ſichern und feſten Denkungsart, zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menſchen von ausgezeichnetem Geiſte, aber ohne gute Geſinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinſtimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerkſam gemacht haben.

Der erſte iſt dieſes, daß ohne eine ſittliche Geſinnung gar keine Sicherheit darüber ſtattfindet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geiſtesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe, ſeine Pflicht zu erfüllen, beherrſcht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz ſpornt, noch eine heftige Leidenſchaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum ſollten für den die Vollkommenheiten, die er beſitzt ein Antrieb ſein, der Welt ſeine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichſten Anſtrengungen ſeiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit; Bequemlichkeit und Genuß iſt das Einzige, was er ſucht, und alles Gute, was er ſich erworben hat, verkommt ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreiſe ſeiner Freunde gewährt. Ob dieſe ſo oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntniſſen ausgerüſteter Mann iſt, das iſt der Geſellſchaft ſehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Menſch, der rüſtig ſeinen Platz erfüllt, muß ihr weit ehrenwerther ſein. — Aber abgeſehen von dieſem, wenn nur Andere mit ihren natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten ſich in einen Kreis geſelliger Thätigkeit hineinbegeben: haben ſie keine feſte und tugendhafte Denkungsart, ſo müſſen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches ſie wahrſcheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches ſie allerdings ausrichten könnten. Laßt ſie ſchwach ſein, unentſchloſſen, ohne Kraft, ſelbſt etwas zu wollen und zu unternehmen, in weſſen Hände werden ſie fallen? wer wird ſich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen ſchmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünſchen dienen, und wer läßt ſich zu dieſen kleinen Künſten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege ſind und immer eigennützige oder ſträfliche Abſichten durchzuſetzen haben. Iſt es nicht ein bloßer Zufall, wenn es ſich einmal anders trifft? und wäre es nicht beſſer, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Geſellſchaft keine ſo vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Geſellſchaft werth ſein, der höchſt wahrſcheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch dieſe ausgehen mögen: denn alle Talente ſind eben ſo brauchbar zum Böſen als zum Guten. Ueberredungskunſt kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen und die Gemüther beſänftigen, die von Leidenſchaft zerriſſen ſind; aber ſie kann auch das Böſe beſchönigen, der guten Sache ihre kräftigſten Stützen rauben und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böſe ſchneller zur Reife fördern; Gewandtheit, Leichtigkeit in Geſchäften kann gute Anordnungen ſchnell in Gang bringen, aber ſchlechten Menſchen zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachſicht verſchafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun ſo begabte Menſchen von Eigennutz oder von Ehrſucht und andern heftigen Leidenſchaften regiert werden: ſo werden wir eher des Segens ſicher ſein können, den Sturmwinde und Erdbeben unſern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches dieſe in der menſchlichen Geſellſchaft ſtiften werden. Was ſoll ich erſt Beiſpiele anführen, da ihr nur die Augen aufſchlagen dürft, um ſie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menſchlichen Verbindungen eine ſolche Einrichtung, daß nothwendiger Weiſe auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinſchaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Geſetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenſchaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinſchaftlichen Endzweck der Geſellſchaft befördern: dann möchtet ihr ſagen, daß Talente für ſich einen ſichern Werth für die Geſellſchaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu beſorgen wäre.

Der zweite iſt dieſes: wenn auch Menſchen von vielen Geiſtesgaben, aber ohne ächte Tugend, es geſchehe nun aus welcher Urſache es wolle, nichts Böſes ſtiften, ſo hat doch auch das Gute, welches ſie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geiſt der Ordnung und des Gehorſams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beiſpiel macht. Ich will nicht ſagen, daß dies etwas Nothwendiges iſt, aber es iſt, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas ſehr Natürliches und Gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn ſie in einem ſelbſtſüchtigen, an höhere Geſetze ſich nicht freiwillig bindenden Gemüthe wohnt, ein gewiſſer Eigenſinn in der Ausübung verbunden zu ſein. Man glaubt ſo leicht, was nicht alle Menſchen leiſten können, dürfe man auch von dem, der es leiſten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geſchicklichkeiten eines Menſchen ſind, um deſto weniger habe er ſie in ſeiner Gewalt, und könnte alſo nicht verlangen, daß ſie ihm gerade dann zu Gebot ſtehen ſollen, wenn es der Geſellſchaft am wünſchenswertheſten iſt, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entſchuldigt jeder Einzelne dieſer Art ſich ſelbſt, ſo jeden auch Andere; ſo wird ihm vergönnt zu unterlaſſen, was er thun ſollte, hie und da ſchlechter zu machen, was er beſſer machen könnte. Mag dann auch dieſes Schlechtere noch beſſer ſein, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieſer Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beiſpiel gegeben wird. Habt immer wenige Talente, aber habt jene Selbſtbeherrſchung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtſchaffner Sinn trachtet: ſo wird der Geſellſchaft weit mehr mit euch geholfen ſein. — Je mehr ſich ein Menſch von ausgezeichnetem Verſtande mit einem Geſchäft einläßt, worüber, weil mehrere Menſchen darin zu gemeinſchaftlicher Thätigkeit vereinigt ſind, Ordnungen verfaßt und Geſetze gegeben werden mußten; deſto deutlicher ſieht er die Unvollkommenheit dieſer Ordnungen und Geſetze ein. Der Rechtſchaffene, dem Alles, was dieſen Namen führt, heilig iſt, wird ſie dennoch nie verletzen; wenn aber dieſer Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige legt, was geſchieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo ſollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Geſetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben ſein können? Solche Handlungen ſind dann die gefährlichen Geſchenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! O! ſie ſollte ſie nicht anrühren, denn ſie ſind jener Frucht gleich, durch welche ſich der Same des Böſen über das menſchliche Geſchlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorſam, Selbſtverläugnung, das iſt überall in der Geſellſchaft das Größte; und wo dieſe Eigenſchaften nicht walten, da ſind die köſtlichen Gaben des Geiſtes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, ſondern ein ſolcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion alſo und des Gewiſſens fordre ich euch auf, dieſe ſo offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Geſellſchaft und der guten Sache fordere ich euch auf, ſie bei jeder Geſellſchaft ſo ſtark zu äußern, als euch möglich iſt. Seid ihr ſo glücklich, auf Menſchen von ausgezeichnetem Geiſte zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entſpricht, welche wir an einander machen: ſo werdet nicht müde, auf jede Weiſe zu bezeugen, daß es nur ihre rechtſchaffene Geſinnung iſt, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieſes eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art ſein würden. Habt ihr mit Menſchen zu thun, denen es, bei einer ſeltenen Ausbildung des Geiſtes, bei ungewöhnlichen Einſichten und Geſchicklichkeiten, an dieſem vornehmſten Stücke fehlt: ſo ſtellt dicht neben ihnen die ſchlichte und einfältige Rechtſchaffenheit auf, als den Gegenſtand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorſames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiſet durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie ſie der Apoſtel beſchreibt, das Erſte iſt, dem ihr nachtrachtet.

Predigt über Epheſ. 3, 13—21.

Von J. B. von Albertini.

Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
weil es nun Abend worden iſt:
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß unter uns auslöſchen nicht!
In dieſer letzten betrübten Zeit
verleih' uns, Herr, Beſtändigkeit!
Bewahre uns Dir unbefleckt,
in Deiner Wundenburg verſteckt,
von keinem Feinde angerührt,
viel weniger zu was verführt!
Herr! gieb uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen,
und Augen voller Klarheit
in alle Deine Wahrheit! Amen.

Es iſt böſe Zeit — ſchrieb Paulus, der Apoſtel des Herrn, an die Gemeine zu Epheſus. Und die Geſchichte ſeines Zeitalters beſtätigt auf's Vollkommenſte, was er ſchrieb: es war böſe Zeit — böſe Zeit in gar mancherlei Betracht, von außen und innen, im Staat und in der Kirche. Das ungeheure römiſche Reich, das den halben Erdkreis umſpannte, litt ſichtbar unter ſeiner eigenen Größe und der Schwäche ſeiner Regierung. Bedrückungen, Empörungen, zumal in den entfernten Ländern, Peſtilenz und theure Zeit waren abwechſelnd an der Tagesordnung und plagten die Völker. Die neugeborne Kirche Jeſu Chriſti, noch jung und zart, war vom blinden wüſten Heidenthum rings umgeben: Lockungen heidniſcher Luſtbarkeit und Verfolgungen heidniſcher Unduldſamkeit ängſtigten ſie, daß verführt würden, wo möglich, auch die Auserwählten. Es war böſe Zeit! Wie iſt es denn jetzt, meine lieben Zuhörer? Wir können es uns nicht verbergen: es iſt böſe-

Zeit, ausgezeichnet böſe Zeit — von jener in vielen Punkten verſchieden, aber doch auch in mehr als einer Rückſicht mit ihr vergleichbar. Kaum iſt jene bösartige anſteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohete, durch Gottes unſeres Erhalters Barmherzigkeit von unſern Grenzen abgewendet — kaum iſt die Laſt der Brodtheuerung, unter der wir ſeufzten, durch Gottes unſers lieben Vaters milden Segen merklich erleichtert — kaum, ſage ich, ſind wir dieſen Drangſalen entronnen, ſo ſehen wir Europa in Kriegsflammen; wildes Kriegsgeſchrei erſchallt von deutſchem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das ſteht allein in Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von außen: ſie könnte und ſollte ſich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Chriſtus mit Belial ſtimmen? im Innern iſt die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand ſucht der Geiſt des Unglaubens die theuerſten Wahrheiten, die ſo vielen Tauſenden ſchon Troſt im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: faſt gefährlicher noch beſtürmt der Geiſt des Leichtſinns, der allen Ernſt flieht, der Eitelkeit, die ſich dem Tand der Erde preisgiebt, Zions Mauern. Mit Sehnſucht erinnern ſich unſere lieben Alten jener vergangenen beſſeren Zeiten, wo noch wenigſtens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigſtens äußere Ehrfurcht dem Heiligen erwieſen wurde, wo man die Sonntage und die Feſttage heiligte, und zur Einkehr in ſich ſelbſt und zu ernſthafter Erwägung unſerer ewigen Beſtimmung benutzte: aber jetzt! freche, nackte Sittenloſigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und Seines heiligen Wortes, Entweihung der Feſttage zu üppigen Vergnügungen und Zerſtreuungen aller Art, zu lärmenden Luſtbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um ſich greift das Verderben: wer vermag einen Damm zu bauen, der ſeinen Verwüſtungen wehre? in menſchlichen Augen iſt alle Ausſicht zur Umkehr verloren. Es iſt böſe Zeit, ausgezeichnet böſe Zeit.

Wie nun, meine Geliebten? ſollen wir verzagen, und Herzen und Hände ſinken laſſen? uns ſchwach oder ſorglos der böſen Zeit hingeben? mitmachen, was ſo Viele thun, und wozu uns der Stolz unſerer Vernunft und die Verkehrtheit unſers Herzens ohnedem ſo lebhaft reizt? ſollen wir mit dem großen breiten Strom dahinſchwimmen ins ewige Verderben? Das ſey ferne! davor behüte uns Gottes unſeres Erbarmers Gnade! Groß iſt zwar das Gedräng von außen und innen; aber je größer es iſt, deſto eifriger wollen wir mit Seiner Hülfe mitten hindurch ſtreben, das Geraume zu gewinnen, deſſen Pforte Jeſus brach. Hoch ſteht zwar das ſchöne Ziel, welches uns vorhält unſere himmliſche Berufung in Chriſto Jeſu unſerm Herrn — hoch ſteht es, aber nicht unerreichbar. In hellem Licht ſehen wir das Erbe der Heiligen glänzen. Auf! hinauf zu ihm in Gottes Kraft! hindurch durch's Weltgetümmel in ſeinen Freudenhimmel! Aber wie ſollen wir's anfangen, meine lieben Brüder! um den Kampf zu beſtehen? Da greifen wir dankbar nach den Waffen, welche theure Männer Gottes in gleich böſen Zeiten anbieten: wir benutzen willig den guten Rath, den ſie, von Gottes Geiſt erleuchtet, ihren Zeitgenoſſen gaben. Ein ſolcher doppelter apoſtoliſcher Rath iſt in unſerm heutigen Text enthalten. Es iſt böſe Zeit, ſchreibt der Apoſtel: ſo ſchicket euch in die Zeit! und wandelt vorſichtiglich in böſer Zeit!

Zuerſt alſo: ſchicket euch in die Zeit! Der Ausdruck iſt einfach und kurz; aber es iſt Vieles und Wichtiges in ihm enthalten. Er heißt hauptſächlich: nehmt ſie, wie ſie iſt, und betrachtet ſie mit möglichſt unbefangenen Augen und Herzen! wäget ſie für eure eigenen Perſonen! verkennet nicht ihr Gutes über ihrem Böſen! — Verderbt euch nicht euer Leben durch Murren über euren Gott, und Schelten und Zanken mit der Welt: nehmt die Zeit, wie ſie iſt, aus der Hand des Weltregenten voll Weisheit und Liebe, der noch nie etwas verſehen hat in Seinem Regiment! ihr wißt es ja aus unzähligen Beiſpielen: was er thut und läßt geſchehen, das nimmt ein ſelig's End'. Tauſend Erfahrungen lehren, wie er im Ganzen und Einzelnen, im Reich der Natur, aus Wermuth Honig, aus Gift Arznei zu bereiten weiß. Keine Zeit war jemals ſo böſe, daß Er ſie nicht zum Guten zu lenken verſtanden hätte: ja die Zeiten vorübergegangener Proben — die geben die ſchönſte Materie zum Loben. Merket euch das für Euch perſönlich! forſchet, was Er für Euch aus dem Böſen der Zeit Gutes bereiten, wie Er Euch durch Anfechtungen von innen und außen näher an ſich ziehen, feſter auf Sich gründen, zu höherer Seligkeit bereiten, und Seinem Bild und Seinem Sinn für die Ewigkeit herrlicher ausſchmücken will! ſo könnt ihr manchen Vortheil und Segen aus der böſen Zeit, noch eh' er ſich für's Ganze entwickelt, für euch herausnehmen. Dabei überſehet über dem Böſen nicht das Gute der Zeit: freuet euch des hellen Lichtes des Evangelii, das durch die tiefſte Finſterniß mit doppeltem Glanze ſtrahlt — der fortdauernden Arbeit des Geiſtes Gottes unter den Menſchen — des Fortglimmens Seines Feuers auf dem Erdboden, trotz allem Widerſtreben der Feinde! freuet euch der weiſen Obrigkeit, der milden Regierungen, der mancherlei trefflichen Anſtalten, der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, die die fortſchreitende Zeit mitbringt! ſeyd dankbar für dieſes, vorſichtig gegen jenes! Hier treffen wir auf den zweiten Rath des Apoſtels.

Wandelt vorſichtig in böſer Zeit: nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen! ihr ſtehet wie die Schaafe mitten unter den Wölfen: ſo ſeid ohne Falſch wie die Tauben, aber zugleich klug wie die Schlangen (Matth. 10, 16). „Wer iſt weiſe und klug unter euch? der erzeuge mit ſeinem guten Wandel ſeine Werke, in der Weisheit und Sanftmuth“ (Jak. 3, 13). „Ich will, daß ihr einfältig ſeid auf's Böſe, aber weiſe auf's Gute“ (Röm. 16, 19). In allen dieſen Stellen werden wir erinnert, daß der gerade und einfältig auf den Heiland gerichtete Sinn, der klare Blick auf das von Ihm erworbene Gute, Weisheit und Vorſicht im Betragen gegen das eindringende Böſe nicht ausſchließt. Ein herzliches, offenes, aufrichtiges Weſen gegen alle Welt — dabei aber doch Umſicht, Zurückhaltung und ſorgſame Prüfung alles deſſen, was zu den Zeichen der böſen Zeit gehört oder auch nur zu gehören ſcheint, damit es uns nicht, eh' wir's denken, überſchleiche und überwältige und ins Verderben ziehe — das iſt des Heilands Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt, das iſt des Apoſtels Rath, vorſichtiglich zu wandeln, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen. Um aber dieſe Anweiſung zu befolgen, müſſen wir vor allen Dingen die von der böſen Zeit her uns bedrohenden Gefahren kennen. Es ſind theils äußere, theils innere; für heute wollen wir unſere Betrachtung auf die letzteren beſchränken. Ihrer ſind nicht wenige: doch laſſen ſie ſich alle unter zwei Hauptabtheilungen bringen. Es ſind entweder Gefahren für unſere Ueberzeugungen, für unſere Einſicht am Evangelium, für unſern Verſtand am Geheimniſſe Chriſti; oder es ſind Gefahren für Herz und Sinnlichkeit, welche ohnedem ſchwach und wandelbar, nach dem Böſen der Zeit ſich nur allzuſehr hinneigen. Gegen beiderlei Gefahren in böſer Verſuchungszeit beten wir: „Herr! laß in dieſem Prüfungsſtand den Dir ergebnen Sinn mit nichts für Herz und für Verſtand Vergeblichem oder gar Verderblichem ſich mühn!“ Beide ſind höchſt beherzigungswerth: gegen beide warnt der Apoſtel.

In Beziehung auf die erſte ſagt er: Werdet nicht unverſtändig, ſondern verſtändig, was da ſei des Herrn Wille! Laßt euch eure heiligſten Ueberzeugungen, in denen ihr einmal Leben und Seligkeit gefunden habt, durch die immer wechſelnde, immer auf der Oberfläche leicht dahin fahrende Redeweisheit nicht rauben! mißtrauet mit Beſonnenheit und Verſtand jeder leichtfertigen Neuerung, und laſſet euch nicht dahintreiben von jedem Winde der Lehre! liebet alte Wahrheit mehr als neue Lüge! ehret das menſchliche Denkvermögen, ſo lange es in menſchlichen Dingen innerhalb des Kreiſes menſchlicher Erfahrungen ſeine Kräfte übt und vorwärts bringt, ſchädlichen Vorurtheilen und verderblichem Aberglauben ſteuert, Nebel und Unwiſſenheit vertreibt, und Licht der Erkenntniß um ſich her verbreitet! aber weiſet es ſchnell und unerbittlich in ſeine Schranken, ſobald es ſich über ſein Gebiet verſteigen und in göttliche Dinge eingreifen und unbefugte Machtſprüche über das thun will, wovon es nichts vernimmt, weil es des Geiſtes Gottes iſt! Da erkennet kein Anſehen, als Gottes Wort — keinen Lehrmeiſter, als die Stimme Seines Geiſtes in eurem Gewiſſen! ſeid verſtändig, gleich jenem klugen Manne in des Heilands Gleichniß zum Schluß der Bergpredigt! gründet das Gebäude eurer Ueberzeugungen auf einen Felſen, damit es nicht ſtürze, wenn Platzregen fallen, wenn Gewäſſer kommen, wenn Winde wehen und ans Haus ſtoßen! ſeid nicht ſo unverſtändig, dies heilige Haus auf Sand zu bauen, damit es nicht in Zeiten der Trübſal falle, und einen großen Fall thue! (Matth. 7, 24—27.) O nein! je böſer die Zeit iſt, je heftiger die Platzregen ſtürzen, je verwüſtender die Gewäſſer ſtrömen, je gewaltiger die Winde wehen, deſto feſter gründet euren Bau auf den ewigen Felſen des Heils Jeſum Chriſtum! Und wie könnt ihr das? Dadurch, daß ihr immer verſtändiger werdet, was da ſei des Herrn Wille, daß „ihr immer ernſthafter prüfet, was da ſei wohlgefällig dem Herrn“ (Eph. 5, 10). Vor Allem aber dadurch, daß ihr Seine Rede nicht bloß höret, ſondern auch thut; denn nur in dieſem Fall vergleicht Er euch jenem klugen Baumeiſter (Matth. 7, 24). Nur „ſo ihr thut den Willen deſſen, der Ihn geſandt hat, ſo werdet ihr's immer beſſer und ſeliger inne werden, daß Seine Lehre von Gott ſei“ (Joh. 7, 17). Kümmert euch alſo wenig um den Willen und die Launen eurer in göttlichen Dingen blinden und verkehrten Vernunft, deſto mehr aber um des Herrn Willen! „Prüfet, welches da ſei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille! das ſei euer vernünftiger Gottesdienſt!“ (Röm. 12, 1. 2.)

Was iſt nun ferner des Apoſtels Rath in Betreff der zweiten Art von Gefahren, die in böſer Zeit unſer Herz und unſere Sinnlichkeit bedrohen? Er ſagt: Werdet (und bleibet) voll heiligen Geiſtes! Laßt euch eure innigſten ſeligſten Herzensgefühle nicht rauben! laßt euch das Feuer vom Herrn, das Sein heiliger Geiſt in euren Herzen als Seinen Tempeln entzündete, durch kalte Vernünftelei nicht dämpfen oder gar verlöſchen — oder durch fremdes Feuer nicht verdrängen! tragt euer Herz in Händen! wacht durch ſeine Gnade über eure Sinnlichkeit, daß ſie nicht wieder zurückgeriſſen werde in den Strudel der Welt und ihrer eiteln Lüſte, der Trunkenheit, der Völlerei und alles unordentlichen Weſens! nehmt den Rauſch der falſchen, betäubenden Freuden der Sünde nicht für wahre Begeiſterung! Ihr kennet ja beſſere Freuden — die Freuden des Geiſtes — die Seligkeit eines guten Gewiſſens vor Gott, eines durch Jeſu Blut verſöhnten und gereinigten Herzens — das köſtliche Gefühl Seines theuren Friedens! Habt ihr's nicht erfahren, was Seine Gnade thut? war euch dieſe Erfahrung nicht lieber als euer Leben, nicht mehr als alle Welt? ſo trinkt denn mit vollen Zügen dieſe euch ſo ſauer erworbene überſchwängliche Seligkeit! Ueberlaßt euch den Freuden des heiligen Geiſtes! „Redet unter einander von Pſalmen und Lobgeſängen und geiſtlichen lieblichen Liedern — ſinget und ſpielet dem Herrn in eurem Herzen!“ Dieſe ächte heilige Begeiſterung wehre jeder fremden unheiligen den Eingang! Die Liebe Gottes, die einmal in euer Innerſtes ausgegoſſen iſt durch den heiligen Geiſt, unterhalte die Flamme des Herzens: die tiefgefühlte Dankbarkeit für Alles, was Er an uns gethan hat, für Seine Menſchwerdung, für Seinen Gang auf Erden voll Mühſeligkeit, für Seine blutigen Todesleiden, laſſe ſie niemals verlöſchen! Dieſer Dank verbreite ſich über Alles, was Er noch an euch mit unerſchöpfter Liebe, mit täglich neuem Erbarmen, im Innern und Aeußern thut! „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti!“ und ſo ſtehet vor ihm als Einer im Bunde — ohne Lieben und Danken vergeh' keine Stunde! Gewiß, meine lieben Freunde, es klingt auffallend genug, daß der Apoſtel unmittelbar, nachdem er über die böſe Zeit geklagt hat, zu Pſalmen und Lobgeſängen aufruft, Gefühle ununterbrochenen Dankes fordert: und doch iſt dieſe Forderung höchſt wahr und erfahrungsmäßig. Nichts ſichert ſo zuverläſſig vor den Gefahren der böſen Zeit, als eine ſolche fröhliche Erhebung des Herzens zu dem, durch den wir Alles vermögen: nichts bewahrt ſo ſicher vor all' ihrem Schaden, als wenn dieſer Geiſt der Freude, der Jeſum Chriſtum preiſet, ohn' Ende bei uns waltet, und uns den Muth aufrecht erhält. Das iſt denn die Vorſicht, die Klugheit, die allen Gefahren für's Herz widerſteht — die köſtliche Weisheit, die ſich das Herz immer feſter machen läßt durch Gnade, die ſich ihre heiligen Herzens-Erfahrungen und Genüſſe als den theuerſten Schatz bewahren läßt! Das iſt die Klugheit der fünf Jungfrauen, die die Lampe ihres Glaubens und ihrer Liebe ſorgſam mit friſchem Oel nähren, auf dem Pilgergange durch's Leben nirgends unnütz verweilen, noch mit dem Tand der Erde ſich verweitläuftigen, nie vergeſſen das Ziel, die himmliſche Hochzeit, die Eil' dem Bräutigam entgegen. Laſſet uns, meine Geliebten! ihr Beiſpiel ins Auge faſſen und ihrem Glauben nachfolgen! Laſſet uns halten, was wir haben, auf daß uns Niemand unſere Krone nehme — die Krone unſers allerheiligſten Glaubens an Gott, unſern Heiland und Sein Wort, unſerer flammenden Liebe zu unſerm Verſöhner, dem treuen, nahen Freunde, unſerer lebendigen Hoffnung auf Seine ewigen Freuden! „Wer wollte uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt unſerm Herrn? Trübſal oder Angſt? Verfolgung oder Hunger? Fährlichkeit oder Blöße? oder Schwert? gute oder böſe Zeit? in Allem dem überwinden wir weit, um Deſſen willen, der uns geliebet hat!“ (Röm. 8, 35. 37.) Amen.

Predigt über Luc. 7, 11—17. Der Gewinn am Grabe unſerer Frühverklärten.

Von J. H. B. Dräſeke.

Wie herrlich wäre es, meine chriſtlichen Brüder, wenn auch der dunkle Weg, den wir an Gottes Hand wandeln, unſere Ruhe erſt nicht mehr trüben könnte! Wie chriſtlich ſchön wäre es, wie entſcheidend für den Werth unſers Glaubens, für den Adel unſers Sinnes und für die Dauer unſerer Zufriedenheit, — wenn wir das erſt erkannt hätten: nicht die Zukunft allein vergelte dem Dulder; im Leiden ſelbſt ſchon liege ein hoher Gewinn; und wer heimgeſucht wird, der werde auch geſegnet, wenn er die Himmelsfrucht nur zu finden weiß!

Dies ahnet jedoch die Welt nicht. Widrige Schickſale, glaubt ſie, können nicht anders, als mit gebeugtem Sinne und naſſem Auge getragen werden. Sie will keine Erleichterung. Sie ſucht kein Heilmittel. Sie weiſet den Balſam zurück, der die Schmerzen der verwundeten Seele lindert. Sie gefällt ſich darin, ihren Kummer zur Schau zu tragen. Und vielleicht wird das nirgend ſo deutlich, als beim Heimgange geliebter Angehörigen.

Oft zwar geben hier die *Umſtände* ſchon den Troſt, deſſen wir bedürfen. Wir danken dem Herrn unſerer Tage, wenn er den lebensmüden Greis oder den bedrängten Dulder abruft, wenn er dort von langwieriger Siechheit und hier von unheilbaren Gebrechen, von einem verkrüppelten Körper, von jammervoller Mißgeſtalt durch ein ſanftes Ende erlöſet. Ach, *erfinderiſch* ſelbſt können wir da ſein in der Aufſuchung deſſen, was den Tod in ein milderes Licht ſtellen mag. Es iſt aber nicht immer ſo, theure Brüder; es iſt gerade dann nicht ſo, wenn es ganz vorzüglich ſo ſein ſollte.

Es giebt Trennungen, bei welchen das Liebſte und Wertheſte, was die Erde für uns beſaß, von unſerm blutenden Herzen ſich losreißt, das Leben allen Reiz verliert und jede Freude der Welt uns abſtirbt; Trennungen, die wir eben ſo wenig Urſache hatten zu wünſchen, als Gründe, ſie zu vermuthen; Trennungen, die der liebende Wahn mit der Weisheit und Vaterhuld eines heiligen Weltregierers im Streit findet, und die eben daher, wenn auch nicht das Gebäude unſers religiöſen Glaubens, doch unſern Muth ſo ganz darniederwerfen, daß wir für Troſtgründe auch nicht einmal *zugänglich* bleiben. — Man erinnert uns: es wecke die Klage den Todten nicht auf; — immerhin! Wir können das Auge nicht trocknen, das ſeines liebſten Anblicks beraubt iſt. Man ſtellt uns vor: dieſer Gram werde uns noch verzehren und unſere Geſundheit zu Grunde richten; — wir wünſchen gar kein längeres *Hierſein*, wir wiſſen von nichts, als unſerm Verluſt. Man führt uns auf unſere Pflichten gegen die Lebenden und auf die Nothwendigkeit, für dieſe uns aufzuſparen, zurück; — aber der eigenſinnige Schmerz iſt immer auch ungerecht, und ach! die Liebe zu dem Entſchlummerten ſcheint alle Theilnahme an andern Gegenſtänden verſchlungen zu haben. Man erwähnt der Leiden, die er mit der Zeit vielleicht noch erfahren, oder — uns bereitet — hätte; — unſere Phantaſie dagegen, ſo geſchäftig, uns zu quälen und durch ein ſo armſeliges Vielleicht nicht befriedigt, malet das Bild der ſchönen Hoffnungen aus, die ſein Tod unwiederbringlich zerſtört hat. Man verſucht es, uns zu beſchreiben, wie glücklich der ſei, dem wir nachtrauern; überwunden habe er alle Noth, womit wir noch ringen; zurückgelegt die gefährliche Reiſe, und erreicht den ſichern Hafen des ewigen Friedens; — *dieß* Bild rührt uns. Ja, antworten wir, wie iſt er ſo glücklich! Seliges Loos des Vollendeten, nicht dir fließt unſere Zähre! Aber *unſer Verluſt*, — wer erſetzt ihn? Dieſe Leere in unſerm Herzen, wer füllt ſie aus? wer *vergütet* uns, was wir hatten, und was die ganze Erde mit allen ihren Kleinodien uns nimmer, — nimmer! wiedergeben kann? —

So vereiteln wir jeden Verſuch uns zu tröſten, es müßte denn ſein, daß es uns hieße: „Gut! Auch für *deinen Verluſt* iſt Erſatz, *jetzt ſchon Erſatz*; wiſſe, und traure nicht, *du gewinnſt am Grabe deiner Frühverklärten.*" Wer dieß uns beweiſen könnte, — ihm würden wir danken, ihn als einen Engel Gottes, zu unſerer Erquickung geſandt, bewillkommen.

„Wie aber iſt ſolcher Beweis möglich?" fahren die Klagenden hier fort. „Es könnte kein härterer Schlag uns treffen, als der Verluſt unſerer Geliebten. Um ſie zu retten, hätten wir gern unſere ganze Habe geopfert, und dann Tag und Nacht für die Wonne, ſie zu beſitzen, gearbeitet. Ihr Grab deckt unſere ſüßeſten Freuden, — und *an dieſem Grabe gewönnen wir?*"

So meine ich es, werthe Brüder, ſo fühle ich es. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, für *denſelben* Glauben euch zu gewinnen! Viel lenkten ſich und gern, zumal in den letzten Wochen, meine Gedanken auf dieſen Gegenſtand; und wenn jemals, was ich euch mittheile, *durch eigene Erfahrung* beſtätigt wurde, ſo geſchieht es dieſes Mal. Schenket mir denn um ſo williger eure Aufmerkſamkeit. Gewiß ſind unter euch Mehrere, welche das *Bedürfniß* der Unterſuchung, die wir jetzt anſtellen wollen, empfinden; dieſe wünſche ich zu erquicken. Manchem aber mag es dünken, als ob er ſie nicht brauche; *dieſen* frag' ich: „Haſt du *keinen* Menſchen, an dem du mit warmer Zuneigung hängeſt? *Keinen*, deſſen Tod dich eine Thräne koſten würde??" — Wer dieſe Frage *verneinet*, dem habe ich nichts zu ſagen. Liebende und geliebte Menſchen, zu euch rede ich über den Gewinn am Grabe unſerer Frühverklärten. Eure Herzen werden ſich ihren theuerſten Gefühlen gern überlaſſen, wenn ich euch jetzt auffordere, mit mir anzuſtimmen:

„Gott, welche Schaar iſt dort vereint?
Die Frommen, die ich hier beweint, —
Ich finde dort ſie wieder.
Dort ſammelt deine Vaterhand,
Die — treue Liebe hier verband,
Herr, alle deine Glieder.
Ewig, werd' ich,
Frei von Mängeln, ſelbſt mit Engeln,
Mir zum Segen,
Reine, heil'ge Freundſchaft pflegen."

Text, Luc. 7, 11 — 17.

„Es begab ſich, daß Jeſus in eine Stadt mit Namen Nain ging; und ſeine Jünger begleiteten ihn und viel Volks.

Als er dem Stadtthor ſich nahete, ſiehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einziger Sohn war ſeiner Mutter, und ſie war eine Wittwe; — und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr.

Der Herr erblickte ſie; ihn jammerte ihr Schmerz, und er ſprach zu ihr: Weine nicht. Dann trat er an die Bahre und berührte ſie. Die Träger ſtanden ſtille. Jüngling, ſprach er itzo, ich ſage dir, ſtehe auf. Der Todte richtete ſich auf und fing an zu reden. Und Jeſus gab ihn ſeiner Mutter.

Alle, die dieß ſahen, durchdrang Bewunderung. Sie prieſen Gott und ſprachen: Es iſt ein großer Prophet unter uns aufgetreten und Gott hat ſein Volk heimgeſucht. Die Nachricht davon verbreitete ſich ſodann in ganz Judäa und in alle naheliegende Länder."

Unausſprechlich gewann dieſe Mutter unter den Thränen über ihren Liebling. Ihn ſelbſt erhielt ſie wieder; zu neuem Leben erweckt wurde er auf's Neue, ihr Einziger, — ihr Stolz, ihre Freude, ihre Hoffnung.

Nicht das kann unſer Gewinn bei ähnlichen Verluſten ſein; denn nicht unter uns wandelt ſichtbar, wie dort, der Sohn des Allmächtigen. Herrlich aber und reich und in überraſchender Fülle gewinnen auch wir. Ich will nicht zu viel ſagen, Brüder, und nicht zu hoch erheben die Vortheile, auf welche ich deute; aber einleuchten ſoll es dem gläubigen Sinn und fühlen ſoll es das Herz:

Am Grabe ſeiner Frühverklärten gewinne der Chriſt dreifach: Er lerne da lieben, entbehren und ſterben.

Bei fortwährendem Wohlergehen und in dem heitern Wechſel dankbarer Mühen und belohnender Freuden wird gar leicht eine gewiſſe Rohheit und Härte, die kein zarteres Gefühl neben ſich aufkommen läßt, dem Menſchen eigen. Die Menge wenigſtens hat den Vorwurf, daß anhaltendes Glück abſtumpfe, immer gerechtfertigt. Leiden dagegen erweichen das Gemüth. Die Thräne des ſtillen Kummers bringet, ein Himmelsthau, in unſer Herz und ſchließt es ſanften Regungen auf. Beſonders wirket ſo die Trauer über den Hingang geliebter Todten. Die Abgeſchiedenheit vom Getümmel der Welt, in welche wir uns da zurückziehen; die Unterbrechung, die der gewohnte Lebensgang da erfährt; das Bild des Entſchlafenen, das uns überall begleitet; die Nähe des Hügels, worunter ſeine heiligen Ueberreſte ſo ſanft ruhen; der immer wiederkehrende Gedanke an die Ewigkeit, die auch uns vor ihrem Richterſtuhl erwartet; — unmöglich kann dieß Alles für unſern innern Zuſtand verloren gehen. Es muß jeder frommen Empfindung einen höheren Schwung, hauptſächlich aber jedem zärtlichen Triebe neue Nahrung verleihen. Es muß den milder machen, der ſolcher Eindrücke noch überall fähig iſt. „Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geſchrei und Läſterung und Bosheit" kennt unſere Seele nicht (Eph. 4, 31), wenn wir um ein edles Weſen, das wir „unſer" nannten, edel trauern. Mitleidiger bei des Nächſten Schmerz und duldſamer gegen ſeine Fehler, freundlicher und brüderlicher in unſerm ganzen Betragen bildet uns dieſe Stimmung. An der Ruheſtelle unſerer Vielbeweinten erſcheine uns der Todfeind, — wir bieten ihm verzeihend die Hand. Ihr Grab lehrt uns lieben, denn es erweicht unſern Sinn.

Es knüpft außerdem gar oft mit verwandten Geiſtern uns inniger zuſammen. Wir finden Menſchen, die ähnliche Verluſte erlitten haben; wie ziehet uns das an ſie! Wir begegnen einer gefühlvollen Seele, die unſern Kummer begreift, die den Verſtorbenen kannte, die gern mit uns von ihm redet und den Ausbruch der trauernden Liebe weder ungerecht deutet, noch kaltſinnig zurückweiſet; o wie erwirkt ihr das unſere dankbarſte Zuneigung! Wir ſehnen uns nach Ruhe; wir bedürfen eines weiſen Freundes, der uns gegen den Schmerz in Schutz nehme, der ernſt und liebreich, nur nicht durch leidige Troſtworte, uns aufrichte, der uns nach und nach das wieder werde, was der Abgeſchiedene war, und die durch dieſen entſtandene Leere in unſerm Herzen und Hauſe allmälig weniger bemerkbar mache; o wie zärtlich heißen wir den Guten willkommen, von dem wir ein Solches erwarten dürfen! Gleiche Schickſale, gleiche Empfindungen, beſonders wenn das allmächtige Bedürfniß ſich zu ihnen geſellte, ſchloſſen ſchon manchen innigen Bund, wozu ein Grabhügel die nächſte Veranlaſſung gab.

Aber auch gegen die, welche uns angehören, verjüngt und verdoppelt ſich, nach dem Heimgange der Geliebten, unſere Zärtlichkeit. Der Scheidende ſelbſt wird uns theuer, indem er uns verläßt. Wie es mit allen Gütern des Lebens geht, die man ſo oft nicht eher recht hoch ſchätzt, als wenn man ſie verloren hat, ſo geht es auch hier. Was ein Mitglied unſers Familienkreiſes uns iſt und leiſtet, beachten wir in deſſen Beſitze nur ſelten, oder doch nicht gebührend und nach ſeinem ganzen Umfang. Laſſet es jedoch einmal fehlen und eben hierdurch ſeine Unentbehrlichkeit klar werden, — und es erwacht ein Gefühl im Herzen, welches alle bis dahin empfundene Liebe weit übertrifft. Vielleicht hatten wir uns nie, ſo lange der Verewigte lebte, mit Wärme über ſeinen Werth geäußert; wir waren im täglichen Anſchauen und Genuſſe deſſelben wohl gar gleichgültig dagegen geworden; — ſeit er aber dahin iſt, beſchäftigen nur ſeine Verdienſte unſere Gedanken, iſt nur ſein Lob der Stoff unſerer Unterredungen, ſprechen wir es vielleicht zum erſten Male laut aus, wie trefflich er war, weil wir es nun eben zum erſten Male recht innig fühlen. Als ob wir die Nachläſſigkeit, mit der wir ihn zuweilen behandelten, oder den Kaltſinn, womit wir ſeine Vorzüge überſahen, jetzt wieder gut machen müßten; als ob wir ihm eine Schuld, an die wir zur rechten Zeit nicht dachten, nun noch abtragen könnten: ſo iſt uns, wenn wir von ihm reden, zu Muthe. Vormals hatten wir, auch für ſeine entſchiedenſten Tugenden, oft keinen Sinn: jetzt vergeſſen wir nur ſeine Fehler, es wäre denn, daß wir auch dieſe in Tugenden verwandeln wollten.

Selbſt unſere Geliebteſten und Verehrteſten umfaſſen wir feuriger im Tode, als im Leben. Sie entfernen ſich von uns; ihr wiſſet, wie ſehr jeder Gegenſtand unſerer Achtung und Zärtlichkeit hierdurch zu gewinnen pflegt. Mit ihrem letzten Hauche entfliehet zugleich das Andenken alles deſſen, wodurch ihre Vortrefflichkeit in unſern Augen zuweilen ſank. Nur was an Geiſt und Herz, an Geſtalt und Weſen, an Geſinnung und Sitte über die Menge ſie erhob, was ſie Schönes uns bereiteten, was ſie Großes an uns thaten, was ſie Bitteres für uns duldeten, was ſie Herrliches uns erwarben, ermüheten, errangen, — die Freuden nur, die ihr glücklicher Beſitz uns gab, und jeden Tag, jeden Augenblick, der uns durch ſie und ihre Liebe verſchönert, ſeliger dahinſchwand, verewigt unſer treues Gedächtniß. Von allen Mängeln entkleidet, wird ihr Bild zum Bilde eines Engels; iſt es anders möglich, als daß wir jetzt, da ſie todt ſind, mit einer Begeiſterung, mit einer Schwärmerei ihnen angehören, hinter welcher die frühere Zuneigung, und gliche ſie auch dem Gefühle einer Mutter „für ihren eigenen Sohn“ — unendlich zurückbleibt?

Ach, und die Lieben, welche uns noch übrig ſind, wie wendet an dieſe ſich unſer ganzes Herz! Wie ſchmiegen wir uns an ſie, als wollten wir ſie vor dem Angriffe des Todes dadurch ſchützen, ſo dicht und zart! Wie kehren wir zu ihnen, nach jeder, wenn auch nur ſtundenlangen Trennung, mit ſo ſehnſuchtsvollem Verlangen zurück! Wie umgiebt ſie der Gedanke, daß ſie die geretteten Trümmer unſers ſchönſten Eigenthums ſind, mit einem Reiz, den wir damals, als ſie alle noch ſo bei einander waren, weder kannten noch fühlten! Was ſind alle unſere Verbindungen, — es habe die Natur ſie geknüpft oder die Freundſchaft, — was iſt uns beſonders unſere Familie geworden, ſeit wir erfuhren, wie bald der Tod ſie trennen kann! Haben wir unſere Angehörigen jemals ſo theuer geachtet, ihren Werth jemals ſo lebendig empfunden, das Glück ihres Umgangs jemals ſo dankbar genoſſen, an ihrem Wohl jemals ſo treu gearbeitet, und was ſie kränken und ihnen ſchaden konnte, jemals ſo ſorgfältig verhütet, als ſeit jenem Zeitpunkte? — Lieben, meine Brüder, lieben lernen wir am Grabe unſerer Frühverklärten. —

Gott lernen wir liebend ſuchen und zu ihm uns wenden mit heißer Inbrunſt. Bei ihm ſind ſie, die der Tod uns entriß. In ihm einzig haben wir ſie noch. Durch ihn allein ſind wir fortdauernd mit ihnen verbunden, und Keiner, als er, vermag ſie einſt vollkommener an uns zurückzugeben. Nein, wir können den Gedanken an die Todten nicht mehr trennen von dem Gedanken an den Einen Lebendigen. Nur was zu ihm uns hinführt und mit ſeinem Weſen unſer Weſen vereinigt, giebt ſie uns wieder; ohne ihn ſind ſie uns ewig verloren! So keimt im Menſchen die wahre Liebe. Die Sehnſucht nach dem Geſchöpfe läutert ſich empor zum Verlangen nach Gott. Das Herz findet ſich wieder ein bei dem Treuen, von dem es gewichen war. Feſter überzeugt, daß die Erde keine dauernde Freude geben, und auf nichts Sichtbares der Menſch untrügliche Hoffnungen gründen kann, bauet es ſeine Wünſche und ſein Heil auf den Einzigen, der, die ihn lieben, nie täuſcht; und eben durch die Opfer, die es dieſem Erhabenen bringen und worin es ſeinen Kindesſinn bewähren muß, lernt es in ihm ſeine ganze Welt finden, und ihn lieben über Alles.

Zweifelt ihr, Brüder, daß dieß hoher Gewinn ſei? Ein weiches, ſich hingebendes, von frommer Liebe erfülltes Herz ſchlägt immer auch hoch und feurig für jegliches Gute; und ſo iſt ein Leben, von der Liebe zu ihren ſchönen Zwecken verwandt, auch allemal glücklich und beglückend zugleich. An der Hand der Liebe ſind wir thätiger im Kreiſe der Pflicht, fertiger zu jedem Dienſte, den man von uns erwarten mag, gelaſſener, wenn uns Unrecht geſchiehet, williger, dem Fehlenden zu verzeihen, empfänglicher für den Werth des Edlen, langlicher für den Umgang ſelbſt mit Wunderlichen, billiger gegen Alle und in jeder Lage zufrieden, auch — wenn es ſein muß, ſtark und groß!

Und wird dieſer eigene Gewinn eines von Liebe geleiteten Menſchen nicht zugleich Gewinn für Alle, mit welchen ſein Leben irgend eine nähere Gemeinſchaft hat? Wird ſeine Aufmerkſamkeit auf ihre Wünſche, ſeine Geduld bei ihren Schwachheiten, ſeine Sorgfalt bei ihrer Erziehung, ſein raſtloſer Eifer, zu ihrem Fortkommen, Vergnügen und Lebensgenuſſe nach möglichſter Kraft beizutragen, nicht zugleich Segen für's ganze Haus? Wird der treue Gefährte ſeiner Tage, werden ſeine dankbaren Kinder, wird jeder, der im Strahle ſeiner freundlichen Seele ſich ſonnet, den Einfluß davon nicht froh empfinden? — Liebend machen wir glücklich und ſind es, tragen den Himmel im Herzen und ſchaffen ihn um uns her, fühlen den ganzen Werth unſeres Daſeins und theilen an alle, auf welche wir wirken können, dieſe Empfindung mit. Sehet, warum ich es wiederhole, daß wir am Grabe unſerer Frühverklärten gewinnen; es lehrt uns lieben!

Und entbehren. —

Verzicht thun auf einſt beſeſſene Güter, getroſt bleiben bei ihrem Verluſte, herabſtimmen unſere Anſprüche an das Schickſal, äußerſt Weniges nur mit dem Wunſche umfaſſen, und auch dann, wenn ſogar dieſes Wenige zuweilen mangelt, reich in ſich ſelbſt ſein; — wie? Ihr wüßtet einen Ort in der Welt, wo das beſſer zu lernen wäre, als neben dem Hügel, der die theuerſten Kleinode unſers Herzens in ſtiller Tiefe verbirgt?

Sie ſind dahin! Jede Freude, die ſie uns gaben, jeder Genuß, den ſie uns verſchafften, jeder Dienſt, den ſie uns erzeigten, jede Hoffnung, die ſie erregten, was ſie waren und werden noch konnten, — — es iſt Alles dahin, wie ſie. Wir rufen ihren theuren Namen, wir horchen nach ihrer wohlbekannten Rede, wir ſehen uns um nach ihrer lieben Geſtalt, wir verſuchen an dem, was uns von ihnen zurückblieb, die ſehnſuchtsvolle Zärtlichkeit zu entſchädigen; umſonſt! Nur ihren Spott treibt die Einbildungskraft mit uns, indem ſie uns ihre Geſtalt vorgaukelt, — ſie ſind es nicht; dieſe Freudenquelle rinnet nicht mehr, ſie iſt verſchloſſen, wie das Grab.

Waren ſie uns wirklich einſt ſo werth, als wir jetzt verſichern, ſo konnte die Vorſehung uns tiefer nicht beugen, als durch ihren Verluſt; dann haben wir aber auch, indem wir dieſen überlebten, das Härtere beſtanden, — um ſo weniger können nun kleinere Unannehmlichkeiten in Zukunft uns niederſchlagen. Mag, wer nichts gewohnt iſt, bei jedem Unfalle ſeine Faſſung verlieren und auf Alles zürnen, was ſeine Erwartungen täuſcht; mag er wüthen, wenn er etwas aufopfern oder ſeinen Neigungen verſagen ſoll; ach! ſeitdem wir das Koſtbarſte, das wir hatten, oder doch einen bedeutenden Theil deſſelben eingebüßt, ſeitdem wir ein Glück, woran unſere ganze Seele hing, zertrümmert geſehen haben, ſind wir mit der Bitterkeit des Lebens vertraut. Die Trennung von den Unſrigen, zumal wenn wir ſchon oft in dieſer Schule waren, erweicht zwar und mildert die Seele, aber gegen das Ungemach härtet ſie ab. Sie gewöhnt uns an den Wechſel des Schickſals, und übt uns, die Launen deſſelben zu ertragen. Sie macht uns gleichgültiger gegen die Dinge der Erde, und folglich auch mäßiger in unſern Wünſchen und, wenn ſie fehlſchlagen, geſetzter. Entbehre, lerne entbehren! rufen die Geliebten uns zu, die nach einander aus unſerm Kreiſe hinweggehen.

Ob dieß Gewinn ſei, prüfet nun ſelbſt.

Wenn Außendinge uns überall nicht zu rühren vermöchten und kein lebhafteres Verlangen jemals unſere Bruſt erwärmte; wenn kein Zuſtand uns glücklicher ſchien, als der andere, und wir an keinen Beſitz uns gewöhnen könnten; oder auch, wenn jedes Gelüſten unſerer Sinne geſtillet, jeder erwachende Trieb befriedigt und, was uns einmal nothwendig geworden wäre, uns nie wieder entriſſen würde; — mit Recht möchten wir dann die Kunſt zu entbehren für eben ſo unnütz halten als lächerlich. Welcher Gebrauch läßt ſich von ihr denken, wenn man nichts begehrt, oder doch nichts verlieren kann! Bedenket aber, daß des Menſchen Leben von Natur ein ewiges Bedürfen iſt, daß unſer Herz eben deshalb nicht eher zu wünſchen aufhört, als wenn es nicht mehr ſchlägt, daß mit den Neigungen deſſelben gleichwohl das karge Verhängniß unzählig oft im Streite liegt; geſtehet, die Erde reicht der Freuden uns viele, der Gelegenheiten zur Selbſtverläugnung doch aber noch bei weitem mehrere; elend war jedoch noch, der ſich nichts zu verſagen wußte, nur wer es konnte, war geborgen unter allen Stürmen des Geſchicks; räumt dieß ein, und die Sache iſt entſchieden.

Um in dem Drange des Lebens uns mit der Würde chriſtlicher Menſchen zu benehmen; um den Kampf gegen Verſuchungen uns zu erleichtern, und die Hinderniſſe eines frommen Wandels, welche aus ungezähmter Sinnlichkeit erwachſen, glücklich zu beſeitigen; um in Nöthen und Gefahren das zu behaupten, was allein tröſtet und rettet, ein heiteres Herz und guten Muth: da müſſen wir entbehren können, meine Brüder. Wir müſſen es früh lernen, weil wir es immer gebrauchen! Wir lernen es aber nicht im Schooße eines Glücks, das allen unſern Wünſchen zuvorkommt. Es iſt eine Fertigkeit, die, wenn ſie nicht etwa aus angebornen Stumpfſinn entſpringt, wodurch ſie allen ſittlichen Werth verliert, der Menſch nur durch die gewiſſenhafteſte Selbſtthätigkeit ſeiner Vernunft und durch den edelſten Gebrauch ſeiner Freiheit mühſam erwirbt, die er noch öfter durch bittere Verluſte und ſchmerzliche Erfahrung theuer erkaufen muß. Iſt ſie jedoch einmal die ſeinige, dann ſchadet ihm auch nichts mehr. Er hat ſich von den Feſſeln, welche die Begier ihren Sklaven anlegt, groß und edel befreiet, und damit dem Mißgeſchicke die Wege zu ſeinem Herzen abgeſchnitten. Er trägt ſeine beſte Welt in ſich ſelber, und — darum haben Außendinge auf ihn nur einen ſehr beſchränkten Einfluß. Er wünſcht nicht viel und auch dieß Wenige allemal mit Ergebung, und — dadurch behauptet er ſich in der ſeligſten Unabhängigkeit und bleibt mindeſtens ruhig, wenn er ſich glücklich nicht fühlen kann. Es giebt nichts, es giebt gar nichts, was er bei ſeinen Grundſätzen nicht aufopferte und ertrüge, ſobald es ſein muß. Mag ihm ſelbſt das Gefühl einſt zu mächtig werden, mag ihn der gewaltige Schmerz irgendwo überraſchen, und unaufgehalten die Thräne hervordringen, wodurch die innere Beklemmung ſich erleichtert, er iſt der Erſte, der ſie trocknet, und gläubig empor ſchauend ſpricht er: Weine nicht!

„O es iſt ein großer Gewinn,“ wer gottſeelig iſt und läſſet ihm genügen!“ (1. Timoth. 6, 6.) Wie? Und doch könnten wir murren über Verluſte, denen ſolche Vergütung folgt, und Abgeſchiedenen troſtlos nachweinen, deren Hingang zur Ruhe auch uns eine ſo heilige Ruhe giebt? — Gottes Segen über das Grab, das ſie umſchließt! Da können wir lernen, was man im Glücke nicht beachtet; da lernen wir lieben und entbehren und — was den höchſten Gewinn der Erde ausſpricht —

„da lernen wir ſterben!“

In wehmüthige Erinnerungen an unſere Entſchlafenen verſunken, liegt kein Gedanke uns näher, als — daß über kurz oder lang wir ſein werden, wie ſie. Bekleidet uns doch dieſelbe Hülle der Verweſung, empfingen wir doch gerade den Beruf, für welchen auch ſie lebten, betraten wir doch ebenfalls dieſen Schauplatz, um ihn, wenn unſere Rolle ausgeſpielt ſein würde, wieder zu verlaſſen, ja! kann nicht vielleicht jetzt ſchon die leiſe Entwickelung der Krankheit, welche mit unſerm Tode endigen ſoll, in unſerm Innern begonnen haben??

Der Gedanke iſt ernſt, meine Brüder, aber nicht grauenvoll. Am Grabhügel der Geliebten, in der Nähe ihrer theuren Gebeine, von dem Friedensodem angehaucht, der ihre ſtille Kammer umflüſtert, — ergreift es uns ſanft. Wir werden zu ihnen kommen; mit ihrer Aſche wird unſer Staub ſich miſchen, ihren Geiſt der unſrige finden — und ewig ſelig ſein! — O ihr Wohnungen der Ruhe, wie werdet ihr uns ſo vertraut durch ſolche Hoffnung! „Erdenge zweier Welten,“ ſtilles Grab, wie biſt du ſo ſchön, wenn du Menſchen aufgenommen haſt, die wir lieben!

Nicht daß wir das Leben deßhalb verachten oder undankbar ſein wollten gegen Den, der zu dieſer „freundlichen, holden Gewohnheit des Daſeins und Wirkens“ uns liebend berief; — aber das, was er war, — nein, das iſt dieſer Kreis uns doch nicht mehr, wenn die ihn verlaſſen, die ihn zierten. Lockerer allmählig wird das Band zwiſchen uns und der Geſellſchaft, je wie Einer nach dem Andern hinwegeilt. Leichter ſpinnt jede folgende Stunde die ſparſamen Fäden, die uns an das ſinnliche Leben noch knüpfen. Und ſtatt vor dem Ende zu zittern, lernen wir es weiterhin ſogar freudig erwarten, wie der müde Wanderer auf das Ziel ſeiner Tagereiſe hinſchauet. Haben wir zuletzt es erreicht, ſo ſind wir hochfroh. Es iſt kein Unbekannter, dem wir zufällig begegnen; es iſt ein vieljähriger lieber Freund, an welchen wir täglich gedacht, und für deſſen Ankunft wir uns immer bereitet haben; es iſt der Erlöſer von allem Uebel, dem wir in die offenen Arme ſinken. Belohnt durch das friedenvolle Bewußtſein, daß auf Gott und das Gute ſeit langer Zeit ſchon unſere heiligſte Liebe gerichtet war, gebildet für eine ſchönere Weltordnung, umringt von dankbaren Menſchen, denen wir nützlich wurden und die uns mit tauſend Thränen und Segenswünſchen begleiten, ſo findet er uns, indem er uns abholt.

Traget ihr Bedenken, dieß Gewinn zu nennen, o ihr, die ihr alle einſt mit ihm gehen werdet? Ziemet die Todesfurcht, welche ſchwachen Seelen ſo gern natürlich erſcheint, dem unſterblichen Weſen mehr? Oder möchtet ihr jenen Leichtſinn lieber empfehlen, womit der üppige Weltling, um nicht zur Unzeit geſtöret zu werden, aller Gedanken an das Grab ſich entſchlägt? — Es iſt das Vorrecht des Menſchen, daß er den Augenblick, der ihm die andere Welt öffnet, vorausſiehet. Er kennet den Tod, weil er ihn empfangen lernen ſoll. Er kann ihn nicht allein ohne Grauen, er kann ihn mit Gleichmuth, mit Heiterkeit, mit Verlangen ſogar, ja, — mit freudiger Sehnſucht erwarten. Und dieſes Vorrecht hieltet ihr für ſo unbedeutend, daß ihr im Ernſte Jemandem den Rath geben könntet: des Todes zu vergeſſen, um nur — deſto gewiſſenloſer zu leben?

O du weites, tiefes, großes Wort, deſſen Weſen kein Anblick darſtellt, deſſen Umfang die Verſtändigen nicht ermeſſen, deſſen ganze Bedeutung nur der gläubige Sinn faſſet, — Sterben! Hinwegſcheiden von dieſer Erde! Was ſind wir, wenn du uns fremd biſt! Wie viel haben wir dagegen gelernt und gewonnen, wenn wir dieſen Sinn haben für deinen Ernſt! Lieben iſt ſchön; entbehren können iſt rühmlich; aber was du in dich ſchließeſt, heiliger Begriff des Sterbens, dieß zu denken, darin zu verſinken und dabei zu ruhen mit ungetrübter Freudigkeit, — das iſt die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, das die Aufgabe aller Aufgaben, — das die Krone, welche der Weiſe ſeinen Kenntniſſen und der Fromme ſeiner Tugend aufſetzt! —

Am Grabe unſerer Frühverklärten, meine Brüder, verbinde uns heute der Vorſatz: wir wollen dieſen Gewinn ſuchen.

Nothwendig iſt er nicht; er iſt nur möglich. Der ſchlaffen Unthätigkeit, die den ſinnlichen Schmerz walten läßt, fällt er nimmer zu. Wir müſſen ihn erſterben, um uns ſeiner zu freuen. Dieſes Streben begeiſtre uns! — Denn daß ihr es jetzt noch vorziehen ſolltet, von den gewöhnlichen Zerſtreuungen, die man dem Dulder darzubieten pflegt, euer Heil zu erwarten, — daß ihr glauben könntet, aus dem Gewühl komme Ruhe, und da draußen finde der Menſch ſich wieder, der ſie verlor, — wie wäre das möglich?

Den Schmerz des Leichtſinnigen mildert der nächſtfolgende Augenblick; ihn ſpielet, ihn tändelt, ihn lacht die muntere Geſellſchaft weg. Dem ernſten Gram kann ſolche Arznei nicht nützen. Ein Kummer, der wohlthätig werden, ein Verluſt, der Gewinn ſchaffen, eine „Traurigkeit, die ſich in Freude verwandeln“ ſoll, fordert mehr, viel mehr von dem Menſchen. Wir müſſen dem Geſchick ſtill halten, wenn es uns heilen ſoll. Verweilen müſſen wir trauernd bei unſern Todten. Pflegen müſſen wir das heilige Saamenkorn, welches ſein Hingang in unſere Seele wirft. Treten wir dann an ſein Grab hin: — zwar nicht zu dem Leichname werden wir, wie Jeſus, ſagen können: „ſtehe auf;“ aber auferſtehen wird uns dennoch aus ſeinem Tode ein neues Leben. Eine Liebe, wie wir ſie noch nie kannten, eine Liebe, die „Alles verträgt und hoffet und duldet und glaubet“ (1. Cor. 13, 7); die an das Unverlierbare, an das, „was droben iſt,“ ſich wendet und im Schöpfer nur das Geſchöpf noch umfaſſen will, — erwacht in dem Herzen, das die Andacht der trauernden Zärtlichkeit geweihet hat. Eine Ergebung, die dem eigenen Willen gänzlich entſagt, und ſtill in dem dunklen Verhängniß ruhet, die von ihren liebſten Wünſchen ſich trennen und — wenn es ſein muß! — jede Gunſt des Glückes entbehren kann, predigt uns der Geiſt des Entſchlafenen. Und wie ein „Engel in glänzendem Kleide“ tritt aus ſeiner Gruft uns der Gedanke hervor: „was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“ Unſere Sehnſucht ahnet ſüßere Befriedigungen. Unſer Glaube ſiehet ſchönere Gefilde offen. Unſere Liebe winket aus der Ferne eine beſſere Zukunft. Jetzt iſt das Leben klarer, die Pflicht uns heiliger, der Kampf uns leichter, der Schmerz uns milder, — entfeſſelt von allem Grauen der letzte Augenblick. Wir verſtehen zu lieben, zu entbehren und zu ſterben.

Kann der Menſch auch herrlicher die Heimgegangenen ehren, denen er nachweint? Kann ein dauerhafteres Denkmal über ihrem Hügel ſich erheben, als dieſes? Kann er edler und würdiger um ſie trauern? —

Ruhet ſanft, ihr Entſchlummerten: euer Tod iſt eine Quelle des Heils! Und ſo komme es aus der Tiefe unſeres Herzens, wenn wir euch nachrufen: „Der Herr hat ſie gegeben, der Herr hat ſie genommen; der Name des Herrn ſei gelobet!“ (Hiob 1, 21.)

Predigt am Neujahrstage über Pſalm 126, 1. Iſt das Leben ein Traum?

Von K. G. Bretſchneider.

Wenn der Herr die Gefangenen erlöſen wird, ſo werden wir ſein wie die Träumenden.

Der Pſalmiſt ſpricht von der erſehnten Zeit, wo die Gefangenſchaft der Juden in Babylon ſich endigen und die Weggeführten in's theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, ſagt er, wird uns ſein, wie den Träumenden; Alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergeſſenheit liegen, wie ein nichtiger Traum; ſein wird uns, wie denen, die aus einem ſchweren Traume erwachen, und ſich glücklich preiſen, daß er nicht Wahrheit war. Der Pſalmiſt vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber dieſe Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unſerm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort:

das Leben ſei ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausſpruch des Pſalmiſten:

Wie den Träumenden wird's dann uns ſein:
Mit Jeſu geh'n wir ein
Zu ſeinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Dieſe Vergleichung ſpricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerſtreitende Gefühle verſöhnt; man fühlt aber auch, ſie ſei ein Bild, das nur eine abgemeſſene Anwendung leide, wenn es nicht trügeriſch und ſchädlich werden ſoll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz beſonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne auf's Neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiſet. Denn nicht groß iſt die uns zugemeſſene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine ſehr ernſte Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig ſein dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge ſcheint dieſer Vorrath freilich unerſchöpflich, und der Weg bis zum achtzigſten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu ſein. Doch wer des Lebens Mittag erreicht oder ſchon überſchritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm ſei, als der Morgen, und daß die Zeit mit ſchneller Flucht enteile. Und wer in's Alter eingetreten iſt, den erinnern die langen Schatten der Nacht, wenn die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend und den nahen Untergang der Sonne ſeines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, ſie einzuhüllen, und des Lebens Luſt und Schmerz aus der Tafel ſeines Gedächtniſſes zu verwiſchen. Er fühlt, das Leben ſei ein Traum, und er ſehnt ſich nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines ſchönern Lebens.

Jſt denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewiſſem Betrachte iſt es ein Traum; in anderer Beziehung iſt es kein Traum. Dem Lebenden aber iſt nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben iſt ein Traum! — Es iſt es, in wie fern die Bilder des Lebens, die in unſer Bewußtſein treten, oft eben ſo täuſchend und nichtig ſind, als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge ſehen, die gar nicht wirklich ſind, und verſetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieſer Rückſicht iſt oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte ſie alle zu zählen, die Täuſchungen, in die wir wachend verfallen? Bald ſpiegelt uns die Furcht Schreckniſſe vor, die nur in unſerer Einbildung vorhanden ſind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuſchungen ſind, aber doch unſer Gemüth in heftige Bewegung ſetzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verſchwinden. So wie ſich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengſten quält, aber auch mit Freuden ſpeiſet, die nichts ſind als Gaukelbilder der Einbildungskraft: ſo zittert auch das Herz oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben ſo wenig vorhanden ſind. So wie aber das dunkle Bewußtſein im Traume des Lebens Gegenſtände und Verhältniſſe oft in falſchem Lichte auffaßt, das Vergangene darſtellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und die Gegenwart nicht ſelten vergißt: ſo auch das wachende Bewußtſein im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in ſeiner wohlthätigen Natur und einem Scheingut aufgeopfert, das uns, dem Nebel gleich, entweicht, wenn wir es faſſen wollen! — Wie oft iſt unſer Herz troſtlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was ſie uns nicht länger laſſen kann! Wie oft fliehen wir unſer Glück, im Wahne, als ſei es Quelle des Unheils. „Wie oft begrüßen wir das Böſe unverhängnißvoll mit lautem Jubel, als der Freuden Quell!" Wie oft ſind alle Erwartungen von der Zukunft nichts, als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerſtreuet! — Und der Schwärmer, iſt er nicht ein wachender Träumer? Träumt er ſich nicht in eine Welt, wie ſie nicht iſt und nicht ſein kann? — Das Leben iſt ein Traum, denn täuſchend und nichtig ſind oft des Lebens Bilder, wie die des Traumes.

Das Leben iſt ein Traum! denn ſeine Bilder verwiſchen ſich oft eben ſo leicht aus dem Gedächtniſſe, wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beim Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns erſchreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entſchwindet er gänzlich unſerem Gedächtniſſe. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unſere Seele führte, bleiben treuer im Gedächtniſſe, weil ſie entweder beſondere Lebendigkeit hatten, oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben, oder eine tiefe Bewegung des Gemüthes auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben ſo die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beſchäftigen uns gewöhnlich ſo ſehr, daß ſie die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung ſchwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunklen Traume gleich, deſſen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffriſchen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht, ſo verwiſcht auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genoſſener Freuden und Leiden, und es ſind auch nur einzelne Auftritte unſeres Lebens, die das Gedächtniß treuer feſthält, und welche auch in ſpätern Jahren lebendig vor unſere Seele treten. Iſt dieſes aber ſchon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geſchehen, wenn wir das Leben ganz verlaſſen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unſer Bewußtſein erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdiſche Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben iſt ein Traum! denn ſein Wohl und Wehe gehen eben ſo ſchnell vorüber, als die Freuden und Leiden des Traumes. — In Nichts zerrinnt beim erſten Strahl des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte entweder die Seele mit Sorgen, Angſt und Schrecken belaſten, oder ſie auf den Flügeln der Freude und Luſt über die Wirklichkeit erheben. Setzte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürſtenthron, gab er dir der Erde reichſte Schätze, übertraf er deine kühnſten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichſten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückſeligen Sklaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebſte und Theuerſte, verſenkte er dich in die tiefſte Trauer: — es iſt Alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angſt in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger, als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die ſie in dem Augenblicke aufregen, wo ſie ſich uns darſtellen, ſinken ſchon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteſte Verluſt, der uns, wenn er uns trifft, ganz niederſchmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn, endlich tritt er noch kaum in unſre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergeſſen! Der bitterſte Haß, der unſer Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er ſcheint im erſten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu ſein und ſelbſt im Grabe nicht erlöſchen zu können; aber wenn Monden, Jahre über unſern Häuptern hingerollt ſind, ſo iſt er vergeſſen, ja, wir erinnern uns vielleicht ſpäter ſeiner mit einem Lächeln über unſre Leidenſchaftlichkeit. Wenn dieſes ſchon während des Lebens geſchieht, wie vielmehr wird dies nicht der Fall ſein, wenn wir endlich aus dem ſchwachen Traumleben dieſer Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unſterblichkeit! — Ob du dann im irdiſchen Leben eine Krone trugſt oder die Sklavenkette, das Scepter führteſt oder den Spaten, im Glanz des Reichthums lebteſt oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdeſt; ob dir deine Wünſche erfüllt oder verſagt wurden; ob du in Freude jauchzeteſt oder in Thränen ſeufzeteſt: Alles wird, beim Erwachen zum ewigen Leben, ein Nichts ſein, ein nichtiger Traum, deſſen du nicht mehr gedenkſt, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben iſt ein Traum! denn auch der Menſchen und Völker Geſchicke wechſeln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes.

Wundervoll und regellos wechſeln die Bilder, die der Traum vor unſre Seele ſtellt, ohne daß wir zu ſagen vermögen, warum es gerade dieſe Reihe von Bildern iſt, die er uns zur Beſchauung vorführt, und warum ſie ſich plötzlich in andere, oft entgegengeſetzte, Darſtellungen verwandeln. Denn ſelten verweilt der Traum lange bei Einer Vorſtellung, ſondern immer ſpringt er zu einer andern über. Bald miſcht er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald ſo ſchlecht und pflichtvergeſſen, daß wir uns ſelbſt ſchämen, wie wir ſo tief fallen konnten. Er miſcht Bilder und trennt ſie wieder, verſetzt uns in Verhältniſſe und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauſpiel, das er uns vorſtellt, ſo wunderſam und launenhaft, daß es uns unmöglich iſt, einen Grund dieſes Wechſels und einen Zuſammenhang in demſelben zu erkennen.

In dieſer Abwechſelung und Regelloſigkeit iſt er aber ein entſprechendes Bild des Lebens ſelbſt. Da gehen freudige und traurige Tage in eben ſo bunter Miſchung unter einander; da tritt das Unglück eben ſo unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihm des Glückes Unbeſtand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben ſo unerwartet die rettende Hand und erfüllt ſeine Wünſche. Auch das Leben behält dieſelbe Geſtalt niemals lange, ſondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen wechſeln oft unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechſelnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene oder unwillkommene Gabe zu ſpenden. — Leider zeigt ſich dieſer Wechſel auch oft im ſittlichen Leben des Menſchen! Schlechte und gute Handlungen miſchen ſich in ſeinem Leben. Es iſt eine Zeit wo ihn ein guter Geiſt treibt und ſeine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andere Zeit, wo ein böſer Geiſt ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er ſelbſt für unmöglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; ſo auch in dem Gange der allgemeinen Schickſale. Nationen ſteigen und ſinken, das Licht wechſelt mit der Finſterniß, das Gute mit dem Böſen, die Herrſchaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlſtand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit der Barbarei, die Weisheit mit der Thorheit, — ſo unerwartet, ſo wunderſam, daß wir betäubt und erſtaunt ſtehen, vergebens den Grund ſolchen Wechſels zu erforſchen ſuchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu ſein ſcheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechſelt, wie ſich Verbindungen geknüpft und gelöſt haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern ſchwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerſpiels die andere verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erſtaunen ſetzte; wenn wir die Bilder dieſer ganzen merkwürdigen Vergangenheit, von der erſten Erſchütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wunder-Meteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zuſammenfaſſen: — ſo müſſen wir, betäubt von ſo vielen Veränderungen, geſtehen: es ſei uns wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen ſei ein Traum!

Doch — wir wollen uns nicht irren! es iſt ein Bild — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in anderer Rückſicht auch falſch iſt und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unſern Zuſtand: das Leben aber hat eine hohe Bedeutung, iſt Wahrheit, und ſteht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

Das Leben iſt kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft oft uns täuſcht mit nichtigen Bildern des Wahnes, ſo iſt doch das Leben Wahrheit, und hat eine ſehr ernſte Bedeutung. — Des Traumes Gebilde ſind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von ſelbſt in Nichts. Des Lebens Ereigniſſe aber und die Gefühle, die ſie wecken, ſind Wahrheit von hoher und ernſter Bedeutung, und ſtehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum iſt nur ein ſcherzendes Bild des Lebens; das Leben ſelbſt die Wahrheit, von der das Bild genommen iſt, das Weſen unſers Seins, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und deſſen Ende ſich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der Felſen gleich ſein Herz belaſtet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuſchung wäre! wohl dem Sünder, es wünſchen, daß ſeine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er ſich und Andern erbaut, nichts wäre, als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit iſt's, was er empfindet, was er vollbringt und ſchafft, es ſei nun Böſes oder Gutes. Und auch die Täuſchungen ſelbſt, mit denen wir uns ergötzen oder plagen, ſie ſind doch, ſo lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume, obgleich grundlos, doch wirkliche Empfindungen ſind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vergaukelt, uns entzücken, ſo lange ſie vor der Seele ſchweben, die Bilder des Schreckens aber uns erſchüttern, und die Bilder des Grams uns das geſchloſſene Auge mit Thränen erfüllen: ſo iſt auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an ſich, doch wahr in unſerer Empfindung, und erheitert oder trübt unſre Lebenstage. — Darum nimm das Leben nicht als einen Scherz, ſondern als ſtrengen Ernſt! Erkenne, was es dir ſein, was du ihm leiſten ſollſt, und ſuche die dir vom Schöpfer vorgeſchriebene Beſtimmung mit treuem Fleiß zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geſchick beſtimmte und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte, wenn du erwachſt, biſt du dennoch der Vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geſchick beſtimmt, oder wie du ſelbſt dein Verhältniß mit Weisheit oder Thorheit geſtalteſt und veränderſt: ſo biſt du wirklich; und in der Beſchaffenheit, in der du von dem Leben ſcheideſt, trittſt du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächſten Leben nicht als einen Scherz, am wenigſten ſein Glück und ſeine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende ſeiner Tage als ein nichtiger Traum erſcheinen, ſo iſt es doch, ſo lange es währet, Wirklichkeit, und begründet für ſich Verdienſt oder Schuld vor dem Richterſtuhl deines Schöpfers. Zerſtöre nicht des Glücklichen ſchuldloſen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beſeligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittere der Enttäuſchung nicht erſparen. Füllt ihn aber ein Truggebild mit Gram, ſo eile liebreich, ihn zu verſtändigen und aus der Täuſchung ſchwerem Traum zu wecken. Erweiſet man dieſe Barmherzigkeit doch dem Schlafenden, wenn ſchwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben iſt kein Traum! Denn ob ſich gleich ſeine Bilder, wie die des Traumes, leicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, ſo tilgt doch keine Zeit die ſittlichen Bilder unſers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch ſo viel aus unſerm Gedächtniſſe verſchwinden; mögen auch die genoſſenen Freuden, die erduldeten Leiden ganz in das Dunkel der Vergeſſenheit zurücktreten: für Eines iſt das Gedächtniß dennoch treu, und dieſes iſt das Böſe oder Gute, das wir gethan, die Schuld oder das Verdienſt, das wir erworben haben. O Mancher wünſcht wohl, aus ſeinem Bewußtſein auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbſt wenn die Erinnerung daran lange geſchlummert hat, ſo kommt ſie oft ganz unwillkommen, am liebſten am ſpäten Abende des Lebens, und friſcht die Bilder unſers ſittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieſes thut das Gewiſſen. — Es iſt der Schutzgeiſt des Menſchen, der ihn unabläſſig zum Rechten ermahnt, aber im Geräuſche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzuſterben; wenn unſre Sehnſucht, unſer Hoffen am Leben nicht mehr hängt, ſondern ſich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieſer göttliche Schutzgeiſt uns zur Seite, hält uns den Spiegel unſers Lebens vor, und ſtellt uns die erloſchenen Bilder unſers ſittlichen Lebens zur Freude oder zum Schrecken vor das Auge. Darauf darfſt du alſo wohl rechnen, daß Freude und Schmerz in deinem Bewußtſein verlöſchen wird; aber damit ſchmeichle dir nicht, daß auch dein ſittliches Verhalten ein Traum ſein werde, ſondern bedenke, daß dein Gewiſſen über dein Leben Buch und Rechnung hält, und dir ſie vorlegen wird zum Schrecken oder Troſte, wo du es am wenigſten erwarteſt. Und was auch immer aus deinem Gedächtniſſe verſchwinden möchte, das wäre darum doch nicht ſo gut als nicht geſchehen; denn Einer vergißt nie, — der, der aller Menſchen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor deſſen Richterſtuhle alles Gute und Böſe offenbar werden ſoll, was wir gethan haben bei Leibes Leben.

Das Leben iſt kein Traum! Denn wenn auch ſein Wohl und Wehe ſchnell vorüber geht, wie ein Traum, ſo bleiben doch die Wirkungen unſers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben, wie ein Traum, verſchwinden; der Gebrauch, den du von dieſen äußerlichen Vorzügen macheſt, verſchwindet nicht, dein weiſes oder thörichtes, dein gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabei bleibt nicht ohne Frucht. Brauchteſt du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebote der Pflicht und dem Geſetze der Liebe, ſo haſt du eine Saat des Segens ausgeſtreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächſet und wohlthätige Früchte trägt; ſo trittſt du ein in das ewige Leben, geſchmückt mit dem Verdienſte eines tugendhaft verlebten irdiſchen Daſeins, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über Vieles ſetzen, weil du ihm über Weniges getreu geweſen biſt. Mißbrauchteſt du aber dein Glück und deine Vorzüge, haſt du der Pflicht und der Liebe vergeſſen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet: ſo haſt du einen unheilbringenden Samen ausgeſtreut, der dir, auch wenn dein Leben verſchwunden iſt, nur die Frucht des Fluchs und der Selbſtverachtung tragen wird; ſo trittſt du ein in's ewige Leben, belaſtet mit der Schuld eines ſtrafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müſſen, bis ſie lernt das Böſe verabſcheuen und dem großen Geſetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugſt du die Laſt der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit; hielteſt du, ſo mühvoll, arm, bedrängt du auch warſt, deine Hände rein von Unrecht: ſo haſt du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden ernten ſollen, die heute mit Thränen ſäeten. Stellteſt du dich aber ungeduldig bei den Leiden, die dein Schöpfer dir auflegte, trugſt du deine Niedrigkeit und deine Laſten mit Murren; gabſt du dich dem Haſſe, der Rache, der Leidenſchaft hin, und ſuchteſt du durch Unrecht und Frevel des Schickſals Ungunſt zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel verſagte, gewaltthätig dem Leben abzutrotzen: ſo trägſt du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden ſchwinden, und weil du ſäeteſt auf dein Fleiſch, ſo wirſt du auch von dem Fleiſche das Verderben ernten. Das lerne aber daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe wie ein Traum verſchwindet, daß du dich deines Glückes nicht ſtolz überhebſt, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachteſt, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennſt, und bei dem Streben nach dem irdiſchen Gute und in ſeinem Beſitze immer bedenkſt, daß es ſchwindet, wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägſt, bei des Glückes Ungunſt nicht verzweifelſt, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten ſucheſt, ſondern ruhig harreſt der Stunde der Erlöſung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

Das Leben iſt kein Traum! Denn wenn auch der Menſchen und Völker Geſchicke in bunter Verwirrung wechſeln, wie die Bilder des Traumes: ſo iſt doch in ihnen Zuſammenhang und Ordnung unverkennbar.

So regellos auch das Schickſal der Einzelnen oft zu wechſeln ſcheint, und ſo oft es auch unſre Erwartung täuſcht, ſo offenbar iſt doch dem aufmerkſamen Auge, wie ſich in unſern Schickſalen Urſache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bei der Entwickelung unſers Geſchicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen Macht abhängt, ſo klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorſicht, Liebe, und alle in unſrer Gewalt ſtehende ſittliche Eigenſchaften auf unſer eigenes und der Unſrigen Schickſal einwirken, und wie wahr in einem gewiſſen Sinne das Sprichwort des gemeinen Lebens ſei, daß Jeder ſein Glück in eigenen Händen trage, ſein Schickſal ſich ſelbſt erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unſers Glücks nicht allein, ſondern wir ſollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat ſie in unſre Seele, das Maaß und Richtſcheit des Baues in unſer Gewiſſen gelegt, die Materialien zum Gebäude um uns her zum Gebrauche ausgeſtellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Menſch, damit er auch das Gute ſchaffen lerne, damit er ſeinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt gebildet werde. Doch, — wenn du baueſt nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, ſondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir verſpiegelt; wenn du das Richtſcheit des Gewiſſens von dir wirfſt, und, ohne Rückſicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Geſetz, nur Steine auf einander häufſt: ſo wundere dich dann nicht, wenn Alles über einander ſtürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regelloſigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall oder die Laune, nicht ein blindes Geſchick oder eine vernunftloſe Nothwendigkeit, ſondern daß du ſelbſt der Quell der Verwirrungen deines Lebens biſt, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewiſſen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit ſtraft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du ſelbſt herbeilenkſt, nicht die göttliche Vorſehung an, und murre nicht gegen ſie, wenn ſie dir giebt, was du verdienſt; ſondern erkenne deine Thorheit und werde weiſe, deine Sünde, und werde deinem Gott gehorſam.

So wie im Einzelnen, ſo iſt es auch bei den Geſchicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverſtändlichen Weisheit waltet: ſo ſichtbar iſt es auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menſchlichkeit, alſo das, was in der Hand der Völker ruht, einen entſcheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geſchicke, und daß, wie die Schrift ſagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüſte, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders ſein? — Muß nicht das, was von einzelnen Menſchen gilt, auch von Nationen gelten? Beſteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe des Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird alſo nicht auch hier daſſelbe Geſetz der ſittlichen Verknüpfung zwiſchen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwiſchen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend ſichtbar ſein? Muß auch nicht das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zuſammenſtürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, ſondern nach Leidenſchaft, nicht nach Geſetz und Ordnung, ſondern nach Unrecht und Gewalt, bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechſeln der allgemeinen Schickſale ſeit dreißig Jahren der Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit der Menſchen und den Zeitereigniſſen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche Jedem giebt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieſes die Welt erkennen und beherzigen! Dann würde ſie geneſen von der Blindheit, die ſich den Abgrund ſelbſt aushöhlet, damit er ſie verſchlinge, geneſen von der Verwegenheit, mit welcher ſie dem großen und göttlichen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen ſucht, geneſen von dem Uebermuthe, mit welchem ſie den Lauf der Geſchicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt; dagegen aber ſtark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein ſind, was die Völker, wie den einzelnen Menſchen, wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, das wir heute zu deinem Throne gelangen laſſen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt; um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Aſche ſind, und gegen deine unveränderlich dauernden Geſetze nichts vermögen; um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorſam gegen deine heiligen Gebote nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit dieſen göttlichen Gaben alle Beherrſcher der Völker, daß ſie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker ſind, welche du ihrer Herrſchaft untergeben haſt! Erfülle mit denſelben Gaben die Völker, daß ſie in Treue und Gehorſam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wiſſen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aberglauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geſchehen auf Erden, wie im Himmel! — Dem Leidenden gieb Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung! Dem Verlaſſenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröſter, dem Bedrängten einen Helfer, der Unſchuld einen Retter! — Und wenn du beſchloſſen haſt, daß dieſes Jahr das letzte unſers Lebens ſein ſoll: o ſo laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, ſo ſei du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jeſum verheißen haſt, ſo laß uns nach des Lebens dunklem Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum ſeligen Bewußtſein des ewigen Lebens! —

Predigt über Luk. 19, 41. 42. Daß viele chriſtliche Staaten unſerer Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten.

Von J. F. Röhr.

Gott ſei uns gnädig und ſegne uns! Er laſſe uns ſein Antlitz leuchten und gebe uns ſeinen Frieden! — Amen. —

„Und als er nahe hinzu kam, ſahe er die Stadt an und weinte über ſie, und ſprach: Wenn du es wüßteſt, ſo würdeſt du auch bedenken zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun iſt es vor deinen Augen verborgen!“

In dieſen Worten hören wir unſern Herrn den tiefen Schmerz ausſprechen, A. V., womit der unglückſelige Zuſtand ſeines Volkes ſein Herz erfüllte. Er thut dieß um ſo wehmuthsvoller, je weniger es ſich verkennen ließ, daß die Schuld davon nicht ſowohl in den ungünſtigen äußeren Verhältniſſen deſſelben, als vielmehr in der unheilbaren Verblendung zu ſuchen war, mit welcher es an ſeinem eigenen Verderben arbeitete. Darum hegt er aber auch für die Verbeſſerung ſeiner Lage nicht die mindeſte Hoffnung, ſondern ſieht, wie er im Folgenden bemerkt, den gänzlichen Untergang ſeines bürgerlichen Gemeinweſens in kurzer Friſt unabwendbar hereinbrechen.

Daß wir uns dieſer Worte gerade heute erinnern, wo wir die Männer in unſerer Mitte begrüßen, welche das Vertrauen des Vaterlandes zur Berathung ſeiner Angelegenheiten an den Thron unſeres verehrten Fürſten ſendet, wird Keinen von uns Wunder nehmen. Denn iſt auch unſere bürgerliche Lage nicht der des jüdiſchen Volkes gleich zu ſtellen, welche unſeren Herrn ſo ſehr bekümmerte: ſo finden wir doch in der rührenden Aeußerung dieſer Bekümmerniß eine der Beſtimmung dieſes Tages ganz angemeſſene Veranlaſſung, uns klar bewußt zu werden, wie Viel es auf ſich habe, das Beſte eines Volkes einer ſorgfältigen Berathung zu unterwerfen, das, was ihm zu ſeinem Heile Noth thut, unbefangen zu erkennen, Gefahr und Schaden mit weiſer Vorſicht von ihm abzuwenden und dem Staatsverbande, worin es ſtehet, durch wahrhaft heilbringende Verbeſſerung deſſelben eine lange und glückliche Dauer zu ſichern.

Oder macht etwa der äußere und innere Zuſtand unſerer chriſtlichen Staaten eine ſolche Berathung und Leitung ihrer Angelegenheiten überflüſſig? Treten uns nicht vielmehr in Vielen derſelben Erſcheinungen vor Augen, welche gegen die Weisheit, womit man bei Erwägung deſſen zu Werke geht, „was zu ihrem Frieden dienet,“ gerechte Zweifel erregen? Leiden ſie nicht bald mehr bald weniger an Mängeln und Gebrechen, welche die Wohlfahrt und das Beſtehen derſelben in ihrem tiefſten Grunde untergraben und ihnen früher oder ſpäter durchaus verderblich werden müſſen? Und unter dieſen Umſtänden und Verhältniſſen ſollte es nicht angemeſſen ſein, unſere heutige gottesdienſtliche Andacht an einen Ausſpruch unſeres Herrn zu knüpfen, deſſen ernſtliche Beachtung ſeinem Volke unſägliches Elend erſpart haben würde?

Vielleicht aber walten dieſe Umſtände und Verhältniſſe nicht wirklich vor? — Nun, laſſet uns darüber das entſcheidende Zeugniß der Erfahrung befragen und es wird uns die betrüdende Wahrnehmung klar genug vor Augen halten:

Daß viele chriſtliche Staaten dieſer Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten.

Und eben dieſe Wahrnehmung ſoll uns jetzt zunächſt im Allgemeinen, dann aber auch in ihrer Anwendung auf unſer beſonderes Bedürfniß beſchäftigen. —

Daß viele chriſtliche Staaten dieſer Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten, läßt ſich ſchon darum nicht in Abrede ſtellen:

Weil ſie die Bildung ihrer Bürger in einem religiöſen Sinne als etwas Gleichgültiges anſehen. — Schon ſeit den älteſten Zeiten galt die Religion für die unentbehrlichſte Stütze jedes bürgerlichen Gemeinweſens, und ſelbſt die Gründer und Lenker heidniſcher Staaten machten von dem auch dem roheſten Menſchen in's Herz geſchriebenen Glauben an etwas Ueberſinnliches, als den Mittelpunkt und Träger alles Sinnlichen, zum Beſten derſelben weiſen Gebrauch. Und das mit Recht! Denn nur die Anerkennung einer göttlichen Ordnung der Dinge über uns bedingt die willige Fügſamkeit in die hienieden uns umgebende; nur das Bewußtſein eines heiligen Geſetzes in uns erzeugt den freudigen Gehorſam gegen die in Staatsvereinen geltenden, und nur die fromme Scheu vor der himmliſchen Macht, welcher der Menſch für ſein Denken, Thun und Laſſen verantwortlich iſt, flößt ihm die nöthige Ehrfurcht vor denjenigen ein, welche in den bürgerlichen Verhältniſſen des Lebens über ihn gebietet. Wohl ſucht und weiß die Letztere das erforderliche Verhalten der ihr Unterworfenen nöthigen Falls durch Zwangsmittel zu beſtimmen: wo man aber nicht um Gottes und des Gewiſſens Willen ihren geſellſchaftlichen Anordnungen Folge leiſtet, da hat es auch dieſelbe nach allen Seiten hin mit Menſchen zu thun, welche ihr in jedem Augenblick frevelnd Hohn ſprechen und in zuchtloſer Widerſpänſtigkeit den Frieden und das Beſtehen des Staatsverbandes, dem ſie angehören, auf's Aeußerſte gefährden. Darum rief auch der Apoſtel ſchon den Chriſten ſeiner Zeit zu: „Fürchtet Gott und ehret den König!“ denn ihm war wohl bewußt, daß ein religiöſer Sinn mit einem treuen und redlichen Bürgerſinne in der innigſten Verwandtſchaft ſtehe. — Es kann denn aber auch nichts klarer ſein, als daß die chriſtlichen Staaten, welche die Bildung ihrer Bürger in einem religiöſen Sinne als etwas Gleichgültiges anſehen, an ihrem eigenen Verderben arbeiten und den letzten und tiefſten Grund, worauf ſie ruhen, ſelbſt untergraben. Und fehlt es etwa in unſerer Zeit an ſolchen Staaten? Wir müßten nicht ſehen, was vor Augen liegt, wenn wir verkennen wollten, wie Viele von ihnen an ihre religiöſen Angelegenheiten immer zuletzt denken und ihnen die Förderung aller übrigen geſellſchaftlichen Intereſſen bei Weitem vorziehen. Laſſen ſie auch die chriſtlichen Andachtsſtätten, welche eine beſſere Vorzeit mit ungleich weniger irdiſchen Hülfsmitteln, als ihnen zu Gebote ſtehen, in's Daſein rief, nicht gerade zu Grunde gehen: ſo halten ſie doch die Sorge möglichſt von ſich fern, zu einer gedeihlichen Wirkſamkeit derſelben für Gottesfurcht und Frömmigkeit das Ihrige beizutragen; die Störungen und Hinderniſſe ihres frommen Gebrauches gehörig zu beſeitigen; die heiligen Tage, an denen ſie ſich zur Andacht öffnen, vor Entweihung durch gemeine Geſchäfte und weltliche Vergnügungen ſicher zu ſtellen; die Diener des Wortes, das in ihnen verkündigt wird, durch Emporhebung aus einer höchſt gedrückten Lebenslage mit der rechten Freudigkeit zu ihrem heiligen Geſchäfte zu erfüllen, und von den oft ganz maaßloſen Summen, welche andere vermeintliche Staatsbedürfniſſe erheiſchen, der durch die chriſtliche Kirche bezweckten Verallgemeinerung eines religiöſen Sinnes auch nur das Dringendſte zuzuwenden. Und ſehen ſie auch chriſtliche Schulen für höchſt wichtige Beſitzthümer des geſellſchaftlichen Vereines an: ſo haben ſie doch dabei die Abrichtung der Jugend zu bürgerlicher Brauchbarkeit gemeiniglich weit mehr im Auge, als „die Erziehung derſelben in der Zucht und Ermahnung zum Herrn;“ ſtellen die Benutzung derſelben einer Willkühr anheim, welche ihre Frucht an Kinderherzen vielfach vereitelt; ſetzen die Lehrer in denſelben, auf deren Fleiße und Treue die Bildung eines Geſchlechtes beruht, „welches Gott fürchtet und Recht thut,“ an Lohn und Achtung den geringſten Staatsgenoſſen gleich, und können der für ihre Wirkſamkeit ſo unendlich wichtigen Ueberzeugung nie zugänglich werden, daß das Schulweſen eines Staates die Sache aller ſeiner Bürger ohne Anſehen der Perſon, nicht aber nur die Sache oft ganz dürftiger Eltern und Gemeinden ſein müſſe, weil jedes Glied des bürgerlichen Vereines unter chriſtlich erzogenen Mitbürgern leben und ſich glücklich fühlen will. — So iſt es da, wo's noch am beſten iſt.

Weit ſchlimmer ſteht es aber hierin in Staaten, wo, wie einſt im jüdiſchen, welchen unſer Herr bedauert und beklagt, alle Religioſität der ihnen Angehörigen blos auf eine äußerliche, gewohnheitsmäßige Gottesdienſtlichkeit beſchränkt erſcheint; wo ſtatt eines erleuchteten und fruchtbaren Chriſtenglaubens frecher Unglaube oder roher Aberglaube herrſcht; wo man weder in Kirchen, noch in Schulen für eine wahrhaft chriſtliche Bildung des großen Menſchenhaufens Sorge trägt: wo Tauſende und aber Tauſende ohne allen Unterricht in göttlichen Dingen, ohne alle Kenntniß ihrer höheren Beſtimmung, ja, oft ſelbſt ohne die gewöhnlichſten Fertigkeiten zur Betreibung eines edleren Menſchenberufes heranwachſen, und wo man, trotz der ewig drohenden oder auch wirklichen Ausbrüche ihrer unbezwingbaren Zucht- und Zügelloſigkeit, doch jede durchgreifende Maßregel ſcheut, durch eine religiöſe Volkserziehung dem geſellſchaftlichen Vereine eine feſte Grundlage und eine ſichere Dauer zu geben. — Gewiß, wo das geſchieht, da arbeiten chriſtliche Staaten an ihrem eigenen Verderben. Denn ihr Beſtehen und Gedeihen beruhet vorzugsweiſe auf der Bildung ihrer Bürger zu einem religiöſen Sinne. — Solcher Schuld machen ſie ſich aber auch dadurch theilhaftig:

Daß ſie der unbegrenzten Welt- und Sinnenluſt dieſer Zeit mehr förderlich als hinderlich werden. — Es würde grämliche Thorheit ſein, an Menſchen überhaupt das Verlangen einer gänzlichen Verachtung der irdiſchen Freuden und Genüſſe zu ſtellen, welche ihnen die Güte des Schöpfers in ſo reichem Maaße darbietet, und namentlich den Menſchen unſerer Tage es zum Verbrechen zu machen, wenn ſie an den mannigfaltigeren Arten derſelben Theil zu nehmen wünſchen, welche jetzt mehr als je die Frucht einer höchſt lebendigen Betriebſamkeit auf dem Gebiete aller gedenklichen Künſte und Wiſſenſchaften ſind. Denn ſelbſt das Evangelium erklärt: „daß alle Creatur Gottes gut und Nichts verwerflich ſei, was mit Dankſagung genoſſen wird,“ und jede beſonnene Erwägung lehrt, daß es einem großen Theile der Menſchen an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens fehlen würde, wenn nicht Andere durch aufwandvolles Trachten nach den Annehmlichkeiten des Lebens ſie in den Beſitz derſelben ſetzten. Wenn aber dieſes Trachten die ſämmtlichen Glieder der Geſellſchaft ergreift; wenn Niedere und Hohe, wenn Arme und Reiche mit gleicher Haſt und Gier nach jeder Art der Welt- und Sinnenluſt jagen: wenn alle Stände und Claſſen in der Befriedigung einer ungemeſſenen Vergnügungsſucht, Prachtliebe, Verſchwendung und Ueppigkeit mit einander wetteifern: dann muß ſich die Vernunft mit eben der Kraft und Rückſichtsloſigkeit dagegen erklären, wie das Chriſtenthum, weil in demſelben Maaße, wie dieſe ſündlichen Neigungen und Leidenſchaften in der Geſellſchaft wachſen, die Tugenden der Enthaltſamkeit, der Mäßigkeit, der Sparſamkeit und Arbeitſamkeit und mit denſelben die unerläßlichen Bedingungen und Förderungsmittel des bürgerlichen Glückes und Wohlergehens vermindert werden. — Wo, frage ich nun, wo ſind die chriſtlichen Staaten, welche hier „bedenken, was zu ihrem Frieden dienet“ und dieſem weit verbreiteten geſellſchaftlichen Grundübel unſerer Zeit mit der erforderlichen Kraft und Beſonnenheit entgegen arbeiten? Hat es im Gegentheil nicht faſt das Anſehen gewonnen, als wenn ſie Alle in der ſtillen Maaßnahme einig geworden wären, der unbegrenzten Welt- und Sinnenluſt, welche die Gegenwart betäubt, mehr förderlich als hinderlich zu werden? Habet doch Acht, wie ſie allen Künſten und Erfindungen, welche der Weichlichkeit und Ueppigkeit der Menſchen Vorſchub leiſten, ermunternd entgegen kommen und die Verpflanzung derſelben in ihren Bereich nicht eifrig genug betreiben können; wie ſie diejenigen Geſchäftsarten und Gewerbe, welche das, was zur Bequemlichkeit und zum Ueberfluſſe dient, bereiten, vor denjenigen begünſtigen und ehren, welche nur das Nützliche und Unentbehrliche beſchaffen; wie ſie in den Anſtalten, welche die möglichſte Vervielfältigung aller Luxusbedürfniſſe durch maſchinenmäßig wirkende Menſchenhände ſich angelegen ſein laſſen, eine weit dauerhaftere Grundlage ihrer Kraft und ihrer Blüthe zu beſitzen glauben, als in denjenigen Berufsweiſen, welche die ewige und unerſchöpfliche Quelle ihres wahren bürgerlichen Wohlſtandes, die Fruchtbarkeit des Bodens, der uns trägt, durch Leib und Geiſt erfriſchende Thätigkeit auszubeuten bemüht ſind; wie ſie es für einen unbedenklichen und nicht zu hemmenden Fortſchritt der Zeit halten, wenn die Geringſten und Niedrigſten in ihrer körperlichen Außenſeite und in ihrem täglichen Genuſſe ſich den Höhergeſtellten und Begüterten völlig gleich zu ſetzen trachten; wie ſie nichts Arges dabei haben, daß ſich an allen Orten und Enden und in den verſteckteſten Winkeln ihres Gebietes Stätten der Zerſtreuung und Plätze des Vergnügens aufthun und alle ſonſt der einfachſten Lebensſitte zugethane Menſchen aus den Geſchäften ihres täglichen Berufes hinweg in ihren Taumelkreis ziehen; wie ſie es ganz ruhig geſtatten, daß die ſchamwidrigſten und koſtſpieligſten Ergötzlichkeiten öffentlich veranſtaltet werden, wenn nur von der dabei verſchleuderten Habe der herbeigelockten Theilnehmer der Schatz eines betheiligten Gemeindeweſens einen augenblicklichen Gewinn zieht, und wie ſie ohne alle Furcht vor dem endlichen Ausgange eines nur auf „Augenluſt und Fleiſchesluſt und hoffärtiges Weſen“ geſtellten Treibens, das laut der Geſchichte bereits die blühendſten Staaten der Vorzeit bis auf ihren Namen hinweg tilgte, das häusliche Leben verfallen, die häusliche Thätigkeit ſchwinden, den häuslichen Wohlſtand ſinken ſehen und keine Maßregel ergreifen, wodurch mit dem immer weiter um ſich greifenden Verderben der Familien dem unausbleiblichen Verderben aller Staatsvereine ſelbſt geſteuert werden möge. Denn es iſt klarer, wie das Mittagslicht, daß da das Ganze zu Grunde gehen muß, wo die Einzeltheile verrotten, aus denen es beſteht, oder daß das gemeinſame bürgerliche Leben ſeiner völligen Auflöſung entgegen reiſt, wenn das Gift der Vergnügungsgier, der Ueppigkeitsliebe und Verſchwendungsluſt, das in den Adern der Alten ſchleicht und der Jugend ſo früh als möglich eingeimpft wird, das Glück und den Wohlſtand der Familien aufzehrt, welche den Verein deſſelben bilden: ſo bedarf es auch keines weiteren Nachweiſes, daß alle die chriſtlichen Staaten an ihrem eigenen Verderben arbeiten, welche uneingedenk des ernſten Wortes: „Gerechtigkeit erhöhet das Volk, aber die Sünde iſt der Leute Verderben,“ der unbegrenzten Welt- und Sinnenluſt dieſer Zeit mehr förderlich als hinderlich werden. — Doch, wäre hiermit nur das Schwerſte ausgeſprochen, was ihnen in dieſem Bezuge zur Laſt fällt! Es iſt jedoch erſt darin befaßt: daß Viele dieſer Staaten

Die Sittlichkeit ihrer Bewohner durch ihre geſetzgeberiſche Verfahrungsweiſe geradehin untergraben. — Wahr iſt es wohl, daß jeder Staatsverband zunächſt den Zweck und die Beſtimmung hat, die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und den Genuß eines gemeinſchaftlichen Rechtszuſtandes für Alle zu vermitteln, welche in ihm ſtehen, und daß derjenige, welcher das am weiſeſten und kräftigſten bewerkſtelliget, ſeiner diesfallſigen Aufgabe in ehrenhafter Weiſe Gnüge thut. Kann aber nie und nirgends von Rechten die Rede ſein, wo es nicht Pflichten giebt; kann der Genuß der Erſtern nicht ohne die Erfüllung der Letztern Statt finden; kann dem zu Folge eine bürgerliche Ordnung der Dinge ſich nur auf die ſittliche gründen, deren Glied der Menſch als Inhaber eines Gewiſſens iſt, welches ſein Thun und Laſſen nach Gottes heiligem Gebote regelt; kann namentlich ein chriſtlicher Staat auf dieſen Namen nicht den mindeſten Anſpruch machen, wenn er bei ſeiner bürgerlichen Geſetzgebung nicht von dem Standpunkte der chriſtlichen Sittenlehre ausgehet und ihre die Veredelung Aller bezweckenden Grundſätze zum Maaßſtabe der Güte und Tauglichkeit ſeiner geſellſchaftlichen Beſtimmungen macht: ſo iſt auch nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Vernachläſſigung oder Verletzung dieſer Grundſätze nicht nur ſeinem Zweck zuwiderläuft, ſondern auch ſeinen innern Halt und ſeine äußere Dauer im höchſten Grade gefährdet. Wie nun? Soll ich euch erſt die einzelnen Erſcheinungen vor die Augen führen, welche in vielen chriſtlichen Staaten die Wirklichkeit dieſer betrübenden Thatſache offen beſtätigen? — Wohin ich blicke, ſehe ich in ihnen die Sünden der Unzucht, beſonders zu Gunſten der männlichen Ausſchweiflinge, mit einer Milde und Schonung behandelt, als ob dem bürgerlichen Vereine Wenig oder Nichts darauf ankäme, züchtige Jünglinge und Jungfrauen zu beſitzen, und als ob's ein Segen für ihn wäre, eine von echter Vater- und Mutterſorgfalt verlaſſene Kinderwelt in ſich aufwachſen zu ſehen. Wohin ich blicke, finde ich in ihnen die Heiligkeit der Ehen ſo leicht und oberflächlich angeſehen, als ob der Staatsverband, der eine ſeiner ſicherſten Stützen in denſelben hat, erklärten Gewinn davon zöge, wenn Jahr aus Jahr ein faſt eben ſo viele getrennt als geſchloſſen werden. Wohin ich blicke, gewahre ich in ihnen die Bereitung berauſchender Gifte, welche dem Körper ſeine Spannkraft und dem Geiſte ſeine Regſamkeit rauben, zum angeblich ſchwunghaften Betriebe des Landbaues und deſſen, was damit zuſammenhängt, ſo ſehr begünſtigt und erleichtert, als ob von dem täglichen Wachſen des Laſters der Trunkſucht und des daraus entſpringenden Familienelendes gar keine traurige Erfahrung vorläge. Wohin ich blicke, ſehe ich in ihnen die Möglichkeit geſtattet, bald überhaupt, bald bei beſondern Anläſſen Habe und Gut dem Zufalle oder dem Betruge von Glücksſpielen zum Opfer zu bringen, ja ſelbſt Einrichtungen geſetzlich beſtehen, welche, auf leichtem Wege Reichthum und Wohlſtand verheißend, das Spargut des Aermſten an ſich ziehen und die Arbeitsſcheu deſſelben nähren. Wohin ich blicke, treffe ich in ihnen auf öffentliche Anſtalten, welche unter dem Vorgeben, durch anſchauliche Vergegenwärtigung lehrreicher Lebensverhältniſſe und Lebensbilder den Geſchmack und die Sitten zu veredeln, dem Auge und dem Ohre nur Gegenſtände verhalten, wodurch Jener beleidigt und Dieſe verdorben werden. Wohin ich blicke, ſehe ich in ihnen zwar die Beſtrafung grober Verbrecher, die Beſeitigung untreuer Beamten und die Verſorgung verarmter und herabgekommener Bürger angeordnet, nicht aber die vorſichtsvolle, zeitige Verhütung der Miſſethaten und Vergehungen, wodurch dieſelben ein ſittliches Aergerniß geben und Anderer Glück beeinträchtigen. Wohin ich blicke, ſehe ich in ihnen die Beobachtung ihrer Anordnungen und Geſetze einer Aufſichtsweiſe anheimgegeben, welche für Viele ermunternd iſt, den niedrigen Leidenſchaften des Neides, der Bosheit, der Rachſucht freien Lauf zu laſſen und ihre Mitmenſchen in Schaden und Nachtheil zu bringen. Wohin ich blicke —— doch nennet euch die noch übrigen, der Würde dieſer Stätte nicht eben angemeſſenen Dinge ſelbſt, deren Vorhandenſein in unſern Staaten nur dem daran Gewöhnten erlauben kann, ſie als chriſtlich zu bezeichnen, während der ſittlich ſtrenge Beurtheiler derſelben das nicht vermag, weil er durch ihre geſetzgeberiſche Verfahrungsweiſe die Sittlichkeit ihrer Bewohner und mit derſelben ihre Wohlfahrt und ihre Dauer untergraben ſieht.

Kann es uns aber genügen, über die Zweifelloſigkeit dieſer betrübenden Wahrnehmung mit uns im Reinen zu ſein? — Nein, eben heute, wo es dem glücklichen Beginne ernſter Berathungen über die Lage und den Zuſtand unſeres eigenen Staates gilt, kommt es gewiß in hohem Grade darauf an, dieſelbe auch auf unſer beſonderes Bedürfniß anzuwenden. Das aber können wir nur ſo: daß wir vor Allem

Einen prüfenden Blick auf unſer vaterländiſches Gemeinweſen werfen, um zu ſehen, ob und in wie fern jene Wahrnehmung auch in ihm zu machen ſei. Gehen wir dabei nur oberhin zu Werke, ſo könnten wir uns zwar leicht mit der Meinung ſchmeicheln, als wäre daſſelbe nicht denen zuzuzählen, welche in den angegebenen Beziehungen als ihre eigenen Feinde anzuſehen ſind, ſondern zeichne ſich vielmehr vor Vielen derſelben auf's Rühmlichſte aus. Faſſen wir es aber mit jener Unpartheilichkeit in's Auge, welche ſich von keinem eitlen Scheine und Schimmer beſtechen läßt: ſo werden wir wohl gewahr, daß es mit Jenem mehr oder weniger in gleicher Verdammniß ſei. Mit freudigem Danke gegen Gott, „von welchem alles Gute kommt,“ und gegen Die, in deren Händen die Leitung und Berathung unſeres Landes liegt, erkennen wir zwar an, daß es um die Bildung ſeiner Bürger zu einem religiöſen Sinne unendlich beſſer ſtehe, als da, wo Irreligioſität und tiefe Volksentſittlichung in ſtaatsgefährlichen Bewegungen und ſtaatsverbrecheriſchen Grundſätzen ſich unaufhörlich ſichtbar macht, ja, ſelbſt als da, wo man auf Koſten des häuslichen, geſelligen und bürgerlichen Friedens Religioſität zu nähren und zu heben ſucht und durch die Begünſtigung eines blinden Glaubens ein chriſtliches Secten- und Rottenweſen in das Daſein ruft, welches Tauſende von Bethörten aus der verſchmähten Heimath in das glänzende Elend der neuen Welt hinüber treibt. Gleichwohl können und dürfen wir uns nicht bergen, daß unſere Kirchen und Schulen nicht eben in Folge ihrer eigenen Schuld noch lange nicht die Früchte ſchaffen, welche ſie für die Gottesfurcht und Frömmigkeit unſerer Staatsgenoſſen ſchaffen ſollten; daß es dieſen Erſten und Wichtigſten aller Staatsanſtalten an den äußern Mitteln zur Erhöhung ihrer Wirkſamkeit an Alt und Jung noch in bedeutendem Maße gebricht; daß zu Gunſten des irdiſchen Intereſſes chriſtlicher Gemeinden Anſichten und Grundſätze herrſchend zu werden drohen, welche dem höheren, geiſtigen Intereſſe derſelben bedenklichen Eintrag thun; daß viele Lehrer in Kirchen und Schulen bei der nicht ſelten entehrenden Ärmlichkeit ihrer Lage „ihr Amt nicht mit Freuden, wohl aber mit Seufzen thun“ müſſen; daß Einzelnen unſerer geiſtlichen Bildungsſtätten noch ſtets die äußere Beſchaffenheit gebricht, durch welche ihre volle innere Tüchtigkeit bedingt erſcheint, und daß ſelbſt bei dem beſten, in rühmlichſter Weiſe bewährten Willen unſeres frommen Landesfürſten und ſeiner treuen Räthe die Hinderniſſe und Störungen fortwährend beſtehen, womit bereits ſeit längerer Zeit die öffentliche Erbauung an heiligen Tagen und die würdevolle Stille der heiligen Vorabende derſelben hier mehr, dort weniger zu kämpfen hatte. Was aber den auf bloße Welt- und Sinnenluſt geſtellten böſen Geiſt der Zeit betrifft, welcher alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens zu unterwühlen droht, ſo dürfen wir uns zwar mit frohem Herzen geſtehen, daß es noch Tauſende und aber Tauſende unter unſern Staatsgenoſſen giebt, „welche ihre Kniee vor dieſem Baal nicht beugen,“ ſondern nach der überkommenen Weiſe einer beſſeren Vergangenheit die Freuden und Genüſſe des Lebens mit den ernſten Geſchäften deſſelben in weiſen Einklang zu bringen wiſſen. Nichtsdeſtoweniger aber mögen wir uns nicht verhehlen, daß das Sein und Walten jenes Geiſtes ſich in einer überwiegenden Menge faſt ganz verweltlichter Menſchen um uns her in einer erſchreckenden Weiſe kund giebt, und daß, wenn wir gewahren, wie keck und leichtſinnig ſie die Einfachheit der alten Väterſitte von ſich werfen und, ihrer irdiſchen Lage und höheren Beſtimmung uneingedenk, den Preis des Lebens nur in üppigen Zerſtreuungen und koſtſpieligen Ergötzlichkeiten ſuchen, wir auch unſern Staat hierin von eben der Schuld belaſtet finden, welche andere drückt. Und mögen wir denſelben von jenem geſetzgeberiſchen Verfahren frei ſprechen, wodurch die Sittlichkeit ſo vieler chriſtlicher Staatsgenoſſen unſerer Tage gefährdet wird? Müßte daſſelbe, bei aller ſeiner Beſonnenheit und Weisheit im Allgemeinen, nicht im Einzelnen noch ein ganz anderes ſein, als es iſt, wenn wir uns im rechten Grade und Umfange deſſen rühmen wollten, weſſen wir uns nicht rühmen können, züchtiger Jünglinge und Jungfrauen, muſterhafter Ehen, nüchterner und mäßiger Hausväter, laſterſcheuer Staatsbürger, redlicher Diener des Gemeinweſens und einer alle Claſſen und Stände durchdringenden Unbeſcholtenheit des Lebens, welche leiten, und laß uns Alle redlich thun, was unſeres Berufes iſt, damit Dein Wort in reiche Erfüllung an uns gehe: „Ich will ihr Gott ſein und ſie ſollen mein Volk ſein!“ Amen.

Predigt über Pſalm 128. Von dem Werthe des häuslichen Glückes.

Von H. G. Tzſchirner.

Mit Leidenſchaft zu begehren, was man nicht hat, unmäßig zu trauern über verſcherztes und verlorenes Glück, die Güter aber, die man empfing und ungeſtört beſitzt, mit Gleichgültigkeit zu betrachten, das ſind gewöhnliche Fehler des menſchlichen Herzens. Sei es, weil die Wirklichkeit immer unter der Erwartung bleibt, ſei es, weil in der Gewohnheit des Beſitzes das Bewußtſein des Glückes allmählig vergeht, ſei es, weil ein leidenſchaftliches, nur mit dem Künftigen beſchäftigtes Gemüth die Aufmerkſamkeit auf das Gegenwärtige verliert, gewiß iſt es, daß Viele ſelten nur ihres Glückes ſich freuen und die Güter, die Gott ihnen gab, ſo lange wenigſtens als keine Gefahr des Verluſtes droht, ſelten nur nach der Größe ihres Werthes würdigen. Oefter noch, als andere Güter, wird das häusliche Glück vernachläſſigt und gering geachtet, vielleicht weil die unerfüllten ſchwärmeriſchen Hoffnungen, mit denen es Viele ſuchen, in einem Unmuthe und Verdruſſe zu endigen pflegen, welcher die Wahrnehmung des wirklich gefundenen Guten hindert; vielleicht weil Vielen der ruhige und ſtille Sinn mangelt, welchem allein ein Glück, das in der gleichförmigen Wiederkehr ſtiller Freuden, nicht in dem Wechſel lebhafter Genüſſe, beſteht, auf die Dauer genügen kann. Manche ſogar verkennen gänzlich ihr häusliches Glück, bemerken nur Unvollkommenheiten an dem Gatten, verſchmähen die Freuden, die ſie in dem Schooße ihrer Familie finden könnten, und verlieren nach und nach wirklich ein Gut, das ſie nicht zu achten und zu bewahren wußten.

Und doch, meine Freunde, doch iſt häusliches Glück, doch ſind häusliche Verhältniſſe, welche beglücken können, nicht ſo ſelten, als wir glauben möchten, wenn wir entweder die finſtern Tadler der Weltſitte hören, oder Familien kennen lernen, welche die Wohnung des Ueberdruſſes, der böſen Laune, des Streites und boshafter Qualſucht ſind. Sehen wir ab von einzelnen unglücklichen Familien, und betrachten wir die Menſchen in den ehelichen, elterlichen und kindlichen Verhältniſſen ohne finſtre Tadelſucht und ohne ſchwärmeriſche Erwartungen: ſo finden wir zwar die lieblichen Träume des Jünglings und der Jungfrau, und die entzückenden Schilderungen der Dichter von der Seligkeit der Ehe und Liebe in der Wirklichkeit nicht wieder; wir finden aber unter allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, in der Hütte wie in dem Palaſt, häusliches Glück in mannigfaltigen Graden und in vielfacher Geſtalt. Vielen iſt Alles geworden, was nur das Herz ſich wünſchen kann, treue Liebe, zarte Achtung, erheiternder Umgang und Freude an den Kindern, die Gott ihnen gab. Und auch die, welche nicht Alles fanden, was ſie hofften, entbehren doch nicht jedes Glückes und haben Grund, ihrer Verhältniſſe ſich zu freuen. Du vermiſſeſt vielleicht an deiner Gattin ſanfte Freundlichkeit, ſtille Hingebung und viel der Annehmlichkeiten, welche das Leben verſchönern; doch hängt ſie mit Liebe an dir und an deinen Kindern, theilet deine Sorgen, leitet das Hausweſen mit Einſicht und Thätigkeit und erfüllet treu die Pflichten der Mutter; du haſt nicht Alles, was du wünſcheſt, gefunden, doch auch dir iſt häusliches Glück zu Theil geworden. Dein Gatte iſt nicht ſo aufmerkſam, ſo theilnehmend und gefällig, als du wünſcheſt, und mehr als einmal haben dir die Ausbrüche ſeiner heftigen Weiſe Thränen gekoſtet; er liebt dich aber, er ſorgt und arbeitet für dich und du theileſt die Auszeichnung, welche ihm Fleiß und Talent erwarb, und ſteheſt geachtet an des Geachteten Seite. Du biſt nicht die Glücklichſte dieſes Geſchlechtes, doch auch du darfſt nicht klagen, auch dir iſt häusliches Glück gewährt. Ja noch mehr, es mangelt vielleicht deinem leidenſchaftlichen und ehrgeizigen Gatten der Sinn für die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens, er eilet von den Geſchäften zu der Geſellſchaft und aus der Geſellſchaft zu den Geſchäften zurück, er vergißt dich und vernachläſſigt dich und ſuchet nicht in deinem Umgange Erholung; es giebt Stunden, wo du dich einſam und verlaſſen und durch ſeine Gleichgültigkeit bitter gekränkt fühleſt; und doch, doch biſt du nicht unglücklich, es umringt dich ein lieblicher Kreis blühender Kinder, hier wohneſt du und walteſt und ſorgeſt, hier liebſt du und wirſt du geliebt und reichlich iſt der Mutter erſetzt, was die Gattin entbehret. Ganz iſt das häusliche Glück nur Wenigen verſagt, bald in höherem, bald in geringerem Grade wird es den Meiſten, die es zu ſuchen wiſſen, zu Theil. Und was das Erfreulichſte iſt, das häusliche Glück iſt ein allgemeines Gut, es iſt nicht an einen Stand, nicht an Reichthum und Hoheit, nicht einmal an den Beſitz vielſeitiger Geiſtesbildung und feiner Sitten gebunden. Finden wir es auch am öfterſten im glücklichen Mittelſtande, da, wo den Menſchen ein wohlthätiger Zwang hindert, jeeinem Jeden von uns das Daſein unter Ihnen zur Freude machte? — Ja, theures Vaterland, wir erkennen, ſchätzen und preiſen alle die großen und mannichfaltigen Vorzüge, welche dir eigen ſind und deinem Namen überall, wo man ihn nennt, einen guten Klang geben. Laß dich jedoch hierdurch nicht zu dem eitlen Dafürhalten verleiten, als ſeiſt du frei von jedem Gebrechen, das deiner Wohlfahrt Eintrag thut und an deiner Kraft und Blüthe zehrt. Werde vielmehr durch eine unbeſtochene Prüfung deines Seins und Weſens der Ueberzeugung zugänglich, daß auch dir Jeder deiner wohlmeinenden Freunde zurufen müſſe: „Wenn du es wüßteſt, ſo würdeſt du auch bedenken zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“ — Doch da es glücklicher Weiſe noch nicht von ihm heißt: „nun aber iſt es vor deinen Augen verborgen;“ ſo müſſen wir auch

Mit allen Kräften dahin wirken, daß Alles, was noch mangelhaft und unvollkommen in ihm iſt, eine beſſere Geſtalt gewinne. — Für dieſen Zweck nimmt aber daſſelbe Jeden unter uns in Anſpruch, welcher ſich zu deſſen Kindern zählt und weiß, was er an Liebe und Dank ihm ſchuldig iſt; denn die gemeinſame Wohlfahrt deſſelben will auch durch gemeinſamen Eifer dafür bewerkſtelligt ſein. Auf welcher Stelle wir demnach auch in ihm ſtehen: wir Alle müſſen es für unſere heilige Pflicht erkennen, nach unſerem Vermögen und nach unſeren Verhältniſſen beſonders zu einer immer größeren Verallgemeinerung von Religioſität und Sittlichkeit, worauf das wahre Leben jedes Staates beruht, das Unſrige beizutragen; als Glieder der chriſtlichen Kirche auf die Belebung und Bethätigung unſeres gottesfürchtigen Sinnes eifrig Bedacht zu nehmen; als Väter und Mütter dem Segen, welchen die Schule an unſeren Kindern ſchaffen ſoll, durch eine gute häusliche Erziehung derſelben die rechte Wirkſamkeit zu geben; als Genoſſen des Gemeinweſens uns „von der Welt unbefleckt zu erhalten,“ unter „einem verkehrten und unſchlachten Geſchlechte“ das Muſterbild enthaltſamer und jeder niedrigen Sinnenluſt abholder Menſchen an uns darzuſtellen, und den nachtheiligen Einwirkungen aller ſittengefährlichen Staatseinrichtungen unzugänglich zu werden. — Das liegt uns um ſo dringender ob, je höher und ausgezeichneter die Stellung iſt, welche wir in dem geſellſchaftlichen Leben einnehmen. Denn während der religiöſe und kirchliche Sinn, die weiſe Mäßigung in ſinnlichen Genüſſen und die ſittliche Unbeſcholtenheit, wenn „wir unſer Licht leuchten laſſen vor den Leuten,“ die Menge Derer, welche auf uns ſchauen, in allem Guten auferbaut und kräftiget: wirkt das böſe Beiſpiel eines entgegengeſetzten Weſens und Verhaltens auf Tauſende um uns her vergiftend ein und zieht der, die höheren Stände dieſer Zeit ſo ſchwer belaſtenden Beſchuldigung nur allzu viel Gewähr, daß eben ſie es ſind, von denen aus die alle Fugen chriſtlicher Staatsvereine im Stillen auflöſende Irreligioſität und Unſittlichkeit mit der Gewalt eines reißenden Stromes ſich über die niedrigen Claſſen der Geſellſchaft verbreitet. — Doch Sie vornehmlich, Sie, verehrte Stände unſeres Vaterlandes, ſind es, deren Weisheit, Treue und Sorgfalt daſſelbe die kräftige Verbeſſerung ſeines Zuſtandes anempfiehlt. In Folge Ihrer Berufung zu gemeinſchaftlicher Berathung ſeiner Angelegenheiten erwartet nicht nur unſer edler und verehrter Fürſt, daß Sie ſeinen darauf bezüglichen landesväterlichen Vorſchlägen ein offenes Ohr und einen geneigten Willen entgegen bringen, ſondern auch das Volk, dem Sie angehören und deſſen Vertrauen Sie zu dieſer ehrenhaften Stellung auserſehen hat, will dieſes Vertrauen Ihrer Seits durch eine Wirkſamkeit bewährt ſehen, welche nicht nur der irdiſchen Lage, dem gewerblichen Wohlſtande und dem geordneten Haushalte ſeines bürgerlichen Vereins gilt, ſondern auch das höhere, das geiſtige und ſittliche Wohl deſſelben, als die letzte Quelle ſeines wahren Heiles, zu ihrem vorzüglichſten Gegenſtande macht. Rüſten Sie ſich demnach mit dem klaren Sinne, mit der unbefangenen Einſicht, mit der Freiheit von Standesvorurtheilen und Standesrückſichten, und mit der unerſchrockenen Wahrheitsliebe aus, welche in jedes noch ſo tief liegende Gebrechen unſeres Gemeinweſens eindringt und die gründliche Beſeitigung deſſelben erſtrebt, und ſtellen Sie durch eine unſerem Lande in jeder Hinſicht Segen bringende Ausfüllung Ihres Platzes in demſelben die immer lauter werdenden Klagen der Zeit über das nur koſtſpielige, nicht aber erſprießliche Verfaſſungsweſen der Staaten und über die vorherrſchende Geltung, welche in ihm das materielle Intereſſe vor dem geiſtigen finde, als unbegründet dar. Möge das Wort der Wahrheit, welches ich als Diener deſſelben mit der dieſer Stätte gebührenden Offenheit wie zu Allen, welche hier verſammelt ſind, ſo namentlich zu Ihnen ſprach, Ihnen in jedem Bezuge zeigen, was Sie ſollen; Der aber, ohne deſſen Geiſt und Kraft wir Nichts vermögen, möge Ihnen Gnade geben, es auch redlich zu wollen und ſich in allſeitiger Erfüllung Ihrer Pflicht ſo treu zu erweiſen, daß wir und Sie die Stunde ſegnen können, wo Sie vor Gottes heiligem Angeſichte ſich dazu entſchloſſen und ſtärkten! — Du aber, Vater im Himmel, gieb dazu Segen und Geder Neigung und Laune ſich hingegeben, wo öfter, als in den höhern Ständen, die Gelegenheit zu wechſelſeitigen Aufopferungen und Dienſten eintritt, wo nicht ſo oft, als bei den niedern Volksklaſſen, Mangel und Sorge das Gemüth verſtimmt und mit Verdruß und Unmuth erfüllt, und noch am öfterſten Bildung ohne verzärtelnde Verfeinerung, und Kraft und Stärke ohne Rohheit vorhanden iſt; finden wir auch, ſage ich, das häusliche Glück am öfterſten im Mittelſtande, doch giebt es aller Orten auch Paläſte und Hütten, wo glückliche Familien wohnen. Viele Fürſten zwar und viele Mächtige blieben der Gemahlin, welche blos die Klugheit, nicht die Neigung, gewählt hatte, ewig fremd, bewieſen der, die ihnen blos die Mutter des Erben ihrer Macht war, nur kalte Achtung und fühlten gegen Kinder, welche kein geliebtes Weib ihnen geboren und keine Sorge und kein täglicher Umgang ihnen theuer und werth gemacht hatte, nie die ganze Innigkeit der väterlichen Liebe. Doch auch in den Paläſten wohnt häusliches Glück, auch Fürſten giebt es und Mächtige, welche ihren Gemahl lieben mit treuer und zarter Liebe, in dem Kreiſe ihrer Familie Erholung ſuchen und Freude, und glückliche Gatten und Väter ſind. Oft zwar finden wir in den niedern Ständen die traurigſten Beiſpiele unglücklicher Ehen; oft geſchieht es, daß hier, wo Mangel, Sorge und Noth mit Unmuth und Verdruß die Gemüther erfüllen, die Leidenſchaften ungezügelter hervorbrechen und die Affekte rauher und ungeſtümer ſich äußern, oft geſchieht es hier, daß die Gatten einander auf das Unwürdigſte begegnen, die Eltern mit widernatürlicher Härte ihre Kinder behandeln und die Kinder, wenn die Furcht ſie nicht mehr ſchreckt, ſich gegen Eltern, welche ſie nie achteten und liebten, Alles erlauben. Doch auch in den Hütten wohnt häusliches Glück; auch in der niedrigſten und ärmſten Volksklaſſe findet ihr Gatten, welche mit wahrer und treuer Liebe an den Gatten hängen, die Sorgen und Beſchwerden des Lebens redlich mit ihm theilen, ihn pflegen in den Tagen der Krankheit und mit Schmerzen von ihm ſcheiden; auch in der niedrigſten und ärmſten Volksklaſſe findet ihr Kinder, welche Vater und Mutter ehren, von den kümmerlichen Erſparniſſen ihres mühſamen Fleißes ihre Eltern unterſtützen und in den Tagen der Krankheit mit treuer Liebe ſie pflegen.

Unter den Menſchen aller Stände und Verhältniſſe wird häusliches Glück, in der einen Familie in einem höhern, in der andern in einem geringern Grade, gefunden, und Wenige nur ſind ohne ihre Schuld ſo unglücklich, daß ſie aller häuslichen Freuden entbehren. Viele von euch, meine Freunde, das darf ich mit Zuverſicht glauben, haben häusliches Glück gefunden, lieben und werden geliebt, freuen ſich ihrer Kinder, verweilen gern im Schooße ihrer Familie und ziehen die ſtillen Freuden ihres Hauſes den rauſchenden Vergnügungen der Geſellſchaft vor. Viele aber, die in ihren häuslichen Verhältniſſen kein Glück finden, finden es blos darum nicht, weil ſie es nicht ſuchen, ſei es, weil ſie die Perſonen, die ihren häuslichen Kreis ausmachen, verkennen und darum gering achten und meiden, ſei es, weil ein unruhiges, von Leidenſchaften beherrſchtes Gemüth ſie zu ſtillen und gleichmäßigen Freuden unfähig macht, ſei es, weil der Hang zur Ungebundenheit zu unwürdigen Ausſchweifungen ſie treibt. Für Beide, für den, der es beſitzet, wie für den, der es entbehret, iſt es wichtig, den ganzen Werth des häuslichen Glücks zu erkennen, für den Erſten, damit er es ſchätze und bewahre, für den Letzten, damit er es ſuche und finde. Darum will ich heute von dem Werthe des häuslichen Glücks zu euch reden.

Text, Pſalm 128.

Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf ſeinen Wegen gehet. Du wirſt dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du haſt es gut. Dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her. Siehe, alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich ſegnen aus Zion, daß du ſeheſt das Glück Jeruſalems dein Lebelang, und ſeheſt deiner Kinder Kinder. Friede über Iſrael.

Häusliches Glück, meine Freunde, iſt das Gut, das der heilige Dichter dem, der den Herrn fürchtet, verheißt. Vor Allem erwähnt er das häusliche Glück und erklärt es damit für das höchſte der irdiſchen Güter. Nicht von Reichthum und Genuß, nicht von Anſehen und Macht, nicht von Ruhm und Ehre redet der heilige Sänger. Das häusliche Glück lehret er als den beſten Segen Gottes, als die köſtlichſte ſeiner Gaben betrachten. Dein Weib, ſo redet er den an, der den Herrn fürchtet, dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her, du wirſt ſehen deiner Kinder Kinder; alſo, mit dieſen herrlichen Freuden, mit dieſen köſtlichen Gütern, wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.

Ich folge der Weiſung, welche der heilige Dichter mir giebt, und rede heute von dem Werthe des häuslichen Glückes. Zuerſt will ich den Werth dieſes Gutes ins Licht ſetzen, darnach, wenn euch das Gefühl ſeines Werthes ergriffen hat, Worte der Ermahnung an euch richten. Mit Wärme zwar und mit Theilnahme hoffe ich zu reden; aber keine blendenden Künſte der Beredſamkeit will ich anwenden, die Wirklichkeit zu verſchönern, und euch zu überreden, daß reines und ungeſtörtes Glück, daß eine überſchwengliche Seligkeit in den häuslichen Verhältniſſen gefunden werde. Die Erfahrung würde mich Lügen ſtrafen und euer Gefühl meinem trügenden Worte widerſprechen. Nur von dem Wirklichen brauche ich zu reden, von dem häuslichen Glücke, welches Tauſenden zu Theil ward, nur an das darf ich euch erinnern, was ihr entweder ſelbſt beſitzet, oder eure Eltern beſaßen, oder euren Freunden zu Theil ward, um euch zu überzeugen, das häusliche Glück ſei der Grund der dauerndſten, der edelſten und der reinſten Freuden, ſei die Quelle der Stärkung und Erquickung bei den Sorgen und Beſchwerden des Lebens, ſei endlich ein wirkſames Beförderungsmittel ſittlicher Veredelung. Laſſet uns das näher erwägen und wir werden den Werth des häuslichen Glückes erkennen und ſchätzen.

Die meiſten Genüſſe befriedigen uns nicht auf die Dauer, mit den Jahren wechſelt die Neigung, und oft geſchieht es, daß wir Vergnügungen, die wir früher leidenſchaftlich geliebt hatten, ſpäter mit Ekel und Ueberdruß fliehen. Die meiſten Genüſſe reizen nur die Sinne, regen nicht die edlern Triebe und Gefühle an und beſchäftigen den Geiſt und das Herz nicht, und in dieſen ſinnlichen Genüſſen vergeſſen wir uns am leichteſten, ſchweifen wir am öfterſten aus, ſo daß ſie uns nicht ſtärken und erheitern, ſondern unſre Kraft abſpannen, unſre Seele umwölken und ſchmerzliche Erinnerungen in dem Herzen zurücklaſſen. Solche vergängliche und unlautere Genüſſe ſind die Freuden nicht, welche aus glücklichen, häuslichen Verhältniſſen entſpringen. Die Freuden dieſer Art ſind die dauerndſten. Des Umganges mit einem geliebten Weibe wird man nicht müde, und nie hören Eltern auf, ſich ihrer Kinder zu freuen. Täglich kann man mit Wohlgefallen in der Mitte der Seinigen verweilen und mit immer neuem Verlangen zu dieſem Kreiſe zurückkehren; denn täglich erneuert ſich das häusliche Glück, und ſo mannichfaltig die Angelegenheiten, Geſchäfte und Veränderungen des Lebens ſind, eben ſo mannichfaltig ſind die häuslichen Freuden. Nicht der Wechſel der äußern Verhältniſſe, nicht der Fortgang der Jahre vernichtet dieſe Freuden; wenn längſt die Empfänglichkeit für andere Genüſſe vergangen iſt, bleibt doch der Sinn für häusliches Glück. Auch dem Greiſe, deſſen Auge dunkel wird und deſſen Kraft verfällt, iſt wohl in dem Umgange mit der gewohnten, langgeprüften Gefährtin, und hat er das Weib ſeiner Jugend begraben, ſo freuet er ſich noch ſeiner Kinder und Enkel. Und nicht blos die dauerndſten, auch die edelſten Freuden ſind die, welche aus den häuslichen Verhältniſſen kommen; denn ſie regen die ächt menſchlichen Gefühle und Triebe an und beſchäftigen mehr den Geiſt und das Herz, als die Sinne. Wenn die Mutter ſich freuet im Kreiſe ihrer Kinder, wenn ſie den Kleinen, den ſie im Arme trägt, liebkoſet, mit Wohlgefallen dem muntern Spiele der Knaben zuſieht und mit freundlicher Herablaſſung die Kleine zu ihren Füßen lehret, ſo iſt es der Trieb der Mutterliebe und das heitere Gefühl eines zärtlichen Wohlwollens, was ihr Herz bewegt. Wenn der Vater ſich freuet im Kreiſe ſeiner Kinder, wenn er die Lernbegierde des einen, die Offenheit des andern, den ſanften und beſcheidenen Sinn des dritten mit Wohlgefallen bemerkt, wenn er Plane zu ihrem Glücke bauet, oder in freundlichem Geſpräche über die Wunder der Natur und über die menſchlichen Dinge mit ihnen redet; ſo iſt es der Trieb der Vaterliebe und das Gefühl des Wohlwollens, was ſein Herz bewegt. Wenn Gatten, was ſie denken und fühlen, frei und zwanglos einander mittheilen, über ihre Angelegenheiten gemeinſchaftlich berathſchlagen, der Vergangenheit ſich erinnern, Plane für die Zukunft entwerfen und der hervorbrechenden Talente ihrer Kinder ſich freuen; ſo iſt es Freundſchaft und Liebe, was in ihren Herzen waltet. Die häuslichen Freuden ſind die edelſten; und darum auch die ſchuldloſeſten und reinſten. Sie trüben nicht die Klarheit der Seele, ſie verdunkeln nicht das ſittliche Gefühl, ſie entzünden nicht ungeſtüme Begierden und laſſen keinen Stachel der Reue in dem bethörten Herzen zurück. Unter dem Genuſſe dieſer Freuden bleibt das Gemüth beſonnen und nüchtern, ruhig und heiter und freudig, ohne Vorwurf und Reue kann man der Stunden, die man glücklich im Schooße der Seinigen verlebte, gedenken.

Eben dadurch, daß das häusliche Glück dauernde, edle und reine Freuden gewährt, wird es eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beſchwerden des Lebens. Wir Alle, meine Freunde, empfinden, der Eine mehr, der Andere weniger, den Zwang der Verhältniſſe, wir Alle fühlen uns durch die Geſchäfte unſeres Berufes jetzt beunruhigt und zerſtreut, jetzt abgeſpannt

Sind nicht die meiſten Wüſtlinge, welche ſich in den Taumel der Sinnenluſt ſtürzen, entweder Eheleute, welche ein unbefriedigtes Herz umher treibt, oder Gatten, welche in der Geſellſchaft und in dem Wechſel rauſchender Vergnügungen ihres häuslichen Unglückes vergeſſen wollen? Kann es nicht leicht geſchehen, daß in dem Gemüthe eines Menſchen, den kein zartes Band an Menſchen knüpft, der nie die ſanften Regungen der ehelichen und älterlichen Liebe empfindet, der, weil ihn die Natur nicht treibt, für Andere zu ſorgen, Alles nur auf ſich beziehen lernt, kann es nicht geſchehen, daß in dem Gemüthe eines ſolchen Menſchen die wohlwollende Geſinnung erliſcht? Wird nicht oft der Unmuth und Verdruß, welchen unglückliche häusliche Verhältniſſe unvermeidlich verurſachen, die Quelle haſſender Gefühle und feindſeliger Leidenſchaften? Das häusliche Glück hält dieſe Gefahren und Verſuchungen von dem Menſchen entfernt und weckt Gefühle und nähret Neigungen, welche die Tugendübung unterſtützen. Das häusliche Glück wirkt Heiterkeit, Frohſinn und Frieden, und in dieſer Stimmung iſt der Menſch theils zu freudiger Thätigkeit, theils zu der Uebung der wohlwollenden Tugenden geneigt. Das häusliche Glück erhält dem Menſchen den Sinn für Einfalt, Natur und ſtille Freuden, und das Natürliche dem Gekünſtelten und Gezwungenen, das Einfache dem Prächtigen und Geſuchten, die ſtille Freude dem rauſchenden und lärmenden Genuſſe vorzuziehen, iſt ſchon der Grund und der Anfang vieler Tugenden. Das häusliche Glück weckt und nähret die edlern Triebe unſerer Natur, die Liebe zu dem Gatten und die Liebe zu dem Kinde, und das Walten dieſer Triebe macht das Herz ſanfter und milder und ſchließt es dem Wohlwollen auf. Bald wird das Walten des Triebes Geſinnung, und es bilden ſich in dem Gemüthe die ſanften Tugenden der Theilnahme, der Aufopferung und der Freundſchaft, welche nicht blos in dem häuslichen, ſondern auch in andern Verhältniſſen des Lebens ſich äußern. Auf dieſe Weiſe gewinnt der ganze Charakter unter dem wohlthätigen Einfluſſe des häuslichen Glückes.

Sehet da, meine Freunde, hierauf beruhet der Werth, der hohe Werth des Gutes, zu deſſen richtiger Schätzung ich euch leiten wollte. Das häusliche Glück iſt der Grund der dauerndſten und edelſten und der reinſten Freuden, es iſt eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beſchwerden des Lebens, es iſt ein wirkſames Beförderungsmittel der ſittlichen Bildung. Das erwäget, und ihr werdet erkennen, daß das häusliche Glück das höchſte der irdiſchen Güter ſei; und wenn ihr das erkennet und den ganzen Werth dieſes Gutes fühlet, dann werden die Worte der Ermahnung, die ich an euch, die ihr dem häuslichen Leben entgegen gehet, an euch, die ihr häusliches Glück beſitzet, und an euch, die ihr euer häusliches Glück verſcherzet, richten will, Eingang in eurem Herzen finden.

Hören werdet ihr mich und mein Wort zu Herzen nehmen, die ihr dem häuslichen Leben entgegen geht, hören werdet ihr mich, wenn ich euch ermahne, euch fähig und empfänglich für das häusliche Glück zu erhalten und den Eintritt in das eheliche Verhältniß als die wichtigſte Angelegenheit des Lebens zu betrachten. Wer ſeine Jugendkraft in den Armen der Wolluſt thöricht verſchwendet hat, nicht Unſchuld und Reinheit der Sitten, ſondern ein Herz voll von Lüſten und Begierden, nicht einen heitern und männlichen Sinn, ſondern die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche bei jedem Anlaſſe in verdrießliche Affecte ausbricht, in die Ehe bringt, der kann in dieſem Verhältniſſe nicht beglücken noch glücklich ſein. Darum, o Jüngling, ſei dein Herz rein und ſchuldlos dein Wandel! Das freundliche Bild eines glücklichen Gatten und Vaters möge dich unabläſſig umſchweben und warnend zwiſchen dich und die Wolluſt treten, damit du nicht thöricht das Glück des Lebens gegen einen flüchtigen Genuß, gegen einen Genuß hingebeſt, welcher oft den Leib mit der Seele vergiftet. Wen nur rauſchende und zerſtreuende Vergnügungen ergötzen, der iſt nicht empfänglich für häusliches Glück; denn die Freuden des häuslichen Lebens ſind gleichförmig und einfach und können nur den befriedigen, der heitre Stille und ſanften Frieden liebt. Darum wehre, wenn du glücklich ſein willſt im häuslichen Kreiſe, der Sinnlichkeit und der Zerſtreuungsſucht, und bewahre den Sinn für Einfalt und Natur. Wer von immer wachen Leidenſchaften in reger Unruhe erhalten wird, ſo daß Furcht und Hoffnung unabläſſig das Gemüth bewegen und ein Entwurf der Habſucht und des Ehrgeizes den andern verdrängt, iſt nicht empfänglich für häusliches Glück; denn immer überſieht er das Nahe und greift thöricht nach dem Entfernten, er vernachläſſigt, was er beſitzt, und ſtrebt nach dem, was er entbehrt, er kann nicht ruhen und ſich ſammeln, und nur Genüſſe, welche das Gemüth nicht bewegen, ſondern erſchüttern, können ihn auf Augenblicke von den Gegenſtänden der Leidenſchaft abziehen und feſſeln. Darum wehre, willſt du empfänglich ſein für häusliches Glück, den Leidenſchaften und mäßige die Begierden, damit nicht die Ruhe deiner Seele vergehe und dein Gemüth unſtet und flüchtig von Gegenſtand zu Gegenſtand irre. Wer und ermattet, und Keiner entziehet dem Leiden und dem Schmerze. Es iſt der Kreis unſerer Familie, wo wir uns ſammeln und erholen, erheitern und ſtärken ſollen. In dem Verkehr mit der Welt, wo wir unabläſſig über uns wachen, daß nicht ein unbedachtes Wort unſer Geheimniß verrathe und ein übereilter Schritt gegen unſer Verhältniß verſtoße, wo wir mit ängſtlicher Sorgfalt das Wort wägen, und den Eindruck unſeres Benehmens berechnen, fühlen wir uns gedrückt, beengt und gehindert; in unſerm Hauſe aber äußern wir offen und unumwunden, was wir denken und fühlen, bewegen wir uns frei und zwanglos, hören wir auf, gleichſam uns ſelbſt zu bewachen, überlaſſen wir uns ſorglos dem Zuge des vertraulichen Geſpräches; und dieſe Freiheit nach dem Zwange thut uns wohl und wird uns Erheiterung und Stärkung. In dem Verkehr mit der Welt, in dem Kampfe um die Güter des Lebens, in dem Widerſtreite unſerer und fremder Anſprüche erwachet oft Eiferſucht und Neid, Unmuth und Verdruß; in dem glücklichen Familienkreiſe aber, wo alle Beſtrebungen in einem Zwecke ſich vereinigen und Eintracht und Liebe wohnt, vergehen allmälig die widrigen Eindrücke, welche das Gemüth in dem Verkehr mit der Welt empfangen hatte, kehrt allmälig Stille und Friede zurück. In dem Geräuſche der Welt verlieren wir gleichſam uns ſelbſt, ſo daß wir nur in den äußeren Dingen leben und unſere Geiſteskraft unter tauſend Gegenſtänden gleichſam zerſtreuet und getheilet wird; in der Stille unſeres Hauſes aber finden wir uns wieder, das Gemüth ſammelt ſich, wir kommen zu einem klaren Bewußtſein unſeres Zuſtandes und ruhiger Selbſtgenuß ſtärkt und erheitert unſre Seele. In dem Gedränge der Geſchäfte, unter der Laſt der Arbeit und Sorge ſinket der Muth, vergehet die Kraft und der Abend findet uns erſchöpft und ermattet; in dem Kreiſe der Unſrigen ruhen wir aus von der Arbeit des Tages, erholen wir uns in leichter Beſchäftigung und freundlichem Geſpräche, und ſammeln Kraft zu neuer Thätigkeit. Und wo anders, Freunde, als in unſerm Hauſe und im Kreiſe unſerer Familie, können wir in den Stunden des Kummers und des Schmerzes, in den Tagen des Unglücks, in den Jahren der Schwachheit und Krankheit, Theilnahme, Troſt und Hülfe finden? Wenn die fröhlichen Geſellſchafter den Trauernden fliehen, harret ſein Weib bei ihm aus und mildert durch Theilnahme ſeinen Kummer; wenn die eigennützigen Freunde den Unglücklichen verlaſſen, bleiben ihm doch ſein Weib und ſeine Kinder; und wenn die junge Welt den ernſten und kränkelnden Greis meidet, umringen ihn doch ſeine Kinder und Enkel, daß er nicht einſam und verlaſſen, ein Todter unter den Lebendigen, wandelt. So iſt das häusliche Glück eine Quelle der Stärkung und der Erquickung, und aus dieſer Quelle ſchöpfen Menſchen aller Stände und Verhältniſſe. Unter den Seinigen ruhet der Arbeiter, wenn er das Tagewerk im Schweiße ſeines Angeſichts vollbracht hat, hier ſammelt ſich der Geſchäftsmann nach den Zerſtreuungen des Tages, hier vergißt der Gelehrte ſeine mühevollen Forſchungen und Zweifel und entſpannet ſeinen Geiſt. Und nichts kann erſetzen, was das häusliche Leben gewährt; nicht die Geſellſchaft, denn in ihr iſt nur dem Fröhlichen und Glücklichen wohl; nicht die Natur, denn ſie theilt unſre Gefühle nicht und weinet nicht in unſre Thränen; nicht die Kunſt und die Wiſſenſchaft, denn ſie kann nur den heitern und gefaßten Geiſt beſchäftigen; was das häusliche Glück gewähret, Freiheit nach dem Zwange, Seelenfrieden nach der Unruhe der Leidenſchaften, Sammlung nach der Zerſtreuung, Stärkung nach der Ermattung, Heiterkeit nach dem Kummer, Freude nach dem Schmerze, Theilnahme und Hülfe in Unglück und Noth, das können wir aus einer andern Quelle nicht ſchöpfen.

Noch nicht genug, meine Freunde, das häusliche Glück iſt nicht blos der Grund der dauerndſten, edelſten und reinſten Freuden, nicht blos eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beſchwerden des Lebens; es iſt auch ein wirkſames Beförderungsmittel der ſittlichen Bildung, der Veredlung unſeres Charakters. Nicht als ob das häusliche Leben die unerläßlichſte Bedingung der Weisheit und der Tugend wäre. Es hat Tauſende gegeben, welche durch ihren Stand, durch ihr beſchränktes Verhältniß, oder durch einen Eigenſinn des Herzens, welches nicht zum zweiten Male wählen wollte, gehindert wurden, in das häusliche Leben einzutreten, und doch Reinheit der Sitten bewahrten, und alle die ſanften Tugenden ſich erwarben, welche am glücklichſten im ſtillen Kreiſe des häuslichen Lebens gedeihen. Nicht als ob unglückliche häusliche Verhältniſſe unvermeidlich zu Thorheit und Laſter führeten; auch ohne durch häusliches Glück beglückt zu werden, kann man doch die häuslichen Pflichten erfüllen und [illegible] unter ſeine Neigungen zu Unmuth und Groll, kann man doch die Liebe zu den Menſchen bewahren. Das nur will ich behaupten, daß das häusliche Glück die ſittliche Veredlung erleichtert, theils indem es Neigungen und Verſuchungen zum Böſen von den Menſchen entfernt, theils indem es Gefühle weckt und Neigungen nähret, welche die Tugendübung unterſtützen. Und das iſt unläugbar.

mit Leichtſinn und unredlicher Geſinnung den ehelichen Bund ſchließt, findet ſelten das häusliche Glück. Selten findet es der Jüngling, welcher, kaum dem Knabenalter entwachſen, unfähig weiblichen Werth zu würdigen und völlig ungewiß über ſein Schickſal, die künftige Gefährtin ſich wählet; ſelten findet es die Jungfrau, welche in der Aufwallung der erſten Liebe dem Manne ohne Verdienſt, ſelbſt dem Manne von zweideutigem Charakter unbedachtſam ſich hingiebt; ſelten findet es, wer die Ehe als einen unwürdigen Handel betrachtet, in welchem man Geld um Geld, oder Geld um Rang und Ehre austauſcht. Darum, willſt du das häusliche Glück finden, ſo wähle mit redlicher Geſinnung und vernünftiger Ueberlegung. Jede Ehe, welche ohne die Beiſtimmung des Herzens, d. h. nicht ohne die ſchwärmeriſche Liebe, welche jede Rückſicht auf das Verhältniß verſchmäht, ſondern ohne das Bewußtſein geſchloſſen wird, daß man den Gewählten liebe und achte, ohne den Vorſatz ihn zu beglücken und ohne die Hoffnung durch ihn glücklich zu ſein, jede Ehe, welche ohne Beiſtimmung des Herzens geſchloſſen wird, iſt verwerflich; und wer um des Verhältniſſes willen den Gatten zu wählen und Liebe zu heucheln, wo man nur die Habſucht, den Stolz oder die Eitelkeit zu befriedigen trachtet, iſt niedrig, unedel, entehrend. Nur wer mit Beiſtimmung des Herzens wählet, wird ſeinen Gemahl lieben und ehren, wird Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen, wird beglücken und glücklich ſein. Darum werde jede Ehe aus Neigung, mit Beiſtimmung des Herzens, mit redlicher Geſinnung geſchloſſen. Dabei behaupte aber auch die Ueberlegung ihre Rechte. Die Vernunft muß die Wahl der Neigung prüfen; nicht Jeder iſt unabhängig und kann ganz dem Zuge des Herzens folgen; auch die Wahl der Liebe, wenn ſie den Menſchen mit ſeinen Verhältniſſen entzweiet, führet nicht zum Glücke. Nur der Leichtſinnige, der bloß für den Augenblick lebt, oder der Sittenloſe, der nicht an häusliche Glückſeligkeit glaubt, kann ſein Ohr meiner Ermahnung verſchließen. Der unverdorbene und überlegende Jüngling aber, der häusliche Glückſeligkeit hofft und einen feſten Lebensplan verfolgt, wird auf mein Wort achten und, je mehr er den Werth des häuslichen Glücks erkennt, um ſo dringender ſich ermuntert fühlen, ſich fähig und empfänglich zu erhalten für dieſes Glück, und den Eintritt in das eheliche Leben als die wichtigſte Angelegenheit zu betrachten.

Was bei dem Jünglinge und bei der Jungfrau, welche dem häuslichen Leben entgegen gehen, nur Hoffnung iſt und Erwartung, das iſt bei euch, denen häusliches Glück zu Theil ward, Gefühl und Erfahrung; und darum darf ich von euch mit doppelter Zuverſicht erwarten, daß mein Wort in euer Herz dringen werde, wenn ich euch ermahne, eures Glückes euch zu freuen und die mit dem häuslichen Leben verbundenen Beſchwerden gern und willig zu tragen. Vergegenwärtiget euch heute die ganze Summe des häuslichen Glückes, das ihr genoſſet und noch genießet; gedenket des Tages, wo das Weib eurer Jugend, liebend und geliebt, den Bund der Treue mit euch knüpfte, erinnert euch der frohen Stunde, wo das erſte Kind euch geboren ward, rufet alle Beweiſe der Anhänglichkeit und Liebe, die euch Weib und Kinder gaben, in das Gedächtniß, überzählet die Häupter eurer Lieben, fühlet, was euch eure häuslichen Verhältniſſe ſind, und freuet euch eures Glückes. Ihr ſtehet nicht fremd in einer fremden Welt; ihr habt eine Heimath, euch umringt ein vertraulicher Kreis geliebter Weſen. Ihr dürfet nicht, mißtrauiſch und verzweifelnd an fremder Theilnahme, den Schmerz und die Freude in eurem Herzen verſchließen; ihr habt Menſchen gefunden, welche fröhlich ſind, wenn ihr euch freuet, und weinen, wenn ihr weinet. Ein Glück iſt euch geworden, welches die dauerndſten, die edelſten und die reinſten Freuden gewähret; eine Quelle iſt euch geöffnet, aus welcher ihr bei den Leiden und Beſchwerden des Lebens Stärkung und Erquickung ſchöpfet; in ein Verhältniß ſeid ihr geſetzt, wo ſelbſt die Uebung der Tugend leichter wird. Erkennet, daß das höchſte der irdiſchen Güter euch beſchieden iſt, und freuet euch eures Glückes. Und wenn ihr das erkennt, werdet ihr euch ermuntert fühlen, die Laſten, welche das häusliche Verhältniß euch auflegt, gern und willig zu tragen. Auch das glücklichſte Verhältniß führet eine Menge von Sorgen und Beſchwerden herbei. Mit dem Eintritt in das häusliche Leben giebt der Mann ſeine Unabhängigkeit hin, und tauſend bindende Rückſichten auf Weib und Kind nöthigen ihn, ſich in läſtige Verhältniſſe zu fügen und zu tragen, was der freie Jüngling nicht geduldet hätte. Das häusliche Leben fordert mehr Eingezogenheit und macht oft die Aufopferung von Genüſſen und Vergnügungen nöthig, welche man bisher leidenſchaftlich geliebt hatte. Mit dem Eintritte in das häusliche Leben mehret ſich die Arbeit und die Sorge; oft ringt der Mann mit mühevoller Anſtrengung, ſein Weib und ſein Kind zu verſorgen, und oft wird die Pflicht der Mutter und der Gattin zur drückenden Bürde. Indem man ſein Schickſal an das Schickſal Anderer knüpft und theilt, was ihnen begegnet, wird man dem Kummer und dem Schmerze von mehreren Seiten zugänglich.

Auch die Mitglieder der höheren Stände, ob ihnen gleich ihr glücklicheres Verhältniß vielfache Erleichterung gewährt, können den Leiden und Beſchwerden des häuslichen Lebens nicht entrinnen. Der Tod, der oft die Freude der Eltern hinwegnimmt, gehet auch an den Paläſten nicht vorüber, und keine Mutter, die ihr Kind liebt, vertrauet es in den Tagen der Krankheit dem Leichtſinne der gedungenen Wärterin, denn kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? (Jeſ. 49, 15.) Gern und willig aber werdet ihr alle dieſe Mühen und Beſchwerden, alle dieſe Sorgen und Schmerzen, tragen, wenn ihr euch des hohen Werthes des häuslichen Glückes, mit welchem ſie ungetrennlich verbunden ſind, bewußt bleibet. Fühleſt du dich durch ein Verhältniß, welches du auflöſen würdeſt, wenn du noch frei und unabhängig wäreſt, beengt und gedrückt; du trägſt es für deine Kinder, für die, welche die Freude deines Lebens, die Hoffnung deines Alters ſind. Fühlſt du dich niedergebeugt durch die Laſt der Arbeit und Sorge; es iſt für dein Weib, für deine Kinder, du arbeiteſt für die, deren Glück dein Glück iſt. Mußt du den Kummer deines Gatten theilen; du leideſt mit deinem Freunde, mit dem, der auch dein Leiden theilte. In das Glück iſt das Leiden verwebt, in den Schmerz die Freude gemiſcht; ſo iſt es geordnet von dem Herrn und Regierer der Welt. Ohne häusliche Leiden giebt es kein häusliches Glück, und willig trägt der Weiſe die Uebel, welche mit dem theuerſten der irdiſchen Güter ungetrennlich verbunden ſind.

Je größer der Werth des häuslichen Glückes iſt, deſto ſchmerzlicher muß dem Menſchenfreunde die Bemerkung ſein, daß ſo Viele durch eigene Schuld dieſes Gutes entbehren. Und darum wende ich mich noch an euch, die ihr thöricht euer häusliches Glück verſcherzet, und bitte und ermahne euch, die Neigungen und Laſter aus eurem Herzen zu verbannen, welche euer häusliches Glück hindern, und Alles zu thun, um wieder zu dem Beſitze des verlornen Gutes zu gelangen. Du verlorſt dein häusliches Glück, weil dein Herz, von der verbotenen Neigung beſchlichen, zu dem Fremden ſich gewendet hat, ſo daß du nicht mehr ſtrebſt, deinem Gatten anzugehören und an die Stelle der vorigen Vertraulichkeit, Zärtlichkeit und Liebe, Zurückhaltung, Kälte und Gleichgültigkeit getreten iſt. Wenn das dein Fall iſt, o! ſo tilge durch die Macht des Verſtandes die verbotene Neigung, dieſe Feindin deines Glückes, aus deinem Herzen. Verkenne nicht in der einſeitigen Vergleichung mit dem Fremden, deſſen aufmerkſame Gefälligkeit dir ſchmeichelt, deſſen erheuchelte Zärtlichkeit dich beſticht, das Herz des Gatten, deſſen Zuneigung ſich in ruhige Freundſchaft verwandelt hat; bedenke, daß du deine Unabhängigkeit und dein bürgerliches Glück deinem Gatten verdankeſt; vergiß nicht, daß dein Gatte der Vater deiner Kinder iſt; ſetze der verbotenen Neigung einen feſten und ernſten Willen entgegen, meide die Gelegenheit zu der vertraulichen Annäherung an den Fremden; entferne, wenn es irgend das Verhältniß geſtattet, den Verführer aus deiner Nähe, und bewahre die Treue: und dein Herz wird ſich wieder für deinen Gatten erwärmen, du wirſt dich wieder freuen, ihm anzugehören und wirſt glücklich ſein durch ſeine Liebe. Und hätte dir verbotene Neigung zum Laſter dich fortgeriſſen, wäreſt du gefallen und hätte der ſchwerbeleidigte Gatte die Treuloſe verſtoßen, in trauriger Einſamkeit den Leichtſinn ihrer Jugend zu beweinen: o! ſo wende dich mit reuigem Herzen zu dem beleidigten Gatten; verſuche nicht, dein ſchweres Vergehen vor dir ſelbſt zu entſchuldigen und den Gatten anzuklagen, um dich zu rechtfertigen; erkenne und bereue deine Schuld, und verſöhne den Beleidigten: vielleicht daß er dir vergiebt, dich wieder aufnimmt und du dereinſt, wenn du durch jahrelange treue Erfüllung deiner Pflichten deinen Gatten, die Welt und dich ſelbſt mit dir verſöhnt haſt, wieder glücklich wirſt. Ihr verſcherzet euer häusliches Glück durch Eigenwillen und Herrſchſucht. Wo ſo oft, wie in den häuslichen Verhältniſſen, der Wille des Einen dem Willen des Andern begegnet: da kann nur dann Einigkeit und Friede erhalten werden, wenn der Eine ſeine Anſprüche durch die Anſprüche des Andern zu beſchränken und ſeinen Willen dem Willen des Andern zu unterwerfen weiß. [illegible], die Herrſchſucht, welche die Freiheit des Andern willkührlich beſchränkt, und der Eigenwille, welcher aus Laune und aus Trotz den Wünſchen des Andern ſich zu fügen weigert, erzeugt Unwillen und Groll und trennet die Gemüther. Leicht verleitet den Mann das Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit zur Herrſchſucht, daß er, ſtatt des Führers, der Tyrann ſeines Weibes wird, und oft wird das Weib, unvermögend ihre Neigungen zu beherrſchen und ihre Wünſche aufzugeben, durch launigen Eigenſinn und eigenwillige Beharrlichkeit die Quälerin ihres Gatten. Iſt es Herrſchſucht und Eigenwille, was den Frieden eurer Ehe ſtört, und ewige Zwiſte erzeugt, welche, je öfter ſie ſich erneuern, um ſo weiter die Gemüther von einander entfernen; o ſo lernet Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit, Aufopferung und Entſagung:

und je mehr ihr euch gewöhnet, eure Launen zu beherrſchen und eure Anſprüche durch die Anſprüche des Andern zu beſchränken, deſto leichter werdet ihr zur Einigkeit und zum Frieden zurückkehren, und das verſcherzte Glück eurer Ehe wiederfinden. Ihr Alle, die ihr euer häusliches Glück verloret, forſchet nach den Urſachen eures Verluſtes und verbannet mit ernſtem und feſtem Willen die Neigungen und Laſter aus eurem Herzen, welche euch das höchſte der irdiſchen Güter raubten.

So möge denn, wer dem häuslichen Leben entgegen gehet, häusliches Glück finden, wer es beſitzet, ſeines Glückes ſich freuen, und wer es verſcherzte, mit Ernſt und Eifer nach dem verlornen Gute trachten. Des Himmels beſte Gabe iſt häusliches Glück und nichts, nicht Einſamkeit, nicht Reichthum, nicht Ehre und Macht, kann dieſes Gut erſetzen. An das häusliche Glück iſt der Menſch von der Natur gewieſen, häusliches Glück hat ihm der Schöpfer beſtimmt. Er, der Mann und Weib erſchaffen und es ſo geordnet hat, daß ein Geſchlecht von dem andern abſtammt, will, daß Gatten- und Vater- und Mutterliebe das Herz des Menſchen beglücke. Es iſt Gottes Geſetz, daß ein Weib, wenn ſie gebieret, Traurigkeit hat, wenn ſie aber das Kind geboren hat, nicht mehr denkt an die Angſt, um der Freude willen, daß der Menſch zur Welt geboren iſt (Joh. 16, 21); es iſt Gottes Wille, daß ein Mann Vater und Mutter verlaſſe und an ſeinem Weibe hange (1. Moſ. 2, 24). Amen.

Predigt am vierten Sonntage nach Oſtern, Cantate, über Pſ. 104,13—16.

Der Frühling.

Von C. Harms.

Lobe den Herrn, meine Seele! Nicht anders kann ich heute anfangen. Lobe den Herrn, meine Seele! rufe ich mir zu, daß ihr es hört, meine Brüder, und mit mir eure Seelen zum Lobe des Herrn erhebt. Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom ſchönen blauen Himmel herab. Laßet uns aufſchauen, denn vom Himmel herab iſt uns dieſer herrliche Frühling gegeben in Regen, Thau und mildem Sonnenſchein. Sprechet:

Du haſt deine Säulen dir aufgeſtellt
Und deine Tempel gegründet.
Wohin mein gläubiges Auge ſchaut,
Dich, Herr und Vater, es findet:
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tauſend Sterne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unſer, der du biſt im Himmel!

Und liebevoll dein Auge ſchaut,
Wo du allmächtig ſprachſt: Es werde!
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandelt unſre Erde!
Herr! Herr! Das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die dich Vater nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Denn du biſt Herr,
Und du biſt Gott,
Unſer Vater!
Und dein iſt das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit!
In Ewigkeit!
Amen! *)

Sehet! Ihr, denen Gott Augen gegeben hat, ſehet einmal in die Schöpfung hinein, da iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Sehet nicht immer auf des Silbers Glanz, denn es hatte der Schöpfer im dunklen Schooß der Erde verborgen. Sehet nicht immer auf eurer Kleider Pracht, denn auch der reichſte König iſt ſo ſchön nicht gekleidet, wie die geringſte Blume des Feldes. Sehet nicht immer auf eurer Häuſer ſchönen Bau, denn hoch über der Erde köſtlichen Paläſten ſtehet des Himmels blaues Gewölb' auf unſichtbaren ewigen Säulen, mit Sonn' und Mond und goldenen Sternen geſchmückt. Höret! red' ich euch an, Ihr, denen Gott Ohren gegeben, höret einmal die Stimmen der Schöpfung. Da tönet nicht Klage, ſondern Freude, Jubel und Lobgeſang überall. O höret nicht immer die Lockſtimme der Sünde: ſie hat keinen lautern und reinen Ton, wie Gottes Natur ihn hat. O höret nicht immer nach Marktpreis und Kauf und des magern Gewinnes Berechnung, ſondern höret die Gottesladung im Frühlinge: Kommt, es wird Alles bereitet! Höret nicht immer der kleingläubigen und leichtverzagten Menſchheit Jammergeſchrei: jedes Thier, dem Gott einen Laut gegeben, auf der Erde und über der Erde, rufet uns zu, aus unſern Stauden, Gärten, ſinget der Vogel uns zu in dieſer Frühlingszeit: Er will uns allezeit ernähren. Fühlet, red' ich euch an, ihr, denen Gott ein fühlendes Herz gegeben hat. Die harte Erde kann der Frühling erweichen, den erſtorbenen Baum beleben: welches Herz wäre härter noch und des Herzens Gedanken erſtarrter, daß der Frühling mit ſeiner Gotteskraft es nicht erweichen, ihn nicht beleben könnte zum heiligen Ge-

---

*) Mahlmann.

fühle der Gottesnähe, zur Andacht und zum Gebet? Es fühlet gewiß, wer nur ſiehet und hört. Darum will ich heute den Frühling vorſtellen und vom Frühlinge reden und von Gott, der ihn ſchafft.

Text, Pſ. 104, 13—16.

Du feuchteſt die Berge von oben her, du machſt das Land voll Früchte, die du ſchaffeſt. Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menſchen: daß du Brod aus der Erden bringeſt, und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz und ſeine Geſtalt ſchön werde vom Oel, und das Brod des Menſchen Herz ſtärke, daß die Bäume des Herrn voll Saftes ſtehen, die Cedern Libanons, die er gepflanzet hat.

Der ganze 104te Pſalm, ein Capitel aus dem Buch der Natur, iſt eine erhabene, ſchöne und rührende Beſchreibung der göttlichen Werke. Die angeführten Verſe insbeſondere deuten auf des Frühlings ſchöne Wiederkehr, auf dieſe Pracht der Erde, auf die Freude der Thiere und Menſchen. Uns winken ſie hin zu dieſer Zeit, in gegenwärtiger Stunde, von dieſem Heiligthum aus in jenes zu blicken und mit geſammeltem Gemüth

den Frühling

zu betrachten. Der da iſt:

I. ein Lebengeber der ganzen Natur
II. ein Freudengeber aller Lebendigen,
III. ein Herold Gottes für die Vernünftigen.

Der da iſt:

IV. ein Begleiter frommer Seelen,
V. dein Bild, o Jugend!
VI. euer Vertrauen, wirkende Männer!
VII. dein Glaube, dein ſchöner Glaube, du graues Haupt.

I.

Es flogen die Vögel davon im vorigen Jahre, zu einer Zeit, da die Sonne noch warm über unſern Häuptern ſchien, da noch keine Stürme die Nacht furchtbar machten, da noch ein großer Ueberfluß auf unſern Weiden und Feldern für ſie bereit lag. Wir wußten wohl, was ihr Abzug bedeutete, nämlich des Sommers Ablauf und des Winters baldige Annäherung. Sie ließen ſich nicht verlocken. Ihr Schöpfer hatte ihnen den Trieb nach einem wärmern Lande eingepflanzt und ihrem Leibe Flügel gegeben, daſſelbe ferne Land zu erreichen. Sie flogen davon und ſahen den allgemeinen Tod nicht, ſahen ihren eigenen Tod nicht. Viele tauſend Geſchöpfe ihrer eigenen und anderer Art, die ihnen nicht folgen konnten, gruben ſich verborgen ihr Grab und legten ſich ſelbſt hinein, ſchweigend erwartend, ob Gott ſie wieder wecken werde aus dem langen Winterſchlaf. Denn allmälig fing auch die Erde an zu altern, die Mutter der Lebendigen. Die grüne Farbe ward bläſſer, die gelbe Saat brachte der Ackersmann in ſeine Scheunen, täglich ward die Stoppel weißer. Zuletzt ſuchte das Vieh auch ſeinen Stall wieder, das draußen nicht mehr dem Froſt und dem Hunger widerſtehen konnte. Länger ward die Nacht, als der Tag, und immer dunkler. Des Lichtes und der Wärme beraubet, fiel das Laub von den Bäumen, ein Spiel der Winde. Heftiger wehten die Winde und ſchlugen Wellen zwiſchen den Feldern auf den ausgetretenen breiten Gräben. Der Himmel war nicht freundlich mehr, darum trauerte die Erde. Alle Gewächſe hatte ſie verloren, ihre liebſten Kinder: ſie war allein noch, und ſtarb auch. Stirbſt du, ſo will ich dir ein Sterbekleid anziehen, und er bedeckte die Erde mit dem ſchönſten Weiß und mit ſeinem reinen Schnee. Der Sperling, der faſt allein, ſah es an; er verließ nun auch die Erde, die ihm kein Körnchen mehr geben konnte, und ſuchte die Wohnungen der Menſchen. Wir alle blickten hinaus in die öde, ſtille, todtenſtille Natur und fragten uns: Werden wir den Frühling erleben? Manchen Bruder und manche Schweſter mußten wir in die harte Erde begraben. Uns leuchtet noch der Augen Licht, wir ſehen mit gefühlvollem Blick den Frühling an, der da iſt ein Lebengeber der ganzen Natur.

Ueberall iſt Leben, junges, friſches, fröhliches Leben, zwar nach einem Kampfe, der mehrere Wochen gedauert hat. Der kalte Oſt widerſtand lange dem ſanften Weſte. Doch die Vögel waren gewiß, daß dieſer bald ſiegen würde, daher ſang die Lerche längſt ihren Jubel, daher kam der Storch in die Armuth unſerer Gegend, wohl wiſſend, wie reich ſie bald würde, und unſre Kinder wurden von ſchwachen Sonnenſtrahlen auf ihre Spielplätze geweckt, in ihrem Blute fühlend, daß der Frühling käme. Nun iſt er da. Der ſchwere Kampf zwiſchen Leben und Tod iſt ausgekämpft. Alles lebt, die ganze Natur lebt wieder. Sehet hinaus! Die Erde trägt Grün, täglich wächſt die junge Saat höher, immer dichter wird das Gras, das Leben ſteht in Pflanzen und Bäumen, jeden Morgen hat ſich eine neue Blume aufgethan, jeden Morgen haben ſich tauſend Blüthen entfaltet, Millionen liegen an den Brüſten der Natur und ſaugen Leben ein, Millionen, unzählige Millionen Pflanzen und Saamenkörner werden vom Gärtners und Landmannes Händen ihr an die Brüſte gelegt, daß ſie denſelben Milch und Leben gebe, mit zu ſchmücken den Garten, mit zu zieren das Feld, mit zu füllen dereinſt die Scheuren der Menſchen. Alles lebt. Wo kommt ihr her, die wir todt glaubten? Du Gewürm, erſtarrt und begraben, durchbrichſt die Erde, die dich deckte, und wimmelſt umher, wohin wir nur unſern Fuß ſetzen. Woher, ihr Mücken im Sonnenſtrahl? Wir ſahen euch lange nicht, und nun ſchwärmt ihr unzählig auf jedem Pfade. Ihr Bienen des Stocks, wer wecket euch aus dem trägen, tiefen Schlummer, daß ihr jetzt voll regen Lebens um jeden Blumen- und Blüthenkelch ſummet? Ihr Fiſche in den Gründen, wer ruft euch herauf an den klaren Waſſerſpiegel? und ihr Vögel in den Lüften, wer locket euch aus euren Todeshöhlen hervor in bunter Zahl, daß ihr jetzt die Höhe bevölkert und den ſtillen Morgen mit euren Liedern begrüßt? Das thut der Frühling, der da iſt ein Lebengeber der ganzen Natur.

II.

Leben iſt Freude. Laßt uns über den Satz nicht ſtreiten, Leben iſt Freude. Es hat wohl Mancher geweint in ſeines Lebens Traurigkeit, aber die Wolken fliehn und nach dem Regen ſcheinet die Sonne viel lieblicher. Darum nenne ich den Frühling den Freudengeber, den *Freudengeber aller Lebendigen.* Tritt heraus, o Menſch, tritt heraus aus den Winkeln des Grames, aus den Kammern des Trübſinnes. Denn du allein kannſt doch nur grämlich und trübſinnig ſein. Tritt in die Natur und freue dich, wie Alles ſich freut, was einen lebendigen Odem hat. Höre den Vogelgeſang! iſt er nicht der Freuden Stimme und Klang? Siehe das Vieh auf der Weide! hüpfet es nicht vor Lebensfreude? Und das brüllende Rind im Stall will hinaus in das Freudenall! Fröhlich ſchwirret's in den Lüften, fröhlich regt ſich's in den Klüften! Auf Gottes Erde kein Winkel iſt, wo nicht ein frohes Weſen iſt. Welcher Menſch denn einen Kummer trägt, der iſt ſchuldig, ihn zu vergeſſen, um der allgemeinen Freude willen; er darf nicht mit ſchwerem Herzen und verweinten Augen umhergehen, wo ſich fröhliche Geſchöpfe mit heiterem Blick begrüßen. Aber welchen Kummer der Menſch auch tragen möge, ſo beut ihm die Natur für jeden ſichere Heilmittel an. Findet er verworren die Fäden ſeines Lebens und zweifelhaft den Ausgang: hier iſt Ordnung und weiſer Plan, durch Jahrtauſende tauſendfach bewährt. Klagt er über Verlaſſenheit und vergebliches Suchen nach einem Freunde; die Natur ruft ihn, zieht ihn in ihre Arme und kühlt ſein brennendes Herz mit lindem Frühlingswehn. Preßt ihn die Enge des Lebens und menſchlicher Thaten Kleinheit: hier wird die Bruſt frei in dem Unendlichen und das Herz groß, wo er ſieht, daß auch das Schwache ein ſtarker Geiſt wirket. Macht ihn traurig der Vergang des Irdiſchen: hier ſieht er es wiederkommen in verjüngter Geſtalt. Sorget er, was er eſſen und trinken, womit er ſich kleiden ſoll: hier ſieht er die Vögel unter dem Himmel, und denkt: Ich bin doch viel mehr, denn ſie! Ja, mein Freund, es ſorgt die Natur für dich, es arbeitet der Frühling für dich auch, für dich giebt er der Erde ihre Fruchtbarkeit wieder und den Saaten herrliches Wachsthum. Haſt du kein Feld, ſo laß es dich freuen, daß Andere reichlich ernten werden. Gottes Hand iſt die erſte, ihre Hand die zweite, du wirſt von ihnen empfangen und nicht darben. Der Frühling iſt ein Freudengeber aller Lebendigen. So viele Sinne du haſt, ſo viele Freuden reicht er dar. Du ſiehſt der Farben prächtiges Spiel, du hörſt der Stimmen reizenden Ton, du riechſt der Blumen lieblichen Duft, du koſteſt der Früchte milden Geſchmack, du fühlſt der Sonne wärmende Kraft und die ſanfte Kühlung der Winde. Ja, wären dir alle Sinne verſchloſſen und allein das Auge nur klar, ſo hätteſt du noch unzählige Freuden. Ach, was gäbe der blinde Mann darum, wenn er einmal könnte den Frühling ſehen!

III.

Wir ſteigen höher. Leben giebt der Frühling der ganzen Natur, Freude allen Lebendigen, aber *den Vernünftigen nur iſt er ein Herold Gottes.* Welches Geſchöpf auf Erden trägt das Haupt, wie wir? Welches faßt die Jahreszeiten zuſammen in Eine Erinnerung und beſtimmt die Ankunft des Frühlings? Weſſen Blick reicht, wie der unſere, über die ganze Schöpfung? weſſen Verſtand giebt jedem Geſchöpf ſeine Stelle und ſpricht Namen für jedes aus? Wer weiß, was hinter dem Vorhang der ſichtbaren Welt iſt? wer kennt den Schöpfer und betet ihn bei ſeinem Namen an? Wir, die einzigen, die Fremdlinge aus einer höhern Welt, die allein verſtehen, was von oben herab geredet wird. Der Frühling iſt ein Herold Gottes für die Vernünftigen. In dumpfer, ſchwerer Sprache redet der Winter zu uns von Gott, was nicht alle hören und verſtehen; rein und verſtehen; rein und vernehmlich und Jedem verſtändlich iſt die Sprache des Frühlings. Nein, da wird Keiner ſeinen Fuß jetzt in die Natur ſehen, ohne von Gott zu hören. Die Sonne ſteigt täglich höher: welcher König befiehlt ihr den veränderten Lauf? Sie ſpricht zu mir: Das thut der Allmächtige. Wer lenkt die Winde im Zügel und führet ſie am Himmel umher? Ich komme von Gott, ſpricht der ſäuſelnde West zu mir. In aller Fülle treibet die Erde auf: wer iſt der Reiche, aus deſſen Schatz ſolches kommt? Gott hat den Segen und die Kraft in mich gelegt, ſpricht unter meinen Füßen der Boden. Ich ſehe die Blumen an und frage nach dem Meiſter in Farben, die Blume ſpricht: So hat Gott mich gekleidet. Die grünende Winterſaat erfreut mich: wer hat ihr Leben erhalten und geweckt? Sie ſpricht! Gottes Auge waltete über mich, Gottes Ruf drang zu mir in die Erde, und ich lebte wieder auf. Ueberall, überall, wohin ich meinen Blick wende, wohin ich höre, da ruft mir der Frühling entgegen, da verkündet er mir die unendliche Macht, Weisheit und Güte. Und Einen Ton hat er, vor allen ſeinen andern deutlich und ſchrecklich. Wer kennt ihn nicht! Ziſchend fährt der Blitz vom Himmel, und die Erde bebt vor des Donners Krachen. O wir gedenken noch Alle des vorgeſtrigen Tages*). Noch fällt das Feuer vor unſern Augen aus den Wolken, noch tönen die Wetterſchläge in unſern Ohren. Allmächtiger! Allmächtiger! rief unſer bang klopfendes Herz. Unbegreiflich allmächtig zeigte ſich Gott in jenem zerſtörten Hauſe, und ſo offenbar gnädig, wie er Menſchenleben erhielt und den gewaltigen Strahl leitete. Das Vernichtete ſprach die Gottesmacht aus, die Geretteten prieſen ſeine Wunder. Menſchen, verſchließt eure Ohren nicht mit Fleiß, allenthalben könnt ihr des Herrn Stimme hören. Der Frühling beſonders iſt Gottes Herold für die Vernünftigen.

IV.

Wir ſteigen noch höher. Der Frühling iſt ein Betaltar frommer Seelen. Beten iſt mehr, als Denken, denn es iſt der Stillſtand des Denkens in ſeiner Höhe, der Seelen Halt und Ruhe in Gott: wie von der Kraft ihrer Flügel gehoben die Sängerin der Luft oben ſtille ſteht und ihr Lied anſtimmet. Die Vernunft kennet Gott, aber das Herz hat Theil an ihm und wird erfüllet von ihm. Das verſtehen die nicht, welche Wiſſenſchaft und keinen Glauben beſitzen, können beten nur und nicht beten, wollen darum leugnen und lachen. O ſie leugnen der Seele deren höchſtes Gut doch nicht ab, ſie machen ihr doch die größte Ehre nicht lächerlich. Gott iſt das höchſte Gut, vor ihm reden die größte Ehre, Wonne und Seligkeit. Die Seele betet, und der Frühling iſt ihr Betaltar. Sie knieet nieder vor den neuen Wundern der Allmacht und ſpricht: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und ſo viel! — vor den Wundern der Weisheit: Du haſt ſie alle weiſe geordnet! — vor den Wundern der Güte: Und die Erde iſt voll deiner Güte, welche reicht, ſo weit die Wolken gehen, und deine Treue währet in Ewigkeit. Was iſt der Menſch doch, daß du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſein annimmſt! Sie ſind ſo groß und werth vor dir, als die Sterne, welche an deinem Himmel ſtehen, und ein größerer Lobgeſang deiner Ehre iſt ihr ſchwaches Lallen. Du läſſeſt Saat wachſen zu Nutz den Menſchen, daß du Brot aus der Erden bringeſt, ihr Herz zu ſtärken. Du läſſeſt Gras wachſen für das Vieh: Aller Augen warten auf dich und du giebſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit, du thuſt deine milde Hand auf, und ſättigeſt Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. — Es ſieht der Menſch, wie reichlich die Erde aller Orten hervortreibt, er ſtaunt und ſchweigt, aber die fromme Seele nimmt betend das Wort: Du ewiger Segensquell, aus dem alles fließt, mehr als ich lebe, — laß mich nie weichen von dir und immer ſchöpfen, bis auch dieſer Durſt meines Herzens gelöſcht und ich erquickt werde auf immer. Ja, Herr! wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir auch Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil! — Es gehen die Blicke über Gärten und Felder, und die Augen werden ergötzt von ſo verbreiteter, ſo ausgelegter Schönheit in den Frühlingstagen; aber der Geiſt ſtehet ſtill und bewundert, eine einzige Blume ſchon zeigt ihm des Schöpfers Herrlichkeit, er findet den Namen Gottes geſchrieben in ihrem Kelch: O heilige Schrift! und dein Finger auch, du Gnadengeber, hat meine Lippen berühret, daß ich ausſprechen kann den hohen Namen. Gott ſagen, das iſt die größte Menſchenthat, iſt die höchſte Weisheit und Tugend und Seligkeit. — Am ſtillen Abend, in tiefer Einſamkeit, wenn Alles ſchläft, wachet die fromme Seele, wacht mit Gott und den Sternen, und ſinkt am Hügel nieder, welchen des Himmels Thau benetzt: Vater, du ſiehſt dein Kind an. Ich weiß nicht, was ich bete in mir, aber wenn ich einſt ſterbe, ſo ſchenke mir dieſe Ruhe, mit dieſem Frieden laß mich ſcheiden von in deine Arme ſanken. — Wenn in ſchweigender Nacht der Höchſte donnert, wenn Menſchen und Vieh erſchrecken, ſo ſteht der Fromme getroſt unter den ſchweren Wolken: Wer kann donnern, wie Er donnert, und wer kann ſchirmen, wie Er ſchirmt! Mein Gott, ich ſeh' in deiner Macht, doch auch in deiner Liebe. — Und wenn nach des Gewitters bangen Stunden die Seele leicht und froh wird, wenn kein Schade geſchehen, die Lüfte ſäuſeln und vom Laube den Regen abſchütteln, und beim anbrechenden Morgen die Vögel hervorkommen, jeder aus ſeinem Ort, wo ſie tiefer ſich verſteckt hatten in der Angſt einer ſolchen Nacht, dann ſingt die Menſchenſtimme: Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich. Einen Augenblick zwar verbirgt er ſein Angeſicht, aber es lächelt uns bald wieder, wie eines Vaters Angeſicht. — Brüder, ſo beten wir, und der Altar, an welchem wir beten, iſt dieſer Frühling.

---

*) Wir hatten an dem Tage, am einem 8. Mai, hier ein ſchweres Gewitter. Zwei Häuſer in dieſer Gemeinde traf der Blitz, deren eins er, ohne zu zünden, faſt ganz zerſtörte, den Menſchen aber in und vor demſelben keinen Schaden that.

V.

Die niedere Welt iſt ein Spiegel der höheren, klarer und dunkler, nachdem die Stufen einander näher und ferner ſind. Die ganze Natur wirft das Bild der Menſchheit mit deſſen Weſen, Streben und Vermögen zurück. O es iſt eine feine Kunſt, in Steinen und Metallen, in Pflanzen und Thieren des Menſchen Art und Weſen zu erkennen. Solche Vergleichung führt uns auf manche neue Wahrheit, die ſo lange verborgen in uns lag, bis ſie in Körpern und vor die Sinne kam; auch das, was wir ſchon wiſſen und gefaßt haben, erhält auf dieſe Weiſe erſt Licht und Leben und Kraft. So ſind die Jahreszeiten auffallend ein Bild des menſchlichen Lebens, und der Frühling, o Jugend, iſt dein Bild. Eben wie der Sommer den Mann und der Herbſt den Greis darſtellet. Die ſchönſte Zeit, der Frühling, Jugend, iſt dein, und weiche nicht von der Wahrheit des Bildes. Schaue, wie die Natur ſich regt und treibt in dieſer Frühlingszeit: ſo ſollſt auch du jetzt dich regen und treiben. Verſchlafe, verſchleiche doch ja die koſtbaren Stunden nicht! Du biſt zum Wirken geboren. Immer kürzer werden die Nächte, die Tage lebendiger und arbeitsvoller: ſo ſollſt auch du wenig ruhen und viel thun. O ſieh die große Mannichfaltigkeit von Kräften und Trieben in Gottes Natur, zum Theil eben erwacht, zum Theil noch ſchlummernd, aber von Tag zu Tage mehr erwachend und ihr Werk beginnend: gleichermaßen hat der Schöpfer dich ausgerüſtet. Du weißt nicht, was du kannſt, du ahneſt nicht, was durch dich geſchehen ſoll: o ſorge, daß einſt wirklich geſchehe durch dich, wozu du beſtimmt biſt, und ſchwäche deinen Leib nicht durch Unmäßigkeit, deine Seele nicht durch blindes Spiel um große Summen, ſchwäche Leib und Seele nicht durch Wolluſt. Du ſiehſt den Fruchtbaum voll tauſend Knospen und Blüthen, es kommen auch die Blätter hervor, ſie zu decken und die zarte Frucht vor dem Schädlichen: ſo decke du dich vor dem Böſen mit Scham und Sittſamkeit. Viele Hoffnungen auf einmal zerſtört Ein Nachtfroſt: hüte dich, hüte dich vor dem Schauer einer verruchten That, der viele Hoffnungen von deiner ſchönen Seele auf einmal vernichten würde. Traurig ſtänden deine Eltern und Lehrer dann, wie ein Gärtner die Frucht des Jahres verloren ſieht. Blüthen, die Frucht bringen, treibt der Frühling heraus, aber auch Blumen; darnach ſollſt du nicht ſchlechterdings arbeiten und von jeder That angeben können, was ſie nützt und einbringt. Unter dem Roggen ſteht die blaue Blume: Tage voll Anſtrengung unterbrich mit Stunden der Ergötzung. Freue dich in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge ſein, wenn deine Freuden nur, wie die Blumen, unſchuldig ſind. Schnell fliehen die Wochen des Frühlings dahin und kaum bemerkt: ſchnell fliehen auch die Jahre der Jugend dahin. Wiſſe darum! wiſſe darum! und ſorge, daß du nichts verſäumeſt und wenig bereueſt.

VI.

Ihr wirkenden Männer, der Frühling iſt euer Vertrauen. Es ſprach in der Herbſtſaatzeit ein Kind zu einem Sämann: Weißt du nicht, daß der Winter kommt? Der bringt kalten Regen, harten Froſt und hohen Schnee, und wird dein Korn nicht wachſen laſſen. Streu' es lieber dem Geflügel vor auf deinem Hofe, oder behalte es im Sacke, bis der warme Frühling kommt. — Lieben Freunde! Es giebt ſo viele Kleine unter den Großen, ſo viele Männer, welche denken und ſprechen wie dies Kind. Sie mögen nicht hingehen und Samen ausſtreuen, mögen nicht arbeiten und Werke auf die Zukunft thun, denken und ſprechen immer: Es wird doch nicht fruchten, die Menſchen werden ſich feindlich daran machen und unſre Hoffnung im Keim zerſtören; wir hätten dann aber vergebens gearbeitet, Zeit und Kräfte umſonſt verloren. Darum gehen ſie lieber hin, und thun nur ſolche Dinge, denen der kleine Vortheil in die Spur tritt, ſorgen für die flüchtige Gegenwart, und vergeſſen die ewig lange Zukunft. Nicht ſo der wirkende Mann. Er wählet zwar ſeine Thaten, wie der Sämann das Korn, damit er nicht Sommerfrucht zur Winterſaat nehme, und Winterfrucht liegen laſſe auf's Frühjahr. Seine fernhin gehenden

Pläne theilt er zuerſt mit, damit ſie wurzeln in den Gemüthern; ſeine umfaſſendſten Werke beginnt er früh, damit ſie Zeit haben, ſich zu ſenken in ihrem Boden. Er achtet's nicht, daß der Winter kommt, daß die Menſchen entgegenarbeiten, mit Feindſchaft, Neid und Verleumdung herfallen werden über das, was er gethan hat; vielmehr dient ſolches — wie der Sturm dem Baume — zur Befeſtigung. Er wollte auf eine freundlichere Zeit nicht warten, überzeugt, daß man in guten Dingen für löbliche Zwecke keinen Tag warten müſſe und jede Stunde Aufſchub ein unerſetzlicher Verluſt ſei. Die ſchönſten Thaten pflegen ohnehin immer gegen einen Winter zu geſchehen. Auf alle Gefahr hin ſtreut der wirkende Mann ſeinen Samen. Der Frühling iſt ſein Vertrauen. Er ſieht es ja, da lebt wieder auf, was erſtorben war, da fängt an zu blühen, was vergangen ſchien, es wächſet und blüht mit vermehrter Kraft, denn es hat den Winter überſtanden; nur was ſchlecht und ſchwach iſt, das nimmt der Winter weg. Mag denn von ſeinen Werken auch das Schlechte, das Schwache untergehn durch der Menſchen Beſchränkung und den Druck der Zeiten: die rechten Werke behütet Gott und führet ſie durch alle Gefahren zum unerwarteten, überraſchenden Gedeihen.

VII.

Nicht wahr, ihr Zeugen der Vergangenheit, graue Häupter? — Keime des Guten ſtreutet ihr ſelber einſt, ſie litten Alles, was dieſe Welt jedes Gute leiden läßt, und überſtanden. Den Segen laſſen wir euch, ſprecht ihr zu uns, die Freude nehmen wir mit. Wollet ihr weggehn? Wir gehen, nun ſelbſt geſäet zu werden, um ſchöner wieder aufzublühn. Der Frühling iſt unſer Glaube. Euch Jüngern mag vor dem Tode grauen; ihr habt noch zu wenige Winter erlebt und zu wenige Frühlinge geſehen, daher iſt der Glaube an die ewige Ordnung und Wiederkehr noch nie völlig reif geworden in euren Seelen. Ihr ſelbſt ſtehet noch von eurem Winter zu fern, daher merket ihr nicht, welches Leben immer noch in ihm iſt. Ihr ſehet nur die Bläſſe unſrer Wangen, ihr fühlet nur den dürren Froſt unſerer Glieder, den Schnee auf unſern Häuptern fürchtet ihr: unter dieſem iſt das Leben. Die Schale nur vergeht, der Keim nicht, darin iſt Leben, Leben Gottes, das unter einer andern Sonne herrlich aufgehen wird. So iſt die Regel, die Ordnung und der Weg. Wir müſſen durch den Winter zu unſerm Frühling in der Ewigkeit hin. Seht, Gottes Natur hat ihren Frühling neu erreicht, und unſer Glaube, unſer ſchönſter Glaube hat eine neue Bewährung gefunden.

Wir vernehmen euch, würdige Greiſe. Wie oft die Zeiten des Jahres noch kreiſen werden um uns herum, bis wir rücken in den Winter des Lebens; Brüder, wir wiſſen es nicht. Laßt uns anlegen das Leben, als würde es ſich ausdehnen zum höchſten Ziel. Oder wir erreichen den Winter nicht, wenn bald die Fäden zerreißen, wenn unſre Augen keinen andern Frühling der Erde mehr ſehn, laßt uns anlegen das Leben, als hörte es morgen auf. Beides thun, das iſt Weisheit. Wie Gott will. Auch glücklich, wer in der Jugend ſtirbt.

Predigt am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis über 1. Petr. 1. 24. 25. Der Herbſt, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens.

Von H. A. Schott.

Groß und auffallend, meine chriſtlichen Zuhörer, iſt die Verſchiedenheit menſchlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menſchenlebens; und in der Art und Weiſe, wie man das Leben zu betrachten pflegt, ſpricht ſich der menſchliche Charakter aus. Dem leichtſinnigen, gedankenloſen Menſchen kommt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernſte Frage aufzuwerfen, ob dieſes Leben einen Werth beſitze, und wo ſein Ziel zu ſuchen ſei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von der Zerſtreuung der Welt gefeſſelt, meint er das beſte Theil erwählt zu haben, wenn er ſeine Entſchließungen und Thaten vom Augenblicke beſtimmen läßt; er will an die Zukunft ſeines Lebens, an den Zuſammenhang des Ganzen nicht erinnert, in ſeiner Ruhe nicht geſtört, dem Schlummer der Trägheit nicht entriſſen werden. Der lebensklüge, durch gewiſſe Erfahrung belehrte, aber von einer irdiſchen Neigung, ſie haben dieſen oder jenen Namen, von einer Leidenſchaft beherrſchte Menſch entwirft ſich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zuſammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber ſein Streben und Sinnen iſt auf das Eitle und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des ſinnlichen Genuſſes ſtrömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger ſich Alles um und neben ihm in ſeine ehrſüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: deſto höher ſchlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlaſſene, den das Bewußtſein böſer Thaten belaſtet, oder der Unzufriedene und Trauernde, der ſich nicht mit ächtem religiöſen Sinne über [illegible] eitelen Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitele Mühe, als ein täuſchendes Schattenbild, als ein bedeutungsloſes Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unſere Anſicht ſein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöſte Jeſu, Erleuchtete von ſeinem Geiſte nennen, oder iſt es Chriſtenpflicht und Chriſtenſinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieſes Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfaſſen, die ſich auf eine wahre, würdige Vorſtellung von ſeinem Werthe gründet, von ſeiner heiligen Beſtimmung für die Ewigkeit? Unfehlbar wiſſen wir, als Chriſten, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er ſelbſt, der Anfänger und Vollender unſeres Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannichfaltige Erſcheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weiſe und geläuterte, eine fromme und chriſtliche Anſicht des Menſchenlebens feſt zu halten. Denn fürwahr nicht die Schönheit der Natur mit inniger Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihrer wechſelnden Geſtalten, ihrer namenloſen Pracht, iſt uns die irdiſche Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeſchloſſen; wir ſollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie ſie im Tempel der Natur mit heiligem Ernſte wiederhallt; wir ſollen mit geſammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unſichtbare ſchauen. Ernſt und bedeutungsvoll erſcheint uns die Natur, wenn wir auf den Geiſt, den ihre Werke offenbaren, auf den Zuſammenhang, der aus den einzelnen Geſtalten und Erſcheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forſchenden Geiſt erleuchtet und durchdringt; in ihrer ewigen Ordnung ſpiegelt ſich das Menſchenleben ſelbſt in ſeiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernſten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft chriſtlichen Betrachtung unſeres Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick ſegensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier geſammelt ſind, dort der Vollendung noch entgegen reifen, — der Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, iſt nicht das Einzige und Höchſte, womit uns die Natur im herbſtlichen Gewande beſchäftigen und ergreifen ſoll. Auf etwas Geiſtiges und Unſichtbares deutet der Herbſt in dieſem Hinwelken und Verſchwinden, in dieſem Reifen und Vollendetwerden, in dieſer wunderbaren Miſchung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben ſo betrachten, wie es der Chriſt betrachten muß. Laßt ſie uns genauer in das Auge faſſen. — Du ſelbſt erleuchte uns, Herr unſeres Lebens, daß wir die ernſte Sprache der Natur, daß wir dein Wort, Unendlicher, in deiner Schöpfung faſſen und bewahren. —

Text, 1. Petr. 1, 24. 25.

Denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menſchen wie des Graſes Blumen. Das Gras iſt verdorret, und die Blume iſt abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das iſt aber das Wort, welches unter euch verkündiget iſt. —

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! ſo rufen auch wir uns zu, wenn wir das rege, blühende Leben der Natur allmälig ſchwinden ſehen. Und — können wir dieſes Leben ſchwinden ſehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des irdiſchen zu denken, ohne wehmüthig ernſte, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menſchenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

der Herbſt als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen.

1) **Vergänglich und flüchtig iſt das Erdenleben; ſeine äußern Reize ſchwinden, und ſeiner Dauer iſt ein Ziel geſetzt** — dies iſt das Erſte, woran uns die Natur im herbſtlichen Gewande mahnt. Mit tauſendfachen Reizen ſtattet der Frühling unſere Erde aus, und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenſpiel entfaltet ſich dem Auge; der blühende Baum ſtreut Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden ſich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvollen Worte des Erlöſers zu: **Ich ſage euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, als derſelben eins** (Matth. 6, 29.). Die junge Saat ſchießt fröhlich auf, der Herr giebt Wachſen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt ſich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungs-

volles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagesgeſtirn in ſeinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize der erwachenden Natur, ſendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erſt am ſpäten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet iſt, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbringt es ſeinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge ſich wendet, wohin das Ohr ſich neigt, wo ſich ein menſchlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten ſie auf ewig feſſeln, wir möchten das fliehende Jahr in ſeinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unſere Wünſche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltſam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natur. Schauet auf unſere Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einſamkeit, wo noch vor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wieſen iſt ermattet; die Blume hat ihr Haupt geſenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume ſeinen Schmuck; die Sänger des Waldes verſtummen, und ziehen, wunderbar geleitet, in weite Ferne hin, und mit geringerer Wärme durchdringt uns der Sonnenſtrahl, mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag, mit zunehmender Eile erheben ſich die dunklen Schatten des Abends. Das Gras verdorrt, die Blume welkt.

Und du könnteſt ſie welken ſehen, ohne bei ſolchen Bildern der Vergänglichkeit mit ſinnendem Ernſte zu verweilen, ohne dir ſelbſt zu ſagen: auch meines Lebens äußere Reize ſchwinden, und ſeine Blumen welken hin? Der Lenz des Lebens iſt dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohſinn, die Geſundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Sorgen und feſſelnden Verhältniſſen und bittern Täuſchungen noch unbekannt, wandelſt du mit leichtem, durch die Freude beflügeltem Schritte auf deinem Pfade hin, und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänzt im Roſenſchein der Hoffnung. Freue dich dieſer ſchönen Zeit, aber freue dich als ein Beſonnener und Weiſer. Wähne nicht, auf ewig zu beſitzen, was einmal welken muß. Eben ſo ſchnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage ſchwinden, in welchen der Baum in ſeiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungeſtörte Fröhlichkeit, je glückliche Unbekanntſchaft mit drückenden Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erſcheint dir ernſter und bedeutender. Dir fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermatteſt unter des Tages Laſt. Aber du fühlſt dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du ſiehſt von Hoffnungen und Wünſchen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdiſchen Verbindungen geſtalten ſich feſter und beſtimmter, und feſſeln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommer deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras verdorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt ſie dir an ſeiner Stelle? Ein Leben, deſſen Geſtalt noch ernſter, deſſen äußere Wirkſamkeit beſchränkter, deſſen Inhalt immer reicher an laſtenden Beſchwerden, an ſinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe dauert, deſto mehr ermattet dich dein Weg, deſto einförmiger erſcheint dir deine Reiſe, deſto öfter ſiehſt du bald dieſen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube ſinken, deſto einſamer und ſtiller wird es neben dir, deſto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die ſchwindende Röthe deines Angeſichts, das erlöſchende Feuer der Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regſamkeit der Sinne, du magſt es mit Widerwillen oder Ergebung hören: der Herbſt des Lebens iſt gekommen, der Tag hat ſich geneigt und es will Abend werden (Luc. 21, 29.).

Und wo der Abend gekommen iſt, da iſt die Nacht nicht fern. Die Natur im herbſtlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, ſie bereitet ſich zum Schlummer, ſie hüllt ſich allmälig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verſchwindet, auch die letzten Früchte füllen unſere Scheuern; bald wird der ſpähende Blick, wohin ſich das Auge wendet, auf öde Berge, verlaſſene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann ſchallt ſie feierlich und ernſt, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erſtarrung über, Grabesſtille verbreitet ſich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande ſchlummert die Erde ihren Todesſchlaf. Und in den Schlummer ſinkend, ruft ſie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geiſterſtimme, zu: Auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelſt, auch dich wird einſt das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder ſpät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit ſprach: Der Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blumen auf dem Felde. Wenn der

Wind darüber gehet, ſo iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Das Menſchenleben fähret ſchnell dahin, als flögen wir davon. Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen ſchützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch ſtill und ſchonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltſam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geiſt, eile mit deiner Beſſerung, glaube und lebe, als müßteſt du noch heute ſcheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling iſt entflohen, mit ſchnellem Schritte nahet dein Herbſt, und — wer mag dir ſagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt, wünſchen wirſt, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du haſt ſchon Manchen ſcheiden ſehen, du haſt die Flüchtigkeit des Lebens an dir ſelbſt erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbſt des Lebens ſchon vertraut gemacht — befreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel iſt nicht mehr fern. —

2) So giebt es denn gar nichts, was dich hält und feſſelt, fliehendes Menſchenleben? So biſt du nichts als ein bedeutungsloſer Traum? So trägt der Strom des Lebens, was wir beſitzen und genießen, was wir und außer uns vollbringen und geſtalten, unaufhaltſam fort? Erſchütternder, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, ſo kann nur der entſcheiden, der bei den äußeren Erſcheinungen des Lebens ſtehen bleibt, nichts von dem Unſichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und ſchafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit beſiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten ſich vollenden ſoll; auch in dieſer Hinſicht iſt die Natur im herbſtlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen ſich zu ſchmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt ſich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führet ſie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt uns die Sonne nicht in gleicher Majeſtät, ſie möge auf des Lenzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die ſchneebedeckten Fluren? Und iſt es nicht der ſcheidende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speiſe und Freude unſere Scheuern füllt? Iſt es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Laſt gebeugt der Baum die Aeſte ſenkt, wenn ſchon der Sturm des Herbſtes um ihn rauſcht und mit dem welkenden Laube ſpielt? Sind es nicht die nützlichſten, die vollendetſten, die erquickendſten aller Früchte, mit denen uns der Herbſt beſchenkt? Sei uns willkommen und geſegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, Sterne des irdiſchen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geiſtes gebrechliche Hülle ſchmückt! Das Leben hat ſeine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernſtlich wollen, die uns kein Wechſel fliehender Jahre verkümmern oder rauben kann, die an Feſtigkeit und Größe und himmliſcher Kraft, uns wahrhaft zu beſeligen, ſogar gewinnen müſſen, je näher die irdiſche Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundſätze und Ueberzeugungen, fromme und chriſtliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in ſtiller Beſchäftigung des Geiſtes mit ſich ſelbſt, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die bleibenden Freuden des Gewiſſens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweiſe der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — ſie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, ſie verjüngen und vollenden ſich, wenn alles Andere veraltet, ſie leben und die Kraft der Zeit, die mächtig zerſtörende, beſiegen, in ihnen verſchönert ſich der ſinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in ſeiner friedlichen und ſtillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen! Mit welcher Aufmerkſamkeit vernimmt man ſeinen Rath! Wie überzeugend iſt die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Troſt, der aus dem Munde eines erfahrenen Greiſes kömmt? Wie fühlt man in ſeiner Nähe ſich erhoben, wenn ſein verklärter Blick auch uns mit ernſten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt und zu heiligen Entſchließungen begeiſtert! Wie erheitert ſich ſein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für ſeinen Wirkungskreis, früh oder ſpät geſäet hatte, und eine innere Stimme freundlich ſpricht: du haſt dein Leben nicht umſonſt gelebt! Welche milde Ruhe iſt über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen! Und wie könnte dies anders ſein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geiſtigen Bedeutung, wenn ſich der Pilger auf Erden dem Ziele ſeiner Wallfahrt nahet. Beruhigt iſt der Sturm der Leidenſchaft, vollendet iſt der Kampf mit ſinnlichen Verlangen, die Palme

iſt nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes iſt ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt ſein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und ſchonender, als ſonſt, betrachtet er die Menſchenwelt; mit kindlichem Glauben ſchwingt er ſich auf in unſichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen ſpricht er zu ſeinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, du läſſeſt deinen Diener in Frieden fahren (Luc. 2, 29.), mein brechendes Auge wird den Heiland ſchauen. —

3) Aber zu dieſer Freudigkeit, zu dieſem Frieden Gottes, zu dieſem ſchönen kindlichen Sinne vollendet ſich das Leben nur bei dem, der mit ermüdetem Eifer nach dem Höchſten ringt. Die Beſchaffenheit der höhern Jahre unſers Lebens hängt von den früheren ab. In ernſter und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbſtlichen Gewande an dieſen großen Zuſammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unſere Fluren ſchmückt, könnten wir die Früchte des Herbſtes ſammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn geſpaltet, wenn ſie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht ſtärkende Nahrung aus unſichtbarer Tiefe zugeführt, wenn der Herr den Saaten nicht wärmenden Sonnenſchein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgeſendet, wenn nicht menſchlicher Fleiß im Schweiße des Angeſichts das Land gebaut, den Samen ausgeſtreut, das Wachſen und Gedeihen zarter Pflanzen mit ſchützender Wachſamkeit gefördert hätte? Vernimm, o Menſch! ſo lange dir der Lenz des Lebens blüht, die warnende, die weckende, die ermunternde Stimme der Natur. „Was der Menſch ſäet,“ ſagt die Schrift, „das wird er ernten. Wer auf ſein Fleiſch ſäet, wird von dem Fleiſche das Verderben ernten; wer auf den Geiſt ſäet, erntet das ewige Leben“ (Gal. 6, 7 f.). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudloſer, an Früchten leerer, Herbſt iſt dir beſchieden, wenn deine Jugendkraft in träger Ruhe ſchlummert, oder in wildem Sinnenrauſch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhnſt, nichts Höheres zu ahnen und zu wünſchen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerkſam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich biſt im Kampfe mit dir ſelbſt, damit die heitere Fröhlichkeit nicht ein gedankenloſer Leichtſinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frecher Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend ſpottet, die Regſamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenſchaft. Schaue mit nachdenkendem und ſtillem Ernſte hin auf den bejahrten Greis, dem ſich der Lebenstag ſo freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einſicht und Erfahrung, welche aus ſeinem Munde ſpricht — reifte ſie nicht allmälig, als eine milde Frucht der ſtillen Einkehr bei ſich ſelbſt, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforſchen, der unermüdeten Aufmerkſamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechſelungen ſeines Lebens, die Eindrücke, welche ſein Geiſt empfing, die Folgen ſeiner Entſchließungen und Thaten, die Menſchen um und neben ſich, den herrſchenden Geiſt der Zeit betrachtet hatte? Die heilige Ruhe, welche aus jedem ſeiner Blicke ſtrahlt — hat er ſie nicht der wandelloſen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernſte, mit welchem er die ſtürmiſchen Regungen der Leidenſchaft zu dämpfen wußte, den Werken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um ſich her verbreitet hat? Und — würde ſein Glauben, ſein Lieben, ſein Hoffen ſo feſt, ſo innig, ſo kindlich, ſo beglückend für ihn ſelbſt, ſo erhebend und begeiſternd für ſeine Brüder ſein, wenn er ſich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an ſich ſelbſt, in ernſten Stunden, in entſcheidenden Augenblicken ſeines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Chriſtum lieb haben, beſſer, denn alles Wiſſen, ſei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblicke dieſes Frommen das ſehnliche Verlangen, daß ein ſo freundlicher und milder und ſegensvoller Herbſt auch dir beſchieden ſei, ſo gehe hin, und ſtreue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Laſt und Hitze gern, wo dich der Herr in ſeinen Weinberg ruft: und du wirſt noch ſpät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend ſind; einen Glauben wirſt du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

4) Unerſchütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendſonne ſcheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unſern Tagen die Natur — das Leben ſcheidet aus dieſen irdiſchen Verhältniſſen hinweg, um aufzugehn für die beſſere Welt. Warum knüpfen ſich ſo ungeſucht an die Erſcheinungen des Herbſtes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuverſicht, die Natur wird einſt erwachen von dem Schlummer, dem ſie allmälig in die Arme ſinkt; der entblätterte Baum wird ſich mit neuen jugendlichen Reizen ſchmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied

verklungen iſt, werden zurück in unſere Fluren eilen und einen neuen Lenz verkündigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbſtlichen Gewande uns umringt, entſproßt der Erde eine neue Saat, und wir hoffen mit fröhlicher Zuverſicht, ſie werde im Froſte des Winters nicht erſtarren, ſie werde einſt herrlich blühen und reifen und menſchlichen Fleiß belohnen. Die ſchlummernde Erde ſammelt neue Kraft, um ſich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn ſie der Herr des Lebens zur Auferſtehung rufen wird. In wandelloſer Ordnung ſchreitet die Natur, nachdem ſie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbſte unſers Lebens mit Bangigkeit entgegen ſehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unſern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zuſammenhang, der in der irdiſchen Schöpfung Gottes herrſcht, ſollte nicht eine Zukunft an dieſe Gegenwart, ein Auferſtehen an unſer Sterben knüpfen? —

Nein, auch vor dem ſcheidenden Herbſte erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernſte auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klagt und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch ſelbſt und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Feſtigkeit des Glaubens, einen himmliſchen Sinn errungen habt, der euch für beſſere Welten fähig macht. Es iſt das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, deſſen heiligen Keim die ſchwindende Hülle in ſich trägt; es überwindet Herbſt und Winter, Tod und Grab und alle ſeine Schrecken.

Nein, frommer Chriſt, erzittern kannſt du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter ſein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unſterblicher Geiſter giebt es ein Leben, welches nicht veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu dieſem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu dringen, die Wonne dieſes Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, dieſe ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu ſchauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöſer! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüſte uns ſelbſt mit deines Geiſtes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbſt des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag ſich neigt und meines Lebens Abend kommt. Amen.

Predigt über Galat. 5, 7—11. Wie ſehr wir Urſache haben, uns vor allen voreiligen Urtheilen über Sachen des Glaubens zu hüten.

Von P. K. Marheinecke.

Gott, du haſt mit bewunderungswürdiger Weisheit und Güte den heiligen Drang nach Wahrheit ſo tief in unſre Bruſt gelegt und ſo innig mit dem Weſen unſeres Geiſtes verbunden, daß wir nur gewaltſam die unwiderſtehliche Kraft derſelben verleugnen, nur gewaltſam den himmliſchen Funken vertilgen können, der ſich bei der leiſeſten Berührung entzündet und das wohlthätigſte Licht vor unſeren Augen verbreitet. Aber eben ſo bewunderungswürdig iſt deine Weisheit und Güte, welche die Befriedigung dieſes edlen Triebes nach Vollendung der Erkenntniß mit unſern übrigen Fähigkeiten und Kräften in das gehörige Verhältniß gebracht und die Grenzen auf's Genaueſte beſtimmt hat, welche der eingeſchränkte Geiſt des Menſchen nicht überſchreiten darf, ohne ſich und Andere zu täuſchen und in das verwickelte Labyrinth des Irrthums hineinzuführen. Dennoch aber mißbrauchen wir ſo oft dieſe himmliſche Gabe, womit du uns zu ſo edlen Zwecken ausgerüſtet haſt; dennoch verkennen wir ſo oft die eigentliche Beſtimmung dieſes heiligen Geſchenkes, daß wir kühn und unbedachtſam über die heiligſten Wahrheiten der Religion ein übereiltes Urtheil fällen, entſcheiden, wo wir zweifeln, abſprechen, wo wir prüfen, und mit dem Tone der vollendeten Gewißheit reden, wo wir uns mit einem beſcheidnen Glauben begnügen ſollten. O daß wir es doch bedenken möchten, wie heilig und erhaben diejenigen Wahrheiten ſeien, über welche wir ſo frei und unvorſichtig zu entſcheiden wagen; wie thöricht und nach allen Denkgeſetzen vernünftiger Weſen und nach dem Geiſte des Chriſtenthums verwerflich dieſe Denkart ſei! Daß der erhabene Gedanke an dich und deinen heiligen Willen uns überall bei unſeren Unterſuchungen leiten und ſtets gegenwärtig ſein, daß er uns bedachtſam im Denken, vorſichtig im Urtheilen und weiſe in der Mittheilung jeder religiöſen Wahrheit machen möchte: damit wir endlich die gefahrvolle Klippe vermeiden lernen, an der ſo Manche ſchon auf ihrem Wege zum Heiligthume der Wahrheit geſcheitert und in den bodenloſen Abgrund des Irrthums und der Schwärmerei hinabgeſunken ſind! Beſchütze du ſelbſt, o Gott! dieſe chriſtlichen Entſchließungen in unſerem Herzen, ſo lange wir in dieſer Schwachheit wandeln, in welcher uns das holde Licht der Wahrheit entgegendämmert, bis wir einſt am erſten Morgen unſers überirdiſchen Daſeins die glänzende Morgenröthe himmliſcher Wahrheiten ſchauen, und in der ungehinderten Erkenntniß derſelben uns ewig glücklich fühlen. Amen.

Text, Galat. 5, 7—11.

Ihr liefet fein. Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden iſt nicht von dem, der euch berufen hat. Ein wenig Sauerteig verſäuert den ganzen Teig. Ich verſehe mich zu euch, ihr werdet nicht anders geſinnet ſein. Wer euch aber irre macht, der wird ſein Urtheil tragen, er ſei, wer er wolle.

Die Aeußerungen des Apoſtels Paulus, geliebte Freunde und Zuhörer, welche ich euch ſo eben mitgetheilt habe, enthalten zunächſt eine Klage über die Unbeſtändigkeit und den Wankelmuth der damaligen Galatiſchen Chriſten, welche der Apoſtel kurz vorher aus dem Heidenthume zur Annahme der chriſtlichen Religion bewegen und dringend ermahnt hatte, derſelben bei allen Verſuchungen und Anfechtungen unerſchütterlich getreu zu bleiben. Dennoch aber hatten ſie die väterlichen Warnungen des Apoſtels eben ſo bald wiederum vergeſſen, als er ſich von ihnen entfernt hatte, und den unchriſtlichen Verſtellungen derer Gehör gegeben, welche neben der neu angenommenen Chriſtusreligion auch noch die Beſchneidung und die Beobachtung jüdiſcher Geſetze und Gebräuche für weſentlich und nothwendig hielten. Daher eifert er noch ferner gegen diejenigen, welche es wagen, die Chriſten in der Erkenntniß der Wahrheit aufzuhalten, und ihnen eine Meinung aufzudringen, die nicht allein an ſich ſchon vernunftwidrig und verwerflich, ſondern auch dem Geiſte des Chriſtenthums durchaus zuwider ſei. In mehr als einer Rückſicht, meine Freunde, iſt das Betragen vieler unſerer Zeitgenoſſen demjenigen Verfahren höchſt ähnlich, gegen welches der Apoſtel in den vorgeleſenen Worten eifert; denn es iſt auch in der That ganz unverkennbar, daß alle diejenigen, welche unverſtändig und kühn genug ſind, über Sachen des Glaubens ein voreiliges und übereiltes Urtheil abzulegen, neue und ungewohnte Wahrheiten ohne Vorſicht und Weisheit mitzutheilen, und durch unerhörte, oft nicht genug geprüfte, Behauptungen Andere in ihrer Ueberzeugung zu erſchüttern, daß alle dieſe mehr verwirren als belehren, mehr ſchaden als nützen und den erſten Grundgeſetzen der Vernunft und den Vorſchriften der chriſtlichen Religion durchaus zuwider handeln. — Dieſe, den Geſetzen eines vernünftigen Denkens wie den Forderungen des Chriſtenthums ſo ſehr widerſprechende, Denkart zu beleuchten, ſoll die Abſicht des heutigen Vortrages ſein. Ich werde nämlich heute euch zu zeigen ſuchen:

wie ſehr wir uns vor allen voreiligen Urtheilen über Sachen des Glaubens zu hüten Urſache haben.

Werde ich euch in dem erſten Theile diejenigen Fälle angegeben haben, in welchen wir über Religionsgegenſtände voreilig urtheilen: ſo wird es ſich in dem andern Theile dieſer Betrachtung um ſo leichter zeigen laſſen, wie ſehr wir Urſache haben uns vor dieſem Fehler zu hüten.

1) Voreilig, meine Freunde, und übereilt urtheilt man über Sachen des Glaubens zunächſt in dem Falle, wenn man, ohne geforſcht und geprüft zu haben, über gewiſſe Wahrheiten der Religion abſpricht.

Im Reiche der Wahrheit gilt zwar das allgemeinſte Geſetz der Freiheit im Denken und Glauben, und jedes vernünftige Weſen kann ſeine Anſprüche auf dieſelbe geltend machen; im Reiche der Wahrheit kann Jeder ſeiner eignen Ueberzeugung folgen, und auch von demjenigen, was er auf dem Wege der Prüfung und der gewiſſenhaften Nachforſchung gefunden hat, hoffen und wünſchen, daß es auch für Andere Wahrheit und Ueberzeugung werden möge. Aber die Bedingung, unter welcher dieſe Freiheit bei denkenden Weſen allein geduldet werden kann, iſt keine andere, als daß eine gebildete, aufgeklärte und von allen Vorurtheilen geläuterte Vernunft der Maßſtab und der Prüfungsſtein geweſen ſei, durch welchen die uns zu Theil gewordene Ueberzeugung erſt als volle und gültige Wahrheit begründet werden kann. Hat hingegen bei unſerer Ueberzeugung die Vernunft ihre Rechte nicht geltend gemacht, haben wir uns entweder mit dem Auffaſſen fremder, von Anderen uns dargebotener Kenntniſſe begnügt, und ſie ohne weitere Prüfung als wahr und gültig angenommen, oder uns auf unſere eignen Koſten ein Gebäude von halbgedachten und halbwahren Grundſätzen aufgeführt: ſo haben wir das fremde Eigenthum noch keineswegs zu dem unſrigen gemacht; ſo beſitzen wir einen Schatz, der nur zur Hälfte uns angehört, und den uns der geringſte Widerſpruch Anderer, oder ein einziger heller Gedanke des Augenblicks gar leicht entreißen kann. Sind wir nun aber gar thöricht genug, die uns auf dieſe Weiſe zu Theil gewordenen Einſichten auch Anderen aufzudringen, fühlen wir — was leider ſehr gewöhnlich iſt — grade in der zweifelhaften Dämmerung und in dem Helldunkel, in welchem ſich unſere Einſichten zeigen, die ſtärkſte Aufforderung, ſie auch Anderen mitzutheilen; ſind wir verblendet genug, unſere eigene Schwachheit nicht zu entdecken, mit der Miene einer nie gehörten Weisheit als Wahrheitsverkündiger aufzutreten, und blindlings über Dinge abzuſprechen, wo der beſcheidene Forſcher nur ein demüthiges Glauben wagen kann: ſo haben wir uns eines Fehlers ſchuldig gemacht, über welchen das Chriſtenthum wie die Vernunft durchaus ein hartes Urtheil fällen muß; ſo haben wir gegen die erſten Geſetze eines vernünftigen Denkens geſündigt; und dieſe Sünde iſt um ſo viel unverzeihlicher, je wichtiger und heiliger die Gegenſtände ſind, über welche ſich dies voreilige Urtheil erſtreckt, je mehr Gelegenheit und Zeit wir hatten, uns beſſere Einſichten und gereiftere Kenntniſſe zu erwerben, und je zügelloſer überdem ſchon in unſeren Tagen dieſe Ungebundenheit und Freimüthigkeit im Urtheilen geworden iſt. Glaubet nicht, meine Freunde, daß ich eine völlige Uebereinſtimmung im Denken und im Glauben von euch fordern werde: — dieſe würde der Natur der Sache noch nicht möglich und für die Wiſſenſchaften ſelbſt am wenigſten erſprießlich ſein. Aber jene Voreiligkeit im Urtheilen, die blos auf der Oberfläche hingleitet, jene Uebereilung im Anſichten, die von keiner Prüfung etwas wiſſen will, jene Kühnheit im Behaupten, der nichts heilig iſt, und jener Geiſt des Leichtſinnes im Denken überhaupt, der unſre Tage ſo beſonders kenntlich machen ſoll — dieſer, meine Freunde, dieſer kann unmöglich eines vernünftigen Weſens würdig ſein. Sind die auffallendſten Urtheile über gewiſſe Wahrheiten der Religion die Frucht des Nachdenkens und des bedachtſamen Forſchens, wohlan! ſo ſind ſie uns als Ueberzeugung eines Andern ſtets ehrwürdig und heilig; ſo kann Niemand etwas dawider haben, wenn Jemand auf dem Wege ſeiner Unterſuchungen, oft wider ſeinen Willen, eine Wahrheit findet, von deren Gegentheile er ſich durchaus nicht überzeugen kann. Sind ſie aber die Frucht des Augenblicks, oder gar des Leichtſinns und der Leidenſchaft; rühren ſie von einem Einfalle oder von dem eitlen Triebe her, mit einer neuen und ungehörten Wahrheit zu erſcheinen: ſo hat man gewiß voreilig und übereilt über einen Gegenſtand des Glaubens abgeſprochen, ſo hat man ſich desjenigen Fehlers ſchuldig gemacht, von welchem hier geredet wird, und für welchen nur gar zu oft nachher der aufgeklärtere und zu reiferen Kenntniſſen gelangte Verſtand mit dem unangenehmen Geſtändniſſe ſeiner vormaligen Unwiſſenheit büßen muß. —

Eben ſo gewiß aber, meine Freunde, fällt man alsdann ein voreiliges Urtheil über Sachen des Glaubens, **wenn man gewiſſe Wahrheiten der Religion mit blindem Ungeſtüm und Eifer vertheidigt.**

Zwar will die Wahrheit nicht von ihren feigen, ſchwachen und furchtſamen Freunden vertheidigt ſein, die unter dem Vorwande einer freien und unpartheiiſchen und aufrichtigen Vorliebe für dieſelbe nur ihre eigenen ſelbſtſüchtigen Zwecke zu erreichen ſuchen, und bei der nächſten Rückſicht auf Vortheil, Gunſt und Ehrenſtellen ihr ganzes Denkſyſtem auf einmal umzuändern ſich entſchließen können. Zwar kann die Wahrheit eben ſo wenig durch diejenigen ihrer angeblichen Vertheidiger gewinnen, die heute noch mit blindem Eifer für gewiſſe Lehrſätze kämpfen, die ſie für wahr erkennen, und morgen ſchon dieſelben Grundſätze einer ihre eigennützigen Entwürfe begünſtigenden Ausſicht mit einer Heftigkeit aufzuopfern bereit ſind, die ſie als entſchiedene Gegner der vorhin vertheidigten Wahrheit ankündigt. Die Wahrheit kleidet ſich am liebſten in das beſcheidene Gewand einer edlen Freimüthigkeit und Gründlichkeit und Würde, und fordert überall ein lautes begründetes und unzweideutiges Bekenntniß von Allen, die ihr huldigen. Allein der ungeſtüme Eifer, von welchem ſich oft diejenigen am erſten hinreißen laſſen, die es am lauteſten verkündigen, daß ſie der Wahrheit nur allein die Ehre geben; der leidenſchaftliche und bittere Ton, womit grade diejenigen am häufigſten über gewiſſe Wahrheiten unſeres Glaubens entſcheiden, die ſich den Anſtrich der Unpartheilichkeit und freien Wahrheitsliebe geben; die brauſende und ungezähmte Heftigkeit, womit oft diejenigen am erſten auf den Kampfplatz treten, die ſich für ihre aufrichtigſten und unbefangenſten Verehrer ausgeben — läßt uns vermuthen, daß es mit ihrer Verſicherung zum wenigſten nicht völlig richtig, daß wenigſtens das Vorgeben ihrer Unpartheilichkeit wohl eben nicht gegründet ſei; wir merken, daß ſie unter diejenigen gehören, von denen der Apoſtel ſagt: **ſie eifern mit Unverſtand** (Röm. 10, 2.). Dem Irrthum, meine Freunde, ſteht ſicher eine Zeit bevor, wo er aus ſeiner Dunkelheit, in der er ſich ſo gern verhüllt, ans Licht gezogen und an den Prüfſtein der Vernunft gehalten wird; der Irrthum kann ſeiner Natur nach nicht immer in ſeiner finſtern Herrſchaft bleiben, in der er ſich vielleicht Jahrtauſende erhalten hat; er wird ſchon ohne unſre Heftigkeit und leidenſchaftlichen Angriffe einmal angefochten werden, und früher oder ſpäter in den beſtändigen Fortſchritten unſers Geiſtes endlich einmal doch ſein Grab finden; die unwiderſtehliche Kraft der Wahrheit wird an den Herzen der Menſchen unwillkührlich ihre Rechte geltend machen; endlich einmal wird die Wahrheit aus dem Kampfe ſtreitender Partheien gereiniget hervorgehen, durch die Bemühungen der weiſern und redlichen und gründlichen Forſcher geläutert, und wie das Gold im Feuer von den unedleren Metallen abgeſondert werden; endlich werden wir auf den Trümmern des Irrthums ſelbſt den glänzenden Sieg der Wahrheit feiern ſehen. Allein wie unweiſe handelt derjenige, der ſeine Grundſätze mit Ungeſtüm und blindem Eifer geltend machen will! Anſtatt durch Gründe und Beweiſe ſeine neuen Meinungen zu unterſtützen, erſetzt er das, was ihnen an innerm Gewicht abgeht, durch ſeine Heftigkeit; anſtatt das Uebel bei der Wurzel anzugreifen und auf die Mißbräuche und Folgen eines Irrthums mit ruhiger Entſchloſſenheit uns hinzuweiſen, ſucht er mit einer Kühnheit uns ſeine Meinung aufzudringen, die uns mit Recht ſchon gegen die Wahrheit ſeiner Behauptungen einnehmen muß; ſtatt endlich uns zu überzeugen, ſucht er durch Blendwerke uns zu überreden, vielleicht wohl gar durch Witz und Spott und ernſthafte Angriffe zum Bekenntniſſe einer Glaubenswahrheit den freien Geiſt des Menſchen zu vermögen, dem alle von Andern ihm angelegte Feſſeln des Glaubens überhaupt ganz unerträglich ſind. Wie voreilig und übereilt hat alſo derjenige nicht über Religionswahrheiten geurtheilt, der uns mit Ungeſtüm und blindem Eifer zu ihrer Annahme bewegen will!

Voreilig, meine Freunde, und übereilt hat man aber auch in dem Falle geurtheilt, wenn man von der ſelbſt auf dem Wege der Prüfung gefundenen Wahrheit, ohne Rückſicht auf Zeit und Ort und die Bedürfniſſe der Menſchen, Gebrauch macht.

Wir dürfen es immer, meine Freunde, mit Recht als einen Vorzug unſers Zeitalters rühmen, daß in eben dem Grade, in welchem ſich einmal unſre Einſichten in die Religionswiſſenſchaft zu erweitern und die geiſtvollſten Männer ihre Bemühungen zu vereinigen angefangen hatten, um das Reich der Finſterniß zu zerſtören, und das wohlthätige Licht der Aufklärung über die Menſchen zu verbreiten, — daß in eben dem Maße auch die beglückenden Folgen davon ſichtbarer, die Liebe zu Allem, was wahr und gut und nützlich iſt, allgemeiner und das Bedürfniß lebendiger gefühlt worden iſt, auf dieſem einmal betretenen Wege muthig fortzuwandeln, und die Welt mit immer neuen und beſſeren Wahrheiten zu erleuchten. Aber grade dies unermüdete Streben nach neuen Entdeckungen, grade dieſer Drang nach neuen und vorher unbekannten Wahrheiten — welche Verwirrung in der Wiſſenſchaft, welche Mißbräuche in der Religion, welche unglücklichen Folgen für die menſchliche Geſellſchaft hat er nicht auch hervorgebracht! Wie Viele, denen die Natur Kraft und Talent verſagte, in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaften einzudringen, hat dieſer unſelige Trieb, wie ein Irrlicht, in die dunkelſten Labyrinthe geführt, aus welchen ſie ſich ohne mannigfachen Schaden für ſich und für die Wiſſenſchaft nicht wiederum herauswinden konnten! Wie Viele haben ſich, ohne die nöthigen Vorkenntniſſe zu beſitzen, dieſem eitlen Triebe überlaſſen, der entweder den kleinen Vorrath richtiger Gedanken, den ſie wirklich beſaßen, nur verwirrte, oder ſie für die Wahrheit ſelbſt gefährlich und für den weiſen Mann zum Gegenſtande ſeines innigſten Bedauerns machte. Aber was das Traurigſte von Allem iſt, wie Viele, beſonders unſrer jüngern Brüder, über welche eine feurige Einbildungskraft mehr als eine prüfende Vernunft vermochte, haben, verleitet von dieſem thörichten Drange nach neuen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, plötzlich den hohen Beruf in ſich gefühlt, eine völlige Umkehrung in der Wiſſenſchaft zu bewirken, die Menſchheit ohne alle Uebergänge und Grade auf einmal zur höchſten Stufe der Aufklärung und Sittlichkeit hinanzuführen, und ſich wohl ſelbſt als Führer zum Tempel der Wahrheit aufzuwerfen; wie Viele haben mit dem Niederreißen von Religionsgebäuden angefangen, in welchen die Menſchheit bisher ſo glücklich und zufrieden wohnte, haben ohne Schonung ihrer ſchwächern Brüder ihnen die heiligſten und durch ihr Alterthum ihnen ehrwürdig gewordenen Wahrheiten grauſam weggeriſſen, ohne ſie mit neuen und beſſeren zu erfreuen, die eben ſo mächtig, wie die bisherigen, geweſen wären, ſie vor allen bangen Zweifeln zu ſchützen, und bei den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens zu beruhigen! Die Wahrheit, meine Freunde, die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir ſie finden, jederzeit und überall willkommen ſein: — aber giebt es nicht Umſtände und Verhältniſſe, die ein weiſes Zurückhalten derſelben für den gegenwärtigen Augenblick oder für dieſe Menſchen nothwendig machen, die nur einen böſen und nachtheiligen Gebrauch davon machen würden? Die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir ſie finden, jederzeit und überall willkommen ſein: — aber giebt es nicht gewiſſe Fälle, wo es Grauſamkeit ſein würde, dem Menſchen einen unſchädlichen Irrthum zu nehmen, um ihn mit Gewalt zur Wahrheit fortzureißen; Fälle, wo man dem Menſchen einen unſchuldigen und oft wohlthätigen Irrthum laſſen muß, weil er für die entgegenſtehende Wahrheit noch keinen Sinn und keine Empfänglichkeit beſitzt? Die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir ſie finden, jederzeit und überall willkommen ſein? — aber giebt es nicht Zeitumſtände, die es uns verbieten, auf einmal und ohne alle Vorbereitung mit ihr hervorzutreten, und die nur eine langſame und allmälige Entwickelung und Einführung derſelben unter den Menſchen nothwendig machen; Zeiten, wo man noch nicht reif genug iſt, neue und ungewohnte Wahrheiten aufzufaſſen, und ſie an den Vorrath ſeiner bisherigen Gedanken anzuſchließen; Zeiten, wo das reine Licht der Wahrheit nur ihre Augen blenden würde, wo zunächſt eine ſchwache und nur langſam zunehmende Dämmerung voran gehen muß, ehe die volle Morgenröthe und zuletzt das reine Sonnenlicht erſcheinen kann; Zeiten endlich, wo man, wie der Apoſtel Paulus, den ſchwachen und unmündigen Chriſten die reine Muttermilch des Evangeliums reichen muß, ehe ſie zur Vollkommenheit des Mannes gereift ſind und die ſtärkere Speiſe des Chriſtenthums vertragen können? Wie Viele alſo unſer vollkommen ſind, die laſſet uns alſo geſinnet ſein. Gewiß, meine Freunde, hat man in allen dieſen Fällen der Sünde eines übereilten Urtheils ſich ſchuldig gemacht, und eben ſo gewiß haben wir auch Urſache, uns vor dieſem Fehler zu hüten, den ſowohl die Vernunft als das Chriſtenthum um ſo verwerflicher finden muß, da er ſich über die wichtigſten und heiligſten Wahrheiten der Menſchen erſtreckt. Doch grade dies iſt es, was ich noch in dem zweiten Theile dieſes Vortrages zu erweiſen habe. —

II. Hüten, meine Freunde, ſorgſam hüten müſſen wir uns vor allen voreiligen und übereilten Urtheilen über Gegenſtände des Glaubens zunächſt ſchon deswegen, weil unſer Urtheil in dieſem Falle die wichtigſten, erhabenſten und heiligſten Wahrheiten der Menſchen betrifft.

Unter allen Wahrheiten, meine Freunde, womit der menſchliche Geiſt ſich irgend nur befaſſen kann, giebt es keine, die eine größere Wichtigkeit für ihn haben könnten, und in einer ſo unmittelbaren Beziehung auf ſein irdiſches und ewiges Wohlſein ſtehen, keine, die durch ihre innere Erhabenheit und Größe ſo ehrwürdig und heilig und durch ihren Einfluß auf unſre Denk- und Handlungsweiſe ſo wohlthätig wären, keine die mit unſern innigſten Wünſchen und Hoffnungen und mit den dringendſten Bedürfniſſen unſers Herzens ſo nahe zuſammen hängen, als die Lehren und Grundſätze der chriſtlichen Religionserkenntniß. In ihr findet der Wahrheitsforſcher das erfreulichſte Licht für ſeinen Verſtand und die kraftvollſte Nahrung für ſein Herz; hier findet der Schwache eine Stütze, an der er ſicher die Bahn des Lebens wandeln kann, und der Leidende Beruhigung und Troſt in den trüben Stunden ſeines Lebens und in den Augenblicken ſeiner irdiſchen Vollendung. Hier erſcheint uns die Gottheit in dem liebenswürdigen Bilde eines Vaters, der alle ſeine Kinder mit väterlicher Huld und Liebe in ſeine Arme ſchließt, der von dem erſten Athemzuge bis zum letzten Hauche unſers irdiſchen Daſeins unſre Schickſale leitet und den Verirrten ſelbſt, ſobald ſie Reue über ihre Sünden fühlen, mit neuer Vaterhuld entgegen kommt; hier wird uns aus dem Munde eines göttlichen Erlöſers das heilige Geſetz der Pflicht als die Bedingung mitgetheilt, hier auf Erden ſchon im Bewußtſein unſerer Unſchuld und im Vertrauen auf Gott zufrieden zu leben, muthvoll und getroſt dem Tode entgegen zu gehen und mit der ſegensvollſten Ausſicht auf eine frohe Ewigkeit in Gottes Vaterarmen zu entſchlummern. — Heiliges und unverletzliches Gebäude der chriſtlichen Religion! wer kann es wagen, ohne Ehrfurcht und Achtung ſich dir zu nahen, mit leichtfertigen und frevelhaften Schritten ein Heiligthum zu entweihen, deſſen Grundfeſte die Offenbarung Gottes iſt, und deſſen Altäre den heiligen Willen des Ewigen verkündigen! Kraftlos bebe der Frevler vor ſich und ſeinem eigenen Verbrechen zurück, der ſich erkühnen will, an dich die Hand zu legen und den geheiligten Willen der chriſtlichen Wahrheit zu zerſtören; aber beſchämt entweiche der Leichtſinnige aus deinen Mauern, der mit unbedachtſamen Spöttereien und übereilten Urtheilen den Grund erſchüttern will, auf welchem unſere ſüßeſten Hoffnungen und Ausſichten in die Ewigkeit, unſre ganze Zufriedenheit im Leben und im Tode und die frommſten Wünſche unſers Herzens ruhen. — Denn in der That, meine Freunde, die Religion iſt das edelſte und unverletzlichſte Eigenthum der Menſchheit — und wir könnten mit Gleichgültigkeit, wie von Dingen, die unſre irdiſche und unvergängliche Wohlfahrt oder die Bequemlichkeit des Lebens betreffen und den Kreis unſerer ſinnlichen Vorſtellungen ausmachen, über die erhabenen Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens reden? könnten ohne diejenige Zurückhaltung und Beſcheidenheit von Religionswahrheiten reden, die beſonders uns, den Anfängern in der Wiſſenſchaft, ſo wohl geziemt? wir könnten es vergeſſen, Alle diejenigen, denen wir unſere religiöſe Ueberzeugung vorzulegen genöthigt ſind, herzlich zu bitten, den ſchwachen Einſichten zu verzeihen und [illegible]

Früchte unſers eingeſchränkten Wiſſens mit Duldung und ſchonender Nachſicht aufzunehmen? Sie betrifft das Heil unſers unſterblichen Geiſtes und belehrt uns von ſeinem Zuſtande jenſeit des Grabes der ſinnlichen Natur: — dieſer Gedanke könnte dich nicht vorſichtig im Urtheilen, beſcheiden in deinen Aeußerungen, behutſam in der Mittheilung deiner Einſichten machen? Sie fordert Glauben, und lehrt in einer andern Welt erſt vollkommene Gewißheit finden: — und du könnteſt, vielleicht ohne geforſcht und geprüft zu haben, mit dem entſcheidenden Tone der Gewißheit über Gegenſtände reden, die Jeder ſich auf ſeine eigne Weiſe denkt und denken kann? Sie fordert eigne Prüfung und beſtändiges Fortſchreiten in der Erkenntniß der Wahrheit, und läßt dabei der Ueberzeugung eines Jeden Freiheit zu prüfen und zu wählen: — und du könnteſt unbeſonnen genug ſein, das Heiligſte der Menſchheit, die Religion, durch unvorſichtige Ausdrücke und leichtſinnige Urtheile zu entweihen, und Andere in ihrer Ueberzeugung wankend und ſelbſt in ihrem Glauben an Gott und Fürſehung irre zu machen? Urtheilet ſelbſt, meine Freunde, zu Klugen rede ich, richtet ihr, was ich ſage — iſt nicht die Sünde eines voreiligen und übereilten Urtheils um ſo viel größer, je wichtiger und heiliger die Gegenſtände ſind, über welche ſich daſſelbe erſtreckt? Ich verſehe mich zu euch, ihr werdet anders geſinnet ſein; wer euch aber irre macht, der wird ſein Urtheil tragen, er ſei, wer er wolle. —

Doch die Vernunft an ſich muß zweitens jenes voreilige und übereilte Urtheil ſchon verwerflich finden.

Wahrheit und Vollendung der Erkenntniß iſt für den Menſchen immer etwas Begehrungs- und Wünſchenswürdiges, das Streben nach Bereicherung unſerer Einſichten dem denkenden Menſchen ſo natürlich, daß es für ihn mit den ſüßeſten Empfindungen und mit einer gewiſſen Art von Glückſeligkeit verbunden iſt, zu denken, zu forſchen, zu prüfen und aus dieſem Allen einen feſten Grund für ſeine eigne Ueberzeugung aufzuführen. Aber die Schwachheit der menſchlichen Natur — wie oft iſt ſie ihm bei ſeinen Bemühungen hinderlich, und verſagt ihm ihre Kraft und ihren Beiſtand, auf dem Wege zum Heiligthume der Wahrheit muthig fortzuwandeln! Der beſchränkte Raum des menſchlichen Wiſſens — wie oft begrenzt dieſer nicht ſeinen Geſichtskreis und macht ihm Täuſchung, Selbſtbetrug und Irrthum nur gar zu möglich und hindert ihn, die einmal entdeckte Spur nach völliger Gewißheit zu verfolgen? Die Unvollkommenheit und Kürze des menſchlichen Lebens — wie oft verdunkelt dieſe nicht das himmliſche Licht der Wahrheit vor ſeinen Augen, und nöthigt ihn, ſeine Unterſuchungen, die eben von einem ſchwachen Glauben ausgegangen waren, mit einem beſcheidenen Glauben zu beſchließen! wie oft ſetzt ſie grade da ſeinen Forſchungen Ziel und Grenze, wenn er eben angefangen hatte, den Tempel der Weisheit zu betreten und in die Geheimniſſe derſelben eingeweiht zu werden. Reine Wahrheit, in ſo fern ſie das Weſen der Dinge und derjenigen beſonders betrifft, welche nicht in die Reihe der ſinnlichen Erſcheinungen treten, iſt nur im göttlichen Verſtande: — und du könnteſt uns überreden wollen, im völligen Beſitze aller möglichen Weisheit zu ſein und deine Ueberzeugung, die vielleicht nicht einmal auf dem Wege der gewiſſenhaften Prüfung dein Eigenthum geworden iſt, als die allein wahre anzukündigen? Vollendete Gewißheit von überſinnlichen Dingen, bei welcher Zweifel und Gedenkbarkeit des Gegentheils unmöglich wäre, iſt nur im göttlichen Verſtande: — und du könnteſt dich erkühnen, leichtſinnig über Dinge abzuſprechen, die ihrer Natur nach keine völlige Gewißheit verſtatten, ſondern nur ein gläubiges Fürwahrhalten erlauben? könnteſt unbeſonnen genug ſein, deine Ueberzeugung für den Maßſtab jeder fremden Religionserkenntniß auszugeben? Ferne ſei es von uns, deine Meinung undenkbar und deine Ueberzeugung irrig zu finden; ſie kann für dich Gewicht und ſelbſt für dich vollkommene Gewißheit haben: aber erlaube uns, ehe wir ſie für die unſerige erkennen, ſie vorher erſt zu prüfen, und verdenke es uns nicht, wenn wir aus Gründen, die aus der Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens fließen, Bedenken tragen, ſie auf dein Wort als völlige Gewißheit aufzunehmen. Ferne ſei es von uns, deine Fähigkeit, zu denken und richtig zu urtheilen, nur im Geringſten zu bezweifeln: aber erlaube uns, deine Irrſamkeit, die an die menſchliche Natur ſo feſt gebunden iſt, für möglich zu halten, und laß uns Zeit, deine Gedanken noch zuvor einer genauern Ueberlegung zu unterwerfen. Ferne ſei es von uns, dir eine unreine Abſicht bei der Mittheilung dieſer oder jener Religionswahrheit anzudichten: aber erlaube uns, zu glauben, es könne möglicher Weiſe auch die Leidenſchaft bei deinen Unterſuchungen dich geleitet haben; du könnteſt vielleicht, verführt von dem täuſchenden Spiele deiner Einbildungskraft, oder aus noch unreinern Beweggründen zu dieſer Ueberzeugung gekommen ſein: du könnteſt vielleicht, ehe du geforſcht und genauer geprüft hatteſt, verblendet vom Ehrgeiz, von Eiferſucht, von Stolz und Herrſchſucht, über eine gewiſſe Wahrheit ſchon vorher entſchieden haben. Wenn du billig und gerecht biſt, ſo wirſt du uns nicht haſſen und verfolgen, wenn uns die Wahrheit am Ende in einem andern Lichte erſcheinen ſollte; und wenn du weiſe und vorſichtig biſt, ſo wirſt du dich auch hüten, deine Grundſätze mit dem Tone der entſchiedenen Gewißheit vorzutragen, die unſere Freiheit zu ſehr beſchränken und uns nöthigen würde, kein Urtheil über gewiſſe Wahrheiten der Religion für voreilig und übereilt und alſo nach den Grundgeſetzen der Vernunft für durchaus verwerflich zu erklären. —

Schließet dieſe Betrachtung, meine Freunde, mit der Bemerkung, daß jedes voreilige und übereilte Urtheil über einen Gegenſtand des Glaubens auch endlich nach den deutlichſten Ausſprüchen und dem ganzen Geiſte des Chriſtenthums völlig zuwider ſei. —

Von jeher, meine Freunde, haben die Unbeſonnenen, ſowohl diejenigen, die mit neuen und befremdenden und von ihnen ſelbſt nicht ſorgfältig genug geprüften Meinungen kühn hervorgetreten ſind, als diejenigen, die von der Wahrheit nicht den richtigen und wohlthätigen Gebrauch für Andere zu machen wußten, der Religion am meiſten geſchadet; ſie haben die traurigſte Verwirrung in der Wiſſenſchaft angerichtet und ſind der wahren Religioſität unausſprechlich nachtheilig geweſen. Denn grade dieſe, die ſich einer vollkommenern Einſicht im Chriſtenthume rühmten, haben es durch ihre kühnen und unvorſichtigen Aeußerungen am auffallendſten bewieſen, wie wenig ſie den Geiſt des Chriſtenthums kennen und wie unglaublich weit ſie noch von derjenigen Vollkommenheit entfernt ſind, zu welcher uns die Religion der Liebe, der Duldung und der beſcheidenen Prüfung führen will. Sie haben es entweder vergeſſen oder nie gewußt, wie dringend der Apoſtel Paulus uns auffordert, Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten, und reich zu werden an allerlei Erkenntniß und Erfahrung; wie ſehr er uns bittet, nicht länger mehr Kinder in der Erkenntniß zu bleiben, ſondern am Verſtändniſſe vollkommen zu werden; wie ſehr er uns vor dem Fehler derjenigen warnt, die mit Unverſtand in der Religion eifern und den ſtolzen Behauptungen und Ausdrücken eines eiteln Wiſſens ſogleich Gehör geben, indem er ſagt: Das Wiſſen blähet auf und nur die Liebe beſſert; wie hart er ſelbſt in anderm Texte Alle diejenigen verurtheilt, die durch unüberlegte Behauptungen die Ueberzeugung Anderer erſchüttern, die es verachten, ihren Gemüthern und Kenntniſſen durch Nachdenken und Forſchen erſt eine gewiſſe Reife zu geben, und ſelbſt die wichtigſten Wahrheiten mit Behutſamkeit und Schonung mitzutheilen; wie er dies für das einzige Mittel hält, durch welches wir Alle hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da ſei in der Maaße des vollkommenen Alters Chriſti: auf daß wir nicht mehr Kinder ſeien und uns wegen und wiegen laſſen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menſchen und Täuſcherei, damit ſie uns erſchleichen und verführen. Und hält es Jeſu ſelbſt nicht für ein weſentliches Stück im Chriſtenthum, die reine und unverfälſchte Lehre des Evangeliums genauer zu prüfen und zu unterſuchen, und bei der aus dieſer Unterſuchung hervorgegangenen Ueberzeugung zu beharren; hat er es nicht ſelbſt geſagt: ſo ihr bleiben werdet in meiner Lehre, ſo ſeid ihr meine rechten Jünger; ihr werdet die Wahrheit erkennen — und die Wahrheit wird euch frei machen? Hat er uns nicht ſelbſt das ſchönſte Beiſpiel der behutſamſten Lehrweisheit gegeben, da er zu ſeinen Freunden ſprach: ich hätte euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen? Iſt es endlich nicht unverkennbare Abſicht des Chriſtenthums, allen ſeinen Bekennern den Geiſt der Liebe, der Schonung, der Nachſicht und der Beſcheidenheit einzuflößen? Fordert es uns nicht zu wiederholten Malen auf: die Irrenden zu dulden, die Ungezogenen zu ermahnen, die Kleinmüthigen zu tröſten und die Schwachen zu tragen, bis jene glückliche Periode der menſchlichen Erkenntniß eintreten werde, wo alle Verehrer Jeſu ihren himmliſchen Vater im Geiſt und in Wahrheit anbeten? Unſer Wiſſen bleibt doch immer Stückwerk und unſer Weiſſagen Stückwerk, wenn aber kommen wird das Vollkommne, ſo wird das Stückwerk aufhören. — Geſegneter Tag der helleren Erkenntniß, wann wirſt du erſcheinen, wann das reine Licht der Wahrheit über uns aufgehen laſſen, wornach wir uns ſo herzlich ſehnen, und das wir doch bei allem unſern Streben nie in ſeinem vollen Glanz aufzufaſſen vermögen? Schwachheit und die Furcht, zu irren und zu fehlen, begleitet uns bei jedem Schritte auf unſerm Wege zum Heiligthume der Wahrheit: dort, wo wir im reinſten Lichte wandeln, wird keine Täuſchung uns verführen, kein Wahn und Irrthum uns verblenden und uns die reine Freude einer vollſtändigen Erkenntniß rauben. Klein und dürftig und eingeſchränkt bleibt doch immer die Summe der menſchlichen Erkenntniß und ſelbſt des Einſichtsvollſten: — dort wird der Wißbegierige Befriedigung und reichlichen Gewinn für ſeine Seele finden. Grauſam verſchwindet oft das in der Ferne ſchon erblickte Licht der Wahrheit, wie ein leichter Nebel, vor unſeren Augen, und nöthigt uns, die Eingeſchränktheit unſeres Wiſſens zu beklagen: dort iſt auf immer die helle Morgenröthe der vollendeten Erkenntniß aufgegangen; dort werden wir die Wahrheit ungetrübt erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen. Amen.

Predigt von F. Strauß.

Text, Römer 8, 9.

Wer aber Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein.

Kaum iſt das Feſt der Himmelfahrt unſeres Herrn ausgefeiert, ſo bereiten wir uns ſchon zur Feier eines andern hohen Feſtes. Das Feſt der Pfingſten naht. Da werden die Diener des Worts in dir auftreten, o Gemeine des Herrn, und das Gedächtniß der wundervollen Ausgießung des heiligen Geiſtes erneuern. Da werden ſie verkündigen, wie ſeitdem derſelbe Geiſt nie aufgehört hat, auf eine beſondere Weiſe unter den Menſchen thätig zu ſein, und wie viel Großes und Heiliges er zu allen Zeiten gewirkt. Da werden ſie Jeden unter uns ermahnen, ſich anzuſchicken, daß auch er der Gabe des heiligen Geiſtes theilhaftig werde und die Frucht des Geiſtes bringe. — Aber wie ſollen wir geſegnete Zuhörer dieſer theuern Feſtpredigt abgeben, wenn wir nicht wiſſen, was der Menſch ohne den heiligen Geiſt iſt, und wie es mit ihm ſteht, wenn er ſich noch in ſeinem natürlichen Zuſtande befindet? Kein Verlangen nach den Wirkungen des heiligen Geiſtes wird in uns ſein; ohne Beziehung auf uns ſelbſt, als etwas bloß Aeußerliches, werden wir dieſe Predigt anhören; das Feſt wird vorübergehen, wie es gekommen iſt, und was zum Segen uns geſendet war, wird ſich in Fluch verwandeln. Darum laßt uns heute die Vorbereitung auf die heiligen Pfingſten damit beginnen, daß wir den natürlichen Zuſtand des Menſchen betrachten, und von dem Apoſtel lernen, wie man in demſelben Chriſti Geiſt nicht hat und darum nicht ſein iſt.

Chriſti Geiſt nicht haben! Nicht Chriſti ſein! Das begreift alles, was in Zeit und Ewigkeit Jammervolles empfunden, Entſetzliches erfahren und Grauſenhaftes mag gefühlt werden. Und wird das Gewicht dieſer ſchlichten Worte ſo wenig erkannt! Kein Fluch, der in dem alten Bunde wie Donnerſtimme Jehovahs vom Sinai erſcholl; kein Fluch, der in Steine auf Ebal gegraben und durch Hunderttauſende von zitternden Männern Iſraels ausgerufen war; kein Fluch, den einſt die erſten Propheten im Namen des Gottes Zebaoth über das halsſtarrige Volk ausſprachen, iſt zu vergleichen mit dieſem ruhigen, aber ſchreckensvollen Urtheil des Apoſtels. Und doch ruht der Fluch, den es enthält, auf Tauſenden, und ſie wiſſen es nicht! In Hütten und Paläſten, bei Luſtgelagen und Trauerbotſchaften, auf Hochgerichten und in ſtillen Todtenkammern werden ſeine Schrecken empfunden, und wie auf der einen Seite die Wildheit der Luſt und die Verzweiflung des Schmerzes, ſo muß auf der andern Seite geheime Noth und der verborgene Unfriede Zeugniß von ihm ablegen. Und doch, indem die Menſchen das erfahren, wiſſen ſie ihre Erfahrung nicht zu deuten. Darum thut es Noth, die einfachen Worte des Apoſtels näher zu erklären. Wir wollen jeden Ausſpruch des Apoſtels für ſich nehmen, jeden inſonderheit zu erklären, und ſehen, wie der erſte den Grund des zweiten in ſich enthält. So wird uns der geſammte Zuſtand des natürlichen Menſchen klar vor den Augen ſtehen; und wenn irgend eine klare Erkenntniß uns noch zu ſchrecken oder anzulocken vermag, ſo werden wir uns hier angetrieben fühlen, den Herrn um ſeinen heiligen Geiſt zu bitten.

Zuerſt bezeichnet uns der Apoſtel den natürlichen Zuſtand des Menſchen damit, daß er ſagt: Wer Chriſti Geiſt nicht hat. Was heißt das? Damit Keiner, der damit gemeint iſt, ſich ausnehme, wollen wir damit beginnen, zu erwägen, was nicht damit geſagt iſt.

Chriſti Geiſt nicht haben, heißt nicht, von ihm nicht geſucht ſein. O er ſucht Jeden! er hat ſich nicht unbezeugt gelaſſen an einem Jeglichen unter uns, er iſt uns nachgegangen von Kindesbeinen an, er hat das Wort des Herrn unaufhörlich an uns gebracht und uns auf tauſendfache Weiſe getrieben, daß wir den Herrn ſuchen ſollen, ob wir doch ihn finden und fühlen möchten. Keiner kann ſich entſchuldigen, er ſei nicht geſucht; aber auch Keiner möge ſich damit tröſten, wenn er nichts Größeres von ſich ausſagen kann, er ſei doch auch geſucht.

Chriſti Geiſt nicht haben, heißt nicht, von ihm nicht irgend einmal ergriffen worden zu ſein. O ſo mächtig iſt ſein Suchen und ſo gewaltig iſt ſein Treiben, daß Keiner iſt, der auch bei dem hartnäckigſten Widerſtreben nicht etwa einmal in ſeinem Leben ſeine Kraft ernſtlich empfunden haben ſollte! Wenn jene heiligen Feierſtunden erſcheinen, in denen die Confirmation nahet oder vollzogen wird, oder in denen man das Sakrament des Altars im Kreiſe der Seinigen genießt; wenn ein erſchütternder Wechſel unſerer äußern Schickſale eintritt, auf Glück das Unglück oder auf Unglück unverhofftes Glück erfolgt; wenn der Geiſt des Herrn gegen unſern eignen Willen ſolche Ereigniſſe in unſerm Herzen heraufführt, daß wir die Gebrechlichkeit unſerer menſchlichen Kraft und die Allmacht des Göttlichen ahnen: dann bleibt Keiner ohne eine höhere Regung, Mancher wird bis zu Thränen gerührt, und Viele faſſen ſogar gute Vorſätze; ja, Einige beginnen ſogar, ſie auszuführen. Aber wer dabei ſtehen geblieben, der tröſte ſich nicht mit ſeinen höhern Stunden, ſeinen heiligen Regungen, ſeinen tiefern Rührungen, ſeinen zuweiligen Kämpfen und theilweiſen Siegen über das Böſe. Siehe, das Alles thut Gott zwei oder drei Mal mit einem Jeglichen, daß er ſeine Seele herumhole aus dem Verderben, und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen. Denn das heißt noch nicht Chriſti Geiſt haben.

Chriſti Geiſt nicht haben, heißt endlich nicht, ihn nicht einmal ernſtlich geſucht haben. Ja, das ſogar heißt es nicht! O die innere Noth der Sünde iſt ſo groß, das Geſetz des Herrn iſt ſo gebietend, die Verheißung ſeiner Gnade iſt ſo herrlich und die Bedingung ſo einladend und leicht, daß es unmöglich ſcheint, nicht wenigſtens Einmal im Leben einen Verſuch zu machen, daß man der Noth ſich entreiße und der Gnade Gottes theilhaftig werde. Aber auf's Verſuchen kömmt es nicht an, ſondern auf das Gelingen; auf das Suchen nicht, ſondern auf's Finden. Wahrlich, auch damit tröſte ſich Keiner, er müſſe den Geiſt Chriſti haben, denn es ſei ihm zu dieſer oder jener Stunde Ernſt geworden, Gott zu ſuchen, es habe ihn unwillkührlich eine höhere Macht einmal zum Gebet getrieben, er entferne ſich von der Welt, ſo gut es gehen wolle, er ſei nicht wie andere Leute, und habe einige Verheißung des ewigen Lebens empfunden. Das mögen die Anfänge ſein! Das mag dahin führen können! Das mag vorhergehen müſſen! Aber das Regiment des Geiſtes, das Getriebenwerden vom Geiſte, das Haben des Geiſtes Chriſti iſt es noch nicht! So ſehr wie wir können, müſſen wir Jeden warnen, der dieſes und Aehnliches von ſich ausſagen kann, und nicht mehr, daß er ſich nicht einſchläfre, auf ſeinen Erfahrungen ausruhe und ſich für ein Kind Gottes halte, das heißt, für etwas, das er nicht iſt.

Was will es denn ſagen: Chriſti Geiſt nicht haben? Laßt uns nur ſehen, was es heiße, ihn haben. Der Apoſtel ſpricht in dem Abſchnitt ſeines Briefes, aus dem unſer Text genommen, auf vielerlei Weiſe davon, und bezeichnet es bald damit, daß Chriſtus in uns ſei und in uns wohne, bald damit, daß wir geiſtlich geſinnt ſein und nach dem Geiſte das Zeugniß geben, daß wir Gottes Kinder ſind. Da iſt es. Der hat Chriſti Geiſt, in dem Chriſtus iſt und wohnt. Zum Beſuche iſt er bei Vielen; zur Herberge kehrt er bei Manchem ein; aber Wohnung macht er nur dann, wenn er ſich unſers ganzen Herzens bemächtigt. Eine gänzliche, ſich über alle Theile unſers Weſens erſtreckende Veränderung muß in uns vorgehen. Was früher unſre Luſt und unſer Streben war, Welt und Eigenliebe, muß ganz und auf einmal verlaſſen, und was früher uns fern war, Gottes Gnade, Chriſti Verdienſt und des Geiſtes Wirkung, muß unſer Ein und Alles werden. Eine ſolche Umwandlung muß in uns vorgehen, daß man nur äußerlich derſelbe Menſch geblieben, innerlich aber ein neuer geworden iſt. Uns ſelbſt müſſen wir geſtorben ſein und Chriſto müſſen wir leben: dann iſt Chriſtus in uns, dann hat er Wohnung in unſerm Herzen gemacht, und wir haben ſeinen Geiſt. Allerdings kann das nur innerlich, in der verborgenen Tiefe des Gemüths und als ein uns ſelbſt unerklärliches Geheimniß vorgehen; aber nichts deſto weniger muß es ſich auch äußerlich zeigen. Wir wollen geiſtlich geſinnt ſein und nach dem Geiſte wandeln; Chriſtus ſoll eine Geſtalt in uns gewinnen, die von Andern erkannt werden könne, und in ſein Bild ſollen wir ſo verklärt werden, daß Jeder, der es anſchaut, auf das Urbild hingewieſen werde. Wo das vermißt wird, da fehlt der Geiſt des Chriſtus, der ſich ſelbſt erniedrigte, und es mangelt der Geiſt der Demuth; da fehlt der Geiſt des Chriſtus, deſſen Herz immer bei dem Vater war, und es mangelt der Geiſt der Gnade; da fehlt der Geiſt des Chriſtus, der die Nächte im Gebete zubrachte und Tags vor jedem Werke nach oben ſchaute, und es mangelt der Geiſt des Glaubens und des Gebetes; da fehlt der Geiſt des Chriſtus, der umherzog und wohlthat und ſein Leben ließ für ſeine Freunde, und es mangelt der Geiſt der Liebe. „Aber, werdet ihr ſagen, wo findet man ſolche Heilige? Wir ſind ja allzumal Sünder und Jeder fehlt." Ja, Jeder fehlt. Keiner hat den Geiſt des Herrn als eigenthümlichen Beſitz, und in Jedem will er ſich täglich erneuern. Wo er ſich nicht täglich erneuert, wo er nicht ſtündlich ſo wieder von dem Herzen Beſitz nimmt, wie er das erſte Mal davon Beſitz genommen, wo dieſe wunderbare Schöpfung tiefen Gefühl unſers Elends, im dringenden Suchen nach Gnade, im unbezweifelten Verſichertwerden von der Vergebung der Sünden ſich nicht jeden Augenblick wiederholt; kurz, wo nicht immer Chriſti Geiſt unſerm Geiſte Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder ſind: da hat man Chriſti Geiſt nicht. Nur dann und nur ſo viel haben wir dieſen Geiſt, wann und wie viel wir von ihm immer auf's Neue empfangen.

Wir wollen es zuſammenfaſſen: Chriſti Geiſt hat der nicht, in dem er nicht einmal herrſchend geworden, in dem er ſich nicht herrſchend offenbart und in dem er nicht immer von Neuem herrſchend wird.

Meinet ihr, Kain habe ihn gehabt? Er opferte ja, er trauerte, daß ſein Opfer dem Herrn nicht wohlgefiel; er bekannte ſeine Sünde — und dennoch ging er hinweg von dem Angeſichte des Herrn! Meinet ihr, Saul habe ihn gehabt? Er hatte ja ein neues Herz empfangen, es war ja ein anderer Geiſt über ihn gekommen, er hielt ja ſtreng auf die äußere Erfüllung des Geſetzes — und doch hatte der Herr ihn verworfen! Meinet ihr, Bileam habe ihn gehabt? Er ging ja allein, den Herrn zu fragen, der Herr redete ja mit ihm, und er weiſſagte ja im Namen des Herrn — und doch erntete er die Todesſtrafe des gottloſen Verführers! Dagegen ſehet den Saulus! Der Geiſt der Wuth und des Throns ſchnaubte aus ihm. Der Herr wirft ihn danieder, blendet die äußern Augen, öffnet ihm die inneren, giebt ihm ſeinen Geiſt. Und von nun an iſt der Geiſt Gottes herrſchend in ihm. Dagegen ſehet den Stephanus! Dieſer Jünger des Herrn kommt in Todesnoth, ein Steinregen will ſein Leben enden, furchtbare Flüche umrauſchen ihn, und ſeine ſcheidende Seele zeugt nur Milde, Beſtändigkeit und Glauben: er hat den Geiſt Jeſu Chriſti, denn derſelbe offenbart ſich herrſchend in ihm. Dagegen ſehet den Petrus! Er hängt dem Herrn an, und doch verleugnet er ihn. Er iſt ſein Apoſtel, und benimmt ſich in Antiochien ſehr zweideutig. Aber er weint und glaubt, und ſchnell nach jedem Falle wird in ſeiner bußfertigen Seele der Geiſt Jeſu Chriſti wieder herrſchend. Auf das Herrſchende, Regierende kommt es an, wenn wir darüber urtheilen wollen, ob wir Chriſti Geiſt haben, oder nicht. Der Geiſt Jeſu Chriſti iſt ein göttlicher Geiſt. Man kann ihn nicht haben, ohne daß er herrſcht und alles Andere beſiegt und ſich unterwirft. Wo er nicht herrſcht, da hat man ihn nicht, und das wird an dem Einen erkannt, daß etwas in uns herrſcht, das nicht Chriſtus iſt, — etwas, das eigentlich dienen ſollte, — etwas, das, ſtatt ſich zu beugen, durch Empörung zur Herrſchaft gekommen iſt. Und was iſt das?

Ach, es wäre ſchon genug geſagt, wenn man bekennt: es iſt nicht Chriſtus, denn hinlänglich wäre damit das Elend dieſer falſchen Herrſchaft ausgeſprochen. Doch wir müſſen näher hineingehen und das Einzelne betrachten, was damit ausgeſagt wird: Wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein. Freilich iſt dieſes Zweite nur die Folge des Erſten, was unſer Text uns gelehrt hat. Allein mit dieſer Folge treten wir in ein neues Gebiet, und erſt, wenn wir dieſes kennen, wird ſich vollſtändig der Jammer des natürlichen Zuſtandes der Menſchen uns offenbaren.

Iſt es wahr, daß der Geiſt Chriſti da, wo er wohnt, das Herrſchende und Regierende ſein muß: ſo iſt offenbar, daß, wer ihn hat, Chriſti ſein, ihm angehören und in ihm ſeinen Mittelpunkt und ſein Leben haben muß. Wie die Glieder an dem Leibe dem Haupte folgen und nach ſeinem Befehl ſich regen und bewegen, oder ruhen und ſtill ſind: ſo muß, wer Chriſti Geiſt hat, den Grund ſeines Thuns und Laſſens, ſeines Bewegens und Ruhens in ihm und nur in ihm finden. Wer aber Chriſti Geiſt nicht hat, der kann nicht Chriſti ſein, ihm nicht angehören und ſeinem Willen nicht folgen. Einer andern Herrſchaft iſt er unterthan, einer andern Gewalt gehört er an, und andern Mächten iſt er eigen. Es iſt die Frage: welchen? Wir müſſen zunächſt antworten: er gehört ſich ſelber an. Er ſelbſt iſt ſein Gott, der Mittelpunkt ſeines Strebens, und, o Thorheit! die Quelle alles Lebens und alles Friedens. Fühlt ihr, was das ſagen will? Sich ſelbſt gehört er an, das heißt, ſeinem ſchwankenden Willen, der heute dieſes und morgen jenes begehrt; ſich ſelbſt, das heißt, ſeinen tobenden Begierden, die immer ſich unter einander bekämpfen, und von denen jetzt dieſe und bald eine andere ſiegt: ſich ſelbſt, das heißt, ſeiner eignen Luſt, die wie ein Nebel aufſteigt und zerrinnt, die wie Waſſer in hohler Hand geſchöpft wird und durch die Finger entläuft, die wie ein flatternd Irrlicht mit blauen Flammen anlockt und in tiefe Sümpfe verlockt. Zum Dienen iſt der Menſch geſchaffen, ein Knecht Gottes ſoll er ſein, und will er's nicht ſein, ſo gewinnt er einen üblen, launiſchen und wunderlichen Herrn an ſich ſelbſt. Sich ſelbſt angehören, iſt die größte Qual. Doch wenn wir etwas tiefer dieſen Zuſtand erforſchen, ſo gehört ein ſolcher Menſch nicht einmal wahrhaft ſich ſelbſt an, ſondern er wähnt nur, ſich ſelbſt anzugehören, und gehört eigentlich der Welt an.

Wie wenn ein Volk, daß es die Strafe ſeiner Sünden büße, in Empörung dahin gegeben wird, Jeder, der ſich in den Aufſtand verwickeln läßt, wähnt ſein eigner Herr zu werden, und alsbald ſo vielen Herrſchern anheim fällt, als ſich Wütheriche aufwerfen: ſo iſt es auch, wenn wir, abfallend von dem Einen, wahren Herrn, dem wir angehören, unſere eignen Herren ſein wollen. Wir fallen der Welt anheim. Wir beugen unſere Kniee und reichen unſere Hand und unterwerfen unſern eitlen Willen Jedem, der durch Furcht oder durch Liſt uns zu gewinnen weiß. Wir wähnen zu thun, was wir wollen, und wir führen nur aus, was Andre uns befehlen. Wir erheben uns in unſrer eignen Weisheit, und wir werden beherrſcht von der gangbaren Weisheit unſerer Zeit. Wir dünken uns glücklich, daß wir ſuchen und erwerben können, wonach uns lüſtet, und wir ſind gefeſſelt in unſerer Luſt von dem, was andern Thoren das Wünſchenswerthe und Erfreuliche ſcheint. Wer wagt es zu behaupten, daß der Lüſtling oder der Habſüchtige oder der Ehrgeizige ſein eigner Herr ſei? Ein verächtlicher Sklave der Meinung Anderer, ein feiler Knecht allgemeiner Thorheit und ein ehrloſer Dienſtmann eines Jeden iſt er, der ihn entweder zu ſchrecken oder anzulocken verſteht, die Hand des Herrn hat er geflohen, und iſt in der Menſchen Hände gefallen. Wer Chriſto nicht angehören will, ſondern ſich ſelbſt, der gehört der Welt an. Noch einen Schritt weiter führt uns unſere Betrachtung. Unwillkührlich drängt ſich die Frage auf: wem gehört denn die Welt an? wem dient ſie? weß iſt ſie? Was ſollen wir antworten, Zuhörer? Ihr fragt mich, aber ich will nicht antworten. Euch will ich auch nicht fragen, daß ihr mir antwortet. Gemeinſchaftlich wollen wir Gottes Wort fragen, und dieſes Wort allein ſoll uns antworten. Dieſes Wort redet von einer Obrigkeit der Finſterniß, von dem Gott dieſer Welt, der der Ungläubigen Sinne verblendet, von dem Fürſten der Welt, der ſein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, vom Vater, dem Teufel, von dem ſie ſind, die nach der Luſt dieſes Vaters der Lügen thun wollen. Alſo den Mächten der Finſterniß, alſo den dunkeln Gewalten des Abgrundes, alſo den verdammten Kräften der Lüge und des Mordes, — dieſen anheimgefallen iſt, der nicht Chriſto angehört! Andächtige, bis zu welchem Ziel unſerer Betrachtung hat uns Gottes Wort geführt? Wir, geſtützt allein auf menſchliche Einſicht, würden es nicht gewagt haben, bis dahin die Folgerungen zu entwickeln. Aber der Geiſt Gottes thut es, der Mund der Wahrheit thut es, das ewige Wort Gottes, der eingeborne Sohn des Vaters thut es! Schreckliche Wahrheit! Nur eine Wahl liegt uns vor: entweder Chriſto anzugehören, dem Licht, dem Leben, der Liebe, — oder der Finſterniß, dem Tode und dem Haſſe!

Wir zittern, indem wir es euch aus Gottes Wort verkündigen. Aber wir ſtaunen, indem wir Gottes Wort an die Erfahrungen des menſchlichen Lebens halten und überall es bewährt finden. Blicket nur, wir bitten euch, in das Leben eines Menſchen, der Chriſto nicht angehört, und ſehet nur zu, ob ſich in demſelben der Friede und das Leben finden, von dem der Apoſtel ſagt, daß ſie das Geiſtlichgeſinntſein ausmachen. Ach! vergebens ſucht ihr in ſolch einem Daſein Leben und Friede. Es erwacht am Morgen, das Kind des Unglücks, der eitle, betrogene Herr ſeiner ſelbſt, der ſeinem wahren Herrn nicht angehören will. Denket ihr, daß in den erwachenden, aufdämmernden Gedanken etwa Chriſtus, etwa Gnade, etwa Gebet das Erſte ſei, das ſich durcharbeitet aus der Nacht der Seele? O er würde es belächeln, wenn es ſich meldete! Er ſelbſt iſt es, den er beſchaut, wie in dem Spiegel von Glas, ſo in dem Spiegel ſeines Herzens! Seine Plane von geſtern ſind es, die ſeine unglückſelige Seele wieder einnehmen! Die Hinderniſſe ſind es, die er geſtern nicht bekämpfen konnte, die von Neuem ſich gegen ſeinen Willen aufthürmen und ſeine Kräfte anſpannen. Wie es ſchon wogt in der kaum erwachten Seele! wie ſie hin- und hergetrieben und gezerrt wird! Wie die erſte frühe Morgenſtunde, geſchaffen zur Einkehr, zur Sammlung, zur Stärkung für den Tag, ein Raub der ſich bekriegenden Begierden und eine Beute der Unruhe und des Unmuthes wird! Da ſollte Leben und Friede ſein? Doch nun meint er plötzlich, es gefunden zu haben. Er rafft ſich auf und geht an ſein ſchweres Werk. Der Mittag kommt. Es ſind erſt wenige Stunden geweſen, und ſchon iſt ſo viel Trübes durch die arme, wunde, nach Freude lechzende Seele gefahren, und ſchon ſind ſo viele Gedanken, die das Licht nicht vertragen können, in ihr aufgeſtiegen und mit Mühe verdeckt; und ſo iſt ſchon mancher Stich durch das Herz gegangen, daß man meinen ſollte, es müſſe unterliegen. Aber ſo betäubt iſt er, ſo verwirrt und verloren, daß er es nicht einmal merkt. Ohne Gebet hat er begonnen; ohne Gott hofft er es durchzuſetzen! Einen Helfer im Himmel hat er nicht; aber unzählige Helfer auf Erden muß er herbeiziehen in ſeinen Bedienten, ſeinen Freunden und ſeinen Gönnern, in ſeinen Aufopferungen, ſeinen Liſten und ſeinen Kämpfen! Seine Seele lechzt wohl nach dem Waſſer des Geiſtes und nach dem Brode des Lebens; aber er meint, es lechze nur der Kör per, und den labt er. O ſchaut ihm nur ins Auge unter der vergänglichen Luſt, höret nur ſeine Worte, blicket nur tiefer, nur ein wenig tiefer: iſt da Leben, iſt da Friede? Endlich kommt der Abend. Der Tag iſt hin. Vielerlei abgemacht; nichts — nichts gewonnen an Ruhe und Seligkeit. Müde legt er ſich hin. Morgen wird's beſſer gehen, denkt er, oder übermorgen, oder noch ſpäter. Er ſchläft ein, ach, nicht an der Bruſt, an der Sanct Johannes gelegen! Träume umgaukeln ihn, ach, nicht von himmliſchen Dingen! Noch einmal: iſt hier Leben? iſt hier Friede? So iſt die Jugend vergeudet und die erſte, friſche Kraft des Daſeins an ein Nichts verſchwendet. So iſt das Mannesalter verloren und die gereifte Erfahrung im Dienſte der Sünde verbraucht. Willſt du nicht erwachen, armer betrogener Sklave deines eignen Geiſtes? Siehe, die Nacht des Todes naht. Die Tage kommen, von denen er ſagen muß, ſie gefallen ihm nicht. Seine Kräfte nehmen ab, und er muß wohl daran denken, wie es enden ſoll. Dort fahren ſie eine Leiche her, aber er wendet Blick und Gedanken ab. Hier redet man vom Tode, aber er ſucht, obwohl es ihm innerlich unheimlich iſt, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Er hört das ernſte Wort des Predigers, — nein, den hört er nicht; aber ſeinen Arzt, den will er hören: aber es ärgert ihn, daß der einſichtsvolle Mann Dinge berührt, um die er nicht fragt. Doch da kann er eines Morgens ſein Lager nicht verlaſſen. Er ahnt, es bereite ſich eine gefürchtete Veränderung. Noch einige Tage, und Aller Miene verkündigt ihm, es gehe zu Ende. Rechenſchaft, Gericht, Ewigkeit drängen ſich, ſo oft er ſie auch verdrängen will, in ſeine Seele. Er will ſich beruhigen, und ſagt: das ſind Kindermährchen. „Indeß, wenn es doch wahr wäre?“ ſpricht tief aus ſeinem Innerſten eine Stimme, die er nicht kennt. Er muß ihn denken, den ſchrecklichen Gedanken. „Wenn es doch wahr wäre?“ ſpricht er zitternd vor ſich hin, und eine Donnerſtimme ruft in ſeinem Innern: es iſt wahr, ſonſt würdeſt du jetzt nicht zittern. Bebend blickt er auf, und ſieht die Seinen weinen. Er möchte auch weinen, allein er kann es nicht, denn es treten die Schatten längſt vergeſſener Sünden vor ihn hin. „Auch ihr noch?“ Und dieſe Schatten faſſen ihn mit eiskalter Hand, und laſſen ihn nicht los, und ſchreien ihm, ſo meint er's, ins Ohr: Wir leben, wir ſind nicht vergeſſen, wir gehen mit ins Gericht. Die Umſtehenden ſehen ſeine Angſt, und reden von ſeinen Verdienſten und ſeinem guten Herzen. Er denn er weiß es ſchweigt, beſſer. Aber es iſt doch ein anderes Bild vom Leben, das dieſe Reden ihm vorführen. „Wie es ſo Vielen ergeht, ſo mag es auch mir ergehen.“ Das iſt ſein letzter, ſein leerer, ſein ſchrecklicher Troſt! Der Tod naht. Das Leben erliegt. — Der Leib iſt eine Leiche. Wo iſt ſeine Seele?

Andächtige, das beantwortet euch ſelbſt. Wir haben nur das Eine zu ſagen: Wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein! Dies Donnerwort, das einſt vom Throne erſchallt und uns ausſchließt von Gnade und Seligkeit, erſchalle, wie zum Anfange, ſo zum Schluſſe unſerer Betrachtung, und Gott gebe, daß es ſo unſerer Seele erſchalle, daß es einſt am Throne nicht erſchalle. Brüder, der heutige Sonntag heißt Exaudi, das heißt: Erhöre. An dieſem Sonntage der Erhörung, in dieſen zehn Tagen, in denen die Jünger auf den heiligen Geiſt warteten, laßt uns erkennen, wie ſchrecklich der Zuſtand des natürlichen Menſchen iſt, laßt uns bitten um den Geiſt, der ein Geiſt des Lebens und des Friedens iſt, und laßt uns vertrauen, daß der, der zu bitten befohlen, auch zu erhören verheißen hat. Bereite uns, Herr Gott, heiliger Geiſt, du Tröſter, du Geiſt des Vaters und des Sohnes, deiner Kirche geſegnete Pfingſten! Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz, und gieb uns einen neuen, gewiſſen Geiſt; verwirf uns nicht von deinem Angeſicht, und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von uns. Amen.

Homilie über Luc. 16, 19—31. Der laſterhafte Reiche und der tugendhafte Arme.

Von J. G. Marezoll.

Ob wir Reichthum beſitzen, oder in Armuth leben, du, unſer Vater im Himmel, willſt uns durch beide auf den Pfad der Tugend führen, und dein heiliges Gebot ſoll in jeder Lage, worein du uns ſetzeſt, unſere Richtſchnur ſein. Denn wer deinen Willen thut, der bleibet in Ewigkeit; und wen ſein Herz nicht verdammt, der hat unter allen Umſtänden Freudigkeit zu dir und innern Frieden. Und du wirſt uns dereinſt zur Rechenſchaft ziehen, wie wir unſere von dir empfangenen irdiſchen Güter angewandt und mit welcher Geſinnung wir den Mangel derſelben ertragen haben. Du wirſt dem Reichen wie dem Armen nach ſeinen Werken vergelten und nur diejenigen, welche du als fromme und getreue Knechte findeſt, mit der Seligkeit des Himmels belohnen. Wohl uns alſo, wenn dieſer Glaube immer wirkſam bei uns iſt und uns zum Gehorſam gegen dich ermuntert! Wohl uns, wenn uns auch dieſe der Religion geweihte Stunde mit geſegnetem Erfolge an deine Verheißungen und Drohungen erinnert! Amen.

Text, Lucä 16, 19—31.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete ſich mit Purpur und köſtlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor ſeiner Thür voller Schwären. Und begehrte ſich zu ſättigen von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen; doch kamen die Hunde, und leckten ihm ſeine Schwären. Es begab ſich aber, daß der Arme ſtarb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber ſtarb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er ſeine Augen auf, und ſah Abraham von fernen, und Lazarus in ſeinem Schooß. Rief und ſprach: Vater Abraham, erbarme dich mein, und ſende Lazarus, daß er das Aeußerſte ſeines Fingers ins Waſſer tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieſer Flamme! Abraham aber ſprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böſes empfangen; nun aber wird er getröſtet, und du wirſt gepeiniget. Und über das alles iſt zwiſchen uns und euch eine große Kluft befeſtigt, daß die da wollten von hinnen hinab fahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da ſprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn ſendeſt in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual. Abraham ſprach zu ihm: Sie haben Moſen und die Propheten; laß ſie dieſelbigen hören. Er aber ſprach: Nein, Vater Abraham; ſondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, ſo würden ſie Buße thun. Er ſprach zu ihm: Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtände.

Nicht immer ſtehen Reichthum und Armuth auf eine ſo auffallende Art einander entgegen, als in dieſem Gemälde; aber Jeſus wollte die Gefahren des Reichthums ſchildern, und darum zeigt er uns denſelben im Bunde mit dem Laſter; er wollte ſeine Zuhörer darüber belehren, daß die Armuth nicht vom Genuſſe der wahren Glückſeligkeit ausſchließe, und deßwegen gab er ihr die Tugend zur Gefährtin. Betrachten wir hingegen den Reichthum und die Armuth an und für ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf die moraliſche Geſinnung zu nehmen, mit welcher ſie verbunden ſind, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen bei Weitem nicht ſo groß, als er Manchem ſcheint. Denn beide haben zuvörderſt ihre eigenthümlichen, unvermeidlichen Beſchwerden, ſo wie ſie auch hinwiederum gewiſſe, in der Natur der Dinge gegründete Vortheile gewähren. Und beide ſind Mittel der Erziehung in Gottes Vaterhand; beide verdienen den Namen der Prüfung; beide ſollen uns Gelegenheit geben, durch den rechten Gebrauch, welchen wir davon machen, weiſe und tugendhaft zu werden. Aber freilich kommt in dieſer Abſicht ſehr viel darauf an, warum uns das Eine oder das Andre zu Theil geworden iſt. Der Reichthum kann den Menſchen ehren oder entehren, je nachdem die Mittel beſchaffen ſind, wodurch er ſich denſelben erworben hat. Die Armuth kann nur diejenigen erniedrigen, welche ſich dieſelbe durch ihre eigene Schuld zugezogen haben. Ueberfluß und Mangel, die dem Menſchen ohne ſein Zuthun, bloß nach den unabänderlichen Geſetzen des Weltlaufs zufallen, entſcheiden Nichts über ſeinen Charakter, und machen ihn unſerer Achtung weder würdig, noch unwürdig.

Und nach dieſen Grundſätzen müſſen wir den Werth des Reichthums und der Armuth beurtheilen. Wir müſſen den Reichthum nicht leichtſinnig und gedankenlos überſchätzen, als ob das ganze Glück des Lebens einzig und allein von ihm abhinge; aber wir dürfen ihn auch nicht trübſinnig und aus Aberglauben verdammen und uns fälſchlicher Weiſe auf die Bibel dabei berufen. Denn wenn wir da zum Beiſpiel leſen, daß Jeſus geſagt hat, es ſei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme; ſo hatte dies ſeinen guten Grund in den damaligen Zeiten und Umſtänden, weil die erſten Bekenner Jeſu häufig Gefahr liefen, alles das Ihrige zu verlieren. Und wenn wir in der Schrift die Verſicherung finden, daß Gott die Armen auf dieſer Welt erwählt habe, ſo geſchieht es mit dem erklärenden Zuſatze, die im Glauben reich ſind und ſich dem Chriſtenthum aufrichtig zuwenden.

So wenig es indeſſen noch eines Beweiſes bedarf, daß Reiche und Arme dem Willen Gottes gemäß hier auf Erden neben einander ſein müſſen, ſo gewiß läßt ſich doch da, wo es der Armen zu viele giebt, und wo die Schätze des Landes nur in den Händen einiger Wenigen ſind, auf eine ſehr fehlerhafte Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ſchließen. Sie iſt dann ausgeartet und leidet an Mißbräuchen, die mit der Ordnung der Natur ſtreiten; was immer ſo oder anders, früher oder ſpäter verderbliche Folgen haben muß.

Doch wir beſchränken uns hier auf das von Jeſu entworfene Gemälde und betrachten „den laſterhaften Reichen und den tugendhaften Armen,“ die er einander entgegenſtellt; eine Betrachtung, bei welcher wir uns genau an die Worte unſeres Evangeliums halten wollen.

Es war ein reicher Mann; und weil er Nichts weiter als reich war; weil er ſonſt keinen Vorzug beſaß; weil ſich nichts Rühmliches von ihm ſagen ließ: ſo hat uns die Geſchichte ſeinen Namen verſchwiegen. Und dieß iſt das Schickſal aller verdienſtloſen Reichen. Sie ziehen eine Zeit lang die Augen der Thoren oder der Mißgünſtigen auf ſich, erregen entweder durch ihren Geiz oder durch ihre Verſchwendung das Mitleid der Verſtändigen und werden oft noch während ihres Lebens, gewiß aber nach ihrem Tode vergeſſen. Und doch iſt es für den Reichen ſo leicht, ſich Verdienſte zu erwerben; doch hat er die Mittel dazu in ſeiner Hand; doch darf er ſich nur ſeines Ueberfluſſes bedienen, um mannichfaltiges Gute zu ſtiften. Es koſtet ihm nur ſelten Arbeit und Mühe; er kann gemeiniglich durch Andere wirken, die ihm ihre Einſichten und Kräfte leihen; er braucht bloß ihren Rath zu befolgen und ſie mit ſeinem Vermögen zu unterſtützen. Aber auch dazu kann ſich ſo mancher Reiche nicht entſchließen; er glaubt ſich geehrt genug durch das, was er beſitzt, und geht verdienſtlos aus der Welt.

Der reiche Mann, von dem uns unſer Text erzählt, kleidete ſich in Purpur und köſtlicher Leinwand; und das hätte er thun mögen, wenn er nur ſonſt ſeine Pflicht erfüllt hätte. Wer großen Ueberfluß hat, darf einen gewiſſen Aufwand machen, und iſt nicht ſelten dazu verbunden. Ihm geziemt es, den Armen Beſchäftigung zu geben und ſie zur Thätigkeit zu ermuntern. Ihm kommt es zu, nützliche Künſte zu befördern und den Fleiß derer zu belohnen, die ſie treiben. Von ihm erwartet man, daß er Andere auf eine gute, dem gemeinen Beſten zuträgliche Art an ſeinem Vermögen Theil nehmen laſſe. Sucht er nur alſo nicht ſeinen einzigen Ruhm darin, daß er ſich in Purpur und köſtlicher Leinwand kleiden kann, ſo wird ihm dieß bei Billigdenkenden nicht zum Vorwurfe gereichen.

Aber der Reiche, den uns Jeſus ſchildert, lebte auch alle Tage herrlich und in Freuden; und das ſagt offenbar weit mehr; das war unſtreitig etwas ſehr Gefahrvolles und Verführeriſches. Denn wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der führt ein ganz ſinnliches Leben, das mit unſerer Beſtimmung und mit unſern Pflichten ſtreitet und wobei der Menſch ſeine Würde durchaus nicht behaupten, ſeine edelſten Anlagen und Fähigkeiten nicht gebrauchen und entwickeln kann. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, dem iſt das Gebot der Schrift, ſeid nüchtern und wachet, umſonſt gegeben, weil er bei ſeinen immerwährenden Zerſtreuungen nie recht zur Beſonnenheit kommt, nur wie im Taumel dahingeht und oft im Rauſche des Vergnügens Böſes thut, ohne daran zu denken. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der wird weichlich und verzärtelt, ſcheut jede Anſtrengung und Mühe und hat zur Ausübung der echten Tugend, die nicht ſelten Kampf und Selbſtverläugnung fordert, weder Muth noch Kraft. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der verſchwendet nicht nur ſeine Lebenszeit auf eine unverantwortliche Art, ſondern der muß auch, weil es ihm an Nachdenken und Ueberlegung gebricht, am Verſtande und Herzen nothwendig verwildern und ſich thörichten Vorurtheilen, unſittlichen Gewohnheiten ergeben. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der wird unempfindlich gegen die Noth ſeiner Brüder, flieht ihren traurigen Anblick, um in ſeinem Vergnügen nicht geſtört zu werden, und hat für ihre Leiden keinen Sinn, zur Abhülfe ihrer Klagen keine Zeit. Das hat der Reiche in unſerm Evangelio dadurch zur Genüge bewieſen, daß er hart und unbarmherzig gegen den Unglücklichen war, der ſich in ſeiner Nähe befand.

Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus; alſo ein wirklicher Armer, deſſen Name es verdiente, auf die Nachwelt zu kommen; ein gutgeſinnter Armer, wie wir aus dem Schickſale ſehen, das ihm nach dem Tode zu Theil wurde. — Der lag vor des Reichen Thüre, ſchmachtete vor des Reichen Augen, und ſeine Dürftigkeit konnte dieſem nicht unbekannt ſein. — Und er lag voller Schwären, hatte nicht bloß mit dem Mangel, ſondern auch mit ſchmerzhaften körperlichen Uebeln zu kämpfen und war gewiß ein Gegenſtand des Mitleids. Alſo welche Aufforderung für den Reichen, menſchlich zu ſein und Hülfe zu leiſten! Welche dringende Veranlaſſung für ihn, einen geringen Theil ſeines Ueberfluſſes anzuwenden, um die Noth eines verlaſſenen Bruders zu lindern! Welche ſchöne Gelegenheit, Gott, der ihn mit irdiſchen Gütern ſo ſehr geſegnet hatte, ſeinen Dank darzubringen! — Begehrte doch der genügſame Arme und Kranke ſo Wenig: er begehrte bloß, ſich zu ſättigen von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen. Und welch eine Menge derſelben mag nicht ungenützt verſchwendet werden ſein! Welche überflüſſige Nahrungsmittel mußte nicht ein ſo üppiges Haus beſitzen, deſſen Bewohner alle Tage herrlich und in Freuden lebte! Wie viele Dürftige hätten da mit dem, was Niemandem zu Gute kam, gepflegt und erquickt werden können! Und gleichwohl blieb der ſo beſcheidene Wunſch unſeres Armen unerfüllt; er begehrte nur, leſen wir, ſich mit den Broſamen zu ſättigen, die von des Reichen Tiſche fielen; aber wir hören nicht, daß ſie ihm gereicht wurden. Fühllos war und blieb der rohe Verſchwender und ohne Hülfe wurde der bedauernswürdige Arme ſeinem traurigen Schickſale überlaſſen. — Doch kamen die Hunde und leckten ihm ſeine Schwären; ein Umſtand, den uns Jeſus nicht umſonſt erzählt. Die Thiere waren mitleidiger, als der fühllose Reiche; ſie näherten ſich dem Kranken, den dieſer ſich und ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte, und beſchämten den hartherzigen, ſeine Natur verleugnenden Menſchen. — Aber ungeſtraft hat er ſeine Natur nicht verleugnet, ſeine Würde nicht geſchändet, ſeine Pflicht nicht übertreten; und zwecklos unbelohnt, ohne Erſatz hat der rechtſchaffene Arme nicht gelitten. Die Welt vergehet mit ihrer Luſt und mit ihrem Schmerze; und Jeſus, nachdem er uns ein Bild der Tugend und des Laſters vorgehalten hat, läßt uns die zukünftige höhere Welt, die vergeltende Gerechtigkeit, den unparteiiſchen Richter erblicken.

Es begab ſich aber, daß der Arme ſtarb; und mit welcher Ruhe mag er den Tod erwartet, mit welcher Ergebung mag er dieſe Erde, die der Freuden ſo wenige für ihn hatte, verlaſſen haben! Ihn feſſelte kein Genuß des Glücks an das Leben; ihm erſchwerte kein Blick auf das, wovon er ſich trennen mußte, ſeine letzte Stunde; für ihn war der Tod ein Bote des Friedens, der ihm Erlöſung und das Ende ſeiner Leiden ankündigte. Denn ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er dort ein beſſeres Loos erwarten, daß er des Ueberganges in die Ewigkeit ſich freuen und auf Gottes nicht verſcherzte Gnade hoffen dürfe. — Und ſeine fromme Hoffnung wurde erfüllt; er ſtarb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Von hier an wird die Erzählung bildlich, dichteriſch, morgenländiſch, und wir halten uns an den eigentlichen Sinn, der nicht ſchwer zu finden iſt. In Abrahams Schooße, oder mit Abraham und den Erzvätern im Himmelreiche ſitzen, heißt, in eine höhere, ſeligere Welt aufgenommen werden; es heißt, in einen Zuſtand gelangen, wo gutgeſinnte Menſchen an Erkenntniß, an Tugend, an Vollkommenheit und Glückſeligkeit darum immer zunehmen, weil ſie ſich von den Banden, wie von den Uebeln dieſes irdiſchen Lebens befreit fühlen. Für dieſe höhere Welt hat uns Gott geſchaffen; ſie iſt unſere eigentliche Beſtimmung; auf ſie ſollen wir uns während unſers gegenwärtigen Daſeins vorbereiten; in ihr ſollen wir das ernten, was wir hier geſäet haben; ſie iſt das Land der Vergeltung, wo „Gott geben wird einem Jeglichen nach ſeinen Werken, Preis, Ehre und unvergängliches Weſen denen, die mit Geduld, mit Beharrlichkeit in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben.“ In dieſen ſeligen Zuſtand wurde der tugendhafte Arme verſetzt; er war in der Prüfung beſtanden und empfing den Lohn ſeiner Treue.

Der Reiche aber ſtarb auch; und ſein Geld konnte ihn nicht vor dem Tode ſchützen. Er ſtarb auch; aber gewiß mit ganz andern Empfindungen und Gedanken, gewiß mit weit mehr Furcht und Zaghaftigkeit, als der vor ihm hingegangene Arme. Er ſtarb auch, und mußte ſeine Schätze, ſeine gewohnten Gegenſtände des Vergnügens, ſeine einzigen Vorzüge im Tode zurücklaſſen. — Er ſtarb und ward begraben; und wahrſcheinlich mit aller ſeinem Reichthume angemeſſenen Pracht; bedauert wohl nur von ſeinen Schmeichlern, die von ſeinem Ueberfluſſe zehrten, und glücklich geprieſen nur von kurzſichtigen Thoren, die den Werth des Menſchen bloß in zufälligen Dingen, in Glanz und Schimmer ſuchen. Aber dieſe verſchwinden im Tode und der Augenblick, wo der Reiche verſchied, war das Ende ſeiner Herrlichkeit.

Denn „als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er ſeine Augen auf und ſahe Abraham von ferne und Lazarum in ſeinem Schooße, rief und ſprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und ſende Lazarum, daß er das Aeußerſte ſeines Fingers in Waſſer tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieſer Flamme.“ — Die Qual der Hölle hatte ſich der laſterhafte Reiche durch ſeine Ruchloſigkeit ſelbſt geſchaffen, und die Flamme, die ihm nun ſo große Pein verurſachte, brannte in ſeinem Herzen. Sein Gewiſſen war erwacht und die Augen des Verſtändniſſes waren ihm geöffnet. Der Zauber der Sinnlichkeit, der ihn auf Erden verblendet hatte, war verſchwunden und die Unmöglichkeit, ſeinen herrſchenden Lüſten auf die bisherige Art zu dienen, brachte ihn zur Beſinnung. Nun überſah er ſein irdiſches Leben; nun betrachtete er ſeine Denk- und Handlungsweiſe mit andern Augen; nun beurtheilte er das, was er gethan und unterlaſſen hatte, nicht mehr ſo leichtſinnig, ſondern der Wahrheit gemäß. Jetzt erinnerte er ſich an ſeine Unbarmherzigkeit gegen den Armen und an ſeine Härte gegen dürftigen Brüder. Jetzt dachte er daran, wie viel Gutes er bei ſeinem Vermögen hätte ſtiften können, wenn er Sinn dafür gehabt hätte. Jetzt erkannte er den ſtrafbaren Mißbrauch ſeines Reichthums, deſſen er ſich ſchuldig gemacht, die Ungerechtigkeiten, die unter dem Schutze deſſelben begangen, das Böſe, was er dadurch befördert und veranlaßt hatte. Jetzt fühlte er Schaam, Schmerz, Reue, Gewiſſensbiſſe als die unausbleiblichſten Folgen ſeines Verhaltens, und mußte ſich ſelbſt verachten, ſich ſelbſt anklagen und verdammen. Und dieſe ſeine verdienten Leiden überzeugten ihn denn auch von dem entgegengeſetzten ſeligen Zuſtande des Armen, der die Tugend verehrt hatte. Denn er ſah Lazarum und Abraham gewiß nur im Geiſte; er konnte das, was er von ihnen begehrte, nur im Herzen wünſchen; aber Jeſus berichtet uns das als wirkliche Unterredung mit ihnen, weil es höchſt lehrreich iſt und uns Allen zur Warnung dienen kann.

Ja, ernſten Inhalts iſt die Antwort, welche Abraham dem Geſtraften gab: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böſes empfangen; nun aber wird er getröſtet und du wirſt gepeinigt." Wir würden Jeſum, der dieſe Worte dem Abraham in den Mund legt, ſehr falſch verſtehen, wenn wir die wichtige Bedingung dabei vergäßen, auf welche es hier allein ankommt. Lazarus wird nämlich in der Ewigkeit nicht darum getröſtet, nicht darum belohnt, weil er auf der Erde Böſes empfangen hatte, weil er arm und unglücklich war, ſondern ſeine Belohnung gründet ſich darauf, daß er das ihm von der Vorſehung zugetheilte Böſe zum Guten gebrauchte; daß er ſein Unglück und ſeine Armuth mit Geduld und Ergebung ertrug; daß ihn ſeine Leiden nicht von Gott entfernten, ſondern zu Gott hinführten; daß er keine verbotenen Mittel anwandte, ſich Glück und Ueberfluß zu verſchaffen; daß er ſich bei aller äußeren Dürftigkeit innere Vorzüge, ein frommes, rechtſchaffen geſinntes Herz, erworben hatte. Der Reiche wurde in der Ewigkeit nicht deßwegen gepeinigt, nicht deßwegen geſtraft, weil er auf der Erde Gutes empfangen hatte und Ueberfluß beſaß, ſondern weil er das ihm von der Vorſehung verliehene Gute mißbrauchte; weil er ſich durch ſeine Schätze zur Sünde verleiten ließ; weil er, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, nicht an Gott und ſeinen Willen, nicht an Gott und ſein Gericht dachte; weil er ſeine heiligſten Pflichten übertrat und als ein Knecht des Mammons die Tugend verachtete. Denn Reichthum und Armuth an ſich ſelbſt betrachtet können uns den Himmel weder öffnen, noch verſchließen, und nur die Art, wie wir uns als Reiche und als Arme hier verhalten, beſtimmt unſer künftiges Schickſal.

Darum konnte denn auch Abraham dem elend gewordenen Reichen ſeine Bitte nicht gewähren; darum ſetzt er hinzu: „und über das Alles iſt zwiſchen uns und euch eine große Kluft befeſtigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren." — Wohl iſt zwiſchen Seligen und Unſeligen in der Ewigkeit eine große Kluft befeſtigt; denn die Guten würden in jeder Hinſicht an Seligkeit dadurch verlieren, wenn ſie noch dort, wie hier, mit den Böſen zuſammen leben müßten. Der Richter der Welt ſcheidet einſt Beide von einander, um Beide in einen Zuſtand zu verſetzen, der ihren Bedürfniſſen angemeſſen iſt. Die Kluft zwiſchen ihnen kann größer oder geringer ſein, weil ſie ſich nach dem höhern oder niedern Grade der errungenen Tugend und der erworbenen Laſterhaftigkeit richtet. Die Kluft zwiſchen ihnen wird ſo lange beſtehen, als es der weiſe und gütige Vater im Himmel, der allein darüber urtheilen kann, nothwendig findet. Zwar enthüllt kein ſterbliches Auge die Geheimniſſe der Ewigkeit; aber wir wiſſen genug, wenn wir zwei gleich wichtige Wahrheiten beherzigen. Es iſt nämlich unbezweifelt gewiß, daß Gott, der Heilige und Gerechte, nicht zwecklos ſtrafen, und daß er als der Allweiſe und Allmächtige die wohlthätigen Abſichten ſeiner Strafen nicht verfehlen kann. Und eben ſo unleugbar iſt auch dieſes, daß der, welcher laſterhaft war und erſt ſpät ſich beſſert, hinter dem, der immer tugendhaft war und es in der Liebe zum Guten ſchon hier weit gebracht hat, ewig zurückbleiben wird. Die befeſtigte Kluft beſteht alſo im Grunde immer, und der Glaube an die erbarmende Liebe Gottes darf uns nicht zu der Thorheit verleiten, auf Gnade zu ſündigen.

Und vielleicht — die Urſache wird ſich bald zeigen — vielleicht hatte der Reiche thörichter Weiſe auf Gnade geſündigt; denn daß nicht alles beſſere Gefühl ganz in ihm erſtorben war, ſehen wir daraus, daß er noch Liebe zu den Seinigen hatte, an ihrem Schickſale Theil nahm und zu Abraham ſprach: „ſo bitte ich dich, daß du Lazarum ſendeſt in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual." — Wenn der Zweck dieſer Bitte ſeinem Herzen Ehre macht, ſo gereicht das Mittel, welches er dazu gebraucht wiſſen will, ſeinem Kopfe zur Schande; denn er gab deutlich dadurch zu erkennen, daß er ein Sklave des Aberglaubens war, der zu ſeiner Laſterhaftigkeit wohl nicht Wenig beigetragen hatte. An die Unentbehrlichkeit der Tugend, an das erſte und vornehmſte Gebot im Geſetze, an das Gebot der Menſchenliebe, an die Gerechtigkeit Gottes, an eine Vergeltung in der Ewigkeit ſcheint er nicht geglaubt zu haben; er hat wenigſtens dieſen Glauben nicht durch die That bewieſen; aber an die Möglichkeit, daß Verſterbene wieder auf der Erde erſcheinen können, glaubt er deſto feſter. Er hatte alſo nicht Religion, ſondern Aberglauben; und dieſer iſt ſo weit davon entfernt, die wahre Tugend zu befördern, daß er ſie vielmehr auf mannichfaltige Art verhindert. Er verleitet ja offenbar zu vielem Böſen, weil er den verderblichen Wahn begünſtigt, daß Gott durch äußere Mittel wieder zu verſöhnen und die von ihm gedrohte Strafe abzuwenden ſei. Er verführt zu dem unſeligen Irrthume, daß man Gott ſchon würdig diene und ihm wohlgefalle, wenn man nur die vorgeſchriebenen Gebräuche der Religion genau beobachtet. Er verfinſtert den Verſtand, verengt das Herz, verfälſcht das Gewiſſen und erzeugt höchſtens einen blinden Eifer für gleichgültige Nebendinge. Sollte ſich der Reiche nicht etwa mit der Hoffnung geſchmeichelt haben, daß er die Verletzung ſeiner Pflichten, ſein ausſchweifendes Leben, den Mangel an Wohlthätigkeit damit wieder gut machen werde, wenn er in Jehovens Tempel anſehnliche Opfer darbringt? Sollte er nicht vielleicht von eigennützigen jüdiſchen Prieſtern in dieſem Aberglauben, der ihnen vortheilhaft war, beſtärkt worden ſein?

Abraham wenigſtens hat ihn davon zu heilen geſucht, indem er ſprach: „ſie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelben hören.“ Sie haben die Religion, und dieſe muß ſie beſſern. Sie kennen Gottes Willen, den ſie nur treu befolgen dürfen, um nicht an dieſen Ort der Qual zu kommen; es iſt ihnen in den heiligen Schriften deutlich genug geſagt, was gut iſt und was der Herr von ihnen fordert. — Dieſe einleuchtende Antwort hätte jeden Vernünftigen befriedigt; aber der Aberglaube achtet nicht auf die Ausſprüche der Vernunft, und darum antwortete der bethörte Reiche: „nein, Vater Abraham, ſondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, ſo würden ſie Buße thun.“ Er verharrt alſo in ſeiner Verblendung, und ſelbſt das Anſehen des gefeierten Erzvaters kann ihn nicht von ſeinen Vorurtheilen abbringen. Und ſo handelt der Abergläubige noch immer. Er iſt ſtolz und aufgeblaſen; er hört auf keine Gründe und geſteht dem geſunden Menſchenverſtande keine Rechte zu; er iſt ſchwer zu belehren und da, wo er tiefe Wurzeln geſchlagen hat, nur ſelten auszurotten. — Deßwegen macht auch Abraham keinen weiteren Verſuch, den Bittenden von der Thorheit ſeines Wunſches zu überzeugen; deßwegen wiederholt er ihm bloß in verſtärkten Ausdrücken das ſchon Geſagte: hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtände. Haben ſie keine Religion, ſo wird keine Geiſtererſcheinung ſie bekehren. Vermögen die Wunder der Schöpfung, die Wunder, die Gott täglich vor unſern Augen thut, Nichts über ſie, ſo iſt es vergeblich, daß der Herr im Himmel ein eigenes Wunder für ſie veranſtaltet und ihnen einen erweckten Todten als Bußprediger ſendet. — Und das gilt noch jetzt, wie damals. Hören die Chriſten Jeſum und ſeine Apoſtel nicht, ſo wird kein Wunderthäter gottesfürchtige Menſchen aus ihnen machen. Fehlet ihnen der rechte, der erleuchtete, der auf Vernunft und Schrift gebaute Glaube, ſo wird ſie der Aberglaube weit eher zum Laſter, als zur Tugend führen. Sind ſie — denn auch darauf läßt ſich es anwenden — ſind ſie nicht der Obrigkeit, wie der Apoſtel verlangt, um des Herrn willen, aus Ehrfurcht gegen Gott, unterthan, ſo kann zwar der blinde Glaube eine Zeit lang blinden Gehorſam erzeugen, aber auch nach Verſchiedenheit der Umſtände eben ſo leicht blinde Widerſetzlichkeit, blinde Empörung veranlaſſen und grenzenloſes Unheil ſtiften. — Thöricht handeln alſo die Kurzſichtigen, welche ſich einbilden, daß ihre eigene und der Völker Sicherheit auf der Macht des Aberglaubens beruhe. Verblendet ſind die Rathgeber, welche das Licht haſſen und die Finſterniß lieben, und ſich dadurch dem gegründeten Verdachte ausſetzen, daß ihre Werke böſe ſind. Denn der Gott der Chriſten iſt ein Vater des Lichts, und Jeſus iſt erſchienen, um das Licht der Welt zu ſein, und der Herr im Himmel will, daß allen Menſchen geholfen werde, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Amen.

Homilie über Hebr. 13, 2. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft.

Von Schleiermacher.

M. a. Fr. Wir haben uns in einer Reihe von Betrachtungen nach Anleitung der heiligen Schrift das Weſentliche des chriſtlichen Hausſtandes vorgehalten; und wie wir darin wohl Alle, der Eine hier, der Andere dort, werden zu ernſtem Nachdenken aufgefordert worden ſein, ſo hoffe ich, werden auch dieſe Betrachtungen uns Allen Gelegenheit gegeben haben, Gott für die Gnade zu preiſen, die er uns in allen Verhältniſſen unſeres chriſtlichen Hausſtandes erwieſen hat. Denn wahrlich, wenn unſer Hausweſen ſo eingerichtet iſt, wie das Wort Gottes verlangt; wenn jedes Verhältniß als göttliche Ordnung und als weſentlich beitragend zur Erziehung für das Reich Gottes im Glauben ergriffen wird; wenn eben deßhalb der Geiſt der Liebe überall darin herrſcht, und Jeder ſeine Stelle im Hauſe ausfüllt, damit er ſeine Stelle im Reiche Gottes verdiene: dann iſt ein ſolcher Verein, mehr als der einzelne, auch der vollendetſte Menſch es ſein kann, ein Tempel Gottes, in welchem der Geiſt Gottes wohnt; und von denen, die einem Hausweſen angehören, welches dieſem Bilde entſpricht, kann man mit Recht vorausſetzen, daß ſie einander genug ſind, und daß ſie in dem Gefühl, wie der Herr ſich gnädig an ihnen erweiſet, und ſie immer weiter und herrlicher erbaut, auch kein Bedürfniß haben können, aus ihrem ſchönen Kreiſe herauszugehen. Allein der Menſch ſoll nicht ſeinem Bedürfniß allein leben; und beſonders ſind wir Chriſten auch eben dazu in einem eigenen Sinne ein Volk von Brüdern, daß wir auch in unſerm häuslichen Leben auf mannichfaltige Weiſe enge unter einander vereint, Gott preiſen ſollen, Jeder auch für das, was er an dem Andern gethan hat. So wenig alſo der Einzelne, der auch aus dieſem Grunde ein Tempel Gottes heißt, ſich verſchließen ſoll und ſein Licht verbergen, ſondern es leuchten laſſen, damit der in ihm wohnende Geiſt Gottes geſchaut werden könne und geprieſen, noch weniger ſoll ein größerer Theil der Stadt Gottes, die, um weit zu ſcheinen, auf dem heiligen Berge gebaut iſt, und am wenigſten ein ſo Begnadigter wie ein chriſtliches Hausweſen ſich verbergen, ſondern im Gefühl des Reichthums der göttlichen Gnade bereit ſein, dieſe Gnade auch Andern darzureichen, damit Gott verherrlichet werde. Daß nun ein Hausweſen ſich nicht verſchließt vor der übrigen Welt, daß es vorübergehend Andere in ſich aufnimmt und Verbindungen außerhalb unterhält, das finden wir überall, wo nur das menſchliche Geſchlecht ſich über die erſte Rohheit erhoben hat, es iſt die Gaſtfreiheit, welche in engeren und weiteren Kreiſen die Menſchen gegen einander üben. Wenn nun dieſes ein allgemeiner Zug iſt, wodurch ſich die brüderliche Liebe unter allen Völkern und Geſchlechtern der Menſchen in ihrem ganzen Umfange zu erkennen giebt, und wir doch wiſſen, daß durch die göttliche Gnade nichts Natürliches unterdrückt, Alles aber veredelt und vergeiſtigt wird: ſo muß es auch eine Gaſtfreiheit der Chriſten geben, die aber auf dieſes Bewußtſein gegründet, daß jedes chriſtliche Haus ein Tempel Gottes iſt, ein anderes Gepräge tragen und den höheren Geiſt des chriſtlichen Lebens offenbaren wird. So laßt uns denn auch darüber noch die Schrift hören, und zu Herzen nehmen, was ſie uns ſagt.

Text, Hebr. 13, 2.

Gaſtfrei zu ſein, vergeſſet nicht, denn durch daſſelbe haben etliche ohne ihr Wiſſen Engel beherbergt.

Daß der heilige Schriftſteller, dem dieſe Worte angehören, die Gaſtfreiheit, die ſchon in der jüdiſchen und heidniſchen Welt für eine Tugend galt, auch in das chriſtliche Leben mit hinübergenommen wiſſen will, das nimmt ſich wohl Jeder aus dieſen Worten heraus; aber theils ſcheint etwas Eigenthümliches der chriſtlichen Gaſtfreiheit nicht darin ausgeſprochen zu ſein, theils wird wohl der Bewegungsgrund, den der Schriftſteller hinzufügt, Allen fremd erſcheinen, und für uns unanwendbar, da Keiner unter uns ſich Hoffnung machen kann, es werde ihm in der Ausübung der Gaſtfreiheit etwas Uebermenſchliches begegnen. Allein mit dieſem Letzteren verhielt es ſich ſchon damals, als dieſer Brief geſchrieben wurde, eben ſo wie jetzt. Die Engel erſchienen auch nicht mehr, ſondern die Erzählungen von ihrer Erſcheinung gehörten auch nur zur Kunde einer längſt verfloſſenen Zeit, deren Erinnerung zwar bei beſonderen Veranlaſſungen in den erſten Anfängen des Chriſtenthums auf eigene Art aufgefriſcht wurde; ſobald aber die chriſtliche Kirche nur gegründet war, trat auch der natürliche Lauf der Dinge überall wieder ein. Auch damals ſchon konnte alſo Niemand mehr buchſtäblich hoffen, Engel zu beherbergen, wenn er gaſtfrei war, wie denn überhaupt, da ſo ſelten Beiſpiele dieſer Art auch in den heiligen Büchern vorkommen, dieß niemals ein allgemeiner Bewegungsgrund werden konnte. Daher dürfen wir wohl offenbar hier nicht bei dem Buchſtaben ſtehen bleiben. Und wenn wir nun fragen, was wohl der Verfaſſer unter dieſem Bilde darſtellen gewollt, und dabei bedenken, wie das Geſchäft der Engel theils darin beſtand, göttliche Wohlthaten und Bewahrungen auszurichten, theils aber auch den künftigen Erlöſer der Welt zu verheißen und vorzubilden: ſo werden wir dann gewiß in dieſen Worten *das eigenthümliche Weſen der chriſtlichen Gaſtfreiheit* deutlich genug bezeichnet finden.

I. Das *Erſte* nämlich, worin ſich dieſes kund giebt, iſt dieſes, daß der heilige Schriftſteller durch dieſe Worte *einer menſchlichen*

Gewohnheit und Uebung, die überall einen leiblichen Anfang hat, ein geiſtiges Ziel verhält; und das iſt ja das Weſen des Chriſtenthums, alles Leibliche zu vergeiſtigen.

Denn ein geiſtiges Ziel iſt gewiß angedeutet unter dieſer Bewirthung der Engel, weil ſelbſt, wie ſie nach den Erzählungen der heiligen Schrift auch nur erſcheinen, um zeitliches Gut zu verheißen oder vor zeitlichem Uebel zu warnen, dennoch der Umgang mit göttlichen Boten ein geiſtiges Verhältniß war, eine göttliche Gnade, höher als das zeitliche Gut, um deßwillen ſie kamen. Die Gaſtfreundſchaft aber hat überall in der menſchlichen Geſellſchaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zuſtand verſchwunden iſt, in welchem Jeder Jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindſelig behandelt: ſo beginnt auch die natürliche Milde ſich zu entwickeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verſchlagen, oder durch beſonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen ſind, die Ferne zu ſuchen; dieſe ſowohl als jene erſcheinen hülfsbedürftig und verlaſſen, und ſolches Mitgefühl treibt gutartige Menſchen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen ſich erweitern, deſto mehr verſchwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlaſſungen ſich häufen, die den Menſchen, und zwar großentheils ſeines Vortheils und Gewinnes wegen, aus der Heimath treiben, deſto dringender wird es, Veranſtaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger auch in der weiteſten Ferne von ſeiner Heimath nicht nur ſeine Bedürfniſſe befriedigen, ſondern ſich auch die Annehmlichkeiten des Lebens verſchaffen kann, ohne zu fremder Milde ſeine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt ſich alſo, was früherhin eins und daſſelbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gaſtfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen ſpäteren Geſtaltungen des Letzteren ſehen wir die Beziehung auf jenen urſprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wohl nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede ſein, als wenn chriſtliche Hausväter, die auf irgend eine Weiſe in näherer Verbindung ſtehen, gegenſeitig auch ſich und die Ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichſam zur Erinnerung an jenen erſten Urſprung der Gaſtfreundſchaft. Und ſo iſt es im Weſentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Völkern auch in verſchiedenem Maße; und wenn der Verfaſſer unſeres Textes uns für die chriſtliche Gaſtfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel, ein geiſtiges Ziel verhält, ſo iſt doch gewiß ſeine Abſicht nicht geweſen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tiſchreden miſchten ſich die hülfreichen Warnungen und die tröſtlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöſer ſehen wir nicht nur auf ſeinem hochzeitlichen Gaſtmahl, wo der Wein ausging, das Waſſer in Wein verwandeln, ſondern auch an andern feſtlichen Tagen ſehen wir ihn bald von den Oberſten des Volkes gaſtlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo er dann der eigentliche Mittelpunkt des Feſtes war, und immer entſpann ſich eine Fülle der Lehre und des geiſtigen Genuſſes aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wohl Alle, wenn Jemand verlangte, die chriſtliche Gaſtfreundſchaft ſolle ſich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geiſtige mit untergraben. Denn die Gemüthsſtimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein ſich der freieſte und heiterſte geiſtige Genuß im geſelligen Zuſammenſein zu entwickeln pflegt. Nur das Verhältniß des Leiblichen zum Geiſtigen, wie es ſchon von ſelbſt nach Zeit und Ort gar ſehr verſchieden ſein muß, iſt nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht leugnen, es wird zu unſerer Zeit auch beſonders unſerem Volke nachgeſagt, daß in allen Erweiſungen der Gaſtfreundſchaft das Leibliche mehr, als nöthig ſei, hervorſtehe, und man klagt oft, daß dadurch das geſellige Leben bei uns mehr, als dieß anderwärts der Fall iſt, erſchwert werde. Aber es iſt wohl nicht leicht, in dieſen Sachen zu richten. Daß das Leibliche in der Geſelligkeit ſich in einem gewiſſen Maße ausbreite, kann unrecht ſein, wenn es die Verhältniſſe des Hausſtandes überſchreitet, wenn die große Regel des chriſtlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß Jeder etwas haben ſoll, um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es iſt unmöglich, etwas Allgemeines zu ſagen, um das Maß zu beſtimmen. Denn an und für ſich ſcheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gaſtfreiheit nichts zu hindern, daß nicht das geiſtliche Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöſer ſelbſt behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wiſſen wer er war. Auch berichten uns die Evangeliſten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward, belehrend zu reden, und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den feſtlichen Anſtalten der Sinn ſeiner Rede doch nicht vorüberging. Und wenn der Erlöſer bei ſolchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel ausſprach gegen die Gaſtfreiheit der Reichen ſeiner Zeit, ſo iſt es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und ſein Stillſchweigen ſpricht ebenfalls dafür, daß ſich hierüber nichts Allgemeines beſtimmen laſſe. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unſeres Textes ſo deutlich liegt: wir ſollen gaſtfrei ſein, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gaſtfreiheit nämlich ſoll auf geiſtigen Verkehr und geiſtigen Genuß gerichtet ſein, und Alles Aeußere und Leibliche ſoll dem nur dienen. Ueberall, wo wir ſehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geiſtiger Genuß könne hervorgerufen werden, da iſt von vorne herein der einzig des Chriſten würdige Zweck aller Geſelligkeit verfehlt, und auch die einfachſten äußeren Anſtalten erſcheinen uns ſchon als verſchwendete Kraft und Zeit. Ueberall, wo die Aufmerkſamkeit ausſchließend oder ängſtlich auf das Aeußere gerichtet iſt, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, ſich zu brüſten mit geſuchter Zierlichkeit oder ſchwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Geſtalt eine Denkart ſich offenbart, welche ſich an das Leibliche vornehmlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höheren Zweck und als Grundlage zu einer geiſtigen Mittheilung betrachtet: da fühlt ſich Jeder beengt, der das Geiſtige ſucht; die frommen Bewegungen des Geiſtes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verſtändigen Geſelligkeit muß nothwendig verfehlt werden. Wer könnte auch hierbei an die Worte unſeres Textes denken, ohne ſich zu ſagen, wenn auch die frommen Erzväter, welche Engel bewirtheten, nur hätten die Sinne kitzeln wollen oder mit ihrem Reichthume prangen, ſo würden die Engel des Herrn gewiß entweder gar nicht eingekehrt ſein bei ihnen, oder es würde ihnen auch das Wort der Verheißung im Munde erſtorben ſein. Eben ſo nun ſuchen ſchon alle Beſſeren unter den geſitteten Menſchen, noch mehr aber alle Chriſten, die nur da gern ſein mögen, wo das geiſtige Wohlbefinden gläubiger Menſchen kund wird und gefördert werden kann, alle dieſe ſuchen, ſo weit es nur irgend ihre äußeren Verhältniſſe geſtatten wollen, ſich von allen ſolchen geſelligen Kreiſen loszureißen, in denen das Geiſtige von dem Leiblichen erdrückt wird. Denn wenn es ſchon ein allgemeines Gefühl iſt, daß die ſinnliche Genußſüchtigkeit den Geiſt tödtet, und daß die Ueberſchätzung deſſen ſowohl, was urſprünglich nur leibliche Bedürfniſſe befriedigen ſoll, als auch deſſen, was nur als Bürgſchaft eines ſicheren Wohlſtandes einen Werth hat, die geiſtige Mittheilung ſtört und zurückhält; wenn ſchon allerwärts über das Unerfreuliche in vielen, ja in den meiſten größeren geſelligen Zuſammenkünften geklagt wird, aus dem Grunde vorzüglich, weil ſie zuſammengebracht werden mehr aus äußeren Rückſichten, als daß irgend in Ueberlegung gezogen würde, ob wohl und wie irgend etwas Geiſtiges ſich werde durchdrängen können durch das glänzende Gewühl: wie viel mehr muß nicht dem wahren Chriſten eine ſolche Art der Geſelligkeit nur als eine verzerrte Nachbildung der wahren Gaſtfreiheit erſcheinen, an welcher er nicht ohne Vorwurf Theil nehmen kann. Denn wenn gleich ſein geiſtiges Leben bei jeder unſchuldigen Fröhlichkeit gedeiht: ſo ſetzt dieſes doch immer ein reines Gewiſſen voraus; jede geiſtloſe Zeittödtung aber befleckt nothwendig das Gewiſſen des wahren Chriſten. Und wenn er ſich gleich gern der herrſchenden Sitte fügt, um ſeinen Standpunkt im gemeinſamen Leben und mit demſelben ſeinen Einfluß auf Andere nicht zu verlieren; ſo iſt es doch immer theure Pflicht, alle Sitte allmählig dahin zu beugen, daß ſie mit unſerm geiſtigen Leben zuſammenſtimme, und demſelben zur Beförderung gereiche. Dahin laßt uns Jeder in ſeinem Kreiſe unſern ganzen Einfluß verwenden — allgemein ſpreche ich die Aufforderung aus, denn es fehlt nirgends an Mißbräuchen und Ausartungen der Geſelligkeit, nur daß ſie in den verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft eine andere Geſtalt tragen — dahin, daß nirgends das Leibliche vorherrſche oder als das Maß erſcheine, wonach der Werth des eigenen Lebens ſowohl, als die Fähigkeit, zum Wohlbefinden Anderer beizutragen, gemeſſen wird. Gaſtfrei zu ſein, vergeſſet nicht, aber ſo, daß ihr auch Engel beherbergen könntet, daß alles Geiſtige gern unter eurem Dache aufblühe; und wenn auch die Einfalt jener Zeiten nicht wieder hergeſtellt werden kann, an welche unſer Text uns erinnert, doch überall die leibliche Seite der Gaſtfreiheit zu jener Mäßigung zurückgeführt oder bei ihr erhalten werde, an welcher ſich ein auf das Geiſtige gerichteter Sinn zu erkennen giebt.

II. Die zweite Regel, die nicht minder klar in den Worten unſeres Textes ausgeſprochen wird, iſt die, daß ſich in der Gaſtfreiheit eine Gegenſeitigkeit des geiſtigen Gebens und Empfangens erzeuge; denn diejenigen, denen es ſo gut ward, Engel zu beherbergen, empfingen doch, indem ſie gaben; ſie empfingen mehr, als ſie je zu geben vermochten, und es blieb ihnen etwas Großes und Unvergeßliches für ihr ganzes Leben zurück. Anfangen aber ſoll in einem chriſtlichen Hausweſen die Gaſtfreiheit mit dem Geben und Darreichen auch im geiſtigen Sinne; ſie geht hervor aus dem Bewußtſein der Genüge und Vollſtändigkeit eines ſolchen in ſich ſelbſt, ſie iſt das Beſtreben, ſich aufzuſchließen und mitzutheilen, damit aus der Fülle geiſtiger Geſundheit, Kraft und Anmuth, welche darin durch Gottes Gnade gebildet iſt, auch Andere ſchöpfen und ſich daran erquicken mögen. So war es auch mit jenen von Gott geſegneten Männern des alten Bundes. Sie öffneten ihr Haus den Fremdlingen, und wetteiferten, ſie zu beherbergen, weil ſie wohl fühlten, wie ihr frommes Hausweſen ſich unterſchied von den größtentheils rohen, abgöttiſchen und verderbten Menſchen, unter denen ſie lebten: darum drängten ſie ſich, die Fremden bei ſich aufzunehmen, damit dieſe außer der leiblichen Wohlthat, die ihnen auch anderwärts bei gleich Wohlhabenden hätte werden können, auch ein geiſtiges Labſal empfingen, indem ſie vertraulich zugelaſſen wurden in einem Hauſe, welches in einem ſo ausgezeichneten Sinne ein Tempel des Herrn war. Und von eben dieſem Beſtreben beginnt auch die chriſtliche Gaſtfreiheit. Freilich leben wir nicht unter Abgöttiſchen und Ruchloſen, und wie ſehr wir auch oft über das Verderben der Welt klagen, kein chriſtliches Hausweſen ſteht doch da, wie Loth in Sodom; vielmehr ſollen wir Alles, was jene Klagen rechtfertigen kann, in der chriſtlichen Welt nur als Ausnahmen oder als vorübergehende Flecken anſehen. Aber wir bedürfen auch für unſere Gaſtfreiheit keiner ſolchen Vergleichung, ſondern Jeder übe ſie aus dieſem geiſtigen Geſichtspunkt in ſeinem Kreiſe und nach Maßgabe ſeiner Verhältniſſe zunächſt gegen ſolche, die auf eine andere Weiſe gar nicht die Vollſtändigkeit der göttlichen Gnade ſchauen können, wie ſie ſich in einem chriſtlichen Hausweſen offenbart, demnächſt aber auch übe ſie ebenſo jede Familie gegen andere in dem Gefühl, daß jede aus dem Schatz ihrer Liebe und Freundlichkeit etwas darzureichen hat, was keine andere ebenſo bei ſich findet. Denn das iſt das billige Vertrauen, wovon jedes chriſtliche Hausweſen durchdrungen ſein muß, daß ſich die Gnade Gottes in Jedem auf eine eigenthümliche Weiſe verherrlichet; und wäre dieß nicht, ſo wäre auch die ganze chriſtliche Kirche nur ein gar dürftiges Weſen.

Dieß alſo iſt es, womit überall unter uns die chriſtliche Gaſtfreiheit anfangen ſoll. Fängt ſie anders an, ſind Heiterkeit und Freudigkeit nicht heimiſch im Hauſe, und ſollen erſt geweckt und aufgeregt werden durch freundliche Gäſte; iſt es ein Bedürfniß, einen größeren Kreis künſtlich zu ſchaffen, weil der natürliche kleinere keine Befriedigung gewährt; will man in dem größeren die Unzufriedenheit und die Sorge vergeſſen, die in dem häuslichen ſich immer wieder erneuert: daraus kann keine von Gott geſegnete Gaſtfreiheit entſtehen, ſondern nur ein leerer Schein, der in ſinnliche Ueberladung ausartet; und es wäre beſſer, ſich erſt ſtill zu halten, und von Innen heraus durch Buße ſich zu heilen. Denn Segen ſtiften durch ſeine Gaſtfreiheit kann nur ein Haus, welches, indem es ſich öffnet, den göttlichen Frieden und die Glückſeligkeit der Kinder Gottes zeigen kann, damit auch aus andern Herzen freudiger Dank zu Gott aufſteige für das Gute, was darin wohnt, und damit ſich zeige, wie eben dadurch, daß Jeder durch ſeine geſegnete Stelle im Hausweſen beglückt und eifrig iſt in der nie erſchöpften Thätigkeit, die ſie ihm anweiſet, auch noch die Kraft ſich entwickelt und der Trieb entſteht, auch Andern den Becher der gottgefälligen Freude zu reichen.

Dieſe geiſtige Mittheilung alſo iſt und muß der Zweck ſein bei aller chriſtlichen Gaſtfreiheit, wenn wir nicht in die Gefahr irgend einer verderblichen ſinnlichen Genußſüchtigkeit kommen wollen. Aber indem der heilige Schriftſteller ſagt: „Seid gaſtfrei, denn durch daſſelbe haben Etliche Engel beherbergt,“ ſo erinnert er daran, wie durch die Erweiſungen der Gaſtfreiheit diejenigen, von denen ſie ausgehen, wenn ſie gleich uneigennützig nur Geiſtiges mittheilen wollen, doch zugleich auch Geiſtiges empfangen. Wie jenes der Trieb iſt, von dem ſie beſeelt werden im geſelligen Leben, ſo iſt dieſes der Segen, der davon auf ſie ſelbſt zurückfällt. Wir wären ja auch kein Volk von Brüdern, wenn dieß nicht, auch ohne ſolche beſondere göttliche Fügungen, wie dort die Erſcheinungen der Engel waren, von ſelbſt erfolgte. Denn indem wir uns Brüder nennen, ſo ſprechen wir dadurch eine natürliche Gleichheit aus, trotz aller perſönlichen Verſchiedenheiten, nicht nur derer, die aus den menſchlichen Einrichtungen entſtehen, ſondern auch derer, die unmittelbar von Gott kommen, als welcher urſprünglich Jeden anders erſchaffen und begabt hat. Und nicht nur die Gleichheit ſprechen wir aus, ſondern auch die Liebe, für welche Geben zwar immer ſeliger bleibt, als Nehmen, Nehmen aber auch ſelig iſt, zumal das Geiſtige, und zwar ſo, daß Beides ſich immer mehr ausgleicht, je inniger und vollkommener die zuſammenſchmelzende Liebe ſelbſt iſt. Wenn daher unſer Text nur ſagen konnte: „Manche haben Engel beherbergt,“ ſo kommt dieß daher, weil jenen alten Vätern nicht beſchieden war, unter einem ſolchen Volke von Brüdern im Geiſt zu leben. Unter uns kann und ſoll dieſes allgemein ſein. Denn wie es ein übles Zeichen wäre, wenn ein chriſtliches Hausweſen, indem es ſich geiſtig aufſchließt, nicht mehr und Schöneres geben könnte, als es von irgend einem Einzelnen empfangen kann: ſo wäre es ein gefährlicher und mit jener brüderlichen Gleichheit nicht verträglicher Hochmuth, wenn wir nicht ſowohl den Wunſch hätten, indem wir geben, auch etwas zu empfangen, als auch den Glauben, daß jeder Bruder in dem Herrn auch eine geiſtige Gabe hat, uns anzubieten.

Und wollen wir wiſſen, was das Beſte iſt, was wir empfangen können: ſo dürfen wir nur fragen, was jenen Erzvätern widerfuhr, welche die Engel beherbergten. Dem Einen erweckte der Engel eine fröhliche Hoffnung, daß ihm ein Gut noch zu Theil werden ſollte, welches er, wiewohl es ihm von Gott verheißen war, doch faſt ſchon aufgegeben hatte. Dem Andern, der unter einem ganz ruchloſen und entarteten Geſchlecht als Fremdling lebte, kam durch die Engel, die er beherbergte, zur rechten Zeit ein Wort der Warnung, daß er ſich dem Zuſammenſein mit den Böſen entziehen ſolle, über die Gottes Zorn bald hereinbrechen werde. Das waren freilich einzelne und ganz beſondere Fälle, dennoch aber finden wir in beiden das Allgemeine wieder, was uns Allen von Zeit zu Zeit Noth thut, und was uns bei den Erweiſungen der Gaſtfreiheit am leichteſten gewährt wird. Wie rein und treu ſich auch ein chriſtliches Hausweſen halten möge, die Sorgen finden doch auch hier ihren Eingang, die überall verbreiteten ſchlüpfen irgendwie auch in dieſes Heiligthum. Wenn es nicht gerade die leiblichen und irdiſchen ſind, ſo geht es ſo zu, daß, je mehr ſich unſer geiſtiges Auge ſchärft und unſer Geſichtskreis ſich erweitert, deſto mehr Gutes wir gewahren, wovon wir uns noch fern finden, ſo daß wir glauben, es nicht erreichen zu können, ſondern verſammelt zu werden zu unſern Vätern, ehe wir nur auch den Anfang davon geſehen haben; und je mehr uns mit zunehmender Erfahrung alles Kleinliche und Verwirrende in der Welt entgegentritt, um deſto mehr ſchon gefaßte und in früheren Zeiten freudig genährte Hoffnungen glauben wir aufgeben zu müſſen. Mancher Sohn der Verheißung will nicht erſcheinen, und das betrübt uns. Denn was auch aus aufgegebenen Hoffnungen entſtehe, ein gleichgültiges Gehenlaſſen, oder eine kränkende Sehnſucht, oder eine ungeduldige Bitterkeit, die ſich ſchmerzlich vergegenwärtigt, was nicht mehr zu erwarten iſt, immer wird die Freudigkeit des Lebens geſtört. Da muß denn von Zeit zu Zeit ein tröſtliches Wort göttlicher Verheißung recht mitten in das Leben hineintreten; ein freudiger geſtimmtes oder ruhiger beſchauendes Gemüth muß uns erheben, und durch eine fröhlichere Ausſicht in die Zukunft, als wir ſelbſt auffinden können, die Sorge erleichtern, wo nicht gar hinwegnehmen. Das iſt es, was die geiſtige Seite der Geſelligkeit gewähren ſoll: ſo ſoll ſich das Gleichgewicht wieder herſtellen in der Seele, in der es geſtört iſt, und das ermattete Leben durch wieder erwachte Hoffnung einen neuen Schwung erhalten, daß auch das freudige Vertrauen wiederkehrt, und wir wie Abraham zu Gott bitten können, er möge auch der Gottloſen verſchonen, um der Gerechten willen. Wer ſollte es nicht oft erfahren haben, daß das heitere, geſellige Geſpräch, der leichte Wechſel verſchieden aufgeregter Gemüther dies glücklicher bewirkt hat, und den beruhigenden Ton ſicherer getroffen, als das ernſte Nachdenken und die tiefſinnigſte einſame Betrachtung; und wem das widerfahren iſt, der hat einen Engel Gottes beherbergt. — Aber thut uns nicht eben ſo Noth das Wort der Warnung, wie es der Engel dem Loth brachte? Es wäre eine ungerechte Klage, wenn auch wir ſagen wollten, daß wir unter einem verkehrten Geſchlecht lebten, wie jener. Es hieße, das Reich Gottes verkennen, das ſich unter uns erbauet hat, wenn wir immer ſeufzen wollten, die Erde ſei auch jetzt noch nichts als ein Jammerthal. Solche Klagen ſollen nicht aufkommen, ſolche Empfindungsart ſoll das Leben eines Chriſten nicht verbittern. Aber dennoch fühlen wir es wohl, daß die Genoſſen des Reiches Gottes und die Kinder dieſer Welt noch immer unter einander gemiſcht ſind, und daß nicht Alle, welche Namen und Zeichen mit uns theilen, auch von Herzen der Gemeinſchaft der Chriſten angehören, zu der ſie ſich bekennen. Daher, wenn wir uns ohne Bedacht allerlei Menſchen hingeben, ziehen ſich mancherlei Gefahren um uns zuſammen, und können uns unverſehens umſtricken. Sind wir ſelbſt der Sorge zugänglich: wie leicht können herrſchſüchtige und hinterliſtige Menſchen uns anſtecken mit ihrer argwöhniſchen Klugheit. Giebt es Stimmungen, in denen auch wir dem ausgeſetzt ſind, daß die leibliche Seite des Lebens das Geiſtige übertäubt: wie leicht kann es dann geſchehen, daß Menſchen, die nur irdiſche Freuden ſuchen, ſich unſerer bemächtigen, ſich immer feſter in unſern Kreis einſiedeln, diejenigen, die uns durch Gleichheit der Geſinnung eigentlich angehören, allmälig aus demſelben verdrängen, und indem ſie die Gewalt eines verderblichen Beiſpiels über uns ausüben, uns immer weiter von der unſchuldigen, gottgefälligen Fröhlichkeit verlocken. Dieſe Gefahr ſcheint am meiſten aus der gaſtfreien Zugänglichkeit des Gemüths zu entſtehen; aber haben wir nur das Wort immer im Sinne, daß der rechten Gaſtfreiheit nicht fehlen kann, auch bisweilen Engel zu beherbergen, ſo finden wir eben in ihr auch die bereiteſte Hülfe. Denn alsdann wird es unſer feſter Wille ſein, unſern geſelligen Kreis rein zu halten, weil die Engel Gottes gewiß nicht eingehen, wo die Sünde gehegt wird, ſondern nur zu den reinen Lieblingen Gottes; das Gefühl wird uns nie verlaſſen, daß wir mit den Böſen nichts weiter theilen müſſen, als was unvermeidlich aus beſtimmten Verhältniſſen, die wir nicht beherrſchen oder umgeſtalten können, hervorgeht, und daß ihnen der Zugang nicht gebührt in den Kreis unſerer vertraulichen Freunde. Iſt aber das unſer feſter Wille, uns vor jeder allzunahen Verbindung mit verführeriſchen Menſchen zu hüten, und dasjenige, was ſolche vorzüglich anlockt, aus unſerer Geſelligkeit zu entfernen: dann wird uns auch Gott vor gefährlichen Irrthümern bewahren, daß nicht etwa ein ſchon ausgetriebener böſer Geiſt unter uns einkehre, und ſich wohl ſein laſſe in der feſtlich zur Freude geſchmückten Seele; ſondern wenn wir immer ſuchen, am meiſten die Gleichgeſinnten, die ſich an demſelben Guten und Schönen, wie wir, belehren und erquicken wollen, in unſeren Kreis hineinzuziehen, ſo wird er uns aus dieſen erwecken, die uns vor drohenden Gefahren warnen, und dann haben wir zu unſerm Heil und unſerer Rettung Engel Gottes beherbergt.

In demſelben Maße nun, m. Gel., als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten Engel zu den Menſchen herabkamen, und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß die Kraft ſeines Geiſtes deßhalb unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Ja wie damals der Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebet erſchien und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch, indem ſie in behaglicher Ruhe unter ihrem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebietes auf eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen. Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte, aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt, und im ſchuldloſen irdiſchen Genuß die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dieß alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils ganz unnützen Feſſeln uns befreien, die wir uns in dieſer Betrachtung auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben können, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt: dann werden wir auch in unſerm geſelligen Leben eben ſo geſegnet ſein, wie jene Erzväter es waren. Jedem erſcheint dann ein tröſtender oder warnender Bote Gottes, wo er deſſen bedarf; und im Gegenſatz gegen jene alte Geſchichte, wo die größten Beſtrebungen der Menſchen dadurch zerſtört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte und ſie von einander ſonderte, wird auf dieſem Wege von den kleineren Verbindungen der Menſchen aus, den einzelnen häuslichen Kreiſen, und was ſich unmittelbar daran zu knüpfen pflegt, ein ſchönes Verſtändniß der Geiſter, ein freier, hülfreicher Verkehr ſich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieſelben Zeichen verſtehend, dieſelbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinſamen Werke arbeiten, und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heiteren und doch bedeutenden Augenblicken deß Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen.

Homilie über Luk. 7, 36—50. Die Liebe decket der Sünden Menge.

Von W. M. L. de Wette.

Zwei Klaſſen von Menſchen führt uns die heilige Schrift oft vor, und zwar im Gegenſatze mit einander: diejenigen, die ſich für gerecht und fehlerfrei halten, Andere als Ungerechte und Sünder verachten und von ſich ſtoßen und ſich gegen das von Chriſto dargebotene Heil kalt und unempfänglich verhalten, gleich als bedürften ſie keiner geiſtlichen Hülfe, keiner Belehrung, keiner Sündenvergebung und Anregung zum Beſſern; — und diejenigen, die zwar in der That geſündigt, die Schuld der Ungerechtigkeit auf ſich geladen, auf dem Wege des Laſters gewandelt haben, aber zur dunklern oder deutlichern Erkenntniß ihrer Verirrungen gelangt ſind und ſich voll Heilsbegierde Jeſu, dem Freunde und Helfer der Sünder, nähern, um bei ihm Troſt, Licht und Kraft zum Guten zu ſuchen. Dieſer Gegenſatz erſcheint in den Gleichniſſen vom verlornen Sohne und vom Phariſäer und Zöllner, in der Geſchichte vom Zöllner Zachäus und auch in dieſer. Es iſt klar, warum Jeſus der letztern Art von Menſchen den Vorzug giebt, und auch warum wir uns mehr zu ihnen, als zu den Andern hingezogen fühlen. Iſt auch auf der andern Seite die Sünde und Verirrung, in der ſie gelebt haben, zu tadeln und zu beklagen, ſo dürfen wir ſie doch eben ſo wenig, als es der Heiland that, verdammen und von uns ſtoßen, und um ſo weniger, als wir uns ſelbſt nicht vorwurfsfrei, vielmehr mit ihnen in der Gemeinſchaft der Sünde finden. Auf der andern Seite aber iſt die Reue, die Demuth, die Empfänglichkeit und Heilsbegierde, welche dieſe Menſchen zeigen, nicht nur an ſich rührend und anziehend, ſondern auch für uns, die wir, wenn auch nicht ſo tief geſunken, doch immer der Beſſerung bedürfen, nachahmungswürdig. Wenige Beiſpiele führt die heilige Schrift von ſolchen an, die ohne den Irrweg der Sünde betreten zu haben, oder in fleiſchlichen Vorurtheilen befangen zu ſein, vom Zuge eines reinen Herzens zu Jeſu, als dem wahren Lichte und Leben, hingeführt werden, mit inniger Liebe an ihm hangen und nie von ihm laſſen. Solche ſind Maria, die zu Jeſu Füßen ſaß, und Johannes, der geliebte Jünger, der am Buſen des geliebten Meiſters lag. Von ihnen aber ſagt uns die Schrift wenig und begnügt ſich mit wenigen Zügen zu ihrer Schilderung, während ſie ſich angelegentlich mit den reumüthigen Sündern beſchäftigt. Und warum thut ſie es wohl? Unſtreitig, weil es ihr Zweck iſt, das Allen, auch den beſten Menſchen nöthige Gefühl der Sünde und Heilsbedürftigkeit zu erwecken. Das Bild der reinen, ungetrübten Menſchheit iſt auch nirgends vollkommen zu finden, als in dem, der ohne Sünde war, im Erlöſer; nur bei ihm ſollen wir es ſuchen, nur in ſeinem Anſchauen Erhebung, zugleich mit der Hülfe, die er uns bietet, finden. Iſt es auch nicht gerade zu tadeln, daß die chriſtliche Kunſt ſich mit Glück bemüht hat, in den Bildern der Mutter Maria, des Johannes und anderer Apoſtel die Muſter reiner, edler Menſchheit darzuſtellen, ſo dürfen wir ſolche Darſtellungen doch nicht für das Höchſte halten, welches allein in Jeſu zu finden iſt, und keineswegs die Betrachtung der geſunkenen, aber durch die chriſtliche Erlöſung wieder gehobenen Menſchheit fliehen und nicht das Anziehende, Anregende und Erweckende, das darin liegt, verkennen. Auch die Kunſt hat dieſes aufzufaſſen und darzuſtellen gewußt, und das Bild der Maria Magdalena, den Grundzügen nach aus unſerer Textgeſchichte entlehnt, iſt eine ihrer gelungenſten Schöpfungen. Es iſt das Bild einer ſchönen Seele, die ihre Flecken in Thränen der Reue und Liebe abwäſcht, und wer hat es wohl je ohne die innigſte Rührung betrachtet und ohne einen tiefen Blick in das menſchliche Gemüth überhaupt und ſein eigenes zu thun? Möge es mir gelingen, nach Anleitung unſerer Textgeſchichte dieſes Bild in allen ſeinen ſprechenden Zügen vor euern innern Blick zu ſtellen, und euch nicht nur das menſchlich Wahre darin zum Verſtändniſſe zu bringen, ſondern euch auch damit einen Spiegel vorzuhalten, in welchem ihr euer eigenes inneres Leben anſchauet; denn was allgemein menſchlich iſt, das gehört auch einem jeden Einzelnen an. Und möge der Gott der Wahrheit und Liebe, der das gefallene Weib unſeres Textes zur Erkenntniß ihrer Sünden leitete, den in ihr liegenden Funken der reinen Liebe anfachte, und um ihrer Liebe willen ihr Vergebung der Sünden ſchenkte, mit ſeinem Geiſte unter uns walten, uns erwecken, erleuchten und entzünden! Amen.

Jeſus, der keine Gelegenheit, unter Menſchen zu kommen und ſich mit ihnen in Berührung zu ſetzen, verſchmähte, folgte der Einladung eines Phariſäers und ſetzte ſich bei ihm zu Tiſche. In derſelben Stadt war ein Weib (wir wollen ſie mit der Kirche Maria Magdalena nennen), die man allgemein für eine Sünderin hielt, wahrſcheinlich weil ſie durch gewiſſe Fehltritte ihren guten Ruf verſcherzt hatte. Da dieſe vernahm, daß er zu Tiſche ſaß in des Phariſäers Hauſe, erſchien ſie daſelbſt und trat zu Jeſu Füßen, um vor ihm ihr Herz auszuſchütten und ihre Liebe zu beweiſen. Wunderbar! Sie hört, daß Jeſus in des Phariſäers Hauſe iſt, und ſogleich ſucht ſie ihn dort auf. Es ſcheint, daß eine geheime Gewalt des Herzens ſie hin zu ihm zieht, daß ſie einem unwiderſtehlichen, ahnenden Triebe folgt, der ihr ſagt, daß ſie dort bei ihm Troſt und Heil finden wird. Eine ſolche Anziehungskraft übte Jeſus allerdings auf diejenigen aus, die ihn ſahen und hörten. Als Johannes der Täufer in Gegenwart zween ſeiner Jünger Jeſum wandeln ſah und ſagte: Siehe, das iſt Gottes Lamm, folgten ihm ſogleich die beiden Jünger und blieben denſelben Tag bei ihm. Als er ſpäterhin dieſe beiden nebſt ihren Brüdern im See Galiläa fiſchen und mit Fiſcherarbeit beſchäftigt ſah, ſprach er zu ihnen: Folget mir nach, und ſie verließen Alles und folgten ihm. Der gleiche Fall war mit dem Zöllner Matthäus. Als er bei den beiden Schweſtern Martha und Maria einkehrte, ſetzte ſich die Letztere zu ſeinen Füßen, hörte ihm zu und wich nicht von dieſer Stelle, trotz der Einrede ihrer Schweſter. Auch das Wort des Evangeliums übte eine ſolche Anziehungskraft aus. Wir leſen in der Geſchichte der Apoſtel von Vielen, welche von der Predigt derſelben ſo gerührt wurden, daß ſie ſich auf der Stelle gläubig bekannten und taufen ließen. Der Anziehungskraft Jeſu und ſeines Wortes aber muß im Menſchen ein innerer Zug des Herzens entgegen kommen, und dieſen Zug wirket Gott, der in uns Alles, beides das Wollen und Vollbringen, wirket. Davon ſpricht Chriſtus, wenn er ſagt: Es kann Niemand zu mir kommen, es ſei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich geſandt hat (Joh. 6, 44).

Dieſer Zug führte alſo Maria Magdalena zu Jeſu. Jedoch finden wir ſonſt immer, daß das Hingezogenwerden der Reuigen und Gläubigen zu Jeſu und zum Evangelium nicht plötzlich geſchieht, ſondern vorbereitet wird, wenigſtens dadurch, daß ſie ihn und ſein Wort hören, oder ihn wenigſtens ſehen oder von ihm Kunde erhalten. Und etwas der Art müſſen wir auch hier annehmen. Die evangeliſche Erzählung verſchweigt uns dieſes, ſo wie die frühere Geſchichte des Weibes. Laßt uns verſuchen, das Fehlende durch wahrſcheinliche Vermuthung zu ergänzen.

Maria Magdalena war eine Sünderin, hatte die Zucht der Keuſchheit und ihren guten Ruf verletzt. Aber als ganz verworfen und in Sünden verſunken dürfen wir ſie uns nicht denken. Wie hätte ſie ſo ſchnell ſich zu einer ſolchen Liebe zum Heilande erheben und die Gefühle einer ſchönen Seele kund geben können? Wollten wir ſo von ihr denken, ſo würden wir die Sünde liebloſer Verdammungsſucht mit dem Phariſäer theilen, welcher es ſogar mißbilligte, daß Jeſus ſich von dem Weibe berühren ließ. Auch muß ſie auf einem Wege in Sünde gerathen ſein, der es erklärlich läßt, wie in ihrem Herzen der Funke höherer Liebe fortglimmen und durch die göttliche Gnade erweckt werden konnte.

Immer iſt es ein nicht gehörig beherrſchter oder irregeleiteter oder mißverſtandener guter, wenigſtens natürlicher Trieb, welcher den Menſchen zur Sünde führt. So kam ja die Sünde in die Welt. Es war der Trieb zur Selbſtſtändigkeit, das Verlangen, die Erkenntniß des Guten und Böſen zu beſitzen und zu üben, was unſere erſten Eltern zu dem Fehltritte verleitete, durch den wir Alle gefallen ſind, indem wir ihn täglich wiederholen. Wie mancher edle Jüngling, wie manche edle Jungfrau iſt mittelſt einer unſchuldigen, ja ſogar edlen Neigung, bald durch eigene, bald durch fremde Schuld in Verirrung und Sünde gerathen! Ein zartfühlendes, erregbares, aber unbewachtes Herz, ein ſehnſuchtsvoller Drang nach einer Glückſeligkeit, welche die täuſchende Einbildung ſchwärmeriſch ausmalt; ein Trieb nach edlen, geiſtigen Gütern, die aber durch den ſie umgebenden irdiſchen Schimmer zugleich die Sinnlichkeit anziehen und verlocken können: welche gefährliche Mitgaben für das Leben! wie leicht ſündigt durch ſie der Menſch, und hat ſchon geſündigt, wenn er eben glaubt, den edelſten Trieb des Herzens befriedigt zu haben. Wohl denen, deren Neigungen auf würdige Gegenſtände fallen, deren Sehnſucht und Beſtreben durch gute Erziehung und weiſe Führung richtig entwickelt und geleitet wird! Dieſes Glückes ſcheint ſich Maria Magdalena nicht erfreut zu haben: vielleicht ſtarben ihre Eltern, wenigſtens ihre Mutter, früh, und kein Schutzgeiſt ſtand ihrer Tugend zur Seite. Mit einem argloſen Herzen voll Liebe und Vertrauen, einer lebhaften Einbildungskraft, einem unaufgeklärten Verſtande und einem ſchwachen Willen ſuchte ſie die Befriedigung einer unverſtandenen, an ſich edlen Sehnſucht da, wo ihr nur der täuſchende Lohn der Sinnenluſt und Eitelkeit wurde. Sie dürſtete zwar nicht nach dem Waſſer des Lebens, denn ihr frommes Bewußtſein war durch ihre mangelhafte Erziehung und durch die ſtarre Form des väterlichen Gottesdienſtes nicht aufgeſchloſſen worden, aber ſie verlangte nach einer edlen Herzensgemeinſchaft, nach Befriedigung edler Bedürfniſſe des Gemüthes; und die Welt bot ihr ſtatt deſſen den ſchäumenden Becher der Luſt. Ach! die Unglückliche ergriff ihn, ſetzte ihn an ihre Lippen und wurde berauſcht. Der Rauſch umnebelte ihre Vernunft, und ſie taumelte von Verirrung zu Verirrung, bis ſie endlich ermattete und erwachte. Aber ſie erwachte noch nicht zum hellen Bewußtſein. Sie fühlte bloß Schmerz, daß ſie geirrt und ſich entwürdigt hatte; ihr beſſeres Selbſtgefühl war verwundet, ihr Herz nicht nur unbefriedigt und leer, ſondern entweiht und verletzt. Sie fühlte ſich krank, wußte aber keine Heilung, ſie weinte und netzte mit Thränen ihr Lager, aber ſie wußte nirgends Troſt zu finden. Sie war mißtrauiſch gegen die Menſchen geworden, denn ach! ſie fand ſich ſo entſetzlich betrogen; ſie hatte keinen Freund, keinen Rathgeber und Führer, und wagte nicht, einen zu ſuchen, ſich Jemandem anzuvertrauen.

Kein Wunder wäre es geweſen, wenn ſie in dieſer Troſtloſigkeit die Beute der Verzweiflung geworden wäre, und um ihr Herz zu betäuben, ſich abermals in den Taumel der irdiſchen Luſt geworfen hätte. Dann aber wäre ein noch ſchlimmeres Erwachen erfolgt: ſie hätte ſich noch tiefer entwürdigt gefunden, wäre vor ihrem Zuſtande zurückgeſchaudert, und hätte, um einem marternden Bewußtſein zu entfliehen, ſich von Neuem und tiefer in den Abgrund der Sünde geſtürzt.

Welches nun auch der beſtimmte Verlauf ihrer Geſchichte und ihr letzter Seelenzuſtand geweſen ſein mag; in jedem Fall müſſen wir annehmen, daß durch Gottes Gnade mittelſt der Anweſenheit Jeſu in der Stadt, noch ehe ſie ihm bei dem Gaſtmahle nahete, ein Strahl des höhern Lichtes in ihre Seele gefallen war. Sie hörte vielleicht Jeſum zum Volke reden, und ward durch die ſanfte, eindringende Gewalt ſeiner Reden ergriffen. Vielleicht hörte ſie von ihm Worte, wie jene: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken" (Matth. 11, 28.).

Ach! die Arme fühlte ſich ja ſo beladen und ſchmachtete ſo ſehr nach Erquickung ihres zerſchlagenen Herzens. Oder ſie ſah ihn vielleicht vorüberziehen im Haufen des Volkes, das ihn rühmte, wegen ſeiner Wunder und ſeiner gewaltigen Rede, und ſchaute in ſein Antlitz voll Milde und Hoheit. Oder ſie hörte von einer Nachbarin oder Bekannten, wie er ihr geholfen und ſie von einer Krankheit geheilt, oder ihrem verwundeten Herzen Troſt gegeben habe. Da erfüllte ſich ihr Herz mit ſeligen Ahnungen, in ihm glaubte ſie den Quell des Heils gefunden zu haben; und ein unwiderſtehlicher Drang des Herzens trieb ſie, ihn aufzuſuchen! Sie hörte, daß er im Hauſe des Phariſäers zu Tiſche ſitze, und machte ſich eiligſt auf. Aber welches Recht, welchen Vorwand hatte ſie, ſich ihm zu nähern? Sie beſaß noch aus der Zeit, wo ſie der weltlichen Eitelkeit gedient, ein Glas köſtlicher Salbe, womit ſie ihre Haare zu ſalben gepflegt hatte: das glaubte ſie dem zu Tiſche Sitzenden nach damaliger Sitte bieten zu dürfen, das ſollte das Zeichen der ihm darzubringenden Huldigung ſein.

Sie trat ein, und Aller Blicke wandten ſich auf ſie, und welche Blicke! Alle ſchienen zu ſagen: „Iſt das nicht die Sünderin, die in der ganzen Stadt verachtet iſt; und wie wagt ſie, ſich einzudrängen in den Kreis ehrwürdiger heiliger Männer?" (denn dafür hielten ſich die Phariſäer.) Sie wäre vielleicht voll Schaam und Furcht zurückgewankt; da traf ſie der Blick Jeſu, ein Blick voll Liebe und Erbarmen, gleich dem Strahle des Lichtes, das durch die Spalten eines dunkeln Kerkers dringt. Nun ſah ſie bloß ihn; nun trat ſie zu ſeinen Füßen und tauchte ihre ſchmachtenden Blicke in ſeine Augen, als die Quelle neues Lebens. Da fiel es wie Schuppen von ihren innern Augen, und ſie ſah das hell leuchtende Ziel des Lebens, die Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit, Liebe, Gottinnigkeit, Seligkeit in perſönlicher Wirklichkeit vor ſich; ſie erkannte, daß ſie dunkel und unbewußt, aber mit unlauterm Herzen und ſchwachem Willen, nach dieſem Ziele geſtrebt hatte, und daß ſie durch ihre Schuld weit, weit davon abgeirrt war. Ihre Unwürdigkeit, die Tiefe ihres Falles kam ihr ganz zum Bewußtſein, ſie ſank wie vernichtet zu Jeſu Füßen, und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen, mit dem ſie die umklammerten Füße netzte. Sie hatte keine Worte, nicht einmal beſtimmte Gedanken der Reue oder Vorſätze der Beſſerung, ſondern allein das Gefühl ihres Elends und der Nähe der Rettung; und letzteres überwog in ihrer Seele. Sie gab ſich ganz der Liebe und Verehrung, die ſie gegen Jeſum fühlte, hin: ſie netzte ſeine Füße mit Thränen der Rührung und Liebe, und trocknete ſie mit ihren Haaren, ſie küßte ſeine Füße und ſalbte ſie mit Salbe.

Jeſus war gerührt von ſo viel Liebe, um ſo mehr, als er ſich in kalter, abſtoßender Umgebung fand. Der Phariſäer, der ihn geladen — man begreift kaum, was ihn dazu bewogen hatte; Liebe und Verehrung war es nicht, noch weniger Drang nach Belehrung und geiſtlicher Hülfe, vielleicht war es Neugierde oder Eitelkeit — der Phariſäer hatte nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit gegen ihn beobachtet, geſchweige daß er ihm Freundlichkeit und Wohlwollen bewieſen hätte. Er hatte ihm nicht den Kuß des Willkommens und kein Waſſer gegeben, ſeine Füße zu waſchen, er hatte nicht ſein Haupt mit Oel geſalbt. Es ſcheint, daß er meinte, ein ſo geringer Mann aus Nazareth ſei nicht werth ſolcher Aufmerkſamkeit. Was aber den, der gekommen war, die Sünder ſelig zu machen, am meiſten ſchmerzte, war der Stolz der Selbſtgerechtigkeit und eingebildeten Heiligkeit, der das Herz des Phariſäers gegen alle Anregung und Erweckung verſchloß. Dem gegenüber, der voll Gnade und Wahrheit war, fühlte der Verhärtete kein Bedürfniß des Herzens, keine Regung von Selbſterkenntniß. Es iſt wahr, er hatte ſich nicht durch ſchwere Sünden vergangen; aber wie viel mochte ihm doch fehlen, um vor dem Urtheile des gottgleichen Richters ohne Schuld zu erſcheinen! Wenn jene Sünderin nach dem von Jeſu gebrauchten Gleichniſſe fünfhundert Groſchen ſchuldete, ſo ſchuldete er doch wenigſtens funfzig. Aber wenn ſie viel liebte und im Gefühl ihrer Schuld ihr Herz in inniger Liebe zu Jeſu ergoß, ſo liebte er wenig, ſagt Jeſus mit jener Milde und Feinheit, die wir an ihm gewohnt ſind, in Wahrheit aber, gar nicht. Und ſo ſtand er, obſchon vor den Augen der Menſchen kein Sünder, ja ein heiliger Mann, dem wenig, d. h. nichts, zu vergeben war, weil er kein Bedürfniß der Vergebung fühlte, viel weiter entfernt vom Heile, als das gefallene Weib. Ihr Herz war zwar durch die Sünde befleckt, hatte aber den Funken der Liebe bewahrt, der jetzt im Anſchauen des göttlichen Lichtes zur Flamme, zur läuternden, die

Flecken der Sünde ausbrennenden Flamme, hervorbrach.

Jeſus ſagt: *Ihr ſind viele Sünden vergeben; denn ſie hat viel geliebet;* und ſündigt ihr an: *Dir ſind deine Sünden vergeben.* Diejenigen, welche mit zu Tiſche ſaßen, nahmen Anſtoß an dieſer Erklärung, die allen ihren Begriffen von Sündenvergebung zuwider lief; denn ſie meinten, daß man ſelbe nur durch Sünd- und Schuldopfer, durch Faſten und andere Büßungen erlangen könne. Auch in die bei uns allgemein geltende Lehre von der Buße und Sündenvergebung paßt dieſe Erklärung ſcheinbar nicht. Zwar ſagt der Apoſtel ganz im Einklang damit, *die Liebe decket auch der Sünden Menge* (1. Petr. 4, 8.). Aber in der Regel lehrt die Schrift, und ſo unſere Kirchenlehre, daß man nur durch reumüthige Erkenntniß der Sünde und durch gläubiges Ergreifen der Gnade Gottes, die er uns in ſeinem Sohne Jeſu Chriſto ankündigt, und in deſſen blutigem Tode verſichert hat, Vergebung und Rechtfertigung erlangen könne. Und doch hat der Mund der Wahrheit auch dießmal nicht gelogen. Wer, der nur einigermaßen das menſchliche Herz kennt, und in das Weſen der chriſtlichen Wahrheit eingedrungen iſt, erkennt nicht, daß die Liebe zu Jeſu, und zwar eine ſolche hingebende, das Herz durchdringende und auflöſende Liebe, wie Maria Magdalena beweiſt, Alles in ſich ſchließt, was zur Buße und Beſſerung erforderlich iſt, reumüthiges Gefühl der Sündenſchuld, Glauben und Vertrauen zu dem göttlichen Freunde der Sünder, der gekommen war, das Heil der Welt mit ſeinem Blute zu gründen, und ſomit auch Vertrauen zur Gnade des Vaters, der ihn geſendet und dahin gegeben? Und darum ſpricht auch Jeſus dem Weibe mit der Liebe den Glauben zu, indem er ſagt: *Dein Glaube hat dir geholfen.* Ja, es war ihr geholfen! Wenn ſie auch nicht, wie es allerdings wahrſcheinlich iſt, ſpäterhin noch öfter die Gelegenheit ſuchte und fand, Jeſum zu ſehen und zu hören, um ſich in der Beſſerung zu beſtärken, ſo hatte ihr Herz einen Eindruck empfangen, der nie wieder erloſch; und die reine, himmliſche Liebe war in ihr zum Durchbruche gekommen. Das Himmelslicht, das ihr in Chriſto entgegenleuchtete, hatte vor ihrem Blicke all den irdiſchen Glanz und Schimmer ausgelöſcht, der ſonſt ihr Herz verlockt hatte; ſie war nun unverführbar und konnte keinen Irrweg mehr betreten. Die tödtliche Leere, die ſie in ihrem Innern empfunden, nachdem ſie von der Luſt der Welt geſättigt war, war ausgefüllt mit reinem Frieden, guten Vorſätzen, edlen Beſtrebungen. Die innere Unklarheit und Unentſchiedenheit, in welcher ſie zwar ihre Fehltritte gefühlt, aber noch nicht den Weg des Heils erkannt hatte, war dem Lichte gewichen, das ihr in Chriſto entgegengetreten, der ihr voranging als Herzog der Seligkeit. Das ſchmelzende Gefühl der Liebe, das die Thränen der Wehmuth aus ihrem Herzen gelöſt und alle ihre Wunden geheilt hatte, ward zum feſten, klaren Glauben, und ihr Glaube ward hinwiederum, wie es der Apoſtel verlangt, in Liebe thätig und fruchtbar in guten Werken.

Dürfen wir der althergebrachten Annahme folgen, nach welcher ſie eine Perſon mit Maria Magdalena iſt, ſo reihete ſie ſich ſpäterhin den Frauen an, welche Jeſum unterſtützten und bedienten, ihn auf ſeinen Reiſen und auf ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem begleiteten, und unter ſeinem Kreuze ſtanden. Hier ſah ſie die göttliche Menſchenliebe, welcher dort beim Gaſtmahle ihr Herz voll Liebe entgegengeſchlagen, im Opfertode für das Heil der Welt ſich verbluten; hier weinte ſie auch, aber nicht mehr im Gefühl der eigenen Verworfenheit — denn ihre Schuld war längſt vergeben — ſondern in heiliger Wehmuth darüber, daß die Sünde der Welt dieſes Opfer forderte, im Schmerze über den Untergang eines ſolchen Lebens, über das Brechen eines ſolchen Herzens, und ergriffen und erhoben von dieſer unendlichen Liebe, die kein menſchliches Gefühl ergründen, kein menſchlicher Gedanke ausdenken kann. Und ihr wurde die gnadenvollſte Auszeichnung, daß ſie den bis in den Tod Geliebten und mit Schmerz beweinten, den ſie noch im Tode ehren wollte, wie ſie ihn dort beim Gaſtmahle geehrt hatte, zuerſt als den Auferſtandenen, als den Sieger über Tod und Grab, begrüßen durfte. Sie war ſelbſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Die Nutzanwendung dieſer lehrreichen Geſchichte iſt leicht, wenn wir nur die darin liegende Hauptwahrheit feſthalten. Die Liebe, die Liebe zu Jeſu, ein ihm ganz hingegebenes, ganz an ihm hangendes Herz ſchließt Alles ein, was zu unſerm Heile nothwendig iſt. Die Liebe kann nicht ſein ohne Abſcheu gegen die Sünde, ohne innige Reue, mithin verſchafft ſie uns Vergebung der Sünden. Sie trägt alle Keime des gläubigen Vertrauens, der bildſamen Empfänglichkeit in ſich: mithin verſchafft ſie uns Erleuchtung, Erkenntniß der Heilswahrheit, Folgſamkeit und Gehorſam gegen die Gebote Gottes, und führt uns auf den rechten Weg, oder vielmehr treibt uns, Jeſu, dem Führer zum Heile, zu folgen. Sie befruchtet mit ihrer Wärme alle Keime guter Vorſätze, ſtärkt den ſchwachen Willen, und giebt ihm die Richtung dahin, wohin alle ihre Sehnſucht geht, ſich dem Urbilde aller

Vollkommenheit, in dem die Fülle göttlicher Schätze, der Gnade und Wahrheit, wohnt, zu nähern, gleich zu werden ſeinem Bilde, zu ſein, wo er iſt. Sie läßt nicht ab, bis ſie das widerſtrebende Fleiſch überwunden und ihrem Streben dienſtbar gemacht hat; ſie ſchaut unverwandt hin in die Quelle des Lichts und der Seligkeit, iſt unaufhaltſam hingezogen mit Banden der Sehnſucht, ſcheut keine Hinderniſſe, keinen Kampf, kein Leiden, und folgt dem himmliſchen Zuge ſelbſt in den Tod. O öffnen wir unſer Herz dieſer Liebe! Mit ihr nehmen wir Alles auf, was uns ſelig macht. Amen!

Rede bei dem wegen der Einnahme von Paris den 6. April 1814 veranſtalteten Dankfeſte vor der Garniſon zu Mons gehalten.

Von H. G. Tzſchirner.

Nicht erſt verkünden darf ich euch, meine Freunde und Brüder, das große Ereigniß, das uns heute zu einem frohen Dankfeſte verſammelt. Ihr wiſſet, was ſich begeben hat: ihr wiſſet, daß ſie gefallen iſt, die ſtolze Kaiſerſtadt, die ſich die Weltgebieterin dünkte; ihr wiſſet, daß nun die ſiegreichen Fahnen der verbündeten Heere da wehen, wo vor Kurzem noch der Gefürchtete, der Europa Geſetze gab, thronte. Von Neuem hat Gott den Heeren, in deren Reihen ihr kämpftet, Sieg und Ruhm verliehen; bis zum Ziele ihrer langen, mit rühmlichen Thaten bezeichneten, aber auch mit Strömen von Blut getränkten Bahn ſind die Tapfern gedrungen, und indem ſie vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt erſchienen, verſchwand die Verblendung des franzöſiſchen Volkes, in welcher daſſelbe, ach nur zu lange, von ſeinem Beherrſcher gehalten ward. Nicht nur geſchlagen, beſiegt iſt der Feind und überwunden, und der, der vor Kurzem noch gewaltigen Völkern gebot und Hunderttauſende zum Kampfe ausſenden konnte, flieht mit einer kleinen muthloſen Schaar, ungewiß, wohin er ſich wende, vertrieben von dem Sitze ſeiner Hoheit und Macht und verlaſſen von ſeinem Volke. Erfüllet iſt nun die Hoffnung der Völker und gerächet ihre Schmach: erkämpfet iſt ein rühmlicher Sieg: ein herrlicher Preis iſt errungen; gerechtfertiget iſt die Vorſehung und ſichtbar hat der Welt ſich kund gemacht, der erhöhet und erniedriget, gerecht richtet und Hülfe ſendet zu ſeiner Zeit. Darum ſind wir heute zu einem Dankfeſte verſammelt, welches wir dann, wie es Chriſten ziemet und deutſchen Männern, begehen, wenn wir es mit inniger Freude über die nahe Vollendung des großen Werkes dieſer Tage, mit neubelebter Liebe zum Vaterlande, und mit frommem Danke gegen den feiern, der das Schickſal zum Heile der Völker und des Vaterlandes gewendet hat.

Nahe ſeiner Vollendung iſt das große Werk dieſer Tage; bald, mit Zuverſicht läßt es ſich nunmehr erwarten, bald wird ein Friede geſchloſſen werden, welcher die Unabhängigkeit und Freiheit der europäiſchen Völker und des deutſchen Vaterlandes ſichert, und ein Zeitalter glücklicher Ruhe, heitern Lebensgenuſſes und fröhlich gedeihender Geiſtesbildung über die Welt heraufführet. Ach ſchwer lag der eiſerne Arm des fremden Herrſchers auf dem Nacken der Völker, und theure Opfer ohne Zahl hat ihnen der Kampf für ihre Freiheit gekoſtet. Einem Welttheile bereitete Frankreichs ſtolzer Beherrſcher ſchmachvolle Banden; mit gebieteriſcher Willkühr drang er den Völkern fremde Regenten, fremde Geſetze und Verfaſſungen auf; verderbend ging er durch die Länder, wenn er ausging, neuen Raub, neue Nahrung für ſeine nimmerſatte Herrſchgier zu ſammeln; jeder Mund verſtummte vor der dunkeln Geſtalt des Gefürchteten, und unter ſeinem Fußtritte verdorrete jedes fröhliche Leben; freie Völker mußten ihm dienen; mächtige Könige mußten vor ihm ſich beugen, und die Heere, die ihres Vaterlandes Schirm und Schild ſein ſollten, mußten ihm, dem Fremden, folgen und für ſeine Sache bluten. Doch das Reich der Gewalt und der Lüge konnte nicht beſtehen. Gerechter Zorn entbrannte in den erniedrigten Fürſten und in den bedrängten Völkern, die Kraft kehrte ihnen wieder und das Selbſtgefühl, und ihr Muth entzündete ſich an der Fackel der Verheerung, die ſchrecklich durch ihre Länder leuchtete. Zürnend ſtanden ſie auf, entſchloſſen, lieber rühmlich unterzugehen, als länger Schmach und Knechtſchaft zu tragen; kräftig ſchwangen ſie das Schwert, muthig kämpften ſie, und glücklich haben ſie nun überwunden. Viel aber, ach viel hat ihnen dieſer Kampf gekoſtet! Tauſende trieb die verhängnißvolle Zeit aus der ſtillen und freundlichen Heimath in ein rauhes Land hinaus; zahlloſe Bürger hat die Seuche, zahlloſe Krieger hat das Schwert getödtet; in Strömen iſt das Blut der deutſchen Brüder gefloſſen, und kaum wird im ganzen Umfange des Vaterlandes ein Glücklicher erfunden, der nicht einen Freund und Bruder beweinet; verwüſtet liegen daheim die Wohnungen des Landmanns, verödet ſtehen viele Tempel; wo ſonſt ein glücklicher Wohlſtand wohnte, und heitere Freude waltete, da ſind Armuth und Trauer eingekehret. — Doch bald, meine Freunde und Brüder, bald wird es nun vollendet ſein das große Werk dieſer Tage, das der Opfer ſo viele koſtete; bald werden die Waffen ruhen; bald wird der Friede kommen, der den Völkern die errungenen Güter ſichert, eine beſſere Zeit herbeiführt und die Krieger in die geliebte Heimath zurückbringt. Darum öffnet euer Herz der Freude und der Hoffnung!

Ja, freuet euch, die Gefahr der Weltherrſchaft iſt gewendet; Europa wird wieder ſein, was es war, ein glücklicher Verein ſelbſtſtändiger Völker, welche ihre Freiheit behaupten durch das Gleichgewicht der Macht, ihren Wohlſtand mehren durch friedlichen Verkehr, und wechſelſeitig ſich bilden durch den Austauſch der Gedanken. Ja, freuet euch, das Vaterland iſt gerettet; das deutſche Volk wird forthin dem Fremden nicht dienen; frei und hehr und ſtark durch Eintracht und durch das Gefühl der wieder errungenen Freiheit wird es von Neuem geachtet in der Reihe geachteter Völker ſtehen. Ja, freuet euch, freuet euch, der Friede, der langerſehnte, kommt, heilet die Wunden der Völker, ſegnet die Länder, und führet die ermüdeten Krieger, und führet auch euch zurück in das geliebte Vaterland, zurück zu dem Herde der Heimath. Nein, es entehret den Krieger nicht, daß er nach dem Frieden verlanget und nach der Heimath ſich ſehnet; auch er iſt Menſch und Bürger, auch ihn knüpfen zarte Bande an das Vaterland, an Weib und Kind und an die Freunde ſeiner Jugend. Willig und freudig ziehet er aus zum Kampfe; ſtark und muthig ſchwinget er das Schwert; und doch liebet er den Krieg nicht, doch ſtecket er das Schwert gern in die Scheide und wandert freudig nach der Heimath zurück, friedlich unter friedlichen Bürgern zu wohnen. Darum wenden wir heute in der Erwartung des nahen Friedens unſern Blick freudig und hoffend nach dem Vaterlande, nach dem Lande, wo uns doch die Sonne am mildeſten ſcheinet und die Erde am fröhlichſten blühet, nach dem mit herrlichen Gaben von Gott geſegneten Lande, das uns nährte und pflegte, und bewahret, was uns das Theuerſte auf Erden iſt; ja nach dem Vaterlande ſchauen wir freudig und hoffend, und ergötzen uns an dem Bilde des Tages, der uns zurückführen wird in den Kreis unſrer Mitbürger und in den Schooß der Freundſchaft und Liebe.

Nur dadurch aber wird uns der Gedanke an die Rückkehr in das Vaterland ein erfreuender Gedanke, daß wir nun nach dem großen Ereigniſſe, das den Fall ſeines Feindes vollendet, mit Zuverſicht erwarten können, in ein gerettetes, befreites und glückliches Vaterland zurückzukehren. Ach, ein trauriges Schickſal hatte Frankreichs Beherrſcher dem deutſchen Vaterlande bereitet! Sein Koſtbarſtes hatte er ihm genommen, daß es kein Glück mehr war und keine Freude, ein Deutſcher zu ſein; die Fremden waren Herren geworden in dem Lande, das Gott uns und unſern Vätern gegeben hatte, und wir mußten ihnen dienen; ſie trachteten, unſere Sitte und, wenn es möglich geweſen wäre, ſelbſt unſere Sprache auszutilgen; ſie legten uns unerträgliche Laſten auf, und, das Schmerzlichſte von Allem, ſie riſſen unſere Söhne und Brüder aus unſern Armen, und zwangen ſie, für die Sache ihrer Herrſchgier und Habſucht zu ſtreiten und zu bluten; ſie belauſchten unſre Handlungen und Geſpräche, und wer nicht blindlings ihrer Willkühr ſich fügte, oder ein freies Wort zu reden wagte, der ward gegriffen, Jahre lang in ſchmachvoller Haft gehalten und wohl gar als ein Verbrecher hingerichtet. Das unterjochte und erniedrigte Deutſchland konnten wir nicht ſo lieben, wie unſere Väter das freie und geachtete geliebet hatten; der patriotiſche Sinn erloſch, und mit ihm vergingen alle die edeln Geſinnungen, welche in freien Völkern die Liebe zum Vaterlande wirket. Jetzt iſt das Vaterland gerettet; jetzt iſt ihm die Freiheit und Selbſtſtändigkeit wiedergegeben, und das große Ereigniß, das uns heute zu froher Feier vereinet, verbürgt ihm den dauernden Beſitz der wieder errungenen Güter. Nun ſind wir gewiß, daß das Vaterland dem Fremden nicht wieder dienen und ſeine Sitte und ſeinen eigenthümlichen Geiſt bewahren wird; nun gehören wir wieder einem Volke an, welches groß und geachtet, frei und ſtark, hehr und herrlich in dem Kreiſe der Völker ſteht. Darum feiern wir das Feſt des Sieges, der den Fall ſeines Feindes vollendet, mit neubelebter Liebe zum deutſchen Vaterlande. Denn nun ſind wir deiner gewiß, geliebtes Vaterland, nun wiſſen wir, daß wir in deinem Schooße Freiheit und Frieden finden, und ſtolz hebet ſich wieder unſre Bruſt bei dem Gedanken, daß wir deine Söhne ſind und deinen Namen tragen! Auf's Neue legen wir das Gelübde der Treue und der Liebe auf deinen Altar nieder! Ein unglückſeliges Verhängniß hatte uns von dir losgeriſſen, daß wir, wie andere deutſche Stämme, umſtricket von der Gewalt des Fremden, gegen die kämpften, welche deine Sache führten. Es war nicht unſre Schuld; wir thaten, was in dieſem traurigen Verhältniſſe Pflicht und Ehre gebot. Freudig aber ſind wir zurückgekehret unter deine Fahnen; freudig haben wir uns zu unſern deutſchen Brüdern geſellet; freudig ſind wir mit ihnen zum Kampfe ausgezogen, und auch unſer Blut iſt für deine Sache gefloſſen! Ganz gehören wir dir an mit Herz und Sinn; mit Gut und Blut und Thaten wollen wir unſere Treue bewähren! — Zwar noch iſt der Friede, der dir die errungenen Güter verbürgen ſoll, nicht geſchloſſen; vielleicht, daß wir zu neuem Kampfe gerufen werden. Nun denn, wir wiſſen zu kämpfen; wir werden dir Wort halten und unſer Gelübde löſen. — Und bedarfſt du unſers Armes nicht mehr, ſo wollen wir dir daheim unſre Schuld bezahlen, durch Achtung und Liebe zu unſerm Volke, durch ſtrengen Tadel Jedes, der den Ausländern fröhnet, durch Frömmigkeit und reine Sitten (denn Sittſamkeit und Frömmigkeit ſind der Grund der öffentlichen Wohlfahrt) und durch treue Pflege des hohen und männlichen Sinnes, der die Völker muthig kämpfen, der allgemeinen Sache Gut und Blut aufopfern, glücklich überwinden oder rühmlich fallen lehret. So ſind wir deiner würdig, geliebtes Vaterland, ſo ſind wir werth, das Feſt deines Sieges zu feiern und die Morgenröthe des herrlichen Tages, der über deinen Gauen aufgehet, zu ſchauen!

Daß wir uns aber heute der Rettung des Vaterlandes und der Befreiung der Völker freuen können, wem anders verdanken wir es, als dem, deſſen allſehendes Auge auf die menſchlichen Dinge herniederſchaut, und deſſen allvernehmendes Ohr das Flehen der Bedrängten höret, deſſen Alles umfaſſender Arm das Schickſal führet und wendet? Ja, es iſt ein Gott, ein Gott der Macht und der Gerechtigkeit, der Huld und des Erbarmens; ein Gott, der die Gedanken der Völker und der Fürſten wendet, die Unterdrückten rettet, die Stolzen demüthiget und zerſtreuet, die da hoffärtig ſind in ihres Herzens Sinn; ja, es iſt ein Gott, der Alles lenket nach ſeinem Rathe, und ſeine Werke ſind die großen, bedeutungsvollen Ereigniſſe dieſer Tage. Iſt doch das Unerwartete, das Außerordentliche, das Wunderbare geſchehen. Ein Held iſt gefallen, ein Herrſcher herabgeſtürzt von ſeiner Höhe, der in zahlreichen Schlachten geſieget, die Welt mit ſeinem Kriegsruhm erfüllet, die meiſten Völker unſres Welttheils bezwungen und gedemüthiget und eine Macht errungen hatte, dergleichen ſeit einem Jahrtauſende in keines Fürſten Hand vereiniget war! Und eben der gewaltige Heerführer und Gebieter, der noch vor Kurzem Könige entſetzte, Kronen austheilte und mit einem Heere, das die Welt für unüberwindlich hielt, auszog, durch die Unterjochung des noch unbeſiegten Nordens die Weltherrſchaft zu vollenden, ſiehet die Feinde in das Herz ſeines Reiches dringen, auf dem Sitze ſeiner Hoheit ihre ſiegreichen Paniere pflanzen, und irret als ein Flüchtling mit einer kleinen, muthloſen Schaar umher. Ein Volk iſt bezwungen, das ſtolz ſich erhob über die Völker der Erde, in alle Länder ſiegreiche Heere ſendete und der Welt Geſetze gab; ein Reich wanket, das auf unerſchütterlichem Grunde zu ruhen ſchien, und eine Stadt iſt erobert, die hinter weiten Flächen, hinter ſchirmenden Strömen und ſchützenden Feſten in ſtolzer Sicherheit lag, und ſeit Jahrhunderten keinen Feind an ihren Mauern ſah. Die Völker eines Welttheils ſind aufgeſtanden zu gemeinſchaftlichem Kampfe; die Fürſten eines Welttheils ſind zu gemeinſchaftlichem Zwecke vereiniget; ſie, die ſonſt Eiferſucht trennte und der Widerſtreit ihrer Intereſſen, haben in Eintracht ein gemeinſchaftliches Werk begonnen und in Eintracht vollendet. Nein, die wunderbare Veränderung der Dinge, deren Zeugen wir ſind, die außerordentlichen Ereigniſſe, die an dem ſtaunenden Zeitalter vorüber gehen, menſchliche Weisheit konnte ſie nicht ahnen, menſchliche Kraft nicht herbeiführen und vollenden. Hier hat Gott gewirket und gewaltet, das erkennt der Chriſt, das erkennen auch wir, und darum erheben wir das Auge und das Herz anbetend zu dem Regierer der menſchlichen Dinge. Ja, zu dir ſchauen wir auf, Herr der Welt, Lenker des Schickſals! In Demuth verehren wir deine Allmacht, mit heiliger Scheu betrachten wir das Gericht deiner Gerechtigkeit, und preiſen mit freudigem Danke die Rettung und Hülfe, die uns deine erbarmende Liebe geſendet hat! Ja, dir, dir gebühret unſer Dank! Von dir, Herr, kommt der Sieg; du haſt ihn gegeben, du haſt die Feſſeln der Völker zerbrochen, du haſt das Vaterland aus ſchmachvoller Knechtſchaft erlöſet, du giebſt uns des Lebens koſtbare Güter, Freiheit und Frieden! Darum loben wir dich, unſern Herrn, und danken dir, unſerm Gotte! Amen.

Trauerworte bei v. Goethe's Beſtattung in Weimar am 26. März 1832, geſprochen.

Von J. F. Röhr.

Es iſt denn mit dem Vollendeten, deſſen ſterbliche Hülle dieſer Sarg umſchließt, das letzte ſichtbare Erinnerungszeichen an eine Zeit dahin geſchwunden, welche in den Jahrbüchern unſerer Stadt und unſeres Landes eine weltgeſchichtliche Bedeutung und Merkwürdigkeit hat, — der letzte der großen Geiſter, welche durch ihre mannichfaltige, Geiſter weckende und Geiſter leitende Thätigkeit der glorreichen Regierung einer längſt in Staub geſunkenen, aber immer noch unvergeſſenen Landesmutter und ihres echt fürſtlichen großen Sohnes einen weithin ſtrahlenden Glanz verliehen! —

Daß uns dabei ein ſehr beklommenes Gefühl ergreift, liegt in der Natur der Sache. Eben die entſchiedene Beendigung eines Zuſtandes der Dinge, welcher auch bei der günſtigſten Geſtaltung der Verhältniſſe in ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeit ſich nimmer wieder erneuert, trifft unſer Herz mit ſtarker Gewalt und läßt uns in den geheimſten Tiefen deſſelben die Vergänglichkeit unſeres eigenen Weſens in dem unaufhaltſamen Wechſel und Wandel des Irdiſchen empfinden, das auf den Schwingen der Zeit an uns vorüber rauſcht. —

Aber noch weit erſchütternder wird jenes Gefühl durch den Gedanken an die Größe des Geiſtes, welcher bisher das noch einzige äußere Band zwiſchen einer ſchönen Vergangenheit und den Tagen der Gegenwart war, und an die unumgängliche Nothwendigkeit, daß derſelbe in der ihm eigenen Herrlichkeit auch an ſeinem Theile zu einer nur vorübergehenden Erſcheinung unter uns wurde. Was, fragen wir trauernd, was iſt auf Erden bleibend, wenn auch das Hohe und Vollendete, was der Vater der Geiſter in das Daſein rief, wie das Gemeinſte und Niedrigſte, zu ſeiner Zeit dem Staube verfällt und ſelbſt bei ungewöhnlich langer Dauer ſeines Vorhandenſeins zuletzt denn doch das unüberſchreitbare Ziel findet, das ihm geſetzt iſt? Was mag auf immerwährenden Beſtand hienieden rechnen, wenn die Hand, die Alles ſchafft, in Folge der von ihr feſtgeſtellten unabänderlichen Ordnung, auch die Form zerbricht, welche ſie zur Trägerin der reichſten geiſtigen Gaben machte, aus denen an uns Menſchen das Bild der Gottheit hervorleuchtet? —

Nur das vermag uns dabei Troſt und Ruhe zu geben, daß eben das Geiſtige auch noch dann auf Erden fortlebt, wenn das Irdiſche, womit es umkleidet iſt, in ſich zerfällt, und daß das Wirken und Schaffen eines über gewöhnliche Menſchengeiſter ſo Hocherhabenen, wie dieſer Vollendete war, ſelbſt auf dem Schauplatze allgemeiner Vergänglichkeit ein unvergängliches iſt.

Darum ſetzen wir der Trauer, welche uns um Dich das Herz erfüllt, Du hoher Abgeſchiedener, Maß und Ziel. Denn wie Keiner von den Geiſtern, aus deren glänzendem Vereine Du der Letzte dahin gingeſt, der Welt entriſſen iſt, welcher ſie angehörten; wie Jeder von ihnen, auch zu den Todten hinab geſtiegen, durch Wort und durch Geſang das Ohr der Lebenden entzückt, den Geiſt der Lebenden bildet, das Herz der Lebenden erhebt, ſo lange es Lebende giebt: ſo gehöreſt auch Du dem Geſchlechte der Lebenden ewig an, und die Fülle des Geiſtes, in welcher Du, mehr als zwei volle Menſchenalter hindurch, zum geiſtigen Bildner Deiner Brüder, zum tief eingreifenden Förderer ernſter Wiſſenſchaft und zum vielgeſtaltigen Schöpfer einer die gemeine Wirklichkeit verklärenden Gedankenwelt wurdeſt, ſie bleibt der unverſiegliche Born, aus welchem noch die ſpäteſte Nachwelt ſchöpft, was ſie zur Anregung und Nahrung ihres geiſtigen Lebens bedarf. „Seine Werke folgen ihm nach!“ — heißt es von Dir in ausgezeichnetem Sinne des Wortes; denn Du wirkteſt reicher, umfaſſender und glänzender, als Tauſende um Dich her, und wenn die Zeit ſelbſt die namhafteſten Männer eines Jahrhunderts nach und nach der Vergeſſenheit preis giebt, ſo bleibet Dein Name mit ehernem Griffel in die Bücher derſelben geſchrieben, weil Du auf der Höhe aller Jahrhunderte ſtandeſt. —

Und wie wir uns durch dieſe Erwägung getröſtet und erhoben fühlen, wenn wir unſern Blick auf die Gruft werfen, in welcher Du bei Fürſten und neben Deinem geliebteſten Geiſtesverwandten ruhen ſollſt, ſo fühlen wir uns auch getrieben, Dich ſelber glücklich zu preiſen. Denn wer, wie Du, nach einem ſo großen und reichen Tagewerke zum Frieden Gottes einging; wer, wie Du, durch ſeine geiſtige Kraft das Höchſte und Schönſte errang, was die Erde den Wünſchen ihrer Söhne darzubieten vermag; wer, wie Du, mit allen Segnungen des Himmels überſchüttet, ſeine lange Bahn hienieden wandelte; wer, wie Du, die Achtung und Ehrfurcht nicht von Tauſenden, ſondern von Millionen mit ſich dahin nimmt; wer, wie Du, bei ſeinem ſanften und ſtillen Abſcheiden im höchſten Alter des Lebens das Opfer heißer, tief gefühlter Thränen nicht nur von ſeinen Kindern Enkeln, und vertrauteren Freunden, ſondern auch von einem Fürſtenpaare empfängt, das in ihm die langgewohnte Zierde Seines erhabenen Hauſes von nun an ſchmerzlich entbehrt: der darf wohl rühmend ſagen: wer war, wer iſt beneidenswerther, als ich? der darf ſich noch in höheren Räumen des ſchönen Erdentraumes erfreuen, welcher an ihm vorüber ging. —

Und ſo wandle denn in dieſen höheren Räumen die neue Bahn, welche ſich vor Deinem verklärten Blicke öffnete, und ſtille den heißen Durſt Deines Wiſſens in dem näheren Anſchaun der Herrlichkeit der Welten, die Dich jetzt umleuchten, und ſchreite, von den beengenden Banden des Leibes entfeſſelt, auf dem Pfade der Weisheit rüſtig weiter, welche Du hier ſuchteſt, und deren Vollendung und Ziel nur in dem ewigen Geiſte zu finden iſt, an welchen wir glauben! Was irdiſch an dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der ſinnlichen Hülle, in welcher Du unter uns wandelteſt, begraben wir zugleich die menſchlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Du auch an Deinem Theile der Natur ihre Schuld bezahlteſt. „Wenn der

Menſch," ſprachſt du einſt ſelbſt, „wenn der Menſch über ſein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenſchaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeſchiedenen. Nicht was ſie gefehlt und gelitten, ſondern was ſie geleiſtet und gethan, beſchäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menſchen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugenden gehören Jedem beſonders." —

Durch dieſe Deine eigenen Worte auf den Gerechten und Heiligen hingewieſen, vor welchem Du jetzt ſteheſt, um von dem Gebrauche des Dir verliehenen großen Pfundes Rechnung abzulegen, und eingedenk des ernſten Spruches unſeres göttlichen Meiſters: „Wem Viel gegeben iſt, von dem wird man Viel fordern:" empfehlen wir Deine Seele der Gnade und Erbarmung Deſſen, von welchem wir Alle Erbarmung und Gnade hoffen, und beten über Deiner Aſche: Vater unſer u. ſ. w.

Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachſen-Weimar, im Mai 1792.

Von J. G. v. Herder.

Unſre erſte Pflicht iſt in dieſer feſtlichen und fröhlichen Stunde, dem Gott des Lebens Dank zu bringen, daß er uns dieſelbe gegönnt hat. Mehrmals ward unſre Hoffnung in Trauer verwandelt; wir theilten mit den fürſtlichen Eltern, unſrer verehrteſten Landesherrſchaft, ihren tiefen Schmerz, konnten aber keine Freude mit ihnen theilen; die Stunde einer glückwünſchenden Verſammlung, wie die jetzige iſt, war in ſtummes Schweigen verwandelt. Um ſo froher iſt alſo die heutige Stunde, in der wir die Wünſche und Gebete, die dort gehemmt wurden, gleichſam vereint und neuverjüngt an den Fuß des Thrones jener ewigen Güte legen, die uns unſre verehrteſte Landesfürſtin neugeſchenkt, ihr uns werthes Leben erhalten, und ſie mit einer Munterkeit und Freude belebt hat, die, wie ein kaum erwarteter ſchöner Morgen, die grauenvolle dunkle Nacht beſieget. Sie lebt, die geliebteſte Mutter dieſes Prinzen, und ihr Kind lebt mit ihr. Sie hat am Anblicke ſeiner geſunden ſchönen Bildung den ſüßen Troſt ihrer Schmerzen, Mutterfreuden genießen zu können, und vereint jetzt in ihrer ſtillen Kammer ihre mit unſern Dankſagungen, ihre mit unſern zum Himmel gerichteten Wünſchen. Nimm, o du unſichtbare, ewige Liebe, nimm, was du in den Herzen der edelſten Theilnehmenden bei der frohen Nachricht von der glücklichen Geburt dieſes Prinzen an gerührtem Danke, an uneigennützigem, zartem Wohlwollen, an reiner ſegnender Freude ſaheſt; nimm von Allem das Zarteſte und Schönſte, und lege es als eine Blume der Erquickung zum Haupte der Mutter; als einen Kranz des Segens auf die Bruſt des Kindes, das wir mit aufgehobenen Händen deiner Obhut empfehlen.

Von der Mutter alſo zum Kinde wendet ſich unſer ſegnender Wunſch, — zum neuen Ankömmlinge in unſerm Kreiſe, den Vater, Großmutter, Brüder und Schweſter, Verwandte, Freunde, Diener, alles, was unſern Fürſten, ſein Haus, ſein Wohl, das Wohl ſeines Hauſes und Landes liebt, mit bewillkommender Freude empfangen und als Prinzen des Landes grüßen. Sei glücklich, junger Ankömmling, auf der Bahn des Lebens! Du biſt in einer Zeit geboren, die für deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde deines Geſchlechts merkwürdig iſt, und wahrſcheinlich in deinen Lebenszeiten noch merkwürdiger ſein wird. Deinem Stande, deiner Geburt nach, trittſt du auf einen Schauplatz, wo du von Vielen geſehen wirſt, wo Viele, Welt und Nachwelt, dich beurtheilen und richten. Glückliches Kind, du kannſt, du ſollſt auf ihm keine andere Rolle haben, als Menſchen um dich her (welchen Kreis dir auch die Vorſehung beſtimmt habe) glücklich zu machen, und alſo von ihnen mit Recht und aus erkannter Würde geſchätzt und geliebt zu werden. Glückliches Kind, fange dieſe Rolle früh und fröhlich an; ende ſie ſpät und fröhlich! Der Kranz der Verdienſte, nach dem du ſtreben wirſt, hänge dir nicht zu hoch, nicht zu tief; erreiche ihn glücklich; nimm ihn aber aus der Hand der Wahrheit! Verſtand und Menſchenliebe mögen dich auferziehen, und dir früh den edeln Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekoſtet hat, vor tauſend Abweichungen und Irrungen bewahret: es iſt das unbeſtochene und nie zu beſtechende Gefühl eignen Werthes oder Unwerthes, es iſt der Zug der Wirkſamkeit in innerer, wahrer, bleibender Größe. Dieſes Gefühl werde als Stammcharakter dir eigen; der Geiſt deſſelben komme von deinen Eltern und edlen Verfahren auf dich; das Blut derſelben, das in deinen Adern fließt, belebe auch dein Herz; es ſtärke deine edle Bruſt; es erhebe, wie dich dein Stand erhebt, auch deine Denkart. Es ſei und bleibe dein Auge von Vorurtheilen jedes niedern Standes frei und rein; rein und frei dein Verſtand von Vorurtheilen auch deines Standes; aufgeklärt und heiter ſei deine Stirne, wie es dein Titel ſagt, angenehm und hell zu durchleuchten von jedem wahren Lichte; ja du ſeiſt ſelbſt dieſes Licht, ein ſegnender Genius der Menſchheit! Erleuchte, erheitere, beglücke Andere um dich her; denn du ſtammeſt von Verfahren, denen Deutſchland, Europa und die geſammte Menſchheit ein ſehr ſchätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein ſehr ſchätzbares Kleinod, Gewiſſensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe ſchließeſt du dich an; die Namen, die du trägſt, werden dich an große Männer deiner Verwandten und Verfahren erinnern, und die männliche Beſtrebſamkeit deines Vaters, das edle Gemüth deiner Mutter, werden dich leiten.

Nach dieſen bewillkommenden Segenswünſchen, die ich ſchwächer vortrage, als mein Geiſt ſie denkt, die aber das Gefühl eines Jeden, der mich höret, nach ſeiner Weiſe mehren und ſtärken mag, ſchreiten wir zu der heiligen ſymboliſchen Handlung, die alle unſere Wünſche zum Gebete vereinigt.

Im Namen dieſes neugebornen Kindes ſoll ein Bund der Treue und des guten Gewiſſens mit dem unſichtbaren Weſen geſchloſſen werden, das der Urheber ſeines Lebens, der Regierer und Herr ſeines Schickſals iſt, ſo wie einſt der innigſte Aufſeher und Lohner ſeiner Tugenden und Verdienſte ſein wird. Es erinnert uns dieſer Bund an die edelſte Würde des Menſchen, eine ſich ſelbſt beſtimmende moraliſche Freiheit, nach der wir das Böſe zu fliehen, das Gute aus freiem Entſchluſſe, oft auch mit Mühe und Gefahr, zu wählen vermögen; er erinnert uns auch an den ſchönſten Siegespreis dieſer Freiheit, nämlich ein gutes Gewiſſen vor Gott und Menſchen, das unerſetzliche und unerkaufbare Gefühl der innern Rechtſchaffenheit, Vernunft und ſittlichen Würde. Gebe Gott unſerm geliebten Täuflinge dies reine Herz, dies tapfere Gemüth, dieſen guten gewiſſen Geiſt zum Führer des Lebens! Er verwerfe ihn nie von ſeinem Angeſichte, und nehme ſeinen heiligen Geiſt nie von ihm. Er erfreue ihn ſtets mit ſeiner Hülfe, und ſein freudiger Geiſt halte ihn ſtandhaft und muthig empor. In dieſen Geſinnungen beginnen wir unſre heilige Handlung.

Nach der Taufe.

Und ſo ſchließen wir denn den zum Bunde der Religion und Moralität eingeweihten Prinzen Karl Bernhard dem blühenden Paare ſeiner Geſchwiſter, unſerm geliebten Prinzen Karl Friedrich und ſeiner Schweſter, Karoline Luiſe, mit Freude, Hoffnung und Zuverſicht an. Mögen ſie ſich unter einander lieben, und mit einander aufblühen zum Ruhme ihrer verehrten Eltern, zur Freude Gottes an ihnen, zur Freude und zum Troſte der Menſchheit!

Die politiſche Rede.

Wir verweiſen hinſichtlich der Theorie dieſer Gattung der Beredſamkeit auf die ausführliche Darſtellung und Entwickelung derſelben von K. H. L. Pölitz, welche ſich in dieſem Werke S. 284 — 291 mitgetheilt findet. Der verſtorbene Verfaſſer ſchrieb dieſelbe im Jahre 1823 und bemerkt am Schluſſe, daß, obgleich ſeit 1819, namentlich in den ſtändiſchen Verſammlungen Baierns und Badens „einige gediegene politiſche Reden gehalten worden, die Sprache der politiſchen Beredſamkeit bei dem Deutſchen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit ſei.“ Wenn wir ihm auch in der letzteren Behauptung nicht durchweg beiſtimmen, ſondern dankbar anerkennen, was ſeit den letzten zwanzig Jahren von ausgezeichneten deutſchen politiſchen Rednern, und zwar nicht bloß in Baiern und Baden, ſondern auch in anderen deutſchen Ländern conſtitutioneller Verfaſſung, wie Würtemberg, Heſſen und Sachſen geleiſtet wurde, ſo müſſen wir doch auf der andern Seite auch eingeſtehen, daß wir hier noch weit hinter anderen Nationen, namentlich den Engländern und Franzoſen zurück ſind und dieſe fortwährend als unſere Meiſter in der politiſchen Rede, wie ſie die Gegenwart verlangt, zu betrachten haben, woran freilich zum großen Theil die Beſchränktheit unſerer politiſchen Verhältniſſe Schuld ſein mag. —

Vgl. über die politiſche Rede:

Edm. Mallet, Principes pour la lecture des orateurs. Paris 1753. L. I Ch. 3. S. 1. De l'éloquence politique.

— Discours du Général Foy. Paris 1826. 2 Voll., die Einleitung von Say: Essai sur l'éloquence politique.

H. Lalouel, des Orateurs de la Grande Bretagne. Paris 1841. Chap. I et II.

Ferner Campbell und Blair l. c.

Rede bei einer Huldigung.

Von C. H. v. Hoffmannswaldau.

Nicht nur der tyranniſche Wütherich Sylla hat unter allen Titeln und Benennungen, welche den hohen und gekrönten Häuptern wegen ihrer Tapferkeit und Heldenthaten ſonſt gegeben werden, keinen höher geſchätzt, als den Namen des Glückſeligen, mit welchem er ſich zu nennen dem römiſchen Volke öffentlich Befehl gethan; ſondern auch die römiſchen Monarchen, welche nach dem erſten Urheber ihres Thrones und Zepters den kaiſerlichen Namen geführet, ſind dahin eifrig bemüht geweſen, daß ſie mit lebenswährender Glückſeligkeit möchten beſeligt werden und bleiben. Dannenhero ſie in ihrem Schlafzimmer ein goldenes Bildniß des Glückes verwahrt, daſſelbe göttlich geehrt, und Niemandem als dem Nachfolger im Reiche zu beſitzen überlaſſen. Freilich iſt auf dieſem Weltkreiſe einem Potentaten nichts höheres zu wünſchen, nichts angenehmeres zu hören, nichts herrlicheres zu genießen, als beſtändiges Glück. Jener griechiſche Feldherr Timotheus meinte, es wäre alles mit der Fauſt und dem Degen ſowohl, als mit klugen Anſchlägen, und vorſichtiger Bewerkſtelligung derſelben ausgerichtet; zürnte deswegen über den Maler, welcher ihn abgebildet, als ob ihm das Glück die Städte, ſo er erobert, im Schlafe ins Netz brächte. Aber dieſer kluge Kriegsheld mußte kurz hierauf erfahren, daß die menſchliche Weisheit ohne Beipflichtung des Glückes zwar viel im Anfange, aber keinen Fortgang gewinne, indem alle ſeine Rathſchläge den Krebsgang gewonnen, alle ſeine Feldzüge mißriethen, und er endlich bei ſeinen Landsleuten, den Athenienſern, in Haß und Verachtung gelangte, und zuletzt gar in das Elend geſtoßen wurde. So nun der Gipfel der menſchlichen Herrlichkeit in beſtändiger Beſitzung des Glückes beſtehet; was können Sr. Fürſtl. Durchl. wir bei Ablegung unſerer Landespflicht Angenehmeres wünſchen, und von dem gütigen Himmel erbitten, als beſtändiges Glück? Denn was beſchleunigt die eilfertigen Rathſchläge, welche vor das gemeine Weſen von einem Landesfürſten öftermals aus dem Stegreifen müſſen erhoben werden? das Glück. Was beſeliget die blühenden Waffen eines unüberwindlichen Helden? das Glück. Was befördert die eifrigen Bearbeitungen hoher Potentaten in Vermittelung des Krieges, in ſehnlicher Friedensbehandlung, in Aufrichtung wahrhaftiger Bündniſſe? das Glück. Nicht zwar das heidniſche Glück, welches die blinden Heiden blind gemacht, ſondern das göttliche Geſchick, welches dem allweiſen Rathſchluſſe des Allerhöchſten aus gewiſſen Urſachen entſpringet, aber von uns armen Sterblichen wegen Blödigkeit unſeres Verſtandes nicht angemerket oder erkennet wird. Dieſes Glück, dieſes Geſchick, wünſchen Sr. Fürſtl. Hoheit wir gehorſamſte Unterthanen; ein ſolches Glück, Heil und Wohlfahrt, welches an einer goldnen Kette hängt. Vor ſolches Glück ſind wir ſchuldig, willig, ja fertig, alles unſer Glück aufzuſetzen, ja uns ſelber, unſer Gut und Blut bis auf den letzten Tropfen aufzuopfern.

Anrede an Kaiſer Karl VI. (7. Jul. 1732 gehalten) bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades.

Von G. A. v. Hahn.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter und Unüberwindlichſter römiſcher Kaiſer, auch zu Hiſpanien, Ungarn und Böheim König,

Allergnädigſter Kaiſer und Herr!

Bei Ew. Kaiſ. Maj. laſſen ſich meines gnädigſten Herrn des regierenden Fürſten zu Anhalt-Zerbſt Fürſtl. Durchl. allergehorſamſt empfehlen, und zugleich Dero innigſtes Vergnügen, ſo Sie über E. Kaiſ. Maj. continuirendes Allerhöchſtes Wohlſein empfunden, conteſtiren. Wie nun Ihro Fürſtl. Durchl. alle Gelegenheit, wodurch dieſelben Dero allerdevoteſte Veneration zu Tag legen mögen, begierigſt ergreifen; alſo haben Sie, ſobald die Nachricht von Ew. Kaiſ. Maj. glücklicher Ankunft in dem Karlsbade und dem Gebrauche dieſes Badeorts eingelaufen, nicht angeſtanden, mich anhero zu ſchicken, und dazu allerunterthänigſt gratuliren zu laſſen. Was können auch getreueſte Reichsfürſten und Patrioten mehr im Sinn und Gedanken haben, als vor das allerhöchſte Wohl und vor die Conſervation Ew. Kaiſ. Maj. geheiligten Perſon ſorgfältig zu ſein. Und wodurch können dieſelben Ihre aufrichtigſte, treueſte Devotion mehr zu erkennen geben, als wenn Sie von dem höchſten Gott E. Kaiſ. Maj. alles Erſprießliche erbitten, und alles Gute aus getreuem Gemüthe anwünſchen. So gehet demnach der herzliche Wunſch dahin: daß die Allmacht Gottes, welcher Ew. Kaiſ. Maj. zu einem Beherrſcher ſo vieler Reiche und Provinzen gemacht, und daher mit allen erforderlichen Gaben vollkommen verſehen hat, Ew. Kaiſ. Maj. bei immer florirendem Wohlergehen, ohne alle Veränderung conſerviren, und zu dem Gebrauche des Karlsbades ſein Gedeihen dergeſtalt geben wolle, daß, wie ehemals bei Gegenwart des glorwürdigſten Kaiſers Karls IV. dieſer

Quell ſich geöffnet und kund gemacht, auch daraus ſo lange Zeit ein ſo großer Segen gefloſſen; alſo der große Kaiſer Karl VI. dadurch jetzt geſegnet, die Kräfte des Leibes und Gemüthes vermehrt, und die Geſundheit befeſtiget, folglich des ganzen röm. Reiches Wohlfahrt befördert werde.

Die von E. Kaiſerl. Maj. mir vergönnte allergnädigſte Admiſſion erkenne ich, da ich nun zum drittenmale die Gnade habe, an den erſten und größeſten Monarchen unter allen chriſtlichen Potentaten abgeſchickt zu werden, mit allerunterthänigſtem Danke und wie zu E. Kaiſ. Maj. allerhöchſten Huld und Gnade meines gnädigſten Herrn Fürſtl. Durchl. ſich und die Ihrigen mit aller nur erſinnlichen Submiſſion empfehlen; alſo unterwinde mich allerdevoteſt zu bitten, Ew. Kaiſ. Maj. wollen auch auf mich einen Strahl der unſchätzbaren Gnade fallen laſſen, und dadurch mich der allergrößten Glückſeligkeit theilhaftig machen.

Bruchſtück aus einer Rede bei der Gräfl. Stolbergiſchen Erbhuldigung (5. Febr. 1703) im Amte Queſtenberg,

gehalten von H. C. Rothmahler, Gräfl. Stolb. Kanzleidirector.

Ich weiß nicht, gnädigſte Landesherren, ob ich beim Anfang dieſer meiner mir gnädigſt aufgetragenen Huldigungsrede die Unberedſamkeit meiner Lippen zuförderſt in unterthänigſtem Reſpect vorſchützen, alſo die heiſere Stimme zurückhalten, oder aber, dieſem allen ungeachtet, den gnädigſten Befehl dem Vermögen vorziehen, und zum Troſt an dieſes Morale gedenken ſoll, daß der gute Himmel die Wohlredenheit als kein gemein Geſchenke nicht einem jedweden darreiche, ſondern nur denjenigen damit beſeele, welcher, von dem Strahle ſeiner Gerechtigkeit gerührt, ſolche Gabe als ein beſonderes Opfer beehren, und dafür ſich zum ſtetigen Schuldner verbinden kann. Gleichwie aber heute zu Tage ein luſtreizender Tullius und blitzender Demoſthenes in dem Lande der Sterblichen ſo leicht keinen Nachkömmling hinterlaſſen; alſo wird man um ſo eher mit der Strafe des Stammelns zu verſchonen ſein, je gewiſſer es iſt, daß alles in dieſen Zeiten nur alte Reliquien und Rudera des längſt vergrauten Alterthums an Tag lege, und denen jetzigen Menſchen weiter nichts, denn ein ſeufzendes Andenken erworben habe. Ich führe bei ſolchem Diſcours, Sie, wertheſte Aufmerkere, zu denen griechiſchen und lateiniſchen alten Poeten, welche die Alten der Welt nach denen Metallen in viererlei Zeiten abgetheilet, und das erſte Alter des Saturni Reich, oder die güldene Zeit genennet, worin alles gut und vortrefflich, die Erde im beſten Wachsthum, ja die Menſchen entweder ſelbſt wären unſterblich geweſen, oder ſich doch erneuert und verjünget hätten. Durch welche Gedichte die alten Heiden, welche ſolches außer Zweifel aus denen Büchern Moſis genommen, dasjenige Leben abgebildet, ſo die Menſchen vor dem Sündenfall genoſſen.

Das zweite Alter eigneten ſie dem Jupiter, als des Saturni Sohn zu, und nenneten es die ſilberne Zeit, in Betracht, daß Silber geringer denn das Gold, und nach dem Sündenfall die Menſchen immer mit Böſem ſchwanger gangen, und die vorige Einfalt und Aufrichtigkeit verbannet; daher denn das menſchliche Elend ſtaffelweiſe geſtiegen, ſo daß die Alten das dritte Alter, welches auf die güldene und ſilberne Zeit gefolget, die eherne Zeit intituliret, worinnen die Gewaltthätigen und Gottloſen das Regiment geführet, woraus endliche das vierte Alter, die eiſerne Zeit, gefolget, und die Bosheit, und in Sünden vertrunkene Menſchen ihren letzten Durſt in der Sündfluth löſchen, und gar darinnen erbärmlich ſterben und ertrinken müſſen.

Sie wundern ſich nicht, gnädigſte Landesherren und übrige Hoch-, Viel- und Werthgeſchätzte Aufmerkere, daß ich im Anfange meiner Rede Sie in etwas in Nachdenken ſetze, was ich doch eigentlich mit denen vier Metallen, Gold, Silber, Kupfer oder Erz, und Eiſen vor jetzo haben wolle, und wie endlich die Vergleichung heraus kommen werde. Denn wenn Sie nur noch ein wenig mich mit gnädigem und geneigtem Zuhören beſeelen und vergnügen; ſo deucht mir, man werde, wohin ich ziele, zur Stunde erfahren, wofern ich offenherzig und in aller Modeſtie bekenne, daß, bei Aufſchlagung vorher erzählten alten Heiden- und Poeten-Meinung mir derjenige Traum eingefallen, ſo der babyloniſche Monarch Nebucadnezar einſten gehabt, und von dem Fürſten und Propheten Daniel errathen und ausgeleget worden. Ihm träumte, als ſehe er ein großes Bild, deſſen Haupt war von feinem Golde, ſeine Bruſt und Arme von Silber, ſein Bauch und Lenden von Erz, und ſeine Schenkel und Füße von Eiſen und Thon.

Ob nun zwar genannter große Fürſt Daniel dieſen Traum von vier unterſchiedlichen Reichen bereits ausgeleget, und es dabei ſein Bewenden haben kann; ſo deucht mir doch, die im Anfange berührte Erzählung von denen vier Altern der Welt leide mit dieſem Metalltraume eine gute Harmonie und Auslegung, wenn ich einen allegoriſchen oder verblümten Verſtand unter dieſem Bilde ſuche, und frei ſage, es könne ſolches nicht ſowohl auf die bekannten vier Monarchieen, als auch auf ein jedes Reich, Fürſtenthum, Grafſchaft und Land, es ſei klein oder groß, inſonderheit gezogen, und die edeln Metalle, woraus ſolches Bild beſtanden, in gar feine Application gebracht werden. Das Haupt des babyloniſchen Bildes war von Gold. Gold iſt aber das reinſte und edelſte Metall, welches vor allen andern den Vorzug mit Recht führt. Ich meine ja, aufmerkſame Anweſende, große Landesherren ſeien die höchſten und alleredelſten im Lande, und tauſendmal theurer als Gold, indem hohe fürſtliche und gräfliche Tugenden alles Metall in der Welt übertreffen. Ich will anjetzo nicht reden von dem Golde des wahren Glaubens und Religion, womit hohe Regenten, wenn es recht ſein ſoll, prangen müſſen; auch will ich nicht gedenken der Gerechtigkeit, noch weniger der Sanftmuth, am allerwenigſten der Mäßigkeit; ſondern ich muß, ſoll und will dieſes behaupten, wenn ein chriſtlicher Regent das Gold des Hauptes in ſeiner Feine erhält, und alſo daſſelbe in ſeiner Kraft und Ehre beſtehet; ſo kann denen Gebrechen der politiſchen Glieder gar leicht geholfen werden.

Die Bruſt und Arme des babyloniſchen Bildes waren von Silber. Wir verſtehen nicht unbillig durch die Bruſt und Arme des politiſchen Bildes theurer Landesherren tapfere adelige und unadelige Räthe, Stände, Vaſallen und Diener. Dieſe ſind nebſt dem Haupte die Vornehmſten. Sind ſie gleich nicht von Gold, ſintemal ſie in der Hoheit und Beimäßigkeit weichen müſſen; ſo ſind ſie doch von Silber, und nächſt ihm die beſten Gliedmaßen des politiſchen Körpers, welche, gleichwie das Haupt ohne Arme und Hände nicht beſtehen kann, alſo auch, ex converso, ſowohl den Wohlſtand ihres Hauptes mit genießen, als jezuweilen das Wehe mit empfinden, inzwiſchen aber von der Beſcheidenheit ſein ſollen, wenn ſie von ihrem hohen Landeshaupte Gnade und Güte genießen, ſolches alles mit unterthänigem Danke zu erkennen, und daß das Silber dem Golde weichen müße, jedesmal zu erwägen.

Ich ſchreite aber noch weiter zu dem Bauche und Lenden des babyloniſchen Bildes, welche von Erz oder Kupfer waren, wodurch im politiſchen Verſtande Bürgerſchaften, Innungen, Handthierungen und Commercien verſtanden werden können. Nun iſt gewiß, daß das Gold des Hauptes und das Silber der Arme ohne den Zuſatz und Ligatur dieſes Kupfers nicht zu Nutze gebracht werden mögen; auch wenn der Magen im menſchlichen Leibe Mangel leidet, der Kopf und die Hände ſolches mit fühlen können. Allein dieſes dienet billig auch zum Moral-Anhang, daß zwar hohe Obrigkeit und Dero Bediente vor die Conſervation des Vaterlandes ſorgen, die Unterthanen aber ſelbſt Hand anlegen, und wie das Kupfer, ehe es gebraucht werden kann, viele Arbeit erfordert; alſo auch durch gläubiges Beten und fleißiges Arbeiten um ſich und die Ihrigen am meiſten bekümmert, und weilen ein Unterſchied zwiſchen Gold, Silber und Kupfer iſt, eine billige Diſtinction machen, auch ihrem Haupte des Landes allen unterthänigen Reſpect und Ehre erweiſen ſollen.

Wir haben noch an dem babyloniſchen Bilde auf die Schenkel und Füße zu ſehen, welche von Eiſen und Thon waren. Wir halten das Eiſen vor das geringſte, doch nützlichſte Metall, und verſtehen an unſerm politiſchen Körper dadurch das werthe Landvolk, ſo dem Ackerbau obliegt. Soll nun das güldene Haupt emporſtehen; ſollen die ſilberne Bruſt und Arme ihre Kraft behalten; ſoll das *corpus* der Städte und Handlung nicht verſchmachten; ſo müſſen die eiſernen und thönernen Füße des gemeinen Mannes aufrecht erhalten, und alſo verſorget und regieret werden, daß ſie weder durch Faulenzerei verroſten, noch durch hartes Treiben geſprenget werden. Unterdeſſen kann ſich hierbei der Landmann erinnern, daß wenn ihn ein Stein des Anſtoßes, wie das babyloniſche Bild, treffen und wohl gar harte Geld- oder andre Preſſung, da Gott vor ſei, die Füße und Stütze ſeines Hausſtandes wackelnd und fallend machen wollte, ſelbiger jedennoch in Sachen, ſo weder das güldene Haupt des Landes, noch die Arme deſſelben ändern und wenden mögen, die Geduld zum Troſte nehmen, Gottvertrauen und auf beſſere Zeiten hoffen, inzwiſchen in ſeiner Unterthänigkeit, Treue und Gehorſam, ſo zu ſagen, eiſenfeſt beharren müße.

Und ſo haben wir uns, aufmerkſame Anweſende, in dieſer Rede in Gold, Silber, Kupfer und Eiſen verliebt, und wollen es bei der angehängten kurzen Anwendung bewenden laſſen; vielmehr aber unſre gegenwärtigen Landesgötter unterthänigſt verehren, und mit ihnen uns mit Mund und Herzen dergeſtalt vereinigen, daß nichts anders, denn *unum corpus et una anima*, ein politiſcher Leib und eine Seele bis in Ewigkeit ſein ſoll.

Was ein Volk ſei, in der höheren Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe.

Eine Rede von J. G. Fichte. *)

Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: was iſt der Deutſche, im Gegenſatze mit andern Völkern germaniſcher Abkunft? Der Beweis, der durch dieſes alles für das Ganze unſerer Unterſuchung geführt werden ſoll, wird vollendet, wenn wir noch die Unterſuchung der Frage hinzufügen: was iſt ein Volk: welche letztere Frage gleich iſt einer andern, und zugleich mit beantwortet dieſe andere, oft aufgeworfene, und auf ſehr verſchiedene Weiſen beantwortete Frage, dieſe: was iſt Vaterlandsliebe, oder, wie man ſich richtiger ausdrücken würde, was iſt die Liebe des Einzelnen zu ſeiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unſerer Unterſuchung richtig verfahren, ſo muß hierbei zugleich erhellen, daß nur der Deutſche — der urſprüngliche, und nicht in einer willkührlichen Satzung erſtorbene Menſch, wahrhaft ein Volk hat, und auf eins zu rechnen befugt iſt, und daß nur er der eigentlichen und vernunftgemäßen Liebe zu ſeiner Nation fähig iſt.

Wir bahnen uns den Weg zur Löſung der geſtellten Aufgabe durch folgende, fürs erſte außer dem Zuſammenhange des Bisherigen zu liegen ſcheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies ſchon in unſerer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu verſetzen über alle Zeit, und über das ganze gegenwärtige und ſinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von dieſem Glauben ergriffenen Lebens den mindeſten Abbruch zu thun. Man kann, auch bei der ſichern Ueberzeugung, daß alles unſer Wirken auf dieſer Erde nicht die mindeſte Spur hinter ſich laſſen, und nicht die mindeſte Frucht bringen werde, ja, daß das Göttliche ſogar verkehrt, und zu einem Werkzeuge des Böſen und noch tieferer ſittlicher Verderbniß werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in dieſem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten, und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott Geſchehenes zu Grunde geht. So waren z. B. die Apoſtel, und überhaupt die erſten Chriſten, durch ihren Glauben an den Himmel, ſchon im Leben gänzlich über die Erde hinweg geſetzt, und die Angelegenheiten derſelben, der Staat, irdiſches Vaterland und Nation, waren von ihnen ſo gänzlich aufgegeben, daß ſie dieſelben auch ſogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten.

So möglich dieſes nun auch iſt, und ſo leicht auch, dem Glauben, und ſo freudig auch man ſich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes iſt, daß wir kein irdiſches Vaterland mehr haben, und hienieden ausgeſtoßen und Knechte ſeien: ſo iſt dies dennoch nicht der natürliche Zuſtand, und die Regel des Weltganges, ſondern es iſt eine ſeltene Ausnahme; auch iſt es ſehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter andern auch ſehr häufig von dem Chriſtenthume gemacht worden, wenn dieſelbe gleich von vorne herein, und ohne Rückſicht auf die vorhandenen Umſtände, darauf ausgeht, dieſe Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staats und der Nation als wahre religiöſe Geſinnung zu empfehlen. In einer ſolchen Lage, wenn ſie wahr und wirklich iſt, und nicht etwa blos durch religiöſe Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbſtſtändigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens, und zu einer ſchweren Prüfung, die man blos aus Gehorſam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann iſt es wahr, daß, wie es von vielen vorgeſtellt worden, unſterbliche Geiſter nur zu ihrer Strafe in irdiſche Leiber, als in Gefängniſſe, eingetaucht ſind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen ſoll das irdiſche Leben ſelber wahrhaftig Leben ſein, deſſen man ſich erfreuen, und das man, freilich in Erwartung eines höheren, dankbar genießen könne; und obwohl es wahr iſt, daß die Religion auch der Troſt iſt des widerrechtlich zerdrückten Sklaven, ſo iſt dennoch vor allen Dingen dies religiöſer Sinn, daß man ſich gegen die Sklaverei ſtemme, und, ſo man's verhindern kann, die Religion nicht zum bloßen Troſte der Gefangenen herabſinken laſſe. Dem Tyrannen ſteht es wohl an, religiöſe Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verſtatten will, an den Himmel zu verweiſen; wir andern müſſen weniger eilen, dieſe von ihm empfohlene Anſicht der Religion uns anzueignen, und falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine deſto größere Sehnſucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menſchen iſt der, den Himmel ſchon auf dieſer Erde zu finden, und ewig Dauerndes zu verflößen in ſein irdiſches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen ſelbſt zu pflanzen und zu erziehen, — nicht blos auf eine unbegreifliche Weiſe, und allein durch die, ſterblichen Augen undurchdringbare Kluft

---

*) Aus deſſen: Reden an die deutſche Nation. Berlin 1808.

mit dem Ewigen zuſammenhängend, ſondern auf eine dem ſterblichen Auge ſelbſt ſichtbare Weiſe.

Daß ich bei dieſem gemeinfaßlichen Beiſpiele anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht und wünſcht nicht, in ſeinen Kindern und wiederum in den Kindern dieſer, ſein eigenes Leben von neuem, auf eine verbeſſerte Weiſe, zu wiederholen, und in dem Leben derſelben veredelt und vervollkommnet, auch auf dieſer Erde noch fortzuleben, nachdem er längſt geſtorben iſt; den Geiſt, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in ſeinen Tagen abſchreckend war für die Verkehrtheit, und das Verderben, befeſtigend die Rechtſchaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeſchlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und ſie, als ſein beſtes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern ſeiner Hinterlaſſenen, damit auch dieſe einſt eben alſo, verſchönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken ein Samenkorn ſtreuen zu unendlicher immerfortgehender Vervollkommnung ſeines Geſchlechts, etwas Neues, und vorher nie Dageweſenes hinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie verſiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; ſeinen Platz auf dieſer Erde, und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, ſo, daß er, als dieſer Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geſchichte (denn Durſt nach Nachruhm iſt eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in ſeinem eigenen Bewußtſein und ſeinem Glauben offenbare, Denkmale hinterlaſſe, daß auch Er dageweſen ſei? Welcher Edeldenkende will das nicht, ſage ich; aber nur nach den Bedürfniſſen der alſo Denkenden, als der Regel, wie Alle ſein ſollten, iſt die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein iſt eine Welt da. Sie ſind der Kern derſelben, und die anders Denkenden ſind, als ſelbſt nur ein Theil der vergänglichen Welt, ſo lange ſie alſo denken, auch nur um ihrer willen da, und müſſen ſich nach ihnen bequemen, ſo lange, bis ſie geworden ſind, wie ſie.

Was könnte es nun ſein, daß dieſer Aufforderung und dieſem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit ſeines Werkes, die Gewähr zu leiſten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für ſich ſelbſt ewig, und für fähig, Ewiges in ſich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine ſolche Ordnung aber iſt die, freilich in keinem Begriffe zu erfaſſende, aber dennoch wahrhaft vorhandene, beſondere geiſtige Natur der menſchlichen Umgebung, aus welcher er ſelbſt mit allem ſeinem Denken und Thun, und mit ſeinem Glauben an die Ewigkeit deſſelben hervorgegangen iſt, das Volk, von welchem er abſtammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt iſt, herauf wuchs. Denn ſo unbezweifelt es auch wahr iſt, daß ſein Werk, wenn er mit Recht Anſpruch macht auf deſſen Ewigkeit, keinesweges der Erfolg des geiſtigen Naturgeſetzes ſeiner Nation iſt, und mit dieſem Erfolge rein aufgeht, ſondern daß es ein Mehreres iſt, denn das, und inſofern unmittelbar ausſtrömt aus dem urſprünglichen und göttlichen Leben; ſo iſt es dennoch eben ſo wahr, daß jenes Mehrere, ſogleich bei ſeiner erſten Geſtaltung zu einer ſichtbaren Erſcheinung, unter jenes beſondere geiſtige Naturgeſetz ſich gefügt, und nur nach demſelben ſich einen ſinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter daſſelbe Naturgeſetz nun werden, ſo lange dieſes Volk beſteht, auch alle fernere Offenbarungen des Göttlichen in demſelben eintreten, und in ihm ſich geſtalten. Dadurch aber, daß auch er da war, und ſo wirkte, iſt ſelbſt dieſes Geſetz weiter beſtimmt, und ſeine Wirkſamkeit iſt ein ſtehender Beſtandtheil deſſelben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende ſich fügen und an daſſelbe ſich anſchließen müſſen. Und ſo iſt er denn ſicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibe in ſeinem Volke, ſo lange dieſes ſelbſt bleibe, und fortdauernder Beſtimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung deſſelben.

Dies nun iſt in höherer vom Standpunkte der Anſicht einer geiſtigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts ein Volk: das Ganze der in Geſellſchaft mit einander fortlebenden, und ſich aus ſich ſelbſt immerfort natürlich und geiſtig erzeugenden Menſchen, das insgeſammt unter einem gewiſſen beſondern Geſetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm ſelbſt ſteht. Die Gemeinſamkeit dieſes beſondern Geſetzes iſt es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, die Menge zu einem natürlichen, und von ſich ſelbſt durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieſes Geſetz ſelbſt ſeinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaßt werden, ſowie wir es an den Deutſchen, als einem Urvolke, erfaßt haben; es kann ſogar durch Erwägung der Erſcheinungen eines ſolchen Volks noch näher in manchen ſeiner weiteren Beſtimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja ſelbſt immerfort unter deſſelben ihm unbewußten Einfluſſe bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden, obwohl im Allgemeinen klar eingeſehen werden kann, daß es ein ſolches Geſetz gebe. Es iſt dies Geſetz ein Mehr der Bildlichkeit, das mit dem Mehr der unbildlichen Urſprünglichkeit, in der Erſcheinung unmittelbar verſchmilzt; und ſo ſind denn, in der Erſcheinung eben, beide nicht minder zu trennen. Jenes Geſetz beſtimmt durchaus und vollendet das, was man den National-Charakter eines Volkes genannt hat; jenes Geſetz der Entwickelung des Urſprünglichen und Göttlichen. Es iſt aus dem letztern klar, daß Menſchen, welche ſo wie wir bisher die Ausländerei beſchrieben haben, an ein Urſprüngliches und an eine Fortentwickelung deſſelben gar nicht glauben, ſondern blos an einen ewigen Kreislauf des ſcheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie ſie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk ſind, und da ſie in der That eigentlich auch nicht da ſind, eben ſo wenig einen National-Charakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menſchen an die ewige Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit auch auf dieſer Erde gründet ſich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er ſelber ſich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit deſſelben, nach jenem verborgenen Geſetze; ohne Einmiſchung und Verderbung durch irgend ein Fremdes und in das Ganze dieſer Geſetzgebung nicht Gehöriges. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt das Ewige, dem er die Ewigkeit ſeiner ſelbſt und ſeines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er ſein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn ſie allein iſt ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne ſeines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und ſein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, ſein Begriff, in welchem er ſein eigenes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, iſt das Band, welches zunächſt ſeine Nation, und vermittelſt ihrer das ganze Menſchengeſchlecht, innigſt mit ihm ſelber verknüpft, und ihrer aller Bedürfniſſe, bis ans Ende der Tage, eingeführt in ſein erweitertes Herz. Dies iſt ſeine Liebe zu ſeinem Volke, zuförderſt achtend, vertrauend, deſſelben ſich freuend, mit der Abſtammung daraus ſich ehrend. Es iſt Göttliches in ihm erſchienen, und das Urſprüngliche hat daſſelbe gewürdigt, es zu ſeiner Hülle und zu ſeinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirkſam, ſich aufopfernd für daſſelbe. Das Leben, blos als Leben, als Fortſetzen des wechſelnden Daſeins, hat für ihn ja ohne dies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber dieſe Dauer verſpricht ihm allein die ſelbſtſtändige Fortdauer ſeiner Nation; um dieſe zu retten, muß er ſogar ſterben wollen, damit dieſe lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So iſt es. Die Liebe, die wahrhaftige Liebe ſei, und nicht blos eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, ſondern ſie erwacht und entzündet ſich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal ſich ſelbſt vermag der Menſch zu lieben, es ſeie denn, daß er ſich als Ewiges erfaſſe; außerdem vermag er ſich ſogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer ſich zu lieben, außer alſo, daß er es aufnehme in die Ewigkeit ſeines Glaubens und ſeines Gemüths, und es anknüpfe an dieſe. Wer nicht zuförderſt ſich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht ſein unſichtbares Leben, nicht aber eben alſo ſein ſichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in dieſem ſein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieſes wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der ſichtbaren und verſinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht ſein Vaterland zu lieben. Iſt einem ſolchen keins überliefert worden, ſo iſt er zu beklagen; wem Eins überliefert worden iſt, und in weſſen Gemüthe Himmel und Erde, Unſichtbares und Sichtbares ſich durchdringen, und ſo erſt einen wahren und gediegenen Himmel erſchaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Beſitz ungeſchmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So iſt es auch von jeher geweſen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieſer Allgemeinheit und mit dieſer Klarheit ausgeſprochen worden. Was begeiſterte die Edeln unter den Römern, deren Geſinnungen und Denkweiſe noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie ſprechen es ſelbſt oft und deutlich aus. Ihr feſter Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuverſichtliche Ausſicht, in dieſer Ewigkeit ſelber ewig mit fort zu leben im Strome der Zeit. In wiefern dieſer Glaube Grund hatte, und ſie ſelbſt, wenn ſie in ſich ſelber vollkommen klar geweſen wären, denſelben gefaßt haben würden, hat er ſie auch nicht getäuſcht. Bis auf dieſen Tag lebet das, was wirklich ewig war, in ihrer ewigen Roma, und ſie mit demſelben, in unſerer Mitte fort, und wird in ſeinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieſer Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdiſchen Ewigkeit und als dasjenige, was hienieden ewig ſein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die geſellſchaftliche Ordnung, wie dieſelbe im bloßen klaren Begriffe erfaßt, und nach Anleitung dieſes Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieſer will gewiſſes Recht, innerlichen Frieden und daß

Jeder durch Fleiß ſeinen Unterhalt und die Friſtung ſeines ſinnlichen Daſeins finde, ſo lange Gott ſie ihm gewähren will. Dieſes Alles iſt nur Mittel, Bedingung und Gerüſt deſſen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß dieſe Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren, als durchaus oberſte, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderſt, indem ſie ihn beſchränkt in der Wahl der Mittel für ſeinen nächſten Zweck, den innerlichen Frieden. Für dieſen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weiſe beſchränkt werden, und wenn man gar keine Rückſicht und Abſicht mit ihnen hätte, denn dieſe, ſo würde man wohl thun, dieſelbe ſo eng, als immer möglich, zu beſchränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen, und ſie unter immerwährender Aufſicht zu erhalten. Geſetzt, dieſe Strenge wäre nicht nöthig, ſo könnte ſie wenigſtens für dieſen alleinigen Zweck nicht ſchaden. Nur die höhere Ausſicht des Menſchengeſchlechts und der Völker erweitert dieſe beſchränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, iſt der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Geſetzgebung, welche dieſe letztere im Auge behält, wird der erſteren einen möglichſt ausgebreiteten Kreis laſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig ſchwerer und mühſamer werde.

Um dies an einem Beiſpiele zu erläutern: man hat erlebt, daß Nationen ins Angeſicht geſagt worden, ſie bedürfen nicht ſo vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Dieſe Rede kann ſogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich ſagen wollte, ſie könnte ſo viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß ſie ſich nicht unter einander ſelber aufrieben. Wenn aber die Worte alſo genommen werden, wie ſie geſagt ſind, ſo ſind ſie wahr unter der Vorausſetzung, daß eine ſolche Nation des urſprünglichen Lebens, und des Triebes nach ſolchem, durchaus unfähig ſei. Eine ſolche Nation, falls eine ſolche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich ſein ſollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn dieſe iſt nur für die höheren über den Staat hinaus liegenden Zwecke; ſie bedarf blos der Bezähmung und Abrichtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander beſtehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkührlich zu ſetzende außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentſchieden laſſen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit ſagen könne; ſo viel iſt klar, daß ein urſprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß dieſe das Unterpfand iſt ſeines Beharrens als urſprünglich, und daß es in ſeiner Fortdauer einen immer höher ſteigenden Grad derſelben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies iſt das erſte Stück, in Rückſicht deſſen die Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren muß.

Sodann muß ſie es ſein, die den Staat darin regiert, daß ſie ihm ſelbſt einen höhern Zweck ſetzt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der perſönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlſeins Aller. Für dieſen höhern Zweck allein, und in keiner andern Abſicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zuſammen. Wenn von der Anwendung dieſer die Rede entſteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, perſönliche Freiheit, Leben und Wohlſein, ja die Fortdauer des Staats ſelbſt, aufs Spiel zu ſetzen; ohne einen klaren Verſtandesbegriff von der ſichern Erreichung des Beabſichtigten, dergleichen in Dingen dieſer Art nie möglich iſt, urſprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entſcheiden: dann lebt am Ruder des Staats erſt ein wahrhaft urſprüngliches und erſtes Leben, und an dieſer Stelle erſt treten ein die wahren Majeſtätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfaſſung, der Geſetze, des bürgerlichen Wohlſtandes, iſt gar kein rechtes eigentliches Leben und kein urſprünglicher Entſchluß. Umſtände und Lage, längſt vielleicht verſtorbene Geſetzgeber, haben dieſe erſchaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben ſo in der That nicht ein eigenes öffentliches Leben, ſondern ſie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in ſolchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieſer gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie alſo da geweſene Fälle zu entſcheiden; dann bedarf es eines Lebens, das aus ſich ſelber lebe.

Welcher Geiſt nun iſt es, der in ſolchen Fällen ſich an das Ruder ſtellen dürfte, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herſchwanken zu entſcheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, dem, den es treffen mag, ob er nun ſelbſt es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerſtrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf ſein Leben, in Gefahr ſetze? Nicht der Geiſt der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfaſſung und der Geſetze, ſondern die verzehrende

Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freude ſich opfert, und der Unedle, der nur um des erſten willen da iſt, ſich eben opfern ſoll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfaſſung iſt es; dieſe vermag dies gar nicht, wenn ſie bei Verſtande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umſonſt regiert wird, ſo wird ſich immer ein Regent für ſie finden. Laſſet den neuen Regenten ſogar die Sklaverei wollen (und wo iſt Sklaverei, außer in der Nichtachtung, und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines urſprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden iſt?) — Laſſet ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, ſogar ihrem Wohlſtande ſich Nutzung ziehen läßt, ſo wird, wenn er nur einigermaßen Rechner iſt, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigſtens werden ſie immer finden. Wofür ſollten ſie denn alſo kämpfen? Nach jenen beiden iſt es die Ruhe, die ihnen über Alles geht. Dieſe wird durch die Fortdauer des Kampfes nur geſtört. Sie werden darum Alles anwenden, daß dieſer nur recht bald ein Ende nehme, ſie werden ſich fügen, ſie werden nachgeben, und warum ſollten ſie nicht? Es iſt ihnen ja nie um mehr zu thun geweſen, und ſie haben vom Leben nie etwas Weiteres gehofft, denn die Fortſetzung der Gewohnheit da zu ſein unter leidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein dieſe iſt es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeiſtern kann.

So iſt es auch bisher geweſen. Wo da wirklich regiert worden iſt, wo beſtanden worden ſind ernſthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden iſt gegen gewaltigen Widerſtand, da iſt es jene Verheißung ewigen Lebens geweſen, die da regierte, und kämpfte, und ſiegte. Im Glauben an dieſe Verheißung ſetzten unſere älteſten gemeinſamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutſchen, ſich der herandringenden Weltherrſchaft der Römer muthig entgegen. Sahen ſie denn nicht vor Augen den höhern Flor der Römiſchen Provinzen neben ſich, die feinern Genüſſe in denſelben, dabei Geſetze, Richterſtühle, Ruthenbündel, und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, ſie an allen dieſen Segnungen Theil nehmen zu laſſen? Erlebten ſie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürſten, die ſich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen ſolche Wohlthäter der Menſchheit Rebellion ſei, Beweiſe der geprieſenen Römiſchen Klemenz, indem ſie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerſtellen in ihren Heeren, mit Römiſchen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn ſie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzſtädten gaben? Hatten ſie keinen Sinn für die Vorzüge Römiſcher Bildung, z. B. für die beſſere Einrichtung ihrer Heere, in denen ſogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verſchmähte? Keine von allen dieſen Unwiſſenheiten oder nicht Beachtung iſt ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben ſogar, ſobald ſie es ohne Verluſt für ihre Freiheit konnten, die Bildung derſelben ſich angeeignet, in wie weit es ohne Verluſt ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben ſie denn alſo mehrere Menſchenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derſelben Kraft ſich wieder erneuernden Kriege? Ein Römiſcher Schriftſteller läßt es ihre Anführer alſo ausſprechen: „ob ihnen denn etwas Anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu ſterben, bevor ſie Sklaven würden.“ Freiheit war ihnen, daß ſie eben Deutſche blieben, daß ſie fortführen ihre Angelegenheiten ſelbſtſtändig und urſprünglich, ihrem eigenen Geiſte gemäß, zu entſcheiden, und dieſem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß ſie dieſe Selbſtſtändigkeit auch auf ihre Nachkommenſchaft fortpflanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil ſie dabei etwas Anderes, denn Deutſche, weil ſie halbe Römer werden müßten. Es verſtehe ſich von ſelbſt, ſetzten ſie voraus, daß Jeder, ehe er dies werde, lieber ſterbe, und daß ein wahrhafter Deutſcher nur könne leben wollen, um eben Deutſcher zu ſein und zu bleiben, und die Seinigen zu eben ſolchen zu bilden.

Sie ſind nicht alle geſtorben, ſie haben die Sklaverei nicht geſehen, ſie haben die Freiheit hinterlaſſen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerſtande verdankt es die ganze neue Welt, daß ſie da iſt, ſo wie ſie da iſt. Wäre es den Römern gelungen, auch ſie zu unterjochen, und wie dies der Römer allenthalben that, ſie als Nation auszurotten, ſo hätte die ganze Fortentwickelung der Menſchheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächſten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Geſinnung, daß wir noch Deutſche ſind, daß der Strom urſprünglichen und ſelbſtſtändigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir Alles, was wir ſeitdem als Nation geweſen ſind, ihnen, falls etwa es nicht jetzo mit uns zu Ende iſt, und der letzte von ihnen abgeſtammte Blutstropfen in unſern Adern verſiegt iſt, ihnen werden wir verdanken, Alles, was wir noch ferner ſein werden.

Ihnen verdanken ſelbſt die übrigen und jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unſere Brüder, ihr Daſein; als jene die ewige Roma beſiegten, war noch keins aller dieſer Völker vorhanden; damals wurde zugleich ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Erſtehung mit erkämpft.

Dieſe und alle andere in der Weltgeſchichte, die ihres Sinnes waren, haben geſiegt, weil das Ewige ſie begeiſterte, und ſo ſiegt immer und nothwendig dieſe Begeiſterung über den, der nicht begeiſtert iſt. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemüths iſt es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel ſich ſetzt ſeiner Opferungen, und ſich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewiſſen Punkte, der gibt den Widerſtand auf, ſobald die Gefahr ihm an dieſen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel ſich geſetzt hat, ſondern Alles und das Höchſte, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran ſetzt, giebt den Widerſtand nie auf, und ſiegt, ſo der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das fähig iſt, ſei es auch nur in ſeinen höchſten Stellvertretern und Anführern, das Geſicht aus der Geiſterwelt, Selbſtſtändigkeit, feſt ins Auge zu faſſen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unſere älteſten Vorfahren, ſiegt gewiß über ein ſolches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrſchſucht und zu Unterjochung ſelbſtſtändiger Völker gebraucht wird, wie die Römiſchen Heere; denn die erſtern haben Alles zu verlieren, die letztern bloß Einiges zu gewinnen. Ueber die Denkart aber, die den Krieg als ein Glücksſpiel anſieht, um zeitlichen Gewinn oder Verluſt, und bei der ſchon, ehe ſie das Spiel anfängt, feſt ſteht, bis zu welcher Summe ſie auf die Karten ſetzen wolle, ſiegt ſogar eine Grille. Denken Sie ſich z. B. einen Mahomet, — nicht den wirklichen der Geſchichte, über welchen ich kein Urtheil zu haben bekenne, ſondern den eines bekannten franzöſiſchen Dichters, — der ſich einmal in den Kopf geſetzt habe, er ſei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen ſind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, und dem, zufolge dieſer erſten Vorausſetzung, alle ſeine Einfälle, ſo dürftig und ſo beſchränkt ſie auch in der That ſein mögen, dieweil es die ſeinigen ſind, nothwendig erſcheinen müſſen, als große und erhabene und beſeligende Ideen, und Alles, was denſelben ſich widerſetzt, als dunkles gemeines Volk, Feinde ihres eigenen Wohls, Uebelgeſinnte und Haſſenswürdige: der nun, um dieſen ſeinen Eigendünkel vor ſich ſelbſt als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in dieſem Gedanken mit all ſeinem Leben, Alles daran ſetzen muß, und nicht ruhen kann, bis er Alles, das nicht eben ſo groß von ihm denken will, den er ſelbſt zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt ſein eigener Glaube an ſeine göttliche Sendung ihm zurückſtrahle; ich will nicht ſagen, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geiſtiges Geſicht, das da wahr iſt und klar in ſich ſelbſt, gegen ihn in die Kampfbahn trete, aber jenen beſchränkten Glücksſpielern gewinnt er es ſicher ab, denn er ſetzt Alles, gegen ſie, die nicht Alles ſetzen; ſie treibt kein Geiſt, ihn aber treibt allerdings ein ſchwärmeriſcher Geiſt, — der ſeines gewaltigen und kräftigen Eigendünkels.

Aus Allem geht hervor, daß der Staat, als bloß Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortſchreitenden menſchlichen Lebens, nichts Erſtes und für ſich ſelbſt Seiendes, ſondern daß er bloß das Mittel iſt für den höhern Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menſchlichen in dieſer Nation; daß es allein das Geſicht, und die Liebe dieſer ewigen Fortbildung iſt, welche immerfort in ruhigen Zeitläuften die höhere Aufſicht über die Staatsverwaltung führen ſoll, und welche, wo die Selbſtſtändigkeit des Volkes in Gefahr iſt, allein dieſelbe zu retten vermag. Bei den Deutſchen, unter denen, als einem urſprünglichen Volke, dieſe Vaterlandsliebe möglich, und, wie wir feſt zu wiſſen glauben, bis jetzt auch wirklich war, konnte dieſelbe bis jetzt mit einer hohen Zuverſicht auf die Sicherheit ihrer wichtigſten Angelegenheiten rechnen. Wie nur noch bei den Griechen in der alten Zeit, war bei ihnen ſogar der Staat und die Nation von einander geſondert, und jedes für ſich dargeſtellt, der erſte in den beſonderen deutſchen Reichen und Fürſtenthümern, die letzte ſichtbar im Reichsverbande, unſichtbar, nicht zufolge eines niedergeſchriebenen aber eines in aller Gemüther lebenden Rechtes geltend, und in ihren Folgen allenthalben in das Auge ſpringend, in einer Menge von Gewohnheiten und Einrichtungen.

So weit die deutſche Zunge reichte, konnte Jeder, dem im Bezirke derſelben das Licht anbrach, ſich doppelt betrachten als Bürger, theils ſeines Geburtsſtaates, deſſen Fürſorge er zunächſt empfohlen war, theils des ganzen gemeinſamen Vaterlandes Deutſcher Nation. Jedem war es verſtattet, über die ganze Oberfläche dieſes Vaterlandes hin ſich diejenige Bildung, die am meiſten Verwandtſchaft zu ſeinem Geiſte hatte, oder den demſelben angemeſſenſten Wirkungskreis aufzuſuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in ſeine Stelle, wie ein Baum, ſondern es war ihm erlaubt, dieſelbe zu ſuchen. Wer durch die Richtung, die ſeine Bildung nahm, mit ſeiner nächſten Umgebung entzweit wurde, fand leicht anderwärts willige Aufnahme, fand neue Freunde ſtatt der verlornen, fand Zeit und Ruhe, um ſich näher zu erklären, vielleicht die Erzürnten ſelbſt zu gewinnen und zu verſöhnen, und ſo das Ganze zu einigen. Kein deutſchgeborner Fürſt hat es je über ſich vermocht, ſeinen Unterthanen das Vaterland innerhalb der Berge oder Flüſſe, wo er regierte, abzuſtecken, und dieſelbe zu betrachten als gebunden an die Erdſcholle. Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem andern, an welchem vielleicht im Gegentheil diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und ſo fand denn, bei manchen Einſeitigkeiten und Engherzigkeiten der beſondern Staaten, dennoch in Deutſchland, dieſes als ein Ganzes genommen, die höchſte Freiheit der Erforſchung und der Mittheilung ſtatt, die jemal ein Volk beſeſſen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechſelwirkung der Bürger aller deutſchen Staaten, und dieſe höhere Bildung kam denn in dieſer Geſtalt auch allmählig herab zum größeren Volke, das ſomit immer fortfuhr ſich ſelber durch ſich ſelbſt im Großen und im Ganzen zu erziehen. Dieſes weſentliche Unterpfand der Fortdauer einer deutſchen Nation ſchmälerte, wie geſagt, kein am Ruder der Regierung ſitzendes deutſches Gemüth; und wenn auch in Abſicht anderer urſprünglichen Entſcheidungen nicht immer geſchehen ſein ſollte, was die höhere deutſche Vaterlandsliebe wünſchen mußte, ſo iſt wenigſtens der Angelegenheit derſelben nicht geradezu entgegen gehandelt worden, man hat nicht geſucht jene Liebe zu untergraben, ſie auszurotten und eine entgegengeſetzte Liebe an ihre Stelle zu bringen.

Wenn nun aber etwa die urſprüngliche Leitung, ſowohl jener höhern Bildung, als der Nationalmacht, die allein für jene und ihre Fortdauer als Zweck gebraucht werden darf, die Verwendung deutſchen Gutes und deutſchen Blutes, aus der Botmäßigkeit deutſchen Gemüths in eine andere kommen ſollte, was würde ſodann nothwendig erfolgen müſſen?

Hier iſt der Ort, wo es der in unſerer erſten Rede in Anſpruch genommenen Geneigtheit, ſich über die eigenen Angelegenheiten nicht täuſchen zu wollen, und des Muthes, die Wahrheit ſehen zu wollen und ſie ſich zu geſtehen, vorzüglich bedarf; auch iſt es, ſo viel mir bekannt, noch immer erlaubt, in deutſcher Sprache mit einander vom Vaterlande zu reden, wenigſtens zu ſeufzen, und wir würden, glaube ich, nicht wohlthun, wenn wir aus unſerer eigenen Mitte heraus ein ſolches Verbot verfrühten, und dem Muthe, der ohne Zweifel über das Wagniß ſchon vorher mit ſich zu Rathe gegangen ſein wird, die Feſſel der Zaghaftigkeit Einzelner anlegen wollten.

Malen Sie ſich alſo die vorausgeſetzte neue Gewalt ſo gütig und ſo wohlwollend vor, als Sie irgend wollen, machen Sie ſie gut, wie Gott; werden Sie ihr auch göttlichen Verſtand einſetzen können? Mag ſie alles Ernſtes das höchſte Glück und Wohlſein Aller wollen, wird das höchſte Wohlſein, das ſie zu faſſen vermag, wohl auch deutſches Wohlſein ſein? So hoffe ich über den Hauptpunkt, den ich Ihnen heute vorgetragen, von Ihnen recht wohl verſtanden worden zu ſein, ich hoffe, daß Mehrere hierbei gedacht und gefühlt haben: ich drücke nur deutlich aus und ſpreche aus mit Worten, wie es von jeher Ihnen im Gemüth gelegen; ich hoffe, daß es auch mit den übrigen Deutſchen, die einſt dieſes leſen werden, ſich alſo verhalten werde; auch haben vor mir mehrere Deutſche ohngefähr daſſelbe geſagt, und dem immerfort bezeigten Widerſtreben gegen eine bloß mechaniſche Einrichtung und Berechnung des Staats hat dunkel jene Geſinnung zum Grunde gelegen.

Und nun fordere ich Alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt ſind, auf, mir nachzuweiſen, welche neuere Weiſen, Dichter, Geſetzgeber derſelben eine dieſem ähnliche Ahnung, die das Menſchengeſchlecht als ein ewig fortſchreitendes betrachte, und alles ſein Regen in der Zeit nur auf dieſen Fortſchritt beziehe, jemals verrathen habe; ob irgend Einer, ſelbſt in dem Zeitpunkte, als ſie am kühnſten zu politiſcher Schöpfung ſich emporſchwangen, mehr, als nur nicht Ungleichheit, innern Frieden, äußern Nationalruhm, und, wo es aufs höchſte getrieben wurde, häusliche Glückſeligkeit vom Staate gefordert habe? Iſt, wie man aus allen dieſen Anzeigen ſchließen muß, dies ihr Höchſtes, ſo werden ſie uns auch keine höheren Bedürfniſſe und keine höheren Forderungen an das Leben beimeſſen, und, immer jene wohlthätigen Geſinnungen gegen uns und die Abweſenheit alles Eigennutzes und aller Sucht mehr ſein zu wollen denn wir, vorausgeſetzt, trefflich für uns geſorgt zu haben glauben, wenn wir alles das finden, was ſie allein als begehrungswürdig kennen; dasjenige aber, warum der Edlere unter uns allein leben mag, iſt ſodann ausgetilgt aus dem öffentlichen Leben, und das Volk, das für die Anregungen des Edleren ſich ſtets empfänglich gezeigt hat, und welches man ſogar nach ſeiner Mehrheit zu jenem Adel empor zu heben hoffen durfte, iſt, ſowie es behandelt wird, wie jene behandelt ſein wollen, herabgeſetzt unter ſeinen Rang, entwürdigt, ausgetilgt aus der Reihe der Dinge, indem es zuſammenfließt mit dem von niederer Art.

Zu wem nun jene höheren Anforderungen an das Leben, nebſt dem Gefühle ihres göttlichen Rechts, dennoch lebendig und kräftig bleiben, der fühlt mit tiefem Unwillen ſich zurückgedrängt in jene erſten Zeiten des Chriſtenthums, zu denen geſagt iſt: „Ihr ſollt nicht widerſtreben dem Uebel, ſondern, ſo dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und ſo Jemand deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel"; mit Recht das Letzte, denn ſo lange er noch einen Mantel an dir ſieht, ſucht er einen Handel an dir, um dir auch dieſen zu nehmen, erſt wie du ganz nackt biſt, entgehſt du ſeiner Aufmerkſamkeit und du haſt vor ihm Ruhe. Wem ſein höherer Sinn, der ihn ehrt, macht ihm die Erde zur Hölle und zum Ekel, er wünſcht, nicht geboren zu ſein, er wünſcht, daß ſein Auge je eher je lieber ſich dem Anblicke des Tages verſchließe, unverſiegbare Trauer bis an das Grab erfüllt ſeine Tage; dem, was ihm lieb iſt, kann er keine beſſere Gabe wünſchen, denn einen dumpfen und genügſamen Sinn, damit es mit weniger Schmerz einem ewigen Leben jenſeits des Grabes entgegen lebe.

Dieſe Vernichtung jeder etwa ins Künftige unter uns ausbrechenden edlern Regung, und dieſe ganze Herunterſetzung unſerer ganzen Nation, durch das einzige, nachdem die andern vergeblich angewendet worden ſind, noch übrig bleibende Mittel zu verhindern, tragen Ihnen dieſe Reden an. Sie tragen Ihnen an die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe, in der Erfaſſung unſeres Volkes als eines ewigen, und als Bürger unſerer eigenen Ewigkeit, durch die Erziehung in aller Gemüther recht tief und unauslöſchlich zu begründen.

Rede an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bei deſſen Thronbeſteigung am 16. November 1797.

Von F. v. Gentz.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, iſt der feierlichſte im Lebenslauf eines monarchiſchen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, ſchließen ſich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebensluſt rinnt durch die entfernteſten Zweige. Das Volk wünſcht, hofft, vertraut. Ew. Majeſtät werden dem ein huldreiches Gehör nicht verſagen, der es wagt, einen Theil dieſer Wünſche, dieſer Hoffnungen auszuſprechen.

Es iſt kühn, ſich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller ſeiner Mitbürger zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater zu reden. Es iſt weniger kühn an einem Tage wie der heutige. In dieſem großen Moment ſchmelzen die Bedürfniſſe, die Ausſichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichſam in Eins zuſammen. Es iſt das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotiſche, wovon ſelbſt jedes eigennützige Gemüth das ſeinige hofft. Es iſt die allgemeine Sehnſucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden, in der ſich heute noch jeder einzelne Wunſch verliert. Wer heute für das Vaterland ſpricht, iſt ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden ſeiner Bürger.

Ew. Majeſtät beſteigen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müſſen. Gut regieren war immer ein ſchweres Amt. Aber ehemals bedurfte es faſt nur glücklicher Naturgaben, um dieſem hohen Berufe gewachſen zu ſein. Jetzt iſt es die erhabenſte, die geiſtigſte von allen Künſten geworden. Einförmige und gehorſame Maſſen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein ſehr verdienſtliches Geſchäft. Aber in einem unendlich mannigfaltigern, ſelbſtſtändigern und widerſtrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieſer Genuß, dieſer Triumph war den Regenten unſerer Tage aufbewahrt.

Der Geiſt dieſer Zeit treibt die Menſchen über das Ziel ihrer eigenen Beſtrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausſchweifungen zu beſchützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, iſt das ſchöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöſt werden ſoll. Das wahre Wachsthum der Menſchheit gedeiht noch in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus dieſe ſich zuſammenziehen, mit fernſehender Weisheit zu zerſtreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung ſeines Staates ein ſicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller ſeiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen ſtark, mit Stärke wohlwollend zu ſein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfaſſen, und doch jedes einzelne Glied nur ſanft und leiſe zu berühren: — das ſind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unſterblichkeit zu erringen iſt: das ſind die Thaten, die wir mit beſcheidener Sehnſucht, die wir mit liebevoller Zuverſicht von Ew. Majeſtät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen iſt das

wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber ſie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, ſich ihrer ſelbſt als Kraft bewußt ſein, die eine große Organiſation geſetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies iſt die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weiſe eine müßige; denn in Ew. Majeſtät Herzen war ſie längſt entſchieden.

Das erſte Unterpfand jenes Vertrauens iſt das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern ſei die thörichte Anmaßung, Ew. Majeſtät eignen Entſchlüſſen vorzugreifen, Rathſchläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl ſchon an ihrer ächten Quelle zu ſuchen wiſſen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundſätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche ſich das große und mühevolle Leben eines Königs winden muß, umfaſſen zu wollen. Aber ein beſcheidener Blick auf die vornehmſten Zweige der Verwaltung des preußiſchen Staates; ein frommer, ein patriotiſcher Wunſch, der einen ſolchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck deſſen, was der Geringſte im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigſter König, ſind die erſten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies ſind die erſten Freudengeſänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrſcher begrüßen muß. Ew. Majeſtät gehen einer ſo großen Beſtimmung entgegen, ein ſo großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, ſo große Gefühle erheben in dieſem Augenblicke Ihre Bruſt, daß Nichts, als was groß, alſo Nichts, als was wahr iſt, ſich Ihnen nähern darf. Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige, ächt ſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienſtliche Art, ihm zu dienen — daß man ſie ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der preußiſche Staat in dieſem Augenblicke iſt, vermögen Ew. Majeſtät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schickſal Sie geſtellt hat, beſſer als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maſchine entfalten ſich am beſten vor dem, welcher das Ganze überſchaut. Es wäre eben ſo unnütz, mit Lobpreiſungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken oder drückten, vor Ew. Majeſtät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geſchichte; unſer Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menſchlichen Weisheit — iſt die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß deſſen, was wir als Uebel fühlten, ſoll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genuſſes, deſſen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitſtern auf der künftigen Laufbahn dienen. —

Das erſte Verhältniß des Staates, welches ſich unſerem Auge darbietet, iſt das, worin er als ganzer Staat auftritt: ſein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge ſollte es nur den zweiten Rang behaupten, aber bei der Lage, in welcher Europa ſich befindet, bei der wechſelſeitigen engen Verbindung, die das Völkerſyſtem dieſes Welttheils ſeit einigen Jahrhunderten geſtiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle Syſtem geſchaffen hat, ſind die auswärtigen Verhältniſſe eines Reiches die weſentliche Bedingung ſeiner innern Wohlfahrt, und faſt ohne Ausnahme die erſte Quelle, woraus ſein Glück oder ſein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieſer Verhältniſſe behauptet daher, wenn nicht uneingeſchränkt den erſten, doch gewiß einen ſehr hohen Rang unter den Staatsgeſchäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die ſchrecklichſten Erfahrungen, was die noch friſch blutende der ſechs entſetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Beſtätigung ihrer Lehren geſagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieſes Uebels eine Deklamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen ſprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunſt hat dieſe Idee in das Reich der Träume, der verführeriſchen Träume verwieſen. Es giebt keinen poſitiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiſerne Nothwendigkeit, können und müſſen den Entſchluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre iſt nicht blos verderblich, ſondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß alſo der Richtpunkt aller politiſchen Maaßregeln, das Ziel aller militäriſchen Anſtrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatiſchen Weisheit ſein. Auf dieſen erhabenſten aller Zwecke müſſen Macht und Klugheit in unabläſſiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erſte Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politiſchen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, iſt die — daß er beſtändig dazu gerüſtet ſei. Denn wenn gleich ſeine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe ſicher zu ſtellen, ſo kann nur ſeine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten ſchützen. Ein ſtarkes und geübtes Kriegsheer iſt alſo noch immer Präliminarbedingung des Ruheſtandes.

Ew. Majeſtät beſitzen ein ſolches Heer, das trefflichſte, das geehrteſte, deſſen ſich irgend ein europäiſcher Staat zu rühmen hat. Dieſes Heer iſt ein halbes Jahrhundert lang das Muſter für Europa geweſen. Der ſchöpferiſche Geiſt des größten Generals, den die Kriegsgeſchichte der neueren Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeſchichte aller Zeiten aufzuweiſen hat, weht und athmet in dieſem Heer. Unſre Fürſten ſtanden, und ſtehen noch an der Spitze deſſelben. Von dieſer Seite bleibt uns nichts mehr zu wünſchen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheiſcht keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organiſation derſelben. Die militäriſche Weisheit kann dies koſtbare und ehrwürdige Werkzeug unſrer politiſchen Sicherheit nach Umſtänden und Bedürfniſſen modificiren, wird es aber nicht leicht umgeſtalten.

Bei den muſterhaften Anordnungen, welche dieſe Armee in faſt ununterbrochner Uebung erhalten, bei der raſtloſen Thätigkeit, die dieſe Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktiſchen Kunſt, die ſie einmal und für immer erreicht hat, bei dem ſtolzen Bewußtſein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derſelben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt — kann auch der anhaltendſte Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug iſt nur die Fortſetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung deſſen, was längſt bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach funfzigjähriger Ruhe, ſobald die ernſte Stunde der wahren Kriegsnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — ſchlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und dieſe ſind in dem Hauſe Friedrichs II. ſo einheimiſch, in dem Wirkungskreiſe, den ſein Andenken beſeelt, ſo unvergänglich als ſein Ruhm.

Die militäriſche Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatiſche Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch ſelbſt die Veranlaſſung zu Feindſeligkeiten benehmen.

Ganz iſolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigſte Staat nicht leben und ſicher ſein. Denn ſelbſt die Maxime einer unerſchütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für ſich die oberſte Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann abſolute Sicherheit bewirken, wenn alle andere von einem ähnlichen Geiſte geleitet werden. Verbindungen ſind alſo unvermeidlich; das große Geſchäft iſt nur, ſie mit Klugheit zu wählen und mit Geſchicklichkeit zu behandeln. Die geographiſche, kommercielle, politiſche, militäriſche Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündniſſe vor, die ſeine größte Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beſtändigen Wechſel der politiſchen Verhältniſſe nicht möglich ſein ſollte, immer auf einer und derſelben diplomatiſchen Linie zu bleiben, ſo muß doch in einem jeden nach weiſen Grundſätzen regierten Staate die beſtändige Tendenz herrſchen, jene Bündniſſe, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umſtände ſie gewaltſam zerſchlugen, wieder herzuſtellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten ſich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn ſie dieſen Bedürfniſſen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, ſie auf eine entgegengeſetzte Bahn ſchleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigſtens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleineren nicht zu gedenken, weil große und furchtbar lehrreiche Beiſpiele aufgeſtellt.

Zu welchem Syſteme aber auch die Zeitumſtände, die Bedürfniſſe unſers Staats und das Betragen der auswärtigen die preußiſche Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlaſſe uns nie: ein heller, feſter und conſequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung ſagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorſtechendſten Eigenſchaften gehören, die Ew. Majeſtät perſönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung, denn nichts ſetzt die äußere Würde, mithin die Selbſtſchätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwiſchen entgegengeſetzten Syſtemen, oder, was ſchmählicher als alles iſt, der gänzliche Mangel eines Syſtems. Die preußiſche Monarchie iſt groß genug, um offen und redlich zu ſein: ſie kann ihre Pläne, ihre Bündniſſe, ihre politiſchen Operationen, mit Nachdruck und Zuverſicht verfolgen: ſie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelſpielen und künſtlich verwebten Widerſprüchen einhergehen. Die preußiſche Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Anſprüche machen. In Ew. Majeſtät Hand ſteht es, dieſen Anſprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage geſetzt iſt, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weiſe Leitung der auswärtigen Verhältniſſe in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann ſich die ganze Aufmerkſamkeit des Monarchen auf die Bedürfniſſe der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche dieſe Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege und die Adminiſtration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Geſchäfte beſtimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität, die Finanzadminiſtration die einer ununterbrochenen Wirkſamkeit. Dieſe gedeiht nur, wenn ſie mit feſter und geſchickter Hand geleitet, jene nur, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wird.

Die Verwaltung des Rechts iſt ſeit einem halben Jahrhundert eine der glänzendſten Seiten, der wahre Stolz der preußiſchen Civiladminiſtration geweſen. Ein Geſetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt iſt als irgend ein andres der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verſtändliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausſpruch ein langes unbeflecktes Vertrauen faſt zum Range eines Ausſpruches der Gerechtigkeit ſelbſt erhob: — das ſind die Grundpfeiler dieſes wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um ſich immer tiefer in ihr Fundament zu ſenken, bedürfen ſie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majeſtät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides ſichern. „Es iſt ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Geſetz ſelbſt in ſeiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräſentiren. Alles, was das Anſehen des Geſetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Geſtalt eines Machtſpruches den erſchrockenen Bürger aus der letzten Verſchanzung ſeiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das iſt für den Monarchen Selbſtentheiligung, Selbſtverletzung ſeiner eigenen höchſten Würde, und als ſolche nicht blos aus den Maximen, ſchon aus den Neigungen eines großen und guten Königes verbannt.“

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Hauptfrage der innern Adminiſtration — iſt in unſern Tagen, wo die Bedürfniſſe großer Staaten ſo unendlich geſtiegen ſind, wo ein ſehr anſehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maaßregel in die innerſten Falten des Familienwohls greift, ein Gegenſtand von erſter, faſt mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadminiſtration iſt nicht nur der Lebensgeiſt jeder Staatsoperation, ſondern auch das oberſte Richtmaaß aller Privatgeſchäfte, aller Induſtrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends iſt der Einfluß der Regierung auf die Geſammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, ſo unmittelbar wohlthätig, oder ſo unmittelbar drückend, als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geſchäfte, regelmäßige Aufſicht und wechſelſeitige Kontrolle, Ordnung und ernſte Genauigkeit im Kaſſenweſen, befriedigende Klarheit und wachſame Strenge im Rechnungsſyſtem: kurz alles, was die Grundlage und das Gerüſt einer guten Finanzoperation ausmacht, befindet ſich in der preußiſchen Monarchie in einer muſterhaften Verfaſſung. Nur davon allein hängt unſer Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Beſtimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme ſichtbar, unabläſſig ſichtbar ſei.

Wir ſagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weiſen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majeſtät aufs Glücklichſte vereinigt iſt. Nur zum Wohl aller, nur zum Flor und zum weſentlichen Glanze des Staates wird die anſehnliche Maſſe von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majeſtät von nun an uneingeſchränkt gebieten. Sparſamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigſten Verhältniſſe gemiſcht erſcheinen. Nie werden für große und erhabene Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterſtützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zu Verbeſſerung oder Verſchönerung des Landes, zur Erleichterung der geſellſchaftlichen Exiſtenz — nie werden für wahre Bedürfniſſe die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden ſie für eingebildete zu erwarten ſein.

Eben ſo wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, iſt Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majeſtät in den meiſten Ihrer Provinzen beſitzen, ſind ein ſchätzbares Kapital, von deſſen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben beſtritten wird. Ein menſchenfreundliches Syſtem hat ſich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche dieſe Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerſpaltung derſelben in kleinere Beſitzungen angerathen. Es ſind ſogar Proben mit dieſer Theorie in Ew. Majeſtät Staaten angeſtellt werden. Wie glücklich ſie auch im Einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondiſſements hat im Ganzen mächtige Gründe für ſich. Die größte und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthſchaftung derſelben iſt grade dazu geſchickt, große und einleuchtende Beiſpiele zur Nachahmung aufzuſtellen, und durch einſichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combination der verſchiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbeſſerung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geſchickte Behandlung des wichtigen Verhältniſſes zwiſchen Gutsherrſchaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflöſung des in unſern Tagen ſo kritiſchen Problems der Dienſtpflichtigkeit, jedem andern Gutsbeſitzer zum belehrenden Muſter zu dienen. Dieſer Vortheil möchte den günſtigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rückſicht auf die Zeitumſtände ſogar etwas unpolitiſchen Syſtems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte ſind nicht groß genug, um die geſammten Staatsausgaben zu decken: es iſt alſo eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Dieſe Nothwendigkeit fühlt der Gemeinſte wie der Unterrichtete; und — ohne zu entſcheiden, ob die Thatſache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — ſo viel iſt gewiß, daß kein Land in Europa die Laſt der Abgaben mit einer ſo vernünftigen Ergebung, mit einer ſo aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt als das unſrige. Der Umfang dieſer Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfniſſe des Staates, die Geſtalt, in welcher ſie erhoben werden, von den Anordnungen der Adminiſtration ab. Mit unbegrenzter Zuverſicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majeſtät dieſe wichtige Partie nur den einſichtsvollſten und geprüfteſten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil ſie die allgemeine Zufriedenheit ſo weſentlich intereſſirt, ein einziger Wunſch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unſrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beſchränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Induſtrie und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe iſt an und für ſich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel, und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Geſellſchaft uns zuführt. Haben ſich die Einwohner eines Landes an eine gewiſſe Form der Beſchränkung gewöhnt, ſo hört dieſe beinahe auf, eine Laſt zu ſeyn, ſie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beſchränkung in einer veränderten Form auf, ſo werden alle bisherigen Verhältniſſe verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal ſtärker als der gewohnte gefühlt. Nichts iſt daher für das glückliche Einverſtändniß zwiſchen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher als die Einführung neuer Klaſſen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung ſolcher, von denen man ſich auf immer erlöſet glaubte. Mehren ſich die Bedürfniſſe des Staates, treten neue unvorhergeſehene Ausgaben hervor, ſo iſt es unendlich vortheilhafter, die ſchon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde iſt die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das iſt wahre Staatsökonomie und wahre politiſche Weisheit.

Sobald der Bürger ſeine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch ſeines Eigenthums in keinem Falle mehr beſchränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, ſondern — den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beſchränkung über dieſe Grenze hinaus iſt Gewerbezwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigſte Abſicht des Urhebers kann ſie rechtfertigen. Unter Ew. Majeſtät erhabenem Schutze müſſe alles, was nicht die ſtrengſte Nothwendigkeit bindet, ungebunden ſich regen und bewegen! Jeder ſuche ſeinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächſte zum Ziele dünkt; jeder benutze ſeine Kräfte in dem Kreiſe, den ihm ſeine freie Wahl verzeichnete.

Kein abſchreckendes Monopol, kein niederſchlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Beſorgniſſe, keine Einmiſchung in die Privatinduſtrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus ſeinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich getrieben, was Fruchtbarkeit aller Art um ſich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken ſoll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Feſſeln ſcheint, kann nichts ſo wenig ſie ertragen als der Gedanke des Menſchen. Der Druck, der dieſen trifft, iſt nicht blos ſchädlich, weil er das Gute verhindert, ſondern auch, weil er unmittelbar das Böſe befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede ſein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöſer Ideen als ein fanatiſcher Mißbrauch derſelben zu beſorgen iſt, nur noch ſeichte Schwätzer deklamiren. Mit der Freiheit der Preſſe verhält es ſich anders. Von einer falſchen, durch die Zeitumſtände wenigſtens entſchuldigten Anſicht geleitet, könnten hier ſelbſt weiſere Männer ein Syſtem begünſtigen, welches, aus ſeinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Intereſſe der Regierung nachtheiliger iſt, als es je, auch in ſeiner ſchlimmſten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rückſicht auf andere Gründe, jedes Geſetz, welches Preßzwang gebietet, ausſchließend und peremtoriſch verdammt, iſt der weſentliche Umſtand, daß es, ſeiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden ſolchen Geſetze nicht ein wahres Inquiſitionstribunal wacht, ſo iſt es in unſern Tagen unmöglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, iſt ſo groß, daß jede Maaßregel, die ſie beſchränken will, vor ihr zum Geſpötte wird. Wenn aber Geſetze dieſer Art auch nicht wirken, ſo können ſie doch erbittern, ohne zu ſchrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtande, der nicht immer nur glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar rühmlich wird. Die armſeligſten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden ſichern würde, drängen ſich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu ſein ſcheint. Die nüchternſten Scribenten fangen an für „helle Köpfe zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit.“ Tauſend bösartige Inſekten, die Ein Sonnenſtrahl der Wahrheit und des Genies verſcheucht hätte, ſchleichen ſich jetzt, begünſtiget von der Finſterniß, die man ihnen gefliſſentlich ſchuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und ſetzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Koſtbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der beſſern Schriftſteller — verliert ſeine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken ſpricht, mit dem verwechſelt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht alſo, weil der Staat oder die Menſchheit dabei intereſſirt wäre, ob in dieſem von Büchern umflutheten Zeitalter tauſend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, ſondern weil Ew. Majeſtät zu groß ſind, um einen fruchtloſen und eben deßhalb ſchädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen; — darum ſei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für geſetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter ſolcher Thaten anziehen, müſſe Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher als die entgegengeſetzte, und, wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dies Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem ſolchen geſchadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtörung ſchon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung ſeiner Kräfte gehört, offen ſteht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geſchützt, ſein frei gewähltes Gewerbe in ungeſtörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine ſtrenge, unparteiiſche, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie ſeines Eigenthums und die beruhigende Ausſicht gewährt, daß nie einer ſeiner Mitbürger mächtiger ſein wird als die Geſetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundſätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobene Abgaben ihm nur ſo viel von ſeinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich iſt, und eine weiſe und gewiſſenhafte Adminiſtration die zweckmäßige Verwendung ſeiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverſtandene Einſchränkungen ihn hindern, ſeine Fähigkeiten, ſeine Kenntniſſe, ſein Vermögen, nach eigener Neigung und Einſicht, nach der Idee, die er ſelbſt von ſeinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies ſeine Gedanken über alles, was ihn umgiebt, vortragen, und ſeinen Zeitgenoſſen ſogar ſeine Irrthümer und ſeine Grillen mittheilen darf, wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organiſation des Staates fehlerhaft ſein möchte, zu verbeſſern, durch Thaten darlegt: — dann iſt alles erſchöpft, was der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchte. Die Vereinigung dieſer Güter, aber auch nur die Vereinigung derſelben, füllt die ganze Sphäre der Wünſche und Erwartungen eines vernünftigen Weſens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger“ gethan ſei, ſind geheime Bundesgenoſſen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, iſt ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühſam erworbenen Schätze einer langen Kultur, ein Feind der fortſchreitenden

Vervollkommnung des Menſchen, — ein Feind Ew. Majeſtät und des Vaterlandes.

„Der Inbegriff dieſer Güter iſt die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchiſchen Verfaſſung bis zu ihrer höchſten Reife gedeihen kann.“ Was jenſeits derſelben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller ſittlichen Grundſätze, ein wüſter Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als *ein* unglückliches Volk iſt vor unſern Augen in dieſen bodenloſen Schlund geſtürzt, und hat mit einer Maſſe von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler *ſeiner Regierung*, oder die Schuld ſeiner eigenen Thorheiten gebüßt. Vor dieſem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; ſo lange Ew. Majeſtät uns beherrſchen, iſt jede Beſorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den ſeligſten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, iſt wahrlich kein kleiner Gewinn: dies ſtille Glück bewirkt, dies ſtille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchſte Genuß, der höchſte Triumph im Leben eines guten Königes ſein.

Möge das ſchönſte Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majeſtät beſchieden ſein! Mögen günſtige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorherſehen oder beſiegen konnte! Möge, wie Ew. *Majeſtät Privatleben* aller ſtillen und häuslichen Tugenden reinſtes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückſeligkeiten war, ſo der balſamiſche Friede, der um große Gemüther ſchwebt, ſich auf den glücklichen Fürſten eines glücklichen Volkes herabſenken! Möge die *Erhabene Prinzeſſin*, der alle Herzen entgegen wallten, als der erſte Glanz ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieſes Reiches aufging, die volle Ernte goldener Früchte theilen, die Ew. Majeſtät an dem edlen Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegenreift! Möge eine ſo reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unſre Wünſche nie fern genug, beſchließen! Möge, wenn einſt dieſes Ziel erreicht werden muß, Ew. Majeſtät angebeteter Name, mit Friedrichs Namen vermählt, zur glorreichen Unſterblichkeit wandeln!

Rede über die Preßfreiheit, gehalten in der zweiten Kammer des erſten Badiſchen Landtages 1819.

Von v. Liebenſtein.

Meine Herren!

Die Freiheit der Preſſe, oder mit andern Worten, die volle Freiheit der Gedankenäußerung durch Rede und Schrift und Bildung, iſt eine der großen politiſchen Fragen, die ſeit dreißig Jahren die ganze geſittete Welt beſchäftigen und bewegen, an deren befriedigende Löſung die höchſten Intereſſen der jetzt lebenden und der kommenden Geſchlechter geknüpft ſind. Alle civiliſirten Völker unſeres Welttheils ringen nach geſetzlicher, verfaſſungsmäßiger Freiheit, und alle denkende Köpfe unter dieſen Völkern haben es längſt erkannt, daß ohne volle Freiheit der Gedankenäußerung jede andere Freiheit trügeriſch und vergänglich ſei.

In dieſer erleuchteten Verſammlung, berufen zum Schutz und zur Pflege unſerer jungen Freiheit, zur Erhaltung und weitern Ausbildung unſerer uns allen theuren Verfaſſung konnte kein heilſamerer, beſſer überdachter Vorſchlag gemacht werden als der, Se. königliche Hoheit den Großherzog um den Entwurf eines Geſetzes zu bitten, wodurch die Preſſe in unſerm Staate von den Feſſeln, die ſie noch trägt, entlaſtet und ihrer natürlichen Freiheit wieder gegeben werden ſoll.

Indem ich den ehrenvollen Auftrag erfülle, Ihnen, meine Herren, über dieſen hochwichtigen Antrag im Namen Ihrer Commiſſion Bericht zu erſtatten, bin ich mir bewußt, daß ich zu einer Verſammlung von Volksvertretern ſpreche. Ich darf vorausſetzen, daß der große Gegenſtand Ihnen in keiner ſeiner weitumfaſſenden Beziehungen fremd ſei; ich darf annehmen, daß Sie alle von ſeiner hohen Bedeutung auf das Lebendigſte durchdrungen ſind. Ich werde Sie daher nicht ermüden mit der Aufzählung der vielfachen Vortheile, welche die freie Preſſe jedem Staate gewährt, der ihrem ſegensreichen Wirken die freie Laufbahn nicht eigennützig verſchließt. Ich werde ihnen nicht ſchildern, wie die Befugniß der freien Rede jedes Talent erweckt und ſtärkt, wie ſie die Herzen aller Genoſſen des Staats mit lebendiger Theilnahme an ſeinem Gedeihen durchſtrömt, wie ſie den Schatz der edelſten Kräfte in tauſend und aber tauſend Kanälen dem Mittelpunkt des Staatskörpers zuführt, und von da aus den ganzen Organismus des Volkslebens mit neuer Wärme durchdringt und zu erhöhter Thätigkeit emporhebt. Ich will Ihnen nicht auseinander ſetzen, wie die offene freie Rede mit ihrer Fackel alle finſtern Irrgänge der mächtigen Willkür erhellt, wie ſie jeden Mißbrauch der Gewalt vor ihr unerbittliches Gericht zieht, und jeden tief in der Menſchenbruſt ruhenden Trieb der unumſchränkten Herrſchaft bändigt und zügelt. Wenn die Sonne am hellen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweiſes, daß es Tag ſei, außer für die Blinden. Und die Blinden ſehen das ſchöne freundliche Tageslicht doch nicht.

Ich will auch nicht verſuchen, Ihnen, meine Herren, in ihren Wirkungen eine Anſtalt zu ſchildern, die ſie alle kennen, eine Anſtalt, die, wo nicht ihre erſte Entſtehung, doch ihre vollendete ſyſtematiſche Ausbildung einer Zeit verdankt, die in ihrem dünkelhaften Uebermuthe ſich herausnahm, alles bevormunden zu wollen, ſelbſt den freien Geiſt des Menſchen, eine Anſtalt, zu deren eifriger Anpreiſung gutmüthige, ängſtlich beſorgte Beſchränktheit, politiſche Geſpenſterfurcht und mönchiſche Verfinſterungsſucht den unnatürlichen Bund geſchloſſen haben. Ich will Sie, meine Herren, nicht aufs Neue zu einer Betrachtung leiten, die Sie zuverläſſig längſt angeſtellt haben, wie nämlich die Regierungen, indem ſie es unternehmen, durch die Anſtalt der Cenſur jedem ſogenannten Mißbrauch der Preſſe zuvorkommend zu begegnen, die faſt eben ſo umfaſſende und ſchwere als ſeltene Laſt der Verantwortlichkeit für jedes Wort, das in dem Bereich ihrer Herrſchaft gedruckt wird, auf ſich laden, eine Verantwortlichkeit, die, mit Conſequenz und Strenge geübt, beinahe jede Aeußerung des Gedankens erſticken, und das mächtige Werkzeug zur Bildung des menſchlichen Geiſtes, die Preſſe, zum gänzlichen Stillſtand bringen muß, oder, mit Nachſicht und Schonung gehandhabt, jede Regierung, zumal die der kleinen Staaten, in tägliche, oft abenteuerliche Verlegenheiten verwickeln kann.

Alles dies ſind Wahrheiten, die heute keinem gebildeten Europäer mehr fremd ſind. Es iſt eines der politiſchen Axiome geworden, die in unſern Tagen keines weiteren Beweiſes mehr bedürfen, daß in repräſentativen Staaten die Preſſe frei ſein, und die Aeußerung des Gedankens durch Schrift und Bild keiner vorhergehenden Cenſur, die jedem möglichen Mißbrauch in Polizeiwegen zuvorkommend abwehren will, mehr unterworfen ſein ſoll. Die Völker des weſtlichen und mittleren Europa's ſind zu ihrer politiſchen Mündigkeit gelangt. Das Anſehen der allgemeinen Vormundſchaft, das auf niedern Stufen ihrer Entwickelung ihnen vielleicht heilſam geweſen ſein mag, paßt nicht mehr für den Zuſtand ihrer jetzigen Reife.

Wenn wir einmal über die Grundanſicht einig ſind, daß die Freiheit der Preſſe ein weſentlicher und unentbehrlicher Beſtandtheil einer jeden repräſentativen Verfaſſung ſei, ſo entſteht für uns die Frage:

,,Warum iſt uns der Genuß dieſes unſchätzbaren Gutes noch vorenthalten? Sind Hinderniſſe vorhanden, welche die Herſtellung der natürlichen Freiheit der Preſſe in unſerm Staate dermalen noch oder für immer unmöglich machen? Liegt ein ſolches Hinderniß etwa in den Beſtimmungen unſerer Verfaſſungsurkunde,'' deren 17. Artikel ſagt: ,,Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Beſtimmungen der Bundesverſammlung gehandhabt werden.''

Ihre Commiſſion iſt nicht dieſer Meinung. Die Bundesakte ſagt den deutſchen Völkern den Genuß der Preßfreiheit zu, unſere Verfaſſung hat ſie Badens Volk beſtimmt. Nur in Hinſicht der geſetzlichen Normen für die Ausübung des zugeſtandenen Rechtes ſoll der Beſchluß der hohen Bundesverſammlung abgewartet werden. Wann aber dieſer Beſchluß zu Stande kommen wird, läßt ſich nicht mit irgend einem Grade von Wahrſcheinlichkeit vorherſagen.

Es können noch Jahre verſtreichen, ehe er in die Wirklichkeit tritt. Unterdeſſen mahnt und drängt aber die Zeit. Wir haben eine repräſentative Verfaſſung. Sie ſoll befeſtigt, ausgebildet werden. Dazu iſt aber die Freiheit unſerer Preſſe unerläſſig. Nichts ſcheint vorhanden zu ſein, was hinderte, daß wir nicht in Beziehung auf unſer einzelnes Land den Beſchlüſſen, welche die hohe Bundesverſammlung für ganz Deutſchland faſſen will, voraneilen und auf conſtitutionellem Wege ein unſern beſondern Bedürfniſſen entſprechendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe errichten dürften. Daß die einzelnen Staaten des Bundes durch die Bundesakte und deren Wächter und Vollzieher, die Bundesverſammlung, an einer ſolchen legislatoriſchen Maaßregel auf keine Weiſe verhindert ſind, zeigt das Beiſpiel Würtembergs. Denn ſchon am 30. Januar 1817 hat Se. Majeſtät der jetzt regierende König ſeinem Staate ein umfaſſendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe gegeben, und es iſt uns nicht bekannt, daß dem Vollzug deſſelben von Seiten der hohen Bundesverſammlung die mindeſte Schwierigkeit entgegengeſetzt worden wäre. Wir könnten, wenn es den drei Faktoren unſerer geſetzgebenden Gewalt ſo gut dünkte, feſtſetzen, daß unſer Geſetz nur proviſoriſch gelten ſollte, bis die hohe Bundesverſammlung mit den übrigen für den geſammten Bund zum Schluß gekommen wäre. Nichts ſcheint aber auch zu verhindern, daß wir den Grad von Freiheit, welchen das künftige Bundesgeſetz der Preſſe gewähren wird, als ein Minimum von Rechten betrachteten, daß wir ſomit, falls das

Bundesgeſetz das unſrige an freiſinnigen Beſtimmungen überbieten würde, mit unſern Einrichtungen uns an die für den geſammten Bund gültigen anſchlöſſen, im andern Falle aber unſer höheres Loos von Freiheit für uns bewahrten. Oder liegt ein Hinderniß einer zeit- und vernunftgemäßen Freiheit der Preſſe etwa in der Rückſicht auf möglichen Beifall oder Tadel auswärtiger Regierungen?

Die Bundesakte ſpricht die Unabhängigkeit des Bundes im Ganzen und der einzelnen Staaten im Beſondern feierlich aus. Die Völker Deutſchlands freuen ſich des Glaubens an das wirkliche Daſein dieſer Unabhängigkeit. Sie finden darin einigen Troſt für manche vereitelte Hoffnung. Es iſt für die Regierungen von dem allerhöchſten Intereſſe, daß dieſer Glaube nicht erſchüttert oder geſchwächt werde.

Oder liegt es endlich in der Natur eines kleinen Staats, daß das Volk in demſelben des Genuſſes der Preßfreiheit nicht theilhaftig werden könne? Die Regierungen, deren Aufgabe iſt, den kleinen Staaten die Anhänglichkeit, Liebe und Treue der Völker zu erhalten und zu befeſtigen, können dieſes Argument nicht gebrauchen. Was müßte man von Staaten denken, deren eigene Regierungen zugeſtänden, daß ſie unfähig ſeien, ihren Völkern den Genuß eines Rechtes zu ſichern, das auf der jetzigen Stufe ihrer Entwickelung den Völkern ſchlechthin unentbehrlich iſt?

Wenn es Staaten giebt, in denen die Freiheit der Preſſe von der Nothwendigkeit dringender geboten iſt als in andern, ſo ſind es gerade die kleineren. Denn wo die Preſſe beſchränkt ſt, muß Cenſur ſein. Die Cenſur legt jeder Regierung die Bürde der Verantwortlichkeit auf ür alles, was in dem Kreiſe ihrer Wirkſamkeit edruckt wird. Sind aber die Regierungen icht, je kleiner ſie ſind, deſto unfähiger, dieſe Verantwortlichkeit dem mächtigen Auslande geenüber zu tragen? Und wenn Regierungen kleier Staaten die Cenſur mit ſteter ängſtlicher Rückſicht auf die Verantwortlichkeit gegen das usland handhaben wollen, muß dann nicht in lchen Landen die Preſſe in einen Ekel und Verchtung einflößenden Grad von Nichtigkeit und nechtſchaft verſinken?

Welches Beſtreben kann übrigens an ſich ergeblicher, ſeltſamer und kindiſcher ſein als s der Cenſur in manchen kleinen Staaten: it dem höchſten Grade von Wachſamkeit und orgfalt, mit der angeſtrengteſten Thätigkeit, it einer Wichtigkeit und einem Ernſt, die jeden ugenblick das Wohl, ſelbſt das Daſein des taates auf der Spitze ſehen, verhindern zu ollen, daß eine Flugſchrift oder ein Zeitungsartikel nicht gedruckt werde, deren Druck der Verfaſſer jedesmal, wenn ihm daran gelegen iſt, ohne die mindeſte Schwierigkeit innerhalb 24 Stunden in dem überall nahen Auslande bewirken kann? Wenn es ſomit nicht dem mindeſten Zweifel unterliegen kann, ob die geſetzgebende Gewalt in Baden, nämlich Se. königliche Hoheit der Großherzog und ſeine getreuen Stände, berechtigt ſei, den künftigen Beſchlüſſen der hohen Bundesverſammlung voranſchreitend, ein umfaſſendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe aufzuſtellen, ſo gelangen wir nun [illegible] der weitern Frage: *Wie iſt dieſes Geſetz einzurichten?* War der bisherige Gang dieſer Unterſuchungen an der leitenden Hand der Vernunft leicht und ſicher, ſo wird er von nun an höchſt ſchwierig. So wenig bei der Frage: *Ob?* einem gebildeten Menſchen, der das Licht des 19. Jahrhunderts nicht hartnäckig von ſich ſtößt — Zweifel entſtehen können, ſo ſchwer zu beantworten und ſo verſchiedenartiger Entſcheidung fähig iſt die Frage: *Wie?* Alle Denker und Schriftſteller, welche dieſem höchſt intereſſanten Zweige der Geſetzgebung ihre Forſchungen gewidmet haben, ſind einverſtanden damit, daß es eine der allerſchwierigſten Aufgaben für die geſetzgebende Weisheit ſei, ein vollkommen gutes, jeder vernünftigen Forderung entſprechendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe zu gründen. Die Geſetzgebungen aller Völker, bei denen der Grundſatz der Freiheit über die Anmaßung der Willkür geſiegt hat, ſind mehr oder weniger verſchieden, und alle ſind mehr oder weniger mangelhaft.

Vielleicht iſt es unſerm Jahrhundert noch nicht beſchieden und erſt einem ſpätern vorbehalten, geſtützt auf die vielfachen Verſuche des unſrigen, aufgeklärt und belehrt durch unſre Mißgriffe und Erfahrungen, ein in allen ſeinen Theilen gutes, jedem gerechten Anſpruch genügendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe hervorzubringen. Die Schwierigkeit iſt zwar nur eine einzige, aber ſie iſt von der größten Wichtigkeit und von dem eingreifendſten Einfluß auf das Ganze des Geſetzes und ſeine einzelnen Theile. Es iſt nämlich die Schwierigkeit, die Grenzlinie zu beſtimmen, an der die Befugniß der freien Gedankenäußerung aufhört und jeder weitere Schritt als Eingriff in die Sphäre eines gegenüberſtehenden Rechts der Strafgewalt des Staates anheimfällt, der vorhanden iſt, um alle Rechte zu ſchützen.

Wir könnten vielleicht, meine Herren, dieſe Schwierigkeit behutſam umgehen, wenn wir uns darauf beſchränken wollten, Se. königliche Hoheit den Großherzog im Allgemeinen um die Vorlegung eines Geſetzentwurfes über die Freiheit der Preſſe zu bitten, ohne dabei in die Erörterung der Frage einzugehen, was das Geſetz enthalten ſolle? Damit hätten wir aber unſre Aufgabe nur zum geringſten Theile gelöſt. Wir ſind es unſrer Stellung dem Throne gegenüber ſchuldig, auszuſprechen, was nach unſrer Anſicht das Geſetz enthalten ſoll. Wir ſind es dem künftigen Geſetze ſelbſt ſchuldig, unſre Anſicht über ſeinen nothwendigen Inhalt ſchon jetzt feſtzuſtellen; denn es kann für die Abfaſſung des Geſetzentwurfes nicht anders als von den heilſamſten Folgen ſein, wenn ſchon zuvor durch den Austauſch der Ideen und den Kampf der Meinungen der große Gegenſtand von allen Seiten beleuchtet und für das künftige Gebäude feſte Grundlagen gewonnen werden.

Wenn ich es aber unternehme, vor Ihnen, meine Herren, darzulegen, was nach der Anſicht Ihrer Commiſſion der Inhalt unſers künftigen Preßgeſetzes ſein ſollte, ſo dürfen Sie weder erwarten noch fürchten, daß ich Sie mit den Reſultaten alles deſſen bekannt zu machen ſuchen werde, was für die Freiheit der Preſſe in andern Ländern auf legislatoriſchem Wege verſucht, auf doctrinellem gedacht und geſchrieben worden iſt. Ein ſolches Vorhaben würde noch weit über die Grenzen hinausführen, welche die Natur der Dinge meiner gegenwärtigen Rede ſetzt, und die ich nicht zu überſchreiten denke.

Ich werde daher genöthigt ſein, auf alle hiſtoriſchen Unterſuchungen zu verzichten, und mich lediglich darauf beſchränken, von einem feſten Grundſatz ausgehend und den Standpunkt legislatoriſcher Weisheit unverrückt im Auge behaltend, die Hauptanſichten feſtzuſtellen und den Grund zu dem künftigen Gebäude zu ebnen und abzuſtecken.

Jeder Menſch hat die natürliche Befugniß der freien Rede. Da die Buchſtabenſchrift und die bildende Kunſt nur Mittel ſind, das Gedachte oder Geſagte Andern anſchaulich zu machen, oder ihm beſtimmte Form und Dauer zu geben, ſo folgt aus der Befugniß der freien Rede von ſelbſt die Befugniß der freien Darſtellung des Gedachten in Schrift und Bild. Aus der Freiheit des Schreibens und Bildens folgt aber wieder die Freiheit im Gebrauch der Preſſe, des Grabſtichels, der Steinplatten u. ſ. w., weil alle dieſe Dinge nur Werkzeuge ſind, die der menſchliche Scharfſinn zur Vervielfältigung des Geſchriebenen oder Gezeichneten erfunden hat. Denkt man ſich den Menſchen in einer feſten Verbindung mit andern Menſchen zur Erreichung beſtimmter Zwecke, oder mit andern Worten, um dem Ziel ohne Umſchweif näher zu rücken, denkt man ſich den Menſchen im Staate, ſo werden ſeine Befugniſſe zu Rechten. Jedem Rechte der Staatsgenoſſen tritt aber eine Pflicht an die Seite, nämlich die Pflicht, durch den Gebrauch des eigenen Rechts nicht die Rechtsſphäre anderer Gleichberechtigten zu verletzen.

Dieſer unwandelbare Grundſatz für den Gebrauch jedes Rechtes im Staate muß auch als oberſte Norm gelten für die Ausübung des Rechts, die Preſſe, den Grabſtichel, als Mittel zur Aeußerung der Gedanken zu gebrauchen.

Das Geſetz ſpreche daher als oberſten Grundſatz aus, daß jedes Individuum im Staate befugt ſei, drucken zu laſſen und durch den Druck zu verbreiten, was ihm beliebt, inſofern dadurch kein Recht Anderer verletzt wird! Niemand kann befugt ſein, vor dem Drucke prüfen zu wollen, ob das, was ein Anderer drucken laſſen will, kein Recht verletze, und darnach zu entſcheiden, ob das zum Druck Beſtimmte auch wirklich gedruckt werden dürfe oder nicht.

Für die Preſſe und die mit ihr verwandten Werkzeuge gelte als Regel, wie für andre Handlungen der Menſchen, daß, wer durch ihren Gebrauch ein entgegenſtehendes Recht Anderer verletzt hat, den dadurch verurſachten Schaden vergüten und die im Geſetz ausgeſprochene Strafe leiden muß.

Die Rechte, die durch den Gebrauch der Preſſe und andrer ihr ähnlichen Werkzeuge verletzt werden können, ſind entweder *öffentliche* oder *Privatrechte*, *Rechte des gemeinen Weſens*, oder *Rechte einzelner Staatsgenoſſen*.

Die Verbrechen oder Vergehen, die durch den Gebrauch der Preſſe lediglich begangen werden können, ſind daher entweder öffentliche Vergehen oder Vergehen gegen Private. Als eine Bürgſchaft, daß man durch den Gebrauch der Preſſe keine Rechte verletzen wolle, weder öffentliche noch Privatrechte, als ein Mittel, welches dem durch die Preſſe wirklich Verletzten, es ſei der Staat ſelbſt oder ein Individuum, die Möglichkeit der Genugthuung ſichern oder doch erleichtern ſoll, haben alle bisherigen Geſetzgebungen das *Verbot des anonymen Drucks* angeſehen. Damit eine Schrift *nicht anonym* ſei, wird gewöhnlich erfordert, daß auf dem Titel derſelben mit Bezeichnung des Wohnorts entweder der Verfaſſer oder der Verleger oder wenigſtens der Drucker genannt und die Jahreszahl des Druckes angeführt ſei. Eine Druckſchrift, welche dieſe Bedingungen nicht erfüllt, wird für anonym angeſehen. Der Druck und die Verbreitung in dieſem Sinn anonymer Schriften wird von den Geſetzgebungen ohne Rückſicht auf den Inhalt für ein Vergehen erklärt, und als ſolches einer härteren oder gelinderen Strafe unterworfen.

Als ein wohlthätiges Schutzmittel gegen muthwillige Kränkung der öffentlichen oder Privatrechte durch das Werkzeug der Preſſe möge auch unſer Geſetz die Beſtimmung aufnehmen, daß es verboten ſei, in dem vorher entwickelten Sinn anonyme Schriften zu drucken oder zu verbreiten. Auf die Uebertretung des Verbots möge es eine Strafe ſetzen, welche mit dem Reize zum Vergehen in Verhältniß ſteht, ſo viel ſich nämlich ein ſolches Verhältniß für alle künftigen möglichen Fälle annähernd ausmitteln läßt.

Auf welche Weiſe können aber Rechte des Staats oder der Staatsgenoſſen durch den Gebrauch der Preſſe verletzt werden? Oder mit andern Worten: Welche Aeußerungen in Druckſchriften, welche bildliche Vorſtellungen ſind als Verletzungen des öffentlichen oder Privatrechts, demnach als Vergehen zu betrachten?

Die Beantwortung dieſer Frage bietet die größten Schwierigkeiten dar.

Der Verletzungen des öffentlichen Rechts ſind mannichfache gedenkbar. Der Hauptfehler der meiſten bisherigen Geſetzgebungen über die Preſſe beſtand darin, daß ſie den Begriff der Verletzungen des öffentlichen Rechts über Gebühr und Maaß ausgedehnt, und manche Aeußerungen in Druckſchriften unter das Schwert des Strafgeſetzes geſtellt haben, welche der Natur der Sache nach als erlaubt und daher als ſchuldlos angeſehen werden müſſen. Dadurch wird bewirkt, daß, wie ein geiſtvoller Schriftſteller geſagt hat, die Preßfreiheit, welche dieſe Geſetze gewähren, einem goldenen Apfel gleicht, der wohl das Auge ergötzt und zum Genuß einladet, deſſen aber der Mund ſich enthalten muß, weil er, innen faul, dem Gaumen nur Aſche und Moder darbietet.

Die Aufgabe einer vernünftigen Geſetzgebung wird ſein, aus der Sphäre der Verletzungen des öffentlichen Rechts durch das Werkzeug der Preſſe alle diejenigen Rubriken auszuſcheiden, welche der Natur der Dinge nach nicht hineingehören, und nur dasjenige ſtehen zu laſſen, was unzweifelhaft für eine Verletzung des gemeinen Weſens gelten kann; dahin können gerechnet werden:

Unzweideutige Aufforderungen zur Empörung, zum Umſturz der Verfaſſung, oder zur Widerſetzlichkeit gegen die beſtehende verfaſſungsmäßige Gewalt; Angriffe auf die perſönliche Ehre des Staatsoberhaupts. Nicht das ſtrenge Recht gebietet, aber die Staatsklugheit muß anrathen, beſonders in einem kleinen Staate, daß auch Angriffe auf die *perſönliche Ehre auswärtiger Regenten* den Verletzungen des öffentlichen Rechts beigezählt werden. In Deutſchland mag es aus dem Bundesverhältniß ſich ergeben, daß die perſönliche Ehre aller Regenten der Bundesſtaaten unter dem Schutz des öffentlichen Rechts in den einzelnen Staaten des Bundes geſtellt werde. Die meiſten Geſetzgebungen rechnen auch Angriffe auf die *Religion* unter die Verletzungen des öffentlichen Rechts.

Eigentlich bedarf die Religion keines äußeren Schutzes von Seiten des Staats. Sie ſteht in ihrer Heiligkeit hoch erhaben über allem irdiſchen Thun und Treiben. Der Schmutz der Erde kann die himmliſche Reinheit ihres Weſens weder erreichen noch trüben. Auch iſt nicht zu verkennen, daß alles, was das Geſetz zum Schutz der Religion gegen Preßfreiheit verordnen kann, ſeiner Natur nach in unbeſtimmten Ausdrücken gefaßt ſein muß. Daraus aber folgt unvermeidlich, daß der Verfolgungsſucht und dem Hang zur Verketzerung ein weites Feld geöffnet wird. Religiöſer Fanatismus und finſterer Aberglaube werden ſich ſtets geneigt fühlen, ſelbſt gegen die beſcheidenſten Forſchungen des freimüthigen Denkers als gegen Angriffe auf die Heiligkeit der Religion das Schwert des Geſetzes anzurufen. Prieſterſtolz und Prieſterherrſchſucht haben von jeher *ihre* Sache für die Sache der Religion ausgegeben. Jedes Wort, das in dem Preßgeſetz zum Schutz der Religion ſelbſt gegen unwürdige Angriffe ſteht, wird von ihnen als ein willkommenes Mittel angeſehen werden, um alle Donner der ſtrafenden Gerechtigkeit auf die Häupter der Verwegenen zu ſchleudern, die ſich erkühnen möchten, die perſönliche Heiligkeit mancher Diener des Altars dem leiſeſten Zweifel bloß zu ſtellen.

Wenn es gleichwohl unvermeidlich iſt, die Religion in dem Preßgeſetz zu erwähnen, ſo möge die Beſtimmung ungefähr ſo lauten: „Es ſoll verboten und ſtrafbar ſein, drucken zu laſſen oder durch den Druck zu verbreiten, was die klare unzweideutige Abſicht zeigt, die Würde und das Anſehen der im Staate geduldeten poſitiven Religionen anzugreifen oder zu zerſtören."

Gleicher Unbeſtimmtheit und ſomit gleicher Gefahr der gemißbrauchten Anwendung in boshafter verfolgungsſüchtiger Abſicht iſt nothwendig alles unterworfen, was zum Schutze der guten Sitten im Preßgeſetz verfügt werden kann. Gleichwohl iſt es unerläßlich, auch der *öffentlichen Moral* zu erwähnen und feſtzuſetzen, daß alle unzweideutige Angriffe auf ſie verboten und ſtrafbar ſein ſollen.

Dagegen wird ein vernünftiges Preßgeſetz, das ſein Ziel, nämlich die Freiheit der Preſſe, zu ſichern und ihren verfaſſungsmäßigen Gebrauch feſtzuſtellen, nicht ſelbſt zerſtören will, als Verletzung des öffentlichen Rechts nicht anführen dürfen:

Die Aufſtellung aller und jeder blos theoretiſchen Anſichten und Meinungen, ſowohl aus dem Gebiete der Staatswiſſenſchaften, als aus dem Umfang aller übrigen Zweige des menſchlichen Wiſſens.

Die Beurtheilung und den Tadel der Handlungen und Maaßregeln auswärtiger Regierungen. Jedes Geſetz, das dieſe Befugniſſe verpönt oder auch nur einſchränken will, wird ſtatt der Freiheit Knechtſchaft des Geſetzes, ſtatt des lebendigen Aufſchwungs ſtumpfe Unbehülflichkeit der öffentlichen Meinung herbeiführen. Ein ſolches Geſetz wird in den meiſten Fällen nachtheiliger wirken als ſelbſt die den Geiſt bevormundende Cenſur bisher da gewirkt hat, wo man ſie mit weniger Liberalität zu handhaben verſtanden hat.

Jeder Menſch hat ein unbeſtreitbares Recht auf Erhaltung ſeiner äußern Ehre und ſeines guten Namens, ſoweit er nämlich nach ſeiner Individualität nach ſeinem Betragen und ſeinen Sitten, auf äußere Ehre und guten Namen Anſpruch machen kann. Dieſes Recht auf Ehre und guten Namen iſt durch den Gebrauch der Preſſe der empfindlichſten, ausgedehnteſten und dauerndſten Kränkung ausgeſetzt. Es iſt daher eine unzweifelhafte Pflicht des Staats, dieſes Recht ſeiner Bürger gegen Antaſtungen durch den Gebrauch der Preſſe zu ſchützen, ſowie er es gegen mündliche Verletzungen durch Strafgeſetze gegen Injurien ſchützt. Dieſen Schutz ſoll oder darf aber der Staat nicht ſo gewähren, daß er der Rechtsverletzung durch zuvorkommende Maaßregeln verhindernd vorbeugen will. Er ſoll vielmehr die That abwarten. Erſt wenn ſie vollbracht iſt, ſoll die richterliche Gewalt einſchreiten, den ungerechten Angreifer ſtrafen und dem Beſchädigten Erſatz ſeines Schadens zuerkennen.

In demſelben Verhältniß, wie die gedruckte Injurie leichter verbreitet werden kann als die bloße mündliche oder geſchriebene, in demſelben Verhältniß wie die gedruckte dauernder, alſo kränkender iſt als die mündliche, in dem nämlichen Verhältniß muß der Schutz des Staates auch kräftiger ſein. Die Strafe für die gedruckte Verletzung der perſönlichen Rechte eines Andern muß weit ſtrenger ſein als für eine gleiche blos ſchriftliche oder mündliche Injurie, damit das Maaß der Strafe auch wirklich für ein Mittel der Abſchreckung vor dem Vergehen gelten könne.

Alle dieſe Sätze werden kaum von Jemandem in Zweifel gezogen; deſto greller abweichend aber ſind die verſchiedenen Meinungen, deſto ſchneidender wird der Widerſpruch, wenn von der Beantwortung der Frage die Rede iſt:

Was iſt die Verletzung des perſönlichen Rechts auf Ehre durch die Preſſe? Was iſt alſo erlaubt, von Andern drucken zu laſſen, und was iſt von Andern drucken zu laſſen verboten?

Eine der zwei verſchiedenen Hauptmeinungen beantwortet die Frage ſo: Ich darf von Andern durch den Druck bekannt machen, was mir beliebt, Thatſachen, Handlungen, Verhältniſſe, Eigenſchaften, gleichviel, ob dieſe Bekanntmachung dem Andern unangenehm, kränkend, ſeiner Ehre nachtheilig und auch in andern Beziehungen ſchädlich iſt oder nicht, ſobald das Angeführte oder Behauptete nur wahr iſt, und von mir auf erhobene Klage des Andern vor Gericht als wahr erwieſen werden kann. Nach dieſer Anſicht habe ich unter allen Umſtänden nur ein Recht ausgeübt, und kann daher nie vor Gericht in Anſpruch genommen, nie beſtraft, nie zum Schadenerſatz verurtheilt werden, wenn ich nichts als die gerichtlich erweisbare Wahrheit geſagt und durch den Druck verbreitet habe.

Die andre Hauptmeinung hält den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatſachen oder aufgeſtellten Behauptungen nicht in allen Fällen für allein hinreichend, um mich gegen die Klage wegen Verletzung der Privatrechte eines Andern durch den Gebrauch der Preſſe zu ſchützen. Sie verlangt auch von mir, ich ſolle nachweiſen, daß die Thatſache, die ich von einem Andern angeführt, das Verhältniß, das ich aufgedeckt, die Eigenſchaft, die ich beurtheilt, in irgend einer Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältniſſe ſtehe. Sie will mir den Beweis der Wahrheit nur dann geſtatten, wenn ich einen ſolchen Zuſammenhang mit der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältniſſe nachweiſen kann. Sie will mich hingegen nicht zum Beweiſe der Wahrheit zulaſſen, ſondern den bloßen Akt der Bekanntmachung durch die Preſſe als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechtsſphäre eines Andern ahnden, wenn ich nicht das thun kann, daß die Thatſache, das Verhältniß, die perſönliche Eigenſchaft des Andern, deren öffentliche Bekanntmachung oder Beurtheilung ſeiner äußern Ehre nachtheilig iſt, in irgend einer Beziehung zu meinen eigenen Rechtsverhältniſſen ſtehe.

Dieſe Meinung unterſcheidet demnach verſchiedene Fälle. Sie läßt den Beweis der Wahrheit zu, oder mit andern Worten, ſie geſtattet, daß die Klage wegen Verletzung des perſönlichen Rechts eines Andern durch den Gebrauch der Preſſe niedergeſchlagen werde durch den Beweis der Wahrheit des Geſagten:

Wenn die Beſchuldigung irgend eine öffentliche Handlung eines Staatsmanns berührt.

Wenn ſie zwar nicht auf eigentliche Amtshandlungen der Staatsbeamten geht, aber doch auf ſolche Handlungen oder Verhältniſſe derſelben, die mit der nothwendigen Behauptung ihres perſönlichen Anſehens unverträglich ſind, alſo in beſonderer Anwendung für unſern Staat auf ſolche Handlungen oder Verhältniſſe, die nach den Beſtimmungen unſers Dieneredicts vom 30. Januar 1819 zur Entlaſſung im adminiſtrativen Wege führen können.

Wenn die Beſchuldigung auf eine ſolche Handlung geht, welche nach den Beſtimmungen des beſtehenden peinlichen Rechts ein Verbrechen iſt, ohne Unterſchied, ob der Beſchuldigte ein öffentlicher Beamter oder ein bloßer Privatmann iſt;

Wenn die Beſchuldigung oder die Bekanntmachung ſolche Thatſachen oder Privathandlungen eines Andern betrifft, die mit meinen privatrechtlichen Verhältniſſen in Beziehung ſtehen.

Dieſe Meinung läßt aber den Beweis der Wahrheit nicht zu, ſondern unterſagt die bloße Thatſache der öffentlichen Bekanntmachung und ſtraft das Ueberſchreiten des Verbots als Preßvergehen ohne Rückſicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Bekanntgemachten, wenn von reinen Privathandlungen oder Verhältniſſen Anderer die Rede iſt, wovon ich irgend eine Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältniſſe nicht darzuthun vermag.

Die erſte der beiden widerſtreitenden Anſichten empfiehlt ſich auf den erſten Blick durch das Intereſſe, das jedes gutgeartete Gemüth an der heiligen Sache der Wahrheit nimmt. Ihre Vertheidiger rechtfertigen ſie:

Durch die Behauptung, daß jede wahre Thatſache ein Gemeingut der menſchlichen Geſellſchaft ſei, und Niemand durch irgend ein Geſetz gehindert werden dürfe, die Wahrheit zu erkennen und die erkannte zu verbreiten;

Durch die unveräußerlichen Rechte der Geſchichte, welche ganz und gar aufgeopfert würden, wenn es nicht erlaubt wäre, Privatverhältniſſe und Handlungen der Menſchen öffentlich zur Sprache zu bringen.

Dem erſten Grunde aber ſteht die Betrachtung entgegen, daß das Mittel zur Erforſchung und Verbreitung der Wahrheit nicht zugleich ein Mittel ſein ſoll und darf zur unheilbaren Verletzung des Rechts anderer Menſchen auf Erhaltung ihrer äußeren Ehre.

Dem andern Grunde aber, welcher von den Rechten der Geſchichte hergenommen wird, entziehen die Vertheidiger dieſer Meinung ſelbſt den beſten Theil ſeiner Kraft, indem ſie für die Perſon des Regenten eine Ausnahme von dem Rechte, jede Wahrheit zu erforſchen, und jede erkannte Wahrheit zu verbreiten, geſtatten wollen. Das Recht der ewigen Wahrheit geht weit über die Rechte jeder ſterblichen Perſon. Wenn hier das Intereſſe der Wahrheit allein entſcheiden ſoll, ſo darf für Niemanden, ſelbſt nicht für die Oberhäupter der Staaten, eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen geſtattet werden.

Mit den Rechten und Intereſſen der Geſchichte, welche in der That keine anderen ſind als die Rechte und Intereſſen der ewigen Wahrheit, verträgt ſich die Ausnahme zu Gunſten des Regenten durchaus nicht. Dem Reich der Geſchichte gehören nicht die Privatperſonen an, die ihr dunkles Leben in bedeutungsloſer Stille hinbringen. Ihrem Richterſpruche fallen die öffentlichen Charaktere anheim, die auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens handelnd auftreten.

Von allen öffentlichen Charakteren gehören dem Reich der Geſchichte aber am meiſten an die Könige und Fürſten, weil ihr Standpunkt der höchſte, der Kreis ihres Handelns der ausgedehnteſte iſt. Die ſtaatsrechtliche Fiction, daß der Regent nicht ſelbſt handle, ſondern nur wie ein Weſen höherer Art über den Ereigniſſen ſtehe, iſt blos aus der Natur der repräſentativen Verfaſſung entſprungen, hat nur da Bedeutung, wo ſolche Verfaſſungen beſtehen, und gilt nur, wo von der Anwendung ihrer Grundſätze auf die Verhältniſſe des äußern Lebens, z. B. von der Verantwortlichkeit, die Rede iſt.

In den freien Räumen der Geſchichte hat ſie keine Bedeutung. Hier gilt der Menſch nur, was er war, hier fällt das Urtheil über ihn nur nach dem wahren Werth ſeines Handelns und Wirkens aus. Welche traurige, unwürdige Geſchichte wäre das auch, der das Geſetz über die Verantwortlichkeit den Mund über die Könige verſchloſſen hielte, die nur über die geringeren Häupter ihr Urtheil fällen dürfte, und an den höchſten mit ſtummer Ehrfurcht ſchweigend vorübergehen müßte!

Die Vertheidiger der entgegengeſetzten Meinung, welche bei der für die Ehre Anderer nachtheiligen Bekanntmachung von reinen Privathandlungen und Verhältniſſen den Beweis der Wahrheit nicht zulaſſen will, nehmen ihre Gründe hauptſächlich von den Betrachtungen legislatoriſcher Klugheit her. Sie wollen die Ehre der Bürger nicht ohne Gewinn für das öffentliche Wohl in Gefahr ſtellen. Sie wollen die Ruhe der Familien, den Frieden der Ehen, die Ehre der Frauen nicht boshafter Verläumdungsſucht rettungslos preisgeben. Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienſt hoch im öffentlichen Leben ſtehen, Seelenſtärke genug beſitzen ſollen, um ſich über die Angriffe der Verläumdung hinwegzuſetzen; daß es auch den ausgezeichnetſten Menſchen heilſam ſein kann, aus halbwahren Beſchuldigungen, aus der entſtellten oder übertriebenen Darſtellung von Thatſachen aus ihrem Privatleben zu vernehmen, was daran zu ändern ihnen die Klugheit gebieten mag, daß endlich Männern, die in der Geſellſchaft ſo hoch ſtehen, nur dann geziemt, die Hülfe der Gerichte nachzuſuchen, wenn ſie wirklich ehrenrühriger, herabwürdigender Handlungen bezüchtigt werden, daß aber alsdann die Erhaltung ihrer Ehre ihnen dringend gebietet, den Beweis der Wahrheit der Anſchuldigung vor Gericht zu fordern, nicht ihn niederzuſchlagen.

Die Vertheidiger jener Meinung wiſſen aber auch, daß die große Mehrzahl der Menſchen im Staate ihr Leben auf einer niedern Stufe hinbringt, daß es für dieſe Geringeren im Volke keine höheren Güter giebt als den Frieden in ihren häuslichen Verhältniſſen, den ſtillen, ruhigen Beſitz ihres bürgerlichen guten Namens. Sie halten es für eine der heiligſten Pflichten des Staats, dieſe unſchätzbaren Güter ſeiner friedlichen Bürger gegen die Pfeile giftiger Verläumdungsſucht zu bewahren. Sie finden keine hinreichende Beruhigung in der Einwendung, daß ja die Anſchuldigung bewieſen werden müſſe, und wenn der Beweis nicht geführt wird, als Verläumdung der Ahndung des Geſetzes anheimfalle. Sie finden die Gefahr für die Geſellſchaft nicht ſowohl darin, daß ſonſt unbeſcholtene, der Achtung ihrer Mitbürger genießende Menſchen durch Aufdeckung wahrer Thatſachen aus ihrem Privatleben, durch Enthüllung wirklich beſtehender oder früher beſtandener Verhältniſſe um ihre äußere Ehre gebracht werden können, wie gering auch immer in den meiſten Fällen die Ausbeute für das öffentliche Wohl, und wie empfindlich oft der Nachtheil davon ſein mag. Sie finden, abgeſehen von der großen, oft durch nichts zu erſetzenden Unannehmlichkeit, mit einem Verläumder vor Gericht geſtanden zu ſein, und das Verfahren über den Beweis, den er für die angebliche Wahrheit ſeiner Anſchuldigungen verſucht hat, ausgehalten zu haben; ſie finden, ſage ich, die größere Hälfte der Gefahr für die Ehre der Staatsgenoſſen und den Frieden der Familien in der Art, wie für eine wiſſentlich falſch aufgeſtellte Thatſache ein Beweis unternommen und geführt werden kann. Sie finden den höchſten Gipfel des Uebels darin, daß ein Menſch ſeinen Nachbar mit wiſſentlicher Erdichtung einer ſchlechten Handlung beſchuldigen, daß er in der vollen Ueberzeugung von der Falſchheit ſeiner Anklage den Beweis dafür unternehmen, damit durchfallen und geſtraft werden, und doch ſeinen Zweck erreicht haben kann, den Zweck nämlich, den fälſchlich Angeſchuldigten in der öffentlichen Meinung zu beſchimpfen und ihm ſomit mehr Uebels zuzufügen, als der wiſſentlich falſche Ankläger zu dulden hat. Sie ſehen die Gefahren für die Unſchuld noch höher geſteigert, wenn der Urheber der Verläumdung mit noch ſchlauerer Bosheit zu Werke geht, wenn er für die Aufſtellung der falſchen Anſchuldigung irgend einen feilen Menſchen dingt, der für ein gutes Stück Geld die Strafe der Verläumdung auf ſich nimmt, und wenn der Urheber ſich ſelbſt die unſchuldige Rolle eines Beweiszeugen vorbehält.

Dieſen Vertheidigern der Meinung, daß der Beweis der Wahrheit der Thatſache nicht in allen Fällen zugelaſſen werden könne, wird von den Anhängern der entgegengeſetzten Meinung der Einwurf gemacht: Wenn man einmal nicht verhindern könne, daß eine kränkende Sache gedruckt werde, ſo helfe die Nichtzulaſſung des Beweiſes zu nichts. Die Beſchimpfung liege in der erſten Bekanntmachung, nicht in dem ferneren Verlauf der Sache. Hierauf iſt die Antwort in der That nicht ſchwer. Wer ganz zuverläſſig weiß, daß einer ehrenkränkenden Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältniſſen eines Andern eine nicht gelinde Strafe auf dem Fuße folgt, daß alle Prozeßkünſte zu nichts helfen, daß es ihm nicht vergönnt iſt, ſeinen Feind in ein an ſich ſchon demüthigendes gerichtliches Verfahren zu verſtricken, daß keine Hoffnung vorhanden iſt, den Feind durch die Details einer an ſich zwar mißlingenden Beweisführung zu beſchimpfen, und dem öffentlichen Hohn preiszugeben, oder gar durch die Hinterthüre einer ſogenannten halben Beweisführung zu entſchlüpfen, dem wird die Luſt vergehen, unter ſeinem Namen Schmähreden drucken zu laſſen. Er wird entweder ganz ſchweigen, oder, wenn ſein Drang unwiderſtehlich iſt, ſich hinter den Schild der Anonymität verkriechen, was doch, der Beweis mag zuläſſig ſein oder nicht, immer möglich bleibt. Einige Beiſpiele von rückſichtsloſer Strenge in der Anwendung des Geſetzes werden indeß auch hier ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen. — Der Meinung, daß der, welcher ſeinen Nächſten durch Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältniſſen öffentlich zu kränken unternommen hat, mit dem Beweis der Wahrheit des Angeführten *nicht* angehört werden, ſondern durch ſeine bloße Handlung für ſich der Strafe des Geſetzes verfallen ſein ſolle, ſtehen zwei große Autoritäten zur Seite:

1) Die Geſetzgebung, die über dieſen Punkt in dem Mutterlande der freien Preſſe, in England, beſteht.[1]

3) Die neueſte Geſetzgebung Frankreichs über die Preſſe, welche mit ausdrücklicher Anerkenntniß des brittiſchen Vorbildes und ſeiner Vernunftmäßigkeit im Laufe des verfloſſenen Frühlings durch gemeinſames Wirken der Regierung und beider Kammern zu Stande gekommen iſt.

Ihre Commiſſion, meine Herren! hat beide widerſtreitende Anſichten auf das Sorgfältigſte geprüft, und ſich eifrig bemüht, den Vereinigungspunkt zu finden, von welchem aus ſie die Rechte der Wahrheit und der Geſchichte retten, und doch zugleich der Ehre der Staatsgenoſſen und dem Frieden der Familien den unerläßlichen Schutz gegen die Angriffe der Bosheit und Nachſucht gewähren könne.

Aus dem Kampfe der Meinungen ging endlich die Anſicht hervor, daß das Geſetz den Beweis der Wahrheit nicht zulaſſen wolle, wenn die Anſchuldigung oder beleidigende Bekanntmachung in Zeitungsblättern oder Flugſchriften erſchienen iſt; daß aber der Beweis der Wahrheit unternommen werden dürfe, wenn der Inhalt eines Buches oder einer größern Druckſchrift von wenigſtens zehn Bogen einem Privatmann Stoff zur Anſtellung der Klage wegen Verläumdung durch Mißbrauch der Preſſe gegeben hat.

Die Gründe dieſer Unterſcheidung leuchten in die Augen. Wer blos ſchreiben will, um Individuen wehe zu thun, der wird ſich nicht leicht dazu entſchließen, die Mühe der Verfaſſung eines Buches oder einer größern Schrift zu übernehmen. Sind ihm die periodiſchen Blätter verſchloſſen, und kann er ſeine Galle nicht in Flugſchriften niederlegen, ohne unausbleibliche Strafe erwarten zu müſſen, ſo iſt für die Ruhe und Ehre Anderer nicht viel von ihm zu fürchten. Wer ſich aber auf einen höhern Standpunkt geſtellt und dem Dienſt der Wiſſenſchaften geweiht hat, von dem darf in der Regel nicht beſorgt werden, daß er auf die Verletzung der Ehre ſeiner Mitbürger ausgehe. Gegen ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit bedarf die bürgerliche Geſellſchaft jener Bürgſchaft nicht, welche ihr gegen die Verfaſſer von flüchtigen Zeitungsartikeln und ephemeren Pamphleten von nöthen iſt.

Dieſer Anſicht ſteht das Verbot der Verfaſſung und Verbreitung von anonymen Druckſchriften als unterſtützende Analogie zur Seite. Denn auch die Anonymität iſt nicht unterſagt aus dem Geſichtspunkte der Erforſchung der Wahrheit der Thatſache, für welchen Zweck es vielmehr ganz gleichgültig iſt, ob Verfaſſer, Verleger und Drucker ſich nennen oder nicht, ſondern aus dem Geſichtspunkte der unerläßlichen Beſchützung der öffentlichen und Privatrechte gegen Verläumdung und Bosheit.

Nachdem wir ſo die Anſichten darüber feſtgeſtellt haben, was zu drucken erlaubt ſein ſoll, und was nicht, bleibt mir noch übrig, einen prüfenden Blick auf vier beſondere Punkte zu richten:

1) Die Frage, iſt für Zeitungen und politiſche Zeitſchriften eine eigene Geſetzgebung nothwendig, oder genügt es auch für dieſe Gattung von Druckſchriften an der allgemeinen Geſetzgebung über die Preſſe, iſt ſchon oft aufgeſtellt und ſehr verſchieden beantwortet worden. Manche Stimmen fordern über dieſe politiſche Tagesſchriftſtellerei ausnahmsweiſe die fortdauernde Cenſur, weil — ſagen ſie — die Regierungen die öffentliche Meinung leiten müſſen, nicht ſich dem ungewiſſen Lauf dieſes raſtlos bewegten Stromes ſorglos anvertrauen können. Die ſo reden, thun nur ihre gänzliche Unkunde des Gegenſtandes kund. Nicht leiten ſollen die Regierungen die öffentliche Meinung wollen, ſondern ſie ſollen aufmerkſam ſein auf die Stimme dieſer geheimnißvollen Macht, ſie ſollen ihre Ausſprüche vernehmen, und darnach ihre eigenen Maßregeln ſorgfältig prüfen und abmeſſen. Ihre eigene Meinung kennt die Regierung. Es iſt weder nöthig noch nützlich, daß ſie Tag für Tag nichts als das tauſendſtimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Wenn gewiſſe Anſichten der Regierung irrig, wenn manche ihrer Maaßregeln verderblich ſind — und wer möchte die Möglichkeit des Gegentheils behaupten? — ſo können ſolche akuſtiſche Kunſtſtücke nur dazu dienen, die Irrthümer zu befeſtigen und die Uebel, welche daraus entſpringen ins Unendliche zu vervielfältigen. Weder das gemeine Weſen hat Vortheil davon, noch die Regierungen ſelbſt, wenn dieſe in den Zeitblättern nichts zu hören bekommen als den Wiederhall ihrer eigenen Anſichten. Die ſtrenge Kritik ſoll ſich darin vernehmen laſſen, ſelbſt ſcharfer, ja feſter Tadel muß laut werden dürfen. Eine vernünftige Regierung — und jede andre iſt dem öffentlichen Intereſſe ohnedies zuwider — wird dadurch nichts an ihrem Anſehen verlieren. Das gemeine Weſen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maaßregeln der Regierung neue Geſichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen ſein können, und ſie ſo in den Stand geſetzt wird, Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten. Je höher die politiſche Entwickelung eines Volkes ſteigt, einen deſto höhern Grad von Wichtigkeit erlangen die politiſchen Zeitſchriften, deſto allgemeiner und begieriger werden ſie geleſen, und deſto mehr verdrängen ſie Werke von größerem Umfange aus der Theilnahme des Publikums. Wie gegründet auch immer die Beſorgniſſe ſein mögen, welche manche Gelehrte aus dieſer Richtung der

Geiſter für das Fortſchreiten der ernſten gründlichen Wiſſenſchaft ſchöpfen, die Richtung iſt einmal vorhanden und läßt ſich nicht abwenden, weil ſie die nothwendige Wirkung der Entwickelung zum öffentlichen Leben iſt. Manche wollen auch in großen ſelbſtſtändigen Staaten den Zeitungen und Journalen die friſche Lebensluft der Freiheit gönnen, in kleinen Staaten ſie aber fortwährend in dem dumpfen Kerker der Cenſur gefangen halten, weil — ſagen ſie — die kleinen Staaten ſich nicht dem Zorn der Mächtigen bloß ſtellen können, der durch die Keckheit der freien Rede ſo leicht gereizt werde. Es ſind dies meiſt wohlmeinende, aber ſchwache Gemüther, deren geängſtigte Phantaſie den Horizont über uns ſtets mit diplomatiſchen Donnerwolken bedeckt ſieht, die jeden Augenblick drohen, ſich in Zornesgluthen auf unſre Häupter zu entladen. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß eben, weil die Regierungen kleiner Staaten den Zorn der Mächtigen mehr zu ſcheuen haben als die großer, es ihnen doppelt angelegen ſein muß, ſich der läſtigen Bürde der Verantwortlichkeit für jeden Buchſtaben, der bei ihnen gedruckt wird, zu entladen.

Als ein Mittel, die Keckheit der politiſchen Zeitſchriftſteller zu zügeln, hat man in der neueſten Zeit die Cautionen erfunden, und in der Freude über den ſchönen Fund die Summe dieſer Cautionen auch ſogleich über alles Maaß geſteigert. Wo man ſich endlich nach langem Zögern dazu bequemen mußte, den politiſchen Schriftſtellern das zweiſchneidige Schwert der Freiheit in die Hand zu geben, da fand man einige Beruhigung über die Gefahren, womit der mögliche Mißbrauch droht, nur in der Hinterlegung von höchſt bedeutenden Kapitalien, wozu man die Eigenthümer der Journale zwingt. Es iſt ſchon anderwärts geſagt worden, daß dies den Geiſt von dem Gelde abhängig machen und die Wahrheit auf der Börſe verhandeln heißt.

Mögen Staatsregeln von ſo ſeltner Art auch in einem Lande nöthig und nützlich ſein, wo alle Elemente des öffentlichen Lebens in furchtbarer Gährung aufgeregt ſind; in dem ruhigen, zu ſeiner politiſchen Entwickelung in gemeſſener Bewegung fortſchreitenden Deutſchland wäre ſie widerſinnig.

Als Bürgſchaft für die Einbringlichkeit der Strafen, wozu die Eigenthümer der Zeitſchriften künftig verurtheilt werden können, ſcheinen die Cautionen bei uns überflüſſig. Sollen ſie aber als Mittel dienen, die Unternehmung von Zeitſchriften zu erſchweren, ſo ſcheinen ſie durchaus verwerflich, als ein neues Experiment in der alten Kunſt, nur zum Schein zu gewähren, und mit der einen Hand wieder zurück zu nehmen, was die andere gegeben hat. Unſer Preßgeſetz wird unbedenklich ausſprechen dürfen, daß jeder Staatsgenoſſe befugt ſei, ohne beſondere Staatsbewilligung oder die Erfüllung anderer läſtigen Bedingungen, die Herausgabe von Zeitungen oder andern periodiſchen Schriften zu unternehmen. Daß die Herausgeber ſolcher Blätter an die genaue Beobachtung der allgemeinen Vorſchrift des Preßgeſetzes gebunden ſeien, wird keiner beſondern Erwähnung bedürfen.

2) Verantwortlich für den Inhalt einer Druckſchrift iſt der Natur der Sache nach zuvörderſt der Verfaſſer, wenn er genannt iſt. Hat er ſich nicht genannt, was das Geſetz geſtatten muß, ſo trifft die Reihe der Verantwortlichkeit den Verleger. Iſt auch dieſer auf der Schrift nicht genannt, was ebenfalls erlaubt ſein muß, ſo trifft die Verantwortlichkeit immer in gleichem Maaße den Drucker.

Tritt nach dieſen Grundſätzen die Verantwortlichkeit des Verfaſſers in Wirkſamkeit, ſo müſſen Verleger und Drucker frei ausgehen. Muß das Geſetz ſich an den Verleger halten, weil der Verfaſſer unbekannt iſt, ſo muß der in der Reihe der Verantwortlichkeit hinter dem Verleger ſtehende Drucker wieder frei ausgehen, ſo daß dieſen die Schuld nur dann trifft, wenn Verleger und Verfaſſer nicht genannt ſind.

Von dieſen Sätzen mag der einzige Fall ausgenommen werden, wenn der Inhalt einer Schrift unzweideutig aufrühreriſch iſt. Hier mag alle drei, Verfaſſer, Verleger und Drucker, gleiche Strafe treffen.

Für den Inhalt einer Zeitſchrift kann und ſoll der Herausgeber, der immer bekannt ſein muß, allein verantwortlich ſein. Den Verlegern, Druckern, Verfaſſern oder Einſendern einzelner Artikel braucht kein Theil an der Schuld zugemeſſen zu werden, den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Inhalt eines Artikels unzweideutig aufrühreriſch iſt. Hier mag das Schwert des Geſetzes alle Häupter der Theilnahme treffen.

Wenn vor Gericht von der Verantwortlichkeit eines bekannten inländiſchen Verfaſſers oder Verlegers die Rede iſt, ſo kann es natürlich keinen Unterſchied bewirken, ob die Schrift im Lande, oder außer dem Lande gedruckt iſt.

Wenn falſche Namen auf dem Titel einer Druckſchrift angegeben werden, ſo muß dies eben ſo angeſehen werden, als ob die Schrift anonym wäre. Der überwieſene Verleger, Drucker und Verbreiter ſolcher verfälſchten Druckſchriften müſſen daher gleicher Strafe unterliegen, wie die Verleger, Drucker und Verbreiter anonymer Druckſchriften.

Die eigenthümlichen Verhältniſſe des deutſchen Buchhandels erfordern einige beſondere

Rückſichten von der Geſetzgebung über die Preſſe in Deutſchland.

Der Strenge nach könnte man ſagen, der Buchhändler ſei verantwortlich für den Inhalt aller Schriften, die er verkauft. Dieſe Beſtimmung des Geſetzes würde aber die ganze Natur des gegenwärtigen deutſchen Buchhandels vernichten. Kein Buchhändler iſt im Stande, ſich mit dem Inhalte der zahlloſen Schriften, die ihm zum Verkauf zugeſandt werden, bekannt zu machen.

Er kann daher nicht dafür verantwortlich ſein, oder muß den Verkauf aufgeben. Der Ausweg, den man ſchon verſucht hat, daß der Buchhändler die ihm zum Verkauf zukommenden Schriften der ihm vorgeſetzten Polizeibehörde vorlegen und der Verkauf erſt beginnen ſoll, wenn er von dieſer Behörde die Genehmigung dazu erhalten hat, führt zu Nichts. Die Behörden haben noch weniger Zeit als die Buchhändler, die Fluth von neuen Druckſchriften durchzuleſen, die jeder Poſttag herbeiführt. Mit Rückſicht auf die einmal beſtehenden Verhältniſſe des deutſchen Buchhandels, die ohne höchſt empfindlichen Nachtheil für den gegenwärtigen Stand und das Fortſchreiten der Nationalbildung keine Veränderung erleiden können, wird jedes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe in Deutſchland die Beſtimmung aufnehmen müſſen, daß die Buchhändler nicht verantwortlich ſein ſollen für den Inhalt ſolcher Druckſchriften, die ſie auf dem Wege des ordentlichen Buchhandels beziehen, mit Ausnahme der anonymen Schriften (in dem früher entwickelten Sinn), deren Verbreitung ihnen ganz unterſagt ſein ſoll, widrigenfalls ſie als Theilnehmer angeſehen und beſtraft werden ſollen.

Hat die competente Behörde durch rechtliches Urtheil entſchieden, daß eine Druckſchrift nicht weiter verbreitet werden ſoll, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß kein inländiſcher Buchhändler ſie ferner abſetzen darf, ohne als Mitſchuldiger des Preßvergehens in Verantwortlichkeit und Strafe zu verfallen.

Daß für die Klage wegen Rechtsverletzung durch den Gebrauch der Preſſe eine Verjährungszeit beſtehen müſſe, wie für jede andere Klage, leuchtet von ſelbſt ein: In der Natur der Sache ſcheint es zu liegen, daß der Termin der Verjährung nicht zu weit hinausgeſetzt ſein dürfe. Der Zeitraum eines vollen Jahres, vom erſten Tage der Verbreitung der Schrift an gerechnet, ſcheint allen billigen Anſprüchen des öffentlichen und Privatrechts Genüge zu leiſten.

3) Dem erſten flüchtigen Blicke leuchtet es ein, daß es keiner Geſetzgebung möglich iſt, das Maaß der Strafe voraus genau zu beſtimmen, welches jedes einzelne Vergehen durch den Mißbrauch der Preſſe treffen ſoll.

Für die Grade des Vergehens giebt es eine unendliche Skale des Mehr oder Minder.

Daher müſſen auch die Strafſätze einer Mehrung oder Minderung, je nach der Beſchaffenheit des Falles, fähig ſein. Das Geſetz kann nicht mehr thun als die Gattungen der Strafe, das Maximum und das Minimum für jede dieſer Strafgattungen, feſtzuſetzen. Das Uebrige muß es der Beurtheilung verſtändiger und billiger Richter überlaſſen. Im Allgemeinen wird man blos feſtſtellen können:

Da der Reiz zum Mißbrauch der Preſſe ſtark iſt, da die Uebel, welche dem gemeinen Weſen wie den einzelnen Staatsgenoſſen durch dieſen Mißbrauch zugefügt werden können, höchſt empfindlich ſein können, ſo dürfen die Strafen, deren Androhung und Vollſtreckung jenen Reiz niederſchlagen ſoll, nicht allzu gelinde ſein. Uebel und Buße müſſen in einem angemeſſenen Verhältniß ſtehen.

Wenn das Geſetz in den meiſten Fällen ſich nicht ſeiner Wirkſamkeit ſelbſt berauben will, ſo wird es nicht bei der bloßen Verhängung von Geldſtrafen ſtehen bleiben dürfen, ſondern es wird die abſichtlichen Uebertreter nach der Verſchiedenheit der Fälle zugleich mit längerem oder kürzerem Arreſt beſtrafen müſſen.

Iſt das durch das Werkzeug der Preſſe begangene Vergehen ein öffentliches, ſo müſſen natürlich ſchwerere Strafen eintreten, als wenn das Vergehen blos gegen die Ehre von Privatperſonen gerichtet war. Hat eine Schrift den Aufruhr gepredigt, hat ſie zur Widerſetzlichkeit gegen die verfaſſungsmäßige Gewalt oder zum Umſturz der Verfaſſung aufgerufen, ſo müſſen die Strafen des Hochverraths oder der Empörung die Urheber und Verbreiter treffen. Hat ſie die perſönliche Majeſtät des Regenten angetaſtet, ſo trete die Strafe der beleidigten Majeſtät ein. Hat ſie ſich endlich an der Ehre eines auswärtigen Regenten, an der Heiligkeit der Religion oder der öffentlichen Moral vergangen, ſo treffe eine angemeſſene peinliche Strafe den Urheber und die Verbreiter.

Von Schadenerſatz wird bei Preßvergehen nur die Rede ſein können, wenn ſie gegen einzelne Perſonen gerichtet waren. Als feſte Grundſätze werden in dieſer Hinſicht gelten können:

Es muß außer der Ehrenkränkung noch eine wirklich zugefügte Beſchädigung nachgewieſen werden können. Dieſer Fall kann namentlich auch vorhanden ſein, wenn Jemand den Namen eines Andern fälſchlich auf eine Druckſchrift oder ein Bild als Verfaſſer, Verleger, Drucker, Zeichner oder Kupferſtecher geſetzt hat.

Der nachgewieſene Schaden muß von dem Angreifer dem Beſchädigten vollſtändig vergütet werden.

Auf Schadenerſatz zu klagen iſt Niemand berechtigt als der Beſchädigte ſelbſt. Von Amtswegen ohne ausdrückliches Verlangen des Beſchädigten kann der Richter darauf nicht erkennen.

4) Die Frage, meine Herren! wer über Preßvergehen richtet, und in welcher Form gerichtet werden ſoll, iſt eine der wichtigſten, vielleicht die wichtigſte von allen, denn von ihrer befriedigenden oder unbefriedigenden Löſung hängt es größtentheils ab, ob wir ein gutes Preßgeſetz erhalten oder nicht, ob die längſt erſehnte Freiheit der Preſſe uns ihre goldnen Früchte bringen wird, oder ob ſie uns noch länger verſagt bleiben ſollen.

Sie haben geſehen, meine Herren! wie höchſt ſchwierig es iſt, durch geſetzgebende Verfügungen zu beſtimmen, in wiefern eine Handlung überhaupt für ein Preßvergehen zu achten und daher ſtrafbar, oder in wiefern ſie für einen rechtmäßigen Gebrauch der Befugniß zur freien Gedankenäußerung zu halten und daher erlaubt ſei.

Ihrem Scharfblick iſt es nicht entgangen, daß das Mehr oder Minder der Strafbarkeit durch kein Geſetz für alle einzelnen Fälle vorausbeſtimmt werden kann, ſondern daß der Grund der Strafbarkeit des einzelnen Falls jedesmal nach den beſondern Verhältniſſen ermeſſen werden muß; daß folglich das Geſetz ſich darauf beſchränken muß, den höchſten und den niedrigſten Grad der jedesmal zuläſſigen Strafe feſtzuſetzen, daß aber die Beſtimmung des Maaßes der Strafe im einzelnen Fall nothwendig der Einſicht des Richters überlaſſen bleiben muß.

Aus dieſen Bemerkungen ergiebt ſich von ſelbſt, daß bei der Verwaltung keines andern Zweiges der öffentlichen Strafgewalt der Willkür des Richters mehr Spielraum geſtattet iſt als bei dem Urtheil über Preßvergehen. Wenn der Gebrauch dieſer Willkür nicht in despotiſche Unterdrückung ausarten ſoll, ſo muß dieſer Richter in einem ganz ausgezeichneten Grade verſtändig und einſichtsvoll ſein. Er muß alle Beziehungen einer menſchlichen Handlung aufzufaſſen verſtehen, und mit ſicheren Blicken in die geheimſten Falten des Herzens zu ſchauen wiſſen. Aber daran genügt es noch nicht. Er muß mit hohem Ernſt und unerſchütterlichem Sinn für die Heiligkeit des Rechts, des öffentlichen ſowohl als des perſönlichen, auch ein menſchliches Herz verbinden. Er muß den ſanften Regungen der Billigkeit nicht unzugänglich ſein und den Kampf mit wenn auch tadelndem, doch theilnehmendem Gefühl zu überſchauen wiſſen.

Die Zumuthung, den ſeltenen Verein ſolcher Eigenſchaften bei jedem Individuum vorauszuſetzen, dem die Regierung die Ausübung richterlicher Funktionen anvertrauen will, wäre in der That zu ſtark. Soll gegen die empörendſte Willkür in der Handhabung des Preßgeſetzes irgend eine Gewähr gegeben ſein, ſo leuchtet es ein, daß die Strafgewalt niemals von einem einzelnen Richter ausgeübt werden darf, ſondern nur einem Collegium von Richtern, einem förmlichen Gerichtshof, anvertraut werden darf.

Mit dieſer Beſtimmung iſt aber noch nicht Alles gewonnen. Unter den Preßvergehen ſind diejenigen, wenn auch nicht die häufigſten, doch die wichtigſten, welche in die Sphäre des öffentlichen Rechts verletzend eingreifen, und unter dieſen ſind wieder diejenigen für das öffentliche Wohl die bedeutendſten, welche rein politiſcher Natur ſind.

Bei allen ſolchen Vergehen ſteht aber die Regierung, deren Aufgabe die Erhaltung der Verfaſſung, der Schutz der bürgerlichen Ordnung und des damit auf das Engſte verbundenen Anſehens der Obrigkeit iſt, dem Angeſchuldigten als Partei gegenüber.

Von dem Leben in einem repräſentativen Staate ſind politiſche Reibungen unzertrennlich. Der Regierung ſtellen ſich Unzufriedene gegenüber. Dieſe ſind der Natur der Sache nach zu ſcharfem Tadel der Staatsregeln der Regierung geneigt, und werden nicht ſelten von dem Stachel der Leidenſchaft zu noch bedenklicheren Aeußerungen getrieben. Die Glieder der Regierungen, auch der gerechteſten und beſtgeſinnten, ſind Menſchen, und den Schwächen und Gebrechen der menſchlichen Natur unterthan. Wenn ſich die Gegner nicht verachten laſſen, und das iſt nicht bei allen thunlich, ſo gern es die Gewalt von ſich zu rühmen pflegt, ſo ſetzt ſich eine Empfindſamkeit an, die ſich leicht, ihrer ſelbſt unbewußt, hinreißen läßt, oft nur unbequeme Aeußerungen der Gegner für offenbare Angriffe auf das öffentliche Wohl, auf die Verfaſſung und das Daſein des Staates ſelbſt zu nehmen. In ſolcher Lage der Dinge muß es für die Bürger des Staats im höchſten Grade bedenklich ſein, die Strafgewalt gegen den Mißbrauch der Preſſe in der Hand von Männern zu ſehen, mit deren Stellung zu der Regierung die öffentliche Meinung nie die Idee der vollkommenen Unabhängigkeit verbinden wird, nämlich in der Hand von Richtern, welche die Regierung anſtellt und beſoldet.

Der Gerichtshof, welcher berufen iſt, über Preßvergehen zu entſcheiden, daher oft in den Fall kommen kann, zwiſchen der Regierung und ihren Gegnern im Volke zu richten, muß aus vollkommen unabhängigen Männern zuſammengeſetzt ſein; er muß aus dem Volke ſelbſt hervorgehen, er muß ein Tribunal von Geſchwornen ſein.

Nur einem ſolchen Tribunal wird in einem repräſentativen Staat die Strafgewalt über Preßvergehen mit vollem Vertrauen auf ſeine Unpartheilichkeit übertragen werden können.

Man wende nicht ein, die neueſte Geſchichte eines benachbarten Staates (Frankreich) zeige, daß auch Geſchwornengerichte ſehr partheiiſch ſein können. Dort liegt das Uebel nicht in der Anſtalt ſelbſt, ſondern in ihrer höchſt verwerflichen Einrichtung.

Wenn in einem Staate der Krieg der Parteien aufs Heftigſte entbrannt iſt, wenn die oberen Stellen der Verwaltung faſt ausſchließlich mit Männern einer Partei beſetzt ſind, und dieſen Verwaltungsbehörden das Recht eingeräumt iſt, die Geſchwornen zu ernennen, ſo wird das Geſchwornengericht kaum minder parteiiſch ſein als diejenigen, deren Willkür es gebildet hat.

So iſt es aber nicht gut, und ſo ſoll es nicht ſein. Solche monſtröſe Mißgeburten von Geſchwornengerichten wollen wir bei uns nicht hoffen. Wir wollen dieſe Geſchwornengerichte aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen laſſen. Einſtweilen, bis das Gericht der Geſchwornen für alle peinliche Sachen eingeführt iſt, und die öffentliche Freiheit auf dieſe Anſtalt als einen ihrer Grundpfeiler ſich ſtützen kann, mögen die Wahlmänner unſerer Bezirke unſere Geſchworne für Preßvergehen ſein. Aus der Zahl der Wahlmänner des Bezirks, dem der Angeſchuldigte angehört, werde das Gericht in die Zahl von zwölf Schöppen durch das Loos gebildet. Dem Kläger, ſowie dem Beklagten ſtehe es frei, die aus der Urne emporſteigenden Namen ohne weitere Anführung eines Grundes zu verwerfen, bis nur noch zwölf Namen in der Urne zurück ſind. Den Vorſitz bei dieſem Gericht und die Leitung der Verhandlungen führe der Juſtizbeamte des Bezirks, in dem der Angeſchuldigte wohnt. Ihm mögen noch die zwei Vorſteher der nächſten Bezirksämter zur Seite ſtehen. Wenn die Geſchwornen über die That ihr Schuldig ausgeſprochen haben, ſo beſtimmen die Richter das Maaß der Strafe.

Es iſt ſchon öfter behauptet worden, und ich trage kein Bedenken, aus vollem Herzen einzuſtimmen, daß Preßfreiheit ohne Geſchworne weniger als eine halbe Freiheit und daß ſie in vielen Fällen gefährlicher ſei als Cenſur.

Wenn über Preßvergehen Geſchworne urtheilen, ſo ergiebt ſich daraus als nothwendige Folge:

Es kann nur das Verfahren einer Inſtanz ſtattfinden. Nur gegen den Ausſpruch des Richters, der nach dem Erkenntniß des Schuldig das Maaß der Strafe feſtſetzt, ſei Appellation an die höhere Gerichtsbehörde geſtattet.

Es kann kein inquiſitoriſches Verfahren ſtattfinden, ſondern die nothwendige Form der Verhandlung iſt der Anklageprozeß.

Es muß daher ein öffentlicher Ankläger beſtellt werden.

Dieſer muß in allen Fällen, wo das öffentliche Recht durch den Mißbrauch der Preſſe, oder ihr verwandter Werkzeuge, verletzt erſcheint, als Kläger auftreten.

Wo hingegen die Verletzung Privatrechte betrifft, darf ſie der öffentliche Ankläger nicht verfolgen. Nur der Beleidigte ſelbſt kann befugt ſein, in ſolchen Fällen als Kläger aufzutreten.

Das Urtheil der Geſchwornen muß in allen Fällen ohne den mindeſten Aufſchub in Vollzug geſetzt werden. Ausgenommen iſt nur der Fall, wenn gegen das Maaß der zuerkannten Strafe Appellation ergriffen wird.

Daß das Gericht befugt iſt, die fernere Verbreitung einer Schrift, deren rechtsverletzende Tendenz es ausgeſprochen hat, zu unterſagen, ſelbſt die Vernichtung des noch vorhandenen Vorraths von Exemplaren anzuordnen, leidet eben ſo wenig Zweifel, als daß ſodann jeder Staatsgenoſſe ohne Ausnahme verpflichtet iſt, dem Ausſpruch unbedingte Folge zu leiſten.

Nachdem ich ſo das gerichtliche Verfahren bei Preßvergehen in ſeinen Hauptmomenten beleuchtet habe, bleibt mir noch übrig, von der polizeilichen Beſchlagnahme von Druckſchriften, Kupferſtichen und Bildern zu reden.

Die vorläufige Beſchlagnahme vor der Eröffnung des Verfahrens kann nicht von dem Gericht ſelbſt angeordnet werden, weil dieſes erſt für dieſes Verfahren beſonders gebildet werden ſoll. Sie kann nur von der Adminiſtrations- oder Polizeibehörde ausgehen.

Eine ſolche vorläufige Beſchlagnahme kann nicht ſtattfinden in Fällen, wo bloße Privatrechte durch die Preſſe verletzt ſcheinen.

Denn ehe der Beleidigte als Kläger aufgetreten iſt, kann keine Behörde befugt ſeyn, von der Sache Kenntniß zu nehmen. Die Beſchlagnahme kann aber verfügt werden von dem Gericht nach erhobener Klage und nach eröffneter Verhandlung. Sie kann aber vor dem gefällten Urtheil nur verfügt werden auf ausdrückliches Begehren des Klägers, auf deſſen Gefahr und gegen hinreichende Bürgſchaft für den dem Angeſchuldigten dadurch verurſachten Schaden.

Eine vorläufige Beſchlagnahme vor erhobener Klage iſt zuläſſig in Fällen, wo das öffentliche Recht Gegenſtand der Verletzung iſt. Sie kann aber nie eintreten, ehe die Druckſchrift erſchienen, d. h. verbreitet worden iſt, weil ſie ſonſt Cenſur wäre, Cenſur aber unter allen Geſtalten unzuläſſig iſt.

Wenn die Polizeibehörde eine ſolche vorläufige Beſchlagnahme wegen Verletzung des öffentlichen Rechts für nöthig hält, ſo ſei ſie verbunden, innerhalb vier und zwanzig Stunden dem für Preßvergehen beſtellten öffentlichen Ankläger von ihrem Beſchluß Nachricht zu geben. Dieſer muß ſodann ſeine Klage innerhalb acht Tage bei der Juſtizbehörde einreichen, unter deren Leitung das Geſchwornengericht in Wirkſamkeit treten ſoll. Verſäumt der öffentliche Ankläger dieſen Termin, ſo muß der Beſchlag auf Verlangen der Betheiligten aufgehoben, und von dem Staate aller dadurch verurſachte Schaden ſamt Koſten erſetzt werden. Wird die Klage innerhalb acht Tage erhoben, ſo muß der Beſchlag bis zur endlichen Entſcheidung der Sache fortdauern.

Da die Verbreitung anonymer Schriften allgemein verboten iſt, ſo iſt die Polizeibehörde befugt, jede anonyme Druckſchrift, von deſſen Daſein ſie Kunde erhält, in Beſchlag zu nehmen. Sie muß den öffentlichen Ankläger davon innerhalb acht Tage in Kenntniß ſetzen, und dieſer hat ſeine Klage innerhalb des Verjährungstermins von einem Jahre zu erheben. Nach deſſen Verfluß iſt die Klage verfallen und der Beſchlag aufgehoben.

Zum Schluſſe erwarten Sie, meine Herren! von mir vielleicht noch den Entwurf eines vollſtändigen Preßgeſetzes. Dieſe Arbeit glaube ich mir und Ihnen aber erſparen zu können. Mir ſchien es genügend und unſerm Standpunkt angemeſſen, alle Hauptpunkte, welche ein gutes Preßgeſetz umfaſſen muß, einer ſorgfältigeren Erörterung und Prüfung zu unterwerfen. Den Entwurf des Geſetzes ſelbſt werden wir mit Vertrauen von der Weisheit der Regierung erwarten dürfen.

Im Namen ihrer Comiſſion ſtelle ich hiermit den Antrag, Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu bitten, Ihren getreuen Ständen baldmöglichſt einen Geſetzentwurf über die Preſſe zur Berathung vorlegen zu laſſen, worin die in dieſer Rede entwickelten Anſichten berückſichtigt und beſonders die Einführung der Anſtalt des Geſchwornengerichts für die Beurtheilung im Preßvergehen ausgeſprochen wird.

Ueber eine allgemeine deutſche Geſetzgebung.

Rede des badiſchen Abgeordneten Freiherrn von Türkheim, gehalten 1819 in der erſten Kammer der erſten badiſchen Ständeverſammlung.

Meine Herren!

Deutſchland iſt durch harte Erfahrungen der jüngſt vergangenen Zeiten auf die Nothwendigkeit ſeiner Vereinigung zurückgeführt worden. Deſſenungeachtet iſt in der auf dieſe Erfahrungen gebauten Bundesverfaſſung noch wenig dafür geſchehen. Ob unter den gegebenen Umſtänden mehr hätte geſchehen können, und wie das Problem der Anwendbarkeit eines Staatenbundes auf monarchiſche Staaten ſich löſen werde, — alles dies zu erörtern liegt außer unſerm Beruf; — aber die unverkennbare Thatſache gehört hieher, daß der Bund, welcher bloß die Souveraine vereinigt, unſer gemeinſames Vaterland nur mit ſchwachen, in mancher Hinſicht prekären Banden umſchlingt; denn es folgt daraus, daß je lockerer jene Bande der Verfaſſung ſind, um ſo mehr es Noth thue, das feſte Zuſammenhalten der in Vereinzelung zu ſchwachen Theile auf Geſinnungen und Sitten des Volks, alſo auch auf den innern Organismus, welcher ſie erzeugen und erhalten ſoll, zu ſtützen.

Durch nichts wird aber der eigenthümliche Charakter der Völker mehr gebildet, als durch die Inſtitutionen der bürgerlichen Geſellſchaft, welche nicht nur das öffentliche Leben, den Verkehr des Bürgers mit dem Bürger beſtimmen, ſondern ihn in das Privatleben, in den häuslichen Kreis, die erſte Schule des Menſchen, zurückbegleiten.

Es iſt alſo eine Gemeinſchaft wenigſtens in den Grundzügen unſerer Geſetze und Einrichtungen unerläßlich, wenn ſie ſich in unſern Geſinnungen äußern ſoll, denn ſie kann nicht in den Reſultaten erhalten werden, wenn ſie den Principien entzogen wird. —

Wenn aber in einer Periode gänzlicher Umgeſtaltung der ganzen Geſetzgebung, wo nach und nach die Reihe der Reformation an jedes Vermächtniß der Voreltern kommt, jeder einzelne Bundesſtaat ſeinen eigenen Weg ohne alle Aufmerkſamkeit auf die Nachbarn einſchlüge, ja ſich noch in dieſer iſolirenden Eigenheit gefiele, ſo würden bald die Sprache und Erinnerungen aus der Geſchichte das Einzige bleiben, was uns noch als Volksſtamm auszeichnete.

So war es doch nicht in den Zeiten des deutſchen Reichs, obgleich daſſelbe ſchon längſt den entwickelten Keim ſeiner Auflöſung in ſich trug.

Die Territorial-Verfaſſungen hatten ſich unter einer gewiſſen Suprematie der Reichsverfaſſung aus gleichen Quellen gebildet; Reichs- und Kreistage erhielten in Gegenſtänden der Polizei einige Einwirkung und dadurch Gleichförmigkeit; das römiſche Recht war allgemein angenommen, und die Grundlage der ganzen Civilgeſetzgebung; immer lebte ſelbſt noch ein gemeines deutſches Privatrecht, obgleich kein promulgirter Codex, ſondern nur gleichförmige hiſtoriſche Entwicklung zu Grunde lag; — nach den Reichsgerichten war das gerichtliche Verfahren ziemlich allgemein ausgebildet worden, und die Carolina war die gemeinſchaftliche Quelle der Criminalgeſetzgebung. Darum konnten auf einer hohen Schule an der Elbe oder der Oſtſee deutſche Rechtsgelehrten für die Grenzen Frankreichs oder Helvetiens gebildet werden, welchen dann das Landrecht und beſondre Statuten der Heimath eine leichte Nachholung waren.

Jetzt iſt es freilich mit dem weſentlichen Princip unſerer Bundesverfaſſung, — der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihrer inneren Verwaltung — nicht vereinbar, daß die Organiſation der Staatsmaſchine die Geſetze über die Verhältniſſe der Gemeinheiten und der verſchiedenen Stände, das bürgerliche und peinliche Geſetzbuch, ſowie die Gerichtsverfaſſung für alle Bundesſtaaten, verbindlich von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aus beſtimmt werden, aber um ſo mehr iſt zu hoffen, daß die einzelnen Regierungen ſich werden angelegen ſein laſſen, mit der Selbſtſtändigkeit ihrer eigenen Geſetzgebung Aufmerkſamkeit auf jene der Bundesgenoſſen und Rückſicht auf gleichen Charakter zu verbinden.

Es ſind auch bereits, außer dem ohnehin zum Weſen und zur Competenz des Bundes gehörigen militäriſchen Vertheidigungsſyſteme, einige andere wichtige Nationalangelegenheiten in die Sphäre der Bundesberathungen gezogen worden. Ueber die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, eine ſtändiſche Verfaſſung einzuführen und die Verhältniſſe der Mediatiſirten feſtzuſetzen, hat das einzelne Bundesglied der Geſammtheit Ausweis zu geben; auch die Geſetze der Preßfreiheit und die Verfaſſung der Univerſitäten — dieſer theuern Unterpfänder unſerer eigenthümlichen Nationalbildung — ſind zu gemeinſamer Berathung ausgeſetzt, deren Reſultat wir ohne Beſorgniß entgegenſehen dürfen; ſelbſt für Beſtimmungen über Freiheit des Verkehrs im Innern Deutſchlands ſind hoffnungsvolle Anregungen erfolgt.

Warum ſollte es nun nicht möglich ſein, auch in anderen einflußvollen Materien der eigentlichen Geſetzgebung im Innern, welche den Bürger des Staats erzieht, ſeine Denkungsart beſtimmt, unbeſchadet der Autonomie eines jeden Bundesſtaats, und ohne irgend eine Art von Zwangsverbindlichkeit über gewiſſe Hauptgrundſätze zu einer nothwendigen Uebereinſtimmung zu kommen.

Es gibt hierzu zwei Wege: Der erſte, wenn in dem einzelnen Bundesſtaat die Aufmerkſamkeit jener Geſchäftsmänner, welchen Geſetzentwürfe übertragen ſind, in gegenwärtigem Zeitpunkte allgemeiner Organiſirung auf die gleichzeitige Ausbildung anderer deutſcher Staaten gerichtet, und das Beſſere, ſelbſt das Gleichgute eher in Uebereinſtimmung mit dieſer letzteren, ſtatt, wie oft geſchieht, abſichtlich im Contraſt aufgeſucht wird. Daß dies geſchehen möge, iſt ein Wunſch, welchen auszuſprechen den Ständen als Organ des Volks geziemt.

Der zweite und noch wirkſamere, wenn jene Regierungen, welche gegenwärtig beſonders thätig in zeitgemäßer Ausbildung ihrer Staatsinſtitutionen ſind, ſich verabreden wollten, gewiſſe Hauptgrundſätze und folgenreiche Fragen, welche ſie jetzt faſt durchgängig zu Hauſe durch einſichtsvolle Männer, zum Theil durch eigens aufgeſtellte Commiſſionen begutachten laſſen, ſtatt dieſer iſolirten Erörterungen, gemeinſchaftlich einem Vereine der kompetenteſten Beurtheiler zur Prüfung zu übergeben. In jedem Falle würde das Reſultat dann vielſeitiger, folglich für ſich ſelbſt vorzüglicher ausfallen, und überdies würde es hoffentlich zu der gewünſchten Gleichförmigkeit führen.

In ſehr vielen deutſchen Staaten iſt jetzt namentlich die Einführung öffentlicher Rechtspflege und der Geſchwornengerichte in Anregung gekommen. Wie wäre nun bei dem unverkennbar großen Einfluß dieſer beiden Inſtitute auf das ganze Volksleben für Uebereinſtimmung in Charakter und Sitten geſorgt, wenn über ihre Einführung nach dem Gutachten der gewählten Rathgeber in dem einen Lande bejahend, in dem andern verneinend entſchieden, die Annahme in dem einen unbedingt in der ausländiſchen Form, in dem andern mit weſentlichen Abänderungen beſchloſſen würde?

Zu gemeinſchaftlichen Unterſuchungen und Berathungen wird kein Congreß, ſondern nur gegenſeitige Mittheilung erfordert. Es wird auch dadurch der freien Entſchließung jeder Regierung weder über die Annahme des Reſultats, noch weniger über die weitere Ausarbeitung vorgegriffen, aber die Anſichten würden ſich berichtigen und klären, und es wäre wenigſtens in den Grundzügen der Ausführung Gleichförmiges zu hoffen.

Selbſt über die Ausarbeitung eines gemeinſchaftlichen Civilgeſetzbuches könnten ſich alle, oder doch viele deutſche Staaten ſehr wohl vereinigen; fände dieß aber auch Hinderniſſe, ſo könnten doch auch hierin auf dem vorgeſchlagenen Wege gewiſſe Hauptgrundſätze feſtgeſtellt werden. Geſchieht aber auch dieſes nicht, ſo werden die für ſich allein handelnden Regierungen von Staaten zweiter und dritter Größe wenigſtens wohlthun, das bereits beſtehende Geſetzbuch eines größeren Staates auszuwählen, und blos die auf beſondere Verhältniſſe gegründeten Zuſätze beifügen, wie es bei uns in der Periode der fremden Herrſchaft mit dem code Napoléon geſchehen iſt.

Das ſind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Wege, auf welchen Deutſchland bei dem jetzt in den meiſten ſeiner Staaten bemerklichen Streben nach einer paſſenden Geſetzgebung der Alternative entgehen kann, in Bälde, entweder als blos idealer Staatenkörper durchaus fremdartig gebildete und eben ſo geſinnte Beſtandtheile zu enthalten, oder, wenn mehrere dieſer Letzteren auch ohne die Abſicht der Uebereinſtimmung dennoch durch die anziehende Kraft der Gallomanie in einem Vereinigungspunkt zuſammenträfen, wenn in andern dagegen das Extrem der Abneigung gegen alle Neuerungen die Oberhand behielte, ſich in eine neumodiſch franzöſiſche und in eine altmodiſch deutſche Hälfte zu ſpalten, welche ſich gegenſeitig zurückſtoßen und gar nicht mehr verſtehen würden, ſtatt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutſch ſein ſollte.

Die ſo ſehr verbreitete Tendenz, alle Vorbilder mit unbedingter Bewunderung aus Frankreich zu nehmen, hat ihren Grund in einem ſehr erklärbaren, aber darum nicht weniger verwerflichen Irrthum. Frankreich, als der einzige große Staat, der in Folge einer gänzlichen Umwälzung ganz neu und auf allgemeine Principien gebaut wurde, mußte aber darum an Kraft und Einfachheit ſeines Organismus Manches vor allen, nur theilweiſe ausgebeſſerten Staatsgebäuden voraus haben.

Man verglich aber nur die Wirkung, und gewöhnte ſich, Frankreich als Normalſtaat zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Vorzug nur in der neuen Bauführung beſteht, und daß man, wo ebenfalls neu gebaut werden ſoll, in manchem Stück wohl beſſer bauen kann.

Der Anerkennung des bewährten Guten bei andern Völkern ſoll man ſich zwar nicht hartnäckig verſchließen; wenn aber jene Thoren ſind, welche alles, was aus dem geprieſenen Auslande kommt, nachahmen möchten, ſo ſind auch diejenigen noch keine Weiſen, welche alles, was ſich dort als natürlich gut bekundet, ohne Prüfung auch für anwendbar bei ſich halten.

Alles, was außer den farbigen Streifen auf den Landkarten einen reellen Unterſchied in den Eigenſchaften und Bedürfniſſen unter den Völkern der Erde begründet, Klima, mit ſeinem Einfluß auf Charakter und Lebensweiſe, hiſtoriſche Entwickelung, topographiſche und politiſche Lage, — ſelbſt die beharrlichen Eigenheiten der Volksſtämme, welche wir anerkennen müſſen, ohne ganz in die Geheimniſſe der Natur einzudringen, fodert auch bei uns ſeine Rechte, welche weder unter dem Druck eines Despoten, noch unter jenem einer herrſchenden, alles einebnenden Meinung ganz vertilgt werden können.

Darum mögen auch die bürgerlichen Einrichtungen unter den deutſchen Völkerſchaften ſelbſt immer noch ihre Abweichungen erhalten, je nachdem die beſonderen Verhältniſſe ſie in ihrer Individualität näher oder weiter aus einander ſtellen, nur möge man ſie immer mehr unter ſich als mit fremdartigen Stämmen verbunden erblicken.

Ich wiederhole demnach meinen vorausgeſchickten Antrag.

Rede über den Kurheſſiſchen Verfaſſungsentwurf 1831.

Von S. Jordan.

Was Referent einſt aus innigſter Ueberzeugung in ſeinen Verſuchen über allgemeines Staatsrecht als die Aufgabe der wahren Staatsweisheit, d. i. der Klugheit im Dienſte der Vernunft, bezogen auf die Staatsverhältniſſe, bezeichnete, iſt noch fortwährend ſeine unerſchütterliche Ueberzeugung. Er ſetzte nämlich jene Aufgabe darein, daß man weder das Alte gewaltſam zerſtöre, noch das Neue gewaltſam verhindere; weder jenes blind haſſe, noch dieſes eben ſo blind liebe, ſondern daß man den Gang der Ereigniſſe ohne Vorurtheil und Leidenſchaft, blos mit dem Lichte der Vernunft und der Geſchichte, ſorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hinderniſſe beſeitige, welche der freien und ſelbſtſtändigen Entwickelung und Ausbildung des Neuen entgegentreten, und ſo ohne das Alte mit Gewalt feſthalten oder das Neue mit Gewalt herbeiführen zu wollen, nur die Geburt des letzteren erleichtere; dabei aber nicht vergeſſe, daß nichts von dem, was bei dieſer Entfaltung des Neuen nicht von ſelbſt, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Geſtaltungen ſollen bei ihrer Entſtehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, ſondern friſch und lebensvoll, ohne gewaltſame Störung der vorhandenen Verhältniſſe, gleichſam unmerkbar ins Daſein treten und die Weiſen, welche dieſe Umgeſtaltung zu vermitteln und zu leiten haben, dabei nur die Geburtshelfer ihrer Zeit ſein.

Dieſer Anſicht, gegen welche wohl ſchwerlich gegründete Zweifel erhoben werden können, ſchließt die weitere, vom Referenten ebenfalls ſchon öffentlich ausgeſprochene Behauptung ſich an, daß als die eigentlichen Urheber der Revolutionen, dieſes größten der Uebel, welche Völker treffen können, diejenigen zu betrachten ſeien, welche thöricht wähnen, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit der Gewalt zum Schweigen bringen, darum den unabweislichen Reformen hartnäckig ſich entgegenſtellen, und, obwohl ſelbſt nur ein Spiel der Wellen des großen Zeitſtromes, dennoch deſſen Lauf zu hemmen wagen. Denn das einzige Mittel, den Revolutionen ſicher und dauerhaft vorzubeugen, ſind zeitige und zeitgemäße Reformen. Wenn man die Waſſer eines Stromes anſchwellen ſieht, ſo muß man deſſen Bett bei Zeiten erweitern, ſonſt bahnt ſich ſeine Gewalt ſelbſt ein neues Flußbett, was aber nie ohne Verheerungen geſchieht.

Nach dieſer Feſtſtellung der Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen überhaupt entſteht zunächſt die Frage, ob auch in unſerem Kurheſſen eine ſolche Nothwendigkeit in der That begründet ſei? Die Nothwendigkeit einer verbeſſernden Umgeſtaltung der Staatsverfaſſung iſt bei einem Volke dann eingetreten, wenn ſich dieſes ſelbſt in geſchichtlicher und geiſtiger Hinſicht dergeſtalt umgebildet hat, daß es die erfolgte Umwandlung an ſich wahrnimmt, und nun ſelbſt einſieht, daß die alten Formen ſeines Staatslebens für die neugeſtalteten Verhältniſſe unzureichend und mit den neugewonnenen, gediegeneren Anſichten im Widerſtreite ſeien, und daß demnach dieſe Formen da, wo ſie nur das öffentliche Leben in geregelter Ordnung zuſammenhalten ſollten, dieſes ſelbſt nun völlig hemmen und in deſſen inneres Getriebe ſtörend und verletzend eingreifen; wenn alſo das Volk, die beſſere und gebildetere Mehrheit deſſelben, die Nothwendigkeit der Umgeſtaltung der bisherigen Staatsformen anerkennt, lebhaft fühlt, wünſcht und dieſen Wunſch laut und offen ausſpricht. Daß nun das Bedürfniß einer ſolchen Umgeſtaltung auch von der beſſeren und beſonneneren Mehrheit des kurheſſiſchen Volkes im gegenwärtigen Zeitmoment lebhaft gefühlt, und eine zeitgemäße Umbildung der beſtehenden Staatsverfaſſung aus innigſter Ueberzeugung gewünſcht werde, daß alſo die aufgeſtellte Frage zu bejahen ſei: wer möchte, wer könnte dies bezweifeln, da die jüngſten Ereigniſſe und die laut und mit Kraft erhobene Stimme des kurheſſiſchen Volkes hierüber keinen Zweifel übrig laſſen! Nur die Unwiſſenheit, Verblendung oder Befangenheit kann dieſe Stimme, den Nothruf unſeres Volkes, verkennen, mißdeuten, oder böſen Einflüſterungen zuſchreiben. Doch es iſt überflüſſig, hierüber etwas zu ſagen, da unſer allergnädigſter Landesfürſt ſelbſt die Stimme ſeines Volkes richtig verſtanden, und in deren Folge die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgeſtaltung unſerer bisherigen Staatsverfaſſung durch die Einberufung der Landſtände und die denſelben vorgelegte Propoſition einer neuen Staatsverfaſſungsurkunde thatſächlich anerkannt hat.

Ich kann mich daher zum eigentlichen Gegenſtande meines Vortrags ſelbſt, nämlich zur Darlegung derjenigen Grundſätze wenden, von welchen wir bei der Abfaſſung einer neuen zeitgemäßen Verfaſſungsurkunde, ſomit auch bei der Prüfung der genannten landesherrlichen Propoſition, auszugehen haben. Richtige Principien ſind auch hier, wie in Allem, die Hauptſache; ſie bilden den Prüfſtein für die Propoſition und zugleich die leitenden Motive bei der Feſtſetzung der einzelnen Beſtimmungen in der neuen Verfaſſungsurkunde. Alle Beſtimmungen eines Geſetzes ſind nämlich nur dann und darum haltbar, wenn und weil ſie ſich auf allgemeine unbeſtreitbare Grundſätze, als ihre Grundlagen, zurückführen laſſen. Sind wir über die hier zu befolgenden Grundſätze einig, ſo wird es uns ein Leichtes ſein, den Werth der Propoſition hiernach zu beſtimmen, ihre etwaigen Mängel aufzudecken und zu bemerken, was wir von ihr anzunehmen oder wegzulaſſen, und was ihr anzufügen haben werden, um ein zeitgemäßes Ganzes an das Licht zu fördern, die von uns zu befolgenden leitenden Grundſätze ergeben ſich aus der Beantwortung der Frage:

> Wie muß eine Staatsverfaſſung überhaupt beſchaffen ſein, um den durch Vernunft und Geſchichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entſprechen!

worauf daher mein gegenwärtiger Vortrag auch allein ſich beſchränken wird.

Wohl alle Sachkundige ſtimmen hinſichtlich der aufgeſtellten Frage darin mit einander überein, daß eine Staatsverfaſſung, um dem Zweck ihres Daſeins völlig zu entſprechen, im Allgemeinen drei Eigenſchaften an ſich tragen müſſe. Sie muß nämlich 1) die rechtliche Ordnung im Staate auf eine der geiſtigen Bildungsſtufe und den geſchichtlichen Verhältniſſen des Volks möglichſt entſprechende Weiſe begründen; 2) den Beſtand dieſer Ordnung für die Dauer verbürgen, und 3) die fortſchreitende Vervollkommnung der Rechtsordnung, ſowie der Volksbildung überhaupt möglichſt erleichtern und fördern. Von jeder dieſer Eigenſchaften iſt beſonders zu handeln.

I. Die erſte Eigenſchaft, nämlich die zeitgemäße Begründung der öffentlichen Rechtsordnung insbeſondere, fordert, daß die Rechte und Pflichten der Staatsregierung ſowohl als des Volkes und der einzelnen Unterthanen auf eine den herrſchenden Rechtsanſichten, dem von der Vernunft gegebenen Rechtsgeſetze, dem Princip der vernünftigen Gleichheit der Menſchen angemeſſene Weiſe, vollſtändig, beſtimmt, gemeinverſtändlich und conſequent feſtgeſetzt werden, ſo daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines Jeden, er mag den Gehorchenden oder den Regierenden angehören, möglichſt genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art, namentlich gegen Willkür, geſichert ſei, und daß auf der andern Seite die Staatsregierung zwar auch die nöthige Kraft und Autorität beſitze, um die beſtehende Rechtsordnung aufrecht zu halten und das öffentliche Leben innerhalb der Schranken dieſer Ordnung zu leiten und zu erhöhen, aber zugleich auch verhindert ſei, die Staatsgewalt zu mißbrauchen, oder deren Ausübung völlig zu unterlaſſen. Dieſes Alles wird erreicht, wenn die Rechte und Prärogative des Herrſchers ſowohl als die bürgerlichen und politiſchen Rechte der Unterthanen, ſowie die beiderſeitigen Pflichten grundgeſetzlich feſtgeſtellt werden. Es iſt nicht rathſam, die bürgerlichen Rechte, als von ſelbſt ſich verſtehend, aus dem Grundgeſetze wegzulaſſen, denn die Meinungen und Anſichten über dieſe Rechte ſind ſehr verſchieden und veränderlich, wie die Erfahrung beweiſet, und als ein wirkliches Recht, deſſen Schutz ſicher auch von den Gerichten nicht verſagt werden kann, iſt im Staate nur dasjenige zu betrachten, welches auf einem ausdrücklichen Geſetze beruht. Jedes andere iſt ſchwankend, verſchiedener Deutung fähig und ſtets der Willkür preisgegeben. Man darf es daher nicht für überflüſſig halten, die ſogenannten allgemeinen Menſchenrechte in die Verfaſſungsurkunde aufzunehmen. Die urkundliche Feſtſtellung beugt jedem Zweifel und jeder Mißdeutung vor, ſchützt vor Vergeſſenheit, Entziehung oder Schmälerung und gewährt Zuverläſſigkeit und Sicherheit, wenn die Ausübung der geſetzgebenden Gewalt in ihrem Umfange dem Herrſcher und dem Volke (den Vertretern deſſelben) gemeinſchaftlich zuſteht. Nur bei einer ſo geregelten Geſetzgebung können die herrſchenden Rechtsanſichten und die materiellen Bedürfniſſe des Volkes vollſtändig und mit Umſicht beachtet werden, läßt ſich jeder Mißbrauch der geſetzgebenden Befugniß verhindern und eine völlige Sicherheit der beſtehenden Rechte erwarten, und iſt auch allein eine ſtaatsbürgerliche Freiheit denkbar. Selbſt die authentiſche Auslegung darf, da ſie ein Ausfluß der geſetzgebenden Gewalt iſt, von der Theilnahme und Zuſtimmung der Volksvertreter nicht ausgeſchloſſen werden, wogegen das Dispenſationsrecht, eigentlich eine Befugniß, die Wirkſamkeit der Geſetze zu durchlöchern und Einzelne vor Andern zu begünſtigen, möglichſt zu beſchränken und nur da zu geſtatten ſein dürfte, wo die Geſetze es ausdrücklich einräumen; wenn die Rechtspflege, dieſes Palladium der Freiheit und Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, von der regierenden Gewalt unabhängig, möglichſt ſchnell und nicht zu koſtſpielig iſt, und von Männern ausgeübt wird, welche entſchiedene Proben von ihrer Intelligenz, ihren Kenntniſſen und ihrer moraliſchen Willenskraft abgelegt haben; beſondere Vorſchriften über perſönliche Verhaftung, Hausſuchung u. ſ. w. dürfen in einer guten Verfaſſungsurkunde gleichfalls nicht fehlen; wenn die Staatsregierung, die Leitung des öffentlichen Volkslebens, die Handhabung und Vollziehung der Geſetze und die Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zwar einem einzigen, dem Regenten, zuſteht, damit es ihr nicht an Planmäßigkeit, Umſicht und Energie fehle; der Regent aber, da er heilig, unverletzlich und unverantwortlich ſein ſoll, bei der Ausübung der Regierungsrechte an die Mitwirkung (Contraſignatur) verantwortlicher Miniſter verfaſſungsmäßig gebunden iſt, damit die Unterthanen auch gegen den Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt, überhaupt gegen von der Regierung zu beſorgende Rechtsverletzungen, nicht ohne Schutz und ohne Rechtshülfe ſeien; wenn die Staatsverwaltung formelle Einfachheit mit innerer Lebendigkeit und organiſchem Zuſammenhange in ihren einzelnen Theilen und Abgliederungen verbindet, und wenn endlich der Staatshaushalt, hinſichtlich der Einnahmen und Ausgaben möglichſt geregelt iſt. — Nur unter dieſen Vorausſetzungen wird ein Staat einen lebendigen und lebensvollen Körper, ein organiſch und mechaniſch vollkommenes Ganze bilden.

II. Was ſodann die zweite Eigenſchaft einer guten Staatsverfaſſung, die dauerhafte Verbürgung der zeitgemäß geregelten Rechtsordnung, d. i. die Garantieen einer beſtehenden Staatsverfaſſung betrifft, ſo leuchtet es zunächſt wohl von ſelbſt ein, daß eine gute Verfaſſungsurkunde auch für dieſe Verbürgung Sorge tragen, ſonach die Garantieen ihres Fortbeſtandes, in ſo weit es thunlich iſt, in ſich aufnehmen und ſolche Vorkehrungen treffen müſſe, welche der Schmähung und Hemmung jener Garantieen vorbeugen und dagegen geeignet ſind, dieſen ſelbſt Fortbeſtand und Kraft zu ſichern.

Bedenkt man nun, daß alle geſetzlichen Normen, ſo umſichtig man auch für ihre urkundliche Feſtſtellung ſorgen mag, an ſich todt ſind, und Lebendigkeit, Kraft und Beſtand nur von denen erhalten können, deren Thun und Laſſen ſie ordnen ſollen, d. h. von der Staatsregierung einerſeits, und von dem Volke und jedem Gliede des letzteren andererſeits; ſo laſſen dieſe Garantieen ſich in zwei Hauptklaſſen bringen, wovon die eine die Regierung, die andere hingegen das Volk betrifft. Beide Klaſſen kommen darin mit einander überein, daß ſie eine zweifache Tendenz haben, nämlich die Bewirkung des Verfaſſungs- und Geſetzmäßigen und die Verhinderung des Verfaſſungs- und Geſetzwidrigen, ſo daß demnach ſowohl die Staatsregierung, als das Volk ſtets den Willen und die Kraft habe, die obliegenden Pflichten zu erfüllen und das Pflichtwidrige zu unterlaſſen.

Was insbeſondere die auf die Regierung bezüglichen Garantieen anlangt, ſo bezwecken ſie die Fortdauer der Regierung, nämlich die Verhinderung ihrer Unterbrechung, welche durch eine zweckmäßige Einrichtung der Regierungsfolgeordnung allein bewirkt werden kann. Zu dem Ende hat dieſe das Erbfolgerecht, die Erbfolgeordnung und die Eigenſchaften genau zu beſtimmen, welche der Thronerbe überhaupt, um ſeine Rechte geltend machen zu können, und insbeſondere dann haben muß, wenn er die Regierung wirklich antreten ſoll; für die Fälle der zeitlichen Unfähigkeit des Thronfolgers oder des Monarchen ſelbſt eine mit hinlänglicher Intelligenz und Willenskraft ausgeſtattete Staatsverweſung (Regentſchaft), ſowie eine Behörde anzuordnen, welche die über die Thronfolge etwa entſtehenden Streitigkeiten, noch vor dem Eintritte der Regierungsnachfolge, zu entſcheiden hat, und endlich die zur Verhinderung einer völligen Thronerledigung erforderlichen Maßregeln auf eine Weiſe zu treffen, welche deren Vollführung verbürgt.

Die in Rede ſtehenden Garantieen ſollen die Veränderung der verfaſſungs- und geſetzmäßigen Regierung verhindern, d. h. bewirken, daß die Veränderung der Perſon des Regenten möglichſt ohne Einfluß auf die Beſchaffenheit und den Gang der Regierung bleibe. Dies läßt ſich erwarten, wenn der jedesmalige Nachfolger in der Regierung die nöthige intellektuelle Bildung beſitzt, um das Verfaſſungs- und Geſetzmäßige richtig zu verſtehen, und es ihm auch nicht an moraliſchen Beweggründen fehlt, das Verfaſſungs- und Geſetzmäßige ſtets zu wollen. Darum dürfte es wohl unerläßlich ſein, in der Verfaſſung für die Erziehung des Thronfolgers, deren Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit kaum Jemand verkennen kann, die nöthige Vorſorge zu treffen. Dieſe Erziehung iſt ſo einzurichten, daß der Thronfolger die Heiligkeit ſeines künftigen Berufs einſehen und achten lernen, und diejenigen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe ſich erwerben könne, welche zu einer gerechten und weiſen Regierung erforderlich ſind. Zweckmäßig dürfte hierbei insbeſondere auch die Beſtimmung ſein, daß der Thronfolger nach erlangter Mündigkeit in allen Zweigen der Staatsregierung, unter der Leitung eines geſchickten und erfahrenen Geſchäftsmannes, arbeiten, auch in Begleitung eines ſolchen Mannes das Land bereiſen ſolle, um dieſes ſowohl in natürlicher als geſchichtlicher Hinſicht, ſowie deſſen Bewohner genau kennen zu lernen, und daß er, nach erreichter Volljährigkeit, in das Collegium der oberſten Staatsleitung (Staatsrath, Staatsminiſterium u. ſ. w.) einzutreten habe, ſo wie zu den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zuzuziehen ſei. Sodann iſt in der Verfaſſung auszuſprechen, daß der Regierungsnachfolger bei ſeinem Regierungsantritte die Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfaſſung in Gegenwart der Volksvertreter eidlich und feierlich angelobe, und daß die Leiſtung der Staatshuldigung, welche ſodann zuerſt von den Volksvertretern geſchehen ſoll, die durch dieſelbe zugleich erklären, daß der Regierungsantritt verfaſſungsmäßig geſchehen ſei, durch dieſen Regierungseid bedingt werde.

Dieſe Garantieen ſollen die innere Verfaſſungs- und Geſetzmäßigkeit der Regierung in ihrem ganzen Umfange verbürgen. Zu dem Ende darf, da der Regent als ſolcher heilig, unverletzlich und unverantwortlich ſein ſoll, kein Befehl deſſelben, welchen Gegenſtand der Staatsverwaltung er auch immer betreffen mag, vollziehbar ſein, wenn er nicht von dem Vorſtande des betreffenden Departements, welcher für die Verfaſſungs- und Geſetzmäßigkeit des Befehls verantwortlich bleibt, zuvor contraſignirt worden iſt; aber auch kein Departement ohne einen verantwortlichen Vorſtand und kein Verwaltungszweig beſtehen, der nicht einem oberſten Departement untergeordnet wäre, in welcher Hinſicht vorzüglich die Polizei, die ſonſt zu leicht in die ſogenannte geheime Polizei ausartet, ein beſonderes Augenmerk verdient; muß ein jeder Miniſter, welcher einen verfaſſungs- oder geſetzwidrigen Befehl contraſignirt, ſowie jeder Beamte, der einen nicht contraſignirten Befehl vollzieht, von den Volksvertretern vor Gericht angeklagt werden können; darf insbeſondere das ohnehin möglichſt zu beſchränkende Begnadigungsrecht da nicht eintreten, wo wegen Verletzung der Verfaſſung eine Unterſuchung eingeleitet oder eine Verurtheilung ausgeſprochen worden iſt; müſſen ferner die Verwaltungsbeamten einerſeits gegen willkürliche Behandlung ſicher und überhaupt auf eine ihres Amtes würdige Weiſe geſtellt, andererſeits aber auch wegen jeder Pflichtverletzung einer ſtrengen und unnachſichtigen Unterſuchung und Beſtrafung unterzogen werden (die Milde wäre hier von den bedenklichſten Folgen); muß weiter den Volksvertretern außer der Befugniß, die Miniſter und andere pflichtvergeſſene Beamten anzuklagen, oder gegen Letztere eine Unterſuchung inſoweit zu veranlaſſen, als es nicht ſchon von der Staatsregierung geſchehen iſt, gleichviel ob die Begehung in einem Mißbrauche oder in dem Nichtgebrauche der Amtsgewalt beſteht, die Befugniß eingeräumt werden, die Staatsregierung in ihrem Thun und Laſſen zu controliren, die Abſtellung der wahrgenommenen Mißbräuche zu bewirken, und den gegründeten Beſchwerden einzelner Unterthanen, ſowie ganzer Klaſſen derſelben und der Corporationen Abhülfe zu verſchaffen; muß nicht minder grundgeſetzlich beſtimmt werden, daß die Geſuche, Bitten und Beſchwerden der Unterthanen nie ohne eine mit Gründen verſehene Entſchließung bleiben dürfen, und jedem Unterthan gegen Verletzung von Seiten der Staatsregierung der Rechtsweg als letztes Sicherungsmittel offen bleibe; zu welchem Zwecke für die Rechtsvertretung des Staates, ſowie in Bezug auf Privatverhältniſſe auch für die Rechtsvertretung des Landesherrn, den Unterthanen gegenüber, in der Verfaſſung Fürſorge zu treffen iſt; und endlich ein jeder Unterthan bei Erlangung des Staatsbürgerrechts verbindlich zu machen ſei, nicht nur jede Pflichtwidrigkeit eines Beamten zur Kenntniß der einſchlägigen höheren Behörde, und, wenn dies ohne Erfolg bleibt, oder auch gleich anfangs, zur Kenntniß der Volksvertreter, beziehungsweiſe des fortbeſtehenden Ausſchuſſes derſelben zu bringen, ſondern auch ſich ſelbſt nicht zum Verfaſſungs- oder Geſetzwidrigen, bei Vermeidung feſtzuſetzender Strafen, namentlich des Verluſtes des Staatsbürgerrechtes, mißbrauchen zu laſſen. Außerdem ſind für die Verbürgung der Verfaſſungs- und Geſetzmäßigkeit der Regierung auch die Garantieen, welche das Volk betreffen, wirkſam, ſowie umgekehrt auch wieder die auf die Regierung bezüglichen Garantieen einen ſehr großen Einfluß darauf haben, daß das Volk ſeinerſeits den ihm obliegenden Pflichten nachkomme.

Zu den Garantieen, welche das verfaſſungs- und geſetzmäßige Leben und Handeln des Volkes zu bewirken und zu verbürgen haben, gehören vornehmlich: 1) die Volkserziehung, die nicht blos die ſittliche, religiöſe und intellectuelle Erziehung und Ausbildung, obwohl hierauf das größte Gewicht zu legen und darum das Hauptaugenmerk zu richten iſt, ſondern auch den erforderlichen Unterricht in den menſchlichen, bürgerlichen und politiſchen Rechten und Pflichten umfaſſen ſoll. Die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht eben ſo für eine Hauptſtütze des monarchiſchen Freiſtaates, wie die Unwiſſenheit und Stupidität des Volkes für eine Grundlage der Despotie. Die ſittliche Mündigkeit führt allein ſicher zur politiſchen; jene iſt aber bedingt durch die moraliſche Stimmung und Kraft des Willens und die intellectuelle Ausbildung des Geiſtes. Ohne dieſe Erforderniſſe läßt daher keine politiſche Freiheit ſich denken, welche der Sittlichunmündige ſtets mit der Zügelloſigkeit verwechſeln wird. Wie könnte auch der Menſch, welcher unfähig iſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen und ſich und ſeine Familie zu leiten, zur Handhabung und Förderung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beitragen? Die Volkserziehung, ſowie der öffentliche Unterricht in Kunſt und Wiſſenſchaft, verdient daher eine ganz vorzügliche Beachtung in einer guten Verfaſſung, die nicht verkennen darf, daß die moraliſche und intellectuelle Bildung des Volkes der Hauptangel iſt und bleibt, um den Alles ſich dreht und die Hauptgrundlage des Ganzen bildet, welche die ſtaatsbürgerliche Freiheit begründet, trägt und fördert; 2) die Sprech- und Preßfreiheit, bezogen auf alle Angelegenheiten des Staates, d. i. die Publicität, in Folge welcher nicht nur jeder Staatsbürger die Maaßregeln, Verfügungen und Anordnungen, ſowie die etwaigen Fehler und Mißgriffe der Regierungsbehörden, unter Beobachtung der dieſer ſchuldigen Ehrerbietung beurtheilen und dieſes ſein Urtheil zur Kenntniß des Publikums bringen, dieſem ſeine Anſichten und Meinungen über öffentliche Angelegenheiten vorlegen, ſo zur Bildung, Berichtigung und Leitung der öffentlichen Meinung nach Kräften beitragen, und nöthigenfalls ſich ſelbſt vor dem Publikum gegen Angriffe und Verunglimpfungen aller Art vertheidigen darf; ſondern auch alle Akte der Staatsregierung, namentlich die Rechtspflege und das Verfahren bei Anſtellung der Beamten, ſowie die Verſammlungen der Landſtände — inſoweit nicht eine zeitliche Geheimhaltung durch eine richtige Politik geboten wird — möglichſt öffentlich ſein ſollen. Dieſe Publicität wird mit Recht für die Schöpferin und Pflegerin eines lebens- und kraftvollen öffentlichen Geiſtes und ſomit auch aller ſegensreichen Wirkungen gehalten, die von dieſem ausgehen. Sie iſt, wie das untrüglichſte Kennzeichen der politiſchen Mündigkeit eines Volkes, ſo auch das ſicherſte und kräftigſte Palladium der bürgerlichen und politiſchen Freiheit eines ſolchen, da ſie vorzugsweiſe als die Erzeugerin und Erhalterin der öffentlichen Meinung erſcheint, an deren Allmacht alle Verſuche der Willkürherrſchaft ſcheitern; 3) eine möglichſt unabhängige Städte- und Gemeindeverfaſſung. Die Einheit und Kraft und die Bildung und Erhaltung der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Volkes für das Staatsleben und den Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten, hängen hauptſächlich von der Beſchaffenheit der Verfaſſung der Städte, Flecken und Dörfer ab, wiewohl in der Verfaſſungsurkunde nur die Hauptumriſſe derſelben Platz finden können, deren weitere Ausführung einem beſonderen Geſetze vorbehalten bleiben muß. Wie der Hausvater die Familienangelegenheiten, unabhängig von außen, mit den Seinigen anordnet, ſo ſollen auch die Angelegenheiten der Gemeinheiten möglichſt frei und unabhängig von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt bleiben; ſie bilden ja eben die Hausangelegenheiten der betreffenden Gemeinden. Möglichſte Unbeſchränktheit in der Entwickelung, der Ausbildung und dem Gebrauche der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte muß den Hauptgeſichtspunkt bilden, von dem man bei der Verfaſſung der Gemeinden auszugehen hat. Mehrere Gemeinheiten ſollen ſodann wieder in eine Provinz für die gemeinſamen Provinzialangelegenheiten, und endlich alle Provinzen in Eine große Landes- oder Volksgemeinde für die allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten verbunden werden.

Ein Stadt- oder Dorfgemeinderath, gebildet aus den aktiven Gemeindegenoſſen, ſoll als Organ für die Gemeinde und deren Angelegenheiten, ein Provinzialrath, gewählt aus den aktiven Bürgern der zur Provinz gehörigen Gemeinden, als Organ für die Provinz und deren Angelegenheiten und ein Landesrath, beſtehend aus den freigewählten Volksvertretern, als Organ für das ganze Land und deſſen allgemeine Angelegenheiten beſtehen. Es dürfte wohl von ſelbſt einleuchten, wie wichtig eine richtige Abgliederung des Volkes bis zu den Familien herab ſei, weil hauptſächlich hiervon die Vollkommenheit des Volkslebens, die äußere (mechaniſche) Gelenkigkeit, der innere (organiſche) Zuſammenhang, die Geſundheit und Kraft des Volkskörpers und ſomit das Gedeihen und Heil des Staates abhängt. Iſt nicht die innere Zerriſſenheit des Volkes und die dadurch herbeigeführte Lähmung der einzelnen Glieder deſſelben als die Hauptquelle zu betrachten, woraus der Despotismus Leben, Nahrung und Gedeihen ſchöpft?

4) Eine kräftige Volksvertretung, die, mit hinlänglicher Intelligenz ausgerüſtet, einen möglichſt ausgedehnten Wirkungskreis, in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, und zwar nicht blos das Recht des Beirathes, ſondern auch das Recht der Zuſtimmung, ſowie der Bewilligung hinſichtlich der materiellen Mittel hat, welche zur Befriedigung der Staatsbedürfniſſe erforderlich ſind, und ſich in einer möglichſt ſelbſtſtändigen Stellung befindet. Bei der Organiſation der Volksvertretung hat man theils auf das Recht, an den Wahlen der Volksvertreter Antheil zu nehmen, theils auf die Wählbarkeit zu ſehen. Das (aktive) Wahlrecht iſt hauptſächlich an die materiellen Intereſſen zu knüpfen, und daher nur ſolchen Staatsbürgern einzuräumen, welchen man vermöge ihres eigenen Intereſſe zutrauen kann, daß ſie bei Wahlen umſichtig verfahren und ſtets die Fähigſten und Würdigſten zu ihren Repräſentanten erwählen werden; die Wahlfähigkeit dagegen durch keine beſonderen Eigenſchaften, ſondern nur durch ein völlig reifes Alter, rechtliche Unbeſcholtenheit und ſtaatsbürgerliche Selbſtſtändigkeit zu bedingen, jedoch für die Dauer der Repräſentativqualität kein zu langer Zeitraum feſt zu ſetzen, damit etwaige Fehlgriffe in den Wahlen nicht zu nachtheilig werden, und ſo leicht kein verderblicher Geiſt unter den Volksvertretern ſich einſchleichen könne. Zu einem würdigen Volksvertreter iſt außer den nöthigen Kenntniſſen nur ein möglichſt hoher Grad von ſittlicher Willenskraft, geiſtiger Intelligenz, Gewandtheit und Klugheit erforderlich. Dieſe Eigenſchaften richten ſich aber nicht nach Geburt, Stand oder Vermögen. Es läßt daher gar kein haltbarer Grund dafür ſich anführen, daß ein Volksvertreter ein beſtimmtes Vermögen beſitzen, oder dieſem oder jenem Stande angehören ſolle, weil ein unbefangenes Auffaſſen und Beurtheilen der Staatsverhältniſſe vielmehr von dem zu erwarten iſt, der nicht zu den Reichen oder zu einer bevorzugten Standesklaſſe gehört, der, mit einem Worte, für ſeine individuellen Verhältniſſe bei den Staatsangelegenheiten am wenigſten betheiligt iſt. Die Beſorgniß wegen Beſtechlichkeit u. ſ. w., welche Geburt, Stand oder Vermögen auch nicht beſeitigen können, wird durch die Vorſicht bei den Wahlen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die kurze Dauer der Repräſentativeigenſchaften am beſten gehoben. Bei den Wahlen iſt alſo die größte Vorſicht nöthig, und daher, wenn ein Volk nicht bis in die unterſten Klaſſen hinab ſehr gebildet iſt, das Syſtem der Mittelwahlen zu empfehlen, nach welchem zuerſt durch einen oder mehrere Wahlakte die Wahlmänner, und von dieſen ſodann die Volksvertreter gewählt

werden. Dadurch wird der Einfluß der beweglichen Maſſen vermieden und doch keinem ſelbſtſtändigen Staatsbürger das Stimmrecht bei den vorbereitenden Wahlen entzogen. Die Wahlmänner müſſen hingegen in der Wahl der Volksvertreter ſo wenig als möglich beſchränkt werden, und wenn ſie den rechten Mann von Kopf und Herz gefunden zu haben glauben, dieſen auch wählen dürfen, ohne erſt nach deſſen Geburt, Stand und Vermögen fragen zu müſſen. Daß man übrigens hierbei auch die beſtehenden Verhältniſſe möglichſt zu berückſichtigen habe, ergiebt ſich aus der Natur des Reformenweſens von ſelbſt. Eine ſolche Berückſichtigung der obwaltenden beſonderen Verhältniſſe iſt ganz vorzüglich bei der Beantwortung der Frage: ob man das Ein- oder Zweikammerſyſtem zu wählen habe, erforderlich. Das Zweikammerſyſtem hat, wenn der Staat groß iſt, und es nicht an den zu einer ſogenannten Pairskammer erforderlichen Elementen gebricht, unverkennbare Vorzüge, wie ich bereits an einem andern Orte zu zeigen ſuchte. Iſt aber ein Staat klein und fehlt es ihm überdies an einem reichbegüterten Adel, wie beides (wir können es nicht in Abrede ſtellen) in Kurheſſen der Fall iſt, ſo kann nur das Einkammerſyſtem gedeihlich ſein. Bei dieſem Syſteme gewinnt überdies das Volk an Einheit, indem der Kaſtengeiſt nach und nach nothwendig ſich verliert, die Volksvertretung an ſich nicht in zwei entgegengeſetzte Elemente geſpalten iſt, und der Geſchäftsgang des Landtages an Einfachheit und Schnelligkeit. Eine erſte Kammer, zuſammengeſetzt aus einem Adel, dem es meiſt an dem gebricht, was zu einem wahrhaft ariſtokratiſchen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntniſſe, der darum wegen Mangels an Reichthum von der Staatsregierung nicht nur nicht unabhängig, ſondern vielmehr dieſer — der zu hoffenden Stellen und Ehrenauszeichnungen wegen — oft blind ergeben iſt und wegen des Mangels an Intelligenz und Kenntniſſen der zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Oppoſition gegen dieſelbe bilden wird, iſt nur als ein Hinderniß wahrhaft möglicher Reformen zu betrachten, und mehr geeignet Fürſt und Volk in ſteter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwiſchen beiden zu befeſtigen. Was die eine Kammer beſchließt, wird die andere verwerfen, weil das, was bei getheilten, ja entgegengeſetzten Intereſſen der Standesklaſſen, welche die eine Kammer bilden, nützlich iſt, den Standesklaſſen der andern ſchädlich oder wenigſtens zu ſchaden ſcheint. Das ſo häufig zur Begründung einer erſten Kammer vorgegebene Anwogen des Volks gegen den Thron iſt überhaupt meiſtens grundlos und am wenigſten in kleinen Staaten zu befürchten, in welchen die Liebe zu dem angeſtammten Fürſten, gepflegt durch die näheren Berührungen, in denen Fürſt und Volk, einer großen Familie ähnlich, zu einander ſtehen, jede Furcht vor einem ſolchen feindlichen Anwogen beſeitigt, und darum jede Maaßregel dagegen überflüſſig macht. Eine Uebereilung im Betriebe der Geſchäfte läßt ſich, da dieſe in einem kleinen Staate leicht zu überſehen und etwaige Fehlgriffe nicht von ſo großen Folgen ſind, wohl nicht beſorgen und kann durch eine gute Geſchäftsordnung leicht verhindert werden. Ohnehin kommt das Meiſte auf eine gründliche Bearbeitung der den Landſtänden vorzulegenden Propoſitionen an, welche der Regierung obliegt.

Um die Wirkſamkeit der landſtändiſchen Thätigkeit nie zu unterbrechen, iſt es nothwendig, einen bleibenden landſtändiſchen Ausſchuß anzuordnen, welcher während der Zwiſchenzeit von einem Landtage bis zum andern der Staatsregierung zur Seite ſteht, und die Rechte der Ständeverſammlung nach einer erhaltenen Inſtruction ausübt, der Ständeverſammlung jedoch Rechenſchaft abzulegen hat. Die Einberufung des Landtags muß dem Miniſter des Innern als Verfaſſungspflicht obliegen, und in der Regel alle drei Jahre geſchehen. Eine eigenmächtige Verſammlung der Volksvertreter dürfte nur bei einer Regierungsveränderung als zuläſſig und zweckmäßig ſich darſtellen; endlich 5) die Nationalbewaffnung oder Landwehr. Ein ſtehendes Heer, eine Kriegsmacht im Innern des Staats, ergeben dem Machthaber, ihm verpflichtet zum unbedingten Gehorſam wird nach dem, einem Kriegsheere in der Regel einwohnenden eigenthümlichen Geiſte dem Volke nur leicht fremd bleiben, in der Regel eine den Rechten und Intereſſen des Volkes drohende Stellung einnehmen, und der Verfaſſung und politiſchen Freiheit in dem Maaße gefährlich werden, in welchem deſſen unbedingte und blinde Ergebenheit gegen den Machthaber ſteigt. Denn kann man nicht wohl läugnen, daß der Geiſt einer Soldateska von dem Geiſte des Volkes ſchon an ſich völlig verſchieden iſt, ſo muß dieſe Verſchiedenheit nothwendig in dem Grade zunehmen, in welchem der Geiſt des Volkes und der des ſtehenden Heeres, ein jeder nach ſeiner eigenthümlichen divergirenden Richtung, ſich aus- und fortbildet. Kein Despot kann ohne eine den Rechten und Intereſſen des Volkes entfremdete Kriegsmacht beſtehen, weil das Volk nie zum Peiniger an ſich ſelbſt werden wird. Dagegen iſt die Nationalmiliz oder Landwehr, da ſie blos zum Schutze der eigenen Rechte die Waffen führt, freigeſinnt, enthuſiaſtiſch nur für die Wohlfahrt des eigenen Landes, ſchlagfertig nur gegen äußere Feinde und feindliche Störer der innern Ruhe, gegen das friedliche Volk ſelbſt aber, d. i. gegen ihre eigenen Angehörigen, gänzlich unbrauchbar.

Was vermöchte auch eine Volksvertretung, einem Monarchen gegenüber, durchzuſetzen, welcher eine blindergebene Soldateska zur Seite hätte und ſeine Propoſition wie ſein Veto mit dem Waffengeklirre von Tauſenden unterſtützen könnte. Die Geſchichte, dieſe große Lehrmeiſterin in Allem, vorzüglich aber in der Politik, weiſet grauſam nach, daß die frühere landſtändiſche Verfaſſung in Deutſchland hauptſächlich durch die Entſtehung der ſtehenden Heere ihr Anſehen und ihre Wirkſamkeit verloren hat. Da jedoch ſtehende Heere, zumal in den deutſchen Bundesſtaaten, welche beſtimmte Contingente ſtets in Bereitſchaft haben müſſen, nicht wohl entbehrt werden können, ſo hat man wenigſtens dahin zu wirken, daß durch eine möglichſt kurze Dienſtzeit und häufige Beurlaubung der antinationale Geiſt bei dem Militär vermieden, und dagegen volksthümlicher Sinn bei demſelben geweckt und erhalten werde. Dadurch wird auch die in unſerer Zeit ſo drückend gewordene Koſtſpieligkeit des Militärs, und die nur zu leicht zu beſorgende Gefahr der Entſittlichung des Volkes, wozu eine meiſt müßige Soldatenkaſte, nach bekannter Erfahrung, hauptſächlich beiträgt, am beſten vermieden.

III. Was endlich die dritte Eigenſchaft einer guten Staatsverfaſſung, daß ſie nämlich die Vervollkommnung der Rechtsordnung und der Volksbildung möglichſt erleichtere und fördere, anbelangt, ſo kann ſie nur eine natürliche und darum zugleich nothwendige Folge der beiden erſten Eigenſchaften ſein. Iſt nämlich, vermöge der erſten Eigenſchaft, die Freiheit und Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, ſowie der möglichſt ausgedehnte freie Gebrauch der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, durch die Verfaſſung und Geſetze gehörig begründet und verbürgt, und vermöge der zweiten Eigenſchaft der Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt möglichſt gehemmt und eine verfaſſungs- oder geſetzmäßige Regierung hinlänglich garantirt, ſo kann es auch nicht fehlen, daß die ſittlich religiöſe und intellectuelle Bildung des Volkes, genährt und gepflegt durch den aus dem freien Verkehre mit den Produkten des Geiſtes, des Bodens und der Induſtrie hervorgehenden Wohlſtand, ſowie überhaupt durch die Zuſammen- und Wechſelwirkung der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, auch raſche Fortſchritte zum Ziele ſtets erhöhter Vollkommenheit mache. Schreitet aber die Volksbildung vorwärts, ſo können auch die Einrichtungen des Staates nicht zurückbleiben, weil dieſe, als die Formen des Volkslebens, nothwendig nach der Volksbildung ſich richten müſſen. Je moraliſch kräftiger, je geiſtig gebildeter und vernünftig freigeſinnter ein Volk iſt, deſto vollkommener muß auch ſeine Staatsverfaſſung ſein, ſowie dagegen ein rohes und in ſeiner Majorität ſittlichunmündiges Volk nur durch die Schrecken der Despotie gezügelt werden kann. Darum iſt auch der Schluß von der Beſchaffenheit der Verfaſſung auf die Beſchaffenheit des Volkes völlig gegründet; es muß aber auch ein Volk ſtets wachſam ſein auf ſich ſelbſt, weil von der eigenen Kraft der Beſtand und das Gedeihen der Staatsverfaſſung hauptſächlich abhängt. Wie aus der Blüthe der ſittlichen Kraft des Römervolkes die großen Männer hervorgingen, die man mit Recht bewundert, ſo ſind die Nerone, Tiberiuſſe, Domitiane u. ſ. w. die ſcheußlichen Erzeugniſſe der Entſittlichung, Verdorbenheit und Kraftloſigkeit des Volkes geweſen. Die Vervollkommnung des Staates und ſeiner Inſtitutionen kann demnach nur das Reſultat der Vervollkommnung der Individuen ſein. Darum muß immer das Hauptaugenmerk auf die Volkserziehung und die dadurch zu erzielende ſittlich-religiöſe Willenskraft und unverſchrobene Geiſtesbildung gerichtet werden. Dem Einzelnen iſt dabei beſonders einzuprägen, daß er zur Vervollkommnung des Staates dadurch am meiſten beitrage, daß er emſig bemüht ſei, ſich ſelbſt in moraliſch-religiöſer und intellectueller Hinſicht zu vervollkommnen und ſeine Bildung durch die That zu bewähren. Die Staatsverfaſſung ſelbſt oder vielmehr die Fundamentalurkunde, worauf dieſelbe ruht, darf daher nur mit größter Vorſicht, etwa nach beſtimmten Zeiträumen abgeändert werden. Denn ſie, als die Trägerin des Ganzen, ſoll ein unantaſtbares Nationalheiligthum ſein. Nur zu leicht ſtürzt das ganze Staatsgebäude zuſammen, wenn man an den Grundſäulen deſſelben rüttelt oder gar einzelne von denſelben umreißt. Hieraus folgt, daß man in der Verfaſſungsurkunde ſelbſt deren Abänderung möglichſt erſchwere und an ſolche Bedingungen knüpfe, welche über die Zweckmäßigkeit und den allgemeinen Wunſch einer vorgeſchlagenen Abänderung keinen Zweifel übrig laſſen, daß man auch für den Fall einen Ausweg treffe, wo über den Sinn einer verfaſſungsmäßigen Beſtimmung eine gütlich nicht auszugleichende Meinungsverſchiedenheit zwiſchen der Staatsregierung und den Volksvertretern entſtehen ſollte, und daß man in der Verfaſſungsurkunde nur allgemeine Beſtimmungen aufnehme und alles Beſondere eigenen Geſetzen vorbehalte, deren

Abänderung nach dem Bedürfniſſe der ſich umgeſtaltenden Verhältniſſe leicht bewirkt werden kann. Ließe eine Verfaſſungsurkunde zu ſehr in das Beſondere ſich ein, ſo müßte man entweder ſie ſelbſt leicht abänderlich machen, oder unzweckmäßige Normen, die, weil ſie in der Verfaſſungsurkunde ſtehen, eben ſo ſchwer abzuändern wären, wie dieſe zum Nachtheil des Staatslebens fortbeſtehen laſſen.

Nach dieſen Grundſätzen wollen wir, meine Herren, einen Verfaſſungsentwurf bearbeiten und dabei alles Gute benutzen, was uns theils in der landesherrlichen Propoſition, theils in andern Verfaſſungsurkunden deutſcher Staaten geboten wird. Wenn wir ernſtlich nur das Rechte und Gute wollen, ſo werden wir es auch mit Gottes Beiſtand ſicher erringen, denn wer könnte, wer dürfte dem Rechten und Guten widerſtreben? Und iſt Gott mit uns, wer könnte wider uns ſein?

Rede über Bedingung und Form des Unterſuchungsarreſtes

gehalten von K. Th. Welcker 1833.

Ich unterſtütze den Commiſſionsantrag und die in der Motion und in dem Commiſſionsbericht enthaltenen Beſtimmungen, die wirklich ſichernd und liberal ſind; allein zum großen Theil ſind ſie mir nicht ſichernd und liberal genug, und da es doch beſſer ſein wird, blos im Allgemeinen die Hauptgeſichtspunkte aufzuſtellen, als jetzt ſchon einzelne Artikel ausführlich zu kritiſiren, ſo will ich nur dieſe Hauptgeſichtspunkte mit einigen Worten zu unterſtützen ſuchen. Ich finde es nämlich als etwas ganz außerordentlich Hartes, die perſönliche Freiheit der Bürger durch den Unterſuchungsarreſt ſo zu beſchränken, wie es neuerlich nicht blos in Baden, ſondern in Deutſchland geſchieht. Es iſt eine bekannte Sache, daß dieſes ganz außerordentlich abſticht gegen das Verfahren in andern freien Staaten, gegen das Verfahren, das ſelbſt unſre Carolina kennt. Auf das Verfahren in den frühern deutſchen Verhältniſſen, ſo weit nicht das Fauſtrecht herrſchte, auf das Verfahren in Griechenland und Rom muß man die Augen richten, wenn man im Ganzen und Allgemeinen angemeſſene Beſtimmungen treffen will. Ich ſage, dieſer Unterſuchungsarreſt iſt außerordentlich hart in den meiſten Fällen, und dabei noch zwecklos. Hart iſt er, denn man kann auf dieſen Unterſuchungsarreſt die furchtbar ſchweren Worte des Beccaria anwenden, die ſo große Wirkungen machten: „In dem Unterſuchungsarreſt ſitzt ein Bürger und leidet, nicht weil man weiß, daß er ſchuldig iſt, ſondern weil man es nicht weiß!“ — Und ich glaube, daß die Gründe, die man gewöhnlich anführt, um dieſen Unterſuchungsarreſt ſo leicht zu verhängen, wie er in unſerer jetzigen Praxis verhängt wird, nicht Stich halten. Denn ſie beruhen auf der bürgerlichen Sicherheit, auf der Sicherung der Freiheit und der Rechte der Bürger. Es iſt aber eine ſchlimme Sicherheit, wenn ich um derſelben willen in Gefahr geſetzt werde, als ehrlicher Mann in den Unterſuchungsarreſt geworfen zu werden. In vielen Fällen, und in der Ausdehnung, wie es gegenwärtig ſtattfindet, iſt die Sicherheit zerſtört. Ich ſpreche nicht davon, wenn Polizeiarreſt, um Verbrechen zu verhindern, im Falle von Unordnungen ſtattfindet. Denn ſolche Sicherheitsarreſte ſind ſehr wohlthätig. Hier iſt die Sache bald abgemacht, wenn nur die Form gut gehandhabt wird, wie ſie im Bericht vorgeſchlagen iſt. Ich ſpreche von Unterſuchungsarreſten, welche ſtattfinden, um einen Angeſchuldigten von der Flucht abzuhalten. Man legt auch hier zu großen Werth darauf, daß der Menſch geſtraft werde und nicht entfliehe. Ich ſage, viel zu großes Gewicht, und werde das durch ein argumentum ad hominem beweiſen. Es iſt bekannt, daß in Griechenland und Rom in den beſten Zeiten der dortigen Republiken jeder Verbrecher, wenn er angeſchuldigt war, bis zu dem gefällten Urtheilsſpruch das Recht hatte, mit ſeinem ganzen Vermögen davonzugehen. Und dieſes waren doch geordnete und ausgebildete Staaten. Sie haben aber kein ſo großes Gewicht darauf gelegt, daß die Bürger gerade dieſe oder jene beſtimmte Strafe erleiden, ſondern glaubten, es wäre dem Geſetze ſchon Genüge geſchehen, wenn dieſer Mann für immer aus dem Staat entfernt werde, und ſolchergeſtalt ſich immer von der Gemeinſchaft losgeſagt hätte. Ich gebe zu, daß man gegen Vagabunden, von denen man fürchtet, ſie kommen wieder, ſtrenger ſein muß. Allein ich glaube, daß man ſelbſt bei Vergehen, die man am wenigſten billigen wird, nämlich bei Majeſtätsbeleidigungen, weßwegen in Baden mehrere Verhaftungen vorgekommen ſind, ſo verfahren könnte, wie die römiſchen Kaiſer gethan haben, die das flüchtig ausgeſprochene Wort ſo wenig achteten, daß ſie keine Unterſuchung deßhalb haben wollten und glaubten, daß bei ſolchen Vergehen Genüge geſchehe, und die verletzte Achtung vollkommen hergeſtellt werde, wenn ein angeſehener Bürger deßhalb landflüchtig wird. Es iſt alſo nicht nothwendig, ihn zum Voraus zu verhaften. — Sodann darf ich daran erinnern, daß Jeder, der die Carolina, dieſes als barbariſch verſchrieene Geſetz, kennt, der es gründlich ſtudirt, finden wird, daß hundert Mal bei uns Verhaftungen eintreten, wo ſie nach der Carolina nicht nöthig ſind, ſo daß wir alſo in unſerer Praxis hinter dieſer Geſetzgebung weit zurück ſind, womit ich jedoch den Richtern in unſerem Lande keinen Vorwurf machen will. Ich klage ja über den Mangel der Geſetze, und wo die Geſetze fehlen, ſind die Richter durch eine Art von Verantwortlichkeit und Beſorgniß beſtimmt, Verhaftungen vorzunehmen, weil ſie nicht wiſſen, ob man das Gegentheil nicht mißbilligen werde. Wenn aber der Herr Regierungscommiſſär und ein Mitglied der Kammer erklärten, über dieſe Verhaftungen finden bei uns keine Klagen ſtatt, ſo möchte ich nur an die Stimmen in der Kammer bei dem Vortrag der Merk'ſchen Motion erinnern. Die Klage findet bei den Gerichten nicht ſtatt, weil ſie nicht durchgeführt werden kann, allein daß Verhaftungen vorkommen, wo ſie nach guten Geſetzen nicht vorfallen ſollten, iſt keine Frage.

Was die Bedingungen betrifft, ſo will ich blos beiſpielsweiſe einige derſelben rechtfertigen. Ich glaube auch, daß, wie in der trefflichen Abhandlung unſeres Präſidenten (Mittermaier) ausgeführt iſt, und von mehreren Geſetzgebern anerkannt wird, aus bloßer Furcht vor Colluſion kein Bürger ſeiner Freiheit beraubt werden ſollte. Wenn auch Einige ein Wort mit einander geſprochen haben, und ein Lügenplan geſchmiedet worden iſt, ſo giebt dies gerade das beſte Mittel an die Hand, um hinter die That zu kommen. Die erſte Bedingung eines Verhafts bei einem Vergehen ſollte immer die ſein, daß ein Vergehen wirklich da iſt, und dann erſt muß die zweite Frage erhoben werden, ob eine beſtimmte Perſon dieſes Vergehens verdächtig iſt. Dieß iſt die große Grundlage des früheren deutſchen Rechts und des römiſchen Rechts, und die Carolina fordert Beides. Wer die ganze Reihe von Artikeln in derſelben geleſen hat, die von den Indicien handeln, weiß, daß dieſe Carolina hier gut iſt, indem ſie wahren juridiſchen Beweis fordert. Später hat es geheißen, einen nicht ganz vollen Beweis; allein ein mehr als halber Beweis gefällt mir immer noch beſſer als bloße Wahrſcheinlichkeit, indem unter dem Schilde dieſes Wortes alles geſchehen kann. Es gleicht einem Irrwiſch, der im Kopf herumfliegt. Ich verlange nicht ſubjektive Wahrſcheinlichkeit, ſondern Beweiſe, wenn ſie auch nicht ganz voll ſind. Alſo dieſe beiden Dinge, daß durch ſtrenge Beweisgründe wenigſtens ein Beweis vorhanden ſei, fordere ich ſowohl in Beziehung auf den Thatbeſtand als den Verdacht. Sodann aber würde ich als ganz beſondere Bedingung außerdem, daß der Menſch der Flucht verdächtig ſein muß, ins Geſetz ſelbſt aufgenommen wünſchen, daß das Gericht genau zu erwägen habe, ob in dem vorliegenden Falle der Nachtheil, daß der Menſch landflüchtig werde, und ſich dadurch der beſtimmten Strafe entziehe, ſo groß erſcheint, daß es nothwendig iſt, ihn ſeiner Freiheit zu berauben, ob nicht dadurch das Intereſſe aufgehoben wird, daß der Menſch ſeine Strafe duldet. Wenn der Staat ein Straferkenntniß fällt, und ein Menſch das Vaterland verläßt, ſo wird es in den meiſten Fällen genügen.

Nun kommen wir auf einen Punkt, wo es klar wird, daß es nothwendig iſt, den Antrag oder den Wunſch der Commiſſion weiter auszudehnen, indem hier die Sache mit der Beſtimmung zuſammenhängt, wann die Specialunterſuchung erkannt werden ſoll. Auch darüber enthielt die Carolina eine ganz vortreffliche Beſtimmung, die aber in unſerem gemeinen deutſchen Rechte verwiſcht worden iſt. Bei uns beſteht zwiſchen der General- und Specialunterſuchung ein blos formeller Unterſchied, während nach der Carolina ein förmliches Erkenntniß auf Specialunterſuchung nothwendig war, und erſt durch dieſe Specialunterſuchung wurde die Bedingung gegeben, den Menſchen als verdächtig hinzuſtellen. Vorher durfte ich Niemand ſpeciell als verdächtig hinſtellen, ich durfte nicht ſeine Papiere in Beſchlag nehmen, oder ihn überhaupt gefangen ſetzen. Wenn er ſich durch die Flucht verdächtig machte, ſo war dies ſelbſt ſchon eines jener Indicien, und es ſollten alſo die Bedingungen, unter denen ein Bürger ſpeciell vor ſeinen Mitbürgern als verdächtig hingeſtellt werden kann, als Geſetz aufgenommen werden. Alsdann würde auch der Antrag des Motionsſtellers Beachtung finden können, den die Commiſſion ſelbſt berückſichtigt hat, der Antrag nämlich, daß in Beziehung auf dieſes barbariſche Mittel der Papierbeſchlagnahme Beſtimmungen getroffen werden ſollten. Ich erinnere auch hier an eine treffliche Abhandlung unſeres Herrn Präſidenten, auf die ich mich beziehe, und nur das noch behaupte, daß mit dieſer Maaßregel der größte Mißbrauch in vielen Theilen von Deutſchland getrieben wird und unſre römiſchen Geſetze von dieſem Mißbrauch nichts wiſſen, ſondern ihn perhorreſciren.

Endlich muß ich noch durchaus wünſchen, daß in dieſes proviſoriſche Geſetz einige kleine Beſtimmungen aufgenommen werden, die weſentlich ſind zur Sicherung unſerer Mitbürger vor Willkür und Verletzungen in Criminalſachen. Der erſte Punkt iſt der, daß für richtige Protokolle nicht blos durch den guten Glauben, ſondern durch die Juriſtiſtien geſorgt werde. Wenn Leben, und Alles, was dem Menſchen werth iſt, auf der Ausſage eines Protokolliſten beruhen ſoll, der gewiſſermaßen Richter und Ankläger in Einer Perſon iſt, ſo iſt dies eine ſchreckliche Unſicherheit. Der achtungswürdigſte Mann, wenn er eine Criminalunterſuchung anfängt, hat ein Intereſſe, den Menſchen ſchuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Anſicht von ſeiner Schuld und glaubt, man möchte ihm ſpäter Vorwürfe machen, wenn er ihn loslaſſe. In dieſer Anſicht führt nun der Einzelrichter das Protokoll, oder ein Menſch, der von dem Richter ganz abhängig iſt, ein Rechtspraktikant, dem er oft ſagen kann, was er will, oder es iſt der Rechtspraktikant ſelbſt, noch ein unerfahrener Mann, der Richter und Actuar in Einer Perſon. Es ſollten deßhalb alle Criminalprotokolle in **Gegenwart** eines beſtändigen und auf dieſes Geſchäft **beeidigten Actuars** geführt werden.

Ein anderer Punkt iſt noch wichtiger. Es iſt ein fürchterlicher Gedanke, ſich in die Möglichkeit hineinzuſetzen, daß ein Bürger von einem Gerichtshof verurtheilt werden ſoll, vielleicht auf eine ganz einſeitige, unvollſtändige Relation hin. Dieſem könnte wenigſtens dadurch vorgebeugt werden, daß das **Schlußverhör** des Angeklagten und ſeine **Vertheidigung** in Gegenwart des Angeſchuldigten vorgetragen werde. — Es iſt endlich **der Punkt** von der größten Wichtigkeit, daß alles, was auch nur entfernt den Schein von **Kabinetseinfluß** hat, beſeitigt werde. Wenn nämlich das hofgerichtliche Urtheil dem Juſtizminiſterium eingeſchickt wird, das ſelbſt nur einen Theil der allgemeinen Verwaltungsſtelle der Regierung bildet, und dieſes mit dem Staatsminiſterium über die Sache communicirt, und dann, ohne daß nur der Betheiligte etwas davon erfährt, die Sache an's Oberhofgericht geſchickt wird, ſo iſt dies ein Einfluß des Miniſteriums auf Rechtsſtreitigkeiten, der zur Kabinetsjuſtiz gehört. Denn hier ſpricht ſich die Anſicht des Miniſteriums aus, an deſſen Spitze eine außerordentliche moraliſche Gewalt ſteht, daß der Richter hier mehr thun ſolle. Der Betheiligte wird nicht gehört, er vertheidigt ſich nicht, und wenn dieſes ſeinen Einfluß auf das Urtheil ausübt, ſo gibt es keine Cabinetsjuſtiz mehr. Ich wünſche alſo, daß dieſes in den Entwurf aufgenommen werde, und ſpreche zum Schluß noch den Wunſch aus, daß entweder ein ſolches Geſetz auf dieſem Landtage noch vorgelegt werde, oder aber der Entwurf des Criminalprozeſſes, der ſchon im vorigen Herbſte ausgearbeitet war, auf einem beſonderen Landtage im nächſten Winter berathen werde, damit endlich dem großen und dringenden Bedürfniß einer Verbeſſerung unſeres Rechtszuſtandes in Criminalſachen abgeholfen werde. Wenn ich dieſe Verſicherung erhalte, ſo will ich auf das proviſoriſche Geſetz verzichten. Wenn ich noch zwei Jahre lang oder noch viel länger in Beziehung auf dieſen für Ehre und Freiheit unſerer Mitbürger ſo wichtigen Punkt warten ſollte, ſo fände ich es auf das Tiefſte bedauerlich. Ich denke mich in Gegenwart aller derjenigen, die den Criminalzuſtand unſeres Landes, nämlich den geſetzlichen Zuſtand, kennen, und ihn vergleichen, nicht blos mit demjenigen anderer freier Staaten, ſondern anderer deutſcher Länder. Jeder wird ſagen, daß es vielleicht kein Land in Deutſchland gibt, wo dieſer Zuſtand mangelhafter iſt. Es gehört gewiß zur Ehre der Regierung, daß dieſem Mangel abgeholfen werde, und eine heilige Pflicht iſt es für uns, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten.

Ueber die Emancipation der Juden.

Rede von J. Merk, gehalten [illegible] in der Badiſchen zweiten Kammer.

Als ich im Jahre 1831 dafür ſtimmte, daß zwar nicht ſogleich und geradehin die Gleichſtellung der Israeliten ausgeſprochen, ſondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derſelben getroffen werden ſollten, ſo dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geſchehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von ihnen fordere, daß ſie in Hinſicht der äußeren Geſtaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgeſetze nachgeben, weil man dies nicht von ihnen verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werden könnte, ſondern nur in Beziehung auf die Modification gewiſſer Gebräuche und Gewohnheiten. Ich bedaure, daß deßhalb nichts geſchehen iſt, ſehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaßregeln nicht gedient ſein wird, ſondern es beſſer iſt, wenn ſich die Kammer geradehin für die Gleichſtellung ausſpricht. Ich glaube nämlich, daß dies nach der Idee des in ſeiner Einheit beſtehenden Staats eine Staatspflicht ſei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in andern Staaten geſchieht, die Ehre von Baden es um ſo mehr fordere, einen entſcheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden ſonſt in dieſem Theil der Geſetzgebung andern Staaten ſogar vorgeſchritten iſt. Man ſage nicht, daß die Israeliten der Regierung nicht entgegengekommen ſeien, und daß ſie unterlaſſen hätten, eine Neigung zu zeigen, ſich unſern beſtehenden Einrichtungen zu aſſimiliren. Wäre dies aber auch nicht geſchehen, ſo glaube ich, daß man ihnen deßhalb mit Recht keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes muß meiner Ueberzeugung nach von uns ausgehen, und es iſt, pſychologiſch betrachtet, eine verkehrte Forderung, daß ſie ſich zuerſt aſſimiliren ſollen. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäßer ſei. Der Unterdrückte iſt nicht gerade in der Lage, ſich ſelbſt emancipiren zu können, ſondern man muß ihm dazu helfen, und ſo lange der Israelit keine Gewißheit hat, daß er bei erreichter Bildung auch deren Nutzen haben werde, ſo lange er fürchten muß, ungeachtet dieſer erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeſchloſſen zu bleiben, kann er auch kein beſonderes Intereſſe daran haben; erſt wenn er deſſen gewiß iſt und die Bahn ſich freigegeben ſieht, wird er auch in einem freieren Aufſchwung das höhere Ziel des Staatsbürgerthumes zu erſtreben ſich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt alſo nichts übrig, als die Israeliten in die Maſſe der chriſtlichen Bevölkerung mit gleichen Rechten hinein zu werfen, damit ſie, vom Strome fortgeriſſen, gleich den in einem Flußbett hinrollenden Kieſeln ſich abrunden und dem Beſtehenden ſich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo dieſe Gleichſtellung ſchon erreicht iſt, ſo zeigt ſich keineswegs die Gefahr, die man ſonſt davon fürchtet, und es ſind die Folgen keineswegs eingetreten, mit denen Einer den Andern zu erſchrecken ſucht. Es war auch nicht dieſe Beſorgniß, die in England kürzlich die Bill über die Emancipation ſcheitern machte, ſondern es waren die Grundſätze der Tories, die beharrlich darauf ausgehen, in dieſer Zeit nichts an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein poſitives Geſetz den Hebräern in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, ſondern dieſe Uebung in vielfacher Beziehung nur deßwegen nicht ſtattfindet, weil dieſelbe dort an die Leiſtung eines beſondern Eides gebunden iſt, der ſo wörtlich genommen wird, daß die Israeliten ihn vermöge ihrer Religion nicht leiſten können. Bei uns ſollte wohl die Beſorgniß eines ſo großen Nachtheils nicht vorherrſchen, weil die Israeliten ſchon in dem Genuß der meiſten bürgerlichen Rechte, beſonders derjenigen ſtehen, die ſich auf den Verkehr beziehen, und weil ſich dieſer Genuß in unſerm Staatsrecht am früheſten in Deutſchland gegründet findet, weßhalb wir auch ſchon in dieſer Beziehung gar nicht zurückbleiben ſollten. Schon das erſte Conſtitutionsedict hat im §. 8 den Hauptgrundſtein zu ihrer Emancipation gelegt, indem nach deſſen Hauptprincip keine Religion im Staate in dem Sinn herrſchend ſein kann, daß die Mitglieder irgend einer ſolchen von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen ſtaatsrechtlichen Vortheile auszuſchließen ſeien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf Gleichſtellung beruht, iſt der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Laſten zu tragen hat, auch den Mitgenuß an den gleichen entſprechenden Rechten haben ſolle. Eine andere und entgegengeſetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das Rechtsprincip verliehen, und man konnte eine ſolche Forderung nicht durch das Vorgeben beſchwichtigen, daß religiöſe Sitten und Gewohnheiten es hindern, dieſe Rechte gehörig und im Einklang mit unſern Einrichtungen zu üben. Denn wenn die Israeliten dieſe Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Verpflichtungen gegen den Staat zu leiſten, wenn dieſer keine Bedenklichkeit bei der Annahme ſolcher Leiſtungen findet, ſo ſehe ich nicht ein, welche Bedenklichkeit in der Geſtattung der Ausübung der dieſen Verpflichtungen entſprechenden Rechte liegen ſoll. Es iſt meiner Ueberzeugung nach eine etwas ſchwere Unterſcheidung gegen die Israeliten rückſichtlich der Forderung zur Leiſtung ihrer Bürgerpflichten und rückſichtlich der Beſchränkung der Ausübung ihrer Rechte gemacht, worin ich keineswegs irgend eine Conſequenz finden kann, und ſie hat auch für ſich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israeliten, die in ihrer Bildung fortgeſchritten ſind, ſo findet man nicht, daß ihre Religion und Sitten hierin ein beſonderes Hinderniß ſind. Der jüdiſche Arzt wird auch am Sabbath ſeine Kranken beſuchen, und der Advocat ſeine Prozeſſe führen. Es iſt auch insbeſondere nicht zu läugnen, daß der Widerſpruch gegen die Gleichſtellung der Juden einen Stillſtand in dem Gang der Civiliſation bewirken würde, der mit dem großartigen Aufſchwung, den unſre Geſetzgebung hinſichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der verſchiedenartigen Intereſſen der bürgerlichen Geſellſchaft genommen hat, in einem ſonderbaren Contraſt ſteht; man fühlt, daß das, was man für dieſe Lückenhaftigkeit noch anführt, daß nämlich die Staatsklugheit es zur Zeit noch fordere, dieſe Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es iſt nicht ſo gerade das materielle Uebelbefinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererſeits die Beſorgniß der chriſtlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichſtellung zugehenden Nachtheile, die bei der Frage über die ſogenannte Emancipation hier entſcheidend wäre, ſondern es iſt das Unrecht, wodurch ſie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtens iſt, daß ſie Laſten tragen und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben ſollen — ein Unrecht, das wenigſtens die Staatspolitik nicht beſchönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung ſprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiſte der Verfaſſung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen ſie beſonders nicht, wenn man nach der Natur der Menſchen vorausſetzt, daß ſolche Mißſtände, wie ſie allerdings da ſind, und wie ſie dem Judenthum ſeit Jahrhunderten ankleben, nicht in einer Generation untergehen können, daß ſie ſich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfeſſelung geſchehen iſt; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, iſt von der Art, daß darin der meiſte Antrieb zu ihrer Vervollkommnung und zur Ablöſung deſſen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegenſtehen ſoll, und zur Anpaſſung an unſre Civiliſation. Sie können ohne eine ſolche Ausbildung nicht zur Uebung dieſer Rechte kommen, und zum Behufe dieſer Ausbildung iſt es eben ſo nothwendig, daß ſie dasjenige ablegen, was ihnen ſo ſehr entgegenſteht, kurz, daß eine gewiſſe Charakterveränderung mit ihnen vorgeht. Es kann deshalb auch nicht wohl die Rede von einem ſo oft gehörten ſucceſſiven Uebergang, einer ſucceſſiven Gleichſtellung die Rede ſein, weil ſie ja die meiſten Rechte ſchon haben, und dasjenige, was noch übrig iſt, gerade der Antrieb zu ihrer Vervollkommnung ſein, alſo vorausgehen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es ſollten die Israeliten jetzt ſchon, alſo vor der Gleichſtellung ſo beſchaffen ſein, ziemlich verbreitet iſt, allein es iſt deshalb nicht minder widernatürlich, und darum iſt auch von einer Seite ausgeſprochen worden, daß der Widerſpruch gegen ihre Emancipation in einer gewiſſen chriſtlichen Popularität zu liegen ſcheine. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen ſind, dieſes populär halten, allein ich möchte auf dieſe Popularität das Beiwort „chriſtlich“ nicht anwenden; denn man kann es ſich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religioſität, nicht wegen der Beſorgniß eines Eintrags in das Chriſtenthum ſelbſt viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation ſind, ſondern wegen der Beſorgniß, daß bei einer Gleichſtellung die Thätigkeit der Chriſten noch überflügelt werde, und wegen der Beſorgniß, daß bei einer Zulaſſung zum Staatsdienſte theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgeſetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Chriſten verdrängen werde. Das iſt es, was beſonders im Volke den Widerſtand gegen die Emancipation erhält. Es iſt alſo eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unſre eigenen Kräfte und ſogar die Vorausſetzung unſrer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weshalb wir die Schranke gegen ſie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Geſetzgebers unwürdig, von der Unterſtellung eines ſolchen moraliſchen ſelbſt verſchuldeten Unterliegens bei einem Akte der Gleichſtellung auszugehen, und letzteren deshalb nicht ergehen laſſen zu wollen.

Die Geſetzgebung ſteht höher; es iſt ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es iſt nämlich offenbar, daß bei der Gleichſtellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele ſei. Die Nachtheile und ſchlimmen Folgen, die durch ſie eintreten ſollen, werden ſchon ſeit langer Zeit nacherzählt und zum Theil ſchrecklich hingeſtellt, obgleich in den Ländern, wo die Emancipation beſteht, von allem dem nichts zu erblicken iſt. Ueberhaupt ſieht man wohl, daß der Widerſpruch gegen ihre Gleichſtellung ſich weniger auf die Sache als auf die Perſönlichkeit bezieht, welche Perſönlichkeit aber in der Gleichſtellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieſes ſogleich geſchehe. Es wird gewiß geſchehen, aber es werden Generationen dazu nothwendig ſein.

Man hat vor funfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menſchlich zu behandeln begann, als man ihnen gewiſſe Rechte gab, daſſelbe Geſchrei erhoben, und gleichwie man ſich jetzt darüber wundert, ſo wird man ſich in funfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein ſo heftiger Widerſpruch gegen dieſe Gleichſtellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, beſonders in den Städten, man betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, ſo wird man doch finden, daß dieſe Zeit der Reife nahe ſei. Schon das große Intereſſe, das ſie an dieſer Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erſchienenen Vertheidigungsſchriften voll Scharfſinn und Beredſamkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewiſſen bitteren Gefühls, das aber nach meiner Anſicht etwas verzeihlich iſt, beweiſen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei ſolchen Betrachtungen nicht hinunterſteigen und den niederſten Theil des Volkes betrachten; denn wenn wir unſre Civiliſation auch nach dem untern Theil des Volkes bemeſſen würden, ſo könnte man auch manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commiſſion macht, haben auf mich keinen beſondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfaſſungsabänderung höchſt bedenklich ſei, wird verſchwinden, weil es gewiß weniger auf eine Abänderung der Verfaſſung, als auf eine Erläuterung derſelben ankommen wird, indem der §. 9. derſelben, der feſtſetzt, daß die Mitglieder der drei chriſtlichen Confeſſionen Anſprüche auf alle Militär- und Civilſtellen haben ſollen, andere noch nicht poſitiv ausſchließt, und der §. 37. bedarf nur einer in der früheren Geſetzgebung und dem Geiſt der Verfaſſung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger iſt mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden ſei. Gerade jetzt iſt die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18,000 Seelen für das conſtitutionelle Syſtem zu gewinnen zu ſuchen, zu welchem ſie, weil ſie zurückgeſtoßen werden, keine beſondere Liebe gewinnen können.

Es iſt überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen ſich in ein großes Bürgerthum conſolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfaſſung zu wirken. Ich bin alſo entſchieden für die Gleichſtellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das heſſiſche Geſetz ſolche ausſpricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Geſetzes erhalten, für eine gewiſſe Uebergangsperiode einige Vorſichtsmaaßregeln zu treffen ſein möchten, worüber ſich aber hier auszuſprechen nicht der Ort ſein wird. — Meine Herren, ich glaube, daß es in dieſer Sache nichts mehr taugt zu zögern und zu temporiſiren, daß in Vergleichung deſſen, was in faſt allen andern conſtitutionellen Staaten geſchehen iſt, dieſes Zögern uns in eine ſonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundſätzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräſentativſyſtem, aus den conſtitutionellen Staatseinrichtungen hier ſchon entwickelt worden ſind, unerklärbar finden würde, dieſen Stillſtand zu behaupten. Ein Beſchluß auf die Tagesordnung würde für diejenigen in Deutſchland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Diſſonanz tönen. Ich ſtimme für den Antrag der Minorität.

Ueber Gerichtsöffentlichkeit.

Rede des Abgeordneten Klinger in der ſächſiſchen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Wenn ſchon, meine Herren, ich nicht im Stande ſein werde, etwas Neues über den vorliegenden Gegenſtand zu ſagen, da ſchon geſtern und vorgeſtern ausgezeichnete Redner darüber geſprochen haben, und auch im Deputationsberichte ein reichhaltiges Material zuſammengetragen iſt, welches dasjenige vollſtändig begründet, was die außerordentliche Deputation beantragt hat, ſo halte ich mich doch für verpflichtet, mit einigen Worten hervorzutreten, theils aus dem Grunde, weil Wahrheiten, wenn ſie auch mißfallen, nicht oft genug geſagt werden können, theils auch um dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich bei Feſtſtellung meiner Meinung nicht von einer flüchtigen Richtung der Zeit habe hinreißen laſſen. Meine Herren, der Zweck des Strafverfahrens kann kein anderer ſein als Erforſchung der wirklichen materiellen Wahrheit. Der Weg, der am ſchnellſten und am ſicherſten dazu führt, dieſer Weg wird im Intereſſe des Rechts eingeſchlagen werden müſſen; denn es handelt ſich beim Criminalverfahren um unveräußerliche Güter, um Ehre, Leben und Freiheit. Zwar behauptet die hohe Staatsregierung, daß im Inquiſitionsproceſſe durch die Schriftlichkeit die Garantie vollſtändig gegeben ſei, um ſicher zur Erforſchung der materiellen Wahrheit zu gelangen. Allein ich kann dieſer Behauptung nicht beitreten, erkläre mich vielmehr für Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageproceß mit Staatsanwaltſchaft in Verbindung mit Voruntersuchung. Wenn ſich Jemand in irgend einer Lage, in irgend einem Verhältniſſe von Etwas ſicher, genau und vollſtändig überzeugen will, ſo wählt er dazu nicht die Berichterſtattung eines Dritten, ſondern er wird wünſchen, ſelbſt zu hören, ſelbſt zu ſehen, ſich ſelbſt zu überzeugen, und darauf ſein Urtheil zu gründen. Ich frage Sie, meine Herren, wo iſt ein Kaufmann, der, wenn ihm die Gelegenheit geboten iſt, es verſchmähet, die Waaren, die er zu kaufen ſucht, vorher erſt ſelbſt zu ſehen, ſie ſelbſt zu prüfen? Ich frage Sie, wo iſt ein Landwirth, der ein Gut kaufen will, der ſich nur auf eine bloße Beſchreibung deſſelben aus dritter Hand verläßt? Er wird ſelbſt hingehen, ſelbſt hören, ſelbſt in Augenſchein nehmen, weil in Jedem die Ueberzeugung lebt, daß eigne Augen anders ſehen als die eines Dritten! Wo iſt ein Juriſt, der bei einem Proceſſe von irgend einiger Wichtigkeit nicht wünſchen ſollte, mit ſeinem Clienten vorher ſelbſt Rückſprache zu nehmen, um alles Thatſächliche genau zu ermitteln, was auf den Gang des Proceſſes von Einfluß ſein könnte? Wo iſt ein Arzt, der einem ihm noch unbekannten Kranken ſchriebe: Gieb mir nur ſchriftlichen Bericht, ich brauche dich weder zu ſehen, noch zu hören, ich werde ſchon aus dem Berichte deine Krankheit erkennen, und die richtigen Mittel treffen? Ueberall, meine Herren, in allen Verhältniſſen des Lebens, wo es gilt, einen Entſchluß zu faſſen, ſich ein ſicheres Urtheil zu bilden, wird man unwillkürlich den Wunſch haben, erſt ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu hören, ſich ſelbſt zu überzeugen. Nur dieſer Inquiſitionsproceß mit ſeiner Schriftlichkeit macht faſt die einzige Ausnahme von dieſem naturgemäßen Verlangen; nur ihm genügt es, daß dem erkennenden Richter Bericht von einer andern dritten Perſon, von dem Protokollanten, gegeben werde. Er verbietet dem erkennenden Gericht, unmittelbar in Verkehr zu treten mit dem Angeſchuldigten und den Zeugen, ſich ſelbſt zu unterrichten, ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu hören. Allein die Schrift iſt nicht im Stande, ein treues, klares, deutliches, vollſtändiges Bild von dem zu geben, was bei dem Untergerichte von dem Angeſchuldigten und den Zeugen geſchehen, geſagt und geſprochen worden iſt. Es iſt eine reine Unmöglichkeit, jedes Wort, jede Sylbe in der Schrift aufzunehmen; es iſt unausführbar, ſelbſt wenn man annehmen wollte, es würde dem zu begegnen ſein durch die Stenographie. Denn, meine Herren, wenn man damit auch Treue und Vollſtändigkeit ſchaffen wollte, ſo würde das Ergebniß das ſein, daß die Akten in Kurzem zu Bergen anwachſen, womit man einen Fluß ausfüllen könnte. Es würde keinem Gerichtshofe möglich ſein, ſolche Aktenſtöße zu leſen, und es gehörte, wie ein Schriftſteller ſagt, ein Geſchwindleſer dazu. Was folgt daraus, daß nicht Alles und Jedes ſchriftlich niedergelegt werden kann? Es folgt daraus, daß der, welcher die Ausſagen des Angeſchuldigten und der Zeugen aufnimmt, nur einen kahlen Auszug davon geben kann. Dem Unterſuchungsrichter iſt es daher allein überlaſſen, das Erhebliche von dem Unerheblichen auszuſcheiden; in ſeiner Hand liegt es, was der erkennende Gerichtshof erfahren und nicht erfahren ſoll. Iſt aber auch das, was er ausgeſchieden hat, das Richtige? Der Eine legt einen höhern Werth auf einzelne Umſtände und ſchreibt 4, 5, 20 Bogen darüber; ein Anderer legt wieder dieſen Werth auf andere Thatſachen, und Keiner von ihnen trifft vielleicht das allein Erhebliche. Es iſt in der That auch nicht leicht, allemal das Richtige zu treffen, das auszuſcheiden oder aufzunehmen, was bei der Entſcheidung von Einfluß ſein kann oder nicht. Es iſt nicht leicht, ſage ich, zumal in den erſten Stadien der Unterſuchung, weil man nicht jederzeit im Voraus wiſſen kann, was dereinſt von Wichtigkeit ſein werde. Wenn man über alle Umſtände des Verbrechens ſofort durch eine genaue Erzählung aufgeklärt werden könnte, ſo würde man von einzelnen Angaben vielleicht ganz anders urtheilen, als am Schluſſe der Unterſuchung es möglich iſt. Es iſt aber auch nicht leicht, weil in ſehr vielen Fällen tiefe Sachkenntniß dazu gehört, zu wiſſen, ob gerade dieſer oder jener Umſtand von Einfluß auf die Entſcheidung ſei oder nicht. Allein man könnte ſich damit vielleicht eher begnügen, daß nur ein Auszug dem erkennenden Richter gegeben werde, auf den er ſein Urtheil baut, wenn nicht auf der andern Seite eine gleich große Gefahr daraus entſtünde, daß dieſer Auszug nicht allemal ganz getreu iſt und nicht getreu ſein kann. Es iſt nicht möglich, alle und jede Worte einer kürzeren oder längeren Erzählung im Gedächtniß zu behalten; dem Protokollanten und Unterſuchungsrichter wird dies auch nicht möglich ſein. Was einer in zehn Minuten ſpricht, wird in der Niederſchrift vielleicht mehre Bogen betragen. Wie iſt es möglich, daß derjenige, der vor zehn Minuten eine Periode von Angeſchuldigten und Zeugen vernommen hat, behaupten kann: er habe Alles Wort für Wort in ſeinem Gedächtniſſe aufgefaßt? Es kann im Protokoll nur der Sinn deſſen wiedergegeben werden, was der Angeſchuldigte oder die Zeugen ausgeſagt haben, mehr nicht. Man hat hierbei aber traurige Erfahrungen genug gemacht; im Auslande ſowohl als im eigenen Vaterlande kommen Beiſpiele in Unzahl vor, aus denen es ſich ergiebt, daß der Sinn der Ausſage der Angeſchuldigten und der Zeugen vom Protokollanten oft ganz mißverſtanden, irrig aufgefaßt und mit dieſen Irrthümern niedergeſchrieben worden iſt. Ich würde im Stande ſein, mehrere Beiſpiele davon ſofort aufzuführen. Ich werde mich aber in der Hauptſache deſſen enthalten. Ich glaube, daß ein guter Protokollant, ein ſolcher, welcher viel Bildung beſitzt, welcher ſich viel mit Belletriſtik beſchäftigt hat, der ſich dadurch eine blühende Sprache angeeignet, der ſich in Schrift und Wort einer eleganten Diktion bedient, daß dieſer nicht im Stande iſt, ſeine Sprechweiſe ganz aufzugeben und ſich der des Zeugen oder Angeſchuldigten genau zu bedienen, es wird immer Etwas von ſeiner Subjektivität in das Protokoll übergehen, und das iſt gefährlich, weil ein ſolches Protokoll nicht verſtanden wird. Daher erfahren wir häufig, wie im Protokolle Ausſagen niedergelegt ſind, daß man oft glauben muß, der Angeſchuldigte, der Zeuge weiß ſich außerordentlich gut auszudrücken, es iſt Alles ſo richtig, ſo geordnet vorgetragen, der Angeſchuldigte muß ein Mann von Bildung ſein, und am Schluſſe lieſt man, wie Treue in ſeiner Schrift bemerkt: „übrigens ſcheine der Angeſchuldigte oder der Zeuge etwas ſchwach an Verſtand zu ſein.“ Man ſtützt ſich darauf, daß durch das Vorleſen des Protokolles dem abgeholfen werde; der Angeſchuldigte und der Zeuge habe das Recht, Erinnerungen gegen das Protokoll zu machen, er werde auftreten und ſagen: das iſt meine Meinung nicht. Allein treten Sie hinaus in die unteren Klaſſen des Volks, und Sie werden finden, daß es nicht im Stande iſt, beim Vorleſen des Protokolls den Sinn deſſelben vollſtändig zu erfaſſen, eben weil es in einer andern Ausdrucksweiſe als in der ſeinigen abgefaßt iſt. Um Eines zu erwähnen, ſo ward vor ganz kurzer Zeit ein Mann in Polizeiſtrafſachen verurtheilt; er erklärte, daß er nicht wiſſe, wie er zu dieſer Strafe komme. Ich ſah das Protokoll ein und fand, daß die Strafe dieſem Protokolle nach ganz in der Ordnung war; denn im Protokolle war ausgeſprochen, daß der Angeklagte bekannt habe, daß er eine obrigkeitliche Verfügung erhalten, er habe bekannt, daß er deſſen ungeachtet das und das gethan, er habe bekannt, daß er geſliſſentlich dagegen gehandelt habe. Das Protokoll war vorgeleſen, genehmigt, von ihm ſelbſt vollzogen worden, und dennoch erklärte er, es ſei nicht wahr, er habe nie eine obrigkeitliche Verfügung in dieſer Angelegenheit erhalten. Beim Vorleſen des Protokolls hat er daſſelbe weder überhaupt, noch weniger aber verſtanden, was es heißt: geſliſſentlich gegen eine obrigkeitliche Verfügung handeln. Nicht allezeit iſt es möglich, dergleichen Protokolle als irrig darzuſtellen; es iſt unendlich ſchwierig, die Glaubwürdigkeit der Protokolle zu vernichten. Es wurde in dem vorliegenden Falle möglich gemacht; denn es konnte nicht nachgewieſen werden, daß eine obrigkeitliche Verfügung an dieſen Mann erlaſſen worden. Ganz natürlich folgte daraus, daß er nicht geſliſſentlich dagegen gehandelt haben konnte. Eine Menge von andern Fällen ſchweben vor meinem Gedächtniſſe; ich will aber darauf verzichten, ich habe nur darauf andeuten wollen, daß es nicht möglich ſei, durch das Vorleſen des Protokolls eine Garantie gegen Irrthümer und Mißverſtändniſſe zu geben. Ja Sie werden, meine Herren, in der Civiljuſtiz daſſelbe finden. Laſſen Sie heute eine große Verhandlung ſtattfinden über verſchiedene Punkte, es iſt der Richter, der Protokollant gegenwärtig, es ſind eine Maſſe von Perſonen zugegen, vielleicht 10, 15, 20 Advokaten, das Protokoll wird aufgenommen, vorgeleſen, genehmigt, unterzeichnet, und kaum ſind einige Tage ins Land gegangen, ſo treten die Parteien auf und ſagen: das Protokoll habe einen andern Sinn, als er vom Gegentheile angenommen werde, es ſei nicht ſo zu verſtehen, man habe bei dem Vorleſen das anders verſtanden, und ſo erhebt ſich bald darauf wieder ein Prozeß über den Sinn des Protokolls. Alſo mit dem Vorleſen des Protokolls iſt nichts gedient. Um wie viel trauriger iſt das in Criminalſachen; ein Wort zu viel oder zu wenig iſt oft im Stande, über Ehre und Freiheit zu entſcheiden! Der königliche Herr Commiſſär hat in ſeiner vorgeſtrigen Rede erklärt, das Protokoll ſei das Original vom Geſchehenen, das vorgeleſene, genehmigte und beglaubigte Protokoll gewähre die höchſte Garantie. Allerdings iſt es das Original, es iſt das Original für den, der es niedergeſchrieben hat, das Original für das Gericht, aber nicht das Original für den, der ſeine Ausſagen darin niedergelegt hat. Warum nicht? Es enthält nur einen Auszug von ſeinen Ausſagen, und es enthält dieſen Auszug auch in einer andern Sprachweiſe, als die des Angeſchuldigten oder Zeugen iſt. Vergleichen Sie, meine Herren, mit jenen Mängeln das mündliche unmittelbare Verfahren. Das mündliche Verfahren giebt eine ganz andere Garantie. Ich verſtehe hier unter dieſem mündlichen unmittelbaren Verfahren dasjenige, *wornach der Richter Nichts für wahr annehmen darf, als was er ſelbſt gehört von den Zeugen und dem Angeſchuldigten, oder was er nicht mindeſtens aus der Vorunterſuchung wiederholt beſtätigen gehört hat.* Es iſt damit zugleich Schriftlichkeit verbunden, in der Vorunterſuchung werden auch die hauptſächlichſten Punkte protokollariſch fixirt, ebenſo auch bei der Hauptverhandlung, und neben dieſer Fixation durch die Schrift tritt noch der unmittelbare Verkehr mit dem Richter ein. Meine Herren, es iſt möglich, bei dem mündlichen Verfahren durch eine zeitgemäße Frage des Richters das Dunkel, welches über irgend einer That ſchwebt, ſofort aufzuhellen. Iſt das möglich bei unſerem Inquiſitionsverfahren? Bisweilen wohl, aber nicht immer. Warum? Die Punkte und Momente, die in den Unterſuchungsakten nicht vorhanden ſind, dieſe ſind auch nicht für den erkennenden Richter da; er kann nicht nachhelfen, wenn Umſtände weggelaſſen worden ſind. Er kann ſich keine Aufklärung mehr über die Sache verſchaffen, er kann auf einzelne einflußreiche Gegenſtände gar nicht kommen; denn die Akten enthalten oft keine Andeutung davon. Ich erkläre aber, es iſt kein Heil in der Schriftlichkeit, und hauptſächlich hat mich dazu beſtimmt, nicht ſeit geſtern und heute, ſondern ſchon ſeit Jahren, der Umſtand, daß ich geſehen habe, es ſei nicht möglich, daß von dem Unterſuchungsrichter etwas Anderes gegeben werden könne als ein *Auszug* von dem, was der Angeklagte und die Zeugen geſagt haben, und obendrein in einer *Ueberſetzung*, die nicht das Original iſt. Aber wo es ſich um Gegenſtände ſo wichtiger Art handelt, da muß die Angabe jedes Umſtandes treu, wahr und vollſtändig ſein. Meine Herren, es laſſen ſich noch eine Menge von andern ebenfalls ſehr wichtigen Gründen für das mündliche Verfahren anführen. Ich berühre ſie nicht; ich habe nur diejenigen herausheben wollen, die mich beſtimders überzeugt haben. Ich verzichte darauf, noch mehr anzuführen; wozu auch iſt es nöthig, Beweiſe für die Vorzüglichkeit des unmittelbaren Verfahrens geben zu wollen? Fordert man einen Beweis dafür, daß Tag nur Tag, und Nacht nur Nacht ſei? Gewiß nicht. — Ich erkläre mich auch für die Oeffentlichkeit. Ich bin der feſten Ueberzeugung, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit einen großen Sporn für die Wahrhaftigkeit bietet. Es iſt nicht zu läugnen, daß in einer großen Verſammlung da, wo die Feierlichkeit und Würde der Verhandlung ſo groß iſt, dieſe Feierlichkeit, dieſe Würde einen tiefen Eindruck auf die Menſchen hervorbringt. Es iſt leichter in der Umgebung von wenigen Perſonen der Wahrheit weniger zu huldigen als vor einer großen Verſammlung. Die Erfahrungen anderer Länder beweiſen das in Bezug auf das Criminalverfahren vollſtändig; ſie beweiſen es damit, daß, während bei uns ſelten Jemand ſich veranlaßt findet, ſich als Zeugen aufzuwerfen, ſie dort von den Tribunen herabkommen, ſich zu Zeugen anbieten, um Aufklärung zu geben, und um dem, der vielleicht eine falſche Ausſage gethan hat, zu widerſprechen. Dieſe Erfahrung macht man ſelbſt in Ländern, wo man es am wenigſten vermuthen ſollte. Ich meine Italien. Ich darf nicht unterlaſſen, hier eine Mittheilung zu erwähnen, die mir von einem ausgezeichneten Criminaliſten Deutſchlands hierüber gemacht worden iſt. Er ſagt, er habe Italien bereiſt in der Abſicht, um daſelbſt das Land mit ſeinen Sitten und Inſtitutionen, beſonders das öffentliche, mündliche Verfahren dort kennen zu lernen. Um die Stimme des Volkes darüber zu erfahren, habe er ſich entſchloſſen, in die niedrigſten Wirthshäuſer zu gehen. Er ſei herabgeſtiegen zu den Vetturinis und Vaccinis. Er habe ſie gefragt: wie ſteht es mit eurem öffentlichen Verfahren? Seid ihr damit zufrieden? Die Antwort ſei geweſen: Nein, das iſt ein böſes Verfahren. Warum? Früher, als das ſchriftliche Verfahren beſtand, da ging man hin, gab ſeine Ausſagen vor wenigen Perſonen an der Gerichtsſtelle ab, ſie wurden niedergeſchrieben, und es ward nicht ſo genau genommen. Da war es möglich, ſeinen Freunden durchzuhelfen. Allein jetzt, wo man vor der öffentlichen Verſammlung erſcheinen muß, jetzt, wo die Feierlichkeit der Handlung auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck macht, wo bald der Präſident des Gerichtshofes mit Fragen in einen hineinſtürmt, bald der Vertheidiger, bald wieder die Beiſitzer des Gerichts, bald endlich der Staatsprokurator mit Fragen aller Art überhäuft, da wird man gedrängt und getrieben, daß es nicht möglich iſt, mit Unwahrheit hervorzutreten; man kann nicht anders, man muß die Wahrheit ſagen. Es iſt die Oeffentlichkeit auch zu gleicher Zeit ein Sporn für den Richter, möglichſt gerecht zu ſein. Es kann nicht fehlen, daß der Eindruck, der durch die Feierlichkeit der Handlung auf die Zeugen gemacht wird, auch bei dem Richter ſtattfinden werde. Er muß mit großer Aufmerkſamkeit allen Ergebniſſen der Verhandlung folgen. Er würde ſich dem Spotte, der Verachtung des ganzen Publikums ausſetzen, wenn er zur Parteilichkeit, zur Ungerechtigkeit ſich verleiten laſſen wollte. Der Richter ſelbſt hat aber auch zugleich ein Recht darauf, daß Alles öffentlich bekannt werde, daß alle Verhandlungen öffentlich ſeien, damit das Volk wiſſe, daß Gerechtigkeit von ihm geübt werden. Daſſelbe gilt bei ihm von der Unmittelbarkeit. Denn iſt er jetzt davon überzeugt, daß die Schriftlichkeit mit manchen Mängeln behaftet iſt, weiß er, daß er nur einen unvollſtändigen Auszug erhält, in der That, ſo wird er zwar ſeine Pflicht erfüllen, indem er ſein Urtheil auf die Akten gründet, aber ob er ſich in ſeinem Gewiſſen allemal ſo frei fühlt, das, meine Herren, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Es iſt keine Frage, daß die Oeffentlichkeit auch Rechtsſinn begründet und Rechtsſinn verbreitet. Wir haben ein Criminalgeſetzbuch von einigen hundert Artikeln; es iſt eine Maſſe von einzelnen Beſtimmungen darin, welche der Mehrzahl des Publikums unbekannt ſind. Man darf nicht ſagen, das Gefühl, das Gewiſſen ſagt es ſchon einem Jeden, was Recht oder Unrecht ſei. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Es giebt feine Subtilitäten des Criminalrechts, wo es ſchwer iſt zu entſcheiden, wie ſchon geſtern vom Abgeordneten Dr. v. Mayer angeführt worden, ob eine Handlung ſtrafbar oder nicht ſtrafbar iſt. Man denke nur an die Selbſthülfe, an die Ausübung und den Schutz des Beſitzes. Es kommt vor, daß Jemand in Unterſuchung gezogen wird, der glaubt, er ſei in ſeinem vollſten Rechte. Es wird durch Oeffentlichkeit der Verhandlung Aufklärung und Rechtskenntniß verbreitet werden, wenn auch erſt nach und nach. Wir müſſen doch ſehr wünſchen, daß alle die Geſetzbeſtimmungen, die einmal beſtehen und gegeben ſind, allgemein bekannt und treu befolgt werden. Wir hindern dies jetzt durch die Nichtöffentlichkeit. Allein das größte Recht auf Oeffentlichkeit ſcheint mir der Angeſchuldigte ſelbſt zu haben. Es iſt keine Kleinigkeit, in Unterſuchung gezogen zu werden; denn die Folgen können von den größten Nachtheilen begleitet ſein. Sehr leicht verbreitet ſich das Geziſchel davon von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, verbreitet ſich über die ganze Umgegend hin, der gute Ruf iſt untergraben und der Mann gebrandmarkt. Es ſind viele Fälle dieſer Art in unſerm Vaterlande bekannt, und ſelbſt wenn auch nachher die Freiſprechung erfolgte, ward Mißtrauen und Verfolgung nicht gehoben. Ich mache nur auf einen Fall dieſer Art aufmerkſam. Vor nicht zu langer Zeit wurde Jemand der Brandſtiftung bezüchtigt, hierauf aber gänzlich freigeſprochen; dennoch war er, verfolgt von der Meinung und dem Mißtrauen des Publikums, veranlaßt, ſeine Heimath zu verlaſſen, und wird vielleicht jetzt die zweite Heimath wieder aufgeben müſſen. Warum? weil das Publikum nicht die Gründe kennt, die ſeine Unſchuld darſtellen, aus denen er freigeſprochen iſt. Der Mann kommt dadurch zu dem höchſten Elend und Unglück, und vor wenigen Tagen habe ich von einem ähnlichen Fall des Auslandes geleſen. Es war eine Frau in Unterſuchung gezogen worden, auch in Bezug auf Brandſtiftung. Nachdem die Unterſuchungsakten geſchloſſen waren, hatte der Referent darüber Vortrag zu erſtatten, und ſprach ſeine Meinung dahin aus, die Angeſchuldigte ſei frei zu ſprechen, es hafte kein Verdacht auf ihr. Allein, fügte er hinzu, die Unterſuchungsakten haben zugleich die traurige Wahrheit ergeben, daß, wenn dieſe Perſon in ihre Heimath wieder zurückkommt, ſie ihres Lebens nicht mehr ſicher ſein werde, es hafte einmal der Verdacht der Brandſtiftung auf ihr; und er trug daher darauf an, daß ſie zu ihrer eigenen Sicherheit auf einige Jahre in das Arbeitshaus gebracht werde. Warum? Um bei der aufgeregten Stimmung des Publikums, welches die Gründe der Freiſprechung nicht kennt, nicht todtgeſchlagen zu werden. Etwas der Art kann bei uns nicht vorkommen; unſre Richter ſtehen auf einer zu hohen Stufe der Intelligenz und Humanität, als daß ſie eine ſolche Entſcheidung geben könnten. Allein es iſt Beweis genug dafür, daß es nothwendig iſt, die Oeffentlichkeit einzuführen, damit das Publikum weiß, aus welchen Gründen Jemand verurtheilt oder freigeſprochen wird. Bleiben dieſe Gründe unbekannt, ſo bleibt auch nach der Freiſprechung immer noch ein Verdacht haften, der Verachtung und Verfolgung oft zur Folge hat. Ich erkläre mich aber auch für den Anklageproceß und kann damit um ſo kürzer ſein, weil von mehreren Rednern vor mir darüber ſchon mit großer Ausführlichkeit und Klarheit geſprochen worden iſt. Ich beziehe mich nur darauf, daß es nothwendig iſt, daß eine beſtimmte Anklage formirt werde, damit nicht das beliebte Hineininquiriren in andre Gegenſtände erfolgt. Hauptſächlich aber darum, weil ich mich auch von der großen Gefahr der Triplicität des Richters überzeugt habe. Man hat geſagt, der Richter könne alle dieſe drei Functionen im Intereſſe des Rechts auf ſich nehmen; allein es iſt gegen die Natur des Menſchen, er kann nur einer, nicht ein doppelter zugleich ſein. Kann man nach Oſt und nach Weſt zu gleicher Zeit ſehen; kann man vorwärts und rückwärts zu gleicher Zeit ſchreiten; kann man Blitze mit der Rechten gegen Jemanden ſchleudern und dieſelben wieder mit ſeiner Linken auffangen wollen? Das widerſtreitet der Natur. Es giebt nur eine Einheit des menſchlichen Willens. Ich muß mich daher gegen den jetzigen Inquiſitionsproceß und gegen die zeitherige Triplicität des Richters und für den Anklageproceß erklären. Meine Herren, es würde mir möglich ſein, eine Menge anderer Gründe darzulegen, die für den Vorzug der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, des Anklageproceſſes mit Staatsanwaltſchaft ſprechen, denn das Material dazu iſt unendlich reich; allein ich verzichte darauf, da von mehreren Abgeordneten vor mir der Gegenſtand mit großer Vollſtändigkeit behandelt worden iſt. Nur das füge ich noch hinzu: Die Regierung hat der Ständeverſammlung auch geſtern wieder das Verſprechen gegeben, ſie werde, wenn ſie zu einer anderen Ueberzeugung gelangt ſei, wenn ſie erkannt habe, daß das von der Deputation Beantragte wirklich große Vorzüge vor dem Inquiſitionsproceſſe beſitze, gern bereit ſein, den dießſeitigen Wünſchen entgegenzukommen. Es iſt ein offenes, redliches Wort. Die Regierung hat das ernſte, heilige Streben nach Wahrheit und Recht; ſie wird Wort halten, und ich bin der Ueberzeugung, ſie wird veranlaßt ſein, recht bald Wort zu halten, da ich hoffe, ſie werde ſich bald eines Andern überzeugen. Denn die Wahrheit, wenn auch noch ſo ſehr von Hemmniſſen umgeben, wird überall durchdringen und den Sieg davontragen.

Ueber Preßfreiheit.

Rede des Abgeordneten Oberländer in der ſächſiſchen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Meine Herren! Da ich geſtern wegen bedeutenden Unwohlſeins nach Beginn der Tagesordnung unſere Verſammlung verlaſſen mußte, und daher die von den verſchiedenen Rednern entwickelten Anſichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zuſtand heute nur taliter qualiter das Sprechen zuläßt, ſo werde ich Ihre gütige Nachſicht in mehr als Einer Beziehung in Anſpruch nehmen müſſen. Aber wenn diesmal auch ſchon vier und ſiebzig Mitglieder unſerer Kammer ſich erhoben hätten für das koſtbare und unveräußerliche Recht der freien Gedankenmittheilung, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und ſiebzigſter Sprecher aufzutreten für die Freiheit des menſchlichen Geiſtes, für das wichtigſte Hülfsmittel zu jeglichem Fortſchreiten in allen Gebieten menſchlicher Kenntniß und Wiſſenſchaft, für dieſes ſicherſte Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrückung und der Willkür jeglicher Art, für die mächtigſte Schützerin und unentbehrliche Gewährleiſterin aller übrigen Freiheiten — für die Preßfreiheit, ohne welche alle Repräſentativverfaſſung für immer ein leerer Schall bleibt. Darum wird in dieſen Reihen der würdigen Vertreter des ſächſiſchen Volkes, der treuen Wächter ſeiner Verfaſſung, über dieſe Frage nur Eine Stimme ſein, wie es nur Eine Stimme iſt unter allen Verſtändigen und Wohlgeſinnten aller civiliſirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Oppoſition gegen die Anſichten, die ſo eben ein verehrter Staatsminiſter entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menſchlichen Geiſtes, alſo die Preßfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieſes Rechts nicht einerlei Meinung ſein werden. In dieſem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, geſtützt auf ſein gutes, durch das Herzblut ſeiner Kinder, durch ſeine Liebe und Treue für Fürſt und Vaterland verdientes, durch heilige Urkunden verbrieftes Recht, ſeine Regierung um Erhörung bittet, da fehlt nicht die innerſte Bewegung der Seele, da ſteht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volksvertreters. Mit tiefer Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begeiſterung, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich ſie noch in dieſer Sache, auf dieſer erhabenen Stelle, in dieſer ehrwürdigen Halle, wo ſich vor den Blicken von ganz Deutſchland die Vertreter eines würdigen und intelligenten Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, ſondern der ganzen Menſchheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, berathen, abgeben kann, das werde ich ſtets zu den ſchönſten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht ſein, Ihr gewichtiges Einverſtehen mit den Anträgen unſrer Deputation erſt hervorzurufen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Eitelkeit kommen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, ſondern damit möglichſt aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einverſtanden erſchalle und nachhalle, und unſre Regierung ſich um ſo ſicherer davon überzeuge, daß auch das ſächſiſche Volk ſeine Bitten nicht eher einſtellen werde, bis erfüllt werden, was den Völkern Deutſchlands, nachdem ſie das Vaterland von der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürſten in ihren Rechten und Thronen befeſtigt, von letzteren vor ganz Europa feierlich verheißen, und in allen Verfaſſungsurkunden der einzelnen conſtitutionellen Staaten Deutſchlands noch beſonders zugeſichert und beſtätigt worden iſt. — Verlangt ganz Deutſchland die Preßfreiheit nach dem 18. Artikel der deutſchen Bundesakte vom 8. Junius 1815, ſo beanſpruchen wir Sachſen ſie noch beſonders nach §. 35 unſrer Verfaſſungsurkunde: — Nach einer bekannten Rechtsregel iſt ein nach Zeit und Umfang unbeſtimmt gelaſſenes Verſprechen ſo bald und ſo gut als möglich zu erfüllen. Nach einem faſt zwölfjährigen Zeitraume ſind wir aber noch da, wo wir vor dem Verſprechen waren. Und daß, was den Umfang dieſes Verſprechens anbelangt, der vorgelegte Geſetzentwurf eher jeder anderen Sache als einem Preßfreiheitsgeſetze ähnlich ſieht, darüber braucht man nicht erſt einen Commentar zu ſchreiben. Iſt aber die Verfaſſung nicht das koſtbarſte Geſammtgut für Fürſt und Volk, die Gewährleiſtung des gegenſeitigen Rechts, woran Fürſt und Volk gleichen Antheil nehmen? Es iſt alſo auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfaſſung die wichtigſte Angelegenheit für Alle; Fürſt und Volk, die Miniſter wie die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herren, wer für die Conſtitution, wer für eine einzelne Paragraphe der Conſtitution, wer für die Preßfreiheit ſpricht, der ſpricht nicht nur für das Volk, ſondern auch für die Regierung. Es beſteht aber dieſen heiligen Beſtimmungen entgegen nicht die Preßfreiheit, der Grundſatz, ſondern die Cenſur, alſo das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier geſagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung iſt ein uns vertrautes Gut, für deſſen Nichtgebrauch wir eben ſo verantwortlich ſind wie für den böſen Gebrauch. — Der einzige Grund, der gegen die Preßfreiheit angeführt zu werden pflegt, beſteht darin, daß ſie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken ſetzen, feſte Schranken ſetzen. Dieſe Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengeſetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberſchreitung dieſer Grenzen, der Mißbrauch dieſes Rechts muß der ſtrengſten Beſtrafung und Civilentſchädigung unterworfen ſein. Die durch die Preſſe begangenen Verbrechen müſſen ſogar härter geahndet werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weithin verbreitet iſt. Denn eine Verläumdung, eine Verletzung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Preßverbreitung geſchieht, ſchlägt tiefere

Wunden als die mündliche Rede. — Dieſer Gefahr vorzubeugen iſt jetzt die Cenſur beſtimmt. Allein abgeſehen davon, daß dieſes Inſtitut den Mißbrauch, wie wir Alle wiſſen, nicht hindert, ſo hat es auch große Nachtheile und Rechtsverletzungen in ſeinem Gebiet und Gefolge. An die Stelle der Cenſur ſollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Preſſe die ſtrafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältniſſe der Preſſe am zweckmäßigſten die Geſchwornengerichte. Wir weiſen alſo gänzlich zurück die Beſchuldigung, als verlangten wir eine unumſchränkte Freiheit der Preſſe; auch wir fordern die Beſchränkung derſelben, aber nicht durch die Willkür, dies iſt der unauslöſchliche Charakter ſelbſt der ſogenannten liberalen Cenſur, ſondern durch das Geſetz, was oft noch härter ſein mag als die Cenſur. Denn gerecht iſt der Abſcheu gegen den Mißbrauch der Preſſe und gegen die Preßfrechheit. Allerdings kann die Freiheit der Preſſe zu den tiefſten Abſcheu erregenden Mißbräuchen übergehen. Wie in allen menſchlichen Dingen, ſo iſt auch hier der böſe Wille zu fürchten. Was iſt aber im menſchlichen Leben Großes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abſchaffen, die Kirchen ſchließen, weil ſie unzählige Male mißbraucht worden ſind? ſollen wir das monarchiſche Princip, das Königthum, für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der Menſchenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilſamſten Einrichtungen und Anſtalten des Staates entbehren, weil ſo oft Unheil aus ihnen hervorgeht, und ſie für Einen oder den Andern mit Beſchränkungen und Beeinträchtigungen verbunden ſind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergeſſen, und das Nothwendige muß man um ſo mehr beibehalten, wenn die Letzteren die Nachtheile der Erſteren aufwiegen? Daß aber alle Erſcheinungen des Mißbrauchs der Preſſe, als Verläumdungen und empfindliche Verletzungen von Privatperſonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lehren, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig ſind, welche die Grundſätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürſten erſchüttern, auch in ſolchen Ländern vorkommen, wo die literariſchen Erzeugniſſe der Cenſur unterliegen, das wird Niemand läugnen, das iſt eine tägliche Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maaßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Länge vertheidigen wollen; es können ſie höchſtens außerordentliche Umſtände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Cenſur ungerecht genannt, weil ſie eine jede Rechtfertigung ausſchließt, wenn der Cenſor ſtreicht, was ich geſchrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweiſen, daß er mit Unrecht geſtrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publikum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen iſt. Willkür iſt und bleibt der ausſchließliche Charakter der Cenſur, alſo eines Inſtituts, welches conſtitutionelle Staaten nicht kennen ſollten; denn es iſt dem ſubjectiven Ermeſſen des Cenſors überlaſſen, die Meinungen, welche er für ſchädlich, für irrig hält, nach ſeinem Belieben zu ſtreichen. Iſt es aber nicht Hohn gegen den menſchlichen Geiſt, gegen die Gottheit ſelbſt, einem Menſchen das vernichtende Urtheil über die geiſtigen Erzeugniſſe vieler tauſend andrer ihm nicht Nachſtehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem conſtitutionellen Staate ſoll kein Bürger in der Ausübung eines weſentlichen Rechtes der Willkür eines Andern unterworfen ſein, das iſt ein Satz, welchen Niemand beſtreitet. Wie will man nun dieſe Willkür bei dem unveräußerlichſten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern ſeine Gedanken mitzutheilen, Belehrung zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menſchen das Recht verleihen, nach Willkür die Gedanken ſeiner Mitbürger zu verſtümmeln, zu verfälſchen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu laſſen, was der Cenſor für wahr hält? Wie darf man ſich in chriſtlichconſtitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwickelung der Keime und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gelegt hat? Der Zwang der Geiſter iſt eine wahre Verſündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menſchlichen Körpers, die Leibeigenſchaft, für immer aufgehoben, ſind wir der Sklaverei des Grundeigenthums, das heißt, den auf dem Grundeigenthum haftenden Laſten entgegengetreten, ſo werden wir auch wie aus Einem Munde die Sklaverei des menſchlichen Geiſtes, das heißt die Unterdrückung der freien Preſſe, die Cenſur verdammen. Denn jede Sklaverei iſt eine Schmach; und da in dieſer geehrten Verſammlung wohl Niemand läugnen wird, daß der Geiſt höher ſteht als der Körper und das Grundeigenthum, ſo iſt die Sklaverei des Geiſtes, die Unterdrückung der freien Preſſe, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unſre Verfaſſung ausdrücklich an, indem ſie dieſer Sklaverei ein Ende zu machen verſprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menſchen gab, welches aber eine falſche und übelverſtandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch ſolche Maaßregeln den Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Regierungen etwa weniger getadelt und angegriffen, weil dies im Verborgenen geſchah? Konnte Vertrauen und Liebe daraus erwachſen, daß man die Erfüllung jener heiligen Verſprechungen von Zeit zu Zeit hinausſchob, daß man nur der Regierungspartei die Freiheit der Preſſe geſtattete, alle Uebrigen aber zum Stillſchweigen verdammte? In Nichts trifft die Regierungen mehr der Verdacht, in den Völkern keine andern Meinungen als die ihrigen zuzulaſſen, als in der Unterdrückung der Preßfreiheit. Wenn ſich hie und da in Deutſchland Stimmen von Unzufriedenen gezeigt haben, ſo liegt der Grund vorzugsweiſe darin, daß jene Verheißung nicht erfüllt worden iſt; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alsbaldigen Beſchwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Preßfreiheit gäbe. Meine Herren, es giebt — alſo ſagt ein großer und von Königen geehrter Schriftſteller — es giebt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhaft ſchmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige wahrhaft verdienſtliche Art, ihm zu dienen, — daß man ſie ihm keinen Augenblick verhülle. Haben aber die deutſchen Miniſter unſern Fürſten die Wahrheit geſagt, wenn ſie ihnen vorgeredet haben, daß die deutſche Bundesakte in ihrer Reinheit und Preßfreiheitsverheißung keine Gewährleiſtung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unſerm deutſchen Vaterlande? Hat ſich die deutſche Nation in der That ſeit dem Jahre 1815 als eine ſo ſchlechte und unwürdige gezeigt, hat ſie ihre Pflichten gegen den Fürſten in der That ſo ſchlecht erfüllt, daß man ſich für ermächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu ſuspendiren, welche man ihr zugeſichert hat? Hat ſie wirklich verdient, daß nun ſeit einem Vierteljahrhundert das Martialgeſetz gegen dieſelbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel ſei Dank, Deutſchland bewahret noch den Nationalcharakter ſeiner Väter, und ſeine Volksſtämme werden ſich ſtets als eine Nation bewähren, die, um mit den öffentlich ausgeſprochenen Worten eines deutſchen Miniſters zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für geſetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürſten in den entſcheidendſten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben iſt. Eine Nation, die ein ſolches Lob verdient, kann ſo ſchnell nicht ausarten. Warum alſo hat man nicht längſt auf geſetzlichem Wege, ſtatt auf dem der Willkür und der verhaßten Cenſur, die Mißbräuche der Preſſe zu bekämpfen geſucht; bieten Deutſchlands Gerichte ſo wenig Garantie, daß Preßunfug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Aſyl gefunden haben würde? Sollte, alſo ſagt der biederfeſte Schlözer, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt werden, ſo findet ſich in jedem Lande ſchon eine Stelle, die dagegen Rath ſchaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Juſtiz. Deutſchlands Gerechtigkeitspflege weiſt den Verdacht der Begünſtigung der Preßverbrechen mit Entſchiedenheit und der tiefſten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Vertrauen in Anſpruch, daß wahre Geſetzübertretungen durch die Preſſe bei ihr ſtets eine unparteiiſche, umſichtige und ernſte Rechtſprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Strafjuſtiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nimmermehr glauben, daß unſere deutſche Nation, und die ſächſiſche insbeſondere, nicht eben ſo gut ſein ſollte, wie irgend eine von denen, welche der Preßfreiheit ſich erfreuen. Nun wohlan, meine Herren, wenn man überall mit dem Munde der deutſchen Nation das beſte Zeugniß gibt, ſo gebe man es ihr auch durch die That, ſo behandle man ſie auch darnach, und ſpreche durch Entziehung ſolchen einem würdigen und freien Volke gebührenden Rechts nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutſche Nation iſt weder würdig noch reif, ſo behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzoſen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja ſelbſt wie das junge Volk der Griechen, welches erſt vor wenig Jahren aus der faſt vierhundertjährigen türkiſchen Sklaverei befreit worden iſt, und deßhalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch nicht ſo gewohnt iſt wie das deutſche. Oder wollen etwa die deutſchen Regierungen das Letztere beſtreiten? Sonach iſt es eine Schmach, eine Herabwürdigung der deutſchen Nation, daß man ihr die Preßfreiheit entzieht, alſo daß ſie ſich vor den andern Völkern Europa's entſcheiden muß, und auch in der That deßhalb vielfach verhöhnt wird. Iſt aber die Schmach der Völker die Ehre der Regierungen?! — Wenn die deutſche Nation, wie Alle mit dem Munde anerkennen, eine edle iſt, und die eben durch die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens verdient, beſſer behandelt zu werden, wenigſtens eben ſo gut, wie andere; ſo iſt es traurig, ſehr traurig für uns, daß man eine ſolche Schmach auf uns ruhen läßt. Und dieſes beſonders auf unſer Vaterland Sachſen angewendet, ſo iſt es noch demüthigender und niederſchlagender, daß unſere Regierung nicht einmal die proviſoriſchen, durch angebliche Schuld des deut-

chen Volkes hervorgerufenen, Ausnahmegeſetze
ür hinreichend hält, daß ſie bis jetzt nicht einmal
as gewährt hat, noch gewähren will, was jene
rſtatten. Womit hat ſolches das ſächſiſche Volk
rdient? Wir haben nichts verbrochen, und
as ſächſiſche Volk, in deſſen Namen wir hier
rchen, hat auch nichts verbrochen. Meine
erren, ſoll ich noch eine gewichtige Autorität
afür anführen, daß man ſonſt wirklich nicht ſo
rächtlich von dem deutſchen Volke, ſeinen Ver-
enſten und Anſprüchen dachte? Es ſind die
orte des Präſidialgeſandten der hohen Bundes-
rſammlung ſelbſt, in dem Protokolle vom 17.
ai 1817 ausgeſprochen: „Die Bundesver-
mmlung wird, eingedenk der hohen Beſtimmung,
der ſie berufen worden, und der Vorſchriften
d Zwecke der Bundesakte, ſich durch keine un-
eiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesglie-
s abhalten laſſen, ſelbſt bedrängter Untertha-
n ſich anzunehmen, um auch ihnen die Ueber-
egung zu verſchaffen, daß Deutſchland nur dar-
n mit dem Blute der Völker vom fremden Joche
freit, und Länder ihren rechtmäßigen Regenten
rückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher
ſtand an die Stelle der Willkür treten möge.“
e deutſchen Völker haben alſo nach Auflöſung des
utſchen Reiches nicht ſchlechter geſtellt werden
llen; nach dieſem Programm des Bundestags
alle Willkür ein Ende nehmen ſollen. Iſt nun
ſer Rechtsanſpruch auf Preßfreiheit ſo begrün-
, daß, wenn es noch ein höchſtes deutſches Rechts-
richt gäbe nach altem Zuſchnitt, nicht beſſer, ein
ches nach dem darüber vorhandenen Brief und
egel unbezweifelt eine Verurtheilung der einzel-
n deutſchen Regierungen zu Gewährung der ver-
ochenen Preßfreiheit ausſprechen würde, ſo laſ-
Sie uns, meine Herren, mit dieſem Programm
deutſchen Bundesverſammlung in der Hand
roſt die Frage aufwerfen, wer die Schuldner
n, die Völker oder die Regierungen? Jean
ul, der beſte Vertheidiger der Preßfreiheit,
t: „Das arme Volk! Ueberall wird es in den
loßhof geladen, wo die größten Laſten des
edens und des Krieges wegzutragen ſind;
rall wird's aus demſelben gejagt, wo die
ſten Güter auszutheilen ſind.“ Daß aber die
ündung des deutſchen Bundes wirklich und
rhaftig, woran man jedoch jetzt hier und da
weifeln anfängt, nicht nur die Befeſtigung
Fürſtenthrone und der Privilegien der Bevor-
en, ſondern auch die Sicherung der Rechte
deutſchen Nation und der Unterthanen der
ndesſtaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt
lich die Note, welche von den neun und zwanzig
ſchen Fürſten am 16. November 1814 den Ge-
ten von Oeſterreich und Preußen in Wien über-
n wurde, und worin es unter Anderem heißt:

„Namentlich ſind wir damit einverſtanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfaſſung, ſo im Einzelnen in allen deutſchen Staaten durch Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen vorgebeugt werde.“ Gelegentlich und nebenbei geſagt, kann ich dieſe Note auch nicht anders verſtehen, als daß es in der Abſicht der contrahirenden Fürſten gelegen habe, eine Repräſentation der deutſchen Nation auch bei der Bundesverſammlung eintreten zu laſſen, was auch nach Aufhebung der höchſten deutſchen Reichsgerichte unerläßlich war. Meine Herren! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Berathungsgegenſtand abwiche; denn ich habe ſchon vorhin angedeutet, die Unterthanen der deutſchen Bundesſtaaten haben durch Auflöſung des deutſchen Reichs nicht ſchlechter geſtellt werden ſollen. Gewiß iſt es aber, daß, wenn noch ein höchſtes deutſches Reichsgericht beſtände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zuſicherung der Preßfreiheit aufzuweiſen haben, die Verurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derſelben erfolgen müßte. Unſer größtes Unglück iſt und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Geſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe Deutſchlands, nicht unmittelbar nach Auflöſung des deutſchen Kaiſerthums und der damit zuſammenhängenden Inſtitutionen geſchehen iſt, vielmehr der für Deutſchland ewig ſchmachvolle Rheinbund dazwiſchen liegt; denn außerdem würde ſich das Neue an das beſtehende Alte angeſchloſſen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es ſich an das beſſere Alte anſchließt, im Sinne des beſſeren Alten geſchieht. Iſt man nicht in dieſer Verſammlung, nicht bei der Regierung darüber einverſtanden, daß man bei allen Reformen auf hiſtoriſchem Boden ſtehen müſſe? Damals hat man aber den hiſtoriſchen Boden verlaſſen, man hat Neues geſchaffen, ohne ſich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch iſt es geſchehen, daß wir um unſre beſten Rechte gekommen ſind. Durch die Knechtung und die ſchmachvolle Unterjochung der deutſchen Fürſten und der deutſchen Nation durch Napoleon, den entſchiedenſten Feind und empörendſten Zertreter der Rechte der Fürſten und Völker, den es je gegeben hat, war es gekommen, daß die heilige Scheu vor den in anerkannter Wirkſamkeit beſtandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Welttyrannen durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht ſo die Völker; bei dieſen blieb's beim Bonapartismus. — Wenn ich ſchon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Preßfreiheit die beſte Gewährleiſterin einer jeden Repräſentativverfaſſung ſei, ſo mögen wir dies namentlich auch für wie gegen uns gelten laſſen. Weßhalb iſt die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen ſo unerläßlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Dieſe geſchieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Dieſe aber kann nicht entſtehen, kann ſich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Preſſe beſteht. Man hat es — incredibile dictu — hie und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Preſſe unterworfen wird. Meine Herren! das Volk wird ſich wahrhaftig nicht von Menſchen, die es ſelbſt gewählt hat, mit völligem Stillſchweigen befehlen, Geſetze vorſchreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen laſſen. So lange man aus Deutſchland kein Trappiſtenkloſter macht, ſo lange verzichte man auf ein ſolches Stillſchweigen. Gegen ſeine ſelbſtgewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt alle Preßfreiheit auch gegen ſeine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben ſo nothwendig iſt die Preßfreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Preßzwang und die Cenſur muß ſie einem jeden wahrhaft ehrenden Lobe, einem jeden volle Ueberzeugung gewährenden Lobe entſagen. Jean Paul ſagt: „Ja ſogar euer Lob gilt aus einem Staate Nichts, dem die Freiheit des Tadels gebricht.“ Eine cenſirende Regierung hat kein Organ, mittelſt deſſen ſie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was ſie in den Blättern ihres Landes nicht ſtreichen läßt, wird von den Leſern als halbamtlich, was ſie aber ſtreichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländiſche Literatur, die Zeitſchriften verkümmern geiſtig und ökonomiſch; das Publikum wendet ſich an freie Blätter des Auslandes, und dieſe geiſtige Contrebande iſt gefährlicher als die materielle. Auch hier erlauben Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsrechtslehrer und Publiciſten mit ihren Worten mehr Vertrauen einflößen. Es iſt dies der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend.“ Da ſagt er:

„Und wenn ſich die wahre öffentliche Meinung in Deutſchland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlöſen, ihren Völkerſchaften geſetzliche Freiheit laſſen, die geſetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß ſie die Sicherheit Deutſchlands und deſſen Wohl durch einen ächten Staatenbund nicht blos, wie ſeit ſiebenzehn Jahren geſchehen, verſprechen, ſondern wirklich und wahrhaft gründen ſollen, — wenn ſich dieſe wahre öffentliche Meinung in Deutſchland, welche keine Revolution, ſondern nur Evolutionen will, und daher von dem Volke auf dieſem Wege der Evolution Treue gegen den Regenten, Gehorſam dem Geſetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn ſich dieſe wahre öffentliche Meinung in Deutſchland nicht noch lauter, beſtimmter, entſchiedener und allgemeiner ausſpricht, woran liegt es?“

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch ſeiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht ſüß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Cenſur vielen ſolchen Männern den Mund verſchließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo ſeine Miniſter in ſeinem Namen ſündigen. Denn wenn die Männer der echten Mitte nicht laut werden dürfen, ſo reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengeſetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszuſprechen vermögen, ſcheint dieſe ſich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne ſich ihm wirklich zugewandt zu haben. Denn man liebt deßwegen die bittere Galle noch nicht, wenn man ſie dem ſüßlichen Gifte vorzieht! Nun aber ſetzt man die ganze Wahrheit in die Ausſprüche des einen Extrems, und die ganze Lüge in die Ausſprüche des andern Extrems, identificirt mit den Männern dieſes Extrems die Männer der ächten Mitte, mit dem dem Extreme angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiſte wilder Volkshaufen den Geiſt der Ständeverſammlungen, und zeigt dann dem Fürſten ein geſetzliches und getreues Volk als ein ungeſetzliches und untreues, und verwandelt ſo, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtrauiſch macht, die geſunde öffentliche Meinung in eine ſcheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um dieſen Schein in ein Sein zu verkehren.“

Meine Herren! die Regierung, welche den Preßzwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks, wäre ſie voll des reinſten Eifers für Volksbeglückung, weil ſie das freie Urtheil ſcheut. Zwar kann unſere ſächſiſche conſtitutionelle Regierung getroſt ſagen: „Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu ſcheuen, wir ſcheuen es in der That nicht.“ Ich unterſchreibe das vollkommen; allein ſo vermeide man auch den Schein, ſo erkläre man Etwas nicht für nothwendig, für durch die Zeitverhältniſſe geboten, was es nicht iſt. Das täglich wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens ſchwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Cenſur hat nebenher noch die Folge, daß ſie gerade die Intelligenteſten und geiſtig Mündigen am meiſten erbittert. Die Regierung ſetzt ſich durch die Cenſur der Gefahr aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, ſie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, ſie hört nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht ſtellt ſich eine Regierung durch Preßzwang und Cenſur, indem ſie nach Sinn und Weſen der Cenſur das gewiſſermaßen gut heißt und autoriſirt, was geſchrieben wird. Ein auffallendes Beiſpiel davon werden nächſtens unſere Kammerverhandlungen darbieten. Um wie viel mehr iſt dies in Zeiten allgemeiner Aufregung der Fall, und daß Deutſchland, daß ganz Europa in einer ſolchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterſcheide hier wohl zwiſchen faktiſchem Verhalt und der Idee. Es iſt hier nicht der Ort, alle Urſachen und Veranlaſſungen derſelben zu erforſchen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politiſcher Mündigkeit erwachſen ſind, und daß ſie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer ſturmvoller Zeit von den Thronen gegeben worden ſind, daß dieſe Forderungen bald milder, bald ſtürmiſcher gehört werden, und daß die Miniſter, welche nicht darauf achten, ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich laden. Wahrlich! es thut endlich noth, namentlich im deutſchen Vaterlande, daß dieſe Aufregung ſchwinde, daß volles Vertrauen zwiſchen Fürſten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichſten Keime dieſer Aufregung iſt aber nach meiner feſten Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Preßfreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir," ſagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünſchen, daß ein auf gemeinſamen Intereſſen der deutſchen Fürſten und Völker gegründeter Bund erſtehen und beſtehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne ſein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutſchlands Fürſten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Beſſern belehrt werden, glauben wir in unſerer redlich erworbenen und in der beſten Abſicht freimüthig ausgeſprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeſchlagenen Wege das von allen guten und rechtlichen Menſchen, und darum gewiß auch von den deutſchen Fürſten erſehnte Ziel nicht werde erreicht werden können." Darum

Abgethan
Sei das Mißtrauen und der Wahn!
Abgethan, was Fürſt und Volk entzweite!
Und der Geiſt, der gottgeborne, ſchreite
Freie Bahn!
Weg mit dem Gedankenmord!
Freies Wort
Iſt der allertreuſte Hort!
Nur die Freiheit ſoll im Lande walten,
Throne ſelbſt kann Freiheit nur erhalten
Feſt und fort!

Wende ich mich nun von dieſen allgemeinen Anſichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu dem erſten, daß die hohe Staatsregierung erſucht werden ſolle, bei dem Bundestage auf nunmehrige Aufhebung der in Bezug auf die Preſſe erlaſſenen proviſoriſchen bundesgeſetzlichen Beſtimmungen hinzuwirken, ſo höre ich Viele ungläubig ſagen: Ja das wird nichts helfen, das iſt der ſicherſte Weg, um Nichts zu erlangen. Allein, meine Herren! es iſt vorauszuſehen, daß alle deutſche Ständeverſammlungen, ſo weit es noch nicht geſchehen iſt, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen ſtellen werden; und die Regierungen der conſtitutionellen Staaten können und werden dieſe Anträge nicht zurückweiſen, da in allen Verfaſſungsurkunden die Preßfreiheit verſprochen worden iſt. Gibt bei dieſen dem organiſchen Statut des deutſchen Bundes entgegenſtehenden Beſtimmungen die Stimmenmehrheit den Ausſchlag, und ſind die conſtitutionellen Fürſten Souveraine nicht nur in ihren Staaten, ſondern auch beim Bunde — man erinnere ſich an die Hauptgarantie der Akte, ſo muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Präſidialgeſandte am 17. März 1817 erklärt hat, das Geſetz und der Grundſatz über die Willkür und die Ausnahme ſiegen. Hoffen wir, meine theuern Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutſchen Völker diesmal nicht ſpurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespallaſtes zu Frankfurt, wie es geſchehen iſt mit dem beſcheidenen und demüthigen Hülferuf unſerer Brüder in Hannover, die nur noch durch ſchmerzvollen Ausdruck ihres Angeſichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Blicke ſtillſchweigend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung ausſprechen. — Was aber den zweiten aus drei Punkten beſtehenden Antrag anlangt, ſo begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Rudhardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes Königreich zu verweſen, anzuführen, welcher darüber in ſeinem Lehrbuche über das Recht des deutſchen Bundes alſo ſagt:

„Die Preßfreiheit iſt einer der vorzüglichſten Theile und das vorzüglichſte Sicherungsmittel der bürgerlichen geſetzmäßigen Freiheit, welche den Unterthanen der deutſchen Bundesſtaaten auch durch den Bund (Artikel 18) verſprochen worden iſt; und da zu einem Bundesbeſchluſſe, welcher über die Preßfreiheit gefaßt würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht blos Stimmenmehrheit erfordert würde, ſo war und iſt es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundſätze auch früher, und wenn ſie die geſetzliche Preßfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgeſetz auszuſprechen."

„Bei der künftig eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesſchluſſe über die Preßfreiheit ſind die Miniſter derſelben, ſo wie in allen Handlungen, welche conſtitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfaſſung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß ſie in Verfaſſungswidriges nicht eingehen."

Sekann: „Es iſt ferner ſtaatsrechtlich unmöglich, daß ein Miniſter von ſeiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfaſſung oder der Landesgeſetze gerichtet wäre, vielmehr iſt, — beſonders bei der Verantwortlichkeit ſelbſt in der unumſchränkteſten Vollmacht die ſtillſchweigende Klauſel enthalten: inſofern die Beſtimmungen des Vertrags mit der Verfaſſung und den Geſetzen des Landes vereinbar ſind. Nur in demſelben Sinne kann auch einem ſolchen Vertrage die Ratiſication der Regierung ertheilt werden."

Es iſt dies nicht nur die Theorie eines Schriftſtellers und königlich baieriſchen Staatsraths, ſondern ſie iſt auch beſtätigt durch das Beiſpiel des Königs Maximilian Joſeph, welcher, als er die Bundesbeſchlüſſe v. Jahre 1819 in ſeinen Landen bekannt machte, ſeinen Behörden und Unterthanen verſchrieb: daß ſie ſich darnach geeignet achten ſollten, mit Rückſicht auf die ihm zuſtehende Souverainität und die ſeinem getreuen Volk ertheilte Verfaſſung und die Geſetze des Landes. Und daß die Regierungen dieſe Bundesbeſchlüſſe wirklich nicht ſo ausgelegt haben, als ob gar keine Preßfreiheit zu gewähren ſei, was ja außer Baiern namentlich auch das Königreich [illegible] wiederholt bewieſen. Auch König Ludwig [illegible] hat im Jahre 1831 ſeinen Reichsſtänden [illegible] vollſtändige Geſetzgebung über die freie [illegible] vorgelegt, alſo lange nach den proviſoriſchen Bundesbeſchlüſſen von 1819 und 1824. Hätten doch damals die Regierung und die Reichsſtände Baierns über die Geſetzgebung ſich vereinigt! Wahrſcheinlich würde dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in dieſem Lande, ſondern auch in andern deutſchen Ländern nicht entſtanden ſein. — Aber, meine Herren! können wir auch nach alle dem die Preßfreiheit als ein uns zugeſichertes Recht fordern, ſo wollen und werden wir ſie gleichwol aus den Händen eines liebenden Fürſten auch gern als ein Geſchenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf ſein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unſeres Volkes blicken. — „Die Geſchichte," bemerkt ein edler Schriftſteller, „wird einſtens denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erſte preiſen, welche zuerſt und am aufrichtigſten die Preßfreiheit gewährte." Laſſen Sie uns, meine Herren! unſere unauslöſchliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am beſten beweiſen, daß wir den Grundſtein zu dieſem Ruhme der Regierung unſeres Friedrich Auguſt legen helfen! Ja, meine Herren! möchten wir dieſe freudige ruhmvolle Ausſicht unſern Committenten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unſre bittenden und ernſten Worte abermals den Sieg verfehlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Proteſtation gegen die Verfaſſungsverkümmerung, damit aber zugleich das Bewußtſein der Pflichterfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhland:

„Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So kehrt es in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte Nichts vergeben,
Sei euer lohnendſtolzes Glück!"

Die gerichtliche Rede.

Nur in denjenigen Staaten, in welchen eine öffentliche mündliche Rechtspflege Statt findet, iſt dieſe Gattung der Reden bisher angebaut worden. Obwohl wir daher keine Beiſpiele für dieſelbe aufzuweiſen haben, da der größte Theil unſeres deutſchen Vaterlandes ſich dieſer Wohlthat noch immer nicht erfreut, ſo dürfen wir doch auf der anderen Seite die theoretiſche Charakteriſtik der gerichtlichen Rede hier nicht übergehn. Die Aufgabe, welche der Redner in derſelben und durch ſie zu löſen hat, beſteht in der möglichſt zuſammengedrängten aber dennoch gänzlich genügenden und in allen Theilen vollſtändigen Darſtellung und Entwickelung eines Rechtsfalles und in der dadurch veranlaßten Anklage oder Vertheidigung einer oder mehrerer bei demſelben betheiligten Perſonen, um durch dieſelbe auf die gerichtliche Entſcheidung den beabſichtigten Einfluß auszuüben, und die das Urtheil fällenden von der Richtigkeit der aufgeſtellten Behauptungen zu überzeugen. Gründliche Kenntniß des Rechts im Allgemeinen und des landesüblichen Rechts im Beſonderen, logiſche Schärfe und Präciſion, klare und lichtvolle Darſtellung, richtiges Gefühl der Schicklichkeit bei der Anwendung der zweckdienlichen rhetoriſchen Mittel und ein lebendiger, den Stempel der Ueberzeugung tragender, dem Gegenſtande und dem Gerichte angemeſſener, für die beſonderen Verhältniſſe beſonders paſſender Vortrag ſind die Haupterforderniſſe einer gerichtlichen Rede. Für die Geſtaltung derſelben im Einzelnen laſſen ſich jedoch keine Regeln geben. Da hier zu viele Nebenumſtände, wie z. B. die Perſönlichkeit und der Grad der Bildung der Entſcheidenden, die Localverhältniſſe u. ſ. w., in Betrachtung zu ziehen ſind; welche Sprache aber auch der Redner führe, er darf nie die Würde des Gerichtes und ſeines eigenen Berufes dabei außer Acht laſſen.

Vgl. Cicer. Orat. c. 34. 35.

Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Heidelberg 1810.

Boinvilliers, Principes et morceaux choisis d'éloquence judiciaires. Paris 1826.

Die Convenienzrede.

Unter Convenienzreden verſteht man alle jene Reden, welche nicht beſtimmt zu den obigen Gattungen gehören, und bei beſonderen meiſt feierlichen Gelegenheiten gehalten werden. Inhalt und Zweck werden durch dieſe letzteren beſtimmt, und die Behandlung derſelben muß ſowohl jenen wie dieſen durchaus angemeſſen ſein; meiſtentheils haben ſie vorzugsweiſe auf den Verſtand zu wirken, der daher faſt allein die Wahl der zweckdienlichen rhetoriſchen Mittel beſtimmt, um ſo mehr als die Convenienzrede eigentlich nur den Uebergang von der Abhandlung zur Rede bildet und ſich meiſt nur mit wiſſenſchaftlichen oder der Wiſſenſchaft verwandten Gegenſtänden beſchäftigt. Zu dieſer Gattung gehören die Lob- und Trauerreden. Die Reden in den Akademieen der Wiſſenſchaften, die akademiſchen und Schulreden, ſo wie die Anreden, öffentlichen Erwiederungen u. ſ. w. Ihre Form beſtimmen die Verhältniſſe und die übliche Etikette; die bei denſelben am meiſten in Anwendung kommende Gattung des Styls iſt die mittlere.

Vgl. Thomas, Essai sur les Eloges. Paris 1773.

Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld.

Von J. C. Gottſched.

Rector Academiae Magnifice,

Erlauchter, Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger, Hoch- und Wohledle, allerſeits Hoch- und Werthgeſchätzte Anweſende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienſte großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile verſchaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; ſich ſelbſt aber, durch Verſtand und Muth, über viele tauſende emporgeſchwungen haben, durch anſehnliche Denkmäler und ſonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: ſo würde ich jetzo dieſen öffentlichen Rednerſtuhl nicht betreten haben. Alsdann würde es ein Ueberfluß geweſen ſein, das hundertjährige Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutſchland bereits den gebührenden Dank abgeſtattet, welchem alle Liebhaber der freien Künſte ſchon eine unauslöſchliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieſes iſt die Unempfindlichkeit unſers Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennet, noch ihrer rühmlich erwähnet, noch auch ihren Urhebern die geringſte Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unſern Zeiten beſeſſen, auch dieſen gehabt: daß es in Verehrung der Tugend und Geſchicklichkeit gerechter, auf ſeine einheimiſche Ehre eifriger, gegen ſeine Wohlthäter erkenntlicher, und vom Neide freier geweſen. Welchem Helden hat es wohl vormals, ſonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denkſäulen gefehlet? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der ſich nur einigermaßen durch Wiſſenſchaft und Witz hervorgethan, hat man es an einem Grabmale oder Ehrenbilde fehlen laſſen? Dieſe ſcharfſinnige Kenner des menſchlichen Herzens ſahen es nur gar zu wohl ein: daß nichts ſo vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten anzuſpornen, als Ruhm und Ehre. Und da ſie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes beſorgt waren; da ſie alle rechtſchaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beſte nach Vermögen zu befördern: ſo mußten ihnen Marmor und Metall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; ſo mußten dauerhafte Bildſäulen und koſtbare Gedächtnißmäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und ſie zu löblichen Unternehmungen anfriſchen, dadurch ſie ſich gleichfalls Bewunderung und Unſterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechiſche und römiſche Alterthum geſinnet, gnädige und hochzuehrende Anweſende! Ganz anders aber verhält es ſich mit unſern Zeiten. Zwar die Ueberreſte der vormaligen Schnitzkunſt, die durch Stein und Erzt der Tugend ihr Recht haben widerfahren laſſen, werden von uns noch ſorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieſelben noch jetzo auf eine faſt abergläubiſche Weiſe. Ja wir verabſcheuen oftmals die Wuth unſerer barbariſchen Vorfahren, derjenigen gothiſchen, vandaliſchen, normanniſchen und longobardiſchen Völker, die bei ihren Einfällen in Wälſchland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigern Gedächtnißbildern der tapferſten, weiſeſten und tugendhafteſten Leute zu Boden geworfen, zermalmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieſes thun, ſo treten wir ſelbſt gleichwohl gewiſſermaßen in ihre Fußtapfen. So groß iſt unſre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch ſelbſt nicht thun. Wir helfen, durch die ſorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländiſchen Tugend ihren Lohn ertheilen; ſind aber zu gleicher Zeit gegen einheimiſche Verdienſte unerkenntlich. Urtheilen ſie ſelbſt, hochzuehrende Anweſende, ob ich die Wahrheit ſage? Wo ſieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unſerm Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet haben? Und werden wir hierinnen nicht faſt von allen unſern Nachbarn beſchämet! Wofern ſich die Eitelkeit nicht ſelbſt vergöttert; wofern ſich der Stolz, als der beſtändige Gefährte des Ueberfluſſes, nicht bei lebendigem Leibe ein Andenken ſtiftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmal zu bauen: ſo ſieht man ja faſt nichts von dieſer Art zum Vorſcheine kommen. Die Tugend muß nicht nur, ſo lange ſie lebet, im Staube liegen: nein, ſie kann auch ſicher ſterben, ohne zu beſorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Laſt von Marmor beſchweren; oder die Hand der Künſtler mit Abbildung ihrer Geſtalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweiſe von dieſer Unachtſamkeit unſers Vaterlandes: ſo gehe man in die Niederlande, und ſehe wie Rotterdam ſeinen Erasmus in einer Bildſäule verewigt hat. Man gehe nach Wälſchland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracaſtorius, ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf dieſe Weiſe verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten faſt kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiſer geweſen, denen nicht entweder ihre Geburtsſtädte, oder andere ganz fremde Oerter dergleichen Ehre erwieſen haben: ſo gar, daß auch die Athenienſer einem phrygiſchen Sklaven, dem Aeſopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildſäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach England, wo die Abtei zu Weſtmünſter nicht nur die Gräber der Könige und Helden, ſondern auch ihrer Weltweiſen und Dichter, eines Newtons, Addiſons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkſchriften bewahret. Und alsdann ſage man mir, warum nicht Leipzig ſeinem Stifter, Johann von Münſterberg, Augſpurg ſeinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg ſeinem Melanchthon, Nürnberg ſeinem Pirkheimer, Thorn ſeinem Copernicus, Königsberg ſeinem Sabinus, Magdeburg ſeinem Guericke, Danzig ſeinem Hevelius; die Lauſitz ihrem Tſchirnhaus, Berlin einem Leibnitz, und Halle ſeinem Thomaſius, vieler andern vorjetzo zu geſchweigen, eine gleiche Ehre haben widerfahren laſſen?

Doch, was ſage ich? Du vor allen andern hätteſt es verdient, unſterblicher Opitz, daß dein Andenken, auf Veranſtaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmal wäre verewigt worden: du, der du Deutſchland allein ſo viel Ehre gemacht haſt, daß ſich alle ſeine Landſchaften um die Wette hätten bemühen ſollen, dein Grabmal unter ſich zu haben. Gleichwohl biſt du bis auf dieſe Stunde noch keiner ſolchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verweſen müſſen, deren Grabſtein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweiſen können. Dein Bildniß iſt uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geſchickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beſchloſſen haſt. Doch bei der allgemeinen Nachläſſigkeit Deutſchlands iſt dies keine Schande, daß du biſt vergeſſen worden; daß auch ſogar diejenige Landſchaft, die das meiſte Recht hatte, auf dich ſtolz zu ſein, deine Verdienſte nicht zu belohnen geſucht hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer beſondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht geboren worden, darinnen du nur als ein Fremder geſtorben biſt, dich dennoch in das vornehmſte ihrer Gotteshäuſer begraben hat; auch bei ermangelnder Aufſchrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutſchen Witzes, der unſterbliche **Martin Opitz von Boberfeld**, begraben liegt.

So ſtark, hochzuehrende Anweſende, iſt die Kraft ausnehmender Verdienſte, daß ſie auch die natürliche Undankbarkeit der Menſchen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit ſelbſt, erkenntlich zu werden; und da man hundert vergoldete Grabmäler ſolcher Todten nicht mehr zu finden weiß, die ſich, durch ihre Schätze, der Vergeſſenheit gern entriſſen hätten: ſo zieht auch der leere Leichenſtein eines großen Mannes die Bewunderung und die Neugierde der Nachkommen auf ſich. So gewiß iſt es, daß nicht das Grabmal den Todten, ſondern der Verſtorbene ſein Grabmal anſehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unſers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freien Künſten, gnädige, hochgeſchätzte Anweſende, haben mich längſt getrieben, ja ſo zu reden, gezwungen, denjenigen beſonders hoch zu ſchätzen, dem wir es faſt einzig und allein zu danken haben, daß ſich der deutſche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht ſchämen darf. Kaum war mir nunmehr ſchon vor fünf und zwanzig Jahren von einem meiner akademiſchen Lehrer der große **Martin Opitz**, als der Vater der deutſchen Poeſie, genennet worden, als ich ſchon begierig ward, die Schriften deſſelben zu leſen. Je mehr ich dieſelben kennen lernte; je mehr mein Nachſinnen mit anwachſenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: deſto höher lernte ich einen Mann ſchätzen, der dieſelben in unſerer Mutterſprache zuerſt ſo glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr iſt es Zeit, dieſer meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausdruck zu geſtatten. Heute, hochgeſchätzte Anweſende, heute, ſage ich, iſt ein volles Jahrhundert verfloſſen, daß dieſer deutſche Heſiodus, in dem Schooße meines geliebten Preußenlandes, die Welt verlaſſen hat. Ein ſolcher Tag iſt mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kaltſinnigen Stillſchweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieſes verargen? Mußte doch ehedeſſen ein Cicero nach Sicilien kommen, und den unachtſamen Syrakuſanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches ſie, aus einer ſträflichen Unbedachtſamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutſchland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichſam das Grab dieſes unſterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerſt vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch geſehen; und bei welchem ich, ſo zu reden, das Gelübde gethan habe, heute ſein Andenken zu erneuern.

Gönnen ſie mir nur, Magnifice, hochgebohrne, hoch- und wohlgebohrne, allerſeits hochgeſchätzte Anweſende, bei dieſem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerkſamkeit. Zeigen ſie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freien Künſte, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienſte, noch an ehrliebenden Deutſchen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtſchaffenen Mannes ertragen können, dem wir es faſt allein zu danken haben, daß wir in der Dicht- und Redekunſt keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieſer patriotiſche Eifer, den ich aus ihrer aller Augen leſe, wird auch die Fehler meiner Rede erſetzen: als die ohnedies allen ihren Werth, von der Gegenwart ſo vieler und ſo anſehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beifalle, wird erhalten müſſen.

Es iſt niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte geweſen, große Männer hervor zu bringen, die ſich durch Verſtand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es faſt durchgehends angemerkt, daß die kleinſten Oerter, die geringſten Flecken, es faſt zu allen Zeiten den prächtigſten Hauptſtädten darinnen zuvor gethan haben. So ſehr auch vormals, ſieben der berühmteſten Städte um die Ehre geſtritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu ſein: ſo gewiß iſt es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unanſehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Fluſſes, dieſem großen Dichter den erſten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bei Mantua hat der Weltbeherrſcherinn, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatiſches Dorf hat ihm den vortrefflichſten Redner geſchenket, deſſen Verſtand und Geiſt der Größe des römiſchen Reichs gleich und würdig geweſen. Was iſt es alſo Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unſerm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die größten Reſidenz- und Handelsſtädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen dieſe, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich geſtehe, daß ſie auch andrer gelehrten Männer wegen, die ſie hervorgebracht hat, ſchon merkwürdig genug ſein würde. Ich preiſe ſie vielmehr glücklich, daß ſie es darin allen andern Städten Deutſchlands zuvor gethan, indem ſie uns den unſterblichen Opitz zur Welt geboren hat; der ſie, wenn ſie gleich ſonſt nichts merkwürdiges aufzuweiſen hätte, bis auf die ſpäteſten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterſtadt unſers deutſchen Ennius auf; da doch dieſelbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlanget hat, als ſie demſelben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieſelbe lieber gar mit Stillſchweigen übergehen ſollen; da es ohnedies ein ſchlechtes Lob großer Leute iſt, welches von der Geburtsſtadt, oder von dem Vaterlande derſelben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anweſende, hätte man bei unſerm vortrefflichen Dichter daſſelbe gänzlich verſchweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, geweſen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführt, um in dieſem beſondern Falle deſto deutlicher zu zeigen, daß unſer Poet keines fremden Beiſtandes benöthiget, und durch ſich ſelbſt allein groß geweſen ſei. Geht nur hin, und trotzet auf den Ruhm eurer Geburtsſtädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung ſchreibet; ſelbſt aber demſelben lauter Schande machet. Geht hin, und brüſtet euch nur mit den Verdienſten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wiſſet aber auch, daß eure Vaterſtadt euch ſchlechten Dank dafür wiſſen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht ſeid; und daß ſie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an ſeiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bei einem guten Verhalten, zuſtatten gekommen wäre.

Eben in der Abſicht, höchſtzuehrende Anweſende, erwähne ich auch der rechtſchaffenen Aeltern unſers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geſchlechte und Anſehen hat pralen können; ſondern, weil ſie, durch einen ſo würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geſchlechter, deren Stammtafeln faſt eine ungetrennte Kette großer Leute darſtellen; wo man faſt eben ſo viel Helden, als Ahnen zählet, und die Lorbeerreiſer zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönt haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu ſein, wenn ein edler Sohn ſeine unberühmten Aeltern adelt, und denjenigen Stamm, ſo zu reden, belaubt, dem er ſeine Geburt zu danken hat; als wenn ſich ein fauler Aſt mit denen Früchten breit machet, die andre fruchtbare Zweige ſeines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbietung gehabt, das Geſchlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Muſäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo ſelbſt zum Vater anzuweiſen. Allein, mir iſt es allezeit als ein ſchädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geſchweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmeichelei zu einem Sohne Jupiters macht: ſo ſchlägt auch die falſche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Voraltern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen beſitzen können, tauſend edle Gemüther nieder. Sie würden ſich auch durch Verſtand und Tugend erhoben haben, wenn ſie ſich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber erſticken ſie gleichſam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil ſie ſich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geſchöpfen anſehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewiſſer Halbgötter überlaſſen müßten.

Wie wenig war doch unſer Opitz von einem ſo ſchädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtſchaffener Vater, Sebaſtian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und ſeine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauiſchen Rathsherrn. Doch dieſes ſchlug ſeinen Muth ſo wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß ſein Vater Sophroniſkus nur ein armer Bildhauer war. Und geſetzt, daß man ſeine Aeltern gar nicht hätte nennen können; geſetzt, daß ſie unbekannter, als Homers oder Amphions Aeltern, geweſen wären: der überaus muntre Geiſt, der ſein Gemüth belebte, würde ſich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubiſchen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: alſo iſt er jetzo, bei anwachſenden Jahren, durch die Gnade, die er ſich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, ſeinem Vater zu einer Rathsherrenſtelle in Bunzlau, beförderlich geweſen.

Bemerken ſie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anweſende! das Sonderbare, welches in dieſer Begebenheit vorkömmt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der ſeinem Vater erhöhet, bewundern; oder diejenige Stadt rühmen ſoll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwerth ſchäzet? Jener zwar beſchämt dadurch tauſend Söhne, die von ihren Aeltern ihr ganzes Anſehen borgen, aber ihnen daſſelbe niemals wiedergeben. Werden nun dieſe dergeſtalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieſelben aber niemals wieder zurücke ſenden: ſo ward hingegen unſer Opiz ſelbſt einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilſame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländereien fallen läßt, von welchen ſie gar keine, oder doch ſehr wenige Dünſte empfangen hatte. Dieſe aber, nämlich die Vaterſtadt unſers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn ſie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr ſo viele Ströme der Ehren zugefloſſen. Glückſeliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine anſehnliche Ehrenſtelle zu verdanken hatteſt. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine beſonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden biſt.

Sie wiſſen es alſo, hochzuehrende Herren, wer unſer Dichter, ſeiner Abkunft nach, geweſen iſt. Soll ich ihnen denſelben nunmehr auch in einer genauern perſönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen ſeine muntere Jugend, ſeine angeborne Lebhaftigkeit des Geiſtes, ſein unvergleichliches Gedächtniß, ſeine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorſtellen? Soll ich ihnen den geſchickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwieſen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäiſchen Gymnaſio ſtudiret hat? Soll ich ihnen ſeinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beſchreiben? Oder ſoll ich ihnen ſeine Gönner und Freunde namhaft machen, die er ſich in allen dieſen Orten erworben hat? Soll ich ihnen ſeine Reiſen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Siz der gelehrteſten Männer, und nach Holſtein, entwerfen; wohin er einem jungen däniſchen von Adel gefolgt iſt, dem er zum Reiſegefährten gedienet? Soll ich ferner ſein Glück an den Höfen zu Liegniz, in Siebenbürgen, im Anhaltiſchen, in Dresden, ja in Wien und Paris beſchreiben? Oder ſoll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeſchäften ſeiner Zeit vorſtellig machen, den er, theils in des Königs Wladislaus Dienſten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen ſtehen, unſern Dichter mit Nachdruck zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeſchäzte Anweſende, die unvergleichlichen Gaben abſchildern müſſen, womit ihn die Natur ſelbſt ausgerüſtet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß ſeiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrteſten Männer, eines Lingelsheims, eines Gruters, eines Kerkers, eines Barreus, eines Rylanders, eines Venators und Berneggers nennen müſſen, die damals in der Pfalz, im Elſaß und im Würtembergiſchen, ihn ihres Unterrichts, ihres Umganges und ihrer Freundſchaft gewürdiget haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Voßius, einen Barläus, einen Rutgerſius, einen Heinſius und einen Grotius vor Augen malen, bei denen er ſich gleichfalls mit Schäzen der Weisheit und Wiſſenſchaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianiſchen Religionsſtreitigkeiten, und die dortrechtiſche Kirchenverſammlung ins Gedächtniß bringen, die unſer Opiz, als ein lebendiger Zeuge, mit angeſehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unſers Dichters erzählen, wodurch er ſich in beiderlei Schreibart ſeinem Vaterlande gewieſen; und ſelbigem, als ein aufgehendes Geſtirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieſer Verdienſte zeigen müſſen, da er bald von dem ſiebenbürgiſchen Fürſten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnaſii berufen, bald von dem liegnizſchen Herzoge reichlich verſorget; bald am anhaltiſchen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiſerlichen Hofe ſelbſt, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie ſpät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geſchichtſchreiber mögen alſo dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichſam nur im Vorbeigehen, habe berühren können.

Meine Abſicht iſt auf etwas Größeres gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opizen rühmen kann, ihn ganz allein unſterblich gemacht haben würde. Seine Verdienſte um unſere Mutterſprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind es, die ich hauptſächlich entwerfen will. Dieſe ganz allein, werden ihnen, Rector Academiae Magnifice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anweſende, dieſen deutſchen Petrarcha ſo groß vor Augen ſtellen, daß ſie keiner fernern Abſchilderung ſeiner übrigen Beſchäftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutſchland hat ſeit zweihundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerlei Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz bieten kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweiſen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrſamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre ſeines Vaterlandes der ſeinigen vorgezogen, und ſeiner Mutterſprache Dienſte geleiſtet hat, die ſie von niemandem anders ſo gut hätte erwarten können. Dieß, dieß iſt das ſeltene Lob, welches unſerm Dichter ganz eigen iſt.

Hier ſetze ich es zum Voraus, daß derjenige ſeinem Vaterlande keinen geringen Dienſt erweiſet, der demſelben durch nützliche und ſinnreiche Schriften, und zwar in ſeiner Mutterſprache, Ehre macht. Will man mir dieſen Satz in Zweifel ziehen: ſo gehe man in die älteſten Zeiten, und zu den geſcheideſten Völkern zurück. Man ſage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor ſo vielen weſtlichen, nordiſchen, morgenländiſchen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen ſo großen Vorzug erhalten hat? Aegypten iſt ihm an Alterthume ſeiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an ſeltſamen Wundern der Natur weit überlegen geweſen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke ſeiner Mauern, an Menge ſeiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer ſeines Reiches ungemein übertroffen. Perſien iſt ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Thrazien aber, Scythien und die andern celtiſchen Völker, ſind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen geweſen. Aber alle dieſe Völker und Reiche ſind von dem einzigen Griechenlande gleichſam verdunkelt, und, ſo zu reden, aus dem Andenken der Menſchen vertilget worden; außer in ſo weit Griechenland ſelbſt mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwieſen werden, wenn man es gegen Carthago, Hiſpanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch ſeine ſiegreiche Waffen ſich alle dieſe Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: ſo hat es doch damals mehr durch ſeinen Verſtand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker beſieget und beherrſchet. Wenn man die Römer dieſen ihren Verſtand zu danken gehabt, dem haben ſie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer ſieht aber nicht von ſich ſelbſt, daß es bloß die geiſtreichen und witzigen Köpfe, die guten und ſcharfſinnigen Schriftſteller geweſen, die Rom zuerſt aus ſeiner alten Barbarei geriſſen, und ſeine Bürger zu einem geſcheidten Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich ſprechen: dieſes könnte zwar von den erſten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden geweſen, die ſowohl Weisheit als Wiſſenſchaften in Schriften verfaſſet gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weiſen Griechen und Römer in Händen gehabt; ſo wäre es gar nicht mehr nöthig geweſen, auch in unſern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufaſſen. Man dürfte ſich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie man denn lange vor Opitzen, auch in Deutſchland ſchon gethan hätte: ſo könnte man aller Scribenten in ſeiner Mutterſprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeſchätzte Anweſende! die Worte gewiſſer Liebhaber der Finſterniß; oder, daß ich ſie bei ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unſere Landesleute in einer ewigen Unwiſſenheit und Barbarei ſollen ſtecken laſſen. Dieſes ſind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzuſehen, und die Unſtudierten, das iſt, den größten und edelſten Theil eines Volkes, faſt zu der Unwiſſenheit der Beſtien hinunter zu ſtoßen. Denn, was kann wohl ſonſt die Meinung dieſer Leute ſein? Oder was für Abſichten können ſie hegen, wenn ſie es uns verbieten wollen, in unſerer Mutterſprache gute Schriften abzufaſſen; wenn ſie alle, die ſolches thun, verſpotten, und wenn ſie auch diejenigen, die ſolches mit mehrerem Witze und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil ſie es in keiner alten und abgeſtorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die ſeichten Gründe, darauf dieſes Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die feſten Säulen der Wahrheit, darauf unſre Meinung ſich gründet. Wie viel griechiſche Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brahmanen, der Phönizier, oder der ägyptiſchen Weiſen geſchrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefaſſet? Dichteten denn Homer und Heſiodus, Anakreon und Pindarus phöniziſch, oder ſchrieben Herodot und Pherecydes ägyptiſch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäſar, Virgil und Livius in ihrer Mutterſprache; auch zu der Zeit ſchon, als das Latein noch keine gelehrte, ſondern eine gemeine Sprache war! Und warum ſollen wir es anders machen! Warum ſollen wir uns dieſe großen Geiſter nur eben darin nicht zu Muſtern nehmen, wodurch ſie am meiſten ihrem Vaterlande genützet, ja ſich und ihre Mutterſprachen unſterblich gemacht haben?

Hier ſpricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur ſehr wenigen bekannt geweſen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derſelben haben wir nicht? des Lateiniſchen mächtig wären: ſo würde es uns an Leſern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unſern Schriften brauchten. Jedoch, auch dieſer Einwurf iſt nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der ſogenannten Lateiniſchgelehrten dem großen Germanien für ein ſchlechtes Anſehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unſers Vaterlandes, in einer wüſten Barbarei ſtecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch ſein Leben unter einem ſo wüſten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch ſich ſelbſt, noch ſeine Pflichten kennete; weder von den Geſchichten, noch von den Wiſſenſchaften, noch freien Künſten das Geringſte wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehiſche Wildheit und Unwiſſenheit unter unſern Bürgern und Landleuten herrſchete, die vormals unſern Vorfahren ſo beſchwerlich als ſchimpflich geweſen iſt? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen? Soll es ſonſt niemandem erlaubt ſein, einige Kenntniß der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die ſich erſt zwanzig Jahre auf alte Sprachen befliſſen, und dieſelben doch noch nicht halb erlernet haben? Weg, weg mit ſo abgeſchmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anweſende! Wir laſſen uns durch dergleichen ſeltſame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabei: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Mutterſprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzuſetzen, hochgeſchätzte Anweſende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth ſind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer beſondern Hochachtung würdig ſein, die ſich vor andern durch ſinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geiſtreiche und lebhafte Schreibart hervorthun? Urtheilen ſie ſelbſt nach ihrer Einſicht. Ein nützliches Buch bringt ſeinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel deſto mehr Ehre, je mehr es geleſen wird. Nun werden aber ſinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel ſehr häufig geleſen, oft wiederholet, ja faſt auswendig gelernet; indeſſen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in ſich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu ſtreiten haben. Wie ſonſt ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeſte faſt von der Laſt ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieſer ſeinem Beſitzer weit mehr Holz und Schatten giebt: ſo iſt auch ein geiſtreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichſten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichſten Lehren in einer ſinnreichen und ſchönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhaftigkeit und Anmuth herrſchet. Ja nicht nur das eine Land, wo ſolche Bücher geſchrieben werden, vergnüget ſich daran: ſelbſt auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um ſolcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieſelben geſchrieben worden. Sie bewundern den Geiſt und Witz ihres Verfaſſers; und ſchöpfen eine gewiſſe Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es ſolche Scribenten giebt. Dadurch wächſt denn die Ehre einer ſolchen Nation, bei allen ihren Nachbarn; und ſo können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande viel mehr Ehre machen, als Ariſtoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefſinnigen Köpfen geleſen oder verſtanden werden. Ja ſo ſehen ſich oft die Weltweiſen ſelbſt genöthiget, ſich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophraſt und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künſte der Dichter und Redner, ihre an ſich ſelbſt trocknen Wahrheiten auszuſchmücken.

Nunmehr wird es leicht ſein, die Deutung dieſes feſtſtehenden Grundſatzes, auf unſern unſterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich ſolches allererſt thun; da ſie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anweſende! es unfehlbar ſchon in ihren Gedanken gethan haben? Sie ſind mir ohne Zweifel darinnen ſchon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieſes großen Mannes, nicht viel ſagen können, das ihnen nicht ſchon ſelber beigefallen wäre. Denn, wem ſind wohl die nutz- als anmuthsvollen, die ſinnreichen, die geiſterfüllten Schriften unſers Poeten unbekannt? Wer weiß es nicht, zum mindeſten aus dem gemeinen Rufe, daß dieſer ſcharfſinnige Kopf, ſeit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutſchen Scribenten, beides in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden! Alle witzigen Köpfe ſeiner Zeit haben ihm mit einhelligem

Munde, dieſes Lob beigelegt. Der berühmte wittenbergiſche Lehrer, Auguſt Buchner, der meißniſche Schwan, Paul Flemming, der patriotiſche Jul. Wilh. Zinkgräf, der ſcharfſinnige Bunzlauer, Tſcherning, der gelehrte Senator, der gottſelige Niederſachſe, Johann Riſt, der angenehme Kaldenbach, dieſe alle, ſage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieſes unparteiiſche Zeugniß gleichſam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr iſt, ſelbſt Caſpar Barth, der berühmte Leipziger Polyhiſtor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen ſo vollkommen einſah; ſelbſt Daniel Heinſius, der große Kunſtrichter damaliger Zeiten, dem die Regeln und Exempel der Alten ſo vollkommen bekannt waren; ſelbſt Hugo Grotius, deſſen Name allein genug iſt, einen großen Geiſt anzuzeigen, der mit ſeinem durchdringenden Verſtande, ungemeinen Witze, und faſt göttlichen Gedächtniſſe, zu einer allgemeinen Gelehrſamkeit gelanget war: dieſe drei große Zeugen, ſage ich, treten für mich auf, unſerm hochverdienten Opitz ſein gebührendes Lob zu geben. Sie geſtehen nämlich mit einem Munde, daß er die deutſche Poeſie der alten griechiſchen und römiſchen, und die Sprache der Deutſchen ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragiſchen Geiſt des Sophokles, den epiſchen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmuthigen Saiten des Ovidius erreichet, ja allen neuern Wälſchen und Franzoſen nichts zuvor gegeben habe.

Es iſt wahr, alle dieſe gelehrte Männer ſind Freunde und Gönner unſers Poeten geweſen: ja, die beiden letzten haben ihm ſogar, für die Ueberſetzung verſchiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieſes ihr Zeugniß entkräften ſollte; ſo erwächſt ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch ſich Opitz die Gunſt und die Freundſchaft ſo vieler ſinnreichen Köpfe, ſo vieler Lichter unſers Deutſchlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der ſonderbare Geiſt und Witz, den er in ſeinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muſter der deutſchen Schreibart, die er ſchon in ſeinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Ueberſetzungen ſelbſt, die er von den artigſten und nützlichſten Werken abgefaſſet hatte. Eine Freundſchaft aber, die ſich auf dieſen Grund ſtützet, iſt gewiß die allerreinſte, die man wünſchen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, ſo bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von ſeinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geſchichtſchreiber Livius zu ſehen, nach Rom gekommen, und, ſo bald er ihn geſehen, vergnügt wieder zu Pferde geſtiegen, und unter Segel gegangen, [illegible] ob nichts Merkwürdiges mehr in [illegible] wäre: ſo hat man eine ſolche Zuneigung [illegible] nur einem unſtreitigen Verdienſte dieſer gelehrten Männer zuzuſchreiben gehabt. Und was hätte wohl ſonſt unſern Opitz bei Ausländern ſo beliebt machen können; da ihm weder eine hohe Geburt, noch eine anſehnliche Bedienung bei Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmeichler zuwege bringen konnte? Wie glücklich ſeid ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe, ihr ſcharfſinnigen Scribenten! Eure Freundſchaften allein ſind ohne Argwohn! Eure Verdienſte aber ſind unſtreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indeſſen daß Hoheit und Reichthum gegen alles mißtrauiſch ſein müſſen, was ihnen oft noch ſo viele Lobſprüche verſchwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt haben unſern Dichter für den Vater des deutſchen Witzes erkläret. Selbſt unter den Neuern haben ihn die größten Meiſter, Kenner und Richter ſinnreicher Schriften faſt bis an den Himmel erhoben. Zu den erſten rechne ich den ſcharfſinnigen Rachelius, unſern deutſchen Lucil, und den edlen Canitz, unſern Horaz, zwei Meiſter in der ſatyriſchen Schreibart der Deutſchen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zwei, nämlich den beleſenen Morhof und den faſt in allen Theilen der Gelehrſamkeit gründlich gelehrten Leibnitz, zählen. Alle dieſe bezeugen mit den nachdrücklichſten Worten, daß Opitz der erſte und größte unſerer Poeten geweſen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich gekommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darin dieſer große Mann aufgeſtanden iſt? Waren es nicht ſolche, in welchen faſt noch nichts Erträgliches in unſerer Sprache geſchrieben war? Nur die ungeſchickteſten Knittelreime herrſchten noch in ganz Deutſchland. Nur die Meiſterſänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bei unſern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muſter der deutſchen Dichtkunſt. Nur Hans Sachs war der große Geiſt, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutſchen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen, nur ein Vogel herrſchten damals auf dem Deutſchen Parnaß. In einer ſo trüben Zeit ſtand nun unſer Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er ſelbſt aber ward allen ſeinen Landesleuten ein Vorbild, welchem ſie nachſtreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in ſeiner Mutterſprache, kein gutes Muſter darſtellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geiſt mußte ſich ſelbſt eine Bahn brechen, die noch kein deutſcher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälſchland wies ihm ſchon ſeinen Dante, Petrarcha und Taſſo: auch Frankreich wies ihm ſeinen Marot und Ronſard, ſeinen Desportes und Malherbe. Allein, eines Theils waren dieſe ſelbſt noch nicht gar zu weit in die Poeſie eingedrungen; theils war es auch ſo leicht nicht, in einer ziemlich rauhen Sprache dem nachzuahmen, was ſie Gutes geſchrieben hatten; theils aber hat unſer deutſcher Dichter die meiſten darunter ſehr weit hinter ſich gelaſſen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um ſie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechiſchen Muſtern in der Dichtkunſt, Beredſamkeit, Baukunſt und andern Künſten, zwar etwas ſpät, aber ſo glücklich nachgefolgt ſind, daß ſie dieſelben weit übertroffen haben. Eben ſo iſt es mit unſern Nachbarn, den Wälſchen, Franzoſen und Niederländern gegangen. Wir ſind allerdings etwas ſpäter mit den Muſen bekannt geworden als ſie; weil ſich kein mediceiſches Haus, kein Franciscus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bei uns gefunden hatten, die ſelbſt den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freigebigkeit aufgemuntert haben. Aber getroſt, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen ſollte, das erhebet dich; das gereichet dir zu deſto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebotene Vortheile zu den Wiſſenſchaften aufgemuntert; deine Kinder ſind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu ſtreben. Ja ſie ſtreben nicht nur darnach, nein ſie werden auch vortrefflich darinnen; ja ſie laſſen alle andre Völker weit zurück. Wenn ſich nämlich unſre Deutſchen auf Künſte und Wiſſenſchaften befliſſen haben; ſo haben ſie es auch gemeiniglich, aus eigenem Triebe, ihren Lehrmeiſtern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübſeligen Umſtänden, hat nicht endlich unſer Opitz die deutſche Sprache und Dichtkunſt ſo hoch empor gebracht? Gehen ſie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigſte und hochzuehrende Anweſende! Thun ſie doch einen Blick in die Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen ſie doch das traurige, das ſchreckliche Schickſal, welches unſer zerrüttetes Deutſchland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menſchlichen Glückſeligkeit ſein ſollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion ſelbſt war der unglückſelige Zankapfel, um welches willen ſich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerſpiele machten. Unzählige Städte wurden verwüſtet, unzählige Dörfer gingen im Rauche auf, und die fruchtbarſten Felder wurden mit Graus und Leichen beſäet. Die deutſchen Fürſten, die ſich wider den gemeinen Feind des chriſtlichen Namens hätten rüſten ſollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutſchem Boden zu Hülfe; und nordiſche Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienſte der guten Sache, das Leben ein. Die Geſetze ſchwiegen. Die Gottesfurcht ging verloren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgeſetzt. Die Gelehrſamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verſchloſſen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die ſanfte Stimme der Muſen ward vor dem ängſtlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöſe der Trommeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehöret.

Du ſelbſt kannſt mir hier mit deinem Zeugniſſe zu ſtatten kommen, du ſo oft beſtürmtes, du ſo oft erobertes Leipzig! Du ſelbſt biſt oft genug ein Raub widriger Parteien, und ein trauriger Schauplatz der blutigſten Schlachten und Belagerungen geweſen. Auch deine Muſen wurden dadurch oft erſchrecket und verſcheuchet. Dein ſinnreicher Sohn, der glücklichſte Nachfolger unſeres großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbaren, deine anmuthigen Fluren, wo er ſo oft durch ſeinen anmuthigen Geſang Wälder und Flüſſe bezaubert hatte, und entwich mit einer holſteiniſchen Geſandtſchaft, bis in die entfernten Grenzen Aſiens, wo das kaſpiſche Meer die perſianiſchen Ufer benetzt. So bekam Aſtrakan und Iſpahan zum erſtenmale einen deutſchen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend des in ſeine Eingeweide wütenden Deutſchlandes beſeufzete. Niemand hat aber daſſelbe beſſer beſchrieben, ja ſo zu reden, mit lebendigen Farben abgeſchildert, als unſer patriotiſchgeſinnter Opitz, in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte daſſelbe beſſer entwerfen können; da er ſelbſt, dieſen Ungewittern auszuweichen, die meiſte Zeit ſeines Lebens in Deutſchland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holſteiniſchen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat ſuchen müſſen.

Aller dieſer Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Raſen der Waffen, vom 18. bis zum 39. Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unſer unermüdeter Opitz dennoch die deutſche Sprache und Dichtkunſt aus dem Staube gehoben, und ſie faſt auf einmal, ſehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er ſie, durch ſeine reine Schreibart, die er ſo viel möglich, von aller Vermiſchung fremder Sprachen geſaubert hat. Erhöhet hat er ſie, durch ſein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bei uns eingeführet; da die Franzoſen bis auf dieſe Stunde nichts davon wiſſen. Erhöhet hat er ſie, durch ſeine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muſter des guten Geſchmacks nachgelaſſen hat. Erhöhet hat er ſie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch ſcharfſinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichniſſe, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als ſo viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unſer Poet nicht verſuchet? Ich ſage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meiſterſtücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Sinngedichte, Ueberſetzungen, Sonnette, Schäferſpiele, Trauerſpiele, und kurz, faſt alle und jede Arten, worinnen ſich ſonſt viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, ſind von ihm allein, faſt in gleicher Vollkommenheit verfertiget worden. Dieſes, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende, dieß iſt das rechte Merkmal großer Geiſter. Ihre Fähigkeit läßt ſich nicht in enge Grenzen einſchließen. Alles was ſie unternehmen, das gelinget ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle ſichtbare Dinge darſtellet, die vor ihn gebracht werden: ſo nimmt auch der reiche Witz eines Dichters faſt alle mögliche Geſtalten an. Er erhebt ſich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend beſinget. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verliebte Leidenſchaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verluſt wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten ſeines Schöpfers preiſet: ſo wird ſein Geſang von einer lieblichen Lerche die Kunſt entlehnen, womit ſie die heitre Sommerluft erfüllet, und einen aufmerkſamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen dieſen Bildern noch den herzhaften Klang einer ſchmetternden Feldtrompete hinzuſetze, womit ein muthiger Tyrtäus ſeine Leſer zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freiheiten anfeuert: ſo werde ich freilich ſehr viel, aber deſſen ungeachtet, noch nichts mehr angezeiget haben, als was unſer großer Opitz ſeinem Vaterlande wirklich geleiſtet; was er allein unſern Deutſchen, und zwar zuerſt, und faſt zu gleicher Zeit, in ſeinen Gedichten gewieſen hat.

Wo bleibt hier noch ſeine ſo wohlfließende, ſo reine, ſo nachdrückliche und ſinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darinnen er uns eben ſo vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerſt gezeiget, daß die Rauhigkeit, der Uebelklang und das unförmliche Weſen, unſerer Mutterſprache nicht ſo eigen ſei, daß es nicht abgelegt werden könnte; und alſo den ſchändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß ſie ſich zu ſinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht ſchicke. Ja nicht nur er ſelbſt hat dieſes gewieſen, auch ſeine guten Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräf's treffliche Bücher von den ſinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutſchen ſattſam zeigen können. Wo bleibt endlich noch ſeine Wiſſenſchaft der deutſchen Alterthümer, ſeine Einſicht in die Regeln der Dichtkunſt, und die kritiſche Kenntniß unſerer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutſchen Gedichtes auf St. Anno erwieſen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende! hier ſcheue ich mich's nicht zu ſagen, was ich bisher in Anſehung der Gedichte unſers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertroffen habe. Denn ſind dieſe gleich in der gebundenen Schreibart groß geweſen: ſo haben ſie ſich doch in der ungebundenen ſehr ſchlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger ſind ſie zugleich in der kritiſchen Einſicht ihrer Sprachen und der Dichtkunſt ſelbſt ſtark geweſen. Unſer Opitz hingegen, iſt nicht nur ein Dichter, ſondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, ſondern auch ein Wortforſcher; nicht nur ein Wortforſcher, ſondern auch ein Kunſtrichter geweſen.

Wenn es nun dergeſtalt, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geiſtreiche Scribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmuthige Schriften in ihrer Mutterſprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und alſo von ihren Landsleuten einen unſterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemacht iſt, wie ich bisher gezeiget habe, daß unſer großer Opitz ſeinem Vaterlande allerdings dieſen ſo wichtigen Dienſt, und zwar zu allererſt bei unzähligen Schwierigkeiten kriegeriſcher Zeiten, und faſt in allen Arten ſinnreicher Schriften, geleiſtet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den geringſen Zweifel tragen, ob er nicht bei allen redlichen Deutſchen ein unſterbliches Andenken und einen ewigen Dank verdienet habe?

Ich ſehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unſer geprieſener Opitz ſich mit ſeinen erſten Schriften hervorthat, entſtand die ſo berühmte fruchtbringende Geſellſchaft, die nichts anderes zur Abſicht hatte, als die Verbeſſerung der deutſchen Sprache, Beredſamkeit und Poeſie. Hat denn dieſe (ſo wird man mich fragen) nicht viel mehr geleiſtet als Opitz? Und wollen wir denn derſelben alle ihre Ehre nehmen, um ſie einem einzigen Manne allein beizulegen?

Ferne ſei es von mir, Magnificer, gnädige und hochgeſchätzte Anweſende! ferne ſei es, daß ich einer ſo patriotiſch geſinnten Geſellſchaft, ihre Ehre ſtreitig machen ſollte; einer Geſellſchaft, die aus ſo vielen durchlauchten, gräflichen und adeligen Mitgliedern beſtanden; die ſo eifrig für die deutſche Ehre geweſen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Koſten geſcheuet, dieſelbe zu befördern. Nein, ich verehre dieſelbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unſerer Mutterſprache derſelben zu verdanken habe. Allein wer weiß auch nicht, daß unſer großer Opitz ſelbſt, unter dem Namen des Gekrönten, ein Mitglied derſelben geweſen iſt? Wer muß es nicht geſtehen, daß er eher ein großer Dichter geweſen, als er in dieſelbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel iſt dieſes allererſt geſchehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Geſellſchaft, dem durchlauchtigſten Fürſten, Ludwig, zu Anhalt-Köthen, die erſte Auflage ſeiner geſammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unſer Opitz ſchon ein berühmter Dichter, ja ein ſolcher, dem in derſelben Geſellſchaft kein anderer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieſelbe auch nachmals aufzuweiſen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte ſtreiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter dieſen redlichen Männern hat unſerm Dichter die Oberſtelle ſehr willig eingeräumet. Und es bleibt alſo wohl dabei, daß Opitz allein, als der Vater unſrer Dichtkunſt, vor allen andern deutſchen Schriftſtellern, einer unauslöſchlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig ſei.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutſchland! auf! und erzeige deinem würdigſten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Haſt du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; haſt du Meiſterſänger und elende Reimſchmiede hochgeſchätzet, die dich doch nur mit einem einfältigen Geſchwätze beluſtigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unſere Zeiten haben bringen können: o ſo ſei doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarei geriſſen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammet, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer ſo lieblichen Tracht dargeſtellet hat, daß auch die Unweiſen ſie lieb gewonnen haben.

Auf! alſo, dankbares Germanien! verwirf die ungeſchickten Nachfolger dieſes großen Meiſters, die dir durch ihr ausſchweifendes Weſen, durch ihre regelloſe Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungeſalzenen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweiſe doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poeſie. Lehre ſie denjenigen Geiſt bewundern und nachahmen, der ſo ſcharfſinnig als weiſe, ſo angenehm als tugendhaft, ſo fruchtbar als edel geweſen iſt: und ſetze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem geſunden, dem reinen, dem natürlich ſchönen Witze des großen Opitz am ähnlichſten gewachſen iſt.

Du aber, vorjetzo höchſt bekümmertes Bunzlau! das du durch ein ſonderbares Schickſal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher biſt, als einer Stadt; nachdem eine entſetzliche Feuersbrunſt alle deine Gaſſen in die Aſche gelegt hat: vergiß doch bei deiner Erneuerung auch deines großen Sohnes nicht. Erſpare doch an deinen Baukoſten nur ſo viel, daß du dem theuren Opitz ein Denkmal bei dir aufrichteſt. Dieſe Ehre haben vormals die Athenienſer ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Macedonien geſtorben war, und ſie alſo ſeinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Willſt du aber unempfindlich bleiben, willſt du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe ſeiner Zeit bewundert und geehret, den ſo viele Kunſtrichter für den Vater der deutſchen Sprache und guten Schreibart erkläret, den ſo viele große Leute mit ihrer Freundſchaft beehret, den ſo viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willſt du, ſage ich, nebſt deinen übrigen Landsleuten, einen ſolchen Mann, andern ſchwülſtigen und hochtrabenden Geiſtern nachſetzen, welche die gute Bahn, die ihnen Opitz gewieſen, wieder verlaſſen haben: ſo wirſt du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Waſſerblaſen und vielfarbigen Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und geſunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirſt denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, aller reichhaltigen Geiſtſtoffen vorziehen; und dich alſo durch deine üble Wahl, bei allen Kennern wahrer poetiſcher Schönheiten, verächtlich machen. Es werden ſich aber andere Verehrer des großen Opiz finden, die, weit von ſeinem Vaterlande, ſeiner Aſche diejenige Ehre erweiſen werden, die du ihm nicht haſt widerfahren laſſen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anweſende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerkſamkeit, daß mein poetiſcher Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieſes Vaters unſerer Dichtkunſt rühmlicher ſein, als das geneigte Urtheil ſolcher Kenner und Liebhaber der wahren Poeſie? Fahren ſie fort, ſich ſelbſt und Opitzen dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen! Verehren ſie die Weisheit unſeres Dichters, die ſich in ſeinen größern Gedichten in ſo edlen Bildern zeiget. Sein Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, ſein Vielgut und Zlatna, ſein Veſuvius, ſeine Lobgedichte auf hohe Häupter, ſeine vertraulichen Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern und [illegible], und andere unzählige Stücke mehr, ſind voll der vortrefflichſten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutſcher Mund ausgeſprochen, ein deutſcher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch dieſe fleißig geleſen! o daß ſie doch unſerer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel geſunde Nahrung würden dieſe zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen ſchönen Abriß der Tugend würden ſie nicht in ihr wächſernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrſamkeit und gutem Geſchmacke, würden ſie nicht daraus einſammeln!

Was iſt noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifice, hochgeborne und gnädigſte Anweſende! ſonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unſers geprieſenen Dichters; im Namen aller freien Künſte, die ſchon mehr als 300 Jahre her in dieſem Hörſaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unſerer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebenſten Dank abſtatte, daß ſie Dero Gnade gegen alle dieſelben, durch Dero hohe Anweſenheit in dieſer Gedächtnißrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unſers großen Opiz etwas wiſſen wird (und wenn wird ſie daſſelbe vergeſſen?), ſo lange ſoll ſie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas aller Wiſſenſchaften und freien Künſte, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms und von Pückler, dieſe Rede anſehnlich gemacht und verherrlichet haben! O glückſeliges Zeitalter! worinnen die Beredſamkeit und Dichtkunſt, ſo viele und anſehnliche Gönner gefunden haben.

Rede über die eigentliche Würde des Gelehrten, gehalten in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, am 17. Nov. 1800.

Von W. A. Teller.

Der Streit der Fakultäten, welchen neuerlich ein tiefer Denker vor ſeinen Richterſtuhl gezogen hat; die jetzt lauter als jemals zur Sprache gekommene Unterſcheidung unter Gelehrten- und Bürgerſchulen; endlich die Gefahr, welche die Zeitphiloſophie aller wahren Gelehrſamkeit zu drohen ſcheint: dies, Eins wie das Andere, veranlaßt mich, der königlichen Akademie meine Gedanken über den eigentlichen Begriff eines Gelehrten mitzutheilen. Es wird daraus hervorgehen, wie man ihn von ſo vielen andern Ehrenmännern, ſelbſt von den Philoſophen verſchieden denken kann und billig denken ſollte; ſowie beide, der aufgeklärte und der gebildete Mann, mit ihm gar nicht zu verwechſeln ſind. Auch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man noch immer in der Beſtimmung deſſen, was dem Gelehrten in der bürgerlichen Geſellſchaft einen beſondern Rang giebt, zu ſchwankend iſt, und das ihm Eigenthümliche nicht ſcharf genug ins Auge gefaßt hat. Selbſt ältere und neuere Sprachen bezeichnen die Sache mit Wörtern, welche nur vorzugsweiſe dem Gelehrten zugeeignet werden, wie δεδαχτος, doctus, eruditus, a learned man, a man of erudition, savant; die alſo der Ableitung nach nur den zu denken geben, der etwas gelehret worden iſt und gelernt hat, ohne zu beſtimmen, was er gelehret worden iſt, und wie er es gelernt hat. Und wie viel iſt deſſen nicht, ohne daß daraus ein wirklicher Gelehrter wird, wie man ihn denken ſollte. Das Gleiche iſt es mit dem franzöſiſchen savant; denn wie auch ſo Vieles kann der Menſch nicht wiſſen, durch Umgang, Beobachtung und Erfahrung, und wird gleichwohl gar nicht zu den eigentlichen Gelehrten mitgerechnet werden können. Ingleichen mit dem lateiniſchen litteratus, der Italiener litterato, welches die Engländer in ihrem man of letters, und die Franzoſen in dem, was ſie homme de lettres nennen, nachgeahmt haben. Nur daß der litteratus der Römer im feinen Latein ihnen ſo viel als das Lateingriechiſche grammaticus galt, und alſo im engern Verſtande von ihnen gebraucht wurde. Noch iſt endlich das zweideutigſte der Engländer, ihr Scholar, gerade umgekehrt unſre Schüler, und was man in den mittlern Jahrhunderten Scholaſticus nannte, oder auch Scholaster, und wir Deutſchen Schulmeiſter, Rectoren auf niedern Schulen, wogegen die untern Schullehrer ihre Geſellen hießen, oder auch Pedanten, doch in allen Ehren, wahrſcheinlich von der Lateiner Pedaneus, weil nur der Rector vom Katheder ſeinen Unterricht gab, die Unterlehrer aber ſtehend oder umhergehend ihn ertheilten.

Nehmen wir nun die Sprache, wie der Gebrauch ſie einmal feſtgeſetzt hat, ſo fragt ſichs einmal: wer iſt ein Gelehrter? was muß er wiſſen, um es zu ſein? und was alſo ſollte man eigentlich Gelehrſamkeit nennen? Eine zweite Frage iſt: wie und auf welchen Wegen gelangt er zu ſeinem Wiſſen, um ein wahrer Gelehrter zu ſein. Die dritte: welchen Gebrauch muß er von ſeiner Gelehrſamkeit machen, um weder ein Pedant nach dem neuern Sprachgebrauch, noch ein bloßer Stubengelehrter zu ſein?

Was das Erſte anlangt, fordre ich von ihm theils Sprach-, theils Geſchichtskenntniſſe. Jene, in ſo weit ſie von Schriftſtellern ſelbſt nach und nach iſt gebildet worden, und die Menge wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe durch ſie iſt verbreitet worden. Alſo zuerſt die griechiſche, dann die lateiniſche, und Beide, ſo wie die Mutterſprache für jeden, der nur einigen Anſpruch auf Gelehrſamkeit machen will; dann für den Theologen beſonders die hebräiſche und griechiſche, und dieſe mit jener gleichſam gefärbte des N. T., auch die neuern Sprachen, wie die italieniſche, engliſche, franzöſiſche. Denn was die Mutterſprache anlangt, ſo wäre es ja wohl ſehr pedantiſch im üblen Verſtande, ſobald ſie zu wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden gebildet iſt, oder doch dazu immer mehr gebildet werden kann, ſie nicht zu gelehrten Sprachen zählen zu wollen, welche man, und ſelbſt als Gelehrter, richtig ſprechen und ſchreiben muß, und bei andern das Seinige dazu beizutragen, oder wer ſollte dies ſonſt thun? Daher nannte Cicero vocem eruditam, eine nicht nur durch griechiſche, ſondern auch lateiniſche Literatur und Künſte gefeilte Sprache, und ſo auch Horaz den doctum utriusque linguae einen Gelehrten. So gehört nun gleichfalls die Kenntniß der gedachten neuern Sprachen, auch ſelbſt der ſpaniſchen und portugieſiſchen, in unſerm Zeitalter mit hierher, da immer mehr die kultivirteſten europäiſchen Nationen es zur Gewohnheit gemacht haben, in ihrer Mutterſprache wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bearbeiten. Freilich hat eben das den Umfang der Gelehrſamkeit ausnehmend erweitert; wozu noch die durch den Druck erleichterte Schriftſtellerei, das vielfältige Verkehr der Völker unter einander, und die damit verbreitete Sprachkunde gekommen iſt. Urſprünglich, da erſt das Bedürfniß entſtand, den Gelehrten von andern eben nicht Unwiſſenden in bürgerlichen Geſchäften oder auch in Wiſſenſchaften zu unterſcheiden, und man ſich genöthigt ſah, in der ebenfalls noch ungebildeten Sprache ihn mit einem beſondern Worte von Staats- und Geſchäftsmännern aus allerlei Ständen zu unterſcheiden, war es ſchon derjenige, der gut leſen und ſchreiben konnte, und man kann ſich leicht vorſtellen, welches Aufſehen um ſich her der junge Römer unter ſeines gleichen müſſe gemacht haben, der zuerſt an ſeinen in Athen abweſenden Vater auch nur die kurze Epiſtel ſchrieb: *Ἔρρωσο, πάτερ μου! τοῦτο σοι γράφω αὐτός* oder etwas Ähnliches. Und allgemein bekannt iſt, daß im achten Jahrhundert in Deutſchland ſchon der ein Gelehrter hieß, der ſich ſchriftlich in der lateiniſchen Sprache ausdrücken oder gar ſie ſprechen konnte; und doch, welche Latinität war es oft, wenn man auch nur des du Cange Glossarium medii aevi etwas durchblättert hat!

Daſſelbe iſt es mit den Geſchichtskenntniſſen der älteſten Zeiten wie der ſpätern Jahrhunderte, die neueſten ausgenommen, welche mehr gangbare Waare für jeden Wißbegierigen iſt, und auch leicht durch die Zeitungen zu gewinnen. Aber jene, die allgemeine, wie die beſondere Völker- und Staatengeſchichte, wie viel umfaßt ſie nicht wieder? wie viel auch nur die einzige, Literärgeſchichte? Und wie es bei jener nicht blos darauf ankommt, eine Reihe von Begebenheiten im Gedächtniß zu haben, und daraus Andern ſie aufzählen zu können; ſo iſt es auch bei dieſer nicht genug, die Menge Namen und Schriften im Kopfe zu haben. Wie der Kenner jener die Begebenheiten ſyſtematiſch zu ordnen verſtehen muß, zeigen muß, durch welche Umſtände ſie herbeigeführt werden; welchen größern oder geringern Einfluß die dabei handelnden Perſonen gehabt; was alles daraus erfolgt ſei, ſo muß der Kenner der zweiten ſelbſt jenem mit Anzeige der Quellen zu Hülfe kommen, und überhaupt wiſſen, wer in jeder Wiſſenſchaft gleichſam die Bahn gebrochen, wer ſie erweitert hat, und was noch desfalls zu thun übrig iſt.

Bis ſo weit iſt mir alſo ein Gelehrter derjenige, der die zu wiſſenſchaftlichem Gebrauch gebildeten Sprachen verſteht, und dieſe Sprachkunde nun wieder zum Studium theils der Geſchichtskunde, theils der beſondern Wiſſenſchaft, welcher er ſich gewidmet hat, anzuwenden weiß. Beide Arten der Gelehrſamkeit können alſo auch wohl in der Betrachtung außer einander gedacht, nur in der Ausübung oder Anwendung nicht von einander getrennt werden. Denn ſobald dies geſchieht, iſt auch alle Gelehrſamkeit nur Sache eines guten Gedächtniſſes, und der nichts weiter beſitzt, ein bloßer Gedächtnißgelehrter; wogegen der wahre Gelehrte mehr als das ſein ſoll — nach dem bekannten discimus vitae, worauf ich wieder zurückkommen werde.

Denn zunächſt wollte ich nur die Art bemerken, wie er zu ſeinen Kenntniſſen kommt, und gleichſam den Weg bezeichnen, auf welchem er ſie erlangt. Um ihn des Namens eines Gelehrten würdig zu finden, fordre ich von ihm, daß er aus den Quellen geſchöpft habe, als Sprachkenner die Schriftſteller nicht blos in einer Ueberſetzung geleſen hat, ihre Sprache ſelbſt nicht aus einem bloßen Wörterbuche, ſei es noch ſo vollſtändig und zweckmäßig, verſtehen gelernt hat; eben ſo wenig die Geſchichte nicht blos aus einem Compendio. Da mag wohl der Compendien-Schreiber ſelbſt ein Gelehrter ſein. Der ſich blos an ihn hält, iſt aufs höchſte ein Geſchichtskenner, ſo weit nämlich jener ihn geleitet hat. Der Ueberſetzer, wenn er wirklich die Gedanken ſeines Autors richtig dargeſtellt hat, ein Gelehrter, nur nicht der blos durch das Sprachrohr dieſes den Autor hört; der Lexicograph, der etwas mehr leiſtet, als daß er alle einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach der Reihe dem Leſer zuzählt, ſondern ſie nach ihrer ſtufenmäßigen Abkunft von einer Urbedeutung ordnet, dieſer, ſage ich, ein Gelehrter, nicht derjenige, der Worte und Phraſen gleichſam aus einem Wörterbuche nur auffängt. Denn was dieſen Wortbuchſtäbler anlangt, ſo lernt er doch nie aus einem Wörterbuche die verſchiedenen Schattirungen, welche ein Wort im Zuſammenhange oft durch die bloße Stellung bei jedem guten Schriftſteller erhält, und die eben ſo viel zum rechten Verſtändniß deſſelben beitragen, wie etwa Deklamation und Action bei einem guten Sprecher. Daher habe ich immer Anfängern, welche eine Sprache für ſich erlernen wollen, ſie ſei alt oder neu, den Rath gegeben, ſobald ſie die Anfangsgründe derſelben durch fremden Unterricht gefaßt haben, nur gleich zur Leſung eines leichten Autors überzugehen, einzelne Perioden ſich ſo gut als möglich verſtändlich zu machen, dann erſt ein Wörterbuch oder eine Ueberſetzung nachzuſchlagen, bis ſie nach und nach auch dieſe Geleitsmänner entbehren und alles durch eignes Nachdenken ſich erklären können. Denn außerdem, daß auch ſchon dadurch die eigne Denkkraft geſchärft, und das Geleſene dem Gedächtniß tiefer eingeprägt wird, gewinnt man dabei auch das, was Cicero ſehr ſchön fiduciam virium nennt. Und ſelbſt dies iſt ſchon nichts geringes für Sachkenntniſſe. Alle jene ſogenannte mögen alſo Polyhiſtors oder Vielwiſſer ſein; eigentliche Gelehrte werden ſie dadurch noch nicht. Und wenn ſie ihre Waare, ausgeſchmückt mit aller Eleganz in Stellung, Geberden und Ausdruck, in Geſellſchaft gleich Modehändlern an Herren und Damen bringen, und ihnen angenehmlich machen können; nun ſo wollen wir ihnen den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß ſie hommes des lettres ſind, nur savans ſind ſie nicht; welches ſie freilich auch wohl ſelbſt nicht ſein wollen. — Hiermit wünſchte ich nun aber auch den Stolz jedes Halbgelehrten gebeugt. Denn der wahre Gelehrte wird am erſten, eben weil er es iſt, Geſchichtskenner ſelbſt in Sprachen, für ſich und andere geſtehen: Quantum est, quod nescimus! Und ſo iſt hier der Ort, zu dem erwähnten dritten charakteriſtiſchen Zug des wahren Gelehrten überzugehen. Er iſt dieſer, daß er auch wirklich einen nützlichen Gebrauch von ſeinen erworbenen Kenntniſſen in Sprachen wie in der Geſchichte zu machen wiſſe. Sie allein müſſen ihm nicht der letzte und höchſte Zweck ſein, ſondern nur Mittel, andre wiſſenſchaftliche und fürs Leben und Handeln nützliche Einſichten zu gewinnen, ſie ſo viel als ihm möglich iſt, mit verbreiten zu helfen, oder wenigſtens dazu Andern Dienſte zu leiſten. Hat er nicht immer dieſen höhern Zweck vor Augen; ſo iſt er ein bloßer Namensgelehrter, ein Stubengelehrter, der in geſellſchaftlichem Umgange von nichts, was die Menſchheit nah und fern angeht, zu ſprechen weiß, zu welcher geſelligen Unterhaltung ihm doch auch das erlernte Sprüchelchen — nihil humani a se alienum putare — dienen ſollte; und bleibt oft in ſeinem eignen Hauſe und unter ſeiner Familie fremd. So iſt mir in frühern Jahren von dem berühmten Buddäus in Jena für gewiß erzählt worden, daß er eines Tages dem Diener, der ihm gemeldet, „es brenne in ſeinem Hauſe,“ kurz geſagt: „er ſolle es nur ſeiner Frau melden.“ Iſt er nun aber auch keines von dieſen beiden, ſo iſt und bleibt er der Pedant, in dem verächtlichen Sinne, in welchem ich ihn ſchon vorher genannt habe, und der auf dem Worte in deutſcher Sprache iſt ſitzen geblieben. Wenn der bloße Stubengelehrte in Geſellſchaft ſtumm daſitzt, ſo kramt dieſer, ſie ſei noch ſo vermiſcht, alle ſeine Gelehrſamkeit aus, und wenn jener durch ſein Verſtummen verächtlich wird, ſo macht dieſer ſich lächerlich. Beide aber entweihen dadurch den Namen des Gelehrten. Es beſitze alſo jemand noch ſo viele Sprachkenntniſſe, kennt er nicht den Geiſt derſelben, kann er ſie nicht unter einander vergleichen, bis Verzüge ſowohl als die Mängel der einen vor der andern, daß er alſo auch ſeine Mutterſprache nicht über alle andern erhebt, vielmehr ſie durch andre und als ein Deutſcher die ſeinige durch die griechiſche, als die dieſer ähnlichſte, zu erweitern und zu verbeſſern ſucht; iſt ſein Gedächtniß ſo voll geſtopft von Wörtern und Redarten, daß für Sachkenntniſſe gleichſam kein Platz übrig bleibt; ſo iſt alles ſein Sprachſtudium ihm und Andern kein nütze, er iſt und bleibt ein Pedant. Eben ſo verhält ſichs mit dem Geſchichtsgelehrten. Er beſitze z. B. eine anſehnliche Bibliothek. Iſt ſeine Bücherkenntniß blos eingeſchränkt auf Titel, Ausgaben und Verleger derſelben, wie auf die Jahreszahl, ohne daß er ſie wirklich braucht, oder iſt es ihm nur um die Seltenheit derſelben zu thun, ohne daß er um den innern Werth ſich bekümmert; nun ſo iſt er der größte Pedant. Wirklich habe ich auch ein ſolches Phänomen erlebt in der Bekanntſchaft mit dem Sohne eines ehemals ſehr berühmten Gelehrten. Dieſer beſaß die anſehnlichſte Bibliothek, in der aber alles, weil er immer an der Gicht bettlägerig war, für ihn und für Andere ein verſchloſſenes Buch in Kiſten, wie in der Niederlage ſeines Gedächtniſſes war. Denn er vermehrte ſie auch noch immer, machte beſonders Jagd auf ſeltne Bücher, und, um ſie immer ſeltner zu machen, auf mehrere Exemplare, die er verbrannte, rechnete aber auch ſchon das zur Seltenheit, wenn Verfaſſer, oder Verleger, oder Drucker ſich nach der Ausgabe derſelben entweder entleibt, oder ſonſt ein trauriges Schickſal gehabt hatten.

So muß nun aber auch dem Gelehrten, zu einer zweckmäßigen Anwendung ſeiner durch Sprachen und Geſchichte geſammelten Kenntniſſe, es nicht an dem Talente fehlen, das Ganze der Wiſſenſchaft, die er noch beſonders für ſich gewählt hat, leicht zu überſehen, ſie in Ordnung und Zuſammenhang zu bringen, und er alſo die Kunſt ordentlich zu denken, erlernt, oder welches noch beſſer iſt, er muß ſchon die Anlagen dazu in ſich haben. Vermag er das nicht, ſo iſt auch er, wenigſtens in ſo weit, ein bloßer Gedächtnißgelehrter. Denn je mehr er aus ältern und neuern Schriften alter und neuerer Autoren den Umfang einer Wiſſenſchaft hat kennen lernen, um ſo geſchickter müßte er ſein, ſie in ein ordentliches Syſtem zu bringen.

Dies erinnert mich nun noch, einige Folgen aus dem angegebenen Begriff eines Gelehrten herzuleiten; welche ich aber vor einer ſolchen Geſellſchaft auch nur anzudeuten nöthig habe. Es folgt daraus zuerſt, daß wie gelehrtes Wiſſen und gemeines Wiſſen, ſo der Gelehrte und der Aufgeklärte noch ſehr von einander unterſchieden ſind. Der wahre Gelehrte wird auch immer aufgeklärt ſein, in ſo weit er nicht blos ein Gedächtnißgelehrter iſt. Dagegen der Aufgeklärte ohne eigentliche Gelehrſamkeit es ſein kann. Bei dieſem nämlich iſt die Bildung des Verſtandes und Schärfung der Urtheilskraft durch Umgang, Erfahrung und eignes Nachdenken; wenn der wirkliche Gelehrte ſeine Einſichten aus den Quellen hat, aus der Denk-, Sprech- und Handlungsweiſe der Menſchen aller Zeiten und Völker, und allgemeinen wie beſonderen Weltbegebenheiten. Man braucht nicht lange in der Welt gelebt zu haben, und nur mit geſchärftem Blick die Menſchen in mancherlei Lagen beobachtet zu haben, oder mit den Natur- und Völkerveränderungen auch nur ſeines Zeitalters bekannt geworden zu ſein, um die Weisheitsregeln, über nichts zu erſtaunen, daraus für eignen und fremden Gebrauch abzuleiten. Man bedarf dazu nicht erſt des Horaz nil admirari geleſen zu haben. Man weiß es ohne alle eigne Erfahrung und Beobachtung als Geſchichtskenner, dem noch überdies nicht unbekannt iſt, daß es ein Grundſatz der Stoiker war, der mit ihrer dem Weiſen zur Pflicht gemachten Leidenſchaftsloſigkeit zuſammenhing. Ich habe geſagt der Geſchichtskenner; denn ſo wie er dem Range nach noch unter dem Geſchichtsforſcher, und dieſer wieder unter dem Geſchichtsſchreiber, wie einem Gibbon, ſteht, ſo läßt er den bloßen Geſchichtsſammler, Collectaneenſchreiber, wie unter den Alten Gellius, Valerius Maximus, ältere und neuere Anekdotenjäger und Schriftſteller in Ana, weit hinter ſich zurück. Sie alle haben keinen eignen Gedanken, und ſind gleichſam nur die Commiſſairs der Gedanken Anderer. Gleichwohl will ich auch ihnen und ihren Schriften nicht allen Werth für andre abſprechen, in ſo weit doch auch durch ſie viele Ideen in Umlauf gebracht und erhalten werden, ſelbſt zum Gebrauch der Nachwelt, wenn ſie gleich ſchon ebenfalls bei ihren Zeitgenoſſen nur oberflächliches und ſeichtes Wiſſen verbreiten. Ihnen nun ähnlichen alle ſogenannten Büchermacher, die aus neun andern das zehnte ſchreiben; alle bloße Variantenſammler, wenn ſie nämlich nur das ſind, ohne eigne Beurtheilung des verſchiedenen Werthes derſelben; alle Herausgeber alter Schriftſteller cum notis variorum, auch ohne eigne Wahl und Würdigung; alle, welche die Geſchichte des Tages beſchreiben in Zeitungen, Wochen- und Monatsſchriften. Denn auch das Urtheil, welches dieſe über Perſonen und Begebenheiten fällen (und oft wäre es wohl ihnen und den Leſern zuträglicher, wenn ſie ganz ſich deſſelben enthielten), es ſei noch ſo gründlich, und die ganze Bearbeitung ihrer Nachrichten noch ſo muſterhaft, macht ſie noch nicht zu Gelehrten. Aufgeklärte, denkende Schriftſteller mögen ſie ſein, welches ich ihnen gar nicht ſtreitig machen will. — Alſo mit allem Fug und Recht können nur Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber ſich zu den Gelehrten rechnen, und einen hohen Rang unter denſelben einnehmen. Denn ſie beide kennen die Quellen, aus denen man ſchöpfen muß, ſie müſſen vieles in mancherlei Sprachen geleſen haben; und nun auch der zweite beſonders, welche Menge von Begebenheiten muß er nicht in Ordnung bringen, an einander reihen, und die Reinheit, Richtigkeit, Schönheit der Sprache, in welcher er ſchreibt, meiſterhaft verſtehen!

Dieſelbe Bewandniß hat es mit den Sprachgelehrten. Sind ſie das wirklich, ſo kann man auch ſie eintheilen in Sprachkenner und Sprachforſcher. Jene ſind es, die außer ihrer angebornen mehrere ausländiſche Sprachen verſtehen mit allen ihren Eigenheiten, Schriften für ſich leſen können, und daraus einen Vorrath von Kenntniſſen ſammeln; dieſe, die dem künſtlichen Bau derſelben nachſpüren, die Abſtammung mehrerer von einander, und ihre Verwandtſchaft unter einander zu beurtheilen wiſſen, ihre Mutterſprache durch andre zu bereichern verſtehen, und dadurch die Vorzüge der einen vor der andern unpartheiiſch abzuwägen im Stande ſind. So muß z. B. ein deutſcher Sprachforſcher Andre belehren können, woher die Endſylbe gam in Bräutigam kommt, die ſonſt unſrer Sprache ganz fremd iſt. Wenn er nun einmal weiß, daß ſie in einzelnen Wortbeugungen, Partikeln und Wörtern eine große Aehnlichkeit mit der griechiſchen, etwa in gleicher Abkunft von der celtiſchen hat, ſo wird es ihm weiter nicht zweifelhaft ſein, daß jene Sylbe, von *γαμειν*, den bedeutet, der die Braut heirathet. So wird ihm das Wort Stolz in der gothiſchen Sprache ſo viel als unſer Sitz, die Bedeutung deſſelben in unſerm Hageſtolz von einem unverheirathet gebliebenen alten Junggeſellen lehren; wenn er aus der Geſchichte weiß, daß in dem mittleren Zeitalter der Deutſchen nur der älteſte Sohn die Güter erbte, und dagegen den nachgebornen Söhnen innerhalb des Hofraumes ein kleines Gehege zur Wohnung und ein Gärtchen oder ein Stück Landes zur Bewirthſchaftung einräumen mußte. Da denn nun dies arme Leute waren, die nicht heirathen konnten, ſo hieß man ſie Hageſtolze. Auch dies wäre alſo ein Beweis, wie der Sprach- und der Geſchichtsgelehrte einander immer die Hand reichen müſſen. Aber es ergiebt ſich auch daraus von ſelbſt, daß von Haus zu Haus wandernde Sprachmeiſter, die blos ihre Sprache ohne alle Sachkenntniſſe verſtehen, alle bloße Wörterbuchſchreiber oder Indexmacher, die nur ein Wort für's andere geben, ohne die ganze Geſchlechtsfolge der Bedeutungen mit Stellen der Autoren zu belegen, [illegible] noch nicht Sprachgelehrſamkeit ſich zueignen dürfen. Sie gleichen den kleinen Krämern, bei welchen man ellenweiſe die Waare bekommt, wenn der eigentliche Sprachgelehrte dem Großhändler ähnlich iſt, und wie ich dies ſchon vorher berührt habe, in den Geiſt der Sprachen eingedrungen iſt, ſo wie er Andern davon Rechenſchaft geben kann. Ihm kann das Gedächtniß manches Wort aus der Sprache, die er ſehr wohl verſteht, oft augenblicklich verſagen, wenn er von Andern darum befragt wird; wenn dann aber er ſelbſt es zum Gebrauch nöthig hat, ſei es im Schreiben oder im Sprechen, ſo wird es in dem Zuſammenhange, in welchem er es braucht, ſich ihm gleichſam ſtellen mit dem Nebenbegriff, der ihm in der und der Reihe von Mehrern beiliegt. Solche ehrenwerthe Sprachgelehrte waren der Griechen und Römer grammatici, wie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die ſogenannten restauratores litterarum in Italien, Manuel Chryſoloras, Theodor Gaza, Conſtantinus Lascaris, die zugleich die Platoniſche und Ariſtoteliſche Philoſophie erklärten.

Zweitens folgt aus der Begriffserklärung des Worts Gelehrter, von welcher ich ausgegangen bin, in wie fern jeder, der in einer Wiſſenſchaft ſich auszeichnet, Gelehrſamkeit braucht — der Philoſoph, der Phyſiker, Mathematiker, Geometer, Aſtronom, der Theolog, der Rechtsgelehrte, der Arzneigelehrte, der Dichter und Redner — ſie alle, ſage ich, zugleich Gelehrte ſein müſſen. Dies nämlich, ſobald ſie Andre gründlich darin unterrichten wollen. Da können ſie ſchon nicht die Geſchichte ihrer Wiſſenſchaft entbehren, wie z. B. der Theolog die Kirchengeſchichte, beſonders auch der Staaten, ſo wie ſie in jene eingreift, und der Dogmen; der Juriſt die historiam juris, die Inſtitutionen und Pandekten, eben ſo der Philoſoph und alle übrige genannte, um zu wiſſen, was in ihrer Wiſſenſchaft noch zu thun übrig iſt, und da er dieſe Geſchichte aus den Quellen kennen lernen muß, ſo kann er auch die alten Sprachen nicht entbehren, und es wäre ſchon, z. B. in dem Rechtsgelehrten, Mangel an Gelehrſamkeit, wenn er nicht des Theophili Antecessoris griechiſche Ueberſetzung der Inſtitutionen geleſen hätte, oder ſie gar ihm unbekannt geblieben wäre. Nur der blos ſpeculative Philoſoph und der Dichter mögen ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht zu gelehrt werden. Jener dürfte wohl nicht die Höhe der

Speculationen erreichen, zu welcher ſich hinauf zu ſchwingen er ſtrebt; dies wohl nicht, weil, wie Montagne und la Mothe le Vayer ſchon bemerkt haben, das viele Bücherleſen das eigne Denken hemmt; denn es gilt auch hier, daß man nach einem alten Spruch nicht multa, wohl aber multum leſen muß, ſondern weil ſich leicht das Vorurtheil für ein ſchon daſeiendes Syſtem bei ihm einſchleichen könnte. So kann nun aber auch der Dichter leicht an Originalität verlieren, was ihm an Gelehrſamkeit zuwächſt. Daher glaube ich nicht, daß die erſten Epopeendichter der Portugieſen und Italiener, Camoëns und Dante, viel mehr als den Virgil geleſen hatten, aufs Höchſte auch etwa den Homer in einer Ueberſetzung, da ſie ihre unſterblichen Werke ſchrieben. Der Dichter braucht nämlich vor allen andern Genie, dieſe Schöpferkraft in dem Menſchen, ein großes Ganze gleichſam aus kleinen Fäden zuſammen zu ſpinnen, und großen Gegenſtänden eine kräftige Sprache anzupaſſen. Dann iſt er ſelbſt der Mann:

> ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
> Magna sonaturum —

Dagegen der Gelehrte eigentlich nur Talent nöthig hat, Beurtheilungskraft deſſen, was in ſeinem Fache des Wiſſens werth iſt oder es weniger iſt, wozu es nütze iſt, wie die Kunſt es gehörig zu verarbeiten. Er erfindet eigentlich nichts, weiß aber das aufzufinden, was des Wiſſens werth iſt, und es gelegentlich an Mann zu bringen.

So iſt nun noch weiter, nach einer dritten Folgerung, der Gelehrte, wie ich dies ſchon berührt habe, von dem Aufgeklärten und Gebildeten, ja ſelbſt dem Schriftſteller unterſchieden. Wenn der blos gebildete Mann dem Aufgeklärten darin nachſteht, daß er die ſchönen und angenehmen Künſte, wie den guten Ton in Geſellſchaften, und was man die feinere Lebensart nennt, ſich mehr zu eigen gemacht hat; ſo beſitzt der Aufgeklärte mehr wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, die er in Geſchäften zu einer nützlichen Unterhaltung mit andern und zu ſeiner eignen Geiſtesbildung anwendet. Was nun aber ſo beider Sache iſt, ſind mehr Reſultate deſſen, was eigentliche Gelehrte, als Prämiſſen, durch das Organ der Schriftſteller, wenn ſie nicht ſelbſt es ſind, gleichſam zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben. Dieſe Schriftſteller können nun wohl ungelehrt ſein; es iſt zureichend, wenn ſie nicht unwiſſend ſind, und weiſe genug, ſich darauf zu verſtehen, was für ihr Publikum gehört, und dieſem frommt. Der Gelehrte iſt alſo wohl auch Schriftſteller, nur nicht umgekehrt jeder Schriftſteller, wenn er gleich viele richtige und ſchätzenswerthe Einſichten beſitzt, und gar nicht ein Alltagsſchreiber iſt, ein Gelehrter. Ja! er wird dieſen oft in einer gefälligeren Art des Vortrags übertreffen. Und dann gilt recht eigentlich auch von ihm, was Malebranche von dem Aufgeklärten im Gegenſatz des bloßen Gedächtnißgelehrten ſagt: „il vaut mieux être sage que savant.“

Unter die Aufgeklärten in allerlei Einſichten und Kenntniſſen würde ich nun alle Staats- und Geſchäftsmänner der höhern und niedern Klaſſen rechnen. Gelehrtes Wiſſen kann freilich auch bei ihnen ſtattfinden; das verſteht ſich; es muß nur nicht zur Leidenſchaft bei ihnen werden, wenn es ihnen und Andern nicht mehr ſchaden, als nützen ſoll; es muß ſie nicht an ihrem Geſchäftsfleiß hindern, welches leicht geſchehen könnte, wenn ſie beſonders mit den Zeiten in der Litteratur fortgehen wollen. Es iſt alſo auch ganz richtig, wenn behauptet wird, „der Gelehrten brauche man nur Wenig,“ wenn beſonders es nur im Verhältniß gegen die für den Staat und das gemeine Weſen nöthigen arbeitenden Klaſſen verſtanden werden ſoll. Sind nämlich nur Gedächtnißgelehrte gemeint, ſo iſt es wahrhaftig in einem Lande, oder einer Provinz hinlänglich, wenn man zwei oder drei aus jedem Fache gleichſam vorräthig hat, an welche man Rückfrage thun kann, wer von der oder jener Materie geſchrieben hat, oder was er davon geſchrieben hat. Meint man aber wahre Gelehrte, welche auch Sachkenntniſſe beſitzen: ſo iſt doch unſtreitig der Aufgeklärten und Gebildeten in dem größern Publikum eine weit größere Anzahl nöthig, ſo wie man mehr Bürgerſchulen als gelehrte Schulen nöthig hat. Und ſo ſind auch alle ſogenannte Gelehrte, die keinen eignen weitern Gebrauch von ihren Kenntniſſen zu machen wiſſen, als daß ſie einem Geſchäftsmanne aushelfen können, wenn er wiſſen will, was ein und das andere Wort in einer fremden Sprache bedeute, oder wer von einer Materie geſchrieben hat, das, was man Halbgelehrte nennt. Sind nun gleich auch ſie nicht ſo ganz zu verachten, ſo fehlt ihnen doch immer noch viel von dem, was der wahre Gelehrte leiſten ſoll.

Dies erinnert mich, als die vierte Folgerung, an den nicht zu verkennenden Werth eines Selbſtgelehrten. Man ſpricht nämlich nicht ſelten mit einer gewiſſen Sprödigkeit und Geringſchätzung, oder wie man es ſonſt nennen will, von ihm; und beinahe möchte ich die Univerſitätsgelehrten in den Verdacht ziehen, daß ſie aus leicht begreiflichen Urſachen ihnen einen kleinen Schandflecken haben anhängen wollen. Denn ſollen nicht gewiſſermaßen alle wirkliche Gelehrte das ſein? müſſen ſie es nicht ſein, wenn ſie des Namens würdig ſein wollen? Dächte man auch dabei ſich den, der ohne Vorbereitung auf Univerſitäten ſich ſelbſt unterrichtet hat, ſo würde ein ſolcher Gelehrter, wenn er ſich denken ließe, doch immer eine nur ſehr ſeltene Erſcheinung, und eben deswegen nicht zu verachten ſein. Das meint man nun gleichwohl nicht; ſondern denkt ſich etwa dabei den, der auf Univerſitäten und Gymnaſien, als den Vorbereitungsanſtalten dazu, nicht den gehörigen Fleiß angewandt, und erſt nachher ſich ſelbſt in die Wiſſenſchaften hineinſtudirt hat. So wäre es aber doch ſehr zu billigen, daß er noch zur Beſinnung gekommen, durch eignen Fleiß das Verſäumte nachgeholt hat, und ſeiner Sachen nun um ſo gewiſſer ſein wird. Und auch er, habe er noch ſo nachläſſig die akademiſchen Vorleſungen beſucht, hat doch manchen Funken des Lichts der Gelehrſamkeit aufgefangen, möge er nun ſpäterhin durch Andrer oder durch ſeinen eignen Odem ſein aufgeblaſen werden. Es kommt dazu, daß die meiſten auf Univerſitäten nur die ſogenannten Brodkollegia hören, und alſo auch nur Brodgelehrte werden, die dann unter die Klaſſe derer gehören, welche ich aus dieſem Gelehrtenregiſter ſchon ausgeſtrichen habe. — Aber ich frage nochmals: ſoll nicht ein jeder wahrer Gelehrter ein Selbſtgelehrter ſein? Muß er es nicht ſein, wenn er des Namens werth ſein will? Dies, denke ich, ſo gewiß, als es wahr iſt oder dahin gedacht werden ſollte, daß alle höhere und niedere Lehranſtalten dazu errichtet ſind, der Jugend merklich zu machen, was und wie ſie für ſich zu ſtudiren habe, daß man alſo ihr den Umfang einer Wiſſenſchaft zeige, ihr die Anfangsgründe derſelben bekannt mache, die Hauptſchriftſteller in jeder Wiſſenſchaft, der ſie ſich beſonders widmen will, und alle andre Hülfsmittel, welche das eigne Studium derſelben ihr erleichtern können. Von da an iſt es nun jedes eigne Sache, in das innere Heiligthum dieſer Wiſſenſchaft einzugehen; die Schriftſteller, die als Meiſter in derſelben bekannt ſind, zu leſen; ſie in der Ordnung zu leſen, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind, daß der Eine die Bahn geöffnet hat, ein Andrer darauf fortgegangen iſt, oder einen Seitenweg gegangen iſt, und zu einer andern damit verwandten Wiſſenſchaft Anleitung gegeben hat. Man verzeiht es dem Pöbel, wenn er einen von der Univerſität zurückkehrenden Jüngling einen Studirten nennt, da er einmal auf der Univerſität Student genannt wird. Und dieſer ſelbſt möge immer ſich dadurch geehrt finden, und des Beſtrebens nicht müde werden, es wirklich zu ſein, und des Studirens nie müde zu werden.

Es folgt fünftens aus dem Begriffe der Gelehrſamkeit, wie ich ihn angenommen habe, daß nicht nur der Unterſchied unter gelehrten und Bürgerſchulen ſehr gegründet ſei, ſondern man auch in jedem Lande nur wenige der erſtgenannten nöthig hat. Nur das Unterſcheidende beider, ſo wie ihre Grenzſcheidung, iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen. Ueberzeugt halte ich mich aber, daß am wenigſten das Latein lernen in die der zweiten Art gehöre. Denn wozu? Da allgemein nützliche Kenntniſſe immer mehr in jedem Lande durch die Nationalſprache verbreitet werden, und ſelbſt in allen Kollegiis und allen gerichtlichen Verhandlungen die Landesſprache gebraucht wird, wie auch in Zeitungen es geſchieht! Vielmehr müßte alſo in Bürgerſchulen jedes Landes die Mutterſprache die Hauptſache ſein, daß dieſe der Jugend in ihrer Reinheit und Richtigkeit gelehrt werde; ſie im Leſen, Schreiben und Deklamiren dieſer recht geübt werde. Wenn dazu, außer dem Unterricht in der Religion und Pflichtenlehre, noch ſo viel Naturkenntniß und Diätetik käme, als ihr nöthig wäre, um theils vor allem Aberglauben, theils vor leichtſinniger Zerſtörung der Geſundheit ſie zu verwahren, ſo würde, meines Erachtens, das mit der neuerlich noch dazugezogenen frühen Anleitung zum Erwerbfleiß, für ſie genug ſein.

Was nun den ſchon gedachten, von einem tiefen Denker beurtheilten Rangſtreit der Fakultäten anlangt, ſo folgere ich ſechstens aus dem Begriff eines Gelehrten, daß mit dieſer Rangordnung gar nicht die eigentliche Würde der Gelehrten und andrer Wiſſenſchaften habe ſollen entſchieden werden. Bei Gründung der Univerſitäten und ihrer vierfachen Eintheilung in Fakultäten ließ man die voranſtehen, die zum Wohl jedes Staats, um derwillen eben hohe Schulen errichtet wurden, unentbehrlich ſind, weil man das große Bedürfniß fühlte, früh Geſchäftsmänner zu bilden, die es beſorgten. Nun nahm man an, daß Unterricht der künftigen Religionslehrer, ordentliche Rechtspflege, Sorge für Leben und Geſundheit der Mitglieder der öffentlichen Geſellſchaft, die Grundſäulen des Staates wären, ordnete alſo darnach in drei erſten Fakultäten und ihren Rang unter einander an; verwies in die vierte alles, was den vorangehenden und ihren Schülern, außer ihrem eignen Lehrfach, zu wiſſen nöthig, oder doch nützlich und anſtändig iſt; und umfaßte alles, was man dahin rechnete, in der Benennung der philoſophiſchen Fakultät zuſammen: daß es hieß — philosophia reliquas disciplinas ancillatur. Das ſollte nun der Philoſoph, beſonders der blos ſpeculative, nicht ſo übel deuten, da er theils in guter Geſellſchaft des Profeſſors des Naturrechts, der Beredſamkeit, des

Mathematikers, des Phyſikers ſich befindet, theils um nichts beſſer daran ſein würde, wenn er in der erſten Fakultät vereinigte. Denn er bliebe doch immer die Magd, die in dunkeln Regionen des menſchlichen Wiſſens ihren Schülern vorleuchtet.

Ich endige mit der Bemerkung, daß einer beſondern Gattung Gelehrter in den Büchern des neuen Teſtaments gedacht wird, nämlich der Schriftgelehrten, die man aber gar nicht mit Theologen verwechſeln muß, welches eher in frühern Zeiten die Propheten waren. Jene nämlich waren die eigentlichen Rechtsgelehrten der Juden, theils Rechtslehrer (γραμματεῖς, νομοδιδάσκαλοι), die das moſaiſche Geſetz ihren Schülern erklärten oder Gutachten ertheilten, wie Gamaliel, unter welchem Paulus, nach unſrer Art zu reden, ſtudirt hatte, theils Rechtserfahrene (νομικοὶ), welche in dem hohen Rathe zu Jeruſalem ſaßen, Urtheile ſprachen u. ſ. w. In den frühſten Zeiten, unter den Königen, in welchen ſelbſt das Schreiben eine Art der Gelehrſamkeit war, legte man dieſen Namen den Sekretairs bei Königen und im Staate bei, und auch dieſe wurden unter die Gelehrten gerechnet.

Rede auf Iſaak Iſelin,

gehalten am 16. Junius 1783 in der helvetiſchen Geſellſchaft zu Olten von J. G. Schloſſer.

Verehrteſte Freunde,
Liebe Brüder und Eidgenoſſen!

Als wir im vorigen Jahre uns hier verſammelten, war uns ſchon wenig Hoffnung übrig, unſern gemeinſchaftlichen Freund, unſern eidgenöſſiſchen Bruder, einen der erſten Stifter dieſer eintrüchtigen, ehrwürdigen Schweizergeſellſchaft, unſern Iſelin, jemals wieder unter uns zu ſehen. Schon damals war er dem Tode ſo nahe, daß menſchliche Wiſſenſchaft und Klugheit kein Mittel mehr ahnen konnte, ihn zu retten. Wir beſprachen uns öfter über dieſen uns ſo nahen Verluſt; und da wir unſern Freund endlich von uns, da wir ihn vor uns weggeben laſſen mußten, ſo beſchloſſen einige von uns, mit eurer Einſtimmung, die ihr uns gewährt habt, ihm wenigſtens in dieſer unſerer nächſten Verſammlung eine kleine Trauerfeier zu halten; nicht wie der gemeine Menſch ſie hält mit Trauerfarben und Trauerliedern, ſondern durch die Erinnerung an ſeinen Werth, ſeine Liebe, ſein edles Schweizerherz, ſeinen Patriotengeiſt; und mir wurde erlaubt, ihm dieſes Andenken zu ſtiften, mir als einem Fremden, den weder Nationalſtolz verführen, noch Partheilichkeit für gewiſſe Grundſätze unſeres Freundes blenden konnte, ſeine Urne mit einem verdächtigen Lobe zu entheiligen. Und ſo weit werde ich auch gewiß die Pflicht erfüllen, die ich übernommen habe!

O fürchte nicht, ehrwürdiger Schatten meines Freundes, wenn du jetzt, wie ich hoffe, über dieſer Verſammlung deiner Brüder ſchwebſt, fürchte nicht, daß ich den Werth deines Erdenlebens zu hoch berechnen werde! Du kennſt jetzt beſſer, und auch ich ahne hier ſchon, wie wenig es iſt, des Menſchen Thun und Denken! — Und ihr, meine Brüder, fürchtet nicht, daß ich, mit eitlem Prunk geſchmückter Wohlredenheit, mehr mir ein Opfer bringen werde als ihm! Wenn ich auch alle Gewalt der Redekunſt in meiner Zunge hätte, ſo würde ich doch ſie weder brauchen noch anwenden. — Der Mann, von dem ich reden ſoll, war ſo fern von allem Schmuck und Glanz, ging ſo beſcheiden ſeinen weiſen Weg, daß nur beſcheidne Einfalt würdig von ihm reden kann; und ihr, meine Freunde und Brüder, ihr vermißt ihn ſchon von ſelbſt zu ſehr, als daß ich erſt mit Worten die Sehnſucht nach ihm und die Verehrung ſeines Namens in euch erwecken ſollte.

Laßt uns alſo ganz kunſtlos berechnen, was die Menſchheit und das Vaterland, euer Schweizervaterland und unſer gemeinſames Vaterland, und was wir, ſeine Freunde, an ihm verloren haben. Laßt uns verſuchen auf ſeiner Spur fortzugehen, ihm, wo wir können, nacharbeiten, und, wo wir nicht können, wenigſtens ſein Beiſpiel, wenigſtens das Gemälde ſeiner ſchönen Seele unſern Enkeln vormalen! Vielleicht betritt einmal einer von ihnen ſeine unvollendete Bahn, und dann möge er weiter darauf gehen, als unſer Freund gehen konnte, länger der Lehrer ſeiner Zeitgenoſſen, der Patriot ſeines Landes, der Freund ſeiner Freunde ſein!

Der Name Iſelin iſt ſchon lange in dem glücklichen Helvetien bekannt. Viele Männer von ungemeinem Verdienſt zeichneten ihn aus, und nicht Helvetien allein, ſondern ganz Deutſchland verehrt ihre unvergeßlichen Verdienſte. Unter allen aber wird keiner unvergeßlicher ſein als der Name unſeres Freundes. Mit einem heitern Sinn und einer feſten, einer liebevollen Seele widmete er ſich von Jugend auf den Wiſſenſchaften; und unter ihnen ſuchte er vor allen die, welche den meiſten Einfluß auf die Glückſeligkeit der Menſchen haben ſollten, und vielleicht das meiſte beitragen, ſie unglücklich zu machen: die Staatskunſt und die Rechtswiſſenſchaft. Früh zeigte ihm ſein forſchender Verſtand, daß beide auf die Moral gegründet ſind. Er baute ſich alſo auch auf dieſe und bildete ſich daraus ein Syſtem, das dem beſten der Menſchen ewig heilig ſein muß, dem ſein Geiſt und ſein Herz treu blieb bis an den letzten Hauch ſeines Lebens.

und daß ſeine Handlungen noch mehr empfehlen als ſeine zahlreichen Schriften. Sein Verdienſt machte ihn früh ſeinem blühenden Vaterlande bekannt, und ſeine glücklichen Mitbürger ſahen ihn bald an einer Stelle ſtehen, wo ſich jeder Werth ſeines Herzens entwickeln und jeder patriotiſche menſchenfreundliche Trieb ſeiner Seele ſein ganzes Spiel haben konnte! Früh gab er's ihnen, und unermüdet zeichnete er jeden Tag ſeines ruhmvollen Lebens mit edlen Thaten aus! Doch ich bin hier nicht aufgetreten, dieſes ſein edles Leben zu beſchreiben. Man muß lang und viel mit einem großen Mann umgegangen ſein, um es zu wagen, ſein Geſchichtſchreiber zu werden, man muß geſehen haben das Aufblühen ſeines Geiſtes, man muß beobachtet haben die Irrthümer ſeiner Jugend und den Gang ſeines männlichen Verſtandes, man muß ſein Buſenfreund geweſen ſein, vor dem er die geheimſten Gedanken ſeiner Seele geöffnet hat, man muß ihn bei der Anſtrengung ſeiner Kräfte und bei dem Genuß ſeiner häuslichen Freuden beobachtet haben, kurz, man muß ſeinen Verſtand und ſein Herz in allen ihren Schwächen und Stärken kennen gelernt haben. So kannt' ich nie unſern verlorenen Freund! Unſere Wege waren zu weit entfernt von einander; auch wohnten wir lange an den beiden äußerſten Enden von Deutſchland. Ich kannte ihn nur als den Weiſen, den Lehrer ſeines Zeitalters, und auch nur unter der Geſtalt kann ich euch jetzt, meine Brüder, einige Außenlinien ſeines Geiſtes darſtellen. Zwar lange war ſein Name, auch ſogar von der Seite, mir neu. Spät machten einige ſeiner Schriften mir ihn bemerken. Die ruhige Weisheit, die Güte, die reine Menſchenliebe, die ich überall darin fand, machten mir ihn ehrwürdig, und er war mein einziger Rathgeber, als ich das erſte Mal vor dem Publikum auftrat. Mein Beruf rückte mich ihm endlich näher, aber vor etlichen Jahren erſt, eben damals, da ich zuerſt unter euch auftrat, meine Brüder und Freunde, da ſah ich ihn zum erſten Mal! Ich hatte lange vorher nichts eifriger gewünſcht, als ihm zu nahen; denn als ich mit ſeinen Grundſätzen zuerſt bekannt wurde, lebte ich noch in den glücklichen Tagen der moraliſchen und politiſchen Schwärmereien, wo jedes Gemälde der ſittlichen Reinheit und Ordnung ſo willkommen iſt. Ich wurde damals ſein Schüler! Nicht lange darnach aber trat ein mächtigerer Lehrer, die *Erfahrung des thätigen Lebens*, auf, und zwang mich, eine Schule zu verlaſſen, wo meine Einbildung ſo gern wandelte, und in einer andern zu lernen, was das iſt, *der Menſchen Thun*, und wie unendlich weit es verſchieden iſt von der *Menſchen Denken*!

Wenn zween Männer von noch ſo ähnlichen Grundſätzen die Welt auf verſchiedenen Seiten anſehen, und zumal, wenn der eine nur *denkt* nach *ſeinen*, der andere nach *ſeinen handeln muß*, ſo können ihre Reſultate nicht anders als verſchieden ſein. So ging's auch uns! Ihr ſeid alle Zeugen geweſen, meine Brüder, von unſern, ich kann's nicht Streitigkeiten nennen, von der Verſchiedenheit unſerer Meinungen. Wir waren einig in dem, was er lehrte; wie könnte ich's wagen, unter euch aufzutreten, meine Brüder, — wagen, unter euch nur meine Stirn zu zeigen, wenn der kleinſte Gedanke ihm hier entgegen geweſen wäre; nein, ich betete ſie an mit ihm, die heilige himmliſche Weisheit, auf welcher ſein ganzes Lehrgebäude ruhte! Wir ſtimmten innig zuſammen in dem, was zu wünſchen, ſelbſt in dem, was man zur Beſſerung des Ganzen thun ſollte; nur in dem, was man *jetzt* dazu thun ſolle und thun könnte, wichen wir ab von einander. Noch rechnete unſer Iſelin zu viel auf die Kräfte des Menſchen und ſeinen guten Willen; ich vielleicht zu wenig! Ihm ſchien es, daß ein entſcheidender, evidenter Beweis, daß *gut* ſei, was *gut* iſt, nothwendig alle Kräfte ſpannen müßte, auch nach ihm allein zu trachten, auf es allein zu arbeiten. Ich glaubte, daß das wahre Gute für den jetzigen Menſchen zu ſchwer ſei zu faſſen; ich glaubte, daß ſeine Leidenſchaften, ſeine übeln Gewohnheiten, ſeine Trägheit zu groß wären, um auszublicken auf den ganzen Umkreis ſeiner Beſtimmung, um zu entſagen den kleinern Zwecken des gemeinen Menſchenlebens für den großen, ewig dauernden Beruf unſers unſterblichen Geiſtes!

Iſelin glaubte nach dem Worte des Dichters, *daß die Tugend ſich nur zeigen dürfe in all ihrer wahren Geſtalt und Lieblichkeit, um jedes Herz und jeden Geiſt an ſich zu reißen*; ich glaubte, — und verzeiht mir, meine Zeitgenoſſen, wenn ich zu hart von euch denke! — ich glaube noch, daß des Menſchen Geſchmack im 18. Jahrhundert noch viel zu kindiſch, viel zu verdorben iſt, um den Anblick himmliſcher Schönheit zu tragen oder zu ſchätzen! — Gewiß war Iſelin glücklicher bei ſeiner Philoſophie, als ich bei der meinen. Ich verirre mich oft unter den häßlichen, unter den unausgemachten, den weichen, den ſchlaffen, den unbedeutenden Geſtalten, die meine Beobachtungen mir überall darſtellen, und wage nicht einmal zu hoffen, daß ſie ſich jemals umbilden werden; Iſelin ſah lauter Engelsgeſtalten, lauter Ideale von Vollkommenheiten um ſich, und wiegte ſich in die ſüße Hoffnung, daß, wenn nur dieſe in ihr rechtes Licht geſtellt würden, auch die häßlichen, unausgemachten, weichen, ſchlaffen, unbedeutenden Geſtalten ſich ſelbſt umformen und ihren großen Urbildern ähnlich werden würden! Er ſelbſt war zu innig gerührt worden von dieſen Idealen; er fühlte zu ſtark ihre Schönheit, ſein Herz hing ihnen zu innig an, um nur zu ahnen, daß man ſie ſehen und ſich von ihnen entfernen und nicht brennen könnte, ihnen ganz ähnlich zu werden!

Es iſt eine Wolluſt, meine Freunde, eine Wolluſt, die ſelbſt Engel vor Gottes Altären genießen, in den glücklichen Augenblicken einer edlen Schwärmerei, ſich eine Welt in's Auge zu zaubern, wo alles nach den Grundſätzen unſerer erſten Beſtimmung dahin läuft, ſich in der Burg der Weiſen, in dem Vaterland der Guten eine Hütte zu bauen, mit ſeiner ganzen Nation ungeblendet dahin gehen, unter den glänzenden Strahlen der eitlen Ehre unverführt vorbeiſchiffen an dem Geſang der Sirenen, reines Geiſtes ſein in der unreinen Hülle der Materie, frei ſein in den Banden der bürgerlichen Geſellſchaft, ausſchauen über Himmel und Himmel aus dem engen Luftkreis und leben in der ſiebenten Ewigkeit vor dem immer ablaufenden Stundenglas!

Laſſet uns ihr nachhängen, dieſer lieblichen Schwärmerei: ich will euch jetzt nicht betrüben mit meinen Nachrichten aus der Welt. Wir wollen ſie vergeſſen und uns lieber vermalen dieſe himmliſchen Dichterbilder, wie unſer Freund ſie gemalt hat. Wir werden ihm dadurch das ſchönſte Denkmal ſetzen, wir werden daraus ſeine ſchöne Seele kennen lernen, werden ihn noch mehr lieben jenſeits des Grabes, uns noch mehr freuen, daß unſer Zeitalter in ſeines gefallen iſt, daß wir ihm ſo nahe lebten, daß wir ſeine Freunde waren. Und wenn wir dann auch ſeinen Verluſt empfindlicher fühlen, wenn unſre Thränen ſchneller fließen auf ſein Grab, ſo werden es doch ſüße Thränen ſein, wie die volle Seele ſie weint, wenn ſie mit Inbrunſt denkt an den, welchen ſie liebt!

Ja es iſt wahr, was unſer Freund ſo oft geſagt hat, was der Schlüſſel ſeiner ganzen Philoſophie geweſen iſt, die ich euch jetzt darlegen will: Der Menſch, weder der einzelne Menſch, noch die bürgerliche Geſellſchaft kann ihr Glück irgendwo finden als auf dem lichten ebenen Wege der Natur! Ein größerer Meiſter iſt über uns! der machte ſeinen unendlichen Plan, wies jedem ſeine Stelle darin an, und gab dieſer Stelle für ihre Bewohner ſo viel Seligkeit, als ſie faſſen konnte! auch dem Menſchen wurde ſeine angewieſen!

Gott ſchuf ihn, nicht das Werkzeug zu willkürlichen Zwecken außer ihm; er ſchuf ihn, wie jedes Geſchöpf, das fühlen kann, zum Genuß ſeines eigenen Daſeins! Die Sinne, die er ihm gab, der Geiſt, den er ihm ſchenkte, geben ihm unendlichen Stoff zum Genuß; und das unerklärbare Weſen, das in uns empfindet, ſchwebt in der unausſprechlichen Seligkeit dieſes Genuſſes! Für was auch der Unendliche dieſe Sonne aufgehängt hat, für was er die tauſend und tauſendfachen Farben über Himmel und Erde, über die Berge im Oſten und Weſten, über die Bäume, die Wieſen, die Blumen verbreitet hat, für was er dem Bach ſein Murmeln, dem Hain ſeinen Geſang, dem Weſt ſein Säuſeln gegeben hat; für was er ausgegoſſen hat den balſamiſchen Duft über Blumen, Kräuter und Stauden, für was er gewürzt hat die Früchte der Erde; immer nimmt der Menſch ſeinen Theil aus dem unendlichen Reichthum, ſo ſeinen Theil, daß die Thorheit zu verzeihen iſt, womit er ſich oft für den einzigen Herrn von allem, den einzigen Liebling der Schöpfung, den einzigen Zweck der ganzen Natur gehalten hat.

Und noch ſchien all der Reichthum der verſchwenderiſchen Natur zu arm für ein Weſen, das nur da iſt zu genießen. Der Kreis der ſinnlichen Empfindungen ſchien noch zu eng, ihn ganz zu füllen, ganz zu beſchäftigen, ganz in jeder Stunde, in jedem Augenblick ſeines Daſeins ihn zu beſeligen. Da dehnte die ewige Güte ſeine Empfindungen aus auf alle die Seligkeiten der Geiſterwelt. Sie gab ihm neben dem ſinnlichen auch ein geiſtiges Organ, zu faſſen die Verbindung der Dinge, zu ahnen ihre Gründe, ihre Zwecke, ihre Wirkungen, zu hören die Stimme der Geiſterwelt, zu ſchauen über die Zeit und auszuſpähen die Ewigkeit; und, wenn auch Sinn und Geiſt zu arm wären, ſich zu dichten eine Welt für ſich, zu ſchaffen eine andere Sonne, einen andern Himmel, eine andere Erde, und unabhängig von der ganzen Natur da hervorzurufen jedes Gefühl, jeden Genuß, jede Seligkeit, zu welcher ſein Herz ihn ruft, in jedem Augenblick ſeines Lebens!

Ueber alles aber, über das alles, goß er aus die Quelle des reinſten Genuſſes, die Liebe, die unerſchöpfliche, ewige, reiche, alles faſſende, alles veredelnde Liebe, die unerſchöpfliche, ewige, reiche, alles faſſende, alles veredelnde Liebe, das große Geheimniß der Geiſterwelt, das feſt alles bindet, das Freiheit und Zwang ſo wunderbar vereint, ſo wunderbar alles umſchlingt, ſo wunderbar alles hält an ſeinen Urſprung. Liebe, die Quelle alles Guten, Liebe, der Zweck alles Guten, durch die alles wurde, durch die alles iſt, alles gehalten, alles getragen, alles ernährt, alles erwärmt, alles bis zur Ewigkeit ohne Ende erhalten wird!

Dieſe Fähigkeit zu lieben, die den Geiſtern eben ſo weſentlich iſt, wie die Schwerkraft dem Körper, vollendete das Werk und vermehrte den Reichthum menſchlicher Genüſſe in's Unendliche.

So ſtand das Bild des Menſchen und ſeiner Beſtimmung vor dem Auge unſeres Freundes! Wahrlich ein edeles Bild, das nur von einer edlen Seele gezeichnet werden kann. — Er dachte ſich den Menſchen mit ſeinem offenen Sinn unter alle die Herrlichkeiten der Schöpfung, wo jeder Winkel ſo reich iſt an Freude für ihn. Mit dem hellen Verſtand, der überall um ſich ſchaut, mit Adlersblicken alles ausſpäht, dringt in alle Wahrheit und lebt in ihrem überſchwenglichen Genuß! Und über das ganze Gemälde dachte er ſich noch ausgebreitet den Drang zu lieben, das immer thätige Beſtreben nach neuer Verbindung, neuer Exiſtenz außer ihm. Voll von dieſem Bild konnte er alle die Denker alter und neuer Zeiten nicht ertragen, die, gedrückt von allen den Verunſtaltungen der Menſchennatur, uns mit dem Vieh in gleiche Klaſſe ſetzen, oder gar unter das Vieh, gar zur Maſchine machten. Es ſind wenige von ſeinen Schriften, wo er nicht mit ihnen, und insbeſondere mit einem der größten unſerer Zeitgenoſſen, mit Rouſſeau, dem Mann von ſtarkem Geiſt und ſchwachem Herzen, über den Werth der Menſchheit, und nicht ſelten mit Vortheil ſtreitet!

Rouſſeau's peinliche Weisheit zitterte vor allen den Klippen, an welchen der Menſch mit dem Uebermuth, womit er ſich auf ſchwachen Brettern dem Ocean des Wiſſens überlaſſen hatte, ſchon geſcheitert war. Belehrt durch tauſend Erfahrungen, daß der Menſch nur auf wächſernen Flügeln ſich hinauf ſchwingen kann, die jeder Strahl von Wahrheit ſchmelzet, bis er dann von ſeinem Himmelsflug tiefer ſinket, als er bei ſeinem Erdengang geſtanden hatte, ſchränkte Rouſſeau unſre Beſtimmung faſt bis zum thieriſchen Leben ein. Er wieß den Menſchen zurück in ſeine Höhlen, zu ſeinen Wäldern, ſeinen Bergen; erlaubte ihm kaum aufzublicken auf die Eiche, deren Früchte er genoß; kaum zu ſuchen die Quelle des Baches, davon er trank! Jeden weitern Schritt hob er auf für beſſere Welten, wo der Keim von Vernunft in uns ſich ſicherer entwickeln, die Dämmerung unſers Denkens ſich zur Morgenröthe erleuchten, unſer trübes Auge ſich öffnen und hell werden ſollte jeder Sinn unſerer Seele.

Nicht ſo unſer glücklicherer Freund! Er ahnete zu mächtig, zu gewiß den edlen Zuſtand des Geiſteslebens! Vielleicht berechnete er zu wenig die Gewalt der Feſſeln, die auf dem Menſchengeiſt liegen; vielleicht ſah er nur eine Seite des Gemäldes, nur die ſchöne zu gern, und verdeckte ſich zu weichlich die häßlichen. Aber ſo ſah er ihn, wo nicht ganz ſchön, doch fähig, auch hier ganz ſchön zu werden. Und er verwies ihn deßwegen nicht zu den Höhlen des Einſiedlers, nicht zu den Ufern des Ganges, nicht zu den fabelhaften Sevaramben; mitten auf der Rennbahn nach Reichthum, nach Ehre, Wolluſt, worauf wir laufen, wollte er uns halten, und nur durch eine kleine Umlenkung uns führen zum Ziel der wahren, auch Menſchenehre, der wahren, auch Menſchenwolluſt, des wahren, auch Erdenreichthums.

Er führte ſeinen Menſchen in das häusliche Leben, dachte ſich ihn als Ehemann, als Kind, als Vater; und für einen ſo organiſirten Menſchen ſchien jede Pflicht dieſes ſeligen Standes, die alle ſo ganz aus ſeinen Idealen floſſen, die ſo reichlich belohnten, leichter als das Athmen ſeines Lebens! Er ſetzte ihn in die bürgerliche Geſellſchaft, dachte ſich ihn als König, als Aelteſten, als Staatsbedienten, als Unterthan, wie konnte ein Menſch nicht nach ſeinem Ideale ein guter König, ein guter Aelteſter, ein guter Staatsdiener, ein treuer, guter, gehorſamer, vaterländiſcher Unterthan ſein? Er folgte ihm in den Tempel des Allgegenwärtigen vor die Altäre des Vaters aller Weſen: wie konnte ein Menſch nach ſeinem Ideale da liegen und nicht glühen vor Andacht und Liebe, und nicht erheben ſein Herz zur Anbetung in Geiſt und Wahrheit; kann er einen Schritt thun nach ſeiner Pflicht, dem nicht der ſegenvolle Genuß jeder Seligkeit folge, wozu er geſchaffen iſt, einen Schritt, der nicht jedes ſeiner Organe reinige, kräftige, ſchärfe zu neuem Genuß?

Iſelin kannte zwar wohl alle die Unordnungen, Verwirrungen, Nichtswürdigkeiten, Häßlichkeiten, die durch den Unverſtand, die Leidenſchaften, die kalte Selbſtheit unter uns eingeführt werden; aber er glaubte noch an Weisheit, zu belehren den Unverſtand, an Tugend, zu bändigen die Leidenſchaft, an Liebe, zu erwärmen und auszudehnen das ſelbſtige Herz! Er glaubte noch, daß man nur zu öffnen brauche die Ausſichten in den unendlichen Umkreis der Menſchenſeligkeit, nur zeigen dürfe ſeine wahre Beſtimmung, nur ſetzen an die Stelle der willkührlichen Geſetze, die die kleinſichtigen und kleinherzigen Philoſophen und Theologen ſich denken und uns lehren die heiligen, ewigen, lichtvollen Geſetze, die, wie Sophokles ſagt, nicht die ſterbliche Natur, ſondern der Vater der Zeit und Ewigkeit geſetzt hat! Sobald die in dem Licht, in dem Glanze ſtehen, worin ſie ſtehen vor den Augen Gottes und vor ſeinen verklärten Geiſtern, ſo lockt vergebens die Wolluſt auf übermächtige Freuden, vergebens die Stimme des profanen Pöbels auf Ehre, die das eigene Herz nicht anerkennt; vergebens die Trägheit in den dumpfen Schlummer, auf den ein ſo ſchreckliches Erwachen folgt! Trotz ihnen, trotz dem bleiernen Erdenſtoff, der uns immer hinunter wiegt zum Erdenleben, trotz jeder Mißleitung unſerer Jugend, jeder Verführung unſerer Jünglingsjahre, jeder Verirrung unſeres Manneslebens, jeder Kleinmuth unſers grauen Alters müſſen, dacht' er, dann Weisheit, Gerechtigkeit, echte Religion, Ehrbegierde, Liebe, Geduld, Gehorſam, Patriotismus, der ganze Zug menſchlicher Tugenden wieder einziehen in die Welt, woraus ſie geſtoßen waren, ſeitdem dem Menſchen ſeine Beſtimmung, ſein Werth, ſein Adel verborgen, und das herrliche Gemälde durch die grillenhaften Züge blödſinniger Philoſophen und gedankenloſer oder heuchleriſcher Theologen verſtellt wurde!

Solche Hoffnungen, ihr edlen Eidgenoſſen, können nur lebhaft erwachen in einem Staate der Freiheit! Da, wo Menſchenrechte noch leben, da, wo nur ein gleiches Geſetz alle bindet, wo nicht der Menſch nach fremden Menſchen denken, fühlen, handeln, urtheilen, leiden muß; wo nicht früh dem Kinde das Bild der Menſchengötter vor Augen ſteht; wo dem künftigen Bürger, dem künftigen Denker, nicht ſchon in ſein weiches Kinderherz die Unterwerfung unter willkürliche Gewalt und willkürliche Rangordnung gleichgeſchaffener Weſen eingedrückt wird! Wo er noch ſehen kann, daß nur Mannesgefühl und Manneskraft den Mann machen, wo er noch mit Zutrauen gewiß ſein kann, daß eigner Werth ihm eigne Wege bahnt: nur da kann man noch den großen Gedanken faſſen, den Menſchen wieder zu ſeiner Beſtimmung zu führen! Die Bande der Natur halten uns nur in dem Kreis ihrer eigenen Beſtimmung; aber die Bande der willkürlichen Menſchengewalt ziehen uns hinunter, feſſeln unſre Schritte an ihren Thron, ſchnüren zuſammen das Herz, und legen ein Gebiß ſelbſt auf die Zunge, die nur einen freien Wunſch zu äußern ſcheint!

Geboren in einem freien Staat, wo nur die Geſetze herrſchen, und wo das Menſchenwort gilt als Bürgerswort, kannte Iſelin nicht die Bande der übrigen Welt! Er wußte nicht, wie unnatürliche Gewalt in der Hand eines Menſchen den unmächtigen Gewaltigen verblendet und betäubt; wie er zuerſt ſich berauſcht in dem Taumelbecher, dann mittheilt ſeinen Gehülfen, dann mit ihnen dahin reißt die Schwächeren, und endlich, gefaßt von dem Strom, die wenigen Freien auf Erden auch laufen den gemeinen Weg, auf dem ſie oft bis zum Wort verlernen, was Freiheit iſt!

Unbekannt alſo mit der Feigherzigkeit, mit der Ohnmacht unſers Zeitalters, trat er mit ſeinen großen Idealen hervor, und rief ſeine Schüler auf die Bahn, die zu ihnen führt. Immer voll von ſeinem Ideal lehrte er bald den einzelnen Menſchen verläugnen alle andern Zwecke und nur ringen nach dem; bald trat er in die bürgerliche Geſellſchaft und ſtellte uns in ſeinen menſchenfreundlichen Träumen ein Bild der weiſen Regierung dar, die er blos auf Sittlichkeit, blos auf beſtändige Anſtrengung zur Erwerbung der größten Vollkommenheit in jedem Menſchen, und ſeines höchſten Wohlſtandes ſetzte; bald verglich er in ſeinem Lykurg die alten griechiſchen Freiſtaaten mit dem Neuen, und zeigte auch da, daß Sittlichkeit das beſte Band, die dauerhafteſte Stütze des Staates ſei; bald lehrte er in ſeinem Palämon und ſeinen Unterredungen des Armen, den rechten Gebrauch der Reichthümer; bald entwickelte er die Begriffe der Geſetzgebung; bald ſpähte er der Geſchichte der Menſchheit nach, und überall führten ſeine weiten Lehren immer zu ſeinem edlen Ideal, immer nur zu dem großen Zweck des Menſchen: weiſe zu werden, um glücklich zu ſein!

Mit Ehrfurcht ſtand ſeine Welt vor den großen Bildern, aber ſie ſtarrte zurück bei dem erſten Schritt, und noch blieb unbetreten die ſchöne Laufbahn des Weiſen!

Sein Zeitalter wurde durch zwei große, wenigſtens merkwürdige Erſcheinungen in der moraliſchen und politiſchen Philoſophie bezeichnet. In beiden wurde er mit eins der lebhafteſten Werkzeuge. Faſt zu gleicher Zeit predigte in Deutſchland Baſedow eine neue Erziehung; und in Frankreich Queſnay und ſeine Freunde eine neue Staatshaushaltung. Beide ſuchten, wie Iſelin, die Urſachen unſers Verfalls nur in unſerer Schwäche zu denken, nicht in unſerer Schwäche zu handeln! Wir alle ſahen auch ihre leuchtenden Lehrgebäude glänzen, ſo lange ſie in der Hand der Denker lagen, aber beide ſich verdunkeln, ſo bald ſie in die Hände derer fielen, die da wirken ſollten.

Baſedow, ein Mann voll Kenntniſſe, überſah früh auf ſeinem eigenen Wege zu denken, wie dumpf und blöde alles um ihn herum ging, er ſah, wie viele herrliche Fähigkeiten in dem Menſchen verloren würden, wie Wenige freien Blick genug übrig hätten, die Dinge um ſich herum mit eigenen Augen anzuſehen, wie viel Gelerntes für Selbſtgedachtes hingegeben würde, wie wenig die tauſend Grundſätze, Lehrgebäude, Philoſophieen, Theologieen, die wir täglich auf den Marktplätzen der Gelehrſamkeit kaufen, die Probe hielten, und wie ſtolz dennoch unſere Mandarinen in ihren blauen Gewanden ſich brüſteten mit erbettelter Weisheit und leeren

Meinungen! Wer iſt's, der den freien Menſchengeiſt ſo dumpf und blöde an gelernte Weisheit feſſeln konnte? Wer iſt's, der ihm Wind für Nahrung geben und ihn, wenn er ſchwindet, in der ewigen Hungersnoth überreden konnte, er ſitze an der Tafel der Götter?

Baſedow fand es in der dumpfſinnigen Erziehung, die unſere Kinder nur mit Worten füllt, früh ſie lehrt, ſich mit Worten begnügen, und ſie dann in die Welt ſchickt, wieder mit Worten Haus zu halten! Darum bleiben ſie ſo leer unſere Herzen, darum ſo ſchlaff unſere Nerven, darum iſt ſo träg unſer Geiſt, der nie finden, immer nur ſammeln, tragen lernt; darum iſt ſo kalt unſer Herz, dem nie ſein Spiel gelaſſen, immer zerknickt werden ſeine regſten Triebfedern!

Wenn wir Gott anbeten, ſo ſind es gelernte Gebete, womit unſer Mund ihn betäubt; wenn wir unſern Eltern nahen, ſo iſt's nur viertes Gebot, das wir ihnen darbringen, wir leben mit unſern Freunden, unſern Lieben nur nach den Regeln der Societät, wir erziehen unſere Kinder nur nach der Politik des Familienlebens, regieren Länder nach Seckendorfs Vorſchrift, ſprechen Recht nach Böhmers Formeln, und heilen, wenn's Gott gefällt, unſere Kranken nach Boerhave oder Stahl.

Laſſet uns aufwachen, rief Baſedow, und neue Menſchen ſchaffen nach dem Bilde, das Menſchen ähnlich iſt! Laſſet uns ſeinen Körper nicht mehr brechen auf den langweiligen Bänken der ſtaubigen Schule, ſeinen Geiſt nicht mehr füllen mit dem mühſeligen Lernen der tauben Wörterkenner; durch frühe beſtändige Uebungen ſeines Leibes wollen wir ihn härten gegen den Strahl der Mittagsſonne und gegen den Froſt des beeiſten Nordwinds; gleich dem Spartaner wollen wir ihn hungrig treiben durch den verwachſenen Dickicht auf die Spur des Wildes, tauchen in die kalte Fluth und ſetzen auf die ſteile Klippe; da ſoll er finden nach Arbeit mit Schweiß und Mühe ſein erworbenes Mahl, Tanz, Freude und Spiel. Geſättigt von ihnen wollen wir ihn führen in die Lehrſäle der Weisheit, da wollen wir wecken ſeinen Geiſt zu eignem Aufſtreben, da wollen wir ſchärfen ſein Auge zu eignem Blick; da ſoll er lernen Wiſſenſchaft und ſammeln Kenntniſſe, nicht durch das peinliche Gedächtniß; er ſoll lernen durch Spiel, durch Erfahrung, durch Forſchen, durch ſokratiſchen Unterricht, gewürzt mit ſokratiſchem Witz und ſokratiſcher Tugend, bis er ein Mann wird wie Sokrates und Lykurg.

Baſedow's Reden und ſein Plan waren zu ſchön, um nicht jedes Auge aufmerkſam zu machen, das Gefühl des Bedürfniſſes war zu groß, um nicht auch manchen Unſinn, manche Flachheit zu überſehen. Ein edler Fürſt der Deutſchen, der zu allem, was groß und gut iſt, ſo gern ſeine Hände bietet und ſeine Gewalt, öffnete dem neuen Menſchenbildner ſein Land und ſeine Stadt. Fürſten und Edle und Bürger eiferten, ihn mit ihren Kräften zu unterſtützen, und die lichtvollſten Köpfe Deutſchlands traten an ſeine Seite. Iſelin unter den erſten! Baſedow's Plan war zu geſchickt, die Ideale zu bilden, die ſeine ſchmeichelhaften Träume ihm überall vors Auge zauberten. Iſelin's Schriften ſind voll von dem lauten Beifall, den er dem neuen Erziehungsplan gab; voll von Ermunterungen für alle, die nah oder fern dem großen Zweck entgegenarbeiten konnten! Nur mein und einiger Weniger Unglauben an die Menſchen unſerer Zeit machten uns beſorgt, und leider trafen unſere Beſorgniſſe zu bald richtig ein. Die neuen Schulen wurden geöffnet, es kamen von allen Enden Deutſchlands Unterſtützungen, kamen Jünglinge, die ſich darboten den weiſen Lehrern; alles war bereit zur ſpartaniſchen Erziehung und zum ſokratiſchen Unterricht, nur der Spartaner fehlte und der Sokrat! Jedermann brannte von gutem Willen; aber da war keiner, der die ſteile Bahn vorgehen, Froſt und Hitze vorausſtehen, verwachen, verhungern, verdulden, der Mann ſein konnte; keiner der Wiſſenſchaft und edle Weisheit, und edle Laune und freie Liebe und offene Seele genug gehabt hätte, den großen Plan zu erfüllen, der ſo herrlich vor Augen lag! — Vielleicht, wenn du hätteſt mitwirken können, edler, verklärter Freund, vielleicht wenn du mehr hätteſt thun können, als ſchreiben und reden, vielleicht läge dann doch wenigſtens der Eckſtein des großen Gebäudes, das unter den Händen der Arbeiter ſo oft zuſammenſtürzte!

Wie es den neuen Erziehungsanſtalten der Deutſchen erging, ſo ging es auch der neuen Staatshaushaltungslehre unſerer Nachbarn, der Franzoſen. Soweit Frankreichs und Deutſchlands Staatsverfaſſungen in ihren jetzigen Verhältniſſen von einander abweichen, ſo gleich waren ſie in ihrem Urſprung. Die Spuren dieſer Gleichheit äußern ſich noch am meiſten in ihrer Staatshaushaltung. Beide Völker ſtanden mit verſchiedenen Grenzen ihres Umfangs zu Karls des Großen Zeiten und vor und einige Zeit nach ihm unter einem Herrn, aber die Nation ſelbſt gehorchte in den verſchiedenen Provinzen auch verſchiedenen Fürſten, die nur durch das Lehenſyſtem und die Vorrechte dem Könige anhingen. Die Einkünfte des Staats floſſen faſt alle bloß aus dem wahren Eigenthum des Staats oder der Krone, und der Adel und der freie Bürger leiſtete nichts als Kriegsdienſte. Dieſe Verfaſſung mußte nothwendig eine Quelle von ewigen Unordnungen und Streitigkeiten ſein, auch iſt die Geſchichte dieſer Zeiten voll davon. Dieſe Streitigkeiten und ſo viele Einbrüche fremder Nationen wurden nach und nach dem Volke, das faſt beſtändig unter den Waffen ſein mußte, beſchwerlich; es fing an die Kriegsdienſte ungern zu leiſten, und entſchloß ſich lieber ſtehende Milizen zu unterhalten. Die Könige und die Großen fanden dadurch ihre Macht unabhängiger gemacht, aber auch ihren Aufwand täglich koſtbarer. Sie fingen an das Eigenthum ihrer Krone und ihrer Staaten zu veräußern, erſetzten damit ihre Bedürfniſſe auf einige Zeit und verwickelten ſich bald in größere Verlegenheit. Inzwiſchen hatten die Unterthanen bei dem ruhigeren Leben auch eine ſanftere Lebensart angenommen; ſie hatten Künſte und Gewerbe, und mit ihnen unzählige Bedürfniſſe eingeführt, die ſie auf ihren italieniſchen Kriegszügen und durch die Vermiſchung mit ſo vielen fremden Nationen gelernt hatten. Dieſe neue Lebensart erforderte neue Geſetze, aber die Geſetzgeber kannten ſie nicht genug dieſe neue Verfaſſung, und da zugleich der Mangel der Staatseinkünfte auf neue Quellen für die Staatsbedürfniſſe zu denken zwang, ſo lief der ganze Geiſt der damaligen Regierungsgeſetze da hinaus: zu machen, daß nur das eine Land des Geſetzgebers reich und blühend ſei, und Mittel zu finden, daß aller der Reichthum bloß in des Fürſten Kaſſe fließe, alle die Wieſe nur Früchte trage für ihn! Aus dem Grundſatze floſſen auf der einen Seite alle die ausſchließenden Geſetze, alle die Bande, die das Gewerb in den einen Staat feſſeln ſollten; und auf der andern alle die hundert und hundert Abgaben, welche der Leibeigenſchaft anhingen, nun auch von den Bürgern und Freien, und kurz von allen Unterthanen, unter tauſend neuen Vorwänden, neuen Formen, neuen Namen eingeführt und abgefordert wurden. Dieſe Regierungsgrundſätze nahmen in Frankreich täglich mehr, und da die Gewalt des Königs endlich unumſchränkt wurde, auch ſo unumſchränkt überhand, daß Niemand mehr Herr über ſein erworbenes Eigenthum zu ſein ſchien. In Deutſchland war die Gewalt der Regenten mehr eingeſchränkt, aber die Liſt ihrer Räthe führte ſie eben ſo weit; und ſchon im Jahre 1442 klagte der billige Kaiſer Friedrich der Dritte auf einem Reichstage zu Mainz darüber. Wo ſind, — ſagte er in ſeiner naiven Sprache, — wo ſind eure ehrbaren und tapfern Räthe, die euch zum Beſten des gemeinen Nutzens rathen? Viel Schmeichler, Heuchler und Suppeneſſer habt ihr an euern Höfen, denn ihr mögt die Wahrheit nicht leiden, welcher euch aber euer Amt beſſert mit der Nutzung, der iſt ein geſchickter Geſell. Niemand fragt, ob es redlich daher komme, ſo wir's nur haben, als ob Gott die Seinen euch zu Narren geſchaffen habe. Hättet ihr ein chriſtlich Gemüth, ihr würdet die göttliche Kreatur baß bedenken.

So klagte der weiſe Kaiſer, aber die Fürſten und ihr Adel und ihre Räthe ließen ihn klagen, und fuhren fort, mit täglichen, neuen, willkürlichen Abgaben zugleich ihre Unterthanen auszuhungern und ſich ſelbſt die Quelle der wahren Reichthümer zu verſtopfen. Ein weiſer Arzt in Frankreich, Quesnay, ſah zu unſerer Zeit das täglich wachſende Verderben; er dachte ſorgfältig nach über ſeine Quellen, entdeckte ſie in den Banden, womit überall das Gewerbe in ſeinem Gang gehalten wurde; und in der willkürlichen Anlage der Abgaben, die ohne Berechnung des Ertrags, den das Staatskapital liefern konnte, ohne Berechnung der Vorſchüſſe, die zur Anlegung dieſes Kapitals aufgewendet, und alle Jahre erneuert werden müſſen, bloß nach Willkür auf Wegen und Umwegen erhoben worden waren. Er baute auf dieſe Beobachtung ein neues Syſtem der Staatswirthſchaft und machte es der Welt bekannt. Niemand fühlte den ganzen Werth ſeiner Lehre ſo tief als Iſelin. Er arbeitete ſich durch alle die metaphyſiſchen Feinheiten des Lehrgebäudes durch und fand wieder in ihm, was er überall ſo emſig ſuchte, den ächten Weg der Natur; er ſah, daß durch das und das allein, jede ſittliche und jede politiſche Tugend aufleben, das Band zwiſchen Regent und Unterthan wieder enger zuſammengezogen, Fleiß und Arbeitſamkeit belebt, der Armuth aufgeholfen und der Triebfeder der ganzen Menſchheit eine neue Wirkſamkeit gegeben würde!

Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums waren die Grundpfeiler des neuen Syſtems. Ewige Gerechtigkeit ſchloß es an das ganze Syſtem der Schöpfung.

Warum wollt ihr ſie einſchränken die immer thätige Menſchenkraft? Warum verſperrt ihr eure Häfen dem emſigen Händler? Warum ſchließet ihr eure Thore dem Fleiß des Nachbarn? Warum euren eigenen Bürgern die Werkſtätte, wo er im Schweiß ſeines Angeſichtes ſeinen Unterhalt finden könnte für ſein Weib und ſeine Kinder und ſeine Kindeskinder nach ihnen? Sehet, iſt die Erde nicht weit genug, um alle zu ernähren? Wie viele Flächen ſind noch ungebaut, wie viele Sümpfe noch unausgetrocknet, wie viele Heiden noch unbearbeitet, wie viele Berge noch kahl? Mit Freiheit des Gewerbes, Freiheit des Handels wird die Zahl eurer Unterthanen ſich ins Unendliche mehren; ihr unbegrenzter Aufwand wird den einzigen Bewahrer der Quelle aller Reichthümer, den Landmann, ermuntern, unmer weiter und weiter zu öffnen die Quelle, immer mehr und mehr auszugießen ſeine unerſchöpflichen Schätze; und bald werden Hütten ſtehen, wo alles nun gähnt in öder Einſamkeit, Bäche rinnen, wo das trockne Erdreich lechzet nach Waſſer, und Ernten blühen, wo nun kaum die Fröſche und Schlangen im mooſigen Schilf ihren Unterhalt finden! Warum wollt ihr eure Kaſſe allein zum Mittelpunkt alles Reichthums machen? Reichthum wird nur erworben durch Reichthum, und Arbeit und Induſtrie heiſcht Belohnung, oder ſie ſtirbt!

Wenn ihr dem Landmann ſeinen Samen nehmt, wenn ihr durch eure unverhältnißmäßigen Auflagen dem Ochſen, der ſeinen Pflug treibt, den Halm aus dem Munde reißt, der ihn erhalten ſoll; wenn ihr dem Hausvater ſein Brod nehmt, womit ſoll er der Erde abverdienen ihre jährliche Zinſe, die einzige Einkunft, die die Natur euch verwilligt hat, den einzigen Reichthum, den ihr habt? Wenn ihr mit den ewigen Zöllen, Schatzungen, Gewerbtaxen dem Handwerker die fleißige Hand, die nichts hervorbringt, die nur den Stoff, den der Landmann ſchafft, in Formen bringt, und herumführt in alle Winkel der Erde, ihres Lohns, ihrer Hoffnung, des ganzen Zwecks ihrer mühſeligen Arbeit beraubet, werden da nicht alle die Hände ſinken, und ſelbſt nun der unbelohnte Landmann lieber der Freigebigkeit der Natur entſagen, als ihr mit ſeinem Schweiß einen Ueberfluß abverdienen, der todt in ſeinen Händen bleibt! Aber woher nehmen wir unſere Bedürfniſſe, die jetzt durch alle die Abgaben allein beſtritten werden, und von allen den Einſchränkungen einen ſo wichtigen Zuſchuß bekommen? fragte man die neuen Philoſophen. Woher, wenn die allgemeine Freiheit unſre langſamere, unerfinderiſchere Nation mit fremden Waaren überſchüttet, unſer Geld hinauszieht und unſre Arbeiter müßig ſtehen?

Sie riethen, die Abgaben blos auf den Ueberſchuß der Erdprodukte, nach Abzug aller Vorſchüſſe des Landmanns, zu legen; ſie zeigten in ſcheinbarer Hoffnung, daß das Uebermaaß dieſer Produkte durch ihre ſtete Vermehrung alles, was jetzt unweiſe erpreßt werde, von ſelbſt dreifach geben würde; ſie lehrten Mäßigung, empfahlen dem Staate Weisheit, ſich in ſeinen Grenzen zu genügen, und Gerechtigkeit, die Uebermacht in Schranken zu halten, und erfanden eine ſo wohl und ſo fein ausgedachte Tabelle der Vertheilung der jährlichen Produkte, daß ſie nothwendig Eindruck auf alles, was weiſe und gut iſt, machen mußte. Sie machte ihn wirklich. Ein edler Fürſt, ein liebevoller Vater ſeiner Unterthanen, von dem ich ſonſt nichts ſage, weil ich alles für ihn empfinde, was man für die Beſten der Menſchen und die Beſten der Fürſten empfinden kann, ergriff dieſes neue Syſtem mit Eifer. In Italien verſuchte einer der größten Regenten es faſt völlig einzuführen; und Frankreich ſelbſt ſtellte einen der treueſten Schüler dieſes wohlthätigen Evangeliums an die Spitze ſeiner Geſchäfte! Aber es iſt viel leichter, in die Dämmerung des menſchlichen Denkens Licht zu bringen, als in dem Irrgarten des menſchlichen Handelns die richtige Straße zu finden. Das jetzige Bedürfniß, das die Ernte, die das Syſtem ſo ſpät verſprach, nicht erwarten konnte, und tauſend andere Nebenumſtände, hinderten faſt überall die Ausführung des neuen, lange nicht genug vorbereiteten, mit zu viel Zutrauen auf die Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts erſonnenen Finanzplans! und auch der blieb liegen in zahlloſen Schriften und Gegenſchriften. Und ſo ging es leider der ganzen edlen, ſchönen Philoſophie unſers Freundes.

Es iſt nicht, meine Brüder, es iſt noch nicht die Zeit, wo Weisheit ihr Haupt erheben, und der Menſch wieder Menſch werden kann! O könnten wir's, die Lehren unſers Freundes und ſein edles Beiſpiel hätten uns dazu gemacht; aber wir ſind, wie ſelbſt unſer Freund in ſeiner Geſchichte der Menſchheit ſagt, viel näher noch an der alten Barbarei, als wir glauben. Unſere Vorfahren, ſagt er, waren rauhe Barbaren; wir haben nichts vor ihnen voraus, als daß wir weichliche Barbaren ſind.

Doch gedankt — und tief gedankt ſei es den Weiſen unſerer Zeit, daß ſie mitten in der Barbarei ſo mühſam, ſo menſchenfreundlich den Samen ausſtreuen, der ohnehin lange im Boden liegen muß, bis er ſich entwickelt. Die Zeit wird kommen, wo er gewiß ſich entwickeln wird! Und dann, o Iſelin, wird man auch deinen Namen oft ſegnen, und dich oft nennen unter den Wenigen, die Muth hatten, unter einem unweiſen Geſchlecht Weisheit zu predigen!

Und war er nur Prediger der Weisheit? O meine Brüder, ich fühle, wie wenig ich von unſerm edlen Verſtorbenen geſagt habe und ſagen kann! Ich habe euch gezeigt, wie er dachte von dem Menſchen und des Menſchen Weisheit und des Menſchen Beruf; wie er fühlte die allgemeine Gleichheit aller unſerer Brüder von Jenen zu Jenen; wie er erkannte die gleichen Anſprüche Aller auf die reichen Geſchenke der unerſchöpflichen Natur; wie er ordnete die Wettrenner auf der großen Laufbahn, daß Keiner hindere den Andern und Jeder erringe den ihm beſchiedenen Preis! Aber den Gang, den er ſelbſt ging; die Anſtrengung, die Verleugnung, den Eifer, womit er ſelbſt lief dieſe große Bahn; die Genügſamkeit, mit welcher er ſelbſt aus der großen

Maſſe der menſchlichen Seligkeiten ſich ſeine erringen wollte als die, ſich des Wohls der Andern zu freuen; die edlen Thaten, womit er als Menſch, als Patriot, als Freund, jeden Tag ſeines Lebens verherrlichte, den beſſern Theil ſeines Lebens, — denn was iſt unſer Reden und Schreiben? Nur die Thaten verewigen den Mann! — den beſſern Theil ſeines Lebens muß ich Andern zu erzählen überlaſſen.

O ihr edlen Schweizer! Ihr, die ihr jezt ſchon fühlet ſeinen ganzen Werth, ihr habt ihn mit mir und mit ganz Deutſchland gekannt als den Philoſophen, den Weiſen, der unermüdet nachſpürte der reinen Quelle der Wahrheit und inbrünſtig dürſtete nach ihren Ergießungen; aber ihr kanntet näher als die Welt, die ſeinen Geiſt liebte, das edle Herz, das dieſem Geiſt allein den Stempel der ächten Weisheit geben konnte! — Es hat Tauſende gegeben, die dachten vor ihm, was er dachte, aber Wenige, die waren vor ihm, was er war! — Euch rufe ich auf, den beſſern Theil ſeines Lebens zu erzählen; euch, die ihr ihm näher lebtet, als ich, der ich kaum ſeinen Geiſt in der Ferne ſehen kann; euch rufe ich auf, zu ſchildern ſein edles, gutes, volles, warmes, inniges Herz, zu verewigen jede That ſeines Lebens und ihn auszuzeichnen unter den Wenigen der Sittenlehrer, deren Leben beweiſt ihren Glauben an ihre Lehre. Ihr wißt, unter Tauſenden verſtand er am beſten die Kunſt, zugleich Patriot und Menſchenfreund zu ſein! Ganz Schweizer, ganz durchdrungen von dem reinſten Gefühl der bürgerlichen Freiheit, ganz voll von Verehrung und Dankbarkeit für die großen Menſchen, die euch aus dem drückenden Stand der Unterwürfigkeit in den Stand der Freiheit geſezt haben, in welchem ihr nun daſteht zum Denkmal, was männlicher Muth vermag, wenn er ein reines Herz belebt; ganz warm vom weiſeſten Patriotismus, vom helvetiſchen Nationalgefühl, hielt er es nicht für geringer, ſeine alte Brüderſchaft mit der übrigen ganzen Welt zu erkennen! Jede ſeiner Nebenſtunden war dem Beſten des Ganzen gewidmet; jeder Fremde, der ihm nahte, fand in ihm einen Freund, einen Rathgeber, einen Beiſtand, einen Lehrer; jede gute That, die er hörte, jede löbliche Einrichtung, die er erfuhr, jede nüzliche Verordnung, die ihm vor Augen kam, wurde durch ihn in ſeinen merkwürdigen Ephemeriden allgemein bekannt gemacht; und wie mancher edle Jüngling, wie mancher würdige Mann wurde durch ihn ermuntert, auf den Weg zur Weisheit geführt, zu Thaten gereizt, für die ihn die jezige Welt und ganze Geſchlechter nach ihr ſegnen werden!

Aber ſein ganzer Tag, die Hauptſorge ſeines ganzen Lebens, war ſeinem Vaterlande heilig. In dem wichtigen Poſten, den er in dem freien Kanton Baſel verwaltete, hat oft ganz Helvetien ihn mit Beifall, und immer ſein freies Vaterland ihn mit dankbarer Liebe verehrt. Ihr wißt, wie er ſelbſt auch hier überall ſeinen weiſen Grundſäzen treu geblieben iſt, wie er gearbeitet hat, auch hier auszuführen den großen Plan, der vor ſeiner Seele ſchwebte, und den er mit den weiſen Vätern ſeines freien Vaterlandes gewiß ausgeführt hätte, wenn ſein und unſer Zeitalter in das Zeitalter der großen Thaten gefallen wäre.

O es iſt unmöglich, daß ihr das ſchöne Bild dieſer ſchönen Seele ſolltet laſſen verborgen ſein! Die warmen Freudenthränen, die geſtern unſer Vorſteher auf ſein Grab zollte, bürgen mir dafür, ihr könnt es nicht! Dem Weiſen konnt' es nicht fehlen an Freunden in einem Zeitalter wie unſeres, nicht fehlen an Verehrern!

Ich kenne euch, ihr Bürger ſeines edlen Vaterlandes! So glänzend die Thaten eurer großen Vorfahren ſind, die euch eure Freiheit mit ihrem Blute erkauft haben; ſo andachtsvoll ihr oft ſteht vor ihren Denkmalen, vor jedem Fußtritt Landes, wo eure Helden gefochten, eure Patrioten geſprochen haben für Freiheit und Eintracht, ſo warm und inbrünſtig ihr ſingt ihr Lob und lehret ihr Beiſpiel: ſo gerecht ſeid ihr gegen die, wo nicht gleich glänzende, doch gleich große Thaten eurer Zeitgenoſſen! O ihr wißt, wie wir ſparen müſſen mit großen Menſchen! Der Guten giebt's noch viele! Wer wollte leben unter der ſchönen Sonne, ſo ſchön ſie iſt, wer wandeln auf der reichen Erde, ſo reich ſie iſt; wer wollte leiden das Schlagen des warmen Herzens, ſo warm es ſchlägt, wenn nicht noch ſo viele gute Menſchen mit uns von der Sonne beſchienen würden; mit uns auf der Erde wandelten, an dem Herzen ſchlügen! O — und Zeugen ſeien auch die Tage, die wir eben jezt wieder hier zuſammen leben! — Der guten Menſchen giebt's noch ſo viele. Aber, Freunde, wenige giebt's der Großen, auch unter euch Wenige, ihr Schweizer! Und wenn dann Einer von den Wenigen vor unſern Augen lebte und nicht mehr lebt, ſolltet ihr den vergeſſen? ſolltet ihr dem nicht in eurer Geſchichte ſein Ehrendenkmal ſezen? Sei's, daß Tugend ſich ſelbſt belohnt, ſei's, daß auch der große Mann, der mit patriotiſcher Weisheit eure ſeltne Eintracht, euren Wohlſtand erhalten helfen, ſelbſt mitgenoſſen hat alle die Früchte ſeiner Arbeit; ſei's, was, wenn mich nicht alles betrügt, — mein Herz und der Geiſt, der zu meinem Herzen ſpricht — unmöglich iſt; aber ſei's, daß die Geſtorbenen uns nicht mehr hören, nicht mehr kennen, nicht mehr zurückſehen auf uns: ſo ſind doch noch da eure Männer, eure Jünglinge, eure Kinder, in deren Herzen der Funken verborgen liegt, bis ihn weckt die Geſchichte der großen Thaten ihrer Zeitgenoſſen. O ſehet, wie ſie ſinkt in Ohnmacht die hoffnungsloſe Verzweiflung, daß wir noch können ſollten, was die Menſchen voriger Jahrhunderte konnten. Weckt dann den wenigſtens auf, den verborgenen Funken, durch die Geſchichte unſrer gleichzeitigen Tugend! Und wo wollt ihr ſchönere finden, als in dem Leben unſers weggegangenen Freundes? Sehet, die Geſellſchaften der Weiſen haben ihn befreundet, und ſich gefreut, ihn aufzunehmen in ihren Schooß; Deutſchland hat ſeinen Namen mit Ehrfurcht genannt unter den beſten Menſchen: ihr könnt ihn nicht anders nennen, als unter den beſten der Schweizer! Wie könnt ihr alſo die Verewigung ſeiner Lebensgeſchichte euren Bürgern, euren Kindern, euren Nachkommen vorenthalten! O wie gern wollt' ich ſie ſelbſt ihnen geben; aber mir, als einem Fremden, der ſo wenig mit ihm gelebt hat, ziemt es nicht, in die Geſchichte eurer Staaten, wo er ſo thätig eingeflochten worden iſt, einzudringen, iſt es verſagt, ſein tadelloſes Menſchenleben zu ſchildern, wenn auch ſonſt mein Mund ſeiner würdig wäre! So voll mein Herz iſt von Verehrung von ihm, ſo muß ich dennoch nur denen, die mit ihm gelebt haben, nur ſeinen Mitbürgern das edle Geſchäft, ſein reines, ſchönes Patriotenleben zu beſchreiben, überlaſſen; und wenn ich übernommen habe, heute vor euch von ihm zu reden, ſo war's nur, einen von Euch oder den Euren zu dieſem würdigen Geſchäft zu ermuntern und ſelbſt zu zeigen, daß ich ſeinen ganzen Werth fühlte und ſeinen ganzen Verluſt empfinde!

Aber doch eine der edlern Thaten ſeines Lebens ſei mir erlaubt für mich zu nehmen, eine der ſchönſten, der beſten, deren Andenken uns am nächſten angeht, meine Brüder, und die uns allen, und auch gewiß mir, unter allen ewig heilig ſein muß; in welcher er zugleich ganz den wahren Schweizer und den edlen Menſchenfreund vereinigt hat, und die vor allen ich, wenn ich ein Wort ſagen könnte, das ewig dauert, für alle Zeiten verewigen möchte.

Ihr ahnet alle und fühlet alle, meine helvetiſchen Brüder und Freunde, daß ich reden will von der Stiftung dieſer mir ſo theuren, — und ich darf's ſagen, — ſelbſt eurem Vaterlande ſo wichtigen Geſellſchaft, deren jährliche Feier wir geſtern begangen haben! Ihr wißt, ſie war vornehmlich ein Werk ſeiner Hände. Sein umfaſſender Geiſt und ſein weites Herz konnte die Vereinzelung eurer eidgenöſſiſchen Staaten nicht ertragen! Es war ihm nicht genug, daß Bund und Siegel euch zuſammenhielt, ach, er wußte zu wohl, wie ſchwache Bande es ſind, die Bande des Bundes und der Siegel! Er wollte Schweizerherzen an Schweizerherzen binden, wollte machen, daß, wer des Bundes wegen ſein Blut für den Andern laſſen ſollte, es auch der Liebe wegen ließ, ohne Bund, wollte, daß ihr euch ſähet, euch kennen lerntet, wie ihr das ganze Jahr hindurch eure Freiheit zuſammen genießet, auch durch einige Tage zuſammen ſchmecktet, wie ſüß es iſt, zu leben mit Freiheit!

Voll von dem Wunſch legte er mit wenigen Edlen den Grund zu dieſen Zuſammenkünften, deren wir nun die drei und zwanzigſte zählen. Niemand war pünktlicher, ſie zu beſuchen, als er. Zwar nur einmal und kurz habe ich ihn da geſehen, unſern Freund, denn in den folgenden Jahren hatte ſchon ſeine Krankheit ſeine Kräfte zu ſehr untergraben; — aber in dem einen Mal ſah ich genug, wie glücklich er war, wie wohl ihm wurde in dem Zuſammenfluß ſeiner edlen Schweizerbrüder.

Wenn ihr vormals euch verſammeltet, ſo geſchah es mit dem Schwert an der Seite und den Waffen in der Hand; da band euch Liebe zur Freiheit, die auch die Meiſten, oder Noth, die auch die Entfernteſten bindet; aber hier iſt's Liebe im Herzen, die Freude auf der Stirne, der Becher in der Hand und der Geſang auf der Zunge, der uns bindet! O wahrlich ein herrliches, das einzige Band, das auf ewig zuſammenhält! Wem die freie Seele entgegenhüpft und wen ſie Freund nennt, wen das Freude ſuchende Herz an ſich drückt, die heiter lachende Lippe küſſet, der iſt gewiß Freund und wahrhaftig!

Ich habe es gefunden, o Gott! wenn mein Herz ſich dir nahte in Leiden und Noth, ſo war ich nie ſo fromm, als wenn ich in dem Augenblick überſtrömender Freuden dich meinen Vater nannte! in der Noth war mir's, ich zweifelte noch, ob du mich hörteſt; aber wenn mein Herz froh war, ſo fühlte ich dich gegenwärtig mit allem deinen Segen! Auch habe ich den Freund nie vergeſſen, der ſeine Freuden theilte mit mir! Jede Stunde der Freude, die ich mit ihm durchlebte, war ihm ein Pfand für mein Herz!

Und ſolcher Stunden haſt Du uns durch die Errichtung dieſer Geſellſchaft viele gegeben im Jahr, verklärter, ewiger Freund! Wie viele ſind unſer, die einander nie geſehen hätten ohne ihn! Wie viele, die hier ſchloſſen das Band einer unverbrüchlichen Freundſchaft? Wie viele, die in ihren engen Kreiſen nahe waren, dem Menſchengeſchlecht zu entſagen, wo ſie keine Menſchen fanden, und die hier fanden, was ſie ihr Lebenlang vergebens geſucht hatten? Wie viele von euch, edle Schweizer, lernten hier wieder fühlen Schweizerherz, das ſie ſo lange ſich nicht gefühlt hatten? Wenn Stand und Rang und Religion und Reichthum und Ehre und Sitten von Kanton zu Kanton, von Mann zu Mann, unüberſteigliche Klüfte befeſtigten, ſo wurden hier alle, alle überſtiegen; alles, alles wieder in ſeine [illegible], [illegible], urſprüngliche Gleichheit geſetzt. Da fühlt dann die Seele ſich wieder ganz, ermannt ſich wieder, ſteht hinaus über alle die kleinen Verhältniſſe, die menſchlicher Unverſtand eingeführt hat, und ſteht da in ſelbſtſtändigem Werth!

Ewig bleibe von euch entfernt, ihr glücklichen Helvetier, der Feind der Freiheit! Aber wenn er, wenn der unerſättliche Deſpotismus auch eure unüberſteiglichen Berge überſtiege, und ihr dann ſtündet auf ihren Gipfeln, das Vertheidigungsſchwert und das Schwert der Rache in der Hand, der Basler unter ſeinem Panier, der Zürcher unter ſeinem, und der Schaffhauſer und der Berner, und der Luzerner und der Urier, und alle die feſtlichen Namen des freien Helvetiens, und jeder ausblickte aus ſeinem Volk, und ſähe in den andern Zügen den Bruder in den Waffen, mit dem er hier geſungen das Lied der Freiheit, hier bekränzt den Pokal der Freude: wie würde ſein Herz glühen, wie würde er ſich werfen in die Schaaren der Feinde, zu retten den Freund, den Bruder, mit dem er hier das ewige Band des Herzens geknüpft! Wie würde das Andenken an jede Stunde der Freude, die er hier mit ihm getheilt hat, mächtig rufen in ſeine Seele; wie würde, wenn auch Kleinmuth und Selbſtigkeit das Schwert ihm aus den Händen ſinken machte, ſelbſt die Schaam vor der Stirn ſeines Freundes, ſeinen Arm ſtärken, zu behaupten die glorreiche Freiheit, zu halten die Rechte, die ſeine großen Väter ihm erworben haben, und zu decken den Bruder, den Iſelin's Hand ſeinem Herzen zugeführt hat!

Oder ſollte ein Verräther des Vaterlandes ſelbſt unter euch, verbundene Völker, treue Eidsgenoſſen, wie leider auch in böſen Zeiten geſchehen, den Samen der Zwietracht ſäen; ſollte Eigenſinn, Stolz und Neid euch vergeſſen machen, daß ihr Brüder ſeid, mit Einem Blut zuſammen erkauft, mit Einem Eid zuſammengebunden, und ihr ſolltet in einem unbewachten Augenblick euch wieder einmal aufmachen, und Brüder gegen Brüder zu Felde ziehen; und es ſollte dann Einer von uns hier, der Andere dort ſich begegnen auf der Ebene, ſchon beſtimmt zu einem Schauſpiel, vor dem ſich Gott und ſeine guten Geiſter verhüllen; wie würdet ihr euch herausdrängen aus den Reihen, ſtürzen zwiſchen die entzweiten Brüderheere, euch umarmen, wie ihr hier euch umarmtet, und dieſer Tage Geſchichte, dieſer Tage Liebe, Freuden, Eintracht laut rufen durch alle Reihen, bis ſie ſänken die ſchon gezogenen Schwerter, ſich öffneten die gewaffneten Arme, und Schinznacher und Oltener Eintracht eure Tauſend und Tauſend wieder zu Eins machte, wie Iſelin uns hier zu Eins zuſammenführte! Oder ſollte mitten im Frieden und ſcheinbarer Eintracht das Gift, das eure Nachbarn berauſcht hat, die leere Eitelkeit auch euch berauſchen, ſollte der gewerbſame Schweizer, zu deſſen Städten das Geld und der verführeriſche Reichthum der Erde zuſammen fließt, den genügſamen Schweizer in ſeinen Thälern, bei ſeinen Heerden, in ſeinen Sennen verachten; ſollte der ſtädtiſche, feingeſittete Jüngling den einfachen Alpenbewohner in ſeiner treuherzigen Einfalt geringſchätzen, und ihr kommt hier zuſammen, ſchmecket hier, wie gar andere Seligkeiten die reine Menſchennatur für uns aufbehalten hat, wie gar leer die ſind, die Menſchenphantaſie ſich aufzwingt, gegen die, die aus dem Wollen der Freundſchaft, der Liebe, dem Vertrauen, der Freude geheiligten Herzen ſtrömen; wie ſolltet ihr hier euch wieder heiligen zuſammen und reinigen und mitten im Ueberfluß eingebildeter Schätze bewahren lernen den wahren Schatz genügſamer Einfalt, der eure Freiheit erkaufte und ohne den ſie verrauchen wird, wie ſie ſo oft verraucht iſt unter allen Himmelsſtrichen! —

O Brüder, es iſt nicht in der Natur des Menſchen, daß auch die reinſten Plane unſers beſſern Verſtandes uns wärmen ſollten zu edlen Thaten, uns halten ſollten auf ebener Bahn! Vielleicht, daß dort beſſere Geiſter, die alles ſehen, wie es iſt, beim bloßen Anblick der Dinge und ihrer Verhältniſſe mit feſten, männlichen Schritten gehen ihren beſten Weg. Uns muß Erfahrung, uns muß Gefühl des Guten leiten zum Guten! Darum öffneten uns hier Iſelin und ſeine weiſen Freunde den Saal der Freundſchaft, der Liebe, der Eintracht, der Freude, daß wir ſie ſchmeckten, ihre Seligkeit, und wenn wir uns geſättigt hätten an ihnen, ausgingen jeder zu ſeinem Volk und predigten, was mit Freiheit und Liebe der Menſch dem Menſchen ſein kann; darum ſei ſie uns auch ewig heilig, dieſe Schule der Freundſchaft, und, ich darf's ſagen, der beſſern Weisheit. Denn welche iſt beſſer, als die beginnt vom Herzen und ſich wieder ergießt ins Herz! Darum ſei Du uns ewig heilig, ihr erſter Stifter!

O ſähſt Du uns noch verſammelt, Unſterblicher! Wenn Du da oben wandelſt über uns in beſſern Welten, denkſt Du noch an uns? Wenn Du dort lebſt mit weiſern, reinern Seelen, mit Deinen Lykurgen, mit Deinen Sokraten, allen den Weiſen der Chriſten und Heiden, erinnerſt Du Dich noch an uns? Und ſäheſt Du uns nicht, dächteſt Du nicht an uns, und erinnerteſt Du Dich unſer nicht: ſo würden eben die weiſern, beſſern Geiſter, die mit Dir leben, und die aufzeichnen jede gute That unſers Erdenlebens, ſo werden die Engel der Liebe, der Genius der Freiheit und Dein Tell und ſeine erſten Genoſſen Dir auch die Stiftung dieſer Geſellſchaft mit unter Deinen beſten Thaten nennen! Sie werden Dich erinnern an uns! — Auch wir wollen ewig Deiner gedenken!

Gewiß, Brüder, ewig! Das unbedeutende Denkmal, das ihr mir erlaubt habt, heute unſerm Freund zu ſetzen, iſt die geringſte Feier, die wir ihm widmen! In unſern Herzen, die wir ihn geſehen und mit ihm gelebt haben, wird ſein Andenken unauslöſchlich ſein. Und wann wir einſt ihm folgen, und eure freien Enkel ſitzen dann hier auf unſrer Stelle noch zahlreicher, noch wärmer, noch treuer, noch liebevoller, noch froher als wir: ſo werden ſie dankbar nachſuchen, wer ſie zu einer ſo guten Stunde zuſammengebracht hat; und dann werden ſie ihn finden, den Namen unſers Iſelin's, und ſich freuen, daß das kalte, trübe Alter ihrer Väter noch ſo viel Licht und Wärme zeugen konnte!

Sanft ruhe ſeine Aſche und ſein Geiſt freue ſich unſer!

Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

1796.

Von J. G. v. Herder.

Wie Rede und Sprache den Menſchen vom Thier unterſcheidet: ſo giebt es eine Kunſt der Sprache und Rede, die unter den Menſchen ſelbſt vielleicht einen ſo großen Unterſchied macht, als die Rede zwiſchen Thieren und Menſchen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt iſt, werde ich zeigen, daß dieſe Kunſt der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden ein Hauptgeſchäft der Schulen ſein müſſe.

Wenn wir in die Welt treten, können wir zwar ſchreien und weinen, aber nicht ſprechen und reden; wir äußern nur thieriſche Laute. Manche Völker und Menſchen verfolgen dieſe thieriſchen Laute durchs ganze Leben. — Man ſtelle ſich in eine Entfernung, in der man zwar den Schall der Stimme und die Accente nicht vernimmt: ſo hört man bei einigen Menſchen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel, und bei affectirenden Schönlingen den natürlichen Canarienvogel; nur nicht eben eine menſchliche Stimme. Unſer Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meiſten inne wird, wenn man, wie oft der Fall iſt, zwar Töne, in einander gezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht verſteht. — Jünglinge, die dieſen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an ſich haben, ſie mögen aus Städten oder vom Lande her ſein, müſſen ſich alle Mühe geben, im Gymnaſium eine menſchliche, natürliche, charakter- und ſeelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäuriſchen oder ſchreienden Gaſſenmundart ſich zu entwöhnen. Sie müſſen das Bellen und Belfern, das Gakkeln und Krächzen, das Verſchlucken und in einander Schleppen der Worte und Sylben abdanken, und ſtatt der Thier- die Menſchenſprache reden. Glücklich iſt das Kind, der Jüngling, dem von ſeinen erſten Jahren an verſtändliche, menſchliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und ſeine Zunge, den Ton ſeiner Sprache, unvermerkt bildeten! Glücklich iſt das Kind, dem ſeine Wärterin, ſeine Mutter, ſeine ältern Geſchwiſter, ſeine Anverwandten und Freunde, endlich ſeine früheſten Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichſam Vernunft, Anſtand, Grazie zuſprachen; der Jüngling, der Mann wird ſie nicht verleugnen, ſo lange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir ſprechen, und wie wir frühe hörten, wie unſer Mund, unſre Zunge ſich in der Kindheit und Jugend formten; meiſtens ſprechen wir ſo zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore iſt ein ſchöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unſers Lebens; Jünglinge, von denen man ſagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia ſagte: filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris, haben an dieſem mütterlichen Geſchenk einer angenehmen, deutlichen, ſanft überredenden Sprache eine ſchöne Anlage zu Vernunft und Cultur geerbt.

Wem dieſes Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten, bei noch biegſamen Organen, ſeine Sprache beſſern; er lerne ſprechen wie die Menſchen, deren Sprache ihm am reinſten, deutlichſten, charaktervollſten, lieblichſten tönt; ſein eigner Verſtand, ſein Ohr ſei hierin Richter. Dieſe Menſchen höre er oft und mit Liebe, ihre Stimme umſchalle ihn auch in der Einſamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Neſtors Stimme umſchallte:

Εγρετο δ' εξ ὑπνου, θειη δε μιν αμφεχυτ' ομφη.

Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikaniſche Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverſtändig und knechtiſch nach. Junge Leute, die ſich zu einer ſchönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affectirte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnaſium beſuchen, andere, die es vor dem beſucht haben, die ſich einen erzwungenen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menſchen natürlich iſt. Die Rede iſt Ausdruck der Seele, ein darſtellendes Bild aller unſrer Gedanken und Empfindungen; ſie muß alſo Charakter haben und nicht den Tönen gleich ſein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unſer Körper nicht blos Nerven und feine Fibern, oder zierliche Blut- und Saftgefäße, ſondern auch Muskeln, Sehnen, Haut und Knochen hat, und ſolche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er geſund ſein ſoll, ſo iſts nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhleriſche Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, ſondern einen jungen Mann, der geſunden Verſtand, beſtimmte Begriffe, Treue und Wahrheit, herzliche Rechtſchaffenheit, ſo wie in Geſicht, Handlung und Geberden, ſo auch in ſeinen Worten, im Ton ſeiner Stimme ausdrückt. Es giebt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Ueberzeugung und geſunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falſche Ton, wenn man Geſinnung und Affecte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüth andrer Menſchen viel widriger und unausſtehlicher iſt, als ein falſcher Ton im Geſange, wenn er auch noch ſo arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unſern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis; weſſen das Herz voll iſt, deſſen gehet der Mund über. Wie die Muſik eine Tonleiter hat, auf der ſich die Stimme auf- und abſteigend üben muß: ſo hat die Rede ein weites Reich von Gegenſtänden, Geſinnungen, Leidenſchaften, Empfindungen, Zuſtänden der Seele u. ſ. f., deren Ausdruck ſie zu ſchaffen und auf die mächtigſte, angenehmſte Weiſe darzuſtellen hat. Daß ſie dieſes zu thun vermöge, dazu gehört Uebung: denn auch in der Kunſt, ſeine Sprache zu brauchen, fällt der Meiſter ſo wenig vom Himmel, als in der Tonkunſt. In dieſer müſſen die Finger, in jener die Organe geübt werden, ſammt den Seelenkräften, auf die ſich die Rede bezieht, deren Wirkung ſie äußert. — Leſen heißt dieſe Uebung; aber ein Leſen mit Verſtand und Herz, ein Leſen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigne Compoſition und ein lauter, lebendiger Vortrag derſelben. Dies iſt die Schule, in welcher die Rede der Menſchen gebildet und geübt wird; ihrer haben ſich in Griechenland und Rom die größten, die geſchäftreichſten und wichtigſten Männer, hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geſchämt. Sie haben ſie angeprieſen, dieſe Schule menſchlicher Sprache und Redeübung, Anweiſungen und Regeln in ihr gegeben; ſie haben ſich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf dieſe Weiſe wurden ſie cultivirte Nationen und ſchrieben ihre Cultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden laſſen, daß man uns, ſobald wir nicht unſre Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was ſelbſt dem Ton und Buchſtaben nach das Wort Barbar ſagt, halte.

Das Leſen, ein lautes Leſen der beſten Schriften in jeder Art des Vortrages, Erzählung, Fabeln, Geſchichte, Geſpräche, Selbſtgeſpräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Luſt- und Trauerſpiele in Gegenwart Andrer oder mit Andern ohne Zwang in der natürlichſten Art giebt der Rede ſowohl als der Seele ſelbſt eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Mährchen an, durch alle Gattungen des Vortrags ſollte das Beſte, das wir in unſrer Sprache ſowohl in eignen Produkten als Ueberſetzungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klaſſen laut geleſen und geliebt werden. Kein klaſſiſcher Dichter oder Proſaiſt ſollte ſein, an deſſen beſten Stellen ſich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verſtand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf dieſem Wege ſind Griechen, Römer, Italiener, Franzoſen und Britten ihrem edelſten Theil nach zu gebildeten Nationen geworden. Alcibiades gab jenem Schulmeiſter zu Athen eine Maulſchelle, der den erſten klaſſiſchen Dichter ſeiner Zeit, den Homer, nicht in der Schule hatte, und wie fleißig die Griechen ihre beſten Schriftſteller, wie fleißig die edelſten Römer die beſten griechiſchen Schriften laſen, wie oft ſie ſolche abſchrieben, auswendig lernten, nachahmten und ſich zu eigen machten, klingt für unſre neue barbariſche Zeit beinah wie ein altes Mährchen. In Italien weiß der gebildetere Theil der Nation ihre klaſſiſchen Dichter faſt auswendig; in engliſchen neuen Schriften werden ſie zu Zeit und Unzeit angeführt, und mit brittiſchem Stolz gerühmt; wie ſehr die franzöſiſche Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muſter derſelben in jeder Art ſtolz iſt, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemeſſene Gegenwart des Geiſtes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verſtand ſind ſie bei Freunden und Feinden, was ſie ſind, geworden. Sie ehren die Muſen, ſie ſchätzten im Umgange ſowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum ſtanden ihnen auch die Muſen bei, und haben gewiß zu der unglaublichen Uebermacht, die jetzt ganz Deutſchland in Schrecken ſetzt, mit geholfen. — Wir Deutſche hingegen ſind hierin ſehr nachgeblieben; unſer Schul- und Kanzelſtyl und unſer Kanzleiſtyl, der Regensburger zumal, ſind aus wahren deutſchen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geformte hölzerne Style, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind todtſchlagen werden. Unſre edle deutſche Sprache iſt noch bei weitem nicht geworden, was ſie ſein könnte; unſre beſten Schriftſteller ſind in Häuſern, oft auch in Schulen unbekannt, und an Höfen verachtet, da ſie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang verſüßen und erheitern ſollten. Kein edles Bild, keine große Geſinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es muſterhaft gedacht und geſagt iſt, ſollte blos in unſern deutſchen Büchern und Fibeln ſtehen, oder makulaturweiſe in unſern Buchladen liegen, ſondern in den Schulen ſollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu geſchieden, jedes Edelſte und Beſte laut geleſen, auswendig gelernt, von Jünglingen ſich zur Regel gemacht, und in Herz und Seele befeſtigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Utz und Haller, Kleiſt und Klopſtock, Leſſing und Winkelmann, wie die Italiener ihren Arioſt und Taſſo, die Britten ihren Milton und Shakeſpeare, die Franzoſen ſo viele ihrer Schriftſteller kennen und ehren? — Dies laute Leſen, auswendige Vortragen, bildet nicht nur die Schreibart, ſondern es prägt Formen der Gedanken ein, und weckt eigne Gedanken; es giebt dem Gemüthe Freude der Phantaſie Nahrung, dem Herzen einen Vorſchmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich iſt, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerſt dieſe und die alten Schriftſteller und die erſten Schriftſteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinen ſpätern Jahren etwas an dieſe Freude, an dies ſüße Erſtaunen. In der Jugend iſt die Seele der Biene gleich, die in dem erſten ſchönen Frühlingstag an jedem Kelch der jungen Blumen hängt, und ihren ambroſiſchen Honig ſaugt; im Herbſt des Lebens geht man über gemähte Wieſen, oder gar über gebrachte und Stoppelfelder.

Zum guten Leſen und Auswendiglernen gehört nothwendig eigne Compoſition, ſo eingeſchränkt dieſe auch ſein möge. Man muß ſich im Schreiben üben, wenn man richtig ſprechen, wenn man genau leſen und hören will. Alſo kleine Aufſätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, theils ſtellenweiſe, theils nach dem ganzen Plan des Buchs und ſeiner Anordnung, dies ſind die Zellen, die ſich der Fleiß der Biene bauet, die Körbe, in denen ſie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Menſch für ſich ſelbſt etwas ſchreibt; er hole nur nach, was er vergeſſen möchte, oder ſetze ſich ſeine Zweifel auf, oder berichtige dieſelben, oder excerpire oder componire, in welcher Uebung es auch ſei. Der Griffel, das iſt bei uns die Schreibfeder, ſchärft den Verſtand, ſie berichtigt die Sprache, ſie entwickelt Ideen, ſie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weiſe thätig. Nulla dies sine linea.

Am innigſten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutſche nutzen den Umgang zur Bildung unſerer Rede und Sprache faſt gar nicht; darum heißen wir bei andern Nationen ſo oft Stumme, oder ungeſchickt Sprechende, grobe Barbaren. — Sprache iſt durch Umgang, nicht in der Einſamkeit entſtanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Auch im Umgange ſollte man ſich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen ſprechen im Umgange ihre Sprache correct, nur der einzige Deutſche nicht, der ſpricht und erzählt etwa wie die Hebamme im Shakeſpeare. Junge Leute ſollten ſich unter einander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies iſt keine Pedanterie, ſondern ſetzt uns fürs ganze Leben in den ſichern Beſitz eines regelmäßigen guten Ausdrucks. — Noch mehr ſollte man ſich befleißigen, jedes Mal aufs Beſte und Anſtändigſte zu reden. Wenn man gefragt wird, aufs Beſtimmteſte und Gefälligſte zu antworten; wenn man erzählen ſoll und will, aufs Anmuthigſte zu erzählen, oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, ſie aufs Beſcheidenſte und Würdigſte zu thun; ſelbſt unangenehme Dinge, Verweiſe und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anſtändigſte, nachdrücklichſte und zweckmäßigſte Art zu ſagen: das iſt der wahre Atticismus, Politeſſe, Urbanität, oder wie man ſonſt den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben ſich alle geſittete, bürgerliche Nationen unterſchieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, ſchief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen ſoll — erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderſte zu hinterſt, das Hinterſte voran, in ellenlangen Einſchiebſeln und Parentheſen, ſo daß man nie zum Zweck kommt, und nirgend den Ausgang findet; überläßt man ſich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken, und dem unſinnigen Aberwitz von Wortſpiel und Lächerlichkeit, über die Niemand lacht; ſo läuft man Gefahr, ewig ein deutſcher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. — Eure Rede ſei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, ſagt Paulus; und Chriſtus ſagt: Habet Salz bei euch; wenn das Salz, wie eure Späße abgeſchmackt und dumm wird, ſo ſchüttet ſie auf die Gaſſe u. ſ. w. Es giebt kein beſchwerlicheres Geſchöpf der menſchlichen Geſellſchaft, als ein Menſch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menſchlichen Gliedern, als eine verlaufende, ſtolpernde, ſtotternde, grobe oder unzeitig ſpitzig und feingeſchliffene, dumme Zunge.

Um zu dieſer Nüchternheit im Reden des Umgangs und zu einem guten Styl der Geſellſchaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorſicht nöthig: 1) Man falle Niemandem in die Rede; ein Menſch, der dem andern in die Rede fällt, iſt ein Wahnſinniger, wie die Indianer ſagen, oder wie andere ſagen, ein ſeines Verſtandes nicht Mächtiger, dem Niemand viel zutrauet. Im Buch Hiob war Elihu ſo voll von Weisheit, daß ihm der Bauch berſten wollte, er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, bis ans Ende. 2) Man hüte ſich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man ſie gemeiniglich zur Unzeit wiederholet. Faſt Niemand kann ihnen ganz entgehen, inſonderheit haben ſie Leute, die viel reden müſſen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man ſich vor ihnen und ſchränke ſie ſo viel wie möglich ein. Man beſtelle ſich Wächter, die uns ſolche ſagen müſſen, oder ſei ſich ſelbſt Wächter. Jedem von uns iſt bekannt, an welche Albernheit man ſich gewöhnen kann, wenn man nicht auf ſie merket. 3) Man hüte ſich vor allem Despotismus im Umgang und ſeinen Geſprächen. Despoten im Umgang ſind die unerträglichſten Geſchöpfe; ſie brechen die muntere, liebliche Unterrichtung ab, halten ſie auf, lenken ſie ſeitwärts, und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen Andere nicht dazu laſſen. Jeder junge Menſch prüfe ſich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Discurs verderbt, eine Antwort gegeben, oder ſonſt ein Betragen gezeigt hat, mit dem Andere, mit dem Er nicht zufrieden ſein könnte. Zur Unfreundlichkeit iſt uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unſre Rede ganz ſei und ein Ganzes beſtimmt ſage. Der Deutſche halbirt außerordentlich gern, und hält ſich niederträchtigerweiſe an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unteroffizier mit dem Knittel: „Hum! ham!" ohne zu fragen, ob der Andere daraus klug werde, oder wir ſprechen wie Dienſtboten, Lakeien — complimentenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie ſagen, man kenne einen Deutſchen an ſeinen Complimenten, an ſeiner Anrede oder Antwort, am Ton ſeiner Unterredung. — Entweder ſei er ein Grobian, oder ein ſchleichender Höfling, oder beides zugleich. Das, was man ſagen will, rein, ganz beſtimmt und doch artig, höflich zu ſagen, und ein Ende in ſeiner Rede finden zu können; das iſt der ſchöne Ausdruck der Geſellſchaft und des Umganges. Er iſt wie ein ſchöner Edelſtein, ein Kind der Natur, aber durch Kunſt gefaßt, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneres Werthes, klein und koſtbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, tretet hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirne und mit erfreuend lieblicher Rede. Niemand ſage, was er weiß, halb; Niemand ſage es furchtſam und knechtiſch. Eure Lehrer werden euch ganz und mit väterlicher Gewiſſenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willigem Ohr ſind wir hier, eure genugthuenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. — Niemand ſtocke, Niemand zage. Wir ſind hier auf den Auen der Muſen, der Geberinnen ſüßer Rede. Die Stimme der Jünglinge zu hören, iſt angenehm; die Engel ſelbſt erfreuen ſich, ſagt Swedenberg, wenn Kinder anmuthig reden, wenn ſie mit heller Stimme leſen, unübereilt und verſtändlich antworten, wenn ſie mit einer kindlichen Gewandtheit, was ſie wiſſen und gelernt haben, ſagen. Fern ſei hier ein Feind, ein Aufſtörer dieſer heiligen, genialiſchen Verſammlung! An einander freuen wollen wir uns, und in Ruhe uns Zeit nehmen, einen Garten der Wiſſenſchaften zu durchwandeln, in dem auch wir einſt als Jünglinge Roſen fanden. Jeder ſtehe wie Ulyſſes da, wie Homer ihn beſchreibt, mit ruhigem Auge und geſenktem Scepter, als ob er was zu ſprechen wiſſe; aber, wenn er was zu reden anfängt, dann mögen die Worte, wie leichte Schneeflocken, einander folgen, er beſchäftige mit jedem Worte, und man vergeſſe alles andere über ſeiner angenehmen, wohlklingenden Rede.

Zu brüderlichem Andenken Wielands

1813

Von J. W. von Goethe.

Durchlauchtigſter Protector,
Sehr ehrwürdige Meiſter,
Verehrungswürdigſte Anweſende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegen zu ſtellen, und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieſes Finſtere müßte ſich gleich vor Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehn, der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt, und dieſer Heiterkeit gemäß auch von uns geſchieden, unter die glücklichſten Menſchen zu zählen, und keineswegs mit Klage, ſondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu beſtatten ſei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darſtellen kann, ſei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und ſich zu vergegenwärtigen, was ſo viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollſtändigen, Lebens ſogleich zu ermeſſen und zu ſchätzen wiſſe?

Begleiten wir unſern Freund auf dem Stufengange ſeiner Tage, ſehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, ſo finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieſer Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat ſeine Blüthe, und auch dieſer auf das heiterſte ſich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate ſind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Roſen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, ſeine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Roſenzweigen zu ſchmücken unternahm, die ſittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geiſtreiche Lebensfreude unſeres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen ſind es, daß dieſer treffliche Freund noch unſern Zuſammenkünften nicht nur beiwohnte, ſondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hatte ſeinen Ausgang aus dem Irdiſchen durch unſern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächſten, und wenn das Vaterland, ſo wie das Ausland, ſein Andenken feiert, wo ſollte dies früher und kräftiger geſchehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unſerer Meiſter habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und ſpreche in dieſer angeſehenen Verſammlung zu ſeinem Andenken um ſo lieber einige Worte, als ſie flüchtige Vorläufer ſein können deſſen, was künftig die Welt, was unſere Verbrüderung für ihn thun wird. Dieſe Geſinnung iſt's, dieſe Abſicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer faſt vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus redneriſcher Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, ſondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja ſprungweiſe vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erſcheinen dürfte, ſo muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten ſeien. Und ſo werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns ſo lieben, werthen, ja heiligen Gegenſtand geſchritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsſtadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangeliſcher Geiſtlicher, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung und legte bei ihm den erſten Grund der Schulkenntniſſe. Hierauf ward er nach Kloſter Bergen an der Elbe geſendet, wo eine Erziehungs- und Lehranſtalt, unter der Aufſicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ſtand. Von da begab er ſich auf die Univerſität zu Tübingen, ſodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutſchland, wie Gleimen nachher in Norddeutſchland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er ſich ganz der Luſt, welche das Selbſthervorbringen der Jugend verſchafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung ſich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältniſſen, kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward von nun an ſein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das raſtloſeſte ſeine literariſch-poetiſche Neigung fortſetzte. Die mechaniſchen Amtsgeſchäfte eines Vorſtehers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luſt und Muth, und damit ja ſein Geiſt in ſo engen Verhältniſſen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen **Stadion**, kurfürſtlich Mainziſchem Miniſter, bekannt. In dieſem angeſehenen, wohleingerichteten Hauſe wehte ihn zuerſt die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältniſſe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürſten von Mainz nicht unbekannt, und als unter **Emmerich Joſeph** die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden ſollte, ſo berief man unſern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldſamen Geſinnungen, welche ſich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der **Herzogin** Regentin **von Weimar** bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute ſo thätige **Carl von Dalberg** einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürſtlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt höchſt gebildeten Mutter, und ſo ward er herüber berufen, damit er ſeine literariſchen Talente, ſeine ſittlichen Vorzüge zum Beſten des fürſtlichen Hauſes, zu unſerm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen Umſtände zu Theil ward, führte er ſeit beinahe vierzig Jahren ein, ſeiner Natur und ſeinen Wünſchen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat ſein Zeitalter ſich zugebildet, dem Geſchmack ſeiner Jahresgenoſſen ſo wie ihrem Urtheil eine entſchiedene Richtung gegeben, dergeſtalt, daß ſeine Verdienſte ſchon genugſam erkannt, geſchätzt, ja geſchildert ſind. In manchem Werke über Deutſche Literatur iſt ſo ehrenvoll als ſinnig über ihn geſprochen; ich gedenke nur deſſen, was **Küttner**, **Eſchenburg**, **Manſo**, **Eichhorn** von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutſchen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit ſeines Weſens. Menſch und Schriftſteller hatten ſich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Verſen und Proſa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe ſei, und ſo ſchrieb er auch urtheilend und urtheilte ſchreibend. Aus der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes entquoll die Fruchtbarkeit ſeiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer redneriſchen Phraſe; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftſteller dadurch huldigte, daß ſie ſich eines Kiels, womit er ſeine Werke gebildet, zu bemächtigen ſuchte, ſo dürfte der Kiel, deſſen ſich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieſer Auszeichnung würdig ſein. Denn daß er alles mit eigener Hand und ſehr ſchön ſchrieb, zugleich mit Freiheit und Beſonnenheit, daß er das Geſchriebene immer vor Augen hatte, ſorgfältig prüfte, veränderte, beſſerte, unverdroſſen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuſchreiben, dieſes gab ſeinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, ſondern durch heitere, geniale Aufmerkſamkeit auf ein ſchon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Dieſe ſorgfältige Bearbeitung ſeiner Schriften entſprang aus ſeiner frohen Ueberzeugung, welche zu Ende ſeines Schweizeriſchen Aufenthalts in ihm mag hervorgetreten ſein, als die Ungeduld des Hervorbringens ſich in etwas legte, und der Wunſch, ein Vollendetes dem Gemeinweſen darzubringen, entſchiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Perſon ausmachten, ſo werden wir, wenn wir von jenem reden, auch dieſen zugleich ſchildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichteriſcher und redneriſcher Talente, beherrſchten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unſer Freund war des Enthuſiasmus im höchſten Grade fähig, und in der Jugend gab er ſich ihm ganz hin, und dieſes um ſo lebhafter und anhaltender, als jene ſchöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichſten, es ſei erreichbar oder unerreichbar, in ſich fühlt, für ihn ſich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradieſe der Unſchuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geiſtlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloſter Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchaliſch wirkte, das in ſeinen Grundformen noch klöſterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauſcht von Bächen, beſpült von Seen, umſchloſſen von Felſen; überall fand er ſein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein ſchon erwachſener gebildeter Jüngling, noch immer ſchwelgte. Dort regten ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unſchuld der Griechen hinterlaſſen ſind. Cyrus, Araſpes und Panthea und gleich hohe Geſtalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platoniſchen Geiſt in ſich weben, er fühlte, daß er deſſen bedurfte, um jene Bilder für ſich und für Andere wiederherzuſtellen, und dieſes um ſo eher, als er nicht ſowohl dichteriſche Schattenbilder hervorrufen, ſondern vielmehr wirklichen Weſen einen ſittlichen Einfluß zu verſchaffen hoffte.

Aber gerade daß er ſo lange in dieſen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in ſich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenſte Wirklichkeit halten durfte, eben dieſes verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntniſſes zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unſer Freund wird in dieſen Streit hineingezogen; ungern läßt er ſich durch Erfahrung und Leben widerſprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Geſtalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfniſſen des Tages zu vereinigen, entſchließt er ſich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu laſſen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeſchienene für Phantaſterei.

Aber auch hier zeigte ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluſt, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten, fühlte er ſich von der Welt verletzt und um ſeine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war; aber er verzehrt ſich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen; ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt, den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſirenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der Stoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiöſen Fanatismus und allem, was dem Verſtande excentriſch erſcheint, entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge ſelbſt phantaſtiſch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philiſterei zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterei, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſein. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſein will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele, hatten ihn ſchon längſt angezogen; nun findet er aber in dieſer Genoſſenſchaft einen Mann, deſſen Sinnesart ihm weit gemäßer iſt.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion ſeines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrſchende Kirche mit Gewalt die Andersgeſinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten betrafte manches, was einen Verſtändigen, Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen alles dieſes, glaubte er, ſei am beſten durch Frohſinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehn, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müſſe ein guter Mann ſein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt, Witz, Humor ſeien die ächten Organe, womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaſſe. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen ächten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch, die Gegenſtände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, ſich nach entſcheidenden Behörden umzuſehn, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt, und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genoſſen, mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu ſein; wie man denn von

Menächmen nicht ſagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie ſei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen, Aemter, Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe, zu einer ernſteren Zeit, in dem meerumfloſſenen England leiſtete, eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein ſtetiges Wirken in ſeinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein praktiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge, ſo wie über ihren äſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England verbreitet und auch in Deutſchland durch Umſtände gefördert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durchs Leben ſelbſt, von unſerm Freunde, in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, inſofern von Anſicht, Geſinnung, Ueberſicht die Rede ſein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, ſo war doch dieſer jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verſtändig lehrt und wünſcht, das weiß der Deutſche, in Verſen und Proſa, dichteriſch und redneriſch auszuführen.

Zu dieſer Ausführung aber mußte ihm die Franzöſiſche Behandlungsweiſe am meiſten zuſagen. Heiterkeit, Witz, Geiſt, Eleganz iſt in Frankreich ſchon vorhanden; ſeine blühende Einbildungskraft, welche ſich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenſtänden beſchäftigen will, wendet ſich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tauſend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek ſchon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indeſſen die alten Schätze dieſes Fachs, welche Deutſchland beſitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade dieſe Gedichte ſind es, welche Wielands Ruhm am meiſten verbreiteten und beſtätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und ſelbſt die ernſteren Deutſchen ließen ſie ſich gefallen: denn alle dieſe Werke traten wirklich zur rechten und günſtigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geſchrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunſtſtück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß er bald den Verſtand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die ſittlichen triumphiren läßt, ſo muß man doch auch geſtehen, daß am rechten Ort alles, was ſchöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meiſten dieſer Arbeiten, war die Ueberſetzung Shakeſpear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien ſeiner Originalität Eintrag zu thun, ja ſchon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung ſchon bekannter Stoffe, ſo auch durch Ueberſetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geiſt die beſte Erquickung fände.

Shakeſpearn zu überſetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil ſelbſt gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Wieland überſetzte mit Freiheit, erhaſchte den Sinn ſeines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar ſchien, und ſo gab er ſeiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichſten Werken einer andern, ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Dieſe Ueberſetzung, ſo eine große Wirkung ſie in Deutſchland hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzuſehr im Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaſſenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Franzöſiſche Sinnesart hervorblickt.

Andrerſeits aber ſind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden; Religion, Sitten, Verfaſſung, alles giebt ihm Anlaß, ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker, ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige, duldſame, menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich, problematiſche Charaktere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit, das Liebenswürdige einer Muſarion, Lais und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhöhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann, den er als Repräſentanten ſeiner Geſinnung ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſein, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der deutſche Lucian, der uns den griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, verehre er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von jeher das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen, außerordentlichen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die höhere bildende Kunſt nöthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbliebenen alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergeſtalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen ſein, hätte ihn nicht eben ſeine lobenswerthe Behutſamkeit abgehalten, entſchiedene Schritte zu thun; denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiasmus weder faſſen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund war aber viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeiner allgemeinen Lebensregel machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war er es mit den Römern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republikaniſchen oder patriotiſchen Eifer hätte hinreißen laſſen, ſondern er fand, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann, iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Lebens und der Kunſt; Cicero, Philoſoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoſſen verſetzen, um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menſchen verlangen, mit denen er ſich beſchäftigt, aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Ueberſetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergeſtalt, daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchäft eine Ueberſetzung ſei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerm Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreifache Bemühung ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo gibt er ſich denn auch die redlichſte Mühe, uns in den Fall zu ſetzen, daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert werden und noch zu fördern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Beſten gleich, der Form nach allen andern vorzuziehen ſind.

Die Deutſche Reichsverfaſſung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlichte darin der Griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland, als Canzleiverweſer einer der kleinſten Reichsſtädte, in dem Fall, Patriot und im beſſern Sinne Demagog zu ſein; wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, ſeines Gönners, lieber auf ſich zu ziehen, als unpatriotiſch nachzugeben, die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns, daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenſtänden ſo viel Antheil ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich auf's neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind, wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen und ſie auf das Glück hinzuweiſen, das ſie in dem Glück der Ihrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklärt er ſich mit umſichtiger Beſcheidenheit und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Maſſe undenkbar erſcheint, ſo iſt er der erſte, der die Einherrſchaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherſtellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unſer Freund über dieſe Gegenſtände nicht etwa hinterdrein, ſondern gleichzeitig geſchrieben, und als Herausgeber eines vielgeleſenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, ſich monatlich aus dem Stegreiſe vernehmen zu laſſen, ſo wird derjenige, der ſeinem Lebensgange chronologiſch zu folgen berufen iſt, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerkſamkeit er den raſchen Begebenheiten des Tages folgte und mit welcher Klugheit er ſich als ein Deutſcher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier iſt es der Ort, des für Deutſchland ſo wichtigen Zeitſchrift, des Deutſchen Merkurs, zu gedenken. Dieſes Unternehmen war nicht das erſte in ſeiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verſchaffte ſogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der ſelbſt dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen verſprach, daß ein Schriftſteller, dem man ſo herrliche Werke verdankte, ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Literatoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Merkurs als Leitfadens in unſerer Literaturgeſchichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luſt, ſich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wöchentlich und tageweiſe ſich ins Publicum drängten, und endlich jene Babyloniſche Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutſchen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber deſſelben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen regen Geiſt aufreizte, ſuchte er durch Menſchenverſtand und Geſchmack bei ſich ſelbſt in's Gleiche zu bringen, und ſo behandelte er auch ſeine Mitarbeiter, für die er ſich keineswegs enthuſiasmirte; und wie er die von ihm ſo hoch geachteten alten Autoren, indem er ſie mit Sorgfalt überſetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, ſo machte er auch oft geſchätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja ſogar abwendig.

Schon früher hatte unſer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müſſen, um ſo weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitſchrift an literariſchen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweiſt er ſich als immer derſelbe. Ein ſolcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie ſich's einigermaßen in die Länge ziehen will, ſo läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht ſeines gewohnten Pfades.

Ausländer haben ſcharfſinnig bemerkt, daß Deutſche Schriftſteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rückſicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menſchen, der ſich ſelbſt ausbildet, den Menſchen, der ſich ſelbſt etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter deſſelben, gar bald abnehmen könne. Dieſe Eigenſchaft haben wir ſchon oben Wielanden beſonders zugeſchrieben, und es wird um ſo intereſſanter ſein, ſeine Schriften wie ſein Leben in dieſem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und ſpäter den Charakter unſeres Freundes aus eben dieſen Schriften verdächtig zu machen ſuchte. Gar viele Menſchen ſind noch jetzt an ihm irre, weil ſie ſich vorſtellen, der Vielſeitige müſſe gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig ſein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter ſich nur durchaus aufs Praktiſche beziehe. Nur in dem, was der Menſch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in dieſem Sinne hat es keinen feſtern, ſich ſelbſt immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er ſich der Mannigfaltigkeit ſeiner Empfindungen, der Beweglichkeit ſeiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrſchaft über ſich erlauben wollte, ſo zeigte er eben dadurch die Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Sinnes. Der geiſtreiche Mann ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit ſeinen Geſinnungen. Und ſo erwarb er ſich viele Freunde und erhielt ſie. Daß er irgend einen entſchiedenen Feind gehabt, iſt mir nicht bekannt geworden. Im Genuß ſeiner dichteriſchen Arbeiten lebte er viele Jahre in ſtädtiſcher, bürgerlicher, freundlichgeſelliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollſtändigen Abdrucks ſeiner ſorgfältig durchgeſehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derſelben.

Aber er ſollte noch im Herbſt ſeiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiſtes empfinden und auf eine nicht vorzuſehende Weiſe ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutſchland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menſchlichen, weltbürgerlichen gar ſchön zuſammen. Der friedliche Städter ſchien ſeiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog ſich ihnen, man ſehnte ſich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbeſitzes gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der geſellig geborne Menſch ſich öfters den ſüßen Trug vorhalten kann, als lebe er beſſer, bequemer, froher in der Abgeſondertheit, ſo ſchien auch Wieland, dem bereits die höchſte literariſche Muße gegönnt war, ſich nach einem noch muſenhaft ruhigern Aufenthalt umzuſehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar ſich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entſchluß, daſelbſt den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters beſucht, welche mit ihm gelebt, umſtändlich erzählen, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieſer idylliſchen Darſtellung auffordere, ſo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie dieſe ländliche Heiterkeit durch das Hinſcheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod ſeiner werthen, ſorgſamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt dieſe theuern Reſte auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er ſich entſchließt, die für ihn allzuſehr verflochtene landwirthſchaftliche Beſorgung aufzugeben, und ſich des einige Jahre froh genoſſenen Grundbeſitzes zu entäußern, ſo behält er ſich doch den Platz, den Raum zwiſchen beiden Geliebten vor, um dort auch ſeine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht und dadurch ſeinen ſchönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen ſeinen Grabhügel in einem lebendigen Haine beſuchen und heiter verehren ſollten.

Nicht ohne höhere Veranlaſſung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu ſeiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüſtert. Er fühlte nur zu ſehr, was es ihm koſte, von ihr entfernt zu ſein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und denſelben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unſtatten genießen. Und ſo, nachdem er ſeine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verſammelt, bald zerſtreut geſehen, zieht die erhabene Fürſtin ihn in ihren nächſten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürſtlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet ſich nun als Glied des Hauſes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Geſellſchaft geboren, ja die größte würde ſein eigentliches Element geweſen ſein; denn weil er nirgends oben an ſtehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung ſich zu äußern geneigt war, ſo mußte er nothwendig als angenehmer Geſellſchafter erſcheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernſt nehmenden Nation noch mehr geweſen.

Denn ſein dichteriſches, ſo wie ſein literariſches Streben war nicht unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktiſchen Zweck ſuchte, ein praktiſches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren ſeine Gedanken beſtändig klar, ſein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntniſſen, ſtets an dem Intereſſe des Tags feſthielt, demſelben folgte, ſich geiſtreich damit beſchäftigte, ſo war auch ſeine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieſer Art zu denken, ſich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Abſicht, auf ſein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philoſophiſchen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von ſeinen größern Anſichten präludirte, und in heitern Formen ſelbſt über die wichtigſten Gegenſtände ſich problematiſch zu äußern ſchien, da ſtand er unſerm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, ſo mußten alle die, welche ſich bisher in freiem Leben, dichtend ſo wie philoſophirend ergangen hatten, ſie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeſte daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beſchränkt werden ſollten.

Aber nicht allein für den Philoſophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geiſtesrichtung, ſobald eine große Maſſe ſich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang ſcheinen wollte, als wäre die Abſicht überhaupt nur auf Wiſſenſchaft, ſodann auf Sittenlehre und was hievon zunächſt abhängig iſt, gerichtet, ſo war doch leicht einzuſehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wiſſens und des ſittlichen Handelns, feſter als bisher geſchehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein ſtrengeres, in ſich mehr zuſammenhängendes, aus den Tiefen der Menſchheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, ſag' ich, den Geſchmack auch bald auf ſolche Grundſätze hinweiſen, und deßhalb ſuchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beſeitigen, und ein allgemeines Geſetz zur Entſcheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde, ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutſchen Literatur entſtandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſein, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen, und, um unparteiiſch zu wirken, beiden Parteien gewiſſermaßen angehören müßte.

Doch von jenen hieraus entſpringenden, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaſſen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäſſerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge wo nicht verſcheucht, doch betrübt. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloſſenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der Franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen ihm in ſeinem langen Leben nicht geblüht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er ſich ſelbſt gleich, und er bethätigt hierdurch den Vorzug gutgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem böſen Geſchick mäßig zu begegnen verſteht.

Am bewunderungswürdigſten jedoch erſchien er, körperlich und geiſtig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in ſo hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward.

die ſchmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Geneſung ertrug er mit der größten Gleichmuth, und tröſtete mehr ſeine Freunde als ſich ſelbſt durch die Aeußerung: es ſey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geſchienen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Menſchheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem ſich ſeine Natur wie die eines Jünglings ſchnell wieder herſtellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe phyſiſche Kraft verliehen ſei.

Wie ſich nun ſeine Lebensphiloſophie auch bei dieſer Prüfung bewährte, ſo brachte ein ſolcher Unfall keine Veränderung in der Geſinnung noch in ſeiner Lebensweiſe hervor. Nach ſeiner Geneſung geſellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So ſehr auch jederzeit ſein Blick auf das Irdiſche, auf die Erkenntniß, die Benutzung deſſelben gerichtet ſchien — des Außerweltlichen, des Ueberſinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umſtändlich zu ſchildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen ſchien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniſſe liegt, außer dem Kreiſe deſſen, was ſich durch Erfahrung bethätigen läßt, ſo konnte er ſich doch niemals enthalten, gleichſam verſuchsweiſe, über die ſo ſcharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuſchreiten, doch hinüber zu blicken und ſich eine außerweltliche Welt, einen Zuſtand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach ſeiner Weiſe aufzuerbauen und darzuſtellen.

Einzelne Züge ſeiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, beſonders aber darf ich mich auf ſeinen Agathodämon, auf ſeine Euthanaſie berufen, ja auf jene ſchönen, ſo verſtändigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieſer Verſammlung mittheilen mögen. Denn zu unſerm Brüderverein hatte ſich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Myſterien der Alten hiſtoriſch überliefert worden, floh er zwar nach ſeiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimniſſe, aber verläugnete ſich nicht, daß gerade unter dieſen, vielleicht ſeltſamen Hüllen zuerſt unter die rohen und ſinnlichen Menſchen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünſchenswerther dargeſtellt, und die Fortdauer unſers Daſeins ſowohl von friſchen Schreckniſſen eines trüben Aberglaubens, als von den eben ſo falſchen Forderungen einer lebensluſtigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von ſo vielen werthen Freunden und Zeitgenoſſen auf der Erde zurückgelaſſen, ſich in manchem Sinne einſam fühlend, näherte er ſich unſerm theuren Bunde. Wie froh er in denſelben getreten, wie anhaltend er unſere Verſammlungen beſucht, unſern Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit gegönnt, ſich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unſern ehrbaren Gaſtmahlen beigewohnt, und ſich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit ſeine Gedanken zu eröffnen, davon ſind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieſer altgegründete und nach manchem Zeitwechſel oft wieder hergeſtellte Bund eines Zeugniſſes bedürfte, ſo würde hier das vollkommenſte bereit ſein, indem ein talentvoller Mann, verſtändig, vorſichtig, umſichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns ſeines Gleichen zu finden glaubte, ſich bei uns in einer Geſellſchaft fühlte, die er, der beſten gewohnt, als Vollendung ſeiner menſchlichen und geſelligen Wünſche ſo gern anerkannte.

Vor dieſer ſo merkwürdigen und hochgeſchätzten Verſammlung, obgleich von unſern Meiſtern aufgefordert, über den Abgeſchiedenen wenige Worte zu ſprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzuſammenhängende Blätter, ſondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und gedruckte Bände nöthig ſind, um ſein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er ſich ſelbſt in ſeinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich dieſe ſchöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier ſeines Andenkens, von Andern beſſer zu leiſten wäre. Wird es unſern verehrten Meiſtern gefallen, mit dieſem Aufſatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unſern Freund erſcheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unſere Brüder, auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoſſen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, ſo würde hiedurch ein Schatz von Thatſachen, Nachrichten und Urtheilen geſammelt, welcher wohl einzig in ſeiner Art ſein dürfte, und woraus dann unſere Nachkommen ſchöpfen könnten, um mit dankbarer Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu verklären.

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

gehalten von J. W. v. Göthe, am 24. Febr. 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hieſigen Bergleute jährlich dieſen Tag. Sie zogen verſammelt zum Gottesdienſte mit ſtiller Hoffnung und frommen Wünſchen, daß dereinſt die Vorſicht an dieſen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen ſie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmſten Gange abzuholen; ſie finden uns bereit, und eine Anzahl wohlgeſinnter Männer hier verſammelt, die uns auf dieſem Wege zu begleiten geneigt ſind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute ſich zu freuen die nächſte Urſache hat; ich danke einem jeden, der an unſerer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erſcheint der Augenblick, auf den dieſe Stadt ſchon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich ſelbſt ſchon ſeit acht Jahren, als ſo lange ich dieſen Landen angehöre, mit Sehnſucht entgegenſehe. Das Feſt, das wir heute feiern, war einer der erſten Wünſche unſers gnädigſten Herrn bei dem Antritte ſeiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, ſo wie um des gemeinen Beſten willen, daß auch dieſer ſein Wunſch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hinderniſſen nur einigen Begriff hat, die ſich deſſen Wiederaufnahme entgegenſetzten, ſich gleichſam als neue Berge auf unſer edles Flötz häuften, und es, wenn ich ſo ſagen darf, in eine noch entferntere Tiefe drückten: der wird ſich nicht wundern, daß wir nach ſo vielen eifrigen Bemühungen, nach ſo manchem Aufwande, erſt heute zu einer Handlung ſchreiten, die zum Wohl dieſer Stadt und dieſer Gegend nicht früh genug hätte geſchehen können. Er wird ſich vielmehr wundern, daß es ſchon heute geſchieht. Denn wie Viele ſind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieſes Werk wieder werde aufnehmen, daß man dieſen Bergbau wieder werde in Umtrieb ſetzen können. Und nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit. Denn, belebte unſern gnädigſten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anſtalt, hätten die höchſten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beiſtimmung das Geſchäft nicht erleichtert, wären die Kunſtverſtändigen, die wir um Rath gefragt, nicht ſo aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: ſo könnten wir unſern Weg auch gegenwärtig noch nicht mit einander antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den ſich unſere Vorfahren ſchon auserſehen hatten, um daſelbſt einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den ſie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unſers Geſchwornen beſtimmt iſt, denken wir heute einzuſchlagen und unſern neuen Johannisſchacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beiſtimmung der verſtändigſten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vermachtlichten Rath. Denn man ſah von jeher, ſelbſt da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, dieſen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demſelben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen; den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchſten in's Tiefe ging, verbeſſern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk ſich ſeinem Untergange näherte, erkannte man dieſen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene erſoffenen, abgebauten Tiefen den Waſſern und der Finſterniß auf immer überlaſſen, ſoll er uns zu einem neuen, friſchen Felde führen, wo wir gewiſſe unangetaſtete Reichthümer zu finden hoffen können.

Dieſer Schacht, den wir heute eröffnen, ſoll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabſteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden ſollen. Wir ſelbſt können noch, wenn es uns Gott beſtimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiſte vorſtellen, mit der größten Freude vor uns ſehen und betrachten. Glück auf alſo, daß wir ſoweit gekommen ſind!

Nun ſei aber auch unſre Vorſicht und unſer Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir da zu gehen. Denn es iſt gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung und erſt recht fühlbar werden müſſen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angeſtellt iſt, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere alſo Niemanden mit weitläuftigen Worten an ſeine Pflicht; ich ſchildere nicht das Unheil, das nachläſſige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Denn welcher redliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande ſind, zum Wohl dieſer Stadt, ja eines Theils dieſer Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines ſo vortrefflichen, ſo vernachläſſigten Werkes von unſerm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unſers Fürſten, unſre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutſchland zu Beobachtern und Richtern unſerer Handlungen haben werden. Laſſen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unſer gnädigſter Herr auf uns geſetzt hat, der Zuverſicht, womit ſo viele Gewerke eine anſehnliche Summe Geldes in unſre Hände legen. Möge ſich zu dieſem ſchönen und guten Zwecke das ganze hieſige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nutzen und ſchaden. Jede neue Anſtalt iſt wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachſener nicht danken würde, und ſo wünſche ich, daß ein Jeder die unſrige anſehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringſte, dasjenige, was er in ſeinem Kreiſe zu deſſen Beförderung thun kann, und ſo wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, iſt es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu ſchätzen, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Mißverſtändniſſe aufzuklären, widrige Leidenſchaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Beſten mitzuwirken. Kommt dereinſt der Bergbau zu einem lebendigeren Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtärker, erhebt ſich Ilmenau wieder zu ſeinem alten Flor: ſo kann ein Jeder, er ſei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieſes Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift iſt, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, ſchützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenſchaft dauern! Ja, möge uns die Nachkommenſchaft für das, was wir von heute an thun werden, ſegnen, und die Unſrigen dieſes Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern uns einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet ſind, nähern; vorher aber noch in dem Hauſe des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefen verborgen, und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervorzubringen. Laſſen Sie uns ihn bitten, daß er unſerem Vorhaben beiſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Böſen, als zum Guten angewendet wird, nur zu ſeiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werden möge!

Wenn es Ihnen gefällig iſt, wollen wir gehen!

Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker.

Von Johannes v. Müller.

Der Stempel der Würde unſers Geſchlechts, guter Menſchen höchſtes Gut, und der ſelten ganz, ſeltener auf lange erworbene Preis ihres edelſten Strebens, die Freiheit, in allen Verfaſſungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo Launen der Leidenſchaft ſchrankenlos herrſchen, wird hier in dem engern Sinne genommen, der die ſelbſtſtändige Unabhängigkeit eines gemeinen Weſens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einſt im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht hinaufzuſteigen, wo aus der Vorwelt friedſamen Hütten über die Frechheit der Rieſen, über den gewaltigen Jäger, die erſte Klage kaum noch verſtändlich zu vernehmen iſt! Wie könnten wir den Lauf ſo vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenſchaft, Verſtand und Kraft mit ſchwacher Unſchuld oder träger Vernachläſſigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geſchlechtern Stämme, aus dieſen Völker werden läßt, durch Herrſchſucht unterbrochen, mehr und mehr dem Kunſtwerk großer Staaten wich, beſchränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, ſo weit ſie damals bekannt war, mit Einſchluß einiger barbariſcher Völker nach zwölfhundertjähriger Ermüdung ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eignen Herrſchers zu übergeben ſich genöthigt ſah.

Als Auguſtus Cäſar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechiſchen Jugendalters, deſſen Früchte in Vortrag und Kunſt wir in unſerer ſpäten Reife als unübertreffliche Muſter mit Recht verehren, längſt abgeſtreift, vergeſſen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erſtorben die Heldenkraft der erſten freien Völker. Nichts deſto weniger, welche Welt! Von der ſcotiſchen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Weſtphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirteſten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsſtrich, überall die lachendſte Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küſte von Kolchis, die ſchönen Länder alle, und nicht, wie wenn ſie jetzt von den Türken erobert würden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Ueberbleibseln der frühern, großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrſamkeit, alle Stufen der Bildung in froher Entwicklung. Dieſe Welt gehorchte Auguſtus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden, als der Anſchein von Herrſchaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wiſſen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüſſen zu füllen und alle großen Talente mit Litteratur und Verwaltungen zu beſchäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, ſeine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlſtand aber und Frieden ſo zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Luſt habe; indeß begünſtigte er, daß Livius die Geſchichte derſelben freimüthig ſchrieb, auf daß Niemand glaube, er ſcheue ſie, und ſie habe ſich geändert. So das Kaiſerthum den Nationen einzuzaubern, war ſeine funfzigjährige Arbeit.

Wie aber, daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht ſagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato ſich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen ausſog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäſarn, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Verſuch der Weltbefreiung unternommen ward? Ein Heer, bei weitem nicht zweimal ſo groß wie das preußiſche, vermochte, unter den widrigſten Umſtänden die Römerwelt in Gehorſam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkührlichen Beherrſchung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen ſein?

Aber die größten Menſchen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenſchaften in dem Kampfe zwiſchen vielen Parteien und Staaten entwickelt; Volksmenge, Reichthum, Literatur, Künſte waren nie glänzender, als während des Wetteifers der Nationen; man würde der Geſchichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibſel. Als alles Vorzügliche zuſammengedrängt wurde in Eine Stadt, in die verderbenſte, als alle Nationen vor Einer ſich beugen mußten, die ſelbſt unterjocht war, hatte ſchon die nächſte, etwas vollſtändige Geographie, Strabo, die Ertödtung unzähliger berühmter Städte, das Hinſterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verfloſſen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponneſus weniger Menſchen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre nach, da verfielen die unter Auguſt aufgeblühten Städte, lange vor den barbariſchen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde ſchwach, ſo daß endlich Gallien, das dem großen Diktator einen zehnjährigen Krieg und das Blut einer halben Million gekoſtet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Iſt das das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand ſelbſtſtändiger Nationen freiwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl beſſern Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geiſt erloſchen war.

Kein gemeines Weſen vermag zu beſtehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, thätige Gefühl, daß keiner nicht für ſich, ſondern für ein gemeinſames Vaterland, und nicht für den vorübergehenden Augenblick dieſes Lebens, ſondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, Selbſtverleugnung, Todesverachtung, jede edle Eigenſchaft und das wahre Glück des Lebens, Freundſchaft und Liebe, Bewußtſein, Unbefangenheit. Aber als durch die aſiatiſchen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüſſe den Griechen Anlaß neuer Bedürfniſſe wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathoniſchen Helden, wichen die ſpartaniſchen Sitten der Habſucht. Von dem an trennte ſich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anſtatt dem Vaterlande zu dienen, wurde ſein Intereſſe den unerſättlichen Begierden dienſtbar gemacht, und ſeine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieſer Verderbniß kam, daß, da jeder alles an ſich ziehen wollte, Herrſchaft und Freiheit, für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verborgen, daß, was Jeder und was jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Hierauf war die macedoniſche Herrſchaft bedeutend verderblich, weil auf die höhern Stände der Volksverführung nichtswürdigere Gehülfen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung ſeiner ſchwachen Familie, die ſchnell eroberte Welt ſeinen Generalen preisgegeben blieb, denen die meiſten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem [illegible], [illegible] Militär dienen mußten. In allen dieſen Königen und Völkern fand Rom keine moraliſche Haltung; der morſche Bau durfte angerührt werden, und er fiel: Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Aſien hat er ſchnell genommen, als geſehen. Rom war, erloſchen für immer, dieſelbe männliche alte Tugend, aber [illegible] und Licht die politiſche Welt ſo wenig blühen kann als die phyſiſche ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umfaſſung; nun hatten die Gemüther, wie eingeſchrumpfend, von dem Vaterland, von dem unſterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz hatten ſie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Weſteuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannſchaft; ſo daß Zuſammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein zu ſpät faßte der große Mithridat einen ſolchen Gedanken. Daher von Vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich geſtritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Alle Selbſtſtändigkeit, alle Größe der Menſchen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrucksamſt es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbſtſtändigkeit: nicht als hätten Proconſuln, nicht als hätte der Schlaf unter demſelben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen beſſer gefallen, als ihr vormaliger Zuſtand: aber ſie waren durch Täuſchung leichter einzuſchläfern, weil ſie die Erfahrung noch nicht vor ſich hatten, durch welche ihr erbärmliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach ſo vielen Jahrhunderten ſpätere Völker drohend warnt. Alle, abgeſpannt und verweichlicht, ergaben ſie ſich.

Zwei Inſtitute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unſer Litteraturweſen, fehlten der alten Welt. In Gebräuchen war der Gottesdienſt, ohne Lehrvorträge, die ſelbſt den gemeinſten Theil der Menſchen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Chriſtenthums dazumal anbrechendem Licht erſchien die Welt nach und nach in dreifacher Anſicht; nicht als hätte das Licht ſich geändert, aber nach der Geſtaltung des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verdorbenheit ihrem Untergang entgegenreifende Unordnung: nachmals, unter den Barbaren, wie eine ſtrengen Zucht bedürftige Bildungsanſtalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menſchen, die, dem Zuchtmeiſter entwachſen, je nachdem ſie das Erlernte benutzen oder vergeſſen, der Freiheit froh ſind, oder in Dienſtbarkeit ſtürzen. Dazumal war Hoffnungsloſigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; dieſe iſt der Tod der Seele.

Gelehrte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftſteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehrt haben. Es fehlte dieſe Öffentlichkeit, dieſe tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Anſicht, Ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten Mannes von Genie, jetzt blitzſchnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen iſt, wie mit einem electriſchen Schlag einſtmals Unzählige zu rühren vermag.

Der Werth des Daſeins und richtigen Laufs der öffentlichen Meinung iſt wohl nirgend einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, deſſen Gedächtniß wir feiern, das zuverſichtliche Selbſtgefühl und von der Jugend ſeiner Nachfolger die ſchön bekrönte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, ſondern auf alle Art begünſtigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umſtände in der Maße unabhängiger geworden, als der feſte Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechnetes Gewicht in die politiſche Wagſchale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung iſt die Weltregentin, das Geſetz auch derjenigen, die ſonſt keins erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die weltumfaſſende Gelehrtheit und römiſcher Seelen herkömmlicher Ernſt, und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verſiegten, wurde von den meiſten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen geſetzt. Furchtſame und feile Seelen wollen wie der verdienten Vergeſſenheit nicht entgehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verſtand dialektiſchen Spitzfindigkeiten und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte ſie jene aus eigenem Gefühl ergoſſene, unwiderſtehlich mit fortreißende Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünſtelter Witz, und von den Kenntniſſen der Vorwelt, ein geiſtloſer Apparat; nachgeahmt, copirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der ſamoſatiſche Spötter, welcher mit ſeinen Zeitgenoſſen, ihren Weiſen und Göttern ſeinen Muthwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herſtellende Nahrung. Der Menſch in ſeiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schickſal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuſchwach für Glauben an die Götter und ſich ſelbſt, ſtaunt Roms Ueberlegenheit an; aber der Menſch iſt, was er will, wozu er ſich macht.

Glücklich jede ſpätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat

Friedrich bis in ſeine höchſten Jahre die Leſung der Alten empfehlen; die ächte Gedächtnißfeier eines großen Mannes iſt die Erinnerung deſſen, was er geliebt.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Akademiſche Antrittsrede von F. v. Schiller.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Größeres zu geben als Wahrheit? — deſto mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle ſich entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnden Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedene Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſein, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſere künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bei ſeinem Fleiße einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beim Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brotſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das Sorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Kurſus durchlaufen, und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerin — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brotwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulwiſſen, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſein fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von Außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maßſtab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bei ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweiet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſſigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den ſeinigen, ſobald ſein Glaube an die Untrüglichkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greiſe, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich nicht mit Bruchſtücken begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaften ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von Außen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtande das unfruchtbare Einerlei ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſtes als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit

Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. In allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen; der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſein, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjüngt. Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Object ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entſchieden ſei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie ſich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſere europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannigfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eigenen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſein, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlorenen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſt halten, die ſich doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Despotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Despoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglaube niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andere Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſchreckt, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſelligkeit, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zur Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der

Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtill ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galilei und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmälig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtandes und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen; jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſere Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen! Unſere Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichſten Verträge verbrüdert! Den

Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemälde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von jenem Aeußerſten zu dieſem Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte giebt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frei an der Themſe, und für dieſe Freiheit ſein eigner Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löſt dieſe Frage.

Selbſt daß wir uns in dieſem Augenblicke hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalkultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maaß von Gewiſſensfreiheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſein, dieſes einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſarn endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſere rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausſchütten, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geiſtlichen Despotismus ſchreiendes Skandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dies geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſerer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiße ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſerer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heranreifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päbſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehnadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geeigneten Gleichgewichte ruhen ſollten, wovon unſere jetzige Ruhe der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unſere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von fern einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wann ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtandes emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatze zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſerer Kultur, wie die entlegenſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſerer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſt gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung Anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Medien ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei Weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkenntbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln, welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch über Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. *Was und wie viel* von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der *Univerſalgeſchichte*?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der *heutigen* Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler; dann ſteht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Facta, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſein. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeſchichte* ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs Genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten *iſolirt* erſcheinen. Ein Factum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird; aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von Außen, in den neueſten Zeitläuften wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreiſe unſerer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherem Erfolg er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als *Urſache* und *Wirkung* in einander greifen ſieht, als *Mittel* und *Abſicht* zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ungefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beiſtimmende Facta beſtätigt, und durch eben ſo viel andere widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größte Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maaßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſein, wenn er ſich auf dem Wege ſieht oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſein in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltverlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von fern, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maaßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbei

zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt, mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſein, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das *kommende* Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkommen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus *unſern* Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſein zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſei, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich; wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Rede am Feſte Johannis des Täufers 1809 in der Loge Amalia, im Orient von Weimar.

Gehalten von dem Bruder Reinhold aus Kiel.

Mit allen über der ganzen Erde zerſtreuten Brüdern ſind wir heute verſammelt, um nach Vorſchrift und Herkommen das Feſt unſers Bundes zu feiern; und mit den Auserwählten unter der Menge der Berufenen feiern wir daſſelbe im Geiſte und in der Wahrheit dadurch, daß wir uns den Endzweck unſers Bundes ausdrücklicher ins Gedächtniß zurückrufen, heller mit dem Verſtande auffaſſen und inniger zu Herzen nehmen.

Eine merkwürdige Beziehung auf dieſen Endzweck geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß unſere Stiftungsfeier am Feſttage Johannes des Täufers begangen wird. Unverkennbar iſt dadurch der Vorläufer Jeſu als Vorbild unſers eigenthümlichen Berufes als Freimaurer aufgeſtellt, und iſt das Verhältniß, in welchem das Weſen der Freimaurerei zum Weſen der Menſchheit ſtehen muß, durch das Verhältniß angedeutet, in welchem dieſer große Mann zu jenem göttlichen Manne geſtanden hat, durch deſſen Leben, Lehre und Tod in der ſeligmachenden Wahrheit: „daß das Weſen der Menſchheit in der Verwandtſchaft mit der Gottheit beſtehe, das wichtigſte aller Geheimniſſe geoffenbart worden iſt. Gleichwie der erſte Zeuge und Verkündiger des Erſtgebornen unter den Kindern des himmliſchen Vaters,“ ſo ſoll auch der Freimaurer ſich von der Welt abſondern, durch welche das Weſen der Menſchheit verkannt und verläugnet wird; und er ſoll daſſelbe in der Abgeſchiedenheit von den Kindern dieſer Welt durch Kopf und Herz erkennen, und durch Wort und That bekennen lernen.

Die Freimaurerei iſt keineswegs jenes Weſen ſelbſt, welches vor ihr geweſen iſt, und welchem ſie ſich ſelbſt, nicht weniger als alles Uebrige unterordnet. — Aber ſie ſoll der lebendigen Anerkennung deſſelben den Weg bereiten. In dieſer Anerkennung beſteht das Licht, welches die Freimaurerei ihren Eingeweihten ſehen läßt, das Licht, welches den wahren Menſchen erleuchtet, und der Welt unbekannt iſt: und das Wort *Menſchheit*, das durch den Mißbrauch, den die Weltlingen und Weltweiſen damit zu treiben gewohnt ſind, ſeine wahre und weſentliche Bedeutung verloren hat, iſt das geheimnißvolle Wort, welches der Freimaurer ſuchen und finden ſoll.

Der wahre Menſch iſt etwas ganz Anderes, als was insgemein unter dieſer Benennung verſtanden wird. Es iſt die eigenthümlichſte Eigenthümlichkeit der wahren Menſchheit, daß ihr der *Unterſchied und Zuſammenhang* des Ueberſinnlichen mit dem Sinnlichen, des Innern mit dem Aeußern, und des Endzweckes mit den Mitteln nicht nur nicht fremd iſt, ſondern daß ihr derſelbe als das *heilige Verhältniß* am Herzen liege, in welchem die Wahrheit des Erkennens und des Seins und die Rechtſchaffenheit des Wollens und des Handelns beſteht. Hingegen iſt es der Gemeinheit der insgemein ſogenannten Menſchen eigenthümlich, daß ihr das beſagte Verhältniß entweder gänzlich unbekannt bleibt, oder daß ſie daſſelbe verkennt und mißdeutet. Inwiefern ſie überhaupt nur für das Sinnliche ohne das Ueberſinnliche, nur für das Aeußere ohne das Innere, nur für Mittel und untergeordnete Zwecke, ohne den Endzweck, Sinn und Verſtand hat, und inwiefern ſie in ihrer Befangenheit durch das Eine und in ihrer Achtloſigkeit gegen das Andere unverſchleiert und ungeſchmückt in dem Pöbel aller Stände hervortritt; in ſo fern iſt ſie die ungebildete, rohe, gemeine Gemeinheit. Inwiefern ſie aber das Eine und das Andere, bald unter dem Scheine daſſelbe zu unterſcheiden, trennt, oder in Widerſpruch ſetzt, und bald unter dem Scheine daſſelbe zu vereinigen, gleichſetzt oder vereinerleiet; in wiefern ſie die feineren Eigenthümlichkeiten des Sinnlichen für das Ueberſinnliche, die weniger handgreiflichen Merkmale des Aeußeren für das Innere, und untergeordnete Zwecke für den Zweck aller Zwecke annimmt; und in wiefern ſie durch den erkünſtelten Schein des Ungemeinen ſich verſchleiernd und zierend in der gelehrten und in der feinen und großen Welt ſich hervorthut: in ſo fern iſt ſie die verbildete, vornehmthuende, ungemeine Gemeinheit.

Sonach beſteht das Weſen der Gemeinheit überhaupt in der Denkart und Geſinnung derjenigen, welche nur dem Handgreiflichen und Sichtbaren ausſchließend wirkliches Sein einräumen, und die ſchon vom Platon, im Theätet, unter dieſem Charakter beſchrieben, und mit dem Namen der Uneingeweihten, Unheiligen, Profanen, bezeichnet worden ſind. Nicht nur da, wo der ſogenannte gemeine Mann, erſchöpft durch die dringende Sorge für den lebendigen Leib, nichts Höheres zu fühlen und zu denken vermag, als daß er ſich nähren, kleiden, beherbergen, oder was in ſeiner Sprache daſſelbe heißt, daß er leben müſſe, iſt das Gemeine und Profane, einheimiſch. Daſſelbe iſt auch dort, und zwar noch tiefer eingewurzelt, anzutreffen, wo die Verfeinerung, Vervielfältigung, Verzierung, und ſelbſt die Verſchönerung der ſinnlichen Bedürfniſſe und Genußmittel die einzige, oder doch die hauptſächlichſte, Angelegenheit ausmacht, wo die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Gegenſtände des Genuſſes für die eigenthümlichſte Veredlung des menſchlichen Lebens gilt, und die ſchwelgeriſche Muße des Reichbegüterten das hohe Leben genannt wird.

Am tiefſten iſt das Gemeine und Profane dort eingewurzelt, wo daſſelbe auf das Ungemeine und Höhere die lauteſten und ſtolzeſten Anſprüche macht, wo der Feldherr und der Staatsmann in der Kenntniß und Geſchicklichkeit Völker durch Feuer und Schwert zu überwältigen, und durch Liſt und Gewalt zu beherrſchen, den erhabenſten Beruf eines Menſchen zu finden und auszuüben glaubt, — wo der Gelehrte das beſondere Fach des Wiſſens, welches er eben zu bedienen hat, mit Herabſetzung der übrigen für das wichtigſte unter allen hält und geltend macht, — wo der Virtuoſe, im ſtolzen Genuſſe ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Werke, das höchſte Leben der Menſchheit zu leben wähnt, und auf den Gelehrten, den Staatsmann und den Feldherrn mitleidig herabſieht, — wo der Künſtler und der Kunſtfreund den Tempel des Geſchmacks, der nur der Vorhof zum innerſten Heiligthume der Humanität iſt, für dieſes Heiligthum ſelber, Religion und Moralität für bloße Aufgaben zu unterhaltenden Compoſitionen, und das Weſen der Wahrheit aufs Höchſte für die Seele einer Grazie anſieht, die keine andere Beſtimmung habe, als die Reize eines ſchönen Leibes zu beleben, — wo endlich der Weltweiſe von Profeſſion denjenigen Schein der Wahrheit, der eben ſeinem Eigendünkel am meiſten ſchmeichelt, und durch den er am meiſten zu glänzen hofft, für das Weſen der Wahrheit annimmt, durch Witz und Scharfſinn in einem blendenden Lehrgebäude verarbeitet, und zum ewigen Denkmal der Ueberlegenheit ſeines ſpeculirenden Ichs über jedes Andere aufſtellt.

Ueberhaupt macht Entfernung von dem Weſen der Menſchheit den gemeinſchaftlichen Charakter aller, noch ſo verſchiedener, Erſcheinungen der gemeinen und der vornehmen Gemeinheit aus; und wenn es dem Taglöhner, dem Landbauer, dem Handwerker, dem gemeinen Soldaten, dem Dienſtboten an Zeit, Gelegenheit und Antrieb gebricht, um ſich zum Gefühle und Begriffe jenes Weſens zu erheben: ſo bleiben hinter dieſem Ziele, und zwar mehr aus Willkür als aus Noth, auch diejenigen zurück, welche ſich durch äußere Umſtände begünſtigt, über die gemeine Menſchheit erhaben dünken, und in deren Perſon dem Feldherrn, dem Staatsmanne, dem Gelehrten, dem Künſtler, dem Weltweiſen — das Weſen der Menſchheit untergeordnet oder, da ſich daſſelbe nicht unterordnen läßt, aufgeopfert wird.

Das Weſen der Menſchheit offenbart ſich an den Individuen, welche für daſſelbe reif geworden, und dadurch zum wahren Menſchenleben erwacht ſind, zunächſt in demjenigen Beſtreben nach Wahrheit und Recht, welchem jedes Andere, folglich auch das Beſtreben nach Schönheit, Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit nicht zwar aufgeopfert, aber ausdrücklich und abſichtlich untergeordnet iſt.

Die Wahrheit wahrhaftig erkennen, und in Kraft dieſer Erkenntniß, das heißt, recht handeln, iſt die erſte Angelegenheit des wahren Menſchen als ſolchen; und dieſer glaubt und bekennt daher durch Denkart und Geſinnung, Wort und That: daß das Streben nach Wahrheit und Recht das Einzige ſei, was in und durch ſich ſelber und unter allen Umſtänden und ohne alle Ausnahme gut iſt; das Einzige, was durch keinen Zufall weder gegeben noch genommen, durch keine Freigebigkeit der Natur und des Glücks vermehrt, und durch keine Kargheit von Beiden vermindert werden kann; das Einzige, dem alle Gaben der Natur und des Glücks ihren wahren Werth verdanken, und wodurch die ganze Stufenleiter des Wünſchenswerthen und Wiſſenswürdigen beſtimmt wird; das Einzige, das den Zweck aller Zwecke, den Endzweck, ausmacht, dem Genuß und Arbeit, Beſitz und Gewerb, Kunſt und Wiſſenſchaft, — wenn dieſes Alles nicht gemißbraucht werden ſoll, — als bloßes Mittel unterworfen werden muß; das Einzige, wodurch dem Menſchen das wahre Wohlbefinden zugeſichert, jedes Unglück unſchädlich und heilſam gemacht, und jedes Glück zur Glückſeligkeit erhoben wird; das Einzige, wodurch ſich der Menſch ſeiner Verwandtſchaft mit dem denkenden Urweſen unmittelbar bewußt wird, in dem Schöpfer und Beherrſcher des Weltalls ſeinen Vater, und in den vernünftigen Bewohnern aller Weltkörper ſeine Brüder erkennt; das Einzige endlich, wodurch ihm bei ſeiner Sterblichkeit als Bewohner dieſer Erde ſichere und heitere Ausſicht auf ein Leben jenſeits des Grabes eröffnet wird, welches für ihn ſchon dieſſeits durch die wahre, und eben darum ewige, Liebe der Wahrheit und des Rechtes angefangen hat.

Die durch dieſes Glaubensbekenntniß ſich ausſprechende, und in der Einhelligkeit der Gefühle und der Begriffe beſtehende, lebendige Ueberzeugung iſt der ſeligmachende Glaube des reifen Menſchen, das Lebenslicht und die Lebenswärme ſeines unſterblichen Geiſtes. Der Gewiſſenhafte findet dieſe Ueberzeugung im Gewiſſen, das heißt, in demjenigen Bewußtſein, welches vor jedem andern wahre Gewißheit hat, weil es durch die Wahrheit, die in demſelben von ſich ſelbſt zeugt, unmittelbar gewiß iſt. Der Stifter des Chriſtenthums hat der Erſte dieſe Ueberzeugung in ihrer Lauterkeit und Lebendigkeit öffentlich verkündigt, und insbeſondere in den Ausſpruch zuſammengefaßt: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott anſchauen. Die Philoſophie, welche kein erkünſtelter Wahn des Eigendünkels iſt, maßet ſich keineswegs an, dieſe Ueberzeugung zu begründen, die eher iſt, als ſie ſelber, und die von dem Gefühle der Wahrheit ausgeht, zu welchem der Begriff erſt hinzu kommen kann. Aber es iſt die eigenthümlichſte Beſtimmung und das erhabenſte Geſchäft der wahren Philoſophie, die Gefühle des Ueberſinnlichen gegen die Verunſtaltung und Mißdeutung durch Begriffe zu verwahren, den Unterſchied des Glaubens des Gewiſſens von Aberglauben und Unglauben wiſſenſchaftlich darzuthun, die Eintracht des Kopfes mit dem Herzen durch deutliche Erkenntniß ſicher zu ſtellen, und ſonach zwar nicht die Grundfeſte, aber die Schutzwehr des Einen zu ſein, das der Menſchheit Noth iſt.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß auch die Freimaurerei keineswegs im ausſchließenden Beſitze dieſes Einen ſich befinden, und daß durch dieſelbe weder das Chriſtenthum noch die Philoſophie, welche über dieſes Eine vollkommen einverſtanden ſind, entbehrlich werden können. Die dem Freimaurer eigenthümlichen Kenntniſſe, können weder über den Inhalt der Ueberzeugung, durch welche das Weſen der Menſchheit ſich offenbart, hinausgehen, noch hinter denſelben zurückbleiben; und ſie können weder in einer Anſicht des Chriſtenthums beſtehen, welche der wahren Philoſophie, noch in einem angeblich philoſophiſchen Wiſſen, das dem wahren Chriſtenthume widerſpricht. Für den Fanatismus des Aberglaubens iſt die Freimaurerei eine geheime Pflanzſchule der Kunſt, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unſichtbare zu ſehen, und das Unmögliche wirklich zu machen. Für den Fanatismus des Unglaubens iſt ſie eine geheime Pflanzſchule derjenigen Aufklärung, welche den Glauben des Gewiſſens mit dem Aberglauben verwechſelt und verwirft. Für den Indifferentismus, welchem Glaube, Aberglaube und Unglaube für Einerlei gilt, iſt ſie nichts weiter als eine Club Geſellſchaft, die ſich von den Uebrigen durch ihr geheimnißvolles Anſehen, durch Almoſengeben, und durch die ausgebreiteten Bekanntſchaften, die ſie veranlaßt, auszeichnet. Aber für den geſunden Verſtand des gewiſſenhaften Mannes kann ſie nichts Geringeres und nichts Höheres ſein, als eine Anſtalt zur Erweckung, Belebung und Fortpflanzung des Glaubens, der vom Weſen der Menſchheit ausgeht und auf daſſelbe zurückführt.

In dieſer allein und wahrhaft ehrwürdigen Eigenſchaft unterſcheidet die Freimaurerei das beſagte Weſen abſichtlich und ausdrücklich von allen den Zufälligkeiten, durch welche daſſelbe im gemeinen Leben unkenntlich und unwirkſam wird. Ihre Myſterien beſtehen lediglich in der äußeren Darſtellung der Erhabenheit des Berufes vor Allem nach Wahrheit und Recht zu ſtreben, folglich ein wahrer Menſch zu werden, über alle beſonderen Berufsarten, welche nur unter Jenem, und durch Jenen allein, probehaltige Schätzbarkeit, inneren Werth und wahre Würde annehmen und behaupten können. Der Tempel, den ſie baut, bewohnt, und bewahrt, iſt der Anerkennung, dem Genuſſe und dem Bekenntniſſe derjenigen brüderlichen Gleichheit geheiligt, welche unter allen wahren Menſchen durch ihren gemeinſchaftlichen Beruf ſtattfindet, und welche nur in dem Auge der gemeinen und vornehmen

Gemeinheit, oder was daſſelbe heißt, im Urtheile der Welt, theils durch die bürgerlichen Unterſchiede der Stände, theils durch die natürlichen Unterſchiede der Glücksgüter, und der Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten des Kopfes aufgehoben iſt.

Dieſe nichts weniger als gemeine Freimaurerei ſetzt freilich ſchon Männer voraus, denen das Weſen der Menſchheit am Herzen liegt, Männer, deren Bewußtſeyn bereits zu klaren Gefühlen und richtigen Begriffen des wahren Menſchenwerthes erwacht iſt. — Wozu alſo erſt eine beſondere Erziehungsanſtalt für dieſe Mündigen? Wozu ein beſonderes Bündniß, wozu Zeichen und Symbole, um eine Ueberzeugung zu unterſtützen, welche jeder Verbündete ſchon mit ſich in den Bund bringen muß, und die nur aus ſeinem eigenen Gewiſſen hervorgehen kann? — Dazu, meine Brüder, auf daß dieſe Ueberzeugung, welche von außenher auf ſo mannichfaltige Art erſchwert, angefochten, erſchüttert wird, auch von außenher erleichtert, angeregt, feſtgehalten werde. — Dazu, meine Brüder, auf daß auch die Anerkennung des Weſens der Menſchheit durch eine ihr angemeſſene Aeußerung ſich abſichtlich und ausdrücklich ausſpreche; da es überhaupt für den Menſchen kein Inneres ohne ein Aeußeres, keinen Geiſt ohne Buchſtaben, keinen Gedanken ohne Wort giebt.

Wenn die rohe Gemeinheit nichts als das Aeußere kennt und liebt, den Geiſt über dem Buchſtaben verliert, und mit Worten ohne Gedanken ſpielt; ſo zeichnet ſich die verbildete dadurch aus, daß ſie im Wahne ihres Eigendünkels auch wohl das Innere ohne das Aeußere wahrnehmen, den Geiſt ohne Buchſtaben auffaſſen und feſthalten, das Ueberſinnliche ohne Bilder anſchauen, und ohne Worte denken zu können wähnt. Darum werden dieſelben Aufklärer und Aufgeklärten, welche theils die Religion überhaupt für einen Wahn des Pöbels anſahen, der durch Symbole und Ceremonien dem Aberglauben huldigt, theils aber nur eine angebliche Religion der Mündigen anerkennen, die in dem Entbehren und Verwerfen aller Symbole und Ceremonien ihr Weſen hat, — auch die Freimaurerei mit den Mißbräuchen der Freimaurer vereinerleien, und die derſelben eigenthümliche ſymboliſche Darſtellungen des Weſens der Menſchheit theils als Thorheiten, theils als Aergerniſſe verſchreien. Der wahrhaft aufgeklärte Menſch hingegen verſteht ſich auf den Unterſchied und Zuſammenhang des Geiſtes und des Buchſtabens, durch die Unterordnung des Buchſtabens, als des Mittels, unter den Geiſt, als den Endzweck; und er weiß, daß das Ueberſinnliche Weſen der Menſchheit ſich ſo wenig, als irgend ein anderer überſinnlicher Gegenſtand, nicht ohne eine beſondere ſinnliche Bezeichnung anerkennen läßt. Je näher ihm jenes Weſen am Herzen liegt, deſto lebendiger fühlt er das Bedürfniß, ſich daſſelbe auch durch den vernunftmäßigen Gebrauch der Einbildungskraft in zweckdienlichen Bildern zu vergegenwärtigen, und durch immer wiederkehrende Anregung von außen nicht weniger, als durch fortwährende Erneuerung im Innern, ſeinen Glauben und ſeine Liebe gegen die Verdunklung und Verkältung zu verwahren, denen beides in der ſogenannten Welt unvermeidlich ausgeſetzt und unterworfen iſt. Indem er endlich ſeine Anſicht der Wahrheit, als die ſeinige, von der Wahrheit, als ſolcher, zu unterſcheiden beſcheiden genug iſt, indem er die Täuſchungen durch die Selbſtliebe nicht weniger kennt und fürchtet, als er der Wahrheit glaubt und vertraut, wird es ihm zu einem dringenden Bedürfniſſe, ſeine individuelle Denkart und Geſinnung durch Mittheilung und Theilnehmung an der Denkart und Geſinnung anderer wahrer Menſchen zu veredeln, und das Licht ſeines Geiſtes und die Wärme ſeines Herzens durch die heller und höher auflodernde Flamme zu verſtärken, die aus den vereinigten Gemüthern gleichdenkender und gleichgeſinnter Freunde der Wahrheit und des Rechtes emporſteigt.

Durch dieſes gemeinſchaftliche Bedürfniß angetrieben, werden ſich dieſe Geiſtesverwandten zu allen Zeiten einen ſtillen Zufluchtsort aufſuchen müſſen, wo ihr Glaube und ihre Liebe ungeſtört, und ungeſcheut und vollſtändig ſich ausſpreche, und durch dieſes Ausſprechen ſich verkläre, verdeutliche und verſtärke. Am unentbehrlichſten aber wird ihnen ein ſolcher Zufluchtsort in einem Zeitalter werden müſſen, in welchem der Egoismus, nachdem er im Schooße der ſinnlichen Cultur zur vollen Reife gelangt iſt, ſich ausdrücklicher als je für das Weſen der Menſchheit ausgiebt, — wo das Unrecht ſeine Uebermacht durch Liſt und Gewalt, und die Lüge ihr Blendwerk durch Schmeichelei gegen das Glück und Verläumdung des Unglücks öffentlicher als je ausſpricht, — und die Gefahr der Menſchen, an der Menſchheit irre zu werden, aufs höchſte geſtiegen ſcheint.

Während der beiſpielloſen Periode der neueſten Weltgeſchichte, welche mit der franzöſiſchen Revolution begonnen hat, und nur mit der europäiſchen ſich endigen kann, ſind die Denkarten und Geſinnungen, ſo weit ſich dieſelben durch die öffentlichen Meinungen und Handlungen ankündigen, zugleich mit den bisherigen Verfaſſungen und Verwaltungen der Staaten, mehr oder weniger vom Grunde aus erſchüttert worden. Die Bande des Herkommens und der Gewohnheiten, durch welche die Anſichten und Leidenſchaften an die vorige Ordnung der Dinge gebunden waren, ſind durch die unwiderſtehliche Macht der ſiegenden Gewalt zerriſſen worden, und das dem Kriege eigenthümliche Recht des Stärkern iſt eine geraume Zeit hindurch der einſtweilige Beſtimmungsgrund der menſchlichen Schickſale und die Triebfeder geworden, welche die Gemüther durch Furcht und Hoffnung in Bewegung ſetzt. Dadurch und durch den gewaltſamen Tod, die Verſtümmlung, die Beraubung, die Mißhandlung, die Bedrückung von Millionen, mit Einem Worte, durch die Uebel, welche vom Menſchen dem Menſchen zugefügt, vorzugsweiſe die Gräuel ſind und heißen, ſind nach und nach die Gefühle des Menſchenwerths abgeſtumpft und verkältet, und die Begriffe des Menſchenwerths verwirrt und verdunkelt worden. Dieſer Erfolg war um ſo unvermeidlicher und ausgebreiteter, weil die Ereigniſſe, welche ihn herbeiführten, in der Zeit eintraten, da Europa den höchſten Grad ſeiner bisherigen Cultur erreicht hatte. Insbeſondere hatte ſich für die deutſche Sprachgenoſſenſchaft während des Friedens nach dem ſiebenjährigen Kriege, jene Epoche der verbeſſerten Sprache und Literatur eingefunden, welche mit den goldenen Zeitaltern der Italiener, Franzoſen und Engländer wetteiferte, und jedes derſelben ſchon darum übertreffen mußte, weil ſie ſich die Erzeugniſſe aller zu Nutzen machte. Daß in dieſem glänzenden Zeitraume auch bei uns die Künſte und Wiſſenſchaften vielmehr als Werkzeuge der *Geſchicklichkeit*, als der *Sittlichkeit* bearbeitet wurden, war um ſo weniger bemerklich, je mehr man dieſe beiden Arten der Cultur unter dem gemeinſchaftlichen Namen der *Aufklärung* verwechſelte. Daher jene übertriebene Schätzung der Beſchaffenheit und des Grades der höheren Geiſtesbildung der Deutſchen, und jene ungemeſſenen und vermeſſenen Erwartungen, welche durch die bald darauf plötzlich hereinbrechende Gewalt erſchütternder Begebenheiten niedergeſchlagen, der Hoffnungsloſigkeit, der Verzweiflung und der gefühlloſen Gleichgültigkeit Platz gemacht haben. An die Stelle des noch vor Kurzem ſich ſo ſtolz ankündigenden Vertrauens theils auf die fortſchreitende Veredlung der Menſchheit, theils auf den beſondern Beruf der deutſchen Redlichkeit und Gründlichkeit, dieſe Veredlung auf eine ausgezeichnete Weiſe zu befördern, herrſcht gegenwärtig unter den Deutſchen theils die bange, jedes höhere Intereſſe verſchlingende, Sorge für bedrohtes Leben und Eigenthum, theils das entnervende Gefühl der Ohnmacht und Wehrloſigkeit eines beſiegten Vaterlandes, theils aber auch das Beſtreben, aus den Zeitumſtänden Vortheil zu ziehen, und an der Beute, der Macht und dem Glanze der Sieger Theil zu nehmen. Während die Lenker der öffentlichen Ueberzeugung im Lehrſtande immer allgemeiner und lauter dem Glücke huldigen, die Künſte und Wiſſenſchaften immer auffallender nach dem Sinne der neuen Brodherren der Künſtler und Gelehrten ſich ausdrücken lernen, und ſelbſt Religion und Moralität als Werkzeuge und Verzierungen der Gewalt auftreten müſſen: greift unter allen Ständen das ſchlimmſte und gewiſſeſte Kennzeichen des Abfalls der menſchlichen Individuen vom Weſen der Menſchheit immer weiter um ſich, der *Indifferentismus*, welcher der höchſten Stufe der Verbildung mit der unterſten der Rohheit gemein iſt, in dem *Nichtachten* des ewigen Unterſchiedes zwiſchen Recht und Gewalt, Pflicht und Zwang, Gott und Natur, Vernunft und Sinnlichkeit beſteht, und der als der populäre Indifferentismus in der *Unwiſſenheit jenes Unterſchiedes*, als die ſpeculative Indifferenzlehre der modernen Weltweisheit in der eingebildeten *Anſchauung des Nichtunterſchiedes* ſein Weſen hat.

Allein ſo gewiß als der beſagte *Unterſchied* ewig iſt, und das Weſen der Wahrheit ſelbſt ausmacht, und ſo gewiß das denkende Urweſen über dem Weſen der Dinge und dem Wechſel ihrer Erſcheinungen waltet: eben ſo gewiß iſt auch der gegenwärtigen, theils wilden, theils methodiſchen Verwirrung aller nicht in die Sinne fallender, aber der Vernunft weſentlicher Unterſchiede ein Ziel geſetzt, welches ſelbſt durch die Größe der Verwirrung ſchneller herbei geführt wird. In den Gemüthern der Wenigen, deren Glaube an Wahrheit und Recht die ſchwere Probe dieſer Zeit überſtanden, und eben darum an Feſtigkeit, Lauterkeit und Lebendigkeit gewonnen hat, iſt die ſicherſte Bürgſchaft und die wirkſamſte Gewährleiſtung der beſſeren Zukunft aufbewahrt. Ungeblendet ſowohl durch die finſteren Erſcheinungen des Unglücks, als auch durch die glänzenden des Glücks haben dieſe Geprüften und Treubefundenen das Wandelbare beſtimmter als je von dem Unwandelbaren unterſcheiden und demſelben unterordnen gelernt, und mit unerſchütterlichem Vertrauen erwarten ſie den Sieg der Wahrheit und des Rechtes über Täuſchung und Willkür, den ihre Ueberzeugung und Rechtſchaffenheit herbeiführen hilft. Bei dem ſo ſchneidend hervorgetretenen Contraſte des durch Eigendünkel und Gewaltſamkeit herrſchenden Egoismus haben ſie ſich einander in ihrer gemeinſchaftlichen Denkart und Geſinnung, auch ohne ſich perſönlich zu kennen, beſtimmter als je von den Weltleuten unterſcheiden, und inniger achten und lieben gelernt. Wir können ſie ſtimmen, einander aufzuſuchen, und ausdrücklich den Bund für Wahrheit und Recht zu ſchließen, der, indem er ſich jetzt mehr als je durch Wort und That äußern muß, nicht mehr blos ſtillſchweigend unter ihnen beſtehen kann, der den Anmaßungen der Selbſtſucht die beſcheidene und ruhige Kraft der Ueberzeugung und der Rechtſchaffenheit entgegengeſtellt, und der ſelbſt den Weltleuten unverdächtig bleiben muß, weil er es ihnen ausſchließend überläßt, Gewalt durch Gewalt und Täuſchung durch Täuſchung zu bekämpfen. Im ſtillen Heiligthume dieſes Bundes erhebt und entwickelt ſich das höhere Menſchenleben, welches im Gewühle und Geräuſche des gemeinen Weltlebens verloren geht, eröffnet ſich eine unverſiegbare Quelle des Troſtes und der Erheiterung für eine troſtloſe und dunkle Gegenwart, und ſammelt ſich ein unverlierbarer Schatz gereinigter Gefühle und berichtigter Begriffe, zum Behufe einer tröſtlichen und heiteren Zukunft. — Mit Einem Worte, meine Brüder! Dieſer Bund der Einverſtandenen über Wahrheit und Recht iſt, was die Freimaurerei vernünftigerweiſe ſein kann und ſoll, und was dieſelbe werden muß, wenn ſie nicht, der rohen und verbildeten Gemeinheit überlaſſen, immer tiefer unter die Werkzeuge der Entartung und Verſchlimmerung herabſinken, ſondern zum Werkzeuge der Verbeſſerung und Veredlung verbeſſert und veredelt werden ſoll.

Insbeſondere kann allein der beſchriebene Bund den klar und deutlich gedachten Endzweck ausmachen, durch welchen ſich die S. E. W. Große Provinzial Loge in Hamburg und die unter ihr vereinigten Schweſter Logen von den Syſtemen, die entweder wirklich andere Zwecke haben, oder denen der beſagte Endzweck nur dunkel und verworren vorſchwebt, zu unterſcheiden ſuchen. Nur als ein Mitglied jenes Bundes weiß der Freimaurer wirklich, was er will, und will auch wirklich, was er weiß, und weiß und will nichts Geringeres und nichts Größeres, als daß er berufen ſei, das Ebenbild der Gottheit im Weſen der Menſchheit zu offenbaren, in dieſem Sinne wahrer Menſch zu werden, und das wahre Menſchwerden befördern zu helfen; ſo daß von ihm gelten könne, was im Evangelium des heutigen Feſttages von Johannes dem Täufer geſchrieben ſteht: „Du wirſt ein Prophet des Höchſten genannt werden, denn du wirſt einhergehen vor demſelben, daß du ſeinen Weg bereiteſt, und die Erkenntniß des Heils gebeſt ſeinem Volke.“

So wachſe denn auch unter dem Segen des höchſten Baumeiſters die in dieſem Geiſte wiedergeborene Sehr Ehrwürdige Loge Amalia im Oriente von Weimar, werde immer ſtärker in dieſem Geiſte, und bleibe in ihrer Abgeſchiedenheit nicht weniger von dem gemeinen freimaureriſchen als von dem übrigen profanen Volke, bis endlich das Weſen der Menſchheit aufgehört haben wird, den Weiſen und Mächtigen dieſer Welt ein Geheimniß zu ſein.

Abſchiedsrede.

Von K. A. Böttiger.

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich ſchon ſeit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was ſie mir brächte und nähme, die Stunde des Abſchieds von dem, was mir außer meinem Hauſe das anverwandteſte und theuerſte hier iſt, des Abſchieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieſer Schule iſt da; und kaum vermag ich zwiſchen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat ſich die Scene geändert! Achtzehnmal hab' ich von dieſer Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugeſprochen. Sie gingen, wohin ſie Pflicht und Wiſſenſchaft rufen. Ich blieb umringt vom muntern Kreiſe des gedeihenden Nachwuchſes. Heute iſt die Reihe an mir zu gehen. Der einzelne verliert ſich in die ſchnell vertauſchende Wege der Zeit, und ſeiner wird bald nur noch im leiſen Nachhall, als eines Abgeſchiedenen, gedacht. Das lebendige, ſich aus ſich ſelbſt erneuernde Inſtitut bleibt und ſieht ſo einzelne Menſchen, als ganze Geſchlechter an ſich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr iſt, daß nur öffentliche Wirkſamkeit wahres Leben giebt, ſo bin ich nach dieſer Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für dieſe Anſtalt endet, für Weimar todt, und Sie, theure Anweſende, ſchließen jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man ſagt, daß bei Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraſchender Haſt ergreift, ſondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in dieſen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geſchärfteren Auge vorüberziehen und eine klare Ausſicht gewähren. So möcht' ich wohl auch in dieſem entſcheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbſtbewußtſein die rechte und die linke Seite meines Weimariſchen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Große, freundliche Schatten abgeſchiedener, aber in meinem Gedächtniß ewig fortlebender Wonneſtunden drängen ſich in immer dichtern und dichtern Haufen um mich her. Wie ſchön fiel mir mein Loos in Weimar, wie froh und glücklich verfloſſen mir hier meine Tage! Ich habe nichts zu vergeſſen und die Schaale der Lethe, die nach der deutungsvollen Sage allen Schatten gereicht wird, ehe ſie Elyſium aufnimmt, ſoll nie meine Lippen berühren. Kaum trübte etwas den heitern Himmel über und in mir, wenn es nicht der ſtrenge, unerbittliche Bothe that, den die Alten in Bild und Wort ſo leiſe umgingen, weil den geraden Blick auf ihn nur der Chriſt heften kann. Ach hier blutet mein Herz! Denn wie ſind die Reihen gelichtet, wie viele ſind heimgegangen von den Männern, die, als ich vor nunmehr faſt 14 Jahren zuerſt an dieſer Stelle ſprach, mir traulich Hand und Herz boten. Ach, daß ich heute dieſe Hand nicht noch an meine klopfende Bruſt legen und ihnen ſagen kann, daß mein Herz für ſie ſchlägt! Warum iſt dieſer Stuhl hier vor mir leer? Warum kann ich, ehrwürdiger Herder, nicht in dieſer Scheideſtunde, wo alle Binden fallen, nur die der Liebe nicht, nicht noch zum letztenmale Deine Hand ergreifen, die mir ſo lange eine treue Vaterhand war. Müßte man jemand verantwortlich dafür machen, daß ich hieher berufen wurde, ſo trägeſt Du, edler Schatten, dieſe Verantwortlichkeit allein. Wie gütig, wie ſanft leitend und berathend nahmſt Du Dich meiner in den erſten getrennten Jahren meines Hierſeins an. Ich bekenne es laut, und werde nie aufhören, es zu bekennen, daß ich nie von Dir ging, ohne belehrter und weiſer zu ſein. Und für alles dies konnte ich nicht einmal Deine kalte Hand im Tode noch in die meinige legen, als Du zu dulden aufgehört hatteſt. Zwar dieſe theure Hand war ſchon früher erkaltet. Du, Großherziger, warſt nicht Schuld daran. Aber, bei Gott dem Allwiſſenden, ich auch nicht: obgleich mich es tief ſchmerzen mußte. Du wandelſt jetzt im Lichte einer andern Sonne, die kein Nebel verſchleiert, da, wo jeder Mißklang Wohlklang wird, zu groß für mein ſchwaches Lob. Du ſelbſt in den unſterblichen Wirkungen Deines Geiſtes, der aus Deinen Schriften noch zu ſpäten Enkeln ſprechen wird, der unbeſtechendſte Lobredner. An meiner letzten Stunde werde ich Dein noch mit Liebe und Dank gedenken, und mich noch oft an den Blüthen Deines allumfaſſenden Geiſtes erquicken, die ich zum Theil in den lebendigſten Knospen hervorbrechen ſah. Doch wie groß iſt auch außer dieſem die Ausſaat auf dem Acker der Garben für mein ſich jetzt ſo arm fühlendes Herz! Du, mein edler Bode, verkannt von vielen, von niemand inniger betrauert als von mir, und Du, einſt wirkſamer, biederer Freund, mein Weber! Euch verdanke ich ſo viel und doch kann ich Euch nicht mehr danken! Und wie viele Edle müßte ich noch nennen, die nun alle ſchon in die Wohnungen des Friedens eingegangen ſind! Gewiß, mein letzter Gang hier in Weimar wird zu den abgeſtreiften Hüllen meiner Freunde, ach, warum muß ich noch hinzuſetzen, meiner Kinder, auf dem hieſigen Todtenacker ſein. Wohl mir, daß ich weiß, was für die Ewigkeit geſäet wurde, das umſchließt kein Grab. Dies iſt aber auch der einzige Wermuthstropfen, der in die volle Schaale der Freude, die mir hier täglich winkte, gegoſſen wurde. Denn wie glücklich lebte ich übrigens in meinen Amtsverhältniſſen! Mag die Laſten des Schulmannes anklagen, wer ſie als Laſten fühlt. Mir waren ſie eine ſüße, willkommene Bürde. Nie trat ich in den Hörſaal, der mich am häufigſten aufnahm, ohne alles, was mir etwa unangenehmes zu Hauſe zugeſtoßen ſein konnte, ſchon an der Thüre abzulegen. Sie, meine lieben Jünglinge, haben von der Homeriſchen Nepenthes gehört, die einſt die ſchöne Helena dem kümmerlich betrübten Telemachos bot. In Ihrer Mitte fand ich ſtets dieſen Wundertrank, und nur ein Verdruß wurde mir, wenn ich den nur zu ſchnellen Stunden die Flügel nicht verſchneiden konnte. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr geſehen habe, nie mißvergnügt aus einer Lehrſtunde nach Hauſe gegangen bin. Iſt auch wohl ein beneidenswertheres Loos, als täglich an die fröhlichſten Empfänger geben und austheilen zu können, und durch dieſe tägliche Spende dennoch nie ärmer, ſondern vielmehr reicher und gerüſteter zu werden, um noch reichlicher ſpenden und austheilen zu können? Und iſt dies nicht das Loos des geliebten und von lehrbegierigen Schülern umringten Lehrers? Es war auch das meinige. Sie hörten, ſo weit es nur immer dem lebhaften Jünglinge möglich iſt, mit Wohlgefallen und Aufmerkſamkeit jeden meiner Vorträge. Je williger Sie nahmen, deſto williger gab ich, deſto glücklicher wurde mein Beſtreben, mich Ihnen durch Lebhaftigkeit und Deutlichkeit des Vortrags faßlicher zu machen. Oft möchte es in dieſen freundlichen Wechſelwirkungen ſchwer geweſen ſein, zu beſtimmen, wer unter uns der funkenlockende Stahl oder der ſprühende Feuerſtein genannt werden müſſe. Und wer vermag den Genuß zu ſchildern, den mir dieſe ergötzlichen Spaziergänge in den blüthen- und duftreichſten Heſperidengärten der alten und neuen Zeit mit Ihnen, meine theuern Gefährten, ſo vielfach gewährten? Ich ſtand einſt in Hamburg am gewühlvollen Hafen der Elbe. Ein Schiff mit wehenden Wimpeln ſollte eben die Anker lichten und nach dem damals noch glücklichen Domingo abgehen. Da kam mit heftigem Ruderſchlag ein Boot angerudert, auf daß man im Schiff ängſtlich zu warten ſchien. Es war, wie ich bald erfuhr, der Steuermann geweſen, der durch einen Zufall verſpätet worden war. Mit vollen Segeln ſchwamm das Schiff nun ſogleich einem fremden Welttheile zu. Lange verfolgt' ich das ſchöne, ſchwimmende Haus den majeſtätiſchen Strom hinab und gerieth hierauf in ein ſtilles Nachdenken. Sieh', dacht' ich bei mir, wie groß und gewaltig der Meilenbreite Elbeſtrom hier dem Weltmeer zufluthet. Wie viel tauſend Quellen, die unbemerkt an den Füßen der Gebirge und im Schooß blühender Wieſen hervorrieſeln, zuſammenfließen, zu Bächen werden, die Bäche anderer Provinzen an ſich ziehen, durch mancherlei Windungen und Krümmungen von Provinz zu Provinz fortlaufen und immer größer werden, je weiter ſie laufen; gehörten dazu, um dies tiefe Bette anzufüllen. Und ſo wie aus allem dieſem, was die Najaden und Flußgötter einzeln aus ihren nieverſiegenden Urnen goſſen, endlich der große Elbeſtrom ſeine Waſſerſchätze füllte: ſo iſt durch die Bemühung ſo vieler tauſend, tauſend Geiſter der frühern Jahrtauſende unter allen Völkern und Himmelsſtrichen der königliche Strom der Wiſſenſchaften zuſammengefloſſen, auf welchem deine Zeitgenoſſen ſo muthig und keck dahintreiben. Die Schiffe ſind die Bildungs- und Lehranſtalten der reifenden und gereiften Menſchheit. Der verſtändige, ſachkundige Steuermann iſt der Vorſteher und Lehrer jeder ſolchen Anſtalt. Meine Freunde, ich war damals ſchon Rector in Weimar und ich wußte, daß ein Hunderttauſendtheilchen der Gewäſſer, die jener Kiel durchfurchte, von unſrer kleinen Ilm in dieſen ſtolz hinfluthenden Strom abgegeben worden war. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie klein und wie groß ich mich damals zu gleicher Zeit fühlte. — Aber ich beklage den Mann, der von tauſend Stimmen der Vorwelt im himmliſchen Einklang umtönt und zur lebendigſten Theilnahme an dieſem vollſtimmigen Concert aufgefordert nur für ſein eigenes Geläute und ſchwirrendes Hackebret ein Ohr haben und das zarte Ohr der Jugend damit abſtumpfen und verwahrloſen könnte. O, ich müßte den Tag länger machen, wenn ich Ihnen jetzt alle meine übrigen Freuden, die mir die Erfüllung meiner Berufspflicht immer aufs neue gewährte, alle auch nur in Hauptſummen verrechnen wollte. Die Lehrſtunden, die ich öffentlich zu ertheilen hatte, gaben mir Kraft und Heiterkeit zu meinen häuslichen und literariſchen Nebenbeſchäftigungen. Man hat mir zuweilen die unverdiente Ehre angethan, mich meiner mannichfaltigen Thätigkeit wegen zu loben, und mich zu fragen, wie ich dieß anfinge? Das Wort vom Räthſel iſt ganz einfach: ich ging täglich in die Schule. Da holte ich mir Freudigkeit und Muth, da Geſundheit, da Mannichfaltigkeit der Anſichten, da wurde der Buchſtabe lebendig und der Geiſt rege. Die glücklichſten Combinationen in Forſchungen des Alterthums hat mir der Zuhörer dictirt. Und welchen Stoff zu Beobachtungen bietet die durch Uebung geſchärfte Aufmerkſamkeit auf die noch unverlarvte Jugendwelt! Wahrlich, da bedarf es eben keiner Galliſchen Organ-Umtaſtung, um das keimende Talent ſogleich im zarten Sprößling zu erkennen. Auch konnte ich mich von vielen meiner Schüler noch eines beſondern Zutrauens erfreuen, das ſie mir durch häusliche Beſuche, Anfragen und ſo manche dadurch hervorgelockte Selbſtgeſtändniſſe und Mittheilungen in vollem Maaße gewährten. Und nun die geſelligen und geiſtigen Freuden, die Kunſt- und Naturgenüſſe, die mannichfaltigen Bekanntſchaften, die belehrenden Geſpräche mit ſo vielen auserwählten und erleuchteten Männern, vor allen mit dem ehrwürdigen Dichter, in dem ich bei vertrauterem Umgang auch den reinen und guten Menſchen innigſt verehren lernte, wie viel Quellen des Wohlſeins und der Zufriedenheit! Und zu allen dieſen eine faſt ununterbrochene Geſundheit, die erſt in den letzten Jahren durch äußere Veranlaſſung zu wanken anfing. Wie kann ich dies alles ohne innigſte Rührung überblicken? Wie kann ich mir Rechenſchaft davon geben, ohne aus tiefer Ueberzeugung auszurufen: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt!

Und dieſem Allen ſoll ich nun auf immer ein Lebewohl ſagen! Nie würde ich dies bei geſunden Sinnen von mir erhalten haben, wenn ich mir nicht bei herannahendem Alter eine beſchränktere, aber eben darum weniger aufreibende Geiſtesthätigkeit und eine größere Muße zur Vollendung deſſen, was in meiner hieſigen Lage ſtets unvollendet bleiben mußte, gewünſcht hätte. Auch da, wohin mich frühere Pflicht, Anhänglichkeit und Liebe, die ja am tiefſten mit unſerm Innern verwachſen iſt, jetzt unwiderſtehlich ruft, werden, das hoffe ich mit Zuverſicht, gute und edle Menſchen mich brüderlich aufnehmen und an den Grenzſteinen meiner neuen Laufbahn Quellen des lebendigen Waſſers ſpringen laſſen. Allein Sie, meine geliebten Jünglinge, kann ich der Natur der Sache nach dort nie wieder erſetzt erhalten. Darum wird mir der Abſchied ſo ſchwer, darum möcht' ich dieſe feierliche Stunde, die letzte, wo ich als Lehrer Worte der Liebe und Warnung Ihnen zuſprechen kann, noch durch etwas recht Unvergeßliches in die weichere Bruſt prägen. Schon oft waren die Worte eines ſterbenden Vaters für ſeine zurückbleibenden, von zum letztenmal um ſein Krankenlager verſammelten Kinder Denkſprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach ſpäten Jahren in entſcheidenden Augenblicken gleichſam mit magiſcher Kraft. Auch die Worte des ſcheidenden Freundes gruben ſich tief in die Tafel unſers Gedächtniſſes und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo ſie längſt verloſchen zu ſein ſchienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären ſie mit einer ſympathetiſchen Dinte geſchrieben, plötzlich wieder zum Vorſchein. Im Lehrer ſind Vater und Freund im vielumfaſſendſten, ehrwürdigſten Sinne dieſer ſo oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch ſie ſchlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenſchaften in der Wiege des Lebens. Aber ſelbſt der Todenſchlaf iſt nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube iſt, daß der menſchliche Geiſt eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtſein aufgefaßt hatte. Träume und andere Zuſtände tieferer Erregung würden uns dies, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen beſtätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlaſſungen den Griffel für ſolche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu ſparen. Geliebte Jünglinge! hier ſind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel iſt der Ihrige. Verkennen Sie dieſen *nie*, und Sie ſind für Zeit und Ewigkeit geborgen. *Vergeſſen Sie Ihre Menſchenwürde, vergeſſen Sie Ihre Chriſtenwürde, vergeſſen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie*, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückſeligkeit führen.

Sie ſind Menſchen und als ſolche im Beſitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweiſe Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unſterblichen Geiſte, mit Beſonnenheit, Vernunft und moraliſcher Freiheit begabt, ſteht der Menſch auf der oberſten Sproſſe jener unüberſehbaren organiſirten und empfindenden Weſen, denen die Gottheit dieſe Erde zur Wohnung anwies. Selbſt in ſeiner äußeren Bildung und inneren Conſtruktion vereinigen ſich alle edleren Formen der Thierheit und darum iſt jetzt nur eine *vergleichende* Anatomie die wahre Zergliederungskunſt für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir ſind auch in ſo fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedrückten, jedem Thiere, das unſre Kunſt bildet, jedem Element, das die neuere Chemie überwältigt und zerſetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit verſehn. Ja wir ſind ſchon in dieſer Rückſicht Diener und Stellvertreter des Allſchaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieſer Kräfte ſchlummern in unſerem, zu endloſer Fortdauer und ewiger Anſchauung beſtimmten Veredlung, die ſchon die Sprache der Vernunft auch ohne die heiligſte Offenbarung *Himmel und Seligkeit* nennen würde, erſchaffenen Geiſte. Sie, meine theuren Jünglinge, ſind nicht unbekannt mit dieſer Geiſt- und Herzerhebenden Anſicht, die auch der Glaube der Chriſten durch die Ausſprüche unſers großen Meiſters als die allein ächte Chriſtusmoral beſtätigt, da wir uns ſeit mehreren Jahren wöchentlich zweimal darüber mit einander unterhalten haben. Aber auch dies liegt im Plane der höchſten Weisheit: nicht jeder einzelne Menſch ſoll ſchon in dieſer erſten Vorbereitungsperiode ſeines Menſchenthums die Stufe der Entwicklung, Veredlung und Verfeinerung erſteigen, deren die Menſchennatur überhaupt und eine jede im Einzelnen fähig iſt. In den urſprünglichen Abſtufungen, die zwiſchen der dumpfen Beſchränktheit des zum Laſtthier erniedrigten, auf ſeine Scholle gehefteten Halbmenſchen und jenen hohen Genien der Menſchheit, von welchen unſer beliebte Volksdichter ſagt:

> es ringt ſich aus der Menſchheit Schooß
> Jahrhundert lang kaum einer los,

in unüberſehbaren Reihen mitten inne liegen, kommt nun auch noch Gunſt und Ungunſt der äußeren Umſtände. Selbſt der Geiſt mit den vortrefflichſten Anlagen wird in Unthätigkeit und kaltem Stumpfſinn erſtarren, wenn nicht durch Geburt, frühe Erziehung und alle die übrigen Vergünſtigungen, für welche einſt Plato den Göttern dankte, der göttliche Funken angefacht, die ſchlummernde Kraft geweckt und die geweckte und ausgebildete in einen ihr angemeſſenen Wirkungskreis verſetzt wird. Im rohen Kieſel, den der unwiſſende Indianer zur Stütze ſeiner elenden Hütte verbraucht, erſpäht der Kennerblick des Europäers einen faſt unbezahlbaren Edelſtein. Aber auch nach dieſer Entdeckung muß ihn ein kunſtverſtändiger Juwelier erſt ſchleifen laſſen und mit Gold einfaſſen, ehe er an Alexanders glorreicher Kaiſerkrone, oder — an Bonaparte's Säbelgriff glänzen kann. So mit den Geiſtesanlagen der Menſchen. Ein Winkelmann bleibt Schulmeiſter in einem kleinen Städtchen Oberſachſens, der lothringiſche Hirtenknabe Duval (Du Val) wird ein kaiſerlicher Bibliothekar, der [illegible] [illegible] wie ein geheimer Rath in Wort und That für ſeine Freunde, wenn nicht ſehr begünſtigende Aufſätze und Bewerbungen ſich finden. Der Geiſt mit Rieſenkräften und herrlichen Anlagen kann, wie dort Hamlet beim Shakeſpear ſagt, in eine Nußſchale geſperrt und dort ohnmächtig eingezwängt werden. Oder iſt es noch keinem von Ihnen beim Anblick eines ländlichen, mit hundert kleinen Kreuzen beſäeten Kirchhofs beygefallen, was der engliſche Dichter Gray in einer treſſlichen Elegie beſungen hat, daß in manchem friedlichen Grabhügel unter dem ſchwarzbemalten Kreuze die Hülle eines Geiſtes modert, der voll innerer Energie ein Cäſar oder Guſtav Adolph, ein Haller oder Herſchel werden konnte, wenn nur die Kunſt den rohen Marmor gebildet hätte, jetzt aber in ſeinem kleinen Dörfchen höchſtens der Sprecher einer Geſandtſchaft an den Amtmann, oder der erfahrenſte Leſer des Thüringer Boten in der Schenke geworden iſt. Zwar gebührt es uns nicht, vermeſſene Blicke in die Anſtalten Gottes in ſeiner unermeßlichen Geiſterwelt zu thun. Aber ſo viel dürfen wir uns ſelbſt aus dem Munde des weiſen Meiſters in Iſrael zum Troſt ſagen: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Gewiß hat der Vater der Geiſter in ſeinem Weltenplan tauſend andere Entwicklungsanſtalten vorzubereiten gewußt, wo auch die hier durch ungünſtige Lagen zuſammengerückten Geiſter alle ihre Kräfte im vollkommenſten Ebenmaaße ausdehnen, wo alle Kinder, die es dem Körper oder auch blos dem Geiſte nach blieben, erzogen werden ſollen. Indeß bleibt es ſtets ein beneidenswerther Vorzug, ſeiner vollen Menſchenwürde ſich ſchon hier ganz bewußt und ſchon früh in die glückliche Lage verſetzt worden zu ſein, in der Körper und Geiſt eine gleichmäßig geordnete, zweckmäßige Ausbildung erhielten. Doch es giebt zum Glück auch noch eine andere, ſehr tröſtliche Anſicht, wodurch gleichſam alle Hügel geebnet und alle Thäler erhoben werden, die auf dem Oelberge und auf Golgatha.

Ja! Es giebt eine zweite Würde, die, ganz unabhängig vom größern oder kleinern Maaße der urſprünglichen Geiſtesanlagen, mit welchen jeder Menſch aus der Hand ſeines Schöpfers hervorging, und von dem Weltzuſammenhang, in welchem dieſe Anlagen mehr oder weniger geübt und gebildet werden, eine eigene Art unſers Daſeins bezeichnet, die nicht im Scheinen und Wiſſen, ſondern im Sein und Glauben beſteht, mit einem Worte, die erhabene Würde der wahren Chriſtusreligion. Sie adelt den Bettler, wie den Fürſten, ſie reiniget, ſie erleuchtet, ſie erhebt uns über uns ſelbſt, und wo die umfaſſendſten und im Sonnenſchein aller menſchlichen Glorie wandelnden Geiſter ihrer freiwillig entbehrten, da fehlte gleichſam die Unterſchrift zum Adelbrief, der uns die Pforte des Paradieſes öffnen ſoll. Edler Herder! Du erblickteſt noch kurz vor Deinem Ausgange aus dem Lande der M[illegible] in einem hohen Geſicht dieſe Würde, als Du die im Himmel ausgehangene Wage ſchauteſt, in deren einer Wagſchaale Kronen und Scepter, Schwerter und Marſchallſtäbe lagen, und alles, was auf Erden glänzt und Kniebeugung empfängt, auf der andern aber der beſcheidene Chriſtenkelch und das Brot der Barmherzigkeit darüber. Jene Schaale flog hoch auf und löste ſich in Dunſt und Dampf. Dieſe ſtieg majeſtätiſch ſtill herab auf die demüthige Beſcheidenheit. Und eine Stimme erſcholl: Mißklang löſet ſich auf in Wohlklang. — Dieſe Würde umſtrahlte einſt die Jünger Jeſu. Arme, ungelehrte Fiſcher und Zöllner waren es, und ſie wurden durch den Geiſt Jeſu, der ſie in alle Wahrheit führte, die erſten Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes, umſchlangen Völker und Geſchlechter der Erde in ihrem himmliſchen Netz und wurden die nimmer verſtummenden Herolde einer Weltreligion, die ſich nun achtzehn Jahrhunderte bewährte und in ihrer geiſtigen Reinheit und Vollkommenheit noch ferner bewähren wird bis an der Welt Ende. Wenn alles irdiſche Rüſtzeug des bloſen Wiſſens abfällt, alle ſchimmernden Wolkenpalläſte ſinnreicher Hypotheſen und Syſteme zuſammenſtürzen, bleibt uns dieſe himmliſche Würde um ſo reiner und unverfälſchter. Sie führt uns wahrhaftig zu Gott ein!

Doch entbehrt darum die Beſtimmung des Gelehrten und die Gelehrſamkeit ihres großen Werthes nicht. Sie iſt vielmehr im Dienſt Gottes und der Menſchen angewandt, Gott und Menſchen ſehr angenehm, und, wenn ſchon das ganze Leben des Menſchen eine Schule genannt zu werden verdient, die Schule der Schule. Wohl Ihnen, theure Jünglinge, das Glück, das tauſend nicht zu Theil wird, zur auserwählten und, wie einſt die Perſer ihre Edelſten benannten, zur heiligen Schaar zu gehören, die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft adelt, das Glück, das ſich ſo mancher talentvolle Knabe hinter der Heerde oder in der Werkſtätte erſehnt, wenn es ihm ſo eng wird, wie einſt dem kleinen Naumann in der Glaſerbude, dieß Glück iſt Ihnen, Schüler und Zöglinge dieſer Anſtalt, allen zubereitet. Sie ſind zu Jüngern der Wiſſenſchaft und Weisheit beſtimmt. Der Staat, der einſt an Ihnen ſeine Lehrer, ſeine Richter, ſeine Aerzte, kurz ſeine Stützen und die wohlthätigſten Förderer des einzelnen, und ſo es ſein kann, auch des allgemeinen Menſchenwohls erwartet, heftet ſchon jetzt erwartungsvoll ſeine Augen auf Sie.

Wohlan, fühlen Sie zuförderſt ganz Ihre erhabene Menſchenwürde, entehren Sie dieſe nie durch das, was den im Himmel geſchriebenen Adelbrief des Menſchen zerreißt, und ihn unter die Thiere auf dem Felde herabwürdigt, die bloß ihrem Inſtinct, doch aber auch dieſem nach geregelten Zeiten und Naturgeſetzen folgen. Schänden Sie ſich nie durch Geiſt und Körper entnerrende Wollüſte, durch zerſtörende Unmäßigkeit, durch Haſchen nach Kinderland und Schmetterlingsfarben, durch herzaustrocknende Spielſucht, durch Haß, Neid, Zorn und alles das traurige Gefolge ſich ſelbſt vergiftender Leidenſchaften. Erhaben über das Kraut, das auf dem Felde wächſt, und gen Himmel gerichtet iſt das Antlitz des Menſchen. — Aber noch ein weit höherer Adel, der zwei Welten mit einander verbindet, die Würde des Chriſtenthums ſei Ihnen da Troſt, Lehre und Stärkung, wo menſchliche Weisheit nicht zureicht. Das wahre Chriſtenthum iſt ein Zuſtand, ein Seyn, ein Wandeln im Licht, ein Fruchtbringen in Geduld, ein ewiges Fortſchreiten und Wachſen im Vollkommenden. Der beißt ſich die Zähne an der Schale ſtumpf, ohne den ſüßen Kern je zu ſchmecken, der ſich nur in Formuliren und Klügeln dabei verliert. Hüten Sie ſich vor dieſem unſeligen Mißverſtand eben ſo ſehr, als vor dem entgegengeſetzten Abgrund des ſelbſt durch die neueſte Philoſophie hochbegünſtigten Myſticismus, der, um recht ungeſtraft ein Geiſt ſein zu können, ſich erſt ſelbſt und dann das Univerſum erſchafft und, nachdem er alles, was ſeit Jahrtauſenden den Menſchen heilig war, unter ſeine Füße getreten hat, ſich ſelbſt vergöttert und beräuchert. Bewahren Sie ſich vor kindiſchem Nachlallen und vernünftelnden Spötteleien über das, was den größten Denkern, einem Newton, Leibnitz, Haller das ehrwürdigſte war. Sie leben in Weimar, wo durch das zuſammenſtrahlende Licht großer Geiſter für ſolche, die ihr Auge daran noch nicht gewöhnt haben, leicht Verblindung und allerlei böſe Augenkrankheiten entſtehen können. Ueberhaupt iſt es nicht immer auch ſchon in den Schluchten und Thalgründen Tag, wenn auch die Morgenſonne die Gipfel der Berge vergoldet, die nicht ſelten ihr Roſenlicht von dem Schnee und Gletſcherzug erborgen, der ihre hochragenden Häupter umſtarrt. Die Weiſe des Chriſtenthums iſt Wärme und Bruderliebe. Wo eine Lehre zugleich erleuchtet und *wärmt*, die iſt von Gott, deren himmliſchen Urſprung erkennt man an ihren Früchten. Schämen Sie ſich der Lehre Jeſu und des einfältigen Glaubens nicht, dem ſich von jeher die tiefſinnigſten Forſcher unterwarfen. Wer ihr unter Spott und Aergerniß nicht verleugnet, dem wehet die Palme in der letzten Stunde, wo alle Täuſchung aufhört, dem winket am Ziele der Kranz! — Doch indem Sie Ihre durch Chriſtusreligion veredelte Menſchenwürde früh zu fühlen und ihr gemäß zu handeln anfangen, ſchätzen und fühlen Sie nun auch die Würde Ihrer beſondern Beſtimmung zum Gelehrtenſtand, die ein ſcharfſinniger Forſcher unſerer Tage die *oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, und die ſtete Beförderung dieſes Fortgangs* genannt hat. Ich habe Ihnen einmal vom Fackeltanz am Feſte des Prometheus im alten Athen erzählt. Dort ging die Fackel, die der weiſe Prometheus am großen Weltlicht, der Sonne, zuerſt zündete, aus Hand in Hand, und wer ſie bis ans Ziel trug, ohne daß ſie auslöſchte, erhielt den Preis. Tauſende trugen die helle Fackel der Wiſſenſchaften vor Ihnen, heute, morgen wird ſie in Ihre Hände gegeben und Sie ſollen ſie, dampflos und leuchtend, wieder Ihren Nachfolgern übergeben. Sie werden durch Ihre Beſtimmung zum Gelehrtenſtand die Schatzmeiſter des ehrwürdigſten Schatzes der Menſchheit, aller großen Erfindungen, Gedanken, Frucht- und Blumenſtücke der ſinnenden, ſingenden, denkenden Menſchheit ſeit dem grauen Alterthum bis auf unſere Tage. Schande dem Trägen und Stumpfſinnigen, der das ihm anvertraute, heilige Pfund im Schweißtuch vergraben oder gar um Tand und Flitter hingeben wollte. Und hier iſt das bloße gewiſſenhafte Aufbewahren noch nicht einmal genug. Wer ſeinen wahren Beruf fühlt, muß ſich und die Wiſſenſchaften, denen er angehört, täglich weiter bringen, er muß der Menge durch neugewonnene Anſichten, durch redlich errungene Eroberungen im Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft weit, weit vorauseilen, muß vergeſſen, was er gethan hat, und ſtets nur auf das denken, was er noch zu thun hat. Nie war die Wiſſenſchaft länger, nie das Leben für die Wiſſenſchaft, die in weitere und weitere Kreiſe ſich ausdehnt, nach allen Seiten hin wächſt und gleichſam polypenartig immer neue Aeſte abſetzt, kürzer und beengter. Aber es giebt auch jetzt der Hülfsmittel und Anreizungen weit mehr. Und Sie, theure Jünglinge, haben der Erweckungen und Aufmunterungen vor andern ſo viele und mannichfaltige. Sie leben in Weimar, umringt, umtönt von den berühmteſten Namen, die unſere Literatur ausſpricht, und die genauer kennen zu lernen, der Fremdling aus Oſten und Weſten hieher wallfahrtet. Jeder Schritt iſt gleichſam ein Auftritt auf klaſſiſchem Boden. Ihnen allen ſprach ein *Herder* von dieſer Stätte mit ſeiner laut eindringenden, unvergeßlichen Beredſamkeit noch Worte des Lebens und Geiſtes ins weiche, jugendliche Herz! Ein edler Ahn unſers hohen Fürſtenſtammes, der unvergeßliche *Wilhelm Ernſt*, ſtiftete hier für 12 ausgezeichnete Jünglinge unter Ihnen, ohne auf Vaterland und Vermögen Rückſicht zu nehmen, nur dem Würdigſten auszutheilen, eine monatlich wiederkehrende Belohnung. Von allen Seiten umgeben Sie die mannichfaltigſten Gelegenheiten, Ihren Kunſtſinn, Ihren Verſtand, Ihr Herz auszubilden, und Sie wollten mitten unter dieſen vollen, köſtlich beſetzten Tafeln mit der ſpröden Ekelkeit des mechaniſchen Alltagsthuns vorlieb nehmen, und dies unausſprechliche Glück durch eine unſägliche Verblendung verträumen, vertändeln, verſpielen, vergaukeln? Weg mit dieſem Sie und mich ſelbſt gleich entehrenden Verdacht. O gewiß, Sie werden auch dieſe Ihre dritte Würde in ihrem ganzen Umfange zu ergreifen und ſich anzueignen wiſſen. Sie werden dem in ſeiner Andacht eifrigen Pilger gleichen, der, ſtets eingedenk ſeines Gelübdes, bei Sonnenſchein und Ungewittern auf ſeiner Wallfahrt zu dem Segen und Heilung ertheilenden Gnadenbilde weder zur rechten noch linken abweicht, ſein Ziel unverrückt vor Augen behält und nicht eher raſtet und ſeinen matten Gliedern Erquickung geſtattet, als bis er an der Stufe des Altars niedergekniet iſt, auf dem ſein Heiliger im himmliſchen Strahlenglanz umleuchtet ſteht. Ihr Heiliger, dem Sie wenigſtens eben ſo eifrig entgegen wallfahrten müſſen, iſt die Weisheit, jene Erſtgeborne des Himmels, die mit ihren Schweſtern, Unſchuld und Demuth im beſten Bunde vereinigt Sie durch dieß Leben froh und Segenverbreitend für ſich und Ihre Brüder hindurchführen, und wenn nun jene letzte, alles entſcheidende Stunde gekommen iſt, wo dieſe irdiſche Hütte einſtürzt, Ihnen auch alsdann noch da, wo unſer Wiſſen kein Stückwerk mehr ſein wird, die goldenen Pforten der Wiſſenſchaft, welche die Bibel das Anſchauen Gottes nennt, aufſchließen wird. Ach! daß doch von dieſem Augenblick an dieß hohe Gefühl Ihrer dreifachen Beſtimmung nie von Ihnen weichen und Sie bei jeder Gefahr der Verirrung und Verführung, wie ein guter Schutzengel, warnend umſchweben möchte! Könnte ich deſſen gewiß ſein, dann hätte dieſe Trennung nichts niederſchlagendes und herbes mehr für mich.

So aber kann ich mir beim Abſchiede die Frage noch immer nicht verſagen: wo werden wir uns wieder treffen? Wohin werden Sie, ſo wie Sie jetzt hier um mich verſammelt ſtehn, auch nur nach zehn Jahren ſchon verſtreuet und vertheilt ſein? In welchen Aemtern und Ausſichten zu Aemtern, in welchen glücklichen oder unglücklichen Lagen werden Sie ſich da befinden? Der in Schleſiens Schulannalen berühmte Rector Trotzendorf in Goldberg ſoll ſeine zahlreichen Schüler, die damals aus Polen und Mähren zu dieſem ſeltenen Schulmann wallfahrteten, beim Eintritt im Hörſaal zuweilen alſo begrüßt haben: „Guten Morgen ihr kaiſerlichen und königlichen Räthe, ihr Bürgermeiſter und Rathsherren, ihr Richter und Schöppen, ihr Paſtoren und Pfarrherren, ihr Profeſſoren und Schullehrer — ihr Soldaten, und endlich — ihr Taugenichtſe und Böſewichter!“ Wie gern möchte ich den erſten Theil dieſer Anrede im wahrhaften Prophetenſinn auch hier anwenden und mit geſchärfterem Seherblick auf die Zukunft auch Sie heute zum Abſchiede auf ähnliche Weiſe anreden: „Lebt wohl, ihr künftigen Stützen des Staats in geiſtlichen und weltlichen Aemtern, ihr, die ihr mit äußerm und innerm Beifall beglückte gute Gärtner in der lebendigen Pflanzſchule Gottes ſeid, ihr Prediger, die ihr ſanftmüthig, ihr Richter, die ihr unbeſtechlich, ihr Aerzte, die ihr behutſam ſeid, lebt wohl!“ — Aber das Buch der Zukunft iſt verſiegelt und unſer Auge zu ſchwach, um das ſchon jetzt im Lichte zu ſehen, was Gott mit ſchonender Güte in undurchdringliches Dunkel barg. Freilich würde meine Bruſt von frohem Entzücken ſchwellen, wenn ein Geſicht mir ſchon jetzt die Hoffnungen und Ausſichten erfüllt oder gar übertroffen zeigte, die mein ahnender Sinn Ihnen ſo gern zuſicherte. Aber welcher Schmerz würde auch wieder mein blutendes Herz zerreißen, ſähe ich in eben dieſer Zukunft auch nur einen von Ihnen durch eigene Schuld in den Abgrund des Verderbens geſtürzt, mit Schande, die früher oder ſpäter den ausgemergelten Wollüſtling und Sclaven der Sinnlichkeit heimſucht, gebrandmarkt, von den innern Furien des Gewiſſens, das ſelbſt auf ſeidenen Polſtern und unter den ſüßeſten Schmeichellauten nicht auf immer eingewiegt wird, gegeißelt, als eine Laſt der Erde, als Stümper oder als Verbrecher wandeln; ſähe ich auch nur in einem von Ihnen die frohen Hoffnungen des Vaterlandes, die Erwartungen ſeines alles für ihn aufopfernden Vaters, das mitternächtliche Gebet ſeiner frommen Mutter, die Ausſichten des Lehrers vereitelt, die alle nicht auf Mißwachs rechneten, wo ſie ſo treulich geſäet hatten. Und geſetzt auch, daß uns die entſchleierte Zukunft keines jener Herzzerreißenden Schauſpiele darböte, iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, da ich hier um mich die Zahl von mehr als 150 Jünglingen und Knaben erblicke, daß nach zehn Jahren manchen unter uns ſchon ein früher Grabhügel decken werde? Verhülle alſo deinen Zauberſpiegel, Zukunft! Ich mag nicht hinein ſehen. Ich habe ein beſſeres Orakel in meiner Bruſt. Es iſt der Glaube an Unſterblichkeit. — Zwar ich werde mich ſtets freuen, wie ſich die Fürſten über eine Siegesbotſchaft oder eine neue, ohne Blut eroberte Provinz freuen, ſo oft ich von einem unter Ihnen die angenehme Nachricht erhalte, oder wohl gar in öffentlichen Blättern leſe, er habe durch Fleiß und Wohlverhalten dieſe oder jene wichtige Ehrenſtelle empfangen, er ſei wegen ſeiner Kenntwiße bewundert oder, was noch weit mehr iſt, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit geſchätzt und wegen ſeiner Verdienſte im weiten Kreiſe ſeiner Brüder geliebt. Jedes ſchriftliche Zeichen Ihres Andenkens, wenn es nur nicht hohl tönt und eitles Schellengeklingel iſt, wird mir auch in der Ferne eine frohe Stunde bereiten und die Sammlung vergrößern, die ich zur Gewähltesten meiner kleinen Beſitzungen rechne und: **Briefe dankbarer Schüler** überſchrieben habe. Freudig werde ich den, der mich in meinem künftigen Wohnort beſucht, an meine Bruſt drücken und, wo ichs vermag, zu jedes Wohlfahrt auch aus der Ferne mein Scherflein gern beitragen. Allein dieß alles iſt doch ſehr ungewiß, iſt Abdruck und Ausdruck der Sehnſucht, die in ſolchen Augenblicken raſch nach jeder, auch nicht haltbaren Stütze greift. Eins aber iſt gewiß, der Tod, und nach dem Tode das Gericht! So kann ich alſo auch nur einen Ort mit Gewißheit beſtimmen, wo wir uns alle einander zur innigſten Vereinigung nähern können. So wie wir geſtern in der gemeinſchaftlichen Abendmahlsfeier alle neben einander vor dem Altar und um das Grab des großherzigen Glaubenshelden, des Churfürſten Johann Friedrich herum ſtanden: ſo lade ich Sie alle jetzt in dieſem letzten feierlichen Augenblicke des Scheidens vor Gottes Thron ein und wünſche Sie dort mit mir vom Weltheilande in jene himmliſchen Freuden eingeführt zu ſehen, wo keine Trennung mehr iſt und wo wir auch über den Zuſammenhang unſerer Schickſale, auch über die ewigen Wirkungen dieſer heutigen Stunde noch einmal in einer ausdrucksvollen Geiſterſprache mit einander Betrachtungen anſtellen wollen. Dort iſt das Ziel der frohesten Wiedervereinigung. Auf! keiner bleibe zurück! keiner ermüde, den ſchönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzuſetzen! Dort, ja dort wollen wir einander alle wieder finden!

Allwiſſender, der du Herzen und Nieren prüfeſt und den Gedanken kenneſt, der noch nicht gedacht war, du hier Gegenwärtiger, Allgegenwärtiger, du durchſchaueſt die Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieſer jetzt feierlich gefaßten Entſchlüſſe. Stärke, befeſtige, vollende ſie in uns allen. Denn von dir kommt beides, das Wollen und das Vollbringen. Präge jede Lehre der Weisheit, deren Anfang und Ende du biſt, jede Vorſchrift deiner allbeglückenden Religion, die in dieſer Schule während meines Hierſeins vorgetragen worden iſt, präge auch dieſen Zuruf in die Herzen der Jünglinge. Ja ſegne du, Vater aller Segnungen, ſo Stadt als Land, ſo Fürſt als Unterthan, ſo Lehrer als Jünger in dieſem Pflanzgarten der Menſchheit. Segne, ſtärke, erhalte unſern gnädigſten Herzog, den Freund, Förderer, Beſchützer und Anwalt wahrer Aufklärung, die nur leuchtet und wärmt, nicht zündet und tödtet. Er iſt ſtets ein gnädiger und huldreicher Fürſt gegen mich geweſen, und hat mir noch in den letzten Tagen erfreuliche Beweiſe ſeiner Gnade gegeben. Beglücke du, Allgütiger, jeden ſeiner Entſchlüſſe und laß ihn lange die ſüßeſten Früchte und die erquickendſten Schatten von den Bäumen im Garten der Menſchheit genießen, die ſeine pflegende Hand pflanzte und wartete! Segne das ganze erhabene Fürſtenhaus Weimar, vor allem aber die zwei Fürſtinnen, auf welche unſer Weimar, Augapfel aller deutſchredenden Völker, ſtolz iſt, und ohne höfiſche Schmeichelei zuerſt nennt, wenn es ſein Köſtlichſtes herzählt. Beide ſind mir ſtets als wahre Landesmütter und mit dem ehrwürdigſten Eifer für alles, was ſchön iſt und wohl thut, erſchienen. Beide würdigten mich gewöhnlich ihres huldreichen Zutrauens, und oft ſprach ich mit ihnen von darbendem Verdienſt unter unſern fleißigen, aber nur ſelten mit Glücksgütern geſegneten Jünglingen, ohne ein Bothe des Troſtes und der Hilfe ſein zu können. Da ſie, wie alle guten Geiſter, ohne Geräuſch und nur im Stillen zu wirken gewohnt ſind: ſo darf ich hier, wo es mir ſchwer wird zu ſchweigen, nicht reden. Aber es bedarf meiner ohnmächtigen Stimme nicht. Ihre Thaten ſtehn im Buche der Menſchheit geſchrieben, und du, Allwiſſender, [illegible] Segen auf ihre Mutterherzen! — Segne auch unſern gnädigſten Erbprinzen, dem jetzt unſer aller Herzen mit freudiger Sehnſucht entgegen ſchlagen. Mir wurde in den letzten Tagen meines Hierſeins das Glück zu Theil, das ich beinahe das beneidenswertheſte auf meiner vollen Glückstafel nennen möchte, mit ihm mich regelmäßig über wichtige Gegenſtände unterreden zu dürfen, und rein und unverfälſcht legte ſich da ſein vielfachgebildeter, in hoher Reinheit und Güte lieblich aufblühender Geiſt meinen Augen offen dar! Er iſt es werth, der andern beglückt zu [illegible]. Drei holde Himmelsknaben bringen ihm drei Kränze und jeder ſchmückt bis auf ſpäte Zeiten ſeine Scheitel, den Bürgerkranz mit Eichenlaub geſchmückt, den von Fülle und Ueberfluß des Friedens dienenden Oelkranz und den von Liebe und Hausfrieden geflochtenen Myrtenkranz. Du, Allgütiger, erhöre unſre Gelübde! — Segne alle hohen Collegien und Räthe unſers Fürſten, die zum Beſten rathen, und gieb vor allen den patriotiſchen Bemühungen des geiſtlichen Collegiums, dem ich ſelbſt anzugehören das Glück hatte, fröhliches und erſprießliches Gedeihen.

Erfreue den neuen, ehrwürdigen Chef deſſelben, den ich hier vor mir mit Rührung und Dankbarkeit erblicke, mit einem glücklichen Ausgang ſeiner Entwürfe und lohne ihm ſeine edle Freymüthigkeit. Lohne den Männern, die mit ihm zu einem Ziele wirken, und laß ſie den ſchönſten Lohn in ihrem Bewußtſein, ihre Pflicht redlich geübt zu haben, finden. Sie ſind mit wohlthätigen Verbeſſerungsplanen zur Erziehung des Volks beſchäftiget, die offen da liegen und ihnen den Dank der Mitwelt und Nachwelt erwerben werden. Du, großer Menſchenfreund, Urheber des Lichts, erleuchte und ſtärke ſie und alle ehrwürdigen Diener deines Worts in dieſer Stadt, die ſo thätigen und rühmlichen Theil an der Bildung der reifenden und gereiften Menſchheit haben, und mir alle ſo viel Liebes und Treues bewieſen! Aber erzeige auch Barmherzigkeit und Liebe, du, der du die Kindlein zu dir riefſt und der Lehrer Stuhl über andere Stühle ſetzeſt, ſämmtlichen Lehrern und Mitarbeitern in dieſer Lehranſtalt, die mich vom erſten Eintritt in ihrer Mitte bis heute mit unwandelbarer Liebe, Treue und Einigkeit umfaßt und durch die redlichſte Mitwirkung, Unterſtützung, Stellvertretung, ſo viel nur immer an ihnen geweſen iſt, Roſen ohne Dornen auf meinen Weg gepflanzt haben. Dank dir, Vater der Barmherzigkeit, daß die ich mir hier vor 13 Jahren mit dem erſten Handſchlag verband, ihnen bis auf einen Vorausgegangenen auch allen noch heute die Hand des Danks und der Bruderliebe reichen kann. Auch die kleinſten Staaten und Gemeinweſen, wie unſere Schulanſtalten ſind, wachſen und blühen nur durch Einigkeit. Iſt etwas Gutes, ſo lange ich an der Spitze dieſer Schule ſtand, bewirkt worden, ſo war's nicht mein Werk, ſondern das Reſultat der hier ſo einträchtig und harmoniſch wirkenden Kräfte. Nie, mit der ſtrengſten Wahrheit darf ich das verſichern, hab ich auch nur einen leiſen Mißklang hier vernommen. Ich kann Ihnen, meine theuerſten Herrn Amtsgenoſſen, für dieſe ſeltene Liebe und Treue weder danken, noch lohnen. Aber der im Himmel wohnet, und frommes Gebet erhört, wird Ihre ſtille, geräuſchloſe Wirkſamkeit, die bisher oft den Lohn in ſich ſelbſt finden mußte und des Sonnenſcheins entbehrte, der ſich milder über benachbarte Fluren ergoß, mit der erquickendſten ſeiner Segnungen lohnen. Dem alten Kriegshelden legt man ein Schwert auf den Sarg. Das Bild der in fünf Grundtönen zuſammentönenden Lyra, des Pentachords, möge man einſt auf das kleine Haus malen, das uns zur Ruhe bringt. Segen über dieſe ganze wichtige Pflanzſchule der Jugend und Wiſſenſchaft! Mögen aus ihr immer nicht nur vielwiſſende und vielſeitiggebildete, ſondern auch pflichtmäßig handelnde und fromme Jünglinge hervorgehn, und auf ihr nicht nur Bürger für den Staat, ſondern auch für den Himmel gezogen werden! Ja, Segen auch über meinen Nachfolger, wer er auch ſei, dem ich ſo gern die Hand drückte, wenn ich nur wüßte, welche Hand ich ergreifen ſollte. Du haſt der Segnungen ſo viele, Allvater! darum laß es auch dem Magiſtrat dieſer Stadt, der ſo gern zum Ganzen mitwirken wird, wenn von einem Ganzen die Rede ſein kann, und der ganzen Bürgerſchaft und allen Einwohnern dieſer guten Stadt wohl gehen bis auf Kind und Kindeskind. Sie nahmen mich Fremdling alle ſo willig und freundlich auf und erzeigten mir überall nur Liebe und Wohlwollen, was kein Geld kauft und kein dankendes Wort belohnt. Gutes Weimar, immer möge Rath und Weisheit in deinen Mauern herrſchen. Du magſt nicht die geldreiche genannt werden, aber du wurdeſt ſchon lange unter allen deinen Mitſchweſtern die kunſtreiche und geiſtreiche genannt. Von Oſten und Weſten mögen noch lange die Fremdlinge zu dir wallfahrten, die den Ring ſuchen, um welchen die drei Brüder uneins wurden. Blühe an Weisheit und Tugend, ſo wie du an Wiſſenſchaft und Kunſt blüheſt! Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die kein Ende hat, ſei über uns allen! Amen!

Friedrich dem Großen.

Eine Rede,

am erſten Jahrestage ſeines Todes den 17. Auguſt 1787 gehalten.

Ich bin nicht geübt in den Künſten der Redner; was ſollte bisher in Deutſchland, bei dem tiefen politiſchen Schlafe, die ernſthaftere Beredſamkeit? — Aber heute; wer kann ſchweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geſchah? — — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Soor und Roßbach und Liſſa jene Schlachten ſchlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den ſtillen Lorbeerhainen ſeines Sansſouci mit demſelben Arm für die Nachwelt ſchrieb, oder die verborgenſten Geheimniſſe der Könige, ſeiner Zeitgenoſſen, mit einem Blicke ſeines Auges bis ins Mark aufſchlang; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm keiner; Er, vor dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol, — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangſt, kalt, athemlos, ſtarr — fühlte kaum im ſchon gebrochnen Ohr den ſchweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Rieſenarm zu faſſen .... Wenige Diener des Königs über Myriaden, mit weggewandtem Jammerblick, um ihn her. Nur *Herzberg* trägt's, den großen Sterbenden zu ſehen, dem er ſo viel war .... Immer heftiger arbeitet des Königs Körper im Todeskampf. Die Natur, welche Formen, wie dieſe, nur nach Zwiſchenräumen von Jahrtauſenden ſchafft, ſcheint zu zweifeln, ob ſie ihr Meiſterwerk zerbrechen ſoll? .... Zeit und Ewigkeit drücken ſich an ihn an, und hadern um ihn. Ach, der königliche Blitzſtrahl des Auges, den er bis ins zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug — als auch der ins umwölkte Trüblicht des Todes erſtarb; und jene hohe Gegenwart des Geiſtes, die ihn nimmer verließ, — als auch ſie, nach vierundſiebzig Jahren zum erſtenmal, ihres Brennpunktes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Geſicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und *die Bruſt, die nie* gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt emporwarf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven fochten mit ihrer letzten Kraft und wie Verzweifelte ſich gegen die Auflöſung ſtemmten, bis nach und nach des Lebens immer ſchwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des größten aller Könige auf ewig ſchloß: wer *weinte — ſtaunte — bewunderte* nicht?

Staunen — bewundern .... wird wetteifernd mit uns noch die letzte Fortzeugung der Menſchen, wann ſie, wie in Geſichte verloren, am Rieſenbilde ſeines Lebens hängt; aber *weinen — weinen* müſſen nur wir ... Wenn Du von den Wohnungen des Himmels, aus der Strahlenmenge der Helden, die rund um dich her iſt, noch herab blickſt auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms, du Rächer unſerer Freiheit! ſo freue dich der Thränen, die nah und fern der Deutſchen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen dieſe Thränen; wer iſt der Verworfene, der ſich grämt, wann die Sonne ſinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind! erſt am Schluſſe deiner mühſamen Laufbahn *ganz* verſtanden, wie du nicht nur ſo *groß*, ſondern auch ſo *herzvoll*, ſo *edel* warſt; daß im Todesſchauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte, das die Nachwelt zweifelhaft machen wird, ob es unſerm Zeitalter ehrenvoller war, daß es einen *Friedrich* hatte, oder ſchändlicher, daß es dieſen *Friedrich* mit *ſolchen* Worten ſterben ſah? — das *Bekenntniß*: „ich gehe ruhig hinüber zu dir, du ewiges Weſen! Zwar dort, wo du die Wage hältſt, werd' ich nicht *König* ſein, aber *thätig doch und nicht mehr vom Undank gedrückt*" .... das, *das* allein preßt uns glühende Thränen aus. O, daß du's wüßteſt, wie die Reue in unſerm Buſen wühlt; wie wir — vergieb es uns — wie wir ſelbſt aus den Hallen der Ewigkeit dich zurückwünſchen, um dir's ſagen zu können, wie dein Volk dich liebt! wie es arbeitet, dich immer tiefer zu verſtehen! wie es die Bahn, die du ihm vorgezeichnet haſt, ſo ſtark und muthig geht!

Nicht *alle* Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe ſeines Volkes that, will ich hier anführen; wer vermöchte das überwältigende Gewicht einer ſolchen Unternehmung zu tragen? Aber rührungsvoller weiß ich ſein Andenken nicht zu feiern, als indem ich etwas näher entwickle, was ihm für das letzte und ſchönſte ſeiner Werke, den *deutſchen Bund*, deſſen Stifter er iſt, *Europa überhaupt*, und ganz *vorzüglich Deutſchland* ſchuldig iſt.

Ein *Land*, im Mittelpunkt des erdherrſchenden Welttheils, unter allen dieſes Welttheils das wichtigſte, voll zuſammengedrängter einfach ſtarker Kraft, dem die Erzeugniſſe ſeines Bodens, der bei ſeiner weiten Dehnung faſt alle Abſtufungen des Klima in ſich vereinigt, und die Zahl ſeiner Ströme, eine innere Mittheilung und eine Unabhängigkeit von außen geben, die in ſolchem Grade ſelbſt Frankreich nicht hat; das in ſeinen Wäldern und auf ſeinen Gebirghöhen noch eben die Rieſen zeugt, die einſt jene Vertilgungsſchlacht gegen die Weltherren ſchlugen; ein *Volk*, mehr kühn als ungeſtüm, mehr ſtark als heftig, voll Empfindung und Freiheit und doch gehorſam ſeinen Fürſten wie kein anderes; das wenig ſagt, und viel thut; das kalt überlegt, aber glühend vollbringt; dem an Tiefe des Geiſtes und des Gefühls nur wenige, an Waffenruhm unter allen Völkern keines gleichkommt — ſo iſt *Deutſchland*, und ſo ſind die *Deutſchen*.

Ein *ſolches Land* und ein *ſolches Volk* — laßt es unter dem Machtgebot *Eines* [illegible] ſtehen — und er wird ſich eine neue Welt erſchaffen; die Könige werden zittern vor ihm, und mit Sclavenfreundlichkeit ſeinem Winke zuvorkommen die Fürſten .... Zwar viele unter uns ſind ſo fremd in den Geſchichten der Vorzeit, oder ſo unwürdig des deutſchen Namens, daß ſie eine *Allherrſchaft*, wie ſie einſt von *Rom* aus ſchwer auf der Erde lag, für *unmöglich*, oder gar für *wünſchenswerth* halten. Wer blickt hinab in eine Seele, und hinauf an den ewigen Tafeln der Geſchichte — tiefer wurzelt keine Leidenſchaft in uns, als das Verlangen nach Herrſchaft. Wer herrſchen kann; fragt Jahrtauſende, ob der nicht herrſchen will? Oder lebte des unbändigen Ehrgeizes Flamme nur in Nimrod's oder in Cäſar's Seele? Sind wir Rieſen in der Tugend, oder Zwerge im Laſter, daß es uns an Vorſatz, oder an Kraft gebricht, auf den Trümmern alter Verfaſſungen zur Herrſchaft über Alle zu ſteigen, ſo wie ſie? — Euch, euch ruf' ich zu Zeugen auf, ihr verhängnißvollen Berge um Prag! und dich vor allen, du Feld bei Mühlberg! das den trunkenen Uebermuth der Tyrannen ſah, und ihr Luſtgebrüll hörte und die Worte ihres Stolzes. Wäre nicht, wie ein hoher Berg, den Gottes Feuer trifft, Moritz entflammt worden zu der großen That, den alles fürchtenden, alles wagenden Karl, ihn, in deſſen Staaten aufging die Sonne und unterging, der Frankreichs Macht zerbrochen hatte, und in Deutſchland die Häupter der Freiheit, die frömmſten und edelkühnſten Fürſten des Reichs, wie Miſſethäter gefangen hielt; dieſen Karl, der mit ſpaniſchem Stolze nur ſich ſelbſt liebte, und mit welſcher Argliſt ſich ſelbſt kaum traute — einzuſchläfern durch eine Kunſt, die, zuſammengehalten mit dem damaligen rohen Volksgeiſt in Deutſchland, bis zum Wunder ſteigt, und durch eine Macht zu täuben, deren ſtärkſtes Triebwerk in der Ueberraſchung und in der Wetterſchnelle lag, mit der ſie gebraucht wird — ha! das Jahrtauſende hindurch freie Deutſchland, euer kühnes, herrliches, unbezwungenes Deutſchland — — jetzt wär's der Knechtſchaft verabſcheuteſter Wohnſitz. Eure Fürſten, die den edlen Nacken keinem Könige beugen — ſie würden ihn hinſtrecken unter das Beil des Tyrannen, wenn beim Wolluſtmahle ſeine Buhlerin ihr Blut gefodert hätte. Ihr ſelbſt — denkt ja nicht, daß der Bürger überall Bürger ſei. Fürſten waren in Deutſchland, da Hermann die geprieſene Schlacht der Freiheit ſchlug: der Geiſt, der wie ein Todesengel die Legionen würgte — noch lebt er unter uns, und weht ſtark in jedem Theile unſrer Verfaſſung — einer Verfaſſung, die das edle Charakteriſtiſche hat, daß in derſelben die höchſte Gewalt alles Gute wirken kann, und doch zugleich nichts Böſes zu wirken vermag .... Wir haben einen Kaiſer; denn wie könnte ein ſo unermeßliches, ſo zuſammengeſetztes Ganze ohne einen ſolchen Centralpunkt der Vereinigung beſtehen? Aber dieſer Kaiſer iſt kein Sultan, kein Donnergott, ausgerüſtet mit Allmacht; nein, er iſt an ſehr beſtimmte Geſetze, an einen ihm vorgezeichneten ausführlichen Regierungsplan gebunden, den er, unter dem Namen Wahl-Capitulation, beſchwören muß, ehe er Kaiſer wird. Weil jedoch der Raum vom Belt bis an den Bodenſee, vom Rhein bis zur Oder zu groß iſt, als daß Eines, auch des außerordentlichſten Menſchen Blick ihn überſehen könnte — eine Wahrheit, die ſchon der Eroberer Karl fühlte, und eben darum ſein Reich noch vor ſeinem Tode unter mehrere Söhne theilte, — ſo iſt dies Ganze, in dem der Geiſt Eines Urſprungs, Einer Sprache, Eines Oberhaupts wacht, in ſehr viele beſondere Theile vereinzelt, deren jeder von ſeinem Fürſten, wie von einem Hausvater, umfaßt und geleitet werden kann ... Wie ſoll ein Monarch von Spanien, oder wie ſoll auch nur ein Monarch von Dänemark des ſeligen Bewußtſeins, wie ſein Volk des Troſtes froh werden können, daß er, Menſch wie er iſt, vermöge, das Anliegen, die Bedrückungen, die Wünſche jedes Einzelnen zu erforſchen, gleichſam der erſte und gemeinſame Hausvater ſeines Volkes zu ſein? Das konnte ſeinen Britten kein Alfred, ſeinen Franzoſen kein Heinrich IV., ſeinen Schweden kein Guſtav Adolph ſein; aber das können euch eure Fürſten. Aus den Tagen grauer Vorzeit, durch eine Folgenreihe edler Ahnherren, die ihr Blut verſtrömt haben für ihr Volk, an dies Volk mit ganzem Herzen angeheftet, kennen ſie alle eure Bedürfniſſe, ſteigen ſie, bei dem mäßigen Umfang ihrer Herrſchaft, ohne Stolz, ohne Vergeſſenheit des Einzelnen über der Sorge für's Ganze, in eure kleinſten Verhältniſſe herab. Sie ſind über euch; aber das Geſetz iſt über alle. Mächtig genug, euch wohl zu thun, können ſie nie mit Uebergewalt auf euch drücken, ſo lange dieſe Ordnung der Dinge fortdauert, in deren Erhaltung ihr Glanz und eure Sicherheit liegt.

Und was hättet ihr von der Allherrſchaft eines Einzigen zu erwarten? — Wer Deutſchland unterjocht hat und ſeine ſiebenhunderttauſend bewaffnete Männer, der mußte manche Gefahr, manchen heißen Kampf für die Herrſchaft wagen. Und nun, auf der offenſten Laufbahn ſeiner Siege, auf der Scheitelhöhe des Glückes, ſollt' er plötzlich ſtille ſtehen, wie ein genügſamer Weiſer, und in's eiſerne Deutſchland das goldne Zeitalter zurückzaubern? Nein; wie ein hungriger Adler wird er mit wildem Flügelſchlage von Land zu Land ſtürmen, und ſeines Ehrgeizes und ſeiner Herrſchſucht keine Grenzen wiſſen. Da wird über Deutſchlands Gauen aus allen Theilen von Europa des Krieges Feuerſtrom ſich wälzen; da wird nicht gezählt werden, wo der Feind ſteht, noch geraubt, wo er hinzieht: da wird man Abgaben auf euch legen, wie Berge. — Zwar manchem unter euch wird der Tyrann ſelbſtlächelnd das Geld zuwerfen, das er euren Fürſten nahm; aber wer wird euch ſchützen, wenn's ihm morgen lüſtet, all dies Geld von euch zurückzufodern ſammt dem eurigen? Und was iſt Geld gegen Freiheit! — — Geld haben auch eure Juden; Geld hat auch der Thieriſchdumme und der Böſewicht; Geld hat, mehr als alle andern, der Erde finſtrer Bauch; Geld ängſtiget und drückt, und iſt tauſend Zufällen unterworfen: aber die Freiheit wohnt bei Gott, und kommt von Gott, und wärmt das Herz, und leuchtet dem Verſtand, wie die Sonne, wann ſie mild am Frühlingshimmel glänzt, und der Jüngling und der Greis ihres Strahls ſich freut.

Seht in die Zeiten zurück, da die Cäſare in Rom allmächtig über die Erde herrſchten.... Da waren alle Länder ausgeplündert, verödet; alle Völker in Knechtſchaft und Elend hingehalten; drei Welttheile — Europa, Aſien, Afrika — Eine ungeheuer große Pflanzung, worin nicht weniger als 200,000,000 Menſchen für eine einzige Stadt am Tiberbach, wie Negern, unter den blutigen Geißelhieben irgend eines Zuchtmeiſters, genannt Proconſul ihr qualvolles Leben hinſeufzten. Und glaubet nicht, daß darum auch nur die Menſchen, die in dieſer Einen weltherrſchenden Stadt wohnten, deſto glücklicher waren. Eben die Ketten, die ſie den andern Völkern anlegten: eben die Plagen, Mißhandlungen, Gefahren, die ſie über den Erdkreis brachten, litten ſie ſelbſt auch. Denn da ſaß mitten in Rom ein einziges menſchliches Ungeheuer, ein Padiſha, ein Cäſar, dem die Allmacht, wenn er ſich fühlte, alle Sinne verrückte; der, indeß er ſich allen Laſtern des Thieres hingab, die Tugend, wenn ſie ja noch unter dem Verderbniß allgemeiner Ueppigkeit hie und da aufzuckte, mit Feuer und Schwerdt verfolgte; der — wie überall, wo Einer Alles kann, und wie noch jetzt der Großſultan — über den, der der nächſte an ihm war, mit eben der Leichtigkeit den Tod ſprach, wie über irgend einen Sclaven aus Abyſſinien. So wurden alle Völker von den kleinen Räubern aus Rom rein ausgeplündert: dieſen ließ alsdann der große Welttyrann, wenn ihm nach ihrem Gelde lüſtete, oder wenn ihm eine ihrer Mienen nicht ganz gefiel, oder wenn er ſich einmal beim Schmauſe mehr als gewöhnlich vergnügen wollte, ohne weiteres den Kopf abhacken. Zuletzt traf die Reihe des Todtgeſtochenwerdens dann freilich ihn ſelbſt auch; aber was nützte das? — Unmittelbar auf ihn kam ein anderer, der nicht minder ras'te; der, wie ſein Vorgänger, im Leben vergöttert, und jetzt in die Tiber geworfen ward. So war die Univerſalmonarchie gleich verderblich dem, der ſie übte, und denen, wider die ſie geübt ward; ſo erdrückte Rom zugleich die Welt und ſich ſelbſt!

Daſſelbe Loos würde eurer warten, wenn Deutſchland unter einen Alleinherrn käme. Selbſt Knechte, müßtet auch ihr dem Tyrannen einen gewaltigen teutſchen Arm geben, um an gleiche Ketten auch andere Völker zu legen: wie aus dem Herzen, wohlthätig für den ganzen Körper, aus- und einſtrömt das Blut, ſo würde im verderblichen Laufe auch von Deutſchland, wie einſt von Rom aus die Knechtſchaft über den Erdball kreiſen . . . . O du ewige Macht im Himmel, die du der Freiheit Urquell biſt, und die Tugend rächſt an dem Laſter — nie, nie müſſe ſolche Schmach über unſer Vaterland kommen! Nie, nie wieder müß' es auch nur ſchwindeln an der Kluft, von der es Moritz damals, und bald darauf Guſtav Adolph, und mehr als ein Jahrtauſend zuvor unſer Hermann zurückriß! . . . Was dreimal beinah wirklich geſchah, das könnte zum viertenmal bis zur Erfüllung gelingen. Wer fernt von uns auf ewig die Tage der Schwäche, des Schlafes, der Unkunde ſeiner Vortheile, und kleinlicher Privatrückſichten, und mannigfacher innerer und äußerer Zerrüttung? Laßt dann einen Mann aufſtehen, kühn, planvoll, überwältigend wie Cäſar; einen Mann, dem nichts zu hoch und nichts zu niedrig iſt für die Herrſchaft: gebt ihm einen Staat, der beim vollen Gebrauche ſeiner Kräfte eine halbe Million geübter Krieger ins Feld ſtellen kann, und die Kaiſerwürde, die ihm ſo viel Nachdruck im weſentlichen Genuß und ſo viel Gelegenheit zu ſcheinbarem gewährt; laßt ihm einen Nachfolger haben von gleicher Seelenſtärke und von gleichen Grundſätzen — und dann ſucht, wann das rollende Rad der Zeit ſich um hundert Jahre weiter fortbewegt hat, ſucht noch Fürſten in Deutſchland und Könige in Europa! — Dann wird ſie da ſein, jene Zeit, auf die ſich eure Schriftſteller, die Patrioten, ſo hinſehnen, jene goldene Zeit, da auf der Erde nur Ein Herr iſt, wie im Himmel nur Ein Gott; da Deutſchland den Stolz haben wird, das furchtbare Zuchthaus des Erdballs zu ſein; da wir des boshaft ſüßen Troſtes der Knechtſchaft genießen werden, daß unſere Fürſten, ſie, die wir jetzt noch mit der Ehrfurcht freier Männer lieben, Knechte ſind, gleich wie wir. Da wird die Lilie zerknickt werden vom Adler, und der Erbfeind der Chriſtenheit zitternd über den Helleſpontus fliehen. Ein Wink des Erdengottes —

weil's ſo ſchön und ſo ruhig iſt, wenn man nur Einen Glauben hat, und weil im tiefen Schlafe der Despotie, wo die Seele kraftlos in ſich erſtirbt, oder nur in wilden Fieberträumen aufzuckt, das Vernünfteln ohnehin wenig frommt — Ein Wink eines Gebieters wird **alles** thun, was jetzt, bei dem Unheil getheilter Herrſchaft, ewige Intriguen aller Art umſonſt mit der geheimſten Angſt bereiten .... O des großen, zu ſchnellen, langerſeufzten Augenblicks! O der Herrlichkeit Deutſchlands, für die ſelbſt die Ewigkeit nicht Preis genug hat! Aber dieſe Herrlichkeit — wird nicht von Dauer ſein. Nur der gewaltigſte Arm, nur der drangvollſte Geiſt kann **eine Welt** halten. Unter jedem Schwächern wird ſie aufgelöſt, und zerfällt in ſich. Da kommt vielleicht einſt aus Spanien ein Statthalter mit dem ſiegjauchzenden Kriegsheer, und zerſtört unter den **Ludwigen**, was die **Karle** ſchufen: hie und da und dort lodert dann der alte Volksgeiſt aus ſeiner Aſche, und raſſelt in Flammen auf, die der feige Despot auf dem Weltthron nicht mehr niederdrücken kann. Wie ſie **begann**, mit **Krieg**, und **fortdauerte**, unter **Gewaltthat**, ſo muß ſie auch **zerſplittern** — brennend und tödtend weit umher, wie der Strom, wann ſeine Eisdecke bricht — die **Univerſalmonarchie**, deren Lob einige Schriftſteller mit ſo viel Begeiſterung tönen.

Und dieſe **Univerſalmonarchie** ſchien uns fernher bereitet zu werden. Schon dröhnte Deutſchlands Boden vom Fußtritt der Uebergewalt .... Da ſchwur **Friedrich**, der deutſchen Freiheit Rächer zu ſein! Schwer lagen ſeine Jahre, ſchwerer ſeine Thaten auf ihm; aber es ſchien ihm ſo groß, der deutſchen Freiheit Rächer zu ſein! Böhmens wolkenbeladene Gebirge, ſie, die den Helden geſehen hatten im Mannsalter, da ſeine Seele, gleich einem Feuermeere, Thaten wälzte, wie Wogen, da er kühn über die Möglichkeit hinauszugreifen ſchien, und dem Tod trotzte auf den Triumphfeldern des Todes: wie ſtaunten ſie, als er nun, ſeiner Verewigung ſich bewußt, ſo harmlos und ſo ruhig in den dünnen Locken des Alters daherzog vor ſeinem Heere, bereit zu ſiegen und zu ſterben! Nicht an ihm lag's, daß von dem edelſten ſeiner Kriege die Geſchichtstafeln der Nachwelt ſo wenig enthalten werden: **Gott**, der ſeinen eisgrauen Geſalbten dem wichtigeren Werke des Friedens aufſparen wollte, **Gott ſelbſt** goß aus vollen Schalen Bewunderung ſeiner Größe und Sehnſucht nach Frieden über ſeine Feinde aus. Was im vorigen Jahrhundert zu Münſter und Osnabrück durch fünfjährige Arbeit der größten Staatsmänner des Welttheils mit Mühe bewirkt ward, das geſchah durch **Friedrich's** Waffenmacht zu **Teſchen** nach einer Unterhandlung von wenigen Wochen.

Aber zum zweitenmal dröhnte Deutſchland vom Fußtritt der Uebergewalt. Fürchterlich ward an dem Staatsgebäude gerüttelt, an dem wegen ſeines Alters und wegen der Lenkung des Erdballs, die von ihm ausgeht, der ganze Welttheil mit eiferſüchtiger Ehrfurcht hinaufſieht ... Da riß ſich **Friedrich** noch einmal empor im Gefühle ſeiner Kraft, und warnte ſo laut, daß es von den Ufern der Spree durch alle Gauen Germaniens hallte. Die Fürſten, von Zutrauen und Rührung durchglüht, erkannten ſeinen weltbürgerlichen Ruf, boten ſich die eiſerne Hand, und ſchwuren: „niemands Rechte zu verletzen, aber ihre eigenen zu ſchützen; niemand Gewalt zu thun, aber keine Gewalt zu dulden; der Größte den Kleinſten und der Kleinſte den Größten bei dem Seinigen zu erhalten, und mit vereinter Kraft Alles zu wagen für die Freiheit.“ So ward der **deutſche Bund**.

Von jeher war's der Herrſchſucht wirkſamſter Grundſatz, den Widerſtand, deſſen volle Laſt ſie nicht trug, zu **vereinzeln**: was im Ganzen nicht zu erſchüttern war, das fiel **getheilt**. So erhob ſich in den Tagen der Vorzeit zu wiederholten Malen Ein ungeheures Reich, ſtieg nach und nach über alle übrigen empor, und verſchlang zuletzt ganz ruhig eins nach dem andern. Heftet euren Blick auf den Weltſtaat der Römer, von dem [illegible] Weiberraube an bis auf die Zerſtörung von Carthago. Eben das Rom, das Anfangs mit Mühe den Bezirk einer kleinen deutſchen Grafſchaft einnahm; warum gebot es zuletzt uneingeſchränkt in allen Theilen der Erde? — Weil aus kleinlichem Intereſſe, und aus Mangel an Verbindung die übrigen Völker nicht in Zeiten darauf ſannen, ihm den Weg zur Univerſalmonarchie abzugraben.

Endlich, endlich iſt ſie zu unſerm Ohr gedrungen, die Stimme von Jahrtauſenden! Seht ihr den Zuſammenhang der Verbündeten, der ſich von den Wogen des Baltiſchen Meeres wie eine eiſerne Kette hinzieht bis zum ſtarrenden Eis der Alpen, ha! und die großen Seelen, die den Zuſammenhang ſchufen? — Eine ſolche Macht, wenn ſie für die Geſetze kämpft, wer mag ſie brechen? Eine ſolche Glanzſchaar edler Fürſten, die lieber Tod wollen als Knechtſchaft, wer mag's wagen, mit Trotz, oder mit Gleichgültigkeit auf ſie zu ſehen? ... Ihr Bund iſt auf **Gerechtigkeit** gegründet, wie auf einen Felſen. Nicht die **Perſon**, nur die **Sache** ſoll entſcheiden. Wer für das Geſetz iſt, für den iſt der **deutſche Bund**. Wer wider das Geſetz iſt, wider den iſt der deutſche Bund. Er iſt für die Verfaſſung des Reichs, was für ein ehrwürdiges Gebäude aus den Zeiten der Vorväter die ſtarken Säulen ſind, womit der Enkel es unterſtützt. In jedem Theile unſers vielfach zuſammengeſetzten Syſtems äußert ſich ſein wohlthätiger Einfluß.

Durch freiwilliges Einverſtändniß der erſten Glieder des Reichs erleichtert er dem Oberhaupte des Reichs die Handhabung der Geſetze, und macht es eben dadurch mächtiger, als es jemals war. Oder wollt ihr bei einem Kaiſern eine größere Macht, als daß ſie Alles können für das Geſetz? . . . Die Karle und Ferdinande konnten Alles, auch wider das Geſetz. Aber ihre Zeit, die Zeiten der eiſernen Gewaltthat — unter den vielen herzerhebenden Bildern, die im Tempel der deutſchen Geſchichte glänzen, ſteht ſie da, wie ein dräuender Nachtgeiſt, auf den aufgethürmten Leichnamen der Freigebornen, blutig, im Rauch zerſtörter Städte, und haucht weit umher Entſetzen und Tod. — Deutſchlands Kaiſer ſein, war ſchon in der älteſten Zeit kein wollüſtiges Recht zu thun, was man will, und des Ganzen zu mißbrauchen zu beſonderem Vortheil: Deutſchlands Kaiſer ſein, iſt ein Amt, zu deſſen Annahme nur glühende Liebe zum Vaterlande bewegen ſollte, ein Amt, voll Mühen und Beſchwerden, wobei man unter häufigem Undank nur ſo weit thätig ſein darf, als das mit nothwendiger Eiferſucht abgemeſſene Verhältniß zwiſchen Haupt und Gliedern es geſtattet. Darum traf uns meiſt von zweien Uebeln eins, — unſere Kaiſer waren zu ſchwach für das Geſetz, oder zu mächtig wider daſſelbe. Der deutſche Bund ſetzt alles in's Gleichgewicht. In ſeinem Zweck und in ſeinen Mitteln will er nichts, als Gerechtigkeit: und die muß auch der Kaiſer der Deutſchen wollen; denn das hat er durch feierlichen Eidſchwur betheuert. Kein Haß, kein Undank wird mehr auf ihm liegen, daß er Gerechtigkeit übt: die größten und edelſten der Fürſten theilen ihn gern mit ihm. — Das kann der deutſche Bund dem Kaiſer ſein!

Und in den Tagen der geiſt- und herzſchwächenden Ueppigkeit und der höchſten Spannung im Kriege und Frieden; da man ſo gern, durch den leiſen Gifthauch der Liſt, oder durch den Donnerſturm der Gewaltthat, alte Verfaſſungen bricht; da das Verhältniß der Staaten unſtät wogt, wie das Meer; da die Uebergewalt jetzt unter dem ehrwürdigen Namen von Menſchheitsrechten, den heiligſten Verträgen zuwider, alles ausführt, was ihr behagt, dann plötzlich ſich an längſtverfallene Formen hängt, und Altes und Neues durcheinander miſcht nach verſchiedenartigem Vortheil, — was würden in ſolchen Tagen, ohne dieſe enge, durch Gerechtigkeit und durch Eintracht ſtarke Vereinigung, eure Fürſten, und was würdet, ohne eure Fürſten, Ihr ſein? — Du edles, biederes, freies, ſelbſtſtändiges Volk; du Volk, das mit wachſamem Geiſte und mit ſtarkem Arm Ruhe und des Welttheils Sicherheit hält; das unter Fürſten ſteht, deren jeder ſein Gebiet bis auf's Einzelne überſchauen und mit der Sorge eines Vaters beglücken kann — du würdeſt, weit von Haus, die Waffen der Herrſchſucht tragen müſſen, indeß zu Hauſe deine ehrwürdigen Greiſe mißhandelt, und deine Weiber und deine Töchter geſchändet würden von den Satrapen des Gewaltigen, der dir nichts, als den thränenwerthen Ruhm laſſen würde, gehaßt und gefürchtet zu werden vom Erdkreis.

Aber Friedrich, der jedem ſeiner Gedanken That, und ſeiner Thaten jeder Unſterblichkeit gab, — Er hat geſorgt, daß nie ſolche Gräuel über Deutſchland kommen werden. Auf ſeinem Grabhügel ſteht der deutſche Bund, einem Rieſen gleich, an dem die Senſe der Zeit ſplittert, kühn wie ſein Arm, ſtark wie ſein Geiſt, gerecht und edel wie ſein Herz. Mit ihm ſchloß er die unabſehbare Reihe ſeiner Thaten. Sagt nun ſelbſt, ihr freien Männer Deutſchlands! ob er ſie größer, wohlthätiger, verewigender ſchließen konnte? ob Er, dem der Bewunderung Thränen fließen werden, ſo lange das Geſchlecht der Menſchen fortdauert, nicht auch die heißern Thränen des Dankes verdient, ſo lange Deutſchland durch ſeine Freiheit hervorragen wird unter den Völkern? — —

Heil dir, daß du vollendet haſt, du Held des Jahrhunderts! — vollendet, wie Keiner! . . . Im glanzbeſtrömten Schooße der Ewigkeit, zwiſchen Hermann und Guſtav Adolph, ruhſt du nun von deinem Todeskampfe, und von den Mühen deiner langjährigen Volksbeherrſchung, frohlockend im Gefühle deines Ruhms. Als volle Mannskraft noch die Nerven dir ſpannte; als in den Schlachten deiner Siege auf Einen Wink deines Auges der Tod unwiderſtehbar in die Schaaren deiner Feinde fuhr, und Tauſende mit ſich hinabriß; da ſchon ſtandeſt du auf einem Thatengebirge — tief unter ihm wogte der Zeitſtrom — und ſahſt kühn hinüber mit deinem Heldenblicke an's Geſtade der fernen Ewigkeit. Doch, wie damals du, ſo ſah'n auch Alexander einſt hinüber, und Cäſar, und Guſtav Adolph, und ruhiger, als ſie Alle, von Thermopylä's Felſen herab Leonidas. Aber ſie riß des Schickſals Arm mitten von ihrem herrlichen Laufe, aus dem drangvollen Zuſammenhange ewiger Thaten hinweg: dir, dir vor Allen fiel das beneidete Loos, der größten Menſchen Erſter zu ſein. In des Krieges unwiderſtehlichem Ungeſtüm Held den Feinden und ſeinem Volke immer noch Herrſcher; im lieblichen Schooße des Friedens ganz Vater dieſes Volks, nicht nach dem Maßſtabe gewöhnlicher Schwäche, ſondern wie's auch Gott den Menſchen iſt, durch Verzeihen im Großen und durch weiſe Strenge; in den Geſchäften der hohen Politik ſo fein und ſo ſiegreich, und zugleich ſo furchtlos und ſo gefürchtet, ſo [illegible] und ſo beneidet; ohne auf der Schwindelhöhe des Thrones, im langen Lauf einer ſechsundvierzigjährigen Volksbeherrſchung auch durch Eine dunklere That das Gepräge außerordentlicher Größe zu verwiſchen und, nicht unter den Lockungen der Wolluſt — die zu verachten, war das leichteſte Werk deiner lichtreinen Seele — aber unter den Zaubern der Königsmacht und unter den eiskalten Schrecken des Todes, der abſichtlich langſam gegen dich anzog, als hätt' ihm die Bewunderung den Gang gelähmt, oder als wollt' er deine ganze Stärke prüfen; — danoch, im nervenſchwachen zitternden Alter, unter ſo vieler und ſo großer Thaten Laſt, bis hin an den letzten Tag, der die erhabene Seele aus dem Körper losriß, der ſie nicht mehr faſſen konnte, das ſtarke Ruder des Staats feſt im Heldenarm halten, als ob kein Wechſel bevorſtünde . . . . wer — unter Allen, die bei der Nachwelt leben — wer hat's gethan, als Du? Die Eichen auf den Felſen werden ſinken mit den Jahren; die Felſen ſelbſt zerbricht einſt die alte hungrige Zeit: aber Deines Namens Ruhm wird nimmer vergehen. Heil dir, daß du vollendet haſt, du Erſter der Helden! — vollendet, wie Keiner!

Das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft.

Rede von C. von Weiller.

Ich ſprach vor einem Jahre bei andern feierlichen Anläſſen ein Wort über die große religiöſe Angelegenheit unſerer Zeit. Die freudige Anerkennung, welche meinen damaligen Andeutungen in den verſchiedenſten Kreiſen wurde — von den an Bildung und Rang höchſten bis zu den in beiden Rückſichten einfachſten, übertraf meine kühnſte Erwartung. Ich wußte nun beſtimmt, daß ich dasjenige berührt hatte, was alle Guten unſerer Tage anſtreben.

Meine damaligen Erörterungen faßten ihren Gegenſtand vorzüglich von der Seite, von welcher derſelbe dem Leben angehört. Er iſt aber von einer andern auch ein Eigenthum der Wiſſenſchaft. Auf welche Höhe hat dieſe nicht gegründeten Anſpruch?

Die Stelle, von der ich heute ſpreche, ladet zur Betrachtung der genannten Angelegenheit in letzterer Beziehung ein. Und Dank dem Genius der Zeit und des Vaterlandes, daß nun auch in dieſen der Wiſſenſchaft geweihten Hallen von göttlichen Dingen geſprochen werden kann. Wir erinnern uns noch der Zeit, in welcher Chriſtenthum und Wiſſenſchaft in gegenſeitigem Mißtrauen einander gegenüberſtanden, einer Zeit, in welcher das Chriſtenthum für die Wiſſenſchaft nur Verdammung zu haben ſchien, und die Wiſſenſchaft für das Chriſtenthum nur Hohn hatte. Nun iſt es anders. Die Zeit hat das Heilige, wie ſich daſſelbe am vollkommenſten im Chriſtenthume offenbart, dem Gemüthe näher gebracht, und der deutſche Ernſt hat das dem Gemüthe Nahe auch der Erkenntniß zu gewinnen angefangen. Das Chriſtenthum, nicht mehr zu fromm für die Forſchung, ſcheut ſich auch nicht mehr vor der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft nicht mehr zu vornehm für die Frömmigkeit, ſchämt ſich nicht mehr des Chriſtenthums.

Gerade die wiſſenſchaftliche Beziehung des Chriſtenthums iſt aber gegenwärtig auch von ausgezeichneter Wichtigkeit. Der Zuſtand unſerer Zeit gehört unter die eigenthümlichſten. Wann hatten ſich am Menſchen alle geiſtigen Hauptanlagen zugleich ſo aufgethan, wie jetzt? Einmal herrſchte die Phantaſie vor, unterjochend alle andern Kräfte, ein andermal das Gefühl, wieder ein andermal der Verſtand oder die Thatkraft. Gegenwärtig bewegen ſich alle dieſe Kräfte in einem, wenn gleich noch nicht harmoniſchen, doch ſchon allſeitig ſehr regen Leben. Das Chriſtenthum erhält dadurch nothwendig gleichfalls eine beſondere Stellung zur Gegenwart. Nur dem in ſeiner Ganzheit erfaßten, wie es beſtimmt und fähig iſt, alle Höhen unſeres Lebens zu beſetzen, will die Zeit huldigen. Dieſe Natur deſſelben muß alſo nachgewieſen werden. Die großen unermeßlichen Bedeutungen, zu deren lebendiger Ahnung der Geiſt nun erwacht iſt, müſſen beſtimmt ausgeſprochen, die zarteſten, heiligſten Regungen, welchen das Gemüth nun offen ſteht, müſſen lebendig bezeichnet, die höchſten überirdiſchen Kräfte, zu welchen ſich der Wille nun zu erheben ſtrebt, müſſen deutlich genannt werden. Die Zeit will ſich jetzt mehr als jemals mit allen höhern Anlagen zugleich fühlend, denkend und handelnd in dem Heiligthume bewegen. Das kann ſie nur, wenn ſie von der Wiſſenſchaft unterſtützt wird. Das Chriſtenthum kann ſich unſerer Zeit blos unter der Bedingung bemächtigen, daß ſich die Wiſſenſchaft

— des Chriſtenthums bemächtigt. Zwar fand ſich dieſes auch bisher ſchon oft in der Gewalt von jener, und blieb dem Leben, wofür es eigentlich vom Himmel kam, doch fremd. Aber die Wiſſenſchaft ſelbſt war es ebenfalls. Jetzt hat ſich dieſes Verhältniß geändert. Die Kluft zwiſchen Leben und Wiſſenſchaft beginnt ſich zu ſchließen. Dieſe ſonſt nur dem Kopfe entſprechen, und ſich blos unter Begriffen bewegend, nähert ſich, geſtützt auf Ideen, jetzt auch unſeren Herzen. Was daher als Lebensprincip in unſere Zeitgenoſſen gehörig eingehen ſoll, muß — dieſer verwickelteren geiſtigen Lebensform eindringen. Man will jetzt auf allen höheren Gebieten, vorzüglich auf dem höchſten, zugleich klar fühlen und lebendig denken, um eben ſo beſtimmt als kräftig handeln zu können.

Indem ich hier den religiöſen Ahnungen und Beſtrebungen unſerer Zeit wiſſenſchaftliche Richtung und Deutung zu geben ſuche, ſpreche ich wieder nicht blos aus mir, ſondern aus tauſend und abermal tauſend gleich geſtimmten Gemüthern. Ich ſage nichts, was nicht allen unbefangenen chriſtlichen Zeitgenoſſen auch ohne mich vorſchwebte. Aber in einer bewegten Zeit kommt Alles darauf an, daß ihr klar werde, wovon ſie dunkel getrieben wird. Von der Erkenntniß der bewegenden Kräfte hängt in ſolchem Falle die Richtung und das Heil der Bewegung ab, denn ſind dieſe Kräfte guter Art, ſo ziehen ſie unwiderſtehlich an ſich, ſind ſie das Gegentheil, ſo ſtoßen ſie eben ſo unvermeidlich ab. In jedem Falle iſt mit der Einſicht in das Wahre der Sieg des Guten eingeleitet. Dem erkannten Guten zu widerſtehen, iſt höchſtens dem einzelnen Menſchen, nicht dem ganzen Geſchlechte, nicht einem größeren Theil deſſelben möglich.

Auch berühre ich hier wieder nur das Allgemeine, das über den Unterſchieden in ewiger Unveränderlichkeit waltet. Ich deute wieder nur den Geiſt der Vereinigung an, der jetzt auf dem Gebiete der Religion eben ſo eigenthümlich als mächtig durch die Welt geht. Ich nenne nur diejenige Einheit, in der ſich die Verſchiedenheit mittelbar aufheben, da ihre gegenſeitigen Naturen einander unmittelbar widerſtehen. Ich habe alſo immer nur die unſichtbare Kirche im Auge, die, einſt hoch über alle ſichtbaren ſchwebend ſich nun vielfältig ſchon ſegnend, auf dieſe herabſenkt und an Einſicht, Kraft und Zahl ihrer Mitglieder ſo ſehr anwächſt, daß ihr eine eigne Art von Sichtbarkeit zum Bedürfniß geworden, und auch wohl nicht lange mehr vorzuenthalten iſt. Es wird daher hier abermals keine Rede von einer der einzelnen Meinungen ſein, durch welche ſich die Parteien trennen, ſondern nur von jenen gemeinſamen Wahrheiten, in welchen alle einig ſind. Es iſt ſchlechthin nicht auf irgend eine ſpecielle Reform abgeſehen, ſondern lediglich auf Reinigung und Belebung jener höheren Anſichten, welche über alle Reform erhaben ſind, weil ſie es über jede Einſeitigkeit und Beſchränkung ſind.

Ich lege die kleine Gabe mit erhöhtem Gefühl auf den Altar, auf welchem das Vaterland heute eines ſeiner geliebteſten Feſte feiert. Es iſt dieſelbe heilige Liebe, welche den Grund der gegenwärtigen Feier und den Gegenſtand der Unterſuchung bildet, durch die wir an dieſer Feier theilnehmen. Das Gemüth fühlt ſich alſo ergriffen, es mag ſich der Erörterung, oder dem Anlaſſe zuwenden, bei welchem ſich die Erörterung ausſpricht.

Zu dem jüdiſchen Lehrer Schammai kam einſt ein Heide und ſagte: „Lehre mich das Geſetz — in der Zeit, daß ich auf einem Fuße ſtehe!“ Schammai nahm einen Stock und jagte ihn fort. Der Heide ging zu Hillel, und dieſer willfahrte ihm, indem er ſagte: „Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue auch andern nicht. Das iſt das ganze Geſetz.“

Den Heiden trieb eine richtige Ahnung, und Hillel verſtand dieſelbe. Alles Große iſt einfach, das Größte iſt das einfachſte.

Darum iſt das Chriſtenthum, dieſe höchſte aller göttlichen Anſtalten, bei aller Unendlichkeit ſeines Weſens am kürzeſten zu faſſen. Sein ganzer unermeßlicher Inhalt liegt in dem Worte: „Liebe.“ Das Chriſtenthum iſt Liebe, heilige, immer und überall rege Liebe, thätige, kein Opfer ſcheuende, durch keine Anſtrengung, durch keinen Widerſtand, ſelbſt durch keinen Haß zu ermüdende Liebe, Liebe als Nachſicht, als Verſöhnlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, Liebe im Ernſte des Lebens, und in deſſen Heiterkeit, Liebe in allen Formen und Lagen, unendliche Liebe. Liebe iſt die Quelle alles chriſtlichen Glaubens, das Ziel aller chriſtlichen Hoffnung, die Baſis alles chriſtlichen Seins und Thuns, iſt das eigentliche Geheimniß des Chriſtenthums. Soll ich die einzelnen Stellen anführen, die darüber in den heiligen Urkunden vorkommen? Sie finden ſich von der erſten Zeile bis zu der letzten. Soll ich auf die Erläuterungen und Beſtätigungen hinweiſen, welche der Wandel des Heilands enthält? Sein Leben iſt ein einziger unendlicher Odemzug von Liebe.

Wenn auch andere Religionsanſtalten Liebe in ihren Kreis aufnehmen, ſo iſt es nicht ſolche reine, unüberwindliche, grenzenloſe, ſolche himmliſche Liebe, und dieſes darum nicht, weil ſie eben nur eine aufgenommene, weil ſie alſo bloße Zugabe iſt. *Im Chriſtenthum iſt ſie das Weſen ſelbſt.* Hier wird von ihr erſt alles andere aufgenommen und veredelt. Hier iſt zugleich Zweck und Mittel, Gipfel und Wurzel, Leben und Form, Alles in Allem. Wenn andere Religionsgenoſſen mitunter auch lieben ſollen, ſo ſoll der Chriſt immer und überall lieben, lieben, indem er handelt, lieben, damit er wiſſe, lieben, um zu hoffen. Die ganze Weltgeſchichte weiſt uns in dieſer Hinſicht keine Parallele. Das Chriſtenthum iſt nicht blos Lehre der Liebe. Es iſt *lediglich nichts, als Liebe*, nichts, als entwickelte, ſich ſelbſt ganz klare, in ſich ſelbſt gründlich erſtarkte Liebe. Wo Liebe waltet, dort iſt der Geiſt Gottes, dort iſt Chriſtenthum. Wo Liebe nicht iſt, dort herrſcht gemeiner, ſinnlicher Geiſt, dort iſt Chriſtenthum nicht. Willſt du wiſſen, ob dein Nachbar ein Chriſt ſei, frage nicht ſeinen Mund, welche Formeln derſelbe ſpreche, frage nicht ſein Gedächtniß, welches Bekenntniß es auswendig gelernt habe, nicht ſeine Phantaſie, in welche Bilder ſie ſeine Ahnungen kleidet, nicht einmal ſeinen Verſtand, wenigſtens vor allen nicht, und nicht allein, was er denke und glaube! *Frage ſein Herz, ob es liebe, unermüdlich liebe!* Aus dem Herzen wächſt der Chriſt hervor, nur aus dem Herzen und einzig nur daraus kann ein rechter, ein lebendiger Chriſt endlich auch in den Verſtand, und in die Phantaſie und zuletzt in den ganzen Menſchen hineinwachſen. Du magſt irgendwo noch ſo viele fromme Werke finden, und noch ſo ausführliche Bekenntniſſe und noch ſo feſten, rüſtigen Glauben, wenn du nicht auch Liebe findeſt, Liebe als die Grundlage und als das Ziel, und als die eigentliche Kraft und Bedeutung aller dieſer Werke, Bekenntniſſe und Ueberzeugungen, dort haſt du Chriſtenthum nicht gefunden. „Und wenn ich Glauben hätte, ſo daß ich Berge verſetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich weiter nichts als eine klingende Schelle.“ Kann man es ſtärker ausſprechen, daß die Liebe das Weſen in der Weſenheit des Chriſten ausmache, daß ſie alſo die erſte und letzte Forderung und der Geiſt aller übrigen Forderungen an den Chriſten ſei. Immer und überall ſoll die Frage: „Was glaubſt du?“ erſt nach jener: „Was liebſt du?“ kommen. Neben und mit manchem Irrthum kann das Chriſtenthum beſtehen, *mit Eigennutz aber, und mit Kälte und mit Haß iſt daſſelbe ſchlechterdings unvereinbar.* Wie das wahre Chriſtenthum immer nur aus einem reinen, heiligen Herzen keimt, ſo kann ein gemeines, ſelbſtſüchtiges Herz nur Unchriſtenthum erzeugen, nur Ketzerei, nur Wahnglauben, nur Apoſtaſie, nur Heidenthum.

Die Bedeutung der Liebe iſt unendlich. Wir beſitzen in ihr keinen leeren Abgrund, in welchem ſich lediglich unſere Gefühle ſchwärmend verſenken können. Es thut ſich uns in ihr die Fülle eines Himmels auf, worin ſich unſer ganzer Geiſt mit ſeinem entwickeltſten Leben zu bewegen im Stande iſt, mit ſeinen ſchönſten Ahnungen, Bildern, Begriffen und Geſinnungen.

In der Liebe kommt unſer innerſtes ſeeliſches Weſen zum Selbſtbewußtſein, die Kraft der freien aus eigner Fülle hervorgehenden Bewegung und des Seligſeins durch Beſeligung Anderer. Unſere höchſte, unſere gottähnliche Natur kündigt ſich uns an. Wie aber alles, was ſich uns ſchon in den Sinneskreiſen ankündigt, größer iſt, denn ſeine Ankündigung, ſo auch hier, und hier weit mehr. Das Walten der Liebe muß ſich unermeßlich weit ſelbſt über unſer innigſtes Gefühl hinaus erſtrecken. Nicht irgend ein Menſchenherz, nicht alle Menſchenherzen zuſammen können die unermeßliche erfaſſen. Es muß eine in jeglicher, auch äußerer Hinſicht unendliche Liebe geben, ein Herz, deſſen Pulſe durch das Univerſum ſchlagen, eine Lebensquelle, aus welcher der Segen durch alle Welten ſtrömt. Die Gewißheit der Liebe im eigenen Buſen entwickelt ſich zur Zuverſicht auf eine unendliche Liebe in und über dem Weltalle. „Die Selbſtanſchauung des Göttlichen in uns blüht in dem Glauben an einen Gott über uns auf.“ Wer liebt, in dieſem heiligen Sinne liebt, der wird Gott inne. Denn wer ſo liebt, der kann nicht genug lieben; aber er fühlt, daß einer iſt, der dies kann. Wie ihm ſein Auge ſagt, daß es unermeßlich mehr Licht giebt, als daſſelbe zu faſſen vermag, ſo bürgt ihm ſein Herz dafür, daß es unendliche Liebe gebe, wenn ſchon Alles, was er liebend zu umfaſſen vermag, immer noch Gränzen hat. Er glaubt an unendliche Liebe über ſich, denn er fühlt unermeßliche in ſich ſelbſt. Dieſes Innewerden Gottes durch göttliches Lieben iſt chriſtlicher Glaube. „Die reines Herzens ſind, werden Gott ſchauen.“ — „Haltet meine Gebote, dann werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott ſei.“ Die Liebe im Sinne des Chriſtenthums iſt alſo nicht bloßes, wenn auch lebendiges, doch trübes Gefühl. Sie iſt zugleich Kunde des Lebens, eben ſo klare als innige Kunde des höchſten Lebens, der Quelle alles Lebendigen. Dieſe Liebe erwärmt alſo nicht blos, ſie erleuchtet auch. Sie iſt das eigentliche Tagesgeſtirn, von welchem ſich Klarheit und Leben über unſer ganzes Daſein ergießt.

Wenn derjenige, welcher im chriſtlichen Sinne liebt, Gott inne wird, ſo liebt auch derjenige deſto mehr, welcher in dieſer Weiſe Gott inne geworden iſt. Wie der Funke, der aus dem Gemüthe in den Geiſt durchdringt, in dieſem zum Lichtſtrahl wird, ſo verwandelt ſich dieſer Lichtſtrahl, indem er aus dem Geiſte auf das Gemüth zurückwirft, hier wieder in einen Funken, in einen um ſo kräftiger und ausgelebter glimmenden. Die Liebe erſtarkt an ihrem eigenen Glauben. Die aus dieſem ſich entwickelnde Klarheit giebt ihr ſelbſt mehr Zuverſicht, mehr Muth, mehr Umfang und durch größere Sicherung ihrer Reinheit auch neue Innigkeit. Solche und ſo viele Liebe kann ſich aber innerhalb der Gränzen bloßer Gefühle nicht halten. Sie muß in die Kreiſe der Geſinnungen und Thaten überſtrömen. Die Liebe iſt ein Trieb, die heilige Liebe ein unendlicher Trieb, der nur in lebendiger Bewegung etwas von dem findet, wonach es ihn treibt. *Lieben im ganzen, eigentlichen Sinne des Worts iſt handeln, iſt leben.*

Die Liebe iſt der Odem des Lebens. Wie dieſes ohne jenen nicht ſein kann, eben ſo wenig vermag auch jener ohne dieſes zu ſein. Liebe und Leben, beide in ihren höchſten, alſo eigentlichſten Bedeutungen, ſind innerlich Eins und können höchſtens in äußerer Hinſicht getrennt werden. Das Leben von dieſer Seite kann, da es als Darſtellung des Innern in die Gewalt auch fremder Mächte gegeben iſt, manchmal hinter dem Triebe zurückbleiben, allein das Erreichen gehört eben nicht mehr zu ſeinem Weſen. Sein Eigentlichſtes, das Streben, bleibt in ſolcher Weiſe nie zurück. In magnis voluisse sat est. Und gerade weil die Liebe in ſolcher Hinſicht mehr, als das Leben *nur* auszufüllen fähig und begierig iſt, füllt es daſſelbe nothwendig immer wirklich aus. Ein ſtets zum Ueberſtrömen reicher Fluß geht nothwendig immer voll.

Die Liebe im Sinne des Chriſtenthums iſt daher kein müßiges Getändel mit ſchmeichelnden Gefühlen und Wünſchen. Sie iſt ein lebendiges Bewegen in heiligen Geſinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Realiſirung des Angeſtrebten, ein Aufleben zu wirklichen Thaten. Sie iſt zu ſelig, als daß ſie ihren Himmel in ſich verſchließen könnte. Sie muß ſich in Segnungen über alles ihr Erreichbare ergießen. Die chriſtliche Liebe iſt unvermeidlich ein chriſtliches Leben, ein Leben ohne Falſch und ohne Groll, ein Leben ohne Selbſtſucht und Ungerechtigkeit, ein Leben ohne Lüſte und ohne Gemeinheit; ein Leben in Wahrheit, und Wohlwollen und Mildthätigkeit, und Nachſicht und Verſöhnlichkeit, und Großmuth und Aufopferung, ein Leben in Gewiſſenhaftigkeit und Edelmuth aller Art.

Die Liebe im Sinne des Chriſtenthums iſt ferner keine vorübergehende Erſcheinung, welche ſich in einigen ſchnellen Augenblicken, in irgend beſtimmten Zeiträumen erſchöpft. Sie iſt der Geiſt und die Kraft des Lebens, die ſich nur in einem ganzen Leben, nur in einem unerſchöpflichen Leben ganz fühlen und finden läßt. Dauer iſt jeglicher, ſelbſt der in Leichtſinn und Oberflächlichkeit ausgearteten, ſo weſentlich, daß ſogar Liebe in den Stunden ihrer erſten Innigkeit, wo ſie noch etwas von ihrer höheren Natur an ſich trägt, nicht unterlaſſen kann, von Ewigkeiten zu ſprechen, und dadurch wenigſtens der Satire Stoff zu bieten. Sie könnte nicht einmal als bloßer Schein beſtehen, wenn ſie gar jeden, auch nur augenblicklichen Glauben an ſolche Dauer aufgeben müßte. Es iſt der Liebe in ihr inwendigſtes Leben hineingegeben, ſich als bleibend zu erfaſſen. Lieben und Aufhören ſind ſchlechterdings unvereinbar. In dem Augenblick, als die Liebe an ihre Vergänglichkeit glaubt, iſt ſie keine Liebe mehr. Die unendliche des Chriſtenthums iſt daher unzertrennlich von der Zuverſicht an unendliches Beſtehen. Die Gränzenloſigkeit ihrer Triebe und Kräfte iſt ihre Bürgſchaft für eine gränzenloſe Fortdauer. Was ſoll ſie mit ihren unermeßlichen Bedürfniſſen und Anlagen in einem gemeſſenen Daſein? Wie ſollen die Seligkeiten, für die ſie gebaut iſt, an ſie hinan? Wo ſoll ſie mit dem Reichthum von Beſeligungen Anderer, der ſie in ihrem Innern drückt und drängt, aus ſich hinaus? Wohl iſt der Ewigkeitsglaube der oben berührten, unbeſonnenen Liebe blos ein kurzer Wahn, aber er iſt es nur darum, weil auch jene Liebe ſelbſt nur Wahn und nicht eigentliche Liebe iſt. Die Liebe des Chriſtenthums hingegen iſt gerade die lebendigſte Wahrheit, die tiefſte, umfaſſendſte Meinung. Was mit ihr weſentlich zuſammenhängt, kann nicht weniger wahr und gewiß ſein, als ſie ſelbſt. Die chriſtliche Liebe iſt ihrer Natur zufolge nothwendig auch chriſtliche Hoffnung, Hoffnung der Unſterblichkeit, einer heiligen ſeligen Unſterblichkeit. Wie ſollte ſie ſich des Hoffens erwehren können, da ſie nur Leben iſt, höchſtes innigſtes Leben? Wie auf etwas anderes als auf Liebe hoffen, da ſie in ſich nichts als Liebe fühlt, um ſich herum nichts als Liebe übt, über ſich nichts als Liebe ahnet, Liebe ſieht?

Chriſtenthum, von ſeinen Hauptſeiten erfaßt, iſt alſo Glaube an einen lebendigen Gott der Liebe, iſt Hoffnung auf ein gränzenloſes Leben in Liebe, iſt Wandel vor dieſem lebendigen Gott der Liebe, und zu dieſem ewigen Leben in Liebe, iſt daher in jeder Rückſicht Leben in der eigenthöchſten Bedeutung: Leben in den höchſten Ueberzeugungen, in den heiligſten Geſinnungen, in den ſeligſten Gefühlen. Chriſtenthum iſt höchſte Geſinnung des Menſchen, Geſinnung auf den in ihm wohnenden Gott, klare, kräftige Geſinnung im Thun wie im Wiſſen, iſt vollſtändige Entwickelung der höhern Menſchennatur, des ihr eingebornen Göttlichen, ihrer Anlagen zur Heiligkeit und Seligkeit. Wenn man das Chriſtenthum nennt, hat man alles Große und Herrliche genannt, das Größte und Herrlichſte, was die Menſchheit werden kann, die Summe ihrer höchſten Ueberzeugungen, die Kraft ihrer reinſten Tugenden, das Beſeligende in ihren Seligkeiten.

Das Chriſtenthum iſt dieſer Natur zufolge nicht blos — **auch eine der Angelegenheiten unſeres Lebens, etwa die wichtigſte.** Es iſt der Geiſt, der in allen Angelegenheiten walten, der alle ergreifen, durchdringen, beherrſchen ſoll. Es iſt der Odem des Lebens, der alle Bewegungen deſſelben erſt möglich macht, alſo allen vorausgehen und alle begleiten muß. Darum ſteht es eben einzig in der Weltgeſchichte da. Alle übrigen Anſtalten ergreifen vorzüglich nur eine der menſchlichen Anlagen, und geſtatten ſelbſt dieſer einige Pauſen. Das Chriſtenthum nimmt den ganzen Menſchen, den inwendigſten, den eigentlichſten in Anſpruch und läßt ihn auch nicht einen Augenblick los. Alle andern Religionen unterhandeln mit dem ſinnlichen Menſchen. Er muß ihnen gewiſſe Bezirke abtreten. Die übrigen bleiben zu ſeiner beliebigen Verfügung. Das Chriſtenthum giebt ſich mit dem gemeinen Menſchen nur in ſofern ab, als ſie ihn unter die Aufſicht und den Scepter des neuen königlichen ſtellt, den es erſt ſelbſt hervorruft. Nichtchriſten mögen daher blos zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Orten Religion haben dürfen und können. „Der Chriſt hat lediglich in dem Geiſt und Charakter ſeines ganzen Weſens und Seins Religion.“ Von andern Religionen mag man hinreichend beſitzen, wenn man einige Hände und ein Maul voll auffaßt. Die chriſtliche hat nur in der ganzen unermeßlichen Menſchennatur und in einem gränzenloſen Daſein Platz genug.

„Dieſer unſer ganzes Leben durchgeiſtende und geſtaltende Geiſt des Chriſtenthums iſt deſſen tiefſtes Weſen, das durchaus nicht mangeln darf, wenn nicht das eigentliche Chriſtenthum auch bei allen chriſtlichen Formen mangeln ſoll.“ Dieſer Geiſt iſt die unerläßliche Bedingung, unter welcher allein die dem Chriſtenthum eigne Heiligung und Beſeligung über den Menſchen ausſtrömt. Dieſer Geiſt iſt das unbedingt Nothwendige, das, wenn es auch ohne Verſchuldung fehlt, Heilloſigkeit und Unſeligkeit zur unvermeidlichen ſetzt hat, was die Scholaſtiker ſchon andeuten in ihrer Unterſcheidung einer necessitas medii und praecepti. Es iſt aber damit jetzt ſo wenig als zu den Zeiten der Scholaſtik, ſchon das ganze entwickelte Chriſtenthum, es iſt hier das Allerweſentlichſte deſſelben gemeint, das ſich in allen Entwickelungen immer nur anders geſtaltet, ſo alſo alle trägt und belebt, und ihnen allen erſt Bedeutung, Kraft und Werth ertheilt. Es iſt das gemeint, was unter allen Formen immerwährend im Auge behalten, auf welches in allen Fällen unausgeſetzt hingearbeitet werden muß, weil dadurch allein ein lebendiges, d. i. das wahre Chriſtenthum erzeugt und erhalten werden kann. Legt nicht die ganze Geſchichte unſerer Religion anhaltend das Zeugniß ab, daß alles Unheil, welches ihre Segensfülle überſchwemmte, aus der Vernachläſſigung dieſes Geiſtes entſprang?

In der gegenwärtigen Zeit, wo ſich unſer religiöſes Leben wieder neu geſtalten will, iſt die Rückſicht auf dieſes tiefſte, unerläßlichſte Weſen des Chriſtenthums abermals von großer Wichtigkeit. Dies iſt der Grund, warum man auch in der vorliegenden Schrift dieſes Weſentlichſte und nur dieſes hervorzuheben ſucht. Man will dadurch das Uebrige immer nicht für unbedeutend und leicht entbehrlich, ſondern jenes Weſentlichſte nur für das erklären, ohne welches alles Uebrige ſeines eigentlichen Sinnes und Werthes ermangelt. Dieſer Geiſt hat alſo, wie von ſelbſt erhellt, und hier noch ausdrücklich und wiederholt erklärt wird, ſchlechterdings keine feindliche Stellung und Richtung gegen irgend einige der beſtehenden religiöſen Einrichtungen, Gebräuche, Gewohnheiten und Lehren, *es müßten ſich nur weſentlich ſchlimme, d. i. durchaus keiner Veredlung fähige darunter finden.* Dieſer Geiſt geht ſchlechthin nicht auf den Tod aus, nur auf Belebung, nicht auf Zerſtörung, nur auf Veredlung. Es iſt eben der Geiſt, der in *Chriſtus* auftrat, ſprechend: „Ich bin nicht gekommen das Geſetz aufzulöſen, ſondern zu vollenden.“

Dieſe wiederholte Anmerkung ſteht lediglich darum hier, damit der bezeichnete Geiſt ja nicht mißverſtanden werde. Man könnte ihn, beſonders durch die Mißdeutungen ſeiner Gegner irre gemacht, leicht für entgegengeſetzt dem im Kreiſe gewiſſer Verrichtungen und Lehrmeinungen ſchon Beſtehenden, alſo für unvereinbar mit manchen verehrten Gebräuchen und Anſichten halten. Allein in ſolcher Weiſe ſänke er ſelbſt nur in die Reihe bloßer Verrichtungen oder Meinungen herab, und er ſoll doch über ihnen ſchweben, um ſie alle zu beleuchten und zu beleben. Er iſt *mit allen an ſich nicht heilloſen* Gebräuſen, mit allen nicht unbeſchränkt irrigen Anſichten vereinbar, in ihnen Bedeutung erkennt, eben im Geiſt als Buchſtaben. Er fordert nicht, daß man irgend eine der berühmten Einrichtungen oder Behauptungen aufgebe, ſondern nur, daß man ſie auf ihn richte, ihm unterordne. „Es kann denſelben Vorſchriften wie bisher gehuldigt werden, wenn nur ihm auch und vorzüglich, und jenen bloß in ſeiner Richtung gehuldigt wird. Es kann an dieſelben Artikel geglaubt werden, wie bisher, wenn nur an ihn auch, und vorzüglich nicht an jene auf ſeine Koſten geglaubt wird." Seine Natur iſt überhaupt nur bauend, nicht zerſtörend, dogmatiſch, nicht polemiſch. Wer hn für unverträglich mit irgend einer nicht abſolut böſen Form hält, der hält ihn ſelbſt für ine bloße Form. Wer in ihm die einzige in em Sinne richtige Deutung ſieht, daß neben und unter ihm weiter keine ſpeculative Platz greien dürfte, der ſetzt ihn ſelbſt wieder zu einer blos peculativen Meinung herab. Das iſt aber eben in Eignes, daß er mehr iſt, als eine bloße Sitte, Verrichtung oder Lebensart.

Dieſe ausgezeichnete Stellung des Chriſtenhums auf dem Gebiete des Lebens ſichert ihm uch den erſten Rang im Reiche der Wiſſenſchaft. es Chriſtenthums Beruf und Kraft geht zwar em Vorgetragenen zufolge vor Allem und vorugsweiſe auf Heiligung, und was in ihr Eins , auf Beſeligung. Allein die Heiligkeit von ner andern Seite betrachtet, iſt eben zugleich ahrheit, höchſte, vollendete Wahrheit. Ein eben in reinen Gefühlen und Geſinnungen iſt othwendig auch ein Leben in richtigen Anſichn. Indem daher das Chriſtenthum das Gemüth und den Willen ergreift und in die Richng zum Göttlichen ſtellt, ergreift es zugleich n Verſtand und ſtellt ihn in die Richtung zum ahren, ihn über die gewöhnlichen Beſchränkten und Gemeinheiten des Sinnlichen erhend. Es entnebelt und ſtärkt den Blick, wie d weil es den Trieb veredelt und ſtärkt. Der riſt, der es nicht nur dem Namen nach, der im Geiſte iſt, unterſcheidet ſich nicht weniger ch die Wahrheit ſeiner Lebensanſichten, als rch die Heiligkeit ſeines Lebens. Ob er ſich en nicht immer in Worten auszudrücken verg, in Handlungen vermag er es immer. Wie lte er aber auch klar durch die Welt hinzuſe nicht im Stande ſein, da die Gottheit und e Beſtimmung ſo klar in ſein Auge leuchten? enn die Sonne am Himmel ſteht, ſo täuſchen ne nächtlichen Schatten mehr, und man geht verleitet durch Irrlichter auf den beſtimmt ernten Zweck los. Iſt die richtige Anſicht der acht, welche in der Welt waltet, und das l, auf welches ſich die Welt hinbewegt, nicht nothwendig auch eine richtige Anſicht dieſer Welt ſelbſt?

Dieſe Seite des Chriſtenthums wird am gewöhnlichſten verkannt, ob ſie ihm ſchon im Ganzen eben ſo weſentlich angehört. Die Meiſten glauben, dem Chriſtenthum gerade in Hinſicht unſerer intellectuellen Entwickelungen Gleichgültigkeit, wo nicht gar Mißtrauen und Abneigung zuſchreiben zu müſſen. Das ausgeartete, das unchriſtlich gewordene, dieſes ſtrebt allerdings gegen die Bildung des Verſtandes an, wie gegen jede eigentliche Bildung, denn es ſieht in dem Aufgehen der Sonne den nothwendigen Untergang ſeiner Finſterniß. Nicht ſo das ächte, von dem hier allein die Rede ſein darf. Dieſes hat von unſern Einſichten nicht nur nichts zu fürchten, vielmehr nur zu gewinnen. Je weiter ſich unſre Kenntniſſe ausbreiten, je tiefer unſer Verſtand ſich entfaltet, deſto völliger thut ſich auch der unermeßliche Inhalt des Chriſtenthums kund, in deſto größerer Glorie ſteht daſſelbe vor uns da. Dieſes ächte kann in ſeinem entwickelten Zuſtande gar nicht ohne ebenfalls entwickelten Verſtand ſein. Es iſt eben nur die vollſtändigſte, die gründlichſte Beſinnung ſelbſt. — Beſinnung auf die höchſte Macht über die Welt, alſo auch auf die höchſte Beſtimmung und Bedeutung der Welt, Beſinnung durch eben ſo klare als lebendige Anſchauung des Ueberſinnlichen im eigentlichen Buſen, wozu der Verſtand nicht weniger, denn das Gemüth und der Wille mitzuwirken haben.

Solches Wiſſen vom Höchſten und Allgemeinſten, eingeleitet, getragen und belebt in ſolcher Weiſe vom Herzen, iſt aber kein bloßes Wiſſen, iſt Weisheit. Das Chriſtenthum iſt in ſeinem innerſten Weſen nothwendig Weisheit, gründlichſte, lebendigſte Weisheit. Wo finden ſich die Elemente der Weisheit noch in ſolcher Vollſtändigkeit und Kraft? Wo ſolche Klarheit, Beſtimmtheit und Wahrheit in den Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen? Wo ſolche Reinheit, Entſchiedenheit und Ruhigkeit in den Anſichten der Welt und ihren Angelegenheiten? Wo — beſonders ſolche richtige Schätzung der verſchiedenen Güter des Lebens? Wo — ſolche Kraft in der Bezähmung ſeiner Begierden nach ſolchen Gütern? Wo — ſolcher Adel der Gefühle und Geſinnungen, alſo ſolcher Trieb und Muth für alles Edle? Wo — endlich ſolche Leichtigkeit, ſolche Natürlichkeit in all dieſen ſchönen Regungen unſers innern Weſens? Schlingt ſich nicht ein eigenthümlicher Zug von höherer Beſonnenheit und Macht durch das Leben des reinen Chriſten hin? Tritt dieſer nicht wie ein Weſen aus einer höhern Welt in unſerer ſinnlichen auf — mit ſcharfem Blick, mit ſe-

ſen, muthigen Herzen, eben ſo klar als leicht? Auf wie vielen oft ganz unbedeutenden Kreiſen kommt aus der Gemeinſchaft des Chriſtenthums ſolche ausgezeichnete Lebensweisheit entgegen? Wahrlich, die Geſchichte des Chriſtenthums, des eigentlichen in den Kreiſen ſeiner Bekenner lebendigen, nicht blos des in den Inhaltsverzeichniſſen ſeiner Lehrbücher genannten, iſt eine Geſchichte höherer Philoſophie, die uns zwar nicht, wie die gewöhnliche philoſophiſche Geſchichte, verſchiedene philoſophiſche Anſichten und Syſteme, aber deſto mehrere helle, ruhige Denker und edle, kräftige Menſchen, — deſto mehrere Weiſe vorführt.“

Das Chriſtenthum begreift, von jeder Seite betrachtet, unſer ganzes Sein. Wir thun ihm auch von Seiten ſeiner Beziehung auf unſer Erkennen kein Genüge, wenn wir ihm auch nicht ungetheilt huldigen. Auch von dieſer Seite nimmt es uns ganz in Anſpruch, unſer ganzes Erkennen, wenigſtens dem Geiſte nach, und unſer Streben und Thun dazu. Der wahre Chriſt trachtet nicht nur nach immer weiterer Ausbildung ſeiner moraliſch religiöſen Gefühlen, er ſteht auch in der Entwickelung, Berichtigung und Belebung ſeiner übrigen nie ſtill. Wie ſollte er in irgend einem edlern Kreiſe ſtill ſtehen, da ihn überhaupt ein unendlicher Trieb treibt? Er ſtrebt daher eben ſo ohne Ausnahme, wie ohne Unterlaß, alle ſeine Ueberzeugungen immer mehr auszubilden und immer tiefer ins Leben einzubilden. Er will eben ſo unausgeſetzt und ganz Chriſt ſein, von der Seite des Kopfes, wie des Herzens. Das Chriſtenthum iſt in jeder Hinſicht kein bloßes an Ort und Zeit gebundenes Geſchäft des Lebens, ſondern unſer Leben ſelbſt. In welchem Maße man daher im Chriſtenthum fortſchreitet, in demſelben Maße ſchreitet man auch in der Klarheit und Richtigkeit der Anſicht des Lebens vor und in der Kraft über die dunkeln und wilden Gewalten deſſelben.

Keiner andern Anſtalt gelang es mit der Weisheit ſo, wie dem Chriſtenthum, und dieſes deswegen, weil keine die Sache ganz und ſtreng faßte. Alle Halbheit und Mattigkeit muß mißlingen. Das Chriſtenthum ergreift, wie wir ſehen, den Geiſt des Menſchen auch in dieſer Hinſicht von allen ſeinen Hauptſeiten; denn es ergreift ihn in ſeiner Wurzel, in welcher ſich eben alle ſeine Kräfte concentriren. Während Andere durch die Einſicht zum Leben, durch den Begriff zur Anſchauung und That kommen zu können glaubten und glauben, führt das Chriſtenthum durch das Leben zur Einſicht, durch die That zur Anſchauung und zum Begriff. Andere ſuchten und ſuchen ihre Weisheit auf Philoſophie zu gründen. Das Chriſtenthum baut die Weisheit vor allem unmittelbar in den Grund unſeres Weſens hinein, und wenn dann in beſondern Fällen auch Philoſophie werden ſoll, ſo kann ſich dieſelbe nun aus lebendigem Boden ſelbſt lebendig erheben. Nur in dieſer Weiſe geſtalten ſich beide vollſtändig und feſt, die Weisheit als Grundlage, die Philoſophie über der Weisheit.

Dadurch wird klar, wie das Chriſtenthum in unmittelbare Beziehung zur Wiſſenſchaft überhaupt trete, in eine ausgezeichnete Beziehung. Diejenige Kraft, welche ſich der Weisheit bemeiſtert, bekommt den Charakter des ganzen Wiſſens in ihre Gewalt. Weisheit iſt eben die höhere, feſtere Beſinnung, ohne welche kein Wiſſen ein lebendiges und gründliches, alſo eigentliches Wiſſen, ſondern ein bloßes zerſtückeltes und zufälliges Meinen iſt. Wohl iſt daher das Chriſtenthum zunächſt nur dazu in die Welt geſandt, um gute, heilige Menſchen zu bilden, nicht um Gelehrte. Allein gerade im Leben, beſonders im höhern, alſo eigentlichen, womit es eben das Chriſtenthum zu thun hat, wächſt auch das Köſtlichſte zum Behuf der Wiſſenſchaft. „Erhebt ſich nicht aus dieſem Grunde gerade dasjenige, was der Wiſſenſchaft vorzüglich nothwendig iſt, der ſchaffende und geſtaltende Geiſt?“ Was iſt ihr mit dem Chaos der Stoffe allein gedient? Was — auch mit einem blos äußere Richtung gebenden Princip? mit dem lediglich formenden Verſtande? Wir kennen ja die Jahrmärkte der Empirie und die Todtengewölbe der Scholaſtik und Sophiſtik. „Nur der Geiſt, der über den Stoffen ſchwebt, und ſelbſt dem Verſtande zu ſeiner blos äußern Beweglichkeit auch inneres Leben ertheilt, nur dieſer lebendige und belebende Sinn des Höhern macht erſt eigentliche Wiſſenſchaft möglich;“ denn auch die Wiſſenſchaft kann der Begeiſterung nicht entbehren, weil ſie eben erſt dann Wiſſenſchaft wird, wenn ſie ſich des hinter den Stoffen und ihren Geſtalten waltenden Geiſtes bemächtigt. Aber gerade das Chriſtenthum bringt dieſen Geiſt reiner und lebendiger unter die Menſchen, als irgend eine andere Macht. Gerade das Chriſtenthum regt den Sinn für das Ideale in einer Tiefe an, wie wir es ſonſt nirgends treffen. Indem daſſelbe Weisheit gründet, verſchafft es der Philoſophie einen feſten, lebendigen Boden. Indem es aber auf ſolche Art die Philoſophie befeſtigt und belebt, wirkt es zugleich auf das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften, welche ihre weſentliche Stellung und Kraft immer nur von jener beziehen. Deswegen zeichnen ſich die Wiſſenſchaften der chriſtlichen Zeit, wo ſie wirklich in eigner Weiſe und nicht als bloße Wiedererweckung des Alten erſchienen, durch einen eigenen Charakter höherer Beſinnung aus. Vorzüglich tritt die Philoſophie als die dem Chriſtenthum zunächſt ſtehende Wiſſenſchaft im beſonders ſicherer und ſtätiger Verwandtheit auf. Dieſe iſt am meiſten und offenbarſten chriſtlich, und dadurch mehr als jemals Philoſophie geworden, und es hat allerdings ſeinen guten Grund, eine chriſtliche Philoſophie von einer heidniſchen zu unterſcheiden und nur jene als die eigentliche gelten zu laſſen. Es waltet wirklich in beiden ein verſchiedener Geiſt. Die chriſtliche iſt lebendige Weisheitslehre, und die [illegible], [illegible], [illegible] kann unmöglich mehr als falſche, todte und tödtende Sophiſterei ſein. Nur das Chriſtenthum erhebt die Weltweisheit zur Gottesweisheit, und nur auf dieſe Art wird jene wirkliche Welt-Weisheit.

„Das eigenthümliche Wunder des Chriſtenthums beſteht, wie ſich nun von allen Seiten zeigt, in ſeiner geheimnißvollen Macht, die Geſinnung zu ergreifen und dem Göttlichen zuzuwenden. Von da aus ſtrömt ſein Segen über alle Gebiete unſers Geiſtes, auch über das — des Wiſſens. Die Geſinnung allein vermag die flüchtige Ahnung, welche im Gefühle aufblitzt, feſtzuhalten, daß ſich ihrer das Bild und der Begriff bemächtige und ſie anhaltend und ausführlich dem Bewußtſein verhalte. Während die Einen das Göttliche mit dem gemeinen Sinn, die Andern mit dem bloßen Verſtande zu erreichen vergeblich ſich abmühen, indem jene immer nur ein Traumbild, dieſe einen Schattenriß erhaſchen, weiſt es das Chriſtenthum lebendig in lebendiger Geſinnung nach. Und wenn es da gleich nur als Funke erſcheint, ſo kündet es ſich als ſolcher doch ſchon in ſeinem eigentlichen Weſen an, und die Entwickelung der Vorſtellung des Funkens zur Vorſtellung des Feuermeeres kann dann an der Hand der Phantaſie und des Verſtandes leicht fortſchreiten.

Aber nicht nur ſeinen erſten, lebendigen Urſprung hat das Wiſſen, beſonders des Höchſten, bloß in der Geſinnung. Auch der einzige zuverläſſige Schutz wird ihm nur von dieſer Seite zu Theil. Man ſucht dieſen zwar gewöhnlich in dem Begriffe auf. Allein ſo ausſchließend, als man meiſtens meint, iſt er von dieſem nicht zu erhalten. Bedarf der Begriff nicht ſelbſt noch einer weitern Hülfe, eines feſten Bodens, auf dem er ſich aufſtellen und von wo aus er ſeine Kräfte wirken laſſen kann? Bedarf er nicht der Anſchauung und dieſes des Lebens, welches in dem hier gegebenen Falle nur in der Geſinnung Statt hat? Ohne dieſen Halt verſinkt er ſelbſt in den Abgrund ſeiner eigenen, alsdann ganz leeren Natur, und verliert ſich in eine bedeutungsleere Grübelei. Aber auch gegen Schwärmerei iſt nur in ſolcher lebendigen Geſinnung hinreichender Schutz zu finden, wieder nicht, wie man gewöhnlich glaubt, im bloßen Begriffe. Dieſer wird in ſolcher Verlaſſenheit entweder immer von dem Strome der Bildung überworfen, oder von der in der Verwirrung ſtets mächtigen Leidenſchaft beſtochen, und ſchweigt, oder macht ſelbſt mit. Nur der in entſchieden guter Geſinnung wurzelnde Begriff ſteht gleich feſt gegen die Angriffe der Schwärmerei, wie der Grübelei. Auch davon legt die ganze Geſchichte Zeugniß ab. Wer ſich in die Begriffe dieſer Schwärmerei oder dieſer Spekulation [illegible] und [illegible], verirrt ſich [illegible] in die Labyrinthe des Traumes, oder in die Steppen der Sophiſtik. Nur der, welcher ſich in der [illegible] großen Richtung des Lebens erhielt, blieb auch in der Linie des Wahren, des ganzen beſeligenden Wahren.

Das Chriſtenthum iſt ſohin nicht nur die Feuerſäule, die unſer Leben durch die Wüſte des Daſeins führt, es iſt auch der Stern, welcher der Wiſſenſchaft, beſonders der höchſten, dorthin leuchtet, wo ſie den Heiland findet. So iſt das Chriſtenthum in jeglicher Art des Großen und Hehren das Erſte und Höchſte, auf dem Gebiete des Seins und Thuns die Kraft, auf dem des Erkennens das Licht, im Reiche des Lebens mehr als bloßes Leben das belebende Prinzip, im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft der ſchaffende Geiſt. Wenn die fromme Einfalt alles Wiſſen aus unſeren heiligen Urkunden ableiten wollte, ſo fehlt ſie bloß darin, daß ſie das auch auf die rohen Stoffe bezog, was nur von dem beſeelenden Genius gilt. Dieſer geht allerdings lediglich von dieſem Heiligthum aus.

*

Still und groß, wie das Univerſum, größer noch und erhabener, als daſſelbe, ſteht das Chriſtenthum, eine zweite heiligere Schöpfung, ein zweites Univerſum, vor uns. Wo wir hinblicken, überall unermeßliches Leben, Leben im höchſten Sinne! Da tauſend und abermal tauſend unſer ganzes Daſein belebende und erleuchtende Gedanken, wie eben ſo viel glänzende Sonnen! dort gewaltig ergreifende, aber nicht eben ſo auch ergreifbare [illegible], gleich Kometen in unzuberechenbaren Bahnen; über dieſen [illegible] dämmernde Ahnungen, als Nebelſterne in unendlichen Räumen! Ueberall Licht und Herrlichkeit, weiter als der kühnſte Gedanke zu reichen im Stande iſt, weiter zu [illegible], als das unermeßliche Gefühl zu faſſen vermag! Und durch dieſe ganze unendliche Geiſterwelt ein ebenfalls glänzendes hinziehender Glanzgürtel, der Sonnenring der Liebe, als die Geburtsſtätte des Lichts, als das Band des Lebens für das ganze heilige Univerſum.

In dieſer Majeſtät ergreift das Chriſtenthum unwiderſtehlich. Wer kann ſich bei ſolcher Anſchauung vor der heiligen Gewalt retten, die wie ein unermeßlicher Licht- und Feuerſtrom in ſein Innerſtes fällt? Wem iſt es möglich, nicht in die Knie zu ſinken, nicht anzubeten den Ewigen, der in ſolcher Nähe und Klarheit vor ihm ſteht?

Und in dieſer Majeſtät, in dieſer unermeßlichen Hoheit zu erfaſſen die göttlichſte der Gaben, welche der Menſchheit geworden, dazu war kein Zeitalter empfänglicher, als das gegenwärtige. Keines war ja tiefer in ſeinem Innern aufgeregt, keines zu einem innigeren Selbſtgefühl erwacht, und nachdrücklicher keines zu ſolcher Stärke und Gewandtheit der übrigen Seelenkräfte hinaufgeübt. Keines war alſo mehr im Stande, die Deutung des Chriſtenthums aus den heiligſten Tiefen des eignen Buſens hervorzuheben. Und nur von daher kann die richtige Deutung geholt, nur aus dem reinen Gemüthe der Menſchheit kann jene köſtlichſte Mittheilung des göttlichen Gemüths einzig recht verſtanden werden. So war es Anfangs; ſo blieb es im Verlauf der Zeit; ſo iſt es noch. Nur den begeiſterten Jüngern, welche Chriſti Worte in ihrem eignen Innern vernahmen, thaten ſich dieſelben als himmliſche Botſchaft des Heils kund, „den übrigen, welche blos den von Außen kommenden Schall hörten und mit ihm eine blos äußere Bedeutung inne zu werden meinten, dieſen waren ſie Thorheit und Aergerniß." Dieſe Geſchichte des aufblühenden Chriſtenthums wiederholte ſich in allen nachfolgenden Jahrhunderten, iſt noch die Geſchichte unſerer Zeit, und wird die — jeder kommenden ſein. Immer wird ſich das Chriſtenthum für den, der nur von Außen in daſſelbe eindringen will, in ein Labyrinth unterirdiſcher Grüfte verwandeln, welche dem Blick nichts als verwickelte Schlangengänge und unleſerliche Charaktere und dem Lebenstriebe Todtengerippe und Verweſungsſchauer bieten. Nur demjenigen, welchem der Sinn des Chriſtenthums im eignen Gemüthe erblühet, wird ſich daſſelbe in eigenthümlicher Glorie als ein Himmel von heiligen Wahrheiten, von göttlichen Kräften aufthun. Ja, nur demjenigen, dem ſich der Chriſt aus dem Menſchen entfaltet, iſt alles am Chriſtenthum klar und hoher Bedeutung voll, heiter aufdämmernd ſelbſt der unendliche Sinn des Geheimniſſes! Den das Chriſtenthum erſt vom Vieh zum Menſchen umwandeln ſoll, dem bleibt es überall finſter und todt. Ihm ſtellt ſich ſtatt des Geheimniſſes nur eine Ungereimtheit dar. Nur in demjenigen, der des Himmels Grundlagen im eignen Buſen erblickt, geſtaltet ſich Ruhe, Friede, Seligkeit. Der, welcher den Himmel blos außer ſich zu finden wähnt, bleibt leer, kalt, freudenlos. Nur derjenige, dem der zündende Funke von Oben ein eignes Leben weckt, bewegt ſich leicht, freudig, kräftig. Wie unbehülflich, verdrießlich, matt ſchleppt ſich der Andere fort, der lediglich fremder Lebenskraft bedarf, der eignen vergißt! Darum war das Chriſtenthum von jeher für alle beſſern Bekenner, aber auch nur für dieſe, das Wahrſte und Gewiſſeſte, für alle Edleren, und wieder nur für dieſe, das Beſeligendſte und Gemüthlichſte; ſein Unſichtbares zweifelloſer als alles Sichtbare, ſein Geahndetes beglückender, als anderweitig das Genoſſene, ſein ganzes Uebernatürliche erſt das rechte eigentliche Natürliche. Im Chriſtenthum that ſich von jeher allen Beſſeren erſt die wahre Heimath der Geiſter auf.

Man laſſe die Zeit das Chriſtenthum rein in dieſer Eigenthümlichkeit ſehen! Man laſſe ſie ſehen, dieſe eigentliche Wahrheit! Dieſe eigenthümliche Kraft! Dieſen eigenthümlichen Himmel derſelben! Wer kann die wolkenloſe Sonne nicht ſehen? Wer an dem reichen Born des Lebens ſich nicht ſtärken? Wer den offenen Himmel nicht lieben? Man lehre alſo Chriſtum! nicht Ragnan! nicht Suarez! nicht Carlſtadt! nicht Harms! Ihn zeige man! nur Ihn! ohne Unterlaß Ihn! Vor Ihm beugt ſich jeder Geiſt, von Ihm wird jedes Gemüth ergriffen! Ihm huldige jeder Wille. Und lediglich die reine Kenntniß der eben ſo milden als gewaltigen Majeſtät ſeines göttlichen Weſens bewirkt dieſes Wunder. Darum, wer Chriſtenthum will, der wolle Chriſtum, und ſonſt nichts als ihn! Was will man auch mehr! Chriſtus aber iſt nur von Innen zu haben. Er, das iſt ſeine Klarheit und Zuverſicht im Göttlichen, kann nur in unſerm Geiſte erſtehen, ſein Friede und ſeine Liebe nur in unſerm Gemüthe, ſein Muth und ſeine Kraft nur in unſerm Willen. Dadurch unterſcheidet ſich eben zugleich am weſentlichſten und auffallendſten das Reich Gottes vom Reich der Sinne, daß blos dieſes ſich von Außen zuſammenſtellt.

Es war eine Zeit — ich muß abermal an ſie erinnern, — in welcher ſich der redliche Forſcher zwiſchen dem Chriſtenthum und der Wiſſenſchaft wie in einem Zauberkreis gebannt ſah. Vergeblich ſuchte er ſich nach der einen oder der andern Seite durchzuringen. Eine geheime Kraft hielt ihn überall unwiderſtehlich zurück. Von jeder der beiden Mächte zugleich angezogen und abgeſtoßen, kämpfte er ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs mit einem unſichtbaren Feinde, gegen welchen ihm endlich keine andere Waffe mehr übrig blieb, als der Ruf der Verzweiflung in den bekannten Worten des Dichters: „Herr! Nimm mir den Glauben oder den Verſtand!" —

Die Zeit iſt nun klarer und beſſer geworden. Es hat ſich eine neue Morgenröthe entzündet. Nicht nur hat die Wiſſenſchaft aufgehört, ſich des Heilandes von Nazareth zu ſchämen. Sie kennt nun ſelbſt für ihre Zwecke keinen größern, als den einſt, wir wiſſen warum, verachteten ſogenannten Zimmermannsſohn. Und nicht nur hat das Chriſtenthum ſeine Scheu vor der Wiſſenſchaft abgelegt, es weiß nun auch mehr, daß es aus den Tiefen derſelben nichts als Licht für ſeine eigenen Tiefen gewinnen, an den Kräften der Forſchung nur ſeine eigenen Kräfte entwickeln könne. Nun reichen ſich alſo beide in Liebe und Vertrauen die Hände, und der zuvor berührte Schrei der Troſtloſigkeit verwandelt ſich in den heitern Ruf der Freude: „Herr! Dank dir für den Glauben und Dank für den Verſtand!" Und ſo geht das große prophetiſche Wort in Erfüllung, daß er bei uns ſein will bis an der Welt Ende, bei uns ſein allenthalben, in unſern Tempeln nicht nur, auch in unſern Werkſtätten, in den Sälen unſerer Kunſt, in unſern Schulen, in unſern der höchſten Forſchung gewidmeten Akademien, in den Senaten unſrer Geſetzgebung, auf den Thronen unſrer Könige, — bei uns ſein in allen Lagen und Verhältniſſen unſers vielſeitigen Daſeins, wenn wir dem Geiſte, den er geſandt, mit reinem Herzen folgen und uns von demſelben in alle Wahrheit leiten laſſen, ſtrebend zu Folge der Mahnung des gelehrteſten ſeiner Jünger nach immerwährender Vervollkommnung im Wiſſen wie im Thun.

So ſuchen denn Wiſſenſchaft und Chriſtenthum in dieſen Tagen des Lichts und des wiedererwachten frommen Glaubens Eins zu werden zu ihrem beiderſeitigen Gedeihen, und dadurch zu deſto ausgebreiteteren und feſtern Segnungen der Menſchheit, und ſie werden es immer und überall mehr werden, wo Licht und Tugend von dem Throne ausgehen, wie in dem glücklichen Lande, deſſen Bürger wir ſind, wie unter dem innig geliebten, heute, wie immer, gefeierten Könige, in deſſen hoher Seele Achtung für immer helleres Licht und Achtung für den einfachen Väterglauben den großen, ihn und uns beglückenden Bund, auf ewig geſchloſſen haben.

Rede in der frühen Morgenſtunde des Regierungsjubelfeſtes des Großherzogs von Weimar, Karl Auguſt, gehalten am 3. September 1825 auf dem Markte zu Weimar.

Von Röhr.

Außerordentlich und ungewöhnlich erſcheint hier Alles, was das Auge ſieht und das Ohr hört; außerordentlich und ungewöhnlich die Menſchenmenge, welche dieſe Morgenſtunde verſammelt, der Ort und die Stelle, an welcher ſie ſich vereinigte, und das Geſchäft, welchem ſie gemeinſchaftlich obliegt. Vom Donner des Geſchützes und vom feierlichen Glockentöne aus ihrem Schlummer geweckt, eilten Tauſende und aber Tauſende herbei, wo ſonſt nur das Geräuſch des gemeinen menſchlichen Verkehrs laut wird, um unter dem freien Gewölbe des Himmels ihre Kniee vor Gott zu beugen, ihre Hände zu ihm emporzuheben, und ihre Herzen in frommem Lobgeſange vor ihm auszuſchütten. — Welche Veranlaſſung, welche Bedeutung hat das? — —

O, ihr Alle wißt Antwort, die ich vor mir ſehe! Ihr Alle rufet: Das gilt dem ſeltenen und außerordentlichen Tage, welcher heute durch Gottes Gnade über uns aufgegangen iſt, dem Tage, welchen unſer ganzes Land als den feierlichſten und glorreichſten in dem Leben des Fürſten begrüßet, der über uns geſetzt iſt! — Und ihr habt Recht! —

Dafür galt dieſer Tag ſchon unſern Vätern, und freudetrunken hießen ihn die, welche vor uns auf dieſem Boden wandelten, willkommen, als er ihnen vor 68 Jahren in eben dieſer Morgenſtunde die entzückende Kunde brachte: dem Fürſten, welchen ſie ehrten, iſt ein Sohn — ein Erbe ſeines Thrones — eine Stütze ſeines Hauſes und Geſchlechts geboren. — Und fröhlicher noch und herzlicher begingen ſie denſelben, als ſie an ihm, 18 Jahre ſpäter, ihrem verwaiſeten Lande den zum Herrſcher gegeben ſahen, welcher bis dahin der Mittelpunkt ihrer Wünſche und das Ziel ihrer Hoffnungen geweſen war, und ſich bereits als fürſtlicher Jüngling Aller Liebe erworben, Aller Herzen gewonnen hatte.

Aber in ſeiner höchſten Herrlichkeit hat ſich dieſer Tag mit der heutigen Morgenſonne für uns erneuert, für uns, die glücklicheren Nachkommen glücklicher Väter. Denn was dieſe von Gott erbaten, das iſt geſchehen, und iſt ein Wunder vor unſern Augen. Der von ihnen erſehnte und gefeierte Fürſt ſteht an ihm, geſegnet und geſchützt von Gottes mächtiger Hand, noch immer in unſerer Mitte, erfreuet ſich durch ihn noch ſtets der blühendſten Kraft und Lebensfülle, und ſieht auf die lange Reihe von Jahren, welche mit dieſem Tage für ihn begann, ſo heiter und fröhlich zurück, als wäre in ihnen nur ein leichter Morgentraum an ihm vorübergegangen. — Und volle funfzig dieſer Jahre führte er nun bereits den Scepter über uns, machte unſer Land zur Stätte ſeines milden und gerechten Waltens, trug das Wohl deſſelben in ſeinem väterlichen Herzen, und baute das Glück ſeiner

Unterthanen mit ächter, erprobter und erfolgreicher Regentenweisheit.

Wer müßten wir ſein, wenn wir dabei kalt und gleichgültig ſein könnten, wenn wir einen Tag voll ſolcher Erfahrungen und Rückerinnerungen nicht auf das Feierlichſte begrüßen und begehen wollten? —

Nun, Bürger dieſer Stadt! ihr habt bewieſen, daß ihr die Wichtigkeit und Bedeutung deſſelben erkennet und daß ihr des Glückes werth ſeit, ihn über euch aufgegangen zu ſehen. Dafür zeugen die ungeheuchelten Empfindungen der Freude, von welchen ſich an ihm Jung und Alt, und Reich und Arm, und Hoch und Niedrig ergriffen fühlen, — die mancherlei Veranſtaltungen, welche ihr trafet, das Entzücken und den Jubel eures Herzens laut werden zu laſſen, — die Wimpel, welche von den Thürmen eurer Stadt fröhlich herabwehen, um Jedem, der ſie betritt, ſchon von fern zu verkündigen, daß ſie der Sitz der erhebendſten Feierlichkeit ſei — der glänzende Schmuck, in welchem die Häuſer, Straßen und Plätze derſelben prangen, — vor Allem aber euer feierliches Zuſammenkommen an dieſer Stätte, um Gott die Ehre zu geben. Ihr wollt damit, wie es Chriſten geziemt, kund thun, daß ihr das Glück des heutigen Tages als ein Geſchenk aus der Hand des Herrn betrachtet, von welchem uns aller Segen kommt, und daß es ſeine Huld und Gnade iſt, welche durch edle und weiſe Fürſten das Heil der Völker ſchaffet.

Von dieſem Geiſte chriſtlicher Frömmigkeit laſſet euch nun auch bei allen übrigen Erweiſen eurer Freude an dieſem und den folgenden feſtlichen Tagen leiten, damit, was ihr ſo würdig begonnen, auch würdig vollbracht, und Gott, deſſen Gnade an uns und unſerm Jubelfürſten ſo Großes gethan hat, in Allem geprieſen werde. — Was ihr auch thut, thut es zu ſeiner Ehre, — im Geiſte und Sinne unſers Fürſten, der ſeinen Jubeltag nicht durch leeren und eiteln Prunk und durch Freudenbezeugungen entwürdigt ſehen will, die mit der Stunde des Genuſſes ſpurlos vorübergehen, — würdig der Stadt, die ihr bewohnt, und deren Name durch ihn in allen Landen geachtet iſt, — und immer ſei es euer Herz und ſeine geheimen Tiefen, wo ſich die ſchönſten und herrlichſten Wirkungen dieſes Jubeltages offenbaren!

Anrede an den Großherzog von Weimar am 19. Jan. 1826 bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Univerſität Jena,

gehalten vom geh. Conſiſtorialrath und Prof. Danz in Jena.

Durchlauchtigſter Großherzog.

Für unſre Univerſität eines der glücklichſten und erfreulichſten, für alle anderen Univerſitäten aber ein höchſt ſeltenes und faſt unbekanntes Ereigniß verſammelt uns in dieſem Augenblicke vor dem Angeſichte Ew. Königl. Hoheit. Ew. Königl. Hoheit beginnen mit dem heutigen Tage die zweite Hälfte Höchſt Ihres Regierungsjahrhunderts über unſre Univerſität; und was bei uns noch Keinem vergönnt ward, der unſerer Hochſchule als Oberhaupt vorgeſtanden, das hat die Vorſehung, die mit hoher Weisheit die Werkzeuge der Ausführung ihres Willens wählt, Ihnen, gnädigſter Fürſt, zu Theil werden laſſen. Indem wir aber dieſer Vorſehung, die es ſo wohl mit uns gemeint hat, in tiefſter Demuth den Dank unſrer Herzen darbringen, zählen wir nicht blos die Jahre, welche die Univerſität unter Ew. Königl. Hoheit Scepter ſo rühmlich und glücklich verlebt hat, ſondern auch, und noch vielmehr, die großen und beſondern Beweiſe leitender Weisheit, ſchützender Kraft und belebender Liebe, welche Höchſtdieſelben uns und unſerm Inſtitute in dieſer Reihe von Jahren ſo reichlich und ſo fürſtlich gegeben haben. Dieſes Inſtitut, deſſen Stiftung und Begründung Sorge und Troſt eines großmüthigen Fürſten in ſeinem widrigen Geſchicke war, und deſſen Wachsthum und Gedeihen die edlen Nachkommen deſſelben zu einem Schmucke ihrer Krone gemacht haben; dieſes Inſtitut verehrt jetzt, in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes, in Ew. Königl. Hoheit und Höchſtdero erhabenem Stammesverwandten ſeinen zweiten Stifter und Begründer. Die ausgezeichnetſten Männer in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens haben in den letztverfloſſenen funfzig Jahren auf unſerer Hochſchule als Lehrer geglänzt; von ihr ſind die kräftigſten Anregungen des wiſſenſchaftlichen Lebens und ſeiner Beſtrebungen ausgegangen; die unter uns gegründeten Anſtalten haben Fortſchritte gemacht, die man vor dem Jahrhunderte Ew. Königl. Hoheit kaum zu denken wagte; mehrere Sammlungen ſind mit ſo reichlichen Gaben ausgeſtattet worden, daß viele ihrer auswärtigen Schweſtern nicht mehr neben ihnen ſtehen können; ja ſelbſt Entdeckungen haben Ew. Königl. Hoheit herbeigeführt und befördert, welche Jena's Namen in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaften nicht erlöſchen laſſen werden. Wohin wir unſre Augen richten, begegnet und das Bild E. K. H., als eines Freundes der Wahrheit und des Rechts, als eines Beförderers der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, als eines Gönners und Wohlthäters Aller, die für Licht und Gelehrſamkeit wirkſam und thätig geweſen. Laſſen Sie, gnädigſter Fürſt, auch in der zweiten Hälfte Höchſt Ihres Regierungsjahrhunderts, wie es bisher geſchehen, unſerer Univerſität und uns freundlich Ihr Antlitz leuchten; gönnen Sie uns ferner, was wir bisher ſo oft und ſo ermunternd erfahren haben, Ihr gnädiges Wohlwollen; halten Sie ferner, was wir ſo ſehr bedürfen, Ihre ſchützende, ſegnende Hand, Ihr wachendes und belebendes Auge über uns und unſrer Anſtalt, und ſein Sie, wie unſer Schirm, ſo unſer Held, und unſer Freund, und unſer Vater!

Und ſo geruhen Sie denn auch, Durchlauchtigſter Großherzog, mit gewohnter Huld und Gnade, die Inſignien der höchſten Regierungswürde unſerer Univerſität von neuem von uns anzunehmen, als einen erneuten Beweis unſrer tiefſten Verehrung und treueſten Ergebenheit; als eine ſichere Vorbedeutung einer noch recht lange dauernden und immer heitern und immer glücklicher werdenden Regierungszeit; als den Anfang der Erfüllung unſrer ſchönſten Hoffnungen und feurigſten Wünſche; und als eine neue Empfehlung unſrer ſelbſt und der ganzen Univerſität in Höchſt Ihre gnädigen und wohlwollenden Geſinnungen. Gott ſegne Sie, theuerſter, geliebteſter Fürſt, und erhalte Sie uns noch lange, lange!

Ueber die Freiheit der Studien und die Selbſtſtändigkeit des Lebens auf deutſchen Hochſchulen, nach Sinn und Geiſt unſerer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Von F. W. Thierſch.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieſes Jahr an unſerer Hochſchule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unſerer akademiſchen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu ſprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. Welchen Tag aber dürften wir zu ſolcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unſern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieſer zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutſcher und fremder Lande, die ſich um einen ſchon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung verſammelt hat, Ihrer Betrachtung Würdigeres vorlegen, als die altbefeſtigten Grundſätze des akademiſchen Studiums und Lebens, auf welche die Univerſitäten von Deutſchland vor beinahe vierhundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein ſie auch jede noch Kraft und Dauer empfangen. Oft bedroht und faſt aufgegeben in Zeiten geiſtiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geiſtes Tiefen allen ehrwürdigen Stimmungen verluſtig gegangen, haben ſie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und ſind, nachdem die Ungunſt winterlicher Winde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die ſonnigen Auen der Wiſſenſchaft ergoſſen war, in unſern Satzungen mit urſprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzt, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geiſter frei durch wahre Wiſſenſchaft, und ſtark durch Selbſtſtändigkeit des Beſtrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht ſehen. Ich ſpreche von der Freiheit der Studien und von der Selbſtſtändigkeit des Lebens auf deutſchen Univerſitäten, nach Geiſt und Sinn unſerer Satzungen.

Frei in ſeinen Studien iſt derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derſelben nicht äußerem Zwange, ſondern der innern Neigung, nicht dem Gebote der Macht, ſondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Schranken, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit ſo gerne die akademiſche Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menſchlichen Forſchens und Wiſſens, dem freieſten, weil es das geiſtigſte wie das unbedingteſte iſt, ſich keinem Anſehen und keiner Macht anders als durch freie Selbſtbeſtimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, ſondern gleich Allem, was da iſt, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, ſo finden wir auch hier feſte Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erſcheint. Nicht durch zufällige Anſicht oder Vorurtheil, ſondern durch die innere Natur der Sache ſind ſie gezogen, und dienen eben ſo als Markſteine der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Geiſes nur gegen die Geſetze der Natur erſcheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Univerſität ſelbſt in das Gebiet der Schule herabſinken müßte, ſind die beiden weſentlichen Bedingungen, die auch unſere Satzungen an den Eingang in das akademiſche Leben geſtellt haben; und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Univerſität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademiſchen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgerückt und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befeſtigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird.

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Univerſität ſind an dieſe Vorbedingungen geknüpft, und ohne ſie wird jede Gewähr zum Trug und jede Verkehrung zur Thorheit werden, ſei es, daß man die Rathſchläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem ſich als eine Schranke der allen deutſchen Univerſitäten eingebornen Freiheit der Studien darſtellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine ſeiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen; oder was vorgekehrt iſt, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge ſicher zu ſtellen, berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und iſt allein dem Eilfertigen und Läſſigen zu heilſamer Hut angeordnet. Selbſt die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorleſungen zu hören und den beſondern Wiſſenſchaften das Studium der allgemeinen zu verbinden, trifft nicht den Verſtändigen, welcher hier nur ausgeſprochen findet, was ihm die eigene Einſicht und Neigung gebietet, und iſt allein gegen die unfreie Einſeitigkeit auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademiſchen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Einbruch der öffentlichen Macht in die altakademiſche Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige ſich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet, wo der Zwang, beſtimmt den widerſtrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geiſt niederbeugt, wo dieſer genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerſtreben zurückſtößt, ſeine Thätigkeit auf Gegenſtände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zerſplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung geſtellt iſt. — Weil aber nach dem Ausſpruche eines alten Dichters ein ungerechtes Werk andere zeugt, die ſeinem Geſchlechte gleich ſind, ſo kann eine ſolche Ordnung nicht beſtehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Verkehrungen die Natur der Univerſität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbſtſtändigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloßzuſtellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine ſolche Geſetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wiſſenſchaften widerſtrebt und ihren inneren Zuſammenhang auflöſet. Sie wird die Univerſität nöthigen, von der höheren, ſelbſtſtändigen Erziehung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzuſteigen und, nachdem der Aufſchwung des Talents gehemmt iſt, der Mittelmäßigkeit Freiſtatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Verkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuſchung ſich in das heilige Verhältniß zwiſchen Mann und Jüngling miſchen und mit der wiſſenſchaftlichen Bildung des Geiſtes zugleich die ſittliche des Charakters bloßſtellen. Was in dieſem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an dieſem Tage vor zwei Jahren die gottgeſegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet, als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit ſeiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingsſonne, welche den erweckenden Strahl über die Leben ſproſſende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, ſich in friſcher Kraft und Herrlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht entgegendrängen.

Verſchwunden iſt die Trennung der allgemeinen und beſondern Wiſſenſchaften, und die Nöthigung aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Beſonderen hinaufzuſteigen: dem Studium der Philoſophie, der Natur, der Geſchichte, des Alterthums iſt nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, ſich erweckend, hebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademiſchen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen ſind die faſt unüberſehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entſchwand die Gewähr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nöthigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geiſttödtender und ſeiner unwürdiger Arbeiten beugten, und ſelbſt gegen Willen und ſittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Univerſität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grauſamſten und heilloſeſten Täuſchungen gemacht hatten, um ſo betrübender, weil es beſtimmt war, durch falſchen Schein die Regelheit und Erfolgloſigkeit zu verhüllen, mit der eine ſolche Studienordnung nur zu oft geſchlagen war. Es ebnet zwar die neue Ordnung, was durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in ſich abgeſchloſſener ehrwürdiger Inſtitute geboten wird, und auch von ihr erachtet das Gebot zum ernſthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen ſind auch durch ſie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben, aber ſie ſind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerſtrebenden trieb, tritt jetzt dem Jüngling als Anweiſung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen, und neben der großen und ſchönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wiſſenſchaft zu finden, ſteht ihm nach den Satzungen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, oder durch den Vortrag ihm verleideten Gegenſtandes durch eigenes Studium ſich ſchneller oder ſicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr ſeiner Studien iſt für ihn in die Fülle und das Einladende der akademiſchen Mittel, in die Wirkung des Beiſpiels, in das Anſehen und den Rath der Lehrer, in ſeinen freien Entſchluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anſtalt jenſeits der Schranken der Univerſität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in den öffentlichen Dienſt einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochſchule und des wiſſenſchaftlichen Geiſtes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erſtarken und über die Anſtalt ſich verbreiten kann, begehrt ſie von demjenigen, welcher ſeine durch wiſſenſchaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfniſſe und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugniſſen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweiſe, wen und was er gehört, ſondern daß er durch ſich ſelbſt nachweiſe, was er iſt und vermag.

Gegeben iſt ſofort einem Jeden die Möglichkeit, ſich nach ſeiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausſchließung des Widerſtrebenden und Zerſtreuenden für das Hauptſächliche, das Bildende die Kraft durch Beſchränkung zu ſammeln und das Studium durch Innigkeit zu verſtärken; gereiniget iſt ſein Verhältniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rückſicht drängt ſich zwiſchen ihn und diejenigen Männer, denen er das Edelſte und Lauterſte ſeiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann ſo leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung ſucht, und ſo gerne dem redlichen Beſtreben erwiedert, wandeln ſie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wiſſens und des Forſchens, die allein zu den Höhen der Wiſſenſchaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Begehren und der Beſchränktheit von jeher verſagt blieb. Zwar ſehen wir, da die Uebel langſamer ſind, als die Heilmittel, des Ungefügen nicht wenig zurückgeblieben; vorzüglich ſind die Geſtalten der Täuſchung nicht ganz gewichen. Noch zeigen ſie ihr unholdes Antlitz beſonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch ſie das Wort ſeine Bedeutung verloren hat, auch jene noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen beſcheinigt wird, der ſich ſelbſt im Stillen eines ganz anderen bewußt iſt. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, welchen unſere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch dieſe Unholde vollends ſchon entfliehen, um ihren Zug gen Weſten nach dem eines beſſeren Schickſals ſo würdigen, aber nun in nächtliche Trauer verſenkten Sitze der Muſen hinzulenken, der allen Geiſtern des Zwanges und des Bannes, die aus unſern entſühnten Räumen verſtoßen werden, zum Schrecken ſeiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienſt bereitet hat. Auch müſſen wir die Hinderniſſe beklagen, welche gegen Willen und Abſicht der über uns waltenden weiſen und menſchenfreundlichen Obhut bewirkt haben, daß wir noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unſerer Satzungen die damals verheißene Einleitung jener Prüfung vermiſſen, welche nach ihnen von nun allein als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und iſt irgend ein Wunſch billig und dringend, ſo iſt es gewiß dieſer, den wir mit vollem Vertrauen auf ſeine Gewährung ausſprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unſere Hoffnung getäuſcht, ſondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutſchland der wahren Wiſſenſchaft zu wohnen unmöglich iſt, durch Einſetzung jener Gewähr Schluß und Halt auf den Hochſchulen von Baiern geſichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher deſſen bedarf, iſt ſie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilſam auf Ordnung und Behar-

[illegible] des Fleißes zurückwirken, ſondern auch jenem, welcher ohne ſolche Mahnung ſich und dem Staate genug thäte, wird ſie zur Stärkung und Bewährung dienen, als eine erwünſchte Gelegenheit nach ſeinem Austritte aus unſerem Verbande männiglich zu beweiſen, was er geworden, und dem Vaterlande zu leiſten fähig iſt. Daran aber ſchließen wir mit vollem Vertrauen ſeiner Erfüllung den zweiten Wunſch, daß jene Gewähr im Geiſte der Satzungen ſich auf das Weſentliche und Wichtige, was auch das Schwierige und Tieferliegende iſt, beſchränke, und nicht durch Ausbreitung über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wiſſens in Gefahr ſtelle. Bald gewährt, weiſe geordnet und verſtändig gehandhabt wird ſie von den äußeren Gewährleiſtungen die ſtärkſte, wird ſie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild ſein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu ſchirmen, durch die allein unſere Hochſchulen zu der Würde und der Selbſtſtändigkeit ihrer deutſchen Schweſtern erhöht wurden.

An Ihnen aber iſt es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend inwohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare innere Gewähr der akademiſchen Studien halten, und die Beſorgniſſe der Aengſtlichen niederſchlagen, denen vielleicht auch jetzt noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig ſcheint, damit das akademiſche Feld mit ſattſamer Betriebſamkeit geackert und beſtellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Löſung aller Feſſeln hervorging. „Vertrauen andere deutſche Staaten ihrer Jugend, warum ſoll ich nicht daſſelbe thun?“ Ja Er, deſſen königliches Gemüth voll unvergänglicher Friſche und eben darum der Jugend zugethan iſt, der wohl weiß, wo der Enthuſiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lauterſten zu finden iſt, er thut daſſelbe, er vertraut auch jetzt Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beſchränkung ſuchen, die ſich uns als unnütz und nachtheilig bewieſen haben: und ſchon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menſchlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, ſeine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die verſäumt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtſinnigen Dienſte des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademiſchen Lebens ſich verlieren; indeß ſie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochſchule, und ſind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar geweſen, wie ſie es dem Rathe der Vernunft ſein werden. Aber der ſtets wachſenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unſerer Jugend im Ganzen ſind wir das Zeugniß ſchuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre beſſer geworden iſt, ſeitdem die Univerſität durch ihre Satzungen an die wahre Beſtimmung deutſcher Hochſchulen gewieſen ward, eine Pflegerin freier Studien zu ſein.

Die Vorleſungen, ſowohl die, welche für die beſonderen Fächer eingeſetzt ſind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenſtände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder beſonderen enthüllt werden, ſind zahlreich und mit anhaltender Theilnahme beſucht, das Beſtreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, iſt keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wiſſenſchaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung iſt verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen ſchon jetzt bezeichnen, welche einſt der Wiſſenſchaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei ſo ſchönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen deſſelben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen ſich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anſtalt jenen wiſſenſchaftlichen Geiſt verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forſchens keine Anſtrengung zu groß, kein Ziel zu hoch iſt, an deſſen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anſtalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft ſind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geiſtes, wenn ſie nicht durch eine Geſinnung getragen würde, die alles, was groß, ſittlich und heilig iſt, warm und innig umfaßt, und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens ſich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geiſtes, ſo kann auch die Geſinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umfloſſen und genährt wird, ſobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten ſind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei iſt und auf die ſittliche Kraft eben ſo wie dort auf die geiſtige vertraut wird. Darum haben ſchon die älteſten Ordnungen der Univerſitäten neben der Freiheit der Studien die Selbſtſtändigkeit des akademiſchen Lebens geſtellt, und unſere Satzungen folgen bei Allem was ſie hierin Förderliches vorkehren, eben ſo dem Bedürfniſſe wie dem Gebrauche dieſer altehrwürdigen Anſtalten. Allerdings hat die Umgeſtaltung der Zeiten und

Staaten hier tiefer in die Univerſitäten eingegriffen und ſie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgeſtattet ſie aus den Jahrhunderten großer und ſtarker Corporationen in die ſpäteren, dem Geiſte derſelben abholden Zeitalter gekommen ſind; das Gebäude, ſeiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geſchmacke zuſagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Univerſität und die akademiſche Jugend ungeſchmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfaſſungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleiſtet, nicht ausgenommen die Befugniß, ſich zu geſelligen Vereinen in jeder Weiſe zu verbinden, die ihren Neigungen und Bedürfniſſen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen iſt. Was aber als Schranke ſich darſtellt, iſt auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, iſt die Gewähr der Freiheit gegen ihre bitterſten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältniſſe der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünſchen übrig, was durch die beſondere Lage der akademiſchen Jugend geboten, und ohne Störung der Staatsordnung gewährlich iſt, ſo dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiſte, der über uns waltet, der Gewährung mit Gewißheit entgegenſehen. Am meiſten aber werden Sie ſelbſt dieſe Gewährung herbeiführen und die beſſere Geſtaltung aller der Verhältniſſe befördern, wenn Sie entſchloſſen ſind, aus Ihrer Mitte ſelbſt die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und ſelbſtſtändigen akademiſchen Lebens entgegenſtehen. Ich meine die ſtarren, dem Ganzen feindſeligen Formen der Verbindungen, und als ihre Folge die innere Zwietracht.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden beſtehenden Geſellſchaften eingehe, ſo werde ich zwar durch unſere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Beſtand unter beſtimmten Gewährleiſtungen anerkennen und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch ſtoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Univerſitäten ordnen und führen, nach welcher beſſer ſei, dieſen Gegenſtand, da er allen Maßregeln einer Umgeſtaltung oder Hebung ſeiner Gebrechen widerſtrebe, und nachdem auch der letzte große Verſuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden ſelbſt wegen Beimiſchung unlauterer und der Univerſität fremder Beſtrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf ſich beruhen zu laſſen. Indeß wiſſen wir, daß ein erfahrener und muthiger Arzt, welcher einen Zuſtand andauernden Siechthums behandelt, ſobald er in ihm noch lebenskräftige geſunde Kräfte genug hervordrängen ſieht, denſelben nicht für unheilbar erklärt und aufgibt, und ſeines Beiſpiels wollen wir zumal in ſolcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt aber, jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns ſelbſt mit Unvermögen und Rathloſigkeit behaftet erklären, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen ſind, halte ich es für beſſer, mich über den Gegenſtand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche ſchon oft die Beſchuldigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von ſich zu ſtoßen. Ich darf dieſes um ſo mehr, da es mir widerſtrebt, mich denjenigen zu geſellen, welche dem engern Anſchließen ähnlich geſinnter Jugendgenoſſen in einer meiſt fremden, oft unbekannten und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zuſagenden Verhältniſſe und Freuden auch da, wo durch ſolche Verbindungen das Heiligthum der Geſetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schädliche ſei, was ſich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, ſo gehört es eben doch hauptſächlich den Verhältniſſen und Umſtänden; ſie tragen, wie alles Menſchliche, die Farben der Zeit und ſtehen unter ihren Einflüſſen; aber hinter ihm erſcheint das Weſentliche ſtark genug, die Ungunſt der Verhältniſſe zu überwinden und ſich wohlthätig zu erweiſen. — Entſprungen aus demſelben Geiſte, der die Univerſitäten erzeugt und ſtark gemacht hat, ſind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechſelnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptſächlich haben dem akademiſchen Leben einen ſelbſtſtändigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geiſt der Univerſitäten gegenüber einer Zeit geſchirmt, die allem Verbundenen und Ueberlieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus ihren alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerſtäuben unabläſſig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form ſich angebildet hat, ihnen ſelbſt feindſelig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen ſelbſt als hart und abſtoßend empfunden wird, iſt jenes Verſeſſenſein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Anſprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienſtbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbſtſtändigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademiſche Genoſſenſchaft in kleinere Maſſen geſprengt und in Feindſeligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demſelben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn urſprünglicher Verbindungen durch ſtarre Formen und geiſttödtende Gebräuche verunſtaltet wurde, trübte ſich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit beſtanden hat, und der Zweikampf, von dem Schirme ritterlicher Jugend zur Verſöhnung gleichgültiger Begegnungen und unbegründeter Anſprüche herabgezogen, wurde zur grauſamſten Ironie ſeiner ſelbſt. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit ſeiner meiſten Veranlaſſungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn ſelber, nicht die unerbittliche Strenge des Geſetzes, welches zu handhaben wir berufen ſind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unſerer Hochſchule ſich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Beſinnung bringt, möge dieſen doch der Abſcheu ſeines Monarchen bewegen, in deſſen reiner königlichen Bruſt die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn ſie von der Erde verſchwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unſerer Zeit mit tiefem Unwillen von ſich ſtößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der perſönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbſtſtändige wie im Staate, ſo im akademiſchen Leben beruht, ſondern die Nährung eben jenes männlichen Ernſtes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen ſucht, und eben ſo bereit iſt, zufälliges Unrecht auszuſühnen als für das von andern geſchehene die Sühne anzunehmen. Wo dieſer Ernſt waltet, iſt er und in ihm die wahre perſönliche Würde durch ſich ſelbſt geſchützt, und jeder, der ihn in ſich und andern nährt, erbaut und ſchmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbſtſtändigkeit des akademiſchen Lebens beſtehen kann.

Wenn wir dieſes nicht nur als Wunſch, ſondern als Hoffnung ausſprechen, ſo werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß derſelbe edlere Geiſt, deſſen Flügelſchlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademiſche Leben zu bewegen anfängt. Denn es iſt die Art des Guten wie des Böſen nicht in einer Richtung zu beharren, ſondern ſich nach allen Seiten hin heilſam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältniſſen des Lebens alles entfernen ſollte, was ihm als hemmend und ſeiner ſelbſt unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerkſamen Beobachter iſt verborgen geblieben, daß bald nach der Gründung der Univerſität in der Hauptſtadt im Innern jener Vereine, die unſere Satzungen geſtatten, das Bedürfniß eines mit den akademiſchen Zwecken zuſammenſtimmenden Lebens auf mannichfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und innern Frieden unmöglich zu machen ſchien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Anſicht und Neigung im Leben überwog den alten ausſchließenden Widerwillen. Auch haben ſie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genoſſen ſich hülfreich erwieſen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es iſt gut das anzuerkennen, und auf dieſe edlen Stoffe zur Bildung des akademiſchen Lebens hinzuweiſen, nachdem ihnen ſo viel Schlimmes iſt nachgeſagt worden und auch ſo Manches zur Laſt fällt. Noch aber iſt Vieles zu thun übrig; und was geſchehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreiſe alter und feſter Gewohnheiten, wo es über Rath und Vorſtellung, über die Wirkung des perſönlichen Vertrauens hinausgeht, iſt überall mehr ſtörend als förderlich geweſen. Deſto dringender jedoch iſt die Mahnung an jeden, der es ernſt mit ſich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung ſich nicht zu entziehen, eingedenk zu ſein der Gefahren, von denen das Leben der Univerſität in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht iſt, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Beſtand und Dauer haben könne, was ſeinen urſprünglichen Zweck und mit ihm ſeine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieſer begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältniſſe und das Leben auf der Univerſität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiſte der wahren Freiheit, Würde und Selbſtſtändigkeit mehr und mehr in Uebereinſtimmung zu bringen, kann einſt, wenn dieſe flüchtigen Jahre ihm ſchnell vergangen ſind, für ſeine ganze Zukunft das Bewußtſein in ſich tragen, daß er in dieſer für das Leben der Hochſchule entſcheidenden Zeit, der Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung ſeiner Vorzüge, daß er ſich der großen und nationalen Sache der Univerſität förderlich bewieſen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen ſich dem unbefangenen Beobachter das Daſein eines beſſern Geiſtes allmälig enthüllt, ſo iſt auch außer ihnen und in der Geſammtheit unſerer akademiſchen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfaſſenden Ganzen war geworden. Unſere Univerſität hat, die erſte unter ihren Schweſtern, von ihrer Jugend den mit überraſchendem Erfolge gekrönten Verſuch, eine ſolche Vereinung mitten in das Leben der Hochſchule hineinzuführen und auch in ihr das Geſellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben, was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieſer ſchönen Jahre und ihrer Beſtimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundſatz, daß ſie ſich Keinem verſagt, welchen die Univerſität unter ihre Bürger zählt, verſöhnend durch die Anſicht, daß ſie keinem beſondern Vereine im akademiſchen Leben entgegenſteht, ſondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinbarung, in welcher ſich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß ſie keinen mit einer beſonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entſagen nöthigt, hat ſie einen beſſeren freieren Geiſt auch unter den noch Zweifelnden oder Abgeſonderten dadurch enthüllt, daß dieſe, getroffen von der Idee dem gemeinſamen Leben ein Aſyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindſeligen Begegnung ſich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademiſchen Geſellſchafts-Aula allen Zwiſt der Eintretenden niederzulegen und ſich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genoſſenſchaft zu fühlen heißt, welche, die akademiſche Jugend ſelbſt darſtellend, ihr Daſein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet iſt.

Faſſen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Univerſität unter dem Schirm der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleiſtet haben, uns als einzelne Erſcheinung entgegentritt, in Einem Ueberblicke zuſammen, ſo wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünſchen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir ſtehen, eine Umgeſtaltung aller Verhältniſſe und Beſtrebungen zum Beſſeren ſich offenbart, und es iſt für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen vor König und Vaterland dieſes Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in ſeinem Kreiſe bewährt, nicht genügend erſcheinen, was Sie gethan, nicht geſichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren ſind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert iſt. Schon ein Alter hat geſagt, die Knechtſchaft ſei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienſtbar ſein gefahrloſer als ſeinem eigenen Willen folgen. Denn frei iſt nur, wer der Freiheit würdig iſt, und frei zu ſein, das iſt die Arbeit, das der Preis, der Schweiß des Edlen werth. Darum gebühret auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzubieten, um ihn zu gewinnen, und ſchweren Kampf zu beſtehen, um ſeine Herrlichkeit zu ſchirmen. Was in der menſchlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über ſich erhebt, was Bildung zeitigt und Tugend pflegt, es iſt in dem heiligen Kreiſe der Selbſtbeſtimmung, der eigenen Huldigung des Würdigen und ſeiner Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderſtehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sproſſen edler deutſcher Stämme, die der deutſche Name vereint, zeiget vor den Genoſſen, welche das gemeinſame Vaterland aus freigeſtifteten Anſtalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Burgen ſeiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernſte Ausland über den Ocean wie über die Steppen des ſtarken Nordens unter Euch ſendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großſinnigen Monarchen, der das höchſte Gut ſeines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entſchluſſe anvertraute, nicht umſonſt an Eure Herzen ſchlug, daß ſein Hauch in ihnen die Flammen edler Entſchließung entzündete, ſtark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geiſt auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beſchloſſen iſt.

Rede zum Andenken Friedrich Auguſt Wolfs am 28. Auguſt 1824.

Von Varnhagen von Enſe.

Sei es erlaubt, an dieſem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier verſammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genoſſe, vor einem Jahre an unſerer Spitze ſtand, und durch ſeine Geiſtesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur dieſem Kreiſe fehlt, ſondern auch der Welt für immer entriſſen worden.

Friedrich Auguſt Wolf ſtarb am 8. Auguſt zu Marſeille, wohin er gereiſt war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag ſchon im 66. Jahre ſeines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines ſolchen nahen Ausganges, den das Feuer und die Heftigkeit ſeines ernſten Willens, allzu thätig nach Entſcheidung ſeines Zuſtandes ſtrebend, vielleicht beſchleunigt haben.

Von den Verdienſten ſeiner gelehrten Laufbahn ſoll hier nicht die Rede ſein. Was er im Felde der Alterthumsforſchung geleiſtet hat, iſt der Welt bekannt. Er iſt Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieſer Wiſſenſchaft geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geiſtvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe emporgehoben worden. Den Scharfſinn ſeiner Unterſuchungen, den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Werth ſeiner zahlreichen und mannichfachen Schriften, vor allen ſeiner unſterblichen Forſchungen über die homeriſchen Geſänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darſtellen. Auch von den großen, ſchwer zu überſchauenden Arbeiten, der beſeelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Univerſitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als funfzig verſchiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klaſſiſchen Alterthums zugeführten Jugend mit ſtets belebter Kraft gehalten; von ſeinem antiken Geiſte und von ſeinem klaſſiſchen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von ſeiner bildneriſchen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römiſchen Formen ſich ausſprechenden Genialität, dann auch in deutſcher Zunge mit ſchöpferiſcher Meiſterſchaft eigenthümlich aufzutreten: von allen dieſen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlaſſen wir Andern zu reden.

Deſto eifriger aber mögen wir hier die Züge feſthalten, die den Mann ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit uns vor Augen ſtellen, und ſein entrücktes Daſein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit ſeiner vollſtändigen, durch und durch in alle Bezüge ſeines Weſens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen ſeines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geiſtesbildung. In der Lebensäußerung dieſer Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillſtände; er hatte ſich immer ſelbſt, er hatte ſich immer ganz, und keine ſeiner Eigenſchaften war ihm nur fragmentariſch verliehen.

Daher die große Geiſtesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegniſſen des geiſtigen Lebensverkehrs gegenüberſtand, ſie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz ſtellte, und mit geiſtreichen Zügen feſthielt oder entließ. Daher die heitere Gelaſſenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abſicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten ſtets ſo leicht und ſiegreich zu entſteigen wußte.

Gedacht hatte er über Alles; die Gebiete des Lebens wie der Wiſſenſchaften konnten einem ſo lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte ſeines Geiſtes erleuchtete ſich auch jede zufällige Umgebung; ſeine Eigenſchaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung ſeines Geiſtes war in den geringſten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichſten, durch die er bisweilen, mehr der ſcherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb ſie noch immer mit dem Reize ſeiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Anſprache von ſeinen geiſtigen Schätzen, und verſchmähte nicht, zu empfangen, wo er ſchon längſt beſaß. Eine unverſchloſſene Anſicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in ſeiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anſtrengung gefördert.

Nie vergaß er ſeiner Würde; er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr ſtellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße deſſen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatſache ſich als ſolchen fühlt und kennt. Und wie hätte er ſeinen Ruhm nicht kennen ſollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückſtrahlte, aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſei es, daß ihn die berühmteſten Anſtalten in ihre Mitte begehrten, ſei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen koſtbaren Ertrag ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgeſäet; ſie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterung und Zuverſicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich daſtehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechſels aufbewahrt ſind, deſſen Umfang und Inhalt neue Regionen ſeines Geiſtes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er es verwahrte, deſſen leichte Erregbarkeit verborgen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in geweihten Thränen inniger Theilnahme konnte er durch langverſchwiegene Wärme den ſtaunenden Entdecker überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Ausgezeichneten und Größten ſeiner Zeit. Ein ſtrebender und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſolche. In den Verwickelungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Geiſtesarten unter den Genoſſen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt Niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterſtühlen, vor denen die Sache ohne gehäſſige Zuthat perſönlicher Leidenſchaft erſcheinen kann.

Der Hingeſchiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederſchlagende Aufgabe hinterlaſſen, die: ihn zu erſetzen!

Uns aber ſei hier die Zuverſicht geſtattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht ſeines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geiſter über jede Berührung hinweggehoben iſt, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und ſo lebe er denn fort und fort in unſerem Gedächtniß der Mann, der endlich, vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch ſtets ruft in die vollere Bahn.

Kirche und Schule ſind unzertrennlich!

Eine Rede, bei der Einführung des Herrn Rectors Hanſen am 3. Februar 1837 gehalten.

Von A. G. A. Schläger.

Es ſei uns dieſe Stunde geſegnet, die in unſern Kreis einen neuen Mitarbeiter zieht, welcher uns helfen will, daß unſre Jugend zur Freude der Aeltern, zur Zierde unſrer Stadt und zum Segen des theuern Vaterlandes und der Welt durch ihre Tüchtigkeit und Würdigkeit ſich auszeichne und ein zufriedenes und ruhiges Leben führe. Und mit dem Wunſche, daß Sie, Herr **Hanſen**, zu dem großen und wichtigen Werke der Jugendbildung uns eine treue Bruderhand reichen mögen, begrüßen wir Sie. Sie wollen eine Stätte einnehmen, welche der jetzige Herr Paſtor **Hachmeiſter** in verſchiedenen Stufen 13 Jahre mit der treuen Hingebung ausfüllte, daß ſeine Arbeit nicht vergeblich war, daß unſre Knabenſchule unter ſeiner Leitung dem Ziele, welches die Zeit den höhern Bildungs-Anſtalten ſtellt, immer näher gebracht wurde, daß ſo viele Jünglinge mit den ſchönſten Kenntniſſen geſchmückt, von hier unmittelbar die vaterländiſche Hochſchule beziehen konnten oder in die obern Klaſſen der Gymnaſien übergingen, für welche Verdienſte wir dem Abgerufenen unſern wärmſten Dank ſchuldig ſind. Die entſtandene Lücke wollen Sie nun ausfüllen; eine väterliche Sorge wollen Sie unſern Söhnen widmen; Sie wollen Ihre ganze Mannesfraft daran ſetzen, daß bei den geringen Mitteln, welche uns zu Gebote ſtehen, dennoch viel und das Mögliche geleiſtet; daß nicht allein das, was durch eine gemeinſame Anſtrengung ins Daſein kam, erhalten, ſondern auch manches Gebrechen, von welchem kein menſchliches Werk, alſo auch unſer Schulweſen nicht frei bleibt, gehoben und das Ganze von Jahr zu Jahr zu höherer Vollkommenheit entwickelt werde. Ein bedeutungsvolles, aber auch ein herrliches Unternehmen, eines mit Begeiſterung für die heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit erfüllten und mit allen Bedingungen zur Löſung dieſer ſchweren Aufgabe geſchmückten Mannes werth! Sie gehen einem ernſten Berufe entgegen, welcher ſich von Ihrem bisherigen dadurch unterſcheidet, daß nicht Eine Claſſe Ihre Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſondern daß der Kreis, welcher Ihre Aufmerkſamkeit fordert, ſich von nun an um Vieles erweitert und daß Ihre Sorge, Ihre Verantwortlichkeit in dem Grade wächſt, in welchem Ihre Pflichten einen größern Umfang erhalten. Sie werden bei der Ausführung Ihrer lebendigen Wünſche um ſo mehr Kämpfe zu beſtehen haben, je größer die Bewegung iſt, welche Alles, auch das Schulweſen erſchütterte und je ſchwieriger die Stellung eines Lehrers in einer Zeit wird, wo es auch der umſichtvollſten Treue und einer eiſernen Beharrlichkeit nicht gelingen will, allen Anforderungen zu genügen und den überſpannten Erwartungen, die man hegt, zu entſprechen! Wie oft werden die eifrigſten Bemühungen der Schulmänner verkannt, falſch beurtheilt und aufgenommen, rückſichtslos getadelt! Wie oft ſind unberufene Hände emporgerichtet, um ohne Ueberlegung niederzureißen, was die Beſonnenheit mühſam nach und nach aufbauete! Wie hat der Strom ſelbſt Viele von denen fortgetrieben, welche ihm mit aller Macht hätten einen Damm entgegenſtellen ſollen. Man iſt nicht allein zufrieden, durch übertriebene Forderungen an die Jünglinge ihre intenſive Kraft zu vermindern und ihren Geiſt zu verflachen, ſondern auch durch den Druck der Materialien alles Gemeine zu bilden, wovon die Literatur zum unerſetzlichen Schaden Zeugniß geben wird. Ja man geht noch weiter und will, von dem Geiſte der Emancipation geblendet, die Schulen von den Kirchen trennen. Man iſt der Anſicht, daß auch hier eine Ablöſung eben ſo wohl möglich, leicht und wünſchenswerth ſei, wie bei materiellen Gegenſtänden und Laſten. So ſchön es auch iſt, das bürgerliche Leben von allen den Banden, welche eine rohere Zeit ſchlang, frei zu machen, daß es ſich freiwilliger entfalte: ſo zeigt ſich's doch ſelbſt dem Unkundigen bei einigem Nachdenken auf den erſten Blick, daß das Verhältniß, in welchem Schule und Kirche zu einander ſtehen, ganz anderer Art ſei. Und dennoch ward ſelbſt von ſcheinbar erleuchteten Männern der Wunſch laut, daß die Schulen nicht mehr länger mit der Kirche in der engen Verbindung bleiben mögten, welche bisher Beide auf's Innigſte verknüpfte. Es wurde als eine Laſt angeſehen, ja als die volle Entwickelung der Schulen hemmend betrachtet, wenn man dieſe nicht völlig unabhängig von der kirchlichen Aufſicht und Leitung mache. Und bereits das höhere Schulweſen iſt zum Theil ſchon jetzt von der Kirche abgelöſet. Obgleich wir uns über dieſe Frucht unſrer die Extreme liebenden Zeit kein Urtheil erlauben, ſo können wir doch unmöglich eine bange Beſorgniß unterdrücken, daß dieſe Maßregel nicht zum Heil, ſondern zum Schaden ſowohl der einen und der andern, als auch der Geſammtheit führen dürfte. Wenn die Gymnaſien, in welchen doch diejenigen ihre Bildung erhalten, welche als Diener der Gerechtigkeit, als Arbeiter in den Kirchen und in allen Zweigen der Verwaltung dem Vaterlande ihre Kräfte widmen ſollen, wenn die Gymnaſien, welche früher mit dem Kirchenweſen ganz verwachſen waren und von der Kirche Unterſtützung, Geiſt und Schutz empfingen, während ſie dieſer in ihren allgemeineren Zwecken zu Hülfe kamen, wenn die höheren Bildungsanſtalten, wie ſie auch Namen haben mögen, undankbar die bisherigen Verhältniſſe verachtend vergeſſen und den heidniſchen Geiſt dem chriſtlichen vorziehen und das eigentlich religiöſe Element, was die chriſtlichen Schulen aller Art belebend durchdringen ſoll, in den Hintergrund ſtellen: ſo muß man ruhig abwarten, welche Reſultate eine ſolche Ablöſung hervorbringt. Man vertraut zwar hie und da einem Theologen den Religionsunterricht an und wähnt, damit allen religiöſen Bedürfniſſen einer ganzen Anſtalt Genüge geleiſtet zu haben. Aber was ſoll das unter ſo Viele! Im Königreich Preußen hat man den gethanen Mißgriff ſchon eingeſehen angefangen und man iſt bemüht, zu dem Natürlichen wieder umzulenken. —

Wir leben in einem chriſtlichen Staate und dürfen es nie vergeſſen, daß im chriſtlichen Geiſt und Glauben Schule und Kirche Eins ſind, was Gott zuſammengefügt hat und was nach unſerer vollſten Ueberzeugung für die Dauer nicht von einander geſchieden werden kann. Aus dem Chriſtenthum hat ſich erſt nach und nach das Schulweſen zu jener Herrlichkeit erhoben, in welcher wir es ſehen und in dem Grade, in welchem der höhere Sinn des Evangelii aufgefaßt und lebendig ward, nahm die Sorge für die Jugendbildung zu. Und dieſe möglichſt innige Vereinigung ſchuf alle die Mittel, welche das wiſſenſchaftliche Leben erleichtern, ſammelte Bibliotheken, für welche eben ſo bereitwillig wie für die Schulen kirchliche Räume gewidmet wurden, gründete Stipendien für Lehrer und Schüler. Man glaube ja nicht, daß, hat man die Kirche aus den Schulen verdrängt, ruhet nicht mehr der fromme Blick auf der Jugendbildung, milde Hände bedeutende Summen zu heiligen Zwecken für arme Jünglinge darreichen werden. Und wenn es wirklich gelänge, das angefangene Werk fortzuſetzen und eine förmliche Scheidewand zwiſchen Kirche und Schule zu ſtellen und dies allgemein durchzuführen: ſo will es nicht klar werden, wer die Unterrichtsſtätte in der Nähe beaufſichtigen und dafür ſorgen ſoll, daß das kommende Geſchlecht nicht zurückbleibe. Wer da ſagt, unſre Schulen ſind mündig geworden — der ſpricht im Traume, und wer da behauptet, unſre jetzigen Lehrer bedürfen wegen ihrer höhern Bildung keiner Aufſicht, keiner Leitung, keines Spornes, der vergißt, daß ſie, wie wir Alle, Menſchen ſind. Die Kirche hat es immer als eine heilige Pflicht angeſehen, die Jugend mit zärtlicher Fürſorge zu beachten, hat ihre Diener mit allem Ernſt auf die Kleinen hingewieſen, hat ſtets mit Freudigkeit Opfer gebracht, daß Alle, jung und Alt, in ihrem Schoße dem höheren Ziele entgegengeführt würden. Sie nimmt die Säuglinge mütterlich auf und giebt durch ihre Weihe ihnen eine Richtung für die Unendlichkeit. Sie erleuchtet mit ihrem Geiſte des Friedens die lernbegierigen Seelen, daß ſie die Erfüllung ihrer Pflicht als den einzigen Weg zur Seligkeit bezeichnet; ſie nimmt den herangereiften Jünglingen und Jungfrauen das Gelübde ab, Gott zu fürchten, die Geſetze zu ehren, Niemandem Unrecht zu thun, ſondern durch Werke der Liebe ihre und der Brüder Wohlfahrt zu fördern und die Gegenwart würdig anzuwenden, damit die Zukunft auch nach dem Grabe deſto erfreulicher für ſie ſei; ſie hört nicht auf, unabläſſig ihre Kinder zu rufen und einen edlen Feuereifer in ihnen zu erwecken, ihr Gewiſſen unverletzt zu bewahren und dem Guten allein anzuhangen. Sie begleitet mit ihrem Troſt und Segen den Pilger auf ſeinem letzten Wege. Es liegt am Tage, daß die Schulen in dem Bereich der Kirche ſein müſſen, wenn dieſe ihre erhabenen Zwecke mit glücklichen Erfolgen gekrönt ſehen ſoll. Kirche und Schule ſind alſo nur in der äußeren Erſcheinung zwei Inſtitute, aber in der Wirklichkeit ſind ſie Eins. Jede Schule ſoll eine Kirche im Kleinen ſein, wo dem Herrn von den Unmündigen ein Lob zugerichtet wird, daß ſie durch Kenntniſſe, durch würdige Geſinnungen und Grundſätze ſich und Andere beglücke. Die Kirche iſt bemühet, das Angefangene zu vervollſtändigen, zu bewahren, zu befeſtigen. Man ſei daher nicht gewiſſenlos gegen eine Mutter, der man ſein Daſein verdankt. Man hemme nur nicht die Kirche und laſſe ihr alle die Mittel, mit denen ſie Jahrhunderte hindurch ſo Vieles wirkte und unſre Urväter und Väter zu tüchtigen Arbeitern erzog; man klage ſie nicht an, daß ſie nicht mehr leiſtete, und erwäge wohl, daß ihre Kraft durch die Stufe, auf welcher ſich das bürgerliche Leben befindet, bedingt wird; man vermehre nur ihre Kraft, und ihre Diener werden wahrlich zeigen, daß ſie es wiſſen, worauf es in den Schulen ankommt. Ermüdeten ſie nicht, bei aller Verkennung, bei allen Beſchränkungen, bei allen Verkehrtheiten der Jugend ſich hinzugeben und auf das Eine, was Noth thut, unverrückt hinzuweiſen — was wird geſchehen, wenn man ſie ermuntert, wenn man treu hilft? Kirche und Schule ſollen nicht mit einander im Streite leben; ſonſt wird beides wüſte. Beide ſollen auch nicht neben einander gehen, als wenn ſie nicht zu einander gehören, ſondern Beide ſollen wie Mann und Weib, wie Mutter und Kind für einander leben, die Schule für die Kirche und dieſe für jene. Ein heiliger Geiſt ſoll nicht allein in den Kirchen ausgegoſſen werden, ſondern ſchon früh auch über die Jugend, damit er in den weiteren Männern deſto mehr geöffnete Herzen finde. Beiden wird die Kraft und das Leben genommen, will man ſie trennen. Beide überwinden die Welt, bleiben ſie ſich ihrer natürlichen Verbindung bewußt und wetteifern ſie mit einander in der treueſten Vollbringung deſſen, was ihnen befohlen iſt. Ich kann nur Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit, nur eine von der Zeit begünſtigte Verblendung darin finden, wenn man unter Chriſten von einer Emancipation der Schulen redet. Das möge in den Mauern unſrer Stadt nie der Fall ſein! Wir Lehrer an Kirchen und Schulen wollen Eins ſein, wir wollen uns brüderlich die Hände reichen, um unſern gemeinſamen Beruf uns zu erleichtern, der darin beſteht, daß das geiſtige und ſittliche Wohl Aller, mit welchen wir verbunden ſind, immer unerſchütterlicher begründet und immer weiter gefördert werde. Dazu iſt die Schule, dazu die Kirche beſtimmt. Und damit wir nicht leiden und ſelbſt verwerflich werden: ſo wollen wir uns jene gehäſſigen Geiſter fern halten, welche das Leben und jegliches Verhältniß betrüben und verderben. Nicht der [illegible], nicht der Neid, nicht der falſche Ehrgeiz, nicht ein aufgeblaſener Sinn, keine Leidenſchaft, ſoll unſern Frieden, unſer gegenſeitiges Vertrauen ſtören; wir wollen nicht fragen, wer iſt Vorgeſetzter oder Untergebener, ſondern wer unter uns iſt am treueſten in ſeiner Pflicht, wer unter uns leuchtet am meiſten durch Liebe, durch Demuth, durch einen frommen Sinn, durch Weisheit und Tugenden? Und wenn dieſer würdige Lehrergeiſt uns belebt und aus uns wirkt, wenn ein reger Eifer uns beſeelt, um uns auszuzeichnen durch Wiſſen und Vollbringen, wie werden wir mit brüderlichem Wohlwollen einander zugethan ſein, uns nachſichtsvoll begegnen und als Arbeiter an Einem Werke einander dienen und die große Aufgabe, die uns geworden, immer mehr löſen; wie werden wir nicht verwerflich ſein vor dem, welcher uns hierher ſtellte, daß wir ſeine Kinder zum Himmel führen. Daß es dahin komme, dazu helfen auch Sie, Herr Hanſen. Die vorzüglichſten Zeugniſſe gehen Ihnen voran und mit den beſten Erwartungen nehmen wir Sie unter uns auf. Sie treten mit Männern in Verbindung, welche Alle das Gute wollen und ſchaffen, ein Jeder auf ſeine Weiſe. Es wird ein großes Verdienſt ſein, wenn Sie Alle auf's Innigſte zu einem Sinn, zu einem Streben verſchmelzen und durch die Verbindung der einzelnen Kräfte zu Einer Geſammtkraft werden Sie Berge verſetzen. Durch Ihr ſchönes Beiſpiel feuern Sie nicht allein Ihre Kollegen, ſondern auch Ihre Schüler, daß Alle Ihren Wünſchen freudig entgegen kommen. Sie wirken ſowohl durch den Unterricht, den Sie ſelbſt ertheilen, als auch durch die Aufſicht über die ganze Knabenſchule auf jeden Einzelnen und ſo verbreitet ſich Ihre Thätigkeit über unſre ganze Stadt. Die Ordnung, welche Sie hier handhaben, geht in die Familien über; der Fleiß, welchen Sie hier anſpornen, dringt in das häusliche Leben ein; die Zucht und Sitte, an welche Sie hier die Söhne gewöhnen, wird alle Kreiſe verſchönern. Geliebt und geehrt werden Sie nach und nach von Tauſenden und Ihres Namens Gedächtniß ſtirbt nicht, wenn Sie auch ſchon lange ruhen von Ihrer Arbeit.

Ich frage Sie nun, Herr Hanſen, wollen Sie allen Verpflichtungen, welche mit dem Amte eines Rektors unſrer Knabenſchule verbunden ſind, mit der gewiſſenhafteſten Treue Genüge leiſten, ſo ſprechen Sie: Ja mit Gottes Hülfe! So weiſe ich Sie nun in das Amt, das Ihnen anvertrauet iſt, hiermit feierlichſt ein und übertrage Ihnen, Herr Rektor, alle die Rechte und Pflichten, welche das Rektorat begleiten und wünſche, daß Ihr neuer Beruf an Früchten für unſre Jugend, für unſre Stadt und an Freuden für Sie möge reich ſein. Sie aber, werthe Arbeiter an unſrer Knabenſchule, nehmen den neuen Rektor als Ihren nächſten Vorgeſetzten und Freund liebevoll und mit Vertrauen auf. Glühend für die heilige Sache unſrer Schule kommt er Ihnen entgegen; Sie werden ſorgen, daß wir Urſache haben, uns über Ihre Eintracht, über die Strenge zu freuen, mit welcher Sie Ihren Lehrerpflichten nach allen ihren Beziehungen dienen. Das edlere Geſchlecht, das Sie gemeinſam ſchaffen, wird Ihr Ruhm und Ihr Lohn ſein. Du, geliebte Jugend, ſiehſt auf's Neue, wie man für dich ſorgt, daß du geſchickt und glücklich werdeſt. Benutze die ſiebenten Jahre, daß du durch Fleiß, durch Folgſamkeit unſre Schule und dich ſelbſt ſchmückeſt und deinen würdigen Lehrern und deinen theuern Aeltern dadurch für die treue Liebe dankeſt, mit welcher ſie dir angehörten.

Ihnen, Herr Konrektor Schemburg, der Sie ſeit faſt einem viertel Jahre das Rektorat mit ſo vieler Umſicht und Kraft geführt, und Ihnen, Herr Roſe, der Sie eben ſo lange Ihre Kraft ſo wirkſam unſerer Schule geſchenkt und durch Ihren Beiſtand uns einer großen Verlegenheit entriſſen haben, Ihnen Beiden fühle ich mich gedrungen, hier in dieſer Stunde, wo Sie aus dem bisherigen Kreiſe zurücktreten, meine dankbare Anerkennung nicht zu verſagen, die Ihnen gewiß auch von unſerm wohllöblichen Magiſtrate zu Theil werden wird. Und damit wäre denn die geſtörte Ordnung wieder hergeſtellt und wir dürfen um ſo mehr einer frohen Zukunft entgegen ſehen, daß unſer ganzes Schulweſen eine ſolche Geſtalt und Vollkommenheit gewinnt, wo alle Beſchwerden und Klagen verſtummen müſſen, da wir ſo glücklich ſind, an allen unſern Anſtalten Männer zu beſitzen, welche mit jugendlicher Kraft, mit dem beſten Willen und mit tüchtigen Kenntniſſen unſre Jugend an ihre Herzen legen und nicht aufhören werden, ſich ſelbſt und ihre Zöglinge immer mehr zu vollenden.

Unſer wärmſter Dank werde unſrer theuern Regierung dargebracht, welche durch ihre Ober-Schulbehörde uns einen Mann zugeführt hat, deſſen wir uns freuen. Dank dem wohllöblichen Magiſtrat, welcher auch jetzt wieder ſeine treue Fürſorge für der Stadt Beſtes bethätigte! Dank Ihnen, dem verehrten väterlichen Vorſteher unſrer Stadt. Sie haben unſern Schulen ſtets die rühmlichſte Aufmerkſamkeit geſchenkt und zeigen auch heute, daß ſelbſt die Kränklichkeit Ihre Theilnahme an unſerm Wohle nicht vermindern kann. Dank Ihnen Allen, die Sie zur Freude dieſes Tages mitwirkten und uns mit der Hoffnung erfüllen, daß Sie das große Werk unſrer Schulen ferner kräftigſt mit Rath und That unterſtützen werden. — Dank Allen, die dieſe feſtliche Stunde mit ihrer Gegenwart hoben und verſchönerten.

Du aber, Vater, der Du nun ſchon über 600 Jahre über dieſe ehrwürdigen Räume deine Sonne aufgehen ließeſt und Lehrer beriefeſt, auf daß durch ſie Dein Wille kund würde Allen, welche unſre Mauern umſchließen, laß Dein Licht noch lange von dieſen dir geweihten Stätten ausſtrömen, daß auch wir, wie wir gerührt Alle ſegnen, welche dieſe Schule bauten und in ihr lehrten und lernten, auch einſt den Segen der kommenden Nachwelt empfangen. Amen.

Ueber wiſſenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die deutſchen Univerſitäten.

Rede bei dem Antritte des Prorektorates der Univerſität Jena am 5. Aug. 1836.

Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Cruſius.

Als die erhabenen Geſetzgeber eine alte, ehrwürdige Sitte erneuerten, indem ſie den Wechſel der Verwaltung bei unſerer Anſtalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Abſicht, den Redner nur ſich ankündigen, und von ſich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreiſe ſeines Forſchens und Wirkens ſich ausſprechen zu laſſen. Ja, ſelbſt dieſer Ort und dieſe Verſammlung erheben andere Anſprüche an den Redner und an ſein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem Ganzen an, und er ſoll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieſer Verſammlung ſich ſelbſt in dieſer ſeiner Beſtimmung noch bewußter und klarer werden; er ſoll in ſeinem Worte die Meinung von ſich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, ſo auch in ſeinem Denken und in ſeiner Berufsanſicht, nicht erſt jetzt das Ganze zu erwägen und zu umfaſſen beginne; es ſoll endlich an dieſen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns Alle berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die Wiſſenſchaft aber iſt es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinſam beſeelen ſoll, Verehrte Verſammlung: ſie hat dieſe Hallen erbaut und geweiht, und dieſe Anſtalt begründet, für welche wir Alle, ehrwürdige Väter und Amtsgenoſſen, zu leben und zu wirken berufen ſind. Und hat man die Wiſſenſchaft von jeher und mannigfach in Anſtalten und Vereinen geehrt und gepflegt, von Einer Seite beſonders gehört ſie dieſen Anſtalten an: und dieſes iſt die Freiheit. Ich erbitte mir daher ihre Aufmerkſamkeit für das, was ich hier in den allgemeinſten Umriſſen, über die wiſſenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die Bedeutung der Univerſitäten, welche ſie auszuführen beſtimmt waren, darlegen werde.

Wo das menſchliche Leben aus der ſinnlichen Rohheit, aus den Feſſeln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geiſteszwange, oder aus den Schreckniſſen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, ſich zur geiſtigen Regſamkeit emporgearbeitet hat; wo es alſo eine Wiſſenſchaft giebt, ein Streben, ſich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man ſie, die man ſelbſt in der freien Entwickelung des Geiſtes gewonnen hatte, fortwährend mit der Freiheit zuſammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wiſſenſchaft ſelbſt in der Sprache des Volkes ſo, daß man ſie des Freigebornen würdig nannte, und man meinte damit den Geiſt, die Lebendigkeit und die Erhabenheit derſelben, wie ſie dem Sklavenſinne immer fremd wäre. Auch in dem äußern Leben ſuchte ſich die Wiſſenſchaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stätten; ſie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Geſellſchaft und die Anmaßungen der Schulen, ſie ſtrebte in dem philoſophiſchen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeſchränkung; ſie trat in ſolchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländiſchen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wiſſenſchaft ſuchte ſich endlich in jenen Anſtalten zu beſtimmen und feſtzuſtellen in den Univerſitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen Begriffe, allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet, während ſie doch auch oft wieder theils in Mißdeutungen, theils in Rückſchritte von dem, was ſie ſchon erreicht hatte, verfiel, und nur in unſerer Zeit wenigſtens auf eine beſtimmte Einſicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wiſſenſchaftlichen Freiheit, welche ſich da, wo ſie herrſchen ſoll, und in dieſen Anſtalten beſonders, beiſammen finden ſollen; und ſie ſtellt ſich zuerſt als eine Freiheit des Lebens für die Wiſſenſchaft dar.

Das äußere Leben hat neben ſeinen unabweisbaren Bedürfniſſen auch eine Menge von Anforderungen in Beziehung auf die Einzelnen und die Geſellſchaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß, und, um es zuſammenzuhalten und zu ordnen, um es erſprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Geſellſchaft, welche eben dieſe Zwecke hat, einer ſtrengen Form und Verwaltung, und oft eines heilſamen Zwanges. Aber das geiſtige Leben iſt ſo zart, es iſt ſo leicht zu ſtören und zu hemmen, und ſo ſchwer wieder hervorzurufen, daß man es ihm, und beſonders in ſeiner reichſten Entwickelung, in der Wiſſenſchaft, immer gern zugeſtand, ſich von jenen Verhältniſſen entfernter zu halten. Gewiß hat dies ſeine Mißbräuche gehabt, und die Trägheit, die Selbſtſucht, der böſe Wille hat oft die Gunſt benutzt, welche der Wiſſenſchaft geworden war; ſie haben ſie oft gebraucht, um ſich aus dem bürgerlichen Leben herauszuſtellen, oder ſich ihm entgegenzuſetzen. Auch jene lebensloſe, erheuchelte Vollkommenheit, welche ſich aus der Geſellſchaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beſchauung da zu ſein, indem ſie mit der gemeinen Sorge Leben, Gemeinſamkeit und Menſchenpflicht ſelbſt aufgab, ſie, welche im Gefolge von unzähligen Irrthümern auch in die Kirche eingedrungen war: auch ſie ging aus dem Mißbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menſchen immer dem Geiſte, dem Gedanken, der Wiſſenſchaft gehuldigt hat. Und oft ſuchte doch dieſe ſelbſt gerade am wenigſten das, was man ihr gern einräumte: ſich ſelbſt genug, begeiſtert und eifrig zu handeln und zu wirken, ſich und das Leben oft mißkennend, ließ ſie ſich oft in den Menſchenverkehr und ſeine Sorge verflechten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Anſprüche der Wiſſenſchaft auf die Freiheit des Lebens zu beachten und zu bewahren. Möge ſie ſich ihren Beſtrebungen und Arbeiten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, ſo gehören ſie doch immer der Menſchheit an; möge ſie im näheren Zuſammenhange mit ihm ſtehen, ſo bereitet ſie Geiſt und Kraft für daſſelbe, ſo gewährt ſie Würdigkeit für alle Verhältniſſe, ſo hat man ſie als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geiſtes giebt, da möge man es ſich nicht verbergen, daß in dem verletzten Innern immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere genoſſen und aufgelöſt werden. Aber jene Freiheit iſt der Wiſſenſchaft angemeſſen, und wenn man ſie ihr zugeſteht, ſo achtet man die Würde des Geiſtes ſelbſt, und ſie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daſeins. Die Laſten alſo, welche dem äußern Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Geſellſchaft; Verhältniſſe, welche in das Gemeine herabziehen oder ſich mit dieſem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen ſich Sinn und Seele herabſtimmen, und jene ſtrenge Form im Leben, ſie ſind der Wiſſenſchaft nicht angemeſſen. Wie viel weniger darf die niedere Lebensſorge, wenn ſie auch durch das ſtarke Gemüth beſtanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beſchränken und trüben, wenn nicht das geiſtige Leben zuletzt verkümmern ſoll!

Und dieſes erkannten alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her für die Wiſſenſchaft als ihre Begünſtiger eifrig waren: als dieſe Anſtalten für ſie gegründet wurden, war es der erſte Gegenſtand, den man beachtete, und es iſt, wenn immer auch nur das äußerlichſte, doch ein weſentliches Moment der wiſſenſchaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des griechiſchen Lebens, zu welcher das Schwert den Weg gebahnt hatte, zu einer geiſtigen Verſchmelzung zu machen: gaben ſie den Wiſſenſchaften, denen ſie eine Stätte bei ſich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer ſelbſtſtändig und in geſicherten, reichen Verhältniſſen ſein; ſie ehrten ſie und ihre Werke, und hätten ſie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, ſo haben ſie doch unſterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunſt jener Zeiten, ihr geſunkener, ermatteter Geiſt, ſie das nicht erreichen laſſen, was ſie verlangten und hofften; die Alexandriniſche Wiſſenſchaft blieb ohne den tief erſchöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches ihr wieder hergeſtellt werden ſollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienſt für jene Zeit und die Nachwelt iſt geblieben; und während die Prieſter in dunkeln Zügen aus ihrer uralten Weisheit dieſe Könige vergötterten, ſprechen Werke und Erfolge der Wiſſenſchaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menſchliches Verdienſt. Als, ihnen vornehmlich nacheiferend, die glanzvollen arabiſchen Herrſcher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer ſelbſt in das Abendland hereinführte, ſich für die Wiſſenſchaft beeiferten, gaben ſie den Bekennern und den Anſtalten, welche ſie gründeten, vor allem Freiheit, Wohlſtand und Ehre. Die chriſtlichen Fürſten ſtrebten ihnen nach, und ſelbſt in der ſeelen- und tugendloſen byzantiniſchen Herrſchaft traten Einzelne auf, welche es erkannten, in der Begünſtigung der Wiſſenſchaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wiſſenſchaft, blieb ſie ſich dann Jahrhunderte hindurch ſelbſt überlaſſen, um ſpäter in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöſter, wie ein Geiſt aus den Gräbern des Alterthums, wieder ſichtbar zu werden. Aber als im elften Jahrhundert ſich jene freien Schulen der Wiſſenſchaft bildeten, indem ſich um das Talent und den Ruhm Einzelner feurige Schaaren von Jünglingen verſammelten, ergriffen bald viele Herrſcher im Abendlande dieſen Anlaß, die Wiſſenſchaft würdig und angemeſſen zu ſtellen; und, um ſie nicht nur ſorglos und geachtet, ſondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen ſein zu laſſen, nahm ſich die Kirche jener Anſtalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stätte für das geiſtige Leben ſein wollte, und in ihren Freiſtätten ſchon langeher, wenn auch nur im beſchränkten Sinne, die Wiſſenſchaften beſchirmt und gepflegt hatte, erklärte die Univerſitäten für ihre Sache; ſie gab ihnen und ihren Genoſſen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener; und haben auch andere Rückſichten eingewirkt, hat auch die Kirche dann ihr Geſchenk, ſelbſt gegen den Empfänger wie gegen die bürgerliche Ordnung gemißbraucht, dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche ſie ausſprach. Als die Kirche die Herrſchaft immer mehr verlor, und als dieſe endlich in einer neuen Ordnung der Dinge unterging, wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geſchenk der Freiheit ſchmälern, wie ſie auch ſonſt die Anſtalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es iſt keine beſchränkte Anſicht unſers Standes und Wirkungskreiſes, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und ſeine Verhältniſſe aufzufaſſen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menſchlichen Standpunkte aus und für ſolche Zwecke anzuordnen, und ſelbſt das Bewußtſein, daß man das Rechte und Gute wolle, ſeit daher ſich immer in dieſer Begünſtigung ausgeſprochen habe, in welcher man die Wiſſenſchaften ſelbſt zu ehren glaubte. Oft gab oder geſtattete man ſelbſt mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlſtande, der Ehre, welche man den Anſtalten und ihren Genoſſen einräumte, wollte man auf jede Weiſe, und ſelbſt den Schein meiden, das geiſtige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen, und vertraute übrigens dem Geiſte, welcher in ihnen herrſchte, daß er ſich in allen Verhältniſſen immer mäßigen und ordnen würde.

Indeſſen liegt die wiſſenſchaftliche Freiheit bei weitem nicht in dieſen Verhältniſſen allein; ſie ſind nur das Aeußerlichſte von jener. Die Wiſſenſchaft ſelbſt ſoll frei ſein, ſo wie ſie ſich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und dieſe Freiheit iſt etwas, was ſie ſich ſelbſt geben ſoll, und wofür ſie nur das anſprechen darf, daß man ſie nicht hemmen und beſchränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß ſollen ſchon in ihren Gegenſtänden unbeſchränkt ſein. Der Menſch hat ſeine Beſtimmung eben ſowohl im Gedanken wie in dem wirkſamen Leben; und ſelbſt Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beſchränkt werden, wenn es für ſein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder wenn ſich ihm nur die Furcht vor ſolcher Beſchränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geſchichte der Menſchenwelt, ihre Verſchiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie ſie ſich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wiſſenſchaft, ihres Glaubens, ihrer Kunſt darlegt; der Zuſammenhang endlich von Natur und Menſchenwelt mit dem Geiſterreiche und mit der ſtillen Welt des Geheimniſſes; es muß Alles dem menſchlichen Geiſte aufgeſchloſſen ſein und bleiben: denn er hat das Vermögen, er hat die Beſtimmung dafür in ſich, und ſie kündigen ſich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen ſeines geiſtigen Strebens an. Zwar giebt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wiſſenſchaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit; es giebt ein geheimes Weſen im Innern des Menſchen, ſeinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewiſſe Grenzen beſtimmen wollen für dieſen Glauben, und wie viel einem Jeden auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erſcheinen ſolle. Fordert man unbeſchränktes Denken, ſo ſoll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet ſich die Anforderung der Wiſſenſchaft überall hin aus; denn ſie will Alles nur mit Ueberzeugung erwogen und geprüft annehmen, und in ihrer Einſicht ſoll es wenigſtens mit Klarheit und Sicherheit daſtehen, wo die Grenze zwiſchen dem Erkennbaren und dem Geheimniſſe, dem Weltlichen und dem Ewigen ſei; es ſoll die Verbindung wenigſtens erkannt werden, welche zwiſchen dieſen Reichen Statt hat, und je beſcheidener außer ihren Grenzen, deſto entſchiedener will ſie auf ihrem Gebiete ſein.

Die Wiſſenſchaft ſoll frei ſein, auch in ihrer Entwickelung und in dem Intereſſe, von welchem ſie belebt und angeregt wird. Man ſoll das Weſen und Leben derſelben nicht aufhalten und nicht zu dämpfen ſuchen; und wenn es nicht ſchon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es ſich auch nicht ſelbſt widerſpräche, es im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beſchränken, und Alles nicht ſo einer willkürlichen Beſtimmung anheimfallen müßte; ſo wäre es ſogar gefährlich, weil das geiſtige Leben in ſeiner Beſchränkung immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünſtelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei verfällt. Man ſoll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlaſſen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: ſie nicht Formen unterordnen, welche ſie ſich nicht ſelbſt gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müſſen, oder ſie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen, und am allerwenigſten die Idee der Wiſſenſchaft in dieſen Sklavendienſt hingeben. Aber ſie ſoll es auch nicht ſelbſt thun; und gewöhnlich iſt ſie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn ſie ſchon ſelbſt ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich ſoll ſie ſich dann vor dem Geiſte der Schulen hüten, in welchen ſich immer menſchliches Anſehen, ſtehende Formen, Beſchränktheit der Richtung, Unduldſamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und ſolche Freiheit ſuchten die würdigen Freunde der Wiſſenſchaft immer für dieſelbe; aber ſie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit ſeinem Glanze und ſeinen Idealen zeigt ſie uns nur ſelten. Da, wo nicht das ausgeartete Prieſterthum geherrſcht hat und man die wiſſenſchaftliche Freiheit ſelbſt haßte, begünſtigte das Alterthum oft nur die Wiſſenſchaft als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menſchengeiſtes, es ſcheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkürlichen Formen, in die Nacht ſeiner Heiligthümer fallen ſollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben ſuchte; und, ſeit es eine Wiſſenſchaft giebt, ſind Märtyrer derſelben, und ſo der verkehrten Sitte, wie dem falſchen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geiſt, der der Religion, iſt der Gedankenfreiheit günſtig und hat ſie hervorgerufen, weil er das Geiſtige umfaßt, weil er an gleiche Menſchenwürde glaubt, weil er ſo erhaben als menſchlich iſt. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabiſchen Herrſcher, obgleich in den Feſſeln des Islam, dieſe Freiheit an; und, wenn ſie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, ſo wußten ſie die Wiſſenſchaft mit ihm auszugleichen, indem ſie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forſchungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrſchende Kirche des abendländiſchen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie ſie von den Bekennern der Wiſſenſchaft gefordert wurde, weil ſie verdorben, weil ſie nicht im Lichte, weil ſie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anſtalten nur das Aeußerliche dieſer Freiheit, indem ſie dieſelben getrennt von der Schule erhielt; aber ſie ſcheute die Weisheit, ob ſie gleich ihren Haß gegen ſie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer ausſprach; ſie legte dieſe Anſtalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einſamkeit und der ſtillen Buße, ſondern einem weltabhängigen Dienſte der Kirche lebten; ſie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen oder die Seele zu erregen ſchien, verwarf die geiſtigen Lehren, welche ſich in der Form platoniſcher Gedanken ausſprachen, und ließ der Wiſſenſchaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beſchränkende Lehrform in dialektiſchen Formeln. Und ſie ſchritt nun weiter gegen die Geiſtesfreiheit vor, als es je geſchehen war, weil ſie tiefergreifende Mittel hatte; ſie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, ſie wollte Gedanken, Glauben und Gewiſſen beſchränken, und ſo war jene bürgerliche Freiheit, welche ſie der Wiſſenſchaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geſchenk für den Geiſtesdruck, welchen ſie übte. Es war die Nacht gekommen, und die Wiſſenſchaft ſelbſt, welche ſich ſo frei und rege angekündigt hatte, begab ſich immer williger und immer unwürdiger in den Dienſt, ſo dieſer Kirche als der Schulen. Dennoch beſtand dieſe Forderung der Freiheit, für die Wiſſenſchaft wie für die Kirche ſelbſt, in den Seelen Einzelner; abſichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schule verbargen ſie, und bereiteten die Herrſchaft des freien Geiſtes vor, und als die Wiederherſtellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höheren Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde ſie auch ſogleich für die Wiſſenſchaft, und ſelbſt da, wo man ſich den Neuerungen widerſetzte, in Anſpruch genommen. Aber nur ſpärlich kam es dazu, ſie wirklich auszuführen; und die Wiſſenſchaft ſelbſt erlag ſehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsſtreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Mißdeutung und den Mißbrauch abwehren, ohne der Sache ſelbſt zu nahe zu treten, und indem ſie die kirchliche Herrſchaft vernichteten, ſtellten ſie eine der Formeln auf, unter welcher ſich Geiſt und Sinn faſt noch ſchwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil ſie das Denken ſelbſt beſtimmen wollte. Doch mit der ausgeſprochenen Idee iſt auch immer die Möglichkeit und die Aufforderung gegeben, ſie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armſelige Form abzuwerfen, in welcher ſie ſich urſprünglich ausſprach. Und ſo hat auch dieſe unſere Anſtalt, wiewol ſie urſprünglich unter jener Herrſchaft des Buchſtabens und für dieſelbe geſtiftet war, ſich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wiſſenſchaft erhoben, und iſt, begünſtigt von erleuchteten Fürſten, von langen Zeiten her ſelbſt eine geſicherte Stätte und Zuverſicht für daſſelbe und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wiſſenſchaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in ſich, und man kann ſie nicht für vollſtändig dargeſtellt halten, wo nicht auch dieſer ſich entfaltet hat oder möglich geworden iſt. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, ſie will nicht nur in ſich ſelbſt frei ſein; ſie hat auch die Aufgabe, eine geiſtige Befreiung des Lebens durch die Wiſſenſchaft zu ſein; und dieſe Anſtalten, denen wir angehören, V. V., ſind ganz beſonders dazu beſtimmt, ſie für die Einzelnen und für die Menſchheit immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es iſt klar, und es war an ſich nie einer Mißdeutung unterworfen, worin ſich dieſe Befreiung im Leben des Menſchen darlege.

Die Wiſſenſchaft giebt ihm den Geiſt, in welchem er ſich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, ſondern auch die Herrſchaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Daſein überwindet; ſie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche ſeine Kräfte und Beſtrebungen immer rege, immer beſtimmt und entſchieden erhält; ſie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und giebt ihm die Begeiſterung für ſie, welche ihn nie in die Gewalt der Geiſtesherrſchaft fallen läßt; aber ſie legt auch hierin die Achtung vor dem Geſetze, vor der Vernunft, in ihm: denn die Freiheit ſteht am beſtimmteſten der Willkür, und in unſerem eigenen innern Leben entgegen. Ja die Wiſſenſchaft führt zu der Weisheit, und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichſam erzwungen, zur Unterſcheidung dieſer Begriffe zu gelangen. Und in dieſem Sinne faßt dieſes befreite Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Wirkſamkeit an daſſelbe geſchehen.

Dem, welchen der Geiſt, und in ihm die Wiſſenſchaft, befreit hat, wird es in ſeinem Seelenadel unmöglich ſein, ein Werkzeug für das

Partie zu ſein, in welcher Geſtalt es ihm auch erſcheine, und wie es ihn auch, aus ſeinem Innern oder von außen, zu bethören ſuchen möge. Er wird ſich ſeinen ganzen Wirkungskreis geiſtig und ſittlich rein erhalten; und hier zuerſt möge ſich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in ſich den Drang, über ſich den Beruf, darauf einzuwirken, und ein Jeder an ſeinem Theile, das Gute auch außer ſich zu ſchaffen, deſſen er ſich in ſich ſelbſt bewußt iſt, und auch hier ſoll ſich die Freiheit ſeines Geiſtes darlegen.

Die Freiheit aus Geiſt und Wiſſenſchaft hat auch hier immer nur das Geiſtige vor Augen, und um es geiſtig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher ſie ſelbſt belebt, arbeitet und ſorgt ſie immerfort, und ſo mild als kräftig, zu verkündigen, und Menſchen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben; aber ſie thut es gern und von Herzen, eben weil ſie Freiheit iſt; ſie thut es endlich immer nur in ſtiller, ſittlicher Wirkſamkeit. Und ſelbſt berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältniſſe deſſelben, findet dieſe Freiheit aus Geiſt immer nur Anlaß und Stoff für dieſelbe Wirkſamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit, und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menſchenwürdiges zu wollen und zu ſchaffen, und ſie will auch ihren beſondern Wirkungskreis nur zum Geiſtigen auf geiſtige Weiſe bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Geſetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Wirkſamkeit in ihm über. Hier iſt das Geſetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Beſten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen und allgemeine Verwirrung, vor welchem ſie ſich entſetzt, in welcher ſie ſelbſt zu Grunde gehen würde. Selbſt das Anerkannte, Beſtehende, achtet ſie, von welcher Art es immer ſei, um ſich mit ihrem Handeln daran anzuſchließen, und um es, wenn es ihr zuſteht, oder möglich iſt, nur ſchonend, allmälig und ſtill, zu verbeſſern.

Die Freiheit, die aus dem Geiſte ſtammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältniſſen, niemals umſtürzend, verletzend gehandelt; denn ſie ſteht, ſo der Willkür, als der rohen Kraft entgegen, und ſie will ja eben keine Herrſchaft unter Verwirrung und Trümmern. In ſich ruhig und klar, will ſie außer ſich für ihre Wirkſamkeit und für das Gedeihen der Menſchenwelt nur vernunftgemäßes Daſein; ſie will es nur durch Geiſt und Vernunft vorbereiten und ſchaffen, und ſie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, ſie hofft auf die Menſchheit, ſie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf dieſem Wege ſich entwickeln, daß es aufblühen und ſich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt: denn alles Unglück der Menſchen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit giebt es eine Hoffnung.

Dieſe unſere Anſtalten alſo, welche die wiſſenſchaftliche Freiheit geſchaffen hat, richteten ſich von jeher auch auf dieſe Erfolge für das geſammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens Kenntniß und Fertigkeit verleihen: ſie waren beſtimmt und bewährt, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensanſicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu ſein. Es lag in Zeiten und Verhältniſſen, daß dieſe Beſtimmung oft nur beſchränkt aufgefaßt wurde; und wie die Kirche ſie vormals gegen die bürgerliche Geſellſchaft und ihre Ordnung zu mißbrauchen geſucht hat, ſo gab es immerfort Mißdeutungen dieſer Begriffe, und die bürgerliche Geſellſchaft hat bisweilen die wiſſenſchaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen ſelbſt und nach ihrem eigentlichen Weſen konnte nur der Geiſt der Menſchheit hervorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber iſt, ſondern der der beſtimmten, geordneten Kraft und des heitern und ſtillen Wirkens im ſittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht ſind dieſe Anſtalten, in denen die wiſſenſchaftliche Freiheit wohnt, unſerm Volke ſo lieb und die Zierde des deutſchen Landes. Denn ſie ſind ſein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des urſprünglichen Sinnes behalten; und es iſt dieſes Volkes Beſtimmung gerade, geiſtig und ſittlich bedeutend zu ſein, und ſelbſt geiſtig zu herrſchen: endlich wird es nur auf dieſem Wege und in der Würde und dem Ernſte der Geſinnung ſich ſein Glück und den Ruhm ſeiner Väter erhalten.

Dieſes iſt alſo unſer Beruf, auf dieſem geheiligten Boden ſtehen wir hier; und es wird mir ſchwer, verehrte Verſammlung, von dieſer Betrachtung hinweg, Ihre Aufmerkſamkeit noch für einige Worte auf mich zu richten.

Ich trete heute ein Amt an dieſer Univerſität, und zum erſten Male, an, welches ich nie geſucht haben würde, und das vielleicht ſelbſt meiner Kraft nicht angemeſſen erſcheinen mag. Die Pflicht, welche ich mit meinem Lehrerberufe übernommen habe, Geſetz und Ordnung, haben mir geboten, es zu übernehmen. Dennoch, und bei dieſer nie verhehlten Scheu vor dem öffentlichen

Lebensgeſchäfte, und ſelbſt vor jedem Hervortreten aus dem ſtillen Kreiſe, in welchem ich vielleicht Etwas leiſten mag, oder dereinſt würde leiſten können; dennoch übernehme ich es mit Hoffnung und (ich kann es ſagen) in dieſem Augenblicke mit Freudigkeit. Vielleicht iſt ein redlicher Wille, eine beſcheidene Thätigkeit, ein ausgleichender Sinn, ſchon Etwas für dieſes Amt; und es hat dem guten Willen auch in ungeſuchten Verhältniſſen noch nie an Gunſt und Gedeihen gefehlt. Aber ich ſtehe ſo wenig verlaſſen da, daß ich mich vielleicht ſelbſt anklagen müßte, wenn ich in dieſem Amte zweifelte oder irre ginge. Ich rechne auf Ihre Leitung, mein verehrter Vorgänger im Amte: und Sie werden ſie dem Manne nicht verſagen, den Sie ſelbſt vor vierzehn Jahren als ungekannten Jüngling in dieſen Kreis ehrwürdiger Männer einführten, und für welchen Sie damals die Gewähr auf ſich nahmen, daß er unſerer Anſtalt Dienſte leiſten könne und werde. Ich hoffe auf Ihre Mitwirkung und freundliche Geſinnung, ehrwürdige Väter, verehrte Amtsgenoſſen, in allen näheren und entfernteren Verhältniſſen: und ich bin überzeugt, daß Ihre Unterſtützung, erbeten und freiwillig, mir immer nur förderlich ſein werde. Soll ich es erſt ſagen, daß ich auch auf Sie rechne, geliebte Jünglinge? Iſt dieſes Amt eine Laſt, ſo würde ſie mir unerträglich ſein, ſo würde ſie mich zu Boden drücken; wäre ich beſtimmt, in ihm anders zu Ihnen zu ſtehen, als ich bisher geſtanden habe und Sie es mit großer Liebe und vielem Vertrauen geliebt haben, als väterlicher Freund und Vermittler. Laſſen Sie es endlich uns Allen in der Seele bleiben, was wir dieſer neu erblühenden Anſtalt, von Tauſenden geſegnet und geliebt, und in dieſem unſerem Volke und Lande, was wir den großmüthigen Erhaltern derſelben, was wir dem theuren Fürſtenhauſe ſchuldig ſind, welches ſie durch ſtürmiſche Zeiten hindurch gerettet und ein ganzes reines Menſchenleben lang getragen und gewahrt hat. Und, wenn dieſe Wünſche, dieſe Erwartungen mich nicht getäuſcht haben werden, ſo werde ich mit unendlicher Freude immer dieſes Anlaſſes gedenken, eine Pflicht ungewohnter Art zu erfüllen; und das Bild dieſer Stunde, in welcher ich die Hoffnung ausſprach, wird ſich zu denen geſellen, welche uns als freundliche Geſtalten, ermunternd und tröſtend, an der Seite ſtehen und uns bis an die Grenze des Lebens begleiten.

Anhang.

Einige komiſche Reden.

Rede eines Gelehrten an eine Geſellſchaft Gelehrter.

Von J. A. Leiſewitz.

Glücklich iſt der, meine Herren, der Paſteten iſſet, und utramque rempublicam gehen läßt, wie ſie geht! dem ſein Schutzgeiſt, der bei ſeiner Geburt den ganzen Zweck ſeines Daſeins überſah, nichts wünſchte — als eine geſegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wiſſen, verſagt ihm den ſchmauſenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängſtigt ihn mehr, als alle Zweifel über ſeine Beſtimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um ſein Rindfleiſch zu würzen. Nichts erinnert ihn an ſeine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Fricaſſee ſind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erſtaunen ausruft: was für Geheimniſſe ſtecken in einem Ragout.

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß ſein Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundſchaft, Liebe und uns ſelber entſagen, daß uns das nämliche Alter als Greiſe findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offnem Munde vor einem Duodezband, oder, in einer geſtickten Weſte, und neben uns unſer Wappen, vor einem Quartanten ſehen? Daß ein reiſender Uffenbach unſere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unſerem Bruſtbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer ſchwärmeriſchen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es iſt noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo ſein „Alles iſt eitel!" zu ſeinem Miniſter, ſeinem Koch, ſeiner Mätreſſe, oder vielmehr zu ſeinem Bibliothekar ſagte. Doch er mag geſagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben iſt eitel, von der Zeit des Eſeltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftſteller und ſein Lichtputzer, der Schauſpieler und ſein Commentator ruhig neben einander ſchlafen.

Freilich wird alles, was unſer iſt, unter die Sterne verſetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtſchaffenen Manne für anſtändig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs ſeine Scheeren, bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unſerem vielſylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne ſind billiger als wir. Wann hat der Waſſermann Verſe gemacht, oder der Scorpion Recenſionen?

Aber im Ernſte, iſt die Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzeſſin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfaſſung untergrub, in deſſen trüben Strudeln Königreiche, philoſophiſche Secten und Alexandriniſche Bibliotheken wie Spreu ſchwimmen? — Aber möchte ſchwimmen, was ſchwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geſchichte hinten nach ſchwämme — oder ohne Figur zu reden, das iſt eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, ſo verbrennt die Univerſalhiſtorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erſte Menſchengeſchlecht ſeid, das dieſe Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben ſie erleuchtet, und andere Alexander verwüſtet, bis ſie Feuer, oder Waſſer, oder ein ausgeſtorbenes Element umſchuf. Nichts geſchieht, was nicht geſchehen iſt; und nichts geſchieht, was nicht geſchehen wird. Neue Heinriche werden regieren, und neue Ravaillacs ſie ermorden, die Fackel der Philoſophie wird verlöſchen, und noch unerſchaffene Barbaren de universali a parte rei diſputiren. — Das große All iſt ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geſchichte kommt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Friſt zwiſchen Tod und Verweſung!

Ein altes Sprichwort ſagt: Großes Glück fordert ſtarke Schultern. Und ſollte Witz und Gelehrſamkeit keinen Schultern zu ſchwer ſein, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns ſind, dieſe aber in das innerſte Weſen der Seele eindringen? Und doch prüft Niemand, wie viel ſein Herz und ſein Verſtand tragen können. Allein beide gehen auch oft unter der Laſt ihrer Kenntniſſe zu Grunde; ſie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moſte. Der Schlauch zerreißt, und der Moſt wird verſchüttet. — Auch fordert das Beſte der Menſchheit nicht ungeheure Gelahrtheit von uns — der natürliche Menſch ruft, unter unſern Wiſſenſchaften, wie Socrates auf einem Jahrmarkte, aus: Gott ſei Dank, wie viel iſt hier, was ich nicht brauche!

Sie ſehen, meine Herren, ich ſcherze. Allein es ſoll nicht gut ſein, wenn man immer ſcherzt. — Laſſen Sie uns von etwas anderm — aber ernſthaft reden; und was iſt ernſthafter, als Ihre Charaktere und ihre Geſchichte? wir wollen ſehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bilderſaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Seine weichen lyriſchen Lieder ſind Lockpfeifen in die Netze des Laſters; ſeine Muſe gleicht der Miſſionarin eines Bordells, und beide ſtottern einerlei in die Ohren des erröthenden Jünglings. Sein grüngelber Grimm nährt ſich von der Ehre des Nächſten, und ſeine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aaſe guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähſchrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was iſt ihm heilig? Er würde ſeinen Vater ermorden, wenn er eine ſatyriſche Grabſchrift auf ihn wüßte; und ſelbſt der Religion ſpottet er — ſo lang es hell iſt. Sein Unglauben geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht ſieht er Geſpenſter und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an ſeinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Iſt Melamp glücklich? das Kaffeehaus wiehert, und die Aſſemblee ziſchelt: er hat einen Einfall! Ich geſtehe es, meine Herren, das iſt eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu ſein, iſt auch nicht übel. Allein muß man denn ein Melamp ſein, wenn man ein witziger Kopf iſt? — So gebt mir einen Karſt und einen Pflug, und verbrennt mein Herz!

Wohl aufgeſchaut! Markulf kommt! Markulf, der ſeinen für ein Genie hält, der nicht zweierlei Strümpfe an hat, und der den Wohlſtand nicht mit Scorpionen züchtigt, der Spinnen eſſen würde, wenn Virgil Spinnen gegeſſen hätte, und das alles, damit die Markulfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie ſchlecht wählen die Menſchen oft ihre Mittel! Markulf iſt ſonderbar, um ein Genie zu ſein, und doch iſt nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der ſonderbar ſein will.

Er iſt vorbei — und noch lächelt Luzil in ſtiller Demuth, Luzil, der das moraliſche Wunderelixir erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Waſſerſucht, Brüche, Gicht, die heilloſe Schwindſucht, und die ſogenannten galanten Krankheiten — reinigt auch die Leberflecken des Charakters; ſollte jemand ſogar geſterben ſein — zwei Tropfen auf Zucker — aber Diät gehalten! Probatum est.

Aber laſſen Sie uns den Staub dieſer Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauſchen. Der ſeidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, iſt in jedem Vorzimmer zu Hauſe, und canoniſirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap ſieht ihn gern, aber nicht weil Sabin ein Mann von Talenten iſt. — Wir wiſſen es alle aus der Gelehrtengeſchichte, wie es Leute giebt, die witzige Dinge ſagen, um zu eſſen, ſo giebt es auch einige, die zu eſſen geben, um witzige Dinge zu ſagen. Seine Herrlichkeit haben einen Einfall auf große Naſen — er iſt ihnen lieb, denn er iſt der einzige Stammhalter ihrer Einfälle — und kein Menſch in der Stadt hat eine größere Naſe, als Sabin.

Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcen höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein und einen Schnitt Biscuit!

Drängt euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrſcht, und keinen Unterthanen habt, der es nicht ſein will!

Kein Fürſt erſchafft Talente. Die deutſche Literatur ſei Zeuge! — Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhms mit caſtaliſchem Waſſer auswuſchen; kein eitler Ludwig, der unſterbliche Dichter ergriff, um ſich mit ihnen in den Tempel der Unſterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels.

Die deutſche Literatur wand ſich mit eigner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch ſich, was ſie iſt. Ohne Unterſtützung ſchwimmt ſie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — geſtützt durch ſich ſelbſt, gehalten durch ihre Schwere.

Es giebt ein Geſchlecht von Menſchen, das nur eine Wiſſenſchaft kennt, und dieſe Wiſſenſchaft in Alles miſcht. Sie glauben, das, was ſie wiſſen, ſei Salat zu jedem Braten, und wuchern in fremden Ländern, wo ihre Münze Zahlpfennig iſt. Ich kenne Logiker, die Verſe in alle Figuren bringen, und Aerzte, die die Geſetze mit Wachs ausſpritzen. Gurdus iſt ein Geograph, aber redet mit ihm eine Stunde, ſo iſt ſein Gedankenſyſtem eine Provinz des eurigen. O hören Sie auf, guter Gurdus! Ich weiß Alles. Um Mitternacht will ich ohne Laterne den Weg von Athen nach Megara finden, und von Leipzig nach Rom — wie vom Teller in den Mund.

Oder ſind wir alsdann glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigem Kriege liegen, wenn der Hypochonder über uns herrſcht, und Weſen, Form und Farben der Dinge ärger vermiſcht, als der Philoſoph Pontius! Wenn unſer Schädel dem Gewölbe eines Tollhauſes gleicht, wo jeder Gedanke ein Narr iſt? Wenn der Strudel der Phantaſie alle Wirklichkeit in den Abgrund ſtürzt, und die unterſte Möglichkeit oben ſchwimmet? — Was für Tollheiten gehen nicht täglich durch die gelehrte Seele des Pedrill! Oft hält er einen Bücherkaſten für einen Polyhiſtor, und einen Geldbeutel für eine Hure, die ein Schwert und eine Wage in den Händen hält, bemerkt Gänſe mit Ordensbändern und einem Stern auf dem Kopfe, ſieht Raben in Toga, und Haſen in Sago, hält ſeinen Papagei für einen Magiſtrum legentem, und wenn er: wacker Päpchen! ruft, ſo glaubt er, daß er Wolfen widerlegt.

Entblößen Sie ihre Häupter, meine Herren! der große Paphnucius kommt! Ein Mann, der das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften von Dan bis gen Berſaba, von der Algeber bis zu den Kernmädchen durchreiſt iſt! In der Geſchichte hat er ſich umgeſehen, iſt mit der Chymie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling, und ſpielt auch mit Sätzen unter den vier logikaliſchen Taſchenſpieler-Bechern — auch aus der Hyppokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen wie ein ägyptiſcher Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius iſt ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntniſſe halb hat, auch die, die er ganz haben ſollte, gleicht er einem Stutzer, der um alle Mädchen buhlte, und den ſein eignes Weib zum Hahnrei macht.

Aber Criſpus iſt doch wirklich, was Paphnucius ſein will — ein Buch mit Händen und Füßen. Man kann ſein Gehirn nicht mit einer Nadelſpitze berühren, ohne eine Idee zu ſpießen. Aber ſeine Seele iſt wie eine Schöpfung ohne leeren Raum, nach den Begriffen gewiſſer Philoſophen; alles iſt todt; mehr Leeres — Leben und Bewegung wird erwachen.

Soll ich einige Stufen tiefer herunterſteigen, und Ihnen Gemälde im Geſchmack des Tenier und Oſtade liefern?

Sehen Sie die trunkenen Magiſter bei einem Inauguralſchmauſe? Sie zerſchmeißen mit ihren Beweiſen Syſteme, und mit ihren langen Aufſchlägen Gläſer. Vor ihren Augen tanzen Tiſche und Stühle, die Monaden und die Allgemeine Bibliothek im wunderbaren Gemiſch. Wenn ſie nicht trinken, verbrennen ſie Ketzer; denn freilich iſt es bequemer, den Autor zu verbrennen, als das Buch zu widerlegen. — „Ihr Herren Confratres, der Morgenſtern winkt, unſere Weiber warten, der Wein ſiegt — noch eins mal ſtoßen Sie an, auf's Wohl der beſten Welt!“

Oder ſoll ich Ihnen, meine Herren, das verzerrte Geſicht eines Kunſtrichters malen, der ein Buch lieſt, an dem er nichts zu tadeln findet? — Unnütz für ihn! denn das fehlerhafteſte iſt ihm das liebſte. So zieht ein hochfürſtlicher Kammerjäger eine Hütte mit Ratzen einem Pallaſt ohne Mäuſe vor.

Ein Franzos — Sie wiſſen, meine Herren, wenn ein Franzos nieſt, wünſcht ganz Europa: Proſit! — ein Franzos ſagt an einem Orte, die politiſche Geſchichte iſt die Geſchichte des menſchlichen Elends, die gelehrte der menſchlichen Größe.

Ich weiß nicht, und denke vielmehr, alle menſchlichen Dinge unter eine philoſophiſche Capelle gebracht, geben immer daſſelbe Reſultat — den Menſchen.

Ueberdem hat man die gelehrte Verfaſſung ziemlich richtig mit einer Republik verglichen; und da ſie nun, mit aller logiſchen Genauigkeit zu geben, einer wohleingerichteten Anarchie gleicht, ſo ſehe ich den Grund der Verſchiedenheit beider Geſchichten nicht ein.

Sie haben ihre Haller, Serius, Klotz, Scioppius, wie unſere Cäſar, Attila, Greiffenfeld und Nero; bei ihnen iſt noch keine Verfaſſung ewig geweſen, bei uns noch kein Grundſatz: in ihrer Geſchichte drängt ein Staat den andern, bei uns eine Meinung die andere; dort machen die Zerſtörer die erſten Rollen — was thun unſere größten Köpfe anders, als zerſtören? Etwas in der Gelehrten-Republik bauen, iſt ein Verdienſt, nicht weil etwas gebaut wird, ſondern daß Andere etwas einzureißen haben.

Dort gründet ein großer Geiſt ein Reich, und eine Reihe namenloſer Könige folgt; hier erſchafft ein Genie ein Syſtem, und dann eine Reihe babyloniſcher Schriftſteller, bis muthige Köpfe jene mit ihren Spinnrocken, und dieſe mit ihren Compendien vertilgen. Neue Dynaſtien nehmen ihren Anfang, und die verdrießliche Geſchichte muß denſelben Weg zwei Mal gehen.

An großen Begebenheiten aus kleinen Urſachen ſind wir eben ſo reich als ſie; die kranken Augen einer Prinzeſſin ſtürzen Aegypten, die Naſe des Newton, auf die ein Apfel fiel, die Monarchie des Carteſius. Unſerer Cabalen darf ſich kein Gewiſſensrath ſchämen, und oft würde ihnen das ſonſt ganz gewöhnlich eingerichtete Gewiſſen eines Hofmanns zu eng werden. Nur haben wir bei allem dieſen den Vorzug des Lächerlichen, und das mag dem Gedanken des obgedachten Franzoſen eine ſchiefe Wendung gegeben haben.

Unſere Kriege ſind eben ſo weitläuftig und in eben ſo ſonderbare Glücksfälle verwebt. Hat nicht oft eine leichte Inſtanz den am beſten bewaffneten Syllogismus von ſeinem Streitroß gehoben, daß er die geharniſchten Beine gen Himmel kehrte? Hat nicht oft ein witziger Einfall, der vor den Fäuſten einer Hypotheſe ſpielen ſollte, den Pfeiler derſelben ergriffen und umgeriſſen, daß alles darin umkam, Männer, Weiber und Kinder, an die dreitauſend Seelen?

Auch den ſchnellen Wechſel der menſchlichen Dinge, auf den Tacitus oft ſo rührend hinweiſt, finden wir unter den Gelehrten. Sagt, war Gottſched, als er blühte, nicht ſo reich an Lobſprüchen, als Kröſus an Golde? Seine literariſche Schatzkammer hatte alles, was einen Solon in Erſtaunen ſetzen kann. Da hing die Bewunderung von Deutſchland, das Lächeln vornehmer Gönner, und das Wehen reizvoller Damen, die Handklätſche der Journaliſten, das Jauchzen der ſtudirenden Jugend, und ſelbſt ſchon der Tadel der Narren. — Jetzt alles im Monde! Mit dieſen meinen Ohren habe ich es gehört, als Gottſched auf dem Scheiterhaufen ſtand, und die kritiſche Flamme ſchon loderte, rief er aus: Allerſeits werthgeſchätzte Anweſende, vor ſeinem Ende iſt Niemand berühmt!

Rede der Ziffer 8 am jüngſten Tage des 1798. Jahres im großen Rathe der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präſidentenſtuhl.)

Inhalt.

Anfang: die Rednerin ſpricht viel von ſich; wird ausgelacht; ereifert ſich; Lobrede auf die Nulle; Decimalſyſtem; Toulouner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; erſter Tag des XIX. Jahrhunderts; Beſchluß; Ende.

Durchlauchtigſte Nulle,
Großgünſtigſte Präſidentin und Stellvertreterin unſer Aller,
Allerſeits, nach angeſtammter Ungleichheit höchſt zu verehrende Mitſchweſtern,
9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1.

Morgen wird der Tag ſein, an welchem ich in unſerem geheimen chronologiſchen Ausſchuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlaſſen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder beſteigen werde, auf der ich nun ſeit ultimo Decembris 899 nicht geſeſſen habe. Ihr werdet mir alſo verſtatten, theuerſte Mitſchweſtern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausſchuß der Schweſter Neune übertrage, ein paar Worte zu euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieſer Bank Veranlaſſung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen ſeinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologiſchen Ausſchuſſes kein Beiſpiel, daß je von irgend einer Schweſter bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre geſprochen worden. Ja, ich erinnere mich noch ſehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her ſind, daß ich ſogar am erſten Jänner 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum erſten Mal in [illegible] Glorie im Ausſchuß zu ſitzen, nicht zu euch geredet habe. Aber, geliebte Mitſchweſtern, tempora mutantur! Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrſchte, iſt nicht mehr die, die das neunzehnte beherrſchen wird; in 1000 Jahren läßt ſich wohl was lernen. O, ich habe es hundert Mal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Baſtille und der alten Philoſophie, der ſich unter meinem praesidio ereignete und mir ſchwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der ſichern Erbin des Vorſitzes der Hunderte im nächſten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen, was ich verſäumt habe, nämlich zu erweiſen, daß Baſtillen und Philoſophien geboren werden und ſterben, und wieder geboren werden und wieder ſterben, ſo wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräuſch.) O! ich verſtehe euch wohl. Ihr ſcheint es nicht zum beſten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitſchweſter, und weder die höchſte noch die geringſte unter euch, es zuerſt wage, Schlüſſe zu machen und von Rechenſchaft zu ſprechen. Schlimm genug für euch. (Gemurmel.) Doch damit ihr ſeht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum ſtudirt habe, ſo müßt ihr allerdings wiſſen: ich bin unter euch allen erſtens die vollkommenſte gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter euch allen der einzige wahre Würfel (ſpöttiſches Lächeln von der Präſidentin und der Eins); beſtehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präſidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarſte iſt, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und dieſe Zahl iſt, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von vorn und von hinten in alle Ewigkeit. (Spöttiſches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schweſter Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Kichern), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetiſchen Größe, zwiſchen dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune und dich hochwürdige apokalyptiſche Sieben, von Ewigkeit her geſtellt hat. Ja, wenn ich alles dieſes zuſammen nehme, ſo fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu ſagen, daß keine unter euch allen in Rückſicht auf Naturgabe, ſich mit mir meſſen kann, als unſere erhabene Präſidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; ſehr wahr, Andere; und Eine hatte ſogar die Verwegenheit, ancora zu rufen. Dieſes brachte die Rednerin ſichtbarlich auf, und ſie fuhr mit einer Heftigkeit fort:) Pfui, ſchämt euch! Iſt das eine Aufführung für ganze Zahlen? oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verluſt mit einem paar Pünktchen oder einem et caetera erſetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präſidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und ſagt mir, was iſt denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt ihr wohl die wahrſcheinlichſte Grenze des menſchlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur auserſehen, dieſe Grenzen zu beſtimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenn's hoch kömmt, ſo ſind's achtzig? und wie ſchreibt man dieſe Achtzig? Wie? O! es ſollte mir ein Leichtes ſein, euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde blos zeigen, daß euer Mangel an Reſpect gegen unſere Präſidentin ſich allein auf eure Ignoranz gründete.

Erlaube mir alſo, erhabene Nulle, Präſidentin unſeres Raths, Kreis, Kugel, Bild und Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie du ſonſt genannt ſein willſt, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieſer Elenden zu Liebe bei deinem Verdienſte verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn dieſe nicht mehr ſein werden? Fand nicht Shakeſpeare, der große Allfühler, ſelbſt das Zeichen der Nulle ſo wichtig und ſo ehrwürdig, daß er ſogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die ſeine Privatwelt war? Wäre er ein Deutſcher geweſen, ſo würde er ſicherlich jetzt ſein Vaterland dankbar ebenfalls damit beglücken. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zu 10, 100, 1000 etc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwenkung, wiederum zu 0, 1; 0,01; 0, 001 etc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich! das Größeſte, was je in der Welt, im Felde ſowohl als auf dem Papier, durch Schwenkung ausgerichtet worden iſt, und überdies ſo ſchwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menſchlicher Dinge, deren Werth oft blos vom Schwenkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerſte Mitſchweſtern (ſo nenne ich euch ſchweſterlich weiter, da ich Zeichen der Rührung bei euch bemerke), daß, ſage ich, die Zeit meines Aufenthalts auf dieſer Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier geſeſſen habe, zu kurz ſein würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des großen Decimalſyſtems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelſon, der bekanntlich nur fünf Finger hat *), den Lauf der Thaten hemmt, ſich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wiſſen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten **), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wellen vorgefallen iſt, erkauft hat, die Ahnerin der mächtigſten Thronen, die Durchſtecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit, und die Käuferin des mit Geld Unverkäuflichen — daß, ſage ich, dieſe Nation dieſes Decimalſyſtem mit der ihr eigenen Kraft und Baarſchaft an Thaten unterſtützt, und mit dem Feldgeſchrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Weſten nach Oſten zieht. O! wie habe ich während meines Präſidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's geheimen Abſichten ſprach und die hauptſächlichſte darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demſelben anzulegen, und ſo das Decimalſyſtem über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes. Denn erſtlich iſt das der Berg, auf welchem bekanntlich das erſte Decimalſyſtem auf ſteinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch ſo ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweiſt es eine gewiſſe Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction ſchuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaaße, manche Hauptartikel jenes alten Syſtems gleichſam abolirt worden waren. Wie ich höre, ſo wird mit den neuen Zinstafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Univerſalerdbeſchreibung der Berg künftig ſeinen Namen von dieſer Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit blos mit Mons Sin. bezeichnen wird, daß jedes Herz leſen kann, wie es will, Sinai oder Sinnum. Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, ſämmtlicher Väter des unabbildlichen Nichts. Wie würde ich ein Ende finden in dir, dem unerſchöpflichen Thema von Tauſenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, um noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältniſſen in tiefſter Verehrung zu weihen. Warſt du es nicht, Citoyenne, die ſeit jeher deutſches Verdienſt, wenn Alles fehlte, aus deinem unerſchöpflichen Vorrathe belohnteſt, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambroſia-Zwieback labteſt, bald in die leere Taſche des Lottoſpielers und des tief ſpeculirenden Kaufmanns weiß, klar und rund, tröſtend hinab verlief'ſt? Warſt du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Koſacke Pugatſcheff und der Zigeuner Gallant, oder ſonſt noch älteres oder neueres Geſindel, Alles, Häuſer, Schiebladen und Weſen à jour gefaßt, zurückließen? (Die Präſidentin verhüllt ſich und glüht ſchamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinſterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenſtand mit einer tiefen Verbeugung über.)

Theuerſte Mitſchweſtern, ich komme nun (indem ſie ſich die Augen wiſcht), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verſtrichen iſt, nach Rednerart, geſchwind zur Hauptſache. Ob ich eben ſo geſchwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Geſpenſterſtunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich! Ich habe ſowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literariſchen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter ſogar einigen engliſchen, mit Verwunderung erſehen, daß man in der Chriſtenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Aehnlichkeit hat;

---

*) Er verlor einen Arm bei Teneriffa.

**) Genius der Zeit. Juni 1799. S. 252.

nur mit dem Unterſchiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer bliebe. An eine Mittellinie iſt noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr beſteige ich die Bank der Hunderte, und unſere Präſidentin iſt, troß ſo vieler diplomatiſchen Geſchäfte, die ſie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entſchloſſen, das Präſidium auf der Bank der Zehner, und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das iſt, wir werden 1800 ſchreiben. Morgen über zwei Jahre tritt ſie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit ſo vielem Ruhme die allerhöchſte ſeit 1000 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage iſt nun: wann und an welchem Tage ſollen Perſonen, die viel auf Geburtstagsſchmäuſe halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich dieſe ein Jahr beſeſſen habe) an dem Tage, da die Eins das Geſchäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1. Jänner 1800 oder 1801? Ihr ſeht deutlich, daß mich dieſer Streit nothwendig ſehr intereſſiren muß. Mein ganzes erſtes Regierungsjahr mit Hunderterrang ſteht auf dem Spiel, und iſt gerade die Strombreite, um welche geſtritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erſtes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen ſein ſoll, das mit verjüngter Glorie ſeinen Einzug in die ſtaunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitſchweſtern, die Anführerin des neunzehnten, alſo des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftſchlachten der Völker ſich zu den Land- und Seeſchlachten wie 300 zu 1 verhalten werden, ſo daß die Zeitungsſchreiber, von Paris bis Hamburg, ſie mit hundertfüßigen Teleſkopen aus dem Center ſelbſt beviſiren, bephantaſiren und als Augenzeugen beſchreiben können, und worin man die hoch vorüberſauſenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft ſchießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wiſſenſchaft, ich meine der mit großem Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkiſchen Experimentalpolitik, entweder einzuärnten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder Utopiſches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrſcheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müſſen. Hierüber muß ich mich erklären (ſieht nach der Uhr und fängt an geſchwinder zu reden):

Ihr wißt aller Seits, daß im 6. Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien ſtammte. Er hieß Dionyſius, und wegen ſeines geringfügigen Körpers, der kleine (exiguus). Dieſer kleine Mann hatte zuerſt den großen Einfall, unſere Jahre nach der Geburt Chriſti zu zählen, das iſt, unſere jetzige Zeitrechnung zu ſtiften. So viel ich weiß, iſt ſein Geiſt nie gemeſſen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverläſſigkeit, daß er ſich im Jahre der Geburt Chriſti wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, ſeine Zeitrechnung, wahr oder falſch, gleichviel, fand Beifall, und dieſer mächtige Eichenſtamm wuchs auf chriſtlichem Boden ungeſtört fort, troß der vielen kleinen Schmarotzerpocken, die ſich an denſelben hier und da angeſetzt haben und noch immer anſetzen. Allein Jammerſchade iſt, daß noch ſogar geſtritten wird, wie eigentlich der kleine Dionyſius gerechnet habe, ob er, weil Chriſtus nicht auf den erſten Jänner geboren worden iſt, ſondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation ſelbſt das erſte Jahr genannt habe, oder das Jahr nach dieſem Geburts- und Incarnationsjahre. Dieſe Schwierigkeit iſt ſo groß (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dionyſius, der tauſend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, ſondern ein derber Sechsfüßer von einem franzöſiſchen Jeſuiten, Namens Dionyſius Petavius, der, ob er gleich im 16. Jahrhundert zu Orleans und Paris ſichtbar herumwandelte, im Geiſt größtentheils in den alten Zeiten ſpukte, ſie ſo groß fand, daß er anfangs nicht recht mit ſich ſelbſt eins darüber werden konnte; ſich einmal ſogar ſelbſt widerſprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionyſiſch zählen wollten, jetzt wirklich falſch, und müßten eigentlich bisher ſchon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieſes nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unſicherheit in dieſen Rechnungen, die wenigſtens dazu dienen kann, eine andere zu entſchuldigen.

Ihr werdet, theuerſte Mitſchweſtern, aller Seits geſehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich ſo eben geredet habe, den Grenzſtreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob ſcharf Dionyſiſch oder nicht, das iſt nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300,000 Mann, ſich jetzt noch einem ſo alten chriſtlichen Gebrauche durch ſolche Fineſſen zu widerſetzen und die Ordnung der Dinge zu ſtören. Es hieße außerdem ja, als wenn unſere Erfindungskraft ſo erſchöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerſcalen und neue Schmarotzerpocken. (Hier etwas Gemurmel von Bons. Sin. und Uhrzifferblättern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tauſenden, nach Hunderten u. ſ. w. Sobald wir aber dieſes thun, ſo müſſen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert ſelbſt nicht fehlen laſſen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert ſelbſt den Beſchluß. So wäre alſo das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1799. nach Chriſti Geburt geweſen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsſchmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden am 1. Jänner 1801. Alſo das erſte Jahr, wenn ich auf der Bank der Hunderte erſcheine, iſt wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit tröſten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schweſter Eins, die Ehre habe, das 18. Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu beſiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geſchrieben iſt. Da ich dieſes mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18. Jahrhunderts führen werde: ſo hoffe ich auch, damit ſelbſt die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18. Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18. Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Rindviehes! Ihr erkennet nunmehr, theuerſte Mitſchweſtern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (ſich ermunternd) mit Freuden lege ich die ſchimmernde Krone, die mir bei meiner Erhebung gereicht wurde, in das Grab des hingeſtorbenen Jahrhunderts. — Indeſſen ſollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsſchmauſer auch den erſten Tag meiner Erſcheinung (1. Jan. 1800), an welchem ſich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müſſen, und ſich mit kalligraphiſchem Mennegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn ſo würden ja (ſie lächelt in ſich ſelbſt hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, ſtatt eines, zwei (frohes jovialiſches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht ſehr irre, ſo iſt gerade jener neue Datumszug wohl hauptſächlich Urſache, warum über die Frage geſtritten wird, und eben deswegen ſchon eines kleinen Präliminarſchmauſes, vor dem großen Definitivſchmauſe, werth.

Indeſſen aber, theuerſte Mitſchweſtern, ſo ſehr ich auch alle, ehrwürdige Gebräuche reſpectire, und überzeugt bin, daß ſich unſer chriſtliches Jahrhundert erſt mit dem 1. Jänner 1801 anfange, ſo kann ich euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe giebt, die entgegengeſetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich ſehr gern zugebe, daß dieſe Gründe eben nicht gerade die ſein mögen, womit ſie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es iſt nämlich gewiß, 1) daß unſre gegenwärtige, wahr oder fälſchlich ſogenannte Dionyſiſche Epoche ſich von der Beſchneidung Chriſti und weder von ſeinem Geburtstage, dem 25. December, noch von dem Incarnationstage deſſelben anhebt, einem Tage, der hiebei ſo wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 ſogar ihr Jahr von demſelben zu zählen anfingen, und noch ſpielt dieſer Tag (der 25. März, die jetzt Ladyday, Maria Verkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten und dergl. ſeine Rolle. Alſo fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unſerer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankommt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im ſtrengſten Verſtande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, ſondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Chriſti. 2) Iſt wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, ſondern laufende Jahre zählen. Unſer gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1799 zeigt ſo wie der lateiniſche Ausdruck: anno post Christum natum primo, millesimo etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählt, ſondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, ſowie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck blos Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie ſoll man denn dieſes Geburts- und Incarnationsjahr ſelbſt bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des erſten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieſes wäre ja eben ſo widerſinnig, als es das erſte nach derſelben zu nennen. Es bleibt alſo nichts übrig, als, da unſere Jahrrechnung mit einem erſten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Chriſti liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit ſelbſt mit 0 zu bezeichnen, und deſſen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der chriſtlich-bürgerlichen Epoche zurück zu ſetzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten ſelbſt, auf die es eigentlich hier ankömmt, ſondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Chriſti 0 hat, das iſt, ein Jahr, das man weder das erſte Jahr vor deſſen Geburt, noch das erſte nach derſelben nennen kann: ſo iſt es wenigſtens Niemandem zu verdenken, am allerwenigſten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Abſoluten der Meßkunſt, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beſchlüſſe bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unſere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, alſo nicht laufende, ſondern verſtrichene Jahre, gerade ſo wie der Aſtronom ohnehin ſchon ſeine Zeichen des Thierkreiſes bei den Längen der Planeten und ſeine Monatstage zählt, und wie wir ſelbſt im gemeinen Leben unſere Stunden zählen. Denn 3 Uhr 50 Min. heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, ſondern der vierten, ſo wie 100 Rthlr. 6 Ggr. nicht 6 Ggr. des 100. Thalers, oder ſo viel als 99 Rthlr. 6 Ggr. bedeutet. Warum ſoll denn nun 1798 1. Jul. gerade ſo viel ſagen, als 6 Monate des 1798. Jahres, und nicht 1798 Jahre und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein ſo viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn ſo viel ich ſehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindeſten geſtört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul. 3 Uhr berechnen will, ſo ſchrieb man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das iſt, für den Anfang dieſes Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 3 Stunden. Aber der Anfang des 1798. Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, iſt ja mit dem Ende des 1797. von jenem 0 an gerechnet einerlei. Allein ſo gerechnet, ſchreiben wir jetzt, da ich rede (ſieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799. Jahr nach der gewöhnlichen Rechnung das 100. des Jahrhunderts, auf dieſe Weiſe gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht ſonderbarer wäre, wenn die Aſtronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß ſie ihre Tage anders zählen, wie ſie wirklich thun, nämlich nicht laufende, ſondern vergangene und dieſe noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beſchluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbeſſern, nicht neuern, ſondern blos entſchuldigen wollte. (Die Neune regt ſich, um von der Bank Beſitz zu nehmen). Ich ſehe, theuerſte Schweſter und Nachfolgerin, du eilſt meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du haſt ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke ſchlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 ſetzt ſich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

Rede über den Dativus und Accuſativus.

Von Tieck.

Verehrteſte Zuhörer!

Indem ich ſeit einigen Tagen von dem Vorſatz bewegt wurde, dieſem theuern Hauſe ein Andenken meines Daſeins, einen Dank, wenn auch nur kleinen, für die Gaſtlichkeit und Freundſchaft, die ich hier genoſſen habe, zurück zu laſſen, kam in den feierlichen Stunden der Mitternacht die Begeiſterung zu meinem Lager, und im kurzem Verkehre mit der göttlichen wußte ich ſogleich, was mir zu thun obliege. Wohl klagt unſer Schiller mit Recht, daß die Götter von unſerer Erde entwichen ſeien, die den Griechen Wald, Berg und Fluß belebten und verherrlichten. Beſaß doch damals ſogar jede Stadt, jeder Hain, jegliches Haus ein Bild der Gottheit, die dort vorzüglich verehrt wurde, und die auch darum gern verweilte. Soll ich an die Pallas der Athener erinnern, an Troja's, Thebe's Heiligthümer, an den Pan Arkadiens? Doch wir, was haben wir, was glauben wir, wenn wir auch einen Apollo oder Hermes ſchnitzeln? Das hat ja die Bildhauerkunſt bei uns ſchon ſo tauſend Mal beklagt, daß die Veneres uns ſo wenig bedeuten, daß wir mit dieſen Amoribus nichts anzufangen wiſſen. So wandte man ſich mehr als einmal zu vaterländiſchen, deutſchthümlichen, volksmäßigen, isländiſchen Göttergebilden. Aber Freia und Thor, Odin und Wodan, Thor und Loke, ſammt Balder wollten uns eben ſo wenig aus der rathloſen Lage helfen, denn ihnen kam noch weniger der Glaube entgegen, und Kenner ſelbſt meinten: ihre Attribute, ihre Fabeln, ihre ganze Statur und Natur vertragen ſich nicht mit dem guten Geſchmack. Schon oft hab' ich mich im Stillen gefragt: warum hat noch keinen Genius der Blitz der Weiſſagung durchdrungen, uns den Geſchmack ſelbſt bildlich darzuſtellen? Haben wir doch Mütterlichkeit und Kindesliebe, Geſetzgebung und Freiheit, ja Aufklärung gezeichnet und geſtochen, wenn auch nur in Vignetten oder in Kalendern. Warum haut man nicht den Geiſt der Zeit in Marmor, oder Liberalität, Humanität, die Fortſchreitung des Menſchengeſchlechts, die ſich von ſelbſt auch der ſchwachen Imagination im Bilde darbietet? Hier, vaterländiſche Künſtler, geht ein neuer Weg, hier iſt ein friſcher, unberührter Steinbruch, um Originalität zu holen, die Lorbeerkränze fallen von ſelbſt herunter. Nun möchten Sie glauben, dieſe Figuren, da ich mich ſo ereifere, ſollten etwa den Geſchmack, den Zeitgeiſt, den Zuſtand der Finanzen, den Amortiſationsfond oder den Patriotismus darſtellen; aber weit gefehlt, begeiſterte Freunde, dieſe Einleitung ward nur vorangeſchickt, um eine Bahn zu öffnen, die uns näher liegt, die uns wichtiger ſein muß, und auf welcher wir den Griechen gleich kommen, ja ſie wohl noch überflügeln können.

Denn das iſt jenen Alten immer vorzurücken, daß ſie Bild und Sache verwechſelten, über ihre Verehrung der Naturkräfte war ihnen, was wir alle noch täglich bedauern, der Schöpfer ſelber ſchon verloren gegangen; aber als ſie nun Stein, Holz und Erz ſogar für das Weſentliche hielten, da war Hopfen und Malz an ihnen verloren. Deßhalb iſt zu befürchten, die wir ſchon mit Begriffen Götzendienſt treiben, daß wir bei plaſtiſcher Bildung dieſer gefühlreichen Begriffe ganz in die Anbetung des ſilbernen Apis gerathen möchten. Um alſo unſere Gemüther frei zu laſſen, und doch der Kunſt und Originalität genug zu thun, habe ich als der erſte kühne Beſchiffer eines unbekannten Oceans den vielleicht zu kühnen Verſuch verſucht, in der Geſtalt dieſes ſchlanken jungen Mannes dem ſchauenden körperlichen Auge den Accuſativus hinzuſtellen, der in dieſem Hauſe und in der ganzen Provinz mit ausgezeichneter Andacht verehrt wird. Sei er alſo der ſchützende Genius dieſes Schloſſes, dem ſchon die Herzen ſchlagen, der ſo oft angerufen, citirt und angewendet wird, in Gelegenheiten, wo andere Provinzen ſeinem Bruder, dem Dativ huldigen. So wie er hier gezeichnet iſt, hat dieſen feinen, idealiſchen, ſanften Accuſativ mein Geiſt geſchaut, und ich bin der feſten Ueberzeugung, nur in dieſem Vorſchreiten, in dieſem leichten Gange, in dieſer Geſtalt und Geberde kann er in die Wirklichkeit treten. Vielleicht, daß der junge Erbe dieſes Hauſes ihn in Zukunft in Marmor geſtalten läßt, nach dieſer Skizze, die aus Andacht und Begeiſterung hervorgegangen iſt. Des Contraſtes wegen ſitzt dort ſein Bruder, der gedrückte, beſcheidene Dativ, erwartend, ſtatt entgegen zu kommen, ruhend, ſtatt in Anlauf, gekrümmt, breit, ſtämmig, ſtatt ſchlank und heiter. Frage jeder ſich der theuern Anweſenden, jeder ſinnige Beſchauer, ob nicht ſo dieſe Gebilde ſchon ſeit undenklichen Zeiten in ſeinem Innern ſchlummerten. Wohlan denn, der Berg iſt durchgehauen, der Weg nach der neuen und neueſten Kunſt eröffnet! Mir nach, ihr Jünglinge, ihr Genien, beflügelte Geiſter, die nur darauf warteten, den Himmel der Kunſt von einer neuen Seite beſtürmen zu können. Wem von euch wird der Nominativ, der ſeltſam geheimnißvolle Genitiv erſcheinen? Von dem wunderlich verrufenen Vocativus, dem frömmſten der ſechs Brüder, iſt eine kurioſe Sage durch alle Länder im Umlauf, ſo daß er der unwiſſenden Menge ſchon oft zum Gelächter gedient hat. Eben ſo war Kaſſandra verſpottet, ſo wurde des Tireſias Weisheit nur zu oft mißverſtanden. Aber in manchem frommen Bilde, das die Augen in Ekſtaſe nach oben dreht, von Carlo Dolce und ähnlichen, habe ich geglaubt, die Annäherung an meinen Vocativus, die Ahnung dieſes hohen Ideals zu entdecken, wenn die Gemäldegallerieen und ihre Regiſter die Figur auch ganz anders taufen.

Sollen denn aber blos dieſe Caſus in der neuen aufblühenden Kunſtſchule gebildet werden? Dieſe hohen Geſtalten bewachen ja nur den Zugang zur menſchlichen Erkenntniß. Was er ſchon geheimnißvoll nennt, mit welcher Würde muß er dann Indicativ und Conjunctiv, das nahe ſtehende Präſens, das hohe Perfectum, das verehrungswürdige Plusquamperfectum begrüßen? Ein Name, vor dem ſchon der Knabe ſich beugt, der zum Bewußtſein erwacht. Soll ich das Futurum, das unbegreifliche Kind von dieſem, das Paulo poſt noch nennen? Und der Infinitiv! Müßte er nicht in vielen Paläſten als Schutzgott hingeſtellt werden, da der Große ſchon ſeit lange, der Vornehme, mit lobenswürdigem Beſtreben ihn faſt einzig und allein gebraucht? Dann noch der heldenkühne Imperativ, drohenden Blicks, zornig wie Ares, ſtark wie Thor, majeſtätiſch wie Zeus. Iſt erſt dieſes geſchehen, ſo wage ſich ein künftiger Praxiteles oder Apelles ſelbſt an die beiden Aoriſten der Griechen, um das Seltenſte zu ſchaffen und deutlich zu machen, was dem menſchlichen Geiſte vielleicht möglich iſt. Sie ſehen aber, Verehrte, daß auch ſchon, wenn wir bei deutſcher Mundart bleiben, der Begeiſterung unendlich viel zu thun obliegt. Hier ſtehen ſie, die erſten Anfänge dieſes glorreichen Jahrhunderts, der Nachwelt verehrungswürdig, weil ſie zuerſt den Propf löſten, der bis dahin den brauſenden Champagner in der Flaſche feſthielt.

F.

Die poetiſche Proſa.

1.

Obwohl anſcheinend in dem Ausdrucke ein Widerſpruch liegt, da eigentlich Poeſie der Proſa gerade entgegengeſetzt iſt, ſo ward dieſe Bezeichnung doch als allgemein gültig angenommen und beibehalten, da ſie jene Gattung der Proſa beſtimmt, welche in der Form den Uebergang von der Proſa zur Poeſie dadurch bildet, daß die äußere proſaiſche Darſtellung poetiſchen Inhalt umſchließt. Während die gewöhnliche Proſa auf den Verſtand, die Vernunft und das Gefühl im Allgemeinen einzuwirken hat und ſich des zur Einwirkung auf die Phantaſie Behilflichen nur als untergeordneten Mittels bedient, um den Einfluß auf jene Seelenkräfte zu verſtärken, iſt der Zweck der poetiſchen Proſa vor Allem auf die Phantaſie zu wirken und durch dieſe ihren Einfluß auf die anderen Seelenkräfte auszuüben.

Vgl. Einleitung, S. 2. § 3. ſo wie die dort am Schluſſe des Paragraphen mitgetheilten Citate.

2.

Die Phantaſie wirkt erfindend, d. h. nach dem Wirklichen oder dem als wirklich möglich denkbaren wieder erſchaffend, auf zweifache Weiſe, indem ſie entweder als gleichzeitig beſtehend, oder als in der Zeit werdend und ſich entwickelnd darſtellt, d. h. ſchildert oder erzählt. Sie erſtreckt ſich daher auf alle Gattungen der Poeſie und ſomit auch auf diejenigen, bei denen der allgemein geltende Geſchmack entweder die äußere proſaiſche Form vorgezogen, oder doch ſich derſelben neben der metriſchen Einkleidung bedient hat.

Zu den erſteren gehören vorzugsweiſe, a) der Roman, b) die Erzählung, c) die Novelle.

Zu den letzteren dagegen: a) das Märchen, b) die Legende, c) das Trauerſpiel, d) das Schauſpiel, e) das Luſtſpiel, f) der nicht geſungene Dialog in den Opern, g) die Schilderung; das Idyll, h) die Fabel mit den ihr verwandten Gattungen.

Von dem Weſen der drei Arten erſterer Abtheilung werden wir hier eine kurze Charakteriſtik folgen laſſen; hinſichtlich der der letzeren müſſen wir aber, als den uns hier gezogenen Kreis überſchreitend auf die Lehrbücher der Aeſthetik und Poetik verweiſen. Eine kürzere, allgemeinerem Bedürfniß wohl entſprechende Charakteriſtik derſelben, nebſt vollſtändigen Beiſpielen, findet ſich in der von dem Verfaſſer d. W. beſorgten Sammlung:

Poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes. Achte Auflage. Leipzig. O. Wigand 1845.

3.

Der Roman hat zur Aufgabe, das Leben in ſeinen verſchiedenartigen Erſcheinungen darzuſtellen und ihren Einfluß auf die Entwickelung des Menſchengeſchlechtes in den Schickſalen einzelner, in näherer oder entfernterer Berührung zu einander ſtehender Individuen nachzuweiſen, welche der Erfindung des Dichters überhaupt, oder wenn er ſie dem Vorhandenen d. h. der Geſchichte oder der Wirklichkeit entlehnt, der Schilderung und Entwicklung deſſelben anheim geſtellt ſind. Dasjenige Individuum, deſſen Schickſal entweder an und für ſich oder durch die Ausführlichkeit, mit welcher der Dichter es behandelt, als das bedeutendſte erſcheint, bildet die Hauptfigur und den Mittelpunkt — oder wie man ſich, jedoch nicht richtig, gewöhnlich ausdrückt, da es oft gerade das Gegentheil und mehr leidend als handelnd ſein kann, den Helden des Romans, um welchen ſich künſtleriſch die anderen vorkommenden Individuen in ihrer Beziehung zu ihm und zu einander zu gruppiren haben. Gute Erfindung, pſychologiſch wahre und richtige Charakterzeichnung, gute ſtets dem zu behandelnden Stoffe wie der Wahrheit des Lebens angemeſſene ſtyliſtiſche Darſtellung bleiben bei dem Romane daher die Hauptaufgabe für den Dichter, der, da eben der Roman als das ganze Leben umfaſſend, die möglichſte Freiheit in der inneren Behandlung wie in der äußeren gewährt, ſelbſt mit feinem Geſchmacke die Mittel zu wählen hat, deren er ſich bedienen muß, um ſeiner Leiſtung neben möglichſt vollkommener Wahrheit auch den Werth eines möglichſt vollkommenen Kunſtwerkes zu verleihn.

Man hat den Roman theils nach der beſonderen Tendenz der einzelnen theils, nach dem Inhalte, theils endlich nach der Form in verſchiedene Arten wollen zerfallen laſſen; da das Weſen derſelben aber immer ein gemiſchtes bleibt, ſo iſt eine ſolche Eintheilung immer eine mißliche, wenn es auch dem einzelnen Verfaſſer freiſtehen muß, ſein derartiges Werk durch ein Eigenſchaftswort noch näher zu bezeichnen, wie z. B. pſychologiſcher, hiſtoriſcher, humoriſtiſcher Roman u. ſ. w.

Vgl. Gordon de Percel (Lenglet Dufresnoy) de l'usage des Romans. Amsterd. 1734. 2 voll. in 12.
(v. Blankenburg) Verſuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz 1774. 8.
Nachträge zu Sulzer's Theorie d. ſch. K. Bd. I. S. 38.
Jean Paul, Vorſchule der Aeſthetik, Abth. II. Progr. XII.
Bouterwek, Aeſthetik Th. II. S. 219.
Solger, Aeſthetik. S. 294 ff.
K. Roſenkranz, Aeſthetiſche und philoſ. Mittheilungen. Magdeb. 1827. S. 1 ff.
Mundt, Kritiſche Wälder. Leipz. 1833. S. 131 ff.
O. L. B. Wolff, Allgemeine Geſchichte des Romans. Jena 1841. S. 1—21.
J. J. Wagner, Dichterſchule Ulm 1840 §. 190—247.

4.

Die **Erzählung** unterſcheidet ſich dadurch von dem Roman, daß ſie nicht einen ganzen Lebenskreis und das Verhältniß eines Individuums innerhalb und zu demſelben darſtellt, ſondern nur einzelne Ereigniſſe von eigenthümlichem Intereſſe und deren dauernde Einwirkung auf den einzelnen Character, zu dem ſie in beſonderer Beziehung ſtehen, entwickelt und ſchildert. Sie iſt meiſt in Proſa geſchrieben, doch ſchließt ſie die poetiſche Form keineswegs aus.

Vgl. über die poetiſche Erzählung: Wolff, Poetiſcher Hausſchatz S. 290 ff.

5.

Die **Novelle** leitet ihren Namen aus dem Italieniſchen her und bedeutet urſprünglich Nichts als eine gut erzählte Neuigkeit von allgemeinem Intereſſe, daher eine einzelne in ſich abgeſchloſſene Begebenheit, beſtimmt und kurz aber kräftig und lebendig vorgetragen, irgend eine Lehre des Lebens verſinnlichend, ohne ſie mit klaren Worten auszuſprechen, oder, wie bei der Fabel, ſie am Schluſſe nachdrücklich mit wenigen Worten hervorhebend. In Deutſchland hat man jedoch nie das urſprüngliche Weſen derſelben feſtgehalten, ſondern was bei uns Novelle genannt wird, iſt meiſt ein Mittelding zwiſchen ihr, Erzählung und Roman, oft dies Alles zuſammen.

Crescentia.

Aus dem fünfzehnten Jahrhundert*).

Eraclius der keiſer hatte einen bruder, der hiß Narciſſus; ſin wieb hiß Elizabeth. He was ein alt man, unde hatte keinen mut das im kinder werden: der ümme bathen ſi gote um einen erben. Si worden von gote gewert: di frowe gewan zweene ſüne: der eine wart geheiſſen Ditterich der wiße, der ander Ditterich der ſwarze. In irem ſeſſten jare ſtarb ir vater und ir muter. Di kinder worden gezogen mit groſſen züchten biß das ſi ſwert nemen ſolten. Die Romere wolden das ſi wieb nemen. Der köning von Africa hatte eine tochter: di waß gar ſchoene und von wiſem gemüte; di waß geheiſſen Creſcencia. Di wolden di Romere geben irer eime, welcherſ were: das wolde der könig nicht thuen, wen einer den andern der inne verdenken möchte. Di kore wart gegeben der jungfrowen. Si kous Ditteriche den ſwarzen. Dor ümme trug Ditterich der wiße zu der frowen einen heimelichen haß alle zit. Nicht lange dernoch ſolte Ditterich der ſwarze varen ober mer in eine hervart. He nam do rat von ſinen fründen we he ſin wieb liſe erlich behalden ader bewarn bis he wedder heim queme. Man gab im den rat das he ſi ſolte irem vatere unde irer muter wedder ſenden, das ſi under der hervart nicht verdorbe. Creſcencia antworte irem hern Ditterich und ſprach „herre, es were unbillich das du mich minem vatere wedder ſendeſt und miner muter; ouch wolde ich es nicht gerne thun: ſi möchten wenen das ich dich ungutlich gehandelt hette. Wilt du aber mich hoeren, ich gebe dir vil einen beſſern rat. Du haſt einen bruder, deme du wilt bevelen din lant: bevel mich och im: ich getruwe im och ſo wol, das he ſine zucht und ere an mir wol wölle behalden, ſo machſt du zien ane ſorge." Zu hant Ditterich der ſwarze beval ſine frowe Creſcenciam ſinem brudere Ditteriche dem wiſen uf bruderliche truwe, das he ir mit allem vliſe ſchone pflege, und hub ſich an di hervart. Nicht lange der noch Ditterich der wiſe vergaß ſines bruders truwe, und bat di frowe um ire minne adder um ire libe. Creſcencia wart rechte unfro. Si dachte wie ſi ſich entſchuldigete und im abeſagete, und ſprach mit weinenden ougen „herre, wi tuweſtu alſo? ja bin ich dines bruder wib: wilt du an mir vergeßen diner truwe? bewarn es di Romere, ſo habe wir beide verlorn unſen lib." Der ungetruwe man ſprach zu hant „ich achte din nichenicht zu wibe: ſunder das du mich verſmaheſt, unde minen bruder nemeſt, der mir unglich waß an aller hande fromekeit, das ſol mir ummer leit ſin; das ſalt du mir verbeßern: noch dime ſchaden wil ich ſten." Creſcencia di dachte do gar vlißlich mit welchen liſten ſi ire ere gevriſten und bewarn möchte. Si ſprach „ob du wilt das ich dinen willen thu, ſo ſalt du buwen einen thorm vaſte und hoch, das wir uns der uſſe mögen enthalden: wen di Romere ervarn di were das du ſo ungetruwelich kein dinem brudere thueſt, ſi ſteinen uns ſicherlich." Ditterich der wiſe buwete einen torm bi der Tiberbrugke: he machte um den torm einen vierecktechten mantil von mermelſteinen: di ſin unmaßen dicke und lang; ſi ſint zuſamene geleitet mit bli unde mit iſerinen krapen; uf der vierden egke ſtein das inden ſtet ein ochſe gehowen in einem ſteine: man ſaget das ein groß merochſe hette di großen ſteine zuſamene gezogen; inwendig dem mantele iſt der torm ſchibelecht gebuwet mit ziegele hoch und ſchoene; der obene uf deme thorme ſint ſchoene wannungen; es iſt der beſten törme ein der i gebuwet wart. das heiſt nu die Engelberg. He geviel der frowen rechte wol. Si ſprach „herre Ditterich, du ſalt laßen ſmeden ſloß ſo veſte, das ſi nimant zubrechen möge: do mit wol wir uns beſließen, das uns de kein man gewinnen möge. du ſalt uns der uf ſpiſe ſchaffen, das wir ein jar genug haben. heiligtum ſalt du uns och der uf brengen, das wir anbeten." Der noch do das alles gereit waß, Ditterich vermante di frowe um das gelobde. Si ſprach „herre, du ſalt vor gen: ich wil dir volgen." Ditterich trat voran hen. Creſcencia ſlug di thüre noch im veſte zu: ſi beſloß den ungetruwen man gar veſte mit den ſlüßeln. Ditterich bat di frowe ſere das ſi en der mit erlöſe: he wolde ir gar thüere verſeben und ſweren das he ir kein laſter wolde me anmuten. Di frowe ſprach das ſi es nicht thun wolde; ſi wolde en och nicht liden: he hette dorinne wien brot ſpiſe und alles das he dorfte genug: he muſte ires herren der inne beiten. Do di frowe alle ſloß beſloßen hatte, ſi behilt di ſlüßele, das ſi kein man vinden kunde. Dis ding geſchach alſo heimelich, das nimant wuſte wo der wiſe Ditterich hen komen were. In dem andern jare Ditterich der ſwarze begunde wedder zu kerende von der hervart. He entbout ſiner frowen das he weder queme. Creſcencia frowete ſich des zumale ſere. Si ging heimelich zu dem torme da Ditterich der wiſe, der ungetruwe man, inne gelegen hatte zwei jar. Si ſprach „herre Ditterich, uwer bruder kummet von der hervart: ir ſollet en nu mildeclich entphaen. ob imant vreite wo ir ſo lange ſit geweſt, ſo ſolt ir ſprechen das ir eins morgens an das velt ritet beißen mit wireren falken; do quamen heimeliche viande, di uch gevangen hatten biß hi her: nu haben ſi uch laßen riten." Ditterich dangte der frowen vlißlich, und bat ſi das ſi im genedig were kein ſinem brudere. aber doch vergaß he nicht ſiner untruwe: he dachte wi he eine groſe lögene von der frawen ſinem brudere wolde vorbrengen. Dornoch do ſi uf dem velde beide brudere zuſamene quamen, Ditterich der ſwarze vlißlich fragete um ſine frowe, wi ſi ſich gehette; ob ſi geſunt were. Der ungetruwe man antwarte „von diner frowen kan ich dir kein gutes geſagen: ſi hat din vergeßen, das ich dir di rede nicht volſagen kan." Ditterich wart zornig uf di unſchuldige frowe, unde ſprach „liber bruder, nu ſi mich verſmaet hat, du ſalt ir nemen den lib, das ich ſi nümmer me geſehe." Der ungetruwe man ſante balde zu der frowen, und liß ſi vaen und binden und werfen von der Tiberbrügken. Do floß ſi an dem ſande jamerlich. gar ſchire wart ſi funden von einem viſchere. Got der almechtige richte do über di Ditteriche beide, ſi worden uſſetzig und an alle irem libe unkreftig. In der zit do di frowe wart geworfen in das waßer, ein viſcher warf uß ſin netze und wolde viſchen: do floß di frowe in das netze. He zoch ſi zu lande. Do he di frowe an ſach, he frowete ſich rechte ſere, und furte ſi heim, und beval ſi ſinem wibe, das ſi ir mit vliße phlegen ſolde. Di frowe verhaelte ſich ſere. He fragete von wannen ſi were. ſi antwarte im und ſprach „ich bin eine arme frowe." Alzo bat ſi in das he ſi bi im heimelich behilde: ſie wolde im ſin underton wol dinen mit vliße. Dornoch do der viſcher ane viſche zu huſe quam, do wolde man en der umme ſlaen. he ſprach „do ich viſchen ſolde, do ving ich eine ſchoene vrowe mit mime netze: das hinderte mi di viſche. Were ſi ertrunken, es were ſchade und ſchande und dar zu ſünde.“ Man hieß en des andern thages di frowe zu hove brengen. Des andern thages brachte der viſcher di frowe zu hove vor di herzoginne. Si entphing ſi gar guetlich alzi er geneß were, und hatte ſi vor eine kammerfrowen „ irer kemenate. Si liß ſie och wol kleiden: wen ſi erbarmete irer ſchönde. Do di herzoge von hove quam, he waß ſere unmutes: en torſte nimant gruesen. Di herzoginne ſprach „herre, wie biſtu ſo unmutig wederkummen von der langen hervart? du brengeſt uns leide mere: ich vörchte miner liben frowen vil ſere.“ Der herre antwarte der frowen „ja ich ſage dir eine mere di dir werlich leit iß. Mine herren legen in groſer ſuche und in ſwerer noet: wen mag das gut gedunken? das klagen die Romere alle rechte ſere.“

---

*) S. Haupt und Hoffmann, Altdeutſche Blätter I. 300 ff.

Do ſprach di herzoginne „man brechte nu eins thages eine frowe: di iß welgezogen und von herlichem geberde. Man vant ſi an einem waßere: ich weiß nich ab ſie imant der in geworfen hatte.“ He ſprach „libe frowe, laß mir di ſelbige frowe her brengen, das ich ſi ſehe dürch den willen miner liben frowen: welde got das ſi das were.“ Do di frowe vor in brecht was, verwandelt waß ir lieb an ougen und an dem antlitz, das he ir nicht erkennen kende. He glöbete das nicht, das ſine frowe Creſcencia noch lebete: alzo entphing he doch di genante frowe gar lieblich, unde fragte ſi wer ſi were, und von wannen ſi were in das waßer kummen da ſi der viſcher gevangen hette. Di frowe ſprach „herre, eß iß nicht alze du meinſt. Ich unde mine frünt welten kein Rome varen: do quam eß zu von unſen ſünden, das von ungewittere unſe ſchiff zubrach, und ertrunken alle di met mi waren in dem ſchiffe: ich genaß alleine, und quam an den ſant, do mich der viſcher vant.“ Der herre liß er do phlegen met ere und werdekeit, und bat ſi das ſi welde ſines kindes phlegen, und zucht und ere lernen und thogunt. He hiß di frowe meiſterinne dürch di libe ſines kindes: alzo thaten alle di ſinen. Di frowe waß redelich und küſch, welgemut und milde; unde alles das man in dem hove thun ſelde unde laßen, das ſtunt an irem rate. Das vergunde ir ein boze man, des ſelbigen herzogen viczdom: he dachte met allem fliße wie he ir ire ere benome: he ſante ir bothen heimelich; he bout ir richtum und groſe ere; he bat ſi um ire minne adder libe: das waß ir vil ummere: ſi enbout im hen wedder, eß ſorgete ſich öbele das he ſich met einer armen frowen alſo vergaße; eß were och ime groſe ſünde das he ſi verlebeten wolde: ſi were im zu der ee zu ſmälich. Do ſin wille nicht ergen mochte, do quam he eins tages do ſi ſaß met andern frowen, und ſchalt ſi jamerlich ſere; he wolde ſi ſlaen und ſtoßen met den fueßen: das wolden doch di andern frowen nicht geſtaten. Do begunde ſi ſere zu weinen, und klagete ire not das man ſi in erem enelende ſölde ſo jamerlich ſchelten unde ſchenden. Do riten ir di andern frowen das ſi ungeweint liße, ſunder kleite eß irem hern: eß ſölde ir wol gericht werden; ſi weldens och alle klagen. Si ſprach ſi welde eß nimande klagen. Hirnach eins abendes ſpete ging der ungetruwe man zu der kemmenate do di frowe inne ſließ mit des herzogen kinde; in der ſelbigen nacht waß ein groſer wint: in dem ſelbigen winde brach he uf di kemmenate, und nam das kint uß der frowen arme; he ſneit im abe di kele, und leite eß der frowen weder in ire arm, alze ſi eß ſelber gethaen hette. Zu hant ging der böſe man davon vor des herren kemenate, he ſprach „herre, ir ſelt uf ſteen und zu der mettene geen: der thageſterne ſchint.“ Der herzoge ſprach „eß iß noch zu frue; mine meiſterinne kundiget mir wol di zit: doch gee hen und ſich ab ſi wache.“ He ging balde zu der kemenate do di frowe inne waß; he ſtiß di döer met dem fuße, das ſi zubrach; vil lute he do ſchreig „wol uf alle di hi ſint! unſe meiſterinne hat ermordet unſes herren kint.“ Do di frowe das blut ſach, ſi greif nach dem kinde, das do tot waß, und ſprach „owe! waß hat man mir verwiſet? ich bin doch des todes unſchuldig.“ Der herzoge ſprach do met groſem leide „nu habe ich miner truwe kleine genoßen! waß haſt du, [illegible], zu mir ſchult, das du min kint haſt ermordet? ich habe dir geglöbet: du ſoldeſt doch dürch got min kint han geſchont.“ Si ſprach „ich bin in diſe not kummen ane ſchult. Von dir vörchte ich nicht den toet; tuch met mir was du wilt: des mag mir nimant gehelfen wen got alleine: der wert ſine unſchult rechen an dem ſchuldigen.“ Zuhant ſprach der ungetruwe viczdom „wi thar ſi nu werden lut, und thar di ſogene ertonken? man ſelde ſi zu rechte ertrenken.“ Do ſprach der herzoge „wer kan ſich an wibe rede keren? ab ſi bereit getöt were, ſo were doch der ſchade geſchehn. Man ſal ſie laßen hen weg gaen, das ſi uns keine andere ſchande mache.“ Do ſprach der böſe man „eß iß nicht ſchin das ir got noch das leben laßt. ſi hat dich met zouberne bedrogen: du wilt von ir noch groſen ſchaden gewinnen.“ Do ſprach der herzoge met betrübetem mute „nu thu ir waß du wilt: mine ſache nim zu dir.“ Zu hant der ungetruwe man ſlug di unſchuldige frowe met der fuſt an ihre wangen alze ſere, das ir ire munt und naſe zubrachen; he kratzte ire ougen; he roufte ſi, und reiß ir uß ire hare; he zoch ſi bi den beinen von der berg biß an das waßer, do he ſi ertrenken welde; do ſtieß he ſi in des waßers grunt. Si befal gote ire ſele, und ſtunt zwene thage an dem waßere; der noch quam ſi an einen werder: do bleib ſi haſtene. In den geſchichten wart der herzoge unde ſin viczdom uſſiechig unde alzo gar unkreftig, das ſi nicht höern noch ſehen noch ſprechen konden. Uf dem vorgenanten werder bleib di vorgenante frowe beſiczene; vor großer müedekeit und leide leite ſi ſich neder, unde entſlieff. Da quam zu ir der engel Gabriel und wagte ſi uff und ſprach „frowe, du haſt gotes hulde: he hat dir gegeben eine groſſe gabe. Reiſe des krudes das under dime höbte gewachſen iß: weme du das zu trinkene gibeſt, der wert geſunt von allerlei krangkeit: och muß he dir zu offenberlich bekennen alles das he gethaen: anders hilft es en nichsnicht." Zuhant reiſte di frowe des krudes alzo vil, alzi es in irem boſeme behalten konde. Dornoch nam ſi der engel Gabriel bi der hant, und furte ſi över das waßer biß uf das lant, und wiſte ſie weder zu der borg do ſi von geworfen wart. Do kante ſi nimant uf der berg, wen ſi ſere verwandelt waß von dem jamere unde leide und allem betrüepeniß das ſi övergangen hatte. Di borglüte fragten di frowe ab ſi ichſicht wüſte buße adder erzetie: ir herre und ſin viczdom weren in dreien tagen gar ſere ſich werden, das ſi ires libes keine gewalt hetten. Di frowe ſprach „brenget mich an uwern hern: met gotes hülfe wil ich im raten." Do ſi den herren an geſach, ſi ſprach „wilt du bekennen offenbar alle dine miſſetaet di du haſt getaen, ſo wil ich dir geben einen trang von eime gekrude: ſo wert dim gut rat." Zuhant bekante he alle ſine ſunde unde och die untruwe di der edelen frowen geſcheen waß, unde trang von dem krude das im di frowe gab. Do wart he balde geſunt. He bat ſi das ſi och ſinem manne, dem viczdom, hülfe. Do bekante he ſiner miſſetat vil: aber waß he der edelen frowen tat bekante he nicht. Do half im öch der trang nicht. Der herre ſprach „bekenne alzumale was du getaen haſt: alles das du kein mir haſt gethaen, das ſi vorgeben zu diſer ſtunt." Do bekante he den mort des kindes ſines hern unde di untruwe di he der edelen frowen getaen hatte. Do wart he och geſunt. Aber der herre wunderte ſich des zu male ſere und ſprach „was du kein mir gethaen haſt, das habe ich dir vergeben: ſunder die untruwe di du an der unſchuldigen frowen haſt getaen, di wil ich an dir rechen." Alze ließ he im zuſleßen bein buch und wafen, und hiß en werfen in des waßers grunt alz einen ſinkenden hunt. Der herzoge ſagete do der frowen von ſinen hern, von dem ſwarzen Dittriche und von dem wiſſen, di zu Rome warn ſo unkreftig, das en nimant helfen konde. Alze herbat he di frowe das ſi met zu Rome zech. Do ſi iren herren an ſach, do beweinte ſi gar ſere ſin ungemach und ſin leit, und ſprach „herre, bekenne alle dine miſſetat: ſo gebe ich dir ein krud zu trinken: ſo wert din gut rat." Der herre bekante alle miſſetat, ſunder verſweig das he an ſiner frowen getaen hatte. Dar umme wart he nicht geſunt alze lange, biß he bekante di ungenade di he ſiner frowen hatte getan. Do gab ſi im den trang: do wart he friſch und geſunt alze he vor waß. Des frewten ſich di Romere alzumale, unde lobeten gote in ſiner ewikeit. Der herre bat di frowe das ſi durch gotes wille ſinem brudere och helfen welde uß der not. Si tat waß ſi der herre bat, und ging zu ſinem brudere, und ſprach das he ſin ſünde offenbarlich bekennen ſölde. Do ſprach he „ich wil das nicht thuen, adder wil eer ſterben." Zulezt muſte he doch bekennen alles was he getaen hatte unde och die groſſe untruwe di he begangen hatte bi ſines bruder wibe. Do gab ſi im den vorgenanten trang: he wart geſunt und friſch. Do di Romere horten di groſſe ungenade der keiſerinne, do weinten ſi zu male ſere. Zuhant ſprach Creſcencia „ir dorft nicht weinen: ich bins di frowe Creſcencia, di ir hüte beweint." Do di Romere das vernamen, do hub ſich ſülche groſſe freide, di unſprechlich groß waß. Creſcencia bleib met irem hern, dem ſwarzen Ditterich, zwei jaer und zwene manden in züchten und in eern: dorunder ſchuffen ſi ire ding. Di herren werden beide mönche; di frowe fur in eine kluß. Alzo verdinten alle unſes hern gotes hulde. Di verlie uns der heilige geiſt. Amen.

Die fabel von den fabeln vnd den ſchaffen.

Fabel von H. Steinhöwel.

Ein jünger het beſonder luſt mancherley fabeln zue hören vnd bat ſeinen meyſter das er jm ein lange ſagen wölte. Do ſprach der meiſter zue jm, wart das zwiſchen vnns nit beſchehe als eins mals zwiſchen einem künig vnd ſeinem fabelſager geſchach. Der jünger bat den meiſter jm das zeſagen, do ſprach der meiſter. Ein künig het einen meiſter der gar vil vnd mancherley hiſtorien ſagen kunt, vnd wann der künig ruewen wolt, ſo was ſein ordnung das er jm fünff fabeln ſagen ſolt, domit er ſeyn mütes gemuet vnd ſorgen wider belet vnd erkucket, vf ein zeit als der künig abents in ſein bet gieng, vnd den vergangen tag mit mancherley geſchefftes überladen vnd müd was, das er nit ſchlaffen kund begeret er mer fabeln zehören dann ſein gewonheyt was, der meiſter ſagt jm drey antern aber gar kurtze, do ſprach der künig. Du haſt gar kurtze geſagt.

Ich wolte gern ein lange hören, dar nach ließ ich dich ſchlaffen. Des verfolgt jm der meiſter, vnd ſieng an zeſagen. Ein tucher pawer nam zue jm tauſent pfunt pfennig, vnd zoch vff eyn iarmarckt, vnd kauffet darumb zweitauſent ſchaff yetliches vmb ein halb pfunkt pfennig. Do er aber die ſchaff von dem jarmarckt heim treib, was der bach über den er tryben mueſt ſo ſer gewachſen von zueflyſſendem gußwaſſer das er weder durch den furt noch die brucken triben mocht. Do ſucht er maniger ley weg wie er die ſchaf hinüber brecht. Zeletſt fand er eyn kleines ſchiflin darinn er nit mer den eyns oder zwey zemal mocht überfueren. Alſo ſieng der pawer an die ſchaff über zefüren ye zwey vnd zwey. Mit diſem entſchlieff der meiſter alſo by dem künig. Der künig wecket jn bytend das er die fabel gar ouß wolt ſagen. Do ſprach der meiſter. Herr das waſſer iſt groß, vnd iſt das ſchiflin klein vnd die ſchaff one zal, laß den pawren die ſchaff vor all hinüber füren, ſo wil ich darnach ſagen wie es jm mit den ſchaffen ergieng. Mit diſen ſchimpffworten ſtillet er den künig das er begnügig was vnd vergündet dem ſager zeſchlaffen. Darumb lieber ſun, ſprach der lerer zue dem iünger, wiltu mich fürbas bekümmern zeſagen, ſo würd ich dir diſes byſpil für heben.

Die fabel von des künigs ſchneider vnd ſeinem knecht.

Vntrüw vnd böſe liſt ietzt gemeyn iſt, vnd was du dir nit beſchehen wilt, das thue kein andern, des hör ein ſchimpffred. Ein künig het einen ſchneider der ieder zeit ſyne kleider wol kund machen, auch iedem menſchen nach ſeynem weſen. Er het auch vil guoter knecht, die vaſt wol neyen kunden, vnder denen was einer Nekius geheiſſen, der für die andern all der beſt was. Vff eyn zeit als der hochzeitlich tag nächenen was berüffet der künig denſelben ſchneider, vnd ſprach zue im. Du ſolt myr vnd meinen dienern vff dies feſt feſtliche kleider machen, vnd thue das vnuerzogenlich, vnd darumb das keyn verziehen dar inn geſchehe, erduet er jnen einen obmeiſter Gumicus geheiſſen, der jn vff wartet, das ſie redlich ſolten arbeiten, vnd ſie mit eſſen vnd trincken wol verſehen. Vff ein zyt als Nekius nit inheymiſch was, gab Gumicus den ſchneideren allen warmes brot vnd honig zue andrer ſpeiß vnd ſprach zue jn. Ir ſollen Nekie ſeyn teil behalten. Do ſprach der meiſter, Nekius eſſe kein honig ob er auch da wer. Do Nekius keinen was ſprach er, Ir haben on mich geſſen, vnd meynen teyll nit behalten. Do ſprach Gumicus, dein meiſter ſagt ob du wol hie geweſen werſt, dannoch helteſtu kein honig geſſen. Nekius ſchweig darzue, vnd gedacht eynmalichen wie er ſeinem meiſter möcht widergelten. Nun vff ein zeit do der meiſter nit gegenwertig was, fueget ſich vnder andern reden, das Gumicus zue Nekie ſprach. Sage mir Nekie ob du ie keinen beſſern ſchneider geſehen habſt dann dein meiſter iſt. Antwurt Nekius. Ja herr er were faſt guot wann die kranckheit jn nit ſo ſer bſchweret. Do jn Gumicus fragte was kranckheit er an im het, do ſprach Nekius zue jm. Ja herr er würt auch etwan ſo wütend taubſüchtig, vnd ſo gechlingen, wo man mit dar vor were mit binden oder villicht mit rueten ſchlahen, niemant möcht ſicher by jm bleiben. Do ſprach Gumicus, habt jr aber kein zeichen dar by jr erkennen mügent wann jn die kranckheit an wölle ſtoſſen. Nekius antwurt, herr ja, wann er vmbſich hin vnd her ſehen würt, vnd mit den henden vff die taffel ſtriechen, vnd mit den füſſen tryppeln vnd ſeinen ſtuol darin er ſitzet vf hebet, ſo kompt die taubſucht an jn. Do ſprach Gumicus, ſo wil ich deſterbas warten das nieman von jm geletzt werd. Du thueſt wol daran ſprach Nekius. Nit lang dar nach, als Gumicus vnd ſein diener by den ſchneidern waren, verbarg Nekius dem meiſter ſein ſchär. Vnd als er ſchneiden ſolt vnd die ſchär nit enfand, ward er über ſich ſehen vnd mit der hand klopffen vnd den henden ob er die ſcher nit hette, vnd ſeinen ſtuol vf heben. Do meinet Gumicus jn wolte die taubſucht ankommen, vnd ſchuff als bald das man jn binden ſolt, vnd do er ſich weret vnd ſchreyen ward ſchluegen ſie jn ſo lang vnd das ſie müd wurden vnd er blöd ward. Do er ſich aber wider erholet ſprach er. O herr warumb haſtu mich ſo hart laſſen ſchlahen? Antwurt Gumicus, meiſter ich hab dir das zue nutz gethon, dann Nekius hat geſagt wie du zue etlichen zeiten taubſüchtig werdiſt vnd nieman vor dir ſicher ſey, vnd mög dir nit ee noch baß geholffen werden dann durch binden vnd ſchlahen. Do ſprach der meiſter in zorn bewegt zue dem Nekie, ſag an du ſchalck wo haſtu das erfaren, oder von wannen oder von wem weiſtu das, das ich taubſüchtig würd? Nekius antwurt vnd ſprach Zue den zeyten als du erfareſt das ich warm brot vnd honig nit eſſen mocht, do ward mir dein taubſucht kunt gethon. Diſer antwurt lachten Gumicus vnd alle geſellen, vnnd meinten das er ſeine ſchuld mit gleicher müntz wolte bezalen, nach gemeinem ſprich wort. Ein geuatterſchafft über den zaun, die ander herwider. Darumb was du dir nit beſchehen wölleſt, das thue keinem andern.

Von eim wolff der ein ſchwein aſſ für ein fiſch.

Fabel von Sebaſtian Brant.

Man ſagt das ein wolff was, do er vmb ſeine ſchuld gnad oder ablaß ſuochet, kam zuo einem bichtvatter, vnd erbot ſich zuo rechter buoß vnd gnuogthuonung, Empfieng von dem bichtvatter ſein heilſam auffgeſetzte buoß, das er hinfurt ſich von dem fleiſch enthielte, vnnd alſo von ſchuld vnnd pein abſoluiert vnd geledigt hinweg gienge. Aber do der wolff etwan an die buoß gedacht, vnderſtund er dem gebot der kirchen gnuog zethuon. Zuoletſt aber als er gar bei erlegen was vor groſſem hunger, darumb das er nit wol vnd fueglich fiſch mocht oder fund haben, mit denen er ſein hunger ſolt erſettigen vnd vertriben, do ſtund er von geſchicht eins mals an eim ſtaden eins bachs, vnd ſahe ein feiſt ſchwein, das ſich in dem waſſer nach dem brauch wueſch vnd ſchwemmet. Gedacht der wolff das im verbotten was von der kriechenden thieren vff dem land, vnd das vff dem feld wonet ſich zuoenthalten, vnnd ſetzt im für fiſch zefahen. Gieng alſo in das waſſer vnd ſprach. Got grüß dich herr fiſch, wie ich dich nennen ſoll, entweder ein hecht oder ein ſtür. Do aber das ſchwein ſich nit ein fiſch, ſunder ein ſchwein ſein vff den end behielt, ſprach der wolff, biſt jetzt ein fiſch ob du ſchon keiner biſt, ſo ich doch der buoß ingedenck bin, will ich mich fürter vor fleiſch hueten. Man ſagt das auch alſo gethon hab ein biſchoff in Hiſpanien, do der über feld gieng, vnd an einem freitag in ein herberg keret, vnd den knecht ſchickt fiſch zekauffen, do der ſahe das kein zuuerkauffen da waren, ſagt er dem herren das zwei rephuener am marckt weren, hieß er ſy kauffen, vnd beit kochen, vnd zuotiſch tragen. Des verwundert ſich der knecht, vnd meint es were auff den ſontag kaufft, vnd fragt jn ob er ſy eſſen wolt, ſo doch an dem tag fleiſch eſſen verbotten wer. Sprach der biſchoff, ich wil ſy für die fiſch brauchen. Do das den knecht noch veſter verwundert, ward jm geantwort, Weiſtu nit das ich ein prieſter bin? Was iſt gröſſer ſprach der biſchoff, vß dem brot den leichnam Chriſti zuomachen, oder vß räbhuenern fiſch? Vnd macht alſo das creütz darüber, vnd do er in gebetten hatt fiſch zewerden, hat er ſy für fiſch gebraucht. Darumb ſollen ſich die alchemiſten frewen, ſo die geſtalt der ding mag verkert werden.

Von einem fuchs der ſich in die ſprüren verbarg, do er von den hunden gejagt was.

Fabel von Sebaſtian Brant.

Ein fuchs flohe eins mals im jagen die hund, vnd lieff zuo einem pawren der weitzen tröſchet vff dem thenn, bat jn das er jn vor den hunden beſchirmpte, vnd hat jm darzuo verheiſſen das er nimmer ſeinen huenern vnd kappen ſchaden wolt. Der pawr verwilliget dem verheiſſen, vnnd nam die ſprüwern vnd ſtro, bedecket den fuchs mit der gabelen. Es kam ein jäger, vnd darnach der ander auch vnd ſuochten den fuchs. Die fragten aber den bawren, ob er nit hette ein fliehenden fuchs geſehenn, oder ſeynen weg wüſte. Der ſprach mit worten, der fuchs wer entlauffen durch einen heimlichen weg, aber mit den augenn vnnd winckung zeigte er an das er vnder den ſprüwern verborgen lag. Dieſelben ſahent mer auff die wort dann auff das zeigen oder deuten, giengen alſo hinweg. Darnach entdeckt der bawr den fuchs, vnd ſprach, Halt mir jetz das du haſt zuogeſagt, dann von meinen worten biſtu entrunnen, do ich ſagt das du hinweg wereſt kommen. Aber der fuchs als er im ſtroh, hatt durch den ſpalt der in dem hauffenn was, den pawren fleiſſig angeſehen, vnd ſeine that, Vnd ſprach zuo jm, Dein wort ſeindt guot geweſen, aber die that böß gnuog. Das iſt geredt wider die, die mit worten eins, vnnd mit wercken ein anders thuon, Deren leider yetzt vil ſeind vff erdtrich.

Wie Gurgellantula mit dermaſſen einer zuchtlehrung vnd Lebrauch durch D. Lobhandum von Ehrenſteig ward vnterricht, daß er kein ſtündlein vergebens hinricht.

Von J. Fiſchart

Als Kuntlob von hohen Bhumſteg die vndienſtlichkeit vnnd ſchädliche weiß zuleben ſeines vntergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath jhn in Anfürung guter Kunſt anders anzuweiſen. Aber vberſah es jhm die erſten tag, in betrachtung, daß die Natur die plötzliche änderungen wegen der gewaltſame, ohn verdrüßlichkeit nicht wol verſichet vnd außhart. Derwegen ſolch ſein vorhaben füglicher ins werck ſeit zu ſetzen, hat er ein weiſen Artzt derſelbigen zeit, genant Herr Theodor Tigufel oder Zullenkuß vom geſchlecht der Ehrwürdigen Lelinzarten Herren Lihj, deſſen der Poninianer capellent Kantredſtetterich wol gedenket) darauff bedacht zu ſein, den Gargantuwald auf beſſere pfad zubringen. Er Colonguo etwas klüger, doch nicht glückhaffter, als der Bawr, welcher ein heilige allgemeinhilfliche Purgatz, ſeinen verlohrenen Giel zufinden einnam, vnd denſelbens als er ſich zurüſtieren beim Zaun niderließet, durch die Hunſt erſahe: gieng gleich hin vnd rüſtet jm ein Teuffelsbannige ſcharffe Purgatz von Anticiriſchem Helleboriſchem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnd reiniget damit jhm alle verruckung, verſchrifftung alteratien vnd verkehrte diſpoſitien vnd vnweſenlichkeit des Hirns. Wundert euch diß, es wundert noch ſchlägt es doch nicht. Es hat doch der Warſager Melampus (der alſo genant ward von dem einen ſchwartzen fuß: dann als jhn ſein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jm in der eil alles verdeckt auſſerhalb ein fuß, welchen die Sonn gar ſchwartz brannte) derſelb Schwartzfuß hat mit der ſchwartzen Nießwurtz, oder Daubmäl, deß Königs Preti vnſinnigen Töchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpſchnäßlin damit verdienet. Hat der nicht wol geniſt, ſo ſagt jhm, Gott helff euch. Was ſag ich vom ſchwartzen Mäl am Fuß? Carneades der Philoſophus mit den langen Nägeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu ſchreiben, er hat zuvor die ſchwartz Chriſtwurtz (welche die Narren Chriſtwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnd Mentz, auch damals, als Langenlohs für vnſer Streckangel das Decret macht, die Chriſtwurtz auß der Jngelheimer Herd all ergraben vnd zu tragen müſſen, alſo daß es die Venetiaer, denen mans hievor Buckkörbenweiß zugetragen, ſehr geklagt, auch die Bingheimer Menß, ſo deren gelebt, vor Leyd ſeither geſtorben. Nun mit dieſem Hirnbütendern bracht Ponokrat zu wegen, daß er alles das, welchs er zuvor vnder ſeinen alten Lehrmeiſtern eingeſogen, vergaß, gleich wie etwan der Muſickünſtlich Meiſter Timotheus ſeinen Lehrjüngern thät, die zuvor von andern Muſicweiſern vnterricht waren worden. Dann nicht weniger Müh iſt, böſe angenommene Vnart abzugewinnen, abzuziehen vnnd zu entwehnen, als von newem zu rechter Weiß anzuziehen, zu gewehnen, vnnd gute Art zu entlehnen. Derhalben ſolches deſto bequemlicher außzuführen, führet er jhn zu Gelährten vnnd Geſellen zu, weiſe Leuth, alle die er da antreffen mocht: auß welcher Beywohnung er jhnen ähnlich zu ſein oder vortrefflicher zu werden, auß Eyfer entzündet, noch geſchmäßiger engeiſteret vnnd heyphaſſter ermanet, einen begirlichen Geluſt vnnd ſehnliche Begird bekam auff andere Geſtalt ſein ſtudieren anzurichten, vnnd ſich auch wol begabt von angearteter ſcharffſinne zu erweiſen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Pantzriemen, wie dem Hercule, zu gelangen: Da jhm auff dem Wegſcheid Fraw Jugend mit Buch vnd Stecken, vnd Fraw Wolluſt, mit Lauten vnnd eim Wein Kelch der Huren in der Dämmerung bekamen, vnd jede auff jhren Weg jhn bereden wolt. Derwegen ſolchen Mut nicht vnder der Aſchen erſtäcket ligen zu laſſen, ſonder mit dem Blaßbalg ſtrenger Anmanung vnd vnabläßlicher Vbung mehr auff zu blaſen, richtet jhm Ponokrat ſein ſtudium auf ein ſemliche Weiß an, daß er nicht eine Tagſtund vnnützlich verzehret, ſondern all ſein Zeit in Schrifftgründung vnnd ehrlichen zur Weißheit förderlichen Künſten vnd Vbungen zubracht. Alſo ward allweil Gargantua dahin gewehnet, daß er vmb vier Vhren Morgens erwachet, vnnd vnder deß er ſich mit einem helffenbeinen Strähl, von gantzen helffanten Zänen zuſammen gefügt, kämmet, vnnd mit eim helffenen Weißbürſtlein das Haupt kratzet vnd ſtrählt, laß man jhm etwas auß heiliger Geſchrifft, mit verſtändlicher Pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig auß dem Land, da man (Kempt jhr grüßel, genannt Anagnoſtes) darauß lehrt er Gott deſt andächtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zu kawen, daran hat der Magen zu dawen. Was darf man viel Bettglöcklein? ſeinds Puff oder Stoßgebettlin, ſo gibt eins jeden anligen genug Wetzſtein vnd Reitzung zum Gebet: derhalben behalf er ſich mit d' Gebet Formular, die heut ein jeder Cantzelſtand vnd Predigſtulbeſchreiter zuſammen ſtuttet, damit er auch wie ein Schwalbennäſt am Saum, an D. Geßners Bibliotheck oder ins Supplement angeflickt werde: aber ſie werden mir im andern theil zur Liberey noch wol bekommen, vnd weil ſie kein Lumpen ſchützen, es ſey dann ein frommes mal. Folgend gieng er zur heimlichen Reinigkeit, ſich der natürlichen Däwungmaterj zu entladen. Demnach widerholet ſein Preceptor was geleſen war worden, vnd legt jhm die ſchwerverſtändlichſten Puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnd beſahen Gelegenheit deß Himmels, ob er noch ſolcher Geſtalt, wie ſie in den vorigen Abend gemerckt, geſchaffen: Vnnd inn was Zeichen Sonn vnd Mon denſelben Tag gang, vnd ſolche eben die Wunderzeichen lebendigen Aemlein, vnd eben ein Vhrwerck im Münſter zu Straßburg: Allweil man diß verhett, vnder deß war er angethan, geſtrält vnnd erlabt, alſo daß wann er nur gebricht hett, were er mit dem nechſten Pergamenſchlagen inn den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert vnd replicirt man die Lectien deß vorigen Tages, daß er die nicht im Schulſack verligen ließ. Da recitiert ers außwendig, goß, gründet vnnd gab vmb mehr Beſtands willen deſſelbigen etlich Exempel von fürfallenden Händeln vnnd Geſchäfften, die er oder andere practicirt hetten: Das wärt etwan auff zwo oder drey Stunden, biß er ſich gar außgerüſt, eingeneſtelt, gefegt, inn die Händ geſpeitzet, die Strümpff auffgebunden, außgebürſtet, erſtäubert vnd erblaſen hett. Da kam man erſt darnach auff den rechten butzen, thät jhm die ordenliche Lection auf drey ſtunden. Nach vollendung deſſen, giengen ſie hinauß auff Ferripſatetiſch, conferirten vnd vnterredeten ſich von Innhalt der gehaltenen Lectur, vnnd fügten ſich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Rheiniſch Wiſen, vnnd die Schwäbiſch Au, da ſpilten ſie deß Ballens, ſprangen der Röck, ſtieſſen der Böck, deß Handballens, deß vberkreyßſchenckens, der Grubenkinder, deß Ruckſprungs, deß Häwſchreckenſprungs mit gleichen Füſſen für ſich, deß Jungfrawwurffs durch die Bein, der Barr, deß Wettlauffs, deß Einbeinigen Thurniers, deß Garnwind, deß Brennjagens, der fünff Sprüng der weiteſt, vnd anders, damit ſie eben ſo wendlich den Leib vbten, als ſie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd ſtunden ſolche Spiel jhnen frey, dann ſie lieſſen davon ab, wann es jhnen gefiel: Vnd hörten gemeinlich auff, wann ſie vber den gantzen Leib vor Schweiß troffen, wie ein Batſchreyſſer, oder ſonſt ermüdet waren. Darauff trockneten, wiſcheten vnnd riben ſie ſich ſehr wol, zogen friſche Hembder an, newe Kleyder oder alte Filtzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich Fuß für fuß zu Hauß, zu ſehen, ob der Imbiß fertig ſey. Vnter deß ſie nun warteten, brachten ſie beredeter, diniſirlicher, diſcurirlicher, auiſirlicher Weiß die Zeit zu, mit Erkundigung vnd Erwegung allerley Zeitung, Diſcutirung etlicher Antiquiteten, Erzehlung etlicher ſchöner Sprüch, die ſie auß der Lection behalten hatten. Welchs ſie nit lang triben, da fieng ſie der Happetit von Darmſtatt vnd Eßlingen an zu reiten: ſatzten ſich derwegen ordentlich zu Tiſch. Zu Anfang deß Eſſens laſe man etwan eine luſtige Hiſtori von der alten Dapfferkeit: biß er ein Trunck Weins gethan het.

Als dann, wa es jhm gefellig, fuhr man inn der Lectur fort, oder wa nicht, fiengen ſie an kurtzweilig ſich mit einander zu beſprachen, vnd gemeiniglich zum aller erſten nach Form deß Philoſophiſchen Menſae, oder der Plutarchiſchen Gaſtreden oder Zechkallung, von kraft, Tugend, Stärck, Eygenſchafft vnd Natur alles deſſen, was jhnen zu Tiſch auffgetragen ward: als von Brot, Wein, Waſſer, Saltz, Speiß, Fiſchen, Früchten, Obs, Kraut, Wurtzeln, vnd wie ſolch Stuck aufs geſundeſt vnnd nach dem Mentziſchem Kochbuch zu bereyten. Mit welcher Tiſchweiß er in kurtzer Zeit alle die Oerter vnd Allegationen, ſo zu diſen Sachen auß dem Plinio, Atheneo, Dioſcoride, Polluce, Galeno, Porphyrio, Opiano, Polybio, Heliodoro, Ariſtotele, Eliano vnd anderen, ſo hie von etwas gedacht, angezogen vnd gefunden werden, kondt wiſſen, vnd ohn ſondere Müh ergreiffen: Pflegten auch oft, mehrer vergwiſſung halben, die gemelte Bücher vber Tiſch darzureichen. Dadurch er benannte Stück alſo fein vnd vollkommenlich inn Gedächtnuß behielt, daß damals kein Medicus war, der halb ſo viel hett verſtanden als er. Darnach redeten ſie wider von den deſſelben Morgens geleſenen Lectionen. Zu letzt änderten ſie jre Malzeit mit eim Catoniatconfect, oder Küttenlatwerglin, mit Korkraut vermengt: da fieng er an ein Weil ſeine Zän mit eim geſpitzten Gabelſpißlein vom Maſtichbawm zu bewren, ſeine Händ vnd Augen mit friſchem Waſſer zu weſchen, vnnd endlich mit etlichem ſchönen Lobwaſſeriſchen, Marotiſchen, Mentzeriſchen, Waldiſchen, Wißiſchen, &c. Pſalmen vnd Liedern, zu Lob Göttlicher Miltgüte gemacht, danckzuſagen: Als nun diß für vber, trug man Karten auff, nit zu ſpielen, ſondern viel hundert Geſchwindigkeiten, Kurtzweil vnnd newe Fündlin zu lehren vnd zu lehrnen: welche alle auß der Rechenkunſt entſtunden: durch welche angeneme Weiß er Luſtneigung zu derſelbigen Zalkunſt bekam: wie auch wol ſonſt viel ohn Karten, wann ſie nur viel Gelts zu zahlen hetten: O rimpffen lehrt fein rechenen. Vnnd alſo bracht er alle Tag nach Mittag vnd Nachtimbiß die Zeit auff das kurtzweiligſt zu, wie man auff Würffeln vnnd Karten erdencken mag. Auch verſtig er ſich in derſelben Blätterkunſt vnd Augenrechnung alſo hoch, daß er beydes inn der Theorie vnnd Practic, inn Ertürung vnd Erbrechung derſelbigen vortreflich ward berühmpt. Dann Tunſtal der Engelländer, welcher weitläufig davon geſchrieben, ſelber jhm den Preiß gab vnd bekannt, daß er inn Vergleichung ſeiner, weniger darinn als inn Kniſwendiſcher, Frißiſcher, vnnd alter Britanniſcher Sprach verſtand. Vnnd nicht allein inn anderen Mathematiſchen Weißheitkundtlichkeit vnd Erfahrungskünſten nicht minder, als inn Geometry, Aſtronomy vnnd der Muſic. Dann inn dem er der Verdäwung vnnd Konkochſien ſeiner eingenommenen Speiß außwartet, rüſteten, vnnd zimmerten ſie daneben viel tauſendt luſtige Inſtrument vnnd Geometriſcher Figuren: vbten vnnd practicirten alſo damit die Aſtronomiſche Hauptregeln vnnd Canones: ſo gut als hett ſie Gamnitzer, Apian, Leſcher, oder ſonſt ein Gyſenmenger von Weyl entworffen.

Nachgehends hatten ſie jhren Muth Muſiciſch mit vier vnd fünff Stimmen zu figuriren, auff allerley Parteÿ, wie es Gernlachs Erben zu Nörnberg trucken möchten: Ungefährlich wie die Bayeriſch Capell: oder ſonſt der Kälen zu lieb, die zu oben vnd zu entroſtigen, ein gut Geſetzlein Bergreyen, Bremberger, Vilanellen, vnd Winnenbergiſche Bemerlectlin zu ſingen, zu gurgelen vnnd im Halß Nachtigalliſch zu dichten vnnd zu vberwerffen: Vnnd ſolchs wann ſie mutig waren, dann wann der Muth ſigt, ſo ſingt man Mutſig, nicht Mutig.

So viel die Inſtrument der Muſic betrifft, ſo lehrnet er auff der Lauten ſpielen, auff dem Spinet, der Harpffen, der Teutſchen Zwerchpfeiff, dem Polniſchen Sackpfeifflein, dem Braunſchweiger Hermele, die ſie inn die Ermel ſtecken, der Cythar, dem Zincken, den Poſaunen: Aber die Harſchhörner vnnd Alphörner ſampt den Trommeten ſparten ſie zur andern Zeit, der Flöten auff neun Löchern, der Geygen, deß Hackbretts, vnd der Sackbutte. Nach dem alſo die Zeit angewendet, vnnd die Verdäwung vollbracht worden, purgiert er ſich deß natürlichen vnd innerlichen Vberlaſtes: Fügt ſich folgends zu ſeinem fürnembſten Principalſtudieren auff drey ſtunden, oder ferner, eins Theils ſein vorgenommen Buch oder Materi außzuführen, auch dann ein Weil zu ſchreiben vnd die Feder zu führen, vnd die alte Römiſche, ſo man die Lombardiſche nennet, Schrifft recht zu arten, vnnd zu formieren. Deßgleichen auch ander Sprach Schrifften mit rechtem Schreiberiſchen Grund zu geſtalten: Da wußt er was mit dem breyten Theil, was mit Fleche der Federn zu machen, wußt das recht vnd linck Eck der Feder, ja Griff vnd ſchneid, wie die Fechter auf jhren Wehrn (dann die von der Feder geben gute Fechter, vnnd ſchwimmen mit Federklingen vnd Lemmerſchwengeln manchen auß dem Land) Er wußt wie die Ranten zu machen, wußt des Quadrangels Zirckels Eck, der Circkelsfläche gewunden, auffgezogen, verlängt, die ſelberweite, die ſichtige vnd vnſichtige Puncten: das gſchwenckt: das gebogen: das hol: die Schlangenlinie: die Schneckenlinie: die Zerſtreuung der Buchſtaben vnnd jhr Vergleichung, er kendt die gelegte, die gebrochene, die Currentſchrifft: die Verſal vnnd Canen: ſchier wie ein Dintenklitteriger Gulden Schreiber vnnd Schlangen Zugmaler, als hett es jhn der Neff von Cölln, oder der Neudörffer vnnd Fechtel zu Nörnberg gelehrt.

Auff diß alles giengen ſie auß, vnd mit jhnen der obgedachte Kammerjung Kampfeck, ſonſt genannt Gymnaſtes, ein guter Federfechter, der vnterwiß jhnen in allen Ritterlichen Vbungen ſehr Kunſtfertig. Da ſchickten ſie ſich inn einen andern Poſten, verwechßleten die Kleyder, hiengen den Schulſack an ein Nagel, da ſchwang er ſich zu Pferd da ſaß er auff ein vngeſattelts, ein geſattelts, mit Sporen, auff ein leicht Roß, ein Küriß Pferd, ein Harttraber, ein hochheber, ein Hochſtampffer, ein Sanfftzelter: ein Jungfrawdiener: ein Rennroß: da ſtach ers an: da mußt es traben: treyſchlagen; Rennen, gengen: anhalten: Paſſen, heben, häſſiren, Zabelen, Galopen, Lufftſpringen, Anſpringen, außlänen, Schweiffen, hacken, vber den graben vnd wider herüber, durchs Waſſer vnnd wider dadurch ſetzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken, vber Eppelins Hünwagen, Albrecht von Roſenberg hat ein Röſlein, das kan wol renten vnd traben, etc. Eng in ein ring lincks vnd rechts vmbkehren, ſich Zäumen, Sporen, Prangen, Feldſchreyen, Feldmütig, Zeitmutig. Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zuvertreiben iſt. Doch brache man nicht viel Schäfftlin, dann was ſoll diß Spießbrechen, diß Rumpellanzen. Es iſt die gröſte Narrheit die man erfinden mag, wann einer kompt vnd ſagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennſpeer erbrochen, ein Schreiner köndts auch thun: es iſt auch ein handel für Schreiner, in der Faßnacht brechen die Fiſcher auch ſelben Stangen im Schifftthurnier: es iſt als wann einer vermeint groß Ruhm mit zufangen, wann er etlich Naßäwiſche Deller kan nach einander auff ein Finger oder an der Stirnen zerſchlagen, oder zwiſchen jedem Finger mit ein Deller Zinnen Nuß außquetſchen: Diß iſt Narrenwerck. Aber die iſt Rhumbwerck, mit einem Rennſpieß zehen ſeiner Feind nider gelegt haben. Derwegen erlaſen ſie dafür gute bewärte, ſtarcke, ſchwere, groſſe vnnd dicke Rennſtang, damit rannten ſie ein Thor auff, zerſpilten einen Harniſch, ſtickten an ein baum, zertrengelten ein ring, hubeten ein ein Ritt ſattel vnnd Man hinweg, vnnd trenten alle Pantzer: Vnd diß alles von Fuß auff biß zur Scheitel beharniſcht vnd beküriſt. Sonſt ſo viel das Pferdgerenng, das trabichenden, das libtraben: das zammtänckelen: Vnd ſonſt ſolch Perpentirel zu Roß belangt, kunt er, wann ers gern thät, beſſer als ein anderer Reutersman, alle das der Pferdtummeler vnd Roßbereuter von Ferrar ein Aff gegen jm zurechnen war. Fürnemlich war er wol geubt, von ein Pferd auff das andere geſchwind zuſpringen, daß er kein Erd berürt: Vnnd ſolche Pferd nannt man Deſultorios, Ab vnnd abſpringling: O hettens die gekrönten Pfawenſchwentzige beim inn Sempacherſchlacht gekönt, die Vnbeſchnittenen Schweitzer hetten ſo viel nicht erlegt: Er kondt auch auff jede ſeit die glän inn der fauſt halten, vnd führen, ohn Regreil das Pferd beſitzen, ohn zaum vnd Zügel das Pferd nach ſein gefallen leiten, ohn ſattel alle ſprüng, es ſtieß den kopff zwiſchen die Bein, oder warff die hinderſte Füß nach den Narren, außſtehen, die ſtaffelen hinauff, den Berg hinab rennen, den Schonbachiſchen Hirtzſprung thun, in den Meyn ſprengen, die Stiffel zu Nörnberg holen. Dann ſolche wagſtück ſind kriegsſtück, die inn Schlachten vnnd Streitten zu nutz kommen. Er macht ein feins ſchnabelſchühig S. Jörge füßlein ſond ein Flappart vnverruckt ein gantzen tag vnabgeſeſſen im Stegreiff führen: Kont den abgefallenen Hut im rennen aufheben, in vollem renn, wie die Irrländer ein Pfeil auß der Erden ziehen, vn eim auf jn geſchoſſenen Pfeil entrennen, ſaß ſein lang, doch daz ein Haß mit auffgereckte Ohren zwiſche dem Sattel vnd dem Geſäß vnangeſtoſſen wer durchgeloffen, wan er ſich im Stegreif ſtellt zu ſtallen: Er kondt wie ein Egyptiſcher Mammeluckiſcher Gwardiknecht eim Gaul inn vollem Lauf ein Sattel gürten, peſtiern viel tag ohn ein Poſtkuſſen, die Gäul zur Noth im Wagen aufrecht ſteack wie die Müller auf den Kärchen regieren. Auf ein andern Tag vbt er ſich mit breit Beiheln, als ob er in der Mammeluckenſchul in Egypten wer, mit den Streitaxten, mit Bemiſchen Hacken, mit Wurfgewehr, mit Vngeriſchen Streitkolben, Fauſthämmern, Harniſchbrechern, Kutiſchen, Knotten, Knebelſpieſſen, Hellepartten, die er jm alle ſo fertig in der Hand ließ vmbher gehn, lernet ſie ſo kräftig anſetzen, ſo nutzlich anlegen, ſo ſteif halten, daß er in ſchimpf vnd ernſt für den beſte Ritter paſſiret. Hub den ſchweren Geſthändſchuh hoch auf, vnd ſchlug jhn mit ſolchem Geſchrey nider, daß einer vom ruff mehr als vom ſtreich geſchlagen ward: warf eyſene Lantzen wie die alte Friſen: Ließ jm, wie der groß Keyſer Carl, einen Kuriſſer auf die Hand ſtehn, vnd hub denſelben ſtracks mit dem einigen Arm auf biß zu ſeine Achſeln, vnd ſtellt jhn darnach wider nider. Darnach ſchwang er den Reißſpieß, ſetzt jhn gerad, ſetzt jhn ſchrancksweiß, ſchoß die Federſpieß, meyet mit den Fochteln zu beyden Händen, focht mit den Degen, ſtach mit den Rapieren, durchſtrich mit den Sebelen, ſtupft mit den Dolchen, nun im Harniſch, dann ohn Harniſch, jetzt mit Bucklen, ſtucks mit Tartſchen, mit Schilten, mit Mandelen, mit Armgewundenen Mänteln vnd Kappe, mit Händſchuhen, on Händſchu. Weiter lehrnet vnſer Gargantuiſcher Welſtriterich von ſein Gimnaſtiſchen Hertzog Bechtung, wie zu Fuß einer zu Roß zu beſtehen, wie mit vielen zu balge, wie mit zweien Rapiren zu ſchirmen, wie die Knebelſpieß vnderzulauffen, die Bawrenhebel abzuweiſen, die Stein zuſchlingen werffen, mit dem ſtabel zuſchieſſen, zu Plättelen, Rädelen, Ritſchen auff den Rentſchuhen: Bogenſchieſſen: wettlauffen, im kalten baden, im Schnee wie S. Frantz vmbwaltzen, Schneeballenaſchütz, Eyſſelkrieg: wie die jungen König inn Franckreich ſich üben: barhaubt im Winter reiſen, ein ſtarcke Kopff zumachen, damit er mit dem Arß ein Thor auffſtauff, ſo dörfft ers nicht außheben wie Samſon die Statthor zu Gaza, noch außwinden, wie Grumbach die zu Würtzburg: er bekam ſonſt ein guten ſtarcke Schedel, daß er mehr dann neun Stirnſchnallen mit Pantzerhändſchuhen eim gehalten hett: Ja Stirnböckel mit dem Herman Leithämmelen. Ein Adler het auch ein Mörſchneck auff ſeim Schedel, wie auff des kalen treppſſen kopff entzwey geworffen. Man kont auch von jhm ſagen, wie einer vom König Maſiniſſa ſchreibt: kein Regen bracht jhn darzu, noch kält, daß er ſein haubt je decken wölt, vnd war ſein Leib ſo trucken, doch, als ob er all ſein hitz het noch, auch neuntzig järig gieng er ſo ſehr, daß er keins Roſſes achtet mehr, vnd wan er ritt, ſtieg er noch ab, als ob er müd wer worden darab, Wer weiß, er möcht vielleicht drab müd ſein werde, wie heut vnſere Gutſchen Jungherrn, darüber Marx Fucker in ſeim Buch vom Geſtud klaget, daß ſeidher man auff die Gutſchen gefallen, man keine rechte Rentpferd mehr inn Teutſchland ziehe. Aber es ſitzt ſich danoch ſanfft darinnen auff den Küſſen vnder eim Ledern Himmel: Es iſt mir nur leid, daß man jhnen zu lieb die Gleiß oder Wagenlaiſt nicht reformiret es wird auch ein nötlichkeit ſein, auff nächſten tag fürzubringen, auch beineben zu berathſchlagen, wie man möcht die alt Troianiſch weiß auff den Bigis zuſtreuen, wider anſtellen. Vnder deß lehrt vnſer Gargantobel ringen: verträhen: kämpffen: Zilſchieſſen: den Schafft ziehen, den Helm recht binden, den Küriß ſchrauben, das viſier ablaſſen: Aber das Baderiſch vnnd Bechtungiſch Meſſerwerffe, Scharſach ſchieſſen, ließ er S. Velten haben: Auch das Fiſchgarn kempffen, vnnd ölgeſchmiert ringen.

Nachgehends lieff der Narr, der eyer, des Hirtzes, des Bären, des Schweins, des Haſens, des Rephuns, der Röck, des Faſanen, ſprang der Geiß, ſprang vber das Gälglin, kletterte auff Maximilianiſch oder Teurdanckiſch der Gemſin, ſpielt des groſſen Ballens, ſchmiß jhn ſo wol mit den füſſen als fäuſten in die höh, rang, liff, vnd ſprang, ſprang, lieff vnd rang: nicht mit drey Paſſen ein ſprung, nicht des hinckebincke Knapfuß, nicht des Bockſpringens, ſeit vnd ruckſprungs, noch des Böhmiſchen ſprungs, noch auf ein Fußſchurffen: dann ſein Abrichter Pelbinan ſagt, ſolche ſprüng weren nichts werd, noch etwas nutz im Krieg. Sondern in eim zulauff ſprang er vber ein graben, an eim Reißhoch ſchwang er ſich über alle Pfützen flug über ein Zaun, er ſprang ein wand, ließ ſechs ſchritt ein Maur auf, vnd erſtig alſo ein Laden vnd Fenſter eines Speichers hoch, alſo daß kein Hund ſicher am Gätter ſchlieff. Schwam in vollen Stram, zur ſeite, die zwär im Creutz, auff de rucke, ein Liechtſtöcklin, mit gantzem Leib, mit halbem, allein mit den Füſſen, allein mit den armen de einen Arm über ſich ſtreckend, vn ein Buch darinnen tragend welches er vngenetzt über den Fluß bracht, ſeinen Mantel in den Zänen nachziehend, wie Julius Cæſar inn Alexandria etwann gethan, vnnd wie die Spannier bei Mülberg über die Elb thaten, ſchwamm auff Türckiſch vnterm Waſſer, wie die inn newen Inſulen, wann ſie die Spanier ſihen: dorfft ſich nich wie der groß Alexander in ein Glaß ſchrauben laſſen, die Schätz des Meers zuerſpähen: ſtig mit gewalt in ein ziemlich groß Schiff, mit einer Hand das Schiff in der andern ein ſtecken haltend: Hielt das Schiff mit den Zänen, wie jener Griech, da jhm beide Händ abgehawen waren: ſtürtzt ſich alsdann wider ins Waſſer: den kopff vor an, ſpielt des Tauchentlins, holt ein Pfenning darunter, ſchloff vnter den Floß, ſaß auff dem Floß, ſchwam auff dem Dilen, hurtzelt vmb mit dem Dilen, ſpielt wie der Walfiſch mit den Tonnen, ſprang wie die Meerkälber, waltzt ſich im Mur, beſchmirt ſich mit kat, wuſch ſich wider, bieng ein plech an ein fuß, vn ſchwumm darmit: er holt ſein Brot mit ſchwimmen können gewinnen, wie die kinder in Egypten am Nilfluß, welchen man nit ehe das Brot gibt man werffs jhnen dann inn mitteln Stram, daß ſie in den Nil darnach ſchwimmen müſſen, vnd es im Maul holen, wie vnſere Pudelhund, da müſſens das Hembd vnd den Mantel wie ein Turckſchen bund vmb den Kopff winden. Vnd warlich es thut den Egyptiern von nöten, dann weil der Nil ſtäts nach dem Monliecht außlaufft, müſſen ſie wol von eim Dorff zum andern ſchwimmen, wie die inn Schweden auff Roſſ vnnd Renteſchuhen zuſamen fahren: welche, wann der weg ſehr weit iſt Wiek vnd Mörbinſen hernach ziehen, etwann vnderwegen darauff zuruhen: diß mußt Gargantuwel alles nachthun: dann wann er oder ſeine Auffwarter etwas laſen oder hörten, das wunder war, ſo mußt mans nachmachen. Darumb ſchwimmt er auch auff dem Waſſer, macht blaſen vn wällen hinde vnd fornen, ließ am geſtad vnnd hielt den Haußrath ſprang über die Brucken ab: darnach wider über ſein Schiff, welchs der Fiſcher da anhieng, auff das des Müllers Gſell drein gieng vnd drinnen vndergieng, auff das man ein rechtfertigung drauß anfieng, daſelbig wand er herumb ſties es ab: ſchafft es: regierts, fürts, braucht die nächſt Stang für ein Steurruder, treibs geſchwind, treibs lind, inn ſtrengem ablauff des Strams, wider de ſtram, in der mit, an dem vfer, helts im mittelen lauff auff, mit einer hand leitet ers: mit der andern ſchirmet er vnd trieb dem Ritterſpiel mit einem groſſen Ruder, wurff das Ror aus, ſtelt den Segbaum, ſchoß die Zihbögen, die Leirenten, die drey zänig Gäbel, die Anckergabel, ſtelt Wenden, Angelt, zoge die Segel an, ſtig die Seilleiter den Maſtbaum auff vnnd ab, gieng auff den Zehen auff dem rand, am bort, auff der ſpitze: wickelt vnd wackelt: juſtiert vnnd richtet den Meerquadrant vnnd Compaß, widerſtrebet dem Wind, er ließ ſich dem Wind, da band er das Nachſteurruder hoch, da nider, hie zog ers zur lincken, dort zur rechten, vnd holt alſo ſein ſechten vnd fechten.

Wann er auß dem Waſſer kam, lieff er in alle Macht den Berg hinauff, bald ins Thal, flugs wider hinauf, erklettert die Bäum wie ein Katz, ſprang von eim zum andern wie ein Eichhörnlin, oder wie die Merkatz, ſchlug die groſſe Aeſt herab wie ein anderer Milo, wußt die Fürſtliche Geſchicklichkeit ſich von Pferden zu laſſen, ſoff wie die Maſſagetiſchen Scythiſche ſeins Pferds Blut mit Milch ein auf das kalt Mar: Mit zweyen Meyländiſchen Schweinſpeißlin, vnd wolgeſtählten Renterböcken, klemmet er zum höchſten Hauß hinauf, wie ein Marder, ſtieg darnach ſo hoch wider herab, mit ſolcher Geſchicklichkeit der Glieder vnnd Glidmaſſung des Leibs, daß er vom Fall, Sprung oder Anſatz in keinem Weg beſchwert, noch verruckt ward, warff breyte Kißlein am Geſtaden ſchlimms auffs Waſſer, daß ſie ob dem Waſſer weiß nit wie viel Sprüng thaten, warff über alle Thürn, Schornſtein vnnd Storckenneſt, ja dem Storcken auff dem Neſt ein Bein entzwey, warff Stein mit der ebenen Fläche deß Fuſſes, ſatzt Stein zwiſchen die Zähen vnnd ſchlaudert ſie, warff Stein hinder ſich wie die Pilger zu Mecha, den Teuffel darmit zu ſteinigen: ja warff auch zum Zil wie die Cyniſchen Hund Philoſophi. Warff das Engliſch Beihel, ſchlendert den Spieß, ſchlaudert die Stangen vnd ſchweren Negel, warff Leyter an vnnd ſtig darauff, warff Hacken an vnd zog ſich hinauff, warff mit Bengeln nach der Ganß, heſſlet auf Sauiſch den Spieß, barlet den Sparren, ſchoß zum Zweck, trug den ſchwereſten Balcken auf eim Dammen, wie deß Pompeji Guardiknecht ſeine Gefangene: ſtrichet einen Baum daß er ſich darunter buckt wie Simon vnter dem Creutz, oder die Giganten, da ſie Berg auf einander ſetzte, ſtieß den Stein, viel ſchwerer als den Turnus dem Aeneas nachwarff, kämpffiert mit der Hällenpart, zog darmit vor den andern von der ſtatt reiß: wann er ein Seil gefaßt hatt, kondtens jhm fünff Kerles nit aus der Hand zwingen, wie des Keyſers Valentiniani Vatter Gratian, ſo deßhalben der Seyler ward genannt: Er ließ jhm ein Ampoß auff die Bruſt ſetzen, vnd darauff hemmern, wie Firmus der Römiſch Regent. Er kondt mit der Fauſt ein Roß die Zän einſchlagen, vnd oben die Schenckel entzwey ſtoſſen, vnd mit beyden Händen ein Roßeyſen von einander reiſſen, wie der Reißeyſen Keyſer Maximin, ſo acht ſchuh lang war: Ja kondt wie der groß Keyſer Karl (von dem es Biſchoff Turpin ſchreibt) vier newer Hufeyſen von einander reiſſen (aber nicht beiſſen) Krümmet ſich wie ein Spartiatiſcher Bub nit, wann man jhn ſchon ſchlug: O es gibt gut ſtarck hart Buben, die darnach die Folter vnnd Strapeforden wol außſtehn können, wie auch der Spartaner, ſo den geſtolenen Fuchs vnder den Mantel verſteckt, vnnd jhm ehe die halb Seyte wegfreſſen ließ, ehe er ſchreyen vnnd ſich verrathen wolt: Er ſtund auch vier Stund inn naſſer Kleydung, der Kälte zu gewehnen: Er verſchwur offt nicht zu trincken, er ſchieß dan ein auffgehenckten Angſter von eim Haußhohen Stangenbawm herab, wie es die Holtzflötzhändler bey jhren Holtzmärckten, oder die Wirt bey den Herbergen ſtehen haben. Gleich wie inn Balcariſchen Inſuln die Mutter dem Kind ein Ziel ſteckt, vnnd ein Stück Brots oder Schüſſel mit Muß auffs Zielholtz bindet, welches es nicht ehe eſſen dorfft, es würffs dann am Anſtall herab, er ſpant von freyer ſperriger Hand des Herculis Ambroſt, krümmet den Türckiſchen Flitſchbogen vber das Knie, legt die Sennen an, zog ſie an, ließ ab, zielt mit der Bürſtbüchſen, legt ſich hinder die Doppelhacken, braucht Eßlingiſche Handrohr, Gaſconiſche Muſceten, Hiſpaniſche Muſcatnuß, auff gäbelen, wiſcht vnnd bließ, bließ vnd wiſcht, ward einäugig, damit ers Ziel reicht, ſchoß mit Lumpen, mit gekawet Papir, mit Schrot, mit Speck, mit drey vnnd vier Kugeln, mit doppelem Lot, geſtählten Kugeln, mit trippeler Ladung, halb Zündpulver vnd halb Ladpulver, ſchoß im Ritt, im Tritt, im Lauff, im ſincken, nach dem Augenmaaß, im Griff, nach deß Daumens abſehen, ſo gewiß als ſchüß er nach dem beſten mit einer Nörnbergiſchen geſchraubten Büchſen, die Neuner hettens jhm auch zugeſprochen, ſchlug bald an, zielt kurtz, hawt nicht lang, acht nicht das Aermelverperle, truckt ſchnell ab, hub nicht viel ab, kondt das Geſchoß wol ſtechen, trang den anſchlag nicht zu viel, hielt recht auß, verwart das Treff ſehr wol: Richtet vnnd vnterlegt das Feldgeſchütz, zielet nach dem Zweckvogel, ſchoß vom Berg zu Thal, auß dem Thal gen Berg, für ſich, zur Seyten, hinderſich wie die Parthen, vnd das Thier Bonaſus, nach dem hültzine Zweckmann, nach dem Kreyß vnnd Latz, mit dem Fewrſtein, mit der Zündrut, mit den Zündelunten, da waren kein Fähler, ohn Lauffer, es wer im rechten Berg oder Bauſch Bein, ohn Quadrant, ohn Sattelſchlegen, kein Böltz giengen vberſicher, ſie pfiffen dann: oder wann jhm verſehrt vnnd zerſchoſſen, oder trugen zu weit auff die Seyt: man ſchwang jhm nimmer die Gerten, ſie waren all vmbſpringens vnnd außſchreibens werth: er ſchoß eim ein Pomeranzen vom kopf, wie Hiſtaſpes vnnd Wilhelm Dell den Apffel ſeim Kind, ſchoß eim ein Groſchen zwiſchen den Fingern hin: Sein Geſchoß war aller Ehren werth, daß mans mit Trummen vnnd Pfeiffen auffirug. Im ſtechen verlohr ers nimmer, es wer dann die Senn zerſtochen, verruckt oder zerbrochen: oder das Schloß hett gelaſſen, oder ein Wind hett jhn angeblaſen, oder einer hett jhn geſtoſſen, oder der Stul wer verritſcht, oder der Fuß wer jhm geglitſcht: oder der Standt war vneben: oder hett was vmb das Inbein geben: oder die Senn war zu lang: daß jhm der Schuß niderſanck: oder hett den Bogen gehengt: oder die Seul zerſprengt: oder die Nuß war zu klein, oder der Poltz nicht rein, oder einer neben jhm auffſtund: oder die Nuß gieng nicht umb ſehr rund: oder die Winde wer vberrungen: Oder das Bein abgeſprungen: oder hett zu viel eingekleimet: oder den Poltz nicht recht eingeraumet: oder das Schloß nicht gehangen: Oder jhm zwey mal war gangen, Oder war jhm zu hart: oder der Bock zu krumm: Oder der Pfeil zu ſtumpff: Oder das Geſchoß zu groß: Oder die Wartz jhm abſchoß: oder der Treff nicht recht kam: Oder der Windenſchlupff jhm entkam, Oder der Windfaden gewichen, oder die Nuß entzwey geſtrichen, oder der Poltz hett ſich geſtrichen, oder hett das meſſen vergeſſen, oder das Reißbein gieng jhm auff (dann er beſorgt ſich nicht daß er ſich im bart rauft) oder das Zünglin kroch vnd hieng, oder ein feuchter Lufft gieng, oder der Berg wer zu weich, daß der Poltz zu tieff hinein ſchleich, oder giengen die Federn ab, oder der Windfad ein Streich gab, oder die Senn erließ ſich, oder vergieng jhm das Geſicht, daß er zu weit ins Windloch ſicht, oder het jm zu viel herab gebrochen, oder das Geſicht verſtechen. Oder bey der Büchſen hat er nicht wol gewiſcht, oder das Pulver hett geſpliſcht, oder der Schuß verſagt, oder zu verwagt, oder nicht recht eingeraumt, oder der Filtz verſaumt, oder das Pulver wer zu feucht: oder daz Futtertuch zu leicht, oder der Schwamm nit brennt, oder die Senn blennt, oder das Schloß ward verrückt, oder hett nicht vor der Kugel geſchmirt, oder der Han ſchlug nicht ein, oder fehlet Schmer, das iſt gut Wein, oder hett den Schuß verſchnitt, oder hetts auf die Büchſen truſt: Solche Mängel verwirreten zu Zeiten vnſern jungen Schützen, die klagt er ſeim Hoffmeiſter, der ſagt jhm hinwider ſolcher faulen Außreden müſſig zu ſtahn. Dann gewiß wann der Jäger kompt vnnd ſagt: Wer das nit geweſen, ꝛc. ſo bringt er keinen Haſen: deß Niſi kondt ich nie genieſſen. Vnd weiter ſprach er, wie kein Künſt iſt bei dem Wein wol leben, vnnd eim frommen Weib nachgeben, mit einer guten Feder wol ſchreiben, vnnd auß gutem Flachß gut Garn treiben. Sonder bey eim ſchlimmen Wein auch frölich ſein, vnd mit eim böſen Weib leben ohn Keib: Alſo iſt kein Kunſt mit gutem Geſchoß vnd geſchraubten oder gezogenen Büchſen wol ſchieſſen, ſondern auß jeder, wie ſeltzam ſie auch ſey, das ſchwartz zu treffen wiſſen. Dann was ſind das für faule Schnacken, daß man ſagt, man hab zu viel am backen, oder die Büchß hab geſtoſſen, oder das Fewr hab jn erſchreckt. O Glockengeck, daß dich der erſt Streich nicht erſchreck: Biſt HäringsArt, ſtirbſt vom Blitz, oder KrebsArt, ſtirbſt vom Donnerknall: So verkriech dich auch wie die Krebs, förchſt nicht, wanns donnert, ein Thron werd vom Himmel fallen? Weißt nicht, daß ſchrecklich laut kecklich, vnd kecklich iſt ſchrecklich. Die Getiſchen völcker, wanns donnert, ſchoſſen ſie jnn all Macht mit Pfeilen dargegen, dem Jupiter ſolchen Trotz zu wehren, ſeine rumpelende Steinfäſſer vmbzukehren, wie vnſere Kugelklemer heut mit grobem Geſchütz thun: Heut haben die Leuth mehr als ein Löbenmut, ja vber Baſiliſcenmut, dann die Löwen förchten ein Hanengeſchrey, die Baſiliſcen ein Geräuſch vom Wiſel, aber die Menſchen nicht den Fewrſpeienden, Pulverſcheiſſenden vnd Salpeter furtzenden Höllenhund, vnd das praſſlend Erſchütteren vnd erzitterend praſſlend Teufelsgeſchrey. Ja ſie jagen mit den Büchſſen Pröllen den Teuffel noch mit ſeinen Heren auß der Lufft in die Höllen, ja ſchieſſen ſie bey tetzend herab: Daß ſie wol bei vns hie vnden bleibe müſſen, auß Sorg man ſchieß ſie wider herab: daher kompts, daß die Leut nit mehr deß Donners, noch Erdbibens achte, ja ſchir de Jüngſte tag gar verachte, dieweil er im Fewr ſoll komen. Alſo daz Granich recht ſchreibt, Hanibal mit ſeine Ochſſen, welchen er fewr vn ſtro zwiſchen die Hörner legt, Pyrrhus mit Elephante, Alexander mit ſeine höltzinen Rädergängigen Thirne, Antiochus mit ſeinen hawende Hackenkarren, Caesar mit ſeinen fewrigen Bergablauffenden Fäſſern, wird heut die Leuth ſo wenig ſchrecken, als lieff einer mit naſſen Stroſchwawen gegen jhnen: dann ſie führen heut nicht mehr Stätt vmb die Berg, ſonder Berg vmb die Stätt, geryien Meer darumb, ja graben Abgründ darumb: alldieweil man die Sündflut beſorgt, bawet man auff die Berg: heut da man die Sündbrunſt beſorgt, bawet man inn die Tieffe in die Waſſer, vnnd hilfft doch ſo viel als es mag, ſteigt ſchon kein Troianiſch Roß hinein, kompt doch etwan ein Goldbeſchlagener vnd Goldbeladener Eſel darein, oder ſcheißt gulden Ketten hinein, oder ſchickt beſtechgeld inn eim Faß mit Wein. Aber das Hurrlebaußiſch Geſchütz hat dannoch ein Weck auff in die Andacht gebracht, vnd die Leut gar Heyligenehrſam gemacht: Dann wie fallen ſie nur ſo demütig nider, wan S. Peters oder S. Marx, oder eins andern Heyligen begevatterter Mawrbrecher inn thonender Geſtalt vom Berg Sina mit jhnen das Geſatz redet, alſo daz mancher vor Welterſtorbener Demut vergißt aufzuſtehn, wie die Moſcowiter Legaten, die den Kopf zur Ehrerbietung wider die Erd ſtoſſen. O wie bucken ſich die Königiſche vor dem Reſchelliſchen Evangelio, vnd die Ingolſtatiſche vor dem Proteſtantiſchen verbot, vnd die Fortefilliſche Junckern vor deß Biſchofs Gwenare Zamoriſchen Pfaffen geweyheter Kreutzbüchß, der kondt ſie Beicht hören, vnd alſo gefirmt dar gen Himel ſchicken, O wie lieſſen die Mäuß vor dem Frantzöſiſchen Geſchütz auß Terewan, vn zu Quintin lieſſen ſich die Ratten zwen Monat nit ſehen, vnd ſtarben vor Schrecken, vnnd die Haſen lieſſen im Land Lützelburg auß den Hecken. Derhalben vnerſchrocken, ſchiet S. Johanns Kugel in dich, ſo biſt wol vor dem Teufel geſegnet. Schreibt doch Lemnius in ſeiner Verborgenheit (die doch heut jeder mag leſen) die Landsknecht in Flandern vmb Tornay haben mit Pulvergeſtanck die Peſtilentz weggeſchoſſen: diß war ein beſſer Meiſterſtück als Hippocratis, der die Wäld deßhalben anzündet, oder eben dieſes Lemnij, da er mit Geſtanck gebranter Abſchnitzling von Leder vnnd Hörnern die Peſt wolt vertreiben, als ob die Leuth die Bärmutter hätten. Ach neyn, es hilft nicht ein jeden das Lorberkräntzlin für den Donner, wie Keyſer Tyberiom. Es regnet nit wann die Bawren auf Stelzen gehn, es hat aber geregnet, vnd Claus Narr ſagt, das ſeyn die beſten Schützen die fehlen, dann ſie ſchieſſen niemand todt.

Man hieng bißweilen vnſerem Purtzgurgeler zu oberſt eins Thurns, ein groß Gameltzeyl an, das biß auf die Erd reichet, an demſelben haſpelt er mit beyden Händen hinauf, darnach fuhr er wiederumb ſo gewaltig vnd gewiß herab, daß einem das Geſicht dareb vergieng. Man richtet jhm einen groſſen Gabelgalgen auf zwiſchen zwen Bäwm geſperret, an demſelbigen hieng er ſich mit der Händen an, vnd fuhr daran herumb vnd herwider, wie ein anderer mürber Braten herumb, daß er mit dem Fuß gar nichts berühret, ſo ſtarck war er inn den Armen: Er kondt auch auf eim Arm auff ein Stock ſich ſteuren, daß der Leib wie eine Kauffmänniſche Wag in der Wagſtund. Auch auff daß er das Gebürſt vnnd Gelung exerciret, Schrye er wie tauſendt Teuffel, wie die Schiffleut vber Rhein, als ob er im Heydelberg ſäß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er ſeim Schießjungen Welbeiart von Sanct Victorsporten biß zu Montmatre ruffet, vnnd in der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auf dem Lechfeld hort man jhn ſchreyen bis gen Langweit, etwas mehr als das Geſchütz vor Metz, welchs man vber Rhein zu Teutſch Lautern oder Lor gehört hat. Der berühmt Stentor hett lang kein ſolche Stimm in der Schlacht vor Troi, noch Demoſthenes, der Stein inn Mund nam vnnd am Meervfer in den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R außſprechen lerne. Auch ſeine Glieder vnd Adern mehr zu ſteiffen, vnd in ſeiner Stärcke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo groſſe Bleihene Kugeln, gröſſer als die Margraff Albrecht inn Franckfort geſchoſſen, ein jede acht tauſend, ſiben hundert Quintalpfund wigend, welche er Alteratzen vnd Zuckander nennt. Dieſelbe nam er von der Erden inn jede Hand, hub ſie in die höhe vber den Kopff, vnd hielt ſie alſo vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige Stärck iſt. Spielt mit den Klingſtangen, Speerbäumen, Handtracken vnnd Sperrlingen: riß mit den aller ſtärckeſten. Vnnd wann es zu dem Fall kam, ſtund er ſo feſt auf den Füſſen, daß er ſich eim jeden Waghalß außbott, wa er jhn von der ſtett ziehe, wie vor Zeiten der Fauſtbeheb Milo that: Nach deſſen Exempel pflegt er ein Granatapfel inn die Hand zu nemmen, vnnd ſchanckt jhn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit dieſer Weiß gewehnet er ſich, daß er nicht alleine ſtärcker ward, ſondern mit der Stärcke auch jünger: wie König Maſiniſſa, der durch gleiche weiß ſich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet; vnd kont 14 tag poſtlauffen.

Wann er alſo nuhn die zeit hat zugebracht, vnd ſich getrocknet, geriben, gewiſcht, geſtricht, vnd die Kleyder gewendet, trollt er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche luſtige Wiſen oder andere krautbare Oerter, da hat er ſein Geſpräch von Feldbawlichen Sachen, von des Liebalt Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stiglins an eim jeden kräutlin Gottes fürſehung, beſichtiget vnd erfindet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas preiß haben, vnd hielt ſie gegen der alten Bücher, die davon geſchrieben, als Theophraſt, Dioſcorid, Marin, Plinius, Nicander, Macer vnd Galen: trugen auch der ſimplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten mußt mit Hackengraben, Schauffelen, Sicheln, Karſten, Rattenkloen, Spaden, Schorpffen, Ketawen, Grabſtickeln, Eggezincken, Gartſegen, Lippen, Bickeln, Zängäblin, Gerteln, Bindmeſſern, Hagmeſſern, Häplin, Rauppenhäcklin vnnd anderm Gartners zeug, wol zuarboriſieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuverſetzen, zuſchrepffen, zujetten vnd den bäumen zuichneutzen, zubeſchneiden, zupfropffen, zuſchröten. So bald ſie nun heim kamen, erholten vnd ſinnſchrepfften ſie etlichs was zuvor geleſen war worden, alleweil man das eſſen zurichtet, vnd ſaſſen damit zu Tiſch. Hie ſoll jhr mercken, daß er ſich von diſer Diſciplin auch vber Tiſch beſſert: Dann ſeine Mal waren nüchtern, mäſſig vnd ſparſam, ſintemal er der ſpeiß nur genoß den widerſpennigen aufflauff des Magens zuſtillen: aber das Nachtmal war gemeinlich etwas flüſſiger vnd weitleuffiger: vnnd alſo ſolt ſein. darumb haben die Alten das Nachteſſen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgenſupp: daher kompts daß man ſagt: Ein Abend iſt ſchlelicher dann vier Morgen. Was auch der Troß anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnnd ſchüpiger Artzet inn der Sophiſten Werckſtat abgerellet vnd gewalblechet im gegentheil halten vnd thaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenimbiß angefangen, vnd als lang es jhnen gefellig vollzogen. Die vberige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nachdem nun der Tiſch auffgehaben, vnd Gott umb ſeine Gaben danck geſagt geweſen, da fieng man widerumb an Muſic artlich zu ſingen, auf geſtimmten Inſtrumenten zuſpielen, quatuor, trium, Muteten, Vilanellen, etc. oder die kleine kurtzweilchen auff Karten, Würffeln vnd Brettſpiel vorzunemmen: Vnd dabey blieben ſie mit groſſem luſt vnd gutgeſchirrig, vnd übten ſich zuzeiten biß ſich die ſtund zuſchlaffen ſcheidet. Bey weilen beſuchten ſie gelehrte beleſene Leut, wolgeſchickte Verſamlungen, Hiſtoricos, Poetas die einen vnſterblich machen können, entweders Jambiſch oder Hexeiſch, Dann Carmen amat quisquis carmine digna gerit: Wer Lobwürdig kan thun vnnd beweiſen, der liebet die ſo einen können loben vnd preiſen: Oder ſie beſprachen Leut, welche frembde Länder geſehen hatten.

Zu mitler Nacht, ehe ſie ſich zur ruh begaben giengen ſie zuvor an das luſtigſte ort, welchs offen vnd frey ſtund, des Himmels weſen vnnd enderung zu beſchawen, vnd da gaben ſie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, lage, gelegenheit, Aſpect, anſehen, Oppoſitzen, vnd coniunctionen des Geſtirns. Darauf recapitulirt, vnnd vberſchlug er kurtzlich auf Pytagoriſche weiß mit ſeinem Lehrweiſer alles was er die gantze Tagzeit durchgeleſen, geſehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er ſentiniert ſich auch vnd legt ſein Leben vnnd wandel deſſelben Tags auf die Wag des Vergleichens, Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legſt zu ſüſſer ruh, vnd dir wöllen gehn die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habſt hingebracht vnd wás daſelbſt weiter folgt.

Carolus der Groſſe erſter Deutſcher Kaiſer.

Von J. W. Zinkgref.

Wann man ihn wegen ſeiner groſſen Kriegsthaten zu ſehr loben wolte, pflegt er ſolche alle Gott dem Herren zuzuſchreiben mit dieſem Spruch: „Chriſtus regiert, Chriſtus uberwindet, Chriſtus triumphieret.“ Geſtalt er auch nach uberwindung der unglaubigen Sachſen bei der auffrichtung des Stiffts Hamburg, daz nun gen Bremen verſetzt, geſagt hat: „Gott hat uns den Sieg verliehen wider dieſe Völcker, derohalben wollen wir auch, daz ſie ire alte Freiheit behalten, und nit uns ſondern Gott dem Herren dienen.“ — Sein Inſigel hatte er auff ſeinem Wehrknopff, und pflegte darvon, wann er etwas ſiegelte, alſo zu ſagen: „Was dieſes Schwert mit dem Inſigel bekräfftiget, das wird es auch mit der ſchärpff gegen alle widerwertige vertheidigen und handhaben.“ — Von einem Biſchoff von Mentz, der ein gulden mit Edelgeſteinen verſetztes Creutz machen lieſſe, ſagt er: „Die des armen Chriſti Creutz alſo tragen und gern dem Keiſer gleich ſein wolten, tragen wenig ſorg vor ihre Schaf.“ — Einem Biſchoff hat er das Biſtumb ſtracks des andern tags, nach dem ers ihm geben, wider genommen, dieweil er des Abends zuvor ein groſſe gaſtung angeſtellt, ſich bezweinet und das h. Ampt darüber verſchlaffen hatte; zu dem ſagt er: „Biſtu gleich am erſten tag ſo farleſſig, wie würdeſtu dann erſt ſein, wann du nun im Biſtumb würdeſt erwarmet und ruhig ſein, würdeſtu nichts thun dann Gott erzürnen.“ — Einem andern Biſchoff, der ſo gar fertig zu Pferd ſprang, entzog er das Biſtumb auch wider und ſagte zu ihm: „Du dieneſt beſſer zu einem Soldaten als zu einem Geiſtlichen, ich darff deiner in Kriegen, da kan ich dich beſſer brauchen, da deine ſtärck und Mannheit von männiglich erkannt werden mag. wäre ſchad daß ein ſo dapfferer Reuter daheim verligen ſolte, laſſe einen ſchwachen, der ſonſt ohne das zu nichts nutz iſt, dieſes daheim verſehen.“ — Ein Ehrgeitziger Capellan lieſſe bei dieſem Keiſer durch deſſen Gemahlin Hildegart und die Hoffdiener umb ein Biſtumb, welches er gern gehabt hette, anhalten; aber der Keiſer gab ihnen dieſe antwort: „Ich hab es ſchon einem armen, doch geſchickten Mann, verſprochen, gebüret alle einem Keiſer, was er zuſagt daß ers auch halte und Gott dem Herren niemand außtringe, deſſen leben und ſitten er nicht kennet, daß er zu einem ſolchen hohen ampt geſchickt und tauglich genug ſei.“

Als er die Schul zu Paris beſichtigte und die jugent examinieren halff, aber befande daß die Adelichen Kinder von den Burgers und Bauers Söhnen weit ubertroffen wurden, redet er dieſe alſo an: „Wolan, ihr Jüngling, die ihr mir gefolget habt, fahret fort, wie ihr angefangen, des fleiſſes lob und lohn zu erwerben, euch will ich Gelt und Gut verſchaffen und für andern werth halten, auß euch will ich machen Stiffts herren, Biſchoff und Bäpſt, ir ſolt Land und Leut regieren, und die Ehr haben zu dieſer meiner rechten zu ſitzen. Ihr ubrige zärtling aber (ſprach er zu den jungen Edlen) die ihr alſo mit gezierten auffgepüſſten Haaren herein ziehet, euch auff ewrer Eltern Reichthumb, Ehr und Stand verlaſſet, dem müſſiggang und den wolluſten nachhanget, eines Römiſchen Keiſers befelch und Majeſtät weder achtet noch folget, ſolt mir nicht gut genug ſein (weil ihr die Tugent hindan ſetzt und auß anderer exempel und guten Leben ewern verſtand nit zu Lob, Tugent und Weißheit unterrichten laſſen wolt) daß ich mich ewer annehmen ſolte, und ſollen dieſe arme geringe euch an allen Ehren vorgezogen werden, ſolch da ich ſolte ſpüren, daß ihr es den fleiſſigen mit der zeit werdet gleich thun, ſolt ihr billich, auch wegen ewers Stands, andern vorgezogen werden.“

Angerona*)

Von Aegidius Albertinus.

Under andern Heydniſchen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt, die eine hieß Volupia oder Wolluſtbarkeit: die andere hieß Angerona oder Kummernuß, dieſe Bildnuß ſtund mitten im Tempel Volupiæ, und deutete mit dem Finger auff den Mund, und ſagte gleichſamb: Attende tibi: merck auff dich. Hierdurch werden fürnemlich zwey Ding bedeut: Erſtlich, daß der

---

*) Aus: Aegidii Albertini Hirnſchleiffer. Cölln, 1656.

Mund ein Häuſel iſt, welches einem jeden offen ſteht, und alle Speiſen und Getranck ohne Underſcheid noch Maß hinein leſt, dardurch aber wird Leib und Seel verderbt, dann vielmehr Menſchen kommen durch den Fraß umb, weder durch das Schwerd, dann der Krieg wehret nur ein, zwey oder etlich wenig Jahr, aber der Fraß wehret drey oder viermahl im Tag, bißweilen einen gantzen Tag lang, und die Nacht darzu: Der Sontag erkleckt nicht, ſondern man machet auch gute (oder vielmehr böſe) Montäg.

Durch den Fraß werden die güter verſchwendet, das Verſtandt verrückt, die Vernunfft verletzt, die Gedächtnuß verſchwächt, die unordentliche Passiones erweckt, die Tugend außgetrieben, die Geſundheit verderbt, die Geylheit angezündet, ja mit einem Wort Gula est radix omnium malorum. Der Fraß iſt ein Wurtzel alles übels: der Fraß hat die erſte Elter außm Paradeiß getrieben, den Eſau deß Reichs der erſter Geburt beraubt, das Iſraelitiſche Volck zur Abgötterey geführt. Die Philiſtäer lebten ihn eſſen, trincken und frewden, ſehe der Todt iſt über dieſelbige gefallen. Der Fraß hat ſchier dem Ionathae daß leben benommen, wann das Volck ſeinen Vatter nit abgehalten hette. Dieweil dem Teuffel was maſſn außm laſter deß Fraß alles übel herrühret, nit unwiſſig; dahero er den Menſchen durch diß mittel zum öfftern verſucht. Annibal der groſſer Carthaginenſiſcher Kriegsobriſter damit er die dem Wein zugethane Africanos, welche der Statt Carthagini ſtarck zuſetzten, uberwunde; vermiſchte einige Fuder Wein mit ſafft des Schlaffmachenden Krauts Mandragorae, dieſe Fuder Wein ſtelte Annibal ins Läger, und ſimulierte die Flucht, worauff die Africaner daß Läger angefallen, ſich des Weins bemächtiget, damit erluſtiget unnd biß zur trunckenheit dem Baccho gedienet. Da die Africaner nun im Schlaff darnider lagen, kam Annibal uberfiele unnd erſchluge ſie alle. Eben alſo ſtreitet gegen uns die wir Soldaten Chriſti ſind, der Hölliſcher Sethan, fallet an das Schloß unſers Hertzens, und damit ers uberwinden möge, reitzet er an den Menſchen zum Fraß, wolluſten und materialiſchen Wein; nit unbillich warnet dan Angerona ſagent: Attende tibi, merck auff dich.

Am andern, deutet Angerona oder die Kummernuß nicht ſo faſt auff den Mund, als auch auff die Rede, welche auß dem Mund herfür gehet: So ſpricht derwegen Angerona zu einem unnützen Schwetzer, Schalcksnarren unnd Affterreder: Attende tibi, merck auff dich, und halte dein Maul im Zaum: dann es ſtehet geſchrieben: der Menſch muß Rechenſchafft geben von einem jeglichen unnutzen Wort, welches auß ſeinem Munde gangen. Zu den geitzigen Krämern ſpricht Angerona: Attende tibi, halt dein Maul, liege nicht, verſchwere dein Seel dem Teuffel nit umb eines ſchlechten Gewinns, oder eines eintzigen Hellers wegen. Zu den Gellen und Unkeuſchen ſpricht ſie: rede nicht ſchambare und ärgerliche Wort in bey ſeyn ehrbarer Frawen unnd Jungfrawen, damit dein zung nit ein Schwerd ſey, welches viel Menſchen geiſtlicher Weiß tödtet. Zu den Hoffleuten ſpricht Angerona: halt dein Maul und rede wenig, und daſſelb bedächtlich, dann du haſt viel Coryphaeos, Protocollisten, Glossisten und Auffmercker. Zu den Gottloſen Fluchern und Schwerern ſpricht ſie: attende tibi, hüte dich für fluchen, Schweren unnd Gottsleſtern, dann der Teuffel hat viel auß Gottes Verhängnuß mit Leib und Seel hinweggeführt, und im Lufft zerriſſen. Zu den fürwitzigen Haſen ſpricht ſie: hüte dich, die Ding zu erforſchen und zu reden, welche dir viel zu hoch und unergründlich ſeynd, dann weil etliche Leut viel von den allerhöchſten Geheimnuſſen von der Dreyfaltigkeit und praedestination disputiren und reden wollen und mit ihrem blechenem Verſtandt alles außzirkeln, ergründen, wiſſen und profitiren wöllen, ſo werden ſie zu Narren, und fallen von einer Ketzerey und Schwermerey in die ander, gerathen auch letztlich in den Atheismum, unnd in ſolche Gottloſigkeiten, daß ſie nicht wiſſen, was ſie glauben, oder mit weme ſie es halten ſollen.

Zu den Freunden ſpricht ſie: Attende tibi, hüte dich, das du die Geheimnuß, die dir vertrawet worden, nicht ſchwetzeſt und verratheſt, dann darauß erfolgen groſſe Ungelegenheiten, als Feindſchafften, Mordt und Todtſchläg. Zu den Predigern ſpricht ſie: hüte dich, daß du nicht zu viel und zu wenig redeſt, dann durch zu viel und unbeſcheidentliche Reden verderbeſtu den Magen der zarten und subtilen Zuhörer, welche die Wahrheit nicht leyden mögen: durch zu wenig reden und ſtillſchweigen aber erzürneſtu GOTT, welcher nit will, daß die Prediger ſtumme Hund ſeyn, oder nur liebliche angenehme Ding predigen, ſondern die Schwein oder Laſter weidlich ſtraffen ſollen.

Zu den Prieſtern ſagt Angerona: attende tibi, verwahre deinen Mund fleiſſig, dann Ezech. 44. ſagt: Daſſelbe Thor ſoll verſchloſſen ſeyn. Weil durch das Thor oder den Mund deß Prieſters, wann er celebriret, GOtt in das Sacrament deß Altars hinein, und wann er prediget, hinaus gehet; ſo hat er gewißlich groſſe Urſach auff ſeinen Mund zu mercken, und ihne dermaſſen zu verwahren, als wäre es Gottes Mund ſelbſt. Dann, wie jener ſpricht: Consecrati os tuum Evangelio, nugis illud aperire illicitum est, assuescere sacrilegium. Wie es ſich nicht geziemet, daß des HERRN Grab den Hunden und Schweinen offen ſtehe, ſondern eben deßwegen mit einem Stein bedeckt iſt worden, alſo gezimpt ſich nicht weniger, daß nach der Empfahung oder Nieſſung des Leibs Chriſti, der Mund deß Prieſters leichtlich auffgethan und verunreinigt werde, ſonder er bedarff einen guten Clauſur, Schloſſes oder Steins, der nicht leichtlich hinweg gethan kann werden: es ſey ein Prieſter fromb oder böß, ſo iſt doch ein Notturfft, daß ein groſſer Stein des Stillſchweigens auff ſeinen Mund gelegt werde: damit, wofern er fromb iſt, die Gnaden nicht darauß verſchütt werden: Iſt er aber böß, damit er andere nicht beleidige, volvite ergo saxa ingentia ad os speluncae. Ios. 10. v. 18. Aber leider bey vielen wird anjetzo erfüllt, was Oſeas am 8. c. ſagt: Iſrael iſt verſchlunden und under den Händen wie ein unrein Geſchirr worden, Ephraim iſt wie ein einſamer Waldeſel.

Zu den Religioſen ſpricht Angerona: attende tibi: ſchwetze nicht, ſonder ſey ſtill, dann es ſagt der H. Jacob: der ſich für einen Religioſen außgibt, und aber ſeine Zung nicht zähmet, ſonder ſeyn Hertz verführet, deſſen GOttesdienſt ſey umbſonſt. Vnder andern Vrſachen, warumb die weiſe Männer die Welt geflohen, unnd ſich in die Einöden begeben, war auch dieſe eine, damit nemblich ſie ihr Leben nit beflecken möchten mit vergeblichen Reden: Dieſer Vrſachen halben ermahnt der H. Geiſt alle Religioſen, und ſpricht: Rede nichts freventlichs, und und laß dein Hertz nicht eilen etwas zu reden vor GOtt, dann GOtt iſt im Himmel, und auff Erden, darumb laß deiner Wort wenig ſeyn; als wolt er ſagen: Die ſchlechte und verächtliche Menſchen dörffen vor den mächtigen Fürſten und Herren nit wol reden, und die jenigen, ſo da wenig wiſſen, pflegen vor den Gelehrten zu erſtummen: Weil aber GOttes Majeſtät unnd Weißheit unendlich iſt, du aber ein verächtlicher Erdwurm, unnd voller Vnwiſſenheit biſt, weiſt auch, daß er alle deine Wort erwegt, ſo ſihe dich wol für, was, und wie du redeſt, ſey nit geſchwind im herauß reden, ſondern ſchweig ſtill, ſo viel dir möglich iſt.

Wir ſehen, daß der Könige oder Fürſten Cammerdiener in ihren Zimmern oder Loſamentern, wenig oder gemach vnd ſtill reden. Dann die Autorität eines Königs erfordert, daß ſeine Diener ſtill vor ihm ſeyen, aber herauſſer im Saal reden ſie etwas lauters, weil ſie weit vom König ſeynd, ſchreyen vnd lachen auch bißweilen, als wären ſie vnſinnig.

Die Religioſen ſeind gleichſam Gottes Cammerherren oder Cammerdiener, warten dem Gebett allzeit ab, wandern durch die Betrachtung allezeit vor ſeinem Angeſicht umb, halten ein groſſes Silentium oder Stillſchweigen, reden wenig, vnd führen ein exemplariſches Leben: Andere aber, welche kein ſolches andächtiges Leben führen, noch auch ſtets betten, pflegen das Silentium nicht ſo ſtreng zu halten, vnd nit ſo mäſſiglich zu leben: Andere findt man, die leben, als würden ſie von GOtt niemals geſehen noch gehört, ſelten erheben ſie ihr Hertz vnnd Gemüth gen Himmel, ſonder ſchreyen laut, reden vnordentlich vnd mercken nit auff ihr Maul, ꝛc. Beſchließlich, ſpricht Angerona zum Weiblichen Geſchlecht: attende tibi, merck auff dein Maul, vnd befleiſſe dich deß Stillſchweigens, dann du biſt von Natur liederlich, vnbeſtendig, geſchwetzig, vnd kanſt nichts geheimes bey dir behalten, Daher ſagt die Schrifft Num. c. 12. Maria und Aaron haben wider ihren Bruder Moyſen geredt und gemurret.

Von der Weiber Geſchwätzigkeit erzehlet Plutarchus nachfolgendes artlich Exempel, als einsmals im Römiſchen Senat etliche Tage lang etwas wichtiges und geheimes tractirt und berathſchlagt ward, und weil man interim in der Statt underſchiedlich davon redete, ſo unterſtund ſich eines Senatoris oder Rathsherrn Fraw ihren Herren zu fragen, was doch daß für ein wichtiger Handel wäre, von dem man ſo lang rathſchlage? Damit nun dieſer Rathsherr ſeines Weibes Thorheit und Fürwitz ſtillen möchte, ſo gab er ihr zur Antwort und ſprach: mein Fraw, es gebührt mir gleichwol nicht auß dem Rath zu ſchwätzen, aber doch, weil du mich ſo faſt bitteſt, und mir ſtarck verheiſſeſt, es keinem einzigen Menſchen zu offenbaren, noch weiter zu ſagen, ſondern bey dir allein in geheimb zu behalten, ſo wil ich dirs vertrawen, und iſt diß der Handel: Ein Wachtel hat man fliegen ſehen, die hatte einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen: derowegen berathſchlagen wir uns, ob dieſes etwas guts oder böß bedeute.

Sobald nun der Rathsherr auß dem Hauß in den Rath gangen war, gieng die Fraw zu ihrer Mägden eine, ſchlug auff die Bruſt, raufte ihr Haar auß, ſchrye, heulte und weinte, und ſprach: O mein Herr, O mein Herr, O du armes Vatterland, wie wirds uns ergehen? was für ein Vnheil ſteht uns bevor? die Magd erſchrack und fragte ihre Fraw, was doch geſchehen wäre? da erzehlte und vertrawete die Fraw ihrer Magd alles was ihr Herr ihr geſagt und vertraut hatte, aber ſie verbotte ihr, ſie ſolte bey leib niemand nichts darvon ſagen: die Magd aber ſchwieg nit lang, ſondern vertrawete es alsbald einer anderen Magd, dieſelbe vertrawete es geſchwind ihrem Liebhaber, der ihr ohngefehr begegnete: dieſer Geſtalt kam dieſe Fabel in kurtzer Zeit von einem zum anderen auff den Marckt oder Platz, und zwar dermaſſen geſchwind, daß der Rathsherr nicht ſo bald das Rathhauß erreicht hatte, ſihe, es begegnet jhm einer und fragte jhne, ob er nichts newes gehört habe? nein, antwortet er: ich weiß nichts, weiſt du aber etwas, ſo ſags mirs. Man ſagt (antwortet der ander) es ſey ein Wachtel über die Statt geflogen, unnd habe einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen geführt, und deßwegen werde Rath gehalten. Der Rathsherr lachte, und als er in den Rath kam, erzehlte er ſeinen Mit-Rathsfreunden die Fabel, und erlöſte dadurch den Rath und die Statt auß der eitelen gefaſten forcht. Aber zu ſeiner Heimkunfft ſtellte er ſich gegen ſeiner Frawen ſehr trawrig und betrübt, und ſprach: O Weib, wir ſeynd verlohren, und es wird uns übel ergehen, dann der Rath hat erfahren und innen werden, daß die Geheimnuß von der Wachtel auß unſerem Hauß außkommen iſt, derwegen bin ich auß der Statt geſchafft worden, und muß von deiner Geſchwätzigkeit wegen, im Elend umbziehen. Die Fraw erſchrack, und fing an zu laugnen, aber er ſtraffte und ermahnte ſie, ſie ſolte hinfüran beſſer auff ihr Maul mercken.

Weißlich hat dieſer Rathsherr gehandelt, in deme er die Trew der Weiber ohne ſonderbahre Gefahr bewehrt, unnd dardurch erfahren hat, daß nemblich faſt alle Weiber ins gemein geſchwätzig ſeyen, und nichts verſchweigen können, dann wer hat jemaln ein ſtummes Weib geſehen?

Aus dem Pflaſter wider das Pedagram*).

Erſtes wunderliches Geſicht Philanders von Sittewald.

Von J. M. Moſcheroſch.

Auff ein Freytag (Pfreitag von Fraw, Frey, ſonſt Venus). Als ich mit Freymund im Gemach deß Morgens frühe am Freytage, und von dem Narren Spital, und was wir darinnen vor Närriſche Geſichter geſehen, Red mit einander hatten, kam daher durch den Hoff, ein Mann eines Ehrbaren reputierlichen Anſehens, aber in der Kleidung etwas lebbeläter, als andere Leuth: ſeine Schuhe waren von geſchmeidigem Leder, gleich einem Filtz hie vnd da zerſchnitten vnd zerhackt, vnd gar leiſe zugeſchnüret. Er gienge an einem Stecken, ſo verſichtig vnd ſittſam, als ob er der Steine ſchonen wolte: bißweilen zuckete er, vnd ſchreye Mord: alſo, daß ich nicht wuſte, was jhm gebreſten, vnd ob jhn jrgend die Steine beiſſen thäten: die Strimpffe waren weit; die Schenckel, gegen den Füßen zu, dick, oben rahn. Ein Beltzin Bruſttuch vorm Magen, der Kopff ſahe roth vnd friſch auß: aber die Finger waren auf ſechſerleyart gekrümmet, vnd mit vielen Knöcheln, als die aneinanderhangende Erdäpffel gezieret. Wir ſtunden oben, vnd ſahen jhm zu: wann er aber je zu Zeiten einen vngleichen Tritt thate, entwiſcheten jhm ſolche vngehewre Flüche, daß wir jhn vor einen Juden, oder Türcken, oder Commissarium hielten, den die Bawern alſo mit Hebeln, Butter-weich geſchmiſſen hetten.

Derowegen, ſolches zu erfahren, fragten wir, wer er were? vnd auß was Urſachen er in die Burg käme?

Ihr Herren, ſprach er, Ich bin ein armer Mann, wegen der vnleidlichen Kranckheit die mir den Leib vnd Glieder ſo jämmerlich vexiret. Was denn vor eine Kranckheit? ſprach ich. Der Reichen Kranckheit, antwortete er: ſo, daß wir meynten, es were der Geitz, der jhn jrgend beſeſſen hätte. Ach ja, nein, ſprach er, das loſe Pedagram, das gramt vnd zi zi zi zi zippert mir die Glieder dermaſſen, daß ich möcht von Sinnen kommen. Hoho ſprach Freymund: iſt es nur das? dem wird allhie wohl zu rathen ſeyn, dann wir haben hie einen berühmbten Artzt, den Meiſter, welcher ein vortrefflicher Medicus vnnd Statt-Physicus iſt, ſo vnzehlich vielen von dieſer Kranckheit geholffen. Deßwegen hieß er den Krancken hinauff kommen: vns aber verlangte zu ſehen, was es doch vor einen Außgang gewinnen würde.

Weil nun dergleichen Meiſter nicht viel zu finden, damit wir alſo dieſem deſto mehr Glauben zuſtellen möchten, ſo weiſete er vns einen Zeddel von Jhm, den Er, zu Bezeugung ſeiner Kunſt, in die Burg geſchicket, der war alſo:

Alen Pfedagramantziſchen:

viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feyl.

Es iſt der grooooooooooooooooooſte Meiſter Kelß in der Burgk angekommen; der bringt mitſig Mittel Brügel vnd Knibbel für alle Podagrammantziſche Lamentes, schnoppentes, hinckenses, Leisenntes; beſtige podes [illegible] machend durlores.

Viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feil.

Wer arm iſt, der leide es, wer Reich iſt, der leide es zweymahl.

---

*) Aus Philander v. Sittewald's Satyriſchen Geſichten. IV. Theil.

So bald der Artzt beſchicket, vnnd den ſchaden beſichtiget: wol, wol ſprach er. Vnd eben zu allem Glücke iſt der Patient jetzt angenemmen: dann was in 1000 Jahren ſonſt nit geſchehen kan, das geſchicht heute, nemlich der ſelige Aspectus ♀ in domicilio ♀. ☽. ſo ♈ accedens est in ♌ mit einem ✱ in ♍ vnd wolte Gott, daß alle Podagramiſche auff ein Hauff beyſammen weren, ich wold jhn dieſen Tach ſprach er, mit einem Streich helffen, ſie ſolten nimmer Ach ruffen. Ob auch ſchon der gemeldte lang gehoffte Aspectus nit vber vns, in vnſerm Zenith, oder in laterali aliquo Signo iſt; ſondern recta vnter vns, in Nadir, ſo gar, daß ich auch auff dieſem Ort, da ich ſtehe, mit einer Nadel nicht dagegen ſtechen könte; ſo iſt es doch vmb ſo viel zu vnſerm intent deſto bequemer quia contraria contrariis curantur, wie deren vnſer berümbter Praeceptor, der Celsus, mein Ahnherr ſagt: vnd weil man mit den Füſſen ubi morbi hujus naturalis sedes est, auf dem Boden gehet; alſo muß durch den Boden herauff, perpendiculariter, centraliter et diametraliter, die Artzney vnd Würckung in die füſſe kommen, wie der ſafft durch die Wurtzel in den Baum: dann ſonſten, wo der Aspect vber vns in Zenith were, derſelbe in dem hirn operiren würde, vnn zu beſorgen ſeyn, dz Podagram ſich allererſt von den Füſſen durch den leib auffwerts zu kopf hinauff ziehen möchte. Deſſen der Patient, weil der Artzt ſo verſtändlich von der ſach diſcuriren konte, treflich zufriden; vnnd war jhm bereits halb geholffen: quam opinione etiam, quam de Medico bonam habent, aegri curantur: wer guten Glauben vnd Vertrawen zu ſeinem Doctor hat, dem kan auch durch einen Trunck Waſſer geholffen werden, wie ich einſtens den Hoch erfahrnen Doctor Senheim hab erzehlen hören.

Vielmahl Wohl Edeler, aller Ehrenwürdiger, vnd Diamantſteinfeſter, hochwohl- vnd durch jnnen Gelehrter aller Welt erfahrner Herr Doctor; So redete der Arme Patient den Meiſter an, dem ich an der Seiten ſtunde: vnd weil Expertus Robertus jhn vnter deß mit andern Fragen auffhielte, ſprach ich zu dem Patienten heimlich in ein Ohr, Mein guter Freund, wie möcht jhr die Wort ſo gar vergeblich gebrauchen, jhr thut, als wolt jhr dieſen Mann mit Tituln vber den Himmel erheben. Ja freylich, antwortete Er, wann ich jhn nur auff meine Seit bringen, vnd meinem heyl zum beſten gewinnen kan, ſo ſollen mich keine Titul dauren, wiſt jhr nit?

Maximus in Morbis Medico promittitur Orbis. Vnd ferner ſprach er: Haec mea consuetudo est? In titulis nunquam sum parcus, sive quis Reverendus appellari velit sive formidandus, sive visibilis, sive spectabilis. Domi mihi nascuntur verba. Non ex in nundinis Francofurtensibus emo. Et crede mihi, nulla re facilius impetrare possum quod volo, quam speciosissimis titulis, qui mihi instar sunt nummorum, qui enim vento pasci volunt, indigni sunt alimento alio. Weil er aber etwas Latein redete, vnd ich jhn deſſen erinnerte, auff daß der Medicus es nicht jrgend hörete, Eh, ſprach er, wann er ſchon ein Doctor iſt, er verſtehet darumb eben kein Latein. Deſſen ich lachens mich nicht enthalten kunte.

Wann aber, fragte der Meiſter den armen Patienten, iſt Euch das Podagra erſten mahls ankommen, damit ich die Chur deſto beſſer vorzunehmen wiſſe. Das iſt mir, ſprach der Patient, zu ſagen vnmöglich, vnd bin ich meiner Rechnung bey weitem nicht ſo gewiß, wie jene junge Fraw geweſt als ſie gefragt worden, wie lang ſie noch ſchwangern Leibs zu gehen hette? ſprach: biß Montag oder vierzehen Tag, zu Nacht, gleich nach den neun Vhren, biß vmb halb zehen.

Der Meiſter, ſo mich, weil ich etwas zu viel gelachet, für einen Wälſchen anſahe, vnd ſich bey den vmbſtehenden Herren, wegen ſeiner Wiſſenſchaft gern etwas Namen machen wollen, fragte mich, ſeiner Meynung nach auff Frantzöſiſch: Galeretty? Mongsieur. Herr, ſprach ich bald zu jhm, jhr ſeyd am vnrechten, wie einmahls mein Bruder zu Pfaltzburg geweſen. Dann ſo jhr mich auff Frantzöſiſch fragen wollet quelle heure est-il? ſo verſtehe ich es nicht darffs auch nicht verſtehen: ſo jhr mich aber auff Teutſch fragen wollet, Wäle Mettig? ſo weiß ich fürwahr in gantzem Teutſchland auch keine [illegible] Mettig zuzuweiſen.

Es war gegen acht Vhren früh, als dieſes geſchahe, vnd vmb 9 Vhr 6 minut 2 ſcrupul tert: ſolte der Aspect ſeyn, alſo auch die Chur in instandi, auff einen ſchnapß, vollzogen werden, welches dann durch ein Aderläſſe geſchehen muſte.

In deſſen das Geſchrey zu Hoff auffkam, vnnd es noch ein armer Podagramiſcher erfahren, welcher, wiewol er zu Bett lag, vnnd nicht gehen konte, ſich gleichwol dahin ließ tragen, damit er deß ſeligen aspects auch genieſſen möchte.

Der Barbierer, neben ſeinem Geſellen, wurden beſtellet ſich mit jhren Flieten in eil fertig zu halten, welche ſie, damit da nicht Mangel erſcheinen mögen, auff der einen Staffel der Stiegen, dann ſie war aus ſtein gemacht, gewetzet.

Der eine Patient ſtunde da, auff dem Boden, den hielten Expertus Robertus vnnd Hans Thurnmeyer, vor dem buckte der Barbierer auff dem Boden, die Flieten richt auff die Ader haltend, die vnter dem Nagel der groſſen Zehe verfür guckt. Bey dem andern Patienten ſtunden Freymund vnd Ich, beneben dem Barbierer Geſellen, ſo ebenmäſſig fleiſſige Achtung auff Herrn Celsi (dann dieſes war deß Meiſters Name) befehl, damit nichts verſäumet würde. Wie dann der Herr Celsus vnter deſſen am Fenſter ſtund, im Buch laſe, murmelte vnnd prumlete, vnnd in einer Himmels-Kugel ſahe vnnd außmeſſete, wann der Aspectus jetzt è diametro vnter deß einen Patienten Fuß wäre, daß dann der Barbierer ſein Ampt verrichtete.

Von welchem murmeln vnnd brummeln ich dieſe Wort gehöret, vnd gar wohl verſtanden.

O Nympha, Ingenium adamantinum habens,
Multipotens, animo dea valido,
Audi vota duorum supplicum.
Magna potentia, vis tua magna
O Regina opulenta podagra,
Quam Iovis horret pernix telum,
Quamque profundi fluctus pelagi
Trepidant, quam quoque trepidat, sceptra
Qui gerit infera stygius Pluton,
O gaudens nodis, lectigrada,
Cursivetans, talorum tortrix,
Calcicrematrix, malchumitanga,
Ossitremenda, genufraga, pernox
Articulos cruciandi cupida,
Corrigenuflexa, potens podagra.
Haec vota haec sacra dicta sint:
Totius Mundi gentis totius et omnis,
Humani membri Reginae praedominanti,
Cui nulla est similis, nec vita potentior ulla.
Quaeque omnem sexum, aetatem sortemque statumque
Iure suo subjugit, nec Marte evicta nec arte.
Augustae, Invictae Dominae Terraeque Marisque,
Verborum, herbarum, lapidum valide victrici.
Plumicomae, mirandiloquae, mirandificaeque,
Bacchicolae, altipitae, auripatae, ossicremaeque:
Membrifragae atque sedilitenaci, costicrepaeque,
Horrilegae artitremae, thorivortae, torvacolaeque,
Vinirupae, tam pulvinaricubae, tophiatae.
Millibus è multis cui sunt spolia ampla per orbem,
Gens subjecta triumphanti monumenta perennat.

Auff Teutſch:

O du Diamant-ringwürdiges, güldin-ketten löbliches, viel tauſent Ducaten lötiges, Doctor Ehren- vnnd Seckel-Nehrendes liebes Podagram! du Peter-Neten-Knoten-mächtiges helium! Ich bitte dich hierben, hilff jetzo dieſen Dieben.

O du Königin aller Reichthumbligentbeſitzender Menſchen: O Du Knöchelliebende, Geleichobende, Bettbütende, Stubenwütende Fürſtin: O du hart-ſtrack krümmendes; ferſenreinendes, fußſohlen brinnendes, zehenzwickzwackendes, leiſetretendes, ſpitzſteinhaſſendes, beinmürbmachendes, kniebrechendes, letteltrimpffhaftes, ſchuſchnitzgewelleries, durch Marckleuchtendes, Geblütgebernes Fräwle, Ich bitte dich hierben, hülff dieſen zween Dieben.

Was aber dieſe Beſchwerung gewircket, wird der Außgang darthun. Unterdeſſen der Meiſter den Barbierer die Ohren fleiſſig ſpitzen hieſſe, mit dem zu ruffen Bald: Bald: Bald: Bald: Bald vnnd in deſſen: Schlag zu: Schlag zu: ſprach er: der Barbierer nicht vnbehend, vnnd traff die Ader ſo ſer, daß jhm das Blut vnter Geſicht ſprang. Das iſt ein gut Zeichen, ſprach Celsus, dem wird es wol bekommen.

Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyer, hielten jhn ſo lang biß er verbunden vnd auff einen Seſſel geſetzt würde, darnach zum andern.

Celsus ſahe wider am Fenſter, wann der Aspect recht gegen deß andern Patienten Füſſen kommen möchte, mit ebenmäſſiger Vermahnung an den Barbier-Geſellen, Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Schlag zu: Schlag zu: als dann auch in einem Schnapff geſchehen.

Weil aber bey dieſem Patienten das Podagram etwas härter angeſetzt, als befahl er auch jm deſto mehr Geblüts gehen zu laſſen, welches dann ſo lang wehrete, biß der arme Mann gantz erbleichet, vnd erblaſſet vnnd wir dem Herrn Celso zuruffen, es würde genug ſeyn.

Laßt es nur lauffen, ſprach Er, es ſadet jhm nichts, Es wird jhme ſonder zweiffel wol behagen:

In deſſen er aber in ſeinem Buch vnd der Himmels Kugel fortblätterte vnnd trähete vnnd wir jhn erinnerten: der Krancke were ſchwach vnnd würde ſterben. Laßt es nur lauffen, biß es genuge iſt, er wird nicht ſterben, es iſt mant eine Schwachheit, ſprach er: Weil aber der Patient die Augen verkehrete, vnnd nach dem letſten Athem ſchnappete, ſchryen wir jhm zu, Er würde ſterben. Laßt ſehen: ſprach Herr Celsus: vnnd als Er jhn beſichtigt, Fürwahre, ſagt Er, Er iſt ſchon geſtorben: warrlich, er iſt Mäuſe dod, tröſte jhn GOTT, Ich hab mein beſtes gethan. Aber gewiß die Urſach, daß er geſtorben, iſt dieſe, dieweil der Krancke auff dem Bett gelegen, vnnd nicht auff dem Boden geſtanden, wie der andere, alſo, daß der Aspectus ſeine Würckung in die Füſſe nicht effectuiren mögen. Gung damit zur Thür hinauß, Ein guden dach meine Herren.

Wo ſo bald hinauß, ſprach Expertus Robertus, Herr Doctor? wo habt jhr ewer Kunſt gelernet? ſeyt jhr auch ordentlich zu dieſem Titul gelanget? oder habt jhr euch, als ein Storger, deſſen auß eigen angemaßtem Gewalt alſo vnterfangen?

Freylich, mein Herr, bin ich Doctor worden, vnnd wird mir der Hocherleuchte Doctor Brand deſſen Zeugnuß geben, in deſſen Schiff ich neben viel andern Geferten biß nach Paduana gefahren. Auch, ſprach Er, hab ich noch Testimonia bei handen, da mir ein hochſinniger Mann, wegen erlangten Ehren-Tituls Glück gewünſchet, ſo er herfür zoge, vnnd Expertus Robertus laſe, ſich vnvermercket zu der Thür hinauß machte, als ob er ſich gebrannt hette: Es iſt aber Testimonia oder Glückwünſchung, wie er es nennete, von Worten dieſes Innhalts geweſen

Deam Gsala Haira,
Doctor Keiß Zaun athra
gemacht.
Auff deam Stoale gar artig zeiga.
Eas wiea man d'raeche Mealch au Hafa tuna laſſat,
Und ſtoan laeth 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Täg,
As lang, dens a Raum ſain artig zieha mag.
Und wean ear agbeade iſt, an aplump ſtürtze laſſat.
A plumpt, a plumpt, a plumpt, dens eat kaen zemma geba,
Und wean eas butter iſt, ſo ſchmirbt man eas auffs Broet,
Deas iſt a gſtiſſar ſchleack vaern bitter Hungars Noeth,
Au macht man Aucka draus, vnnd lath a feintle geſteba,
Dens man drauß backa kann gent Striblä, Zelta, Kiechla;
As an a glertar gſpan kaen nit gluib Meaſtar giuin,
Ear mueß ecßarſt gaun zearſt a ſchuelarbuable ſayn,
Und, dens eara graeß durch liſt, wiſſa das Namma buchla,
Ear mueß mit eller macht in d ſchrifta tuna ſpringa,
Er mueß ecßarſt gaun wärle gar ſeue auſſtaeren,
Dearzueſſe dens wilaſ yett wol gar auuſhuyat laen,
Mueß nit gar iunga gaun zueruſeban umbbear ſinga:
Ear mueß ſo eaban ſchoan mit dear Gſchrifft lunna muſa,
Ear mueß 1. 2. 3. 4. 5. 6. dens ſtba jahr
Studieran an deam Ding, dens eara gaum ryuda gar,
Und kaen mit ſinar lear andara gſpana nuſa.
Lebnet hair Doctor Keiß, awenl eas nid gaun athra
As gloaſſe gſſiſſa däb, geabt, uehr dean gſpana zaihra.

Als es aber Expertus Robertus zu Ende gebracht, vnd nach Doctor Celsus ſehen wolte, ſo war er nicht mehr zu finden, ſondern ſchon zur Burg hinauß.

Iſt das nicht, ſprach Expertus Robertus, frevel vor allen Menſchen geübet, alſo tödten: alſo beſchönen: alſo durchgehen.

Iſt das nicht, ſprach Hanß Thurnmeyer, ein Vrſach geſucht vom Zaun herab? wer hat ſich ehe außgeredet, als ein Doctor der Artzney? O möchte es manchem Dieb alſo gelingen, wie wenig würden deren gehenckt werden. Was ſoll wol für eine Kranckheit oder Todt ſeyn können, deſſen die Herren Medici nicht alſo bald angeſichts wüſten eine Vhrſach herzufinden? denen man alſo hin glauben muß, ob man gleich anderſt ſihet vnd greiffet: vnd wol recht geſagt iſt:

Holländer die keine Butter eſſen,
Flämming die Ehrenpreiß vergeſſen,
Ein Frieß der grüne Keeß verſchmacht,
Ein Dännmärcker ohne Gammelmat
Ein Bayer der nie aß die Muß,
Schwaben die nicht liebten die Nuß;
Weſtphähling die vom Speck nichts wiſſen,
Sächſer Bawern die ihr Röck nit falten,
Ein Thüring der kein Wildkraut kennt,
Ohn Wurſt vnnd Spieß-Garden ein Wend,
Ein Meißner der kein Krantz gern tregt,
Ein Franck der nit gern Kanten fegt,
Ein Sachs der nit gern Eier mitlauffet,
Ein Heß der nit gern beuten lauffet,
Ein Böhm ohne Zeyſybe Karva matte,
Schleſier, der nit tranck Weitzen bier,
Elſaſſer Bawern ohne Zwilch,
Ein Schweitzer, der nicht gern iſt Milch,
Ein Junges Kind ohn Zank vnd Weinen,
Ein Artzt der kein Außred kan finden,
Schneeweiſſen Mohr vnd ſchwartze Zahn
Auff Erden man nit bald wird ſehn.

Ich förcht warlich, ſprach Expertus Robertus zu dem andern Patienten, es werde dieſe Cur dir eben auch nit viel dienen, vnnd iſt ein kleine Ding, ſich hoher Sachen berühmen, vnd doch ein Werck nit leiſten können, darumb Doctor Brant geſagt:

Wer Artzneyen ſich nimmet an,
Vnd doch den Schad nit heylen kan,
Der iſt kein rechter Biederman.

Sprach Fromund, es ſeye gerathen wie es wolle, ſo hat der Meiſter ſein beſtes gethan, vnd mit dem iſt es genung, dann

Wann man den Artzt, warumb? will fragen,
So muß er ja was thun vnd ſagen,
Damit die Krancken nit verzagen,
Noch ſich ſelber das Hertz abnagen,
Ob man ſie ſchon zum Grab muſt tragen,
So darff es doch dern keiner klagen,
Noch den Artzt zu dem Hauß außjagen,
Viel weniger mit Fäuſten ſchlagen,
Dann man holt ihn mit Roß vnnd Wagen.

Die verliebte Selbſt-Mörderin *).

Von G. P. Harsdörfer.

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verſtand dardurch ſo geblendet und verdunckelt wird, daß ein ſolcher auch wieder ſich ſelbſten zu wüten und zu raſen pfleget, daher Sirach recht ermahnet, man ſolle doch in allen Sachen das Gute bedencken, ſo werde uns ſolches von den Sünden abhalten. Wann man aber tollkühn durchbrechen will, ſo ſetzet man ſich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch aus folgender Geſchichte zu erſehen ſeyn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine ſehr ſchöne Tochter, Namens Margarita, welcher höffliche und holdſelige Sitten über alle maſſen liebte ein Student, Wilhelm genannt, deſſen Jugend gute Geberden und Verſtand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einſten, als ſie mit anderer Geſellſchafft ſpatzierten, und dem Studenten zu ſingen auferleget wurde, ſein Pfand in dem Geſprächſpiele wieder zu löſen, hat er ein Liedlein folgendes Innhalts von dem Irrgarten, bey welchem ſie waren, hören laſſen.

---

*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichte. Hamburg 1666. S. 511 ff.

1.

Meine Sinne ſind verwirret,
und auff jedem Weg verirret,
mehr als dieſer Labyrinth.
Ich pfleg' hin und her zu wallen,
bald zu ſtehen, bald zu fallen,
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Theſeus welcher irret,
den der Zweiffel-Gang verwirret;
aber auß dem Labyrinth,
werd' ich durch den Faden wallen,
Ariadne zu gefallen,
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter dieſen zweyen auß der Kuntſchafft Freundſchafft, auß der Freundſchafft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünſtige Liebe worden, ſind ſie bey einer Baſen der Margareta vielmals zuſammen gekommen, weil ihr Vatter ein ernſtlicher Mann, und die Studenten in ſeinem Hauſe nicht gerne geſehen, ſondern als unverſchämte Mucken von dem Honig-War verjaget. Beeder Verliebten Abſehen war der H. Eheſtand, und hetten lieber tauſend Tod gewünſchet, als ſich ſündlich zu vergreiffen. Auff einem Abend ſange er in ſein Lautenſpiel folgende Verßlein.

Sonnet oder Klingreimen.

Du biſt mein treuer Zeug, O finſtre Schatten Nacht!
Du weiſt was ich erdult' in meinem jungen Hertzen.
Du hörſt meine Klag' indem ich bin erwacht,
und weiſt wie mich der Traum pflegt in dem Schlaff zu ſchertzen.
Ich ſpure fort und fort der Liebe ſtarcke Macht,
ich ſchau, als mich bedunckt, Cupido Flammen Kertzen.
Wann ich die ſchöne Sonn' entſchlaffend hab betracht,
ſo brennet mich die Glut mit angenehmen Schmertzen.
Wann kommet doch der Tag, der meine Plage heilet?
Wann kommet doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?
Was mir das Liecht verſagt, der Schatten Traum ertheilet,
und mit der Liebſten Bild erfreuet und betrüget.
Wann kommet doch die Stund, das Monat oder Jahr,
Daß dieſer falſche Traum im Wercke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürcket, daß dieſe beede je mehr und mehr entbrannten durch die Poetiſchen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel-Holtz genennet) gleichſam angezündet. Dieſe papierene Waare, ich ſage die Verſe, ſind dem Studenten unſchwer gefallen, und hat er keine Begebenheit unterlaſſen, ſolche anzubringen. Als ſie auff eine Zeit miteinander ſpatzierten, und Margareten Röſlein angetroffen, hat er ohne verſinnen, folgendes Innhalts geſungen.

1.

Mir behaget lieb zu koſen
dieſe Margariten Roſen,
aller Blumen Ruhm und Preiß.
Ich betrachte mit verlangen
ihre Farbe roth und weiß
wie der Margariten Wangen.
Dieſer holden Blumen Ruch,
iſt mein allerliebſtes Buch.

2.

Eine Muſa mir beliebet,
die mich in den Verſen übet.
Was die andren mögen ſeyn,
laß ich in der Schule ſtehen,
als gemalter Göttin-Stein:
Dieſe pflegt mit mir zu gehen.
Sie erfreuet meinen Mut,
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget ihre Tugend,
ihr Verſtand und ihre Jugend,
ihre Stimm und roter Mund,
ihre Lippen und Geberden
weiſen ihres Hertzen Grund,
dem Verliebſten auff der Erden,
doch verlang' ich nichts nicht mehr,
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Alſo hat ſich dieſer, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, ſehr übel geendet. Ich ſage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bei 20. Jahren auff ſich hatte. Als ſie nun faſt täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, iſt bey vielen ſo ſie geſehen, ungleicher Verdacht entſtanden, daß die Baſe, in welcher Behauſung ſie zuſammen gekommen, Margaritam gewarnet, ſie ſolle zu böſer Nachrede nicht Urſach geben, und gedencken, daß ſolche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und ſie dardurch in groſſe Ungunſt kommen könte. Die Jungfrau antwortete, daß ihre Liebe zu ehlicher Verbündniß ziele, und in den Schrancke der Erbarkeit verbleibe, daß ſie ſich alſo dieſes Studenten nicht zu ſchämen. Dieſe Baſe verwunderte ſich, über dieſen Schluß, und wieſe ſie auff ihre Eltern Einwilligen, unter welcher Gewalt ſie were, und nicht leicht geſchehen laſſen würden, daß ſie ein Fremder ſolte auſſer Land führen ꝛc.

8. Nachdem ihr nun die Baſe verſprochen, mit ihrem Bruder von ihrer Verehlichung zu reden, fügte ſich, daß der alte Monſon, der Margarita Vatter im vorbeygehen ſeine Tochter in deß Studenten Armen erſihet, deßwegen er ſich zwar ſehr erzörnet, doch vorbey gegangen und ſeinen Grimm außzuſchütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieſes Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anſtändige Heurat für ſeine Tochter, hat er doch verſchworen, ſie ihme nicht zu laſſen, weil

er ihn nicht anſprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey ihme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedancken und böſen Nachreden Urſach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hauſe kommet, verbietet ihr Vatter, daß ſie ohne Geſellſchafft ihrer Mutter nicht mehr auß dem Hauſe gehen ſolte, bei Verluſt ſeiner Gunſten, und Enterbung ſeiner Güter. Hierauff antwortete ſie gar ſehr verſtändig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Geſetze fürzuſchreiben, ihr als ſeine Tochter denſelben zu gehorſamen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, ſie ſolte dieſer den Zaum nicht mehr ſo lang laſſen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen ſie ſich leichtlich verlieren können.

10. Was nun vorgegangen, berichtete Margareta an ihren Studenten, und ſendete ihm den Brief durch ihre vertraute Magd zu, beneben Verſicherung, daß ſie in ihrer Liebe beſtändig bleiben wolte, und keinen, oder ihn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verſchriebe ſich zu ihrem leibeignen Knecht, der biß in den Tod der ihrige verbleiben würde ꝛc. So bald ſie ſolches verſtanden, hat ſie ſich endlich entſchloſſen, lieber zu ſterben, als einen andern zu freyen, und ein Denckmal zu hinterlaſſen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyranniſiren, und ohne genugſame Urſachen, zwingen und gewältigen ſollen.

11. Der Vatter hatte ſie nun einem andern verſprochen, deme ſie nicht widerſprechen dörffen, und wurde der Tag ihrer Trauung benennet, darauff ſie ſich auch gefaſt machte, und die Nacht darvor an ihren Vatter und an ihren Liebſten Briefe geſchrieben, in welchen ſie von ihnen mit erbärmlichen Worten Urlaub nahme, und in ihrem ſchönſten Kleidern, als eine Braut geſchmücket in dem Hoff auff- und abſpaziret, und ſich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetlein, von dem böſen Geiſt ſo verblenden laſſen, daß ſie ſich in den Brunnen zu ſtürtzen gewillet, und als ſie ihre Magd von ſich geſchicket ein Betbuch zu holen, hat ſie geſagt: Mein Liebſter, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, ſo will ich auch mit dem Munde büſſen, und dardurch mein Leben enden.

12. Nach dieſen Worten wendet ſie ſich gegen ihres Vatters Schlaffkammer, und ſchrye mit lauter Stimme: Komm nun du tyranniſcher Kinder-Mörder, ſchaue an das Opffer deiner einigen Tochter! Wann du meinen Tod bereueſt, ſo ſoltu wiſſen, daß deine Grauſamkeit dergleiche verdienet hat. Mit dieſen Worten, weil ſie ein Geräuſch in der Kammer gehört, und ihre Magd wider kommen, hat ſie ſich in den Brunnen geſtürtzet. Die Magd und der Vatter ſind zwar faſt unbekleidet zugelauffen, haben ihr zugeruffen, und ſie gebetten, ſie ſolte ſich an die Brunnen Eimer halten und verſprochen, alles zu thun was ſie wolte, ſolte doch nur ſich ſelbſten nicht umb das Leben bringen. Sie aber hat geſchryen: Mein Gott erbarm dich meiner! und ſo ſtarck ſich an dem Brunnen Seil gehalten, daß der Vatter und die Magd ſie widerumb herauß gezogen.

13. Weil ſie ſich nun zerſtoſſen und zerfallen hatte, war zwar der Vatter widerumb ein wenig getröſtet, lieſſe ſie in ihr Kammer tragen, und verhoffte ihre Geneſung; ſie aber erkennte ihre Sünde die ſie wider Gott, ihre Eltern und wider ſich ſelbſt begangen, begehrte deßwegen ihren Beichtvatter, der ſie nach wahren Zeichen der Buſſe, Gottes Barmhertzigkeit verſichert, und hat ſie alſo mit anbrechendem Morgen ihren Geiſt auffgegeben. Der Vatter hat den hinterbliebenen Brief geleſen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch ihre Mutter, die doch an der That nicht ſchuldig ware, und ihrem Mann vielmals geſagt, daß er in ſeinem hohen Alter noch nicht ſtudiret, wie einer verliebten Jungfrauen umb das Hertz ſey. Uber dieſen Todesfall hat ſich am meiſten betrübet der Student, welcher auß den hinterlaſſenen Brieflein verſtanden, daß ſie wegen ſeiner lieber ſterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabſchrifft geſtellet.

14. Unter den berühmten Frauen,
hat Lucretia die Ehr
in der reinen Keuſchheit Lehr,
durch den Selbſtmord laſſen ſchauen.
Aber unter den Jungfrauen
hat die Margaret den Preiß
die beſtändig ohn Geheiß,
ihr den Tod ſelbſt wollen trauen.

Feſtus redet mit Aurelius von ſeiner Liebe zu Frl. Even Marien, welche Begebnis hier erzählt wird *).

Von A. H. Bucholz.

Es verweilete ſich gleichwol ihr Aufbruch in den dritten Tag nach ihrer Ankunfft aus Mangel guter Geſellſchafft, und befand Feſtus ſich die Zeit über mit ſchwermüthigen Gedancken beladen, deſſen Urſach Aurelius zwar merckete, aber ſich deſſen nicht vernehmen ließ, daher er ihn eins-

---

*) Aus: Der chriſtlichen königlichen Fürſten Herkuliskus und Herkuladisla, auch Ihrer Hochfürſtl. Geſellſchafft anmuthige Wunder-Geſchichte. Franckfurt und Leipzig. 1715. S. 121.

mals fragte, ob er ſich am Leibe oder Gemüht übel befünde. Worauf er antwortete: Du wirſt, lieber Bruder, mein Anliegen ſehr wol wiſſen, welches mich daheim zu peinigen pflegete; eben daſſelbe hält annoch bey mir an, und ob ich mir zwar vorgenommen habe, es gantz aus dem Sinne zu ſchlagen, und es meinem Gott und Heilande heimzuſtellen, wie ich ihm dann ſolches in meinem täglichen Abend- und Morgen-Gebeht andächtig befehle, ſo macht mir doch die Erinnerung manchen traurigen Angſt-Seufftzer, weil ich in lauter furchtſamer Hoffnung lebe, und wie Du weiſt, gantz keine beſtändige Erklärung auff mein Hertzinbrünſtiges Anſuchen bisher erhalten mögen. Drücket Dich dieſer Schuh noch, mein Bruder, und zwar in der ſo weit abgelegenen Ferne? ſagte Aurelius: Du weiſt ja, wie es mit dieſer Deiner Heimlichkeit eine Bewandnis hat, und Du Dich nicht fürchten darffſt, daß einiger ander Menſch, wer der auch ſeyn mag, Dir dieſen Deinen Schatz entziehen wird, da er ſonſt Willens iſt, ſich einigem Menſchen zu ergeben. Ja, mein Bruder, ſagte Feſtus, es iſt ja wol etwas, aber wie, wann ich deſſen ſo wenig als ein ander genieſſen ſoll, wird mir dann ſolches meine Geiſter ſtillen können? Traue Deinem Gott, ſagte Aurelius, und ſtelle es deſſen Verſehung anheim, dann was will oder kann Dein Dichten und Trauren helffen, wann es wider Gottes Willen ſeyn ſollte? Hat aber derſelbe es verſehen, ſo wird er auch die Gemühter ſchon alſo lencken, daß ſie ſeinem Willen ſich ergeben.

Es betraff aber dieſes Geſpräch die Liebe Herren Feſtus oder Herkuliskus, welche er zu Frl. Even Marien, König Ladislaen Frl. Tochter trug; dieſelbe war nunmehr 16 Jahr und 30 Wochen alt, und von ihrer lieben Mutter Königin Sophien zu allen Hoch-fürſtlichen Tugenden aufferzogen. Sie war über die Maſſe ſchön von Angeſicht, zart von Leibe, und ſehr flenlich von Gliedmaſſen, doch einer mittelmäßigen Länge, und war ihre höchſte Beluſtigung, daß ſie in der Heiligen Schrifft und andern gottſeligen Büchern laſe, wie ſie dann nebſt Frl. Eliſabeth, König Herkules Frl. Tochter (welche 14 Wochen älter als dieſe) in Griechiſcher und Lateiniſcher Sprache wohlunterrichtet war, da ſie hernach zur Luſt von ihren beyden Brüdern, Herkuliskus und Herkuladisla die Perſiſche Sprache lerneten, daß ſie dieſelbe wohl verſtehen und ziemlich reden kunten. Die beyden jungen Herren waren anfangs mehrentheils an Herkules Hofe, woſelbſt ſie aufferzogen und unterrichtet wurden. Hingegen die Fräulein zu Prag bey Königin Sophien; wiewol gar zeitig früh ſich eine hohe Neigung zwiſchen ihnen ſpüren ließ, daß Herkuliskus gerne mit Frl. Even Marien, Herkuladisla aber mit Frl. Eliſabeth umging. Da dieſe Fräulein kaum 12 Jahr alt waren, und die Eltern die feſten Gedanken faſſeten, es würde aus dieſer kindlichen Liebe mit den Jahren eine inbrünſtigere entſtehen, daß ſie einander heyrahten ſolten, welches dann ihr einiger Wunſch war in dieſer Welt, da ließ Frl. Eva Maria ſich ſtets vernehmen, wie große Beliebung ſie trüge, ihr Leben in ſteter Jungfrauſchafft zuzubringen; welches ihre liebe Eltern nicht ſonderlich beantworteten, weil ſie gedachten, es würden die Jahre ihr wol andere Gedanken eingeben.

Es trug ſich aber einsmahls zu, wie König Herkules und Valiska, nebſt den beyden jungen Herren, König Ladisla zu Prag beſuchten, da Frl. Eva Maria das dreyzehnte Jahr bey nahe geendiget hatte, daß Königin Sophia in der jungen Herren Gegenwart zu Königin Valiſka ſagte: Hertzgeliebte Fr. Schweſter, ich muß euer Liebe meiner Tochter Gedancken zu erkennen geben, welche ſie ſo feſt auf den Stand der ſteten Jungfrauſchafft gebauet hat, daß ſie ſich täglich vernehmen läſſet, ſie wolle nimmermehr ſich in den Eheſtand begeben, ſondern in dieſem ihrem jetzigen Stande, biß an ihres Lebens Ende verharren. Königin Valiska liebete dieſes Fräulein hertzlich, und weil ſie dasmahl ihr allernächſt ſaß, umfieng ſie dieſelbe mit einem innigen Kuſſe; hernach gab ſie Königin Sophien dieſe Antwort: Daß der Jungfern-Stand ein heiliger und Gottwolgefälliger Stand ſey, daran hat ein Chriſt nicht zu zweifeln, maſſen der Apoſtel Paulus in ſeinem erſten Send-Brieffe an die Gläubigen zu Korinth es gnugſam ſehen läſſet, wie weit er den reinen Jungfern-Stand dem Ehelichen vorziehe; nicht daß er den Eheſtand ſolte verwerffen, oder vor unrein halten, weil ja auſſer allem Zweifel derſelbe von unſerm Gott ſelbſt eingeſetzet iſt, und zwar als der Menſch noch ohne Sünde im Stande der Vollkommenheit lebete, daher dann derſelbe Apoſtel am andern Orthe befiehlet, daß die Ehe ehrlich gehalten werden ſolle bey allen; und wer könnte ſolches leugnen, nach dem uns ja bewuſt iſt, daß Gott ſelbſt ſaget: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ich will ihm eine Gehülffin machen, die um ihn ſey. Worauf er den erſten Menſchen Adam in einen tieffen Schlaff fallen ließ, aus deſſen Leibe er eine Riebe nahm, und die Even darauß machete, welche er dem Adam zuführete, und ſie mit einander ehelich trauete; daher iſts unmöglich, daß ein Menſch ſündigen ſolte, wann er in einen von Gott dem Herrn ſelbſt geordneten Stand tritt, da es nur gebührlicher Weiſe geſchieht. Ich geſtehe aber gerne, daß der Jungfern-Stand in reiner Keuſchheit geführet, ein heiliger und faſt ein Wunder

Stand ſey: Aber dieſe Gabe, ohn böſe ärgerliche Gedancken und Begierde ſeine gantze Lebens-Zeit biß ans graue Alter hinzubringen, iſt wegen angebohrner Fleiſches-Schwachheit ſehr wenigen gegeben, daher auch unſer Heiland ſaget: Dieſes Wort faſſet nicht jedermann; und eben darum räht man allezeit gerne zum Eheſtand, weil man's nicht leicht bey jungen erwachſenen Leuten vermuthet, daß ſie dieſe Gabe haben ſolten. Da heiſſets demnach, es iſt beſſer freyen, dann Brunſt leiden; es iſt beſſer, in ehlicher Zucht und Liebe mit ſeinem Ehegatten leben, als im Jungfrauen Stand alſo verbleiben, daß die fleiſchlichen Anfechtungen einen Menſchen reitzen, und wol gar zu ſtummen Sünden bewegen ſolten.

Betreffend aber meine Fräul. Baſe, ſo träget dieſelbe den Nahmen, beydes der erſten Ehefrauen Even, unſer aller Mutter, und den Nahmen einer gantz keuſchen, reinen und hochgeheiligten Jungfer, nemlich der Mutter unſers Heilandes, der Marien; ſtehet ihr auch frey, den Ehe-Stand, oder den Jungfräulichen zu wählen, wann ihre Eltern einwilligten; aber weil ſie annoch jung iſt, und ſich ſelbſt nicht prüfen kan, ſoll ſie ja nicht ſagen; ſie wolle im Jungfräulichen Stande bleiben; ſie wolle in keine Heyraht ſich einlaſſen, weil ſie ja nicht wiſſen kan, ob ihr Gott nicht wol bereit einen Ehegatten auserſehen habe, deſſen Willen zu widerſtreben, nichts als verwegene Frechheit ſein wolte. Derwegen muß ſie in Stille und Gehorſam der Schickung Gottes erwarten, und derſelben ſich gerne unterwerffen. Zwar ich muß bekennen, daß wann mein Schatz Herkules in der Welt nicht wäre geweſen, würde ich ſchwerlich Luſt und Liebe zum Eheſtand bekommen haben, dann mein Gewiſſen gibt mir Zeugnis, daß auſſer denſelben ich die gantze Zeit meines Lebens noch keinen eintzigen Mann geſehen habe, dem ich mich, wie mich däucht, hätte können zur ehelichen Liebe und Gehorſam unterwerffen; Aber ſolche Gedancken habe ich nie in mein Hertz gefaſſet, daß ich mich hätte wollen zum Jungfräulichen Stande verlobet haben, es hätte mich dann mein Gott ſo hart geſtraffet, daß er mir meinen Herkules vor unſer Vermählung durch den frühzeitigen Tod hinweg geriſſen, alsdann würde ich auſſer allem Zweifel durch übermäſſige Bekümmernis und Trauer abgemattet, ihm bald gefolget ſeyn. Das ich nun zum Ende meines Vorhabens komme, ſo will ich meine hertzliebe Frl. Baſe Mütterlich gewarnet haben, ihr den ewigen Jungfern-Stand nicht gar zu tieff einzubilden, damit ſie nicht vermeſſentlich handele, noch daher in Verſuchung falle. Ja, liebte ſie mich und ihre Fr. Mutter kindlich, nach rechtſchaffenem Gehorſam, ſoll ſie uns alsbald verſprechen, daß vor Ausgang des ſechs und zwantzigſten Jahrs ihres Alters, Sie zu ſolchem Stande ſich nicht verloben wolle, ob dieſelbe ſie wolle heiſſen ehelich werden oder nicht.

Herkuliskus hörete dieſe Rede ſeiner Fr. Mutter mit hertzlicher Vergnügung an, aber überaus hefftig erſchrack er, als er dieſe Antwort der Fräulein hörete; Gnädigſte hertzgeliebte Fr. Baſe, als Mutter zu ehren; ich bedancke mich in unterthänigſten kindlichen Gehorſam, vor die ertheilete Unterrichtung; und wie ich den heiligen Eheſtand nimmermehr werde verachten, oder einigen Menſchen davon abrathen, alſo zweifele ich nicht, daß die heiligen Gedancken, die bißher den jungfräulichen Stand mir ſo angenehm und werth gemacht haben, werden in mir erhalten werden, und mich je länger je mehr in meinem Vorſatz ſteiffen und beſtätigen, weil ich ohndas meinen andern Namen Maria viel höher und werther, als den Namen Eva ſchätze, ob ich gleich ſehr wohl weiß, daß ich ein ſchwaches und gebrechliches Kind bin, und mich der heiligen Mutter des Herrn nicht im geringſten zu vergleichen habe, welcher Stoltz auch ferne von mir iſt. Damit auch meine Gn. Fr. Königin und Frau Mutter meinen Gehorſam wiſſen mögen, will ich das mir vorgeſtellete Ziel der 26 Jahre hiemit und krafft dieſer kindlichen Verheiſſung angenommen haben, und biß dahin keine Verlobung der Jungfrauſchafft vornehmen, obgleich der Vorſatz bey mir veſt bleiben möchte.

Dieſe Rede wolte Königin Valiſka beantworten, aber Herkules und Ladiſla traten zu ihnen hinein, ſie fragend, ob dem Frauen Zimmer geliebete zur Luſt mit auszufahren, und der angeſtelleten Hirſch-Jagd zuzuſehen: welches ſie ihnen wol gefallen lieſſen, da dann die beyden Königinnen in einer kleinen Kutſche bey einander blieben, die beyden Könige zu Pferde fort giengen, und Herkuladiſla bey Frl. Eliſabeth anhielt, ſie möchte ihr nicht zuwider ſeyn laſſen, ihn vor einen Reiſegefährten in ihre Kutſche aufzunehmen, alsdann wolte er ſeine Frl. Schweſter vermögen, ſeinen geliebten Bruder Herkuliskus zu ihr auffſteigen zu laſſen; welches doch dieſer gerne abgewendet hätte, wann es Ehren halben hätte geſchehen können, dann ſein Hertz war aller Dinge über der Fräulein Rede erſchlagen, daß er fürchtete, er würde ſeine Schwermüthigkeit nicht können verbergen. Weil aber Frl. Eliſabeth ihres Oheims Geſellſchafft gerne annahm, und Herkuliskus nicht umhin kunte, deswegen ſelbſt bey Frl. Even Marien anzuhalten, ward ihm ſolches auch willig gegönnet, da dann Herkuladiſla mit ſeinem geliebten Fräulein allerhand freundliche Unterredung hielt, weil dieſelbe ihm von Hertzen gewogen war, und bereit in dieſer Jugend die Liebes-Pfeile in ihrer Seele empfand, wiewol ſie es dergeſtalt zu verbergen wuſte, daß weder er ſelbſt, noch einiger ander Menſch deſſen ichtwas an ihr merckete.

Herkuliſkus aber beſinnete ſich, was vor Geſpräch er mit dem Fräulein anſtellen wolte; aber ſie gab ihm bald Anlaß nach ſeinem Willen, da ſie ihn fragete, wie bald er ſeine Reiſe nebſt ihrem Bruder nach Franckreich zu König Hilderich fortſetzen würde, die Ehre von ihm zu begehren, daß er ſie zu Rittern ſchlüge; er hoffete, dieſer Reiſe von ſeinen lieben Eltern zu rechter Zeit gewähret zu werden, wiewol er wenig Vergnügung daſelbſt antreffen würde, gelebete ſonſt der Zuverſicht zu ihrer Liebe, dieſelbe würde es ihr nicht laſſen zu wider ſeyn, daß er nebenſt ſeinen lieben Bruder Herkuladiſla dieſe Frühlings-Zeit ſich bey ihnen zu Prag aufhielte, und einen oder andern Monath daſelbſt zubrächte. Nun trug das Fräulein gegen ihn eine recht ſchweſterliche Zuneigung und Liebe, daher ſie ſolches gantz gerne vernahm, und ihm zur Antwort gab: Es würde nicht allein ihr, ſondern auch ſeiner Fräul. Schweſter, Frl. Eliſabeth, ſolches ſehr angenehm ſeyn, als welche groſſe Begierde trüge, ſich mit Mannesbildern im Tantzen zu üben, welches Hof-Junckern und andern edlen Jünglingen zu thun, ſie gar kein Belieben hätte, und daher Gelegenheit ſuchen würde, mit ihnen, als Brüdern und Oheim ſolches fortzuſetzen; Sie aber ihres Theils achtete dieſes Springens und Hüpfens gantz nicht, weil ſie es vor gar zu eine irrdiſche Luſt ſchätzete, und davor lieber die von ſeinen Eltern gemachte geiſtreiche Lieder ſpielete und ſünge. Worauf er zur Antwort gab; ſo wird mein geliebter Bruder Herkuladiſla vor mich ſehr glückſelig ſeyn, weil an meiner Frl. Schweſter, deren er in Ehren ergeben iſt, er ſolche Geſellſchaft wird haben können, wie ich dann wol weiß, mit was Gedancken ſein Hertz umgehet, und ich mirs doch nicht darff mercken laſſen, daß ichs wiſſe, hoffe auch, es werde eure Liebe dieſe meine Worte keinen andern Menſchen wiſſen laſſen; mich wundert aber, daß meine Frl. Baſe der ehrliebenden Tantz Uebung ſo abhold iſt, ja dieſelbe, wie mich dünckt, faſt vor unzuläſſig hält.

Zwar daß ſie hohes Belieben trägt, die geiſtlichen Lieder zu ſpielen und ſingen, iſt ſehr rühmlich, und gibt ſie dadurch ihre Gottesfurcht an den Tag; weil wir aber Menſchen ſind, und unmöglich iſt, daß unſere Andacht zu Gott immerzu feurig ſeyn könne, ſondern auch zu Zeiten wir einer leiblichen Ubung und zuläſſigen Ergetzlichkeit bedürffen, inſonderheit wann wir unſern Fürſten-Stand betrachten, alsdann wird uns wol erlaubt ſeyn, ſolche und dergleichen Ubungen fortzuſetzen. Will gleichwol dieſes nicht aus ſolchem Vorſatz geredet haben, ihr Vorbringen zu ſtraffen, ſondern bloß anzuzeigen, daß eure Liebe ohn einigen Gewiſſens-Anſtoß wol könne ſolchen züchtigen Täntzen beywohnen, und darinnen ſich zu Zeiten üben, weil ohn das ſolche Bewegungen der Geſundheit zuträglich ſind, und unſere Gliedmaſſen in gutem Wolſtand erhalten. Ich ſtelle aber dieſes alles bey Seit, und bitte mir zu verzeihen, daß ihre mit meiner Fr. Mutter geführte Reden mich überaus beſtürtzt gemacht haben, wie auch nicht weniger ihren geliebten Bruder ſelbſt, da ſie ſich der ewigen Jungfrauſchafft zu ergeben, und den Eheſtand zu meiden ſich vernehmen läſſet. Nicht, meine in Ehren hertzgeliebte Frl. Baſe, nicht laſſet ſolche Gedancken euer Hertz einnehmen, ſondern ſtellet es dem Willen des Allmächtigen Gottes anheim, und erinnert euch dabey, daß wie derſelbe eurer Liebe alles das mit groſſem Ueberfluſſe mitgetheilet, was an einem Fräulein vor ſchön gerühmt wird, alſo werde derſelbe euch ſolches nicht vergebens zuwenden, ſondern, daß in künfftig euer Gemahl dadurch erfreulich vergnüget werde. Will ſonſt nicht wiederhohlen, was meine Fr. Mutter von dem heiligen Eheſtande angeführet hat, nur daß ich neulich eine Schrifft geleſen, in welcher ſehr nachdencklich angezogen ward, was vor groſſe Vergnügungen ein Menſch im wolgerathenen Eheſtande genieſſe, und wie eine elende Beſchaffenheit es dagegen mit dem eheloſen Stande habe, und ſolches inſonderheit an Seiten der Frauenbilder, die ohn das ihrer Schwachheit und Unvermögens wegen, eines Hauptes und Schutzes ſehr wol bedürffen. Zwar ſo lange eure liebe Eltern im Leben ſind, würde es ihr an Schutz und anderer Nothdurfft nicht ermangeln, aber wann dieſelben ihr nach Gottes Willen dereins werden abfallen, und ſie ſelbſt dem unvermögenden Alter nahen, dann würde Sie auf dieſen unverhofften Fall es befinden, wie eine Verſtoſſene dieſelbe ſey, die keinen Ehefreund hat; Zugeſchweigen, daß eine veraltete runtzlechte Jungfer auch der Kinder Spott ſeyn, und ſich wol von ihren Mägden höhnen laſſen muß.

Das Fräulein verwunderte ſich dieſer Rede überaus ſehr, inſonderheit, da ſie ſahe, wie ernſtlich er ſich dabei bezeigete. Sie wolte aber eine Kurtzweil draus machen, und gab ihm zur Antwort: Durchl. Herr Oheim; was eure Liebe von der Widerwärtigkeit anführet, welche den ledigen Weibsbildern nach ihrer Eltern Ableben zuſtoſſen könne, deſſen habe ich mich gantz befreyet zu ſeyn eingebildet, und mich verſichert gehalten, daß ſo lange mein hertzlieber Bruder und eure Liebe am Leben ſind, mirs an Schutz und wahren Freunden nicht mangeln könte; Wer demnach mir den Jungfern-Stand unangenehm machen wolte, müſte aus andern Gründen meinen Willen und Vorſatz beſtreiten. Herkuliskus wuſte nicht, was er hierauf antworten ſolte, weil er ſahe, daß ſie ſeine Verliebung gegen ſie nicht merckete, oder doch nicht mercken wolte, wie ſie dann in Wahrheit auch nicht anders meynete, als daß ſeine gute Zuneigung bloß wegen der nahen Anverwandtſchafft entſtanden wäre; endlich ſagete er: Durchl. Fräulein, an ihres Bruders und meiner gäntzlichen Ergebenheit, hat eure Liebe im wenigſten nicht zu zweiffeln, und würde ich ungleich lieber und freudiger mein Blut und Leben einbüſſen, als zugeben, daß ihrer Liebe einiges Leyd angethan würde, welches, gilt gleich, durch meine Krafft oder Verderben könte abgekehret werden. Wann aber ihre Liebe mit der Zeit einen geneigten Willen zum Eheſtande annehmen könte und wolte, würde dieſelbe keinen Menſchen in der gantzen Welt, als mich, dadurch höher beſeeligen, weil mir unmöglich iſt, glückſelig zu ſeyn, als lange dieſelbe in ſolchem Vorſatze verharret, und ihrer Liebe ichs länger zu verſchweigen nicht vermag, daß die Hoffnung, dermahleins ihr angenehmer Diener zu werden, der einige Aufenthalt meines Lebens iſt, wie ich mir dann gäntzlich vorgeſetzt habe, keiner Fräulein dieſer Welt, als bloß allein ihrer Liebe mich zu ergeben; Kann nun dieſe meines Hertzens Beichte derſelben nicht angenehm ſeyn, ſo wolte dieſelbe aufs minſte mir dieſe Gnade und Freundſchafft erzeigen, daß, was ich anjetzo vorgebracht habe, in dem tieffſten ihres Hertzens verſchloſſen bleibe.

Durchl. Oheim, ſagte ſie mit einer Beſtürtzung, ich hätte nicht gemeynet, daß derſelbe gegen mich einen ſolchen Willen trüge, inſonderheit, weil ich meine Kinder-Schuh noch nicht vertretten, und in der einfältigen Jugend lebe; da auch ein ander, wer der gleich ſeyn möchte, mir ſolches vortrüge, ichs nicht ohn Anzeige eines ſchweren Unwillens beantworten würde; Weil aber unſere nahe Anverwandtſchafft nicht zugeben will, daß ich auf eure Liebe zürne, und meine Eltern, dieſelbe zu ehren, mir ernſtlich gebotten haben, ſoll ihr ſolches Vorbringen vergeben ſeyn, und, ihrem Begehren nach, verſchwiegen bleiben; nur bitte ich, mein hinführo mit dergleichen Reden zu verſchonen, und ſich zu verſichern, daß mein Vorſatz, den jungfräulichen Stand nicht zu ändern, nicht bald werde gebrochen werden; aber auch, daß mit meiner Schweſterlichen Liebe und Ergebenheit ich nimmermehr von ihm abziehen wolle. Dem guten Herkuliskus war dieſes nicht anders, als ein Schwert in der Seele, hätte auch gerne es beantwortet, aber Sie naheten dem Jagd-Platze, und ritten unterſchiedliche Ritter herzu, das Fräulein auf die Schaubühne zu begleiten, da dann nach geendigter glücklicher Jagd ſie auf der Heimreiſe ſich anderweit vergeſellſchafften, ſo daß Königin Valiska Frl. Even Marien, Königin Sophia Frl. Eliſabeth zu ſich nahmen, und daher Herkuliskus und Herkuladisla bei einander blieben.

Es hatte aber Herkuliskus nachgehends ſo viel Hertzens nicht, bey dem Fräulein um Liebe weiter anzuhalten, weil er hörete, daß ſie aller ehelichen Verpflichtung ſich zu enthalten Willens war; wiewol nachgehends, da dieſe beyde junge Fürſten aus Franckreich und Engeland wieder zu Prag anlangeten, da die Fräulein etwas beſſer zu ihren mannbahren Jahren kommen waren, Herkuliskus das Fräulein überaus heftig anſtrengete, und ihren Bruder zu Hülffe nahm, aber dannoch keine gewierige Antwort erhalten kunte, nur daß ſie bey dieſer ihrer endlichen Erklärung blieb, dafern ihr Gott den Sinn zu heurathen geben würde, ſolte ihr Oheim Herkuliskus verſichert ſeyn, daß kein Menſch in der Welt als er, ihr Hertz und Willen zu ehelicher Verpflichtung haben ſolte; mit welcher ungewiſſen Verheiſſung er ſich muſte abſpeiſen laſſen, als er die morgenländiſche Reiſe anzutretten, Abſcheid von ihr nahm. Auf ſeinen Abzug aber begunte das Fräulein allgemählich ihr Hertz und ſteiffen Sinn zu ändern, welches Frl. Eliſabeth verurſachte; dann derſelben hatte ihr Bruder Herkuliskus dieſe ſeine Heimlichkeit, welche er vor ſeinen Eltern verſchwiegen hielt, geoffenbahret, und ſie inſtändig erſuchet, daß ſie nicht allein bey der theuren, Herrn Herkuladisla gethanen Verſprechung beſtändig verharren, ſondern auch ihre Baſe Frl. Even Marien ihm zur ehelichen Treue gewogen zu machen, nicht ablaſſen möchte; Wie ſie dann ihm ſolches veſtiglich verſprach, und Zeit ſeiner Abweſenheit ſie dergeſtalt ſtrengete, daß da unſere Helden vor dißmahl ſich zu Suſa aufhielten, ſie ihr ſchon dieſe Anzeige gethan hatte, daß ſie ihr Hertz je länger je mehr dem Eheſtande gewogen befünde, und ſie in ihrer unverſtändigen Jugend ihr die Gedancken hätte gemacht, als wann die Zufälle des Eheſtandes ihr unerträglich ſeyn würden; aber ſo glückſelig war Herkuliskus nicht, daß er ſolches vor Wiederkunfft in ſein Vatterland eigentlich erfahren mögen; Ja, es ward ihm auch hernach noch ziemlich ſchwer von ihr gemacht, weil ſie in dieſem Stücke ſehr wanckelmüthig war, und nach gethaner guten Vertröſtung doch wieder zurück tretten wolte, einwendend, ſie dadurch ihr Gewiſſen verunruhen, und einen ſtets nagenden Wurm in ihrer Seele haben würde, ſo daß noch endlich ihre Eltern ſie mit Ernſt vermahnen muſten, und durch Anführung allerhand vermuthlichen Unglücks, ſo auf ihre beſtändige Wegerung folgen würde, ſie dahin bewegeten, daß ſie ſich erklärte, ihrem Willen und Befehl ein Gnügen zu leiſten; wovon an ſeinem Ort ausführlich wird zu melden ſeyn. Vor dißmal, als Herkuliskus oder Feſtus mit ſeinem vertraueten Freunde Aurelius zu Suſa hievon redete, erklärte er ſich endlich, ſeinem Zweifelmuth zu wehren, und Gotte zu trauen, derſelbe würde es nach ſeinem gnädigen Willen ſchicken, daß er ihm vor völlige Vergnügung würde können von Hertzen dancken.

Von der Einbildung oder vorgefaſten eingebildeten Meinungen der Menſchen.

Von J. B. Schuppe.

Ha! ha! ha! Die opinion hat viele betrogen. Das weibliche Geſchlecht, das hat je und allezeit geherrſchet, und herrſchet noch immer, entweder durch Liſt, oder mit Gewalt, oder doch fein heimlich. Wolt ihr und eben die Stiefel zu Nürnberg verdienen? Doch trollen ſich diejenige, die da ſagen Eheſtand Weheſtand. Denn, ſagen ſie, hat nicht der fromme Socrates mit der frömſten Xantippe hinter ſich auß ſich müſſen ſchleppen? und iſt bei dem Ehebette nicht immerdar Zanck, Sturm und Streit? aber ſolche Leute möchten wol ein wenig Hauptpillulen ſchlucken zu ihrer Geſundheit, doch wie kan doch ſolcher Stand unglücklich ſein, darinnen eine ſolche Königin herrſchet, die viel hurtiger und wachſamer iſt als die Gänſe zu Rom im Capitolio geweſen, die im Haus herumb laufft, wie ein lebendiger Bratſpieß, die es vor Capital hält, wenn jemanden wider ihren Willen ſolte ins Haus ſchmecken, es müſte ſolchem nicht anders gehen als dem Remo, der die Mauren der Stadt Rom überſtiegen hatte, und muſte darüber den Kopf hergeben. Eines Mannes Hertz darff ſich auf ſie verlaſſen. Ihr Liecht verleſcht nit, wann ſie nur Oel genug hat. Da regnets eitel Glück, daß man im Koth ſitzt biß über die Ohren, da hagelts mit Reichsthaler zu, daß es Beulen gibt. Da bauet man da brauet man; ſumma da ſitzt St. Peter auff dem Dach und wirfft Biren herab, und St. Clauß faul Aepffel wieder hinauff. Viele ſitzen auf dem Rathhaus und ſind groſſe Hanſen, weil ſie für ſolche gehalten und angeſehen werden. Fragſtu wer ſie ſo hoch bringe? Der erſte Beförderer iſt freſſen und ſauffen, ihr beſter Lehrmeiſter mitmachen. Wenn darzu kombt die Gunſt und der Zeit Gelegenheit, komt man alsdann bald hoch ans Bret. Es iſt die verwegene Kühnheit glücklicher als der mühſame Fleiß gelehrter Leute. Es fragte einsmalen ein Deutſcher Fürſt ſeinen Hof-Juncker der ihme lange Zeit aber vergeblich gedienet, indeme er gleich andere ſeine Cameraden mit ſeinem Ampte verſehen worden, und ſprach: hör, wann wilt du einmal witzig werden? hierauff antwortete er: gnädiger Fürſt und Herr, ich bedarff jetzo den Witz noch nicht, wann ich aber ein vornehm Ampt hätte, und hätte alsdann ſchon ſo viel Schifern im Kopff, daß man ein Dach mit decken könte, ſo würde man mich doch Ampts wegen für einen klugen Mann halten. Warum? Darum: Mundus vult decipi opinionibus; die Welt will betrogen ſein, der Holländer aber, de Werlet wil betoſt ſin. Ich habe offt bei mir angeſtanden und gedacht, wer doch nützlicher ſei, ein böſer politicus mit guter opinion, oder ein rechtſchaffener aber von böſer opinion? Die Urſach zu zweiffeln iſt, daß auch die Herren Geiſtliche durch opinionen betrogen und verführet werden; da mancher zum Pfarrampt kombt und erhoben wird, dann durch Freundſchafft, dann durch Gifft und Geben, dann durch andere Urſachen, doch rühmen ſie ſich des göttlichen Beruffs, Gottes Bottſchaffter, Außleger göttlicher Geheimnüſſe, Gottes Haushalter. Was meinet ihr, ſolte Gott durch ſolche Leute ſeine Heerde verſauffen? ſolten ſolche nicht ehender dem Ariſtoteli als den Märtyrern den Himmel bauen? In dem ſie die Bibel auß der Metaphyſik, dieſe aber auß der Bibel erklären. Solten dieſe nicht durch opinion betrogen werden, indeme ſie, damit ſie was zu thun haben, die Türcken, Barbaren und andere bekehren wollen, die ſie nit geſehen, auch nit ſehen werden. Saget mir, liebe Zuhörer, wo ihr jemalen geleſen, daß der Teuffel vor einem elenden Syllogiſmo gelauffen, du ſeieſt gleich wer du wölleſt, wann du mit dem Teuffel und ſeinen Anhang zu thun haſt, kanſt du nicht anderſter, als durch die Furcht Gottes gegen ihnen beſtehen und ſicher ſein. Wann bei der zu Franckfurt jüngſthin entſtandener Feuersbrunſt alle Poſtillen verbrant waren, würden viel dafür halten, daß ſo viel Menſchen nicht könten zu Gott bekehret werden, aber ſie werden von der opinion betrogen werden. Bekant iſts, worinnen das rechte Kunſtſtück eines rechtſchaffenen Predigers beſtehe? nicht in groſſer invention oder künſtlicher Abtheilung der Predigt. Das iſt die beſte Richtſchnur aller Kunſt und Geſchicklichkeit, die der h. Geiſt, wann er fleißig angeruffen wird, dargibt. Diejenige Predigt die mehr auß der Poſtilla als auß rechtem Hertzen geſchöpffet wird, iſt nicht ſo warm und hitzig. Dann es nach dem Poeten heißen ſollte:

In uns iſt Gottes Geiſt, der uns wohl,
der Geiſt und Mut regieret und uns zum Himmel führet.

Es beſtehet auch nicht in prächtiger und mit Fleiß angenommener pronunciation und Außſprach. Es iſt genug mit der Sprache reden die Gott giebet und formieret.

Viel ſchreien überlaut und ruffen auff der Cantzel
nicht anders, als wann Hans ſeine Grete führt zum
Tantze.

So beſtehet die Predigkunſt auch nit in ſeltzamer und vielfältiger Bewegung. Die action oder Bewegung auff der Cantzel iſt die ziemenſte, wann Beſcheidenheit vor die abentheurliche Geberden gebraucht wird; ſondern ſtehet vielmehr in heiligen Leben und Wandel, vergebens lehret, der fliehet, das er thun, und thut was er fliehen ſol. Eine rechtſeiferig gemeinte Predigt, ob ſie gleich gering und ſchlecht, bauet mehr als tauſend hochkünſtliche alamodiſche. Daß die Wolredenheit etwas hierbei außrichte, geſtehen wir gerne, aber auß der Poſtilla nicht genommen. Die Calviniſten in Holland diſputieren um Hals und Kopff, der Menſch habe ſeinen freien Willen auch in weltlichen Dingen verloren: werden aber von der opinion betrogen. Dieſes aber iſt wahr und wohl zu glauben, daß die Männer bei ihren Weibern ſolchen verloren haben: den die Weiber in aller Vollkommenheit beſitzen und genießen, welches keiner ſo nur in Amſterdam gewohnet in Abrede ſein wird, und gefraget wer hier oder dar wohne, daß ihm nit geantwortet werden ſeie, Cornelius wohne da. Die heiligen Cloſterbrüder (wollen nicht unwillig werden, daß ich ſie heilig nenne) wie betrügen ſie doch die arme Leute mit ſo heiligen und ſcheinbaren opinionen und Einbildungen. Sie fliehen Ehre und Reichthumbe, haben aber nichts liebers als daß man ſie damit jaget. Wer iſt der nicht gerne höre, er ſeie bei ſeinen Zuhörern in großem Lob und Anſehen. In den Büchern die ſie ſchreiben von Verachtung Hoheit, Ehr und Reichthumb unterſetzen ſie ihre Namen mit großem Gepräng, Pomp und Tituln. Es werden gefunden, die da meinen, ſie können kein Recht finden, ſie haben dann ein halb tauſend Thaler in einer Sach verrecht oder ein halb dutzent Rechtsgelehrten reich gemacht, werden aber von der böſen opinion häßlich betrogen. Die beſten Richter werden zu Hof in den Küchen gefunden, da wird jedem ſein jus, verſtehe das Frühſtück wol und genau abgemeſſen und zugetheilet. Drei Hauptſtücke ſind bei der Medicin, die Wiſſenſchaft, die Erfahrenheit und die opinion und Einbildung. Beide erſte aber ohne opinion ſind nichtige Dinge. Ich habe im Kriege einen vornehmen Befehlshaber gekennet der ſchriebe ſeinen Soldaten, die das Fieber hatten einen Zettel mit dieſen Worten:

Ein Wolfsbeltz und ein Bernbaum ſind vor das Fieber und Frieſen gut. Die guten Tropffen bildeten ihnen ein, dieſes were ein ſonderbare Artzneikunſt auß des Hippocratis geheimen Schule genommen: und wurden alleine von der Einbildung curieret. Es rühmete ſich ein ehrlicher aber recht verſoffener Goldmacher, er könt das Trinckgeld bereiten; aber, o elender Künſtler, entweder betrüget dich die falſche opinion, oder iſt dein gebichter Magen dann eine [illegible] und [illegible]. Die Wundärtzte heilen anders einen Schaden mit geringen und verachteten Mitteln, fordern doch für eine ſo nichtige Cur einen ſehr großen Lohn, unterlaſſen nichts, daß ſie nur die Leute mit opinion betrügen. Die Philoſophi oder Weltweiſen halten das ſpitzfündige diſputieren höher und beſſer ſein als ehrbar, weißlich leben; werden aber von der närriſchen opinion betrogen. Lehret uns dann die Natur nichts mehr, kann der angeborne Gemüt-Verſtand uns nicht die Wahrheit zeigen, daß man nur immerdar zu den eitelen diſputanten lauffen müſte, und die um Wahrheit fragen? Hans Narr ſah eine Ziege auff der Mauer umbſpatzieren und forchte ſie möchte den Hals entzwei brechen, wuſte geſchwind die Leiter an und wieſe ihr die Sproſſen herabe zu gehen, aber der Schneidergeiſt funde bald ein andern Weg und achtet der Leiter wenig, kame doch ohne allen Schaden davon. Die Mathematici oder Sternſeher ſo oft ſie der Erden überdrüſſig, verſtecken und verkriechen ſie ſich in das Gewölb hinein, und wollen deſſelben Größe, Zahl und Weite mit dem Finger und Schnur abmeſſen, die doch ehers nicht wiſſen an welchem Ort und End ſie leben, wann ſie nicht die Erdkugel zu Hand nehmen. Sie wollen der Sonnen wo ſie gehen ſolle den Weg zeigen. Erſtlich durch den Widder, bald durch den Stier, dann durch Zwilling, letzlich durch den Krebs, und ſo fort. Daß aber ſolche durch opinion betrogen werden, ſchweret Stein und Bein das Mond Männlein, der [illegible]. Die Phyſici und Naturkündiger ſo oft ſie von der opinion betrogen werden, nehmen ihren recurs und Zuflucht zu den verborgenen qualitäten und Eigenſchaften als zu einer wohl verwahrten Feſtung der Unwiſſenheit, wie Pierius redet. Die Politici und Weltverſtändige bilden ihnen ein, es ſeie keiner zu dem Regiment geſchickt genug, er wiſſe dann wol und genau zu diſputieren, ob der Regierungsſtand, da einer alleine im Regiment ſitzet, vorzuziehen ſeie deme, wann die Vornehmſt- und Verſtändige regieren? Ob die freie Wahl zum Regimente beſſer ſeie, als wann einer Erbnamsweiſe regieret und ſo fort? aber ſie werden von der opinion betrogen. Es hat bisweilen auch der hinter den Pflug gehet [illegible] was gerathen, und iſt der kein rechter Weltkluger, der nit auß andern Menſchen Thun und Vorhaben ſeinen Verſtand formieret. Wiewol in Weltſachen ich wenig verſtehe und verſieret bin, dannoch wann man mich fraget, welches meine beſten Lehrmeiſter darinnen geweſen? Antw. Die Welt. Welches aber die Bücher? Antw. Vielerlei ingenia, mit welchen ich umgehen und converſieren müſſen. Von den Logiſten (die mit künſtlichen Schlußreden umgehen, und geſchäfftiger ſind als die Mauß in Kindelbett) iſt beſſer wenig, als viel zu reden, die ſo heftig von nichtigen Dingen disputieren, als wann des gantzen Röm. Reichs Wolfahrt daran gelegen. Ich glaube daß eher der Perſianer mit dem Türcken verſöhnet würde, als der Ariſtoteles mit Petro Ramo. Es gibt der diſtinctionen ſo viel bei ihnen als Juden zu Prag und zu Franckfurt, ja daß derer unzehlich mit dem Xerxe über Meer in Griechenland marchieret ſind. Doch wird ſelber mühſamer Müßiggang nit getadelt, ſondern hoch geachtet. Doch wolte man gerne wiſſen, worzu ſolche große Mühe und Arbeit diene? als daß ſie dem jungen Greutz und dem Alten ein Lachen machen und zurichten. Petrus Ramus als er zu Paris wolte Magiſter werden, brachte er ein neu ungewöhnliche Frage auff die Bahn, ſtatuierte, daß alles was in dem Ariſtotele enthalten würde, erlogen were. Auß der Urſache haben die Herren Scholarchen ihn Ramum darfür vorgenommen, dadurch er verurſacht worden den Ariſtotelem wider wacker durch die Banck zu ziehen und eine neue Logica zu machen. Wie trefflich die Metaphyſici durch opinionen betrogen werden, als die mit lauter Entibus, oder wie jener saget, mit Enten umbgehen. Zu der Zeit als ich ein Knabe, war zu Gießen ein Frantzöſiſcher Schneider, der einem Studioſo ein Wams machen ſolte, ich weiß aber nit auß was Unvorſichtigkeit er die Ermel zu kurtz geſchnitten, derowegen der Schneider ein Lappentuch angeſtücket, und die Nath mit Seiden wol beworffen, und ſeltzam verriegelt hatte; als dieſes die andern geſehen, meineten ſie es were alamode, und zerſtückelten alle Ermel, und hefteten ſie wider zuſammen, und ſtaffierten es auffs beſte mit Seide auß. Nicht anders gehet es mit den Schullehrern heute zu Tage, die gleichſam in der Alten die in der Barbarie gelebet, ſeltzam gebrauchte Lehrwörter ſo geſchworen haben, daß ſie ſich darbei todtſchlagen ließen, ehe ſie davon wichen. Die Antiquität hat ſolche gleichſam geadelt, daß der heute für einen tapffern Philoſophus gehalten und geehret wird, der mit dem Thoma de aquavino, ſage ich Aquino, ſeine alte Phrazen an Tag geben kan. Dergleichen ſubtilitäten aber pflege ich den Nürnbergiſchen Leckkuchen zu vergleichen, welche an ſich ſelbſt gut, wann ſie meßig gebrauchet, wann ſie aber zu viel geſſen, werden ſie unangenehm.

Aus der Afrikaniſchen Sofoniſbe.

Von Philipp von Zeſen.

Die Winde hatten ſich ſchon geleget, und die wütenden Waſſerwogen begunten ſich auch zu beſwämen, als das gewaltige Schif, welches die Hirten auf dem hohen Meere geſähen hatten, mehr durch eine wanckelhaftigkeit des glükkes, als einige geſchiklichkeit des Steuermanns, nach der Afrikaniſchen ſeite zulief, und an das gefährliche ufer, da Kleomedes und Sofoniſbe gleich ſchifbruch gelitten hatten, geſchmiſſen ward. Diejenigen, ſo auf ſelbigem Schiffe waren, freueten ſich höchlich, daß ſie land ſahen; und der luſtige Damon, der junge Dafnis und der alte Klitofon hatten den Stein, damit ſie die höle zumachen wolten, noch nicht recht vorgeſchoben, als ſich diſe anländende aus dem ſchiffe begaben, damit ſie ſich auf dem lande, nach einem ſo langen ungemache wiederum erholen möchten. Aber o Gott! wie beſtürzt wurden ſie, und wie betrübten ſich aus mitleiden ihre gemühter, als ſie ſo unvermuhtlich ein ſolches ſchauſpiel voll jammer erblickten. Sie ſahen (ach leider!) vier oder fünf große Schiffe, derer Maſt und Segelſtange mit allem gerähte auf dem Mehre gantz jämmerlich zerbröſelt herüm ſchwommen. Hier floſſen die Hühte, die Schilder, die Fahnen, als erbärmliche zeichen eines zuvor prächtigen Rüſtzeuges durcheinander; dort hatte der ſturm die Schiffe zu tauſend ſtükken zerſchmettert, welche von den wällen bald auf, bald niderwärts getrieben worden, und ſolchergeſtalt der See ihre träubrüchigkeit und unbeſtand gleichſam verwieſen. In diſem ſchifbruche (welches noch das allererbärmlichſte war) ſtund ein ſchif geſtrandet, dem das Waſſer ſo viel nicht ſchaden konte, als das feuer, welcher daſſelbige durch die gluht vollend verzehrete. In währender dieſer brunſt, ſchienen die wällen, ſo um das Schif herum ſchoſſen, wie lauter blut und feuer, welches fürwahr ein erſchröcklicher anblick war. Ja die große anzahl der Leichname, die man am ufer ſo erbärmlicher weiſe ſchwümmen ſahe, machten das ſchröcken und entſäzen noch viel gröſſer. Etliche hatten noch den Maſt umarmet, andere waren halb verbrandt, und voll wunden, dergeſtalt, daß denenjenigen die ſolches anſchaueten ein höftiges grauen ankam.

Diſe Fremdlinge waren niemals ſo verwundert, als da ſie einen ſolchen erſchröcklichen

Schifbruch ſahen; ja ſie warden ſolches noch
vielmehr, da ſie mitten unter den Todten, die ſie
längſt dem geſtade beſchaueten, ein altes Weib
antraffen, welches ſehr alter und ihres harten
zuſtandes wägen ſo gräulich ausſahe, daß ſie
auch den allerunerſchrockneſten furcht und ent-
äzen einjagte. Dan ohne dis, daß die häßlig-
eit ihres erblaßten geſichtes, darinnen die ſchrun-
eln mit den wunden zuſammen kamen, verur-
achten, daß man ſie ſehr ein geſpänſt anſahe;
e war auch ihr ganzer Leib ſo aufgeblaſen, und
ie Haut ſo ſchwarz und ſo eingekrumpelt, daß
man alſobald mutmaßen konte, daß ihre ſelbs-
tige entſtaltnis von den zwei unbarmherzigſten
zwäſen härrührete, deren das eine ihr ſo übel
on innen, das andere von außen, mitgefahren
atte. Wiewol ſie nun bei der ankunft diſer
eute in den lätſten zügen lag, und eben ihren
eiſt aufgäben ſolte, ſo verurſachte doch ihre an-
äſenheit, daß ſie den wenigen Läbensgeiſt, der
r noch übrig war, widerholete, und ſich alſo
wang ſie anzuräden. Das ganze folk nahete
h zu ihr, damit ſie etwas von dem ſchifbruche,
nd von denen, die erſoffen waren, bericht ein-
gen. Da ſprach ſie mit ſehr ſchwacher, und
rch das auslauffende waſſer gehämter ſtimme:
hr Leute, von was ſehr einer fölkerſchaft ihr
ch immermehr ſein möget, entweder Griechen,
er Römer, oder von Kartage, oder von den
uten des großen Antiochs, wan ihr irgend er-
hren wärdet, daß eine königliche Fürſtin von
m alwaltenden glükke ſolch eine ſonderliche
nſt empfangen hätte, daß ſie dem wüten des
aſſers und des Feuers, darinnen wir umkom-
n ſein, entkommen wäre; oder wan ſie viel-
cht durch eine unumgängliche ſchikkung in eine
nde geraten würde, ſo bitt ich euch um derer
tter willen, die euch anhär gebracht haben,
ß ihr euch durch den ausbund ihrer treflichen
önheit wollet bewägen laſſen, ihr keinen un-
allen zu erzeigen.
Als ſie diſe wort mit genauer noht geſprochen
te, ſo ſchwieg ſie eine gute zeit ganz ſtille,
lich, da ſie ſich noch ein wenig mehr erholet
e, ſo zog ſie einen ſehr köſtlichen Demant-
g von ihrem finger, und ſtälte ſich an, als
n ſie ſelbigen einem von ihrer geſelſchaft dar-
hen wolte: Meine freunde, ſagte ſie, ich bitte
ſelbigen, welcher der fürnähmſte unter euch
daß er diſen ring zu ſich nähme, und ihn
zu gefallen derſelbigen Fürſtin gäbe, von
ich ſchon wäldung getahn; wan es alſo iſt,
ſie die götter bei leben erhalten haben. Hier-
hatte der Polider, welcher ein junger menſch
eines ſehr adligen wäſens war, ſeine hand
n ausgeſtrekket, den ring zu nähmen, als ſie
endergeſtalt fortfuhr. Wan ihr ja (ſagte ſie)

diſes Fräulein antrāffen würdet, ſo tuht mir diſen gefallen, und vermäldet ihr in meinem namen, daß ich gerne ſtärben wolte, wan ich ihr nur noch ſehr meinem ende den namen derjenigen, von denen ſie entſproſſen iſt, hätte ſagen mögen, ferner daß ich unglaublich betrübt ſei, daß ich gewuſt habe, daß ſie eines mächtigen Königes leibliches Fräulein iſt, und ſie gleichwol noch immer in den gedanken bleiben laſſen, daß ſie nur eine ſchlechte jungfrau ſei, welche weder ältern noch verwandten habe. Ja, was mir noch tiffer zu herzen gehet, daß ich wiſſen muß, daß ich ihr einig und allein und ſonſt keiner auf der ganzen Welt ihren königlichen ſtamm und gebuhrt vermälden kan. So wiſſet demnach … hiermit verging ihr die ſprache, daß ſie nicht ferner fortreden konte. Plözlich aber, als ſie vermärkte, daß ihre augen mit einer dunkeln wolke bezogen warden, und die wenige wärme, die ſich noch üm das herz herum aufhielt, vollend gar entweichen wurde, ſo tähte ſie noch einen kräftigen verſuch wider die tödlichen anfechtungen: mein freund, hub ſie wiederüm ſo ſchwach und ſo ſtamlend an, daß man es kaum hören konte, ſaget zu ihr, ich bitt euch, daß ſie ihre mutter die königin Sof..... Hierüber blieb ſie ſtäkken, und man konte es ihr leichtlich [illegible]ben, daß ſie gerne mehr geredet hätte, wan ſie das andänken diſer Königin nicht ſo häftig bewäget hätte, daß ſie auch, indem ſie nur das erſte wortglid ihres namens ausſpräachen konte, ſeel und geiſt aufgäben mußte.

Aus dem Simpliciſſimus*.

Des Simplicius bäuriſch Herkommen und gleichförmige Auferziehung.

Von S. Greifenſon.

Zwar ungezweifelt, mein Herkommen und Auferziehung, läſt ſich noch wol mit eines Fürſten vergleichen, wann man nur den großen Unterſcheid nicht anſehen wolte, was? Mein Knän (denn alſo nennet man die Väter im Speſſert) hatte einen eigenen Palaſt, ſowol als ein andrer, ſo artlich, dergleichen ein jeder König. Er mag auch mächtiger, als der große Alexander ſelbſt ſein, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, ſondern ſolches in Ewigkeit wol unterwegen laſſen wird; er war mit Laimen gemahlet, und anſtatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies, und rothen Kupffers mit Stroh bedeckt, darauf das edle Getraid wächſt, und damit er, mein Knän, nur auch mit ſeinem hochgeachteten und von Adam ſelbſt herſtammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Mau und ſein Schloß nicht mit Mauerſteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrant werden können, (wie andere groſſe Herren zu thun pflegen,) auffführen, ſondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nützliche edle Baum, als worauff Bratwürſte und fette Schuncken wachſen, biß zu ſeinem vollſtändigen Alter, über 100 Jahre erfordert: Wo iſt ein Potentat der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch gantz erſchwärtzen laſſen, nur darum, dieweil diß die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt, und dergleichen Gemählt biß zu ſeiner Perfection mehr Zeit braucht, als ein künſtlicher Mahler zu ſeinen trefflichen Kunſtſtücken erheiſchet. Die Tapezereien, waren das zärteſte Gewab auff dem gantzen Erdboden, dann diejenige machte uns ſolche, die ſich vor Alters vermaß, mit der Minerva ſelbſt umb die Wette zu ſpinnen. Seine Fenſter waren keiner andern Urſach halber dem Sanct Niglas gewidmet, als darum, dieweil er wuſte, daß ein ſolches vom Hanff oder Flachsſamen an zurechnen, biß es zu ſeiner vollkommenen Verfertigung gelanget, weit mehrere Zeit und Arbeit koſtet, als das beſte und durchſichtigſte Glas Muram; dann ſein Stand machte ihm ein Belieben zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viel Mühe zuwege gebracht würde, auch eben darum höchſtſchätzbar und deſto köſtlicher ſei, was aber köſtlich ſei, das ſei auch dem Adel am anſtändigſten und ſtimme mit demſelben am allerbeſten überein. An ſtatt der Pagen, Laquaien und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in ſeine natürliche Liberei gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid auffgewartet, biß ich ihres Dienſtes ermüdet, ſie von mir gejaget und heimgetrieben. Die Rüſt- oder Harniſch-Kammer war mit Pflügen, Kärſten, Aexten, Hauen, Schauflen, Miſt und Heugabeln genugſam und auff das beſte und zierlichſte verſehen, mit welchen Waffen er ſich täglich übete. Dann Hacken und Reuthen war ſeine disciplina militaris, wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten: Ochſen anſpannen, war ſein Hauptmannſchafftliches Commando, Miſt außführen ſein Fortification-Weſen, und Ackern ſein Feldzug, Holtzhacken war ſein tägliches exercitium corporis, wie auch das Stall außmiſten, ſeine Adeliche Kurtzweile und Turnierſpiel. Hiermit beſtritte er die gantze Weltkugel, ſo weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieſes alles ſetze ich hindan und überhebe mich deſſen gantz nicht, damit niemand Urſache habe mich mit andern meines gleichen neuen Nobiliſten außzulachen, dann ich ſchätze mich nicht beſſer, als mein Knän war, welcher dieſe ſeine Wohnung an einem ſehr luſtigen Ort, nemlich im Speſſert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knäns Geſchlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beſchiehet umb geliebter Kürtze willen, vornemlich, weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stifftungen zu thun iſt, da ich ſoll auffſchwören, genug iſt es wann man weiß daß ich im Speſſert geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knäns Haußweſen in allen Stücken ſehr Adelich vermerckt wird, alſo kan ein jeder Verſtändiger auch leichtlich ſchlieſſen, daß meine Aufferziehung derſelben gemäß und ähnlich geweſen, und wer ſolches darvor hält, findet ſich auch betrogen, dann in meinem zehenjährigen Alter, hatte ich ſchon die Principia in obgemeldten meines Knäns Adelichen Exercitien begriffen, aber der Studien halber, konte ich neben dem berühmten Ampliſtidi noch ſo mit hin paſſieren, von welchem Suidas meldet: Daß er nicht über fünff zehlen konte. Dann mein Knän hatte vielleicht einen viel zu hohen Geiſt, und folgete dahero dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leuthe mit leben, und auch nicht viel ſtudieren, oder wie ſie es nennen, mit Schulpoſſen ſich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil ſie ihre Leuthe haben, der Plackſcheiſſerei abzuwarten. Sonſt aber war ich auch ein trefflicher Muſikus auff der Sackpfeife, mit deren ich ſchöne Jalemi Geſänge machen konte, auch darinnen dem vortrefflichen Orpheus nichts nach gab, alſo, daß wie dieſer auff der Harpffe, ſo ich auff der Sackpfeiffe excellierte. Aber die Theologiam anbelangend, laſſe ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der gantzen Chriſten-Welt geweſen ſei, der mir darinne hätte gleichen mögen, dann ich kante weder Gott noch Menſchen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teuffel, und wuſte weder Gutes noch Böſes zu unterſcheiden: Dahero unſchwer zu gedencken, daß ich vermittelſt ſolcher Theologiae wie unſere erſte Eltern im Paradis, recht unſchuldig ſo hutt hin gelebet, die in ihrer Unſchuld von Kranckheit, Todt und Sterben, weniger von der Aufferſtehung nichts gewuſt. O edeles Leben! (ich möchte Eſelsleben ſagen) in welchem man ſich auch nichts umb die Medicin bekümmert. Eben auff dieſen Schlag kan man meine vortreffliche Erfahrenheit in dem Studio legum und allen andern Künſten und Wiſſenſchafften, ſo viel in der Welt ſein, auch verſtehen. Ja ich war ſo perfect und vollkommen in der Unwiſſenheit, daß mir unmöglich war zu wiſſen, das ich ſogar nichts wuſte. Ich ſage noch einmal: O edeles Leben, das ich damals führete! Aber mein Knän wolte mich ſolche Glückſeeligkeit nicht länger genieſſen laſſen, ſondern ſchätzte billich zu ſein, daß ich meiner Adelichen Geburt gemäß, auch Adelich thun und leben ſolte; derowegen fieng er an, mich zu höhern Dingen anzuziehen und mir ſchwerere Lectiones aufzugeben.

Die geſchicht der Coelidiane *).

Von A. Ulrich von Braunſchweig.

Damit ich alles, was ich zu berichten habe, deutlich möge fürbringen, muß ich erſtlich ſagen, was ſich vor unſerer zeit begeben, und aus was Urſachen meine ſchweſter und ich allhier erzogen werden. Unſer herr vatter der Fürſt Abuſath von Caphtor, des Königs der Philiſter herrbruder, verheuratete ſich mit der Saratine, des Königs von Salem ſchweſter, und zwar eben um die zeit, als die frömden völker, die Teutſchen, unter dem König Marſius, gleich einer Waſſerflut, in Aſien kamen: da, wie aller welt bekant, die Philiſter mit ihnen in einen bund traten, und, durch meinen herr vatter, dem König von Babel ganz Syrien abnamen, und ſeinem rechten herrn, dem unvergleichlichen Aramenes, wieder zuſtelleten. Meine fraumutter hielte ſich, in wärendem dieſem krieg, zu Byblis in Syrien auf: alda ſie bei einem wegen der ſternkunſt berümten Chaldeer, der ſich daſelbſt niedergelaſſen, wohnete, und nach etlicher zeit die unglückliche poſt bekame, wie daß ihr gemal von den Aſſyriern gefangen worden. Hierüber geriete ſie, als billig, in groſſe traurigkeit: allermeiſt, wie ihr das gerüchte offenbarete, wiedaß der Abuſath auf keine andere weiſe ſeine freiheit wieder ſolte erlangen, als wann der König ſein bruder Syrien verlaſſen würde.

Beſagter Chaldeer aber tröſtete ſie zum beſten, und ſagte ihr alles zuvor, wie es ergehen: daß nämlich der Abuſath wieder los kommen, Syrien aber dadurch verloren gehen würde. Er ſetzte ferner hinzu, wiedaß Saratine zwei töchter würde gebären, deren unglücklicher lebenslauf erſetzen ſollte, was Abuſath jetzt Syrien für ſchaden zufügete. Doch, wo ihn ſeine wiſſenſchaft nicht betriege, ſo könte es nicht anderſt ſeyn, als daß eine ſeiner töchter endlich Syriſche Königin werden würde. Dieſe profezeiung beachtete meine fraumutter deſto mehr, weil ſonſt alles eintraffe, was dieſer Chaldeer bis zu unſer beider geburt geweiſſaget. Dann, ihr gemal kame wieder los, Syrien gienge darüber verloren; und wie ſie nachdem in der Philiſter land wieder angekommen, wurde ſie zweimal ſchwanger, und gebare erſtlich mich, und ein jahr hernach die Jaelinde. Alſo wurde bei ihr die furcht ſehr groß, dieſe zwei töchtere würden, des Chaldeers auſſage nach, viel unglücks in der Welt erleben müſſen. Deswegen, als ſie ſterben wolte, bate ſie ihren gemal, uns beide, nach ihrem tod, zu ihrem bruder dem könig Melchiſedech zu ſenden, daß wir bei deme möchten erzogen werden: weil ſie verhoffte, ſeine Gottesfurcht, und gute weiſe, kinder zu erziehen, würde uns in unſerem angedroheten unglücke zum beſten kommen.

Dieſes ihr begehren erfüllte nachmals unſer herr vatter, und kamen wir alſo hieher ins Königreich Salem, wie ich das fünfte, und Jaelinde kaum das vierte jahr erreicht hatte. Der König liebte uns, als ſeine eigne kinder, und lieſſe nichts an guter zucht ermangeln. Es ware auch zur ſelbigen zeit, wie jetzo zu Kiriath Sepher, eine hohe ſchule zu Salem, (welche die haubtſtadt des reiches iſt, vier und zwänzig meilen von hier gelegen, und iſt dieſes ſchloß nach jener ſtadt genennet,) alda, faſt von allen orten her, die vorneme herren ihre kinder auferziehen lieſſen. Unter dieſen waren, Hiarbas der Prinz aus Egypten, Bileam der Prinz von Hemath, Aran ein Fürſt von Seir: und dieſe waren die erſten, ſo auch zum längſten in Salem ſich aufhielten. Hiarbas ware, wegen ſeiner ſonderbaren geſchicklichkeit und groſſen tugend, bei jederman ſehr beliebet: hingegen die beide andere, wegen ihres laſterhaften gemütes, ſehr verhaſſet. Woraus kann abzunemen, daß nicht allemal die gute zucht glücklich wirke, wann ihr die natur nicht zu hülf kommet.

Es fügte ſich aber, zu meinem unglück, daß der Prinz von Hemath bald anfangs eine zuneigung gegen mir gefaſſet, gleichwie ich hingegen einen ſonderbaren haß wider ihn bei mir empfunde: und name dieſes an beiden teilen alſo zu, daß jederman leichtlich vermerkte, wie wir gegeneinander geſinnt waren. Der König ſelber merkte ſolches, der dieſem Prinzen, wegen ſeiner üblen natur, gleichfals nicht hold ware: daß alſo, in dieſer liebe, vor ihn wenig hoffnung erſchiene, indem ich, ſowol als alle die meinigen, ihme nie kein gutes auge verliehen. Er lieſſe ſich aber ſolches nicht abſchrecken: wie er dann, in allem ſeinem thun, unerträglich kühn ware.

Inzwiſchen kame der Prinz Abimelech an unſern hof, den ſein herr vatter von Babel wieder abfordern laſſen: alda er von jugend auf erzogen worden, und zu geiſſel gedienet hatte, daß

---

*) Aus: Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig: die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669.

der Philiſter König ſich nicht wieder in einen krieg wider den Bel Ochus einmiſchen ſolte. Er muſte, auf befehl ſeines herr vattern, eine weile bei uns verbleiben, um den rechten Gottesdienſt wieder vollkömlich zu erlernen, deſſen ihn die Babyloniſche gebräuche etwas vergeſſen gemacht. Dieſer nun, machte ſich, durch ſeinen hohen verſtand, gute geſchicklichkeit und edles gemüte, alſobald beliebt, und waren wir allerſeits froh, einen ſo wackern vettern bei uns zu haben. In allen ritterſpielen und männlichen übungen, erwieſe er ſich alſo, daß er ſeines gleichen bei uns nicht funde: wiewohl der Prinz Hiarbas, in etlichen dingen ihm nicht ungleich ware. Er war daneben eines ſo reifen urteiles, daß ihn der König, wie er recht ſein gemüt erforſchet, in den wichtigſten händeln mit zu raht zoge, und bei erkennung ſeiner ſo vollkommenen natur ihn dermaſſen liebgewann, daß er in allen briefen, die er mit dem König der Philiſter wechſelte, dieſen ſeinen ſohn nicht genug erheben und preiſen konte.

Dem König Abimelech gefiele dieſes lob des Prinzen ſehr wol, und ſchriebe er an den Melchiſedech hinwieder, daß er nichts höher wünſche, als ſeinen ſohn künftig mit einer von ſeinen des Melchiſedech baſen verheuratet zu ſehen. Weil mein herr vatter ſolches auch ſehr verlangete, als ſahe er mit freuden zu, daß wir viel mit einander umgiengen, und gabe ihm ſelbſt alle gelegenheit an die hand, meine gegenwart zu haben: inſonderheit, da er merkete, daß er mehr bei mir, als bei meiner ſchweſter, kundſchaft ſuchete. Seine angeborne ehrerbietung gegen das frauenzimmer, machte ihn anfangs ganz ſtumm, daß er mir ſeine liebe nicht entdecken dorfte: von der er doch, wie mein herr vatter genug mutmaſſen konte, an den König ſeinen herr vatter bald muſte geſchrieben haben, weil derſelbe in allen briefen davon gedachte, und nun auch abſonderlich auf mich zielete, daß er mich gern einmal zu einer ſchwiegertochter haben wolte, weil ihme mein gemüt wäre gerühmet worden; welches rühmen wir von niemand anders, als von dem Prinzen Abimelech, geſchehen zu ſeyn, ſchlieſſen kunten.

Auf ſolche weiſe lebten wir ein zeitlang, da uns die geſellſchaft des Prinzen der Philiſter die angenehmſte von der welt war. Er hatte ſeiner liebe ſich noch gar nichtes merken laſſen: als ich ihn eines tags im garten gar tiefſinnig allein ſitzen fande. Er hatte einen zedel für ſich ligen, auf welchen er mit dem griffel etwas ſchriebe. Weil ich nun gewohnt war, frei mit ihm umzugehen, als beſchliche ich ihn, und kam von hinten hinzu, ihm den zedel aus der hand nemend. Er erſchrack über alle maſſen, ward auch ganz errötet, wie er ſeine Arbeit in meinen händen ſahe, und entſchuldigte ſich, daß dieſe zeilen viel zu unwürdig wären, vor meine augen zu kommen: mich ſehr bittend, ſie ihme ungeleſen wieder zu geben. Ich aber, dadurch noch begieriger gemacht, laſe, und fande dieſe worte:

O himliſch bild, du zierde dieſer erden!
jetzt da ich dich nicht ſeh, kan es mir leichter werden,
ohn deinen hellen glanz, dich beſſer zu betrachten.
Er hat bei dir geblendet mein geſicht,
daß ich, dich ſehend, ſahe nicht,
wie hoch du biſt zu achten.

Die himmels-ſchön, die alle länder ehren;
der ſchwarzen augen licht, die lieb und furcht gebären;
der ſtirne ſchnee-gewölb; die roſen-helle wangen;
des munds rubin; die königliche bruſt;
das ſilber haar, der winde luſt,
an der ich ſehe prangen.

Der hohe geiſt, der dieſen Bau regiret,
iſt von der weißheit ſelbſt und tugend ausgezieret;
daß auch der klügſte muß vor ihm verehrend ſchweigen.
Ich ſehe ſchon, wie du dich machſt bekant,
wie ſeelig ſich ſchätzt dieſes land,
das ſoll dein Zepter beugen.

Ich weiß, es wird die welt mit mir geſtehen,
wann ſie, was ich von dir jetzt ſchreibe, ſolte ſehen,
daß wir — — —

Hier hatte er wollen fortſchreiben, wann er von mir nicht wäre verſtöret worden. Wie ich nun hieraus, wegen der ſchwarzen augen und des weiſſen haares, erſahe, daß er mich gemeinet, ob er wol ſonſt allzuviel zu meinem vorteil geredet hatte, bliebe ich etwas beſchämt, und ſagte: Ich müſte geſtehen, daß er die perſon ſehr erhoben, von der ihme dieſe reimen zu machen beliebet. Nicht ſo hoch, (antwortete er mir,) mag dieſe himliſche perſon von einem ſterblichen erhoben werden, daß es nicht noch viel zu wenig wäre: dann ihre würde erſtrecket ſich ſogar über alle beredſamkeit, daß ſie keine zunge oder feder gnug ausſprechen kan. Mein vetter iſt gar zu gut auf der ſeite, die er angenommen erwehlet hat, (gab ich zur antwort) und möchte vielleicht nicht alle welt ein ſo vorteilhaftes urteil, als er, davon fällen.

Als er mir hierauf antworten wolte, kam der König darzu, und fragte, was wir miteinander ſprachen? Ich zeigete ihm gleich Abimelechs reimen. Er, als er ſie geleſen, lachete, und ſagte: Abimelech müſte ſeine arbeit zum ende machen. Wie nun der Prinz ſolches noch etwas in bedenken zoge, weil er vielleicht mich mit ſeiner gar zu öffentlichen bekentnüs zu beleidigen fürchtete, name Melchiſedech ihme den griffel aus der hand, und ſetzete ſelbſt dieſen vers hinzu:

Daß wir, mit dieſem lob, [illegible] [illegible].

Er machte den Prinzen, als er ihm den reim gezeiget, ganz errötet, alſo daß er faſt ſeine gebärde zu faſſen wuſte. Diß gefiele dem König nicht übel, und ſagte er zu ihm: Ihr dürfet, mein ſohn! eure gedanken ſo gar nicht verhelen, weil wir ſolche gut heiſſen; und iſt mir von herzen lieb, daß ich euren und eures herr vatters ſinn dem meinigen ſo änlich finde. Und ihr, liebſte tochter! (ſagte er ferner, ſich zu mir wendend,) werdet dieſem Prinzen alſo begegnen, wie ſeine verdienſte und euer glück es begehren.

Ich ward über dieſen worten ja ſo beſchämet, als Abimelech. Weil ſich aber der König ſonderlich mit uns erluſtigen wolte, hieſſe er ihn vollends diſen ſatz ausdichten, das er dann alſo verrichtete:

Dann ſie iſt ja der höchſten ſchönheit preis:
die wahre tugend gleicher weiß
aus ihr wir ſehen ſcheinen.

Nach verfärtigung dieſer reimen ſtellte er das gedichte dem König wieder zu: der es mir gabe, und zugleich befahle, mit einem par zeilen darauf zu antworten. Ich, die ich ſeinem befehl jederzeit gehorſamet, verrichtete ſolches in folgendem ſatze:

Ob ſchon, dein ſcharfer ſinn, kan alles völlig kennen;
ſo ſchleuſt du doch von mir, viel anders, als es iſt.
Wie kommt das? ſoll man das denn unverſtändig nennen?
O nein! die urſach war, daß du ſo hitzig biſt.

Dieſe kurze antwort gefiel dem König ſehr wol, und Abimelech rümete ſie über die maſſen: wiewol er nicht geſtehen wolte, daß er in ſeinen verſen was unrechtes geurteilet. Melchiſedech begehrte hierauf, wir ſolten uns ſtäts alſo zuſammen üben, und ihme alsdann die erfundene gedichte ſehen laſſen: welches wir nach der zeit fleiſſig in acht namen. Unſere freundſchaft wuchſe alſo von tag zu tag, alſo daß wir ſo vertraulich, als ſchweſter und brüder leben mögen, mit einander umgingen. Meiner ſchweſter erzeigte er auch groſſe freundſchaft: dennoch konte ich, vor ihr, in allen dingen bei ihm einen vorzug ſpüren. Wir gewonneten alſo beiſammen zu ſeyn, daß faſt nie eines ohne das andere gefunden wurde.

Weil nun dieſe unſere keuſche liebe nicht mehr heimlich war, ſondern hof kündig wurde, als war der Prinz von Hemath, der eine weile von uns geweſen, und bei ſeinem herr vatter ſich aufgehalten hatte, auch nicht der letzte von denen, die es erfuhren, und geriete deßhalben in eine groſſe eiferſucht gegen den Abimelech. Weil bei ihme der hochmut ſo heftig als die liebe war, gedachte er keines wegs dem Prinzen der Philiſter zu weichen. Es konte ihm auch der zutritt bei hof nicht verwehret werden, weil er von einem vornehmen hauſe war. Alſo hatte er freiheit genug, vielfältig um mich zu ſeyn, und mich mit ſeiner verdrießlichen liebe zu plagen: die mir nun noch viel widriger wurde, als ich den unterſchied zwiſchen beiden Prinzen ſahe, und wie ſo gar ungleich ſie mit mir lebeten. Dann Abimelech, deſſen liebe von mir und ganz Salem gebilliget wurde, ginge ſo ehrerbietig mit mir um, daß ich kaum nie das wort liebe aus ſeinem mund hörete: da er mich doch ſonſt mit den angenemſten geſprächen unterhielte, und in allen ſeinen handlungen ſeine liebe ſehen lieſſe.

Es rührete zwar dieſes, daß er in ſeinen reden ſo behutſam war, groſſen teils daher, weil ich mich oft gegen ihm über die unbeſcheidenheit Bileams beklagte: das er dann ſo wol zu ehren faſſete, daß er ſich täglich beſſer in acht name, mich nicht auf ſolche weiſe zu beleidigen. Mir gefiele auch ſeine verhältnis, daß er mich alſo fürchtete, ſo überwol, daß ich ihm hierdurch immer gewogener wurde: dann ich dorfte frei mit ihm umgehen, und wuſte alle ſeine gedanken, ob ſie mir gleich ſein mund ſo deutlich nicht ſagete. Ich dorfte alſo nicht hören, was mir der wolſtand zu dulten nicht erlaubete: wiewol es auch mit uns nicht viel zu bedeuten gehabt, indem es unſere eltern und verwandten gut hieſſen. Bileam hingegen war ſo frech, mir ohne unterlaß mit ſeinem leiden ein leiden zu machen, daß ich ihm oft ſehr unhöflich begegnete: in der hoffnung, er würde deſto eher von mir ablaſſen. Es ware aber hiemit nichts geſchaffet: er blieb bei ſeiner weiſe, ſich und mich zu quälen. Und hierzu ſuchete er noch mehr gelegenheit, als er meiner gunſt gegen den Abimelech inne worden: indem er auf allerhand weiſe bemühet war, allezeit bei mir zu ſeyn, alſo daß ſie deswegen oft an einander geraten wären, wann ich es nicht immer verhütet hätte.

Sonderlich wäre es einsmals bald übel ausgeſchlagen, als der Prinz der Philiſter im Schloßgarten ſich bei mir befande. Als wir einer nachtigall mit ſonderbarer vergnügung zuhöreten, kame Bileam dazu, und wolte dem Abimelech, weil er ihn ſo ſtille bei mir ſitzen ſahe, einen beiſſenden ſtich geben, ihn ſchimpflich fragend: Ob man die gute geſchicklichkeit eines jungen ritters daran erkennen könte, wann man dem frauenzimmer mit ſeinem ſtummen gedanken die zeit vertriebe? Es wäre wol manchem mehr damit gedienet, (antwortete Abimelech,) wann der jenige, ſo ſie mit ungeſchickten geſprächen unterhalten wolte, ſtill ſchwiege, als daß er mit unnützem geplär ihre zarte ohren beunruhigte. Wie mich dann bedünkt, die Prinzeſſin Ceſiliane wäre auch wol zu frieden, wann wir beide ſchwiegen, um ihr die vergnügung nicht zu nemen, der nachtigall geſängen zuzuhören. Eines ſo liederlichen vogels ſtimme, (ſagte Bileam hingegen,) wird mich niemals einige gelegenheit verſäumen machen, meine Prinzeſſin mit geſprächen zu unterhalten. Laſſet mich deswegen eure ſtelle vertreten, und höret ihr anderswo ungehindert eurer nachtigalle zu, ſo lang ihr wollet. Wann ich nicht (antwortete Abimelech, den dieſe reden beleidiget hatten,) der Prinzeſſin Coelidiane aus gebürender ehrerbietung ſchonete, ſo wolte ich weiſen, wie man ſo höfliche reden beantworten müſſe. Wann ihr aber ein ſo erfahrner hofmann ſeit, ſo ſparet ſolche worte, bis wir allein ſind, ſo ſollen ſie nach gebür beantwortet werden. Im übrigen ſeit verſichert, daß ich meinen platz keinem in der welt, am wenigſten aber dem Bileam von Hemath, überlaſſen werde.

Ich ſahe wol, daß dieſes geſpräch in die länge kein gut thun würde, trate deswegen dazwiſchen, und beſchwerte mich hoch, daß der Bileam meiner gegenwart ſo wenig geſchonet, und name den Abimelech bei der hand, ſagende: Laßt uns von dieſem ungeſtümen hinweg gehen, und einen anderen ort ſuchen, da wir der nachtigall geſang ungehindert zuhören mögen! Dieſe worte verdroſſen ihn heftig: wir aber lieſſen ihn ſtehen. Doch befahrete ich mich, ſie möchten hierüber nachgehends an einander kommen, ſagte es demnach gleich dem König: der dann alſofort nach ihnen ſandte, um ihrer perſonen verſichert zu ſeyn. Wir erfuhren aber, daß ſie ſchon aneinander geweſen, und der Bileam etliche wunden entfangen hatte. Melchiſedech verwieſe ihnen beiderſeits dieſen handel gar hoch, inſonderheit dem Bileam, als er Abimelechs entſchuldigung vernommen. Ihn beſucheten nachgehends, weder der König, noch wir andere, als er etliche tage der kammer hüten muſte: um ihme zu zeigen, wie wir uns beleidigt befänden. Dieſes verdroſſe den hoffärtigen Prinzen dermaſſen, daß er, in den Aſſyriſchen krieg, den damals die Könige Bel Ochus und Marſius mit einander fürten, hinweg zu ziehen, ihm vorname: wiewol ſich ſolches von einem monat zum andern verſchobe. Abimelech hätte dieſem krieg auch gern beigewonet, zwar aus anderem antrieb: wann er von ſeinem herrn vatter hätte erlaubnis bekommen können.

Nach dieſem begabe es ſich, daß Abimelech mit dem Abuſath, der mit ihme von jugend auf erzogen, und der nach meinem herr vattern genennet worden, auf den berg Morija, alda die opfere zu geſchehen pflägen, ſpaziren gienge, (wie er oft zu thun gewonet war,) zweifelsohne, ſich mit ihme von unſerer liebe zu beſprechen. Sie waren kaum in das dicke gebüſche, das dieſen berg umgiebet, gekommen, da traffen ſie etliche perſonen an, die ſich wider eine groſſe anzahl rauber wehreten, und ſo dapfer fochten, daß Abimelech ſtracks eine zuneigung zu dieſen unbekanten frömden in ihm entfunde, und nebſt dem Abuſath ſich großmütig entſchloſſe, denſelben beizuſpringen. Selbige waren ſolcher hülfe eben zum höchſten benötiget, weil der lange ſtreit wider ſo ungleiche menge ſie ſo abgemattet, daß ſie nicht mehr, ohne Abimelechs hülfe, hätten beſtehen können. Alſo wurden durch dieſe dapfere Prinzen, die rauber teils erleget, teils verjaget, und dadurch die frömden errettet: welche ſie ſehr verwundet mit ſich nach Salem namen.

Selbige wurden von den König, weil ſie hohe perſonen waren, ſehr wol entfangen: denn es waren darunter zween teutſche Fürſten, deren der fürnemſte ſich Cimber, der andere Tubal nennte, beide dem König von Baſan nahe verwandt; und der dritte war der Fürſt Eliphas von Theman, der in ſeiner kindheit mit dem Abimelech zu Ur erzogen worden, und alſo die alte kundſchaft hier wieder erneurete. Aller dreier ihre geſchicklichkeit, machte ihnen den ganzen hof zu freunde: und weil ſie ſehr verwundet, muſten ſie eine gute zeit zu ihrer wiedergeneſung hinbringen. Abimelech und Cimber machten eine verträuliche freundſchaft mit einander: weil der letztere dem erſten, wegen ſeines lebens rettung, ſo hoch verbunden, jener aber dieſen ihm von ſinne ganz ähnlich befande: daher ſie faſt nie von einander bleiben kunten. Als ſie nun an ihren wunden wieder geheilet waren, hielte ſie der könig noch eine zeitlang auf, der den Cimber ebenfals hoch zu lieben anfinge, und ſich befleiſſigte, von ihm die Teutſche ſprache in etwas zu erlernen, in deren übung er eine ſonderbare vergnügung funde. Weil nun Cimber ſich entſchloſſe, noch etwas bei uns zu verbleiben, ſchickete er den Tubal hinweg zu ſeinen geſchäften.

Unſer hof ware nun, durch die gegenwart dieſer Fürſten, ſehr erfrölicht: indem ſie faſt täglich etwas neues anſtelleten, dem König die zeit zu vertreiben, und dem frauenzimmer ſich gefällig zu machen. Unter andern fingen ſie ein luſtiges wagen-rennſpiel an: da ich, auf befehl des Königs, den preis muſte aufſetzen. Abimelech und Cimber, als ſie gegen einander renneten, wolten aus höflichkeit keiner gegen dem andern einen verteil haben, blöſſeten, lieſſen alſo mit fleis einander ihre ſchilde. Als aber Cimber merkete, daß Abimelech ſo wol als er keinen ernſt gebrauchte, bemühte er ſich beim dritten rennen, einen verteil über ſeinen freund im verlieren zu erlangen: machte alſo, durch ſeine geſchicklichkeit, daß, wie Abimelech ſeine pfeile auf des Cimbers ſchild nicht anzubringen ſich hütete, er dennoch etliche pfeile auf ſeinen ſchild auffinge, und alſo den ſieg dem Abimelech zuweg brachte. Der junge Prinz Hiarbas aus Egypten, rannte hierauf mit dem Eliphas, und Bileam mit dem Aran: da ſie alle es ſehr wol macheten, wie auch die edelleute, ſo nach ihnen rannten. Bileam allein, legte groſſen ſchimpf ein: Dann, weil er in ſeinen erſten rennen mit dem Hiarbas ware gleich worden, muſte er mit dieſem Prinzen noch einmal laſſen laufen: da er es dann verſahe, und im werfen nicht allein den ſchild verlore, ſondern auch gar aus den wagen fiele. Niemand in der ganzen geſellſchaft enthielte ſich hierüber des lachens, weil jederman ihme dieſes unglück gönnete. Er muſte überdas mit neid anſehen, wie ich ſeinem mitbuler den preis gabe: der ihn zwar lang nicht wolte annemen, mit fürwand, der Gimber hätte ſolchen gewonnen, indem er mit ſo groſſer kunſt verloren. Meine ſchweſter, legte dieſen ſtreit bei, indem ſie dem Gimber den zierdank zuerkante.

Ich hätte aber bald vergeſſen, die urſach dieſes luſtſtreites anzuführen. Der Prinz von Egypten hielte ſein abzugs-feſt, welchen der König von Ophir, deſſen ſchweſterſohn er war, abfordern laſſen, um ihn bei ſeiner regierung, weil er keinen ſohn hatte, zu gebrauchen: deme zu ehren Abimelech dieſes rennſpiel angeſtellet. Selbiger Prinz machte, wegen ſeiner annemlichkeit, den König und uns alle klagen, daß wir ſeine geſellſchaft miſſen ſolten; und hinterlieſſe er eine ſo gute nachrede, daß noch dieſen tag, von dem Hiarbas, in Salem viel geredet wird. Weil der Bileam ſo unglücklich geweſen, als machete der ſcherzhafte Abimelech hierüber dieſe reimen:

Den eine nachtigall nicht bringen kunt zum ſchweigen,
weil bei der ſchönſten er ſein wort viel edler hielt
hat fug, daß er mit recht im rennen hat gezielt,
eil er ſo höflich iſt, vor ihr ſich tief zu neigen.

Dieſe reimen gefielen der ganzen geſellſchaft, e bei mir im gemach war. Gimber vermehrte nſre hierüber habende kurzweil, indem er meiner hweſter, zur dankſagung wegen zuerkennung s zierdankes, dieſe reimen erſonnen und überbe:

ie kommt ihr doch hierzu, den zierdank mir zu geben?
a ich, nicht luſt noch ziel in dieſes ſpiel gebracht.
Der, der ſo zierlich fiel, hat wol mit recht gelacht.
dürfte nur allein nach dieſer Ehre ſtreben.

Dieſe reimen kamen gleich überall hin, und Bileam erfuhre, daß wir alſo über ihn une poſſen gehabt, verdroſſe es ihm ſo ſehr, daß ſich an dem Abimelech und Gimber meuchelrderiſcher weiſe zu rächen, ihme aus erboſetem müte fürname. Unter anderen ſeinen helfern, gebrauchete er ſich vornemlich des Arans, der ſtäts ſein guter freund geweſen. Mit dieſem und der übrigen rotte ſtellete er es an, daß ſie einsmals den Abimelech, Gimber und Eliphas, die ſich nichts böſes verſahen, und im feld allein ſpazirten, feindlich überfielen, und, wäre es ohne derſelbigen unbeſchreibliche dapferkeit geweſen, ſie gewiß erleget hätten. Sie beſchützeten aber ihr leben dermaſſen, daß viele des Bileams leute auf dem platz blieben: bis ihnen aus der ſtadt, darinn es ruchtig worden, vom König hülfe zukame. Dieſe funden den Abimelech auf der erden ligen, und den dapfern Gimber über ihm ſtehen, der da verwehrete, daß die feinde dieſes vorteils ſich bedienend ihn nicht todt machen kunten. Wie ſie nun endlich des Bileams hauſen verjaget, wurden dieſe helden, alle drei ſehr verwundt, in Salem gebracht. Bileam aber und Aran machten ſich davon: weil ſie, nach dieſer verübten unthat, die ihnen ſo übel geraten, nicht länger daſelbſt bleiben dorften.

Unſer kummer, den wir hierüber erlitten, iſt nicht zu beſchreiben: welcher auch nicht eher gelindert worden, bis wir eigentlich wuſten, daß ſie auſer lebensgefahr wären. Sie hüteten etliche wochen des bettes: in welcher zeit meine ſchweſter und ich ſie fleiſſig beſuchten. Ich wiche faſt niemals von Abimelech, ihme alle handreichung erſtattende: der ſich dann immer entfärbete, ſo oft ich hinein kame, und mir für die gnade, (wie er es nennte,) ſo ich ihme mit meiner beſuchung anthäte, mit den zierlichſten worten dankete. Sie wurden von allen, die von dieſem ungleichen ſtreit gehöret, ſehr gerühmet, wie es ihre hohe tugenden verdienten. Abimelechs und Gimbers freundſchaft ward hierzwiſchen immer gröſſer, alſo daß faſt keiner ohne den andern ſeyn kunte.

Nicht lang hernach, als ſie kaum wieder geſund worden, forderte der König der Philiſter ſeinen ſohn wieder ab: da dann der ganze hof um ſeinen abſchied trauerte, und ſonte der König denjenigen ohne betrübnis nicht hinweg ziehen ſehen, den er alſo hoch liebete. Gimber und Eliphas namen, nicht gar lang hernach, auch ihren abſchied, und ward alſo unſer hof ganz leer, daß wir von keiner luſt mehr wuſten, die uns bisher ihre gegenwart verurſachet. Weil Abimelech von ſeinem thun mir fleiſſige nachricht gabe, als erfuhre ich, wiedaß er dem krieg unter dem Fürſten von Edom nachzöge, der wider den Statthalter in Baſan die völker des Königs der Philiſter fürete: dann die witwe des Marſius, die Königin Salamis, bekriegte den Suerus, und wolte, als eine geborne Prinzeſſin aus Baſan, die regirung haben. Ob nun zwar dieſer kriegszug wider ſeines freundes des Gimbers landsleute eingienge, ſo fochte er dennoch tapfer und redlich, und hielte ſich ſo wol, daß ſein gerüchte weit und breit erſchallete: das dann meinem herrvatter und mir auch nicht unannemlich zu hören ware.

Lange zeit hernach kame er wieder zu uns, als er vom König in Aſſyrien, auf ſein inſtändiges anhalten, verheiſſung erlanget hatte, daß er ihn ferner in kriegsdienſten gebrauchen wolte. Wir funden, bei dieſer anderen zuſammenkunft, beiderſeits einander noch unverändert wieder, und ſchöpften eines vom anderen groſſe vergnügung. Er hielte ſich aber dieſesmal nicht lang bei uns auf, und konte ihn der König kaum zu etlichen wochen bereden: die er dann, wie er mir ſagte, blos meine gegenwart zu genieſſen, bei uns zubrachte. Ich fande ihn einsmals auf dem berg Sion, der mit in der ſtatt Salem begrieſſen iſt, unter einem ſchattichten baum ſchlaffen, und nicht weit von ihm eine ſchrift ligen, die ich dieſes innhalts ablaſe:

Zu vieles glück iſt unbequem zu tragen.
 Ich fühle wol, wie ihre huld mich drückt:
 ich bin mit der, als einem netz, beſtrickt.
Ich darf mir ſelbſt nicht, was mich quälet, klagen.
Wol dem, der ſich weiß frei von ſolchen plagen!
 Wann ſonſt ein leid hat unſer herz berückt,
 ſo wird die angſt zum himmel hingeſchickt:
Nun aber muß in mir mich alles nagen.
Worüber kan ich billig mich beſchweren?
 Daß man mich liebt? Wie? Wil ich dann den haß?
 Nein! ihre gunſt, doch nicht in übermaß:
Zu viele lieb, möcht meine treu verzehren.
 Mein herz iſt hin: drum hab ich nichtes mehr,
 als daß die lieb mit freundſchaft ich verehr.

Dieſe reimen machten mir anfangs allerhand frömde gedanken: da ich vermutete, mein Abimelech hatte ſie auf ſich und eine dame gemachet, die ihm ihre gunſt erzeiget, deren er, um meinetwillen, mit gleicher gegengunſt nicht willfahren können. Wie ich ihn aber, als er erwacht, hierüber zur rede geſtellet, erklärte er ſich dergeſtalt: wie daß er dieſes gedicht nicht ſelber gemachet, ſondern nur am Babyloniſchen hofe abgeſchrieben hatte, da es einer ſeiner guten freunde verfärtiget. Er muſte es mir überlaſſen: da ich es nachgehends auswendig gelernet. Weil aber nun, wie geſagt, der Prinz Abimelech nach Babel eilete, als muſten wir von einander ſcheiden: da ich ihm verſprache, wie daß ich, mit meinen ſeufzern zu Gott für ſein wolergehen, ſtäts bei ihm ſeyn wolte.

Kurz darnach, wie er hinweg war, kamen abgeſandten von Hemath an, die um mich, von des Königs Jobat wegen, für den Prinzen Bileam die werbung ablegten. Wir erfuhren von ihnen, daß dieſer Prinz, wie er unſern hof verlaſſen, nach dem Königreich Ammon gezogen wäre: alda er dem König Hanon wider die Teutſchen, und letzlich wider den jungen König Marſius, zu kriege gedienet hatte, nunmehr aber ſich wieder zu Hemath befände. Der König Melchiſedech aber, lieſſe ihnen zur antwort wiſſen: wie daß ich bereits an den Prinzen der Philiſter verlobt wäre, und alſo des Jobats ſohne nicht zu theil werden könte: der zudeme ſich nicht alſo bei uns verhalten hätte, daß wir beliebung tragen könten, ſeine befreundung zu wünſchen. Mit dieſer abſchlägigen antwort, reiſeten ſie wieder nach Hemath ab: und lebete ich nach deme in ziemlicher ruhe und zufriedenheit, an nichts weniger, als an das, ſo mir vorſtunde, gedenkende.

Im vergangnen jahr, begabe ich mich neben meiner ſchweſter hieher, wie wir alle ſommer zu thun pflegten, weil dieſes ſchloß, wegen der nähe des Jordans, gar annemlich und luſtreich iſt: der König aber bliebe dißmal zu Jebus, weil er viele geſchäfte hatte, die ihm nicht zulieſſen, hieher zu kommen. Wir waren aber kaum etliche tage hier geweſen, da begabe es ſich an einem abend, daß wir, als wir nahe hierbei in einem luſtigen thal ſpaziren gingen, einen wagen mit vielen reiſenden erſahen, der nicht weit von uns ſeinen weg fürbei name. Dieſer als er gerad gegen uns über gekommen, brache entzwei, und machte alſo das aufhabende frauenzimmer heraus ſteigen: da dann eine unter ihnen, welcher alle die anderen groſſe ehre erwieſen, im fallen des wagens ein bein gebrochen, worüber die anderen ſich über die maſſen beängſtigt und betrübt anſtelleten. Ich, aus mitleiden bewogen, ginge neben meiner ſchweſter und meinen leuten zu dieſen frömden, beklagte ihren unfall, und bote ihnen das ſchloß an, daſelbſt einzukehren, und nach ihrem erlittenen ſchaden ſehen zu laſſen. Die alte Dame, welche dieſes unglück erlitten, konte mir für ſchmerzen nicht viel antworten: von ihren leuten aber, wurde mein anbot willigſt angenommen. Ich erfuhre von ihnen, daß es die Königin der Bactrianer wäre, welche, wieder von Hemath kommend, in ihr land reiſen wolte. Dieſe kündnis von der muhme des Bileams, machte meine fürſorge für ſie nicht verringern: weil ich damals noch nicht wuſte, wie lieb ihr dieſer vetter wäre. Als ſie auf das ſchloß gekommen, und nach ihrem ſchaden geſehen wurde, befunden die wundärzte den alſo, daß ein monat verlieſe, ehe ſie ihre reiſe fortſetzen konte. In dieſer zeit machete ſie, wie ich nachgehends gewar wurde, einen anſchlag mit dem Bileam: der heimlich in verkleidter ſtellung, weil er, da ſeine geſandten eine ſolche abſchlägige antwort bekommen, ſich von mir nicht wolte ſehen laſſen, zu ihr hieher kame, mich in Bactra zu entführen. Weil mir dieſes gänzlich unbekannt war, als wuſte ſich alles darzu ſchicken. Als wir

Königin Gletis fortreiſen wolte, und ich ihr bis auf eine kleine Inſel, die im Jerkan liget, das geleit gabe: lieſſe ich mich durch ihr vielfaltiges bitten uberreden, mit nach Pniel zu gehen, und hinterlieſſe ich alle meine leute auf der Inſel, als geſonnen, in zweien tagen wieder bei ihnen zu ſeyn.

Als wir nach Pniel gekommen, gab ſich Bileam mir zu erkennen, mich ſo ſehr mit ſeiner gegenwart, als durch ſein unvermuhtetes anbringen, erſchreckend. Es fehlte nicht viel, ich wäre gar vor ſchrecken geſtorben. Wiewol ich mich widerſetzen wolte, ſo muſte ich dennoch mit fort reiſen: und halfen mir meine thränen nirgend zu, als bei dieſem bößwicht freude zu erwecken, daß er mich alſo in ſeine gewalt gebracht hatte. Die Königin wolte zwar, auf dieſer verdrüß reiſe, mich zu frieden ſprechen: Ich aber war ſo ungeduldig über dieſem betrug, daß weder ſie noch Bileam ein einiges gutes wort von mir erlangeten. Nach zweien monaten kamen wir in die haubtſtadt Bactra, da Oxyartes der König mich herrlich empfinge. Dieſer wolte, neben den andern, mich zwingen, den Bileam zu heuraten. Mir ward fürgeſchwatzet, wie daß er, nach ſeinem tode, den Bileam zum erben hinterlaſſen wolte, weil er keine kinder hatte. Dann Mercias, der ſohn von ſeiner einzigen tochter, die den König von Tyrus gehabt, wäre zu Hebron umgekommen. Und weil der König von Tyrus, nachdem des Oxyartes tochter geſtorben, ſich mit der Königlichen wittib von Elam, die des Bel Ochus ſchweſter war, wieder vermälet: als wäre dieſer König ſeinem ſchwigerſohn deswegen ſo gehäſſig, daß er von den beiden Prinzeſſinnen, die ſeiner tochter kinder und des Mercias ſchweſtern waren, keine zur erbin machen wolte. Alle dieſe betrachtungen nun, die mir die Königin oftmals zu gemüte füren wolte, konten mich nicht bewegen, den laſterhaften Bileam zu lieben, und des tugend-vollkommenen Abimelechs zu vergeſſen: ſondern ich widerſetzte mich immerfort, daß ſie wol ſahen, es würde viel zeit dazu gehören, ehe ich mich gewinnen lieſſe.

Es kame aber bald darauf, von dem ſtäts anhaltenden krieg mit den Aſſyriern, die zeitung nach hof, daß ſie über den fluß Zarangis gegangen, und ein feſtes ſchloß eingenommen hätten. Bileam ward vom König mit friſchen völkern gleich abgefärtiget, und war meine freude unausſprechlich, als ich erfure, daß mein Prinz die Aſſyriſchen völker fürete. Ich rechnete öffentlich auf denſelbigen, und hoffete gänzlich, durch ihn wieder erlediget zu werden. Täglich hörete ich von dieſes Prinzen unvergleichlichen thaten, und war ich die einige, die ſich darob freuete, da ſonſt ſein name allen Bactrianern furcht einjagte. Abimelech ſiegete mit ſo geſchwindem fortgang, daß er endlich den Oxyartes in ſeiner eigenen haubtſtadt belagerte. Bileam befande ſich dazumal, von einem teil der Aſſyriſchen völker, die der junge Abulath fürete, ſo umſchloſſen, daß er dem König keine hülfe leiſten kunte. Der Prinz ängſtigte die ſtatt dermaſſen, daß ſie ſich endlich ergeben und den Abimelech ſieghaft einlaſſen muſte.

Ich ſtunde an einem fenſter, als dieſer vortreffliche held ſeinen einzug hielte. Er kennete mich gleich, und zwar um ſo viel leichter, weil er bereits vorher meine gewaltſame entfürung vernommen. Wie er mich demnach auf das höflichſte gegrüſſet, kame er, ſobald er nur konte, zu mir in das Zimmer. Unſer beiderſeits freude iſt nicht zu beſchreiben: daß nämlich ich wieder frei war, und er mich erlöſet hatte. Er beklagte ſo wol mein ausgeſtandenes ungemach, als er ſich nun hingegen mit mir über meiner freiheit ergetzete: ſeine höchſte vergnügung darneben bezeugend, daß er mir dieſen dienſt thun können, deren ewig verbundenen diener ſich nennte. Weil aber ſein damaliges amt ihm nicht die zeit vergönnte, ein mehrers mit mir zu reden, als brache er bald ab: damit er, nach dieſer groſſen eroberung, alle nötige anſtalt machen möchte. Oxyartes ward zwar gefangen genommen, dennoch königlich gehalten: weil Abimelech eines viel zu edlen gemütes war, als daß er dieſem König ſein unglück ſolte vermehret haben. Derſelbe aber konte diß unglück ſo übel vertragen, daß er, am vierten Tag nach eroberung der ſtatt, den geiſt aufgabe. Der Prinz tröſtete hierauf die alte Königin, ſo gut es ſich wolte thun laſſen, und raumete ihr ein ſchloß ein, da ſie ruhig leben, und vom krieg keine beſchwerung fürchten dorfte. Nun war er ferner auf nichtes mehr bedacht, als wie er mich in ſicherheit brächte. Und ob er wol nichtes höher wünſchete, als mich meinem betrübten vatter, dem König Melchiſedech, ſelbſt zu überbringen: ſo ware doch ſolches der zeit unmüglich, weil er den krieg weiter verfolgen muſte.

Gleichwol begleitete er mich mit allem ſeinem volke bis an den Fluß Meſius, der ſchon ins Königreich Elam gehöret; alda er einen ganz treuherzigen abſchied von mir name. Als ich ihm nochmals höchlich für meine erlöſung dankete, und ihm darneben bezeugete, daß ſie von keinem menſchen in der welt angenemer, als von ihm, widerfahren können: verſicherte er mich, daß ihme dieſes glück noch viel angenemer begegnet, und wünſchete mir darneben tauſend gutes, mich verſichernd, daß ich in allen begebenheiten von ihm verſpüren ſolte, wie bereitwillig er wäre, auch ſein leben für mich in die ſchanze zu ſchlagen. Damit name er meine hand, die er ganz inbrünſtig küſſete: welches ich dann beim abſchied, und weil ich ihm ſo hoch verbunden, geſchehen lieſſe; wiewol er ſich ſonſt dergleichen freiheit nicht anmaſſete. Er ſeufzete gar ſehr, als er mich ſahe auf den wagen ſteigen, und hinweg fahren. Weil ich ſchon in fremdes land war, auch von des reichsſtatthalters in Elam kammerherren begleitet wurde; und weil der König Melchiſedech mir, von des Königs von Canaan völkern, leute entgegen geſendet: als thäte ich dieſe weite reiſe bis ins land Canaan ganz ſicher, da ich von nichtes beſchwerde entfande, als von dem böſen wetter, weil es noch winter ware. Man kan leichtlich ſich einbilden, wie ich den König mit meiner wiederkunft erfreuet, den ich hier zu Salem wieder angetroffen: da nun das glück, mit ankunft und kenntnis der ſchönen Aramena, mir die freude verzweifachet.

Aus dem Roman: Arminius und Tusnelda.

Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Von D. C. von Lohenſtein.

Der Feind war durch den Verluſt Segeſthens überaus beſtürzt, Herzog Hermann aber durch den zweifachen Sieg dieſer Deutſchen Amazone gleichſam beſchämet, und dahero zu einem ſo eifrigen Gefechte angezündet, daß kein Feind ſeinen Sturm ausdauren konte. Caldus Cälius, welcher ihm begegnen wolte, ward von ihm mit dem Streithammer zu Boden geſchlagen und darüber gefangen. Quintilius Varus, als er ihn dem Römiſchen Haupt-Adler ſo nahe kommen ſahe, machte ſich mit ſeiner Leibwache als denen äußerſten Kräfften des Römiſchen Heers gegen ihm herfür. Dieſes waren tauſend mit kupffernen Schilden und ſchuppichten Pantzern aus dem alten Kerne der Römiſchen Kriegsleute ausgeleſene freiwillige, welche ſchon ihre zwanzigjährige Dienſte ausgeſtanden und anſehnliche Kriegs-Aemter verwaltet, auch keine Wache oder andere Arbeit mehr zu vertreten, ſondern nur den Feldherrn zu beſchirmen hatte, und auff ihren Schilden den Namen des Kaiſers mit Golde eingeetzt führten. Dieſe thaten wol ihr beſtes unter ihrem ſtreitbaren Führer Cäcina; und fochten nach Gelegenheit des engen oder geraumen Orts bald mit ihrem kurtzen, bald mit dem langen Spaniſchen Degen, womit die lincke, wie mit jenem die rechte Seite verſehen war. Alleine die Kohorten wurden unverlängt von der Deutſchen Reuterei zu Grunde gerichtet, und der Feldherr kam dem Varus ſo nahe, daß, obwol die Römiſchen Kriegsleute ihn mit ihren Schilden auffs möglichſte verdeckten, er ihm einen Wurffſpieß in die Schulter jagte, dem Quintilius Manlius aber in Hals einen tödtlichen Stich verſetzte, und mit eigner Hand ihm den Römiſchen Adler ausriß. Nachdem auch inzwiſchen beide Römiſche Flügel gantz aus dem Felde geſchlagen waren, drang Fürſt Catumer und Saſtach mit der Reuterei auff den Varus loß. Wodurch der letzte noch ſtehende Reſt des Römiſchen Heeres in öffentliche Flucht, Quintilius Varus aber in äußerſte Verzweifelung gebracht ward. Denn als er ſeine noch ſtandhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt, und nirgendshin einige Ausflucht mehr ſahe, bezeugte er endlich größere Hertzhafftigkeit zu ſterben als zu kämpfen, und redete die nächſten mit dieſen Worten an: Laſſet uns, ihr ehrlichen Römer, dieſen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tode friſch in die Augen ſehen, als aus einer bevorſtehenden Gefängnis noch einige Erlöſung hoffen, und alſo eine freiwillige Entleibung einer knechtiſchen Dienſtbarkeit fürziehen. Der ſtirbt deſto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich geſtehe, daß uns Segeſthes und die Götter unſer Verderben vorher geſagt; allein wenn das Verhängnis an unſer Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine vertrauliche Warnungen aus ſeiner Verfolgung entreißen, und der ſcharffſinnigſten Anſchläge werden ſtumpff und verwirret. Jedoch laſſe ich gerne geſchehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Verſehen bekleidet, und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharſaliſchen Schlacht durch ſeine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippiniſchen Kriege durch ſeines freigelaſſenen Hand ſich lieber hingerichtet ehe ſie ſich der Willkür ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerffen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieſer Barbarn Hände falle, und euch ein Beiſpiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlaſſen: Ob ich durch meine Schuld, oder durch ein beſonders Verhängnis meines Geſchlechts alſo vergehe. Craſſus hat durch ſeine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt als daß er nicht, wie Publius, Cenſorinus und Megabachus ihm ſelbſt das Leben verkürtzet, ſondern ſich in die verrätheriſchen Hände des Surena vertrauet, und des Maxarthes Sebel die Kehle dargereichet hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, iſt ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feſte ich mir zu ſterben fürgeſetzt, könnet ihr dahero ſchließen, daß ich niemanden einige Schuld beimeſſe. Denn ſich über Menſchen und Götter beklagen, ſiehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber ſoll ſeines Reiches, ein Knecht ſeines Herrn, ein Kriegsmann ſeines Oberſten, ein Feld-Hauptmann ſeines Heeres Wolſtand nicht überleben. Hiermit umhüllete er mit ſeinem Goldgeſtückten Purpurmantel ſein Haupt, und ſtach ſeinen Degen ihm biß an den Griff ins Hertze. Alſo verhüllete ſich auch der erwehnete Pompejus und Julius, wormit niemand ihre ſterbenden Ungeberden ſehen möchte. Die fürnehmſten und hertzhaffteſten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entleibungen dem Feinde die Luſt und die Ehre von ſeinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genungſame Kräffte zu fechten hatten, worffen ihr Gewehr weg, und reichten aus Verdruß zu leben ihre Hälſe den feindlichen Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Oberſten dieſer anderthalb Legionen nur noch einer, von den neuntzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünff übrig waren. Die Flüchtigen wurden von der Reuterei zu Boden gerennt, die liegenden von den Pferden ertreten, die ſtehenden wie das Vieh zerfleiſcht, alſo daß das Feld nunmehro keine Geſtalt eines Kampfplatzes ſondern einer Schlachtbanck fürſtellte. Eſtach ward über des Varus und anderer Oberſten eigner Entleibung ſehr verbittert, weil er mit ſeiner Reuterei ſie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und daher ſprang er ſelbſt vom Pferde, ſchnitt den Kopf des Varus Leiche ab und ſteckte ſelbten nach der Deutſchen und Gallier Gewonheit und den Römern deſto mehr Schrecken zu machen auff eine Lantze. Das gantze Feld ward mit Todten bedeckt, und die zwiſchen denen Hügeln dieſes Forſtes lauffenden Bäche von dem Blute der Erſchlagenen auffgeſchwellet, inſonderheit an denen drei engen Furthen, wodurch das Römiſche Heer ſeine Flucht zurücke nahm. Ihr jämmerlicher Zuſtand aber ward dadurch vergrößert, daß Vala Numonius und ſeine zum erſten durchgangene Reiterei, Cäditius, welcher zwiſchen denen Päſſen noch über zweitauſend ſtreitbare Männer wieder zuſammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung mit der bald anbrechender Nacht noch nach der Gatten Feſtung zu entrinnen, ingleichen Vitemar und Arbogaſt mit mehr als zehn tauſend Galliern gerade auff den Hertzog Jubil traffen, welchen der Feldherr dem Feinde in den Rücken zu gehen befehligt hatte. Es iſt unſchwer zu ermeſſen was denen Römern die Müdigkeit von einer ſo heftigen Schlacht einem ſiegenden Feinde auff dem Rücken und einem friſchen von fornen zu begegnen für Hindernis ſchaffte, ja was die Furcht, allwo des Pöfels Träume ſowol als kluger Leute Gutachten gehöret werden, für ſeltſame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth ſich durch den friſchen und vielleicht nicht allzugroßen Hauffen des Hermunduriſchen Hertzogs durchzuſchlagen, und, weil doch das zwar nähere Läger keine Sicherheit, die Feſtung Aliſen aber keinen genungſamen Raum und Lebens-Mittel ſchaffen könte, den Anfangs ſchon erkieſeten Weg gegen der Cattenburg oder gar an den Rhein fortzuſetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweiffelt Werck, und wolte, daß, nachdem Cejonius mit dem größten Theil des linken Flügels und dem einigen noch erhaltenen Adler ſich wieder in das Läger gezogen hätte, man dahin folgen, ſich daraus biß auff den letzten Mann wehren, und von denen zwei Legionen, welche Lucius Asprenas nicht allzuweit von ihnen unter ſeinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten ſolte. Wie nun die Zwietracht in Begebenheiten, welche keine langſame Rathſchläge erdulten, der gerade Weg zum Verderben iſt; alſo wartete Hertzog Jubil die Erörterung ihres Zweiffels nicht aus, ſondern bediente ſich der wider die Uneinigkeit höchſt vortheilhafften Geſchwindigkeit. Einem flüchtigen Feind jagt auch ein rauſchendes Blat Schrecken ein. Was ſolte nicht dieſer ſieghaffte Held mit ſeinen ſtreitbaren und unermüdeten Völckern gegen die, welche zum erſten ausgeriſſen und allhier zwiſchen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürſt Jubil traff ſelbſt in Perſon auff den Numonius, und durchrennte ihn mit ſeiner Lantze; alſo fiel dieſer verzagte Ausreißer nicht nur ſchimpflicher, ſondern auch eh als die welche er im Stiche gelaſſen hatte. Vitemar ward von ihm durch einen Wurffſpieß heftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieſer Hertzog, auff der andern das gantze obſiegende Heer mit aller Gewalt nachdrungen, muſte dieſer Ueberreſt des Feindes in den Wohnſtätten der wilden Thiere ihre Sicherheit ſuchen, und ein Hauffen hier, der ander dort ſich in die dickeſten Wälder verkriechen. Alleine auch in dieſen wären ſie von ihren Feinden nicht unverfolget blieben, wenn nicht die ſtockfinſtere Nacht mit einem heftigen Platzregen eingebrochen, und die ſchwartzen Wolcken das ſonſt volle Mondenlicht gantz verdüſtert, und alſo dem Todſchlagen nicht ſo wol ein Ende, als einen Anſtand gemacht hätte.

Der Feldherr ließ bei dieſer Begebenheit ſelbſt Befehl und Zeichen geben, daß die Deutſchen bei ſo gefährlicher Finſternis und ſchlipfrigem Wetter ihren Feind in die moraſtigen Wälder nicht verfolgen, ſondern mit der auffgehenden Sonnen der Römer und ihrer Gehülffen endlichen Untergang erwarten ſolten. Gleichwol bezirckte er die Wälder um und um an denen Orten, wo er meinte, daß irgends der dieſer Wildnüß kündige Feind zu entkommen, ihm einigen Weg ſuchen dörffte. Er verordnete auch, daß aus denen umliegenden Flecken dem Heere, welches nun gleichſam den gantzen Forſt belägerte, ein Ueberfluß von Lebensmitteln, welche der Deutſchen Kriegs-Sold ſind, zuführten. Wie ſehr ſie nun ſonſt auch dem Schlaffe ergeben ſind, und von der langen Schlacht ermüdet waren, ſo ermunterte ſie doch dieſer herrliche Sieg dergeſtalt, daß wenig oder keiner ein Auge zuthat. Denn die, welche nicht ihre eigene oder ihrer Angehörigen empfangene Wunden zu verbinden, noch die Schwachen ins Läger zu führen hatten, machten ſich auff der Wahlſtatt und um den Forſt herum bei etlichen tauſend Wach- und Freuden-Feuern mit Geſundheit-Trincken, Jauchtzen und Lobgeſängen ihrer Feld-Herren und Heerführer luſtig. Unter die Kriegsknechte miſchten ſich nun auch die Barden, ſangen von dem Deutſchen Hercules vielerlei Lieder, und geben mit einem freudigen Nachklange ihm endlich doch den großmütigen Hermann für.

So vergnügt ſich nun bei dieſem Wolleben die Deutſchen befanden; ſo elende gieng es denen Ueberwundenen, wider welche der Himmel nunmehro ſelbſt ſich verſchworen zu haben ſchien. Denn den entſtandenen Regen begleitete ein ſolch erſchrecklicher Sturmwind, welcher nicht nur die Aeſte und Wipfel der Bäume zerbrach, ſondern auch die ſtärckeſten Stämme mit den Wurtzeln aus der Erden riß, und ſie denen ohne diß halb todtgeſchlagenen auff die Hälſe warff. Die aber, welche dieſem Ungewitter zu entkommen vermeinten und aus dem Gehöltze hervor krochen, wurden von denen allenthalben wachſamen Deutſchen wie die Hunde zerfleiſchet. Das gantze Gefilde erbebete von unauffhörlichem Widerſchall, bald von dem Frolocken der Sieger, bald von dem Krachen der Bäume, bald von dem Angſt-Geſchrei der Zerſchmetterten, und ſtellte auff einmal den ſeltzamen Wechſel der irdiſchen Dinge für, daß ſelten einer lachen könne, wenn nicht der andere weine. Dieſes Unheil ward vermehret noch durch dieſes Hertzeleid, daß größtentheils der Römer ihre Weiber und Kinder, welche ſie wider die alten Kriegs-Geſetze der Römer bei ſich, und die Nacht zuvor aus dem Läger mitgeführet hatten, von dieſem Sturm-Winde überfallen, die Weiber offt in den Armen ihrer Ehmänner, die ſäugenden Kinder auff den Brüſten ihrer Mütter zerquetſchet worden. Ja es brach einigen diß jämmerliche Schauſpiel dergeſtalt ihr Hertze, daß ſie, aus Erbarmnis, ihrer eigenen Kinder und Ehegatten Elend durch Mord zu verkürtzen ſich entſchloſſen. Dieſer Sturm nöthigte auch dieſelben Armenier, welche auff des Zeno Befehl Ismenen gefangen hielten, ſich aus der innern Wildnis herfür zu thun. Bei welcher Begebenheit ſie ihren Vortheil erſah, dem einen unvermerckt das Schwerdt aus der Scheide zoh, und durch die Rippen ſtieß. Die drei andern fielen ſie zwar hierüber ſo grimmig an, aber ſie vertheidigte ſich mit unvergleichlicher Hertzhafftigkeit. Das hierdurch erregte Geräuſche zohe eine große Menge derer im Wald irrenden Römer herzu, welche die theils abgehauenen Kieffern-Aeſte, theils von denen Römiſchen Wagen genommenen Hartz-Fackeln anfangs zu ihrem Lichte, nunmehr aber gegen die gleichfals ſich allda verſamlete Deutſchen zu Schwerdtern brauchten, und weil ſie ſich jederſeits auff etliche hundert verſtärckten, in einen vollkommenen Streit mit einander geriethen. Die Verzweifelung und das ſeltzame Feuer-Gefechte der Römer aber brachte die Deutſchen zum weichen; wiewol die Fürſtin Ismene, als eine großmütige Heldin, dem Feinde ſtäts die Stirne bot, und denen weichenden Deutſchen verächtlich zurief: Ob ſie ein Bienenſchwarm wären, welche vom Rauche vertrieben würden? Ob ſie nunmehr für einem entwaffneten Feinde zu lauffen für keine Schande hielten, den ſie den Tag vorhero in ſeiner beſten Rüſtung geſchlagen hätten? Endlich kam der Ritter Waldeck mit zwei hundert Mann ſeiner Wache darzu, welche den Feind nach großem Verluſt wieder in Wald trieb, und dieſe Heldin zu großer Freude des gantzen Heeres zum Feldherrn brachte.

Aus der Aſiatiſchen Baniſe.

Von H. A. von Ziegler.

Blitz, donner und hagel, als die rächenden werckzeuge des gerechten himmels, zerſchmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme, und die rache der Götter verzehre alle beſitzer der ſtadt, welche den untergang des Königlichen hauſes befördert, oder nicht ſolchen nach äuſſerſtem vermögen, auch mit darſetzung ihres blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könten meine augen zu donner-ſchwangern wolcken, und diſe meine thränen zu grauſamen ſündfluten werden: Ich wollte mit tauſend freuden, als ein feuerwerck rechtmäßigen zorns, nach dem hertzen des vermaledeiten bluthundes werfen, und deſſen gewis nicht verfehlen: Ja, es ſollte alſobald dieſer tyranne, ſamt ſeinem Götter- und menſchenverhaßten anhange, überſchwemmet und hingeriſſen werden, daß nichts als ein verächtliches andencken überbliebe. Doch, ach! wie irre ich? Was rede ich? Sollte wol ſolche rache ohne unterſcheid und ohne einiges bedencken vollzogen werden? wo bliebe denn die überirdiſche Baniſe? um derentwillen einig und allein der himmel noch die abſcheulichſte ſtraffe uber Pegu zurücke hält, und welche das gütige verhängnis noch ſonder zweifel, von dem gantzen Kaiſerlichen ſtamme wird übrig. ach! wer weiß? ob nicht in der hand eines grauſamen beſitzers gelaſſen haben, um ſo viel mehr die geſchlagenen gemüter der faſt entſeelten treuen unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es ſei noch ein ſtern verhanden, welcher leicht widerum zu einer ſonne werden könte, wenn man ihm aus jetziger finſternis zu ſeinem vorigen glantze verhülffe. Auf! derowegen, Printz von Ava! erinnere dich desjenigen, womit du Baniſen verpflichtet biſt, und wiſſe, daß du die glückſeelige beſitzung einer ſo himmliſchen ſchönheit nicht eher würdig genieſſen kanſt, du habeſt dich dann durch wirkliche rache an ihren feinden ſattſam um ſie verdienet gemacht. Ach! aber, was ſchwärmeſt du noch weiter, unglückſeeliger Printz! erinnerſt du dich nicht, daß du zwar ein König vom ſtande doch nicht vom lande biſt? Ein ohnmächtiger Printz, welcher das leben ſeines unbarmhertzigen vaters aller mittel beraubet hat, ſeine innigſtgeliebteſte Baniſe von ſchande und tod mächtigſt zu befreien. Ich wünſche mir den tod, wenn ich bedencke, wie ich ihr in jetzigem zuſtande nicht mehr, als einer ihrer geringſten ſklaven, zu rathen oder zu helffen vermag, und wie hingegen auch der wenigſte verzug zu ihrem und meinem höchſten nachtheil gerathen kan. Jedoch, kan ich ihr nicht mit meinem leben dienen, ſo ſoll ſie doch mein tod von dem tyrannen befreien. Ich will in die burg mich mitten unter die feinde wagen, ja, ſo bald ich mich dem Mord-Könige dermaßen genähert habe, daß ich ihn werde erreichen können, dieſe meine fauſt mit ſeinem mörderiſchen blute färben, und ſeinen ſchwartzen geiſt, als ein hölliſches rachopfer, der brennenden finſternis zuſchicken. Mit ſolchen verzweifelten worten ließ ſich Balacin vernehmen, als ihm bei aufgehender ſonne der glantz derer auf der Kaiſerlichen burg mit purem golde gedeckten thürme die Augen blendete, und er von einem hügel die groſſe und prächtige ſtatt Pegu überſehen konte: nachdem er die gantze nacht durch bloß allein von tauſend widerwärtigen gedancken begleitet geweſen, und ſein ermüdetes Pferd in die weide geſchlagen, ſich aber ſelbſt, um ſeine ruhbedürfftige glieder in dem bethauten graſe zu erquicken, auf ſeinen mantel geleget hatte. Allein, bei endigung der letzten worte erſahe er drei verwegene Bramaner, mit entblößten ſebeln, aus einem ſtrauche hervor geſprungen kommen, welche ihn ſo fort mit entſetzlichen geberden anſchrien: und du biſt der einige verräther, welchem das rechtmäßige verfahren unſers mächtigſten Kaiſers misfallen, und ſich, als ein ſklave, in feſſeln rächen will? Halt, dein Kopf ſoll uns tauſend Pekos gelten! So fort wurde Balacin von ihnen ohne ferneres wortwechſeln überfallen, daß er kaum aufſpringen, und den ins gras gelegten ſebel ergreiffen konte. Weil ſich aber zu allem unglücke ſein riemen über das gefäße geſchlungen hatte, vermochte ihn Balacin nicht auf den erſten zug zu entblößen: dahero er von dem einen böſewicht einen ziemlichen hieb in die lincke ſchulter bekam, daß ſein himmel-blauer rock in kurtzer zeit mit blute gefärbet war. Doch der himmel, welcher dieſen tapfern Printzen noch zu etwas gröſſern aufbehalten, als daß er von ſo ſchnöder hand liederlich verderben ſollte, gab gnade, daß er bald ſeines ſebels mächtig wurd, und im andern ſtreich den thäter ſo ungeſtüm an den hals zeichnete, daß er gleich zur erden ſtürtzte. Hierauf erſahe der Printz ſein vortheil, und ſprang, um den rücken zu verſichern, an einen baum: da ſich denn dieſe ſchelmen über den tod ihres mitgeſellen dermaßen ereiferten, daß ſie gleichſam als blind und raſend einzulauffen ſich bemüheten. Dahero ſich auch einer den vorgehaltenen ſebel des Printzen unter der lincken bruſt dermaßen einlief, daß er todt davon niederſanck, und den vorgeſetzten ſtreich nicht vollziehen konte. Dis würde aber unſern Balacin noch ein gröſſers unfall betroffen haben, wenn nicht das verhängnis ſelbſt vor ihn den ſtreich aufgenommen hätte. Denn als er den ſebel nicht ſo geſchwinde, wie es die noth erfoderte, aus dem leibe des eingelauffenen ziehen konte, verſuchte der dritte durch einen grauſamen hieb, den tod ſeiner cameraden zu rächen, und holte demnach aus allen kräften aus, dem Printzen den kopf zu ſpalten: welches ihm auch richtig gelungen wäre, wenn nicht ein treuer und überhangender aſt den ſtreich aufgefangen hätte. Denn als der mörder vor raſerei den aſt nicht bemerckte, hieb er ſo grimmig hinein, daß er nicht allein den ſebel muſte ſtecken laſſen, ſondern auch als Balacin hiedurch ſeinen ſebel wieder zu gewinnen zeit bekam, von ſelben einen ſchweren ſtreich in die achſel empfieng, daß er ſo fort, wo er nicht den andern beiden gleich werden wollte, das reißaus ſpielen muſte: Wiewol er leicht würde einzuholen geweſen ſein, wann nicht Balacin ſo wol wegen der ſchnellen reiſe, als auch ziemlichen verwundung dermaßen ermüdet, daß er vor ohnmacht in das gras niederſanck, und ſich in geraumer weile nicht zu entſinnen wuſte, in was vor elendem zuſtande und gefährlichem orte er wäre. Als nun der verwundete Printz faſt bei einer ſtunde gantz entkräftet gelegen hatte, erholete er ſich endlich in etwas wiederum, und bemerckte von fernen einige redende ſtimmen. Dahero er ſich nicht unbillig eines fernern überfalls beſorgte, und deßwegen einen ſichern ort, allwo er nur etliche ſtunden der höchſt benöthigten ruhe pflegen und ſo dann des himmels ſchickung mit gedult erwarten könte, zu ſuchen bedacht war. In ſolcher entſchließung bemühete er ſich zu erheben. Als er ſich aber kaum auf einen ſchenckel ſteurete, fiel er vor groſſer ſchwachheit, ſo ihm der groſſe verluſt des geblütes verurſachte, wieder dahin. Weil aber die ſtimmen ſich näherten, verſuchte er ſein äuſſerſtes, auf allen vieren dieſen gefährlichen platz zu verlaſſen, indem er ſich befürchtete, der entrinnene möchte ein gröſſeres unglück über ihn herbei führen. Derowegen kroch er voller mattigkeit und furcht bei dreihundert ſchritte fort, bis er an einen breiten fluß gelangte, welcher ihm hoffnung und flucht benahm. Nachdem er aber ein ſtarckes geräuſche hinter ſich vernahm, entſchloß er ſich dem ſanddichten ufer anzuvertrauen: welches, ob es zwar ziemlich erhöhet war, dennoch etliche ſchritte breit truckenen ſand unter ſich zeigete, und von einigen bäumen beſchattet wurde. Dannenhero er ſich, ſo viel ſeine ſchwachheit zuließ, ſanfte am ufer herunter ließ, allwo ihm das glücke eine weite höle unter den wurtzeln der bäume, die das reiſſende waſſer unterwaſchen hatte, darbot, ſich derer in dieſer gefahr zu bedienen. Welche angenehme gelegenheit er williglich ergriff, und ſich nach vermögen eilends darein verbarg: indem er bereits einige perſonen auf dem hohen ufer alſo reden hörte: Hätten wir unſer vorhaben eine ſtunde eher beſchleuniget, wir hätten den fremden vogel auf ſtücken zerreiſſen können. Immittelſt laſſet uns fleiſſig ſuchen, wer weiß, ob nicht der fund die mühe belohnet. Welchem der andere antwortete: er kann nicht ferne von hier ſein, weil er gleichfalls ſein theil bekam, daß er unmöglich weite ſprünge wird haben machen können. Unterdeſſen laſſet unſere entſeelten cameraden dem ufer dieſes fluſſes anbefehlen, derſelbe mag ſie bei anwachſenden waſſer hinführen, wo ihr grab beſtimmt iſt. Bekommen wir aber den mörderiſchen verräther, ſo ſoll er ihnen ein grauſames ſchlachtopfer werden. Hiermit ſtürtzten ſie die zwei vom Printzen entleibte körper vom ufer auf den ſand, daß ſie gleich vor die höle zu liegen kamen, und giengen mit harten bedrohungen davon. Solches ſahe und hörte Balacin alles an. Weil ihn aber die Wunde ſehr ſchmertzte, und er des ſchlaffes ſehr benöthiget war: alſo riß er den ſaum von ſeinem Japaniſchen rocke, verhüllte die wunde, ſo viel möglichen, daß nur das geblüt geſtillet wurde, wickelte ſich in den mantel, welchen er nebſt dem ſebel wol bedachtſam mit ſich genommen hatte, und ſchlief alſo vor höchſter mattigkeit ein. In ſolcher ruhe verharrete er bis an ſpäten abend, da bereits der Mond mit vollem lichte aufgegangen war, vermittelſt deſſen er das ſilber des rauſchenden fluſſes, und zugleich die zwei leichen auf dem ſande erſehen konte. Hier kan ſich ein furchtſames hertze die entſetzlichſten vorſtellungen einbilden, welche auch der hertzhaftigkeit ſelbſt eine furcht einzujagen vermögen: Eines theils quälte den Printzen die wund, und zugleich der hunger, welchen er in zweien tagen durch ſtetes reiſen und faſten erwecket hatte. Andern theils ſahe er ſich von der nacht, die ein ſchrecken an ſich ſelbſten iſt, an einem ſo unbekannten ſchrecklichen orte überfallen.

Ein groſſes Turnir wird gehalten, wo Herr Ballach das beſte Kleinod erlanget. Es ward eine weitläuffige Rede vom Urſprung des Turnirs und andern Sachen geredet.

Von E. W. Happel.

Nachdeme ſie nun ſo eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und muſten beede Herrn Ritter, Herr Liverno und Herr Ballach, (der nun nicht mehr Herrn Liverno Hofmeiſter, ſondern von dem Groß-Hertzog an Hof genommen ward,) an die oberſte Tafel nebſt dem Groß-Hertzogen, beneben den vornehmſten Hofbedienten zu Tiſch ſitzen, und kennet den Herrn Liverno kein Menſch, weil er ſich in den 5. Jahren, ſeit er ausgeweſen, ſehr verändert, und noch darzu ein falſch Haar trug, der gantze Hof aber verwunderte ſich über Herrn Ballach demüthige Sitten und Geſchicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, ſonderlich aber der Groß-Hertzog ſehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörffern in Hetrurien zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzuheurathen. Unterdeſſen machte ſich jederman auf das künfftige Fürſtl. Beylager, und beym verordneten Turnir fertig, und wolte jeder das beſte Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen laſſen, ſie übeten ſich an Hof auf der Renn-Bahn gar oft im Turniren, aber Herr Liverno und Herr Ballach nahmen ſich nicht an, als ob ſie etwas von Turniren wüſten, ritten derowegen niemalen mit, ſondern ſahen mit angenommener Verwunderung denſelben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten ſie bereden, ſie möchten ſich doch auch in dieſen Sachen üben, das würde ihnen ein groſſes Lob ſeyn, aber dieſe antworteten, ſie getraueten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß ſie ſchon gar fertig darinn wären, und beſorgten ſich, man möchte ſie es mit groſſem Schaden lehren, dann ſie wohl wüſten, und mehr geſehen hätten, wie mancher ſo künſtlich aus dem Sattel gehoben, und auf den Erdboden geworffen, daß ihm wohl eine Rippe davon zerſprungen: jene aber verlachten dieſe, ſagende, man müſte ſolchen geringen Rauch ſich nicht beiſſen laſſen, und das ſchiene gar verzagt, daß man ſich vor Fallen entſetzen wolte, man wüſte wohl daß keiner kein Meiſter gebohren würde, ſie hätten auch dergleichen Gefahr müſſen ausſtehen, aber nicht umſonſt, maſſen ſie nun ſo weit kommen, daß ſie keinen einzigen einen Ritt zu turniren verſagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Liverno und Herr Wallach ſtelleten ſich immer gar fremde dazu. Unterdeſſen ſpatzirten beyde Ritter nebenſt ihren Dienern in die Stadt, und beſahen die herrliche Gebäu, prächtige Gaſſen und Märkte, ſamt den ſtolzierenden Palläſten, dann man dafür hält, daß Florenz die allerzierlichſte und ſchönſte Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, ſondern faſt in der gantzen Welt ſey, ſie giengen aber auch des Herrn Cantzlers Herrn Jean de Liverno ſein Hauß vorbey, und als ſie nahe dabey, ſehen ſie daß er ſelbſten in der Thür ſtehet, nebenſt ſeinem jüngſten Töchterlein, ſo etwa 11 Jahr hinter ſich möchte geleget haben, kehrete ſich derowegen Herr Liverno der Ritter eilend zu Hn. Wallach, und bat ihn, weil dieſes ſein Herr Vatter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er ſelber wolte aber nicht reden, weil er beſorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als ſie nun nahe hinzu kamen, ſprach Herr Wallach und Herr Liverno dem Herrn Cantzler freundlich zu, der ihnen auch gar tief danckete, dann er hielte ſie, ſonderlich Herrn Wallach, vor einen vornehmen Herren, wegen ſeiner Schönheit, und daß er einen ſchwartzen Africaner hinter ſich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebotener Vergebung, wie ihnen dieſer Ort gefiele, weil er ſehe, daß ſie fremd allhier, und die Stadt beſehen, dem Herr Wallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wiſſe, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vatterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich befinde das Gegentheil, weil mir dieſe Stadt in vielen Sachen ſchöner gefällt: ſo ſind die Herren, ſagte der Cantzler, Neapolitaner, ja ſagte Herr Wallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Geſchlecht aber iſt in Calabrien bürtig, und weil der Herr Groß-Hertzog ein allgemeines Turnir ausſchreiben laſſen, ſind wir auch kommen demſelben zu zuſehen, und etwas dabey zu lernen, worauf der Cantzler ſagte, es wird gewiß eine ziemliche Ritterſchafft zuſammenkommen, maſſen ſich ſchon etliche hundert die nechſte Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, ſo vor 5. Jahren in Franckreich allda zu ſtudiren gereiſet, auch beſchrieben bey dieſem Fürſtl. Beylager und dem Turnir zu ſeyn, maſſen ich auch deßwegen ein ziemliches an ihn gehengt. Herr Wallach ſprach hierauf, wir möchten wünſchen mit jemand bekant zu ſeyn, der uns die Turnir-Geſetze und dabey gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machete, und wenn deß Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit ſuchen denſelben zu beſprechen, und ſich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bey ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Cantzler, ich hoffe er werde ſich wo nicht dieſen Abend, doch morgen gewiß, laut ſeines Schreibens herbey machen, dann können ſich die Herren ſeiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen ſie Abſchied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhauſe, ſo einem Fürſtlichen Schloß ſehr ähnlich, da über der Gaſſen-Thür folgende Wort in alter München-Schrifft zu leſen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, ſchön Florenz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feiſt Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen ſie weiter, und beſahen ein ziemlich Stück, maſſen die Stadt faſt groß, und in einem Tage nicht wol kan durch alle Gaſſen beſehen werden, ſie kehreten wieder nach Hof, und verwunderte ſich Hr. Liverno, daß ihn weder ſein Vatter noch ſein kleineſte Schweſter kennet, doch kam ihm dieſes nicht ſo fremd vor, weil ſeine Schweſter bey ſeinem Abzug nur 9 Jahr alt war, und ſeine Geſtalt leichtlich entfallen laſſen können. Als ſich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürſtl. Beylager und Turnir ſolte gehalten werden, gefaßt gemachet, bereiteten ſich unſere beyde Ritter auch, wie ſie ſich zu dieſem allem geſchickt machen möchten, und ſagte Herr Wallach, weil er Liverno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieſelbe Ehr erhalten, ſintemal kein Erfahrner als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterſchafft dabey ſeyn würde, hergegen antwortete Herr Liverno, ſo müſſe er vor den Hof ſtehen, und von wegen deß Groß-Hertzogen Ritterſchafft den beſten Preiß davon tragen, dann ich weiß, ſagte er, daß ihm keiner am gantzen Hofe überlegen, ob ſie ſich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erſchienen die Geſandten in groſſer Menge, dem Fürſtl. Beylager beyzuwohnen, und denen beeden jungen Geſponſen Glück zu wünſchen, als nemlich Julius Ruſinus Legatus Apoſtolicus, ein Geſandter von Rom, Monſieur de Lien, aus Franckreich, Don Ferdinandus Terleas, aus Hiſpanien, Graf Theobald, von Hanau, von wegen des Kaiſers, als welcher mit dem Groß-Hertzog in groſſer Freundſchafft ſtunde, und andere unzehlich viel Geſandten mehr, und unter dieſen führeten die Fürſtliche Braut der Römiſche und Käiſerliche Geſandte, und da das Beylager mit groſſer Solennität verrichtet, ward ſobald ein köſtliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jederman, wer der auch ſeyn mochte, zugelaſſen ward, nach dieſem allen wurde um 2 Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnir geblaſen, und erſchien der Groß-Hertzog ſamt allen Geſandten und vielem Frauenzimmer, auf einer künſtlich aufgeführten Schaubühne, denen Rittern zu zuſehen, nach dieſem folgten auf 200 wackere und wohlgeharniſchte Ritter, ſo ſich aus fernen Orten zuſammen geworffen, und turniren wolten, denen wurden etliche Leges öffentlich vorgeleſen, und darauf forderten je zwey und zwey zum Turnir aus, da gab es nun luſtige Kurtzweil, da ſahe man wie ungleiche Meiſter es in der Welt giebt, bald ſtürtzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Hertzogen ſeine Hof-Burſch und Vornehmſten ſich auch einfunden, und dieſe Ritter Herrn Liverne und Ballach in köſtlichem Harniſch auf der Renn-Bahn ſahen, meineten jene, dieſe müſten thöricht ſeyn, daß ſie ſich (wie jene glaubten,) als Unerfahrne in dieſes Spiel dörfften einmengen, warneten alſo unſere beyde Ritter, ſie möchten ſich verſehen, daß ſie nicht von einigen zum Kampff ausgefordert würden, und müſten ſie alsdann wie Butter an der Sonnen beſtehen: denen aber Herr Ballach gar beſcheidentlich antwortete: Sie hätten ſich ja müſſen ſchämen, daß ſie allein zu Hauß bleiben, und nicht dieſe Kurtzweil mit anſehen ſollen, und wann ſie ſchon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, ſo wolten ſie ſich ſchon ſo viel ſchützen, als ſie könnten. Es hatte nun eine ziemliche Zahl turniret, als zwey faſt mit den köſtlichſten Harniſchen angethane Ritter herfür ſtachen, und waren beyde mit den Spaniſchen Geſandten kommen, und faſt von den Vornehmſten am Hof, der eine Don Lacus, ein gebohrner Graff, und in dem Spaniſchen Hof in groſſem Anſehen, der ander Don Grnibas, mit in gleichem Stand und Anſehen, und weil ſie an dem Spaniſchen Hof jederzeit den Vorzug im Turnir-Rennen gehabt, waren ſie nur herkommen ihre Kunſt ſehen zu laſſen, dann ſie beſtändig meineten, es könnte ihnen keiner baſtant ſeyn. Dieſe nun ſtachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spaniſche Klepper aufs zierlichſte ſie möchten, und war doch geringe Anmuth; ſie forderten alſo unſere beyde Ritter vor den Speer, und das um deßwegen, weil der eine von jenen Namens Lacus, zugehöret, als des Groß-Hertzogen Ritter einer mit unſern beyden Rittern ihrer Kühnheit halben geredt, und dieſelbige gewarnet, ſo meineten nun dieſe ihre Tapfferkeit an unſern Rittern ſehen zu laſſen, und wolte jeder ſeinen Gegentheil im erſten Ritt abheben, aber es war unſern Herren ein gemachter Handel, und ſehr lieb, daß ſie etwas Rechtſchaffenes antreffen, ritten derowegen gantz freudig herfür, und tummelten ihre Pferde mit ſonderlicher Zierlichkeit, und ſonderlich ſahen ſie alle auf Herrn Ballach mit Verwunderung, wie der ſeinen Klepper auf Mauritaniſche Lehre herum arbeitete. Als ſie nun ihre Schrancken eingenommen, ſtunde der Spaniſche Geſandte von ſeinem Seſſel auf, um ſeinen Rittern recht zuzuſehen, und weil er ſie kennete, zeigte er ſie dem Groß-Hertzog, und erzehlete dabey, daß ſie vor die beſten Ritter in gantz Hiſpanien gehalten würden, der Hertzog aber kante ſobald ihre Gegentheile, Herrn Liverne und Herrn Ballach, und war ihm leid, daß dieſe eben an die tapfferſte Ritter gerathen wären, dann er beſorgete ſich, ſie möchten abgehoben werden, ſtunde derowegen um dieſem Kampff zuzuſehen, auch vom Seſſel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne ſahen, daß ſich dieſe geſtellet, muthmaſſeten ſie, daß dieſe Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapffer würden ſeyn, ſahen deßwegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg ſich wolte lencken, auch dieſe gantze Ritterſchafft wuſten wol was dieſe Spaniſchen vor einen Namen hatten in allen umliegenden Ländern, und taurete ſie alle da unſere Ritter von den ruhmräthigen Hiſpaniern ſolten angegriffen werden, ſonderlich war es des Hertzogen Rittern ſehr leid, daß ſie, wie ſie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beyde ſtoltze Ritter ſahen, daß jedermann fleiſſig acht auf dieſen Ritt geben wolte, wolten ſie ſich überaus tapffer ſehen laſſen, und nahmen beyderſeits ihre Schrancken ein, ſo daß Ballach auf Lacus, und Liverne auf Grnibas, der wol Kopffs gröſſer als ſein Gegentheil, traffen, da nun jeder ſeinen Widerpart vor ſich ſahe, ritten ſie beyderſeits mit Gebühr aufeinander loß, daß Herr Ballach den Lacus mit ſamt ſeinem Sattel von ſeinem Wallachen ſtieß, Ballach aber blieb unbeweglich ſitzen, Grnibas aber ward von ſeinem Gegenpart gantz hinten an des Pferdes Glatze geſchickt, daß er ſich an die Mähne zu faſſen und zu halten, gezwungen ward, Herr Liverne paſſirte ihn annoch ſteiff ſitzend vorbey, das verdroß nun die Spanier dermaſſen, daß ſie ſo von den ungeübten, und wie ſie meinten, jungen Maulaffen ſolten überwunden ſeyn, daß auch Herr Lacus ausdrücklich proteſtirte, als er aufſtund, nicht er, ſondern ſein Jung wäre ſchuldig, daß er abgeſtochen, weil derſelbe die Sattelgurte nicht recht verwahret, und hätte er alſo mit dem unfeſt angemachten Sattel leicht ſtürzen müſſen; als dieſes der Groß-Hertzog und der Spaniſche Geſandte, nebenſt allen andern vornehmen Herren angehöret, rieff der Hertzog ſelber von der Schaubühne herunter dieſen ſämtlichen Herren zu, wann ſie allerſeits rechtſchaffene Ritter wären, ſolten ſie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und muſte ſich Herr Wallach einen andern Speer reichen laſſen, weil der vorige an ſeines Gegentheils Harniſch einen Bruch bekommen, ſie machten ſich derowegen einer dem andern noch eines Beſcheid zu thun fertig, und ehe ſie noch ihre Schrancken widerum einnahmen, rieff der Hertzog dem Cavallier, Herren Lorenzo, daß er zu ihm käme, als derſelbe nun bald für ihn kam, ſagte er zu ihm, ob er dieſen Ritt geſehen, und wie er ihm gefallen, derſelbe nun ſagte, wie er von andern gehöret, ſo wären die Abgeſetzte vor die vornehmſten und tapfferſten Ritter auf dieſem Platz ausgeſchrien worden, und hätten ſich alle Ritter mit ihnen zu turniren geſcheuet, weil er aber nun ſehe, daß ſie von dieſen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielte er gäntzlich davor, daß es wol dieſen beeden Uberwündern ſo leichtlich keiner würde bevor thun, und weiß auch gewißlich, ſprach er weiter, ſie werden ſich in dieſem zweyten Ritt, gleich wie im erſten, gar nicht beſchimpffen laſſen, ſondern den Sieg nochmalen davon tragen, und geſchichts wie ich geſagt, wüſte ich nicht, wie man, meinem geringen Verſtand nach, dieſen beeden die beſte Kleinod ſolte vorenthalten; Wolan ſagte der Hertzog, bleibet bey uns allhier, und ſehet dieſem zweyten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie ſie ſich verhalten, dann ſie ſind mir nahe angewandt, hierauf nahme nun ein jeder ſeine Schrancken wie zuvor widerum ein, und traffen die Spaniſchen aus lauter rachgierigem Muth, unſere Ritter aber aus groſſer Tapfferkeit dermaſſen nochmal aufeinander, daß Herr Lorenzo ſeinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden ſtürtzte, und in einer harten Ohnmacht liegen ließ, der dann bald von ſeinen Dienern abgeholet und erquicket ward. Als aber Herr Wallach auf den Lacus geritten, traff er ihn ſo künſtlich, daß Mann und Roß, gleich wären ſie von dem Blitz getroffen, zur Erden ſtürtzten, und blieb das Pferd ſobald ohne Zuckung eines Fuſſes todt, Herr Lacus aber hatte den rechten Schenckel verrenckt, auch war er im Fallen auf das Schild geſtürtzt, daß ihm die lincke Seite ſehr ſchmertzete, doch hätte er dieſes alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht ſo wehe gethan, und als er nun hinweg getragen ſamt dem Pferde, waren unſere Ritter mit groſſem Ruhm von den andern abgeloſet, begaben ſich derowegen an ihren vorigen Stand, die andere Ritter aber an des Groß-Hertzogs Hofe waren auch annoch daſelbſt, die hatten ſich nun am meiſten verwundert, und da dieſe wieder zu ihnen ſich begaben, wünſcheten ſie ihnen Glück zu den beſten Kleinodien; der Spaniſche Geſandte zog ihm aber dieſen Schimpff ſo ſehr zu Hertzen, daß er mit den Zähnen knirſchte, weil er nicht gehoffet, daß einer ſeinen Rittern baſtant ſeyn ſolte, wie er dann auch wohl wuſte, daß ſie in gantz Hiſpanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Hertzog fieng unterdeſſen zu ſeinem Cavallier an, und ſagte? wie dünckt euch nun um dieſe Sieger, ſind ſie nicht groſſer Ehren werth, weil ſie, wie ich hoffen will, den beſten Ruhm auf dieſem Turnir davon tragen? Ja, antwortete jener, daran iſt nicht zu zweifeln, nur möchte ich wol die Gnade haben mit dieſen Rittern zu ſprechen; wol ſagte der Hertzog, ihr ſollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe ſie noch von dannen ſcheiden. Nach dieſem kamen noch viel Ritter herfür, die ſich auch ſehen lieſſen, und gab noch viel wunderliche Wechs-Sprünge, unter dieſen folgenden ließ ſich ſonderlich ſehen ein Venetianer, ſo auf einen von den Teutſchen Rittern traff, da ſie ſich dann dergeſtalt im erſten Ritt ſo verhielten, daß man keinen vor den Uberwinder halten kunte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traff der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerb am Harniſch durch und durch, daß man den letztern Wagen ſchafft muſte zur Renn-Bahn hinaus tragen laſſen, der aber von Venedig ritte widerum an ſeinen Ort. Dieſem folgete ein Oeſterreicher und Burgundier, und ward dieſer von jenem mit groſſer Verwunderung deß Umſtands abgehoben. Nach dieſen turnirten noch viel andere, aber es begab ſich nichts erhebliches darinnen, biß endlich die Sonne ſich neigete, und die Renn-Bahn zu verlaſſen ſie ſämtlichen ermahnete, da ließ der Groß-Hertzog durch etliche Trompeter zum Abzug blaſen, und wurde der gantzen Ritterſchafft angezeiget, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erſcheinen, und nach Beliebung ſich zu üben, und weil heute etliche gar nicht turniret, wurden dieſelben ſonderlich auf Morgen widerum eingeladen.

Alſobald begab ſich jederman nach ſeiner Herberge, auch ward der Groß-Hertzog mit den frembden Herren Geſandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde daſelben Abend ein köſtlich Mahl gehalten, da machten ſich nun die Hof-Ritter zu Florentz erſt recht bekannt mit den beeden Fremdlingen, doch gab ſich Herr Liverno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten ſich dieſe, daß ſie ſich ſo frembd zum Turnir geſtellet, daß jederman gemeinet, dieſe einfältige Schäflein wüſten nichts von ſolchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, geſehen oder davon gehöret, ehrete dieſe beede Ritter, und wurden von dem gantzen Hof ſo ſehr geliebt und hoch gehalten, daß ſich ſonderlich Herr Ballach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu ſchicken wuſte, maſſen er, ſeit er ſein Vatterland verlaſſen, ſolche Ehre noch nie gehabt, doch konte er ſich leicht als einer von Jugend auf darinn erzogen, wol darein ſchicken, und hatte ihn ſein Diener Taſſibal ſo lieb, daß er ſich offt verlauten ließ, wann er gleich wüſte ein groſſer Herr in Algir zu werden, und ſolte auch wieder frey gelaſſen nach Hauſe ziehen, ſo wolt er doch lieber bey ſeinem Herrn bleiben, und ſein Leben vor denſelben zu wagen, ſich vor eine ſonderliche Ehre ſchätzen, derowegen hielte auch Ballach viel auf ihn, über das waren ſie auch angräntzende Landes Leut. Viel Ritter nun ſo mit denen Abgeſandten ankommen waren, wurden zu Hofe geſpeiſet, und muſten Herr Liverno und Herr Ballach dißmal mit ihnen zur Tafel gehen, da ſuchte nun jeder ſich bekannt und zu Freunde mit dieſen zu machen, ohne die ſtoltze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpff ſo ſie von ihnen bekommen und erlitten, ſich ihrer gar nichts annehmen wolten, wornach die Unſern auch nicht groß fragten. Ueber der Tafel gab es noch viel Reden, und ward ſonderlich von den Hertzogen diſcurriret, wo ſie ihren Urſprung her hätten, und warum dieſer Hertzog zu Florentz ein Groß-Hertzog genennet würde? Worunter ein Frantzöſiſcher Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung ſtunden, der Nam Hertzog ſey ein zuſammen geſetzt Wort, und hätte ſeinen Urſprung von dem Wörtlein Heer, das iſt, ein Kriegs-Heer, und Zog, gleich als hätten die Hertzogen vor Alters die Kriegs-Heer ziehen, oder (beſſer) führen müſſen, und davon ſey der Name noch übrig, und in eine gewiſſe Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Beſold wolte, das Wort Hertzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er ſagte Heer, wäre ſo viel als eine Gemeinſchafft, als wie noch auß den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landſtraſſe zuſehen, darinn und darauf jederman einkehren und wandern konte, weil ſie beede gemein, und daher, ſagte er, hieſſe er davor, ſey auch Hertzog, das iſt, ein Herr der Gemeinſchafft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Lipſius, ein Römer, wolte, das Wort Hertzog hätte ſeinen Urſprung von den Römern, bei denen Dux oder Hertzog ein gewiſſes Amt geweſen, und waren die Duces bey denſelben noch über die Tribunos, aber unter den Geſandten geweſen, Molineus ein Spaniſcher Ritter ſagte, daß in Hiſpanien der Nam Hertzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann ſchon ihr Vatter ein Hertzog geweſen, es ſey dann, daß ſie es auch bei dem Könige erlanget. Als aber die Urſach erfraget ward, warum man die Hertzoge zu Florentz Groß-Hertzoge nennete, antwortete Herr Liverno, als der wol ſtudirt, und in gelehrten Diſcurſen ſich ſehr beliebt konte machen, ſagend: Die Groß-Hertzogen von Florentz wären vor dieſem Grafen geweſen, der jetzige Käiſer Carolus der V. hätte Alexandrum Medicäum zum Fürſten oder Hertzogen, der Pabſt Pius V. aber zum Groß-Hertzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Hertzog aus Moſcau vergebens nicht Witikuezi, das iſt Groß-Hertzog, ſo kann auch die Groß-Hertzoge von Littau, mit eben dieſem vermehrten Hertzogs-Namen genennet werden, weil ſie, wie jederman weiß, an Ehr und Macht allen andern angräntzenden Hertzogen weit überlegen. Als Herr Liverno ausgeredt, und ſeinen Hertzog beſter maſſen defendirt, fieng einer von den Teutſchen Rittern an, ſo mit dem Römiſchen Geſandten ankommen, und ſagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Hertzoge denen andern gemeinen Hertzogen allezeit vorgehen, ob ſie aber denen Ertzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Ertz-Hertzog gehen will (als welchen die Hertzoge von Oeſterreich von dem Römiſchen Käiſer Friderich, dem Dritten, bekommen und damit begnädiget ſeyn;) ſo werden ſolche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Hertzoge gehen, dann das Wörtlein Ertz, wann es mit einem andern zuſammen geſetzt, heiſſet es den Vornehmſten unter denſelben, als ein Ertzbiſchoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Biſchöffen vorgehet. Dieſem konte keiner widerſprechen, doch wolte ſich ein Venetianer, Namens Joſeph Mattheacius, wider Herrn Liverno ſetzen, und den Venetianiſchen Hertzog dem Florentiner vorziehen, dann ſagte er: Der Hertzog zu Venedig kan unter die gröſſeſte Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrſcherin vieler Provintzien und Reiche, wie auch deß gantzen Adriatiſchen Meers, und die von ihrem Urſprung an frey iſt, und ſich mit ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, ſondern auch, weil ſelbiger Hertzog mit Königlichem Zierrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterſcheid zwiſchen ihm und den Königen, als daß ſeine Kinder dieſe Ehre nicht erben, ſondern er wird von ſeiner Jugend erwehlet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Hertzogen billich ſolte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Hertzogen, Marggrafen und Grafen, dann er iſt geweſen ſchon vor 1100 Jahren, und wen man aus den Tituln von Macht und Ehren etwas erhalten und beybringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianiſcher Hertzog ſich alſo nennete: Johannes von GOttes Gnaden, Hertzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierdten, und des halben Theils des gantzen Römiſchen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von deß Groß-Hertzogen von Florentz ſeiner Rittern einer, genannt Nelte, und ſprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Hertzog von Venedig in Pracht und ſeinem Aufzug zwar ein Fürſt ſey, auf dem Rathhauß aber nur ein Rathherr, auſſerhalb der Stadt Venedig könne er von jedermann verklagt werden, in der Stadt ſeye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaubnüß nicht aus der Stadt ziehen.

Zweite Staats-Tortur *)

Mademoiselle Amoureuse, Mademoiselle Hardiesse, Mademoiselle Agreable, Mademoiselle Doucereuse, Monsieur Allegro klagen über ihre Weltmarter.

Von F. Callenbach.

Amoureuſe. Pfui Teuffel Doucereuſe, was leyden wir der Mode zu lieb? Wir ſeynd ja veritable Teuffels-Martyrer. Der Welt, der Eitelkeit, der Mode, dem Staat zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariſer Mode-Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmertzen möcht überlaut ruffen. Es ſchnürt mich am Halß und an der Bruſt, daß ich zittere und Zähnklappere. Doch weils die Mode iſt, muß ich mich alſo exportiren. Wir tragen gleichſam ein weiß Pergament als ein ebenes [illegible] offenhertzig. Mode hin, Mode her, es iſt ſehr ungemächlich, man ſage was man wolle.

Doucereuſe. Amoureuſe, du haſt recht. Ich wollte, die Donners-Mode wäre, wo der Pfeffer wächſt. So gehts uns auch mit unſern Reifröcken. O daß doch alle Reifröck in Schweitzer Pumphoſen verwandelt würden! Der Kleider-Laſt iſt unten zu ſchwehr, und oben zu leicht. Wir ſtreichen uns in dieſen Schantz-Körben, wie eine Kreit auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, ſo offt wir in der Kirchen uns zwerg in die Stühl müſſen eintringen. Jüngſt konnte ich kaum wieder heraus kommen, ſo breit hat ſich mein Rock gemacht.

Hardieſſe. Und mich irrt, mich quält mein Aufſatz im Kopff. Die mehreſte Früh-Zeit geht mir drauf, biß ich alles mit meinem Spiegel collationirt hab, wirds gemeiniglich Mittag. Die Spiegel-Conferenz fängt an nach acht Uhr, offt auch ſpäter, nachdem ich den Abend zuvor mich in der Geſellſchafft hab aufgehalten.

Agreable. à propos, Hardieſſe, redeſt deine Red nicht. In Geſellſchafften iſt mein gröſte Plag. Da ſteht Monſieur Allegro, der wird mir Zeugnus geben, wo es nöthig wäre. Ich hab die Ehr, daß er mich wohl kan leyden. Darüber piquiren und ſticheln andere N. N. daß ich mich offt kaum mehr kan einhalten. Bald ſpiele ich nicht recht, bald bin ich ihnen zu wetterlauniſch, bald tantze ich zu offt, bald finden ſie was in meiner Anſprach, bald irren ſie meine Menſchen. Das kan ich nicht, und thue es nicht: Dann es geht über mich. Ich, ſagen ſie, verderbe die Compagnien. Ich wäre zu hochmüthig, opiniatre, wiſſe nicht zu leben, und dergleichen Spott-Reden mehr. Auf ſolche Weis hat man in Geſellſchafft keine Diverſion, ſondern Mortification, und möchte man wohl auf die Bleichſucht darüber bekommen. Macht man traus, iſts wieder nicht recht. Da heißt es, man wiſſe ſich nicht zu ſchicken unter die Leuth, man ſey Heiltzbrödiſch. Ich ſag gut rund, wegen vieler Verdrießlichkeit, die man in der Welt zu leyden hat, kommen mir manchmal Nonnen-Gedancken, wiewol man einen [illegible] auf Fenſter nicht ſetzt; ſo ſieht man mirs auch an meinem veritablen Kloſter-Geſicht ſchon an, daß ich zu einer qualificirten Nonnen geſchickt genug wäre. So bald ich aber meinen lieben Monſieur Allegro merck, verſchwinden alle Kloſter-Concepten wie Rauch im Wind.

Mons. Allegro. Pardonné moy Mademoiſelle, ich bin derjenige nicht, der ſie von ſo [illegible] Gedancken ſollte oder wollte abwendig machen. Was ihr aber beliebt von Staats-Chagrin und Verdrießlichkeiten zu melden, hat ſie gantz recht. Ich [illegible] auch ſchon ſo viel ausgeſtanden zu haben, daß ich ebenfalls meritire, ins Marter-Regiſter geſetzt zu werden. Ich befleiſſe mich, jedermann nach Standes Gebühr zu bedienen, werde wiſſentlich gegen niemand jemalen den Reſpect vergeſſen. Mit aller dieſer Bemühung, mit all meiner Höfflichkeit kan ich vieler Hertz nicht gewinnen. Sie mocquiren ſich meiner, ſie affrontiren mich, wo ſie können. Die Fräuleins ſeynd ziemlich jalous unter einander. Mach ich einer ein Reverenz, ſo verdrießt es die andere. Nimm ich dieſe auf zum Tanz, murrt jene. Iſt dann eine oder andere, die mich gern ſieht, hie und dort ein Schoß-Affection auf mich wirfft mit den Augen. Oder wann ich dieſe oder jene bediene mit Heimführen, gibts ſo gar unter uns junge Herren, die ein ſcheeles Aug auf mich laſſen funckeln, ja wohl gar vom Leder ziehen, unter dem Vorwand, es gereiche ihm zum prejudiz, was ſoll ich thun? Gar abstract leben, ce n'est pas la mode. Iſt auch gegen mein Naturelle. Die Natur hat mich zu keinem Eremiten gemacht. Ich liebe honette Compagnie, wo treue Hertzen den Vorzug haben.

---

*) Aus Almanach Welt-Sitten-Staat-Marter-Calender u. ſ. w. S. 66 ſq. —

Nardicone. Mon Dieu, Ich glaube, der Herr vexirt ſich und uns. Est il possible, daß jemand ſollte gefunden werden, einem ſo lieben obliganten Monsieur Allegro Tortur zu thun.

Amourette. Sollte ich wiſſen, daß der Herr meinetwegen was müſſe leyden, wollte ich gern (ſo lieb er mir auch iſt) auf alle amitié renunciren. Sein Wohlſeyn iſt mir lieber, als meine ſo empfindliche Freud ob ſeiner Conduite.

Allegro. Ich ſehe wohl, ſie mißgönnen mir die Gloria der Marter, deren ſie ſich doch ſelbſt rühmen.

Pouceurge. Au contraire, er ſolle ſich deßwegen conserviren, und in unſerer unumgänglichen Marter deſto länger zu consoliren.

Allegro. Aber ohne Scherz, ich leide mehr, als ſie ſich etwan können einbilden. Ich werde manchmal tranchirt vom Kopff an biß zu den Füſſen. Ich ſchnupp und rauche fein Toback; da begehe ich nun nach der Welt-Kinder Meinung ein groſſen Meti-Fehler. Dem iſt mein Perucken nicht recht, jenem der Hut, Hembdtäglein, Handſchuh. Ein anderer lachet über mein Kleid. Bald findet einer was an Schuhen. In ſum, man controllirt mich bald da, bald dort. Bey jetziger Welt-Beſchaffenheit iſt nicht wohl mehr auszukommen.

Nardicone. Hätte mir nichts weniger traumen laſſen, als die Ehre zu haben, den Herrn in der Gedult-, Schule- und Marter-Banck für ein Collegen zu erkennen. Ich war der ungezweiffelten Meinung, der Himmel hange immer den jungen Herren voll Geigen.

Allegro. Darum ſagt man, es ſey nicht alles Gold, was glänzt. Auch in ſo jungen Jahren finden wir unſere Marter-Peinen. Es iſt nicht auszuſprechen, was ich in Univerſitäten ausgeſtanden. Ich hatte ſcharffe Ordre von meinem Hrn. Vatter, der war ein ſtrenger Mann, die meinen Collegiis publicis und privatis abzuwarten, nicht zu debauchiren. Ich frequentirte anfänglich ſo gar die privatissima, die man wegen des Gewinns mehrentheils in Univerſitäten inventirt. Siehe, da wurde ich ordinari in die Compagnie geruffen, zu Wein-, Bier-, Toback-, Spiel-, Caressen-Debouche. Blieb ich aus, ſo hatte ich einen Naſenſtüber über den andern. Ich muſte allerhand Spott-Praedicata hören, ich wäre eine Stöck-Laus, ein Küſſenpfenning ec. Wann ich zu Zeiten gantz vertiefft war in meinem Corpore juris, überfiele mich ein Compagnie. Da kunnte ich kein Mittel finden, ſich zu contentiren. Bald war der Wein nicht gut genug, bald murrten ſie übers Freſſen. Summa, ich wurde um mein Geld bald da, bald dort Meiſterlich rujenirt. Mein Wechſel bliebe aus. Meine Creditores klagten beym Rectori Magnifico, der lieſſe mir per pedellum Universitatis ein Zahl-Termin ſetzen, bey Straff ad carcerem academicum geführet zu werden. Mein Hr. Vatter disputirte mir die Rechnung. Ich kunnte ihm nicht genug verlängern. Er war mir zu ſchlauch, alle Poſten unterſuchte er ſehr genau, ich ſtunde vor ihm gantz confuß. Mein Credit war hin. Man borgte mir kein Pfeiffen Toback mehr. O wie manche Nacht lage ich ohn Schlaff; titulum de praxi acquirendi hatte ich noch nicht ausſtudirt.

Pouceurge. O mein lieber Allegro, das wären bittere Pilulen. Das gieng auf Studenten-Banquet. Wie gieng es dann mit den Collegiis?

Allegro. Ach da wär nichts zu thun. Gantze Nächt ware ich manchmal gegen mein Willen auf der Debauch-Reiß. Andern Tags war ich kranck. Es ſchiene, ich wäre geſchickt auf der Univerſität nur das Frauenzimmer zu bedienen, Ducaten zu ſchmeltzen, Geſundheit Leibs und der Seelen zu hazardiren. O wie manch ſchön Buch verſoff und vertauſchte ich, und ſollte es auch die H. Bibel geweſen ſeyn, mit Vorgeben, als wären ſie mir geſtohlen worden. Jetzt ſchauen ſie, meine hochgeehrteſte Fräuleins, das ſind Academiſche Meti-Marter, wodurch Eltern, ſo gantze Familien biß zum Verderben torquirt werden.

Amone. So höre ich wohl, unſer Monsieur Allegro iſt ein Ertz-Martyrer. Der hat was ausgeſtanden. Wir alle müſſen ihm dißfalls das prae laſſen.

Allegro. Es hat würcklich noch kein End. Ich gehe noch herum ohne accommodation. Ich bin ſolenniter creirt, bin graduirt. Es iſt zwar anjetzo alles feyl, es mangelt aber mir an Speeſen. Den Schaden hab ich, den Spott zum post scripto. O mein liebſte Fräuleins, wie mancher galante homme ſtellt ſich allert, macht kein Figur, und liegt indeſſen an einer peinlichen Folter, die doch äuſſerlich nicht in die Augen fällt. Ainſi je vous en prie, was ich hier aus ſonderbarem Vertrauen geredt, wird hoffentlich hier bleiben, ohne weiter zu ſpaziren. Es thät ja nur unſere Texten vermehren.

Agreable. Mons. Allegro, ſey ohne Sorg dißfalls. Ich guarantire in aller Namen, daß alles werde secretirt bleiben. Es liegt uns allen dran. Mit dieſer allerſeits Verſicherung machen wir dieſem Marter-Discours ein End. Hat der Herr Luſt, uns in die Opera zu accompagniren, wird er uns obligiren.

Hardiesse. Es iſt allerdings nöthig, Monsieur; Es dient uns zu etwas nach ſo traurig kläglichem Discours zu soulagiren.

Amoureuse, Doucereuse. Wir bitten ſo ganz dienſtlich, uns ſämbtlich dieſe plaisir zu machen. Sollte es auch ein oder anders verdrießen, n'import.

Allegro. Sie haben mit mir zu ſchaffen nach ihrem Begehren: Zu befehlen, nicht zu bitten. Es iſt mir ein ſonderbare Ehr: Bitte mir nur aus, mich jederzeit bei deren Amitie zu erhalten. Je suis votre Serviteur de tout mon coeur.

Aus: die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten*).

Von C. L. Liscov.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß ſie allemal eine richtige und vollſtändige Beſchreibung von derjenigen Sache geben, die ſie abhandeln wollen, und aus dieſer Beſchreibung alsdann die Schlüſſe machen, die zu ihrem Zwecke dienlich ſind. Sie wiſſen ſich recht groß mit dieſem Verfahren, weil ſie glauben, daß, auf ſolche Art, alle Zweideutigkeit am beſten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den ſie haben müſſen, wenn man ſie loben ſoll.

Ich will ihnen dieſe angenehme Einbildung gern laſſen; aber ich glaube, ihr eigen Gewiſſen wird ihnen ſagen, daß ihre Art zu ſchreiben höchſt mühſam ſei, und ſie nicht nur vieler Freiheiten beraube, ſondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche Ausflucht beſchneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigſten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Laſt und ſchändliche Sclaverei gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden ſein ſollte, ſeinen Leſern deutlich zu ſagen, was er haben wolle: und ich hätte alſo, wenn ich arg wollte, völlige Freiheit, nicht zu ſagen, was ich durch einen elenden Scribenten verſtehe: allein weil ich beſorgen muß, daß unſere Widerſacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bei der Welt als ein verworrenes Gewäſch auszuſchreien; ſo will ich mich dießmal meines Rechts begeben, und eine Beſchreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden ſein wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bei uns ſo viel gilt, als ein Geſetz, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Beſten, ſo tief herunterlaſſe, und ich verſpreche heilig, mich in andern Fällen ſo zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen gebühret. Ich ſchreite hierauf ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache ſelbſt.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet ſein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich ſchreiben. In deſſen Schriften aber weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen iſt, der iſt ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieſer Beſchreibung was auszuſetzen haben wird: ſie muß nothwendig allen meinen Leſern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ſo ehrlich bin, und ungeſcheut bekenne, was meine Brüder bishero ſo mühſam haben zu verbergen geſucht. Zwar ſehe ich vorher, daß unſere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und ſich einbilden werden, es ſei unmöglich, nach einem ſo offenherzigen Bekenntniß, das geringſte zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: allein ich bin auch verſichert, daß ihnen die Luſt zu lachen bald vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweiſen werde, daß eben die Mängel, welche ſie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder und mich vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieſer Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Läſterns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was ſie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft ſchreiben. Dieſes iſt das ſchwere Verbrechen, welches uns in den Augen unſerer Feinde ſo lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geſchrei, ſo die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiſet die Unbilligkeit dieſer Leute. Ich bitte meine Leſer, unparteiiſch zu urtheilen: ob es billig ſei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unſern Feinden, ſondern mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemein haben? Laſſen ſich die Menſchen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen ſie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich ſein: ſie wollen vergnügt und lange leben: ſie wiſſen es auch gar wohl, wie ſie es anfangen müſſen, wenn ſie dieſen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen ſie ſich vorſätzlich ſelbſt unglücklich, verkürzen ihr Leben, und ſind ihnen ſelbſt die fruchtbarſte Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen daſſelbe ſauer machet. Man kann alſo, ohne Verletzung der Wahrheit, ſagen, daß die Menſchen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieſes iſt ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeit, die Laſter, und der Aberglaube, worin das menſchliche Geſchlecht verfallen iſt, hinlänglich beweiſen. Die Schriften der Geſchichtſchreiber, Poeten und Weltweiſen ſind voll von Klagen über dieſes Verderben: und man hat ſchon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müſſe, was der größte Haufe vornimmt. Der Vorſchlag iſt gegründet; aber es haben ſich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Luſt gehabt hätten, demſelben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigenſinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß ſehr wunderlich ſein, und eine unerträgliche Einbildung von ſich ſelbſt haben, wenn man ſich der ganzen Welt entgegen ſetzen, und ſich bereden will, man ſei allein klug, und der Reſt des menſchlichen Geſchlechts raſe.

---

*) Liscov's Schriften von K. Müchler. Berlin 1806. Thl. III. S. 21 flg.

Wie kann man es alſo den elenden Scribenten verargen, daß ſie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen ſchuldig iſt. Ich wollte nichts ſagen, wenn die Vernunft im menſchlichen Leben unentbehrlich wäre: aber ſo ſehe ich nicht, wozu ſie nütze.

Es iſt gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, ſehr geringe ſei. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorſehung an. Wir ſehen, daß die klügſten Anſchläge oft zurück gehen, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweiſe, daß es wahr ſei, was der Prediger ſagt: „Daß zum Laufen nicht hilft ſchnell ſein, zum Streit nicht hilft ſtark ſein, zur Nahrung hilft nicht geſchickt ſein, zum Reichthum hilft nicht klug ſein. Daß einer angenehm ſei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, ſondern alles liegt es an der Zeit und Glück*). Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigſten Geſchäfte in der menſchlichen Geſellſchaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon ſagt*): daß der Unverſtand unter den Gewaltigen ſehr gemein ſei: und von ihren vornehmſten Bedienten ſpricht ein heidniſcher Poet:

Rarus . . . ferme sensus communis in illa
Fortuna. . . . . **)

Dieſe Regel hat unſtreitig ihre Ausnahme: aber ſo viel iſt doch gewiß, daß nicht allemal die Klügſten am Ruder ſitzen. Wir ſind ſo gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernſthaften und gravitätiſchen Geberden, wodurch ſie ſich ein Anſehen machen, prägen uns eine beſondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, ſie für weiſe zu halten, weil ſie groß ſind; ſollten wir aber dieſe Herren genauer kennen: ſo würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegeriſchen Verrichtungen den geringſten Antheil habe, und derſelbe gutentheils dem Glücke zuzuſchreiben ſei. Es gereichet dieſes den Großen dieſer Welt ſo wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Chriſtenthums anſehen kann.

Können nun die Regenten in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen: ſo können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil ſie berufen ſind, die Welt durch thörichte Predigten ſelig zu machen. Sie haben mit Geheimniſſen zu thun, darein ſich die Vernunft nicht miſchen muß, und predigen einen Glauben, dem dieſelbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden iſt. Die Rechtsgelehrten und Advokaten gründen ſich auf willkürliche Geſetze und einen höchſt unvernünftigen Schlendrian: ſie brauchen alſo der Vernunft ſo wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunſt gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewiſſes Glück ankommen laſſen, Urin beſehen, Recepte verſchreiben, und zufrieden ſind, wenn ſie ihre Patienten, canonicamente, e non tutti gli ordini***), zur Ruhe bringen. Die Weltweiſen ſcheinen der Vernunft mehr benöthigt zu ſein: allein ſie haben ſich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derſelben doch allemal wenig bedienet. Cicero ſagte ſchon zu ſeiner Zeit, es ſei keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweiſen behauptet habe†); und heutiges Tages, da wir ſo ſchöne Compendia Philoſophiae haben, müßte einer ein Narr ſein, wenn er ohne Noth ſeine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur ſo viel Gedächtniß, daß er eines dieſer heilſamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, ſo iſt er geborgen.

---

*) Pred. Salom. IX. 11

*) Pred. Salom. X. 5.

**) Juvenalis Sat. VII

***) Aristippe de Mr. de Balzac, p. 98.

†) Cicero de Divinat. Lib. II.: nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entſcheiden, Pillen drechſeln, Recepte verſchreiben und ein Weltweiſer ſein kann: ſo möchte ich wohl wiſſen, warum es denn nicht erlaubt ſein ſollte, ohne Vernunft ein Buch zu ſchreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von ſo weniger Wichtigkeit unentbehrlich ſein ſollte, da man doch ohne dieſelbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelſchreiende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Laſt auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Luſt hat.

Wenn unſere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, ſo würden ſie, ohne Unterſchied, wider alle diejenigen eifern, welche ſich durch ihre Thaten als Verächter derſelben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieſer Verächter auskippen, um an uns ihren Eifer auszulaſſen. Allein ſo hat alle Welt die Freiheit, die Vernunft ſo gering zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten läſſet man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, iſt eine unvergebliche Miſſethat. Auf eine ſolche Schrift ſind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die ſich doch ſonſt, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewiſſen machen, die Vernunft, für deren Ehre ſie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröblichſte zu verletzen. Wo dieſes nicht Mücken ſeigen und Kameele verſchlucken iſt, ſo weiß ichs nicht.

Indeſſen haben wir eben nicht Urſache, uns über dieſe Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieſes widerſinnige Betragen unſerer Feinde muß zu unſerer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig ſei, ſeine Vernunft zu gebrauchen, und können alſo unmöglich eine gute Urſache anführen, warum ſie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern; und anderntheils kann man daraus, daß ſie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unſern, ſtillſchweigen, und bei Gelegenheit dieſelben mitmachen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewiſſen ihnen ſage, wie ſchädlich es ſei, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, ſo weit zu verfallen, beraubet ſich ſelbſt alles Vergnügens, deſſen ein Menſch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einſicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch ſeiner Vernunft, in den wahren Werth aller irdiſchen Dinge bekommt, benimmt ihm gewiſſe Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich ſein kann. Montaigne ſagt*): Un ame garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher ſehen wir auch, daß der Pöbel, der ſich begnüget, alles nur von außen anzuſehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden iſt, und die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens, worüber die Vernünftler ſo herzbrechend ſeufzen, kaum empfindet. Zu dieſer glücklichen Zufriedenheit kann ein Menſch, der ſeiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müſſen ihm nothwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, ſo die Welt geben kann, iſt in ſeinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten ſollte. Er ſpricht: die Welt vergeht mit ihrer Luſt. Die ganze Ordnung der Natur iſt ihm zuwider. Er tadelt dieſelbe und zweifelt, ob die Natur mütterlich, oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit**)? Ja ſeine Schwermuth und Verzweifelung ſteiget bisweilen ſo hoch, daß er behauptet, das beſte ſei, gar nicht geboren werden, oder doch bald wieder ſterben***).

Alle dieſe traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit dieſen Einfällen die Glückſeligkeit beſtehen, nach welcher alle Menſchen trachten? Mich dünkt, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor ſolchen ſchwermüthigen Grillen ſichert, haben nicht Urſache, Leute zu beneiden, die mit einer ſo verdrießlichen Weisheit begabet ſind.

Ich verlange zum wenigſten nicht an ihrer Stelle zu ſein, was ſie auch von ihrer Glückſeligkeit ſchwatzen. Denn das Mittel, wodurch ſie glücklich werden wollen, iſt im höchſten Grade lächerlich. Sie ſagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe, oder zu einer beſtändigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man ſich bemühe, ſeine Begierden einzuſchränken und zu dämpfen. Aber kömmt dieſer Vorſchlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfſchmerzen hat, rathen wollte, er ſolle ſich den Kopf abhauen laſſen? Und könnte man wohl beſſer von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man ſiehet, was ſie für verzweifelte Lehren giebt?

---

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 313.

**) Plinius Hist. Nat. Liv. VII. in prooem.

***) Plinius l. c. : multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

Ich bitte meine Leſer, ſich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzuſtellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freie Hände hätte. Das ganze menſchliche Geſchlecht würde dadurch in eine Art von Schlafſucht verfallen. Ich geſtehe, es unterbliebe alsdann viel Böſes: allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. Si la raison dominoit sur la terre, ſagt einer von unſern ärgſten Feinden, il ne s'y passeroit rien. On dit, que les Pilotes craignent au dernier point les mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les passions sont chez les hommes les vents qui sont nécessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages*).

Der Endzweck aller menſchlichen Handlungen iſt Ehre, Vortheil und Luſt. Wenn der Menſch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wolluſt wäre: ſo würde er ſtille ſitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife alſo nicht, wie es möglich ſei, daß kluge Leute ſich ſo große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten verſprechen können, da es doch ſo offenbar iſt, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet ſie mit Recht: des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses**); und ſcheuet ſich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unſerm Verſtande anrichten, uns tugendhaft mache. Par la dislocation que les passions apportent à notre raison, nous devenons vertueux***).

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket und gänzlich aus der Menſchen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Luſt hätte, für das Beſte des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand ſo treuherzig ſein würde, daß er ſein Leben für ſein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beſchämung unſerer Feinde das meiſte thut, die guten Scribenten ſich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten inſonderheit anlanget, feſt verſichert, daß ſie, wenn die Hoffnung des Lobes ſie nicht zum Schreiben reizte, Zahnſtocher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu ſehen.

Und dennoch ſchämen dieſe Leute ſich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen ſollen, die ſie ſelbſt, ſo oft ſie ſchreiben, aus den Augen ſetzen müſſen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Beſten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar ſo ſchädlich iſt, daß man, ohne Gefahr zu irren, ſagen kann, ſie würde, wenn ſie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen ſollte, die allergefährlichſte Veränderung, ſo jemals in der Welt geſchehen iſt, verurſachen, und das Unterſte zu oberſt kehren. Denn wenn die Menſchen ſich nicht mehr von ihren Affecten regieren ließen, ſondern blos der Vernunft folgten: ſo wäre es um die Thorheiten geſchehen, denen wir einzig und allein unſere Verfaſſungen und gute Ordnungen zu danken haben. Sobald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun ſchuldig iſt, und freiwillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlſtandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führet einen beſtändigen Frieden mit ſich, und ſchließet allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht alſo weder Soldaten, noch Richter, noch Advokaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, ſo liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menſchen ſind nicht in der Welt, die ſich bloß von der Wolluſt und dem thörichten Hochmuthe anderer nähren? Alle dieſe ehrlichen Leute würden aber an den Bettelſtab kommen, wenn das menſchliche Geſchlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen ſollte.

Mich däucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft beſtehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterſchied zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft zu Grunde richte. Was ſoll man alſo von ſolchen Leuten denken, die ſo ſehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle guten Verfaſſungen zuwider ſind. Wollte man ihnen Gehör geben, und ſie rathen laſſen: ſo würden ſie uns in kurzem zu vollſtändigen Hottentotten machen.

Ich ſage dieſes nicht, um unſere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, um ſie als gefährliche und dem gemeinen Weſen ſchädliche Leute vorzuſtellen. Was ſie mir auch für Blöße geben: ſo ſei es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches ſie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine ſo grauſame Art rächen ſollte. Ich bin gewiß von ihnen verſichert, daß ſie ſo böſe Abſichten nicht haben, und glaube, daß ſie vor den entſetzlichen Folgen ihrer Lehre ſelbſt erſchrecken. Sie würden am allerwenigſten ihre Rechnung dabei finden, wenn wir uns entſchließen ſollten, unſre Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten ſchreiben nicht, und leſen keine Bücher, ſie mögen auch ſo gut geſchrieben ſein, als ſie wollen. Und man könnte allen den guten Scribenten keinen ärgern Poſſen thun, als wenn man, wie ſie es haben wollen, die Vernunft aufs höchſte triebe. Ich glaube nicht, daß ſie dieſes Unglück jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menſchlichen Geſchlechte ſagt: ſo habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demſelben, als daß ich glauben ſollte, es werde ſo einfältig ſein und ſich entſchließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bei denen es ſich allemal ſo wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Abſichten der guten Scribenten noch ſo böſe wären, ſo hätte man doch keine Urſache, dawider zu eifern; weil nicht zu beſorgen iſt, daß die Welt ihrem verführeriſchen Geſchwätze Gehör geben werde.

---

*) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 101.

**) Montaigne l. c. p. 431.

***) Montaigne c. l. p. 432.

Meine Widerſacher können alſo glauben, daß alles, was ich bisher wider ſie geſchrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leſer nur erkennen, daß die Vernunft ſchädlich ſei. Ich habe dieſes, däucht mich, klärlich erwieſen, und getraue es mir, gegen unſere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Geſellſchaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenſchaft iſt, die einen Menſchen ſehr ungeſchickt macht, ein Glied der bürgerlichen Geſellſchaft und der wahren Kirche zu ſein.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Chriſt muß glauben. Wer ſeiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Gens qui jugent, ſagt Montaigne*), et contrerollent leurs juges, ne s'y soumettant jamais deuement. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böſes kann alſo die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht ſtiften! Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und ſie vor den Richterſtuhl ſeiner Vernunft ſtellet, muß ſie nothwendig ſchlecht beobachten, wenn ſie ihm unvernünftig ſcheinen. Daher entſtehet dann ein Ungehorſam und eine Widerſpenſtigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausſchlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann alſo ſagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen ſei, und noch iſt kein Rebelle geweſen, der nicht ſeinen Aufſtand dadurch zu beſchönigen geſucht hätte, daß die Befehle ſeiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer ſich zu klug dünket, ſeinen geiſtlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abſcheuliche Laſter der Ketzerei. Und geſetzt, er verfällt ſo weit nicht, ſo iſt doch auch der geringſte Widerſpruch einem Geiſtlichen verdrießlich; denn da dieſe ehrwürdigen Perſonen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unſchuld ihrer Abſichten überzeugt ſind: ſo muß es ſie nothwendig ſchmerzen, wenn man ſie mit vernünftigen Einwürfen ängſtiget, und alles, was ſie ſagen, meiſtert. Die Vernünftler thun dieſes. Wie übel würden alſo unſere Lehrer nicht dran ſein, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut iſt.

Nicht allein aber die Geiſtlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; ſondern es würden auch andere Profeſſionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E., ob, wenn die Menſchen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und ſich mit ſeinem Widerſacher in der Güte vertragen, als ſich in einen langwierigen Prozeß einlaſſen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet.

Wären die Leute klug, ſo würden die Aerzte ſchmal beißen müſſen.

> Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire
> Remede et Medecin seroient peu de saison*)

Ein Kranker würde ſeine Natur walten laſſen, und mit Mr. de Freſny**) ſprechen:

---

*) c. l. pag. 212. 213.

*) Je ne sai quoi, pag. 131.

**) Amusement serieux et comique, pag. 19.

Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies. Dieſe Gedanken ſind vernünftig; aber würden nicht die Aerzte, wenn alle Leute ſo dächten, ihren Patienten, die ſie vorangeſchickt haben, in kurzer Zeit, vor Hunger in jene Welt folgen müſſen?

Aus dem Verſuche eines deutſchen Wörterbuches.

Von G. W. Rabener.

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen, ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuch zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſein, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte feſt zu ſtellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, iſt unausſprechlich. Wir werden einander beſſer, und mit völliger Zuverläſſigkeit verſtehen; alle Zweideutigkeiten werden ſich verlieren, und mancher den man jetzt aus Mißbrauch einen geprieſenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf ſei.

Ich erſuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu dieſem Wörterbuche. Für mich allein iſt dies Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieſes Bekenntniß von mir ſelbſt thue. Bei denen, welche glauben, derjenige ſei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigſtens ſechs Folianten ediren könne, bei dieſen werde ich mich durch meine Beſcheidenheit in ſchlechte Hochachtung ſetzen. Aber es ſei darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, ſo wird es ſich alsdann ſchon zeigen, ob dieſe arbeitſamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieſes Wörterbuches habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Abſicht deutlicher ſehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatiſche Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real Lexikon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig geweſen ſei, und Sachen ausgeführt habe, welche die Abſicht und die Gränzen eines Wörterbuches überſchreiten, ſo will ich dieſen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausſtreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweiſen, wo man deutlich ſieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da ſteht, und dennoch bleibt es Bayle's Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beſte empfehle, damit ich dieſes wichtige Werk durch ihre Beihilfe, ſo bald nur möglich zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen; und dieſes iſt auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſein, wie er will, kann ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter ſich von ſeinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bei allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväteriſches, doch ſehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenfeſten Nacken nur ein klein wenig, und überließ ſeinen Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bei dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſein von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: „Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen;“ und: „Machen Sie dem Herrn mein Compliment!“ Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklären, weil es ſelbſt im franzöſiſchen Grundtexte nichts bedeutet.

„Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde!“ Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauch überſetzen ſollte, ſo könnte es ungefähr alſo lauten: „Ich würde Sie für den gröbſten Menſchen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich ſo gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir ſo viele Complimente zu machen.“

„Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Euer Hochedel, gehorſamſt ergebenſter ꝛc.; ich verbleibe mit allen geziemenden Devotion ꝛc.; ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu ſein Deroſelben ꝛc.“ Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabei eben ſo wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankrott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidſchwur.

In alten Zeiten kam dieſes Wort nicht oft vor, und daher geſchah es auch, daß unſere ungeſitteten Vorfahren, die einfältigen Deutſchen, glaubten, ein Eidſchwur ſei etwas ſehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieſes ſchon beſſer eingeſehen, und je häufiger dieſes Wort ſowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkommt, deſto weniger will es ſagen.

Einen Eid ablegen, iſt bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewiſſe Ceremonie, da man aufrecht ſteht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verſpricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufſetzt. Mit einem Worte, es iſt ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment ſei, davon ſiehe Compliment.

Etwas eidlich verſichern, heißt an vielen Orten ſo viel, als eine Lüge recht wahrſcheinlich machen.

Van Höfen, in ſeinem allzeit fertigen Juriſten, nennt den Eid herbam botanicam, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſei nichts Anderes, als ſeinen klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel, ſich mit einem Eide reinigen, heißt ſo viel als den Proceß gewinnen: denn zu einem Reinigungseide gehört doch weiter nichts, als drei geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein ſogenanntes Gewiſſen hätte: ſo würde es doch niemals an ſolchen Advocaten fehlen, welche ihn eines Beſſern belehren, und für ein billiges Geld aus ſeinem Irrthume helfen könnten.

Gott ſtraf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! iſt bei Matroſen und Muſketieren eine Art eines galanten Schwures, und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens bei tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! iſt das gewöhnliche Sprichwort eines gewiſſen Narren, welcher gar zu gern anſehen möchte, wie ein Freigeiſt. Er würde es in der That ſehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geiſtern vermengen wollte, der einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch ſchwört er jeden Augenblick mit der wichtigſten Miene von der Welt, bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieſes eben ſo kläglich vor, als wenn unſer Münzjude Jeſus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel ſagen, und wird die Redensart nicht ſehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man ſie auch manchmal; aber eben daher kommt es, daß ſie ſo geſchwind vergeſſen wird, als die Predigt ſelbſt. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen iſt ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verſchiedenen Orten, beſonders in großen Städten, ſo viel, als ein Mann, der zu leben weiß. Dieſe Bedeutung fängt auch ſchon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unſere Deutſchen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzoſen beinahe gleich thun.

Ewig

iſt ein Wort, welches ein Jeder nach ſeinem Gutbefinden, und ſo braucht, wie er es für ſeine Umſtände am zuträglichſten hält. Eine ewige Treue zu ſchwören, wird gemeiniglich bei Neuverliebten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein dieſe Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchſtens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbſte habe ich einen jungen Ehemann gekannt, deſſen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gewährt hat.

Ewiglieben, iſt noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetiſche Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Perſonen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer ſehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern ſoll: denn man will Exempel wiſſen, daß eine ſolche verliebte Ewigkeit auf einmal ausgeweſen ſei, ſobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu ſein, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe iſt, ſo iſt es oftmals mit der Freundſchaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Geſellſchaft, wo ſehr ſtark getrunken ward, an Einem Abende drei ewige Freundſchaften überlebt habe. Wenn es hoch kommt, ſo hält eine dergleichen ewige Freundſchaft nicht länger wider, als der Rauſch, welcher Schuld daran iſt: denn cessante causa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden ſchließen, iſt ein Gallicismus, bedeutet in der franzöſiſchen Sprache ſo viel, als bei uns ein Waffenſtillſtand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man ſeinen Vortheil dabei ſieht.

Sich verewigen, iſt unter einigen Gelehrten eine gewiſſe Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verſtandes etwas auf weißes Papier ſchreibt, und es dem Drucke übergiebt. Die Schlüſſel zur Ewigkeit hat alſo der Setzer, und die beſtehen aus gewiſſen bleiernen Buchſtaben, welche mit ſchwarzer Farbe beſtrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit ſterben (ſiehe Unſterblichkeit) beſteht in einer gewiſſen Krankheit, welche nicht ſowohl den Patienten ſelbſt, als vielmehr Andern beſchwerlich iſt. Gemeiniglich überfällt ſie junge Leute, und verliert ſich bei zunehmendem Alter; doch geſchieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet ſind, und alsdann iſt ſie nicht allein deſto gefährlicher, ſondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem ſolchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und ſcharfe Mittel dawider ſind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur ſtärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke ſehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Perſonen, welchen man auch nicht widerſprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beſte Mittel dawider ſoll dieſes ſein, wenn man, ſo oft ſich eine dergleichen preßhafte Perſon in der menſchlichen Geſellſchaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräuſches, der mit dergleichen Krankheit verknüpft iſt, nicht thut, als ob man ſie hörte, oder ſähe, oder das Geringſte von ihnen wüßte; auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böſes von ihnen ſpricht. Das Recept mag nicht unrecht ſein. Ueber die eigentlichen Urſachen dieſer Krankheit ſind die Arzneiverſtändigen unter einander noch ſehr ſtreitig. Einige halten ſie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil ſie, wie andere epidemiſche Krankheiten, zu gewiſſer Zeit und oft wieder kommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal da ſie angemerkt haben, daß ſie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daumen ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich iſt. Andre glauben, ſie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält ſie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der ſelige Hr. Geheimerath Hofmann in Halle nennt ſie das Autorfieber, im dritten Kapitel ſeiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verſtande dieſes Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verſtande heißt, ſolches iſt bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verſtande ehrwürdig iſt, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen ſollte, deſſen Bedeutung in meinem Wörterbuche feſtzuſtellen. Im figürlichen Verſtande alſo heißt ehrwürdig ſo viel, als ſchwarz, und ein ehrwürdiger Mann ſo viel, als ein Mann in einem ſchwarzen Rocke. Ich gründe dieſe Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter dieſen Männern in ſchwarzen Röcken ſind viele, an denen man nicht das geringſte Ehrwürdige findet, als das ſchwarze Kleid. Ich könnte ſie mit Namen nennen, aber es iſt überflüſſig, denn ich weiß gewiß, ſie werden ſich bei Leſung dieſes Artikels ſelber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihnen

Sprache Amtseifer, und in unſerer Sprache das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuches in die Ketzerrolle ſetzen, und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet gingen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Worts ehrwürdig vorausſetze, ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht, höchſtens zwölf pro Cent verſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zur Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beiſpringt, und auf ein Pfand, das zwei Mal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöſt werden, oder verfallen ſein ſoll: dieſer Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen, denn ginge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſers Landes zu beſtrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich ſein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdoſe und Manſchetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterſcheiden ſollte, welcher von beiden Berauſchten der Schultheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht ſchwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Anſehen geben, heißt bei dieſer Art Leuten ſo viel, als eine große Unterlefze und einen ſteifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, ſo viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hauſe ſelbſt thut und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieſes mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verſtande, oder von ſolchen Männern genug ſein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Weſen nicht dulden würde, wenn ſie nicht ſchwarze Röcke trügen. Wie wenig alſo dieſe Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verſtande verdienen, ſolches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einſehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre ſchwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches ſie ſich geſchlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein: Ein ehrwürdiges Amt ſuchen, heißt in einigen Parochien ſo viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die Mittel haben, wollen gelehrt ſein; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die Wenigſten. Freilich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich den Titel eines Gelehrten anmaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſei noch ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der ſeine Profeſſion oder ſein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf hohen Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen, die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen, ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuſehen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nicht treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überzeugen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen, und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen Anderer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beinahe zu viel! Wenn das gelten ſoll, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrten-Lexicon, welche jetzt in zwei Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einem mäßigen

Oſtarband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch ſei. Verlangt man noch dieſes, was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viele tauſend Menſchen würde man auf ſolche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie außer ihrer gelehrten Miene ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann; ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im Voraus liebreich ſein, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwan Jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor **Titus Manlius Vermicularis**. Es geht nunmehr in das dreiundfunfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eigenen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten und der Nachwelt zur Warnung Donatſchnitzer geſammelt hat, und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſener Herr Oheim wundern, wenn über dieſe Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todtſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er Jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andere Wort: prout nos docti loquimur! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateiniſch, und mit Niemandem ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd und mit ſeinem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben: denn das Unglück hat ihn ein lateiniſches Programm zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihn gleich bei Leſung der erſten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da; wenn das Ding ſo fortgeht, ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der hochedle, veſte, rechtshochgelahrte Herr D. **Valentin Banno**, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das Geringſte von der Rechtsgelahrſamkeit verſteht; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor **Pancratius Banno**. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehen andre ſeines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedeln, unſer Herr Banno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief, und es iſt gut, daß er es noch der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt, er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben! das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahre alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und in Kurzem wird er es ſein! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſein müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab, ſo werden ſie die betrübteſte Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſein, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, **Georg Knut**, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten römiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt, ſo ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweidrittheile einwechſelt. Nur unlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifel haft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtelle die Venerem victricem vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren dieſe großen Männer einig; ob ſie aber victrix oder armata ſein ſollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine öffentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtand. Selbſt die Weiber dieſer beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich war das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich in's Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

———— Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſogar ſeine Köchin allen Leuten erzählte, was ihr Herr **Knut** für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſein, welchem man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beinahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner, und ſeiner ganzen Freundſchaft: Denn er behauptet, trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurkind von dem Cardinal **Mazarin** geweſen ſei. Wer ſo liebreich ſein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. Das hat ein Schelm geſchrieben! rief er, und holte den **Mabillon**, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig. Nur jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört: denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edinburg gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig umhergehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit Nächſtem eine große Meuterei wider die Czarinn auf ſeiner Studirſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studirſtube gehen. Bei alle dem aber ſpricht er doch ſehr viel über Staatsſachen, und ſchreibt ſogar politiſche Monatsſchriften; doch werden ſie, dem Himmel ſei Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: dieſes ſei ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das occidentaliſche Kaiſerthum ausführt. Er hat ſie dem Cardinal **Tencin** dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlich gelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, in's Tollhaus geſperrt werden, ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeintem Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. **Hieronymus Stephan** rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig mit dem Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitauſend Thaler auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen im Verzeichniß der jetzt lebenden Gelehrten. — Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringſte? Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut miteinander, und ſo lange ſie noch jung iſt, und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth, es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt und häßlich werden, ſo läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er ſich, meines Erachtens, vortrefflich ſchicken. Er verſteht nichts; es iſt wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder ſo beſchaffen iſt, daß man nicht eben darauf ſieht, wie geſchickt der Informator, ſondern nur, wie wohlfeil er iſt, ſo zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an ſeinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch wie ein Hahnrei, und das hat er ſeinem lieben Weibe zu verdanken; eine nothwendige Tugend, die ein Menſch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweiſen will. Er iſt ſo geduldig, man kann mir ſicher glauben, ſo geduldig iſt er, daß er ſogar mit der Frau im Hauſe gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht ſein Glück treibt, wenn er ſich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an dieſem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiſte Freude, und ich habe mir ſchon ein gewiſſes Haus in unſerer Stadt ausgeſehen, wohin zu einem Informator kein Menſch beſſer ſchickt, als mein guter Vetter *Stephan*.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſein müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſei: ſo muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts *gelehrt* anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: *Es iſt ein gelehrtes Werk!* aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatsſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrſamkeit wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigſtens ſo viele Bände einnehmen dürfte, als die *europäiſche Fama*.

Gelehrter Wind; hiervon ſiehe mit Mehrerem die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

Die allerliebſte Braut.

Von J. Möſer.

Wir haben zwar in unſerm Letztern verſprochen, die Abbildung der allerliebſten Braut, welche dem Wittwer von allen Menſchen empfohlen werden, von ſeiner Hand zu geben. Allein er iſt ſo unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müſſen; er hat ſo wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, iſt ſo unbehülflich, daß wir Bedenken tragen, unſere Leſer mit ſeiner extracuriöſen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten ſind ohnehin ſo fein, ſo zart und ſo geiſtig, ſie verfliegen ſo leicht, und ſind ſo changeant, daß man es faſt nicht wagen kann, mit dem Pinſel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerſtören. Was dem guten Manne am ſeltſamſten vorgekommen iſt, iſt dieſes, daß er keine einzige geſund angetroffen hat. Alle haben ſich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergeſtalt verfeinert gehabt, daß die Eine von dem Schnurren eines Rades, und die Andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen ſind. Die meiſten haben Franzöſiſch, und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich geſprochen. Alles iſt Empfindung an ihnen geweſen: weshalb auch keine das Herz gehabt, ſich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprillenluft zu wagen. Einſtmals iſt ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat ſich aber dadurch dergeſtalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geſchlagene Stunde von nichts als dem Beliſaire des Marmontel geſprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater ſpringt, wenn der Kutſcher den Orasman nicht

recht ſpielt, iſt Keiner unbekannt geweſen. Allein kaum eine hat einen Tiſſot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu ſagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Seine Beſchreibung von ihrem Anzuge iſt vollends eine außerordentliche Karrikatur. Die Worte haben ihm hier ſchlechterdings gefehlt, und ſeine Abſicht iſt, ſie, zur Warnung aller Freier, mit Anmerkungen in Kupfer ſtechen zu laſſen. Am Ende ſagt er blos, daß eine Kammerjungfer, mit einem Cocadou en colère auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewieſen habe, nachdem er ſich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vo-
igen Sommer auch Kohlſamen aufgenommen habe. — Die Vollkommenheit in der Franzöſi-
chen Sprache muß ihm beſonders anſtößig geweſen ſein, denn er thut auf dieſelbe einen recht
nſthaften Anfall. Iſt, ſagt er, wenn es uns
laubt iſt, ſeine Gründe recht zu verdeutſchen,
er allermindeſte Gebrauch in der Haushaltung,
n Küchen und Kellern, davon zu machen? Iſt
gend ein Nutzen anzugeben, welcher unſere
inder für den Zeitverluſt ſchadlos hält, den ſie
ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden
üſſen? Zugegeben, daß ſie ihre Erkenntniſſe
adurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzun-
n dadurch ausdehnen und in allen Geſellſchaf-
n erſcheinen können, ſind darum dieſe Erkennt-
ſſe nützlich? Haben wir bei einer guten Haus-
altung nöthig, unſere Zeitkürzungen aus fran-
ſiſchen Romanen zu betteln? Und iſt die Kunſt,
Geſellſchaften erſcheinen zu können, nicht die
ſcheulichſte Verrätherin ihrer Beſitzer? Wer er-
eint in Geſellſchaften anſtändiger, der redli-
, fleißige, beſcheidene Mann, der ſeinen Be-
f würdig erfüllt, und ſein Gutes in der Welt
t Freunden thut, oder der Unbeſonnene, der
ht einſieht, daß ihm ſeine glänzendſten Ver-
e zum größten Verbrechen angerechnet werden?
r Mann, welcher dem Kaiſer einen guten Tag
nſcht, ſpricht freier und anſtändiger mit ihm,
alle unterthänigſten Bücklinge. Und wie
s ſind denn die Wahrheiten, womit ſie durch
lfe der Franzöſiſchen Sprache ihre Erkenntniß
eitern? Ich habe eines der gelehrteſten Mäd-
n, das ich ſonſt wohl leiden mochte, befragt:
viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Rog-
kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen
60 Ellen zu Scheerung und Einſchlag ge-
e? Und welches die beſte Art ſei, einen Mo-
lang das Geſinde gut und wohlfeil zu unter-
n? Allein, ſo wahr ich ehrlich bin, ſie hat
nichts als dreimal comment? geantwortet,
mich ſpottweiſe gefragt, ob ich wohl eine
e de diable zum wilden Schweinskopf ver-
r, und wüßte wie man die Citronen am
en dazu ſchälen könnte.

Vermehrung unſres Vergnügens [illegible] das müßte erſchrecklich ſein, wenn ſich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen ſollten als alle, die ſich davon müde und krank geleſen hätten. Dieſe Luſt genießen ſie ſehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu leſen. Sie genießen ihrer beſſer, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird. Die ganze ſogenannte ſchöne Erziehung iſt höchſtens die Friſur der geſunden Vernunft, und es iſt eine lächerliche Thorheit, eher an die Friſur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, ſo iſt er anſtändig, und er kann auch dem Staate nützlich ſein. Allein da, wo er auf Koſten des Nothwendigen geſucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigſten Wahrheiten leidet, und ſich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unſre Töchter Franzöſiſch und Engliſch plaudern ſollen, ohne die geringſte Theorie oder Praxis von der Handlung zu haben, da iſt dieſer Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon iſt für die Seele eben ſo ſchrecklich, [illegible] die übermäßige Wolluſt für den Körper iſt. Sie verzärtelt, ſchwächt und verwöhnt den Geiſt von den alten ehrlichen Tugenden, womit unſere Mütter wie in einer ſammtnen Mütze umhergiengen; ſie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; ſie verbindet die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanſchreiber mit aller ſeiner Zauberei erfüllen kann, und ſo wie der durch den Genuß der Wolluſt geſchwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speiſe zu ſeiner Kitzelung haben muß, eben ſo muß die Seele zuletzt ſich an allerhand moraliſches Tollkraut, an ſchwärmeriſche und beißende Schriften halten, um ſich des Ekels und der tödtenden Langeweile zu erwehren. Und der Himmel ſei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel leſen, und ohne Migraine denken und verdauen kann; ja der Himmel erbarme ſich des Mädchens, das ſich aus Büchern und philoſophiſchen Gründen unterhalten ſoll! Die Philoſophie iſt eine abgefeimte Kupplerin, und die beſte Sittenlehre eine barmherzige Schweſter; zur Zeit der Anfechtung und Trübſale hilft nichts beſſer, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Die ſchönen Wiſſenſchaften, ſchließt unſer Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchſtens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in dieſem Fall ſei es beſſer, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Eine Franzöſin werde mit Hülfe ihres Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehn. Sie ſei nur eine Putzmacherin für den Geiſt, und alles, was ſie die Mädchen lehrte, ſei ein Bischen gelehrte Entoilage; und höchſtens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geſchlechts hinaus, indem die weiblichen Thoren ſo viel lernten, als ſie gebrauchten, um ſich von den männlichen Narren bewundern zu laſſen, und umgekehrt. Beide hätten ſich ganz unbeſonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakſpeare, Young, Voltaire, Leſſing und Andern, zu ſprechen. Man wäre vor 30 Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttiſchen erſchien, glücklicher und vergnügter geweſen. Das menſchliche Herz habe ſich bei allen guten Büchern eher verſchlimmert als verbeſſert, und die Treuherzigkeit, womit ſeine gute, ſelige Frau ihre Knipptaſche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andere Tugend geweſen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglücklichen empfände. Er ſieht es als einen Reſt der ehemaligen Galanterie des Franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV. an, der ſich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geſchlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher geleſen haben müßte; gerade, als ob ſie nicht zehnmal ſo viel Vernunft, Geſchicklichkeit, Würde und Anſtand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er ſeine jetzige Braut findet. Die Mutter ſitzt bei ihrer Arbeit, und ſagt ihm, ohne aufzuſtehen, er möge ſich ſetzen, wenn er wolle. Dieſer Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausſchweifung über die Verneigungen und Complimente. Was iſt erſchrecklicher, will er ungefähr ſagen, als die lächerliche Nachahmung des franzöſiſchen Verneigens? Wie edel iſt der Stolz einer Frau, die feſt im Knie, ihren Gaſt mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beſchämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin? Erſtere iſt in ihrer Art vollkommen, ſie iſt Original; ſie iſt dreiſt mit Anſtand; ſie behauptet ihre Würde gegen eine Fürſtin, und ſagt ihr einen großen Dank, wenn ihr dieſe einen guten Tag bietet. Man ſieht, daß ſie ſich fühlt; und glücklich iſt das Land, wo das Mädchen, das das beſte Garn geſponnen hat, auf ihr Werk ſo ſtolz iſt, als Voltaire auf ſein Marquiſat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame ſich räuchern ließ, wenn ſie mit einer Handwerksfrau geſprochen hatte; allein dieſe Zeit iſt nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eigenen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtſchaffen iſt, was ſie ſein muß. Der Miniſter beſucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringſchätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitſamen und beſcheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr geſetzt habe, anſtatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzeſſinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigſten Jahre ihre Moden nicht mehr; ſie geht damit ſtolz dem ganzen Hofe unter die Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem friſirten Todtenhemde empfangen. Bei uns ſoll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre ſteif geworden iſt, einen Knicks machen, und die falſche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung gegen den ungelenken Rückgrath, da ſie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite ſetzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Menſch denn keine Würde mehr, als in ſo fern er ein Affe des Hofes iſt? Iſt da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geiſt ein ſo ſclaviſcher Nachahmer und unſer edles Selbſt eine entlehnte Rolle iſt?

Jedoch, wir dürfen unſerm Wittwer in ſeiner altdeutſchen Laune nicht zu weit folgen. Zu ſeiner Entſchuldigung muß ich aber noch ſagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmern Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert ſie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß ſehr viele unter ihnen heimlich ſeufzten und arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, und ihre Manier copirten, ohne ſich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf ſeine Braut. Wir wollen ihn hier ſelbſt reden laſſen. Meine gute Katharine, ſagte er, ſaß hinterm Weberſtuhle und webte Drell zu ihrem Brautbette. Der Weberſtuhl war hübſch, und vielleicht eben ſo ſchön, als derjenige, welchen die Fürſtin von Ithaka in ihrem Viſitenzimmer hatte. Ich fragte ſie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Haus es weben zu laſſen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein, wenn wir auch nichts dabei gewinnen, ſo ſind wir doch ſicher, daß unſer gutes Garn vom Leineweber nicht vertauſcht, nicht halb unterſchlagen und verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelernt. Es dient zu ihrer Veränderung; ſie lernen eine gute Arbeit kennen, und wiſſen bis auf einen Faden, was der Leineweber braucht. Vordem war in jedem Hauſe, und unſer Paſtor ſagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch ſo geweſen, ein Weberſtuhl; und das Weben iſt leichter gelernt, als das Clavierſpielen. Wenn man es recht kann, ſo iſt es auch wirklich angenehmer, und unſere Nachbarinnen können ſich nicht ſo ſehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muſter. Was ihre Augen ſehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon iſt merklich größer, als der verſchwindende Schall eines ſchönen Concerts. Meiner Meinung nach, iſt es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe ſelbſt, ſie machen ihre Kanten, ihre Linnen, und weben ſich bunte Zeuge von Baumwolle und allerhand Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die ſchöne Zeichnung an verſchiedenen Stücken, und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, ſagte ſie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürſtliches, gräfliches oder adeliges Schloß kam, ſo wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgeſtelle und andere hübſche Meubles gezeigt, und dabei erzählt, daß dieſes Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein anderes von der Urtante höchſt eigenhändig wäre gemacht worden. Man erſtaunte dann über die ſchöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andere weggeworfen hätten, genützt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunſche nach Hauſe, daß man doch auch ſo geſchickt ſein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verſtanden, waren entzückt über die vorzügliche Geſchicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und blieſen ſich von dem Lobe auf, welches dieſe erhielten und verdienten. Dieſe Umſtände bewegen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch ſo etwas lernen zu laſſen, und in einigen Jahren brachte ich es ſo weit, daß ich mein Brot auf mancherlei Art hätte verdienen wollen. Und ſo habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuſchicken, ſo ſind ſie gewiß im Stande, ſich mit ihrer Händearbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, ſo ſollten ſie mir Uhren machen. So kunſtmäßig iſt ihr Gefühl durch eine beſtändige Uebung in allerlei Arbeit geworden. Ich bewunderte die alte Frau, die, ob ſie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht ſo einwärts hielt, wie es der franzöſiſche Tanzmeiſter den guten Deutſchen ohne Unterſchied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt, und ich verſprach mir von ihrer Tochter, die während dieſer Rede immer fortwebte, daß ſie eine eben ſo gute Mutter für meine Kinder ſein würde. Die Mutter befahl ihr aufzuſtehen, und mir das letzte Stück Damaſt zu zeigen, was ſie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war ſie bei der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuverſicht, die meines Beifalls gewiß war. Erſtere zeigte mir gleich die Spitze, die ihre Tochter an der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muſter und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte ſie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierſtunden; durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch ihre Aufmerkſamkeit, womit ſie jedes kleine Uebel in der Geburt erſticken, gewinnen ſie ſich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen laſſen, oder ich ſchmäle, und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierſtunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenſo halte ich es, wenn ſie einen Schlüſſel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hausweſen und die Küche zu beſorgen hat, darf mir in den Zwiſchenzeiten nichts thun als ſpinnen, weil dies eine Arbeit iſt, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beſchicken, als hundert Andere, und es iſt unglaublich, wie reichlich ſich dies belohnt. Ich erſtaune oft über die künſtlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl ſoll dort alles von Frauensleuten gemacht werden.

Wir können das Uebrige aus der Erzählung des Wittwers weglaſſen, weil er mit ſeiner Katharine keinen Roman ſpielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Aus Emilia Galotti.

Von G. E. Leſſing.

Fünften Aufzugs ſiebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo Galotti.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt nichts verloren, oder alles. Ruhig ſein können und ruhig ſein müſſen: kommt es nicht auf eins?

Odoardo. Aber, was meinſt du, daß der Fall iſt?

Emilia. Daß alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſein müſſen, mein Vater.

Odoardo. Und du wäreſt ruhig, weil du ruhig ſein mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann, und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nennſt du, alles verloren? — daß der Graf todt iſt?

Emilia. Und warum er todt iſt! Warum! Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr, die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? Wo iſt ſie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt; wenn er darum todt iſt — darum! Was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater.

Odoardo. Fliehen? — Was hätte es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in ſeinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder ſind Sie nicht mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, wer der Menſch iſt der einen Menſchen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du biſt ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſein? Die Hände in den Schoß legen? leiden was man nicht ſollte? dulden was was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du ſo denkſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen, aber ſie vergriff ſich im Thone, ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt alles beſſer an euch als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt: ſo habe ich meine in ihr wiedergefunden. Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur; unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung — o des hölliſchen Gaukelſpiels! — reißt er dich aus unſeren Armen und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch ſo wütend daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieſes Leben iſt alles was die laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

Odoardo. Kind, es iſt keine Haarnadel! —

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wäre es gekommen? Nicht doch, nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur eine Unſchuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt iſt nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater, ſo jugendliches, ſo warmes Blut als eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion! — Nichts ſchlimmeres zu vermeiden, ſprangen tauſende in die Fluten, und ſind Heilige. — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kennteſt, dieſen Dolch! —

Emilia. Und wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (gibt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriff ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie raſch! — Nein, das iſt nicht für deine Hand.

Emilia. Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich — (ſie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu ſuchen und bekommt die Roſe zu faſſen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörſt nicht in das Haar einer — wie mein Vater will daß ich werden ſoll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie
ethe! — Doch nein; das wollen Sie auch
t. Warum zauderten Sie ſonſt? — (in ei-
bittern Tone während daß ſie die Roſe zer-
ckt.) Ehedem wohl gab es einen Vater der
e Tochter von der Schande zu retten ihr den
n den beſten Stahl in das Herz ſenkte —
zum zweitenmal das Leben gab. Aber alle
e Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter
es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch!
em er ſie durchſticht) — Gott, was hab' ich
an! (ſie will ſinken und er faßt ſie in ſeine
e.)

milia. Eine Roſe gebrochen ehe der
m ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie
n, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

er Prinz (im Hereintreten). Was iſt
— Iſt Emilien nicht wol?

doardo. Sehr wol! ſehr wol!

er Prinz (indem er näher kommt). Was
ch — Entſetzen!

arinelli. Weh mir!

er Prinz. Grauſamer Vater, was ha-
Sie gethan!

doardo. Eine Roſe gebrochen ehe der
m ſie entblättert. — War es nicht ſo,
Tochter?

milia. Nicht Sie, mein Vater — Ich
— ich ſelbſt —

doardo. Nicht du, meine Tochter; —
du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus
Welt. Nicht du, meine Tochter, dein Va-
ein unglücklicher Vater!

milia. Ah — mein Vater — ſie ſtirbt,
r legt ſie ſanft auf den Boden).

doardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz!
lt ſie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre
? noch, in dieſem Blute, das wider Sie
ache ſchreiet? (Nach einer Pauſe). Aber
rwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie
en vielleicht daß ich den Stahl wider mich
lehren werde um meine That wie eine ſchale
die zu beſchließen? — Sie irren ſich.
(indem er ihm den Dolch vor die Füße
Hier liegt er der blutige Zeuge meines
rchens. Ich gehe und liefere mich ſelbſt in
efängiß. Ich gehe, und erwarte Sie als
r. — Und dann dort — erwarte ich Sie
n Richter unſer Aller!

er Prinz (nach einigem Stillſchweigen,
welchem er den Körper mit Entſetzen und
Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli). Hier! heb' ihn auf! — Nun? Du bedenkſt dich? Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es zum Unglücke ſo mancher nicht genug daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

Aus Minna von Barnhelm.

Von G. E. Leſſing.

Zweiten Aufzugs ſiebenter Auftritt.

Das Fräulein von Barnhelm und hernach Franziska.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſein. (Sie faltet die Hände.) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts.) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das vollkommenſte Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (mit ausgebreiteten Armen.) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen als ein fröhliches Geſchöpf! — (Franziska kommt.) Biſt du wieder da, Franziska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franziska. Er kann den Augenblick hier ſein — Sie ſind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öfter ſo, als geputzt ſehen.

Franziska. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein (nach einem kurzen Nachdenken). Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franziska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſein? — Aber, daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin — Franziska, wenn alle Mädchen ſo ſind wie ich mich jetzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wol ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franziska. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein; ich höre ihn kommen —

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er ſie erblickt, ſtiegt er auf ſie zu). Ah! meine Minna! —

Das Fräulein (ihm entgegenſtiegend). Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim (ſtutzt auf einmal, und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſein? — (Indem ſie ihm näher tritt, und er mehr zurückweicht.) Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeihe Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (ſieht ſtarr auf den Boden, und zuckt die Schultern).

Das Fräulein (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franziska). Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franziska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den rechten ſuchen.

Der Wirth. Iſt er nicht der rechte? Ei ja doch?

Franziska. Ei nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehen).

Franziska (faßt ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben; fürs erſte —

Franziska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun, irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es. —

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Alles was ich ſuchte habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann; und finden — einen elenden.

Das Fräulein. So, lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe: was liegt daran, ob ich mich Gleichgiltigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein; der unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient ſein Unglück, wenn er dieſen Sieg nicht über ſich ſelbſt zu erhalten weiß; wenn er es ſich gefallen laſſen kann, daß die welche er liebt an ſeinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie ſchwer iſt dieſer Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergeſſen: was für Mühe habe ich angewendet! Eben wollte ich anfangen zu hoffen daß dieſe Mühe nicht ewig vergebens ſein würde; — und Sie erſcheinen, mein Fräulein!

Das Fräulein. Verſteh' ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; laſſen Sie ſehen wo wir ſind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts als einem trockenen ja oder nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe die Sie angewendet mich zu vergeſſen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, dieſe Frage —

Das Fräulein. Sie haben verſprochen mit nichts als ja oder nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugeſetzt, wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müſſen wiſſen was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — ja oder nein?

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja oder nein!

v. Tellheim. Nun, ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen. Ein widriger, melancholiſcher, anſteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und ſind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — iſt. Sie ließ, ſie läßt ſich träumen, Ihr ganzes Glück ſei ſie. — Geſchwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag verſuchen wie viel ſie deſſen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wol. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen. Aber es giebt eine gewiſſe kalte, nachläſſige Art von ſeiner Tapferkeit und von ſeinem Unglück zu ſprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt oder geklagt iſt.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, ſo hätten Sie ſich auch gar nicht unglücklich nennen ſollen. — Ganz geſchwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergeſſen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe ſehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. Aber laſſen Sie doch hören wie vernünftig dieſe Vernunft, wie nothwendig dieſe Nothwendigkeit iſt.

v. Tellheim. Wol denn; ſo hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen ich ſei der Tellheim den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann voller Anſprüche, voll Ruhmbegierde; der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet ſtanden; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er ſchon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie ſich; wollen Sie dieſem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, — dieſer wird mir nun ſchon aus der Noth helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem ſie ihn bei der Hand ergreift).

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt und ſich von ihr abwendet). Das iſt zu viel! — Wo bin ich? Laſſen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich! — Laſſen Sie mich!

Das Fräulein. Was iſt Ihnen, wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? (indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen — oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbeſonnenheit begehen zu laſſen. — Laſſen Sie mich, Minna! (reißt ſich los und ab.)

Das Fräulein (ihm nach). Minna Sie laſſen? Tellheim! Tellheim!

Lycas, oder die Erfindung der Gärten.

Von S. Geßner.

Jetzt ſchließt uns der ſtürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den ſilbernen Regen der Flocken. Jetzt ſoll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern öffnen, den ſie in dem blumigen Lenz und in dem ſchwülen Sommer und in dem bunten Herbſt ſich geſammelt; aus ihnen will ich jetzt die ſchönſten wählen, und für dich, ſchöne Daphne! in Gedichte ſie ordnen. So wählt ein Hirt ſeinem Mädchen zum Kranze nur die ſchönſten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muſe dir ſingt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunſt erfand.

Das iſt der Ort, ſprach Lycas, der ſchöne Hirt; hier unter dieſem Ulmbaum iſt's, wo geſtern, als die Sonne wich, die ſchöne Chloe mir die erſten Küſſe gab; hier ſtundſt du und ſeufzteſt, als meine zitternden Arme dich umſchlangen, als meine ſtockende Stimme meine Liebe dir ſagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloe! da entſank dein Hirtenſtab der zitternden Hand; da ſankſt du an meine bebende Bruſt. Lycas! ſo ſtammelteſt du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr ſtillen Büſche, ihr einſamen Quellen ſeid Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! Welch unausſprechliches Glück iſt die Liebe! Hier dieſer Ort ſei der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Roſenſtauden pflanzen, und die ſchlanke Waldwinde ſoll ſich an ihrem Stamm hoch hinaufſchlingen, mit den weißen purpurgeſtreiften Blumen geſchmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling ſammeln; die ſchöne Saatroſe will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wieſen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabioſe, alles, alles will ich ſammeln; dann ſoll es ſeyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Inſel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüſchen und von wilden Roſen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaafe die Blumen nicht verwüſten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, ſeufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Roſengebüſch, und ſingt von wiegenden Aeſten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haſchet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann ſagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit iſt dieſer Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana ſo ſchön geſchmückt, um müde von der Jagd hier zu ſchlummern?

Palemon.

Von S. Geßner.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haſelſtaude und die wilden Roſen am Fenſter! Wie froh ſinget die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles iſt munter, und jede Pflanze hat ſich im Thau verjünget. Auch ich, auch ich ſcheine verjünget; mein Stab ſoll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber ſetzen, und über die grünen Wieſen hinſehen. O wie ſchön iſt alles um mich her! Alles, was ich höre, ſind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde ſingen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwäſſerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! ſoll ich noch eurer Güte Zeuge ſein? Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechſel der Jahreszeiten geſehn; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Ausſicht, die ſich am Ende, wie unabſehbar in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Iſt das Entzücken, das meine Zunge nicht ſtammeln kann — ſind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu ſchwacher Dank? Ach! fließt, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurückſehe, dann iſt's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; ſie erfriſchten die Felder, und belebten die Pflanzen. Nie haben ſchädliche Seuchen unſere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unſere Bäume verderbt, und bei dieſer Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt ſah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm ſpielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen ſah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich dieſe jungen Sproſſen aufkeimen ſah. Ich will ſie vor Unfall ſchützen, ich will ihres Wachsthums warten, ſprach ich; die Götter werden die Bemühung ſegnen; ſie werden emporwachſen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein ſchwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So ſprach ich, und drückte ſie an meine Bruſt; jetzt ſind ſie voll Segen emporgewachſen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchſen die Apfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; ſie tragen die alten Aeſte weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigſter Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Bruſt in meinen Armen ſtarbſt. Zwölfmal hat jetzt ſchon der Frühling dein Grab mit Blumen geſchmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich ſeh es mit Luſt, wie mein grauer Bart ſchneeweiß über meine Bruſt herunter wallet. Ja, ſpiele mit dem weißen Haar auf meiner Bruſt, du kleiner Zephyr! der du mich umhüpfeſt; es iſt es ſo werth, als das gelbkrauſe Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieſer Tag ſoll mir ein Tag der Freude ſein! Ich will meine Kinder um mich her ſammeln, bis auf den kleinen ſtammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte ſei der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein ſchwacher Arm ſoll die Leier nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar der Loblieder ſingen. Dann will ich Blumen über meine Tafel ſtreuen, und unter frohen Geſprächen das Opferbrod eſſen.

So ſprach Palemon, und hub ſich zitternd an ſeinem Stab auf, und rief die Kinder zuſammen, und hielt den Göttern ein frohes Feſt.

Die Erfindung des Saitenſpiels und des Geſanges.

Von S. Geßner.

In der erſten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfniſſe der Unſchuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menſchen die jungen Künſte erzeugten, da lebte ein Mädchen; in denſelben Tagen war keines ſo ſchön, keines war ſo zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die ſchöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Geſang noch ein regelloſes Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da ſei — denn da hatten ſie ſich zur Freude ſchon geſellige Thiere mit Speiſe vor die Hütte gewöhnet — dann ging ſie unter ihrem ſchützenden Dach hervor; ein Dach von Schilf und Tannenäſten, an den Stämmen nahe ſtehender Bäume befeſtigt; da wohnte ſie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aeſten, die ſingenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu ſehn, wie ſie im Thau glänzt, und den Geſang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt ſaß ſie dann da und horchte, und ſuchte ihren Geſang nachzulallen. Harmoniſchere Töne floſſen jetzt von ihren Lippen, harmoniſcher, als noch kein Mädchen geſungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Geſang nachahmen konnte, ordnete ſie verſchieden zuſammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (ſo ſprach ſie mit ſingenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen ſo lieblich wechſelnde Tön' entgegenſingen! O! lehrt mich die wechſelnden Töne, dann ſing' ich mein ſanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenſtrahl. So ſang ſie, und unvermerkt ſchmiegten ihre Worte ſich harmoniſch in fühlbarem Maaß nach ihrem Geſange; voll Entzücken bemerkte ſie die neue Harmonie gemeſſener Worte. Wie glänzt der grünumwölbte Hain! ſo ſang ſie erſtaunt fort; wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieſes alles ſchuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Geſpielen. So ſang ſie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines ſchwiegen und horchten.

Alle Morgen ging ſie jetzt, die neue Kunſt zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte ſie ſchon lange in dem Haine behorcht; entzückt ſtand er dann im dichten Buſch, und ſeufzt' und ging tiefer in den Hain, und ſucht' ihr Lied nachzuahmen. Einsmals ſaß er ſtaunend unter ſeinem Schilfdach, auf ſeinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunſt, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die ſeine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von ſchlanken Weidenäſten geflochten hatte. Was iſt das, ſo ſprach er, das aus meinem Buſen herausſeufzt, das ſo bang in meinem Herzen ſitzt? Zwar wechſelt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain ſehe, und ſeinen Geſang höre; aber wenn ſie weg iſt, o dann, dann ſitzt Schwermuth in meinem Buſen! Ach! was iſt es, das aus meinem Buſen herausſeufzt? Indeß ſpielte ſeine Hand mit der angeſpannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erſtaunt den Ton. Dann ſtaunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann ſpielt er wieder mit der geſpannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt ſprang er auf, und fing an, Stäbe zu ſchneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befeſtigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und ſpannte, zwiſchen den zwei längern, Saiten an die kürzern feſt. Jetzt hub ſeine Hand an zu ſpielen; und da bemerkt' er die liebliche Verſchiedenheit der Töne, der ſchwächern und ſtärkern Saiten; dann band er ſie wieder los, und ordnete verſchiedenere Saiten in eine harmoniſchere Reihe, und jetzt hub er an zu ſpielen, und voll Freude zu horchen.

Jetzt ging der Jüngling, ſo oft der Morgen kam, die neue Kunſt zu üben, in den tiefern Hain, und ſuchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmoniſch begleitende Töne auf ſeinen Saiten. Aber man ſagt, er habe lange umſonſt geſucht, und viele Töne haben den Geſang nicht begleiten wollen; aber ein Gott ſei im Hain ihm erſchienen, und habe die Saiten der Leyer harmoniſch geordnet, und ſeine Lieder ihm vorgeſpielt. Bei jedem Morgenroth lauſcht' er jetzt dem Mädchen im Haine, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf ſeiner Leyer ſie nachzuſpielen.

An einem ſchönen Morgen ſaß das Mädchen

im Hain; mit Blumen bekränzt ſaß es da, und ſang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; ſchon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch ſchwebendes Gefieder. Dir ſingen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt ſchwieg ſie, und ſah aufmerkſam umher: Welche liebliche Stimme miſchet ſich in meinen Geſang? (ſo rief ſie erſtaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Geſanges! Wo biſt du? — Warum ſchweigeſt du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Biſt du ein gefiederter Bewohner dieſes Hains, o ſo ſchwinge die Flügel hieher auf dieſen Fichtenbaum, daß ich dich ſehe und deinen Geſang höre! So ſprach ſie, und ſah weit in den Wipfeln umher. Biſt du ſchüchtern weggeflogen? Oder — dieſe Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuſcht doch kein Traum! ich will noch ein Lied ſingen: Seid willkommen, liebliche Blümchen umher! Geſtern waret ihr Knospen, jetzt ſtehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die ſummenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So ſang ſie, oft unterbrochen, rund umherſpähend; denn die Stimme hatte den Geſang wieder begleitet.

Jetzt ſtund ſie ſchüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So ſprach ſie, als der Jüngling aus dem Gebüſche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lächelnd nahm er des ſchüchternen Mädchens Hand. O du ſchönes Mädchen! (ſprach ſein ſanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Geſang nachgeſungen. Ich war es, der deinen Geſang mit dieſen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Geſang zu hören: und dann ging ich einſam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu ſingen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens ſtreifte oft ſchüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O ſchönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem ſein Auge ſchmachtend ſie anblickte) wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönnteſt, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite ſitzend, deinem Geſang mit dieſen Saiten zu folgen! Jetzt ſah das Mädchen auf. Jüngling, ſo ſprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenſpiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es ſeyn als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein ſchattiges Dach; denn die Mittagsſonne brennt ſchon. Ich will in meinem düſtern Schatten ſüße Früchte zum Mittagmahl dir auftiſchen, und friſche ſüße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und ſie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Geſang und das Saitenſpiel. Erſt lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marſyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die ſpäten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenſpiels und des Geſanges.

Mirtil. Thyrſis.

Von S. Geßner.

Mirtil hatte ſich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umſehenden Hügel begeben; geſammelte dürre Reiſer brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er, einſam ins Gras geſtrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen beſäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber ſchüchtern ſah er ſich jetzt um; denn es rauſchte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrſis. Sei mir willkommen, ſprach er; ſetze dich zum wärmenden Feuer; Wie kommſt du hieher; jetzt da die ganze Gegend ſchlummert?

Thyrſis. Sei mir gegrüßt! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht ſo lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln ſo ſchön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düſterer Schimmer und die einſame Nacht zu ernſten Geſängen uns lockt, höre, Mirtil! ich ſchenke dir eine ſchöne Lampe, die mein künſtlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füßen, die den Mund weit aufſperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt ſie empor, bequem zur Handhabe. Dieß ſchenk' ich dir, wenn du mir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe ſingeſt.

Mirtil. Ich will dir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe ſingen, jetzt da die Nacht zu ernſten Geſängen lockt. Hier ſind dürre Reiſer; ſieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöſchet.

Klaget mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einſamen Ufer ſtund, ſehnlich wartend; denn ein Nachen ſollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange ſäumt mein Geliebter, ſo ſprach ſie; die Nachtigall ſchwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange ſäumt er: doch — horch — ich höre ein Plätſchern, wie Wellen, die wider einen Nachen ſchlagen. Kommſt du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätſchernden Wellen? O! ſpottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichſten Mädchens! Wo biſt du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? wanderſt du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine ſchleichende Schlange deine Ferſen! Du keuſche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, ſtreue von deinem ſanften Glanz auf ſeinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen ſteigeſt, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! ſchlagt ſanft den Nachen! tragt ihn ſorgfältig auf eurem Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung iſt — Ich ſeh' ihn, ſei mir gegrüßt! — Du antworteſt nicht? Götter! — Jetzt ſank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klagt mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgeſtürzter Nachen ſchwamm daher, der Mond beſchien die klägliche Geſchichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine ſchauernde Stille herrſchte umher! Aber ſie erwachte wieder, ein ſchreckliches Erwachen! Sie ſaß am Ufer! bebend und ſprachlos, und der Mond verbarg ſich hinter den Wolken; ihre Bruſt bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt ſchrie ſie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geſchrei, und ein banges Winſeln rauſchte durch den Hain und durch die Gebüſche; ſie ſchlug die ringenden Hände auf die Bruſt, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treuloſen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich ſäume, den Tod in den Wellen zu ſuchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief ſie, und ſprang vom Ufer in den Fluß.

Klagt mir nach, ihr Felſenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, ſorgfältig ſie auf dem Rücken zu tragen. Grauſame Nymphen! rief ſie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verſchlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verſchlangen ſie nicht; ſie trugen ſie ſanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen ſich aufs Eiland gerettet. Wie zärtlich ſie ihm in die Arme ſank und ihr Entzücken, o das kann ich nicht ſingen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geſeufzet; ſie fliegt entzückt dem ſchauernden Gatten zu, ſie ſeufzen und ſchmätzeln und umſchlagen ſich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die ſtille Nacht durch.

Klagt jetzt nicht mehr, ihr Felſenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gieb mir die Laute; denn ich habe dir die Geſchichte des Daphnis und der Chloe geſungen.

Der Faun.

Nein für mich kein froher Tag! ſo rief der Faun, als er beim Morgenroth aus ſeinem Felſen taumelte. Seit mir die ſchönſte Nymph' entfloh', haß' ich den Schritt der Sonne. Bis ich ſie wieder finde, ſoll kein Epheukranz um meine Hörner ſich winden, ſoll keine Blume rings um meine Höhle ſtehn; mein Fuß ſoll ſie noch ehe ſie blühen, zertreten; und meine Flöte ſoll — und dieſen Krug ſoll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den ſchweren Schlauch von ſeiner Schulter. Du raſ'ſt, du! rief er, und lachte; wie, an dem frohen Tag, Lyaeens Feſt! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Feſt, dem beſten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, ſo ſprach der Faun, ich ſchwöre! bis ich ſie finde, ſoll kein Epheukranz um meine Hörner ſich winden. O ſchwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh; ſie floh' bis an den Fluß der ihren Lauf jetzt hemmte. Unentſchloſſen ſtund ſie da! ich bebte ſchon für Freude; ſchon glaubt' ich, das ſträubende Mädchen mit ſtarken Armen zu umfaſſen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! ſich aus dem Fluß erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Muſcheln blaſend, ſchnell mit ihr an das andre Ufer ſchwammen. Ich ſchwör's beim Styx! bis ich ſie wieder finde, ſoll kein Kranz von Epheu um meine Hörner ſich winden.

Und eine ſpröde Nymphe macht dir — ſo ſagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine ſpröde Nymphe macht dir ſo trübe Tage. Mir, Faun! — mir ſoll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Verſagt mir dieſe den Kuß, dann hüpf' ich zu der andern hin. Ich ſchwör' es dir, Faun! meine Lippen ſollen keine Nymphe mehr küſſen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Feſt; ich will ſie alle lieben, alle will ich küſſen. Kränke dich nicht, Faun! du biſt noch jung und ſchön; ſchön iſt dein braunes Geſicht, und wild dein großes ſchwarzes Aug', und dein Haar kräuſt ſich ſchön um die krummen Hörner her; ſie ſtehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildeſten Buſch. Laß dich kränzen, Faun! hier iſt das ſchönſte Schoß. laß dich kränzen! Ich höre ſchon fernher ein wildes Geräuſche von Thyrſusſtäben, und Klapperſchaalen und Flöten! Bücke dich her, das Geſchrei kömmt ſchon nahe; ſchon kommen ſie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie ſtolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyäus! ſieh' die Faunen, die Nymphen, wie ſie hüpfen! welch frohes Getöſe! O Evan Evoe! — du biſt bekränzt! ſchnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Evan Evoe!

Aus C. M. Wielands Abderiten.

Drittes Buch, fünftes und ſechſtes Capitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomophylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauſpieler, die Chöre und die Dekoration.

Das Stück, das dieſen Abend geſpielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den ſechzig oder ſiebzig Werken dieſes Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen ſind. Die Abderiten trugen, ohne eben ſehr zu wiſſen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was dieſen Namen trug. Verſchiedene ſeiner Tragödien oder Singſpiele (wie wir ſie eigentlich nennen ſollten) waren ſchon öfters aufgeführt, und allemal ſehr ſchön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neueſten, wurde jetzt zum erſtenmal auf die Abderitiſche Schaubühne gebracht. Der Nomophylax hatte die Muſik dazu gemacht, und, (wie er ſeinen Freunden ziemlich laut ins Ohr ſagte) dießmal ſich ſelbſt übertroffen; das heißt, der Mann hatte ſich vorgeſetzt, alle ſeine Künſte auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte ſich ſelbſt komponirt; unbekümmert, ob ſeine Muſik den Text, oder der Text ſeine Muſik zu Unſinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigſten kümmerte. Genug, ſie machte großen Lärm, hatte (wie ſeine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als ſämmtliche Kenner, verſicherten) ſehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lauteſten entſchiedenſten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht ſogar in Abdera noch hier und da Leute geſteckt hätten, die — weil ſie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil ſie anderswo was beſſers gehört haben mochten — einander unter vier Augen geſtanden: daß der Nomophylax, mit aller ſeiner Anmaßung ein Orfeus zu ſein, nur ein Leiermann, und das beſte ſeiner Werke eine Rhapſodie ohne Geſchmack und meiſtens auch ohne Sinn ſei. Dieſe Wenigen hatten ſich ehemals ſogar erkühnt, etwas von dieſer ihrer Heterodoxie ins Publikum erſchallen zu laſſen: aber ſie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muſe ſo übel empfangen worden, daß ſie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, ſich in Zeiten der Majorität zu ſubmittiren; und nun waren dieſe Herren immer die, die bei den elendeſten Stellen am erſten und lauteſten klatſchten.

Das Orcheſter that dießmal ſein Aeußerſtes, um ſich ſeines Oberhaupts würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben,“ ſagte Gryllus, und ſchien ſich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute ſchon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen geſagt, das Orcheſter war eines von den Inſtituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erſte, was ſie einem Fremden davon ſagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe ſtark ſei. „Das Atheniſche, pflegten ſie mit bedeutendem Akzent hinzu zu ſetzen, ſoll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt ſich auch was ausrichten!“ — Wirklich fehlte es unter ſo vielen nicht an geſchickten Leuten, wenigſtens an ſolchen, aus denen ein Vorſteher, wie — in Abdera keiner war noch ſein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Muſikweſen? Es war nun einmal im Götterrathe beſchloſſen, daß im Thraziſchen Athen nichts an ſeinem Platze, nichts ſeinem Zweck entſprechend, nichts recht und nichts ganz ſein ſollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, ſo glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der ſein Beſtes that, (wie ſie's nannten) ſo that Niemand ſein Beſtes. Die Geſchickten wurden läſſig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten ſie ſich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben ſollen, da ſie für Abderitiſche Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber ſie hatten doch keine Stimme zu geben; ſonden es auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politiſch, gegen den Geſchmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, ſo dumm er war, merkte zwar ſelbſt ſo gut wie ein andrer, daß es nicht ſo recht ging wie es ſollte. Aber außerdem, daß er keinen Geſchmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts ſchmeckte, was er nicht ſelbſt gekocht hatte, und er alſo immer die rechten Mittel, wodurch es beſſer werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeſchmeidig, ſich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn ſein Leierwerk (wie wohl zuweilen geſchah) ſogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orcheſter ſchieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, verſichern konnte: daß nicht eine Note, ſo wie er ſie gedacht und geſchrieben habe, vorgetragen worden ſei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naſerümpfenden Tone, womit er von allen andern Orcheſtern zu ſprechen pflegte, und aus den Verdienſten, die er ſich um das Abderitiſche beilegte, mußte man ſchließen, daß er ſo gut damit zufrieden war, als es — einem patriotiſchen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Muſik dieſer Andromeda und ihrer Ausführung beſchaffen ſein mochte: gewiß iſt, daß in langer Zeit kein Stück ſo allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perſeus ſpielte, wurde ſo gewaltig zugeklatſcht, daß er mitten in der ſchönſten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops ſich verirrte. Andromeda — in der Scene, wo ſie, an den Felſen geſchloſſen, von allen ihren Freunden verlaſſen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angſtvoll das Anrücken des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomofylax konnte ſeine Freude über einen ſo glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzuſammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen ſchallte; und mitten unter der Verſicherung, daß ihm zu viel Ehre widerfahre, geſtand er, daß er ſelbſt mit keinem ſeiner Spielwerke (wie er ſeine Opern mit vieler Beſcheidenheit zu nennen beliebte) ſo zufrieden ſei wie mit dieſer Andromeda.

Indeſſen hätt' er doch, um ſich ſelbſt und dem Abderitiſchen Gerechtigkeit zu erweiſen, wenigſtens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis ſetzen müſſen, die zwar vorher ſchon im Beſitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, ſich in einem ſo vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera ſich gar nicht ſatt an ihr — ſehen konnten. Denn da war ſo viel zu ſehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gebildete Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erfoderte — aber in dieſem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur ſehr dünn angezogen ſein durfte, ſo hatte Eukolpis, die ſich ſtark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von roſenfarbnem Koiſchem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlſtand ſich allzu ſehr beleidigt finden konnte, von den ſchönſten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuſchauer verloren ging. Nun hatte ſie gut ſingen. Die Kompoſition hätte, wo möglich, noch abgeſchmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter ſein können; immer würde ſie ihren Monolog haben wiederholen müſſen, weil das immer der ehrlichſte Vorwand war, ſie deſto länger mit lüſternen Blicken — betaſten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! ſagte einer zum andern mit halb geſchloſſenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin ſingt? — „O über allen Ausdruck! Es iſt, beim Anubis! nicht anders, als ob Gryllus das ganze Stück blos um ihrentwillen gemacht hätte!“ — Der junge Herr, der dieß ſagte, pflegte immer beim Anubis zu ſchwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten geweſen ſei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz ſo wundervoll als die Mannsperſonen. — „Nicht übel! Ganz artig!“ ſagten ſie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal ſo unglücklich ausgetheilt worden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauſchen und die Mutter der dicken Eukolpis geben ſollen! Zu einer Kaſſiopeia hätte ſie ſich trefflich geſchickt.“ — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. ſ. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgeſetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu ſtark geſchnürt — und beſonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf deſſen unverproportionierte Kleinheit ſie ſich ein wenig zu viel einbilde, — ſagten die Damen, die aus dem entgegengeſetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indeſſen lobten doch Frauen und Herren ſämmtlich dieſe überein, daß ſie überaus ſchön ſinge, und daß nichts niedlicher ſeyn könne als die Arie, worin ſie ihr Schickſal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegſame Stimme; aber was ſie eigentlich zur Lieblingsſängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die ſie ſich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewiſſe Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen ſie ſich ſelbſt und ihren Zuhörern ſo wohl gefiel, daß ſie ſolche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmiſchte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was ſie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand ſie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatſcht zu werden, wenn ſie gleich die beſten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Perſonen, die den Perſeus als den erſten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Prieſter des Neptuns vorſtellten, finden wir nicht viel mehr zu ſagen, als daß man im Einzelnen zwar ſehr viel an ihnen auszuſetzen hatte, im Ganzen aber ſehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perſeus war ein ſchön gewachſener Menſch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitiſchen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenſpiel dieſes Namens, war ſeine Meiſterrolle. Er ſpielt den Perſeus gar ſchön, ſagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwiſchen kommt. — Kaſſiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber ſie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu ſingen, und that ihr Beſtes. — Der Prieſter des Neptuns brüllte einen ungeheuren Matroſenbaß; und Agenor — ſang ſo elend als einem zweiten Liebhaber zukommt. Er ſang zwar auch nicht beſſer, wenn er den erſten machte; aber weil er ſehr gut tanzte, ſo hatte er eine Art von Freibrief erhalten, deſto ſchlechter ſingen zu dürfen. Er tanzt ſehr ſchön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß ſein Krächzen unerträglich ſei; indeſſen tanzte Agenor nur ſelten, und ſang hingegen in allen Singſpielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieſer Andromeda ganz zu überſehen, muß man ſich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Geſpielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen beſtehend, die ſich ſo ungeberdig dazu anſchickten, daß die Abderiten, (zu ihrem großen Troſte) genug und ſatt zu lachen bekamen. Beſonders that der Chor der Nereiden, durch die Ausründungen, die der Nomophylax dabei angebracht hatte, die ſchnurrigſte Wirkung von der Welt. Die Nereiden erſchienen mit halbem Leib aus dem Waſſer hervorragend, mit falſchen gelben Haaren, und mit mächtigen falſchen Brüſten, die von fern recht natürlich wie — ausgeſtopfte Bälle und alſo ſich ſelbſt vollkommen gleich ſahen. Die Symfonie, unter welcher dieſe Meerwunder herangeſchwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckeckek Koax Koax in den Fröſchen des Ariſtofanes; und um die Illuſion vollkommener zu machen, hatte Herr Gryllus verſchiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen um die auf ihren Schneckenmuſcheln blaſenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Decorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts ſagen, als daß ſie — von den Abderiten ſehr ſchön gefunden wurden. Inſonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den ſie vermittelſt eines mit langen Schwefelhölzern beſteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, ſagten ſie, wenn es nur ein wenig ſchneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perſeus, mit ſeinen Merkursflügeln aufs Theater angeflogen kam, wünſchten die Abderitiſchen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angeſtrichen hätte, damit ſie nicht ſo gar deutlich in die Augen gefallen wären.

Sonderbares Nachſpiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden ſpielten, und deſſen höchſt unvermuthete Entwicklung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatſchen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen ſaß, und dem Anſehen nach kein gemeiner Mann zu ſein ſchien. Der Fremde, der ſich's vielleicht ſchon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine ſolche Frage antworten müſſe, war ſo ziemlich bald mit ſeinem Sehr wohl heraus: aber weil ſeine Miene dieſen Beifall etwas verdächtig machte, und ſogar ſeine unfreiwillige, wiewohl ganz ſchwache Bewegung der Achſeln, womit er ihn begleitete, für ein Achſel-

zucken ausgedeutet werden konnte, ſo ließ ihn der junge Abderitiſche Herr nicht ſo wohlfeil durchwiſchen. — „Es ſcheint, ſagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es paſſirt doch für eine der beſten Piecen von Euripides!"

Das Stück mag nicht ſo übel ſein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Muſik etwas auszuſetzen?"

An der Muſik? — O was die Muſik betrifft, die iſt eine Muſik — wie man ſie nur zu Abdera hört.

„Sie ſind ſehr höflich! In der That, unſer Nomophylax iſt ein großer Mann in ſeiner Art."

Ganz gewiß!

„So ſind Sie vermuthlich mit den Schauſpielern nicht zufrieden?"

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle *ſcharmant* gemacht!"

O ſehr ſcharmant!

„Sie thut einen großen Effekt; nicht wahr?"

Das werden Sie am beſten wiſſen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigſtens geſtehen Sie doch, daß *Perſeus* ein großer Schauſpieler iſt?"

In der That, ein hübſcher wohlgewachſener Menſch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meiſter Ehre machten! Finden Sie zum Beiſpiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde ſchien des Abderiten ſatt zu ſein. Ich finde, verſetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich ſind, an allen dieſen Dingen ſo viel Freude zu haben.

„Mein Herr, ſagte der Gelbſchnabel in einem ſpöttelnden Tone, geſtehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

Was iſt Ihnen an meinem Beifall gelegen? *Die Majora entſcheiden.*

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unſere Muſik oder gegen unſere Schauſpieler einzuwenden könnten."

Könnten? ſagte der Fremde etwas ſchnell, hielt aber gleich wieder an ſich. — Vergeben Sie mir, ich mag niemand ſein Vergnügen abdiſputiren. Das Stück, wie es da geſpielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht ſo allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe? Sie werden doch vermuthlich keine Gründe haben? hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, ſagte er, ich habe den meinen Antheil an Ihrem Schauſpiel *bezahlt*; denn ich habe *geklatſcht* wie ein Abderit. Laſſen Sie's damit gut ſein! Ich bin im Begriff wieder abzureiſen. Ich habe meine Geſchäfte.

Ei, ei, ſagte ein anderer Abderitiſcher junger Menſch, der dem Geſpräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht übern [illegible] wollen? Sie ſcheinen ein großer Kenner zu ſein; Sie haben unſere Muſik, unſere Schauſpieler [illegible] mit einem [illegible] Stillſchweigen gezeigt; wir haben Sie wahrlich nicht gebeten, daß Sie uns geſagt haben, was Sie an dem heutigen Singſpiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den *Worten* ſagen; ich bin kein *Kenner*; aber die *Muſik*, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entſcheiden, wie Sie's meinen, ſagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Muſik iſt Muſik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was ſchön iſt."

Ich gebe Ihnen zu, wenn Sie wollen, erwiederte jener, daß ſchöne Stellen in der Muſik ſind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunſt zugeſchnittene ſchulgerechte, artikelmäßige Muſik ſein; ich habe *dagegen* nichts; ich ſage nur, *daß es keine Muſik zur Andromeda des Euripides iſt*.

„Sie meinen, daß *die Worte* beſſer ausgedrückt ſein ſollten?"

O *die Worte* ſind zuweilen nur zu ſehr ausgedrückt; aber im Ganzen iſt der *Sinn* und *Ton des Dichters verfehlt*. Der *Charakter* der Perſonen, die *Wahrheit* der Leidenſchaften und Empfindungen, das eigene *Schickliche* der Situationen — das, was die Muſik ſein kann und ſoll, eine Sprache der Natur, Sprache der Leidenſchaft zu ſein — was ſie ſein muß, damit der Dichter [illegible] in ſeinem Element ſchwimme, und [illegible], *nicht erzielt* wurde — das alles iſt durchaus verfehlt — kurz, *das Ganze taugt nichts!* — Da haben Sie meine Meinung mit drei Worten!

„*Das Ganze*, ſchrien die beiden Abderiten, das Ganze *taugt nichts*? Nun, das iſt viel geſagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweiſen wollen!"

Die Lebhaftigkeit, womit unſere beiden Verfechter ihres vaterländiſchen Geſchmacks den gutmüthigen Fremden zuſetzten, hatte ſchon verſchiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerkſam auf einen [illegible] der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen ſchien. Alles drängte ſich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer ſtattlicher Mann war, fand für nöthig, ſich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigſtens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweiſen wollte? erwiederte er ganz gelaſſen: ich werde es nicht beweiſen! Wenn Sie das Stück geleſen, die Aufführung geſehen, die Muſik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweiſen ſoll: ſo würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr iſt, wie ich höre, ein wenig ſchwer zu befriedigen, ſagte ein Rathsherr, der ſich ins Geſpräch miſchen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Reſpekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren? Man läßt zwar jedem ſeine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebt's da! ſchrie der *kurze dicke Rathsherr*, der auch herbei gewatſchelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der beſten Stücke, mein Treu! die ſeit langem aufs Theater gekommen ſind! Viel Akzion! Viel — ä! ä! — Was ſag' ich! Ein ſchön Stück! Und ſchöne Moral!

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich habe Geſchäfte. Ich kam hieher, um ein wenig auszuruhen; ich habe gelauſcht, wie's der Landesbrauch mit ſich bringt, und wäre ſtill und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich dieſe jungen Herren hier nicht auf die zudringlichſte Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu ſagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomophylax war, und aus politiſchen Urſachen ſeit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie ſind ein Kenner der Muſik, wie es ſcheint, und —"

Ich ſpreche nach meiner Ueberzeugung, ſagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr *Gryllus*, der von fern gehört hatte, daß die Rede von ſeiner Muſik war, in eigner Perſon dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zuſammen zu ziehen, die Naſe zu rümpfen, die Achſeln zu zucken, zu grinſen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er ſich in einen Wortwechſel einließ, ſeine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? ſagte er, hat meine Kompoſizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er iſt alſo ein Kenner? Hä, hä, hä! — verſteht ohne Zweifel die Setzkunſt? He?" —

Es iſt der Nomophylax, — ſagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von deſſen Werke er ſo ungünſtig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu ſchlagen.

Der Fremde machte dem Nomophylax ſein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und ſchwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Kompoſizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des *Orcheſters* geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für *einen Fehler in der Kompoſizion*! Hä, hä, hä! Nun laſſen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie *Fehler* nennen, ſagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Muſik, wovon die Rede iſt, nur Einen Fehler.

„Und der iſt?" grinſte der Nomophylax naſerümpfend. —

Daß der Sinn und Geiſt des Dichters durchaus verfehlt iſt, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte alſo den Dichter nicht *verſtanden*? Und *das wiſſen Sie*? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechiſch verſtehen? Oder haben Sie den Poeten etwa im Kopfe gefreſſen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich ſage, verſetzte der Fremde: und wenn's denn ſein muß, ſo erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil *zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande* zu beweiſen.

Das möchte zu viel Umſtände machen, ſagte der politiſche Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht, rief der Nomophylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich ſchreibe an den *Euripides*, an den Dichter ſelbſt! ſchicke ihm die ganze Muſik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht beſſer verſtehen wollen, als der Dichter ſelbſt? — *Sie alle hier unterſchreiben ſich als Zeugen.* — *Euripides* ſoll ſelbſt den Ausſpruch thun!"

Die Mühe können Sie ſich erſparen, ſagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appellirt — *bin ich ſelbſt*.

Unter allen möglichen ſchlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomophylax von Abdera hätte ſpielen können, war unſtreitig der ſchlimmſte, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abweſenden appellirte — in eigner Perſon daſtand. Aber wer konnte ſich auch einen ſolchen Streich vermuthen? Was, zum **Anubis**!

hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den lernäiſchen Drachen geſehen hätte als ihn? Wär' er, wie man natürlicher Weiſe glauben mußte, zu Athen geweſen, wo er hin gehörte — nun ſo wäre alles ſeinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte ſeine Muſik mit einem hübſchen Brief begleitet, und ſeinem Namen alle ſeine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müſſen! Euripides hätte eine urbane Attiſche Antwort gegeben; Gryllus hätte ſie in ganz Abdera leſen laſſen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden ſtreitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naſeweiſe, kritiſche Fremde, der ihm ſo friſch ins Geſicht geſagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Geſicht ſagen durfte, Euripides ſelbſt war: das war einer von den Zufällen, auf ie ein Mann wie er, ſich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, ls — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wußte ſich zu helfen; indeſſen betäubte ihn doch der erſte Schlag auf einen ugenblick. Euripides! rief er und prallte rei Schritte zurück; und Euripides! riefen m nämlichen Augenblicke der politiſche Rathsherr, er kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umſtehende, indem ſie ganz erlaunt herum guckten, als ob ſie ſehen wollten, us welcher Weiſe Euripides ſo auf einmal miten unter ſie herabgefallen ſei.

Der Menſch iſt nie ungeneigter zu glauben, ls wenn er von einer Begebenheit überraſcht ird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache edacht hatte. — Wie? Das ſollte Euripides yn? Der nämliche Euripides, von dem die lede war? der die Andromeda gemacht? an den r Nomofylax zu ſchreiben drohte? — Wie onnte das zugehen?

Der politiſche Rathsherr war der ſte, der ſich aus dem allgemeinen Erſtaunen holte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, ef er, beim Kaſtor; ein glücklicher Zufall, err Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Muſik cht abſchreiben zu laſſen, und erſparen einen rief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit s Moments: und wenn der ein großer Mann , der in einem ſolchen entſcheidenden Augenck auf der Stelle die einzige Partei ergreift, e ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann: ſo ß man geſtehen, daß Gryllus eine ſtarke Ange hatte, ein großer Mann zu ſein. — Euries! rief er — Wie? der Herr ſollte ſo auf nmal Euripides geworden ſein? Hä, hä, hä! r Einfall iſt gut! Aber wir laſſen uns hier in bdera nicht ſo leicht Schwarz auf Weiß geben. —

Das wäre luſtig, ſagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinem Namen ſtreitig machen laſſen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thraſyllus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, ſondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides ſind, das iſt eine andere Frage.“

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich will alles ſein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen laſſen wollen. Ich verſpreche Ihnen, mit dieſem Schritte gehe ich den geradeſten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomofylax ſoll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht ſo hurtig nicht! Der Herr hat ſich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er ſieht, daß es Ernſt gilt, ſetzt er auf die Hinterbeine — Nä! ſo haben wir nicht gewettet! Er ſoll nun beweiſen, daß er Euripides iſt, oder — ſo wahr ich Gryllus heiße —“

Erhitzen Sie ſich nicht, Herr Kollege, ſagte der politiſche Rathsherr. Ich bin zwar kein Fyſiognomiſt: aber der Fremde ſieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides ſein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umſtehenden an, daß man hier ſo viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entſchieden ſein könnte. Da, eben über dem Portal, ſteht ja die Büſte des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu ſehen, ob der Fremde der Büſte gleich ſieht.“

„Bravo, bravo! ſchrie der kleine dicke Rathsherr; das iſt doch ein Wort von einem gelehrten Manne! Ha, ha, ha! Die Büſte, das iſt gar keine Frage, die Büſte muß den Ausſpruch thun — wiewohl ſie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!“

Die umſtehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halſe über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und man lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab ſich mit guter Art in ſein Schickſal, ließ ſich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit ſeiner Büſte vergleichen ſo lange ſie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu ſeinem Vortheil ausfallen; denn beſagte Büſte ſah jedem andern Menſchen eher ähnlich als ihm.

„Nun, ſchrie der Nomofylax triumphirend, — was kann der Herr nun zu ſeinem Beſtand ſagen?“

Ich kann etwas ſagen (verſetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu beluſtigen anfing) woran von Ihnen allen keiner zu denken ſcheint: wiewohl es eben ſo wahr iſt, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, ſagen! grinſte der Nomofylax; man kann freilich viel ſagen wenn der Tag lang iſt, hä, hä, hä? — Und was kann der Herr ſagen?"

Ich ſage, daß dieſe Büſte dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich ſieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müſſen Sie nicht ſagen! Die Büſte iſt eine ſchöne Büſte; ſie iſt von weißem Marmor wie Sie ſehen, Marmor von Paros, ſtraf mich Jupiter! und koſtet uns hundert Paare Dariken Species, das können Sie mir nachſagen! — Es iſt ein ſchönes Stück von unſerm Stadtbildhauer — Ein geſchickter berühmter Mann! — nennt ſich Moſchion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie geſagt, alle Fremden, die noch zu uns gekommen ſind, haben die Büſte bewundert! Sie iſt echt, das können ſie mir nachſagen! Sie ſehen ja ſelbſt, es ſteht mit großen goldnen Buchſtaben darunter *ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ*."

Meine Herren, ſagte der Fremde, der alle ſeine angeborne Ernſthaftigkeit zuſammen nehmen mußte, um nicht auszuberſten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Geſetzt, fuhr jener fort, es entſtände zwiſchen mir und meiner Büſte ein Streit darüber, wer mir am ähnlichſten ſehe — wem wollen Sie glauben, der Büſte oder mir?

„Das iſt eine kurioſe Frage," ſagte der Abderiten einer ſich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapziöſe Frage, beim Jupiter! rief ein anderer: nehmen Sie ſich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Rathsherr!"

Iſt der dicke Herr ein Rathsherr dieſer berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — ſo bitte ich ſehr um Verzeihung! Ich geſtehe, die Büſte iſt ein ſchönes glattes Werk, von ſchönem Pariſchen Marmor! und wenn ſie mir nicht ähnlich ſieht, ſo kommt es wohl bloß daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büſte ſchöner gemacht hat als die Natur — mich. Es iſt immer ein Beweis ſeines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieſes Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen ſprach. Es mag doch wohl Euripides ſelber ſein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr ſelbſt bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büſte mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und ſein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal geſehen und öfters geſprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine ſo unverhoffte Zuſammenkunft, und eine poſitive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides ſei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten verſicherten nun einer den andern: ſie hätten's ihm gleich beim erſten Blick angeſehen.

Der Nomofylax, wie er ſah, daß Euripides gegen ſeine Büſte Recht behielt, machte ſich ſeitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwiſchen den Zähnen vor ſich her: wozu brauchte er aber auch ſo hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er ſich mir nicht präſentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in ſolchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gaſtrecht bei ihm zu nehmen, und bat ſich zugleich von dem politiſchen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (ſagte der dicke Rathsherr zu einem der Umſtehenden). Der leibhaftige Euripides! Bart, Naſe, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres ſehen! Wo doch wohl der, der Nomofylax ſeine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen zu tief — Hm! Sie verſtehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Baſta! Deſto beſſer, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich ſage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen ſoll! Ha, ha, ha!"

Die Bücher der Chronika der drei Schweſtern*).

Erſtes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all ſein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einſprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Bankett, und alle Gäſte ſammelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Heyducken, in prächtiger Livree, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen ſeine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte ſeine Juwelen und Silbergeſchirr, entließ die Bedienten und erſchoß die Hunde; von ſeinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldſchloß, eine tugendſame Gemahlin und drei wunderſchöne Töchter. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaßen; die Gräfin verſah mit ihren Töchtern ſelbſt die Küche, und weil ſie allerſeits der Kochkunſt nicht kundig waren, wußten ſie nichts als Kartoffeln zu ſieden. Dieſe frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa ſo ſchlecht, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hauſe lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände ſeinen Unmuth widerhallten. An einem ſchönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

---

*) Aus Muſäus' „Volksmährchen der Deutſchen."

Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſei; manchem Wanderer hatte es ſchon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böſe Gnomen erdroſſelt oder wilde Thiere zerriſſen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unſichtbaren Mächten; er ſtieg rüſtig über Berg und Thal, und ſtrich durch Buſch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen geſottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath ſeiner Jagdtaſche, ſein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er ſeine Augen auf, ſiehe da! ein grauſam wilder Bär ſchritt auf ihn zu. Der arme Graf erſchrack gewaltig über dieſen Anblick; entfliehen konnt' er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüſtet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerſpieß in die Hand, ſich damit zu vertheidigen, ſo gut er konnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal ſtand's und brummte ihm vernehmlich dieſe Worte entgegen: Räuber, plünderſt du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Ach ach der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüſtet nicht nach eurem Honig, ich bin ein erter Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, ſo nehmt mit Hausmannskoſt vorlieb und ſeid mein Gaſt. Hierauf tiſcht er dem Bären alle Kartoffeln aus ſeinem Jagdſack auf. Dieſer aber verſchmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt du dein Leben nicht; verſprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau, wo nicht, ſo freß ich dich! In der Angſt hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugeſagt, und ſeine Gemahlin obendrein, wenn er ſie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie ſoll die Eure ſein, Herr Bär, ſprach der Graf, der anfing ſich wieder zu erholen; doch ſetzte er ſchlaulich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löſet, und ſelbſt kommt ſie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, ſchlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in ſieben Tagen löſ' ich ſie mit einem Zentner Gold und hole mein Liebchen heim. Topp, ſprach der Graf, ein Wort ein Mann! Darauf ſchieden ſie im Frieden auseinander; der Bär trabte ſeiner Höhle zu, der Graf ſäumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sonnenuntergang kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an.

Es verſteht ſich, daß ein Bär, der wie ein Menſch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, ſondern ein ſogenannter Bär iſt. Das merkte der Graf wohl; dennoch dachte er, den zottigen Gaſt durch Liſt zu hintergehen, und ſich in ſeiner feſten Burg ſo zu verſchanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den beſtimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht er bei ſich ſelbſt, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen iſt, ſo iſt er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenſchaften eines natürlichen Bären. Er wird alſo doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüſſelloch in ein verſchloſſenes Zimmer eingehen, wie ein Geſpenſt, oder durch ein [illegible] ſchlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er ſeiner Gemahlin und dem Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie einem abſcheulichen Bären vermählt werden ſollte; die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern hoben ein Geſchrei von Wehmuth und Entſetzen. Dann aber ging hinaus, beſchaute die Mauern und Graben um das Schloß her, unterſuchte, ob das eiſerne Thor ſchlöſſe und ſicher ſei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, ſtieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne gar wohl verwahret, darin verſchloß er das Fräulein, die ihr ſeidenes Flachshaar zerraufte, und ſich ſchier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verſtrichen und der ſiebente dämmerte heran, da erhob ſich vom Walde her groß Getöſe, als ſei das wilde Heer im Anzug. Peitſchen knallten, Poſthörner ſchallten, Pferde trappelten, Räder raſſelten. Eine prächtige Staatskaroſſe mit Reutern umringt, rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel ſchoben ſich, das Thor rauſchte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz ſtieg aus der Karoſſe, ſchön wie der Tag angethan mit Sammet und Silberſtück. Um ſeinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geſchlungen, in der ein Mann aufrechts ſtehen konnte; um ſeinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befeſtigte, wär ein Herzogthum feil geweſen. Raſch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher holte in ſeinem Arm die erſchrockene Braut herab.

Ueber dem Getöſe erwachte der Graf aus ſeinem Morgenſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reiſige im Hofe erblickte, und ſeine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der ſie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klaggeſchrei: Ade, mein Töchterlein! Fahre hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abſchieds.

Die Eltern waren beſtürzt über den Verluſt ihrer Tochter, und ſahen einander ſtumm und ſtaunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsſpuk, ergriff ein Bund Schlüſſel und lief auf die Warte und öffnete die Klauſe; aber ſie fand weder ihre Tochter, noch etwas von ihrer Geräthſchaft; doch lag auf dem Tiſchlein ein ſilberner Schlüſſel, den ſie zu ſich nahm, und als ſie von ungefähr durch die Luke blickte, ſah ſie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt ſtieg ſie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, beſtreute ihr Haupt mit Aſche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um friſche Luft zu ſchöpfen, und wie er über den Hof ging, ſtand da eine feine dichte Kiſte von Ebenholz, wohlverwahrt und ſchwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen ſei; die Gräfin gab ihm den Schlüſſel, er ſchloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über dieſen Fund vergaß er all ſein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen ſchaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin aß mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchſtreifte täglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen, der hub ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte.

Der Graf folgte ſeinem Flug, ſo gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalſen wollte, und ſein liebes Federſpiel verloren gab. Plötzlich ſtieg ein rieſiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht ſobald anſichtig wurde, als er pfeilgeſchwind zu ſeinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu ſuchen. Der Adler aber ſchoß aus den Lüften herab, ſchlug einen ſeiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken.

Der beſtürzte Graf verſuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer ſich zu befreien, ſchlug und ſtach nach ſeinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdſpieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreiſchte ihm mit lauter Stimme dieſe Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigſt du mein Luftrevier mit deinem Federſpiel? Den Frevel ſollſt du mir mit deinem Leben büßen. Aus dieſer Vogelſprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu beſtehen habe. Er faßte Muth und ſprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan! Mein Falk hat ſeine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, ſtillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüſtet eben heut nach Menſchenfleiſch, und du ſcheinſt mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, ſchrie der Graf in Todesangſt, heiſcht was ihr wollt von mir, ich geb es euch; nur ſchont meines Lebens. Wohl, verſetzte der mörderiſche Vogel, ich halte dich beim Wort; du haſt zwei ſchöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verſprich mir deine Adelheid zur Frau, ſo laß ich dich mit Frieden ziehn, und löſe ſie von dir mit zwei Tonnen Gold, jede einen Centner ſchwer. In ſieben Wochen hole ich mein Liebchen heim. Hierauf ſchwang ſich das Ungethüm hoch empor und verſchwand in den Wolken.

In der Noth iſt einem alles feil. Da der Vater ſahe, daß der Handel mit den Töchtern ſo gut von Statten ging, gab er ſich über ihren Verluſt zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hauſe, und verhehlte ſorgfältig ſein Abentheuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin, und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Weberſtuhle, ſo fein wie Batiſt, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermüthig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählete, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorgenlos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, und breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgenthau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte, und nun ein wenig umherſchauete, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg ſie ſich hinter einem wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüthe ſtand, und gaffte hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, in junger ſchlanker Mann in offnem Helm, drengte an den Buſch, und ſprach mit leiſer Stimme: Ich ſehe dich, ich ſuche dich, klein Liebchen, ach verbirg dich nicht; raſch ſchwing ich hinter mich aufs Roß, du ſchöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie dien Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr aß: aber der Beiſatz, Adlerbraut, machte das lut in ihren Adern erſtarren; ſie ſank ins Gras, ihre Sinnen umnebelten ſich, und beim rwachen befand ſie ſich in den Armen des holn Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühſtück, und s Adelheid dabei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte ochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bliebe. Sie ng und kam nicht wieder. Der Mutter ſchwate nichts Gutes, ſie wollte ſehen, warum ihre chter ſo lange weilten. Sie ging und kam cht wieder. Papa merkte, was vorgegangen ; das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt; er lich ſich nach dem Raſenplatze, wo Mutter und chter noch immer nach der Adelheid ſuchten und ſie ängſtlich beim Namen riefen, und auch er ließ ſeine Stimme weithin erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umſuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Roſenbuſche vorbei, da ſah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, warens zwei goldne Eier, jedes einen Zentner ſchwer. Nun konnt er nicht länger anſtehn, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief ſie aus, o Vater! o Mörder! Opferſt du um ſchändlichen Gewinſtes willen alle dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, ſonſt wenig beredtſam, vertheidigte ſich jetzt aufs beſte, und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens, aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das unfehlbarſte Mittel allem Wortſtreit ein Ende zu machen, er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden ſo lange ſie wollte, brachte inzwiſchen die goldnen Eier in Sicherheit, und wälzte ſie gemach vor ſich her; legte darauf Schicklichkeithalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er ſeine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Aſylum gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feſte wechſelten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den ſtattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindſamen Wandlern in einer hellen Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterſpielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem bekränzten Ritter den Vorreihen. Die Freigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegenſten Orten die edelſten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter ſo vielen Freiwerbern hielt die Wahl ſchwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgeſtalt. Die ſchöne Bertha ſäumte und wählte ſo lange, bis die goldnen Eier, bei welchen der Graf die Zeche nicht geſpart hatte, zur Größe von Taubeneiern geſchmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingeſtellt, Ritter und Knappen verſchwanden, das Schloß nahm wieder die Geſtalt einer Einöde an, und die hohe Familie lebte zu den ſtrengen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchſtrich mißmuthig die Felder, wünſchte ein neues Abenteuer, und fand keines, weil er den Zauberwald ſcheute.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner ſo weit, daß er dem ſchauervollen Walde nahe kam, und ob er ſich gleich nicht traute wagte, ſo ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fiſchweiher, der ihm noch nie zu Geſichte gekommen war, in deſſen ſilberhellem Gewäſſer er unzählige Forellen ſchwimmen ſah. Dieſer Entdeckung freute er ſich ſehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Anſehen; daher eilte er nach Hauſe, ſtrickte ſich ein Netz, und den folgenden Morgen ſtand er bei guter Zeit am Geſtade, um ſolches auszuwerfen. Glücklicherweiſe fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er ſprang hinein, ruderte luſtig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über ſeine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Geſtade ſtand der Nachen im vollen Lauf feſt und unbeweglich, als ſäß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien an einer Klippe zu hangen, und hob ſich doch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fiſcher war dabei nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt ſtand, ſo ſchien ſich doch von allen Seiten das Geſtade zu entfernen, der Weiher dehnte ſich zu einer großen See aus, die Wogen ſchwellen auf, die Wellen rauſchten und ſchäumten, und mit Entſetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fiſch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erſchien das Meerwunder über dem Waſſer, ſperrte ſeinen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finſtern Schlunde ſchallten, wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe, vernehmlich dieſe Worte hervor: Kühner Fiſcher, was beginnſt du hier? Du mordeſt meine Unterthanen? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abentheuern ſo bekannt worden, daß er wußte, wie er ſich dabei zu benehmen hätte. Er erholte ſich bald von ſeiner erſten Beſtürzung, da er merkte, daß der Fiſch doch ein vernünftig Wort mit ſich reden ließ, und ſprach ganz dreiſt: Herr Behemot, verletzt das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fiſche aus eurem Weiher; ſprecht ihr bei mir ein, ſo ſteht euch Küch und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde ſind wir nicht, verſetzte das Ungeheuer; kennſt du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern friſt? Du raubſt mir meine Unterthanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge dich! Hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollte er ein Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. Ach ſchont, ſchont mein Leben, ſchrie der Graf, ihr ſeht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfiſchbauch! Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken: wohlan, ſprach er, ich weiß, du haſt eine ſchöne Tochter, verſprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht: Sie ſtehet zu Befehl, ſprach er, ihr ſeid ein wackrer Eidam, dem kein biederer Vater ſein Wort verſagen wird. Doch womit löſet ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fiſch, weder Geld noch Silber; aber im Grunde dieſer See liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, du darfſt nur fordern. Nun, ſagte der Graf, drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut. Sie ſind dein, beſchloß der Fiſch, und mein die Braut, in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſtürmt er luſtig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen nach Hauſe, ließ ſie ſieden, und dieſe Karthäuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Bertha wohlſchmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu ſtehen kommen würde.

Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abentheuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dachte er an die bevorſtehende Kataſtrophe und um kein Augenzeuge davon zu ſein, drückte er ſich ab, und unternahm eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reuter ans Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Ueberfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Ehrenreihen getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an, und bat nur um einen Trunk friſch Waſſer aus dem kühlen Felſenbrunnen des Schloſſes, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn ſcherzweiſe nur den Waſſerritter. Die ſchöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kryſtallene Schale. Er empfing ſie aus ihrer niedlichen Hand, ſetzte ſie an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Beſcheid. Die Gräfin befand ſich indeſſen in großer Verlegenheit, daß ſie nicht vermögend war, ihrem Gaſte etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich beſann ſie ſich, daß im Schloßgarten eben eine ſaftige Waſſermelone reife. Augenblicklich begab ſie ſich nach der Thür, brach die Melone ab, legte ſie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die ſchönſten wohlriechenden Blumen ringsumher, um ſie dem Gaſte aufzutragen. Als ſie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, weder Pferde noch Reiſige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; ſie rief ihre Tochter Bertha, ſuchte ſie im ganzen Hauſe, und fand ſie nicht. Im Vorhauſe aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingeſtellt, die ſie in der erſten Beſtürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären ſie mit Erbſen gefüllt; genauer ſie zu unterſuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ ſich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der ſie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, ſo gern ſie es gethan hätte, denn ſie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß ſie einen fremden Ritter in die Burg gelaſſen, der die liebe Tochter entführet hätte. Aber der Graf tröſtete ſie liebreich und frug nach den Säckchen, von welchen ſie ihm geſagt hatte, ging hinaus, ſie zu beſchauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erſtaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, ſo groß, wie die großen Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinſten Waſſer. Sie ſahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von ſeinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre lieblichen Töchter eingebüßt, aber dafür beſaßen ſie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, die um die köſtlichen Zahlperlen handelten. Der Graf löſete ſeine Güter ein, that das Waldſchloß an einen Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräulein nicht beruhigen; ſie trug beſtändig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte ſie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu ſehen, und ſo oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche ſo manchem Männerherz Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſei. Ach, erſeufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſamer Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es iſt nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhinge, ſollt' es dir an Kinderſegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm dieſe Worte ſehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß ſie alterte und die Unfruchtbare im Hauſe ſei; denn er ſelbſt war noch ein feiner rüſtiger Mann. Darüber betrübte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie in große Schwermuth fiel, und **Freund Hein** wär ihr wohl ein willkommener Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

Wilhelmine.

Ein proſaiſch-komiſches Gedicht.

Von M. A. von Thümmel.

Erſter Geſang.

Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe verbreiteten ſich in dem anmuthigſten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Weiden verbanden dies Landgut im Schatten, und verſüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wüthete; und, entblättert vom Herbſt, ſammelte dies nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nur ein Nachbar zum andern ſchlich, um die langen müßigen Stunden durch ſchlaue Geſpräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarſch der Preußen zu ſchmälen, bald die beſſern Beſuche eines freigebigen Kobolds zu erheben, oder auch über die Religibefehle der Regierung zu ſtreiten. So lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Paſtor des Dorfes allein, der gelehrte Schaltus, hatte ſeit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die ſonſt auf ſeiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte ſein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einſamkeit ſeiner verrußten Klauſe getrauert hatte, dann winſelte er am Sonntage der ſchlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und ſelbſt bei dem theuer bezahlten Leichenſermonen verließ ihn ſeine ſonſt männliche Stimme. Die Klügſten der Gemeinde marterten ſich umſonſt, die Urſache ſeines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unſerm Magiſter? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er iſt der Vornehmſte im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieſer oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unſere lebt, Gott ſei gedankt, ferne von uns, und verpraßt ſeine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magiſters! Aber umſonſt blieb ihr vorwitziges Nachforſchen; der tiefſinnige Paſtor verbarg ſeine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo ſein Amt ihm gebot, ſchien ſeine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finſterer Predigten hatt' er alſo geendigt; mit zitternden Händen geſchrieben und auf einen Haufen geſammelt, lagen ſie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern beſucht, die alle Buchſtaben zernagten, und beſſer für die dankbare Nachwelt ſorgten, als der betrogene Buchhändler, der ſo oft mit dreibändigen Poſtillen den einfältigen Frommen beleidigt. Aber die launiſche Muſe ſchwebte ängſtlich über dem heiligen Staub und die traurigen Scharteken des Paſtors; ſie beſchäftigte ſich nur mit ſeinem Glücke — und erzählte den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommend an der letzten Stunde des Jahres, mit dem Ende ſeines ſchwindſüchtigen Kummers ſchmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als ſich das zwei und ſechzigſte blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten losgearbeitet hatte, um ſich an die Reihe ſo vieler vergangener Jahrtauſende zu hängen; ſo wie der furchtbare Nachtfalter, auf deſſen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, ſich mühſam aus dem Gefängniſſe ſeiner Puppe herauswindet, ſeine ſchweren Flügel verſucht, — und verſchwinden würde, wenn nicht ein naturforſchender Henker ſein Leben verfolgte. — Der ſpießt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach ſeiner Geburt, und ſetzt dieſen gräulichen Vogel in die Geſellſchaft der Schmetterlinge, Heuſchrecken und Käfer. Da erſchien Amor dem eingeſchlummerten Prieſter, der über das Zudrängen dieſes kleinen Unbekannten heftig erſchrak, denn bisher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe ſeiner Verwüſtungen gekannt — wie etwan den Belzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in ſeinem ungewiſſen Erſtaunen, ſchüttelte ſeine Köcher und ſprach alſo zu ihm: Entſchuldige den Amor, theurer Schaltus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind geweſen iſt, und erſchrick nicht über ſeine Erſcheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigſtens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei dieſem Namen durchſtrömte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Paſtors — und Amor fuhr lächelnd fort: Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schönen, die einſt, in dieſen Fluren geboren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein warſt, manchen lauten Seufzer erregte. — Ach ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines weiblichen Hofes ſie deinem Kirchſpiel entführet, und unter die ſträflichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Vergieb es mir, liebſter Magiſter, daß ich hier deiner Unthätigkeit ſpotte! Haſt du denn nie gehört und geleſen, wie oft die entſchloſſene und geſchäftige Liebe Klöſter geſtürmt, Mauern erſtiegen und ſich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren; und du! du verzagteſt, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtiſſin bewacht, und von dem Kloſtergelübde weit entfernt iſt, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens ſchlanken Armen, oder an ihrem wallenden Buſen der vergangenen traurigen Tage zu vergeſſen; der Aufſchub deines Verlangens — ja — er ward dir ſchwer zu ertragen. Doch jetzt vermehrt er dein Glück! Denn ſiehe! Mit munterm Geſicht erwartet dich die jüngſte, feurigſte Liebe! Sie würde kraftlos — ſchläfrig, ja wohl gar erloſchen ſein, wenn Wilhelminens Beſitz dich ſchon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich alſo und höre meinen liebreichen Rath: morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, beſuchen — von keinem Höfling begleitet, wird ſie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schickſal dir giebt? Folge ihm

— ſuche Wilhelminens Geſellſchaft und verſüße ihr, ſo rührend als du vermagſt, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand zu Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt ward — ſie, die jetzt mit ernſthaftern Nachdenken der Ruhe entgegen ſeufzt — ſie — ich — ſchmeichle dir nicht, wird froh ſein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwiſchen, und ehe dieſe Neujahrswoche verſchwindet, ſollſt du für deine treue Liebe belohnt ſein. So ſprach der philoſophiſche Amor, glaubte genug geſagt zu haben, und wollte verſchwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum erſten Mal einen armſeligen Poſten zu vertheidigen bekommt, und bei aller ſeiner Geſchäftigkeit bald den kleinen Umſtand vergeſſen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigſte gedacht. — Wär' es auch ein Wunder! und hab' ich nicht immer meinen Kopf ſo voll! Merke alſo noch dieſes, lieber Magiſter! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit verſtreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarſchall ſeine Ptiſanenkur ſchließt und die Schönheiten wieder aufſucht, die jetzt ſein durchwäſſertes Herz medizinisch verachtet — Und morgen ſei bedacht, dich reinlich zu waſchen! Putze deine beſte Perrücke, dein ſchwarzer Rock ſoll dir nicht ſchaden: nur ſei ſo dreiſt und munter wie ein Kammerjunker; dieſer ſiegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verſchwand Amor. — Das Rauſchen ſeiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Paſtor; ſchwerfällig ſammelte er ſeine Gedanken — rieb ſich gähnend die Augen, und ſeine rohe Stimme erſchallte durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich ſein, daß er wahr wäre — o ſo wäre kein König glücklicher als der arme Paſtor Bealtus — Doch eitle Hoffnung — die ſchönſten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bei den [illegible] Mädchen hinſchmachten müſſen — warum ſollte denn jetzt die Liebe einen Greiſen ſprechen, der zu abgelebt iſt, ihren Dienſten Ehre zu machen. — Doch der morgende Tag wird mir dieſes Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich ſeiner erwarten — Schon ſchlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! murmelte der Paſtor und ſchnarchte.

Was können wir beſſeres vornehmen, ſcherzhafte Muſe, um nicht ſelber zu ſchlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelmine in kindlicher Unſchuld betrachten und erforſchen, wie des Magiſters Liebe und ſein Unglück entſtand, deſſen Ende ihm Amor in dieſer merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der ſechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar ſchwärzer gefärbt. Ihr aufſchwellendes Halstuch hob und ſenkte ſich ſchon, aber keiner — iſts möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie ſelbſt wußte noch nicht über ſüße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulſen, wenn ſie einſam das verſteckte Veilchen aus dem hohen Wieſengraſe hervorpflückte, ein wahres Bild ihres eigenen jungfräulichen Schickſals, oder wenn ſie, an dem Ufer des rieſelnden Baches ſitzend, die bunte Forelle mit geſchwinden Augen verfolgte, und indeß den ſchönern Gegenſtand der Natur — ihr wiederſcheinendes Geſicht aus der Acht ließ. Spottet nicht über Unſchuld, ihr [illegible] Nymphen, die ihr ſo oft das wichtige Vergnügen eures eigenen Anſchauens genoſſen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen geliebt, wie eigentlich ſie ſei, und niemand, ich ſag' es mit Jammer, niemand als ein frommer ſchüchterner Mann, der Magiſter, hatte ſelbſt bis hieher den feinen Verſtand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken, und nur von ihm allein ward ſie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen ſchlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt ſich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher ſüßen Betäubung unterſchied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geſchrei der Gemeinde durch die Sakriſtei an ſein lauſchendes Ohr drang! Schon ſann die Liebe ernſthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenſchaften, doch eben ſo mächtig als jene, ſtritten heftig in ſeiner theologiſchen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grauſamen Schickſale des Paſtors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite ſeines hinfälligen Herzens, die Tochter des verarmten Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, ſo beſtritt es auf der andern die Ausſichten des Präſidenten. Ihre Wahl war der gewiſſe Beruf zum Vorſteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen ſeiner freigebigen Dörfer und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemäſtet. So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brod und eine einzelne wohlriechende Orange vorlegt. Was ſoll er wählen? Sein Gaum verwirft, was ſein hungriger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Näſcherei verachtet das

Elend des ganzen Tages — Kurz entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren ſeines Magens durch erzwungene Geſänge. Eben ſo gewiß würde auch endlich der verliebte Magiſter ſeine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämiſche Neid den Unentſchloſſenen überraſcht und vier lange Jahre ſeine Liebe gehindert hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einſt in ſeinem Müßiggange dieſe ländliche Venus erblickte, prahlte mit ſeiner Entdeckung, daß ſein verliebtes Geſchwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerkſamen Hofmarſchalls erklang, der ſogleich den ſultaniſchen Entſchluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofſtaat zu verſchönern und ſie dem unſaubern Dorfe und der Liſt eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Elſter in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beſchützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: ſo erweckt oft dies zeterheiſche Geſchrei bei dem reiſenden Handwerksmann ein durſtiges Nachdenken — Er erſteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichſten Beeren.

Der entſchloſſene Hofmarſchall fuhr, von der Kabale, ſeiner beſtändigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Perſon zu Niklas, dem Verwalter, überſah mit geſchwind forſchenden Blicken die Schönheit des verſchämten Landmädchens, und es währte nicht lange, ſo hatte er ſeine großmüthige Abſicht eröffnet. „Ich will,“ ſagte er freundlich zu dem Alten, „eure ſchöne Tochter in den glänzenden Poſten einer fürſtlichen Kammerjungfer erheben: dieß iſt die Urſache meines Beſuchs.“

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn ſtand der alte Verwalter vor ihm, ſtrich ungeſchickt mit dem Fuß aus und fühlte ängſtlich ſeine Verwirrung. Der feine Hofmarſchall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und verſuchte indeß mit Wilhelminen zu ſprechen: aber die Schöne verſtummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödſinn zeigte ihm eine ſo weiße Reihe von Zähnen, wie ſie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe ſeines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus ſeiner Betäubung. Er nahm ſtotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, ſie ſollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reiſe nach Hofe ſich geſchickt machen; und über den gütigen Herrn ſchüttelte ſeine ſchwere Zunge tauſend unvollendete Wünſche und abgebrochene Dankſagungen aus, und beredtere Thränen ſtrömten von ſeinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem beſten Putze zu kleiden; alsdann hob ſie der vergoldete Herr in ſeinen glänzenden Wagen, ſetzte ſich neben ihr und ließ die ſeidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten ſechs wiehernde Hengſte durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das ſtarre Erſtaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und ſeit dieſer trüben Stunde ward das welkende Herz des Paſtors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritiſchen Jahres erblickt er zum erſten Mal wieder die tröſtende Hoffnung.

Aus: Ugolino.

Tragödie von W. v. Gerſtenberg.

Vierter Aufzug.

Ugolino.

Bin ich endlich allein? (Er ſchiebt den Sargdeckel ab.) Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heiſchte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts ſehen; und ſo verlor ich alles, was das parteiiſche Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegeriſchen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich ſie alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihrer Bruſt. Ach Ugolino, du warſt glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hätteſt glücklich vollenden können! Da ſitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt ſich ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Liebenswürdiger Geiſt! liebenswürdig in deinem Unmuth! Iſt dein Antlitz ganz ernſt? Ah! dein Antlitz iſt ernſt! Einſt hab' ich dich geſehn, meine Gianetta; liebevoll und ſchüchtern ſankſt du in meine Arme. Ruggieri Ubaldini trat heran; das Gewand des Heuchlers rauſchte lauter; ſein bleifarbigtes wäſſerichtes Angeſicht tobte vom Sturm ſeiner Seele; er wälzte ſeine abrichten Augen weit hervor; Tücke und Verderben lauſchten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagſt furchtſam athmend an meinem Halſe. Da erhob ſich mein Herz! Da erkannte Ruggieri noch einmal Gherardesca, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine ſüßen Lippen, deine Nektarlippen, deine Wonnelippen (er küßt ſie) nannten Piſa's

Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar iſt nun grau, und mein Bart iſt fürchterlich, wie eines Gefangenen. Doch der große Morgen wird ja kommen! ſchrecklich, dunkelroth und ſchwül von Gewittern wird er ja kommen! In ſeinem ſchwarzen Strahle will ich erlöſchen! In ſeiner gebärenden Wolke ſoll, wie Feuer vom Himmel, mein Geiſt über Piſa ſtehn! Dann erzittre ein Elender! aber nur einer. Feuer und Rache! iſt meine Gianetta gefallen! (ſteht tiefſinnig) Mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta! Gift ſogen ſie aus den Worten meiner Liebe! ach! aus den Worten meiner Liebe! Einſame Erde! ich traure! Was! mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta? (geht ſtillſchweigend.) Gern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergeſſen! o daß ich ſie nie gehört hätte! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ein Gebeinhaus der Verdammten! denn der Thurm iſt von dieſer Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ha! wie er wächſt, der Gedanke! wie er ſich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menſchlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebeine Gherardesca's! Gruft meiner Auferſtehung! aber erſt meiner Verweſung! ach! nicht nur meiner! Fürchterlich! hier hinſinken! hier mit dem Tode ringen! einſam! von keiner freundſchaftlichen Hand unterſtützt! ganz einſam! mein Weib, meine Kinder rings um mich geſammelt! dennoch ganz einſam! jeder Sinn voll ihrer Verweſung! fürchterlicher als einſam! Tod, wie keiner dich ſtarb, o du biſt fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er ſieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieſer Anblick. Ach! daß ich Vater und Menſch ſein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antworteſt nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, was hat die Urſache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, trauter Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott ſegne dich!

Ugolino (hebt ihn auf ſeinen Schooß). Wo ſchmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn ſehr beweglich anſehend). Du willſt mich nicht Hungers ſterben laſſen, mein Vater!

Ugolino. Wo ſitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht ſagen. O mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht ſchreien gehört.

Gaddo. O der Hirnſchädel wäre mir geborſten.

Ugolino. Deine Augen ſind blau und geſchwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es iſt ſehr krank!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Hah! wenn dem ſo wäre! Es iſt unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo? Sprich! Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Buſen genährt, jetzt läßt ſie mich verſchmachten. Doch ſie kann mich verſchmachten laſſen, und doch lieben: denn du liebſt mich, mein Vater; ſagteſt du nicht ſo?

Ugolino (küßt ſeine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o ſchone!

Gaddo (ſeufzt). Ach!

Ugolino. O nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; ſtrafe deinen Vater; girre nach deiner Mutter, Verlorner! Verwaiſter! nur laß mich dich, ſüßes Kind, nie wieder ſeufzen hören!

Francesco (eilig). Es müſſen Leute im Thurm ſein: ich höre Fußtritte.

Ugolino (beſtürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anſelmo (langſam). Du wollteſt vermuthlich die Männer im Thurme ſehen. Es ſind dieſelben, die ich vorher bat, mich mit Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie ſchlichen fort, da ſie mich wahrnahmen, als fürchteten ſie mich. Sie ſind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anſelmo. Auch die Oeffnung iſt nicht mehr. St! St!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört ſie ſtark zuſchlagen.)

Anſelmo. Sie wird verſchloſſen. (Ein ſehr langes und ſchreckenvolles Stillſchweigen: worauf Anſelmo ſeinen Bruder leiſe anſtößt.) Du ſiehſt den Geiſt an der Mauer, Francesco! Nein, ſieh nicht dorthin; ſieh unſern Vater. Erſtarrt! Verſteinert! Gleich war das Antlitz unſers Vaters; aber ſieh, Francesco, jetzt iſt's ſchrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu ſehn, ſchaudert mich! Ach mein Vater! (küßt ſeine Hand.) Und auch du, Francesco? Du ſchweigſt? ſeufzeſt? auch du, Franceſco? und ſchluchzeſt? Mein Vater! (küßt ſeine Hand noch einmal, ſteht auf, und erſchrickt.) Auf dich wirft er einen ſchnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut ſtrömt vom gewaltigen Biß ſeiner Lippen! Seine Geſichtsmuskeln ſtehn aufwärts gedrängt und ſtarr! Mein Vater! (wirft ſich ihm zu Füßen.)

Franceſco. Sei ruhig, Anſelmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anſelmo (mit Heftigkeit). Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen ſtampfend.) Mein Vater! (ängſtlich ſchreiend.)

Franceſco. Was ängſtigt dich, mein Anſelmo? Was ſchreckt dich, Lieber? ach! laß unſern Vater nichts von dieſer Heftigkeit ſehen! ſei gelaſſen! ſei ruhig!

Anſelmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber ſchnell, ſchnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb iſt, Mann!

Franceſco. Ich darf ihn jetzt nicht verlaſſen, nein. Und mein Vater! o ewige Vorſicht.

Anſelmo. Ich irrte mich. Dieſer da iſt keiner von ihnen. (ſieht ſich furchtſam nach allen Seiten um.) Ach! indem er die Hände ringt.) Nun iſt es gewiß. Weggeführt haben die Prieſterſklaven das Opfer! und die Reihe wird an mich kommen: aber deſto beſſer.

Franceſco. Gieb dich zufrieden, Anſelmo! Kennſt du mich nicht?

Anſelmo. Dich? (mißt ihn mit den Augen.)

Franceſco. Kennſt du mich?

Anſelmo. Ha! ha! ha! Wie ſollt' ich dich nicht kennen. Du biſt ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich ſah dich aus deiner Grotte ſteigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünſche, ſchmal und eckicht. Hatte ſie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Franceſco. Er redet vom Sarge, und ſeine Geiſter ſcheinen ſich zu ſammeln. Beruhige dich, Anſelmo; ich bin dein Bruder Franceſco, und ich lebe.

Anſelmo. Wohl dir, daß du lebſt! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen ſeiſt. Willkommen, Thurmſpringer! Sicherheit iſt die Blume des Lebens.

Franceſco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmſpringer nennſt du mich? Wollte Gott, ich hätte den unſeligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut geweſen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl ſein! Wie ſehr vergrößert ſich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Abſicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Franceſco!

Anſelmo. Gut! ſei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald ſchnell, bald langſam.)

Gaddo. Franceſco!

Franceſco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürſprecher, Franceſco! Ich bin dir auch gut.

Franceſco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht umſonſt.

Franceſco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Franceſco. Vertritt mich bei Anſelmo; du giltſt viel bei ihm.

Franceſco. Worin, Gaddo, worin ſoll ich dich vertreten?

Gaddo. Erſt bitt' ich dich, mir eine Zechine zu leihen.

Franceſco. Eine Zechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Zechinen unter meinen Sparpfennigen: ſie ſollen alle dein ſein. Ich bitte dich nur um eine.

Franceſco. Hier haſt du ſie, Gaddo.

Gaddo. Nimm dieſe Zechine, und überrede Anſelmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Neſtern gebe, die er mir kurz vorher ſchenken wollte: ſollt's auch nur ſo viel ſein, als ein Hänflingei.

Franceſco. Du ſprichſt mir Räthſel.

Gaddo. Ich will die Auerhähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurme verſchafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Hänflingei. Thu es, Franceſco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abſchlage.

Franceſco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurm! Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorſam: allein, o Himmel, die Strafe iſt hart! Vergieb auch du mir, mein Gaddo! Und doch mit welcher Stirne kann ich's wünſchen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hänflingei! Bedenke, Franceſco! Kannſt du mir ein Hänflingei verſagen? O lieber Gott! Gieb mir die Zechine zurück: ich will Anſelmo ſelbſt bitten. Ich wollt' ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Franceſco giebt ihm die Zechine, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anſelmo! großmüthiger Anſelmo! mein Bruder!

Anſelmo (auffahrend). So iſt's recht! Laßt die Hörner tönen am hallenden Fels!

Gaddo (ſanft bittend). Anſelmo! mein Bruder Anſelmo!

Anſelmo (rauh). Wer ruft? He! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erſchrecken). Ich wenigſtens bin hier der Rufende nicht!

Anſelmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (ſtreckt die Hände aus, und legt ſich ſeitwärts).

Anſelmo. Hinweg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf ſollſt du mir nicht ſpinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie ſteht's, ihr im ſilbernen Gewande, unſterbliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Wild? Mit dieſen Nägeln will ich's zerreißen; mit dieſem Gebiß will ich's zermalmen; ſo, ſo, ſo will ich das Wonneblut trinken! Schnaubend ſtürzt der Tiger vom Abhang; ſie haben ihm ſeinen Raub entwandt! ſpringt ziſchend hoch auf, wittert in den Wind, zerſtiebt mit langgeſtreckter Klaue den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm knirſcht in ſeinen Zähnen, Hunger ſprüht heiß im Aug: umſonſt, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an dieſen Abhang ſetzen. Durch dieſe Felsritze kann ich die Tigerkatzen über mir, und von dieſer Höhe die Marder unter mir ſpähen. So will ich euch den Fang ablauſchen, ihr Räuber! Meine Hühnchen niſten am Sumpf, wo der Marder mit geſenkten Ohren hinabſchleicht. Weg ſind ſie! Stoßt in's Horn! Müßige! Stoßt in's Horn! Stoßt in's Horn! (ſingt)

Der muntre Jagdzug ſchwebet
  In blauer Luft!
Roß, Hund, und Jäger drängt ſich
  Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langöhrigter! laß deine Stimme hören! (er bellt) He! he! he! Dieb, ſiehſt du den Pudel nicht?

Gaddo. Was iſt das?

Anſelmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Weile. Kannſt du einen Wettgeſang ſingen?

Gaddo. Ich ſinge wenig, Anſelmo.

Anſelmo. Was ſchadet's? Wir wollen einen Wettgeſang ſingen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anſelmo! und ſollte ſingen?

Anſelmo. Singe, Träger, oder bei jenem hinabhangenden Monde! ich zerſtoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie, Anſelmo, du weißt, daß ch nicht ſingen kann.

Anſelmo. Singe!

Gaddo. Ich ſingen?

Anſelmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ch könnte?

Anſelmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anſelmo, ich will ſingen: aber mein Hals iſt roh und heiſer. Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hänflingei, wie es dir am nächſten zur Hand iſt, um meine Stimme zu bereiten.

Anſelmo (bei Seite). Was gilt's, dieß iſt der Marder, der mir die Eier austrinkt! Durch ſeine Larve hindurch erkenn' ich den tückiſchen Heuchler! Er iſt's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber ſchenke mir's bald, Lieber! meine Stimme iſt vertrocknet.

Anſelmo. Gut! gut! Du möchteſt alſo ein Hänflingei haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anſelmo. Oder ein Zeiſigei?

Gaddo. Ach ja!

Anſelmo. Hem! wäre dir nicht mit einem Hühnerei gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anſelmo. Ei ja, nimm ein Hühnerei.

Gaddo. Ich danke.

Anſelmo. Es iſt ein friſches Ei, eins von den beſten die ich in meinem Stalle habe. He!

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausſchlagen.

Anſelmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange haſt du dieſen heilloſen Frevel verübt?

Gaddo. Weh mir!

Anſelmo. Wie viele Eier haſt du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben iſt in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirſt mich nicht umbringen, Anſelmo?

Anſelmo. Ich, Marder! ich! ich! umbringen, Marder! Dich Marder! gieb Acht, Marder!

Gaddo. Hülfe! Hülfe!

Francesco (ſpringt zu und befreit Gaddo). Entſetzlich! Anſelmo ſchlägt ſeinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen kranken, gelähmten, verſchmachtenden Bruder ſchlägt Anſelmo?

Anſelmo (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um ſich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiſerne Hand!

Gaddo. Nach mir ſieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Fuchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, ſammticht der Stern. Und es iſt Tücke darin. Wie kann Tücke in ein Auge kommen, wo das Herz ſo gut, ſo brüderlich gut iſt? O mein Anſelmo! Er ſchweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber ſollte ſingen!

Francesco. Unſer Vater wird gleich hier ſein; er muß dich nicht ſehn. Ich beſchwöre dich, Anſelmo, laß mich dich entfernen, daß unſer Vater dich jetzt nicht ſehe. Es würd ihn tödten!

Gaddo. Schone ſeiner, Francesco. Ein Marder hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß ſelbſt nicht, wie. Ah! nun ſchaut er ſchon wieder um ſich.

Francesco. Er erſchrickt. Es dämmert in ſeinem Auge. O Anſelmo! wo biſt du geweſen, Anſelmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht ſeinen Blick. Seine Wangen glühn. Er ſchmilzt, er ſchmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anſelmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da ſtürzt die Thräne! da ſtürzt die Thräne!

Anſelmo. Ach Heerſchaaren des Himmels! Welcher Segenvollſte unter euch ſtellt ſich zwiſchen mein Herz und die umſpannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anblick!

Anſelmo. Läuft die Natur im Kreiſe vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir ſchwindelt, armer Anſelmo. Es iſt alles unbeweglich um Dich her. Unſer Vater kommt. Um Gottes willen, theuerſter Anſelmo, mäßige dich jetzt, da unſer Vater kommt!

Anſelmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ja nicht mehr!

Ugolino (ſehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anſelmo (fällt ihm um den Hals und ſchluchzt).

Ugolino (ihn küſſend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieſer reizenden Vertraulichkeit beiſammen ſehn, iſt Erquickung zum Leben! Warum ſtutzt mein Anſelmo? betrachtet mich ſo aufmerkſam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich ſo heiter zu finden. —

Ugolino. Wir wollen recht heiter ſein, meine Kinder. Es iſt eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anſelmo. Will Gaddo auf ſeines Vaters Schooß ſitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt ſich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn ſeinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fröhliche Tage gelebt, meine Söhne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns ſchwer fallen, ſie alle zuſammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein ſchöner fröhlicher Tag, da Anſelmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals ſieben Jahre alt.

Ugolino. Ein ſchöner Tag, [illegible]

Francesco. Ganz Piſa nahm [illegible] Freudenfeier und die feſtlichen [illegible] drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts [illegible] worden ſein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warſt noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie ſo ſtill, Anſelmo?

Anſelmo (Nachdem er ihn ſtarr angeſehen hat). So biſt du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anſelmo wähnte, daß dir nicht wohl ſei. Auch das war ein ſchöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege der Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Zuruf im Klange der Klapperertze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen herrechnetet.

Anſelmo. War das nicht ein ſchöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Angieri meinem Vater nachſchickte? und —

Francesco. Und da wir, auf dem goldenen Kahne, unſrer Mutter entgegen ſegelten, als die dankbaren Piſaner ſie im Triumphe den Arno hinaufführten bis zur Villa Gherardesca!

Ugolino. Du warſt auch zugegen, Gaddo: was ſagſt du dazu?

Gaddo. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bedauern iſt's, daß dieß Leben nicht immer fortwährt. Man iſt auf der Welt ſo glücklich.

Gaddo (ſeufzend). Ach ja! das Leben iſt ſo was ſüßes!

Francesco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man bei'm Tauſch verlöre, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Abſicht.

Ugolino. Du haſt's getroffen, Francesco. Das menſchliche Leben iſt zwar ſehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode iſt doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es iſt ein höheres Leben. Ach! von Vaterhuld floß das Herz unſers Schöpfers, da er Menſchen ſchuf. Er ſetzte ſie in einen irdiſchen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Francesco. Mir fällt dabei das Sterbelied unſers Schutzheiligen, Sanct Stephans, in, wie ich's einmal von einer ſehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Franceſco. (ſingt).

Ich ſoll den Lichtquell trinken
Am himmliſchen Geſtad!
Ach! wo das Lied der Sterne ſtrömt,
Am himmliſchen Geſtad,
Da ſtrömt ihr Silberſtrom
Unſterblichkeit!
Ihn ſoll ich ſchaun! Gedank'!
Unauszudenkender Gedank'!
Ach! ich verſtumme dir!

Ugolino. Du haſt's gut geſungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anſelmo (ſteht vom Stuhle auf). O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Heerd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir aufgezogenes Geſchlecht! ihr Quellen, ihr Flüſſe, ihr trojaniſchen Felder! euch ruf' ich! ſeid mir geſegnet, ihr meine Pflegerinnen! Dieß letzte Wort ruft jax euch zu: das Uebrige will ich im Elyſium en Schatten erzählen.

Ugolino. Was ſagſt du?

Franceſco. Er hat die Rolle des Ajax elamonius im Auguſtinerkloſter geſpielt. Dieß nichts, als eine plötzliche Regung ſeines erzens.

Ugolino. Gut; ich verlaſſe euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keiner von euch hat noch den balſamiſchen Schlaf genoſſen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder ſehn, ſo — (geht eilig ab).

Anſelmo. Schläfert dich?

Franceſco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einſchlummern! O ein Schlaf wird ein herzerquickender Schlaf ſein.

Anſelmo. Mein Vater ſoll mich auch ſegnen. (Gehn ab).

Gaddo. Mich hat er geſegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einſchlummern.

Aus: der deutſche Hausvater.

Von O. H. v. Gemmingen.

Vierte Handlung.

Zimmer des Malers.

Erſter Auftritt.

(Lottchen ſitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen ſpringt ihr entgegen.)

Lottchen. Haſt du ihm den Brief gebracht? haſt du ihn geſehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Geſehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Alſo iſt es denn wahr, alſo hat er mich verlaſſen?

Anne. Nur ſtille, Lottchen, nur ſtille, ſie laſſen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich ſelbſt da ſein.

Lottchen. Er wird ſelbſt da ſein? O warum haſt du das mir nicht gleich anfangs geſagt? Ich ſoll ihn wieder ſehen? ſoll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

Zweiter Auftritt.

(Der **Maler** tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber ſind ſie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn ſchon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß ſie ſich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich ſah es ihnen am Geſicht an.

Maler. Nun dann, ſo höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und beſorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Hut und Stock abzulegen, ſagt)

Anne. (Zu Lottchen.) Geben ſie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will ſchon, will ſchon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürſt eine Penſion gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunſt verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unſern beſten Fürſten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunſt, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einſt noch recht glücklich ſein.

Maler. Kann man anders, wenn man ſein Auskommen hat, ſeinem Beruf nachgehen kann und ſich nichts vorzuwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitſamen Schwiegerſohn.

Dritter Auftritt.

(Indem tritt **Karl** herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu ſagen, verneigt ſich.)

Maler. Ei, ſein ſie mir gegrüßt, Graf: nun, gut daß ſie kommen: hören ſie doch, der Fürſt hat mir eine Penſion gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beſchützer der Künſte.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunſt leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das iſt mir noch zu wenig.

Karl. Wünſchte ich doch unſern Herrn hier, der Anblick ſolch einer Freude, wäre reiche Belohnung ſeiner That, ein angenehmeres Schauſpiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunſtliebhaber, mein einziger Kunſtfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelaſſen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Beſter, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Iſt er angekommen? da wünſch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor ſich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt iſt davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon ſchwatzen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren ſich, wirklich ſie irren ſich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn ſie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — ſein ſie glücklich, mein Beſter, das iſt alles, was ich wünſche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunſt, was haben ſie gearbeitet?

Maler. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu ſagen, warten ſie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg iſt, ſpringt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du biſt lange ausgeblieben.

Karl. Wie iſt dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem ſie ihm am Halſe hängt) und in dir alles, was Lotten kann glücklich machen.

Karl. Beſte Lotte! O wer kann ein Menſchenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was ſagſt du?

Karl. Daß du ein Engel biſt. (Sie ſehen ſich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillſchweigen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebſt du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt ſie an ſein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillſchweigen; ſie blicken ſich ſehnſuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier — — (Sie will ihm um den Hals fallen, als ſie zurückfährt, und beide nach der Thüre ſehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in ſeine Arme) Tauſend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hinüber leiten möchte.

Lottchen. Ja, ſo wollen wir einmal ſterben; nicht? — — Aber, nun mein Lieber, dein Vater iſt da; ſagſt du mir nichts von unſrer Verbindung, nichts freudiges?

Karl (zuſammenfahrend.) Wo iſt mein Vater? Ach Lotte — — ſei ruhig — — ruhig — — es ſoll dir nichts fehlen — — ich kann dich nicht vergeſſen — — will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willſt du?

Karl. Ja, mein Vater iſt gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich ſoll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, das ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht **Lottchen** an einen Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beſchäftigt mit ſeinem Gegenſtand, kommt, ohne ſonſt etwas zu ſehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.)

Maler. Hier, Graf, iſt etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (in Unruhe.) Iſt's doch von ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künſtler geſchmeichelt ſein? ſetzen ſie ſich hier an den Tiſch. (Sie ſetzen ſich, der Maler ſpricht im vollkommenen Feuer ſeines Gefühls, Karl aber ſieht ſich öfters während der Zeit unruhvoll um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde. Wie gefällt ihnen dieß.

Karl. Schön — recht ſchön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch ſoll es. Es iſt aus unſers trefflichen Göthens Stella. Wiſſen ſie, wie ſie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn ſie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter ſinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken le in der Nacht die Sterne, wie ſie auf den raurigen Platz herabblinken. Und da die arme, iebeskranke, verlaſſene Cecilia flehend am Grabe hres Kindes; es iſt der Augenblick, wo, nach reundlichen hoffnungahnenden Träumen, es ſie uf einmal ergreift, daß ſie allein iſt, vergebens hre Arme ausſtreckt und im Drang und der ülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen ſcheint.

Karl. Herrlich! — ſchön! — herrlich!

Maler. Iſt mir ſelber lieb — doppelt ieb, weil es mein Mädchen ſo gern hat; ich will's ihr auch ſchenken, bekommt ſie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der ſo was fühlen ann; da ſoll ſie es ihm zum Brautgeſchenk geben.

Karl. Treffliches — Geſchenk — glücklich er —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn s ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören ſie, Graf: Die Künſtler des Alterthums wußten ſo ark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir önnten das auch, ſtellten wir Gegenſtände vor, ie jeden beſonders angingen. Es iſt zum Beiſpiel ein abſcheuliches Ding, ein Kindermord! h nach meinem Gefühl, kenne nichts ſchreckliſres in der Natur.

Karl. (iſt während dem in der erſten Bewegung vom Stuhl aufgeſprungen.)

Maler. Was iſt?

Karl. (indem er ſich wieder ſetzt, um ſich verſtellen.) Ach! gewiß, der Gedanke, daß e Mutter ihr anderes Selbſt, ihr mit Schmeren getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugs einziges Kind ſelbſt würgen —

Maler. Und daß unſere Geſetze daran chuld ſind, das iſt ſchrecklich; denn ſehen ſie, äre nicht Schande, Beſtrafung, Verachtung as Loos ſo einer Unglücklichen, wär' all das icht, vereinigten ſich nicht alle dieſe Gedanken, ürmten ſie nicht auf die geſchwächten Nerven ner Gebährerin, verrückten ſie nicht ihr Gern, welche Mutter würde ihr Kind tödten? a, Graf, ich möchte kein Fürſt ſein, der mit eſen Geſetzen das Todesurtheil einer Kindesörderin unterſchrieben, kein Diener ſein, der zu gerathen hätte. Ich ſehe ſie in der Zukunft, ie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gen unſere Geſetze um Rache ſchreit, und wäre Fürſt, ich würde mir denken, daß bei dem ustritt aus dieſem Leben, all die bekannten und bekannten Mörderinnen und Gemordete mir rzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören ſie auf mit ihrem Bilde, ſehn , wie ſie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß ſie gegen ſolche achen empfindſam iſt, wohl ihr, daß ſie's hlt; kein glattzüngiger Bube wird ſie verführen, niemand dann wird dieſe Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf iſt betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dächte, es würde Vortheile haben, wenn unſer Kunſt ſolche Gegenſtände darſtellte. Sehen ſie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier iſt das unglückliche Mädchen, wie ſie ihr einziges Kind würgt, merken ſie da eben in dem Strich da die Verzweiflung, die Raſerei der Mutter, fühlen ſie das, Graf?

Karl. Ja, unausſprechlich.

Maler. Und nun dieſe zweite Zeichnung, da liegt ſie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das letzte Kind an ihre Bruſt gedrückt, das ſie ſcheint nicht von ſich laſſen zu wollen, hier die Wache, die ſie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der ſeine liebe, ſeine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl ſpringen ſchreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (ſie tragen ſie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

Fünfter Auftritt.

(Anne kommt herein.)

Anne. Was iſt, was iſt?

Karl. Geh hinein, ſieh ſelbſt. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf ſteht ſtarr und unbeweglich, endlich hebt er ſo eine Zeichnung auf, er wirft ſie ſchreckenvoll weg, und ſtürzt ſich zum Zimmer hinaus.)

(Der Vorhang bleibt aufgezogen, eine dumpfe, beklemmende Muſik des Orcheſters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hauſe, Anne kommt einigemal herausgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Laſt des Schmerzes; ſie ſinkt auf einen Stuhl, ihr Geſicht mit beiden Händen auf einen Tiſch gelegt. Sie hebt ſich auf, man ſieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entſteht; ſie eilt in ihr Zimmer, kommt ſchnell mit einem Schleier heraus, geht in die Thür hinein, wo der Vater hinein gegangen iſt; gleich kommt ſie wieder und ſtürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er ſeine Tochter nicht mehr ſieht, ſetzt er ſich an die Staffelei und malt; das Orcheſter geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo iſt denn Lottchen? iſt ihr wieder beſſer?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu ſagen, ſie hat ſo zarte Nerven.

Anne. Wo iſt ſie aber jetzt?

Maler. In der Franziskanerkirche; ich wollte doch, du gingſt ihr nach.

Anne. Gleich. (Geht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

Sechſter Auftritt.

(Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.)

Hausvater. Sind ſie der Maler Wermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was ſteht zu ihren Dienſten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben ſie bei ihrem Geſchäfte.

Maler (ſetzt ſich wieder zur Staffelei). Wenn ſie es erlauben, ſonſt werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunſt gehört, und möchte gern ſelbſt Augenzeuge ſein.

Maler. Da werden ſie wenig ſehen; ich bin noch ſo weit entfernt von dem Punkte, wo ich ſein möchte.

Hausvater. Das ſpricht für ihre Geſchicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfing zu malen, war ich entzückt über meine Arbeiten, glaubte, daß niemand mir ſie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt ſehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und ſie zu genießen weiß, meine Arbeit auch für einen Heller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künſtler, der Beſcheidenheit — —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einſt das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Weſen hat mich, wider meine Gewohnheit, geſprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß ſie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wetmar.

Maler. Der Vater eines gewiſſen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein beſter guter Freund iſt?

Hausvater. Der nämliche; iſt der Junge würdig, ihr Freund zu ſein?

Maler. O, es iſt der biederſte, deutſchgeſinnteſte Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunſtfreund, vom wärmſten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugnis, das zu warm iſt, als daß es Schmeichelei ſein ſollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und beſonders dem Künſtler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als ſeine Werke.

Hausvater. Wohl geſagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt iſt es ein herrliches Weſen um euch Künſtler: wie viel müſſen wir uns nicht bücken, wie vieler Leute Laune und Eigenſinn ſind wir nicht ausgeſetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr andre braucht einige Ellen Leinwand, und niemand kann euch hindern, die Unſterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich ſo da ſitze, ich als ein andrer kleiner Schöpfer denke, daß ich einſt mit meiner Kunſt meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, dieſen Pinſel da für die erſte Krone der Welt hinzugeben.

Hausvater. Auch ſind ſie mit dieſem Gefühl dann gewiß ſchätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von ihnen ausbitte, kommen ſie an einem dieſer Tage zu mir zum Eſſen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich ihnen machen, aber vom Eſſen entſchuldigen ſie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es ihnen ſagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn ſie, wenn Herren ihres Standes einen Künſtler einladen, ſo geſchieht's gewöhnlich, um Parade damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlaſſen, macht es uns immer fühlen, wieviel Gnade ihr uns angethan habt. Das iſt nicht aus Stolz, daß ich das ſage, wahrlich nicht, ſondern aus Selbſtgefühl. Will übrigens nicht ſagen, Herr Graf, daß ſie auch ſo ſind, glaube auch faſt das Gegentheil: aber die Uebrigen in ihrem Hauſe, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie ſollen hoffentlich mich und mein Haus beſſer kennen lernen.

Maler. Mit dem beſten Willen, dem heilſamſten Vorſatz können Leute ihres Standes ſich oft nicht durch den Schwarm von Conventionen durchſchlagen. Kurz, einem Mann, wie ſie ſind, wünſche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Alſo ſind ſie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künſtler bin, wiſſen ſie ſchon; nun Gott ſei Dank, in meinem Hauſe bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer dieſem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen ſollte; ſie enthält mein ganzes Weſen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glücke, Vater zu ſein, nicht ſo viel Bitteres mit unter.

Maler. Laſſen ſie es immer ſein; Menſchenleiden werden meiſtens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man ſo ein Mädchen für alle Gefahren der Verführung geſichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß ſie die Liebe zu mir, gute Grundſätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die beſten Herzen ſind meiſtens die empfindſamſten; und Empfindſamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag ſie Gott ſchützen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir ſind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, ſie würde mir ihre Liebe ſelbſt vertrauen.

Hausvater. Mann, ſie kennen ſich beſſer auf des Menſchen äußere als innere Seite; über den Punkt iſt kein Mädchen — — — oder vielleicht —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Malerei auf dieſes Geſpräch gekommen ſind.

Hausvater. Weil wir aber dabei ſind, laſſen ſie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmem Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde ſie ihm abſchlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; ſondern weil Ungleichheit der Stände faſt immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wiſſen! Herr, würde ich dem Vornehmen ſagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Geld und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich: und wär' der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauern, daß er ſo vornehm iſt, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, ſelbſt ihrem Sohne gäbe ich ſie nicht, — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand ſchlechter glaube —

Hausvater. Wermann?

Maler. Verſtehn ſie mich recht, ich erkenne den Unterſchied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn ehen ſie, wenn der Rücken ſich für den Grafen rengt, ſo hat der Graf vor ſo manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchen ich ieder für einen Mann halte, dieſe Hand reiche.

Hausvater. Mir gieb, mir dieſe Hand, ich verdiene ſie. (Sie geben ſich die Hände.) Und nun bei dieſem Druck — — — (eine kleine Pauſe.) Wir ſind alſo zween deutſche Männer?

Maler. Ich denke ſo.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein Sohn liebt ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und ſie —

Maler. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er ſei Fürſt oder Graf — —

Hausvater. Noch wird es Zeit ſein — —

Maler. Gott, welch ein ſchreckliches Licht, vorher bei — —

(Indem ſtürzt **Anne** in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, ſie iſt nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Maler. Himmel und alle Heilige, ſollte ſie? (Er ſtürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was iſt? was iſt? (auch nach.)

(Das Zimmer der Gräfin Amaldi.)

Siebenter Auftritt.

(**Amaldi** heftet den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt ſich **Lottchen** zwiſchen einigen Bedienten herein.)

Bediente. Sie will ſich nicht abweiſen laſſen.

Amaldi. Schon gut, laßt ſie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's). Nein, ich will mich nicht abweiſen laſſen, will hier liegen bleiben, bis ſie mich erhören.

Amaldi (beſtürzt). Was will ſie?

Lottchen. O geben ſie ihn wieder; geben ſie ihn wieder. —

Amaldi. Wen denn? Was denn?

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles iſt, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer iſt ſie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichſte unter allen meines Geſchlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi. Wer ſind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es iſt Wermann, ein Maler, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malers Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einſt Karl gehörte, durch den heiligſten Schwur gehörte; ſie haben mir ihn geraubt, geben ſie mir ihn wieder, geben ſie mir ihn wieder.

Amaldi. Biſt du raſend?

Lottchen. O daß ich es wäre, daß alles das, was iſt, nur mir ſo ſchiene; o, was möchte ich nicht alles ſein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderſt du ihn von mir?

Lottchen. Weil ſie mir ihn entriſſen haben. Das iſt eine garſtige That, einem das Leben rauben, iſt wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles iſt — — — O, gnädige Frau, man ſagt, ſie wären ſonſt ſo eine erhabene Frau: iſt das auch groß, einem armen, ſchwachen Mädchen — — —

Amaldi. Beruhige dich — — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — — O, wenn ſie je geliebt haben, — wenn ſie es wiſſen — — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — ſteh auf, — oder —

Lottchen. Laſſen ſie doch ſehen, was ſie für Anſprüche auf Karl haben können: ob ſie was vermögen gegen ſeine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlaſſenen, gegen das Wimmern eines Geſchöpfs, das ich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi los, die ganz verwirrt und außer ſich iſt: ſie reißt ſich aber los, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus, Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann ſteht ſie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, ſie fährt wild auf, reißt es los.) Was machſt du da? (Drückt ihn an's Herz.) Zu uns, da gehörſt du her. (Sie beſieht es eine Weile.) Ha! treulos, — — verlaſſen — — entehrt — — (küßt es, drückt es wieder an das Herz) Kann das Karl?

Achter Auftritt.

(Der **Hausvater** tritt herein, ein **Bedienter** voran und ſagt: ich will ſie gleich melden. Er ſieht Lottchen, die ſich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf ſie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (ſieht ſeines Sohnes Schattenriß, ruft erſtaunt:) Karl!

Lottchen (ſpringt wild auf). Wo iſt er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird ſie verlaſſen.

Hausvater. Des Maler Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karl's Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Setz' dich, armes Mädchen. (Er bringt ſie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erſchöpfen ſich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn ſie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchaffen ſie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verſpreche dir, du ſollſt ihn ſehen.

Lottchen. Soll ihn ſehen? — gewiß? — biſt du ein Engel vom Himmel geſandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karl's Schattenriß, ſieht es an.) Soll dich wieder ſehen? (drückt es wieder an die Bruſt) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und ſtützt ſich mit dem Kopf auf den Tiſch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er ſtellt ſich vor ſie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt den Hausvater.) Haben ſie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er ſoll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiederſehen ſoll.

Hausvater. Glaubt ſie mit Karl recht glücklich zu ſein?

Lottchen. O, mein Herr, mit Karl biete ich der ganzen Welt Trotz, will diejenige ſehen, die glücklicher ſein ſoll.

Hausvater. Hat ihr Karl verſprochen, ſie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's, und Gott und ſeine heiligen Engel hörten es und freuten ſich über das liebende Paar; nur Menſchen können ſo ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn ſie Karl liebt, weiß ſie denn auch, daß ſie ſein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er ſich oft ſo ſelig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur deſto unglücklicher zu ſein.

Lottchen. O wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloſter. — —

Hausvater. Hätteſt du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — O es iſt auch nicht ſo — — wenn nur ſein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr ſein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater ſeh'n — Karl ſagt, es ſei ſo ein guter, ſo ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — O nur einmal möchte ich ihn ſehn, möcht' —

Hausvater (gerührt). Hier iſt er.

Lottchen (fällt vor ihm zuſammen). O Barmherzigkeit — o auch mein Vater — Gnade

— hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme ſeines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärſt alſo — —

Neunter Auftritt.

(Indem ſtürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten ſie mich!

Hausvater (reißt ſich von Lottchen los). Was iſt?

Sophie. Retten ſie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willſt du hier?

Sophie. O mein Vater, ich hab' ihn beſänftigen wollen — Habe — aber, das bracht' ihn mehr auf, er hat mich von ſich geſtoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gebrochener Stimme). Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was ſoll ich — in einem fremden Hauſe? — Haſt du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, ſo nimm dieſe da mit dir.

Sophie. Wer iſt's?

Hausvater. Wirſt es ſchon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieſer — —

Lottchen. Vater — was ſie wollen — was ſie wollen — ganz ihnen.

Zehnter Auftritt.

(Maler, der hereinſtürmt.)

Wo iſt mein Lottchen, wo iſt mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zuſammen.)

Maler (ſtürzt auf ſie zu). Habe ich dich wieder — liebes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — — — (Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an, ſie fortzutragen.) Von euch ſoll ſie weg, und wäre ſie auch des Todes — — — euer Geſchlecht hat die Unſchuld verführet.

Hausvater (tritt zum Maler). Wo bleibt der Mann?

Maler (auf Lottchen zeigend). Hieher geſehen, und hier iſt die Antwort.

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann.

Maler. O, wer vermag das!

Hausvater. Meine Tochter da ſoll Lottchen fortführen.

Sophie. Iſt das meines Bruders Lottchen?

Maler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!

Lottchen (die zu ſich gekommen war.) Um Gottes willen, nein!

Maler (drückt ſie an ſeine Bruſt). Mein Lottchen! (nun läßt er ſie los) aber wohin mit hr? (Sophie geht unterdeſſen zu ihr hin.)

Hausvater. In mein Haus.

Maler. Was dort thun? um ſie vielleicht von da aus in's Kloſter zu ſchleppen.

Hausvater. Kennen ſie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es die nächſt an iſt; fort mit ihr, Sophie — — — (Sophie nimmt ſie mit ſich fort.)

Maler. (Ihr nach). Aus meinen Augen ſoll ſie nicht mehr, und ich will den ſehen — (ab.)

(Der Hausvater geht an die Kabinetsthür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)

Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber ſie ſei zu beſtürzt; ſo bald ſie ſich erholt hat, will ſie ſelbſt zu ihnen kommen. (ab.)

Hausvater. Gut dann.

Elfter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligſt herein.)

Ich ſuchte ſie.

Hausvater. So eilig? ſchon wieder was Neues?

Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten ſein: wer würde glücklicher ſein, als ich! — —

Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es iſt nichts, wozu ich nicht gefaßt wäre.

Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht angetroffen.

Hausvater. Wo ſoll er denn ſein?

Dromer. Er iſt in Arreſt.

Hausvater (mit Heftigkeit). Eines ſchlechten Streichs wegen?

Dromer. Nicht doch, behüte — wie ſollte —

Hausvater. Zu meiner Ruhe, geſchwind ſagen ſie mir, warum iſt er in Arreſt?

Dromer. Man ſagt, er habe vorige Nacht geſpielt, alles verloren, und ſei beträchtliche Summen ſchuldig geblieben.

Hausvater. Blos Leichtſinn, alſo — — Gott — Dank dir!

Dromer. Er ſoll dabei ſeinen Dienſt verſäumt haben.

Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß ſie ihn darum ſtrafen, aber nur recht — nur recht.

Dromer. Auch ſagt man, er habe beim Spiel Händel bekommen.

Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag ſie als Ehrenmann ausmachen.

Dromer. Und ſoll wirklich gefordert werden, aber nicht gekommen, und öffentlich beſchimpft ſein.

Hausvater (heftig.) Oeffentlich beſchimpft ſein? Herr! der das ſagt, ſprach eine Lüge, die ſchwärzeſte Lüge — — — Herr, ein Wodmar ſein, mein Sohn ſein — Wodmar und ein Feiger — das kann nicht ſein.

Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewiſſer Rechroſtfeld, der ihn forderte, ſagte es ſelbſt, ſagte es laut.

Hausvater. Was ſoll ich erleben! Herr, darauf, auf dieſe Nachricht war ich nicht gefaßt. Wo iſt der, der es zu ſagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es iſt — — aber den, der es zu ſagen vermag, wehe ihm, ſo lange dieſe Fauſt einen Degen halten kann. Wo iſt er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Traum des Galilei.

Von J. J. Engel.

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen ruhmvollen Alter, zu **Arcetri** im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von **Viviani**, ſeinem jüngſten und dankbarſten Schüler, in das Feld von Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen. — **Viviani** ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich der heißen Sehnſucht von Freiheit, die ihn einſt zu Rom, bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: **Der Geiſt des Copernicus möchte zürnen.**

Viviani, der noch von dem Traum nichts wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſein, eh' er ſie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der **Medici**, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtung über mein Schickſal und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, um das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn Alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüſten ſtärkte: wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten, oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wollüſtigen Schlummer ſtöre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Palläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte Alles geraubt; auch das heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Acker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur

Gott und deinem Berufe lebteſt; der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen ließeſt, als die reinſte und heiligſte, für die Wahrheit; der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Welt-Syſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt: mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unparteiiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie Alles an ſich reißen; dem Würdigen Alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand, und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Haupthaars ruhte. — Galilei! ſagte er endlich: was du jetzt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du biſt Copernicus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandtſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandtſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon jetzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eignes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergeſunkenen Wolke, und wir nahmen unſern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich ſah hier den Mond, Viviani, mit ſeinen Anhöhen und Thälern; ich ſah die Geſtirne der Milchſtraße, der Plejaden und des Orion; ich ſah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: Alles, was ich hienieden zuerſt ſah, das ſah ich dort beſſer mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich ſelbſt, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menſchenfreund unter ſeinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückſeligkeit, an einer Glückſeligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in dieſem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forſchen: denn wer ſie hier ſuchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder beſtätigten Einſicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verſchwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dieß Alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, iſt mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückſeligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich ſo ſah und ſtaunte, und mich in deſſen Größe verlor, der dieß Alles voll allmächtiger Weisheit ſchuf, und durch ſeine ewig wirkſame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Geſpräch meines Führers zu noch höheren Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, ſagte er, ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberſchimmert: noch viele Tauſende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im entlegnen Aether; und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur ein Weſen ſich glücklich fühlen konnte, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben; und durch dieſe ganze zahlloſe Mannigfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Geſetze ſtimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten. — Zwar, was ſag' ich dir das ſchon jetzt, Galilei? Denn dieſe Seligkeit faßt doch ein Geiſt nicht, der, noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfing ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, er kennt ſie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt in dieſer ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt, und den Plan ſeiner Schöpfung enthüllteſt; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſie's nicht: warum ſähn wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns: aber voll tiefer Verachtung ſtreckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Bewohner dieſer Palläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab; denn ſie ſind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem ſie kleben: indeß der freie Weiſe auf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, Viviani, da umwölkte ſich mit feierlichem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ſank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen drohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: ſo haſt du ſie ſchon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? haſt deinen Namen herrlich gemacht vor den Weiſen der Nationen? haſt ſie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß ſie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienſt werden ſoll, und dein Herz ſich mit Tugenden ſchmücket, wie dein Geiſt mit Erkenntniß: nun iſt es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret ſich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, ſah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überſchwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und ſprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabſt, hat er auf die Rechnung ſeiner Verdienſte geſchrieben, was Geſchenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Buſen, an deinem Herzen nähreteſt, dem du ſo manchen Tropfen Seligkeit reichteſt aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und ſeiner Vorzüge vergeſſen? — Schlage ſein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundſchaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiſte ſoll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung ſeiner genoßnen Freuden, und ſelig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in dieſem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu ſo viel Seligkeit ſchuf! Denn ſiehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand ſeines Schülers, um ſie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die ſeinige, und führte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen.

Die Cur-Methoden.

Von J. J. Engel.

Der Menſch iſt von Grund aus verderbt — ſagte Dümmler, mein ſtiller Nachbar, und ſchlug die Augen gen Himmel. — Da iſt nichts übrig, als daß er ſich ſelbſt ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — ſchrie Drangſturm, mein wilder Nachbar, und ſtemmte ſeine Fäuſte in beide Seiten. — Der Menſch iſt gut wie er iſt, nur daß er zu zahm geworden: K[illegible]hängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, deſto geſünder!

Der ſtille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde ſchlug mich mit der Fauſt auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entſcheiden. — Der Eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der ſich über den Menſchen härmt, daß er kein reiner Geiſt; der Andre, ein Kraftgenie, das in ſeiner Einfalt den leidenſchaftlichen Menſchen, dieſes Ideal der Dichtkunſt, für das Ideal des wirklichen Charakters anſieht, und uns nun im ganzen Ernſt darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menſchen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur ſind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geſchichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Luſt hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt alſo — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einſt drei vornehme Herren, alle Drei gleich ſchwach und gleich krank. Ob ſie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend ſonſt einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in ſie übergegangen war, kann ich nicht ſagen. Genug, es waren bloße Geſtalten von Menſchen. Herr von Schlaff ſah aus, wie das Fieber; Herr von Quäch, wie die Auszehrung und Herr von Hemm, wie die Schwindſucht.

In eben dieſer Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erſtern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörenſagen, und hatten ſehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einſicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem ſchönen Geſchlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte ſein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutſchen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath ſeiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in ſeinem Kranken nichts, als ſcharf gewordene Säfte, die er verſüßen, ſchleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder ſpät herausſchaffen müßte. Er griff alſo friſch zum Werke, verſüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags ſah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und beſonders Tiſane von ſüßen Hölzern. Um die heilſame Ausdünſtung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwiſchen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, ſo war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als ſeine Seele: und auch die ſchickte der Doctor Süß mit den letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quäch, der nun auch anfing auf ſeine Cur zu denken, ließ ſich durch dieſes Beiſpiel warnen, und ſetzte ſein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung ſeines Kranken; er ſchüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulſes, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad: Quaſſia mit ſpaniſchem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühſtücks. Hart vor dem Eſſen ward ein Schluck bitterer Magen-Eſſenz genommen, und vor Schlafengehen verſchlang Herr von Quäch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, ſondern in Subſtanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren geſtopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf dieſe Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus ſeinem Kranken, ſo ſchwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm? aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geſchwächte Herr von Quäch fiel plötzlich in eine Raſerei, worin er ein geladenes Piſtol erhaſchte und ſich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf ſchoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Durch beide Beiſpiele gewitzigt, wandte ſich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn ſah ſehr bald, wo es fehlte. Die feſten Theile, ſagte er, ſind geſchwächt, und die Säfte übel gemiſcht: Herr von Hemm hat nur immer genoſſen und nichts gethan; er hat gewiſſe Kräfte der Natur zu viel und andere zu wenig geübt. Ihn ſo auf einmal reinigen zu wollen, das hieße bei ſeiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar ſtärken wollen, das hieße bei der ſchlechten Beſchaffenheit ſeiner Säfte, das Uebel noch feſter binden. Ich ſehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht ſein, und vor Allem muß mein Kranker ſich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geſchwächten Fiebern ihren Ton, und dieſes den verderbten Säften ihre gehörige Miſchung geben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm ſeinem Arzte folgſam; er hielt die ihm vorgeſchriebene Diät, machte ſich die ihm empfohlene Bewegung, und ſo lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch geſund und zufrieden. — —

Da ſieht man Gottes Gnade! ſagte der ſtille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, ſagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verſtand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantaſirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der Andere, daß ſie ſehr gut ſei. Jener wollte ſie nichts als reiner, dieſer ſie nichts als ſtärker haben. An die Anwendung meines Geſchichtchens ward nicht gedacht, und ich ſah zu ſpät, daß es gleich vergebliche Arbeit iſt, Mohren zu waſchen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andere Gedanken zu bringen.

Amintors Morgenandacht.

Von G. C. Lichtenberg.

Wie, wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete ſich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen ſah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl geſtärkter Kräfte und wieder erneuerter Geſundheit, erweckte in ihm alsdann ein ſo mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geiſt, der ſie lenkt, daß er ſich in dem Tumult des Lebens ſo ſicher glaubte, als ſtände ſein Verhängniß in ſeiner eignen Hand. Dieſe Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingſt und nicht verheuchelſt, und die dir dieſes unbeſchreibliche Wohlbehagen gewährt, iſt gewiß das Werk eben jenes Geiſtes, und ſagt dir laut, daß du jetzt wenigſtens richtig denkſt. Auch war dieſes innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben dieſe Ordnung ſelbſt, nur auf ihn, der ſie bemerkte, fortgeſetzt, und daher immer für ihn der höchſte Genuß ſeines Geiſtes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieſes mein ſtilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit ſeinem Gefühl und in der Sprache, nach ſeiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der du den Himmel lenkſt: gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tauſenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daß ich durch dieſes Dankgefühl und in dieſem Dankgefühl bin, was ich ſein ſoll. O ſtöre nicht, ſprach er dann zu ſich ſelbſt, dieſen himmliſchen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn dieſe reine Spiegelhelle deines Weſens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe! Es wäre beſſer, er erſchiene nie wieder, oder wenigſtens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Dieſe Art in ſeinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil ſie es ſo bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er ſich ſo ſehr eigen gemacht, daß ſie für ihn unzerſtörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Troſt in Todesgefahr wurde. Eines Tages, als er ſich nach einer ſeiner Morgenandachten ſelbſt befragte, woher ihm dieſes freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieſes große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu feſt, um blos dichteriſches Aufwallen zu ſein): ſo war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er ſich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menſchen von den gewöhnlichſten Anlagen erreichbar wäre. Nur müſſe, wie er ſagt, das Studium anhaltend, ohne Zank- und Neuerungsſucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung ſein muß, ſich ſagen zu können: meine Ruhe iſt das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat ſie mir keine Exegeſe gegeben und keine Exegeſe wird ſie mir rauben. O, nichts, nichts wird ſie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt! Daß die Betrachtung der Natur dieſen Troſt gewähren kann, davon iſt er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er für Alle ſei, ließ er wenigſtens unentſchieden, und hierbei hinge, wie er ſagte, vieles von der Art ab, wie die Wiſſenſchaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unſchädlich ſein ſoll, nicht gelehrt, ſondern ſelbſt gefunden ſein wolle; es ſei nichts weniger als jene phyſico-theologiſche Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich-ſichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 73 Millionen geſchätzt wurde. Er nannte dieſe erhabenen Betrachtungen bloße Muſik der Sphären, die anfangs den Geiſt wie mit einem Sturm von Entzücken faſt zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das, was davon immer bliebe, unſtreitig das Beſte, fände ſich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geiſt, der dieſer Betrachtungen fähig ſei. Es ſei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur ſich unvermerkt geſellende Freude über eigenes Daſein, verbunden mit nicht ängſtlicher, ſondern froher Neugierde (wenn dieſes das rechte Wort iſt), die ſo weit über ſogenannte Curioſité erhaben ſei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernſtolz, zu erfahren mit dieſen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältniſſen anderer Art, die ſich von jeder Art des Daſeins hoffen laſſen, was nun dieſes alles ſei und werden wolle. Er fürchte zwar ſehr, daß ſeine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinſt darüber ſprechen würde, von eigenem Verſuch. Er denke nun ſeit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, ſo wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Abſicht habe, und in jeder Welt haben müſſe, in welchem Zuſammenhang ſei: völlige Beruhigung in Abſicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieſer einen Namen, welchen man wolle. Er zählte es unter die wichtigſte Begebenheit ſeines Lebens, wenigſtens für ſich gefunden zu haben, daß, ſo wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, dieſe Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Dieſe Philoſophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, ſo wenig als den Schmerz, weil eine ſolche Philoſophie, wenn ſie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieſes öfters ſeine Verſöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft ſelbſt mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bei ſeinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren ſich die Bibel bedient; er ſagte dabei: es ſei nicht wohl möglich, dieſelbe Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieſelben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch beſſer verſtehen, als man ſie verſteht, wenn man ſich ſelbſt mehr ſtudiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zuſammen zu treffen, ſei der kürzeſte Weg die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu verſuchen, und Zeit und Umſtände dabei in Rechnung zu bringen; Spinoza ſelbſt, glaube er, habe es nicht ſo übel gemeint, als die vielen Menſchen, die jetzt ſtatt ſeiner meinen. — Es ſei für Millionen Menſchen bequemer und verſtändlicher vom Himmel herab zu hören: Du ſollſt nicht ſtehlen, und kein falſch Zeugniß reden, als im Himmel ſelbſt die Stelle zu ſuchen, wo dieſe Worte wirklich mit Flammenſchrift geſchrieben ſtehen, wo ſie von vielen geleſen worden ſei.

Schilderung einiger Gemälde.

Von J. J. Heinſe [*]).

Ich ſtreiche durch alle die himmliſchen Gegenden ohne rechten Genuß, und nur ergreift mich noch des Waſſerelements Sturm und Aufruhr, und die Luft mit ihren Gewittern und Wetterſtrahlen.

Der Ort enthält einen Schatz von Gemälden, und ſie, und die prächtig gepflaſterten Straßen und ſchönen Palläſte und Tempel zeigen allein noch den ehemaligen Wohlſtand der Freiheit.

Für jetzt flüchtige Anzeige einiger Raphaele auf meinem Wege.

Foligno hat deren zwei, die allein werth ſind, in dies Paradies zu reiſen. Im Nonnenkloſter delle Contezze ein Altarblatt, welches die Madonna vorſtellt vom Himmel herniederſchwebend, wie ſie der heilige Franciscus, Hieronymus, Johannes der Täufer, und ein Cardinal anbeten. Es iſt aus des Meiſters beſter Zeit. Welche Geſtalten, welche Charaktere! Wie iſt alles ſo rein bis aufs Haar beſtimmt! Recht claſſiſche Arbeit.

Der Kopf der Madonna iſt einer der ſchönſten welſchen weiblichen Köpfe. Wie klar die Stirn, wie reizend das lichte Kaſtanienhaar nach den Ohren weggelegt, der bräunliche Schleier wie ſanft und lieblich, in den holden herniederblickenden Augen welche Güte! Wie ſchön die großen Augenlieder, vollen jugendlichen Wangen von Schamröthe überzogen, wie jungfräulich, wie ſüß der völlige Mund, das zarte Kinn, und die Naſe wie edel herein! Welch ein ſchönes Oval, und wie reizend auf der rechten Seite herum im Schatten gehalten!

Welch eine feurige, eifrige Frömmigkeit und Wahrheit im Kopfe des Heiligen von Aſſiſi, und welch ein ſchöner, knieender Akt! Wie kräftig der Kopf des heiligen Hieronymus gemalt, und in welchem feierlichen Ernſte von Betrachtung! Johannes iſt ein ächter, wilder Eremit, der ſich nicht auf bürgerliche Höflichkeiten verſteht, und dreiſt ſagt, was er denkt. Der Kardinal blos Portrait voll Bewunderung.

---

[*]) Aus Heinſe's Ardinghello. Th. II. S. 176 fg

Der Engel unten mit dem Täfelchen iſt trefflich gemalt, nur weiß man nicht, was er ſoll, weil man vergeſſen hat, es darauf zu ſchreiben.

Das Colorit in den Köpfen iſt täuſchend abgewechſelt, wie die Natur thut. Die Figuren ſind alle in Lebensgröße, und die Madonna noch darüber, um ſie zur erſten Perſon zu erheben. Sie iſt am lebendigſten, und wirft Glanz um ſich, wie Sonne. Unten iſt freies Feld und ein Flüßchen, wo die Heiligen ſich beiſammen befinden, ſie anrufen und anbeten, und in Betrachtung verloren ſind.

Im Dome eben hier am Ende des linken Kreuzganges ein Hallbogen, worin Madonna mit dem kleinen Chriſtus zur linken und dem kleinen Johannes zur rechten vor ſich; zwei holde nackte Bübchen in ſchöner Bewegung. Hinter ihr zur rechten der heilige Joſeph, und zur linken der heilige Antonius, und auf beiden Seiten neben ihr zwei Jungfrauen. Alle ſind in ſchwebender Stellung, außer den Kindern. Die drei Weiber haben treffliche Geſtalten. Die Kleidung von allen dreien iſt roth, griechiſch, wie leichte Hemden.

Die Geſichter ſind voll Huld, und die Madonna hat beſonders einen Himmelsblick in Auge und Mund, und blickt in ſtiller Empfindung nieder.

Alle ſind vereinigt in die Kinder, die auf einander freundlich zugehen und ſich freuen. Der Kopf des heiligen Joſeph iſt zugleich gemalt wie vom Tizian nebſt dem herrlichen Ausdruck. Der heilige Antonius allein weicht ſehr von den andern ab, und iſt mittelmäßig behandelt, als ob er ihn nur weggejagt hätte, um fertig zu werden. Alles andere iſt mit Liebe empfunden, und es herrſcht die ſtille Raphaeliſche Empfindung.

Nach Rom kann man Raphael zu Perugia am beſten kennen lernen. Das Werk von ihm iſt hier in der Kirche des heiligen Franziskus. Ueberhaupt will ich dir in Perugia nur drei Stücke von ihm vorzüglich empfehlen, eins aus ſeinem Knabenalter, eins aus ſeiner Jünglingszeit, und eins, das er wenige Jahre vor ſeinem Tode vollendete, in einem Nonnenkloſter vor der Stadt, welches zum Theil alles übertrifft, was er je aus ſich hervorgebracht hat; das Uebrige wirſt Du leicht einmal ſelbſt finden.

Die zwei erſten ſind bei den Franziskanern; das jüngſte, in der Capella degli Oddi, ſtellt die Himmelfahrt der Madonna vor. In der Höhe empfängt ſie der Heiland, ihr Sohn, mit Engeln, die Muſik machen, und ſegnet ſie; unten ſtehen die zwölf Apoſtel an ihrem offenen Sarge. In der Einfaſſung, die auf dem Altar ruht, ſind noch drei ganz kleine Gemäldchen angebracht: der engliſche Gruß, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Beſchneidung. Alles ein himmliſcher Inbegriff einer Menge ſchöner Geſtalten, die in ſeiner Seele aufblühten.

Der Kopf der Madonna iſt heilig und ſelig im neuen Schauen; in einigen Engelsgeſichtern ſüße Anmuth, beſonders der mit der Handtrommel eine wahre Wolluſt. Aber das wunderbarſte ſind die zwölf Apoſtel; welche Charaktere ſchon Paulus, Petrus und Johannes! Paulus hat viel von ſeinem Urbilde; Johannes von dem aufblühenden Jüngling beim Bramante. —

In dem erſten Gemäldchen unten erſcheint der Engel der Madonna in einem korinthiſchen Tempel. Sie betet, und blickt erhaben vor ſich hin, ohne ihn anzuſehen; in einem Landſchäftchen darüber zeigt ſich Gott der Vater, und der heilige Geiſt als Taube.

In der Anbetung der heiligen drei Könige ſind eine Menge Figuren, worunter einige voll Ausdruck und Erſtaunen. Die Hütte iſt in zerfallenen Ruinen, und das Landſchäftchen iſt lieblich angegeben und erfreulich.

Die Beſchneidung iſt das beſte unter den kleinen. Ein jüdiſcher Tempel; die zwei Prieſter mit trefflichen Köpfen voll Charakter und Ausdruck, und die Seitenfiguren geſchickt und gedacht.

Das Ganze iſt freilich äußerſt hart, und die Formen unausgebildet; alle Natur arbeitet bei ihm nur auf das erſte Bedürfniß: Geſtalt, los; aber das Weſentliche, wobei man das andere bei Anfängern überſehen ſoll.

Das zweite iſt die Abnehmung vom Kreuze. Das Gemälde hat zehn Figuren, fünf Männer und fünf Weiber, mit dem todten Chriſtus und der in Ohnmacht geſunkenen Mutter, die viel größer ſind als im vorigen, ungefähr zwei Drittel Lebensgröße.

Es iſt in zwei Gruppen geordnet; die eine macht der von zweien getragene Todte, und Joſeph von Arimathias, und Magdalena, und hinten vermuthlich noch Johannes, und die andere die Mutter mit den Jungfrauen; der den Leichnam bei den Beinen hält, verbindet ſie beide.

Die Hauptfiguren leuchten gleich hervor, der letzte Jüngling, die ſchöne Magdalena voll Schmerz und die Mutter. Beſonders aber iſt die Gruppe der letztern das Meiſterſtück. Alle Geſtalten ſind voll Seele, jede lebt und empfindet ſelbſt nach ihrem Charakter. Die Mädchen, welche die Mutter halten, ſind wie die drei griechiſchen Grazien; vorzüglich hat das, welches den Kopf derſelben hält, eine Geſtalt ſo ſchön, großen Umriß und hoher Schönheit durchaus in Formen und Bildung, daß man ſie gleich zu einer Europäiſchen Prinzeſſin brauchen könnte.

Ueber die ganze Scene verbreitet ſich ein ſanftes Abendlicht.

Dies war ſeine letzte Arbeit, bevor er nach Rom kam; und man ſieht darin, wie ſich ſeine Kunſt ſchon ihrer Vollkommenheit nähert. Sie iſt das Höchſte aus dieſer Zeit von ihm.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, ein Gemälde von Correggio anzuführen, welches dieſelbe Scene vorſtellt, und in der Johanniskirche zu Parma in einer Seitencapelle befindlich iſt. Nach meinem Gefühl hat er alle übertroffen, und erhält den Preis, wie ein Sophokles: ſo ſtreng und einfach und rührend, mit Verläugnung ſeiner ſonſtigen blühenden Farbenpracht und lächelnden Manier behandelt er die Begebenheit.

Erblaßt und ausgeſtreckt liegt der göttliche Jüngling da. Magdalena ſitzt an ſeiner Seite und vergießt für ſich in Wehmuth verſunken heiße Thränen, wie eine natürliche Geliebte; und der Schmerz der göttlichen Mutter an ſeinem Haupte über das entſetzliche Schickſal grenzt an des Todes Bitterkeit. Ein trübes Abendlicht um ſie her; alles in Lebensgröße.

Das dritte und Hauptgemälde von Raphael zu Perugia iſt in dem Nonnenkloſter zu Monte Luce, welches er drei Jahre vor ſeinem Tode vollendete. Ein Altarblatt, die Figuren völlig in Lebensgröße.

Es ſtellt wie das erſte die Himmelfahrt und Krönung der Mutter Gottes vor; aber alle Spur von ſeinem Lehrmeiſter enger und ſchmaler Manier iſt hier verſchwunden. Die zwölf Apoſtel ſtehen um den Sarg, ſtatt der Madonna mit Blumen, Roſen, Lilien, Nelken und Jasminen angefüllt, und blicken erſtaunt auf, wo ihr Sohn ſie von Wolken emporgetragen mit Engeln empfängt und krönt.

Die Mutter iſt eine der lieblichſten weiblichen Geſtalten, noch blühend wie eine Jungfrau, doch voll edlen Ernſt, wie eine Matrone, und heißer wunderbarer Empfindungen der Seligkeit, im Taumel neuer Gefühle, wie vom Erwachen, alles groß an ihr und herrlich ſchön. Sie faltet die Hände kreuzweis an die Bruſt und blickt durchaus gerührt mit entzücktem Auge auf ihren Sohn. Ihr Geſicht iſt nach ihm hingewandt, und man ſieht ganz die rechte Seite, und vom linken Auge nur den heißen Blick; große ſchwarze Augen mit einem zarten Bogen Augenbraue, und dunkelbraunes Haar unter dem langen grünen Schleier, der ſich hinter dem rechten Ohr zurückzieht.

Chriſtus iſt feurig im Geſicht, wie ein ſonnenverbrannter [illegible] aus ſeinem dunkeln Bart um die Kinnbacken, und ſein ausgeſtreckter rechter Arm voll Kraft und Muth, womit er ihr den Kranz aufſetzt. Der Engel mit Blumen in der rechten an ihm hat einen Kopf voll himmliſcher Schönheit, ſonniglich entzückt; es ſcheint ihm überall Glanz aus ſeinem Geſicht hervorzubrechen.

Die Anordnung durchaus iſt original, und bildet das ſchönſte Ganze. Madonna iſt oben in der Mitte, Chriſtus zu ihrer Linken, an beiden ein Jüngling vom Engel begleitet; unter dieſen bei jedem ein zart nackt Bübchen, und über allen der heilige Geiſt in einem lichten Duſte von gelbem Himmelsglanz.

Die Auffahrt geſchieht ganz gemach auf einer dunkeln dicken Wolke mit lichtem Saume, und hat nicht das leichte Schweben, wie in andern Gemälden davon; aber eben dadurch gewinnt die Handlung Ruhe und Majeſtät. Raphael hatte eine ſehr reine klare Empfindung, die ihn minder fehlen ließ, als Andere ſcharfer Verſtand.

Je länger man den Chriſtus betrachtet, deſto mehr findet man etwas übernatürlich Göttliches, das ſich nur geiſtig bemächtigt; das Demüthige der Madonna vor ihm ſtimmt einem noch mehr dazu. Es iſt etwas erſtaunlich Mächtiges und Gebieteriſches in ſeinem Weſen, das mehr im Ausdrucke liegt, als den Formen ſelbſt; wunderbare Strenge und Güte mit einander vereinbart. Ich habe noch wenig neuere Kunſtwerke geſehen, die den Eindruck in der Dauer immer tiefer und tiefer auf mich gemacht hätten. Je mehr man nachdenkt und fühlt und Geſtalt nachgeht, deſto wahrer findet man dieſen Chriſtuskopf. Ich kann von dieſem Gemälde nicht wegkommen, und möchte Tage lang mit Wonne davor hangen. Hoher, göttlicher Jüngling, der Du warſt, Raphael! Unſterblicher, empfange hier meine heißeſte, aufrichtigſte Bewunderung, und nimm gütig meinen zärtlichen Dank auf. Es gehört unter das Höchſte, was die Malerei aufgezeigt hat, dieſe Mutter und dieſer Sohn, und die vier Engel um ſie her; und ich kann mich nicht von der Herz und Sinne ergreifenden Wahrheit und Hoheit wegwenden. Die zwei Hauptfiguren ſind ganz wunderbar groß gedacht, in der That Pindariſche Würde und des Aeſchylus Schwung der Phantaſie bis in die Tragoeden, die mächtigen Seelen werden. Welch ein Arm, Chriſtus aufgehobener rechter mit dem weiten Aermel! Wie ganz vollkommen gezeichnet und gemalt, und welche weitverbreitete Wirkung thut er in der ganzen Gruppirung, und wie deutlich zeigt ſich daneben das Nackte der Mutter und ſelbſt leicht das blaue Obergewand! So lebhaft hat er nichts Anderes gemalt; und dennoch andeutend ſind ſeine Formen ſo vollkommen voll, ſtark in der hohen Schönheit, die ihm eigen war.

Die Apoſtel unten ſind ſchwach und matt dagegen, und nur wie verwelkend ſterblich Streich.

des Contraſtes wegen: aber durchaus vortreffliche Männergeſtalten, beſonders Petrus und ein anderer im Vordergrunde, in Bewegung und Leben.

Mit denen in der Verklärung ſind in drei Gemälden allein ſechs und dreißig Apoſtel; und in jedem ſehen ſie anders aus, und keiner wie der andre; und doch ſcheinen die meiſten trefflich zu ſein und zu paſſen.

Die Malerei iſt wie die Muſik; zu denſelben Worten können große Meiſter, kann einer allein ganz verſchiedne Melodien machen, die alle doch in der Natur ihren guten Grund haben: es kömmt nur darauf an, wie man ſich den Menſchen denkt, der ſie ſingt.

Nehmen wir zum Beiſpiel ein Lied der Liebe!

Bei denſelben Worten wüthet ein Neapolitaner; und ein anderer im Gletſcherkreiſe der Alpen bleibt ganz gelaſſen.

Außerdem lieben wenige immer übereinſtimmend ſchön bei derſelben Weiſen; und es wird anders geliebt bei einer blonden und ſchwarzen, einer Sicilianerin von zwölf Jahren und einer nordiſchen Patriarchin. Und dieſe ſelbſt lieben wieder anders Knaben, Jünglinge, Männer und Greiſe.

Dichter und Maler und Tonkünſtler nehmen von allem dieſen das Vollkommenſte, was am Allgemeinſten wirkt; welches aber weder Rechenmeiſter noch Philoſoph zu ſeinem Zeitalter beſtimmt feſtſetzen können. Und dies hat die Natur ſehr weislich eingerichtet; ſonſt würde unſer Vergnügen ſehr eingeſchränkt ſein, oder bald ein Ende haben.

Die Kuppel des Correggio zu Parma in der Johanniskirche, welche Chriſtus Himmelfahrt vorſtellt, gehört zu einer beſondern Gattung der Malertafel, und macht ein eigen Kunſtwerk aus, das ſich mit dem des Raphael, was maleriſche Wirkung betrifft, nicht vergleichen läßt, ohne dieſem Unrecht zu thun.

Man erſtaunt dort, wenn man in den Kreis tritt, und wurzelt am Boden feſt, wie bezaubert, und ſieht einen wirklichen Jüngling von übernatürlichen Gaben in ſeine Höhen ſteigen von dienſtbaren Sturmwinden emporgetragen, die liebkoſend mit ſeinem weiten Purpurmantel ſpielen.

Selbſt Apelles und Zeuxis und die ganze griechiſche Zunft würden dem Götterflug mit entzückender Bewunderung nachſchauen, und keiner das Herz haben, zu ſagen: *Anch' io son pittore!*

Novelle.

Von J. W. von Goethe.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der Nächſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontäſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit, ſich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlin Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut, empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach ſeiner Art, erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war, ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlin geſtern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laſſen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zudringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanzminiſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjägermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmöglich war, der Verſuchung zu widerſtehen, an dieſen günſtigen Herbſttagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und ſeltenes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtin blieb ungern zurück; man hatte ſich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleite Friedrich's, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte; auch laſſe ich, ſagte er, dir unſern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Ausſicht ließen, die um deſto ſchöner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fluſſe herauf in einiger Höhe ſtand und ſo vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſkop noch in der Stellung, wo man es geſtern Abend gelaſſen hatte, als man, über Buſch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annähernden Gläſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtört durch lange Jahre emporſtrebten. Die ſchöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, ſteinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; ſie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog ſich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Inſtruments erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürſten und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Couſine, ſagte der alte rüſtige Herr, hier legen wir die Anſichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegenſtemmte, und wie doch hie und da ſein Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußte. Nun haben wir manches gethan, um dieſe Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſteht gemauert ein Thurm, doch niemand wüßte zu ſagen, wo die Natur aufhört, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloſſen und Zwinger terraſſenmäßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht, denn es iſt eigentlich ein Wald, der dieſen uralten Gipfel umgibt; ſeit hundert und funfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall ſind die mächtigſten Stämme emporgewachſen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, ſtellt ſich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die ſchlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um dieſe müſſen wir uns herumſchlängeln und unſere Fußpfade verſtändig führen. Seht nur, wie trefflich unſer Meiſter dieß Charakteriſtiſche auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verſchiedenen Stamm- und Wurzelarten zwiſchen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Äſte durch die Lücken durchgeſchlungen ſind. Es iſt eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längſt verſchwundener Menſchenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur ſich in dem ernſteſten Streit erblicken laſſen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was ſagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zuſammenſtürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, ſeit undenklichen Jahren von niemanden betreten ward? Wir ſuchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe geſprengt und ſo einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet ſich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; ſie ſind ſachte aber entſchieden aufgewachſen; nun erſtrecken ſie ihre Äſte bis in die Gallerien hinein, auf denen der Ritter ſonſt auf und ab ſchritt; ja durch Thüren durch und Fenſter in die gewölbten Säle, aus denen wir ſie nicht vertreiben wollen; ſie ſind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterſchichten wegräumend haben wir den merkwürdigſten Platz geebnet gefunden, deſſen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu ſehen iſt.

Nach allem dieſem aber iſt es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beſchauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geſchlagen und ſich zu einem ſo tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeibringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Ausſicht wegen, zu beſteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieſer Baum iſt es, der ſich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir alſo dem wackern Künſtler, der uns ſo löblich in verſchiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die ſchönſten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und ſich wochenlang um dieſe Gegenſtände herumbewegt. In dieſer Ecke iſt für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie ſollten nicht glauben, meine Beſte, welch eine ſchöne Aus- und Ausſicht er in's Land, in Hof und Gemäuer ſich dort bereitet hat. Nun aber, da alles ſo rein und charakteriſtiſch umriſſen iſt, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit dieſen Bildern unſern Gartenſaal zieren, und niemand ſoll über unſere regelmäßigen Parterre, Lauben und ſchattigen Gänge ſeine Augen ſpielen laſſen, der nicht wünſchte, ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerſtörlichen, und des Friſchen, Schmiegſamen, Unwiderſtehlichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen.

Honorio trat ein, und meldete, die Pferde ſeien vorgeführt; da ſagte die Fürſtin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und laſſen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen, was Sie mir hier im Bilde zeigen. Seit ich hier bin, hör' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend, mit Augen zu ſehen, was mir in der Erzählung unmöglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, verſetzte der Fürſt; was Sie hier ſahen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll. — Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Luſt, mich heute weit in der Welt umzuſehen. — Ganz nach Ihrem Willen, verſetzte der Fürſt. — Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunkt verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf; man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſei kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, verſetzte der Fürſt, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe; bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —

Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen, fiel ihm die Fürſtin ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, höchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrei und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtin eilte, das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte, ſtatt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und ſo war auch Honorio von der ſonſt ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſeyn.

Wie voraus zu ſehen, durften ſie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die ſchöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. Ich wiederhole, ſagte ſie, meine geſtrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unſere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeſtalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame, und auf ſo viel lächelnden Geſichtern zeigte ſich das entſchiedene Behagen, zu ſehen, daß die erſte

Wenn im Lande auch die ſchönſte und anmuthigſte ſei.

Untereinander gemiſcht ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen, Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegen, Flachländer von Hügeln, Auen und Wieſen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was ſich alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürſtin ihrem Begleiter, wie alle dieſe, woher ſie auch ſeien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Beſatz. Iſt es doch als ob die Weiber nicht bauſchig und die Männer nicht pauſig genug ſich gefallen können.

Wir wollen ihnen das ja laſſen, verſetzte der Oheim; wo auch der Menſch ſeinen Ueberfluß hinwendet, ihm iſt wohl dabei, am wohlſten, wenn er ſich damit ſchmückt und aufputzt. Die ſchöne Dame winkte Beifall.

So waren ſie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramſtände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten, als ein ohrenzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen; der Löwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme auf's kräftigſte hören, die Pferde ſchauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften ſie die bunten koloſſalen Gemälde nicht überſehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe ſtand ernſthaft majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſähe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

Wir wollen, ſagte die Fürſtin, bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte näher betrachten. — Es iſt wunderbar, verſetzte der Fürſt, daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todtſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelſänger müſſen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingeſchüchtert ſein, um hinterdrein erſt recht zu fühlen, wie ſchön und löblich es ſei, frei Athem zu holen.

Was denn aber Bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſein, alles und jedes war ſogleich ausgelöſcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterſte Gegend eintrat. Der Weg führte zuerſt am Fluſſe hinan, an einem zwar noch ſchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waſſer, das aber nach und nach als größter Strom ſeinen Namen behalten und ferne Länder beleben ſollte. Dann ging es weiter durch wohlverſorgte Frucht- und Luſtgärten ſachte hinaufwärts, und man ſah ſich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erſt ein Buſch, ſodann ein Wäldchen die Geſellſchaft aufnahm, und die anmuthigſten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wieſenthal, erſt vor kurzem zum zweitenmal gemäht, ſammetähnlich anzuſehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentſpringenden Quelle gewäſſert, empfing ſie freundlich und ſo zogen ſie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den ſie, aus dem Walde ſich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor ſich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen ſahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne ſich umzukehren — erblickten ſie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürſtliche Schloß links, von der Morgenſonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und ſofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit ſeinen Wieſen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem ſie ſich an dem Anblick erſättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf ſo hoher Stelle zu geſchehen pflegt, erſt recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Ausſicht, ritten ſie eine ſteinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume tief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mächtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlgegründet voran, und ſo thürmte ſich's aufwärts; das dazwiſchen Herabgeſtürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtin bezeigte Neigung zu einem Verſuch, Honorio war bei der Hand, der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſich's gefallen und wollte ſich doch auch nicht unfähig zeigen; die Pferde ſollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewiſſen Punkte gelangen, wo ein vorſtehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Ausſicht hatte, die zwar ſchon in den Blick des Vogels überging, aber ſich doch noch maleriſch genug hintereinander ſchob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchſten Stelle, verlieh die klarſte Beleuchtung, das fürſtliche Schloß mit ſeinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen; man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, dieſſeits das bergartig terraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechſelnde fruchtbare Land; Ortſchaften unzählige; denn es war längſt herkömmlich, über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſein pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es iſt nicht das erſtemal, ſagte die Fürſtin, daß ich auf ſo hoher weitumſchauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur ſo reinlich und friedlich ausſieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt ſein könne; und wenn man denn wieder in die Menſchenwohnung zurückkehrt, ſie ſei hoch oder niedrig, weit oder eng, ſo giebt's immer etwas zu kämpfen, zu ſtreiten, zu ſchlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indeſſen durch das Sehrohr nach der Stadt geſchaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie ſahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um ſich! rief man, immer durch die Gläſer ſchauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürſtin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf ſtieg empor und Fürſt Oheim ſprach: Laßt uns zurückkehren, das iſt nicht gut, ich fürchte immer das Unglück zum zweytenmal zu erleben. Als ſie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, ſagte die Fürſtin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, laſſen Sie mir Honorio, wir folgen ſogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieſer Worte und ritt ſo eilig als der Boden erlaubte, den wüſten ſteinigen Hang hinunter.

Als die Fürſtin aufſaß, ſagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langſam! in der Stadt wie auf dem Schloß ſind die Feueranſtalten in beſter Ordnung, man wird ſich durch einen ſo unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laſſen. Hier aber iſt ein böſer Boden, kleine Steine und kurzes Gras, ſchnelles Reiten iſt unſicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer ſchon nieder ſein. Die Fürſtin glaubte nicht daran, ſie ſah den Rauch ſich verbreiten, ſie glaubte einen aufflammenden Blitz geſehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten ſich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingeſenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraſchend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorſtellung wiederkehrenden Unglücks ängſtlich zurückzulaſſen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an dieſen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geſchüttelt wurden; der Fürſt ſelbſt, als ein ermüdet angelangter erſt eingeſchlafener Fremder, an's Fenſter ſprang, alles fürchterlich erleuchtet ſah, Flamme nach Flamme, rechts und links ſich überſpringend, ihm entgegen züngeln. Die Häuſer des Marktes, vom Widerſchein geröthet, ſchienen ſchon zu glühen, drohend ſich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuſchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltſam, die Bretter praſſelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düſtern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe ſich umher, als wenn die böſen Geiſter in ihrem Elemente um und um geſtaltet ſich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreiſchendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten ſich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuſchleppen, von dem brennenden Geſtell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laſſen mußten. Wie mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraſſelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend, und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen; an der einen

Seite brannte, glühte ſchon, was an der andern noch in finſterer Nacht ſtand. Hartnäckige Charaktere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verluſt ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchönen Geiſte der Fürſtin der wüſte Wirrwarr, nun ſchien der heitere morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert, Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren bänglichen Anſchein.

In das friedliche Thal einreitend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürſtin ganz unten im Gebüſche des Wieſenthals etwas Seltſames erblickte, das ſie alſobald für den Tiger erkannte; heranſpringend, wie ſie ihn vor kurzem gemalt geſehen, kam er entgegen; und dieſes Bild zu den furchtbaren Bildern, die ſie ſo eben beſchäftigten, machte den wunderſamſten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem ſteilen Berg zu, wo ſie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Piſtole und ſchoß, als er ſich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger ſprang ſeitwärts, das Pferd ſtutzte, das gereizte Thier aber verfolgte ſeinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürſtin nach. Sie ſprengte, was das Pferd vermochte, die ſteile, ſteinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geſchöpf, ſolcher Anſtrengung ungewohnt, ſie nicht aushalten werde. Es übernahm ſich, von der bedrängten Reiterin angeregt, ſtieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und ſtürzte zuletzt nach heftigem Beſtreben kraftlos zu Boden. Die ſchöne Dame, entſchloſſen und gewandt, verfehlte nicht, ſich ſtracks auf ihre Füße zu ſtellen, auch das Pferd richtete ſich auf, aber der Tiger nahte ſchon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die ſcharfen Steine ſchienen ſeinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, ſchien ſeine Kraft auf's Neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürſtin am Pferde ſtand; der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweiten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde geſprungen und kniete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchön; er war herangeſprengt, wie ihn die Fürſtin oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Reſt, ſagte die Fürſtin, ich fürchte, er beſchädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll. — Frevelt nicht! ſagte die Fürſtin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nie frömmer als jetzt eben, deshalb aber denk' ich an's Freudigſte, ich blicke dieſes Fell nur an, wie es Euch zur Luſt begleiten kann. — Es würde mich immer an dieſen ſchrecklichen Augenblick erinnern, verſetzte ſie. — Iſt es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unſchuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erſchlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzuſetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürſten lebenslänglich rechnen könnt. Aber ſteht auf; ſchon iſt kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen ſteht auf! — Da ich nun einmal kniee, verſetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weiſe unterſagt wäre, ſo laßt mich bitten, von der Gunſt, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in dieſem Augenblick verſichert zu werden. Ich habe ſchon ſo oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünſtigung einer weitern Reiſe. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt, Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtrömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daſelbſt geweſen ſei? Niemanden traut man Verſtand zu, als wer das alles geſehen hat; es iſt als wenn man ſich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürſtin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten, allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Abſicht war, Euch zum ſelbſtſtändigen Edelmann herangewachſen zu ſehen, der ſich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte, Eure That wäre ein ſo empfehlender Reiſepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anſtatt einer jugendlichen Freude eine gewiſſe Trauer über ſein Geſicht zog, hatte die Fürſtin nicht Zeit zu bemerken, noch er ſeiner Empfindung Raum zu geben, denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreiend über den Leichnam herwarf, und an dieſer Handlung, ſo wie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſei die Meiſterin und Wärterin dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes, wie denn der ſchwarzaugige, ſchwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſich eindringlich und rührend; vergebens würde man ſie in unſern Mundarten überſetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warſt zahm und hätteſt Dich gern ruhig niedergelaſſen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen ſchmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, ſie zu reifen. Du warſt der Schönſte Deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger ſo herrlich ausgeſtreckt im Schlafe geſehen, wie Du nun hier liegſt, todt, um nicht wieder aufzuſtehen. Wenn Du des Morgens aufwachteſt beim frühen Tagſchein und den Rachen aufſperrteſt, ausſtreckend die rothe Zunge, ſo ſchienſt Du uns zu lächeln, und, wenn ſchon brüllend, nahmſt Du doch ſpielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Geſellſchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speiſe von den Freſſern, und ſüße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr ſein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schloſſe heran Reiter herabſprengten, die alsbald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden, er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltſam hetzender Jagd, den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Ueber die ſteinige Blöße einherſprengend ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unſchlüſſig war man nicht, was zu thun ſei; anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt, als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Ueberraſchung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte: Es iſt nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los, auch hier nach dem Gebirg iſt er hin, aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? ſagte der Fürſt, haſt du ſeine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Alſo, — beorderte der Fürſt — muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht ſachte zu Werk, es iſt kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geſchöpf nicht ſchonen können; warum wart Ihr unvorſichtig genug ſie entkommen zu laſſen?“ — Das Feuer brach aus, verſetzte jener, wir hielten uns ſtill und geſpannt, es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns, wir hatten Waſſer genug zu unſerer Vertheidigung, aber ein Pulverſchlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und ſind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt, aber einen Augenblick ſchien alles zu ſtocken, als eben vom alten Schloß herab eilig ein Mann herunterſpringend geſehen ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Malers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hodertjährigen Buche und verhielt ſich ganz ruhig. Verdrießlich aber ſchloß der Mann: warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen, um ſie ausputzen zu laſſen, er wäre nicht wieder aufgeſtanden, das Fell wäre doch mein geweſen, und ich hätte mich deſſen, wie billig, zeitlebens gebrüſtet.

Der Fürſt, dem ſeine militäriſchen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, ſagte hierauf: welche Bürgſchaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier dieſe Frau und dieſes Kind, erwiederte der Vater haſtig, erbieten ſich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſchlagenen Kaſten heraufſchaffe, da wir ihn denn unſchädlich und unbeſchädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe ſchien ſeine Flöte verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte, ſüße Flöte zu nennen pflegte; ſie war kurz geſchnäbelt wie die Pfeifen; wer es verſtand, wußte die anmuthigſten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürſt den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß Niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloſſe gelangen könne, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorio und ſagte: Du haſt heute viel geleiſtet, vollende das Tagwerk. Beſetze den ſchmalen Weg, haltet Eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher als bis Ihr das Geſchöpf nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige ſtehen. Eilig ſchickte Honorio ſich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deswegen ſo herzergreifend; die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe, als der Vater mit anſtändigem Enthuſiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Seht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume zieren ſein Haupt, und ſo geſchmückt ſchaut er weit umher; ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren, muthwillig ſpringen ſie tief hinab, der Bach nimmt ſie auf, zum Fluſſe trägt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen ſie ſchneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Rieſen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſ't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene, noch ſpät im Herbſt ſammelt ſie emſig und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, ſie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber ſie hat umſonſt gearbeitet, denn das Pferd ſtampft und ſcharrt alles auseinander; ſeht hin! es zertritt ihre Balken und zerſtreut ihre Planken, ungeduldig ſchnaubt es und kann nicht raſten; denn der Herr hat das Roß zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturmes, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernſten Schrittes durchzog er die Wüſte, dort herrſcht er über alles Gethier und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zähmen und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht ſind, die dem Herrn dienen und ſeinen Dienern. Denn in der Löwengrube ſcheute ſich Daniel nicht; er blieb feſt und getroſt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht ſeinen frommen Geſang.

Dieſe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthuſiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geſchickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang ſich hören ließ, das Kind aber ſang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?

Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran,
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz beſonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderſchob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch ſich ſelbſt aufregend erhöhte.

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Alles war ſtill, hörte, horchte und nur erſt als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt; jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge, man ſchien die Gefahren vergeſſen zu haben, unten den Brand und von oben das Erſtehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er ſich zu dem Weibe und ſagte: Ihr glaubt alſo, daß Ihr den entſprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Geſang, durch den Geſang dieſes Kindes, mit Hülfe dieſer Flötentöne beſchwichtigen und ihn ſodann unſchädlich, ſo wie unbeſchädigt in ſeinen Verſchluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, verſichernd und betheuernd; der Caſtellan wurde ihnen als Wegweiſer zugegeben. Nun entfernte der Fürſt mit Wenigen ſich eiligſt, die Fürſtin folgte langſamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn ſtiegen, von dem Wärtel, der ſich eines Gewehrs bemächtigt hatte, ſteiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden ſie die Jäger beſchäftigt, dürres Reiſig zu häufen, damit ſie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es iſt nicht Noth, ſagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geſchehen.

Weiter hin, auf einem Mauerſtücke ſitzend, erblickten ſie Honorio, ſeine Doppelbüchſe in den Schooß gelegt, auf einem Poſten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden ſchien er kaum zu bemerken, er ſaß wie in tiefen Gedanken verſunken, er ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laſſen, er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du haſt meinen Tiger erſchlagen, ich fluche Dir nicht, ſchone meinen Löwen, guter junger Mann, ich ſegne Dich."

Honorio ſchaute gerad vor ſich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann — Du ſchauſt nach Abend, rief die Frau, Du thuſt wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, ſäume nicht, Du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde Dich ſelbſt. Hierauf ſchien er zu lächeln, die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht, ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

Wenn Euer Kind, ſagte nunmehr der Wärtel, flötend und ſingend, wie Ihr überzeugt ſeid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemächtigen, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umſtände ſind alle nicht nöthig, Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müſſen das Beſte thun. Es ſei, verſetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich Euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels und das beſänftigte Thier dort hereinlocken. Das geſchah, Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Oeffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flötenton hören ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich, daß er lieber perſönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinenlücke hereinſandte, wie verklärt niederſetzte und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indeſſen hatte ſich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere rechte Vordertatze auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortſingend anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein buntſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wäre ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber ſei.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgeſpielt hatte:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick,
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Iſt es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier, und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklärung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend, und neue hinzufügend:

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Scene aus Fauſt's Leben[*]).

Von F. (Maler) Müller.

Fauſt's Studierſtube.

Fauſt ſitzt und ließt aufmerkſam.

Da muß' es endlich hinkommen! Alles oder gar Nichts! Das ſchale Mittelding, das ſich ſo die hintere Scene des menſchlichen Lebens durchſchleppt — weder Ruh noch Frieden da zu erjagen! Ein einziger Sprung, dann wär's gethan! (ließt). Lieber aller Bequemlichkeit beraubt; genährt und gekleidet, ſo ſparſam, als die ſtrengſte Philoſophie es erheiſcht: nur die Kraft, das auszuführen, was ich nahe meinem Herzen trage; die Erfüllung dieſer entflammten Ideen, was ich mir in ſüßen Stunden erſchaffe, und doch unter Menſchenohnmacht wieder dahinſterben muß, wie ein Traum im Erwachen. Daß ich mich ſo hoch ſtreben fühle und doch nicht ſagen ſoll: Du biſt Alles, was Du ſein kannſt! Hier, hier ſteckt meine Qual. Es muß noch kommen, muß! Mit wie vielen Neigungen wir in die Welt treten! Und die meiſten zu was Gute? Sie liegen, von ferne erblickt, wie die Kinder der Hoffnung, kaum in's Leben gerückt;

---

[*]) F. Müllers Werke, Heidelberg 1811. Th. II. S. 88.

ſind verklungene Inſtrumente, die weder begriffen, noch gebraucht werden; Schwerter, die in ihrer Scheide verroſten. Warum ſo grenzenlos am Gefühl das fünfſinnige Weſen! So eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldnen Wellen meine Phantaſie empor, was kann, was vermag ich nicht da! Wie bin ich der Meiſter in allen Künſten, wie ſpanne, wie fühl' ich mich hoch droben, fühl' in meinem Buſen all' aufwachen die Götter, die dieſe Welt in ruhmvollem Looſe wie Beute unter ſich vertheilen. Der Maler, Dichter, Muſikus, Denker, Alles, was Hyperions Strahlen lebendiger küſſen und was von Prometheus Fackel ſich Wärme ſtiehlt: möcht's auch ſein und darf nicht; übermannt' es ganz unter mich in der Seele und bin doch nur Kind, wenn ich körperliche Ausführung beginne; fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menſchen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O, ſie müſſen noch alle hervor, all' die Götter, die in mir verſtummen, hervorgehen hundertgängig, ihr Daſein in die Welt zu verkündigen. Ausblühn will ich voll in allen Ranken und Knospen! So voll! voll! Es regt ſich wie Meeresſturm in meiner Seele, verſchlingt mich noch ganz und ganz. Wie dann? Soll ich's wagen, darnach zu faſſen? Es ragt über mir und bildet ſich in den Wellen ein Coloſſus, der das Haupt über den Mond ſtreckt. Ich muß, muß hinan! Du Abgrund, in dem ſich mein Inneres ſpiegelt! Wie ruft's? Geſchicklichkeit, Geiſteskraft, Ehre, Ruhm, Wiſſen, Vollbringen, Gewalt, Reichthum, Alles, den Gott dieſer Welt zu ſpielen — den Gott! Ein Löwe von Unerſättlichkeit brüllt aus mir: der erſte, oberſte der Menſchen! (wirft das Buch weg) Weg! Du verſtörſt mich. Mir ſchwindelt das Gehirn; reißeſt mich da nieder, wo Du mich erheben willſt; machſt ärmer, indem Du ferne zu reiche Hoffnungen zeigſt. (Sitzt in Gedanken; man hört von außen die Juden lärmen). Was iſt das?

Wagner (hereinſtürzend). Um Gotteswillen!

Fauſt. Was für Lärm?

Wagner. Ei, draußen!

Fauſt. Wie? Was plagt Dich wieder, lieber Grillenfänger? Komm her, ſprich zuvor. Biſt Du krank, Wagner? Deine Augen voll Thränen?

Wagner. O, ich wollt', ich wär' im Himmel! dieſe Welt ...

Fauſt. Daß Dir doch immer das Leben zur Qual wird! Ich kann Dich nicht begreifen. Junge, unſere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel; aber Deines ſchwebt höher droben. Die Welt könnte mir alles werden, und Dir? Du findeſt nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.

Wagner. Ach, Minchen! Minchen! Ihr wißt's nicht; Minchen iſt ja mit ihrem Vater davon! Euer Vermögen, der Goldſchmied, die Möbler, Alles! Die Juden draußen ... Unmöglich! Unmöglich! (Will ab; Fauſt faßt ihn; man hört die Juden ſchreien und lärmen).

Fauſt. Halt! Halt! Du mußt antworten; kommſt mir nicht von der Stelle los. Was iſt's? Ha! Wie?

Magiſter Knellius Stube.

(Tiſch worauf Papiere, Schriften, Bücher und Briefe in Unordnung hingeſtreut liegen).

Knellius, Sandel (hinkend am Stock).

Knellius. Verzeihen Sie! Da bin ich wieder, Herr Sandel; den Augenblick Alles ausgemacht; ein Wort, und wie der Blitz. Die Juden haben die Vollmacht an Fauſt's Vermögen, Bücher, Hausrath u. ſ. w. Iſt doch billig, daß man ſich ein wenig der armen Teufel annimmt, damit ſie nicht Alles verlieren. Die Menſchlichkeit befiehlt das. Von hier aus kann man gerade an das Haus ſehen. Wie die Juden einſtürmen! Sehn Sie doch, Sandel! Das wird des Doctors Muth ein wenig darniederlegen; ſo auf einmal Alles verloren und noch obendrein die Profeſſion ...

Sandel. Wie das freut! ha! ha! ha! Ei, Sackerment! das Confitürenfaß da, hätt' mir's faſt über'n Leib gegoſſen. Ei, ei, mein Fuß! Ei! (Sitzt).

Knellius. Sieht ein wenig gelehrt, heißt das, ſchweiniſch, unaufgeräumt bei mir aus. Nicht wahr, Herr Sandel trinken doch ein Schälchen Chocolade bei mir? Extra feine hab' ich von einer Dame zum Präſent bekommen, die ſoll Ihnen Ihr Podagra verjagen.

Sandel. So? Warum kann Er den Fauſt nicht leiden, Herr? Ei warum? Sag' Er mir, warum?

Knellius. Iſt ein Narr, Herr Sandel.

Sandel. So?

Knellius. Mit dem kein ordentlicher Menſch ſich vertragen kann; ein Haſenfuß, ohne Sitten, mit einem Wort, ein Genie!

Sandel. Ha! ha! ha!

Knellius. Da arbeit' ich eben an einer Disputation wider ihn; kann mich jetzt unmöglich viel mit ſolchen belletriſtiſchen Kleinigkeiten abgeben, bin zu ſehr mit ſolideren Geſchäften occupirt. Dann und wann ſo ein Augenblick, ein Ständchen zur Erholung, zum passer le tempo, nicht anders.

Sandel. O, natürlich! Der Herr hat immer zu viel zu thun! Ueberhaupt Alles wendet ſich an ihn; der Herr muß immer für Andere rennen und laufen. Das friſt Zeit, ha! ha! ha! ſo den Miniſter, den Protector ſpielen! Ha! ha! ha!

Knellius. Meine große Ueberraſchung, Herr Sandel, die friſt Zeit weg. Dies weitläufige Werk, worauf das ganze gelehrte Deutſchland aufmerkſam iſt, von ſo weitem Umfange, wozu Rieſenarme eines Halbgottes gehören und das ich mich erkühnet, allein zu unternehmen.

Sandel. Schwerenoth! Was iſt denn das für ein Werk?

Knellius. Die Ueberſetzungen des chaldäiſchen Corpus juris mit Noten und Erläuterungen verſchiedener arabiſcher Scribenten.

Sandel. Chaldäiſch verſteht Er einmal nicht; wo kriegt er denn die Leute her, die überſetzen.

Knellius. Für Geld und gute Worte finden ſich überall Leute, die das ſchon ſo grad eben weg zu machen wiſſen; muß es doch hernach erſt poliren. Eigentlich iſt das das Beſte, wofür ich immer ſorge; erſt für Pränumeranten und dann für's Privilegium.

Sandel. Herr, das Buch iſt ſchon überſetzt heraus, hab's ſelbſt in meiner Bibliothek. Er hat gelogen, da Er ſich in den Zeitungen als der Erſte annoncirt hat.

Knellius. Wie? Wie? Herr Sandel? Nu, wenn's auch ſchon da wär', der Erſte oder der Zweite, das thut ja nichts zur Sache. Ein Jeder überzeugt ſich ſelbſt und ſchreit hin, ſo laut er es vermag! ich bin der Erſte! Das Publikum mag hernach glauben, wem es will.

Sandel. Aber tauſend Sackerment! Ei, mein Bein! — 's hundsföttiſch, Herr, ſpitzbübiſch.

Knellius. Ah, Poſſen, ha! ha! ha! ha! Poſſen! Herr Sandel, ein Jeder dämmert auf dieſem Erdenrund ſein Fleckchen, wie der Andere; ein Jeder hat ſo viel Recht, wie der Andere. Wer heißt die Lümmel mir alle guten Einfälle vor der Naſe wegzuſchnappen, die ich vielleicht in futuro auch noch haben könnte? Und wenn auch der eine Eins erfindet, der Andere cultivirt's weiter! Die Art, mit der man heut zu Tage eine Sache thut, macht Alles, Herr Sandel. Vaterlandsliebe! Menſchenliebe! Liebe zur Ausbreitung der Literatur! Ein wenig verkleidet, Vignetten; was nur in die Augen leuchtet, Geſchichtchen, die Einer, wenn er's nur im Geringſten mit dem Verleger verſteht, hundertfältig wieder einzubringen weiß: omne tulit punctum! Geld, Herr Sandel, Geld regiert die Welt! Wer Geld hat, hat Genie und Verſtand; Geld iſt mein Genie und Lorbeerkranz, und wenn ich das hab', pfeif' ich auf alle Lorbeerkränze, wo ſie auch herwachſen.

Sandel. Hätt' auch nicht ſonderlich Urſach mehr, darnach zu haſchen, ha! ha! Kam ſchon weiß ins Gedräng, iſt ſchon zuſammen geritten worden, daß ihm der Appetit nach Lorbeerkränzen vergehen ſollt'. Magiſter, die Wahrheit, er hat ſchon weiße Püffe gekriegt.

Knellius. Ah ſo, ha! ha! ha!

Sandel. Nicht ah ſo, ſondern in optima forma. Sieht er, das gefällt mir jetzt wohl an ihm, daß er die Poeterei ganz auf Seite geſchmiſſen und ſich mit was Anderm abgiebt, das ihm vielleicht beſſer zur Hand ſchlägt.

Knellius. Ich auf Seite geſchmiſſen? Auf Seite geſchmiſſen! Im Gegentheil! Jetzt will ich erſt recht anfangen. Meine Elegieen ſind in ganz Deutſchland als erbärmlich ausgepfiffen worden: weiß Alles, warum, kenne die Cabalen! Aber das ſoll mich nicht ſchrecken; jetzt will ich erſt hervorrücken all' den ſcheelſüchtigen Recenſenten-Flegeln zu Trutz; hervorwiſchen will zehn, zwanzig, dreißig, hundert auf einmal, hier und da und dort, daß ſie nicht wiſſen, wie und woher. Und da will ich feuern mit den Uebrigen die ich an der Hand habe, daß ſie meinen ſollen, der Himmel bricht über ihnen zuſammen. Nein, mein wertheſter Herr Sandel, da kennen Sie mich noch nicht! Wer nachgibt, hat verloren; wer zuerſt aufhört, hat Unrecht in dieſer Welt. Aushalten, bis auf den letzten Mann, ſollt' einer auch drüber zu Kraut gehackt werden! Das letzte Wort, das beſte Wort! Gut oder ſchlecht, all' eins! Wenn zehn, zwanzig ſchreien: das iſt nichts nutz, muß man vierzigmal wieder entgegen ſchreien: ihr verſteht's Alle nicht, und dann hinter ihre eigenen Sachen hergehn, wie ſie auch ſein, noch ſo groß, thut nichts! Streiten mit großen Männern macht immer Aufſehen und Lärmen, und wenn man auch getreten wird — thut nichts! Man wird doch immer in der Polemik neben einem großen Namen genannt. Und dann bleiben ja noch ſo Viele übrig, mein lieber Herr Sandel, bei denen unſer einer auch Recht hat, und noch Patrone, bei denen es eben drauf noch etwas einträgt.

Sandel (aufſtehend). Aber am End', Magiſter, wenn der Patron merkt, daß hinter dem gelehrten Mann im Grunde doch ein lauter Pfiff ſteckt, wie dann: Die Thür', Magiſter! Er weiß, wie das zu gehen pflegt.

Knellius. Doch, Herr Sandel! Wenn der Fuchs Drohungen ſcheut, wird er ſein Lebtag nicht frei. Die Weiber ſind meine Haken, mit denen ich nach den Männern angle. Hab' ich das Weib einmal, was will der Mann? Es gehört Uebung dazu, ſich durch die Welt zu ſchieben, und einem armen Teufel geht's oft hinderlich genug. Sottiſen und Weiber-Launen mit einem lächelnden Geſicht von ſich weg zu paſchen und eine angenehme Pille nach der andern zu verſchlucken, ohne ſein Ziel darüber aus den Augen zu verlieren, dazu gehört deſperate Courage; und ein Kerl, der das vermag, iſt in meinen Augen kein H... — Jeder Bube kann ſeinem Humor nachlaufen, jeder Narr, jedes Genie; aber Leute, denen man fatal iſt, an unſer Geſicht zu gewöhnen, ſich trotz aller Heterogeneität mit Andern in eine Geſellſchaft einzupaſſen.... Herr Sandel, die Chocolade iſt fertig, kommen Sie. Iſt doch Alles in der Welt nur pro forma; pro forma, was wir leiden, wo unſer Intereſſe implicirt iſt; haben wir einmal, was wir wollen, die Leutchen gebraucht, wie wir wollen, dann lachen wir, ha! ha! ha! Attachement und Ehrfurcht blaſ' mir in Hebel!

(Ein altes Weib bringt Chocolade und ſetzt ſie auf den Tiſch).

Knellius (gießt ein). [Man hört einen Lärm auf der Straße.] Was iſt das! Ah! Sehn Sie, Herr Sandel, Soldaten und Gerichtsdiener ziehen in Fauſt's Haus hinunter; wird ein ſchön Geſchick geben, wollen unſern Spaß haben. Sehen Sie, wie die Juden wegſchleppen! Der Fauſt weiß nicht, was ihm noch grünt! Wenn's da nicht auslangt, Herr Sandel, kann's ihm an Kragen gehn, daß man ihn noch bei den Ohren feſtnimmt und eincarcerirt.

Sandel. Er iſt ein Eſel! Wie kann man das? Für andre Schelmen Alles hergeben und noch dazu...

Knellius. Die Gerechtigkeit, Herr Sandel! Ein altes Sprichwort: Bürgen muß man würgen, Herr Sandel. Warum hat er's gethan, damit geprahlt, ha! ha! ha! Meine Disputation freut mich nur, wie die noch vor ihrer Exiſtenz ſcheitert. Er wär' wüſt geſchimpft worden, hab ſo recht all' meine Galle hinein gebracht.

Sandel. Doch auch ein unterthänigſt Kompliment dem [illegible]! Ei, ſo ſchlag ihn das... Muß er mich juſt da an mein link Bein ſtoßen!

Knellius. Nicht bös gemeint, kommen Sie, wir wollen die Chocolade drüben im grünen Zimmer nehmen, können gemächlich ſehn, was unten auf der Straße vorgeht. Luſtig, eh ſie kalt wird! (nimmt das Chocoladebret).

Sandel. Hört er's! Geh er zu allen Teufeln mitſammt ſeiner Chocolade! Will in ſeine Chocolade? Er Flegel! Er Eſel! (Haut an die Thüre, dreht ſich um). Hört er's, daß er mir in der Stadt nicht ſagt, hab' mit ihm Chocolade geſoffen, ſonſt ... ſonſt ...! (Hinkt mit dem Stock, ab).

Knellius (ſtellt wieder nieder). Der alte Knacker, mich ſo zu beflegeln! Der Henker! Hat's ihn vielleicht verdroſſen, daß ich ihn der Juden wegen ſo allein da ſitzen ließ? Will's gleich erfahren, wenn ich ſeiner Alten ihre runzlichten, ledernen Hände einmal küſſe. Was hab' ich denn gleich bei der Hand, ihr vorzuleſen? (Greift in alle Taſchen.) Das war eine ſchöne Gelegenheit, den Fauſt hinter den Rippen zu kitzeln; hätte den Juden gleich auf der Straße küſſen mögen, der mir ſie verſchaffte. Ha! ha! ha! Gelt, Herr Doctor! Was ihn das ärgern, grämen, grimmen muß, ſeinen Hochmuth, der den Wolken entgegenlief, niederſtreichen muß! Soll noch beſſer kommen. So lange der in Ingolſtadt exiſtirt, ſchlaf' ich nicht ruhig. Er iſt wie ein Dorn in meinen Augen bei Tag und Nacht. Wenn ich's nur dahin bringen kann, daß er jetzt feſtgeſetzt wird. Die Juden! Laß ſehen, Knellius, daß ja noch Kopf und Leute an der Hand, etwas auszuführen! Gut. Will Alles anſpannen. Aber Blitz! Da verſpät' ich mich mit Monologiren, indeſſen der alte Podagrämer mir davon ſchleicht, in der That, als hätt' er mich beleidigt. Das iſt keinen Teufel nutz, macht eine gewiſſe Lücke in der Converſation, eine gewiſſe Unbeholfenheit, die gar nicht zu meinen Planen paßt; der Kerl nimmt mich dann gleich genauer auf's Korn. Chocolade hin, Chocolade her! Muß den Augenblick nachlaufen und ihn mit ein paar närriſchen Hiſtörchen wieder herumbringen. Wenn man nie ſcherzt, iſt man nie troffen werden. Spaß iſt kein Spaß, wenn man nicht darüber lacht; Sottiſe keine Sottiſe, wenn man ſich nicht darüber ärgert. Ueberhaupt mein Principium: mit Leuten, die einem nutzen können, muß man's nicht ſo genau nehmen.

Schwamm (bedächtig), **Blaß** (kräftig), **Amſel** (eindringlich), **Ahasverus** (kommend).

Alle. Empfehlen uns, Herr Magiſter.

Knellius. Ei meine lieben, lieben, lieben Freunde, herzlich willkommen! Den Augenblick wollt' ich zu Ihnen gehen (Küßt jeden). Hab' nothwendige Sachen, zwar nicht von Wichtigkeit, aber doch ſo, ſo! Geſchwind, Geſchwind, wozu Sie mir vor Allen behilflich ſein können.

Alle. Wir ſind ihre Diener.

Knellius. Freunde, lieben, guten Freunde, ohne alle Complimente! Herr Ahasverus, Sie müſſen mein Herold in einer Sache werden.

Ahasverus. Sch—ſch—ſch—ſeh, ſeh, ge, ge, ge, Be, Be, Befehl.

Knellius. Aber eilen müſſen wir; kommen Sie, kommen Sie! Will Ihnen Alles unterwegs sagen. Noch einmal, von Herzen mir willkommen, meine Lieben! (Küßt jeden).

Blaß (der Stelzfüßige). Hat uns nur darum lieb, weil er unter uns einem ordentlichen ganzen Kerl gleich sieht. Wie er uns zusammen gebracht, den, den und den und mich . . . . Schande, wenn wir uns so untereinander ansehen.

Straße vor des Goldschmieds Hause.

Wagner. Eckius.

Eckius. Wie geht's, Wagner? Du trippelst wie ein verscheucht Huhn in den Straßen herum. Wie ist Dir?

Wagner. So so! Wie Du mit allem Witz nicht ausheckeln kannst. Mir ist wohl und nicht wohl und doch wohl. Ich wollte, Du thätest wie die Liebe und fragtest darüber nicht weiter.

Eckius. Wenn Dir meine Invitation nicht behagt, kann ich Dir nicht helfen. Wo ist denn der Doctor?

Wagner. Er zieht allein mit dem Degen unter dem Arm hin und her; scheucht Alles von sich, was ihm nahen will.

Eckius. Das ist so seine Manier, wenn ihm etwas im Hirn 'rum geht. Hat er recht geschrieen, als er die Nachricht vernahm?

Wagner. Er knirschte mit den Zähnen und lachte; stieß dann ein paar saure Worte aus und ging schnell in einen misanthropischen Humor über, worin er die Welt und seine eigne Tollheit persiflirte, indem er sich eine Spielsache der Fortuna nannte, die sich nach ihren Capricen herumhudle; einen Affen, den der Fluch in den Koch geplaudert und indessen die Eier verzehrt; einen Pfannenschlecker und so weiter. Du weißt schon, wie er's treibt, wenn einmal seine Imagination rege wird.

Eckius. Hat im Grund nicht viel zu bedeuten. Er ist keine von den hohlen Tonnen, die gleich gewaltig von innen herausschallen, wenn das Glück von außen nur im Geringsten an sie anschlägt; einer von denen, die immer voll Lieblingsideen umhergehen, ganze Jahre lang eine Idee herumtragen und sich so in ihr verweben und verhängen, ganz in ihr denken und leben, daß alles Neue, plötzlich um sie herum Entstandene, nicht so stark auf sie wirken kann; und wenn auch, doch nur momentan, weil die Seele, mit eigner Speise überladen, unter neuer Aufnahme erliegen möchte. Trinkt euch unter einander! Was man nicht mehr hat, hat man nie gehabt, und damit aus dem Sinn!

Wagner. O wenn's drauf ankäm', ich wollte Dir auch predigen und sagen, was gut ist. Aber Du weißt nicht Alles! Wenn Sagen und Thun einmal in der Welt in gleicher Uebung wären! An meinem Platz, Eckius, würdest Du vielleicht anders reden.

Eckius. Pfui! Was wär das! Siehst Du mich für eine angeflickte Lehmwand an, die der erste Sturmregen verwässert und verrüttelt? Gesunde Nerven und das Herz frei, bäumt sich's über jeden Zufall leicht hinweg. Fluchen, schelten, schreien, über eine Lumperei lärmen, das laß ich mir gelten; 'n braver Kerl kann sich wohl ärgern, auch vor Zorn und Galle eben drauf die Schwindsucht kriegen, wenn zu viel Nichtswürdigkeiten ihm über den Leib fallen und ihn drosseln. Aber das ist auch Alles; zum Wimmern wird mich nichts leicht bringen. Wein und Bier und Wasser ist mir einerlei! Wo's auf diesen Punkt ankommt . . . Bin der Jurisprudenz entrissen; aber würf' mich das Glück so, daß ich morgen Matrose werden müßte, glaubst Du, ich würde um ein Haar weniger Eckius sein? Possen! Der Faust ist in diesem Punkt noch ein ganz andrer Kerl; und Du bist ein angehauener Schacht, der noch erst der Welt zeigen muß, was für Metall in ihm wächst. Bei der ganzen Pastete dauern mich die zwei Mostler, die des Goldschmieds Mädel über diese Begebenheit zu Bärenhäutern gemacht; waren keine übeln Leute!

Wagner. Du peinigst mich! Des Goldschmieds Töchter? Sie? Vielmehr haben die niederträchtigsten Schufte den Vater verführt, die Mädchen zu erhalten; ganz gewiß! Ich kenn' auch seinen Eigennutz; aber so weit hätt' er's gewiß nie ohne andre Verstärkung gewagt. Und wer konnte die geben? Minchen, die engelhafte Seele würde allein widerstanden haben, würde mit ihren Thränen sogleich den Entschluß ihres Vaters zu Boden gelegt haben, hätte sie nur im Mindesten Gewalt und Betrug geahnet. Und Du vergehst nicht darüber, sie so etwas fähig zu halten? Den Engel! Wirf Feuer auf den Altar, reiß Kirch und Kloster nieder: Du thust verzeihlichere Sünde, als in der Gewalt so harter Beschuldigung der reinsten Unschuld.

Eckius. Viel brav, Wagner; aber wenn Dir einmal der Bart einen Zoll hinauf in die Backen gewachsen, wirst Du mehr erfahren und vermuthlich über diesen Punkt etwas anders denken gelernt haben. Mir ist die weibliche Natur eine hohe respectable Natur: honny soit qui mal y pense; aber auch eine sehr wandelbare Natur, über die der behendeste schlaueste Schelm sich verliebt im Lieben und Geliebtwerden, Hoffen und Verlangen. Sie liebt und macht und schüttet jeglich Alles nach ihrem eigenen Rechte. Die

Mädchen und Buben ſind gar luſtige Dinger unter der Sonne. Narr, es hat mich ein wenig ſtutzig gemacht, wenn ich wohlbemittelte und reich beerbte Jünglinge geſehen, die Wunders hoch in der Rechnung bei ihren Liebchen zu ſtehen glaubten und am Ende doch nichts anders als nur die Bräme auf ihren Mänteln waren, wofür ſie auch galten. Adieu, lieber Junge, hör' dort eben ein paar Degen an einander wetzen. Nu, kommſt Du dieſen Abend zum Eſſen auf meine Stube?

Wagner. Zum Nachtiſchen ſchwerlich, aber noch immer zeitig genug, ein paar Worte mit Euch zu plaudern.

Eckius. Bedenke, was ich geſagt. Ich, Herz und Kölbel reiſen bald von hier nach Straßburg zurück; wenn Du dort mit unter uns leben willſt, biſt Du Patron. (Ab).

Wagner. Alles untereinander! Ja, wer das ganz ins Reine bringen könnte! Das Hirn fällt mir faſt zum Kopf heraus. Fauſt! Fauſt! An deiner Stelle, ich wüßte nicht, was ich thät', wüßte, nicht wo es mit mir hinkäm'; und wie ich dich kenne, ich fürchte mehr für dich in dieſer Lage, als alle deine übrigen Freunde wähnen. Deine armen guten Anverwandten, denen du einen Theil der reichen Erbſchaft noch ſchuldig biſt! Und nun du ſelbſt Alles verloren, zugleich mit verloren, was ihnen gehört! Ihr Eigenthum, nicht deines! Es iſt nicht zu ertragen. Wie ſie ſich deiner Redlichkeit freuten (zieht ein Papier heraus), wie ſchrieben: unſer Vetter Johann, ſegne ihn Gott für ſeine Redlichkeit! Wir alle danken ihm und wollen mit Erſtem einen Vertrauten zu ihm hinauf ſchicken, der das, was er für unſer erkannt, in aller Namen empfangen ſoll; es kommt uns ſehr zu gut. — Die Thränen kommen mir in die Augen. Und jetzt, wenn ſie's erfahren: Einer iſt ſchon auf dem Weg hierher in ihrem Namen Alles zu empfangen und abzuholen. Mir ſchaudert die Haut! Was man nur ſagen kann und ſoll! Will mit Fleiß immer hierum auf und abgehen; dort im Ochſen kehren gewöhnlich die von Sennenweiler ein; ob ich den Abgeſchickten nicht antreffe und ihn wenigſtens abhalte, daß er nicht in dieſer Lage dem Fauſt über den Hals falle. Gut ſchwätzen und ſich mit Philoſophie und Vernunft durchhelfen; aber wer in der Klemme ſteckt, weiß immer am beſten, wie's thut.

Marktplatz.

Fauſt (den Degen unterm Arm), Kölbel.

Fauſt. Immer den Buben zu ſpielen, mit giftiger Zunge über die Sterne zu ſtechen, unter denen man geboren ward, jeder gemeine Schurke hat das zum Auswurf! Hohn und Spott iſt unſerer Seele Nacht und [illegible]. Aber ſo weit iſt's auch noch nicht mit mir gekommen, daß ich das fürchten müßte. Es lebt etwas in mir, das über alle Erniedrigung erhaben iſt.

Kölbel. Lieber Doctor!

Fauſt. Ich ſeh' es in Gedanken, und haſche darnach . . .

Kölbel. Hörſt Du! Bruder Fauſt!

Fauſt. Ob ich's wage! Der große kühne Gedanke, der über mir ſchwebt: zu weit erhaben über kleine Köpfe! Der Athem verläßt mich in freier Luft. Ha! Biſt Du da? Wie geht's, Kölbel?

Kölbel. Ohne ferneren Eingang, Bruder, noch weitläufige Erklärung über das, was zu Dir geſchloſſen: ich komm' hieher, Dich zum Nachtiſchen einzuladen. Eckius und ich, wir ſuchen Dich ſchon eine gute halbe Stunde. Beliebt's?

Fauſt. Dank euch! Aber haltet mir's zu Liebe, ich bin heute nicht ſonderlich dazu aufgeräumt.

Kölbel. Hätteſt herrlichen Spaß haben können! Zwei Mädel von Straßburg ſind hier angekommen; alte gute Bekanntſchaft von mir, mit einem Knaſterbart von Onkel, der den Argus über ſie macht. Das Ding war Anfangs durchaus übel, man konnte vor dem Alten kein Wörtchen an Mann bringen; immer hatte ihn das Wetter dazwiſchen. Eine allein auf Seite zu bringen, daran war nun gar nicht zu gedenken, und ob er gleich ein großer Liebhaber von Zeitungsneuigkeiten war und ich Brocken genug mitbrachte, die ſich einander faſt die Lunge abzogen, den Ketzer immer aufmerkſamer zu erhalten, half's doch nichts; ſah er, daß ich Eine oder die Andere nur mit der Hand berührte: gleich dazwiſchen geſchnüffelt, ei, ei, ei, was gibts denn da? Und machte dabei ein Geſicht, wie eine Papierſcheere, die man auf und zu macht, indem Naſe und Bart, beide gleicher Länge, einander beſtändig küßten, wenn er ſo was über's Zahnfleiſch wegraſpelte. Endlich half uns Herz aus; der Gauch verkleidete ſich heut früh, legte die Kleider ſeiner Hausfrau, der dicken Schneiderin an, rieb ſeinen blauen Bart mit Röthel und Bleiweiß, daß es ein Gräuel war; ich macht' ihn dort als eine Bekanntſchaft von mir unter dem Namen der Frau Senatorin von Wien und ſeinen zwei jungen Bäschen vorführen, und da hätteſt Du den Teufel nur ſehen ſollen, wie er das ſo meiſterlich in einander gemacht! O es war zum Berſten! Der Burſch iſt zum größten Komödianten geboren. Kurzum, er wußte den ſo zu ſtreicheln und einzuſchmeicheln, am Gewiſſenganz wurde vorgeſchlagen. Herz hing ſich in des Dukels Arm und zog ihn mit ſich voran, ich mit den Mädel hinten drein und huſch in ein Nebengäßchen hinein, eh der ſich's verſah! Nun ſitzen ſie auf meiner Stube und mein Handwerk, der alte Podogrämer Gantel, der ſich mit ſeinem Weib des Magiſter Krullius wegen brouillirt hat, hält ſie für meine zwei Bäschen. Ich ſuchte gleich, um Dich bei dem Spaß zu haben; ſind zwei munter ſtrale Mädel. Komm mit! Hörſt? Wie? Was? Er hört nicht auf mich? Was fehlt dem? Davon mit dem Geiſt! Sieht umher wie einer der im Schlaf umgeht. Was murmelt er zwiſchen den Lippen? Fauſt!

Fauſt (vor ſich). Schande wär's, abzuſtehen! Gefährliches Unternehmen! Und doch Schande! Was iſt's, das meine Gedanken ſo zuſammenfaßt und immer nach dieſer Ausſicht hindreht, wo alle Gaben des Glücks vor meinen Füßen hingeſtreut da liegen? Meine Seele ſchaudert auf und ahnet irgend ein gefährlich Weſen umher, das ſie fangen will: der Inſtinkt der Taube, die den Marder am Schlag ſpürt. Dieß Beben und Klopfen, es geht um mich herum und herum, dorthin und dorthin will's immer mit mir. Was es auch iſt, ich will ihm folgen. Ha dieſe goldnen Träume, die um mich her wandeln und ſich in mein Inneres hineinſpiegeln, ſind zu lieblich im Anſchauen, zu ſchmerzlich wieder zu verlaſſen, wenn man ſie einmal geſehen. Warum zag' ich denn? Weg! Ein andermal mehr darüber. Für jetzt, was iſt gleich zu thun? Hin iſt hin; und ich habe auch ſchon den Dumpf von Verluſt vergeſſen. Vielleicht wollt' es Schickſal ſo; ſie mußten ſich auf meinen Käſten vom Untergang retten, ich war der Mäkler, ſie wieder mit dem Glück auszuſöhnen und mir iſt die Anwartſchaft auf eine erhabene Stelle verliehen. — Nur das Einzige, es greift mir in die Seele: was werd' ich meinen armen Verwandten jetzt geben? Ihre Hoffnungen ſo hintergangen; es iſt zu arg! Doppelt, doppelt, mir anvertrautes Gut ſo unachtſam zu verſchleudern! (Zieht einen Beutel unterm Mantel hervor). Mir fällt etwas ein, ja, ja! Muß erſt Alles verſuchen; über dem Geſchmack verliert man endlich alle Activität. Das will ich! Gewinn' ich nur ſo viel wieder, zum Theil die auf ſo lange zu befriedigen, bis ich dorthin näher komme; dann wär' ich ein Weilchen ruhig. Dieß mein ganzer Reſt.

Kölbel. Nun, ich will doch ſehen, wann er wieder zu ſich ſelbſt kommt. — Jetzt athmet er leichter und blickt geſcheuter umher. Iſt er vielleicht nicht wohl? Was er mit dem Beutel in der Hand will?

Fauſt (vor ſich) Zu wenig und zu viel in meiner jetzigen Stellung! Gut denn. Draußen vor der Stadt verſammelt ſich gegen das öffentliche Verbot in ihrem finſtern verfallenen Thurme, wo Eulen und Geſpenſter bei Nachtzeit herbergen, heimlich eine Geſellſchaft Spieler; vermummt und maskirt ſchleichen zu ihnen nur Leute, die mißvergnügt mit Gott und Welt, oder junge Waghälſe oder andre mit Elend Beladene, am Rande des Verderbens Schwindelnde, dort Troſt und Hülfe gegen das Unglück zu ſuchen, das ſie auf allen Wegen hetzt; die, wenn ſie das Letzte hier gewagt, hernach auch mit Recht ſich der Verzweiflung ganz in die Arme werfen dürfen. Dieſe Geſellſchaft will ich heute vermehren; gewinn' ich nur ſoviel, meine Verwandten zu befriedigen, wohlan, ſo iſt mir wieder eine Weile wohl. Will ſehen, wie es geht; verlier' ich, immer hin! Mir bleibt am Ende doch noch mein letzt Gefängniß. Wie, Bruder Kölbel, noch hier? Ich dachte, du wärſt ſchon weiter.

Kölbel. Du warſt in tiefem Nachdenken begriffen, Bruder . . .

Fauſt. Ach ja! Es fiel mir etwas aus den vorigen Zeiten ein. Die Zukunft und die Vergangenheit ſind es immer, wonach wir Menſchen unſre meiſten Blicke wenden; wir ſehn uns oft größer in der ſchmeichelnden Zukunft und müſſen, um wieder die richtige Proportion zu treffen, die Vergangenheit zu Hülfe nehmen, die dann den wahren Spiegel vorhält und was weiß't, was wir werden können, indem ſie zeigt, was wir waren. Wie, ſagteſt Du mir nicht vorhin noch was Anderes?

Kölbel. Ich ſprach viel, du merkteſt aber nicht darauf.

Fauſt. Bin in einem wunderlichen Humor heute. Mir iſt nicht wohl; doch das wird ſchon wieder vergehn. Leb' wohl, Bruder! Grüß' mir deine Kameraden, ich habe nothwendig an einem Ort zu gehn. ([illegible]).

Aus den Menſchenfreuden *).

Von C. F. [illegible].

Das wünſcht' ich, daß ich ſo das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem Male hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehme Schilderung, gewaltiger Gebirge, und bewegſamen Meeres, vormalen würde? Denke des nicht! Wend' euch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt auch feierlich wonnevolle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweret; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſo iſt's auch wieder überwunden.

---

*) Menſchenfreuden, aus meinem Garten von J. [illegible] und Leipzig, [illegible].

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von ſich, und ſeinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren ließe; Ich kann's nicht ſagen, ob es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können, obs wahr ſei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe, hinter Dinge zu kommen, welche natürlich ſein ſollen. So viel weiß ich aber mit Gewißheit und aus Erfahrung, daß die Vorſtellungen, welche der Menſch von Kindheit an in Anſehung der Gewitter empfängt, bei Feſtſetzung ſeiner Denkungsart über ſie das mehreſte thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren geſehen, welche ſchon beim Anblick eines Wetterſtrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz ſuchten, und ſich mit einem Geſchrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hauſe. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle geweſen wäre, unter denſelbigen Umſtänden eben ſo würde gehandelt haben, als ſie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, ſo bald ein einziges derſelben aufſtieg, um ſie her gemacht wurden, das Zuſchrauben der Fenſterladen, das ſorgfältige Verſchließen aller Thüren, das angſtvolle Zuſammenlaufen der Leute im Hauſe, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geſchwiſter, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf ſie keine andere Wirkung haben, als ſie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf deſſen Bewegungen ich bei jedesmaligen Aufſteigen eines Wetters die genaueſte Aufmerkſamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er ſieht den Himmel in ſeiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er ſich herzlich, und ſpricht: Papa, das war ſchön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrifft, ſo iſt er mit ſich ſelbſt nicht darüber einig, wozu er ihn machen ſolle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutſche gefahren, bald denkt er, es ſei ein Schuß, und greift geſchwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit ſchießen; bald hält ers für Trommelſchlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahret, daß er keine falſche Vorſtellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, ſo bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er ſich ſelbſt davon macht, will ich, wenns Zeit ſein wird, ſchon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menſchen bildet, ſie für Gewitterfurcht ſorgfältig zu bewahren! So würden ſie einſt den Vortheil davon haben, daß ihnen der größte Theil des Sommers unruhloſer, freudenvoller wäre; da ſie im Gegentheil, wenn ſie einmal Vorurtheile darüber eingeſogen, und dieſe ſich feſtgeſetzt haben, oft durch die vernünftigſten Vorſtellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür ſich nicht losreißen können.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da in einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüſtung und Zerſtörung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für ſelbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man ſich darauf legte, über dieſen Punkt oft vernünftig mit ſich ſelbſt zu raiſonniren, ſo würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt iſt nun einmal von der Art, daß die möglichſte Vollkommenheit des Ganzen da ſein, und erhalten werden ſoll. Allein, dieſe Vollkommenheit des Ganzen verſpricht keineswegs ähnliche Vollkommenheit jedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erſcheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Laſſet uns alſo annehmen, daß Gewitter, ſo, wie jedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüſtung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, ſo iſts doch offenbar, daß das Ganze derſelben unausſprechlich dabei gewinne. Willſt du's nicht glauben, Freund, ſo geh Tags darauf nach'm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und ſieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während deſſelben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und ſtell dir vor, daß dieſer Balſam, den du jetzt einathmeſt, nicht über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Blitz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müßte alſo gleichſam als ein Märtyrer fürs Ganze betrachtet werden; man müßte ſeine Niederlage als ein Opfer anſehen, ohne welches eine weit größere Aufopferung würde haben vor ſich gehen müſſen. — Es giebt Gemüther, für welche dieſe Betrachtung allein ſchon Beruhigung genug ſein kann, weil ſie einſehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch ſie nicht abgeändert werden könne, ſie mit ihr zufrieden ſein müſſen, und daß ſelbige, ſo, wie ſie einmal iſt, auch weiſe und gut genug iſt.

Aber laßt uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da ſtiften, einmal nicht als Gewinn fürs Ganze, ſondern als wirklichen Verluſt für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, biſt du beſtimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: ſo wartet auf dich entweder Verluſt deines Vermögens, oder deines Lebens ſelbſt zugleich. Ich geſtehe, aller ſeiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, beſonders, wenn man Jahre lang daran geſammlet hätte, müßt' eine traurige Situation im Leben ſein. Philoſophiſche Seelen müſſen aber auch dann in dem Bewußtſein noch Troſt finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und ſollt' es nicht in den Händen der Fürſten ſein, ihre Unterthanen auch von dieſer Seite zu beruhigen, wenn ſie ein- für allemal feſtſetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterſtrahl abbrennte, alle ſeine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, jeder pro rata, dazu zuſammentragen müßten, daß dem Unglücklichen ſein verlornes Vermögen bei Heller und Pfennig erſetzt würde? Wahrſcheinlicherweiſe würden ſie ſich alle dazu bereit finden laſſen, weil jeden von ihnen das armmachende Schickſal treffen kann; und ſollten Widriggeſinnte ſich dagegen ſetzen, ſo könnte ihnen angedeutet werden, die für einander ſorgende Geſellſchaft zu verlaſſen, und ſich Häuſer an einſamen Oertern zu bauen, damit ſie, wenn ſie ja abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer ſetzten. Tröſte dich aber, Bruder, der Wetterſtrahl ſelbſt, und du fändeſt in ſeinem Schwefeldampf den Tod, was fragſt du nach dem Brande, welcher dein Haus einäſchert? Fürs Haus ſorgt man allenfalls, ſo lange man darinn wohnt. Der Verluſt deines Lebens ſcheint dir jetzt ſchrecklich, wenn du ihn dir denkſt, nach dem Augenblick des Strahls aber ſchmerzt er nicht weiter. Und allen iſt die Gewißheit unſers Abgangs bekannt, nur ſeine Stunde kennen wir nicht. Müſſen wir doch glauben, daß die, welche es einmal ſein ſoll, dazu die ſchicklichſte ſei. Geſchöpfen, welche abgehen müſſen, kann gleich viel ſein, ob ſie heute oder morgen gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf ſchnell erſchallt, gewinnen ſie mehr, als ſie verlieren, und vielleicht iſt der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der ſanfteſte. Ob ſie erſt anfangen, zu kranken, ſich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, ſich mit dem Anblick derer, welche ſie verlaſſen ſollen, noch lange quälen, oder, ob ſie mitten im ſchnellſten Lauf ſinken, verkürzte Angſt haben, und den Ihrigen aus den Augen geriſſen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn ſie vorſichtig genug geweſen wären. Wenn es einmal Thiere giebt, deren Geſellſchaft beim Wetter uns gefährlich iſt, warum entfernen wir ſie nicht alsdann von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Bäume, nicht ſicher ſind, warum nehmen wir zu ihnen unſere Zuflucht? warum ſetzen wir uns nicht lieber dem durchdringendſten Regen aus, und halten die Näſſe, welche er über uns her leitet, für ein Präſervativ wider's mögliche Unglück? — Vielleicht ſteht's in den Händen der Menſchen, die, dem Anſehen nach, fürchterlichſte Erſcheinung in der Natur eben ſo unſchädlich für ſich zu machen, als ihre lächerlichen und entzückenden. Beiſpiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem erfindenden Geiſte der Menſchheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil ſiegen werde. Wär' ich Fürſt, oder König, ſo brächt' ich auf meinem Reſidenzſchloſſe, auf allen meinen Luſt- und Jagdſchlöſſern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häuſern, die Ableiter zuerſt an, und machte mir von der Nachahmungsſucht meiner Unterthanen die Hoffnung, daß ſie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen iſt man ſchon weiter in der Sache, und hat davon den erwünſchteſten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einſicht und Anſehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernſt und Muth angriffen. Ich kenne einen ſiebzigjährigen Prediger auf'm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über dieſe Wohlthat, welche man dem Menſchengeſchlechte erweiſen könnte. „Bewahre Gott, ſagt' er, Herr [illegible], wie reden [illegible] Sie! Wollen Sie unſerm Herrgott in ſeinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich ſein?“ Ich hatte Mitleiden mit der [illegible] übelangebrachten Perük des Alten; aber alle meine Demonſtrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am ſelbigen Tage ſich hatte eine Ader öffnen laſſen. „Herr Pfarrer, ſagt' ich ihm, warum haben Sie heute ſo ſchnell zur Ader gelaſſen?“ Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchſt nöthig, mein Arzt ſagte mir, daß mich der Schlag auf den Fuß verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlaß Gott in ſeinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenſtand unſeres Geſprächs ziehen konnte, und fing von etwas andern an zu reden. — Mit ſolchen Vorſtellungen hab' ich mich den größten Theil meines Lebens hindurch beſchäftigt, und damit iſt mirs gelungen, das raſſelndſte Donnerwetter für mich zur Menſchenfreude umzuſchaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht' ich, Gewitterſtunde iſt nicht mehr weit. Ich ſtand auf, ſah mich um, und erblickte in Südoſt einige Gewitterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerkſamkeit. Nach einer halben Stunde erſchien ſchon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir ſeine Annäherung. Die Sonne brannte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und ſchienen nach Erquickung zu ſchmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der helle, blaue Himmel, weiter hin gekräuſelte, lichthelle Wolken, welche ſich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter ſelbigem ein dicker, ſchwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in ſich aufgenommen zu haben ſchien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrapp machten, eilten zur Sonne her, und verbargen ſie. Noch war Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauſchte, und das Gewitter ſchwebte ſchon über meinem Haupt. Einige ſchmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, ſo zu ſehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauſchte er ſtark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächſe, weil ſie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden dieſe weicher und zarter, und das Geräuſch verlor ſich merklich. Der Donner ſchallte ſchon weiter entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinſten Brennneſſelſtange hatte Alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im ſtärkſten Platzregen ſah ich bereits den äußerſten Rand des Horizonts ſich wieder erheitern, und ein mildes Blau umdrängte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! Jede Minute veränderte ſich die Himmelsfarbe. Bald trennte ſich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige kettenweiſe Stücke. Bald zogen die Wolken weiter an einander, und ſchienen gelb. Bald fingen ſie von der Nachbarſchaft der Sonne an, zu röthen; bald ließen ſie hier und da ſchon einige blaue Räume über mir ſehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und ſtrahlte ihren glückwünſchenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenſchein den Glanz des Kryſtalls. Im Nordoſten ſchwebte nun das überzogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen daſſelbe ſchien, ſchwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es ſah aus, wie das Gewand der Nacht. Ueber mir war der Himmel ſo rein und ſo blau, als er den ganzen Tag über nicht geweſen war. Die Dünſte waren zerſtreut, die Atmoſphäre war reiner, und ein ſanfter Weſtwind ſchüttelte den aufgehaltenen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues friſches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich ſchon auf den folgenden Morgen, um zu ſehen, wie alles gewachſen, wie alles neu gepflanzt zu ſein ſcheinen würde. Ich ſtand da, ſchaute mich um zwiſchen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaubt, daß man beim Bewußtſein der Tugend in allen ihren Auftritten, und ſelbſt auch die äußerlich furchtbarſten ſein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, ſoll' auch einmal den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grauſen beiwohnen werden. Im Schooße der Natur bildet ſich Güte des Herzens, und haben wir die, ſo beben wir auch im Weltgericht nicht. — —

D. Junker und der Deſerteur*).

Von A. G. Meißner.

Eine wahre Geſchichte, nebſt einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienſtvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrſamkeit, ſein Herz Gefühl; mit Beifall bekleidete er ſchon eine geraume Zeit den Lehrſtuhl der Zergliederungskunſt.

Einſt wurden an ihn die Leichname von zwei Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Beſatzung; ſie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit Mehreren gemacht, von der Wache aus durchgegangen, waren ertappt und nach den Kriegsgeſetzen beſtraft worden. Junker ließ dieſe Unglücklichen, wahrſcheinlich mit heimlichem Mitleiden, auf den Zergliederungsſaal bringen; dort ſollten ſie des andern Morgens zum augenſcheinlichen Unterricht gebraucht werden.

---

*) Aus A. G. Meißner's „Skizzen“ (Leipz. 1784.)

Dieſer anatomiſche Saal ſtieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Profeſſor noch ruhig an ſeinem Schreibtiſche ſaß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöſe. In der Beſorgniß, daß vielleicht Katzen über ſeine Leichname gekommen ſein dürften, ſonſt von jeder andern abergläubiſchen Vermuthung frei, ſtand er auf, um ſelbſt nachzuſehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hineintrat, ſtaunt' er ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken ſollte, ganz zerriſſen fand; ſtaunte noch mehr, als er daſſelbe aufhob, und einen dieſer Körper vermißte. Die Fenſter waren zu, die Thüren verſchloſſen; ein Diebſtahl ſchien weder wahrſcheinlich noch möglich zu ſein. Junker blickte im Saal umher, und ein ſeiner Menſchheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz geduckt und hineingeſchmiegt erblickte. Unter hundert Perſonen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davon gelaufen; doch Junker ging näher, und fand ſeine Muthmaßung gegründet. Dieſer Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erſtes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte ſowohl als der Todesangſt bat er ihn um Stillſchweigen und Erbarmen; bat, ihn, der einer allzuharten Strafe wunderbar entkommen ſei, nun auch dieſes Leben zu friſten. Natürlich, daß dieſer Anblick, dieſer Ton und dieſe Bitte den menſchenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er ſeinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn ſei, und was er eigentlich geſündigt habe? — „Er ſei, war die Antwort, ein Ausländer. Im Rauſche einer unvorſichtigen Minute hab' er ſich anwerben laſſen; habe ſich zweimal vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten verſucht. Auch dann würd' er wahrſcheinlich mit Spießruthen nur beſtraft worden ſein; wär' er nicht, nebſt noch einem Unglücksgefährten, für die Häupter eines ganzen Komplotts angeſehen worden.

Daß dieſem Armen geholfen werden müſſe — darüber war Junkers Mitleid längſt bei ſich ſelbſt einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas ſpäter, ein; er gab dem Nackenden einen ſeiner eignen Kleider, und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen ſie an ein Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in der Vorſtadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anſtand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren ſie draußen, ſo wollte dieſer Letztere nochmals das Knie ſeines Retters umfaſſen, bekam aber von Junkern nebſt einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, ſich keinen Augenblick zu verſpäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtſein einer guten Handlung kürzte — kam Dr. Junker wieder ans Thor; daß jetzt ſein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit Niemandem auf; etwas ſchwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächſten Morgen ſeinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verſtecken. Keinem Menſchen ſagt' er ein Wort von der ganzen Geſchichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geſchäfte nach Holland. In Amſterdam ging er unter andern auch verſchiedenemal auf die Börſe. Hier in dieſem Gewimmel von Menſchen nahte ſich ihm ein Mann von mittlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich drauf von demjenigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, ſeinem Kredit nach einer der redlichſten und reichſten Kaufleute in ganz Holland. Aeußerſt höflich nannte er ſofort Junkern bei ſeinem Namen, kannte — was an einem Amſterdamer Kaufmann etwas Seltnes war — die Schriften des deutſchen Gelehrten, und lud ihn endlich, ſo verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte ſich freilich über dieſe Bekanntſchaft und Einladung, nahm aber die letztere an, fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand ſich unter dieſen Menſchen vollkommen wohl. Nach Tiſche ward er im ganzen Hauſe herumgeführt; Wohlſtand, Reinigkeit und Reichthum zeigten ſich überall. Endlich führt' ihn ſein Wirth auch in ſein Schreibkabinet, und fragte ihn, als ſie ſich hier beide ganz allein befanden: ob er ſich ſeiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie ſehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, ſo werd' ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebensrettung, und alſo auch alles, was ich hier bin und beſitze, zu verdanken habe! Entſinnen Sie ſich nicht jenes Deſerteurs, der einſt in Ihrer Behauſung vom Tode wieder erwachte; den Sie ſo menſchenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beſchenkten? Der — der bin ich!“

Junker ſtaunte nicht wenig. Dieſer Glückswechſel ſchien ihm zu unglaublich groß. Doch ſein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen, wie er ſich mühſelig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußiſchen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amſterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier ſein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch ſeine günſtige Geſichtsbildung in die Dienſte eines der reichſten Kaufleute gebracht; wie er ſich allmählig das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in ſeiner Schreibſtube und endlich die Liebe ſeiner jetzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt; wie dieſe letztere von vielen Freiwerbern geſucht, alle ausgeſchlagen, und als der Vater ernſtlich in ſie gedrungen, ſich erklärt habe: Dieſen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen ſich geſträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegerſohn angenommen und bald darauf als ſeinen einzigen Erben hinterlaſſen habe, wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Ueberfluß führe, oft ſchon ſeinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Ueberreſt der Furcht, weil die Hände der Könige ſo weit reichen, zurückgehalten worden ſei.

Nun war allzuviel Wahrſcheinlichkeit, ja ſichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln ſollen. Innigſt freut' er ſich vielmehr über den guten Ausſchlag jener That. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was ſein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amſterdam verzog, mußt' er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein paar Tagen wieder heim rufen, drang ihm ſein Wirth noch einige Geſchenke von beträchtlichem Werthe auf.

* * *

Auf — ich glaube, ſagen zu können — unbezweifelten Zeugniſſen beruht die Wahrheit der vorſtehenden Geſchichte. Junker, der ſie in den letzten Jahren ſeines Lebens mehreren von ſeinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbeſcholtenſter Redlichkeit, in ſeinen Worten von allem dem, was einer Erdichtung oder Prahlerei nur nahe kam, weit entfernt. — Um deſto ſonderbarer ſcheint mir die Aehnlichkeit zu ſein, die, in Anſehung der Entwicklung, zwiſchen ihr und einer andern herrſcht, die ſich im vorigen Jahrhundert ſchon in Frankreich zugetragen haben ſoll und die ich der Vergleichung wegen hier beifügen will. — Auch ſie trägt den Stempel der Wahrſcheinlichkeit (wenigſtens!) an ſich; und iſt zugleich ein Beiſpiel mehr, wie ſehr ſich die Begebenheiten unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, Zeiten und Vorträgen gleichen können.

Pater Raphael, Geiſtlicher zu C., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tags auf's Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Burſche von kaum zwei oder dreiundzwanzig Jahren, gar nicht übler Geſichtsbildung, verführt durch böſe Geſellſchaft. Er hatte alles rein herausgeſtanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor Hinrichtung geſchieht, abgenommen worden, und da man im Gefängniſſe keinen bequemen Platz hatte, ſo verſchloß man den Geiſtlichen und den armen Sünder in einer kleinen Kapelle, die am Ende des Dorfes, abgeſondert von den übrigen Gebäuden, ſtand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Oeffnung in der Mitte erhielt.

Der Seelenarzt ſchritt hier ſogleich zu einer ernſten Bußermahnung, machte ſolche ſo ſchön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — drauf Acht gab. Da er der Geſtalt, dem Alter und dem freimüthigen Geſtändniß nach, auf keinen verſtockten Böſewicht geſtoßen zu ſein beſorgte, ſo wunderte er ſich über dieſe Unachtſamkeit, ſchrieb ſie auf Rechnung eines natürlichen Leichtſinns, ſtrafte aber auch dieſen ernſtlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja ſparſam und gut umzugehn.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, „allerdings, Hochwürdiger Vater, möcht ich das gern thun. Auch ſind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an meiner Stelle Ew. Hochwürden ſelbſt auch auf die ſchönſten Gebete [illegible] achten würden, — daran zweifl' ich doch. Das nicht gerechnet, welche verdammt häßliche Empfindung es iſt, zu wiſſen, daß einem in wenigen Stunden bei geſundem Leibe das Genick gebrochen werden ſoll, ſo drängt ſich auch noch ein Gedanke bei mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt.“

So! und der iſt?

„Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ew. Hochwürden nur Luſt hätten, mir das Leben zu friſten.“

Ich? Ich? — Wie meinſt du das?

„Sehn Sie nicht hier die Oeffnung an der Decke?“

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch iſt ſie freilich, das giebt der Augenſchein. Doch wenn man gerade unter ſolche jenen Altar ſetzte, auf den Altar dieſen Stuhl, — wenn auf den Stuhl Ew. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf ihre Achſel zu ſteigen erlaubten, ſo würd' ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen.“

Und wenn du dann oben wärſt?

„O dann wär' ich wahrſcheinlich ſo gut ſchon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Geſimſe; ein Sprung fünf oder ſechs Ellen herab iſt für einen Menſchen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht giebt, hoff' ich. Die Kapelle ſteht einzeln; ein Wald iſt nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, ſo weit mich meine Füße tragen, weiß ich.“

Der arme Sünder machte hier eine Pauſe. Der Prieſter, indem er ſich dieſe abenteuerliche Leiter und den Plan des Ganzen ſtillſchweigend überdachte, konnte ſich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, zwang ſich aber ſofort wieder, und entgegnete:

„Vortrefflich! Und dazu ſollt' ich helfen? Sollte mit meiner eigenen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand ſetzen, Böſes zu thun? Alle Räubereien, die du künftig begingeſt — —“

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich begehe ſicher keine mehr! Was Sterben nach ſich zieht, weiß ich nun. Zu nahe iſt mir diesmal der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen ſollte, ſo viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühſam nähren. Helfen Sie mir nur dieſes einzige Mal davon!“

Noch ein paar Augenblicke ließ ſich der Pater bitten; noch ein paar Schwüre ernſtlicher Lebensbeſſerung ließ er den Gefangenen thun, und dann, im Herzen längſt erweicht, that er, was jener begehrte, half den Altar herbeiſchieben, ſetzte ſelbſt den Stuhl darauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freilich koſtete es dem armen Sünder Mühe genug, ſich empor zu heben, aber was ſetzt Todesangſt nicht durch? Als er nun zur Oeffnung hinausgekrochen war, als der horchende Pater erſt den Sprung, dann aber kein Geſchrei oder Geräuſch weiter vernahm, bracht' er gemächlich Altar und Seſſel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwei Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtsperſonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, ſein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erſchienen, den Verbrecher abzuholen. Der Erſtere klopfte an die Thüre. Der Geiſtliche erwiederte dort durch den Gegenruf: daß er ſich ſchon längſt nach Erlöſung ſehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Kapelle; noch verwunderungsvoller ſah man in ihr den Pater ganz allein ſitzen. „Wo der Gefangene ſei?“ war, ſehr natürlich, die erſte Frage.

„Dieſer Gefangene,“ erwiederte der Geiſtliche ganz gelaſſen, „war entweder ein Engel oder Teufel; ein Menſch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm noch möglichſten Kräften ins Gewiſſen ſprach, hob er ſich plötzlich empor und fuhr zu jener Oeffnung oben heraus. Starr vor Entſetzen ſah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervorzubringen vermocht' ich. Erſt als ihr anpochtet, erhielt ich die Kraft mich zu regen wieder.“

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verſtand gelitten habe; da aber doch zugleich der Verbrecher unwiederbringlich verſchwunden war, ſo wußte man wirklich nicht: ſollte man auf ein Wunder oder auf eine Betrügerei muthmaßen. Mehrere Landleute ſammelten ſich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ ſich eine Spur des Verſchwundenen auffinden. Der Scharfrichter, der am meiſten bei dieſem Vorfall einbüßte, war gleich anfangs nach den Gerichtsperſonen gelaufen. Sie ſtellten ſich ein. Der Geiſtliche wiederholte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu: daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüter eines Gefangenen zu machen, daß er aber feſt überzeugt wäre, dieſer angebliche Verbrecher müſſe ſchuldlos geweſen ſein. Er ſchwur feierlich, daß der Inquiſit zu jener Dachöffnung heraus geflogen wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth auf Zauberei. Der Pater gab ſich keine Mühe, ihn zu widerlegen. Acht Tage lang ſprach man in der ganzen Provinz davon. Länger ſprach man damals aber nichts in Frankreich.

Nach ungefähr fünfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reiſe nach Languedoc und gerade zur Winterszeit vor. Die Börſe des geiſtlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menſchen in ihren Wagen nahmen, ſo ging er zu Fuße. Vorzüglich oft traf ihn dieſes Loos in Guienne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald ſeinen Pfad fortſetzen wollte, hatt' er das Unglück vom rechten Wege abzuirren. Faſt den ganzen Nachmittag bracht' er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen ſuchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich ſah er von weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächſten Wege auf Cahors zu.

„Da ſind Sie, Hochwürdiger Herr,“ war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerkſam betrachtet hatte, „gewaltig weit abgewichen! Auch der nächſte Fußſteig braucht fünf Stunden Zeit, und iſt ohne Wegweiſer kaum zu treffen. An Ihrer Stelle dächt' ich für heute auf eine Herberge, und morgen erſt auf eine weitere Reiſe denken.“

Ganz gut! Aber wo find' ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bei mir! Ich bin der Beſitzer eines kleinen Meierhofes, kaum eine Viertelſtunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieſer Baum vollends ſtürzt, ſo nehm' ich Sie mit, und Sie werden bei mir zwar kein prächtiges, doch ziemlich gutes Nachtlager finden, ſollen auch morgen ein Pferd und einen Boten bis Gahers erhalten.“

Das war ein trefflicher Vorſchlag, den ſich P. Raphael nicht zweimal thun ließ, denn er fühlte ſich herzlich müde und hungrig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baumes eilte, ſo viel er nur konnte, bald fertig war und ſich dann auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meierhof; ein junges, hübſches Weib ſchien an der Hofthür ſchon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinterdrein hüpfte, entgegen. Auch den Geiſtlichen, der ihr als ein Gaſt bis morgen früh angemeldet wurde, empfing ſie freundlich. Nachdem ſie ſich im Zimmer — das für eine Landwohnung recht ſauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer ſein Weib bei Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und ſprach mit einer gewiſſen frohen Haſtigkeit: „Nein, Margarethe, ich irre mich nicht. Er iſt es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemaligen Schutzengels umfaſſen!“ — Sie thaten es. Der Pater ſtutzte nicht wenig. Was dieſen beiden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte ſie aufheben, wollte fragen: was ſie begehrten, als ſein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, ſehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beiſtand längſt eine Speiſe der Raben wäre, — den Ihre faſt übermenſchliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu ſehn, Ihnen noch danken zu können, für ein Glück erkennt, das er ſchon zahllos wünſchte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erſtaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufſtanden, und forſchte dann weiter. Die Erzählung ſeines Wirths war, wenn nicht wörtlich, doch inhaltsweiſe, alſo:

„Ganz unbemerkt ſei er damals, nach gewagtem Sprunge entflohen. Noch dieſen Tag hab' ihn die Todesfurcht, ohne Speiſe und Trank, ſieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almoſen ſuchen hab' er ſich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft ſei es ihm trübſelig genug gegangen, doch hab' er feſt an dem Entſchluß nie wieder zu ſtehlen gehalten. Ein paar Gelegenheiten hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, ſei er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einſt in der Abenddämmerung an der Thüre dieſes Meierhofes den Beſitzer ſelbſt um eine Gabe angeſprochen. Bitter hab' es ihm dieſer verwieſen, daß er, als ein ſo junger ſtarker Burſche, nicht lieber das Grabſcheit als den Bettelſtab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit ſuche, ihm bei der nahen Erndte den Platz eines Knechts im Hofe angetragen, wenn er anders Gutes thun wolle. — Dieſes letztre hab' er wirklich gethan; ſei auch nach der Erndte geblieben, und bald ſeines Herrn Günſtling, aber bald darauf auch im Geheim — was freilich Entſchuldigung brauche! — der Günſtling der jüngſten Tochter im Hauſe geworden. Daß der Vater nicht gutwillig ſein Mädchen einem armen, hergelaufnen Knechte geben werde, hätten zwar Beide gemuthmaßt. Doch daß an ſolche Muthmaßungen die Liebe ſich nicht ſtoße, ſei ja bekannt genug. Als der Vater etwas zu ſpät ihren Umgang entdeckt, hab' er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einſperren, ihm vom Wegjagen Manches vorgeredt, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit ſei ſeine Frau durch den Tod der ältern Schweſter die einzige Erbin ihres Vaters, und ein paar Jahre darauf die wirkliche Beſitzerin dieſes Meierhofs geworden. Daß er dieſer Frau, die freilich ſein Glück gemacht, und ihn noch jetzt von Herzensgrund liebe, dies nach Möglichkeit zu vergelten ſuche, werde ſie ſelbſt bezeugen. Sie wiſſe bereits ſeine Geſchichte; aber auch ſie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung ſeines eignen Sohnes kaum mit größerer Freude vernehmen, als P. Raphael dieſe Geſchichte. Er blieb zwei Tage bei dieſem im Grund glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften ſie ihn nochmals mit Dank und Geſchenken.

Aus: Otto von Wittelsbach.

Von J. M. Babo.

In des Kaiſers Gemach.

Philipp, Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebette). Das iſt recht gut, daß der Arzt eine Aderläſſe nöthig

; man wird nun gewiß glauben, daß eine
pliche Unpäßlichkeit mir zugeſtoßen ſei.
Artenberg. Ein plötzlich's Schrecken
ht immer eine Aderläſſe nöthig.
Philipp. Meinſt du, man hätte bemerkt,
ich bei ſeinem Anblick erſchrak?
Artenberg. Man ſah deutlich, wie Ihr
aßtet und zu zittern anfingt, als hätte euch
ſcheußlicher Unhold am Bart gefaßt. Euer
chrecken kitzelt ſeinen Stolz mehr, als eine
onnene Schlacht. Ich bin der Mann, der
einem Blick den Kaiſer in Ohnmacht äng-
e! ſo ſagt er nun zu ſich und zu andern.
Philipp. Ha! verdammt! Ich will dei-
n Rathe folgen, Artenberg! und dieſem Ue-
muth, den meine Nachgiebigkeit mehr und
r aufblähte, das kaiſerliche Anſehen entge-
ſetzen. Geh, ſuch' ihn auf! erforſche die
ache ſeiner Wiederkunft, und ſei klug und be-
ſam, wenn du mit ihm redeſt. — Der Truch-
Waldburg ſoll kommen! (Artenberg ab.)
nberg hat Recht! Ich will nicht mehr den
h mit Sanftmuth und den Stolz mit Herab-
ung beantworten, ſonſt geht der Frevel im-
weiter und meine Würde wird ihm zum
erg.

Truchſeß Waldburg kommt.

Philipp. Truchſeß! wir wollen fortſpie-
(ſetzen ſich zum Schachbrett.) Mit mir ſteht's
. Sieh' zu, Truchſeß!
Truchſeß. Der Zug macht mir Luſt.
So!
Philipp. Ei! du Schalk! — Was ſagt
n von dem ſcherzhaften Einfall des Pfalzgra-
und von ihm ſelbſt?
Truchſeß. Allerlei.
Philipp. Unter andern?
Truchſeß. Daß er mit eurer Majeſtät
zerfallen ſei.
Philipp. Und die Urſache?
Truchſeß. Weiß man nicht. Geht, gnä-
r Herr, wie's ſteht!
Philipp. Was! mit fünf Zügen ſo weit
r mir? — Wer lärmt denn ſo im Vor-
mer?
Truchſeß (ſieht durch die Thür. Otto geht
ihm herein). Der Pfalzgraf ſpielt mit den
lebarden der Leibwächter.

Philipp, Otto, Truchſeß.

Otto. Meint ihr etwa, die Hellebarden
rn mit meinem Eingeweide ſpielen?
Philipp. Nur zu, Truchſeß, nur zu!
(zieht verwirrt.)
Truchſeß. Nun hab' ich gewonnen Spiel.
r letzter Zug —

Otto (ſteht am Tiſche). Ja, ja! der Truchſeß zieht ſeinen König daher, und der Kaiſer iſt ſchach und matt.

(er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

Philipp. Was ſoll das?

Otto. Ihr ſeid ſchach und matt!

Philipp. Nein! es war noch zu helfen.

Otto. Unmöglich! ihr hättet denn den Truchſeß mit dem Spielbrett müſſen zum Fenſter hinauswerfen, da hättet ihr noch recht kaiſerlich gewonnen.

Philipp. Kindiſch! Herr Pfalzgraf!

Otto. Ihr ſeid ſchachmatt an Leib und Seel!

Philipp. Wer rufte euch? was wollt ihr?

Otto. Wie befindet ihr euch auf die Aderläſſe? Wo iſt euer Blut? will gleich ſehen, was euch fehlt.

Philipp. Ich hab ſchon einen Arzt.

Otto. Das iſt ein Narr. Euer Beichtvater ſollt' euch am Gewiſſen aderlaſſen.

Philipp. Pfalzgraf! beſinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto. Laßt euch ein paar Worte ins geheim ſagen!

Philipp. Bleib, Truchſeß! es walten keine Geheimniſſe ob zwiſchen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu ſagen hat, mag er in deiner Gegenwart ſagen, und dabei nicht vergeſſen, mit wem er ſpricht.

Otto. Kennt ihr mich denn noch? — Ho! die Majeſtät hat des Wittelsbachers vergeſſen. Ich bin ſo fremd, und mir iſt alles ſo fremd, als ob ich ein Pohle wär!

Philipp. Warum ſetzt ihr eure Reiſe nicht fort?

Otto. Nach Pohlen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp. So gebt mir euren Brief zurück!

Otto. Ha! euern Brief! O laßt mir ihn, den lieben Brief! ich bitte euch. Will in Bayern eine Kirch' bauen laſſen: da ſoll er am Altar hangen, vor Gottes Angeſicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp. Gebt ihn her! ich will's.

Otto. Wollt's? da, da! (hält ihn offen hin.)

Philipp. Wer zerriß mein Siegel? das iſt argliſtig und hämiſch!

Otto. Gott that's! Gott, Gott ſelbſt!

Philipp. Träumer! gebt her! Eure Unbeſonnenheit iſt unerträglich!

Otto. O Geduld, heilige Geduld! halte

die Sehnen meines Herzens zuſammen, daß ſie die Wuth nicht zerreiße!

Philipp. Pfalzgraf! vergeßt euch nicht!

Otto. Wohl mir, wenn ich vergeſſen könnt', wer ich bin!

Philipp. Gebt mir meinen Brief!

Otto. Nein! nein! Was? ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? wer ſeid ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! die Gerechtigkeit ſoll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp! ſoll der beleidigte Fürſt oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch was iſt euch Freund! der Eigennutz lehrte euch dieſen Schall ausſprechen; euer Herz kannte das Weſen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Beſſer, nichts edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! ich fodre keinen Dank von euch, hab nie Dank gefodert; aber Schande duld' ich nicht auf mir. Beweiſet mir einen Aufruhr, einen Zwiſt, den ich anſpann; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch, beweiſet! — — beweiſet! ſag ich. — Nun, ſo ſchreibt mir dieſe drei Worte unter dieſen Brief: „Ich hab gelogen.“

Philipp. Wahnſinniger! ſo zu deinem Kaiſer!

Otto. Fluch dem deutſchen Manne, der ſeinen Kaiſer nicht verehrt! aber meint ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürſten heilige Ehre zu kränken? meint ihr, die Krone decke Schandthaten? haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menſchen blind, ſtumm und lahm zaubert? — Philipp! ſchreibt, ſchreibt! widerruft dieſe Lüge! es iſt beſſer, als wenn ich euch vor dem Reich über eine ſo ſchändliche Sache verklagen muß.

Philipp. Schweig, Raſender! Ich will ein Gericht beſtellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majeſtät! Das letzte Wort meiner Huld zu dir, iſt: Flucht! nun nimm es mit meinem Zorn auf, Ausgearteter deines Stammes! (geht mit dem Truchſeß in ein Nebengemach.)

Otto (ſchlägt ſich wüthend auf die Bruſt.) Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell? (er fährt mit dem Schwert um ſich und ſtürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kömmt aus dem Vorzimmer). Bruder! Wo iſt er? Ich hörte ihn gewaltig ſchreien! (geht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeſchrei! (Otto kömmt blaß, zitternd, ſinnlos.) Bruder! Bruder!

Otto. Kaiſer = = mörder — — (zeigt ſein blutiges Schwert.)

Heinrich von Andechs. O! fort! fort! fort! (reißt ihn mit ſich.)

Truchſeß (innerhalb). Hülf! Hülf! Mord! (die Wächter ſtürzen herein, die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kömmt.)

Artenberg. Eilt ihm nach! eilt! eilt!

Truchſeß. Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg. Will dem Braunſchweiger geſchwind den erſten Boten ſenden! — Verfolgt den Mörder! Eilt! eilt! (geht ab.)

Kunegunde und Beatrix (zugleich). O Gott! Gott! mein Vater! (Das Zetergeſchrei nimmt zu. Alle drängen ſich in das Nebengemach.)

Aus: Ottilie.

Ein Volksmährchen von Benedicte Naubert.

Unweit Freiburg, in einer romantiſch-ſchönen Gegend, erhebt ſich ein mittelmäßiger Berg, von dem Volke des Landes mit dem Namen benennt, den ihr an der Spitze der alten Sage ſtehen ſehet, mit welcher ich euch, meine Theuren, in dieſer Stunde der Ruhe unterhalten will.

Warum dieſer kleine Auswuchs des Erdballs Ottilien-Berg genannt wird, was die Schöne, die man noch jetzt in ſtillen Nächten aus ſeinem Schooße hervorgehen ſieht, über die mondbeglänzte Fläche gen Zähringen zu wallen, aus den Wohnungen des Himmels zur Erde herabſtiege, und wie ſie hienieden ihren Wandel führte, das ſollt ihr itzt von mir erfahren. Seht, die Natur um uns her ſchickt ſich an zu ihrem Winterſchlafe, das Rauſchen des Regens in dem falben Laube, das Heulen des Sturms an den Fenſtern, und das Kniſtern der dürren Reiſer im Kamin, erfüllt die Seele mit einem ahnenden Schauer, und weiht ſie vor zum Gehör abentheuerlicher Geſchichte.

Vor Zeiten ward das ganze Elſaß von einem Fürſten beherrſcht, den ich, weil die Sage ſeinen Namen vergeſſen hat, und doch jedes Ding ſeine Benennung haben will, Attich nennen will. Er war ein weidlicher jovialiſcher Herr, freute ſich ſeines guten Landes und ſeiner glücklichen Einwohner, und that Niemand Leides, als wer ſeiner Liebe zum Vergnügen Hinderniſſe in den Weg legte, oder einen ſeiner Lieblinge oder Lieblinginnen zu Leide that. Seine Lieblinge waren brave Jäger und Zecher, und ſeine Freundinnen wohlgeſtaltete gefällige Mädchen, die man auf ſeinen Luſtſchlöſſern zu Dutzenden in leichter Nymphentracht herumſchwärmen ſah.

Herzog Attich war niemals ſo wohl, als in der Mitte ſeines kleinen Staats, und er verließ gern und oft ſeine Reſidenz nebſt ſeinen Tugend predigenden Räthen und ſeiner frommen Gemahlin, um in den Armen der lieblichen Dirnen, die ihn hier umgaukelten, es zu vergeſſen, daß ein Fürſt noch einige andere nicht unwichtige Pflichten hat, als die Freude.

Frau Ottilie, ſein Gemahl, war ehemals ſchön geweſen, und hatte ſeine Augen, da er noch ein Jüngling war, dermaßen entzückt, daß er ohne ihren Beſitz zu ſterben vermeinte; aber der Beſitz dieſes Kleinods war durch kein anderes Mittel zu erlangen, als durch die geweihte Hand des Prieſters, denn Ottilie war zwar arm, war keine Fürſtin, aber ſie war tugendhaft.

Beide hatten, nachdem geſetzmäßige Liebe ſie vor Gottes Altar verbunden hatte, zwei Jahr' ihres beiderſeitigen Frühlings wie im Himmel, im Vaterland der Liebe und Eintracht verlebt; aber als dieſe für den flatterhaften Mörich ſo lange Zeit verfloſſen war, als Ottiliens Reize ihm gewöhnlich wurden, als friſche blühende Schönheiten ihm von allen Seiten winkten, da hatten die glücklichen Tage ein Ende. Die gute Fürſtin wurde vernachläſſigt und würde gänzlich vergeſſen worden ſein, wenn nicht die Liebe der Stände und des Volks, die ſie beſaß, ihren Gemahl noch immer in einiger Verbindung mit ihr erhalten hätte. Das Volk hoffte einen Reichserben, und die Geiſtlichkeit, deren Gunſt Ottilie in vorzüglichem Grade erworben hatte, verſicherte, daß nur ein Sohn von ihr das Land beglücken könne; Urſache genug für den Fürſten, die längſt beſchloſſene Scheidung von einem Jahre zum andern verſchieben zu müſſen, und ſich indeſſen die Zeit mit andern Schönen zu vertreiben, welche weniger eigenſinnig wie die Fürſtin, dem verliebten Mörich nicht zumutheten, daß er eben den Weg zu ihrem Herzen durch die Kirche nehmen ſollte.

Die Urſache, warum ſich die Geiſtlichkeit ſo beſonders für die Fürſtin intereſſirte, und ſie ſo gewaltig bei ihren Rechten ſchützte, war ihre große Frömmigkeit, nämlich ihre Sucht, Kirchen und Klöſter zu erbauen, und die Freigebigkeit, mit welcher ſie die Armen, das iſt diejenigen, welche das Gelübde der Armuth gethan hatten, bedachte. — Es gab noch einige Theile von Ottiliens Frömmigkeit, die uns nicht unbeträchtlich dünken; als die Wohlthätigkeit, mit welcher ſie ſich auch wahrer Dürftigen annahm, die Geduld, mit welcher ſie die Ausſchweifungen und die wachſende Härte ihres Gemahls ertrug, der Abſcheu vor allen verdächtigen Tröſtungsmitteln, die man ihr unter der Hand anpries; aber dieſe Punkte kamen nicht in Rechnung, und die Fürſtin hätte immer hart gegen die Nothleidenden, ungeſtüm gegen ihren Beleidiger und ſelbſt leichtſinnig und ausſchweifend ſein können, wenn ſie nur fortgefahren hätte, Kirchen und Klöſter zu bereichern, ſo wär' ihr eben der Schutz der Mächtigen im Lande, der Prieſterherrſchaft, zu Theil geworden, den ſie jetzt genoß.

Es war nicht ſchwer, die Stütze zu erkennen, welche Ottilien hielt, nur fehlte es Mörichen an Nachſinnen, die Mittel zu erforſchen, wie dieſelbe zu untergraben wäre. Ein Jahr ging nach dem andern hin, und kein Verſuch, die unglückliche Fürſtin zu ſtürzen, gelang, ſelbſt nicht der alte abgetragene Vorwand eines verbotenen Grads der Verwandtſchaft; denn Ottilie war aus einem zu dunkeln Geſchlecht entſproſſen, als daß ſie eine nahe Muhme von Mörich's Fürſtenhauſe ſein konnte; ſelbſt nicht der bedenkliche Umſtand, daß ſie ihrem Gemahl nur Töchter gebar, die noch dazu im erſten Lenz des Lebens dahin ſtarben, denn der weiſſagende Mund der Prieſter verkündigte, daß der gewünſchte männliche Erbe doch endlich erſcheinen würde.

Es war im zehnten Jahre des traurigen Fürſtenſtandes der armen Ottilie, als ein Weib endlich auf das leichte Mittel fiel, wie die Verhaßte aus dem fürſtlichen Bette zu verdrängen ſei. Mörich trug jetzt mit Hintanſetzung aller ſeiner übrigen Geliebten die Bande einer gewiſſen Kunigunde, die ganz das Vorbild ihrer Namensſchweſter war, welche in ſpätern Zeiten Albert's fürſtliches Haus verunruhigte und den Vater und die Söhne entzweite. Die älteſte Kunigunde war ſo ſchön, ſo ſtolz und ſo argliſtig, als ihre ſpäte Nachahmerin; ſie ſtrebte ſich an Ottiliens Stelle zu drängen, und kannte den Weg recht gut, auf welchem dieſes möglich wäre.

Ihre Habſucht entzog dem Fürſten die Mittel, ſeiner Gemahlin ſo viel zum Unterhalt zu reichen, als er bisher, um ſie doch durch etwas für ſeine erkaltete Liebe ſchadlos zu halten, gethan hatte, und da die arme Fürſtin ihre Beſchützer, die Pfaffen, nicht mehr ſo reichlich bedenken konnte, als vordem, ſo fiel auch ein großer Theil des Anſehens hinweg, das ſie bei ihnen hatte, und der Trieb, ſie bei ihren Rechten zu erhalten, nahm merklich ab. Ueber dieſes war Kunigunde ſchön, argliſtig und leichtſinnig genug, einen von Ottiliens vornehmſten Vertheidigern mit Liebe zu feſſeln, und ihm die Belohnung ſeiner Leidenſchaft unter einer Bedingung zu gewähren, welche der Untergang der Fürſtin war.

Mörich ſpürte die Wirkung von dem verborgenen Miniren ſeiner ſchlauen Geliebten, ohne die Urſache errathen zu können. Man ſprach nicht mehr ſo eifrig für die Fürſtin, tadelte die Ausſchweifungen ihres Gemahls nicht mehr mit ſolcher Strenge, und einsmals ließ ſich gar der fürſtliche Beichtvater verlauten, Ottilie ſei nicht mehr jung, die Hoffnung auf einen Sohn von ihr bleibe lange außen, und ſollte ſie bei ihrem dießmaligen Wochenbette dieſelbe wiederum täuſchen, ſo würde für ſie nichts beſſer ſein, als das Kloſter, und für gewiſſe Andere nichts zuträglicher, als eine neue Fürſtin.

Ein ſolcher Wink aus dem Munde eines ſolchen Mannes konnte nicht ohne Wirkung ſein. Man gab es noch am nämlichen Tage der Fürſtin zu verſtehen, ſie würde wohl thun, die Reſidenz zu verlaſſen; über dieſes könne ihr die Landluft bei ihren gegenwärtigen Umſtänden erträglich ſein.

Ottilie gehorchte mit ihrer gewöhnlichen Gelaſſenheit, ohne ein Zeichen des Unwillens blicken zu laſſen. Nur ein Zug von verachtendem Spott war in ihrer Miene, als man ihr von einer Wahl unter ihren Luſtſchlöſſern ſagte. Man hatte ihre Güter nach und nach ſo ſehr eingezogen, daß ſie zur Zeit nur noch ein einziges Berghaus beſaß, über welches ſie einige Gewalt hatte. In den erſten Zeiten ihres Glücks fing ſie an es zu bauen, aber ehe es noch fertig ward, hatte ſich ihr Schickſal ſo geändert, daß ſie es, nach ſeiner völligen Vollendung bei'm erſten Eintritt Zähringen nannte, und es zum Schauplatz ihrer Thränen weihte. Tauſende hatte ſie hier in den vielen Jahren ihrer Leiden vergeſſen, und ſie war froh, daß man ihr dieſe heilige Wohnung der Schwermuth gelaſſen hatte, damit ſie auch ihre letzten Zähren daſelbſt weinen könnte.

Sie reiſte nach dieſem Orte, dem einzigen, den ſie wählen konnte, und unter Tauſenden gewählt haben würde, ohne daß man ihr vergönnte, eine einzige von ihren treuen Frauen mitzunehmen. Man ſagte ihr, ſie würde an dem Orte ihrer Wahl alle Bedienung finden, die ſie bedürfe, und ſie ließ es ſich gefallen, weil ihr bekannt war, daß ſich unter den Dienſtleuten von Zähringen wirklich viele befanden, auf deren Treue ſie ſich verlaſſen konnte.

Ach ſie wußte nicht, wie verändert ſie Alles finden würde! Man hatte auf ihrem geliebten Schloſſe bereits ſo geſchaltet, als ob es ſeine Eigenthümerin verändert hätte. Ihre Leute waren abgeſchafft, und andere an ihrer Stelle geſetzt, welche ſie nicht kannte. Statt der alten Caſtellanin, auf deren Wartung ſie ſich bei ihrem bevorſtehenden Kindbette getröſtet hatte, fand ſie eine zierliche junge Dirne, welche ihr zwar mit der äußerſten Höflichkeit und Ehrfurcht entgegen kam, aber zu welcher ſie eben um ihrer Zierlichkeit, Jugend und gezwungene Höflichkeit willen unmöglich ein Herz faſſen konnte. Ach, was würde ſie erſt gefühlt haben, wenn ſie diejenige, welche ihr ihre Dienſte mit ſo vieler Bereitwilligkeit anbot, gekannt hätte! Es war Kunigunde ſelbſt, welche alle ihre Maßregeln ſo genommen, und ſich bloß darum in dieſen Poſten gedrängt hatte, um derjenigen, welche ſie ſtürzen wollte, nahe genug zu ſein, damit keiner der ihr zugedachten Streiche mißlingen könnte.

Kunigunde war klug genug, einzuſehen, daß Ottiliens Anſehen durch die Geburt eines Sohnes, welche doch allemal möglich war, ſchnell wieder empor kommen, und alle ihre Anſchläge vernichten würde; ihr blieb alſo nichts übrig, als, es möchte auch erfolgen, was da wollte, es ſo einzurichten, daß man die Fürſtin allemal für die Mutter einer Tochter halten müſſe; und als ſie eines Tages der Sache tiefer nachdachte, und es nicht für unwahrſcheinlich hielt, daß Ottilie, ungeachtet der Tücke, die ſie ihr zu beweiſen ſtrebte, doch endlich obſiegen, und die Stelle, von welcher ſie ſie zu ſtoßen gedachte, wieder erlangen könnte, ſo vermehrte ſie ihre Plane noch mit dem Zuſatze, daß die Fürſtin unausbleiblich in dem bevorſtehenden Wochenbette nebſt ihrem Kinde ſterben, und alſo auf ewig für ſie unſchädlich gemacht werden müſſe.

Es iſt unbekannt, ob Ottilie bei allem Widerwillen gegen ihre aufgedrungene Pflegerin eine Ahnung von dem ganzen Umfange ihrer Bosheit hatte, aber ſo viel verſichert die Sage, daß ſie einſt, bei ihrer Rückkunft aus der von ihr erbauten Marien-Kapelle, ſich in ungewöhnlicher Bewegung befunden, den ganzen Tag weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen habe, und des Morgens aus dem Schloſſe verſchwunden geweſen ſei, ohne daß man je habe erfahren können, was aus ihr geworden.

Wie leicht es Kunigunden wurde, den Fürſten über den Verluſt ſeiner Gemahlin zu tröſten, und ſich zu rechtfertigen, wie leicht, ſich in die Stelle der Verlornen einzuſchieben, dieſes ſind Dinge, welche nicht in unſere Geſchichte gehören, da es uns obliegt, uns von der Heldin derſelben nicht zu weit zu entfernen.

Die Wahrheit von der ganzen Sache, welche erſt nach anderthalb hundert Jahren ganz an's Licht kam, war dieſe: Ottilie, eine eifrige Verehrerin der heiligen Jungfrau, welcher ſie Kirchen und Kapellen zu Dutzenden gebaut hatte, verſäumte keinen Tag in dem Heiligthume, das ſie ihr zu Zähringen weihte, ihre Andacht zu verrichten, und ihre Hüterin Kunigunde, welche hieraus kein Arges hatte, dachte nicht daran, ihr dieſen kleinen Troſt zu rauben.

Eines Tages, als Ottilie beſonders eifrig zur Königin des Himmels gebetet hatte, ſank ſie auf den Stufen des Altars in einen heiligen Schlummer, der ein Gewühl von Träumen um ſie her verſammelte, welche ihr ihre wahre Lage deutlich ſchilderten, ihr den Namen und die Abſichten ihrer Verfolgerin nannten, und ihr Alles ſagten, was ſie von ihr für ſich und ihr Kind zu fürchten habe. — Nie haben Träume ſo deutlich geſprochen, nur Schade, daß ſie ſo kurze Zeit dauerten, um ihr über das Nothwendigſte, über die Mittel, dem Unglück zu entgehen, Unterricht zu geben.

Ein Geräuſch von Außen verſcheuchte das leichte Heer der Traumgebilde, und ſie erwachte in einem Zuſtande, der ſich nicht ſchrecklicher denken läßt. Welch ein Gefühl, den geöffneten Abgrund vor ſich zu ſehen, die Hand im Nacken zu fühlen, welche uns hinabſtürzen wird, ohne hinlängliche Kraft zu beſitzen, ſich zu retten, ohne weit und breit einen Retter zu ſehen, der das erſetzen könnte, was unſere Schwachheit nicht vermag!

Ich traue auf dich, Heiligſte des Himmels, treue Warnerin! ſagte Ottilie, als ſie die Nacht nach der ſchrecklichen Entdeckung leiſe von ihrem Lager aufſtand, das Schloß an der Thür, das ſie vorſichtig mit dem Oel der nächtlichen Lampe getränkt hatte, ſanft zurückzog, und die kleinere Wendelſtiege hinabſchlich. Ich traue auf dich, du wirſt die Gewarnte nicht verderben laſſen, oder ſoll ſie ja umkommen, dich wenigſtens ihres verlaſſenen Kindes erbarmen. Flucht iſt das Einzige, was ich zu meiner Rettung thun kann!

Es war in einer der kälteſten Nächte des Chriſtmonats, als die bedrängte Fürſtin das Schloß verließ, das ſie in glücklichen Zeiten erbaut hatte. Ein niedriges Fenſter im Vorhauſe half ihr davon, und von da war der Weg durch den beſchneiten Garten auf's Feld, durch die nur von Innen verſchloſſene Thür leicht zu finden. Kunigunde hatte auf Alles, nur nicht auf die mögliche Flucht ihrer Gefangenen gedacht; ſie glaubte, ihre Gefahr ſei ihr verborgen, und würde ſie auch dieſelbe gewahr, ſo müßte ihr Zuſtand es unmöglich machen, derſelben zu entgehen.

Ottilie war in einer Art von Betäubung, als ſie den gefährlichen Schritt wagte; wie hätte ſie ſonſt die gewiſſe Gefahr für die ungewiſſe wählen können? Sie ſah ihrer Entbindung täglich entgegen; was ſollte aus ihr werden, wenn die gefürchtete Stunde ſie hülflos überraſchte? was ſollte alsdann aus ihr werden, wenn dieſelbe auch glücklich vorüberging? ſie wußte keinen Zufluchtsort, hatte auf keinen geſonnen. Die Fußſtapfen im tiefen Schnee mußten ihren Weg verrathen, und das Glücklichſte, was ihr begegnen konnte, war, daß ſie hier gefunden und in die Hände ihrer Verfolger zurück gebracht wurde.

Die unglückliche Fürſtin dachte von dem Allen an nichts; ihr ganzes Weſen war nur in ein einziges unnennbares Gefühl der heftigſten Schmerzen des Körpers und der Seele zuſammengedrängt. Sie ſtrengte ſich über Vermögen an, um nur noch einige Schritte weiter zu gehen, um nur einige Spannen weiter von der Feindin entfernt zu ſein, vor welcher ſie der Traum gewarnt hatte, aber endlich ſanken ihre Kräfte, und ſie blieb ohne Empfindung auf einem großen Feldſteine liegen.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, hörte ſie das ſilberne Glöcklein auf ihrer Marien-Kapelle zur Metten läuten, denn die Chriſtnacht war eben angebrochen, und ein heißer Seufzer zur Königin des Himmels drängte ſich aus ihrem beängſtigten Herzen. Doch war es ihr, als wär' ihr beſſer zu Muthe, als da ſie hier die Beſinnung verlor. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah an ihrer Seite auf dem Feldſteine eine ſchöne große Frau ſitzen, deren Geſtalt ſie ganz erkennen konnte, ungeachtet die finſtere Winternacht rund umher ihren Schleier ausgebreitet hatte. Ein mildes Licht, das aus der unbekannten Gefährtin ſelbſt auszugehen ſchien, machte ihr dies Geſicht voll Majeſtät und ſprechender Milde, machte ihr dieſen Blick voll Mitleid, mit welchem ihr Auge auf ihr ruhete, ſichtbar, und ſie wollte ſchon einige Worte ausſprechen, wie ſie ihr das Entzücken über einen ſolchen Anblick in den Mund gab, als ſie in den Armen der Fremden einen Gegenſtand gewahr ward, der noch ganz andere Gefühle in ihr erregte, welche zu faſſen ihr Herz zu enge, welche auszuſprechen ihre Zunge zu ſchwach war.

Ein neugebornes Kind von blendender Schönheit lag auf dem roſenfarbnen Schooß der Fremden, und ward von ihrem himmelblauen Mantel liebreich gegen die ſchneidende Kälte geſchützt. — Mit einem leiſen unarticulirten Ton der Freude ſtreckte Ottilie ihre Arme nach dem kleinen lächelnden Engel aus, den ihr die Fremde entgegen hielt, denn ihr Herz ſagte ihr, wie nahe ſie mit demſelben verwandt ſei. Es iſt dein Kind! rief etwas im Innerſten ihrer Seele, und ein Blick nebſt einigen abgebrochenen Worten der Unbekannten bejahten es.

Ich fand euch, ſagte ſie auf weiteres Befragen, hier in dem hülfloſeſten Zuſtande, und ſtand euch bei, ſo gut ich konnte. Aber was ſoll nun aus euch und eurem Kindlein werden?

Ach! mir wird bald auf ewig geholfen ſein, ſagte die ſchwache Fürſtin. Ich fühle bereits den Tod im Herzen! Ich glaube, die Freude über die Neugeborne hat es vollends gebrochen! —

Aber was ſoll ich mit der verlaſſenen Kleinen beginnen?

Sie iſt nicht verlaſſen, wenn ſie in eurem

Händen iſt; ihr ſcheint mir eine gute Frau zu ſein. Fördert das Kind, das ich euch hinterlaſſe, zur Chriſtenheit, und ſeid ſeine Pathe, euch und die Königin des Himmels erwähle ich zu ſeinen Taufzeugen.

Die Fremde lächelte ein wenig, und fragte, wie die Neugeborne heißen ſollte?

Marie! erwiederte die Fürſtin, nach ihrer vornehmſten Pathe, und wollt ihr ihr noch einen Namen zum Andenken ihrer unglücklichen Mutter geben, ſo nennt ſie Ottilie.

Die Unbekannte ſchwieg ein wenig, thauete darauf eine Hand voll Schnee mit ihrem Hauch zu Waſſer auf, ſprengte ſie über das Haupt des Kindes, und gab ihm ſeine Namen.

Wer ſeid ihr? fragte die Fürſtin, die ihr mit Andacht und gefalteten Händen zugeſehen hatte.

Ich heiße Marie!

Woher kommt ihr? und wohin geht euer Weg?

Ich komme von Oben, und wollte dort nach meinem Hauſe, wo die ſilberne Glocke tönt.

O nun kenne ich euch! rief Ottilie mit einem unausſprechlichen Blicke. Heil mir! mein Kind iſt wohl berathen! — Darauf wandte ſie ſich auf die Seite, ſchloß die Augen und verſchied.

Die Königin des Himmels, denn meine Leſer werden wohl nicht mehr zweifeln, wer die Fremde war, ließ einige himmliſche Thränen auf die Entſeelte fallen, vertraute der mütterlichen Erde den Körper, und bedeckte das Grab mit dem Feldſteine, auf welchem ſie neben ihr geſeſſen hatte. Das Kindlein aber hüllte ſie in ihren Sternenmantel und nahm es mit ſich hinauf in ihre ruhigen Wohnungen.

Die Wirkungen der ſelbſtſüchtigen Grundſätze *).

Von A. H. Lafontaine.

Nouelle d'Agaſſau, ein ſehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod ſeiner Eltern ſehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menſchen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieſer führte ihn zu Paris, wo er mit ſeinem Zögling lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtſinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Nouelle. Seine Bekanntſchaften, die er als Jüngling machte, vollendeten ſein Verderben. Er nahm ſehr früh das Syſtem der Pariſer Welt an: „nur für ſich und ſein Vergnügen zu leben,“ und ſein feiner Kopf ſuchte ſich dies als das einzig wahre Syſtem des menſchlichen Lebens zu erweiſen. Nouelle war ein Philoſoph auf ſeine Weiſe. Das Vergnügen iſt meine Beſtimmung, ſagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit ſichert ihn. Das war ſein Syſtem, und er lebte darnach. Die Moral ſchien ihm eine Grille, die für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhafteſten Jünglinge.

Auf einer Reiſe nach Poitou, wo ſeine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Fluſſes die Brücke weggeriſſen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus ſehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigſten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das ſchönſte Zimmer des Hauſes ein. Nouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu eſſen. Er erſtaunte, da er neben dem Vater das reizendſte Mädchen, das er je geſehen hatte, ſtehen ſahe. Ihr geiſtvoller Blick, ihr Geſpräch am Tiſche, überzeugten ihn ſehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reſte ſeines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ru[illegible] und der Erziehung ſeiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Nouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünſchen ſtehen zu bleiben, ſuchte er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hauſe zu bleiben, den ihm die Gaſtfreundſchaft ſeines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, ſich mit Suſannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte ſich geſtehen, daß ſeine gewöhnlichen Netze zu ſchwach waren, das Herz des Mädchens feſt zu halten. Er mußte abreiſen, ohne einen Schritt weiter zu ſein, als bei dem erſten Augenblicke, da er ſie ſah. Das Mädchen redete von Tugend, und redete mit ſo vielem Ernſt davon, daß er gezwungen war, dieſe Tugend für mehr als eine Grimaſſe zu halten. Er hütete ſich, ſeine Grundſätze zu zeigen. Er kam auf ſeiner Rückreiſe wieder. Seine Beſcheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und ſeine Liebenswürdigkeit Suſannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen ſo viele Feſtigkeit, daß er jeden Schritt verwünſch

---

*) Aus A. Lafontaine's „Neue moraliſche Erzählungen.“ Berlin 1799. (2. Bändchen.)

mit der feinſten Behutſamkeit machte. Alle ſeine Pariſer Künſte reichten bei dieſem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und ſinnlich, und hier ſah er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wolluſt kannte. Eine Ahnung, daß ſolche Grundſätze möglich wären, wie er ſie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu ſetzen. Vergebens. Die ſchönſten Stunden gingen verloren, die ſo mühſam angelegten Scenen des Alleinſeins, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er ſich gab, war ſeine Neigung gegen das Mädchen gewachſen. Er fühlte ſich unzertrennlich feſt an ſie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei ſolche Menſchen,“ rief er ſogar, von ſich ſelbſt überraſcht, „und mein Syſtem iſt dahin!“ Das geſchah nun nicht; allein ſeine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Beſſeres, ſie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Suſannens Tugend, mit ihr, ſogar hier auf dem Lande leben, und da überraſchte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er ſich ſelbſt zu bei dem Gedanken. Allein er kam deſto öfter wieder, jemehr die Hoffnung ſank, Suſannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber faſt, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantaſie zu beſtricken und zu entflammen. Er that alles Mögliche, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, und ein Paarmal ſchon hatte er Suſannens Mißtrauen erregt; und das gab zu ſo ernſten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abſcheu gegen die Sinnlichkeit ſich ſo mächtig, ſo wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menſchen, unter denen eine Suſanne lebte, denken ſollte. Sein Herz fing an, ſich dem Syſteme, das ſein Kopf noch immer feſt hielt, zu widerſetzen. Seine Liebe, dieſe allmächtige Leidenſchaft, riß ihn unaufhaltſam fort. Es war kein anderes Mittel glücklich zu werden, als Suſannen ſeine Hand zu bieten. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm eigentlich geſchah; er fühlte jetzt ſogar einen geheimen Widerwillen, auf Koſten von Suſannens Ruhe ſelbſt glücklich zu werden. Da war doch ein Menſch, deſſen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Suſannen ſeine Hand, und da Suſanne mit den Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Bruſt in ſeine Arme ſank, da fühlte er ein Leben der beſſern Menſchlichkeit, er fühlte Achtung für ſich ſelbſt, und er ſagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend iſt doch nicht ganz Grille!“

Suſanne wurde Neuellens Weib. Auf ihre Bitten ging er mit ihr auf ſeine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, deſſen er nun genoß, der Anblick der Tugenden ſeiner Frau, ihre Keuſchheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, riſſen mächtig an ſeinem Syſteme. Mächtige Zweifel dagegen ſtiegen in ſeiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an ſeine Bruſt und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Weſens, die Tugend iſt keine Grille!“ — Suſanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris geweſen. Eine reizende Operntänzerin hatte ſeine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf ſeine Güter zurück. Er reiſte wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie ſonſt gefühlt hatte, ſuchte er die Bekanntſchaft der ſchönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er ſeiner Frau untreu, und er ſuchte ſein Syſtem wieder hervor, weil es ſeine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte ſeine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen ſie; und dieſe Achtung wurde ihm eine bittere Laſt, denn ſie machte ihm in dem Genuſſe ſeiner Freuden geheime und beunruhigende Vorwürfe. Bah! rief er endlich; die Menſchen ſind ſich alle gleich, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Neuelle werden, und darum mußte ſie die Rolle ſpielen, die ſie ſpielte. Ihr Wunſch war Rang, Titel, Reichthum; meiner iſt Vergnügen! — Sein Syſtem kam in die alten Rechte wieder, und er zwang ſich, die Achtung gegen ſeine Frau fallen zu laſſen, und blieb in Paris. Seine Frau ſchrieb ihm; er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er ſagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie ſah ſeine Ausſchweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der erſten Jahre wieder herzuſtellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht verſagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen ſie. Um ſie dafür zu beſtrafen, zeigte er ihr Grundſätze, die er nicht einmal ſo böſe hatte.

Suſanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie ſehr er bereue, daß er ihr ſeine Hand gegeben habe; wie ſehr ſie ſeinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hauſe. Man gab ihm einen Brief von ſeiner Frau. Er las ihn. „Ich verlaſſe Sie, mein Herr, ſchrieb ſie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweiſe finden, die

Sie gebrauchen können, um unſere Ehe, die Sie ſo unglücklich machte, auch geſetzlich zu trennen. Meinen älteſten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngſten habe ich Ihnen laſſen müſſen. Sollte er von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt werden; ſo beſchwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundſätzen zu bewahren. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, ſoll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu ſetzen, worin ſein Großvater, und ich Unglückliche, ſo glücklich waren. Dieſes Kind ſoll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es ſeine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Mangels und des Reichthums kennen gelernt: er ſoll ſie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie ſpotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngſten Sohnes auf den Knieen liegen ſehen, hören, wie ich Sie beſchwöre, des Herzens dieſes Kindes zu ſchonen, o Sie würden wenigſtens des Mutterherzens und meiner Angſt nicht ſpotten! Leben Sie wohl!"

Rouille las. Sein Auge verfinſterte ſich doch. Sein Wunſch war erfüllt, aber zugleich war ſeine Bruſt voll Unruhe. Er liebte ſeinen Sohn, er ſchätzte **Suſannen** doch ſo ſehr, daß ſie keine Noth leiden ſollte. Er leitete ſeine Unruhe von ſeinem Edelmuthe ab, und ſie war nichts, als der Vorwurf ſeines Gewiſſens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit ſeiner Frau ein junger Mann Paris verlaſſen habe, ein Mann, der **Suſannen** geſchätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, ſeine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wir's! rief er: die Heuchlerin! Er forſchte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers ſeiner Frau, und dieſe Nachforſchungen bewieſen ihm, daß er ſeiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forſchte er dem Aufenthalte ſeiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verſchwunden, und nach einem Jahre von ewigen Zerſtreuungen war **Suſanne** und ſein Sohn vergeſſen.

Jetzt nun, frei von der läſtigen Kette des Eheſtandes, machte er einen feſten Plan ſeines Lebens. Er machte ſein Haus zum Aufenthalte aller Freuden der groben und feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um ſich ſein Glück zu ſichern, und die größte Ordnung herrſchte in ſeinem Hauſe. Er ſtürzte ſich nicht in den verzehrenden Strudel der ſinnlichen Ausſchweifungen. Er genoß mit Mäßigung, ſogar mit Anſtand. Er verhüllte den Plan ſeines Lebens, wie die Ausführung deſſelben. Er wurde das Muſter der jungen Männer, die Geſellſchaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchſten Grade diskret. Kein Wort, keine Anſpielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinſte Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit ſeine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften dieſe fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und **Rouille** hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunſch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte koſten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterſtützte das Verdienſt, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menſchen lebte; und, er lebte nur allein für ſich und ſeinen Genuß. Dieſe Kunſt, dieſe Feinheit, mit der er lebte, beſchäftigte zugleich ſeinen Verſtand. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit ſich und den Menſchen anzuſtellen; er befeſtigte ſich in ſeinem Syſteme der Selbſtſucht, des höchſten Egoismus immer mehr. Sein Geſchmack bewahrte ihn ſchon vor groben Niederträchtigkeiten, ſeine liſtige Feinheit erſparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüſtling an ſeiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, ſagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloſer Menſch ſein, und um tugendhaft zu ſein, ohne ſeinen Vortheil im Spiel zu ſehen, muß man ein grillenfängeriſcher Dummkopf ſein! Ich bin Beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das iſt nur das, was ein geſcheuter Menſch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geſchöpfe, freilich ohne meine Abſicht. Will man das Tugend nennen; gut! es iſt nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menſchen in den Grenzen der Mäßigung gegen Andere hält, daß er das Glück und das Wohlſein Anderer beiläufig mit befördert, wenn er für ſein eigenes Wohlſein arbeitet Das waren ſeine Grundſätze.

Und in dieſen Grundſätzen erzog er ſeinen Sohn von der früheſten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Geſellſchaft fordert, er bildete ſeinen Verſtand, ja, er lehrte ihn ſogar entbehren; denn er ſelbſt hatte doch einige Male die Erfahrung machen müſſen, daß nicht alle ſeine Wünſche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, ſagte er; die Befriedigung unſerer Wünſche iſt zwar Glück; allein die Befriedigung mancher Wünſche iſt ſo gefährlich in ihren Folgen, daß der Menſch, den die Natur ſo beſchränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu ſein. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz ſeines Vaters, und er hing mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun ſeit der Trennung von Suſannen verfloſſen. Rouelle war noch immer ein ſehr liebenswürdiger Mann. Selbſt ſein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernſt, eine ſchöne Mäßigung über ſein Weſen verbreitet. Wenige Sorgen hatten ſein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte ſeine Geſundheit erhalten und geſtärkt. Er war ein ſchöner Mann von achtundvierzig Jahren. Er fand ſich höchſt glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menſchen, die ihn kannten, erheiterte ſein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbeſonnenheiten, die ſein Vater zu einem Schatze von ſeiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege ſeines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie ſein älterer Freund, der nur durch ſeine größere Erfahrung das Anſehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte ſich nicht in des Sohnes Vertrauen, ſo wenig wie er ſein Vertrauen ganz vollkommen ſeinem Sohne ſchenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater wie das Ideal der feinſten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gaſſe in Paris. Eine Thür öffnet ſich. Ein Frauenzimmer, ſchön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hauſe hervor, um in die Kirche zu gehen. Die friſche Geſichtsfarbe, die Unſchuld in dem ſchönen Auge, die hohe, volle Geſtalt, macht den feinen Epikuräer aufmerkſam. Er läßt ſeinen Stock fallen, um ſich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den größern Lärm, bis wieder zu ihrem Hauſe. Er giebt ſeinem Bedienten den Auftrag, ſich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hauſe.

Der Bediente, der alte Vertraute ſeines Herrn, brachte die ausführlichſte Nachricht. Das junge, ſchöne Frauenzimmer war die Frau eines Malers. Die Umſtände dieſer Familie ſchienen nicht die beſten zu ſein; ſie lebten höchſt ſparſam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, ſein Name war Marton. Er ſetzte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was ſein Herr mit dem Worte „Dummkopf!“ beantwortete. Die einzige Bekanntſchaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarſchaft, die dem jungen Maler ſeine erſte Arbeit verſchafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereien verfertigte.

Die Bekanntſchaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam ſehr ſelten hieher. Rouelle ſah ſie dennoch einmal hier, und ſeine Begierde wurde noch ſtechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit ſeiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in ſeinen Plan ſehen zu laſſen, bediente er ſich ihrer, dem Maler Arbeit bei einem ſeiner Freunde zu verſchaffen. Hier machte er die Bekanntſchaft mit dem jungen Künſtler ſelbſt, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Maler hatte einen Saal auszumalen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunſt war ihr Geſpräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künſtlers. Rouelle verſchaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Geſpräche über Kunſtgeſchmack, über den Geſchmack der Pariſer, waren ſo belehrend, daß Marton ſich freute, die Bekanntſchaft mit ſeinem Freunde gemacht zu haben. Der Maler bat ihn, ihn zu beſuchen. Rouelle that es. Und nun erſtaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, ſondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unſchuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerſeele, der ſeine Kunſt mit Enthuſiasmus, ſeine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeſchreiblichen Innigkeit liebte. Die unſchuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle ſaß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; ſie ſah ihn ſogar gern, ſie bezeichnete ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erſtenmale nicht, wie er es angreifen ſollte, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künſtlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich ſei, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen Beiden an aller Welt- und Menſchenkenntniß, das ſah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe erſetzten ihnen dieſen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends feſt zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm ſeine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, ſagte er, und umſchlang ſeine Frau mit froher Zärtlichkeit, ich war ein junger Menſch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh geſtorben, meine Mutter, eine vortreffliche Frau — ſie hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein liebes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menſchen lernen ſollten, nichts als gerecht ſein und unabhängig. Dazu lehrte ſie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunſt trieb ich, wie die Muſik, zwar als Nebenſache; allein ſie machen mich, bei den wenigen Bedürfniſſen, die ich habe, unabhängig. Das war die Abſicht meiner Mutter. Ich ging nach Lyon, um dort meine Kunſt zu vervollkommnen. Ich ſollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Fuße hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann ſaß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann ſchien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollſten Stellung da ſitzt. Ich ſehe die kummervolle Geſtalt auf meinem Papiere an, und frage mich ſelbſt: aber was mag ihm fehlen? Iſt es möglich, rief eine Stimme in mir, kannſt du einen Unglücklichen zeichnen, ſtatt ihm zu helfen? Ich ſpringe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, Ihr ſcheint nicht glücklich. Er ſchlug das naſſe Auge auf mich, und ſchüttelte ſeufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig ſeine Hand, und bat ihn, mir zu ſagen, was ihm ſei. Ich habe eine Frau und Tochter, ſagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die ſtolze Stadt) keinen Biſſen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit ſchamhaftem Erröthen annahm, und ſogleich aufſtand, um nach Hauſe zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte ſchmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib iſt ſeit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns beide langſamer verhungern zu laſſen. Ach, lieber Herr, ſetzte er ſtillſtehend, und mich anſehend, hinzu: Heute nun wohl; aber morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich fahre in die Taſche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es iſt ſo wenig, Vater, ſagte ich, im Mitleid zerſchmelzend, aber ich ſelbſt bin arm. Er ſah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich ſchlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand und ſagte: daß ich jetzt mit freudezitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, iſt Ihr Werk. Er zog meine Hand an ſeine Bruſt, ſeine Thränen ſtürzten, und ich riß mich los, und flog die Gaſſe hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, ſo engherzig konnte ich ſein? Engherzig? wiederholte Neuelle lächelnd.

Ich kam zu Hauſe. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannſt du nicht für ihn arbeiten? und wenigſtens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muſter zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich ſetzte ihr die Idee, die ich durch die Malerei eines Fächers für meine Wirthin, erhalten hatte, wie man Fächer ausmalen ſollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorſchlag an. Ich fing noch den Abend an, Fächer zu malen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmteſten Romanen. Es war etwas Neues; der Abſatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager ſeiner kranken Frau. O Gott! rief er, das iſt er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich, ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entſtand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich ſetzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, ſagte ich voll Bewunderung ſeiner Großmuth; ich betrachte mich von jetzt an als Euren Sohn. Und, ſagen Sie ſelbſt, ſo wendete ſich der Maler an Neuelle: ſollte nicht jeder Jüngling ſich für den Sohn jedes unglücklichen Greiſes halten? Ich hatte Mühe, dieſe armen, guten Menſchen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war ſehr fleißig; ich verdiente ſo viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verſchaffen konnte. Einen Monat war ich ſchon mit ihnen bekannt, da ſah ich endlich auch zum erſtenmale ihre Tochter, jetzt meine theure Frau. Er nahm ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und ſie küßte ihm die Hand, als liebe ſie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum erſten Male.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, ſehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verſchwiegen hat, und was wir erſt [illegible] erfahren, er entzog ſich jeder

Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben ſollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf ſich jetzt die Frau an ihres Mannes Bruſt.

Sehen Sie, fuhr **Marton** lächelnd fort, da ſah ich meine **Luiſe** zum erſten Male. Ich liebte ſie von dem erſten Augenblicke an. Ach, mein Herr, ſie war ſo reizend und ſo gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, ſie müßte eine beſſere Parthie thun können, als mit mir. Ich ſchwieg. Die Mutter ſtarb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich **Luiſen** zu mir, und behandelte ſie wie meine Schweſter. Ich liebte ſie unendlich; aber ich ſchwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenſchaft hatte ſich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieſes unſchätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als dieſe Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles Andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, dieſe Liebe iſt auch mein Glück.

Renelle ſtand hier auf. Seine Stirn war finſter. Er drückte dem Maler die Hand und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er ſich nicht ſehen. Dieſe Erzählung war tief in **Renellens** Herz gedrungen. Die Liebe, die keuſche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Malers; und, er wollte ihm dieſes Glück rauben. Er wagte es kaum, jetzt dieſen Gedanken zu denken. Er blieb ſogar, aus einem Inſtinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab ſich Mühe, das ſchöne Weib zu vergeſſen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung ſich verwiſcht hatte, will ich ihn denn unglücklich machen? Kann denn nicht Er ſo gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, ſchöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu laſſen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle Drei. Ich ſchone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe **Renellens** zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigſte Leidenſchaft geworden. Ohne einen Entſchluß des Verbrechens zu faſſen, womit der Menſch faſt immer ſeine Verbrechen zu entſchuldigen ſucht, ſetzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ ſich von ſeiner Leidenſchaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über ſeine Tugend, weil er ſich hütete, einen Plan zu machen, ſie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er ſuchte die Eitelkeit, die Putzſucht der jungen Frau rege zu machen. Er ſchenkte ihr auf eine ſehr natürliche Weiſe Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er ſuchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte ſie in die Schauſpiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an dieſen ihr ganz neuen Vergnügungen, und **Marton** liebte ſeine Frau zu ſehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo ſehr liebte. So fleißig **Marton** auch war, ſo reichte ſein Verdienſt doch nicht hin, alles das anzuſchaffen, was ſeine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weiſe ſchaffte **Renelle** das Fehlende an; und ſo erwarb er ſich um die junge Frau das erſte Verdienſt, die es ſehr wohl merkte, wie großmüthig **Renelle** war.

Je mehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, deſto fleißiger arbeitete **Marton**. Er konnte alſo hier häufig die Vergnügungen mit **Luiſen** nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er alſo ſeinen Freund, den heitern **Favart**, den Namen hatte ſich **Renelle** gegeben, ſeine Frau begleiten. **Renelle** war alſo jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame **Marton** allein, und nun fing er an, dem unſchuldigen Weibe ſeine Grundſätze in ſehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die ſie aber doch leichtſinnig machten. Er hatte zwar ihr höchſtes Vertrauen, ihre Freundſchaft; allein ihr Herz beſaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen **Renelle** brachte ihr ſchönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutſamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte ſich nach und nach Scherze und Einfälle, und ſtieg ſo unmerklich damit, daß **Luiſe** glaubte, er wäre immer ſo geweſen. Er machte ſie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ ſie dieſelben nie in den abſchreckenden Geſtalten ſehen. Er ſelbſt nahm ſich erſt kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit **Luiſen** heraus, die ſie erlaubte, weil ſie zu unſchuldig war, und weil ſie fühlte, wie ſehr ſie ihren Mann liebte, weil ſie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das ſie begehen ſollte. Die Arme ging mit unſchuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der ſie verſchlingen ſollte.

Die ſchwarze Stunde ſchlug. **Renelle** war mit **Luiſen** an einem ſchönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landhauſe malte, in ein Luſtgehölz bei **Paris**, wo eine Geſellſchaft von jungen heitern Perſonen, [illegible]. Man hatte, um [illegible] den ganzen Tag den Vergnügen [illegible] ſollte. Gegen Mittag fing man an zu tanzen. **Luiſe** war die [illegible] gnügen außer ſich. Gänzlich zerſtreut durch die vielen Genüſſe, durch die tauſend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtſinnige Luſtigkeit, die ſie ergriffen hatte, bemerkte ſie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergeſſenden Rauſche der Freude trank ſie einige Gläſer Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerſtreuet, ihre Phantaſie entbrannt, das verrätheriſche Getränk brachte ſie außer ſich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, von Tanz und von Wein, wurde ſie die leichte Beute von Rouellens kühner, unverſchämter Wolluſt. Luiſe wußte kaum, wo ſie war, noch weniger, welch ein Verbrechen ſie beging. Die ſchrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, verſank ſie in eine dumpfe Sinnenloſigkeit, aus der ſie weder die Liebkoſungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewiſſen rang noch mit dem Rauſche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ ſie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das Einzige, was ſie ſagte, war, ſie wollte nach Hauſe. Sie ſtürzte ängſtlich in den Wagen; ſie ſah es kaum, daß Rouelle nachkam. [illegible] hing wie gefühllos in ſeinen Armen, gefühllos ging ſie an ſeiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, ſie warf ſich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Geſicht in die Decke.

Rouelle wollte ſie tröſten. Sie ſah ihn ſtarr an, und, als ob ſie ihn erſt jetzt erkennte, ſchauderte ſie zuſammen. Sie rief die Magd laut. Dieſe kam. Ich bin krank, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd ſah Rouellen an. Ein Schrecken, ſagte Rouelle der Magd: die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luiſe ſagte nichts dazu, und Rouelle verließ ſie, unter der frohen Hoffnung, daß Luiſe nun das gewiſſe Opfer ſeiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luiſen in dem vollen Gefühle, daß er ſie ganz in ſeiner Gewalt hätte, und mit dem Entſchluſſe, die Reſte eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuſchaffen, oder ſie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen feſt zu halten. Er fand Luiſen bleich, höchſt entſtellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; ſie verhüllte ſich in ihre Decke, ſo oft er anfing zu reden. Alle ſeine Vorſtellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luiſe ſo laut an zu ſchreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luiſen zu wirken, und dieſer Muth ſtützte ſich auf eine Nachricht der Magd. Luiſe hatte nämlich dieſer erzählt, daß der Wagen umgeſchlagen ſei. Rouelle ſah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luiſe, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß ſie nicht willens ſei, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luiſe wirklich nicht; ſie war entſchloſſen, zu ſchweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerſtörender Haß gegen Rouellen entſtanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntſchaft mit ihm, ſein Benehmen gegen ſie und gegen ihren Mann, und ſie fand, daß ihre Verführung der Plan des Böſewichts geweſen war. Sie liebte ihren Mann unausſprechlich; ſie hielt eine Untreue gegen ihn für das entſetzlichſte Verbrechen, das ſie begehen konnte; ſie wußte, daß ihr Mann eben ſo darüber dachte, und nun hatte ſie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, dieſen edeln, treuen Mann, der ſich für ihr Vergnügen jede Freude verſagte, den hatte ſie verrathen! Dieſe unſäglich ſchreckliche Vorſtellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Weſen mit einem ſchwarzen, unendlichen, zerſtörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Ausſöhnung mit ihrem Manne nahm und ſie als Beute einer ſtillen, verſchloſſenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungsloſigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeſchreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte ſich ihres Mannes unwerth, und doch wollte ſie ihm ihre Schande verſchweigen, und ſo konnte nur der Tod ſie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; ſie that vielmehr vorſätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abſcheu. Wenn ſie ihn anſah, ſo geſchah es mit tödtenden, haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorſtellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden, ſo wurde ihr Zorn ſo heftig, daß ſie ein Meſſer ergriff, und nach ihm ſtach. Er ſprang erſchrokken zurück; zum erſtenmale ſtieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte ſeines Sieges entgehen könnten. Was ſoll ich thun, Luiſe, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. „Paris verlaſſen“ antwortete ſie heftig. Dann faltete ſie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlaſſen.“ Er ſtand finſter und unentſchloſſen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm ſeinen Hut, und kam digte Luiſen an, daß Geſchäfte ihn zwängen, eine Reiſe zu machen. Er bat ſie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß ſie ſchwieg. Er ging, und noch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß Luiſens Unruhe vorüber gehen würde. Er war ſicher, ſie würde ihrem Manne Alles verſchweigen, und dann, wenn ſie wieder ruhig wäre, wäre ſie auch in ſeiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, ſich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zuſtande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück. Vor dieſem ſchrecklichen Augenblicke hatte Luiſe gezittert; auf ihn hatte ſie ſich mit einer Anſtrengung vorbereitet, als ob dieſer Augenblick über ihr Leben entſcheiden würde. Als Marton ins Zimmer trat, ſein Weib ſah, und mit dem lauteſten Schreckensgeſchrei auf ihr Bette ſank, ſie in ſeine Arme nahm, ſie mit Thränen benetzte, ihr die zärtlichſten Beweiſe ſeiner unendlichen Liebe gab; ſo war doch dieſer Auftritt zu ſtark für ſie: ſie ſank mit einem Zetergeſchrei in ſeinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luiſe kam wieder zu ſich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß ſeine Frau umgeworfen ſei, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luiſe beſtätigte dieſe Erzählung nur durch Blicke und Geberden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luiſens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantaſie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luiſe ſelbſt behauptete, daß ſie ſich beſſere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luiſens Hände küßte, wo er ihr auf das Allerzärtlichſte liebkoſte, und die Luiſen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luiſe wurde bleich. Die Wärterin ſagte, er habe vorgeſtern Abſchied genommen, um eine Reiſe zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luiſen viel beſucht habe; jedes Wort, das er zu ſeinem Lobe ſagte, drang ſchmerzhaft in Luiſens Herz.

Luiſe erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt ſelbſt geſtand, daß Ruhe allein die Kranke herſtellen könnte. Marton wurde auf die Verſicherungen Luiſens, daß ſie ſich beſſer fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er ſah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luiſe immer bleicher, immer hagerer wurde. Je ſchwächer ſie ſich fühlte, deſto heiterer wurde ſie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, ſeine Liebkoſungen, waren ihr das drückendſte Elend, das ſie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die ſie ſich mit jeder Minute — denn ihr Mann verließ ſie höchſt ſelten — anthun mußte, heiter zu ſcheinen, zerſtörte noch jeden Keim des Lebens. Sie ſank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohnes nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, ſeine Frau zuweilen zu verlaſſen, um zu arbeiten, immer mehr, und ſo bedurfte er der Geſellſchaft ſeiner Mutter für Luiſen. Die Mutter merkte Luiſens Gefahr; allein, ſie verſchwieg ſie ihrem Sohn, auf das allerinnigſte Bitten Luiſens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald ſeine geliebte Luiſe wieder hergeſtellt zu ſehen. In dieſer Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gaſſe. Lieber Favart, rief er, und flog in des beſtürzten Rouellens Arme, ſind Sie endlich wieder zurück? Rouelle ſah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit ſeiner Freundſchaftsbezeugungen, daß er nichts von ſeinem Verbrechen wußte. Er erkundigte ſich nach Luiſen, und Marton antwortete ihm: ſie kränkelt noch immer ein wenig; allein jetzt gibts ſich doch etwas. Ich hoffe, ſie bald wieder ganz hergeſtellt zu ſehen. O ſie wird ſich freuen, Sie wieder zu ſehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luiſe ſich beſſerte. Die Mutter und die Kranke ſelbſt verbreiteten gefliſſentlich die Nachricht im Hauſe, wo ſie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigſte Leidenſchaft gegen das reizende Weib. Sie wird ſich freuen, Sie wieder zu ſehen, hatte Marton geſagt. Er mußte das glauben, und er verſprach, Marton den dritten Tag zu beſuchen. Er wollte Luiſen Zeit laſſen, ſich mit der Vorſtellung zu befreunden, ihn wieder zu ſehen. Er war ſeiner Sache höchſt gewiß: Luiſe hatte ihrem Manne ihre Untreue verſchwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Geſellſchaft kam, ſo mußte ſie ja einſehen, daß ihr theures Geheimniß in ſeiner Gewalt ſtand. Sie mußte ſich ergeben, und wie leicht war es dann nicht, Luiſen zu überzeugen, daß ſie eine kleine Thörin geweſen wäre, ſich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und ſein Genius führte ihn ſeiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hauſe; er ging fröhlich an Luiſens Bett, fröhlich ſagte er ihr: Uebermorgen beſucht dich dein lieber Favart! Dieſe ſchreckliche Nachricht traf Luiſen zu ſchnell. Sie ſank aufſchreiend hinten über auf ihr Kiſſen. Uebermorgen! rief ſie ſchrecklich. Alle ihre Pulſe flogen, ihre Farbe wechſelte. Sie war außer ſich. Marton hielt dieß für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er ſuchte ſie zu beruhigen, und ſie ſchien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeitete jede Leidenſchaft fort. Nein, ſie wollte durchaus den Böſewicht nicht ſehen. Sie ſuchte vergebens nach einem Mittel, dieſem verhaßten ſchrecklichen Beſuche auszuweichen. Sie legte ſich nieder, als ob ſie ſchlafen wollte; allein ſie wollte nichts, als darüber nachdenken, ſich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, ſo ſehr ſie ſich auch anſtrengte. Ihre Angſt nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen ſeines bitterſten Feindes ſehen zu ſollen, marterte ſie, ſtürzte ſie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das Einzige konnte ſie nicht. Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen, denen ſie mit aller Wärme ihrer Phantaſie nachhing, ließen ſie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte ſich gegen den Kamin geſetzt, um ſie nicht zu ſtören. Sie ſah ihn an, ſie bemerkte, daß er die Augen trocknete, ſie ſah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn verſetzt hatte. Marton ſtand auf, ſie ſtellte ſich feſtſchlafend, und doch lauſchte ſie unmerklich nach ihm hin. Er näherte ſich ihrem Bette, er betrachtete ſie mit troſtloſer Zärtlichkeit. Auf einmal knieete er an dem Bette nieder; ſie hörte, wi[illegible] leiſe für das Leben ſeiner treuen, ſeiner tugendhaften Luiſe betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum erſten Male, daß ſie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müſſen. Dieſe neue Vorſtellung ergriff ſie mit einer großen Gewalt. Marton hatte ſich wieder an den Kamin geſetzt. Nein, ſie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufſtehen, und ſich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob ſich empor, ſie ſtieg leiſe aus dem Bette, ſie wollte ſich ihm nähern. Sie war zu ſchwach, ſich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Bruſt auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob ſie mit Angſt auf, und trug ſie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu ſchwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geſchrei, das Marton bei dieſer Nachricht erhob, verkündigte auch Luiſen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie ſammelte alle ihre Kräfte, ſie hieß alle Menſchen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte ſie nun dieſem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm ſeine ſterbende Frau in ſeine Arme, und verſicherte ihr ihre Unſchuld; er vergab ihr, und klagte ſich ſelbſt an, daß er ihre argloſe Unſchuld in die Hände dieſes Böſewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und dieſe Verſöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luiſens Leben. Noch einen Tag lebte ſie in den Armen ihres verſöhnten Mannes; einen Tag noch war ſie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages ſtarb ſie heiter und ruhig. Marton verſank in Schmerz. Er ſaß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte alles vergeſſen, ſelbſt den Mörder ſeiner Luiſe. Er hörte nicht, was ſeine Mutter ihm ſagte. Er hielt nur den ſtarren Blick auf Luiſens bleichem Geſichte feſt. Die Mutter mußte ihn allein laſſen, um Anſtalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete ſich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton ſah ihn, erkannte ihn, ſprang auf, faßte ihn an der Bruſt, ſchrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blaſſen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luiſens. Rouelle ſchrie vor Entſetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und Martons Mutter ſtürzte bei dieſem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief ſie ihrem Sohne zu, und umfaßte ſeine Hände, die Rouellen feſt hielten, Unglücklicher, er iſt dein Vater! Rouelle erkannte ſeine verſtoßene Frau, ſah ſeinen unglücklichen Sohn, ſeine ermordete Tochter; er bebte, er ſchwankte, und wimmernd ſank er zu Boden.

Bleich und ſtarr mit emporſträubenden Haaren, ſtand der Sohn. Das Wort „Vater" kam langſam aus den bleichen Lippen hervor. Er ſah ſeine Mutter ſtarr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann ſchon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Luiſens war, ſtand erſtaunt und unentſchloſſen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das iſt dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zuſammenſchaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und zeigte auf Rouellen, der das bleiche Geſicht verbarg. Ja, es iſt dein Vater! Aber ſo ſag mir — fragte die Mutter ... Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! ſagte er leiſe, mit dem Tone der tiefſten Wehmuth, und nun ſchwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängſtlich. Sie fühlte, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen war. Sie wendete ſich ängſtlich an Rouellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, mein Herr." — Sie faßte ſeine Hand. Rouelle ſah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und ſagte zitternd:

„Ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufſchreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entſetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete ſich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als ſtürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er ſprang auf, er ſchwankte durch die Finſterniß, die ſeine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!“ rief er, und ſo ſtürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier ſank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hauſe. Sein Diener, der ihm gefolgt war, ſchleppte ihn in ſein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtſein der äußern Gegenſtände

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf ſeinem Lager. Er erhielt ſeine Geſundheit, nicht aber ſeine Heiterkeit wieder. Sein erſter Gang war nach dem Hauſe, wo ſein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur ſeine Frau ſprechen, um ihr einen Theil ſeines Vermögens für ſeinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht ſehen. Er fühlte zu ſehr, daß ihn der Name „Vater“ nicht gegen die Rache, die der beleidigte Menſch nehmen konnte, ſchützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luiſens Begräbniß, Paris verlaſſen, und Niemand wußte, wohin ſie gegangen waren. Er forſchte mit großer Anſtrengung nach ihrem Aufenthalte; allein ſie blieben verſchwunden.

Die erſten Monate ging Rouelle wie in einem ſchrecklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß ſeine Wolluſt ſeinen Sohn unglücklich gemacht, und ſeine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erſt recht lebendig. Er trug die Rache für ſein Verbrechen mit ſich in ſeinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luiſens Tode Schuld ſei. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue ſie getödtet habe, ſchien ihm doch ſo höchſt unwahrſcheinlich. Er verfolgte dieſe Vorſtellung mit allem Eifer, ſein Verſtand fand darin Entſchuldigungsgründe; allein ſein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte ſich ſeiner ſo ganz bemeiſtert, daß er auf keine Weiſe Herr darüber werden konnte. Er nahm tauſendmal zu ſeinem Syſtem ſeine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! iſt denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menſchlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; iſt es meine Schuld, daß das ſeltſame Vorurtheil einer fleckenloſen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war, und ſelbſt, wenn ich's auch gewußt hätte — dieſen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob ſich in ſeinem Innern etwas widerſetzte.

So philoſophirte er tauſendmal; allein, er konnte dieſe Unruhe nicht aus ſeinem Gemüthe wegphiloſophiren. Er fand keinen Troſt in ſeinem Syſtem; es vermehrte vielmehr ſeine Unruhe noch. Sogar wenn er ſich dieſer Unruhe hingab, wenn er ſie als eine Beſſerung ſeiner Handlung betrachtete, ja, wenn er ſeine Handlung zuweilen als ein Verbrechen anſah, ſo beruhigte ihn das alles mehr, als die Entſchuldigung ſeiner Handlung durch ſein Syſtem. Hier hoben ſich die erſten Zweifel gegen ſeine eigenen Grundſätze. Er ſuchte ſein Syſtem mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab ſich alle Mühe, es feſt zu halten, aber ſein Herz, ſein Gefühl widerſprach ihm. Eine innere Stimme nannte ſeine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, ſchlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen ſich ſelbſt bald, und bald gegen ſein Syſtem. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild ſeines unglücklichen Sohnes ſtand immerwährend vor ſeiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an ſeine Tugenden nicht verſagen konnte, in dem Wunſche, ihn nicht ſo ſchmerzlich beleidigt zu haben, um ſich ſeines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas iſt. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens ſeines zweiten Sohnes, daß er ſelbſt von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle ſeiner Unruhe über ſeine Begebenheit mit Luiſen, ahnete er, daß der Menſch auch von ſich Tugenden fordern müſſe.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach ſeines Vaters Syſtem; er lebte ſeinem Vergnügen. Er beſaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anſtand, er lebte mit ſeinem Vater auf dem freundſchaftlichſten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Geſellſchaft, weil deſſen Unterredungen immer fröhlich, und ſogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luiſen aber war Rouelle ernſt geworden. In dem Kampfe mit ſeinem Syſteme machte er zuweilen ſehr ernſthafte Bemerkungen über ſeines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Menſch hatte, machte den Vater ängſtlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeiſter und den Tadler zu ſpielen, er forſchte des jungen Menſchen Gängen nach. Er war nicht mehr ſo mit Allem zufrieden, wie ſonſt, er war ſogar nicht mehr ſo freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß ſein Vermögen zur Hälfte ſeinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der ſeinen Vater ſo verändert ſah, fing an, weniger ſeine Geſellſchaft zu ſuchen. Je ernſter der Vater wurde, deſto kälter wurde der Sohn, deſto ſeltener ſahen ſie ſich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohns Entſchuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die Anfangs in den Grenzen des Anſtandes blieben. Der Sohn verbarg ſeine Gänge, verſteckte ſeine Plane; der aufmerkſamere und beſorgtere Vater entdeckte ſie. Es kam zu bedeutenderen Zwiſtigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenſchaft von ſeinem Sohne, und der Sohn gab ſie dem Vater auf eine Weiſe, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen“ ſagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was Sie mich ſelbſt lehrten. Daß Sie jetzt ernſter, mürriſcher werden, iſt doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich geſtehe es zu, daß ich ſeit einiger Zeit Ihre Geſellſchaft nicht mehr ſuche; die Urſache kann Ihnen, der Sie ſo ſcharf zu ſehen und ſo billig zu urtheilen gewohnt ſind, nicht entgangen ſein. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern ſollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm iſt; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern ſollte? Wie oft ſagten Sie, mein Vater, daß die Menſchen ſich darum das Leben ſo ſauer machen, weil ſie nicht verſtehen, mit Anſtand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich iſt. Mich dünkt, wir Beide ſind in dieſem Falle.

„Wie? Dieſe Kälte, dieſe erſtarrende Kälte! Daß du mein Sohn heißeſt, das fällt dir alſo nicht ein?“

„Ich mußte einen Vater haben,“ antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich ſein ſollte. Das iſt Alles! Wie oft haben Sie das ſelbſt geſagt, daß dieſe zufälligen Verbindungen der Menſchen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unſer Vergnügen unſere Beſtimmung iſt. —“

Der Vater ſeufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab ſich Mühe, den vorigen Ton gegen ſeinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn ſonderte ſich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe ſeines Sohnes bei dem Gedanken, daß er ſeinen älteſten ſo unglücklich gemacht hatte, ſo ſehr bedurfte, ſah ſich, durch ſein Syſtem, der Liebe ſeines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieſes ſelbſtſüchtigen Syſtems fühlen zu laſſen, ſchränkte er ihn nur in Abſicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwiſchen Beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die ſeinem Sohn fehlten, fingen an dem verlaſſenen Vater jetzt ſehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen beſſern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich ſeine Tugenden machen! Da ſah er ein, daß Eltern und Kindern wenigſtens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Die Begebenheiten waren in das erſte Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und ſein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigſten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde ſogar in Geſchäften, wozu ſein feiner Kopf, und ſeine Beſonnenheit ſehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Parthei ſiegen würde, ſeinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünſchen an dem Wohl der Royaliſten Antheil. Er verließ ſie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine ſo natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgerſinn des jungen Rouelle zweifelte, ſo ſehr man auch ſeinen Vater, wegen ſeiner ehemaligen Geſchäfte für den Hof, im Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geſchäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouellen ausgeſagt, und ſeine Ausſage durch ſchriftliche Befehle Rouellens beſtätigt. Dieſer erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg ſich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend ſeinen Sohn holen. Ich bin verrathen, ſagte er ihm zitternd, man ſucht mich überall. Was du an Gelde und Koſtbarkeiten zuſammen bringen kannſt, das bringe zuſammen. Wir müſſen Frankreich verlaſſen.

Der junge Rouelle betrachtete ſeinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vater, hob er ſtockend an; allein die Maßregel, die Sie dagegen ergreifen, ſcheint mir nicht gehörig überlegt. Sie ſind im Verdacht, nicht ich. Reiſen Sie; wenn ich bleibe, ſo kann ich Ihnen vielleicht nützlicher ſein, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinſt Du, man wird Deiner ſchonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Böſewichter! rief der Sohn. Doch auch das iſt zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausſchuſſe. Wenn ich Sie ſelbſt anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn, Du?

Und warum nicht? Unſer Vermögen wird gerettet. Stoßen Sie ſich nicht an dieſe Kleinigkeit, an dieſes Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen! — Der Vater ſchüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es ſo für das Beſte. Der Vater mußte ſich ergeben. Sie nahmen Abſchied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausſchuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouellens bei ſeinem Freunde wurde dieſem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rouelle am Abend zu ſeinem Hauſe. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf ſeinen Sohn allein. „Hier bin ich," ſagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in ſeinem Hauſe behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geſchick erwarten."

Finſter runzelte der Sohn die Stirn zuſammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke ſehr wohl, daß es hier gefährlich iſt; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich ſicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hob der Sohn wieder an: wiſſen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wiſſen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber, verlangen Sie denn, ſagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in dieſe Gefahr geben ſoll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen ſehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Hausſuchungen dauern jetzt beſtändig fort. Nein, bei Gott, hier ſind Sie am wenigſten ſicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieſer Kälte des Sohns überwältigt, das ſeh' ich, Böſewicht! Hier bin ich am wenigſten ſicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben geſetzt, du würdeſt — O Gott, ſagte er jetzt milder, was klag' ich? Mußte er nicht ſo denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblicke wurde an der Thür geſchellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, ſchnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wohl.

Der Vater ſah den Sohn ſtarr und gräßlich an. Ohne eine Wort zu ſagen, verließ er das Zimmer, ſtürzte die Treppe hinab, um ſich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbſtſucht hatte des Vaters Weſen zerſchmettert. Der Nationalgarde warf einen forſchenden Blick auf den alten Rouelle, ſagte bewegt: O das iſt er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben iſt in Gefahr. Sie ſind hier nicht ſicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde ſagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigſten Betrübniß: Das war mein Sohn! — Ich war ſein Vater! —

In einer Vorſtadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! ſagte er, mit einer bewegten Stimme. Jetzt erſt merkte Rouelle auf die äußern Gegenſtände wieder. Wohin führſt du mich, mein Freund? fragte er, wer biſt du? Ohne zu antworten zog ihn der Menſch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verſchlag, deſſen Eingang mit Stroh verdeckt war. Durch eine Oeffnung im Dache fiel ſo viel Licht, daß Rouelle ein Lager ſehen konnte, was für ihn beſtimmt war.

Wollen Sie ſich niederlegen? ſagte der Garde leiſe: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier ſind Sie ſicher. Er ſetzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verſchlag. Er bedeckte die Thüre mit Stroh, und ſchlich hinunter.

Rouelle warf ſich auf ſein Lager, und überließ ſich den allerquälendſten Betrachtungen über die Undankbarkeit ſeines Sohnes. Ach, er konnte es ſich nicht läugnen, er ſelbſt war durch ſeine Erziehung Schuld an dieſem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hauſe, eine Menge Stimmen, die ſich hören ließen, unterbrachen dieſe Betrachtungen. Man durchſuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch ſage, hob eine Stimme an, hier iſt Alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariſer ſo gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte ſich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton ſchmetterte ihn, wie ein verzehrender Blitz nieder. O rächender Gott! ſeufzte er, und bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Nun wurde Alles ſtill im Hauſe, auf der Gaſſe, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grauſamſte Rachengel hielt dieſe Nacht ſein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein Syſtem war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend ſtand in der Geſtalt bald der ermordeten Luiſe, bald in der Geſtalt ſeiner verſtoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war ſein Retter. Unglücklicher Vater! und, vor dem Angeſichte des beleidigten Sohnes ſollte er morgen erſcheinen. Er bebte vor dieſer Vorſtellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfolgte. Er ſprang auf, um Luft bei dieſer entſetzlichen Angſt zu ſchöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht ſehen.

Mit dem erſten Strahle des Morgens fing er an, ſeine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leiſe ſtieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlaſſen, wo ihm der furchtbare Anblick ſeines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht ſogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geräuſch. Er hörte Jemanden gehen. Entſetzlich! Er riß die Thür auf, und ſprang auf die Gaſſe. In dem Augenblick ſprang Jemand hinter ihm her. Es war ſein Sohn. Er umfaßte den ſchwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte ſeine Stimme. Ohnmächtig ſank er in ſeines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu ſich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, ſeine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erſte Wort, was er hörte, was er aus den Lippen ſeines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtſam das Auge auf ihn. Er ſah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen ſein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er ſchluchzte laut. O mein Vater! wiederholte der Sohn, und drückte ſeine Lippen auf ſeine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts ſagen. Er ſuchte ſein Geſicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, ſagte die weinende Mutter, du biſt zu bewegt. Er ging. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle ſie, hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang ſeiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam; und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Bruſt ſank, da drang die ſanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünſchte ſterben zu können für ſeinen Sohn. Ihre Thränen miſchten ſich, und des Vaters Verbrechen waren vergeſſen.

Welche rührenden Augenblicke, da ſeine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod ſeiner Luiſe geworden ſei, wie er gekämpft habe, ſeinen Vater nicht zu haſſen, wie er mitten in den Schmerzen geſonnen habe, ihn zu entſchuldigen! Es war dein Sohn, Rouelle; wie konnte er dich haſſen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reſte meines Vermögens und von unſerer Hände Arbeit, ärmlich, beſcheiden. — Ach, rief der Vater! die Grauſamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifelt Ihr, daß ich — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an Deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die ſchreckliche Begebenheit Dich und Deine Grundſätze erſchüttert hatte; aber dein Sohn, er wollte Dir den Anblick des Menſchen erſparen, den du ſo unglücklich gemacht hatteſt. Endlich erfuhren wir durch die öffentliche Blätter Deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für dich. Er entſchloß ſich, dich zu retten. Er glaubte, Du würdeſt in Deinem Hauſe, bei Deinem Sohne verborgen leben. Rouelle ſeufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt dieſen Aufenthalt nicht für ſicher genug. Er überwand ſeine Bedenklichkeiten, ſich vor Dir ſehen zu laſſen. Er ging einen Abend, um Dich abzuholen, und Gott ſei Dank? er hatte das Glück, Dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte ſeines Sohnes. Die Arbeit deſſelben ernährte ihn. Hier erſt lernte Rouelle empfinden, welch ein Glück es iſt, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchſte Wonne des Menſchen iſt, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glücklich fühlte er ſich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um ſeinem Sohne und ſeiner Frau eine Stunde Arbeit zu erſparen! Hier erſt lernte er, daß die Tugend das Glück, die Beſtimmung des Menſchen ſei, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Verſicherungen einiger bedeutender Männer, daß er ſicher ſein würde, wieder zum Vorſchein. Sein Proceß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris geweſen war, und ſo ſollte er ſein Vermögen wieder in Beſitz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte ſeinen Vater an, daß er wirklich emigrirt geweſen ſei. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das ſind die Folgen meiner Grundſätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er ſank an den Buſen ſeines edlen Sohnes. Der Prozeß war bald entſchieden. Rouelle erhielt ſein Vermögen. Er ſah ſeinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte ſeines Vermögens. O Unglücklicher, ſagte er, ihn an ſeine Bruſt drückend, könnte ich Dir die abſcheulichen Grundſätze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm ſein!

Zwei Idyllen.

Von F. X. Bronner.

Die Lüge.

Erzählen ſoll ich dir, du lieber kleiner Heinrich? Aber wenn die Erzählung dich treffen ſollte, willſt du mir dann nicht böſe werden? Nicht? So höre!

Der kleine Lydas, ein hübſcher munterer Knabe, wie du, aber auch manchmal muthwillig und loſe, wie du, hatte Morgens ſeinem Vater eine kleine Lüge geſagt; und das war ſchlimm. Da ging er Nachmittags, einen irdenen Topf in der Hand, an die Schleuße des Mühlbachs hinauf, um dort kleine Fiſchchen und Krebſe unter den Kieſelſteinen zu haſchen. Sein Schweſterchen Lyde ging mit.

„Ich fürchte, Brüderchen,“ ſagte das fromme Mädchen, „ich fürchte, dein Fiſchfang werde heute nicht glücklich ſein; denn die Mutter ſagt immer: Wer lügt, den fliehet das Glück, wie ein Fiſchchen den lauernden Hecht.“

„O du leichtgläubiges Mädchen! antwortete lächelnd der Knabe, die Mutter drohte dir nur; das ſollſt du gleich ſehen: Denn wiſſe, Hemilſon hat mich erſt geſtern eine neue Kunſt gelehrt, die wird mich nicht trügen!“

Da rieb er ſich die beiden Hände mit Brenneſſelſaft, und ſtieg in den Mühlbach, der lieblichrieſelnd über flache Kieſel dahinſchlich. Der Bach war auf beiden Seiten mit alten morſchen Pfählen, und halbvermoderten Brettern beſangen. Ein kleiner Damm hob ſich an den Brettern empor.

Auf einen Pfahl an dieſem Damme ſetzte der Knabe ſeinen mit Waſſer gefüllten Topf, und begann nach Schmerlen unter die Steine zu greifen. Lyde lagerte ſich an einer grünenden Raſenſtätte, und ſchaute der Arbeit ihres Bruders zu.

„Sieh, Schweſterchen!“ ſagte jetzt Lydas, und zeigte in ſeiner Hand eine zappelnde Schmerle hin: „ſieh, wie ſich heute die Fiſchchen unter meine Hände ſchmiegen! O ſie entſchlüpfen mir nicht; es iſt, als ſchwimmen die Närrchen mit Fleiße mir nach, daß ich ſie bequemer haſchen kann: Sicher, Mädchen, ſicher werd' ich dießmal einen glücklichen Fang thun.“

„O warte du nur, noch haſt du nicht viele,“ antwortete ſittſam das Mädchen, und ſchwieg. Doch Lydas zog immer mehrere aus dem Waſſer, und wußte ſich groß damit. Lydchen ſtaunte ſehr darüber. Noch mehrere, bis der Topf gefüllt war. Jetzt fing ſie faſt zu glauben an, dem Glücke ſei eine kleine Lüge nicht ſehr verhaßt.

Der Knabe wollte nun wieder aus dem Bache ſteigen, und verſuchte, an ein morſches Brett eingeklemmt, ſich auf den Damm zu ſchwingen. Wehe aber! da brach das faule Brett, und auch der untenvermoderte Pfahl brach, auf dem ſein Schmerlentopf ſtand. Knabe, Topf und Schmerlen ſtürzten allzuſammen in den Bach.

Die kleine Lyde lief ängſtlich hinzu, ihrem benetzten Bruder zu helfen. „Du lieber Bruder,“ klagte ſie, „warum glaubteſt du mir nicht? O gewiß, nun ſeh' ichs; wer lügt, den fliehet das Glück weit mehr als ein Fiſchchen den lauernden Hecht!“ Und zog den Knaben trieſend ans Land.

Das Bächlein.

Hier, liebes kleines Bächlein im engen ruhigen Thale, von hohen Linden und Eichen beſchattet! Hier an dein blumiges Bord will ich mich ſetzen, und froh ſein! Andere mögen im leichten Kahne den majeſtätiſch rauſchenden Strom beſchiffen, oder auf weitem See mit ſchwellendem Segel einherfahren, und ſich freuen, wenn Hütten und Wälder und Hügel unter der ſpiegelnden Oberfläche hängen. Mir ſeiſt du, Bächlein, Vergnügen jetzt und Luſt, rein wie deine Silberfluthen, und ſüß, wie der friſche Labetrunk, welchen du dürſtenden Wanderern zollſt. Hier an dein blumiges Bord will ich mich ſetzen, und froh ſein! Der reinliche Stein da unten, mit ſanftem Mooſe bewachſen, mag mir zum Schemel dienen. Aber ſieh, faſt iſt es Schade, daß mein Fuß ein ganzes kleines Mooswäldchen, wie von winzigen immergrünen Fichtenbäumchen zertritt, und ſo manches ſchöne Kräutchen unter meinem Lager zerknickt wird.

Welch ein Wechſel von zahlloſen Schönheiten hier am fruchtbaren Geſtade! Gelbe honigreiche Schlüſſelblümchen, und röthliche Glöcklein, und himmelblaue Vergißmeinnicht ſchmücken mit lieblich abſtechenden Farben das tiefe Grün der dichtſtehenden üppiggenährten Gewächſe; und wo die ſchwarze Erde ſichtbar wird, da kriechen kleine künſtlich geſtreifte Schnecklein, oder dunkelgrünes Epheu umgürtet den leicht zerlöcherten Sandboden. Kleine Mücken ſchwärmen über dem Waſſer, und tanzen, und trinken die unendlichdünnen emporſteigenden Dünſte. Die ſchöngezeichnete Eidexe lauert begierig auf ſie, und verſchlingt mit ſchneller Zunge die näherkommende Beute, wie ein Wirbel im Strome ſchwimmende Roſenblättchen verſchlingt.

Warum bläſeſt du ſo unbarmherzig durch das Thälchen herab, ſo plötzlich, ſpielender Windſtoß? Sieh, was du für wildes Zeug gemacht haſt! Bis zehen kleine, ſorglostanzende Mückchen ſtürzteſt du mit einem Hauch in den Bach. Kleine Fiſchchen ſchwimmen herbei, und haſchen die willkommene Mahlzeit. In Reihen ziehen ſie heran, die hungerigen Räuberchen mit röthlichen Floſſen und beerſchwarzen Augen. Wie ſie umherſchießen, und rudern! Wie lebhaft und behende! Aber ihr ſollt nicht alles rauben, ihr kleinen muthwilligen Naſcher! nein — Das Käferchen hier will ich retten, das, auf dem Rücken liegend, hilflos herabrinnt: O wie es zappelt, das arme Thierchen, und ängſtlich die zarten Beinchen regt, daß ringsher alle kleinen Wellchen zittern! O komm, komm, kleines Würmchen, ſieh das Gräschen hier, das ich dir biete! Schwinge dich dran empor, und trockne deine Flügelchen hier auf meiner warmen Hand! Du empfiengſt ja auch Leben und Odem von dem, der mir Leben und Odem gab. O wie es ſich wälzet, wie es ſich zerarbeitet zwiſchen den Härchen meiner Hand! Hier auf dieß Veilchen will ich dich ſchütteln, kleines Käferchen! Lebe und freue dich!

Aber ſieh hier! Ein Unheil aus meiner Schuld! Den Kieſel da ſtieß ich ſorglos ins Waſſer, ich Unachtſamer! Da läuft die fleißige Ameiſe drauf bange umher, und irret, vom Geſtade abgeſchnitten, und eingeſchloſſen wie auf einer kleinen Felſeninſel, am Rande des Kieſels ängſtlich dahin und dorthin, und ſuchet eine Furt, dem traurigen Gefängniſſe zu entkommen. Entkomme denn, du ämſiges Thierchen, und werde frei; ſieh da, deine Inſel liegt hier im Trockenen, fliehe!

Ei, du biſt kühn, ſorgloſe Bachſtelze, daß du mir ſo nahe am Kopfe vorüberfliegſt! Sahſt du etwa die langbeinigen Schnacken ſchweben, die dort auf trocknen Steinchen ruhen, und ſucheſt ſie dir zur Speiſe, ſo wie ich mir Fiſche zur Speiſe ſuche? Warum fängſt du die Mücke nicht, die dort auf dem ſchwimmenden Laube ſitzt? Wie ſie ſtolz in kleinen Wirbeln drauf fortſchiffet, und den glänzenden Federbuſch kämmet, und die Bläschen anſtaunt, die am Rande des leichten Fahrzeugs verpuffen! Itzt entfliegt ſie, die ſummende Schwärmerinn, leicht, wie ein Stäubchen vom Winde getragen! Wende dich dorthin, du kleine Stolze, wo ſich auf dem wankenden Grashalm die funkelndblaue Waſſerlibelle wiegt, und ihre zwei große Gitteraugen, und ihre ſchönen Netzflügel in zitternden Wellchen beſieht; dann wirſt du dich ſchämen, wie ſich die hoffärtige blaſſe Städterin ſchämt, wenn ſie an meinem blühendſchönen Mädchen vorübergeht.

Lieblich iſt es, dich, rieſelndes Bächlein, ſchwätzen zu hören. Reinlich wäſcheſt du deine weißen und röthlichen und blauen Kieſel ab, und bildeſt kleine rauſchende Waſſerfälle da und dort, und wälzeſt feinen Sand zu niedrigen abgeordneten Haufen. Auch hier haſt du ein niedliches Sandbänkchen gebildet, zum ſchützenden Damme einer ſtillen kleinen Pfütze am Ufer, die mit ſchielendblauen und röthlichen Farben auf ihrer ruhigen Oberfläche ſpielt. Flink rudert das Männchen des ſchwarzbraunen Waſſerſpinnchens auf dichten Füßen drüber hin, ſeinem flüchtigen Weibchen nach, und ziehet farbloſe ſchmale Furchen durch die ſeifenartige Farbendecke, die zierlich auf dem ſtehenden Waſſer liegt. Unten auf dem ſandigen Grunde wurmen junge Kröten umher, wie kleine ſchwarze Molchen geſtaltet, und verſtecken ſich in aufgejagten Wölkchen von Schlamme. Die zierlich gefleckte Waſſerwanze kriechet auch am Boden, und gräbt ſich zwiſchen modernde Kräutchen hinein. Wie euch da ſo wohl iſt, ihr ſchwächlichen unachtbaren Geſchöpfe, wie ſo wohl, auch eingeſchränkt in die faulende Pfütze! Und ich, der ich frei durch die prächtige weite Schöpfung irren, jede lebendige Schönheit der Natur empfinden, aus jedem Gräschen unnennbares Vergnügen ſchöpfen kann, ich ſoll mißmuthig die ſchöne Welt durchkriechen, und den freundlich einladenden Winken der immerlächelnden Freude nicht folgen? O nein! Ich will ihr folgen, will ſie ſehen im hohen unerſteiglichen Gebirge, fühlen in jedem ſammtenen Blumenblättchen, und hören im Singvogel wie in dir, lieblichrieſelnde Quelle! Nie wird kränkelnder Eckel ſeinen Wermuth meinen ſüßen Gefühlen vermiſchen. Er vergället nur dem ſeine Freuden, der eingekerkert in goldene Säle die aufſteigende Sonne, den blühenden Hain, und die bunte Wieſe nicht ſieht, der in gekünſtelten Gärten die Natur ins Puppenkleid zwingt, und dem kein blühendes Mädchen lächelt, wie mir. O mein Mädchen iſt ſchön, wie die Morgenröthe im Mai, aufblühend wie die junge volle Roſenknoſpe, und rein wie die unberührte Lilie in der Wildniß. Seit ſie mir erröthend ihr warmes, weiches Händchen bot, und mit ſanftem Drücken jedes meiner Nervchen beben machte; ſeitdem ſingt mir jedes Waldvögelchen ſchöner, jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes kühle Lüftchen fächelt mich freundlicher. O Lina, meine Empfindungen ſind ſanft, wie dein Blick; mein Vergnügen iſt rein, wie die Silberfluthen dieſes Bächleins, ſüß wie ſein friſcher Labetrunk dem lechzenden Wanderer, und unendlich mannigfaltig, wie die Natur.

Aus dem Schauſpiel: Die Räuber.

Von Schiller.

Des vierten Acts fünfte Scene.

Räuber Karl Moor. Wer mir Bürge wäre? — es iſt alles ſo finſter — verworrene

Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenns aus wäre mit dieſem letzten Odemzug — Aus, Hunger nach Glückſeligkeit! Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? — Wenn der armſelige Druck dieſes armſeligen Dings (die Piſtole vors Geſicht haltend) den Weiſen dem Thoren, den feigen dem tapfern, den edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Mißklang in der vernünftigen ſein? — Nein! nein! es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen. — Glaubt ihr, ich werde zittern, Geiſter meiner erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinſel, euer ſchwarz gewürgtes Geſicht, eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (Von Schauer geſchüttelt.) Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet? — (Er ſetzt die Piſtole an.) Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch ein einzig Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht — ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes, nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des endlichen läßt nach, und die Phantaſie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sei wie du willſt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sei wie du willſt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle. — Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden die mir jenſeits gewoben ſind ſo leicht zerreißen wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freiheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er ladet die Piſtole. Plötzlich hält er inne.) Und ſoll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein, ich wills dulden. (Er wirft die Piſtole weg.) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich wills vollenden! — (Es wird finſterer.)

Hermann (der durch den Wald kommt). Horch! horch! grauſig heult der Kauz — zwölf ſchlägts drüben im Dorf — Wol, wol — das Bubenſtück ſchläft — in dieſer Wilde kein Lauſcher. (Tritt an das Schloß und pocht.) Komm herauf, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit iſt bereitet.

Moor (ſachte zurücktretend.) Was ſoll das bedeuten?

Eine Stimme (aus dem Schloß). Wer pocht da? He? Biſt dus, Hermann, mein Rabe?

Hermann. Bins, Hermann, dein Rabe. Steig' herauf an's Gitter und iß. (Eulen ſchreien.) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — dir ſchmeckts?

Die Stimme. Hungerte mich ſehr. Habe Dank, Rabenſender, fürs Brot in der Wüſte! — Und wie gehts meinem lieben Kinde, Hermann?

Hermann. Stille — Horch — Geräuſch wie von ſchnarchenden! hörſt du nicht was?

Stimme. Wie? Hörſt du etwas?

Hermann. Den ſeufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — eine Nachtmuſik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer iſt mir als hört' ich ein Schnarchen. — Du haſt Geſellſchaft, Alter — Hu! hu! hu!

Stimme. Siehſt du etwas?

Hermann. Leb' wohl — leb' wohl — Grauſig iſt dieſe Stätte — Steig' ab ins Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — Verfluchter Sohn! — (Will fliehen.)

Moor (mit Entſetzen hervortretend). Steh!

Hermann (ſchreiend). O mir!

Moor. Steh, ſag' ich!

Hermann. Weh! weh! weh! Nun iſt alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer biſt du? was haſt du hier zu thun? Rede!

Hermann. Erbarmen, o Erbarmen, geſtrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' ihr mich umbringt.

Moor (indem er den Degen zieht). Was werd' ich hören?

Hermann. Wohl habt ihr mirs beim Leben verboten — ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte ſein — Stecht mich nieder!

Moor. Hier ſteckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will alles wiſſen!

Die Stimme (aus dem Schloß). Weh! weh! Biſt dus, Hermann, der da redet? Mit wem redeſt du, Hermann?

Moor. Drunten noch jemand — Was geht hier vor? (Läuft dem Thurme zu.) Iſts ein Gefangener, den die Menſchen abſchüttelten? — Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme! noch einmal! wo iſt die Thür?

Hermann. O habt Barmherzigkeit, — Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! (Verrennt ihm den Weg.)

Moor. Vierfach geſchloſſen! Weg da — Es muß heraus — Jetzt zum erſten Mal komm' mir zu Hilfe, Dieberei! (Er nimmt Brechinſtrumente und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde ſteigt ein Alter, ausgemergelt wie ein Gerippe.)

Der Alte. Erbarmen einem elenden! Erbarmen!

Moor (ſpringt erſchrocken zurück). Das iſt meines Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott, Erſchienen iſt die Stunde der Erlöſung.

Moor. Geiſt des alten Moors! was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Haſt du eine Sünde in jene Welt geſchleppt die dir den Eingang in die Pforten des Paradieſes verrammelt? Ich will Meſſen leſen laſſen den irrenden Geiſt in ſeine Heimat zu ſenden. Haſt du das Gold der Wittwen und Waiſen unter die Erde vergraben, das dich zu dieſer mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt? Ich will den unterirdiſchen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reißen, und wenn er tauſend rothe Flammen auf mich ſpeit und ſeine ſpitzen Zähne gegen meinen Degen bleckt, — oder kommſt du, auf meine Fragen die Räthſel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geiſt. Taſte mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? du biſt nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde ſchmacht' ich ſchon in dieſem finſtern unterirdiſchen Gewölbe, von keinem Strahle beſchienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde beſucht, wo wilde Raben krächzen und mitternächtliche Uhus heulen.

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Menſch biſt und ein menſchliches Herz haſt, Erlöſer, den ich nicht kenne, o ſo höre den Jammer eines Vaters, den ihm ſeine Söhne bereitet haben — drei Monde ſchon hab' ichs tauben Felſenwänden zugewinſelt, aber ein hohler Widerhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Menſch biſt und ein menſchliches Herz haſt —

Moor. Dieſe Aufforderung könnte die wilden Beſtien aus ihren Löchern hervorrufen.

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen nach einer ſchweren Krankheit etwas Kräfte zu ſammeln, ſo führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein erſtgeborner ſei geſtorben in der Schlacht, und mit ſich brachte ein Schwert, gefärbt mit ſeinem Blut, und ſein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (heftig von ihm abgewandt). Es iſt offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward ohnmächtig bei der Botſchaft. Man muß mich für todt gehalten haben, denn als ich wieder zu mir ſelber kam, lag ich ſchon in der Bahre und ins Leichentuch gewickelt wie ein todter. Ich kratzte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finſtere Nacht, mein Sohn Franz ſtand vor mir. — Was! rief er mit entſetzlicher Stimme, willſt du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieſer Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich ſtand am Eingange dieſes Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karl gebracht hatte — zehnmal umfaßt' ich ſeine Kniee, und bat und flehte, und umfaßte ſie und beſchwur — das Flehen ſeines Vaters reichte nicht bis an ſein Herz — Hinab mit dem Balg! donnerte es von ſeinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich geſtoßen ohne Erbarmen, und mein Sohn Franz ſchloß hinter mir zu.

Moor. Es iſt nicht möglich, nicht möglich! ihr müßt euch geirrt haben!

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Menſch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menſchen Fußtritt je dieſe Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Geſpenſter meiner Väter in dieſen Ruinen raſſelnde Ketten ſchleifen und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hörte ich die Thür wieder aufgehen; dieſte Mann brachte mir Brod und Waſſer, und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt geweſen, und wie er ſein Leben in Gefahr ſetze, wenn es heraus käme, daß er mich ſpeiſe. So ward ich kümmerlich erhalten dieſe lange Zeit, aber der unaufhörliche Froſt — die faule Luft meines Unraths, — der grenzenloſe Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib ſchwand; tauſendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maß meiner Strafe muß noch nicht gefüllt ſein — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich ſo wunderlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine grauen Haare.

Moor. Es iſt genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! ihr trägen, fühlloſen Schläfer! auf! Will keiner erwachen? (Er thut einen Piſtolenſchuß über die ſchlafenden Räuber.)

Die Räuber (aufgejagt). He, holla! holla! was gibts da?

Moor. Hat euch die Geſchichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? Der ewige Schlaf würde wach worden ſein! Schaut her? ſchaut her! die Geſetze der Welt ſind Würfelſpiel worden, das Band der Natur iſt entzwei, die alte Zwietracht iſt los, der Sohn hat ſeinen Vater erſchlagen.

Die Räuber. Was ſagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erſchlagen! das Wort iſt Beſchönigung! — der Sohn hat den Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden, die Worte ſind mir zu menſchlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kanibale ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt, — der Sohn hat ſeinen eigenen Vater — o ſeht her, — ſeht her! er iſt in Ohnmacht geſunken, — in dieſes Gewölbe hat der Sohn ſeinen Vater — Froſt, Blöße, — Hunger, — Durſt, — o ſeht doch, ſeht doch! — es iſt mein eigener Vater, ich wills nur geſtehen.

Die Räuber (ſpringen herbei und umringen den Alten). Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder). Vater meines Hauptmanns! Ich küſſe dir die Füße! du haſt über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir, grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (Er zerreißt ſein Kleid von oben an bis unten.) So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höret mich, Mond und Geſtirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel, der du auf die Schandthat herunterblickteſt! Höre mich, dreimal ſchrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über die Nacht! Hier knie' ich — hier ſtreck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier ſchwör' ich, und ſo ſpeie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Beſtie aus, wenn ich dieſen Schwur verletze, ſchwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen bis des Vater-Mörders Blut vor dieſem Stein verſchüttet gegen die Sonne dampft. (Er ſteht auf.)

Die Räuber. Es iſt ein Belials-Streich! Sag' einer, wir ſeien Schelme! Nein, bei allen Drachen! ſo bunt haben wirs nie gemacht.

Moor. Ja, und bei allen ſchrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche ſtarben, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Thurm zermalmte, eh' ſoll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Bruſt bis euer aller Kleider von des verruchten Blute ſcharlachroth gezeichnet ſind — Das hat euch wol niemals geträumt, daß ihr der Arm höherer Majeſtäten ſeid? Der verworrene Knäuel unſeres Schickſals iſt aufgelöſt! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos geſprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die ſchrecklichen Engel ſeines finſtern Gerichtes zu ſein! Entblößet eure Häupter! Kniet hin in den Staub und ſteht geheiligt auf! (Sie knieen.)

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was ſoll wir thun?

Moor. Steh' auf, Schweizer! und rühre dieſe heiligen Locken an! (Er führt ihn zu ſeinem Vater und giebt ihm eine Locke in die Hand.) Du weißt noch wie du einſtmals jenem Böhmiſchen Reiter den Kopf ſpalteteſt, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erſchöpft von der Arbeit in die Kniee geſunken war? dazumal verhieß ich dir eine Belohnung die königlich wäre; ich konnte dieſe Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das ſchwurſt du mir, es iſt wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, jetzt will ich bezahlen! Schweizer, ſo iſt noch kein Sterblicher geehrt worden, wie du! — Räche meinen Vater! (Schweizer ſteht auf.)

Schweizer. Großer Hauptmann! heute haſt du mich zum erſten Mal ſtolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann ſoll ich ihn ſchlagen?

Moor. Die Minuten ſind geweiht, du mußt eilends gehn — Lies dir die würdigſten aus der Bande und führe ſie gerade nach des Edelmanns Schloß! Reiß ihn aus dem Bette, wenn er ſchläft oder in den Armen der Wolluſt liegt, ſchlepp' ihn vom Mahle weg, wenn er beſoffen iſt, reiß ihn vom Crucifix, wenn er betend vor ihm auf den Knieen liegt! Aber ich ſage dir, ich ſchärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! Deſſen Fleiſch will ich in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt oder ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringſt, ſo ſollſt du eine Million zur Belohnung haben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens ſtehlen, und du ſollſt frei ausgehen, wie die weite Luft — Haſt du mich verſtanden, ſo eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier haſt du meine Hand darauf: entweder du ſiehſt zwei zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel, kommt! (Ab mit einem Geſchwader.)

Moor. Ihr übrigen zerſtreut euch im Walde — Ich bleibe.

Aus dem: Spaziergang nach Syrakus.

Von J. G. Seume.

Neapel.

Der Morgen war friſch und ſchön, als wir Anxur verließen, der Wind ſtark und die Brandung hochſtürmend, ſo daß ich am Strande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen ſchlugen majeſtätiſch an den ſteilen Felſen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein franzöſiſcher Reiſekamerad Zwiſt mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte paſſiren laſſen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo beſah man bloß, ſchrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzoſe packte ſeine ganze Brieftaſche aus, ſprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Miniſter und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Reſpekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Inſtruction gegangen ſein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wir ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutſche waren. Die Stadt ſelbſt liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmſten Thäler, nicht ſehr weit vom Meere. Der Weg von Terracina dahin iſt abwechſelnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felſen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi ſollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueberreſte von der Ville des Nerva zu ſehen ſein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß darüber den Kaiſer, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus iſt die Gegend zwiſchen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges ſtand in einem engen Felſenpaſſe eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzoſen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie ſuchten ſich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner ſich gar nichts hatten träumen laſſen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuverſicht; man thut beſſer zu glauben, daß die Feinde alle Gemſenjäger ſind, und in einer Entfernung von ſechs deutſchen Meilen iſt es nie unmöglich, daß ſie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner ſahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzoſen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüſtet und Pferdeſtälle daraus gemacht. Das iſt nun freilich nicht ſehr human; von Religioſität nichts zu ſagen. Der Ort liegt in einer Bergſchlucht tief begraben. Es ſtanden hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger öſtreichiſcher Sergeant, jetzt neapolitaniſcher Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzoſe hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm alſo doch Schuhe machen laſſen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil ſeine Füße nicht mehr in baulichem Weſen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er ſuchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaſerta. Ich gab ihm alſo zu dem Ausgelegten noch einen Kaiſerdukaten, quittirte in Gedanken ſchon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Faſt hätte ich vergeſſen, Dir eine etwas ernſthafte Geſchichte von Itri zu erzählen, nämlich ernſthaft für mich. Itri iſt ein Neſt; das Wirthshaus war ſchlecht. Unſere Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und ſich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir ſodann nach. Er war etwas über See und ſchlief ſogleich ein; ich philoſophirte noch eins topſyturvy. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und ſehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehn oder zwölfe geſtiegen ſein. Nun vernahm ich, daß es über unſere armen Perſonalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquiſition hielt. Sono cattire gente, ließ es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorſchlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweiſe. Mein Franzoſe ſchnarchte. Du kannſt denken, daß mir nicht ſonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man ſchlägt hier zum Anfang ſogleich die Leute todt, und macht ſodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unſere Wirthin, nahm ſich unſer mit einem exemplariſchen Muthe an, ſprach und ſchrie, was ſie konnte, und behauptete, daß wir ehrliche Leute wären; der Kommandant hätte unſere Päſſe geſehen. Nun ſchien man zum Unglück dem Kommandanten ſelbſt in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch möchte geworden ſein. Ich zog ganz ſtille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italieniſch zuſammen, und machte Miene die Treppe hinab unter ſie zu gehen. „Meine Herren, ſagte ich ſo ſtark und beſtimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reiſender; ich dächte, ‚im Wirthshauſe, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wohin Sie wollen: aber machen ſie die Sache mit Ernſt und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab.“ Es ward ſtiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich, oben zu bleiben, welches ich natürlich ſehr gern that; und nach und nach ſchlichen ſie alle fort. Spaßhaft iſt es nicht ganz; denn dort geht man ſelten ohne Flinte und Meſſer, und jeder iſt zur Exekution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich alſo allein zwiſchen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme iſt durch dieſes Etabliſſement ihres Namens faſt berühmter geworden, als ihr frommer Milchſohn. Warum war ich nun nicht geſtern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, ſchönes, ziemlich billiges Gaſthaus, wo ich bei friſchen Eiern und friſchen Fiſchen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und friſchen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühſtück hielt. Unter mir ſtand ein Zitronengarten in der ſchönſten Gluth der Früchte; und links und rechts überſah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Iſchia und Procida. Es iſt, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köſtlichſte Deſert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Vorfalles mit unſern Freunden wieder in nähere Berührung ſetzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz geſeſſen und Fiſche und Früchte gegeſſen, und mich aufgefordert, ſeiner zu gedenken, wenn ich von Mola auf das klaſſiſche Land umher ſchauen würde. Jetzt iſt er nicht mehr der Liebling ſeiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Witzigen zu erhalten verſtand und ſie rund umher gab. Wo auch ſeine Aſche ruht, ein Biederer müſſe hingehen und ſie ſegnen. Keiner ſeiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch ſein Herz gut, was ſein Kopf verſah.

Nun ging ich vergnügt und froh die ſchöne magiſche Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wo der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä ſtand, bis an den Liris hinab. Langſam wallte ich dahin; mir däucht, ich ſähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ ſich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entſchloſſen den Lohn für ſeine Philippiken zahlen. Es iſt mir der ehrwürdigſte Moment in Cicero's Leben; der einzige vielleicht, wo er wirklich ganz rein als ſelbſtſtändiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres ſprach, war es vielleicht Ruhmſucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, ſtand ſeine Exiſtenz auf dem Spiel, und er hatte keine andere Wahl, als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrſcheinlich Haß und Partheiſucht. Im Glück prahlte er, im Unglück jammerte er: er zeigte in ſeinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewiſſer Rückſicht mit ſeinem Leben ausgeſöhnt, ſo wie es Männer in der Geſchichte giebt, deren Tod faſt das Verdienſt ihres Lebens auslöſcht. Dort unten lag Minturnä; dort, ſtelle ich mir vor, ſtand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder ſeiner Nation zu tödten, und wo dieſer gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesſchrecken in die Glieder jagte. „Menſch, wagſt du es, den Kajus Marius zu morden?“ Weiter hinab rechts iſt die Sumpfgegend, wo nach der Flucht der erſte Mann der erſten Stadt der Welt ſich im Schilfe verbarg, bis er ſich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich ſetzte unter dieſen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich dieſſeits von einer Menge Mauleſeltreiber umgeben war, die mir alle ſich und ihre Thiere zum Dienſt anboten. Da half kein Demonſtriren, ſie machten die Kleinigkeit der Forderung noch kleiner und ſetzten mich halb mit Gewalt auf ein laſtbares Stück, ſchnallten meinen Reiſeſack in Ordnung, und ſo zog ich mit der lieblichen Karavane weiter. Ein Kalabreſe hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Geſellſchaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte ſich einige Millien weiter herab angeſchloſſen, der in der Reſidenz ſein Glück verſuchen wollte, weil ſeine Stiefmutter zu Hauſe den Kredit ihres Namens etwas zu ſtrenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig ſeine Geſchichte erzählen. Nun fing mein alter Eſeltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menſchen die Gefahr vorzuſtellen, der er entgegenliefe. Er that dieſes mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Behutſamkeit im Vortrage, die mir den alten Mann ſehr werth machten. Wäre ich Sultan geweſen, ich hätte den Eſeltreiber zum Mufti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen ſein. Dieſe ſchöne, bedachtſame Philanthropie wäre manchem unſerer Moraliſten zu wünſchen. Auch ſchien er über die ehrenvolle Geſellſchaft durch ſeinen Verſtand und ſeinen heitern Ernſt ein ziemliches Anſehen zu haben. Kurz vor Seſſa ſchieden wir: ich ſetzte mich von dem Eſel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menſchen zu ſeinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Taſche als gewöhnlich. Mein Kalabreſe begleitete mich, ich mochte wollen oder nicht, auf die Poſt, als das beſte Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, ſpazierte ich hinauf nach Seſſa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptſtadt der Volsker war. Der Weg von der Poſt hinunter und in die Stadt hinauf iſt angenehm genug; und die Lage des Orts iſt herrlich mit den ſchönſten Ausſichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaurus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche ſtand und einen heiligen Johannes, der enthauptet wird, betrachtete, und eben ſo ſehr die Andacht einiger jungen ganz hübſchen Weiber beherzigte, die den ſchönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken feſthielten; trat mein alter Eſeltreiber, der auf der andern Seite heraufgekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberſtücke geſehen, die ich dem Buben gegeben hatte: und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel ſeiner Zunftleute, und ſtellte mich wohl funfzig Eſeltreibern aus Seſſa und der Gegend mit der freundſchaftlichſten Theilnahme vor. Mir däucht, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, ſie hätten mich dem Miniſter zum Trotz einſtimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; ſo ſehr bezeigten ſie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigſtens eben ſo wohl, als da mich in Warſchau die alte kommandirende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer herumführte, und mir in vollem Kreiſe die Ausfertigung einer Depeſche in's Ohr flüſterte. Aus dieſem Zirkel zogen mich einige ſehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Auguſtinern führten, die hier für ihre Mönche den behaglichſten Ruheplatz mit der ſchönſten Ausſicht nach allen Seiten ausgeſucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klaſſiſchen Geſchmack haben müſſen, iſt, daß ſie die Falerner Berge überſehen. Ihr Gebäude iſt für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich ſchon gewöhnt; man braucht eben nicht erſt über den Liris zu gehen, um ſo ausſchweifende Pracht, ſo unſinnige Verſchwendung zu ſehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris ſieht man noch die Subſtruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenſeits die Reſte einer Waſſerleitung. Der Fluß ſelbſt, der nicht ſehr breit iſt, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu paſſiren ſein! denn er iſt ziemlich tief und jetzt im Frühling ſehr ſchnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzoſen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denſelben ſetzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern deſſelben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, ſetzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indeſſen nicht ſtehen. Es iſt blos die klaſſiſche Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat ſchon längſt ſeinen alten Kredit verloren. Höchſt wahrſcheinlich iſt die Urſache der Ausartung Vernachläſſigung, wie bei den meiſten italieniſchen Weinen, die ſich beſſer halten würden, wenn man ſie beſſer hielte. Als wir den Morgen auswandelten, ward meinem Kalabreſen entſetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf beſtände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Paſſage von Montagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windſtoß durch das Geſträuch erſchreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedorrte Köpfe in eiſernen Käſtchen an dem Felſen befeſtigt ſahen, war er der Auflöſung ſeines Weſens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faſelte von lauter Mariolen, wie er ſie nannte, die gar fürchterliche Leute ſein ſollten, und von denen er ſchreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beſchreibung der Kerle ausbat, ſagte er, man wüßte nicht, woher ſie kämen und wohin ſie gingen, ſondern nur was ſie thäten; ſie plünderten und raubten und ſchlügen todt, wo ſie könnten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erſchienen und verſchwänden, ohne ſich um etwas zu bekümmern. Nach ſeiner Angabe kommen ſie meiſtens aus den Bergen von Bruzze. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gefunden, daß der Menſch ziemlich recht hat. Er pinſelt mir aber die Ohren ſo voll, daß ich ihm ſagte, er möchte mich ungehudelt laſſen mit ſeinen erbärmlichen Litaneien; wenn ich todt geſchlagen werden ſollte, ſo wollte ich mich doch wenigſtens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl ſehr gottlos vor, und mir ſeine Klagelieder ſehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felſenpaſſage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünſtiglich, als wir aus der Gegend heraus waren. Er ſegnete meinen Entſchluß, als ich mich auf der Straße von einem Vetturino bereden ließ, mich einzuſetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu laſſen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouverneur nach Kaſerta gefahren, und man wollte durchaus, ich ſollte ſeine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich beſtürmte ich den Capitaine du jour ſo viel, daß er mir den Paß ohne Vidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl ſchickte, er ſollte mich gehen laſſen; er ſelbſt wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaſerta gehen; dazu war aber mein Kalabreſe durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der ſichere Tod; da wimmelte es von Mariolen. Ich gab dem Schuft einige Karlin, verſtehe neapolitaniſche; ließ ihn ſich rechts nach Averſa forttrollen, um dort am rechten Orte ſeine atellaniſchen Fabeln zu erzählen, und ſchlug mich links nach Altkapua. Einige ehrſame Bürger aus der Feſtung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menſchen, erzählte, meinten, es ſei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch ſchon ſeit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren ſchienen ſich patriotiſch ihrer vaterländiſchen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, ſteht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer beſſern militäriſchen Poſition angelegt iſt. Sankt Martin iſt noch jetzt eine Luſtparthie für die Bürger der neuen Stadt, ſo ſehr behauptet der alte Platz ſeinen Kredit. Es ſteht bekanntlich noch der Reſt eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und alſo verhältnißmäßig neu iſt, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweiſe. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche iſt, durch das Hannibal ſeinen Ruhm hinein und nicht wieder heraus trug, ließ nach kurzer Beſchauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Caſerta fort. Es ſtehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römiſche Begräbniſſe ſind, und von denen eines wenigſtens in ſehr gutem Stil gearbeitet zu ſein ſcheint.

Es wäre überflüſſig, Dir eine Beſchreibung des Schloſſes in Kaſerta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und beſſer finden kannſt. Der erſte Anblick iſt groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die ſchönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beſchäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefeſſelt von der Ausſicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge geht, über welche man die berühmte Waſſerleitung herübergebracht hat. Dieſe ſchöne reiche Kunſtkaskade ſchließt den Grund der Parthie. Man wird ſelten irgendwo ſo etwas magiſches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkürlich gehauſt haben: jetzt iſt der Kronprinz und ſeine Sardiniſche Majeſtät hier.

Auf der Poſt empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Trupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten ſich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Humane Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu beſehen; dieß war aber zur Auffaſſung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Vetturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Ma si, si, ſagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich ſtieg ein und ſetzte mich neben einen ſtattlichen dicken Herrn; ſogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieſes iſt alſo das ſchöne, reiche, ſelige Kampanien, das man, ſeitdem es ſo bekannt iſt, zum Paradieſe erhoben hat, für das die römiſchen Soldaten ihr Kapitel vergeſſen wollten. Es iſt wahr, der Strich zwiſchen Averſa, Kapua, Kaſerta, Nola und Neapel, zwiſchen dem

Veſuv, dem Gaurus und den hohen Apenninen, oder das ſogenannte Kampanerthal, iſt von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch geſehen habe, der ſchönſte Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchſten Verſchwendung ausgegoſſen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzeſt einen Baum, und er wächſt in kurzer Zeit ſchwelgeriſch breit und hoch empor; Du hängſt einen Weinſtock daran und er wird ſtark wie ein Stamm, und ſeine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum ſteht mit beſcheidner Schönheit an dem Abhange der ſchützenden Berge; die Feige ſchwillt üppig unter dem großen Blatte am geſegneten Aſte; gegenüber glüht im ſonnigen Thale die Orange, und unter dem Obſtwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Miſchung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obſt, Wein und Weizen; und alles iſt üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter dieſen magiſchen Abwechſelungen kamen wir in einigen Stunden in Parthenope an. Der ſtattliche dicke Herr, mein Nachbar, ſchien die Deutſchen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag geweſen, wußte einige Dutzend Wörter von unſerer Sprache, und war die Gefälligkeit ſelbſt. Er war aus dem königlichen Hauſe, und mich wunderte deswegen ſeine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines ſeiner Bekannten an dem Ende des Toledo, bis ich den Herrn Heigelin aufgeſucht hatte, an den meine Empfehlung von Wien lautete. Es iſt wirklich ſehr wohlthätig, wenn man bei dem erſten Eintritt in ſo einen Ort, wie Neapel iſt, als Wildfremder eine ſo freundliche Hand zur Leitung findet, bis man ſich ſelbſt etwas orientiren kann.

Leben des vergnügten Schulmeiſterleins Maria Wuz in Auenthal*).

Eine Art Idylle.

Von Jean Paul Friedr. Richter.

Wie war dein Leben und Streben ſo ſanft und meerſtille, du vergnügtes Schulmeiſterlein Wuz! Der ſtille blaue Himmel eines Nachſommers ging nicht mit Gewölk, ſondern mit Duft um dein Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren blätteraufſtehende Blumen und einander flattern — und ſchon außer dem Grabe ſchlieſeſt du ſanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müſſen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktiſch mit dem Trinkwaſſer an unſre Kniee gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlafmützen aufgeſetzt werden und an die grand monde über die Gaſſe drüben und an's palais royal muß keiner von uns denken, blos weil ich die ruhige Geſchichte des vergnügten Schulmeiſterleins erzähle — und du, mein lieber Chriſtian, der du eine einathmende Bruſt für die einzigen dephlogiſtiſirten und ſtärkenden Freuden des Lebens, für die häuslichen haſt, ſetze dich auf den Arm des Stuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein wenig an mich! du machſt mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeiſter in Auenthal, und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von ſeiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit verſahen Wuz und Sohn das Amt mit Verſtand — unſer Maria Wuz dozirte unter ſeinem Vater ſchon das ABC, in der er das Buchſtabiren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unſers Wuz hatte wie der Unterricht anderer Schulleute etwas Spielendes und Kindiſches, aber nicht im Kummer, ſondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindiſch. Denn es giebt zweierlei Kinderſpiele, kindiſche und ernſthafte — die ernſthaften ſind Nachahmungen der Erwachſenen, das Kaufmanns-Soldatens-Handwerks-Spielen — die kindiſchen ſind Nachäffungen der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas Anderes als ein Haſe, eine Turteltaube oder das Junge derſelben, ein Bär, ein Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaubt mir; ein Seraph findet auch in unſern Kollegien und Hörſälen keine Geſchäfte, ſondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele,

Indeß hatt' er auch, wie alle Philoſophen, ſeine ernſthafteſten Geſchäfte und Stunden. Setzte er nicht ſchon längſt — ehe die brandenburgiſchen erwachſenen Geiſtlichen nur fünf Stäbe von buntem Ueberzug umthaten — ſich dadurch über große Vortheile weg, daß er eine blaue Schürze, die ſeitner der geiſtliche Ornat als der in ein Amt tragende Dr. Fauſt's Mantel guter Kandidaten iſt, vormittags über ſich warf und in dieſem leinenen Meßgewand der Magd ſeines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die ſie um Himmel und Hölle bringen konnten? — ja er griff ſeinen eigenen Vater an, aber Nachmittags, denn wenn er dieſem Kober's Kabinetsprediger vorlas, war's ſeine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuſchalten und dieſe Interpolation mit weg zu leſen, als ſpräche H. Kober ſelbſt mit ſeinem Vater. Ich denke, ich werfe durch dieſe Perſonalie vieles Licht auf ihn und ein Spaß, den er ſpäter auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Poſtille an Pfarrers Statt verlas, aber mit ſo viel hineingeſpielten eignen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und deſſen Diener rührte. „Juſtel, ſagt' er nachher um 4 Uhr zu ſeiner Frau, was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben iſt, zumal unter dem Kanzelliede.“

---

*) Siehe Jean Pauls Werke. Drittes Bändchen.

Wir können's leicht bei ſeinen ältern Jahren ertragen, wie er in ſeinen Flegeljahren war. Im December von jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde ſpäter bringen, weil er in dieſer Stunde ſeine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern — rekapitulirte. Indem der Wind ſeine Fenſter mit Schneevorhängen verfinſterte und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblickte, ſo drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wieſen den längſt vermoderten Frühling niederthauen; da bauete er ſich mit der Schweſter in den Heuſchober ein und fuhr auf dem architektoniſch gewölbten Heugebirge des Wagens heim und rieth droben mit geſchloſſenen Augen, wo ſie wohl nun fahren. In der Abendkühle, unter dem Schwalben-Scharmuziren über ſich, ſchoß er, froh über die untere Entkleidung und das Deshabille der Beine, als ſchreiende Schwalbe herum und mauerte ſich für ſein Junges — ein hölzerner Weinachtshahn mit angepichten Federn war's — eine Koth Rotunda mit einem Schnabel von Holz und trug hernach Bettſtroh und Bettfedern zum Neſt. Für eine andere palingeneſirende Abendſtunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt' es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läutendem Schlüſſelbund und durch's Dorf in den Garten ſtolzirte, ſich im Thau abkühlte und das glühende Geſicht durch die tropfende Johannisbeerſtaude drängte, ſich mit dem hochſtämmigen Graſe maß und mit zwei ſchwachen Fingern die Roſen für den H. Senior und ſein Kanzelpult abdrehte. An eben dieſem Trinitatis — das war die zweite Schüſſel an dem nämlichen December-Abend — quetſchte er, mit dem Sonnenſchein auf dem Rücken, den Orgeltaſten den Choral „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'“ ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und ſtreckte die kurzen Beine mit vergeblichen Ausrecken zur Parterre-Taſtatur hinunter und der Vater riß für ihn die richtigen Regiſter heraus. — Er würde die ungleichartigſten Dinge zuſammenſchneiden, wenn er ſich in den gedachten zwei Abendſtunden erinnerte, was er im Kindheits-Dezember vornahm; aber er war ſo klug, daß er ſich erſt in einer dritten darauf beſann, wie er ſonſt Abends ſich auf's Zuketten der Fenſterläden freuete, weil er nun ganz geſichert vor allem in der lichten Stube huckte, ob er ſich gleich vor der äußern Perſpektive des die Stube abſpiegelnden Fenſters in Acht nahm; wie er und ſeine Geſchwiſter die abendliche Kocherei der Mutter ausſpionirten, unterſtützten und unterbrachen, und wie ſie mit zugedrückten Augen und zwiſchen den Bruſtwehr-Schenkeln des Vaters auf das Blenden des kommenden Lichts ſich ſpitzten und wie ſie, in dem aus dem unabſehlichen Gewölbe des Univerſums herausgeſchnittenen oder hineingebauten Kloſet ihrer Stube ſo beſchirmet waren, ſo ſatt, ſo wohl . . . . Und alle Jahre, ſo oft er dieſe Retourfuhre ſeiner Kindheit und des Wolfsmonats darin veranſtaltete, vergaß und erſtaunt' er — ſobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er ſich wie ein Loretto-Häuschen aus dem Kindheits-Kanaan herüber holte, er ja gerade jetzt ſäße. — So ſchreibt er wenigſtens ſelber dieſe Erinnerungs-hohen-Opern in ſeinen Rouſſeauiſchen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen . . . .

Allein ich ſchnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelngeflecht und Dickicht ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewiſſen äußerſt wichtigen Umſtand aus ſeinem männlichen Alter herausſchneide und ſogleich jetzt aufſetze; nachher aber ſoll ordentlich a priori angefangen und mit Schulmeiſterlein langſam in den drei aufſteigenden Zeichen der Altersſtufen hinauf und auf der andern Seite in den drei niederſteigenden wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuße der tiefſten Stufe vor uns in's Grab fällt.

Ich wollte, ich hätte dieſes Gleichniß nicht genommen. So oft ich in Lavater's Fragmenten oder in Comenii orbis pictus oder an einer Wand das Blut- und Trauergerüſte der ſieben Lebensnationen beſah — ſo oft ich zuſchaute, wie das gemalte Geſchöpf, ſich verlängernd und ausſtreckend, die Ameiſen-Pyramide aufklettert, drei Minuten droben ſich umblickt und einkriechend auf der andern Seite niederfährt und abgekürzt umkugelt auf die um dieſe Schädelſtätte liegende Vorwelt — und ſo oft ich vor das athmende Roſengeſicht voll Frühlinge und voll Durſt, einen Himmel auszutrinken, trete und bedenke, daß nicht Jahrtauſende, ſondern Jahrzehnde dieſes Geſicht in das zuſammen gerennene zerknüllte Geſicht voll überlebter Hoffnungen ausgedorret haben .... aber indem ich über Andere mich betrübe, heben und ſenken mich die Seufzer ſelber, und wir wollen einander nicht ſo traurig machen!

Der wichtige Umſtand, bei dem uns, wie man behauptet, ſo viel daran gelegen iſt, ihn voraus zu hören, iſt nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann ſich eine kaufen können — ſich eigenhändig ſchrieb. Sein Schreibzeug war ſeine Taſchendruckerei; jedes neue Meßprodukt, deſſen Titel das Meiſterlein anſichtig wurde, war nun ſo gut als geſchrieben oder gekauft, denn er ſetzte ſich ſogleich hin und machte das Produkt und ſchenkt' es ſeiner anſehnlichen Bücherſammlung, die wie die heidniſchen, aus lauter Manuſkripten beſtand. Z. B. kaum waren die phyſiognomiſchen Fragmente von Lavater da, ſo ließ Wuz dieſem furchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er ſein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Seſſel wegging, ſondern an ſeinem eignen Kopfe ſo lange zog, bis er den phyſiognomiſchen Fötus heraus hatte — (er betitelte den Fötus auf's Bücherbret hin) — und bis er ſich den Schweizer nachgeſchrieben hatte. Dieſe Wuziſchen Fragmente übertitelte er die Lavaterſchen und merkte an, „er hätte nichts gegen die gedruckten, aber ſeine Hand wäre hoffentlich eben ſo leſerlich; wenn nicht beſſer als irgend ein Mittel-Fraktur-Druck.“ Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt und oft das Meiſte daraus abdruckt, ſondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus ſind zwei Thatſachen vortrefflich zu erklären, erſtlich die, daß es manchmal mit ihm haperte und daß er z. B. im ganzen Feder'ſchen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte, als vom Schiffs-Raum und der Zeit, die man Mewes nennt. Die zweite Thatſache iſt ſeine Glaubensſache; da er einige Jahre ſein Repoſitorium auf dieſe Art vollgeſchrieben und durchſtudiret hatte, ſo nahm er die Meinung an, ſeine Schreibbücher wären eigentlich die kanoniſchen Urkunden, und die gedruckten wären bloße Nachſtiche ſeiner geſchriebenen: nur das, klagt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Basleien dafür an — nicht heraus kriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit ſo ſehr interpolire und umſetze, daß man wahrhaftig ſchwören ſollte, das Gedruckte und das Geſchriebene hätten doppelte Verfaſſer, wüßte man's nicht ſonſt.

Es war einfältig, wenn etwa ihm zum Poſſen ein Autor ſein Werk gründlich ſchrieb, nämlich in Querfolio — oder witzig, nämlich in Sedez; denn ſein Mitmeiſter Wuz ſprang den Augenblick herbei und legte ſeinen Bogen in die Quere hin oder krempte ihn in Sedezimo ein.

Nur ein Buch ließ er in ſein Haus, den Meßkatalog; denn die beſten Inventarienſtücke deſſelben mußte der Senior am Rande mit einer ſchwarzen Hand beſtempeln, damit er ſie hurtig genug ſchreiben konnte, um das Oſtermeß-Heu in die Banſe des Repoſitoriums hinein zu mähen, eh' das Michaelis-Grummet herausſchoß. Ich möchte ſeine Meiſterſtücke nicht ſchreiben. Den größten Schaden hatte der Mann davon — Obſtruktion zu halben Wochen und Strangurie auf der andern Seite — wenn der Senior (ſein Friedrich Nikolai) zuviel Gutes, das er zu ſchreiben hatte, ausſtrich und ſeine Hand durch die gemalte ausſperrte; und ſein Sohn klagte oft, daß in manchen Jahren ſein Vater vor literariſcher Geburtsarbeit kaum nieſen konnte, weil er auf einmal Sturm's Betrachtungen, die verbeſſerte Auflage, Schiller's Räuber und Kant's Kritik der reinen Vernunft, der Welt zu ſchenken hatte. Das geſchah bei Tage; Abends mußte der gute Mann nach dem Abendeſſen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf ſeiner Kookiſchen Reiſe kaum drei geſcheute Werke zum Sohne nach Deutſchland heraufſenden. Denn da unſer Encyklopädiſt nie das innere Afrika oder nur einen ſpaniſchen Mauleſel-Stall betreten oder die Einwohner von beiden geſprochen hatte, ſo hatt' er deſto mehr Zeit und Fähigkeit, von beiden und allen Ländern reichhaltige Reiſebeſchreibungen zu liefern, — ich meine eine ſolche, worauf der Statiſtiker, der Menſchheits-Geſchichtsſchreiber und ich ſelber fußen können, — erſtlich deßwegen, weil auch andere Reiſejournaliſten ihre Beſchreibungen ohne die Reiſe machen — zweitens auch, weil Reiſebeſchreibungen überhaupt unmöglich auf eine andere Art zu machen ſind, angeſehen noch kein Reiſebeſchreiber wirklich vor oder in dem Lande ſtand, das er ſilhouettirte; denn ſo viel hat auch der Dümmſte noch aus Leibnitzens vorherbeſtimmter Harmonie im Kopfe, daß die Seelen, z. B. die Seele eines Förſters, Brydone, Björnſtähls, insgeſammt ſeßhaft auf dem Iſolirſchemel der verſteinerten Zirbeldrüſe — ja nichts anders von Südindien oder Europa beſchreiben können, als was jede ſich davon ſelber erdenkt und was ſie, beim gänzlichen Mangel äußerer Eindrücke, aus ihren fünf Kaufer-Spinnwarzen verſpinnt und abzwirnt. Wuz zerrete ſein Reiſejournal auch aus niemand anders als aus ſich.

Er ſchreibt über Alles, und wenn die gelehrte Welt ſich darüber wundert, daß er fünf Wochen nach dem Abdruck der Wertherſchen Leiden einen alten Kiederwiſch nahm und ſich eine harte Spuhle auszog und ſtehenden Fußes ſie ſchrieb, die Leiden, ganz Deutſchland ahmte nachher ſeine Leiden nach —, ſo wundert ſich Niemand weniger über die gelehrte Welt, als ich; denn wie kann ſie Rouſſeau's Bekenntniſſe geſehen oder geleſen haben, die Wuz ſchrieb und die dato noch unter ſeinen Papieren liegen? In dieſen ſpricht aber J. J. Rouſſeau oder Wuz (das iſt einerlei) von ſich, allein mit andern Worten: „Er würde wahrhaftig nicht ſo dumm ſein, daß er Federn nähme und die beſten Werke machte, wenn er nichts brauchte als bloß den Beutel aufzuſinden und ſie zu erhandeln. Allein er habe nichts darin als zwei ſchwarze Hemdknöpfe und einen kothigen Kreuzer. Wollt' er mithin etwas Geſcheutes leſen, z. B. aus der praktiſchen Arzneikunde und aus der Kranken-Univerſalhiſtorie, ſo müßt' er ſich an ſeinen triefenden Fenſterſtock ſetzen und den Bettel erſinnen. An wen wollt' er ſich wenden, um den Hintergrund der Freimaurergeheimniſſe auszuhorchen, an welches Dionyſius-Ohr mein' er, als an ſeine zwei eigenen? Auf dieſe, an ſeinen eigenen Kopf angeöhrten, hör' er ſehr, und indem er die Freimaurer-Reden, die er ſchreibe, genau durchleſe und zu verſtehen trachte, ſo merk' er zuletzt allerhand Wunderdinge und komme weit und rieche im Ganzen genommen Lunten. Da er von Chemie und Alchemie ſo viel wiſſe, wie Adam nach dem Fall, als er Alles vergeſſen hatte, ſo ſei ihm ein rechter Gefallen geſchehen, daß er ſich den annulus Platonis geſchmieret, dieſen ſilbernen Ring um den Blei-Saturn, dieſen Gyges-Ring, der ſo vielerlei unſichtbar mache, Gehirne und Metalle, denn aus dieſem Buche dürft' er, ſollt' er's nur einmal ordentlich begreifen, frappant wiſſen, wo Bartel Moſt hole." — Jetzt wollen wir wieder in ſeine Kindheit zurück.

Im zehnten Jahre verpuppte er ſich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scherau. Sein Examinator muß mein Zeuge ſein, daß es keine weiße Schminke iſt, die ich meinem Helden anſtreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte und daß er die ganze Geſchlechts-Exzeption thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — blos die Regel wußt' er nicht. Unter allen Niſchen des Alumneums war nur eine ſo geſcheuert und geordnet, wie die Prunkküche einer Nürnbergerin; das war ſeine: denn zufriedene Menſchen ſind die ordentlichſten. Er kaufte ſich aus ſeinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beſchlug ſeine Zelle damit, um für alle Effekten beſondere Nägel zu haben, — er ſchichtete ſeine Schreibbücher ſo lange, bis ihre Rücken ſo bleirecht auf einander lagen, wie eine preußiſche Fronte, und er ging beim Mondſchein aus dem Bette und viſirte ſo lange um ſeine Schuhe herum, bis ſie parallel neben einander ſtanden. — War alles metriſch, ſo rieb er die Hände, riß die Achſeln über die Ohren hinauf, ſprang empor, ſchüttelte ſich faſt den Kopf herab und lachte ungemein.

Eh' ich von ihm weiter beweiſe, daß er im Alumneum glücklich war, will ich beweiſen, daß das kein Spaß war, ſondern eine herkuliſche Arbeit. Hundert ägyptiſche Plagen hält man für keine, blos weil ſie uns nur in der Jugend heimſuchen, wo moraliſche Wunden und komplizirte Frakturen ſo hurtig zuheilen, wie phyſiſche — grünendes Holz bricht nicht ſo leicht wie dürres entzwei. Alle Einrichtungen legen's dar, daß ein Alumneum ſeiner älteſten Beſtimmung nach ein proteſtantiſches Knaben-Kloſter ſein ſoll; aber dabei ſollte man es laſſen, man ſollte ein ſolches Präſervations-Zuchthaus in kein Luſtſchloß, ein ſolches Miſanthropin in kein Philanthropin verwandeln wollen. Müſſen nicht die glücklichen Inhaftaten einer ſolchen Fürſtenſchule die drei Kloſtergelübde ablegen? Erſtlich das des Gehorſams, da der Schüler-Guardian und Novizenmeiſter ſeinen ſchwarzen Novizen das Spornrad der häufigſten, widrigſten Befehle und Mortificationen in die Seite ſticht. Zweitens das der Armuth und der Enthaltſamkeit, da ſie nicht Kruditäten und übrige Brocken, ſondern Hunger von einem Tage zum andern aufheben und übertragen; und Karminati vermöchte ganze Invalidenhäuſer mit dem Supernumerär-Magenſaft der Konviktorien und Alumneen auszuheilen. Das Gelübde der Keuſchheit thut ſich nachher von ſelbſt, ſobald ein Menſch den ganzen Tag zu laufen und zu faſten hat und keine Bewegungen entbehrt als die periſtaltiſchen. Zu wichtigen Aemtern muß der Staatsbürger erſt gehänſelt werden. Verdient denn aber blos der katholiſche Novize zum Mönch geprügelt, oder ein elender Ladenjunge in Bremen zum Kaufmannsdiener geräuchert, oder ein ſittenloſer Südamerikaner zum Kaziken durch beides und durch mehre in meinen Exzerpten ſtehende Qualen appretirt und ſublimirt zu werden? Iſt ein lutheriſcher Pfarrer nicht eben ſo wichtig und ſind ſeiner künftigen Beſtimmung nicht eben ſo gut ſolche übende Martern nöthig? Zum Glück hat er ſie; vielleicht mauerte die Vorwelt die Schulpforten, deren Konklaviſten insgeſammt wahre Knechte der Knechte ſind, blos ſeinetwegen auf, denn andern Fakultäten iſt mit dieſer Kreuzigung und Radbrechung des Fleiſches und Geiſtes zu wenig gedient. — Daher iſt auch das ſo oft getadelte Chor-, Gaſſen- und Leichenſingen der Alumnen ein recht gutes Mittel, proteſtantiſche Kloſterleute aus ihnen zu ziehen — und ſelbſt ihr ſchwarzer Ueberzug und die kanoniſche Mohren-Enveloppe des Mantels iſt etwas Aehnliches von der Mönchskutte, daher ſchießen in Leipzig um die Thomasſchüler, weil einmal die Geiſtlichen die Perücken-Wammen anhängen müſſen, wenigſtens die Herzblätter eines auffappenden Perückchens herum, das wie ein Pultdach oder wie halbe Flügeldecken ſich auf dem Kopfe umſieht. In den alten Klöſtern war die Gelehrſamkeit Strafe; nur Inkulpaten mußten da lateiniſche Pſalmen auswendig lernen oder Autores kopiren — in guten Armenſchulen wird dieſes Strafen nicht vernachläſſigt und ſparſamer Unterricht wird da ſtets als ein unſchuldiges Mittel angeordnet, den armen Schüler damit zu züchtigen und zu mortifiziren ....

Blos dem Schulmeiſterlein hatte dieſe Kreuzſchule wenig an; den ganzen Tag freuete er ſich auf oder über etwas. „Vor dem Aufſtehen,“ ſagt er, freu' ich mich auf das Frühſtück, den ganzen Vormittag auf's Mittageſſen, zu Veſperzeit auf's Veſperbrod — und ſo hatte der Alumnus Wuz ſich ſtets auf was zu ſpitzen.“ Trank er tief, ſo ſagt' er: „das hat meinem Wuz geſchmeckt,“ und ſtrich ſich den Magen. Nieſete er, ſo ſagt' er: „helf dir Gott, Wuz!“ — Im fieberfroſtigen Novemberwetter [illegible] er ſich auf die Gaſſe mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närriſchen Freude, daß er eine Hand um die andere unter ſeinen Mantel wie zu Hauſe ſteckte. War der Tag gar zu toll und windig — es giebt für uns Wichte ſolche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus iſt und wo die Plagen wie ſpaßhaft gehende Waſſerkünſte uns bei jedem Schritte anſpritzen und einfeuchten — ſo war das Meiſterlein ſo pfiffig, daß es ſich unter das Wetter hinſetzte und ſich nichts darum ſchor; es war nicht Reſignation, die das unvermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Apathie, die das ungefühlte trägt, nicht Philoſophie, die das verdiente verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet, ſondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends, dacht' er, lieg' ich auf alle Fälle, ſie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie ſie wollen, unter meiner warmen Zudeck und drücke die Naſe ruhig an's Kopfkiſſen, acht Stunden lang.“ — Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines ſolchen Paſſionstages unter ſein Oberbett, ſo ſchüttelte er ſich darin, krempte ſich mit den Knieen bis an den Nabel zuſammen und ſagte zu ſich: „Siehſt du, Wuz, es iſt doch vorbei.“

Ein anderer Paragraph aus der Wuziſchen Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein, war ſein zweiter Pfiff, ſtets fröhlich aufzuwachen — und um das zu können, bediente er ſich eines dritten, und hob immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackne Klöſe oder eben ſo viel äußerſt gefährliche Blätter aus dem Robinſon, der ihm lieber war als Homer, — oder junge Vögel oder junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzuſehen hatte, wie Nachts Federn und Blätter gewachſen.

Den dritten und vielleicht durchdachteſten Paragraphen ſeiner Kunſt, fröhlich zu ſein, arbeitete er erſt aus, da er Sekundaner ward:

. er wurde verliebt. —

Eine ſolche Ausarbeitung wäre meine Sache.... Aber da ich hier zum erſtenmale in meinem Leben mich mit meiner Reisſohle an das Blumenſtück gemalter Liebe mache, ſo muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgeriſſen werde Morgen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die ganze Luſtkäſtebank ſich zuſammenthäten und mich mit einem ſolchen Karneval beſchenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der ſchwarzen Kantorsſtube war, wo wir Kinder von 8 bis 11 Uhr forttanzten (ſo lange währte unſre Faſchingszeit, in der wir den Appetit zur Faſtnachts-Hirſe verſprangen); ſo machten ſich jene Reſidenzſtädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch an nichts ſo Unmögliches, als wenn ſie den Alumnus Wuz den Faſtnachtsmorgen mit ſeinen Karnevalsluſtbarkeiten wiedergeben wollten, da er als unterer Sekundaner auf Beſuch, in der Tanz- und Schulſtube ſeines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde. Eine ſolche Faſchingsluſtbarkeit — trautes Schulmeiſterlein, wo denkſt du hin? — Aber er dachte an nichts hin als zur Juſtina, die ich ſelten oder niemals wie die Auenthaler Juſtel nennen werde. Da der Alumnus unter dem Tanzen (wenige Gymnaſiaſten hätten mitgetanzt, aber Wuz war nie ſtolz und immer eitel) den Augenblick weg hatte, was — ihn nicht einmal eingerechnet — an der Juſtel wäre, daß ſie ein hübſches gelenkiges Ding und ſchon im Briefſchreiben und in der Regel de Tri, in Brüchen und die Pathin der Frau Seniorin und in einem Alter von funfzehn Jahren und nur als ein Gaſttänzer ſeines Orts, was in ſolchen Fällen zu thun iſt, er wurde, wie geſagt, verliebt, — ſchon bei'm erſten Schleifer flogs wie Fieberhitze an ihn, — unter dem Rangiren zum zweiten, wo er ſtillſtehend die Inlage ſeiner rechten Hand bedachte und befühlte, ſtiegs unverhältnißmäßig, — er tanzte ſich augenſcheinlich in die Liebe und in ihre Garne hinein, — als ſie noch dazu die rothen Haubenbänder aus einander fallen und ſie ungemein nachläſſig um den nacken Hals zurückflattern ließ, ſo vernahm er die Baßgeige nicht mehr — und als ſie endlich gar mit einem rothen Schnupftuch ſich Kühlung vorwedelte und es hinter und vor ihm fliegen ließ, ſo war ihm nimmer zu helfen, und hätten die vier großen und die zwölf kleinen Propheten zum Fenſter hineingepredigt. Denn einem Schnupftuch in einer weiblichen Hand erlag er ſtets auf der Stelle ohne weitere Gegenwehr, wie der Löwe dem gedrehten Wagenrade und der Elephant der Maus. Dorfkoketten machen ſich aus dem Schnupftuch die nämliche Feldſchlange und Kriegsmaſchine, die ſich die Stadtkoketten aus dem Fächer machen; aber die Wellen eines Tuchs ſind gefälliger, als das knackende Truthahns Radſchlagen der bunten Streitkolbe des Fächers.

Auf alle Fälle kann unſer Wuz ſich damit entſchuldigen, daß ſeines Wiſſens die Oerter öffentlicher Freude das Herz für alle Empfindungen, die viel Platz bedürfen, für Aufopferungen, für Muth und auch für Liebe weiter machen; — freilich in den engen Amts- und Arbeitsſtuben, auf Rathhäuſern, in geheimen Cabineten liegen unſere Herzen wie auf eben ſo vielen Welkböden, Darröfen und runzeln ein.

Wuz trug ſeinen mit dem Gas der Liebe aufgefüllten und emporgetriebenen Herzballon freudig in's Alumneum zurück, ohne jemand eine Sylbe zu melden, am wenigſten der Schnupftuch-Fahnenjunkerin, nicht aus Scheu, ſondern weil er nie mehr begehrte als die Gegenwart, er war nur froh; daß er ſelbſt verliebt war und dachte an weiter nichts.....

Warum ließ der Himmel gerade in die Jugend das Luſtrum der Liebe fallen? Vielleicht weil man gerade da in Alumneen, Schreibſtuben und andern Gifthütten keucht, da ſteigt die Liebe wie aufblühendes Geſträuch an den Fenſtern jener Marterkammern empor, und zeigt in ſchwankenden Schatten den großen Frühling von außen. Denn er und ich, mein Herr Präfektus und auch Sie, verdiente Schulmeiſter des Alumneums, wir wollen mit einander wetten. Sie ſollen über den vergnügten Wuz ein Härenhemd ziehen (im Grunde hat er eins an) — Sie ſollen ihn Ixions Rad und Syſiphus Stein der Weiſen und den Laufwagen Ihres Kindes bewegen laſſen — Sie ſollen ihn halb todt hungern oder prügeln laſſen — Sie ſollen einer ſo elenden Wette wegen (welches ich Ihnen nicht zugetraut hätte), gegen ihn ganz des Teufels ſein; Wuz bleibt doch Wuz und praktizirt ſich immer ſein Bischen verliebter Freude in's Herz, vollends in den Hundstagen! —

Seine Kanikularferien ſind aber vielleicht nirgends deutlicher beſchrieben als in ſeinen „Werther's Freuden," die ſeine Biographen faſt nur abzuſchreiben brauchen. — Er ging da Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gaſſen Mitleiden, daß ſie da bleiben mußten. Draußen dehnte ſich ſeine Bruſt mit dem aufgethaueten Himmel vor ihm aus, und halb trunken im Concertſaal aller Vögel horcht' er wollüſtig bald auf die gefiederten Sopraniſten, bald auf ſeine Phantaſien. Um nur ſeine über die Ufer ſchlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galopirte er oft eine halbe Viertelſtunde lang. Da er immer kurz vor und nach Sonnenuntergang ein gewiſſes, wollüſtiges trunknes Sehnen empfunden hatte, — die Nacht aber macht wie ein längerer Tod den Menſchen erhaben und nimmt ihm die Erde, — ſo zauderte er mit ſeiner Landung in Auenthal ſo lang, bis die zerfließende Sonne durch die letzten Kornfelder vor dem Dorfe mit Goldfäden, die ſie gerade über die Aehren zog, ſein blaues Röckchen ſtickte und bis ſein Schatten an den Berg über den Fluß wie ein Rieſe wandelte. Dann ſchwankte er, unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten in's Dorf hinein und war allen Menſchen gut, ſelbſt dem Präfektus. Ging er dann um ſeines Vaters Haus und ſah am obern Kapfenſter den Wiederſchein des Mondes und durch ein Parterre-Fenſter ſeine Juſtina, die da alle Sonntage einen ordentlichen Brief ſetzen lernte.... o wenn er dann in dieſer paradieſiſchen Viertelſtunde ſeines Lebens auf funfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf von ſich hätte wegſprengen und um ſich und die Briefſtellerin blos ein einſames Tempe-Thal hätte ziehen können, — wenn er in dieſem Thale mit ſeiner trunknen Seele, die unterwegs um alle Weſen ihre Arme ſchlug, auch an das ſchönſte Weſen hätte fallen dürfen und er und ſie und Himmel und Erde zurückgeſunken und zerfloſſen wären vor einem flammenden Augenblicke und Fokus menſchlicher Entzückung....

Indeſſen that er's wenigſtens Nachts um eilf Uhr, und vorher ging's auch nicht ſchlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Juſtinen, ſeinen Studienplan und ſeinen politiſchen Einfluß; er ſetzte ſich dem Tadel, womit ſein Vater ihre Briefe korrigirte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein ſolcher Kunſtrichter hat, und er war, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand, — kurz unter dem Einſchlafen hörte er in ſeiner tanzenden taumelnden Phantaſie nichts als Sphärenmuſik.

Freilich du, mein Wuz, kannſt Werthers Freuden aufſetzen, da allemal deine äußere und deine innere Welt ſich wie zwei Muſchelſchalen an einander löthen und dich als ihr Schaltthier einfaſſen? aber bei uns armen Schelmen, die wir hier am Ofen ſitzen, iſt die Außenwelt ſelten der Ripieniſt unſrer innern fröhlichen Stimmung. — höchſtens kann, wenn an uns der ganze Stimmſtock umgefallen und wir knarren und brummen oder in einer andern Metapher, wenn wir eine verſtopfte Naſe haben, ſo ſetzt ſich ein ganzes mit Blumen überwölbtes Eden vor uns hin, und wir mögen nicht hineinriechen.

Mit jedem Beſuche macht das Schulmeiſterlein ſeiner Johanna-Thereſe-Charlotte-Mariana-Klariſſa-Heloiſe-Juſtel auch ein Geſchenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend ſein.

Die Potentaten hatt' er in ſeinem eignen Verlage: aber wenn die Reichshofraths-Kanzlei ihre Fürſten und Grafen aus ein wenig Dinte, Pergament und Wachs macht, ſo verfertigte er ſeine Potentaten viel koſtbarer, aus Ruß, Fett und hundert Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingeheizet, die er ſämmtlich mit gedachten Materialien ſo zu kopiren und zu repräſentiren wußte, als wär' er ihr Geſandter. Er überſchmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenruß — dieſes legte er mit der ſchwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — eben auf beide Blätter that er irgend ein fürſtliches Portrait — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Geſichte und Leibe des regierenden Herren herum — — dieſer Druck verdoppelte den Potentaten, der ſich vom ſchwarzen Blatt auf's Weiße überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäiſchen Krone ſaß, recht kluge Kopien; allein ich habe niemals verhehlet, daß ſeine Okulir-Gabel die ruſſiſche Kaiſerin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen auskratzte und durchſchnitt, daß ſie zu nichts mehr zu brauchen waren als dazu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das ruſſiſche Quartblatt nur die Bruttafel und Setzwiege glorwürdiger Regenten, oder auch der Streich- oder Laichteich derſelben, — ihr Streckteich aber, oder die Appreturmaſchine der Potentaten war ſein Farbkäſtchen, damit illuminirte er ganze regierende Linien und alle Muſcheln kleideten einen einzigen Großfürſten an, und die Kronprinzeſſinnen zogen aus der nämlichen Farbenmuſchel Wangenröthe und Schminke. — — Mit dieſen regierenden Schönen beſchenkte er die, die ihn regierte und nicht wußte, was ſie mit dem hiſtoriſchen Bilderſaal machen ſollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte ſie es in dem Grade, daß ſie ihn aß. Ich halt' es für ſchwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu ſchenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung ſelber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den erſten ſchon bezahlt? Hatte er nicht das braune Rektangulum ſchon in der Taſche? war er nicht damit ſchon bis eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiſet? ja wurde die ſüße Votiv-Tafel nicht alle Viertelſtunde aus der Taſche gehoben, um zu ſehen, ob ſie noch viereckig wäre? das war eben das Unglück, denn bei dieſem Beweis durch Augenſchein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen — dieſes that er öfters — darauf machte er ſich (ſtatt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den quadrirten Zirkel wieder rein herzuſtellen und biß ſauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechzehneck, darauf war nach dieſen mathematiſchen Elaborationen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produziren, — darauf that Wuz einen Sprung und ſagte: „ach ich eß' ihn ſelber" und heraus war der Seufzer und hinein die geometriſche Figur. — Es werden wenige ſchottiſche Meiſter, akademiſche Senate und Magiſtraten leben, denen nicht ein wahrer Gefallen geſchähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maſchinengott ſich Wuz aus der Sache zog. — — durch einen zweiten Pfefferkuchen that er's, den er allemal als einen Wand- und Taſchennachbar des erſten mit einſteckte. Indem er den einen aß, langte der andere ohne Läſionen an, weil er allezeit eine Doublette kaufte, damit ſie als Brandmauer und Kreuzwache den andern beſchützte. Das aber ſah er in der Folge ſelber ein, daß er — um nicht einen Torſo oder Atom nach Auenthal zu transportiren — die Krontruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müſſe.

Er wäre Primaner geworden, wäre nicht ſein Vater aus unſerm Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dacht' er die Melioration ſeines Vaters nachzumachen und wollte von der Sekundanerbank auf den Lehrſtuhl rutſchen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte ſich zwiſchen beide Gerüſte und hielt ſeinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzuſetzen, dem er gewachſen war, weil es in dieſem eben ſo gut wie in ſeinem vorigen, Spanferkel todt zu peitſchen und zu appretiren, aber nicht zu eſſen gab. Ich hab' es ſchon in der Reviſion des Schulweſens in einer Note erinnert und H. Gediken's Beifall davon getragen, daß in jedem Bauernjungen ein ausgewachſener Schulmeiſter ſtecke, der von einem Paar Kirchenjahren groß zu paraphraſiren ſei, — daß nicht bloß das alte Rom Welt-Konſuls, ſondern auch heutige Dörfer Schul-Konſuls vom Pfluge und aus der Furche ziehen können, — daß man aber ſo gut von Leuten ſeines Standes hier unterrichtet, als in England gerichtet werden könne, und daß gerade der, dem jeder das meiſte Selbſte verdanke, ihm am ähnlichſten ſei, nämlich jeder ſelbſt, — daß wenn eine ganze Stadt (Norzia an dem apenniniſchen Gebirge) nur von vier ungelehrten Magiſtratsgliedern (li quatri illiterati) ſich beherrſchen laſſen will, doch eine Dorfjugend von einem einzigen ungelehrten Mann werde zu regieren und zu prügeln ſein — und daß man nur bedenken möchte, was ich oben im Texte ſagte. Da hier die Note ſelber der Text iſt, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſagte, eine Dorfſchule ſei hinlänglich beſetzt. Es iſt da 1) der Gymnaſiarch oder Paſtor, der von Winter zu Winter den Prieſterrock umhängt und das Pädagogium beſucht und erſchreckt; — 2) ſteht in der Stube das Rektorat, Konrektorat und Subrektorat, das der Schulhalter allein ausmacht; — 3) als Lehrer der untern Klaſſen ſind darin angeſtellt die Schulmeiſterin, der, oder keinem Menſchen die Kallipädie der Töchterſchule anvertraut werden kann, ihr Sohn als Terzius oder Lümmel zugleich, dem ſeine Eleven allerhand legiren und ſpendiren müſſen, damit er ſie nicht aufſagen läſſet, und der, wenn der Regent nicht zu Hauſe iſt, oft das Reichsvikariat des ganzen proteſtantiſchen Schulkreiſes auf den Achſeln hat; — 4) endlich ein ganzes Raupenneſt Kollaboratores, nämlich Schuljungen ſelber, weil da, wie im halliſchen Waiſenhauſe, die Schüler der obern Klaſſe ſchon zu Lehrern der untern groß gewachſen ſind. — Da man bisher aus ſo vielen Studirſtuben heraus nach Realſchulen ſchrie, ſo hörten's Gemeinden und Schulhalter, und thaten das Ihrige gern. Die Gemeinden laſen für ihre Lehrſtühle lauter ſolche pädagogiſche Steiße aus, die ſchon auf Schneiders-Schuſters-Schemeln ſeßhaft waren und von denen alſo etwas zu erwarten war — und allerdings ſetzen ſolche Männer, indem ſie vor dem aufmerkſamen Inſtitute Röcke, Fiſchreuſen und Alles machen, die Nominalſchule in eine Realſchule um, wo man Fabrikate kennen lernt. Der Schulmeiſter treibt's noch weiter und ſinnt Tag und Nacht auf Real-Schulhalten; es giebt wenige Arbeiten eines erwachſenen Hausvaters oder ſeines Geſindes, in denen er ſeine Dorfſtoa nicht beſchäftigt und übt, und den ganzen Morgen ſieht man das expedirende Seminarium hinaus und hinein jagen, Holz ſpalten und Waſſer tragen u. ſ. w., ſo daß er außer der Realſchule faſt gar keine andere hält, und ſich ſein Bischen Brod ſauer im Schweiße ſeines — Lyzeums verdient... Man braucht mir nicht zu ſagen, daß es auch ſchlechte und verſäumte Landſchulen gäbe; genug, wenn nur die größere Zahl alle die Vorzüge wirklich aufweiſet, die ich ihr jetzt zugeſchrieben.

Ich mag meine Fixſternaberration mit keinem Wort entſchuldigen, das eine neue wäre. Herr v. Ebern hätte ſeinen Koch zum Schulmeiſter inveſtiret, wenn ein geſchickter Nachfahrer des Kochs wäre zu haben geweſen, er war's aber nicht, und da der Gutsherr dachte, es wäre vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch Ein Subject verſehen ließe, — es war vielmehr die Trennung und Verdoppelung der Schul- und Herrendiener eine viel größere und ältere, denn im neunten Sekulum mußte ſogar der Pfarrer der Patronatskirche zugleich dem Kirchenſchiffspatron als Bedienter aufwarten und ſatteln ꝛc. *) und beide Aemter wurden erſt nachher, wie mehre, von einander abgeriſſen, — ſo behielt er den Koch und vozirte den Alumnus, der bisher ſo geſcheidt geweſen, daß er verliebt geblieben.

Ich ſteuere mich ganz auf die rühmlichen Teſtimonien, die ich in Händen habe, und die Wuz vom Superintendenten auswirkte, weil ſein Examen vielleicht eins der rigoröſeſten und glücklichſten war, die ich in neueren Zeiten noch gehört. Mußte nicht Wuz das griechiſche Vaterunſer verbeten, indeß das Examinationskollegium ſeine ſammtnen Hoſen mit einer Glasbürſte auskämmte? — und hernach das lateiniſche Symbolum Athanasii? konnt' er nicht die Bücher der Bibel richtig und Mann für Mann verzählen, ohne über die gemalten Blumen und Taſſen auf dem Kaffeebrete ſeines Examinators zu ſtolpern? mußt' er nicht einen Betteljungen, der ſtets auf einen Pfennig aufſah, herumkatechiſiren, obgleich der Junge gar nicht wie ſein Unterexaminator beſtand, ſondern wie ein wahres Stückchen Vieh? mußt' er nicht ſeine Fingerſpitzen in fünf Töpfe warmes Waſſer tunken, und den Topf ausſuchen, deſſen Waſſer warm und kalt genug für den Kopf eines Täuflings war? und mußte er nicht zuletzt drei Gulden und ſechsunddreißig Kreuzer erlegen?

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in ſein Haus hinein, und aus der zerſprengten ſchwarzen Alumnuspuppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor in's Freie hinaus.

Am 9. Junius ſtand er vor dem Auenthaler Altar und wurde kopulirt mit der Juſtel.

Aber der eliſäiſche Zwiſchenraum zwiſchen dem 13. Mai und dem 9. Junius! — für keinen Sterblichen fällt ein ſolches goldnes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das

---

*) Lange's geiſtliches Recht, S. 331.

Meiſterlein funkelte der ganze niedergethaute Himmel auf geſtirnten Auen der Erde, — du wiegteſt im Aether dich und ſaheſt durch die transparente Erde dich rund mit Himmel und Sonnen umzogen und hatteſt keine Schwere mehr; aber uns Alumnen der Natur fallen nie acht ſolche Wochen zu, nicht eine, kaum ein ganzer Tag, wo der Himmel über und in uns ſein reines Blau mit nichts kolorirt, als mit Abend- und Morgenroth, — wo wir über das Leben wegfliegen und Alles uns hebt, wie ein freudiger Traum, — wo der unbändige ſtürzende Strom der Dinge uns nicht auf ſeinen Katarakten und Strudeln zerſtößet und rüttelt und rädert, ſondern auf blinkenden Wellen uns wiegt und unter hineingebognen Blumen vorüberträgt, — ein Tag, zu dem wir den Bruder vergeblich unter den verlebten ſuchen, und von dem wir am Ende jedes andern klagen: ſeit ihm war keiner wieder ſo.

Es wird uns allen wohlthun, wenn ich dieſe acht Wonnewochen oder zwei Wonnemonate weitläufig beſchreibe. Sie beſtanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häuſern herauf. Die ganze Nacht ſtand die rückende Abendröthe unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Roſe glühend abgeblühet hatte. Um ein Uhr ſchlugen ſchon die Lerchen, und die Natur ſpielte und phantaſirte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In ſeine Träume tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blüthenbäume, denen die wahren vor ſeinem offnen Fenſter ihren Blumenathem liehen. Der tagende Traum rückte ihn ſanft wie die liſpelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf in's Erwachen über, und er trat mit ſäugender Bruſt in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erſchuf und wo beide ſich zu einem brauſenden Wolluſt-Ozean in einander ergoſſen. Aus dieſer Morgengluth des Lebens und Freuens kehrte er in ſein ſchwarzes Stübchen zurück und ſuchte die Kräfte in kleinern Freuden wieder. Er war da über Alles froh, über jedes beſchienene Fenſter, über die ausgefegte Stube, über das Frühſtück, das mit ſeinen Amtsrevenüen beſtritten wurde, über ſieben Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über ſeine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeiſter war und ſie nicht aus dem vertrauten Hauſe mußte.

Unter dem Kaffee ſchnitt er ſich außer den Semmeln die Federn zur Meſſiade, die er damals, die drei letzten Geſänge ausgenommen, gar anfing. Seine größte Sorgfalt verwandte er darauf, daß er die epiſchen Federn falſch ſchnitt, entweder wie Pfähle, oder ohne Spalt, oder mit einem zweiten Extraſpalt, der hinaus nieſete; denn da Alles in Hexametern, und zwar in ſolchen, die nicht zu verſtehen waren, verfaſſet ſein ſollte, ſo mußte der Dichter, da er's durch keine Bewegung zur geringſten Unverſtändlichkeit bringen konnte, — er faſſete allemal den Augenblick jede Zeile und jeden pes, — aus Noth zum Einfall greifen, daß er die Hexameter ganz unleſerlich ſchrieb, was auch gut war. Durch dieſe poetiſche Freiheit bog er dem Verſtehen ungezwungen vor.

Um eilf Uhr deckte er für ſeine Vögel, und dann für ſich und ſeine Mutter den Tiſch mit vier Schubladen, in dem mehr war, als auf ihm. Er ſchnitt das Brod, und ſeiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die ſchwarze nicht gern aß. O, meine Freunde, warum kann man im hôtel de Bavière und auf dem Römer nicht ſo vergnügt ſpeiſen, als am Wuziſchen Ladentiſch? — Sogleich nach dem Eſſen machte er nicht Hexameter, ſondern Kochlöffel, und meine Schweſter hat ſelber ein Dutzend von ihm. Während ſeine Mutter das wuſch, was er ſchnitzte, ließen beide ihre Seelen nicht ohne Koſt; ſie erzählte ihm die Perſonalia von ſich und ſeinem Vater vor, von deren Kenntniß ihn ſeine akademiſche Laufbahn zu entfernt gehalten — und er ſchlug den Operationsplan und Bauriß ſeiner kräftigen Haushaltung beſcheiden vor ihr auf, weil er ſich an dem Gedanken, ein Hausvater zu ſein, gar nicht ſatt käuen konnte. „Ich richte mir — ſagte er — mein Haushalten ganz vernünftig ein, — ich ſtell' mir ein Saugſchweinchen ein auf die heiligen Feiertage, es fallen ſo viele Kartoffeln- und Rübenſchalen ab, daß man's damit fett bringt, man weiß kaum wie, — und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Büſchel (Reisholz) einfahren, und die Stubenthür muß total gefüttert und gepolſtert werden, — denn, Mutter! unſereins hat ſeine pädagogiſchen Arbeiten im Winter, und es hält da keine Kälte aus." — Am 29. Mai war noch dazu nach dieſen Geſprächen eine Kindtaufe, — es war ſeine erſte — ſie war ſeine erſte Revenüe und ein großes Sportularium hatte er ſich ſchon auf dem Alumneum dazu geheftet, — er beſah und zählte die paar Groſchen zwanzigmal, als wären ſie andere, — am Taufſtein ſtand er in ganzer Parüre, und die Zuſchauer ſtanden auf der Empor und in der herrſchaftlichen Loge im Alltagsſchmuz; — „es iſt mein ſaurer Schweiß," ſagt' er eine halbe Stunde nach dem Aktus, und trank vom Gelde zur ungewöhnlichen Stunde ein Nöſel Bier. — Ich erwarte von ſeinem künftigen Biographen ein paar pragmatiſche Fingerzeige, warum Wuz blos ein Einnahme- und kein Ausgabebuch ſich nähte und warum er in jenem oben Thaler, Groſchen, Pfennige ſetzte, ob er gleich nie die erſtere Münzſorte unter ſeinen Gefällen hatte.

Nach dem Aktus und nach der Verdauung ließ er ſich den Tiſch hinaus unter den Weichſelbaum tragen, und ſetzte ſich nieder und boſſirte noch einige unleſerliche Hexameter in ſeiner Meſſiade. Sogar während er ſeinen Schinkenknochen als ſein Souper abnagte und abfeilte, beſeilte er noch einen und den andern epiſchen Fuß, und ich weiß recht gut, daß des Fettes wegen mancher Geſang etwas geölet ausſiehet. Sobald er den Sonnenſchein nicht mehr auf der Straße, ſondern an den Häuſern liegen ſah, ſo gab er der Mutter die nöthigen Gelder zum Haushalten und lief in's Freie, um ſich es ruhig auszumalen, wie er's künftig haben würde im Herbſte, im Winter, an den drei heiligen Feſten, unter den Schulkindern und unter ſeinen eignen.

Und doch ſind das bloß Wochentage; der Sonntag aber brennt in einer Glorie, die kaum auf ein Altarblatt geht. — Ueberhaupt ſteht in keinen Seelen dieſes Jahrhunderts ein ſo großer Begriff von einem Sonntage, als in denen, die die meiſten Schulmeiſter haben; mich wundert's gar nicht, wenn ſie an einem ſolchen Sonntage nicht vermögen, beſcheiden zu verbleiben. Selbſt unſer Wuz konnte ſich's nicht verſtecken, was es ſagen will, unter tauſend Menſchen allein zu orgeln, — ein wahres Erbamt zu verſehen und den geiſtlichen Krönungsmantel dem Senior über zu henken und ſein Valet de fantaisie und Kammermohr zu ſein, — über ein ganzes von der Sonne illuminirtes Chor Territorialherrſchaft zu exerzieren, als amtirender Chor-Maire auf ſeinem Orgel-Fürſtenſtuhl die Poeſie einer Parochie noch beſſer zu beherrſchen, als der Pfarrer die Proſa derſelben kommandirte — und nach der Predigt über das Geländer hinab völlige fürſtliche Befehle sans façon mit lauter Stimme weniger zu geben, als abzuleſen... Wahrhaftig, man ſollte denken, hier oder nirgend thät' es Noth, daß ich meinem Wuz zuriefe: „bedenke, was du vor wenig Monaten wareſt! Ueberleg', daß nicht alle Menſchen Kantores werden können, und mach' dir die vortheilhafte Ungleichheit der Stände zu Nutze, ohne ſie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten." — — Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meiſterlein denkt ohnehin nicht daran, die Bauern hätten nur ſo geſcheidt ſein ſollen, daß ſie dem ſchnackiſchen, lächelnden, trippelnden, händereibenden Dinge in's gallenloſe überzuckerte Herz hineingeſehen hätten, was hätten ſie da ertappt? Freude in deinen zwei Herzenskammern, Freude in deinen zwei Herzensohren. Du numerirteſt bloß, gutes Ding! das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchenſtühlen zuſammen und ſetzteſt ſie ſämmtlich in deine Schulſtube und um deine winzige Naſe herum und nahmeſt dir vor, mit der letzten täglich Vormittags und Nachmittags einmal zu nieſen und vorher zu ſchnupfen, bloß damit dein ganzes Inſtitut wie beſeſſen auffahre und zuriefe: Helf Gott, Herr Kantor! die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die du hatteſt, ein Setzer von Reliefziffern zu ſein, die ſo lang ſind, wie die am Zifferblatte der Thurmuhr, indem du jeden Sonntag an der ſchwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabſt, auf welcher Pagina das nächſte Lied zu ſuchen ſei — wir Autores treten mit ſchlechterem Zeuge im Drucke auf; — ferner die Freude, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorzureiten, und endlich deine Hoffnung, den Bodenſatz des Kommunionweins einſam auszuſaufen, der fatal ſchmeckte. Ein höheres Weſen muß dir ſo herzlich gut geweſen ſein wie das referirende, da es gerade in deinen achtwöchentlichen Oren-Luſtrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommuniciren hieß, denn er hatte doch ſo viel Einſicht, daß er an die Stelle des Kommunionweins, der Chriſti Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Chriſti Thränen aus ſeinem Keller ſetzte; aber welche Himmel dann nach dem Trunk des Bodenſatzes in alle deine Glieder zogen... Wahrlich jedesmal will ich wieder in Exklamation verfallen — aber warum macht mir und vielleicht Euch dieſes ſchulmeiſterlich vergnügte Herz ſo viel Freude? Ach es muß daran liegen, daß wir ſelber ſie nie ſo voll bekommen, weil der Gedanke der Gebrechlichkeit auf uns liegt und unſern Athem drückt und weil wir die ſchwarze Gottesackererde unter den Raſen- und Blumenſtücken ſchon geſehen haben, auf denen das Meiſterlein ſein Leben verhüpft! —

Der gedachte Kommunionwein mouſſirte noch Abends in ſeinen Adern, und dieſe letzte Tageszeit eines Sabbaths hab' ich noch abzuſchildern. Bloß am Sonntag durft' er mit ſeiner Juſtine ſpazieren gehen; vorher nahm er das Abendeſſen beim Schwiegervater ein, aber mit ſchlechtem Nutzen, ſchon unter dem Tiſchgebet wurde ſein Hundshunger matt und unter den Allotriis darauf gar unſichtbar. Wenn ich's leſen könnte, ſo könnt' ich das ganze Konterfei dieſes Abends aus ſeiner Meſſiade haben, in die er ihn ganz wie er war, im ſechſten Geſang hineingeflochten, wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Aecker, Vieh in ihre opera omnia ſtecken. Er dachte, in der gedruckten Meſſiade ſtände der Abend auch. In ſeiner werd es epiſch ausgeführt ſein, daß die Bauern auf den Rainen waleten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Waſſer herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten, — daß die Kinder auf Blättern ſchalmeiten und in Wayen-Flöten ſtießen, und daß alle Büſche und Blumen- und Blüthenkelche vollſtimmig beſetzte Orcheſter waren, aus denen Allen etwas heraus ſang oder ſumſete oder ſchnurrte — und daß Alles zuletzt ſo feierlich wurde, als hätte die Erde ſelber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um dieſen Zauberkreis rauchten und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminirten Triumphbogen hinunter, und der Mond gegen Mittag durch einen blaſſen Triumphbogen heraufzog. O du Vater des Lichts! mit wie viel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln faſſeſt du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne brach jetzt ein zu einem einzigen rothen Strahle, der mit dem Wiederſchein der Abendröthe auf dem Geſichte ſeiner Braut zuſammenkam; und dieſe, nur mit ſtummen Gefühlen bekannt, ſagte, daß ſie in ihrer Kindheit ſich oft geſehnet hätte auf den rothen Bergen der Abendröthe zu ſtehen und von ihnen mit der Sonne in die ſchönen rothgemalten Länder hinunter zu ſteigen, die hinter der Abendröthe lägen. Unter dem Gebetläuten ſeiner Mutter legt' er ſeinen Hut auf die Knie und ſah ohne die Hände zu falten an die rothe Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt geſtanden, und hinunter in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug; und es war ihm als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal ſeinen Vater zur Ruhe — zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben ſtieg ſein Herz über die irdiſche Scene hinaus — und es rief, ſchien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er würd' jetzt vor Vergnügen ſterben . . . . Heftig und verzückt umſchlang er ſeine Braut und ſagte: „Wie lieb hab' ich dich, wie ewig lieb!“ Vom Fluſſe klang es herab wie Flötengetön und Menſchengeſang zog näher, außer ſich drückt er ſich an ſie an und wollte vereinigt vergehen und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und dufteten ſie mit Thaufunken auf den Auen Edens nieder. Es ſang:

O wunderſchön iſt Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
D'rum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freu'n.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und ſingenden Jünglingen. Er und ſie gingen am Ufer mit der ziehenden Gondel, und hielten ihre Hände gefaßt und Juſtine ſuchte leiſe nachzuſingen, und der Himmel und die Entzückung gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäume herumſchiffte, hielt Juſtine ihn ſanft an, damit ſie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verſchwunden war, fiel ſie ihm mit dem erſten erröthenden Kuſſe um den Hals . . . . O unvergeßlicher erſter Junius! ſchreibt er. — Sie begleiteten und belauſchten von weitem die ſchiffenden Töne; und Träume ſpielten um Beide, bis ſie ſagte: es iſt ſpät und die Abendröthe hat ſich ſchon weit herum gezogen, und es iſt Alles im Dorfe ſtill. Sie gingen nach Hauſe; er öffnete die Fenſter ſeiner mondhellen Stube und ſchlich mit einem leiſen Gutenacht bei ſeiner Mutter vorüber, die ſchon ſchlief. —

Jeden Morgen ſchien ihn der Gedanke wie Tageslicht an, daß er dem Hochzeittage, den achten Juni, ſich um eine Nacht näher geſchlafen; und am Tage lief die Freude mit ihm herum, daß er durch die paradieſiſchen Tage, die ſich zwiſchen ihn und ſein Hochzeitbett geſtellt, noch nicht durch wäre. So hielt er wie der metaphyſiſche Eſel den Kopf zwiſchen beiden Heubündeln, zwiſchen der Gegenwart und Zukunft, aber er war kein Eſel oder Scholaſtiker, ſondern graſete und rupfte an beiden Bündeln auf einmal . . . . Wahrhaftig die Menſchen ſollten niemals Eſel ſein, weder indifferentiſche, noch hölzerne, noch bileamitiſche, und ich habe meine Gründe dazu . . . . Ich breche hier ab, weil ich noch überlegen will, ob ich ſeinen Hochzeittag abzeichne oder nicht. Data hab' ich übrigens dazu ganze Stöße. — —

Aber wahrhaftig, ich bin weder ſeinem Ehrentage beigewohnt, noch einem eigenen; ich will ihn alſo beſtens beſchreiben und mir — ich hätte ſonſt gar nichts — eine Luſtparthie zuſammen machen.

Ich weiß überhaupt keinen ſchicklichern Ort oder Bogen als dieſen dazu, daß die Leſer bedenken, was ich ausſtehe die magiſchen Schweizergegenden, in denen ich mich lagere, — die Apollo's und Venusgeſtalten, denen ſich mein Auge anſaugt — das erhabene Vaterland, für das ich das Leben hingebe, das es vorher geadelt hat, — das Brautbett, in das ich einſteige, Alles das iſt von fremden oder eigenen Fingern blos — gemalt mit Dinte oder Druckerſchwärze; und wenn nur du, du Himmliſche, der ich treu bleibe, die mir treu bleibt, mit der ich in arkadiſchen Juliusnächten ſpazieren gehe, mit der ich vor der untergehenden Sonne und vor dem aufſteigenden Monde ſtehe und um deren willen ich alle deine Schweſtern liebe, wenn nur du — wäreſt; aber du biſt ein Altarblatt und ich finde dich nicht.

Dem Nil, dem Herkules und andern Göttern brachte man zwar auch wie mir nur nachbeſſerte

Mädchen dar; aber vorher bekamen ſie doch welche.

Wir müſſen ſchon am Sonnabend in's Schul- und Hochzeithaus gucken, um die Prämiſſen dieſes Rüſttags zum Hochzeittag ein wenig vorher wegzuheben, am Sonntag haben wir keine Zeit dazu: ſo ging auch die Schöpfung der Welt (nach den älteſten Theologen) darum in fünf Tagewerken und nicht in Einer Minute vor, damit die Engel das Naturbuch, wenn es allmählig aufgeblättert würde, leichter zu überſehen hätten. Am Sonnabend rennt der Bräutigam auffallend in zwei corporibus piis aus und ein, im Pfarr- und Schulhaus, um vier Seſſel aus jenem in dieſes zu ſchaffen. Er borgte dieſe Geſtelle dem Senior ab, um den Kommodator ſelbſt darauf zu weiſen als ſeinen Hierarchen, und die Seniorin als Frau Pathin der Braut, und den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut ſelbſt. Ich weiß ſo gut als Andere, in wie weit dieſer miethende Luxus des Bräutigams nicht in Schutz zu nehmen iſt, allerdings papillotirten die gigantiſchen Miethſtühle (Menſchen und Seſſel ſchrumpfen jetzt ein) ihre falſchen Rindshaar-Touren an Lehne und Sitz, mit blauem Tuch, Milchſtraßen von gelben Nägeln ſprangen auf gelben Schnüren als Blitze herum und es blieb gewiß, daß man ſo weich auf den Rändern dieſer Stühle aufſaß, als trüge man einen Doppelſteiß. — wie geſagt, dieſen Steiß-Luxus des Gläubigers und Schuldners hab' ich niemals zum Muſter angeprieſen; aber auf der andern Seite muß doch jeder, der in den „Schutz von Paris" hineingeſehen, bekennen, daß die Verſchwendung im Palais Royal und an allen Höfen offenbar eben ſo groß iſt. Wie werd' ich vollends ſolche Methodiſten von der ſtrengen Obſervanz auf die Seite des Großvater- oder Sorgenſtuhls Wuzens bringen, der mit vier hölzernen Löwentatzen die Erde ergreift, welche mit vier Querhölzern — den Sitz-Konſolen munterer Finken und Gimpel — geſponzelt ſind, und deſſen Haar-Chignon ſich mit einer geblümten ledernen Schwarte mehr als zu prächtig beſohlt, und welcher zwei hölzerne behaarte Arme, die das Alter wie menſchliche, dürrer gemacht, nach einem Inſaß ausſtreckt? . . . . Dieſes Fragezeichen kann manchen, weil er die langen Perioden vergeſſen, frappiren.

Das zinnerne Tafel-Service, das der Pädagog noch von ſeinem Fürſtbiſchof hatte, kann das Publikum beim Auktionsproklamator, wenn's anders verſteigert wird, beſſer kennen lernen, als bei mir; ſo viel wiſſen die Hochzeitgäſte, die Salatière, die Saucière, die Aſſiette zu Käſe und die Senfdoſe war ein einziger Teller, der aber vor jeder Rolle einmal abgeſcheuert wurde.

Ein ganzer Nil und Alpheus ſchoß über jedes Stubenbrett, wovon gute Gartenerde wegzuſpülen war, an jede Bettpfoſte und an den Fenſterſtock hinan, und ließ den gewöhnlichen Bodenſatz der Fluth zurück — Sand. Die Geſetze des Romans würden verlangen, daß das Schulmeiſterlein ſich anzöge und ſich auf eine Weiſe unter eine wogende Zudeck von Gras und Blumen ſtreckte, und dadurch einen Traum der Liebe nach dem andern hindurch ſänk' und bräche — allein er rupfte Hühner und Enten ab, ſpaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten ſelbſt, kredenzte am Sonnabend den Sonntag, und dekretirte und vollzog in der blauen Schürze ſeiner Schwiegermutter funfzig Kuchen-Reglements und ſprang, den Kopf mit Papilloten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenſchwanz emporgebunden, hinten und vorn überall herum, „denn ich mache nicht alle Sonntage Hochzeit," ſagte er.

Nichts iſt widriger als hundert Vorläufer und Vorreiter zu einer winzigen Luſt zu ſehen und zu hören; nichts iſt aber ſüßer, als ſelber mit vorzureiten und vorzulaufen, keine Geſchäftigkeit, die wir nicht bloß ſehen, ſondern theilen, macht nachher das Vergnügen zu einer von uns ſelbſt geſäeten, beſprengten und aufgezogenen Frucht, und obendrein befällt uns das Herzgeſpann des Paſſens nicht.

Aber, lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend, um dieſen nur zu verbreiten, denn ich that nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuziſche Küche — was da zappelt! was da raucht! — Warum iſt ſich Mord und Hochzeit ſo nahe, wie die zwei Gebete, die davon reden? Warum iſt nicht bloß eine fürſtliche Vermählung oft für Menſchen, warum iſt auch eine bürgerliche für Geflügel eine Pariſiſche Bluthochzeit?

Niemand brachte aber im Hochzeithaus dieſe zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu, als zwei Stechfinken und drei Gimpel, dieſe inhaftirte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam ſämmtlich — vermittelſt eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen — und nöthigte ſie, aus ihrem Tanzſalon in ein paar Drathkarthauſen zu fahren und an der Wand in Manſarden ſpringend herabzuhängen.

Wuz berichtet ſowohl in ſeiner „Wuziſchen Urgeſchichte" als in ſeinem „Leſebuch für Kinder mittlern Alters," daß Abend um ſieben Uhr, da der Schneider dem Hymen neue Hoſen und Gilet und Rock anprobirte, ſchon Alles blank und weißlich und neugeboren war, ihn ſelber ausgenommen. Eine unbeſchreibliche Ruhe ſaß auf jedem Stuhl und Tiſch eines neugeſtellten brillantirten Zimmers! In einem chaotiſchen denkt man, man müſſe noch dieſen Morgen ausziehen aus dem aufgekündigten Logement.

Ueber ſeine Nacht (ſo wie über die folgende) ſteigen ich und die Sonne hinüber und wir begegnen ihm, wenn er am Sonntage, geröthet und elektriſirt vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe hinaufläuft in die anlachende Hochzeitſtube hinein, die wir alle geſtern mit ſo vieler Mühe und Dinte aufgeſchmückt haben, vermittelſt Schönheitswaſſers — mouchoir de Vénus und Schminklappen (Waſchlappen) — Puderkappen (Topf mit Sand) und anderem Toiletten-Schiff und Geſchirr. Er war Nachts ſieben Mal aufgewacht, um ſich ſieben Mal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgeſtanden, um beide, Minute für Minute, aufzueſſen. Es iſt mir, als ich mit dem Schulmeiſter zur Thür hinein, vor dem die Minuten des Tages hinſtehen wie Honigzellen, — er ſchöpft eine um die andere aus und jede Minute trägt einen weitern Honigkelch. Für eine Penſion auf Lebenslang iſt dennoch der Kantor nicht vermögend, ſich auf der ganzen Erde ein Haus zu denken, in dem jetzt nicht Sonntag, Sonnenſchein und Freude iſt; nein. — Das zweite, was er unten nach der Thüre aufthat, war ein Oberfenſter, um einen auf- und niederwallenden Schmetterling — einen ſchwimmenden Silberflitter, eine Blumenfolie und Amors Ebenbild — aus Hymens Stube fortzulaſſen. Dann fütterte er ſeine Vogelkapelle in den Bauern zum Voraus auf den lärmenden Tag, und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenſter hinaus, an denen er ſich aus der Faſtnacht an die Hochzeitnacht herangetanzt. Es ſchlägt erſt fünf Uhr, mein Teniers, wir haben uns nicht zu übereilen! Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde (die du dir auch, wie die Braut antanzeſt, indem die Mutter das andere Ende hält) und das Kopfband glatt um haben noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Gern gäb' ich den Großvaterſtuhl und Ofen, deren Aſſeſſor ich bin, gratis hin, wenn ich mich und meine Zuhörerſchaft jetzt zu transparenten Sylphiden zu verdünnen wüßte; damit unſere ganze Brüderſchaft dem zappelnden Bräutigam ohne Störung ſeiner ſtillen Freude in den Garten nachflöge, wo er für ein weibliches Herz, das weder ein diamantenes, noch ein welſches iſt, auch keine Blumen, die es ſind, abſchneidet, ſondern lebende, — wo er die blitzenden Käfer und Thautropfen aus den Blumenblättern ſchüttelt und gern auf den Bienenrüſſel wartet, den zum letzten Mal der mütterliche Blumenbuſen fängt. — wo er an ſeine Knaben-Sonntagsmorgen denkt und an den engen Schritt über die Beete und an das kalte Kanzelpult, dem der Senior ſein Bouquet gab." Gehe nach Haus, Sohn deines Antezeſſors, und ſchaue am achten Junius dich nicht gegen Abend um, wo der nunmehr ſechs Fuß dicke Gottesacker über manchem Freunde liegt, ſondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrthüre und deine hineinſchlüpfende Juſtine ſehen kannſt, die die Frau Pathe erſt ausfriſiren und einſchnüren will. Ich merk' es leicht, daß meine Zuhörer wieder in Sylphiden verflüchtigt werden wollen, um die Braut zu umflattern; aber ſie ſieht's nicht gern."

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeiſter — mit geſchwärzten Knopflöchern und die plättende Hand ſeiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeiſterleins und es darf nur Hut und Geſangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß auch, was Pracht iſt, fürſtliche bei fürſtlichen Vermählungen; das Kanoniren, Illuminiren, Exerziren und Friſiren dabei; aber nur mit der Wuziſchen Vermählung muß man dergleichen nie zuſammenſtellen, ſehet doch dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu ſeiner Braut jetzt geht, und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum ſchaut und denkt: „wer hätt's vor vier Jahren gedacht;" ich ſage, ſehet ihm nach; thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob ſie gleich Waſſer trägt, und hängt einen ſolchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franze in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Naſen- und Schuhſpitze? Sind nicht die rothen Thorflügel ſeines Schwiegervaters aufgedreht, und ſchreitet er nicht durch dieſe ein? indeß die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen ſchleicht? Und ſtoßen ſie nicht ſo meublirt und überpudert auf einander, daß ſie das Herz nicht haben, ſich guten Morgen zu bieten? Denn haben Beide in ihrem Leben etwas Prächtigers und Vornehmeres geſehen, als ſich einander heute? Iſt in dieſer verzeihlichen Verlegenheit nicht der lange Spahn ein Glück, den der kleine Bruder zugeſchnitzt und den er der Schweſter hinreckt, damit ſie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenranke und Geruchsquaſte für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidſüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinſel eintunke und ihnen damit vorkolorirte die Parüre der Braut, das zitternde Gold ſtatt der Zitternadel im Haar, die drei goldenen Medaillons auf der Bruſt mit den Miniaturportraits der deutſchen Kaiſer und tiefer die in Knöpfe gegoſſenen Silberbarren? . . . . ich könnt' aber den Pinſel faſt Jemand an den Kopf werfen, wenn mir beifällt, mein Wuz und ſeine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt iſt, den

den Noten und anderem Teufelszeuge gar ausgeflucht; glaubt ihr denn aber, ihr ſtädtiſchen deſtillirten und tättowirten Seelenverkäuferinnen, die ihr Alles an Mannsperſonen meſſet und liebt, ihr Herz ausgenommen, daß ich oder meine meiſten Herren Leſer dabei gleichgültig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure geſpannten Wangen, eure juckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde fingenden Augen und eure jedem Zufall gefälligen Taillen, mit Spaß hingeben für eine einzige Scene, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenroth des Schämens bricht, wo die unſchuldige Seele ſich vor jedem Aug' entkleidet, ihr eignes ausgenommen, und wo hundert innere Kämpfe das durchſichtige Angeſicht beſeelen, und kurz, worin mein Brautpaar agirte, da der alte luſtige Kauz von Schwiegervater beider gekräuſelten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und ſie geſcheut zu einem Kuß zuſammen lenkte? Dein freudiges Erröthen, lieber Wutz! — und dein verſchämtes, liebe Juſtine! — —

Wer wird überhaupt dieſen und dergleichen Sachen kurz vor ſeinen Sponſalien ſchärfer nachdenken und nachher delikater agiren als gegenwärtiger Biograph ſelbſt?

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gaſſe und der Recenſenten in Leipzig hindern den Biographen, alles ausführlich herzuſetzen, die prächtigen Eckenbeſchläge und dreifachen Manſchetten, womit der Bräutigam jede Zeile des Chorals verſah — den hölzernen Engelsſtich, woran er ſeinen Kurhut zum Chor hinaus hing — den Namen Juſtine an den Pedalpfeifen — ſeinen Spaß und ſeine Luſt, da ſie einander vor der Kirchenagende (der goldenen Bulle und den Reichsgrundgeſetzen des Eheregiments) die rechten Hände gaben, und da er mit ſeinem Ringfinger ihre holde Hand gleichſam hinter einem Beichtſchirm neckte — und den Eintritt in die Hochzeitſtube, wo vielleicht die größten und vornehmſten Leute und Gerichte der Erde einander begegneten, ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektus und eine Braut. Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinander ſetze und damit über die ganze Hochzeittafel und Hochzeitkreis und über den Nachmittag wegſchreite, um zu hören, was ſie Abends angegeben — einen und den andern Tanz giebt der Präfektus an. Es iſt im Grunde ſchon Alles außer ſich — ein Tabaks-Heerrauch und ein Suppendampfbad wogt um drei Lichter und ſcheidet einen vom andern durch Nebelbänke — der Violonzelliſt und der Violiniſt ſtreichen fremdes Gedärm weniger als ſie eignes füllen — auf der Fenſterbrüſtung guckt das ganze Auenthal als Gallerie zappelnd hinein und die Dorfjugend tanzt draußen dreißig Schritte von dem Orcheſter entfernt, im Ganzen recht hübſch — alte Dorf-La Bonne ſchreiet ihre wichtigſten Perſonalitäten der Seniorin vor und dieſe nieſet und huſtet die übrigen los, jede will ihre hiſtoriſche Nothdurft verrichten und ſieht ungern die andere auf dem Stuhle ſeßhaft — der Senior ſieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, welchen die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter, als er predigt — der Präfektus ſchießet als Elegant herum und iſt von Niemand zu erreichen — mein Maria plätſchert und fährt unter in allen vier Flüſſen des Paradieſes; und des Freudenmeers Wogen heben und ſchaukeln ihn allmächtig — bloß die eine Brautführerin (mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren ſchwielenvollen Stand) hört die Freudentrommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die ſtille Entzückung ſpannt in Geſtalt eines Seufzers die einſame Bruſt — mein Schulmeiſter (er darf zweimal im Kuchenſtück herumſtehen) tritt mit ſeiner Trauungshälfte unter die Hausthür, deren dessus de porte ein Schwalben-Globus iſt, und ſchauet auf zu dem ſchweigenden glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Kronthaler und zu ſeinem Fenſter hinein .... Schiffe fröhlich über deinen verdunſteten Tropfen Zeit, du kannſt es; aber wir können's nicht alle, die eine Brautführerin kann's auch nicht — ach wär' ich wie du an einem Hochzeitmorgen dem ängſtlichen, den Blumen abgefangenen Schmetterling begegnet, wie du der Biene im Blüthenkelch, wie du der um ſieben Uhr abgelaufenen Thurmuhr, wie du dem ſtummen Himmel oben und dem lauten unten, ſo hätt' ich ja daran denken müſſen, daß nicht auf dieſer ſtürmenden Kugel, wo die Winde ſich in unſre kleinen Blumen wühlen, die Ruheſtätte zu ſuchen ſei, auf der uns ihre Düfte ruhig umfließen, oder ein Auge ohne Staub, ein Auge ohne Regentropfen, die jene Stürme an uns werfen — und wäre die blitzende Göttin der Freude ſo nahe an meinem Buſen geſtanden, ſo hätt' ich doch auf jene Aſchenhäufchen hinüber geſehen, zu denen ſie mit ihrer Umarmung, gebürtig aus der Sonne und nicht aus unſern Eiszonen, ſchon die armen Menſchen verkalkte — und o wenn mich ſchon die vorige Beſchreibung eines großen Vergnügens ſo traurig zurückließ, ſo müßt ich, wenn erſt du, aus ungemeſſenen Höhen in die tiefe Erde reichende Hand! mir eines, wie eine Blume auf einer Sonne gewachſen, hernieder brächteſt, auf dieſe Vaterhand die Tropfen der Freude fallen laſſen und mich mit dem zu ſchwachen Auge von den Menſchen wegwenden ....

Jetzt, da ich dieſes ſage, iſt Wuzens Hochzeit längſt vorbei, ſeine Juſtine iſt alt und er ſelber auf dem Gottesacker; der Strom der Zeit hat ihn und alle dieſe ſchimmernden Tage unter vier-, fünffache Schichten Bodenſatz gedrückt und begraben; — auch an uns ſchlägt dieſer beerdigende Niederſchlag immer höher auf, in drei Minuten erreicht er das Herz und überſchichtet mich und euch.

In dieſer Stimmung ſinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeiſters aus ſeinem Freudenmanuale mitzutheilen, beſonders ſeine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden — es kann vielleicht noch geſchehen in einem Poſthumus von Poſtſkript; das ich nachliefere, aber heute nicht! heute iſt's beſſer, wir ſehen den vergnügten Wuz zum letztenmal lebendig und todt und gehen dann weg.

Ich hätte überhaupt — ob ich gleich dreißigmal vor ſeiner Hausthür vorübergegangen war — wenig vom ganzen Manne gewußt, wenn nicht am 12. Mai vorigen Jahres die alte Juſtine unter mir geſtanden wäre und mich angeſchrieen hätte: „ob ich keine Bücher machte?“ — „Warum nicht, ſagt' ich, dem deutſchen Publiko ſchenk' ich deren immer.“ — „Wenn ich nur eine Stunde zu ihrem Alten herein kommen möchte, mit dem's ſo ſchlecht ausſähe.“

Der Schlag hatte dem Alten, vielleicht weil er eine Flechte, Thalers groß, am Nacken hinein geheilet, oder vor Alter die linke Seite gelähmt. Er ſaß im Bette an einer Lehne von Polſtern und Unterrobben und hatte ein ganzes Waarenlager das ich ſogleich ſpezifiziren werde, auf dem Deckbette vor ſich. Ein Kranker thut wie ein Reiſender — und was iſt er anders — ſogleich mit Jedem bekannt, ſo nahe mit dem Fuße und Auge an erhabenen Welten macht man in dieſer räudigen keine Umſtände mehr. Er klagte, es hätte ſich ſeine Alte ſchon ſeit drei Tagen nach einem Bücherſchreiber umſchauen müſſen, hätt' aber keinen ertappt außer jetzt: „er müßt' aber einen haben, der ſeine Bibliothek übernähme, ordnete und inventirte und der an ſeine Biographie, die in der ganzen Bibliothek wäre, ſeine letzten Stunden, falls er ſie jetzt hätte, zur Komplettirung gar hinanſtieße, denn ſeine Alte wäre keine Gelehrtin und ſeinen Sohn hätt' er auf drei — Wochen auf die Univerſität Heidelberg gelaſſen.“

Seine Runzeln-Ausſaat gab ſeinem runden, kleinen Geſichtchen äußerſt fröhliche Lichter; jede Runzel ſchien ein lächelnder Mund; aber es gefiel mir und meiner Semiotik nicht, daß ſeine Augen blitzten, ſeine Augenbraunen und Munddecken ſo zuckten und ſeine Lippen ſo zitterten.

Ich will mein Verſprechen der Spezifikation halten; auf dem Deckbette lag eine grüntaftne Kinderhaube, wovon das eine Band abgeriſſen war, eine mit abgeriſſenen Goldflitterchen überpichte Kinderpeitſche, ein Fingerring von Zinn, eine Schachtel mit Zwergbüchelchen in 12. Format, eine Wanduhr, ein beſchmutztes Schreibbuch und ein Finkenkloben fingerslang. Es waren die Rudera und Spätlinge ſeiner verſpielten Kindheit; die Kunſtkammer dieſer ſeiner griechiſchen Alterthümer war von jeher unter der Treppe geweſen, — denn in einem Haus, das der Blumenkübel und Treibkaſten eines einzigen Stammbaumes iſt, bleiben die Sachen Säkula lang in ſeiner Stelle ungerückt — und da es von ſeiner Kindheit an ein Reichsgrundgeſetz bei ihm war, alle ſeine Spielwaaren in chronologiſcher Ordnung aufzuheben, und da kein Menſch das ganze Jahr unter die Treppe guckte, als er, ſo konnt' er noch am Rüſttage vor ſeinem Todestage dieſe Urnenkrüge eines ſchon geſtorbenen Lebens um ſich ſtellen und ſich zurückfreuen, da er ſich nicht mehr vorausfreuen konnte. Du konnteſt freilich, kleiner Maria, in keinen Antikentempel zu Sansſouci eintreten und darin vor dem Weltgeiſt der ſchönen Natur der Kunſt niederfallen; aber du konnteſt doch in deine Kindheits-Antiken-Stiftshütte unter der finſtern Treppe gucken, und die Strahlen der auferſtehenden Kindheit ſpielten, wie des gemalten Jeſuskindes ſeine im Stall, an den düſtern Winkeln! O wenn größere Seelen als du, aus der ganzen Orangerie der Natur ſo viele ſüße Säfte und Düfte ſögen, als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schickſal gehangen, ſo würden nicht Blätter, ſondern Gärten genoſſen, und die beſſern und doch glücklichern Seelen wunderten ſich nicht mehr, daß es vergnügte Meiſterlein geben kann.

Wuz ſagte, und bog den Kopf gegen das Repoſitorium hin, „wenn ich mich an meinen ernſthaften Werken matt geleſen und korrigirt, ſo ſchau ich ſtundenlang dieſe Schnurrpfeifereien an, und das wird hoffentlich einem Bücherſchreiber keine Schande ſein.“

Ich wüßt' aber nicht, womit der Welt mehr gedient iſt, als wenn ich ihr den räſonnirenden Katalog dieſer Kunſtſtücke und Schnurrpfeifereien zuwende, den mir der Patient zuwandte. Den zinnernen Ring hatt' ihm die vierjährige Mamſell des vorigen Paſtors, da ſie mit einander von einem Spielkameraden ehrlich und ordentlich kopulirt wurden, als Ehepfand angeſteckt, — das elende Zinn löthete ihn feſter an ſie, als edlere Metalle edlere Leute, und ihre Ehe brachten ſie auf vier und funfzig Minuten; oft wenn er nachher als geſchwärzter Alumnus ſie mit nickenden Federnſtandarten am dünnen Arm eines geſprenſeiten Elegant ſpazieren gehen ſah, dacht er an den Ring und an die alte Zeit. Ueberhaupt hab ich bisher mir unnütze Mühe gegeben, es zu verſtecken, daß er in Alles ſich verliebte, was wie eine Frau ausſah; alle Fröhliche ſeiner Art thun daſſelbe, vielleicht können ſie es, weil ihre Liebe ſich zwiſchen den beiden Extremen von Liebe aufhält und beiden abborgt, ſo wie der Buſen der Uebergang, das Band und der Kreple der platoniſchen und der epikuriſchen Reize iſt. — Da er ſeinem Vater die Thurmuhr aufziehen half, wie vor Zeiten die Kronprinzen mit den Vätern in die Seſſionen gingen, ſo konnte ſo eine kleine Sache ihm einen Wink geben, ein lackirtes Käſtchen zu durchlöchern und eine Wanduhr daraus zu ſchnitzen, die niemals ging; inzwiſchen hatte ſie doch, wie mehre Staatskörper, ihre langen Gewichte und ihre eingezackten Räder, die man dem Geſtelle nürnbergiſcher Pferde abgehoben und ſo zu etwas Beſſerem verbraucht hatte. — Die grüne Kinderhaube, mit Spitzen gerändert, das einzige Ueberbleibſel ſeines vorigen vierjährigen Kopfes, war ſeine Büſte und ſein Gypsabdruck vom kleinen Wuz, der jetzt zu einem großen ausgefahren war. Alltagskleider ſtellen das Bild eines todten Menſchen weit inniger dar, als ſein Portrait, — daher beſah Wuz das Grün mit ſehnſüchtiger Wolluſt und es war ihm, als ſchimmere aus dem Eiſen des Alters eine grüne Raſenſtelle der längſt überſchneiten Kindheit vor; „nur meinen Unterrock von Flanell ſollt' ich haben, der mir allemal unter den Achſeln umgebunden wurde.“ — Mir iſt ſowohl das erſte Schreibbuch des Königs von Preußen, als das des Schulmeiſters Wuz bekannt und da ich beide in Händen gehabt, ſo kann ich urtheilen, daß der König als Mann und das Meiſterlein als Kind ſchlechter geſchrieben: „Mutter, ſagt' er zu ſeiner Frau, betracht' doch, wie dein Mann hier (im Schreibbuch) und wie er dort (in ſeinem kalligraphiſchen Meiſterſtück von einem Lehrbrief, den er an die Wand genagelt) geſchrieben: ich freſſ' mich aber noch vor Liebe, Mutter!“ Er prahlte vor Niemand, als vor ſeiner Frau; und ich ſchätze den Vortheil ſo hoch, als er werth iſt, den die Ehe hat, daß der Ehemann durch ſie noch ein zweites Ich bekommt, vor dem er ſich ohne Bedenken recht herzlich loben kann. Wahrhaftig, das deutſche Publikum ſollte ein zweites Ich von uns Autoren abgeben! — Die Schachtel war ein Bücherſchrank der lilliputiſchen Traktätchen in Fingerkalender-Format, die er in ſeiner Kindheit dadurch edirte, daß er einen Vers aus der Bibel abſchrieb, es heftete und dies ſagte: „abermals einen recht hübſchen Kober gemacht!“ andere Autores thun das auch, aber erſt wenn ſie herangewachſen ſind. Als er mir ſeine jugendliche Autorſchaft referirte, bemerkt' er, als ein Kind iſt man ein wahrer Narr; es ſtach aber doch ſchon damals der Autortrieb heraus, nur freilich in einer unreifen und lächerlichen Geſtalt,“ und belächelte zufrieden die jetzige. — Und ſo ging's mit dem Finkenkleben auch; war nicht der fingerslange Finkenkloben, den er mit Bier beſtrich und auf dem er die Fliegen auf den Beinen fing, der Vorläufer des armslangen Finkenkloben, hinter dem er im Spätherbſt ſeine ſchönen Stunden zubrachte, wie auf ihm die Finken ihre häßlichſten? Das Vogelſtellen will durchaus ein in ſich ſelbſt vergnügtes ſtilles Ding von Seele haben.

Es iſt leicht begreiflich, daß ſeine größte Krankenlabung ein alter Kalender war, und die abſcheulichen zwölf Monatskupfer deſſelben. In jedem Monate des Jahres machte er ſich, ohne vor einem Gallerieinſpektor den Hut abzunehmen oder an ein Bilderkabinet zu klopfen, mehr maleriſche und artiſtiſche Luſt, als andere Deutſche, die abnehmen und anklopfen. Er durchwanderte nämlich die eilf Monats-Vignetten — die des Monats, worin er wanderte, ließ er weg — und phantaſirte in die Holzſchnittsſcenen Alles hinein, was er und ſie brauchten. Es mußte ihn freilich in geſunden und kranken Tagen letzen, wenn er im Jänner-Winterſtück auf dem abgerupften, ſchwarzen Baum herumſtieg und ſich (mit der Phantaſie) unter den an der Erde aufdrückenden Wolkenhimmel ſteckte, der über den Winterſchlaf der Wieſen und Felder wie ein Betthimmel ſich herüberkrümmte, — der ganze Junius zog ſich mit ſeinen langen Tagen und langen Gräſern um ihn herum, wenn er ſeine Einbildung den Juniuslandſchafts-Holzſchnitt ausbreiten ließ, auf dem kleine Kreuzchen, die nichts als Vögel ſein ſollten, durch das graue Druckpapier flogen und auf dem der Holzſchneider das fette Laubwerk zu Blätterſkeletten wazerirte. Allein wer Phantaſie hat, macht ſich aus jedem Fetzen eine wunderthätige Reliquie, aus jedem [illegible] eine Quelle; die fünf Sinne reichen ihr nur die Kartons, nur die Grundſtriche des Vergnügens oder Mißvergnügens.

Den Mai überblätterte der Patient, weil der ohnehin um das Haus draußen ſtand. Die Kirſchblüthen, womit der Wonnemond ſein grünes Haar beſteckt, die Maiblümchen, die als Vorſteckroſen über ſeinem Buſen duften, berocht er nicht — der Geruch war weg, aber er beſah ſie und hatte einige in einer Schüſſel neben ſeinem Krankenbette.

Ich habe meine Abſicht klug erreicht, mich und meine Zuhörer fünf oder ſechs Seiten von der traurigen Minute wegzuführen, in der vor unſer Aller Augen der Tod vor das Bett unters kranken Freundes tritt und langſam mit eiskalten Händen in ſeine warme Bruſt hinein dringt und das vergnügt ſchlagende Herz erſchreckt, fängt und auf immer anhält. Aber endlich kommt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag und ſagte Abends, ich könnte Nachts wachen. Sein lebhaftes Gehirn und ſein zuckendes Geſicht hatten mich feſt überzeugt, in der Nacht würde der Schlag ſich wiederholen; es geſchah aber nicht; welches mir und dem Schulmeiſterlein ein weſentlicher Gefallen war. Denn es hatte mir geſagt — auch in ſeinem letzten Traktätchen ſteht's — nichts wäre ſchöner und leichter, als an einem heitern Tage zu ſterben, die Seele ſähe durch die geſchloſſenen Augen die hohe Sonne noch und ſie ſteige aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer draußen; hingegen in einer finſtern brüllenden Nacht aus dem warmen Leibe zu müſſen, den langen Fall in's Grab ſo einſam zu thun, wenn die ganze Natur ſelber da ſäße und die Augen ſterbend zuhälte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzen's zwei beſte Jugendfreunde noch einmal vor ſein Bette, der Schlaf und der Traum, um von ihm gleichſam Abſchied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und ſeid ihr zwei Menſchenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menſchen aus den blutigen Händen des Todes holt und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdiſchen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihm eine neue Morgenſonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen?

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den Athemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die ſein kurzes Leben wegmaß, — der gelbe Vollmond hing tief und groß im Süden und bereifte mit ſeinem Todtenlichte die Maiblümchen des Mannes und die ſtockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes, — der leiſe Kirſchbaum vor dem Fenſter malte auf dem Grund von Mondslicht aus Schatten einen bebenden Baumſchlag an die Stube, — am ſtillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternſchnuppe niedergeworfen und ſie verging wie ein Menſch — es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der ſchwarz ausgeſchlagene Vorſaal des Grabes war, wurde morgen vor drei und vierzig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und an dieſem Tage gingen ſeine elyſäiſchen Acht-Wochen an, — ich ſah, daß der, dem damals dieſer Kirſchbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieſer Stube ausziehe, und daß Alles, Alles vorüber ſei und niemals wieder komme .... und in dieſer Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme noch etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfaſſen — und in dieſer zitternden Minute kniſterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's zwölf Uhr war, vom zwölften Mai zum dreizehnten über .... Der Tod ſchien mir meine Uhr zu ſtellen, ich hörte ihn den Menſchen und ſeine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit ſchien in einem Strom von Moder ſich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an dieſe bebende Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberſpringen meines Monatszeigers; aber ſie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum dieſen Namen lange mehr haben — ſchlug zwei lodernde Augen auf und ſah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er ſchwankte als ein Kind ſich auf einem Lilienbeete, das unter ihm aufgewallet — dieſes wäre zu einer emporgehobenen Roſenwolke zuſammengefloſſen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rauchende Blumenfelder weggezogen wäre, — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangeſicht ihn angelächelt und angeleuchtet, und wäre endlich in Geſtalt eines von Strahlen umflogenen Mädchens ſeiner Wolke zugeſunken und er hätte ſich geängſtigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an ſie bringen können, — darüber wurd' er wach aus ſeinem letzten oder vielmehr vorletzten Traum, denn auf den langen Traum des Lebens ſind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantaſieblumen geſtickt und gezeichnet.

Der Lebensſtrom nach ſeinem Kopfe wurde immer ſchneller und breiter, er glaubte immer wieder vergnügt zu ſein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er ſei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumen-Kette aufgehangen, in unendlichem Bogen auf- und niederwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeſchaukelt .... Gegen vier Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr ſehen, obgleich die Morgenröthe ſchon in der Stube war, — die Augen blickten verſteinert vor ſich hin — eine Geſichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder aus einander — Frühlings-Phantaſien, die weder dieſes Leben erfahren, noch jenes haben wird, ſpielten mit der ſinkenden Seele — endlich ſtürzte der Todesengel den blaſſen Leichenſchleier auf ſein Angeſicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefſten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkaſten voll organiſirter Erde .... Das Sterben iſt erhaben; hinter ſchwarzen Vorhängen thut der einſame Tod das ſtille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen ſtehen da mit naſſen, aber ſtumpfen Augen neben der überirdiſchen Scene....

„Du guter Vater, ſagte ſeine Wittwe, wenn dir's Jemand vor drei und vierzig Jahren hätte ſagen ſollen, daß man dich am dreizehnten Mai, wo deine Acht-Wochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Acht-Wochen, ſagt' ich, gehen wieder an und währen länger."

Da ich um eilf Uhr fortging, war mir die Erde gleichſam heilig und Todte ſchienen neben mir zu gehen; ich ſah auf zum Himmel, als könnt' ich im endloſen Aether nur in Einer Richtung den Geſtorbenen ſuchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinſchaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umſah, und da ich unter den rauchenden Häuſern bloß das Trauerhaus unbewölkt daſtehen und den Todtengräber oben auf dem Gottesacker aushauen ſah, und da ich das Leichenläuten ſeinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im ſtummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, ſo fühlt' ich unſer aller Nichts, und ſchwur, ein ſo unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verraſetes Grab aufſuche, und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtſchmetterlings mit Flügeln daraus kriegt, daß dein Grab ein Luſtlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameiſen und nagender Räupchen iſt, indeß du tief unten allen dieſen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelſpähnen liegſt und indeß keine liebkoſende Sonne durch deine Breter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann ſagen kann: „Da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir alle."

Es iſt genug, meine Freunde, — es iſt zwölf Uhr, der Monatszeiger ſprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht....

Ein Duell.

Aus: Aurora oder die Erbſchaft.

Von F. C. W. Jacobs.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniſſe reiſte Moritz zu ſeinem Regimente ab, das ſchon im Begriff war aufzubrechen, und fand hier zu ſeinem größten Erſtaunen eben den Lizardiere, in welchem er einen Nebenbuhler vermuthete, und der ihm nur um deſto verhaßter wurde, je liebenswürdiger er war. Zu ſeinem Verdruſſe kam er mit dieſem neuen Cameraden auf dem Marſche nur ſelten in Berührung, und wo es etwa geſchah, behandelte Lizardiere den jungen anmaßenden Oſterwald mit ſo großer Gewandtheit und zugleich mit ſo großer Ueberlegenheit des Charakters, daß Moritz ſeinen Wunſch, Händel mit ihm zu bekommen, durchaus nicht in Erfüllung bringen konnte. In der Folge wurde Lizardiere im Hauptquartiere gebraucht, wo er nützliche Dienſte that; ſo wie er auch überall, wo es gegen den Feind galt, Unerſchrockenheit und Einſicht zeigte. Moritz ſtand ihm in dieſen Eigenſchaften nicht nach; aber ſie waren mit einem Ungeſtüm gepaart, das zwar auf dem Schlachtfelde bisweilen zu glücklichen Erfolgen führte, im gewöhnlichen Verkehr aber eine Quelle unzähliger Verdrießlichkeiten und Händel wurde, die ihn denn, wie wir oben geſehen haben, bei ſeinen Obern in Mißcredit brachten, und der Auszeichnung beraubten, auf die er außerdem ein ſo gegründetes Recht gehabt hätte.

Mit welchem Ungeſtüm er an dem Tage, mit dem unſere Geſchichte begonnen hat, und den man den Tag der betrognen Hoffnungen nennen dürfte — das Pfarrhaus und Klotilden verließ, haben wir oben geſehn. Bei der Rückkehr in ſein Quartier war das erſte, was er that, daß er ſeinen Diener aus dem Dienſt jagte, weil er nicht zur rechten Zeit bei der Hand geweſen; das zweite, daß er fragte, ob keine Botſchaft vom Hauptmann Lizardiere angekommen ſei. Da die Wirthin es verneinte, rief er aus: O die Memme! Er thut wohl daran, das neue Band zu ſchonen. Ich würde es wohl zu treffen wiſſen! — Indem er aber ſo voreilig triumphirte, erſchien ein Bote mit der Ausforderung. Dieſe, mit der Ruhe und dem Selbſtgefühl eines tapfern und tiefbeleidigten Mannes abgefaßt, ſteigerte die Erbitterung des Hauptmanns, der mit der Bleifeder auf einen abgeriſſenen Fetzen die Worte ſchrieb: Mit Vergnügen angenommen. Kampfplatz, hinter dem Buſch bei Unterillingen. Zeit, ſechs Uhr. — Mit dieſer Antwort wurde der Bote zurückgeſchickt.

Am folgenden Morgen zur beſtimmten Stunde fanden ſich beide Gegner hinter dem Buſche ein; Lizardiere von zwei Secundanten begleitet; Oſterwald allein; entweder, um auch hierdurch Verachtung gegen den Feind an den Tag zu legen, oder, weil er alle ſeine Cameraden für Mitverſchworene ſeines Gegners hielt. Moritz war zuerſt auf dem Platze. Als Lizardiere ihn anſichtig wurde, ritt er auf ihn zu, grüßte ihn und ſagte: Es thut mir leid, mit Ihnen auf dieſe Weiſe zuſammen zu treffen. Es bedurfte für mich dieſer Veranlaſſung nicht, um Ihren Muth achten zu lernen; und ich darf annehmen, daß Sie in Beziehung auf mich in demſelben Falle ſind. Ich bin noch jetzt vollkommen geneigt, die erfahrene Beleidigung zu vergeſſen, und mir mit der Erklärung genügen zu laſſen, daß Sie ſich in einem unbewachten Augenblicke vergeſſen haben, und Ihr Unrecht gegen mich erkennen.

Moritz zog bei den letzten Worten die Augenbraunen krampfhaft zuſammen, und antwortete mit leidenſchaftlicher Haſt: Meine Antwort hierauf iſt, daß mir nichts bei dieſem Handel leid thut, als daß er nicht ſchon früher Statt gehabt hat. Laſſen Sie uns die Zeit nicht mit Reden verderben, die in meinen Geſinnungen nicht das mindeſte ändern können. Ich weiß, was ich geſagt habe, und ſo weiß ich auch meine Worte vor dem Tribunale der Ehre zu rechtfertigen.

Nach dieſer peremtoriſchen Erklärung zog er ſein Pferd zurück; die Secundanten maßen die Entfernung, und nachdem beide ihre Plätze eingenommen, feuerten ſie ohne zu zielen ihre Piſtolen zu gleicher Zeit ab. Lizardiere's Kugel ging über den Kopf ſeines Gegners weg; aber in dem Augenblicke, wo das Feuer von Oſterwalds Piſtole blitzte, wankte Lizardiere nach der linken Seite, dann nach der Rechten; die Zügel entſchlüpften ſeiner Hand, und er fiel zur Erde herab. Die Secundanten ſprangen von den Pferden zu Hülfe. Auch Moritz eilte herzu. Er iſt todt, riefen die Secundanten, kein Reſt des Lebens mehr! — Und als Moritz, den Todten anſtarrend, ſagte: So war es nicht gemeint! — riefen ſie ihm mit finſtrer Miene zu: Ihre Gegenwart iſt hier unnütz. Denken Sie auf Ihre Sicherheit. — Die Ihrige iſt nicht weniger gefährdet, verſetzte Moritz mit beklommener Stimme. Es iſt an dieſem Einen Unglück genung, und ich nehme die Folgen davon, ſo wie die Schuld allein auf mich. Gehn Sie. Für den Todten ſoll geſorgt werden.

Einige Holzhauer aus Unterillingen hatten bei der Ankunft der Offiziere ihre Arbeit verlaſſen, und hinter den Büſchen verſteckt dem Zweikampfe zugeſehn. Moritz hatte ſie bemerkt, als ſie beim Schuß mit den Köpfen in die Höhe fuhren, und befahl ihnen jetzt, den Verwundeten auf Zweige zu legen, ihn nach dem Dorfe zu tragen, und wenn er nicht zum Leben zurückkehrte, für ſein Begräbniß zu ſorgen. Die Bauern, denen dieſer Auftrag mehr als bedenklich ſchien, ſchickten ſich an, die Flucht zu ergreifen; da er aber den einen beim Kragen ergriff, dem andern das geſpannte Piſtol vor's Geſicht hielt, und nachdem er ſie zum Stillſtand gebracht hatte, einen guten Theil ſeiner Baarſchaft in ihre Hände ausſchüttete, erlangte er die Befolgung ſeines Befehls, und wich nicht von der Stelle, bis er geſehen hatte, daß die Träger mit ihrer Laſt in dem Dorfe angelangt waren. Hierauf wendete er ſein Pferd um, gab ihm die Sporen und verließ den Schauplatz ſeines unglücklichen Sieges mit pfeilſchneller Geſchwindigkeit.

Landolina *).

Von K. C. E. Grafen von Benzel-Sternau.

Gott ſegne dich! ſagte der arme Maler mit ſchwindender Stimme (der Tod nahte ſichtlich, ihm jede, auch nur noch dämmernde Lebensfarbe zu löſchen) — Gott ſegne dich, Balduin, und erhalte dir dein Gemüth. Dann haſt du übergenug für dieſe, doch immer dürftige Erde, und viel Ausſtattung voraus für jenſeits! Dabei legte Apelles auszehrender Jünger die dürren Hände ſegnend auf den Lockenkopf des laut weinenden Knaben, und ſchloß die Augen zum letztenmal vor den Schätzen eines Daſeins, deſſen bürgerliches Elend [illegible] — ſich erſchöpfend — getragen, während er [illegible]ſtiges Glück — mit vollen Zügen ſich begeiſternd — eingeſogen.

Der kleine Balduin weinte über Sampſon's Leiche die Thränen verzweifelnder Liebe. Schon früher war die geliebte Mutter, zugleich des Vaters geliebte Gattin, dem ungleichen Kampf hingebender Duldung mit nimmer endendem Schickſalsdruck entrückt worden. Die edle Tochter des erlauchten Stammes der Siebenbergen hatte, von zarter und trauter Liebe gewonnen, dem nur an unſichtbaren Talenten reichen Maler die lohnende, die verdiente Hand gereicht. Da kam der zürnende Schatten des Ahnherrn, Grafen Haidolph, über die ſtolzen Verwandten; ſie ſtießen mit wilden Verwünſchungen das liebende Mädchen aus, das ſich ſchon unter holden Wünſchen aus der Mitte ihres Glanzes ausgeſchloſſen, doch gern' ihre Herzen auch als Mahlersfrau behalten hätte. Aber was die Hoffärtigen nicht hatten, das konnte ſie nicht behalten: Namen und Liebe zum Namen ließ ſie ihnen, indeß ſie ſelbſt die Buſenwunde über den Mangel einer beſſern Liebe brannte; die beſſere, die innigſte Liebe heilte ſie an Sampſon's Bruſt, der freundliche Genius Balduin verdreifachte ihr Leben; ſelig, wenn auch darbend, trug ſie Noth und Entbehrung mit Gatten und Kind. Das ſchö-

---

*) Aus Jaſon: Eine Zeitſchrift. Herausgegeben von dem Verfaſſer des goldenen Kalbes. Jahrg. 1810. Bd. 3. S. 261.

nere Wiederſehen im milden Himmelsglanze ſchied ſie von ihnen, als die Stunde vollendeter Erſchöpfung ſchlug, und den holden Faden irdiſchen Bands zerriß, ohne die innige Verbindung überlebender Gemüther zu trennen.

Dem zärtlichſten Andenken, der Sehnſucht nach Wiedervereinigung, dem Sohne voll ſchöner Hoffnungen und der Kunſt lebte der vereinſamte Sampſon. Unter den Augen der Geliebten, deren Bild in ſeinem Herzen war, und aus dem Herzen in lebendige Farben floß, erzog er ſeinen Balduin: karger Lohn verkannter und doch in der eignen Fülle reicher Kunſt nährte den Zögling und den Vater, dem nur eine Sorge blieb, wenn er die Gattin wiederzuſehn ginge — die Sorge um den verwaiſten Sohn. Ohne Mittel auf dieſer Welt, ſie zu befriedigen, ging er mit dem ſchönen Segen einer geiſtigern Welt.

Balduin Sampſon's Thränen floſſen noch bei der geliebten Leiche, aber ſchon hatte die innere Kraft ſeine Verzweiflung bekämpft. Den Segen des Vaters gabſt du dem Knaben, als wär' er Mann! rief der ſich Erhebende — ich fühle ſein Wirken, denn ich fühle den Entſchluß ſeiner werth zu ſein — eurer würdig, geliebte, mir früh entriſſene, nimmer für mich verlorne Eltern. Balduin folgt eurem Wink, eurem Pfad!

Das ärmliche Mitleid kam, ihn nach der Freiſtätte der dürftig verſorgten Armuth abzuholen. Der vornehme Groll ſeiner Verwandten hatte kein Ohr für ſeine mögliche Klage; der edle Stolz ſeiner Seele keinen Laut der Klage für dieß entrückte Gehör. Aber er gelobte ſich's zu vergeſſen, daß es Menſchen gebe, auf deren Theilnahme er Anſpruch habe; ſich ſelbſt die Wonne der Selbſtſtändigkeit zu verdanken, den Segen des Vaters zu verdienen, das lag ihm heiß in der Bruſt, feſt im Willen. So warf er ſich in's geiſtige Leben, die Umgebung der Erde wurde ihm nichts, er vermißte es nicht mehr, daß ſie ihm nichts ſein mußte. Nur die Natur ſprach ihn mächtig rührend und ſtärkend zugleich an, und das Vaterland. In ihnen wollte er ſich leben.

Die Bahn der Ausbildung war zurückgelegt, das Brod der Abhängigkeit gegeſſen, die Wohlthat der Unterſtützung verdankt, aber nicht jeder Wohlthäter von ihm geliebt, vielleicht nicht einer, außer ſeinem guten Lehrer, der es wirklich war, wenn die ſtolzen Handreicher Fortuna's nur ſo hießen. Lebe wohl, mein Sohn, ſprach ſcheidend Zacharias Aſthelm, und vergiß mich nicht, ſollteſt du unglücklich ſein. Biſt du aber glücklich — und ich denke ahnend, du wirſt es — ſo lohne mir, Gutes wirkend. Der Greis umarmte ihn mit jugendlicher Inbrunſt, und ſetzte mit brechender Stimme hinzu: um deine Liebe bitt' ich dich nicht, die hab' ich ſchon.

Die haſt du, mein zweiter Vater! rief der blühende Jüngling am Halſe des ehrwürdigen Veteranen im Dienſte der Muſen. Ja! keine deiner frommen Ahnungen möchte dich jemals trügen; auch das innere Flüſtern deines Geiſtes von meiner Zukunft wird erfüllt, denn ſie ſprießt aus der Gegenwart, die ich dir danke. Glücklich werde ich ſein, ſagſt du, mir ſtets ein Apoſtel der Wahrheit. Ich bin es im Gefühl der Ausſtattung für das Gute, in der feſten Bürgſchaft meiner Seele, daß ich der Ehrſucht nicht bedarf, wie ich ihrer Mittel entbehre.

Glaubſt du, erwiederte der fromme Greis, mit dem Ton des mildeſten Vorwurfs, daß ich auf ihren Pfaden dein Glück ſuchte?

Balduin ſchloß ihn herzlich an ſich. Nein! wir mißverſtanden uns nicht, denn wir können uns nicht mißverſtehn. Zum Wirken des Guten beriefſt du mich, wie mich der Segen des Vaters dazu beruft — da ſprudelt die Quelle meines Glücks. Jede glänzende Laufbahn iſt mir verſchloſſen, doch offen, ungehindert offen der verachtete Pfad, vor welchem nur der Achtungs-Unwerthe flieht. Bilden will ich die Bürger meines Landes; wiedergeben den Söhnen der Zeitgenoſſen, was der Vorfahren Stiftungen mir gaben — Unterricht! Thaten kann ich nicht ſchaffen für die Bewunderung der Nachwelt, aber die Heiligthümer der Vorwelt will ich aufſuchen, als ehrerbietiger Prieſter den Tempel geſchichtlicher Wahrheit erſteigen, und in der Dämmerung gothiſcher Säulengänge und Hallen nach den Schätzen des Vaterlandes graben.

Sei Lehrer und Geſchichtſchreiber, flüſterte der Greis, ſich über den ihn Stützenden beugend — ſei gut und nützlich und laß' Menſchen und Schickſal walten. O, der Segen des Vaters ruht über deinem Gemüthe!

Die ärmliche Ausbeute vereinzelter Lehrſtunden befriedigte das genügſame Bedürfniß des glühenden Jüngers im Dienſte des Wiſſens und Forſchens. Auf jedem Schritte des gewöhnlichen Lebens, zu jedem kleinen Geſchäfte des nöthigen Brodgewinns begeiſterten ihn höhere Ideen und die Liebe zum Werk, das in ſeinem Geiſt reges Leben erhalten hatte, immer neues Leben entwickelte.

Iſt das Blatt Ihr Eigenthum? fragte ihn Gabriel Dankwart, Rektor zu Bahnbrücken.

Balduin erröthete flüchtig, ſein Auge ſenkte ſich beſcheiden, ſchnell aber drängte der Strahl des Entzückens über das wiedergefundene und ſchmerzlich vermißte Blatt, den Zeugen und das Werk ſeiner ſtillen Thätigkeit, den dankbaren

Blick wieder aufwärts zu dem überraſchenden Wohlthäter.

Der gutweiſe Rektor hatte nur dieſen Blick nöthig, um in der Seele des jungen Mannes zu leſen.

Von heute an ſind Sie mein Freund, ſagte er, ihm herzlich die Hand reichend, wie der Befragte die Geſchichte ſeines kurzen und doch ſo thätigen Lebens erzählt hatte — mein Freund und mein Gehülfe. Die erledigte Lehrerſtelle bei Eliſabeths Stiftung ſei Ihnen übertragen; ſie nähret ihren Mann, und gewährt dem Streben des nützlichen Erziehers lohnende Beſchäftigung, dem Geſchichtsforſcher hinlängliche Muße. Genießen Sie beider, und reifen Sie zu der Größe, die Ihrer wartet; zu der einzigen, die Ihrer werth iſt — der verdienſtlichen.

Sampſon's Genius ergab ſich dem edeln Wirkungskreiſe, wie ſein Herz dem innigſten Dankgefühl. Raſtlos in dem begonnenen Werke fortſchreitend, behielt er nur die unter ſeiner Pflege aufblühende Jugend, und das von ihm erforſchte graue Alterthum des Vaterlandes im Auge. Gabriel Dankwart war ihm Vater, Gabriel's Bruder, Gottfried, väterlicher Freund. Jede Neigung ſeines liebenden Herzens ſammelte ſich befriedigt und befriedigend in dem kleinen reichen Zirkel, welchen ein günſtiges Schickſal um das tiefe, genügſame Gemüth gezogen.

Sein geliebter ſchriftſtelleriſcher Erſtling nahte der Vollendung; er hing mit der Zärtlichkeit eines neuen Pygmalions an der Schöpfung ſeines Geiſtes. Da ſchrieb ihm der langſam erlöſchende Zacharias Aſhelm:

„Die Uhr meines Daſeins läuft ab; nur wenige Sandkörner ſind zurück. Ich ſchließe die müden Augen gerne. Sie haben des Guten Manches geſehen, des Schlimmen Vieles hinweggeſcheucht, des Böſen Nichts wiſſentlich geduldet. Aber eh' ich ſie ſchließe, möcht' ich ſie noch einmal an dem Augenblick des geliebten Sohns meiner Wahl erfreuen. Theile, o Du theurer Balduin, die ſparſam zugemeſſenen Minuten mit mir.“

Balduin flog nach dem Städtchen — der Greis lächelte ihm freundlich dankbar; ſchon dunkelten die ſinkenden Augen, die ſchwachen Lippen verſagten ſich den Worten der Liebe, die welke Hand lag matt in der lebenswarmen des Freundes — aber aus jedem Zug des Erlöſchenden ſprach wortlos und innig liebevolle Anhänglichkeit. Dein Gemüth! lallte er — des Vaters Segen! — und verſchied.

Balduin trocknete die Zähren vom eignen Auge, um die Enkelin des Entſchlafenen zu tröſten. Sorgſam pflegend war die holde Landelina um den entſchlummerten Großvater geſchäftig; in den Jammer der trauernden Zärtlichkeit aufgelöſt, weinte ſie um den Entſchlafenen. Der dreißigjährige Mann gedachte der bittern Thränen, die er einſt bei der Leiche des Vaters vergoſſen; das zwanzigjährige Kind der kunſtloſen Anmuth gewann ſein Herz, indem ſie von ihm lindernden Troſt nahm. Zum erſtenmal wurde der Forſcher des Alterthums in den ſüßeſten Geheimniſſen der Natur eingeweiht. Seine theuere Handſchrift rief ihn zurück nach Bahnbrücken; aber Landelinens ſanfte Macht hielt ihn hier feſt. Mit argloſer Kindlichkeit ergaben ſich zwei unerfahrene unverdorbene Herzen dem zauberiſchen Zug, der ſie mit unwillkürlicher und unbekämpfter Gewalt vereinigte.

Ich wünſche dir Glück, mein Kind, flüſterte Landelinen's Mutter. Er liebt dich!

Erſchrocken ſchüchterte das Mädchen in ſich zuſammen. Er liebt mich! rief ſie.

Du darfſt mir glauben — die beſſere, die ſtille Seele ſpricht's aus ihm. Auch ich wurde einſt ſo geliebt, und ſo wünſchte die Mutter, daß auch du geliebt würdeſt. Dieß doppelte Gefühl leitet die Beobachterin mit dem eignen und dem mütterlichen Herzen ſicher. Du biſt ſo geliebt!

Ach Gott! ſeufzte das Mädchen, und verbarg ſich an der Mutter Bruſt.

Dieſe lächelte. Du biſt ſonderbar mit Schrecken und Klagen, ſagte ſie. Iſt Balduin Sampſon nicht ein herrlicher Mann? Malen darf ich ihn nicht erſt dem Aug' der erröthenden Jungfrau. Aber das, was ihrem Herzen Bedürfniß iſt, und treue Erkundung mir gewährte, will und muß ich dir ſchildern. Klar iſt ſeine Seele, wie ſein Blick; was dieſer Edles ausſpricht, liegt in der Tiefe des hellen, biedern Gemüths; ſanft, wie ſeine Sitten, ſind auch ſeine Gefühle und Geſinnungen; reich im Guten, theilt er ſich gern und ohne Zurückhaltung mit; warm hängt er an ſeinen Freunden — war er nicht dem Großvater ein Sohn? iſt er's nicht dem wackern Paar der Dankwart?

Bei dem Namen Dankwart ſeufzte Landelina tief — die Mutter fühlte darin keine Verbindung, und fuhr, immer noch der ſorgſam lieblichen Einfalt lächelnd, ungeſtört fort: Nie kam ein feindſeliger Gedanke in ſein reines Herz, nie Verläumdung oder bitterer Spott auf die reinen Lippen; von jeder Leidenſchaft blieb das Heiligthum ſeiner Bruſt unentweiht — ſein Weſen iſt Liebe, und dieſer Liebe erſter, einziger Gegenſtand biſt du. —

Landelina ſuchte mit feuchten Augen unter Papieren — ihre Hand zitterte.

Neid kennt er ſo wenig, als Rachſucht; ſeine Freunde lohnt er durch Liebe, ſeinen Feinden vergiebt er mit Verzeihung. Aber nur wenige hatte er — wie könnte man auch einem Engel feind ſein und bleiben? Wer ihn ſieht, den gewinnt er; wer ihn kennt, der iſt ihm hold. Und warm iſt er ſeinem Gott und unſerer Kirche ergeben.

Du malſt den Engel, liebe Mutter, rief Landolina ſchluchzend, und weißt nicht — — —

Wohl werde ichs wiſſen, was du ſagen willſt, närriſches Kind! eiferte die Mutter gutmüthig aufbrauſend. Ueber den Büchern liegt er zuviel, nach todten Alterthümern ſucht er, und gräbt und wühlt, und beſchreibt ſie, und arbeitet an einem dicken Werk. Aber laſſe dir nicht bange ſein vor ſolcher Nebenbuhlerin. Aus dem Leben der Schatten führt ihn die Liebe jetzt in das wahre Leben ſüßer Wirklichkeiten; ſeine Schrift wird an den zweiten Platz zurücktreten, weil Landolina den erſten einnimmt, und laßt erſt noch das dritte liebliche Weſen zu eurem Bund kommen, ſo muß auch den zweiten Platz die immer tiefer heruntergedrängte einräumen.

Landolina vermochte es nicht mehr zu tragen. — Lies, liebe Mutter! rief ſie, ihr einen Brief in die Hand drückend, und floh aus dem Zimmer, wo die gute verwunderte Frau mit Erſtaunen und Neugierde allein blieb. Sie entfaltete das räthſelhafte Blatt, um die Auflöſung des Räthſels zu finden.

Mit der Wärme zutraulicher Freundſchaft ergoß auf dieſem Blatte Brigitta Dankwart ihr Herz in Landolinens verwandtes. Sie liebte ſchon länger den liebenswürdigen Jüngling, welcher, ihren Vater wie ſeinen verehrend, die Tochter des Gönners mit den Augen des Bruders ſah, und nur geſchwiſterliches Gefühl hatte, indeß die ſtill Liebende Erwiederung erſehnte und an ihr verzweifelte. Das Vertrauen der Freundin hatte Landolinens Buſen tief verwundet; denn es entdeckte ihr in ihr ſelbſt die Nebenbuhlerin des Weſens, deſſen Glück ihrer wohlwollenden Innigkeit näher lag, als das eigne. Aber war auch das holde Band der Schweſterſeelen minder ſtark und unauflöslich, ſo trat auch dann noch die uneigennützige Liebe Landolinens zwiſchen ihre Wünſche und deren Erfüllung. Brigitta Dankwart vereinigte mit jeder reizenden Gabe der Natur auch die Gaben des Glücks; ihr reiches Herz ſicherte Balduins innere Seligkeit, und ihr Reichthum erhob den Liebling Landolinens, die arm war, wie er, über den Drang kümmerlicher Verhältniſſe. Ihr Entſchluß war gefaßt, wie ſie den Brief der Freundin geleſen. — Das Opfer ihrer ſüßeſten Hoffnungen wollte ſie zwei Geliebten bringen; auch der ſchmerzlichſte Kampf vermochte dieſem Plan nichts abzudringen. Aber er verlängerte ſich unwillkürlich, leiſe ſchlich die immer wieder auflebende Sehnſucht zur Seite der immer wieder ſiegenden Hingebung; ſie ſah nur in der ſchnellen Entfernung das Mittel, den Triumph der Pflicht zu ſichern, aber ſie konnte das Urtheil dieſer Verbannung von ihrem ſchönern Daſein nur tief im verſchwiegnen Buſen ausſprechen — wie ſie der Vollziehung nahte, blutete ihr Herz. — Jetzt hatte die mütterliche Enthüllung ihres Geheimniſſes und Balduins ſtiller Gefühle den entſcheidenden Augenblick herbeigeführt. Landolina gab den wichtigen Brief in die Hände, welche die Wankende auf dem Pfad der Schmerzen und der Pflicht ſtützend leiten ſollten.

In tiefen Gedanken fand die Zurückkehrende ihre Mutter und in heißen Thränen. Dieſe hinwegküſſend, errieth ſie jene. Du giebſt mir Recht, Mutter, ſprach ſie entſchloſſen, laß uns fliehen. Doch — ſetzte ſie innig hinzu — laß' uns zugleich vollenden. Ich rette mich unverzüglich in den Schoos unſerer ländlichen Zuflucht, aus der uns die Trennung vom beſten der Väter hinwegführte. Du — o folge du mir erſt, wenn du den Inhalt dieſes Blattes und der Freundin Schickſal an das edle Herz meines Balduins gelegt. O er wird immer mein ſein, wenngleich nimmer ſo heißen. Entdeck' ihm alles — der Tochter ſeines Wohlthäters wird der Hochherzige die — beglückende Hand reichen: was Achtung und Dankbarkeit begonnen, wird die aus ihrem herrlichen Innern ſich entwickelnde Liebe vollenden und lohnen. Auch er wird glücklich ſein — ich bin es dann in beiden. Du giebſt mir dein Wort, Mutter — nicht ſo? und du löſeſt es, wie du es gabſt! Ja! ja!

Wehmüthig gab die Mutter nach, und ihr Wort. Landolina floh, ohne Balduin wieder zu ſehn. In der Verborgenheit der blühenden Natur weinte ſie die Opferthränen, welche auch am Altar der reinſten Tugend fließen dürfen, ohne den Glanz des Heiligthums zu trüben, und in den Augen holder Schönheit den Thautropfen der Roſe im Sonnenſtrahl vor dem Ungewitter gleichen.

Aus Ernſt Wagner's hiſtoriſchem ABC

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben deutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu ſagen, klinge bäuriſch: es müſſe heißen „Collrad." Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die einmal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad“ ſagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt, *und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrſchen, ſondern nur die reinſte, von allem wirklichen Betragen ſchon gänzlich befreite Affektation.* Auch der deutſche Landmann iſt nicht mehr ganz frei von affektirtem Weſen, wiewohl es in dieſer Klaſſe bis jetzt viel ſeltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der ſogenannten Mantelfamilie. Es äußert ſich indeſſen unter den Landleuten meiſtens blos in der Sprache, und klingt faſt immer komiſch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die *Bauernſprache* zu rebelliren, — ſich gewöhnlich nur gegen die *deutſche Sprache* auflehnt. So ſagte ja das bekannte zur Dame gewordne niederſächſiſche Bauernmädchen: „die ſchönſte Stadt in der Welt ſei und bleibe doch Wolfenbeutel.“ Ein Heſſiſcher Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er beſitze ſehr ſchöne Feldgäuter und beſonders eine mächtig große Weiſe.“ (Feldgüter, Wieſe.) Ein Thüring'ſcher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'ſche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W.“ Ein Fränkiſcher Dorfſchenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagseſſen: „grüne Erweeſen mit jungen Käuchen und Behütuns!“ d. i. Erbſen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütſen. Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenſeits mancher fränkiſchen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen ſeltſamen Eindruck gegraben, vermöge deſſen ich mir jedes einzelne Stück von jener Rieſenkoſt, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuns!“ dargeſtellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — alſo etwa in dieſer Figur: ☐!) Selbſt beim Andenken an ganze Schüſſeln voll ſtecken noch die Ausrufungsſtänglein ſo luſtig daraus hervor, wie grüne Peterſilienſtiele zwiſchen den rothgeſottenen Krebſen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müſſen, als ich zum erſten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen ſah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich ſtets, wenn ich einen Portraitmaler ſeinen Kopf erſt durch das Glas aufreißen ſehe. Beides mag wohl ſicherlich nicht das Rechte ſein; denn — abgerechnet auch, daß jene ſchöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abſpiegelt und mit ſchöner Willkühr wiedergiebt, hierbei immer geſtört, und mehrentheils durch die trotzige proſaiſche Regel eines höchſtgemeinen natürlichen Geſetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an *Dieberei* erwehren; wenigſtens fällt mir ſtets ſogleich aus dem römiſchen Rechte das „vi, clam, vel precario“ ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einſt in einem gar ſchlichten Verweiſe mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferſtich eines Doctor Luther an der Fenſterglastafel nach und nach bis auf die ſchwächſten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu ſeiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künſtler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! *Aber das iſt keine Kunſt!*“

Anfang eines poetiſchen Genuſſes. Wer kennt nicht jene himmliſchen Vorzeichen, in welchen ſich uns die Erſcheinung des Schönen blitzend verkündigt! Wenn die bürgerliche Welt und die Proſa der Vielwiſſerei uns lange mit Fadheit umdüſtert hielten, und nun auf einmal ein Ton der Kunſt, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie ſchwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So iſt's dem Menſchen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beſchließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmal krümmen ſich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande ſchießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir ſchon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald iſt der weſtliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreiſchenden Purpurgewühl nach Oſten zu ihrer Nacht hinab, und ich ſehe mit Gewißheit der erſten ſternhellen Nacht entgegen, und ſehe kein Ende der vielen künftigen ſchönen Tage vor mir! So iſt es meiner Seele, wenn der erſte Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des

Lebens wieder erſchließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Geſängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genuſſe, ſuche geſchwinde noch ein irdiſches Geſchäft, um es — zu beſeitigen, pflege mich flüchtig mit Speiſe und Trank, ziehe einen beſſern Rock an, waſche meine Hände, ſchaffe Einſamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Säheſt du mich da, du müßteſt dich glücklich fühlen, daß eine menſchliche Seele dich ſo voll, ſo warm und in ſo dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß ſie in ſo gänzlichem Selbſtvergeſſen ſich dir ergiebt!

Apoſtroph. Immer fällt mir bei dieſem Worte das „neutrum cum apostropho“ ein! Es war eine ſchwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da ſie nie die einzige iſt, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der franzöſiſchen Sprache den erſten Unterricht, und lehrte mich darin *drei* genera kennen, das Maſkulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie noch jetzt ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — beſonders in dieſem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie Etwas anhaben, ſo ſehr ich mich hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforſcher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Faſt vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer geweſen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden ſein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warſt ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutſcher! Aber — als Schüler des ſanften und doch ernſt-ſyſtematiſchen Baumgarten in Halle — o war es dir denn ſo ſehr zu verübeln, daß du der barbariſchen franzöſiſchen Sprache auch ſolche hübſche drei genera zu verſchaffen wünſchteſt, wie andere honette Sprachen ſich deren rühmen? — Aber ſchweig endlich, du gottloſer Rabenſohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geiſt winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu ſpielen wagt!“ flüſtert es mir jetzt ſanft von der heiligen Aſche herüber.

Caſtrat. Die Stimme eines ſolchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen ſänge und mir für eine Frauensperſon angegeben würde. Selbſt ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollſtändigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth ſich nicht ganz von gewiſſen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Caſtrat ſeinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunſtgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Burſche und gebe ſie für ſeltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuſchen.

Dunſt. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit ſtets als einen gewiſſen Dunſt oder Nebel vorgeſtellt! und freilich mag auch wohl kein Dunſt für den Menſchengeiſt ſo tödtlich ſein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn ſie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgeſtattet iſt, — auf ewig umſchließt. Es giebt *kein* Heilmittel für ſolche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunſt betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunſt. Wie ſchön iſt es, von dieſem Uebel frühe, wenn es noch keins iſt, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die ſchmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren ſtand ich einſt mit einem ältern, mir noch neuem Freunde ſehr fröhlich im Garten ſeines Hauſes. Wir ahmten die Muſikanten auf dem Thurme nach und blieſen auf ſelbſtgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen“ andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des erſten Verſes, der mich hoch entzückte, ſchwieg ich ſtille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers blieſen, ich verſicherte aber, daß ich *nur den erſten* könne. Er ſah mich ſtarr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den erſten Vers nochmals mit ihm blaſen. Das geſchah ohne Anſtand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in ſeine Schule lief. Ich ſann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein für läppiſch und dumm. Ich ſprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn ſehr ſelten wiedergeſehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entſchuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umſtänden erinnerlich iſt, in der Jugend nie eine

Melodie habe ſingen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geſchieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigſtens, es war noch vor dem 40ſten), leſe ich in einem Tagblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchſt dummen Manne, der in ſeinem Teſtament verordnet, „die Thürmer ſollten jeden Sonntag den *vierten* Vers aus einem gewiſſen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme blaſen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längſt verſtorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick ſuchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdiſchen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeiſen an bis zum bevölkerten Kriegsſchiffe, deſſen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kuſſes.

Eſſen. Es iſt oft eine ſehr erfreuliche Entdeckung für mich geweſen, daß der deutſche Landmann mit dem Akte des Eſſens eine gewiſſe Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenſchliche Gefühl ſtets mit Rührung getheilt. Die uneinigſten Familien werden friedlich, ſobald das Tiſchgebet geſprochen iſt. Man beeifert ſich alle Strafen und Zänkereien ſo weit als möglich von der Tiſchzeit zu entfernen. Der ſtrengſte, hartherzigſte Bauer jagt ſeine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Gefahr im Verzuge, faſt nie vom Eſſen auf. Wer die ärmſte Familie beim Eſſen trifft und, wie *faſt immer* geſchieht, dazu eingeladen wird, der kann auch *faſt immer* überzeugt ſein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So viel dieß geſagt iſt (denn es gilt ſelbſt vom Geizigen), ſo wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenuſſes machen dieſe Klaſſe unbeſchreiblich ſanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeſchafft und bereitet daſteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erſcheint dieſer unſchuldsvollen Welt als geweihte Labung für ſich und den hungrigen Bruder; er iſt nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigſten Kinder ſich das Beſte verſagen ſehen, um es den Gäſten anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon iſt noch gar nicht in der wohlthätigen Geſinnung oder in der eigentlichen Gaſtfreiheit zu ſuchen, ſondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Anſicht des Eſſens. Wenn der Bauer zu einem böſen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich ſteht er betroffen, höflich und beſcheiden da, ſobald er ſeinen Gegner *beim Eſſen* findet. Ich ſelbſt habe einſt als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erſte Wuth hitziger Partheien gegen mich ſich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen ſah, daß ich zufällig es mir ſo eben vortrefflich ſchmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr ſo: hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott geſegne dir's!“

Erbvertheilungen ſind für mich höchſt intereſſant und beluſtigend. Ich habe die elterliche und die meines liebſten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei dieſen beiden — da ich mich längſt reſignirt hatte, — der lachendſte von allen Miterben geweſen, über welchen die theuren Erblaſſer gewiß aus ihren ſchönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an ſeligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komiſchen Ereigniſſen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menſchen vorgehen. Herrlich iſt's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsſtücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil ſind) gebührend ausgelacht werden. Die höchſte Luſt gewährt das Anfertigen der Verzeichniſſe, welche die Intereſſenten, indem ſie alles herumgeben und vorzeigen, einander ſelber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer ſehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich beſonders lieb gewann. Das erſte hieß: „des Verſtorbenen ſogenannter *Auerbachshof*, worin allerlei *Kleinigkeiten* befindlich.“ Dieſer letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Käſtchen enthielt Sachen von unſchätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köſtliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe ſilberne Hemdknöpfe, Denkſteinchen und tauſend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Urſprung und Werth; — kurz: ſo oft der Verſtorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenoſſen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, ſchloß er nur getroſt ſeinen Auerbachshof auf, — und niemals iſt er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein *Haarbeutel*. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig ſyſtematiſch machen, und ich behauptete, man müſſe mit den Weſten anfangen, weil die Weſte zunächſt an dem, was am Freunde das Beſte geweſen ſei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir ſelbſt ſehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der

Kopf müſſe den Anfang machen, denn dieſer ſei und bleibe doch das Hauptſtück vom Menſchen; und ſo rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Iſt alt!“ ſeufzte ein Anderer. „Klein!“ ſchmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entſchuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte geſetzt, die mich noch in dieſem Augenblicke (wer kann wiſſen, warum?) zu ſanftem, aber unverkennbar tiefem **Mitleiden** rühren, — damals aber faſt zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Aſche verſtreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwegt von der erſten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geiſt des Menſchen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne ſie leiſe zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Buſen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die erſten Klänge der Poeſie aus einem unſterblichen Gemüthe hervor?“

Feines Betragen wird jetzt allmählich immer ſeltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß daſſelbe jeder Trefflichkeit und Tugend erſt den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt,“ von den Erziehern mißkannt und vernachläſſigt wird. Man ſagt den Kindern nur: „Ihr ſollt **gute Menſchen** werden, und ſo und ſo müßt ihr es anſtellen.“ Aber kein Menſch ſagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Geſpräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Geſicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, daſſelbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waſchen und zu andern Kleinlichkeiten an. Aber niemand ſagt ihnen mehr, wie ſorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht ſich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntſchäckig oft grade der ſchönſte Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. ſ. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es ſich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatiſchen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeiſter, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur **tugendhaft** bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmſten Klaſſen ſo viele Erſcheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines ſchönen, durch Vernachläſſigung entſtellten Angeſichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einſchärften!) ſtatt unſerer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar ſelber zwiſchen zwei allerliebſten „Sperlingsecken“ hervorſpötteln!) wieder herbeiwünſchen ließen! Das Schlimmſte bei allen ſolchen Dingen iſt, daß nachher die Welt, die fremde Geſellſchaft, ſie zu rügen unterläßt, weil eine ſolche Rüge für beide Theile höchſt unbequem iſt und von der einen Seite meiſtens nicht wohl und vollſtändig gegeben, von der andern aber dennoch faſt immer vollſtändig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anſinnung zu wagen, beſonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend ſind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geiſt verliehen hat, auf die gemäßeſte und bequemſte Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unſer geſellſchaftliches Leben ſein!

Freundſchaft. (S. den Art. **Liebe**.) Oft ſchien mir der Freundſchaft Silberborn reiner und himmliſcher zu rinnen, als der heißſprudelnde Quell der Liebe. „Denn **dort**, ſprach ich, wagt der Menſch ſein Blut, ſein Leben, und ihm winkt zum Lohne faſt ſtets ein ewiger Frieden der Seele: doch **hier**, — o wie oft wagt nicht ſelbſt der Beſte ſeine Seele für die Wonne zeitlicher Luſt!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu meſſen ſtrebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufſchaute, — wo blieb da die Freundſchaft?! Freundſchaft iſt **gut**, Liebe iſt **ſchön**: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, dieſe der Tugend. Der Freundſchaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundſchaft iſt Proſa, Liebe Poeſie. Freundſchaft iſt eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt ſich unter kein Geſchlecht; ſie iſt das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Daſein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben ſoll, als — **Liebe**.

Fertig werden mit allem, was man treibt, iſt eine große Kunſt. Ich ärgre mich oft, daß die Menſchen mit ihren Geſchäften, Kunſtwerken, Beſuchen, Anſtalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. ſ. w. nicht fertig werden können, ſondern ſich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die ſie dermalen doch nicht zu erſchöpfen vermögen, und der ſie vielleicht ein Beſſeres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich ſelbſt ſehr ſelten ſagen: ich bin mit dieſer Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich ſtets fertig ſein. — Mit unſern Entſchlüſſen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutſche überhaupt liebt es, ſich durch kleine Sachdienlichkeiten auf ſeinem Wege aufhalten und zerſtreuen zu laſſen, — und dieß iſt ein Zeichen von Genialität. Der Franzoſe iſt immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorſam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich faſt immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Geſetzen gemäß zu handeln, iſt der Menſch ſchuldig. Daß aber zu dieſem Gehorſam die Kinder (große und kleine), ſo oft *gezwungen* werden müſſen, und nicht durch Gründe Neigung zu faſſen vermögen, — das iſt ein Unglück für das Menſchengeſchlecht, ein Schickſal, welches mit aller menſchlichen Bosheit und Schuld in der innigſten, beweinenswertheſten Verknüpfung ſteht. — Soviel iſt gewiß: Kannſt du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde *Gehorſam aus Neigung* einflößen, ſo machſt du jeden dieſer Menſchen zu deinem Diener und zugleich — glückſelig.

Genius. Ich fand faſt an allen fremden Orten, die ich öfters beſuchte, ſtets einen guten und einen böſen Genius! Ich reiſe z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß ſie ſo ſchlechte Gaſthöfe beſitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort ſchon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus ſeinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an ſeinen vortrefflichen Tiſch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen ſchon an dem hübſchen Thore hält. Aber da ſteht der grobe, abſcheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun iſt mir die ganze Entree verſalzen! — Da ich die Stadt A. verlaſſen will, um nach C. zu reiſen, fehlt es, wegen der ſtarken Durchmärſche, an Pferden. Ich mache einen letzten Verſuch auf der Poſt, werde abgewieſen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutſcher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärner ſich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erſt ſein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht an ein Sillſcheit, der Bediente wird zurückgeſchickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärner vorüberſchreite, (und ihm gern den *Schiebkärnergruß* zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) ſehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her iſt, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun ſind wir endlich in C. und erfahren ſogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber ſchon geſtern kein Billet mehr zu haben geweſen. Aus Verdruß will ich Beſuche machen, und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meiſten protegirte. Im erſten Augenblicke zeigt es ſich dort, daß dieſe eigentlich die ganze heutige Muſik allein veranſtaltet hat; ſie ladet mich dazu ein, verſchafft mir ſogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will ſogar im Concerte meine Nachbarin ſein. Wer iſt froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum ſind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzeſſin von C. gerufen wird, und alſo mir ihre Entſchuldigung macht. Ich ſehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich ſchon lange „mein ſchwarzes Schickſal von C.“ nannte,) den beſten Platz — das heißt neben dem ſeinigen — einzunehmen. Während der Muſik plappert er unaufhörlich. Am Schluſſe komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendeſſen zu beſtellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geiſtreiche Geſellſchaft, in die zum Glück der unausſtehliche F. nicht aufgenommen iſt, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorſaale ſchon bringt mir ein bekannter ſchnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da ſteht und demonſtrirt ſchon lange der gräßliche F., der ſich endlich auch hier Zutritt verſchafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und ſo ungefähr geht es mir denn an den meiſten Orten, die ich öfters beſuche. Selbſt auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Muſenberge zeigen ſich mir oft jener gute, jener ſchwarze Genius. Oft, wenn ich mühſam ſeine breite, ſtaubige Chauſſee hinanklimme, gedrängt von tauſend Wanderern, beiſeite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde ſaßen, und ermattet von Mühe und Angſt, — da erſcheinſt du mir, o ländliche Muſe, in deiner anmuthigſten Geſtalt und winkeſt dem Freunde aus zartem Myrthengebüſch, und kühleſt ſeine

Stirne mit deinem himmliſchen Kuſſe und führteſt ihn ſanft aufwärts durch ein ſtilles Thal, den nähern Weg. Da ſchaute ich fröhlich hinauf und ſah mit heiliger Sehnſucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Luſt mit den Seligen wohneſt, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerſtraße ſchon tief unter mir. Aber plötzlich entſchwebte mir deine göttliche Geſtalt, — und ein hämiſcher Satyr ſtieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moraliſche oder phyſiſche Bergeshöhe ſchon über die Hälfte erſtiegen hatte, waren mir alle Hinderniſſe ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann faſt gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langſam und blicken zurück, laſſen uns auch allenfalls auf Eſeln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den müheſamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter ſich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel ſchaut dann der ſehnſüchtige Menſch. Die neuen Weltfernen will er erſchauen, die bald vor dem Siegreichen ſich ausbreiten werden!

Zwölf Parabeln.

Von F. A. Krummacher[*].

1.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiſer Lehrer zu Salem, ſaß unter ſeinen Jüngern und die Worte der Weisheit floſſen wie Honig von ſeinen Lippen.

Da ſprach einer ſeiner Jünger, Gamaliel: Meiſter, wie kommt es, daß wir ſo gerne deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?

Da lächelte der beſcheidene Lehrer, und ſprach: Heißet mein Name nicht Geben[**]? der Menſch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie giebſt du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu ſeinen Füßen ſaßen.

Und Nathan antwortete: Ich reiche euch den goldenen Apfel in ſilberner Schaale. Die Schaale empfanget ihr, — aber ihr findet den Apfel.

* * *

Ein andermal fragte Gamaliel den weiſen Nathan und ſprach: Meiſter, warum lehreſt du uns in Gleichniſſen?

Nathan antwortete und ſprach: Siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volkes würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geiſt Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachſen, und kleidete mich in grob hären Tuch, und ging hinaus unter das Volk und ſtrafte es mit harten Worten. — Aber die Menſchen flohen vor mir und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder ſie deuteten ſie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geiſt und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und ſprach in meinem Herzen: Wollen ſie das Licht nicht, ſo mögen ſie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finſterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finſtern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung und die Morgenröthe ſtieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war ſanft und lieblich, und die Nebelwolken ſchwebten um die Gipfel der Berge und feuchteten das Erdreich. Die Menſchen aber wandelten fröhlich und ſchauten zur Morgenröthe empor. Da ſtieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und beſtrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich ſtand und ſchauete, und es ward mir ſonderlich im Herzen. Da erhob ſich ſäuſelnd der Morgenwind, und ich vernahm im Geſäuſel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und ſprach: Siehe, Nathan, ſo ſendet der Himmel dem Sohn der Erde ſeine köſtlichſte und zarteſte Gabe, das ſüße Tageslicht! —

* * *

Als ich nun vom Gebirge herunterſtieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geiſt des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war ſchön und ſchattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

Und ich ſtand in ſeinem Schatten und ſchaute ſeine Blüthe an und ſprach: O wie iſt ſie ſo ſchön und röthlich, gleich dem zarten Hauch der Unſchuld auf den blühenden Wangen der Töchter Iſraels! —

Und als ich mich näher hinzu neigete, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geſchah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und ſprach: Siehe, Nathan, ſo verheißet die Natur in der einfachen Blüthe die köſtliche Frucht und reichet ſie, ihre Hand verbergend, im Schatten des Landes!

---

[*] 1. Bändchen. Eſſen 1820.

[**] Dies bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

Und nun — fuhr der weiſe Nathan fort — kehrt' ich frohes Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, ſalbete mein Haupt und lehrete die Wahrheit in fröhlicher Weiſe und in Gleichniſſen.

Denn die Wahrheit iſt ernſt und hat wenig Freunde. Darum erſcheinet ſie gern in einfach-fröhlichem Gewande, menſchlich unter den Menſchen, ob ſie möchte Freunde und Jünger gewinnen.

2.

Sokrates und Kritias.

Sokrates, der Sohn des Sophroniskos, einer von den Weiſen Griechenlands, die in der Nacht des Götzenthums nach dem Lichte ſich ſehnten, redete eines Tages im Kreiſe ſeiner Schüler von der allwaltenden Vorſicht der Gottheit, wie ſie alles ſehe und alles höre, und überall zugegen ſei, und für alles ſorge, und wie man dieſes immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man ſie verehre. *)

Dabei bediente ſich der weiſe Lehrer in der Rührung ſeines Herzens eines Bildes aus den Geſängen des unvergleichlichen Homeros, und verglich die göttliche Vorſicht mit einer Mutter, die von einem Knäblein, das im ſüßen Schlummer ruht, leiſe und ungeſehen die Fliegen abwehrt. —

Unter ſeinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieſer lachte des Gleichniſſes; denn es deucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und ſpottete in ſeinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchſchauete ihn. Deshalb wandte er ſich zu ihm und ſprach: Ahneſt du denn nicht, lieber Kritias, wie nahe das Menſchliche in ſeiner einfachen Geſtalt dem Göttlichen verwandt iſt, und wie jenes zu dieſem erheben ſoll!

So ſprach er. Da entfernte ſich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweiſen.

Als Sokrates nachher durch Kritias Bosheit zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken ſollte, da gedachte der Tyrann von neuem der Worte und des Gleichniſſes des weiſen Mannes.

Und er trat zu ihm und ſagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und ſprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach vollbrachtem Tagewerk zum Schlummer. Wie könnte ich noch der Fliegen gedenken!

3.

Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiſer Mann, dem hatte der Geiſt Gottes die Gabe des Troſtes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilete ihn von ſeinem Uebel; oder er tröſtete und erquickte den Sterbenden mit holdſeliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilſamer Kräuter, und die Herzen der Menſchen, obwohl er erſt ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menſchen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte ſeinen Namen weit umher.

Aber ſiehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menſchen erkrankten und viele ſtarben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, ſendete man zu ihm, daß er heilen möchte und tröſten, bei Tag und Nacht.

Da ermattete ſein Leib, und ſeine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft ſtärker war, als die Kraft ſeiner Kunſt und der heilſamen Kräuter, und er begann zu fürchten für ſein eigenes blühendes Leben.

Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demuth, da er ſich ſelbſt und ſeiner Kunſt, nicht aber dem Herrn vertraute.

Da führte ihn ſein Geiſt hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in ſich ſelber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilſame Kräuter und Pflanzen ſuchen ſollte, den Siechen zum Troſt und zur Labung.

So ging er hinaus und ſprach in ſeinem Herzen: Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie ſoll auch jetzt mich unterweiſen! —

Er ſtand vor einer Blume, die ſchöner in ihrer Blüthe ſich erhob, denn Salomo in ſeiner

---

*) Eigene Worte des weiſen Griechen nach Xenoph. Denkw. I. 4. 18.

Herrlichkeit. Da ſprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur ſich ſelber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem ſanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Menſch mehr thun, als, unbekümmert um Andere, die in ſich ſelber vollenden? —

Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und ſanft, wie die Blume verwelke. —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber ſchaute ihn an und ſprach: Nein, du lehreſt mich ein anderes. Ich will zu den Menſchen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Palläſten will ich eilen, um da von meiner Weisheit die ſüße Frucht der Luſt und Freude zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, ſo ſoll über meiner Kunſt mein Leben ſich ausbreiten!

So ſprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu ſchwer beladen mit dem zarten Blüthenſtaub, hatte ſie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er ſah es und betrachtete ſchweigend die lebloſe Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte ſeine Wangen. O ich erkenne dich, rief er, Geiſt des Herrn in der Natur; verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre als treuer Zögling, zu dir und meinem Berufe zurück!

Darauf ſammelte er die edelſten Pflanzen des Gebirges, und wandelte nun demüthig und mit heiterem Angeſicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden.

4.

Die Schäfchen.

Es war ein ſtiller heiterer Sommerabend. Die Mutter ſaß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und ſang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit ſtrahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O liebe Mutter, rief ſie, komm, draußen iſt viel Schönes zu ſehen!

Nun, was iſt es denn? fragte die Mutter.

O, etwas ſehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und ſehen! —

Das möchte ich wohl gerne, antwortete freundlich die Mutter, aber ſiehe! das Brüderchen muß ſchlafen. — Da verſetzte das Mägdlein bittend: Liebe Mutter, nimm du das Brüderchen mit hinaus, daß es auch ſehe und ſich freue.

Da gedachte die Mutter in ihrem Herzen der kindlichen Einfalt, die des Guten nicht allein ſich freuen mag, ſondern jede Freude zu theilen begehrt. O, ſagte ſie heimlich, noch iſt deine Seele dem Himmelreich nahe; wie könnte ich länger mich weigern!

Die Mutter ſtand auf und blickte in die Wiege. Das Knäblein ſchlummerte ruhig und feſt. Darauf nahm ſie die Hand des hüpfenden Mädchens und ſprach: Nun ſoll es mich wundern, was du mir denn Schönes zeigen wirſt.

Als ſie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun ſieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! nicht wahr, wie ſchön und wie lieb!

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, geſtaltet wie Lämmer, die auf grünem Anger gehen, weiß und kräuslich gebildet, und ſie glänzten im Strahl des ſchönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn ſie gedachte der kindlichen Unſchuld, die das Irdiſche mit himmliſcher Schönheit bekleidet und die Kluft nicht ahnet, welche den Himmel von der Erde trennt. So ſah Adelheid in den Wölkchen des Himmels die Lämmer der Erde.

O, wohl dir! dachte die Mutter und drückte das Mägdlein an ihre Bruſt.

5.

Der blühende Weinſtock.

Samuel, der Richter und Hochmeiſter in Iſrael, beſuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Gibea, die er ſelbſt geſtiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortſchritte der Prophetenſchüler in mannichfaltiger Weisheit und in der Kunſt des Saitenſpiels und Geſanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und ſchön von Angeſicht, dazu der Klang ſeiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber ſeine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wiſſenſchaft und künſtlichem Nachſinnen. Dazu dünkt' er ſich verſtändiger denn ſieben Weiſe, und geberdete ſich hochmüthig gegen ſeine Lehrer, und ſeine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Iſrael des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geiſtes war und von ſchöner Geſtalt. Deshalb ſagte Samuel: Der Geiſt des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Iſrael erſehen, aber er widerſtrebet und verdirbet es ſelber.

Und er führete den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und ſiehe, es war die Zeit, da der Weinſtock blühet.

Da erhob Samuel ſeine Stimme und ſprach: Adoniah, was ſieheſt du? Und Adoniah ſprach: Ich ſehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinſtocks von ferne.

Da ſprach Samuel: Tritt herzu und beſchaue die Blüthe des Weinſtocks.

Und der Jüngling trat hinzu und beſchauete und ſprach: Es iſt ein zartes Blümlein, unanſehnlich von Farbe und demüthig von Geſtalt. —

Da antwortete Samuel und ſprach: Und dennoch bringet er hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menſchen Herz, und ſeine Geſtalt zu erneuen, daß ſie ſchön werde. Adoniah, ſo iſt das edelſte Gewächs des Weinſtocks zur Zeit ſeiner Blüthe, ehe es die köſtliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinſtocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Micha, nahm alle dieſe Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit ſtillem, ſanftem Geiſte.

Da liebten die Menſchen Adoniah und ſprachen: Der Geiſt Gottes iſt über den Jüngling kommen!

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoa und wie Jeſajah, der Sohn Amoz, und ſein Name ward geprieſen in ganz Iſrael.

6.

Die Moosroſe.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in ſtiller Nacht den Thau darauf träufelt, ſchlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Roſenſtrauchs.

Und als er erwachte, da ſprach er mit freundlichem Antlitz: Lieblichſtes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könnteſt du dir noch etwas erbitten, wie gern würde ich es dir gewähren!

So ſchmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geiſt des Roſenſtrauchs. — Und der Blumenengel ſchmückte die Königin der Blumen mit einfachem Mooſe.

Lieblich ſtand ſie da in beſcheidenem Schmuck, die Moosroſe, die ſchönſte ihres Geſchlechts.

* * *

Holde Lina, laß den Flitterputz und das ſchimmernde Geſtein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

7.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat ſie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und ſprach: Es geziemt ſich, daß ſich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geſelle. Du ſteheſt feſt, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähſt, in die Ferne trage!

Sie ſprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend ſtürzte er ſich in den Bodenſee; aber der See feſſelte ihn nicht. Die Wellen des See's thaten ſich von einander; ungeſchwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und ſetzte ſeine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erſtarkt, erkor er ſich ſeine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieſet das Große und Gute. — Er grub ſich ſelbſt ſeinen Weg durch Felſen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle ſeiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war ſeine Laufbahn. Hundert Ströme und zahlloſe Bäche begleiteten ihn, und vermiſchten ihre lieblichen Wellen mit ſeinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht an ſich das Edle, und das Hohe ſtrebt ſich zu vereinen mit dem Höchſten.

Männlich und ruhiger ward jetzt ſein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht ſchwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Feſſeln ihn binden. Er zerriß ſie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft ſeiner Jugend geübt, und Felſen zerriſſen. —

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber ſegenreiche Kornfelder umgaben ihn; ſein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebiert die ſtillere Kraft auch das Nützliche zum Schönen.

Er nahete ſich nun dem Ziele ſeiner Laufbahn. Da theilten Menſchenkunſt und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewäſſer, die man mit andern Namen benennt.

Vater Rhein heißet er, wo man ſeiner Kraft und Segnungen gedenket.“

8.

Der Bach.

Ein Landmann ſaß eines Tages an einem Bach, der neben ſeiner Wieſe dahinfloß, und betrachtete ſeine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe. Denn er ſah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, ſein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat ſein Nachbar zu ihm und ward ſein finſteres Ausſehen gewahr, und forſchte nach der Urſache ſeines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von ſeinen Beſorgniſſen und dem geringen Ertrag der Wieſe zu reden.

Aber der Nachbar erwiederte: Mache es, wie ich mit meiner Wieſe gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder. —

Der Landmann freute ſich des klugen Raths, und ging hinaus und begab ſich an die Arbeit, und nahm Geſellen, und ſie durchſtachen den Bach.

Aber ſiehe! der Bach erfüllte die Wieſe alſo, daß ſie gleich einem See ward, und überſchwemmte ſie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann ſein Haar, und lief zu ſeinem Nachbar und zürnte ſehr über ſeinen Rath.

Aber dieſer ſagte: Lieber, warum zürneſt du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Hadere vielmehr mit dir ſelber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hätteſt du den fetten Bach durch deine Wieſen leiten, nicht aber mit der Gewalt ſeines Waſſers ſie überſtrömen ſollen. Denn alsdann führt er ſeine Fettigkeit und des Wieſengrundes Erdreich mit ſich fort, und läſſet nur ſeinen Kies und Sand zurück. —

9.

Salome.

Salome, die Mutter des liebevollen Johannes, ſtand eines Abends am See Genezareth in ſtiller Betrachtung. Die Sonne war untergegangen, und der Purpur der Abendröthe ſtrahlte an der Veſte des Himmels, und ein bläulicher Duft ruhete auf den Gebirgen. Salome aber blickte vor ſich nieder auf die Fläche des Meeres.

Da trat Zibdai, der Vater, hinaus und ſah Salome, ſein Weib, und ſprach: Warum ſtehſt du ſo einſam und ſinnend, Salome, und Thränen erfüllen deine Augen?

Da antwortete Salome! Ich beſchaue den Glanz des Abendroths in dem ſtillen Gewäſſer!

Warum blickeſt du denn nicht lieber zu dem ſtrahlenden Himmel empor? fragte Zibdai.

Darauf antwortete Salome und ſprach: So habe ich vorher das herrliche Licht des Himmels betrachtet. Jetzt aber erſcheint es mir ſchöner in der ſtillen Fluth des hellen See's. Siehe! wie ſtrömt er ſo ruhig dahin, und weiß nicht, daß des Himmels Glanz und Herrlichkeit in ihm ſich ſpiegelt. Dabei gedacht' ich unſers geliebten Sohnes mit mütterlichem Herzen.

Iſt nicht Johannes unſer zärtliches Kind, ſtill und demüthig, wie zuvor, und zugleich der Vertraute des göttlichen Mannes von Nazareth?

10.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauſchten im Winde, und der Landmann war ſchon hinausgegangen zu ſehen, ob er die Schnitter ſenden müſſe. Er bedachte den Platz ſeiner Scheuer und berechnete in ſich den Gewinn, den ihm der Reichthum ſeines Feldes bringen ſolle. Denn er war reich; aber ſein Herz war ungenügſam und karg und voll irdiſcher Sorgen.

Da nahte ſich ihm der weiſe Lehrer der Gemeine, und ſagte: Die Erde bringet auch dieſes Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren ſind ſchwer und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein geſegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Ausſaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und ſprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig, und erſtattet ihn vielfältig. Der Menſch empfing ſo viel, und bringet oft ſo wenig. —

Dieſe Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte ſich beſchämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, ſich Schätze zu ſammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und ſprach zu dem Pfarrherrn: Wohl ſollte jedermann thätig ſein, ſein Hausweſen ſein zu beſorgen, damit auch er einſt Andere erfreuen möge. Deshalb ſoll der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts arbeiten, daß er ſich ſelber das Nützliche reichlich hervorbringe, ſo wie die wohlbeackerten Felder die Ausſaat vervielfältigen. Darum verſammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld ſcheinet nur Ein Halm zu ſein.

Aber der Pfarrherr ſagte darauf: Wohl iſt die Geſtalt des Kornfeldes einfach, und es reihet ſich die Aehre an die Aehre, auf daß viele verſorgt werden. Aber die Zeit der Ausſaat iſt kurz, und das Korn wächſet ohne menſchliches Zuthun von ſelber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Menſch mit Muße ſein Gefild beſchauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwiſchen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporſchwebt. Denn nicht umſonſt blühen jene und ſchwebet dieſe zwiſchen und über den einförmigen Halmen empor. Sie ſollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes gibt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächſt, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und von dem niedern Boden zu dem Höhern ſich erhebe. —

Alſo redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er ging mit finſterer Stirn von dannen.

Denn die gute Lehre des weiſen Mannes dünket dem böſen Herzen ein herber Spott, und iſt ihm eine bittere Wurzel.

II.

Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menſchen aus ihren alten Wohnſitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchſtrömt. Sie freuten ſich des herrlichen Stromes und ſeines lieblichen Gewäſſers und bauten Wohnungen an ſeinen Geſtaden. Aber bald ſtieg aus ſeinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menſchen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da flehten die Menſchen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Oſiris, und baten ihn, ſie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Oſiris antwortete durch den Mund der weiſen Prieſter und ſprach: Iſt es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verſtand verlieh? Wer ſie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, flehet vergebens!

Nun ergriffen ſie Schwerter und Stangen, und beſtürmten das Ungeheuer in ſeiner Schilfwohnung; ſie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die ſie vorher ſich nicht zugetraut hatten. Und ſo wurden ſie der innern verborgenen Kraft ſich bewußt, welche in ſpätern Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzſäulen gründete, und ſie erfanden manche Kunſt und manches Geräthe, die ſie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Feindſeligen weckt und ſtärket die ſchlummernden Kräfte des Menſchen.

Aber noch fehlt es den Menſchen an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in ſeinen Fluthen völlig zu beſiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten ſie ſich. —

Allmählig aber verließ ſie der Eifer des Widerſtandes. Das Unthier wuchs und vermehrte ſich, auch wurde ſeine Wuth je länger je furchtbarer. Da beſchloß das thörichte und erſchlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger als je, aber das Volk verſank in Stumpfſinn und Feigheit.

Endlich bricht der überſpannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Oſiris nahm ſich der Verlaſſenen an, und ermuthigte ſie durch den Muth des weiſen Prieſters zu neuem Kampfe. Bald erſcholl das Geſtade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erſchlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Prieſter und das bedrängte Volk Oſiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah*) genannt, erſchien an dem Ufer des Nilſtroms. Seht, rief der Prieſter, hier ſendet Oſiris euch Hülfe. — Wie! ſpotteſt du unſer? rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Prieſter und ſprach: Harret des Ausgangs und vertraut der höhern Macht. In ihrer Hand vermag das kleinſte Mittel die größte Noth zu enden! —

Die Zahl der ſchrecklichen Nilungeheuer nahm bald ſichtbarlich ab. Das Volk ſah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in ſtiller Emſigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachſpürte. Alſo zerſtörte es die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und befreite das Land von ſeiner Plage, was ſo viel Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

Seht! ſagte darauf der weiſe Prieſter, wollet ihr ein Uebel vernichten, ſo greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was ſpäterhin ein Heer nicht vermag.

12.

Das erſte und letzte Lächeln.

Eva, die Mutter der Lebenden, gebar mit Schmerzen ihren zweiten Sohn. Aehnlich den ſtummen Thieren des Feldes und ohne Zeichen menſchlicher Empfindung lag der Neugeborne an ihrer Bruſt, und die Stimme des Weinens und ſeine ſaugenden Lippen waren die einzigen Merkmale ſeines ſchwachen Lebens.

Ach! ſagte ſeufzend die Mutter zu dem Vater des Knaben, wohl muß ich nicht blos mit Schmerzen Kinder gebären, auch mit Schmerzen muß ich ſie ſäugen und auferziehen. Wird mir doch in den dunkeln Nächten, die ich für ihn durchwache, kein Strahl der Freude! Cain's Blick iſt düſter und trübe, und er wandelt vor uns wie die Geſtalt der Sünde, die wir gethan haben. Und auch aus dieſem tönet nur die Stimme des Jammers, oder er ruhet ohne menſchliche Weiſe, und ſeine Seele iſt wie ein unentfaltetes Blatt, das im Keime verwelket. Wie glücklich ſind die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels vor dem Menſchen! Hüpfet nicht das Lamm um ſeine Mutter, und das junge Küchlein birgt ſich unter die Flügel der Henne? Ach, die Thiere des Feldes zeihen uns unſerer Sünden, wenn wir ſie anſchauen!

So ſprach ſie und nannte den Knaben Abel, das heißet der Trauernde; und ſie weinete über ihn eines Mondes lang. — Adam aber ſprach: Weine nicht, Mutter. Der Herr wird es wohl machen und unſer ſich erbarmen!

Da erbarmte ſich Jehovah der weinenden Mutter, und der Engel des Paradieſes nahete unſichtbar, und berührte die Lippen des Kindes auf dem Schooß der trauernden Mutter.

Siehe! da eröffnete das Knäblein die zarten Lippen, und es ward ein Grübchen in ſeiner Wange, und der Glanz des erſten Lächelns ſchwebte auf ſeinem Angeſicht, und ſeine Augen ſchauten die Mutter an.

Da erhob ſich die Mutter mit Freudenthränen, und rief den Vater des Knaben und reichte ihm das Kind, und das Kindlein lächelte auch zu dem Vater hin, das zweitemal. —

Der Vater aber erhob ſeine Stimme und ſprach: Der Herr ſei gelobt! Er hat unſer Trauern in Freude verwandelt! Er hat unſer Kindlein erhöht über die Thiere des Feldes, die das Haupt zur Erde neigen, und ihr Angeſicht iſt ohne Geſtalt und Wandel! Aber das Antlitz des Kindes iſt worden wie der Blick des Boten des Herrn, und wie Even's Antlitz, wenn Freude und Dank ihr Herz erfüllt. Wohl uns, unſere Augen haben das Zeichen des Herrn geſehen, und Abel iſt eine lebendige Seele. Schwebet es nicht über dem Antlitz des Kindes, wie wenn im Lenz ſein Odem die Geſtalt der Erde erneuet. Heilig ſei uns der Tag, wo der Herr unſer Kind angeſehen hat, und ſein Name ſei ewig geprieſen! Alſo ſagte Adam und herzte das Kindlein

Aber Eva pflegte des Kindes und ſprach: Ich habe das Zeichen Gottes geſehen, darum will ich ſein pflegen mit Sorgfalt.

Und der Knabe nahm zu an Weisheit und Anmuth, und Adam gab ihm eine Heerde, daß er ſie weidete, und die Heerde ward ſchön und groß, und die Lämmer liebten den Jüngling; denn Abel war freundlich und gottesfürchtig.

Cain aber zürnte in ſeinem Herzen und es

---

*) Gewöhnlich Ichneumon, oder Pharaonsmaus.

erhob ſich in ihm der Neid und die Bosheit, daß Jehovah mit Abel war. Denn Cain's Herz war böſe von Jugend auf, und der Herr war nicht mit ihm. —

Und am Tage ſeiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer und weihete ihm von den Erſtlingen ſeiner Heerde, und ſein Herz war voll Freude und Dankes. Aber Cain ergrimmte über ſeinen Bruder, und ſeine Geberde verſtellte ſich und er ſchlug ſeinen Bruder Abel auf das Haupt, daß er zur Erde ſank. Und Cain hohnlachte über den Gefallenen und verließ ihn in ſeinem Blute.

Da kamen der Vater und die Mutter des Jünglings und fanden den Erſchlagenen, und Eva neigte ſich über ihn und weinete ſehr.

Abel aber erhob ſein blutendes Haupt und wandte ſeine Augen empor zu den weinenden Eltern, und ein holdſeliges Lächeln umſchwebte ſeine Lippen und ſein Antlitz. Nun neigte er wiederum ſein Haupt und gab ſeinen Geiſt auf, und die Geſtalt des Todten war freundlich. —

Da antwortete Eva und ſprach: Ach: ſo war die Geſtalt ſeines Antlitzes, als auf meinem Schooße zum erſten Mal ſein Herz ſich mir entfaltete! Heißet das Sterben, Adam, o dann iſt der Tod des Gerechten nur die zweite Entfaltung zur ſchönen Blüthe eines neuen Lebens! —

Alſo ſprach die Mutter der Lebenden, und beide weinten ſehr und legten Abels Leichnam in den Schoos der Erde, und die Lämmer trauerten um ihren Hirten. Aber auf ſeinem Grabe blüheten die Blumen des Feldes. —

Ein Ausbruch des Veſuvs.

Von F. H. A. v. Humboldt*).

Je mannigfaltiger der Bau der Vulkane, das heißt der Erhebungen iſt, welche den Kanal umſchließen, durch welchen die geſchmolzenen Maſſen des innern Erdkörpers an die Oberfläche gelangen, deſto wichtiger iſt es, dieſen Bau mittelſt genauer Meſſungen zu ergründen. Das Intereſſe dieſer Meſſungen, die in einem andern Welttheile ein beſonderer Gegenſtand meiner Unterſuchungen geweſen ſind, wird durch die Betrachtung erhöht, daß das zu meſſende an vielen Punkten eine veränderliche Größe iſt. Die philoſophiſche Naturkunde iſt bemüht, in dem Wechſel der Erſcheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit anzureihen. Um eine periodiſche Wiederkehr, oder überhaupt die Geſetze fortſchreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewiſſer feſter Punkte, ſorgfältig angeſtellter Beobachtungen, die an beſtimmte Epochen gebunden, zu numeriſchen Vergleichungen dienen können. Hätte auch nur von tauſend zu tauſend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreiſes und der Erde in verſchiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche beſtimmt werden können, ſo würden wir wiſſen, in welchem Verhältniß die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmoſphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieſer Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intenſität der magnetiſch-elektriſchen Kräfte, über welche im Kreiſe dieſer Akademie zwei treffliche Phyſiker, Seebeck und Erman, ein ſo großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geſchäft gelehrter Geſellſchaften iſt, den kosmiſchen Veränderungen der Wärme, des Luftdrucks, der magnetiſchen Richtung und Ladung beharrlich nachzuſpüren, ſo iſt es dagegen die Pflicht des reiſenden Geognoſten bei Beſtimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptſächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rückſicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikaniſchen Gebirgen, am Toluca, Nauhcampatepetl und Jorullo, in den Anden von Quito am Pichincha verſucht, habe ich Gelegenheit gehabt, ſeit meiner Rückkehr nach Europa, zu verſchiedenen Epochen am Veſuv zu wiederholen. Sauſſure hatte dieſen Berg im Jahr 1773 in einer Zeit gemeſſen, wo beide Ränder des Craters, der nordweſtliche und ſüdöſtliche, ihm gleich hoch ſchienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 609 Toiſen. Die Eruption von 1794 verurſachte einen Abſturz gegen Süden, eine Ungleichheit der Crater-Ränder, welche das ungeübteſte Auge ſelbſt in großer Entfernung unterſcheidet. Wir maßen, Herr von Buch, Gay-Luſſac und ich, im Jahr 1805 den Veſuv dreimal und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüber ſteht, la Rocca del Palo, genau wie Sauſſure; den ſüdlichen Rand aber 75 Toiſen niedriger als 1773. Die ganze Höhe des Vulkans hatte gegen Torre del Greco hin (nach einer Seite, gegen welche ſeit 30 Jahren das Feuer gleichſam vorzugsweiſe hinwirkt) um $^1/_9$ abgenommen. Der Aſchenkegel verhält ſich zur ganzen Höhe des Berges am Veſuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Veſuv hat alſo verhältnißmäßig den höchſten Aſchenkegel, wahrſcheinlich ſchon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meiſten durch ſeinen Gipfel gewirkt hat. Vor wenigen Monaten iſt es mir geglückt, nicht blos meine früheren Barometer-

---

*) Aus deſſen Anſichten der Natur. Bd. II.

Meſſungen am Veſuv zu wiederholen, ſondern auch, bei dreimaliger Beſteigung des Berges, eine vollſtändigere Beſtimmung aller Crater-Ränder zu unternehmen. Dieſe Arbeit verdient vielleicht darum einiges Intereſſe, weil ſie die Epoche großer Eruptionen von 1805 bis 1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Theilen vergleichbare Meſſung iſt, welche man bisher von irgend einem Vulkan bekannt gemacht hat. Sie beweiſt, daß die Ränder der Crater, nicht blos da, wo ſie (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) ſichtbar aus Trachyt beſtehen, ſondern überall ein weit beſtändigeres Phänomen ſind, als man bisher nach flüchtig angeſtellten Beobachtungen geglaubt hat. Einfache Höhenwinkel aus denſelben Punkten beſtimmt, eignen ſich zu dieſen Unterſuchungen noch mehr, als vollſtändige trigonometriſche und barometriſche Meſſungen. Nach meinen letzten Beſtimmungen hat ſich der nordweſtliche Rand des Veſuvs ſeit Sauſſure, alſo ſeit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der ſüdliche Rand, gegen Boſche Tre Caſe hin, welcher 1794 um 400 Fuß niedriger ward, kaum um 10 Toiſen verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beſchreibung großer Auswürfe, ſo oft der gänzlich veränderten Geſtalt des Veſuvs erwähnt findet, wenn man dieſe Behauptungen durch die pittoresken Anſichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, ſo liegt die Urſache des Irrthums darin, daß man die Umriſſe der Crater-Ränder mit den Umriſſen der Auswurfskegel verwechſelt, welche zufällig in der Mitte des Craters auf dem durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerſchlundes ſich bilden. Ein ſolcher Auswurfskegel, von Rapilli und Schlacken locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählig über dem ſüdöſtlichen Craterrand ſichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergeſtalt vergrößert, daß er ſelbſt 100 bis 110 Fuß höher, als der nordweſtliche Craterrand (die Rocca del Palo) geworden war. Dieſer merkwürdige Kegel nun, den man ſich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Veſuvs zu betrachten gewöhnt hatte, iſt bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22. October, mit furchtbarem Krachen eingeſtürzt, ſo, daß der Boden des Craters, der ſeit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt, als der nördliche, 200 Fuß tiefer, als der ſüdliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Geſtalt und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie ſo oft geſchieht, mit dem Crater des Vulkans verwechſeln muß, giebt dem Veſuv zu verſchiedenen Epochen eine eigenthümliche Phyſionomie, und der Hiſtoriograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Berggipfels, nach dem bloßen Anblicke der Hackert'ſchen Landſchaften im Pallaſte von Portici, je nachdem die nördliche oder ſüdliche Seite des Berges höher angedeutet iſt, das Jahr errathen, in welchem der Künſtler die Skizze zu ſeinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einſturz des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaſtröme abgefloſſen waren, in der Nacht vom 23. zum 24. October, begann der feurige Ausbruch der Aſche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den erſten 4 Tagen am größten. Während dieſer Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans ſo ſtark, daß die bloße Erſchütterung der Luft (von Erdſtößen hat man durchaus nichts verſpürt) die Decken der Zimmer im Pallaſte von Portici ſprengten. In den nahe gelegenen Dörfern Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Boſche Tre Caſe zeigte ſich eine merkwürdige Erſcheinung. Die Atmoſphäre war dermaßen mit Aſche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefſte Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen, wie es ſo oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geſchieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner geweſen. Man fürchtet Lavaſtröme weniger als einen Aſchenauswurf, ein Phänomen, das in ſolcher Stärke hier unbekannt iſt, und durch die dunkle Sage von der Zerſtörungsweiſe von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menſchen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Waſſerdampf, welcher während der Eruption aus dem Crater aufſtieg und ſich in die Atmoſphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die neun tauſend Fuß hohe Aſchen- und Feuerſäule. Eine ſo plötzliche Condenſation der Dämpfe und, wie Gay-Luſſac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes ſelbſt vermehrten die elektriſche Spannung. Blitze fuhren ſchlängelnd nach allen Richtungen aus der Aſchenſäule umher und man unterſchied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkan's. Bei keinem andern Ausbruche war das Spiel der elektriſchen Schläge ſo auffallend geweſen.

Am Morgen des 26. Octobers verbreitete ſich die ſonderbare Nachricht; ein Strom ſiedenden Waſſers ergieße ſich aus dem Crater und ſtürze den Aſchenkegel herab. Monticelli, der eifrige und gelehrte Beobachter des Vulkans, erkannte bald, daß eine optiſche Täuſchung dies irrige Gerücht veranlaßt habe. Der vorgebliche Strom war eine große Menge trockener Aſche, die aus einer Kluft in dem oberſten Rande des Craters, wie Triebſand, hervorſchoß. Nachdem eine die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Veſuvs vorangegangen war, erregte, gegen das Ende deſſelben, das ſo eben beſchriebene vulkaniſche Gewitter einen wolkenbruchartigen, aber lang anhaltenden Regen. Solch' eine Erſcheinung charakteriſirt, unter allen Jenen, das Ende einer Eruption. Da während derſelben gewöhnlich der Aſchenkegel in Wolken gehüllt iſt und da in ſeiner Nähe die Regengüſſe am ſtärkſten ſind, ſo ſieht man Schlammſtröme von allen Seiten herabfließen. Der erſchrockene Landmann hält dieſelben für Waſſer, die aus dem Innern des Vulkans aufſteigen und ſich durch den Crater ergießen; der getäuſchte Geognoſt glaubt in ihnen Meerwaſſer zu erkennen oder kothartige Erzeugniſſe des Vulkans, ſogenannte eruptions boueuses, oder wie die alten franzöſiſchen Syſtematiker ſagten, Producte einer feurigwäſſrigen Liquefaction.

Aus: Abentheuer des Johann Dietrich.

Von E. M. Arndt.

In Rambin lebte einſt ein Arbeitsmann, der hieß Jacob Dietrich, ein Mann, ſchlecht und recht und gottesfürchtig, und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute beſaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen, und nährten ſich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künſte kannten ſie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder, von welchen das jüngſte, Johann Dietrich genannt, ihnen faſt das liebſte war. Denn es war ein ſchöner, munterer Junge, aufgeweckt und quik, fleißig in der Schule und gehorſam zu Hauſe, und behielt alle Lehren und Geſchichten ſehr gut, welche die Aeltern ihm vorſagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er, und hielt Jeden feſt, der Geſchichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er ſie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden, und lebte den Sommer bei ſeines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte, nebſt andern Knaben, Kühe hüten, die ſie ins Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war, als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der geſellte ſich oft zu den Knaben, und ſie trieben die Heerden zuſammen und ſetzten ſich hin und erzählten Geſchichten. Der alte Klas wußte viele, und erzählte ſie ſehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebſter Freund. Beſonders aber wußte er viele Mährchen von den neun Bergen und von den Unterirdiſchen aus der allerfrüheſten Zeit, als die Rieſen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte ſie immer mit dem innigſten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geſchichten, obgleich ihm dieſer das Herz ſo in Flammen ſetzte, daß er des Abends ſpät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit ſauſendem Haar über das Feld hinſtrich, als hätte er alle Unterirdiſchen als Jäger hinter ſich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte ſich ſo vertieft und verliebt in dieſe Mährchen von den Unterirdiſchen, daß er nichts anderes ſah und hörte, von nichts anderem ſprach und fabelte, als von den goldenen Bechern und Kronen, gläſernen Schuhen, Taſchen voll Ducaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, ſchneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ganz darin war, und in kindiſcher Freude aufjauchzte und umherſprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu ſchütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! wo willſt du hin! Spaten und Senſe, — das ſind dein Scepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen.“ Johann ließ ſich das aber nicht anfechten, und träumte immer luſtig fort. Und obwohl er herzlich graulich war, und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er ſich das Leben da in dem Berge, und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch ſo ausgemalt, daß ihn faſt gelüſtete, einmal hinabzuſteigen; denn der alte Klas hatte geſagt, wie man es anfangen müſſe, damit man da unten Herr werde, und nicht Diener, und damit ſie einen nicht fünfzig Jahre feſthalten und die Becher ſpülen und das Eſtrich kehren laſſen konnten. Wer nämlich ſo klug und ſo glücklich ſei, die Mütze eines Unterirdiſchen zu finden oder zu erhaſchen, der könne ſicher hinabſteigen, dem dürfen ſie nichts thun, noch befehlen, ſondern müſſen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdiſche, dem die Mütze gehört, müſſe ſein Diener ſein und ihm ſchaffen, was er wolle. Das hatte Johann ſich hinter's Ohr geſchrieben und ſeinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugeſetzt, ſo etwas unterſtehe er ſich wohl auch zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, ſondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und ſie haben genug geweint, als er nicht wiedergekommen iſt.

Es war nun die Zeit des Johannisfeſtes, wo die Tage am längſten ſind und die Nächte am kürzeſten, und wo die Jahreszeit am ſchönſten iſt. Die Alten und die Kinder hatten die Feſttage fröhlich gelebt und geſpielt und allerlei Geſchichten erzählt; da konnte **Johann** ſich nicht länger halten, ſondern den Tag nach Johannes ſchlich er ſich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er ſich auf den Gipfel des höchſten der neun Berge hin, wo die Unterirdiſchen, wie **Klas** ihm erzählte, ihren vornehmſten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte ſich nicht ohne Angſt hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer etwas daraus geworden; denn ſein Herz ſchlug ihm wie ein Hammer, und ſein Athem ging wie ein friſcher Wind. So lauſchte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es Zwölf ſchlug, ſieh, da fing es an zu klingen und zu ſingen in den Bergen, und bald wiſpelte und liſpelte und ziſch und ſäuſelte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten ſich jetzt in Tänzen rund, und andere ſpielten und tummelten ſich im Mondſchein, und machten tauſend luſtige Schwänke und Poſſen. Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht ins Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchlief er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa ſeinen Vortheil erſehe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er ja große Luſt; aber wie ein heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das Geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe, es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen daher geſprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der Eine dem Andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem **Johann** gerade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu, und richtete ſich ſogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf ſein. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze, daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſah er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleinen Leute, und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei, und wollten mit Behendigkeit die Mütze wieder gewinnen, er aber hielt ſeine Beute feſt, und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke, und ſie reichten ihm kaum bis an's Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin, und bat flehentlich, als hänge ſein Leben daran, ihm die Mütze wieder zu geben. **Johann** aber antwortete ihm: „Nein, du kleiner ſchlauer Schelm, die Mütze bekommſt du nicht wieder, das iſt nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt, ich wäre ſchlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, ſondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und ſehen, wie ihr es da unten treibt, du aber ſollſt mein Diener ſein, denn du mußt wohl. Daß weiß ich ſo, als ihr, denn **Klas Starkwolt** hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Menſch aber geberdete ſich, als ob er dieß alles nicht gehört, noch verſtanden hätte, er fing ſeine Quälerei und Winſelei und Pinſelei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um ſein verlornes Mützchen; aber als **Johann** ihm kurzweg ſagte: „Es bleibt dabei, du biſt der Diener, und will eine Fahrt mit euch machen,“ da fand er ſich endlich drein, zumal da auch die Andern ihm zuredeten, daß es ſo ſein müſſe. **Johann** aber warf ſeinen ſchlechten Hut nun weg, und ſetzte ſich die Mütze an ſeiner Stelle auf und befeſtigte ſie wohl auf ſeinem Kopfe, damit ſie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrſchaft.

Und er verſuchte es ſogleich und befahl ſeinem neuen Diener, ihm Speiſe und Trank zu bringen; denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da, und trug Wein in Flaſchen herbei, und Brod und köſtliche Früchte. Und **Johann** aß und trank, und ſah dem Spiel und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm ſehr wohl. Und er führte ſich in allen Dingen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr geweſen.

Und als der Hahn ſeinen dritten Schrei gethan hatte, und die kleinen Lerchen in der Luft die erſten Wirbel anſchlugen, und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Oſten aufdämmerte, da ging es huſch, huſch, huſch, durch die Büſche und Blumen und Halmen fort, und die Berge klangen wieder und thaten ſich auf, und die kleinen Menſchen fuhren hinab, und **Johann** gab wohl Acht auf Alles, und fand es wirklich ſo, wie ſie ihm erzählt hatten. Siehe, auf den Wipfeln der Berge, wo ſie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen ſtand, wie die Menſchen es bei Tage ſahen, hob ſich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende, gläſerne Spitze hervor;

auf dieſe trat, wer hinein wollte, ſie öffnete ſich, und er glitt ſanft hinab, und ſie that ſich wieder hinter ihm zu; als ſie aber alle hinein waren, verſchwand ſie, und war auch keine Spur mehr von ihr zu ſehen. Die aber durch die gläſerne Spitze fielen, ſanken gar ſanft in eine weite ſilberne Tonne, die ſie alle aufnahm, und wohl tauſend ſolcher Leutlein beherbergen konnte. In eine ſolche fiel auch Johann mit ſeinem Diener und mit mehreren hinab, und ſie Alle ſchrieen, und baten ihn, daß er ſie nicht treten möge, denn ſie wären des Todes geweſen von ſeiner Laſt. Er aber hütete ſich, und war ſehr freundlich gegen ſie. Es gingen aber mehrere ſolcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen ſilbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden. — —

Die Zuſammenkunft*).

Von E. L. Auguſt. Herzog von Sachſen-Gotha.

Der blaſſe Mond ſchimmerte durch die runden Gipfel der Pinien; die Sterne der Mitternacht durchfunkelten die öſtlich fliehenden Gewölke; nur die lauen Winde krümmten die lieblich duftenden Myrthen, die graublätterigen Oelbäume und die mächtigen Ulmen, und der ſchäumende Ilaris ſtürzte ſein hüpfendes Naß über ſchwarze Klüfte, durch hohe Farrenbüſchel in das ſtumme Thal tief hinab. Alles ſchwieg, die Hirten und die Heerden; ſelbſt die wachſamen Hunde, die ſeufzenden Turteltauben, die Bienen in den Felſen und die geſchloſſenen Blumen; nur die zagende Liebe und die ſchwelgende Liebe wachten und glühten. —

Ja, ich muß ihn ſehen! Dein Haß, o Mutter, wird uns trennen, doch bleib' ich ihm treu, flüſterte weinend Minoe, und drückte einen leiſen Kuß auf die verſchloſſenen Wimpern der Mutter, und eine Thräne der Angſt fiel auf die betagte Stirn. Minoe ſtieg langſam von dem niedern Lager, und hüllte ſich in den lohfarbigen Regenſchleier. Noch einmal blieb ſie, mit ſich ſelbſt kämpfend, vor der rohrgeflochtenen Thüre ſtehen, und ſeufzte ganz leiſe: Ach! Mutter, könnten die Nymphen, die milden Herrſcherinnen, dein Herz erweichen! — oder ſoll nie Alethephenens, der göttlichen Seherin, bedeutungsvolle Verheißung in Erfüllung gehn? — O gewiß, ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu, — gewiß, ſie wird in Erfüllung gehn. — und geſtärkteren Muthes, mit einem dreiſteren Schritte trat ſie über die Schwelle und entſchlüpfte über die feucht bethaute Wieſe durch die ſchützenden Hecken längs dem Walde. Cynthia lächelte der ſich ſelbſt Opfernden von ihrem ehernen Wagen herab; unſichtbar flog der göttliche Knabe vor ihr her mit Roſenlicht und Wohlgerüchen den düſtern Thalweg übergießend, und Muth erfüllte das bange Gemüth der ſchamhaften Hirtin, und ſie lächelte unſchuldig und unwiſſend hinauf zu den ſich ehrerbietig bückenden Lorbeeren, und wähnte, es gälte ihr und nicht Eros, dem Allmächtigen. — Götter, was hebt mich, was trägt mich, was ſcheucht ſo plötzlich jede Furcht aus meinem Herzen? Und als wenn ſie beſchwinget wäre, folgte ſie wunſchſchnell dem Lichte, dem Wohlgeruch und dem unwiderſtehlichen Götterruf, und ſank in den kühlen Schatten der Granatbäume und der Roſenbüſche, die die heilige Quelle der Nymphe umpurperten, athemlos, aber freudigträumend in das weiche Moos und die Nachtviolen; aber der erſte Kuß ihres Cypariſſes weckte ſie ſchnell aus der kurzen Ohnmacht. Spröde glitt ſie aus den Armen des ſchwarzlockigen Jünglings und verbarg ihr glühendes Geſicht in den Schatten des Heiligthums. Aber wer gab dir das Herz, Holde, Theure, bei ſchauriger Nachtzeit hierher zu ſchleichen? Minoe, wer leitete dich durch die leicht täuſchenden Irrwege des Waldes? Ach, ſprich; bringſt du mir vielleicht das letzte ſchmerzliche Lebewohl? Was ſchweigſt Du, reizendes Mädchen? Rede, wenn du mich liebſt. — Laß mich beſinnen; weiß ich doch ſelbſt nicht, welche Wunderfackel mich hieher leitete. Ich wollte weinen, und kann es nicht; ich wollte Abſchied nehmen, und kann es nicht; ich wollte dir die Flöte meines Vaters bringen, und habe ſie vergeſſen. — Und ich wollte auch weinen, und kann es auch nicht; ich wollte mein letztes Urtheil hören, und zage nicht mehr; ich wagte, dir meine Leier aus Chelysſchale und das Plektrum zu bringen; aber ich weiß ſelbſt nicht, warum ich ſie in der väterlichen Wohnung ließ. Gleich iſt unſere Stimmung, gleich unſer Vergeſſen, und gleich unſere Hoffnung. Aber thöricht wär' es, die ſüße Zeit zu verkoſen. — Cyparis ſprich nicht ſo, denn du weißt: heilig ſind die Quellen in den Schatten, die uns umgeben, und unbeſtraft bleiben gewiß nie hier zu gewagte Geſpräche. —

Aber Minoe, kein Fuß betritt den friedlichen Ort, niemand wagt ſich zu dieſer heiligen Quelle; und ungeſtört —

Cyparis, Cyparis, laß mich nicht bereuen, was ich that; beleidige nicht meine ſich ſelbſt vergeſſende Treue. Sage dir, daß nur ein unbegreifliches Etwas mich bereden konnte, deinem ewigen Bitten und deinen Thränen nachzugeben. Ich entfliehe, wenn deine Heftigkeit mich länger erſchreckt. —

---

*) Aus Kyllenion oder: Auch ich war in Arkadien. Gotha 1805.

O! Minoe, winde dich nicht ſo ängſtlich aus meinen Armen. Iſt denn ein Kuß ein ſo großes Verbrechen? Fühle, wie haſtig mein Herz pocht, und ſchließe dich näher an deinen Freund. —

Ach! bei den mächtigen Nymphen! hörſt du nicht das Rauſchen in den Aeſten? —

Beim Eros! Lieblichſte, es iſt der kühle Hauch der Mitternacht, der durch die Roſen flüſtert und durch das Murmeln des naſſen Falls die Wellen des entfernten Sees kräuſelt. Aber fühle; der Gipfelwieger kann doch die Gluth meiner Wangen nicht kühlen. —

Höre; ich bringe dir ein ſchweres Opfer. Erwacht meine Mutter, und ſucht ſie mich, und findet ſie mich, ſo bin ich verloren. Ich weiß, daß du mich liebſt; ich glaube, daß mein Hierherkommen deine männliche Gluth mit frecher Hoffnung nährt; aber, was giebt dir ein Recht, mich zu verkennen und zu beleidigen? Höre; bewache den Eingang der belaubten Quelle. Ich will zu den heiligen Bildern der Wunderthätigen dringen; ich will den Schauder überwinden. Leer ſind meine Hände, aber rein; die Göttinnen werden meine Gebete hören. —

Wohlan denn, einzig Geliebte! erweiche die Beſchützerinnen dieſer Gründe; dann laß uns fliehen, denn leichter erbitteſt du den Schutz der Götter, als du den Groll der Aeltern verſöhnſt. Reiche mir den Kuß und noch dieſen. —

Genug, Unerſättlicher! — Und die tugendhafte Hirtin verſchwand in der Tiefe des Heiligthums, welches kein Männerfuß berühren darf. Er ſegnete ſie und ſeufzte hoffend gen Himmel, und ſetzte ſich ſingend unter den gewölbten Granatbaum und die ſchlanken Pappeln des Einganges:

Furchtbar iſt der Nymphen Rache.
Sterbend ſank der freche Späher
In die reinen keuſchen Wellen;
Und die Wogen tobten lange.

Schnell erfolgt der Nymphen Strafe;
Blutend ſank die blaſſe Hirtinn
An dem Fuß der Wunderbilder;
Und die Stürme klagten lange.

Ehrt das Heiligthum der Nymphen,
Und bekränzt das Mahl, den Altar;
Gießet Milch, und färbt die Wogen
Mit dem Purpur zarter Lämmer.

Lieblich iſt der Nymphen Lohnen;
Segnend iſt ihr mildes Herrſchen.
Jungfrau'n, naht der düſtern Stelle,
Singt zum Murmeln heil'ge Lieder.

Cypariß ſang mit milder, aber nicht zu tiefer Stimme; denn zarte Daunen kräuſelten ſich noch auf ſeinen braunen Wangen, und der Wiederklang der nahen Hügel wiederholte dreimal in geſchwächter Wiederkehr den hüpfenden Rhythmus des ländlichen Orpheus. Da ſaß er, die Malaporiſche Geſtalt kaum in den kurzen Mantel gehüllt, das kräftige Haupt ungeduldig und verliebt auf die Hand ſtützend. Plötzlich hörte er nahes Geſpräch, und ſchon wollte er unwillig den frevelhaften Horcher erſpähen, als aus der tiefen Nacht ungeſchleiert die ſchönſte der Arkadierinnen, die goldgelockte Minoe, ſanft lächelnd, aber traurig gefaßt hervortrat. Ehrerbietiger wie vorher blieb der hoffende Schäfer ſtehen. Die Worte fehlten ihm; und faſt nahm er ſie ſelbſt für die jüngſte der Göttinnen; auch hing über die geſcheitelten Stirnwellen ein langblättriger Schilfkranz herab, und in ihren zarten Fingern hielt ſie den dunkeln Saum ihres weichanſchließenden Gewandes. Schäfer, ſprach ſie ſchon aus der Ferne, ich opferte meinen Schleier den Nymphen, breitete ihn über das Grab der frechen Neugierde, wo itzt von braunem Byſſus umflattert, der Mond die Geſtalt des frevelnden Waſſerſchöpfers und die Roſen und die Granaten erleuchtet, die ich zur Sühne ausſtreute. Dann betete ich, denn ich durfte jetzt den wunderthätigen Gebilden nahen. Dreimal beugte ich mich, die Stufen mit ſchaudernder Stirne berührend, nachdem ich mir mit der Fingerſpitze die Haare der Stirn und die Zöpfe des Nackens gelüftet. Himmliſche Stimmen tönten zwiſchen den vier Rieſenſäulen, die die Felſengrotte ſchließen und ſie zum Tempel wandeln. Es war keine Täuſchung. — Einer der Kränze, der über dem Eingange die hohe Frieſe zierte, und den die Jungfrauen der Weihe daſelbſt aufgehängt, löſte ſich von den flatternden Binden und ſenkte ſich, als Zeichen der göttlichen Huld, auf meine tiefgebeugte Stirn. Cypariß, ſieh' hier den theuern Lohn; ich ſchwur, nicht meine Mutter zu laſſen; meine Armuth und meinen Jammer ſtumm zu ertragen; dich ewig treu zu lieben, und mich dann .... Aber Minoe konnte den zu gewagten Eid nicht ausſprechen, denn ihre Mutter Denone, Cypariſſens Vater Nikon, traten Hand in Hand aus dem Schatten der dicht verwachſenen Pappeln. Mit einem ängſtlichen Schrei barg die Schäferin ihr reizendes, blaſſes Geſicht an dem Buſen ihres verlegenen Geliebten. Doch ſchnell ſammelte ſie ſich, um wieder zu dem Heiligthum ihrer himmliſchen Beſchützerinnen zu fliehen. — Bleibe, bleibe, liebes Kind; die Fackel, die dich hieher geleitet, hat mich erweckt, rief die Mutter, auch ſie hat mich hieher gerufen, ſprach am Eingange des Heiligthums der fromme Nikon. Die Stimme der Götter hat uns verſöhnet. Kommt, Kinder, ihr braucht nicht zu fliehen; kommt, Eros ſelbſt hat euch verbunden. Minoe und Cyparis lobten die Nymphen und dankten aus frohem Herzen Eros und ihren Aeltern; und jetzt brauchen ſie nicht mehr ihr nächtliches Lager zu verlaſſen, um ſich zu finden.

Aus Walſeth und Leith *).

Von H. Steffens.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Maſten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel verſehen (ein Ottring), war mit acht Mann beſetzt. Dieſe waren in kurze, meiſt wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, ſteif, und glänzend geſchwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umſchließend, mit breiten Rändern aus grober zuſammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und ſchwarz, wie jene. Die meiſten waren junge rüſtige Burſchen, zwei ältere, mit langem, ſtruppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Ausſehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweiſe, aber eine gewiſſe herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrſchender Zug.

Das unabſehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche ſchien ſpiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe ſchaukelten es. Hier wechſelte, wie die Farbe, ſo das Anſehen der See. Strömungen kräuſelten das Waſſer, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die ſich in grader Richtung, meiſt von Norden nach Süden, erſtreckten, und in derſelben Richtung ſich in ſich bewegten. In fernem Weſten erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Oſten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelſtreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchſchnitt, bezeichnete die fernen felſigen Ufer der Heimat. Rings umher herrſchte eine feierliche Stille, ſelten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur ſchwarze Delphine in Menge wälzten ſich, und das Plätſchern tönte in die Meeresſtille hinein. Ein unermeßliches Heer durchſichtiger, gallertartiger Meduſen, größere und kleinere, ſah man den runden, ſcheibenförmigen Leib wechſelnd ausdehnen und zuſammenziehen; — man glaubte ſchwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig ſaßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongsraggen), einer großen Tiefe in der Nordſee, zwölf Meilen von Harum in Soendmeer, und blickten geſpannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillſchweigen unterbrochen, wenn ſie mit den mächtigen Fiſchſchnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubsaagn), einen Kabeljau anzogen und mühſam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Queite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen ſeltenen Leckerbiſſen der Einwohner abgiebt; oder wenn ſie jubelnd einen Haifiſch fingen, dem ſie die Leber ausſchnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei ſolchen Gelegenheiten entſtand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu ſeiner früheren Beſchäftigung zurück, und blickte ſtillſchweigend und aufmerkſam in die Tiefe. Es wird als ein beſonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieſer Untiefe völlig ruhig iſt. Dann hangen die ſtarken Fiſchſchnüre ſenkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deßwegen war jeder aufmerkſam, emſig bemüht, den Augenblick zu benutzen deſſen Vortheile ſie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrſcht über der Untiefe ein ſtarker Strom, der beſonders in der Mitte ſelten nachläßt, ſo, daß er eben das Zeichen iſt, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieſer zeigte ſich jetzt, und trieb die Schnur mit ſich, daß dieſe den Grund nicht finden konnte, und die Fiſcher ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fiſche zu fangen, aber der Strom nahm ſo ſtark zu, daß ſie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieſer Richtung entfernten ſie ſich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Oſten umbiegt.

Wir müſſen aus dem Strom heraus, ſagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anſtrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf deſſen unermeßlicher Fläche das Boot ſchwamm, noch immer ruhig, die Segel zuſammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fiſcher verzehrten als Frühſtück getrocknete Fiſche, etwas alten Käſe und flaches trocknes Gerſtenbrot. Ihr Trank war eine Miſchung von Waſſer und ſaurer Milch.

Als wir geſtern früh ausfuhren, fing Thorwald an, ſah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehauſe ſtehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich

---

*) Die Familie Walſeth und Leith. Breslau 1827 u. f.

ging zurück, die Ruder zu holen; da ſtand er als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verſchwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählſt, unterbrach ihn Ola, ſo will ich dir auch ſagen, daß ich den Drouſpeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen geſegelt waren. Svend ſah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wiſſen ſolltet.

Gott ſtehe uns bei! das iſt ein ſchlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — ſagte jetzt Svend, ein ſchöner junger Fiſcher, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wiſſen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich ſage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fiſcher blickten ängſtlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden ſobald nicht nach Hauſe kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Söndmöer je wiederſehen, ſagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es ſchien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot iſt tüchtig, es fehlt uns nicht an Speiſe und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?

Sie ergriffen die Ruder, und ſuchten völlig aus dem Strome heraus, und, ſo viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während ſie alle mit großer Anſtrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß beſtimmend, bewölkte ſich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die ſchwarze Meeresfläche kräuſelte ſich immer mehr, und ein Wind blies aus Südoſten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgeſpannt, und ſie ſuchten, den Wind bis auf wenige Grade durchſchneidend, und ſo hin und her kreuzend, die Höhe, die ſie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß ſie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indeſſen erhob ſich der Wind immer ſtärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd ſtrebten die kühnen Fiſcher dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen ſpielten an dem Rande des ſchiefſegelnden Boots, überſtrömten es oft, und als der Wind ſich bis zum Sturme ſteigerte, ſpritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Waſſerfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements ſchwer zu erkennen. Nur die Worte — ſchöpft das Waſſer aus — reff die Segel ein — das Ruder nach der Leeſeite, (Roer i Läe) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüſten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten ſich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe ſich verengten. Auf dieſer Schärfe brachen ſich die Wellen, ſie zerſplitternd in ſchneeweißen Schaum, der hoch in die Luft ſpritzte, während ein Theil des Waſſers von dieſer Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feſte abſchüſſige Wand herablief. Aber die große rieſenhafte Waſſermaſſe hob ſich, indem ſie ſank, ſank, während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeitſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen, ſchnell griff jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waſſer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt, von der mächtigen Woge, an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf nach der ſchäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesſchnelle herunterzuſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterlaß, während einer ſteuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam da ſaßen, um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulöſen. So geſpannt waren ſie auf das Nächſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die brauſenden Wellen immer ſchwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Männer mußten ununterbrochen das Waſſer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das eine mächtige Segel aufgeriſſt. Aber nur einen Augenblick erblickten ſie das Schiff; der nächſte tauchte es zwiſchen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen, wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannichfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber, bald ſahen ſie es in der düſtern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaſſen.

Mehre Stunden waren ſchon verfloſſen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzelne Waſſermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Boot unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpät geworden, noch immer mußten ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der ſie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

Der Wind iſt zwar gut, ſagte Ola, aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und ſo Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch, wie er drohend vor mir ſtand, und darauf verſchwand.

Ich erblicke jetzt etwas Beſſeres, Ola, erwiederte Svend, erkennſt du dort nicht die drei Schweſtern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei ſchwarze Punkte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob ſich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblößten die Häupter, und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Töne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hineinſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hülfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours ging nun immermehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerriſſene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennſt du, Godde ſiehſt du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht ſo, erwiederte verdrießlich Ola, du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlägt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten, ohne furchtſam zu ſein. Die Jugend wird immer tollkühner, ſie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten ſah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unſere Väter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, ſcheuten ſie ſich, auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in ſo ungewohnter, unſicherer Lage. Das war der alte ſtille Ernſt; doch jetzt ſieht jeder leicht darüber hinweg.

Du haſt wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübſelige Angſt daraus entſtünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo ſtarrſt du ſo hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieſer. Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punkt, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten ſie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es iſt ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. — Wir müſſen darauf zu, vielleicht iſt dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Punkte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Waſſer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothſchuß, ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtätigt. Man war ſchon einig, daß es eine Brigg ſein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Boegſpriet, und ſah, wie die zerriſſenen Taue um den einen kahlen Maſt herumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannſchaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, während das Schiff den Wellen preisgegeben, unſicher hin- und herſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie näher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hinterkaſtell zerſtört, und hörten das Jammergeſchrei der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtäte Bewegung deſſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien, von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte, der ſich durch den Strick auf das Schiff hinaufſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten, der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaſſen, abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er ſprach däniſch. Man erfuhr durch ihn, daß ſie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieſes gehört, als er eilig ſich in das Boot ſchwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne friſches Waſſer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwur man ſie, zu warten, bis ſie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläſſe hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen, daß ſie beſſere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloſſen, da. Eine einfache, weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieſes war ein ſchwarzſeidenes Tuch eng geſchlungen, ſo daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerſt auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden ſelten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erſchöpfung mit ſich, und die rüſtigen Fiſcher hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu dieſem koſtbaren und ſeltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläſchchen bei ſich trug. Mit Waſſer verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte ſich etwas, und ihr erſter Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann verſuchte Svend durch dieſes Mittel zu ſtärken.

Während er hier beſchäftigt war, hatten einige Fiſcher die Fiſche gekocht, dieſe und Gerſtenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genoſſen gierig, und ſchauderhaft erſchien es dem guten junge Manne, als er dieſe feine, edle Geſtalt von einem faſt thieriſchen Heißhunger ergriffen ſah. Die Frau richtete ſich auf, und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Sie ſchien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weiſe die Frau getäuſcht hätte, um von den ſeinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu ſpät gemerkt, und daher war der Mann früher ſchon, als die meiſten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es ſchien ihnen ein Räthſel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannſchaft auch war, ſo wurden ſie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend ſetzte ſchon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man ſowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe ſichtbar erſchüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langſam geht es!

In der That ging das Schiff ſehr langſam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küſte zu. Während die Fiſcher mit großer Anſtrengung ruderten, und ſchon zweifelten, daß ſie Kräfte genug haben würden, um das Schiff ſo weit zu ſchleppen, entdeckten ſie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannſchaft zu, daß ſie eine Kanone löſen ſollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer ſtark, ſie ſchienen den Ruf nicht zu verſtehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend beſtieg es, er ſah nur flüchtig die Frau, die erſchöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen ſchien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten ſtanden, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden ſich mit dem erſten, und das Schiff ging jetzt ſchon ſchneller nach dem Lande zu.

Indeſſen neigte ſich der Tag, der Wind hörte auf, in der ſtillen Nacht tönten die vereinigten Ruderſchläge, die Wellen brachen ſich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger ſuchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob ſich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten ſich dem Ufer immer mehr, und als ſie gegen Morgen in Breeſund hineinruderten, erblickten ſie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell, Boote ſtrömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinſchleppten, konnte vermehrt werden, die erſchöpften Fiſcher wechſelten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalveſtad, dicht unter einer ſteilen, drohend herunterhängenden Felſenwand feſt angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menſchen verſammelt, Mehrere von der Mannſchaft des Schiffes hatten ſich ſo weit erholt, daß ſie ohne Hilfe das Schiff verlaſſen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten ſich wechſelſeitig, ſtürzten auf das Knie, und die gewaltſamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuſchauer, die ſie neugierig umgaben.

Unſer Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die ſich zudrängenden Zuſchauer, die ſie mit Fragen beſtürmten, und war ſchon geſtorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unſeren großen Maſt zerſplitterte, auch unſer Steuermann, jetzt todt, lag krank in ſeiner Koje, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns verſahen, zerſchmettert, und ſeit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum.“ Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten ſicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilſchnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel ſo ab, daß wir den Hungertod vor Augen ſahen, in den drei letzten kauten wir das Leder, und ſchon fingen einige an, das Schauderhafteſte vorzuſchlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte ſich, und ſie erkannte den jungen Mann, der ſie ſo freundlich unterſtützt hatte. Aber ſie ſprach deutſch, und keiner verſtand ſie. Sie pflegte mit angſtvoller Sorge ihren Mann, kniete neben ſeinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde verſucht; allein ſie kam zu ſpät. Mit einem matten Blicke nach ſeiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in ſtilles Gebet verſunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingeſtürzt. Nach einiger Zeit ſchlug ſie die großen Augen auf, ſie ſchien ganz in innere Betrachtung vertieft, ſie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten ſich, ein klares Licht ſchien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude ſpielte um die blaſſen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme ſang ſie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß verſuchet werden,
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Troſt erleichtert ſeines Kind's Beſchwerden.
Ei, höre nur, wie er ſo freundlich ſpricht:
Verzage nicht.

Und alſo bricht das Herz ihm gegen dich,
Er ſpricht: ich muß mich über dich erbarmen,
Du armes Kind haſt niemand, außer mich,
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sei gutes Muths, die Hülf' iſt dir ſchon nah,
Der Troſt iſt da.

Die Fiſcher hatten ſich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau geſtellt, und als ſie zu ſingen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverſtändlich; aber die rührende Andacht, die ſich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge ausſprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Geſanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Verſammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte ſich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuſchauer zeigten, ſchien das Vertrauen geſtärkt zu haben, ſie blickte wild um ſich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächſtſtehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte ſie ſich heimathlich unter dieſen wohlwollenden Menſchen, die ihren Kummer theilten, obgleich ſie nicht vermochte, ſich ihnen verſtändlich zu machen. Noch einmal kniete ſie, betete über der Leiche des Mannes, und ſprach: du haſt dich für mich und für dein Kind aufgeopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten ſich um ſie herum, jede bot ihr Hülfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie iſt die Frau des deutſchen frommen Predigers, deſſen Tod ſie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben ſie wie eine Heilige angebetet; denn allen erſchien ſie hilfreich, und verſchmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, ſchmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war ſie ein tröſtender Engel, wenige Männer ſo muthig, wie ſie, und wenn die Noth wilde Leidenſchaften unter uns erregte: ſo war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildeſten zum Stillſchweigen zu bringen.

Aus Prinz Zerbino *).

Von L. Tieck.

Der Garten.

Neſtor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben ſo was geſehen! Was das hier für eine Einrichtung iſt! Kein Garten, ſondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unſinnig werden. Und warum nicht? Iſt es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Urſachen begegnet. — Blumen, ſo hoch wie kleine Bäume, Lilien, die höher ſind als ch, mit einem Blumenſtern, den man nicht umſpannen kann, große Roſen an Roſen, zwiſchen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die ſo hoch ind, daß der Blick ſie kaum erreichen kann, — und alles in ſolchem Ueberfluß, alles ſo gedrängt n einander, daß der ganze Garten wie ein ein iger dichtgeflochtener Blumenkranz ausſieht. Und alles brummt und ſingt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn h nicht um meinen Verſtand ſo ſehr beſorgt ſein üßte.

Der Wald. Der friſche Morgenwind,
Durch unſere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geſchwind,
Wenn er ſo wohlgemuth durch alle Aeſte weht.
Rühr' dich, o Menſchenkind,
Was ſoll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unſern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erſchließ dein Herz der Freudigkeit.

Neſtor. Iſt das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauſchen? Ich habe doch nun, ſo lange ich denken kann, ſchon manchen Wald geſehen, aber dergleichen iſt mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und ſpüren ſo eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aeſten,
Durchrauſcht von ſpielenden Weſten,
Durchſungen von Vögelein,
Freun wir uns friſch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauſchen, wir flüſtern, wir wegen,
Geſchirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, ſei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Menſch, ſei frei von Sorgen
In unſerm Schatten, der brüderlich labend.

Neſtor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geſchwätz, das beinahe an das Vernünftige grenzt, macht mir die meiſten Sorgen. — Das Tollſte iſt, wenn ſie nun alle zuſammen muſiciren und zwitſchern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, ſo wär ich ſchon längſt wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder ſein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchſammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der ſtreckt die Zweig' in die Weite,
Rühret ſchirmend das Gras mit der Hand,
Der ſteht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauſchen, ſein eigen,
Und ſchüttelt ſich friſch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgeſang.
So auch die Menſchen mitſammen
Die verſchieden von Einem nur ſtammen,
Jeder rühret ſich in ſeinen Zweigen,
Doch alle ſtreben zum Lichte zu ſteigen,
Wenn ſich auch viele gegen die Erde neigen.

---

*) Prinz Zerbino oder die Reiſe nach dem guten Ge-
mack. Jena 1799.

Sie alle Brüder ſein,
Verſchiedenheit iſt nur Schein,
Sie rauſchen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgeſang ſein.

Neſtor. Sieh da, ſieh da, predigt meiner Seel die Toleranz troz dem Beſten unter uns. Nur ein bischen konfuſe, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Roſen. Biſt du kommen, um zu lieben,
So nimm unſre Blüthe wahr,
Wir ſind röthend ſtets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen ſind die Büſche
Mit den Roſen überſtreut,
Daß die Liebe ſich erfriſche,
Ewig jung ſich ſtets verneut.
Wir ſind Lippen, rothe Küſſe,
Rother Wangen ſanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie ſo ſüße
Herz und Herz zuſammenneigt,
Liebesgunſt aus Lippen ſteigt.

Neſtor. Ich wette, daß in dieſer Roſe keine Spur von ächter Moralität zu finden iſt.

Roſen. Küſſe ſind verſchönte Roſen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr ſüßes, ſüßes Koſen
Iſt der Wünſche ſchön Geleit,
Wie die Roſe Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbſt der Liebe herrlichſten Genuß.

Neſtor. Ich hab's gleich gedacht, daß ſo etwas herauskommen würde.

Roſen. Liebe iſt es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth ſteigt nieder jede Nacht:
Roſen ſind verſchämte Röthe,
Sind die Ahndung, ſind der Kuß;
In Granaten ſteigt die Röthe
Zeigt ſich in der höchſten Pracht,
Sind der Liebe volleſter Genuß.

Neſtor. Immer daſſelbe! Immer daſſelbe!

Lilien. Wende dich zu unſern weißen Sternen,
Mondſchein ſind ſie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt ſie gerne.

Neſtor. Das iſt ſehr unverſtändlich.

Lilien. Unſer Lieben, unſer Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernſt und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die ſich zu uns richten.

Neſtor. Das glaub' ich ungeſchworen. Welche ſeltſame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien ſo abſonderlich vorgekommen ſind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unſchuld und Pracht;
Wir ſtehn ſo hoch als ſtille Warten,
Auf denen Sinn und Geiſt wohl ruht:
Geht er vorüber Roſengluth,
Iſt ohne Wunſch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Neſtor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit dieſen Creaturen unterhalte.

Die Gebüſche. Komm! komm!
Das Blättergeräuſch,
Es lockt dich,
Unſer Glanz,
Unſer friſches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verſchmähſt du uns?
Alles kann nicht Wald ſein,
Alles kann nicht Blume ſein,
Muß auch Kinder geben.

Neſtor. So? Eine ſchöne Entſchuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts.

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willſt du die Blumen verſtehn,
Mußt du erſt den Wald durchgehn.
Iſt dir erſchienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magſt du die Blumen verſtehn.

Neſtor. Nun ſeht nur die Unverſchämtheit.

Der Wald. Grün iſt das erſte Geheimniß
In das die Natur ſich weiht,
Die erſte Farbe iſt grün,
Grün ſchmückt ſich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umſchloſſen iſt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unſchuld,
Den Muth zur Poeſie.
Grün ſind alle Blumenknoſpen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entſpringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben ſprechen,
Wenn wir zugegen ſind?
Keine andere Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu ſprechen.

Was ſoll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnſten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu ſtreiten,
Wir glänzen daher in vollſter Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tauſend bren-
nenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zuſammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter ſich formiren,
Stellen eine Krone dar,
Gold und Roth und Blau ſie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majeſtät
Die Tulpe mit ausgeſpreiteten Flügeln ſteht:
Wozu die Sehnſucht, wozu Verlangen?

Neſtor. Ich merke, die Tulpe ſpielt den Freigeiſt unter den Blumen, und macht gewiſſermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagens nicht uns aufrecht zu ſtellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unſre Geſchwiſter;
Ueber uns Buſchgeflüſter;
Im einſamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müſſen gar kleine ſein,
Locken die Augen doch nach.
Wir ſehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unſchuldige Kindlein
Mit ſüßem blauen Schein:
Möchten wir größer ſein!

Feldblumen. Du gehſt vorüber,
O Lieber!
Und ſiehſt nicht,
Fühlſt nicht,
Wie ſchön das grüne Gras,
Wie erfriſchend und kühl und naß,
Und dazwiſchen die goldenen Sterne:
Mußt du denn ſtets nach der Ferne?

Vogelgeſang. Wir luſtigen Bürger in
grüner Stadt
Rauſchen und ſchwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und ſtets ſind wir ſatt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung beſtellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt,
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umſchließ' ich
mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüſten
Mit Lüften,
Ich ſende die fächelnden Winde,
Ich ſchaue tief auf ſie hinunter,
Sie alle ſchauen doch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überſteigt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's herauf-
gezogen,
Der kühn geſpannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tauſend Flam-
menwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Neſtor. Es geht zu weit, — ich vergeſſe mich ſelbſt; — immer und ewig allein zu ſtehen, und doch ein unaufhörliches Geſchwätz anhören zu müſſen, das iſt zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anſcheine nach. Sie iſt ſchön gewachſen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das ſcheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer biſt Du!

Neſtor. Ich? Aufzuwarten, ein Reiſender, im gegenwärtigen Augenblick halb unſinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir ſo wenig im Garten der Poeſie?

Neſtor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poeſie? Der Garten der Poeſie? Hm; Ihr wollt meinen Geſchmack und geſunden Menſchenverſtand wohl nur ein wenig auf die Probe ſtellen.

Göttin. Wie das?

Neſtor. Die Poeſie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen ſchwachen Einſichten wohl eine etwas andere Geſtalt haben. Das iſt ja gleichſam hier wie in einem Narrenhauſe.

Göttin. Ergötzen Euch denn dieſe Blumen nicht?

Neſtor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich ſehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen ſind.

Göttin. Wie könnt Ihr dieſen irr'gen Glauben hegen?

Neſtor. Weil ich in meinem Leben ſchon gar zu viele Blumen geſehen habe. Ja wenn ich nicht die erſtaunliche Erfahrung hätte, ſo könnte ich mir vielleicht eher eine Naſe drehen laſſen. Meine Eltern haben ja ſelbſt einen Garten hinter dem Hauſe gehabt, und da hab' ich die Blumen ſelber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber dieſe Pflanzen?

Neſtor. Ich erkenne ſie für Narren, denn etwas anders können ſie auch wohl ſchwerlich ſein; ehrliche Blumen ſind es wenigſtens nicht. Seht ſie doch nur an, ſie ſcheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu ſagen, das Weſentliche an einer Blume iſt eine gewiſſe Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht ſolche übertriebene Menge; ich mag ſonſt wohl Blumen, und ſie geben uns eine gewiſſe Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß ſich mit dieſen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht ſo in's Excentriſche gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, daß dies die wahren Blumen ſind,
Die Blüth', die in Blüthe ſteht; die Erde
Kennt nur den ſchwachen Schatten dieſer Herrlichkeit.

Neſtor. Nun ja, das iſt die rechte Höhe, ſo machen es dieſe Idealiſten immer; wenn man an ihre Hirngeſpinnſte nicht glauben will, ſo wollen ſie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art ſei, wie eigentlich alles übrige in der Welt ſein müſſe. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, ſo iſt mir das ewige Singen und Sprechen dieſer Dinge äußerſt fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen ſonſt nie angeſungen?

Neſtor. Ha! ha! für wen ſeht Ihr mich denn an? Die Blumen ſollten gut angekommen ſein, die ſich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Neſtor. Ich ſtelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reiſe, und mein Prinz kann nicht eher ſeine vollſtändige Geſundheit erhalten, bis wir den guten Geſchmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geſchmack?

Neſtor. Ich will es Euch ſchon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig ſcheint. Seht, der Geſchmack, — als wenn ich ſagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich ſtrenge mich nur ſo an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — alſo, wenn Ihr Euch ein klaſſiſches vollendetes Gedicht denkt, — klaſſiſch nehmlich, was, — nun, das ergiebt ſich von ſelbſt, oder ſo ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln obſervirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verſtehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunſt?

Neſtor. Nun ja, es wird ohngefähr ſo zutreffen. Wenn ihr die Claſſiker geleſen hättet, da würdet Ihr mich ſchon eher verſtehn. Hätt' ich' doch nur meine Grundſätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt ſich den Kranken gleich hierher verfügen,
In dieſem ſel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln ſich erlöſt
Befinden, denn hier wohnt die Poeſie.

Neſtor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Naſerei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorſtellungen von Euch und Eurem Garten, ich ſehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln ſie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie ſie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Neſtor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig ſcheinſt du zweifelhaft zu ſein.

Neſtor. Man muß ſich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie ſie unhöflich ſind, ſie bekümmern ſich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Neſtor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch iſt es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungezieſer naht dem heilgen Wohnſitz.

Neſtor. Nun das iſt noch von allen Dingen das unnatürlichſte und unwahrſcheinlichſte. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Menſch glauben, ſeht, meine liebe Frau, ein ſolcher Garten iſt bisher noch gar nicht erhört geweſen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr ſeid von ſeltner Munterkeit des Geiſtes.

Neſtor. Wie heißt denn der finſtre alte Murrkopf hier?

Göttin. Beſcheidner ſprich, es iſt der große Dante.

Neſtor Dante? Dante? Ach jetzt beſinn' ich mich, er hat ſo eine Comödie, gleichſam ein Gedicht über die Hölle geſchrieben.

Dante. Gleichſam ein Gedicht? Wer biſt du, daß du alſo ſprichſt.

Neſtor. Nu, nur nicht ſo böſe, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunſt und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurrpfei — wie war das Werk, das Du ſo eben nannteſt?

Neſtor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat ſelbſt welche gemacht. Das bedeutet ſo Euer dummes Zeug, Eure luſtigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante. Wer biſt du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieſer frechen Sprach' erkühnſt?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Biſt du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poeſie verſtoßen?

Neſtor. Ereifert Euch nicht ſo, alter Mann, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich Euch niemals geleſen.

Dante. Und kommt daher und ſpricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurrpfeiferei!
Ein ſchändliches, barbariſch Wort, und kann
Der frommen Zunge abzulocken!

Neſtor. Seid ſtille, ſag' ich Euch, und laßt uns einmal ernſthaft ſprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter geweſen?

Dante. Arioſt! Petrarca!

Neſtor. Nun, nun, die Zeiten haben ſich ſeitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt ſeid Ihr zu ſchwer zu leſen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinſt du damit, Wurm?

Neſtor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur ſagen, war es erſtaunlich leicht, ein Dichter zu ſein, weil, wie ich geleſen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten exiſtirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben ſo wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte alſo nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hätteſt auch wie ich die Welt erſtaunt?

Neſtor. Natürlich, ja was noch mehr iſt, ich denke es ſogar in unſerm Zeitalter, wo es doch tauſendmal ſchwerer iſt, dahin zu bringen. Erſt fang' ich ſo ſachte, ſachte mit Abhandlungen für Monatsſchriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietiſten ganz artig und ſauber in ſeiner Blöße darſtelle, dann ſchreib' ich gegen Geſpenſter, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht iſt, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren, was man nur leiſten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den erſten Menſchen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure ſogenannte Comödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geſchrieben. Hölle und Paradies! Und alles ſo umſtändlich, wie ich mir habe ſagen laſſen. Fi! ſchämt Euch, ein alter erwachſener Mann, und ſolche Kinderpoſſen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir alſo verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetiſch Lied
Zur Glorie der katholiſchen Religion
In reineſter Begeiſterung zu ſprechen.

Neſtor. Nu, das iſt es ja eben, wovon wir reden. Die katholiſche Religion, das iſt mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anſtoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei dieſem Ausdruck denn?

Neſtor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man ſich dabei denken ſoll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, ſogar bei den gemeinen Leuten geworden iſt, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu ſagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholiſch werden.

(Dante wendet ſich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Neſtor. Die Dichter ſind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man ſich für ihre Werke intereſſirt!

Arioſt. Der Proteſtant proteſtirt ja gegen alles Gute, und beſonders gegen die Poeſie.

Neſtor. Alle durch die Bank grob! Wer ſeid Ihr denn?

Arioſt. Ich nenne mich Ludovico Arioſt.

Neſtor. Aha! Mit Euch bin ich ſchon ein wenig mehr bekannt, ſeid auch amüſanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoraliſch. Menſch, Menſch, wie habt Ihr ſo manches beim Durchfeilen können ſtehen laſſen?

Arioſt. Ha ha ha!

Neſtor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln ſoll. Aus Liebe zur Menſchheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Poſſen durchaus nicht niederſchreiben ſollen.

Arioſt. Aus Liebe zu den Menſchen habe ich es gethan, aber was iſt die Menſchheit?

Neſtor. Die Menſchheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — ſeht, das iſt ſo die Welt en gros. Jetzt ſteigt übrigens die Menſchheit erſtaunlich, man hat ſogar Erwerbſchulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, ſeht Ihr, das nennen wir ſo Menſchheit.

Arioſt. ,Darüber ließe ſich vielleicht ein Luſtſpiel ſchreiben.

Neſtor. Es geſchieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu ſpät, alles für die Menſchheit.

Arioſt. Und ſind ſie ſehr luſtig, dieſe Luſtſpiele?

Neſtor. Wo denkt Ihr denn hin? Nun ja, da ſieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend iſt's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Böſewichter, und hoher edler Menſchen.

Gozzi. Dieſer wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Lieſt man denn meine bunten Lieder noch?

Neſtor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit ſeiner Veredelung ſo viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närriſcher, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden ſeyn.

Neſtor. Wie Ihr's verſteht! Nein, mein Beſter, das zu beurtheilen iſt für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubſtummen-Inſtitute, Cabinetsordern, Leſebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Du raſeſt.

Neſtor. Und ſchöne Weiblichkeit und zuckerſüße Häuslichkeit, und wahre Menſchenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das ſcheint mir in der That nöthig.

Neſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr ſolltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu exiſtiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arioſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Neſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rückſichten entbehren, denn der größte Deutſche Poet hat ſo ungefähr das Beſte aus Eurer Manier genommen, und in ſeinem herrlichen Oberon trefflich verſchönert; dabei hat er auch den ſogenannten Stanzen eine ſchöne Originalität beigebracht, indem er ſie freier, unkünſtlicher, liebenswürdiger entſtanzt und umgeſtanzt hat.

Arioſt. So?

Neſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbeſſert. — Wie iſt denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Neſtor. Ich habe alſo die Ehre, ein ſehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten überſetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge iſt über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüſſig geworden ſeid?

Petrarca. Du biſt ein wunderlicher Kauz. Haſt du denn meine Sonette verſtanden?

Neſtor. Ach, lieber Gott, was iſt da ſonderlich zu verſtehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen iſt für mich nicht. — Ich möchte faſt darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo ſeid.

Taſſo. Nicht anders.

Neſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer iſt der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er iſt der Caſtilianiſche Poet Cervantes.

Neſtor. Je Poſſenreißer, Poſſenreißer, komm doch vor und ſei nicht ſo blöde, dich mag ich erſtaunlich gern leiden, denn du biſt ein luſtiger Geſelle.

Cervantes. Was willſt du von mir?

Neſtor. Dein Ding, dein Don Quixote iſt zum Todtlachen, aber was ſollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Neſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was ſoll das ganze Buch?

Neſtor. Das ſag' Er nicht, mein Beſter, denn erſtens hat das Buch andre viel beſſere veranfaßt, zum Beiſpiel den Don Sylvio von Roſalva, alſo iſt das ſchon ein gewiſſer beträchtlicher Nutzen, und dann iſt es ja zum Todtlachen, es iſt keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht geleſen hätte, nein, ſei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode ſo tief heruntergeſunken, daß der Pöbel mich für ſeinen Geſellen und Bruder erkennt?

Neſtor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er geleſen, und in den Ueberſetzungen läßt man ſeine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Anſehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Neſtor. Je das ſind ja Jugendſchwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakſpeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Neſtor. Alſo der Teufelskerl iſt auch hier? Eine kurioſe Geſellſchaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klaſſiſchen und korrekten Menſchen hier, an dem man ſein Gemüth auf eine verſtändige Weiſe erquicken könnte. Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein? Der Schwärmerei der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldenes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mich dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß Ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger (ihm leiſe in's Ohr). Goethe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, ſo rezenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verſchmäht es nicht, dieſen Läſterer hier in dieſem reinen Aufenthalte zu dulden?

Neſtor. Wer iſt der gewaltige Herr?

Cervantes. Es iſt luſtig, Sophokles, ihn ſprechen zu hören.

Neſtor. Ach, iſt das der Grieche Sophokles? — Einen ſchönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speiſe reichen.

Neſtor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden ſind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Reſpekt vor Ihnen, — nur ſind, wie man ſagt, Ihre Chöre etwas ſchwer, — ſo übel wird einem Freunde der Dichtkunſt mitgeſpielt! —

Sophokles. Wie hatte ſich dieſer Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von ſelbſt herein, war im höchſten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Ungerecht thatet Ihr, o weiſe Dichter, auf ſeine Reden Acht zu geben, ſoll ich anders meine Meinung ſagen.

Cervantes. Die Irdiſchen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderſt du dich alſo? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend ſinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die ſüßen Düfte.
Wir ſingen leiſe Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und ſtrömen ſüße Düfte
Durch die Lüfte.

Aus: Doge und Dogareſſa *).

Von E. Th. A. Hoffmann.

Mit dieſem Namen war in dem Katalog der Kunſtwerke, die die Akademie der Künſte zu Ber-

---

*) E. T. A. Hoffmann's erzählende Schriften in einer Auswahl. 7. Bdchn. Stuttgart 1831.

lin im September 1816 ausſtellte, ein Bild bezeichnet, das der wackere tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit beſonderem Zauber jeden anzog, ſo daß der Platz davor ſelten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern ſchreitet, die eben ſo reich geſchmückte Dogareſſa an der Seite, auf einer Baluſtrade hervor; er ein Greis mit grauem Barte, ſonderbar gemiſchte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Geſicht; ſie ein junges Weib, ſehnſüchtige Trauer, träumeriſches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgeſpannten Sonnenſchirm hält. Seitwärts an der Baluſtrade ſtößt ein junger Menſch in ein muſchelförmig gewundenes Horn, und vor derſelben im Meere liegt eine reich verzierte mit der venetianiſchen Flagge geſchmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet ſich das, mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vordergrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldenen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnitzt:

Ah senza amore
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ah! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben.

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei, der edeln Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für ein Bewandtniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert. — O herrliches Venedig!“ Er fing an Turandots-Räthſel von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribile fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Kalafs-Auflöſung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt, von hohem edeln Anſehn, den grauen Mantel maleriſch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch, und der Fremde ſagte, mit beinahe feierlichem Tone: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbar körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und ſtellt nun dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darſtellte als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herren, ſo will ich euch auf der Stelle mit Falieri's Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? Ich werde ſehr umſtändlich ſein, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut. Das kann auch wohl der Fall ſein, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit, und irre ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und niederrennen, ſpähend, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von St. Nicolo ſammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kette an Kette geſchloſſen, um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier im wilden Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſahe man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie, den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld; denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirt entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmuthigten jeder Schlag, ſonſt kaum gefühlt, doppelt ſchmerzlich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſei ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrieen ſie laut, unerachtet, was die nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräfchen lebte gern in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne, als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit, es verſtand ſich beſſer darauf, am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Doge zu wählen, der, gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit, das in ſeinen Grundfeſten erſchütterte Venedig rette von der bedrohlichen Gewalt des immer kühnern Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke, zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, werdet Ihr ihn nicht finden; aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innocenz Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein munteres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie Verleumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es ſein mußten, die die Procuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehnen?" — So ſtrich Bodoeri Falieri's Verdienſte wacker heraus, und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieri's Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieri's aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchahe es, daß das gute Gräfchen mit aller ſeiner Frömmigkeit und Milde bald vergeſſen war, und daß jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer Doge ſein ſollen, und der übermüthige Doria ſäße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte, und ſchrieen: Das iſt der Falieri, der den Morbaſſan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammen ſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten, und, als ſei Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzückung über die glückliche Wahl, und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Doge wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Republik dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta von Chioggia unter den Befehlen ſeines eigenen Sohnes Taddeo Giuſtiniani ausgerüſtet, nahmen darauf in Chiozzo den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten October Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lumpen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die ſonſt einem Schifferkleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Vom Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten einer ohne Scheu und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaß der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraunen Locken, die zerzauſt und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen, nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adlernaſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Klaſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem, gedankenloſem Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken ſollen, das Leben ſei von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief, wie im unſäglichſten Schmerz, aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter, und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſein ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt hinabſank auf das Pflaſter, und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hintereinander: Antonio! — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe und, indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien, hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen; denn bald werde ich hier umgekommen ſein! — Da keuchelte und hüſtelte ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling, und indem ſie neben ihm hinkauert, brach ſie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigtes Kind,“ ſo liſpelte dann die Alte, „willſt hier umkommen, willſt hier ſterben, weil das goldne Glück Dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin, dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für Dich. — Aber Du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken; denn der Hunger nur iſt es, der Dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!“ — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franciskanerkirche die Andächtigen, immer kichernd und lachend, um Almoſen anzuſprechen pflegte, und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe,“ ſprach er, „altes wahnſinniges Weib; wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht; ſeit drei Tagen habe ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollte ich nach dem Kloſter und ſehen, ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken, und werde wohl niemals wieder aufſtehen.“ —

„Hi hi hi hi,“ kicherte die Alte, „warum gleich verzagen, Du biſt durſtig, Du biſt hungrig, dafür habe ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier iſt Limonienſaft, hier ein artig weißes Brötlein, iß und trinke, mein Söhnlein! dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen.“

Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonienſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlenden Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen darüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich, und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmte, darauf ſtrich, fragte ſie: Aber wer hat Dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio, ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet, mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha? — Nicolo, der Spitzbube, wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego (Du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego" ausſprach, ſicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immerfort: Fontego — Fontego Fontego —

„Laß Dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen ſoll," rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrinos verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſahe ganz ſtattlich aus, und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete, und manches ſchöne Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte; überall wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach: „Deutſcher Hund! Verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut; aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend, mich zu Boden warf. — Nun, Du haſt mich ſatt gemacht, Alte, und in der That fühle ich, daß Deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohlthut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag, — nun will ich wieder tapfer rudern!" Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her; aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin- und hertrippelte. Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer! — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen; denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgethan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher, wie ein kräftigbeſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß Alles in lodernden Flammen ſtand; aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meeres. Der Sturm kam dahergefahren auf ſchwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finſterniß ein, während aus dem brauſenden Meere höher und höher die Wellen ziſchende ſchäumende Ungeheuer emporſtiegen und Alles zu verſchlingen drohten. Gleich zerſtäubtem Gefieder ſah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro mit ſeinem flachen Boden unfähig, dem Sturme zu widerſtehen, ſchwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angſtgeſchrei der Bedrängten.

Erſtarrt ſchaute Antonio hin, dicht vor ihm raſſelte es wie mit Ketten; er ſchaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geſchaukelt; da fiel es wie ein Blitzſtrahl in ſeine Seele. Er ſprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darin fand, und ſtach kühn und muthvoll hinaus in den See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, deſto deutlicher vernahm er das Hülfsgeſchrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge!" — Es iſt unbekannt, daß kleine Fiſcherkähne im Golf, wenn er ſtürmt, gerade ſicherer ſind und beſſer zu handhaben, als größere Barken, und ſo kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andern ſich vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Dogen zugedacht war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem kleinen, geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheriſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend, wie ein Delphin, in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Geſichtern die Ceremonieen des Einzugs beendete. Das Volk, ebenſo wie die Signorie, beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnlich Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel, und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todtmüde, halb ohnmächtig vor Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte und mit den Worten: Komm, guter Freund! in den Palaſt und in die Zimmer des Doge hineinſtieß. Der alte kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wies, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt Dich wacker gehalten, mein guter Sohn; hier! — nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt Du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen, und laß Dich nie mehr vor meinem Angeſichte ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten, und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Aus: Käthchen von Heilbronn *).

Von H. v. Kleiſt.

Erſter Act.

(Scene: Eine unterirdiſche Höhle mit den Inſignien des Vehmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.)

Erſter Auftritt.

Graf Otto von der Flühe (als Vorſitzer), **Wenzel von Nachtheim**, **Hans von Bärenklau** (als Beiſaſſen), mehrere **Grafen, Ritter und Herren** (ſämmtlich vermummt), **Häſcher** mit Fackeln u. ſ. w. — **Theobald Friedeborn**, Bürger aus Heilbronn (als Kläger), **Graf Wetter vom Strahl** (als Beklagter) ſtehen vor den Schranken.

Graf Otto (ſteht auf). Wir Richter des hohen heimlichen Gerichts, die wir, die irdiſchen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in ſeinen Wolken muſtert, den Frevel ſuchen, da wo er, in der Höhle der Bruſt gleich einem Molche verkrochen, vom Arme weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann; wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrſamer und vielbekannter Waffenſchmidt aus Heilbronn auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich Graf Wetter vom Strahl; denn dort, auf den erſten Ruf der heiligen Vehme von des Vehmeherolds Hand dreimal mit dem Griff des Gerichtsſchwerts an die Thore ſeiner Burg, deinem Geſuch gemäß, iſt er erſchienen und fragt, was du willſt! (er ſetzt ſich.)

Theobald Friedeborn. Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, ſich bei mir ausrüſten laſſen — ſetzt in Silber, von Kopf bis zu Fuß, oder in ſchwarzen Stahl, Schienen Schnallen und Ringe von Gold — und hätte nachher, wenn ich geſprochen: Herr, bezahlt mich! geantwortet: Theobald! Was willſt du? Ich bin dir nichts ſchuldig; oder wäre er vor die Schranken meiner Obrigkeit getreten, und hätte meine Ehre, mit der Zunge der Schlangen — oder wäre er aus dem Dunkel mitternächtlicher Wälder herausgebrochen und hätte mein Leben mit Schwert und Dolch angegriffen: ſo wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor Euch geklagt. Ich erlitt in drei und funfzig Jahren, da ich lebe, ſo viel Unrecht, daß meiner Seele Gefühl nun gegen ſeinen Stachel wie gepanzert iſt; und während ich Waffen ſchmiede für Andere, die die

---

*) H. von Kleiſt's geſammelte Schriften. Th. 1 S. 101 f.

Rücken ſehen, ſag' ich ſelbſt zum Eberwein: fort mit dir! und laß ihn fahren. Friedrich Graf Wetter vom Strahl hat mir mein Kind verführet, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdiſchen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharniſchten Schaaren, die an den Pforten der Hölle ſtehen und ihre glutrothen Spieße ſchwenken: ich klage ihn ſchändlicher Zauberei, aller Künſte der ſchwarzen Nacht und der Verbrüderung mit dem Satan an!

Graf Otto. Meiſter Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du ſagſt. Du bringſt vor, der Graf vom Strahl, uns vielfältig und von guter Hand bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagſt ihn, hoff' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes Herz von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen von raſcher Einbildung mit einer Frage, wer ſie ſei, oder wohl gar mit dem bloßen Schein ſeiner rothen Wangen, unter dem Helmſturz hervorglühend, oder mit irgend einer andern Kunſt des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Jahrmarkt, für ſich gewonnen hat?

Theobald. Es iſt wahr, ihr Herren, ich ſah ihn nicht zur Nachtzeit, an Meeren und ſchilfreichen Geſtaden, oder wo ſonſt des Menſchen Fuß ſelten erſcheint, umherwandeln und mit den Irrlichtern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberſtab in der Hand, das unſichtbare Reich der Luft abmeſſen, oder in unterirdiſchen Höhlen, die kein Strahl erhellt, Beſchwörungsformeln aus dem Staub heraufmurmeln. Ich ſah den Satan und die Schaaren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie zu Heilbronn über dem Altar abgebildet ſind, an ſeiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden laſſen wollt, ſo denke ich es durch eine ſchlichte Erzählung deſſen, was ſich zugetragen, dahin zu bringen, daß ihr aufbrecht und ruft: unſer ſind dreizehn und der vierzehnte iſt der Teufel! zu den Thüren rennt und den Wald, der dieſe Höhle umgiebt, auf dreihundert Schritte im Umkreis mit euren Taftmänteln und Federhüten beſäet.

Gr. Otto. Nun, du alter wilder Kläger! ſo rede!

Theobald. Zuvörderſt müßt ihr wiſſen, ihr Herren, daß mein Käthchen Oſtern, die nun verfloſſen, funfzehn Jahr alt war; geſund an Leib und Seele, wie die erſten Menſchen, die geboren worden ſein mögen; ein Kind recht nach der Luſt Gottes, das heraufging aus der Wüſten, am ſtillen Feierabend meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrrhen und Wachholdern! Ein Weſen von zarterer, frommerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die mit hellen Augen aus den Wolken unter Gottes Händen und Füßen hervorgucken. Ging ſie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das ſchwarzſammtene Leibchen, das ihre Bruſt umſchloß, mit feinen Silberkettlein behängt: ſo lief es flüſternd von allen Fenſtern herab: das iſt das Käthchen von Heilbronn, das Käthchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben ſie erzeugt, und von ſeinem Kuß geſchwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, ſie geboren hätte. Vettern und Baſen, mit welchen die Verwandtſchaft ſeit drei Menſchengeſchlechtern vergeſſen worden war, nannten ſie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen, ihr liebes Bäschen; der ganze Markt, auf dem wir wohnten, erſchien an ihrem Namenstage, und bedrängte ſich und wetteiferte, ſie zu beſchenken; wer ſie nur einmal geſehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, ſchloß ſie acht folgende Tage lang, als ob ſie ihn gebeſſert hätte, in ſein Gebet ein. Eigenthümerin eines Landguts, das ihr der Großvater, mit Ausſchluß meiner, als einem Goldkinde, dem er ſich liebreich bezeigen wollte, vermacht hatte, war ſie ſchon unabhängig von mir, eine der wohlhabendſten Bürgerinnen der Stadt. Fünf Söhne wackerer Bürger, bis in den Tod von ihrem Werthe gerührt, hatten nun ſchon um ſie angehalten; die Ritter, die durch die Stadt zogen, weinten, daß ſie kein Fräulein war; ach, und wäre ſie Eins geweſen, das Morgenland wäre aufgebrochen, und hätte Perlen und Edelgeſteine, von Mohren getragen, zu ihren Füßen gelegt. Aber ſowohl ihre als meine Seele bewahrte der Himmel vor Stolz; und weil Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, deſſen Güter das Ihrige umgrenzen, ſie zum Weibe begehrte, und ſie auf meine Frage: Katharine, willſt du ihn? antwortete: Vater! Dein Wille ſei meiner; ſo ſagte ich: der Herr ſegne euch! und weinte und jauchzte, und beſchloß, Oſtern, die kommen, ſie nun zur Kirche zu bringen. — So war ſie, ihr Herren, bevor ſie mir dieſer entführte.

Gr. Otto. Nun? Und wodurch entführte er ſie dir? Durch welche Mittel hat er ſie dir und dem Pfade, auf welchem du ſie geführt hatteſt, wieder entriſſen?

Theobald. Durch welche Mittel? — Ihr Herren, wenn ich das ſagen könnte, ſo begriffen es dieſe fünf Sinne, und ſo ſtänd' ich nicht vor euch und klagte auf alle, mir unbegreifliche Greuel der Hölle. Was ſoll ich vorbringen, wenn ihr mich fragt, durch welche Mittel? Hat er ſie am Brunnen getroffen, wenn ſie Waſſer ſchöpfte, und geſagt: Lieb Mädel, wer biſt du? hat er ſich an den Pfeiler geſtellt, wenn ſie aus der Mette kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnſt du? hat er ſich, bei nächtlicher Weile, an ihr Fenſter geſchlichen, und indem er ihr einen Halsſchmuck umgehängt, geſagt: Lieb Mädel, wo ruhſt du? Ihr hochheiligen Herren, damit war ſie nicht zu gewinnen! Den Judaskuß errieth unſer Heiland nicht raſcher, als ſie ſolche Künſte. Nicht mit Augen, ſeit ſie geboren ward, hat ſie ihn geſehen; ihren Rücken, und das Mal darauf, das ſie von ihrer ſeligen Mutter erbte, kannte ſie beſſer, als ihn (er weint).

Gr. Otto (nach einer Pauſe). Und gleichwohl, wenn er ſie verführt hat, du wunderlicher Alter, ſo muß es wann und irgendwo geſchehen ſein.

Theobald. Heiligen Abend vor Pfingſten, da er auf fünf Minuten in meine Werkſtatt kam, um ſich, wie er ſagte, eine Eiſenſchiene, die ihm zwiſchen Schulter und Bruſt losgegangen war, wieder zuſammenheften zu laſſen —

Wenzel. Was!

Hans. Am hellen Mittag?

Wenzel. Da er fünf Minuten in deine Werkſtatt kam, um ſich eine Bruſtſchiene anheften zu laſſen? (Pauſe).

Gr. Otto. Faſſe dich, Alter, und erzähle den Hergang.

Theobald (indem er ſich die Augen trocknet). Es mogte ungefähr eilf Uhr Morgens ſein, als er mit einem Troß Reiſiger vor mein Haus ſprengte, raſſelnd, der Erzgepanzerte, vom Pferde ſtieg, und in meine Werkſtatt trat: das Haupt tief herab neigt' er, um mit den Reiherbüſchen, die ihm vom Helm niederwankten, durch die Thür zu kommen. Meiſter, ſchau her, ſpricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh ich entgegen; die Luſt ihn zu treffen ſprengt mir die Schienen; nimm Eiſen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' ſie mir wieder zuſammen. Herr! ſag ich: wenn euch die Bruſt ſo die Rüſtung zerſchmeißt, ſo läßt der Pfalzgraf unſere Wälle ganz; nöthige ihn auf einen Seſſel in des Zimmers Mitte nieder, und: Wein! ruf ich in die Thür, und vom friſchgeräucherten Schinken zum Imbiß! und ſetz' einen Schemel, mit Werkzeugen verſehen, vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzuſtellen. Und während draußen noch der Streithengſt wiehert, und mit den Pferden der Knechte den Grund zerſtampft, daß der Staub, als wär' ein Cherub vom Himmel niedergefahren, emporquellt: öffnet langſam, ein großes, flaches Silbergeſchirr auf den Kopf tragend, auf welchem Flaſchen, Gläſer und der Imbiß geſtellt waren, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun ſeht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erſchiene, ſo würd' ich mich ohngefähr ſo faſſen, wie ſie. Geſchirr und Becher und Imbiß, da ſie den Ritter erblickt, läßt ſie fallen, und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verſchränkt, den Boden mit Bruſt und Scheiteln küſſend, ſtürzt ſie vor ihm nieder, als ob ſie ein Blitz niedergeſchmettert hätte! Und da ich ſage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Kind? und ſie aufhebe, ſchlingt ſie, wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfallend, den Arm um mich, das Antlitz flammend auf ihn gerichtet, als ob ſie eine Erſcheinung hätte. Der Graf vom Strahl, indem er ihre Hand nimmt, fragt: weß iſt das Kind? Geſellen und Mägde ſtrömen herbei und jammern: hilf Himmel! Was iſt dem Jüngferlein widerfahren; doch da ſie ſich, mit einigen ſchüchternen Blicken auf ſein Antlitz, erholt, ſo denk' ich, der Anfall iſt wohl auch vorüber, und gehe mit Pfriemen und Nadeln an mein Geſchäft. Drauf ſag' ich: Wohlauf, Herr Ritter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene iſt eingerenkt, das Herz wird ſie euch nicht mehr zerſprengen. Der Graf ſteht auf; er ſchaut das Mädchen, das ihm bis an die Bruſthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle gedankenvoll an, und beugt ſich, und küßt ihr die Stirn und ſpricht: der Herr ſegne dich, und behüte dich, und ſchenke dir ſeinen Frieden, Amen! Und da wir an das Fenſter treten: ſchmeißt ſich das Mädchen, in dem Augenblicke, da er den Streithengſt beſteigt, dreißich Fuß hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaſter der Straße nieder; gleich einer Verlornen, die ihrer fünf Sinne beraubt iſt, und bricht ſich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen, dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau; und ich alter, bejammernswürdiger Narr, der mein verſinkendes Leben auf ſie ſtützen wollte, muß ſie auf meinen Schultern wie zu Grabe tragen; indeſſen er dort, den Gott verdamme! zu Pferd, unter dem Volke, das herbeiſtrömt, herüberruft von hinten, was vorgefallen ſei! — Hier liegt ſie nun auf dem Todbett, in der Gluth des hitzigen Fiebers, ſechs endloſe Wochen, ohne ſich zu regen. Keinen Laut bringt ſie hervor; auch nicht der Wahnſinn, dieſer Dietrich aller Herzen, eröffnet das ihrige, kein Menſch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da ſie ſich ein wenig erholt hat, den Schritt, und ſchnürt ihr Bündel, und tritt beim Strahl der Morgenſonne in die Thür: wohin? fragt ſie die Magd; „zum Grafen Wetter vom Strahl“ antwortete ſie und verſchwindet.

Wenzel. Es iſt nicht möglich!

Hans. Verſchwindet?

Wenzel. Und läßt Alles hinter ſich zurück?

Hans. Eigenthum, Heimath und den Bräutigam, dem ſie verlobt war?

Wenzel. Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

Theobald. Verſchwindet, ihr Herren — verläßt mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur ſie knüpften — küßt mir die Augen, die ſchlummernden, und verſchwindet: ich wollte, ſie hätte ſie mir zugedrückt.

Wenzel. Beim Himmel! ein Verfall —

Theobald. Seit jenem Tage folgt ſie ihm nun, gleich einer Metze, in blinder Ergebung von Ort zu Ort; geführt am Strahl ſeines Angeſichts, fünfdräthig, wie einem Tau, um ihre Seele gelegt; auf nackten, jedem Kieſel ausgeſetzten, Füßen, das kurze Röckchen, das ihre Hüfte deckt, im Winde flatternd, nichts als den Strohhut auf, ſie gegen der Sonne Stich oder den Grimm empörter Witterung zu ſchützen. Wohin ſein Fuß im Lauf ſeiner Abenteuer ſich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wüſte, die der Mittag verſengt, durch die Nacht verwachſener Wälder; wie ein Hund, der von ſeines Herrn Schweiß gekoſtet, ſchreitet ſie hinter ihm her; und die gewohnt war auf weichen Kiſſen zu ruhen, und das Knötlein ſpürte in des Bettuchs Faden, das ihre Hand unachtſam darin eingeſponnen hatte: die liegt jetzt einer Magd gleich, in ſeinen Ställen, und ſinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die ſeinen ſtolzen Roſſen untergeworfen wird.

Gr. Otto. Graf Wetter vom Strahl! Iſt dieß gegründet?

Der Gr. v. Strahl. Wahr iſts, ihr heiligen Herren; ſie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umſehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und ſie.

Gr. Otto. Und wie erklärt ihr euch dieſen ſonderbaren Umſtand?

Der Gr. v. Strahl. Ihr unbekannten Herren der Vehme! Wenn der Teufel ſein Spiel mit ihr treibt, ſo braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Katze; ein Schelm will ich ſein, holt er den Nußkern für mich. Wollt ihr meinem Wort ſchlechthin, wie's die heilige Schrift vorſchreibt, glauben: ja, ja, nein, nein; gut! Wo nicht, ſo will ich nach Worms, und den Kaiſer bitten, daß er den Theobald excitire. Hier werf' ich ihm vorläufig meinen Handſchuh hin!

Gr. Otto. Ihr ſollt hier Rede ſtehn auf unſre Frage! Womit rechtfertigt ihr, daß ſie unter eurem Dache ſchläft? Sie, die in das Haus hingehört, wo ſie geboren und erzogen ward!

Der Gr. v. Strahl. Ich war, es mögen ohngefähr zwölf Wochen ſein, auf einer Reiſe, die mich nach Straßburg führte, ermüdet in der Mittagshitze an einer Felswand eingeſchlafen — nicht im Traum gedacht' ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenſter geſtürzt war — da liegt ſie mir, wie ich erwache, gleich einer Roſe, entſchlummert zu Füßen; als ob ſie vom Himmel herabgeſchneit wäre! Und da ich zu den Knechten, die im Graſe herumliegen, ſage: Ei, was der Teufel! Das iſt ja das Käthchen von Heilbronn? ſchlägt ſie die Augen auf, und bindet ſich das Hütlein zuſammen, das ihr ſchlafend vom Haupt heruntergerutſcht war. Katharine! ruf ich! Mädel! Wo kömmſt auch her? Auf funfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Geſtade des Rheins? „Hab' ein Geſchäft, geſtrenger Herr," antwortet ſie, „das mich gen Straßburg führt; ſchauert mich im Wald ſo einſam zu wandern, und ſchlug mich zu euch." Drauf laß ich ihr zur Erfriſchung reichen, was mir Gottſchalk, der Knecht, mit ſich führt, und kundige mich: wie der Sturz abgelaufen? auch, was der Vater macht? und was ſie in Straßburg zu erſchaffen denke? Doch da ſie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt; was auch geht's dich an, denk' ich; ding' ich ihr einen Boten, der ſie durch den Wald führe, ſchwing mich auf den Rappen, und reite ab. Abends in der Herberg, auf der Straßburger Straß, will ich mich eben zur Ruh niederlegen: da kommt Gottſchalk, der Knecht, und ſpricht: das Mädchen ſei unten und begehre in meinen Ställen zu übernachten. Bei den Pferden? frag' ich. Ich ſage: wenn's ihr weich genug iſt, mich wird's nicht drücken. Und füge noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: magſt ihr wohl eine Streu unterlegen, Gottſchalk, und ſorgen, daß ihr nichts widerfahre. Drauf wandert ſie kommenden Tages früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Heerſtraße, und lagert ſich wieder in meinen Ställen, und lagert ſich Nacht für Nacht, ſo wie mir der Streifzug fortſchreitet, darin, als ob ſie zu meinem Troß gehörte. Nun litt ich das, ihr Herren, um jenes grauen, unwirſchen Alten willen, der mich jetzt darum ſtraft; denn der Gottſchalk, in ſeiner Wunderlichkeit, hatte das Mädchen lieb gewonnen, und pflegte ihrer in der That als ſeiner Tochter; führt dich die Reiſe einſt, dacht' ich, durch Heilbronn, ſo wird der Alte dirs danken. Doch da ſie ſich auch in Straßburg, in der erzbiſchöflichen Burg, wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl ſpüre, daß ſie nichts im Orte geſchafft: denn *mir* hatte ſie ſich ganz und gar geweiht, und wuſch und flickte, als ob es ſonſt am Rhein nicht zu haben wäre: ſo trete ich eines Tages, da ich ſie auf der Stallſchwelle finde, zu ihr und frage: was für ein Geſchäft ſie in Straßburg betreibe? „Ei,“ ſpricht ſie „geſtrenger Herr,“ und eine Röthe, daß ich denke, ihre Schürze wird angehen, flammt über ihr Antlitz empor: „was fragt ihr doch? ihr wißts ja!“ — Holla! denk ich, ſteht es ſo mit dir? und ſende einen Boten flugs nach Heilbronn dem Vater zu, mit folgender Meldung: das Käthchen ſei bei mir; ich hütete ſeiner; in kurzem könnte er es vom Schloſſe zu Strahl, wohin ich es zurückbringen würde, abholen.

Gr. Otto. Nun und hierauf?

Wenzel. Der Alte holte die Jungfrau nicht ab?

Der Gr. v. Strahl. Drauf da er am zwanzigſten Tage, um ſie abzuholen, bei mir erſcheint, und ich ihn in meiner Väter Saal führe: erſchau ich mit Befremden, daß er, beim Eintritt in die Thür, die Hand in den Weihkeſſel ſteckt, und mich mit dem Waſſer, das darin befindlich iſt, beſprengt. Ich, arglos wie ich von Natur bin, nöth'ge ihn auf einen Stuhl nieder, erzähle ihm mit Offenherzigkeit Alles, was vorgefallen, eröffne ihm auch in meiner Theilnahme die Mittel, wie er die Sache ſeinen Wünſchen gemäß, wieder ins Geleis rücken könne, und tröſte ihn und führ' ihn, um ihm das Mädchen zu übergeben, in den Stall hinunter, wo ſie ſteht, und mir eine Waffe von Roſt ſäubert. So wie er in die Thür tritt, und die Arme mit thränenvollen Augen öffnet, ſie zu empfangen, ſtürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß ich ſie vor ihm ſchütze. Gleich einer Salzſäule ſteht er bei dieſem Anblick da; und ehe ich mich noch gefaßt habe, ſpricht er ſchon, das entſetzensvolle Antlitz auf mich gerichtet: das iſt der leibhaftige Satan; und ſchmeißt mir den Hut, den er in der Hand hält, in's Geſicht, als wollt' er ein Greuelbild verſchwinden machen, und läuft, als ſetzte die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

Gr. Otto. Du wunderlicher Alter! Was haſt du für Einbildungen?

Wenzel. Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn ſich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

Hans. Was iſt in dieſem ganzen Vorfall, das ihn anklagt?

Theobald. Was ihn anklagt? O du — Menſch, entſetzlicher, als Worte faſſen und der Gedanke ermißt: ſtehſt du nicht rein da, als hätten die Cherubim ſich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailicht, um die Seele gelegt! — Mußt ich vor dem Menſchen nicht erbeben, der die Natur in dem reinſten Herzen, das je geſchaffen ward, dergeſtalt umgekehrt hat, daß ſie vor dem Vater, zu ihr gekommen, ſeiner Liebe Bruſt ihren Lippen zu reichen, kreideweißen Antlitzes entweicht, wie vor dem Wolfe, der ſie zerreißen will? Nun denn, ſo walte, Hekate, Fürſtin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht! Sproßt, ihr dämoniſchen Kräfte, die die menſchliche Satzung ſonſt auszujäten bemüht war, blüht auf unter dem Athem der Hexen, und ſchoßt zu Wäldern empor, daß die Wipfel ſich zerſchlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verweſe; rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfelnd aus Stämmen und Stielen gezogen, fallt wie ein Katarakt ins Land, daß der erſtickende Peſtqualm zu den Wolken empordampft; fließt und ergießt euch durch alle Röhren des Lebens, und ſchwemmt in allgemeiner Sündfluth, Unſchuld und Tugend hinweg!

Gr. Otto. Hat er ihr Gift eingeflößt?

Wenzel. Meinſt du, daß er ihr verzauberte Tränke gereicht?

Hans. Opiate, die des Menſchen Herz, der ſie genießt, mit geheimnißvoller Gewalt umſtricken?

Theobald. Gift? Opiate? Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaſchen nicht gepfropft, von welchen er ihr an der Wand des Felſens zur Erfriſchung reichte; ich ſtand nicht dabei, als ſie in der Herberge, Nacht für Nacht, in ſeinen Ställen ſchlief. Wie ſoll ich wiſſen, ob er ihr Gift eingeflößt? Habt neun Monate Geduld; alsdann ſollt ihr ſehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen iſt.

Der Gr. v. Strahl. Der alte Eſel, der! Dem entgegn' ich nichts, als meinen Namen! Ruft ſie herein; und wenn ſie ein Wort ſagt, auch nur von fern duftend, wie dieſe Gedanken, ſo nennt mich den Grafen von der ſtinkenden Pfütze, oder wie es ſonſt eurem gerechten Unwillen beliebt.

Aus: Das Galgenmännlein *).

Von F. de la Motte Fouqué.

In Venezia, die weit und breit berühmte wälſche Handelsſtadt, zog eines Abends ein junger Deutſcher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Geſell. Es gab eben zu der Zeit in Deutſchen Landen mannichfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen;

---

*) Aus de la Motte Fouqué's Erzählungen und kleinen Romanen.

deßhalben war der junge Handelsmann, der ſich gern einen luſtigen Tag machte, ganz beſonders damit zufrieden, daß ihn ſeine Geſchäfte auf einige Zeit nach Wälſchland riefen, wo es nicht gar ſo kriegeriſch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köſtlichen Wein und viele der beſten und wohlſchmeckendſten Früchte antreffen ſollte, noch der vielen wunderſchönen Frauen zu geſchweigen, von welchen er ein abſonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie ſie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia ſtatt der ordentlichen gepflaſterten Straßen gibt, und hatte ſeine große Luſt an den ſchönen Häuſern und den noch viel ſchöneren Weibsgeſtalten, die er oftmals daraus hervorblicken ſah. Als er endlich gegen ein höchſt prächtiges Gebäu herankam, in deſſen Fenſtern wohl zwölf der alleranmuthigſten Frauenzimmer lagen, ſprach der gute junge Geſell zu einem der Gondolier, die ſein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal ſo wohl werden ſollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderſchönen Fräulein ſprechen dürfte!" „Ei," ſagte der Gondolier, „iſt es weiter nichts als das, ſo ſteigt nur aus und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber ſprach: „du haſt wohl deine Luſt daran, fremde Leute zu necken, und meineſt, in mir ſo einen groben Geſellen zu treffen, der nach deinen thörichten Worten thäte und droben im Schloſſe dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamſt obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen," ſagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl ſein laßt, und nehmen ſie Euch nicht mit offnen, ſchönen Armen auf, ſo will ich meines Fährlohns quitt und verluſtig gehn."

Das ſchien dem jungen Burſchen des Verſuchens ſchon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdſelig auf, ſondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönſte aus ihnen hielt, in ihr eigenes Gemach, wo ſie ihn mit den auserleſenſten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei ſich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigſte und wunderbarſte Land gekommen, ſo es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugſamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Perſon und meines Geiſtes, vermittelſt deren ich den fremden Damen ſo ſehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funfzig Dukaten ab, und weil er ſich darüber verwunderte, ſagte ſie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der ſchönſten Courtiſane aus ganz Venedig ſo gar umſonſt erfreut zu haben? Zahlt nur immer friſch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß ſich den Preis gefallen laſſen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wiederkommen, ſo gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es euch heute gekoſtet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch ſein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzeſſin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlſchaft war und ihm noch eine ſo erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel geleckt wird! Der junge Geſell aber bewies ſich nicht ſo ergrimmt, als wohl ein Anderer meinen ſollte. Es war mehr um eine Pflege ſeines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in ſeiner Hiſtorie, deßhalben er ſich denn nach geleiſteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Burſch auf ſolchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Geſellſchaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwiſchen lauter luſtigen Geſichtern; ein einziges ausgenommen, das einem Hiſpaniſchen Hauptmanne gehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard ſich begeben hatte, beiwohnte, aber meiſt ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltſamen Unruhe auf allen Zügen ſeines finſtern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Anſehn und Vermögen, der ſich nichts daraus machte, die ganze Geſellſchaft oft mehrere Abende hintereinander frei zu halten.

Deſſen ungeachtet, und ob ſich der junge Reichard gleich nicht mehr ſo arg beſchatzen ließ, wie am Tage ſeiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehen, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein ſo unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müſſe, dafern er nicht mit ſeinem vielen Verluſtiren zuletzt all' ſeines Geldes verluſtig gehen wolle.

Die andern wurden ſeiner Trübſeligkeit inne, zugleich auch der Urſache dazu, — wie ſie denn dergleichen Fälle ſehr häufig in ihrem Kreiſe erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht laſſen konnte, durch die Reſte ſeines Seckels von dem anmuthigen Fliegengifte zu naſchen.

Da nahm ihn eines Abends der Hiſpanier bei Seite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Geſellen wollte ſchier angſt dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen iſt, weiß der Kumpan, und an meine Haut, daſern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erſt die ſeinige ſetzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird.“

Der Hiſpaniſche Hauptmann aber, ſich auf die Grundmauer eines alten verfallenen Gebäudes ſetzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben ſich und hub folgendermaßen zu ſprechen an: „es will mich faſt bedünken, mein lieber, höchſt jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derſelben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Laſt wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuſchaffen und ſo fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf laſſe ich Euch für ein billiges Geld ab.“

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verſchaffen, los werden wollt?“ fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewiſſe kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es ſind ſchwarze Teufelchen in Gläslein eingeſchloſſen. Wer ein ſolches beſitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er ſich nur Ergötzliches im Leben wünſchen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt ſich das Galgenmännlein die Seele ſeines Beſitzers für ſeinen Herrn Luzifer aus, wofern der Beſitzer ſtirbt, ohne ſein Galgenmännlein in andere Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geſchehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines koſtet mir zehn Dukaten, wollt Ihr nun neun dafür geben, ſo iſt es Eu'r.“

Während der junge Reichard ſich noch beſann, ſprach der Hiſpanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen und es ihm für irgend ein anderes Gläslein und Spielwerk in die Hände ſchaffen, wie mich denn ſelbſten ein gewiſſenloſer Handelsmann auf gleiche Weiſe in deſſen Beſitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewiſſen nicht noch mehr zu beſchweren und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr ſeid noch jung und lebensluſtig und gewinnt wohl mannichfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, daſern es Euch zur Laſt werden ſollte, wie es mir heute ſolches iſt.“

„Lieber Herr,“ ſagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, ſo möchte ich Euch fragen, wie oft ich in dieſer Stadt Venezia bereits angeführt bin.“

„Ei, du junger, thörichter Geſell!“ rief der Hiſpanier zornig. „Du darfſt nur an mein Feſt von geſtern Abend zurückdenken, um zu wiſſen, ob ich um Deiner lauſigen Dukaten willen betrügen werde, oder nicht.“

„Wer viel gaſtirt, verbraucht auch viel,“ verſetzte der junge Kaufmann ſittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldſeckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euern letzten Dukaten geſtern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine verletzten neune dennoch lieb ſein.“

„Entſchuldige es, daß ich Dich nicht todtſteche,“ ſagte der Hiſpanier. „Es geſchieht, weil ich hoffe, Du werdeſt mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich geſonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf ſolche Weiſe nur erſchwert und vergrößert würde.“

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt ſein?“ fragte der junge Kaufherr auf das vorſichtigſte.

„Wie ginge das an?“ verſetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem und hilft auch Keinem, als der es vorhero und baar erſtanden hat.“

Dem jungen Reichard ward bange; denn es ſah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo ſie in der Nacht beiſammen ſaßen, ob ihn gleich der Hauptmann verſicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorſtehenden Buße. Jedoch ſchwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Beſitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beſchloß alſo die Hälfte ſeiner letzten Barrſchaft daran zu wagen, vorher jedoch verſuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preiſe herunter handeln könne.

„Du Narr!“ lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Beſten heiſchte ich die höchſte Summe, und zum Beſten derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer ſo frühe für die allerniedrigſte Münze der Welt erſtehe und unwiederbringlich des Teufels ſei, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann.“

„Ach laßt nur,“ ſagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl ſobald nicht wieder. Wenn ich's alſo für fünf Dukaten haben könnte“ —

„Meinetwegen,“ erwiederte der Hiſpanier. „Du arbeiteſt dem ſchwarzen Teuflein ſeine Dienſtzeit um die letzte, verlorene Menſchenſeele recht kurz.“

Damit händigte er dem jungen Geſellen gegen Bezahlung des Kaufſchillings ein dünnes, gläſernes Fläſchchen ein, worin Reichard beim

Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und niedergaukeln ſah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken ſeine gemachte Auslage verdoppelt in ſeine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshauſe zurück, wo die andern Geſellen noch zechten, ſich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erſt eben ſo trübſinnig von ihnen geſchieden waren, nun mit ſehr heitern Angeſichtern wieder hereintraten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abſchied, ohne bei dem koſtbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich ſchon ſpät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mißtrauiſchen Wirthe vorausbezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taſchen von immer neu herbeigewünſchten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche ſich ſelbſt ein ſolches Galgenmännlein wünſchen möchten, werden am beſten beurtheilen können, welch ein Leben der luſtige junge Geſell von dieſem Tage an führte, es ſei denn, daß ſie ſich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorſichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermeſſen, daß es gar wild und verſchwenderiſch herging.

Die drei Nüſſe *).

Von Cl. Brentano.

Erzählung.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Profeſſor und Bibliothekar zu Altorf, lebte im Jahr 1665 in Colmar als Hofmeiſter der drei Söhne des Bürgermeiſters Maggi. Im October dieſes Jahres hatte der Bürgermeiſter einen reiſenden Alchimiſten zu Gaſte, und als nach dem Nachtiſche der Abendmahlzeit unter anderm Obſte auch welſche Nüſſe auf die Tafel geſetzt wurden, ſprach die Geſellſchaft mancherlei von den Eigenſchaften dieſer Frucht. Da aber die drei Jünglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüſſen griffen und ſie luſtig nach einander aufknackten, verwieß Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutſchen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da überſetzten ſie: „Eine Nuß nützt, die zweite ſchadet, der Tod iſt die dritte.“ Möller aber ſagte zu ihnen, dieſe Ueberſetzung könne unmöglich die rechte ſein, da ſie die dritte Nuß längſt genoſſen und doch noch friſch und geſund ſein, ſie möchten ſich eines Beſſern beſinnen. Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als der Alchimiſt mit Beſtürzung plötzlich vom Tiſche aufſprang und ſich in der ihm angewieſenen Stube verſchloß, worüber alle Anweſende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngſte Sohn des Bürgermeiſters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl ſeines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugeſtoßen ſei; da er aber die Thür verſchloſſen fand, ſah er durch das Schlüſſelloch den Fremden auf den Knieen liegen und hörte unter Thränen und Händeringen mehrere Mal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

Kaum hatte der Knabe ſeinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde ſich von dem Diener zu einer einſamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten ſich. Da trat der Alchimiſt herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeiſters und flehte ihn unter heißen Thränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem ſchmählichen Tod erretten.

Der Bürgermeiſter, heftig über ſeine Rede erſchrocken, fürchtete, der Menſch möge den Verſtand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm ſagen, wie er auf ſo ſchreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verſtellen Sie ſich nicht, Sie und der Magiſter Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüſſen beweiſt es: tertia mors est, die dritte iſt der Tod, ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er ſchlug nieder. Sie haben ſich verabredet, mich zu peinigen; Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.“

Der Bürgermeiſter glaubte nun die Verrücktheit des Alchimiſten gewiß und ſuchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ ſich nicht beruhigen und ſprach: „Wenn Sie es auch nicht wiſſen, ſo weiß es doch ihr Hofmeiſter gewiß, denn er ſah mich durchdringend an, als er ſagte: tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeiſter nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm ſein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an ſeinem Unglück ſein ſollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlaſſen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das Mindeſte von ſeinem Unglück wiſſe, wollte er ſich auf keine Weiſe überreden laſſen.

Am folgenden Morgen entſchloß ſich der Unglückliche, von Colmar nach Baſel zu gehen,

---

*) Aus: Marinka oder die rothe Schminke von Dr. [illegible], und die drei Nüſſe von Klemens Brentano. Berlin, 1834.

und bat den Magiſter Möller um eine Empfehlung an einen Profeſſor der Medizin. Möller ſchrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denſelben offen, damit er keine Art von Verdacht ſchöpfen könne. Er verließ das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieſelbe Zeit, etwa drei Wochen ſpäter, als der Bürgermeiſter mit den Seinigen wieder Nüſſe aß und ſie ſich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchimiſten erinnerten, ließ ſich eine Frau bei ihm melden. Er hieß ſie hereintreten; ſie war eine Reiſende in anſtändiger Tracht, ſie trauerte und ſchien vom Kummer ganz zerſtört, doch hatte ſie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeiſter bot ihr einen Stuhl an, ſtellte ihr ein Glas Wein und einige Nüſſe vor; aber ſie gerieth bei dem Anblick dieſer Frucht in eine heftige Erſchütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab; „Keine Nüſſe, keine Nüſſe!“ ſagte ſie und ſchob den Teller zurück.

Dieſe ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimiſten, brachte unter den Tiſchgenoſſen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeiſter befahl dem Diener, die Nüſſe ſogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entſchuldigung, daß er ihren Abſcheu vor den Nüſſen nicht gekannt, um die Angabe des Geſchäftes, das ſie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon,“ ſagte ſie; „und wünſche, mich hier in Colmar niederzulaſſen. Die traurigſten Schickſale nöthigen mich, meine Vaterſtadt zu verlaſſen.“ — Der Bürgermeiſter fragte ſie um ihre Päſſe, auf daß er verſichert ſein könne, daß ſie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Anſprüchen auf ſie verlaſſen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der beſten Ordnung waren und in ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre du Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte ſie dem Bürgermeiſter mancherlei Atteſte der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß ſie im Beſitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzneien ſei.

Der Bürgermeiſter verſprach ihr alle mögliche Unterſtützung bei ihrer Niederlaſſung, und bat ſie, ihm in ſein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt ſchreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte, und oben über den Flur weg, kam dieſelbe bei dem Anblick eines kindiſchen Gemäldes in eine ſolche Beſtürzung, daß der Bürgermeiſter fürchtete, ſie möchte an ſeinem Arme ohnmächtig werden; er brachte ſie ſchnell auf ſeine Stube und ſie ließ ſich unter bittern Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeiſter wußte die Veranlaſſung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte ſie: was ihr fehle. Sie ſagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubenthür geheftet, an welcher wir vorüber gingen?“ Da erinnerte ſich der Bürgermeiſter an das Bild und ſagte ihr: daß es die Spielerei ſeines jüngſten Sohnes ſei, welcher eine Neigung habe, alle Ereigniſſe, die ihn näher intereſſirten, in ſolchen Malereien auf ſeine Art zu verewigen. Das Bild aber beſtand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimiſten knieend und die Hände ringend in dieſer Stube: „ah, mon Dieu, mon Dieu!“ hatte ausrufen hören, dieſen in derſelben Stellung, und über ihm drei Nüſſe mit dem Spruche: „unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!“ auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthür, wo der Alchimiſt gewohnt, befeſtigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das ſchreckliche Unglück meines Mannes wiſſen?“ ſagte die Frau; „wie kann er wiſſen, was ich ewig verbergen möchte und weßwegen ich mein Vaterland verlaſſen habe?“

„Ihres Mannes?“ erwiederte der verwunderte Bürgermeiſter; „iſt der Chemiker Zebrunus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Paſſe, daß Sie die Wittwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon ſeien.“

„Die bin ich,“ entgegnete die Fremde; „und der Abgebildete iſt mein Mann, du Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt geſehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüſſe über ihm.“

Nun erzählte ihr der Bürgermeiſter den ganzen Verlauf mit dem Alchimiſten in ſeinem Hauſe, und fragte ſie, wie es ſich befände, wenn er wirklich ihr Mann ſey, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm geweſen wäre.

„Mein Herr,“ erwiederte die Frau; „ich ſehe wohl, das Schickſal ſelbſt will, daß meine Schmach nicht ſoll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtſchaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheil bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend, er würde reich geweſen ſein, wenn er nicht durch ſeine Neigung zur Alchimie vieles Geld verſchwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, ſehr ſchön zu ſein. Ach, mein Herr, es giebt ſchier kein größeres Unglück, als dieſes, weil keine Ruhe, kein Friede möglich iſt, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in ſolche Bedrängniſſe und Belagerungen kommt, daß man ſich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienſtes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch nicht abſichtlich ſchlecht und entſtellend kleiden, ſo wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebſt. Wo ich ging und ſtand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht ſchlafen, mußte einen Diener halten, die Geſchenke und Liebesbriefe abzuweiſen und alle Augenblicke mein Geſinde abſchaffen, weil es beſtochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten ſich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann ſei, der aus Leidenſchaft zu mir unter fremdem Namen in unſere Dienſte gegangen war. Alle Leute, die in unſrer Officin Arznei holten, waren dadurch ſchon im Verdacht, liebeskrank zu ſein. Ich hatte von allem dieſem nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Geſtalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weiſe zu entſtellen. Oft fragte ich ihn: ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe, er möchte mir doch erlauben, mein Geſicht, das ſo vieles Unheil ſtifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben, aber er erwiederte mir immer: Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr anſehen könnte; ich würde der unglücklichſte Menſch ſein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geſchwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du biſt der einzige klare Punkt in meiner finſtern Beſtimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach ſchwerem Tagwerk zum Rauchfang hinausfliegen ſehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen. Er liebte mich zärtlich, aber Gott ſegnete unſre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einſt ſehr lebhaft mittheilte, ward er finſter und ſprach: So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch dieſe Freude werden. An einem Abend kam er ſpät nach Hauſe, er war ungewöhnlich froh, und geſtand mir, daß er heute mit einem ſehr tief eingeweihten Adepten ſich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen ſcheine, und unſere Wünſche würden bald erfüllt werden. Ich verſtand ihn nicht.“

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräuſch; ich ſah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieſer Inſekten in meine Stube gekommen ſei; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: was das nur zu bedeuten habe? Zugleich ſah ich auf meinem Nachttiſche ein prächtiges venetianiſches Glas voll der ſchönſten Blumen ſtehen und daneben neue ſeidene Strümpfe, Pariſer Schuhe, wohlriechende Handſchuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag ſei, und ich glaubte, mein Mann habe mir dieſe Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber verſicherte mir mit den heiligſten Schwüren, daß dieſe Geſchenke nicht von ihm herrührten, und die heftigſte Eiferſucht faßte zum erſten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die zärtlichſte und dann wieder heftigſte Weiſe in mich, ihm zu erklären, wer dieſe Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht ſagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzuſtehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchſuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüſſel meines Schreibepultes, er durchſuchte alle meine Papiere und Briefſchaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich ſehr unmuthig und begab ſich nach ſeinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angeſtellt haben, und verwünſchte, indem ich mich ſelbſt in dem Spiegel ſah, der meinem Bett gegenüber ſtand, meine unglückliche Schönheit, ja, ich ſtreckte gegen mich ſelbſt, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich ſchön, ich mochte Geſichter ſchneiden wie ich wollte. Da ſah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttiſche ſtanden, ein Papier hervorſehen. Ich griff haſtig darnach und las unter heftiger Beängſtigung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück iſt größer, als je: Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebſt: ich habe in meiner Garniſon einen Offizier im Duell erſtochen, der ſich Deiner Begünſtigung rühmte, man verfolgt mich, ich bin hier in verhüllter Kleidung. Morgen iſt Dein Geburtstag, ich muß Dich ſehen, zum letzten Mal ſehen. Heute Abend vor dem Thor finde Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannſt, ſo wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlaſſen können, die letzten wenigen Louisd'ore meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geſchenk zu verwenden, das Du [illegible]

Dir ſelbſt. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, ſollſt Du ſelbſt von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludewig."

„Ich las dieſe Zeilen mit der heftigſten Trauer, ich mußte ihn ſehen, denn ich liebte ihn unausſprechlich und ſollte ihn auf ewig verlieren."

Hier ſchüttelte der Bürgermeiſter lächelnd den Kopf und ſprach: „So haben Sie alſo doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbſtgefühl: Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geſchmeide hatte, zuſammen und packte es in ein Bündel, den ich mir gegen Abend von unſerer Magd nach einem Badehauſe in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludwig mich erwarten ſollte, tragen ließ. Dieſer Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, ſendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu ſenden, der mich nach Hauſe bringen ſollte. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, ſondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem beſtimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küſſen, wir zerfloſſen in Thränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beſchattet waren, ſaßen wir mit verſchlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichſten Liebkoſungen unſere bisherigen Schickſale. Er verzweifelte ſchier, daß er mich nun nie, nie wiederſehen ſollte. Der Abſchied nahte; es war bald neun Uhr geworden, der beſtellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er ſagte zu mir: O Amelie, hätte ich nur heute Nacht vor deinem Bette mich erſchoſſen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fenſters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen laſſen, an denen ich auf meiner ganzen Reiſe geſammelt, weil ich mich erinnerte, daß du ſie liebteſt; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hatteſt; dein trockner, ehrlicher Mann ſchien mir über ſeinen tollen Gedanken zu träumen: ich habe ihn geſtern ſchon geſprochen, er begegnete mir hier im Walde botaniſirend; es war ſchon düſter, und da ich ſelbſt Waldblumen bis zum Strauße ſuchte, hielt er mich für ſeines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchimiſtiſches Geſpräch. Ich theilte ihm die Anweiſung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reiſe in der Provence, als ich in einem Kloſter übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menſchen auf chemiſchem Wege in einem Glaſe heraus zu deſtilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu beſuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derſelben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege beſuchen ſollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines ſolchen Thoren Gattin biſt!

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen ſeiner nächtlichen Eiferſucht, und ſagte: ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt. Aber da die Zeit der Trennung faſt verfloſſen war und ich meine Arme um ihn ſchlang und ausrief: Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie dieſe heilige Stunde des Wiederſehens verfloſſen iſt, ſo geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles iſt bald zu Ende; da brach er drei Nüſſe von einem Baume bei der Kapelle und ſprach: Dieſe Nüſſe wollen wir zum ewigen Angedenken noch zuſammen eſſen und ſo oft wir Nüſſe ſehen, wollen wir einander gedenken. Er biß die erſte Nuß auf, theilte ſie mit mir und küßte mich zärtlich; ach, ſagte er, da fällt mir ein alter Reim von den Nüſſen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß iſt nützlich, aber es iſt nicht wahr, denn wir müſſen bald ſcheiden; die folgenden Worte ſind wahrer: nocet altera, die zweite ſchadet; ja wohl, denn wir müſſen bald ſcheiden! Da umarmte er mich unter heftigen Thränen und theilte die dritte Nuß mit mir, und ſagte: Bei dieſer ſagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß iſt der Tod! — Da fiel ein Schuß, Ludwig fiel zu meinen Füßen; tertia mors est! ſchrie eine Stimme durch das Fenſter der Kapelle; ich ſchrie: o Jeſus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erſchoſſen!

„Allmächtiger Gott: Ihr Bruder war es!" rief der Bürgermeiſter aus.

„Ja, es war mein Bruder;" erwiederte ſie ernſt; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder mit einer Piſtole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehre, er wollte ſich ſelbſt tödten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf ſie in das Gebüſch: flieh, flieh! rief ich aus, die Gerechtigkeit verfolgt dich, du biſt ein Mörder geworden. Er war in Schmerzen verſteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die ſich auf den Schuß von der Landſtraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geſchmeide, die ich meinem Bruder beſtimmt hatte und ſtieß ihn aus der Kapelle hinaus.“

„Nun ließ ich meinem Wehgeſchrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnſinnige, nach Hauſe. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gerichtliche Unterſuchung. Glücklicherweiſe fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Menſch zweifelte, daß er der Mörder ſei, weil er an demſelben Abend verſchwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren giftigſten Zungen über mich her; — Alles, was andre Frauen von mir ſagten, die mich meines Glücks, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich ſage, daß man mir den Beweis: der Gemordete ſei mein Bruder, durch den ſchändlichſten Verdacht zu erſchweren ſuchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehäſſige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhafteſten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verſtand zu verlieren. Auf ein Teſtament meines Mannes, zu Gunſten meiner, ließ ich die Apotheke unter Adminiſtration ſetzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloſter zurück. So verſtummte endlich das Geſpräch und ich beſchäftigte mich während dieſer Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Kloſterfrauen verpflegten.“

„Ihr Unglück rührt mich ungemein,“ entgegnete der Bürgermeiſter; „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders ſprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders.“

„O mein Herr,“ erwiederte die Fremde; „dies eben war eine Haupturſache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenſchaft, als er es ſollte, und mit der kräftigſten Seele arbeitete er dieſer böſen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er ſah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja er durfte mir ſelbſt nicht mehr ſchreiben, nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Verfall zu mir getrieben, und ſo konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht verſagen. Mein Mann kannte ihn nicht und ich hatte ihn deshalb geheirathet, um die Leidenſchaft meines Bruders entſchieden zu brechen. Ach, er hat ſie ſelbſt gebrochen mit ſeinem Leben! Mein Mann, von ſeiner Eiferſucht beunruhigt, hatte ſein Laboratorium früh verlaſſen; die Magd ſagte ihm, daß ich nach dem Badehauſe ſei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er ſteckte eine doppelte Piſtole zu ſich und ſuchte mich in dem Badehauſe auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Ausſage der Bademeiſterin: ſie habe mich zum nahegelegenen Thor hinausgehen ſehen. Da erinnerte er ſich des Fremden, der geſtern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach ſeiner Frau gefragt habe; er erinnerte ſich, daß derſelbe Johanniswürmer gefangen, ſein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unſerer Unterredung: *tertia mors est*, — er beging die ſchreckliche That.“

„O, der unglückliche, arme Mann!“ rief der Bürgermeiſter aus; „aber wo iſt er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm vergeben, werden wir ihn hier wiederſehen?“

„Wir werden ihn nicht wiederſehen, ich habe ihm verziehen, Gott hat ihm vergeben!“ entgegnete die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte ſich nicht ſelbſt vergeben! Acht Jahre lebte er in Copenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Chriſtian des Vierten, als Hoflaborant; denn dieſer Fürſt war den geheimen Künſten ſehr zugethan. Nach dem Tode deſſelben zog er an manchen weſtfäliſchen Höfen herum. Er war immer unſtät und von ſeinem Gewiſſen gepeinigt, und wenn er Nüſſe ſah und von Nüſſen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigſte Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Baſel. Dort lebte er, bis die Nüſſe wieder reiften, da ward ſeine Unruhe unaufhaltſam; ſeine Zeit war abgelaufen: er reiſte nach Lyon und lieferte ſich ſelbſt den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Geſpräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung, ach! ich hatte ihm längſt vergeben. Er ſagte mir, ich ſolle nach ſeiner ſchimpflichen Todesſtrafe Frankreich verlaſſen und nach Colmar reiſen, dort ſei der Bürgermeiſter ein ſehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geſchehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreiſe, brach drei Nüſſe deſſelbigen Baumes, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte ſie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niederſank. Er aber ſprach draußen: *unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est*, und bei dieſem letzten Worte machte der Schwerdtſtreich ſeinem elenden Leben ein Ende. — Dieſes iſt meine Geſchichte, Herr Bürgermeiſter.“

Mit dieſen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeiſter reichte ihr gerührt die Hand und ſagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Verſicherung, daß ich von Ihrem Unglück tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weiſe zu Ihrer Beruhigung wahr machen will.“

Indem er dies ſprach und ſeine Thränen unterdrückend auf ihre Hand niederſah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein intereſſirte. Die Dame ſagte ihm: es ſei der Siegelring ihres Bruders. — „Und ſein Familienname heißt?“ fragte der Bürgermeiſter lebhaft. — „Piauzaz;“ erwiederte die Fremde; „unſer Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier.“

Da wurde der Bürgermeiſter ſehr unruhig, er lief nach ſeinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte ſie um das Alter ihres Bruders, und da ſie zu ihm ſagte: heute würde er 46 Jahre alt ſein, wenn er noch lebte, ſagte er mit freudigem Ungeſtüm: „Recht, ganz recht! heute iſt er ſo alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin Dein Bruder! ich bin von der Amme Deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechſelt worden; Dein Bruder hat Dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der Deines Bruders Namen trug und eines ſo unglücklichen Todes ſtarb. Wohl mir, daß ich Dich fand!“

Die gute Dame konnte ſich in dieſe Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeiſter überzeugte ſie durch ein, über dieſen Austauſch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll und ſie ſank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie ſoll nachher dem Bürgermeiſter drei Jahre die Haushaltung geführt haben, und als er geſtorben, in das Kloſter zu St. Clara in Colmar gegangen ſein, und demſelben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Aus: Der Wunſch des Canſu.

Von K. F. van der Velde.

(Einem perſiſchen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canſu beſchatteten, und die höchſten Wipfel begannen ſich ſchon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifenſohnes Naaſkur in dem Gebirge Gabel el Ared. An einer Palme ſtand Gulſarat, Canſu's ſchöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre ſchwarzen Augen ſchienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelaun, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Haſt du die Ziegen noch nicht gemelken? frug er ſie verdrießlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Gulſarat ſah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelaun noch näher zu ihr hin, und wiederholte ſeine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Gulſarat heftig. Melkt ſie ſelbſt, wenn ihr Milch haben wollt.

Das iſt wieder ſo eine Antwort, wie ich ſie von dir gewohnt bin, murrte Kelaun. Wenn ich die den Eltern brächte, ſo würde es dir übel ergehn, aber ich bin beſſer als du. Ich werde lieber die Ziegen ſelber melken, damit ich dir Schläge erſpare.

Thu', was du willſt, antwortete Gulſarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelaun fortgehend. Wenn die ſchlimme Dirne nur nicht ſo hübſch wäre, ich hätte ihr ſchon lange den Handel aufgeſagt; aber wenn ſie ſich nicht in Kurzem ganz und gar ändert, ſo geſchieht es doch noch, denn ihr Uebermuth iſt unerträglich!

Gulſarat hörte nicht auf ſein Schelten, ſondern blieb ſtehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinüberſehend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüſch, aus Pfeilwunden blutend, ſchäumend vor Angſt und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen war er an der erſchrockenen Gulſarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampfluſtigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß ſtreifte vorbei und zuletzt kam auf einem ſchwarzen Araber ein ſchöner Jüngling durch hohe Miene und edle Geſtalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unſres Herrn, rief Gulſarat, und ſank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Buſen kreuzend, auf ihre Kniee.

Naaſkur hielt ſein ſchnaubend Roß an. Mir iſt ſehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Waſſer, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Gulſarat, ſtürzte in die Hütte, und kehrte blitzſchnell zurück mit einem Becher voll ihrer beſten Ziegenmilch, die ſie dem Fürſtenſohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebſt ja mehr, als ich dich bat, ſprach Maalkur, zwiſchen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinſt einen recht guten Mann beſcheeren.

Verlegen ſenkte Guſſarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat ſich geſetzt, und leiſtet grimmigen Widerſtand, meldete herankeuchend ein Jäger. Alſo drauf! rief luſtig Maalkur, warf Guſſarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfſpeer aus der Hand, und ſprengte fort.

Ach! ſeufzte Guſſarat im thörigen Wahne ihres eitlen, ſtolzen Herzens, den ſie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Maalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du ſiehſt noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelaun, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fiſchen, und du ſollſt der Mutter helfen beim Käſemachen.

Das mag ein Geſchäft ſein für Sanſu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Khalifen bedient haben, werden ſich nicht damit beſudeln.

Der Sohn des Khalifen war hier? fragte Kelaun erſtaunt.

Allerdings, entgegnete Guſſarat ſtolz. Wie von Mekka's heiliger Stätte trafen die Worte des Heils von ſeinen Rubinlippen, und ſeine Magd hat Gnade gefunden vor ſeinen Augen.

Biſt du bei Sinnen? fragte Kelaun ärgerlich, daß du den Gedanken erhebeſt bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn ſich die königliche Ceder herabneigt zu der niedern Tanne, ſprach Guſſarat begeiſtert, wie ſollte ſich dieſe nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und ſich nicht an dem ſtolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun iſt der Narrheit genug: rief Kelaun entrüſtet. Der Thronfolger iſt ein ſchöner Jüngling und einſt unſer Herr, und du biſt eine hochmüthige, launenvolle Dirne, das iſt der Schlüſſel zu deinem thörichten Geſchwätze. Dergleichen wahnwitzigen Träumereien mußt du den Abſchied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden ſoll!

So meinſt du wirklich, erwiederte Guſſarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, ſo plump von Geſtalt als roh von Sitten?!

Sei ganz ruhig, ſchrie Kelaun wüthend. Vor dieſer Schmach biſt du ſicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet ſich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen laſſe, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hauſe meiner Geburt zu den räuberiſchen Stämmen der Wüſte und nimmer ſoll Kelaun's Stimme mehr der Widerhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Arek!

Er ſtürzte fort, von Guſſarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Hnakir, Sanſu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der läſſigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtſchaft, ſprach dieſe, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! ſchickte noch einen ſehnſüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöſe, und ging unmuthig in die Hütte.

Finſter kam der alte Sanſu mit ſeiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechſel zwiſchen ſeinem Sohne und ſeiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er ſeine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergſtromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für ſich. Die ungeſtüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrin, Feuer und Waſſer! Zwei Elemente, die ſich ewig haſſen, und ſich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der ſich dort mit donnerndem Gebrauſe von dem Felſen in die Tiefe ſtürzte, an den untern Klippen zerſchellend ſich in weiße Schaummaſſen auflöſ'te, und dann noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwiſchen den hohen Stein-Ufern fortrauſchte.

Die Heerde breitete ſich aus auf der fetten Kräuterweide, und Sanſu ſetzte ſich auf einen großen Stein am Ufer, ſtarrte ärgerlich in die verbrauſenden Gewäſſer und ſah den Schaumkügeln zu, die, je weiter ſie ſich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verſchwanden.

Das ſind die Wünſche und Gebete der armen Sterblichen! ſprach er bei ſich. Je länger der Lebensſtrom fließt, deſto beſcheidner werden ſie, und verſinken endlich ungehört und unerfüllt. Dieſe Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunſch, der mir übrig geblieben war von tauſend verronnenen, der einzige ſüße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war ſo freundlich, ſo natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunſt zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umſonſt! Er will **ſeinen Willen**! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Canſu zu ihm emporſteigen würde! Auf ſeinem goldnen Throne ſitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er ſpöttiſch auf den niedern Wurm herab, der ſich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebſte ſeiner Gebete!

Während Canſu alſo mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menſchenkörper gewahr, den der brauſende Strom mit ſich daherriß. Nachdem er mit dem Waſſerfall herabgeſtürzt war, ſchwamm er auf der Waſſerfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Canſu, deſſen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böſe war, konnte das nicht ſehen, ohne helfen zu wollen. Er ſtieg hinab in den Strom, und ſich an einer Uferklippe feſthaltend, ſtreckte er ſeinen gekrümmten Hirtenſtab nach dem heranſchwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, dieſen zu faſſen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderſchönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergoſſen, mit geſchloſſenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Canſu zurückſtieß, ſo vollendet ſchön die Formen des Geſichtes waren. Der ehrbare Canſu warf ſein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr ſtehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu verſuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Canſu's Gewand das Waſſer von dem Körper abgetrocknet, als dieſen eine ſanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete ſich die ſchöne Geſtalt auf, und öffnete die ſchwarzen, blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Canſu ſchoß, vor dem dieſer erſchrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus ſprach. In dem Augenblicke breiteten ſich leichte, duftige, ſchimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, ſtieg die ſchöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen ſtarrte Canſu ihr nach. Sie flog dem Felſen des Waſſerfalles zu, und umkreiſ'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob ſie einer Beute auflauere. Da erſchien ein anderes geflügeltes Weſen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Geſtalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, ſtürzte ſie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal riſſen ſeine Fluthen ſie den Waſſerfall herab und Canſu's Retterhand entgegen.

In ſchweigendem Erſtaunen zog Canſu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erſte Mal auflebte und in unſterblicher Jugendſchöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten ſtand.

Es iſt vergebens, ſprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es iſt vergebens, gegen eine Macht zu ſtreiten, die mir überlegen iſt. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur iſt ſo beſchaffen, daß, während das Tagesgeſtirn die Erde beleuchtet, das Waſſer mein Weſen aufzulöſen vermag. Ich bin Geiwâraha, von dem Geſchlecht der kühnen und freien Geiſter, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Luſt iſt: dem Willen des Propheten zu widerſtehn. Du ſahſt mich ſo eben im Kampfe mit einem ſeiner Sclavengeiſter. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte abſichtlich dieſen Ort zum Angriff, und ſtürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerſtören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der ſein Gebet nicht erhören will. Was Er dir verſagt, Canſu, das will ich dir gewähren, ſobald du nur einwilligſt, denn meine Macht iſt beſchränkt, und ich darf den Menſchen ohne ihre eigne Zuſtimmung weder helfen noch ſchaden.

O reizender Geiſt! erwiederte Canſu in thörichter Freude. Du haſt meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelaun durch das Band der Ehe mit Gulſarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getroſt in deine Hütte zurück, rief Geiwâraha mit einer Miene voll höhniſchen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunſches hat bereits begonnen.

Und der Geiſt ſpannte ſeine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl aus Grauen und Reue gemiſcht, ſtürzte Canſu auf ſein Angeſicht nieder.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer*).

Von G. H. von Schubert.

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt im

---

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Heſſen. Er hatte ſehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waiſen in ſein Haus und ſeine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, ſeine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, ſo unvermögend er ſelber war, ſtimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe in den Wunſch der Lehrer ein, und ſo trat Conrad, mit dem lebendigſten Eifer, den Weg der wiſſenſchaftlichen Bildung an, welcher ganz ſeinem Verlangen entſprach. Die gewöhnlichen Schulſtudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Univerſität entlaſſen werden. Auch hier wurde der beſcheidne, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm ſein Durchkommen auf's Möglichſte erleichterte. Aber eben dieſer freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Univerſität und folgte demſelben; Conrad ſtand wieder allein mit ſeinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und ſelbſt dieſe armen Mittel ſollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher ſich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühſam ernährt hatte, ſtarb plötzlich: ſein ſehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Geldſtücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei ſeinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage ſeinem Neffen geſchenkt, und ſorgfältig, mit Hinzuſchreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für dieſen aufgehoben hatte. Dieſe ganze Erbſchaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung ſeiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge ſeines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, ſondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war ſogar Willens, jene kleine Sparkaſſe den Kindern ſeines Onkels dazulaſſen; der Vormund derſelben aber rieth ihm, er ſolle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel ſei, einſt ein Amt beſchere, das ihm ſein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinſen an die Hinterbliebenen ſeines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Univerſität zurück. Er verdoppelte ſeinen Fleiß, während er zugleich ſeine ſchon vorhin ſehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunterſetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von ſeinem ſorgſamen Oheim erſparte Summe, noch das Einzige ſei, das ihm zur Fortſetzung ſeines Studirens geblieben war. Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt; der Winter meldete ſich an mit einzelnem Schneegeſtöber; der arme Conrad wagte es nicht von ſeinem wenigen Gelde ſich Holz zu kaufen, welches in jener Univerſitätsſtadt in ziemlich hohem Preiſe ſteht; da erbarmte ſich ſeiner ſein Wirth, ein Wittwer, ein wackerer, alter Handwerksmann, den ſein Geſchäft, als Schmied, faſt den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkſtätte aufhielt, indem er ihn einlud, in ſeiner wohldurchheizten Stube ſo viel zu leſen und zu ſchreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unſer Conrad viel gearbeitet und wenig gegeſſen hatte, denn ſeine tägliche Nahrung, ſeit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von ſeinem Hauswirth zum Mittageſſen eingeladen wurde, faſt nichts anderes geweſen als Kartoffeln, Brod und Obſt. Bei all' ſeiner Sparſamkeit ſahe er ſein ererbtes Geld faſt ſchon zur Hälfte aufgegangen; ſollte er jetzt einige Kleidungsſtücke, vornämlich Stiefeln ſich kaufen, deren er nöthig bedurfte, ſo blieb ihm kaum noch für die nächſten Monate das Unentbehrlichſte übrig. Und ſeine Univerſitätsſtudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorleſungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch ſein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern geſegnet, mit andern äußern Glücksgütern aber nur wenig verſehen hatte. Von dieſem war Conrad ſchon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Univerſitätsſtadt bezog, eingeladen worden: er ſolle ihn doch einmal während der Ferien beſuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlaſſenen, ſo wohl that, beſchloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäſche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; ſchon am nächſten Tage gegen Abend traf er bei ſeinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei ſich aufnahm.

„Warum," ſo fragte der alte Freund ſeines väterlichen Hauſes eines Tages Conrad, „warum entſchließen Sie ſich nicht zu einer Reiſe nach Holland? Sie wiſſen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Heſſe war, in Amſterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres ſeligen Vaters Munde, daß dort noch ſehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von dieſen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in dieſen Tagen mit wenig Koſten, ja vielleicht ganz umſonſt, auf einem Rheinſchiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, deſſen Schiffer mir wohl bekannt iſt.“

Der Jüngling zögerte nicht lange auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn ſelber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, ſprach dort mit dem Schiffer, verſorgte den jungen Reiſenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und ſelbſt mit etwas Geld und wünſchte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu ſeiner Reiſe.

Das ſchwer beladene Kornſchiff machte freilich keine große Tagereiſen, doch ließen das ſchöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unſerm Conrad die Zeit nicht lange werden, welche dieſer auch noch überdies zum Leſen und zum Schreiben auf dem langſam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabſchiedete ſich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu dieſen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches ſchon am nächſten Tage nach Amſterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit ſich ſelber und ſeinen Geſchäften ſo viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutſch verſtand, hatte er nach einem anſtändigen und nicht zu theuern Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinſchaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächſten Straßen, ein Gaſthaus an, das zwar nicht zu den vornehmſten der Stadt, doch auch nicht zu den geringern gehörte. Hier ſetzte ſich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich als er ein Nachteſſen begehrte, brachte man ihm viel mehr als er gewünſcht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war ſo reichlich und ſo bequem, wie er ſeit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling ſchlief unter ſeinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war ſehr beſchämt, da er merkte wie ſpät es ſei; zu der Beſchämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach der Rechnung fragte und eine ſolche vernahm, durch welche der Reſt ſeines Reiſegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm koſtete, ſehr abgenommen hatte, faſt ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er ſein kleines Reiſebündel und den Wanderſtab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutmüthige Schiffer ſein Rathgeber und Führer war, hatte er ſich nach den noch in Amſterdam lebenden Verwandten ſeiner ſeligen Mutter erkundigt und erfahren, daß ſein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder ſeiner Mutter, zwar längſt geſtorben, daß aber ſein Sohn am Leben und ein ſehr vermöglicher Kaufmann ſei, welcher noch überdies eine deutſche Gemahlin und faſt lauter deutſche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung ſeines Verwandten hatte er ſich genau beſtimmen laſſen. Er fragte jetzt einen müſſig an der Straße ſtehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hauſe; dieſer führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine ſehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ ſich auch ſchlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus ſeines Verwandten ein. Du kommſt ja hier nicht nur zu nahen Vettern, ſondern überdies zu deutſchen Landsleuten, ſo ſprach er ſich ſelber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauſes. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre ſtille geſtanden hatte, fragte man endlich nach ſeinem Begehren. Er ließ ſich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte dieſem ſeinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schickſal ſeiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, ſchrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was iſt denn Euer Begehren?“ — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da ſprach einer der jüngern Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutſchen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberſtücken und wollte ſie dem Conrad reichen, dieſer aber, tief bewegt, verbeugte ſich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geſchäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortſchrieben.

Als er wieder allein war, ließ er ſeinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag ſchon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde heute ſich ſättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreiſe nach Deutſchland beſtreiten ſolle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur ſchnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager ſuchen. In dem unüberſehlichen Gewirre der Gaſſen, Kanäle und Häuſer der Stadt, wie der Vorſtadt, und in der Sorge, etwa wieder einen ſo theuern Wegweiſer zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb ſich verirrt, an einer von ſeinem eigenthümlichen Heimwege weit abgelegenen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder herauswärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die ſich reichlich geſättigt hatten an dem Tiſch des Meergrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautſchreiend wieder landeinwärts. Da trocknete der arme Conrad ſeine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter verſorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlaſſen noch verſäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod beſcheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er ſo am Strande hingeht, ſieht er, daß die immer höher anſchwellende Fluth eine Flaſche herbeiſchwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorſchimmert. Jetzt iſt ſie ſchon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günſtigen Stelle, wo er leichter ſich ihr nähern kann, hält ſie mit ſeinem Wanderſtabe feſt und iſt zuletzt ſo glücklich, ſie herauszuziehen. Er bemerkte nun, daß die Flaſche ein Papier, deſſen Adreſſe ſich durch das Glas deutlich leſen läßt, in ſich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und verſiegelt iſt.

In gedankenloſer Neugier will er ſie am Boden zerſchlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich ausſehender Mann zuerſt Holländiſch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutſch verſteht, auf Deutſch an und räth ihm, nachdem er die Adreſſe auf dem inliegenden Papier geleſen: er ſolle die Flaſche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuſchrift gerichtet war, denn auf dieſe Weiſe geben zuweilen Seeleute, wenn ſie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor ſich ſehen, noch eine letzte wichtige Nachricht: und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, ſei verpflichtet, wenn er eine ſolche Briefflaſche finde, dieſe dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufſchrift laute.

Nach einigem Bedenken entſchließt ſich Conrad, ſeinen ſeltſamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen ſei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müſſe.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und deſſen Lage von dem Fremden ihm genau beſchrieben war, endlich gefunden hatte, war es ſchon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warſt du bei deutſch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich ſo verächtlich, wie wird es dir erſt hier bei den ganz Fremden ergehen," ſo denkt er bei ſich ſelber. Doch ſagt er einem der Bedienten die Abſicht ſeines Kommens. Man führt ihn ſogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Beſitzer des Hauſes, nimmt die Flaſche in Empfang, heißt Conrad niederſitzen, und öffnet dann die Flaſche. Nachdem er die Inlage geleſen, ſagt er in ziemlich geläufigem Deutſch: Gott Lob, daß wir indeß neue und beſſere Nachricht haben: das Schiff, welches damals, als man die Flaſche in's Meer ſenkte, im Kanal in großer Gefahr ſchwebte, hat ſich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch ſoll Ihre Mühe nicht umſonſt geweſen ſein.

Mit dieſen Worten nahm der alte Herr einige Geldſtücke und reichte ſie dem Jüngling. ling, der ſie dankend empfing und ehrerbietig grüßend ſich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach ſeinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Walding, ſagte der Jüngling, und bin aus Heſſen.

Wie? fragte der alte Herr, iſt Ihr Vater nicht Prediger in **?

Mein Vater war allerdings an dieſem Orte Prediger, aber er ſtarb ſchon vor faſt 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch ſie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wiſchte ſich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig ſchüttelte und ſagte: Ich heiße Sie in meinem Hauſe willkommen. Ihr ſeliger Vater hat mich einſt 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in ſeinem Hauſe wie einen Bruder beherbergt; ſeiner und Ihrer ſeligen Mutter treuen Pflege danke ich nächſt Gott mein Leben, ja, was noch mehr iſt, ich danke dem geſegneten Umgange und [illegible] Ihres Vaters noch ein anderes, beſſeres Leben in meiner Seele, welches ſeitdem nicht ohne Frucht geblieben iſt; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir ſelber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in dieſem Hauſe, deſſen Beſitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geſchäft an, und Gott hat mich reichlich geſegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hauſe des edlen Holländers ſo einheimiſch, als ſei er von Kindheit an da bekannt geweſen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreiſe. Wie erſtaunte er ſo freudig, als er am Tage vor ſeiner Abreiſe auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäſche, auf ſein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweiſung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbeſtimmte Zeit, von einem Handelshauſe in Kaſſel, jedes Vierteljahr 200 holländiſche Gulden ausgezahlt werden ſollten. Tief gerühret ſchied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er dieſen ſahe.. Denn nachdem er in Göttingen ſeine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine beſonders günſtige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre ſegensreich wirkte. Er hatte es, bald nach ſeiner Anſtellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter ſeines Wohlthäters anzuhalten und erhielt dieſe. Das ſchöne, große Haus, das Conrad Balting in Amſterdam bewohnte, und in welchem ſo mancher deutſche Landsmann gaſtfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geſchichte ſeines Beſitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer." Auch den Kindern ſeines treuen Pflegevaters und Oheims in Heſſen hatte Herr Balting das mit reichen Zinſen wieder erſtattet, was ihr Vater in ſeiner Armuth auf ihn gewendet hatte; ſie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensſpruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, ſein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und ſein ausreichendes tägliches Brod in Frieden eſſen konnte.

Haugwitz und Contarini *).

Von Helmina v. Chezy.

Es war bei Anbeginn des Winters 1675, als der tapfere Oberſtlieutenant von Haugwitz mit ſiebenhundert Schleſiern in die Citadelle von Dachſtein im untern Elſaß einrückte, die durch den Anmarſch der Franzoſen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

1633 hatten die Schweden den Ort erſtürmt, früher hatten ihn wechſelsweiſe Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beim Friedensſchluß wieder zurück gegeben, und er ſtand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeſchicke bewieſen, daß er ſchwer zu vertheidigen ſey; jederzeit nur der würdigſten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde ſchützen können. In einem Sumpf, von ſchlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er ſeinen Einzug hielt; doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommnungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, ſo wie Frescobaldi, Clerry und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Luſtig, mein ſchleſiſcher Kriegsheld! rief ihm der ſchöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier ſollen die Gruft der Feinde unſers Herrn und Kaiſers werden! Laßt ſie nur anrücken, die luſtigen Franzoſen! Wir ſchicken dem ſtolzen Ludwig auf's Höchſte Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben ſind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuverſicht iſt kein guter Bundesgenoſſe, und der gefährlichſte aller Feinde iſt der, deſſen wir nicht achten! Die Franzoſen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick iſt ihre Gottheit; und was iſt dem Soldaten erſprießlicher, als ſich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieſer Bemerkung machte Contarini einleuchtend, er ſagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzoſen ſind noch nicht da; treffen ſie ein, und ſchlagen ſich gut, deſto mehr Ehre für uns, wenn wir ſiegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindſeligkeiten bedacht ſein — wir alle gehen dieſen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's, wenn Ihr mit kämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Feſtungswerke beſichtigen, ſagte Haugwitz, ernſt, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und ſetzte hinzu: Mir ſcheint es, daß wir die Freude nicht als Nahrung, ſondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewandt ſein will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu ſtören; der Commandant vergönnt ſeinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg, und wünſcht ihnen viel Vergnügen und ſchöne Tänzerinnen!

---

*) Stundenblumen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen v. Helmina v. Chezy, geb. Freyin v. Klenke. Wien, 1825.

Somit neigte ſich Haugwitz gegen die Officiere und zog ſich raſch in ſeine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutſchen Norden! murmelte Frescobaldi; doch Contarini fiel ein: Nein, er iſt ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen ſehn! Alle lachten. Sie eilten, um ſich zum Feſte zu ſchmücken, und der glühende Haß gegen franzöſiſche Macht und Nation, von dem ſie ſo viel ſprachen, hinderte ſie nicht, ſich mit Pariſer Eſſenzen zu beſprengen, und mit niedlichen Tändeleien von Paris auszuſchmücken, ſo, daß ſie duftend und prangend in die hell erleuchteten Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Feſt gab.

Agnes, die ſchönſte und jüngſte der Hoffräulein der edlen Herzogin, war franzöſiſcher Abkunft, aus altem, durch trübe Mißgeſchicke gebeugtem Geſchlecht, die letzte ihres berühmten Namens. Leuchtend in eben aufgeknoſpter Jugendfülle, ſchien ſie ein mit überirdiſchem Reiz begabtes Weſen, da ihr Geiſt, ihre Anmuth, ihre Talente ſich in ihr zu einem Ganzen vereinigten, deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweiſen hatte. Reich geſchmückt mit den Geſchenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte ſie alle anweſenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche ſie beim Tanz entfaltete. Doch ſie ſchien nicht zu wiſſen, wie wunderlich ſie ſei, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit war der entzückendſte ihrer Reize.

Wer den hochſchlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinſchweben ſah, der hielt Beide für einander geſchaffen. Auch war Contarini als ein kühner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günſtig an, denn Tapferkeit iſt der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes ſchien dem ſchönen Italier Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die ſich um ihre Hand bewarben. Contarini mußte ſich für begünſtigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht zurück ſtieß. Sein ganzes Weſen athmete ſelige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm ſtrenge Ehrfurcht gegen die Dame ſeiner Gedanken zur Pflicht; je mehr er ſich für ausgezeichnet von Agnes ſah, je zarter und ernſter benahm er ſich gegen ſie. Reine Frauen haben Sinn für ein ſolches Betragen, und verſtehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher; noch liebte ſie ihn nicht, allein er gefiel ihr beſſer, als die Uebrigen, und ſie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an dieſem Abend trübe geſtimmt, er wagte ſie zu fragen, was ſie beunruhige.

Meine Landsleute nahen ſich dem deutſchen Boden, ſprach Agnes, ſie werden dieß ſchöne Land mit Mord und Verwüſtung überziehn; ſie werden hier zu Grunde gehn, oder ſiegen, an einen milden Ausgang iſt nicht zu denken. Wie nun die Looſe auch fallen, ſo fällt mir das Meine nur zu Leid; denn hier habe ich eine zweite Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und ſeiner Waffen Ruhm. Wie ſollt' ich das gute, ſchöne Deutſchland nicht lieben? Es nahm mich Verlaſſene auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundſchaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düſtern Kloſtermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchſeufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückſelige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genoſſen, in Unſchuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefſten Innern wünſche ich meinen Landsgenoſſen den Sieg über die Deutſchen. Ich höre oft rühmend von deutſchen Frauen ſagen, ſie haben ein deutſches Herz — wie nun, wenn ich ſtolz darauf wäre, ein franzöſiſches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat dieſen Krieg ungerechterweiſe begonnen. — Mag es ſein, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, ſind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen ſie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agnes bei dieſen Worten. Seltſames Mädchen, flüſterte Contarini. Doch, ihr ſelbſt ſcheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin ſeltſam verſtimmt, ſagte Contarini, weil unſer neuer Commandant heut, wie ein Geſpenſt in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heut ſo glücklich ſein, wie wir, und er hat es ausgeſchlagen! Indeß wir hier in dem lieblichſten Kreiſe aus allen Hefen der Kriegsnoth und Qual unſerm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was ſag' ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergeſſen, windet ſich der arme Commandant mit Kaffeln durch die engſten Schluchten des moraſtigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anſchläge, die Alle ſo gut wie gar nichts ſind! Alles Grübeln iſt vergeb'ne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen ſoll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht, vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung iſt höher, als alle Grübelei.

Das iſt ja recht franzöſiſch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie bot ihm nun freundlich die Hand und ſchwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernſt und bewegt, denn tief hatten Agneſens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er ſich glücklich in ihrer Nähe zu ſein. Die Nacht verging flügelſchnell.

Der nächſte Sonntag war zu einem neuen Ball angeſetzt. Denn der Herzog ließ ſich's angelegen ſein, dem Feinde zu zeigen, daß ſeine Annäherung den frohen Muth der Elſaßer nicht beuge. Agnes hatte der Herzogin erläutern müſſen, warum ſie ſo lange und angelegentlich mit Contarini geſprochen, und dabei von Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzogin den Dachſteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unſern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schleſier! Sie ſind ernſt und ſittig, feſt und treu, hochherzig, wie ihre Felſen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie ſollte ein Haugwitz ſeinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er ſchied, glühend von Hoffnungen, die Agnes ſanfter Blick in ihm entzündet.

Die fröhlichen Genoſſen ritten ſcharf zu, daß ſie die beſchneiten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenſchein ſahen, als ſie eintrafen; ſie eilten ſogleich zu Haugwitz.

Ernſt und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine ſchwere Aufgabe, rief er aus, dieß Neſt zu vertheidigen! Von allen Seiten iſt ihm beizukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entſchloſſenheit und Uebermacht hier Alles gelingen muß. Weh jeder Feſtung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigſtens von einer Seite mächtig geſchützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unſre Herzen ſollen die Anhöhe ſein, auf deren unüberwindlichen Wällen die Feſte thront! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht ſo hoch anſchlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutſchen Kriegsheere halten ihn in Maſſe auf, einzeln ſchlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger feſt, halb aufgerieben kommt er vor unſre Baſtionen, hier wollen wir ihm zu ſchaffen machen! Sonntag iſt wiederum ein Feſt in Straßburg, wir alle ſind geladen, von der gnädigen Herzogin ſelbſt, und auch Ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebſten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzogin an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eiferſüchtig darauf. Wir Alle haben ſeit Monden mit unſern Beeiferungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was ſagte die edle Herzogin? fragte Haugwitz geſpannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, Ihr kommt nun einmal nicht! Ho, ho! rief Haugwitz. Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Dieſe Woche muß hier die dringendſte Arbeit gethan ſein, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhole mich von der Mühe an ſchönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht feind geweſen!

Ihr ſeid vermählt, Commandant? fragte Contarini.

Wittwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergeſſen, entgegnete Haugwitz, und ſein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres gleichen wiederfinden, nirgend lebt ſolch' ein hohes ſüßes Geſchöpf voll Anmuth und Klarheit, von Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig, wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt Ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forſchte Haugwitz. — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie iſt die Blume von Lothringens Hof, ſchlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen ſüß; ihre dunkeln Locken, Zauberſchlingen, in denen die Seele ſich fängt, umweben das blühende Angeſicht, des feinen zartgeaderten Halſes Schnee. Ihr kleiner Fuß ſcheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand iſt eine Frühlingsblüthe; doch, wovon kann man noch ſprechen, wenn man ihre Augen geſehn! kann man ſich ſchwarze Sonnen denken? Nein! doch das ſind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefſte Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz; doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geſchäftigkeit ſo angeregt; daß ſie Straßburg und des Balls darüber bald vergeſſen hätten; bis zu ſeiner Ankunft in Dachſtein war die Sache mechaniſch betrieben worden, jetzt kam Geiſt und Leben in die Thätigkeit der Beſatzung der Citadelle, und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit bot die Weſtſeite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Weſtſeite zugleich von weit ſeichterer Fluth umſpühlt; es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, den der nahe Anmarſch der Franzoſen nicht geſtatten konnte, und die Beſatzung, welche hier an dieſen Punct geſtellt werden mußte, war ſo gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von

Breyſach, rief ein ſilberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienſte leiſten! — Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennſt du ihn, alter Freund? — Das war, berichtete der Greis, der Bruder vom **Ketterlein von Enzheim**, ſo die Feſtung Breyſach vor vierzig Jahren gegen den mannhafteſten Bernhard von Weimar vertheidigen half, und ich bin mit dabei geweſen. Die Stücke hättet Ihr ſehen ſollen, edle Herren! Solche koſtbare Feldſchlangen, Hagelſtücke, Falkonetlein, Scharfetbürnlein, Quartierſchlangen und Feuermörſer, deren etliche über hundert Pfund warfen, macht man jetzt nicht mehr, es war eine Luſt, ſie ſpielen zu laſſen! Ueber 80,000 Mann hat dem Feind und dem Freund zuſammen die Belagerung gekoſtet; 1,100,0000 Rthlr. ſind allein auf die Belagerungswerke verwendet werden, doch nach der Eroberung wurden ſie alle zerriſſen, verſprengt und abgeſchleift. — War es nicht die entſetzliche Zeit, fragte Gonner mitleidig, wo die Hungersnoth ſo groß geweſen? — Das wollt' ich meinen, fiel der Alte ein; und mit Gottes Hülfe könnt' es in Dachſtein auch noch ſo weit kommen, wenn wir die ſchönen Stücke hätten! Eine Ratte kam einen Gulden, eine Kühhaut fünf Gulden; es ſind mehr als zweitauſend dergleichen Felle verſpeiſ't worden; kein armer Hund war ſeines Lebens mehr ſicher, und keine Katze wurde verſchont; für ein dreipfündiges Brot wurden Kleinodien hergegeben. Der Kalk wurde von den Mauern gekratzt und verzehrt; acht Kinder an einem Tage verſchwanden, und Niemand hat ſie wiedergeſehn — ja, zu Titus Belagerung von Jeruſalems Zeiten ſind nicht ſo jämmerliche Tage geſehn worden, als in meiner unglücklichen Vaterſtadt 1638 vom Junius bis October!

Wie konnte ein ſolcher Hauptplatz nicht beſſer proviantirt ſein, fragte Haugwitz.

Er war es über die Maßen wohl, berichtete der Alte, und nur durch allzugroße Vorſicht iſt er in das Elend gekommen. Die Breyſacher wußten, daß der Bernhard nicht zur Kurzweil Belagerung hielt; ſie gingen allzuknapp mit dem Proviant um, und die Soldaten hatten Hunger und Langeweile. Es beredeten ſich mehrere, in das Magazin einzubrechen und ſich privatim zu proviantiren. Sie kamen auch glücklich hin, und tappten, ſich mit Schwefelhölzern leuchtend, in den Gewölben umher; hier nahmen ſie etliche Fäſſer wahr, von denen ſie glaubten, es ſei Mehl darin; ſie öffneten eines derſelben, es war Schießpulver; ein Funken flog hinein, das Schießpulver fing, und ſprengte das ganze Magazin mit 80 Tonnen Pulver und 400 Viertel Korn in die Luft. Der Schaden war unermeßlich, vierhundert Menſchen waren das Opfer, vierzig Häuſer ſprangen in Stücke; zwölf der unglücklichen Soldaten, welche das Magazin eröffnet, wurden durch die Exploſion getödtet, zwei retteten ſich, doch der Commandant, Oberſt Steinach, ließ ſie hinrichten. Wenn die vierzehn armen Schelme gewußt hätten, daß ſie nur noch zwei Tage leben ſollten, ſie würden nicht ſo beſorgt um Proviant geweſen ſein. Ich habe noch ſelten größeres Uebel entſtehn ſehen, als durch übertriebene Vorſicht!

Das iſt's ja, rief Contarini beifällig, was ich immer und immer ſage! — Und was **mich** nicht irre macht, fiel Haugwitz ein. Jene handelten pflichtvergeſſen, daher kam ihre Strafe ihnen gerechterweiſe zu; wir, die wir unſre Pflicht erfüllen, indem wir nichts aus der Acht laſſen, und keine Stunde verlieren, mögen nun ſiegen oder zu Grunde gehn, ſo geſchieht es mit Ehren. Nur hungern ſoll mir Niemand, darin tadle ich die Breyſacher, und dieß ſcheint mir die rechte Moral von des Alten Erzählung zu ſein. Wir ſind auch noch nicht umzingelt, bemerkte Frescobaldi. — Wohl! entgegnete Haugwitz, darum friſch an die Vorräthe, und neue herbeigeſchafft, damit die Arbeiter gutes Muthes bleiben!

So tief ſchien Haugwitz in ſeine Geſchäfte verſenket; ſo ganz von ſeinem Eifer hingenommen, daß ſeine jungen Waffengenoſſen erſtaunten, ihn am Sonntag recht angelegentlich mit den Zurüſtungen zum Ritte nach Straßburg beſchäftigt zu ſehn. Aus dem Wuſt der Ravelinen und dem Schlamme der Caſematten ging der hohe Mann ſchön und freudig hervor, als hätte die helle Stirn nie eine Wolke getrübt. Seine Heldengeſtalt leuchtete in der ſchönſten Reife männlicher Kraft, und mächtig gebietend und unwiderſtehlich hinreißend ſtrahlte ſeines Geiſtes Feuer aus den großen tiefblauen Augen hervor. So trat er, kriegeriſch und würdevoll, mit früh erkämpften Ehrenzeichen geſchmückt, in des herzoglichen Schloſſes hellglänzenden Saal. Ein Flüſtern ging bei ſeinem Eintritt durch die Verſammlung, alle Blicke blieben auf der herrlichen Erſcheinung haften.

Agnes hatte vor ſeinem Eintritt ſchon oft nach der Thür hingelauſcht; ſie geſtand es ſich ſelbſt nicht, daß ſie Contarini erwarte, und fühlte ſich, da ſie den Fremdling ſtatt ſeiner kommen ſah, mächtig betroffen. Bald nach ihm ſah ſie Contarini und deſſen Freunde eintreten; die Vergleichung drängte ſich ihr unwillkührlich auf, alles um ihn her wurde durch Haugwitz verdunkelt. Agnes ſah ſeinen raſch umherirrenden Blick auf ſie verweilen, und ſein hochaufleuchtendes Auge ſchien zu ſagen: Dieſe, oder keine.

Haugwitz nahte der Herzoginn, der ihn der Kämmerling vorſtellte; er bezeigte ihre dankbare Verehrung für die Huld ihrer Einladung, und die Ausdrücke gefälliger Sitte floſſen, wohlklingend von dem ernſten Munde, wie wenn ein friſcher Weſtwind, der gewaltigen Eiche Wipfel melodiſch durchſäuſelt.

Agnes ſtand innerlich bangend vor ſeinem Blick an ihrer hohen Pflegemutter Seite. Ihr ſeid mir ein theurer Gaſt, edler Haugwitz, ſprach die Herzogin, und ich wünſche, daß es Euch hier in Straßburg behage. Möchtet Ihr hier Eures Dachſteines vergeſſen.

Wie wäre das möglich, Euer hochfürſtliche Gnaden? entgegnete Haugwitz, da Ruhm und Ehre, Leben und Heil an jenem Platze haften, da ich dort den erſten Kranz meiner Laufbahn erringen — oder — untergehen muß — ſetzte er dumpf hinzu, und ein Schauder durchzuckte ihn.

Welche Ahnung, rief unwillkührlich die Herzogin, da ſie ihn plötzlich erbleichen ſah; auch Agnes wurde blaß. Haugwitz entging dieß nicht, und plötzlich, wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, hocherglühend rief er aus. Ja, edle Fürſtin; Ihr habt Recht, zur ſchönen Stunde ſoll man der ganzen Welt vergeſſen, oder wünſchen, daß es die letzte Lebensſtunde ſei; denn was ſoll noch das Leben, wenn ſchale hinterdreinkommen? Freudig blickt man, ausgerüſtet mit Erinnerung und Hoffnung den Feuerſchlünden entgegen, aus welchen uns die Looſe zu Glück oder Weh fallen. Der Krieg iſt das trefflichſte Hazardſpiel, und das Einzige, das nicht verboten iſt!

Und augenblicklich wandte ſich Haugwitz gegen Agnes, ſie um den erſten Tanz zu erſuchen; hocherröthend reichte ſie ihm die Hand. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, welch ein freudiges Gemurmel durch die Menge der Zuſchauer flog, als ſie an des Herrlichen Seite leicht, wie ein zartbewegtes Roſenblatt durch die Reihen ſchwebte. Wie hochſchlank Agnes auch war, mußte ſie noch hoch zu ihm hinaufblicken, ſein ſtrahlendes Auge ruhte feſt und innig auf ihrer Huldgeſtalt. Er ließ ſie für den Abend nicht mehr frei; und gleichſam als riſſe eine unſichtbare Gewalt ſie unwiderſtehlich hin, blieb ſie gefeſſelt an ſeiner Seite. Sie fühlte ihr Herz an ſeinem Blicke ſich erſchließen, wie die Knoſpe im Sonnenlichte. Schmerz und Wonne, nie geahnt, durchzuckten ſie ſtürmiſch, das ganze Leben war ihr neu, ſie war, wie aus tiefem Schlaf erwacht, in eine Wunderwelt verſetzt, und wußte nicht wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in dem jungen Herzen, das bis dahin ſo ſanft nur geſchlagen. Contarini hielt ſich, ſtreng ſie beobachtend, verborgen; Agnes gedachte ſeiner nicht mehr, als hätte ſie ihn nie gekannt.

Beim Scheiden nahm Haugwitz Agneſens Hand, hielt ſie in der Seinigen und ſprach: Euer Name, zartes Fräulein? — Agnes — flüſterte ſie und ſah ihn haſtig erſchrocken. — Agnes! wiederholte Haugwitz. Der Name iſt mir in die Seele geprägt; Leben, Liebe, Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mit Flammenzügen in meine Bruſt geſchrieben. Ich hatte ein Weib, ſie war euch ganz ähnlich, ſie hieß Agnes — auf Wiederſehn, Engelbild! — er drückte ihre Hand an die glühenden Lippen, an das hochſchlagende Herz, und enteilte; träumerlich blickte ſie ihm nach.

Schweigend eilten die Krieger nach Dachſtein zurück durch die ſternbeſäete, ſtille Winternacht. Contarini ſuchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieſer lenkte gefliſſentlich ſein Roß zu ihm heran.

Camerad, flüſterte er ihm zu, ich habe Euch nicht mit der Schönen geſehn, die ihr ſo feurig geſchildert hattet. — Den Spott duld' ich nicht! rief Contarini ganz empört. — Verſteht mich recht, fiel Haugwitz begütigend ein, ich habe beim Abſchiednehmen vernommen, daß meine holdſelige Tänzerinn Agnes heiße, doch der Agneſen giebt es mehr; und, wenn ich mich irgend heut nach Schönen umgeſehn, hätt' ich vielleicht noch eine ſchönere erblicket, als dieſe.

Aeußerſt verbindlich für ſie, höhnte Contarini, es würd' ihr ſchmeichelhaft zu hören ſein.

Ihr meint, ihre Schönheit habe mich angezogen, Contarini? Nicht doch, es war eine wunderbare, ganz vollendete Aehnlichkeit mit meiner Agnes, es war, als ſäh' ich ſie ſelbſt, lebendig vor mir ſtehn.

Die Aehnlichkeit, rief Contarini, iſt nicht ſchwer zu erklären, Agneſens Mutter war, wie ich mich erinnere, eine Elſaſſin aus dem Stamme der Hz., und Ihr habet mir geſagt, daß Eure Gattin eine Hz. geweſen.

Der Name Agnes, den ſie mir nannte, als ich ſie beim Scheiden fragte, durchzuckte mich, wie ein Blitz; ich erinnerte mich alſo gleich Eurer Schilderung einer Agnes, die Euch theuer geworden, und die unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem verklärten Engel machte mich wünſchen, daß ſie nicht dieſelbe ſei, die Ihr gemeint, Contarini. Seht! wenn ſie Euch jemals Hoffnung gegeben, ſo tret' ich zurück.

Wenn Ihr ſanfte Blicke, holde Worte, minder ſtrenge als gegen Andere, Hoffnungen nennt, ſo dürft' ich mich rühmen, daß ſie mir viele gegeben, doch mehr nicht, als das, denn nie habe ich ſie, wie heut', geſehn außer ſich ſelbſt geſetzt, alles vergeſſend, allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Verzweiflung, ich ſchwor Euch Untergang; doch, wenn ihr ſo herzlich, treulich Rechenſchaft gebt, und es ſo ehrlich meint, wo ſoll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, ſchüttelte ſie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu, ein deutſches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede ſchließen! Keiner von uns ſage dem herrlichen Mädchen von Liebe, und ſtrebe ein Jeder, ihrer werth zu ſein. Ganz frei ſei ihre Wahl dereinſt, wenn die Stunde ſchlägt, wo man mit Ehren wieder an ſeine Herzensangelegenheiten denken kann! — Es ſei! rief Contarini, und ein Handſchlag beſiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entſchluß, Agnes nicht fürder aufzuſuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißſchwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und ſeine Gefährten ſo angelegentlich zum Feſte, daß es unmöglich ſei, auszuſchlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal fröhlich ſein; ein köſtliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, ſollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern geſtand ſich Haugwitz, er müſſe erſcheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg; Haugwitz wurde ſein Platz neben Agneſen angewieſen. Kaum wagte er, mit ihr zu ſprechen; doch ſein Erröthen, ſeine ſichtliche innere Bewegung, der milde Laut ſeiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, ſprach mehr, als Liebesworte.

Agnes war ſehr ernſt; ihr Weſen ſchien in allen Tiefen erſchüttert zu ſein; ſie war bleich, ihr Blick war beraubt ſeines himmliſchen Feuers. Wie ein ſchönes Marmorbild ſaß ſie unbeweglich, und ihr inneres Leid verklärte ſie wunderbar.

Haugwitz konnte ſich nicht enthalten, ſie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüſterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es ſagen, edler Mann. In Kurzem ſteht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm iſt nicht minder, als Deutſchlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den deutſchen Landen, wenn Frankreich obſiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerſtand entgelten müſſen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geſchlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh' hingegen Frankreich, wenn die Deutſchen ſiegen, denn alsdann iſt ſein Ruhm dahin. Wie ſoll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz raſch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu; wo ſie auch ſein mag, gehört ſie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen; des Weibes mildere Beſtimmung iſt, ſich in die Nothwendigkeit zu fügen; wer ſich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beſchwichtigung, ſeufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich ſterben muß, ja, ich muß in Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entſetzliche löſt, das Feindliche einigt.

Ernſt und faſt mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer mehr zum Marmorbild erbleichende Agnes.

Kaum hörbar flüſterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathſchluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden ſchien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz ſie an, ſie war zur Purpurroſe umgewandelt; ihr Auge ſtrahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verſtand dieſen Blick, doch von nun an war es um ihn geſchehen. Eben rauſchten vom Singchor her, betäubend hinreißend, gewaltige Harmonieen; Haugwitz neigte ſich näher zu der Stillgeliebten und flüſterte: Süße Agnes, laßt doch das Geſchick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz ſei dem Herzen eigen. Himmliſcher Engel, ſei mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen ſtrahlten in Thränen, ihr Herz klopfte ſichtlich ungeſtüm; ſie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber ſie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen ſuchte; ſie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Weſen ſchwamm hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüſterte Haugwitz, der Feind iſt ganz nah, wir ſehen uns heut' vielleicht zum letzten Male — ich will bis morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennſt am Wall die kleine Kirche? Kannſt du das Schloß auf eine Stunde verlaſſen? Erſt am Altar mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unſern Bund ſegnen kann, ich ſuche ihn auf, ich bring' ihn herbei! Die Minuten ſind uns zugezählt, entſchließe dich, mein himmliſches Mädchen! O, wenn du mein biſt, dann klägelſt du nicht mehr, dein Geſchick und das deiner Liebe giebſt du Gott anheim, und in dir wird es Frieden.

Vater Bernhardus! flüſterte Agnes, und mit Beben wendete ſie ſich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Bruſt zuſammen; er vermeinte, es ſei ſein Glück, doch es war ſein Wortbruch, die innere Stimme, die der Menſch ſtets belauſchen ſollte, ſprach durch den Sturm ſeiner Leidenſchaft hindurch, aber er verſtand ſie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworr'ner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungsſtunde.

Sobald Haugwitz ſich unter einem ſchicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einſamlich gen Oſten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhards, weit hinausſchauend über das Gefild, das im Strahl der Abendſonne mit der hellgrünen Winterſaat glänzte; der ſchöne Jüngling war eben mit ſeinen Pfleglingen, den Blumen, beſchäftigt, die ſeine Fenſter umrankten; frei und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächſe, aus deren Schimmer das hohe ſchwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlöſers ſo bedeutſam als mild hervorblickte.

Wohl umfing Haugwitz der Frieden dieſer Zelle mahnend und warnend, doch der heilſame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geiſtlichen ſeine Wünſche. Agnes ſelbſt ſendet Euch? fragte Bernhardus; wohl, ſo geſchehe, was ſie verlangt. Ich preiſ' Euch glücklich, ein ſolches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geiſtlichen überraſchte Haugwitz, die Nähe ſeines Glückes berauſchte ihn. Er ſandte ein Entſchuldigungsſchreiben zur Herzogin, worin er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erſcheinen zu dürfen, und zog ſich in ein Zimmer zurück, in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde ſchlug. Mit klopfendem Herzen, feſt in ſeinen Mantel gehüllt, nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte ſanft den einſamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, ſtand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum erſten Male ſeit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unſichtbarer Gewalt hingezogen, Agnes im Sturm für ſich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Centarini, an ſein Verbrechen ſtrafend und zerſchmetternd, ihm war zu Muth, als müßt' er aus der Kirche ſtürzen, und im Rheinſtrom ſein Wort durch ſeinen Tod löſen. Da ſchlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verſchleiert die holde Agnes, deren unverhehlene mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hinabgeriſſen. Er ſtürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küſſen ihre bebende Hand, er hörte ſie durch den Schleier leiſe ſchluchzen.

Wie kannſt du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geſchick der Liebe anheim geſtellt?

Mein Freund, mein mir wunderbar geſchenkter Gemahl, ſprach Agnes, vergibt, wenn ich unſer Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweite Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, ſie wird ſogleich eintreten, um Zeugin unſeres Bundes zu ſein — o, mein Haugwitz, ſie preiſt mein künftiges Glück! — Um ſo viel ſchöner dieſe Stunde, entgegnete Haugwitz. — Da iſt ſie ſchon, rief entzückt die junge Braut, und eilte, die Knie ihrer Wohlthäterin zu umfaſſen.

Hoch und mild, wie ein überirdiſches Weſen, die Augen leuchtend von wehmuthsvoller Theilnahme, trat die edle Herzogin in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete ſich, die beiden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen laſſend, raſch zu Haugwitz. Ich komme ſelbſt, ſprach ſie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erſchienen: ſie iſt mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat ſie mir geſagt; und ſo ſeltſam und unbegreiflich raſch ſich alles zwiſchen Euch geſtaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beſchleunigung Eures Glückes, ſo wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr ſeid von edlem Geſchlechte, und habt den angebornen Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhöht; Ihr ſeid makellos, redlich, ernſt und treu. Nehmet hier mein Liebſtes auf der Welt mit meinem beſten Segen: ſie folge Euch zum Altare, ſie reiche Euch den Trauring und den Kuß der Liebe; keine Macht der Erde entreißt ſie Euch mehr, deß ſeid Ihr gewiß; ſie aber folgt ihrer Mutter zurück in die ſichre Obhuth, und nach abgeſchloſſenem Frieden führt Haugwitz ſein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte ſich tief; liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieſer Stunde ſo liebend gab und ihn ſo weiſe beraubte, an ſeine Lippen.

Edle Fürſtin, ſprach er, ich verſtehe Euch, ihr ſeid mir wie ein guter Engel erſchienen. Ihr ſeid der Schutzgeiſt meines beſſern Ichs. Mit Gott denn, ſüße Braut! ſprach er weiter, raſch zu Agnes gewendet, und führte ſie zum Altar.

Mit tiefer Rührung ſprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechſelt, alles war ſtill umher, nur ein leiſes Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzogin.

Nach der Trauung ſchloß Haugwitz ſeine Agnes an die Bruſt und gab ihr den erſten Kuß. Es war, als könnte Herz vom Herzen, Mund von Mund nicht ſcheiden; doch plötzlich entriß ſich Haugwitz ſelbſt den Lilienarmen, die ihn umſtrickten, führte ſein ſüßes Weib zur Herzogin und ſprach: Hier, erhabene Fürſtin, iſt Euer Pflegekind, bewahret ſie mir treu, betet für mich — und wie ein Blitz war er verſchwunden.

Er iſt mein, rief betend und dankend Agnes; die Thränen der Herzogin floſſen nun unaufhaltſam dahin. Wohl dem Daſein, flüſterte ſie, Agnes umfangend, dem ein Stern ſchöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf ſeinem Roß ganz allein nach Dachſtein zurückgekehrt; nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Beſatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormaligen ſo lebensfreudigen Jüngling nun bleich und düſter ſah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er ſelbſt würde ſich ihm genähert haben, wenn er ſich keiner Schuld gegen ihn bewußt geweſen wäre; doch es thürmte ſich eine unſichtbare Scheidewand zwiſchen ihm und demjenigen, welchem er ſein Wort gebrochen, und er mußte ſich als die Urſache der Zerſtörung ſeines Liebesglückes betrachten. Daß Agnes Contarini geneigt geweſen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem ſchönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt iſt.

Gleichwohl war es nicht Eiferſucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte ſie bleich, tief erſchüttert, von Gram verzehrt angetroffen; er kannte die Quelle ihres Harms, und ſeine Lage war ihm entſetzlich. Er ſollte gegen die Landsleute ſeiner Geliebten in den Kampf? Oder ſollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner; er haßte ſein Leben und wünſchte, es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen; denn eben ſo wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht ſich zu verſagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzoſen focht, die, das fühlte er klar, all ihre ſtillen Wünſche für ſich hatte.

Haugwitz hingegen betrieb mit doppeltem Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorſicht gegen den Feind; ſeine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme übertäuben, die ihn bei Contarini's Anblick ſtrafend mahnte; wohl nöthig war dieſe Eil der Geſchäfte, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß beſiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärſchen vor der Feſtung an.

Da ſitzen wir nun im ſchlammigen Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzoſen rings um Dachſtein her von der ſüdlichen Sternſpitze des äußern Vorwerks erkannte.

An einen Ausfall iſt nicht zu denken, fiel Banner ein; wir müſſen uns, wenn das grobe Geſchütz zu ſpielen anfängt, niederſchießen laſſen, wie die geſtellten Hirſche! Welcher Höllengeiſt hat nur zuerſt den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnſitze der Menſchen zu verpeſten und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Piſtolenſchuß, wobei man ſchnell und ſicher hinüber gelangt, ſolchem langweiligen Abquälen bei Hunger, Durſt, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimme zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreißig allein ſtellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner ſolcher Feſten Eurer Meinung ſind, wo man all die mühſam aufgehöhten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeſchichteten Maulwurfshügel der Baſteien abträgt, und auf dem geebneten Boden luſtige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Ruh', und es iſt die Neigung des Menſchen, leicht zu zerſtören, was mühſam aufgerichtet. — Das ſoll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn einmal die geſammte Menſchheit anfängt, ſich nach freier Luft zu ſehnen, und lieber im Kriege friſch dreinhauen will, als ſich, wie der Fuchs, einbauen!

Der Langenweile bei der ganzen Sache nicht zu gedenken, ſetzte Banner hinzu. Komm ich an ſolch ein umſumpftes Neſt mit Zugbrücken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie luſtig reitet es ſich dagegen ein in eine heitre, durchſonnte, friſche Stadt, wo Luſt, Licht und Freude durch und durch ziehen können! die Menſchen müſſen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne ſie beſcheint!

Wer weiß, was Banner noch alles geſagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geſchützes ihn unterbrochen hätte. Dieſer Klang wirkte auf Contarini ſo gewaltig, daß er mit beflügelter Haſt nach ſeinem Poſten ritt, und alles Uebrige vergeſſend, ihn vertheidigte, wie ein Held.

Vaubrun fand ſich in der Wirkung getäuſcht, die er von der Heftigkeit der erſten Attaque erwartet hatte. Seine Stücke hatten vergebens geſpielt, die Kugeln waren größtentheils in die

Felder gefallen, und die doppelte Waſſerumgebung von der Nordſeite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geſchwächt.

Erbittert über die Nutzloſigkeit des erſten Unternehmens beſchloß der franzöſiſche Feldherr, Sturm zu laufen; doch die Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe; mit voller Kraft hatte er geſtürmt, mit beſonnener Verzweiflung ward er zurückgeſchlagen, die Leichen ſeiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tage einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerſchrocken aus der Feſtung entgegen, und ſchlug die Franzoſen in die Flucht. Die Beſatzung feierte jubelnd ihren Sieg, der Name Haugwitz erfüllte die Lüfte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich ſchien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, ſprach Contarini, als er das Auge ſeines Nebenbuhlers in Siegesluſt leuchten ſah.

Das mein' ich nicht, entgegnete Haugwitz; ihr ganzes Herz gehört nun der deutſchen Sache.

Das glaubt Ihr zu wiſſen? Woher wißt Ihr das? forſchte Contarini. — Ich meine es nur, ſagte Haugwitz, einlenkend. Deutſchland iſt ihre zweite Heimath; an dem Sieg unſrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters; ihr reines Herz iſt mir Bürge dafür, daß dieſe Rückſichten ihr heilig ſind; und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unſerer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! Ihr liebt ſie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb' ich ſie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einſetzen; aber die Pflicht ſteht am höchſten, und ich begreife nicht, wie nur der leiſeſte Zweifel obwalten kann, wo dieſe gebietet. Mein Herz weiß nichts von ſolchen Kämpfen, wie Dichter ſie ſchildern und zu verherrlichen ſtreben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes. In der Pflicht iſt das Licht; jeder Moment des Zweifels iſt Frevel und Sünde.

So liebt ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unausſprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich ſo feſt und klar in mir ſelbſt. Wie könnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergeſſenheit, die Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden? Je ſchöner ich zu handeln ſtrebe, je würdiger fühl' ich mich, ſie zu lieben: denn das iſt edele Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Geſinnung ſich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man ihr und der Liebe zufügt. Iſt Liebe meine Gebieterin, ſo muß ſie allwaltend jede meiner Handlungen lenken; denn ſie iſt höher, als irdiſche Rückſichten, und legt edlere Pflichten auf, als unſere Verhältniſſe uns auflegen können.

Ihr würdet alſo — forſchte Haugwitz.

Ja! ſprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböte, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird euch erſpart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eiferſüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn! doch kaum war das Wort entſchlüpft, als er es tief bereute.

Contarini legte ſchon die Hand an den Degen, um Rechenſchaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjutant zum Recognosciren ab. Er mußte fort; er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment ſei, die Sache auszumachen. Sinnend ſtreifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauſchte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufſchrift, befeſtigt, er glaubte, dieſe Botſchaft könne nur an ihn gerichtet ſein, er brach den Brief und las:

„Der behutſamſten Sorge ſind dieſe Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge ſie der Allgütige ſchnell und glücklich in Eure Hand gelangen laſſen. Ich ſchreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen; an wen, als an Euch könnt' ich mich wenden in meiner höchſten Noth? Wiſſet denn, es lebt mir ein geliebter Bruder im franzöſiſchen Heer, wiſſet, daß er mit Vaubrun vor Dachſtein ſteht! Er lebt noch, ich habe davon gewiſſe Kunde; er weiß nicht, daß er mein Bruder iſt, und führt den Namen d'Aimery, doch die zärtlichſte Freundſchaft verknüpft unſere Herzen ſeit der frühſten Jugend, und mein Leben hängt an dem Seinen. Er iſt die Frucht einer zweiten, geheim gebliebenen Ehe meiner edeln, guten, herzlichen Mutter, ihr wehmuthvolles Bild umſchwebt mich in Nächten, ſie fleht mich an, ihren Sohn zu retten, ſo wenigſtens glaube ich ihren leidenden Blick zu verſtehen. O, rettet mir ihn, wenn Eure Agnes leben ſoll. Mir blieb auf dem Schloſſe niemals Zeit, Euch dieß zu enthüllen; auch wußt' ich nicht, daß mein Bruder beſtimmt war, gegen Euch zu kämpfen? Ihr vermögt Alles — was Ihr für meine Wünſche thun könnt, weiß ich nicht, aber mein Herz ſagt mir, daß Ihr Alles thun werbei. Ich ſchreibe Euch mit voller Zuverſicht der Gewährung. Tod und Leben rangen in mir einen bittern Streit, eh' ich die Feder anſetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Wohl und Weh in die Hand der Liebe gelegt.''

A. v. Hz.

Mit H. begann Agneſens Familienname; daß ſie ſich hiemit als Vermählte von Hangwitz bezeichne, konnte Contarini nicht wiſſen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das Billet an ihn gerichtet ſei. Der Jäger, dem Agnes die Beſorgung anvertraut, war in der Entfernung durch eine gewiſſe Aehnlichkeit in die Geſtalt und durch die Gleichheit der Uniform getäuſcht worden, und hatte den Brief, vermeinend Hangwitz ſtehe auf dem Wall, zu Contarini's Füßen hingeſchnellt.

Ihn alſo, nicht Hangwitz liebte Agnes? Ihn hatte ſie zum Retter ihres Bruders erkoren? Und ernſt und feierlich bekennt ſie ſich zu ihrer Wahl? Trunken von ſchmerzlicher Wonne nahm Contarini den Boten ſeines vermeinten Glückes, den Pfeil, vom Boden auf, ſteckte ihn in ſeinen Buſen und eilte in ſeine Wohnung. Gott aber, wenn er nun alles überdachte, was war es, das Agnes von ihm verlangte? Was konnte ihm frommen, als Meineid und Verrath?

Gräßlich erſchienen war der Augenblick, den ſeine frevelhaften Worte vor einer Stunde herbeigerufen; war es doch als hätten feindliche Gewalten um ihn her gelauſcht, und wollten ihn nun beim Worte faſſen! Wie ſo anders ſtand es um die ſchnell dahin gewagte Aeußerung, und wie ſo anders um die That! Aber Agnes ging unter, wenn er nicht Rettung bot, ſie mußte ihn ewig haſſen! Was war die Feſtung, was die Welt gegen Agnes und ihre Liebe? Dieſe Vorſtellung überwog und Contarini ſchrieb:

„Euer Leben, Chevalier, iſt einem Engel theuer. Schont es, denn auch mein Leben iſt fortan mit dem Eurigen verknüpft. Entziehet Euch dem neuen Angriff auf die Feſtung, die ich vertheidigen muß. Die Vertheidigung der Belagerten, von aller Beſonnenheit der vorausgefaßten Anſchläge, von aller Wuth der höchſten Verzweiflung beſeelt, wird verheerend ſein. O, rettet Euer Leben! Eure bisher unter dem Namen einer Freundin von Euch ſo innig geliebte Schweſter fleht mich an, es ſchützen zu helfen; dieſer Befehl legt mir die Pflicht auf, für Euch noch mehr zu thun, als zu ſterben, wenn es ſein muß — die Weſtſeite iſt die ſchwächſte — Gott ſei mit Euch!''

Durch einen treuen Boten wurden dieſe Zeilen ſchnell in d'Aimery's Hand überliefert. Er eilte beſtürzt und ergriffen wie er war, Vaubrun die wichtige Nachricht zu geben, die ihm von unbekannter Hand geworden war. Gebieteriſch und drängend erheiſchte der Feldherr den Brief. d'Aimery, ſeine Uebereilung wohl fühlend, mußte gehorchen. Vaubrun erkannte auf der Stelle Contarini's Hand, von welcher er bereits mehrere unterſchriebene Briefe aufgefangen hatte. Erfreut, einen mit einem ſo wichtigen Poſten bekleideten feindlichen Officier gleichſam zum Bundesgenoſſen zu haben, und deſſen Geſchick in ſeiner Hand zu wiſſen, traf nun Vaubrun ſeine Anſtalten, die Weſtſeite der Feſtung mit voller Gewalt anzugreifen. Durch einen blinden Angriff beſchäftigte er wirklich mit Anbruch der Nacht die Belagerten, und ließ unterdeß den Anfall auf die Weſtſeite für den folgenden Tag vorbereiten. — Die Beſatzung, ganz mit Zurückſchlagung der feindlichen Truppen beſchäftigt, wurde über die eigentliche Abſicht der Belagerer getäuſcht, und mit dem erſten Morgenſtrahl gingen urplötzlich acht halbe Karthaunen los, die eine ſolche Breſche ſchlugen, daß die Belagerten gleich, wie in offenem Felde, ſtanden.

Mit dem höchſten Entſetzen ſah Hangwitz ſich und ſeine Mannſchaft verloren. Ohne Zweifel war Verrath mit im Spiel geweſen; nur durch Kundſchafter konnte Vaubrun erfahren haben, daß die übrigen Kanten ſtärker beſetzt und an und für ſich dauerhafter gebaut und beſſer ausgeſtattet waren, als die Weſtſeite, auf welcher nach der urſprünglich angenommenen Stellung des Feindes kein Ueberfall zu befürchten geweſen. In höchſter Eil berief der Commandant ſeine Ingenieurs und Minirer, und ließ das Stadtthor untergraben, und durch eine Menge Musketen eine gräßliche Exploſion vorbereiten. Als die Franzoſen das Thor geöffnet ſahen, drangen ſie in voller Eil hinein, da wurde die Mine angezündet, die Musketen zugleich thaten ihre Wirkung, urplötzlich ſtand der Boden in Flammen und der offene Schlund empfing das taumelnde Heer. d'Aimery, kenntlich an der purpurnen Feldbinde und blau angelaufener Rüſtung, mit Gold ausgelegt, ſank mit ſeinen Genoſſen dahin; er war bereits weit vorgedrungen geweſen, als die Gewalt der Exploſion ihn erreichte. Einige Compagnien Arrieregarde der Franzoſen wollten ſich, da plötzlich Hangwitz ihnen den Weg durch die Gluth abſchnitt, über ein feſtgefrornes Gewäſſer retten; doch das Eis brach unter ihnen, ſie ſanken unter und nur wenige entrannen dem Verderben, das Fluth und Gluth, wie zum Heil der Deutſchen verbündet, dem Feinde bereitet.

Contarini hörte unter den Wehklagen, die bei mehreren Gefangenen laut wurden, den Namen d'Aimery ſchallen. Er klagte ſich als ſeinen Mörder an; hätte er auf der ſchmalen Bahn der Pflicht ſeinen Weg verfolgt, und alles dem Himmel anheimgeſtellt, ſo durfte er ſich nicht als den Urheber dieſer furchtbaren Ereigniſſe anſehn.

Muthlos war Vaubrun mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Molsheim gegangen; ſchon glaubten Dachſteins Bewohner ihrer entledigt zu ſein, ſie ſchöpften Odem, und wollten ſich ſchon ſorgloſer Ruhe überlaſſen. Das kaiſerliche Heer, zum Entſatz geſchickt, konnte nicht mehr fern ſein, doch Haugwitz trieb zu friſcher Thätigkeit an. Mögen ſie kommen oder nicht, rief er aus, möge der Feind fern bleiben, oder neue Angriffe wagen, wir wollen uns rüſtig halten; und ſollten wir zu Grunde gehen, ſo rufen wir wie Franz der Erſte, als ihn Carl der Fünfte gefangen nahm: Tout est perdu, fors l'honneur!

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte die Gemüther, mit friſcher Thatkraft regten ſich Herz und Hände; ſelbſt Contarini in ſeiner dumpfen Verzweiflung nahm ſich vor, den Tod zu ſuchen, da ihm das Leben nichts mehr zu bieten hatte.

In dumpfer Erwartung, bei anhaltender Thätigkeit, vergingen zehn Tage. Alles ſchien ruhig; die Nachricht von der Annäherung des kaiſerlichen Heeres beſchwichtigte die Gemüther ganz. — Da, plötzlich, beim Anbruch des Tages am 28. Januar, während ein trüber Nebel die Landſchaft verhüllte, vernahmen die Dachſteiner das Blaſen der Fanfaren; mit ungeheurer Macht hat Vaubrun den Sturm begonnen, mit Aufbieten der höchſten Kraft ſchlug die Beſatzung den Sturm zurück. Wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft; doch es bewährte ſich an ihm der Spruch, daß der Tod die am eifrigſten flieht, die ihn ſuchen; er blieb, und groß war ſein Antheil an der Herrlichkeit des Tages.

Einen Tag widmete der franzöſiſche Feldherr der Ruhe, dann wollte er einen neuen Angriff beginnen; ſein ganzer Ruhm ſtand auf dem Spiele. Dieſem Angriff entgegenſehend, und mehr als je des Lebens müde, redete Contarini dem Commandanten zu, durch einen furchtbaren Ausfall den Feind zu überraſchen und zu entkräften. Haugwitz hatte dieſen Gedanken ſchon gehabt und wieder verworfen: denn die Ueberlegung rieth ihm, die erſchöpften Kräfte ſeiner Mannſchaft zum Widerſtand aufzuſparen, und mühſam hatte er ſich, im Drang, den Feind anzufallen, bekämpft. Contarini machte ſeinen Entſchluß wieder ſchwankend, und riß ihn mit ſiegender Beredſamkeit zur That mit fort. Anfänglich begünſtigte das Glück den Ausfall; die Entſchloſſenheit der Schleſier brachte die Linien der Feinde zum Weichen; ſchon neigte ſich der Sieg den Deutſchen zu, ſchon drang Haugwitz, alles um ſich her vernichtend, wie ein Wetterſtrahl auf Vaubrun ſelbſt ein, und rief ihm zu, ſich zu ergeben: da traf eine Kugel ſein unbehelmtes Haupt und lautlos ſank er nieder auf die Leichen der Feinde. Dieſer Fall beugte den Muth der tapfern Schleſier; alle Herzen fühlten ſich getroffen von der Kugel, die den edlen Haugwitz in den Sand geſtreckt. Seit dieſem Moment nahm die Verwirrung überhand; alles ſtürzte in fürchterlicher Unordnung durch einander, und was dem Schwert entrann, floh, wie ſinnlos, in die Citadelle zurück. Der Jubelruf der Franzoſen bei des ſiegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläute des Muthes der Beſatzung geweſen; entſchieden war das Loos des Tages, wahrſcheinlich auch das der Citadelle.

Vergebens hatte Contarini in dieſem Gewühl ſeine Stimme erhoben, die Truppen zu ſammeln, zu ordnen, zur Rache zu befeuern; ſein Ruf verhallte fruchtlos; der Schmerz war zu furchtbar; das Ereigniß zu überraſchend geweſen. Nun aber, als des Commandanten mühſam dahingenommener Körper mit Staub und Blut bedeckt, im Saal der Citadelle lag, als alte Krieger ſein Gewand küßten, und ſeine tapfere Hand mit Thränen netzten, nun vernahmen die Getreuen wieder die Stimme, die ſie zur Rache, zur Rettung der deutſchen Ehre aufrief; der alte Muth wurde wieder rege, und an der Gruft des edlen Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Commandanten der Feſtung erwählt. Tief beſchämt empfing er dieſe Ehre; der Glanz aller Freude und alles Ruhmes war von ihm gewichen, und er wollte nur noch leben, um ſein Leben mit Ruhm aufs Neue zu wagen.

Am Morgen nach Haugwitz Leichenbeſtattung verlangte ein Mann, der ſich für einen Molsheimer Bauer ausgab, beſonders Gehör beim Commandanten; es wurde geſtattet.

Graf Contarini, ſagte der Unbekannte, ſeht in mir den für todt gehaltenen d'Aimery, den Ihr retten wolltet. Meiner Schweſter dringendes Flehen hatte mich bewogen, eine unſcheinbare Rüſtung anzuziehen, und der die Meinige trug, war ein Lanzenknecht; ſie weiß, daß ich lebe, und auch Euch wollt' ich dieſe Beruhigung gönnen; denn ich kann nicht von Euch denken, was alle meine Cameraden, was der Feldherr denkt, daß Ihr uns mörderiſch in die Falle locken wolltet?

Ich? glühte Contarini hoch auf, und mein Schreiben? forſchte er plötzlich — Iſt in allen Händen, belehrte ihn d'Aimery; und glaubt mir, ſo weh es mir thut, ich konnte nicht anders, und jeden Augenblick bin ich bereit, Euch Genugthuung zu geben.

Agneſens Bruder, an dem ihr Leben und Heil geknüpft iſt, d'Aimery. Euer Wort genügt mir; Euer offenes Auge verbirgt es mir, die Mittheilung des Briefes wurde Euch abgezwungen.

Und dieſer Beſuch bei Euch nicht minder, fiel der Chevalier ein; glaubt mir, ich bin hier, weil ich muß, und nur gezwungen richt' ich meinen Auftrag aus. Commandant! verwechſelt nicht Agneſens Bruder mit dem Feind, den ſein Oberer an Euch geſendet! Glaubt mir, in meinen Augen ſeid ihr kein Verräther; doch Verrath habt Ihr geübt, und darum mußt ihr ihn wieder üben. Der Feldherr kennt Eure Handſchrift, die mir völlig unbekannt war. Ihr ſeid verloren, wenn Ihr Euch nicht unzweideutig uns ergeben zeigt! O, Contarini, Eure Todesbläſſe, Euer rollendes Auge ſagt mir Euren Schmerz! Möcht' ich doch lieber vor Eurem Leichnam ſtehen, bedeckt mit Wunden und Kränzen, wie Euer bewieſener Heldenmuth ſie verdient, als vor dem verrathenen Verräther Contarini! Doch, es iſt geſchehen, Eure That ſpricht gegen Euch; denn wie kommt ein guter Beweggrund in Anſchlag, wo Böſes verübt wird! Vaubrun erheiſcht, Ihr ſollt für uns handeln; ich hab' es Euch ſagen müſſen. Gott mit Euch!

Erſtarrt ſah Contarini dem Unbekannten nach; er ſtürzte auf ihn zu, ereilte ihn noch und rief: Und Agnes? — Agnes hat ein franzöſiſches Herz, entgegnete d'Aimery, entwand ſich dem Verfolgenden und entwich. Auf der entſetzlichen Folter von Gewiſſensqualen, Hoffnungen und Zweifeln blieb Contarini zurück. Dräuend vor ihm ſtand das Bild der Geliebten, vergehend in troſtloſem Jammer, und die Schmach der Enthüllung ſeiner That. Lockend winkte ihm die Hoffnung, ſie durch Ergebenheit für Frankreichs Sache zu gewinnen; ſchmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, und rief ihm zu, eine augenblickliche Vergehung durch fortdauernden Heldenmuth zu ſühnen, und wenn auch dadurch zu Grunde zu gehen, doch ſein beſſeres Selbſt zu retten.

Noch ſchwankte Contarini zwiſchen all dieſen Vorſtellungen, als die Offiziere hereindrangen und forſchten, was der Unbekannte berichtet? In Verwirrung durch dieſen Andrang geſetzt, ſtammelte Contarini eine Lüge, und keiner ſetzte Mißtrauen in ſeine Worte.

Der Tag verging ziemlich ſtill, der Feind ſchien ſich zum Abzug zu bereiten; doch des 30. Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang ſo hoch geröthet, ſondern durch die Flamme der brennenden Stadt, die der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang ſiegjubelnd das franzöſiſche Heer, und pflanzte neun halbe Carthaunen dicht an die Mauern des Caſtells, ohne daß es die Beſatzung hindern konnte.

Zwei Stimmen wurden in dieſem entſetzlichen Augenblick in Contarini laut; die eine rief: Hier handle als Mann, hier ſtirb als Held! die andere aber, ſtürmiſch und lockend, übertäubte den Ruf, ſchmeichelnd mit Hoffnung, dräuend mit dem Unwillen und dem Haß der Geliebten, wenn im verzweifelten Kampf Agneſens Bruder fiel.

Ergriffen von dieſen Vorſtellungen berief Contarini den Kriegsrath. Er ſtellte die Unmöglichkeit einer ſiegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menſchenblut zu ſchonen; mächtig unterſtützten ihn ſeine nähern Freunde, Frescobaldi, Glency Banner und Rothkirch. Ueberdem waren die Vorräthe erſchöpft, das kaiſerliche Heer ſchien noch entfernt. Die Uebergabe wurde beſchloſſen.

Die Beſatzung, obwohl im Stillen murrend, ſo hohen Muth, ſo ausdauernde Tapferkeit und ſo edles Blut fruchtlos verſchwendet zu ſehn, fügte ſich in den Willen des Commandanten. Die Friedensfahne wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle geſteckt, und ein Herold zu Vaubrun geſendet, um ihm die Ergebung der Belagerten kund zu thun. So leichten Sieg hatte Vaubrun nicht erwartet. Triumphirend zog Vaubrun in die Citadelle ein, geſenkten Blickes trat ihm Contarini entgegen.

Ihr habt viel Bravour bewieſen, Commandant, lächelte ihm der franzöſiſche Feldherr zweideutig und höhniſch zu, und reichte ihm gleichſam heimlich, doch ſo, daß es keinem entging, ein Blatt. Contarini erblaßte; es war ſein Brief an d'Aimery. Schnell entwand ihn Vaubrun wieder ſeiner bebenden Hand, und warf ihn in die Kaminflamme. Eine Ahnung von Verrath durchzuckte die Gemüther, und ſtrafende Blicke verkündeten ſie dem gefolterten Contarini. d'Aimery ließ ſich nicht ſehn, und er wagte nicht nach ihm zu fragen.

Jetzt zeigte ſich der Sieger im vollen Uebermuth des vom Glück endlich Begünſtigten, der für langen Verzug Rache zu nehmen ſinnt. Die nämlichen Schleſier, die unter Haugwitz wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet; einzeln wurde ihnen freier Abzug gewährt; mit hohem Löſegeld mußten die Offiziere ihre Freiheit erkaufen, nur Contarini und ſeine vier verbündeten Freunde, die für die Uebergabe geſtimmt, wurden unbedingt frei gelaſſen.

Contarini, wie zeriſſen ſein Herz, wie verwirrt ſein Sinn, da ihm nicht anders zu Muth war, als trüge er ſeine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl einen Gedanken, einen Wunſch allein, er wollte

Agnes ſehn, für die er ſo überſchwenglich viel gethan. Haugwitz war dahin, und ihm hatte ſie, wie er vermeinte, Liebe geſtanden; ihren Bruder hatte er gewarnt, der franzöſiſchen Sache Dienſte geleiſtet; Vaubrun mußte ihn ſchützen, ihn befördern, und ihm mußte der Lohn ſeines Strebens werden.

In dieſer Stimmung erfuhr Contarini, daß der Herzog heut' ein Banquett in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes ſprechen! Sein Herz rang nach Gewißheit; ſelbſt die gräßlichſte war ihm erwünſchter, als dieſer Erwartung Qual.

So wahrſcheinlich es Contarini und ſeinen Freunden dünkte, daß man in Straßburg von der ſchönen Uebergabe der Feſtung noch nichts wiſſe, wollten ſie doch nichts dem Ohngefähr anvertrauen; eine Nachricht konnte hingelangen, der gedemüthigte Commandant durfte ſich nicht im Schloſſe zeigen. So beſchloß er denn, ſich mit ſeinen Gefährten vermummt unter die Zuſchauer zu miſchen, wie es zu jener Zeit thunlich war. Er nahm weite ſpaniſche Mäntel, Federhüte mit tiefen Krempen und Maſken mit, ſo ritten die Freunde, da kein Augenblick zu verlieren war, durch Schneegeſtöber und Sturm der herannahenden Nacht nach Straßburg, wohl bewaffnet, und Lederkoller und Bruſtſchilde unter dem Mantel tragend.

Nicht ſo eilig war dieſer Ritt, nicht ſo ſtürmend die Pein der Erwartung, daß nicht Contarini, indem er von fern die Lichter der Stadt flammen und den hohen Münſter vom Widerſchein der Fackeln leuchten ſah, der Zeiten gedacht hätte, wo er mit reinem Herzen eilte, ſein Mädchen zu ſehen, und wie damals Alles ſo anders, ſo beſſer war. Was ihm nun das Glück auch noch zu bieten hatte, er fühlte es klar, dieſe Wonne der unſchuldigen Liebe bei freiem Bewußtſein konnt' ihm nichts mehr wiederſchenken, ſie war unwiederbringlich dahin. Seine Wehmuth ſtieg mit jedem Schritt, der ihn näher an das Ziel ſeiner Wünſche brachte.

Im Hirſch, wo ſie ſtets abzuſteigen pflegten, kehrten die Freunde auch diesmal, doch durch die Hinterthür, ein; nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr um ihre Ankunft. Dieſe war um ſo leichter geheim zu halten, da ſchon ſein Hausgeſinde nach dem Schloſſe geeilt war, um das Feſt zu ſehn.

Der redliche Elſaſſer bewillkommte fröhlich die düſtern Krieger. Meine Freude iſt um ſo größer, ſprach er treuherzig, als ich Euch berichten kann, daß vier kaiſerliche curpfälziſche Regimenter, vom glorreichen Herrmann von Baden angeführt, morgen den Rhein paſſiren, um Dachſtein zu entſetzen. Wie ſeid Ihr nur unbemerkt aus der Citadelle entkommen, und wie können Euer Gnaden ſich ſo wagen? — Alle wurden blaß und ſahen ſich höchſt verlegen an. Der Wirth hielt es für unbeſcheiden, weiter in ſie zu dringen, er ſprach: Es kommt zuletzt auf die Paar Stunden nicht an; Mitternacht iſt nicht weit, und gewiß waren Euer Gnaden wohl escortirt! — Wir müſſen eilen! rief Contarini und die Freunde, nicht minder als er beklommen und erſchüttert, eilten mit ihm hinaus.

Befremdet ſah der Wirth ihnen nach, und eilte dann, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er vorausſetzte, ſie möchten vom Schloſſe kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz ſchlug freier, als er das Schloß wieder ſah; ſüße Erinnerungen ſchwebten ihm entgegen, und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langſam zögernd in der Nähe des Schloſſes hielt Contarini, Clery und Frescobaldi an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freien Schloßplatze, Angeſichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenſter ſtehen.

Sie wiſſen in Straßburg noch nichts, noch ſteht es in unſerer Macht, uns zu retten, flüſterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbei winkte.

Darauf ſind Wir auch ſchon bedacht, fiel Banner ein, und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebesgluth uns nicht zuvor noch recht gefliſſentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unſer mit Anbruch des Tages wartet; du kennſt des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unſere That erfährt, iſt unſer Urtheil ſchon geſprochen; er iſt der großmuthvollſte Feind, doch der furchtbarſte Richter. Ehre iſt ſein Licht und ſein Geſetz; er athmet nur für ſie; unſer Loos wird entſetzlich ſein!

Freunde! rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgeriſſen, mein Gut und Blut iſt Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch ſteht die Welt uns offen; wir flüchten zum franzöſiſchen Heere — Und kämpfen gegen Deutſchland? fiel Banner ein. O, nimmermehr; lieber den qualvollſten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anſpruch auf Belohnung, auf Schutz, ſie müſſen ihn uns gewähren; doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier.

Du biſt ein Thor, rief haſtig Rothkirch; erſt ſtell dich ſicher, dann denk' an das Freien!

Alſo der Ungewißheit ſoll ich mein einziges

Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich, ich werde mich beſſer berathen! Schon längſt war ich im Stillen darauf bedacht, die Lage von Agneſens Zimmer und deren Umgebungen auszufunden. Sie bewohnt einige Zimmer im erſten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Niſche, von Pfeilern verdeckt, iſt auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und ſie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunſt ich durch viele Geſchenke erworben. Wir warten unter den Zuſchauern verborgen, bis Agnes den Tanzſaal verläßt. Sobald wir ſie in ihren Zimmern wiſſen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Lisbeth geben will, dieß ſchlaue Mädchen von unſrer Ankunft. Lisbeth wird an die Thür kommen; wir dringen ein, wir bemächtigen uns beider Frauen und führen ſie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück, unſere Pferde zu holen; wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß doch am beſten, wenn die Weiber nicht dabei wären, fiel Clercy ein; denn ſie verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz ſo unverhehlen geneigt war, ſich um ſeinen Tod härmt und von Dir nichts wiſſen will?

Gleichwohl wird ſie mein, erwiederte Contarini dumpf. Haugwitz hat nun ſeine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr ſcheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, ſo iſt nur zu wünſchen, daß ſie in die tiefſte Ohnmacht fällt, um ſich den Widerſtand, uns die Mühe zu ſparen.

Wenn du nicht überzeugt biſt, daß ſie dich liebt, fiel Rothkirch ein, ſo laß um des Himmels Willen ab, du machſt uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete haſtig Contarini, ſo wird ſie durch einen ſolchen Sturm, durch ſolche Gluth geneigt und gewonnen! Laßt ſie in meiner Gewalt ſein, und jede ſchlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die meinige werden, ich habe zu viel für ſie gethan, um ſie zu laſſen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner! rief Frescobaldi. — Ja, er muß! riefen einmüthig die Uebrigen. — Wir dürfen uns nicht zu Grunde richten laſſen, und dich ſelbſt durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Clercy.

Contarini wurde todtenbleich; ein haſtiges Zittern, ein gräßliches Funkeln ſeiner wildrollenden Augen, die Verzerrung ſeiner Geſichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entſetzte die Uebrigen, da ſie beim Fackelſchein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Fauſt, und wollte in ſinnloſer Verzweiflung ſeine Bruſt zerſchlagen; Vanner fiel ihm in den Arm, Alle flehten ihn an, ſein zu ſchonen. Mitleid und Liebe bewegten nun die Gemüther der Freunde ausſchließlich; ſie baten ihn, ſich auf ihre Treue zu verlaſſen und über ſie zu gebieten. Nur ſchwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen; zu allem Glück war der Platz menſchenleer und blieb es, da ſich jedermann in das Schloß zu drängen verſuchte.

Nachdem Contarini von ſeinen Freunden Handſchlag und Wort empfangen, ihm in Allem, was er vernehmen würde, getreulich Beiſtand zu leiſten, hüllten ſich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten ſich durch die Menge und gelangten in die feſtlich erleuchteten Gallerien, von welchen man dem Tanze zuſehen konnte.

Hier ſchien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendſten Schmucke, ſchwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeiſterter Huldigungen. Süße ſchmelzende Töne begleiteten die Tänze; alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punkt hingezaubert in den Bann der geſelligen Luſt. Agnes war nicht zu ſehn.

Zerſtreut Euch unter die Zuſchauer nach verſchiedenen Richtungen, flüſterte Contarini ſeinen Freunden zu, zieht Nachricht von Agnes ein, oder ſeht, wo ſie ſein mag; hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Kaum waren ſie fort; als es ihm gereute, nicht ſelbſt den Ausweg genommen zu haben, den er ſeinen Gefährten angewieſen; er ſtand wie auf glühendem Eiſen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang ſein Herz bezwungen, ſo eilte er fort. Die Maſſe der Zuſchauer, welche glaubte, er wolle ſich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz; und ohne in ſeiner Betäubung zu wiſſen, welchen Weg er genommen, befand er ſich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, das ganz einſam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend ſtehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen und in den Wölbungen wiederhallte, die nur ſpärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er ſich hier ſo einſam, ſo trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßſälen, wie durch einen Zauberſchlag verſetzt ſah. Sein forſchendes Auge begann nach und nach die Gegenſtände um ihn her zu unterſcheiden, er entdeckte mit glühenden Wangen ahnungsvoller Wonne, daß er im Corridor ſich befand, der dicht vor Agneſens Zimmer lag. Hierher alſo hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet? Oder hatte ihm ſein Herz den Weg zum Ziele gewieſen? Er hatte Agnes nicht beim Feſte geſehen — wie, wenn Ahnung ſie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er ſie fände?

Kaum hatte ihn dieſer Gedanke durchzuckt, ſo war er auch ſchon an der Thür von Agneſens Vorzimmer; ſie war nicht verſchloſſen. Contarini ging, den Odem an ſich haltend, weiter; auch die Thür ihres Vorzimmers war unverſchloſſen, doch herrſchte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht ſtrömt ihm entgegen; Agnes war alſo daheim. Entſchloſſen und dennoch von unbeſchreiblichem, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein; ein gewaltiger Lichtſtrom blendete ſein Auge; er ſah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wappen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwappen Agneſens geſtickt war, über beide Wappen ſchwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieſelt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Prieſter, der zum Haupte der Leiche gebetet, von den Knieen. Er erſchrak heftig, denn er ſah Contarini's ſtumme Verzweiflung. Gleichwohl wußte er ſich zu faſſen, und fragte mit ſanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Seid Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit ſchwankender Stimme. O, ſagt mir, ſagt mir Alles, meine Sinne verwirren ſich bei dieſem entſetzlichen Anblick.

Ihr ſeht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus ſanft und mitleidvoll, die entſeelte Hülle der edlen Frau von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini, und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja dieß war ein ſeltſames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf, nehmt Eure Verhüllung ab, und betet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — Beten? rief Contarini, Frieden? und er nahte ſich mit Ungeſtüm der im Tode noch ſo unausſprechlich ſchönen Geſtalt. Er faßte ihre Hände und drückte ſie an Bruſt und Lippen; er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnerte Bernhardus, zurück! Zurück von dieſer unentweihten Lilie, deine Berührung iſt Makel für ſie! — Contarini ließ Agnes los, und ſprach hohl und dumpf Läſterworte, vor denen der ſchaudernde Bernhardus ſein Haupt verhüllte. Jetzt ſtürzte Contarini fort, und eilte durch die Nacht allein in ſein Gaſthaus zurück, hier ſchloß er ſich ein, nahm zwei Piſtolen, ſetzte die eine an den Mund, die zweite auf das Herz, drückte beide zugleich los, und er war dahin.

Eben ſchlug die Glocke vom Münſter die vierte Morgenſtunde und die ſchmetternden Trompeten des kaiſerlichen Heeres, das mit fliegenden Fahnen über den Rhein kam, tönte durch die blaue Morgenluft. Heller Jubel empfing die wackern Oeſtreicher, die treuen Pfälzer, den ritterlichen Fürſten Herrmann von Baden; ſchon freute ſich Alles des nahen Abzugs Vaubruns, noch wußte Niemand, daß der bis dahin ſo kühn und ruhmvoll behauptete Platz übergeben ſei, doch die entſetzliche Botſchaft traf in Straßburg mit der Ankunft des Heeres zuſammen.

Contarini's Freunde wurden bei des Unglücklichen Leichnam gefunden, wo ſie jammernd und unentſchloſſen ſtanden, als Prinz Herrmanns Trabanten dort eindrangen. Ihre Degen wurden ihnen abgenommen, und ſie wurden zur Unterſuchung nach Freiburg geführt.

Der Prinz von Baden wollte an Contarini's entſeelter Hülle, zum Beiſpiel und Schrecken für Verräther, noch entehrende Strafen üben laſſen; doch Alle, die ihn gekannt, baten für ihn, und das edle Herz ließ ſich zur Milde für den Verirrten bewegen. Am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer vor das Thor der Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Gruft verſenkt wurde, ohne Ehrenzeichen, Prieſter noch Gebet; doch vernahmen die Anweſenden vom Münſterthurm her, der eben die vierte Stunde ſchlug, gleich darauf das Todtengeläut, welches die Leichenbeſtattung Agneſens verkündete. Dem Leichenzuge folgten die Edelfrauen und Fräulein des Lothringiſchen Hofes unter Thränen und Gebet, und mochte manche ſanfte Seele, eingedenk, daß nun eben auch des unglücklichen Contarini irdiſche Hülle zurückkehrte in der Mutter Schoß, eingedenk ſeiner blühenden Jugendherrlichkeit, und ſo mancher durch ihn und ſeine Freudigkeit belebten Stunde und eines gräßlichen Endes hinüberblicken vom Lilien umduftenden Sarge Agneſens nach der Gruft an der Rheinbrücke, und für den Frieden ſeiner Seele beten.

Zwölf Kinder- und Hausmährchen[*].

Von J. Grimm.

1. Der Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und ſetzte ſich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebſtes Spielwerck, die warf ſie in die Höhe und fing ſie wieder in der Luft und hatte ihre Luſt daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, ſie hatte die Hand ſchon ausgeſtreckt und die Finger gekrümmt, um ſie wieder zu fangen, da ſchlug ſie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Waſſer hinein.

Die Königstochter blickte ihr erſchrocken nach, der Brunnen war aber ſo tief, daß kein Grund zu ſehen war. Da fing ſie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgeſteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'.“ Wie ſie ſo klagte, ſteckte ein Froſch ſeinen Kopf aus dem Waſſer und ſprach: „Königstochter, was jammerſt du ſo erbärmlich?“ — „Ach,“ ſagte ſie, „du garſtiger Froſch, was kannſt du mir helfen! meine goldne Kugel iſt mir in den Brunnen gefallen.“ — Der Froſch ſprach: „deine Perlen, deine Edelgeſteine und deine Kleider, die verlang' ich nicht, aber wenn du mich zum Geſellen annehmen willſt, und ich ſoll neben dir ſitzen und von deinem goldnen Tellerlein eſſen und ich in deinem Bettlein ſchlafen und du willſt mich werth und lieb haben, ſo will ich dir deine Kugel wiederbringen.“ Die Königstochter dachte, was ſchwätzt der einfältige Froſch wohl, der muß doch in ſeinem Waſſer bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja ſagen; und ſagte: „ja meinetwegen, ſchaff mir nur erſt die goldne Kugel wieder, es ſoll dir alles verſprochen ſein.“ Der Froſch ſteckte ſeinen Kopf unter das Waſſer und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, ſo kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf ſie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief ſie geſchwind darauf zu, hob ſie auf und war ſo froh, ſie wieder in ihrer Hand zu halten, daß ſie an nichts weiter gedachte, ſondern damit nach Haus eilte. Der Froſch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du verſprochen haſt:“ aber ſie hörte nicht darauf.

Am andern Tage ſaß die Königstochter an der Tafel, da hörte ſie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitſch, platſch! plitſch, platſch, bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngſte, mach mir auf!“ Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Froſch, an den ſie nicht mehr gedacht hatte; ganz erſchrocken warf ſie die Thüre haſtig zu und ſetzte ſich wieder an die Tafel. Der König aber ſah, daß ihr das Herz klopfte, und ſagte: „warum fürchteſt du dich?“ — „Da draußen iſt ein garſtiger Froſch,“ ſagte ſie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Waſſer geholt, ich verſprach ihm dafür, er ſollte mein Geſelle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus ſeinem Waſſer heraus könnte, nun iſt er draußen vor der Thür und will herein.“ In dem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngſte,
mach mir auf,
weißt du nicht was geſtern
du zu mir geſagt
bei dem kühlen Brunnenwaſſer?
Königstochter, jüngſte,
mach mir auf!“

Der König ſagte: „was du verſprochen haſt, mußt du halten, geh und mach dem Froſch die Thüre auf.“ Sie gehorchte und der Froſch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als ſie ſich wieder geſetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich.“ Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Froſch oben war, ſprach er: „nun ſchieb dein goldnes Tellerlein näher, ich will mit dir davon eſſen.“ Das mußte ſie auch thun. Wie er ſich ſatt gegeſſen hatte, ſagte er: „nun bin ich müd' und will ſchlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ Die Königstochter erſchrack, wie ſie das hörte, ſie fürchtete ſich vor dem kalten Froſch, ſie getraute ſich nicht ihn anzurühren und nun ſollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, ſie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei ſeiner Ungnade, zu thun, was ſie verſprochen habe. Es half nichts, ſie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber ſie war bitterböſe in ihrem Herzen. Sie packte den Froſch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte ſich ins Bett und ſtatt ihn neben ſich zu legen, warf ſie ihn bratſch! an die Wand; „da, nun wirſt du mich in Ruh laſſen, du garſtiger Froſch!“

Aber der Froſch fiel nicht todt herunter, ſondern wie er herab auf das Bett kam, da ward ein ſchöner junger Prinz. Der war nun ihr lieder Geſelle, und ſie hielt ihn werth wie ſie verſprochen hatte, und ſie ſchliefen vergnügt zuſammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden beſpannt, mit Federn geputzt und goldſchimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte ſich ſo betrübt über die Verwandlung deſſelben, daß er drei eiſerne Bande um ſein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerſpringe. Der Prinz ſetzte ſich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber ſtand hinten auf, ſo wollten ſie in ſein Reich fahren. Und wie ſie ein Stück Weges gefahren waren, hörte er hinter ſich ein lautes Krachen, da drehte er ſich um und rief:

---

[*] Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- u. Kindermährchen. Berlin 1812.

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es iſt ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen ſaßt,
als ihr eine Fretſche (Froſch) waſt.“ (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich abſprangen, weil ſein Herr erlöſt und glücklich war.

---

2. Katz und Maus in Geſellſchaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zuſammen leben und Wirthſchaft zuſammen haben; ſie ſorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil ſie keinen beſſern und ſicherern Ort wußten, ſtellten ſie es unter den Altar in der Kirche, da ſollt' es ſtehen, bis ſie ſein bedürftig wären. Einſtmals aber trug die Katze Gelüſten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Baſe zu Gevatter gebeten, ſie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das ſoll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus.“ — „Ja, ja,“ ſagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes iſſeſt, denk an mich, von dem ſüßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen.“ Die Katze aber ging geradewegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, ſpazierte darnach um die Stadt herum und kam erſt am Abend nach Haus. „Du wirſt dich recht erluſtirt haben, ſagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen? — „Hautab, antwortete die Katze.“ — „Hautab! das iſt ein ſeltſamer Name, den hab' ich noch nicht gehört.“

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüſten, ging zur Maus und ſprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abſchlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthſchaft treiben.“ Die Maus ſagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als ſie heim kam, fragte die Maus: „wie iſt denn dieſer Pathe getauft worden?“ — „Halbaus“ — „Halbaus? was du ſagſt! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der ſteht gewiß nicht im Calender.“

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergeſſen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind iſt ſchwarz und hat bloß weiße Pfoten, ſonſt kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft ſich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?“ — „Hautab, Halbaus, ſagte die Maus, es ſind ſo kurioſe Namen, die machen mich ſo nachdenkſam, doch geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam ſatt und dick erſt in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ — „Ganzaus“ — Ganzaus! ei! ei! Das iſt der allerbedenklichſte Namen, ſagte die Maus; Ganzaus? was ſoll der bedeuten? gedruckt iſt er mir noch nicht vorgekommen!“ damit ſchüttelte ſie den Kopf und legte ſich ſchlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, ſagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar verſteckt haben.“ Wie ſie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! ſagte die Maus, nun kommts an den Tag, du haſt Alles gefreſſen, wie du zu Gevatter ausgegangen biſt, erſt Haut ab, dann Halb aus, dann“ — „Schweig ſtill, ſagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort ſprichſt“ — „Ganz aus“ hatte die arme Maus im Munde, und hatt' es kaum ausgeſprochen, ſo ſprang die Katz' auf ſie zu und ſchluckte ſie hinunter.

---

3. Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber ſo arm, daß ſie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was ſie ihm ſollten zu eſſen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an ſeine Arbeit, und wie er da Holz hackte, ſtand auf einmal eine ſchöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und ſprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Chriſtkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, ſeine Mutter ſein und für es ſorgen.“ Der Holzhacker gehorchte und holte ſein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrod und trank ſüße Milch, und ſeine Kleider waren von Gold und die Englein ſpielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reiſe machen; eh ſie aber weg ging, rief ſie das Mädchen und ſagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüſſel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfſt du aufſchließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieſer kleine Schlüſſel öffnet.“ Das Mädchen verſprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und ſah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder ſaß ein Apoſtel und war ſo viel Glanz umher, daß es ſein Lebtag ſolche Pracht und Herrlichkeit nicht geſehen. Als es die zwölf Thüren aufgeſchloſſen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerſtand es ſeiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, ſah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit ſitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber ſchlug es geſchwind die Thüre zu und lief fort; ſein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reiſe zurück und forderte die Himmelsſchlüſſel von dem Mädchen, und wie es ſie reichte, ſah ſie es an und ſagte: „haſt du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte ſie ihre Hand auf ſein Herz, das klopfte und klopfte, da ſah ſie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeſchloſſen hatte; haſt du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ ſagte das Mädchen noch einmal. Da ſah ſie den goldenen Finger, womit es das himmliſche Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es ſchuldig war und ſprach: „du haſt mir nicht gehorcht und haſt gelogen, du biſt nicht mehr würdig im Himmel zu ſein.“

Da verſank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüſchen umzäunt, ſo daß es ganz eingeſchloſſen war, der Mund war ihm auch verſchloſſen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin ſaß es bei Regen und Gewitter, und ſchlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren ſeine Nahrung, die ſuchte es ſich, ſo weit es kommen konnte. Im Herbſt ſammelte es Wurzeln und Blätter und trug ſie in die Höhle, und wenn es dann ſchneite und fror, ſaß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da ſaß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm ſchien, ging es heraus, ſetzte ſich vor den Baum, und ſeine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es ſo im Frühjahr vor dem Baume ſaß, drängte ſich jemand mit Gewalt durch das Gebüſch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und ſich verirrt hatte. Er war erſtaunt, daß in der Einöde ein ſo ſchönes Mädchen allein ſaß und fragte es: ob es mit auf ſein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, ſondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf ſein Pferd und führte es mit ſich heim und bald gewann er es ſo lieb, daß er es zu ſeiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen ſchönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erſchien ihr die Jungfrau Maria und ſprach: „ſag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeſchloſſen haſt, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannſt, biſt du aber hartnäckig und willſt es nicht geſtehen, ſo nehm' ich dein Kind mit.“ Die Königin aber blieb dabei, ſie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verſchwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die ſtumme Königin ſei eine Menſchenfreſſerin und habe ihr eigen Kind gefreſſen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor ſie und bat ſie, nun die Wahrheit zu ſagen, ſonſt verliere ſie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, ſie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit ſich fort. Am Morgen, als es fehlte, ſagten des Königs Räthe laut, die Königin ſei eine Menſchenfreſſerin und drangen darauf, daß ſie für ihre gottloſen Thaten gerichtet werde; der König aber hieß ſie ſtillſchweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin ſo lieb hatte. Im dritten Jahre brachte ſie eine Prinzeſſin zur Welt, da erſchien die Jungfrau wieder, nahm ſie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei älteſten Kinder, die mit der Weltkugel ſpielten. Darauf bat ſie noch einmal, ſie möge ihren Fehler geſtehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Ausſage

Da verließ ſie die Jungfrau Maria und nahm das jüngſte Kind auch mit ſich.

Der König konnte nun ſeine Räthe nicht länger zurückhalten, ſie behaupteten, die Königin ſei eine Menſchenfreſſerin, das ſei gewiß, und weil ſie ſtumm war, konnte ſie ſich nicht vertheidigen, da ward ſie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu ſterben. Wie ſie nun darauf ſtand, angebunden war, und das Feuer rings ſchon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und ſie gedachte bei ſich: „ach, wenn ich auch ſterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch geſtehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeſchloſſen habe, wie hab' ich ſo böſ' gethan, das zu leugnen!“ Und wie ſie das gedachte, in dem Augenblick, da that ſich der Himmel auf, und die Jungfrau kam herunter, zu ihren Seiten die beiden älteſten Kinder, auf ihrem Arm das jüngſte; das Feuer aber löſchte ſich von ſelbſt aus, und ſie trat zur Königin und ſprach: „da du die Wahrheit haſt ſagen wollen, iſt dir deine Schuld vergeben,“ und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß ſie von nun an ſprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

4. Gut Kegel- und Kartenſpiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die ſchönſte Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloſſe wacht, ſoll die Prinzeſſin zur Gemahlin haben.“ Nun war ein junger Burſch, arm von Haus aus, der gedacht': ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was iſt da lang zu beſinnen! Alſo ſtellt' er ſich vor den König und bot ſich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfſt Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmſt in das Schloß, aber von lebloſen Dingen,“ ſagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmeſſer aus, eine Drehbank und ein Feuer.“

Das wird ihm alles in das Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er ſelbſt hin. Anfangs iſt alles ſtill darin, er macht ſich ſein Feuer an, ſtellt die Schnitzbank mit dem Meſſer daneben und ſetzt ſich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erſt ſachte, dann ſtärker, bif! baf! hehe! holla ho! immer ärger, dann iſts ein klein bischen ſtill, endlich kommt ein Bein den Schornſtein herunter und ſtellt ſich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Burſch, noch mehr, eins iſt zu wenig!“ Da geht der Lärm von friſchem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und ſo fort, bis es neun ſind. „Nun iſts genug und die ſind gut zum Kegelſpiel, aber die Kugeln fehlen noch, friſch!“ Da tobts entſetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die ſetzt er in die Drehbank und dreht ſie rund: „daß ihr gut ſchüppelt!“ dann macht er die Beine gleich und ſtellt ſie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts luſtig!“

Da kamen zwei große ſchwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und ſchrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!“ — „Ihr Narren, was ſchreit Ihr, ſetzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Wie die Katzen ſich gewärmt hatten, ſagten ſie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte ſpielen.“ „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt ſo lange Nägel, die will ich Euch erſt abſchneiden.“ Damit packte er ſie am Kragen und hob ſie auf die Schnitzbank, da ſchraubte er ſie feſt und ſchmiß ſie todt. Dann trug er ſie hinaus und warf ſie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und ſich wieder zum Feuer ſetzen wollte und ſich wärmen, da kamen viele ſchwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er ſich nicht mehr bergen konnte, die ſchrien, traten ihm auf ſein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er ſein Schnitzmeſſer: „fort ihr Geſindel!“ und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern ſchmiß er todt und trug ſie auch hinaus in den Teich. Dann blies er ſich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte ſich.

Als er ſich gewärmt hatte, ward er müd' und legte ſich in ein großes Bett, das in der Ecke ſtand. Und als er eben einſchlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut ſo, nur beſſer zu!“ ſagte er. Da fuhr das Bett, als zögens ſechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterſt zu oberſt und er drunter. Da ſchleudert' er Decken und Kiſſen in die Höh' und ſtieg heraus: „mag fahren, wer Luſt hat!“ legte ſich zum Feuer und ſchlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burſchen da liegen und ſchlafen ſah, meint' er, der wäre auch todt, und ſagte, es ſei ſchade um ihn. Da erwachte der Burſch von den Worten, und wie er den König ſah, ſtand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn.“ Die andern Nächte gings ebenſo, aber er wußte ſchon, wie es angegriffen war, und am vierten Tag ward ihm die ſchöne Königstochter gegeben.

5. Der Wolf und die ſieben jungen Geiſlein.

Eine Geis hatte ſieben Junge, die ſie gar lieb hatte und ſorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als ſie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief ſie alle zuſammen und ſagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verſtellt ſich oft, aber an ſeiner rauhen Stimme und an ſeinen ſchwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erſt einmal im Haus iſt, ſo frißt er euch alle miteinander.“ Darauf ging ſie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch ſchöne Sachen mitgebracht.“ Die ſieben Geiſerchen aber ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber iſt rauh, du biſt der Wolf, wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte ſich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte ſeine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der ſieben Geiſlein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch ſoll etwas haben.“ Er hatte aber ſeine Pfote in das Fenſter gelegt, das ſahen die ſieben Geiſerchen und ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat keinen ſchwarzen Fuß, wie du; du biſt der Wolf, wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und ſprach: „Bäcker, beſtreich mir meine Pfote mit friſchem Teig,“ und als das gethan war, ging er zum Müller und ſprach: „Müller, ſtreu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller ſagte nein. — „Wenn du es nicht thuſt, ſo freß ich dich.“ Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der ſieben Geiſerchen Hausthüre und ſagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch ſoll etwas geſchenkt kriegen.“ Die ſieben Geiſerchen wollten erſt die Pfote ſehen, und wie ſie ſahen, daß ſie ſchneeweiß war und den Wolf ſo fein ſprechen hörten, glaubten ſie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie ſie ihn aber erkannten, verſteckten ſie ſich geſchwind, ſo gut es ging, das eine unter den Tiſch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das ſechſte unter eine große Schüſſel, das ſiebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand ſie alle und verſchluckte ſie, außer das jüngſte in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf ſeine Luſt gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da geweſen und hatte ihre lieben Kinder gefreſſen. Sie glaubte, ſie wären alle todt, da ſprang das jüngſte aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, weil er ſich vollgefreſſen, war auf eine grüne Wieſe gegangen, hatte ſich in den Sonnenſchein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte daran, ob ſie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, ſagte darum zu dem jüngſten Geiſlein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach.“ Darauf ging ſie hinaus und fand den Wolf ſchnarchend auf der Wieſe liegen: „da liegt der garſtige Wolf,“ ſagte ſie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine ſechs Kindlein hinunter gefreſſen hat; gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn ſie noch lebendig in ſeinem Leibe wären!“ damit ſchnitt ſie ihm den Bauch auf, und die ſechs Geiſerchen, die er in der Gier ganz verſchluckt hatte, ſprangen unverſehrt heraus. Sie hieß ſie gleich hingehen und große und ſchwere Wackerſteine herbeitragen, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und verſteckten ſich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeſchlafen hatte, ſo fühlt' er es ſo ſchwer im Leib und ſprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was iſt das? ich hab nur ſechs Geiſerchen gegeſſen.“ Er dacht, er wollt einen friſchen Trunk thun, das möcht' ihm helfen, und ſuchte einen Brunnen, aber wie er ſich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine ſich nicht mehr halten, und ſtürzte ins Waſſer. Wie das die ſieben Geiſerchen ſahen, kamen ſie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

6. Von der Nachtigall und der Blindſchleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindſchleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zuſammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da ſprach ſie zur Blindſchleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und möchte nicht gern ſo mit einem Aug' hingehen, ſei doch ſo gut und leih mir deins dazu, ich bring dir's Morgen wieder.“ Und die Blindſchleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr ſo wohl, daß ſie zwei Augen im Kopfe trug und zu beiden Seiten ſehen konnte, daß ſie der armen Blindſchleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da ſchwur die Blindſchleiche, ſie wollte ſich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, ſagte die Nachtigall, und ſuch einmal:

ich bau mein Neſt auf jene Linden,
ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch,
da magſt du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindſchleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Buſch eine Blindſchleiche, und ſie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder ſie auszuſaufen.

7. Von dem geſtohlenen Heller.

Es ſaß ein Vater mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn beſuchte, Mittags am Tiſch. Wie ſie ſo ſaßen und es zwölf Uhr ſchlug, da ſah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein ſchneeweiß gekleidetes blaſſes Kindlein herein: es blickte ſich nicht um, ſprach auch nichts, ſondern ging ſtill in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben ſo ſtill wieder fort. Am zweiten und dritten Tage kam daſſelbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das ſchöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wiſſe nichts davon, er hab' es auch noch nicht geſehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr ſchlug und es wieder hereintrat, ſo zeigte es der Fremde dem Vater, der ſah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle ſahen auch nichts. Der Fremde ſtand auf, ging zu der Thüre, öffnete ſie ein wenig und guckte hinein. Da ſah er das blaſſe Kindlein auf der Erde ſitzen und emſig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verſchwand es. Darauf erzählte er, was er geſehen, und beſchrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und ſagte: „ach! das iſt mein liebes Kind, das vor vier Wochen geſtorben iſt.“ Da brachen ſie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben ſollen, es hatte aber gedacht, dafür kannſt du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen verſteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller ſuchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher iſt das Kindlein nicht wieder geſehen worden.

8. Die Hand mit dem Meſſer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgeſetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Haidegrund, den ſie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und ſtumpfes Geräth, womit es die ſauere Arbeit verrichten ſollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und ſo oft es nun an dem Hügel vorbei kam, ſo ſtreckte er ſeine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein ſehr ſcharfes Meſſer, das von ſonderlicher Kraft war und alles durchſchnitt. Mit dieſem Meſſer ſchnitt ſie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn ſie am Felſen vorbei kam, klopfte ſie zweimal dran, ſo reichte die Hand heraus und nahm das Meſſer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geſchwind und leicht ſie immer den Torf heimbrachte, erzählte ſie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, ſonſt wäre es nicht möglich. Da ſchlichen ihr die Brüder nach und ſahen, wie ſie das Zaubermeſſer bekam, holten ſie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten ſie zurück, ſchlugen an den Felſen, als ſie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausſtreckte, ſchnitten ſie ſie ihm ab mit ſeinem ſelbeigenen Meſſer. Der blutende Arm zog ſich zurück, und weil der Elf glaubte, ſeine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, ſo wurde er ſeitdem nimmermehr geſehen.

9. Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und ſagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringſt, ein Mädchen iſt, ſo laß ich die zwölf andern tödten, iſt's aber auch ein Bube, dann ſollen ſie alle miteinander leben bleiben.“ — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenns ſo iſt, wie ich geſagt habe, ſo müſſen ſie ſterben, lieber hau' ich ihnen ſelber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre.“

Da war die Königin traurig, denn ſie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie ſie zu retten waren. Endlich ging ſie zu dem jüngſten, den ſie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beſchloſſen, und ſagte: „allerliebſtes Kind, geh du mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und ſehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne ſtecken, iſt's aber ein Töchterchen, eine rothe, und wenn ihr das ſeht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt' euch. Alle Nacht will ich aufſtehen und für euch beten: wenns kalt iſt im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß iſt im Sommer, daß ihr in einem kühlen Wald ruht und ſchlaft.

So geſegnete ſie die Kinder und ſie gingen fort in den Wald. Oft guckten ſie nach dem Thurm, und einer mußte beſtändig auf einer hohen Eiche ſitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgeſteckt, es war aber nicht die weiße, ſondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben ſie erblickten, wurden ſie alle zornig und riefen: „ſollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!“ da ſchwuren ſie zuſammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupaſſen; wenn ſich ein Mädchen ſehen ließ, wollte ſie es ohne Gnade tödten.

Darauf ſuchten ſie eine Höhle, wo der Wald am dunkelſten war, wo ſie wohnten. Alle Morgen zogen eilf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den eilfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schweſterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäſche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen ſind denn dieſe Hemden, fragte die Prinzeſſin, meinem Vater ſind ſie doch viel zu klein,“ da erzählte ihr die Wäſcherin, daß ſie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen, kein Menſch wiſſe wohin, weil ſie der König habe wollen tödten laſſen, und dieſen zwölf Brüdern gehörten dieſe zwölf Hemden. Das Schweſterchen verwunderte ſich, daß ihm niemals von ſeinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wieſe ſaß und die Wäſche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäſcherin wieder ein, und es ward nachdenkſam, und endlich ſtieg es auf, nahm die zwölf Hemden und ging in den Wald hinein, wo ſeine Brüder lebten.

Das Schweſterchen kam gerade zu der Höhle, wo ſie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich und holte ſein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngſte Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er ſchenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und ſich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, ſagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen iſt in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es ſo ſehr um ſein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geſchenkt habe.“ Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß ſie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und warens zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und ſagte, es wär' ihre Schweſter; darüber freuten ſie ſich alle, und waren froh, daß ſie es nicht getödtet hatten.

Das Schweſterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, ſammelte es Holz und Kräuter, ſtellte zu an Feuer, deckte die Bettlein hübſch weiß und rein, und that alles unverdroſſen und fleißig. Einmal geſchah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald ſpazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf ſchöne hohe, weiße Lilien ſtanden, und weil ſie ihr ſowohl gefielen, brach ſie alle mit einander ab. Kaum aber war das geſchehen, ſo ſtand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, ſagte ſie, warum haſt du die zwölf Studentenblumen nicht ſtehen laſſen! das ſind deine zwölf Brüder, die ſind nun alle in Raben verwandelt worden und ſind verloren auf ewig.“ Das Schweſterchen fing an zu weinen, „ach! ſagte es, giebts denn kein Mittel, ſie zu erlöſen?“ „Nein, es iſt kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das iſt ſo ſchwer, daß du ſie nicht damit befreien wirſt: du mußt zwölf ganzer Jahre ſtumm ſein; ſprichſt du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, ſo iſt alles umſonſt und deine Brüder ſind in dem Augenblick todt.“

Das Schweſterchen ſetzte ſich da auf einen hohen Baum im Wald und ſpann und wollte zwölf Jahre ſtumm ſitzen, um ſeine Brüder zu erlöſen. Es geſchah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, ſtand ſein Hund ſtill und bellte. Der König hielt nun, ſah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzeſſin. Er rief ihr zu, ob ſie ſeine Gemahlin werden wollte. Sie ſchwieg aber ſtill und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da ſtieg der König ſelber hinauf und hob ſie herunter, ſetzte ſie vor ſich auf ſein Pferd und brachte ſie heim in ſein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzeſſin ſprach aber niemals ein Wort und der König glaubte, ſie ſei ſtumm. Doch hätten ſie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs geweſen wäre, die fing an, die Königin bei ihrem Sohne zu verläumden: „es iſt ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht haſt, die hinter deinem Rücken die ſchändlichſten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun ſich nicht vertheidigen konnte, ließ ſich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte ſie zum Tode. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hofe, da ſollte ſie verbrannt werden. Schon ſtand ſie in den Flammen und die ſpielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verfloſſen, man hörte in der Luft ein Geräuſch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen ſich nieder. Wie ſie die Erde berührten, waren es zwölf ſchöne Prinzen, die riſſen das Feuer von einander und führten ihre Schweſter heraus. Da ſprach ſie ihr erſtes Wort wieder und ſagte dem König alles, wie es zugegangen und ſie die zwölf Brüder habe erlöſen müſſen; und ſie waren alle vergnügt, daß es ſo wohl geworden war.

Was ſollten ſie mit der böſen Stiefmutter anfangen: ſie ward in ein Faß geſteckt von ſiedendem Oel und von giftigen Schlangen angefüllt, und ſtarb da eines böſen Todes.

10. Das Lumpengeſindel.

Hähnchen ſprach zum Hühnchen: „die Nüſſe ſind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht ſatt daran eſſen, eh ſie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Luſt mit einander machen.“ Sie gingen zuſammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben ſie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob ſie ſich ſo dick gegeſſen oder ob ſie ſo übermüthig geworden waren, ſie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußſchaalen bauen. Als er fertig war, ſetzte ſich Hühnchen hinein und ſagte zum Hähnchen: „du kannſt dich nur immerhin vorſpannen.“ — „Nein, ſagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorſpannen laſſe, ſo haben wir nicht gewettet; Kutſcher will ich wohl ſein und auf dem Bock ſitzen, aber ſelbſt ziehen, das thu ich nicht.“

Wie ſie ſich ſo ſtritten, ſchnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das ſoll euch ſchlecht bekommen,“ ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und ſtieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit ſeinem Sporn ſo gewaltig, daß ſie um Gnade bat und ſich gern zur Strafe vor den Wagen ſpannen ließ. Hähnchen ſetzte ſich auf den Bock und war Kutſcher, und nun ging es fort, im Galopp: Ente lauf zu was du kannſt! Als ſie ein Stück wegs gefahren waren, begegneten ſie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und ſagten, es werde gleich ſtichdunkel werden, da könnten ſie keinen Schritt weiter, dabei wär es ſo ſchmutzig auf der Straße, ob ſie nicht ein wenig einſitzen könnten; ſie ſeien auf der Schneiderherberge vor dem Thore geweſen, und hätten ſich beim Bier verſpätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ ſie beide einſteigen, doch mußten ſie verſprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen ſie zu einem Wirthshaus, und weil ſie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten ſie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, ſein Haus ſei ſchon voll, gedachte auch wohl, es möchten keine vornehme Paſſagiere ſein; endlich aber, da ſie ſüße Reden führten, er ſolle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, ſo gab er nach. Nun ließen ſie ſich wieder friſch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erſt dämmerte und noch alles ſchlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und ſie verzehrten es zuſammen, die Schalen aber warfen ſie auf den Feuerheerd. Dann gingen ſie zu der Nähnadel, die noch ſchlief, packten ſie beim Kopf und ſteckten ſie in das Seſſelkiſſen des Wirths, die Stecknadel aber in ſein Handtuch, darauf flogen ſie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel ſchlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte ſie fortſchnurren, machte ſich munter und fand einen Bach, auf dem ſie hinunter ſchwamm, und das ging geſchwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach ſtieg der Wirth aus den Federn, wuſch ſich und wollte ſich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er ſich das Geſicht mit der Stecknadel, dann ging er in die Küche und wollte ſich eine Pfeife anſtecken, wie er aber an den Heerd kam, ſprangen ihm die Eierſchaalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf," ſagte er, und ſetzte ſich ärgerlich in ſeinen Großvaterſtuhl — auweh! da ward er noch ſchlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends bös und hatte Verdacht auf die Gäſte, die ſo ſpät geſtern Abend gekommen waren, und wie er ging und ſich nach ihnen umſah, waren ſie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengeſindel mehr in ſein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

11. Brüderchen und Schweſterchen.

Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſagte: „ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit dem Fuß fort; ſie giebt uns auch nichts zu eſſen, als harte Brodkruſten; em Hündlein unter dem Tiſch gehts beſſer, dem wirft ſie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unſere Mutter wüßte! Komm ß uns miteinander fortgehen." Sie gingen zu- ammen fort und kamen in einen großen Wald, n waren ſie ſo traurig und ſo müde, daß ſie ſich einen hohlen Baum ſetzten und da Hungers erben wollten.

Sie ſchliefen zuſammen ein, und wie ſie am orgen aufwachten, war die Sonne ſchon lange fgeſtiegen und ſchien heiß in den hohlen Baum ein. „Schweſterchen, ſagte das Brüderchen ch einer Zeit, mich dürſtet ſo gewaltig, wenn ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging und tränk einmal, es iſt mir auch, als hörte eins rauſchen." — „Was hilft das, antwor- das Schweſterchen, warum willſt Du trin- , da wir doch Hungers ſterben wollen." derchen aber ſchwieg ſtill und ſtieg heraus, weil es das Schweſterchen immer feſt mit Hand hielt, mußte es mit herausſteigen. böſe Stiefmutter aber war eine Hexe, und ſie die zwei Kinder hatte fortgehen ſehen, ſie ihnen nachgegangen und hatte ein klares nlein in der Nähe des Baums aus dem n ſpringen laſſen, das ſollte durch ſein Rau- die Kinder herbeilocken und zum trinken , wer aber davon trank, der ward in ein lbchen verwandelt. Brüderchen kam bald m Schweſterchen zu dem Brünnlein, und es ſo glitzerig über die Steine ſpringen ard ſeine Luſt immer größer, und er wollte trinken. Aber dem Schweſterchen war Angſt, es meinte, das Brünnlein ſpräche im Rauſchen und ſagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!" da bat es das Brüderchen, nicht von dem Waſſer zu trinken. „Ich höre nichts, ſagte das Brüderchen, als wie das Waſſer ſo lieblich rauſcht, laß mich nur gehen!" Damit legte es ſich nieder, beugte es ſich herab und trank, und wie der erſte Tropfen auf ſeine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schweſterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böſe, daß ſie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, ſtand es auf und ſammelte die Binſen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit ſich. Es ſuchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und ſammelte das allerſchönſte, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und ſpielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schweſterchen müde war, legte es ſeinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war ſein Kiſſen, und ſo ſchlief es ein; und hätte das Brüderchen nur ſeine menſchliche Geſtalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben geweſen.

So lebten ſie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte ſich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erſtaunt über ſeine Schönheit. Er hob es zu ſich auf ſein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, ſchöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es ſelber ſchöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von ſich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf ſtarb die Königin, da ward das Schweſterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schweſterchen begegnet; ſie dachte es wäre längſt im Wald von den wilden Thieren gefreſſen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war ſo böſe darüber, daß ſie nur darauf dachte, wie ſie ihr das Glück verderben könnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen ſchönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat ſie in der Geſtalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad iſt für euch bereitet, ſagte ſie, das wird euch wohlthun und ſtärken, kommt eh' es kalt wird." Sie führte ſie darauf in die Badeſtube; wie die Königin hineingetreten war, ſchloß ſie die Thüre hinter ihr zu, drinn aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die ſchöne Königin erſticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab ſie ganz die äußerliche Geſtalt der Königin und legte ſie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falſche Frau habe. Aber in der Nacht — ſah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, ſie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Bruſt und gab ihm zu trinken, dann ſchüttelte ſie ihm ſein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging ſie in die Ecke, wo das Rehkälbchen ſchlief und ſtreichelte ihm über den Rücken. So kam ſie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu ſprechen.

Einmal aber trat ſie wieder ein und ſprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

und that alles, wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König und ſagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da ſah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Aber er getraute ſich nicht ſie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da ſprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr.“

Da konnte ſich der König nicht länger halten, ſprang auf und umarmte ſie, und wie er ſie anrührte, ward ſie wieder lebendig, friſch und roth. Die falſche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere ſie fraßen, die böſe Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer ſie verzehrte, da verwandelte ſich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schweſterchen waren wieder beiſammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

12. Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten ſich ſchon lange ein Kind gewünſcht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Dieſe Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenſter, daraus konnten ſie in den Garten einer Fee ſehen, der voll von Blumen und Kräutern ſtand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages ſtand die Frau an dieſem Fenſter und ſah hinab, da erblickte ſie wunderſchöne Rapunzeln auf einem Beet, und wurde ſo lüſtern danach, und wußte doch, daß ſie keine davon bekommen konnte, daß ſie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erſchrak endlich und fragte nach der Urſache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unſerm Haus zu eſſen kriege, ſo muß ich ſterben.“ Der Mann, welcher ſie gar lieb hatte, dachte, es mag koſten was es will, ſo willſt du ihr doch welche ſchaffen, ſtieg eines Abends über die hohe Mauer und ſtach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er ſeiner Frau brachte. Die Frau machte ſich ſogleich Salat daraus, und aß ſie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber ſo gut, ſo gut geſchmeckt, daß ſie den andern Tag noch dreimal ſoviel Luſt bekam. Der Mann ſah wohl, daß keine Ruh wäre, alſo ſtieg er noch einmal in den Garten, allein er erſchrak gewaltig, als die Fee darin ſtand und ihn heftig ſchalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu ſtehlen. Er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, mit der Schwangerſchaft ſeiner Frau, und wie gefährlich es ſei, ihr dann etwas abzuſchlagen, endlich ſprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir ſelbſt geſtatten Rapunzeln mitzunehmen, ſo viel du willſt, wofern du mir das Kind geben wirſt, womit deine Frau jetzo geht.“ In der Angſt ſagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erſchien die Fee ſogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit ſich fort.

Dieſes Rapunzel wurde das ſchönſte Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, ſo ſchloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fenſterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, ſo ſtand ſie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie geſponnen Gold, und wenn die Fee ſo rief, ſo band ſie ſie los, wickelte ſie oben um einen Fenſterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee ſtieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königsſohn durch den Wald wo der Thurm ſtand, ſah das ſchöne Rapunzel oben am Fenſter ſtehen und hörte ſie mit ſo ſüßer Stimme ſingen, daß er ſich ganz in ſie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter ſo hoch reichen konnte, ſo gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einſtmals die Fee kommen ſah, die ſprach:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter.“

Darauf ſah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte ſich aber die Worte wohl gemerkt, die man ſprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und ſprach hinauf:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!“

da ließ ſie die Haare los, und wie ſie unten waren, machte er ſich daran feſt und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erſchrak nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König ſo gut, daß ſie mit ihm verabredete, er ſolle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten ſie luſtig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr ſagte: „ſag' ſie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir ſo eng und wollen nicht mehr paſſen.“ Ach du gottloſes Kind, ſprach die Fee, was muß ich von dir hören, und ſie merkte gleich, wie ſie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm ſie die ſchönen Haare Rapunzels, ſchlang ſie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritſch, ritſch, waren ſie abgeſchnitten. Darauf verwieß ſie Rapunzel in eine Wüſtenei, wo es ihr ſehr kümmerlich erging und ſie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denſelben Tag aber, wo ſie Rapunzel verſtoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeſchnittenen Haare oben am Haken feſt, und als der Königsſohn kam:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!“

ſo ließ ſie zwar die Haare nieder, allein wie erſtaunte der Prinz, als er ſtatt ſeines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, ſprach die Fee, Rapunzel iſt für dich Böſewicht auf immer verloren!“

Da wurde der Königsſohn ganz verzweifelnd, und ſtürzte ſich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er ſich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüſtenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm ſo bekannt, in demſelben Augenblick erkannte ſie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in ſeine Augen, da werden ſie wieder klar, und er kann damit ſehen, wie ſonſt.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

Von Börne.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht: denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſei, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockner Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach nichts, hörte auf keine Anrede, . . bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf, . . . ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſiognomie ein ausgezeichneter Menſch ſein müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldliche öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thieriſchen Triebes, wurde mir klar durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis ſich das Orcheſter geſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff, durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht bloß zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eß-Inſtrumentes ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte, und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten, und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfeleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exercitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchen das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultan-Speiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senf und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republicaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſei, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſetzte, und er ſchwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Geſindels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern, von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft.

Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu und fragte einen öſterreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, wie gewöhnlich eine große Schüſſel Apfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Haller's Phyſiologie gelernt, ſondern an mehrern europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo ſie nur wenig Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt war frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während dem Eſſen der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt, und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding-Portion verzehrt, (denn er theilte ſeine Speiſe-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen) dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er Liſt, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehreren ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſſert noch eine Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch..... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing..... Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht..... Einen Prachthecht von ſeltener Größe nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei wahren Kennern in großem Anſehn ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andern nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſers Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehul's Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalöconomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 15 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam, und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch. Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bei Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Mann zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution um ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher gleich den übrigen Gäſten ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hiervon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter das Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Manne ließ ſich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Eſſens herabfiel, zur Zeit, wenn das Deſſert kam, und die andern Gäſte ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtak wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor, und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche, und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige

Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes leztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſei eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen, und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

Die Scala des modernen Geſellſchafts-Tones.

Von K. F. W. Saphir.

Der Text, den wir unſerer heutigen Deviſe zum Grunde gelegt haben, findet ſich aufgezeichnet in allen Annalen der deutſchen Städte und Städtchen: es iſt das „ut-re-mi-fa-sol-la“ des allgemeinen Geſellſchaftstons. Dieſer Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts“ und in „Etwas.“ Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerkſamkeit zu dem erſten Theil meiner Deviſe, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, iſt bei weitem keine ſolche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entſtanden, denn das Nichts, welches vor der Erſchaffung der Welt da war, iſt ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte ſagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus dieſem Nichts entſtanden mehrere Nichts, als da ſind: Die Welt und das Licht; die Menſchen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. ſ. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, ſo müßte es doch irgendwo ſein, nachdem es erſchaffen wurde; wo iſt aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet iſt nirgends Licht, ja man ſteht ſich im Lichte, wenn man nur vom Lichte ſpricht. Das Bischen Licht, das etwa im Paradieſe geweſen ſein mag, war unſer erſtes Unglück; wäre kein Licht da geweſen, ſo hätte Adam Eva nicht geſehen, Eva hätte die Schlange nicht geſehen, die Schlange hätte den Apfel nicht geſehen, und wir wären Alle noch im Paradieſe. Alſo mit dem Licht iſt's auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von dieſen nur ſo viel, als nöthig iſt, um zu ſehen, wie finſter es iſt. Sie ſehen alſo, daß aus dem präadamitiſchen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeſchachtelt wurde, und eins von dieſem Nichtsheer iſt auch der Grundton oder die „Tonica“ unſerer modernen Geſellſchaften.

Die Tonart einer jeden Geſellſchaft bedeutet urſprünglich den Klang, oder den Gehalt derſelben in Beziehung des Verhältniſſes der Höhe und Tiefe; wir aber ſind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieſer Tonart in Rückſicht des Verhältniſſes von Länge und Breite zu finden.

Die Syſteme haben von jeher die Kunſt zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein Syſtem von Stühlen, eine Gaſſe ein Syſtem von Häuſern, und die Friſur unſerer Damen ein Syſtem von Lockungen nennen könnte, ſo kann man jede Geſellſchaft ein Syſtem, ein Tonſyſtem nehmlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menſchen nennen.

Die beſtimmte Abmeſſung dieſer Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es giebt zwei *bon*, die oft ſich gegenſeitig fliehen, das iſt der „bon sens“ und der „bon ton.“ nur wo dieſe zwei bon zuſammen ſind, da findet man die Bonbon der geſelligen Conditerei.

Zur geſelligen Harmonie muß man eine ganze Octave in ſich faſſen, nämlich:

C D E F G A H

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geſchmack, das A: Anſtand, und das H: Heiterkeit.

Alle dieſe Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem rüſtigen Zweikampfe der Ideen, in der Geſellſchaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Leſen eines Buches, des beſten Buches, iſt eine ſchleppende Geiſtesbewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des Geſpräches. Das Geſpräch läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Falten des anſtändigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und um die ſchneidenden Kanten des Lebens und des Genuſſes. Eben deßhalb iſt das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen weit ſcharfſinniger als das männliche, weil es viel ſpricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es ſpricht, um zu leben, und lebt um zu ſprechen. — Legen wir heut zu Tage unſere geheimſten Gehörtrichter an die Thüren unſerer Geſellſchaftsſäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, ſo iſt es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erſchlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da ſitzt man auf der langen Bank eines Winterabends um die Rieſin „Langeweile“ todtzuſchlagen; zuerſt wird dieſe Rieſin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, ſodann marſchiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf ſie los, aber es geht dieſer Rieſin, wie dem Geſpenſte in der Fabel, was man ihr unten abſchneidet, ſetzt ſie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkiſſen, welches uns auf der Fluth der Converſation oben aufhält, iſt das Theater, alſo wieder ein Nichts, wir ſprechen alſo ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebniſſe irgend einen Neuigkeits-Walfiſch aus dem Strom der Ereigniſſe an unſern öden Strand, da läuft Jung und Alt zuſammen, mit Töpfen und Schüſſeln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Walfiſch ſchnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hauſe. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang laden wir uns und unſere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Baſen und Vettern gegenſeitig ein, und ſetzen uns gegenſeitig denſelben Thran vor, und finden ihn immer ſehr ſchmackhaft, und alle Baſen ſagen: der Thran, er iſt delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon ſind über den Balkan gegangen, und ſind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür iſt ein Sprachwerkzeug auch ſchon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, ſo werden wir dieſes eine Sprachwerkzeug auch quiesciren, und ſodann dürfte für die Ehemänner wenigſtens, nicht nur ein ewiger, ſondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unſerer Geſellſchaften iſt aber nicht etwa blos deßhalb ſo leer, weil es ein Nichts iſt, ſondern weil wir es noch ſo emſig und mit aller deutſchen Befliſſenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und daſſelbe Nichts Kopf ab und Fuß ab, zerfaſern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erſt mit den Zähnen. Dieſes Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, Jeder wirft ſeinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er ſeiner Pflicht ſich entledigt hat. Die geſellſchaftliche Rede ſoll eine leichte, faßliche und angenehme Proſa ſein, wir Deutſche können aber keine Proſa ſchreiben und unſere beſten Dichter ſind nicht im Stande eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzuſetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutſchland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deßhalb ſpricht in England in den Geſellſchaften ſtets nur Einer, wir aber ſprechen in Geſellſchaften Viere und Sechſe auf einmal, gleichſam als wollten wir eine Rede zuſammenſchießen, da wir einzeln zu arm ſind.

In Frankreich ſieht man darauf, hübſch zu reden und ſchnell zu denken; wir ſehen darauf, recht ſchwer zu denken, und recht langſam zu ſprechen. Darum rollt die franzöſiſche Converſation wie ein raſch beſpanntes Cabriolet munter vorwärts, unſer Geſpräch aber bewegt ſich wie ein deutſcher Frachtwagen langſam vorwärts, und hält alle Augenblicke hübſch ſtille, um ſich von ſeiner Pein zu erholen. Wenn der Franzoſe in Geſellſchaft geht, ſo legt er im Vorzimmer nicht nur ſeinen Mantel und ſeinen Hut ab, ſondern er hängt auch da ſeinen Miniſter, ſeinen Financier, ſeinen Conseiller, ſeinen Savant, ſeinen homme de lettres, ſeinen Deputé u. ſ. w. an den Nagel, und tritt als bloßer Geſellſchafter in die Geſellſchaft. Bei uns aber giebt es keine Geſellſchaft, ein Jeder bringt ſein Amt und ſeinen Titel mit, und hängt ſich dieſelben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menſchliches entfalle. Es giebt bei uns bloß geſellſchaftliche Menſchen-Repoſitorien, in verſchiedene Fächer abgetheilt, als z. B.: ein Miniſter, ein Rath, ein General, ein Banquier, eine Miniſterin, eine Räthin, eine Profeſſorin, eine Generalin, eine Banquierin, es ſind zuſammengefügte Sorten, aber es iſt keine Geſellſchaft.

Der Reiche bringt ſeine Kiſten mit, und rangirt ſich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kaſtengeiſt in der Geſellſchaft, ſondern auch einen Kiſtengeiſt. Das Geſpräch ſpielt alſo nicht, wie ein ſchönes Farbenſpiel, leicht und frei, in und durcheinander, ſondern einzelne Geſprächtheile ſchwimmen, wie Eſſig und Oel neben einander, ohne ſich je zu verbinden.

Dieſes ſchroffe und vereinzelte Daſtehen in Geſellſchaften eben läßt uns ſo unbeholfen und ſteif; darum iſt unſer Converſationston ſchwerfällig und pedantiſch, gekünſtelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir ſind wie Göthe's Muſen in der Mark, nicht fein und manierlich, ſondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was ſelbſt unſere Dichter unter Converſation verſtehen, können uns unſere Converſations-Stücke, mit welchen man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen können diejenigen dramatiſchen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweiſe, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfaſſer nimmt drei Fingerſpitzen voll Natur, läßt ſie in einem Maß lauwarmes Geſprächwaſſer aufkochen und die Tiſane iſt fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meiſten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminalverbrechen belegt, wie Spinat mit Eyern.

Kotzebue und Iffland laſſen ihre Helden ſtehlen, einbrechen, ſilberne Löffel einſtecken, dem Manne entlaufen, Nachſchlüſſel haben u. ſ. w. In England würden alle dieſe Helden aufgeknüpft werden: unſere Dichter beſtrafen ſie härter, ſie bringen ſie auf das deutſche Theater. Das Laſter wird belohnt. Die Einkleidung dieſer Stücke iſt alltäglich wie das Lächeln, ſchleppend wie ein unglücklicher Bräutigamsſtand und ausgedörrt wie das Gewiſſen eines Jeſuiten. Die Perſonen dieſer Stücke ſtampfen mit den Füßen, prügeln, ſtoßen Flüche aus, ſind alles Geiſtes und Anſtandes beraubt, und das nennen unſere Theaterdichter: Converſations-Stücke.

Es iſt alſo nicht einmal ein allgemeines Nichts, ſondern ein zerſtückeltes Nichts, welches der Gegenſtand unſerer Geſpräche iſt. Aus dem großen Vorweltnichts erſtand alſo nicht nur das allgemeine Weltnichts, ſondern aus dieſem allgemeinen Weltnichts entſtand das zerſtückte Geſellſchaftsnichts, aus dieſem Geſellſchaftsnichts entſtand das Nichts dieſes erſten Theils meiner Vorleſung, und meine freundlichen und aufmerkſamen Zuhörer werden wenigſtens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts“ ganz gewachſen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht verſagen, wenn ich Sie durch „Nichts“ auf „Etwas“ vorbereiten will.

Etwas.

Unleugbar muß es aber doch ein Etwas ſein, welches uns in unſere Geſellſchaften zieht, ein Etwas, welches uns an unſere Geſellſchaften feſſelt, es iſt: Das weibliche Geſchlecht. Der Geſellſchaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raſchen, beſtimmten, aber ſcharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegiſchen und der feinen Empfindung an ſich. — Die Freude wie der Schmerz, ſie ſtören beide gleich die geiſtige Natur des Menſchen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geiſtige Natur muß alſo ſtreben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu iſt ein Austönen, ein Ausſingen, ein Ausſchreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Muſik oder Geſang übertragen, geben der geiſtigen Natur ihre gleichſchwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt ſich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Muſik iſt, ſo iſt es in der Rede, nur mit dem Unterſchiede, daß die Muſik auf das Nervenſyſtem, und die Rede auf den Geiſt wirkt, daß die mathematiſche Meßbarkeit der Muſik ſie einſchränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeſchränkt beſitzt, daß die Muſik auf phyſiſchem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Geſpräch auf pſychiſchem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Muſik, ſo hat die Rede, der geſellſchaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Geſellſchaft, dieſe von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Geſellſchaft nach den Mühen des Tages, erſchöpft, geiſtig oder phyſiſch, ſie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, ſondern ſie wollen unterhalten ſein, ſie wollen ſich erholen, ſie betrachten den Abend oder die Geſelligkeit wie ein Sopha, auf das ſie ſich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geſchlecht hingegen bringt alle ſeine Kräfte mit in die Geſellſchaft, der ganze Tag iſt ihm nur eine Vorſchule des Abends, das geſellige Leben iſt den Frauenzimmern Geſchäft und Inſtinkt zugleich. Die Männer bedürfen eines Impulſes, eines Anſtoßes, um zu ſprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeiſterung, eines Rauſches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu ſprechen.

Die Frauen hingegen ſprechen aus freier Luſt, ſie improviſiren, ſie ſagen nichts langſam, nichts ängſtlich, es iſt ſtets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbſt die geiſtreichſten Männer unter uns, wenn ſie eine kleine Rede vom Stapel laufen laſſen, ſuchen erſt alle Sinne und Sprachwerkzeuge zuſammen, man ſieht ihr Geſicht ſchon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Waſſerſchlag iſt; die Frauen hingegen, ſelbſt die nur halb gebildeten, bereiten ſich auf das, was ſie ſagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und iſt der Bach auch nicht tief, ſo iſt er doch hell, und in ihm ſpiegeln ſich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir beſitzen denſelben in großen Münzen, die wir im geſelligen Leben nicht in Curs bringen können. Die Frauen aber wiſſen das Nadelgeld, welches ſie von Wiſſen und Bildung haben, rouliren zu laſſen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu ſetzen. Wir Männer vergeſſen uns im Geſpräche ſehr oft, die Frauen nie, es iſt immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziöſen, auf welcher ſie ſich bewegen.

Wie in der phyſiſchen Natur ſich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umriſſe von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterſcheidet, ſo äußern ſich auch im geſelligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und ſchroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewiſſer Hinſicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben iſt der Mann das begeiſtigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Geſellſchaft hingegen ſind die Frauen das begeiſtigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügſam fort. Es iſt eine Naturerſcheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung, oder Vergötterung ſprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieſer kleinen Zaubergrotte hervor. Selbſt in Hinſicht der Complimente zeichnet ſich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geiſtreichſte Mann läßt ſich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geiſtreiches Compliment, eine ſinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unſere Schöngeiſter alle erſchließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkäſtlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenſtrahlen der weiblichen Geſellſchaft, ſondern auch der ernſtere Beſchauer des Lebens findet im geſelligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten, und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, ſind die Frauen auch ſelbſt von dem geringen geſellſchaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Geſellſchaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knaul Zwirn und fünf Nadeln machen die Beſatzung aus, mit welcher ſie ſich defenſiv gegen die zu erwartende Langweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geſchlecht wegen ſeines „vernähten und verſtrickten Lebens,“ wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtiſch als die Reichsinſignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geſchlecht verſtrickend ſtrickt, Schlingen ſchlingt, Häckchen häckelt, Netze netzt und Stückchen ſtückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer ſehe, wenn es in Geſellſchaft die Proſa aller Proſa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angſtſchweiß aus, da ſehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an dieſem ſich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterſtricken, wie ſie den Abend abnehmen, hie und da eine Maſche fallen laſſen, und am Ende den Abend feſt zuſammenſtricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An dieſen Strumpf knüpft ſich auch ſogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit ſammt dem Waſchzettel und dem Bügeleiſen. Faſt ſollte man glauben, die Frauen hätten ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieſelbe Hand ſchon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt faſt gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Geſellſchaft bringt, und die Männer erzählen ſich gegenſeitig: Wir waren geſtern funfzehn Frauen, funfzehn Männer und funfzehn Strümpfe beiſammen.

Unleugbar iſt es, da durch das Stricken die Frauen ſo mancher Verlegenheit entgehen, ſie können ſo Manches überſehen und überhören, was ſie gern überſehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln ſind eben ſo viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen ſogleich ſenken zu können, iſt eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Geſpräch mit der Maſche zugleich fallen laſſen, und mit der neuen Maſche ein neues Geſpräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünſche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergeſalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingeſtrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen ſolchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten ſtiller Luſt und ſtillen Wehs, betrachten. Wir Männer wiſſen aber mit unſern Händen gar nicht, wo aus, wir ſpielen mit den Uhrketten, wir ſchreiben mit den Fingern auf den Tiſch oder auf die Knie, oder wir ſtreichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir ſpielen mit der Doſe, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern, anſtatt daß wir den Gegenſtand der Converſation drehen und wenden ſollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und ſpielen Karten. Denn eine Partie Whiſt oder l'Hombre oder Boſton iſt doch gar nichts anders, als ein ſtillſchweigendes Geſtändniß, welches ſich vier Perſonen gegenſeitig machen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie mit einander anfangen ſollen.

Wir könnten unſere zweiundfunfzig Wochen ohne die zweiundfunfzig Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn ſie finden, in der ihnen eigenen Scharfſinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken ſie: einen Gegenſtand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch beſſer iſt ein Paar zu ſein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weiſe Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geſchäfte der ſechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer ſich in Acht nehmen keine böſe Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Muſen, ohne welche es doch keine Grazien giebt; bei der Zehn an die ſonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erſt zu hohem Werthe kommt, dieſe Einzelheit aber wieder durch dieſe Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken ſie ſich, was ſie ſich bei allen Gecken und Laffen denken: ſie ſind gerade gut genug, um mit ihnen zu ſpielen. Mit den Damen gehen ſie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anſcheinlich die Honneurs, können ſie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich verſetzen oder ſie tüchtig abtrumpfen, ſo unterlaſſen ſie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen ſie ſich als gute Royaliſtinnen. Wenn die Frauen zum Spieltiſch eilen, ſo iſt das keine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer ſpielen, ſo machen ſie keine Satire auf die Frauen, ſondern eine auf ſich ſelbſt. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel ſelbſt aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; ſie ſpielen in Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hauſe, und glaubt in ſeiner Frau Coeur- oder Caro-Damen zu ſehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, ſo würden ſie ihre Frauen zärtlicher und aufmerkſamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall iſt. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn ſie in Geſellſchaft gehen den ſchwarzen Galla- und Bratenrock und den roſenfarbenen Humor an; wenn ſie aber zu der armen lieben Frau nach Hauſe kommen, da nehmen ſie ſchnell wieder das aſchgraue Sorgengeſicht und die nußbraune häusliche Brummen-Schlafmütze hervor.

Sie gehen alſo mit Coeur- und Caro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt ſind ſie in der Geſellſchaft ſchon glücklich, wenn ſie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden iſt ein Uebel unſerer Geſellſchaft, ſondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunſt des Zuhörens iſt eins der erſten Bedürfniſſe einer guten Geſellſchaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts geſprochen, ſondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere ſagte ſodann: das iſt ein recht ſcharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unſerer Geſellſchaften ſind die Schönſprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele feſthalten. Ein ſolcher Schönſprecher ſucht in aller Stille erſt das ſchönſte Wortkleid für ſeine Gedanken zuſammen; während des Sprechens ſucht er immer noch den Flitterſtaat, den er ſeinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft ſeiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel ſind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen wollen, und die Alleinherrſchaft des Zirkels gewaltſam behaupten.

Dieſe fallen jedem Andern in die Flanken, ſchneiden ihm das Geſprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein. Der natürliche König jeder Geſellſchaft hingegen iſt der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wieſe der Unterhaltung mit abweiden zu können; ein Senſal fremder Einfälle und Worte verdient und erndtet auch am meiſten Dank. Zur Geſelligkeit iſt Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Geſellſchaftsgenie ſein. Das Genie ſprudelt: es überlegt, es wählt, es ſucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, ſchnell wie es ihn empfing, ſchleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zuſammen, drappirt ſeine Gedanken flüchtig mit denſelben, und alles paßt und kleidet wohl, ſieht wohl zuweilen phantaſtiſch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt ſich ein ſolches Genie, verwickelt ſich, ja zuweilen wird es völlig beſiegt, allein es iſt ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, ſein Fall vermehrt ſeinen Ruhm. —

Der Satiriker, der witzige Kopf, iſt die Argand'ſche Lampe der Geſellſchaft, er überſtrahlt alles. Doch muß er bekannt ſein und nicht beißend, ſein Witz ſei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als ſticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächſten fährt und eine ſchmerzliche Verblutung nach ſich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz ſteige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne ſein Luftſpiel über den Köpfen der Zuſchauer, die ihr fröhliches ,,Ach!'' ausrufen; ſein Funken falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußtüte ſenke erſt weit von ihnen ſich hernieder.

Eine ganz eigene Erſcheinung in der Geſellſchaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komiſchſte, das geiſtreichſte Genie, iſt zwar ein Gott, wenn der Gegenſtand ſeiner Liebe mit in der Geſellſchaft iſt, aber eine Nulle, eine bodenloſe Lyra, wenn er nicht da iſt. Hier giebt es aber noch viel zu unterſcheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern ſind, das heißt, ob es Liebende oder bloß Verliebte ſind; in welcher Periode der Krankheit ſie ſind, ob in der Entwicklungsperiode, ob in dem Ausbruch, ob in der Kriſis derſelben, oder in der Reconvaleſcenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Geſellſchaft einen Staat im Staate, und ſind deßhalb zur Geſellſchaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geſelligen Zirkeln ſind die Vornehmthuer, die Geſpreizten, die petrifizirten Geſichter, die nie lachen, und nur ſelten ſich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen laſſen. Dieſe affectiren geläuterten Geſchmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man iſt verſucht, ſich eine Weſte daraus machen zu wollen. Das ſind die geſelligen Holzäpfel, wenn man in die ſauren Geſichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die ſogenannten privilegirten Geſellſchafts-Spaß- und Luſtigmacher ſagen? Wer kennt nicht ein Heer ſolcher Patriane, die einen und denſelben Spaß immer von neuem vornehmen, und ſich dadurch ſo zu ſagen das Bürgerrecht in gewiſſen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann funfzehn Minuten auf einem Fuße ſtehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haſelnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten ſeiner Finger einen Haſen und einen Hund an der Wand erſcheinen laſſen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde ſägen und hobeln; der Sechſte kann ſich ein brennendes Licht in den Mund ſtecken; der Siebente kann ſich die Augenlieder wie Aermelaufſchläge emporſchlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verſchlucken; der Neunte kann mit ſeinem Geſichte wetterleuchten, blitzen und einſchlagen; der Zehnte kann mittelſt Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorſtellen; der Eilfte kann mit dem Mund einen Groſchen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauſpieler nachahmen; der Dreizehnte kann ſeine Naſe nach Gefallen heben und ſenken wie einen Regenſchirm; der Vierzehnte kann Kartenkunſtſtücke machen; der Funfzehnte kann aus Krebsſcheeren einen Huſaren zuſammenſtellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer ſchnitzen, und ſo giebt es ein Heer ſolcher Kraftkünſtler, die alle Tage in allen Geſellſchaften eben dieſelben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit anſieht, wie ſich Geſellſchaften dieſelben Späße zum hundertſten Mal vormachen laſſen, und immer wieder neuerdings davon erfreut ſind, ſo muß man mit jenem franzöſiſchen Tiefdenker ausrufen: ,,Der Menſch iſt ein geſelliges Thier!''

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unſer geſelliges Etwas ſtehe nicht viel höher als unſer geſelliges Nichts. Wir kommen, um uns zu ſagen, daß wir uns nichts zu ſagen haben, und davon zu ſprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man ſprechen ſoll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecken wieder zuſammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zuſammen gekommen ſind, um zu hören, wie man viel ſpricht und wenig ſagt, ſo werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht ſagen können, daß ich mehr geleiſtet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten *Etwas*, ich habe aber *nichts* mehr geleiſtet.

Ich ſchließe hiermit meine erſte Vorleſung, denn es iſt nichts als gerecht, daß, wenn die Vorleſung Sie nicht feſſeln konnte, daß ſie ſelbſt geſchloſſen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dieß keinen *voreiligen* Schluß nennen werden.

Schluß der Harzreiſe.

Von H. Heine*).

Die „Harzreiſe“ iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bei den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſein, und ſie könnten wohl einen minder ſauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obſchon er noch größer iſt, als ich ihn ausgeſprochen, doch lange nicht ſo groß iſt, wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum ſollte ich es verſchweigen, ich meine hier ganz beſonders jenen viel theueren Mann, der ſchon in frühern Zeiten ſich ſo freundlich meiner annahm, mir ſchon damals eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, mich ſpäterhin in dem Eifer für daſſelbe beſtärkte, und dadurch meinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich ſpreche von Georg Sartorius, dem großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſerer Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilſethales beſchrieben habe, bei weitem keinen ſo erfreulichen Anblick, wie der romantiſch maleriſche Unterharz gewährt, und in ſeiner wildſchroffen, tannendüſtern Schönheit gar ſehr mit demſelben contraſtirt; ſo wie ebenfalls die drei, von der Ilſe, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contraſtiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu perſonificiren weiß. Es ſind drei Frauengeſtalten, wovon man nicht ſo leicht zu entſcheiden vermag, welche die Schönſte ſei.

Von der lieben, ſüßen Ilſe und wie ſüß und lieblich ſie mich empfangen, habe ich ſchon geſagt und geſungen. Die düſtere Schöne, die Bode, empfing mich nicht ſo gnädig, und als ich ſie im ſchmiededunkeln Rübeland zuerſt erblickte, ſchien ſie gar mürriſch und verhüllte ſich in einen ſilbergrauen Regenſchleier; aber mit raſcher Liebe warf ſie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in ſonnigſter Pracht, aus allen Zügen hauchte eine koloſſale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felſenbruſt drang es hervor wie Sehnſuchtſeufzer und ſchmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte ſich mir die ſchöne Selke, die ſchöne liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle ſentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverſtecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und dieſem möchte ich es wohl zuſchreiben, daß mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimſuchte, daß ich, indem ich über das Waſſer ſpringen wollte, juſt in die Mitte hineinplumpte, daß nachher, als ich das naſſe Fußzeug mit Pantoffeln vertauſcht hatte, einer derſelben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windſtoß die Mütze entführte, daß mir Walddorne die Beine zerfetzten, u. leider ſ. w. Doch all dieſes Ungemach verzeihe ich gern der ſchönen Dame, denn ſie iſt ſchön. Und jetzt ſteht ſie vor meiner Einbildung mit all ihrem ſtillen Liebreiz, und ſcheint zu ſagen: wenn ich auch lache, ſo meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, beſingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge ſpricht: du gleichſt mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebſt

---

*) Aus: Reiſebilder von H. Heine. Hamburg 1826. Th. 1.

Auch die ſchöne Ilſe kommt herangeſprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Geſtalt und Bewegung; ſie gleicht ganz dem holden Weſen, das meine Träume beſeligt, und ganz, wie Sie, ſchaut ſie mich an, mit unwiderſtehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich ſo innig, ſo ewig, ſo durchſichtig wahr — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen ſtehen vor mir, und den Apfel gebe ich der ſchönen Ilſe.

Es iſt heute der erſte Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt ſich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenſchaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet ſich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fenſterſcheiben der Häuſer, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Neſtchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern ſich, daß die Luft ſo angreifend und ihnen ſelbſt ſo wunderlich zu Muthe iſt, die bunten Vierländerinnen bringen Veilchenſträußer, die Waiſenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Geſichtchen, ziehen über den Jungfernſtieg und freuen ſich, als ſollten ſie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke ſchaut ſo vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, ſogar den ſchwarzen, noch ungehängten Makler, der dort mit ſeinem ſpitzbübiſchen Manufakturwaaren-Geſicht einherläuft, beſcheint die Sonne mit ihren toleranteſten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es iſt der erſte Mai, und ich denke deiner, du ſchöne Ilſe — oder ſoll ich dich „Agnes" nennen, weil dir dieſer Name am beſten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zuſehen; wie du leuchtend den Berg hinabläufſt. Am liebſten aber möchte ich unten im Thale ſtehen und dich auffangen in meine Arme. — Es iſt ein ſchöner Tag! Ueberall ſehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieſes Herz iſt auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es iſt kein beſcheidenes Veilchen, keine lachende Roſe, keine reine Lilie, oder ſonſtiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchenſinn erfreut, und ſich hübſch vor den hübſchen Buſen ſtecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieſes Herz gleicht mehr jener ſchweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Braſiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine ſolche Blume geſehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Piſtole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe" geweſen, die mit ſolchem Knalle plötzlich aufgeblüht ſei. Sie führten mich in ihren Garten, und da ſah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närriſch breiten, ſcharfgezackten Blättern, woran man ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht einmal ſo hoch hinaufſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag ſchon lange her ſein, gewiß ſchon hundert Jahr. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo mußte ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunkeln Winterſturme gewaltſam zerſtört werden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuß — Mädchen! erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knoſpe und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daß es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, daß ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können - —"

Es iſt der erſte Mai, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht, ſentimal zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Zehntes Capitel.

Aus dem Leben eines Taugenichts *).

Von J. von Eichendorff.

Das Schiff ſtieß an das Ufer, wir ſprangen ſchnell ans Land und vertheilten uns nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geiſtliche Herr nahm eiligen Abſchied und ging mit großen Schritten nach dem Schloſſe zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüſch, wo ſie noch geſchwind ihre Mäntel ausklopften, ſich in dem vorüberfließenden Bache waſchen, und einer den andern raſiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshauſe unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Perſon rekommandirt hatte, ein beſſeres Kleid anzulegen, ehe ſie ſich oben im Schloſſe vorſtellte. Mir aber leuchtete der ſchöne Abend recht durchs Herz, und als ſie ſich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte ſogleich nach dem herrſchaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, ſtand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrſchaftlichen Garten rauſchten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kaſtanienbaume vor dem Fenſter jedesmal bei Sonnenuntergang ſein Abendlied geſungen hatte, ſang auch wieder, als wäre ſeitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenſter im Zollhauſe ſtand offen, ich lief voller Freuden hin und ſteckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtiſch ſtand am Fenſter, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerſtehen, ich ſprang durch das Fenſter hinein, und ſetzte mich an den Schreibtiſch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeſchlagenen Buche, die Bienen ſummten wieder an dem offnen Fenſter hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume ſang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre ſtehen, wie er mich ſo unverſehens erblickte, nahm ſchnell die Brille von der Naſe, und ſah mich grimmig an. Ich aber erſchrack nicht wenig darüber, ſprang, ohne ein Wort zu ſagen auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich ſah, nach des Portiers Rath ſtatt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein ſchimpfte, aber ich ſaß ſchon oben auf der hohen Gartenmauer, und ſchaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten ſich im Abendwinde vor mir, als wollten ſie mich bewillkommnen, und ſeitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwiſchen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten ſingen:

Schweigt der Menſchen laute Luſt:
Rauſcht die Erde wie in Träumen,
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt.

Die Stimme und das Lied klang mir ſo wunderlich, und doch wieder ſo altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das iſt der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude, und ſchwang mich ſchnell in den Garten hinunter — es war daſſelbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italieniſchen Wirthshauſes ſang, wo ich ihn zum letzten Mal geſehn hatte.

Er ſang noch immer fort, ich aber ſprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwiſchen den letzten Roſenſträuchern hervortrat, blieb ich plötzlich wie verzaubert ſtehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beſchienen, ſaß die ſchöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Roſen in dem ſchwarzen Haar, mit niedergeſchlagenen Augen auf einer Steinbank und ſpielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor ſich auf dem Raſen, gerade ſo wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der ſchönen Frau vorſingen mußte. Ihr gegenüber ſaß eine andere junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und ſang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem ſtillen Weiher langſam im Kreiſe herumſchwammen. — Da hob die ſchöne Frau auf einmal die Augen, und ſchrie laut auf, da ſie

---

*) Berlin 1826.

mich erblickte. Die andere Dame wandte ſich raſch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Geſicht flogen, und da ſie mich recht anſah, brach ſie in ein unmäßiges Lachen aus, ſprang dann von der Bank und klatſchte dreimal mit den Händchen. In demſelben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwiſchen den Roſenſträuchern hervorgeſchlüpft, ſo daß ich gar nicht begreifen konnte, wo ſie alle geſteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, ſchloſſen ſchnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und ſangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Luſt und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freiſchützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte ſie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreiſe entwiſcht, aber die kleinen ſchnippiſchen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geſchichte eigentlich bedeuten ſollte, und ſtand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüſch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und ſtanden auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während ſie das andere in die Luft ſtreckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die ſchöne gnädige Frau, die noch immer ganz ſtill ſtand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte ſie bis zu mir und ſagte:

„Die Liebe — darüber ſind nun alle Gelehrten einig — iſt eine der kuragiöſeſten Eigenſchaften des menſchlichen Herzens, die Baſtionen von Rang und Stand ſchmettert ſie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt iſt ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, ſie iſt eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantaſt einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in deſto anſtändigern Bogen bläſt der Reiſewind den ſchillernden Mantel hinter ihnen auf, deſto kühner und überraſchender entwickelt ſich der Faltenwurf, deſto länger und länger wächſt der Talar den Liebenden hinten nach, ſo daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unverſehens auf ein Paar ſolche Schleppen zu treten. O theuerſter Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in dieſem Mantel bis an den Geſtaden der Tiber dahinrauſchtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußerſten Ende der Schleppe feſt, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den ſtillen Bann ihrer ſchönen Augen. — Und nun dann, da es ſo gekommen iſt, Ihr zwei lieben, lieben närriſchen Leute! ſchlagt den ſeligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und ſeid glücklich!“

Der Herr Leonhard war mit ſeinem Sermon kaum erſt fertig, ſo kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen geſungen hatte, auf mich los, ſetzte mir ſchnell einen friſchen Myrthenkranz auf den Kopf, und ſang dazu ſehr neckiſch, während ſie mir den Kranz in den Haaren feſtrückte und ihr Geſichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geſchmückt,
Weil der Strich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat ſie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennſt Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume ſchüttelten?“ ſagte ſie, indem ſie einen Knix mir machte und mich ſo anmuthig und fröhlich anſah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging ſie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welſchen Beiſchmack! aber nein, ſieh doch nur einmal die dicken Taſchen an!“ rief ſie plötzlich zu der ſchönen gnädigen Frau, „Violine, Wäſche, Barbiermeſſer, Reiſekoffer, alles durcheinander!“ Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte ſich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die ſchöne gnädige Frau war unterdeß noch immer ſtill, und mochte gar nicht die Augen aufſchlagen vor Schaam und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte ſie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich ſtürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und ſie verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der andern Dame. Dieſe ſah ſie erſt erſtaunt an, und drückte ſie dann herzlich an ſich.

Ich aber ſtand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, deſto deutlicher erkannte ich ſie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht was ich ſagen ſollte, und wollte ſie eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr ſprach. „Weiß er denn noch nicht?“ hörte ich ihn fragen. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Er beſann ſich darauf einen Augenblick. „Nein,“ ſagte er endlich, „er muß ſchnell alles erfahren, ſonſt entſteht nur neues Geplauder und Gewirre.“

„Herr Einnehmer,“ wandte er ſich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thu mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geſchwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erſtaunen und Kopfſchütteln unter den Leuten alte Geſchichten aufrührſt, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausſchüttelſt.“ — Er zog mich bei dieſen Worten tiefer in das Gebüſch hinein, während das Fräulein mit der, von der ſchönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Geſichtchen ſchüttelte, durch die ich aber doch ſehen konnte, daß ſie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn,“ ſagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier ſo eben thun will, als hörte und wüßte ſie von der ganzen Geſchichte nichts, hatte in aller Geſchwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauſcht. Darüber kommt ein Anderer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum ſein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz iſt aber ſchon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will ſein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt ſchreit — aber Du haſt wohl noch keinen Roman geleſen?“ — Ich verneinte es. — „Nun, ſo haſt Du doch einen mitgeſpielt. Kurz: das war eine ſolche Confuſion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt ſelbſt ins Mittel legen mußte. Ich ſchwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und ſo ging es fort nach Süden, um ſie in einem meiner einſamen Schlöſſer in Italien zu verbergen, bis das Geſchrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterwegs aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welſchen Wirthshauſes, vor dem Du ſo vortrefflich Wache ſchliefſt, erblickte Flora plötzlich unſere Verfolger.“ — „Alſo der bucklichte Signor?“ — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbeſtellten Poſtkurſe allein fortfahren. Das täuſchte unſere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergſchloſſe, welche die verkleidete Flora ſtündlich erwarteten, und mit mehr Dienſteifer als Scharfſinn Dich für das Fräulein hielten. Selbſt hier auf dem Schloſſe glaubte man, daß Flora auf dem Felſen wohne, man erkundigte ſich, man ſchrieb an ſie — haſt Du nicht ein Briefchen erhalten?“ — Bei dieſen Worten fuhr ich blitzſchnell mit dem Zettel aus der Taſche. — „Alſo dieſer Brief?“ — „Iſt an mich,“ ſagte Fräulein Flora, die bisher auf unſere Rede gar nicht Acht zu geben ſchien, riß mir den Zettel raſch aus der Hand, überlas ihn und ſteckte ihn dann in den Buſen. — „Und nun,“ ſagte Herr Leonhard, „müſſen wir ſchnell in das Schloß, da wartet ſchon Alles auf uns. Alſo zum Schluß, wie ſichs von ſelbſt verſteht und einem wohlerzognen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Verſöhnung, wir ſind alle wieder luſtig beiſammen, und übermorgen iſt Hochzeit!“

Da er noch ſo ſprach, erhob ſich plötzlich in dem Gebüſch ein raſender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Poſaunen; Böller wurden dazwiſchen gelöſt und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn ſie aus der Erde wüchſen. Ich ſprang in dem Geſchwirre und Geſchleife ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber ſchon dunkel wurde, erkannte ich erſt nach und nach alle die alten Geſichter wieder. Der alte Gärtner ſchlug die Pauken, die Prager Studenten muſicirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf ſeinem Fagot. Wie ich den ſo unverhofft erblickte, lief ich ſogleich auf ihn zu, und embraſſirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concert. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reiſt, er iſt und bleibt ein Narr!“ rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die ſchöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entſprungen, und flog wie ein aufgeſcheuchtes Reh über den Raſen tiefer in den Garten hinein. Ich ſah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligſt nach. Die Muſikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, ſie meinten nachher: wir wären ſchon nach dem Schloſſe aufgebrochen, und die ganze Bande ſetzte ſich nun mit Muſik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marſch.

Wir aber waren faſt zu gleicher Zeit in einem Sommerhauſe angekommen, das am Abhange des Gartens ſtand, mit dem offnen Fenſter nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war ſchon lange untergegangen hinter den Bergen, es ſchimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verſchallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher herauf rauſchte, je es ſtiller ringsum wurde. Ich ſah unverwandt die ſchöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir ſtand, ſo daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz ſchlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich ſprechen ſollte vor Reſpekt, da ich auf einmal ſo allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog ſie mich ſchnell an ſich und fiel mir um den Hals, und ich umſchlang ſie feſt mit beiden Armen.

Sie machte ſich aber geſchwind wieder los und legte ſich ganz verwirrt in das Fenſter, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach," rief ich, „mir iſt mein Herz recht zum Zerſpringen, aber ich kann mir noch alles recht denken, es iſt mir alles noch wie ein Traum!" — „Mir auch," ſagte die ſchöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer," ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch ſo kommen würde! Erſt heut zu Mittag ſprengte der Jockey, der gute flinke Burſch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Poſtſchiffe kämſt." — Dann lachte ſie ſtill in ſich hinein. „Weißt Du noch," ſagte ſie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letztenmal ſahſt? das war grade wie heute, auch ſo ein ſtiller Abend, und Muſik im Garten." — „Wer iſt denn eigentlich geſtorben?" frug ich haſtig. — „Wer denn?" ſagte die ſchöne Frau und ſah mich erſtaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden," erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon ſtand." — Sie wurde ganz roth. „Was haſt Du auch für Seltſamkeiten im Kopf!" rief ſie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reiſen zurückkam, und es traf gerade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb biſt Du wohl damals von hier fortgelaufen?" — „Ach Gott, freilich!" rief ich aus, und ſchlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber ſchüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war ſo wohl, wie ſie ſo fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war ſo recht ſeelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Taſche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und ſahen zufrieden in die ſtille Gegend hinaus. — „Siehſt Du," ſagte ſie nach einem Weilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondſchein glänzt, das hat uns der Graf geſchenkt, ſammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt' es ſchon lange, daß wir einander gut ſind, und iſt Dir ſehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Penſions-Anſtalt entführte, ſo wären ſie beide erwiſcht worden, ehe ſie ſich vorher noch mit der Gräfin verſöhnten, und alles wäre anders gekommen." — „Mein Gott, ſchönſte, gnäd[illegible]e Gräfin," rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; alſo der Herr Leonhard?" — „Ja, ja," fiel ſie mir in die Rede, „ſo nannte er ſich in Italien; dem gehören die Herrſchaften da drüben, und er heirathet nun unſere Gräfin Tochter, die ſchöne Flora. — Aber was nennſt Du mich denn Gräfin?" — Ich ſah ſie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin," fuhr ſie fort, „unſere gnädige Gräfin hat mich nur zu ſich aufs Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waiſe mit hierher brachte."

Nun wars mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott ſegne den Portier," verſetzte ich ganz entzückt, „daß er unſer Onkel iſt! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten." — „Er meint es auch gut mit Dir," erwiederte ſie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hielteſt, ſagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden" — „O", rief ich voller Freuden, „engliſchen Frack, Strohhut und Pumphoſen und Sporen! und gleich nach der Trauung reiſen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehen die ſchönen Waſſerkünſte, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!" — Sie lächelte ſtill und ſah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern ſchallte immerfort die Muſik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die ſtille Nacht über die Gärten, und die Donau rauſchte dazwiſchen herauf — und es war alles, alles gut!

Das ſtumme Kind auf der Grève*).

Von K. Spindler.

„Horch, wie die Glocke ſchwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Menſch verunglückt auf der Grève! ein Menſch geht unter in der wachſenden Fluth! — Ja, ſchreit es nur durch die Gaſſe, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menſchlicher Arm, *den* erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen ſpeien den Strick aus, und der klaffende Sand ſchnappt nach den Hufen der Pferde, wenn ſie nicht zeitig den Rückweg ſuchen. Denn der liebe Gott ſchwebt über den Waſſern, und des Menſchen Hülfe richtet nichts.“

---

*) Aus deſſen: Vergißmeinnicht für 1845. Stuttgart. Erzählungen für Ebbe und Fluth.

„Gaſſt nicht neugierig über Mauer und Bruſtwehr, und gedenkt lieber bei Eurer Arbeit mit ſtillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es iſt nicht alles aus, wenn das Meer ſeinen Raub hinabſchlingt. Ein ernſthafter Engel wacht über den Abgründen.“

„Wann die See über die Grève fährt, ſo tauchen die Muſchelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre roſigen Schalen, daß ſie einem Schiffchen mit ausgeſpanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwaſſer, und ſinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Menſch wiſſe von ihnen.“

Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand ſteigt mit Korb und Hacken, ſo findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelſtange bohrt die verſteckten Muſcheln an's Tageslicht. Alſo bedeckt das Meer nicht Alles mit ſeinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig verſunken glauben.“

„Eine ſolche Geſchichte hat ſich bei uns zur Kaiſerzeit begeben, und wer ſich fürchten will, der höre zu.“

Alte Leute erinnern ſich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende ſeines Lebens bewohnte er das rothangeſtrichene Haus, deſſen Dachgiebel ſich an den Mauergang zwiſchen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem ſtattlichen Hauſe geboren, ſondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marillant, von blutarmen Fiſcherleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen ſich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden ſollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngſten derſelben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, ſchickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geiſtlich ſtudiren ſollte.

Der ältere, der Mathias, war ein ungeſchliffener Burſche, und prügelte alle ſeine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlſte Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk ſeines Vaters aus dem Grunde, und brachte ſein kleines Fiſcherweſen empor, ſo daß er bald ſtehende Netze in den Bächen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geſchicklichkeit. Wer neben ihm fiſchte, hatte ſeine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts ſicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fiſch und Krebſe aus dem Behälter geſtohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten ſtecken, ſchickte ihn auf die Inſeln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte ſich, daß er blind wurde, und brachte ſeinen Lebensreſt in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkeſſel das Weihwaſſer bot, und hie und da ein Almoſen dafür erhielt.. Er hätte jedoch immerhin Hungers ſterben können, wenn nicht ſein Weib bei Tag und bei Nacht auf den Muſchelfang gegangen und ſeine Verſorgerin geweſen wäre.

Aber mit dem armen Fang iſt's nicht allein gethan, und unſere Landsleute haben nicht umſonſt das Sprüchwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muſcheln fiſchen, als das und jenes thun!“ — Des Mathias Eltern gingen allmälig zu Grunde, bis ſie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer ſchönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Bruſt eine feine Invalidenmedaille, in der Taſche einen ſchön geſchriebenen Abſchied. Er brachte viel Geld von den Inſeln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz ſetzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tiſch und Bett und Spiegel. Unter den Spiegel in Glas und Rahmen hing er ſeinen Abſchied, an ſein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unſrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein beſcheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fiſchereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geſchäft mit den Schleichhändlern, die zwiſchen unſerer Küſte und den engliſchen Inſeln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Metzgerstochter von St. Lô mit anſehnlicher Ausſteuer.

Das war jedoch ein Geſchäft, das nicht ſonderlich gut ausging. Die Frau langweilte ſich auf unſerm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangſal. Wann er, was oft geſchah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei ſeinen Fiſchern zubrachte, um Platteiſen und Barben zu fangen, ging's zu Hauſe hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern ſeines Gelichters. Die beſten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöſt worden wäre, ſind den ungebetenen Gäſten durch die Gurgel geſchlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zeiler zum Hauſe hinaus warf, und ſein Geſchmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alsogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte ſie als eine Verſchwenderin in ein Kloſter geſteckt, wo ſie es nicht gar lange aushielt, und ſelig ſtarb. Der Mann begrub ſie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und ſein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind ſetzte er in's Haus, und damit es eine beſſere Aufſicht hätte, und er ſeinem nächſten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er ſeinen Bruder aus Irland kommen, wohin ſich derſelbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geiſtliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hauſe; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne Falſch und Argwohn. Darum hatte die alte Marthe ſo viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Baſe von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal ſchon ein Gefängniß geweſen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der ſeine Gefangenen und ſeine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochſenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter ſeinen Mißhandlungen hart wie ein Felsſtein. — Da ſie das älteſte unter den Geſchwiſtern war, ſo kam manchmal, wenn der Vater ſeinen Rauſch ausſchlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu ſchließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingeſperrten Verbrecher ſahen das Mädchen gern, weil es ſie nicht prügelte, und ſanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter ſteckte eine ſchmähliche Habſucht, womit ſie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und ſich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Waſſer bezahlen ließ. Das trieb ſie, bis ſie genug beiſammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde ſie eine Betſchweſter, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienſt, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdeſſen geſtorben, und ſie hat niemals deren Gräber beſucht.

Sie iſt ein ſeltſames Weib geweſen, hat mit Niemand Freundſchaft gehalten, über Alles geſpottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, ſie ſei eine Närrin, oder ſie müſſe eine Hexe ſein.

Von allen Menſchen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbſchaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen ſeines Geldes und wegen ſeiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn ſie war nicht ſchön wie ein Engel, aber ſchön wie ihre Mutter geweſen, aber leichtſinnig wie ihre Mutter, aber ſchwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerſeits Tiennette Niemand ſo lieb, als ihre Geſellſchafterin Marthe, weil dieſe das Mädchen unaufhörlich hätſchelte, putzte, kämmte und friſirte, beſchenkte und fütterte, ſpazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was ſie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendſtreichen, und wenn der Kanonikus, der ſtets zu Hauſe war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, ſo nahm lieber Marthe alle Schuld auf ſich ſelber, ehe ſie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn ſie nahm zu an Reiz und Leibesgeſtalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unerſättlich. Bellottens Augen gingen ſtets hin und her, friſch und hell, wie ſpielende Fiſche, und ſuchten muthwillig ein Netz, ſich darinnen zu fangen. Nicht lange, und ſie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, geſponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren ſchelmiſche Soldaten. Wo ſie keinen Feind wegzublaſen hatten, ſchoſſen ſie im Spaß nach den Herzen der unvorſichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte ſie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kaſtanienbraunen Backenbarte und dem blaſſen Geſichte. Er hatte nämlich nicht die ſtärkſte Bruſt, und die ſcharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — ſeit er die Mamſell Mathias kannte — ſtieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schloſſe. Dazumal war die neue Kaſerne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geſchmack an unſern ſteilen Gaſſen, ſo fand Tiennette mit einemmale Geſchmack an der Ausſicht von der Plateforme der Kloſterkirche, fürchtete ſich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und ſtieg unverdroſſen täglich hinan, und ſpazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der ſie behandelte wie eine große

Dame, und ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwiſchen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerloſen Gange um das Kirchendach.

Marthe ſah dieſe Spaziergänge nicht gerne, und ſagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu böſem Ende!“ — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil ſie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte ſie unaufhörlich im Hauſe aufzupaſſen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der ſo ſcharf ſah! der ſo verdrießlich war, ſeit er mehrere tauſend Livres durch die Ungeſchicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags iſt das Meer beſonders ungeſchliffen, und reißt alle Fiſchereien in der Bucht zuſammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo ſie geſtanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon iſt. Matthias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein ſollte der ſchlechte Kerl von Ausreißer einmal ſein Schwiegerſohn werden.

Das ſchlug den Alten ſehr nieder. „Du wirſt ſehen,“ ſagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpfeln bei Tombelene Muſcheln holen muß, um mein Leben zu friſten. Mit dem Glücke iſt's aus; ich gehe dem Bettelſtab entgegen.“ Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her ſchlich ohne Raſt mit unauslöſchlichem Durſt; denn er ſchlief nimmer und fürchtete ſich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit ſeinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber ſpazierte mit ihrem Offizier. „Sie iſt wie ihre Mutter;“ ſagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf ſie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samſtag war ſein Durſt ganz unleidlich, und der Cider ſchmeckte ihm nicht mehr; ſo daß er nur nach Waſſer verlangte. Die Ciſternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unſerm ſalzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es ſoll ein großer Jammer geweſen ſein, den Mathias zu ſehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er ſchwatzte in ſeinem Fieber nur von den weiten Inſeln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmeſſen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug, zwiſchen hinein verwünſchte er ſeine ſelige Frau, und ſeine lebende Tochter, daß dieſelbe ſich vor Entſetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienſtag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerſtag ſeine Hülle, wohin ſie gehörte.

Nun ergab ſich, daß Lienette kein ſchlechtes Herz in der Bruſt trug, denn ſie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf ſeiner Plateforme warten; ſie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, ſondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerſt Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewiſſes.

Der Kanonikus ſoll den Lieutenant mit ſeiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu ſehen iſt, ſoll der Offizier bei ſeiner Seligkeit ſich vermeſſen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, ſobald der Kaiſer ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsſtelle gäbe.

Was an der Sache gewiß iſt: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in ſeine Heimath auf Urlaub und ſoll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ ſich nicht mehr vor den Leuten ſehen, und des Mathias Haus war wie ausgeſtorben.

Unſere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küſte, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortſchaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder ſie ſuchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichſten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand ſtiebte herab auf unſere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garniſon, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu ſein glaubte. Der Maire, ein ſchläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpaſſen, die Bürger waren ſtets beſorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine friſche Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und ſo merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachbarn, daß in des alten Mathias Hauſe ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;“ ſagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?“ — „Wir taufen ihn;“ ſagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter ſagte nichts, und herzte das ſchwache Kind, und wollte ſeine Amme ſein, aber das ging nicht. Zudem ſchaute Marthe den Säugling finſter an, und meinte: „Jetzo iſt der Junge noch hinfällig und ſtille, aber in ein paar Tagen wird's anders ſein, und ſein Geſchrei wird uns verrathen. Wenn Du

Deinen guten Ruf liebſt. Bellotte, ſo trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Del eine gute Freundin, die gerne die Laſt übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird.“ —

Tiennette ſträubte ſich, aber der Augenblick war ſtreng, und der Kanonikus ſtimmte der Marthe bei. So wurde endlich beſchloſſen, wie die Baſe wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in friſche Wäſche, Marthe ſteckte es, da es ſchlief, in einen Fiſchkorb, deckte denſelben ſäuberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Del.

Der Abſchied von dem kleinen Auguſtin war der Anfang von Tiennettens ſchwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hätte freilich viel ſagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verſchwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam ſie zu ſich, und fragte nach der Baſe. Dieſe kehrte erſt am Abend zurück, war von der Wanderung ſehr angegriffen. „Der Weg iſt weit,“ ſagte ſie verdroſſen: „auch habe ich mich auf der Grève erkältet. Das Kind iſt jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten.“ — „Gib mir einen Kuß dafür;“ ſprach Tiennette, und erſchrak gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Brr!“ ſagte dieſe und ſchüttelte ſich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellotte, löſe ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hauſe, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus.“ — Sie ſchlief richtig die ganze Nacht, und ſtand wieder kerngeſund auf. Sie war ein Weib, wie von Eiſen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß ſie nicht geneſen konnte, und viele Wochen hinſiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die ſich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich ſie mit Zähnen und Klauen ſich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unſchuld betheuerte.

In jener Friſt war eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieſelbe „zu den drei Freunden.“ Marthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags ſaßen dort ein paar Fiſchweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauſcht, ſtichelten ſie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeſchickt habe, und Marthe ſei des Kindes Trägerin geweſen, und zwar zur Zeit, da ſie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen: Marthe war ſeitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu ſtopfen, aber ihrer zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erſtickt wurde, um ſo mehr, da ſie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geſchrieen wurde, ſie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da ſtand ein Douanier auf, der hinter der Thüre geſeſſen, und ſagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewäſche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter iſt unſchuldig wie die helle Sonne. Ich war juſt an ſelbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Poſten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr ſtiegt ſo haſtig von der Grève auf den Damm, und erſchrakt ſo ſehr, da ich unverſehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Contrebande. Ja, ſo meinte ich, und viſitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte ſchlüpfen, ſo ehrlich als vorher.“

Die verlaunten Schreier waren jetzo ſprachlos; Marthe blickte ſtolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achſeln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen friſchen Trunk auf ihre Koſten reichen, und ging beruhigt nach Hauſe. Von Stunde an hatte das Geſchwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb ſich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Roſt. Bald rief ſie den Liebſten, der gar nichts von ſich hören ließ, bald ſeufzte ſie nach ihrem kleinen Auguſtin. Der Kanonikus hatte vollauf an ihr zu tröſten, Marthe ſtets zu beſchwichtigen. Der Onkel ſchrieb an den Offizier, an den Miniſter, an alle Generäle, an den Kaiſer ſelbſt; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe ſei gut verſorgt; Tiennette beſänftigte ſich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und ſie ſagte: „Beinahe wollte ich, der Bube ſei geſtorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!“ — Tiennette ſchrie aber hell auf, fiel ſchier in Gichter und Krämpfe, und ſchwor bei allen Engeln, ſie würde elendiglich ſterben, wenn ſie jemals erführe, daß der kleine Auguſtin todt ſei. „Nun, nun,“ antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht ſo ernſtlich, ich ſagte ja nur ſo.“ Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber ſie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwiſchen den beiden Thürmen hinter ihrem Hauſe. Dort ſetzte ſie ſich Tage lang hin, und ſchaute troſtlos über die Grève nach der Küſte, ob ſie nicht ihr Kind ſähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweiſe überdauerte ſie dieſen gewaltſamen Zuſtand, und ihr Geſicht wurde roſenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben ſchwach, und ſie hätte nicht eine Viertelſtunde weit gehen können. Eine traurige Geſellſchafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, ſo daß Marthe, die Alles ſchlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Auguſtin zu beſuchen.

Inzwiſchen traf es ſich, daß der Chirurgus die Garniſon vertauſchte, und von dem Kanonikus Abſchied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant ſich umſchauen ſollte, ihn an ſein Verſprechen zu mahnen. Der Doktor ſagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu ſehen, und ihr von ihm zu ſchreiben. Der Doktor ſagte: „Gern; wo finde ich das Kind?“ — „Von der Kirche linker Hand, das ſiebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenſtern;“ antwortete Marthe mürriſch, und ſetzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, ſeinem Kameraden in's Gewiſſen zu reden, und nach dem Buben zu ſchauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Naſe zu binden. Der ſchreibt in ſeinem Leben nicht.“

Und er ſchrieb dennoch einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geiſtlichen Herrn den ſeinigen. Tiennettens Brief behielt ſie, weil nichts darinnen ſtand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus ſtand auch nichts Tröſtliches. Der Offizier war nach Spanien marſchirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und ſeine Vertraute überlegten reiflich, ob ſie der armen Bellette ihr Mißgeſchick darthun ſollten. Endlich vereinigten ſie ſich in der Art, daß ſie ihr nur den Abmarſch des treuloſen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtſinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falſche Soldat ſchlecht mit ihr gemeint, ſo meinte es ein anderer Mann um ſo beſſer mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Pontorſon, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, beſuchte denſelben, und machte alſogleich mit ſeiner hübſchen Couſine Bekanntſchaft, geſonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen beſäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob ſie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus ſagte „Ja,“ weil er es wünſchte; Marthe ſagte „Nein,“ weil ſie es nicht wünſchte.

Eine Dirne iſt der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — ſo waren Tiennettens Augen hoffen, ihr Ohr offen, und ſie bemühte ſich, auf ihren Füßen gelenker zu ſcheinen, als ſie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, und hatte einen langen Zwieſprach mit ihr bei verſchloſſener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden ſein mochte, und nahm auch an einem günſtigen Abend ihre Pflegetochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu ſprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellette, der Menſch hat Abſichten auf Dich.“

„Das meine ich auch;“ verſetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte ſich hoch. — „Und Du?“ fragte ſie aushelend. — „Ei, mir wär's nicht ungeſchickt.“ — Marthe ſtaunte immer mehr. „So? Du Leichtſinn!“ fragte ſie wieder: „Das kann Dein Ernſt nicht ſein. Wenn das der Lieutenant erführe...“ — „Hm? der Lieutenant!“ antwortete Tiennette ſchnippiſch, und rümpfte die Naſe. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!“ wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit dir getraut iſt ....“ — „Das iſt Alles vorbei, liebe Marthe;“ ſagte Tiennette ganz friedlich: „er iſt todt; der Onkel hat mir's geſagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten.“

Jetzo merkte erſt Marthe vollſtändig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und ſchwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete ſie vor ſich hin: „Der arme kleine Auguſtin!“ — Tiennette wurde aufmerkſam: „Was iſt's mit dem Kleinen?“ — „Der kann jetzo ſterben, wann er will; eine Waiſe ſein oder einen Stiefvater haben ... ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt.“ — „Wie Du auch redeſt! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir ſein könnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erſtens ſchämte ich mich zu ſehr, und zweitens würden wir ſchwer geſtraft, weil wir dem Maire alles verheimlicht baden." — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;" ſpottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein … was kümmert das die Mutter, wenn ſie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen ſie ſich bekennen darf!" —

Tiennette weinte, und Marthe freute ſich des Weinens. Darum ſtichelte ſie fort, wie mit ſpitzigem Meſſer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Haſt ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß ſein Kind zu Grunde gehen. Oder meinſt Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen ſpielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Hiſtorie Wind bekommt, läßt er Dich ſitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein."

Tiennette ſchluchzte immer heftiger, und warf ſich der Marthe um den Hals. Jetzo ſchlug die Baſe gelindere Saiten an, indem ſie ſprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thuſt am beſten, wenn Du für Dich bleibſt. Die Männer ſind alle ſchlecht, und Du würdeſt mit dem Einnehmer noch viel ſchlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer ſteht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher iſt todt geſagt worden, und wieder zum Vorſchein gekommen, da man am wenigſten daran dachte."

„Laß die Todten ruhen!" ſeufzte Tiennette. Die Alte verneigte ſich mit einem zitternden „Amen!" worauf Mamſell Mathias verſprach, den Einnehmer nicht zu begünſtigen, und ledig zu bleiben, damit ſie einſtens für den kleinen Auguſtin ſorgen könne. Aber Marthe müſſe es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiederſähe, und öfters mit demſelben ſich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigſtens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunſch am beſten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächſtens ſelber nach Del gehen.

Sie zögerte indeſſen von Tag zu Tag, weil ſie des Einnehmers nächſten Beſuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht ſich ſelber überlaſſen bleibe, und vielleicht zerſtört würde, was Marthe wieder mühſam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht: ſeine Beſuche ſchienen plötzlich und auf immerdar abgeſchnitten. Als eines Abends der Kanonikus ſagte: „Ich höre von dem Boten von Ponterſon, daß der Vetter krank zu Bette liege;" athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübſch Wetter ſein, und ſie wolle nach Del wandern. Was ſie auch mit dem Frühſten that, verſehen mit allerlei Geſchenken für den kleinen Auguſtin, und mit anſehnlichem Koſtgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichſam ihr zum Trotze, in der Mittagsſtunde auf ſeinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tauſend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängſtlich und ſcheu, machte ſich bald in die Küche, weil ſie in Abweſenheit der Haushälterin für den Gaſt Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er ſelber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerſtreut auf die Fragen des Kanonikus, der ſich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache iſt," ſprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht ſowohl krank, als im Innerſten erſchüttert und gleichſam ſchwer ermüdet geweſen bin. Mir iſt nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anſtand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaſte zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte ſtets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens ſeine Beſuche und das Haus ſeiner Verwandten nicht im Geringſten angehe. Statt deſſen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Luſt, ſeine Couſine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in dieſen Worten lauter Muſik, und obgleich ihm ſchwer wurde, über gewiſſe Dinge mit der Sprache herauszugehen, ſo hielt er es doch im Vertrauen auf ſeines Vetters Bravheit für ſeine Pflicht, und ſie plauderten insgeheim; ſchieden auch zufrieden aus ſolcher Heimlichkeit, ſo daß der Kanonikus bei Tiſch ſeiner Nichte ſagen konnte: „Dein wackerer Couſin weiß Alles, und es hat ſich ſein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein ſoll ſein erſtes liebſtes Kind ſein und ſeinen Namen führen. Zu Ponterſon ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeſchick und die Anerkennung Auguſtins deckt Alles zu. Darum ſage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte: einen edlern Mann findeſt Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich ſo wohl verſorgt ſehe.

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraſchten Tiennette, und als ſie durch dieſe Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtſchaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte ſie nicht über ſich gewinnen, Nein zu ſagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr geſtanden. So küßten ſich alſo die Verlobten, gaben ſich die Hände, ſchenkten ſich goldene Ringe, und ſetzten den Hochzeittag feſt. Der Bräutigam konnte ſich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde ſäumen, heimzureiten, ſeiner Mutter die angenehme Botſchaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur geſetzten Friſt bereit ſei. Zugleich bedung er ſich, daß der Kanonikus ihm ſchreiben möchte, wann der kleine Auguſtin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem dieſe Verabredungen getroffen waren, ſchaute der Einnehmer durch's Fenſter, ob der Knecht aus dem Wirthshauſe bereits das Pferd geſattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geſchehen; der feiſte Schimmel ſtand zu Befehl. Aber der junge Freier wechſelte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Geſichte wiſchte. „Sonderbar;" murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Was mich wieder die Angſt überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt."

Die Braut und der Kanonikus ſahen ſich beſtürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Urſache ſeiner Beängſtigung zu entdecken. Der ſchüttelte den Kopf, verſuchte, ſich ſelber auszulachen, blickte beſorgt durch die Scheiben zum Himmel, der ſich allmählig trübte, wie ſo oft in ſpäten Nachmittagsſtunden geſchieht, und ſtotterte auf einmal: „Es wäre etwa beſſer, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir iſt ſo wunderlich zu Muthe."

Der Kanonikus wollte ſo eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu beſtellen, als der Vetter ſich plötzlich beſann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anſtehe, vor der Liebſten Muthloſigkeit zu zeigen. Daher rief er ſchnell: „Mit dem verdammten Schwindel ſollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glaſe Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebſand noch die Untiefen des Couesnon." — Der Kanonikus ſagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu paſſiren." — Tiennette, ſtill erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Faſſung zu ſehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indeſſen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögernd darauf: „Dennoch paſſirte ich neulich das Waſſer; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; ſo kam ich von meiner Straße ab." — „Das war das Mondlicht; es täuſcht ſo oft auf der Grève;" bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;" — dieß ſprach der Einnehmer mit Seelenangſt — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding . . . wenn ich es Ihnen erzählte . . . Sie würden mich vielleicht auslachen . . ." — Vielleicht;" verſetzte der Onkel: „Verliebte ſehen oft ſeltſame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte iſt ſchreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlaſſen wollt, ſo drängt die Zeit. In einem Stündchen iſt die Fluth da." —„Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei dieſen Worten Tiennette mit dem Weine kam, ſchwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiederſehen, ſchüttelten ſich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, ſtolperte der Schimmel mit ſeinem Herrn die ſteile Gaſſe hinab zum Thore.

Als ſie auf die Grève kamen, rieſelten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raſchen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war ſchlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügeriſch von lockern Sandballen verſtopft ſind, welche beben und zittern unter dem ſchreckhaften Fuße der unerfahrenen Menſchen und Thiere, bis dieſe ihr eigenes Grab ſich höhlen, und langſam, aber rettungslos, in das Meer ſinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutſam. Es war leer auf der Grève. Kein Menſch durchkreuzte ſie. Auf entfernten Sandſtrichen ſtand hin und wieder ein Fiſchreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niederſank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küſte.

Plötzlich drehte ſich der Reiter im Sattel um, und horchte. Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch ſeinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen ſo ähnlich klingt. Noch einmal ſeufzte die Grève, dann ſteht der Gaul mauerfeſt. „Vorwärts!" ſpricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängſtigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten ſind wir bei dem Damme.“

Indeſſen war der Schimmel bereits bis an die Feſſel eingeſunken, und nur ein raſcher Druck des Reiters brachte das Thier aus dieſem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es ſchon gelinde am ganzen Körper, und hob ſträubend die Füße. „Witterſt Du das Geſpenſt, Papillon? Kennſt Du nicht mehr den Weg zur Küſte? Iſt denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?“ Bei dieſen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in ſeinem Rücken ſah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er beſtürzt vorwärts ſchaute, war auch da der wolkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr ſichtbar, und er ſpürte ſich fortgetragen, ohne zu wiſſen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebt's? warum Halt?“ Das Thier ſchnaubte ſchwer. „Ich muß abſteigen;“ dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küſte oder dem Meere uns nähern.“ Er warf ſich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauſchte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demſelben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsſpuren zu unterſcheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauſchen. „Gott ſei mir gnädig;“ ſeufzte er: „das iſt der Couesnon, das iſt der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuk zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau beſinne, ſo ſagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht ſein würde.“ Indem er ſich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieſer Verlaſſenheit? Wenn du nicht getreu aushältſt in der Strömung des Fluſſes, ſo ſind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiſer zur Küſte werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon ſchnaubte ängſtlicher. Durch die Nebelmaſſe, die eben anzuſchauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Geſtalt, tief am Boden, dem Reiſenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die ſeine Augen verwirrte, erkannte er die Erſcheinung, die ihn ſchon einmal erſchreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, ſo heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Geſichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es tröffe von ſchaumiger Fluth, als ob es aus einem naſſen Grabe emporgeworfen würde, ſchwankte es vor dem erſchreckten Bräutigam; es ſchloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es ſchreien; dennoch blieb rings die gräßlichſte Stille. Dann that es, wie das erſtemal, da der Einnehmer es geſehen: es drehte ſich um, ſchwamm durch die Luft, und lag plötzlich ſteif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müſſen.

Unter dem Geſpenſt ſchoß der Couesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als ſonſt, wie immer vor der Fluth, ſprudelnd gegen die Gewalt des ſteigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, ſprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind ſchwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, ſchnellte ſich das Geſpenſt um und um, und ſauſte kopfunter in das Waſſer. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn ſchon mit einbrechenden Füßen.

Der Nebel verzog ſich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchſte Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patſcheſt und ſchlenderſt Du ſo? O weh, das iſt die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, ſonſt iſt's um uns geſchehen!“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligſt durch die Schwemmung, durch die Rinnſale. Ein blaßgelber Punkt ſtach durch den Nebel: darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küſte erreicht, und hielt ausſchnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Poſten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den ſich der Nebel auflöſte. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Martha von ihrer kleinen Reiſe zurück.

Wohlgemuth ſagte ſie zu Tiennette: „Rathe, was der launiſche Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnſucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erſt in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch ſei getroſt, ſie läßt mich's vorher wiſſen, und wir erwarten ſie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Auguſtin kann alsdann gleich in unſerm Hauſe zu Pontorſon bleiben." — Marthe wiederholte verdutzt: „Hochzeit? in unserm Hauſe zu Pontorſon?"

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater ſein; alles iſt ſchon in beſter Ordnung." Marthe warf den Kopf in die Höhe, ſtemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte ſchelten, und brach ſtatt deſſen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs luſtig klang, ſondern das innerſte Mark in Tiennettens Gebeinen zerſchnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde deſertirt.

Während alſo Marthe ſich abſonderlich aufführte und gebehrdete, während Tiennette ſich entſetzte und verſtummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Geſicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geſchrieben wird!" ſagte er mit ſtammelnder Zunge: „da iſt der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal ſchon vergebens geſucht, Deine Angaben ſeien falſch, liebe Marthe, ſchreibt er." — Die Baſe wurde blauroth auf der Stirne, und ſtotterte einige Worte, die Niemand verſtand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine ſchwere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und ſprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, iſt noch viel ſeltſamer. Hört einmal, ihr Weiber." Hierauf las er mit vieler Angſt herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vernehmlich deſſen letzte Worte: „Ich achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein Merkſtück verübt worden iſt, und habe deßfalls meine Anzeige bei den Gerichten ſchon gemacht. Wer weiß, was an jenem Fleck ſich finden dürfte. Mündlich und bald ein Mehreres."

„Süßer Heiland! was ſoll das bedeuten!" ſeufzte Tiennette mit ineinander verſchränkten Händen. Marthe ſagte: „Es iſt ſo heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen." Tiennette, ſteif wie ein Maſtbaum, horchte nicht auf den Unſinn der Baſe, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er ſich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verſchoben hatte, daß ſie wie die Nachtmütze eines Rekruten ſaß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich laſſe ihn bitten, mich ſo bald als möglich zu beſuchen." — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;" antwortete Marthe, und ſchwankte aus der Stube. Dann lief ſie nach der Kammer, ſuchte ihr erſpartes Geld zuſammen, und wollte es in die Taſche ſtecken. Aber ſie vergaß es, während ſie den Mammen einwickelte, ſteckte an ſeiner Statt einen Schuh zu ſich, und ging auf die Straße. Ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man paſſirt nicht ohne Karte."

Da beſann ſie ſich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schloſſe wohne, und ging ſchnell die erſten Staffeln wieder hinab. Weil der ſteile Weg ganz einſam war, murmelte ſie vor ſich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil ſchön Wetter iſt, will ich fortgehen, und nicht einmal Abſchied nehmen."

Was ſie auch that, obſchon die Witterung keineswegs ſo ſchön war, als ſie meinte. Es ſtürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorſon?" fragte ſie ſich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und ſeinen Gensd'armen in die Hände." — Sie wendete ſich in der Richtung nach Cherrueix. — Bald fragte ſie ſich auf's Neue: „Verfolgen ſie mich nicht?" und ſchaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenſchein, am Fuße von aufſteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel ſchweben wolle. Von dem ſturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte ſich Marthe nach der Grève. Die Küſte, auf Duftwolken ſchwimmend, wie der Berg, ſchien vom Meere beſpült. Ein Reiter auf dem Damme ſchien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! ſeufzte Marthe, und warf ſich immer rechts in die Triebſandfelder. „Summſen mir die Ohren, oder iſt das die Glocke vom Berge?" ſagte ſie dann, ſtutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; ſie ſtand an deſſen Ufer. „Geſchwind hinüber;" flüſterte ſie ängſtlich, und deutete ſchon nach der Seite, wo der Fluß einen Ellenbogen macht: „Iſt dort nicht der Platz?" Sie entblößte die Füße, ſchürzte das Kleid, watete durch das Waſſer.

Es geſchah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueix heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüſtig dem Berge zu. Am Couesnon ſah er ein in einem Sandtümpel verſinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Meer ſteckte. Der Mann half mit Chriſtenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Verſinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieſer Friſt auf der Grève?" ſagte er verwundert:

„kommt, folgt mir geſchwinde, ehe die Fluth ſteigt.“

Worauf ihm Marthe mit ſtierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?“ Wohin ſie deutete, ſchaute der Mann, ſah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht laſſen, ich ſoll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn verſenkt habe.“ — „Wen, Jungfer Marthe?“ — „Armer Auguſtin? war Dein Tod ſo ſchwer? Wo ſind Deine Ueberreſte, daß ich ſie wegräumen kann, ehe der Adjunkt ſie findet? ich darf nicht eher nach Hauſe.“ — „Marthe, Ihr ſeid verrückt. Kommt doch; der Wind geht friſch, und der Strom ſchwillt.“ — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!“ ſchluchzte Marthe, und ging im Kreiſe auf der wankenden Sandſcholle: „ich muß den Auguſtin verſtecken. Sie ſoll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden ſie auf meinem Grabe lachen.“ — „Gott ſei mir gnädig!“ ſchrie der Bote, da er ſolch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schickſal.

Der Wind ging friſcher, höher ſchwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angſt vor dem Geſpenſte folgte die bittere Todesangſt in Marthe's Seele. Jetzt begehrte ſie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben ſtand vor ihr das blaſſe Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Froſt, triefend von rieſelnder Welle, öffnend den Mund zum Geſchrei. Doch blieb es ſtumm, während ſein Grab immer lauter brauſte, und die See als ein graues Leichentuch ſich langſam gegen die Küſte aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Menſch, der ſie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald raſend, ſchaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergeſpenſtes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umſpülte, höher und höher heraufkam.

Da deckte ſich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge ſie hinweg, und legte ſie entweder zu dem armen Auguſtin auf den Grund des Guednen, oder ſpülte ſie mit ſeinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigeſprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und ſie iſt mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schickſal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geſchoſſen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber ſein Sterbeſtündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

Aus: Der neue Pygmalion.

Von K. Immermann.

*So verſenkt in die Intereſſen ſeines Herzens und ſeiner nächſten Umgebung, hatte unſer Freund ſeither wenig auf den Gang der großen Welthändel geachtet, die indeſſen einen immer fürchterlicheren Charakter angenommen hatten. Es kam die Zeit, da man auch auf dem Boden unſers Vaterlandes die Republik gründen wollte. Eine große benachbarte Stadt machte den Anfang; Emiſſarien durchzogen von da aus an der Spitze bewaffneten Geſindels, das umliegende Land, die dreifarbige Cocarde auszutheilen, und den verführeriſchen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Ein ungeheurer Zorn ergriff den Baron, als er von dieſen Dingen Nachricht bekam. Emilie mochte bitten und beſchwören, ſo viel ſie wollte, ſie konnte den Aufruhr in ſeiner Bruſt nicht dämpfen: denn die innerſten Faſern ſeiner Natur waren durch ſo rohe Angriffe verletzt. Sobald das Geſpräch nur nach dieſem Punkte hinklang, bemeiſterte ſich ſeiner eine unbändige Wuth, welche austoben mußte und ſich durch kein gutes Wort beſprechen ließ. Er wollte einen Landſturm gegen die Ruheſtörer bilden, im Heere des Kaiſers als Freiwilliger dienen, und was noch ſonſt für abenteuerliche Gedanken durch ſeine Seele zogen.

Einſt kam der phlegmatiſche Nachbar voller Angſt auf das Schloß. Die Emiſſarien hatten ſich in ſeinem Gebiet blicken laſſen; er wußte nicht, was er bei ſo kritiſchen Umſtänden beginnen ſollte, und bat den Baron um Rath. Dieſer verſetzte: Ich kann nicht ſagen, was Sie zu thun haben; ich für meinen Theil ſteche Jeden nieder, der in meiner Feldmark von der neuen Freiheit predigt! Gott bewahre! rief der Nachbar, das gäbe ja Mord und Todtſchlag. Es könnte wohl ſein, erwiederte Werner kalt.

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Bedienter herein und ſchrie: Gnädiger Herr, unten im Dorfe ſteht der Trödel-Jude Mendel mit einer ganzen Bande, und ſchwatzt tolles Zeug, und will ſengen und brennen; Alle tragen ſie dreieckige Hüte und bunte Cocarden! — Hölle und Teufel! donnerte der Baron außer ſich. — Meinen Degen! — Herr Nachbar! rief der Phlegmaticus, und entfloh ſpornſtreichs. Lieber Werner, rief Emilie, ſich vergeſſend, und wollte ihn feſthalten. Aber er wand ſich mit männlicher Stärke los, indem er nun, den Degen in der Fauſt, durch die Thüre hinausſchritt, war es ihr, als müßte ſie vor dieſer Erſcheinung in die Knie ſinken; er kam ihr vor, wie ein gewaltiger Ritter der alten Zeit.

Unten im Dorfe fand er einen Kreis von Bauern um den Juden Mendel verſammelt, der auf einem Steine ſtand, und die eingelernten Floskeln des Convents vortrug. Neben ihm waren acht bis zehn zerlumpte Kerls, welche Hirſchfänger, Säbel und Piſtolen trugen. Der Baron trennte mit ſtarkem Arme den Kreis, und drang gezückten Degens auf den Freiheitsprediger ein. Dieſer wollte ſich mit einem Satze retten; aber ſchon hatte ihn der Baron erreicht, und hieb ihm über den Kopf, daß das Blut herabrann, und der Jude zu Boden taumelte. Er richtete ſich indeſſen gleich wieder auf, und ſchrie: Schießt ihn todt! Ein Kerl von wildem Anſehn zielte, drückte ab, und ſchoß unſern Freund in die Schulter, ſo daß er ſtürzte. Die Bauern ſprengten auseinander, machten einen entſetzlichen Lärm; Keiner wagte aber, Hand anzulegen. Die Bande, den blutenden Juden in die Mitte nehmend, zog ſich langſam aus dem Dorfe zurück, feuerte links und rechts in die Häuſer, und drohte unter fürchterlichen Schwüren, nächſtens mit bewaffneter Macht zum Ruin des Tyrannen wiederzukehren. Die Bauern begnügten ſich, ihnen von weitem zu folgen, und ihnen einige Steine nebſt vielen Schimpfworten nachzuſenden.

Emilie kam in Todesangſt vom Schloſſe herab, und fand Wernern an der Erde liegen, um welchen ſich in der Verwirrung noch Niemand bekümmert hatte. Der Blutverluſt hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen; ſie riß ſich das Halstuch ab und verband unter heißen Thränen damit nothdürftig den bleichen Freund. Dann wurde er auf einen Trageſeſſel geſetzt, und in das Schloß gebracht. Als er wieder zum Bewußtſein kam, fühlte er einen warmen Athem an ſeiner Wange. Emilie knieete vor dem Bette, ſein erſter Blick fiel in den ihrigen. Wie geht es Ihnen? fragte ſie ſanft. Recht wohl, verſetzte er, und drückte ihr freundlich die Hand, indem er die Augen abermals ſchloß.

Emilie überſah bald mit Beſonnenheit die Lage der Sache. Die Kugel war aus der Schulter gezogen, das Schlüſſelbein unverletzt befunden worden, und der Chirurgus verſprach eine baldige Herſtellung, wenn der Kranke die nöthige Ruhe genöſſe. In letzterer Beziehung hegte Emilie einige Beſorgniß. Sie hatte von den Drohungen jener Rotte gehört, und wenn ſie auch nicht gerade eine Wiederkehr derſelben fürchtete, ſo konnte doch nach ihrer Meinung in ſo ſtürmiſchen Zeiten, hier am Orte, manches Unangenehme vorfallen, welches dem Baron vielleicht nicht zu verbergen war, und ſeine Herſtellung hindern mußte. Sie entſchloß ſich daher kurz und gut, ihren Verwundeten in ein nahes, wohlgelegnes Städtchen zu bringen, in welchem ſich ein ſehr guter Gaſthof befand. Mit der Wirthin wurde ſogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Als ſie dem Baron ihren Plan eröffnete, willigte dieſer in Alles, was ihr gut dünkte; ſie ſäumte daher nicht, augenblicklich den Entſchluß auszuführen. Der Kranke wurde in Kiſſen gepackt, in einen bequemen Wagen gelegt und kam ohne große Beſchwerde im Städtchen an. Im Gaſthofe waren zwei kühle, freundliche Zimmer nach hinten hinaus beſtens zubereitet, eins für den Baron, und dicht daneben eins für Emilien. Kaum war der Kranke beſchickt, als Emilie von der Wirthin Feder, Dinte und Papier forderte, und ſich niederſetzte, um zu ſchreiben. Der Baron fragte ſie, an wen der Brief gerichtet ſei? — An Ihre Fräulein Braut: Ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Zuſtande geben — antwortete das gute, von mannichfaltigen Empfindungen gepeinigte Mädchen, mit einem jener unbeſchreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. An wen? fragte er verwundert. An Fräulein Lucianen, erwiederte Emilie, die ihren Mißgriff einſah. Liebe Emilie, das Fräulein iſt nie meine Braut geweſen; und ich habe ſelbſt am wenigſten Luſt, um ſie zu werben. Gewiß nicht? fragte ſie, indem ſie, von Freude glühend, aufſprang. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. Was brauche ich dann zu ſchreiben! rief das Mädchen im ganzen Geſichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als ſie ging.

Ein ſtarkes Wundfieber quälte den Kranken die nächſten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich faſt nicht von ſeinem Lager. Immer bedacht, ihm Linderung zu verſchaffen, hatte ſie ſehr bald ihm abgemerkt, wie er am bequemſten lag, wovon er am liebſten reden hörte, was ihm Erquickung gab. Daß ſie faſt keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht anſehn.

Eines Morgens wanderte demſelben Städtchen ein humoriſtiſcher Muſenſohn zu, das Portefeuille unterm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Beſuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künſtler Weiſe unbekümmert um die Ereigniſſe in der Welt, von allem Vorgefallenen nicht das Mindeſte wußte. Da ihm der Weg lang wurde, ſo ſang er zum Zeitvertreib mit ſeiner heiſern

Stimme für ſich ein Lied hin, welches ihm ein jüngerer Kunſtgenoſſe einſt in das Stammbuch geſchrieben hatte, und von dem einige Verſe ſo lauteten:

Will ein König, ſtolz und mächtig,
Zeigen ſich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenherrgott ſcheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
An des Architekten Händen
Muß der Fürſt ſich flehend wenden,
Baut ihm Palaſt, goldne Dächer,
Audienz- und Prunkgemächer.
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gradeswegs gen Himmel kommen,
Fehlt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Gebt ein gutes Wort dem Meiſter,
Der verſammelt Klanges Geiſter,
Melodieen führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Will ein Paar von zarten Pinſeln,
Nicht mehr einſam für ſich winſeln,
Sondern ſich getroſt entdecken,
Bleibt das Wort im Munde ſtecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung ſollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen
Verschen drunter ſpricht von Schmerzen.
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Er war bei dieſen Worten an das Städtchen gekommen, und bog hinein, um darin zu frühſtücken. Als er in den Gaſthof trat, ſchrie Emilie gerade von der Treppe herab. Sein ſcharfes Malerauge erkannte ſie ſogleich wieder; aber wie erſtaunt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Geſtalt vorgegangen war. In einer Art von komiſchen Entzücken ließ er ſeine Mappe fallen, kniete darauf, und rief, indem er die Arme gegen ſie ausbreitete: Ave Maria! Wo iſt Sanct Joſeph, der Zimmermann? Sie machte große Augen, ſagte: Sie ſind wohl närriſch! und verſchwand. Sterzing raffte ſich auf, mit dem Entſchluſſe, die herrliche Figur in einem von ſeinen Gemälden anzubringen. Er ging zur Wirthin, und erfuhr von ihr, daß der Baron verwundet im Hauſe ſei und daß die Mamſell ihn pflege. Er wollte gleich zu ſeinem Freunde, die Wirthin hielt ihn aber zurück, und meinte, eine Ueberraſchung möchte dem Kranken gefährlich ſein. Sie ging, um ihn anzumelden. Sterzing ſetzte ſich hin, ließ ſich Wein geben, und blätterte in ſeiner Mappe. Er hatte die Skizze von Maria und Joſeph für den Baron mitgebracht, deren wir uns aus dem Anfange dieſer Geſchichte erinnern, und ſah ſie jetzt mit einem ſonderbaren Vergnügen an; denn er hielt Emilien und Wenzeln für ein Paar, und betrachtete ſich als den Gründer ihres Glückes.

Voll von dieſem Glauben betrat er das Krankenzimmer, in welches er durch die Wirthin beſchieden wurde. Der Baron rief ihm entgegen: Wie in aller Welt kommt Ihr hieher? So möchte ich Euch fragen, verſetzte Sterzing, wenn ich es nicht ſchon wüßte. Wer Teufel heißt Euch Euern hochfreiherrlichen Leib ins Gefecht mit Juden und Revolutionspack tragen? Das war mit Eurer Erlaubniß, eine kleine Sottiſe, mein lieber Baron. — Ich hätte es eben ſo gemacht, wenn ich ein Mann geweſen wäre! rief Emilie mit anmuthiger Kühnheit aus. — Bravo, ſagte Sterzing — das wird ein Geſchlecht von Helden geben. Der Baron fürchtete von der Unkunde des Malers eine verletzende Wendung des Geſprächs; er entfernte daher Emilien durch die Bitte, ihm etwas zu holen, und ſagte dann: Sie ſehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten, oder an ſich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gährt. Dieſer widerſetzte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andre geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freiheit des Volks genießen, Bündniſſe ſchließen, und alle Standesbegriffe wegtilgen, ſo weit ſie ihnen hinderlich ſind. An dieſer nahm ich ſelbſt Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu ſchaffen macht. Will Maria Sanct Joſeph nicht haben? fragte Sterzing. Laſſen Sie uns über einen ſo ernſten Gegenſtand nicht witzeln, verſetzte unſer Freund. Gattinnen ſchenkt uns der Himmel, wenn er ſie für uns fertig hat; ich vergaß das, und wollte mir ſelbſt eine erziehn. Für dieſe Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuſchte, vielleicht durch meine Täuſchung Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emiliens Gegenwart ja nichts von dieſen Dingen; das edle Mädchen iſt nur unter der Bedingung bei mir, daß hierüber ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen beobachtet wird. — Hm, hm, murmelte Sterzing; das iſt hier ein furioſes Weſen, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.

Der Kranke hätte ihn nun gern entfernt; denn er war in ſeinem jetzigen Zuſtande für Sterzings Laune nicht recht empfänglich. Er ſchlug ihm daher vor, nach dem Schloſſe zu gehn, und dort einſtweilen allein ſich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menſchen, die innerlich kalt, bisweilen einen Anlauf zur Wärme und zur Empfindung nehmen, und dann in ihrer Bizarrerie verharren, welche ſie für Vortrefflichkeit halten. Er ſchlug dem Baron rund ab, ihn zu verlaſſen. Ich wäre ein Ochs, und gehörte in ein Potterſches Viehſtück — ſagte er auf ſeine energiſche Weiſe, wenn ich jetzt von Euch ginge, mir bei Euch bene thäte, und meinen edeln Horazen hier ſchmachten ließe. — Es war nichts mit ihm anzufangen; man mußte ihn gewähren laſſen. Emilie hatte nun die doppelte Sorge, ihren Beſchützer zu warten, und den unruhigen Geſellen von ihm abzuhalten, der mit ſeinen Spaßen der Geneſung eher hinderlich, als förderlich war. Es gelang ihr ſo ziemlich: Sterzing lief faſt den ganzen Tag umher, bildete ſich aber nichts deſto weniger ein, daß er dem Baron die erſprießlichſten Dienſte leiſte, und einen unendlichen Edelmuth durch ſein Verweilen zeige.

Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und ſagte: Was mag der wunderliche Mann nur mit ſeinen immerwährenden Anſpielungen auf Maria und Joſeph wollen? Sie ſind mir unleidlich; Witzworte, deren Sinn ich nicht verſtehe, erſchrecken mich wie Geſpenſter; ſie ſind körperlos und graunhaft, gleich dieſen. — Krankheiten geben dem Menſchen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit. Werner erzählte ihr ſo freimüthig, als ſie gefragt hatte, die Geſchichte der frühern Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er ſich eben beſchäftigt hatte. Emilie ſchauderte faſt vor der ſeltſamen Zeichnung zurück und verſank in tiefes Nachdenken. Es kam ihr ſonderbar vor, daß Menſchenwille und Geſchick ſich unſre unbewußteſten, einſamſten Momente wählen, um uns in ferne, kaum geahnete Kreiſe zu ziehn. Werner, da er ihren Ernſt bemerkte, fragte ſie: ob er ſein Ehrenwort gebrochen habe? Nein, erwiederte ſie erröthend; Sie ſprachen von Dingen, welche vergangen ſind.

Gewiß Emilie — rief er — ſie ſind in jedem Sinne vergangen. Es iſt Zeit, fuhr er mit ſchöner Herzlichkeit fort, daß ich einmal ganz meinen Buſen Ihnen eröffne. Ich habe Ihnen durchaus entſagt; ich fühle im Grunde meiner Seele, daß ich Sie nicht verdiene zu beſitzen. Mein innigſter Wunſch iſt nur, daß Sie an der Seite eines geliebten Mannes dereinſt das Glück genießen mögen, deſſen Sie fähig ſind. Beſte Emilie, laſſen Sie mich etwas ausſprechen, und nehmen Sie es gut auf. Schon lange bekümmerte mich die Sorge um Ihre künftige Exiſtenz, und während meines jetzigen Siechthums iſt ein Plan gereift, Sie zu ſichern. Ich habe vor, Ihnen die kleine Meierei am Strome, welche Sie ſo lieben, als Ihr Eigenthum zuſchreiben zu laſſen. Verſagen Sie mir den Wunſch nicht, nehmen Sie das Gehöfte aus der Hand Ihres treuen Freundes an!

O Gott! war Alles, was Emilie auf dieſe rechtſchaffenen Worte vorbringen konnte. Ihr Herz im Buſen ſtockte, ſie ſchwankte in ihr Zimmer, und fiel vor dem Sopha nieder, das Geſicht in die Kiſſen drängend. Lange lag ſie ohne deutliches Bewußtſein. Dann durchdrang ein unabweisliches Gefühl ihre Bruſt, und rief ihr zu: daß ſie Wernern liebe, daß ſie ihn ſchon längſt geliebt habe. Zugleich aber machte ſeine Faſſung ihr ſchrecklich klar, daß er geneſen ſei von der Leidenſchaft, daß er wirklich der Hoffnung entſagt, weil ihn der Wunſch verlaſſen habe. Sie rief den Himmel um Erleuchtung an in ihrem dunkeln Verhängniß, und der Himmel gab ihr dieſe Erleuchtung. Der Entſchluß wuchs in ihr empor, den edelmüthigen Mann nie zu verlaſſen, ſondern Zeit ihres Lebens bei ihm als treue Ratherin und Beſchließerin auszuharren. Dieſen Vortheil haben die Frauen in ſolchen Lagen über uns; ſie dürfen ſich *einem* opfern, und darin eine traurigfreundliche Beruhigung finden; uns vielfach Angeſprochnen iſt das verſagt.

Sie behauptete ihre Faſſung, und ließ Niemanden gewahren, daß Welt und Zeit vor den getrübten Blicken zitterten. Ihre Kraft wurde durch die Bemühungen hervorgerufen, welche ſie dem Maler entgegenzuſetzen hatte, der nunmehr, geradehin geſagt, unausſtehlich zu werden anfing. Er hatte mehrere hübſche Anſichten bei dem Städtchen aufgenommen, dann einige Karrikatur-Geſtalten, die ihm in den Straßen entgegen gelaufen waren, gezeichnet, und war jetzt ohne Beſchäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In dieſem Zuſtande kam nichts ſeinem Mißbehagen und ſeiner Unruhe gleich. Queckſilbrig durchrannte er das ganze Haus, ſchlug die Thüren heftig zu, ſtürmte jeden Augenblick unerwartet ins Krankenzimmer, überſchüttete Wernern mit einer Maſſe von barocken Einfällen, forderte ſein Urtheil über abſcheuliche Zerrgeſtalten, die er alle Tage zu Dutzenden fabricirte, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrießlich machten.

Emilie bat den Maler mehrmals höflich, doch nach dem Schloſſe abzureiſen; aber er blieb unbeweglich: denn er war ſo conſequent in einer angefangenen Starrheit, als er inconſequent war, da, wo es Ernſt galt. Um ihn zu beſchäftigen, und ihn einigermaßen unſchädlich zu machen, ſchlug ihm Emilie vor: er möchte insgeheim eine Compoſition machen und damit den Freund zu ſeiner Geneſung überraſchen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteriſtiſches müſſe es ſein. Sterzing ergriff dieſe Idee mit allem Feuer. Ich will etwas liefern, rief er aus, was alle meine bisherigen Werke übertreffen ſoll. Man hat mich ſo oft getadelt, daß ich die Gattungen vermiſche; jetzt iſt ein reiner, antiker, erhabner Sinn, wahrſcheinlich durch die Langeweile dieſes Orts in mir erweckt worden; und ich benutze dieſe Stimmung, welche leicht ſpäterhin wieder verfliegen möchte, zu einer Schöpfung im großen Genre, die man nicht ohne gähnende Bewunderung und ohne bewunderndes Gähnen wird anſchauen können. Ich male für unſern Baron, der auch ſo eine Art vom Pygmalion iſt, die Scene, wo dieſer Künſtler die Göttin bittet, die geliebte Statue für ihn zu beleben. Nun merken ſie aber, wodurch ich eine Situation hervorbringe. Die Statue iſt ein Bild der Venus; der Meiſter darf daher vor ihr im Staube liegen, und ſie ſelbſt um ſie ſelbſt anflehn. O ein herrlicher Gedanke! Ich freue mich ſchon darüber, was mir alles während der Arbeit noch einfallen wird. Sie, ſchönſte Emilie, ſollen mir als Modell dienen und die allerliebſte, kalte Bildſäule vorſtellen, was Ihnen nicht ſchwer fallen kann.

Emilie hatte zwar bei ſich viel gegen dieſen Einfall einzuwenden, weil ſie deſſen Unſchicklichkeit fühlte; indeſſen wußte ſie ſchon, daß wenn man Sterzing in ſeinen Planen kreuzte, er nicht leicht anderweit wieder zu ſtören war. Sie ergab ſich alſo, indem ſie hoffte, die Ueberreichung des Bildes auf irgend eine Weiſe verhindern zu können, und bat ihn, um ihn ganz zu iſoliren, daß er doch ja recht heimlich und recht fleißig ſein möge. So etwas brauchte man ihm aber nicht erſt zu ſagen, wenn ihn eine Compoſition ergriffen hatte. Er lebte und webte von nun an ganz in ſeinem Gedanken, lief nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüſte umher, und war in den erſten zwei Tagen kaum ſichtbar, ſo daß unſer ſeltſames Paar ſich einer wohlthuenden Einſamkeit überlaſſen fand. Emilie benutzte dieſelbe zu einer Ausflucht nach dem Gute, indem ſie Wernern unter der Obhut der freundlichen Wirthin zurückließ. Es war der ſchönſte Herbſttag, ſie konnte ihrem Pflegbefohlnen ein Körbchen der herrlichſten Obſtarten und Trauben zu ſeiner Erquickung mit zurückbringen. Sie ſetzte ihm daſſelbe auf ſein Bett; er genoß die Früchte dankbar, und ſprach: Für die Obſtzucht auf ihrem Gehöfte will ich insbeſondre ſorgen, liebe Emilie; ich denke, Ihnen eine treffliche Baumſchule anzulegen. In dem Augenblicke trat die Wirthin herein und rief froh: Es iſt Friede! Sie legte die Zeitung auf den Tiſch, aus welcher man erſah, daß das deutſche Republikenweſen in ſein Nichts zurückgeſunken war. Der Chirurgus kam, nahm den Verband ab, und erklärte Wernern für geheilt. Es war, als ob aller Segen heute Abend über ihn kommen ſollte; er rief fröhlich aus: Wie ſehne ich mich nach Luft und Licht, nach Bewegung und Freiheit! Wie wohl wird mir die Arbeit auf meinem Gute thun! Beſte Emilie, Sie ahnen nicht, was es heißt, krank ſein; man vergißt alles Andre, wenn ſich der Körper übel befindet. — Ach ja, dachte Emilie traurig, er hat Alles vergeſſen, auch ſeine Liebe. Obſtbäume will er mir pflanzen; er mag nur für Cypreſſen ſorgen; an einem Grabe wird es vielleicht nicht mangeln! — Dann ſchalt ſie dieſe weichlichen Gedanken, und beſchloß, ſich im Dulden zu bewähren. Aber ihr Buſen war wie von tauſend Meſſern zerſchnitten.

Als ſie am andern Morgen ſich kaum erhoben und angekleidet hatte, klopfte es leiſe an ihre Thür. Sie öffnete; Sterzing ſtand davor mit Crayon und blauem Papier. St! ziſchelte ſie ihm zu — der Baron ſchläft noch. St! ziſchelte er nach — ich will Sie mäuschenſtill abzeichnen. Was ſollte ſie thun? Sie mußte es ſich wohl gefallen laſſen. Leiſe machte ſie die Thür des Krankenzimmers auf, um gleich zu hören, wenn Werner etwas verlangte. Dann ſtellte ſie ſich auf den Stuhl, den Sterzing zum Piedeſtal erhoben hatte. Er löſte ihre Flechten, gab ihr mit Shawls eine Art von antiker Bekleidung, und brachte ſie in die Attitüde der Venus Genetrix. Sich ſelber ſetzte er gegenüber, und fing an zu zeichnen. Kaum hatte er begonnen, als unſer Freund von einem langen, balſamiſchen Schlummer erwachte. Er lag abgewendet von der Thür, die nach Emiliens Zimmer führte, und hielt ſich in der Todtenſtille, welche herrſchte, für ganz allein und unbelauſcht. Das Fenſter, zunächſt ſeinem Bette, war aufgegangen, ein kühler Luftſtrom ſpielte an ſeine Wangen, als wollte er ihm Grüße von draußen, von der ſchönen Natur bringen. Er ſah in den blauen Himmel, in die gelbrothen Kronen der Bäume, und empfand ein unausſprechliches Wohlſein, eine Gewißheit der Geneſung. In ſolchen Momenten macht der Menſch ſeinem Drange durch Worte Raum. Auch Werner war beglückt, um ſtumm bleiben zu können. Dank euch, ihr himmliſchen Mächte, rief er aus, daß ihr mich wiederhergeſtellt habt. Das Leben iſt ſo ſchön, daß man dafür danken muß, ſelbſt wenn es noch ſo viel geraubt, noch ſo oft getäuſcht hat! Welche ſüße Hoffnungen ſind mir zertrümmert! dennoch lebe ich und lebe gern.

Im Nebenzimmer ging kein Wort von dieſem Selbſtgeſpräch verloren. Sterzing ſah mit Schrecken, daß Emilie auf ihrem Stuhle unruhig wurde. Er fürchtete eine Störung der Seſſion — ihm das Verhaßteſte auf der Welt —

und flüſterte kaum hörbar: Ruhig geblieben, er will von Ihnen nichts; er ſpricht mit dem lieben Gott; man darf keinen Menſchen in der Andacht ſtören.

Werner fuhr fort: du darfſt es dir in dieſer ſtillen Minute geſtehn, daß du ſie liebſt, und ewig lieben wirſt. Wo findeſt du ihres Gleichen? Aber du haſt ihr entſagt, und mußt dein Gelübde halten. Du wirſt es halten können, wenn du ſie ſelber glücklich ſiehſt.

Emilie glühte, wie eine Purpurroſe. Auch Sterzing verließ der alte Spottgeiſt; die Sonderbarkeit dieſer Situation überwältigte ihn. Er ſaß ſtumm da, und ſchabte mit einem verlegnen Geſichte ganz unmäßig an ſeiner ſchwarzen Kreide, bis er den Stift weggeſchabt hatte.

So bete ich denn nicht — rief Werner — Gott gieb ſie mir; ſondern: Gott gieb ſie Einem, der ihr Weſen zu erkennen im Stande iſt. Entzünde in ihrer Bruſt, o Natur, das heilige Feuer einer unſträflichen Liebe, und vollende, indem du ihre Seele beſeelſt, dein ſchönes Werk.

Wie hätte ein armes Mädchen, dem das Feuer, von welchem die Rede war, bereits im Herzen glühte, bei ſo guten, dringenden Worten, wohl länger ein Bild von Stein darſtellen können? Emilie warf haſtig den Shawl ab, ſtürzte von ihrem Poſtament, flog in das Nebenzimmer, und warf ſich, aufgelöſt von gewaltiger Rührung, dem Freunde an die Bruſt. O Du — Himmel! war Alles, was ſie ſchluchzend hervorbringen konnte. — Emilie! rief er außer ſich — iſt es möglich? liebſt Du mich denn? — Wen ſonſt! ſagte das Mädchen. Es iſt ein Traum! ſprach er. Es iſt die Wahrheit! rief ſie.

Sie holte ſich einen Stuhl, ſetzte ſich neben dem Bette nieder, faßte mit beiden Händen die ſeinigen, und ſah ihn lange innig an. Da merkte er, daß es Wirklichkeit war, ſelige Wirklichkeit. Ach, wie ging das zu? fragte er.

Ich weiß es nicht; verſetzte das herrliche Mädchen mit einer züchtigen Freundlichkeit. Es iſt, wie es iſt; laß uns nicht grübeln. Du verdienſt eine Gattin, Du bedarfſt eine; Du litteſt, Du liebteſt; ſeit ich das wußte, litt ich, liebte ich, war ich Dein, und will Dein bleiben bis in den Tod.

Sterzing ließ ſich ſehen. Der Baron ſagte freudig: Lieber Sterzing, hier ſind zwei glückliche Menſchen. Der Maler erwiederte trocken: Ich gratulire. Bei mir habt Ihr Euch zu bedanken; ich ſchüttelte Euch die reife Frucht vom Baume. Es heißt mit Recht:

Solches müſſet ihr uns laſſen,
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Aber ich habe mein Blatt zerriſſen; denn Ihr ſeid ein größerer Meiſter, als ich. Ich zeichne die Bildſäulen; Ihr macht ſie lebendig, daß ſie mir vom Stuhle ſpringen; darum ſollt Ihr bis zum jüngſten Tage heißen: der neue Pygmalion.

Aus: Das Bild des Kaiſers *).

Von W. Hauff.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reiſten vor einigen Jahren an einem der ſchönſten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erſt eine Station hinter Darmſtadt eingeſtiegen und hatte den früheren Paſſagier ſchon beim erſten Anblick durch ſein ſchmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er ſich neben ihn ſetzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarſchaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reiſe bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er ſeinen Reiſegefährten für einen wohlgezogenen, anſtändigen Mann hielt. Was er ſprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verſtändig; nicht ſelten ſogar überraſchten den Reiſenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken ſeines Nachbars, die von feiner Bildung, geſellſchaftlicher Erfahrung und einer Beleſenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unſcheinbaren Ledermütze nicht geſucht hätte. Ueberhaupt däuchte es dieſem Reiſenden, er müſſe, je öfter er im Süden verdrang, deſto öfter und nicht ohne Beſchämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörenſagen, beſonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, ſo leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieſes Land im Brandenburgiſchen geſchildert worden! Manche Reiſende hatten zwar dieſe Bergſtraße, dieſes Neckarthal gelobt, doch erſchien dann ihre Beſchreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher ſie auf dieſer Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in ſeiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmſtadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reiſenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der dieſe Länder beſuchen wolle. Da geht alles geſellſchaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungeſittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutſch ſprechen

---

*) Wilhelm Hauff's ſämmtliche Schriften. 11. Bdchn. Stuttgart 1830.

kann. Und leider! nicht nur die unterſten Klaſſen leiden an dieſem Mangel, auch die beſſern Stände haben einen Anſtrich von eingeſchränktem, ungalantem Weſen und reden ſo elendes Deutſch, daß ſie vor Fremden, um nicht erröthen zu müſſen, franzöſiſch ſprechen. Das war der Reiſepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen romantiſchen Kopf des jungen Brandenburgers hatten dieſe Sagen ſich endlich während der ſchönen Muße, die ihm die Sandkunſtſtraßen und die ſchnapſenden Poſtillons ſeines Vaterlandes gönnten, ſo ſonderbar geſtaltet, daß er ſich ſelbſt wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottiſchen Roman erſchien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinſten Zirkel, an Theater und alle Genüſſe der großen Welt erfüllt, von London ausreiſen, um das Hochland und ſeine barbariſchen Bewohner zu beſuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obſt und Wein und jene geſegneten Thäler ſich vor ſeinen Blicken aufthaten, als die ſchönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menſchen ſeinem erſtaunten Auge ſich zeigten, als da und dort zwiſchen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit ſchimmernden Fenſtern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er ſtrömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tauſende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben geſehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub ſchimmerten, und ein ſchwacher Troſt für ſeinen Patriotismus war, daß die Natur ſeine Landsleute durch höhere Einſicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in Etwas wenigſtens entſchädigt habe.

Der junge Mann an ſeiner Seite ſchien übrigens, obgleich man ſeiner Sprache den ſüdlichen Accent anfühlte, die Geſetze des Anſtandes nicht minder gut zu verſtehen als der Brandenburger; zum mindeſten verrieth keine ſeiner Fragen Neugierde, über deſſen Stand, Vaterland und Reiſezweck etwas zu erfahren, er benahm ſich zuvorkommend, aber würdig, ſchien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne ſich dadurch beläſtigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geſchichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über dieſe Dinge Aufſchluß gab, ſo waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger ſprach. Einmal, als ſein Nebenſitzer über die gute Geſellſchaft in Schwaben einige ſeiner ſonderbaren Begriffe preisgab, ſah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege ſchon früher in Schwaben geweſen ſei, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht ſich hin und wieder, beſonders in Norddeutſchland, ſonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie ſelbſt entſcheiden, wenn Sie einige Zeit in unſerer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle ſolcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewiſſe nachtheilige Anſicht über mein Vaterland ſeit Jahrhunderten beſteht; zum mindeſten ſind die Schwabenſtreiche nicht erſt in unſeren Tagen bekannt geworden. Doch ſcheint ein großer Theil dieſer aberwitzigen Dinge aus einer gewiſſen Eiferſucht der Volksſtämme hervorzugehen, und aus der Kleinſtädterei, die von jeher in unſerem lieben Deutſchland herrſchte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oeſtreichern; daß aber dieſes Vorurtheil ſelbſt in neueren Zeiten, ſelbſt durch die Fortſchritte der Kultur und das regere geſellige Leben nicht geſchwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutſchland.“

„Bitte!“ rief der Brandenburgiſche Reiſende etwas ungläubig, „ich ſollte doch nicht denken —.“

„Man beurtheilt unſere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutſchland ſieht. Wenn nun dieſe auch die vernünftigſten Menſchen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die ſie in Ihren Augen in Nachtheil ſetzen. Einmal die Sprache —“

„Bitte!“ erwiederte ſein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beiſpiel drücken ſich allerliebſt aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und ſo macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders ausſprechen als ihr, die Endſylben entweder nach unſerer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unſere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meiſten Schwaben, die Sie bei ſich ſehen, ſind junge Männer, die von der Univerſität kommen und die Anſtalten in Norddeutſchland beſuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Dieſen Menſchen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasſtab an und thun ſehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige geſchenkt, er wird ſehr bald in die geſelligen Kreiſe gezogen: bei uns findet dieß vielleicht erſt um acht oder zehen Jahre ſpäter ſtatt."

„Nun das iſt es ja gerade, was ich ſagte," entgegnete jener; „dieſe Formen gewinnt Keiner durch ſich ſelbſt, und dieß iſt alſo ein Fehler Ihrer Erzieh[illegible] —"

„Vorausgeſetzt, daß jene Formen wirklich ſo trefflich, daß ſie das ſind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen iſt."

„Das ſoll es ja nicht! aber ſo auf dem Wege mitnehmen kann er ſie doch wohl," meinte der Fremde.

„Wenn er ſie nur ſo mitnimmt, verliert er ſie auch gelegentlich," erwiderte der Schwabe. „Doch das iſt nicht der Punkt, wovon wir ſprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutſchland Unrecht, unſere Sitten und unſere Geſellſchaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Geſellſchaft eigentlich noch nicht angehört haben, die vielleicht in die Welt geſchickt wurden, um ihre Sitten abzuſchleifen. Oder wollen Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierſtube zu Ihnen kamen und ſich vielleicht ungeſchickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieſer Menſchen beurtheilen?"

„Gewiß nicht, aber geſtehen Sie ſelbſt, man hört doch ſelbſt von der guten Geſellſchaft in Schwaben ſo ſonderbare Gerüchte, von ihren Frauen und Mädchen."

„Vielleicht kaum ſo ſonderbar," verſetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unſere Mädchen ſtellen ſich die norddeutſchen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland ſind aber Ihre reiſenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältniſſe unſeres Familienlebens. In Norddeutſchland fällt es nicht ſchwer, in Familienkreiſen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn [illegible] erwerben. In Schwaben iſt das anders: man iſt heiter, geſellig unter ſich, der Fremde wird als etwas Fremdes angeſtaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für dieſe ſcheinbare Kälte immer eine Entſchädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thüre, aber ſelten das Herz; meine Schwaben ſind verſchloſſener, aber ſie ſchließen ſich an den, welchen ſie lieb gewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die ſie bei künſtlichen verfeinerten Sitten umſonſt ſuchen."

„Und alſo liegt eine zweite Quelle unſerer Vorurtheile," fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreiſen einheimiſch wurden?"

„Gewiß!" ſagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreiſe unſerer beſſern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, laſſen Sie ſich nicht durch ihre eigenen Anſichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anſchlägt, ſich mit den Gebildetſten zu meſſen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten feſt zu halten, und das Lächerliche der Unſitte zu belächeln."

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt ſein Land," dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht ſinken laſſen will oder Beſſeres nie geſehen hat." Er entſchuldigte bei ſich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es ſich nicht verſagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts ſchnell und vieles zu ſprechen, — die man im Norden unſeres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen ſoll — auf andere große Vorzüge aufmerkſam, welche die nördlichen Provinzen Deutſchlands vor den ſüdlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftſteller und Dichter ſeiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall ſeiner Beredſamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als ſie um eine Ecke der Landſtraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete ſie ſtaunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmaſſen waren von der ſinkenden Herbſtſonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Geſträuche, die in den verfallenen Mauern wachſen, im dunkelſten, wundervollſten Grün erſcheinen. Durch die hohen, offenen Fenſterbogen blickte der ſchwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenſtänden ſo eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab ſpiegelten ſich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie ſolche Poeſie in der Mark?" fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde ſchien es nicht zu hören, unverwandt hingen ſeine Blicke an dieſem reizenden Schauſpiel, er mochte fühlen, daß es ſich an ſolchen Stellen über Poeſie nicht gut ſtreiten laſſe.

Nach dieſem Vorfall kehrte übrigens auf dem Geſicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er ſtritt über keinen Gegenſtand, ſchien ſogar über manche Dinge ſich behutſam auszudrücken.

Als aber das Geſpräch unter den beiden Reiſenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerkſamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereigniſſe und auf Politik kam, ſchien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge ſeines Nachbars nicht mehr gut unterſcheiden konnte, ſein Athem gehe ſchneller, ſeine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Intereſſe ſei. Man ſprach von der Geſtalt und der innern Kraft Deutſchlands. Mit einer gewiſſen Erbitterung zog jener eine Parallele zwiſchen Jetzt und Sonſt, die nicht gerade zum Vortheil der neuern Zeit ausfiel. Der Fremde, deſſen Grundſätze im Ganzen nicht mit dieſen Anſichten übereinſtimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbſtgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weiſe fing er ſeinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillführlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieſer vergaß nun jede Rückſicht der Klugheit; mit einer Beredſamkeit, die an jedem andern Orte dienlich geweſen wäre, ſuchte er ſeine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit ſeinem eigenen Maßſtab gemeſſen hätte. Der Preuße, der ſolche Leute nur vom Hörenſagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erſchrak über dieſe Aeußerungen. Konnte nicht der Poſtillon, konnte nicht ein Paſſagier im Bauch des Wagens dieſe Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen feſten Plätze ſchwebten vor ſeiner aufgeregten Phantaſie, und das beſte Mittel, ſeinen Nachbar zum Stillſchweigen zu bringen, ſchien ihm, wenn er ſich in die Ecke drückte und ſich ſchlafend ſtellte.

Vier Tage im Waldhauſe*).

Erſter Tag.

Der Frühling war diesmal länger ausgeblieben, und es kamen ſchon die erſten Tage des Mai, als erſt der letzte Schnee ſchmolz und die Luft ihr ſommerlich Gewand anlegte. Deſto üppiger aber brach jetzt ſeine Gluth aus Knospen und Blüthen, deſto raſcher grünten die Fluren, deſto zahlreicher kamen die Vögel und belebten die Waldung, und in den lauen Nächten ſang bereits die Nachtigall ihre Sehnſucht nach der erſten Liebe. Es war, als hätte man den Nachtraum des Winters ſo eilig abgelegt, daß man gar nicht Zeit gewonnen, den Lenz durchzuleben, und wäre hineingeſprungen in die erſten Wonnen der Sommerfreuden.

Der alte Förſter Leupold lag hinter dem hellen, grünumbüſchten Eckfenſter ſeiner Waldhütte, krank, matt und dem Tode nahe, aber heiter und ſelig geſtärkt durch die kräftige Seele, durch den herzinnigen Glauben, und nur zuweilen gefoltert von Schmerzen, wenn ihm der Krankheitswurm am Lebensmarke nagte.

Ihn umgaben gute Menſchen: Anna, ſeine achtzehnjährige Tochter, das Engelhaupt mit den geſcheitelten Locken, den blauen Augen, hold und ſchlank von Geſtalt, des Waldes friſche, lebende Tochter, vergleichbar einer zarten und doch ſtolz aufgeſchoſſenen Blume. Der ſiebenjährige Knabe Jakob hatte ſeiner Mutter das Leben gekoſtet; ſeine Geburt war ihr Tod. — Unſer Förſter hatte erſt in ſeinen ſpätern Jahren geheirathet; jetzt war er über die ſechzig Jahre hinaus, und der Tod kam, ihn abzurufen nach manchen Mühſeligkeiten ſeines Lebens, die — das konnte ſich der Redliche immer geſtehen — ſtets ſeinen Leib mehr, als ſeine Seele angegriffen hatten. Daß er nun ſcheiden ſollte, bevor er ſeine Geliebten noch verſorgt wußte, daß er die Schwachen gewiſſermaßen allein laſſen ſollte; dies ſchmerzte ihn wohl tief und zog manche Kummerfalte über die blaſſe Stirn. Die Thräne, welche ihm dann in's Auge trat, mußte er zurückdrängen und innerlich ausweinen; denn leicht wollte er ja den Geliebten den baldigen Abſchied machen, ſie tröſten, thun, als wären ſie die Wanderer, die auf eine große Reiſe gehen und Lehre und Ermuthigung, Vertrauen und Liebe brauchen. Wohl hatte er ſie auch auf eine Reiſe geſendet; auf die Lebensreiſe. — Er lief in den Hafen ein, die Kinder, welche im Lebensfrühling ſtanden, mußten aber erſt hinaus, auf das Weltmeer und da ſteuern viele Jahre lang, raſtlos, emſig und oft mehr Stürme beſtehen, als heitere Fahrten. — Es war aber noch Eins, was ihm den trüben Hinblick hellte, was ihm Hoffnung gab; er glaubte einen Steuermann gefunden zu haben für die Lebensfahrt ſeiner Lieben. Das war Heinrich, der wackere Jägerburſche, der dunkellockige, ſchöne, hochgewachſene Jüngling, mit einem Gemüthe, ſo treu wie die Taube, einer Redlichkeit, ſo feſt wie ein Eichſtamm. Heinrich war dem alten Förſter vor drei Jahren als Gehülfe beigegeben worden. Der gnädige Graf hatte dies ſo angeordnet, ohne aber zu berückſichtigen, daß das karge Deputat, welches für die Familie des Alten kaum zureichte, nun durch einen vierten Miteſſer, nur noch ſchmäler werden müſſe. Die Förſterei an ſich war ſehr unbedeutend; blos ein einziges Revier, zwar reich an Holzung, denn zwiſchen drei andern Herrſchaften zog ſich dieſelbe faſt eine Stunde lang hin, doch in einem ſchmalen, nur wenige

---

*) Novelle von G. K. Herloßſohn.

Klaftern breiten Streiſe, der knapp an die Nachbarreviere ſtieß; aber eben darum arm an Wild, denn dies hatte ſeine Uebergänge blos am dieſſeitigen Reviere, und unter zehn Schüſſen traf und erlegte da gewiß nur Einer auf herrſchaftlichem hieſigen Boden. —

Der brave Heinrich hatte ſchon in den erſten Tagen nach ſeinem Eintritte gemerkt, wo es dem alten Förſter nicht zureichte; er hatte den ſeligen Frieden und die Eintracht geſehen, welche hier Kinder und Vater umſchlang, und ergänzte ſich damit das mangelhafte Bild ſeiner Jugendtage: — er machte gleich vom Anfang her keinen Anſpruch auf den monatlichen Lohn, welchen ihm der biedere Greis auszahlen ſollte, und wenn ihm dieſer dennoch etwas aufdrang, da beſchenkte er davon den kleinen Jakob und die achtzehnjährige Anna, aus deren blauen Augen ihm ja ſo deutlich lesbar die Engelſeele entgegenſtrahlte, deren Frömmigkeit und Jugend ihn gleich dergeſtalt hinriß, daß er fühlte, wie er ihr für ewig zu eigen bleiben müſſe. — Heinrich hatte einige Hundert Thaler mitgebracht, die ſteckte er denn hier und dort in die kleine Wirthſchaft, beſchönigte damit manchen Kauf, verſchaffte dem Alten manche Bequemlichkeit damit, verſicherte, dies von Einem oder dem Andern ſeiner Bekannten eingetauſcht zu haben, und wie tief auch der Alte oft voll ſeliger Rührung in die edle Bruſt des Jünglings ſah, dieſer ſtellte die Art ſeiner Aufopferungen noch immer ſo an, daß der Alte nie ſagen konnte: „Heinrich! Du belügſt mich, um mir Wohlthaten zu erweiſen.“

Heinrich ſelbſt hatte von ſeinen frühzeitig verſtorbenen Eltern her ein Vermögen von zwanzig Tauſend Thalern beſeſſen. Zur Jägerei hatte ihn Neigung getrieben; das Geld aber borgte er ſeinem Stiefbruder, der Kaufmann und im Erbtheil viel ſparſamer bedacht war, als er, der ſich alſo ohne Heinrichs Antheil nie hätte etabliren können. Mehrere Unfälle trafen den wackern, thätigen Mann gleich im Anbeginn ſeines Geſchäftes; ein anderes Haus zog ihn mit ſich in ſeinen Sturz und er fallirte ſchon nach einem Jahre. Ehrlich ging er indeß aus der Kriſis heraus; er hatte fremdes Gut nicht daran geſetzt, aber das wohl, womit er mehr wagen zu ürfen glaubte: das Erbe ſeines Bruders. Er ar, unterſtützt von einem hamburger Freund, ach England gegangen, hatte dort ein kleines eſchäft begonnen, und voll Zuverſicht auf ſeine hätigkeit, den Bruder auf die Zukunft vertrö-et, und ihm dafür ſeine Redlichkeit und Liebe Bürgen gegeben. —

Darauf baute aber auch Heinrich feſt, als f einen Felſen, wie wir dies denn im Fort-fe unſerer Geſchichte hören werden. —

So lag der alte Förſter da, auf ſeinem reinlichen Sommerlager, bald angekleidet, wie dies ſeine Krankheit — ein Zehrfieber — geſtattete, freundlich und ſauber, ohne alle Laſten und Beſchwerden, wie ſie zumeiſt das Krankſein zu einem durchaus nicht freundlichen Bilde machen. Hätte man es den blaſſen, eingefallenen Wangen nicht angeſehen, in dem heiter umblickenden Auge, der vollen ſchönen Stimme hätte man die Nähe des Todes nicht herausgeahnet. Der ſchöne Greis mit den Silberlocken ſchien vielmehr nur wie ein Ermüdeter, der raſten wollte. Pochte auch das innere Verzehren mit ſeinem Minutenſchlage an ſeine Lebensuhr, er verbarg ſich das, wie den Seinigen; zu einer zwar freundlichen Handlung wollte er den Abſchied von ihnen machen; aber die Trennung ſollte keine bittere ſein, kein verzweifelnder Schmerz ſollte die ſchöne Ausſicht nach dem jenſeitigen Wiederſehen trüben; er wollte ſein Leben verhallen laſſen wie einen Glockenton, der ja wieder erklingt, wenn die ewige Hand die Auferſtehungsglocke läutet, weil ja das Wiederkehren in der Menſchenſeele liegt, wie der Ton in der Glocke. —

Er wandte ſich ſo ſinnend auf die rechte Seite, wo durch das geöffnete Fenſter die grüne Waldespracht hereinquoll und die Blüthendüfte hereinzogen und die wirren Vogelſtimmen hereinſchmetterten; zwiſchen der dichten Laube aber zeigte ſich hin und wieder die Bläue des Himmels ſonnig angeſtrahlt. Und der Greis athmete mit Herz und Bruſt all' die wonnige Labung in ſich, und ſagte wehmüthig entzückt: „Mein Gott! deine Welt iſt doch ſchön — und du giebſt mir ſo einen prachtvollen Lebensabend, für die letzten Blicke den ſchönſten Frühlingsſchein.“

Da beugte von der linken Seite her das blonde Köpfchen Anna's, die inzwiſchen leiſe, um den Vater, welchen ſie ſchlafend meinte, nicht zu ſtören, hereingeſchlichen war, ſich über ihn, und die frommen, großen blauen Augen ruhten auf ſeinem Antlitz, und wehmüthig lächelnd liſpelte ſie aus den roſigen Lippen: „Du biſt wieder bange, guter Vater! ach, laß nur die trüben Gedanken, die uns und dir Gram machen. Es iſt ja der Frühling wieder da, der Alles erweckt und Allen Geſundheit bringt; auch du wirſt ganz ſicher geneſen.“

„Wer ſagt dir denn,“ antwortete der Vater lächelnd und mit Luſt auf dem ſchönen Antlitz des Kindes verweilend — „daß ich trübe Gedanken hege, die mir Gram machen? In dem Gange, den ich beſtimmt gehe, bin ich bereitet; und hegte ich Gram, ſo wär' es nur der, Euch ſchon verlaſſen zu müſſen, und dies iſt dann nicht die Furcht vor dem Tode, vor dem Eintritt in ein anderes Land, nicht die Beklemmung des

Abſchiedes: es iſt blos Schmerz der Liebe, und den fühlt ihr ja mit mir."

„Nein," rief Anna, und ihre hellen Thränen fielen auf die Wangen des Vaters, „du wirſt, du darfſt nicht ſterben. Noch nicht! Jetzt noch nicht! Der Himmel kann nicht ſo grauſam ſein."

„Schilt mir nicht," fiel der Alte ein, „die ewige, weiſe Ordnung der Natur, die den Frühling verblühen läßt, um zu ſeiner neuen Erſtehung den Saamen zu geſtalten, ſchilt mir nicht die allgewaltig leitende Hand des großen Vaters. Und iſt meine Lebensblume nicht ſchon abgeblüht, nicht meine Kraft ſchon ſo verzehrt, daß ſie den Lebensgang nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts thun kann, daß ſie zur Ruhe gehen muß, die ihr Noth thut? — Und ſoll ich ſie aufſchieben die Trennungsſtunde; was iſt verbeſſert dadurch, wenn ich nun fünf, ſechs Monden ſpäter gehen muß? Werd' ich da nicht immer ſiecher und matter werden? Mit dem Verglimmen der Lebensflamme wird auch die Empfänglichkeit für die Wonne des Daſeins ermatten; ich werde mich nicht mehr mit Euch freuen können, ich werde dem Lahmen gleichen, der ſich unter eine Schaar froher Kinder miſcht, welche ſich durch Wettlaufen ergötzen. Wir fühlen uns am ſchmerzlichſten bewegt, wenn wir da zurückbleiben müſſen, wo Alle Eines thun, beſonders wo es heißt: genießen und ſich freuen. Und Anna! wollteſt du denn mich im Herbſt erſt gehen ſehen, wo die Hinfälligkeit der Natur an mein inneres Verwelken unfreundlich mahnt? Auch meine Phantaſie wird dann matter ſein, und ich werde mir keinen Frühling zaubern können in die gelben, blaſſen Lichter des Herbſtes. Oder ſoll ich erſt im Winter gehen, wo die Bäume nackt und kahl, der Himmel grau iſt, die Krähen und Heher allein ſingen, wenn's draußen ſtürmt und ſchneit; ich in der engen, dunklen Stube, ohne äußeres beſchäftigendes Bild, die Secunden zählen muß, nach welchen meine innere Uhr abläuft? — Das willſt du gewiß nicht; du, mein gutes frommes Herz. Du forderſt Unmögliches, und weil du dies nicht erringen kannſt, weineſt du darüber, wie ein liebes Kind. — Ich danke meinem Schöpfer, daß er mir vergönnt, jetzt zu ſcheiden, wo es ſo ſchön und freudig iſt, wo ich aus der Erde Frühlingstraum in den himmliſchen hineinſpringe: denn noch bevor die Bäume ihre Blüthen abſchütteln und noch ſo lang die Nachtigallen jubeln, werde ich gehen, und die Erde wird hinter mir bleiben, wie ein goldgewirkter Teppich, verdämmernd im Sonnenroth."

Anna weinte heftiger; ſie war am Lager niedergekniet, der Vater hielt ihr die Hand unter das Kinn, und ſah auf die geſchloſſenen Augenlider, unter denen der Thränenquell reich hervorquoll. „Sieh, Anna," fuhr er tief bewegt fort — „wer iſt's nun, der ſich grämt? Bin ich's? Du beklemmſt deine Bruſt und machſt mir ſelbſt das Herz ſchwer; denn der Schmerz ſteckt an, er verdüſtert ſeine Umgebung. — Sei nicht undankbar gegen den Himmel, indem du Unmögliches, Unnatürliches forderſt."

„Väterchen!" begann nun Anna mit noch ſtockendem Athem und die naſſen Augen von Zeit zu Zeit aufſchlagend, — „ich war früher draußen im Walde, ſo ganz einſam an einer Stelle, wo die Eichen eine hohe Decke gewölbt haben, gleich einer Kirchwölbung — da dachte ich an dich und deinen Abſchied; ich fand mich da ſo recht aus innerſter Seele gedrungen, zu beten, für dich zu beten; ich kniete nieder und meine Seele wandte ſich ganz empor zum himmliſchen Vater. Ich fühlte mich ſo geſtärkt, ſo beruhigt, ein Troſt, wie ihn nur die Gewißheit deiner Geneſung bieten kann, kam über mich, und ich bat den Himmel, der ſich mir heute mehr gnädig als ſonſt zu zeigen ſchien, um ein Zeichen, das er mir geben ſollte, als Zeugen für die Gewährung meiner Bitte. Und — kaum, daß ich dieſen Gedanken gedacht, ſo ſchmetterte eine Nachtigall ganz nahe bei mir vom Zweige, recht ſelig wie eine Engelſtimme, und der Vogel flog nicht fort, als ich meine Blicke nach ihm richtete. Er ſah mich frei mit den blitzenden Augen an, er ſchmetterte noch einmal und flog dann jubilirend durch den Wald. Da aber fühlte ich mich ganz gekräftigt; denn ich wußte, du würdeſt noch lange, recht lange leben."

„Um doch einmal zu ſterben," fiel der Vater lächelnd ein — „du böſes, liebes, ſchwärmeriſches Kind. Beſtürme den Himmel nicht mit deinen Bitten, den guten Vater, der ſelbſt giebt, nicht mit Wünſchen deines Herzens. Sieh', Anna! das iſt Undank; — danken ſollen wir wohl dem Herrn für den Athemzug des Daſeins und für den ewigen Freudenborn, der uns quillt, aber nicht mahnen, wie einen irdiſchen Herrn, der ſeinen Dienern ſaumſelig den Lohn auszahlt! Und wiſſen wir denn immer, was uns frommt? Du meinſt alſo, es wäre gut, Gott dann und wann an ſeine Schuldigkeit oder auf einzelne Gunſtbezeugungen, die wir verdient zu haben glauben, aufmerkſam zu machen?! — Und wohin dich deine Schwärmerei noch verführt hat; eine ſingende Nachtigall hat dir ein Engel geſchienen, und der Himmel heute mehr gnädig, als ſonſt. — Sieh, gutes Annchen," — fuhr er noch heiterer werdend, fort, — „das Erſtere könnten dir die Engel recht übel nehmen, wenn ſie nicht Engel wären, und durch das Letztere könnteſt du den ordinairſten irdiſchen Machthaber ſelbſt ſchon beleidigen, wenn du ihm nämlich zutrauſt, daß ſein wetterwendiſch Gemüth dir heute gewogener ſei, als morgen oder übermorgen."

Die Art, wie der Vater dieſes geſprochen, brachte ſelbſt ein frommes Lächeln um den ſanften Mund der Tochter, und als er weiter bat, ſie möge die Spur ihrer Thränen vertilgen, damit, wenn Heinrich und der kleine Jakob wiederkämen, dieſe nicht betrübt würden. „Denn ſo ein Abend," ſchloß er, „wird uns immer zu einem betrübten, düſtern; der alte Frohſinn will gar nicht mehr herrſchen. Und den kleinen Umſtand ausgenommen, daß ich jetzt liege, wo ich ſonſt ſaß, iſt ja Alles bei'm Alten geblieben." — Da küßte Anna gehorchend des Vaters Hand, erhob ſich, und ſetzte ſich an das Fenſter, an welchem ein etwas erhöhter Tritt befindlich war, zu ihrer Arbeit. — Plötzlich rief es ihr zur Seite draußen: „Guck, Aennchen! Guck, Vater!" und der ſchöne ſchelmiſche Lockenkopf Jakobs ward ſichtbar, welcher außen am Stakete hinaufgeklettert war. Er ſtellte einen Käfig auf das Fenſtergeſims und ſagte: „Eine Nachtigall hab' ich dir gefangen, Vater, — die muß dir nun an alle Morgen und Abende und beſonders Nachts vorſingen, wenn du nicht ſchlafen kannſt. Heinrich hat mich das Aufſtellen und Locken gelehrt, und ich war gleich beim Erſtenmale ſo glücklich."

„Fall' nicht herunter!" ſagte Anna, und wiſchte mit der weißen Hand den Schweiß von der Stirne des Wildfangs. — „Komm herein, ich habe dir dein Abendbrod bereitet."

„Nein," antwortete Jakob ſich zum Herabklettern anſchickend, — „ich habe Heinrich verſprochen, ihm bis zur großen Fichte entgegen zu kommen; er hat über der rothen Platte einen Hirſch geſchoſſen, den er noch heute einfahren will." Hiermit war der Junge auch ſchon hinabgeſprungen und eilte ſingend durch den Wald.

Der Vogel flatterte noch ſcheu im Käfig und blickte unſtet mit den ſchwarzen Augen umher.

„Sieh, Anna," ſagte der Vater jetzt, recht herzlich auflachend, — „das iſt vielleicht dein Prophet, der Engel, den du geſehen haſt — du Engelſeherin."

Anna lachte auch mit, dann aber fiel ſie weinerlich-komiſch ein: „Nun haſt du mir wieder einen neuen Namen aufgebracht — und wirſt es den Andern ſagen, die des Neckens kein Ende haben werden."

„Sei ruhig," tröſtete der Alte, „weder Heinrich noch Jakob ſollen etwas davon erfahren; denn die Quelle deiner Schwärmerei war ja ſo fromm und edel, daß nur ich allein mir dieſen Scherz erlauben darf."

— Anna ſtand jetzt auf, um das Abendbrod für die beiden Hausgenoſſen — Brüder, wie ſie ſie in Gegenwart des Vaters, nie aber in Heinrichs Beiſein ſelbſt nannte — zu bereiten. Als ſie ſich wieder an's Fenſter ſetzte, war der Abend ſchon tiefer über die Waldpracht herniedergeſunken, und des Alten Blicke verweilten jetzt mit Wonne auf dem holden Mädchen, welches da ſaß mit vorgebeugtem Haupte, ſchön und zart und doch mit dem Ausdrucke jungfräulicher Kraft angeſtrahlt von dem roſigen Dämmerleuchten des Waldes, umſpielt von der leiſ' hereinſchwirrenden Abendkühle, mit dem Ausdrucke von Unſchuld und Frömmigkeit, Geiſt und Milde in dem idealen Antlitz gekleidet in den himmelblauen Hausſpenzer, welcher die vollen, ſchwellenden Formen rund und knapp umſchloß, und worüber die langen, geflochtenen Zöpfe, in welche das geſcheitelte Haar auslief, wallten: — wie er die Holde ſo anſah, mußte er ſich doch geſtehen, daß das Mädchen ſchön, ſehr ſchön ſei. —

„Anna!" begann er endlich nach einer langen Pauſe.

„Ja, mein Vater!" antwortete ſie, halb von der Arbeit aufblickend.

„Heinrich iſt doch ein guter Menſch!" fuhr er fort.

„Gewiß, mein Vater!" entgegnete ſie wie vorher.

„Er liebt uns recht herzlich," meinte der Vater wieder.

„O von ganzer Seele!" fiel die Tochter wieder ein.

„Wir lieben ihn aber auch!?"

„Alle!" —

„Ich liebe ihn wie meinen Sohn; liebſt du ihn nicht wie deinen Bruder?"

„Er iſt auch wahrhaftig, wie ein Bruder."

„Nicht vielleicht mehr, Anna?"

„Wie meinſt du das, Väterchen?"

„Ich meine, ob du ihn nicht noch anders liebſt, als deinen Bruder?"

Sie ſtockte eine Weile — dann ſagte ſie leiſe: „Anders? Nein, das gerade nicht. Aber ich liebe ihn recht —" Sie endigte nicht.

„Er iſt aber auch ein recht ſchöner, liebenswürdiger Menſch," fuhr der Vater wieder fort.

„O ja!" —

„Er iſt gewiß ſo hübſch wie du; ich meine, er als Mann, ſo —"

„Aber, Vater! wie biſt du heut ſo muthwillig," unterbrach ſie ſchamhaft — „nun, ihr werdet mich heute gewiß noch recht necken."

„Sieh, Kind," — fuhr der Alte nach einer Weile wieder fort, — „ich dachte ſo bei mir: Wenn ich nicht mehr bin, da braucht der Jakob doch noch einen Vater — und Bruder, und

Vater zugleich kann ihm Niemand beſſer ſein, als Heinrich; Jakob braucht aber auch eine Mutter, und Mutter und Schweſter kann ihm Niemand beſſer ſein, als du. — Nun muß aber auch Vater und Mutter zugleich ein — Paar ſein."

„Wie meinſt du das, Vater?" fragte ſie ſchnell, und erhob das Haupt und blickte ihn groß an.

„Ich meine," redete er fort, — „ich und deine ſelige Mutter waren ein Paar, wir hatten uns unausſprechlich lieb, lieber als alle andere Menſchen. — Könnteſt du denn den Heinrich auch ſo lieb haben?" —

Sie ſchwieg, das Herz pochte ihr ängſtlich, die Wangen glühten ihr.

„Oder wäre es dir gleichgültig," fuhr der Vater fort, „wenn ich ſtürbe und Heinrich zöge fort und nähme ſich eine Andre zur Frau?" —

„Ach, mein Vater," rief hier Anna einfallend, und ſprang wieder an ſein Lager und kniete nieder und drückte ſeine Hand an ihre wallende Bruſt — „du biſt heut' ſo gut, ſo lieb und ſo luſtig — mein liebes, liebes Väterchen."

„Ich bin ſo," — ſcherzte der Vater, „wie dem Herrgott, den du dir früher gedacht; nur bin ich heute vielleicht — weniger krank wie geſtern — und dein Herrgott iſt nicht krank, das vergiß nicht. — Auf Heinrich wieder zu kommen: — ſo liebt er dich gewiß recht herzlich, recht aus ſeiner Seele, wie —"

Sie drückte ihre Lippen feſt auf ſeinen Mund, er fühlte ihr Herzchen heftig ſchlagen an ſeiner Hand. —

„Ihr werdet Alle gewiß noch recht glücklich ſein, — ſehr glücklich; ihr ſeid gute fromme Kinder — ihr dürft euch nicht trennen," ſagte er gerührt.

Da bellte draußen der alte Nero und der jüngere Azor fiel ein, und „Heinrich kommt!" rief Anna und ſprang auf, ordnete noch einmal das Mahl am Tiſche, und hüpfte den Eintretenden entgegen.

Jetzt trat auch der ſchlanke Jüngling, ſeinen Jakob an der Hand, herein, und ging mit einem freundlichen „guten Abend, lieber Vater!" auf das Bett zu; Jakob aber zog ihn bei einem Arme an's Fenſter, um ihm den Vogel zu zeigen; Anna faßt ihn bei der andern Hand, um ihn an den Tiſch zu nöthigen. „Gleich! gleich!" ſagte der Jüngling lächelnd, und herzlich geſtärkt durch die Zeichen ſolcher Liebe — reichte aber früher dem Vater die Hand, und fragte nach ſeinem Befinden. —

„Gut!" antwortete der Greis — „ich fühle mich heute recht wohl und heiter."

„Da wollen wir Andern denn auch recht heiter ſein," ſagte Heinrich, indem er, Jakob zuerſt gewahrend, den Vogel beſah und lobte, dann auf Anna's wiederholte Einladung ſich zu Tiſch ſetzte und die Suppe ganz köſtlich fand. — „Ich habe heut unſern Deputathirſch geſchoſſen," fuhr er gegen den Alten fort, „es iſt ein ſchönes Stück, das ich theurer zu verkaufen gedenke, als je eins früher."

Unter heiterm Wechſelgeſpräche verging der Abend. So innig erfreut Anna auch war, es ängſtigte ſie doch immer, wenn ſie dachte, der Vater könnte von Heinrichs Liebe zu ſprechen anfangen, und das hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie wollte auf ihre Kammer entfliehen, wenn der Vater in das Geſpräch einginge; aber er ſchwieg davon gänzlich. —

Aus: Die Alchymiſten.

Novelle von A. v. Sternberg.

In einer jener langen finſtern Gaſſen des alten Dresdens, die ſo eng ſind, daß faſt eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberſtehenden ſchwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürſten Chriſtian II. zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldſchmiedmeiſter mit Namen Tobias Roſen. Er hatte frühzeitig geheirathet und ſein junges hübſches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeſchick hineingeriſſen, das ihn verfolgte, ſo weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitſam und auf ſeine Weiſe thätig in die Zukunft denkend, war ſeine Armuth keine ſelbſtverſchuldete; nur inſofern war ſie ihm zuzuſchreiben, indem ſich ſein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Roſen litt an Schwermuth, und eine ſo erkrankte Seele iſt ſchon ohne äußeres Mißgeſchick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil ſeiner Familie, es hatte ſeinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schickſal. Die finſterſten Anfälle zeigten ſich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungsſorgen geplagt, innerlich von ſeinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeſchoſſes ſaß, das bleiche Haupt in die Hand geſtützt, den Blick auf die gegenüberſtehende unermeßlich hohe ſchwarze Mauer richtend, die erſt in der Abendſtunde einen ſpärlichen Lichtſchimmer empfing. Im Hauſe gegenüber zeigten ſich nur ein paar Fenſteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringſte und Niedrigſte der Hausgenoſſenſchaft nicht dort wohnen mochte, waren die Läden halb geſchloſſen und der kalte Luftzug, der in der engen Gaſſe herrſchte, fuhr durch die Gitterſtäbe und halb zerbrochenen kleinen Fenſterſcheiben. Von Ferne tönte das Geräuſch der lebhaften ſonnenbeſchienenen Gaſſen und Plätze herüber, Spaziergänger und Beſuchende verließen um dieſe Zeit ihre Häuſer, doch Keiner, führte ihn auch ſein Weg durch die dunkle Gaſſe, mochte aus dem fröhlichen Sonnenſchein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längſten Umweg. Und ſo ſtörte denn auch Niemand die düſtern Gedanken des armen Goldſchmiedemeiſters: er mußte endlich, da ſie ihn zu erdrücken drohten, ſich ſelber kräftig aufraffen; er that es und ſtand auf, um in die Kammer ſeines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beſchäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu beſuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Feſt in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie ſie bei trübem Lampenſchimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff ſtand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tief verwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er ſetzte ſich hin, und indem er ſie auf ſeine Knie zog, half er ihr einige Bänder befeſtigen, die ſie nicht ſelbſt zu knüpfen vermochte; ſeine Hand umſpannte ihren Leib, ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um ſeinen Mund, indem er ſie lange aufmerkſam und forſchend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen! Meinſt Du wirklich, Du ſeiſt noch ſchön? glaubſt Du, die Leute werden ſtehen bleiben, Dir nachzuſehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte! Kind, Du biſt die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenſchwellend, pfirſichfriſch, eine holde Kleine, jedes Männerauge ſüßeſte Koſt. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauſes wie im Triumph überſchreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber haſt Du ſie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes ſchönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Laſt der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langſam gemordet. O, fort mit dieſem Kleide! es war Dein Brautkleid; ſiehſt Du nicht,, wie es überall nicht mehr paſſen will! wo ſind die ſüßen Reize geblieben, die hier die ängſtlich klaffenden Falten ausfüllten? Das Häubchen ſucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange, um ſich daran zu ſchmiegen, die Wange iſt eingeſunken und erbleicht; die Fülle des ſchwarzen Haars, ſonſt ſo übermüthig und widerſtrebend, wo iſt ſie hin? Ach, Marie, ſieh mich nicht ſo bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröſtete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er ſchob die ihm liebkoſende Hand zurück und ſprach finſter: Hier in dieſer Stadt, wo der Neid der Zünftler mich ſo bitter peinigt, hier in dieſer finſtern Grube, gegen die der Miſſethäter im ekelhafteſten Gefängniß wie in einem Palaſte wohnt, hier fühle ich erſt recht, wie ſehr ich von allem Glücke verlaſſen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es iſt Alles aus.

Er ſchwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widerſprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsſtück an; er ſah es, ſprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich ſetzte ſie ſich jetzt neben ihn, und beide ſaßen eine Weile ſo ſtillſchweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne ſein Weib dabei anzuſehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigſt und nicht durch eine unpaſſende falſche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderſt. Es iſt dieſes: auf unſrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeſchick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erſchrick nicht darüber, was ich Dir jetzt ſage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider ſeinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder haſt Du Reichthum und lebſt ohne Sorgen, Du kannſt auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns ſcheidet, will ich ſchon auftreiben.

Er hatte bei dieſer Rede nicht den Muth aufzuſehen, und hätte er aufgeblickt, ſo wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigſte gerührt worden. Sie, die ihn ſo innig liebte, war jetzt von Entſetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte ſie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen floſſen. Ge[illegible] genug, rief Tobias, denke dieſen Worten nach, in den erſten Augenblicken der Aufregung iſt Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir ſprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer ſich und kettete ſich an den Unglücklichen; wir ſprechen nie wieder hiervon. Willſt Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unſerer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt haſt, ſagte er nach einer Pauſe, ſo hatteſt Du doch Urſache zu klagen. Selbſt das Mutterglück, Du Arme, iſt Dir nicht zu Theil geworden; hätteſt Du eine Tochter, ſie brächte Jugend und Freude in dieſe finſtern Mauern, ihretwillen könnteſt Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing ſich mit der heißeſten Zärtlichkeit an ſeinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte ſchöne Mädchen, das zuerſt Neigung ihm bewieſen. Den armen Tobias überwand ſo viele Liebe, er blickte getröſteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieſes Geſpräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlaſſene Werkſtatt ſorgfältig abgeſchloſſen worden, aus der finſtern Gaſſe hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wanderer ſie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Feſt gab, hatte mit Empfang ihrer Gäſte ſo viel zu ſchaffen, daß der Meiſter mit ſeinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er ſetzte ſich in eine entfernte Laube nieder, und ſein ſchönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie ſie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe ſeiner Liebe, er drückte ihr ſtumm die Hand. Während deſſen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte. Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich geſtimmt war, und ſagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine luſtige Geſchichte erzählen, die ſich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn ſie unſerm Fürſten zum Spott auserſonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land ſpricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die ſich mühten das Geheimniß, wie man Gold hervorbringen könne, auszuforſchen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn ſie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerſt, liegt am Tage; doch es iſt mit dieſen Forſchungen, ſo eifrig und vielſeitig ſie betrieben worden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; ſtatt deſſen haben ſich die Thorheit, der Unverſtand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menſchlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht geſtellt. Viele weiſe Männer ſind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles ſchlimmer iſt; unſrer Zeit jedoch, ſcheint es, iſt's aufbehalten, an Unſinn und Verkehrtheit die ergötzlichſten Beiſpiele aufzuſtellen. So hat ſich nun kürzlich am Rhein eine Geſellſchaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen laſſen, die ganze Angelegenheit im ſpaßhafteſten Ernſte nimmt. Es nennen ſich dieſe Leute nicht geringer als Beherrſcher der Welt, und im Grunde haben ſie auch nicht ganz Unrecht; ſie behaupten, das Geheimniß Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunſt theilhaftig werden will, muß ſich gefallen laſſen, unter ſeltſamen Ceremonien in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiſer, dazu ſieben Kurfürſten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche ſind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die ſeltſamſte, bei welcher der allerwunderlichſte phantaſtiſche Spaß verfallen ſoll, iſt die ſogenannte chemiſche Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende beſtehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchymiſten, wie man ſie nennt, die die Sache ernſthaft behandeln, nicht wenig über dieſe Scherze eifern; allein das iſt, meiner Meinung nach, eben das Köſtliche in der Menſchennatur, daß ſie im Stande iſt, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefſinnigen Beſchauung, die den Menſchen, der ſich ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzuſetzen. Wem wären Geldgier, Habſucht, ſchnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehäſſigen Leidenſchaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menſchen mit Heißhunger geſucht würde? Tauſende würden ſich in dieſem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grauſam zerſtören, alle finſtern Kammern des Elends, des Selbſtbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und beſänftigend der Scherz und der Muthwille auf, ſie ſtellen die Thorheit ans Licht, ſo daß man über ſie lacht, und ſiehe da, die große Menge iſt geheilt, Niemand will mehr Geſundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagſtück ſetzen.

Wer ſind denn dieſe Menſchen, fragte Marie, welche ſich dieſe Scherze erlauben?

Ich kenne ſie nicht, entgegnete Leonhard, doch ſtelle ich mir vor, daß ſie jung und ſorgenlos ſind; denn unſern geſetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir ſie hier wandeln ſehen, käme dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr ſolltet Euch in ihre Geſellſchaft aufnehmen laſſen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort. Ihr gehöret nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geſchieht's auch. Es ſcheint ja doch, daß es mit der Anſtellung hier am Hofe nichts wird, und ſo könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen ſtehen.

Ihr ſeid glücklich! ſeufzte Tobias, indem er ſein Haupt in die Hand ſtützte.

Auf dieſe Weiſe, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich ſpät; aber dafür iſt es auch eine chemiſche Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was ſo gewöhnlich geſchieht.

Ein großer, ernſt ausſehender Mann hatte ſich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben ſich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Geſprächs ſchon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umſtändlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Geſellſchaft?

Wie geſagt, rief Leonhard, ſie lehren Gold machen. Da ſie aber dabei das luſtigſte Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderſchaft ſind, ſo mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht ſehr ſtrenge genommen werden. Gewiß iſt es, daß ein luſtiger Student, ein reiches Mutterſöhnchen, an ihrer Spitze ſteht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern iſt das Aufſehen, das ſie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch ſchon bei uns hört man von ihnen ſprechen, und ſogar iſt mir ein leiblicher Vetter genannt worden, der ſich erſt kürzlich mit allen Formen in die Geſellſchaft hat aufnehmen laſſen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden ſie ſchwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, iſt unſer Kurfürſt auf das ernſtlichſte mit den geheimen Wiſſenſchaften beſchäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiſer und Reich ſie duldet, wenn ſie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Prieſter aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich verſichere Euch, meine Freunde, ich denke ſchon recht mit Luſt daran, mich ihnen dahinzugeben und den Reſt meiner Tage in überſchwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunſt, Gold zu machen, ſo wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allerquicklichſte Weiſe verſchwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymiſt treibt, der nun ſchon vier Jahre bei unſerm Herrn im verſchloſſenen tiefſten Gewölbe des Schloſſes laborirt? Der arme Mann ſieht Monate lang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenſchein; doch es giebt Leute, die nicht viel beſſer wohnen. Er ſah bei dieſen Worten Marien an, und ſie blickte ihm verſtohlen, aber ſanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, iſt nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher ſagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche ſchwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefeſſelt ſind ſeine Glieder Tag und Nacht an den unglückſeligen Höllenherd, an dem er blaſend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde ſteht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem ſtaubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublaſen vermag. Muthwillig ſchadenfroh verwandelt ſich der Erdgeiſt immer neu vor ihm, ſtreift immer glänzendere Kleider ab, ſchlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So ſteht und bläſt er jahrelang, das ekelhafte Gequicke der ſchmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Keſſel tönt in ſeine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erſcheint ihm das Geſpräch mit Menſchen, das Lächeln eines ſchönen Weibes oder der Geſang des Prieſters am Altare. Verwandelt iſt er durch und durch und gleichſam metallen geworden, eine grauſige Bildſäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden ſich zieht, der ſich krampfhaft zuckt und regt. Selbſt ſein Schlaf iſt fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln ſpielen, ſo hat der Arme ſchwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von ſeiner unſterblichen Seele reden; kann ſie wohl jemals fromme und gottſelige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr ſeht ſelbſt, wie ſich jedes Geheimniß der forſchenden Kraft im Menſchengeiſte entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge ſollen jedoch, wie es ſcheint, immerdar für uns verſchloſſen bleiben, und wo wir auf ein ſolches Geſetz des Verbots ſtoßen, ſollte es uns durchaus heilig ſein. Vielem ſelbſtverſchaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunſt viel mit den Metallen zuſammengeführt, doch ſo gefährliche Gedanken ſind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unſchuldige Freude gehabt, mir ſind die edlen unter ihnen lieb, weil ich ſie für die reinſten Erzeugniſſe der innern ſchaffenden Erdkraft halte, ſo wie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Waſſer und Luft ſcheinen.

Es giebt Menſchen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine ſo unſchuldige Liebe zu beſondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, ſollte man glauben, eine gewiſſe Verwandtſchaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtſchaft zu einem Metall! rief der Meiſter Leonhard mit Lachen; ja, ja eine ſolche Verwandtſchaft würde ich mir ganz gut gefallen laſſen.

Ich kannte, ſetzte der Arzt ſeine Rede fort, eine fromme engelreine Frau, die Aebtiſſin des Klarenkloſters war, welches jetzt aufgehoben werden. Dieſe edle Dame liebte nichts ſo ſehr als den Anblick ſchönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte ſie auf ihrem Tiſchchen vor ſich eine Scheibe von dieſem Metalle, dazu ein Glöckchen; ſie blickte wohl minutenlang die erſte an und ließ dann das zweite mit anfangs leiſen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft geſtand ſie mir, wenn ich ſie an ihrem Krankenlager beſuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für ſie wären, die ſie vollkommen verſtände, ſowie die ſilberne Scheibe ihrem Auge erquickender ſei als die ſchönſte Blume. Nie habe ich von dieſer Frau vernommen, daß ſie habſüchtig oder geizig geweſen, daß ſie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was ſchon der fromme Stand ihr unterſagte; doch mußte Alles, was ſie umgab, zierlich und glänzend ſein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten ſie. Wo ſie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte ſie Silber an, und da ließ ſie auf das anmuthigſte das matte Silber mit dem glänzenden, hellanſpiegelnden abwechſeln; zuweilen zog ſie Farben mit hinzu und ergötzte ſich an dem Widerſpruch, den dieſe bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Weſen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe ſich aus dieſen Erſcheinungen der Geiz erklären, die Habſucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finſtern Verirrungen eines an ſich unſchuldigen geheimnißvollen Triebes ſein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, ſo kenne ich dieſe zarte Verwandtſchaft ganz wohl; doch hab' ich's ſtets nicht ganz chriſtlich mit dieſen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Taſche, ſo drängte es mich, ſie wieder zu verſetzen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenſo ſchnell wieder abſegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippſchaft auf dieſe Weiſe zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemiſche Hochzeit anſtoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beiſammenſitzenden mit vollen Gläſern verſehen. Als man eben anſtieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte ſich die freundliche Wirthin des Feſtes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten ſich unter einander. Das Geſpräch über die Goldmacherkunſt war jetzt abgebrochen, die Geſellſchaft, meiſtens Bürger mit ihren Familien, vertheilte ſich, um das Brettſpiel, die Schaukel und Rennbahn, ſowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Muſik wurde in den Garten gelaſſen; bei den erſten Klängen gerieth der Meiſter Leonhard ſogleich außer ſich: der Anblick der hübſchen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten ſich zugleich ſeines feurigen Sinnes; er drängte ſich an die erſte friſche Tänzerin, und man ſah ihn bald in immer ſchnellern Kreiſen mit ſeiner Beute herumfliegen, ſo daß die Muſikanten ſelbſt, auf einen Moment ihre Inſtrumente abſetzend, über den ausgelaſſenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er ſtahl ſich fort, indem er den Entſchluß faßte, ein Geſchäft noch zu beſorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vor's Thor rief. Es wohnte daſelbſt auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher ſich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine anſehnliche Arbeit dem jungen Meiſter anzuvertrauen. Als er den halben Weg ſchon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, ſchwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein ſchnell emporſteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verſchloſſen; der Beſitzer hatte plötzlich verreiſen müſſen, und die zurückgebliebene Dienerſchaft berichtete, daß er erſt nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch dieſen verfehlten Gang noch trüber geſtimmt, als ſie ohnedies war, er ſah ein, daß er in der Nacht und bei dem ſchlimmſten Wetter den Rückweg antreten müſſe, und verwünſchte ſeinen Entſchluß, ſo ſpät und bei ſo ungewiſſen Nachrichten ſich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er ſo daſtand, rauſchte der Regen in Strömen nieder, dichte Finſterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die ſpärlich vertheilten Poſten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte ſich das erſte Ungeſtüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf ſich zukommen hörte; es hielt in ſeiner Nähe; zwei ſtreitende Stimmen ließen ſich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entſchloß ſich, nicht um jene ſich zu kümmern, da er doch nicht im Stande war, ihnen zu helfen; allein ſein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angſtruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die faſt ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unſcheinbares Fuhrwerk bemerken, deſſen Führer eben, wie es ſchien, es verlaſſen hatte; der einzelne magre Gaul, ſeinem Willen überlaſſen, ſcheute und drehte den Wagen, in dem, ſo viel Tobias ſehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Geſtalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob ſeine Stimme, und als er glauben mochte, ſeine Worte ſeien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte ſich an Tobias' Knie, der beſchäftigt war, das wildgewordne Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch ſein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht ſo grauſam ſein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu ſehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes, und die brüllenden Donnerſchläge ließen dieſe Worte nur theilweiſe an's Ohr des jungen Goldſchmiedmeiſters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor ſich zu ſehen, dem aller Beiſtand fehle, ſo erſchütternd für ihn, daß er ſich entſchloß, ſelber in dieſem Unwetter der Hülfe bedürftig, ſie den Bedrängten angedeihen zu laſſen. Auf ſeine Frage berichtete der Knabe, daß ſein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann ſei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückiſcher Feinde die Flucht zu ergreifen. Dieſen Bericht brachte der Knabe nur ſtockend hervor, in Tobias' Herzen regten ſich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlaſſen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unſern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und ſoll ich nicht daſſelbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme?

Himmel! ſchrie der Knabe mit dem ergreifendſten Wehelaut, ſo giebt's denn kein menſchliches Erbarmen mehr! Ihr ſeht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in dieſem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, ſterben ſoll er, ohne Gnadenmittel und Tröſtung! ſeine Seele iſt auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in ſein Inneres. Was ſoll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er deſſen umſtrickende Arme von ſeinen Knien löſte, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen ſichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der ſicherſte iſt in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias raſch; ſeid Ihr einmal mein Gaſt, ſo birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, ſo viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habſeligkeiten im Wagen mir nachtragen, und ſo will ich Euch, will's Gott, ſicher in meine einſamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore ſchon geſchloſſen ſind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge ſein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin ſtehen. Der Knabe näherte ſich jetzt dem Kranken, leiſe und behutſam hob er zuerſt das Haupt, und Tobias ſah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geſchloſſenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er ſich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erſt die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorſicht ſich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leiſe und ſanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr ſeht, ihm iſt ſchon grauſam mitgeſpielt worden; ein unvorſichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte ſchwankende Lebensflamme liſcht unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bejammernswürdigen Zuſtand des Kranken; mit Entſetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk geriſſen niederhingen, kraft- und willenlos ſchwankte die ganze Geſtalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüſtigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelöſten Verbrecher auf ſeinem Rücken durch die Schrecken einer ſo wilden Nacht nach Hauſe trüge. Der Knabe ſchien dieſe Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden paſſenden Zeitpunkt, um ſich mit zärtlichen Bitten und Liebkoſungen an Tobias anzuſchmiegen; er verdoppelte ſogar dieſes ängſtliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Taſche des Meiſters einen vollen Beutel mit Geld geſchoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, ſucht damit die Wache zu beſtechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in ſo rauher Nacht die Wachſamkeit der Söldner eingeſchläfert. Gott laß' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungeſehen vorüberkommen! Tobias war zu ſehr mit ſich und ſeinem Unternehmen beſchäftigt, um den Jammernden zu tröſten; er mußte ſeine ganze Klugheit und Geſchicklichkeit aufbieten, um nicht ſo nahe dem Rettungshafen noch zu ſcheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldſchmieds, öffnete, und ſo zogen die einſamen Wanderer mit ihrer ſchauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln Gaſſen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und ſie befanden ſich vor dem beſtimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen ſaß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, ſie öffnete das Fenſter und herableuchtend entſetzte ſie ſich vor der Gruppe, die ſich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte ſie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was ſich zwiſchen ihm und dem Fremden ereignet, und bat ſie, unverzüglich Anſtalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkſtatt zu bereiten. Es geſchah ſo leiſe und ſchnell wie möglich. Der Kranke, ſowie ſein verwüſteter Körper die bequeme Lage der Polſter fühlend, zeigte zum erſten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von ſeinem Bette, als bis ſie ihn in einen ruhigen Schlaf verſenkt ſahen, der Knabe jedoch ließ ſich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Die Novelle *).

Von H. Laube.

In Altenburg waren zwei Damen eingeſtiegen, und erſt vor der Stadt hatten ſie ſich in die Geſichter geſehen und ſich erkannt. Es ſchienen herzliche Freundinnen zu ſein, die weit entfernt von einander geweſen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir ſo dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln ſchlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten ſich und drückten ſich die Hände; genauer ſchaute ich nicht hin, ich war zu ſehr beſchäftigt, ihre Geſichter hatte ich auch nicht geſehen. Ich ſaß neben ihnen auf dem hinterſten Sitz, und als es ganz finſter war, und ſie mich gewiß feſt eingeſchlafen glaubten, erzählte die eine mit leiſe flüſternder Stimme folgende Geſchichte. Vorher hatte ich auf ihr Geſpräch nicht Acht gehabt, der epiſche Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine ſchöne Altſtimme, welche zuweilen über das Flüſtern heraustrat. Sonſt ſprach ſie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finſter und ſtill, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Weſentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen ſaß eine bürgerliche Familie beim Frühſtück. Es war noch ſehr früh, die Morgennacht ſah grau zu den Fenſtern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tiſche ſtanden zwei brennende Lichter. Um den Tiſch herum ſaßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein ſtattlicher Burſch, zur Reiſe gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er ſollte bis nach Rußland reiſen. Am Kamin ſtand die Schweſter, einen friſchen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und ſchlank gewachſen, ſie hatte ein großes Tuch umgeſchlagen und auf dem Rücken die Zipfel zuſammengebunden. Unverwandt ſah ſie in's Feuer hinein, und langſam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde“ — rief der Vater, „die Kanne iſt leer, und Ferdinand hat erſt zwei Taſſen getrunken.“

Da fuhr ſie erſchrocken zuſammen, und die weißen ſchönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten friſches Holz an, die Thränen fielen ins Feuer, und ſie nahm ſich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, ſie brachte es auf den Tiſch, ſchenkte dem Bruder die Taſſe voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Geſicht, und leiſe weinend drückte ſie ihr Geſicht an ſeine Augen. „Und du gehſt nun auch fort, Ferdinand.“ — —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Der Bruder ſchlug den Arm um ſie, der Vater ſtellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte ſehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als ſei er verdrießlich, und ſchalt, daß man den Jungen nicht wenigſtens in Ruhe frühſtücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutſcher.“

Ferdinand ſprang auf, küßte den Vater. Des Alten Geſicht war in ſtürmiſcher Bewegung. Er küßte die lautweinende Mutter; unter lautem Weinen band ſie ihm einen Fuchsſchwanz um

---

*) Aus H. Laube's „Reiſenovellen.“ Leipzig 1834. (Bd. 1. S. 304 f.).

den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslaſſen. Sie ſteckte ihm noch das Taſchentuch, was er auf dem Stuhle hatte liegen laſſen, in die Bruſt hinein. Nun wollte er von der Schweſter ſcheiden. Sie legte den Arm um ſeine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es ſei zu kalt für ſie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte ſie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Geſicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffſt, ſo bitte ihn, daß er treu iſt.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde ſah ihm mit ſchmerzlichem Geſicht nach, und flüchtete ihre ſchönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße ſah noch leer aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen iſt. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half ſich langſam am Spieß in die Höhe, lüftete ſeinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langſam, ſchauernd vor Froſt und Trauer ging Mathilde ins Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern ſaßen im Dunkeln. Sie ſetzte ſich ſtill in einen Winkel am Ofen, wo ſie oft mit dem Bruder und dem geſeſſen hatte, den ſie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg ſeine Studien vollendet, und ſollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und ſchritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauſes. Es war Theegeſellſchaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit ſeiner Familie bekannt. Die Frau vom Hauſe hatte ein eitles aufgeblaſenes Geſicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewiſſe Unordnung in den Zügen, ſie behandelte Ferdinand mit jenem Gemiſch von Kaufmannsdünkel, Geldſtolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geſchmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, ſtand die älteſte Tochter Emilie, und ſah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein friſches Verlangen auf den feſten jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Geſundheit. Sie hatte rabenſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, und war ſchon ſo groß wie ihre Mutter. Ferdinand ſollte ſie franzöſiſch und Muſik lehren. Sie fiel wie Feuer in ſeine Augen, und er ſah ſie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete ſeinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorleſen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie ſaß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchſtaben und las heiß und leidenſchaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Akten war ſie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leſer dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langſam im Nebenzimmer auf und ab, und ſprach leiſe mit einem Fremden über Geſchäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thüre ſtehen, und ſah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterſcheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht paſſend für ſie ſei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war ſehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es ſei charmant, daß er ſo hübſch und mit ſo viel Gefühl leſe. „Ach ja!“ ſetzte Emilie ſchnell dazu, und ſtand mit niederblickenden Augen ſinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße ſeinen Univerſitätsfreund Richard, und die Freude war groß, ſie hatten miteinander ſtudirt, und Richard war einſt in den ſchönen Pfingſtfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereiſ't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es ſtill und hübſch iſt, und wo Mathilde vor der Thür ſaß, und einen bunten Studentenbeutel ſtickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die luſtigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein geweſen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem Mädchen ſpazieren gegangen, und die Leute hatten geſagt: das iſt ein ſchönes Paar, Vater und Mutter aber hatten ſie geſegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Drauf ließ er ſich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er ſpielte beſſer Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundſchaft die Muſikſtunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein ſehr artiger Mann, und ein beliebter Geſellſchafter in Riga; er hatte ſo viel Verbindliches, und war auf dem beſten Wege, eine glänzende juriſtiſche Karriere zu machen. Der Banquier machte ihm ſehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand ſtieg im

Weiſe, daß er ſo reſpektable Konnexionen beſäße.

In den Morgenſtunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter ſchlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geſchäfte und ließ ſich auch niemals ſehn.

Ferdinand lehrte Alles ſo innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tiſch die Eltern ausfuhren, blieb ſie jetzt immer zu Hauſe, um den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und ſelbſt noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne ſchien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof ſpringen, und der Winter begann zu ſcheiden, die Sonne ſchien oft.

Da ſprachen ſie ſtille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem ſolchen ſonnigen Nachmittage war's, als er ſich ein Herz faßte und ſie bei der Hand nahm, und die friſche, pulſirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zuſammenſchauernd die andere Hand auf die ſeine, und ſie ſahen ſich endlich in die Augen, und fielen ſich in die Arme. Es begann ein Küſſen und Drücken, ſie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geſchah.

Da ſtieß ein Frühlingswind das Fenſter auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „:Kuckuck,“ und ſie ſprangen erſchreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand ſagte im Taumel ſeines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, ſobald er nach Hauſe komme, bitten, ihm ſeine ſchöne Tochter zur Frau zu geben. Geſtern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrſtelle in ſeiner Vaterſtadt ſei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, ſie ſprang in den Hof, um den Bruder von loſem Geſchwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und ſpielte mit den Buben. Der älteſte erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt ſchon geſpielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leiſe, ſie küßte ſich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligſt zur gnädigen Frau vom Hauſe, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, ſo erſchien auch jene mit zornflammendem Geſicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Bald zu ihm, bald zu ihrem Manne gewendet, ſagte ſie mit ſchneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer ſich Vertraulichkeiten mit ſeiner Schülerin erlaube, welche ſich durchaus nicht ſchickten.

Mühſam ſchob Ferdinand dazwiſchen, daß er eben den Vater aufgeſucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da ſchrie die Mutter laut auf, höhniſch und ſchneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgeſehen hatte, ſah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und ſprach mit feſter Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede ſein.“ —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerſchmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angſt bebend ſeiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und ſagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren ſei. Sie fiel ihm um den Hals, überſchüttete ihn mit heißen Thränen und Küſſen.

„Laß uns nach Deutſchland fliehen!“ bat ſie.

„„Du willſt?““

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt, ich liebe Dich ſehr.“

Und nun beſprachen ſie, wie das zu beginnen ſei, denn es war nicht wahrſcheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hauſe dulden werde. Thüren wurden geöffnet, ſie waren nicht ſicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte ſich den Schlüſſel zum Gartenhauſe verſchaffen, dort würden ſie, wenn Alles im Hauſe ſchliefe, das Nöthige beſprechen.

Sie ſchieden unter Küſſen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denſelben Abend war Thé dansant im Hauſe. Emilie erſchien geſchmückt, und war ausgelaſſen und ſchön und lachte und ſcherzte und tanzte wild und luſtig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand ſtand in einem Fenſterwinkel, und ſah ihr mit Entzücken zu; ſeine Seele war mit der Liebe für das ſchöne, friſche Mädchen und mit Beſorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als ſich die Geſellſchaft trennte, flüſterte ſie ihm zwei Worte ins Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Geſtalt huſchte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand ſchlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorſichtig ſein, denn der Mond ſchien verrätheriſch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, was auf den Hof herausging, war noch Licht. Plötzlich ſchrie Emilie laut auf — rückſichtslos ſprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe ſie ihren Namen nennen hören. Rückſichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus, und küßten ſich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand ſollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, ſogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff beſtellen, und dann an denſelben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habſeligkeiten und Koſtbarkeiten zu einem Bündel ſchnüren, und ihn reiſefertig erwarten.

Ferdinand geleitete ſie erſt zurück ins Haus, nahm ſeinen Mantel um, ſteckte ein neues Teſtament in die Taſche, und ging. Am Hafen war's ſtill, ein Schiffer ſchlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann ſeine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, ſtemmte ſeine Arme unter, ließ ihn ausreden, ſtand dann auf und ruderte, ohne ein Wort geſprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geſchäft war bald abgemacht, um ſechs Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erſt am Hafen ſchien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, was ſie überſetzen ſollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häuſern her näherte ſich eine Figur. —

Aber das Boot war da — ſie ſegelten hinüber, und beſtiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten ſich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hauſe des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geſchellt, und darauf beſtanden, den Herrn vom Hauſe augenblicklich ſprechen zu müſſen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihauſe, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaſter hob eben die Anker, in Riga ſchlug es ſechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaiſers den Kapitain zu ſprechen verlangte. Die Matroſen ſchrieen, die Anker würden gelichtet, es ſei zu ſpät. „Im Namen des Kaiſers“ klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Kapitain kam.

Bald darauf ſah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herauf ſteigen in's Boot. Richard, der in ſeinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme ſtand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob ſie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutſcher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den erſten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, ſie zu tröſten.

Nach einiger Zeit ſagte man ihr, Ferdinand ſei nach Deutſchland entlaſſen und die Sache ſei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man ſchon nicht mehr. Mathilde war ſehr blaß geworden und noch ernſthafter als früher. Eines Tages ſagte ſie dem Vater, ſie wolle mit der Poſt nach Riga reiſen. Ferdinand ſei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater ſagte nichts, und machte ihr das Reiſegeld zurecht.

— In Riga hörte ſie auf der Polizei, Ferdinand ſei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, ſondern traf Anſtalten, nach Petersburg zu reiſen, um dem Kaiſer einen Fußfall zu thun. Als ſie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu beſtellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutſches Lied ſang, was man bei ihr zu Hauſe am Rheine oft zu ſingen pflegte. Sie ging etwas ſchneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete ſich um. Mathilde ſtand ſtill wie eine Bildſäule, ſie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber ſie nicht, und ging weiter, und trällerte ſein rheiniſches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war ſie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte ſie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr ſie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, ſie hatte ſchon viele hundert Werſte zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit ſeinen Hütten, wo ſie Ferdinand finden, ihm ſeine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als ſie in den Ort kam, erfuhr ſie, daß es Ferdinands Leiche geweſen war.

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine ſchöne Equipage. Der Kutſcher des ſchönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinſitzenden ſtiegen aus, der Poſtillon, welcher Mathilden fuhr, hielt ſtill, um dem Kutſcher behilflich zu ſein.

Der Herr und die Dame, eine junge, ſchöne Dame, baten Mathilden, ſie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Geſicht fallen, es war Richard. Er ſaß ihr gegenüber und ſcherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber ſeine junge Frau, und als ſie nach Riga kamen, ſagte ihr der Poſtillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutſchen hätte fortfahren wollen.

Mathilde ſagte nichts, und fuhr weiter nach Deutſchland hinein.

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Poſthauſe in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtſtrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erſchrocken: Das waren die verſteinerten großen Augen Mathildens, auf dieſen blaſſen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeſchichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es ſchien mir ein erſchreckliches Unglück auf dieſen todtgeweinten Mienen ſtill und ſtolz zu ruhen, lange, lange ſchon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geſchmeidigt haben. Ein ſtrenger Weibesſchmerz ſah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach ſolch trauriger Geſchichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Geſicht mit dem Taſchentuche und ſchluchzte innig, und die erſchütterte Seele drängte ſich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung ſolches Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos ſein, wer das Unglück ſelbſt erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde ſelbſt ſei. Ich hob ſie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, ſogar ihr Athem, der mich berührte, ſchien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Geſtalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte ſtumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als dieſe beim Herunterſteigen beide Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Geſicht nahm, ſah ich auch ihr Geſicht — ich war verſteinert von den verſchiedenartigſten Eindrücken. Es war der ſchöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die ſchmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Eyrotten.

Umſonſt hatte ich ſie geſucht, ohne es zu ahnen, hatte ich eine Poſtſtation neben ihr ſelbſt geſeſſen und mit ihrem Bilde geſchwelgt, und jetzt weinte ſie und war ſchmerzerfüllt; ich konnte ſie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, ſie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Poſtwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiſeſchickſale geſchieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an ſie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem ſüßen Geſicht meiner Jugendliebe.

Ich ſtand ſchmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnſucht im Thorwege, und ſah der Laterne des Wagens ſo lange nach, bis ſie verſchwand.

All' die ſüßen Liebesſchauer aus der Sakriſtei, all' das Liebesſehnen der friſchen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht geleſen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

Heinrich's des Vierten von Frankreich letzte Lebensſtunden.

Von F. G. Kühne *).

Es war ſechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Urſulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Saint Roche, in welcher das neue Kloſter der frommen Schweſtern lag, drängte ſich ein Gewühl von Tauſenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, lobend und lachend, als ging es zu den Freuden des Schauſpiels, zu einer Luſtbarkeit ſeltner Art. Das leichtgeſchürzte Volk der Gaſſen, ewig müßig und aus Müßiggang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernſt befähigt, der luſtige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und ſtand an den Mauern des Kloſters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäuel gedrängt. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Auswahl der Hauptſtadt wogte langſam nach und ſuchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutſcher riefen die Querlaufenden an, die Lakeien ſprangen auf und ab und über dem tauſendfach zertheilten Lärm wie über

---

*) Aus deſſen Kloſternovellen. Leipzig 1838. 2 Bde.

einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten ſich die Flügelthüren und die Menge ſtrömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damaſt behangen. Binſenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines ſterblichen Fußes ſollte hörbar ſein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Roſen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit ſollten zu gleicher Zeit gefeiert werden. Die Einkleidung einer Nonne, ihr Abſterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erſchienen und öffneten die Läden und Fenſter, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen ſich füllten und das Volk in gedrängten Schaaren den weiten Raum unten beſetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich ſchwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeſchäftigen Menge. Die Aebtiſſin trat ein, in dem ganzen Schmucke ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem ſchwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiſerner Schnalle, den ſchwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem ſchwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düſtere Schleier der bräutlichen Wittwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand ſich das Sternendiadem, an ihrem Halſe hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arm.

Nahe am Gitter ließ ſich die Aebtiſſin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erſchienen nach einander in Zwiſchenräumen, denn eine jede ſchleppte den Mantel weit nach, als hätte das ſchwarze Gewebe viel Irdiſches zu verhüllen. Der Aufzug der Nonnen war dem der Aebtiſſin gleich, nur waren die Novizen weiß verſchleiert.

Ganz zuletzt erſchien eine hohe, wo nicht ſtolze Geſtalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Urſulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier, den ſie jetzt, als des Himmels Braut und Wittwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauſchen ſollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte ſie. Er hatte dem Volke dies Schauſpiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klöſterlichen Stilllebens zu überliefern. Es ſchien nicht, als ſolle ſie förmlich in den Orden treten, und ſich den Obſervanzen der Kloſterzucht unterwerfen, ſie wollte nur die Weihe einer Urſulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religioſinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreiſe ausdehnten, in welche der geiſtliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte ſchon damals in Paris einige Tauſend Urſulinerinnen, die weder die Behauſung noch das Habit, am wenigſten die Gelübde der congregirten Kloſterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menſchlicher Geſellſchaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiſte unterordneten. Die Geſellſchaft Jeſu bedurfte ſolcher ſtillen Mitglieder, um, wie ſie ſagten, die Weltlichkeit in ihr ſelbſt zu reformiren; es waren die geheimen Arme, womit die Jeſuiten alle Sphären des menſchlichen Lebens umſpannen wollten. Oft geſchah die Einweihung einer ſolchen Religioſin ganz verſchwiegen, nicht ſelten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommſeligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühſam verſteckt.

So wie die Dame an ſeiner Hand erſchien, begann ein neues Wogen in der dichtbedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit ſehen, die ſich der Kirche verlobte. Man wußte noch ſehr gut, wie ſie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Caroſſe durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Feſten ihr gehuldigt, man erinnerte ſich der Zeit, wo ſie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tauſend Federn und Hüte bogen ſich jetzt über den Rand der Logen hinaus, als die neue Braut vor der Aebtiſſin ſtand und auf das ſeidene Kiſſen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbniſſes zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechſel begann. Die Kloſtermutter ſprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und ſeinen Eitelkeiten abzuſterben, und auf ihre Anrede erfolgte das leiſe Ja der Befragten. Endlich erhob ſich die Superiorin. Die fromme Katharina — ſo war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte ſich in den großen ſchwarzen Mantel, den die Aebtiſſin über ſie breitete. „Nun biſt Du geſtorben, meine Tochter, nun biſt Du todt!“ ſagte dieſe nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenſter geſchloſſen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finſterniß gehüllt und Alles bis an die Schranken, wo das Volk ſtand, verſank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diakonen ſtand am Altare und ſtimmte das De profundis an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Geſtorbene.

Als man die Augen wieder zum Chore wandte, trat die Aebtiſſin mit der Schweſter Katharine hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie ſanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinſchaft, ihre bleichen Angeſichter leuchteten wunderbar im Heiligenſchein der weißen Flammen.

Die Meſſe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann ſetzten ſich die Prieſter rechts an den Altar, ein Mitglied der Geſellſchaft Jeſu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Abſterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Meſſe nach der Predigt ſchloß, verließen die Kloſterfrauen das Chor; die Prieſter traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schauluſt wogte nach dieſem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, iſt eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloſter führt. Sie iſt nur zugänglich, wenn die frommen Schweſtern die Hoſtie empfangen, oder eine neue Devote eingeſegnet wird. So wie jetzt der Flügel aufſprang, ſah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabenen mit dem himmliſchen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die geſammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreiſes kniet Katharina mit gebeugtem Haupte vor dem Sakriſtan, der vom Altare das Jeſuskind nimmt, den ſilbergeſtickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen ſoll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den ſchwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauſcht wird, und den Ring des himmliſchen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tauſendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit ſilbernen Fähnchen niſten. Der Prälat ſpricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du biſt Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ —

Draußen, dicht vor dem Fenſter, das auf die Straße ging, war ſcharfes Pferdegeſtampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben eine Gallerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwiſchen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein ſelten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch dieſe Oeffnung konnte das Geräuſch ſo vernehmbar von Außen durchgedrungen ſein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolg die rue Sainte Avoye hinauf geritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht, mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre ſein. Der Weg führte ihn bei den Urſulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel ſcheint ihm wie ausgeſtorben, kein Kopf läßt ſich blicken, niemand tritt ans Fenſter, wie ſonſt, wenn er dieſes Weges kam. Auf ſeine Frage, woher die Stille, ward ihm ſchnell die Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübſinns zog über ſeine helle Stirn, als er vor dem Kloſter wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hinein ſchauen!“ ſagte er zum Adjutanten, ſeinem treuen Begleiter, indem er ſich aus dem Sattel ſchwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportal war der Knäul der ſchauluſtigen Menge ſo feſt, daß es unmöglich ſchien durchzudringen. So gingen ſie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem ſchlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutſamkeit, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern Gänge waren auch hier dicht beſetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule ſtehen, als Heinrich mit leiſem Schritte bis an die Brüſtung trat und auf die verſammelte Schaar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtiſſin ſtand neben ihr, den Ring, den ſchwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sakriſtan die übliche Frage: „Und Du biſt Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?“ Sie erhub ihr Angeſicht, ein Blick gen Himmel ſollte ihr die Antwort ſuchen: da blieb ihr Auge ſtarr gefeſſelt, ſie ſtand auf, auch die Arme hoben ſich wie magnetiſch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Faſſung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als ſich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König raſch zurückgetreten, und mit ſeinem Verſchwinden endete auch für Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung, mit einem lauten Schmerzensruf ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Die Aebtiſſin bemächtigte ſich der Armen, die Nonnen erhoben weheklagend die Hände, den Novizen klopfte vor ſympathetiſcher Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die ſtaunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenſtille.

Ganz betäubt ſtieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder

Menſch mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und rothem Barth, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite, und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume verſenkt ſtieg er in den Bügel, das müde Roß ſchritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gaſſe wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloſter und die ganze Häuſerreihe alles ſtand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann ſpornte er das Pferd und flog im Galopp die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeſchen vor, die ſeine ganze Willenskraft in Spannung ſetzten, auch einen Brief von Sully, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Miniſter klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens [illegible] warme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend beſuchen,“ ſagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu beſprechen, bevor ich Paris verlaſſe!“ Des Königs Abreiſe war auf den nächſten Montag angeſetzt. Er ſandte einen Boten an Sully mit dem ſcherzhaften Befehle, der Herzog ſolle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen, man würde ſich betrüben, ihn anders coſtümirt zu finden.

Mittags ſpeiſte der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Offizieren ſeiner nächſten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf ſich Heinrich auf's Bett, um zu ſchlummern; er hatte eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen, um bei Zeiten in Paris zu ſein. Allein er fand keinen Schlaf, ſtand auf und ging im Zimmer unruhig um. Wie er am Fenſter ſtehen blieb, haftete ſein Blick an einer ſeltſamen Geſtalt, die unten vor dem Schloſſe ihr Weſen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beſchäftigt, während in ſolchen Momenten ganz müßiger Zerſtreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigſten da, wo das Auge gebannt iſt. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Weſen bereits geſehen. Der Mann mit den ſchweren Stiefeln und dem tölpiſchen Gange ſchlenderte müßig auf dem Trottoir hin und wieder, bald ſtand er an dem Pfeiler und las den Anſchlag der Gerichtshöfe, bald ſaß er auf den Steinen, wo die Dienerſchaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er ſchien ſehr gleichgültig und doch wie Jemand, der ſeines Geſchäftes ganz ſicher iſt. Als die breite, große Geſtalt des Fremden um die Ecke ſchwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück, ſeine Gedanken waren in keiner Weiſe auf den Mann gerichtet, der ſchon lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es ſei. „Vier Uhr, Sire,“ ſagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erſchien. „Ew. Majeſtät ſehen blaß ſcheinen angegriffen — ſollte nicht eine Promenade in friſcher Luft —“

„Gut erinnert,“ fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meine Wagen vorfahren. Auch muß ich ins Arſenal zum Grandmaitre, er iſt krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquiſe erkundigen laſſen?“

„Die Marquiſe von Verneuil befindet ſich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben.“

„Schwärmerin, Schwärmerin!“ ſagte der König ſtill für ſich. Wie er ſchwieg, entfernte ſich der Offizier.

Heinrich ſtand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, iſt nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr ſchwört, man achte ſie; ſie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treuloſigkeit mit Treuloſigkeit ſtrafen und ſich mit dem Himmel verloben — guter Gott! — Sully leidet gewiß wieder an den alten Wunden, ſie ſind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meiſten wehe thun? — Dieſer Rosny-Sully und ſeine unergründliche dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberiſch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, ſehe ich nun, wie ſeine felſenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verſtand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat ſie mir geboten gegen die treue Ruhe ſeiner Freundſchaft. Hinweggetäuſcht habe ich die Minuten mit der Liebe und dann die Freundſchaft, die hinderliche, geſchmäht, wenn ſie mich warnte, daß der Menſch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Säckelmeiſter, einen zähen Gewiſſensrath ſchalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulkan meiner Wünſ[illegible] matt hinfällig, dem Zufall Preis gegeben, weil mich kein feuriger Wunſch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich dieſen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Feſtungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Ich that viel für mich, Er nichts für ſich, alles für Frankreich.

Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum mein volles Vertrauen immer eine leiſe Ader des Bedenkens zwiſchenlief. Ja, ja, ſein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menſchen, und wärs ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie daſtehn. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird er nicht ſo ſein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die ſpaniſche Kabale über meine dereinſtige Leiche triumphirend dahinſchreiten?"

Der Adjutant erſchien und meldete, der Wagen ſtehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majeſtät zu Befehl!" ſagte der Offizier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rückſichtsloſe. Gerade in den Momenten der harmloſen Hingebung des Monarchen fallen ſie in die Bedientenrolle, oder ſie bemächtigen ſich des Fürſten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für ſeine Perſon findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf ſeine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," ſagte er und der Offizier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So ſtand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal wie ſuchend oder wie Abſchied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber ſind zur Freundſchaft, zur Liebe befähigt," ſagte er, ganz zerſtreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beteiligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott, wie bleich ſah Katharine aus!"

Er trat an den Wandſchrank und ſchob verſchiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er ſuchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildniſſe aus der Blüthe des ſchönſten Lebens. Er blickte lange hin, in ſeinem Auge ſchwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch ſo Manches beiſammen, was einſt ſeinen ganzen Menſchen gebändigt, beherrſcht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einſt als blühende von Katharinens Buſen pflückte. Seine Gedanken verloren ſich unter dieſe Träumereien verſchwundener Liebesfreuden. — Es iſt die Aſche aus der ſich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, ſo wollte er. Und doch war es ſeltſam, daß in dieſen Augenblicken und ſchon mehrere Tage hindurch kein einziger ſeiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame ſeines Herzens nannte. Hatte ſie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufſteigen wollten? Oder war die Kraft ſeiner Gefühle nicht mehr ſo gewaltig? Oder trat ſie ſeit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch ſie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erſcheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menſchlichen Seele! Soviel ſchien gewiß, daß jetzt, wo die Marquiſe aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufſtand, kein anderes Antlitz in ſein Inneres blickte. Dieſe Momente waren ſeine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der ſeine Schubfächer mit den Reliquien zuſammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerdar ſiegreichen Willens zeigte.

Zwiſchen den beiden Thoren des Louvre ſtand die Equipage. Als man im lebhaften Geſpräche die Treppe hinunterſtieg, ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas geſagt, ein Bonmot, einen Scherz und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakeien hielten den Schlag. Mit einem Fuße ſchon im Wagentritt bog ſich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?" fragte er den Herzog von Epernon, mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire," erwiederte dieſer.

Ein langgedehntes „So?" war die Entgegnung des Königs. Man ſchrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am ſiebzehnten, gedachte der König Paris zu verlaſſen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann ins Arſenal."

Der König ſaß auf ſeinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzoffizier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeſchlagen, es war ſchön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutſcher in die enge Eiſengewölbgaſſe, die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An die Mauern des Friedhofes lehnten einige Buden und erſchwerten die Paſſage, und als ein heubeladener Wagen langſam durch die Querſtraße fuhr, mußte die Caroſſe des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beſchleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu beſeitigen." Da drängte ſich die Geſtalt im weiten Mantel, die ſchon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre den König wie ein Geier umflatterte, zwiſchen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und ſchlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüſterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweiſchneidige Meſſer Ravaillac's tief zwiſchen den Rippen, wo das Herz ſitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Paſſage, als der König ſich aufbäumte, und mit Schrei: „ich bin verwundet!" zurückſank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch ſchneller, ſicherer, mitten ins ſchöne lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit ſeinem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es iſt nichts!" fuhr Heinrich noch einmal auf und ſank ſtill zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Meſſer im Wagen zurück gelaſſen, die Buden und die Winkel der Gaſſe hätten ihn ſchnell verſteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal anſichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu ſuchen geweſen. Aber der Verbrecher blieb ſtehen, das blutige Meſſer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thieriſchen Geberden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienſchein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen geſprungen, als gälte es ihr eigenes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke ſitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr ſchlug, nur noch blutete. „Es iſt nichts!" hatte er geſagt und regte ſich nicht. „Sire!" rief Epernon. „Heiliger Gott, er iſt todt!" ſchrie Saint-Michel. Ein Haufen Menſchen ſtürzte aus den Häuſern, an die Fenſter. Der Kutſcher bebte zurück, die Zügel entfielen ſeiner Hand, die Pferde bäumten ſich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud ſich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreiſchende Angſt zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!" ſchrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die ſcheußliche Geſtalt des Menſchen mit dem rothen Bart und dem ſtruppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der nahen Bretterwand. Der Mantel war von ſeinen Schultern geſunken, das Meſſer, das die Hölle geweiht, ſteckte in der rieſigen Fauſt. Ein Schauder erſtarrte die Gaffenden, dann ſtürzten zwanzig Hände über ihn her, entriſſen ihm den Dolch, griffen nach ſeiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieſer Nebenſcene wandte ſich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeſchlagen, den Leichnam der gemordeten Majeſtät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Maſſen heranwogte und von der Leidenſchaft ergriffen war, den Herrſcher, den Vater Frankreichs zu ſehen, ſei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon ſprang auf das Wagenrad und herrſchte dem Volke zu: „Der König iſt nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!" Dann gab er dem Kutſcher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langſam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, faſt unter den Rädern der Caroſſe und hinten im dichten Gewühl drängte ſich die Schaar der Ungläubigen, der Beſtürzten, der Verwirrten, und bald mit gellendem Aufſchrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewiſſen Wuth, wälzte ſich die Volksmenge wie eine Lawine, die ſich um den Wagen des Königs zuſammenballte, die Gaſſe hinunter, um den nächſten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querſtraße drang ein neuer Menſchenſtrom vor und hemmte den Zug: oft wurden die Pferde wieder ſcheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenſpeichen, in dieſelben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor beſtiegen. Endlich ſpannte man die unbändigen Thiere aus, tauſend Nacken boten ſich für das Zugſeil dar, weinend umarmte man ſich und im Zorne der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und ſchoben ihn auf ihren Schultern fort: über Manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries ſich glücklich und ſtieß nur Verwünſchungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, ſo trug man die Caroſſe langſam fort, unter dumpfem Geheul und tauſendſtimmiger Klage, die aus allen Häuſern, von allen Dächern herab, niederſcholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufſtieg zum heitern ſonnenhellen Himmel, der um die Greuel der Menſchheit nicht zu wiſſen ſchien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin ſtürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeſchloſſen; die Flügelthore des Schloſſes fuhren knarrend zu und trennten den Herrſcher von ſeinem Volke.

Im Louvre konnte es vor Niemand mehr ein Geheimniß ſein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht dieſer Verwundung feſtzuhalten, ſchien heilſam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guiſe und der Herzog v. Epernon warfen ſich zu Pferde und ſprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, ſich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kund zu thun.

Ganz Paris war in Aufſtand! Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das beſtimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre geſtürmt, die Köpfe der Jeſuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächſten Klöſter in Brand geſteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Clerus und der Italiener flüchten müſſen. Dies Alles unterblieb! in dem Wahne, der verwundete, der ſterbende König herrſche noch, fühlte ſich die Furie in ihren erſten ſchrecklichſten Athemzügen gehemmt. Während deſſen geſchah Alles, um das Unglück zu organiſiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs ſei geringer zu achten, als der Umſturz aller Ordnung, die Auflöſung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geſchloſſen. Die Regimenter traten ins Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, ſich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Auguſtiner zu verſammeln. Gleich in den nächſten Tagen ſollten die Parlamente zuſammentreten und erſucht oder gezwungen werden, die Regentſchaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Guiſe und Epernon hatten hier die Vorhand im Spiele; alles aber geſchah von Behörden, die unter Sully ſtanden, ohne Anordnung, ohne Befehl des Miniſters, von dem man wußte, er ſei nach dem Könige der erſte Mann des Volks. War man doch ſchneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, raſcher gefaßt, als Sully, ja faſt ſchien man vorbereitet auf ein Unglück ſolcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, ſie war die That des iſolirten frechen Wahnſinns; aber ließen die vielen Prophezeihungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erſt in Paris allgemein hörte, ließen die botſchaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrit her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagſcheuen Eulengekrächze der beluſtigenden, unheilverkündenden und vom Himmel Rache fordernden Prieſter nicht darauf deuten, man ſei vorbereitet auf die gewaltſame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte ſich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, ſaß er in ſeinem Lehnſtuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden ſchmerzten, ſobald der Frühling mit ſeinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in ſein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arſenale ſchlug Fünf; der König wollte ſchon bei ihm ſein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache ſtand, ſchallenden Lärm, der ſich alsbald näherte. Die Diener liefen durcheinander; zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein, und meldeten den Straßentumult, der König ſei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da ſtürzt Saint-Michel, der Ordonanzoffizier, faſt ſinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Meſſer mit dem Hirſchhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es ſonſt nicht, daß man den König ermordet hat!“ Athemlos ſinkt er in ſeine Knie, und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully ſteht wie gerichtet. „Heiliger Gott!“ ſtöhnt er, „ſo iſt Frankreich verloren, wir Alle gehn zu Grunde. Halte Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordere ich, nicht Gnade!“

Saint-Michel berichtete in keuchender Haſt den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, ſoweit er ſelbſt davon Zeugniß zu geben vermochte, denn Alles war im Nu geſchehen, von dem Fluche weniger Minuten ereilt und hinweggeriſſen.

Der Herzog ließ die Pferde ſatteln und warf ſich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung ſeiner ſelbſt. Er wieß ſie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arſenal fand er einen Trupp Reiter, der ſich zu ſeiner Dienerſchaft geſellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, ſchaarten ſich rechts und links neue Haufen an und Sully ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächſten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte ſich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sully!“ ſchrie er mit gellender Stimme und fiel dem Pferde in die Zügel. Er überreichte dem Miniſter ein verſiegeltes Schreiben, Sully erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!“ Der Bote war raſch im Haufen verſchwunden. Sully ſchüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter gekommen, ſo erneuerte ſich die Scene. Eine abermalige ſchriftliche Warnung: Geht nicht in den Louvre! hieß den Herzog mit ſeinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat,“ ſagte er mit der ſtillen Kälte, die ihn ſelbſt im Pulverdampf der Schlachten nie verlaſſen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit ſein, auch mich zu beſeitigen. Da Heinrich todt iſt, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten.“

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächſten Kaſerne hervor, um nach dem Louvre zu marſchiren. „Ohne meinen Befehl?“ ſagte Sully und war zur Rückkehr entſchloſſen. Er fertigte einen Offizier mit dem Geheiß ab, der Königin ſeinen Reſpect zu melden, und ſie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte ſich der Zug, um nach dem Arſenale zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heranſprengte. Die Königin laſſe den Herzog erſuchen, ſchnell im Louvre zu erſcheinen, ohne viele Begleiter, ſie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies beſtimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er ſandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arſenale und in der Baſtille die weitern Befehle der Majeſtät erwarte.

Als er die Stufen ſeiner Behauſung erreichte, brach ſeine mühſam behauptete Kraft zuſammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab, und ſchleppte ſich mit dem Aufwande der letzten Beſinnung in ſein Gemach. Dort ſank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit zur Ruhe geſtattet. Es erſchienen Boten über Boten vom Louvre, um ſein Kommen zu beſchleunigen; er hörte jeden an, und ſandte ihn mit der wiederholten Verſicherung zurück, das Arſenal und die Baſtille ſeien in den treueſten Händen. Als ſeine Gattin vor ihm ſtand, entfernte er alle andre Umgebung und hieß ſie das Zimmer verſchließen, und endlich, da er ſich unbelauſcht fühlte vor den Augen der Welt, ſtürzte der verhaltene Strom von Thränen über das zuckende Antlitz des feſten Mannes.

Am andern Morgen erſchienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arſenal, um ihre Dienſte anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, ſeinen Beſuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte perſönlich, ſobald ſein Zuſtand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptſachen ſchon ohne ſeinen Rath geordnet. Das Parlament war im Saale der Auguſtiner zuſammengetreten, der Herzog von Guiſe und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs ſecirte. Die ſchöne Geſtalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren beſtehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Geſellſchaft Jeſu erſchien vor der Regentin und bat ſich das Herz des Entſeelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flêche, die der König ihnen bauen ließ, beizuſetzen. Der einbalſamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre ſtanden zu beiden Seiten, Schaaren von Prieſtern hielten Wache und laſen achtzehn Tage lang Meſſe für die Seele des Ermordeten, die nun ſchon vor Gott ſtand, und der armſeligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

Einige „Moderne Lebenswirren.“

Von Th. Mundt.

Weltſchöpferdrang an Kartenhäuſern.

(Phantaſie vom Apfelbaum herunter).

Hurrah! hurrah: ein Bildnerdrang iſt durch des Menſchenbruſt ausgeſtrömt, ein Titan! In ſeinen Fingerſpitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt ſein wollen, auf ſeiner Augenwimper ruhen ſchlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen ſich ſehnen. Der Menſch kann nicht anders, er muß ſchaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinüberſummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den erſten Spielen dieſen urſprünglichſten Trieb ſeiner Natur. Das Kind baut ſchon Kartenhäuſer, denn der Menſch ſoll Welten bauen.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es ſtand, es ſtand, und war die erſte Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuſer umſtürzte, oder ich blies ſie wohl ſelbſt nieder, um von Neuem deſto ſchöner aufzubauen, denn da zeigt ſich erſt die höchſte Kraft des Schöpfers, aus der Zerſtörung immer neue Welten erſtehen zu laſſen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten ſteckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird ſie es auch nie erfahren. Als ich ſpäter ſtatt der Kartenhäuſer an Luftſchlöſſern zu bauen anfing, hat ſie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumeriſchen Natur nicht nachzugeben, ſondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumeriſcher Sohn, der ſo hübſch Kartenhäuſer und Luftſchlöſſer bauen komme, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, ſondern ſogar auch eine eigene Welt zu erſchaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie iſt. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumeriſchen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menſchen heißt, Welten zu ſchaffen. Er hat von jeher ſeine beſonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr ſchönes kunſtgeregeltes Netz über mein Fenſter hinſpann, hat es gehört, wie ſehr ich über die Vergänglichkeit der Kunſt wehklagte, als meine gefühlloſe Wirthin ſie mitſammt ihrer ſelbſtgeſchaffenen Welt wegfegte.

Sich ſelbſt hervorzubringen: höher kommt kein Menſch.

Mit den Träumen von einer univerſalen Wirkſamkeit der Kunſt iſt es eine höchſt gefährliche Sache. Unſere Deutſchen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beſtändig an dieſem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einſtürze, als daß der heiligen Bedeutſamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Univerſum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltaxe eingegraben. Es iſt, ſage ich: gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott in's Handgemenge, wenn man ihm die Kunſt als Weltſchöpferin zu nahe an ſeinen Thron ſchiebt. Sich ſelbſt hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menſchlicher Bildung iſt, iſt es zugleich die Grenze der Kunſt. In dieſer Grenze liegt aber ein Troſt, in ihr liegt Ruhe und Verſöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunſt gleichgültig geſinnten Zeit. Der Genius muß denn[illegible] ſchaffen, und ſollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da ſein, der ihn verſtände, ſollte auch kein einziger ſeiner Töne einem liebenden Anklang in der allgemeinen Stimmung begegnen: er muß ſchaffen, denn er muß ſich ſelbſt hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, aber er iſt deſſen freudig in ſeinem Geiſt, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menſchenkeime, die in ihn geſtreut ſind, aus ſich herausbilden und in die Erſcheinung treten laſſen: er muß ganze Städte bauen, ganze Geſchlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen ſetzen, Leidenſchaft und Tod deuten. Davon lebt und ſtirbt er. Dann hat er Ruhe vor ſich ſelbſt.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunſtwerkes. Es iſt auf die Woge ſeiner Zeit geſchrieben, es iſt den Stürmen der Geſchichte und der Umwälzung der Geſinnungen unterworfen. Es iſt ein wandelbares Gut des Geſchlechts. Nur einmal hat es in ſeiner ſchönſten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt ſeine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunſtwerken, die ſchon durch ihr Material dem Schickſal einer endlichen Auflöſung verfallen ſind. Vor der reſtaurirten Sixtiniſchen Madonna in Dresden ſtanden mir große Thränen der Wehmuth im beſchauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Haſe, mit dem ich darüber ſprach, mich meiner 'Kunſtignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Reſtauration nicht zufrieden ſein wollte, dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine, ſonſt wär' ich vor all den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild geſehen, wollte mich nachher faſt ein kleiner Stolz beſchleichen über die größere Wandelloſigkeit der Poeſie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie ſehr der Oedipus auf Kolonos Eſperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgeleſen. Aber ſind denn dieſe Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße hiſtoriſche Monumente? Als ſolche ſtehen ſie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber ſie können keine wahre Kunſtwirkung im höchſten Grade mehr auf uns ausüben. Es ſpricht ein Gott aus ihnen, deſſen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeſchiedene Geiſt eines fremden Geſchlechts durch ſie hin. Wir haben keine Blutsverwandtſchaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtſchaft haben mit einem Kunſtwerk, das ſich ganz unſerer bemächtigen ſoll. Es iſt nicht Fleiſch von unſerm Fleiſch, nicht Geiſt von unſerm Geiſt. Wir haben keine Illuſion an ihnen, ſie ſind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unſer innerſtes Kunſtbedürfniß füllen ſie nicht aus. Sie ſind als Kunſt vergangen. Geſtürzte Götterbilder.

Ja, ich freue mich, daß das Kunſtwerk nur ſeiner Zeit angehöret, nur für Menſchen lebt, die ſind, wie ich; an dieſelbe Grenze und Bedingung gefeſſelt. Das gibt mir fröhlichen zuverſichtlichen Muth, etwas zu ſchaffen. Es iſt gar zu ſchwer und faſt ſchaurig, dichten zu ſollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abſtrahire bei meinen Büchern, die ich ſchreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn ſoll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden ſchönſtens damit amüſirt habe, Bücher zu ſchreiben und drucken zu laſſen? So viele Anſprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge ſehen, wenn ich ſchreibe. Die Heroen unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß ſie ſich herabließen, für die von ihm geſchaffene Welt etwas zu dichten. Dies iſt vorbei. Goethe war ein ſchöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Pabſtthum in der Literatur iſt vorbei. Der heutigen Schriftſteller-Generation muß es das höchſte Ziel ſein, Pfeile des Geiſtes in ihre Zeit hinauszuſchicken, um das Volk der Deutſchen aufzuregen und aufzuſchütteln. Eines Buches Geiſt muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung ſeinen Geiſt ausathmen. Die Bücherleiche wird in den Literarhiſtorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann ſein Herz nicht leichter ſein, als mir, da ich nun meine Grenzen überſchaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Grenzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich ſchreiben werde, es iſt aus der Zeit. Heiſa, ich will das Nächſte ergreifen, und das Weiteſte daran knüpfen! Da ſagen ſie freilich, die Zeit ſei dem Dichten nicht günſtig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwiſchen Politik und Kunſt einmal zu beleuchten. Ich ſtecke indeß ſchon zu tief im Wirrwarr darin, um mich in dieſem Augenblick ernſtlich auf Auseinanderſetzung dieſer Frage einzulaſſen. Soviel weiß ich, daß die Kunſt nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunſt ein zu nothwendiges National-Element der Völker iſt. Ich haſſe jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen abſolutiſtiſchen Anfällen her? — das Wort Politik, ſonſt möchte ich faſt ſagen, daß die Kunſt ſich durch die Politik eher nun beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln, denn mir hängt der Himmel ſo voll von Geigen, daß mir der Kopf ſchwindelt, und ich ſelbſt nicht mehr weiß, wo ich in Widerſprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was ſchaden Widerſprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt. Widerſprüche ſind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es raſſelt doch, und wo es raſſelt, da iſt Leben. Und daß die Kunſt ſich vor der Politik nicht zu fürchten hat, ſieht man bei den Deutſchen, bei denen ſich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegenſatz zu derſelben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunſt- und Wiſſenſchafts-Sinn hat bei dieſem Volk den politiſchen Sinn unterdrückt, ſtatt ſich unterdrücken laſſen. Dies merkwürdige Volk hat ſich lange um die ſein eigenſtes Herzblut berührenden politiſchen Dinge wenig bekümmert, und ſie lieber geopfert, um in Ruhe gewiſſe wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſche Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechiſcher Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutſches Herz zu ſchreiben, die antike Metrik in die Deutſche Poeſie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorſchlagſylbe zu erfinden. Wird ſich ſein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit ſeinem politiſchen verſöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das iſt, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten ſollten. Das iſt es, was ich will! Was geht mich mein Abſolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch ſeinen langen Aufenthalt bei uns eine ſpecielle Malice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen ſcheint? Ich weiß längſt, daß es nicht geheuer mit ihm iſt. Und auf meinen Abſolutismus habe ich nie einen ſonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutſchen mit Intereſſen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher ſchreiben!

Es iſt ein herrliches Loos, Schriftſteller zu ſein! Im Leben haben ſie mich oft für einen verſchloſſenen Geſellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir ſelbſt viel Redens zu machen, und eine gewiſſe geſellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verſchloſſen geweſen, da habe ich mich oft ausgeſtrömt und jede Quell- aber an mir fließen laſſen, daß Gutes und Böſes in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erſt als Schriftſteller Alles herausſagen nach Herzensluſt, daß nichts in mir bleiben ſoll! Dieſe werden mich mehr lieben, und jene werden mich haſſen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und haſſen, und in beiden eine Poeſie mir herausſchmecken. Ich werde einmal etwas ſchreiben, das mir Haß erregen ſoll! Die Deutſchen Schriftſteller müſſen ſich jetzt erſt verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu ſein. Sie müſſen ihrer Nation, indem ſie ihr Alles ins Geſicht ſagen, ein Gräuel werden, um entſchieden wirken zu können. Der Deutſche iſt nur durch ſeine Schriftſteller zu retten. Wohlan alſo, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht ſchwer wird es mir, mich zu entſcheiden, in welcher Ferne ich dichten ſoll! Es ſind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunſtform: das Höchſte darzuſtellen. Dies iſt eine ſehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anſtellen würde, wenn nicht meine ganze Aeſthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten geweſen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch iſt es faſt unmöglich, zu entſcheiden, welches denn eigentlich das Höchſte in der Kunſt ſei, wenn man darüber unterſuchen will, welche Kunſtform dazu berufen, dies Höchſte zur Darſtellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetiſche Kunſtform am meiſten in der Richtung der Zeit begründet liegt? Es iſt die Novelle. Das Drama iſt einer kunſtgerechteren Form fähig, es iſt vielleicht der ſchönſte Gipfel eines künſtleriſch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poeſie. Aber darauf kommt es in dieſem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperſpectiven an, welche die Poeſie vor den Augen der Zeit aufthun ſoll. Und dafür iſt die Novelle biegſamer, weil ſie unbegrenzter iſt, und mit einer großen Keckheit der Darſtellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama iſt feierlich gemeſſen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutſchen mit der Novelle fangen. Die Novelle niſtet ſich noch am meiſten in Stuben und Familien ein, ſitzt mit zu Tiſche und belauſcht das Abendgeſpräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze ſchieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüſtern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle iſt ein herrliches Aehrenfeld für die politiſche Allegorie, wozu ſie noch viel zu wenig angebaut iſt. Man muß große Lebensgebilde erträumen und ſie in Novellenform den Deutſchen auf's Zimmer ſchicken. Sie ſind zu faul ſich anzuziehn, und ſelbſt hinauszugehen zum Drama; ſie können im Drama nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutſche Miſère jeden Abend luſtig einrührte. Man kann auch auf die Deutſchen nicht wirken, wenn ſie in Schauſpielhäuſern ſitzen. Sie ſind da entweder nur modiſch aufgelegt, denn ſie fühlen ſich im Zuſammenſein nie als eine Nation, oder es graut ſie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der ſie ſich da gegenüberſehen, und man darf ihnen in dieſem Zuſtande kein erregendes Wort ſagen, weil ſie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend einſehn. Draußen vor dem Schauſpielhauſe iſt auch Gensdarmerie und Polizei aufgeſtellt, und behüten das Drama. Die Novelle ſteht ſich mit der Polizei beſſer, und ſie flüchtet ſich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie giebt. In ſeiner Stube iſt der Deutſche auch ein ganz anderer Menſch, da kann man mit ihm reden. Hier ſitzt er ſtill und läßt ſich gern für Alles begeiſtern, er glaubt an die Freiheit, und ſchwärmt auf ein höheres Nationalleben. Er ſieht ein, wo ihm Unrecht geſchieht und Recht widerfahren muß. Er iſt ein vorzüglicher Menſch. Er ſchaut faſt ſo aus, als könnte ihn die Weltgeſchichte noch einmal brauchen. Er nimmt ſich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Naſe hat. In dieſer ſeiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hauſe zu treffen ſuchen, ſie muß ſich in dieſe einſchleichen oder ſie anrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleſerei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß ſie ihm einen Floh in's Ohr ſetzen, und muß ihn allmälig durch Gebilde eines glückſeligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraſchen, daß er vor Ungeduld und Sehnſucht ganz unbändig wird. So faſſe ich die Novelle als deutſches Hausthier auf, und als ſolches iſt ſie mir jetzt die berufenſte Kunſtform, das Höchſte darzuſtellen. Ich ſäe und ernte auf ihrem Acker meine ſchönſten Hoffnungen.

Auf Künſtlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide ſind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunſtwerth verachtete, ſondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künſtler muß ein Göttersohn der Ruhe ſein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn, und über ſeinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinſten Theile ſeines Gebildes waltet dieſelbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann ſich aber jetzt in die Künſtlerwerkſtätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während ſich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpaſſen und Schildwach ſtehen, um ins Gewehr treten zu können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipaſſirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewiſſen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunſtfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden ausſehn wie ein Menſch, der auf einem baieriſchen Poſtwagen von ſchönen Gedanken an ſeine Liebe überraſcht wird. Er kann dieſe Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite ſtößige Wagen dabei die Rippen entzwei bricht.

Der größte aller Künſtler iſt doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe ſeines Weltgedichtes ewige Kunſtgeſetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geiſt

iſt alle Unruhe ſchon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen geſetzt. Es iſt die höchſte Leiſtung künſtleriſcher Ausgleichung. Ich habe längſt Gott am meiſten als den Künſtler angebetet. Dies iſt meine Religion zu ihm, ich habe keine andere. Dies iſt meine Metaphyſik, durch die ich ihn erkenne und faſſe, ich faſſe ihn nicht anders. Als Weltkünſtler, wie er die Lebenslooſe der Menſchen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen iſt meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunſtſymmetrie geht durch das Univerſum, vor der ich ſtaunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunſtreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltſchöpfung iſt mir ein Kunſtwerk; ſo kann man in der Geſchichte Aeſthetik ſtudiren. Und weil Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, hat er in dieſen kleinen Gott auch jenen großen Weltſchöpferdrang gelegt, ihm zu Luſt und Qual. Darum iſt auch der Menſch ein Stück Künſtler, weil ſein Gott der unendliche Künſtlergeiſt ſelber iſt. Auch der Menſch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die erſten Kartenhäuſer baute, Deine Warnungen ſollen doch nicht in den Wind geſchlagen ſein! Wenn ich einſt weder Kartenhäuſer, noch Luftſchlöſſer, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünſcht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es iſt für einen träumeriſchen Sohn im immer noch Zeit, vernünftig werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trara! Trara! — —

Der Pietiſt *).

Von O. Marbach.

Während meiner Studienzeit in Halle lernte ich einen jungen Mann kennen, welcher durch ſein vortheilhaftes Aeußere und ſein liebenswürdig gewandtes Benehmen Jedermann bei dem erſten Zuſammentreffen für ſich einnahm. Er war der Sohn eines bereits vor einigen Jahren geſtorbenen Advocaten in Hamburg und ſtudirte in Halle, um ſich ſpäter dem einträglichen und ehrenvollen Berufe ſeines Vaters zu widmen. Der Vater, ein Lebemann, hatte ſeinem einzigen Sohne kein eben anſehnliches Vermögen hinterlaſſen; daſſelbe, aus einigen Tauſend Thalern beſtehend, reichte jedoch um ſo mehr vollkommen zur Ausbildung des jungen Mannes für deſſen ſpäteren Beruf aus, als auch die Mutter deſſelben bereits aus dieſem Leben geſchieden war. Mein Freund, Heinrich S., lebte nun wohlgemuth und unbeſorgt hin; er war in jeder Beziehung ein flotter Student. Sein von Jugend auf gebildeter Sinn hielt ihn von allen gemeinen Vergnügungen zurück, und ſein friſcher Lebensmuth machte ihm das kopfhängeriſche Weſen verhaßt, das damals eine Geſellſchaft der Studirenden angenommen hatte, welche die Worte Tugend und Vaterland als Embleme führte. Seine großſtädtiſch noble Geſinnung, ſein ſtets vortrefflich beſtellter Wechſel, mit dem er trotz ſeines leichten Sinnes gar wohl hauszuhalten verſtand, ſeine ſtattliche ſchlanke Geſtalt, ſein entſchiedenes und doch beſcheidenes Weſen, ſein, ich möchte ſagen, ritterlich muthiges und gewandtes Benehmen, die Vollkommenheit, mit welcher er die Waffen zu führen und ſein Pferd zu produciren verſtand — alles dieſes hatte die natürliche Folge, daß ſich ein ziemlich anſehnlicher Kreis der Studirenden an ihn anſchloß und ihm nacheiferte. Es waren größtentheils junge Männer, welche einen oder mehre der Vorzüge meines Freundes theilten und, theils um Zudringliche und in ihre Geſellſchaft nicht Paſſende von ſich abzuhalten, theils um dem Vereine, in welchem ſie ſich glücklich fühlten, in der Studentenwelt eine Bedeutung und Anerkennung zu verſchaffen, welche er verdiente, erklärten ſie denſelben unter dem Namen der Hanſeaten für eine landsmannſchaftliche Verbindung und erkannten Heinrich S. einſtimmig als deren Vorſteher oder Senior an.

Ich ſelbſt, obgleich allen Mitgliedern jener Verbindung und namentlich ihrem Vorſteher innig befreundet, trat doch nicht in dieſelbe ein; denn die kurze Zeit, welche ich noch auf der Univerſität zuzubringen hatte, mußte ich faſt ganz einem emſigen Studium widmen, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde mein Umgang mit S. ſeltener; denn was uns früher enger an einander geknüpft hatte, war das gemeinſame Intereſſe an der Philoſophie geweſen. S. hatte ſich namentlich der neuern Philoſophie mit einer Leichtigkeit bemächtigt, welche ich an ihm bewunderte. Während ich kein Ende finden konnte in Verfolgung der Ideen, welche dieſe Philoſophie anregte, wußte S. den Principien derſelben eine praktiſche Seite abzugewinnen, indem er die Theorie fallen ließ. So mußte ihm die philoſophiſche Ueberzeugung jetzt dazu dienen, um ihm unter den Freunden ein durch Entſchiedenheit imponirendes Anſehn zu geben; aber hierin ſchien ſich auch ſein Intereſſe an ihr aufgehoben zu haben. Ich

---

*) Novelle von G. O. Marbach. („Jahreszeiten. Frühling [illegible]." Leipzig [illegible]).

äuſerte ihm meine Beſorgniß, daß ihn die Studentenverbindung von ſeinen Studien abziehen würde. „Deſto beſſer;“ war ſeine Antwort, „die Richtung hat mir die Wiſſenſchaft gegeben, das iſt genug; die wahre Ausbildung fürs Leben gibt nur das Leben ſelbſt.“ — „Dann müßte dieſes auch ſtark genug ſein uns die Richtung zu geben.“ — „Ja, wenn uns nicht von Anfang eine ſorgfältige Erziehung zur Lüge gegen uns ſelbſt gemacht hätte. Dieſe Lüge überwindet das Leben nicht, denn es wird durch dieſelbe verpeſtet. Den Fluch, den die Verſtandesbildung über uns gebracht hat, kann nichts heilen als dieſe ſelbſt, ſie in ihrer Vollendung als Philoſophie. In der Philoſophie vernichtet der Verſtand ſich in ſich ſelbſt, und Leben und Thatkraft ſind gerettet, — wenn man nicht in die neue Thorheit verfällt, das Mittel ſelbſt zum Zweck zu machen. Jetzt erkenne ich klar, welch ein in mir ſelbſt in Sentimentalität, lauter verfluchtes Floskelweſen verlogner Menſch ich war, bis mir die Philoſophie das Hirn purgirte, — aber ich würde nur in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, wenn ich das wohlthätige Purgirmittel zu meiner täglichen Nahrung machte.“ — Als ich Halle verließ, begleitete mich S. bis Leipzig, wo wir noch einige frohe Tage mit einander zubrachten und dann nach einer herzlichen Umarmung ſchieden. Wir hatten uns vorgenommen einen lebhaften Briefwechſel zu führen. Gleich nach der Ankunft in meinem Vaterland übernahm ich aber ein Schulamt, und die Geſchäfte, welche mir dieſes brachte, hielten mich ab Wort zu halten, während S., wie ich nachher erfuhr, durch Conflicte, in welche die von ihm repräſentirte Verbindung gerieth, ſeinerſeits zu ſehr in Anſpruch genommen wurde, um ans Briefſchreiben zu kommen.

Verſprechungen, welche in der Folge nicht gehalten wurden, veranlaßten mich zwei Jahre nachher mein Vaterland zu verlaſſen und mich bei der Univerſität zu habilitiren. Ich kam bei dieſer Gelegenheit wieder nach Halle und erkundigte mich ſogleich angelegentlich nach meinem Freunde S. Nichts konnte ich von ihm erfahren, als daß er in Folge einer gegen die Studentenverbindungen eingeleiteten Unterſuchung, als Vorſteher einer dieſer Verbindungen relegirt worden ſei. Ueber die Folgen, welche dieſe Strafe für den talentvollen Jüngling gehabt haben könnte, war ich um ſo ruhiger, als ich aus frühern Mittheilungen wußte, wie wenig man in der freien Stadt Hamburg auf die Strafe der Relegation Werth legte, wenn dieſelbe nicht in Folge eines wirklich unſittlichen Vergehens verhängt worden war.

In Leipzig kam ich wenig aus, weil mich die Vorbereitungen zu meinem neuen Berufe vielfach beſchäftigten. Eines Tages aber gehe ich zur Erholung um die Promenade, nachdenklich vor mich hinſehend, als ich meinen Namen rufen hörte; im nächſten Augenblicke lag S. in meinen Armen. Meine Freude war groß, aber eben ſo groß mein Schreck, als der Freund nun zurücktrat. Aus dem blühenden, lebensfriſchen Jünglinge war in den zwei Jahren ein bleicher abgemagerter Menſch geworden, und ſein Anzug war noch immer ſauber wie ſonſt, aber ärmlich, abgetragen. Als er mein befremdetes und beſorgliches Anſchauen bemerkte, trat eine Thräne in ſein Auge, und mir die Hand reichend, ſagte er im ſchmerzlichen Tone der Stimme und indem ein zuckendes Lächeln der Verzweiflung über ſein Geſicht fuhr: „Es iſt mir ſchlimm ergangen, ſeit wir uns nicht geſehen!“

Auf meinem Zimmer erfuhr ich hierauf von S., daß er nach der Relegation in Halle, den verzweifelten Entſchluß gefaßt hatte, als Soldat ſein Glück zu verſuchen. Außer der Entfernung von der Univerſität hatte ihn hierzu noch ein Liebesverhältniß beſtimmt, welches er mit einem Mädchen von gutem Naturell, aber geringer Geiſtesbildung angeknüpft hatte, und das ihm um ſo läſtiger geworden war, als ihn das Mädchen mit peinlichen Sorgen wegen der Geſtaltung ſeiner künftigen Lebensverhältniſſe ängſtete. Er hatte den Reſt ſeines Vermögens dazu verwendet, um nach Algier zu reiſen, und war hier in die bekannte Fremdenlegion eingetreten. Die grauſamen Strapazen, welche er auszuſtehen hatte, vernichteten ſeine Geſundheit, aber mehr noch wurde ſein Geiſt darniedergedrückt durch die brutale Behandlung, der die Fremden von Seiten der Franzoſen ausgeſetzt waren. Die Franzoſen mißgönnten ihm den Rang eines Unterofficiers und gingen ſyſtematiſch darauf aus, ihn zu Grunde zu richten, indem ſie ihn mit der ſchmachvollſten Willkür in Duelle verwickelten. Nur ſeine Gewandtheit und ſeine Fertigkeit der Waffen hatten ihn gerettet. Er war endlich glücklich, noch einen kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens als Nothpfennig in ſeinem Torniſter verborgen zu haben, der ihm nun ins Vaterland zurück half. Vor einigen Tagen erſt war er bankerot an allen Lebenshoffnungen in Leipzig angekommen.

Ich überzeugte ihn bald, das Einzige, was er unter dieſen Umſtänden thun könne, ſei, den frühern Lebensberuf wieder aufzunehmen; aber er geſtand mir, daß er in Halle wegen der allzuvielen Zerſtreuungen wenig für das juriſtiſche Studium habe thun können, und um aufs Neue eine Univerſität zu beſuchen, fehle es ihm an Geldmitteln. Obgleich ich nun ſelbſt [illegible] glänzenden Umſtänden war, ſo behielt ich doch den Freund bei mir und es wurde beſchloſſen, daß er, der von Jugend auf mit den neueren Sprachen ſich angelegentlich beſchäftigt hatte, durch Privatſtunden, vielleicht auch durch Ueberſetzungen ſich einigen Verdienſt verſchaffen, dabei aber eifrig ſeinem Studium obliegen ſolle. Das Liebesverhältniß, welches er früher in Halle unterhalten hatte, durfte ihm keine Sorge mehr machen; denn wir erfuhren, daß ſich jenes Mädchen vor Kurzem mit einem Prediger aus der Umgegend von Halle verlobt habe. Mit den Ueberſetzungen ging es beſſer, als wir gedacht hatten; ſie waren correct und gewandt und bald bekam er mehr Aufforderungen von Buchhändlern, als er anzunehmen vermochte. Zugleich gewann er auf dieſe Weiſe ein redliches Auskommen; aber ich bemerkte mit Mißfallen, daß über den Ueberſetzungen das juriſtiſche Studium gänzlich verſäumt wurde. Ich mußte die Bemerkung machen, daß der ernſt wiſſenſchaftliche Sinn aus meinem Freunde, der übrigens zu ſeiner frühern Lebensfriſche und Liebenswürdigkeit zurückgekehrt, gänzlich gewichen war. Ihn feſſelten nur die Aeußerlichkeiten des Lebens.

In dieſer Zeit unternahmen wir zuſammen eine Vergnügungsreiſe nach Dresden. Wir reiſten mit dem Eilwagen und kamen in eine Beichaiſe zu ſitzen, in welcher ſich bereits eine verſchleierte Dame niedergelaſſen hatte, welche unter ihrem Mantel ein Päckchen zu halten ſchien. Meinem Freunde wurde der Platz neben der Dame, mir der Rückſitz angewieſen. Ich machte jene aufmerkſam, daß, da ich die letzte Nummer habe, noch Platz für ihr Päckchen neben mir auf dem Rückſitze bleibe, erhielt aber nur ein Kopfſchütteln zur Antwort. Das Poſthorn blies und wir fuhren ab. Als wir ins Freie gekommen waren, ſchlug die Dame den Schleier zurück und ließ ihr jugendliches und wunderſchönes Geſicht ſehen, in welchem mir jedoch ein beinah feindlicher Zug um die ſchönen Lippen mißfiel. Ich dachte bei mir, die ſchöne Frau müſſe ſchon ſehr trübe und ihr Gemüth bis zum Lebensüberdruß aufregende Erfahrungen gemacht haben, und die Folge beſtätigte meine Vermuthung. Sie würdigte uns nur eines ſehr kalten, ich möchte faſt ſagen, verächtlichen Blickes, und brachte dann unter ihrem Mantel das hervor, was ich für ein Päckchen gehalten hatte. Es war ein niedliches Hündchen, auf der Eilpoſt bekanntlich ein verbotener Artikel. Die Fremde liebkoſte das artige Thier, welches in der friſchen Luft ganz munter wurde, und ſetzte es endlich neben mich auf den Rückſitz, wo es ſich luſtig umſchaute. Bald machte es auch mit uns Bekanntſchaft, ſprang auf unſern Schooß und wurde nur durch ſeine Gebieterin wieder auf den leeren Platz des Rückſitzes verwieſen.

Mein lebensfroher Freund ſuchte die Gelegenheit, welche das Hündchen bot, zu benutzen, um unſere ſchöne Gefährtin in ein Geſpräch zu ziehen, erhielt jedoch nur kurz abſtoßende und endlich gar keine Antworten. Sie legte ſich zum Wagenfenſter hinaus und kehrte ihm den Rücken. Ich lachte; er aber konnte ſeinen Aerger über die Art, mit der ſeine gefälligen Reden abgewieſen worden waren, kaum verbergen. Nach einer Weile mochte der Dame dieſe Stellung läſtig geworden ſein; ſie zog ihren Schleier wieder vor und lehnte ſich zum Schlummer in die Ecke des Wagens. Auch das Hündchen machte es ſich bequem, indem es ſeine Schnauze auf meinen Schooß legte und ſchlief. Es war ein heiterer Sommermorgen, die Luft ſtrich friſch durch unſeren auf beiden Seiten offenen Wagen, und S., um ſeinen Aerger zu verdampfen, zündete eine Cigarre an. Nicht lange, ſo räuſperte ſich die Dame, ſchlug den Schleier zurück und ſagte, indem eine flüchtige Röthe über ihr Geſicht zog: „Mein Herr, ich habe das Recht mir das Tabakrauchen zu verbieten.“ S. ſah ſie eine Weile ruhig an, warf dann gelaſſen die Cigarre zum Fenſter hinaus und erwiederte, indem ſich ſein Geſicht dunkelroth färbte: „Und ich habe das Recht, Madame, mir den Hund zu verbieten; Sie werden ihn auf der nächſten Station zurücklaſſen!“ Auf dieſe Weiſe war nun der Krieg zwiſchen meinen Reiſegefährten erklärt, und ich als neutrale Macht gab mir Mühe lachenden Muthes eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln. Vergebens! die für mich wenigſtens ſehr unliebenswürdige Dame ſchien auf unſere Galanterie zu rechnen, daß wir ihr das Hündchen nicht rauben würden, wollte aber nichts deſto weniger nicht erlauben, daß abwechſelnd einer von uns nur ſo lange Tabak rauchte, als der Wind den Rauch nicht rückwärts triebe. Die Schöne war während meiner Unterhandlungen ſehr lebhaft geworden, S. ſchwieg ärgerlich in ſich brütend. Endlich fragte ich die Fremde, ob ihr denn der Rauch beſchwerlich falle? „Keinesweges,“ antwortete ſie, „aber ich will, daß man mir die Artigkeit erweiſe, die man mir ſchuldig iſt.“ Nun wurde ich ärgerlich und ernſt, während mein Freund plötzlich laut auflachte und lachend wiederholte, daß in Wurzen, ſo hieß die nächſte Station, der Hund aus dem Wagen müſſe. Die Dame widerſprach; S. betheuerte, während er nichts deſto weniger mit dem Hündchen ſpielte und es ſcherzend bedauerte. Endlich ſtimmte die Fremde mildere Saiten: ſie wollte erlauben, daß wir Tabak rauchten, wenn ſie den Hund behalten dürfe; nun aber perſiflirte ſie S. mit ihren eigenen vorher ausgeſprochenen Worten, verſicherte ſehr galant, daß er nicht wagen könne, in Geſellſchaft einer ſo fein gebildeten Dame an die Cigarre zu denken, daß er glücklich ſei, ein Mittel gefunden zu haben, mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch zu kommen, und daß er ſchon darum auf Zurücklaſſung des niedlichen Thierchens beſtehen müſſe, um ſie in einer Aufregung zu erhalten, welche ſie ſo bezaubernd liebenswürdig mache. „Sie müßten," fuhr er fort, „ein Mann ſein, um zu begreifen, wie überirdiſch erhaben die Schönheit einer ſchönen Frau leuchtet, wenn ihre Wangen von Zorn glühen!" — „Mein Herr, Sie ſind abſcheulich, Sie ſind grauſam!" — „Grauſam? ja, aber beim Himmel nicht gleichgültig; — ſo wenig wie Sie!" — „Ich verachte Sie!" — „Nein, Sie haſſen mich! — geſtehen Sie, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin." — „Nur um eines Hundes willen nicht," hohnlachte die Schöne. — „Die Urſache iſt gleichgültig, Madame, und ich ſchwöre" — Das Poſthorn blies, wir waren in Wurzen. S. ſprang ſogleich aus dem Wagen, indeß die Dame eilig ihr Hündchen haſchte, es in den Mantel wickelte und ſich in den Fond des Wagens zurücklehnte. Ich ſah zum Wagen hinaus und bemerkte, wie mein Freund eifrig mit einem Poſtbedienten unterhandelte; er gab ihm Geld und flüſterte ihm noch zu: „Alſo ich verlaſſe mich darauf — in der Stadt Wien. Hier meine Adreſſe." S. ging hierauf in das Poſthaus und jener Poſtbediente trat an den Wagen. Er forderte die Dame höflich aber entſchieden auf, den Hund aus dem Wagen zu thun. Sie zögerte; doch in dem Augenblicke fuhr das Hündchen gegen den Fremden belfernd unter dem Mantel hervor, als ob es die Abſicht des Mannes erkannt hätte. Dieſer hatte es ſchnell ereilt und nahm es trotz ſeinem Widerſtreben aus dem Wagen. Unſere ſchöne Begleiterin fuhr leidenſchaftlich auf, doch ſich ſchnell beſinnend, fragte ſie ruhig: „Sind Sie hier vom Ort?" — „Ja, Madame." — „Nun ſo tragen Sie für das gute Thier Sorge, in einigen Tagen kehre ich zurück und will Ihnen Ihre Mühe reichlich belohnen. Wie iſt ihr Name?" — „Haben Sie keine Sorge, Madame, ich ſtehe Ihnen für das Hündchen. Mein Name iſt Bartels; Sie können mich jeden Augenblick in der Poſt erfragen." — Gleich darauf ſtieg S. wieder in den Wagen und die Reiſe ging fort. Die junge Frau war wie umgewandelt. Lachend empfing ſie meinen Freund: „Nun Sie haben Wort gehalten; ich danke Ihnen für die Lection. Aber Sie ſollen ſehen, daß ich großmüthiger bin, als Sie. Meine Herren, rauchen Sie, ſo viel Ihnen beliebt!" Wir thaten es natürlich nicht; aber von nun an hatten wir an der jungen Dame die liebenswürdigſte, freundlichſte Reiſegefährtin. Des Hundes wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht.

Unaufgefordert erzählte uns die Dame ihre früheren Lebensverhältniſſe. Sie hatte früh ihre Eltern verloren und war von einer älteren Schweſter ihrer Mutter in Leipzig erzogen worden, welche von einer kleinen Penſion lebte, die ſie als Wittwe eines ehemaligen Staatsdieners bezog. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde es als ein großes Glück betrachtet, als ſich ein ſehr wohlhabender, ja reicher Mann um die Hand des eben erſt zur Jungfrau heranblühenden Mädchens bewarb. Daß er nebenbei alt, geizig und ein widerwärtiger Sonderling war, wurde über ſeinen Reichthum von der alten Tante überſehen. Sie ſtellte ihrer Nichte die gänzliche Hilfloſigkeit vor, wenn ſie in ihr, der Pflegemutter, der letzten Stütze durch den Tod beraubt würde, ſie machte ihr bemerklich, daß Männer, die erſt in ſpäteren Jahren ſich vermählten, gewöhnlich die beſten Ehemänner wären, weil ſie durch zärtliche Güte den Reiz der Jugend zu erſetzen ſuchen müßten; genug ſie bewog das junge unerfahrene Kind dem alten Galan die Hand vor dem Altar zu reichen. Bettina, ſo hieß die junge Frau, kannte in dem Alter von ſiebenzehn Jahren noch keine Leidenſchaft als die Eitelkeit; Herr Karch, ſo hieß der bejahrte Freier, hatte aus Liebe ſeinen Geiz bewältigt und erfreute ſie mit den reichſten Geſchenken, und ſo war ſie ihm herzlich dankbar und hielt dieſe Dankbarkeit für Liebe. Während des kurzen Brautſtandes war Herr Karch ſo klug, ſeine Zärtlichkeit in ſehr ehrbaren Schranken zu halten, und ſo kam das arme Kind erſt nachdem es zu ſpät war, nachdem die Hochzeit mit großem Glanz vollzogen war, zum Gefühl ihres Elends. Ihr Gemahl, früher Wollhändler, jetzt Gutsbeſitzer, zog mit ihr gleich nach der Hochzeit aufs Land, wurde von Tage zu Tage zärtlicher und filziger, erlaubte der jungen Frau niemals, die Grenzen des einſamen Wohngebäudes und des noch einſameren Gartens an demſelben zu übertreten, und machte durch alles dieſes die junge Frau, welche niemand außer ihm und kaum alle Vierteljahre einmal ihre mütterliche Wohlthäterin zu ſehen bekam, grenzenlos unglücklich. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung ſtarb die alte Tante, einſam und verlaſſen von jeder liebevoll pflegenden Hand und mit dem folternden Bewußtſein, das einzige Kind ihrer vorangegangenen Schweſter aus Unklugheit unglücklich gemacht zu haben. Bettina's Loos war indeß einigermaßen leichter geworden durch die heftigen Gichtleiden, von denen ihr ehelicher Tyrann befallen wurde; ſie ertrug jetzt ſeine Grillen leichter, als vorher ſeine Zärtlichkeit. Der Arzt rieth den Gebrauch eines Bades während des Sommers, aber Eiferſucht und Geiz hielten den Alten zurück, und im verfloſſenen Herbſt war er geſtorben.

Bettina hatte ihn bis an ſein Ende treulich gepflegt; jetzt athmete ſie frei auf. Ihre Tante war ſo klug geweſen, Herrn Karch, ehe ſie ſeiner verliebten Leidenſchaft ihre ſchöne Nichte zum Opfer gebracht hatte, zu vermögen, dieſe durch ein Teſtament zur alleinigen Erbin ſeines großen Vermögens zu ernennen; aber wie erſchrak die jetzt ganz einſam in ihrer Unerfahrenheit daſtehende Frau, als ſich gleich auf die abgelauerte Nachricht von Karch's Tode entfernte Verwandte aus Dresden erſt als Leidtragende zum Begräbniß und bald darauf als Univerſalerben producirten. Sie hatten ſchon einen Advocaten mitgebracht, welcher das Teſtament des Verſterbenen als ungeſetzlich angriff. Die habgierigen Verwandten hatten die Beamten der Güter, ja ſogar den bisherigen Sachwalter Karch's, an welchen ſich die junge Wittwe in ihrer Bedrängniß gewendet, durch Geld auf ihre Seite gebracht, niſteten ſich ohne weiteres auf dem Gute ein und zwangen durch die härteſte Inſolenz Bettina endlich ihr eigenes Haus gänzlich zu verlaſſen. Selbſt vor Gericht zu treten ſcheute ſich die Unglückliche; ihr Sachwalter zuckte die Achſeln und that nichts, „und" fuhr Bettina fort, welcher über dieſer Erzählung die Thränen in die Augen getreten waren, „ſo habe ich mich denn mit dem einzigen Weſen, welches mir während dieſer Leidensjahre bis heute treu geblieben iſt, aufgemacht, um in Dresden bei einem redlichen und geſchickten Manne, welcher mir von einer Freundin meiner Tante empfohlen worden iſt, Hilfe zu ſuchen."

S. wurde bei den letzten Worten ſeiner Nachbarin bluthroth, ſtürzte mit ſeinem Geſicht auf die Hand derſelben und küßte ſie. „Ich bin ein ſchändlicher Verräther," rief er, „daß ich aus Leichtſinn und Muthwillen Sie um das liebe Thierchen gebracht habe! aber — aber Sie ſollen ſehen, daß ich nicht ſo herzlos und ungezogen bin, als ich Ihnen jetzt vielleicht erſcheine." — „Tröſten Sie ſich, mein Herr!" erwiederte Bettina lächelnd, „ich finde das gute Thier bei meiner Rückkehr wieder; es wäre mir ohnedieß in Dresden wohl nur zur Laſt geweſen. Ich bin Ihnen ſogar Dank für die Lehre ſchuldig, welche Sie mir gegeben, und muß ſie um Verzeihung bitten. Die ſtete Zurückgezogenheit, in welcher ich bisher gelebt, hat mich menſchenſcheu gemacht, und indem mich nun meine hilfloſe Lage plötzlich gezwungen hat, mich in die Welt zu begeben, habe ich den erſten Schritt in ihr recht lächerlich ungeſchickt gethan. Dazu kam noch die gehäſſige Aufregung, in welche ich durch die mich verfolgenden ſchlechten Menſchen gebracht worden bin. Ihr Benehmen hat mich zur Beſinnung gebracht; ich werde nun auch meine Geſchäfte in Dresden ruhiger und beſonnener abmachen." Man konnte leicht bemerken, daß die junge Frau, fühlend wie unliebenswürdig ſie ſich uns beiden jungen Männern gegenüber benommen hatte, überdieß durch unſere offenherzige Laune zum Vertrauen angeregt, ihre bisherige Geſchichte uns mitgetheilt, anfangs, um ihr voriges Benehmen zu entſchuldigen, nachher, einmal ins Erzählen gerathen, um ihr von ſo lange zurückgehaltenem Jammer belaſtetes und doch noch ſo junges, daher der Mittheilung bedürftiges Herz zu erleichtern.

Als die beſten Freunde kamen wir in Dresden an, und Bettina nahm auf unſere Empfehlung gleich uns in dem Gaſthauſe zur Stadt Wien ihre Wohnung. Nachdem wir noch in der Gaſtſtube gemeinſchaftlich zu Abend geſpeiſt, trennten wir uns; die Dame auf unſere Zuſprache heitereren Muthes wegen ihrer Zukunft, und S. mit dem unter ſchalkhaftem Lächeln vorgebrachten Verſprechen, daß er ſie morgen auf eine angenehme Weiſe zu überraſchen hoffe. Ich verſtand ihn ſo wenig wie Bettina, und auf mein Befragen unter vier Augen verwies er mich, ſo wie vorher die junge Frau, auf den nächſten Morgen. S. beſtellte noch bei dem Kellner, daß, wenn Morgen Jemand nach ihm frage, man denſelben ſogleich auf unſer Zimmer bringen ſolle.

Wir blieben noch lange munter, denn S. konnte nicht aufhören von unſerer Reiſebekanntſchaft zu ſprechen; er bedauerte, noch nicht immatriculirter Advocat zu ſein, um ihr in ihrem Rechtsſtreite mit allen Kräften beiſtehen zu dürfen. — Als wir am nächſten Morgen bei dem Frühſtück ſitzen, geht die Thür auf und herein ſpringt das Hündchen unſerer Dame. Es erkannte uns ſogleich und ſprang wedelnd und bellend um uns herum. S. hatte es durch einen Boten nachbringen laſſen; jetzt ließ er ſogleich bei Bettina um Zutritt bitten.

Als S. bald darauf ohne mich, das Hündchen im Arm, in das Zimmer der jungen Frau trat, ſprang ihm dieſe mit einem Ausruf der Freude entgegen; ſie zitterte, Thränen liefen über ihre Wangen, ſie reichte S. die Hand, ſie umarmte, ſie küßte ihn, ausrufend: „Nein, ich habe mich nicht getäuſcht, Sie ſind ein guter Menſch!" S. wußte nicht wie ihm geſchah; noch eh' er ſich zu ſammeln vermochte, trat Bettina, erſchrocken vor ſich ſelbſt, zurück und bat S. Platz zu nehmen. Sie wies ihm einen Stuhl am Fenſter an und ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber, ſo daß ein kleines in der Fenſterniſche ſtehendes Tiſchchen zwiſchen ſie zu ſtehen kam. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, unterhielt ſie ſich nun mit S., welcher auf dieſe Stimmung zwar einging, aber doch zu verwirrt war, um den Faden eines unbefangenen Geſprächs aufzunehmen. Es entſtanden peinliche Pauſen. Bettina fing endlich von dem Zweck ihres Aufenthaltes in Dresden zu ſprechen an. Das war ein ausreichender Stoff; ſie ſprach lange, endlich bewegt durch ihre mißliche, hilfloſe Lage. Ihre Hand lag auf dem Tiſchchen. S. hatte ihr unausgeſetzt in das ſchöne rührend erregte Geſicht geſehen, ohne ſie zu unterbrechen; — jetzt faßte er plötzlich ihre Hand, ſein Geſicht glühte. „Bettina!“ rief er mit unterdrückter Stimme, „Sie bedürfen eines Freundes, nehmen ſie mich als ſolchen an! Ich werde alles gut machen, was die Welt Schlimmes an Ihnen gethan hat; ich werde Ihnen rathend und helfend beiſtehen, ſo lange ich athme; denn, denn — Bettina, ich liebe Dich!“ Mit den letzten Worten neigte er ſich auf ihre Hand und drückte ſie lange an ſeine bebenden Lippen. Sie zog die Hand nicht zurück, aber ſie antwortete ihm auch nicht. Er mußte endlich das Auge in furchtſamer Erwartung zu ihr aufſchlagen. Mit glühendem Angeſicht ſaß ſie da; Thränen rannen aus den niedergeſchlagenen Augen. Endlich ſprach ſie leiſe vor ſich hin: „Mir wird kein Freund helfen können, und was ich jetzt thue, geſchieht nur im Gefühle der Pflicht gegen mich ſelbſt. Hoffnung habe ich wenig oder gar nicht. Sagt mir doch mein eigener Sachwalter, daß das Teſtament ungültig ſei, und wenn ich ihn für beſtochen halte, ſo thue ich ihm vielleicht Unrecht.“ — „Bettina!“ erwiederte S., „in dieſen Worten liegt ein für mich tiefverletzender Verdacht. Ich verſichere bei meiner Ehre und kann es beweiſen, daß ich ein, wenn auch ungewiſſes, doch für mich und ein mich liebendes Weib ausreichendes Einkommen beſitze. Meine Liebe iſt uneigennützig, ſo wahr mir Gott helfe!“ — „Vergib!“ äußerte Bettina noch; dann erſtickten die Küſſe des Geliebten ihre Stimme.

Alles, was ich hier mitgetheilt, erzählte mir S. erſt nach Verlauf mehrerer Wochen in Leipzig. Für den Augenblick meldete er mir nur Freude ſtrahlenden Auges und indem er mich mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm umarmte, daß Bettina ſeine Braut ſei, dieß aber noch ein Geheimniß bleiben ſollte, bis ihre Vermögensangelegenheiten entſchieden wären. Wie jedoch auch die Entſcheidung ausfallen möge: ſie werde ſeine Gattin. Wo es zu ſpät iſt zu reden, ſoll man ſchweigen; ſo dachte ich und unterdrückte Alles, was ſich gegen dieſe ſchnell geſchloſſene Verbindung hätte einwenden laſſen.

Wir reiſten einige Tage nachher mit Bettina und dem dresdner Advocaten, welcher voll der beſten Hoffnungen war, nach Leipzig zurück; das Benehmen der beiden Liebenden war ohne Rückhalt das zärtlichſte. Bettina's Angelegenheiten nahmen den ſchnellſten glücklichſten Gang. Die zudringlichen Verwandten mußten noch in derſelben Woche Haus und Hof räumen; nach Verlauf eines halben Jahres war Bettina im Beſitz des ganzen großen Vermögens ihres verſtorbenen Gemahls und vier Wochen darauf die Gattin meines Freundes.

S. war überglücklich; er ſchien das Element gefunden zu haben, in welchem allein er ſich vollkommen behaglich fühlte. Mit Luſt und Eifer nahm er ſich der Landwirthſchaft an. Auch Bettina war glücklich. Sie wollte weder reiſen noch die Stadt beſuchen, wenn es nicht ihres Mannes ausdrücklicher Wille wäre. Auf ihrem Gute ſahen ſie wenige Freunde, aber dieſe oft. Ich war faſt jeden Sonntag draußen und wurde öfter von dem Prediger Drucker begleitet, welcher mit S. und mir in Halle ſtudirt hatte. Derſelbe war eben ſo gelehrt, als in ſeinem Weſen mild, und es ließ ſich daher mit ihm ſehr gut disputiren, wozu S. ſtets aufgelegt war. Nur wenn S. der Religion zu nahe treten wollte, wies Drucker ihn mit würdevollem Ernſte zurück. Bettina war die liebenswürdigſte Wirthin; jede Spur jenes Zuges, der mir bei unſerer erſten Begegnung ſo unangenehm auffiel, war verſchwunden. Ihr Mann, mit der Literatur aller gebildeten Nationen vertraut, bot ihrem gewandten, [illegible]cht und wie mit einer Art von Inſtinkt jedes Gegenſtandes ſich bemächtigenden Geiſte reiche Nahrung, und wenn ſie ihn jemals mit ihrem abgelebten erſten Gatten verglich, ſo konnte dieſes nur ihre Zärtlichkeit für den jugendlich friſchen, zweiten erhöhen. Ich geſtehe, daß mir nie ein ſo, wie man ſagt, für einander geſchaffenes Ehepaar vorgekommen iſt wie dieſes, — ja es war, als ob die Geſichtsbildungen beider, faſt regelmäßig ſchön und daher nur in den leiſeren Zügen von einander abweichend, von Woche zu Woche mehr in einander übergingen. Das Einzige, was zu einer Störung ihres ehelichen Glückes hätte Veranlaſſung geben können, war die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, welche beiden angeboren war; aber auch dieſe ſchien vielmehr den Reiz ihres Zuſammenlebens noch zu erhöhen. Die Lebenserfahrungen, welche ſie gemacht, hatten Bettina eine Milde des Charakters gegeben, welche ſogleich jede Woge des aufwallenden Unmuthes in ihr niederſchlug, ſobald ſie bemerkte, daß S. ihr lebhaft entgegentrat. Es war wunderbar, wie ſchnell ſie ſich beſann, wenn ſie eben noch für eine Anſicht oder Meinung aufgelodert war, ſobald ihr S. dieſelbe verneinte, und dieß war offenbar nicht eine Schwäche oder Klugheit, ſondern die reinſte Liebe, welcher gemäß ſie ſich bemühte, ihre ganze Anſchauungs- und Denkweiſe der ihres Gatten conform zu machen. In einem ſolchen Falle ward ſie plötzlich freundlich und mild, beſchwichtigte S. mit einem zärtlichen Worte und grübelte dann ſo lange ſtill für ſich nach, bis ſie voller Freude kam und ausrief: „Sieh, S., jetzt hab ichs, jetzt verſteh ichs!“ — und nun rechtfertigte und explicirte ſie ihm ſeine eigene, der ihren vorher entgegenſtehende Meinung oft beſſer, als er ſelbſt es vielleicht vermocht hätte. War es ein Wunder, wenn S. eine ſolche Gattin faſt vergötterte? —

„Alle Seligkeiten meiner Kindheit ſind mit dieſem Weibe wieder in mir aufgegangen!“ ſagte er oft zu mir, vor dem er gewöhnt war, ſein ganzes Innere zu erſchließen. „Wir leben aber auch wie die Kinder, ſo alt wir ſind!“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Kannſt du dir vorſtellen, daß ich ſo läppiſch bin, nicht einſchlafen zu können, ohne ihre Hand in der meinen zu fühlen? Kein irdiſcher Genuß, keine Entzückung der Leidenſchaft geht über den ſeligen Frieden, der über mich kommt, wenn ich in ihr liebevolles Auge mich vertiefe, oder wenn ich ihre Hand haltend im Entſchlummern nichts fühle, als die Nähe dieſes reinen Weſens. Ja ich glaube, ſelbſt die höchſten Freuden des Geiſtes, der Seelenjubel über die Entdeckung einer ewigen Wahrheit, reichen nicht an jenen ſeligen Frieden.“

Der Winter war vorübergegangen, ohne daß die Glücklichen ihn jemals zu lang gefunden hätten. Im Frühlinge fühlte ſich Bettina geſegneten Leibes; S. theilte mir dieſe Nachricht mit freudetrunkenen Blicken mit. An einem ſchönen Frühlingsabende gingen wir drei zuſammen unter den blühenden Kirſchbäumen des Gartens. Bettina ſchien einem ſchwermüthigen Gedanken nachzuſinnen, und als ich ſie theilnehmend nach der Urſache dieſer Stimmung fragte, gab ſie mir erröthend eine ausweichende Antwort. S. aber nahm das Wort: „Bettina, wir brauchen vor unſerm Freunde keines unſerer Gefühle zu verbergen. Du weißt, Freund, welche Freude mir und meinem guten Weibe in dieſem Jahre noch bevorſteht; nun quält ſich und mich Bettina mit dem Gedanken, das Leben ihres Kindes werde ihr ſelbſt den Tod bringen.“ Ich ſprach Bettina und dem Freunde Troſt zu, indem ich bemerkte, daß dieſe Bangigkeit körperliche Folge ihres Zuſtandes ſei; daß ſie nicht dasjenige für eine beſondere Ahnung halten ſolle, was, ſo viel ich wüßte, alle Frauen in dieſen Verhältniſſen empfänden. Bettina hörte mir ſchweigend zu und vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten. „Ach,“ ſeufzte ſie, „wäre es mir doch nur noch Ein Jahr vergönnt geweſen mich meines Glückes zu freuen!“ — „Nun,“ ſprach S. lebhaft und beinahe hart, — „und wenn es ſein müßte, was ich nicht glauben mag und will; willſt Du dann Dir und mir noch dieſe letzten Monate unſeres Zuſammenſeins verbittern durch Sorgen? ſo faſſe doch lieber den Entſchluß, keinen Augenblick ungenoſſen vorüberzulaſſen, auf den Du noch rechnen kannſt.“ Bettina ſah ihn groß an, lächelte und drückte ſchnell ſeine Hand an die Lippen, wie ſie öfters that; dann ging ſie von uns hinweg dem Hauſe zu. „Wohin Bettina?“ rief S. „Ich habe noch in der Küche zu thun; kommt nur in einer halben Stunde zum Abendeſſen!“ war ihre Antwort. S. war tiefſinnig ernſt. „Es wäre gräßlich!“ — ſprach er vor ſich hin.

Als wir nachher in den Speiſeſaal traten, hüpfte uns Bettina faſt ausgelaſſen fröhlich entgegen. „Komm, liebes Männchen, laß Dich küſſen!“ ſagte ſie zu dem noch ernſt Geſtimmten. „Sieh, ich habe mir ein Exempel berechnet, ob es beſſer für Dich ſei, wenn ich am Leben bleibe, oder nicht; und da ich nun gefunden, daß Du mich ſehr nöthig haſt, ſo glaube ich an den gerechten Gott, daß er uns doch nicht trennen wird!“ Sie ſank weinend an die Bruſt ihres Gatten, aber an ihrem ſelig lächelnden Geſicht ſah man, es waren Thränen der Freude.

Gegen den Herbſt mußte ich in Familienangelegenheiten eine Reiſe in mein Vaterland unternehmen und ich blieb länger daſelbſt, als ich mir anfangs vorgeſetzt hatte. Ich bewarb mich um die Liebe eines Mädchens, der ich ſchon in frühester Jugend herzlich befreundet geweſen war, die ich als Kind verlaſſen hatte und nun als blühende Jungfrau wieder fand. Ich bewarb mich um ihre Liebe, erlangte ſie und brachte Beatrix als meine Gattin mit nach Leipzig. Ein Brief meines Freundes, geſchrieben im höchſten Jubel der Seele hatte mir zwei Tage vor meiner Hochzeit die glückliche Entbindung ſeiner Frau von einem Knaben gemeldet. Man kann ſich denken, wie heiter aus doppelter Urſache meine Antwort war. Bei meiner Ankunft in Leipzig war meine erſte Frage die, nach Bettina's und des Kindes Befinden; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die Antwort: „Das Kind lebt, aber die Mutter iſt vor drei Tagen beerdigt worden.“

Noch an demſelben Tage fuhr ich hinaus zu S. Ich hatte mich auf ein erſchütterndes, des Freundes ganze Leidenſchaftlichkeit im Schmerz aufſtürmendes Wiederſehen gefaßt gemacht; ich fand ihn ſtill, wehmüthig, ja träumeriſch. Schweigend umarmten wir uns; dann wünſchte er mir mit einem Lächeln, welches mein Herz durchſchnitt, Glück zu meiner Verbindung, fragte mich nach meiner Frau, nach unſerer früheren Bekanntſchaft, nach unſerer Reiſe, wich aber ängſtlich jeder Erwähnung ſeines Unglückes aus. Ich durfte kein tröſtendes Wort zu ihm reden und — ach ich fühlte auch, daß ich hier doch nur leere Worte ſprechen könne. Wie aber ſeine Gedanken unausgeſetzt mit Bettina beſchäftigt waren, davon zeugte die Zerſtreutheit ſeiner Rede und ein fortwährendes Hinflattern ſeiner Blicke nach dem Bildniſſe der Theuren, welches an der Wand ihm gegenüber hing. Nach drei Stunden ſchied ich; er begleitete mich nicht wie ſonſt zum Wagen, ſondern blieb wie im Traume verſunken auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen.

Als ich in den Vorſaal trat, traf ich Bettina's Kammermädchen. Sie hatte mich erwartet, trat nun unter heftigem Weinen an mich heran und hieß mich mit leiſen Worten willkommen. „Gott ſei Dank!" ſagte ſie, „daß Sie, Herr Profeſſor, wieder da ſind. Alle Abende bin ich in die Stadt gegangen und habe mich erkundigt, ob Sie noch nicht da wären. Sehen Sie nur das kleine Würmchen einmal an, es verkommt ganz; die Amme hat nicht Nahrung genug, aber das gewiſſenloſe Frauenzimmer gibt es nicht zu, und der Doctor meint auch, es liege am Kind. Mit dem gnädigen Herrn iſt gar nicht zu ſprechen, es iſt als ob er einen nicht verſtände. Ich bitte Sie um Gotteswillen Rath zu ſchaffen; die gute gnädige Frau hat mir das Kind auf die Seele gebunden; aber ach Gott: ich kann ja jetzt nichts thun, denn Niemand achtet auf mich." — Ich folgte dem Mädchen in das Zimmer, in welchem der Kleine dem Verlöſchen nahe lag. Hier erfuhr ich nun noch Bettina's letzte Schickſale. Sie hatte ſchon einige Tage nach ihrer Entbindung das Bett verlaſſen, S. ſelbſt und der Arzt hatten ſie dazu zum Theil veranlaßt, weil ſie ſcheinbar ganz wohl war. Es mußte wegen des kleinen Ankömmlings mancherlei in der Anordnung der Zimmer verändert werden; Bettina ſelbſt mit einer bei ihrem Zuſtande faſt unnatürlichen Lebhaftigkeit, leitete dieſe Veränderungen, erkrankte plötzlich und wurde noch an demſelben Tage eine Beute des Todes.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erzählte ich meiner Frau, was ich gehört und geſehen, und überlegte mit ihr, was zu thun ſei. Das brave Weib war ſogleich entſchloſſen, ſelbſt die Sorge für das Kind meines Freundes zu übernehmen. In der Gewißheit hier eine Pflicht zu erfüllen, weil das Kind weder väterlicher noch mütterlicher Seits Verwandte hatte, hörte ſie auf keine meiner Einreden, die ich, obſchon im Herzen mit ihr einverſtanden, hervorhob, um ihr Alles, was ſie übernähme, in die Vorſtellung zu rufen, damit es unerwartet ihr nicht zu ſchwer falle. Am andern Morgen ſchrieb ich an S. einen eindringlichen, ruhig ernſten Brief. Ich ſtellte ihm vor, welche Pflichten er für Bettina's Kind habe und wie er unter den beſtehenden Verhältniſſen außer Stande ſei, dieſen Pflichten nachzukommen. Er ſolle daher ſammt dem Kinde zu mir nach der Stadt ziehen, wo er die nöthige Zerſtreuung, ſein Kind durch meine Frau die nöthige Pflege erhalten würde. Noch an demſelben Tage kam der Wagen, welcher das Kind, die Amme und jenes Kammermädchen brachte, aber ſtatt S. ein Brief, der nur die Worte enthielt: „Du haſt Recht. Möge Gott Deine Freundſchaft lohnen! Ich brauche — ich will keine Zerſtreuung."

Am nächſten Morgen kam S., um ſich nach ſeinem Kinde zu erkundigen. Als ich ihn zur Wiege deſſelben führte und ihm der Knabe ſchwach entgegenwimmerte, begann er laut ſchluchzend zu weinen und ſtieß einige ſchmerzliche Ausrufe aus, welche anzeigten, daß er jede Hoffnung auf das Leben des Kindes bereits aufgegeben habe. Ohne ſich von mir zurückhalten zu laſſen, eilte S. gleich darauf wieder fort. So kam er nun täglich, umarmte mich jedesmal mit großer Zärtlichkeit und einigen Worten des Dankes, aber ohne daß er je auf meine Reden und Ermahnungen in Bezug auf ihn ſelbſt einging. Er ſah mich dann wohl ſtarr an, ließ mich halbe Stunden lang reden, aber alle meine Worte ſchienen wie leichte Pfeile von dem Panzer abzugleiten, mit welchem der Schmerz ſein Herz überzogen hatte. Für das Kind ſorgte meine Frau als Mutter; eine Amme war angenommen worden, und der kleine Karl wurde mit jedem Tage lebenskräftiger. Dagegen betrübte es mich zu bemerken, wie S. von Tage zu Tage bleicher und magerer, dabei nachläſſiger in ſeinem Anzuge wurde. So ſehr war ſein ganzes Weſen verändert, daß er ſich durch keine heftige Ein- und Gegenrede, die ihn ſonſt leidenſchaftlich entflammt haben würde, aus ſeiner weich milden Stimmung bringen ließ. Eines Tages hoffte ich ihn endlich einmal ergriffen zu haben. Ich hatte alle Vernunftgründe der Philoſophie einer heftigen Expectoration gegen ihn geltend gemacht; ich hatte ihm zum Schluſſe geſagt, daß ich mit Schmerz bemerkt hätte, wie er mit dem Prediger Drucker, jenem ſchon erwähnten Univerſitätsfreunde, einen immer vertrauter werdenden Umgange pflege, während er mich von ſich abſtieße: daß ich ihn warne, der Stimme jenes zwar frommen, aber auch ſeiner Frömmigkeit die Vernunft, das Beſte und Edelſte, was der Menſch beſitze, zum Opfer bringenden Mannes ein zu williges Gehör zu leihen, indem er dadurch verführt würde, ſeinem Schmerz mit weichlicher Tändelei nachzuhängen, ſtatt ſich männlich von dem Schlage emporzuraffen, der ihn danieder geworfen habe. „Gott behüte Dich!“ — ſagte S. aufſtehend. Doch Du haſt ein heiliges Recht auf Vertrauen, und es ſoll Dir zu Theil werden, ſelbſt auf die Gefahr hin — auch Dich, auch Dich noch zu verlieren.“ Damit ſchied er.

Zwei Tage ließ ſich S. nicht ſehen, dann erhielt ich folgenden Brief:

„In der ſchneidenden Kälte meines durch Eure Philoſophie gebildeten Verſtandes iſt das lebens- und liebewarme Herz meiner Bettina erſtarrt. Was iſt dieſe Philoſophie? — das mordende Gift des Egoismus! An ihm iſt Bettina geſtorben. Mit Deinen ſogenannten Vernunftgründen, die ich in ſchauerlicher Nacktheit ſo klar ausſprach, wie Du ſie denkſt, habe ich das Herz des beſten Weibes unnatürlich emporgeſchraubt, bis es ſchwindelnd herabſtürzte und zerbrach. Dieſes ſüße Lamm iſt dem Götzen Philoſophie, geopfert worden, — und was hat nun dieſer Götze für einen Troſt? O ich habe Dir aufmerkſam zugehört, wenn Du mir den Troſt der Philoſophie angeprieſen haſt! Es iſt ein erbärmlicher Troſt! Oder kannſt Du mir etwa beweiſen, daß jenes liebe Leben, welches mir wie das Licht meiner Tage erloſchen, dereinſt wieder aufflammen wird in Jahrhunderten in Millionen von Jahren? — ich will ja gerne warten! — und zwar ſo, genau daſſelbe wie es war? Verſtehe mich recht: Kannſt Du mir beweiſen, daß meine Bettina mit dieſen Augen, dieſem Munde, dieſer Naſe, dieſen Locken, mit dieſem ganzen Leibe, ſo einzig geſchaffen ihre geliebte Seele auszudrücken, daß ſie ſo aus dem einſt vom Worte des Herrn geöffneten Grabe lebenblühend hervorgehen wird? — Du kannſt es nicht; — und ſprichſt vom Troſt der Philoſophie? Laß ihn doch ſehen! Der Gedanke iſt ewig, ſagſt Du, darum kann ein gedankenvolles Weſen nicht zerſtört werden. Ja doch! das iſt die Unſterblichkeit von 2 × 2 = 4. Freund — die Philoſophie hat mein Weib gemordet! — darum haſſe ich ſie; ſie hat nicht einmal einen Troſt, geſchweige einen Erſatz für den, in ſeinem heiligſten Eigenthume von ihr Beraubten, — darum verachte ich ſie.“

„Aber glaube nicht, daß ich nun der Philoſophie mich ſelbſt anklage, daß ich der Verzweiflung zum Opfer werde. O nein, da iſt Gott für! In meiner allerbitterſten Stunde iſt in meinem endlich von Gram und Thränen ganz erweichten Herzen eine Blume aufgegangen, die mein ganzes Inneres mit himmliſchem Troſte durchduftet. Ein Freund Gottes und meiner Seele hat das Blümchen in mir gepflegt, und meine Thränen haben es begoſſen, daß es fröhlich gedeiht: — es iſt die Blume des Glaubens. Dein Herz iſt noch gefühllos durch die Philoſophie; aber Gott wird es noch zu erweichen wiſſen, wenn es ihm Zeit dünkt — in der Gluth des Schmerzes oder der Wonne. Der Freund wünſcht Dir dieſe. Dann biſt Du ſelig wie ich; denn ich weiß, daß Bettina, mein ſüßes Weib, lebt, wie ich lebe, wie Gott in uns beiden lebt; daß ſie jetzt nur ſchlummert und ſüße Träume von unſerer Liebe und von unſerem Kinde träumt; daß ſie einſt mit unſterblichem Jubel, allein groß genug eine Ewigkeit zu füllen, mich umſchlingt, denn ſie findet dann in mir einen, den die Gnade Gottes gerettet hat.“

Der Brief des Freundes war weit entfernt, dieſen meinem Herzen zu entfremden; ich freute mich vielmehr über ihn. S. hatte niemals Philoſophie mit Religion vermitteln können; ſo lange er jene zu beſitzen glaubte, hatte er dieſe verachtet. Vergebens hatte ich ihn öfters darauf hinzuleiten geſucht, daß die Philoſophie nur in allgemeinen Gedankenzügen dieſelbe Wahrheit ausſpreche, welche die Religion in individuellen Geſtalten warm an das Herz des Individuums lege: — er hatte mich mit der kränkenden Aeußerung zurückgewieſen: Mir als einem öffentlichen Lehrer der Philoſophie möge es wohl gerathen ſeyn, für die ſchwachen Seelen meiner Zuhörer eine ſolche Vermittlung zu erſinnen; aber ich belüge mich ſelbſt, wenn ich meinte, daß es Ernſt mit derſelben ſei. Aus dieſem Briefe ſchöpfte ich nun die Hoffnung, der Umgang meines Freundes mit der Religion würde ihn ſelbſt, nachdem er erſt Beruhigung ſeines Schmerzes erlangt hätte, zu einer tiefern Auffaſſung der Philoſophie hinführen; er würde dann erkennen, daß er bisher nur einen oberflächlichen Schein der Philoſophie für dieſe ſelbſt gehalten habe und, wenn wir dann gemeinſchaftlich ernſten Studien nachgingen, würde noch einmal die erſte und in Wahrheit die ſchönſte Zeit unſerer Freundſchaft, noch erhöht durch das Andenken an die verklärte Freundin, zurückkehren. In dieſem Sinne antwortete ich ihm, obwohl für den Augenblick mehr nur andeutend, die Beruhigung ſeines Gemüthes abwartend.

Ich hatte mich in meinen Hoffnungen getäuſcht. Nach jenem Briefe verbat ſich S. ausdrücklich jedes philoſophiſche Geſpräch. Sein Umgang mit Dinkler wurde immer inniger, und indem er den Schmerz um die verſtorbene Gattin mit geheimer Wolluſt in ſeinem Innern täglich aufregte, erlangte er nie eine Beruhigung ſeines Herzens, welche ihm die Beſonnenheit wiedergegeben hätte. Von der Verurtheilung der Philoſophie, oder wie er ſagte, indem er die Wiſſenſchaft mit der dünkelhaften Meinung des Weltmenſchen verwechſelte, der Bindung des Verſtandes unter den Glauben, fand er leicht den Uebergang dahin, daß er in alle jemals da geweſene Formen des Glaubens ſeinen Geiſt zu zwängen ſuchte, ohne zu bedenken, daß der fortſchreitende Geiſt jene veralteten Formen längſt durch ſeinen ewigen Inhalt vollkommener ausdrückende Formen erſetzt habe und noch zu erſetzen im Begriff ſei.

Unter ſolchen Verhältniſſen, nachdem mein redlichſtes Beſtreben ihn zur Beſtimmung zu bringen geſcheitert war, wunderte mich nicht, daß mir endlich S. ankündigte, er ſei mit den ihm gleichgeſinnten Freunden entſchloſſen, das Vaterland, wo ihr Glaube verläugnet und verachtet würde zu verlaſſen, um in Amerika eine Gemeinde zu begründen, welche friedlich und ungeſtört Gott nach ihrer Weiſe anbeten könne. Ich eilte zu Drucker, den ich bisher aus einer gewiſſen Eiferſucht um des gemeinſamen Freundes willen, gemieden hatte, und wollte ihn mit Vorwürfen über das, was, wie ich meinte, ſein Werk war, überſchütten. Mit Staunen vernahm ich, daß S. ſeit Monden auch von ihm ſich zurückgezogen, ja ihn förmlich als einen ſolchen verdammt habe, der den Geiſt verleugne, der ihn erleuchte. „Der Glaube,“ ſagte Drucker, „den ich als lindernden Balſam rein und lauter in ſein Herz träufelte, iſt ihm zum Gifte geworden; denn ſein durch die Eitelkeit der Verſtandesbildung verführtes Herz läßt ihn ſich nicht dabei begnügen, ein Gläubiger zu ſein, ſondern will ihn ohne Berufung zum Märtyrer oder Propheten machen!“

Ich mußte Drucker vollkommen recht geben und fand ſo auch praktiſch beſtätigt, daß wahre Religioſität und wahre Philoſophie, wenn auch ohne es von einander zu wiſſen, ſtets mit einander übereinſtimmen. Ich überlegte nun mit Drucker, was zu thun ſei. Dieſer ſagte: „Laß ihn und die Gleichgeſinnten, welche die Bildung unſerer Zeit in ſich nicht zu überwinden vermögen, in Gottes Namen in das ferne Land ziehen. Ich bin überzeugt, Gott ſelbſt hat ihnen dieſen Gedanken eingegeben. Sie ſollen den Ernſt des Lebens kennen lernen, der ganz etwas Anderes iſt als die Leidenſchaften, welche in ihren Herzen wühlen, damit ihnen die Demuth zu dem Vater komme; und den Ernſt des Lebens werden ſie draußen finden, im Kampfe mit einer üppigen, aber roh wilden Natur, entfernt von allen Illuſionen Europas, welche ihre ſchwachen Herzen zur Eitelkeit aufblähten. Gott gebe ihnen Segen, und uns theile er von ihrem Eifer für das Ewige mit, ſo wird es fernerhin auch um uns hier in Europa beſſer ſtehen!“

Jene Verwandten in Dresden, welche ſchon einmal auf Bettina's Erbſchaft Anſprüche gemacht, haben S.'s Entſchluß, ſein und ſeines Kindes ganzes Vermögen mit in die neue Welt zu nehmen, vereitelt. Im Falle, daß der kleine Karl ſterben ſollte, haben ſie Anſprüche an dieſes Vermögen; und durch dieſe Gründe ſowie durch Drucker's und meine Ermahnungen haben wir S. dahin gebracht, das Kind bei mir zurückzulaſſen. Wir ſtellten ihm vor, wie er das zarte Leben des Knaben muthwillig in Gefahr brächte, wenn er ihn mitnähme. Drucker hatte gelobt für eine ächt chriſtliche Erziehung des Kindes mit mir Sorge zu tragen; S. verſprach, wenn der Knabe zehn Jahr alt ſein wird, ſelbſt nach Europa zu kommen, um ihn abzuholen. Ich hege im Stillen die Hoffnung, S. werde, zum Frieden mit ſich ſelbſt gelangt, dann ſelbſt bei uns, bei ſeinem Kinde, bei dem Grabe ſeiner theuern Bettina in Europa bleiben.

Die Tabackspfeife.

Von B. Auerbach.

Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte, die aber doch mit der neuern Weltgeſchichte, oder was faſt einerlei iſt, mit der Geſchichte Napoleon's, ganz genau zuſammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit, jeder Bauer konnte aus der Königsloge ſeines eigenen Hauſes die ganze Weltgeſchichte vorbei defiliren und agiren ſehen, Könige und Kaiſer ſpielten darin mit, und erſchienen bald ſo, bald ſo angezogen; und dieſes ganze großartige Schauſpiel koſtete den Bauer oft weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch ſein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht, doch — ich will die Geſchichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unſerer mäuschenſtillen Zeit, wir Kinder des unbefeſtigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war als ob die Leute gar nirgends mehr feſt zu Hauſe wären, als ob das ganze Menſchengeſchlecht ſich auf die Beine gemacht hätte, um einer den andern da und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarzwald zogen bald die Oeſterreicher mit ihren weißen Wämmſern, bald die Franzoſen mit ihren rothen Hoſen, dann wieder die Ruſſen mit ihren langen Bärten, und zwiſchen drin ſteckten die Baiern, Würtemberger, Heſſen, in allerlei Geſtalt; der Schwarzwald war das allzeit offene Thor für die Franzoſen, und jetzt eben iſt man endlich dran, einen Riegel vorzuſchieben.

Es war alſo oftmals ein Marſchiren, Rennen und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf ſtand; wirklich blieb er manchmal auch nicht ſtehen, ſondern purzelte unverſehens um. Nicht weit von Baiſingen iſt mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe, ſo hoch wie ein Haus, und drunter ſollen lauter todte Soldaten liegen, Franzoſen und Deutſche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu brauchen, obſchon er ein ſchmucker und handfeſter Burſch war, der ſich überall ſehen laſſen durfte, und er eben in das neunzehnte Jahr trat. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Andern hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blauangeſtrichenen Kaſten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege ſaß. Der Hansjörg ſchoß immer am teufelmäßigſten, er that immer eine doppelte Ladung in die Piſtole. Als nun der Zug bei der Brunnenſtube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte iſt, aus der das Käthele herausſah, da ſchoß der Hansjörg wieder; aber faſt noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg erbärmlich ſchreien, die Piſtole entfiel ſeiner Hand, er ſelbſt wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn ſein Kamerad, der [illegible], nicht gehalten hätte. Jetzt ſah man, was geſchehen war: der Hansjörg hatte ſich am mittlern Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeſchoſſen; er wurde nun vom Pferde heruntergehoben. Alles ſprang mitleidig hinzu, und auch das Käthele aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde faſt ohnmächtig, als es ſah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing. Der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte ſtarr auf das Käthele; er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Schenkhof, der das Blut ſtillen konnte, wurde ſchnell herbeigerufen, ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Grath, einem vielgeliebten Chirurgus. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich ſtill und wich vor ihm zurück, ſo daß alle Anweſenden zu beiden Seiten eine Fronte bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten ſchritt, der hinter dem Tiſche auf der Bank lag. Nur das Käthele trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helfet dem Hansjörg;" dieſer ſchlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der Redenden, und als nun der Jockel vor ihm ſtand und leiſe murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut ſchon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockel's geſchehen, ſondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwiſchen dem Käthele und dem Hansjörg; denn als dieſer die Worte Käthele's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Rinnen des Fingers auf.

Der Grath kam und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen; er hielt ſich bei dem grauſamen Schmerze wie ein Held. Als er ſchon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm herabſchwebte, und ihm Kühlung zuwehte; (er wußte es nicht, daß das Käthele ihm die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an ſeinem Geſichte auf- und abfuhr; es kann eine ſolche Nähe, wenn auch nicht eigentliche Berührung, einer liebenden Hand eine magiſche Wirkung in dem Andern hervorrufen, und dieſe kann ſich wohl in unſerm Hansjörg als eine ſolche Traumgeſtalt gebildet haben). Dann erſchien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Geſtalt; er konnte ſich nachher nicht mehr recht erinnern, wie ſie ausſah, und — ſo ſonderbar ſind die Träume — die Geſtalt hatte einen loſen Finger im Munde und ſchmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, ſo daß die blauen Wölkchen ſich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Käthele bemerkte, daß die geſchloſſenen Lippen Hansjörg's ſich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten; als er erwachte, war das erſte, was er verlangte: ſeine Pfeife. Hansjörg hatte die ſchönſte Pfeife im ganzen Dorfe und wir müſſen ſie näher betrachten, denn ſie iſt ein Hauptſtück in unſerer Geſchichte. Es war ein ulmer Maſerkopf, deſſen braune Marmorirungen die wunderlichſten Figuren machten, ſo daß man ſich allerlei hineindenken konnte; der ſilberne Deckel war wie ein Helm geformt, und ſo blank, daß man ſich darin ſpiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man ſein Geſicht doppelt und zwar zu unterſt und zu oberſt darin ſah; auch an der untern Kante, ſo wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beſchlagen, ein doppeltes ſilbernes Kettchen mit einem Sprengringe diente ſtatt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgebogenen krummen Mundſpitze.

War dieſe Pfeife nicht ſchön, und hatte Hansjörg nicht recht, daß er ſie liebte wie ein Held des Alterthums ſeinen Schild?

Das erſte, was nun Hansjörg bei dem Verluſte ſeines Fingers ärgerte, war das, daß er ſich nun ſchwer mehr werde eine Pfeife ſtopfen können. Das Kätherle lachte und ſchalt ihn aus über ſeine Liebhaberei, aber es ſtopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that ſogar ſelbſt ein Paar Züge; es ſchüttelte ſich aber und machte ein Geſicht, als ob es ſich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife ſo gut geſchmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit ſeiner Wunde nicht nach Hauſe gebracht werden, er mußte alſo bei dem Ziegler bleiben; das war unſerem Patienten ſehr recht, und obwohl ſeine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß ſchon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein ſein würde.

Andern Tages war des Maurer Wendel's Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarſch, der jetzt drinnen im Dorfe geſpielt wurde, auf ſeinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Muſik im Dorfe umher und ſpielte vor den Häuſern, in denen die ſchönſten Mädchen waren, oder ſolche, die Schätze hatten; die Burſchen und Mädchen ſchloſſen ſich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, ſich immer mehr vergrößerte; ſie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Bastli kam, als „Geſpiele“ Hansjörg's, mit ſeinem Schatze heraus, um ſtatt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieſes aber dankte, ſchützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als ſie allein waren, ſagte er:

„Kätherle, gräm' Dich nicht, es giebt bald wieder eine Hochzeit und da wollen wir Zwei rechtſchaffen mit einander tanzen.“

„Eine Hochzeit?“ fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem?“

„Komm' mal her,“ ſagte Hansjörg lächelnd, das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will Dir's nur geſtehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeſchoſſen, damit ich kein Soldat zu werden brauch'.“

Das Kätherle fuhr zurück, ſchrie laut auf und bedeckte ſich mit der Schürze das Angeſicht.

„Warum ſchreiſt Du?“ fragte Hansjörg, „iſt Dir's denn nicht recht? Es muß Dir recht ſein, denn Du biſt daran ſchuld.“

„Jeſus, Maria, Joſeph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unſchuldig, o, Du lieber Heiland, was haſt Du für eine Sünd' gethan, Hansjörg; Du hätteſt Dich ja auch todt ſchießen können, nein, Du biſt ein wilder Menſch, mit Dir möcht' ich nicht tanzen, ich hab' Angſt vor Dir.“

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand feſt, es ſtand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn es ihn nur einmal angeſehen hätte, aber all' ſein Bitten und Flehen war umſonſt, er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es ſich nicht umkehre, als es aber immer ſtumm und abgekehrt blieb, da ſagte er mit zitternder Stimme: „Willſt Du nicht ſo gut ſein und meinen Vater holen? ich will heim.“

„Nein, das darfſt Du nicht, Du könnteſt ja den Hundskrampf kriegen, hat der Bader geſagt,“ erwiederte das Kätherle noch immer abgekehrt.

„Wenn Du Niemand holſt, ſo geh' ich allein,“ ſagte Hansjörg.

Das Kätherle kehrte ſich um und ſah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Beſorgniß hell leuchteten; Hansjörg faßte Kätherle's Hand, ſie war fieberheiß, und er ſchaute lange in das Antlitz ſeines Mädchens. Es war nicht ſo was man eigentlich ſchön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, ſo wie der ganze Kopf hatte eine faſt kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnaſe, die etwas Neckiſches und Uebermüthiges ausſprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth geſundes, friſches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn ſie die allerſchönſte geweſen wäre.

So hielten ſie ſich lange und ſprachen kein Wort, endlich ſagte Kätherle: „Soll ich Dir ein' Pfeif' ſtopfen?“

„Ja,“ ſagte Hansjörg und ließ ſie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beſte Ausſpruch der Verſöhnung; das fühlten Beide, ſie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burſchen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudeſtrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanze abzuholen, es aber wollte durchaus nicht mitgehen, der Hansjörg lächelte vor ſich hin; als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf ſchön geputzt wieder.

Nun aber war ein neuer Uebelſtand. Trotz ihrer Gutmüthigkeit wollte doch keines von Allen vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshauſe ſchicken wollte, verſprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht dazubleiben. —

Der Hansjörg hatte ſich von dem Grath ſeinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten Glaſe aufbewahren laſſen, er wollte dies dem Kätherle ſchenken; aber trotz ſeiner ſonſtigen Derbheit fürchtete ſich das Mädchen davor wie vor einem Geſpenſte, es wagte kaum das Glas anzurühren, und als der Hansjörg zum erſten Male das Haus verlaſſen durfte, gingen ſie mit einander in den Garten vor dem Hauſe und begruben den Finger. Hansjörg ſtand ſinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuſchaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch ſeine Selbſtverſtümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen trat ihm der Gedanke vor die Seele, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingeſcharrt werde, für die er Rechenſchaft ablegen müſſe. Er ſtand ſo zu ſagen bei lebendigem Leibe bei ſeinem eigenen Begräbniß, und der Vorſatz ſtieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewiſſen treulich zu üben und anzuwenden; ein Todesgedanke überſchauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude ſchaute er auf, ſah ſich lebend und neben ihm ſein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten ſich bald klar in ſeiner Seele, und er ſagte: „Kätherle, ich ſeh's wohl ein, ich hab' mich ſchwer verſündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun."

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im voraus die ſeligſte Abſolution, wie ſie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit feſtem Vorſatze ausgerüſtet, ſchon allein für ſich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte, man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man ſollte meinen, ein Menſch müſſe einen beſondern geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück ſeines lebendigen Daſeins ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heilig iſt, weil die Gebeine unſerer Lieben darin ruhen, wie uns die ganze Erde erſt recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie ſich die Körper unſerer Freunde und Mitmenſchen mit ihrem Staube vermiſchen, ſo muß ein Menſch, von deſſen eigenem unzertrennlichen Körper ein lebendiger Theil ſchon Erde geworden, ſich von der unendlichen Macht der irdiſchen Heiligkeit angezogen fühlen, und ſich oft nach einem Theil ſeiner Ruheſtätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung von irgend etwas davon in unſerm Freunde aufſtieg, konnten doch, wie natürlich bei einem Menſchen, wie unſer Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, ſondern weil ihn das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle ſchien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meiſtern. Das erſte, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben ſolle, er durfte es nie küſſen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er faſt immer ſeine liebe Pfeife verſtecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und ſo gern er auch dort war, machte er ſich doch immer nach einer Weile wieder fort. Kätherle hatte wohl recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte ſich gewaltig über den Eigenſinn Kätherle's, und er ſteifte ſich immer mehr auf ſeine Liebhaberei; er meinte, es ſei unmännlich, ſich von einem Weibe etwas verſchreiben zu laſſen, das Weib müſſe nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, ſeine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faſte, es fehlte ihm überall etwas, und er holte ſich ſeine Pfeife wieder, und indem er ſie vergnüglich zwiſchen den Zähnen feſthielt und dabei Feuer ſchlug, ſagte er vor ſich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel geh'n, eh' ich das Rauchen aufgäb'!" Er ſchlug ſich dabei auf die Finger, und die heftig ſchmerzende Hand ſchüttelnd dachte er: das iſt Sündenſchuld, denn das iſt eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbſt herbei, Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienſt erklärt. Noch einige andere Bauernburſchen hatten ihm ſeine Liſt nachgeahmt, ſie hatten ſich nämlich die Schneidezähne ausgeriſſen, damit ſie keine Patronen beißen könnten; aber die Militärcommiſſion ſah dies als abſichtliche Verſtümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrweſen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen; mit einer verſtümmelten Zahnreihe mußten ſie die oft mageren Biſſen der Kriegskoſt beißen, und am Ende mußten ſie gar ins Gras beißen, wozu ſie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den erſten Tagen des Octobers hielt der franzöſiſche General Moreau ſeinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordſtetten; man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angſt im Dorfe, daß man ſich nicht zu helfen und zu rathen wußte; in allen

Kellern wurde gegraben und geſchaufelt, und alles, was man von Geld und Koſtbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatſchnüre mit den daran hängenden ſilbernen Münze (dem ſogenannten Anhänger), ſie zogen ihre ſilbernen Ringe vom Finger und legten ſie in die Grube, Alles ging ſchmucklos umher wie bei einer großen Trauer; das Vieh wurde bei Gaſlothal in eine unwegſame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burſchen ſahen ſich betrübt an, wenn man von dem heranrückenden Feinde ſprach; mancher Burſch ſahe dann nach ſeinem Meſſergriffe, der aus der Hoſentaſche hervorſah.

Am übelſten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, ſeinen Acker und ſeinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber haben all ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren, ſie zitterten daher doppelt und dreifach. Der jüdiſche Kirchenvorſteher, ein geſcheiter und gewandter Mann, fand einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeiſtigt war, vor ſeinem Hauſe aufſtellen, auf einen Tiſch gefüllte Flaſchen ſetzen, um damit die ungebetenen Gäſte zu regaliren. Die Liſt gelang, weil die Franzoſen ohnedieß Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarſches kam und ging beſſer vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe ſtanden haufenweiſe bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden; zuerſt kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit ſeinen Kameraden Veitli und Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte; er wollte für alle Fälle dort ſein, damit dem Kätherle nichts geſchehe; er ging mit ſeinen Kameraden in den Garten vor dem Hauſe, und über den Zaun gelehnt, ſchmauchte er behaglich ſeine Pfeife. Das Kätherle ſah nur zum Fenſter heraus und ſagte: „Wenn Du nicht rauchen willſt, Hansjörg, kannſt Du mit Deinen Kameraden 'raufkommen.“

„Wir ſind ſchon gut da,“ erwiderte der Hansjörg, drei Qualme ſchnell nach einander ausſtoßend und die Pfeife feſter faſſend.

Nun kam die Reiterei. Alle ritten ungeordnet einher, ſie ſchienen kaum zuſammen zu gehören, ein Jeder kümmerte ſich ſchier nur um ſich, und doch ſah man's wieder, daß ſie zuſammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenſter Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr raſch mit der Hand nach ſeinem Seitenmeſſer; das Kätherle ſchob das Fenſter zu und ſchaute nur noch verſtohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten ſtreckte eine Hand heraus, an der auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er ſelber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es ſchien ihn zu frieren, der Hansjörg ſprang ſchnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und ſetzte ſie dem Armen auf, dann gab er ihm noch ſein Geld mit ſammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte, er ſah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf ſeine Pfeife, der Hansjörg aber ſchüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte ſie auf den Wagen des Verwundeten, die kranken Krieger ſahen vergnügt auf das friſche Mädchen, und einige machten ein militäriſches Begrüßungszeichen und welſchten unter einander; ſie fuhren dann immer freundlich winkend davon. Da dachte Niemand mehr, ob dieß Feinde oder Freunde wären, es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menſchen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beſchloß den Zug. Das Kätherle ſtand wieder am Fenſter, Hansjörg mit ſeinen Kameraden wieder auf ihrem Poſten; da ſagte der Veitli: „Guck, da kommen Marodeurs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel ſprengten heran; eine Strecke, ehe ſie bei Hansjörg waren, hielten ſie an und ſprachen etwas mit einander, man hörte den Einen lachen, ſie ritten dann langſam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und raſch! riß er dem Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im geſtreckten Galopp auf und davon; der Marodeur ſteckte ſich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte luſtig wie zum Hohne.

Der Hansjörg hielt ſich den Mund, es war ihm, als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgeriſſen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halſe und rief: „So, jetzt hol' Dir Deine Pfeif'.“

„Ja, ich hol' ſie,“ ſagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zuſammen, „kommt, Veitli, Xaver, wir thun unſere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken laß ich mein Pfeif' nicht.“

Die beiden Kameraden gingen davon und holten ſchnell die Pferde aus dem Stall, das Kätherle aber kam herabgeſprungen, rief den

Hansjörg in den Hausgang; unwillig ging er zu ihm, denn er war bös, daß es ihn ſo ausgelacht hatte, das Kätherle aber faßte zitternd ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif', guck, ich will Dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt; willſt Du Dich denn wegen ſo eines nichtsnutzigen Dinges umbringen laſſen? Ich bitt' Dich, bleib' da.“

„Ich mag nicht, mir iſt's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf ſchießt, was ſoll ich da thun? Du kannſt doch nur nichts als foppen.“

„Nein, nein!“ rief das Kätherle und fiel ihm um den Hals, „ich laß Dich nicht gehen, Du mußt da bleiben.“

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „willſt Du denn mein Weib ſein?“

„Ja, ja, ich will ja!“

Die Beiden umarmten ſich ſelig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund, guck, mich ſoll ein heiligkreuz —“

„Nein, ſchwör' nicht, Du mußt's auch ſo halten können, das iſt viel beſſer; gelt, Du bleibſt jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel.“

Unterdeſſen kamen die Kameraden zu Pferd, ſie hatten ſich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!“

„Ich geh' nicht mit,“ ſagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Dein Pfeif' wiederbringen?“ fragte Veitel.

„Sie iſt Euer.“

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen. Hansjörg und Kätherle ſchauten ihnen nach. Dort, an der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte iſt, hatten ſie die Marodeurs ſchon eingeholt; als dieſe ſich aber verfolgt ſahen, machten ſie keck Kehrum, ſchwenkten ihre Säbel und der eine zielte noch mit einer Piſtole. Als der Veitel und der Xaver das ſahen, machten ſie ebenfalls hurtig Kehrum und waren ſchneller wieder da, als ſie dort geweſen waren. —

Von dieſem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife, vier Wochen ſpäter wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegelhütte, er war hinter dem Hauſe hergekommen, Niemand hatte ihn geſehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemanden ſprechen: „Alſo Du kennſt ſie ganz genau?“ fragte das Kätherle.

„Warum ſoll ich ſie nicht kennen?“ erwiederte der Angeredete. Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden, „ich hab' ihn ja oft genug mit ihr geſehen; er hat ſie ſo gern gehabt, wie er Dich hat, und wenn es gegangen wär', ich glaub', er hätt' ſie geheirathet.“

„Weißt Du,“ ſagte Kätherle, „ich will nur ſehen, wie er die Augen ſperrangelweit aufreißen wird, wenn er ſie an ſeiner Hochzeit wiederſieht; ich kann mich alſo ganz gewiß darauf verlaſſen?“

„So gewiß ſoll' ich hundert tauſend Gulden reich werden, ſie muß da ſein.“

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren.“

„Stumm wie ein Fiſch!“ erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam ſchüchtern zu Kätherle, er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er gehorcht habe; als ſie aber traulich bei einander ſaßen, ſagte er: „Ich will Dir's nur ſagen, laß Dir nichts vorſchwätzen, es iſt nicht wahr; man hat mir einmal nachgeſagt, ich hätt' Bekanntſchaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient, glaub' Du mir, es iſt nicht wahr, ich bin ja dazumals noch in die Chriſtenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei.“

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf dieſen Umſtand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, ſich zu rechtfertigen. Er gab ſich noch am Abend alle Mühe, das rothe Maierle auszuhorchen, aber das war „ſtumm wie ein Fiſch.“

Hansjörg hatte noch viele Mühen auszuſtehen und gewiſſermaßen durch das ganze Dorf Spießruthen zu laufen. Das war nämlich ſo. Am Sonntag vor der Hochzeit ging nach alter Sitte der Hansjörg und ſein „Geſpiel“, der Veitel, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter“ ſagte folgenden Spruch: „Ihr ſollet höflich eing'lade ſein zur Hatzich am Zinſtig (Hochzeit am Dienſtag) im Adler. Wemmers (wenn wir's) wieder verdäne (vergelten) könnet, wolle mer's au thuan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergeſſet's et. Kommet au g'wiß.“ Darauf öffnete in jedem Hauſe die Frau die Schublade am Tiſch, that Brod und Meſſer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod.“ Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abſchneiden und daſſelbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodſchneiden mit ſeinen vier Fingern etwas ungeſchickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häuſern mit gutmüthigem Spott zu ihm ſagte: „Du dürfteſt eigentlich nicht heraus chen, Hansjörg, denn Du kannſt mit Deinem Stummel[illegible] doch nicht gut [illegible]."

Der Hansjörg war hochroth, als dieſe [illegible] vorbei waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geſchoſſen werden, denn ſeit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörg's war das [illegible] verboten.

Am Hochzeitstiſche ging Alles luſtig her. Gleich nach Tiſche ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber ſchnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterſcheiden, ob es die alte oder eine andere Pfeife von ähnlicher [illegible] — das Kätherle that nun mit verzogenem Munde wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte ſie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, Du haſt Dich wacker gehalten, Du kannſt Dir ſchon was verſagen; meinetwegen magſt Du wohl rauchen, ich hab' kein [illegible]."

Hansjörg wurde feuerroth, er ſchüttelte aber Nein und ſagte: „Was ich einmal geſagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon, mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr." Er ſtand auf und ſagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber Dich darf ich doch küſſen, wenn Du geraucht haſt?"

Die beiden Glücklichen lagen ſich ſelig in den Armen. Darauf geſtand Hansjörg, daß er gedacht habe, als ſich das Kätherle mit dem rothen Maierle [illegible], und daß er gemeint habe, es ſei von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt, und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweiſen will, daß man ſich mit feſtem Vorſatz und durch Liebe Alles abgewöhnen könne.

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus. Hansjörg und Kätherle ſind betagte Großeltern, im Kreiſe der Ihrigen glücklich, friſch und munter. Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienſtück bei den fünf Söhnen Hansjörg's, keiner von ihnen und von ihren Kindern hat ſich bis heute das Rauchen angewöhnt.

Inhalt.

Seite
Einleitung. 1

Erste Abtheilung.

Von der Schreibart im Allgemeinen. 2

Zweite Abtheilung.

Der Briefstyl. 7

Briefe.

Ein Hochzeitsbrief Dr. M. Luthers an drei Freunde. 9
Ein scherzhafter Brief Luthers an seine Gattin, worin er ihre zu ängstliche Besorgniß für seine Gesundheit rügt. —
Joseph II. an den Fürsten v. Kaunitz. . 10
Antwort des Fürsten an den Kaiser. . . —
Der Feldmarschall Herzog Ludwig von Braunschweig-Lüneburg an den Stadtmagistrat von Aachen. . . —
Bodmer an Gleim. 11
Bosien an Gleim. 12
Briefe von Gellert. 13
Geßner an Kleist. 19
Gyneas an Greene. Von J. J. Dusch. 20
Rabener an Gellert. 23
Moses Mendelssohn an Abbt. 24
Abbts Antwort. 26
Winkelmann an Stosch. 27
Lessing an Mendelssohn. 28
Sulzer an einen Freund des Kochischen Theaters. 30
Zollikofer an Garve. 33
Garve an seine Freundin. 34
J. G. Forster an seinen Vater. . . . 36
Heinse an F. Jacobi. 38
Gr. v. Stollberg an den Herrn Amtmann zu Eichstätt. 41
Woldemar an Biderthal. Von F. H. Jacobi. . . . . —
J. G. Jacobi an seinen Bruder über den Tod des blinden Dichters Pfeffel. . 46
Müller an Gleim. 49
Dem Vater Gleim Johannes Müller S. D. 50

Seite
Gleim an Müller. 51
Bonstetten an Johann v. Müller. . . —
Beschreibung eines Erdbebens in Messina. (Brief von J. H. Bartels). . . . 52
Briefe von Göthe. 56
An Lavater. . . . . —
An denselben. 58
An Schiller . . . . —
An den Herzog C. A. v. Sachsen-Weimar. 60
An Bettina Brentano. 62
An C. F. Zelter. 63
An W. v. Humboldt. . . . . . —
Schiller an Hofrath Reinwald. . . . 64
Briefe von Wieland an die Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar. . 66
Briefe von Herder an die regierende Herzogin Louise von Sachsen-Weimar. 68
Herder an den Herzog C. A. v. Sachsen-Weimar. 70
Briefe an Andres von M. Claudius. . 72
Der Kunstmann zu Nürnberg an seinen Gönner in Weimar. Von H. Meyer. 79
Brief von Johanna Schopenhauer. . . 82
Therese Huber an Karoline v. Woltmann. 93
Karoline v. Woltmann an Therese Huber. 94
Aus den Briefen eines Verstorbenen. Vom Fürsten Pückler v. Muskau. . . 96
Göthes Arbeitszimmer, geschildert in einem Briefe an eine Dame. Von A. v. Sternberg. 103
Der amtliche und der Geschäftsstyl. 107
Anrede Friedrichs des Großen an die Generale und höheren Offiziere am 4. December 1757 vor der Schlacht bei Leuthen. 108
An mein Volk. Von Carl Friedrich, Markgr. zu Baden. 109
Kabinetsordre des Königs v. Preußen, Fr. Wilhelm III., vom 12. Januar 1798 an den Minister v. Wöllner. . 111

Seite
Zueignung seines „Handbuches der innern Staatsverwaltung" an den Kaiser Franz von Oestreich (im J. 1798). Von v. Sonnenfels. 112
Kabinetsordre des Königs von Preußen, Fr. Wilh. III., an die churmärkischen Stände, vom 1. Januar 1801. 113
Erklärung des deutschen Kaisers Franz II. bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. —
Oesterreichischer Armeebefehl des Erzherzogs Karl Ludwig am 6. April 1809. 114
Armeebefehl des Feldmarschalls Fürsten v. Schwarzenberg, gegeben am 17. August 1813 im Hauptquartier zu Melnik. —
Aufruf des Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, vor der Schlacht bei Leipzig. 115
Aufruf des Königs v. Preußen, Fr. W. III., an sein Volk, am 17. März 1813. —
Der König v. Preußen, Fr. W. III., an sein Volk nach Beendigung des Krieges. 116
Schreiben des Großherzogs C. A. v. Sachsen-Weimar an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825. —

Das Gespräch. 116

Das Testament Johannis. Von Lessing. —
Aus: Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Von Moses Mendelssohn. 119
Zwei Göttergespräche. Von Wieland. 137
Tobias Witt. Von Engel. 146
Das Portrait. Unterredungen von Herder. 148
Gespräch. Aus F. M. Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände." 153
Sokrates und Alkibiades. Von A. G. Meißner. 160
Die Schönheit der Seele. Von J. Fr. Jacobs. 163

Der Lehrbrief. 173

Warum die Freidenkerei bedenklich sei. Von J. [illegible]. 175
Ein wahres Glück kann nur gerecht erlangen werden, wenn an der Hand und eigenen Bestimmung seines Lebens, wie ein Mann an seinem Freunden. Von J. Tauler. 178
Aus dem Programme: „Christian Thomasius eröffnet der Studirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? Ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, Vernünftig, klug und artig zu leben." 179
Das höchste Gut und das höchste Uebel. Von C. v. Wolf. 181
Allgemeine Mittel zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren. Von Gellert. 182
Von den Beleidigungen. Von F. K. v. Moser. 183
Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange. V. J. Möser. 191
Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien. Von Abbt. 193
Von der Staatsaufsicht über Erziehung, Schulen und Studien. Von J. B. Basedow. 199
Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion so viel Aufsehen machen? Von J. A. Cramer. 212
Vom Plan der historischen Compendien, sonderlich über die Universalhistorie. Von Gatterer. 214
Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft. Von J. Kant. 216
Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die Künste bedienen. Von Lessing. 217
Sittenwerth. Von J. J. Engel. 221
Ueber fehlgeschlagene Erwartungen. Von Chr. Garve. 223
Gott und der Mensch. Von F. H. Jacobi. 229
Ueber den Umgang unter Freunden. Von A. F. v. Knigge. 230
Shakspeare verglichen mit den alten und neuesten. Von Göthe. 232
Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa. Von Herder. 234
Der gefesselte Prometheus. V. H. Blümner. 236
Ueber die böse Laune. Ein psychologischer Versuch. Von K. F. Pockels. 240
Ueber das Erhabene und das Schöne. Von Schiller. 248
Die Vernunftreligion. V. C. F. v. Ammon. 251
Ueber das Immergrün unserer Gefühle. Von J. P. F. Richter. 257
Charakteristik Shakspeares. Von A. W. v. Schlegel. 259
Charakteristik des neuen Testaments. Von F. v. Schlegel. 262
Die Religion. Von Schleiermacher. 264
Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. V. W. v. Humboldt. 268
Ueber das Studium der Historie. Von Schelling. 271
Ueber Sokrates. Von Hegel. 274
Ueber eigennützige und reine Liebe. Von J. P. F. Ancillon. 276

Seite
Ueber die Behandlung der Einbildungskraft. Von Ehrenberg. 278
Die politische Rede. Von K. H. L. Pölitz. 283
Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama. Von L. Börne. 291
Schiller. Von W. Menzel. 293
Von der heiligen Schrift. Von K. Hase. 298
Die Nothwendigkeit des Luxus. Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Geſellſchaft zu Königsberg am 26. Juni 1835. Von K. Rosenkranz. 301

Der historische Styl. 309

Aus Johann Thurmayers (Aventinus) Chronik von Bayern. 314
Eine abenteuerliche Gaſtung, ſo zu Cölln König Wilhelm von Albertus Magnus Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden. Aus Christoph Lehmanns Speierischer Chronik. 319
Kayser Carl V. Von S. von Birken. —
Attilas Geschlecht, Hof und Charakter. Von J. J. Mascov. 323
Aus Mösers Osnabrückischer Geschichte. 324
Osterpoſſen. Weihnachtspoſſen. Von K. F. Flögel. 325
Aeltere Entdeckungen der Russen bis auf die Regierung Peters des Großen. Von J. C. Adelung. 327
Aufstand der Bauern. Von M. J. Schmidt. 331
Pitt. Von H. P. Sturz. 333
La Fayette. Von J. W. v. Archenholz. 335
Die Reformation. Von L. T. v. Spittler. 340
Die Schlacht bei St. Jacob. Von J. v. Müller. 344
Die Sempacher Schlacht. Von demselben. 347
Bruchstücke aus Johannes Müller dem Historiker. Von A. H. L. Heeren. 351
Das Inquisitionsgericht. Von Schiller. 356
Der Sieg bei Höchstädt am 13. Aug. 1704. Von J. G. Pahl. 359
Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts. Von C. W. F. Breyer. 373
Aus K. W. v. Rottecks Weltgeschichte. 376
Ludwigs XVI. Flucht. Von F. C. Schlosser. 379
Aus F. Wilkens Geschichte der Kreuzzüge. 387
Einleitung zu den Vorlesungen über die Römische Geschichte. B. G. Niebuhr. 390
Die punischen Kriege. Von H. Luden. 394
Geschichte Jakobs I. (1603—1625). Von F. v. Raumer. 403
Lübecks Selbstbefreiung. Von F. Chr. Dahlmann. 416

Seite
Blücher in der Schlacht bei La Belle Alliance. Von K. Fr. Walder. 420
Papst Sixtus V. Von L. Ranke. 422
Kaiser Maximilian I. Von H. Leo. 425
Martinez de la Rosa. Von K. Gutzkow. 426

Der rednerische Styl. 432

Predigt über Matth. Kap. 5. V. 8. Von dem Franziskaner Berthold. 435
Predigt von Johann Tauler. 443
Eine Predigt von Johann Geiler von Kaisersberg. 446
Eine Predigt über das Evangelium, Matth. 4. am ersten Sonntage in der Fasten, zu Schmalkalden gethan, im Jahr 1537. Von Mart. Luther. 448
Predigt über Joh. Kap. 3. V. 17. Von Ph. J. Spener. 454
Predigt über die Ausrottung der Armuth durch die tätige Liebe. Von A. H. Francke. 464
Predigt über Matth. 13, 24—28. Daß das Vertrauen zu einer göttlichen Vorsehung allezeit das wahre Mittel sei, uns in anhaltendem Unglück zu beruhigen. Von J. F. W. Jerusalem. 479
Predigt über die Zufriedenheit mit dem Orte unsers gegenwärtigen Aufenthalts. Matth. 17, 1—9. Von Dr. W. A. Teller. 487
Predigt über die geistige Beschaffenheit des Reichs Christi. Joh. 18, 36. Von Sack. 490
Predigt über den Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes. Psalm 27, 4. Von Dr. J. Zollikofer. 493
Predigt über die Einigkeit im Christenthum. Im Jahre 1769. Ephes. 3, 14—21. Von Lavater. 501
Predigt über das Gebet, am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis über Eph. 3, 13—21. Von Herder. 506
Predigt über Matth. 9, 1—8. Von der Vergebung der Sünden. Von J. F. Ch. Löffler. 513
Predigt über Ps. 103, 13—22. Andachtsvolles Nachdenken über unsere Erhaltung in dem unermeßlichen Reiche Gottes. Von F. V. Reinhard. 521
Predigt über Psalm 90, 12. Die rechte Weisheit aus der Betrachtung des Todes. Von A. H. Niemeyer. 528
Predigt über Spr. Salom. 16, 31. Wir sind dem Alter Achtung schuldig. Von G. F. Dinter. 532

Seite

Predigt über 2 Moſ. 19, 6—8. Von Chr. Fr. v. Ammon. Die ſittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenſeitig verbindlichen Staatsverfaſſung. 536
Predigt über 1. Corinth. 12, 31—13, 1. Daß Vorzüge des Geiſtes ohne ſittliche Geſinnungen keinen Werth haben. Von F. Schleiermacher. . . 544
Predigt über Epheſer 5, 15—21. Von J. W. v. Albertini. 550
Predigt über Luc. 7, 11—17. Der Gewinn am Grabe unſerer Frühverſtorbenen. Von J. H. B. Dräſeke. . . 553
Predigt am Neujahrstage über Pſ. 126, 1. Iſt das Leben ein Traum? Von K. G. Bretſchneider. 559
Predigt über Luc. 19, 41. 42. Daß viele chriſtliche Staaten unſerer Zeit an ihrem eignen Verderben arbeiten. Von J. F. Röhr. 565
Predigt über Pſ. 128. Von dem Werthe des häuslichen Glückes. Von H. G. Tzſchirner. 571
Predigt am vierten Sonntage nach Oſtern, Cantate, über Pſalm 104, 13—16. Der Frühling. Von C. Harms. . 578
Predigt am fünfzehnten Sonntage nach Trinitatis über 1. Petri 1, 24. 25. Der Herbſt, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens. Von H. A. Schott. . 583
Predigt über Galat. 5, 7—11. Wie ſehr wir Urſache haben, uns vor allen voreiligen Urtheilen über Sachen des Glaubens zu hüten. Von P. C. Marheineke. 588
Predigt von F. Strauß. 593
Homilie über Luc. 16, 19—31. Der laſterhafte Reiche und der tugendhafte Arme. Von J. G. Marezoll. . . 599
Homilie über Hebr. 13, 2. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft. Von Schleiermacher. 604
Homilie über Luc. 7, 36—50. Die Liebe deckt der Sünden Menge. Von W. M. L. de Wette. 610
Rede bei dem wegen der Einnahme von Paris den 6. April 1814 veranſtalteten Dankfeſte vor der Garniſon zu Mons gehalten. Von G. Tzſchirner. 615
Trauerworte bei Göthes Beſtattung in Weimar am 26. März 1832 geſprochen. Von J. F. Röhr. 617
Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachſen-Weimar im Mai 1792. Von Herder. 619

Seite

Die politiſche Rede. 620

Rede bei einer Huldigung. Von C. H. v. Hoffmannswaldau. 621
Anrede an Kaiſer Karl VI. (7. Jul. 1732 gehalten) bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades. Von G. M. v. Konn. —
Bruchſtück aus einer Rede bei der Gräfl. Stolbergiſchen Erbhuldigung (3. Febr. 1703) im Amte Queſtenberg, gehalten von H. S. Rethmahler, Gr. Stolberg. Kanzleidirektor. . . . 622
Was ein Volk ſei, in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe. Eine Rede v. G. Fichte. 624
Rede an Fr. Wilh. III., König v. Preußen, bei deſſen Thronbeſteigung am 16. Nov. 1797. Von F. v. Gentz. 631
Rede über die Preßfreiheit, gehalten in der zweiten Kammer des erſten badiſchen Landtags 1819. Von v. Liebenſtein. 637
Ueber eine allgemeine deutſche Geſetzgebung. Rede des badiſchen Abgeordneten Freiherrn v. Türkheim, gehalten 1819 in der erſten Kammer der erſten badiſchen Ständeverſammlung. 650
Rede über den Kurheſſiſchen Verfaſſungsentwurf, 1831. Von S. Jordan. . 652
Rede über Bedingung und Form des Unterſuchungsarreſtes, gehalten von K. Th. Welcker, 1833. 660
Ueber die Emancipation der Juden. Rede von J. Merk, gehalten 1833 in der badiſchen zweiten Kammer. . . . 662
Ueber Gerichtsöffentlichkeit. Rede des Abgeordneten Klinger in der ſächſiſchen zweiten Kammer im Jahre 1843. . 665
Ueber Preßfreiheit. Rede des Abgeordneten Oberländer in der ſächſiſchen zweiten Kammer im Jahre 1843. . . 669

Die gerichtliche Rede. 676

Die Convenienzrede. 677

Lob und Gedächtnißrede auf Mart. Opitzen von Boberfeld. Von J. C. Gottſched. —
Rede über die eigentliche Würde des Gelehrten, gehalten in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 17. Nov. 1800. Von W. A. Teller. . 688
Rede auf Iſaak Iſelin, gehalten am 11. Junius 1783 in der helvetiſchen Geſellſchaft zu Olten. Von G. Schloſſer. 695
Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen. 1796. Von Herder. 706

Seite
Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813. Von Göthe. . . . 710
Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau, gehalten von Göthe am 24. Febr. 1784. . . . 719
Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker. Von J. v. Müller. . 720
Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Akademiſche Antrittsrede von Schiller. . . . 723
Rede am Feſte Johannis des Täufers 1809 in der Loge Amalia, im Orient von Weimar. Gehalten von Reinhold. . 731
Abſchiedsrede. Von K. A. Böttiger. . 736
Friedrich dem Großen. Eine Rede, am erſten Jahrestage ſeines Todes, den 17. Auguſt 1787 gehalten. . . . 744
Das Chriſtenthum in ſeinem Verhältniße zur Wißenſchaft. Rede von C. v. Weiller. . . . 750
Rede in der frühen Morgenſtunde des Regierungsjubelfeſtes des Großherzogs von Weimar, Karl Auguſt, gehalten am 3. September 1825 auf dem Markte zu Weimar. Von Röhr. . 759
Anrede an den Großherzog von Weimar am 19. Jan. 1824 bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Univerſität Jena, gehalten vom geh. Conſiſtorialrath und Prof. Danz in Jena. . . . 760
Ueber die Freiheit der Studien und die Selbſtändigkeit des Lebens auf deutſchen Hochſchulen, nach Sinn und Geiſt unſerer Satzungen. Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829. Von F. W. Thierſch. . . 761
Rede zum Andenken Friedr. Aug. Wolfs am 28. Auguſt 1824. Von Varnhagen von Enſe. . . . 767
Kirche und Schule ſind unzertrennlich. Eine Rede bei der Einführung des Herrn Rectors Hauten, am 3. Febr. 1837 gehalten. Von F. Schlager. 769
Ueber wißenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die deutſchen Univerſitäten. Rede bei dem Antritt des Prorectorats der Univerſität Jena am 5. Aug. 1826. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Cruſius. . . . 772

Anhang. Einige komiſche Reden. 778

Rede eines Gelehrten an eine Geſellſchaft Gelehrter. Von J. A. Liscow. . —
Seite
Rede der Ziffer 8 am jüngſten Tage des 1798. Jahres im großen Rathe der Ziffern gehalten. . . . 781
Rede über den Dativus und Accuſativus. Von Tieck. . . . 786

Die poetiſche Proſa. 788

Crescentia. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert. . . . 789
Die Fabel von den Fabeln und den ſchaffen. Fabel von H. Steinhöwel. . . . 792
Die Fabel von des künigs ſchneider und ſeinem knecht. . . . 793
Von eim weiß der ein ſchwein aß für ein Fiſch. Fabel von Sebaſtian Brant. 794
Von einem Fuchs der ſich in die farben verbarg, da er von den hunden gejagt was. Fabel von Seb. Brant. —
Wie Gurgellantula mit dermaßen einer zuſchickung und Lehrnacht durch D. Tollkuntum von Ehrenſteig ward verrichtet, daß er ſein Hündlein vergebens hinricht. Von J. Fiſchart. . —
Carolus der Große erſter teutſcher Kaiſer. Von J. W. Zinkgref. 803
Angerona. Von Aegidius Albertinus. . —
Aus dem Pflaſter wider das Podagram. Erſtes wunderliches Geſicht Philanders von Sittewald. Von J. M. Moſcheroſch. . . . 806
Die verliebte Selbſt-Mörderin. Von G. P. Harsdörfer. . . . 809
Feſtus redet mit Aurelius von ſeiner Liebe zu Fel. Gorn Marien, welche Begebniß hier erzählt wird. Von A. H. Bucholtz . . . 811
Von der Einbildung oder vorgefaßten eingebildeten Meinungen der Menſchen. Von J. B. Schuppe. . . . 816
Aus der Afrikaniſchen Sofonisbe. Von Philipp von Zeſen. . . . 818
Aus dem Simpliciſſimus. Des Simplicius bäuriſch Herkommen und gleichförmige Auferziehung. Von S. Greifenſon. 819
Die geſchicht der Gerlitiane. Von A. Ulrich von Braunſchweig. . . . 821
Aus dem Roman: Arminius und Tusnelda. Die Schlacht im Teutoburger Wald. Von D. C. v. Lohenſtein. . 828
Aus der Aſiatiſchen Baniſe. Von H. A. v. Ziegler. . . . 830
Ein großes Turnier wird gehalten, wo Herr Wallach das beſte Kleinod erlanget. Es ward eine weitläufftige Rede vom Urſprung des Turniers und an-

Seite

dern Sachen geredet. Von E. W. Happel. 832
Zweite Staatstortur. Mademoiſelle Amourette, Madam Haſenfuß, Madam Agreable, Madam Douceurge, Monſieur Allegro klagen über ihre Modemacher. Von F. Callenbach. 837
Aus: die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. Von C. L. Liscov. 839
Aus dem Verſuche eines deutſchen Wörterbuchs. Von G. W. Rabener. 844
Die allerliebſte Braut. Von J. Möſer. 850
Aus Emilia Galotti. Von Leſſing. 851
Aus Minna v. Barnhelm. Von demſelben. 853
Lycas, oder die Erfindung der Gärten. Von S. Geßner. 857
Palemon. Von demſelben. 858
Die Erfindung des Saitenſpiels und des Geſanges. Von demſelben. 859
Mirtil. Idylle. Von demſelben. 860
Der Faun. Von demſelben. 861
Aus Wielands Abderiten. 862
Die Bücher der Chronika der 3 Schweſtern. 868
Wilhelmine. Ein proſaiſch-komiſches Gedicht. Von M. A. v. Thümmel. 873
Aus Ugolino. Tragödie von W. v. Gerſtenberg. 876
Aus: Der deutſche Hausvater. Von O. H. v. Gemmingen. 881
Traum des Galilei. Von J. J. Engel. 888
Die Gut-Nachbarn. Von demſelben. 890
Amintors Morgenandacht. Von G. C. Lichtenberg. 892
Schilderung einiger Gemälde. Von J. J. Heinſe. 894
Novelle. Von Göthe. 896
Scene aus Fauſts Leben. Von F. Müller. 905
Aus den [illegible]. Von C. F. Sintenis. 911
D. [illegible] und der Teufel. Von A. G. Meißner. 914
Aus: Otto von Wittelsbach. Von J. M. Babo. 918
Aus: [illegible]. Ein Volksmährchen von Benedicte Naubert. 920
Die Wirkungen der ſelbſtſüchtigen Grundſätze. Von A. H. Lafontaine. 924
Zwei Idyllen. Von F. L. Bremer. 937
Aus dem Schauſpiel: die Räuber. Von Schiller. 938
Aus dem: Spaziergang nach Syrakus. Von Seume. 942
Leben des vergnügten Schulmeiſterleins Maria Wuz in Auenthal. Eine Art Idylle. Von J. P. Fr. Richter. 946
Ein Duell. Aus: Aurora oder die Erbſchaft. Von F. C. W. Jacobs. 963
Landolina. Von K. C. E. Grafen von Benzel-Sternau. 965
Aus Ernſt Wagners hiſtoriſchem Abc. 967
Zwei Parabeln. Von F. A. Krummacher. 973
[illegible] des [illegible]. Von F. H. A. v. Humboldt. 980
Aus: Abentheuer des Johann Dietrich. Von E. M. Arndt. 982
Die Zuſammenkunft. Von E. L. Auguſt, Herzog von Sachſen Gotha. 984
Aus Walſeth und Leith. Von H. Steffens. 986
Aus Prinz Zerbino. Von L. Tieck. 991
Aus: Doge und Dogareſſa. Von E. Th. A. Hoffmann. 997
Aus: Käthchen von Heilbronn. Von H. v. Kleiſt. 1002
Aus: Das Galgenmännlein. Von F. de la Motte Fouqué. 1006
Die drei Nüſſe. Von Cl. Brentano. 1009
Aus: Der Wunſch des [illegible]. Von K. F. van der Velde. 1014
Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer. Von G. H. v. Schubert. 1016
[illegible] und [illegible]. Von Helmine v. Chezy. 1020
Zwei Kinder- und Hausmährchen. Von J. Grimm. 1025
Der [illegible]. Ein [illegible] Verſuch. Von Börne. 1045
Die Scala des modernen Geſellſchafts-Tones. Von M. G. Saphir. 1049
Schluß der Harzreiſe. Von H. Heine. 1053
Aus dem Leben eines Taugenichts. Von J. v. Eichendorff. 1057
Das fromme Kind auf der Grenze. Von K. Spindler. 1060
Aus: Der neue Pygmalion. Von K. Immermann. 1070
Aus: Das Bild des Kaiſers. Von W. Hauff. 1075
Vier Tage im Waldhauſe. (Erſter Tag.) Von Herloßſohn. 1078
Aus: Die Alchymiſten. Von Sternberg. 1082
Die Novelle. Von Laube. 1088
Heinrich des Vierten von Frankreich letzte Lebensſtunden. Von F. G. Kühne. 1092
Einige „Moderne Lebenswirren.“ Von Th. Mundt. 1099
Der [illegible]. Von O. Marbach. 1103
Die Tabackspfeife. Von B. Auerbach. 1112

Bacchus in Deutſchland

oder

Der kranke Phöbus.

1901.[illegible]

Ein ganz modernes Epos.

Χαῖρε τέκος Σεμέλης εὐώπιδος· οὐδέ πῃ ἔστι,
Σεῖό γε ληθόμενον, γλυκερὴν κοσμῆσαι ἀοιδήν.
Hom. Hymn. VI., 58. 59.

Nil parvum, aut humili modo,
Nil mortale loquar. Horat.

Ihr könnt mir's glauben, Pfarrer, unſerer Zeit
fehlt weiter Nichts, als daß ſie Prügel haben will
Eichendorff.

Von

Plinius dem Jüngſten.

BIBLIOTH. UNIVERS. [illegible] R. AB[illegible] 19[illegible]

Leipzig,
T. O. Weigel.
1847.

Druck von J. B. Hirſchfeld.

Der Geſellſchaft

der

bürgerlichen Soupirer

freundlichſt gewidmet.

Euch, — in der Stadt der guten Herzen,
Wo man nicht lieb hat nur zum Schein —
Soll dieſes Convolut von Scherzen
Ehrfürchtig dediciret ſein.

Ihr ſeht, ich habe nicht vergeſſen
Die Stunden, froh mit Euch verbracht,
Und für Empfangenes Rimeſſen
Aus meiner Armuth Euch gemacht.

Was kann man Beſſres thun als lachen,
Wenn gar zu dumm die liebe Zeit?
Man wird ſie doch nicht anders machen.
Dazu fehlt's an Gelegenheit;

Zumal, wo ſich zuſammen rottet
Das Volk, das nicht den Tag verſteht.
Darum nur friſch und froh verſpottet,
Das darf, kann, ſoll, muß der Poet.

Weiß er das rechte Kleid zu wählen,
Geſchickt zu pudern Bart und Haar,
So ſagen wohl vertraute Seelen,
Daß gar zu dumm Hanswurſt nicht war.

Darum, wenn auf der Verſe Füßen
Jetzt Bacchus zu Euch ſetzt den Fuß,
Hoff' ich, Ihr werdet ihn begrüßen
Mit Eurem wohlbekannten Gruß.

So ſoll er denn, in guten Stunden
An meiner Stelle zu Euch ſtehn
Und wie ich mich bei Euch befunden,
Mög's ihm — ich bitt' Euch — auch ergehn.

Erſter Geſang.

Nenne mir, Muſe — — Ei Gott bewahre!
Wer beginnt noch ſo ein Gedicht?
Das iſt alte verlegene Waare,
Paßt für unſere Zeiten nicht.
Wir verlangen gar eilig nur Neues.
Raſch ſoll es kommen und raſch ſich verkünden.
Und höchſt langweilig iſt altes, treues,
Breites, bedächtiges Ergründen.
Darum geſchwind ganz Beſondres erſonnen
Und nimmer, wie olim Homerus, begonnen.
Was claſſiſch war, iſt jetzt Rococo,
Geliebte Leſer vor dem Herrn!
Darum beginnen wir alſo,
Wie Ihr es fordert, ganz modern.
Modern ſoll unſre Loſung ſeyn.
Friſch denn geſprungen, mitten hinein!

Am Tage war's des heiligen Victorin
Tauſend achthundert und noch einige vierzig,
Als Phöbus früh bei Bacchus ſchon erſchien,
Der juſt Falerner trank, gar ſüß und würzig.
Mit einem Becher gleich empfing er ihn;
Es nippte Helios und ſprach: Der ſchlürft ſich,
Doch muß ich Dir, College mein, entdecken,
Es will ſeit ein'ger Zeit kein Wein mir ſchmecken.

Wie geht das zu? fragt' Bacchus. — „Schwer im Magen
Liegt mir zu viel, das ich nicht kann verdau'n."
— Begann der Sonnengott nun trüb' zu klagen —
„Als hätt' ich auf der Zungenhaut Alaun,
Iſt mir's im Mund — kein Mittel will verſchlagen,
Selbſt Homöopathie iſt nicht zu trau'n.
Ich finde jeden Wein, ſogar auch den da,
Als wüchſ' er auf den Bergen rings um Jena."

Was hat Dir denn den Magen ruinirt?
Entgegnet Bacchus, um den Freund bekümmert —
Doch Phöbus wird davon ſo alterirt,
Daß er im Zorn die Stanze gleich zertrümmert
Und, wie es ziemt dem Schützer des Genie,
Mit mächtigem Sprung

Und mit des Verſes wirbelndem Schwung
Hinüber ſich ſtürzt in die Rhapſodie.

„Baſſaraeus!
Euchionaeus! Dircaeus! Mellaeus!
Semelaeus! Cadmaeus! Briſaeus!
Nitilaeus!
Lyaeus!
Dionyſus! Bacchus!
Und was ſonſt noch auf aeus und us.
Wiſſe! tigerzähmender, augenfunkelnder Gott,
Wir leiden ſämmtlich an heimlicher Cholera.
Denn die Gegenwart liegt uns
Unverdaulich im Magen.
Mir hat ſie den Geſchmack zerſtört
Und die Seele verwundet,
Daß kein Wein mir mundet. —
Bedenke nur den vieleckigen
Ungeſchliffenen Kies allein,
Den mit der Hand voll Schwielen
Die neueſten Dichter Deutſchlands,
So ihre Harfen aufgehängt
An Waſſerflüſſen Babylons,
Sammeln auf dem unfruchtbaren Strande
Der Politik

Und zuſammenkneten
Mit ſeynſollender Poeſie;
Dieſen Teig voll Brennſtoff,
Dörrend an truggeſtalteter
Nebenſonne des Alltags.
Wie muß
So unverdauliches Zeug
Mir, dem Gotte der Dichtkunſt,
Die Organe des Lebensgenuſſes
Zerſtören!
Bedenke das, Du leichtverdauender Gott,
Beklage mich. —
Und hilf dem Freunde, wenn Du es vermagſt. —
Obgleich ich meiner Tochter,
Der hypochondriſchen Homöopathie,
— Die ich in einer langweiligen Stunde
Mit Hygiaeen erzeugt,
Um meinem ſtets vorlauten Sohne,
Dem ſalbenſchmierenden Aeskulap,
Eins auf die Naſe zu geben —
Nicht recht mehr traue,
Will ich doch noch ein Mal,
Zum letzteſten Mal,
Mit Goethe zu reden,
In ihre Arme mich werfen.

Deutſchlands Poeſie
Hat mir den Magen verdorben,
Sollte ein deutſcher Wein
Ihn mir nicht wieder ſtärken?
Similia similibus. — Rede Du!“

Alſo ſprach Phöbus; eine Thräne drang
In's Auge ihm, deß heller Glanz verglimmt,
Und durch und durch elegiſch nun geſtimmt,
Geſchah's, daß Bacchus im Ghaſel ihm ſang:

„Ich habe kein Specificum entdeckt;
Allein es giebt noch Wein, Freund, der Dir ſchmeckt.
Du biſt auf Deutſchlands Dichter zwar ergrimmt,
Doch Deutſchland hat wohl Wein noch, der Dir ſchmeckt.
Ich glaube gern, daß Dich die Zeit verſtimmt,
Der Glühwein Dir der Politik nicht ſchmeckt,
Der ſelbſt Geſcheidtere gar leicht verdümmt,
(Verzeih' den falſchen Reim, der Dir nicht ſchmeckt:)
Wo oben d'rauf Gewürz zwar lockend ſchwimmt,
Doch Bitt'res findet, wer die Neige ſchmeckt:
So daß ſie kneipend ihm im Leibe grimmt,
Trotz Hoffmanns Tropfen, die mir nie geſchmeckt,
Und die nur ein Philiſter gerne nimmt,
Da ſie geſunder Zunge nie geſchmeckt. —

Wer ſchimpfend bloß den Helikon erklimmt,
Dem gilt es gleich zwar, wie der Wein ihm ſchmeckt. —
Mein ganzes Seyn Dein Leid in Anſpruch nimmt,
Ich forſche, ob kein Wein ſey, der Dir ſchmeckt,
Darum, College, ſey nicht misgeſtimmt,“
Spricht Bacchus, „Wein noch find' ich, der Dir ſchmeckt, (Versus regius.)
Vor dem Dein Uebel ſicher Abſchied nimmt;
Vielleicht weiß ſelbſt Silenos, was Dir ſchmeckt.“

Silen erſchien, vernahm es tief gerührt
Und zog heraus ein Mainzer Weinregiſter:
Allein Gott Phöbus ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: „Damit ward ich ſchon ſehr ſekirt.“
Nun ward, wie folgt, ein Duo ausgeführt
Von Bacchus und dem Premierminiſter.

Bacchus.

Denkſt Du daran, wie Schiller einſt und Goethe
Bei gutem Wein die Xenien erdacht
Und Goethe dann zu gleicher Zeit die Kröte
In ſeinem Fauſt zum Brocken hingebracht?
Was war das für ein Wein, den ſie getrunken?
Vielleicht hilft der — Silenos! — ſag' mir an,
Aus welchem Naß geſprüht die Geiſtesfunken?
In Jena war's — Silen — o denke d'ran!

Silen.

Ich denke d'ran und kann mich nicht beſinnen.
In Jena wuchs er nicht, ſoviel iſt klar;
Auch konnt' er nicht aus Naumburgs Keltern rinnen;
Der geht nach Magdeburg ſtets Jahr für Jahr,
Und muß getauft als Franzwein wiederkehren; —
Fluch dem, der ſolche Miſchung uns erſann! —
Doch was es war, weiß ich nicht zu erklären.
Die Xenien! — Bah! wer denkt noch daran!

Bacchus.

Denkſt Du daran, wie im Befreiungskriege
Einſt Arndt ſo manches Heldenlied uns ſang,
Wie Rückert kühn begeiſterte zum Siege
Und Körner, daß es wunderbar erklang?
Sprich, welcher Wein war es, der ſie berauſchte,
Daß Jeder ſo Gewaltiges erſann,
Und hoch begeiſtert Deutſchland ihnen lauſchte?
Silen, beſinne Dich und denke d'ran!

Silen.

Ich denke d'ran — es iſt ein Wein geweſen,
Von dem allein nur noch die Sage ſpricht,
Den nicht die Winzer alle Tage leſen;
Das weiß ich bloß — Champagner war es nicht —
Nach ſeinem Namen mußt Du mich nicht fragen,
Da ich unmöglich Dir ihn ſagen kann,

Mich überhaupt nicht mit dergleichen plagen,
Denn kein Miniſter denkt noch gern daran.

Bacchus.

Denkſt Du daran, wie wir von Cyper trunken,
Als Ariadnen ich auf Naxos fand
Ohnmächtig an dem Felſen hingeſunken,
Und raſch mit ihr mich ehelich verband?
Da ward uns Wein kredenzt zum Hochzeitsfeſte,
Vor dem des Cypers Wirkung ſchnell verrann,
Verſtändig blieben alle lieben Gäſte.
Ein deutſcher Trank war's — denkſt Du noch daran?

Silen.

Erhab'ner Fürſt, es ſei durch mich verbeſſert
Der Irrthum: Du verzeihſt gewißlich mir —
Kein Wein, wie man in Oeſtreich ſelbſt gewäſſert
Ihn trinkt, war das — ach nein, nur bairiſch Bier.
Wir haben ſchwer am Kopf davon gelitten,
Am meiſten Du, der junge Ehemann;
Nach Cyper muß ich ſolchen Trank verbitten,
Denn nur mit Schmerzen denk' ich noch daran.

Bacchus.

Du biſt berauſcht — es iſt kein Bier geweſen,
Das that ich ja auf ewig in den Bann,
Seit in der Allgemeinen ich geleſen,
Wie Mäßigkeitsvereine man erſann. —

Das freie Denken mögen ſie verwehren,
Frei trinken aber ſoll ein jeder Mann;
Das Erſtere bringt nur das Volk zu Ehren,
Das Letztere die Fürſten! — denke d'ran!

Silen.

Und dennoch iſt das Bier jetzt ſo verbreitet,
Daß man es ſäuft, ſelbſt wo die Rebe wächſt;
Das iſt der Weltſchmerz, den man uns bereitet,
Und dies Jahrhundert ſcheint mir wie verhext.
Erhab'ner Fürſt, ich ſpanne Deine Tiger
An Deinen Schlachtenwagen wieder an.
Dem Biere Krieg! der Wein ſey ewig Sieger!
Wir denken im geheimen Rath daran.

Bacchus.

Verſamm'le das Conſeil zu guter Stunde,
Vor allen Räthen halte Vortrag dann.
Sie brennt zu ſehr, die tiefgeſchlag'ne Wunde,
Und Deutſchland ſchlug ſie — denke wohl daran!
Mein Deutſchland, mit dem rebenſtarken Rheine,
That ſolche nie gehörte Schmach mir an,
Mein Deutſchland, das ſo reich an gutem Weine!
Ich werde wüthend, denk' ich nur daran.

Alſo haben ſie im Rathe ihres Reiches Wohl ermeſſen,
Doch Apollo's Schmerz und Bitte, ja ihn ſelbſt dabei vergeſſen.

Ach, in manchem Staatenrathe mag es öfter wohl ſo gehn,
Daß, worauf es anfangs ankam, ſie am Ende nicht mehr ſehn.

Endlich unterbrach die Beiden, tiefer, trüber Demuth voll,
Seine Bitte wiederholend, mit gar klugem Wort Apoll:
„Nicht vom Bier iſt ja die Rede, nein, vom Wein, der mich ſoll heilen.“
„„Gerne ſolchen Dir zu ſuchen, mach' ich viele hundert Meilen —““

— Sagte Bacchus höchſt gemüthlich — „„Quäle Dich nicht länger, Phöbus!
Wie ein Leipziger Philiſter bei der Illuſtrirten Rebus. —
In dem Reich umher zu ziehen iſt ja jetzt der Fürſten Weiſe,
Darum Dir den Wein zu ſuchen, mach' ich ſelbſt mich auf die Reiſe.““

„„Laß, Silen, die Tiger ſpannen vor den Offenbacher Wagen
Und auf das verd— Bier noch zwei Kreuzer mehr aufſchlagen,
Daß wir uns die Koſten decken. Sattle, Beſter, Deinen Grauen,
Du ſollſt mich allein begleiten, denn Du haſt mein ganz Vertrauen.““

„„Durch ganz Deutſchland will ich ziehen, wo nur immer wachſen Reben
Und gewandte Küfer fleißig Wein aus vollen Fäſſern heben.
Jeden Wein will ich verſuchen und nicht eher heim mich wenden,
Bis ich den gefunden, welcher kann Dein Leiden wenden, enden.““

Als Apollo dies vernommen, ward er in der Seele froh.
Darauf ſprach noch Dionyſos: „„Reiſen wir Incognito!““ —
Es umarmten ſich die Götter — es verbeugte ſich Silen,
Und im folgenden Geſange ſteht, was weiter nun geſchehn.

Zweiter Geſang.

Neugierige Muſe, was quälſt du mich ſo,
Warum Götter reiſen Incognito?
Ich bin ja kein Gott, wie ſoll ich das wiſſen!
Nur daß es nicht immer nach Wunſch gelingt,
Das weiß ich gewiß,
Und daß, eh' man ſich umgeſchaut,
Wie in der Fabel von des Löwen Haut,
Gleich dem verwetterten Eſelsohr,
Aus irgend einem tückiſchen Riß
Urplötzlich gucket der Gott hervor. —
Darüber geſonnen hab' ich manchen Tag,
Woran das eigentlich liegen mag.
Es kommt wohl, weil, wie die Eſelsohren,
Auch die Göttlichkeit iſt angeboren,
Und daß, wie man ſie auch ſtrebt zu verſtecken,
Es unmöglich iſt, ſie ganz zu verdecken.
Anders weiß ich es mir nicht zu erklären,
Doch laſſ' ich mich gern eines Beſſern belehren,

Denn ich gehöre noch zu den Alten,
Die auf das Lernen etwas halten,
Und mit den Weiſeſten ſage ich:
Nulla dies sine linea: kein Tag ohne Strich.

Wir ließen alſo den Gott der Reben
Mit ſeinem fidus Achates Silen
Sich auf den Weg nach Deutſchland begeben,
Um nach deutſchen Weinen ſich umzuſehn.
Es hatte ſich Bacchus, aus Affection,
In einen vornehmen Griechen maskirt,
Der ſich — daher auch die Averſion,
Die wir ſchon im erſten Geſange bemerkten
Und in der ihn Apoll und Silen beſtärkten, —
Von dort — vor dem bairiſchen Biere ſkiſirt.
Aber Niemand kann ſeinem Schickſal entgehn,
Geliebter Leſer, das wirſt Du ſehn.
Silen dagegen verſtand es gut,
Seine höhere Abkunft zu verbergen.
— Was Göttern mislingt, wird leicht den Zwergen —
Mit geſchornem Haupte und breitem Hut
Ließ er einen Geiſtlichen vermuthen,
Von denen, die man nicht zählt zu den Guten,
Weil dieſe Herrn es am beſten verſtehn,
Den Bocksfuß nicht zu laſſen ſehn:

Um die Hörner hat er ſich auch nicht gequält,
Da er, der Maske nach, unvermählt
Und alſo Niemand ſie bei ihm ſuchte;
Auch deckte dieſes Attribut
Vortrefflich der breitgeränderte Hut,
Unter dem er keck in die Welt hinaus lugte.

Aber, liebe Muſe, die Wißbegier,
Die du ſo ſchmeichelnd mir kund gemacht,
Hat meine Verſe um alle Zier
Und allen Schmuck der Rede gebracht.
Da ich deine Fragen zu löſen getrachtet,
So hab' ich nicht weiter darauf geachtet
Und kam, als der zweite Geſang kaum begonnen,
Gleich aus dem rechten Maaß heraus.
Die Verſe hüpften mir auf und ab,
So zu ſagen — in einem Hundetrab,
Gebildeten Ohren ein Schrecken und Graus.
Damit wird kein Recenſent gewonnen.
Bedenke, daß wir ein Epos dichten!
Wir müſſen uns nach den Regeln richten,
In Hexametern oder Stanzen
Oder gar in Dantesken Terzinen
Mit ſteifem Schritt und ernſten Mienen
Bedächtig wandeln, nicht hüpfen noch tanzen.

Zwar kann ich auch — du haſt zu befehlen —
Den ungereimten Fünffüßler wählen. —
Nur ehrbar und ſittig, um Anſtand beſorgt,
Damit man uns nicht den Vorwurf macht,
Ich hätte dich in luſtiger Nacht
Meinem Jugendfreund Heine abgeborgt,
Dem unanſtändigen Liebling der Grazien,
Auf dem der Fluch liegt von ganz — Thrazien,
Obwohl der Olymp ihm ſehr gewogen.
— Du folgſt mir — du biſt wohlgezogen,
Haſt anſtändige Mienen und Geberden,
Du kannſt noch Diakoniſſin werden,
Beſonders wenn keinen Mann du findeſt
Und die drängende Liebe nicht überwindeſt,
Wie es ſich ſo mitunter trifft. —
Schade, daß du nicht edelgeboren,
Da hätteſt das beſſere Theil du erkoren
Und gingeſt in ein Fräulein-Stift;
Doch da du nur wohlgeboren biſt,
So kann ich dir nicht ſolch Glück bereiten;
Du mußt mich alſo noch begleiten,
Wenigſtens eine kurze Friſt,
Damit ich im Buchhändlerlazareth
Dir mind'ſtens auswirke Tiſch und Bett;
Findet man dich dort auch hager und mager,

So bleibſt du ruhig — auf dem Lager. —
Komm', aber im ſteifen epiſchen Schritt,
Nimm meinen Arm denn und geh' mit!
Wir zeigen der Welt, daß man uns verkannte,
Und wandeln einher in Terzinen, wie Dante.

In Straßburg iſt's, im Rebſtock, wo gerüſtet
Zur deutſchen Reiſe Bacchus und Silen,
Den nach beſondern Weinen ſchon gelüſtet,

Des andern Tags an table d'hôte wir ſehn.
Es wünſcht der Gott den Münſter zu beſteigen,
Doch ſein Gefährte iſt kein Freund vom Gehn;

Er zieht es vor, zu trinken und zu ſchweigen,
Zumal da ihm der Wein vom Oberrheine
Voll Blume, feurig leicht, mit klaren Reigen,

Gar lieblich züngelt. — Muſe, liebe Kleine,
Was haben wir gemacht! Enjambement
Iſt bei Terzinen Sünde, wie ich meine,

Dafür hängt die Kritik uns etwas an.
Doch ändern läßt ſich's nicht — alſo nur weiter! —
„Was ich doch wirklich nicht begreifen kann,“

— So ſprach der Gott zum durſtigen Begleiter —
„Iſt, daß Du hier ſchon anfängſt, Wein zu trinken.
Zwar läugn' ich nicht, er machte ſelbſt mich heiter;

Doch" — „„Wo ich ihn nur ſeh' im Glaſe blinken,
Da trink' ich auch"" — entgegnet ihm Silen —
„„Sobald er gut, bis mir die Augen ſinken.

— Und gut iſt er, das mußt Du ſelbſt geſtehn,
Nur Schade, daß er ſich nicht läßt verfahren,
Sonſt würd' ich gern auch im Olymp ihn ſehn."" —

„Davor ſoll der Kronide uns bewahren!"
— Rief Bacchus ganz entſetzt — „Du wirſt ihn meiden.
Ich haſſe Franzenwein und Franzenwaaren."

„„Ein deutſcher Mann kann keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern — ſpricht Goethe;
D'rum mag ich auch noch nicht von dieſem ſcheiden.

Franzoſen haſſ' ich, — daß mich Pluto tödte!
Ich ſinge ſtets Claus Beckers freien Rhein
Und dukle Prutzen's Rheinlied auf der Flöte.

Sprich, kann Franzoſenhaß wohl größer ſeyn?
Doch haſſen muß man ſelber mit Verſtand,
Und es erſtreckt ſich nicht auf dieſen Wein,

Das Elſaß bleibt doch immer deutſches Land,
Wir ſind in Deutſchland nationaliſirt,
D'rum lieb' ich dieſ Getränk als ſtammverwandt,

Jung iſt es, feurig, rein und nicht geſchmiert,
Macht etwas Hitze zwar, doch währt's nicht lange;
Iſt wohlfeil, Eigenſchaft mehr, die es ziert."""

So ſchließt Silen. — „Mit Deinem ew'gen Hange,
Silen, in jeder Kneipe feſt zu kleben,
Wird wahrlich mir für unſ're Reiſe bange,"

Erwiedert Bacchus. — „„O Ihr könnt's erleben,
Daß Euch der Wein hier ſelber dazu bringt
Und Ihr auch klebt, trotz allem Widerſtreben."""

„Den Wein möcht' ich doch ſeh'n, dem das gelingt."
Verſetzt der Gott. — Da ruft Silen: „„Garçon!"""
Und dieſer kommt, Mercur gleich, leicht beſchwingt.

„„Apportez-nous du vin, Monsieur, bien bon!"""
D'rauf flüſtert er ihm etwas leiſ' in's Ohr —
Der nickt, eilt fort, kehrt augenblicklich ſchon

Und ſetzt dem Weingott eine Flaſche vor
Voll Rebenblut, das dieſer ſelbſt nicht kennet,
Allein ſehr lobt, das Glas hält hoch empor

Am Licht und eifrig fragt, wie man es nennet.
„„Im Liede heißt's: Dich nennen Namen nicht,"""
Verſetzt Silen, der ſich gar ungern trennet

Von ſeinem Glaſe und ſchwer lallend ſpricht.
— Mühſelig wird die Alliteration,
Wenn man den Hals der vierten Flaſche bricht,

Wie er bereits es thut, ſich ſelbſt zum Lohn. —
Auch Bacchus trinkt ihm nach, und trinkt und ſchweiget,
Bemerket nicht Silens geheimen Hohn,

Voll Freude, daß ihm nicht zu Kopfe ſteiget
Das Rebenblut; — dem Wein vom Oberrhein
Sagt man's ſonſt nach, doch wie Figura zeiget,.

So trifft es nicht bei allen Sorten ein.
Nachdem ſie ſo ein halbes Dutzend Flaſchen
Geleert, beginnt Silen: „Gut iſt der Wein,

Doch daß wir auch zuviel nicht davon naſchen,
Laßt jetzt uns, Majeſtät, zum Münſter gehn.“ —
„„Mir iſt, als hätt' ich Steine in den Taſchen,““

Verſetzt der Gott — „„ich kann ja nicht aufſtehn!
Leicht iſt der Kopf, doch ganz gelähmt die Beine;
Mein Lebtag iſt mir ſolches nicht geſchehn.

Miniſter, ſaget mir, kommt das vom Weine?““
„Ja, Majeſtät, es iſt der Sorte eigen,
Sie hat nicht ihres Gleichen, wie ich meine,

Hinabzuziehn, anſtatt hinauf zu ſteigen.
Merkur, der Wirthe Gott, hat ihn erfunden,
Um ihnen ſich als Gönner zu bezeigen.

Man wird dadurch feſt an den Tiſch gebunden
Und an den Münſter iſt nun nicht zu denken;
Denn dieſe Lähmung währt noch ein'ge Stunden.

Ihr müßt, mein Fürſt, Euch nicht darüber kränken,
Es geht gar häufig ſo den Potentaten,
Daß die Miniſter ſie ganz heimlich lenken

Und ſie Nichts thun, trotz ihrem Drang nach Thaten.
Wir können nun mit Muße überlegen,
Ob dies Getränk Apoll ſei anzurathen.

Doch da Gelehrte viel zu ſitzen pflegen
Und darum leiden an Hämorrhoiden,
Gereicht der Wein juſt Phöbus nicht zum Segen;

Viel beſſer iſt's, er wird von ihm gemieden,
Denn Kaffee nur kann ſolchen Zauber bannen
Und der ſtört ihnen gar den Seelenfrieden.“ —

„„Kaffee!““ — ruft Bacchus wild — „„ich muß von dannen,
Nach Deutſchland; denn da wächſt nicht ſolche Rebe.
Kellner, ſagt meinem Kutſcher, anzuſpannen.““ —

Silen, wie gern er auch noch widerſtrebe,
Gehorcht. Der Kaffee kommt und löſt die Füße,
Als ob er dieſe wieder neu belebe. —

Sie ſteigen ein – „Dem Münſter tauſend Grüße,“
Spricht noch Silen zum Kellner. — „Sag mir, Brüderle,
Wie heißt der Wein — der ſchelmiſche und ſüße?“

„„Mylor, ce vin, der appellirt ſich — Küderle.““

Dritter Geſang.

Wir Beide, Muſe, tranken keinen Küderle,
Und darum wird es uns auch leicht, in gleitenden
Hüpfverſen unſerer Geſänge neueſten
Gleich zu beginnen. Muſe, ſprich, Du Freundliche,
Was war der Grund Silens, des ewig durſtigen,
Dem Gott zu ſpielen dieſen Streich, den ſchändlichen?
Denn recht begriffen hab' ich nicht des Liſtigen
Geheime Abſicht. Meine unzielſetzliche
Meinung iſt immer doch, der Späße plumpeſter
Und dieſer hätten große Aehnlichkeit.

Du lächelſt, Muſe, hemmeſt deinen Schritt
Und ſiehſt mich freundlich an und lächelſt wieder,
Eleonoren gleich im Taſſo. Windeſt
Du Kränze auch wie dieſe? — Thuſt du es,
So laß mich wiſſen, welches Dichters Haupt
Du damit krönen willſt. — Doch eines todten?
Und wenn nicht todten, eines ſchweigenden?

Und wenn nicht ſchweigenden, doch eines alten?
Denn für die jungen Dichter unſ'rer Zeit
Wär's überflüſſig, dieſe drücken ſelbſt
In angebor'ner Machtvollkommenheit
Und ganz allein den Lorbeer ſich auf's Haupt.
So ſtellen ſie auf offnem Markt ſich hin
Und ſchreien, daß man's in der Vorſtadt hört:
„Seht, Deutſchland ſetzt entzückt den unverwelklichen
Verdienten Lorbeer mir auf's Haupt, das lockige.“
Es ſammelt ſich der ſüße Pöbel bald
Ringsum und ſchreit, ſelbſt bis zur Heiſerkeit:
„Ein Hoſiannah! Hoſiannah ihm!
Denn Deutſchland drückt entzückt den unverwelklichen
Verdienten Lorbeer ihm auf's Haupt, das lockige.“ —

An jeder Table d'Hote gewahrſt du dann
Den ſanften Troß der Commis Voyageurs,
Die edle Freiſchaar von dem großen Wort,
Die feſten Stützen des Liberalismus;
(Gott, ſo verrenkt ward ſchon dies arme Wörtchen,
Daß es gezerrt nur paßt in einen Vers.)
Sie machen nicht in Zucker oder Syrup,
In Wein und Rum Geſchäfte für ihr Haus
Jetzt nur allein — o nein für eigne Rechnung
Führt dies ſpeculativſte der Geſchlechter

Das neuerſtand'ne Evangelium
Der Freiheit hoch begeiſtert rings verkündigend,
Prutz, Hoffmann, Heine, Herwegh, Freiligrath
Und ſonſt noch alle dichtenden Apoſtel,
Die aus der Soſier Läden hat verbannt
Die ewig mächt'ge Göttin Polizei,
— (Des Bundestages wohlgezog'ne Tochter,
Die Völker-Bonne, die im Fürſtendienſt
Den ungezog'nen Kindern putzt die Naſe) —
Bei ihren Waarenproben wohlverwahrt
Mit ſich und ſetzen die verbot'ne Waare
An ihre Kunden hochbeſeligt ab,
Die ſchönſten Stellen aus den Poeſieen
Als Kaufzugabe herrlich declamirend;
Und der Philiſter unzählbare Schaar
Bezahlt entzückt weit über ihren Werth
Die neue Waare, ſelbſt zufried'nen Sinns,
Daß ſie dadurch zum großen Werk die Steine
Herbeiſchleppt; — (dies Gefühl hat von jeher
Den Plebs erhoben vor den eig'nen Augen) —
Und obendrein dem Polizeidirector,
Dem Landrath oder wie der Pfleger ſonſt
Betitelt ſeyn mag, keck ein Schnippchen ſchlägt
Und den Tyrannen, die das Vaterland
Bedrücken, knechten und mit Füßen treten,

Ergrimmt die Fauſt ballt im Sackpaletot. —
In ſeines Werthes hohem Selbſtgefühl
Spricht, wenn der Handel abgeſchloſſen iſt,
Der Contrebande edler Colporteur,
Der hochgeherzte Commis Voyageur:
„Sie haben einen ſelt'nen Schatz gehoben;
Mit jedem Poſttag ſteigen dieſe Actien,
Da Uhland flau iſt, Rückert nicht mehr zieht,
Schiller und Goethe höchſtens Pari ſtehn,
Für Tieck nur Briefe da ſind, doch kein Geld. —
Nur mit polit'ſcher Poeſie allein
Kann ein Gebildeter ſich noch befaſſen
Und jede and're iſt verleg'ne Waare.
Den Mann, deß Werk ich Ihnen jetzt cedirt,
Hat Deutſchland als der Dichter Erſteſten
Auf offner Börſe für den Cours notirt.
Ich ſtand dabei, ich hab' es ſelbſt geſehn,
Als Deutſchland ihm entzückt den unverwelklichen,
Verdienten Lorbeer ſetzt' auf's Haupt, das lockige,
Und dankbar drückt' er mir die Hand, die feurige,
Und ſprach: Wir trinken Brüderſchaft nun, ewige. —
Ja, das iſt Dichterruhm, Herr, unvergänglicher! —
Die Firma gilt allein am Markt, dem handelnden,
Und alle Andern, nicht politiſch Dichtenden
Sehn dem Bankrott entgegen, unvermeidlichem." —

O, Muſe, ſprich! wohin verirrſt du dich?
Wie ſchlüpfrig iſt der Boden, den du trittſt,
Denn unwillkürlich aus dem feſten Schritt
Des altehrwürdigen Jambus kommſt
Zuletzt in's Gleiten wieder du hinein! —
O kehre raſch mit mir zu Bacchus jetzt
Und zu Silen zurück. — Wir finden ſie, —
Denn Götter reiſen ſchnell, — in Baden-Baden:
Da ſehen unſre beiden Reiſenden
Behaglich vor der ſchönen Halle wir,
Die Götzenberger's Meiſterpinſel ſchmückt. —

O Baden-Baden, wunderbarer Ort!
Wo Lewald thront, einſt der Europa Hort,
Wo Benazet die weiten Räume ziert
Und wer von ihm gewinnet, doch verliert;
Die Polizei gar freundlich und galant,
Mit Sammethandſchuh auf der Eiſenhand,
Vorlaute Zeitungsſchreiber nur verbannt.

Aurelia Aquensis Civitas!
Die Römer kannten ſchon dein heilſam Naß,
Sie ahnten, was einſt winke deiner Flur,
Und opferten ſchon damals dem Mercur.
Ein Spielbankier war es, der das erzielt,

Und davon, daß man jetzt ſelbſt dort noch ſpielt,
Kam es, daß der Altar ſich ſo erhielt.

Aurelia Aquensis Civitas!
O Baden, deutſches Spaa, Mehadia, Bath!
Du biſt ein ſchönes, aber freches Weib,
Dein Quell lockt nicht allein zerſtörten Leib,
Zerſtörte Seelen zieht er auch herbei,
Frankreichs verbannte Spieler ſind hier frei
Und ſtündlich legt der Teufel hier ſein Ei.

Welch' ſchmerzlich Loos, daß auf der ſchönen Flur,
Dem Meiſterwerk der ſchaffenden Natur,
Der ſchwerſte Fluch liegt unſ'rer ſchweren Zeit! —
Gott hat die Gegend rings gebenedeit,
Wo die Najade paradieſiſch träumt;
Dafür hat man zum Dank auch ungeſäumt
Die Herrſchaft fremden Spielern eingeräumt.

Daß mancher große Herr, ein armer Mann,
Solch Mittel, ſich zu helfen, auserſann,
Um liſtig anzulocken fremdes Geld,
Das leider ihm und auch den Seinen fehlt;
(Unrein gleich dieſem Reim bleibt zwar ſolch Thun;)
Iſt unverzeihlich, doch erklärlich nun;
Die Guten ſtecken oft in engen Schuh'n.

Groß wollen doch die großen Herren ſeyn
Um jeden Preis, ſey gleich ihr Land ſo klein.
Daß auf der Karte leicht ein Flöhgeſpann
Mit ſeinem Rücken es bedecken kann.

Doch, ob ihr Land auch winzig, arm und bloß,
Dafür ſind ſie in ihrem Staate groß.
Groß ſind ſie — zweifelt d'ran noch irgend wer?
Ein jeder Zoll ein ſtolzer, hoher Herr. —
Zu jeder Größe aber braucht man Geld,
Da Kleinheit leicht zur Armuth ſich geſellt,
D'rum zürnet nicht, wenn Bank ein Solcher hält.

Ob er dazu das Recht verpachtet hat,
Ob er es ſelbſt thut, gleich iſt's in der That.
Als noch Venedig herrſchte auf der See,
War's Privilegium jedes Nobile,
Und durfte das ein Krämer-Edelmann,
Steht's wohl auch einem deutſchen Herren an,
Der ſonſt ſich keine Diener halten kann.

Doch, Baden! — Du? — So gottgeſegnet Land,
Reicht dem Franzoſen dazu ſeine Hand!
Schloß mit dem drei Mal Böſen den Contract
Und hält gewiſſenhaft des Teufels Pact?

O glaub' mir, keine Summe wär' zu groß!
Um jeden Preis mach' dich vom Satan los
Und heg' ihn länger nicht in deinem Schooß.

Ein jeglich Jahr — eh' dieſe Höllenfriſt
Des Pactums gänzlich abgelaufen iſt,
Häuft Fluch auf Fluch von Menſchen, die bethört
An Leib und Seele wurden hier zerſtört;
Denn wen es trifft, trifft ſelten es allein,
Wie oft reißt Weib und Kind mit ſich hinein
Ihr Teufel, der ihr Heiland ſollte ſeyn. —

Aber, Muſe, ich bitte dich,
Was geht denn dich das an?
Haſt du noch gar nicht gemerkt, o ſprich!
Wie man ſich die Finger verbrennen kann?
Kaum ſieht ſie etwas — puh! da flammt's.
Laß deinen Fürwitz, wo es nicht deines Amts!
Kannſt du denn, Naſeweiſe, nicht ruh'n? —
Ich geh' nicht wieder mit dir auf Reiſen.
Eine deutſche Muſe — muß immer preiſen
Und rühmen, was deutſche Herren thun,
Dafür iſt ſie und die Verſe da
Und die Polizei ihr ewig nah.
Eine deutſche Muſe muß leben verborgen,

Da mag ſie innerlich raiſonniren;
Doch will ſie im Lande ſich erluſtiren,
So bete ſie von Abend bis Morgen:
„Süße heilige Cenſur,
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.“
Zumal, da ſeit jüngſter Zeit Paris
Nicht mehr deutſcher Muſen Paradies,
Sondern ein Engel mit flammendem Schwert,
Um den ewigen Frieden zu erhalten,
Gar ſchnell läßt ihren Paß veralten
Und ihnen den Aufenthalt verwehrt. —
D'rum, Muſe, bring' mich nicht in's Unglück hinein,
Sondern laß uns ſolid und vernünftig ſeyn;
Wie bald iſt nicht ein Malheur geſchehn! —
Sprich lieber von Bacchus und Silen
Und welcher Studien ſie befliſſen;
Von Anderem will ich Nichts mehr wiſſen.
Auch um dir Feſſeln anzulegen,
Sollſt du nun in Hexametern dich bewegen.
Im Schwertact des ſel'gen vortrefflichen Voß
Begleite mich auf das alte Schloß.
Oder auch von ungefähr
Nach dem excellenten Hotel d'Angleterre.

Dort finden vielleicht wir die Reiſenden
Mit einander vergnüglich Speiſenden
An dem reichlich beſetzten Tiſch. —
Weiter nun in Herametern — friſch!
Wird es dir, Eigenſinn, gleich ſchwer,
Denk', du verdeutſcheſt noch einmal Homer.

Muſe, ſinge mir nun des Bacchus üppiges Frühmahl.
Wie, nachdem er die Halle, wo Nichts als Waſſer gereicht wird,
Mied, da Hunger und Durſt, die wohlbekannten Genoſſen,
Sich einfanden bei ihm und ihm den Magen verdrehten,
Ob auch Hygiaea, des Phöbus faſtende Freundin,
— Die Homöopathie auf ſchmalere Koſt noch geſetzt hat,
Als ſie früher genoß, da Pulver, Mirtur und Latwergen
Ihre tägliche Nahrung — ſelbſt vom Olympos gekommen,
Um in ihrem Tempel den freundlichen Gott zu bewirthen,
Der als tüchtiger Gaſt gern von Feſtgebern geſehn wird.
Aber ich bitte dich, Muſe, das ſind ja gräßliche Verſe!
Sieht man ihnen an, daß je in Secunda wir ſaßen?
Wir blamiren uns ſehr, o Muſe, Tochter Apollo's!
Die Herameter ſind ein Skandal und dieſer am meiſten.
Schreite mir richtig im Tacte, wie Vater Voß ihn uns vortrat,
Wie ihn Hermann lehrt und Minkwitz meiſterlich nachhinkt,
Minkwitz, Sachſens Stolz, der mit Platen correſpondirt hat,
Und am Knochen nagt, den ſchnöde Freiligrath wegwarf. —

Alſo, Veſte, wo blieben wir ſtehn? — ſkandire mir richtig! —
Bei Hygiaeen, ja wohl, die vom Olympos herabkam,
Um die gebührenden Ehren ſelbſt zu erweiſen dem Bacchus.
Zwar es fehlte die Schaale, nicht minder fehlt Agathonir —
— Gott ſey Dank, nun kommen wir doch ſchon auf griechiſche
Worte,
Und von griechiſchen Worten zu griechiſchen Verſen iſt's weit nicht. —
Denn ſeit neuen Syſtemen die Götter geneigt ſich bewieſen,
Schleppte ſie ſich nicht mehr mit den Attributen der Vorzeit.
Leicht geſchürzt und den Krug mit dem Bitterwaſſer von Seidſchütz
In der zierlichen Hand trat ſie Dionyſos entgegen.
Alſo redete ſie: „Der Sterblichen Luſt, Dionyſos,
Sey mir freundlich gegrüßt in meinem Sommerpalaſte,
Und geſtatte, daß ich Dir reiche den duftenden Frühtrank.
Sage nur, was Du begehrſt, Pandur, ſprich, oder Rakoczy?
Ziehſt Du Böhmiſches vor, ſo rath' ich von Eger den Salzbrunn —
Adelheidsquell? Geilnauer? wir führen ſämmtliche Sorten,
Friſcheſte Fülle dazu, auch Struve's künſtliche Wäſſer.“ —
— (Seliger Voß, erwecket dich nicht Hygiaea-Luiſe? —)
„Waſſer!“ brummte Silen und „Waſſer!“ erwiederte Bacchus.
„Muhme, da dank' ich recht ſchön; denn Waſſer, gehorſamer Diener.
Wer kommt denn, um Waſſer zu trinken, o Veſte, nach Baden?
Selbſt die Nymphe Aureliens kann das von uns nicht verlangen.
Sehr auch wundert es mich, daß Du, der Homöopathie hold,
Solches empfiehlſt, in Krügen dazu; Billionen Billiontel

Schluckt man da in ſich hinein, anſtatt des einen Pilliontel
Das Du ſonſt nur verſchreibſt. — Sprich, wie erklär' ich das,
Mühmchen?"
Ihm erwiederte d'rauf mit freundlichem Wort Hygiaea:
„ „Haſt Du nimmer geſehn, Bacchus, daß Waſſer mit Wein man
Miſchet? — ſo miſchen wir auch verſöhnend die beiden Partheien,
Denn es iſt die Zeit, Dionyſos, des juste-milieu jetzt." " —
Als Silenos das hört, zupft er Dionyſos am Aermel.
„Gehn wir, gnädigſter Herr, des bacchantiſchen Cabinettes
Politik war es ſtets, das juste-milieu zu vermeiden.
Trink' ich Wein, ſo miſch' ich ihn nicht, das halt' ich für Sünde;
Hab' ich Waſſer, das gut, laß ſelbſt ich bairiſches Bier ſtehn,
Ja! und trinke Wein — wir haben mit dieſer Maxime
Uns vortrefflich befunden, die Unterthanen nicht minder. —
Kommt zum engliſchen Hofe, der Affenthaler iſt köſtlich!"
Bacchus folgte dem Rath. Sie ließen ein Frühſtück ſich bringen,
Tranken Affenthaler dazu, den lieblichen rothen,
Und doch feurigen Wein des Oberlandes von Baden.
Erſt mit Schoppen fingen ſie an, das währte zu lange,
Um den brennenden Durſt, der Götter quälet und Menſchen,
Gründlich, wie ſich's gehört, zu ſtillen. Es ſteckte Silenos
Anfangs wohlbedacht die Pfropfen ſtets in die Taſche,
Doch ſie ſchwoll ihm zu ſchnell; nun wurden Flaſchen genommen
Bloß aus Oekonomie, ein Flaſchenpropfen verlangt nicht
So viel Platz wie zwei von den Schoppen genommene Korke

Und bedeutet daſſelbe. So ſpart ein weiſer Miniſter
Zeit und Raum zugleich und beſſert des Reiches Finanzen.
Raſtlos tranken ſie fort; zu lieblich mundet dies Weinchen. —
Und es ward zum Abend der Morgen; ſie tranken noch immer,
Tranken die Nacht hindurch, und als am folgenden Morgen
Phöbus, der wißbegierige Gott, neugierige Strahlen
Sandt' in den engliſchen Hof und dies Silenos gewahr ward,
Feiert' er ihn und den Wein zugleich alſo dithyrambiſch:
„Guten Morgen, Apoll, vortrefflichſter Phöbus Apollon,
Roſſebändiger, flammender Gott, Hofkutſcher der Sonne,
Schönen guten Morgen, ich wünſch' aus innerſter Seele
Wohl geruht zu haben, wo nicht ſo behaglich getrunken,
Wie Gott Bacchus und ich; die zweiundfunfzigſte Flaſche,
Einige Schoppen vorher, die zähl' ich nicht; — die Rekruten
Zählt ein Feldherr nicht, — nur die vollgewachſ'nen Soldaten.
Affenthaler, ein ſüffiger Wein, hat Feuer und Blume,
Wächſt hier in der Näh', vier Stunden, wenn ich nicht irre,
Vom Markgräfler Geſchlecht, weiß Gott! iſt roth und dem weißen,
Klingelberger genannt, noch vorzuziehen. Apollo!
Deine Sonne hat ihn gereift. — Es lebe die Sonne!
Acht und vierzig Kreuzer der Preis. — Ja, wild dithyrambiſch
Brauſet die Muſe in mir. — O Affenthaler, du Thräne,
Die die Thräne vertreibt und doch die Thräne mir auspreßt,
Thränen der innigſten Luſt und der allbarmherzigſten Rührung;
Aber das Singen trocknet mich aus — das iſt ſo die Folge,

Wenn die Nächte man durchſtudirt, o Phöbus Apollon!
Wie wir's Beide gethan. — Nun gute Nacht, Phöbus Apollo!'"

Bacchus ſchnarchte ſchon längſt den Tact zu Silens Dithyrambus
Und Silenos ſchwieg, um nicht Dionyſos zu ſtören.
Weinend wandte Phöbus ſich ab — da ſchnarchten ſie Beide,
Und es regnete nun in Baden vom Morgen bis Abend,
Wie es in Baden oft, zu oft faſt, pflegt zu geſchehen.

Vierter Geſang.

Kennſt du das Wort? Im deutſchen Wörterbuch
Sucht man's umſonſt, als läg' auf ihm ein Fluch,
Und doch hat Goethe dieſes Wort gebraucht
Und es mit ſeinem Zauber angehaucht.
In ſeinem Divan ſteht's. Dahin, dahin
Mußt du dich wenden, ſuchſt du ſeinen Sinn. —

Kennſt du den Zuſtand? Der Studioſus ſetzt
Noch ein Epitheton davor zuletzt,
Wenn er an den geleerten Beutel denkt
Und an Mama, die er dadurch gekränkt.
Gott, an Mama zu denken! — denn dahin
Muß er ſich wenden, iſt ſein Geld dahin.

Kennſt du die Folgen? — Eine Folge ſchon
Iſt dieſer Zuſtand, Menſchen ſtets zum Hohn;
Doch gleicht er d'rin dem Fluch der böſen That,
Daß immer neue er in Petto hat —

Nur neue Sünde hilft davor — dahin
Mußt du dich wenden, willſt du ihm entflieh'n.

Wort, Zuſtand, Folgen quälten Bacchus ſehr,
Silen dagegen war ſchon ausgepicht;
Wer ſtets nur Nektar trinkt, gewöhnt ſich ſchwer
An and're Weine, ſelber im Gedicht.
So recht vermochte nicht der Gott zu ſagen,
Ob's ihm im Kopfe ſchlechter als im Magen.

Verdrießlich wandt' er ſich d'rum zu Silen.
„Nun heile mich, Silen, auf, ſchaffe Rath!
Dein Amt iſt's, als Miniſter, vorzuſehn,
Daß keine Krankheit ſchwächen kann den Staat.
Du biſt der Arzt, zeig' Deine Kunſt, ma foi,
Curire mich ſogleich: l'état c'est moi.“ —

Silen erwiedert: „„Homöopathie
Bewährt ſich hier; es kommt von Weingenuß;
Hyperſthenie iſt's oder Aſthenie,
Gleichviel, similia similibus.
Erhabener Gebieter, Ihr müßt trinken,
Wie Schuppen wird's Euch von den Augen ſinken.““

„Ich weiß es wohl, ich bin des Trinkens Gott
Und redlich thu' ich auch, was meines Amts,

Doch ſcheint mir Deine Rede Hohn und Spott —
Im Magen zwickt es und im Halſe rammt's,
Der Kopf iſt ſchwer, als deckt' ihn eine Wolke. —
Ich muß mich ſchämen vor dem deutſchen Volke.

Zwei Sorten prüft' ich erſt von ſeinem Wein
Und beide, ach, bekamen mir ſo ſchlecht.
Erklär's, Miniſter, war der Trank nicht rein,
Hat man ihn an der Quelle ſelbſt nicht echt?
Iſt's deutſchem Rebenblut beſonders eigen,
Mir ſchienen klar und lauter doch die Neigen?"

So redet Bacchus — von den Lippen troff
Kein Honig — bitt're Galle ſicherlich.
Durch deutſchen Wein ward er ein Philoſoff —
Welch fader Witz! Pfui, Muſe, ſchäme Dich!
Du ſpielſt mit Worten, wie Berliner Zofen —
Kein deutſcher Wein macht deutſche Philoſophen.

Die machen ſich ſtets ſelbſt, als Deutſchlands Stolz.
Stirbt Einer, iſt auch gleich ein And'rer da
Und uſurpirt den Thron von hartem Holz
Mit Kraft. Le roi est mort, vive le roi! —
Will's nicht recht gehn, wird durch Decret des Rathes
Gleich, was er lehrt, Philoſophie des Staates.

Du ſiehſt alſo, daß nicht der Wein es thut.
Wie könnte der es auch, es iſt ja nie
Der Geiſt, der in ihm waltet, abſolut,
Wie der germaniſcher Philoſophie.
Zwar iſt Philoſophie auch nicht germaniſch
Zur Zeit, viel eher königlich birmaniſch:

Doch was geht, Muſe, dich das an, was mich?
D'rum kehren wir zu Bacchus ſchnell zurück. —
O du, die du das Nicht-Ich meines Ich!
Wir machen mit Weltweisheit doch kein Glück;
D'rum denk' ich, bleiben lieber wir davon,
Uns fehlt ja Alles, ſelbſt der Schuljargon.

Das Nicht-Ich deines Ich? — So fragſt du jetzt. —
Das biſt du — ſieh', was meine Muſe ſpricht,
Dafür wird nimmermehr mein Ich geſetzt,
Die Muſe ſagt es — doch ich ſagt' es nicht.
Und was die Muſe ſagt, vertret' ich nie. —
Mein liebes Kind, das iſt Philoſophie.

Laſſen wir, geliebte Muſe,
Thronen die Philoſophie,
Wo ſie will, und wenden ſuchend
Zu Gott Bacchus uns zurück.

Hoffen wir, daß ſanft er ruhte;
Der geheimnißvolle Zuſtand,
Den zu ſchildern wir verſuchten
Schon zu Anfang dieſes Canto,
Aber doch diſcret vertuſchten —
So daß ihn nicht merkt die Unſchuld —
Von ihm wich und keine Spuren
Hinterließ in ſeinem Haupt.

Muſe, ja, ſo iſt es wirklich
Und wie ſtets, poeta vates.
Bacchus fühlte ſich geneſen,
Als Silen des Vielerfahrnen
Weiſen Rathſchlag er befolgte.
Auf den — nun? — Vidamag-Buden
Legt er weislich Hundehaare
Und die halfen augenblicklich. —
Vivant die Allöopathen!
Katzenjammer — Hundehaare —
Ach, nun haſt du's doch verrathen!
Ja — ſo geht's, wenn einer Dame
Ein Geheimniß man vertrauet!
Plötzlich wird es ihr entfahren; —
Frauen fliſtern wie das Schilfrohr,
Das des Bartbefreiers Worten

Einſt entſproß, als in die Erde
Die gefährlich düſt're Kunde
Er von Midas Ohren ſenkte. —
Doch wo ſind die beiden Freunde?
Fort ſind ſie aus Baden-Baden!
Ach, wo ſind ſie hingerathen?
(Das ſieht wie ein falſcher Reim aus.)
Warum ängſtlich ſich verbergen,
Die erſt geſtern Großes thaten?
— Dies ſind freilich beſſ're Reime, —
Liebe, treue Muſe, aber
Wir bedürfen nicht der Reime,
Sondern nur der Aſſonanzen;
Obendrein, da wir nicht Sachſen
Sind, wird Niemand von uns glauben,
Daß ein weiches d mit hartem
T wir ungeſchickt verwechſeln.

Doch ich bitte dich, o Muſe! —
Hand auf's Herz, ſag' mir in Wahrheit,
Biſt du in den letzten Tagen
Auch vom Geiſt, der in der Luft ſitzt,
Angeſteckt, ziehſt du auf Wallfahrt?
Du bewegſt dich gar zu ſeltſam,
Liebſte, jetzt an meiner Seite;

Denn wo einen Schritt du vorwärts
Haſt gethan, thuſt du gleich wieder,
Wie berauſcht, drei Schritte rückwärts.
Freilich ſind wir nah' dem Rheine,
Wo zur Zeit, bei Proceſſionen,
Fromme, glaubensſel'ge Pilger
Das zu thun verſuchen, wähnend,
Daß man leichter in den Himmel
Komme, wenn zur Zeit man rückwärts
Schreitet, als wenn man geradaus
Vorwärts geht. — Geſteh', o Muſe,
Iſt's zur Buße deiner Sünden
Oder meiner? – Wenn du wirklich
Es gethan, um dich zu reinigen,
Laſſ' ich gleich mich von dir ſcheiden:
Denn mit einer frommen Muſe
Wär's doch nur gemiſchte Ehe,
Und die Kinder, die wir etwa
Zeugen könnten, — tauft – kein Pfaffe.
Schad' um unſern armen Bacchus.
Wenn er müßt' ein Heide bleiben,
Er, der chriſtlich und germaniſch
Iſt in ſeines Herzens Tiefen,
Chriſtlich, weil er Jedem Gutes
Wünſcht und thut, wo er nur kann,

Und germaniſch, weil er Alles
Sich geduldig läßt gefallen,
Selber deine Sprünge, Muſe!

Doch du lächelſt ſchelmiſch, liebe Freundin,
Setzeſt einen Fuß hinzu und wandelſt
Ehrbar vorwärts jetzt an meiner Seite,
Wie ein ſerbiſch Lied, verdeutſcht von Talvi,
Sage mir denn, Muſe, wo iſt Bacchus?

Freundlich zeigſt du nach dem Rhein, es brauſet
Raſch das Dampfſchiff her zu Thal, und ſtehe,
Unter'm Zelt auf dem Verdecke ſitzen
Bacchus und Silen dort ganz behaglich
In der allerbunteſten Geſellſchaft.

Was iſt Weißes dort auf jenem Dämpfer?
Iſt es Schnee wohl oder ſind es Schwäne?
„Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen,
Wären's Schwäne, wären fortgeflogen.
'S iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
'S iſt der Glanz der Zelte Aſan-Aga's –– —“
Ei warum nicht gar, gelliebte Muſe!
Ach, du haſt zu viel Reminiſcenzen

Und in Leipzig wäre man im Stande,
Dich als Nachdruck gleich zu confiſciren.
Ja, es iſt ein Unglück, daß die Muſen
So entſetzlich viel jetzt leſen müſſen,
Reich an fremdem Gut und arm an eig'nem
Werden ſie dadurch — o arme Muſen! —

Wart', ich will dir helfen! — Jenes Weiße
Dort auf dem Verdeck ſind keine Schwäne,
Iſt kein Schnee — es ſind Engländerinnen,
Und das Bunte, das ſich um ſie herzieht,
Sind die Väter, Söhne oder Brüder,
Onkel, Neffen, Vettern, Gatten, Schwäger
Dieſer holden britiſchen Familie.
Laſſ' uns, Muſe, ſie ein Wenig muſtern,
Denn wir haben Zeit, es geht das Dampfſchiff
Nur bis Mannheim, wo wir landen können,
Wenn dort Bacchus und Silenos landen.

Jene Miß dort in dem weißen Kleide,
Mit dem Strohhut und dem grünen Schleier
Und den langen ſchwarzen Ringellocken,
Die ihr langes Antlitz noch verlängern,
Unterhält ſich eifrig mit dem einen
Auserwählten, der von Kopf zu Fuße

Eingehüllt iſt in carrirte Wolle.
In den ſchottiſchen Unflüſterbaren,
Die, begrenzt von einer ſchott'ſchen Weſte,
Halb bedeckt von einem ſchott'ſchen Rocke,
So umzäunt wird von dem ſchott'ſchen Halstuch
Und beſchattet von der ſchott'ſchen Mütze,
Steht er vor ihr, ſcheckig doch ganz Einheit.
Eins iſt er vom Wirbel zu den Zehen,
Ueberall er ſelbſt, ſich ſelber gleichend. —
Eifrig ſprechen Beide mit einander,
Ihre Augen ſchleudern falbe Blitze
Und von ihren Lippen rollt es donnernd. —
Was bewegt ſie ſo, geliebte Muſe?
Offenbar' es mir, erfahr'ne Freundin!
Iſt es das verletzte Briefgeheimniß,
Das unlängſt im Hauſe der Gemeinen
Kam zu Tage, wie ein alter Schaden,
So verſteckt am Körper fraß des Staates
Und nun plötzlich doppelt ſcheußlich ausbricht
Und ſich offen zeigt vor allem Volke? —
Nein, das iſt es nicht — ganz etwas And'res. —
Iſt's der Opiumtrafic in China,
Der viel Tauſend arme Menſchen, alle
Gottes Ebenbild, dem Teufel zuwirft,
Und für den ein Pottinger das Schlachtſchwert

Ziehen mußte? — Nein, das iſt es auch nicht. —
Iſt's die tiefe Noth des armen Irland? —
Gott bewahre, denn was geht ſie die an. —
Nun, was iſt es denn? — Mitleidig lächelſt
Du, o Muſe, über meine Dummheit.
Wiſſe — ſprichſt du — Englands ſtolze Kinder
Reden mit einander nur vom Eſſen,
Wenn du irgendwo ſie triffſt, wo Andern
Freier Zugang wird gewährt, gleich ihnen.
Jene Miß und der Carrirte koſen
Von den alten Eiern mit Entſetzen,
Die des Dampfſchiffs unverſchämter Steward
Ihnen bei dem Frühſtück aufgeſetzt hat,
Und ein Shocking! nach dem andern ſtolpert
Von der Miß halb off'nen dünnen Lippen
Und von des Carrirten breitem Munde.
Als zu Kehl ſie ſtiegen in den Dämpfer,
Redeten ſie ſchon von jenen Eiern,
Und wenn ſie in Mannheim angelandet,
Werden ſie noch von den Eiern reden.

Muſe, welche Breite! — Funfzig Verſe,
Um zu ſagen, was der Unterhaltung
Gegenſtand war bei dem edeln Paare.
Das iſt doch zu viel! — Du neigſt dich lächelnd

Zu mir, fliſterſt mir in's Ohr vertraulich
— Ein und zwanzig! Richtig! — Ich verſtehe. —
Bundestäglich — ſei's denn, breit alltäglich —
Der verſtänd'ge Leſer wird's entſchuld'gen
Und die wen'gen Körner in dem Haufen
Leerer Spreu ſich ſuchen. — Doch nun weiter. —

Dort der alte mit dem jungen Britten
Haben neben ſich den Lohnbedienten,
Der für ſchweres Geld von Kehl bis Mannheim
Muß mit ihnen fahren, um die Städte
Und die Dörfer an des Oberrheines
Hier ſo unerquicklich flachen Ufern
Ihnen, wie vorüberbrauſt der Dämpfer,
Stück für Stück zu nennen, ohne eines,
Wär' es auch das kleinſte, auszulaſſen.
Beide ſehn jedoch nicht auf vom Tiſche,
Den mit einer ungeheuern Karte
Sie bedeckten, ſondern ſuchen emſig
Städte, Dörfer, Flecken auf und ſtreichen
Sie auf ihrer Karte an mit Rothſtift.
Alſo werden ſie von Kehl nach Nimweg
Schiffen durch den ſagenreichen Rheingau
An dem ſchönen Godesberg vorüber,
Wie am Drachenfels, an Mainz und Coblenz,

Cöln und Bonn, bis da, wo ſich gradlinig
Düſſeldorf erhebt, und immer weiter,
Ohne von der Karte aufzuſchauen
Und die Gegend eines Blicks zu würd'gen.

Jener dort, der ält'ſte Sohn des Hauſes,
Dieſer hoffnungsvolle Jüngling, welcher
Die Lorgnette feſtkneift in dem Winkel,
Den die Naſe bildet mit der Braue,
Hat auf einer Bank ſich hingelagert,
Auf der zwei beſcheid'ne deutſche Frauen,
Ganz am Ende, ſich ein Plätzchen ſuchten.
Bis zu ihnen ſtreckt er ſeine Beine
Auf dem Sitze aus; — ſie rücken ängſtlich
Mehr noch nach dem Ende zu, — doch näher,
Immer näher dehnen ſich geſpenſtiſch
Dieſe Beine, — immer länger ſcheinend,
So daß jene ſich zuletzt entfernen,
Und vom Steuerruder, wo ſie ſaßen,
Nach dem Vordertheil des Schiffes flüchten.
Dort ſelbſt kommt es ihnen vor, als drohten
Dieſe Beine, gleich Polypenfaſern
Sich verlängernd, — ob der Herr derſelben
Auch auf ſeiner Bank wie feſtgenagelt
Kauert, — bis zu ihnen ſich zu ſtrecken.

Schrecklich geiſterhaft ſind dieſe Beine
Und drei Wochen noch nach dieſer Rheinfahrt
Sehn die armen Damen ſie im Traume
Hin nach ihnen wie Lemuren haspeln.

Das ſind nur des Hauſes jüng're Glieder,
— Nicht die Beine, denn die ſind gleichaltrig —
Sondern die Beſchrieb'nen der Familie. —
Sage mir nun, Muſe, Phöbus Tochter,
Was thun unterdeſſen Pa und Ma denn?
Pa ſtudirt mit eifrigem Bemühen,
Neben ſich ein Lexikon, die Rechnung.
Die dem vielerfahr'nen Oberkellner,
Der der Menſchen Länder kennt und Sprachen,
Im Hotel zu Baden er gezahlt hat. —
Dieſe Rechnung aber iſt franzöſiſch. —
Plötzlich blickt er auf von ſeinen Studien
Und ſagt ganz erſtaunt zu Ma, die fleißig
In dem Guide des Voyageurs geleſen:
Haricots, my dear, are not of mutton
But are beans in French — darauf vertieft er,
Ohne auf die Worte der Genoſſin
Seines Lebens nur zu achten, emſig
Sich in ſeine Studien und Ma ſpricht:
Wonderful! und lieſt dann gleichfalls weiter.

Dort die ält'ſte Miß ſieht einer Dame,
Die allein ſitzt, weil allein ſie reiſet,
Und mit Handarbeit ſich hat beſchäftigt,
Ganz verwundert zu, ſtößt ihre Schweſter,
Die mit Bulwer's neueſtem Romane
Sich vertraut macht, in die zarte Seite,
Zeigt nach jener Dame mit dem Finger
Und ſpricht laut dazu die holden Worte:
„German Häuslichkeit — Abominable!"

Alſo ſiehſt du täglich auf den Dämpfern,
Die zu Thal, ſo wie zu Berg ſich kreuzen,
Auf dem Rhein, Altenglands ew'ge Pilger,
Immer And're und doch ſtets dieſelben,
Unverſchämt, breit, eckig, karg und wortkarg: —
Und doch wagt gutmüthig nie ein Deutſcher,
Sie mit ernſtem Worte zu belehren,
Daß ſie Gäſte nur in unſ'rer Mitte,
Und daß ſich der Fremde richten müſſe
Nach des Landes Sitte, wo er weilet,
Was in England jeder Kohlenträger
Unbedenklich thun wird jedem Fremden. -

England bleibt Altengland unverwüſtlich
Und am jüngſten Tag noch, den in Frankfurt

An dem Maine, ohne allen Zweifel,
Halten wird der liebe Gott, ſteht England
Unerſchrocken, mit geſpreizten Beinen,
Auf dem Kopf den Hut und in der Weſte
Aermellöcher hakend ſeine Finger,
Unerſchütterlich ihm gegenüber;
Denn Altengland weiß, es iſt in Deutſchland.

Muſe, laſſ' uns den Geſang hier enden!
Sieh', er wird langweilig wie ſein Inhalt.

Fünfter Geſang.

Ehe wir weiter die Schritte lenken
Auf unſ'rer Pilgerſchaft und Wandlung,
Ueberkommt mich ein großes Bedenken,
Daß hier in dem Epos zu wenig Handlung.
Schon vier Geſänge! — Doch muß ich geſtehn,
Und Niemand zeiht mich der Uebertreibung,
Noch iſt nichts Ordentliches geſchehn
Und meiſt die Seiten gefüllt mit Beſchreibung,
Wie ſie gegeſſen und getrunken
Und darauf ſind in Schlaf geſunken. —
Bleibt uns der Leſer da wohl gewogen
Und ſeine Theilnahme ungetheilt?
Zwar weiß er — ein und zwanzig Bogen,
Und wird dadurch zu einem Geduldigen —
Aber am End' iſt's doch nicht zu entſchuldigen,
Wenn er dabei ſich langeweilt —
Er will ſich mit uns vertreiben die Zeit

Und ein und zwanzig Bogen ſind,
— Trotz allen Schnippchen und Narrenpoſſen,
Die ſelbſt einen Engel von Cenſor verdroſſen, —
Angefüllt mit Schaum und Wind,
Statt mit einer derben Begebenheit,
Eine entſetzliche Ewigkeit.

Muſe, die du dich verdrießlich entfernſt,
Du glaubſt wohl gar, es ſey mein Ernſt,
Und fängſt an, dich darüber zu grämen? —
Sei doch nicht bange! — ich ſage das nur,
Um jeden Tadel boshafter Natur
Den Recenſenten vorweg zu nehmen.
Das iſt ja eben der Kunſtgriff, mein Kind,
Daß nun die Jenaer palingenetiſche,
Die Berliner hyperäſthetiſche,
Die kurzgeleibte Heidelberger
Und die Alte von Halle voll Aerger
Müſſen ſagen: „Worüber man klagt,
Das hat freilich der Dichter ſchon ſelbſt geſagt,
Nur iſt allerdings der Unterſchied,
Den jeder gebildete Leſer ſieht,
Daß er es flüchtig blos ſkizzirt
Und wir es wiſſenſchaftlich deducirt.
Er wird jetzt ſelbſtbewußt begreifen,

Wie falſch ſein Herüber-Hinüberſchweifen,
Wie ſo Manches wär' auszumerzen — —
Freilich, vollkommen iſt Nichts auf Erden
Und es kann aus ihm noch Etwas werden,
Wenn er unſeren Rath ſich nimmt zu Herzen.
Wir heben ihm dann den Lorbeer auf,
Auch ſteht der Doctor ihm wohlfeil zu Kauf."
Ich hoffe, Muſe, du ſiehſt das ein
Und wirſt dich künftig danach richten,
Verſtändig, kunſtgerecht, ehrbar dichten,
Nicht mehr ein ſolcher Springinsfeld ſeyn,
Dann bekommſt du auch ſicher, mein Schätzchen,
Hinter Jus und Exegeſe ein Plätzchen
Und gehſt, von theologiſchem Streit
Mit druckpapiernem Strahlenſchein,
In's Schlepptau genommen, zur ſelben Zeit
In die deutſche Unſterblichkeit
Ein. —

Nun aber raſch zu Bacchus und Silen,
Die auf dem Dampfſchiff ſich nicht ſehr behagten,
Und als ſie ſich an England ſatt geſehn,
Gewaltig ſich mit Langeweile plagten.
Altengland war entſetzlich groß im Gähnen
Und inficirte Bacchus ſammt Silenen.

Es gähnte Pa, es gähnte Ma dazu,
Die Eiermiß gähnte mit dem Carrirten,
Der ält'ſte Sohn gähnte bei ſeiner Ruh,
Die Schweſtern waren's, ſo accompagnirten.
Die Beiden, die ſich an dem Tiſch dehnen,
Sie ſehn zwar auf die Karte, doch ſie gähnen.

Bei einer Flaſche leichten Moſelweins,
Deß Säure ſie indeß nicht munter hielt,
— D'rum ließen ſie es auch bei Nummer Eins,
Es iſt kein Wein, den Phöbus man empfiehlt —
Sahn unſ're Reiſenden ſich Alles dehnen,
Und öffnet ſich ein Mund, ſo war's zum Gähnen.

Bacchus, der gerne denkt, wenn's juſt ſich macht
Und ihn nicht eben im Regieren ſtört,
Hat alſobald darüber nachgedacht,
Wohin ein ſolches Gähnen wohl gehört.
Im Menſchenleben giebt es viele Scenen,
Wo nöthige Decoration das Gähnen.

Der Menſch gähnt Morgens, wenn man aufgewacht,
Und gähnt am Abend, eh' die Träume kamen,
Stört etwas ihn im Schlaf, in dunkler Nacht,
So gähnt er auch — kurz Gähnen iſt ein Rahmen,

Der Alles, was die Armen Leben wähnen,
Umſchließt – ihr Leben ſelbſt iſt nur ein Gähnen.

Recht ausgeſchlafen hat er nicht als Kind,
Wenn er am Lebensmorgen aufgeſtanden;
Wie lange tappet wankend er und blind,
Verklebt die Augen und die Kraft in Banden!
Und lernte endlich er die Glieder dehnen,
So muß er ſchon zum letzten Schlummer gähnen.

So dachte Bacchus gar tiefſinnig nach
Und ſah Silen in den halboff'nen Mund,
Mühſelig hielt ſich der Miniſter wach,
Daß ſeine Schläfrigkeit nicht würde kund;
Ihm rollten von den Wangen dicke Thränen,
Denn heimlich wollt' er durch die Naſe gähnen.

Allein auch Bacchus ſelbſt hielt ſich nicht mehr.
„Gedanken haben und dabei nicht gähnen?
Miniſter," ſprach er, „das iſt gar zu ſchwer.
Gedanken gleichen flatternden Phalänen,
Und ſeh' ich Abends flatternde Phalänen,
So weiß ich, daß die Nacht kommt, und muß gähnen."

Gebrochen ſprach es nur der Gott und gähnte,
Es ſah ihn wieder gähnend an Silen,

Und da er ſich nun unbeachtet wähnte,
Ließ er den Mund zum Gähnen offen ſtehn.
Bis endlich Morpheus dieſem tiefen Sehnen
Ein Ende macht, und aufhört alles Gähnen.

Pa ſchlief, Ma ſchlief, der Erbprinz und die Miſſes,
Die Geographen ſammt dem Lohnlakai;
Ihr Zuſtand war nunmehr etwas Gewiſſes
Und alle Halbheit plötzlich ganz vorbei.
Da Morpheus nicht mit ſeinem Mohne kargte,
So gähnte Niemand mehr — denn Jeder ſchnarchte.

Der Dämpfer brauſt indeſſen durch die Fluth,
Geſpenſterhaft, obwohl am hellen Tage;
Es war, als ob er ein verzaubert Gut
In ſeinem Schooße ſtöhnend mit ſich trage;
Denn über Alle legte ſich der Schleier
Und ſchlafend kam allmählig man nach Speier. —

Alſo, Muſe, das nennſt du Handlung?
„Freilich!“ — entgegnet das kecke Ding. —
„Biſt du wieder umfangen vom Wahn?
Erſtlich war hier eine Verwandlung,
Alſo iſt etwas geſchehn und gethan;
Wo die Zeit gebar, was ſie empfing.

War's, daß eine Handlung vor ſich ging.
So auch hier; ſie fuhren von Kehl nach Speier,
Ob ſchlafend oder wachend, gleichviel,
Sie erreichten Zweck und Ziel,
Alſo handelten ſie, du Schreier!
Bedenke, daß Bacchus ein Gott und König,
Und ſchläft ein Solcher inmitten des Schooßes
Vom Dampfſchiff, ſo thut er etwas Großes.
Wer daran zweifelt — den verhöhn' ich —
Als unheilbaren Demagogen." — —

Still, Muſe, du wirſt ungezogen! —

Die Bemerkung wär' hier am Orte,
Daß ſie den Rhein hinabgeſchwommen
Und ſchlafend ſind nach Speier gekommen.
Das zu künden, genügten zwei Worte.
Warum denn nun ſo viele Strophen,
Geſchwätzig wie deutſche Philoſophen,
Die obendrein ihre Worte wählen,
Dehnen, recken, ſtrecken und zählen,
Um uns, wie ich ſagte, von unſeren Helden
Die glückliche Ankunft in Speier zu melden?

Doch auf Nichts läßt ſich die Muſe ein,
Macht ſchon wieder mit den Fingern XX und I,

Wir müſſen uns alſo drein ergeben. —
Auch erwacht Dionyſos eben,
Sieht nach den Thürmen der Kathedral'
Und dann Silen an — der ſchnappt nach Luft,
Wird nun urplötzlich ſentimental
Und ſpricht gerührt:

„Die deutſche Kaiſergruft."

Speier, Spira Noviomagus, auch Augusta Nemetum
Einſt genannt, als noch die Worte endeten auf us und um,
In den guten, lieben Zeiten, wo ein Neumann hieß Neander,
Wo ein Baummann hieß Dryander, ſich ein Fleiſchmann tauft Sarkander;

Jene Zeit iſt, ach! verſchwunden und ſie kehrt nicht mehr zurück.
Doch mit Recht fragt nun der Weiſe: Iſt's ein Unglück, iſt's ein Glück?
Dieſes wollen wir den Weiſen zu entſcheiden überlaſſen
Und indeſſen etwas wandeln in Noviomagi Gaſſen.

Zu der Zeit der Römer war es ein Castellum, eine Burg,
Daß die wilden Alemannen ja nicht ihnen gingen durch:
Im Vertrag zu Verodunum iſt an Deutſchland es gekommen
Einzig ſeines Weines wegen, wie man damals ſchon vernommen.

Konradus der Zweite legte zu dem Dome hier den Grund;
Zwar weiß das ein jeder Schüler, aber dennoch thu' ich's kund.
Es geſchah im Jahre Chriſti Tauſend und dazu noch dreißig.
— Gott, wie ziert das einen Dichter, zeigt er ſich gelehrt und fleißig! —

Wie Konrad, ſo dachten gleichfalls, die ihm folgten auf dem Thron,
Heinrich, ſo genannt der Dritte, welcher war ſein lieber Sohn,
Deſſen Sohn, Heinrich der Vierte, in der Weltgeſchichte einzig,
Er vollendete die Kirche Anno Tauſend ſieben und neunzig.

Für die beiden Erſten war der Dom ein ganz vortrefflich Grab,
Doch Heinrich den Vierten ſenkte man nicht alſogleich hinab;
Darauf mußte dieſer Arme noch fünf volle Jahre warten,
Weil er's gar zu ſehr verdorben mit dem Papſt Gregor dem Harten.

Dann Heinrich der Fünfte, welcher war der Letzte von dem Stamm,
Der den Fluch von ſeinem Vater mit ſich in die Grube nahm,
Ferner noch diverſe Andre, wie etwelche Hohenſtaufen,
Item ein'ge Gegenkaiſer, die ſich dort nun nicht mehr raufen.

Dieſe haben dort geſchlummert lange Zeit in guter Ruh',
Ungeſtört und ungehindert, ihre Frauen noch dazu;
Bis ſie ſechszehnhundert neun und achtzig die Franzoſen weckten
Und dazu die Kirchenſchätze in die weiten Taſchen ſteckten.

Arme, aufgeweckte Kaiſer! – die Franzoſen — welch Geſchlecht! —
Doch muß man mit Schiller rufen: Nur der Lebende hat Recht.
Dort am deutſchen Rheine liegen deutſche Kaiſer ſtill begraben!
Darum ſingt mit Niclaus Becker: Nein, ſie ſollen ihn nicht haben!

Nein, ſie ſollen ihn nicht haben, unſern lieben deutſchen Rhein,
Wär' es auch, wie Herwegh jodelt, bloß von wegen ſeinem Wein.
Nein, ſie ſollen ihn nicht haben, dieſe frechen Franzenknaben,
Nein, ſie ſollen ihn nicht haben, nein, ſie ſollen ihn nicht haben!

Als Silen ſein ſchönes Lied geendet,
(War's Romanze oder war's Ballade,
Das läßt ſich nicht ganz genau entſcheiden.
Möge das Herr Gödeke beſtimmen,
Wenn er wieder deutſche Dichter ſammelt
Und ſie nach Provinzen weiſe ſcheidet;)
War auch Bacchus wieder eingeſchlafen,
Nur Altengland wachte ganz verwundert
Und die Miß mit ihren langen Locken
Sandte zu Silen raſch den Carrirten;
Denn die Miß trug himmelblaue Strümpfe.
Der Carrirte glotzt ihn an ein Weilchen,
Doch Silenos, tief gerührt von ſeinem

Sange, merkt es nicht — er war geſchmolzen,
Wie einſt Goethe ſagt', an eig'nen Kohlen.
Endlich hub an der carrirte Brite:
„Sir! Sie ſind ein großer deutſcher Dichter —"
„„Bitte ſehr, recht ſehr"" — verſetzt Silenos
Und verbeugte ſich dazu ſehr höflich.
Jetzt trat auch die Miß, die langgelockte,
Zu den Beiden, in's Geſpräch ſich miſchend,
Und im Laufe des Geſpräches fragte
Sie Silen: „Pray, Sir, was iſt ein Dichter?
But, ich meine einen deutſchen Dichter."

Einen Augenblick vergönne, Muſe,
Mir und dir, darüber nachzudenken,
Was wohl Paſſendes Silen erwiedert. —
Wenn man dich nun, liebe Muſe fragte,
Sprich, was würdeſt du zur Antwort geben?
Du beſinnſt dich? Nun ich kann dir helfen,
Denn ich habe fünf und zwanzig Jahre
D'rüber nachgeſonnen und gefunden:

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Deß Leben einhüllt eine Wolke,
Deß Lied bei Allen klinget an,
Nur nicht bei ſeinem eig'nen Volke.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Zur Armuth condemnirt auf Erden,
Den ein Buchhändler ſich erſann,
Um durch ihn mühlos reich zu werden.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Deß Lebensunterhalt ein ſchmaler,
Und thut man Penſion ihm an,
So giebt man ihm dreihundert Thaler.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Den deutſche Fürſten veneriren
Und gerne zu ſich zieh'n heran,
Verſteht er — ſie zu amuſiren.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Der hart auf Dornen liegt gebettet,
Den ſtets die Dummheit that in Bann
Und den die Klugheit nie gerettet.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Der, wie er immer ſich erkühne,
Trifft überall Philiſter an,
Vor, hinter oder auf der Bühne.

Ein deutſcher Dichter iſt ein Mann,
Der, wie der Gimpel in der Fabel,
Doch nimmer ſingen darf und kann,
Wie Gott ihm wachſen ließ den Schnabel.

Muſe, welch Geſicht ſeh' ich dich ſchneiden,
Um den Mund ſpielt ſauerſüßes Lächeln,
Dir, die ſonſt ſo freundlich ihre Lippen
Pflegt zu öffnen. — Wie, du zürnſt mir wirklich,
Weil ich Wahrheit redete? — Du Aermſte!
Gold'ne Träume glaubteſt du zu träumen,
Als du deutſchem Dichter dich geſellteſt,
Sagſt du zürnend — „Wenn du vor dem Volke“ —
Fährſt du fort — dich ſelber ſo erniedrigſt,
Wie ſoll denn das Volk dich je verehren?“

Sehr im Irrthum biſt du, weiſe Freundin,
Sehr im Irrthum — denn ich bin kein Dichter,
Bin nichts weiter, als ein Verſemacher,
Der, was du und deine liebe Muhme,
Heit're Laune, freundlich ihm erzählten,
Strebt in Verſe, die er ohne Mühe
Macht, und die ſich leidlich leſen laſſen,
Einzukleiden. — Suchſt du deutſche Dichter,
Wahre Dichter, laß mich aus dem Spiele,
Denn zu dieſen werd' ich nie mich zählen.

Wende zu den Beſten dich im Lande,
Geh' zu Uhland, dem gerechten Manne,
Geh' zu Rückert, der in Liebe blühet,
Geh' zu Tieck, dem Feen Märchen brachten,
Geh' zu manchem edeln, reichbegabten
Wahren Dichter noch, ſie zu verehren,
Und dann frage, wie ihr Volk ſie ehret.
Haſt du nachgeforſcht, ſo komme wieder
Und ich wette, du wirſt unter Thränen
Auch nicht einen Augenblick dich weigern,
Zu den harten Verſen eigenhändig
Deine Unterſchrift zu ſetzen. — Sela!

Hören wir nun, was Silen der Britin
Auf dieſelbe Frage hat erwiedert. —
Er verbeugte ſich und ſprach dann alſo:
„Was man einen deutſchen Dichter nennet,
Iſt ſo leicht nicht, Miß, zu definiren,
Und man muß hier weislich unterſcheiden,
Denn es giebt zwei Klaſſen deutſcher Dichter.
Alte Dichter bilden eine Klaſſe
Und die andre bilden junge Dichter.
Wohlverſtanden, in den Bundesſtaaten,
Die zuſammen Deutſchland heißen, oder
Deutſche Bundesſtaaten, Hochverehrte!

Alte Dichter nun ſind ſolche, welche
Schon vor Anno dreißig Lieder ſangen,
Junge Dichter aber ſolche, welche
Erſt ſeit Anno dreißig Lieder ſingen.
Dieſe Letztern leben nun und ſterben
In dem Glauben, daß erſt Anno dreißig
Ueberhaupt die Welt erſchaffen wurde,
Und die Dichter ſo vor Anno dreißig
Sind für ſie ſo gut wie nie geweſen,
Oder auch nur da, um zu beweiſen,
Daß vor dreißig keine Dichter waren,
Was man Dichter nennen kann in Deutſchland,
Sondern dieſe erſt mit Anno dreißig,
Als der große Wind ging, der noch immer
Weht, zum Heil der Welt erſchaffen wurden.
Wünſchen Sie nun von den alten Dichtern
Oder von den jungen ein'ge Nachricht?"
„„Frauen lieben ſtets die Jugend"" — liſpelt
Sehr verſchämt die Miß, und ſchlägt die Augen
Sittſam nieder dann. — Silen verbeugt ſich
Und ſpricht weiter: „Wie Sie mich hier ſehen,
Bin ich auch ein junger deutſcher Dichter;
Darum werd' ich vorzugsweis von dieſen
Sprechen — denn die jungen deutſchen Dichter
Reden ſtets am Liebſten von ſich ſelber.

Bin ein junger deutſcher Dichter, labe mich an Bier und Würſten,
Weil ich Wein nicht kann bezahlen, ſchimpfe ſtets auf deutſche Fürſten.
Wo ich kann, da ſtreu' ich um mich meiner Lieder üpp'gen Saamen;
Denn ich ward ein deutſcher Dichter, weil ich durchfiel im Examen.

Wunderbar ſind meine Sänge und von Freiheit ſtrotzend voll,
Meine Dithyramben gegen Steuern, Schutzvereine, Zoll,
Gegen Alles, das ſich endet, gleichviel, was es ſei, auf — krat,
Schleudr' ich die gepfeilten Worte; denn mein Wort iſt eine That.

Nach zwei Dingen ſtreb' ich einzig und allein auf deutſcher Erde:
Daß für meine kühne Rede recht bald feſtgeſetzt ich werde;
So ſechs Monde auf der Feſtung — dies moderne Martyrthum
Wäre meine höchſte Freude, höchſte Luſt und höchſter Ruhm.

Oder, wenn das nicht will gehen, weil die Polizei zu lau,
Iſt das Zweite, das ich eifrig ſuche, eine reiche Frau,
Dieſe wär' ſogar mir lieber, als ein halbes Jahr zu ſitzen,
Denn dann könnt' ich ganz mich weihen meinen Volksbefreiungsblitzen.

Nach Paris und London würd' ich gleich mit der Geliebten reiſen,
Um den Briten und Franzoſen deutſche Märtyrer zu weiſen,
Die für ihres Landes Freiheit fliehen mußten auf der Poſt
Und aus Herzensdrang entſagen deutſchem Bett und deutſcher Koſt.

Darum, edle, ſtolze Britin! mit den wunderbarſten Gaben
Ausgeſtattet, wie ich's bin, wär's ein Glück, zum Mann zu haben
Mich, den jungen, deutſchen Dichter, und nicht ſchwer ein Einverſtändniß,
Denn mein Herz iſt gut, deß zeugt ja meines Glaubens laut Bekenntniß.“

Alſo ſprach Silenos, der Miniſter:
Zwar miniſteriell nicht — confidentiell.
Doch es wich erſchreckt zurück die Britin,
Aengſtlich des Carrirten Arm ergreifend.
Dieſer legt den Finger an die Naſe,
Zeigte auf Silen und ſprach orakelnd
Zur Begleiterin: Hallucination!
Zur Kajüte ſtiegen ſie dann nieder,
Ohne weiter noch ein Wort zu wechſeln,
Und Silenos ſchmunzelte gar pfiffig.

Sechster Geſang.

Bacchus ſchlummerte noch mit dem engliſchen Pa in die Wette,
  Und es vertrieb ſich die Zeit ſtill mit der Flaſche Silen. —
— Muſe, was fällt dir ein, daß du nun Diſtichen ſchmiedeſt,
  An den Hexameter gar flickſt den Pentameter noch?
Soll, da im dritten Geſang ſchon die Hexameter nichtsnutz,
  Gar noch im ſechsten Geſang quälen das Ohr Elegie?
Wenn dem feinen Gehör du ſo die Leiden verdoppelſt,
  Was im zwölften Geſang wartet des Leſers zuletzt?
Schwingſt du zur Ode dich auf, alcaiſch oder pindariſch?
  (Beſte, pindariſch heißt's, wie ruinirſt du den Vers!)
Lerne mir wenigſtens erſt der Worte tönende Geltung,
  Geltende Tönung auch, ehe du ſchmiedend ſie fügſt.
Doch ich merk' es dir an, vom ewigen Hüpfen und Trippeln
  Wurdeſt du müd' und kamſt in den elegiſchen Schritt.
Ruhe dich aus, ich kann elegiſch ohne dich dichten,
  Denn mir kommt in den Sinn, was mir ein Lehrer geſagt,
Als ich ein Knabe noch war, ein Sohn der lateiniſchen Schule,
  Wo, um ein Deutſcher zu ſein, man mich mit Griechiſch gefreckſt;

Wo ich den Cicero las de officiis, daß mir der Kopf raucht,
  Doch in die Seele mir Nichts de officiis kam.
Zwanzig Stunden und mehr allwöchentlich zehrt' an den Alten,
  Und von den Lebenden Nichts, leider, ſo gar Nichts erfuhr;
Einmal nur in der Woche ward mir das Deutſche gelehret,
  Und ſo kam es, daß ich nimmer das Deutſche gelernt.
Jener würdige Mann, berufen der eigenen Sprache,
  Die mit der Mutter ich ſprach, die von dem Vater ich hört',
Tief geheimen gewaltigen Sinn uns ganz zu erſchließen,
  Lehrt' Hexameter uns, ach! und Pentameter auch.
„Verſe," ſo ſprach er, „ich ford're ſie nicht, das kann ja nicht Jeder,
  Doch Elegieen muß jeder Primaner mir bau'n,"
Und ſo ſtiegen wir denn auf des Hexameters Leiter
  In lateiniſchem Deutſch muthig hinauf zum Parnaß,
Daß, wenn mühſam wir den ſteilen Gipfel erklommen,
  Im Pentameter drauf fielen proſaiſch hinab.
Wunderſt du dich, o Muſe? ich wund're mich gar nicht darüber,
  Tauſenden ging es wie mir, Tauſenden wird es ſo gehn.
Alles lernt man gewiß in unſern lateiniſchen Schulen,
  Aber weniger, was einſt ſich das Nöthigſte zeigt,
Und am Wenigſten ſtets den Geiſt des eigenen Landes,
  Was das Leben dir beut, fördert die Schule ja nie.
Wie Demoſthenes ſprach, es wird tief gründlich erörtert,
  Wie du ſprechen ſollſt, bleibet dir ewiglich fern.
Was du griechiſch ſtudirt, das überſetzet dir ſchwäbiſch,

Baieriſch, ſächſiſch, berlin'ſch freundlich der Lehrer mit Fleiß,
Denn lateiniſch und griechiſch, hebräiſch ſelber und koptiſch
Accentuirt er auf's Haar, aber im Deutſchen, da fehlt's.
Eine Schande iſt's bei jeglichem anderen Volke,
Wenn ein gebildeter Mann gleich Ungebildetem ſpricht,
Nur in Deutſchland nicht, es reden unſ're Gelehrten,
Wie in den Kinderſchuh'n ſie's von der Amme gehört,
Und bemühen ſich nie, ſelbſt in den reiferen Jahren,
Daß ſie mit würdigem Ton ſprächen das herrliche Deutſch.
Deutſche Sprache, geſegnete Frau! wie wirſt du verſtoßen!
Während dem fremden Weib ſchmeichelnd der Deutſche ſponſirt.
Jene führt er geputzt am Arm, dich läßt er erſcheinen,
Als ob eben er dich weg von dem Heerde geholt,
Mit verwirretem Haar, unordentlich hängen die Kleider
Dir um den blühenden Leib und dich entſtellet der Schmutz.
Trägt er Athenen auch, wie Zeus, im mächtigen Haupte,
Eine Dienſtmagd nur ſpringt aus dem Mund ihm heraus.

Sieh', Muſe, ausgeruhte Muſe, ſieh',
Die du unwillig dich von mir entfernt,
Das war nun eben eine Elegie,
Wie ich von dem Profeſſor ſie gelernt.
Ich flickte hier, dort hab' ich feſtgenietet,
Die Verſe auf dem Amboß hart geſchmiedet,
Das Wort genommen, nicht wie es ſich bietet,

Nein, erſt von andern überall umfriedet
Und dir ſo wie der Welt genügend demonſtrirt,
Daß auf latein'ſcher Schul' ich etwas profitirt.
Ich läugne dir zwar nicht, daß ich zuweilen gegen
Den Gradus ad Parnassum arg gepudelt,
Doch tröſtet mich des Lehrers Segen,
Den er uns gab, wenn uns ein Ding zu ſchwer:
„Ei, wer nicht ſpielen kann, der dudelt,
D'rum mit der Elegie nur her!“
Ein Jeder wird ja nicht geboren als Genie,
Sei's, wie es ſei, es bleibt doch eine Elegie.

So lernen wir, was deutſche Poeſie.

Was wir geleiſtet, ſeit nach Klopſtock, Voß
Den deutſchen Wein in die antiken Schaalen goß,
Seit die romantiſche Schule ſonnettet,
Und ſich in Stanzen und Gloſſen gebettet,
Seit wir auf die Ghaſelen kamen
Und wortverrenkter in Makamen:
Das iſt enorm.
Wir haben jegliche fremde Form
Und folgten jeglicher fremden Richtung
In deutſcher Dichtung;
Auf keine leiſteten wir Verzicht,

Nur eine auf eigenem Boden entſprung'ne,
Aus innerſtem deutſchem Geiſte gedrung'ne,
Von keinem fremden Einfluß bezwung'ne,
Urſprünglich in die Welt geſung'ne,
Die haben wir nicht.

Ach Gott! Was haben wir Alles nicht!
Und doch bilden wir uns ein,
Die tiefſten Denker auf Erden zu ſein,
Und rühmen — uns ſelbſt zum Spott und Hohn —
Zu ſein die deutſche Nation:
Sind aber und bleiben Oeſtreicher und Schwaben,
Baiern und Preußen, Heſſen und Sachſen,
Und wie wir ſonſt noch werden genannt
Im ſcheckigen bundestägigen Land:
Werden damit geboren und wachſen,
Heirathen, ſterben und werden begraben,
Und haben nichts mit einander gemein,
Nicht einmal den Zollverein;
Bilden uns aber doch voll Hochmuth ein,
Ein einiges Volk von Deutſchen zu ſein!

Ja, Muſe, das war gleichfalls Elegie,
Und die zu dichten, braucht es nicht Genie,
Denn überall im theuern Vaterland

Liegt Stoff dazu — ſelbſt bis zur Threnodie,
Wie man zu ſagen pflegt, auf flacher Hand.

Du biſt jetzt ausgeruht — wohl, gehn wir weiter,
Vielleicht macht uns Silenos wieder heiter,
Denn, kann ich dich, o Muſe! recht verſtehn,
Iſt Großes unterdeß mit ihm geſchehn.

Altengland war erſchreckt von ihm gewichen
Und ſchmunzelnd griff er wieder zu dem Becher,
Denn weidlich freut' er ſich, wie er der Miß
Vor jungen deutſchen Dichtern ſolch ein Grauen
Durch ſeine frechen Worte eingeflößt,
Daß er gewiß ſein konnte, nimmer werde
Ihr zartes Ohr ſie einem Solchen leihn,
Geſchweige denn die ſchmale, weiße Hand
Zu ew'gem Bund ihm reichen. Sag', o Muſe!
Du Alles wiſſende, o ſag', warum
Silenos ſo die jungen deutſchen Dichter
Mit ſeinem Haß verfolgte? War es, weil
Das Waſſer überhaupt ihm ſo zuwider,
Beſonders dann, wenn man es roth gefärbt
Und es für Wein ſoll gelten oder Blut?
Das kann ich doch nicht glauben, unvernünftig

Wär' ſolch ein Thun und unvernünft'ger noch
Zu glauben, daß in den beſeelten Verſen
Der jungen deutſchen Dichter Waſſer ſei
Und reines Waſſer nicht einmal, — gefärbtes.
Nur ein Silen verzweifelt an der Jugend:
Und er, des Weins Miniſter, muß doch wiſſen,
Daß guter Wein am meiſten gährt als Moſt,
Und tobt und brauſt und ſchäumt, bis er, was unrein
Und trübe Hefe war, hat ausgeſtoßen. —
Wie, oder war's vielleicht, weil deutſche Verſe
Dem armen Phöbus den Geſchmack zerſtört
Am Wein, dem ewig urpoetiſchen?
Die Verſe freilich, die dem Sonnengott
So unausſprechlich Elend zugefügt,
Gehörten allerdings dem jüngſten Deutſchland,
Doch iſt das nicht das allerjüngſte, denn
In wenig Jahren wird's veraltet ſein
Und hoffentlich erſcheint ein jüngeres,
Das nicht, was heilig iſt, zerſtören will,
Bloß um die Trümmer ſich zum Fußgeſtell
Zu machen, und gleich dem hochſel'gen Saul
Emporzuragen vor dem ganzen Volk
Um eines Kopfes höher noch denn Alle.
O nein, ein jüngeres muß kommen, mit
Der beſſern Zeit, die ſtill verſchwiegen reift,

Voll wahrer, inniger Begeiſterung,
Und was es ſingt, im Drange des Gefühls,
— Dann ſinget, weil es muß, aus vollem Herzen,
Wie das, wer wirklich von der Poeſie
Den Weihekuß empfangen, ſtets gemußt, —
Wird Deutſchlands Dichtung ſeinen Meiſterwerken
Vergang'ner Zeit würdig zur Seite ſtellen.
Dann kommt der Tag, wo in dem deutſchen Lande
Der Niedrigſte ſelbſt ſeine Dichter ehrt
Und freudig Glück ſich wünſcht, daß er ein Sohn
Des Volkes iſt, das ſolche Geiſter zeugte.

Indeſſen aber, Muſe, wollen wir,
— Da bis dahin noch mancher Waſſertropfen
Wird fließen in den grünen deutſchen Rhein
Und wir vollauf noch Zeit und Muße haben, —
Sehn, was ſich weiter mit Silen begab.
Auch ſcheint es mir, o Muſe, kluge Freundin,
Als hätten wir mit Deutſchlands Dichtern uns
Mehr als zu viel beſchäftigt — d'rum genug,
Und ein für alle Mal genug! — Dein Wort!
Daß nun von dieſen nicht mehr wird geredet. —
Willſt du von Dichtern ſprechen, nenne Namen,
Die deutſchem Ohre ſind wie Glockenklang
Am Feſttagmorgen, wie ein Weihegruß.

Allein mit Anderen verdirb mir nicht
Die Verſe mehr, die ſo ſchon ſchlecht genug.

Während noch Silenos mit der Britin
Schön geredet, kam aus der Kajüte
Eine Schaar von bärt'gen jungen Leuten,
Die alsbald voll Neugier ihn beſchauten,
Dann die Köpfe ſtill zuſammen ſteckten,
Leiſe mit einander fliſterten und wieder
Ihre Blicke ſeltſam zu ihm wandten.
Endlich ſtieg von ihnen Einer ihrer
Wiederum hinab in die Kajüte,
Kehrte dann zurück mit einem Manne,
Der, in ſchwarzen Ueberrock gekleidet,
Solch ein Freund ſchien von der ſchwarzen Farbe,
Daß auch ſchwarz war ſeine weiße Wäſche.
Dieſer Mann, aus langer Pfeife rauchend,
Gleich dem Schlot des Dämpfers Dampf aufwirbelnd,
Stellte ſich Silenos gegenüber,
Schaut ihn an mit prüfend ſcharfem Blicke,
Wie ein Arzt zur Zeit, wo Peſt droht, ſchauet
Einen Todten, der an ſeinem Körper
Zeigt verdächt'ge, zweifelhafte Flecken,
Und dann ſpricht: „Es iſt nicht mehr zu zweifeln,
Das Miasma hat ſich eingeſchlichen

Und es weilet unter uns der Dämon.“
Alſo ſprach nach längerer Betrachtung,
Auf Silen die grauen Augen richtend,
Jetzt der Rauchende zu ſeinen Jüngern,
Und doch war kein Arzt der Nierenprüfer.

Wenn kein Arzt er war, was war der Edle
Denn, o Muſe! laß es mich doch wiſſen,
Und was witterte er bei Silenos?

Dieſer Mann, der Freund der ſchwarzen Farbe,
War der kundige Director eines
Proteſtant'ſchen Pred'gerſeminares,
Der mit ſeinen auserwählten Schülern,
Hoffnungsvollen künftigen Paſtoren,
Gegenwärtig jungen Candidaten,
Eine Ferienreiſe angetreten,
Um den römiſchen Katholicismus
Sich an Ort und Stelle zu beſchauen.

Zwar in jenem Land, wo er berufen
War, die letzte, ſchwerſte Vorbereitung
Künft'gen Seelenhirten zu ertheilen,
Gab es nirgends, ſelbſt nicht in den Städten,

Irgendwo katholiſche Gemeinen,
Und nur wen'ge Einzelne des Glaubens
Lebten hier und dort verſtreut und ſtille
In der Mitte aller Lutheraner,
Wie in weißer Heerde ſchwarze Schaafe
Mit den übrigen gar friedlich graſen.
Dennoch aber ſchien es dem Erfahr'nen
Erſte Pflicht und höchſter Zweck des Lebens,
Den Katholicismus zu bekämpfen
Und das reine Lutherthum zu ſchützen,
Wie der Hirt im Stalle ſchützt die Heerde
Vor den Wölfen, die im Walde hauſen;
Ja, er war ein echter Zionswächter,
Der den reinen Offenbarungsglauben
In ſich trug und exegetiſch pflegte.
Auf der Baſis der ſymbol'ſchen Bücher
Stand er feſt, ein Fels luther'ſcher Kirche.
Klein war allerdings der Kreis, in welchem
Unermüdlich wirkſam er ſich regte;
Aber hier dient er dem wahren Gotte,
Seinem Gott, mit glaubensſtarkem Eifer.
Nicht den Glauben, der die Völker trennet,
Während Tauſende er feſt verbindet
Und zu einem Volk, dem ſeiner Kirche,
Macht und eint, erſchaut er, ſcharfen Auges;

Sah nicht, wie aus jenem Kampf des Lebens
Mit dem Tode, ſich ein neues Leben
Und ein neuer Glaube muß entwickeln,
Der, wie einſt im tiefen Mittelalter,
So der Menſchen Weſen wird durchdringen,
Daß des Lebens Blut auf's Neu' der Glaube,
Den die Gegenwart voll Schmerz begehret,
Aber nicht beſitzt und ſchwer vermiſſet: —
Nein, nur ſeines Katechismus Glauben,
Dieſen unbehülflichen, gewindelt
In die ſteifen orthodoxen Formeln,
Kannte dieſes helle Licht der Kirche
So genau, daß, wenn man aus dem Schlafe
Ihn geweckt, auf's Jota, ja auf's Komma
Er, — wie Rabbi Dänemark den Talmud, —
Ihn zu jeder Stunde konnte lehren,
Ohne jemals in ſein Heft zu blicken. —
Und in dieſem Glauben war er ſelig.

Eine Furcht nur martert' ihn bisweilen,
Dieſe kam aus ſeinem Unterleibe. —
Denn bei Leuten, die viel ſitzen müſſen,
Wirkt der Unterleib ſehr auf den Glauben,
Doch auch auf das Gegentheil mitunter.
Glaube mit Unglauben führen oftmals

Harten Kampf in unſer'n Eingeweiden,
Bis der Glaube ſo zu ſagen durchſchlägt. —
Vom Katholicismus wußt' er nämlich
Nur, daß dieſer unabläſſig brütet
Ueber ſeinen kalt geword'nen Eiern
Und am Ende, nach gar langem Brüten,
Ausgebrütet hat die Jeſuiten,
Dieſe Höllenbrut des heil'gen Ignaz.
Die Jeſuiten aber, — wußt' er ferner, —
Suchen überall ſich einzuniſten,
Ganz vorzüglich in luther'ſchen Landen,
Als Freimaurer oder Roſenkreuzer
Oder ſonſt in weltlichſtem Gewande.
Ja ſie wußten, — wußt' er, — Lutheraner,
Selbſt examinirte, im Examen
Gut beſtand'ne, ordinirte Männer
So mit ihrer Argliſt zu umſtricken,
Zu berücken, täuſchen und verwickeln,
Daß zuletzt dieſelben in den Orden
Heimlich träten und für dieſen wirkten,
Ohne daß die Welt es je erführe. —
Nun, in hypochondriſchen Momenten,
Wähnt' er ſchon umſtrickt zu ſein, wie gräßlich!
Und ein Jeſuit, ohn' es zu wiſſen.
Oft zur Nachtzeit fuhr aus ſchweren Träumen

Er empor, denn rieſenhaft erſchien ihm
Sein Jeſuitismus vor der Seele.
Daher haßte er die Jeſuiten
Und bemühte ſich d'rum unabläſſig,
Seinen Kreis ſo ängſtlich zu bewachen,
Daß es ſelbſt dem ſchlauſten Mann des Ordens
Platterdings unmöglich wär' geworden
Auch nur einen Tag ſich einzuſchleichen.
Seine Schüler, die von ſeinem Geiſte
Ganz durchdrungen waren, hatt' er gleichfalls
Auf's Jeſuitenſpüren abgerichtet
Und gar manchen Jünger ſich gezogen;
Denn ſein Wort galt viel bei den Patronen
Der Provinz, die die vacanten Pfarren
Auf den Gütern zu vergeben hatten.

Bei Dogmatik, wie bei Exegeſe,
Bei Moral, ſo wie bei Homiletik,
Kam er immer auf die Jeſuiten,
Ganze Stunden redet' er von ihnen,
Malte ſtets ſie mit den grellſten Farben,
Um ſich ſelber dadurch abzuſchrecken,
Denn des Schlafes Träume ſtiegen wachend
Auf vor ſeiner ſchwer bewegten Seele,
Und erſchreckten ihn ganz unbeſchreiblich.

Welche Thorheit, einen Jeſuiten
Sich zu wähnen! Hätt' er ſich im Traume
Als den Papſt geſehn, das wär' erklärlich,
Denn das ſteckt im Blut gewiſſer Leute.
Einen Papſt nur hat die röm'ſche Kirche,
Die lutheriſche hat deren Tauſend.
Jeder Pfarrer will als Solcher herrſchen,
Wenigſtens in ſeinem kleinen Sprengel.
Zwar ſteht nicht ihm die Geſellſchaft Jeſu
Zu Gebot, um Solches durchzuſetzen,
Aber doch zur Zeit Jeſuitismus.

Nein, Fräulein Muſe, das wird zu arg!
Wer ſah je, daß ein Haufe Trochäen
So vielen Haß im Innern barg,
Der Zwietracht Saamen auszuſäen?
Ich kenne dich wahrhaftig nicht mehr!
Hat dich ein Kobold ausgetauſcht?
Du machſt mich beſtürzt, und das gar ſehr
Mit deinen Reden, ſo aufgebauſcht.
Meinethalben magſt du dich in Alles miſchen,
In jeden Hader, jeden Streit
Der gegenwärt'gen unruhigen Zeit,
Wo des Neides Schlangen züngelnd ziſchen,
Wo der Haß rachgierig die Zähne fletſcht

Und einen Charakter man zerquetſcht,
Bis auch kein guter Tropfen mehr d'rin,
Wär's auch Niemandem zu Gewinn.
Das Alles ließe ſich noch ertragen;
Doch einem Geiſtlichen nachzuſagen,
Was von dem würdigen Mann du ſprichſt,
Zu ſehen, wie den Stab du brichſt
Ueber fromme luther'ſche Paſtoren,
Die die Frömmigkeit als Beruf erkohren,
Das duld' ich ein für alle Mal nicht.
Die Männer ſtehen mir viel zu hoch. —
Welcher Satan war's, der dich ſo belog;
Ich kenne ſie auch ſchon manches Jahr,
Und was du da ſo frech gewagt
Und dem Edeln nachgeſagt,
Erklär' ich feierlich für nicht wahr.
Von dir iſt es abſcheulich gehandelt. —
Was meinſt du? — Deine ſchwarze Nichte,
Die düſt're Muſe der Geſchichte,
Wär' an deiner Stelle mit mir gewandelt?
Das mache einem Andern weiß! —
Fräulein Klio wäre ſo fanatiſch
Und nenne dieſen Styl pragmatiſch,
Sich in ihm übend mit großem Fleiß?
Das iſt unmöglich — du neckſt mich nur.

Klio iſt eine artige Creatur,
Die von allen Leuten nur Gutes ſpricht,
Schon wegen der Gouvernante Cenſur,
Denn die duldet dergleichen nicht. —

Kurz, Muſe, willſt du bei mir bleiben,
So magſt du reden, dichten und ſchreiben,
Worüber du Luſt haſt, Verſe machen,
So viel du willſt, wie man's auch nennt,
Nur nicht von theologiſchen Sachen.
Da ruf' ich: Rühr' nicht, Bock, es brennt!
Jeden theologiſchen Streit
Zu richten, überlaß der Zeit,
Die wird aufbauen und zertrümmern;
Du haſt dich nicht darum zu kümmern.
Sprich weiter von Silen's Geſchicke,
Und was mit ihm ſich hat begeben,
Doch ohne alle Seitenblicke.
Denn von deiner Unvorſichtigkeit
— Eine Muſe wird doch nie geſcheidt —
Weiß Gott, mir noch die Glieder beben.
Damit du dich kannſt eines Beſſeren beſinnen,
Soll jetzt ein neuer Geſang beginnen.
Sprich lieber zu wenig als zu viel,
Sonſt hat der Teufel doch ſein Spiel. —

Um dich in feſten Banden zu ketten,
Sollſt du fortſahren in Sonetten.
Sonette wirken ganz wunderſam
Und machen ſelbſt einen Lebendigen lahm.

Siebenter Geſang.

In Sonnetten.

1.

Der Fremde kam, Silenos anzuſchauen,
Auf den die Schüler ihn aufmerkſam machten;
Zuſammen zog er ſeine finſtern Brauen,
Ihn deſto beſſer noch zu beobachten.

Ihn faßt dabei ein innerliches Grauen,
Als wolle ſich ſein Lutherthum umnachten,
Denn ihn verließ ſein ganzes Selbſtvertrauen
Und alle Fugen ſeines Herzens krachten.

Silen war juſt beſchäftigt mit der Flaſche
Und goß ſich in ſein Glas den letzten Reſt
Des Moſelweins, deß Geiſt gar ſchnell entflieht.

Dann ſteckte er den Stöpſel in die Taſche;
Doch Jener hielt ihn mit den Blicken feſt
Und murmelte: „Weiß Gott, ein Jeſuit!“

2.

Silen ſchlürft d'rauf behaglich ſeine Neige
Und neiget dann das ſchlummerſchwere Haupt,
Wie ſich ein ſchwerer Apfel neigt am Zweige
Und ihn hinabzieht, der ſo ſchön umlaubt. —

„Red' ich ihn an? Ob ich den Jüngern zeige,
Das iſt die Brut, die unſer Heil uns raubt,
Sprungfertig, gleich der Katze, und doch feige.
O wehe dem, der ihren Worten glaubt!"

So ſprach zu ſich der Seminardirector,
Die Würde fühlend eines Patriarchen,
Der ſich von Gläubigen umgeben ſieht.

Vollkommene Gewißheit d'rauf entdeckt er,
Als nun Silen begann, ſehr laut zu ſchnarchen,
Und ſprach beſtimmt: „Hilf Gott, ein Jeſuit!"

3.

Silen ſchlief weiter und begann zu träumen:
Morpheus hatt' ihn nach Indien entführt.
Er ſah den jungen Wein in Bechern ſchäumen,
Deß Gluth die heiße Sonne angeſchürt;

Die Tiger ſich vor Bacchus Wagen bäumen,
Bacchantinnen urkräftig, ungeſchnürt,
Mit Weinlaubkränzen ihm das Haupt umſäumen
Und huldigen, wie ſich's dem Rauſch gebührt.

Da hub im Traum er laut zu jubeln an,
Und von den Lippen rollt' es ihm: „Evan!“
So wie die Lerche ſteigend ſingt ihr Lied. —

Entſetzt, wie flücht'gen Züchtling ein Inſpector,
Betrachtet ihn der Seminardirector,
Und ſchrie nun laut: „Gott räch's, ein Jeſuit!“

4.

Der ſchrille Ruf weckt Bacchus aus dem Schlafe,
Verwundert ſah er die Begebenheit.
Die Schüler, die, — wie eine Heerde Schaafe,
Wenn's wettert, ſich um den Leithammel reiht, —

Sich um den Führer reih'n, — der Gottes Strafe
Auf unſern Freund und ſchweres bitt'res Leid
Herab beſchwört, ein echter Bibelſklave,
Urtextlich los zu donnern gleich bereit, —

Betrachten bald den Führer, bald den Schläfer;
Doch dieſer ſchlummert ſorglos wie ein Schäfer,
Sobald ſein Hund nur mit der Heerde zieht.

Dann Bacchus, deſſen Augen zürnend ſtrahlen. —
O eine Scene war es, recht zum Malen
Und mit der Unterſchrift: „Ein Jeſuit.“

5.

Darauf begann der Führer nun zu reden
Zu ſeinen Jüngern alſo: „Meine Herr'n,
Mir iſt der Zweifel jetzt auf immer fern,
So fern wie hier vom Rhein das kalte Schweden.

Wie durch die dunkeln Wolken ſcharf ein Stern
Hindurchblickt, blick' ich und erkenne Jeden
Der Brut, die unſ're Pflicht iſt, anzufehden,
Ich weiß, Sie gönnen dieſen Ruhm mir gern.

Der Mann iſt alt und dick und deckt die Glatze
Mit einem Hut, und ſeine Tigertatze
Mit einem Handſchuh, daß man ſie nicht ſieht.

Er ſchläft und träumt, ſein Schlaf hat ihn verrathen,
Denn Eva rief im Traum der Höllenbraten,
Kein Zweifel mehr: es iſt ein Jeſuit."

6.

„Seh'n Sie, wie tückiſch jetzt ſein Haupt er beugt,
Wie er die Hände weiß gar fromm zu falten,
Wie er die Fliege läßt geduldig walten,
Die ihm auf ſeiner rothen Naſe kreucht,

Und ſie durch keinerlei Bewegung ſcheucht?
So wiſſen dieſe Menſchen ſich zu halten,
Ob ſie auch gern zum Kampf die Fäuſte ballten,
Wenn ihnen nicht die Zeit gelegen däucht. —

Sie haben dieſe Brut nun kennen lernen,
Studiren Sie ſie, ich will mich entfernen,
Weil mir der Zorn durch alle Glieder zieht

Und ich kaum länger mich vermag zu zügeln. —
Es wär' ein gutes Werk, ihn durchzuprügeln,
Denn das verdient jeglicher Jeſuit.“

7.

Als ſo Erhab'nes nun geſprochen, wandte
Sich wieder mit erleichtertem Gemüthe
Des orthodoxen Lutherthumes Blüthe,
Die jeden Wolf im Schaafspelz gleich erkannte,

Hinabzuſteigen jetzt in die Kajüte,
Da die geſtopfte Pfeife nicht mehr brannte.
Da traf es ſich, daß er an Bacchus rannte,
Weil er nicht ſah den Gott heidniſcher Mythe.

Die Beiden ſchrecklich an einander prallen,
Gleich zwei von ſtarker Hand geworf'nen Bällen,
Wie man bei ſolchem Spiel es oftmals ſieht,

Indeß des Meiſters gläubige Geſellen
Sich rüſteten, Silen zu überfallen
Und durchzubläu'n, weil er ein Jeſuit.

8.

Zu arg ſchien Dionyſos doch die That;
Es muß ein Fürſt ſeinen Miniſter ſchützen,
Hätt' er ihn ſelbſt geführt in tiefſte Pfützen,
Denn dafür iſt der ſein geheimer Rath,

Und eine von des Reiches beſten Stützen,
Die er vor allem Volk erhoben hat.
Nur in dem conſtitutionellen Staat
Kann ſolche Unverletzlichkeit nichts nützen,

Hier leider gilt kein Anſehn der Perſon;
Da weiß man nichts von ſichern Municipien,
Da kämpft man auf den Tod ſelbſt um Principien,

Da kann ſich Einer gar zu leicht vergehen. —
Daraus wird jeglicher Miniſter ſehen,
Wie thöricht eine Conſtitution.

9.

Bacchus indeß regierte abſolut
Ein Reich von feſten Conſtitutionen,
In denen nicht ſo leicht aufwallt das Blut,
Und die nicht ſchmälern an dem Recht der Kronen;

Nein, die mit Dank ſtets dem Monarchen lohnen,
Was er für ſie in ſeiner Milde thut,
Und die verträglich bei einander wohnen
Und zehren von des Landes reichem Gut:

Darum nun ſchien es ihm auch doppelt Pflicht,
Silenos, den Miniſter, zu vertheid'gen,
Und alſo ſprach er zu dem Kirchenlicht:

„Herr, ich verbitte mir ſolch Vehmgericht,
Da Sie in meinem Freunde mich beleid'gen;
Denn was Sie da gefaſelt, iſt er nicht.“

10.

Der Eiferer, der ſich von ſeiner Schaar,
Die Zorn beſeelt gleich ihm, umgeben wußte,
Und alſo, daß er völlig ſicher war,
Gleich einer Schildkröt' in der feſten Kruſte,

Erwiederte, kühn trotzend der Gefahr,
Da Bacchus ſich allein ihm ſtellen mußte,
Doch ihn die Jünger deckten offenbar:
„Und wären Sie der Rhein, der Vielbeflußte,

Und drängen auf mich ein mit Ihren Wellen,
So würd' ich doch mich kühn entgegenſtellen,
Es brächte Nichts die Meinung mir zum Wanken.

Dort liegt das Raubthier, ſtreckend ſeine Pranken,
Und deutlich man an ſeinem Weſen ſieht:
Es iſt ein gottverhaßter Jeſuit.“

11.

D'rauf drang er wild von Neuem vor, Silen
Mit Donnerwort aus ſeinem Schlaf zu wecken;
Und um den Armen war es bald geſchehn;
Allein ein Gott läßt ſich ſo leicht nicht ſchrecken.

Er braucht ja nur die Hände auszuſtrecken,
All' ſeine Gegner in dem Staub' zu ſehn,
Mit Blindheit ihre Augen zu bedecken,
Sie mit dem Hauch des Irrſeins anzuwehn. —

Silenos ſchlief noch unbeſorgt, der Schlauch,
Und Bacchus war zu gut, um ihn zu ſtören,
D'rum ließ er ſich auch nicht vom Zorn bethören;

Doch macht' er von der Göttlichkeit Gebrauch,
Der Jünger Schaar, die noch nicht kirchlich zünftig,
Anblickend. — Plötzlich wurden ſie vernünftig.

12.

Sie fingen ſich des Thoren an zu ſchämen,
Der Haß geprediget, ſtatt Chriſti Liebe,
Und ſuchten in die Mitte ihn zu nehmen,
Daß er den Unſinn nur nicht weiter triebe,

Sondern in der Kajüte ruhig bliebe. —
Nach langem Sträuben mußt' er ſich bequemen,
Doch wollt' er, daß in's Tagebuch man ſchriebe,
Wie überall jetzt hin Jeſuiten kämen,

Die ſelbſt ſich auf dem Dampfſchiff eingeniſtet,
Da alle Welt von ihnen überliſtet,
Und überall nun machten Proſelyten,

So ſtreng gehorſam folgten ihrer Leitung. —
Gar bald nachher ſtand in bekannter Zeitung:
„Ein Dampfſchiff iſt ein Heerd von Jeſuiten.“

13.

Als nun der Eiferer hinabgeſtiegen,
Bei ſeiner Schüler heimlichem Gefliſter,
Die ſcheinbar ſich in ſeine Meinung ſchmiegen,
Da weckte Bacchus den Premierminiſter:

„Wach' auf, o Simſon, über Dir Philiſter!
In dieſem Zeichen aber wirſt Du ſiegen,
Obgleich Du nah' d'ran warſt zu unterliegen,
Ob Deiner Sünden furchtbarem Regiſter. —

Denn gräßlich ſah ich Leidenſchaften ſchäumen,
Indeſſen glücklich ward der Streit erledigt,
Du Jeſuit der ſtrengſten Obſervanz!“ —

„„Was?““ rief Silen — er glaubte noch zu träumen, —
„„Ich, der ſein ganzes Leben lang gepredigt
Die unbeſchränkteſte Urtoleranz!““

14.

„„Wo iſt der Lump, der Solches von mir ſagte?
Erlaubt, o Majeſtät, daß ich ihn ſuche,
Und ihn, der ſchändlich mich zu läſtern wagte,““
— Er griff dabei voll Zorn nach ſeinem Tuche

Und wiſchte ſich den Schweiß ab, der ihn plagte —
„„Anfalle mit dem allergrößten Fluche,
Den ich, da neulich ein Centaur mich fragte,
Für ihn ausſchrieb aus einem alten Buche,

Doch den ich ſelbſt will nun für mich gebrauchen. —
Der Läſterer! Bis ihm die Augen ſinken
Und ſein verdorrtes Leben gänzlich flieht,

Soll er fortan nur Uckermärker rauchen
Und Wein aus ſeiner eig'nen Gegend trinken,
Weil er behauptet, ich ſei Jeſuit!““ —

15.

Bacchus lacht ob Silenos Zorne herzlich;
Doch dieſer ſprach: „Mein König und mein Herr,
Glaubt mir, es iſt fürwahr Nichts ſchimpflicher,
Als wenn das Einer von uns ſagt, ſelbſt ſcherzlich;

Denn ſolch ein Flecken haftet unausmerzlich;
Und wäre irgendwo noch irgend Wer,
Und wär' es eine Sie ſelbſt und kein Er,
Der mich ſo vor den Leuten machte ſchwärzlich,

Ich ging mit ſolchen Schlägen ihm zu Leibe,
Mit denen Götter einſt Titanen ſchlugen,
Daß er aufſchrie gleich einem alten Weibe." —

Doch Bacchus ſprach: „ „Mein Freund, nimm Dir's zur Lehre,
Iſt es nicht wahr, gereicht Dir's nur zur Ehre;
Die Dummen ſchimpfen immer ſo den Klugen." "

16.

Schlußſonnett.

Die Klugen wappnen ſich, die Dummen ſchreien;
Die Klügſten aber wiſſen das und ſchleichen
Behutſam fort, die Zwecke zu erreichen,
Bei denen ſtill, doch trefflich ſie gedeihen.

Sie ſchreiten nur allmählig vor und weichen
Nicht einen Schritt zurück vor allen Laien,
Wie Heringe, die in geſchloſſnen Reihen,
Doch an dem auserwählten Orte laichen,

Ob Viele auch dabei zu Grunde gehen.
Es kommen immer neue angezogen. —
D'rum lerne aus der Fabel, Volk der Chriſten,

Willſt du dich nicht mehr hintergangen ſehen,
Vertreibe mannhaft, die dich überliſten,
Doch ſchreie nicht, wie ſehr ſie dich betrogen.

Achter Geſang.

Muſe! Du haſt dich gut aufgeführt,
Ich bin von deinem Gehorſam gerührt,
Haſt dich gar nicht hineingemiſcht,
Nichts Unverſtändiges aufgetiſcht;
Keine unartigen Reden gewechſelt,
Auch nicht philoſophirt à la Hegel
Und die Sonnette paſſabel gedrechſelt,
Das Schlußſonnett bloß ausgenommen,
Denn das, mein Kind, war gegen die Regel
Und iſt mit fremden Reimen gekommen,
Damit mußt du mich künftig verſchonen. —
Ich werde dich jetzt fürſtlich belohnen,
Denn ich bin kein undankbarer Turguſe.
Doch wie belohnt man eine Muſe? —
Wie fängt man das am beſten an,
Und zeigt der Welt, was aus ihr geworden?

Ich denke, man giebt ihr einen Orden.

Einen Orden bekommt nicht jeder Mann,
Gewöhnlich ſchmückt er nur Cavaliere,
Und hängt man ihn einem Anderen an,
Damit der Mann den Orden ziere —
Verzeihung — ich habe mich geirrt!
Damit den Mann der Orden ziere,
(So muß es heißen) — nun ſo wird
Einmal eine ſeltene Ausnahm' gemacht —
Und die Sache dadurch in Ordnung gebracht,
Daß ihn gar Viele nicht erhalten,
Die ihn verdient durch redlich Walten,
Denn Allen, die ihn verdienten eben,
Kann man ja nicht einen Orden geben,
Wo nähme man alle die Orden her?
Das würde dem Staate viel zu theuer,
Und darum iſt der Haufen treuer
Verdienter Beamten, die keinen haben,
Unzähliger als Sand am Meer.
Sapienti sat. Du weißt nun genug.
Zwar ſagt ein pöbelhafter Spruch
Der Naſeweiſen auf der Gaſſe,
Drei Dinge gäb' es, die unvermeidlich
Jedem Menſchen, bevor er begraben:
Der Hofrathstitel in der Mengolei,
Eines gewiſſen Ordens vierte Klaſſe

In der europäiſchen Türkei
Und auf der ganzen Erde der Tod. —
Aber damit hat's keine Noth
Und iſt erlogen, verſichr' ich dir eidlich,
Denn in der Türkei und Mongolei
Weiß man, was Titel und Orden gelten,
Und ertheilt ſie daher nur ſelten.
Der Tod — nun das will ich juſt nicht ſagen,
Das hat ſich mitunter wohl zugetragen, —
Und es ſind viele Leute geſtorben,
Die weder Orden noch Titel erworben.

Du ſiehſt alſo, wie ich dich belohne,
Wenn ich dich mit einem Orden ſchmücke;
Mehr iſt's als eine Lorbeerkrone
Der Vorzeit, auf einer Allongenperrücke.
Doch muß ich erſt einen für dich ſtiften;
Das ſoll aber gleich geſchehn,
Wir beſtätigen es mit Schriften,
Daß er ſchon zu Adams Zeiten geſehn,
Aber ſeitdem vergeſſen worden,
Und daß wir dieſen uralten Orden
Für unſere erprobten Treuen
Aus eigener Macht jetzt wieder erneuen.
Du trägſt ihn am ſchwefelgelben Band; —

Doch die Decoration, die wird uns ſchwer,
Wo nehmen wir gleich eine paſſende her?
Ha, noch ſind einige Thiere vacant,
Zum Beiſpiel der Tiger und der arctiſche Bär,
Die Fiſchotter auch, ſo wie ferner der Biber.
Oder wäre ein Vogel dir lieber?
Ganz nach deiner Wahl ſollſt du ihn haben.
Was meinſt du, Muſe, zum grünen Raben,
Oder zum braunen Papagei?
Wie gefällt dir die Mauerſchwalbe,
Oder die wilde Ente, die falbe,
Beſtimm' es ſelber, ich ſtell' es dir frei. —
Mach' es, wie einſt beim Raſtadter Congreß
Der hochmögenden Generalſtaaten
Praktiſcher Abgeſandter gemacht.
Nachdem derſelbe mit großem Bedacht
Sämmtliche Orden ſämmtlicher Herr'n
Abgeſandten der Potentaten,
Hier ein Kreuz und dort einen Stern,
Nebſt Löwen, Adler und dergleichen
Bekannten hohen Ordenszeichen,
Weislich genommen in Augenſchein
Und ihre Bedeutung unterdeß
Erfahren, ſtellt er am andern Tag
Sich auch mit einem Orden ein,

Von ganz abſonderlichem Schlag.
Da ſteckten denn die Diplomaten
Verwundert ihre Köpfe zuſammen,
Wußten nicht, woher der Orden thät ſtammen.
Endlich wagt's einer, ihn zu fragen
Gar höflich, was das für ein Orden wär';
Und es verſetzte Hollands Sohn
Sehr freundlich und artig: „Das iſt, Mynheer,
Ein Bieſt von meiner Inventſchon.“

Wahr iſt die Geſchichte, du kannſt mir's glauben.
So will ich auch dir, o Muſe, erlauben,
Trage als deine Decoration
Ein Bieſt von deiner Inventſchon;
Ich gebe dir dann das Ordenspatent
Dazu, beſiegelt auf Pergament.
Das aber bitt' ich mir von dir aus,
Du trägſt den Orden auch im Haus,
Des Morgens auf dem Negligee
Und des Abends im äſthetiſchen Thee;
Das Band trägſt du auf deiner Crispine,
Das Kreuz ſteckſt du an die Gardine,
Wenn du nicht volle Toilette gemacht;
Ja, trag' ſogar ihn auch in der Nacht,
Daß alle Welt ſehe, wie du beglückt,

Und merke, wie ſehr es dich entzückt.
Denn nur, wer keinen Orden empfing,
Hält einen Orden für gering;
Wer aber einen Orden hat,
Der preiſet, wie gerecht der Staat,
Der mit ſo hohen Decorationen
Wahres Verdienſt weiß zu belohnen.

Ich hoffe, Muſe, du ſiehſt das ein
Und wirſt die Dankbarkeit ſelber ſein,
Du biſt gewiß fortan loyal,
Nicht mehr wie früher radical,
Kurzum vollkommen umgewandelt,
Seit ich ſo edel an dir gehandelt.
Ach, möchten doch die Cabinette
Sich künftig an mir ein Beiſpiel nehmen
Und ſich zu meiner Maxime bequemen,
Weit beſſer ſtänd' es rings, ich wette;
Drei Viertel der tollſten Demagogen
Würden im Augenblicke wohlgezogen
Und wandelten auf guten Bahnen,
Ultraloyale Unterthanen.

Kannſt du nach ſolchen großen Ehren
Dich noch zurecht hienieden finden,

So wirſt du, Muſe, mich verbinden,
Wenn wir zurück zu Bacchus kehren.
Er iſt zu Mannheim an's Land geſtiegen,
Durch Dampf nach Heidelberg zu fliegen.
Wir treffen ihn auf dem Bahnhof dort.
Nun, theure Muſe, fahren wir fort,
Und zwar im vollſten Sinn vom Wort.
Er ſitzt ſchon im Wagen, Klaſſe II,
Wir ſetzen uns zu ihm, wir ſind dabei.

Als der ſchrille Pfiff erſchollen, die Locomotive ſchnaubte
Und die ungewohnte Schnelle bald Silen den Athem raubte,
Fragte Bacchus den Miniſter: „Aber ſage mir, Silen,
Iſt denn in dem Mannheim gar Nichts, das der Mühe werth zu ſehn?"

Dieſer wußte nicht ſogleich Paſſendes darauf zu ſagen,
Sondern wollte erſt im Klein, vierte Edition, nachſchlagen.
Aergerlich darüber zürnte Bacchus: „So ſich zu blamiren,
Eine ſolche Reiſe machen und ſich nicht d'rauf präpariren."

Dem Miniſter war's verdrießlich, aber weislich ſchwieg er ſtille,
Las in ſeinem Reiſebuche und verſchluckt die bittre Pille;
Doch ein Fremder, der dabei ſaß, gab ſogleich mit vollem Munde
Etwas gründlich aber faßlich, Dionyſos reiche Kunde.

„Mannheim: 24,000 Seelen; oberhalb der Mündung
Von dem Neckar in den Rhein; ziemlich neu iſt ſeine Gründung:
Kurfürſt Friedrich, ſo der Vierte, gründete zuerſt die Stadt,
Die der Kurfürſt dann, Karl Philipp, weiter ausgeführet hat.

Schillers Räuber rief, mein Herr, man zuerſt hier in das Leben,
Wozu Schiller damals ſelber heimlich ſich hieher begeben.
Kotzebue hat hier geendet — wie's geſchah, iſt weltbekannt.
Auf dem Schloſſe ſind Antiken, die man in der Nähe fand."

„„Sehr verbunden"" — ſprach nun Bacchus. — „Und mit wem hab' ich die Ehre?" —
„„Ich bin Bacchus aus Kleinaſien."" — „Es iſt alſo nicht Chimäre,"
Rief der Fremde, „daß alldort es wirklich noch Familien giebt,
So vom Fürſten Bacchus ſtammen, einſt als Gott ſo ſehr geliebt?

In dem nächſten Schulprogramme werd' ich gründlich deduciren,
Daß die alten Griechen wirklich noch in Hellas exiſtiren,
Daß es keine Slawen ſind, die jetzt weilen dort im Land,
Und daß man ſogar der alten Götter Namen dort noch fand,

Die ſich trotz dem Chriſtenthume doch im Lande forterhalten,
Möge dort ein Türke oder irgend ſonſt ein And'rer walten.
Bacchus Stamm iſt unverwüſtlich, unverwüſtlich auch Silen,
Dieſes wird man klar und deutlich nächſtens im Programme ſehn."

„„Beſſer wär's,““ verſetzte Bacchus, „„wenn man es im Leben ſähe,
Und auch ohne lang Studiren merkte meines Urahns Nähe,
Wie ſie fühlte, tief begeiſtert, der da ſtarb im wälſchen Land,
Friedrich Müller, jener Deutſche, Maler Müller zugenannt.

Dieſer iſt der einz'ge Dichter in den weiten deutſchen Landen,
Der antiken Rauſch mit deutſchem zu vermählen je verſtanden,
Der mit wunderbarem Auge wirklich hat den Gott geſehn,
Wie die Pardel fort ihn reißen, ihm die Flammenlocken wehn.

Denn ſo viel die Deutſchen haben, ſo man ſingt beim Weine, Lieder,
Stieg zu ihnen doch gar ſelten Bacchus wirklich glühend nieder.
Woher rührt's, daß deutſchem Dichter echter Wein ſo wenig frommt,
Daß er ſtets zum Trinken Anſtalt macht, doch nie zum Trinken kommt?

Dieſer Fehler deutſcher Dichter, worin wohl, mein Werther, ſteckt er?““
Ihm erwiederte darauf der gelehrte Herr Subrector,
Denn ein Solcher war es, welchen nach dem Bad ſein Arzt geſandt,
Und der ſich zu dieſer Reiſe an den Schreibtiſch erſt gebannt.

Juſt von ſeines vielen Sitzens Folgen ſollt' es ihn kuriren,
Doch er zog es vor, ſich ſitzend erſt dazu zu präpariren:

Um den Unterleib zu heilen, hat er ganz ihn ruinirt
Lang vorher, damit er nutzlos nicht den kleinſten Ort paſſirt.

Auch im Bade wird er ſitzen, wird im Bade leſend ſitzen,
Wird im Bade ſitzend ſchreiben und im Bade ſitzend ſchwitzen:
Steckt ſein Kopf voll Varianten, was bekümmert ihn ſein Steiß? —
Oben hölzern, unten eiſern — herrlich Bild vom deutſchen Fleiß! —

Alſo ſprach der Mann des Sitzens: „Dies, mein Herr, kann ich nicht ſagen,
Da ich nie zu dieſem Zwecke je Autoren aufgeſchlagen.
Liegt's am Wein, liegt's an den Deutſchen? Dieſes Letzte ſcheint mir ferner,
Wohl am Wein; Horaz ſingt trefflich, denn er trank dazu Falerner.

Er macht Anſtalt nicht zum Trinken, nein, er trinkt: Nunc est bibendum,
Und er tanzt auch gleich dazu, wie man einen Fuß nur wend' um
Flott zu hüpfen, nunc pulsanda tellus pede libero.
D'rum ein Tanz- und Trinklied ſchafft er, wenigſtens erklär' ich's ſo.“

„„Ei, Verehrteſter,““ erwiedert Bacchus, „„dies will ich nicht wiſſen,
Sondern weshalb deutſche Dichter ſtets zu trinken ſind befliſſen.

Aber niemals wirklich trinken? Wie Horaz, Anakreon
Und die Alten ſonſt es machten, das weiß ich gar lange ſchon.‟ ‟

„O, das wiſſen Sie, Geſchätzter? Das iſt mir gar ſehr erfreulich. —
Mich bekämpft ein böſer Gegner, ein Pedant, hart und abſcheulich,
Wegen einer Variante, die in Membranaceo
Ich gefunden und erläutert — doch, der ich nicht wurde froh.

Meine Variante nämlich lehret, wie die Alten tranken,
Er beſtreitet es dagegen, ſo, daß wir ſchon lange zanken,
Ich behaupte, mit der Linken führten ſie zum Mund den Wein,
Er betheuert, mit der Rechten und die Linke ſchenkte ein.

Dieſes iſt für mich ſo wichtig bei dem Studium der Alten,
Daß ich meiner Prima pflege, d'rüber Vortrag ſtets zu halten,
Wenn wir an die Stelle kommen, eine ganze Stunde lang,
Denn wer kann Horaz verſtehen, wenn man nicht weiß, wie er trank?

Mitſcherlich und Heyne meinen, ſo wie Baxter, Geßner, Voß,
Ganz wie ich — weshalb des Gegners Eigenſinn mich ſo verdroß.
Meine Variante endlich ſchlägt ihn ſo zu Boden nieder,
Daß kein wahrer Philologe‟ — ach! Gott Bacchus ſchlief ſchon wieder.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Auch Silen war eingeſchlafen — Jener aber redet fort,
Bacchus nickte mit dem Haupte hier und da zu ſeinem Wort.
Dieſes ſah der Herr Subrector als des Beifalls Zeichen an
Und ſo kamen ſie im Heidelberger Bahnhof glücklich an.

Muſe, glücklich nenn' ich Bacchus, dem ſolch Wunder widerfährt,
Alles, was groß iſt in Deutſchland, wird im Schlafe ihm beſcheert.
Kommt das Glück ihm, weil er ſchlummert, oder ſchläft vom
Glück er ein?
Muſe, laß das Preisaufgabe für gelehrte Deutſche ſein!

Neunter Geſang.

Vom Heidelberger Schloß, vom Heidelberger Faß
Erzählſt du, liebe Muſe, ſicherlich;
Vom Heidelberger Faß, vom Heidelberger Schloß
Erfreuet Alles, was du kündeſt, mich.
Vom Heidelberger Schloß, vom Heidelberger Faß
Hört gar zu gerne jeder Muſenſohn.
Vom Heidelberger Faß, vom Heidelberger Schloß
Spricht ja mit Ruhm die ganze Nation.
„Das Heidelberger Schloß liegt noch zerſtört,
Das Heidelberger Faß iſt immer leer.“ —
Halt, Muſe, wenn man ſo dich ſingen hört,
Da wird das Herz dem armen Deutſchen ſchwer.
Willſt du nicht dichten, wie Anakreon,
Vom Heidelberger Faß, citir' ich Matthiſſon,
Reim' dir zum Trotze Schleier mit Gemäuer,
Laß im Düſtern Abendwinde fliſtern,
Bring' ein Opfer Deutſchlands edeln Söhnen,
Mit den zarteſten von meinen Thränen

Und laß endlich die Pokale läuten,
Wo ſich Uhuneſter ſchwarz verbreiten.
Kurz, die ganze Schaar von ſchlechten Reimen,
Die einſt Deutſchland ſchmachtend venerirt
Und auf allen Gaſſen declamirt,
Will ich noch einmal zuſammen leimen,
Wie zur Zeit ſentimentaler Liedchen,
Als noch Himmel componirte Tiedgen,
Als vor jenen ſchönen Schloßruinen
Deutſche Dichtkunſt, in dem Mondſcheinkleide,
Mit der Thränen Wittwenſchmerzgeſchmeide,
War dem großen Matthiſſon erſchienen
Und ſich ihm, weil jeder Wind zu ſcharf,
An den gut wattirten Buſen warf.

Sel'ge Aera der Sentimentalen,
Wo noch immer ſchluchzt um Werther Lotte,
Deutſche Verſe — glatt, gleich naſſen Aalen —
Hüpften, ſchwebend halb und halb im Trotte,
Als noch Gleim fromm Haus hielt mit Gleminden,
Göckingk ausritt, Nantchen aufzufinden,
Noch Jacobi lebt' in Pempelfort
Und Allwill briefwechſelte von dort:

Warum biſt du ganz und gar verſchwunden?
Damals herrſcht' in Deutſchland ſo viel Liebe,

Alle Dichter waren eng verbunden,
Sei's durch Freundſchaft, ſei's durch and're Triebe.
Wer aus Mimer's Quell nur konnte nippen,
Honig träufelte von ſeinen Lippen,
Seit den Zeitraum voller Sturm und Drang
Echte deutſche Häuslichkeit bezwang.

Der Poeten jener Zeit Regiſter
Zeigt, wie Alles wahrhaft excellent,
Goethe war in Weimar ſchon Miniſter
Und Jacobi faſt ſchon Präſident,
Göckingk Ellrichs Kanzelleidirector,
Matthiſſon Fürſtinnen-Reiſe-Lector,
Klamer Schmidt Dom-Commiſſarius
Und der Vater Gleim Canonicus.

Sollte man nicht glauben, ein Jahrtauſend
Wär's, mit unſ'rer Zeit verglichen, her?
Wie ganz anders iſt es jetzt — nur grauſend
Sieht's der Literärhiſtoriker.
Verſe machen höchſtens noch Studenten,
Aber nun und nimmer Präſidenten,
Und ein jeglicher Canonicus
Hält die Louisd'ore im Verſchluß;

Sendet nicht, wie Gleim, ſie jungen Dichtern,
Voll Entzücken über ihre Oden,
Nahrung gebend dieſen neuen Lichtern,
Daß die zarte Flamme nicht zu Boden
Sinke. — Sel'ge Zeit der ſchlechten Reime,
Aber ſüßpoet'ſcher Hoffnungskeime,
Sel'ge Zeit, ſo reich an matten Scherzen,
Doch weit reicher noch an guten Herzen!

Sel'ge Zeit, wo meilenlange Briefe
Jeder an den Anderen geſchrieben,
Ihm beweiſend aus des Herzens Tiefe,
Daß er unausſprechlich ihn thät lieben;
Daß die Worte nimmermehr genügten,
Ob ſie gleich zehn Seiten lang ſich fügten,
Wo das Herz beſtändig überfloß
Und in Tintenſtrömen ſich ergoß.

Damals waren Dichter nur ſich ſchuldig,
Da, wer Geld hatt', gern dem Andern borgte,
Und dabei ſtets wunderbar geduldig
Seines Schuldners Liedern dankbar horchte.
Ach, du biſt auf immerdar geſchieden,
Nachklang von dem Hubertsburger Frieden!

Wo die ganze Welt ſich ausgeſöhnt
Und man gegenſeitig ſich gekrönt.

Was, o gold'ne Zeit, hat dich geendet,
Warum kannſt du nicht auch jetzt noch walten?
Warum ſollen Dichter, gottgeſendet,
Jetzt nur in Parteien ſich zerſpalten?
Freiligrath von ſeiner Warte ſteigen,
Herwegh ſich nicht vor dem König neigen
Und in eig'ner Wochenſtube Prutz
Sich entbinden nur von Wuth und Schmutz?

Warum? — Darum würde Mancher ſagen,
Und dies Darum läßt ſich vielfach deuten. —
Warum? — „Weil mit Blindheit ſie geſchlagen
Und ſich nicht mehr ſchämen vor den Leuten.
Weil ſie ſich zudrängen, dieſe Recken,
Ihrer Mutter Schaam frech aufzudecken,
Daß der Pöbel ſie, bewundernd, ſieht
Und anſtimmt ihr Gaſſenhohelied."

Dummes Zeug! Wer wird ſo etwas glauben,
Wo es ſich um längſt Bekanntes handelt?
Deutſche Dichter waren damals Tauben
Und ſind jetzt in Adler umgewandelt.

Adler ſtreben einzig zu der Sonnen. —
Seit der allgemeine Krieg begonnen,
Zog die deutſche Poeſie davon,
Und die Schuld hat nur: Napoleon.

Die Revolution hat angefangen :
Wäre ſie in Frankreich ſtill geblieben,
Würden noch die deutſchen Dichter prangen
Vor den andern Völkern durch ihr Lieben,
Und es ſtände in der vollſten Blüthe
Unſerer Poeten Herzensgüte;
Aber, da der Krieg nach Deutſchland kam,
Abſchied ſie auf ew'ge Zeiten nahm.

Denn die Dichter ſind des Tages Söhne,
Und der Tag im neunzehnten Jahrhundert
Fordert, daß man ihn vor Abend kröne,
Schon am Mittag ſpät'ſtens ihn bewundert.
Will der Vater Solches, ei nicht minder
Wollen's ſeine wohlgezog'nen Kinder,
Und ſo kam's, daß vor dem neuen Tag
Jenes Alte fiel auf einen Schlag.

Edler Matthiſſon, das ſind Ruinen!
Darauf kann man Elegieen ſchreiben,

Wie die Dichter, Wespen jetzt, nicht Bienen,
Sich zerſtechen, martern und vertreiben,
Wie die alte Zeit total hinunter,
Wie mit ihr die Liebe ganz ging unter,
Wie verödet ſteht der Muſenhain,
Und mit dir ſtimm' ich wehklagend ein:

„Liebe, deines Tempe Roſenauen
Grenzen an bedornte Wüſtenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düſtert oft der Freundſchaft Aetherſchein.
Viele wurden längſt ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß ſank, wie ihre Grüfte,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Geſänge der Unſterblichkeit"

Sanken auch in Staub. —

O theure Muſe, Jovis zarte Tochter du,
Ich bitte dich, nun höre endlich einmal auf;
Genug haſt du von deutſcher Dichter Weſen mir
Bereits erzählt, zum Aerger und zum Ueberdruß.
Ei! giebt's denn gar nichts And'res in der weiten Welt,
Das zu beſprechen wär' der Mühe wirklich werth,
Als deutſche Dichter? Faſt in jeglichem Geſang

Sprichſt du von ihnen und beleuchteſt gründlich ſie
Auf allen Seiten, daß der kleinſte Flecken ſelbſt
An ihnen ſichtbar wird und Nichts verborgen bleibt.
Wie, giebt es denn in Deutſchland weiter gar Nichts mehr
Als Dichter? — Rede! — Höhniſch nur verſetzeſt du:
„Ein einig einzig Deutſchland iſt ein leerer Traum,
Denn deutſche Bundesſtaaten ſind ja Deutſchland nicht.
Das einz'ge einige Deutſchland, Freund, nach dem du fragſt,
Tritt durch zwei Dinge nur in die Erſcheinung ein:
Das erſte dieſer Dinge iſt der Zollverein,
Das zweite dann die Nationallitteratur.
Der erſte geht die Muſe ganz und gar Nichts an,
Vom Zweiten ſpricht ſie deſto mehr, weil es ihr Stolz,
Das einz'ge Reſultat der deutſchen Einheit iſt.
Und wenn ein einig einzig Deutſchland wirklich iſt,
So iſt dies eine einz'ge Deutſchland auch ihr Werk.“
So redeſt, Muſe, du! o, ich bewund're dich,
Denn dieſes eine einz'ge Deutſchland, das du rühmſt,
Manifeſtirt ſich wunderbar zu unſ'rer Zeit
In unſ'rer Legion von belletriſtiſchen
Journalen, die der Stolz des einz'gen Deutſchlands ſind.
D'rum, beſte Muſe, reden wir von Anderem
Und laſſen wir das Morgen- und das Abendblatt,
Die elegante Zeitung und die ganze Schaar
Der Schweſtern und der Brüder dieſes trefflichen

Geſchlechtes ruhn im Frieden ſtreichender Cenſur.
Wohl eingedenk der Worte: non admittitur!
Reich' mir den Arm, ſehn wir uns um in Heidelberg,
Silen und Dionyſos folgend pflichtgetreu. –

Auf dem Heidelberger Schloſſe,
Wo ſich grün der Raſen breitet,
Sitzen zechende Studioſen,
Von Apollo hergeleitet.

Unten dehnt zu ihren Füßen
Sich die Stadt, ſo reich an Wiſſen:
Und auch ſie ſind, hoch hier oben,
Geiſt zu ſaugen treu befliſſen.

Doch es iſt kein Geiſt der Reben,
Ach, nur Geiſt von Malz und Hopfen.
Als dies Dionyſos ſchauet,
Seine Pulſe zornig klopfen.

„Studioſen, Studioſen!
Gern möcht' ich am Schopf Euch rauſen.
Unverzeihlich iſt's, entſetzlich,
Statt des Weines Bier zu ſaufen.“

Alſo ſprach zu den Studenten
Wuthentbrannt der Gott des Weines:

Wie er auch die Worte ſchleudert,
Rührt ſie doch der Worte keines.

Immer heft'ger ſprach er weiter:
„Wie! Ihr nennt Euch Deutſchlands Hoffen
Und anſtatt vom Blut der Trauben,
Seid Ihr gerſtentrankbeſoffen?"

Endlich blickt ein alter bärt'ger
Studioſus auf vom Schoppen:
„Kommſt Du her, uns zu touchiren,
Meinſt uns ungeſtraft zu foppen?

Erſtlich: will man mit uns reden,
Muß man feine Sitte kennen.
Nicht ziemt ſich's, uns Studioſen,
Meine Herr'n! ſind wir zu nennen.

Zweitens: will ſich ſo erkühnen,
Ueppige Philiſterſeele,
Heißt's beknillt und nicht beſoffen.
O Kameel der Urkameele!

Drittens: meinſt Du, daß den Bierſtoff
Zu vertilgen nur ziemt Gnoten?
Bitte, daß Du darfſt poniren
Und laß guten Wein anſchroten!"

Als er dieſe weiſen Worte
Gab dem Gotte zu genießen,
Ließ dazu den Krug mit Bierſtoff
Ganz er in die Kehle fließen.

Darauf ſprach ein zweiter, zarter
Jüngling, der es auch nicht fein fand
— (Seinen bloßen Hals umſäumte
Eine Elle weißer Leinwand), —

Daß alſo ein Fremder rede
Mit Teutonia's Urgeſchlechte,
Während es voll Hochgefühlen
Bier, wie ſeine Ahnen, zechte:

„Wiſſe, Fremdling, unſ're Väter,
Dieſe Tapferen und Edeln,
Tranken Bier, das ſelbſtgebraute,
Aus erſchlag'ner Römer Schädeln:

Darum ziemt es ihren Enkeln,
Sich der Väter werth zu zeigen
Und in Bier zu commerſiren,
Singend deutſche Schlachtenreigen.“

Als er dies geſprochen, ſchwieg er,
Leert mit Einem Zug den Humpen.

Und es ſagte dann ein Dritter:
„Wein will uns der Wirth nicht pumpen.

Darum willſt Du uns mit Weine
Unſ're durſt'gen Kehlen netzen,
Sei es Dir erlaubt, Philiſter,
Uns, wie ſich's gehört, zu ſetzen.“

Wäre Bacchus Menſch geweſen,
Hätt' er ſchwerlich ſie verſtanden;
Doch ein Gott verſteht natürlich
Dialecte aller Landen.

Deshalb, juſt in guter Laune
War er, daß ihn nicht erboſten
Solche Worte, ſondern ſagte:
„Vor dem Haus, dem altbemooſten,

Habt Reſpect, Ihr kraſſen Füchſe,
Werde mit Euch commerſiren
Und mit einem ganzen Faſſe
Guten Weines Euch poniren.“

Wie ein Blitz traf's die Studenten,
Als ſie ſolches Wort vernommen,
Rückten zu an ihrem Tiſche,
Hießen freundlich ihn willkommen.

Als Silen nun unterdeſſen
Ließ ein Faß mit Wein herrollen,
Zapften luſtig die Studenten
Unermüdlich aus dem vollen.

„Vivat, Bacchus! Bacchus lebe!“
Klang es zu des Gottes Ruhme;
Keiner ahnte, daß mit ihnen
Zeche aller Götter Blume.

Bald war Alles hochbegeiſtert,
Dieſer zänkiſch, jener kindlich,
Auf, an oder unter'm Tiſche:
Er nur blieb unüberwindlich.

Einer ſank hin nach dem Andern,
Er nur zechte ſtets ex vollis.
Endlich fiel der Allerletzte
Mit dem allerletzten Smollis.

Als dem Gotte er verſichert,
Wie er ihn doch gar ſo gut litt,
Weil ſie Brüderſchaft noch tränken,
Da erſtarb ihm das Fiduzit.

Bacchus und Silenos zechten
Immer heiterer und kecker.
Geiſterhaft blickt die Ruine
Und der Mond ſpielt' auf dem Neckar.

Leiſe trieb des Abendwindes
Wehn die Blätter fort, die loſen.
Beide Götter tranken ſchweigend,
Doch laut ſchnarchten die Studioſen.

Es begann der Tag zu grauen
Und ihm folgte hold die Sonne.
Bacchus leert den letzten Humpen
Und Silen ritt auf der Tonne.

Mit dem erſten Morgenſtrahle
Wachten auf die Studioſen;
Doch die Welt dünkt ihnen enge
Und zu weit die eig'nen Hoſen.

Schöne Zeit der friſchen Jugend,
Wo der Leib ſtrebt in die Länge,
Noch zu weit des Beins Bekleidung,
Doch die ganze Welt zu enge'

Sehr verwundert blickten Alle
Hin nach Bacchus und Silenen,
Sahen dieſen ruhig zechen,
Den, ſich auf der Tonne dehnen.

Mit der Nachtmütz', höchſt bedächtig,
Kam der Wirth herangeſchlichen,
Inhaltsſchwer war ſeine Rechnung,
Doch von wenig Federſtrichen.

Bacchus gab ſie dem Miniſter,
Dieſer las, verglich und brummte,
Doch bezahlt' in Gold die Note,
Die ſich ganz anſtändig ſummte.

Gern in deutſchen Mittelſtädten
Läßt man Wand'rern kaum das Hemde
Und beruhigt ſein Gewiſſen
Mit dem Wort: „Es ſind ja Fremde!“

Darum knurrte auch Silenos
Und verbarg nicht ſeinen Aerger.
„Bergſtraßwein iſt's, den wir tranken,
Und man nennet ihn Hubberger. —

Dieſer läßt für Phöbus Uebel
Eben keine Lind'rung hoffen;

Wir, die Götter, blieben nüchtern,
Nur Studioſus ward beſoffen.

Wenn dem Sohn der Wiſſenſchaften
Gar ſo leicht ſteigt in die Krone
Dies Getränk, ſo paßt es nimmer
Für den Sohn von Frau Latone.

Denn was einem jungen Schüler
Leicht kann den Verſtand zerbeizen,
Wird im Gaumen ſeines Meiſters
Prickelnd kaum die Zunge reizen.“ —

Als Silenos dieſes ſagte,
Lauſchten ſtaunend die Studenten,
Die dergleichen nie vernommen
Aus dem Munde der Docenten.

Denn es ſchmeicheln ihren Hörern
Gar zu willig Profeſſoren,
Daß nicht eine einz'ge Seele
Gehe — der Quäſtur verloren.

Dieſes iſt nur eine Note
Von den vielen wunderlichen,

Die ex margine in textum
Sich zufällig eingeſchlichen.

Die Studenten waren endlich
Meiſter ihrer ſteifen Glieder,
Stopften ihre Pfeifen, ſtiegen
Dampfend von den Bergen nieder.

Weilten hier und da mitunter,
Daß ſie Arm' und Beine ſtreckten,
Und begaben ſich dann ſämmtlich
In's Collegium für Pandecten.

Denn drei Viertel der Studioſen
— Heil dem kommenden Geſchlechte! —
Schöpfen, Deutſchlands künft'ge Richter,
Hier am Quell vom röm'ſchen Rechte.

Ziehen dann in alle Gauen
Deutſchen Reichs, wohlunterrichtet,
Wie nach Vorſchrift der Digeſten
Deutſcher Bauern Streit man ſchlichtet.

Deutſchland, ja, ſo haſt du immer
Dir das beſſ're Theil erwählet,

Da dir, ſelbſt nach tauſend Jahren,
Doch das eig'ne Recht noch fehlet.

O gewiß, du biſt beharrlich
Und man darf dich nimmer ſchelten,
Wo du aufgiebſt Juſtinianus,
Läſſeſt du Napoleon gelten.

Zehnter Geſang.

Was Bacchus hat in Heidelberg gewollt,
Daraus, o Muſe, werd' ich nicht recht klug,
Da er ſchon gleich nachher davon gerollt,
Mit der Locomotive erſtem Zug.
Sie haben nicht einmal beſchaut das Schloß,
Sie ſtiegen nicht hinab zum großen Faß.
Geſchah denn etwas, das ſie ſehr verdroß?
Neugierig bin ich nicht — aber liebe Muſe, wenn ich dich
bitten darf, ſei ſo gut und — erklär' mir das.

Du meinſt: — Silenos trüg' die Schuld allein. —
Nachdem die Reiſecaſſe er gezählt,
Sprach er: „Zahlt man ſo viel für Pfälzer Wein,
Das Geld zuletzt uns für den Rheinwein fehlt.“
Er handelte hier wie ein braver Mann. —
Treu üben ſtets Miniſter ihre Pflicht.
Wenn ſich Bedeutendes ein Fürſt erſann,
So ſagen ſie: „Ja, das iſt ganz vortrefflich, mein gnädigſter

Herr, und würde dem Lande auch ſehr erfreulich ſein, aber wir müſſen leider den ſchönen Gedanken fahren laſſen, denn unſ're Mittel — die erlauben's nicht.

Ein guter Fürſt, der kein Verſchwender iſt,
Schenkt dem Miniſter willig dann Gehör,
Weil der ihm gleich beweiſt zur ſelben Friſt,
Wie kein Kameel geht durch ein Nadelöhr,
Das heißt, daß man für Wiſſenſchaft und Kunſt
Kein Geld hat übrig; doch noch manche Schuld
Und es genügt hier auch des Fürſten Gunſt.
Die Maler, — Bildhauer, Dichter, Gelehrte, welche kein Brodfach treiben, und wie dieſe Leutchen alle heißen, verdienen ſo ſchon Geld genug und ſind ſtets ganz ſatt, wenn ſie nur für ihre eigentlich doch dem Lande Nichts nützenden Leiſtungen der Fürſt —
beglückt mit ſeiner Huld.

Bei Schloſſer hätte nämlich Bacchus gern
Einmal in der Geſchichte hospitirt,
Den Mann zu hören, deſſen Aug' ein Stern
Der Vorzeit dickſte Nebel penetrirt.
Den Nichts beſticht, und der, ſich ſelber wahr,
Die Wahrheit kündet, ganz wie er ſie ſchaut. —
Doch daß Geſchichte werde offenbar

Den Fürſten — das iſt's, wovor am Ende mit Recht jedem gewiſſenhaften Miniſter, und alſo auch Silen, in — tiefſter Seele graut.

Geſchichte tauget für Regenten nicht;
Sie macht ſie irre, denn ſie wählen leicht
Sich einen Helden, der ihr Herz anſpricht,
Und den ein Späterer doch nie erreicht.
Wenn nun ein Fürſt nach ſolchem Vorbild ſtrebt,
Geſchmückt mit einem Strahlendiadem,
Und ganz und gar in dem Gedanken lebt,
So will er — auch ſelbſt regieren, und weil das Selbſtregieren leicht die Staatsmaſchine in Unordnung bringen kann, da ein Fürſt unmöglich ihre tauſend und aber tauſend Räderchen, Federchen und Hebelchen kennt, die alle ſo eng in einander greifen und das große Staatsrad treiben, ſo wird dergleichen jedem Miniſter natürlich ſtörend — läſtig und höchſt unbequem.

Das war nun ſo Silen's geheimer Grund,
Weswegen er zum Weiterreiſen trieb.
Beredſam wurde ſein ſonſt fauler Mund
Und er ſprach mehr, als ihm im Herzen lieb;
Denn Bacchus weilte lang bei der Idee. —
Zuletzt drang endlich der Miniſter durch,

— Die haben, glaub' ich, immer eine Fee
Im Sold, — ob es eine gute Fee ſei, oder eine böſe, wage ich nicht zu entſcheiden; es muß aber doch eine gute ſein, denn jeder Fürſt betrachtet ſeinen Miniſter als — einen treu ergebenen Lykurg.

Jetzt, Muſe, haſt du mir genug erklärt,
Und was du ſagteſt, war juſt nichts Enorm's. —
Ich weiß nun ſchon, daß Bacchus weiter fährt,
Von Mannheim mit dem Dampfſchiff gleich nach Worms.
Doch künde mir, warum mit Proſa ſchließt
Jedwede Strophe — den Sirenen gleich,
Wo aus dem ſchönen Leib ein Fiſchſchwanz fließt —
Was iſt das für — eine neue Manier; ſolche Verſe zu machen, Fräulein Muſe, alle Regeln aufzuheben, das iſt, nimm mir's nicht übel, ein, wenn nicht abſcheulicher, doch, glimpflich geſagt — ein ganz verrückter Streich.

Noch haſt du mich nicht, Muſe, ganz bezwungen,
Und da wir Bacchus ſo nach Worms geleiten,
So ſollſt dafür im Maaß der Nibelungen
Du jetzt, zur Strafe, mit mir fürbaß ſchreiten.
So ehren wir zugleich die alte Stadt,
Und werden wir auch von den Verſen matt,
So — beweiſen wir der Welt, daß wir Mittelhochdeutſche For-

men aus dem Fundamente ſtudirt haben, und daß wir alſo in einigen Staaten des deutſchen Bundes uns als qualificirt zum Schulamtscandidaten für die Gymnaſien ausweiſen können, die, um amo und τυπτω einzutrichtern, auch müſſen die Nibelungen zu interpretiren gelernt haben. — Aber, das iſt ja gräßlich — nun ſitze ich ſelbſt in der Proſa feſt. — Muſe, retten wir uns mit raſchem Sprunge heraus, ſchnell nach Worms und in die Noth der Nibelungen hinein:

Manec puſune lute vil krefteclich erdöz
von trumben und von vloiten der ſchal wart ſo groz
Daz Wurmez diu vil wite dar nach lute erſchal
Die hoch gemuoten helde ze roſſe kamen über al.

So blieſen die Poſaunen, daß es ringsum ertoſt.
Doch lauter klang das Zanken der Damen, ſchwer erboſt.
Frau Prünhilt und Frau Kriemhilt, von dieſer vrouwen bagen
Hat manch Jahrhundert uns den ſchweren Zwieſpalt zugetragen.

Denn d'rüber, daß ſich zankte ein Weib mit anderm Weib,
Verlor ſo mancher Recke den ſtolzen jungen Leib.
O Gott, wie oft geſchah es, daß wenn die holden, guten
Friedfert'gen Frau'n ſind uneins, die Männer müſſen dafür
bluten.

Das lehrt die Weltgeſchichte fürwahr in jedem Buch,
Daß in ſich kleiner Anfang oft großes Uebel trug,
Und doch wird niemals klüger das menſchliche Geſchlecht
Und Helden ſterben fechtend, ob Kriemhilt oder Brunhilt habe Recht.

Der Nibelungen Klage und Noth! tiefdunkle Schrift,
In der die Wahrheit doch nur ein Eingeweihter trifft,
Du biſt nicht bloße Kunde, biſt mehr: Allegorie,
Kriemhilt — Liberalismus und Prünhilt — Ariſtokratie.

Die beiden Weiber werden ſich zanken alle Zeit
Und manch biderben Recken bringen in großes Leid.
Prünhilt hat einen Gatten, der König iſt geboren,
Und Kriemhilt einen Helden ſich zum Gemahle auserkohren.

Darum läßt eben Prünhilt die Kriemhilt nimmermehr
Als ihres Gleichen gelten. Das ärgert dieſe ſchwer.
Das alte Stück es ſpielet noch täglich in der Welt;
Frau Prünhilt hat den Adel, Frau Kriemhilt aber hat das Geld.

Frau Prünhilt meinet immer, ſie wäre beſſer doch,
Frau Kriemhilt weiſt ihr tückiſch, ſie ſei ihr ſchuldig noch,
Denn als Herr Gunther warb um die viel ſtolze Maid,
Hätt', ohne Kriemhilts Mann, er ſie doch nimmermehr gefreit.

Frau Kriemhilt iſt die Schweſter, die hat man gern vermählt
Dem erſten beſten Helden, der nicht die Mitgift zählt;
Das heißet allegoriſch: Dies iſt der wahre Grund,
Weshalb Ariſtokraten ſich finden in der Liberalen Bund.

Denn alle jüngern Brüder und Schweſtern, ſo für's Stift
Und die Armee beſtimmt, ſolch Unrecht doppelt trifft;
Da ſie nicht wie die Aeltern mit Gütern können prahlen,
So zieh'n ſie, dieſen recht zum Trotze, zu den Liberalen.

Im Grund bleibt aber Kriemhilt des Königs Schweſter ſtets,
Und ändern ſich die Dinge, zu Hofe wieder geht's.
Wird man dort, wie man's fordert, begütert und geehrt,
Erſt zu Conſervativen, zum Stamme d'rauf man reuig wiederkehrt.

So findet Alles wieder ſich an dem alten Platz,
Zwar geht dabei verloren der Nibelungen Schatz.
Doch iſt das auch ein Glück; könnt' man zu ihm gelangen,
Wär' ja für deutſche Dichter der Stoff zu Verſen ausgegangen.

Daraus ſchließt die Weltweisheit: Was iſt, nun, das iſt gut;
Und d'rum auf der Weltweisheit die Weltenordnung ruht.
So lange Brünhilt denkt den erſten Platz zu halten,
Bleibt auch mit Wohlbedacht im Reiche Alles bei dem Alten.

Ihr, Docen, Hagen, Zeune, Lachmann, Gebrüder Grimm,
Hüter der Nibelungen! o hört auf meine Stimm'!
Die Deutung hat noch Keiner vor mir hineingetragen,
Von kuener recken ſtriten muget ir nu wunder hoeren ſagen.

Und du, geiſtreicher Göttling! dem es einmal erſchien,
Als ſei es ganz daſſelbe mit Guelf und Ghibellin:
Iſt Alles denn was And'res, als das ererbte Recht,
Das das geborne Recht nur halten will als einen nied'ren Knecht?

Glaub' mir, es ſpielet immer — juſt nicht zu Aller Glück —
Auf dieſer Erdenbühne das wohlbekannte Stück,
Jehovah und der Satan, Herr Zeus und die Titanen,
Guelf, Ghibellin' ſind nur: die mit und ohne Ahnen.

Da wo ſich mit der Zunge ſo manchen Streich verſetzt
Frau Brünhilt und Frau Kriemhilt, da wachſen Blumen jetzt
Zuo Wurmez vor dem Münſter, da iſt es wie ein Garten,
Wie hübſche Kinderzofen die lieben Kleinen ſorglich warten.

Gottlob, es geht die Erde ſtets ihren alten Lauf,
Wo Königinnen zankten, ſproſſen doch Blumen auf;
Und wie ſich auch die Menſchen in Streit und Kampf begegnen,
Die Sonne wird d'rauf ſcheinen, fruchtbare Wolken darauf regnen.

Weil aber ſolche Lehre enthalten in dem Buch
Und man d'raus lernt, wie immer laſtet derſelbe Fluch,
Hat jeder Lehrer Recht, wenn er die Nibelungen
Auf dem Gymnaſium lieſt mit den hoffnungsvollen Jungen.

Zwar iſt die Sprache todt, allein die Sache lebt;
Mit Varianten iſt die Urſchrift ganz durchwebt,
Und da Viel zu erklären und Manches furchtbar ſchwer,
Kann's nicht dem Deutſchen ſchaden — lernt er noch eine todte
Sprache mehr.

Ei, Muſe, wie haſt du dich gehen laſſen
Und recht etwas zu Gute dir gethan,
Indeſſen ſich des alten Wurmez Gaſſen
Mit Eilſchritt Bacchus und Silenos nah'n.
Sie kümmert nicht der Nibelungen Streit,
Nicht Brunhilt's Zorn, Chriemhildens tiefes Leid,
Sie wollen nicht den Roſengarten ſchauen,
Sie wollen nur die Milch der lieben Frauen,
Wie ſich's gehört, an Ort und Stelle koſten.

Jetzt endlich ſind ſie nah dem edeln Weine,
Den Deutſchland pflegt in ſeinen reichen Gauen,
Und wollen prüfen, ob dem Moſt vom Rheine

Apolls Geneſung ſei anzuvertrauen.
Zwar thaten ſie ſchon manchen guten Trunk,
Seit ſie begonnen ihre Wanderung,
Doch glaubten ſie noch immer nicht das Rechte
Entdeckt zu haben, das die Heilung brächte
Dem Gott der Dichtkunſt und der Sonnenpoſten.

Auf ſanftem Hügel hebt ein frommer Bau
Sich ſtill empor, deß Fuß umkränzen Reben;
Hier wächſt die ächte Milch der lieben Frau,
Und klug wie thöricht an der Wand daneben
Sind jene oft gefeierten Jungfrau'n
Mit Oel und ohne, feſt aus Stein gehau'n,
Die man im Leben hört ſo viel erwähnt,
Nach denen ſich jedoch kein Bräutigam ſehnt,
Denn Beider Beiwort ſcheucht die Luſt zum Freien.

Ein ſanftes Schmunzeln röthete Silen
Das kaum noch mehr zu röthende Geſicht,
Als er den Rebenhügel angeſehn,
Worauf er ſo zu Dionyſos ſpricht:
„Hier, o mein Fürſt, beginnt der Zweck der Reiſe,
Das Frühere war doch nur Vorfeſtſpeiſe,
Hier muß man gründlich ſeiner Pflicht gedenken,
Aufmerkſamkeit den vollen Bechern ſchenken,
Hier darf ich läng'res Bleiben prophezeien.“

Bacchus erwiedert Nichts; er war verſunken
In ſüße Träume einer ſchönen Zeit;
Er ahnete, was er noch nicht getrunken,
Ein Gott iſt ja in Alles eingeweiht.
Begeiſterung erfaßt' ihn; ein Geſang
Verkündet es, der wunderbar erklang,
Auf den zu lauſchen kamen die Najaden
Sammt den Dryaden und Hamadryaden,
Allein von dem die Sterblichen Nichts hörten;

Die ſind einmal für Götterlieder taub.
Die Menge hat dafür ja nie ein Ohr,
Sie ſucht, was ſie begeiſtern kann, im Staub
Und blickt ſtets ungern himmelan empor;
Deshalb wird auch in unſern deutſchen Landen
Ein echter Dichter ſelten ganz verſtanden.
Was göttlich iſt, bleibt ewig unbequem
Und iſt daher dem Pöbel nie genehm,
Den große Dinge ſtets in ſeiner Ruhe ſtörten.

Darum zieht auch der Pöbel gern den Dichter
Zu ſich herab, ſtrebt er ihn zu genießen,
Wirft ſich vermeſſen auf zu ſeinem Richter
Und forſcht, ob Jenem leicht die Verſe fließen;
Denn Höh'res zu erkennen macht ihm Noth,

Auch ſucht er ſtets ihn neben ſich im Koth,
Weiß hier der Dichter ſich zu ihm zu finden,
So wird er froh den Lorbeerkranz ihm winden
Aus Blättern, ſo er ſparte an der Suppe.

Ein wahrer Dichter ſpricht mit Götterzungen,
D'rum dringt er nur in wenig Herzen ein
Und ſteht, wie ſchön ihm auch ſein Lied gelungen,
Doch auf des Lebens Höhe meiſt allein. —
Ach, liebe Muſe, das iſt weltbekannt,
Ich ließ dich reden, weil ich ſtets galant,
Doch mag ich nicht das Alte ewig hören.
Viel lieber lauſcht' ich zu den vollen Chören
Bacchus — Silens — der Nymphen: — ſelt'ne Gruppe!

Du ſagſt, die Sterblichen vernahmen's nicht. —
Leicht wird den Menſchen Götterlied verderblich,
D'rum überſetze du mir das Gedicht
— Du mußt es ja verſtehn — du biſt unſterblich, —
In mein geliebtes Deutſch — du ſchlägſt mir's ab?
Wär's möglich — Tückiſche! winkſt mir: Zieh' ab,
Vermeſſener! Geſchöpf aus Feuer und Lehm! —
Ei — Muſe! — Du machſt dich unangenehm,
Doch glaube nicht, mich leichten Kaufs zu kränken.

Der Götter Sprache kann ich nicht verſtehn,
Da haſt du Recht — auch hat's mich nicht verletzt;
Doch warum ſollt' es denn auf Deutſch nicht gehn,
Da doch der Deutſche Alles überſetzt?
Geh', frag' nur einen Leipziger Verleger,
Der findet, dir zum Trotze, Ueberträger;
Lohnt er ſie ärmlich gleich für ihre Mühe,
Zahlt er doch viel — wie Kollmann Eugen Suë,
Für's Recht, die Concurrenten zu beſchränken.

D'rum kannſt du einen guten Handel machen,
Wenn du damit dich an Herrn Kollmann wendeſt
Und mit der Poſt die allerneuſten Sachen
Ihm ganz direct aus dem Olympos ſendeſt.
Wird's, wis der ew'ge Jude, auch Geweſche,
Er ſtellt ſich ſelber mannhaft vor die Breſche
Und überſchüttet Jeden mit Prozeſſen,
Der zu rivaliſiren ſich vermeſſen,
Sein Recht auf Deutſchland kauft' er in Paris. — —

Unwillig, Muſe, wendeſt du dich um
Und magſt nicht länger von den Dingen reden.
Ja, du haſt Recht, viel beſſer, man bleibt ſtumm,
Als daß man ſucht dergleichen anzufehden.
So kommt man von den Dichtern in den Koth. —

Solch ein Buchhändler wird nicht einmal roth,
Wie man Geſchrei auch von dem Treiben mache,
Ihm gilt ja nur ſein Seckel, nie die Sache,
Die ohne Nutzen ſtets er ſinken ließ.

Aber, Muſe, was Bacchus ſang,
Hätt' ich doch gar zu gern belauſcht,
Ich bilde mir ein, daß es erklang,
Wie Sturm durch Aeolsharfen rauſcht.
Ueberſetze mir's doch, ich bitte dich innig; —
Doch du biſt ſtörriſch und eigenſinnig
Und für mein Bitten nicht zu Haus.
Gut — da beſchwör' ich mir Feen und Elfen,
Die ſollen — da du dich weigerſt, mir helfen,
Und denke mir es ſelber aus.
Wohl glaub' ich, daß es mir mislingt,
Mit meiner ſchwachen Stimme zu ſingen,
Wie ein Gott, deß Lied gewaltig klingt,
Daß es muß zu jedem Herzen dringen;
Aber, Beſte, du haſt ſelber Schuld
Und ließeſt vom Eigenſinn dich bethören,
D'rum wappne dich nun mit Geduld,
Des Bacchus Hymne anzuhören.
Iſt, was ich gebe, nur Katzengold,
Macht's zu begreifen auch keine Müh'. —

Still, liebe Freundin, nicht gegrollt!
Perrin Dandin, tu l'as voulu.
Eh' wir von Bacchus weiter erzählen,
Darf auch ſein Hochgeſang nicht fehlen.
Heraus denn, Anapäſt, Jambus,
Laßt ſchmieden euch an meinen Flammen,
Ich ſchweiße, ſo gut ich's kann, euch zuſammen
Zu Bacchus eigenem

Dithyrambus.

Wechſelgeſang.

Bacchus. — Silen. — Chor der Dryaden, Najaden u. ſ. w.

Bacchus.

An der Sonne kochendem Strahl,
Gezeitigt vom perlenden Thau der Nacht,
Reifſt du unſichtbar und ſchweigend,
Wie großer Thaten dämmernde Ahnung
In eines Knaben göttlicher Seele,
Geiſt der Traube!
Du dereinſt, wie jetzt und immer
Unter den ſtillen Beherrſchern der Welt
Nicht der Geringſten Einer.
Geſtürzt ſind die Götter!

Ich ſelbſt, der dich in blühenden Tagen
Von des Alltags feſſelnden Banden erlöſte
Und im eigenen Kampf mit deinem Inneren
Zum Helden dich erſtarken ließ,
Ich wandle nur noch als Spott geſunkener Größe,
Ein entlaſſener Gott
Auf der Erde einher. —
Du aber, du haſt dich, ein ewiger Fürſt,
Auf deinem Throne behauptet
Und über aller Zeiten Wandlung
Biſt du gebietend hinweggeglitten,
Alleiniger Erbe der Kraft deines Gottes,
Leiſe gewaltiger Geiſt!
Ueber Geiſter herrſcheſt am Mächtigſten du,
Und nur geiſtloſe Menſchen
Wenden ſich von dir ab,
Dem Gemeinen gehorchend,
Das Feuer verlangt,
Aber die helle
Hoch auflodernde himmliſche Flamme verſchmäht.

Chor.

Eingewiegt von Glockenſummen,
Von der Orgel gezogenen Tönen,
Von den Liedern bußfertiger Thoren,

Schlummerten wir Jahrhunderte lang.
Wir hörten nicht mehr der Echo klagende Stimme,
Die mit traurigem Laut ſelbſt frohes Gelächter
Nachahmt erwiedernd,
Nicht mehr die tändelnde Flöte der Hirten
Unter der Buche weitbeſchattetem Boden. —
Nur alte Bilder verklungener Tage
Zogen mit ihren verblichenen Farben
Unklar vor unſerer träumenden Seele vorüber.
Welch urmächtiges,
Uranfängliches Wort
Weckt uns aus verwitterndem Schlafe?
Wir fühlen, wir fühlen
Eines Gottes zeugende Gegenwart.

Silen.

Duft des Geiſtes, der da reifet,
Wie umſpielſt du mir die Sinne,
Daß mein Auge rückwärts ſchweifet,
Alte Herrlichkeit wird inne!
Ha, ich kann mich wieder baden
In den heißgeliebten Lüften,
Die ſich voller Kraft entladen,
Mit einander brauſend kämpfen
Und in ſieggewohnten Dämpfen
Brechen aus den Felſenklüften.

Bacchus.

Als ich zuerſt dich befreit,
Da zogen wir ſiegreich
Ueber die Erde dahin
Und mit mächtiger Hand,
Erobert' ich dir
Der mild waltenden Ceres Gebiet.
Ihres Thrones ſchönere Hälfte
Räumte dir willig die liebende Göttin
Und ihrer Prieſter dankbar Geſchlecht
Opferte fortan Beiden zugleich;
Freudig ſie preiſend,
Betete dich aufjauchzend es an.

Chor.

Kommt ihr wieder, helle Tage,
Schlinget wieder froh die Rebe,
Liebeglühend, eng umarmend
Sich, aufrankend um die Ulme?
Brauſet ſtürmend durch die Waldung
Wieder Bacchus mächt'ge Luſtſchaar?
Schließen ſich die Faunen lüſtern,
Weinlaub um die Hörner windend,
Wieder den üppigen,
Sinneberauſchenden,

Sinneberauſchten
Bacchantinnen an?
Sind wir von Neuem wieder
Stilllauſchende, tief verſchwiegene Zeugen
Unbezwinglicher, nimmer ermattender
Uranfänglicher Liebesgluth?

Silen

Hold umfächelt mir die Stirne,
Kühlung hauchend, Rebenblüthe:
Wild geht mir es zu im Hirne,
Aber friedlich im Gemüthe.
Bin ich wirklich bei den Inden,
Ziehen wir von Sieg zu Siege?
Kaum kann ich darein mich finden!
Küſſen mich die ſchönſten Weiber,
Volle Buſen, heiße Leiber,
An die ich mich ſelig ſchmiege?

Bacchus.

Uns ewige Götter
Stürzte vom Thron
Die uralte Nothwendigkeit,
Die düſtere Mutter des Möglichen.
Verbannten Fürſten gleich

Ward der helleniſchen Welt
Strahlendes Himmelsgeſchlecht.
Eine neue Erde geſtaltete ſich
Mit neuen ſie beherrſchenden Mächten.
Du nur, Geiſt,
Eines Gottes Sohn,
Trateſt ſchweigend und unbemerkt,
Aber deiner Herrſchaft ſicher,
Unwandelbar
Aus der Vorzeit verglimmenden Tagen
Hinüber in die neue Zeit
Und bezwingeſt noch immer wie vordem die Erde.
Heil dir!

Chor.

Was ein Gott der Welt gegeben,
Muß ihr folgen durch Aeonen;
Denn nach ewigen Geſetzen
Bleibt es ihr in ew'ger Jugend;
Wie ſich auch die Zeiten wandeln,
Siegreich ſchreitet es mit ihnen;
Ob auch die ſchwankenden
Söhne der Erde
Das Gott Entſtammte
Nicht ſtets erkennen.

Die Gottgeweihten unter ihnen
Bewahren, in durchleuchteter Seele,
Des Götteranblicks
Immer befruchtende ſüße Erinn'rung
In geweihten Myſterien ſich.

Silen.

Einen Rauſch, nur einen wieder,
Wie ſie damals mich beglückten,
Als des Taumels Wunderlieder
Selbſt Jakchos hoch entzückten!
O wie wollt' ich ſüß mich dehnen
Auf dem vielgetreuen Eſel
Bei den prächtigen Hellenen. —
Ach — nun wach' ich auf vom Traume!
Bin ja an des Rheines Saume,
Fern von Hellas — nah' bei Oberweſel.

Bacchus.

Du träumſt, geliebter Geiſt,
Und im Traume reifeſt du
Naher Herrſchaft gewiß.
Träume nur, herrſche nur fort,
Menſchenbeglückender Götterſohn!
Mögen indiſcher Sonne Strahl
Zu dir tragen die nimmer raſtenden Lüfte;

Möge olympiſcher Thau,
Wie er einſt für dich ſich gebildet,
Aus dem befruchtenden Odem der ewigen Götter,
Dich in deiner durchſichtigen Wiege
Tränken zu ſüßem Gedeihen! —
Selbſt an barbariſchem Strande
Sollen freundliche Winde dich ſchaukeln,
Und der Kinder der Erde
Nie verſiegende Freude du ſein!
Bleibe der Menſchheit Glück und Luſt,
Daß die Staub athmenden Söhne der Gaea
Dankbar dich ſegnen,
Wie dich ſchaffend ſegnete Bacchus.

Chor.

Evan Evoe! ſeliger Traum,
Warum rauſcheſt ſo ſchnell du vorbei!
Deine glänzenden Farben bleichen,
Grauſam hüllet die Nacht
Unſere ſüßbewegten Sinne
In ihre Schleier ein
Und der grauende neue Tag
Findet uns lautlos und ſtumm.
Wehe, gefallener Götter
Unabwendbar trauriges Loos!

Vielleicht ſang Bacchus ſo, ich glaub' es gern,
Denn traf ich's, ſchmeichelt's meiner Eitelkeit;
Gewiß ſang ſo Silenos, halb modern,
Denn ein Miniſter dient ja jeder Zeit
Und hält, mit gar gewandter Höflingsſitte,
Stets zwiſchen Alt und Neu
(das heißt zwiſchen Fürſt und Volk)
ſchlau die gerechte Mitte.

Wär' ich wie Bacchus, hätt' ich ſo geträumt.
Wer träumte denn nicht gern von Jugendtagen,
Wo noch kein Grau die helle Stirn umſäumt,
Und was uns freut, keck an das Licht wir tragen!
Ich mein', er that es auch — nicht wahr, mein Leſer?
Wenn wir's nur glauben — das heißt, wir Beide, da iſt's auch ſo, und wir kümmern uns den Guckguck um die ganze Legion der — kritiſchen Poſaunenbläſer.

Es war alſo die Milch „der lieben Frau!"
Die Bacchus ſo mit Götterkraft geſegnet.
Ja, ja, die war's — ich weiß es ganz genau.
D'rum freue ſich, wem öfter es begegnet,
Daß ſie ihm unverfälſcht wird vorgeſetzt
Und ihm den Gaumen und das Herz — mit ihrem wunderbaren Duft und ihrem Geiſte —
wie ſich's gehöret, letzt.

Als Bacchus mit dem Hymnos fertig war,
Brach an der Tag, Betglocken ſummend klangen;
Es krähte rings der Hähne bunte Schaar,
Ein chriſtlich Morgenlied die Wächter ſangen.
Die Poſten wurden der Ablöſung froh,
Da ſchrak der Gott zuſammen — denn der Unterſchied zwiſchen dem antiken Hellas und den chriſtlich-germaniſchen Bundesſtaaten traf ihn zu mächtig und er wurde ſehr beſcheiden wieder, was er auf der ganzen Reiſe geweſen — ein Gott incognito.

Eilfter Geſang.

Am Mittag zechten Bacchus und Silen
Im Rhein'ſchen Hofe an der Table d'hôte,
Und ließen unberührt den Tiſchwein ſtehn,
Da echte Frauenmilch der Wirth anbot.
Sie ſchlürften ſchweigend dieſes edle Naß,
Silen beſonders war davon ganz ſelig,
Und ſprach mit Luſt: „Gebt mir ein volles Faß!
Vor jeder Thräne dieſe Thräne wähl' ich.
Gern würd' ich Säugling um des Weines willen
Und tränke noch an der Frau Mutter Brüſten,
Daß ſie gewaltſam mich entwöhnen müßten;
Mir wär' es keine Schande. —
O dreifach Heil dem Lande,
Wo Frau'n mit ſolcher Milch die Kinder ſtillen!
Man brauchte nicht in Schlummer mich zu wiegen,
Denn trinkend würd' ich allen Schlaf beſiegen."

Am Tiſche ſaß ein Reiſender, deß Wort
Stets aller Andern Worte übertäubt,

Und der, noch eh' er Platz genommen dort,
Sorgfältig erſt den weißen Hut abſtäubt,
Dann ſelbſtgefällig ſich im Spiegel ſah,
Die Schleife ordnete an der Cravatte,
Die Vatermörder zupft dem Kinne nah',
Und als er auch ſein Haar geſtrichen hatte,
Den Teller abwiſcht mit der Serviette;
Darauf ſich ſiegreich umſchaut, ob nicht Damen
Ihm gegenüber ihre Plätze nahmen,
Und die am Tiſche ſaßen
Und ſtill die Suppe aßen,
Beäugelte durch goldene Lorgnette,
Der auf des Helden Bruſt ein Platz geworden
An breitem Band, als wär's ein hoher Orden.

Sprich, Muſe, kennſt du dieſen Menſchenſohn?
Ich glaub', er freut ſich vornehmer Verwandtſchaft.
Geſchmückt ſein Leib, gezierter noch ſein Ton.
Ein Attaché ausländiſcher Geſandtſchaft,
— (Von denen, die in Frankfurt ihren Sitz
Einnehmen, bloß daß ihre jungen Männer
An deutſcher Sprache üben Kunſt und Witz,
Und wohlfeil werden Pferd'- und Menſchenkenner) —
Iſt er beſtimmt. In ſeinem ganzen Weſen
Liegt ein Gewiſſes, das nicht definibel,

Vornehm und nicht, ſo incomprehenſibel;
Doch daß er zu logiren,
Diniren und ſoupiren
Pflegt in Hôtels, das läßt ſich darin leſen,
Auch daß, wo er einmal das Wort genommen,
Kein Anderer mehr kann zu Worte kommen.

Nun, Muſe, ſchnell, wer iſt's? — Du lachſt mich aus
Und ſprichſt, wie kann ſo ſchrecklich blind man ſein?
Der Menſch dort reiſt für ein Champagnerhaus
Und iſt daheim zu Frankfurt an dem Main.
Es pilgert dieſer treffliche Geſell
Allüberall anpreiſend ſeine Waare,
Von Ort zu Ort und jegliches Hôtel
Kennt er genau und kommt mit ihm auf's Klare.
Den Wirth ſucht immer er zu protegiren.
Gebildet iſt er, ſpielt das Pianoforte,
Raucht ſtets Cigarren von der feinſten Sorte.
Halb Deutſcher, halb Franzoſe,
Schnupft er aus ſchott'ſcher Doſe;
Pflegt mit den Stubenmädeln zu ſponſiren,
Erzählt dem Oberkellner Anekdoten
Und läuft juſt nicht davon vor derben Zoten.

So bildet er den Glanzpunkt im Hôtel,
Sein Lieblingswort, ſein ſtetes iſt: „Famos!“

Und bringt die Rede man auf Iſrael
Ruft er hinein: „A Judd is als a Oos!“
Spricht man von Frankreich, iſt er radical,
Bei Deutſchland aber gern er ſich geniret
Und ſchmiegt vor jedem „von“ ſich wie ein Aal,
Wenn viel Champagner dies „von“ conſumiret.
Rothwein iſt ſein Getränk, weit ſelt'ner blanker:
Doch läßt, eh' noch der Braten weggenommen,
Er ſchon Champagner-Prima-Sorte kommen,
Und ſchenkt mit manchen Witzen,
Denen,. die nah' ihm ſitzen,
So gaſtfrei ein, wie ſeinem Arzt ein Kranker;
Spricht dann gelegentlich bei einer Pauſe:
„Trinke Se doch! Er is von meineme Hauſe.“

O Deutſchland, was auch Muſſet ſang vom Rhein,
Doch haſt du nichts zu fürchten, Vaterland!
Denn dieſe Männer ſchlingen ganz allein
Ein unzertrennlich ewig Friedensband
Zwiſchen Frankreich und dir. Die Politik
Iſt ihres Glanzes ſonnenhelle Seite;
Nicht minder ſtark ſind ſie in der Kritik
Und ihre Bühnenkenntniß geht in's Weite.
Sie kennen jeder Oper Primadonne,
Sie wiſſen viel Ergetzliches zu melden

Von jedem Intriguant und jedem Helden;
Es wanket nie ihr Glaube
An Gutzkow und an Laube,
Doch Beckmann in Berlin iſt ihre Wonne;
Auch darf ſich hier kein Anderer erfrechen,
Wo ſie entſcheiden, je zu widerſprechen.

Ein Solcher war es nun, der, als Silen
Sich ſo an der Liebfrauenmilch ergetzt,
Verwundert lange ſchon ihm zugeſehn
Und plötzlich ihn ganz keck zur Rede ſetzt.
„Was trinken Sie, mein Herr, nur an dem Wein,
Das iſt ja ſaures Zeug und ohne Kraft;
Der Name ſicher thut es ganz allein
Und der iſt's auch, der ſolchen Ruf ihm ſchafft.
Wenn nicht Liebfrauenmilch er wär' geheißen,
Kein einz'ger Menſch würd' etwas aus ihm machen,
Wahrhaftig, werther Herr, es iſt zum Lachen!
So läßt man mit Vergnügen
Vom Namen ſich betrügen.
Ja, wahrlich, Herr, vom Stuhl könnt's Einen ſchmeißen.
Da lob' ich mir doch echte crême de Bouzy,
D'rin ſteckt, ſpricht mein Freund Freiligrath, die Pouſſe."

Als er dies ſagte, lacht er hochentzückt,
Weil einen neuen Witz er angebracht,

Obwohl es ihn im Innern etwas drückt,
Daß an der Tafel Niemand mit ihm lacht.
Silen, der ihm ein Elberfelder ſchien,
Von denen, die in ſeid'nen Bändern reiſen,
That obendrein, als hört' er nicht auf ihn,
Und ward nicht ſatt, den guten Wein zu preiſen,
Beſtellte auch noch eine friſche Flaſche.
Als Jener das, mit inner'm Grimm, bemerkte,
— Was ihn im Elberfelder Wahn beſtärkte, —
— Unmöglich, daß er irrte —
Fliſtert er zu dem Wirthe.
„Warte Se nur, den hab' ich in der Taſche,
Den Seidehändler weiß ich als zu faſſe,
Der ſoll uns bald Champagner komme laſſe.“

Silen trinkt, Dionyſos trinkt und ſchweigt.
Von Neuem ſagt nun der Champagnermann:
„Was als Liebfrauenmilch dem Gaſt man reicht,
Man auch im Katerloche ſinden kann;
Und wenn man's nicht im Katerloche ſand,
Obgleich der Bruder das der lieben Frau,
So wuchs es ſicher auf dem Lugin'sland,
Ja, ja, mein Herr, ich weiß es ganz genau.
Das Alles hat dieſelbe Etikette,
Liebfrauenmilch iſt ſtets darauf zu leſen;

Im Grund iſt es ja auch daſſelbe Weſen,
Und ganz dieſelbe Traube;
Doch ſelig macht der Glaube.
Pariren Sie, mein Herr, was gilt die Wette?
Was Sie mit Luſt jetzt trinken da hinunter,
Kein Tropfen von Liebfrauenmilch iſt d'runter."

Silenos würdigt ihn der Antwort nicht,
Doch Bacchus winkt ihm und nimmt ſeinen Hut,
Worauf verdrießlich der Miniſter ſpricht
Zu ſeinem Fürſten: „Unverſchämte Brut!
Die überall wie Fliegen kleben bleibt,
So daß ſie faſt nicht auszurotten ſcheint,
Und jeden Fremden alſobald vertreibt,
Der ſich am Tiſche zu ergetzen meint.
Was ſchiert's den dummen Kerl denn, was ich trinke,
Wenn mir's nur ſchmeckt! Es geht in's Ungeheure. —
Die Spottgeburt aus Zucker und aus Säure,
Die nur halb iſt gegohren,
Die laß mich ungeſchoren.
Was pfeift mir denn der naſeweiſe Finke?
Der Lump ahnt nicht einmal, weshalb wir kamen.
Wir ſuchen Wein — was kümmern uns die Namen!"

So brummte der Miniſter in den Bart,
Indeſſen Bacchus lächelnd ſich entfernt

Und zu ihm ſagt: „Kennſt Du nicht dieſe Art,
Die man in jedem Wirthshaus kennen lernt!
Du triffſt ſie ſelber an dem kleinſten Ort,
Sie wollen groß vor jedem Fremden ſcheinen,
D'rum haben ſie auch ſtets das letzte Wort,
Und doch ſind's nur „die Kleinen von den Meinen,"
Heuſchrecken gleich, ſind eine Landesplage,
Beſonders ihre Brüder, ſo vom Rheine
Alljährlich zwei Mal kommen und vom Maine,
Sich in die Häuſer drängen
Jedermann Wein aufzwängen,
Ob trinkbar, davon iſt nicht ſtets die Frage.
So ändern ſich die Zeiten, o Miniſter,
Weinreiſende, das ſind jetzt meine Prieſter!"

Silen ſeufzt leis, als Solches er vernahm,
Und meinte: „Schlage in die tables d'hôte
Der Blitz des Zeus; wo ich zu ſolchen kam,
Da hatt' ich auch gewißlich meine Noth;
Entweder find' ich reiſende Commis
Oder Altengland, ſchweigſam unerſchüttert;
Behaglich ſchmauſt' ich dort wahrhaftig nie
Und wildem Thier gleich wird man abgefüttert.
O Bacchus, ſchöner waren unſre Zeiten,
Da noch das Gaſtrecht waltete im Lande,

Im Wirthshaus einzukehren eine Schande:
Als keinen Paß man brauchte,
Niemand Cigarren rauchte,
Kein Lohnlakai ſich aufdrang zu begleiten,
Um, mit der Polizei im ſtillen Bunde,
Zu wiſſen, was man thut zu jeder Stunde."

„Auch hab' ich ſchon dies Deutſchland herzlich ſatt,
Und muß, erhab'ner Fürſt, es Dir geſtehn;
Wie eine Flieg' im Winter bin ich matt,
Man thut ja Nichts, als ſich im Kreiſe drehn.
Wie wär's, Gebieter? Kehren wir doch um
Und laſſen Phöbus für ſich ſelber ſorgen.
Ich werde mager, runzlicht, taub und dumm;
Mit Schrecken grüß' ich jeden neuen Morgen,
Denn zitternd denk' ich, was wird dir er bringen?
Ob er dir nicht die kleinſte Luſt zertrümmert,
Da jeder Menſch ſich um dein Treiben kümmert,
Dein Weſen kritiſiret,
Sich über dich mokiret,
Du magſt nun ſchweigen, reden, huſten, ſingen,
Es iſt gewiß, dich trifft des Nachbars Tadel.
Du biſt vom Plebs, doch er vom Geiſteradel."

„Es iſt in Deutſchland einmal ſo der Brauch,
Daß Jeder ſtets von ſeinem Nächſten ſpricht.

Zwar ſieht er oft den Brand nicht vor dem Rauch
Und öft'rer noch den Wald vor Bäumen nicht.
Es kommt allein von geiſtiger Cultur,
Die auf die kleinſte Stadt ſelbſt ſich erſtreckte,
Und wo ſich dann rein menſchliche Natur,
Wegflüchtet, die bis auf den Tod erſchreckte.
Die kleinen Städte ſind der großen Affen
Im Aeußerlichen; eben ihre Kleinheit
Macht ſie zum Tummelplatz für die Gemeinheit,
Die auf den Thron ſich ſchwinget. —
Nichts Großes ſie durchdringet,
D'rum haben ſie nur mit ſich ſelbſt zu ſchaffen.
Hoch über ihnen zieht der Zeiten Wehen
Dahin, das ſie nicht fühlen, noch verſtehen."

„Wenn ſolche kleine Stadt das Centrum juſt
Des Amts, des Kreiſes oder der Provinz,
So iſt ſie gar der Geltung ſich bewußt,
Und reſidirt dort obendrein ein Prinz,
Der einen Schatten eines Hofſtaats hält,
Dann wehe jedem unbekannten Fremden,
Der weilen muß in dieſer kleinen Welt:
Man kennt bald ſelbſt die Zahl von ſeinen Hemden;
Man ruht nicht eh'r, als bis man recht viel Schlimmes
Von ihm dem Nachbar weiß in's Ohr zu ſagen,

Vom Wirthstiſch an den Theetiſch wird's getragen
Und Jeder ſucht in Ehren
Die Spende zu vermehren,
Bis endlich, in dem Drang' gerechten Grimmes,
Der Aermſte, aus der Ruhe aufgerüttelt,
Den Staub, fortziehend, von den Füßen ſchüttelt."

„Iſt eine kleine Stadt nun gar der Sitz
Von einer deutſchen Univerſität,
So haſt ſie juſt nicht Ueberfluß an Witz,
(Der wird von Profeſſoren ſtolz verſchmäht)
Allein dagegen Ueberfluß an Neid,
An Misgunſt, Kaſtendünkel und Intrigue,
An Eiferſüchtelei und Eitelkeit
Und ſonſt dergleichen, das da führt zum Siege
Im Kampf mit concurrirenden Collegen,
Auf den ſogar die Töchter und die Frauen,
Wenn er nicht da iſt, mit Verachtung ſchauen,
Und in den Coterien
Streng durch die Hechel ziehen,
Kann man ihm ſonſt juſt in den Weg nichts legen. —
Denn hier gedeiht nur, wer hier eingeboren,
Und jeder And're iſt total verloren."

Wie, Muſe, wie? Silen hat das geſagt?
Silenos ſelbſt? — Nein, das wird mir zu bunt;

Was ich, dein Freund, zu denken kaum gewagt,
Das legſt du unbeſorgt ihm in den Mund!
Das geht nicht an. Das duld' ich länger nicht!
Ich trenne mich von dir, da hilft kein Zaudern;
Der kleinen Städte peinliches Gericht
Kommt über mich, ob deinem frechen Plaudern;
Bisher war doch mein Ruf noch ein intacter,
Denn Niemand wußte, was ich wirklich denke,
Trieb ich im Innern auch gar arge Schwänke,
Ob dem, was ich erblickte:
Und da ich drein mich ſchickte,
So ſchien untadelhaft ſtets mein Charakter.
Nun aber durch dein unvorſichtig Schwatzen
Kommt's an den Tag und zeigt der Wolf die Tatzen.

Wie wird es mir in Zukunft nun ergehn?
Es läßt der Damen zungenfert'ge Schaar,
Sieht ſie jetzt ein, wie ich ſie angeſehn,
An mir in ihren Thee's kein gutes Haar.
Von Hand zu Hand wird wandern dies Gedicht,
Sie leſen dieſe Zeilen mit Entſetzen.
Den erſten beſten Grund vom Zaun man bricht,
Um gegen mich die Männer aufzuhetzen.
Sie fabeln, daß ich immer mich mokirte,
Mit dieſem bald, mit jenem ſie verglichte;

Die beiſtehn ſollten, laſſen mich im Stiche,
Und über mich, den Wurm,
Bricht aus ein böſer Sturm,
Weil Frauenwürde ich nicht reſpectirte,
Weil ihres Ranges Anſehn ich verletzte
Und, ach! zurück, die vornan thronen, ſetzte.

Dergleichen fiel mir freilich gar nicht ein,
Indeß auf mir ruht nun einmal der Fluch.
Es iſt nicht ſo — allein es muß ſo ſein,
Und weil es ſein muß, iſt es auch genug.
Wie trag' ich nur den ſchweren Schickſalsſchlag?
In Zukunft werd' ich wie ein Paria leben.
Allein, vereinſamt, grau ein jeder Tag —
O ſchrecklich Bild — es macht das Herz erbeben!
Und an dem Allen haſt du Schuld, o Muſe!
Du, meine Göttin, haſt mir das bereitet,
Weil in die kleine Stadt du mich begleitet.
Hier darf man alle Gaben,
Nur keine Muſe haben,
Und beſſer wär' zur Freundin die Meduſe,
Die läßt ſich allenfalls zum Thee noch bitten;
Doch Muſen haben immer ſchlechte Sitten.

Kurzum, du haſt mich da hinein geführt,
Nun bringe mich, ſo gut du kannſt, heraus.

Ei, geben wir, ſo wie es ſich gebührt,
Der kleinen Stadt raſch einen Abſchiedsſchmaus.
O glaube mir, die uns ſo mitgenommen
In ihrem Zorn, im Drange hohen Muthes,
Sie werden doch, wenn du ſie bitteſt, kommen,
Sie eſſen, trotz dem Haß, gern etwas Gutes,
Und wenn du recht luculliſch ſie bewirtheſt,
Mit gutem Weine gute Speiſen kröneſt,
Wird es dir leicht, daß du ſie dir verſöhneſt.
(Nicht ſprech' ich von den Tücken
Dann hinter deinem Rücken.)
Und ſie verzeihn, weil du unſchuldig irrteſt.
Verſuch' es nur und bitte ſie zu Tiſche,
Aufhören wird das Läſtern und Geziſche.

Denn wer zu eſſen und zu trinken giebt,
Bis ſeine lieben Gäſte überſatt,
Der macht ſich ſtets bei Alt und Jung beliebt
— Und wär' er auch ein Schuft — in kleiner Stadt.
Ach — aber, Muſe, iſt das Poeſie?
Iſt das ein Stoff, anmuthig und äſthetiſch? —
Sei ſtill jetzt! Du verdirbſt die Phantaſie
Und wardſt in kleiner Stadt ſelbſt höchſt kleinſtädtiſch,
Leihſt deine Worte fremden Charakteren,
Wie jetzt Silen die nergelnde Betrachtung,

Kleinlichen Treibens kleinliche Verachtung. —
So denken Samojeden;
Eilen muß Beſſ'res reden.
Bring' gleich den Alten wieder mir zu Ehren!
Zu höherm Fluge mußt du raſch dich wenden,
D'rum laß uns lieber den Geſang hier enden.

Zwölfter Geſang.

Den murrenden Miniſter zu zerſtreuen,
Nahm Bacchus ihn auf dem Spaziergang mit,
Und heiter ward die Laune bei dem Treuen,
Je weiter nun ihn führte jeder Schritt.
„„Wir wollen nicht die alte Zeit erneuen,““
Sprach Bacchus, der nicht von dem Aerger litt.
„„Betrachten wir, Miniſter, was des Großen
Hier iſt geſchehn, ſeit wir vom Thron geſtoßen.““

„Vom Thron geſtoßen?“ wiederholt Silen.
„Das trifft uns nicht, wenn gleich viel and're Fürſten.
Wir werden herrſchen und mit Glanz beſtehn
Auf Erden, Herr, ſo lange Menſchen dürſten
Und gern den Wein im Becher blinken ſehn;
Zwar pflegt man hier den Rebſtock auch mit Würſten
Nicht eben für die Menſchheit anzubinden,
Allein man weiß doch guten Wein zu finden.“

„Wo guter Wein iſt aber ehrt man Dich
Und preiſt Dich, wenigſtens im Rundgeſang;
Man denket Dein, o Herr, gar dankbarlich
Und ſchenket ein bei lautem Becherklang.
Verbreitete gleich and'rer Glaube ſich,
So leidet man darin doch keinen Zwang;
Und wie Mahom und mit ihm Termagant,
Wird neben Bacchus auch Silen genannt."

„Mahom und Termagant ſind böſe Geiſter,
Die eine Pilgerſchaar im Morgenland,
— Sie walteten alldort als Herr'n und Meiſter
Und ſchalteten, wie wir es nie gekannt,
Gleich dem olymp'ſchen Zeus, nur etwas dreiſter —
Auf ihrem Zug zum heil'gen Grabe fand,
Und mit nach Deutſchland ängſtlich hat getragen
In — erſt vor Kurzem neu erweckten — Sagen."

Erſtaunt ſah Bacchus den Miniſter an
Und ſprach: „„Du haſt entſetzlich viel geleſen,
Mein lieber Freund! — Biſt Du, gelehrter Mann!
Im Fieber früher ſchon mal hier geweſen,
— Denn wer mit Mahom mich vergleichen kann,
Der iſt vom Irrwahn noch nicht recht geneſen —
Daß Du ſo gut Beſcheid weißt von den Zügen,
Als Deutſchland arm ward durch geweihte Lügen?""

„Arm ward!“ verſetzte raſch Silen empfindlich.
„Es iſt noch arm, gewaltig arm am Geiſt
Und glaubt dem böſen Geiſte ſich verbindlich,
Der raubt und ſtiehlt und Gottes Werk es heißt;
Der Wunderglaube herrſcht unüberwindlich,
Wo jedes Hirn von ihm befruchtet kreiſt,
Und wo der Himmel dient als Mäuſefalle,
In der ſich fangen die Bethörten Alle.“

Schon wieder, Muſe, legſt Silen du Worte,
Die deine eig'nen, in den breiten Mund.
So ſprach er nie an irgend einem Orte,
Auch brach er nie der Polizei den Bund,
Daß man vor jeglicher geweihten Pforte
Von Religion nicht rede, that ſie kund.
Der Schlauch kann ſprechen von des Rheinweins Blume,
Doch ſchweig' er immer von dem Kirchenthume.

Wie kann man ſo ſich im Charakter irren?
Den Fehler rügte ſelbſt nie Hengſtenberg.
Ein Heide! — die Begriffe ſo verwirren!
Wir Beide haben ſchon gar ſchönes Werg
Am Rocken — ha, ich ſeh' bereits die Sbirren,
Die auf uns fahnden, wie auf manchen Zwerg,
Den — wie die letzte Zeit es hat bewieſen —
Die Polizei anpackt als einen Rieſen.

Mahom und Termagant magſt du erwähnen,
Sobald du nicht damit haſt angeſpielt
Auf Andere — doch laß in Ruh' Silenen,
Der wandere, wohin die Reiſe zielt.
Nicht kümmern ihn der Gläub'gen fromme Thränen
Und was man, ſie zu trocknen, anempfiehlt;
Silen iſt Heide — doch nicht apoſtoliſch
Und weder römiſch- oder deutſchkatholiſch.

D'rum ſprich mir nicht von dieſen wicht'gen Dingen,
Die uns nicht angehn, Jungfer Naſeweis!
Wer wird denn ſuchen da hineinzudringen!
Er irrt, glaubt er, daß er das Rechte weiß.
Die Zeit allein mit ihren leiſen Schwingen
Vermag zu löſen dieſen Zauberkreis,
In dem die halbe Welt jetzt iſt befangen,
Voll Zweifel, wie ſie ſoll hinaus gelangen.

Wie biſt du eigentlich darauf gekommen?
In Worms ſind Beide, labend ſich am Wein;
Doch Keiner hat darin ſich übernommen,
Iſt's Einer, wird's doch nicht Silenos ſein;
Die liebe Frauenmilch ſchien ihm zu frommen,
Froh ſtimmt er in den Dithyrambus ein.
Wie ſollt er nur, anſtatt ſich einzuſchenken,
An unſre Zeit und ihre Schismen denken!

Aha! nun fällt mir's ein, das Rechte weiß ich,
Du haſt im Pierer heimlich nachgeſchlagen
Nach Unbekanntem — du biſt gar zu fleißig, —
Intereſſantem es noch nachzutragen.
Du brachteſt ſchlecht es vor und wurdeſt beißig,
Anſtatt mit Kraft und Würde es zu ſagen,
Denn Würde iſt gleichſam der Dichtung Mutter,
Beſonders wenn ſie reden will von Luther.

Das wäre dir ein recht geſunden Freſſen —
Verzeih' den niedern Ausdruck, doch er paßt;
Du ſcheinſt mir immer thorenhaft verſeſſen
Und meinſt, du hältſt am Zipfel ſie gefaßt,
Auf Dinge, die in deinem Mund vermeſſen
Und deinen Kräften viel zu ſchwere Laſt.
Kurzum, du biſt, mein Kind, recht unvernünftig,
Und obendrein als Muſe gar nicht zünftig.

In Deutſchland weigert ſtets die Zunft, das Recht
Von dem, was Alle angeht, mitzuſprechen.
Ein Paſtor meint — zum Beiſpiel — es ſei ſchlecht,
Ein Laſter, — wenn Juriſten ſich erfrechen
Zu tadeln, daß man vielgetreuem Knecht,
Der Curie, es machte zum Verbrechen,
Weil er ſich weigerte, gemiſchte Ehen
Als kirchlich gültig amtlich anzuſehen.

Ein Advokat verlanget ſtreng dagegen,
Daß ſich kein Arzt erlaube zu entſcheiden,
Ob eine Jury Fluch ſei oder Segen,
— Zwar keine Jury wird uns d'rum beneiden,
Daß ſchriftlich ſtets das alte Recht wir pflegen,
Wüthet es gleich in unſern Eingeweiden. —
Nur über Kunſt, Theater, Poeſie
Da darf mitreden ſelbſt das liebe Vieh.

Ja, liebe Muſe, deines ſchönen Erbe
Hat ſich allein noch nicht die Zunft bemächtigt;
Auch gilt's ihr nicht als ehrliches Gewerbe,
Sie ſchilt's als nutzlos, hat es gern verdächtigt,
Schnitzt überall ihm mehr als eine Kerbe
Auf böſem Holz und hält ſich für berechtigt,
Die ſich die Kunſt für's ganze Leben wählen,
Unnützen Vagabunden beizuzählen.

Die Zunft — verſteh' mich wohl — die Zunftgelehrten,
So über Deutſchland ganz und gar verbreitet,
Die waren es von jeher, ſo verwehrten
— Gefahren ſahn ſie d'rin, für ſie bereitet,
Wo andre Völker ſich zum Heil bekehrten —
Dem freien Geiſte, vom Verſtand geleitet,
Für's Wohl der deutſchen Welt das Wort zu führen,
Und ſperrten, wo ſie konnten, ihm die Thüren.

Das hat ſich bis zur neu'ſten Zeit erhalten
Und mancher neue Tag wird's auch noch ſehen,
Denn man erhält die Dinge gern beim Alten.
Es kann die Welt ja ihren Gang auch gehen,
Wenn nur die Zünftigen allein d'rin walten,
Die doch am Beſten jedes Ding verſtehen.
D'rum rath' ich, Muſe, miſche dich nicht d'rein,
Laß Martin Luther Martin Luther ſein.

Ich weiß es wohl, einſt ging hier ſchweren Gang
Der tapfre Mann, der ſeine Zeit verſtanden.
Kein Reden ſchreckt, kein Dräuen macht ihm bang
Und jeden falſchen Wahn bracht' er zu Schanden.
Die Feſſel, die nicht mehr die Hand ihm zwang,
Sie ſollt' auch fallen von den deutſchen Landen;
So ſprach er muthig vor den Feinden dort,
Es war nicht ſein Wort, es war Gottes Wort.

Das Große, das der große Geiſt vollbracht,
Ziemt ſich für uns nicht, Muſe, zu beſingen.
Wer's ehrlich meint, beugt ſich vor höherer Macht,
Denn ſchwerlich würd' es, ſeiner werth, gelingen.
Es war die erſte große Geiſterſchlacht
Des neuen Tages, wo ein muthig Ringen
Den Sieg davon trug. Noch hat keine Leier
Würdig verherrlicht jenes Tages Feier.

Dagegen ward von luther'ſchen Paſtoren
Beredſam ſtets das Lutherthum geprieſen;
Die Feder proteſtant'ſcher Profeſſoren
Hat jeder Zeit, was in ihm liegt, bewieſen.
Und ſolchen, die den rechten Weg verloren
— Gott, welche Langeweile drohet dieſen! —
Gelehrt entwickelt einzig wahre Leitung
In mehr als einer breiten Kirchenzeitung.

Denn dieſe ſind die Meiſter in der Zunft
Und vindiciren ſich allein das Recht;
Des Laien Rede bleibt ſtets Unvernunft,
Sie zeihen der Unkenntniß ihn gerecht.
Sucht ſich der Zweifel and're Unterkunft
Und wendet ſich zu jüngerem Geſchlecht,
So liehen gegen Emancipation
Von Rom ſie gern Excommunication.

Darum iſt Vielen auch ſo ſehr verhaßt
Die neuentſtand'ne kirchliche Bewegung,
Die jetzt in Deutſchland, ein beſcheid'ner Gaſt,
Sich ſetzt zur Wehr aus herzentſprung'ner Regung,
Weil ſie in ihr Syſtem ſo recht nicht paßt
Und an dem Urſprung hält mit Ueberlegung;
Da Laien noch dazu entſcheiden wollen,
Die nie in Kirchlichem entſcheiden ſollen.

Zu leicht nur ſteckt ein ſolches Beiſpiel an,
D'rum darf man es, behüte Gott! nicht nähren.
Zu toll iſt's doch, wenn ein gemeiner Mann
So voll den Mund nimmt, drohend zu erklären:
Es bräche jetzt der Tag im Lande an,
Der Kirche größ're Freiheit zu gewähren,
Die alten ſtarren Formen zu zerbrechen
Und Jedem zu geſtatten, mitzuſprechen.

Kurz überall giebt's leicht ein Aergerniß,
Wenn man als Laie ſich d'rein miſchen will,
Und d'rum thut, Muſe, beſſer man gewiß,
Ganz ſtumm zu bleiben, hörſt du, mäuschenſtill;
Denn ſprechen wir vom Herzen weg, ſo miß-
Verſteht uns ſelbſt der Küſter zu Tripstrill
Abſichtlich — von den andern Kirchenlichtern
Zu ſchweigen — die ſchon ſo gram ſind den Dichtern.

Wir wollen alſo ganz bei Seite laſſen,
Was ſich auf das Concilium bezieht,
Und halten ſelbſt nicht in den Judengaſſen
Des alten Worms uns auf mit unſer'm Lied;
Mag das ein Anderer in Worte faſſen,
Der gern den Schutt des Mittelalters ſieht
Und ſich d'rob freut, daß ſelbſt nach neuem Rechte
Die Juden nicht viel mehr als Kammerknechte.

Denn, Muſe, ſieh' — wir haben ganz vergeſſen,
Daß Bacchus und Silen ſpazieren gehn,
Die Leiden unſ'rer Zeit gelehrt ermeſſen;
Was Beiden mittlerweile iſt geſchehn,
Bei Seite liegen laſſen unterdeſſen
Und klug gethan, wo gar Nichts wir verſtehn;
Das wird Kritik uns gründlich bald beweiſen,
Doch gar zu ſchwer ward mir's, dich loszureißen.

Auf dem Spaziergang, Muſe, — Nun? erzähle!
Was haben Bacchus und Silen begonnen?
Klag' mir's, wenn es belaſtet deine Seele.
Sag' mir's, was ſich Silenos auserſonnen,
Daß kein Weinreiſender ihn fortan quäle,
Und er vor ihnen endlich Ruh' gewonnen?
Gar Nichts. — Er geht den Leuten aus dem Wege
Und jetzt mit Bacchus erſt zu Bett, der Träge.

Denn Beide haben müde ſich gegangen,
Indeſſen wir ganz and'rer Dinge harrten;
Sie ſuchten wieder heimwärts zu gelangen
Und fluchten weidlich — ob dem Roſengarten,
Wo keine blühenden Roſen ſie empfangen,
Sondern die Sagen — leider Gott's, ſie narrten,
Wo Nichts als eine Au' im Rhein ſie trafen,
D'rum gingen ſie zu Bett. — Na, laß ſie ſchlafen!

Es mögen gold'ne Träume ſie umſäumen,
Bacchantinnen Silen den Wein kredenzen
Und in des rhein'ſchen Hofes hellen Räumen
Der Sinn der Sagen vor dem Geiſt ihm glänzen;
Die vollen Becher mögen hold ihm ſchäumen
Und er beſeligt ſich mit Epheu kränzen;
Das wünſchen wir in Oſt, Weſt, Nord und Süden,
Nicht ihm allein, wir wünſchen's allen Müden.

Dreizehnter Geſang.

Schlaf! — Dich preiſen Alle, die da wachen,
Weil, wer wacht, nicht ſchlafen kann. —
Trägſt du, Schiffer! doch auf leichtem Nachen,
Zu dem Strande der Vergeſſenheit,
Manchen armen, ſchwer geplagten Mann,
Den die Welt gethan in ihren Bann,
Der recht müde iſt von tiefem Leid,
Trüb' ſich nach dir ſehnet, heiß und innig,
Und den, hart und eigenſinnig,
Kalt du fliehſt,
Während luſtig du zu Andern ziehſt,
Die den Schaum des Lebens täglich ſchlürfen
Und nur deiner körperlich bedürfen.

Arme Menſchen, die das Schickſal traf,
Daß die Seele durſten muß nach Schlaf!

Was der Kummer träumt, ich mag's nicht wiſſen,
Denn ich weiß vielleicht es nur zu gut.

O wie Viele giebt es, die auf's Kiſſen
Matt das Haupt gelegt, doch nicht geruht,
Die des Lebens harte Schläge trafen, —
Gott der Träume, laß ſie traumlos ſchlafen!

Was die Freude träumt, will ich nicht fragen,
Mögen ihr die ſchönſten Träume lachen,
Wie an ihren ſonnenhellſten Tagen,
Und ſie nie zu Trüberem erwachen! —

Frauenträume möcht' ich wohl durchſchauen,
Wenn die Seele löſt den ſtarren Riegel,
So die Welt ihr vorſchiebt, ſtreng und kalt,
Und ſich öffnet gleich dem Zauberſpiegel;
Aus geſchloſſ'nen Augen Thränen thauen,
Reichſter Liebe drängende Gewalt
Unter himmliſch reinen, ſel'gen Schmerzen
Träumend beten läßt für theure Herzen.
Gott des Traums, erfreue reine Frauen!

Könnten wir in ſolche Träume ſehen,
Würden wir's doch, Muſe, nicht bekennen
Und um keinen Preis der Welt geſtehen,
Wie im Schlaf verſchwieg'ne Herzen brennen.
Solch ein Traum iſt ja wie ein Gebet,
Und wir, treue Freundin! ſehr diſcret.

Aber andre Träume möcht' ich wiſſen
Und belauſchen manches Ruhekiſſen;
So zum Beiſpiel, wie die Polizei
Träumet von verwünſchten Demagogen,
Wo's ihr nie gelingt, ganz aufzuräumen.
Lauſchen möcht' ich eines Cenſors Träumen,
Der im Schlaf recht dicken Strich gezogen,
— Daß er ja Verbot'nes nicht verfehle —
Ueber ſeine eig'ne Cenſorſeele
Und der aufwacht unter fürchterlichen
Aengſten, weil er ſelbſt ſich ſtrafbar däucht,
Doch ſich bald beruhigt, überzeugt,
Daß ihm keine Naſe werden kann,
Weil im Schlaf der pflichtgetreue Mann
Nur ein inhaltleeres Blatt durchſtrichen.

Ferner wüßt' ich's gern — doch was kann's helfen,
Denn ich werd' es nimmermehr erfahren.
Ach! den Dichtern ſind ja nicht die Elfen
Mehr zu Dienſten, ſchon ſeit langen Jahren;
Darum will ich auch nicht weiter fragen,
Wen und wie Gott Morpheus ihn umſäumt.
Aber du, o Muſe, ſollſt mir ſagen,
Was zu Worms wohl Freund Silenos träumt,
Der gleich dir von halben Göttern ſtammt,

Eure Träume müſſen ja ſich gleichen.
Wolle helfend d'rum die Hand mir reichen,
Dein Geſchäft iſt es; verſieh dein Amt!

Ellenos lag und ſchlief gar ſanft,
Da kam ein Traum heraufgezogen:
Er ſaß an eines Baches Ranft
Und ſah die Fluthen leiſe wogen.
Darauf bei Luna's Silberſchein
Ward ihm die Zeit lang, ſo allein,
Und ganz allmälig ſchlief er ein.

Er ſchlief und träumt', er ſchlaf' und träume,
Und träumt' in ſeines Traumes Traum,
Es öffneten ſich alle Bäume,
In jedem ſei ein großer Raum.
Dryaden lüden hold ihn ein,
Bei einem guten Becher Wein,
Zu ſich in ihr Cloſet hinein.

Im Traum des Traumes wollt' er nun
Zur Allerſchönſten ſich begeben,
Um mit ihr ſchön, gleich ihr, zu thun,
Selbſt wenn ſie ſollte widerſtreben.
Zwar hatt' er's lang' nicht exercirt,

Galant zu ſein; nun, er probirt
Es wieder, wenn's ihn gleich genirt.

Doch als er näher kommt dem Baume,
Da ſchließt ſich dieſer wieder zu.
Silen, in deines Traumes Traume,
O Aermſter, was erlebteſt du?
Dort aus dem Laube jedes Mal,
So wie er naht, zu ſeiner Qual,
Schreit ihm ein Staar zu: „Erſt bezahl'!“

„Wir kennen dich, du frecher Wicht,
Du biſt uns oft ſchon durchgegangen
Und ſollſt, bei meiner Ehre, nicht
In Zukunft je uns wieder fangen.
Du trankeſt manchen Schoppen Wein
Und ließeſt Kreide Kreide ſein,
Ja, ſchimpfteſt gar noch hinterdrein.“

Silen ſah zornig nach dem Aſte,
Wo der vorlaute Vogel ſaß.
„„Wer bat ſich denn bei dir zu Gaſte?
Das iſt ein unverſchämter Spaß.
Ich bitte dich, laß mich in Ruh',
Sonſt trifft dich dieſer Stein im Nu!““ —
So rief dem Staar er grimmig zu.

Doch kaum iſt ihm das Wort entflohn,
Da regt es ſich in allen Zweigen,
Und überall, voll Spott und Hohn,
Sich mehr denn tauſend Staare zeigen.
„Der dicke Kerl wird täglich dreiſter.
Nimm dich in Acht, du alter, feiſter,
Ewig betrunk'ner Dorfſchulmeiſter!“

Kaum traut Silenos ſeinen Ohren,
Als dieſe Reden er vernimmt,
Mit denen ihn die Vögel ſchoren,
Und er verſetzet, ſchwer ergrimmt:
„„Verflucht Gezücht, wer ſeid denn Ihr?““ —
„Hoho, haha! wer wir ſind, wir?
Wir ſind der Nymphen Kellner hier.“ —

Da fällt's durch einen Zauberſchlag
Silenos von dem Aug', wie Schuppen,
Und um ihn her wird's heller Tag,
Nicht Bäume ſinds in reichen Gruppen,
Was er dafür hat angeſehn,
Nein, Buden, die im Kreiſe ſtehn,
Wo Durſtige zu Weine gehn.

Wie er nun ſelber ſich beſchauet,
Da trägt er einen ſchwarzen Rock;

Ein Dreieck deckt ſein Haar, ergrauet,
Und ſeine Rechte ſchmückt ein Stock.
O Zeus! was kann wohl ſchlimmer ſein?
Er iſt — wer ſchildert ſeine Pein?
Ein chriſtlich Dorfſchulmeiſterlein.

Vom althelleniſchen Silen
Sind ihm zwei Dinge nur geblieben:
Sein Bäuchlein, artig anzuſehn,
Und zu dem Wein ſein heißes Lieben.
Im Uebrigen klebt auch ihm an,
Was man nur immer finden kann
Bei jedem alten Dorftyrann.

Die ſchreckliche Metamorphoſe
Fällt auf das Herz ihm trüb und ſchwer:
Da kommt, auch ſchwarz in Rock und Hoſe,
Bacchus als Pastor loci her,
Deß Antlitz leuchtet wie ein Stern
Mit dunkelrothem Schein von fern.
Silen erkennt gleich ſeinen Herrn.

„Wer hat denn ſo an uns gehandelt,
O Fürſt, und uns dazu verdammt,
Daß wir ſo ſchmählich umgewandelt?

Giebt es denn gar kein andres Amt
Für einen abgeſetzten Gott,
Als Kinderſchreck und Kinderſpott
Zu werden? Tauſend Sapperlot!"

Bacchus erwiedert: „„Danken wir
Dem Schickſal zu viel tauſend Malen.
Wir leben für den Wein auch hier;
Doch muß man freilich ihn bezahlen,
Sonſt nimmt das Conſiſtorium
Unſer Betragen leichtlich krumm
Und geht entſetzlich mit uns um.""

„Was?" ruft Silen, „den Wein bezahlen?
Da ſchlag' das Donnerwetter d'rein!
Bei deinem Haupt und meinem kahlen
Hirnſchädel, das darf nimmer ſein!
Schon der Gedanke macht mich toll,
Daß ich den Wein bezahlen ſoll;
Es liegt wohl gar auf ihm ein Zoll?"

„„Ob Dich's auch noch ſo ſehr verdrießt,
Ja wohl, mein Freund, er wird verſteuert,
Und das, wenn er als Moſt noch fließt,
Was ihn natürlich ſehr vertheuert,

Gleichviel ob weiß er oder roth.“ “
Verſetzet Bacchus ganz devot,
Wie Amt und Pflicht es ihm gebot.

Als dieſe Rede er vernommen,
Silen ſo fürchterlich erſchrak,
Daß er nicht konnt' zu Odem kommen,
Zumal im ſchwarzen Rock er ſtak.
Ihm wurde bang und immer bänger,
Als ob ſein Rock werd' immer enger
Und, ach! ſein Schickſal immer ſtrenger.

Er keicht und ſchnauft und athmet kaum,
So fuhr es ihm in alle Glieder;
Da wacht er auf vom Traum im Traum
Und freut ſich ſeines Daſeins wieder.
Zu ſich ſprach er ganz aufgeräumt:
„Wohl mir, ich habe nur geträumt,
Daß ich vor Zorn und Wuth geſchäumt.“

Der Traum im Traum war zwar verſchwunden,
Doch währte noch der erſte Traum
Und hielt die Sinne ihm gebunden, —
Noch lag er an des Baches Saum,
Umſpielt von Luna's mildem Schein,

Im ſtillen ſchattenreichen Hain,
Das Haupt gelehnt an einen Stein.

Da rauſcht es in den Zweigen, da raſchelt es im Laub,
Da fliſtern leis die Wellen, da wirbelt ſich der Staub.
Silen blickt auf, verwundert und ſtill der Dinge harrt,
Verkündend eines Gottes erhab'ne Gegenwart.

Wer iſt es, der da nahet? Iſt's Here, iſt es Zeus?
Iſt's Ares oder Pluton, der finſtre Baſileus?
Wie? oder hat Selene den ſchlafenden Silen
Im Drang des Herzens für Endymion angeſehn?

„Es wäre zu verwundern, doch ſo unmöglich nicht."
— Silen in ſeinem Innern ganz heimlich zu ſich ſpricht: —
„Sie ſehnt nach ſchönen Seelen ſich in der Einſamkeit,
Die meine iſt nicht häßlich und ihrem Dienſt geweiht."

„Silenos und Selene klingt faſt wie Mann und Frau,
Auch bin ich nicht ganz übel, beſeh' ich mich genau;
Bin obendrein Miniſter, ein feiner Diplomat,
Und wenn mein Fürſt auf Reiſen, Chef vom geheimen Rath."

Ja wohl, es iſt Selene, die ſich hernieder beugt,
Doch, wie ſie ihn erblicket, gleich hinter Wolken kreucht,

Zu Zeiten nur hindurch lugt und winkt mit weißer Hand,
Worüber faſt Silenos verlieret den Verſtand.

Daß er ihr Herz erobert, das ſchmeichelt ihm gar ſehr.
Sie ſeufzt, er ſeufzet wieder und ſeufzet noch viel mehr.
Sie winkt, er ſtehet auf; ſie wandelt, er geht nach.
Er ſchweigt, doch deutlich klopfet ſein Herz mit lautem Schlag.

O Wundermacht der Liebe, da ſchon der bloße Wahn,
Vielleicht geliebt zu werden, Silen es angethan.
Ja, ſolche Hoffnung machet die Alten wieder jung
Und giebt dem Selbſtgefühle wohlthätig neuen Schwung.

Selene führt allmälig ihn in den dichten Hain,
Verſchwindet darauf lächelnd und läßt ihn ganz allein,
Da plötzlich — noch die Seele ganz der Erwartung voll,
Sieht er ſich vor dem Tempel des pythiſchen Apoll.

Es öffnen ſich die Pforten von ſelber wunderbar;
Die Pythia. kommt heraus, verworren hängt ihr Haar,
Bringt ihren Dreifuß mit, ſetzt ſich d'rauf zu ihm hin,
Winkt ihm, auch Platz zu nehmen, und ſpricht: „Trüb iſt mein Sinn."

D'rauf ſchweigt ſie, läßt Silen zu denken Zeit genug;
Er denkt, doch dunkel bleibet ihm der Orakelſpruch.

Nachdem ſie ſo geſchwiegen wohl eine Stunde lang,
Sagt ſie von Neuem wieder: „O Phöbus iſt ſehr krank!

Habt Ihr noch Nichts gefunden?“ — Silen ſpricht: „„Leider, nein;
Von Straßburg bis nach Worms nur eine Sorte Wein,
Und die iſt auch nicht rathſam, denn ſie hat zu viel Gluth.
Zwar macht ſie froh die Seele, doch kochend heiß das Blut.“ “ —

„Wie, weiter kam't Ihr nicht?“ die Pythia zürnend fragt,
„Und reiſet ſchon ſo lange? Nun das ſei Zeus geklagt!
Indeß mein Freund, mein Gott, nicht beſſer werden kann,
Und was er ſich verſchreibt, nicht mehr ſchlägt bei ihm an.

So langſam ſtets zu reiſen, was koſtet das für Geld!
Ich brauchte nicht die Hälfte bis an das End' der Welt. —
Was ſoll daraus nun werden! Ha, hüte dich, Silen!
Begeiſterung erfaßt mich, muß in die Zukunft ſehn.“

Dabei ſteht Pythia von ihrem Dreifuß auf,
Legt eine Decke drüber und ſtellt ſich oben drauf.
Zieht erſt ein kleines Fläſchchen, ſo vollgefüllt, heraus,
Nimmt einen Schluck und bricht dann in dieſe Worte aus:

„Wenn Ihr ſo weiter ziehet, langſam von Ort zu Ort,
Iſt Eure ganze Baarſchaft bald, eh' Ihr's glaubet, fort.

Sucht einzeln nicht die Sorten, ſucht ſie beiſammen auf,
Da wo beiſammen ſind" — da wacht Silenos auf.

Sehr wunderlich zu Muthe ward ihm ob dieſem Traum,
Noch wunderlicheren Gedanken gab er Raum
In ſeiner tiefſten Seele — und fand doch nimmermehr
Die rechte Deutung — endlich ſchmerzte der Kopf ihm ſehr.

„Beiſammen wo beiſammen? — Wer deutet dieſes Wort —
Wer ſind denn, die zuſammen ſind an demſelben Ort
Mit den verſchied'nen Sorten? O dunkle Pythia!
Warum mußt' ich erwachen, juſt als die Löſung nah'?

Wozu träumt' ich, ich träume und träumte, daß der Wein.
Wo es Schulmeiſter giebt, verſteuert müſſe ſein?
Warum war dieſer Traum germaniſch offenbar,
Und der, in dem er ſtak, helleniſch ganz und gar?

Warum ward ich Präceptor? — Die Pythia? — Warum?
Von allen den Warums wird mir's im Kopfe dumm.
O Zeus! Miniſter ſein iſt eine ſaure Pflicht!
Da liegt mein Fürſt und ſchnarchet, den quälen Träume nicht."

So lag er auf dem Lager wohl eine Stunde lang,
Doch keine Pallas ihm aus ſeinem Haupte ſprang,

So ſehr er ſich auch quälte und an die Stirn ſich ſchlug
Und ſich den Schweiß abwiſchte mit ſeinem Taſchentuch.

Endlich gab ihm voll Mitleid Zeus den Gedanken ein,
Die Löſung auf dem Boden von einer Flaſche Wein
Zu ſuchen, hing die Klingel doch über ſeinem Bett.
Er ſchellte; gleich erſchien ein Kellner flink und nett.

„Befehlen Sie Kaffee?“ — „„Nicht doch.““ — „Thee?“ — „„Pfui doch! nein!““ —
„Sie wollen Chocolade, ſie ſoll gleich fertig ſein.“
„„Ei, Nichts dergleichen, nimmer.““ — „Vielleicht ein warmes Bier?“ —
„„Liebfrauenmilch, ſechs Flaſchen, car tel est notre plaisir.““

Der Kellner wundert ſich, doch raſch hinunter ſpringt
Und gleich darauf ſechs Flaſchen, dazu zwölf Römer bringt.
Er meinte, daß zum Frühſtück noch kämen and're Herr'n;
Sillen gebraucht nur einen und ließ die andern fern.

Der Kellner blickt ihn an mit wachſendem Reſpect,
Schiebt ihm an's Bett ein Tiſchchen, ein Tiſchtuch d'rüber deckt.
Stellt dann darauf der Flaſchen ſechspfünd'ge Batterie
Und fragt: „Befehlen ſonſt, mein Herr, noch Etwas Sie?“

Silen ſteht ihm nicht Rede und ſchüttelt nur das Haupt,
Da jedes weit're Wort ihm Zeit zum Trinken raubt
Und ihm doch ſehr daran liegt, daß eh' ſein Fürſt erwacht,
Er den geheimen Sinn des Traums herausgebracht.“

Nun leert er eine Flaſche, doch ſieht er noch nicht klar
Und ſieht auch noch nicht klarer, als er geleert ein Paar;
Er leeret nun die dritte, ſein Kopfweh iſt vorbei,
Allein ſein Kopf nicht heller, ein unbefruchtet Ei.

Da greift er zu der vierten, ha, Dämmerung beginnt,
Und mit der fünften langſam der Tag ſein Recht gewinnt.
Als nun die ſechſte endlich auch ihren Boden zeigt,
Da ruft er: „O Athene, jetzt biſt du mir geneigt!

Ich hab's, ich hab's gefunden, zu Frankfurt an dem Main,
Dem Stapelplatz, da ſind die Sorten all' vom Wein,
Und auch beiſammen ſind alldort von jedem Schlag
Die Diplomaten alle, man nennt's den Bundestag.

Frankfurt iſt die Ciſterne, in der man allen Geiſt
Von Wein und Staatskunſt ſammelt, der dann durch Deutſchland kreiſt. —
Da dort man ſtets gefunden, was Deutſchland wohl bekommt,
So werden wir auch finden, was unſerm Phöbus frommt.

Jetzt hab' ich es gedeutet, jetzt bringen wir's zum Schluß,
D'rum weih' ich dieſe Flaſchen den Diis Manibus."
Um ſie hinauszuwerfen, macht er das Fenſter auf
Und von dem ſtarken Zuge wachte nun Bacchus auf.

In aller Eile ward der Traum jetzt ihm erzählt
Und auch der Traum im Traume, der ihn ſo ſehr gequält.
Bacchus ſah Alles auch als Wink von unten an
Und rief: „Wohl denn, nach Frankfurt' — Ich thue, was ich kann." —

Vierzehnter Geſang.

Als Silen und Bacchus aufgeſtanden,
War ihr Erſtes gleich die Reiſekarte
Aufzuſchlagen und zu überlegen,
Welcher Weg am Kürzeſten zum Ziele
Führe; ob man weiter auf dem Dämpfer
Schwimmen wolle, oder in die Arme
Sich des deutſchen Generalpoſtmeiſters
Werfen? Für den Fürſten Thurn und Taxis
War Silen, gleich den Miniſtern allen
Kleiner deutſcher Staaten, die das Ländchen,
So ihr Fürſt regiert, gern als ein Landgut
Anzuſehen pflegen, als Verwalter
Sich betrachtend, und deshalb verpachten,
Wie und wo und was ſie immer können:
Denn Verpachtung ſpart Verwaltungskoſten
Und bringt runde Summen in den Seckel.
Nicht ſo dachte Bacchus. Für den Dämpfer
Stimmt er, wollt' er doch ſelbſt nur im Fluge

Nicht durch Darmſtadt reiſen. — Was, o Muſe!
Hatt' er gegen das unſchuld'ge, ſtille,
Friedensſel'ge kleine Darmſtadt mit dem
Großen Exercirhaus einzuwenden?
Darmſtadt mit den herrlichen Kaſernen,
Wo am Donnerstag um ſechs Uhr Abends
Die Trompeter ſchöne Stückchen blaſen,
Und wo Frau von Plönnies und Duller
Poeſie und Weltgeſchichte dichten;
Darmſtadt mit den vier Merkwürdigkeiten,
— Außer Frau von Plönnies und Duller, —
Nämlich mit dem Brunnen ohne Waſſer,
Mit dem Tambour, deſſen Hand von Holz nur,
Dem Briefträger, der nicht leſen konnte,
Und dem Schloß, deß Fenſter zugenagelt.
Siehe Weber's Briefe eines Deutſchen,
Der in Deutſchland reiſt, im vierten Bande
Und der neunzehnten Epiſtel, Seite
Drei der hundert und noch acht und achtzig.
Ei, wie gründlich biſt du, liebe Muſe!
So gehört ſich's auch für deutſche Muſen,
Und ich muß darum dich herzlich loben.
Gründlichkeit iſt eine deutſche Tugend
Und es freut mich, daß du dich bekehreſt.
Lahmen gleich ein wenig die Trochäen.

Iſt ihr Inhalt auch etwas proſaiſch,
Schadet's nicht, denn wir ſind gründlich, Muſe,
Und citiren keinen Autor, ohne
Ganz genau die Seite anzugeben.
Aber weiter nun, geliebte Muſe:
Warum haßte Dionyſos Darmſtadt?
Nun, er haßt es nicht, ei Gott bewahre!
Nur die kleinen Reſidenzen ſämmtlich
Waren ihm fatal; er meinte nämlich,
Daß je kleiner Reſidenzen, deſto
Größer ſei der Hofſtaat ihrer Fürſten,
Und es ihm daher durchaus unmöglich,
Sein Incognito dort zu behaupten.
Dieſes kränkte ſchwer Silen, er hätte
Sich einmal in ſeiner ganzen Würde
Mit dem Stern auf ſeiner Bruſt und über
Seine weiße Weſte den Cordon.
Der ſich d'rüber zog, wie ſich die Elbe
Zieht von Böhmen über Deutſchlands Norden, —
Gern geſehen unter ſeines Gleichen.
Aber Bacchus blieb ganz unerbittlich
Und der Aermſte mußte drein ſich fügen.
Man beſtieg nun wiederum den Dämpfer
Und an zwei und zwanzig Heim vorüber,
So zur Rechten wie zur Linken lagen,

Dicht am Rheine oder etwas ſeitwärts,
Kam nach Mainz man, ziemlich früh am Tage.

Aber, Muſe, — eben erſt geprieſen
Wegen deiner Gründlichkeit, — wie flüchtig
Biſt du jetzt mit einem Mal geworden
Und ich muß mich wahrlich deiner ſchämen.
Reiſt man ſo? — Warſt du vielleicht, o Muſe,
Einſt im Dienſt bei Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Ihre Kammerjungfer etwa, welche
Nie die edle Dame eines Wortes,
Das ſich auf Toilette nicht bezogen,
Hat gewürdigt, als nur eines Tages,
Wo die Ausſicht ſo ſie überraſchte,
Daß die Einſicht d'rüber ſie verloren
Und vergaß, daß nur der hohe Adel
Mit dem ebenbürt'gen hohen Adel
Darf von dem, was Gott erſchaffen, reden.
Haſt du dort gelernt, ſo flüchtig reiſen
Und noch flüchtiger es zu beſchreiben?
O vergiß nicht, daß du jetzt begleiteſt
Einen Menſchen, der — verzeih'n Sie, Gräfin —
Nur ſehr bürgerlich und ganz verſchieden
Denket von der hochgebor'nen Dame;
Denn ihn dauern ſehr die armen Neger,

Die des Pflanzers blutbefleckte Geißel
Grauſam peitſcht, und er hat doppelt Mitleid
Mit den Armen, eben weil ſie häßlich.
Aber laſſen wir Frau Gräfin Hahn-Hahn
Von dem Occident zum Oriente
Reiſen in dem kleinen blauen Pelze
Und nachher auf ihrer Chaiſe longue
Dieſen Pelz dem Nachruhm überliefern.
Wenden wir uns lieber zu den Unſern.
Nenne mir die zwei und zwanzig Heime;
Denke, daß du in Icks-icks ſtudireſt
Und ich dein Profeſſor ſei. — Verſtanden?
Sage dann von ſolchen, wo Beſond'res
Zu bemerken wäre, dies Beſond're:
Alſo: Bacchus und Silen begrüßten
Bald am rechten, bald am linken Ufer
Des geliebten grünen deutſchen Rheines,
Herrnsheim, Rheindürckheim, Groß- und Klein-Rohrheim,
Etwas ſeitwärts Wattenheim und Nordheim,
Gernsheim, Gimsheim, Dudelsheim und Dienheim,
Oppenheim, etwas landeinwärts Geinsheim,
Nackenheim und Bodenheim und Aſtheim,
Laubenheim und gegenüber Bauſchheim,
So wie Hechtsheim noch dazu und Ginsheim,
Endlich Koſtheim, Rüſſelheim und Hochheim. —

Gut beſtanden, wahrlich, liebe Freundin,
Und in Miniſterialtabellen
Wird man einſt noch deinen Namen leſen.
Sage mir nun, was bei dieſen Heimen
Ich als ſehr ruhmwürdig noch hervorhob.
Ich bemerkte nämlich, daß der Deutſche,
Daß der Deutſche — nun, du zögerſt, Beſte!
Ei, beſinne dich! — Nun, ich bemerkte,
Daß der Deutſche leicht daheim ſich fühlet,
Dies beweiſen juſt in dieſer Gegend
Und noch mehr im Rheingau, wo nicht minder
Noch ſehr viele „Heim" ſich finden, eben
Dieſe „Heim" — denn trotz den vielen Burgen,
Wo einſt ſtegreifritternd hauſt' der Adel
Und des Bürgers wie des Bauern mühſam
In dem Schweiß des Angeſichts errung'nes
Hab' und Gut, als eine ſich're Beute,
Nach dem edeln Fauſtrecht, angeſehen,
Fanden doch ſo viele brave Deutſche
Sich daheim geduldig und zu Hauſe;
Denn wo hier am Rhein die Heim ſich lichten,
Miſchen ſich ſogleich die Hauſen d'runter.
Ja, die Deutſchen ſind gar gute Menſchen
Und gewiß von allen, allen Völkern
Das geduldigſte auf Gottes Erde.

Dieſes hatteſt du vergeſſen, Muſe!
Merke dir's für's künftige Examen,
Denn auch nach dem Staatsexamen kann es
Einem Staatsbeamten vielfach nützen,
Im Gedächtniß wohl es feſt zu halten
Und es in der Praxis anzuwenden.

Fragen wir nun weiter, Beſte! Gernsheim?
Der Geburtsort iſt's des Peter Schöffer,
So der Dritte war in jenem Bunde
Der Buchdrucker — Ei, das will ich gar nicht
Wiſſen und des erſten Cenſors Name
Iſt mir lieber, als des dritten Druckers.
Wir ſind im halbjährigen Examen,
Bitte, das nicht zu vergeſſen, Muſe!
Etwas And'res ſagt' ich von dem Orte. —
Unterhalb hebt ſich die Schwedenſäule
Zum Gedächtniß des Rheinüberganges
Guſtav Adolphs. — Laſſen wir das gut ſein! —
Auch ward einſt der Hort der Nibelungen
Hier herum verſenkt. — Vortrefflich, Beſte!
Ja der größte Schatz der deutſchen Ahnen
Schläft im Rheine ſchon gar manch Jahrhundert
Und nicht glaub' ich, daß es uns beſchieden,
Ihn zu finden. — Oppenheim — bemerkt' ich

Schöne Kirche — richtig — viel gelitten
Durch die Spanier und die Franzoſen. —
Gut. — Nicht weit davon ward Karl der Dicke
Von den Fürſten wegen ſeiner Faulheit
Abgeſetzt — Halt' ein! in meinem Vortrag
Hab' ich's nicht erwähnt. In der Geſchichte
Red' ich nicht von abgeſetzten Kön'gen,
Denn ein König iſt von Gottes Gnaden
Und ihn abzuſetzen ſchwerſte Sünde. —
Bodenheim und Laubenheim und Nierſtein?
Guter Wein. — Dann — Mainz? — Die Bundesfeſte. —

„Ich bin des trock'nen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.“
So ſprach einſt Mephiſtopheles,
Da er den Schüler unterrichtet,
Und ganz ſuperb verſtand er es,
Wie Goethe meiſterhaft gedichtet.
D'rum, Muſe, wenden wir das Blatt
Und laß uns keck nach And'rem zielen.
Wozu ultraloyales Lallen?
Wir würden doch — laß dir's geſtehn —
Gar oft, eh' wir uns deß verſehn,
Aus eingelernter Rolle fallen.
Es geht uns ja nicht aus der Seele

Und dürr wird uns dabei die Kehle,
Wir machen, glaub's, damit kein Glück,
D'rum ohne Aufenthalt und Zaudern
Zu Bacchus und Silen zurück,
Von ihnen läßt ſich beſſer plaudern.

„Soll ich fahren auf dem Rhein,
Will ich koſten ſeinen Wein;“
Sprach Silen.
„„Hier ſind zwar wir an der Stelle,
Doch verſchloſſen iſt die Quelle;““
Sprach Bacchus.

„Wie, da wo man zieht die Reben,
Sollt' es nicht das Beſte geben?“
Sprach Silen.
„„Nein, es bleibt ja nicht im Land,
Juſt das Beſte wird verſandt.““
Sprach Bacchus.

„Alſo nur die ſchlecht're Sorte
Findet man am Heimathsorte?“
Sprach Silen.
„„Vos non vobis, Maro ſpricht,
Die es bau'n, genießen's nicht.““
Sprach Bacchus.

„Wie? Gedeiht dazu der Wein,
Daß die Winzer nicht gedeihn?“
Sprach Silen.
„„Freilich, dieſe armen Leute
Bleiben ſtets der Reichen Beute.““
Sprach Bacchus.

„Aber giebt's ein gutes Jahr,
Lohnt es ihnen doch fürwahr?“
Sprach Silen.
„„Die geharret und geduldet,
Sind durch's ſchlechte Jahr verſchuldet.““
Sprach Bacchus.

„Ha! das thut mir herzlich leid,
Beſſer war's zu unſ'rer Zeit!“
Sprach Silen.
„„Auch mich ſchmerzt, was Dich verdrießt;
Nur, wer zahlen kann, genießt.““
Sprach Bacchus.

„Freilich weiß ich, daß das Geld
Jetzt allein herrſcht auf der Welt.“
Sprach Silen. —
„„Nimmer dieſen Reim vergißt,

Wer ein Staatsminiſter iſt.““
Sprach Bacchus.

„Pauperismus! grauſes Wort,
Wie ſcheucht dies Phantom man fort?“
Sprach Silen.
„„Da man nur darüber ſchreibt,
Ruhig es beim Alten bleibt.““
Sprach Bacchus.

„Ach, ob auch das Herz mir bricht,
Aendern kann ich's leider nicht,“
Sprach Silen.
„„Freilich fühlet nicht den Schmerz,
Wem für's Volk nicht ſchlägt das Herz.““
Sprach Bacchus.

„Ach, es macht mir große Pein,
Darum ſuch' ich Troſt im Wein.“
Sprach Silen.
„„Freilich macht der Wein vergeſſen,
Daß nicht ſatt ſich Arme eſſen.““
Sprach Bacchus.

„Bringt vom beſten Wein mir her,
Denn das Herz iſt mir zu ſchwer!“

Sprach Silen.
„„Wohl dem, der da findet Rath,
Wenn ihm Sorge macht der Staat.““
Sprach Bacchus.

Nicht wahr, Silen iſt ein Miniſter,
Der recht zu wünſchen jedem Land?
Ein wahrer Freund des Volkes iſt er,
Wie man nur Wenige noch fand.
Auch ließ ihn Bacchus gern gewähren
Und ſtört' ihn nicht in ſeinem Thun:
D'rum pflegt' er auch, um ſich die ſchweren
Verhältniſſe recht aufzuklären,
Zu trinken erſt und dann zu ruhn.

Von Worms, bis wo der Main ſich mündet
In den ſo oft beſung'nen Rhein,
Und wo das goldne Mainz ſich gründet,
Stellt' er d'rum nicht das Trinken ein.
So wacker trank gewiß noch keiner
Aller Miniſter unſ'rer Zeit;
Es war ein ſchöner, klarer, reiner
Und blumenreicher Nierenſteiner,
Dem alle Muſſe er geweiht.

Gern ließ ſein Fürſt ſich auch bereden,
Den Wein zu koſten, der ihm ſchmeckt,
Durch den ein zauberiſches Eden
Von jedem Trinker wird entdeckt.
„O Rheinwein, ſüßer Sorgenbrecher!
— Natürlich Sorte Nummer Eins —
Dich preiſen alle wackern Zecher
Und finden keine Widerſprecher,
Du Krone alles deutſchen Weins!“

„Du biſt im ganzen deutſchen Reiche
Der Einzige, der Feuer hat;
Man ſpricht zwar viel von deutſcher Eiche
Und auch von deutſcher Kraft und That:
Doch deutſche Eichen werden ſelten
Und ſeltener mit jedem Jahr,
Auch will ich deutſche Kraft nicht ſchelten,
Da uns genug die Ohren gellten,
Wie groß ſie Anno Dreizehn war.“

„Doch ſind das längſt verklung'ne Sagen,
Du nur erhielteſt dich, o Wein!
Und wirſt auch noch in fernſten Tagen
Das Labſal ſpäter Enkel ſein.
Ich freue mich, daß die Franzoſen

Dich, weil du ſauer biſt, verſchmähn
Und ſich mit ihrem blumenloſen
Champagner, der gefärbt mit Roſen
Oder dem Weißbier ähnlich, blähn.“

„Nur Eines kann ich nicht begreifen,
Daß man dich auch zum Schäumen bringt
Und deine Blume abzuſtreifen,
Dein Feuer zu verlieren zwingt.
Man martert deine Kraft zu Tode,
Damit dein Phlegma nur mouſſirt,
Nach wohlberechneter Methode.
Ja, leider! was da d'rüben Mode,
Hat ſtets der Deutſche venerirt.“

„Dem Moſelweine mag's geſchehen,
Da iſt kein Unrecht juſt dabei,
Wenn man als Knecht ihn nicht will ſehen
Und ihn herausputzt als Lakai.
Dem leichten Burſchen kann's nicht ſchaden;
Man thu' es auch dem Neckarwein
Und dem vom Großherzogthum Baden,
Nur nicht dem Wein von Gottes Gnaden,
Nur nicht dem edeln Wein vom Rhein!“

„Den ſoll man lieben, ſoll man pflegen,
Wie man es noch in Bremen thut;
Soll ihn für lange Jahre hegen
Und nähren ſeine reiche Gluth.
Will denn der Deutſche nie erkennen,
Daß, was ſein wahres Eigenthum,
Was wirklich deutſch und nicht zu trennen
Von dem, was deutſch und gut zu nennen,
Nur unverfälſcht bewahrt den Ruhm?“ —

So hat bei gutem Nierenſteiner
Silenos klug philoſophirt,
Von denen, die zugegen, Keiner
Falſch ſeinen Text interpretirt.
Es war indeß Niemand zugegen,
Als Bacchus, und der hörte keins
Von ſeinen Worten; denn es pflegen
Sich Fürſten nie gern aufzuregen,
Und darum ſchwieg er ſtill bis Mainz.

Funfzehnter Geſang.

Mainz, Inbegriff germaniſcher Geſchichte!
Seit die Geſchichte ward chriſtlich germaniſch.
Hier ſaßen erſtlich Römer zu Gerichte
Und römiſch bliebſt du, wenn auch nicht romaniſch.
Ein eignes Schickſal hat dich ſtets betroffen,
Das dich vielleicht noch manches Mal betrifft:
Es ſtanden Allen deine Pforten offen
Und immer bargſt du Gift und Gegengift.

Des Städtebundes Gründerin, einträchtig,
Ariſtokratiſch und republikaniſch!
Dein Adel galt am Rhein als groß und prächtig,
Und doch bedrückt er oftmals dich ſataniſch.
Du öffneteſt die Thore den Neufranken,
Doch auch der Commiſſion, die jede Spur
Der Demagogen ſucht, ſelbſt im Gedanken,
Und warſt die erſte Heimath der Cenſur.

Wie du die erſte Heimath der Erfindung,
Durch die zur Rieſenmacht aufwuchs das Wort;
Als Guttenberg, in drückender Verbindung,
Gehoben jenen wunderbaren Hort.
Allüberall ſind der Geſchichte Reſte
In dir zu ſehn; du trugeſt wie ein Lamm
Der Deutſchen Sünden, deutſche Bundesfeſte!
Moguntia aurea, ab antiquo nequam!

Ei, Muſe, wir ſind nicht mehr im Examen,
Wozu denn, Liebſte, den gelehrten Prunk?
Sag' lieber, wie die Beiden ſich benahmen
Und ob ſie fanden einen guten Trunk.
Was ſprichſt du mir von der Geſchichte Trümmern
Und Gift und Gegengift, du thöricht Kind!
Darum haſt du dich gar nicht zu bekümmern,
Als deutſche Muſe ſei hübſch taub und blind.

Du wollteſt, — ſagſt du, — den Geſang beginnen
Mit großem Wort, wie du's noch nie gethan.
Ich bitte ſehr, dich weidlich zu beſinnen,
Du biſt in Mainz, hier ſtraft man jeden Wahn;
Auch iſt hier die Cenſur nicht minder ſtreichiſch,
Wie überall, und läßt es doch nicht zu.
Sei ſelbſt nicht preußiſch oder öſterreichiſch,
Sei gar Nichts, ſo dir lieb iſt deine Ruh'.

Du ſagſt, das ginge nicht; dich zu entſcheiden,
Verlangten ſelber Bacchus und Silen,
Da ſich ein Zank erhoben zwiſchen Beiden,
Als ſie die Garniſon ſich angeſehn.
Silenos hab' mit Oeſtreich es gehalten,
Wo Bacchus ſich am Waffenrock ergetzt.
Natürlich ein Miniſter klebt am Alten,
Indeß ein Fürſt gern huldiget dem Jetzt.

Auch hatte Bacchus längſt gewünſcht ein Zeichen
Von ſich zu geben der Bacchantenſchaar,
Weshalb er Uniformen zu vergleichen
Eifrigſt bedacht an allen Orten war.
Schon längſt hatt' er geſchieden die Bacchanten
Nach jetz'gem Brauche wie ein ſtehend Heer.
Ein Theil war Leibgard' und ein Theil Trabanten,
Ein Theil beritten, leicht halb und halb ſchwer.

Die Thyrſosträger waren gleich Uhlanen,
Mit ihren Stäben, oben reich belaubt;
Das Weinlaub diente nämlich ſtatt der Fahnen,
Und ſtatt der Czapka deckt Epheu das Haupt.
Die Andern alle ſtanden in den Liſten
Rauhbeinig, Faunen, Satyrn und ſo fort,
Als wohlgeübte Communalgardiſten,
Beſtimmt den Dienſt zu thun am Heimathsort.

Nur an der Uniform fehlt es noch immer,
Denn wenn im vollen Dienſt die ganze Schaar
Am hellen Tag, ſo wie bei Sternenſchimmer
Nach Unterthanenpflicht geſchäftig war,
Geſchah es leicht, ſobald ſie aufgezogen
Und Jeder muthig ſeinen Feind gepackt,
Daß die Gewänder raſch vom Leibe flogen
Und Alles ſich antik zeigt, das heißt nackt.

Denn ungehindert wollten Alle ſtreiten. —
Nun iſt zwar Nacktheit gänzlich Uniform :
Doch ziemt ſich das nicht mehr zu unſern Zeiten
Und Bacchus wünſchte eine feſte Norm.
Die Tigerfelle waren auch zu theuer
Und nachgemachten ſah man bald es an ;
Auch hielten die nicht lange vor im Feuer
Weshalb der Gott ſchon längſt auf Andres ſann.

Das war auch ſein geheimer Zweck geweſen,
Den er ſogar Silen nicht anvertraut.
— Er ließ ihn nicht in ſeinem Herzen leſen,
Weil ihm vor deſſen Sparſamkeit gegraut. —
Silenos hatte ſtets ein groß Bedenken,
Wenn Geld es koſtete — es war ſein Ruhm,
Das Steuer der Finanzen feſt zu lenken
Und zäh' zu ſein, als gält's ſein Eigenthum. —

D'rum hatte Bacchus ſo auf Mainz gedrungen,
Hier hofft' er ja der Muſter viel zu ſehn,
Doch daß auch dieſe den Anforderungen
Nicht ganz entſprächen, mußt' er ſich geſtehn.
Zwar mocht' er wohl der deutſchen Bundestruppen
Geſchmackvoll für den Krieg bequeme Tracht,
Allein für undisciplinirte Gruppen,
Wie ſeine Garde, war ſie nicht gemacht.

Noch mehr faſt als die paſſenden Monturen,
Freut ihn die militäriſche Muſik,
Mit der der Mainzer Feſte Dioskuren
Wetteiferten zu practiſcher Kritik.
Die Kaiſerlichen waren zu beneiden,
Die Königlichen Meiſter ihrer Kunſt.
Unmöglich ward es ihm d'rum, zu entſcheiden,
Wem er zuwenden ſolle ſeine Gunſt.

Wie gerne hätt' er auch bei ſeinen Schaaren
So treffliche Kapellen eingeführt,
Daß ſtatt der Hirtenpfeifen Janitſcharen
Den Halbmond und die Trommeln dort gerührt.
Allein dem widerſetzten ſich die Faunen,
Die bei der Syrinx blieben, trotz dem Zwang,
Indeß Bacchantinnen mit tollen Launen,
Nichts wollten als wildbrauſenden Geſang.

So mußt' er die Idee denn fahren laſſen,
Doch gab er nimmer den Gedanken auf,
Den Seinigen Monturen anzupaſſen,
Die doch nicht hinderten im raſchen Lauf.
Was ſich in Mainz ihm zeigt, konnt' ihm nicht nützen,
Die Seinen waren nicht dazu gemacht.
Da ſah er eines Tages Bürgerſchützen
In einem kleinen Städtchen auf der Wacht.

Die wackern Leute hatten ohne Schaden
Erſt brav geſchoſſen, bis der Vogel fiel,
Und auf dem Heimweg dann ſo gut geladen,
Daß Mancher, eh' er's glaubte, kam an's Ziel.
Sie ſteckten ſämmtlich in bequemen Röcken
Von dunkelm Grün, das einen Puff verträgt,
Und glichen d'rin nicht unbeholf'nen Stöcken,
Nein, ſchwanken Weiden, die der Wind bewegt.

„Grün iſt das Weinlaub, grün die Rebenblüthe,“
— So lautete ſein Cabinetsreſcript, —
„Grün ſind der Schützen Röcke, Wämmſer, Hüte,
Grün iſt die Rebe, die im Winde wippt;
Grün ſind die Römer und grün ſind die Weiden
Und d'rum ergeht heut' der Befehl von mir
An die Bacchanten, ſich auch grün zu kleiden
Von nun an, car tel est notre bon plaisir.“

„Schnitt und Couleur ſei wie bei Bürgerſchützen
In jeder guten kleinen deutſchen Stadt,
Denn dunkelgrün kann man mit Wein beſprützen
Und die Façon quält keinen, wenn er matt.
Erfahrung hat ſchon ſeit uralten Tagen
Bewieſen, daß ſich's leicht d'rin läuft und geht.
Und beſſere Montur läßt ſich nicht tragen,
Wenn unter meinem Regiment man ſteht.“

„Darum ſei hiemit ernſtlich anbefohlen,
Daß wer fortan in meinem Dienſt will ſein,
Von ſeinem Wirbel bis zu ſeinen Sohlen
Bei jedem Feſt in Grün ſich hülle ein;
Es bleibt ihm unverwehrt, dabei Topaſe,
Rubinen und ſonſt edeles Geſtein
Zum Schmuck zu tragen, doch nur auf der Naſe,
Auch wehr' ich dieſer nicht den rothen Schein.“

Als dies Decret in Bacchus Reich erſchienen,
Ward ganz es durchzuführen etwas ſchwer.
Die Faunen machten darob ſaure Mienen,
Doch den Bacchantinnen gefiel es ſehr;
Von jeher wirkte ja die Tracht der Krieger
Auf holder Frauen Herzen ganz enorm,
Und mehr als Geld, das ſonſt doch ſtets der Sieger,
Vermag zu Zeiten eine Uniform.

Woher es kommt, weiß ich nicht zu ergründen,
So viel ich auch darüber nachgedacht,
Daß Weiberherzen kann ſo leicht entzünden
Der Soldateske mehrfarbige Tracht?
Wahrſcheinlich iſt's Electromagnetismus,
Wie wenn mit Kupfer Silber uns berührt,
(Sonſt hieß es nur gewöhnlich Galvanismus)
Ein Zucken ſich in allen Nerven ſpürt.

Legt etwas Silbernes man auf die Zunge
Und d'runter Eiſen, — Allen iſt das kund —
Und ſie berühren draußen ſich im Schwunge,
So ſchmeckt man Säure alſobald im Mund.
So iſt das auch wohl electromagnetiſch:
Zweierlei Tuch wirkt, doch nur durch den Blick,
Auf's Weiberherz, und wär' es noch ſo ſtätiſch. —
Geheime Pfade wandelt das Geſchick!

Wie wunderbar! Zu lang' darf man's nicht tragen,
Denn es verliert die Kraft — das iſt bekannt.
So leicht wird nie ein Herz in Feſſeln ſchlagen
Ein Generallieutenant, wie ein Lieutenant.
Wie Volta's Säule ſtärkſte Macht gegeben,
Wo neu erſt die Metalle ſind geſellt,
So wirken auch die friſchen Farben eben
Weit ſtärker auf die ganze Damenwelt.

Heil unſ'rer Zeit! daß ſie ſo fortgeſchritten
Im wirklichen Erkennen der Natur;
Ein jeder Schulbub' iſt d'rauf eingeritten
Und leichtes Spiel dünkt ihm das Tiefſte nur.
Das danken wir dem langen Völkerfrieden.
Worüber ſonſt ein Forſcher mühſam ſann,
Und womit Gott die Erde ſchuf hienieden,
Damit ſteckt man ſich jetzt die Pfeife an.

Wir wiſſen's längſt, die Rieſen-Feuertonne,
Die die Erhaltung birgt in ihrem Schooß;
Kurzum, mit einem Wort, die liebe Sonne
Iſt eine große ſchwarze Kohle bloß.
Der liebe Gott ſteht in Perſon dahinter
Mit electromagnet'ſcher Batterie
Und führt den Strom d'rauf, weniger im Winter,
Im Sommer mehr — rein aus Oekonomie.

Was Haller lehrte in geweihten Stunden:
In's Inn're der Natur dräng' kein erſchaff'ner Geiſt,
Hat ſchon prophetiſch Goethe dumm gefunden
Und damals hielt man ihn für gar zu dreiſt.
Doch Goethe ſelbſt ward ja längſt überflügelt,
Und Hegels vorwärts dringend Publicum
Drehte beinah', ward es nicht noch gezügelt,
Die ganze liebe Welt total herum.

Zwar hat ſie Schelling in's Gebet genommen,
Und Einige geniren doch ſich jetzt;
Allein ich ſeh' die Zeit uns nahe kommen,
Wo man den lieben Gott ganz abe ſetzt.
Man fing ſchon damit an, ihn zu vertheilen,
In jeden Menſchen ſteckte man ein Stück,
Und ließ ihn nicht mehr in dem Himmel weilen. —
In mir ein Stückchen Gott! o welch ein Glück!

Dies Stückchen freilich darf nicht ewig leben,
Aus iſt's mit ihm — wenn ihm die Seel' entfleucht.
Der Gott lebt fort nur in der Zeiten Weben,
So neue Stückchen immerfort erzeugt.
Da wohnet ſelbſt in ſeltſamen Quartieren
Der liebe Gott — und, ach, zur Miethe bloß —
Er könnte d'rüber den Verſtand verlieren,
Wär' der Gedanke nicht ſo ſchön und groß.

Doch, Muſe! — Kind — wohin biſt du gerathen?
Von Alltagsdingen, ganz gewöhnlichen,
Zuerſt zur Tracht hochherziger Soldaten
Und dann zum Gott, dem unperſönlichen.
Wie? ſtach dich eine tückiſche Tarantel
In deine Seele, in die Phantaſie? —
Du ſchweigſt und hülleſt ernſt dich in den Mantel,
Den faltenreichen, der Philoſophie.

Was fällt dir ein? — Meinſt du zu reuſſiren
Durch ſolche Dinge, Kind! da irrſt du ſehr.
Ganz etwas And'res mußt du jetzt probiren,
Dergleichen nutzt nicht einen Heller mehr.
Nimm dich in Acht vor einem derben Wiſcher,
Denn ſolchen Gott will nirgends mehr der Staat.
Frag' nur in Tübingen Profeſſor Viſcher,
Der kennt die Frucht, entſproſſen ſolcher Saat.

Er kann vielleicht dir noch gar Manches ſagen,
Wie man in ſolchem Falle ſich benimmt,
Wenn ihn nicht, was mit ihm ſich zugetragen,
Allmählig etwas anders hat geſtimmt.
Philoſophie iſt nicht mehr eine Zofe,
Wie man ſie früher immer angeſehn —
Schon Galilei ſprach: E pur si muove —
Das iſt ſeitdem manch liebes Mal geſchehn.

Man ſchwört das Eine und man denkt das And're
Bei jetziger neumodiſcher Cultur;
Und wer das nicht vermag, ei nun, der wand're
Und lege nieder ſeine Profeſſur.
D'rum, liebe Muſe, höre mich: entſage
Um Gottes Willen der Philoſophie;
Gar keine iſt die beſte heutzutage,
Gar keine — eben aus Philoſophie.

Du haſt ja and're Dinge zu beſingen,
Sieh' dich nur um, die Welt iſt voll und rund,
Und weißt du gar Nichts, kannſt du Ständchen bringen
Bewährten Künſtlern, ſchönem Sängermund.
Das wird dir ſelbſt die Polizei nicht wehren,
Die gegen fremde Künſtler niemals grob.
Muſik und Frauen darf man kühn verehren,
Wie einſt in Mainz es that der Frauenlob.

Das war ein Mann, der lebt noch heutzutage
Und Mainz iſt ſtolz auf ihn, gar ſehr mit Recht,
Darum ließ auch zu ſeinem Sarkophage
Sich Bacchus führen mit dem treuen Knecht.
Die Mainzer Frauen und das Domkapitel,
So wie die Stadt, der freien Kunſt geneigt,
Beſorgten ihm im frommen Sinn die Mittel,
Daß ihm empor ein neues Denkmal ſteigt.

Als nun Silen im Gang den Grabſtein ſchaute,
Der einſt des Sängers ſtille Gruft gedeckt,
Deß Lied die Ehemänner ſehr erbaute,
Da hat er — ſich die Lippen abgeleckt.
Er dachte nämlich, wie ſie ihn begraben,
Sechs Jungfrau'n trugen ſelber ihn zu Grab,
Die dann die Gruft mit Wein begoſſen haben,
Nachdem die Leiche ſie geſenkt hinab.

„Der Wein, das iſt Liebfrauenmilch geweſen,"
— Sprach mit Begeiſterung Silenos jetzt,
Gott mag es wiſſen, wo er es geleſen —
„Mit dem des Sängers Grabmal ſie benetzt.
Was konnt' es wohl dem Todten noch verſchlagen! —
Im Leben fehlt' es ihm vielleicht daran.
Was hilft mir das, wenn ſie dahin mich tragen,
Wo ich nichts mehr davon genießen kann!"

Allein ſo iſt's in Deutſchland ſtets geweſen,
Die Lebenden ließ man vergeſſen ſein;
Doch wie man ihre Grabſchrift kam zu leſen,
Da dachte man auch gleich — an einen Stein.
Die kleinſte Stadt forſcht, wer in ihr geboren,
Und findet Einen ſie, der etwas gilt,
So ſetzt ſie gleich ihm zwiſchen ihren Thoren
Ein Denkmal oder gar in Stein ſein Bild.

Verſteht ſich, daß der Mann nicht mehr auf Erden,
Sonſt fiel' es Keinem ihrer Bürger ein;
Indeß die Lebenden geſteinigt werden,
Setzt man den Todten dankbar einen Stein.
In Deutſchland wird ſich ſchwerlich Ruhm erwerben,
Wer lebt, ob auch an Tugend noch ſo reich,
Um etwas hier zu gelten, muß man ſterben,
Da lobt die A. A. Z. ausführlich gleich. —

Indeß Silen ſo bitter reflectiret,
Ich bitte dich, o Muſe! ſag' — warum
Wird immer bitterer er diſponiret? —
Sah Bacchus weiter ſich im Dome um.
Zum Grabmal kam er bald der Frau Faſtrade,
Der ſonſt die Silberſpindel dient als Zier,
Vom treuen Gatten aufgehängt — wie Schade,
Daß ſie ſchon lange, lange nicht mehr hier.

Carolus Magnus hatt' es wohl begriffen,
Was Frauen, ſelbſt im Tode, ehren kann.
Wir ſind indeſſen längſt ſchon abgeſchliffen,
Und, ach! die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann.
Moderne Bertha's ſpinnen höchſtens Ränke
Und ſtricken dabei fleißig ihren Strumpf.
Macht jetzt ein Eh'mann Spindeln zum Geſchenke,
O Gott! wie bald wird da die Liebe ſtumpf.

Nicht mehr giebt's Agrippinen noch mit Urnen,
Faſtraden auch nicht in der Damen Kreis;
Moderne Mädchen ſpinnen nicht — ſie turnen
In deutſchen Schulanſtalten jetzt mit Fleiß.
Man will den Geiſt, doch auch den Körper bilden,
Will der Natur beiſtehn für ihren Zweck,
Und treibt dazu die lieben, zarten, milden
Geſchöpfchen auf den Barren und das Reck.

Bald wird's geſcheh'n im Großen und im Ganzen:
Im Geiſt ſchon ſeh' ich jedes Bürgerweib
Als Mädchen auf dem ſtraffen Seile tanzen,
Damit ſie ſchmeidige den kleinen Leib.
Es hindert nur der Name Akrobaten,
Sonſt übten ſie die Kunſt längſt keck und frei;
Strickturnerinnen will dafür ich rathen,
Dann ſagt es zu unſ'rer Deutſchthümelei.

Die Demagogen wurden Pädagogen
Und jeder Lehrer träumt ſich ein Armin;
Die Fürſten zeigen ſich jetzt wohlgewogen,
Wenn altdeutſch fromm hinaus die Turner ziehn.
In Kinderſchulen ſehn ſie gern ſolch Streben,
Dann ſtört es ſpäter nimmermehr den Staat;
Satt hat, wer nur hinaustritt in das Leben,
Was ihn als Kind genug gehänſelt hat.

Nur Dinge, die recht in die Augen ſpringen,
Und Namen, pomphaft, früher ungehört,
Dann läßt ſich Alles auf in Deutſchland bringen
Und jeder Narr zu ſolcher Farbe ſchwört.
Verbietet es für's Leben auch die Logik,
Iſt's Manchem doch beſonders angenehm,
Und er macht Platz ihm in der Pädagogik;
Die hat jetzt jeden Tag ein neu Syſtem. —

Ei, laßt die Jungen klettern, meinethalben!
Und laßt die Mädchen hüpfen jederzeit,
Nur müßt ihr's nicht mit Redensarten ſalben
Und treibt es nicht mit ſolcher Wichtigkeit.
Macht mir die kleinen Buben nicht ſchon eitel,
Sie lernen das, o glaubt mir, früh genug;
Kränzt doch ſich ſelbſt jetzt jeder hohle Scheitel,
Denn Eitelkeit iſt des Jahrhunderts Fluch.

Sechszehnter Geſang.

Wer war es eigentlich, der ſo gemurrt
Im Dom zu Mainz, Silenos oder du,
Geliebte Muſe, fürchterlich geknurrt,
So wie ein Hund, der biſſig, dem dazu
Der Knochen weggeriſſen wird, den er benagt,
Weil man bei einem Diebſtahl liſtig ihn ertappt,
Und der, da er ihn nicht nochmals zu ſtehlen wagt,
Nun Jedem, der ihm naht, falſch nach den Beinen ſchnappt.

Du warſt es nicht, du biſt ein luſtig Kind
Und ſcheueſt Fama auch mit der Poſaune.
Antworteſt du — du bleibſt ſtets frohgeſinnt
Und roſenfarbig immer deine Laune.
So war's der Alte, der ſo brummig iſt geſtimmt,
Was quält ihn nur und hat ihn noch darin beſtärkt,
Daß Alles er bei dem verkehrten Ende nimmt?
Schon ſeit er Worms verließ, hab' ich's ihm angemerkt.

Du meinſt, o Muſe, daß er keine Raſt
Mehr finde, bis er Frankfurt hat erreicht;
Er iſt ſich überall ein fremder Gaſt,
Der unzufrieden durch die Gaſſen ſtreicht.
In Frankfurt an dem Main, wo die Miniſter blüh'n
Und er in ſeiner ganzen Würde ſich erſchaut,
Wird er belohnt ſich finden für die vielen Müh'n:
Seit Bacchus ihm das Portefeuille hat anvertraut.

Der kurze Weg iſt bald zurückgelegt,
In einer Stunde auf der Eiſenbahn,
Indeß ſich in Silenos Seele regt
Der lang gehegte, lieb geword'ne Wahn:
Einmal entſagen läſtigem Incognito
Und ſeinen Rang in Wirklichkeit zu nehmen ein.
Ach, auf der ganzen Reiſe ward er nicht recht froh,
Miniſter war er doch, er wollt's auch wirklich ſein.

Ein Fürſt iſt Fürſt, ſchon von der Wiege an,
Und ſeiner Würde von Klein auf gewöhnt,
D'rum freut er ſich, wenn er ablegen kann
Gelegentlich den Hauptſchmuck, der ihn krönt;
Doch ein Miniſter dient ſich erſt dazu hinauf;
Den ganzen Stufengang in der Bureaukratie
Muß er durchſchreiten, — zwar ſehr oft mit raſchem Lauf,
So daß er dazu kommt, er weiß es ſelbſt nicht wie. —

D'rum hält er ſeinen Rang auch ängſtlich feſt,
Zumal in conſtitutionellem Staat,
Denn der baut nie ſo recht ein warmes Neſt,
Das man̄ auf immer ſich erworben hat.
Gar ſchlimmen Sinnes iſt oft die Oppoſition
Und ruht nicht eher, als bis ſie ihn abgeſetzt.
Anklagezuſtand, welch ein Wort voll Spott und Hohn!
Damokles Schwert, das in den Kammern wird gewetzt.

Zwar quälte niemals dieſe Angſt Silen,
Bacchus regiert bekanntlich abſolut;
Doch haßt er's, ſich incognito zu ſehn,
So grimmer Haß ſteckt nun einmal im Blut.
Es kann dergleichen kein Miniſter recht vertragen,
Selbſt Goethe nicht, der doch dabei ein Dichter war.
Hört nur, was ſich einmal mit ihm hat zugetragen
In einem ſolchen Fall — her iſt's ſchon manches Jahr.

Er fuhr allein mit Weimar's Karl Auguſt,
Dem Fürſten aller Fürſten unſ'rer Zeit;
Nach Leipzig führte ſie die Reiſeluſt,
Einfache Pilger nur, im Bürgerkleid.
Als nun im Thore ſie der Viſitator fragt,
Nach ihrem Namen und Charakter, Wohnort, Stand,
Fliſtert der Herzog, dem es beſſer ſo behagt,
Seinem Begleiter zu: Wir bleiben unbekannt.

Neugierig wendet der Thorſchreiber ſich
Zum Fürſten Weimars, wer und was er ſei,
Doch dieſen läßt die Phantaſie im Stich
Und ihm fällt juſt kein and'rer Name bei,
Als ſeines Nachbarn, der zuerſt das Wort ihm läßt,
Wie es die Sitte will, mit aller Conſequenz.
Er zaudert, doch da ihn der Leipziger nun preßt,
Ruft er: „Geheimerath von Goethe, Excellenz.“

D'rob lächelt Goethe mit boshaftem Sinn,
Wie immer gleich gefaßt und ſelbſtbewußt,
Und wirft nun leicht dem Viſitator hin:
„„Der Herzog Weimar's bin ich, Karl Auguſt.““
Sieht ſeinen Fürſten an und ſchmunzelt ſchadenfroh.
Und als nun dieſer ruft: „Was iſt das für ein Brauch,
Was machſt Du denn, mein Freund? Ich bin incognito.“
Erwiedert er ihm gleich: „„Gnädigſter Herr, ich auch.““

Das kann nun zwar Silenen nicht geſchehn,
Denn ſolche Thorneugier iſt abgeſchafft,
Auch ſagt gewiß nicht Bacchus: „Bin Silen,“
Wenn fragend ihn ein Poliziſt angafft.
Gefallen hätte das nun zwar ſehr wohl Silen:
Für ſeinen Fürſten gilt jeder Miniſter gern,
D'rum trug er auch, daß man's zufällig könne ſehn,
Unter der Weſte ſtill und heimlich einen Stern.

Es lag ihm d'ran, daß das Incognito
Nur leicht verhüllt zu Frankfurt ſei am Main,
Und unterweges quält er Bacchus ſo,
Bis dieſer endlich, endlich willigt ein.
In aller Eile nahm Silen nun ein Blankett
Heraus und fertigte für Beide neuen Paß
Mit ſaub'rer Hand in aller Form, gar nett,
Für „Graf von Naxos und Freiherr von Hippokras.“

Da mußte gleich der ganze Bundestag
Errathen, wen ein ſolcher Name deckt,
Und doch hatt' er — was man auch ſagen mag —
Geſchickt darin die Wirklichkeit verſteckt.
Erleichtert war ſein Herz, als er dies durchgeſetzt,
In voller Freude fuhr er in den Bahnhof ein,
Denn ſeine Würde war gänzlich geſichert jetzt
Und froh begrüßte er nun Frankfurt an dem Main.

Einen Augenblick vergönne, Muſe,
Daß ich dich, Geliebte, unterbreche,
Denn mir liegt etwas gar ſehr am Herzen
Und du kannſt darüber mich belehren.
Du erräthſt gewißlich, was ich meine.
Ja, das Wort „Paß“ iſt es, ſo mich quälet.
Sage mir, wer hat denn nur erfunden
Dieſen Küchenzettel eines Menſchen,

Der die einzelnen Ingredienzien
Mühſam aufzählt und dabei das Zeugniß
Ausſtellt: Dies Gericht, es iſt genießbar
Und verdirbt der menſchlichen Geſellſchaft
Nicht den Magen? — Einen Straußenmagen
Aber hat die menſchliche Geſellſchaft,
Und es iſt ganz unbegreiflich, was ſie
Alles kann vertragen und verdauen. —
Sehr proſaiſch wär' es, liebe Freundin,
Wenn ich noch bemerkte, daß die ſchlimmſten
Menſchen oft die beſten Päſſe haben,
Und die beſten Menſchen oftmals keine.
D'rauf erwiederſt du: die guten Menſchen
Sind ja für die Polizei auf Erden.
Gäb' es keine guten Menſchen, wäre
Wenig nur die Polizei beſchäftigt;
Aber dieſe ſtets zu überwachen,
Zu behüten, wahren und zu gängeln,
Daß ſie ja nicht böſe werden können,
Auch nicht einen Finger breit vom Pfade
Bürgerlicher Tugend ſich entfernen,
Iſt ihr wichtigſter Beruf, und deshalb
Nimmt ſie es ſo peinlich mit den Päſſen.
Auch iſt Reiſen ſtets etwas verdächtig;
Sagt doch ſchon ein alter Spruch der Weisheit:

Bleib' im Lande und ernähr' dich redlich. —
Wer nun nicht im Lande bleibt, deß Nahrung
Iſt nicht immer redlich, denn die Wirthe
Der Hôtels ſind auch nicht immer redlich
Und es kann dem Wand'rer widerfahren,
Daß zum Beiſpiel Straßburger Paſteten
Er zu eſſen glaubt und ſelbſtgemachte
Ihm der Wirth vorſetzt, was ſehr unredlich.
Ein erfahr'ner Mann, der vieler Länder
Städt' und Sitten kannt' und ihre Speiſen,
That den tiefen, weiſen Götterausſpruch:
„Sag' mir, was du iſſeſt, und ich will dir
Sagen, wer du biſt.“ — Da man nun leicht kann
Eſſen etwas Nachgemachtes, Falſches,
Kann man nach der obigen Maxime
Auch leicht falſch und nachgemacht ſein; alſo:
Iſt es gut, wenn Sicherheitsbehörden,
Vulgo Polizei, ein waches Auge
Halten auf die Reiſenden und Solches
Wird am beſten ſtets durch ſtrenge Ordnung
Bei den Päſſen ausgeführt und darum
Iſt man ſtreng, am meiſten gegen Solche,
Die man kennt als unbeſcholt'ne Bürger,
Denn es iſt ein gar zu großes Unglück,
Wenn ein Solcher ſtrauchelt auf dem Pfade

Seiner Jugend. — Danke, liebe Muſe,
Danke herzlich, du haſt eines Beſſern
Mich belehrt, ich ſehe klar und deutlich,
Paß iſt Paß und niemals Küchenzettel,
Und für gute Bürger eine Wohlthat.

Folgen wir den Beiden nun nach Frankfurt.

Wie, o Frankfurt, ſoll ich dich beſingen?
Denn du haſt ſo viel des ſchönſten Glanzes,
Biſt ſo reich an wunderbaren Dingen
Und nur ſchwerlich wird es mir gelingen,
Dich zu ſchildern wahrhaft als ein Ganzes,
Weil du groß biſt in dem kleinſten Theile:
Groß durch den erhab'nen Bundestag,
Groß durch Million, groß in der Zeile
Und durch Sachſenhauſens Menſchenſchlag;
Doch am größeſten, geſteh' es ein!
Biſt du, Frankfurt, durch den Eppelwein.

Daß in dir ein Goethe ward geboren,
Iſt doch wohl ein Werk des Zufalls nur,
Wie in dir ſich Hölderlin verloren,
Den zum Muſenliebling einſt erkohren
Heitern Sinn's die ſpielende Natur;
Dafür kannſt du Nichts; auch für Bettine

Wareſt du die Wiege und das Kind
Mit der Schalksnatur und Derwiſchmiene,
Blieb im Herzen treu dir ſtets geſinnt,
Und wie hoch ſein Ziel es auch geſteckt,
Spricht es als noch deinen Dialect.

Mag's heroiſch zu dem König reden
Oder Tian ſchildern, bunt und kraus,
Wenn nicht mit den feinſten Seidenfäden
Clemens Briefe, juſt nicht klar für Jeden,
An einander reih'n zum Frühlingsſtraus;
Mag's mit Goethen reiche Briefe wechſeln
Und der große Dichter, ſehr galant,
Die Gedanken zu Sonnetten drechſeln,
Die es kurz zuvor ihm zugeſandt,
Immer ſitzt es auf derſelben Stell',
„Als bei der Frau Rath auf der Schawell.“

Nein, an dieſen wunderbaren Dingen
Haſt du, reiches Frankfurt, keine Schuld,
Auch wird dir es nimmer Nachtheil bringen; —
Was du nicht vermochteſt zu bezwingen,
Trugſt du ſtets mit ſtählerner Geduld.
Das Genie läßt einmal ſich nicht lenken,
Du erzogſt ja dieſe Geiſter nicht,
Und dich ob dergleichen je zu kränken,

Wäre wider Sitte, Recht und Pflicht.
Tröſte dich, o Frankfurt an dem Main,
Du haſt Bundestag und Eppelwein.

Für den Goethe, der doch nie dein eigen,
Wie dein eigen ſelbſt nicht war ſein Vater,
Haſt du einen, der verſteht zu ſchweigen,
Kannſt in Erz jetzt deinen Goethe zeigen,
Aufgeſtellt vor deinem Stadttheater.
Dieſer Goethe, Weimar'ſcher Miniſter,
Aus Metall gegoſſen, nicht von Holz,
Denn kein nachgemachter Goethe iſt er,
Dieſer Goethe, Frankfurt, iſt dein Stolz.
Der im Leben ſich dir nicht geſellt,
Iſt jetzt dein, ſeit du ihn aufgeſtellt.

Doch du haſt noch mehr, o Stadt der Reichen!
Haſt den Römer, wunderbar zu ſehn,
Der in Deutſchland ſuchet ſeines Gleichen,
Deiner frei-reichsſtädt'ſchen Würde Zeichen,
Wo vordem viel Großes iſt geſchehn.
Dein Senat thront jetzt im Wahlgemach,
Und kein Kurfürſt mehr ſchreit dort ſich heiſer,
Dennoch liegt das deutſche Reich nicht brach,
Denn neu malen ließeſt du die Kaiſer.

Neuen Glanz verlieh'n verſcholl'ner Zeit.
Dich zu ſchmücken, Leſſing, Rethel, Veit.

Goethe nicht allein und nicht Bettinen,
Viele große Namen haſt du mehr,
Die als Sterne einſt der Welt geſchienen,
Jetzt noch ſtrahlend ſelber als Ruinen.
Daß du nicht d'rauf ſtolz biſt, freut mich ſehr.
Savigny, der unſ'rer Zeit verweigert,
Daß ein gut Geſetz ſie machen kann. —
Doch Geſetze, trefflich durchgeſeigert,
Häufen ſich in Deutſchland täglich an,
Sprößlinge von auserwählten Räthen,
Kräftig, wenn in Kraft ſie wirklich treten.

Börne — doch den wirſt du gerne trennen
Von den Andern, die dein Schooß gebar;
Denn Satyriker muß man nicht nennen,
Wen'ger noch zu ihnen ſich bekennen,
Stets gefährlich bleiben ſie fürwahr. —
Ein Satyriker führt Unterthanen
Leicht zum Scheitern an verborg'nem Riff,
Und es weh'n zu trutzig ſeine Fahnen
Oft herab von ſeinem kecken Schiff,
Selbſt wenn er, was fremden Herrn verletzt,
Nur in ſeine Sprache überſetzt.

Obendrein war Börne ja ein Jude
Und — „a Judd', a Judd is als a Oos!"
Eher fände noch ein Botokude,
Den für Geld man zeigt in einer Bude,
Bürgerrecht in deinem engen Schooß.
Vincenz Fettmilch war dein würd'ger Sohn,
Denn wie man den Nächſten ſolle lieben,
Sei er ſelbſt kein Chriſt, um Himmelslohn,
Ward einſt praktiſch ſtreng von ihm betrieben;
Gern hätt' er, trotz Reichs und Kaiſers Achten,
Wiederholt dein altes Judenſchlachten.

Das geſtatten zwar nicht unſ're Tage,
Auch die Juden fanden Schutz und Hort,
Auch ihr Recht wägt jetzt des Fortſchritts Wage,
Und verſtummt gleich nicht gerechte Klage,
Reißt der Zeitgeiſt doch die Schranken fort.
Egoismus freilich ſucht zu hemmen,
Wo er kann, Emancipation,
Doch nur ſchwach vermag er noch zu dämmen
Und die Morgenröthe naht ſich ſchon,
Obgleich ſelbſt ſich müht für Judenſünden
Sachſens Landtag, Lichter anzuzünden.

Was? In Sachſen, das ſo fortgeſchritten?
Ja, in Sachſen — freilich iſt das kraus —

Hat man Tage lang gar heiß geſtritten
Für und wider und doch nicht gelitten,
Daß ein Jude neben eig'nem Haus
Auch noch dürfe eig'nen Garten haben,
Der zu jenem Grundſtück nicht gehört,
Um in ihm, nach ſchwerer Müh', die Gaben
Gottes zu genießen ungeſtört.
So beſchloſſen es die Vaterländ'ſchen
Und mit Recht. — Sind denn die Juden Menſchen?

Sachſen blüht durch Handel; daß den Handel
Juden ſtets nur treiben mit Gewinn
Auf der Chriſten Koſten, zeigt ihr Wandel;
Hundert Chriſten und nur eine Mandel
Juden, und der Handel iſt dahin. —
Darum ſoll im freien Land der Sachſen,
Nach gar wohl erwogenem Beſchluß,
Nie die Judenſchaft gedeihn und wachſen,
Weil der Handel Sachſens wachſen muß.
O, ein würd'ger Denkmal hat bis jetzt
Noch kein deutſcher Landtag ſich geſetzt.

Doch zurück nach Frankfurt an dem Maine;
Denn wenn du noch länger alſo ſchrei'ſt,
Melden gleich die chriſtlichen Vereine
Von dir, Muſe — glaub' mir's, liebe Kleine! —

Daß du heimlich eine Jüdin ſei'ſt;
Juden können aber gar nicht dichten,
Nur ein Chriſt darf deutſcher Dichter ſein,
Und die Männer, die Poeten richten,
Werfen gleich auf dich gar ſchweren Stein.
Hat ſelbſt Menzel doch, als er ſich wild gerauft,
Gleich, was jungdeutſch hieß, zu Juden — umgetauft.

Frankfurt iſt ein Ort für Diplomaten,
Die hier wirken ohne Unterlaß;
Trefflich ruht ſich's hier von großen Thaten,
Wo die Früchte aufgehn vieler Saaten
Und viſirt muß werden jeder Paß.
Frankfurt, deutſcher Kellner hohe Schule,
Die von hier im ganzen deutſchen Land
Sich verbreiten — Meiſter von dem Stuhle,
Der noch jede Nation verband.
Denn wo nur ein guter Tiſch beſchieden,
Hält auch Jeder gern den ew'gen Frieden."

Vivat, Frankfurt!

— — — — — — —

— — — — — — —

Siebzehnter Geſang.

Warum, o Muſe, haſt du verſchwiegen,
Was Silen noch weiter geſagt?
Du wollteſt dich nicht auf Verſen wiegen,
Deren Inhalt dir misbehagt,
Und darum ließeſt du lieber fort,
Was der guten Stadt zum Lobe gereicht —
Gedankenſtriche ergänzten das Wort —
Zu loben iſt ſchwer, zu tadeln leicht.
O ſage, lernteſt du das von Jenen,
Die eine kurze Spanne Zeit
Zu herrſchen glauben im kritiſchen Reich?
Und wen ſie, dem Rechte nach, loben ſollen,
Aber aus Gründen nicht loben wollen,
Lieber mit keinem Worte erwähnen
Und hartnäckig ignoriren
Männer, die nicht allein exiſtiren,
Sondern auch wahrhaft Großes geleiſtet,
Wie das noch neulich in thörichtem Wahn

Ein Quidam dem edeln Rückert gethan.
Pfui, Muſe, das wäre niedrig und feig!

Du lachſt? — Was das nur heißen ſoll? —
„Silenos“ — ſagſt du — du lachſt noch immer? —
Du unverſchämtes Frauenzimmer! —
„Silenos war das Herz ſo voll
Von Frankfurts Wundern, die ihn beſeelten,
Daß ihm zuletzt die Worte fehlten. —
Er machte den Mund weit auf — und ſchwieg.
Ja, das iſt etwas Anderes, Kind!
Stumm war er geworden, doch nicht blind;
Denn als er aus dem Wagen ſtieg,
Schaut' er ſich aller Orten um,
Ob er nicht einen Attaché
Von irgend einer hohen Geſandtſchaft
Erblicke — Doch Keiner war in der Näh'.
Ein Solcher ſollte ihm nämlich ſagen,
Was wohl das vornehmſte Hôtel
Für Incognito-Fürſten und ihre Miniſter,
Denn des Guide du Voyageur-Regiſter
Half ihm nicht viel jetzt nachzuſchlagen.
Er wurde durch daſſelbe nicht weiſer
Und ſchwankte zwiſchen dem römiſchen Kaiſer
Und ruſſiſchen Hofe — Beide locken

Durch ihren Namen Diplomaten,
Doch dieſe Herr'n
Laſſen ſich gern
Im Zweifel durch Irdiſches beſtimmen:
Der feinſte Wein und der ſaftigſte Braten
Und ſonſt noch ausgeſuchte Brocken
Und feine Gerichte
Wirken oft bei der Diplomatie
Gar wunderbar — ſo daß die Geſchichte
Nie klar wird aus dem Was und Wie —
Und man oft in ſpäteſten Zeiten
Erſt, aus poſthumen Memoiren.
Weltbewegender Begebenheiten
Eigentlichen Grund erfahren.

Sie kehrten im ruſſiſchen Hofe ein.
Warum ſie dieſem den Vorzug gegeben,
Wiſſen, o Muſe, wir Beide nicht;
Vielleicht daß ſpäter, wenn er ſein Leben
Beſchreibt, Silen einmal davon ſpricht.

Silen ließ klüglich dort ſeinen Stern
Von ungefähr in die Augen ſchimmern;
Gleich führte der Oberkellner die Herr'n
Zu den beſten und eleganteſten Zimmern.

Der Miniſter gab ihm nun zu verſtehn,
Die Dienerſchaft würde ſpäter kommen,
Und Jener verſprach darauf zu ſehn,
Daß ſie ſogleich werde aufgenommen.
Doch rief er einen Lohnlakai
Indeſſen, um auszuhelfen, herbei.

Halt', Muſe! halt'! — Was iſt ein Lohnlakai?
Eh' wir fortfahren, laß mich das erſt wiſſen.
Ein Lohnlakai iſt ein Menſch, befliſſen,
Einen Fremden viele Wege zu führen,
Die er ſicher nicht wählte, wär' er frei;
Ihm zu eröffnen alle Thüren,
Die ohne ihn auch offen ſtehn,
Stets nach des Reiſenden Börſe zu ſehn
Und dafür zu ſorgen, daß ihre Schwere
Sich täglich mindere, doch nie mehre;
Will er etwas kaufen, ihn dahin zu bringen,
Wo nicht ein Heller ſich läßt abdingen,
Und doch um die Hälfte theurer er zahlt,
Als wenn er ohne Lohnlakai kommt;
Iſt ein Menſch, der Alles in's Graue malt,
Was ihm nicht noch dem Wirthe frommt,
Und der bei übertriebenem Lohn,
Doch nichts, als ein gar ſchlauer Spion,

Den der Reiſende für ſein eignes Geld
Zum Dienſt der Polizei beſtellt,
Damit von dem, was er trachtet und dichtet,
Dieſe beſtändig ſei unterrichtet.

Wie kommt's, daß trotz ihrer Göttlichkeit
Bei ſothaner Gelegenheit
Bacchus und Silen nicht mehr noch minder
Blind waren, wie andere Menſchenkinder,
Und den Lohnlakai nicht jagten davon?
Ei, das verbot ja der bon ton.
Vornehme Leute, wenn ſie erſchienen
In fremder Stadt ſind, laſſen ſich immer
Von einem ſolchen Subjecte bedienen,
Daß die eigne Dienerſchaft könne ruhn,
Und wenn es die vornehmen Herr'n nicht thun,
So thut's die vornehme Dienerſchaft.
Kurz, den Lohnlakaien fehlt es nimmer
An gut bezahlter Beſchäftigung.
Wenn man das Ding beſieht bei Licht,
Sind um der Reiſenden willen nicht
Hötels und Lohnbediente da,
Sondern für die Lohnbedienten und Wirthe,
Daß dieſe nicht nutzlos ſtehn und gaffen,
Hat die Reiſenden unſer Herrgott erſchaffen.

Ich glaube nicht, daß ich d'rin irrte,
Da ich noch aller Orten ſah,
Daß dieſe Menſchen es ſo betrachten,
Sobald die Fremden übernachten.
Das iſt hienieden der Wanderer Loos,
Ja, Allah Kerim — Gott iſt groß!

Beſagten Lohnlakai beſchäftigte Eilen
Nun gleich, um einen Weg für ihn allein zu gehn.
Vor ſeinem Fürſten hielt den Auftrag er geheim,
Verrathen könnt' ich's wohl, allein mir fehlt der Reim.
Vielleicht find' ich ihn noch in einer ſpätern Zeit,
Dann wird der Leſer auch gleich darin eingeweiht.
Der Reim iſt wunderlich, ein wahrer Eigenſinn,
Und ihn zu ſuchen oft ein trauriger Gewinn;
In unſ'rer Zeit beſonders verdirbt er manch Gedicht,
Gar Vieles reimt ſich zwar, allein es ſchickt ſich nicht.
Wenn ich zum Beiſpiel nennte den großen Dichter Mundt
Und wollte darauf reimen Hund oder gar noch Schund,
So nähme dieſer es gewißlich übel und
(Das iſt ein art'ger Reim) — Herr Kühne fänd' es bunt.
Es iſt gar ſehr fatal — So reimet ſich auf Prutz,
Nichtsnutz und Trutz, zugleich das ekle Wörtchen Schmutz.
Auf Hahn-Hahn reimt ſich Wahn, auf Marggraf reimt ſich
Schaaf. —

Obwohl hier nur der Reim und nie der Sinn ſich traf,
So fände man es doch gewißlich unverſchämt
Und gleich bei Sämmtlichen wär' der Poet vervehmt:
Damit mir alſo nicht Verdruß daraus entkeimt,
Muß ich von ihnen ſprechen, nenn' ich ſie ungereimt.

In Reimen aber darf ich reden von Silen
Und ſonſt von Manchem noch; die laſſen es geſchehn,
Sie ſind daran gewöhnt und nicht ſo ſuſceptibel —
Und doch iſt oft der Reim vergleichbar einer Zwiebel.
Wie dieſe Lagen hat, wo ſtets die nächſte paßt
Genau zur vorigen, die ſie gar eng umfaßt,
So bietet auch der Reim, in den verwandten Klängen
Gedanken, die ſehr oft genau zuſammen hängen.
Zum Beiſpiel: wir ſind juſt in Frankfurt: — Eppelwein.
Darauf nun bietet ſich: Schwein, Schein, Stein und gemein:
Da ſind Gedanken gleich: „Man ſagt, er giebt den Stein;“ —
„Er ſieht zwar aus wie Wein, allein es iſt nur Schein.“ —
„Man ſieht durch ihn gar Manchen betrunken wie ein Schwein;“ —
„Allein in Frankfurt liebt den Trank man all-gemein.“ —
Noch weiter: wir ſind noch in Frankfurt: „Bundestag“,
Viel Reime giebt es da: „Schach“, „Schlag“, „flach“, „vermag“.
Gedanken nun dadurch: „Er bietet Frankreich Schach.“ —
„Man ahnet gar nicht, was der Bundestag vermag,“
„Und eh' man ſich's verſieht, führt er den kühnſten Schlag.“

„Scharf ſchneidend trifft er ſtets, ſein Hieb fällt niemals flach.“ —
Nur hüte man ſich, wenn der Reim Gedanken giebt,
Die ein Miniſter haßt, die Obrigkeit nicht liebt,
Und deren ſind gar viel und darum wär's erſprießlich,
Damit die Reime man gleich kenne, ſo verdrießlich
Die Vorgeſetzten machen, daß ein Reimlexikon
Die Obrigkeit beſorgte mit Approbation,
Wo ſolche Reime nur zu finden und zu leſen,
Die ſie wohl leiden kann und nie verpönt geweſen;
Die andern aber gar nicht darin angeführt,
Durch die die Leidenſchaft kann werden angeſchürt,
Nebſt Regeln, wie allein die Reime zu gebrauchen,
Um gleich Gedanken, ſo erlaubt ſind, einzuhauchen.
Zum Beiſpiel – Eines nur — wer ſeinen Vers ſchließt: „König“,
Der ſoll d'rauf reimen nicht: „verhöhn' ich“ — nur: „verſchön' ich“.
Das giebt Gedanken auch – ſelbſt ſpricht alsdann der König
Und ſagt: „Mit großer Luſt mein ganzes Land verſchön' ich,“
Doch ſagen kann er nie „jeglich Geſetz verhöhn' ich“ —
Denn dieſer Reim ſteht nicht im neuen Lexikon
Und alſo macht auch kein Poet Gebrauch davon.
So wird man ſtets nur angenehme Reime wählen,
Und an Reſpect es nie in Poeſieen fehlen.
Ja, groß wär' der Gewinn – nicht unbedeutend nur,

Es brauchten Poeſieen künftig nicht mehr Cenſur,
Oder der Cenſor bloß die Reime, nicht die Zeilen
Zu leſen, um ſein Imprimatur zu ertheilen.
Sehr zu empfehlen wär' gewiß ein ſolch Verfahren
Und die Beamten würden dadurch viel Zeit erſparen;
Auch wär' die Poeſie von Neuem eine Kunſt
Und reimen könnte nicht ein jeglicher Hans Dunſt,
Wie's in den Kopf ihm kommt, er müßte erſt ſtudiren
Und jedenfalls ſich bei den Verſen ſehr geniren.
Kurz, Segen für den Staat wär' ſolch ein Lexikon
Und die Redaction erbitt' ich mir zum Lohn;
Allein damit ich ſicher, zur Approbation
Vom Miniſterium noch eine Commiſſion,
Die ganz genau es prüft in mancher Seſſion,
Nebſt einer eigenen Adminiſtration;
Soviel auch dieſe koſten, man wird nachher es ſparen,
Sobald wir fertig ſind, etwa nach dreißig Jahren.
O Deutſchland! darin blüht dir unbeſchreiblich Glück! —

Nun aber zu Silen. — Der Diener kam zurück
Und meldete, der Herr ſei auch ſchon angekommen,
Und habe ſein Quartier im Schwan bereits genommen,
Doch ſei er leider krank, nicht fähig, auszugehn,
Weshalb die beiden Herr'n bei ſich er wünſch' zu ſehn.
Silen befahl ihm nun, er ſolle draußen warten,

Indeß Bacchus geſpannt, die Dinge, die ſein harrten,
Begierig wiſſen wollt'. Allein Silenos ſchwieg,
Wie einſt Friedrichs des Großen Geſandter, als der Krieg
Beſchloſſen war im Rath, auch ſchweigſam blieb zu Wien,
Und trotz dem ſchweren Stand ganz guter Dinge ſchien.
Silen war wiederum total Premierminiſter,
Lenkt auch den Fürſten er vollkommen, ſo vergißt er
Doch nicht, was er ihm ſchuldig an Ehren und Reſpect,
Wohinter ſeinen Plan er ganz gewandt verſteckt.
So wußt' er denn auch hier mit vielen Reverenzen,
Bacchus zu perſuadiren, den Aufenthalt zu kränzen
Mit einem Gange, der der Reiſe ſchönſte Frucht
Ihm tragen würde, die verborgen in der Schlucht
Gleichſam und unberührt für ihn dort ſei gezeitet. —
Kurz, Bacchus geht, wie ſein Miniſter ſchlau ihn leitet.
Sie eilen nach dem Schwan, ganz oben unterm Dach;
Doch wen erblicken ſie, betretend das Gemach?
An einem Tiſche ſitzend — gleich einem Mediciner — —

— Ach, Muſe, nun genug iſt's der Alexandriner! —
„Die Beiden reiſen ja nicht mehr incognito,
Sind Fürſten wieder und da paßt das Rococo.“ —
Antworteſt du: — „es iſt poet'ſche Conſequenz,
Die Fürſten alle lieben die Zeit von Louis Quinze,
Da ziemt es ſich denn wohl, daß Bacchus und Silen

Sich in dem fürſtlichen Gewande wiederſehn.
Hübſch ſteif, hübſch bunt, viel Gold, nichts einfach, nichts gerade,
Und Alles ſo geziert, als ging's zur Hofparade. —
Da Neues unſ're Zeit nicht mehr erfinden kann,
So ſchmiegt ſie ſich mit Luſt vergang'nen Tagen an,
Wo man im höchſten Glanz ſtets die Nobleſſe ſah,
Sein Volk ein Fürſt, verhandelnd, ſchickt nach Amerika,
Das eben ſich empört und für den Goldgewinn
Sich ſchmückte den Palaſt mit raffinirtem Sinn. —
Ha! das war ſchöne Zeit, man ruft ſie gern in's Leben
Und kann der jetz'gen man nicht ganz den Anſtrich geben,
Da ſich gutwillig nicht mehr fügen die Familien,
So thut man's wenigſtens in Rococo-Mobilien.“

Ei, Fräulein Muſe, gehorſamer Diener,
Satt hab' ich die Alexandriner,
Ich mag mich gerne behaglich bewegen,
Wie kann man ſich im Schnürleib regen?
Du ſprichſt wie eine alte Jungfer
Und doch ſteht Großes uns bevor.
Ich aber, ich will mich in Schwung ver-
Setzen und wär' ein rechter Thor,
Wollt ich mich meiner Freiheit begeben,
In längſt verfaulten Zeiten leben,
Nicht einmal die Form, die ſelbſt nicht Goethe

In Deutſchland wieder zu Ehren gebracht,
Geſtatt' ich noch länger und erröthe,
Daß ich nicht eher daran gedacht.
Kurzum, trotz deinen Abern und Odern,
Was du modern nennſt, heiß' ich modern
Und will kein Wort mehr davon vernehmen,
Weiß Gott, ich muß mich deiner ſchämen.
Was ſprichſt du — es ſei nur dein Scherz geweſen?
Du hätteſt des Breiteren geleſen,
Daß neulich erſt mit Energie
In der Stadt Berlin Kritik ohne Kri-
Des Sophokles Verſe in's Leben gerufen,
Sammt der Thymele und ihren Stufen,
Und daß ein gebildetes Publicum
Vor Entzücken darüber geworden ſtumm,
Und wollteſt es nun einmal probiren,
Alexandriner zu introduciren,
Um zu ſehn, ob des alten Jodelle Tragödie
Nicht auch gefalle in der Komödie.
Entzücke ſchon die Antike ſo,
Wie werd' es erſt thun das Rococo?

O du ironiſche Perſon,
Wie biſt du voller Spott und Hohn
Und bereiteſt fortwährend mir Verdruß. —

Du weißt recht gut, eine Muſe muß
Stets vorwärts denken und vorwärts ſtreben
Und das Todte nur rufen in's Leben,
Um an ihm, was ewig wirkt, zu erlernen,
Doch, was vorüber, zu entfernen
Und nicht es der Gegenwart aufzudrängen. —
Der Muſe Pflicht iſt, ſich anzuſtrengen,
Daß ſie mit dem, was den Tag bewegt,
Die Gemüther anreizt und erregt.
Sie ſoll bei dem Größten und Schönſten nur weilen,
Um ihrer Zeit voranzueilen.
Weh' ihr, ſo ſie nicht Neues erſchafft,
Sondern heraus das Alte ſtutzt
Und zufrieden iſt, wenn verdutzt
Das alltägliche Publicum,
Das höchſt gelehrt und dabei höchſt dumm,
Es ohne Verſtändniß ſtaunend angafft,
Und ein muſikaliſches Genie
Zu einem urgewalt'gen Chor
Mit vieler Kunſt und feinem Ohr
Setzt eine Walzermelodie.
Ja, meine Freundin, das heißt geſchickt
Einen Purpurmantel mit Lumpen geſtickt.
Eine echte Muſe wird das verachten
Und nur nach Ganzem und Großem trachten.

Das ſie aus eigenem Beruf,
Von Gott begeiſtert, neu erſchuf.
Du lächelſt und reichſt mir die Hand,
Rufſt freundlich mir zu – o ſtrenger Richter!
Wenn der Tag nicht mehr ſtrahlt, da leuchten die Lichter
Aus Talg oder Wachs, die man angebrannt. —
— Was! Willſt du mit Gervinus verzagen
Und meinen — es werde nicht wieder tagen
In unſ'rer deutſchen Poeſie?
O, Muſe! nein, das glaub' ich nie. —
Nein, noch iſt Deutſchland nicht verloren,
Verſunken nicht in Apathie,
Auch weißt du recht wohl – es wird ein Genie
Nicht eben alle Tage geboren,
Und in Deutſchland muß die Natur jetzt ruhn
Von ihrem früheren Schaffen und Thun,
Bis ſie urplötzlich über Nacht
Einen Dichter wieder hervorgebracht,
Der eine Fackel wird ſeiner Zeit
Und ſich würdig an Schiller und Goethe reiht.

Doch, meine Freundin, ich ſehe mit Schrecken,
Wir kamen zu ſehr vom Wege ab,
Du bliebeſt mitten im Gleichniß ſtecken,
Drum raſch nach Frankfurt wieder hinab.

In dem engen Gemach früh Morgens nur von den Strahlen der Sonne beſchienen,
Mit noch engerem Bett und wackelndem Tiſch und den ſtäubigen alten Gardinen,
Saß, den ſchmerzenden Kopf auf die Arme gelegt, unbeweglich, von Trauer erfüllt,
Phöbus, dem der Gram, ach! das ganze Gemüth und die ſchaffende Seele umhüllt.
Auch nicht ſah er empor, als ſich öffnet die Thür, und Silenos und Bacchus ſich nahten,
Die mit freundlichem Gruß und mit nickendem Haupt zu ihm in das Zimmerchen traten.
Bacchus, ſehr erfreut, den befreundeten Gott hier in Frankfurt wieder zu ſehn,
(Er erwartete ihn am wenigſten hier, und wußte nicht, wie es geſchehn.)
Halt, Muſe, du biſt uns ein Bild, liebes Kind, zu vollenden von früher noch ſchuldig,
Als den Alexandriniſchen Verſen das Ohr wir liehen bereit und geduldig.
Zwar haſt du in dieſen gehorſam dich zur antikſten Antike bekehrt,
Doch was du verſprochen in früherer Form, ſei hier uns nicht minder gewährt.
Du beſchriebeſt den Mann, der am Tiſche da ſaß, und erzählteſt von ihm mit Bedauern.

Wie er glich einem Arzt — doch welchem, mein Kind? — nun Solchem, dem bang und mit Trauern
Sein erſter Patient, trotz der ſorglichſten Müh', an einem Katharre verſtarb,
Und der ſtatt des Ruhms und des Honorars nur Spott und Verhöhnung erwarb.
Doch über das Uebel und über den Tod, ſo wie die verſchriebenen Mittel
In der Pathologie und der Therapie nachſchlug noch manches Kapitel,
Aber nimmer vermocht' zu ergründen den Grund und des Sterbens gewaltig Warum,
Und der in dem Schmerz und den Zweifeln der Kunſt ſich geſeſſen nun krumm, ſtumm und dumm.
Ei, Muſe, nur zu, ei, das geht ja recht gut, du vereineſt geſchickt und sans gêne
Das antikeſte Maaß und moderneſten Reim, wie Goethe einſt Fauſt und Helene;
Doch ſäh' ich noch gern, daß Epitheta du zu den Subſtantiven gefügt,
Damit ein Pedant dieſen Mangel nicht gar als etwas Erhebliches rügt.
Zum Beiſpiel Silen, wie nenneſt du ihn, den treuen gewandten Miniſter?
Schmeerbäuchig? O nein, denn das iſt ordinär; rothnaſig? ja, freilich, das iſt er.

Doch das klingt nicht antik und der griechiſche Klang, der muß
hier treffen das Ohr.
Such' aus dem Homer, den uns Voß überſetzt, doch dergleichen
Wörter dir vor,
Damit prunkt vor dem Volk unſ'rer Deutſchen man leicht, und die
Wörter zuſammengeſchweißet
Mit der mühſamſten Müh', ſie ähneln dem Schmuck des Theaters,
der funkelt und gleißet,
Obwohl er nicht echt, auch ſag' ich damit nicht, daß es bezweckte der Voß,
Als in deutſches Gefäß er den griechiſchen Wein, nachdem er
ihn durchgeſeigt, goß;
Doch mein' ich, es ſtrebte gar Mancher ſeitdem, damit den Janhagel
zu blenden,
Wie der bairiſche Graf, der den giftigen Pfeil gegen Immermann
ſuchte zu ſenden.
Sie ſind Beide nun todt und vergeſſen iſt faſt die Fehde voll
bitterem Hohn,
Und den Platen preiſet Herr Gödeke ſehr, doch den Immermann
liebt die Nation.
Es bezwingt das Genie leicht jegliche Form, denn es ruh'n in
ihm nie die Gedanken,
Dieſe bilden ſich ſelbſt das edle Gewand, da ſie nicht an ein
Fremdes ſich ranken;
Doch der Schule Poet, den der Vers nur erfreut, was immer
der Inhalt auch ſei,

Der zimmert und feilt und raspelt und leimt, und erhebt dann ein großes Geſchrei.
Es erkennen das gern alle Künſtelnden an, die mit ähnlichem Formelwerk kreiſen,
Und die Männer der Schule ſind immer bereit, es mit ſchwellender Lunge zu preiſen;
Doch wer Größeres will, und wenn er es auch in der innerſten Seele nur ahnt,
Den entzücket es nicht, da es nur an das Kleid, doch nie an den Körper ihn mahnt;
Denn es iſt ja das Kleid für den Körper da, doch der Körper nicht wegen des Kleides,
Und ein häßliches Weib, es verſchönert's doch nie ſelbſt der Schmuck des ſchönſten Geſchmeides.
Was dem Griechen gehört und den Griechen erfreut, es erfand es der griechiſche Sinn,
So erſinde für uns der germaniſche Geiſt, dann bringet es wahren Gewinn.
Wir waren zu lang' ſeit früheſter Zeit die Affen der andern Nationen,
O möge fortan ein güt'ges Geſchick, es noch länger zu ſein, uns verſchonen.
Nach der Gallomanie kam die Gräcomanie, und die Anglomanie hinterher,
Dann die Indomanie, doch die währte nicht lang', weil die Sprache der Inder zu ſchwer.

Germanomanie hat noch Keiner erlebt, ſelbſt nicht im befreienden Kriege;
Nur den Schatten davon, doch lebendiges Deutſch, es gelangte getheilt nur zum Siege.
Was lernen ſich läßt, wir lernen's gewiß, wir pfropfen es fleißig uns ein,
Nur das Einzige nicht, ſo ganz und gar Nichts, als wirkliche Deutſche zu ſein.
Und wie unſer Land nur ein Harlekinrock, ſo iſt es auch unſre Bildung,
Wir ſtecken weit tiefer, als glaublich es iſt, ſchon wieder in alter Verwildung.

Nun aber, Muſe, mein' ich, wär's genug.
Ich ließ dich gehn, wie es dir mocht' belieben,
Selbſt Feſſeln anzulegen deinem Flug.
Doch der Geſänge ſind ſchon zehn und ſieben;
Viel mehr wohl, denk' ich, brauchen's nicht zu ſein.
D'rum bitt' ich dich, — nun lenke wieder ein,
Erzähl' uns kurz, wie Bacchus fand Apoll,
Da er ihn wiederſah ſo jammervoll,
Und was Silenos als geheimer Rath
Für ſeines Fürſten Freund erdacht' und that;
Denn läſſeſt du noch lang' ſo deine Laune ſchießen,
Kann ein Methuſalem allein dies Epos ſchließen

Und wir verlieren ganz des Leſers Gunſt,
Kurz iſt das Leben, weißt du, lang die Kunſt :
Beſonders lang jedoch, wenn ſie ſtets abwärts ſchweift,
Nach allen Früchten, ſo am Wege, greift,
Und wie ein Schüler, der Botanik lernt,
Zu jeder Blume eilt, noch ſo entfernt.
Was er nur findet, in die Trommel ſteckt,
Bloß weil er ein Herbarium bezweckt,
Und noch in manchem löſchpapiernen Bogen
Kein Pflänzchen liegt. — Haſt du das auch erwogen?

Sei ruhig! ſagſt du mir, nicht länger ſchweif' und tanz' ich
Vom g'raden Wege ab — voll ſind jetzt XXI,
Denk' ich mir: wenigſtens fehlt gar nicht viel daran.
Wir wollen nicht mehr Nebenpfade wählen,
Sondern chauſſeenartig jetzt erzählen
Und fangen das in Nummer Achtzehn an.

Achtzehnter Geſang.

Als Phöbus endlich ſie erkannte,
Eine Thräne von ſeiner Wange rannte,
Und es entſpann ſich ein Wechſelgeſang
Zu Dreien, der folgendermaaßen klang.

Phöbus.

Denkſt Du daran, Freund, was Du mir verſprochen,
Als ich mein Leid aus tiefſter Bruſt geklagt;
Noch niemals hat ein Gott ſein Wort gebrochen
Und Du, mein Bacchus hätteſt es gewagt!
Du wollteſt einen deutſchen Wein mir ſuchen,
Der meine Krankheit thäte in den Bann.
Haſt Du es denn gethan, mein Freund? — Ja, Kuchen!
Spricht der Berliner. Denke wohl daran!

Bacchus.

Ich denke d'ran, ich dachte d'ran, ich werde
Daran ſtets denken bis an meinen Tod,

Doch fand ich Nichts bis jetzt auf deutſcher Erde,
Das radicale Heilung ſicher bot.
Es weiß Silen, was ich für Dich getrunken
Und was auch er that, ich erkenn' es an,
Doch meine Hoffnung iſt gar tief geſunken,
Und Deutſchland — o, nicht gern denk' ich daran!

Silen.

Ich denke d'ran, wie es uns oft ergangen,
Wenn wir geforſcht im weiten deutſchen Land;
Zwar ſah'n wir Trauben an den Reben prangen,
Allein ihr Wein, ihr Wein, der war meſchant.
Drei Sorten nur, die wahrhaft uns gemundet,
Indeß die andern man nicht preiſen kann;
Auch glaub' ich nicht, daß Ihr davon geſundet. —
Politiſch Lied — man denkt nicht gern daran.

Phöbus.

O denket d'ran, Ihr reiſtet ſchon ſo lange,
Indeß vergrößerte mein Uebel ſich,
Und es ließ Agathonix ſelbſt, die Schlange,
Die vielerfahr'ne, treulos mich im Stich.
In Deutſchland aber hat es ſich verſchlimmert,
Die Verſefluth ſchwellt immer höher an.
O, ſagt, ob denn kein heller Stern mir ſchimmert?
Ach, mein Geſchmack! nicht gern denk' ich daran!

Bacchus.

Wir dachten d'ran, Silenos hat ſich ſelber
In einen Dichter metamorphoſirt,
Der ob den alten Dichtern gelb und gelber
Vor Neid politiſch nur poetiſirt;
So ſtrebt er Deinen Zuſtand durchzuleben,
Als Theil von Dir — doch was er auch erſann,
Gleich todt geboren kam es in das Leben:
Homunculi! — man denkt nicht gern daran.

Silen.

Wir dachten d'ran, wir haben ſelbſt im Traume
An Dich gedacht, o königlicher Gott!
Doch wie kein Geiſt weilt im Champagnerſchaume,
So fand ich auch nur Hohn und faden Spott.
In allen Liedern deutſcher Kriegspoeten,
Die trutz'ge Fehde ſagen kecklich an,
Jedoch mit Knabenſchwertern und Trompeten;
Viel Lärm, viel Wind! — man denkt nicht gern daran.

Phöbus.

So giebt's kein Mittel mehr in deutſchen Landen,
Dich zu erretten, hohe Poeſie!
Und an der Jugend ſelbſt wirſt du zu Schanden,
O, bei dem Hades, Solches glaubt' ich nie!

Ich hoffte, daß in Deutſchland bei dem Volke
Die Dichtkunſt ſich're Heimath ſich gewann,
Da bildet Truggeſtalten jede Wolke,
Und ſie muß flieh'n — o denket nicht daran!

Bacchus.

An Dich nur denke — ob im deutſchen Reiche
Die Poeſie noch blüht — was kümmert's Dich?
Ob ſie gefeſſelt, eine Sklavin, ſchleiche
Und durch verhall'nen Hohn zertrümmert ſich,
Was macht es Dir? — Die ungerath'ne Dirne
Vergiß — ſieh' Deine andern Töchter an —
Dann wird Dir frei das Herz und hell die Stirne,
Geheilt biſt Du. — Apollo, denke d'ran!

Silen.

Verzeiht, mein Fürſt, nicht geb' ich ganz verloren
Die deutſche Dichtkunſt — denn wie leicht zerſtiebt
Nicht dieſer Troß von unbedachten Thoren. —
So lang' in Deutſchland man noch trinkt und liebt,
Wird an der Poeſie man Freude haben
Und eine neue Aera kommt heran;
Bald ſind vergeſſen die unbärt'gen Knaben
Und ihre Lieder — Niemand denkt daran.

Phöbus.

Ihr habt gut reden; doch was ich empfinde,
Beſchreibt kein Wort, ich bin zu ſchwach und krank,
Sonſt jagt' ich Politik in alle Winde,
Weil ihr an's Herz die deutſche Jugend ſank.
Mein Reich iſt, ach! nicht mehr von dieſer Erde,
Des Fadens Ende Klotho für mich ſpann.
Glaubt nicht, daß jemals ich geneſen werde,
Ich wieder Gott! — ich denke nicht daran.

Alſo ſangen trüb' die Götter — ſahen es mit Fürſtenblicken,
Konnten in die Zeit, die neue, ſich nicht finden und nicht ſchicken,
Selten ja gelingt das Fürſten, weil ſie immer oben ſtehn,
Und was kreiſt zu ihren Füßen, nicht vor Zwiſchendünſten ſehn.

Daß die Zeiten ſich gewendet, o wer könnte das verneinen?
Daß der Zeitgeiſt nur zerſpaltet, ſtatt zu bau'n und zu vereinen,
Iſt der Fluch von unſern Tagen — es zerbricht ein jeder Ring:
Denn des Menſchen Herz es bleibt ein trotzig und verzaget Ding.

Daß die Jugend er ergriffen und mit ſeinem Blute nähret
Und das Alter ſich dagegen mit den letzten Kräften wehret,
Mußte folgen. In der Jugend weiter narbenfreien Bruſt
Lebt der Drang nach That und Freiheit und des Kampfes
wilde Luſt.

Möge denn ein gütig Schickſal alſo die Gemüther wandeln,
Daß die Jugend lieben lerne und die Alten liebend handeln,
Daß die Freiheit auf der Wahrheit ruhe und auf dem Geſetz
Und der Egoismus nirgends ſicher werfen kann ſein Netz;

Daß der Schreier und der Eiteln Lärmen ungehört verhalle
Und ein Band, das Band der Liebe, an einander feſſ'le Alle,
Die des deutſchen Landes Söhne, gleichviel immer, wo ſie ſteh'n,
Ob ſie ſtolz ein Scepter ſchwingen oder hinter'm Pfluge gehn;

Daß ein freies Wort zu reden, ſei in jedes Freien Rechte;
Daß nicht zwiſchen Volk und Fürſten ſich eindrängen feile Knechte,
Die zu ſchmeicheln und zu heucheln und zu trügen ſind bedacht,
Und nur wo die Ketten raſſeln, ſicher wiſſen ihre Macht.

Daß, die frei das Gute wollen, nicht zum Lug die Zuflucht nehmen,
Weil die hochgeſtellten Gegner nimmer ſich zu lügen ſchämen,
Wahr am Heerde, wahr im Volke und vor dem Geſetze gleich
Jeder Deutſche! Dann erblüh'ſt du wieder herrlich, deutſches Reich!

Ein Wort, o Muſe! nennſt du Poeſie
Die Verſe hier? — Ja, wenn poetiſch iſt,
Was aus der tiefſten Seele uns entſprießt,
Gleich dem Gebet, ſobald wir Gott erkannt,
Warm, wie das Blut, das durch die Adern wallt,

Wahr, wie das Vollgefühl des Daſeins ſelbſt
Für alle Lebenden, und echt und treu,
Wie Mutterliebe. —
Aber wie ſo ernſt
Mit einem Mal? —
Ich habe lang' genug
Getändelt und gelacht, geneckt, geſpottet;
Doch hinter Allem barg ſich tiefer Ernſt.
Er brach hervor, da ich das Vaterland
Mit freiem Blicke weithin überſchaut.
Mein ſchönes Deutſchland! o mein Vaterland!
In dieſem Worte liegt ja Alles, Alles,
Liegt Schmerz und Luſt. —
Verſchließe deinen Schmerz
In deiner Bruſt, die Zeit leiht ihm kein Ohr;
Du aber, leichtbeflügelter Humor,
Von Schmerz und Luſt erzeugt, tritt wieder vor.

Phöbus ſtöhnte, ſeufzte, ächzte, denn zu groß dünkt ihm ſein Leiden,
Und zu wenig Mitgefühl zeigten, ſchien's ihm, doch die Beiden!
Freilich ſpielt' ihm auch das Schickſal gar zu böſen Schabernack,
Ihm, dem Gott der ſchönen Künſte, mußte fehlen der Geſchmack!

Solches war ihm doch zu traurig und er wollte mit den Muſen
Gar nichts mehr zu ſchaffen haben, wollte lieber an den Buſen

Der Natur ſich werfen, weil das Daſein ihm zu matt und hohl,
Gott des Ackerbaues werden und mit Ceres pflanzen Kohl.

Oder da den Eiſenbahnen es noch fehlt an einem Gotte —
Denn Vulcan, der lahme, dient da zur Verehrung nicht, zum Spotte
(Contradictio in adjecto, wo Gedankenſchnelle winkt,
Eine Gottheit anzubeten, die, anſtatt zu laufen, hinkt. —)

Wollt' er ſich zu dieſem Amte bei den Directionen melden,
Generalzugführer werden der induſtriellen Helden,
Die ihr Leben täglich wagen — ach, und nicht einmal im Kampf,
In der Feldſchlacht nicht, der off'nen — nur im warmen Waſſerdampf.

Alſo treibt es das Jahrhundert in der Zeiten düſterm Wandeln,
Auch den Muſen geht es ſo: jede Muſe muß jetzt handeln,
Wenn ſie nicht Fabriken leitet, wo ſich Dampf zu Dampf geſellt,
Unabläſſig Waaren liefern, wie der Kaufmann ſie beſtellt.

Miß Kalliope zum Beiſpiel, ſo der Leipziger Illuſtrirten
Die Portraits der Helden ſchaffet, die ſeit Kurzem erſt florirten;
Klio fabricirt die Texte, die ſo reich an Intereſſe;
Und Euterpe mit Erato ziehn aus Böhmen auf die Meſſe.

Ach, Thalia gar, die arme, muß jetzt Opern überſetzen,
Und franzöſiſche Bluetten, die Philiſter zu ergetzen;

Bei Lebensverſicherungsbänken iſt Urania angeſtellt,
Während Polyhymnia ſtrebſam für Schauſpieler Schule hält.

Solchen Dingen wollte gar nicht ſich Melpomene bequemen,
Doch ſie ward bald andern Sinnes, ſeit Errichtung der Tantièmen.
Ging es früher ſchon der Armen etwas kümmerlich und ſchmal,
Geht es jetzt ihr noch weit ſchlimmer, ſagen kann man ſelbſt, fatal.

Denn beſchwört im Trauerſpiele ſie die Helden ſich, die todten,
Wird im Land, wo dieſe lebten, plötzlich ſolch ein Stück verboten,
Sie dafür nicht zu entſchädigen, iſt der Direction Beſchluß,
Nach des Rechtes alter Regel: Casum sentit Dominus.

Arme Muſen! Traurig Fatum! — Bloß Terpſichore allein
Hebt die Naſe hoch und höher, höher ſelbſt als jedes Bein,
Gleich der Strophe, die ſie ſchildert, und die auf den Kopf wir ſtellten.
Um ſymboliſch ihr zu gleichen, gilt ſie noch in beiden Welten.

Ja, ihr herrlicher Beruf ward vollſtändig ſelbſt erkannt in
Yankeelanden, ſeit ſie Fanny Elsler ſandte als Geſandtin
Zu den feinen Hinterwäldlern und den zarten Tſchippewee's,
Und der Muſen allerbeſte Speculation war dies.

Ach, Apollo Muſagetes war, weiß Gott, nicht zu beneiden,
Und man konnt's ihm nicht verdenken, ließ er ſich von ihnen ſcheiden.

Denn wo es noch eine Muſe zu den ſchönen Künſten zieht,
Schaffet ſie Tendenzromane oder ein politiſch Lied.

Solches klagte er den Freunden, freilich wußten ſie es lange,
Jedem, der hoch oben ſteht, iſt ja längſt ſchon angſt und bange,
Ob dem Strudeln und dem Brauſen der Gewäſſer tief im Thal,
Die ſich überall jetzt Wege bahnen, wild und ohne Zahl.

Ehemals war es ein Leichtes, ſie zu hemmen und zu dämmen,
Jetzt bedarf man and'rer Mittel, ſie zu ſtauen und zu ſtemmen,
Denn der Zeitgeiſt, der gewalt'ge, ſchleichet jetzt nicht mehr ſo träg um,
Sondern trotzt mit Selbſtbewußtſein ultimae rationi regum.

„Alles, Fürſt, läßt ſich ertragen noch“ — verſetzte der Miniſter, —
„Und nicht heißt's im Lande Juda: Simſon, über dir Philiſter,
Aber den Geſchmack verlieren, ſcheinet mir das Schaurigſte,
Selber für die ew'gen Götter dieſes Loos das traurigſte.

Darum hab' ich mir vergönnet, da wir reiſend Nichts erbeutet,
Und die Krankheit Eurer Gnaden Pythia mir angedeutet,
Sie zu bitten, ſich nach Frankfurt an dem Maine zu bemüh'n,
Wo man Goethen ſetzt ein Denkmal und die Aepfelbäume blüh'n.

Daß Sie — zwar nicht an der Quelle, ſondern gleichſam an dem Meere,
Wo ſich alle Flüſſe einen und man wacht für Deutſchlands Ehre, —

Selber Alles durchprobiren und ſo das Specificum
Endlich finden, das die Krankheit wandelt in Geſundheit um.

Ihre Gegenwart war freilich nöthig und ganz unabwendlich“ — —
„„Beſter““ — unterbrach ihn Bacchus — „„nur nicht gar zu unverſtändlich;
Denn es ſteht ja nicht vor Ihnen ſchmiegſam ein Sollicitant,
Dem Sie eine Antwort geben — ſo zu ſagen — Beiderwand.““ —

„Majeſtät,“ — entgegnete, ſich verbeugend der Miniſter, —
„Meiner ganz ergeb'nen Rede ganz ergeb'ner Sinn hier iſt er;
Und ich meine unzielſetzlich und ganz unmaaßgeblich ſo:
Frankfurt an dem Maine nennt man deutſcher Weine Hauptdepot.

Alſo trifft man hier beiſammen alle edeln deutſchen Weine,
Die vom Rheine wie vom Maine, von der Haardt, ſo wie vom Steine.
Welche Blume, welchen Namen ſie auch führen, ſtark und lind:
Nur für Eines muß man ſorgen, daß ſie nicht verſchnitten ſind.

Man verſteht hier nämlich trefflich ſich darauf, ſie zu verſchneiden
Und die ſo gemiſchten Sorten dann mit Namen zu bekleiden,
Denen ganz ſo fern ihr Urſprung, wie die Saale iſt dem Rhein,
Oder wie der ſchöne Neckar mag den Magyaren ſein.

Lange hab' ich nachgeſonnen, wie nun dem ſei vorzubeugen,
Und gar manch geleerter Schoppen kann mir meinen Fleiß bezeugen;
Aber gar zu klug und liſtig iſt dies handelnde Geſchlecht,
Und wie auch ihr Wein mag munden, ſcheint er doch nicht immer echt.

Um nun dieſe ſchwere Prüfung ohne Frucht nicht zu beend'gen,
Wandt' ich mich an einen guten Freund, wahrhaft'gen Kunſtverſtänd'gen,
Der in ſeinen frühern Tagen einſt Prinzenerzieher war,
Und nun hier als Legationsrath lebt ſchon manches liebe Jahr.

Dieſer wußte gleich zu helfen, und zwar rathend nicht, nein factiſch;
Als Erzieher wirkt' er nie theoretiſch, immer practiſch.
Alles rief er in das Leben, ſo auch hier; ſein edler Prinz
Lernte durch ihn practiſch kennen Deutſchland, jegliche Provinz.

Nicht aus Büchern, denn die haßt er; wozu ſind denn nur die Bücher,
Als das Leben einzuhüllen in des Wiſſens Leichentücher?
Wozu ſoll ein Fürſt denn leſen, man verliert damit nur Zeit;
Beſſer iſt es, wenn er dieſe würdigeren Dingen weiht,

Und in Reiten, Tanzen, Fechten etwas ſucht zu profitiren,
Weiter braucht er wirklich gar Nichts, denn er ſoll ja nur regieren.

Unnütz wär' es, zu verwenden noch auf And'res ſeinen Fleiß.
Was ihm nöthig, hat er, wenn er zu repräſentiren weiß.

So vernünftig bildete dieſer Mann den jungen Fürſten;
Doch ſein Aeuß'res ſtrebt' er emſig glatt wie einen Rock zu bürſten,
Daß in Allem würdig, zierlich deſſen Repräſentation,
In der Haltung keine Blöße, wie in der Converſation.

Deutſchland freilich mußte gründlich erſt ſein Zögling kennen lernen,
Dieſe Mühe war nun einmal — leider Gott's — nicht zu entfernen;
Darum trieb er auch dies Studium mit ihm, eh' er nach Paris
Als gebildet ihn, ſammt ſeinem Ehrencavalier, entließ.

Aber practiſch, wie ich ſagte, und um dieſes zu bezwecken,
Und die Lieb' zum Vaterlande in dem Prinzen zu erwecken,
Sammelt' er mit großem Fleiße — etwa eine Bibliothek? —
O nicht doch — etwas viel Beſſ'res — eine deutſche Oinothek.

Deutſche Weine jeder Gattung ſtanden in den weiten Schränken,
Wohlgeordnet nach Provinzen, um ſich gründlich zu verſenken
In das Studium deutſcher Länder, und es waren hier geſellt
Alle Sorten, keine fehlte, nett in Flaſchen aufgeſtellt.

Deutſchland lernte auf die Weiſe nun der Prinz vortrefflich kennen,
So daß ihn es wirklich ſchmerzte, ſich vom Vaterland zu trennen,

Bis in's Kleinſte, durch die Weine, kannt' er jeden deutſchen Ort,
Und er wußte, wie die Rebe kommt im Vaterlande fort.

Denn vollſtändig war die Sammlung, andern Sammlern recht zum Aerger,
Von der Metternich'ſchen Prima-Sorte bis zum Grüneberger,
Vom Hochheimer Dom-Präſenz ſelbſt bis zum Dreimännerwein,
Dem man in Thüringens Gauen räumt die erſte Stelle ein.

Als der Prinz nun war erzogen und aus reiner Wahlverwandtſchaft
Sein Herr Vater meinen Freund detachirte zur Geſandtſchaft,
Gab aus der Privatchatoulle ihm der Prinz noch jährlich Geld,
Um die Sammlung zu erhalten, ſo wie ſie war aufgeſtellt.

Alle Bücher, die durch vieles Leſen endlich werden Fetzen,
Sollte alſobald durch neue Exemplare er erſetzen;
Stets die beſten Editionen werden von ihm ausgewählt,
Daß Vollſtändigkeit dort walte und kein wichtig Werk je fehlt.

Solchem nachzuleben war mein Freund gewiſſenstreu befliſſen,
Und Ihr werdet in der Sammlung, Majeſtät, gar Nichts vermiſſen.
Weine gleichen drin Journalen, kehren wieder jedes Jahr,
Darum fehlet ſelbſt kein Jahrgang, wenn d'rin Leſenswerthes war.

Als ich ihm nun mitgetheilet, sub sigillo, Euer Gnaden
Schweres Leiden, hat er gleich uns ſubmiſſeſt eingeladen,

Da wir Alles, was wir brauchen, ſicher bei ihm treffen an,
Und, wenn irgend etwas heilend, dies uns nicht entgehen kann.“

Alſo redete Silenos, dem Apoll aufmerkſam lauſchte,
Während Bacchus der Gedanke ſolcher Sammlung ſchon berauſchte.
„Dieſer Mann“ — ſo hub er freudig und entzückt zu reden an —
„Dieſer würd'ge Prinzenlehrer iſt ein echter deutſcher Mann.“

„Eile zu ihm, theurer Phöbus! Er wird Heilung Dir bereiten.
Eile zu ihm auf der Stelle, Freund Silen ſoll Dich begleiten.
Einen Gang nur will ich machen und dann komm' ich ſelber nach,
Daß wir ſämmtlich gründlich lernen, was ein deutſcher Wein vermag.“

Phöbus winkte nun Silenos, ſtützend ihm den Arm zu reichen,
Doch es zögerte bedenklich der Miniſter ſonder Gleichen;
Denn es gab ihm viel zu denken und er war ſehr intriguirt,
Zu errathen, wohin früher noch ſein Fürſt allein ſpaziert.

Aber Bacchus ſchwieg darüber und er konnt' es nicht erfahren,
Ob er gleich noch fragte, als ſie ſchon auf off'ner Straße waren.
Leſer, gelt', du wüßteſt gerne, was ſo Bacchus hielt geheim,
Doch du weißt ja aus Erfahrung, wenn's ihm nicht paßt,
ſchweigt der Reim.

Fürſten ſind ſtets undankbar, das iſt einmal ihre Weiſe,
Werden dazu groß gezogen in des Hofes dürrem Kreiſe.

Niemals werdet Ihr erleben, daß ein Fürſt ſich deſſen ſchämt,
Narren ſeid Ihr Unterthanen, wenn Ihr ihm das übel nehmt;

Aber noch weit größ're Narren, wenn Ihr Dank von ihm erwartet,
Immer noch vertrauend hofft, ob Ihr Jahre lang auch harrtet;
Was ein Fürſt Euch thut, iſt Gnade; was Ihr thut, verd—te Pflicht;
Datteln lieſt man nicht vom Dornbuſch, Feigen von den Diſteln nicht.

Neunzehnter Geſang.

Indeß Apollo und Silen langſamen Schritt's
Zur Wohnung ſich des Prinzenlehrers aufgemacht,
Ging Bacchus für ſich ſtille ſeinen eig'nen Weg.
Den Erſten, Beſten, den er unterweges traf,
Gar höflich fragend, wo denn das Friedberger Thor,
Und rechts von dieſem, an der Seilerſtraße noch,
Des Herrn von Bethmann's herrliches Muſeum ſei?
Als er den Garten nun erreicht, wo vor dem Haus,
In Sandſtein ausgemeißelt zwei antike Leun
Zur Wache aufgeſtellt ſind, klopfte laut dem Gott
Das ahnungsvolle Herz, und einen Augenblick
Blieb vor dem Eingang unentſchloſſen, zweifelhaft
Er ſtehn, doch dann mit raſchem Fuße trat er ein.

Da ſah er Ariadnen, die geliebte Braut,
In ihrer Schönheit Fülle, in der Jugend Glanz
Auf dem gezähmten Panther herrſchend hingeſchmiegt,
Des Siegs gewiß, in blüh'nder Fülle jeder Reiz.

Befriedigt vom Bewußtſein unnennbarer Luſt,
Die ſchaamvoll glühend ſie empfing und wiedergab,
Schweigſam durchſtrömt, durchſtrömend weckend raſche That,
Und wohl erinnerte ſich Bacchus des Moments,
Als wolluſttrunken er die Krone ihr vom Haupt
Mit lautem Jubel riß, und himmelan ſie warf,
Denn unter den Geſtirnen leuchtete der Schmuck,
Wie ein Geſtirn, allein auf der Geliebten Haupt
Erblich ſein Glanz, da Menſchenſchönheit überſtrahlt
In ihrer Herrlichkeit lebloſe Schönheit ſtets,
Und wenn ſie auch ein Gott herauf in's Daſein rief.

So zauberte das wunderbare Weib an's Licht
Der neuen Zeit, mit Göttermeißel, Dannecker
Und Bacchus feierte hier ſtillen Liebesdienſt
Und ihm zur Mythe ſelbſt geword'ne Seligkeit,
Des hohen Siegeszuges höchſten Ruhm und Glück.
Es war ein Cultus dargebracht dem Genius,
Denn einen Genius nur haben Lieb' und Kunſt:
Entzückt zum Schaffen hingeriſſ'nen Geiſt.

In ſtilles Anſchaun ſtand hier Bacchus lang' verſenkt,
Und wär' er noch ein Gott geweſen, wie zur Zeit
Des Inderzuges, augenblicklich hätte er
Dies Weib hier raſch belebt und raſcher noch geraubt,
Und ew'ger Götter Odem ſelig ihr verlieh'n. —

Da ſchlug die Glocke auf dem nahen Thurm.
Zuſammenfuhr er, denn drei Stunden ſchon
Hatt' er hier zugebracht, in ſich verſenkt.

Nun ward er wieder Bacchus wie zuvor
Und ging zurück durch das Friedberger Thor.
Nicht mehr durchbrauſt vom Leidenſchaftenſturm,
Hat er den Schritt dann nach der Million,
Wo der Geſandtſchaftsrath logirte, ſtill gelenkt.

Er trat, von dem Bedienten angemeldet,
In das Gemach und traf die Freunde hier
Mit dem erfahr'nen Prinzenpädagogen
In tiefe Studien verſenkt; es war
Schon eine weite Strecke Wegs in Deutſchland
Zurückgelegt; der ganze Gau des Rheines
War ſchon erforſcht; des Frankenlandes einſt
Vom Krummſtab überſchattete Provinzen,
So wie des Taubergrundes reicher Boden
Und auch des Neckars hügelreiche Ufer
Durchzogen ſie bereits; doch Phöbus hatte
Noch keinen Unterſchied geſpürt auf ſeiner Zunge.
Johannisberger, Markobrunner, Glöck,
Hochheimer, Scharlachberger, Schalkenberger,
Steinberger, Asmannshauſer, Rüdesheimer,

So Berg, wie Hinterhaus, ſammt Gräfenberger
Und Geiſenheimer-Rothenberg, Pisporter,
Nicht minder Harfe, Leiſten, ſo wie Stein,
Kalmuth und Schloß Saalecker, alle waren
Ihm gleich, ſelbſt die durch Kunſt mouſſirenden;
Und nicht einmal ein leiſes Prickeln reizte
Des Gaumens Wärzchen ihm; verzagend wandte
Man ſich nun Oeſtreichs Weinen zu und ging
Durch Böhmen abwärts an der Elbe Strand;
Doch, ach! ſelbſt Retzer nicht, gerebelten
Vöslauer nicht, nicht Böhmens Melnecker
Vermochte ſein Geſchmack zu unterſcheiden.
Ihm war der Metternich dem Meißner gleich,
Und ſelber Schleſiens eſſigreiche Thräne,
Wie Jena's, raffinirter Schwefelſäure
Ganz zwillingsgleicher Trank, Napoleonsberger,
Landgräfler, vulgo mit Markgräfler nicht
Um's Himmelswillen zu verwechſelnder
Gekelterter, gegohr'ner Traubenſaft,
— Der ſonſt in ſeinen beſten Sorten doch
Verſprengte Heere gleich zuſammenzieht,
Wenn auf dem off'nen Feld der Schlacht der Fähndrich
Sammt ſeiner Fahne wird hineingetaucht;
Eroberter Kanonen Zündloch raſch
Macht ungeſehn, wenn man hinein ihn gießt,

So daß man ſie nicht zu vernageln braucht;
Unart'ge Kinder in die Schule treibt;
Ein Loch im Strumpfe auf dem Fuße ſelbſt
Ausbeſſert, daß die Ränder ſchnell ſich einen,
Wenn der ihn trinket, deſſen Bein der Strumpf
Bekleidete, und ſo den holden Frauen
Das mühevolle Werk des Stopfens ſpart;
In ſeiner Stärke wunderbarer Macht
Zwei Männer fordert, die den Dritten halten,
Der ihn zu trinken droben ward beſtimmt,
Ihm in den Mund den Feuergeiſt zu gießen,
Was mühevoll ein Vierter erſt vollbringt;
Die ſtete Sorge der Nachtpolizei
Verlangt, wenn Jemand kühnen Muthes ihn
Ganz kurz vor dem zu Bette gehen trank:
Denn wenn der Wächter ab die Stunde ruft,
So muß er weilen vor des Schläfers Fenſter
Mit ſtentorart'gem Ruf: „Wende dich um!"
Damit des Morgens nicht, wenn er erwacht,
Des Körpers Seite, auf der er geruht,
Zerlöchert und zerfreſſen ſich ihm zeigt,
Wie ein Gewiſſen von der Reue ſcharfem
Und ſich'rem Zahn, dem raſtlos nagenden — —
Kurz, alle dieſe wunderbaren Sorten
Vermochte Phöbus nicht zu unterſcheiden

Geſchweige der Geſchmäcke Uebergang
Nur ein'germaaßen zu beſtimmen. — Ach!
Als nun auch dieſe Weine ohne Wirkung
Geblieben und der letzteſte Verſuch
War fehlgeſchlagen, ſah das Götterkleeblatt,
Nebſt ſeinem Prinzenpädagogen-Stengel,
Betrübt ſich an; Silenos weinte heftig,
Als ob der Bock ihn ſtieß, ſein alter Freund
Bacchus verſtummte, der Geſandtſchaftsrath,
Den man in das Geheimniß eingeweiht,
Rief mit ſo mächt'ger Stimme, zornentbrannt,
Als ob es in antikem Trauerſpiel
Ein ganzer voller Klagechor gethan
— Chorage war er, bundestäglicher, —
„Verfluchter Fluch polit'ſcher Poeſie!
Ja, ſelber Becker's Rheinlied gäb' ich d'rum,
Wenn Herwegh, Hoffmann, Prutz nie exiſtirt!"

Drei Mal nun ſtöhnte bang Phöbus Apollo
Und ſchob das leere Glas, das bis zum Rande
Ganz mit Naumburger blankem war gefüllt
Und er mit einem mächt'gen Zug geleert,
— O Zeus! wie furchtbar war ſein Uebel, daß er
Naumburger blanken bis zum letzten Tropfen
Verſchlucken konnte, wie man Waſſer ſchluckt —

Von ſich und brach in herzzerreißende —
Verhalt'nen Jammers — der nun wie ein Strom,
Durch einen Wolkenbruch wird angeſchwellt,
Und Mühlen und Chauſſeen mit ſich reißend,
Hinabbrauſt — übervolle Klagen aus.

O, liebe Muſe! bitte, ſei ſo gut,
Da wir uns raſch doch nun dem Schluſſe nah'n
Und alle Formen faſt gebracht, die je
Sich Dichtern offenbarten und Poetik
Mit feſten Regeln hinterher verſah,
Und laß den Sonnengott im Odenrhythmus
Sein Leiden klagen, denn es fehlt uns noch
Die Ode ganz allein, dann können wir
Getroſt die Hände legen in den Schooß,
Denn ganz und gar durchliefen wir den Kreis.

Du thuſt es; ja, du biſt ein artig Kind. —
Alſo ertönte Phöbus Threnodie:

Wer, der Verſe gemacht und in der Mitternacht
Mühſam Füße gezählt, ſchwierigen Reim gewählt,
    Hat nicht Phöbus Apollo
    Mächt'ger Größe gehuldigt?

Jahre, ſchwellend von Glück, rufet der Geiſt zurück,
Als die Dichter noch mir opferten mit Plaiſir.
Jeder brachte den Zoll ſo,
Den er dankend mir ſchuldigt.

O du ſelige Zeit, biſt du doch fern und weit,
Daß im dämmernden Traum kaum ich dich ſehe, kaum —
Deutſchland politiſiret,
Ach! in Verſen und Proſe.

Nicht mehr bringet es Zoll ferner noch dem Apoll,
Jeder Junge bereimt, was in der Seel' ihm keimt,
Selbſt wenn noch ihn nicht zieret
Des Erwachſenen Hoſe.

Leſen mußt' ich es doch, muß es beſtändig noch,
Ich, der dichtende Gott, leſe mir ſelbſt zum Spott,
Wie das Göttliche, leider!
Aus germaniſcher Dichtung

Ganz und gar iſt dahin und der Poeten Sinn
Nur politiſch erpicht, Anderes im Gedicht
Haßt. — Ei, hole der — Schneider!
Die verzwickteſte Richtung.

Deutſchland! ſcheiden von dir muß ich. Wie weh' thut's mir!
Wo ich gerne geweilt, Lorbeerkränze vertheilt,
Nicht mehr kann ich ertragen
Deinen ſteigenden Wahnſinn.

Aus dem herrlichen Land, das den Geſchmack verbannt,
Das die Muſen vertrieb, die ihm früher ſo lieb,
Flieh' ich. Fort mit den Klagen!
Ferne ziehet die Bahn hin,

Die Apollo betritt; jeglicher weit're Schritt
Trennt auf ewige Zeit uns, o quälendes Leid!
Deutſchland, ewig geſchieden
Sind wir, ſind es für immer!

Hör' mein ſcheidendes Wort, dichte politiſch fort,
In den hinterſten Reih'n ſtehſt du, Thörin, allein.
Was den Andern beſchieden,
Du erreicheſt es nimmer. –

Ei, liebe Muſe, du biſt ſehr modern,
Denn ſelbſt in deiner Uebertragung von
Phöbus Apollo's Abſchiedsklagelied
Haſt du die Reime beibehalten, die
Die klaſſiſche Poetik ſtets erklärt

Als grobe Fehler, als Mönchspoeſie,
Als leoniniſche Hexameter
Verpönt und kaum der Schule von Salern
Geſtattet, weil gereimte gute Regel
Sich im Gedächtniß leichter feſtiget.
Ich ſeh's — ſo ſehr du dich auch widerſetzeſt,
Du huldigſt doch der neuen Zeit, mein Kind.
In Odenklippklapp, in der Füße Tanz
— Versfüße mein' ich — mußt du Reime weben,
Wie einſt es Chriſtian Gryphius gethan.
Nein, Muſe, fortgeſchritten ſind wir nicht,
Wir ſtecken wieder in der Barbarei,
In die hinein wir immer tiefer uns
Mit unſern eig'nen beſten Kräften wühlen.
Was uns erretten könne, weiß ich nicht,
Und faſt befürchten muß ich, daß Apoll
In ſeinen letzten Worten, die der Zorn
Und Gram ihm eingegeben uns zum Abſchied,
Verſchloſſen pythiſchen Orakelſpruch,
Den einſt die Zukunft furchtbar löſen wird.

In Deutſchland iſt kein Heil zu finden für den Gott,
Den ſchwer erkrankten, ſelbſt der Deutſchen Panacee,
Der edle Wein, blieb wirkungslos,, und hoffnungslos
Nahm Phöbus ſchmerzlich Abſchied von der Freunde Kreis? —

Hatt' er vielleicht zum deutſchen Wein gegeſſen nichts?
Das fällt mir ein, des Deutſchen Sitte iſt es ſtets,
Wenn großer Männer, großer Zeiten, er gedenkt,
Den beſten Wein zu trinken, aber auch dazu
Die beſten Speiſen zu verzehren, die er nur
Auffinden kann. Zweckeſſen nennt der Deutſche das,
Der Zweck von ſolchem Eſſen iſt bekanntlich das
Vergeſſen alles deſſen, was ihn quälend drückt,
Wenn nämlich er, zum Beiſpiel, Martin Luthers Tag
Begeiſtert feiert und die Gegenwart damit
Vergleicht, ſo kann es wohl geſchehn, daß er dabei
Des Loyalismus ſich erinnert und der Schweiz,
Der armen, innerlich zerriſſ'nen, denken muß.
Das thut ſehr weh', thut weher noch als weh', es thut
Entſetzlich weh', und ſtört ihm leicht das ganze Feſt.
Damit das nicht geſchehn kann, läßt er nicht allein
Den beſten Wein zum Feſte bringen, denn der Wein
Regt oft Gedanken furchtbar ruheſtörend auf,
Nein, auch die beſten Speiſen wählt er ſorglich aus,
Und ißt zu Martin Luthers Ehren, was er kann,
Denn plenus venter non studet libenter ſagt
Ein weiſer Spruch der Vorzeit, und der Deutſche weiß
Es wohl; erinnern nicht, vergeſſen wirkt, wer brav
Gegeſſen hat, und deshalb iſt der Deutſche ſolch ein Freund
Von dieſem Eſſen, das mit Recht Zweckeſſen heißt,

Und öfter wiederkehrt, als Tage ſind im Jahr.
Das eben iſt — wie Schiller ſagt — des Eſſens Zweck,
Daß es fortzeugend Neues uns gebären muß. —

Das war es nicht, der weiſe Prinzenpädagog,
Den ſehr erfreute, daß es Fürſten ſeien, die
Incognito in ſeiner Oenothek ſtudirt,
Hatt' auch für guten Imbiß, wie es ſich gehört,
Geſorgt, und mit Delicateſſen mancherlei,
Die auf des Dampfes feuchten Wunderſchwingen jetzt
Der Handel zaub'riſch ſchnell nach Frankfurt an dem Main
Von allen Gegenden aus Nord, Süd, Oſt und Weſt
Zu bringen weiß, — im Winkel eine Tafel wohl
Verſehen; Auſtern, Rheinlachs, Muſcheln, Caviar,
Sardines à l'huile und nordiſche Anſchovis auch,
Dann Rennthierzungen, Bärenſchinken noch dazu,
Braunſchweiger Zungenwurſt, Hamburger Pökelfleiſch
Und Käſe aller Arten, aller Länder auch,
Vom echten Gloſterkäſe bis zum Parmeſan,
Fromage de Brie, Limburger und Eidammer ſelbſt,
Kurz Alles, was ſich ein Gutſchmecker wünſchen mag,
Dem Weine Reiz durch recht Pikantes zu verleihn,
Das fand ſich auf dem Wundertiſchchen aufgeſtellt
Und weidlich hatten Alle zugelangt; Apoll
Von Allem ſelbſt gekoſtet, ob vielleicht gemiſcht

Das Eine oder Andre zu dem Wein geſellt
Ihm den verlor'nen Reiz, der ja das höchſte Glück
So vieler weiſe denkenden Geſchöpfe macht,
Urplötzlich wiedergäbe, aber Alles war umſonſt:
Ja nicht einmal auf wenig Augenblicke nur
Konnt' er vergeſſen ſeines Leidens erſten Grund.
Verzweifelnd rief er d'rum mit Byron's Manfred aus:
Forgetfulness! I want forgetfulness!

Der Legationsrath, der den Byron kürzlich
Geleſen hatte aus Galanterie,
Weil eine hochgeſtellte Dame, eine
Gebor'ne Ruſſin, die in jedem Jahr
Das Bad zu Ems beſucht und ein'ge Wochen
In Frankfurt dann, zur Nachkur gleichſam, weilt,
Lord Byron ganz beſonders liebte, faſt
Ihn ihrem Puſchkin an die Seite ſtellte;
(Sonſt war er juſt kein Freund von Poeſieen,
Denn kleiner Fürſten kleine Diplomaten
Betrachten, was man ſchöne Künſte nennt,
Als überflüſſig, und begünſtigen
Die Maler und Poeten nie, weil dieſe
Ein ſtolzes Volk ſind und viel Geld verlangen:
Die Oper ließ er allenfalls noch gelten,
Beſonders wenn die Primadonna ſchön

Und nicht zu eigenſinnig war und launiſch;)
Der Legationsrath alſo ſagte freundlich:
„Manfred im erſten Act, die erſte Scene;
Es ſagte mir mein Freund, Lord Bythebye,
Der ſehr genau den edeln Lord gekannt,
Daß dieſer ſich in der Perſon des Manfred
Daguerreotypiſch abgeſpiegelt habe;
Ich glaub' es auch und habe ſtets beklagt,
Und neulich es der Gräfin Guiccioli
In Baden-Baden mitgetheilt, daß ich
Lord Byron in Italiën nicht traf,
Als Sereniſſimus ich hin begleitet;
Denn was die Geiſter ihm nicht geben konnten,
Ich, der geringſten Geiſter einer, hätte
Es geben können; eine Panacee
Beſitz' und kenn' ich ſchon ſeit manchem Jahr,
Die alles Leid, jedweden Druck des Schickſals,
Was nur als ungerecht der Welt erſcheint
Und ſie betrübt, ſogleich vergeſſen macht.“ —

„„Wie?““ rief Apoll, „„ſo wunderbar Geheimniß,
Das ſelbſt den Göttern fremd, beſäßen Sie?
O, würdiger Geſandtſchaftsrath, und wollten
Mir damit helfen?““ — „Halten zu Gnaden,“
Erwiederte der Legationsrath, „gern.“ —

„Verbürgen kann ich deſſen Wirkung, denn
Als meines jungen Herrn Erziehung war
Vollendet und ich mit Aufopferung
Des eig'nen Selbſt gethan, was meine Pflicht,
Da rechnet' ich auf meines Fürſten Dank
Und hoffte, daß mit einem juſt vacanten
Höchſt wicht'gen Poſten im Geheimerath
Er mich beglücken würde unfehlbar.
Ich irrte mich — der Irrthum ſchon war Irrthum. —
Doch ſchmerzte mich es tief und manche Nacht
Wälzt' ich mich ſchlaflos auf dem Lager um.
Vergeſſenheit ſucht' ich in Wein: umſonſt,
Er machte nur die Wunde ſtärker bluten. —
Doch einſt, in einer bangen, trüben Stunde,
Als mir das Daſein ganz zum Ueberdruß,
Beſchloß ich, um mich etwas zu zerſtreuen,
Die alte Heimath wieder aufzuſuchen,
Die Stätte meiner ſüßen Jugendträume;
— Ich bin ein Regensburger, edle Herr'n. —
Urlaub erbat ich und erhielt ihn gleich.
Ein geiſtig kranker Mann kam ich dorthin,
Und nicht der Anblick des erhab'nen Doms,
Nicht der Beſuch des Saals, in welchem einſt
Die deutſche Majeſtät, die Etikette,
So mächtig waltete, erquickten mich;

Die Folterkammer bot mir keinen Troſt;
Die Marter, ach! die ich im Buſen trug,
War ſchmerzlicher denn alle, dort geübt.
Da klagt' ich lang' vertrautem Jugendfreunde
Mein Leid, er führte mich an einen Ort,
Den früher ängſtlich immer ich gemieden,
Und — wunderbare Fügung des Geſchicks! —
Hier fand ich Labung, Troſt, Vergeſſenheit.
Geſtärkt kehrt' ich nach Frankfurt nun zurück,
Ich war geheilt; und wenn mitunter auch
Ein Rückfall drohet, was ſeit Jahren ſchon
Nicht mehr geſchah, ſo greif' ich zu dem Mittel
Und gleich erfüllt mein Herz Zufriedenheit."

Geheimnißvoll nun winkt' er einem Diener
Und fliſterte zwei Worte ihm in's Ohr,
Wobei er einen wunderbar geformten
Antiken Schlüſſel dieſem übergab.
Nach einigen Minuten kehrte ſchon
Der treue Abgeſandte ächzend wieder
Mit einem ſchweren ſteinernen Gefäß
Und großen ſchön geſchliffenen Pocalen,
Die er voll füllte auf des Herrn Geheiß,
Worauf er ſchweigend wieder ſich entfernte.

Gleich tieferfahr'nem Geiſterbanner rief
Nun feierlich der Legationsrath aus:
„Hier iſt ein Saft, der langſam trunken macht,
Mit brauner Fluth erfüllet er die Höhle,
Den ich — zwar nicht bereitet — aber wähle.
Der letzte Trunk ſei nun mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!“

Ein Schauer zog durch die Gemächer hin,
Den Göttern ſelbſt ward ſonderbar zu Sinn.
Bacchus erbleichte, dem Silenos grauſt,
Als das Citat er hört' aus Goethe's Fauſt.

Wie Sokrates den Becher einſt ergriff,
Zu dem die finſtern Richter ihn verdammt,
Mit heit'rem Angeſicht, nahm auch Apoll
Den mit dem braunen Saft erfülleten
Pokal und trank und trank und ſetzte nicht
Ihn eher ab, als bis der letzte Tropfen
Ihm über ſeine Götterlippen floß,
Und ſo wie Sokrates rief freudig er:
„Auf! opfert einen Hahn mir, ich geneſe!“

„„Jedwedem heilſam iſt der bittre, braune
Und perlenreiche Saft, d'rum koſten Sie

Getroſt nur, hoch- und wohlgebor'ne Herr'n,“ “
Sprach jetzt einladend der Geſandtſchaftsrath.

Begierig griffen Bacchus und Silen
Auch nach den Bechern, leerten ebenfalls
Auf einen Zug die weite Höhlung aus
Und fühlten ſich gar wunderbar geſtärkt.
Entzückt rief der Miniſter, der ſich durch
Beleſenheit vom Legationsrath nicht
Wollt' übertreffen laſſen — zwar mit Fauſt
Nicht, aber doch mit Wagner freudig aus:

„Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und kann ich dieſen Trank nur ſtets im Glaſe ſehn,
So ſteigt der ganze Himmel zu mir nieder.“

Sie drangen jetzt in den Geſandtſchaftsrath,
Den Namen dieſer Panacee und das
Recept zu offenbaren. Lächelnd ſprach er:
„Es iſt Gambrini Trank, den man in Baiern
Am Beſten kochet — vulgo Bairiſch Bier.“ —

„„Wie Schuppen fällt es von der Zunge mir!“ “
Rief Phöbus aus. — „„Seit ich es zu mir nahm,
Weiß ich nichts mehr von meinem alten Gram;

Mich kümmern weder Poeſie, noch Muſen,
Kein Aerger mehr zerfrißt mir meinen Buſen,
Ja, theurer Freund, Geneſung find' ich hier."" —

„Wie" — ſagte Bacchus — „das iſt Bairiſch Bier!
So war der Trank in Naxos gar nicht echt.
Was ich jetzt trinke, es entzückt mich ſchier;
Ein Segen iſt's dem menſchlichen Geſchlecht.
Wer es genießt, maaßweiſe, — jeden Falles
Vergißt er, was ihn drücket, Alles, Alles.
Daß es verderblich ſei, war nur ein Wahn. -
Miniſter, Unrecht ward dem Trank gethan."

Gerechtigkeit, o Himmelstochter! ſo
Bringſt Alles du in's Gleiche; ſelber Götter
Führſt du zu deinem Throne mild zurück
Und wandelſt ſegensreich hin durch die Welt.

Mit nie zu ſchildernder Behaglichkeit
Setzten ſich alle Vier jetzt um den Tiſch.
Zufriedenheit erglänzte wie die Sonne
Auf ihrem Antlitz, an Nichts dachten ſie;
Sie tranken nur und tranken fort und tranken,
Und wenn ein Wort ſie wechſelten, geſchah's
Bloß, um die Eigenſchaften ihres Tranks
Zu würdigen; ſonſt herrſchte tiefes Schweigen.

Bavaria, völkerbeglückende!
O möge nimmer dein herrlicher Trank
Verlieren ſeine geprieſene Kraft!
Möge jegliches Jahr
Die Gerſte gerathen, der Hopfen dazu,
Und die Bierpolizei
Die Reinheit des Brauens gewiſſenhaft,
— Eine heilige Pflicht, — bewahren!

O bairiſches Bier! O bairiſches Bier!
Erhab'ner Apoſtel des Zollvereins!
Er brach dir ſelber die Bahn, und du
Verbreiteteſt dich durch ihn ringsum
Im ganzen übrigen Deutſchland,
Und kündigeſt laut,
Bekehrend mit einſchmeichelnder Kraft,
Der Unzufriedenen dichte Schaar
Und der Ungläubigen zweifelnd Volk:
Es reife das unausſprechliche Glück,
Das jegliches Jahr uns näher bringt:
Ein einiges, einiges Deutſchland!

Poetiſcher Hausſchatz

des

Auslandes.

Ot. 678

Ueberſetzungen

in den Versmaaßen der Originale

von

D. L. B. Wolff,

Profeſſor in Jena.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

Inhalt:

Aus dem Franzöſiſchen.

Seite
Die Jungfrau von Otaheiti, von Victor Hugo 1
Wieder Dir, von demſ. 3
Lied der Seeräuber, von demſ. 4
Das Feuer des Himmels, von demſ. 6
Canaris, von demſ. 18
Die Häupter auf dem Serail, von demſ. 21
Begeiſterung, von demſ. 29
Kriegsruf des Mufti, von demſ. 31
Der Schmerz des Paſcha, von demſ. 32
Die Gefangene, von demſ. 34
Mondſchein, von demſ. 36
Das feſte Schloß, von demſ. 37
Die Schlucht, von demſ. 38
Das Kind, von demſ. 39
Erwartung, von demſ. 40
Lazzara, von demſ. 41
Wunſch! von demſ. 43
Die eroberte Stadt, von demſ. 45

Seite

Verwünſchung, von Victor Hugo 46
Die zerhackte Schlange, von demſ. 47
Die Djinns, von demſ. 49
Granada, von demſ. 53
Die Cyanen, von demſ. 57
Phantome, von demſ. 60
Träumerei, von demſ. 65
Ertaſe, von demſ. 66
Der Dichter an den Kalifen, von demſ. 67
Er, von demſ. 68
November, von demſ. 72
Die Großmutter, von demſ. 74
Der Rieſe, von demſ. 76
Das Gefecht, von demſ. 78
Die beiden Schützen, von demſ. 81
Aus Victor Hugo's Gebet für Alle 83
Der Komet von 1832, von Béranger 88
Der Tod des Teufels, von demſ. 90
Wie reizend iſt ſie! von demſ. 91
Der Schneider und die Fee, von demſ. 93
Mein Beruf, von demſ. 94
An meine Freunde, die Miniſter geworden, von demſ. 96
Ballade, von Chateaubriand 97
Der liebe Freund, von Déſaugiers 99
Die Viſiten, von demſ. 100
Empfehle mich, von demſ. 101
Die neue Welt, von demſ. 103
Meine Luftſchlöſſer, von demſ. 105
Hätt' er's gewußt, von Madame Desbordes-Valmore . . 107
Erinnerung, von derſ. 108
Ich weiß nicht mehr, von derſ. 108
Die große Karthauſe, von Alexander Dumas 109
Mein Vater, von E. le Gouvé 113
Sonnet, von Sainte-Beuve 118

Seite

Epigramme, aus dem Franzöſiſchen bekannter und unbekannter Verfaſſer.

Vorſicht 119
Grabſchrift 119
An eine ſchöne Hutmacherin, nach Déſaugiers . . . 119
Epigramm 119
Betrachtung. Nach La Monnoye 120
Grabſchrift 120
Thörichter Stolz der Jugend. Nach Guichard . . . 120
Grabſchrift auf einen vornehmen Mann 120
Quatrain. Nach Beſſiers 121
Grabſchrift auf meinen Hund. Dem Herrn Kritikaſter Veit gewidmet 121
An eine Dame 121
Anzeige 121
Der unglückliche Liebhaber. 122
Graf Grammont und der Gascogner 122
An ein Weib. Von Victor Hugo 122
Geiſtesgegenwart 123
Auf eine alte Betſchweſter 123
Staar 123
Bruder und Schweſter 123
Guter Rath 123
Der bekehrte Geizhals 124
Grabſchrift auf einen kleinen Dieb 124
Wohlfeiler Handel 124
Heirath nach der Mode 124
Auf eine geſchminkte Dame 125
Auf drei häßliche Damen, die ſich den Preis der Schönheit ſtreitig machten 125
Die reiche Häßliche 125
Grabſchrift auf den ſchlechten Vater eines ſchlechten Sohnes 125
Auf einen beſcheidenen Dichter 125

Seite
Auf einen alten Magiſter 126
Liſettens Antwort 126
Hiob 126
Wohlſtand und Noth 126
Auf einen Schattenriß 126
Die Büſte 126
An eine junge Dame, die ein Greis immer liebkoſen wollte 127
Auf eine Frau, die ohne Zunge ſprach 127
Der Mangel 127
Der Edelmann 127
Grabſchrift 127
An einen ſchlechten Poeten 128
An einen Sänger, der ſich vor einem ungebildeten Publicum hören ließ 128
Frage und Antwort 128
An einen Dichter 128
Gegen die Koketten 128
An einen Nebenbuhler 128
Das Geld 129
Der Trinker 129
Hymen und Amor 129
Auf eine Kokette 129
Auf einen geizigen Onkel 129
Der Eheſtand 130
Die Hülle 130
An eine Dame, die ſich einer Brille bediente . . . 130
Der lebende Todte 130
Grabſchrift 130
Aeneas 131

Volksthümlich.

Laß die Leute nur ſchwatzen 131
Die Hartherzige 132
Schön Roland 133

Seite
Graf Guis 134
Was der Tochter fehlt 136
Verſchiedene Liebe 136
Die edeln Ritter von der Tafelrunde 138
Der Fuchs 138
Der Abſchied 139
Der zornige Vater 141
Das unzufriedene Mädchen 141

Aus der Bretagne.

1., Die Schwalben 143
2., Der arme Student 147
3., Die ſilbernen Spiegel 148

Aus dem Spaniſchen und Portugieſiſchen.

Die unterbrochene Erzählung. (Ein Schwank.) 149
Letra 153
Cancion 154
Epigramme, von bekannten und unbekannten ſpaniſchen Dichtern 154

Volksthümlich.

Das Soldatenſchätzchen 156
Tod der Liebſten 157
Liebesverdruß 158
Des Mädchens Klage 159
Tanzlied der Bauern von Salamanca 160
Klagelied 161
Das treue Weib 162
Der Gefangene 164
Die Roſen 164
Das tiefſte Waſſer 165
Die Schönſte 165
Die Wiegenhymne 166

Seite
Portugieſiſche Mondinho's 169
Braſilianiſches Liedchen 170

Aus dem Italieniſchen und Corſiſchen.

Epigramme, von Giulio Genoino.

Der Meineid 171
Die Gattin 171
Die Tänzerinnen 172

Volksthümlich.

Ritornelle 172
Vierzeilen 173
Seſtine 174
Sicilianen 175
Aus der Campagne 176
An die Madonna 177
Die Krippe 179
Neues Lied von der Unterhaltung unſeres Herrn mit der Samaritanerin 180
Der Schweſter Klage. (Corſiſch.) 186

Aus dem Holländiſchen.

An die Gedanken, von J. van Broekhuizen (1687). . . . 188
Lied, von demſelben (1689). 188
Lied, von Jan de Regt 189
Der flüchtige Amor, von Melendez 190
Winterabendlied, von Tollens. 191
Grillen 194

Volksthümlich.

Wiegenlied 195
Wächterlied 196
Von dem Meier und dem Briefemann 200

Seite
Von Thysken von dem Schilde 202
Von drei Geſellen aus Roſenthal 204
Egmont's Tod, 1568 206
Wohlwollende Geſinnung. (Blämiſch.) 207

Aus dem Engliſchen und Schottiſchen.

Lebewohl, von Lord Byron 208
Zum Abſchied, von demſ. 209
Schmerzliche Erinnerung, von demſ. 210
Stanzen, von demſ. 211
An Thyrza, von demſ. 213
Euthanaſia, von demſ. 215
Stanzen, von demſ. 216
Auf ein gebrochenes Herz von Carneel, von demſ 217
Impromptu. Als Antwort an einen Freund, von demſ. 218
Inſchrift auf dem Grabe eines Neufundland-Hundes, von demſ . 218
Stanzen für Muſik, von demſ. 219
Stanzen für Muſik, von demſ. 220
Lebewohl, von demſ. 221
An den Stern der Ehrenlegion, von demſ. 223
Sonnett, von demſ. 224
Stanzen von . . . von demſ. 225
Trinklied, von demſ. 226
O' Connor's Kind oder die Blume der Liebe blutet, von Thomas Campbell 228
Ein ſchönes Gedicht von der Barmherzigkeit, von Chatterton 236
Liebe, von Coleridge 240
Anfall von Eyleen, nach Graeme 243
Elegie, von demſ. 245
Roland's Thurm. Eine Sage vom Rhein, von Miß L. E. Landon 246
Das allgemeine Loos, von Montgomery . . . . [illegible]
Ariſtipp an ſeine Lampe, die ihm ſeine Lais geſchenkt, nach Th. Moore 254

Seite
Stoßt an, die Schwerdter alter Zeit! von demſ. 258
Das Paradies und die Peri, von demſ. 258
Die Reiſe, von Southey 275
Des Negers Gebet, nach Thelwall 278
Wir ſind Sieben, von Wordsworth 279
Stanzen, nach dem Irländer O' Doherty 282
Des Häuptlings Kind, nach einem nordamerikaniſchen Dichter . 283
Daheim, von Barton 284

Volksthümlich.

Du ſchwurſt bei Deinem Gott, Jeanie! (Aus Nithsdale.) . . 286
Trinklied 287
Die drei Raben 288
Die beiden Raben 290
William und Marjorie 291
Clerk Saunders 293
Arme alte Jungfern 298
Küß mich nicht vor den Leuten! 300
Heiße Liebe 302
Roy's Weib von Aldivalloch 302
Die Maid von Lochroyan 303
Der Haidehügel 309
Sir Patrick Spens 311
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön 315
Von der Sehnſucht. (Altengliſch.) 317
Treue Liebe. (Schottiſch.) 318
Daheim 319
Lebewohl 320
Nachruf 321
„Sie lebt im Licht.“ 322
Die Meermaid 323
Das iſt mir noch nicht geſchehen 325
Johnie von Breadislee 329
Des Lords Marie 333

Seite
Schön Annie 335
Der falſche Fortrage 339
Hänschen und Hannchen 343

Aus dem Däniſchen, Norwegiſchen und Schwediſchen.

Kleiner Viggo, von H. C. Anderſen 346
Der Sohn der Wüſte, von demſ. 347
An Thorwaldſen bei ſeiner Aufnahme im Studentenverein, von demſ. 348
Thränen, von demſ. 349
Gedanken über einen zerſchlagenen jütiſchen Topf, von demſ . . 350
Der Dichter und Amor, von demſ. 352
An der Nordſee, von demſ. 353
Graues Wetter, von demſ. 354
Schwatz! Schwatz! von demſ. 355
Die Dänen und ihr König. Am 11. Februar 1839, von demſ. . 356
Der Herzensdieb, von demſ. 357
Ich will's, von demſ. 358
Der Moment des Sterbens, von demſ. 360

Volksthümlich.

Däniſches Nationallied 361
Norwegiſches Nationallied 363
Die Kraft der Harfe. (Schwediſch.) 364

Aus dem Morlakiſchen.

Bey Spalatin 367

Aus dem Ruſſiſchen und Polniſchen.

Todtenklage. (Ruſſiſch.) 378
Die Beichte. (Polniſch.) 379

Volksthümlich

Aennchen. (Ruſſiſch.) 381
Gregor. (Polniſch.) 382

Aus dem Serbiſchen und Litthauiſchen.

Volksthümlich.

Seite
Verwandlung 383
Das kalte Herz 383
Die ſpinnende Mutter. (Litthauiſch.) 384
Des Sperlings Feſt 384
Der Mutter Leid 385
Der Fang 386
Des Mondes Untreue 387
Abſchied 388
Die Wahrheit 389
Der gefallene Sohn 390

Aus dem Ungariſchen.

Volksthümlich.

In's Weite 391
Des jungen Weibes Klage 391
Des armen Schelmen Lied 392
Alles gleich 392
Der Magyaren Tanz 393
Ein Wort 393
Miska 394
Der Storch 395
Tauſch 395

Aus dem Slaviſchen.

Volksthümlich.

Verliebte Augen 395
Das verlaſſene Mädchen 396
Troſt 397
Der Hirt ein Räuber 398

Seite
Jungfrauenwert 399
Kindliche Dankbarkeit 400
Das iſt zu hart 401

Aus dem Madegaſſiſchen.

Volksthümlich.

Madegaſſiſches Liebeslied 402
Der Empfang 403
Gaſtfreundſchaft 404
Der Kampf 405
Des Sohnes Tod 406
Mittagsruhe 407
Der Tochter Klage 408
Die unglücklich Liebenden 409
Der böſe Tag 411
Die Weißen 412
Königliche Großmuth 413
Zanaher und Riang 414

Aus dem Chineſiſchen, Indiſchen, Perſiſchen, Tuka-Turkmanniſchen und Türkiſchen.

Volksthümlich.

Men-ſin. (Chineſiſch.) 415
Hammer der Thorheit oder Mittel wider die Zerſtreuung der Seele. (Indiſch.) 418
Des Stallmeiſters Weib. (Perſiſch.) 421
Die Roſe 422
Der Ertrunkene. (Tuka-Turkmanniſch.) 423
Lied des Karajeglan 423
Frühlingslied. (Türkiſch.) 424

Aus dem Arabiſchen

Volksthümlich

Seite
Abſchied in der Nacht 126
Mehamet Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft 129
Auf die Schlacht von Sabla 130
Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge . . . 131
Leila 132
Lied an einen feindlichen Stamm 133
Die Zuſammenkunft 134

Vorwort.

Als der Verfaſſer der vorliegenden Sammlung vor nunmehr fünf und zwanzig Jahren zum erſten Male vor dem deutſchen Publicum auftrat mit einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit, ebenfalls einer Sammlung von poetiſchen Ueberſetzungen und Nachbildungen aus dem Gebiete der neueſten, engliſchen Literatur jener Zeit, welche letztere damals das Intereſſe aller Gebildeten lebhaft anregte, ſprach er bereits aus, wie ſehr er davon durchdrungen ſei, daß ſelbſt die beſte Ueberſetzung ſtets hinter dem Originale zurück bleiben müſſe und führte zur Beſtätigung folgende Stelle aus Cervantes unſterblichem Don Quijote an: y lo mesmo harán todos aquellos, que los libros de verso qui sieren volver en otra lengua, que por mucho cuidado que pongan y habilidad que muestren jamás llegaran al punto que ellos tienen en su primer nacimiento. — Don Quijote. l. 1. c. 6. (Eben das wird Allen begegnen, die Poeſieen in eine andere Sprache überſetzen wollen, denn bei allem Fleiß, den ſie anwenden und bei aller Geſchicklichkeit, die ſie zeigen, werden ſie doch nie die Höhe erreichen, welche jene in ihrem erſten Sein einnehmen.) — Jetzt, da er gleichſam eine Art von Jubiläum in dieſem Zweige der Literatur feiert und an Sprachkenntniß, an Erfahrung und an Strenge gegen ſich ſelbſt um fünf und zwanzig Jahre gereift iſt, fühlt er ſich faſt noch lebhafter von der Wahrheit jener Behauptung überzeugt und kann nur inſofern auf die Gunſt und Nachſicht des Leſers Anſpruch machen, als er verſichern darf, unermüdlich Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan zu haben, um ſeine Nachbildungen den Originalen ſo nahe wie möglich zu bringen. Daß ihm das überall ganz gelungen ſei, bezweifelt er ſehr; nur auf Eins wagt er Anſpruch zu machen, auf die Anerkennung gewiſſenhafter möglichſter Treue in den Uebertragungen. — Dieſe Sammlung iſt nicht eine raſch entſtandene Arbeit, ſondern die Frucht langer Jahre. Was ihn am Meiſten anſprach, namentlich unter den neueſten Erſcheinungen ausländiſcher Poeſie, das verſuchte er in ſeinen Mußeſtunden deutſch, jedoch in der dem Original eigenthümlichen poetiſchen Form wiederzugeben; aus dem dadurch entſtandenen reichen Vorrathe hat er nach ſorgfältiger Prüfung, was ihm das Beſte ſchien, ausgewählt und dieſes wiederholt ſtrenger Feile unterworfen, ſich nicht bloß auf die Kunſtpoeſie beſchränkend, ſondern auch die Volkspoeſie, deren wunderbare Schätze uns in den letzten Jahren ſo zugänglich geworden ſind, in den Kreis hinüber ziehend. — Daß er dem Buche den Titel „Hausſchatz“ gab, es daſſelbe ähnlicher von ihm veranſtalteten, jedoch nicht von ihm allein herrührenden Sammlungen zugeſellend, geſchah auf den Wunſch ſeines lieben Freundes, des Verlegers; der Verfaſſer glaubte dadurch ſich keiner Unbeſcheidenheit ſchuldig zu machen. Die Sammlung enthält des urſprünglich Schönen ſehr viel, und wenn es ihm auch nur gelang, in den Freunden der Poeſie, denen die Kenntniß der Originale verſagt iſt, durch ſeine Uebertragungen eine leiſe Ahnung von der hohen Vortrefflichkeit des Erſteren zu erwecken, ſo wird Ihnen Vieles in dem Buche gewiß lieb und werth werden, und ſie es gern als einen Schatz des ſtillen Hauſes betrachten, wie ihn Reiſende und Seefahrer liebevoll in entlegenen merkwürdigen Reichen für die Ihrigen ſammeln und heimbringen.

Eben ſo liebevoll und dankbar gegen die großen Geiſter in den Reichen der Poeſie, durch die er ſo manche ſchöne und erhebende Stunde genoß, wie gegen die wohlwollenden Freunde im Vaterlande, die ſeinen Beſtrebungen ſtets nachſichtsvolle und gütige Theilnahme in weit mehr als verdientem Maaße zukommen ließen, hat er auch dieſe Sammlung veranſtaltet und übergiebt ſie den letzteren in der Hoffnung, daß ſie bei ſo reichen Schönheiten der Originale, ſo manche Mängel in den Nachbildungen verzeihen und mit der Milde der Zuneigung entſchuldigen werden.

O. L. B. Wolff.

Aus dem Franzöſiſchen.

Die Jungfrau von Otaheiti.

Von Victor Hugo.

Du willſt entfliehn. — O ſprich! Vor meinen Blicken
Führt Dich das wankelmüth'ge Segel fort;
Heut' Nacht hört' ich, mein Warten zu berücken,
Die Schiffer ihre Zelte raſch zerſtücken,
Und weinte bei der Freude lautem Wort.

Von unſrer Inſel fort? — Iſt auf der Deinen
Der Himmel ſchöner — kennt man Gram dort nicht?
Ob dort die Brüder, ſtirbſt Du, Dich beweinen?
Wird man den Raſen über Dir vereinen,
Auf dem man keine Blume bricht?

Gedenkſt Du noch des Tags? Die Winde hatten
Zum erſten Mal Dich zu uns hergeführt.
Du riefeſt mich in unſrer Wälder Schatten. —
Ob auch die Augen nie geſehn Dich hatten,
Ich kam, von Deinem Ruf gerührt.

O! damals war ich ſchön. — Doch Thränen ſchwächen —
Bleib, junger Fremdling, bei mir, zieh nicht fort,
Laß uns von Deiner lieben Mutter ſprechen,
Laß Deine Lieder unſer Schweigen brechen,
Sie freuen mich, wie Deines Gottes Wort.

Du füllſt mein Sein; — Dir hab' ich mich ergeben.
Warum entfliehn? — O bleib' in unſerm Land.
Ich will mich ſanft und gut zu ſein beſtreben,
Will Dir denſelben lieben Namen geben,
Den man Dir gab, wo Deine Wiege ſtand.

Bin Sklavin Dir — wenn Du mich nicht vertrieben,
Wenn nur Dein Blick voll Liebe fällt auf mich;
Ich werde ſchön, wenn Du bei uns geblieben.
Du kannſt nur, wie die Schwalbe, zeitlich lieben,
Ich, wie ich lebe, lieb' ich Dich.

Ach, Du willſt ſcheiden — Dich erwartet drüben
Die fremde Jungfrau, ich hab's wohl gewußt. —
O, nimm mich mit, ich kann vielleicht ſie lieben,
Will mich, o Herr, in ihrem Dienſte üben,
Wenn ihre Liebe Deine Luſt.

Von meinen Eltern kann ich nicht entfliehen,
Vom Wald nicht, wo ich furchtlos zu Dir kam.
Von meinen Blumen fern kann ich nicht blühen.
Hier ſterb' ich einſam. — Laß mich mit Dir ziehen,
Dann tödtet mich doch neben Dir der Gram.

Wenn freundlich die Banane Dich empfangen,
Wenn Du mich je geliebt, verſtoß mich nicht.
Woll' nicht zur Heimath ohne mich gelangen
Aus Furcht, daß meine Seele voll Verlangen
Sich ihre Bahn zu Dir durch Wolken bricht.

Als ſich im Morgenſtrahl die Segel blähen,
Stand ihre niedre ſtille Hütte leer
Im Wald, am Strand hat man ſie nicht geſehen,
Die ſüße Jungfrau mit dem bangen Flehen;
Doch bei dem Fremdling war ſie auch nicht mehr.

Wieder Dir.

Nach Victor Hugo.

Dir! immer Dir! Was tönten ſonſt die Saiten
Dir ſtets der Liebe, Dir der Ehe Sang!
Welch and'rer Name weckte mein Entzücken,
Lernt' ich denn andre Lieder, andern Klang?

Dein Bildniß ſtrahlet hold durch meinen Schlummer,
Die dunkle Nacht erhellet mir Dein Blick;
Du faſſeſt mich, wenn ich im Schatten wandle,
Aus Deinem Auge kommt mir Himmelsglück.

Dein ſanft Gebet bewahret meine Tage,
Und wenn mein Engel ſchläft, bewacht es mich;
Wenn Deiner Stimme hellen Laut ich höre,
So ford're wild zum Kampf das Leben ich.

Iſt droben Keiner, der zurück Dich fordert?
Biſt Blüthe Du, nicht fremd in unſerm Land?
O Himmelstochter Du, in deren Seele
Ich Deiner Schweſtern Gluth und Hymnen fand!

Wenn Deine Augen ſprechend mich betrachten,
Wenn leiſe mich Dein zart Gewand berührt,
Dann ruf' ich mit Tobias aus: Ein Engel
Iſt's, der durch's Dunkel meiner Nacht mich führet.

Als meiner Schmerzen Wolke Du zerſtreuteſt,
Da fühlt' ich, daß das Schickſal uns verband;
Ich glich dem heil'gen Hirten, der ermüdet,
Am Brunnen eine holde Jungfrau fand.

Ich liebe Dich, wie über meinem Leben;
Wie eine Aeltermutter klug bedacht;
Wie eine Schweſter, die ſcheu mit mir leidet;
Ein letztes Kind, dem Greiſe dargebracht.

Bei Deinem Namen wein' ich ſchon vor Liebe,
Denn unſer Leben iſt ſo voll von Leid!
Dir fehlt die Heimath, ach! in dieſer Wüſte;
Der Baum, bei dem wir ruhn, verzweigt ſich weit.

O Gott! gieb Luſt und Frieden ihr auf Erden,
Stör' nicht ihr Daſein, Herr! es iſt ja Dein,
Du mußt ſie ſegnen. — Denn es ſoll die Tugend
Nur ihres Glücks Geheimniß ihr verleihn.

Lied der Seeräuber.

Von Victor Hugo.

Wir führeten in der Knechtſchaft Bande
Ein hundert Chriſten, Fiſcher fort,
Und raubten für den Harem, dort
In allen Klöſtern, auf dem Strande.
Ihr kecken Räuber, auf das Meer!
Wir zogen von Fez nach Catane
Und waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Ein Kloſter dort — die Anker fallen
Gar ſchnell, am Ufer dicht dabei,
Und unſern Blicken zeigt ſich frei
Ein Mädchen aus den frommen Hallen,
Ganz ungeſtört ſchlief ſie am Meer,
So ruhig unter der Platane.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Mein ſchönes Mädchen, Du mußt ſchweigen,
Du folgſt uns jetzt. — Gut iſt der Wind,
Du wechſelſt nur das Kloſter, Kind,
Der Harem wird ſich auch ſo zeigen.
Der Sultan liebt die Knoſpen ſehr,
Wir heilen Dich vom Chriſtenwahne.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Nach der Kapelle will ſie fliehen —
— Du wagſt es wirklich, Du, Satan! —
— Wir wagen's, ſpricht der Capitan; —
Sie weint, ſie flehet auf den Knieen. —
Ob ſie auch ſchrie und lärmte ſehr,
Wir trugen ſie in die Tartane.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Die Trauer hat ihr nichts genommen,
Ihr Blick glich einem Talismann;
Sie galt uns wohl tauſend Tonnen,
Es hat der Sultan ſie bekommen.
Ob ſie auch weint' und klagte ſehr,
Aus Nonne ward ſie zur Sultane, —
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Das Feuer des Himmels.

Von Victor Hugo.

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha.
Und kehrete die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachſen war.

Geneſis 19, 24 25.

1.

Seht Ihr die Wolke zieh'n mit dunkler Seite,
Bald bleich, bald roth, und glänzend in der Weite
Und trübe, wie ein Sommer, unfruchtbar,
Man glaubt zur Zeit, als wollt' auf Nachtwind's Schwingen
Empor der Rauch, der gluthdurchzuckte, bringen
Und das Geräuſch, das eine Stadt gebar.

Naht ſie vom Himmel? von dem Fels, vom Meere?
Trägt Flammenwogen ſie, Dämonenheere
Vielleicht dem nahen Wandelſterne zu? —
Wie kommt's, o Graus! daß plötzlich, hin und wieder
Aus dem geheimnißvollen Schooß, hernieder
Ein Blitz, gleich einer Schlange, zuckt im Nu?

2.

Meer! — Ueberall! Ringsum, ringsum die Fluth,
Vergeblich ſtrebt der Vogel, daß er ruht;
Hier Fluthen und dort unten Wogen.
Die Welle ſchiebt die Welle raſtlos fort,
Der Blick ſieht nur gedrängte Fluthen dort,
Die unter tiefen Wellen fortgezogen.

Mitunter zeigen in der Wogen Tanz
Die bunten Floſſen bei der Sonne Glanz
Und ihren blauen Schwanz ein Heer von Fiſchen.
Der Heerde, die ſich ſchüttelt, gleicht das Meer,
Der Himmel ſchließt es ehern rings umher,
Wo blaue Fluthen ſich mit blauem Aether miſchen.

Soll ich das Meer austrocknen? So ſpricht im Flammenſchein
Die Wolke. — Sie zieht weiter; ihr ward zur Antwort: Nein!

3.

Dort der Golf mit grünen Hügeln,
Die ſich in dem Widerſchein
Jener klaren Fluthen ſpiegeln;
Luſt'ge Lieder ſchallen d'rein.
Büffel weiden, Spieße fliegen,
Fiſchfang, mit dem Wilde kriegen,
Iſt des Stammes Luſt, daß Pfeile
Ringen mit dem Blitz an Eile;
Zelt und Krippe dort ſind ſein.

Dieſen Wand'rern wird verdorben
Nimmermehr die Luſt, ſo rein;
Kinder, Jungfrau'n, wilde Krieger
Schlangen dort die bunten Reih'n,
Und das Feuer auf der Eb'ne
Mit ihm ſpielt des Abends Weh'n,
Geiſtern gleich, die wir im Traume,
Ueber unſern Stirnen ſehn.

Jungfrau'n mit dem dunkeln Buſen,
Wie der heit're Abend ſchön.
Lachten, daß ſie kaum im Glanze,
Sich, des Kupferſpiegels, ſehn.

And're, wie die Schweſtern, heiter,
Die die Freude dort verband,
Melkten aus der Ziegen Euter
Weiße Milch mit ſchwarzer Hand.

Männer, Frauen, unbekleidet,
Badeten ſich in der Fluth.
Wo hat wohl am vor'gen Tage
Dieſes fremde Volk geruht?
Ihrer Cympeln ſchrilles Tönen,
Das da wiehern macht das Roß,
Miſchte ſich in Zwiſchenräumen
Mit dem Meer, das brauſend floß.

Die Wolke zauderte im Raum. — Iſt's dort?
Doch Niemand weiß, wer ihr erwiedert: Fort!

4.

Aegypten! Blond von Aehren macht ſich's kund,
Die Felder, wie ein reicher Teppich, bunt,
Eb'nen, an denen neue Eb'nen lagen:
Die Fluth im Norden, kalt, im Süden heißer Sand,
Sie ſtreiten ſich darum; doch lacht das Land
Zwiſchen den beiden Seen, die es benagen.

Drei Berge, ſo von Menſchenhand gebaut,
Gen Himmel ragen, daß man nicht erſchau't
Den Grund, den Aſche deckt, nach dort'ger Sitte.
Vom ſpitzen Gipfel bis zum gelben Sand
Breiten ſie aus den ungeheueren Rand
Der Stufen, nur für Rieſenſchritte.

Ein Gott von grünem Marmor, die Sphinx von rothem Stein.
Betrachten ſie, nicht zwang ſie blind zu ſein
Der Wüſtenwind mit ſeinen Gluthen.
Es ſegeln große Schiffe in den Port;
Die Rieſenſtadt, gelagert an dem Bord,
Netzt ihre Füße in den Fluthen.

Brüllen hört man den mörderiſchen Smum
Und auf den weißen Kieſeln wiederum,
Die Schuppen knarren unterm Bauch der Krokodille;
Die Obelisken ragen ſchlank empor.
Und wie ein Tigerfell, drängt ſich im Weſten vor
Der gelbe Nil, bunt durch der Inſeln Fülle.

Die Sonne ſank. — Es ſpiegelte die Fluth,
Die von dem Abendwind geſichert ruht,
Den gold'nen Ball zurück, den alle Menſchen ſegnen.
Und an dem rothen Himmel und in dem rothen Meer,
Wie zwei verbund'ne Könige, daher
Sah' man zwei Sonnen ſich begegnen.

Wo weil' ich? fragt die Wolke, die nun zu raſten ſtrebt.
Suche! ſprach eine Stimme, vor der der Thabor bebt.

5.

Rings Chaos, weite Wüſte,
Sand ringsum, nichts als Sand,
Furchtbar an Ungeheuern,
An Plagen für das Land,
Hier haftet nichts, die Berge,
— Brauſt wild der Sturm einher, —
Mit ihrem gelben Kamme,
Zerfließen wie das Meer.

Mitunter ſtöret Lärmen
Die heil'ge Stätte hier,
Es ſind die Caravanen
Von Mambreh und Ophir.
Das Auge folgt der Menge,
Die in des Sandes Gluth
Sich ſchlängelt und entfaltet,
Wie eine Boa thut.

Nur Gott allein gehöret
Die Wüſte, grabesſtumm,
Er nur kennt ihre Grenzen,
Aendert die Mitte um.
Ein Nebel lagert immer
Auf dieſem heißen Meer,
Daß, ſtatt des Schaumes, ſpritzet
Die Aſche rings umher.

Wandl' ich zum See die Wüſte? — ſo jetzt die Wolke fragt.
Noch weiter! ihr zur Antwort die and're Stimme ſagt.

6.

Gleich einer Klippe, ſtarrend aus dem Meer,
Ein Haufen Thürme, Schutt nun rings umher.
Dort Babel ſich, verödet, finſter ſtrecket;
Ein Zeuge von der Menſchen nicht'gem Sein,
Hat vier der Berge es im Mondenſchein
Mit ihrem Schatten einſt bedecket.

In Trümmer ſtürzte das Gebäude tief,
Der Sturmwind, der gefeſſelt d'rinnen ſchlief,
Erfüllt es dumpf mit wunderſamen Lauten.

Einſt ſummte rings herum das menſchliche Geſchmeiß,
Und Babel ſollte auf dem ganzen Erdenkreis
Stolz ſeinen Kreis zieh'n als ſie es erbauten.

Die Stufen ſollten führen zum Zenith,
Und jeglicher der Felſen von Granit
Hatte nur eine Stufe hergegeben
Und Gipfel neu auf Gipfeln auferbaut,
So weit das Auge rings entmuthigt ſchaut,
Pyramidaliſch ſich erheben.

Die Rieſenſchlange und das Krokodill,
Kleiner noch ſcheinend, als das Armadill,
Schlüpfend durch dieſer Blöcke Felſenengen;
Die Palmen, ſproßend an der Thürme Saum,
Verloren in dem ungeheuern Raum,
Sie glichen Halmen, die hinunter hängen.

Durch Mauerſpalten drang ein Elephant,
Ein hoher Wald unter den Pfeilern ſtand,
Den Menſchenwohnſitz ſo vermehret;
Der Adler und der Rieſengeier Schaar
Flog um die großen Hallen immerdar,
So wie ein Bienenſchwarm zu ſeinem Korbe kehret.

End' ich ſie? — ſprach die Wolke zornesroth,
Fort! — Herr! wohin entführt mich dein Gebot?

7.

Sieh da! zwei Städte, fremd und unbekannt,
Erheben ſich bis an der Wolken Rand,
Zu ſchlummern ſchienen ſie im Weh'n der Nacht
Mit Göttern, Volk und Wagen, Lärm und Pracht.

Zwei Schweſtern ſind ſie in demſelben Thal.
Die Thürme baden ſich im Mondenſtrahl;
Das Auge ſah in der verwirrten Menge
Pfeiler und Aquäducte, Stufengänge
Und Elephanten, eine Kuppel tragend,
Empor wie furchtbare Koloſſe ragend,
Sah'n um ſich kriechend ſcheußliche Genoſſen
Aus ſchimpflicher Vermählung wild entſproſſen,
Hängende Gärten, voll von Blumen und Arkaden,
Der Mond umſaumte ſprudelnde Caſcaden;
Und Tempel, wo auf weichem Kiſſen nun
Die Götzen mit Stierhäuptern finſter ruh'n;
Kuppeln aus einem Block, die Hallen deckend,
Wo, nimmer aufrecht ihre Häupter ſtreckend,
Im Kreiſe ſitzend, an ſich ſchauend unverwandt,
Eherne Götter, auf dem Knie die Hand;
Palläſte, Treppen, ſchwarze dunkle Gänge,
Wo rings der unbekannten Formen Menge,
Die Brücken, die Kanäle, jedes Thor
Erſchreckten dort den Blick, der ſich verlor.
Die finſtern Hallen ſich erhoben hatten
Bis in den Himmel mit den breiten Schatten,
Ein ungeheurer Haufen Dunkelheit,
Der Himmel funkelte mit ſeinen Sternen weit.
Sie glänzten durch des Vorgebirges Bogen,
Gleich Sternen, die ein ſchwarzer Schleier umzogen.

Der Hölle Töchter, toll in der Begier,
Denn es erfand jedwede Stunde hier
Abſcheuliche Genüſſe, jede Thür
Beſleckendes Geheimniß in ſich hält,
Und wie ein doppeltes, ein freſſendes Geſchwür
Beſleckten ſie die ganze weite Welt.
Doch Alles ſchlief; in beiden Städten blinkt
Nur hie und da ein Schimmer und verſinkt:

Des Feſtes letzte Fackeln in den Gaſſen
Vergeſſen, unbeachtet dort gelaſſen;
Die Mauerwinkel, die der Mondſchein bleicht,
Ruh'n auf dem Waſſer, ſchneiden ab den Schatten;
Nur in der Eb'ne hörte man vielleicht,
Erſtickter Küſſe Odem ſich begatten.
Der Wind von Sodom nach Gomorrha zog,
Hin Düfte tragend aus dem Luſtrevier.
Die Wolke gerade da vorüberflog
Und aus dem Himmel rief die Stimme: Hier!

8.

Ha! die Wolke ruht,
Birſt, die rothe Gluth
Reißt ſie toſend auf,
Und aus tauſend Stellen
Nehmen Schwefelquellen
Wüthend ihren Lauf;
An Palläſten lecken
Flammen wild und ſtrecken
Sich zum Giebel auf.

Gomorrha! Sodom!
Welcher Flammenſtrom
Decket jedes Dach,
Da die wilden Gluthen
Raſch Dich überfluthen,
Volk, voll tiefer Schmach!
Nur auf Dich hernieder
Stürzen Donner wieder,
Blitze wild und jach.

Dieſes Volk erwacht,
Das noch geſtern Nacht
Nicht an Gott gedacht;
Stürzende Palläſte,
Wagen von dem Feſte,
Alles ſinkt und kracht,
Und die Menge findet,
Wie der Weg ſich windet,
Rings der Flamme Macht.

Auf den ſtolzen Thürmen,
Die den Himmel ſtürmen,
Wankend in dem Thal;
Dort im Dunkeln hängen
Menſchen, die ſich drängen,
Sterbend halb zumal,
Wie auf alten Mauern
Sich Ameiſen kauern,
Schwarz und ohne Zahl.

Wer kann ſich bewegen
Bei dem grauſen Regen,
Wehe! Alles ſinkt,
Und es reißen Flammen
Brücken wild zuſammen,
Jedes Dach zerſpringt.
Wie die Funken fallen,
Hüpfend in den Hallen,
Wie das Feuer blinkt

Unter jedem Funken
Wächſt und ſchwillt, wie trunken,
Die entflammte Gluth;
Eilet wie auf Flügeln,
So wie, frei von Zügeln,

Wild ein Roß es thut.
In ſich ſtürzt zuſammen
Von den wilden Flammen
Niedre Götzenbrut.

Rauſchend, wogend drinnen,
Peitſchen ſie die Zinnen
Mit dem Silberſchein;
Schwefel färbt der Gluthen
Grün und rothe Fluthen
Ragend am Geſtein,
Daß die Mauergruppen,
Wie Eidechſenſchuppen,
Schimmern blank und rein.

Agath und Porphyre,
Schmilzt, dem Wachs gleich, ihre
Macht, Grabſteine hier,
Wie der Baum der Wieſe,
Beugt der Marmorrieſe,
Nabo, ſich vor ihr;
Jede Säule glühet,
Brennet, wirbelt, ſprühet,
Gleich den Fackeln hier.

Ganz vergeblich tragen
Götterbilder Wagen
Von der Höh' im Lauf;
An des Gluthmeers Rande
Beugt im Lichtgewande
Sich ihr Fürſt darauf.
Weh' umſonſt! Die Flammen
Reißen wild zuſammen
Ihres Tempels Bau.

Den Pallaſt dann treiben
Raſch ſie fort, nicht bleiben
Kann die Menge dort;
Klagend mit Gewinſel
Von der ſtein'gen Inſel
Nagt der Brand den Bord;
Sie ragt aus den Fluthen,
Sinkt dann in die Gluthen,
Wie erſtarrt iſt dort.

Seht, dem heißen Strande
Nah't im Feſtgewande
Jetzt der Prieſter Haupt.
Die Tiare brennet
Plötzlich ihm, er rennet
Bleich und angſtbeſchwert,
Greifet nach der Binde,
Doch die Hand im Winde
Wird, wie ſie verzehrt.

Alles Volk zuſammen
Blenden jetzt die Flammen,
Furchtbar ſteigt die Fluth;
Wie ſie in den Engen
An dem Thor ſich drängen,
Toſend, in der Wuth:
Während, voller Grauen,
Ueber ſich zu ſchauen
Wilde Höllengluth.

9.

Man ſagt, daß an dem Tag, ſo wie empor ſich richtet,
Ein Züchtling der im Kerker ſchon ergraute,
Um anzuſeh'n, wenn Einer wird gerichtet,

Babel, die Sünderin, hinüber ſchaute.
Man hörte, während dieſes ſich ergeben,
Furchtbares Lärmen, das die Welt erfüllte,
So furchtbar, daß es ſelbſt in Schrecken hüllte
Die Völker, die in dunkeln Höhlen leben.

10.

Die Gluth war unerbittlich. Aus der Stadt,
Der brennenden, floh Keiner lebensmatt;
Doch hob er hoch empor die feigen Hände,
Und die zum letzten Male hier ſich ſah'n,
Die fragten, welche Gottheit den Vulcan
Mit ſeinen Flammen auf die Mauern ſende.

Gegen die göttliche, die wilde Gluth,
Schützt nimmer ſie der Marmordächer Hut.
Gott weiß den, der ihm trotzt, zu richten.
Sie rufen ihren Göttern — doch ſie ſeh'n,
Wie die granit'nen Augen, die unbeweglich ſteh'n,
Zu Lavathränen plötzlich ſich verdichten.

So ſchwand im Wirbel Alles von der Flur,
Mit ſeiner Stadt der Menſch und mit dem Gras die Spur,
Gott hat mit dieſen Ebenen geſchaltet;
Nichts blieb von dem zerſtörten Volk zu ſeh'n;
Des unbekannten Windes nächtlich Weh'n
Hat ſelbſt die Form der Berge umgeſtaltet.

11.

Der Palmbaum, der ſich aus dem Felſen dränget,
Fühlt jetzt ſein Laub verdorrt, den Stamm verſenget,
Von Lüften, ſchweren, heißen, angehaucht.

Die Städte ſind nicht mehr, — wo ſie geſtanden,
Dehnt ſich ein ſtarrer See in Eiſes Banden,
Der wie der Schlund von einem Ofen raucht.

Canaris.

Von Victor Hugo.

Wenn ein beſiegtes Schiff auf off'nem Meere ſcheitert,
Und ſeine Segel bang
Mit Löchern, von den Kugeln, den eiſernen, erweitert,
Hängen am Maſt entlang;

Wenn man nur Todte kann auf allen Seiten ſchauen,
Und Anker, Segel weggeſprüht,
Zerbroch'ne große Maſten, fortſchleppend ihre Tauen,
Gleich Haar vom Wind durchwühlt;

Wenn ſich das Schiff, von Rauch und lautem Lärm bedecket,
Dreht wie ein Rad in Eil',
Ein Haufen Menſchen dort ſich drängt und flieht erſchrecket,
Vom Hintertheil zum Vordertheil;

Wenn dann kein Krieger Antwort giebt auf der Führer Stimmen,
Das Meer ſich thürmt mit Wuth,
Geloſchene Kanonen im Zwiſchendecke ſchwimmen,
Sich ſtoßend in der Fluth;

Wenn den Koloß man ſieht, öffnend den Meereswogen
Die Wunde, klaffend weit,
Und die Galeere blutet, trotz dem daß ſie umzogen
Von eh'rner Rüſtung breit;

Wenn auf's Gerathewohl ſie ſchwimmt wie eine Leiche,
Mit off'nem Raume dort einher,
Gleich einem todten Fiſch, deß Bauch, der große, bleiche,
Verſilbert rings das grüne Meer:

Dann Ruhm dem Sieger, Ruhm! es fällt im Pulverdampfe,
Auf's fremde Schiff ſein Anker hin,
So wie ein mächtiger Adler nach wildem, heißem Kampfe,
Die Kralle legt auf ſeine Beute hin.

Am großen Maſt hat er alsbald emporgezogen,
Sein Banner, das der Wind bewegt,
Und deſſen gold'ner Schein ſich wechſelt in den Wogen,
Entfaltet und zuſammenlegt.

Dann ſieht die Völker man ſtolz ihre Farben halten,
Und mit der höchſten Pracht,
Den Purpur, den Azur, das Silber weit entfalten,
Zu künden ihre Macht.

Ihr Stolz, der thörichte, der freudig es gewahret,
Auf dieſem Glanze ruht,
Als ob die ſchwarze Fluth etwas davon bewahret,
Verdrängt gleich von der nächſten Fluth.

Malta zog auf ſein Kreuz; Venedig hat den Leuen
Im Wappen aufgeſteckt,
Auf ſeinen Ruderſchiffen, und vor ihm bang ſich ſcheuen
Lebend'ge Löwinnen erſchreckt.

Neapels Flagge glänzt hoch in der Luft vor Allen;
Wenn ſie entfaltet ruht,
Glaubt man, man ſähe von dem Schiff zum Meere wallen
Aus Gold und Seide eine Fluth.

Es malt auf ſeinen Bannern wild flatternd um die Wette
Hiſpanien, troz dem Sturm
Leon mit gold'nem Leu, ſo wie Navarra's Kette,
Kaſtilien's Silberthurm.

Rom hat die Schlüſſel, Mailand das Kind das in den Zähnen
Der Wappenſchlange ſchreit;
Die Schiffe Frankreichs, Lilien von Golde, die ſich dehnen
Auf ihrem Azurkleid.

Um ſeinen Halbmond hängt Stambul drei weiße Schweifen,
So ſehr verabſcheut und geſchmäht;
Amerika, das freie, hat gold'nen Himmelsſtreifen,
Mit blauen Sternen überſä't.

Den wunderbaren Adler läßt Oeſterreich ſich breiten
Der glänzend auf dem ſchwarzen Feld,
Ein ſchwarzes Haupt ausſtreckt nach beiden Seiten
Der gleich bedrohten Welt.

Der and're Doppeladler, der da gehorcht den Czaaren,
Sein alter Gegner, kenn'n!
Will, ſo wie er, zwei Welten zu gleicher Zeit gewahren
Die Eine haltend in den Klau'n.

Siegreich legt England ſtolz die glüh'nde Oriflamme
Auf, im Triumph, der bittern Fluth,
So reich daß für den Schatten man hält von einer Flamme
Den Widerſchein, der auf den Wogen ruht.

So hält das Wappen an dem Maſt empor gezogen
Der Fürſten mächt'ge Hand
Und zwingt die Schiffe, die beſiegt ſind auf den Wogen
Zu wechſeln mit dem Vaterland.

Sie ſchleppen in den Reihen die Schiffe, welche trafen
Des Schickſals Schläge hart und ſchwer,
Und freu'n ſich ſtolz, wenn größer an Zahl nun zieht zum Hafen
Die wappenreiche Flotte her.

Sie werden immer an gefang'ne Schiffe ſchlagen
Die Flaggen ihres Siegerthum;
Denn, hoch an ſeiner Stirn ſoll der Beſiegte tragen
Mit ſeiner Schande ihren Ruhm.

Der gute Canaris allein, deß kühnem Schiffe
Hell eine Gluthenfurche folgt, im Lauf
Zieht ſtets, an dem im Kampf beſiegten Schiffe
Den Brand ſtatt einer Flagge auf.

Die Häupter auf dem Serail.

Von Victor Hugo.

O horrible, horrible, most horrible!
Shakspeare, Hamlet.

1.

Der dunkle Dom der Nacht mit ungezählten Sternen
Beſchaute ſpiegelnd ſich in finſtern Meeresfernen;
Das heitre Stambul ſchien, die hohe Stirn umhüllt,
Gelagert an dem Golf, benetzt von deſſen Fluthen,
Zu ſchlummern zwiſchen Glanz des Meer's und Himmelsgluthen,
So wie in einer Kugel von Sternen angefüllt.

So war es wie die Stadt der Geiſter anzuſchauen,
Wenn ſchweigende Palläſte ſie in den Lüften bauen,
Sah man die Harems, wo die Langeweile thront;

Die blauen Kuppeln, die ſo wie der Himmel glühen
Mit ihren tauſend Monden, die, wie es ſcheint, erglühen
Im Strahl, den ausgeſandt der wahre Mond.

Das Auge unterſchied der feſten Thürme Stätte,
Die platten Dächer, der Moſcheen Minarette,
Die mauriſchen Balcons im Kleezug ausgeſchnitzt;
Die Fenſter, die ſich hinter den ſtummen Gittern decken,
Vergoldete Palläſte, die Palmen, die ſich ſtrecken
Gleich Federbüſchen, eben wie Nadeln zugeſpitzt.

Die Minarette, die hoch in den Himmel ragen
Gleich Lanzeneiſen, die von weißem Schaft getragen;
Bunte Kioske und Leuchtfeuer, wechſelnd dort;
Auf dem Serail, dem alten, das hohe Mauern kränzen,
Hundert metall'ne Kuppeln, die in den Schatten glänzen
Wie Rieſenhelme fort und fort.

2.

O, das Serail! — Die Nacht, da zittert es vor Freude. —
Bei froher Trommeln Klang, auf Teppichen von Seide
Tanzten die Sultaninnen von ſel'ger Luſt beglückt.
Und wie ſich Könige mit Feſtgeſchmeide krönen
Zeigt es ſich ſtolz dem Blicke von des Propheten Söhnen,
Mit ſechs mal tauſend Häuptern reich geſchmückt.

Bleich, mit erloſch'nem Blick, bedeckt mit ſchwarzen Haaren,
So krönten ſie, die da gereiht auf Zinnen waren,
Dort der Terraſſen bunten Blüthenhain;
Voll Trauer, wie ein Freund, doch, wie er, Tröſtung reichend,
Warf das Geſtirn des Todes, die blut'gen Züge bleichend,
Der Mond auf ſie den falben Schein.

Drei unter ihnen, die vor Allen ſich erhoben,
Bezeichneten das Thor nach Oſten furchtbar oben;
Des Raben Flügel ſchlug auf ſie herab;
Es war als ob der Tod zu ihnen ſo getreten,
Daß er im Kampf den Einen, den Andern traf im Beten,
Den Dritten aber in dem Grab.

Man ſagt, daß damals, während die Wachen reglos ſtehen,
Gleich ihnen, unbeweglich und ſtumm den Dienſt verſehen,
Urplötzlich die Drei ſprachen und ihrer Stimme Schall
Glich den Geſängen, denen man oft im Traume lauſchet,
Der Fluth, die halb im Schlummer an das Geſtade rauſchet;
Gleich in dem Wald des Windes Widerhall.

3.

Die erſte Stimme.

Wo bin ich? . . . Meinen Brander! die Segel! raſch zuſammen.
Es ruft, ihr Brüder, uns Miſſolunghi in Flammen,
Die Türken nahmen, ach! die edeln Wälle ein.
Wir wollen ihre Schiffe zu ihren Städten ſenden,
Die Fackel ſoll in meinen Händen
Für Euch ein Pharus, Führer! für ſie ein Blitzſtrahl ſein!

Fort! Lebewohl Korinth, deß Berge weithin ragen!
Ihr Meere, wo die Felſen der Siege Namen tragen,
Klippen des Archipel in naſſer Kluft;
Ihr ſchönen Inſeln, wo ſich Lenz und Himmel einet
Zum Segen, die am Tag ihr Blumenkörbe ſcheinet,
So wie zur Nachtzeit Vaſen voller Duft!

Leb' wohl, Du neues Sparta, o Hydra, ſtolz und prächtig!
Es kündet Deine Freiheit, in Liedern ſich ſo mächtig,
Die Mauern hüllen Maſten, o, Du Matroſenſtadt

Leb' wohl! Du biſt's, in die wir alle Hoffnung ſetzen,
Den Raſen lieb' ich, den die dunkeln Wogen netzen,
Den Fels, vom Blitz gepeitſcht, an dem die Welle nagt.

Wenn nach der Rettung von Miſſolunghi ich kehre,
Erhebe eine Kirche ſich neu zu Chriſti Ehre,
Sterb' ich, fall' ich in ew'ge Nacht hinab;
Wenn ich das Blut vergieße, das ich jetzt noch bewahre,
So tragt auf Freiheits-Boden, ihr Brüder, meine Bahre,
Und wählet in der Sonne mir mein Grab.

Miſſolunghi! Die Türken! — Laßt unſ're kühnen Reiter
Verjagen aus den Häfen, Kam'raden ihre Flotten,
Mit ſeinen Feuerſchlünden verbrennt den Kapitain!
Auf! laſſet unſ're Brander die heißen Straßen wetzen;
Kann mit den Meinen ich ſein Schiff beſetzen,
Schreib' meinen Namen ich in Flammenſchrift daran.

Sieg! Freunde! . . Himmel! — Seht die Bombe, wie ſie wettert,
Auf mein bebendes Schiff hinſchlägt, das Deck zerſchmettert,
Es brennt, es bricht ſich, öffnet ſich der Fluth!
Es ſchreit umſonſt mein Mund, raſch decken ihn die Wogen;
Lebt wohl, das Leichenhemd von Tang hält mich umzogen
Indeß mein Leib im Meeresſande ruht.

Doch nein! Ich wache endlich — doch mich umhüllt ein Nebel
Geheimnißvoll — Wie gräßlich! mein Arm fehlt meinem Säbel,
Das finſtere Geſpenſt, was will es neben mir?
Von Weitem hör' ich Chöre — Sind's Frauenſtimmenklänge,
Wie, oder murmeln Geiſter die Geſänge?
Bin ich im Himmel? — Blut! — Weh! das Serail iſt hier.

4.

Die zweite Stimme.

Ja, Canaris, Du ſiehſt es, den Harem und mein Haupt,
Das, um dieß Feſt zu ſchmücken, ward meinem Grab geraubt;
Die Türken fanden ſelbſt zu meiner Gruft den Pfad.
Sieh, dieß vertrocknete Gebein iſt ihre Beute,
Iſt, was vom Bozaris dem hohen Sultan heute
Des Grabes Wurm gelaſſen hat.

Hör' zu! Ich ſchlummerte in meiner engen Welt,
Als mich der Schrei erweckte: Weh! Miſſolunghi fällt!
Und halb erhob ich mich in meiner ew'gen Nacht.
Ich höre der Kanonen dumpf, donnerähnlich Rollen,
Des Kriegsgeſchreies wildes Grollen,
Des Eiſens häuf'gen Schall, das Drängen in der Schlacht.

Ich höre in der Stadt, erfüllt von Kampf und Morde,
Den Ruf: Befreie Du von dieſer Knechte Horde,
Schatten des Bozaris, Dein armes Griechenland!
Und ich nur zu entflieh'n, zur Rettung für die Meinen
Zerſchlug, im Dunkeln kämpfend, an jenen Marmorſteinen
Mir die entfleiſchte Todtenhand. —

Plötzlich, wie ein Vulcan, entzündet ſich, zerſpringet
Der Boden. — Alles ſtill. — In andre Welten dringet
Mein Blick und ſieht, was nie den Lebenden ward kund.
Denn aus der Erde, aus den Flammen, aus dem Meere
Entwichen raſch zahlloſer Seelen Heere,
Theils fliegend himmelwärts, theils ſtürzend in den Schlund.

Die Sieger waren es, die meine Gruft aufdeckten,
Sie miſchten nun mein Haupt mit euren, den befleckten,
In des Tartaren Sack warf man ſie ohne Wahl

Da zitterte mein Körper enthauptet, vor Entzücken.
Mir war's, als ſtürb' ich, Freund, um recht mich zu beglücken,
Für's Kreuz und Griechenland zum zweiten Mal.

Es hat ſich unſer Schickſal auf Erden heut vollendet,
Stambul, den Blick zu dieſer Ernte des Schwerdt's gewendet,
Er ſtehet vor den Thürmen, den ſieben, zum Fanar;
Und unſre Köpfe der Verhöhnung Preis gegeben,
Sie müſſen ſich auf dem Serail erheben,
Den Sultan weidend und der Geier Schaar.

Sieh alle unſ're Helden! Coſtas den Pallikaren,
Chriſtos vom Berg Olymp; Hellas, der weit gefahren,
Kitzos den Byron liebte, des ſangesreicher Quell;
Und jenes Kind der Berge, das wir als Sieger krönen,
Mayer, der wiederbrachte des Thraſybulos Söhnen
Den Pfeil des Wilhelm Tell.

Die unbekannten Todten, die da in unſern Reihen
Durch unſ're Heldenſtirnen die feigen Stirnen weihen,
Es ſind verfluchte Söhne des Eblis und Satan,
Gemeine Schaar von Türken, dem Säbel untergeben,
Sklaven, denen man raubt das Leben,
Wenn noch ein Kopf ermangelt der Rechnung des Sultan.

Aehnlich dem Minotaur, von dem die Väter künden,
Lebt nur ein Menſch, allein in dieſen Mördergründen,
Die unſ're Fetzen zeigen dem Volke, knieend hier:
Denn alle and'ren Zeugen des Feſtes in der Halle,
Die ſcheußlichen Eunuchen, die ſtummen Mörder alle,
Sie ſind, o Freund! ſo todt wie wir.

Weß das Geſchrei? — Es iſt die Zeit, wo unſ're Frauen
Und unſ're Schweſtern, Töchter, will ſeine Wolluſt ſchauen
Wo ihnen ihre Blüthe kein gift'ger Peſthauch raubt;

Der kaiſerliche Tiger vor Freude brüllend heute
Zählt wechſelweiſe ſeine Beute;
Jetzt unſ're Jungfrau'n, morgen von uns ein jedes Haupt.

5.

Die dritte Stimme.

Joſeph der Biſchof, grüßte euch, Brüder und Genoſſen,
Miſſolunghi iſt hin. — Zum Untergang entſchloſſen
Floh es den Hunger mit dem böſen, gift'gen Zahn;
Die Türken riß es mit ſich in ſein Unglück nieder,
Und zündet ſelbſt, ein furchtbar Opfer, wieder
Den rächeriſchen Scheiterhaufen an.

Als ich ſeit zwanzig Tagen die Stadt ſah Hunger leiden,
Da rief ich: Krieger, Volk, kommt! es iſt Zeit zu ſcheiden,
Im heil'gen Opfer ſagt ein Lebewohl der Noth;
Empfangt an Gottes Tiſch aus meinen Prieſterhänden
Der einzigen Nahrung letzte Spenden,
Der Seele Speiſe, das von Gott geweihte Brod!

O, welch' ein Abendmahl! — Die Lippen, die im Sterben
Die heil'ge Hoſtie noch ſuchten zu erwerben;
Die Krieger ohne Kraft, die dennoch Schutz gewährt;
Troſtloſe Mädchen, Greiſe, arme Frauen,
Und an der Mütter Brüſten, voller Grauen,
Kinder, ſtatt Milch, mit Blut genährt!

Die Nacht kam und man ſchied; doch in des Dunkels Schweigen
Sah die zerſtörten Wälle die Türken man erſteigen,
Und ihren ſchwanken Schritten die Kirche offen ſtand;
Auf eines Altar's Trümmern, der Letzte war's von Allen,
Ließ raſch mein Haupt ein Säbel fallen;
Ich betete, nicht kannt' ich ſie, die mich traf, die Hand.

Beklaget Mahmoud, Brüder! — Ihm muß im wilden Glauben
Gemeinſchaft ſeine Macht mit Gott und Menſchen rauben
Sein blödes Auge dringt bis in den Himmel nicht;
Nur ſeine Krone, die ſtets wankt in unſern Tagen,
Sie muß ein blutig Haupt auf jeder Zacke tragen,
Er ſelbſt vielleicht iſt grauſam nicht.

Der Aermſte, ſtets der Qual der Angſt anheimgefallen,
Verliert er jeden Tag von ſeinen Tagen allen;
Es fehlt des Morgens ihm, fehlt ihm des Abends nicht
Stets Langeweile! Gleich den Götzen, die ſich ſchmücken,
Die Sklaven ſich vor ihm verehrend bücken,
Des Spahi Peitſche regelt den Weihrauch ihrer Pflicht. —

Allein für euch muß Alles Luſt, Ehre, Freude werden,
Ihr ſiegt in der Geſchichte, da ihr beſiegt auf Erden,
Und ſelbſt auf dem Serail ſollt ihr geſegnet ſein.
Eu'r Ruhm kann durch den Tod doch nimmermehr vergehen,
Die grabberaubten Häupter werden euch zu Trophäen,
Ein Monument iſt eu'r Gebein.

Der Neid des Apoſtaten, er ſei auf euch gewendet.
Fluch ihm, der frech das Waſſer der Taufe hat geſchändet
Im Buch des Lebens ward vergebens er gezählt.
Kein Engel harret ſein im Himmel, wo wir weilen,
Verwünſchung möge ihn ereilen,
Da ſchon ſein bloßer Name wie Gift die Lippen quält.

Du, chriſtliches Europa, vernimm du unſ're Klagen!
Der heil'ge Ludwig hätte, uns Hülfe zuzutragen,
Zu uns herbeigeführet der Ritter Heeresbann,
O wähle endlich, ehe Dein Gott ſelbſt aufgeſtanden,
Zwiſchen Jeſus und Omar, zwiſchen dem Kreuz und Banten,
Zwiſchen dem Heil'genſchein und dem Turban!

6.

Ja Bozaris, Joſeph, Canaris, heil'ge Schatten,
Es höret eure Stimmen, die durch den Tod ermatten,
Es wird das Zeichen ſehn auf eure Stirn gedrückt.
Und beide Griechenlande ſie werden zu Euch ſagen,
Da zu dem Sühngeſange ſie Harf' und Laute ſchlagen
Und zu euch kommen, Beide zwiefach mit Ruhm geſchmückt;

„Ach Heilige ſeid ihr, Erhabene vor Allen!
Halbgötter, Beichtiger, als Opfer uns gefallen,
Euer Arm war ausgezeichnet in heißer Kampfes Gluth;
Weh, daß der Todten Häupter in nied're Hände fielen!
Dieß eu'r Calvarienberg, nach euren Thermopylen,
Für alle Opfer floß euer edles, reines Blut.“

O, wenn Europa trauernd, mit ſolchem Blut beladen
Nicht bis zu dem Serail ihm folgt auf ſeinen Pfaden,
Bewahret Gott ihm auf der Reue bitt'res Leid. —
Seefahrer, Prieſter, Krieger, euch fordern die Altäre,
So, Himmel wie Olymp, erwarten euch, zur Ehre,
Helden-Pleiade, Märtyrer-Dreieinigkeit!

Begeiſterung.

Von Victor Hugo.

Allons jeune homme! allons, marche!
André Chénier.

Nach Griechenland! Lebt wohl! Lebt wohl; wir müſſen ſcheiden!
Es fließe endlich nun der Henker Blut in Leiden,
Wie einſt das Blut des armen Volkes floß.
Nach Griechenland! Gebt Rache und Freiheit mir Geleite,
Den Turban meiner Stirn; den Säbel an die Seite!
Auf denn und ſattelt mir dieß Roß!

Wann reiſen wir? Heut Abend. — Denn viel zu ſpät wär's Morgen.
Pferd! Waffen! Laßt ein Schiff uns in Toulen beſorgen!
Ein Schiff! — Auf Flügeln möcht' ich ziehn.
Nur einige Trümmer noch vom alten Heer der Sieger, —
Und augenblicklich ſäht ihr dieſe Türkentieger
Vor uns, raſch wie Gazellen fliehn.

Führe uns, o Fabrier, ſei wie ein Fürſt gebeten,
Wo alle Kön'ge fehlten, da biſt Du aufgetreten,
Der Du als Häuptling dieſer Horden kamſt,
Unter den neuen Griechen Du, alter Römer's Schatten,
Der Du in Deine Hände, einfach und ohn' Ermatten
Das Schickſal eines Volkes nahmſt!

Erwacht, erwacht von dieſes Schlummers Länge,
Franzöſiſche Gewehre und ihr, ihr Schlachtenklänge,
Bomben, Kanonen, heller Cymbelien!
Erwacht ihr Roſſe, Säbel, denen fehlen
Des Blutes Tropfen, um ſie recht zu ſtählen,
Piſtolen mit zwiefacher Munition!

Denn ich will Kämpfe ſehn, im Vorderreih'n ſtets weilen!
Will ſehen, wie die Spahis gleich wildem Strome eilen
Und ſtürzen auf das Fußvolk ſich;
Seh'n, wie ihr Damascener, vom Roſſe fortgetragen,
Im Nu vermag ein Haupt gewandt vom Rumpf zu ſchlagen.
Fort! — — — doch ich armer Dichter, ich!

Wohin entführet mich die kriegeriſche Weiſe?
Es rufen mich zu ſich, die Kinder und die Greiſe
Ich, mich, den ſchon mit ſich reißt ein Hauch, —
So wie ein Blatt, das von dem Baum gefallen
Und mit der Welle muß von Fluth zu Fluthen wallen,
Gehn meine Tage hin in Traum und Rauch.

Es macht mich Alles ſinnen; der Berg, die Felder, Bäume,
Es bringt der Flöte Ton den ganzen Tag mir Träume,
Des Laubes Flüſtern reißt mich hin.
Wenn bei des Abends Wehn die letzten Strahlen ſchwinden,
Lieb' ich den klaren See im tiefen Thal zu finden,
Wo ſich die Wellen ſpiegeln d'rin.

Ich lieb' es, wenn den Mond ich ſehe glühend leuchten,
Aufſteigen aus dem Nebel, dem grauen, dichten, feuchten,
Mehr, wenn die dunkle Wolke er erhellt.
Die ſchwarzen, ſchweren Karren mag' ich gern Nachts gewahren,
Die bei des Pachthof's Schwelle lärmend vorüberfahren
Und machen, daß der Hund im Dunkeln bellt.

Kriegsruf des Mufti.

Von Victor Hugo.

Hierro, despierta — te!
Viva, cuerda!
Kriegsgeſchrei der Almogavaren.

Zum Krieg die Krieger! Mahomet, Mahomet! treu!
Die Hunde beißen die Tatze dem ſchlafenden Leu
Und heben kühn ihr ſchändliches Haupt!
Die gläubig ihr den Worten des Propheten lauſcht,
Erſchlagt die Wankenden, vom Wein berauſcht,
Die Männer, denen nur *ein* Weib erlaubt.

Mit ſeinen Königen falle der Franken verflucht Geſchlecht,
Spahis, Timarioten, werft, ſchleudert! trefft recht! —
Mitten in das Gefecht, in die Gefahr,
Turban und Säbel, eurer Hörner Schall,
Die ſcharfen Bügel, gold'ne Dreieck' all',
Und eure Roſſe, mit dem wilden Haar!

In Jeglichem von euch lebe Othman, Orthogrul's Sohn:
Der Eine habe den Blick, der Andere den zürnenden Hohn.
Auf, Führer! laßt mich euch ziehen ſehn.
Wir nehmen Dich wieder, Stadt, mit den Kuppeln von Azur,
Welche Setinah, die in unreiner Sprache nur
Dieſe Barbaren nennen Athen!

Der Schmerz des Paſcha.

Von Victor Hugo.

Von Allem getrennt was mir theuer war, verzehre ich mich einſam und verlaſſen.
Byron.

— Der Derwiſch ſprach: Was mag denn Allah's Schatten haben?
Es iſt ſo reich ſein Schatz, ſo arm ſind ſeine Gaben,
So finſter, unbeweglich, einzig, lacht bitter er.
Hieb in des Vaters Säbel vielleicht er ſchlimme Scharten?
Sah er, von den Soldaten, die des Befehls nicht warten,
Aufbrauſen das erregte Meer?

Was hat der Paſcha denn, was fehlet dem Veziere?
Fragten, in Brand die Lunten haltend, die Bombardiere.
Quälten die Imams gar dieß Eiſenhaupt vielleicht?
Brach er den Ramazan? haben ſie ihm, im Traume,
Den Engel Azrael, der an der Erde Saume
Hoch auf der Höllenbrücke ſteht, gezeigt?

Was fehlt ihm nur? ſo murmeln die Icoglans betroffen,
Hat in den wilden Strömen ein Schiffbruch wohl getroffen,
Die Ladung Wohlgerüche, die ihn verjüngen kann?
Ob ſeinen Ruhm man ihm in Stambul nicht verzeihet?
Hat ein Zigeunerweib vielleicht ihm prophezeihet:
Die finſtre Stunde komme an!

Was hat der ſüße Sultan? ſo fragen die Sultanen,
Traf er mit ſeinem Sohn gar unter den Platanen
Die braune Favoritin mit ihrem Lockenhaar?
Hat in ſein Bad ihm ſchlechte Eſſenzen man geſchüttet?
Sah in des Fellah's Sack, im Staube ausgeſchüttet,
Ein Haupt er, das für ſein Serail erwartet war?

Was fehlt denn unſerm Herrn? So quälen ſich die Sklaven.
Sie irren ſich. — Ach! wenn, verloren für die Braven
Gleich einem Krieger ſitzend, der ſich beleidigt fühlt,
Dem Greiſe, gleich unfähig der Jahre Laſt zu tragen,
Er ſeit drei langen Nächten und ſeit drei langen Tagen
Mit ſeinen Händen ſeine Stirn zerwühlt.

So iſt es nicht, weil er ſah die Empörer ſtürmen,
Und ihn belagern in des Harem's feſten Thürmen,
Bis in ſein Schlafgemach ſchleudern den Feuerbrand;
Nicht, weil des Vaters Schwerdt ihm ſtumpf ward in den Händen,
Nicht, weil er Azrael ſah an der Erde Enden,
Nicht, weil im Traum der Stumme vor ihm ſtand.

Ach! volles Recht ließ er den Faſten widerfahren
Bewacht iſt die Sultane, ſein Sohn zu jung an Jahren;
Es ward kein Schiff vom Sturm dem Untergang geweiht;
Der Tartar brachte die gewohnte Laſt wie immer;
Nicht fehlt es dem Serail an Köpfen, Düften, Schimmer
In der einbalſamirten Einſamkeit.

Auch ſind die Städte nicht in Trümmer, dieſe reichen;
Nicht Menſchenknochen ſind es, die in den Thälern bleichen;
Nicht Griechenland, die Beute der Söhne des Omar,
In Brand; nicht bitt're Klagen der Wittwen und der Erben,
Kinder, die vor den Augen der armen Mütter ſterben,
Noch Jungfrauſchaft zum Kauf gebracht auf dem Bazar.

Nein, nein, ſie ſind es nicht die finſteren Geſtalten
Die, wie mit blut'gem Strahl das dichte Dunkel ſpalten,
Zurück im Herzen laſſend der Reue bitt're Noth. —
Was hat er denn der Paſcha, da ſich die Krieger ſehnen
Nach ihm, der trüb und ſinnend ſitzt, wie ein Weib, in Thränen...? —
Es iſt ſein Königstieger todt.

Die Gefangene.

Von Victor Hugo.

Man hörte den Geſang der Vögel... ſo harmoniſch wie die Poeſie.
Sadi Guliſtan.

Ach! wär' ich nicht gefangen,
So liebt' ich dieſen Strand,
Der Wellen ſanftes Klagen,
Das maisbebaute Land.
Die ungezählten Sterne,
Wenn Abends in der Ferne
Nicht Spahiſäbel blinkten
Im Schatten dunkler Wand.

Kein Tartarmädchen bin ich,
Daß ein Eunuche mir,
Der Zither Saiten ſtimmet
Und hält den Spiegel hier.
Von Sodom weit entlegen,
Darf man Geſpräche pflegen
Mit jungen Männern Abends
Im Land, das Wiege mir.

Doch lieb' ich ein Geſtade,
Wo niemals, eisbeſchwingt,
Der kalte Hauch des Winters
Durch off'ne Fenſter dringt;

Wo Sommers warmer Regen;
Der Käfer, der verwegen
Umherſchwirrt, gleich Smaragden
Und in dem Graſe blinkt.

Smyrna iſt eine Fürſtin
Mit ihrem ſchönen Kranz;
Und ihren Ruf erwiedert
Der Frühling ſtets im Glanz.
Wie friſch die Blumen glühen
Und in der Schale blühen,
So zeigen friſche Inſeln
Sich rings im Wogentanz.

Die rothen Thürme lieb' ich,
Die Fahnen voll und reich;
Die blauen, gelben Häuſer,
Dem Kinderſpielzeug gleich.
Ich lieb' es, in den Räumen
Der Zelte, ſüß zu träumen,
Die Elephanten tragen,
Behaglich, ſanft und weich.

In dieſem Feenpallaſte
Glaubt gern mein Herz, beſchwingt,
An die erſtickte Stimme,
Die aus der Wüſte dringt,
Den Genien zu lauſchen,
Dem anmuthsvollen Rauſchen,
Des Liedes, das in Lüften
Ein Geiſt ſüß tönend ſingt.

Ich liebe jene Düfte,
Die dieſes Land erzeugt,
Das Laub, das an den Fenſtern

Den goldnen, ſanft ſich beugt;
Das Waſſer aus der Quelle
Am Palmbaum klar und helle,
Den weißen Schwan, der aufwärts
Zum Minaret entfleucht.

Ich lieb' auf moos'gem Lager
Ein ſchmachtend ſpaniſch Lied
Zu ſingen, wenn den Reihen
Süß die Gefährtin zieht.
Wenn flüchtige Geſtalten
Sich in dem Tanz entfalten,
Und unter'm Sonnenſchirme
Der Reigen naht und flieht.

Ich liebe, wenn das Lüftchen
Des Abends mich umfängt,
Mag in der Nacht gern ſitzen,
In holdem Traum verſenkt.
Der Blick ruht auf den Fluthen,
Nach heißen Tages Gluthen,
Indeſſen bleich und ſilbern
Der Mond ins Thal ſich ſenkt.

Mondſchein.

Von Victor Hugo.

Per amica silentia lunae.
Virgilius.

Der Mond ſchien heiter auf den Wellen ſpielend;
Das Fenſter iſt dem Abendhauch geräumt;
Die Sultanin blickt auf das Meer, das wühlend
Mit Silberfluth die ſchwarzen Inſeln ſäumt.

Die Zither fällt aus ihren Händen klingend;
Sie lauſcht — ein dumpfer Lärm das Echo trifft.
Iſt es ein türkiſch Fahrzeug fernher dringend,
Das durch den Archipel, mit Tartarruder, ſchifft?

Sind es Seeraben raſch die Fluth durchſtreifend,
Die perlend rollt von ihrem dunkeln Flügel?
Iſt es ein Djinn mit heiſ'rer Stimme pfeifend,
Der Thurmesſpitzen ſchleudert von dem Hügel?

Wer trübt die Fluth bei dem Serail der Frauen?
Seeraben nicht, ſich wiegend auf den Wogen;
Kein Stein iſt fallend von dem Thurm zu ſchauen;
Kein türkiſch Schiff kommt rudernd hergezogen.

Nein, Säcke ſind's, die Seufzer leicht bewegen;
Wohl ſähe man, das dunkle Meer durchwühlend,
Geſtalten ſich in ihrem Innern regen. — —
Der Mond ſchien heiter auf den Wellen ſpielend.

Das feſte Schloß.

Von Victor Hugo.

Was denken dieſe Fluthen, die ohne Murmeln feuchten
Die Seiten dieſes Felſens, die wie ein Harniſch leuchten?
Wie? Sahen ſie denn in dem eignen Spiegel nicht,
Daß dieſer Fels, deß Fuß zerreißt ihr Eingeweide,
Auf ſeinem Haupte trägt der Feſte weiß Geſchmeide,
Die wie ein Turban um die ſchwarze Stirn ſich flicht?

Was thun ſie? — Gegen wen iſt's, daß den Zorn ſie hüten?
Gegen das Berggebirge, das alte magſt Du wüthen
O Meer! Gewähre nur, daß der Matroſe ruht. —

An dieſem Felſe nage! Mit ſeinem hohen Neſte
Schwank' er und neige ſich; die ſtarke weiße Feſte,
Sie ſtürze, mit dem Haupt voran, in Deine Fluth!

O ſage, wie viel Zeit mußt, treues Meer, Du haben,
Um dieſen Felſen mit der Feſtung zu begraben? —
Ein Tag, ein Jahr, wie? oder ein Jahrhundert? — Sprich. —
Laß Deine gelbe Fluth ſtets um den Fuß ſich breiten,
O unerſchöpflich Meer, was ſind denn alle Zeiten,
Wohl mehr als eine Welle, in Deinem Schlund, für Dich?

Verſchlinge dieſen Riff! Verwiſch' ihn mit den Wogen,
Wenn unaufhörlich ſie darüber hingezogen!
Durch grünbehaarte Algen entſtelle die Geſtalt!
In Deinem Schooß, bring' ihn zur Ruhe unter Stürmen,
Und jede Welle nehme, von ſeiner Feſte Thürmen,
Stets einen Stein mit ſich, wenn ſie vorüber wallt:

Daß nichts mehr davon bleibe, und Jeder ohne Grauen
Aufathme, Ali Paſcha's Thurm fortan nicht zu ſchauen;
Und daß dereinſt, wenn dem befleckten Strand er nah,
Im finſtern Meer, der Schiffer von Kos, den Wirbel ſehend,
Des Mittelpunkt ſich höhlt, am Steuerruder ſtehend,
Den ſtummen Paſſagieren zuruft: Da war's, Da!

Die Schlucht.

Von Victor Hugo.

Der ſchwarze Kamm der Berge wird durch die Schlucht zerriſſen;
Als wenn vom Kaukaſus hinreiſend zum Cedar,
Einſt ein Titane, der nichts weiß von Hinderniſſen,
Sich über ihre Häupter bahnt den Pfad
Mit ſeines Wagens ungeheurem Rad.

Wie oft, ach! wandelten ſie in unſern ſchweren Zeiten
Die Wogen von der Chriſten und der Ungläubigen Blut,
Wenn ſie zugleich den Säbel ſo wie das Mitleid weihten,
Die Spur des Rieſenwagens plötzlich in eines breiten
Uebergetretenen Bergſtroms Fluth.

Das Kind.

Von Victor Hugo.

Die Türken waren da, zerſtört iſt rings die Flur;
Chios, die Traubeninſel, jetzt eine Klippe nur,
Chios, beſchattet ſonſt von Laubgewinden,
Chios, das ſeine Wälder ſpiegelt in heller Fluth,
Die Hügel, die Palläſte, und oft, wenn Alles ruht,
Den Chor von Jungfrau'n, die zum Tanz ſich finden.

Verwüſtet Alles; nicht doch, auf Trümmern und Geſtein
Saß ein blauäugig, griechiſch Kind allein,
Und beugte das gequälte Haupt.
Das Einzige, ihm Schutz und Stütze reichend,
War dort ein Weißdorn, blühend und ihm gleichend,
Vergeſſen, wo ſonſt Alles war geraubt.

Du armes Kind! mit nacktem Fuß auf dem Felsgeſtein,
Damit Du raſch Dir trockneſt die ſüßen Augen Dein,
Blau wie der Himmel und die Fluth,
Damit durch ihr Azur, in Zähren eingehüllt,
Der Blitz der Freude zucke, der Blick von Luſt erfüllt,
Und daß Dein Haupt Du hebeſt wohlgemuth:

Was wünſcheſt Du? was ſoll man Dir denn bringen,
Um fröhlich wieder glatt und ſchön mit Luſt zu ſchlingen,
In Locken an die Schultern weiß und rein,

Die Haare, die das Eiſen nicht entweihte,
Die, wie die Blätter auf der Trauerweide,
Herunter hängen auf die Stirne Dein?

Was kann den finſtern Schmerz zu ſcheuchen taugen?
Iſt es die Lilie, ſo blau, wie Deine Augen,
Die Iran's finſtern Brunnen rings bekränzt?
Die Frucht des Tuba, des ſo großen Baumes;
So, daß ein jagend Roß, inmitten ſeines Raumes,
Wohl hundert Jahr braucht, eh' es ihn umgrenzt?

Willſt einen Vogel Du in Wunderſchöne,
Der ſüßer ſingt, als einer Flöte Töne,
Und lauter, als die hellen Cimbeln klingen?
Was willſt Du? Blume — Frucht — den Vogel — ſag's geſchwind!
„Freund,“ ſpricht das griechiſche, blauäugige Kind,
„Pulver und Kugeln mußt Du bringen!“

Erwartung.

Von Victor Hugo.

Esperaba, desperada.

Eichhorn, ſchwing' Dich auf die Eiche,
Auf die ſchwankendſten der Zweige,
Die des Himmels Nachbarn ſind.
Schwan, getreu den alten Thürmen,
Eile, fliege, wie in Stürmen,
Von der Kirche zu der Feſte,
Von dem Thurm zum Wall geſchwind.

Alter Adler, aus dem Horſte,
Steig empor, empor vom Forſte
Zu des Felſens ew'gem Eis;

Und Du, die im Neſt der Wüſte,
Stets das Morgenroth begrüßte,
Steige, ſteige, raſche Lerche,
Auf, gen Himmel, auf, voll Fleiß.

Jetzt denn von den höchſten Bäumen
Von des Thurmes engen Räumen,
Von dem Fels aus Himmelshöhn,
Sagt mir, ob ihr durch das Dunkel
Seht den ſchlanken Helmbuſch wallen,
Hört des Roſſes Hufſchlag ſchallen,
Könnt den Liebſten ſelber ſehn?

Lazzara.

Von Victor Hugo.

Und dieſes Weib war ſehr ſchön.
Buch der Könige II. 2

Seht wie ſie läuft, o ſeht: auf ſtaubbedecktem Pfad,
Auf weichem Raſen, über die volle grüne Saat,
Die dunkler Mohn mit ſeinen Blumen kränzet:
Auf ungebahntem Weg, auf eb'ner Bahn zumal,
Durch Wälder, über's Feld, und über Berg und Thal,
O ſeht, wie ſie im Laufen glänzet!

Groß iſt ſie, ſie iſt ſchlank und wenn mit frohem Schritt,
Den Korb mit Blumen auf dem Kopf, ſie vor uns tritt;
So ſcheinet ſie, von fern geſehen,
Wenn ſie die weißen Arme legt an ihr Haupt ſo ſchön,
Gleich einer Amphora mit Marmorhenkeln ſchön,
Wie ſie in den zerfall'nen Tempeln ſtehn

Sie iſt voll Jugend und voll Luſt, an Liedern reich;
Barfuß und nah' dem See jagt ſie von Zweig zu Zweig,
Die bunten, ſchillernden Libellen;
Sie lüftet ihr Gewand, geht, kommt, mit frohem Sinn,
Bleibt ſtehn, es gäben willig für ihre Füße hin
Die Vögel ihre Flügel, ſelbſt die ſchnellen. —

Des Abends, wenn die Heerde bei ihrer Glöckchen Klang
Zur Heimath brüllend zieht mit langſam ſchwerem Gang,
Und Alle ſich zum Tanz vereinen;
So ſucht ſie nicht, was ſie zumeiſt zu ſchmücken pflegt:
Die Blume, die ſie dann in ihren Haaren trägt,
Wird immer uns die ſchönſte ſcheinen.

Omer, der alte Paſcha von Negrepont, wie gern
Hätt' Alles er gegeben für dieſen lichten Stern;
Sein Schiff mit donnerndem Geſchütze,
Geſchirre ſeiner Pferde, die Wolle weiß und rein,
Der Heerden, ſein Gewand, glänzend von Edelſtein,
Und ſeine rothe ſeid'ne Mütze:

Die weiten Donnerbüchſen, ſeine Piſtolen ſchwer,
Mit Silberknopf, von ihm nun abgenutzt ſo ſehr,
Die Büchſen, deren Kugeln weithin eilen;
Den krummen Damascener; er hätte ſelbſt verſchenkt
Das Tigerfell, an dem ſein gold'ner Köcher hängt,
Gefüllt mit der Mongolen Pfeilen:

Den Sattel mit den breiten Steigbügeln in den Kauf,
Und alle ſeine Schätze und den Schatzmeiſter d'rauf,
Seine dreihundert Concubinen;
Die Koppel ſeiner Hunde, mit reichem gold'nem Band,
Und ſeine Albaneſen, die tapfern, ſonnverbrannt,
Mit ihren langen Karabinen: —

Franken und Juden mit dem Rabbi allzumal,
Den roth und grünen Kiosk und jeden Badeſaal,
Deß Boden rings mit Moſaik umgeben;
Die hohe Feſte die auf ſpitzen Winkeln ruht,
Und ſeine Sonnenwohnung ſich ſpiegelnd in der Fluth,
Hätt' er ſo gern für ſie gegeben. —

Sogar den Schimmel, den er im Serail erzieht,
Des Schweiß mit Silberſchaum die breite Bruſt umzieht,
Die gold'nen Zügel die ihn halten;
Sogar die Spanierin von Algier's Dey geſchenkt,
Die, wenn ſie ſich mit Anmuth, raſch im Fandango ſchwenkt,
Zart aufhebt der Basquina Falten.

Ein Paſcha iſt es nicht, ein Klephte nur iſt, der
Sie nahm und niemals etwas für ſie gegeben her;
Die Armuth iſt ſtets ſein Begleiter:
Ein Klephte, der nur Luft und Waſſer haben kann,
Und ein Gewehr vom Rauch wie Erz gebräunt, und dann
Der Berge Freiheit und nichts weiter.

Wunſch!

Von Victor Hugo.

Wär' ich das Blatt, mit dem im Wirbel
Des Windes Flügel raſch enteilt,
Das fort ſchwimmt von der Fluth getragen,
Bei dem das Auge träumend weilt.

So gäb' ich friſch vom Zweig mich löſend,
Mich Preis dem leichten Morgenwind,
So wie den ſilberhellen Wogen
Des Bächleins, das aus Abend rinnt.

Noch weiter, als der Fluß im Rauſchen,
Noch weiter, als der dichte Wald,
Noch weiter, als die tiefen Schluchten,
Flög', eilt' ich, ohne Aufenthalt.

Noch weiter, als der Wölfin Höhle
Und als der Turteltauben Neſt,
Noch weiter, als wo in der Eb'ne
Am Quell drei Palmen wurzeln feſt.

Noch jenſeits jener Felſenkämme,
Um die ſich wild Gewitter drängen,
Und jenes See's, an deſſen Rande
So viele Sträucher niederhängen.

Noch weiter, als die dürren Länder
Des Häuptlings von dem Maurenheer,
Auf deſſen Stirne noch mehr Runzeln,
Als wenn es ſtürmet auf dem Meer.

Und wie ein Pfeil, ſo flög' ich über
Den Spiegelteich von Arta dann,
Und jenen Berg, von deſſen Gipfel
Korinth nicht Mykos ſehen kann.

Doch eines Morgens wie gefeſſelt
Mit übermächt'gem Zauberbann,
Hielt ich dann bei dem ſchönen Mykos
Mit ſeinen blanken Kuppeln an.

Dort eilt' ich zu des Prieſters Tochter
Mit ihrem ſchwarzen Augenpaar,
Das an dem Fenſter ſang bei Tage
Und Abends vor der Pforte war.

Dann ruht' ich ganz nach meinen Wünſchen,
Das fortgeflog'ne Blatt, mich aus,
Auf ihrer Stirne mich vermiſchend
Mit ihren Locken, blond und kraus.

So wie der Papagei, der ſchnelle,
Im gelben Kornfeld, oder auch
Wie in dem ſchönen Himmelsgarten
Die grüne Frucht auf gold'nem Strauch.

Und dort auf ihrem lieben Haupte
Wär' ich gewiß noch ſtolzer weit,
Als auf des Sultans Stirn' die Feder
Und wenn auch nur für kurze Zeit.

Die eroberte Stadt.

Von Victor Hugo.

Die Flamme leuchtet, zehrt, König, wie Du befohlen,
Und es erſtickt ihr Brauſen des Volkes Jammerſchrei;
Wie dunkles Morgenroth die Dächer rings vergoldend,
So tanzt ſie auf den Trümmern und flackert wild und frei.

Der Mord erhebt, ein Rieſe, ſich mit den tauſend Armen,
Die flammenden Palläſte, ſie werden raſch zum Grab;
Die Väter, Gatten, Frauen ſind unter'm Schwert gefallen,
Und Raben ſtürzen gierig ſich auf die Stadt hinab.

Die Mütter ſchaudern, — und die Jungfrauen beweinten
Die Jugend, die geſchändete, im Mund,
Die wilden Roſſe ihre Körper ſchleifen,
Zuckend, von Küſſen und von Hieben wund.

Ein weites Leichentuch hat nun die Stadt umgeben,
Und Alles beugt ſich ſtill, wo ſich erhebt Dein Arm.
Die Prieſter traf das Schwert bei den Gebeten,
Ihr heilig Buch, es ſank, nutzlos aus ihrem Arm.

Die Säuglinge, zerſchmettert von den Pfoſten,
Verathmeten; ihr Blut trinkt noch der Stahl;
Es küßt Dein Volk den Staub von Deinen Sohlen,
An Deinen Fuß befeſtigt mit köſtlichem Metall.

Verwünſchung.

Von Victor Hugo.

> Ed altro disse: ma non l'ho in mente.
> *Dante.*

> Und Andres ſagt' er; doch es iſt mir nicht gegenwärtig.

Er irre raſtlos, jung, doch ſchon gebückt,
Auf grenzenloſem Sand, wo heiß die Sonne drückt,
Sobald ſie uns ſich zeigt;
Dem Mörder gleich, der in der Nacht entflieht,
So hör' er auch, wohin er immer zieht,
Den Tritt, der hinter ihm im Schatten ſchleicht.

Auf Gletſchern, blank und ſcharf, wie eine Klinge,
Gleit' er und falle, falle er und ſchwinge
Sich auf, und halte ſich mit ſeinen Nägeln an;
Statt eines Anderen auf's Rad getragen,
Betheur' er ſeine Unſchuld, ſei geſchlagen
Kreuzweiſe an den Galgen dann.

Dort häng' er, mit der blaugefärbten Lippe,
Den Tod, ihm ſichtbar nur, das ſcheußliche Gerippe,
Schau' lächelnd dann zu ihm hinauf

Sein Leichnam leide, ſtets noch ſo viel fühlend,
Wie an ihm nagt der Tod, mit ſeinen Zähnen wühlend,
Der langſam ihn zehrt auf.

Er lebe nicht, und ſei doch auch kein Geiſt;
Es möge Sonnengluth auf ihn zumeiſt
Und Regen wild in Güſſen fallen;
Er wache plötzlich auf vom Schlaf und ſchwinge
Vergeblich ſich und quäle ſich und ringe,
Zerfleiſcht von gieriger Vögel Krallen.

Die zerhackte Schlange.

Von Victor Hugo.

> Uebrigens haben die Weiſen geſagt: Man muß ſein Herz nicht an vergängliche Dinge heften.
>
> Sadi Guliſtan.

Ich wache; Tag und Nacht träumt mein entflammtes Haupt
Und meine Wangen Thränen ſaugen,
Seit dem Albayda ſchloß, vom Grab geraubt,
Die herrlichen Gazellenaugen.

Sie hatte fünfzehn Jahre, ein Lächeln frei von Harme
Und liebte mich, und hat mir feſt vertraut,
Und kreuzte ſie auf weißer Bruſt die Arme,
War es, als ob man einen Engel ſchaut.

Einſt ging ich ſinnend an des Meeres Strand,
Wo ſich zwei Bergebirge ſtrecken,
Da war es, wo ich eine Schlange fand,
Die gelb und grün, mit ſchwarzen Flecken.

Und ihren Körper, den die Welle netzte,
Und der ſich wälzt' in ſeinem Blut,
Das Beil in mehr als zwanzig Stück' zerfetzte
Und es ward roſenroth durch ihn der Schaum der Fluth;

Die Ringe wandten kriechend ſich und ſterbend
Auf dem verlaſſnen Sand,
Wo noch mit heißerm Roth von Blut ſich färbend
Empor ſie die gezackte Krone wand.

Und alle Stücke, ſich zerriſſen dehnend,
Sich kriechend windend nun:
Sie ſuchten ſich, ſo wie die Lippen, ſehnend,
Zum heißen Kuß es thun.

Und wie ich träumt' und fleht' zu Gott hinauf
In ſtummem Mitleid zu dem ew'gen Richter,
Schlug das bezahnte Haupt das Flammenauge auf,
Und ſprach zu mir: „O Dichter!

„Bedaure Dich allein; — weit giſt'ger iſt Dein Gram
Und Deine Wunde ſchmerzlicher und ſchlimmer:
Albarda, die der grimme Tod Dir nahm,
Schloß die Gazellenaugen, ach! auf immer.

„Der Beilhieb bricht auch Deinen jungen Schwung,
Dein Sein und Deine ſämmtlichen Gedanken,
Um Deinen letzten Schatz, Deine Erinnerung,
Verſtreut ſich ranken.

„Dein Geiſt anmuthig, hell, mit weitem Flug,
Der, wie die Schwalbe ſteigend,
Den Himmel bald mit kühnem Fittig ſchlug,
Bald wieder ſank, ſich ſanft zur Erde neigend,

„Stirbt jetzt, wie ich, bei der getrübten Fluth,“
Und ſeine Kräfte ſchwinden:
Er kann die Stücke, zuckend und voll Blut,
Nicht mehr verbinden.

Die Djinns.

Von Victor Hugo.

E come i gru van cantando lor lai,
Facendo in aer dise lunga riga;
Cosi vid' io venir, traendo guai
Ombre portate dalla detta briga.
Dante.

Wall, Stadt
Und Port,
Der Gruſt,
Ruhort:
Weiße Fluth,
Wo Wellen
Zerſchellen, — —
Alles ruht.

In der Eb'ne
Lärm erwacht;
Nur das Wehen
Iſt's der Nacht,
Das da kreiſt,
Wie ein Geiſt,
Dem ein Flämmchen
Folget meiſt

Die Stimme lauter,
Wie Glöckchen, klingt,
Von einem Zwerge,
Der luſtig ſpringt.
Er flieht, beſchwinget,
Im Tacte ſpringet,
Und weiter dringet
Auf Wellenſaum.

Das Geräuſch kommt näher;
Echo wiederhallt.
Wie des Kloſters Glocke,
Die verwünſchte, ſchallt.
Wie der Lärm der Menge,
Wachſend im Gedränge,
Sterbend in der Länge,
Wieder ſteigend bald.

Gott! es iſt die Grabesſtimme
Von den Djinns, wie dröhnt ſie nach!
Fliehen wir vor ihrem Grimme
Unter's ſich're Treppendach.
Schon erliſcht mir meine Lampe,
Des Geländers Schatten ſteigt
Aufwärts an der Mauer Rampe,
Bis den Giebel er erreicht.

Es zieht der Schwarm der Djinns vorüber,
Und Staub aufwirbelnd weiter rennt;
Der Eibenbaum im Flug zerſchmettert,
Kracht, wie die Fichte, wenn ſie brennt.
Der Haufe, ſchwer und doch ſo reißend,
Der wild ſich durch den Raum bewegt,
Gleicht einer dunkelgelben Welle,
Die einen Blitz im Schooße trägt.

Sie ſind ganz nah', o laßt uns feſt verrammeln
Den Saal, in dem wir trotzend ſie verhöhnen.
Welch' ſcheußlich Heer von Drachen und Vampyren!
O welches Lärmen, Krachen, Toben, Dröhnen!
Des Daches Balken weicht in ſeinen Fugen,
Und muß ſich wie ein feuchter Grashalm biegen;
Die alte, roſtzerfreſſ'ne Pforte zittert,
Als wollte ſie aus ihren Angeln fliegen.

Der Hölle Schreien! Stimme, die zittert, ſtöhnt und weint,
Der fürchterliche Schwarm, vom Nordwind hergebracht,
Hat ſich gewiß, o Himmel! auf meinem Haus vereint,
Und von den ſchwarzen Schaaren die Mauer wankt und kracht.
Es ſchwankt und knarrt und beugt ſich gedrückt das ganze Haus;
Man glaubt, es ſei geriſſen aus ſeinem feſten Grund,
Und wie ein welkes Blatt geſchleudert weit hinaus,
Treib' es und ſchleudr' es wüthend der wilde Sturmwind rund.

Prophet! wenn Deine Hand mich rettet,
Von den Dämonen wilder Nacht,
Sei meine Stirn' in Staub gebettet
Vor Deiner Weih'altäre Pracht!
O laß an dieſen treuen Pforten
Erſterben ihren Flammenodem!
Umſonſt an dieſen ſichern Orten,
Laß toſen ihrer Flügel Macht!

Sie ſind vorüber! Es bewegt
Die Schaar ſich weiter; ſie entflieh'n!
Nicht mehr an meine Pforte ſchlägt
Ihr Fuß, da raſch ſie abwärts zieh'n.
Die Luft erfüllt der Ketten Klirren;
Doch wie der Schwarm vorüberfliegt,
Erzittert in dem Wald die Eiche,
Von ſeinem Flammenflug gebeugt.

Das Schlagen ihrer Flügel
Verliert ſich nach und nach,
Verworren in der Eb'ne
Und ſchwächer allgemach,
Als zirpten nur die ſchrillen
Und aufgeregten Grillen,
Als fiele Hagel nieder
Auf ein verwittert Dach.

Wunderlicher Laute
Ton noch zu uns ſchallt,
So wie der Beduinen
Hornesruf verhallt
Ein Geſang erhebt ſich
Auf dem Flächenraum,
Und das Kind, ſüßträumend,
Träumet gold'nen Traum.

Dieſes Lärmen,
Das ſich legt,
Wie die Well' an's
Ufer ſchlägt,
Gleicht der Klage,
Die die Lippen
Einer Heil'gen
Sanft bewegt.

Man ahnt
Die Nacht . . . .
O horcht,
Es zieht,
Entflieht, —
— Ein Traum,
Und ſtirbt
Im Raum. —

Granada.

Von Victor Hugo.

Quien no ha visto a Sevilla
No ha visto a Maravilla

Sei ſie ferne oder nahe,
Spaniſch oder Sarazeniſch,
Nimmer giebt es eine Stadt,
Die Granada, ohne Thorheit
Streitig macht der Schönheit Apfel,
Und die voller Grazie
Noch mehr Pracht des Orientes
Als die reizende entfaltet,
Unter ſchön'rem Himmelsblau.

Cadir hat ſeine Palmen, Murcia Orangenbäume,
Jäen des gothiſchen Pallaſt's ſeltſame Räume,
Sein Kloſter hat Agreda von Sanct Edmund erbaut,
Segovia den Altar, deß Stufen Küſſe weihen,
Die Waſſerleitung mit drei Bogenreihen,
In der, von hohem Gipfel, den Bergſtrom man erſchaut.

Flers hat Thürme, Barcelona
Hebt auf einer Säule Spitze
Einen Pharus über's Meer;
Treu den Fürſten Arragoniens
Schließt Tudela in den Grüften
Ihren Eiſenſcepter ein;
Dunkle Schmieden hat Toloſa
Die Luftlöcher von der Hölle
Scheinen in der Nacht zu ſein.

Der Fiſch, der einſt das Auge Tobias hat geheilet,
Spielt in dem Grund des Buſens, wo Fontarabia weilet.

Es miſchet Alicante die Glockenthürme mit
Den Minarets, Cordova mit ſeinen alten Gaſſen
Hat die Moſchee, nicht kann der Blick die Wunder faſſen:
Den Manzanares hat Madrit.

Bilbao, bedeckt mit Fluthen,
Ziehet einen grünen Raſen
Um die alten Mauern hin;
Medina, die ritterliche
Hüllt mit ihrer Fürſten Mantel
Ihre ſtolze Armuth ein,
Hat nur ihre Sykameren,
Dankt den Mauren ihre Brücken,
Ihre Aquäducte Rom.

Dreihundert Kirchen hat Valencia aufzuzeigen,
Das ſtrenge Alcantara läßt ſich im Winde neigen,
Die Türkenfahnen, an den Pfeilern aufgeſteckt,
Und auf drei Hügeln von der Sonne froh beſchienen,
Schläft Salamanca ein, im Klang der Mandolinen,
Und wird von den Studenten urplötzlich aufgeweckt.

Tortoſa liebt warm Sanct Peter;
Wie gemeiner Stein iſt Marmor
In dem reichen Puycerda;
Tuy prahlt mit achteck'ger Feſte;
Taragona mit den Mauern,
Die ein König einſt erbaut;
Bei Zamora fließt der Douro,
Die Giralda hat Sevilla,
Toledo den Alcazar.

Pennaflor iſt Marquiſe und Herzogin Girona;
Zum Kampfe ſtets bereit, ſchließt finſter Pampelona,
Eh' es im Mondſchein ſchlummert, der Thürme Gürtel feſt;

Burgos weiß des Capitels Reichthümer auszubreiten:
Wie eine Nonne ſtreng in ihrem Thun und Schreiten,
Nivar, die ernſte ſich erblicken läßt.

Alle dieſe Städte Spaniens
Breiten aus ſich auf den Eb'nen,
Oder krönen hohen Fels;
Alle haben Citadellen,
Wo niemals des Sturmes Glocke
Von ungläub'ger Hand erklang;
Alle haben auf dem Dome
Hohe Thürme; doch Granada
Den Athambra hat's allein.

O der Athambra! der Pallaſt, des gold'ne Räume
Mit Zauberklang die Geiſter, ſo wie im Reich der Träume,
Erfüllt; die Feſte mit den Zinnen hehr beglückt,
Wo bei des Mondes Schein magiſche Worte klingen,
Wenn ſeine Strahlen durch die tauſend Bogen dringen
Und er mit weißem Klee die Mauern ſchmückt.

Ja, mehr Wunder hat Granada,
Als umſchließet rothe Körner
Ihrer Thäler ſchöne Frucht;
Granada die wohl genannte,
Wenn entfaltet ihre Banner,
Wallend, der entflammte Krieg,
Schrecklicher als die Granate
Vor der Bataillone Fronte
Bricht ſie aus in wildem Zorn.

Denn ſchöner iſt und größer nichts auf der Welt zu finden,
Ob ſich Vivataubin Vivacenlud verbinden
Durch ihre helle Trommel von Glöckchen rings umſchwebt,
Ob auch mit Gluth ſich krönend ringsum wie ein Kaliſe

Der blendende Generaliſe
Hoch durch die Nacht den hellen Giebel hebt.

Die Drommeten ihrer Thürme
Klingen ſummend wie die Bienen,
Deren Schwarm der Wind gejagt;
Stets bereit hat für die Feſte
Alcacara ſeine Glocken,
Die da dröhnen ihm im Schooß,
Und erwecken die Dulcaynen
In den afrikan'ſchen Thürmen
Des ſonoren Albaycin.

Die Nebenbuhlerinnen beſinget ſtets Granada,
Es ſinget weicher noch die weiche Serenada,
Mit reicher'n Farben ſtets ſchmückt es jedwedes Haus;
Man ſagt, daß unbeweglich der Wind nicht vorwärts ſchreitet,
Wenn es am Sommerabend auf ſeinen Eb'nen breitet
Die Frauen und die Blumen aus.

Seine Ahne iſt Arabien:
Afrika und Aſien würden
Gern die Mauren ein zum Spiel
Für Granada, muthig ſetzen;
Doch Granada iſt katholiſch
Und es treibt mit ihnen Spott:
O, die ſchöne Stadt Granada
Wär' ein anderes Sevilla,
Könnten zwei Sevilla's ſein. —

Die Cyanen.

Von Victor Hugo.

Si es verdado no, yo no lo he hy de ver
Pero non lo quiero en olvido poner.
Joan Lorenzo Segora de Astorga

Indeß der Stern, den zu den Aehren,
Den blonden, miſcht die Sommerzeit,
Mit ſeinem blauen Schmelz die Furchen
Der gold'nen Saaten decket weit;
Eh' noch die Sichel auf den Fluren,
Verwüſtet hat die Blumenwelt,
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Unter den Städten Andaluſiens
Giebt es wohl keine, in der That,
Die mehr als Pennafiel ſich ſtrecke
Auf grünem Raſen, gold'ner Saat,
Und die in den gekerbten Mauern
Mehr ſtolze Thurmeszinnen hält;
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Nicht giebt es eine Stadt der Chriſten,
Kein Kloſter giebt es, Gott geweiht,
Im Land des Papſtes wie des Königs,
Wohin, zur Sanct-Ambroſiuszeit,
Mehr ſonn'verbrannte Pilger kommen
Aus allen Gegenden der Welt:
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Auch haben nirgends junge Frauen,
Wenn man des Abends tanzt den Reih'n,
Mehr Roſen auf der zarten Stirne,
Mehr Flammen in des Herzens Schrein,
Nie ſtrahlten hinter den Mantillen
Mehr Blicke, lebhafter erhellt;
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Alice, Andaluſiens Perle,
War in Pennafiel zu Haus,
Alice, die den Honig ſammelnd
Als Blume wählt' die Biene aus.
Die Tage, ach! ſind längſt verſchwunden,
Wo ſie als Muſter aufgeſtellt;
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Es kam in jene Stadt ein Fremder,
Der ſtolz und ſehr hochfahrend war;
Stammt' er aus Murcia, Sevilla,
Wie oder aus Granada gar?
Kam er vom ſandigen Geſtade,
Wo Tunis ſein Geſchwader hält . . .?
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Man wußt' es nicht. — Er liebt Alice,
Sie ſchenkt ihm wieder ihre Huld;
Das Thal, das ſanfte, des Xarama
War Zeuge ihrer ſüßen Schuld.
Des Abends ſchweiften in den Büſchen
Sie, bei dem Glanz der Sternenwelt . . .
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Die Stadt lag finſter in der Ferne,
Der Mond, den Liebenden geneigt —
Indeß er hinter jenen Zinnen
Und Thürmen langſam aufwärts ſteigt, —
Hat jene ſchlanken, ſchwarzen Spitzen
Mit ſeinem Silberglanz erhellt . . .
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Doch eiferſüchtig auf Alice,
Vom Fremdling träumend ſüßen Traum,
Tanzten die Andaluſierinnen
Froh unter duft'gem Blüthenbaum;
Indeß, den raſchen Tanz belebend
Das Horn zur Cither ſich geſellt . . . .
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Der Vogel ſchlummert ſanft im Mooſe,
Da ſchon der Geier ihn bedroht;
So ſchlummerte in ihrer Liebe
Alice, frei von Angſt und Noth
Don Juan, König von Caſtilien,
So hieß der ſchöngelockte Held . . . .
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Gefahr bringt's, einen Fürſten lieben.
So ward ſie eines Tags entführt
Zu Roß, und auf Befehl des Königs
Aus ihrem Lande fortgeführt.
Ein Kloſter ſie, ſeit jenen Stunden,
Gefangen in der Zelle hält . . . .
Geht hin, o geht, ihr jungen Mädchen!
Und pflückt Cyanen in dem Feld.

Phantome.

Von Victor Hugo.

Luenga es su noche, y cerrados
Estan sus ojos pesados.
Idos, idos en paz, vientos alados.

Lang iſt ihre Nacht und geſchloſſen
Sind ihre ſchweren Augen.
Zieht, zieht in Frieden, geflügelte Winde.

1.

Ach wie viel ſah ich ſchon der jungen Mädchen ſcheiden!
Das iſt Beſtimmung ſo. Beute verlangt der Tod,
Denn fallen muß das Gras ſtets vor der Sicheln Schneiden;
Die auf dem Balle ſich, an frohen Tänzen weiden,
Zertreten Roſen, friſch und roth.

Im Laufe durch das Thal muß ſich die Fluth verzehren,
Der Blitz muß leuchten raſchem Tod geweiht,
Neidiſch muß der April mit ſeinem Froſt verheeren
Den ſchönen Apfelbaum, den ſeine Blüthen ehren:
Duftreicher Schnee der Frühlingszeit.

Das iſt das Leben, ja! es folgt die Nacht dem Tage;
Man wacht zuletzt — ob göttlich oder verdammet — auf;
Denn eine gier'ge Menge weilt bei dem Feſtgelage.
Doch viele der Gelad'nen weichen von dem Gelage
Und ſtehen vor dem Schluſſe auf.

2.

Wie viele ſah ich ſterben. — Die Eine roſigblühend,
Die And're ſchien zu lauſchen himmelentſproſſ'nem Klang;
Die Dritte ſtützte mit dem Arm die Stirn, ſich mühend
Und wie den Zweig der Vogel im Fluge beugt, entfliehend,
Brach ihren Körper ihrer Seele Drang.

Die eine bleich, verwirrt, dem Wahnſinn preisgegeben,
Sprach einen Namen leiſe, den Niemand kennt und ehrt;
Die Andere entſchwand, wie Töne ſanft verſchweben;
Die Dritte lächelte bei'm Abſchied von dem Leben,
Gleich einem Engel, der da wiederkehrt.

Sie alle zarte Blüthen; ihr Tod ſo nah dem Werde,
Eisvögel, die das Meer mit ihrem Neſt verſchlang;
Sie waren Tauben, die der Himmel gab der Erde,
Geſchmückt mit Liebe, Jugend, anmuthiger Geberde:
Ihr Daſein ach! nur einen Frühling lang.

Wie todt! Wie! Euch ſoll ſchon des Grabes Decke hüten!
Wie, ſo viel holde Weſen, die ohne Blick und Wort!
So viel erloſch'ne Fackeln und abgeriſſ'ne Blüthen!
O, laßt mich in den abgefallnen Blättern wüthen!
Fort, zu des Waldes Gründen fort!

Süße Erſcheinungen! Dort zu des Haines Enge,
In meinen Träumen kommen und reden ſie mit mir;
Ein zweifelhafter Tag zeigt mir und birgt die Menge;
Dort in den Zweigen und dem dichten Laubgedränge,
Da glänzen ihre Augen mir.

Da fühlet meine Seele verſchwiſtert ſich mit ihnen;
Das Leben wie der Tod vermag nichts über mich:
Bald nehm' ich ihre Flügel, bald helf' ich wieder ihnen,
O wunderbar Geſicht! wo ich mir todt erſchienen
Und wo ſie lebend ſind, wie ich.

Sie ſind die Form, die für mein Denken ich gefunden;
Ich ſehe ſie vor mir; ſie rufen freundlich mich;
Dann tanzen ſie den Reih'n rings um ein Grab verbunden;
Dann ſcheiden langſam ſie, allmählig nur entſchwunden . . . .
Ich ſinne und erinn're mich. —

3.

Die junge Spanierin! vor Allen dieſe Eine!
Mit weißer Hand, den Buſen unſchuldig angeſchwellt,
Das ſchwarze Auge mit dem feuchten dunkeln Scheine,
Der unbekannte Reiz, der friſche Glanz, der reine,
Der eine fünfzehnjähr'ge Stirn erhellt!

Aus Liebe ſtarb ſie nicht; nicht Kampf, noch Luſt, noch Wagen,
Hatte für ſie die Liebe, zu fern noch war ſie hier;
Nichts machte noch bisher ihr Herz unruhig ſchlagen;
Wie ſchön ſie iſt! ſo mußte, wer ſie erblickte, ſagen;
Doch Jeder ſagt' es laut zu ihr.

Zu ſehr liebt' ſie den Tanz; das endete ihr Leben —
Den Tanz mit ſeiner Luſt und ſeinem Schein;
Es iſt, als müßten noch der Todten Glieder beben,
Wenn in der heitern Nacht Wolken den Mond umgeben
Und um ihn ſchlingen ihren Reih'n.

Zu ſehr liebt' ſie den Tanz. Sobald ein Feſt gekommen,
Es träumte ſie drei Nächte, dachte drei Tage d'ran;
Und Frauen, Muſikanten und Tänzer alle kommen
Zu ihrem Schlaf und haben den Sinn ihr eingenommen,
Daß er ſonſt Nichts vernehmen kann.

Dann waren's Edelſteine, Halsbänder und Geſchmeide,
Gürtel von dunkelm Taſt mit wellengleichem Schein,
Wie Bienenflügel leicht, Gewänder feinſter Seide,
Guirlanden, Blumen, Bänder zu reicher Augenweide:
Es konnte herrlicher Nichts ſein.

Sobald das Feſt begann, kam ſie herbeigeeilet,
Mit den Geſpielinnen, die Fächer in der Hand,
Indeß ſie mitten unter den ſeid'nen Schärpen weilet

Und ſich zu Siegesklangen, vom Freudenrauſch ereilet,
Ihr Herz mit der Muſik verband.

Man ſah mit Luſt ſie froh ſich zu dem Tanze einen;
Mit ſeinen blauen Flittern bewegte ſich ihr Kleid;
Da unter der Mantille die dunkeln Augen ſcheinen
Gleich Doppelſternen, die ſich in der Nacht vereinen,
Um die ſich düſter eine Wolke reiht.

An ihr war Alles Tanz und Scherz und freies Walten.
Das Kind! — Wir ſah'n ihr zu, des Wechſels wohl bewußt.
Denn auf dem Balle kann ſich nicht das Herz entfalten,
Um ſeidene Gewänder muß dort die Aſche ſchalten
Und finſt'rer Ueberdruß um Spiel und Luſt. —

Sie aber, von der Stunde, dem Walzer fortgezogen,
Sie flog dahin und kehrte und ließ ſich keine Ruh,
Berauſcht vom Blumenduft und von der Töne Wogen,
Von heller Lichter Strahlen, die auf und nieder flogen,
Und vom Geräuſch der Tritte, ab und zu.

O welches Glück! ſich ſo der Menge hinzugeben,
Vom Ball erregt in wilder Gluth,
Nicht wiſſen ob wir in der dunkeln Wolke ſchweben,
Ob wir die Erde fliehen, ob wir uns kühn erheben,
Getragen von der raſchen Fluth.

Doch ach, ſie mußte, wenn das Morgenroth erglommen,
Scheiden, und an der Schwelle warten auf ihr Gewand;
Dann fühlte oftmals ſie mit Schaudern und beklommen,
Auf ihrer nackten Schulter, wie kühl der Wind gekommen,
Den plötzlich fröſtelnd ſie empfand.

O nach dem frohen Ball, wie viele trübe Stunden!
Fort Schmuck und Tanz, fort Lachen und heiteres Geſchick!

Da ſich hartnäckig nun der Huſten eingefunden,
Da nach der Luſt das Fieber mit Schauern ſie umwunden,
Da hellem Blicke folgt erloſch'ner Blick.

4.

Sie ſtarb! — Mit fünfzehn Jahren, ſchön, und beglückt im Herzen,
Starb, als vom Ball ſie ſchied, der uns mit Gram erfüllt;
Der Tod nahm aus den Armen der Mutter, irr vor Schmerzen,
Sie fort, die noch geputzt, die noch voll Luſt und Scherzen,
Und hat in ew'ge Nacht ſie eingehüllt.

Sie war noch ganz bereit ſo manchen Ball zu ſchmücken;
Doch unbarmherzig riß der Tod die Blüthe ab,
Und dieſe Eintagsroſen, die ihre Stirne ſchmücken,
Die bei dem Feſte erſt erblüh'ten, nach dem Pflücken,
Die Knospen welkten nun im Grab.

5.

Die arme Mutter! Ach! die nicht ſolch' Ende dachte,
Und ſo viel Liebe auf dieß zarte Rohr gewandt,
Die ihre Kindheit ſo ſorgfältig einſt bewachte,
So manche trübe Nacht bei ihr mit Schmerz verbrachte
Und ſie gewiegt mit eigner Hand!

Wozu! Sie ruht im Grab, das kühler Raſen decket,
Des Wurmes Beute, nur von ihm im Sarg bewacht;
Und wenn ein Feſt der Todten ſie aus dem Schlummer wecket,
Der bleiern, ſtarr und kalt ſich über ſie geſtrecket
In einer ſchönen Winternacht:

So wird ihr ein Geſpenſt mit ſchauderhaftem Lachen
Beiſtehn, ſtatt ihrer Mutter und rufen: Nun iſt's Zeit!
Wird mit den Knochenfingern ihr ihren Haarſchmuck machen,

Vom Kuß der blauen Lippen wird gräßlich ſie erwachen,
Mit dem es ſie zum Feſt geweiht.

Es wird die Zitternde zum grauſen Tanze leiten,
Im luſt'gen Chor, im Reihen, gleich dem Traum. —
Am grauen Horizont iſt bleich der Mond, es breiten
Die Strahlen ſich des Mondſcheinregenbogens, ſpreiten
Um dunkle Wolken ihren Silberſaum.

6.

Ihr Alle, die der Tanz einladet ſich zu ſchmücken,
Gedenkt der Spanierin, die nimmer wiederkehrt!
Ihr jungen Mädchen. — Seht, ſie eilte voll Entzücken,
Um ſich des Lebens Roſen mit raſcher Hand zu pflücken,
Die Schönheit, Liebe, Jugendluſt beſcheert.

Das arme Kind! Sie hat, von Feſt zu Feſten ziehend,
Mit dieſen reichen Blüthen ſich voller Luſt geſchmückt;
Ach, die Unglückliche, zu bald nur uns entfliehend,
Riß, gleich Opheline, die Fluth, ſie mit ſich ziehend,
Hinab, da ſie am Ufer Blumen pflückt.

Träumerei.

Nach Victor Hugo.

> Lo giorno se n' andava, e l'aer bruno
> Toglieva gli animai che sono 'n terra,
> Delle fatiche loro.
>
> *Dante.*
>
> Der Tag ſchwand und die dunkle Luft entlud die lebenden Weſen, die auf Erden ſind, ihrer Mühen.

Laßt mich! es iſt die Stunde, wo rings der Dunſtkreis rauchet
Und die ungleiche Stirn in Nebelkreiſe tauchet,
Die Stunde, wo die Sonne roth wird und untergeht;

Der gelb geword'ne Forſt vergoldet nun die Höhen,
In dieſer Spätherbſtzeit glaubt man den Wald zu ſehen,
Wie er von Sonn' und Regen faſt eingeroſtet ſteht.

O wer erbaut urplötzlich am Ende dieſer Räume
Dort unten, während ich am Fenſter ſteh' und träume,
Und ſich der Schatten häuft im Grund des Corridor,
Dort eine Maurenſtadt mit glänzend ſelt'nen Farben,
Die, wie ſich die Racketen entfalten reich in Garben,
Mit gold'nen Thürmen aus dem Nebel dringt hervor?

O Genien, ſie belebe und ſie beſeele wieder,
Die wie des Herbſtes Himmel verdüſtert, meine Lieder,
Daß ſich mein Auge an dem Zauberglanze ſonnt;
Und lange, ſich in dumpfen, erſtickten Lärm verlierend,
Die Feenpalläſte mit den tauſend Thürmen zierend,
Zerreiße ſie im Nebel den blauen Horizont.

Extaſe.

Von Victor Hugo.

Und ich hörte eine ſtarke Stimme
Apokalypſe

In ſternenheller Nacht ſtand ich allein am Meer,
Kein Wölkchen über mir, kein Segel zog daher,
Mein Blick drang weiter, als die Körperwelt;
Berg, Wald und Alles rings in der Natur,
Es war, als fragten ſie im dumpfen Murmeln nur
Die Meeresfluth, das Himmelszelt.

Der gold'nen Sterne ungezählte Schaar
Sprach laut und leiſe, klingend, hell und klar,
Und ſenkt das Flammenhaupt demüthiger;
Die blaue Woge, die nichts lenkt noch ſtemmt,
Indem ſie ihres Schaumes Perlen hemmt,
Sprach mit ihr: Es iſt Gott, iſt Gott der Herr!

Der Dichter an den Kalifen.

Von Victor Hugo.

> Alle die auf Erden wohnen, ſind vor ihm wie ein Nichts; er thut was ihm gefällt und Niemand kann ſeiner mächtigen Hand widerſtehn, noch ihm ſagen: Warum haſt du ſo gethan?
>
> Daniel

O Sultan Noureddin, Kalif von Gott geliebt!
O Du, dem er die Herrſchaft des Reichs der Mitte giebt,
Vom gelben Fluſſe bis zum rothen Meere,
Es pflaſtern Könige von jeder Nation,
Mit ihrer Stirn im Staube den Weg zu Deinem Thron
Zu Deines Angeſichtes Ehre!

Sehr groß iſt Dein Serail, ſchön ſind die Gärten Dein,
Und Deiner Frauen Augen leuchten wie Fackelſchein,
Die nur für Dich durch ihre Schleier dringen.
Wenn, kaiſerlicher Stern, den Völkern ohne Zahl
Von den dreihundert Söhnen umgeben glänzt Dein Strahl,
Und Sterne im Gefolge Dich umringen.

Dein grüner Turban iſt geſchmückt mit Edelſtein,
Seh'n kannſt Du wie im Bade ſcherzen voll Luſt; allein,
Wenn Du Dein Fenſter aufgeſchlagen,
Die Frauen aus Madras ſo lieblich anzuſchau'n,
Die Mädchen aus Aleppo, die auf dem Hals, ſo braun,
Die weißen Perlenſchnüre tragen.

Es ſcheint als würd' Dein Säbel Dir größer in der Hand,
Am hellen Glanz wird er in jeder Schlacht erkannt,
Kein Turban macht ihn je zerſpringen,
Selbſt da nicht, wo der Kampf am heißeſten entbrennt,
Wo jeder Elephant wild auf den Andern rennt
Und ſie die Roſſe in den Rüſſeln bringen.

Verſteckt iſt eine Fee in dem, was Du geſchaut,
Und wenn Du ſprichſt, Kalif! ſo glaubt man: dieſer Laut
Müßte aus and'rer Welt hernieder ſchweben;
Gott ſelbſt bewundert Dich und füllt mit Seligkeit
Den gold'nen Becher an, der für Dich iſt geweiht,
Den Deine Tage ſich einander geben.

Doch oft in Deinem Herzen, Noureddin, heller Strahl!
Steigt ein Gedanke auf und läßt mit einem Mal
Erſtarrend Deine Größe ſchweigen;
So ſehn zu Zeiten wir bei heißem Sonnenſchein
Den Mond, der Todten Stern, am Himmel bleich und rein,
Halb ſeine kalte Stirn uns zeigen.

Er.

Von Victor Hugo.

> Damals war ich ein Rieſe und hundert
> Ellen hoch.
>
> Buonaparte.

1.

Stets Er! Er überall! Erſtarret, wie in Gluthen,
Bewegt ſein Bild, Gedanken in mir die mich durchfluthen,
Den ſchöpferiſchen Odem gießt er in meinen Geiſt;
Aus meinem Munde ſtrömen die Worte, ich muß beben,
Sobald ſein Rieſenname von Glorien umgeben
In voller Größe ſich in meinen Verſen weiſt.

Dort ſeh ich ihn, wie er ſcharf die Haubitze richtet,
Dort, wo für Königsmörder er wild das Volk vernichtet.
Dort, wie er den Tribunen nimmt als Soldat ihr Reich,
Dort, Conſul, jung und ſtolz, in ſchönem Traum ſich wiegen
Von künft'gem Herrſcherthum und wunderbaren Siegen,
Unter dem langen, ſchwarzen Haar ſo bleich.

Dann, mächt'ger Kaiſer, der das Haupt zur Erde ſenket,
Der von des Hügels Höhe die Schlachtenordnung lenket,
Und einen Stern den Kriegern, den freudigen verſpricht:
Ich ſeh' ihn dem Geſchütz den Donner anbefehlen,
Mit ſeiner Seele waffnend ſechshunderttauſend Seelen,
Und wie aus ſeinen Augen ein Strahl des Blitzes bricht.

Dann als Gefang'nen, arm, verſpottet und gepeinigt,
Der über ſeiner Bruſt die Arme ſtill vereinigt,
Indeß es drinnen gährt; wo ſich der Felſen thürmt
An dem die Ungewitter tobend vorüber ſtreifen,
Läßt er ſein Denken mit gebeugter Stirne ſchweifen,
In der es unabläſſig ſtürmt.

Wie iſt er da ſo groß, wo ſeine Kraft gebunden,
Wo Englands Kerkerknechte durch Hohn ihn frech verwunden,
Wo in des Unglücks Weihe er ſeine Rechte ſtählt;
Wo ſeines Fußes Tritt zwei Welten angeſtrenget,
Belauſchen, im Exil er hinſtirbt, eingezwänget,
Da ihm die friſche Luft in ſeinem Käfig fehlt.

Wie iſt er da ſo groß als nah d'ran Gott zu ſehen,
Im Blick, dem brechenden, ihm heil'ge Thränen ſtehen,
Und er ſein trauernd Heer zu ſeinem Tode ruft,
Sich bei den Kriegern, daß er einſam ſtirbt, beklagend
Und ſeinen Schlachtenmantel als Leilach um ſich ſchlagend,
Vom Feldbett ſteiget in die Gruft.

2.

Zu Rom, wo das Conclave einſt den Senat beerbte,
Wo Eis der Berge Gipfel und wo ſich Lava färbte,
Dort im Alhambra, wie im Kreml der drohend brennt,
Dort iſt er überall. Ich find' am Niel ihn wieder,
Von ſeiner Morgenröthe erglänzt Aegypten wieder,
Sein kaiſerlicher Stern geht auf im Orient.

Sieger, begeiſtert und mit Blendwerk ſich umhüllend,
Ein Wunder ſelbſt die Welt mit Wundern rings erfüllend,
Verehrten alte Scheiks den Emir jung und fein,
Da ſich das Volk zur Flucht vor ſeinen Waffen wendet,
Erhaben ſchien er ſo den Stämmen, die verblendet,
Ein Mahomet des Occidents zu ſein.

Ihr Feenweſen macht ihn ſchon zum Eigenthume,
Das Feld des Arabers iſt voll von ſeinem Ruhme,
Es war der Beduine, der freie ſein Genoß;
Die kleinen Kinder richten ſich ſtreng nach unſrer Sitte,
Nach der Franzoſen Trommel die ungelenken Schritte;
Bei ſeines Namens Klange wiehert das wilde Roß.

Zuweilen kommt er auf eumidiſchem Orkane,
Die große Pyramide erwählend zum Altane,
Und überſchaut die Wüſte mit ihrem gelben Sand;
Vierzig Jahrhunderte, die ſich in Schlummer gatten,
Hat dann aus ihrer Gruft, der tönenden, ſein Schatten
Mit lautem Ruf herauf gebannt.

Er ſpricht: Empor! Alsbald muß Jedes ſich erheben,
Ob in die Hand ein Scepter, ob ihm ein Schwert gegeben,
Satrapen, Pharaonen, Magen, Volk aller Zeit,

Stumm, ſtaubig, unbeweglich, er ſcheinet ſie zu zählen;
Sie aber beugen ſich gehorſam den Befehlen,
Die er jetzt giebt aus der Vergangenheit.

So wird zum Denkmal Alles, wo dieſer Mann im Lande,
Der Unauslöſchliche; er wandelt auf dem Sande:
Was macht es, daß Aſſur von ſeiner Fluth bedeckt,
Daß ſtets des Nordwind's Brauſen ermüde ſeine Fluren,
Sein koloſſaler Fuß läßt ewig dort die Spuren,
Wenn er ihn auf die Wüſte ſtreckt.

3.

Geſchichte, Poeſie, er ſteht auf eueren Zinnen,
In dieſen hohen Welten nichts Großes zu beginnen
Vermag ich, ohne daß ſein Name wird genannt;
Napoleon! ich bin dein Memnon, Sonne! Immer
Wenn du erſcheinſt, im Tadel wie in des Lobes Schimmer,
Drängt ſich auf meinem Munde der Lobgeſang entbrannt.

Du — Engel oder Teufel — beherrſcheſt unſ're Zeiten,
Dein Adler trägt im Flug uns keuchend in die Weiten,
Dem Blick ſelbſt, der dich flieht, biſt überall du nah.
Stets wirfſt du deinen Schatten auf unſ'rer Bilder Helle,
Glänzend und finſter ſteht auf des Jahrhunderts Schwelle
Napoleon ſtets aufrecht da.

So, wenn der Fremde des Veſuvs Gebiet durchſpähet,
Wenn von Neapel hin nach Portici er gehet,
Wenn träumeriſch er mit unſtetem Schritte ſtört
Dort Iſchia, das die Woge mit ſeinen Düften füllet,
Die Woge deren Rauſchen, in Düfte eingehüllet,
Gleich der Sultanin Liebeslied man hört. —

Ob er zu Paeſtum ſchaut die hohe Colonnade,
Ob zu Puzzuoli lauſcht der luſt'gen Serenade,
Die bei dem Tuscer-Wall die Tarantella ſang;
Ob im Vorübergehn Pompeji er erwecket,
Die Mumienſtadt, die wie ein Leichnam dort ſich ſtrecket,
Den einſtmals der Vulcan verſchlang;

Ob zu dem Pauſilipp er mit der Barke dringet,
Da wo der braune Schiffer Taſſo Virgilen ſinget;
Stets, wo der Baum ſich auf dem grünen Raſen ſonnt',
Stets mitten auf dem Meer, wie an der Wieſen Rande,
Vom hohen Cap, wie von dem blüh'nden Inſelſtrande
Sieht er den Rieſen rauchend am Horizont.

November.

Von Victor Hugo.

Ich ſagte zu ihm: die Roſe des Gartens hat, wie Du weißt, kurze Dauer, und die Roſenzeit iſt ſehr bald verſtrichen.

Sobald der Herbſt die Tage verkürzt, die er verſchlinget,
Den Abend und den Morgen um ihre Gluthen bringet,
Wenn des Novembers Nebel am blauen Himmel weilt,
Wenn es im Walde brauſt, wie Schnee die Blätter fallen,
Dann ziehſt du Muſe dich zurück in mir, vor Allen,
Wie ein erſtarrtes Kind, das zu dem Feuer eilt.

Denn vor dem düſtern Winter, der zu Paris nun ſummet,
Erliſcht dein Sonnenſchein des Orients, verſtummet
Dein Traum von Aſien, und du erblickeſt nur
Vor dir die Straße mit dem wohlbekannten Lärmen,
Und Nebelſtreifen, die um deine Fenſter ſchwärmen,
Und an den ſpitzen Dächern des Rauches ſchwarze Spur.

Dann ſcheiden dir in Menge Sultane und Sultanen,
Palmbäume, Pyramiden, Galeeren, Capitanen,
Der vielgefräß'ge Tiger, der Alles wild verſchlingt,
Die Djinns mit tollem Flug, Tänze der Bajaderen,
Die Araber, die mit den Dromedaren kehren
Und die Giraffe, die im Lauf ſo ungleich ſpringt:

Die weißen Elephanten, die braune Frauen tragen,
Städte mit hohen Kuppeln, wo gold'ne Monde ragen,
Magier, Baal's Prieſter, Imans des Mahomed,
Das Alles flieht, verſchwindet; kein Harem mehr im Blühen
Und kein Gomorrha mehr, das hellen Scheines Glühen
Auf's dunkle Babel wirft, kein mauriſch Minaret. —

Das iſt Paris, der Winter. — Deinen verwirrten Liedern
Verweigert Alles ſich, es wird ſie Nichts erwiedern;
Paris, das weite, iſt dem Klephten viel zu klein;
Es würde dort der Nil die Ufer überſteigen,
Bengalens Roſen frören, wo ſelbſt die Grillen ſchweigen;
In dieſem Nebel würden erſtarrt die Peri's ſein.

Dann, unbefang'ne Muſe, den Orient beklagend,
Kommſt du zu mir, faſt nackt, die Augen niederſchlagend.
„ — Haſt du nicht, ſagſt du mir, im Herzen, das noch glüht,
Etwas zu ſingen, Freund! es langweilt mich vor Allen,
Seh' ich von deinem Fenſter den dichten Regen fallen,
Da mich vor Kurzem noch der Sonne Glanz durchglüht.“

Dann nimmſt du meine Hände mit deinen beiden Händen,
Wir ſetzen, wo ſich nicht Profane zu uns wenden,
Uns hin, die ſüßeſte Erinn'rung biet' ich dir,
Von meiner Jugend, von den Spielen der Genoſſen,
Der Jungfrau Reden, die ſo oftmals mich verdroſſen,
Jetzt eines Andern Weib, beglückte Mutter hier.

Sieh, dann erzähl' ich auch, wie in den Kloſtergängen
Die Glocken mich erfreuten mit ihren Silberklängen,
Wie meine Freiheit wild und jugendlich erwacht,
Und daß ich zehn Jahr alt, wenn ſtill der Abend graute,
Mit ernſtem Suchen nach des Mondes Augen ſchaute,
Wie ſich die Blume öffnet in lauer Sommernacht.

Dann ſiehſt du mit dem Fuß mich auch die Schaukel ſchwingen,
Von der die Stricke knarrend am alten Baume hingen,
Fort! daß es unſ'rer Mutter ſtets große Angſt gemacht;
Dann nenn' ich dir darauf der ſpan'ſchen Freunde Namen,
Madrid, wo ärgerlich wir in die Schule kamen,
Und für den großen Kaiſer der Kinder Kampf und Schlacht;

· Den guten Vater noch, und manche Jungfrau, ſcheidend
Mit fünfzehn Jahren, Blumen, den frühen Tod erleidend
Allein die erſte Liebe iſt dir vor Allem werth,
Der friſche Schmetterling, deß Flügel, kaum berühret,
Den Glanz verliert, der fliehend ein neues Daſein führet,
Und der nur einen Tag in unſern Tagen währt.

Die Großmutter.

Von Victor Hugo.

To die — to sleep
Shakspeare.

Sterben — ſchlafen.

„Schläfſt Du? . . . Erwache doch, o Mutter unſ'rer Mutter!
Dein Mund bewegt gewöhnlich ſich in dem Schlummer auch.
Denn Deinem Schlaf gleicht oft Dein Beten, nach dem Scheine;
Heut' Abend gleichſt Du dem Madonnenbild von Steine;
Dein Mund iſt unbeweglich, ſtumm Deines Odems Hauch.

„Was ſenkſt noch tiefer als gewöhnlich Du die Stirne?
Was thaten Böſes wir, daß Du uns nicht mehr gut?
Die Lampe, ſieh! erliſcht, das Feuer in der Halle;
Wenn Du nicht redeſt, ſterben gewißlich bald wir Alle,
Wir Beide und die Lampe, ſo wie des Heerdes Gluth.

„Bei der erloſch'nen Lampe wirſt Du dann todt uns finden.
Was aber wirſt Du ſagen, wenn Du vom Schlaf erwacht?
Wir werden kein Gehör auf Deine Klagen geben,
Zu Deiner Heil'gen flehend uns wieder zu beleben,
Drückſt Du vergeblich uns an Dich, die ganze Nacht.

„O lege Deine Hand in unſ're warmen Hände;
O ſing' uns doch ein Lied vom armen Troubadour;
Erzähl' uns von den Rittern, bedienet durch die Feen,
Die ihren Liebchen brachten ſtatt Blumen Siegstrophäen
Und deren Schlachtenruf, ein Liebesname nur.

„Erzähl' uns, welches Zeichen gefährlich den Geſpenſtern,
Und welcher Eremit den Teufel fliegend fand;
Von dem Rubin, darin des Gnomenfürſten Krone,
Und was der Dämon mehr fürchtet, trotz ſeinem Hohne,
Die Pſalmen des Turpin, das Schlachtſchwert des Roland.

„Wo nicht, zeig' uns die Bibel mit ihren ſchönen Bildern,
Den gold'nen Himmel und die Heil'gen mit dem Schein,
Das Jeſuskind, die Krippe, den Ochſen laß uns ſehen,
Und laß uns auf den Seiten von dem etwas verſtehen
Und leſen, das zu Gott von uns ſpricht, — dem Latein.

„Mutter. — Allmählig ſieh', verlöſcht des Lichtes Schimmer.
Der luſt'ge Schatten tanzt rund um den dunkeln Heerd;
Es werden Geiſter gar in unſ're Hütte treten,
Erwach' aus Deinem Schlaf und unterbrich Dein Beten!
Willſt Du uns denn erſchrecken, die ſonſt der Furcht gewehrt?

„Wie kalt ſind Deine Arme! Gott! Oeffne Deine Augen,
Du ſprachſt von einer Welt uns ſonſt, vom ew'gen Licht,
Vom Himmel und vom Grab, vom kurzen Menſchenleben
Und von dem Tod. — Du mußt, Großmutter, Antwort geben!
Was iſt denn das, der Tod? — Ach, Du antworteſt nicht."

Noch lange klagten ſie, allein, in ihrem Kummer;
Der neue Tag erweckte die Mutter nicht vom Schlummer.
Der Glocke dumpfe Klänge hin durch die Lüfte ziehn;
Es hat am Abend Jemand, dort im Vorübergehen,
Vor dem verwaiſten Lager, dem heil'gen Buch, geſehen,
Die beiden kleinen Kinder noch betend auf den Knie'n.

Der Rieſe.

Von Victor Hugo.

> Die Wolken des Himmels ſelbſt fürchten, daß ich meine Feinde in ihrem Schooß aufſuche.
>
> Motenebbi.

Krieger! Ich bin im Lande der Gallier geboren.
Wie durch den Bach, ſo ſchritten die Ahnen durch den Rhein;
Die Mutter badete mich in dem Schnee, dem hellen,
Als Kind; der Vater ſchmückte mir mit drei Bärenfellen,
Er, der breitſchult'rige, die Wiege zart und klein.

Denn es war ſtark mein Vater. Jetzt feſſelt ihn das Alter
Von der gefurchten Stirn fällt weiß ſein Haar herab.
Schwach iſt er und bejahrt, er naht ſich ſeinem Ende,
Die Eiche auszureißen vermögen kaum die Hände,
Die ſeinen Schritten dienen ſoll als Stab.

Ich trete für ihn ein: ſein Wurfſpieß, ſeine Stiere
Hab' ich, die Art, den Bogen und ſeinen Halsſchmuck auch;
Ich, der ich kann, — ich, der da ſoll den Greis erſetzen —
Die Füße tief im Thal mich auf den Hügel ſetzen,
Und fern die Pappeln beugen mit meines Odems Hauch.

Erwachſen war ich kaum, als auf den wilden Alpen,
Von Fels zu Felſen hin, ich neue Wege fand;
Vor meinem Haupt, wie vor dem Berg die Wolken fliehen,
Sah ich, die Adler konnt' ich in ihrem Flug erſpähen
Am Himmel hoch und greifen mit der Hand.

Ich kämpfte mit Gewittern, mein Odem löſchte rauſchend
Die falben Blitze aus auf ihrer wilden Bahn:
Freudig, raſch vor mir her den Wallfiſch luſtig treibend,
Oeffnete ſich das Meer vor mir, in Schaum zerſtäubend,
Und beſſer als der Sturm wühlt' ich im Ocean.

Ich irrte und verfolgte, zu ſicher meiner Beute,
Den Habicht in der Luft, in tiefer Fluth den Hai;
Der Bär, von mir erwürgt, ſtarb ohne alle Wunde;
Und oft, die Hand im Rachen, in dunkler Winterſtunde,
Brach ich dem Luchſe ſein Gebiß entzwei.

Die Kinderſpiele ſind mir nun entblößt vom Reize;
Dafür lieb' ich den Krieg und ſeine Rüſtung jetzt,
Den Fluch, mit dem die Frauen und Greiſe ihn belegen,
Das Lager und den Krieger, der kühn auf ſeinen Wegen,
Mir mein Erwachen mit dem Schlachtgeſchrei ergötzt.

Im Staube und im Blut, wenn heißes Handgemenge,
In dichte Wirbel hüllt das Heer gar fürchterlich,
Erheb' ich mich und folge des heißen Kampfes Gluthen,
Wie der Seerabe ſich ſtürzt auf die trüben Fluthen,
So ſtürz' ich auf die Reihen mich.

So wie ein Schnitter unter den gelben, reiſen Garben,
In der Erſchlag'nen Reihen ſteh' aufrecht ich allein,
Murmelnd verlieret ſich ihr Schrei'n vor meiner Stimme;
Mit bloßer Fauſt zerhämmer' ich Rüſtungen im Grimme
Beſſer als eine Eiche geriſſen aus dem Hain.

Ich gehe immer nackt. Mein Muth, dem Alles weichet,
Lacht eurer Eiſenkrieger in euerm Schlachtenfeld;
Nur nach der Eſchenlanze will im Gefecht ich greifen
Und nach dem leichten Helm, den ohne Mühe ſchleifen
Zehn Stiere, die das Joch geſellt.

Nutzlos will ich die Feſten mit Leitern nicht erſtürmen,
Der Brückenketten Ringe reiß ich wie ſpielend ab;
Weit beſſer als ein Widder kann ich die Mauern ſtürmen,
Und feſt, Leib gegen Leib, ring' ich mit ihren Thürmen
Und in die Gräben werf' ich die Zinnen raſch hinab.

O, wenn ich meinen Opfern muß einſt, Ihr Krieger! folgen,
So laßt nicht mein Gebein den Raben auf dem Feld;
Begrabt mich in den Bergen, die hoch gen Himmel ragen,
Daß, ſieht er ihre Zinnen, der Fremdling möge fragen,
Welches Gebirg mein Grab enthält.

Das Gefecht.

Von Victor Hugo.

Die Heere bewegen ſich, der Angriff iſt furchtbar, die Kämpfer ſind furchtbar, die Wunden ſind furchtbar, das Gefecht iſt furchtbar.

Gonzalez Berceo,
die Schlacht von Simancas

„Hirt, änd're Deinen Weg! Von Speeren und von Bogen,
Sieh' dort zwei dichte Reih'n am Fuß der Hügel wogen;
Zwei Bataillone nahn mit kriegeriſchem Gang.

Auf ihrer Führer Wink, die Haß und Ruhmgier trennen,
Bereiten ſie ſich vor, zum Aneinanderrennen,
Hör' das Geſchrei! dich ſchaudert, es iſt ihr Schlachtgeſang.

„Raubvögel, ſchüttelt das Gefieder,
Herbei, herbei, aus Horſt und Kluft,
Auf dieſem Blachfeld laßt euch nieder
Als wär' es eine friſche Gruft!
Das Schwert gezogen! — Vor des Tages
Entfliehen, noch die Feinde ſchlag' es!
Längſt ſchwieg der Abendpſalmen Ton!
Der Prieſter, welcher zieht mit Jenen
Ließ ihre letzte Veſper tönen,
Den Segen gab uns unſ'rer ſchon.

„Halbert, Normannen Freiherr, Ronan der Fürſt von Gallen,
Die Kräfte hier zu meſſen, das iſt ihr Wohlgefallen;
Die Gallier ſind kühn, Normannen ſind geſchickt,
Ihr ſehet dieſe ſich in Eiſenharniſch ſtecken,
Und Jene machen, ſich die wilde Stirn zu decken,
Den Helm aus Wolfes Rachen, mit Zähnen ausgeſchmückt.

„Was fragen wir nach Wittwen Harme,
Sagt, was uns Waiſenklage thut:
Wir waſchen morgen unſre Arme
Im Fluſſe rein, von Koth und Blut.
Feſt unſ're Reih'n, verbrennt die Zelte!
Drometen ſchmettert in dem Felde,
Schreckt die verhaßten Feinde ab,
Die ſich umſonſt entwickelt haben;
In jeder Furche ſchon gegraben,
Iſt für die ganze Schaar ihr Grab.

„Staubwirbel hüllen ſie. — Gegeben iſt das Zeichen,
Und ihre ſchweren Schritte, des Donners Rollen gleichen. —

So wie zwei ſchwarze Pferde, die ihrer Zügel los,
So wie zwei große Stiere, die ſich im Kampfe faſſen,
Brechen mit großem Lärm die beiden Eiſenmaſſen,
Die zwiefach eh'rne Stirn jetzt mit demſelben Stoß.

„Auf, Krieger! Angriff wird geblaſen!
Auf, eilet, ſchlagt! zu Tod und Fall!
Auf bei der Sachſenhörner Naſen,
Bei der Normannen-Zinken Schall!
Auf, Dolche, Degen, Lanzenfahnen,
In Blut getauchte Partiſanen,
Streitärte, Meſſer, raſch gefällt;
Auf ſtoßet eure rauhen Spitzen,
In der zerſchellten Rüſtung Ritzen,
Dem Dornſtrauch gleichend in dem Feld!

„Wo iſt die Sonne denn? Sie glänzt in Dunſt getauchet,
Wie in entflammter Schmiede ein Schild roth glühend rauchet,
Der Stahl thut leuchtend ſich in blut'gem Nebel kund;
Ein glüh'nder Ofen ſcheint das Thal jetzt, in der Weite,
Man möchte ſagen, daß ſich in der Eb'ne breite,
Urplötzlich ſich eröffnend der Hölle grauſer Schlund.

„Es zieht der Kampf ſich in die Länge,
Die Heere drängen furchtbar ſich,
Im Blute watet ſchon die Menge,
Der Helden Spiel verwickelt ſich.
Nur immer vorwärts, immer weiter!
Das Fußvolk greift empört die Reiter
Und ihrer Roſſe Harniſch an;
Die ſchaumbedeckten Pferde ſchaudern,
Die Keulen fallen ohne Zaudern
Auf Stahl und Leder, Thier und Mann.

„Chaos, in dem ſich Waffen, Reiter und Roß geſellen,
Die Gallier, ganz bedeckt mit blutbeſchmutzten Fellen,
Stürzen ſich auf die Tartſchen, die mörd'riſch zugeſpitzt,
Da mit den Todten ſie zu ſterben kühn entbrennen
Und einer Feſte gleich, mit wildem Muth berennen
Den Reiter der Normannen, der hoch im Sattel ſitzt.

„Laßt, die ihr Schwert zerbrochen haben,
Kämpfen mit Nägeln und Gebiß,
Um zu entgehn der Wölf' und Raben
Heißhunger, ſicher und gewiß!
Gefangen Keiner! Keiner Sklave!
Und müßt ihr ſterben, ſterbt als Brave!
Nur den Getödteten gebt Raſt;
Daß wenn das Morgenlicht ergrauet
Es noch zerbroch'ne Schwerdter ſchauet,
Von uns mit ſtarker Fauſt erfaßt!" —

Komm, Hirt! Es ſinkt die Nacht. — Es fließt mehr Blut im Dunkeln,
Von noch viel wildern Hieben ſieht man die Panzer funkeln,
Es trotzet ſeinem Zügel das Pferd in ſolcher Noth.
Komm, laß ſie nur den Kampf, den blutigen beenden;
Sie Alle, die voll Gier ſich zu dem Streite wenden,
Ruh'n ſämmtlich morgen aus, als Sieger oder todt.

Die beiden Schützen.

Von Victor Hugo.

Dames, oyez un conte lamentable.
Baïf.

Damen, hört eine klägliche Geſchichte.

Es war die Zeit der Nacht, voll Finſterniß und Schrecken,
Wo man bei jedem Schritt befürchtet aufzuwecken
Dämonen, die noch trunken vom Hexenſabbath ſind;

Die Zeit, in der man zu den Anderen ſpricht leiſe
Und wo der Wanderer ſich ſputet auf der Reiſe,
Damit den Ausgang er der Schlucht gewinnt.

Es gingen zwei Wildſchützen, dort in des Thales Grunde,
Wo Ihr den alten Thurm noch einſam ſeht, zur Stunde,
Der, als nach Paläſtina zog unſ'rer Könige Heer,
Von einem Eremiten, wie unſ're Väter ſagen,
Bloß mit des Kreuzes Zeichen gebaut ward in drei Tagen
Und Nächten, keine Stunde mehr. —

Die Beiden zündeten, obwohl juſt nicht geheuer
War Zeit und Ort, zum Mahl ſich furchtlos an ein Feuer,
Und ſetzten ſich, da ſie ihr Waldhorn abgelegt,
Hin auf ein Heil'genbild von Stein, das ſeine Hände
Gefaltet hielt und ſchien, als ob ſich's betend wende'
Im Staube, und noch ſeine Lippen regt'.

Die Flamme warf indeſſen gar wunderliche Helle
Auf Berg und Wald und auf des alten Thurmes Wälle,
Die Eulen ſcheuten ſich in ihrer Kluft, fürwahr!
Die Fledermäuſe, die ein Hexenſabbath fordert,
Sie ſtreiften durch die Flamme, indeß empor ſie lodert,
Mit ihrem großen, ſchwarzen Flügelpaar.

Der jüngre Schütze ward befragt nun von dem alten:
Trägſt Du ein hären Hemd? — Pflegſt Feſttag Du zu halten?
Erwidert Jener ihm und Jeder dabei lacht.
Da hören ſie Gelächter die Stille unterbrechen,
Wüſt war das Thal und dicht das Dunkel; Beide ſprechen:
Es iſt das Echo, das im Walde lacht.

Plötzlich zeigt ihren Blicken ſich einer Flamme Schimmern,
Mit blauen Furchen ſeh'n ſie es am Berge ſchimmern,
Die beiden Läſterer erſchreckt es dennoch nicht;

Sie werfen neue Aeſte auf die erhitzte Erde,
Und ſagen: Sieh', das iſt der Schein von unſer'm Heerde,
Der ſich im nahen Waſſerfalle bricht.

Das Echo aber — (Jeder muß ſich vor Furcht hier bücken —)
War Satan, der da lachte, hoch auf des Hügels Rücken;
Der Schein, er ging von ſeinem Körper aus in die Nacht:
Es war der bleiche Tag, den er bringt unſern Räumen,
Der ſchwefelſchwang're Strahl, den er in grauſen Träumen
Uns aus der Hölle hat gebracht. —

Bei dem entweih'nden Jubel ihrer ſündhaften Freude,
Stürzt er herbei, gleich wie ein Wolf auf ſeine Beute,
Hat ſie mit heißen Augen im Finſtern angeſehn,
— „O lacht und läſtert nur in jeder freien Stunde,
Gar bald laſſ' ich das Lachen auf Eurem wüſten Munde
Zum Zähneknirſchen übergehn!"

Die breite Spur eines geſpalt'nen Fußes zeigte
Erloſch'ne Aſche, als der Morgen ſtill ſich neigte,
Verlaſſen war das Thal den ganzen Tag und ſchwieg;
Doch eine blaue Flamme in mitternächt'ger Stunde,
Gewahrte dort ein Hirte, in jenes Heerdes Runde,
Die nicht empor zum Himmel ſtieg.

Wie ſie am Boden hin ſich kriechend fort bewegte,
Hört er ein Lachen, das ſich in der Wüſte regte,
Und ſtarr ward er vom Grauſen, das über ihn gebracht;
Satan und ſein Gefolge konnt' er dort nicht entdecken,
Und konnte nicht begreifen, in ſeinem tiefen Schrecken,
Was ſie erlitten, daß ſie ſo gelacht.

Allnächtlich warf von nun die wunderſame Helle
Auf Berg und Wald und Feld der Heerd an jener Stelle,

Die Eulen ſcheu'ten ſich in ihrer Kluſt fürwahr!
Die Fledermäuſe, die der Hexenſabbath fordert,
Sie ſtreiften durch die Flamme, indeß' empor ſie lodert,
Mit ihrem großen, ſchwarzen Flügelpaar.

Nichts, eh' im Morgenroth die Schatten nicht verſchwammen,
Vermochte je zu löſchen die wilden Höllenflammen;
Ob auch ein Ungewitter ausbrach mit großer Wuth,
Das Lachen ſcholl noch lauter als nur der Donner rollte,
Die Flamme ſchlug empor vom Staub, als ob ſie wollte
Sich einen mit der Blitze Gluth.

Endlich in einer Nacht erhob das Bild von Steine
Des alten Heil'gen ſich in ſeinem Wunderſcheine,
Drei Schritte that er zu derſelben Zeit;
Das grauſe Höllenwunder verſtand er zu beſchwören,
Sprach mit den ſtarren Lippen: Gott möge mich erhören!
Und öffnet die granit'nen Arme weit.

Alsbald erloſch nun Alles, Flammen, Gelächter, Blitzen;
Die beiden Schützen ſah man am andern Morgen ſitzen
Todt auf dem Bild von Stein. — So war es, ja gewiß. —
Begraben wurden ſie; der Gutsherr unterdeſſen
Vermachte der Kirche des Ort's für Seelenmeſſen
Gar fromm drei Deniers Pariſis.

Wenn irgend eine Lehre ſich birgt in der Geſchichte,
Was macht's! — Ich will, daß man ſie glaube und nicht richte;
Sie glaube? — O was ſagt' ich! — Die Zeit iſt längſt dahin.
Nur halb noch will man jetzt dem Glauben hin ſich geben,
Und Keiner, da wir nur nach eitel'm Wiſſen ſtreben,
Verſteht andächtig hinzuknie'n. —

Aus Victor Hugo's Gebet für Alle.

I.

Nun bete, Tochter — ſieh', die Nacht brach ein,
Durch jene Wolken dringt des Sternes Schein,
Undeutlich zeigt der Nebel die Geſtalt; —
Nur fern rollt noch ein Wagen — Alles kehrt,
Und ruhet aus an ſeinem Heimathsheerd,
Den Baum allein der Straße Staub umwallt.

Die Dämmerung läßt jeden Stern ſich zeigen
Wie Funken tiefer Gluth, in ſanftem Schweigen,
Der Weſten kürzt den dunkelrothen Saum;
Im Dunkel leuchten ſilberhell die Wogen,
Da Finſterniß die Gegend rings umzogen;
Der Wanderer kennt jetzt ſeine Straße kaum.

Des Haſſes iſt der Tag, der Pein, Begleiter. —
Nun bete, denn die Nacht iſt ernſt und heiter;
Der alte Hirt, dort in dem Thurm der Wind,
Die Heerden, — Teiche, Alle leiden, klagen,
Da ſie nach heißen, mühevollen Tagen
Der Liebe, des Gebets bedürftig ſind.

Die Kinder reden fromm jetzt mit den Engeln; —
Wir eilen hin zur Luſt mit tauſend Mängeln;
Da alle Kleinen, himmelwärts den Blick,
Auf Steinen knieend, mit gefalt'nen Händen,
Zur ſelben Zeit, zum Vater betend wenden,
Und Gnade für uns flehen vom Geſchick.

Dann ſchlummern ſie — da in zerſtreuter Menge
Die gold'nen Träume, zahllos im Gedränge,
Die, da der Tag ſich neiget, raſch entſtehn,
Wie Bienen zu den ſüßen Blüthen eilen,
Auf ihren kleinen weißen Bettchen weilen,
Wenn ſie das Kind im Schlummer athmend ſehn.

Der Wiege Schlaf, — Gebet dem Kind geſchenkt,
Du Stimme, die ſtets liebkoſt, nimmer kränkt,
Du ſüßer Glaube, heiter, glücklich, rein,
Vorſpiel der ernſten Nacht — wie in dem Fittig
Der Vogel ſchlafend birgt den Kopf — hold, ſittig
Schläft ſo des Kindes Geiſt im Beten ein.

II.

Nun bete, Tochter — erſt für ſie, vor Allen,
Die Dich ſo oft gewiegt, mit Wohlgefallen;
Die Deine junge Seele zog herab
Vom Himmel auf die Welt, im Liebesſtreben,
Für Dich getheilt hat dieſes bitt're Leben,
Den Wermuth trank, Dir ſtets den Honig gab.

Und dann für mich — ich brauch' es noch weit mehr.
Sie iſt, wie Du, gut, einfach, liebreich; — hehr
Strahlt ihre Stirn, voll Frieden iſt ihr Herz;
Stets übt ſie Mitleid, Keinen je beneidend,
Und ſanft und mild des Lebens Pein erleidend,
Trägt ſie, und weiß nicht, wer ihn ſchafft, den Schmerz.

Niemals hat ihre Hand, die Blumen pflückte,
Da keines Laſters Glanz ſie je berückte,
Den Baum der Sünde wiſſentlich berührt;
Vergeſſen hat ſie, was dahin geſchwunden;
Sie kennt nicht die Gedanken böſer Stunden,
Wie Schatten auf der Fluth, vorbeigeführt.

Fremd iſt — o möge Dir ſo fremd es bleiben,
Der reinen Seele, falſches Erdentreiben,
Die eitle Luſt, die Sorge, ſchwerer Gram,
Die Leidenſchaften, die das Herz beſiegen,
An welche Schmach und Schande ſtets ſich ſchmiegen,
Auf's Antlitz rufend raſche Gluth der Schaam.

Das Leben kenn' ich mehr — ich kann Dir ſagen,
Wenn Du es wiſſen mußt, in fernen Tagen,
Daß Herrſchaft, Kunſt und Glück als höchſtes Ziel
Erſtreben, nichtig iſt: — daß oft uns Schande
Statt Ruhm herabfällt, von der Urne Rande,
Und unſ're Seele leidet bei dem Spiel.

Wir kränkeln an dem Leben — ob am Ende
Auch Alles ſich zu ſeinem Urſprung wende.
Der Irrthum und das Laſter machen alt.
Es irrt der Menſch, wie er auch emſig walle,
Und wir verlieren durch die Dornen, Alle,
Das Lamm die Wolle, wir der Tugend Halt.

So bete denn für mich — doch ſprich ſtatt aller
Gebete nur: O Gott, Du Vater Aller,
Sei gnädig, Du biſt gut, Du biſt ſo groß! —
Laß Deine Worte von den Lippen fallen
Ganz unbeſorgt; es ward den Dingen allen
Ihr eigner Weg — das iſt ihr echtes Loos.

Es findet Alles ſeine Bahn hienieden:
Die Biene, was im Kelche ihr beſchieden;
Es ſchlängeln Flüſſe ſich zum Meer, ſo fern;
Es eilet Alles ſeinem Ziel entgegen;
Der Geier muß ſich nach der Gruft bewegen,
Zum Licht der Adler, das Gebet zum Herrn.

Wenn Dein Gebet für mich zum Vater eilet,
So bin ich, wie der Sclav', der ruhend weilet,
Am Wege, und die Laſt hat abgelegt.
Ich athme freier, da der Druck der Tage,
Der Fehler und der Schuld, die ſchwer ich trage,
Durch Dein Gebet ſich federleicht bewegt.

Für Deinen Vater bete — daß ihm werde
Der Traum von einem Engel auf der Erde,
Damit ſein Geiſt voll heil'ger Andacht glüht —
Mit Deinem Hauche tilge, was mich drückt:
Wie ein Altar, der täglich neu geſchmückt,
Und neu gereinigt wird, ſei mein Gemüth. —

Der Komet von 1832.

Nach Béranger

Da ſchickt der liebe Gott uns den Kometen:
Dem Choc entgeh'n wir nun gewißlich nicht;
Erſchüttert fühl' ich unſeren Planeten;
Dem Aſtronomen ſelbſt das Rohr zerbricht.
Ihr müßt Euch, Gäſte! mit dem Tiſch empfehlen,
Der nur für wen'ge Leute Freuden trug.
Eilt ſchnell zur Beichte, Ihr bedrängten Seelen:
Nun iſt's vorbei: — Die Welt iſt alt genug;
Die Welt iſt alt genug;

Ja, arme Kugel, die im Raum verirret,
Vermiſche jetzt nur immer Nacht und Tag,
Und wie ein Drache, deſſen Schnur verwirret,
Dreh' Dich und ſinke, dreh' Dich, ſinke nach.
Durcheile Bahnen, die noch nicht gewonnen;

Zertrümm're an der Sonne Dich im Flug;
Wird ſie verlöſcht, giebt es noch viele Sonnen;
Nun iſt's vorbei: — Die Welt iſt alt genug;
Die Welt iſt alt genug.

Hat man den niedern Ehrgeiz nicht zur G'nüge
Der Tröpfe, die mit Titeln ſich geziert?
Den Misbrauch, Irrthum, Krieg und Raub und Lüge,
Mit denen Könige und Volk ſtolzirt?
Ward man nicht unſ'rer Götter überdrüſſig,
Schaut man zu viel nicht nach der Zukunft Flug?
Für dies Theaterchen iſt's überflüſſig;
Nun iſt's vorbei: — Die Welt iſt alt genug:
Die Welt iſt alt genug.

Zwar ſagt die Jugend: „Alles ſchreitet weiter,
Die Kette ſeilet Jeder ſtill im Kampf;
Die Preſſe hellt, Gas iſt des Lichtes Leiter,
Und Meereswogen eb'net uns der Dampf.
Noch zwanzig Jahre laß vorübergehen,
Dann zeigt ſich, was die Zeit im Schooße trug." —
Seit dreißig Jahren hoff' ich es zu ſehen;
Nun iſt's vorbei: — Die Welt iſt alt genug:
Die Welt iſt alt genug.

Ganz anders ſprach ich, Freunde, als das Leben
Mit Lieb' und Freude mir das Herz erfüllt;
O wolle, Erde, nimmer abwärts ſchweben
Vom Kreis des Tag's, rief ich, den Gott enthüllt. —
Jetzt werd' ich alt; ich ſoll zur Seite treten,
Sagt mir die Schönheit, die mit Spott mich ſchlug:
So komme denn, du ſchlimmſter der Kometen:
Nun iſt's vorbei: — Die Welt iſt alt genug:
Die Welt iſt alt genug.

Der Tod des Teufels.

Von Béranger.

Für's Mirakel, das ich ſingen
Will, im allerklarſten Ton,
Müßt' Sanct Ignaz Preis Ihr bringen,
Unſerm heiligen Patron.
Durch ein wahrhaft ſchändlich Streben
(Kümmert Heilige Gebot?)
Zwang er den Teufel, den Geiſt aufzugeben.
Der Teufel iſt todt.

Satan traf ihn, als er fiſchte,
Rief: Trink, oder ſei verbannt!
Er nahm's an; allein er miſchte
Jenem Gift mit ſchneller Hand,
Satan trinkt, bekommt ſolch' Schneiden,
Solche Schmerzen, ſolche Noth;
Wie ein Ketzer mußt' er ſcheiden. —
Der Teufel iſt todt.

Mönche ſchrei'n: „Er iſt geſtorben,
Man kauft nun kein Agnus mehr!“
Prieſter ſchrei'n: „Er iſt geſtorben,
Man will kein Oremus mehr!“
Das Conclave hängt die Ohren;
Macht leb' wohl, und rothes Gold,
Seit den Vater wir verloren!
Der Teufel iſt todt.

Die Furcht half beſſer, als das Lieben,
Sie ſchleppte manch Geſchenk heran.
Wo iſt Intoleranz geblieben,
Wer zündet ihre Brände an;

Wenn unſerm Joch der Menſch entfliehet,
Bricht an der Wahrheit Morgenroth,
Das hin zu Gott, vom Papſt ihn ziehet. —
Der Teufel iſt todt

Da kommt Ignaz: „Ihr ſollt mir geben
Die Stelle und das gute Recht,
Er brachte Keinen mehr zum Leben,
Der König ſelbſt ſei vor mir Knecht.
Krieg, Peſt und Mord, Zwietracht und Haſſen
Bereichern mich auf mein Gebot;
Gott bleibe nur, was wir ihm laſſen.
Der Teufel iſt todt.

Nun rufen Alle: „Freudentheiler,
Wir wünſchen herzliches Gedeih'n.“ —
Sein Orden, Roma's beſter Pfeiler,
Jagt ſelbſt dem Himmel Schrecken ein.
Ein Chor von Engeln auf der Stelle
Beklaget tief der Menſchheit Noth,
Seit Sanct Ignaz geerbt die Hölle. —
Der Teufel iſt todt.

Wie reizend iſt ſie!

Von Béranger.

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Sie, die ich ewig lieben muß;
Die ſüße Schwermuth ihrer Augen
Bringt Träume ſtets von Glück und Kuß.

Mit ſeinem ſchönſten Lebenshauche
Beſeelte ſie der Himmel noch;
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Sie, die kaum zwanzig Sommer alt,
Die Lippen eben aufgeblühet,
Das Haar, das blond hernieder wallt:
Durch tauſend Gaben noch verſchönet,
Kennt ſie kaum ihren Liebreiz noch;
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und liebt mich dennoch wahr und warm.
Wie lange trug ich Neid im Herzen,
Weil ich an allem Schönen arm.
Eh' ſie das Leben mir verherrlicht,
Floh immer mich die Liebe noch;
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Da Nichts mir ihre Treue raubt;
Der Kranz, den ſie für mich gewunden,
Schmückt mein ſchon früh ergrautes Haupt.
Ihr Schleier, die ihr ſie verhüllet,
O ſinket! gänzlich ſieg' ich noch;
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich bin, ach! ſo häßlich doch.

Der Schneider und die Fee.

Lied, meinen Freunden, an meinem Geburtstage, den 19. Auguſt 1822, geſungen.

Von Béranger.[*]

Hier in Paris, voll Gold und Elend, leider
Im Jahre Siebzehnhundertachtzig, da,
Hört, was beim Aeltervater, einem Schneider
Mit mir, dem Neugeborenen, geſchah.
Von Sängerruhm hört man nichts prophezeihen,
Bei meiner Wiege, die nicht eben ſchön.
Doch als der Großpapa kam auf mein Schreien
Hat er im Arm mich einer Fee geſeh'n,
Und dieſe Fee mit luſt'ger Lieder Scherz,
Beruhigte des Kindes erſten Schmerz.

Der gute Greis forſcht ſorgſam: — welche Gabe
Schenkt ſeinem Schickſal Deine Sympathie?
Und ſie erwidert: unter meinem Stabe
Sieh' ihn als Kellner, Drucker und Commis.
Ein Blitzſtrahl wird die Weiſſagung bewähren,
Von ihm getroffen ſinkt er ſterbend hin,
Allein belebt von Gottes mildem Sinn
Erſteht er, wird ſich künftig ſingend wehren;
Und dieſe Fee mit luſt'ger Lieder Scherz,
Beruhigte des Kindes erſten Schmerz.

Die Freuden, die die Jugend froh umhüllen,
Erweckt ſein Saitenſpiel, in Dunkelheit,
Des Armen Dach wird er mit Luſt erfüllen,
Vor Langeweile ſchützt er Ueppigkeit. —
Doch was ſind das für Leiden, die ihn trafen?
Freiheit und Ehre leiden Untergang.

Und wie ein armer Fiſcher kommt er bang',
Und meldet ihren Schiffbruch an im Hafen.
Allein die Fee mit froher Lieder Scherz,
Beſchwichtigt bald des Kindes erſten Schmerz.

Wie, meine Tochter, rief der alte Schneider,
Gebar mir einen Versmacher nur?
Viel beſſer flickt bei Tag und Nacht er Kleider,
Als Lieder bald verſchollen, ohne Spur. —
Geh', ſprach die Fee, gieb Dich zu Ruhe wieder,
Es haben größ're Geiſter wen'ger Glück;
Erheitern wird er des Verbannten Blick
Und Frankreich freuen ſeine leichten Lieder.
Und jene Fee mit froher Lieder Scherz,
Beſchwichtigt bald des Kindes erſten Schmerz.

Trüb' war ich geſtern, finſter meine Lieben,
Als wiederum ich meine Fee gewahrt,
Die von der Wiege an mir hold geblieben,
Sie ſprach zu mir: Du ſieh'ſt Dich ſchon bejahrt. —
Wie in der Wüſte oft ein Bild erſcheinet,
Erinnerung ſich oftmals blicken läßt;
Die Freunde ſammeln ſich zu Deinem Feſt,
Mit ihnen leb' in Jugendluſt vereinet;
Und dieſe Fee, durch froher Lieder Scherz,
Beſchwichtigt bald des Kindes erſten Schmerz.

Mein Beruf.

Von Beranger.

Auf dieſen Ball geſchleudert,
Häßlich, voll Leid und bloß,
Erſtickte mich die Menge,
Nur weil ich juſt nicht groß.

In tief betrübten Worten
Fing ich zu klagen an;
Der liebe Gott ſprach: Singe,
Singe, Du kleiner Mann.

Vorüberrollend ſpritzt mich
Des Reichthum's Fuhrwerk voll;
Verlangt, daß ſeine Laune
Ich ruhig tragen ſoll.
Vor ihrem Uebermuthe
Uns nichts bewahren kann.
Der liebe Gott ſpricht: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

Vor ungewiſſem Leben
War Furcht mir angeſtammt;
Nun ſchlepp' ich an der Kette
Von ganz beſchrib'nem Amt.
Will Freiheit mich begeiſtern,
Dring't Hunger wild heran.
Der liebe Gott ſpricht: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

In meinem Mangel brachte
Die Liebe ſüßen Lohn,
Allein auch mit der Jugend
Iſt ſie gar bald entfloh'n.
Bei rührend holden Zügen
Quält ſich mein Herz und dann —
Der liebe Gott ſpricht: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

Geſang iſt doch hienieden
Mein einziger Beruf;
Mich müſſen Alle lieben,

Denen ich Freude ſchuf. —
Im trauten Freundeskreiſe,
Spricht reiner Wein mich an:
Der liebe Gott ſagt: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

An meine Freunde, die Miniſter geworden.

Von Béranger.

Nein, meine Freunde, nein, ich will Nichts werden,
Verſtreuet Ehren, Titel, anderswo,
Gott ſchuf mich für die Höfe nicht auf Erden,
Mich, der ich ſtets der Kön'ge Lockung floh. —
Was brauch' ich denn? ein ſchmuckes, ſchlankes Liebchen,
Des Schwatzens Luſt zur Würze des Gerichts,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er zu dem Büb'chen,
Die Wiege ſeg'nend: Söhnchen, werde Nichts.

Ein glänzend Loos, mir wär' es ungelegen,
Denn von verlor'ner Zeit leb' ich in Ruh',
Und ward mir unverhofft ein Bischen Segen,
Sprach ich ganz leiſe: das kommt mir nicht zu.
Denn welcher arme Handwerksmann hienieden
Wär', gegen mich, nicht größeren Gewicht's.
In meinem Schnappſack wühl' ich d'rum in Frieden,
Denn Gott, als mich er ſchuf, ſprach: Werde Nichts.

Zum Himmel trug empor mich einſt Entzücken,
Und als mein Auge auf die Erde irr't,
Wie haben ſich derzeit vor meinen Blicken
Die ſtreng' geſchied'nen Stände doch verwirr't.
Ich höre Lärm. Iſt's Lärm des Heldenthumes?
Ein Name tönt — doch ich verſtehe Nichts;
Ihr Großen kriechend auf der Bahn des Ruhmes,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts.

Doch wiſſet Ihr, des Königreich's Piloten,
Ich ehre hoch den tugendhaften Mann,
Der, wie auch rings die wilden Stürme drohten,
Sich kräftig nimmt des Steuerruders an.
Glück auf die Reiſe! ruf' ich fern am Lande,
Und ein Gebet, mein Mund voll Rührung ſpricht's:
Allein im Sonnenſchein ſchlaf' ich am Strande,
Denn Gott, als er mich ſchuf, ſprach: Werde Nichts.

Ihr werdet ohne Zweifel ſchön begraben,
Im Graſe wartet mein die Gruft bei Seit',
Ich werde keinen Leichenzug einſt haben,
Euch giebt ein Volk in tiefem Gram Geleit. —
Man eilt umſonſt hin, wo Euer Stern gefallen,
Und wo wir ſchlummern, thut dann weiter nichts,
Ein Grab, das iſt der Unterſchied von Allen,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts.

Erlaubt, daß ich mich ſtill von hinnen führe,
Begrüßen mußt' ich Eure Größe doch. —
Lebt wohl, Ihr Freunde, ich ließ an der Thüre
Die Holzpantoffeln und die Laute noch. —
In dem Palaſte mit Euch eingelaſſen,
Wird Euch die Freiheit Stütze voll Gewichts.
Ich ſinge Ihre Wohlthat auf den Gaſſen:
Denn Gott, als mich er ſchuf, ſprach: Werde Nichts.

Ballade.

Von Chateaubriand.

Der Derwiſch giebt vom Minarete Kunde,
Der golden leuchtet in des Abends Strahl;
Den Löwen ruft zur Beute dieſe Stunde,
Ich ſuche mir die Roſe nur im Thal

Des Zwingherrn Tochter; trotzend ſeinen Strafen,
Geb' ich mich ganz der Heißgeliebten hin;
Kein ſchöner Loos kenn' ich, als Deines Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

Wenn ehemals ich ſchwang die Ruderſtange
Auf blauer Fläche der geſtillten Fluth,
Da netzten heiße Thränen mir die Wange;
Jetzt heilet mich der Tauſch von Liebesgluth.
Der Fels gefällt mir, wo die Wogen ſchlafen,
Der hohe Thurm blickt freundlich zu mir hin,
Des Winkes Fackel glüht, dort Deinem Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

Ja, Du biſt ſchön, Du feſtlich Reichgeſchmückte,
Wenn Nachts mein Fuß ſich ſtill zum Harem ſchleicht,
Wo Deine Liebe himmliſch mich beglückte,
Wo Deine Hand mir milde Kühlung reicht.
O welche Wonne, trotz Gefahr und Strafen,
Wenn ich, in Ketten ſelig, bei Dir bin!
Wenn Deinen Schmuck berührt der Ring des Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

Im Sand der Wüſte kenn' ich ſchnell die Tritte
Des Thieres, das Dich ſicher trägt und leicht;
Du zeigſt Dich mir, wie, in der Fluthen Mitte,
Der erſte Stern ſich hold dem Schiffer zeigt.
So mild iſt nicht der Abendwind im Hafen,
So freut die Frucht der Palme nicht den Sinn;
Sprich, welcher Sultan gleichet Deinem Sklaven?
Gebieterin! Gebieterin!

Mein Vaterland, ich will's nicht mehr beweinen,
Nicht ſei ihm länger noch mein Lied geweih't;
Nicht ſehn' ich nach der Heimath mich, den Meinen,

Wenn nur kein Prieſter kommt, der mich befrei't!
Das wäre mir die ſchrecklichſte der Strafen;
Sei Du mir Freiheit, Gott, Welt! Nimm mich hin;
Zertritt mit Deinem ſchönen Fuß den Sklaven,
Gebieterin! Gebieterin!

Der liebe Freund.

Von Désaugiers.

Mein lieber Freund, — mit dieſen holden Worten
Begrüßt mich Mancher, der mir kaum bekannt;
Mein lieber Freund, heißt es an allen Orten. —
Würd' ich doch nur nicht gar zu oft genannt:
Mein lieber Freund. —

Ein Großer ſchwört, er will mich protegiren;
Ich baue d'rauf, weil er mir ſtets verſpricht:
Bald ſolle mich ein ſchönes Aemtchen zieren! —
Erledigt wird's, doch wer bekommt es nicht?
Sein lieber Freund.

Mein lieber Freund, wie freut's mich, Sie zu ſehen,
Denn geſtern las ich ihr vortrefflich Buch. —
Ich werd' es preiſen: — Heut' iſt das geſchehen;
Doch wie! — Das Lob war nichts als Lug und Trug
Vom lieben Freund.

Mein lieber Freund, mein heißgeliebtes Leben!
So nennt mich meine Julie entzückt. —
Doch als er ſich heut' will zu ihr begeben,
Da findet einen Anderen beglückt
Der liebe Freund.

Betrogen ſo von Großen, wie von Kleinen,
Hab' ich der Liebe, wie dem Glück entſagt;
Wer wird es wirklich ehrlich mit mir meinen?
Ihr Lieben, die Ihr's redlich thut, beklagt
Den lieben Freund.

Die Viſiten.

Frei, nach Déſaugiers.

Du Cröſus unſeres Jahrhundert,
Der immer off'ne Tafel hält,
Und den entzückt die ganze Welt
Als einen ſelt'nen Mann bewundert,
Wenn nun verloren ging' Dein Geld?
Du flüchteteſt in eine Kammer,
Und ſchickteſt zu den Paraſiten,
Sie riefen wahrlich: „Welch ein Jammer!“
Doch kämen ſie nicht zu Viſiten.

Zwei Eheleute, neu verbunden,
Wenn ſie acht Tage kaum getraut,
So werden ſie ringsum geſchaut,
Wie ſie in ſchönſten Tagesſtunden
Den Freunden rings ihr Glück vertraut.
Das iſt nun einmal alte Sitte,
Daß man ſo ſeinen Gruß entbiete:
Doch Amor ſchleicht ſich aus der Mitte,
Und Hymen macht allein Viſite.

Wie fern liegt doch die ſchöne Zeit,
Wo, reich an Schönheit, Adelgunde
Ihr Leben ganz der Luſt geweiht,
Und Freud' und Frohſinn in der Runde
Sich nur um ihren Thron gereiht.

Jetzt wird ſie ſtets allein ſich finden,
Und kann den leeren Saal vermiethen;
Denn ruft ſie Amor auch, den Blinden,
Er macht ihr doch nicht mehr Viſiten.

Der Herr Miniſter Tugendleben
Verſprach mir ſeine hohe Gunſt,
Als wohlverdienten Lohn der Kunſt;
Ich mühe mich, ihn zu erheben —
Doch ſein Verſprechen war nur Dunſt. —
Zwar fordert er noch meine Lieder,
Und läßt mir manchen Gruß entbieten: —
Ich komm' in ſein Palais nicht wieder;
Behüt' uns Gott vor den Viſiten.

Wozu verdirbt man ſich die Laune
Denn mit Viſiten, ſteif und kalt? —
Ich werde plötzlich krumm und alt —
Ich ſeh' mich an und ich erſtaune,
Weil zu Viſiten ich gewallt. —
Nein, ich will ſtill zu Hauſe bleiben;
Und was mir auch das Schickſal biete,
Nichts ſoll mich zu Viſiten treiben,
Bis mir der Todt macht die Viſite.

Empfehle mich.

Frei nach einem Liede von Desaugiers: Serviteur, Serviteur.

Weil Alles doch hienieden
Allein das Ende krönt,
So findet der nur Frieden,
Der ſich an Nichts gewöhnt. —

Wird Luſt Euch zugetheilet,
Genießt ſie freudiglich;
Doch ruſt, wenn ſie enteilet:
Empfehle mich. —

Klopſt Amor mit den Seinen
Gar ſchelmiſch bei mir an,
Seh' ich ihn gern erſcheinen
Den ſchlauen, kleinen Mann.
Doch, bricht er dann die Treue,
Und zeigt gar mürriſch ſich,
So ruf' ich ohne Reue:
Empfehle mich.

Für die Geliebte leben
Laßt uns mit Jugendgluth,
Selbſt willig für ſie geben,
Wenn's ſein muß, unſer Blut. —
Doch trennt verwandte Herzen
Das Schickſal mächtiglich,
So rufet ohne Schmerzen:
Empfehle mich.

In's Lotto ſelbſt zu ſetzen,
Gewährt mir manche Luſt;
Ihr mögt Euch d'rob entſetzen,
Ich hab' es längſt gewußt.
Ihr bleibt hübſch in der Ferne;
Ich rufe ſicherlich,
Gewinn' ich die Quaterne:
Empfehle mich.

Shakeſpear, der Bühne Vater,
Und Schiller, groß und rein,
Erſcheint ihr im Theater,

Stell' ich gewiß mich ein. —
Doch * * * nur der Kühne,
Herrſcht jetzt noch mächtiglich;
D'rum ſag' ich zu der Bühne:
Empfehle mich. —

Die Ihr mit ſtrengen Händen,
Monarchen, jetzt regiert,
O laßt Euch nicht verblenden
Die Krone, die Euch ziert. —
Ihr müßt in fernen Tagen,
In nahen, was weiß ich?
Doch einſt zum Volke ſagen:
Empfehle mich.

Des Daſeyns mich zu freuen,
Iſt mir die erſte Pflicht;
Den Reichen nicht zu ſcheuen,
Denn ich beneid' ihn nicht;
Mag dann der Tod auch kommen,
Ich grüße freundlich Dich,
Der meinen Platz genommen:
Empfehle mich.

Die neue Welt.

Von Deſaugiers.

An Laſtern reich iſt unſ're Erde;
Um dieſe ausgemerzt zu ſehn,
Schafft eine neue Welt mein Werde,
Sie koſtet nur der Tage zehn.

Ich weiß, daß aus Fanfaronade
Die alte ſieben Tage braucht;
Benutzte da man die Decade,
Sie hätte wahrlich mehr getaugt.

Das Runde laß ich wahrlich gelten,
Weil es ſo viele Reize beut;
Allein in Hinſicht auf die Welten
Kann ich nicht ſagen, daß mich's freut.
Solch Stürzen darf Euch gar nicht kränken,
Wie Ihr es alle Tage ſeht;
Man muß ſich's als gewöhnlich denken,
An einem Ort, der ſteis ſich dreht.

Ich will, die Sonnenſtrahlen ſollen
Talente bloß und Tugenden
Beſcheinen, und der Donner rollen
Nur für die wirklich Schändlichen. —
Läßt vom Verbrechen ſich umgarnen
Ein Unglückskind, am Abgrundsrand,
So ſoll ein Blitzſtrahl ſchnell es warnen,
Daß es nah' dem Verderben ſtand.

Was uns nothwendig iſt von Thieren,
Verſorge mir die Menſchheit dann,
Die andern werd' ich exſtirpiren,
Da man ſie doch nicht brauchen kann.
Inſecten ſchaden jeden Falles,
Doch könnt' ich wahrlich nimmer ruh'n,
Wollt' ich in meinem Eifer Alles,
Was kriecht, fort von der Erde thun.

Der Wuch'rer ſoll mehr Seele ſchauen,
Der Leichtſinn mehr Verſtand zumal;
Nicht ſo viel Mundwerk wird den Frauen,

Die Naſe länger dem Gemahl.
Nicht ſo viel Stirn dem, was empiriſch,
Der Neugier wen'ger Ohr gewiß,
Nicht ſo viel Gall' dem, der ſatyriſch,
Dem Neide weniger Gebiß.

Hab' ich ſo Himmel nun und Erde
Bewegt mit frohem, heiterm Sinn,
Bringt doch die Freude mir mein Werde,
Daß ich der ew'ge Vater bin.
Ich fürchte nicht, man werde ſchelten. —
Fragt Ihr, warum? — Ei ſicherlich,
Da ich der Vater bin der Welten,
Hab' ich die ganze Welt für mich.

Meine Luftſchlöſſer.

Von Déſaugiers.

Damit mir recht behaglich ſey,
Wünſch' ich mir tauſend Thaler Renten,
Zwei Freunde, ('s iſt mein Hund dabei)
Die ſie mit mir verzehren könnten. —
Mit meinem Gut verbände ſich
Das einer Frau — ich bin kein Prahler,
D'rum, lieber Gott, erhöre mich
Und gieb mir jährlich tauſend Thaler.

Zweitauſend Thaler würden mir
Nun freilich wohl noch lieber werden,
Wie wär', mit dreißig Jahren hier,
Das eine große Luſt auf Erden.

Ein Kellerchen mit gutem Wein
Erfreute Alle, die mich kennten;
Soll, guter Gott, ich glücklich ſein,
Gieb mir zweitauſend Thaler Renten.

Allein man ſagt, der junge Flett
Hat jährlich gar zehntauſend Gulden,
Fährt in dem ſchönſten Cabriolet,
Da kann man wahrlich ſich gedulden.
Er ſingt und tanzt und trinkt und liebt,
Und freut ſich — nun das iſt erklärlich. —
Gewiß, der liebe Gott, er giebt
Mir auch zehntauſend Gulden jährlich.

Wenn zwanzigtauſend Gulden mein,
Viel beſſer würd' mir's doch gefallen;
Denn ich mag gern mit Freunden ſein;
Es wär' das ſchönſte Loos von Allen.
Die ganze Stadt erfreut' ich ſehr,
Mit lauter auserleſ'nen Gaben,
Dreißig hat der dicht an, daher
Muß ich doch zwanzigtauſend haben.

Zwei Mal zehntauſend Thaler zählt
Mentor, der ganz allein, nicht minder. —
Im Frühling ſchon bin ich vermählt,
Zehn Jahr — dann hab' ich dreizehn Kinder,
Nur ſechzehn Jahr hat meine Frau,
Für die die Herrchen noch entbrennten;
Darum verlang' ich ganz genau
Auch zwanzigtauſend Thaler Renten.

Doch daß man recht erlangt ſein Glück,
Braucht man wohl hunderttauſend Gulden,
Dann ſteigt man ſchnell im Augenblick,

Und fürchtet nirgends zu verſchulden.
Dann wird man witzig und gelehrt,
Erſcheinet groß und nirgends ſpärlich,
D'rum hat das Leben mir nur Werth,
Mit hunderttauſend Gulden jährlich.

Doch die ſelbſt reichen noch nicht hin,
In Thaler möcht' ich ſie verwandeln,
Wie würd' ich dann mit frohem Sinn
An Euch, Ihr lieben Freunde, handeln.
Stets off'ne Tafel, guter Wein,
Und immer ich für Euch Bezahler;
O denkt, wie herrlich müßt' es ſein,
Jährlich nur hunderttauſend Thaler.

Hätt' er's gewußt.

Von Madame Desbordes-Valmore.

Hätt' er's gewußt, wie tief er mich verwundet,
Ihr heißen Thränen, hätt' er euch geſeh'n,
O hätte nur dies Herz, von ihm erfüllet,
Die Macht behalten, ihm es zugeſteh'n;
Unmöglich hätt' er ſo ſich ändern können;
Getäuſchte Hoffnung brächt' ihm keine Luſt;
So reiche Liebe müßt' ihn doch beſiegen,
Hätt' er's gewußt.

Hätt' er's gewußt, was man erwarten dürfe,
Von einer Seele, rein, warm, nie verſteckt;
Die meine fordert' er, es zu erfahren,
Und Liebe kennt' er, wie er ſie geweckt.

Wohl künden ihm es die geſenkten Blicke,
Hat er es nicht durch meine Schaam gewußt?
Werth war ein ſolch Geheimniß ſeiner Seele,
Hätt' er's gewußt.

O hätt' ich ſelbſt gewußt, wie ſeine Augen
Beherrſchen, wenn ſie einmal faßt der Blick;
Statt ihn zu ſuchen, wie die Luſt des Himmels,
In and're Länder trüg' ich mein Geſchick.
Es iſt zu ſpät, mein Daſeyn zu erneuen,
Das Leben koſtet mich die ſüße Luſt.
Doch er, der mir es raubt, wird ſeufzend klagen:
Hätt' ich's gewußt!

Erinnerung.

Von Madame Desbordes-Valmore.

Als eines Abends plötzlich er erblaßte,
Als ſeine Stimme unverhofft verſtummte
Im halbgeſproch'nen Wort, als ſeine Augen
So brennend heiß, mich ſchwer verwundeten
Mit Leiden, die ihm eigen, wie ich wähnte —
Als ſeine Züge von der Gluth durchflammt,
Die nimmermehr erliſcht, ſich lebend prägten
In meiner Seele tiefſten, tiefſten Grund,
Da liebt' er nicht, ich liebte, ich allein.

Ich weiß nicht mehr.

Von Madame Desbordes-Valmore.

Ich weiß nicht mehr, was meinen Zorn erregte,
Er ſprach zu mir — ſein ganzes Unrecht floh,
Sein Auge fleht, ſein Mund ſtrebt zu Gefallen. —
Wohin mein Zorn entwichſt du ſchüchtern ſo?
Ich weiß nicht mehr. —

Ich will nicht mehr betrachten, was ich liebe,
Denn lächelt er, vergeblich wird mein Schmerz,
Er zwingt durch Himmelsſanftmuth mich zur Liebe
Und thut er's nicht, ſo thut's das eig'ne Herz.
Ich will's nicht mehr.

Ich kann ihm nicht entfliehen, wenn er ferne
Und mein Gelübde iſt umſonſt, ich blieb,
Als er zugegen, hindernd daß er's lerne. —
Doch fern von ihm ſein, der allein mir lieb,
Ich kann's nicht mehr.

Die große Karthauſe.

An den Prior Don Mortés.

Nach Alexander Dumas.

Dich hätt' ich gern geſehn, um Dir zu ſagen:
„Du, der Du wandelſt in des Glaubens Licht,
„Verſage mir, o Vater, wen'ge Strahlen
„Von dieſer Fackel, die mich anzieht, nicht.“

Wenn, ohne gutem Rath Gehör zu geben,
Der Wanderer zu ſpät ſich aufgemacht,
Und Dir, in Deiner einſam ſtillen Zelle,
Des Windes Flügel ſeinen Ruf gebracht.

Dann eilſt Du, Vater, fort, um ihm zu helfen;
Wie auch der Sturm tobt, ſein Erretter naht;
Du leuchteſt ihm, und rufſt: Hierher mein Bruder;
Auf dieſer Seite windet ſich der Pfad.

Du findeſt ihn, umlagert von Gefahren,
Mit denen ihm das tiefe Dunkel droht;
Er klammert angſtvoll ſich an eine Klippe;
Ein Schritt nur vorwärts, und ſein harrt der Tod.

Doch, Dank ſei Dir, er wird durch Dich gerettet,
Demüthig folgt er Deinem feſten Schritt;
Du leiteſt ihn auf dieſem ſteilen Wege,
Daß er nur dorthin, wo Dein Licht ſcheint, tritt.

Wenn endlich er die Schlünde hat verlaſſen,
Sprichſt wie ein Engel zu dem Sünder Du:
„Du biſt am Ziele nun, mein Bruder, gönne
Nach ſchwerer Wand'rung jetzt Dir ſtille Ruh.“

Ich bin der Wand'rer, dem nach Dir verlanget,
Der, als er fortzog, nicht den Weg gekannt;
Mein Pfad iſt eng und ſteil, die Nacht ſo dunkel,
O leuchte mir, und reiche mir die Hand!

Wie Du, allein in anderem Berufe,
Ließ ich die Welt, die früh verhaßt ſchon mir;
Du ſtrebteſt nach dem Licht, ich nach der Wahrheit,
So machten Beide gleiche Wallfahrt wir.

Du aber ſtiegſt empor auf ſteilen Pfaden,
Ich ſchlug den Weg ein, wo ich Blumen ſah;
Es deckten Schweiß und Runzeln Deine Stirne,
Doch wareſt Du zuerſt der Höhe nah.

Denn ich verlor mich auf den Blüthenwegen,
Wohin mich nicht Vernunft führt', nur Begier;
Ich lagerte mich auf den grünen Wieſen,
Und pflückte ringsum Frücht' und Blumen mir.

Dann kam der Abend, mit dem wilden Sturme;
Ein Obdach ſucht' ich, fänd' es gar zu gern;
Es zuckten über mir die falben Blitze,
Doch zeigten ſie das Ziel nicht, das noch fern.

O hilf Du mir, mein Vater, Vielerfahr'ner;
Sag' mir, ob ich, zu leſen Gottes Wort,
Die Fackel von dem Wiſſen ſolle bergen,
Ob folgen blind der Feuerſäule dort?

Sprich! Deinem ſtrengen Worte will ich horchen,
Denn ſeit Dein Glaube Dich empor geführt,
Vernimmſt Du nicht mehr das Geräuſch der Erde,
Das immer noch verwirrt mein Ohr berührt.

Und oft geſchah's, daß in der Nächte Schweigen
Dein frommer Blick den Herrn um Stärkung bat;
Dann folgteſt Du den Welten, gold'nem Staube,
Die ſein Schritt aufregt auf des Himmels Pfad.

Am Tage horchteſt Du in heil'ger Zelle,
Auf Deinen Knieen, ob des Echo Laut
In dieſen weiten Kreiſen, eine Botſchaft
Sei aus den Himmeln, die Dir anvertraut.

Sag' mir, wie Gott, des Werk wir Beide, Vater,
Der zu demſelben Ziel wies unſ're Kraft,
Dir Frieden gab, mich in die Stürme ſchleudert,
Dir ſo viel Ruhe ſchenkt, mir Leidenſchaft?

Haſt Du denn keine heißen Fiebernächte.
Nicht wilden Traum, der aus dem Schlaf Dich weckt,
Wo die Begier, am Tage matt und ſchweigend,
Laut zu Dir redend, Gottes Stimme deckt?

Wie, oder wäre Dir es ein Geringes,
Und ſandteſt Du dem Teufel ſolchen Traum;
Der Welle gleich, die, fort vom Ufer rollend,
Hin an's Geſtade wirft den weißen Schaum?

Wenn dem ſo iſt, und wenn der Geiſt des Böſen
Gleichſam im Kampfe von Dir hingeſtreckt,
So mußteſt zu der Welt den Blick Du richten,
Die, weil Du ſicher, zwiefach Dich erſchreckt.

Dort ſah'ſt Du alter Herrſcher Throne ſtürzen,
Zuſammenbrechen unter einem Stoß;
Der erſten beſten Stirn die Krone geben,
Für Karl, wie für Napoleon gleich groß.

Von Heut' zu Morgen ändert ſich ein Glaube;
Die Lehre drückt und läſtig wird die Pflicht.
Es fielen in den Koth ſo große Namen,
Die Furcht, ſie zu zertreten, läßt Dich nicht.

Den Menſchen ſehend auf dem böſen Wege,
Ergreift ihn weinend die Religion. —
Doch weh! er ſtößt ſie fort, wie ſeine Mutter
Hart von ſich ſtößt ein ungerath'ner Sohn.

D'rum gieb mir Antwort, denn ich kann nur zweifeln;
Glaubſt Du, es ſei die Seele dieſer Welt
Religion, daß, ohne ihre Lehren
Und ihr Geſetz, in Trümmer ſie zerfällt?

Glaubſt Du, daß, ähnlich unſ'rer Menſchenſeele,
Wenn Gottes Mund verlöſcht der Fackel Licht,
Daß dann dem Körper, den ſie hat verlaſſen,
Sich in das Grab zu legen, einz'ge Pflicht?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wie, oder meinſt Du, daß, dem Sohne gleichend,
Dem ſeiner Väter Burg zum Erbtheil fällt,
Und der da ſieht, daß ſie die Zeit zerſtörte.
Und fürchtet, daß der Bau nicht länger hält,

Obgleich er ſie als Angedenken ehret,
Obgleich ſo manche Stimme für ſie ſpricht,
Dennoch mit kluger Hand zum Hammer greifet,
Und ſorglich, raſch die alten Mauern bricht.

Bald ſiehſt Du ſich ein neues Haus erheben,
Wo ehemals die alte Wohnung ſtand;
Ihr kann der Herr ſich ſicher anvertrauen,
Sie beut den wilden Stürmen Widerſtand.

Sprich, glaubſt Du wohl, daß, ſolchem Hausherrn gleichend,
Die Welt, mit klüglicher Dazwiſchenkunſt,
So Alles ſtürzt, daß ſie es neu erbaue,
Ganz nach dem ſichern Maßſtab der Vernunft?

Und wenn ſie Alles in den Abgrund ſchleudert,
Altar und Gott, den Thron, den König d'rauf;
Sprich, glaubſt Du wohl, die Freiheit baue wieder
Es mit dem einz'gen Wort ,,Geſetze'' auf?

Mein Vater.

Von E. le Gouvé.

Noch zählt' ich nicht fünf Jahre, als er entſchwand;
Man hüllte mich in Schwarz — mit heißen Zähren
Bekleidete mich der Großmutter Hand
Damit; ich ließ geduldig ſie gewähren,
Weil ich im neuen Anzug glücklich war;
Mein Körper trauerte nur ihm zu Ehren,
Noch zählt' ich nicht fünf Jahr.

Doch oftmals in der frohen Jugendzeit
Fragt' ich: Wo iſt der Vater denn geblieben?
Und man erwiderte: Dein Vater, weit
Verreiſt iſt er; er iſt bei Gott, dem Lieben;
Zufrieden dann war ich, zum Spiel bereit,
Nicht mehr mit Fragen quälend meine Lieben.

Doch einſt im Traume, während ſtiller Nacht,
Bog ſich ein junger Mann hold über mich,
Mit Lächeln, wie ich Engel mir gedacht,
Und ſprach zu mir: „Ich bin Dein Vater, ich.“
Wir kos'ten lange, bis der Morgen kam,
Und jene ſüßen Träume von mir nahm,
Da wacht' ich weinend auf; mein Geiſt
Begriff nun ganz das ſchwere Wort: Verwaiſt.

Verwaiſt! O wie viel Trübes liegt darin;
Ich ſehe, — eil' ich durch die Straßen hin,
Zwei Männer; greiſe Locken hat der Eine,
Jung iſt der And're noch; — im zärtlichſten Vereine
Geh'n ſie dort Arm in Arm; — es freut ſie ſchon,
Sich anzuſchauen; — Vater iſt's und Sohn;
In ihren Augen kann man's deutlich leſen,
Und wahre Liebe zeigt ihr ganzes Weſen.
Ich ſehe ſie — mich faßt ſo tiefes Leid,
Mit heißen Thränen folg' ich ihnen nach,
Bis ſie dem Blick entſchwinden allgemach;
Und Neid erfüllt mich; — Neid! —

Dich, heil'ge Liebe, hat mein Herz erkannt,
Du haſt die ſchönſten Jahre mir verklärt;
Ich weiß, wie uns ein warmer Druck der Hand
Im Geiſte ganze Tage nährt;
Ich weiß, wie wir am trauten Wort erwarmen,

Ich kenne ganz der Freundſchaft heilig Glück;
Und Keiner hält wie ich in ſeinen Armen
Mit ſolcher Luſt den Freund, kehrt er zurück.

Der Mutter gute Mutter liebte mich
Als kleines Kind mit jugendlicher Gluth;
Ihr Mund verzog nur dann zum Lächeln ſich,
Wenn ich ihr ſchmeichelt, wie's ein Enkel thut.
Ich freute mich an lieber Schweſter Pflege,
Ich hatte theure Freunde, nah' verwandt,
Sie räumten ſtets die Dornen aus dem Wege,
So daß ich überall nur Blumen fand.

Doch Liebe nicht, mit ihrem ganzen Glücke,
Und Freundſchaft nicht, ſo edel und ſo hehr,
Vermochten je zu füllen dieſe Lücke, —
Es bleibt ein Platz in meinem Herzen leer,
Und nimmer, wie mein Schickſal auch ſich gründet,
Trat mir die Freude, trat das Leid mir nah,
Wo eine dumpfe Stimme mir nicht kündet,
Aus tiefer Bruſt: „Dein Vater iſt nicht da.“ —

Wie hätt' ich ihn geliebt! Aus vollſtem Herzen
Der Jugend ganze Gluth ihm dargebracht; —
Ich fühl' es tief an meinen heißen Schmerzen,
Ich hätte glücklich ihn gemacht.
Zerſtört iſt meine Seele; — iſt der ſeinen
Verlaſſ'ne Wittwe. — Namenloſe Pein!
In ſeinen Schriften ſeh' ich ſie erſcheinen. —
Ach, mein Beruf war, Sohn zu ſein.

Doch, weh! von ihm kein tröſtendes Erinnern;
So Vieles weiß ich noch aus früher Zeit,
So Manches lebt noch fort in meinem Innern,
Das werth nur der Vergeſſenheit.

Noch weil't in mir, womit ich damals ſpielte,
Der Schweſtern Wiege, meiner Mutter Bett,
Nach welchem ich aus meinem zielte,
Und jedes alte Hausgeräth.

Ich weiß ganz gut, wie nach dem Frühgebete
Die Mutter ſprach: „Nun hin zum Vater trete,
Und wie ein artig Kind umarme ihn.“ —
Weiß, wie er ſtets mit Luſt ſich zu mir neigte,
Und Bilder mir in einem Buche zeigte,
Das ganz und gar von Gold mir ſchien.

Wohl kann ich ſeiner Stimme mich erinnern; —
Allein ſein Bild erloſch in meinem Innern,
Die Züge — ach! umſonſt beſchwör' ich ſie —
Umſonſt — umſonſt — ich kann ſie mir nicht denken;
Das Erbtheil will der Himmel mir nicht ſchenken;
Die theuren Züge faſſ' ich nie.

. Der Schmerz iſt nur gering; die mit mir leben,
Sie reden gern von ihm, und ihn erheben,
Freut Jeden, der nur von ihm ſpricht. —
In ihren Herzen weilt er noch, und Alle,
Ach Alle haben ihn gekannt einſt, Alle!
Sein armer Sohn nur kennt ihn nicht.

Mit welchem Eifer, welcher Fiebergluth
Stets meine Seele auf den Lippen ruht,
Die mir berichten, wie er lebte — ſtarb.
Wie haſch' ich jedes Wort, das mir ihn zeigt,
Zu ſeinem Bilde einen Zug mir reicht;
Wie bitt' ich Jeden, daß er mir erzähle,
Und wie bewahrt dann gierig meine Seele
Den reichen Schatz, den ſie dadurch erwarb.

Vorzüglich hör' ich gern in Frauenmunde
Den Namen, der mein beſtes Eigenthum.
Sie haben vom Gefühle tief're Kunde,
Und ihre Trauer iſt ſein ſchönſter Ruhm.
Erzählet eine mir mit trüben Blicken
Von ihm, wie eifrig hör' ich dann ihr zu,
Dann treibt es mich, ihr ſtill die Hand zu drücken,
Und ihr zu ſagen: Meine Schweſter, Du! —

So muß ich Alles mir zuſammen raffen,
Was mir ihn malt, ob's Luſt bringt oder Schmerz,
Um die Vergangenheit mir neu zu ſchaffen,
Mir zu beruhigen das Herz.

Iſt meine Seele voll dann bis zum Rande,
Erſcheint die Beute mir ſo ſchön und reich,
Als hätt' ich ſie aus jenem finſtern Lande
Dem Tode abgerungen, kalt und bleich,
Dann eil' ich hin zu ſeiner Ruheſtätte,
Die ich mit ernſtem Blick, entblößter Stirn betrete;
Stumm öffn' ich mir das Thor zum dunkeln Raum,
Rechts von dem Hügel ſetz' ich ſtill mich hin;
Mir gegenüber ſteht der Roſenſtrauch,
Und es umweht mich ſeines Grabes Hauch,
In Thränen findet mich ein tiefer Traum,
Dort trauert, dichtet, denkt mein ernſtbewegter Sinn.

Man ſagte mir, daß ich ihm ähnlich ſei;
In Runzeln ſuch' ich meine Stirn zu falten,
Ich ſuche vor der Zeit noch zu veralten,
Und zwinge ſeine Züge ſo herbei. —
Dann um ſein Wirken zu erneuen,
Um ſeinen heil'gen Schatten zu erfreuen,
Da, was er ſchuf, in meiner Seele lebt,

Ruf' ich zurück, aus ſeinen Hochgeſängen,
Das Herrlichſte, was einſt mit Wunderklängen
Sein zärtlich-tiefes Herz durchbebt.

Und wie die Biene ſich zum Eigenthume
Den Honig ſammelt aus dem Kelch der Blume,
So ſammle ich aus Allem, was er ſchrieb,
Raſtlos und eifrig ſeine Seele wieder,
Und bilde mir aus jedem ſeiner Lieder
Sein Herz auf's Neue, das mir gar zu lieb.

Zu ſchnell nur kommt der Abend; — aus dem Traume
Erweckt er mich; — und von dem heil'gen Raume
Entfernt' ich dann, wie ein Verbannter, mich. —
Doch kann ich kaum zehn Schritte vorwärts gehn,
So muß ich ſtill auf meinem Wege ſtehn,
Und nach ihm, mit dem Haupte winkend, ſehn:
Leb' wohl, mein Vater! — Ach! vernimmt er mich?

Sonnet.

Von Sainte-Beuve.
(Joſeph Delorme.)

Wenn keine Hoffnung mir die Zukunft bringt
Kein Angedenken hat Vergangenheit,
Wo die gequälte Seele, ſchmerzbeſchwingt,
Ausruhen könne von dem tiefen Leid;
Wenn nie ein Tag hell meiner Jugendzeit;
Wenn Liebe floh, die meine Kraft nicht zwingt
Auf ihrem gold'nen Fittig; — ungeweiht
Der Lobgeſang auf Frankreichs Ruhm verklingt;
Wenn nur die Armuth, die den Aufſchwung haßte,
Seit meinen Kinderjahren mich umfaßte,

Die Jugend feſſelnd, Hohn dem Streben ſprach;
Warum nicht ſterben, Trug des Lebens meiden?
Warum nicht ohne Furcht und Zürnen ſcheiden,
Wie von dem Freund, der ſein Verſprechen brach?!

Epigramme.

Aus dem Franzöſiſchen bekannter und unbekannter Verfaſſer.

Vorſicht.

Adelheid verkauft die Liebe
An den erſten beſten Mann.
Nur aus Vorſicht, daß ſie ſpäter
Auch ſie wieder kaufen kann.

Grabſchrift.

Hier ruhet meine Liebe, wohl geborgen,
Doris rief ſie an's Licht am ſchönſten Morgen;
Allein, daß ich nur Wahrheit ſpreche,
Kaum vierzehn Tage d'rauf ſtarb ſie vor Altersſchwäche.

An eine ſchöne Hutmacherin.

Nach Desaugiers.

Umſonſt hat ſo der Himmel Dich geziert,
Umſonſt iſt, ach! bei Dir der Herrchen Sehnen;
Wie kannſt Du noch viel zu verkaufen wähnen,
Da Jeder, ſieht er Dich, den Kopf verliert.

Epigramm.

Der Geiſt macht ſelten Glück auf dieſem Erdenball,
Doch darf uns das, Ihr Freunde, nicht mehr kränken;
Denn ſeht, Ihr findet überall
Wohldenkende verſorgt, die gar nicht denken.

Betrachtung.

Nach La Monnoye.

Wie viele Schmerzen, wie viel Pein;
Zu unerfreulich iſt hienieden unſer Lauf;
Denn kaum genießen wir der Ruh,
So drückt das Leben uns die Augen zu,
Und ſchläfert uns mit Langeweile ein;
Dann kommt der Tod und weckt uns auf.

Grabſchrift.

Hier ruht ein ſchönes Weib nach ſchwerem Tode.
Die Liebe zum Gemahl hat ſie dahin gebracht. —
Es iſt die einz'ge neue Mode,
Die keine Frau ihr nachgemacht.

Thörichter Stolz der Jugend.

Nach Guichard.

Es eilt hienieden Alles hin zum Ende,
Wie jede Stunde das beweiſen kann. —
Eins kommt, das And're flieht, —
Jung oder Alt — den Unterſchied,
Fragt Ihr, wo den man fände? —
Jung iſt noch unterwegs, Alt kam ſchon an.

Grabſchrift auf einen vornehmen Mann.

Der Stein hier mag Euch Nachricht geben
Von des Gewalt'gen Lebenslauf;
Er zeigt, daß man auch ohne Herz kann leben,
Und ſterben, und giebt doch den Geiſt nicht auf.

Quatrain.

Nach Boufflers.

Es muß der Geſchmack ſich fügen,
Blickt man auf das Leben zurück;
Das Glück iſt der Weiſen Vergnügen,
Vergnügen der Thoren Glück.

Grabſchrift auf meinen Hund.

Dem Herrn Kritikaſter Veit gewidmet.

Hier unter dieſem Hügel
Liegt Spitz, mein kleiner Hund.
Er hatte große Aehnlichkeit
Im Leben mit Euch, lieber Veit.
Er brummte, knurrte, biß
Ohn' alles wahre Aergerniß,
Und erntete zum Lohne Prügel.
Er war auch ein gelehrter Hund.

An eine Dame.

Dir iſt die Liebe nur ein Spiel;
Doch ach, um uns iſt's gleich geſchehn;
Wenn wir Dich eben nur geſehn,
Sahn wir Dich ſchon zu viel.

Anzeige.

Der Herr Hans Benedikt von Thoren
Hat geſtern ſeine Frau verloren,
Die in der Stadt wohl ſich verirrt.
Da ſie nicht wiederkehrt zu ſeiner Wohnung,
Verſpricht er zwanzig Louisd'or Belohnung
Dem redlichen Finder —
Der ſie behalten wird. —

Der unglückliche Liebhaber.

Eine Sündfluth von Billetten,
Ohne Unterlaß geſandt,
Kündete von mir Liſetten,
Daß mein Herz für ſie entbrannt.
Aber unglückſel'ger iſt
Wohl kein Liebender geweſen; —
Ich erfuhr nach langer Friſt, — —
Denkt! — Liſette kann nicht leſen.

Graf Grammont und der Gaſcogner.

Zum Grafen Grammont
Kam einſt ein Gaſcon
Und lieh ſich hundert Thaler. —
Er zeigte ſich d'rauf als ehrlicher Zahler.
Doch als er ſpäter von Neuem kam,
Und des Grafen Güte in Anſpruch nahm,
Sprach dieſer: Verſchont mich mit dem Vergnügen;
Ich laſſe nicht gern zwei Mal mich betrügen.

An ein Weib.

Von Victor Hugo.

Wär' ich ein König, o ſo gäb' ich gleich
Mein Volk, zu Füßen knieend mir,
Und meine goldne Krone und mein Reich,
Den hehren Scepter, meinen Thron, ſo reich,
Für einen Blick von Dir. —
Wär' ich ein Gott, ſo gäb' ich Erd' und Fluthen,
Engel, Dämonen, tief gebeugt vor mir,
Die Schätze, die in Meeresſchlünden ruhten,
Raum, Ewigkeit, der goldnen Sonne Gluthen,
Für einen Kuß von Dir.

Geiſtesgegenwart.

Ein Sünder, der zum Galgen reif,
Sprach zu dem dicken Pfarrer Steif:
Herr, wollet nicht zu guter Letzt mich ſtören,
Und bleibt zu Haus mit Eurem Amt;
Zum Galgen ward ich zwar verdammt,
Doch nimmermehr, Euch anzuhören.

Auf eine alte Betſchweſter.

Der Sünde Dienerin ward ſie mit funfzehn Jahren,
Und hat gewiß nicht ihre Zeit verpaßt;
Jung, machte ſie das Laſter liebenswürdig,
Alt, macht ſie nun die Jugend uns verhaßt.

Star.

Star ſeht Ihr nach dem Doctorhute laufen,
Es macht ſich auch, er iſt reich, wohlgeboren;
Du lieber Gott, es läßt ſich Alles kaufen, —
Doch ſagt — bedeckt der Hut auch ſeine Ohren?

Bruder und Schweſter.

S. Mein Brüderchen, wann hörſt Du auf zu ſpielen?
Bezwinge doch den böſen Hang. —
Du haſt es nun ſo lange ſchon getrieben.
E. Sobald Du, Schweſterchen, aufhörſt zu lieben. —
S. O weh, da ſpielt er doch ſein Lebenlang!

Guter Rath.

Du möchteſt Dich von Ralph befreien,
Denn er beläſtigt Dich ſo ſehr. —
Brauchſt nur ein Sümmchen ihm zu leihen,
Dann ſiehſt Du ihn gewiß nicht mehr.

Der bekehrte Geizhals.

Herr Harpagon, bekehrt durch ſeinen Paſter,
Spricht: Wahrlich ja, es iſt der Geiz ein Laſter.
Almoſen aber ſind des Himmels Schwelle;
Ich will — d'rum bitten, auf der Stelle.

Grabſchrift auf einen kleinen Dieb.

Hier ruht, wie das Geſetz befohlen,
Vor dem ein Gulden nicht mehr ſicher war.
Der arme Schelm; Hätt' er nur mehr geſtohlen,
So wäre ſeine Unſchuld klar.

Wohlfeiler Handel.

A. Herr Graf, das iſt ein ſchönes Tuch. —
B. Mein Freund, es koſtet Geld genug.
A. Wie viel? Ich könnte doch es rathen.
B. Ja, Freundchen, mehr noch, als Ihr denkt.
Die Elle kommt auf vier Ducaten —
Doch auf Credit. —
A. Ei für den Preis
Nähm' ich's — das iſt ja wie geſchenkt.

Heirath nach der Mode.

A. Heirathe doch. —
B. Ich bleibe Junggeſell. —
A. Ich wüßte wohl. —
B. Verſchone mich, ich bitte.
A. Ein hübſches Kind von guter feiner Sitte.
B. Warum nicht gar!
A. Die Augen klar und hell.
B. Mag ſein. —
A. Und voller Geiſt und Leben.
B. Was kümmert's mich! —
A. Ein häuslich, fleißig Streben

B. Was geht's mich an. —
A. Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen.
Hat Hunderttauſend —
B. Topp, die will ich nehmen.

Auf eine geſchminkte Dame.

Die Maler alle, die man preiſt,
Sie kommen Dir nicht gleich an Geiſt;
Du kennſt die Kunſt wie Keiner noch, zumal
Du Maler biſt, Bild und Original.

Auf drei häßliche Damen,
die ſich den Preis der Schönheit ſtreitig machten.

Noch ſtets der Welt uralter Lauf. —
Sollt' Paris wieder ſolchen Streit entſcheiden,
Würd' er den Apfel in drei Stücke ſchneiden,
Und — ſpeiſte ſämmtliche drei Stücke auf.

Die reiche Häßliche.

Die reiche Lotte wählt Herr Harpagen;
Und wirklich, häßlicher konnt' er ſie nicht bekommen,
Er hat ſie wie alt Silber angenommen,
Allein nach dem Gewicht und ohne die Façon.

Grabſchrift
auf den ſchlechten Vater eines ſchlechten Sohnes.

Hier liegt ein alter Schuft, den Zorn getödtet hat,
Weil ein noch größ'rer Schuft durch ihn in's Daſein trat.

Auf einen beſtohlenen Dichter.

A. Man hat den Far beſtohlen.
B. Ei, das iſt mir nicht lieb.
A. Sein neu'ſtes Trauerſpiel. —
B. Ach Gott, der arme Dieb!

Auf einen alten Magiſter.

Sagt nicht, der Hunger bringt die Leute auf die Bahre:
Magiſter Ulrich lebt ſchon achtzig Jahre.

Liſettens Antwort.

Heirathen, Kind, iſt gut; es nicht thun, beſſer:
Sagt zu dem holden Töchterlein Freund Weſſer.
Papa, ich thue gut, und nehme einen Mann,
Spricht ſie, mag's beſſer machen, wer es kann.

Hiob.

Dem Hiob ließ der Teufel es nicht fehlen;
Nahm Kinder ihm, Geſundheit, Gut und Glück,
Und, um recht weidlich ihn zu quälen,
Ließ er ihm nur ſein Weib zurück.

Wohlſtand und Noth.

Du mußt die Wirkung Beider mit Verſtand
Streng von einander trennen:
Der Wohlſtand macht den Freunden uns bekannt,
Noth lehret uns die Freunde kennen.

Auf einen Schattenriß.

Wie lieb' ich dieſes Bild, troß ſeiner dunkeln Farbe:
Wie ſehnt ſich ſtets mein Herz nach ihm zurück!
Man ſagt ſehr oft, das Glück iſt nur ein Schatten:
Ich aber rufe laut: Ein Schatten iſt mein Glück.

Die Viſite.

Ein Mal im Jahr beſucht er mich,
Dann komme zu ihm ein Mal ich;
Hab' ich nicht Grund, auf ihn zu ſchmälen?
Er quälet ſich, um mich zu quälen.

An eine junge Dame,

die ein Greis immer liebkoſen wollte.

Wenn der alte Harpekras
Immer ſtrebt, mit Dir zu koſen,
Ruf' ihm zu: Freund Boreas,
Quäle doch nicht ſo die Roſen!

Auf eine Frau, die ohne Zunge ſprach.

Daß ein zungenloſes Weib ſich in Reden könne zeigen,
Glaub' ich gern.
Aber, daß es, mit der Zunge ausgeſtattet, könne ſchweigen,
Solcher Glaube bleibt mir fern.

Der Mangel.

Zum Ehrenmanne mangelt Dir, Leander,
Der Wille bloß, der Solches ſchafft;
Zum Schufte mangelt Dir, Cleander,
Nichts, als die Kraft.

Der Edelmann.

Er nennt ſich adlig, hat ein Gut,
Vergeß im Kriege niemals Blut,
Geſchäfte ſind ihm noch verhaßter,
Viſiten aber macht er gern,
Doch hält er ſich die Armen fern;
Er jagt, er ißt, er ſpielt, er trinkt,
So lang' der Wein im Glaſe blinkt.
Sprecht, ſind das Tugenden, ſind's Laſter?

Grabſchrift.

Paul, der den Mund nie machte zu,
Hat dieſes Grab ſich auserkohren,
Preis ſei dem Herrn, dem Todten Ruh,
Und Frieden fortan unſern Ohren.

An einen ſchlechten Poeten.

Du ſagſt, Buchhändler Ralph verkaufe Dein Gedicht;
Du irrſt, er bietet's feil, doch er verkauft es nicht.

An einen Sänger,

der ſich vor einem ungebildeten Publicum hören ließ.

Orpheus, wenn ſein Geſang im Walde wiederhallt,
Feſſelt die wilden Beſtien zumal.
Was Orpheus einſt gethan im dichten Wald,
Das thateſt dieſen Abend Du im Saal.

Frage und Antwort.

F. Man hat mir Wild geſandt; ich möcht' zum Feſt es ſparen;
Doch, beſter Till, wo ſoll ich es bewahren?
A. In Deiner Küche, liebſter Krauſe.
Es iſt der kältſte Ort in Deinem Hauſe.

An einen Dichter.

Hat Dich der Hof verſtoßen,
Gieb Dich nicht gleich verloren.
Mein Freund, die Ohren der Großen
Sind oftmals große Ohren.

Gegen die Koketten.

Nichts iſt wahrlich mir verhaßter!
Draußen Schminke, drinnen Laſter.
Nimmſt Du dieſe ſolchem Weib,
Nimmſt Du Seele ihm und Leib.

An einen Nebenbuhler.

Daß ich mehr Glück bei ihr — von Dir
Sprichſt Du zu ihr, ich nur von ihr.

Das Gold.

Gold iſt das ſchwerſte der Metalle,
Und auch das leichteſte; im Weltenlauf
Schwingt es die Menſchen oft hinauf,
Und bringt ſie oft zu Falle.

Der Trinker.

Wie die Blumen bin ich; wo der Rebe
Goldnes Blut mir fließt,
Bleib' ich gern, ſo lang' ich lebe,
Wurzel ſchlagend, wenn man mich begießt.

Hymen und Amor.

Amor ſpielt gar oft,
Wo man's nicht gehofft,
Hymens Rolle.
Doch hat man noch nie erlebt,
Daß ſich Hymen ſo beſtrebt,
Und die Amors ſpielen wolle.

Auf eine Kokette.

Endlich heirathet Celiane,
Die Unbeſtändige, nach langer Friſt,
Und gleicht ſo einer Wetterfahne,
Die ſtehn bleibt, weil ſie eingeroſtet iſt.

Auf einen geizigen Onkel.

So lautet meines Onkels letztes Schreiben:
,,Jetzt geb' ich Nichts, doch geh' ich einſt zur Ruh',
So fällt Dir, lieber Neffe, Alles zu.''
Nun ſprecht, was kann mir noch zu wünſchen übrig bleiben?

Der Eheſtand.

Du treibſt mich ſo, ich ſoll ein Weibchen wählen:
Allein die Klugheit ſpricht: Gemach,
Willſt Du in Deiner Wahl nicht fehlen,
So denk' Dein Leben lang darüber nach.

Die Hülle.

Lucinde klagt ihr ſchweres Leid;
Craſt iſt alſobald mit gutem Rath bereit,
Und ſpricht: — O hülle Dich, wo Wolken ſich gethürmt,
In Deine Tugend, wenn es ſtürmt.
Ach, meint ſie, gar zu dünn wär' ſolch ein Kleid.

An eine Dame,

die ſich einer Brille bediente.

Du meinſt, es werde beſſer Dir gelingen
Mit einer Brille? — Mir macht das Verdruß.
Kennt man, wie Du, die Kunſt, ſich Alles nah' zu bringen,
So iſt die Brille wohl vom Ueberfluß.

Der lebende Todte.

Du glaubſt, X. ſei nicht mehr am Leben,
Weil keine Seele von ihm ſpricht;
Er hat den Geiſt zwar aufgegeben,
Allein geſtorben iſt er nicht.

Grabſchrift.

Hier liegt, der uns ein Buch gegeben,
In welchem er ſich überbot. —
Er wähnt, nach ſeinem Tod zu leben,
Und ſtarb ſchon, als er noch nicht todt.

Aeneas.

Durch kühnes Wagen
Hat er den Vater aus der Gluth getragen,
Die Götter lohnten gleich ihm ſeine That,
Da er dabei ſein Weib verloren hat.

Volksthümlich.

Laß die Leute nur ſchwatzen.

(Franzöſiſch.)

„Ei, Du ſchöner Winzermann,
Sahſt Du nicht mein Liebchen?
Hundert Thaler wend' ich d'ran,
Wer mir zeigt mein Liebchen."

„Lieber Herr, zählt ſie nur auf. —
Nach dem Weinberg kommt herauf,
Unter einem Pflaumenbaum
Schläft eu'r ſüßes Liebchen."

Drei Mal ſtieß ich da ſie an —
Stille blieb mein Liebchen.
Bei dem vierten Stoß ſodann
Seufzt' mein ſüßes Liebchen.

Seufzeſt Du ſo trauriglich,
Sage, was betrübet Dich?" —
Ach! ich ſeufze nur um Dich,
Du, mein ſüßes Liebchen!

„Alle Nachbarn ſeh'n uns zu
Und ſie ſchwatzen, Liebchen.“
„Laß ſie ſchwatzen immerzu,
Du mein ſüßes Liebchen!“

„Schwatzen nur aus Herzensluſt,
D'rob lach' ich aus voller Bruſt.
Wenn ſie Alles ausgeſchwatzt,
Schweigen ſie, mein Liebchen.

Die Hartherzige.

(Frankreich.)

Ich ſtand an einem Morgen auf,
Am Morgen in der Früh,
Und eilte früh in vollem Lauf
Vor meiner Liebſten Thür,
Sobald ſie mich nur ſingen hört',
Schloß ſie die Thüre zu.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?

„O mach' doch auf! Thu' nicht ſo fremd,
Mein Liebchen, ſüßes Lieb!
Es iſt ſo kalt, ich bin im Hemd,
Mir zittert jedes Glied.“
Sie that, als hätt' ſie's nicht gehört,
Und blieb in ihrer Ruh'.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?

„Sag' mir,“ ſprach ſie, „mein lieber Schatz,
Friert es denn vor dem Haus?“ —
„Der Reif fällt hier nur auf den Platz,
Sonſt hielt ich's auch nicht aus.
Mein Leben hätt' der Froſt zerſtört,
Da Du in guter Ruh'. —
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?

„Das Lieben hat man nicht ſo leicht,
Wie Jedermann es glaubt;
Und wer da meint, er hab's erreicht,
Dem iſt es juſt geraubt.
Wem nicht zuletzt ſein Schatz erhört,
Der kommt um alle Ruh'.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?“

Schön Yolans.

(Frankreich.)

Schön Yolans ſitzt in dem Zimmerlein,
Entfaltet Linnen auf den Knieen fein,
Näht Gold und Seidenfäden da hinein.
Da hebt die Mutter ſie zu tadeln an:
„Ich tadle Dich, ſchön Yolans!“

„Ich tadle Dich, Du ſchöne Yolans,
Wie bei der Tochter ich es ſoll und kann.“ —
„Weshalb denn nur, Frau Mutter, ſag' mir's an!“
„Bei meiner Treu', ich ſage Dir's ſodann,
Ich tadle Dich, ſchön Yolans!“

„Weshalb denn tadelſt Du mich, Mütterlein?
Wird es um Nähen oder Schneiden ſein,
Wird es um Spinnen oder Weben ſein,
Schlaf' ich vielleicht zu lange? ſag' mir's an!“
„Ich tadle Dich, ſchön Yolans!“

„Nicht iſt's um Nähen oder Schneiden, nein,
Nicht ſoll's um Weben oder Spinnen ſein,
Auch nicht um langes Schlafen, Tochter, nein!
Du ſprichſt zu häufig einen Ritter an,
D'rum tadl' ich Dich, ſchön Yolans!“

„Es ſpricht zu viel mit Dir Mahi, der Graf,
Und das raubt Deinem Gatten allen Schlaf,
Der Schmerz darüber gar zu tief ihn traf.
O thu's nicht mehr, hör' meine Bitte an!
Ich tadle Dich, ſchön Yolans!“

„Und hätt' es auch verſchworen mein Gemahl,
Und mit ihm der Verwandten ganze Zahl,
Macht es ihm ſelber noch ſo große Qual,
Nicht hör' ich auf zu lieben ihn fortan!“ —
„Gedenke d'ran, ſchön Yolans!“

Graf Guis.

(Frankreich.)

In einem Garten, neben einem Quell,
Des Boden weiß und deſſen Waſſer hell,
Sitzt Königstochter, ſtützt ſich auf die Hand,
Hat Seufzer ihrem Freunde zugeſandt.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir!
Denn Luſt und Scherz raubt Deine Liebe mir!“

Graf Guis, mein Freund, wie mich das Schickſal quält,
Daß einem Greis mein Vater mich vermählt,
Der mich hat eingeſperrt in dieſes Haus,
Zu keiner Tageszeit darf ich hinaus.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt Deine Liebe mir.“

Ihr böſer Gatte kommt, vernimmt ihr Leid,
Tritt zu ihr, löſt den Gürtel von dem Kleid,
Schlägt ſie ſo lang', bis ihre Farbe blau,
Zu ſeinen Füßen liegt die arme Frau.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir.
Denn Luſt und Scherz raubt Deine Liebe mir.“

Als ſo der böſe Gatte ſie gequält,
Da thut's ihm Leid, er weiß, daß er gefehlt,
Denn er iſt ihres Vaters Diener doch,
Und Königstochter bleibt ſie immer noch.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt Deine Liebe mir!“

Die Schöne ſtand aus ihrer Ohnmacht auf,
Und ſandt' ein ſtill Gebet zu Gott hinauf:
„O, der Du mich geſchaffen, Vater mein!
O, laß mich, Mächt'ger, nicht vergeſſen ſein!
Es ſtelle ſich mein Freund heut' Abend ein.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt Deine Liebe mir!“

Es ließ ihr Gott Erhörung angedeih'n,
Zur rechten Zeit ſtellt ſich ihr Liebſter ein;
Er tröſtet ſie mit manchem ſüßen Wort,
Sie ſetzten ſich am aſtigen Stamm ſofort
Und weinten manche Liebesthräne dort.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Scherz und Luſt raubt Deine Liebe mir!“

Was der Tochter fehlt.

(Frankreich.)

„Willſt einen Strauß, mein Töchterlein,
Von Majoran und Maaßlieb fein?“ —
„O nein, nein, nein, mein Mütterlein,
Das iſt's nicht, was mir fehlet,
Das iſt's nicht, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß nicht, was mir gut wird ſein!“

Willſt eine Haube, Töchterlein,
Von ſchönen Spitzen reich und fein?“ —
„O nein, nein, nein, mein Mütterlein,
Das iſt's nicht, was mir fehlet,
Das iſt's nicht, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß nicht, was mir gut wird ſein!“

„Willſt einen Mann, mein Töchterlein,
Der jung und ſchlank und ſchmuck und fein?“ —
„O ja, ja, ja, mein Mütterlein,
Das iſt es, was mir fehlet,
Das iſt es, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß wohl, was mir gut wird ſein!“

Verſchiedene Liebe.

(Frankreich.)

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die alten Männer lieben?
Sie ſind ſo alt und ſind ſo kalt

Und haben ihrer nicht Gewalt,
Sie machen's immer ſo:
(Der Singende räuſpert ſich, huſtet und ſpuckt aus.)
Verflucht ſei, wer nicht d'rüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die alten Weiber lieben?
Sie ſind ſo alt und ſind ſo kalt
Und haben ihrer nicht Gewalt,
Sie machen's immer ſo:
(Er zittert und ſpricht: „Gevatterin, was iſt das kalt!“)
Verflucht ſei, wer nicht d'rüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die jungen Burſchen lieben?
Den Schatz im Arm, das Herz ſo warm,
Sie ſcheuchen Grillen fort und Harm
Und reden immer ſo:
(Geſprochen: „Himmel, Donnerwetter, was habe ich für eine ſchöne Liebſte!“)
Verflucht ſei, wer darüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die jungen Mädchen lieben?
Sie ſind ſo voll Beſcheidenheit,
Sie lieben voll Beſcheidenheit,
Und reden immer ſo:
(Der Redende macht einen Knix und ſagt: „Ach, mein Herr, Sie belieben zu ſcherzen!“)
Verflucht ſei, wer darüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie gewiſſe Leute lieben?
Sie lieben voller Redlichkeit,
Sie ſagen voller Redlichkeit
Und ſprechen immer ſo:
(Sehr ſalbungsreich: „Wir werden den Schein zu retten wiſſen!“)
Verflucht, wer nicht darüber lacht
Und ſich nicht d'rüber luſtig macht.

Die edeln Ritter von der Tafelrunde.

(Frankreich.)

Die edeln Ritter von der Tafelrunde,
So lang' ſie leben auf dem Erdenrunde,
Sind ſtets bereit, den Damen beizuſtehen,
Das iſt ihr Wunſch aus ihres Herzens Grunde,
Wenn böſe Rede kommt aus böſem Munde,
Und ihrem Ruf will ſchlagen eine Wunde,
Dann könnt ihr ſchnell zum Kampf ſie eilen ſeh'n.
Die edeln Ritter von der Tafelrunde,
Von ihren Lippen fließet holde Kunde.
Ihr tapf'res Streben lebt in Aller Munde,
Sie ſind gar wacker, muthig und erfahren,
Sind feſt, wie Pfeiler, fürchten nicht Gefahren;
Denn Liebe blühet in dem ſchönen Bunde
Der edeln Ritter von der Tafelrunde.

Der Fuchs.

(Frankreich.)

Gut wird es nie Verliebten gehn. —
Ich duckte mich in einen Strauch.
Nun hört nur, was mir da geſcheh'n:
Da krächzt' mich eine Elſter an

Und mit ihr krächzten hundert Kräh'n,
Als wollten ſie mich freſſen auch.
Es ging mir ſchlecht, mir armen Mann.
Der Hirſch vom Wald kam auch herbei,
Macht' ein Geſchrei
So laut: Ha, ha, ha, ha, ha, ha!
Der Fuchs ſchleicht zu den Hühnern da.

Die Elſter flog mir immer näher
Und krächzte mich beſtändig an;
Von and'rer Seite kam ein Häher
Und hackte nach mir armen Mann.
Des Eiferſücht'gen Hund war da,
Weckt bellend alle Nachbarn auf.
Ein Jeder ſchrie: Ha, ha, ha, ha!
Der Fuchs ſchleicht zu den Hühnern; d'rauf!

Nun trat ich zu dem Hausherrn flugs
Und ſprach zu ihm: „Was ſucht Ihr Hans?"
„Ei, lieber Herr, der Fuchs, der Fuchs,
Der frißt noch unſ're Hühner ganz!" —
„So ſprecht Ihr wahr — dort läuft er fort,
Lauft ihm nur nach und fangt ihn ſchlau!" —
Der dumme Hans traut meinem Wort;
Und ich — ſchlich mich zu ſeiner Frau.

Der Abſchied.

(Frankreich.)

(Die Schöne ging im Morgenſchein
Zum Blumenhain.)
Zu pflücken dort die blauen Veilchen,
So ſüß und fein,
Und ihr Geliebter ſtand am Fenſter
Und ſah ihr zu

„Nun Schöne binde Deinen Strauß,
Hübſch ſeh' er aus,
Er ſei geſchmückt mit weißer Seide
Gar ſchnell und fein,
Und meine Liebe wie die Deine
Flicht'ſt Du hinein.“

Als ſie gewunden ihren Strauß,
Da ſeufzt ſie laut.
„Was haſt Du denn, Du holde Braune,
Was thut Dir Leid?
Sprich, ſehnſt Du Dich nach alter Liebe
Vergang'ner Zeit?“

„Was dieſen Seufzer mir entwandt,
Iſt Dir bekannt.
Du weißt, daß ich ein Kind geboren;
Das war mein Loos.
Und wenn Du kehreſt aus dem Kriege,
So iſt es groß.“

„Ich habe Schönſte, für Dich Geld,
Wenn Dir's gefällt.“ —
„O nein,“ ſprach ſie, „mein Vielgeliebter,
Das will ich nicht,
Da es den Knaben d'ran im Kriege
Gar oft gebricht.“

So laßt uns denn bei'm Glaſe Wein
Recht luſtig ſein;
Trinkt auf das Wohl der Vielgeliebten,
Sie lebe hoch!
Vergeßt auch nicht, ihr Kameraden:
Der König, hoch!“ —

Der zornige Vater.

(Frankreich.)

Es iſt ein Mädchen von Angoulême
Verliebt in einen Capitain,
Einen Capitain Fahnenträger.
Fränzchen, mein Schätzchen,
Das Wiederſeh'n wird mir beſcheert,
Wenn ich einmal zurückgekehrt.

Verliebt in einen Capitain,
Der Capitain, der ſchwenkt die Fahn'.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der Capitain zum Kriege will,
Begegnet ihrer Kammermagd.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Begegnet ihrer Kammermagd:
„Sag' mir, was Deine Herrin macht?"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Sag' mir, was Deine Herrin macht?" —
„Sie iſt dort oben in ihrem Gemach."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Sie iſt dort oben in ihrem Gemach."
Der Capitain, der rief ſie da.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der Capitain, der rief ſie da;
Doch ihre Mutter trat herein.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Doch ihre Mutter trat herein:
„Du biſt betrogen, Töchterlein!“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Du biſt betrogen, Töchterlein!“ —
„O nein, denn ich bin ſchwanger, nein.“ —
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„O nein, denn ich bin ſchwanger, nein.
„Wir wollen ſchreiben dem Vater mein.“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Wir wollen ſchreiben dem Vater mein.“
Als nun ihr Vater das vernahm,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Als nun ihr Vater das vernahm,
Alsbald in großen Zorn er kam.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Alsbald in großen Zorn er kam.
„Kehr' ich zurück nach Angoulême,“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Kehr' ich zurück nach Angoulême
So bring' ich Mutter und Tochter um,“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„So bring' ich Mutter und Tochter um
Und mache kalt den Capitain.“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Und mache kalt den Capitain,
Will dann nach La Rochelle geh'n,“
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Will dann nach La Rochelle geh'n
Und ſteigen in die Fähre dann."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Ich ſteige in die Fähre dort
Und ſchiffe ſtracks nach England fort."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Ich ſchiffe ſtracks nach England fort,
Führ' mit den Hugenotten Krieg."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Führ' mit den Hugenotten Krieg." —
Der dieſes Liedchen hat gemacht,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der dieſes Liedchen hat gemacht,
War ein Soldat auf ſeiner Wacht.
Fränzchen mein Schätzchen u. ſ. w.

War ein Soldat auf ſeiner Wacht,
Ein ehrlich Blut, aufrichtiglich,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Ein ehrlich Blut, aufrichtiglich,
Er ſehnt nach ſeinem Liebchen ſich.
Fränzchen, mein Schätzchen,
Das Wiederſehn wird mir beſcheert,
Wenn ich einmal zurückgekehrt.

Das unzufriedene Mädchen.

Immer bei der Mutter bleiben,
Das behagt mir nicht.
Was ich Aermſte nur mag treiben,
Gleich die Alte ſpricht:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Solches kann mir nicht behagen!
Ach, ich armes Kind!
Schweigend muß ich es ertragen,
Sonſt ruft ſie geſchwind:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Will ich's wie die Andern machen
Endlich aus Verdruß,
Iſt mir's wahrlich nicht zum Lachen,
Wenn ich hören muß:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Abends mit der Arbeit fertig,
Sitz ich vor der Thür,
Schreit ſie gleich ganz ungeberdig:
Iſt denn das Manier!
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Kommt des Abends mein Gevatter
In den Hof zu mir,
Gleich erhebt ſich ein Geſchnatter

Unerhört von ihr:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Recht, als wollt' ſie mich zerreißen
Selber in der Nacht,
Kratz' ich, wenn mich Flöhe beißen,
Schreit ſie, gleich erwacht:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Wenn doch mein Gevatter Peter
Mitleid hätt' mit mir,
Macht' ich meine Sachen beſſer,
Als jetzund bei ihr.
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Ja, nach Rom ſelbſt wollt' ich wandern,
Barfuß, auf mein Wort!
Könnt' ich holen mir den Andern,
Käme von ihr fort.
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Aus der Bretagne.

1.

Die Schwalben.

Von dem Dorfe zu dem Schloß
Wohl ein kleiner Fußſteig geht,
Und an dieſes Weges Rand'
Wohl ein Weißdornbüſchlein ſteht.

Voll von Blüthen iſt der Strauch,
Der des Gutsherren Sohn entzückt:
Wär' ich eine Blüthe doch,
Daß mich ſeine Hand abpflückt.

Abpflückt ſeine weiße Hand,
Weißer, als der Weißdornſtrauch;
Pflückt er mich als Blüthe ab,
Legt er auf ſein Herz mich auch.

Wenn der Winter zieht in's Haus,
Zieht der Junker von uns fort,
Nach dem Lande Frankreich hin,
Wie die Schwalb' im Fluge dort.

Frühling, wenn er wieder kommt,
Auch den Junker mit ſich bringt,
Wenn der Haſer blüht im Feld,
Und im Buſch der Vogel ſingt.

Kommt zu unſ'rer Wallfahrt her,
Kommt zum Feſt, das wir geweiht,
Geb' es Wallfahrt doch und Feſt'
Nur in jeder Jahreszeit!

Flögen doch die Schwalben immer
Auf und nieder unverwehrt,
Flögen doch die Schwalben immer
Luſtig über unſerm Heerd!

2.

Der arme Student.

Die Füße hab' ich mir verletzt, verloren meine Schuh,
Der Liebſten mein in Wald und Feld zu folgen immerzu;
Der Regen und der Hagelſturm, des Winters hartes Eis
Sind nimmermehr ein Hinderniß, von dem die Liebe weiß.

Mein holdes Lieb' iſt jung, wie ich, zählt noch nicht ſiebzehn Jahr,
Iſt friſch und jung, ſein Auge blickt ſo feurig und doch klar
Sie redet manch gar lieblich Wort, das aus der Seele ſproß;
Ein feſter Kerker iſt ſie mir, in den mein Herz ich ſchloß.

Nicht weiß ich zu vergleichen ſie — ob mit der Roſe, klein
Und weiß, die da den Namen hat Marienröſelein?
Du Perle junger Mädchen du, die gleich der Lilie ſprießt,
Die heute öffnet ihren Kelch und morgen ſchon ihn ſchließt.

Ich kam zu Dir, mein ſüßes Kind, zur Zeit, wo Alles ſtill,
Auf Weißdornzweig die Nachtigall ausruhn und ſchlafen will;
Da ſticht der Dorn ſie, daß ſie ſich auf zu dem Wipfel ſchwingt,
Und oben auf dem höchſten Zweig mit holdem Schalle ſingt

Der Nachtigall vergleich' ich mich; bin auch der Seele gleich,
Die in dem Fegefeuer harrt auf Gottes Himmelreich;
Die Zeit iſt abgelaufen nun, es kam der Tag heran,
Wo ich geh' in Dein Haus, mein Kind, mit mir der Bagratan.

Mein Stern iſt ſchlimm, mein Zuſtand iſt ganz gegen die Natur,
Auf dieſer Welt hatt' ich bis jetzt Schmerz zu erdulden nur.
Nicht Vettern hab' ich, Freunde nicht, todt ſind die Elternmir,
Kein Chriſtenmenſch auf weiter Welt meint es noch gut mit mir.

Niemand auf Erden litt ſo viel um Dich, mein Herz, als ich,
D'rum bitt' ich Dich auf beiden Knien, erbarm'! erbarme Dich!
Was ich um Dich erduldet ſchon, der liebe Gott nur kennt;
D'rum habe Mitleid doch mit mir, das flehet Dein Student.

3.

Die ſilbernen Spiegel.

Der Brautſchmuck der Jungfrauen in der Bretagne.

Höret mich an, höret mich an,
Ich heb' ein neues Liedlein an.

Auf Marhaït von Kerglujar
Das ſchönſte Mädchen, das je war.

Ihre Mutter ſprach ihr zu:
„Klein Marhaït, wie hübſch biſt Du!“

„„Was hilft es mir denn hübſch zu ſein,
Da Du mich doch nicht läſſeſt frei'n.

Wenn roth die Aepfel am Baume ſind,
Muß man ſie pflücken gar geſchwind.

Sie fallen ſonſt vom Baum' herab,
Und faulen, pflückt man nicht ſchnell ſie ab.“ “

„Mein ſchönes Kind, o tröſte Dich,
In Jahresfriſt vermähl' ich Dich.“

„„Wenn ich in Jahresfriſt nun todt,
Haſt Du nachher gar große Noth.

Wenn Gott vor Jahresfriſt mich ruft,
Leg' mich in eine neue Gruft. —

Drei Sträuße lege mir dabei,
Von Roſen einen, von Lorbeer'n zwei.

Wenn Brautleut' kommen zum Kirchhof heraus,
So nimmt ſich jedes einen Strauß.

Eins ſpricht zum andern voller Leid:
Das iſt das Grab der jungen Maid.

Sie ſtarb, weil ſie ſo gern geſehn
Auf der Haube die Silberſpiegel ſtehn.

Grabt mir mein Grab am Weg entlang,
Für mich erſchallt kein Glockenklang.

Keine Glocke mir auf Erden klingt,
Kein Prieſter mir den Segen bringt.“ “

Aus dem Spaniſchen und Portugieſiſchen.

Die unterbrochene Erzählung.

Ein Schwank.

(Aus dem Spaniſchen.)

Hier in Jaen, wo wir wohnen,
Lebt Don Ramiro de Soſa;
Ein Geſchichtchen von ihm, Roſa,
Soll Dich heut' zum Schluß belohnen.

Einen Diener, ſehr vermeſſen,
Hatte dieſer Herr de Soſa; —
Aber laß uns, meine Roſa,
Lieber erſt zu Abend eſſen.

Trugſt Du doch ſchon auf die Fiſche,
Haſt den Tiſch ſchon längſt gedeckt,
Und das Licht ſchon angeſteckt,
Steht ſelbſt Wein ſchon auf dem Tiſche.

Jeder ſei an ſeinem Poſten;
Gieb mir doch die Flaſche her,
Denn ich eſſe niemals eh'r,
Als ich kann das Weinchen koſten.

Sage mir, von welchem Schenken
Iſt der Wein, — von dem dicht an?
Guten führet der brave Mann,
Ich muß ſein mit Luſt gedenken.

Ueberhaupt iſt's ganz erſprießlich,
Wenn das Weinhaus neben an,
Wo man ſich erheitern kann,
Wenn man juſt etwas verdrießlich.

Wer das Weinhaus hat erfunden,
Wahrlich, der war recht geſcheidt; —
Gott weiß wie, zu welcher Zeit,
Doch gewiß in beſten Stunden.

Nimmer iſt es leer an Gäſten,
Man geht ebenfalls hinein,
Fordert ſeinen Schoppen Wein,
Und den von dem allerbeſten.

Setzt ſich d'rauf behaglich nieder,
Wein wird abgezapft, gebracht,
Bald der Schoppen leer gemacht,
Man bezahlt, und geht dann wieder.

Ganz vortrefflich war der Braten;
Beſſer kam er nie zu Tiſch,
Als heut' Abend; auch der Fiſch
Iſt Dir, Kind, ſehr wohl gerathen.

Laß uns ſehn, was giebt es weiter?
Ach! die runde, feiſte Wurſt.
Weißt Du wohl, auf Wurſt reimt Durſt,
Und was d'rauf folgt, macht ſehr heiter.

Wahrlich, ſie wird mir behagen.
Gut gewürzt, gehackt ſo fein; —
Gieß doch Waſſer nicht zum Wein,
Uebel nimmt das ſehr der Magen.

Wein, den muß man rein erhalten,
Leere mir Dein Glas geſchwind; —
Du biſt noch ſehr jung, mein Kind,
D'rum hör' auf den Rath der Alten.

Delikat ſind Deine Würſte,
Das iſt, meiner Seele, wahr;
Doch es trifft ſich ſonderbar,
Daß ich wirklich darauf dürſte.

Willſt Du, daß ich davon naſche,
Weil Du ſelber ſie gemacht,
Und ſo freundlich dargebracht,
Hol' mir eine friſche Flaſche.

Recht ſo, — laß im Glas ihn blinken,
Dieſen lieben klaren Wein;
Kann man wohl vergnügter ſein?
Vor Behagen muß ich trinken.

Wir ſind doch, ich ſollt' es meinen,
Recht in unſerm Gott vergnügt —
Aber ſag' mir, wie ſich's fügt,
Daß dort zwei zu ſtehen ſcheinen?

Wie, Du lächelſt? — Lichter nämlich:
Eines ſteckteſt Du nur an,
Und mir grundvergnügten Mann
Brennen zwei — bin doch nicht dämlich.

Noch einmal die Flaſche ſpende:
Ach! das fließt ſo ſanft hinab. —
So, mein Kind, jetzt deck' nur ab,
Denn nun wären wir zu Ende.

Und nun will ich Dir erzählen,
Wie ich Dir's vor Tiſch verſprach,
Was der Diener einſt verbrach,
Blos um ſeinen Herrn zu quälen.

Du mußt wiſſen — ihn bethören
Wollt' er, mit des Teufels Macht —
Da ſchlägt's zehn. — Kind, gute Nacht,
Morgen ſollſt den Reſt Du hören.

Letra.

(Aus dem Spaniſchen.)

Durchdringt ihr Gedanken
Die ſpielende Luft;
Der grauſamen Schönen
Verkündet mein Leid.

Ich möcht' euch beſchreiben,
Wie lieblich ſie iſt.
Ich möcht' euch beweiſen,
Was längſt ihr ſchon wißt.
Seid zu ihr zu fliegen
Gewandt und bereit;
Der grauſamen Schönen
Verkündet mein Leid.

Auf, ſagt ihr, ich ſuche,
Ich wünſche den Tod.
Auf, ſagt ihr, ich ſpreche
In äußerſter Noth.
Ich ſei dem Verderben
Schon lange geweiht,
Der grauſamen Schönen
Verkündet mein Leid.

Im Mai ihres Lebens
Sollt ihr zu ihr ziehn,
Dort iſt eures Bleibens,
Wo Roſen, Jasmin
Und Veilchen ſie ſtreuet
Auf Anger und Haid':
Der grauſamen Schönen
Verkündet mein Leid.

Cancion.

(Aus dem Spaniſchen.)

Friſche Roſe, friſche Roſe,
Wahrhaft kann man von Dir ſagen,
Daß ſo lieblich Du geboren, —
Aber leider muß man ſagen,
Biſt geboren; zu den Todten
Wird man gar zu ſchnell Dich tragen;
Wär' ich ſelbſt doch ſchon geſtorben,
Der ſo großes Leid muß tragen.
Einſt ſah ich mich jung, o Herrin,
Konnte wohl Dir dienſtbar werden;
Jetzt, da ich Dir dienſtbar bin,
Seh' ich mich vor Schmerzen ſterben.

Epigramme.

Nach bekannten und unbekannten ſpaniſchen Dichtern.

Geht der Eſel auf vier Beinen,
Wird entſetzlich er geplagt;
Seht auf zweien ihn erſcheinen,
Und ſein Glück iſt unverſagt.

Seht dieſen unerträglichen Geſellen:
Schief, bucklicht, zahnlos, ſchielend, hinkend, alt;
Ihr könnt mir keinen häßlicheren ſtellen,
Und doch iſt's Beſte an ihm die Geſtalt.

Laßt meinen Beichtiger mir kommen!
Stöhnt Agnes in der Todesnoth.
Man ſchickt zu ihm, ſobald man es vernommen: —
Er war ſchon ſeit zwölf Jahren todt!

Zeigend, wie er ſich erbarme,
Bauet Harpar mit Bedacht
Dieſes Hoſpital für Arme — —
Die er ſelbſt ſo weit gebracht. —

Wenn der Liebe heißes Streben
Dich macht minder froh:
O ſo haſſe mich, mein Leben!
Oder liebe mich nicht ſo.

Jedes Unglück iſt ein Glück.
Jener Raub, der einen Reichen
Um ſein Hab' und Gut gebracht,
Und dem Dieb, den Galgenſtrick,
Hat den ſehr bedrängten Richter,
Und vier arme Advocaten
Binnen Kurzem reich gemacht.

Hannchen trat mir auf den Fuß,
Und ich glaubt', es ſei ein Zufall;
Bald darauf zum zweiten Male
That ſie's wieder, und ich ſchwieg.
Als ſie's nun zum dritten Male
Wiederholte, ſagt' ich freundlich:
Hannchen, laß doch den Verſuch,
Denn Du zwingſt mich, fortzugehen;
Liebes Kind, wollt' ich's verſtehen.
War's am erſten Mal genug.

Als uns die Natur geſchaffen,
Hat ſie recht an uns bewieſen,
Daß wir Engel halb, halb Affen,
Unſer Treiben Affenwitz;
Denn ſie macht den Wunſch zum Rieſen,
Und zum Zwerge den Beſitz.

Tauſend Seelen, hätt' ich ſie,
Wären ſie die Deinen;
Eine hab' ich nur, doch nimm
Tauſend in der Einen.

„Herz, mein Herz, warum ſo traurig
Was bedrängt Dich denn ſo ſehr?“
Darfſt nicht leben, willſt Du lieben.
Du willſt lieben! — Was noch mehr?

Träumte jüngſt, daß Du mich liebteſt
Voller Seligkeit;
Ach! da träumt' ich, daß ich träumte
Zu derſelben Zeit.

Dünkſt Dich hoch in Deinem Sinne,
Alſo iſt Dein Brauch;
Liebchen, zu der höchſten Zinne
Führen Stufen auch.

Volksthümlich.

Das Soldatenſchätzchen.

(Spanien.)

Sie trommeln die Reveille
Im Lager, Mütterlein,
Nun ſcheidet mein Geliebter
Und läßt mich hier allein.

Wenn kaum die Morgenröthe
Sich zeiget in der Früh,
So wird alsbald getrommelt
Von der Infanterie.
Kaum, daß er das vernimmt,
Mein Liebſter Abſchied nimmt,
Denn er muß in dem Lager
Zur rechten Stunde ſein:
Es ſcheidet mein Herzliebſter
Und läßt mich hier allein.
Dann bin ich wie der Tag,
Der ohne Sonnenſtrahl,
Und Nichts kann mir erleichtern
Des Scheidens bitt're Qual.
Nichts kann mich freuen hier,
Sobald er fort von mir,
Ich kann mich nur vertragen
Mit meinem Leid allein.
Es ſcheidet mein Geliebter
Und läßt mich hier allein.

Tod der Liebſten.

(Spanien.)

Als ich mich zu einer Zeit
Sah recht froh und wohlgemuth,
Reiſt' ich juſt von Burgos ab,
Wollte nach Valladolid,
Einen Pilgrim traf ich an,
Und er ſprach zu mir alſo:
„Wohin gehſt Du, Unglückskind?
Wohin willſt Du, armer Mann?
Recht zur ſchlimmen böſen Zeit
Hab ich, Aermſter! Dich erkannt,

Todt iſt die Geliebte Dein,
Todt, ich habe ſie geſeh'n;
Denn die Bahre, die ſie trägt,
Sah bedecken ich mit Schwarz,
Und die Meſſe, die man ſang
Für die Todte, hört' ich an.
Sieben Grafen klagten laut,
Mehr, als tauſend Ritter noch;
Ihre Jungfrau'n weinten ſehr.
Weinend ſprachen ſie darauf:
O, der arme Ritter, ach!
Daß er ſolches Lieb verliert.“

Als ich, Aermſter, das vernahm,
Fiel ich todt zur Erde hin;
Zwölf der Stunden und noch mehr,
Kam nicht wieder ich zu mir:
Als ich mich darauf erholt,
Eilt' ich hin zu ihrem Grabe,
Und die Augen thränenvoll
Weint' ich dort und ſprach dabei:
„Nimm, Geliebte! nimm mich auf!
Dir zur Seite nimm mich auf.“ —
Traur'ge Stimme hört' ich nur
Von des Sarges Haupte da:
Lebe, lebe, ſüßes Lieb!
Lebe, da ich war's, die ſtarb.
Deinen Waffen gebe Gott
Glück und neue Liebe Dir.
Meinen Leib verzehrt das Grab,
Und die Seele büßt um Dich.

Liebesverdruß.

(Spaniſch.)

„Mein Gefährte, mein Gefährte!
Es vermählte ſich mein Liebchen,
Freite einen ſchlechten Bauer,
Und das ſchmerzte mich am meiſten. —
Fort will ich, will Maure werden
Jenſeits in dem Maurendorfe.
Wenn ein Chriſt vorüber ziehet,
Raub' ich ihm ſogleich das Leben!

„„Thu' das ja nicht, Kamerad!
Thu' das nicht bei Deinem Leben!
Von drei Schweſtern, die ich habe,
Will ich Dir die ſchönſte geben,
Wenn ſie Dir gefällt, zum Weibe,
Wenn ſie Dir gefällt, zur Freundin.“ “

„Nicht zum Weibe will ich ſie,
Und nicht will ich ſie zur Freundin,
Da ich die nicht haben konnte,
Die ich doch am Meiſten liebte.“

Des Mädchens Klage.

(Spanien.)

Weine nicht, mein Mütterlein,
Weh thut mir's im Herzen,
Hab' am eig'nen Leid genug,
Wozu fremde Schmerzen?
Als ich einſt geboren ward,
War's zu böſer Stunde,
Keinen Hahn hört krähen man,

Bellen keine Hunde.
Eine Fee nur war dabei,
Die mir Fluch gegeben.
Denn es gab mir dieſe Fee,
Als ich trat in's Leben,
Daß ich, wo ich heiß geliebt,
Ach kein Herz bewegte,
Und, wo ich am zärtlichſten,
Abſcheu nur erregte.
Mit ſich fort ſchleppt mich das Glück
Unter ſeinem Rade,
Kümmert niemals ſich um mich,
Hält es nie gerade.
Auf den Boden fiel mein Glück
Vor mir hin geſchwinde.
Als ich mich darnach gebückt,
Wehten's fort die Winde. —
Du haſt mich auf flücht'gem Fuß,
Mütterlein geboren,
Eine Hündin hat mich dann,
Keine Frau, erzogen.
Alle Glücklichen von mir
Alſobald ſich trennen,
Weil ſie, wenn ſie mich nur ſehn,
Schon ins Unglück rennen.

Tanzlied der Bauern um Salamanca.

(Spanien.)

Meint man, daß wir uns nicht lieben,
Weil Keins mit den Andern ſpricht;
Frage man Dein Herz und meines,
Und ſie läugnen's wahrlich nicht.
Und willſt Du nicht und läſſeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

An dem Tage, wo ich freie,
Sollſt auf meiner Hochzeit tanzen,
Und ſobald getanzt iſt worden,
Werd' ich bei dem Bräutchen ſchlafen.
Und willſt Du nicht und läſſeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

Wärſt du nicht ſo falſch, mein Schätzchen,
Wär' ich Aermſter! nicht verwachſen,
Würden alle Leute ſagen,
Dir: ,,Du Treue!'' mir: ,,o Schönſter!''
Und willſt Du nicht und läſſeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

Klagelied.

(Spaniſch.)

Ach, Gott! meiner Seele,
Ach, nimm mich von hier!
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Ach! blicke vom Himmel
Hoch auf mich herab!
Hier find' ich, hier find' ich
Gewißlich mein Grab. —
O, ſiehe die Leiden!
Wie quält man mich hier? —
Ach! nimmer gefällt es
In England mir.

O Gott! welche Sünden
Sind's, die ich beging,
Daß ſo ſchnell ich die Strafe,

So ſchwer ſie empfing? —
Warum zog ſie von dannen,
Was ſollt' ich wohl hier? —
Ach! nimmer gefällt es
In England mir.

Ach, Herr! meine Leiden,
Die ſchmerzlichen, wende!
Die gräßlichen Qualen,
Sie nehmen kein Ende.
Weit beſſer wär' ſterben,
Was ſoll ich noch hier?
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Wie ſchwer ſich erinnern
An Gutes, ſo fort,
Und leiden vom Uebel,
Zugegen am Ort.
Genug ward gelitten,
Gott, nimm mich von hier!
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Das treue Weib.

(Spaniſch.)

Ritter aus dem fernen Lande,
Nähert euch und haltet an,
Stoßt die Lanze in die Erde,
Bindet euer Rößlein dran;
Denn ich muß euch Neues fragen,
Ob ihr kennet meinen Mann. —
„Euren Gatten? ſagt, Sennora!

Saget mir, wie ſieht er aus?“ —
Jung und blühend iſt mein Gatte,
Edelmann und fein von Art;
Iſt ein großer Trictracſpieler
Und das Schachſpiel liebt er auch.
Auf dem Knopfe ſeines Schwertes
Trägt er Wappen des Marquis,
Ein brocatnes Feſttagskleid,
Ausgeſchmückt mit Kameſin,
An der Spitze ſeiner Lanze
Portugieſiſch Fähnelein,
Das er tapferen Franzoſen
Im Turnieren abgewann.“ —
— „Dieſen Zeichen nach zu ſchließen,
Iſt Dein Gatte, Dame! todt.
Zu Valencia, in dem Hauſe
Eines Genueſers, hat,
Ein Mailänder ihn erſchlagen,
Herrin, ob dem Trictracſpiel.
Viele Damen weinten um ihn,
Ritter viel im Harniſch auch;
Doch des Genueſers Tochter
Weint vor Allen ſehr um ihn,
Und einſtimmig ſagten Alle,
Daß ſie ſeine Liebſte war!
Willſt Du einen neuen Liebſten,
Laß mich nicht um andre gehn.“ —
„Heißet mich das nicht, o Ritter!
Ritter, heißet mich das nicht!
Denn eh’ ſolches, Herr! geſchähe,
Würdet ihr mich Nonne ſeh’n.“ —
Werdet keine Nonne, Herrin!
Solches könnet ihr nicht thun!
Euer heißgeliebter Gatte
Steht, Sennora! hier vor Euch.

Der Gefangene.

(Spanien.)

War es doch im Mai, im Maie,
Wenn die Tage wieder warm,
Wenn die Liebenden, zu dienen
Den Geliebten, fröhlich zieh'n;
Nur ich nicht, ich Unglückſel'ger!
Der ich hier im Kerker bin,
Wiſſend nicht, wann Tag geworden,
Und noch wen'ger, wann es Nacht,
Wäre nicht ein kleiner Vogel,
Der mir in der Dämm'rung ſang. —
Mir getödtet hat ein Schütz' ihn,
Gebe Gott dem Böſen Lohn.

Die Roſen.

(Spanien.)

Von den Roſen komm' ich her,
Mutter, von den Roſen;

Sah den ſchönen Roſenſtrauch
An des Fluſſes Rande ſtehn,
Komme von den Roſen.

An des Fluſſes Uferrand
Blüh'nden Roſenſtrauch ich fand;
Komme von den Roſen.

Sah ihn blühen ſchön und frei,
Pflückte Roſen, ſeufzte laut,
Von den Roſen komm' ich her,
Mutter, von den Roſen.

Das tiefſte Waſſer.

(Spanien.)

Wenn Du ſchlummerſt, mein Mädchen,
Steh' auf und mach' auf,
Denn die Zeit iſt gekommen,
Wir brechen nun auf.

Wenn Du biſt ohne Schuhe,
Zieh' keine Dir an,
Denn tief iſt das Waſſer
Auf unſerer Bahn;

Die tiefen Waſſer
Des Guadalquivir;
Die Zeit iſt gekommen,
Wo es fort geht von hier.

Die Schönſte.

(Spanien.)

Ganz ſo zierlich iſt das Mädchen,
Wie es lieblich iſt und ſchön.

Sage Du es, Schiffersmann,
Der Du auf den Schiffen lebeſt,
Ob das Schifflein, ob das Segel
Ob das Sternbild iſt ſo ſchön?

Sage Du es, Rittersmann,
Der Du Dich in Waffen kleideſt,
Ob das Rößlein, ob die Waffen,
Ob die Fehde iſt ſo ſchön?

Sage Du es, Schäfersmann,
Der Du Deine Heerde weideſt,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Sierra iſt ſo ſchön?

Die Riegohymne.

(Spaniſch.)

Chor. Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm euch zu weihen,
Auf! Sieg oder Tod!

Auf! heiter und muthig,
Begeiſtert und tapfer,
Auf, ſinget Soldaten,
Das Schlachtenlied,
Bei unſeren Sängen
Erſtaune der Weltkreis
Und ſeh' in uns Allen
Die Söhne des Cid.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf, ziehet die Schwerter!
Der ſchüchterne Sklave,
Nicht wag' er, zu ſchauen
Des Tapferen Blick.
Ihr werdet die Feinde,
Verſtreuet im Staube,
Entfliehend dem Stahle,
Erblicken vor Euch.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

So tapferes Wagen
Sah nimmer die Erde.
Nie ſtrahlte die Sonne
Beſeelterem Muth,
Als derer, die glühen
Wir ſah'n von dem Feuer,
Das Vaterlandsliebe
Riego'n erweckt! —
Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf! preiſet den Führer,
Auf! ehret den Tapfern,
Der das Schwert des Befreiers
Zu ſchwingen gewagt;
Das Vaterland weinend
Vernahm ſeine Stimme
Und ſah bald in Freude
Verwandelt ſein Leid.
Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie hörten die Stimme,
Sie folgten dem Rufe,
Sie ſtarben mit Freuden
Für herrlichen Lohn.
Wir wagen zu ſprengen
Die laſtende Kutte,
Die der Tapferen Daſein
Erfüllet mit Schmach.
Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Wohlauf, zu den Waffen!
Es können die Waffen
Verbrechen und Lüge
Beſiegen allein.

Erzittre, erzittre,
Erzittre, du Schlechter,
Gewahrſt Du die Krieger;
Sie ſchwingen das Schwert!

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Die Kriegsdrommete
Erſchallet im Sturme,
Es donnern Kanonen
Mit flammendem Schlund;
Die Götter des Krieges,
Sie rufen der Kühnheit,
Sie rufen dem Schutzgeiſt
Des ſpaniſchen Volks.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie nahen! Auf, eilet,
Auf, eilet, ihr Krieger!
Seht ihr ſie betroffen?
Sie ſenken das Haupt
Auf, eilet, der Freie,
Er beugte für immer
Verkäuflicher Sklaven
Erniedrigte Stirn.

Chor. Soldaten! das Vaterland
Zu Kämpfen entbot.
Schwört ihm, euch zu weihen.
Auf! Sieg oder Tod!

Portugieſiſche Moudinho's.

1.

Unter jenen Lorbeerbäumen,
Schön mit grünem Laub geſchmückt,
Wurden oft uns Augenblicke
Reich und ſelig und beglückt.

Ach weit mehr, als Augenblicke
Sind ſie, wenn erfüllt mit Leid;
Weniger als Augenblicke,
Wenn ſie voll Glückſeligkeit.

2.

Grauſames Sehnen
Glühender Liebe,
Die mich in Schmerzen
Zwinget zu leben.
Weit beſſer wär' es,
Könnt' ich nur ſterben!

Selbſt wenn ich ſchlumm're
Selbſt in den Träumen,
Quälet die Furcht mich,
Quält mich die Angſt.
Mir wäre beſſer,
Könnt' ich nur ſterben!

3.

Solcher Lärm iſt mir verdrießlich,
Und nichts kann ſo ſehr mich ärgern,
Als wenn man von mir erzählet,
Was ich thu', will, bin und ſehe.

Keiner ſchreibe mir doch Brieſchen.
Wiſſet, daß ich keine leſe.
Mich verdrießt, wenn man erzählet,
Was ich thu', will, bin und ſehe.

Braſilianiſches Liedchen.

Cupido gewahrt' ich neulich
Rufend durch die Himmel wandern:
„Wer nicht liebt in dieſer Welt,
Wird nicht ſelig in der andern.“

Sehr wohl, liebe Kleine!
Du haſt mich betrogen
Und mir vor der Naſe
Die Thür' zugezogen;
Gott weiß, welchen Schrecken
Ich davon trug.

Cupido gewahrt' ich neulich
Bitter weinend, recht von Herzen,
Als ich fragte, ſagt er ſchluchzend:
„Freund, das ſind der Liebe Schmerzen.“

Sehr wohl, liebe Kleine! u. ſ. w. u. ſ. w.

Liebchen, unter'm Himmelszeichen
Bin des Krebſes ich geboren;
Denn je mehr, daß ich Dich liebe,
Deſto mehr bin ich verloren.“

Sehr wohl, liebe Kleine! u. ſ. w. u. ſ. w.

Aus dem Italieniſchen und Corſiſchen.

Epigramme.

Nach dem Italieniſchen des Giulio Genoino.

Der Meineid.

Niſo ſprach: bei allen Göttern
Schwör' ich's, Himmels und der Erden,
Schöner, als Du biſt, Geliebte,
Kannſt Du nun und nimmer werden.

Chloris hört es, und erröthet,
Venus gleich, aus Schaum geboren. —
Da rief Niſo, voll Entzücken:
Ja, ich habe falſch geſchworen.

Die Gattin.

Als ein Ehemann vernommen,
Wie Orpheus, in heißer Liebe,
Zu der Schatten Reich gekommen,
Sprach er: das ſind ſelt'ne Triebe. —

Wäre mir es ſo gegangen,
Würd' ich von dem Herrn der Schatten
Doch mein zänkiſches und altes
Weib nicht mehr zurück verlangen;
Nein, ich bäte: ,,Herr, behalt' es.''

Die Tänzerinnen.

Alle unſ're Tänzerinnen,
Wenn ſie ſchweben in der Runde,
Lachen bei den ſchwerſten Touren
Immer freundlich mit dem Munde.

Ernſt allein blickt Cidaline,
Und doch hat ſie's gut gemacht,
Weil ſie ſtets bei ihren Tänzen
Mit dem ganzen Körper lacht.

Volksthümlich.

Ritornelle.

(Aus Rom.)

Wie du im Kreiſe drehen willſt die Augen,
So dreht der ganze Himmel ſich mit Schweigen,
Und ihm ſind Sonne, Mond und Sterne eigen.

Ich träumte dieſe Nacht mit ſüßer Wonne,
Daß ich von Herzen küßte meine Holde,
Da weckſt du mich, verwünſchte Morgenſonne!

Die Blume der Kaſtanie,
Komm doch, mein Herz, zu wohnen in der Vigne;
Denn eine Schönheit biſt du der Campagne.

Die Blume ſegne ich von Portugal,
Der Blitz, die Weiber ähneln ſich zumal;
Denn beide ziehen ſich nach dem Metall.

Die Sterne ſich allein in Nächten zeigen,
Weil dann ſich ſchließen meiner Liebſten Augen,
Und dieſen weit mehr Glanz und Schönheit eigen.

Auf deine Augen Eiferſucht ſie hegen;
Du haſt im Morgenlicht ſie aufgeſchlagen,
Da ziehen ſchnell ſie fort auf allen Wegen.

Ich ſende Dir, mein Kind, ſo viele Grüße,
Als bunte Blumen ſtehen auf der Wieſe
Und als da Heilige ſind im Paradieſe.

Das Mädchen, das ſich einen Mann genommen,
Aß leider bald vom Aergerbrod, dem ſchlimmen,
Und glaubte erſt, in's Paradies zu kommen.

Ein Weib, deß Laune ſtets egal,
Das freundlich, ſtill, verſchwiegen, liebevoll,
Das ſchätz' ich mehr, als einen Cardinal.

Die Liebe,
Die Lieb' iſt trübe,
Sprach der Salat bedenklich zu der Rübe.

Vierzeilen.

(Aus Rom.)

1.

Dies iſt das Haus, vor dem ich Abends ſtand,
Und dies das Fenſterchen, durch das ich ſprang;
Ich ging nach meiner Holden Schlafgemach.
Und weckte ſie und nahm ſie bei der Hand.

Sie öffnete verſtört die Aeugelein:
„Verräther! Dieb! wie kamſt Du hier herein?"
„Ich ſprang durch dieſes Fenſterchen herein,
Geöffnet war's, doch ich verſchloß es fein.

„Dem Glücke trotzt' ich, denn ich hab's gewagt,
Nimm Deine Kleider, Schöne, folg' mir nach,
Und breite ſie am Hauſe, über's Dach.
O, dauerte hundert Jahr doch dieſe Nacht!"

2.

Du Nelkenſtock auf dem Geſimſe dort,
Schenk' Gott dir guten Abend fort und fort.
Du Nelkenſtock, der in dem Fenſter ſteht,
Recht guten Abend dem, der kommt und geht.

Sieh' doch, wohin mich hat geführt Fortuna
Hin in den Sumpf, zu halten Quarantaine,
Wo weder Phöbus ſtrahlet, noch die Luna,
Und wo ich mich nach friſchem Waſſer ſehne.

Sieh', welcher heit're Himmel, Sternenſchimmer;
Dies iſt die Nacht, zu ſtehlen Frauenzimmer,
Und wer die ſtiehlt, den nennt man keinen Dieb,
Man nennt ihn einen Jüngling, der verliebt.

Seſtine.

(Italien.)

O Turteltäubchen, du weinſt um die Deine,
Ich wein' um jene, die nicht war die Meine,
Verwittwet, ſitzeſt du auf nacktem Zweige,
Da ſeufzend ich am hohlen Stamm mich neige,
Da Echo, und die Sonne, Luft und Schatten
Antworten murmelnd nur dem Leid des Gatten.

Sicilianen.

(Italieniſch.)

Ich möcht' in and're fremde Länder eilen
Und and're Luft und and're Himmel ſehen.
Allein umſonſt, es kann mein Herz nicht heilen,
Denn immer wird die Liebe mit mir gehen;
Ach! Luſt und Freude kann mein Sinn nicht theilen,
Mich kümmert nicht, was ſonſt noch mag geſchehen!
Du biſt der Himmel, wo ich muß verweilen,
In deinen Kreiſen muß ich ſtets mich drehen.

Laßt mich in Ruhe, marternde Gedanken!
Denn Ruhe fehlt mir gar zu ſehr hienieden.
Was wollt ihr ewig um mein Herz euch ranken,
Iſt keine and're Wohnung euch beſchieden?
Müßt ihr in mir ſtets auf- und niederſchwanken,
Da alle Kraft und Stärke mich gemieden?
O, wer euch bannen könnt' in eure Schranken!
Der euch in Frieden läßt, dem raubt ihr Frieden.

Da es gewiß iſt, Herrin, daß das Leben
Abſtammung hat und Urſprung von der Seele,
Und daß ein Körper nur ſo lang' am Leben,
Als da verbunden Körper ſind und Seele,
Was wundr' ich mich denn, daß mir fehlt das Leben,
Da ich ſchon längſt beraubt bin meiner Seele!
Denn da von dir ich habe Seel' und Leben,
Bin fern von dir ich Körper ohne Seele.

Aus der Campagne.

(Italien.)

O, Schönſte, unter Blumen ward Dir Leben,
Von oben kamſt zu uns Du hergezogen;
Die Roſe hat die Farben Dir gegeben,
Und Ammons Palme Schmuck und Siegesbogen.
Dein Vater war ein Maler wohl, ſein Streben,
Zu malen Dich, wie Liebreiz Dich umflogen;
Des Adels hohe Zier ward Dir gegeben,
O, wie ſind meine Blicke Dir gewogen!
O, Schönſte! unter Blumen ward Dein Leben,
Von oben kamſt zu uns Du hergezogen.

Die Roſe, die der Liebende verehret,
Saugt ſelbſt aus ihrer Schönheit neues Leben,
Wenn ſie ſich ſchämt, von Purpurgluth verkläret,
Von Dornen und von Blättern dicht umgeben.
Doch Wohlgeruch und Gluth nicht lange währet,
Da ſchöne Hände ſie zu pflücken ſtreben. —
So wird die Jungfrau Anfangs auch verehret,
Doch bald von keinen Freiern mehr umgeben.
Das ſei Dir, ſchöner Lorbeer, zum Exempel,
Seh' ich die Göttin nicht, verehr' ich doch den Tempel.

Wie gerne möcht' ich doch ein Vogel ſein,
Dann flög' ich hin und bliebe ſtets bei Dir;
Nicht wich' ich mehr von Deinem Zimmerlein
Und, was Du ſpräch'ſt und thäteſt, ſäh' ich hier;
Und wie um Dich ich leide Schmerz und Pein,
Was mich nur quälet, hörteſt Du von mir.
Mein letzter Sang wär': ,,Vielgeliebte mein,
Wenn Du mich wirklich willſt, ſo zieh' mit mir.''
Wie gerne möcht' ich doch ein Vogel ſein,
Dann flög' ich hin und bliebe ſtets bei Dir.

Nie ſah' ich einen Stern ſo ſüßen Scheines,
Der ähnlich wäre Deinem Angeſicht;
Des Mondes ſtrahlend heller Glanz, ich mein' es,
Wird, da er wechſelt, doch vor Dir zu nicht';
In Deinen Augen ſtrahlt ein Licht, ein reines,
Das Deinem Treuen gleichſalls dient als Licht;
Selbſt in der Nacht zeigſt Du Dich hellen Scheines,
Wo Deine Schönheit durch das Dunkel bricht.
Nie ſah ich einen Stern ſo hellen Scheines,
Der ähnlich wäre Deinem Angeſicht.

Wenn ich Dich ſehe, werd ich immer trübe,
Seh' ich Dich nicht, ſo leid' ich tieſe Schmerzen
Wenn ich zu Andern auch die Blicke hübe,
Mich feſſelt doch an Dich die Gluth im Herzen.
Ich wußte nicht, wer mehr der Leiden trüge,
Und ſeufzen muß ich ſtets bei And'rer Schmerzen.
O, wendeteſt auf mich Du Deine Liebe,
Ich wünſchte ſtets nur Gutes Dir im Herzen.
Wenn ich Dich ſehe, werd' ich immer trübe,
Seh' ich Dich nicht, ſo leid' ich tieſe Schmerzen.

An die Madonna.

(Italieniſch.)

O meine ſchönſte Hoffnung
Maria, ſüße Liebe!
Du biſt allein mein Leben,
Du biſt mir Troſt und Friede.
Wenn ich nur Dein gedenke,
Wird mir, als ob ſich Luſt,
Als ob ſich Freude ſenke

In die bewegte Bruſt.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge! meine Seele,
O ſegne ſie!

Wenn ſündliche Gedanken
Mich in der Andacht ſtören,
So fliehen ſie in Eile,
Da Dich ſie nennen hören.
In dieſem Meer der Stürme
Biſt Du des Lebens Stern,
Du führſt der Seele Nachen
Zum Hafen ſanft und gern.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge u. ſ. w.

Nur unter Deinem Schleier,
Geliebteſte der Erde!
Laß mich in Frieden leben,
Laß mich in Frieden ſterben.
Kann ich auf ſolche Weiſe
Dir ſtets das Leben weih'n,
So wird mir, wenn ich ſcheide,
Gewiß der Himmel ſein.
Du biſt's u. ſ. w.

O ſchlinge Deine Ketten
Mir um das Herz, Geweihte!
Erwähl' mich zur Gefang'nen,
Ich diene Dir in Treue.
O nimm mein Herz, Maria!
Dein iſt es doch ſo ſehr,
Dein iſt es, nicht mehr meines,
Ich will es ja nicht mehr.
Du biſt's u. ſ. w.

Die Krippe.

(Italieniſch.)

Kommt, ihr Hirten!
Sehet Jeſus, der geboren
In der Krippe, nackt geboren
Sonne ſtrahlet nicht ſo hell.
Kommet ſchnell!
Kommt zu ſehen den Meſſias,
Joſeph ſehend und Maria,
Seine Mutter, auserleſen.

Nie ſo herrlich iſt geweſen,
Nimmer wird ſo herrlich ſein
Ein Geſchöpf; bei ihm allein
Sind noch Ochs und Eſelein.
Bänder, Kleider, Mäntel fein
Kann der Herr der Herrn nicht zeigen;
Doch vom hohen Himmel ſteigen
Engel-Chöre zu ihm nieder,

Sehn den Gott hienieden wieder,
Hieher kommen Cherubim,
Tugend mit den Cherubim,
Und die ganze Hierarchie.
Und mit ſüßer Melodie
Danken ſie dem Herren der Heere,
Ihm im Himmel höchſte Ehre
Werde und der Erde Frieden.

Neues Lied

von der Unterhaltung unſeres Herrn mit der Samaritanerin.

(Italieniſch.)

Müd und matt bin ich geworden
Von dem langen Wege nun;
Hier der Brunnen, hier der Stein, um
An demſelben auszuruh'n.

Hier verweil' ich, will hier warten
Auf ein Weib, das bald ſich naht.
Schöner Quell! erwählt, Verirrten
Sanft zu zeigen rechten Pfad.

Ein verlor'nes Schäfchen ſuchet
Seinen Pferch mit trübem Sinn.
Aber ſchnell bekehret, eilt es
Wieder zu dem Hirten hin.

Siehe da, die junge Dirne
Ganz allein erſcheint ſie hier.
Komm', o komme, Dich erwart' ich!
Komm', Du Arme! her zu mir! —

„Nun, das hat mir noch gefehlet!
Wer iſt Jener, wer ſitzt da?
Hatt' ich es doch faſt erwartet,
Das ein Andrer dort mir nah.

„Seh' ich recht, ſo iſt's ein Jude,
Ich erkenn' ihn ſchon ſo weit.
Ja, er iſt's, ich ſeh' es deutlich
An dem Haar, dem Kinn, dem Kleid.

„Dieſes Volk iſt nicht befreundet.
Meinem Volk, es wurzelt feſt
Altes Haſſen zwiſchen Beiden,
Das ſich nicht verſöhnen läßt.

„Auf mein Thun will ich recht achten!
Doch zum Brunnen geh' ich hin.
Wird er ſagen: „Weib, wer biſt Du?“
„Sag' ich ihm: Bin, wer ich bin.“

„Weib, es ſegne Dich der Himmel!“
„Guter Mann, ſo thu' er Dir.
Du biſt viel zu ſpät gekommen. —
Früher war's nicht möglich mir.“

„Meine Tochter, wie mich dürſtet!
Reich', um Gottes Willen mir
Von dem Waſſer, mich zu laben,
Gieb's, um Gottes Willen, mir.“

„Wie! Euch ſoll zu trinken reichen
Die Samaritanerin?
Einem Juden! Wer es ſähe,
Glaubt' es nicht in ſeinem Sinn.

„Dieſe beiden Völker können
Sich nicht leiden — ſchaut es nun
Einer von den Ihren, ſaget,
Sagt, was wird er da wohl thun?“

„Wenn Du wüßteſt, wenn Du wüßteſt,
Wer von Dir den Trunk begehrt,
Würdeſt Du verlangen, daß er
Dir vom friſchen Quell beſcheert.“

„Neckſt Du mich! Wo iſt der Eimer?
Wo das Waſſer, guter Mann?
Biſt Du Einer, der noch Größ'res,
Als der alte Jakob kann?

„Sei er uns geſegnet, der uns
Dieſen Brunnen einſt geſchenkt!
Seine Söhne, ſeine liebe
Heerde hat darin getränkt.“

„Meine Tochter, wer vom reinen
Waſſer trank, das ich geweiht,
Der ſpürt, ſei er, wer er wolle,
Keinen Durſt in Ewigkeit.“

„Könnt' ich denn, o Herr, nicht koſten
Von dem Waſſer ſo geweiht,
Daß mir, ob dem ſauren Wege
Schwände alle Müdigkeit?“

„Geh' und hole Deinen Gatten,
Dann reich' ich vom Waſſer Dir;
Fürchte nicht, ich ſei gegangen;
Denn ich bleib' und warte hier.“

„Ich den Gatten? Gott behüte!
Bin mein eigen ganz und frei.“ —
„Aber wenn ich nun Dir ſage,
Daß Du hatteſt mehr, als Drei? —

„Wenn der jetz'ge auch Dein Gatte,
Hatteſt fünf Du ſchon, nicht wahr?
„O was hör' ich! Hilf mir Himmel!
Ja, mein Herr, ihr redet wahr.

„Ihr ſeit ſicher ein Prophete,
Und Ihr könnt gut prophezeih'n —
Ich will nun ganz in der Stille
Weggehn leiſe und allein.“

„Nein, nein, nein, Du ſollſt nicht gehen,
Denn ſchon naht die Zeit zumeiſt,
Anzubeten den Meſſias
In der Wahrheit und im Geiſt.“

„Daß der Meſſias kommen ſolle,
Leug'n ich nicht, gewißlich nicht;
Aber, wenn ich ſagen ſollte,
Ob er da ſchon, wüßt' ich's nicht.“

„Ja, er kam ſchon, meine Tochter,
Der Meſſias, glaub' es mir;
Wenn Du es vermagſt, zu glauben,
Er iſt's, der da ſpricht mit Dir.“

„Ja, Dir glaub' ich, Herr und Meiſter,
Ja, o Herr! Dich bet' ich an.
Will nun nach Samaria, Allen
Künd' ich dieſes Wunder an.“

„Gehe nur, Dir ſei's zum Ruhm,
Glaubt die Stadt den Worten Dein,
Jubel wird im ganzen Himmel,
Ob ſo edlem Siege ſein.

O wie göttlich das Beginnen,
Zu bekehren ſolch Gemüth!“
Wer ſo hohes Werk vollendet,
Ganz von Gottes Lieb' erglüht.

Die Samaritanerin kehrt wieder.

„Wieder kehrt die junge Dirne,
Dahin, wo ſie ſchied, zu Dir;
O Du göttliche, geliebte
Majeſtät, ſieh nun mich hier.

„Meine Seele hier am Brunnen
Koſtete vom Waſſer Dein,
So mit Luſt, daß jede Quelle
Künftig ihm wird ähnlich ſein.

„Tauſend Dank ſei Dir beſchieden,
Großer Gott, Du hoch verehrt,
Daß mein Herz von ird'ſcher Liebe
Du zur himmliſchen bekehrt.“

„Meine Tochter, denn ſo will ich
Mehr, als je, Dich heißen nun,
O wie oft weiß meine Gnade
Doch ſo Herrliches zu thun.

„Ich bin Gott, daß Du es wiſſeſt,
Alles, Alles kann mein Arm;
Mehr noch ſoll für Dich geſchehen,
Hältſt Du Deine Treue warm.“

Du biſt Gott, biſt der Allmächt'ge,
Eben ward es deutlich mir!
Alles Volk, Herr, in Samaria,
Es bekehrte ſich zu Dir.

„Deshalb hab' ich Dich geſendet,
Wußt' es ſchon von Ewigkeit;
Hab' ſchon damals Dich erwählet,
Für die Wahrheit Dich geweiht.“

„Du machſt mich, o Herr, erröthen
Seh' ich mich ſo hoch geehrt,
Und je mehr ich ſinne, faſſ' ich
Nicht warum das mir beſcheert.“

„Das war immer meine Sitte
Alſo mach' ich mich bekannt,
Daß ich ſtets zu Gottes Werken
Schwache Mittel angewandt.

„Sprich, wer hat den Holofernes,
Den Unmenſchlichen beſiegt?
Eines ſchwachen Weibes Händen
Er im eig'nen Zelt erliegt.

„Goliath, der wilde Rieſe,
Wie nur ſchied er aus der Welt?
Nur ein Kieſelchen am Wege
Hat, geſchleudert, ihn gefällt.

Alle Welt, die ſchon erſchaffen,
War ein Werk von meiner Hand;
Aus dem Nichts nahm ich, dem Leeren,
Sie und ſetzte ſie in Stand.

Darum ſoll der Ruhm mir werden,
Er gebührt mir ganz allein;
Aber daß, der gläubig wirket,
Soll der ganze Nutzen ſein.“

„Was noch könnteſt Du mir geben,
Zeigſt, was Deine Lehre ſei,
Willſt, daß ich des Evangeliums
Treueſter Apoſtel ſei.

„O wie viel bin ich Dir ſchuldig!
Liebſter Jeſu, ich bin Dein!
Dir gehör' ich, Dir gehorch' ich,
Keines Andern werd' ich ſein.

„Ja ich nehm ſie an, empfange,
Nehme an die Liebe Dein,
Und will einzig Deines Herzens
Wonne, ſeine Liebe ſein.“

„Ja, Du ſollſt mein Bräut'gam werden!“
„Wohl und Du wirſt meine Braut!“
„Ich in Dir.“ — „In Dir ich ſelber,“
Beide. Sind auf ewig wir getraut.“

Der Schweſter Klage.

(Corſiſch.)

Als ich ſpann vor meiner Thüre,
Hört' ich Lärmen weithin ſchallen;
War ein Schuß aus einer Flinte,
Fühlt' ihn nach im Herzen hallen;
Schien es mir, als ob man ſagte:
„Lauf', dein Bruder iſt gefallen!“

Da ich kam in's ob're Zimmer
Und bin durch die Thür' geſchritten,
Bin, wie todt, ich hingefallen,
So hat's mir das Herz zerſchnitten,
Denn ich ſah den lieben Bruder,
Der ſo eben ausgelitten.

Seine Kleider will ich nehmen,
Darum bin ich hergekommen,
Will ſein blutig Hemde zeigen.
Keiner ſoll zu ſeinem Frommen
Wagen, ſich den Bart zu ſcheeren,
Bis man Rache hat genommen.

Sage mir, wer ſoll dich rächen,
Wer ſoll dieſe Pflicht nun erben?
Soll's Maria ſein, die Schweſter?
Denn die Mutter liegt im Sterben.
Wär' Hilario noch am Leben,
Würde Blut den Streit bald färben.

Von ſo herrlichem Geſchlechte
Blieb die Schweſter nur am Leben,
Ohne alle Blutsverwandte,
Arm, verwaiſt, ein Mädchen eben;
Doch ſei ruhig, dich zu rächen
Iſt fortan nur ihr Beſtreben.

Aus dem Holländiſchen.

An die Gedanken.

Von J. van Broekhuizen.

(1687.)

Geſchwinde Kinder ihr, der nimmer müden Sinne,
Gedanken, die ihr euch in tauſend Formen gießt.
Die ihr mich nie verlaßt, was immer ich beginne,
Und wechſelnd neu empor in meiner Seele ſprießt.

Bezwingt euch nicht der Schlaf, der Alles kann bezwingen,
Iſt ſelber der ſogar ein Sklave eurer Macht?
Denn mich umflattert ihr, auf euren luſt'gen Schwingen,
Geſchäftig, raſtlos, ſtets, bei Tage, wie bei Nacht.

So ſtrebt ihr mir die Ruh' beſtändiglich zu rauben,
So laſſet nimmer ihr der müden Seele Friſt.
Und wie ihr mich umfangt, ſo muß ich wahrlich glauben,
Daß Wachen Träumen, und daß Träumen Wachen iſt.

Lied.

Von J. van Broekhuizen.

(1680.)

Ich ſeufze, klage, weine,
Wenn immer ich allein,
Die Augen nur ſind ſchuld an dieſem Schmerz,
Der ſtets zernagt mein tief gequältes Herz.

Bei hellem Tag, bei dunkler Nacht,
Clorinde, wird allein an Dich gedacht;
Und Deiner Schönheit Strahl durchglüht
Mit tauſendfachem Schmerz mein innerſtes Gemüth.

Die Träume ſind nicht frei
Von ſolcher Sklaverei,
Die Liebe quält den Sinn in ſeiner Pein,
Es klopft das Herz, und kann's ihr nicht verzeihn.

Der holde Mund, der Augen ſüßes Licht,
Ihr minnigliches Angeſicht
Sind Fallen, die mich, ach! gefangen halten,
Und durch das Auge mir die Seele ſpalten.

Auf denn, ihr Augen, geht
Zu ihr, um Gnade fleht.
Laßt Eure Sprache ſo verſtändlich ſein,
Daß ſie euch läßt als ihre Sclaven ein.

Gefühllos kann ſie doch nicht ſein
Dem treuen Herzen, voll von Gram und Pein,
Denn wenn ſie Euch nicht Euren Willen thut,
Vernichtet ſie ja nur ihr eigen Hab' und Gut.

Lied.

Von Jean de Megt.

Ihr, die im Winkel bei dem Heerd
Den Winter faßt, Ihr Helden,
Der holde Sommer, ehrenwerth,
Läßt Euch ſein Kommen melden

Durch das Singen
Und das Klingen
Von den tauſend Nachtigallen
Deren Stimmen laut erſchallen.

Auf, ſpannt nun Eure Roſſe an,
Das Leben fröhlich Euch fortan
Im Grünen zu verſüßen.
Die ſchön gefärbte Morgenſtund'
Wird Euch mit Roſen in dem Mund
Empfangen und begrüßen.

Der flüchtige Amor.

(Von Melendez.)

Um in meiner Bruſt zu wohnen,
Iſt Cupidchen, der Verräther,
Von dem Herzen ſeiner Mutter,
Und aus Gnidos fortgeflohen.
Seine Brüder ihn beweinen,
Und drei göttlich ſüße Küſſe
Will Dione Jedem geben,
Der den Sohn ihr wieder bringet.
Tauſend Liebende ihn ſuchen,
Aber Keiner konnt' erfahren,
Schöne Doris, wo der Flüchtling
Sich ſo liſtig hat verborgen.
Soll ich ihn Cytheren bringen?
Soll ich ihn in Ruhe laſſen?
Oder ſoll ich die Belohnung
Der gebot'nen Küſſe ſchmecken?
Ach Du, den für ſeine Mutter
Hält der Flüchtling mit den Flügeln,
Gieb mir, gieb mir einen Einz'gen,
Und nimm Du ihn, ſüßes Leben.

Winterabendlied.

Von Tollens.

Der Oſtwind bläſt ſo kalt und hohl,
Es friert gewaltig aus,
Wir haben Torf und Holz im Haus,
Und ſitzen warm und wohl.
Die Bäume ſind wie Flaum ſo weiß,
Die Gräben feſt wie Blei;
Was kümmert uns, Frau, Schnee und Eis,
Wir haben Wein und Punſch recht heiß,
Und Dach und Brod dabei.

Und nöth'gen wir den Freund als Gaſt,
So giebt es Fleiſch und Fiſch
Mitunter Wildpret auf dem Tiſch,
Und was dazu noch paßt. —
Wenn gar uns ein Geburtstag kehrt,
Wie jung das Kind auch ſei,
Wird eine Torte ihm beſcheert;
Wir eſſen Waffeln an dem Heerd,
Und trinken allerlei.

Das kann der arme Bettler nicht,
Der durch die Straßen irrt,
Gleichviel, ob's thaut und ob es friert,
Hunger auf dem Geſicht. —
Ob Frau und Kind Geburtstag hat,
Kein Gaſt kommt ihm heraus;
Nur Froſt und Kummer ſich ihm naht,
Kein Feuer er im Ofen hat.
Geſchenk grüßt nicht das Haus.

Wie müſſen wir nicht beſſer ſein,
Verſehn mit ſolchem Gut,
Den Winterheerd in voller Gluth,
Den Becher voll mit Wein.
Wir ſind aus ander'm Stoff gemacht,
Als er, aus beſſer'm Thon,
Und Gott, der Alles wohl bedacht,
Gab uns mit Recht die Kleiderpracht,
Und ihm den Kittel ſchon.

Ich, beſſer ſein? — Vermeſſ'ner Sang;
Iſt's Wahrheit, ſagt es frei,
Ich wünſchte wohl, daß wahr es ſei,
Denn mir wird wahrlich bang'.
Wer weiß, ob unter'm Rock ſo ſchlecht
Von Lumpen angereiht,
Sich nicht ein beſſer Herz noch regt,
Viel beſſer oder minder ſchlecht,
Als unter dieſem Kleid.

Soll's möglich ſein! — O Gott, ſo groß!
Könnt's wirklich möglich ſein?
Warum denn ihm nur Leid und Pein,
Und mir ein beſſer Loos?
Ich ſitz' und denk' und quäle mich,
Und ſpür' dem Räthſel nach.
Doch Dunkel bleibt mir ſicherlich
Das, was ich ſelber habe, ich,
Und was mir fehlet, ach!

Doch wie ſo blind auch immer ich,
Begreif' ich doch daran,
Daß ich dem Armen geben kann,
Wo er Nichts hat für mich.
Was Gott im Ueberfluß beſchert,

Gebührt ihm in der Noth.
Ein Fünkchen noch von unſerm Heerd,
Ein Tropfen Wein ſei ihm gewährt,
Ein Biſſen von dem Brod.

Gethan ſei darum unſ're Pflicht,
Wie es das Herz gebeut,
Das Räthſel laßt nur fort mir heut',
Die Thränen trocknet's nicht.
Der Oſtwind ſtürmt voll Kält' und Graus,
D'rum werd' dem armen Mann,
Der jetzt nicht weiß, wo ein noch aus,
Ein Biſſen gern von unſerm Schmaus,
Von unſerm Holz ein Span.

D'rum, Magd und Knecht, wie ſpät es ſei,
Das Haus laßt offen ſein,
Laßt Alt und Jung mir gern herein,
Und Keinen mir vorbei.
Horch! eilt und öffnet mir geſchwind,
Wie's draußen friert und ſchneit,
Behüt' uns Gott! durch Wetter und Wind,
Eine arme Mutter mit ihrem Kind,
Sie kam zu rechter Zeit.

Dank dir, du Brunnen aller Güt',
Für alle Gaben Dank,
Beſonders für den Liebedrang,
Gepflanzt in mein Gemüth,
Doch dreifach ſei aus vollſter Bruſt
Dir, Vater! Dank geweiht.
Ich hab' es erſt durch Dich gewußt.
Daß Dir genügen, höchſte Luſt.
Daß Wohlthun Seligkeit.

Grillen.

Nach dem Holländiſchen.

„Cajus zählt ſechzig Jahr und will ein Weibchen nehmen.“
Ei Fopp, was kümmert's Dich? Brauchſt Du Dich deß zu ſchämen?
„Der Jordan ißt und trinkt, was nur die Tafel hält.“
Freund Fopp, was kümmert's Dich? Er thut es für ſein Geld.
„Hans kauft ein Landgut ſich, das macht ihm viele Quaalen.“
Freund Fopp, was kümmert's Dich? Du ſollſt es nicht bezahlen.
„Das gute Gretchen ſeufzt, und wünſcht ſich einen Mann.“
Sag' doch, mein lieber Fopp, was geht denn Dich das an?
Bedenke doch, Dein Weib verſchwendet zu viel Geld,
Dein Linchen iſt verliebt, Dein Sohn ein Springinsfeld,
Dein Haus noch nicht bezahlt, Du mußt das Geld Dir borgen,
Und ſo könnt' ich, mein Fopp, erzählen Dir bis morgen.
Denn ſieh, was Dich betrifft, da weiß gar Vieles ich;
Allein was geht's mich an, Freund Fopp, was kümmert's mich?

Nun laſſ' ich endlich mich beſiegen,
Und glaube, daß die Ochſen fliegen,
Da ein ſo dicker, ſchwerer Mann
Ein ſolcher Zeiſig werden kann.

Geis hat ein neues Haus, es iſt gar wohl gebaut;
Wie kommt es, daß er doch dem Meiſter nicht vertraut,
Der es errichtet hat, bald hier läßt repariren,
Bald dort verändern, oder gänzlich renoviren?
Freund Geis iſt doch kein Narr; er kennt des Geldes Werth,
Und weiß ſich zu erhalten, was ihm das Glück beſcheert,
Den Leuten will er nur, die Geld von ihm begehren,
Antworten: Seht ich baue, da kann ich Nichts entbehren.

Frau Käthe iſt gar ſehr betrübt und klagt,
Daß ihrem Gatten ſie nicht mehr behagt,
Daß ſeine große Liebe ganz gemindert;
So quält ſie ſich, was denn ihr Glück verhindert.
Ach, liebes Käthchen, ſchweige ſtille;
Er ſah Dich durch die Liebesbrille;
Doch hat er dennoch zuletzt verſpürt,
Daß Du ihn, ſtets leichtfertig und munter,
An ſeiner Naſe herumgeführt;
Und dabei fiel die Brille herunter.

Du biſt hübſch in allen Dingen;
Hübſch im Tanzen, hübſch im Singen,
Hübſch von Antlitz, hübſch friſirt,
Hübſch gekleidet, hübſch chauſſirt,
Hübſch vom Fuß bis zu dem Kopf,
Kurz, Du biſt ein hübſcher Tropf.

Volksthümlich.

Wiegenlied.

(Niederlande.)

Es dunkelt, mein Röschen,
Nun ſpiele nicht mehr,
Ich leg' Dich zur Ruhe,
Dich ſchläfert ſo ſehr.
Du liegſt in der Wiege
So warm und ſo ſacht,
Mög' Gott Dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Da liegſt Du, mein Alles,
In friedlicher Ruh';
Nun ſchließt ſich Dein Mündchen,
Die Aeuglein geh'n zu
Doch ſieh, wie der Engel
Im Traume ſüß lacht;
Mög' Gott Dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht! —

Da liegſt Du, mein Alles,
In ſchuldloſer Ruh';
Meine Bruſt iſt Dein Himmel,
Die Welt lacht Dir zu. —
Noch ſchläſt Deiner Triebe
Einſt drohende Macht. —
Mög' Gott Dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Glückſelig, mein Röschen,
Wer ſchlummert wie Du!
O bleibe Dir immer
Die ſchuldloſe Ruh'! —
Die Liebe der Mutter
Dich ſorgend bewacht;
Mög' Gott Dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Wächterlied.

(Niederländiſch.)

Sie ging einher im Garten
Mit ſo betrübtem Sang
Bis zu ihres Vaters Thurme,
Den ſie geſchloſſen fand.

„O Wächter," ſprach ſie, Wächter mein!
Wollt ihr heraus mich laſſen,
Es ſoll euer Schade nicht ſein."

„Ich will euch nicht 'rauslaſſen,
Ihr ſeid ſo ein ſchönes Weib,
Und wenn euch etwas geſchähe,
So koſtet's meinen Leib."
„„Mir ſoll nichts widerfahren,
Und euch ſoll nichts geſcheh'n;
Drei Stunden vor dem Tage
Sollt ihr mich wiederſehn.""

„Drei Stunden vor dem Tage
Singt das betrübte Lied,
Dann werd' ich wiederkommen
Zu dieſem Thore, ſeht.
Wer da verſtohlen zu freien mag,
Zeit iſt es, daß ſie ſcheiden,
Ich ſehe den hellen Tag."

Die Sterne ſtanden am Himmel,
Der Mond gab hellen Schein,
Die Jungfrau ließ ſich nieder
Auf einem blauen Stein,
Alsdann das klare Waſſer ſprang,
Daneben ſtand eine Linde,
Auf der die Nachtigall ſaß und ſang.

„O Nachtigall, kleiner Vogel,
Willſt du mein Bote ſein,
Und fliegen zu dem Reiter,
Dem Allerliebſten mein,
Und ſagen, daß er komme her,
Ich werd' ihn hier erwarten
Bei dieſem Thurm nunmehr."

Das hat ein Zwerg vernommen,
Der hinter den Bergen lag,
Er kehrte ſacht ſich um
Und bot ihr guten Tag.
,,Ich bin ein Bote; zu euch geſandt
Von einem ſo ſtolzen Reiter,
Weiß nicht, ob er euch bekannt.''

,,,,Und ſollt ich ihn nicht kennen,
Wohl beſſer, als ihr; allein,
Wenn ich ihn ſo wohl nicht kennte,
Es würde mein Schade nicht ſein.''''
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Es faßte der Zwerg die Jungfrau
Bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und leitete ſie ſo ferne,
Bis daß ſeine Mutter er fand.
,,O Mutter! die Maid gehört mir allein,
Ich fand ſie geſtern Abend
Auf einem blauen Stein.''

,,Fandeſt Du ſie geſtern Abend
Auf einem blauen Stein,
So bringe ſie wieder zur Stätte,
Wo längſt ſie ſollte ſein.
So bringe ſie hin und zög're nicht;
Es müßten drei deshalb ſterben,
Noch eh' der Tag anbricht.''

Es nahm der Zwerg die Jungfrau
Bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und brachte ſie wieder zur Stätte

Wo er zuerſt ſie fand.
Da lag ihr Liebſter und war todt,
Mit dem Schwert in ſeiner Seite,
Von Blute dunkelroth.

„O liegt er hier erſchlagen,
Erſchlagen hier um mich,
So will dafür ich ſterben,
Will ſterben hier um Dich.“
Sie nahm das Meſſer bei dem Griff,
Und ſtieß es in ihr Herzchen,
War das nicht fürchterlich?

Der Wächter auf dem Thurme,
Wie laut war's, daß er ſang.
„In drei und dreißig Jahren
Ward keine Nacht mir ſo lang.
Wer da verſtohlen freien mag,
Zeit iſt es, daß ſie ſcheiden,
Ich ſehe den hellen Tag.“

Die Mutter auf ihrem Bette,
Auf ihrem Bette lag;
Sie hörte den Wächter ſingen
Mit einer ſo traurigen Klag'.
„O Mann, welch Leid uns wohl geſchieht,
Denn unſer lieber Wächter
Singt ein ſo traurig Lied.“

Die Mutter aus ihrem Bette,
Aus ihrem Bette ſprang;
Sie ging von Bett' zu Bette,
Ihre Tochter ſie nicht fand.
O Mann, welch Leid auf uns einbricht,
Denn unſ're liebe Tochter
Ich find', ich finde ſie nicht.

Sie nahmen den Wächter gefangen,
Legten ihn auf einen Tiſch,
Sie ließen ihn hauen und kerben,
Gleich einem Brachſenfiſch,
O, warum iſt das von ihnen geſcheh'n!
Damit keine Königskinder
Des Abends mehr aus zum Spielen gehn.

Von dem Meier und dem Brieſemann.

(Niederländiſch.)

Die Felder ſtehen grün und dazu breit;
Zum Reiſen der Brieſemann war bereit.
„Brieſemann, wo wollt ihr hinfahren?
Als ich die Kleider zum letzten Mal ſah,
Glaubt' ich, daß die meinen ſie waren."

„Die Kleider, die ich habe an,
Die gab mir ein Weibchen, es hat' keinen Mann,
Ein Weibchen, bei dem zur Nacht ich ſchlief;
Ich ſchwör' es euch, Meier, bei meinem Leib,
Ich hatte mein' Tage kein lieberes Weib."

„Brieſemann," ſagt' er, Brieſemann;
Kommt, ziehet andre Kleider an,
Und waffnet euch, denn es gilt euren Leib;
Damit man von euch nicht ſagen kann,
Der Brieſemann liegt erſchlagen um ein Weib."

Sie ließen jetzt das Streiten ſein
Und fechten nun mit Schwertern drein,
Und ſchlugen mit blanken Schwertern;
Der Meier ſchlug den Brieſemann todt,
Daß er niederfiel zur Erden,

Der Meier auf ſein grau Roß ſprang,
Und er hub an ein Lied und ſang,
Er ſang ſo laut, man hört es recht gut:
„Steht auf, ſteht auf, Jungfräulein fein,
Der Briefemann hier warten thut.“

Das Frauchen aus ſeinem Bette ſprang,
Daß der Vorhang von Golde klang;
Es glaubte dem Briefemann aufzuthun,
Es ließ ſeinen eigenen Ehemann ein,
Das ward ihm böſe Sache nun.

„O iſt das arme Bries'männchen todt,
Wo ſoll ich klagen meine Noth,
Wo ſoll meine Noth ich klagen?
Nun will ich in ein Kloſter gehn,
Für den Reſt von meinen Tagen.“

„Nun will ich in ein Kloſter gehn,
Wo zwei Paar Schuh vor einem Bett ſtehn,
Und beten für des Briefemanns Seele.
Er, der ſein Lieb verloren hat,
Mag mit Recht nie anderes wählen.“

„Nun will ich gehn auf den Termin,
Mich begeben nach einem Kloſter hin,
So fern nach jenen Auen;
Leb' wohl, es muß geſchieden ſein,
Von meiner ſchönen Frauen.“

Von Thyſken von dem Schilde.

(Niederländiſch.)

Gut Frieden iſt in allen deutſchen Landen,
Nur nicht Thyſken von dem Schilde;
Er liegt zu Delften gefangen,
Er liegt gefangen ſo ſchwer auf ſeinen Leib.

Die Frau wohl von dem Schilde,
Sie lag auf hoher Zinne,
Sie ſah die Herrn, die Bürger kommen inne,
Doch ſah ſie Thyſken, ihren liebſten Buhlen, nicht. —

„Ihr Reiter, Ihr Räuber,
Ihr Herrn von den Straßen!
Wo habt Ihr Thyſken von dem Schilde gelaſſen,
Wo habt Ihr gelaſſen den liebſten Buhlen mein?“

„O Frauchen von dem Schilde,
O laßt's Euch nicht verlangen;
Der Thyſken von dem Schilde,
Zu Delften liegt gefangen.“

Das Frauchen von dem Schilde,
Das wollt' es nimmer glauben. —
Sie thät ihr Pferdchen ſatteln und zäumen,
Und ritt nach Delften vor das hohe Haus.

„O Thyſken von dem Schilde!
Biſt Du hier wirklich drinne,
So ſteck' Dein Köpfchen aus der hohen Zinne
Und laß mich ſchau'n Deinen ſtolzen, jungen Leib.“

Thyſſen von dem Schilde,
Der ließ ſich's nicht verdrießen,
Er ließ ſein Köpfchen aus der Zinn' heraus ſchießen,
Er ließ ſie anſchau'n ſeinen ſtolzen, jungen Leib. —

„Thyſſen von dem Schilde!
Du wollteſt mir nicht glauben,
Daß Du bei Tag und Nacht ſollteſt laſſen Dein Reiten und Rauben,
Daß Du ſollteſt laſſen Dein Rauben zu halber Mitternacht!“

„Ja, Frauchen von dem Schilde!
Du thateſt es verſchulden,
Du wollteſt tragen das Silber und rothe Gulden,
Du wollteſt tragen das rothe geſchlag'ne Gold!“

„Ach, Thyſſen von dem Schilde!
Hätteſt Du das Wort verſchwiegen,
Ich ließe Dich mit Silber und rothem Gold aufwiegen,
Jetzt aber ſoll es koſten Deinen ſtolzen, jungen Leib.“

„Ach, Frauchen von dem Schilde!
Wird Dich das nicht verdrießen,
Daß mich die Raben, die Vögel ſollen freſſen,
Daß mich ſoll freſſen ſo manches Vögelchen?“

„Ach, Thyſſen von dem Schilde,
Laß Dich das nicht bedrängen,
Ich will Dein Rad mit Roſen behängen,
Auf dem ſoll ruhen Dein ſtolzer, junger Leib.“

Von drei Geſellen aus Roſenthal.

(Niederländiſch.)

Wer will hören ein neues Lied,
Hört zu, ich will's Euch ſingen
Von drei Geſellen aus Roſenthal,
Auf Freibeut' war's, daß ſie gingen.

Sie gingen bei Leibe zur Nachtzeit nicht,
Doch ſie gingen auf Abenteuer,
So lange bis ſie kein Geld mehr hatten,
Eine kurze Halbſtund das dauert. —

Als ſie des halben Weges kamen,
Kam ihnen ein Kaufmann entgegen:
,,Leg' ab, leg' ab, Dein Kaufmannsgut,
Willſt Du behalten Dein Leben!''

,,Ich lege nicht ab mein Kaufmannsgut
Und dazu mein junges Leben;
Ich habe noch Silber und rothes Geld,
Und das will ich Euch geben.''

Der Kaufmann ſeine Taſch' aufſchloß
Und ſchenkt ihnen hundert Kronen,
Nehmt hin Geſellen von Roſenthal!
Verzehrt ſie mit ſchönen Frauen. '

Da ſprach der Jüngſte von den Drei,
,,Die Beute wollen wir theilen,
Und geben dem Kaufmann die Hälfte wieder,
So mag er ein Kaufmann bleiben.''

Da ſprach der Aelteſte von den Drei:
Die Beute woll'n wir behalten,
Und kaufen uns ein apfelgrau Roß,
Und reiten nach Antwerpen.“

Und als ſie nach Antwerpen kamen,
Und innerhalb der Mauern,
Wurden ſie auf eine Folter gelegt,
Davon thät ihr jung Herz trauern.

„Nun ſind uns unſ're Glieder lahm,
Was ſollen wir nun beginnen?
Ich will nicht mehr nach Roſenthal gehn,
Und hören die Nachtigall ſingen.“

„O Nachtigall, klein Vögelein,
Wie haſt du mich betrogen;
Du pflegteſt zu ſingen unter'm Birnbaum,
Wo viel ſchöne Frauen waren.“

„O Nachtigall, klein Vögelein,
Willſt du mich lehren ſingen?
Ich ſing' im Wald, kleiner Vogel ſtolz,
Niemand kann mich bezwingen.“

„Biſt du im Wald, kleiner Vogel ſtolz,
Kann Niemand dich bezwingen;
So zwingt dich der Hagel, der kalte Schnee,
Und das Laub wohl von der Linde.“

Egmont's Tod.

1568.

(Niederländiſch.)

Als man ſchrieb Tauſendfünfhundert
Im acht und ſechszigſten Jahr,
Sah man geſchehn groß Wunder,
Zu Brüſſel offenbar.

Ein Prinz von großer Macht,
Der Graf wohl von Egmont
Ward wie ein Lamm geſchlacht't:
Seine Uhr nun ſtille ſtund.

Man ſah dort herzlich trauern
So manches Weib und Mann,
Zu Brüſſel binnen den Mauern,
Da es um den Grafen gethan!

Feſt ging er nach der Stätte
Zu ſeinem Halsgericht:
,,Ihr Herren und auch Ihr Bürger,
Iſt Gnade zu hoffen nicht?''

,,Gnade mir armen Grafen,
Gnade mir edeln Mann!''
Doch als ſie nicht Antwort gaben,
Da ſprach der Graf: ,,Wohlan!''

Der Graf nahm ſonder Trauern
Ein Kiſſen nach ſeinem Sinn,
Da er den Tod mußt' leiden,
Und kniete daraufhin.

Er faltete ſeine Hände
Und ſah gen Himmel voll Muth,
Empfahl ſich Gott vor dem Ende,
Der Graf, das edle Blut.

Da ſeine Kniee gebogen,
Die Hände zuſammengelegt,
Hat Einer das Schwert gezogen,
Dem Grafen das Haupt abſchlägt.

Das Blut ſah man dort ſtrömen,
Das edle Blut zur Stund'.
Möge Gott die Rach' übernehmen
Für den Grafen von Egmont.

Wohlwollende Geſinnung.

(Vlämiſch.)

Ich wandle die grünen Straßen
So oft hinauf, hinan;
Daß ich mein Lieb muß verlaſſen,
Das haben meine Freunde gethan.

Ich werde ſie noch nicht verlaſſen,
Und wären ſie noch ſo gram;
Ich werde ihrer gedenken,
Bis der Tod mich zu ſich nahm.

Nicht länger als geſtern Abend
Stand ich vor Liebchens Thor,
Und ſagte, öffne lieb Bethchen,
Oeffne, ich fleh' davor.

Ich öffne Dir nicht die Thüre
Und laſſ' Dich nicht ein, glaub' mir!
Geh' heim und lege Dich ſchlafen,
Ein anderer Liebſter iſt hier.

Iſt drinnen ein anderer Liebſter,
Hab' ich Dich zu ſprechen nicht Macht,
So wünſch' ich zum letzten Male
Dir eine vergnügte Nacht.

Aus dem Engliſchen und Schottiſchen.

Lebewohl.

Von Lord Byron.

Leb' wohl! — Wenn jemals fromme Bitte
Für And'rer Wohl gen Himmel ſchlug,
Wird meine nicht verloren werden,
Die Deinen Namen mit ſich trug. .
Umſonſt wär' Reden, Seufzen, Weinen. —
Entpreßt dem Aug' der Schuld ſo hohl,
Vermöchten Thränen nicht zu ſagen,
Was dieſes Wort ſagt: Lebewohl!

Stumm iſt der Mund, das Auge trocken,
Doch in der Bruſt, des Hauptes Gluth,
Erwachen Schmerzen, die nie ſchwinden,
Und der Gedanke, der nie ruht.
Ich will nicht, darf nicht, mag nicht klagen,
Ob es auch gleich des Kummers Zoll,
Ich weiß nur, daß umſonſt wir liebten,
Und fühle nichts, als — Lebewohl!

Hell ſei der Platz Deiner Seele,
Kein hellerer Geiſt als der Deine,
Entſchwang ſich irdiſchen Schranken,
Zu leuchten in himmliſchem Scheine.
Du warſt Alles, nur göttlich nicht hier;
Allein, da unſterblich Dein Geiſt,
So ende der Kummer um Dich;
Wir wiſſen, Dein Gott iſt mit Dir.

Leicht ſei Dir die Erde des Grabes,
Der Raſen, Smaragden gleich.
In dem, was an Dich uns erinnert,
Sei Nichts, das dunkel und bleich.
Nur Blüthe und Immergrün
Soll Deinem Grabmal erblühn;
Nicht werde Dir dunkle Cypreſſe geweiht.
Wozu um Glückſelige Trauer und Leid?

Zum Abſchied.

Von Lord Byron.

Der Kuß, den Du mir aufgedrückt,
Von meinem Mund nie weicht,
Bis eine Stunde mehr beglückt,
Ihn rein Dir wieder reicht.

Dem Scheideblick, der zärtlich winkt,
Zeigt gleiche Liebe ſich;
Die Thräne, die im Aug' Dir blinkt,
Verändert nimmer mich.

Kein Pfand verlang' ich, das mir Luſt
Gewährt, wenn ich allein;
Kein Angedenken auf der Bruſt,
Denn ſtets gedenk' ich Dein.

Die Feder iſt doch viel zu ſchwach,
Sieh' darum ſchreib' ich nicht;
Was wär's denn, das ein Wort vermag,
Wenn nicht das Herz es ſpricht.

Bei Tag und Nacht, bei Luſt und Schmerz,
Nicht länger frei mehr trägt
Verborg'ne Liebe dieſes Herz,
Das heimlich für Dich ſchlägt.

Schmerzliche Erinnerung.

Von Lord Byron.

Als wir geſchieden,
Schweigend, voll Schmerz;
Weinend das Auge,
Gebrochen das Herz.
Kalt Deine Wang' und bleich,
Kälter Dein Mund;
Leiden für dieſe Zeit,
Gab jene kund.

Es hatte des Morgens
Thau kalt mich benetzt;
Es war gleich der Ahnung,
Der Empfindungen jetzt.
Deine Schwüre gebrochen;
Dein Name wird hier,
Mit Tadel geſprochen;
Ich theil' ihn mit Dir.

Sie nennen Dich vor mir,
Ein Klang, ach! ſo trüb';
Mich überläuft es:
Warum einſt ſo lieb?
Ich kannte ſo wohl Dich,
Sie wußten es nicht;
Ich werd' um Dich klagen,
Wie's nimmer ſich ſpricht.

Heimlich vereint —
Faßt ſtill mich der Schmerz:
Dein Sinn konnte trügen,
Vergeſſen Dein Herz.
Treff' ich nach Jahren,
Dich wiederum,
Wie Dich begrüßen?
Weinend und ſtumm.

Stanzen.

Von Lord Byron.

Hinweg, hinweg! Ihr Trauertöne!
Verſtumme, ſüßer Saitenklang;
Dich muß ich fliehen; deinem Rauſchen
Erzittert tief mein Herz und bang. —

Du redeſt mir von ſchönen Tagen,
O halle nicht ſo laut und klar;
Ich darf nicht denken, darf nicht ſagen,
Was jetzt ich bin, und was ich war.

Die Stimme, die dich einſt begleitet,
Verſtummt, dein ſchönſter Zauber flieht,
Jetzt wiederholen deine Töne
Nichts als ein ſchaurig Todtenlied!
Sie hallen, Thyrza, von Dir wieder,
Doch Du biſt Staub, Du biſt dahin,
Und was einſt Harmonie mir däuchte,
Iſt jetzt nur Mißklang meinem Sinn.

Rund um mich her des Grabes Stille,
Das Echo nur erreicht mein Ohr,
Es ruft mir eine dumpfe Stimme,
Die ich nicht hören will, hervor.
Noch oftmals wird ſie mich erſchüttern,
Sie [illegible]ht dem Schlummer ihren Ton,
Bis das Bewußtſein wacht, vergebens
Ihm lauſcht, obgleich der Traum entflohn.

Du, meine Thyrza, biſt im Schlummer,
So wie im Wachen nur mein Traum;
Ein Sternbild, das ſich abgewendet,
Als es der Erde ſtrahlte kaum.
Er aber, der durch's Leben ſchreitet,
Da ſich in Zorn der Himmel hüllt,
Wird lange noch den Strahl beweinen,
Der ſeinen Pfad mit Licht erfüllt.

An Thyrza.

Von Lord Byron.

Ein Kampf noch und ich bin befreit
Von Qualen, die mein Herz zerſchneiden;
Ein langer Seufzer, Dir geweiht,
Zurück dann in's geſchäft'ge Treiben.
Wohl ziemt es mir, mich zu befaſſen
Mit Dingen, die mich nie gefreut;
Da jede Luſt mich ſchon verlaſſen,
Giebt es wohl Leid noch, das mir dräut?

- Herbei das Mahl und bringet Wein!
Der Menſch ſoll nicht vereinzelt leben,
Ganz unbedeutend will ich ſein,
Mit Allen ſüß zu lächeln ſtreben.
Es war nicht ſo in beſſer'n Stunden,
Wär' nimmer ſo geworden hier;
Doch du biſt hin — biſt mir entſchwunden,
Biſt Nichts. — Nichts iſt jetzt Alles mir.

Vergebens klingt der Laute Ton!
Wohl zeigte Lächeln gern die Qual,
Doch ſpricht verborgn'em Weh es Hohn,
Gleich Roſen auf dem Todtenmahl.
Ob die Genoſſen bei dem Becher
Verſcheuchen das Gefühl der Pein,
Ob auch vor Freude glüht der Zecher —
Das Herz! das Herz iſt doch allein.

Wohl lindert es in nächt'gem Dunkeln
Einſam, den Himmel anzuſchauen;
Ich wähnte dann, das lichte Funkeln
Schien hold auf ihre ſüßen Brauen.

Oft dacht' ich bei des Mondes Strahl,
Wenn ich Aegea's Fluth zertheilt,
„Sie blickt nach ihm aus ihrem Thal,“
Als ſchon auf ihrem Grab er weilt.

Da wilde Krankheit mich durchtoſt,
Und Fieber in den Adern brennt,
Sprach matt ich: „doch bleibt mir der Troſt,
Daß Thyrza nicht mein Leiden kennt.“
Wie Freiheit dem ergrauten Sklaven,
Als Gabe, keine Luſt mehr reicht,
Ward Leben mir, um mich zu ſtrafen,
Da meine Thyrza ſchon erbleicht.

O, meiner Thyrza Pfand im Glücke,
Als Lieb und Leben friſch geweiht,
Wie anders triffſt du meine Blicke,
Jetzt, wo dich färbt mit Gram die Zeit.
Das Herz, das ſich dir hingegeben,
Es ſchweigt — ach ſchwiege meines! O!
Da Todesſchauer es durchbeben,
Leidet es von Erſtarrung ſo.

Du traurig Zeichen! Pfand, ſo trübe!
So lieb der Bruſt, bringſt gleich du Schmerz.
Bewahre dennoch mir die Liebe,
Wo nicht, ſo brich auch dieſes Herz.
Zeit kann der Liebe Ruhe geben,
Heil'ger, wenn Hoffnung ganz ſie läßt —
Doch was ſind Tauſend die da leben,
Ihm, der die Todte nimmer läßt.

Euthanaſia.

Von Lord Byron.

Dein Fittig ſei's, Vergeſſenheit,
Der über meinem Todesbett ſich ſchwingt,
Wenn früher oder ſpäter mir die Zeit
Den träumeloſen Schlummer bringt.

Es ſei kein Freund, kein Erbe da,
Der es verwünſchet, es beweint,
Kein troſtlos Weib ſei dann mir nah,
Das trauert, oder auch zu trauern ſcheint.

Still laßt mit Erde mich bedecken,
Fern bleibe mir ein Pflichtgeleit;
Ich möchte nicht die Freunde ſchrecken,
Nicht ſtören, was der Luſt geweiht.

Doch mög' in ſolchen Augenblicken,
Wenn ſie's mit ihrer Kraft erſtrebt,
Die Seufzer Liebe unterdrücken,
Um ihn der ſtirbt, bei ihr die lebt.

Süß wär' es Pſyche, in den Stunden,
Dein Antlitz heiter noch zu ſehn,
Vergeſſend die verharſchten Wunden,
Muß lächelnd ſelbſt der Schmerz vergehn.

Umſonſt der Wunſch — die Schönheit ſchwindet
So wie des Buſens letzter Hauch;
Des Weibes Zähre, die uns lebend
Getäuſcht, entmannt im Tode auch.

Seid einſam denn, ihr letzten Stunden,
Von Sehnſucht, wie von Seufzern frei;
Tauſenden iſt der Tod entſchwunden,
Der Schmerz zog unbewußt vorbei.

„Zu ſterben und zu gehn,“ wie ſchwer,
Den Alle wandelten, den Pfad;
Das Nichts zu werden von vorher,
Eh' ich zum Leid in's Leben trat.

Die Freuden zähle deiner Stunden,
Die Tage zähle, frei von Pein
Und wiſſe, was du auch gefunden,
Es iſt doch beſſer, — nicht zu ſein.

Stanzen.

Von Lord Byron.

Wenn oftmals in der Welt Gewühle,
Dein Bild in meiner Bruſt erbleicht,
So iſt's die einſam ſtille Stunde,
Die mir es freundlich wieder reicht;
Und da die ſtille Trauerſtunde,
So viel mir wiedergeben mag,
So ſtröme hin des Kummers Klage,
Die er zuvor aus Scheu nicht ſprach.

Verzeihe, daß ich im Gedränge,
Gedanken äuß're, die nur Dein,
Und, ſelbſtverdammt, zu lächeln ſcheine,
Dir ſcheine ungetreu zu ſein.
Vermeine nicht, Dein Angedenken
Erwecke keine Reu' in mir; —
Nicht darf ein Thor den Seufzer hören,
Der Dir gehöret, einzig Dir.

Wenn ich auch gleich den Becher leere,
Geſchieht's nicht, daß der Gram ihm weicht;
Den Todestrank muß der enthalten,
Der Lethe für Verzweiflung reicht.
Könnt auch Vergeſſenheit die Seele
Von jedem böſen Traum befrei'n,
Doch, doch zerſchmettert' ich den Becher,
Bezwäng' er etwas, das nur Dein.

Wärſt Du entſchwunden aus der Seele,
Wem hätt' ich dann mich zugekehrt?
Wer ſollte nach mir übrig bleiben,
Der Deine ſtille Urne ehrt?
Nein, nein! der Stolz iſt's meines Kummers,
Zu leben dieſer letzten Pflicht;
Ob Alles auch die Welt vergäße —
Mir ziemt ſich's — ich vergeſſ' es nicht.

So wärſt auch Du beſorgt geweſen
Um ihn, der nun, ich weiß es wohl,
Allein von Dir geliebt, beachtet,
Aus dieſem Leben ſcheiden ſoll.
Und ach! — es lag darin ein Segen,
Der mir beſtimmt war nimmermehr:
Du warſt zu ſehr ein Traum des Himmels,
Für Erdenliebe viel zu hehr.

Auf ein gebrochenes Herz von Carneol.

Von Lord Byron.

War's möglich, du unglücklich Herz!
Daß ſo in Stücke du zerfallen?
Iſt manches Jahr, voll Sorg' und Schmerz,
Umſonſt nun angewandt vor Allen?

Doch jeder Theil ſcheint edel mir
Und jedes Stück von höh'rer Art;
Da er, der ſtets dich trägt, in dir
Nun paſſender ſein Herz gewahrt.

Impromptu,

Als Antwort an einen Freund.

Von Lord Byron.

Wenn aus der Bruſt, wo Sorge weilt,
Ihr dunkler Schatten aufwärts ſteigt,
Die runzelvolle Stirn ereilt,
Das Auge füllt, die Wange bleicht:
So acht' ihn nicht, er fällt bald wieder
Zurück in ſeine alte Stelle,
Er ſinket trüb' zum Herzen nieder
Und bleibt dort in der ſtillen Zelle.

Inſchrift

auf dem Grabe eines Neufundland-Hundes.

Von Lord Byron.

Wenn ſtolz ein Menſchenſohn zur Erde kehrt,
Hoch durch Geburt, doch nicht durch Ruhm geehrt;
Erſchöpft des Bildners Hand des Leibes Pracht,
Die Urne kündet, wer zur Ruh' gebracht,
Und iſt es fertig, zeigt der Grabesſtein,
Nicht wie er war, doch wie er ſollte ſein.
Allein der arme Hund, der Treuſte weit,
Der Erſt' im Gruß, der Vorderſte im Streit,
Deß ehrlich Herz ganz ſeinem Herrn gehört,

Für den er lebt und kämpft, auf den allein er hört,
Stirbt ungeprieſen, unbemerkt ſein Werth,
Da ſeine Erdenſeel' der Himmel ihm verwehrt;
Doch das Inſect, der Menſch, hofft auf Verzeihn,
Und will den Himmel nur für ſich allein.
O Menſch — kaum eine Stunde haſt du frei
Denn Macht verdirbt dich oder Sklaverei;
Wer wohl dich kennt, der wird des Ekels Raub,
Gemeine Maſſe von belebtem Staub!
Wolluſt iſt Liebe dir und Freundſchaft Trug,
Dein Lächeln Heucheln, deine Worte Lug.
Niedrig geboren, edel nur genannt,
Das Thier beſchämt dich, wenn du es erkannt. —
Die ihr vielleicht die ſtille Urne ſeht,
Sie ehrt Niemand, um den ihr weintet. — Geht,
Für einen Freund erhebt ſich dieſer Stein;
Nur einen kannt' ich, — hier ruht ſein Gebein.

Stanzen für Muſik.

Von Lord Byron.

Keine von der Schönheit Töchtern
Hat einen Zauber gleich Dir.
Wie Klänge über dem Waſſer
Tönt Deine Stimme mir.
Es iſt als wiegt' ihr Laut, ſo rein,
Das bezauberte Meer in Schlummer ein;
Die Wogen ruhen auf weiten Räumen,
Die ſchlafenden Winde ſcheinen zu träumen.
Es ſchlingt der Mond der Mitternacht,
Seine Kette über der Fluth,
Dann athmet ihr Buſen, in ſtiller Pracht,
Wie ein liebliches Kind, das ſchlummernd ruht.

So die Geiſter vor Dir ſich neigen,
Sie verehren Dich, lauſchen und ſchweigen,
Mit ſanfter Rührung aber voll Gluth,
Gleich dem Rauſchen der Sommerfluth.

Stanzen für Muſik.

Von Lord Byron.

> O Lacrymarum fons, tenero sacros
> Ducentium ortus exanimo: quater
> Felix! in imo qui scatentem
> Pectore te, pia Nympha, sensit.
>
> *Gray.*

Wohl keine Freude giebt die Welt, gleich der, die ſie uns nimmt,
Wenn raſche frühe Jugendgluth mit dem Gefühl verglimmt.
O nicht erliſcht ſo ſchnell, was auf der jungen Wange glüht,
Als, eh die Jugend noch dahin, die Blume des Herzens verblüht.

Die Wen'gen, deren Geiſt noch ſchwimmt auf Trümmern von dem Glück,
Treibt Sturm auf Klippen böſer Schuld, zum Thorheitsfels zurück,
Der Compaß ihrer Fahrt zerbrach, wo nicht, umſonſt er zeigt
Nach jenem Ufer, das ihr Kahn doch nimmermehr erreicht.

Der Seele Kälte naht ſich dann, ſie gleichet ganz dem Tod,
Sie fühlet nicht der Andern Schmerz, träumt nicht von eig'ner Noth;
Der Thränen Quelle trocknet ſie mit ſtarrem Froſte ein,
Und funkelt auch das Auge noch, es iſt das Eis allein.

Wohl von der Lippe fliegt der Witz, erhellt der Scherz die Bruſt,
Um Mitternacht die nicht mehr giebt der Ruhe Hoffnungsluſt;
So ſchlingen Epheuranken ſich feſt um den alten Bau,
Von außen grün und wild und friſch, doch drunten alt und grau.

O fühlt' ich, wie ich ſonſt gefühlt, und wär' wie ſonſt ich war,
Und weinte, wie ich ſonſt geweint, in manchem frühern Jahr!
Wie Quellen in der Wüſte ſüß erſcheinen, obgleich trüb,
So wären dieſe Thränen mir im öden Leben lieb.

Lebewohl.

Von Lord Byron.

Lebewohl! ſelbſt wenn auf immer,
Auch auf immer lebe wohl!
Obgleich nie verzeihend, nimmer
Je mein Herz Dir trotzen ſoll.
Wär' vor Dir die Bruſt entblößet,
Wo ſo oft geruht Dein Haupt,
Als Dich einlullt ſüßer Schlummer,
Jetzt auf immer Dir geraubt;
Könnteſt tief Du in ſie blicken,
Und ihr Innerſtes erſpähn,
Würdeſt doch zuletzt entdecken,
'S war nicht gut, ſie ſo zu ſchmäh'n
Ob die Welt auch d'rum Dich preiſet,
Lächelt zu dem Schlag in Scherz,
Muß ihr Lob doch Dich verletzen,
Denn es fußt auf fremdem Schmerz.
Obgleich Fehler mich entſtellten,
War kein and'rer Arm bereit,
Als der, der mich einſt umfaßte,
Zu bereiten ew'ges Leid?
Dennoch täuſche Dich nicht ſelber,
Liebe ſtirbt wohl allgemach'
Aber Herzen auseinander
Reißt man nie mit einem Schlag.
Noch iſt Deines ja am Leben,
Meines, obgleich blutend, ſchlägt;

Daß wir nie mehr uns begegnen
Iſt's, was ewig ſie bewegt.
Das ſind Worte tiefern Grames,
Als um Todte ſchwere Pein.
Einſam, auf verwaiſtem Lager
Trifft uns ſtets des Morgens Schein.
Tröſtung, meinſt Du, könne geben
Unſ'res Kindes erſter Laut;
Willſt es ſprechen lehren, „Vater",
Seiner Sorge nicht vertraut?
Wenn die kleine Hand Dich ſtreichelt,
Ihre Lippe Deine drückt,
Denk' an ihn, der für Dich betet,
Den Du liebend einſt beglückt,
Wenn vielleicht es ſeine Züge,
Die Du nie magſt ſehen, trägt,
Dann wird ſanft Dein Herz erſchüttern,
Noch ein Puls, der für ihn ſchlägt.
Alle meine Fehler kennſt Du,
Niemand allen Schmerz in mir;
Meine Hoffnung welkt, doch ziehet
Wohin Du ziehſt, ſie mit Dir. —
Jeglich Fühlen ward erſchüttert,
Stolz, der keiner Welt ſich neigt,
Beugt ſich Dir — von Dir verlaſſen,
Selbſt die Seele mir entweicht.
Worte ſind vergebens; mehr noch
Wenn von mir. — Es iſt gethan —
Ungezügelte Gedanken
Machen willenlos ſich Bahn.
Lebe wohl! ſo fortgeriſſen,
Fort von Allem und allein,
Schwer beleidigt, tief verwundet,
Kann der Tod kaum ſchwerer ſein.

An den Stern der Ehrenlegion.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Von Lord Byron.

Der Tapfern Stern, deß heller Schein
Selbſt Todten konnte Ruhm verleih'n;
Geehrter ſtrahlender Betrug,
Dem jedes Herz entgegenſchlug;
Unſterblich Meteor! Du ſankſt
Auf Erden, da Du oben prangſt.

Erſchlag'ne Helden ſind Dein Strahl,
Von Ewigkeit durchblitzt zumal;
Und Deiner Sphäre Jubelton,
War droben Ruhm, hier Ehre ſchon,
Dein Licht brach ird'ſchen Augen an,
Hell, wie ein himmliſcher Vulkan.

Wie Lava rollt Dein Strom von Blut,
Und Reiche niederriß die Fluth;
Die Erde wankt im Grunde bang,
Als jeden Raum Dein Blitz durchdrang;
Die Sonne wurde dunkel, trüb
Und ſank, ſo lang Dein Strahl dort blieb.

Vor Dir erhob ſich, mit Dir ward
Ein Regenbogen ſchönſter Art;
Drei Farben göttlich heller Pracht,
Ganz für das Himmelsbild gemacht,
Denn, wie im reinſten Diamant,
Hat ſie gemiſcht der Freiheit Hand.

Die eine Farbe — Sonnenroth,
Die andre — Seraphsauge bot;
Die dritte reinen Geiſtes Licht,
Wie es, in hellem Strahl, durchbricht;
So ſchien's, als ob die heil'ge Drei
Himmliſchen Traum's Gewebe ſei.

Der Tapfern Stern, Dein Strahl iſt bleich,
Die Dunkelheit beginnt ihr Reich;
Für Dich, der Freien Himmelsgluth,
Fließt unſ're Thräne, unſer Blut;
Jetzt, da Dein heller Schein erblaßt,
Iſt uns das Leben Staubeslaſt.

Es heiligt Freiheit, wenn ſie naht,
Der Todten ſtille Ruheſtatt,
Denn wunderſchön ſind die im Tod,
Die zu ſich Freiheitsruf entbot;
Und mögen wir, o Göttin, ſein
Mit ihnen bald auf immer Dein.

Sonnett.

Von Lord Byron.

Rouſſeau — de Stael — Gibbon und Voltaire —
Wohl ſind die Namen deines Ufers werth,
Leman — wie Ihrer du — du wirſt verehrt
Durch ſie — wenn du im Zeitenlauf nicht mehr. —
Sie liebten Alle deine Ufer ſehr
Und machten ſchöner ſie — denn herrlich lehrt
Der mächt'gen Seelen Lied, das ſchön verklärt
Und heiligt ein zerſtört Gebäu ſo ſehr,

Wo Weiſe, Große weilten — doch durch Dich,
Du See der Schönheit — müſſen wir geweiht
Durchſchneidend Deine ſpiegelklare Fluth,
Des nicht unedeln Eifers wilde Gluth
Erkennen, die, ſtolz auf Unſterblichkeit,
Macht Deines Ruhms Hauch wirklich, ewiglich.

Stanzen von …

Von Lord Byron.

Wiewohl ſchon mein Daſein geendet
Und der Stern meines Schickſals entſchwand;
Du weigerteſt Dich zu entdecken,
Die Fehler, die Mancher doch fand.
Wiewohl meinen Kummer Du kannteſt,
Du theilteſt ihn dennoch mit mir,
Und die Liebe, die oft ich geſchildert,
Ich fand ſie allein nur bei Dir.

Wenn ringsum die Schöpfung mir lächelt
Als Antwort dem lächelnden Blick,
So kann ich's für Täuſchung nicht halten,
Es ruft mir Dein Lächeln zurück.
Wenn die Stürme kämpfen mit Wogen,
Wie manch' Herz dem ich traute, mit mir.
So bewegen mich doch nur die Wellen,
Weil ſie weit mich entfernen von Dir.

Iſt der Fels gleich der Hoffnung zertrümmert
Und ſank in die Fluth er hinein;
Bin ich auch dem Gram übergeben,
Ich will doch ſein Sklave nicht ſein.
Mich verfolgen unendliche Qualen:
Vernichten mögen ſie mich,
Verachten nicht, nimmer bezwingen. —
Nicht an ſie denk' ich, einzig an Dich. —

Obgleich Menſch, haſt Du nie mich betrogen
Wenn auch Weib, Du verließeſt mich nicht;
Ob geliebt auch, haſt nie mich gepeinigt;
Ob verläſtert auch, wankteſt doch nicht;
Ob vertraut auch, haſt nie mich verläugnet;
Ob geſchieden auch, biſt nicht geflohn;
Ob auch wachſam, haſt nie mich verrathen;
Ob auch ſtumm, nie bei Anderer Hohn.

Ich tadle die Welt nicht; — verachte
Nicht mit Einem der Tauſende Streit,
Verſtand ich nicht es zu ſchätzen,
Warum war ich zur Flucht nicht bereit?
Hat auch viel mich der Irrthum gekoſtet,
Und mehr als ich ſelber geglaubt;
Doch fand ich — ſoviel ich auch immer
Verlor — daß er Dich nicht geraubt.

Von den Träumen vergangener Tage,
Sei dies Einzige wenigſtens mein:
Es lehrte mich, was mir das Liebſte,
Verdiente das Liebſte zu ſein.
Noch ſprudelt ein Quell in der Wüſte;
Noch winket ein Baum dort mir,
Noch ſinget dorten ein Vogel,
Sie reden mir Alle — von Dir.

Trinklied.

Von Lord Byron.

Füllt den Becher mir wieder, denn nimmer vorher,
Fühlt ich freudige Gluthen im Herzen ſo ſehr;
Auf, trinket! Wer thät's nicht? — In der Lebenden Kreis
Iſt's der Becher, der einzig von Täuſchung nichts weiß.

Verſucht' ich doch Alles — was das Leben nur kennt',
Ich hab mich an flammenden Augen geſonnt;
Ich liebte! Wer that's nicht! — doch Keiner erklärt,
Daß ihm Luſt ward, als Liebe ſein Inn'res verzehrt.

In den Tagen der Jugend, wo blühend das Herz,
Und nimmer ſich träumt des Wechſels Schmerz,
Hatt' ich Freunde. — Wer nicht? doch wer ſagt mir wohl zu,
Daß die Freunde, o Wein! ſo treu ſind wie Du?

Das Herz der Geliebten es ſtiehlt mir's ein Wicht:
Der Freund folgt der Sonne. – Du ſchleſt mir nicht,
Du wirſt alt. — Wer wird's nicht? Doch wen giebt es auf Erden,
Deſſen Tugenden größer gleich Deinen dann werden?

Wir werden — wenn Alles auch Liebe uns reicht,
Wenn ein Anderer vor der Geliebten ſich neigt,
Eiferſüchtig. — Wer wird's nicht? — Du ſparſt den Verdruß,
Denn je mehr Dich genießen, deſto mehr der Genuß.

Wenn die Jugend verſchwand und ihr fröhlicher Sinn,
So eilen zur Zuflucht, zum Becher wir hin,
Und finden — wer thut's nicht? — in der Seele Fluth,
Daß Wahrheit, wie eh'dem im Becher noch ruht.

Als Pandora's Büchſe geöffnet hienieden,
Dem Gedächtniß der Sieg über Frohſinn beſchieden,
Blieb Hoffnung. — War's nicht ſo? — den Becher gedrückt
An den Mund! wir ſind ohne Hoffnung beglückt.

Langes Leben der Traube — wenn der Sommer entfloh,
Macht das Alter des Nektars das unſ're noch froh;
Wir ſterben. — Wer ſtirbt nicht? — Möge Gott uns verzeih'n,
Und Hebe ſoll müßig im Himmel nie ſein.

O' Connor's Kind

oder

die Blume der Liebe blutet.

Von Thomas Campbell.

Ach! es rauſchte Irlands Harfe
Einſt in freud'gen Tönen laut;
Doch ſeitdem ward ihren Saiten
Lange Klage oft vertraut.
Dumpf war der Ton und wild ſein Fall
Gleich Windesrauſchen in der Nacht,
Am Felsgeſtad von Fiongall,
Wenn er O' Connor's Kind beklagt. —
Der Harfner kündet, wie, allein,
Fern von der Halle hellem Schein,
Fern von geſell'ger Menſchen Pfad.
Wo nur des Forſtes Thier ſich naht,
In wüſtem Ort, das Fräulein weilte,
Und ſie nicht Angſt, noch Furcht ereilte. —
O warum wohnet dort, ſo trübgeſinnt,
O' Connor's bleiches, holdes Kind?

Du ſüße Maid! nicht mehr erſchallen
Loblieder ihr in Erins grünen Reihen;
Als vormals da ſie in der Väter Hallen
Blüht eine Blume ſonder Gleichen.
Denn Hand und Buſen nicht mehr kränzt
Das königliche Band, der Ring
Der einſt hellſchmückend ſie umfing
Wie Thau auf weißer Lilie glänzt.
Wich auch de Bourgos feſter Macht
Der Brüder Heer, in wilder Schlacht,
Sind gleich die Leinſter ohne Sorgen

Entdeckt zu ſein, die Freunde tief verborgen.
Warum weilt fern vom Vaterland
An Galway's klippenreichem Strand
Sie, eine Jägerin wild geſinnt,
O' Connor's holdes, bleiches Kind.

Starr hin auf die Fläche ſchauend
Warum glüht ihr Auge wild?
Warum wird der Blick dann wieder
Jungfräulich ſanft und mild.
Ungeordnet ſind die Locken. —
Connocht Moran tönt es wieder
Ihrem Ruf in jenen Felſen. —
Einſam ſingt ſie Liebeslieder.
Der Jäger ruht im Erdenſchooß,
Dort unter Blumen, unter Moos —
Dort iſt's, wo ſie ſich herzlich freut,
Wenn ſich das feſte Land erneut;
Wo ſie von ihrer Hütte ſieht,
Wie hin der Tod zum Leben zieht,
Denn nah' iſt in der Liebe Schmerzen
Oft der Geliebte ihrem Herzen.

Stark wie der ſturmgeſpannte Bogen,
Geſchmückt in Erins gelber Tracht,
Kommt er, ein Sohn des Lichts gezogen,
Sie zu erfreun in ſeiner Pracht.
Sitzt bei ihr auf dem Raſen nieder,
Legt hin das Horn auf grüne Matten:
Und jagt dann in den Hügeln wieder
Der Waidmann, wie das Wild, ein Schatten.
Es ſind nur Schatten, holde Maid,
Die Deinen trüben Sinn entzücken:
Doch ſpricht ſie Euch von Seligkeit,
Vermag ſie nur ſein Grab zu ſchmücken.

Sie dünkt ſich reicher als in Aghrims Kreiſen,
Wo die Sänger ſtrebten ſie zu preiſen,
Pagen ihr, knieend, im Saale
Morat boten, in goldener Schaale.

Heldenbraut! nicht ziemt die Wüſte
Dir, nicht dieſer öde Ort. —
Warum nennſt Du jene Blume
Meine Lieb' liegt blutig „dort?
„Meine Thräne macht ſie grünen,
Dunkles Roth ſein Blut ihr gab;
Darum lieb' ich ſie, ſie war die erſte
Die erblüht auf Connecht Morans Grab.
Lauſche meiner Klage — hier
Dieſe Wohnung wählt' ich mir —
Gebenedeiet ſei mir der Stern,
Der mich zur Wildniß führte, fern
Den hohen, ſteilen Berg hinab
Der uns ein ſicher Obdach gab.
Denn jeder Felſen, jeder Stein,
Bezeugen laut Dir — Er war mein.

O' Conner's Kind war ich, die Knoſpe
Von Erins königlichem Haus;
Doch, Wehe denen, die verdüſtert,
Mit Blut mein Sein, in Angſt und Graus!
Wenn ich an meine Stirne faſſe,
Steigt die vergang'ne Zeit mir auf,
Und führt das Schrecklichſte des Lebens
Die blut'ge That, mit ſich herauf.
Als meine Brüder in der bangen Nacht,
Stolz Connecht Morans Zorn verlacht,
Ihn baten ſich ein andres Lieb' zu wählen
Als aus O' Conner's hohen Sälen.
Ihr Stamm ſei alt, und wohlbekannt,

In Tara's Liedern hochgeehrt,
Ein gült'ger Zeuge ſei Gath's ſiegreich Schwerdt,
Und Cathal mit der blut'gen Hand.
Sie ſprachen, Macht und Ehre ſei
In unſern Hallen hoch und frei;
Mein Trauter aber trug im Schlachtgefild!
Gering'res Wappen nur auf ſeinem Schild.

O Brüder ſagt, was ſollt' es mir,
Daß Ihr mit Stolz und Siegsgeſchrei
Im Kampf die Britten habt bezwungen,
Geſtürzt des Bourges Reiterei,
Was nützt' es meiner Liebe denn
Daß Eure Banner Freiherrn trugen
Daß Jubelfeuer, Euch zum Preiſe
Hellloderud auf gen Himmel ſchlugen, —
Glaubt Ihr, weil Ihr von Schannon herrſcht,
Bis wo der Nordſee Wogen drängen,
Daß Eure ſtolze Eiſenhand.
Der Liebe Feſſeln könnte ſprengen.
Eh' mag der Adler ſein Gefieder,
Die Blume ihre Blüthe miſſen, —
Die Fäden, die um's Herz geſponnen,
Sie werden nimmermehr zerriſſen.

Mein Trauter rief, in ſpäten Stunden,
Licht meines Lebens! folge mir,
Es liegt mein Schiff am Ufer hier,
Dort ſind die Pferde feſtgebunden. —
Komm ferne von Burg Conners Reihen
Mit Deinem Jäger, Jungfrau mild,
Dann jag' ich dort, am See der Schwäne,
Dein Waidmann, Dir des Waldes Wild,
Bau' Deine Hütte, bringe heim
Geflügel Dir und Honigſeim,

Such' Dir im dunkeln Forſte Beeren,
Spiel' meine Harfe, Dir zu Ehren. —
O komm Geliebte! — durft ich weilen?
Ich ſah die Hunde vorwärts eilen, —
Durch dunkle Nacht folgt ich in's Thal
Schnell Connecht Morans Augen Strahl.

Und fort ging's; ehe noch der Stern
Des Tag's begann zu glimmen,
Sa'hn wir O' Conner's Hallen fern
In dunkeln Nebeln ſchwimmen.
Lieb war uns die Einſiedelei
Am öden unbebauten Strand,
Wir waren hier wie Vögel frei,
Von Menſchen weit und unerkannt.
Und wohl verſtand mein Waidmann, ſehr
Die hohe Jagd mit Falk und Speer;
Bis ich das Abendmahl bereitet
Und es mit frohem Lied begleitet. —
Da machte einſt die dunkle Nacht,
Die wild mich zur Verzweiflung bracht';
Die Nacht mir voller Angſt und Sorgen,
Die Nacht, ihm — ohne lichten Morgen.

Als Schlaf am Abend ſetzt' die Müden,
Hört' ich das Heulen ihrer Rüden. —
Sei ſtill, mein Connecht Moran ruft,
Der Adler nur rauſcht in der Luft. —
Ach es war nicht des Vogels Gruß; —
Der Jagdhund ſpitzte wach das Ohr; —
Horch, hörſt Du wohl den nahen Schuß?
Die Mörder dringen weiter vor. —
O! ſchont ihn! — ruf' ich tief erſchreckt; —
— Doch keine Stimme zähmt die Schlange,
Nicht ſchützt's ihn, daß ich ihn umfange,

Da ſchon ein andres Schwerdt ihn hingeſtreckt.
Ein and'res, noch ein and'res Schwerdt,
Und jedes, das ihn ſo verſehrt,
Von dem ſein Blut herunter rann,
Gefühllos drin getaucht,
Gehörte einem Bruder an. —
Als er den Odem ausgehaucht,
Da gruben ſie mit Eiſenhand
Sein Lager ihm in leichten Sand. —
Dann warfen kalt ſie ihn hinab
Und traten grauſam auf ſein Grab:
Da ſah ich — Gott wie ward mir bang,
Wie's Herzblut durch den Raſen drang.

Noch bluteten die Todeswunden,
Sie ſenkten, warm noch, ihn hinab,
Nicht Todtenlied, noch Meſſe tönte
Bei des geliebten Jünglings Grab.
Drauf ſchleppten ſie mich mit zur Burg,
Wie lang' in Ohnmacht dort ich lag,
Daß weiß ich nicht, bewußtlos war ich
Und unterſchied nicht Nacht und Tag.
Um mich ſchwebt dunkle Todesnacht,
Und dann nur war ich aufgewacht,
Wenn grauſen Blicks, die wilden Brüder
Sahn auf die arme Schweſter nieder,
Ob auch ihr Auge ſchon gebrochen.
Ihr Anblick trieb mein Blut hervor,
Zwang das beengte Herz zu pochen,
Gleich Todesbotſchaft an mein Ohr.

Der Himmel rief mir die erloſch'ne Seele
Mit heller Viſion zurück;
Ich wachte, meine Lippen tönten
Was prophezeihend ſchaut' mein Blick.

Dreimal erſchell die Kriegstrommete,
Der Sachſen Banner ſah ich nahn;
Die Brüder kommen jetzt als ſollten
Ihr Todesurtheil ſie empfahn,
Gerüſtet an, mit Helm und Schild. —
De Bourgos Mannen hatten wild
Die Gränzen Ulſters rings verheert;
Es folgte Schritt vor Schritt dem Schwerdt,
Der Flamme lodernd Wüthen nach.
O' Connor's edles Banner lag
Bei mir im Thurme, hochgeehrt.
Ich gab — der Mond ſchien bleich und kalt; —
Die Fahne, die hoch flatternd wallt,
Mit wildem Blick, daß jedes Herz
Erſchüttert klopfte, unter'm Erz.

Zieht hin, rief ich; das Schlachtfeld ſucht,
Die kalt und herzlos Ihr gehört,
Der armen Schweſter tiefe Klage,
Zieht hin, und — nimmer kehrt, —
Es werde Gottes Urtheil Trug;
Eh' Ihr das Banner ſiegreich haltet,
Das unter meinem wilden Fluch
Zum letzten Kampf ich Euch entfaltet.
O fremder Mann, bei meinen Lieben,
Bei meines Vaterland's Verluſt
Ich ſprach, vom böſen Geiſt getrieben,
Sinnlos den Bann und unbewußt,
Und Wahnſinn fühlt' ich mich umwehn,
Den Zorn des Himmels zu erflehn.

Sie wollten ſtumm ſich mit dem Kreuze ſegnen,
Und löſen mit Gebet das Zauberband,
Doch, als ich wüthend mit dem Fuße ſtampfte,
Sank kraftlos nieder die erhobne Hand.

„So mögt, rief ich, nach Athunree Ihr gehn,
Laßt hoch das ſtolze Banner wehn,
Doch wißt, wo Ihr die Fahne ſchwingt,
Blutſchuld auf Eure Seele ſinkt;
Geht hin, ſeht Eure Macht zertrümmern
So weit die hohen Berge ſchimmern.
Der Ort, wo Eure Halle ſtand,
Sei nicht gekannt mehr auf der Erde,
Wenn eingeſunken jede Wand
Und Neſſeln ſproſſen auf dem Heerde.
Wenn ſich die Sonne birgt in Klüften,
Umwehe Rabenfittig Euch,
Kein Lehnsmann ſoll den Helm Euch lüften
Auf Eurer Stirne, kalt und bleich.

Bis ich den grauſen Fluch geendet,
Schwebt ein Gewitter über unſ're Flur
Das, als die Lippe ſich geſchloſſen,
Raſch durch den rothen Himmel fuhr.
Wild war der Blick, den meine Brüder
Zum letzten Lebewohl mir ſandten,
Als ſchnell von allen Hügeln nieder
O Connor's tapfre Krieger rannten.
Dreißig von Kilnagervens Stämmen,
Sah in gewiſſen Tod ich ziehn;
Ein ſchneller Sturm rauſcht in der Helme Büſchen,
Blitzſtrahlen über ihre Häupter ziſchen,
Und eine Gluth der ganze Himmel ſchien.

Bei Connocht Morans Grab zu ſterben,
Floh, Fremdling, ich das Haus der Trauer;
Ich fand den Helmſchmuck des Geliebten,
Noch hing ſein Bogen an der Mauer.
Als eine Jägerin hier zu weilen
Gelobt' ich mir, und nahm ihn ab;

Nicht um das Herrlichſte des Lebens
Laß ich des hohen Helden Grab.
Dies Haus ſoll meine Wohnung bleiben
Da pfleg' ich zu des Kriegers Ruhme,
Fern von der Menſchen wüſtem Treiben,
Der Liebe blutende Blume.

Ein ſchönes Gedicht von der Barmherzigkeit.

Geſchrieben von dem frommen Prieſter Thomas Rowley, 1464

Nach Chatterton.

1.

Die Sonne ſtand hoch in der Jungfrau Zeichen,
Ihr heißer Strahl die durſt'ge Erde ſtach;
Die Früchte ſchön ſich röthen und erweichen;
Den vollen Aſt die ſaft'ge Birne brach;
Die Droſſel flötete den ganzen Tag;
Die Wieſe ſchimmerte von Demant und Rubinen:
Des Jahres ſchönſte Blühte war erſchienen.

2.

Die Sonne brannte um die Mittagsſtunde,
Heiß war die Luft, der Himmel dunkelblau;
Da ſammelt ferne ſich am Meeresgrunde
Ein Heer von dicken Wolken finſtergrau;
Es trieb auf's Feld der Wind ſie, ſcharf und rauh.
Der Sonne Antlitz nicht mehr freundlich funkelt,
Vom düſtern Ungewitter ſchnell verdunkelt.

3.

Da ſuchte Schutz vor grimmen Sturmes Wüthen,
Ein armer Pilgrim unter'm Eichenbaum,
Sich vor den Regenſchauern zu behüten. —
Das kurze Kleid bedeckt' die Blöße kaum,
Und bot dem Spiel der Winde offnen Raum.
Er ſpäht umher, ob er kein Obdach ſähe,
Doch keine Hütte war, kein Kloſter in der Nähe.

4.

O ſchau nur ſeine gramdurchzuckten Mienen,
Wie kalt ſein Antlitz, ſieh wie todt und bleich;
Fort, alter Mann, das Grab nur kann Dir dienen,
Fort zu der Bahre, fort in's Todtenreich. —
Die harte Erdenſcholle ſei Dir weich. —
Nicht wohnet Menſchenliebe unter Großen,
Sie ſorgen nur für ſich, Du wirſt verſtoßen.

5.

Der Sturm brauſt fort, die dichten Tropfen fallen,
Die trock'ne Wieſe ſaugt begierig ein;
Die Heerden flüchten zu den grünen Hallen,
Es treibt der Hirt die woll'gen Schaafe ein.
Der Himmel leuchtet in dem Widerſchein
Des falben Blitzes, der hinunterfährt,
Und raſch, mit Ungeſtüm, ſich ſelbſt verzehrt.

6.

Sieh, wie der Donner langſam näher ſchreitet,
Sich praſſelnd, laut und lauter niederſchwingt
Den hohen Thurm erſchüttert, ſich verbreitet,
Und durch den Kreis der Wolken rollend dringt;

Wie lang' ſein Nachhall noch im Ohr erklingt;
Sieh, wie der Blitz zuckt, horch! es donnert wieder,
Und dunkle Hagelſchauer ſtürzen nieder.

7.

Der Abt des Godwynkloſters kommt geritten,
Er ſpornt des raſchen Pferdes flücht'gen Fuß;
Vom Sturme hat ſein Mantel ſehr gelitten,
Durchnäßt iſt er vom heft'gen Regenguß. —
Er betet nicht, er flucht laut, vor Verdruß.
Zum hohen Eichenbaum den Weg er richtet,
Wohin der arme Pilgrim ſich geflüchtet.

8.

Fein iſt der Mantel, den er umgehangen,
Mit gold'nem Knopf befeſtigt unter'm Kinn;
Den Leibrock zieren reiche Silberſpangen,
Die Sporen dünken Rittersmann Gewinn.
So kleidet Sünde ſich, nicht frommer Sinn. —
Des Pferdes Sattel jedes Aug' entzückt;
Mit Schleifen iſt des Roſſes Haupt geſchmückt.

9.

„Ehrwürd'ger Herr! gewährt mir eine Bitte,
Ruft ihn der Pilgrim, der andächtig kniet,
„Laßt harren mich in Eures Kloſters Mitte,
„Bis ſich das Ungewitter fernab zieht,
„Und uns die Sonne freundlich wieder glüht.
„Alt bin ich, Herr, und hab' der Gaben keine,
„Dies Kreuz von Silber nur, nenn' ich das Meine.“

10.

„Elender, ſpricht der Abt, hör' auf zu bitten,
„Zum Wohlthun iſt hier wahrlich nicht der Ort:
„Begüterte ſind nur von mir gelitten,
„Nur ſolchen öffne' ich meines Kloſters Pfort'.“ —
Das Ungewitter wüthete noch fort,
Doch bald durchbrach's der Sonne milder Strahl,
Schnell ſprengt der Abt hinunter in das Thal.

11.

Noch einmal ziehen Wolken ſich zuſammen,
Der Donner rollet über See und Land;
Es kreuzen zuckend ſich des Blitzes Flammen;
Da kommt ein Prieſter über's Feld gerannt.
Nicht zierten Pracht und Reichthum ſein Gewand.
Ein Kloſterbruder war's, vor'm Ungemach
Zu hüten, naht er ſich, da wo der Pilger lag.

12.

„Ehrwürd'ger Bruder, eine kleine Gabe,“
Ruft ihm der Pilger, der andächtig kniet. —
In grünem Beutel ſeine ganze Habe,
Der Prieſter ſchnell aus grober Kutte zieht,
Und theilt ihm einen Silbergroſchen mit.
„Nimm hin, ſpricht er, ich geb' es herzlich gern,
Mein nenn ich Nichts, denn Alles iſt des Herrn.“

13.

„Doch magſt Du dies noch, Pilgrim, von mir hören,
„Unwürdig ſind wir, unſ're Schuld zu groß,
„Die Ford'rung des Allmächtigen zu ehren,
„Zu thun was unſ're Pflicht nach unſer'm Loos

„Den Leibrock nimm auch, Du biſt nackt und bloß.“
So ſpricht er, legt ihn bei dem Armen nieder,
Und zieht darauf ſtill, ſeine Straße wieder.

Du reine Jungfrau und ihr, Himmelsmächte!
Fromm ſei, wer reich, wo nicht, reich der Gerechte.

Liebe.

Von Coleridge.

Gedanken, Leidenſchaft, Entzücken,
Was immer auch bewegt das Blut,
Sind ſämmtlich nur der Liebe Diener,
Und nähren ihre heil'ge Gluth.

In meinen wachen Träumen leb' ich
Die ſel'ge Stunde oftmals durch,
Wo mitten auf dem Bergespfade
Ich lag bei der bemooſten Burg

Sich mit des Abends Licht vermiſchend,
Beſtrahlt uns ſanft der Morgenſchein;
Und ſie war dort, die Heißgeliebte,
Die mir ganz eigen, völlig mein.

Sie lehnte ſich, mir gegenüber,
Dort an das alte Ritterbild,
Und horchte dann auf meine Weiſen,
Im Abendſcheine ſtill und mild.

Sie hatte wenig eig'ne Sorgen, —
Sie, meine Hoffnung, meine Luſt,
Liebt' mich am Meiſten, wenn mein Singen
Mit Trauer füllte ihre Bruſt.

Ich ſpielte ſanfte Trauerweiſen,
Und ſang ein alt und rührend Lied,
Das gut zu jenen Trümmern ſtimmte,
Die Epheu rings und Moos umzieht.

Sie horcht' mit wechſelndem Erröthen,
Und blickt' beſcheiden vor ſich hin,
Sie wußte wohl, ihr in das Antlitz
Dabei zu ſehn, trieb mich mein Sinn.

Ich ſang ihr dann von jenem Ritter,
Auf deſſen Schild ein Feuerbrand;
Und der einſt warb zehn lange Jahre
Dort, um die Herrin von dem Land.

Ich ſang ihr, wie er litt — die Töne,
Mit denen ich des Andern Schmerz
Ihr ſchilderte — ſo tief, ſo klagend,
Erklärten ihr mein eignes Herz.

Sie horcht' mit fliegendem Erröthen,
Und ſah beſcheiden vor ſich hin,
Verzieh mir, daß mich, gar zu zärtlich,
Sie anzuſchauen trieb mein Sinn.

Doch als ich ſang, wie ſchwer Verachtung
Den kühnen Ritter fortgebannt,
Wie er die Berge überſtiegen,
Bei Tag und Nacht nicht Ruhe fand;

Daß oftmals aus den wilden Schluchten,
Im dunkeln Schatten viele Mal,
Und oftmals plötzlich ihm erſcheinend
Im grünen und bekannten Thal.

Ihm in das trübe Antlitz ſchaute
Ein Engel wundervoll und licht;
Und daß er wußt', es ſei ein Weſen
Von böſer Art, der arme Wicht:

Und daß, nicht wiſſend, was er thue,
Er mitten unter eine Bande
Sich ſtürzte, und von Schmach errettet
Die Herrin von dem Lande;

Und wie ſie weint' und vor ihm knie'te;
Wie ſie vergebens ihn gepflegt,
Um die Verachtung mild zu ſühnen,
Die ſeinen Wahnſinn aufgeregt.

Wie in der Höhle ſie ihn wartet,
Und wie ſein Toben ſich gelegt,
Als er auf's gelbe Laub des Waldes,
Ein Sterbender, ſich hingelegt.

Die letzten Worte — doch erreicht' ich
Das Zarteſte im ganzen Sang,
Dann ſtört das Mitleid ihre Ruhe,
Denn zitternd war mein Ton und bang.

Und was das Herz nur und die Seele
Bewegt, durchſchauerte ſie auch;
Das Trauerlied, die Saitenklänge,
Des Abends balſamreicher Hauch.

Hoffnung, und Furcht, die Hoffnung nähret,
Wie ſich das unerkenntlich regt;
Und holde Wünſche, lang' bezwungen,
Bezwungen und doch lang' gepflegt. —

Sie weint' aus Mitleid und Vergnügen:
Erröthete vor Lieb' und Schaam,
Und hauchte leiſe meinen Namen,
Den wie im Traum mein Ohr vernahm.

Ihr Buſen wallt' — ſie ging bei Seite,
Indeß mein Blick auf ihr verweilt —
Dann iſt ſie plötzlich ſchüchtern weinend,
Und zaghaft zu mir hingeeilt.

Sie ſchließt mich halb in ihre Arme,
Umfaßt mich, drückt mich an ſich dicht,
Und lehnt zurück ihr Haupt, aufblickend,
Und ſchaut mir in das Angeſicht.

Halb war es Furcht, halb war es Liebe,
Und halb war es verſchämte Liſt,
Damit ich lieber fühl', als ſähe,
Wie tief ihr Herz erſchüttert iſt.

Ich ſtillt' die Furcht, da ward ſie ruhig,
Hat ihre Liebe ſtolz vertraut. —
Und ſo gewann ich die erkorne,
Die herrliche, die ſchöne Braut.

Anfall vom Spleen.

Nach Graeme.

Sprich, was iſt das Geſchöpf, der Menſch, der mit
So großer Majeſtät die Welt durchſchreitet?
Ein banger Traum, ein mitternächt'ger Schatten,
Ein ruheloſer Geiſt, der aus der Tiefe
Des Grabes ſteigt, die Erde zu erſchrecken
Mit Angſtgeheul und kläglichem Gewinſel.

Die Sternenkreiſe, die dort oben glänzen
Und Strahlen werfen auf der Menſchen Haupt,
Was ſind ſie mehr, als Lampen dunkler Gruft,
Die Schädeln leuchten und den Tod verkünden,
Und mit ihm Elend, Trauer, Unglück, Weh,
Und die unzähl'gen Uebel alle, Felder
Des Wappenſchildes armer Sterblichkeit.
Ein ſchaudervoller Anblick, eine Dämm'rung,
Die heller iſt, denn hellſter Strahl der Sonne,
Und dennoch finſt'rer, denn cimmeriſch Dunkel.

Der Berge Wohlgeruch, der Fluren Wachsthum,
Des Frühlings Blüthe, wie des Sommers Frucht
Sind Leichenkränze nur, womit Natur
Die ungeheu're Bahre ziert, das Vorſpiel
Das ſchöngeſchmückte zu der Grabesnacht.
Ein unerſättlich Ungeheuer jene
Mit offnem Rachen gähnend, kurze Zeit,
Und dann ſich über der gemalten Scene
Gefüllt mit Leichen ſchließend, nicht mehr gähnend.

Sprich, was iſt Leben? was des Athmens Vorrecht?
Ein langer Seufzer nur; — anhaltend Wimmern; —
Todesempfindung; — ſtetes Schmerzgefühl; —
Ein gegenwärtig, bös weiſſagend Uebel; —
Nur eine Kirchhofsinſchrift; Todtenſang;
Ein ewig, immer klagend Trauerlied,
Das ſtets wir leſen — ſtets mit Thränen leſen.

Elegie.

Von Graeme.

Brach ich den Schwur, den ich dem Himmel lobte;
Hab' ich, der Liebe Gottheit, dich entweiht;
Verzieh ich dem nicht, der mich tief verwundet,
Und wies ich Elend je zurück und Leid:

So will ich jahrelang die Strafe tragen,
Die Sünde büßen mit geduld'gem Flehn;
Mag Krankheit ſchmerzlich mir am Leben nagen,
Von bitter'm Weh der Jugend Kraft vergehn.

Nur ſchone ſie, die liebliche, die reine,
Sie büße nicht des fremden Fehlers Schuld! —
Iſt das der Lohn andächtigen Gebetes,
Unſchuld'gen Herzens, makelloſer Huld?

Der Krankheit Schmerz tilgt ihre ſchönſten Züge,
Von ihrem Antlitz weicht der Wange Roth;
Ach unnütz iſt mein Flehn, ſie zu behüten,
Vor Deiner ſcharfen Senſe, kalter Tod.

So lebe wohl, Geliebte meiner Seele!
Doch wähne nicht, ich überlebe Dich. —
Denn eine Glocke läutet uns zu Grabe,
Uns faßt ein Sarg, ein Stein deckt Dich und mich.

Roland's Thurm.

Eine Sage vom Rhein.

Von Miß L. E. Landon.

Himmel! der Liebe tiefe Treue!
Wo gleich dem Roß, das vor dem Sporn ſich bäumt,
Der dunkelblaue Strom des Rheins dahinrauſcht,
Ruht eine kleine Inſel; größtentheils
Entſpringen nur Cypreſſen dort dem Boden,
Die ſchweren Zweige über Steine ſenkend,
Die Gräber, lang' vergeſſene, bezeichnen.
Einſt ſtand ein Kloſter hier; es finden ſich
Noch Trümmer and'rer Tage, Pfeiler, Mauern,
Verwittert und entfärbt, doch ſo bedeckt
Mit Epheukränzen, daß der Zahn der Zeit
Kaum ſichtbar wird; wie ähnlich ſind ſie doch
Dem überfalſchen Aeußeren der Welt;
Die Außenſeite zeigt ſich friſch und ſchön,
Doch Brand und Wurm und Fäulniß wirken d'runter,
Bis endlich ganz zu Trümmern wird das Herz.
Dort zeichnet ſich ein Grab vor Allen aus,
Nur durch ein ganz natürlich Monument;
Es wuchſen tauſend dunkelblaue Veilchen
Ueber der Stätte — Veilchen lieb' ich ſehr.
Sie künden uns die Mähr von Frauenliebe;
Sie öffnen ſich dem erſten Frühlingshauch,
Aus Düften, Licht und Thau webt ſich ihr Daſein,
Und ſterben ſie ſo enden ſie mit Seufzern.
Schön wie ihr Leben; — in des Juni Hitze
Verſenden keine Wohlgerüche ſie;
Die Blumen mögen bleiben, doch der Duft,
Der reiche Duft der Blätter iſt dahin;

Das Köſtlichſte verloren ſie, gleich Frauen,
Die ſich der wilden Gluth der Leidenſchaft
Hingeben in verhängnißvoller Stunde; —
Die Reinheit iſt der Liebe Veilchenhauch. —

Am Ufer gegenüber ſteht ein Thurm
In Trümmern, mit dem Trauerkleid von Moos,
Das auf den eingeſtürzten Mauern hängt,
Die ihren Schatten auf die Fluthen werfen;
Er überzieht die ſonnenhellen Wogen
Gleich jenem Dunkel, das ein traurig Schickſal
Wirft auf des Herzens junge Fröhlichkeit.

Ich ſah den Fluß an einem Sommerabend,
Die Sonne ging in Korngefilden unter —
Sie glichen einer goldnen See; zur Linken
Sah man Weinberge; ihre Trauben glänzten
Rubinen gleich — und jenſeits breitete
Sich eine weite Haide, dicht bedeckt
Mit Ginſter, deſſen helle Blüthen gleichen
Den Freuden dieſer Welt, ſchön in der Ferne,
Doch, wenn erreicht, nur von geringem Werth,
Und durch die feſten Dornen ringsum dringend.
Es zeigte milder noch und ſteiler ſich
Das Ufer an des Fluſſes and'rer Seite;
Gleich Kriegern hoben hohe Fichten ſich.
In ihrer Blüthe ganzer Ueppigkeit
Wuchs dort die wilde Roſe, ausgeſä't
Vom Wind, vom Thau genährt und von der Sonne
Am Wege ſtanden Kreuze, grau und alt,
Die armer Wand'rer Schickſal kündeten.
Zwergeichen füllten, Föhren rings die Schluchten.
Und auf den Höhen, die das Uebrige
Beherrſchen, ragen Burgen hoch empor,
Von Eulen jetzt und Spinnen nur bewohnt.

Doch keine ohne alte Wunderſage
Aus jener Zeit, wo Liebe, Tod und Leben:
Als Frauenhandſchuh oder gold'ne Locke
Zum Banner dienten in der wilden Schlacht,
Von jenem Thurme auf der kleinen Inſel
Berichtet meine Sage. —

In ſeiner Halle Herbert ſaß; das Feuer
Des Heerdes flammt', als ſpottet' es des Sturms
In ſeiner Gluthen Luſtigkeit; es ſtreckten
Ringsum die Rüden ſich; der alte Herr
Entledigte ſich ſeines Jagdgewandes,
Und horchte auf die Laute und den Sang
Der Jungfrau, die zu ſeinen Füßen ſaß —
In jener erſten Frühlingszeit des Lebens,
Wo Regenbogen Regenſchauer bringen,
Und wo das Herz in voller Kraft und Blüthe,
War Iſabelle; eine Reihe Perlen,
Weiß wie die hehre Stirne, die ſie ſchmückten,
Hielt ihre Locken ab vom Antlitz, doch
Sie wallten bis zu ihren Füßen nieder,
Ein gold'ner Guß; die Farbe wechſelte
Auf ihrer Wange, die ſo deutlich zeigt,
Was ſich im Herzen regt; die blauen Augen,
So dunkel wie der Sonnenhimmel, waren
Jedoch ſo fröhlich nicht; zu leidenſchaftlich
Erſchienen ſie; um reines Glück zu zeigen
Es ſtrahlt' ihr Blick, und ihre Wange blühte;
Ihr Lied erweckte ihres Stammes Geiſt
Auf ihrer Stirn; des jungen Roland's Thaten
Beendigte ſie eben, wie ein Heer
Er ganz allein bekämpft' und überwand.
Da trat ein Pilger in die Halle — nie
Bat dort ein Fremder um den Schutz vergebens!
Man bereitete das Mahl; der Rheinweinbecher

Ward froh geleert; dann ſammelten ſie wieder
Sich um den Heerd; die Jungfrau ſang von Neuem.
Und als das Lied geendet, rief ſie aus:
„Ich gäbe Welten d'rum, den Held zu ſehn,
Den tapfern Roland; er vereint in ſich,
Was Männer ehren, Frauen lieben müſſen.“
„O Herrin, nimm die Rede nicht zurück,
Denn ich bin Roland“ — und von ſeinem Antlitz
Riß er die Larve, warf das Kleid von ſich.
Vor Iſabella knie't ein junger Ritter.

Sie liebten, mit Erwiederung der Liebe. —
Was man Glück nennen kann, ich ſprach es aus.
Das junge Herz in ſeinen wilden Schlägen
Hat ſolchen Reichthum, und die Liebe bringt
Der Liebe Schätze an das Licht. — Einſt liebt' ich
Wie Jugend, Frauen, Genius lieben — jetzt
Iſt kalt und wüſt mein Herz, und hat gelernt,
Der falſchen Dinge Falſcheſtes zu tragen.
Ein lächelnd Antlitz — eine Larve nur,
Doch jeder Puls ſtürmt bei dem Angedenken
Vergang'ner Zeiten. Lieb' iſt wie ein Glas,
Das Alles nur in ſeiner Farbe zeigt
Und es verſchönt. — Am herrlichſten, des Morgens,
Wenn hold ſein friſcher Hauch die Wange färbte,
Die uns entzückt; der heiße Mittag flieht
So ſchnell vorüber, wenn geliebte Augen
Mit uns die Blätter überfliegen, die
Des Dichters Liebesgruß enthalten; dann
Das Wandeln in der ſtillen Dämmerung,
Wenn der verſchlung'ne Arm des Herzens Schlagen
Kann fühlen; dann ruh'n Klänge in der Luft,
Die man noch nie vorher vernahm, ein Licht,
Das nimmer wieder unſ're Augen ſchauen:
Ein jeder Stern bringt ſüße Hoffnungsbotſchaft,

Und jede Sage, jedes Lied, die uns
Von Liebe reden, ſcheinen nur ein Echo
Des eig'nen Inneren. —

Die Zeit verfloß,
So wie ſie ſtets verfließt, wenn ihr die Liebe
Die bunten Flügel leih't — es hatte Frühling
Mit Sommer ſich vermählet, — als ein Roß
Vor Herbert's Pforte ſtand — und Iſabelle
Ihr Lebewohl in Thränen Roland ſagte,
Und eine blaue Schärpe ihm geſchenkt. —
Fort zog er, die Vaſallen aufzubieten.
Denn Herbert's Thürmen droht Belagerung.
Und Roland ſchwur bei Iſabellens Hand,
Als Sieger nur um ſie ſich zu bewerben.
Der Herbſt lag auf den Feldern, als der Rhein
Mit Blut ſich färbte. — Herbert's Banner wallt,
Und tapfer halten ſeine Mannen ſich.
Doch wo weilt er, der ihm zur Rechten wollte
Im Felde kämpfen — Roland?

Iſabelle
Wacht Tag für Tag, wacht Nacht auf Nacht vergebens
Bis hoffnungslos ſie bittre Thränen weinte,
An alte Sagen dachte, rief mit ihnen: —
Auf Mannes Treue baut ſich keine Hoffnung!
Sie ſtand allein auf ihrem hohen Thurm,
Und ſah, als ſich der Abendſtern erhob,
Ein ſiegreich Banner rücken in die Burg.
Sie eilt hinab, die Kämpfer zu begrüßen,
Die Krieger waren in der Halle ſchon —
Doch was erblickt ſie dort? — weh, eine Bahre
Und auf der Bahre lag ihr theurer Vater.
An ſeiner Seite knie'te Roland nieder.
Das Angeſicht verhüllend mit den Händen —

Doch Iſabelle kennt ſein Lockenhaupt,
Die ſtattliche Geſtalt, und warf in Trauer
Sich an ſein Herz — er aber wich zurück,
Als brächte ſie Verzweiflung, Krankheit, Tod.
„Ich war es, der den Vater Dir erſchlug.“
Ohnmächtig ſank ſie auf den Leichnam hin.
Ach, es war nur zu wahr! — In Liebeshaſt
Stürzt Roland ſich ins dichteſte Gefecht,
Das Feld erreichend, als der Kampf begann,
Und ſeine Farben nicht erkennend, traf
Sein wildes Schwert den Vater Iſabellens.

Sie ſahen ſich noch ein Mal — Iſabelle
Erſchien, als wäre lange Zeit vergangen;
Sie war ſo bleich, ſo hager, ihre Thränen
Verwiſchten ihrer Augen reichen Glanz.
Sie hatte ihre Locken abgeſchnitten,
Und trug ein ſchwarzes, finſteres Gewand
Mit einem weißen Kreuz; es kündete
Ihr Loos; dem Himmel weiht ſie ihre Jugend.
An dieſem Tage trat ſie in das Kloſter.
Wie Marmor, ſtarr und bleich und regungslos
Stand Roland dort — des Lebens einzig Zeichen
War nur der kalte Schweiß auf ſeiner Stirn. —
Endlich ergriff er die geliebte Schärpe
Die Iſabelle einſt um ſeinen Nacken ſchlang,
Und gab ſie ihr — und bat ſie, hinter'm Gitter
Der Zelle jeden Abend ſie zu ſchwingen,
Damit er wiſſe, daß ſie noch am Leben.
Dann ſchieden ſie, und kamen nimmermehr
Zuſammen. — Roland baute einen Thurm
Jenſeits des Rheins und wohnte dort und ſah
Die weiße Binde jeden Abend flattern,
Und hörte Iſabellen's Abendhymnus
Im ſüßen Ton zu ihm herüber dringen. —

Doch eines Abends ſah er nicht die Schärpe.
Er wartete vergebens, bis zuletzt
Sich ſeine Hoffnung in Verzweiflung wandelt'.
Er flehte, daß ihn Iſabelle möchte
Vergeſſen haben — es war Mitternacht,
Und mit ihr tönt des Kloſters dumpfe Glocke,
Für eine Abgeſchiedene geläutet. —
Da wußt' er, Iſabelle ſei geſtorben;
Am andern Tage ſenkt man ſie in's Grab. —
Der Mond beſchien, als er am Himmel aufging
Mit ſeinem bleichen Strahl, auf jener Stätte
Dort einen Trauernden — und jenes Grab
War Rolands Todesbett.

Das allgemeine Loos.

Von Montgomery.

In Jahren, die ſchon längſt vorbei,
Lebt' einſt ein Menſch — und Wer war Er?
Wie auch Dein Loos gefallen ſei,
Der Menſch glich Dir, Du Sterblicher.

Man weiß nicht, wo er ward geboren,
Und wo er ſtarb, iſt unbekannt;
Sein Name ging ſchon längſt verloren: —
Nur dieſe Wahrheit hat Beſtand:

Daß Freude — Hoffnung — Kummer — Sehnen
Im Wechſel ſeine Bruſt beſiegt;
Daß Luſt und Weh ihm, Lächeln, Thränen —
Das Andre längſt vergeſſen liegt.

Der Pulſe Schwung — die Kraft gebunden,
Des Geiſtes Steigen und ſein Fallen,
Wir wiſſen, daß er das empfunden,
Weil es empfunden ward von Allen.

Er litt — vorbei iſt nun ſein Leiden,
Vorbei iſt, was ihm Freude bot,
Es mußten ſeine Freunde ſcheiden,
Sie ſind, wie ſeine Feinde, todt.

Er liebte — doch der Tod entrückte
Die Holde — auch ſie ſank hinab.
Die Schönheit, die ihn ſo entzückte,
Verſchonte nicht das Grab.

Sein Auge hat wie Dein's geleſen,
Sein Herz erlitt wie Deines Pein;
Er war, was immer Du geweſen,
Er iſt, was Du wirſt ſein.

Die Jahreszeiten, Tag und Nacht,
Und Sonne, Mond, der Sterne Heer;
Was Licht und Leben einſt gebracht,
Das iſt für ihn nicht mehr.

Die Wolken und der Sonne Licht,
Die ihn beſchattet und erhellt,
Sie flohn und ließen Spuren nicht
Zurück auf dieſer Welt.

Willſt gleich Du die Geſchichte fragen,
Die Trümmer, ſeit die Welt begann,
Sie können nichts mehr von ihm ſagen,
Als nur — Einſt lebt' ein Mann. —

Ariſtipp an ſeine Lampe,

die ihm ſeine Lais geſchenkt.

Frei, nach Th. Moore.

„Das Lämpchen liebe,“ ſprach die Holde; —
„Das die Gefährtin mancher Nacht,“
„An Deiner Lais ſtillem Lager,“
„Mit treuer Flamme ſie bewacht. —“
„Das oftmals weinen ſie geſehn.“
„Das Auge wenden zu dem Strahl;“
„Ermüdet dann in Schlummer ſinken,“
„Wenn Dich ſie rief, unzähl'ge Mal.“
„Oft ſah es ihre Wange glühen,“
„Wenn ſüß Erinn'rung ſie umſchlich,“
„Es ſah ihr Kiſſen ſie umarmen“
„Und wähnen, ſie umarme Dich.“
„Und Wünſche hört' es zu Dir eilen,“
„Du möchteſt Kuß und Koſen theilen.“
‚Das Lämpchen liebe d'rum, es leuchte
„Dir auf des Wiſſens dunkeln Pfad,“
„Wenn Deine lieben Augen leſen“
„Von Erdennacht, von Götterthat;“
„Von ew'ger Kraft, von mächt'gem Werden;“
„Was hehr im Himmel, wie auf Erden,“
„Und denke, ſie, die Dir es giebt,“
„Dich mehr als Erd' und Himmel liebt.“

Ja, theures Licht, bei jedem Zauber,
Den mitternächtlich du beſtrahlt,
Dem goldnen Haupthaar, das in Locken
Um ihren weißen Nacken wallt;
Bei ihrer Roſenlippen Lächeln;
Bei ihrer leicht verhüllten Bruſt;

Bei'm holden Purpur ihrer Wangen
Und aller hohen Götterluſt;

Bei Allem, was mein Herz entzückte,
Nicht die verſchwieg'ne Freude nennt;
Will ich dich goldnes Lämpchen lieben,
Wir werden nimmermehr getrennt.

Und oft noch, — wie ſie lächelnd ſagte, —
Soll dein geliebter heller Strahl
Mir auf des Wiſſens Pfade leuchten,
Und in der Dichtung Zauberthal.

Es werfe hellen Schein, dein Licht
Auf's Blatt, wo Sängers Odem wallt;
Aus dem — obgleich er todt und kalt,
Zu uns ſein Genius flammend ſpricht;
Und auch auf die beſcheid'ne Sage,
Die, Mann von Aſcra! Du gelehrt,
Den die neun zarten Himmelstöchter
Weiſſagend mit dem Kranz geehrt,
Gepflückt vom ſchönſten Lorbeerbaum,
Den netzt Caſtalias Silberſchaum. —

Dann uns zu reinerm Pfade wendend,
Dem höhern Lichte Denken ſpendend,
Leih' dir der Weisheit hellen Strahl,
Und ſchein in myſtiſch dunkles Thal,
Wo ſich das All dem Blick entſchwingt,
Der hier durch Labyrinthe dringt.
So ſoll mein Herz denn lernend wiſſen,
Wie ſchnell der Lauf der Zeit entfleucht.
Wie, was die Morgenſtrahlen grüßen,
Verſiegt eh' noch die Nacht ſich neigt.

Dann ſag' ich dir, wenn ich dich fühle: —
„Des Lebens Treiben iſt nur Rauch,
Wie deinen Strahl die Zeit vernichtet,
So löſcht ſie Sonnenwelten auch.“

O wenn der Erde ganze Macht
Nicht eine flücht'ge Stunde bindet;
Wenn Alles, was dir heute lacht,
Schon mit dem nächſten Strahle ſchwindet;
Wozu denn noch den Himmel fragen,
Warum er Freuden uns gegeben,
In kurzen Nächten, kurzen Tagen,
Die dem Genuß ſobald entſchweben?

Vergnügen! einz'ges Gut der Erde!
Nur eine Stunde dir geweiht,
Bei meiner Lais Roſenmunde,
Iſt mehr werth, als Unſterblichkeit
So ſei denn alle Weisheit fern
Und Wiſſen, — das der Freude Stern,
Mit ſchwermuthsvoller Mühe bleicht.
Ach! — daß ſo bald dahin verſchwindet,
Was mit Genuß der Menſch empfindet,
Der Sinne ſchöner Quell ihm reicht.
D'rum ſpende, ſüße Lampe, nimmer
Des kalten Wiſſens todtem Blatt,
Den freundlich hellen Strahlenſchimmer.
Was Lais ſüß geplaudert hat
Von dunkler Weisheit ſchweren Lehren,
Es war nur Scherz; ihr heller Blick
Ruft mir das Süßeſte zurück. —
Sobald die Nacht das Auge ſchließet,
Des Wandrers, der nach Weſten wallt;
Wenn Seher auf gen Himmel ſchauen,
Zu ſpähen künft'gen Aufenthalt:

Dann eil' ich, auf dem ſtillen Pfade
Zum Lager meiner holden Braut;
Von Deinem ſanften Strahl geleitet,
Wenn nur der Sternenkreis mich ſchaut.
Sanft ſei der Schlaf dem holden Weſen,
Auch nahe ſich ſo ſchnell kein Traum,
Bis meiner Seufzer leiſes Flüſtern
Sie fühlt auf ihrer Lippen Saum.
Dann löſ' ich ſanft die goldnen Locken,
Die ihre Stirne ſchattend decken,
Und küſſen die geſchloſſnen Lippen,
Will ich ſie überraſchend wecken.
Und wenn ſie träumt; o! mag ſie träumen
Von Freuden, die nur uns bekannt —
Als wenn ſie, ein Geſchenk der Götter,
Vom Himmel nur für uns geſandt.
Dann lauſch' ich auf des Buſens Wallen;
Ich höre leiſe ihr Geflüſter,
Der Liebe heimlich ſüßes Lallen,
Bewund're ihre Roſenwange; —
So ſoll in Anſchau'n tief verſunken,
Mein Blick auf ihrem Antlitz weilen,
Bis mich ihr Arm faßt, wonnetrunken
Des Lagers weichen Flaum zu theilen.
O Lais! göttliches Entzücken!
Wir wünſchen heiß, es ende nie;
Mal't's Euch mit aller Kraft, Ihr Weiſen,
Und prahlet dann von Apathie.

Stoßt an, die Schwerdter alter Zeit!

Moore's Irisch Melodies, VII.

Stoßt an! die Schwerdter alter Zeit,
Die Männer, die ſie trugen
Und für ein heilig Recht geweiht,
Tyrannen niederſchlugen;
Die von Höfen nicht geehrt,
Rein und feſt im Leben. —
Das Geſchenk iſt ehrenwerth,
Das uns Treu' gegeben.
Stoßt an! die Schwerdter alter Zeit ꝛc.

Stoßt an! die Herrſcher, die geblüht,
Die ſie gekrönt, die Pracht,
Als freie Hand und frei Gemüth,
Ihre einz'ge Wehr und Wacht. —
Wenn geſtützt auf treuer Bruſt,
Nur der Thron die Mitte,
Rund umher der Liebe Luſt,
Fern die höf'ſche Sitte.
Stoßt an! die Herrſcher, die geblüht ꝛc.

Das Paradies und die Peri.

Von Thomas Moore.

Eines Morgens am Himmelsthor
Stand eine Peri mit lauſchendem Ohr,
Und wie ſie horchte den tönenden Wellen,
Die d'rinnen fließen in Lebensquellen,

Und fing den Strahl auf ihren Schwingen,
Den ſie durch ewige Pforten ſah dringen;
Da weinte ſie traurend, daß ihr Geſchlecht
Verloren hätte ſolch' glorreich Recht,
Für immer verloren den heiligen Ort.

Wie glücklich, rief das luſtige Kind,
Die Geiſter, die droben wandeln, ſind
Unter Blumen, die nimmer trifft welkender Fall.
Sind mein auch die Gärten in Erd' und Meer
Und bringen die Sterne mir Blumen her,
Eine Blüthe des Himmels verdunkelt ſie all'
Iſt ſonnig der See von Caſchemir gleich
Mit ſeinem ſchattigen Inſelreich,
Sind Singſuhay's Waſſer auch noch ſo helle,
Eilt perlend hinunter die goldene Welle
Und rauſchen die Quellen ſo lieblich im Thal;
Es wiſſen es die nur an himmliſcher Stelle,
Wie die Wellen des Himmels viel klarer zumal.

Geh'! ſchwinge Dich von Stern zu Stern,
Von Lichtball zu Lichtball noch ſo fern,
Wohin des Weltall's Feuer dringt.
Nimm Dir die Freuden aller Sphären,
Du magſt ſie durch endloſe Jahre vermehren,
Eine Himmelsminute ſie überſchwingt.

Der Strahlenengel an der Pforte
Des ew'gen Lichtes, hört die Worte,
Und als er lauſchend näher kam,
Und ſtill ihr Trauerlied vernahm,
Da glänzt ſein Auge thränenhell
Gleich Silberthau aus Edensquell,
Der auf der blauen Blume glüht,
Die, wie Braminen uns erzählen,

Allein im Paradieſe blüht.
„Du Tochter irrenden Geſchlechts,“
So ſprach er ſanft; — „Dir iſt geblieben —
„Noch eine Hoffnung, denn geſchrieben
„Steht in dem Buch des ew'gen Rechts: —
„Der Peri werde noch vergeben,
„Die einſt das köſtlichſte Geſchenk,
„Dem Himmel kann erſtreben. —
„Geh'! — ſuch' es — Deine Sünde büße,
„Bring', was die Himmliſchen verlangen;
„Ach, den Verzieh'nen iſt's ſo ſüße
„An Himmelsthoren zu empfangen. —

Schnell wie Kometen eilen,
Der Sonne Feuerkuß zu theilen,
Raſcher als Sternenbrände,
Geſchleudert bei Nachtzeit durch Engelshände
Auf den finſtern Geiſt, der in fruchtloſem Grimme
Strebt, daß er ewige Höhen erglimme;
Eilet die Peri in's Erdenthal,
Geleitet von leuchtendem Himmelsſtrahl.

Doch wohin iſt's, daß den Fuß ſie wende,
Zu finden dieſe Himmelsſpende?
Das weiß ich, ſpricht ſie, wo Rubinen glüh'n,
Dort unter den Pfeilern von Chilminar,
Und jeder Urne Schatz iſt mir bekannt,
Ich weiß, wo des Wohlgeruch's Inſeln blüh'n,
Dort bei Arabiens ſonnigen Land,
So viele Faden tief unten im Meer;
Ich hole König Jamſchid's Becher her,
In dem der Trunk des Lebens wallt,
Wohin ihn Genien auch verſenkt.
Doch iſt das nimmer des Himmels Geſchenk. —
Wo war je ein leuchtender Edelſtein.

Der heller ſtrahlet als der Schein
Von Allah's Thron — und des Lebens Geiſt,
Was gegen der Ewigkeit Tiefen er heißt.

Da ſo, im Nachdenken weilend, ſie ſinnt,
Da wehen die leicht bewegeten Schwingen
Ueber Indien lieblich kühlenden Wind;
Da wo die Luft wie Balſam ſo lind,
Wo die Fluthen von Ambralagern dringen,
Und durch der Korallen verwickelt Gezweige,
Wo der Berg empfänget vom Sonnenſtrahl,
Daß funkelndes Edelſtein er erzeuge;
Und wo manch' ſchattiges grünes Thal
Einer Peri würdiger Aufenthalt.

Doch ach! die klare Welle wallt,
Gefärbt von Blut. — Geruch der Gruft
Dringt jetzt aus Deinen Blüthenhainen,
Und mit der Blumen ſüßem Duft
Muß der Gefall'nen Todeshauch ſich einen.

Du Land der Sonne, wer entweihte frevelnd
Dir deiner Tempel hohe Säulen, wer
Die Götterbilder und die heil'gen Höhlen,
Und ſtürzte deine tauſend Throne um?
Weh, er von Gazna iſt's, im Zorne wüthend;
Er kommt, und Indien's Herrſcherdiademe
Tritt er mit räuberiſchem Fuß zu Boden;
Die Hunde zieret er mit Edelſteinen
Die von dem keuſchen Buſen mancher Fürſtin
Er mit entweihender Gewalt geriſſen. —
Die Jungfrau'n tödtet er in ihren Zellen,
Die Prieſter betend für des Landes Ehre,
Und dämmt mit Trümmern goldener Altäre
Aus ihrem Bette die geweihten Wellen. —

Die Peri ſchauet nieder dort,
Durch des Schlachtfeld's blut'gen dunklen Ort,
Wo an dem väterlichen Strand
Ein jugendlicher Krieger ſtand,
Das Schwerdt zerbrochen in ſeiner Hand,
Im Köcher den letzten von allen Pfeilen. —
„Es ſei das Leben Dir geſchenkt,“
Sprach der Eroberer — „das Loos zu theilen“
„Der Beute geführt aus Deinem Land.“ —
Doch unbeweglich ſtand der Jüngling, ſchweigend
Auf die dunkel wallenden Wellen,
Gefärbt von ſeiner Brüder Herzblut, zeigend,
Dann ſandt' er den einz'gen aller Pfeile,
Auf des Wüthrichs Herz mit Sturmeseile. —
Doch ach! der Schaft verfehlt das Ziel,
Der Räuber lebte, der Jüngling fiel.

Da merkte die Peri, wohin er ſank,
Und als des Kriegers Getümmel fern,
Auf einem Strahl, den der Morgenſtern
Geſendet, ſie ſich herniederſchwang
Und den letzten glorreichen Tropfen Blut,
Der aus dem brechenden Herzen dringt,
Nimmt ſie — eh' der freigebor'ne Geiſt
Sich irdiſchen Banden auf immer entreißt. —
Und als ſie eilend die Flügel ſchwingt,
Da ruft ſie: — Sei das die willkommene Gabe,
Die für die Thore des Lichts ich habe;
Sind oft die Tropfen, die Lebensquellen
Entrinnen auf weitem Schlachtrevier,
Auch unrein: Blut, wie dieſes hier
Beſudelt nicht die klareſten Wellen,
Die rauſchen in ſeeligem Aufenthalt. —
O, wenn auf weitem Erdenrunde,
Eine Gabe dem Himmel wohl gefällt,

So ſind es die Tropfen der blutenden Wunde
Des Herzens, das für die Freiheit fällt.

„Süß,“ ſprach der Engel, als die Gabe
Sie legt in ſeine Strahlenhand;
„Iſt unſer Gruß dem tapfern Helden,
„Der muthig ſtarb für's Vaterland. —
„Doch ſieh' — es regt ſich nicht das Thor,
„Und was Du wieder bringſt hervor,
„Noch heil'ger muß das Opfer ſein,
„Das Dich führt in den Himmel ein.

Die ſchönſte Hoffnung zum ew'gen Frieden
Blüht jetzt auf Africa's Mondgebirgen;
Sie ſenkt den Flug hinunter nach Süden;
Nach des egyptiſchen Stromes Wellen.
Tief in die einſam düſtern Schatten,
Wo dem Sterblichen fremd die entſpringenden Quellen,
Und wo auf waldumgränzten Matten
So oft die Genien der Fluth
Des jungen Rieſen Wiege grüßen;
Dort über Egyptens Palmenhut,
Wo Königsgrüfte zu ihren Füßen,
Die ſtreng verbannte Peri eilt;
Hier bei der Tauben Roſen weilt
Im Thal Roſetta's, und belauſcht
Das Mondlicht auf den weißen Schwingen
Des Pelican's, — der durch Moeris rauſcht.
Nie konnt' ein ſterblich Auge dringen
In ſchöneres Land, wer dieſe Nacht
Erſchaut, der hätte nie gedacht, —
Wenn dieſe Thäler er je geſehn
Mit ihren gold'nen Früchten ſo ſchön;
Und dieſe Dattelzweige beugend
Den matten Palmengekrönten Aſt,

Gleich Jungfrau'n, die der Schlaf, ſich neigend
Auf ihre Wimpern — in Träumen umfaßt,
Die reinen Lilien, ſchaamhaft badend
Die Blüthen in der kühlen Fluth,
Daß — wenn der Sonne Strahlen labend
Erſcheinen, — ſie prangen in hoher Gluth,
Und wenn er geſehn die geſtürzten Palläſte
Eines prachtvollen Traumes einzige Reſte,
In deren feenhafter Einſamkeit
Kein Laut zu hören weit und breit — —
Wie hätt' er geglaubt, daß dort, ja dort,
An dieſem ſchönen einſamen Ort
Der Dämon der Krankheit auf heißen Schwingen
Konnte verderblichen Todeshauch bringen.
Gefährlicher als je er kam
Aus dem heißen Sande der rothen Wüſte,
Daß er jedem Weſen das Daſein nahm,
Das mit giftigem Hauch er verzehrend küßte.
Und was ſein Fittig nur berührt,
Wird zu des Todes Pforten geführt,
Wie die Pflanze, die der Summ umweht,
Danieder ſinkt und welkend vergeht.

Die Sonne manchen freundlich grüßte,
Der damals noch in Blüthe prangt,
Und jetzt, wenn ihn der Peſthauch küßte,
Matt zu dem Todeslager wankt,
Und nimmer wieder ſieht das Licht. —
Der Mondſchein nur umwandert ſchweigend
Die Todten; keiner gräbt ein Grab,
Den letzten Ehrendienſt erzeigend.
Die Geier wenden ſelbſt ſich ab,
Denn unheilbringend ſcheint ſolch Futter ihnen.
Nur die Hyäne ſchreitet noch mit kühnen
Und gier'gen Schritten durch die leeren Gaſſen.

Um Mitternacht den gift'gen Raub zu faſſen.
Weh dem Unglücklichen, dem ihre blauen,
Weit offenen Augen dort entgegenblitzen,
Wenn er ſie antrifft unter Todesgrauen.

In tiefer Wehmuth ſprach der Geiſt:
,,Beklagenswerthes Geſchlecht der Erden,
,,Wie theuer bezahlſt Du den erſten Fall;
,,Wohl mögen Blüthen Eden's Dir werden,
,,Doch die Spuren der Schlange ſind überall.''

Sie weinte, die Luft ward klar ringsum,
Als die reinen Tropfen den Augen entflohn.
Denn magiſche Kraft weilt in den Thränen,
Die das Mitleid vergießt um den Erdenſohn.

Da hört ſie unter Orangenzweigen,
Wo Blüth' und Frucht im Abendwind ſich kühlen
Und ſcherzend mit einander ſpielen,
Wie Alter pflegt zur Jugend ſich neigen —
Den Seufzer eines Menſchen, der geſchieden
Von andern, in den ſtillen Hain
Geſchlichen war, um dort bei klarem Quell, allein
Zu enden unter ſtillem Frieden,
Für den im Leben, wohin er ſich wandte,
So manches holde Herz entbrannte; —
Der nun, als ſei er nie geliebt,
Sich Todesqualen einſam übergiebt.
Ihm nahte Niemand, der ihm theuer;
Es lindert keine Hand das Feuer,
Das ihm im Buſen zehrend wühlt:
Die heiße Stirne Keiner kühlt,
Der auch nur einen Tropfen auf die Stirne gießt,
Aus dem hellen See, der zu Füßen ihm fließt.
Und keine Stimme hört er klagen,

Das letzte Lebewohl zu ſagen;
Das, wenn auch alle Töne ſchwinden,
Gleich Engelslauten kann den Weg zum Herzen finden,
Und liebevoll den Geiſt erhellt,
Eh' er in's Dunkel ſcheidet von der Welt.

Verlaſſ'ner Jüngling, ein Gedanke goß
Jetzt Wolluſt über Dich im Todesringen,
Daß ſie, die Du ſchon Jahre lang gekannt,
Die Du geliebt, die Deine bald genannt,
Geſichert vor des Peſthauch's gift'gen Schwingen,
In ihrer Väter Hallen ſicher wallte. —
Wo Quellen reinigen die Luft
Und mancher hellen Flamme Brand,
Von Roſenholz aus India's Land,
Verbreitet reinen Duft,
So rein wie ſie, die ihn empfand.

Doch halt, wer ſchlich mit leiſem Tritte
Sich in den düſtern Blüthenhain?
Ein Bote, den Geſundheit ſendet,
Auf blüh'nden Wangen, Purpurſchein.
Sie iſt es — durch des Mondlicht's Schimmer
Erkennt er die geliebte Maid,
Die nimmer ohne ihn mag leben,
Mit ihm zu ſterben ſtets bereit. —
An ſeinem bleichen Mund der Ihre,
Sie achtet nimmer die Gefahr,
Und taucht, um ſeine Gluth zu dämpfen,
Dort in den Quell ihr Lockenhaar.

O! nimmer hätt' er es geglaubt,
Daß je im Leben eine Stunde
In ihrem Kreis es mit ſich bringe;
Wo, ſchreckerfüllt ſein müdes Haupt
Er wende, wenn ſie ihn umſchlinge

Und ſchaud're vor dem Roſenmunde;
Und vor ihm einſt erſtarren werde,
Als wenn das Gift der ganzen Erde
Auf dieſer roſ'gen Lippe ſei,
Die jetzt ſo furchtlos und ſo frei
Der ſeinen liebend nahe kam,
Sonſt ungebeten nie und ſtets in holder Schaam.

O laß mich, ruft ſie, Dich umſchlingen,
Und theilen Deines Odem's Weh'n;
Er mag Verderben, mag Geneſung bringen
Auf ſeinem Fittig; beides däucht mir ſchön.
Da, trinke meine Thränen, laß ſie fließen,
Ach wäre Balſam meines Herzens Blut,
Ich wollte Alles gern für Dich vergießen,
Säh ich Dich Ruhe nur genießen,
Und könnt' ich lindern Deiner Stirne Gluth.

O wende Deinen Blick nicht ab. —
Laß Deine Braut ſich zu Dir neigen,
Bin ich denn nicht hier wie im Grab,
Dir ſtets zur Seite, ganz Dein eigen?
Glaubſt Du, daß ſie, der aller Freuden Strahlen
Auf dieſer Welt allein von Dir gekommen,
Ertragen könnte jene Nacht voll Qualen,
Wenn Du für immer ihr genommen?
Glaubſt Du, ich könnte je ohne Dich ſein,
Der Du mein Sein ſelbſt? — O nein! o nein!
Wenn ſtirbt der Stamm, ſo wird das Laub
Seinem Herzen entſproſſen, ſelbſt Todes Raub.
O wende Dich zu mir, Geliebter, wende,
Eh' ich gleich Dir verwelk' und ende.
O drücke noch an meinen Mund
Den Deinen, damit zuletzt er theilt
Das reine Leben, ſo mild und geſund,

Das noch auf meinen Lippen weilt:
Sie ſinkt — ſie ſtirbt; — e ſo verliſcht
Der Lampe Licht — von Grabesduft
Umweht in dumpfer Todesgruft;
Und ſeine peſthauchenden Seufzer ſaugen
Ertödtend die Strahlen aus ihren Augen.
Ein Kampf noch — und er iſt dahin,
Der Theure iſt nicht mehr am Leben,
Sie ſtirbt im Kuß, den im Entflieh'n
Der Seele ſie ihm liebevoll gegeben. —

„Schlaf," ſprach die Peri, als leiſe ſie nahm
Den Abſchiedsſeufzer — dem ſchwindenden Leben,
So herzlich und warm, als jemals es kam
Aus Weibes Bruſt — „von Düften umgeben
Schlaf ein — von ſüßerem Hauch umwebt,
Als er jemals dem Grabe des Vogels entſchwebt,
Der auf flammender Bahre ſein Todtenlied ſingt,
Das in Wohllaut und Düften gen Himmel ſich ſchwingt
Und in Düften und Wohllaut der Erde entſtrebt." —

Da haucht die Peri Himmelsluft
Aus ihren Lippen auf den Ort.
Vom Antlitz weicht der Schein der Gruft,
Sie blühn im Roſenglanz hinfort.
Wie Heilige ſtrahlet ihr Angeſicht,
Die aus der Erde ſind genommen
Am Abend des Tages, wo das Gericht
Wird über die ganze Erde kommen. —
Und die wohlwollende Peri glich
Ihrem guten Engel, der ſie bewacht,
Bis ſie Allah erweckt aus der Todesnacht.

Der Morgen erröthet in himmliſchen Höh'n;
Die Peri wendet nach oben den Flug.

Da ſie den köſtlichen Seufzer, der ſchön
Sich opfernden Liebe, zum Himmel trug.
Hoch ſchlug ihr Herz von Hoffnung geſchwellt,
Sie werde elyſiſche Palmen erringen,
Da der wachende Geiſt der ewigen Welt,
Als er ſie die köſtliche Gabe ſah bringen,
Ihr lächelt: — ſie hört ſchon in den Lüften
Der kryſtallenen Glocken Geläut' in den Zweigen,
Umwallet von ambroſiſchen Düften,
Die ſich von Allah's Throne neigen.
Sie ſieht ſchon die ſtrahlenden Becher erkieſen,
Die an der ſilbernen Quelle prangen,
An deren Ufer die ſeligen Weſen
Der Ewigkeit läuternden Trank empfangen.

Doch ach — ſchnell ſenkt ſich die Hoffnung nieder,
Schon wieder verſagt es das Schickſal; — ſchon wieder
Verſchließt ſich die himmliſche Pforte. — „Noch nicht!“ —
Der Engel mit traurenden Tönen ſpricht,
Als er die Ausſicht von Neuem ihr ſchloß.
„Treu war das Mädchen, die That ſo groß
Prangt ſtrahlend über Allah's Haupt. —
Doch Peri es regt ſich nicht das Thor,
Und was Du wieder bringſt hervor;
Noch heiliger muß die Gabe ſein,
Die Dich führet in den Himmel ein.“

Ueber Syrien weilt das Abendlicht,
Wo in dem herrlichen Land der Roſen
Die ſanften Lüfte ſpielend koſen;
Da der Sonnenſtrahl ſengend die Zinnen ſticht
Des Libanon — deſſen eiſig Haupt
Von ewig ſtarrendem Schnee umgeben;
Deſſen Fuß von Kindern des Sommers umlaubt
Sich fühlt von roſigen Blüthen umweben.

Wer hoch aus oberer Lüfte Zinnen
Geſchaut in das Land vom Zauber umkränzt,
Wie wundervoll däucht ſeinen Sinnen
Das Leben, das dort unten erglänzt.
Die blühenden Gärten, die blinkenden Wellen,
Von gold'nen Melonenranken umgeben,
Die funkelnder noch durch den Sonnenſtrahl ſchwellen;
Und der Eidechſen geſchäftiges Weben
In geſtürzten Mauern, ſo klar ſie und rein,
Als lebten ſie nur vom Sonnenſchein.
Weit lebendiger ſtrahlend unzählige Schaaren
Von flatternden Tauben auf Felsgeſtein,
Mit ihren raſtlos ſchimmernden Schwingen,
Unendlich ſchillernd im Morgenſchein,
Als wären ſie mit Demanten umzogen,
Oder mit Farben angethan,
Wie ſie der leuchtende Regenbogen
Zeiget am Himmel von Periſtan.
Und dann das Tönen der Hirtenflöte
Uralter Zeit aus klingendem Rohr,
Das mit dem Summen ſchmauſender Bienen
Von Paläſtina trifft das Ohr. —
Und Jordan, deiner Fluthen Wallen,
Mit deinen Hainen voll Nachtigallen!

Doch Nichts für die Peri Zauber hat,
Ihr Herz iſt traurig; — die Flügel matt,
Und freudenlos ſieht ſie die Sonne neigen
Sich jenem großen Tempel, einſt ihr eigen. —
Von oben herab die verlaſſenen Säulen
Gleich Zeigern ihren Schatten ſenden,
Die die Zeit ſich errichtet, in raſtloſem Eilen,
Zu zeigen, wenn Weltalter enden.

Doch liegt vielleicht zur guten Stunde
Dort in der Sonne Zellen tief

Ein Amulet, das Menſchenkunde
Nie zum Gebrauch in's Daſein rief;
Ein Täfelchen, vielleicht verſchloſſen,
Mit dem Namen des großen Salomo;
Das nicht der Peri Auge verſchloſſen
Ihr zeige, wo in Erd' und Meer
Die Gabe ruhe, der Zauber, der ſchon
Sobald den raſtlos wandernden Geiſt
Die himmliſchen Pforten für immer erſchleußt.

Sie eilt, von Hoffnung geflügelt, dahin,
Und milde ſtrahlet das Auge der Welt,
Da der weſtliche Himmel noch nicht erhellt
Von abendlichem Strahlenrubin. —
Da über Balbec's Thälern ſchwebend
Sieht ſie, wie ein ſchuldloſes Kind dort ſpielt,
Die wilden Blüthen mit Liedern belebend;
Wie die Blumen ſo frei, ſo blühend und wild.
Jagend mit gierigen Händen und Augen
Die Libellen, die dort auf Jasminenſtämmen
Aus den duftenden Blüthen Balſam ſaugen,
Wie beſchwingte Blumen, gleich geflügelten Gemmen.
Dicht bei dem Knaben, der müde vom Koſen
Sich lagert unter duftenden Zweigen,
Und harmlos ſich bettet unter den Roſen,
Gewahrt einen Krieger vom Roß ſie ſteigen,
Das neben ihm ſchweißtriefend ſtand;
Er eilet mit lechzend begieriger Schnelle
Und trinkt am ſchmalen ländlichen Rand
Von eines Imarets ſprudelnder Quelle;
Dann wendet er die düſtere Braue
In's blühende Thal,
Damit das holde Kind er erſchaue;
Nie traf düſt'rer Auge der Sonnenſtrahl;
Vermiſcht war in ihm Schrecken und Gluth;

Der finſt're Abglanz alles Böſen,
Und deutlich konnt' die Peri leſen
D'rin düſtere Thaten unmenſchlicher Wuth.
Den entweihten Altar — die geſchändete Maid;
Leichtſinnig nimmer gehaltenen Eid;
Die Schwelle befleckt von des Gaſtfreund's Blut;
Dort war es geſchrieben mit flammender Gluth. —
So lodernd, wie des Engels Buch,
Worin er die Thaten der Menſchen trug,
Bis Gnadenthräne löſcht den Fluch.

Doch ruhig lag der Mann der Sünde,
Als wenn des Abends mildes Weben
Den Frieden ſeiner Bruſt gegeben,
Zuſchauend dem ſchuldlos ſpielenden Kinde. —
Doch wenn ſein Blick zufällig traf
Des roſigen Knaben freies Geſicht,
So war es, als wenn eine Fackel, verglimmt,
Unheiligem Götzendienſt beſtimmt,
Begegnet der Sonne belebendem Licht.

Doch ſieh', die Veſper ruft zum Beten,
Da leiſe nieder die Sonne ſinkt,
Und lieblich durch die Lüfte klingt
Der Ruf aus Syriens tauſend Minareten.
Der Knabe ſpringt auf zur ſelben Stunde
Empor ſich wendend zu Süden's Stern
Und liſpelt mit unſchuldigem Munde
Ein Cherub, den ewigen Namen des Herrn,
Und ſchaut mit hochgeheb'nen Händen
Hinauf in's reine Himmelsblau,
Wie Erdenengel, der vom Erdenthau
Sich wieder will zu ew'ger Wohnung wenden.
Das war ein Anblick, der Himmel — das Kind,
Es hätte ſelbſt, wenn auch noch ſo verſtockt,

Einen Seufzer verlorener Zeiten entlockt
Dem Eblis ſtolz und bös geſinnt.
Was fühlt er wohl, der finſt're Mann,
Da der Erinn'rung Welle rann,
Ueber manches Jahr voll Zorn und Wuth
Aus ſeines Lebens dunkler Fluth,
Worin er keine Stelle fand,
Die Ruh' und Frieden ihm geſandt?
„Es gab eine Zeit" — ſo ſprach er in leiſen,
Herzrührenden Tönen — „du harmloſes Kind,
Wo ich, wie Du, in heiligen Weiſen
Gebetet, unſchuldig, wie Du geſinnt."
Er ſenkte das Haupt; es naht vereint
Gefühl und Hoffnung, was ſo tief
Seit ſeiner Kindheit in ihm ſchlief,
Es kehrte wieder; er weint: er weint!
O tiefer Reue geſegnete Thränen,
In deren milder verſöhnender Fluth
Gefühlt wird das erſte göttliche Sehnen,
Nach ſchuldloſer Freude, des Himmels Gut.
„Es giebt einen Tropfen, der von dem Mond,"
— Die Peri ſprach's, — „in des Junius Luft,
„Fällt auf Egypten, darinnen wohnt,
„Unſchätzbarer Zauber; es ſchließt ſich die Gruft
„Verpeſtender Seuche, wenn er ſie berühret,
„Und alles Elend wird fortgeführet. —
„O trifft nicht ſo der Reue Thau,
„Du Mann der Sünde, im ſanften Fall
„Dein Herz, von Fluch und Bosheit grau;
„Verſcheucht nicht der Tropfen das Böſe all'."

Wie er nun dort demüthig nieder
Sich betend bei dem Kinde beuget,
Und es fällt derſelben Sonne Huld
Auf den Schuldloſen wie auf die Schuld,

Da tönen es Engelhymnen wieder,
Wie eine irrende Seele gerettet,

Die Sonne ſenkt ſich in der Ferne,
Als dort andächtig die Beiden knieen;
Da ſieht man ein heller Licht umziehen,
Als je es geſtrahlet funkelnde Sterne,
Des Sünders Thräne wie ſie mild
Hervor aus reuigem Auge quillt.
Dem Auge Sterblicher dünkt's zu ſein
Strahlenden Nordlicht's heller Schein. —
Wohl hat es die freudige Peri gekannt;
Es war ein Lächeln von himmliſchen Munde,
Zu weihen die Thränen zur ſelben Stunde,
Aus paradieſiſchen Höhen geſandt. —

„O Freude für immer! — ich habe vollendet,
„Willkommene Mitgift dem Himmel geſpendet,
„Wie glücklich iſt ſie, die errungen es hat,
„Gegen Dich holdes Eden, voll Kummer und Gram
„Sind die Diamantthürme von Schadukiam,
„Und die blühenden Haine von Amberabad.

„Lebet wohl, ihr lieblichen Düfte der Erden,
„Verſchwebend, gleich Liebender Seufzer im Werden.
„Ich weide mich jetzt an dem Tubazweig,
„Deſſen Duft unvergänglich wie Gottes Reich. —
„Lebt wohl, ihr welkenden Blumen, die ſchon
„Im kurzen Entknoſpen dahin, verblüht.
„O was ſind die Schönſten, die je geblüht,
„Gegen Lotosblüthen an Allah's Thron,
„Wo in jedem Blatt ein beſeeltes Leben.
„Ich hab' es für immer, für immer erſchwungen,
„Die Thore ſind offen, der Himmel errungen."

Die Roſe.

Von Geuther.

Nicht doch, Editha, ſchone mir die Roſe,
Sie lebt vielleicht und fühlt der Sonne Strahl,
Und trinkt erfriſcht den Thau der Nacht. — Zerreiße
Mit zarter Hand nicht ihres Lebens Fäden,
Zerſtöre nicht ihr das Gefühl des Seins. —
Ungläubig lächelſt Du. — Laß Dich erbitten,
Und ich erzähle von vergang'ner Zeit,
(In alten Sagen bin ich wohl bewandert)
Wenn Du ſie leben läßt. Es gab einſt Tage,
Eh' dieſe friſcheſte von allen Blumen
Der Erde Lauben deckte. — Du hörteſt nicht,
Wie durch ein Wunder erſt die duft'gen Blätter
Erröthend ſich dem Sonnenſtrahl entfaltet.

Es wohnt' zu Betlehem ein jüdiſch Mägdlein,
Zillah ward ſie genannt, ſie war ſo ſchön,
Daß ganz Judäa ihres Lobes voll.
Wer ihrer Augen dunkeln Glanz geſehn,
Der ihre Seele zeigt', und welche Seele
Strahlt in dem wilden Feuer, dem ward weh;
Nicht in der Einſamkeit, noch in der Menge
Entging er der Erinn'rung, noch vermied er,
Daß überall ihr Bildniß nicht ihm folge,
Die Blicke feſſelnd und das Herz erfüllend.
Doch, weh ward ihm, ſie kannte keine Liebe,
Als nur des frommen Eifers tiefe Gluth.
Denn alle Neigung ihres Geiſtes einte
Sie in der Liebe nur zu ihrem Schöpfer.
Die Männer ihres Stammes ſeufzten ſtets

Vergebens nach ihr; doch vermehrten ſie
Die ſtarre Tugend, ihrer Hoffnung Tod.
Nur Einer war dort, eitel, ſchlecht, verderbt,
Der ſie erblickt, begehrt, und dann verzweifelnd
Sie haßte. Starr auf ihrer Wange haftet
Sein ſinnlich Auge, bis des Zorns Erröthen
Ihr neue Schönheit gab, er wilder glühte. —
Sie ſcheute ſich vor ihm, ſein Blick war frech,
Und ſeine Züge trugen das Gepräge
Selbſtſücht'ger Wildheit; noch mehr fürchtet ſie
Den bittern Groll verletzter Eitelkeit,
Der ſeiner Mienen ſchwaches, falſches Lächeln
Mit wildem Feuer übergoß. — Sie fürchtet'
Ihn nicht umſonſt, denn Hamuel ſchwur Rache
Und legte Fallen ihrem keuſchen Ruf. —
Geſchickt verbreitete er böſe Kunde,
Die ſchnell ſich weiter pflanzt' und Glauben fand,
Wie Jillah's Blick im Tempel himmelwärts
Gerichtet, nur entzückten Eifers ſtrahle,
Doch daß es Manchen gebe, der ihn auch
Von anderem Gefühl beſeelt, erſchaut;
Wie es ein leichtes Werk ſei, vor der Menge
Am hellen Tag die Heilige zu ſpielen,
Allein daß alle Augen Nachts ſich ſchließen; —
Ja daß ihr Leben ſchlecht und ſtrafbar ſei. —
So ſchäme ſich der Menſch, daß er ſo leicht
Der böſen Zunge willig Glauben leiht,
Die eines Andern guten Ruf vernichtet.
Die böſe Kunde wurde kaum gehört,
Auch wiederholt und Glauben ihr geſchenkt;
Denn Hamuel erfand durch ſchnöden Kunſtgriff
So ſchweren Schein der Schuld, daß zu dem Tode
Der tiefſten Schmach, die Jungfrau ward verdammt.
Jenſeits der Mauern war ein wüſtes Feld,
Ein ſchwer verhaßter Platz; — dort baute man

Den Scheiterhaufen, thürmte rings den Brennſtoff,
Der die gekränkte Jungfrau tödten ſollte;
Verlaſſen ſchien von Gott und Menſchen ſie.
Verſammelt ſahen die Bethlehemiten
Dem Schauſpiel zu, und als ſie Zillah nun
Gefeſſelt ſchauten, an dem Pfahl, wie ſie
In ſtiller Frömmigkeit den ſanften Blick
Zum Himmel hob, begannen ſie zu zweifeln
An ihrer Schuld. — Von anderen Gedanken
Erfüllt, ſtand Hamuel bei dem Pfahl, ihn hatte
Die wilde Luſt dahin geführt, doch regten
Gefühle, ungewohnt, ſich jetzt in ihm,
Die erſten Qualen der erwachten Sünde,
Der Hölle Boten kündigten ſich an.
Das Auge Zillah's, als ſie rundum ſchaute,
Fiel auf den Mörder plötzlich und verweilte
Dort einen Augenblick; es drang ihr Blick
In ſeine Seele wie ein Dolch, und ließ
D'rein tiefe Wunden, unheilbar, zurück.
Gewiſſen! Gott in uns! nicht in der Stunde
Des Ruhmes ſchoneſt den Verbrecher Du,
Nicht in des Todes Stunde, noch der Schmach
Fliehſt Du den Frommen. — Seht, die Fackel dort,
Sie nähern ſich dem Pfahl — o haltet ein,
Erſtickt die Flammen — weh! ſie ſteigen auf,
Erreichen die Unſchuldige. — O Gott
Beſchütze die Gequälte — weh, die Gluth
Verbreitet ſich, ſie wirbelt auf und wüthet. — —
— Gott ſendet ſeinen Hauch — vor ſeinem Wehen
Beugt ſich die Brunſt — und alle ihre Flammen,
In einem langen Blitze ſich vereinend,
Ergreifen und vernichten Hamuel,
Ihn ganz allein — hört ihr das Angſtgeſchrei
Der Menge — doch mehr Wunder noch — der Pfahl
Entſproßt — und breitet ſeine Zweige rings

Als eine Laube um die fromme Maid
Und Roſen blühen rings — zum erſten Mal
Erblickt, ſeitdem das Paradies verloren —
Und füllen rings die Luft mit Edens Düften.

Des Negers Gebet.

Frei nach Thelwall.

Der du herrſcheſt im tobenden Donner, im Sturm;
Der du rauſcheſt in Wirbeln dahin;
Der du höreſt den Menſchen, den kriechenden Wurm,
Allvater! mit gütigem Sinn.
Der den Weißen du ſchufſt, wie den Schwarzen, o Herr!
Mit liebend barmherziger Hand;
Gieb Africa's Sohne die Freiheit und laut
Laß es ſchallen durch jegliches Land. —

Als der Weiße mich riß von dem liebenden Weib,
Aus der Kinderumarmungen fort;
Als er geiſſelt mit ſchrecklichen Hieben den Leib
Deines Sohns, in unwirthlichem Ort;
Wenn du da mich gehört und es ſchlug an dein Ohr
Des leidenden Schwarzen Geſchrei;
So tritt aus der blitzenden Wolke hervor
Und rufe „der Neger ſei frei!“

Wenn du da mich geſehn, als im Raume ich tief
Geſperrt war zu ſchändlichem Ziel;
Als des Tages ich jammert! in Nächten nicht ſchlief,
Und die Thräne dem Auge entfiel;
Wenn die eiſerne klirrende Feſſel du ſahſt
Habſüchtiger Tyrannei,
So ſprich, der du Alle mit Liebe umfaßt,
O Vater! — „der Sklave ſei frei!“

Wenn Du hier mich erblickt unter drückender Laſt,
In der Hitze des Tages, mein Gott;
Und du ſahſt, wie der Weiße den Sonnenſohn haßt,
Ihn peinigt mit quälendem Spott;
Und es hat mich erſchaffen dein väterlich Herz,
Und du ſteheſt mir fürder noch bei;
Dann erbarme dich mein, im unendlichen Schmerz
Und mach, o Allherrſcher! mich frei.

Wir ſind Sieben.

Von Wordsworth.

— — Ein einfach Kind
Das athmet ohne Schmerz und Noth;
Sein Leben fühlt in jedem Glied,
Was weiß das wohl vom Tod?

Ein kleines Mädchen traf ich an.
Sie wäre, ſprach ſie, acht Jahr alt;
An Locken reich war recht ihr Haar,
Das dicht ſich um ihr Köpfchen ballt.

Ein bäuriſch Weſen hatte ſie,
Gekleidet war ſie auch nur roh,
Doch ihre Augen waren hold,
Und ihre Schönheit macht mich froh.

Wie viel der Kinder ſeid ihr wohl,
Schweſtern und Brüderchen, ſag an. —
Wie viel? in Allem Sieben, ſprach ſie,
Sah ganz erſtaunt mich an.

Wo ſind ſie denn? — Komm, ſag' mir das —
Nur Sieben, und nicht mehr;
Zu Conway wohnen zwei von uns,
Und zwei ſind auf dem Meer.

Zwei von uns auf dem Kirchhof ſind,
Eine Schweſter, ein Brüderlein;
Und in der Kirchhofshütte nah' bei
Wohn' ich mit der Mutter mein.

Du ſprichſt, zu Conway wohnen zwei
Zwei ſind zur See — ſag' an,
Doch ſeid Ihr ſieben — mein liebes Kind,
Wie geht denn das nur an?

Da ſprach das kleine Ding: Nun ja,
Sieben Knaben und Mädchen ſind wir;
Zwei von uns unter dem Baume ruhn,
Da, auf dem Kirchhof hier.

Du läufſt herum, Du kleines Ding,
Du lebſt, das ſeh' ich ein;
Doch liegen auf dem Kirchhof zwei,
Könnt Ihr nur fünf noch ſein.

Ihre Gräber ſind grün, man kann ſie ſehn,
Sprach ſie mit Luſtigkeit;
Zwölf Schritt' oder mehr von unſ'rer Thür,
Da liegen ſie Seit' an Seit'. –

Meine Strümpfe ſtrick' ich öfters dort,
Und hole mein Nähzeug vor,
Und ſitze auf dem Boden dort,
Und ſinge ihnen was vor.

Und oft nach Sonnenuntergang,
Wenn der Himmel hell und roth,
Trag' ich mir meinen Napf dorthin,
Und eſſe mein Abendbrod.

Das kleine Hannchen ſtarb zuerſt,
Sie lag auf dem Bettchen dort,
Und ſtöhnt, bis Gott ſie hat erlöſt
Vom Schmerz, dann ging ſie fort.

Sie legten ſie auf den Kirchhof hin,
Und den ganzen Sommer, Mann,
Da ſpielten bei ihrem Grabe wir,
Ich und mein Bruder Johann.

Und als der Boden weiß von Schnee,
Und ich lief und gleitete hier,
Da mußte Bruder Hans auch fort;
Der liegt nun neben ihr.

Wie viele ſeid Ihr denn, ſprach ich,
Wenn zwei im Himmel ſind?
Herr, Sieben ſind wir, wir ſind Sieben,
Antwortete das Kind.

Doch zwei ſind todt; die zwei ſind todt,
Im Himmel ſind die Lieben. —
Ich ſprach vergeblich — ſie blieb dabei,
Und ließ nicht ab, daß dem ſo ſei;
Nein, ſagte ſie, wir ſind Sieben.

Stanzen.

Nach dem Irländer O'Doherty.

O! hat in frohen Augenblicken
Wenn Zeit und Freude, eng vereint,
Mit Blumen Deine Pfade ſchmücken,
Dein bloßer Wunſch Befehl uns ſcheint;
Wenn Tauſend ſchwören, Deine Stimme
Sei lieblicher denn Engelslaut;
Dein Aug' hell wie der Stern des Abends,
Der dort auf uns hernieder ſchaut;

Dir nie ein Schatten, langſam ziehend
Der Freude hellen Schein getrübt?
Der Dich erinnert, daß ein Jüngling
So lang' und hoffnungslos Dich liebt.
Doch hat er nimmer Dir's geſtanden,
Wie heiß ſein Herz für Dich entbrannt;
Ja ſelbſt in ſeinen ſchönſten Träumen,
Dir ſeinen Namen nie genannt.

Der Wange Gluth iſt fortgeſchwunden,
Die Liebe hat ſie bleich gemacht;
Du kannſt allein ſie wieder röthen,
Wenn freundlich mir Dein Auge lacht. —
Sie wieder röthen; nein, da irr' ich,
Denn nur umſonſt iſt Dein Bemühn,
Sie iſt zu lange bleich geweſen,
Und wird wohl nimmer wieder blühn.

Des Häuptlings Kind.

Nach einem nordamerikaniſchen Dichter

Sie brachten ſie zur ſtillen Abendſtunde,
Und legten ſanft ſie an des Hügels Rand;
Kein Segensſpruch, kein Trauerlied gab Kunde,
Kein Prieſter, der geſchmückt daneben ſtand.
Allein des Kummers Wolke ſchwebt herab,
Und thränenloſes Weh begrüßt das Grab.

Zuerſt erhob der Häuptling ſich — es zeigten
Die Züge, daß er fortan kinderlos,
Und neben ihm, in ſtarrem Kummer neigten
Sich Jene, die nächſt ihm im Volke groß;
Er wunderte ſich, daß ſie dort; noch mehr,
Als auch die Jungfrau'n ſchritten ſtill daher.

Sie ſuchten ihre Gruft; wo ſich die Strahlen
Der Sonne wenden, wenn der Abend ſinkt,
Sank auch des Landes Hoffnung unter Qualen:
Im Blick der Krieger keine Thräne blinkt.
Nur in der Menge, die ſo trüb' und bang,
Stimmt eine Jungfrau an den Grabgeſang.

Sie kündete, wie aus des Kampfes Wüthen
Ein Jüngling ward gefangen hergebracht,
Und wie des Landes reichſte Jugendblüthen
Gebrochen durch des Krieges wilde Macht;
Dem Tod iſt der Gefangene verfallen,
Ein Opfer den Erſchlagnen Allen.

Sie ſang — wie Alle ernſt herangezogen —
Um jenen Jüngling, der gefeſſelt ſtöhnt,
Wie, als der Häuptling ſpannte ſeinen Bogen,

Aus Weibesmund ein lauter Schrei ertönt —
Da traf der Pfeil die Jungfrau, mild geſinnt.
Der Vater tödtete ſein einzig Kind.

Das ſprach ihr Lied — er ſchien's nicht zu verſtehen.
Bis ſeinem Ohr der letzte Ton verklang.
Da wandt' er ſich, nach Oben hinzuſehen,
Als rufe ihm der Geiſterſtimme Klang:
Der ſcharfe Stahl des Blutes Quell befreite;
Der Häuptling ruht an ſeines Kindes Seite.

Daheim.

Von Barten.

Wo brennt der Heerd am hellſten
Freuend geſellige Bruſt:
Wo ſchlägt das Herz am ſchnellſten,
Erfüllter Hoffnung Luſt?
Wo blickt der Trauer Zügen
Mild lächelnd die Geduld,
Theurer, als das Vergnügen,
Auf roſ'ger Wangen Huld? —
Die Luſt muß fliehend ſchreiten,
Entſproſſen kaum dem Keim;
Doch Trauer ſelbſt hat Freuden,
Hat ſanfte Luſt — daheim. —

Dort knüpfen ſich die Bande,
Im Gram, Troſt für das Herz;
Im theuern Heimathlande
Weilt länger flücht'ger Scherz.
Die Augen reden innig,
Was dem Gefühl geweiht,
Und Blicke, froh und ſinnig,

Verleih'n Beredſamkeit.
Du ſeufzeſt nach Vergnügen
— Des Vogels Ruthenleim —
Du darfſt Dich nicht betrügen,
Du findeſt es daheim.

Bringt mehr als Luſt der Erden
Genuß die Frömmigkeit
Und ſoll ſie Schutz Dir werden,
Wenn Trauer naht und Leid;
O glaube mir, ſie weilet
In Kirchen nicht allein;
Sie will auch zugetheilet
Dem eignen Hauſe ſein. —
Im Frommſein liegt verborgen
Von Frömmelei der Keim,
Begrüßt Dich nicht der Morgen
Am Hausaltar daheim.

Am Hausaltare waltet
Die Liebe ſorgſam, mild,
Die das Geſetz entfaltet
Und all' Dein Sehnen ſtillt.
Wenn von der heil'gen Stätte
Der wahre Glaube fern,
Was nützen denn Gebete
Im Tempel Dir des Herrn. —
Dort brauchſt Du nicht zu weihen
Des Opfers Frucht und Keim:
Die erſten Früchte ſeien
Von Dir gebracht daheim.

Volksthümlich.

(Großbritannien.)

Du ſchwurſt bei Deinem Gott, Jeanie!

(Aus Nithsdale.)

Du ſchwurſt bei Deinem Gott, Jeanie,
Bei dem weißen Händchen Dein,
Bei den Sternen allen am Himmelszelt,
Du wollteſt bleiben mein.
Und ich ſchwur bei meinem Gott, Jeanie,
Und bei dem Herzen Dein,
Bei den Sternen reich am Himmelszelt,
Du ſollteſt werden mein.

Fluch treffe die Hand, die da löſ't ſolch' Band,
Und das Herz, das uns möcht' entzwei'n;
Aber keine Hand kann löſen mein Band,
Als Gottes Finger allein. —
Ob niedrig auch mein Hüttchen iſt,
Ob mein Kleid weder zierlich, noch fein
Ich hüll' in der Liebe Mantel mich,
So reich in den Armen Dein

Ihr weißer Arm wär' ein Kiſſen für mich,
Weich wie das weichſte Vließ;
Ihre Flügel über uns Liebe ſchwingt,
Da ſchlaf ich feſt und ſüß. —
Maid meiner Liebe, komm her zu mir,
Komm her und knie' bei mir,
Der Morgen iſt voll von Gottes Sein,
Und ich kann nur beten mit Dir.

Der Morgenwind ſpielt mit den Blüthen ſo lind,
Die Vögel ſingen ſo traut;
Der alte Herr lehnt an dem Gartenzaun,
Die gute, ehrliche Haut. —
Wir nehmen die Bibel, wenn er kommt heim,
Dann ſingen die Pſalmen wir;
Du ſprichſt von mir zu Deinem Gott,
Und ich, ich ſpreche von Dir.

Trinklied.

(Großbritannien.)

Chor. Rücken und Seit' geht nackt, geht nackt,
Ihr Fuß und Hand ſeid kalt;
Doch Bauch, Gott ſende dir Bier genug,
Es ſei jung oder alt.

Ich eſſe nicht von jedem Gericht,
Mein Magen es nicht verträgt;
Doch denk' ich d'ran, daß ich trinken kann
Mit Dem, der 'ne Kutte trägt.
Geh' ich auch bloß, ſorgt Euch nicht groß,
Der mir iſt doch nicht kalt.
Ich fülle den Bauch nach gutem Brauch
Mit Bier, das ſtark und alt.

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Mag nichts vom Roſt, als 'nen nußbraunen Toſt,
Und 'nen Apfel in's Feuer gelegt;
Ein wenig Brod g'nügt meiner Noth,
Nach Vielem mein Wunſch ſich nicht regt.

Nicht Schnee, noch Froſt, noch Wind, getroſt,
Macht froſtig mich und kalt.
Bin eingehüllt und ausgefüllt,
Mit Bier, das ſtark und alt.

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Tyb, meine Frau, gleich mir genau,
Weiß, wo gut Bier man holt,
Und trinkt ſo lang', bis von der Wang'
Die Thrän' ihr niederrollt;
Dann reicht ſie mir den Krug mit Bier
Und ruft mir, daß es ſchallt:
„Nimm alleweil, ich hab' mein Theil,
Von dem Bier, ſtark und alt.“

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Nun, Leute, trinkt! bis Ihr nickt und ſinkt,
Nach guter Kerle Brauch;
Den Segen werth, den gut Bier beſcheert,
Den ſollt Ihr haben auch.
Und alle Welt, die den Bierkrug hält,
Wenn er im Kreiſe wallt,
Erhalte Gott ohn' Schimpf und Spott,
Sie ſeien jung oder alt.

Die drei Raben.

(Großbritannien.)

Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinunter, hinab, hinab,
Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinab.

Drei Raben ſaßen auf einem Zweig
An Schwärze kam ihnen keines gleich,
Hinunter, hinab, hinab.

Der Eine ſagte zum Weibchen ſein,
Wo nehmen wir unſer Frühſtück ein?

Dort unten in dem grünen Gefild
Ein Ritter liegt todt unter ſeinem Schild.

Seine Hunde liegen an ſeinem Knie,
Sowohl bewachen den Herren ſie.

Seine Falken fliegen ſo eifrig umher,
Es naht ein Vogel ihm nimmermehr.

Herab dort kommt ein falbes Reh,
Mit einem Jungen es trächtig geht,

Sie hebt ſein blutig Haupt empor
Und küßt ſeine Wunden, die ſo roth.

Auf ihren Rücken ſie ihn legt,
Und hin zum erdigen See ihn trägt.

Sie begrub ihn vor dem Morgenroth
Und war vor dem Abendlied ſelbſt todt.

O Gott! jedwedem Ritter gieb
Solche Hunde, ſolche Falken und ſolches Lieb!

Die beiden Raben.

(Großbritannien.)

Zwei Raben ſaßen auf einem Zweig,
An Schwärze und Größe kam keins ihnen gleich.
Der Eine zu dem Anderen ſprach:
Wo ſpeiſen wir denn am heutigen Tag?
Speiſen wir bei der wilden, ſalzigen See,
Oder in des grünen Waldes Näh'?

Als ich ſaß auf dem tiefen Seeſand,
Da ſah ich ein ſchönes Schiff nahe dem Land;
Ich bog den Schnabel, die Flügel ich ſchlug,
Da ſank das Schiff und ich hört' einen Fluch.
Sie liegen einer, zwei, drei nun da,
Ich ſpeiſe der wilden Salzſee nah.

Ich zeige dir ſchönern Anblick zumal,
Erſchlagenen Ritter im tiefen Thal.
Sein Blut iſt friſch auf das Gras gefloſſen,
Sein Schwerdt halb gezogen, ſeine Pfeil' nicht verſchoſſen,
Und Niemand weiß, daß er dorten blieb,
Als ſein Falke, ſein Hund und ſein treues Lieb.

Es iſt ſein Hund fort zu der Jagd,
Sein Falke ſie auf Hühner macht,
Sein Liebchen iſt mit einem Andern fort,
So halten wir ſüßes Mahl nun dort,
Unſer Mahl iſt ſicher in unſ'rer Gewalt,
D'rum laß uns ſpeiſen am grünen Wald.

Halte du an ſeiner Bruſt den Schmaus,
Ich hack' ihm die blauen Augen aus;
Nimm Locken von ſeinem blonden Haar

Und beſſ're damit dein Neſt fürwahr.
Den gold'nen Flaum von dem jungen Kinn,
Den breit' ich meinen Kleinen hin.

O ſein Lager iſt dort nackt und kahl,
Wenn der Winterſturm ſauſt durch das Thal.
Zum Haupte den Raſen, zu Füßen den Stein,
Schläft er und vernimmt nicht des Mädchens Pein.
Ueber ſein Gebein der Vogel ſich ſchwingt,
Die Füchſe heulen, das wilde Reh ſpringt.

William und Marjorie

(Großbritannien.)

Lady Marjorie, Lady Marjorie,
Saß, nähend ihr ſeiden Gewand
Als neben ihr ein bleicher Geiſt
Mit manchem Seufzer ſtand.

„Seid Ihr mein Vater, der König," ſprach ſie,
Oder ſeid Ihr mein Bruder Johann?
Oder ſeid Ihr mein Liebſter, ſüß William?
Aus England gekommen an.

„„Ich bin nicht euer Vater, der König," ſprach er,
Auch nicht Euer Bruder Johann;
Ich bin Euer Liebſter, ſüß William,
Aus England gekommen an.""

„Habt Ihr mir gebracht von dem Scharlach roth
Oder Seidenzeug ſo fein?
Oder was man von den Kaufleuten kauft,
Koſtbares Edelgeſtein?"

„„Ich bracht Euch keinen Scharlachſtoff,
Und keiner Seide Pracht,
Ich hab' Euch nur meinen Leilach
Ueber Fels und Hügel gebracht.

„„Lady Marjorie, Lady Marjorie,
Aus tiefem Mitleid mit mir,
Gieb Treu' und Glauben mir zurück,
Die einſt ich gegeben Dir.“ “

„O Treu und Glauben geb' ich Dir nicht,
Das thu' ich nicht, nein, nein!
Bis mich Dein rother Mund geküßt,
Und Du liegſt in den Armen mein.“

„„Meine Lippen, die ſind ſo bitter“ “ ſprach er,
Mein Odem, der iſt ſo ſchwer;
Küßt Dich einmal mein rother Mund,
So lebſt Du nicht lange mehr.

„„Es kräht der Hahn, Marjorie,“ “ ſprach er
„„Noch ein Mal kräht er dort;
Es iſt Zeit, daß der Todte die Lebenden läßt,
Marjorie, ich muß nun fort.“ “

Sie folgte ihm hoch — ſie folgte ihm tief,
Bis ſie traten zum Kirchhof ein:
Da öffnete ſich das tiefe Grab,
Und jung William legt ſich hinein.

„Wer ſind die Drei, ſüßer William,“ ſprach ſie,
„Die da ſtehn zu dem Haupte Dein?“
„„Es ſind drei Jungfrau'n,“ “ ſagt' er — „„Marjorie,
Die einſt ich verſprach zu frei'n.

„Wer ſind die Drei, ſüßer William," ſprach ſie,
„Die Drei, zur Seite Dir?"
„„Es ſind drei Kinder,"" ſagt' er, „„Marjorie,
Die ſie geboren mir

„Wer ſind die Drei, ſüßer William," ſprach ſie,
„Die Drei zu den Füßen Dein?"
„Drei Höllenhunde,"" ſprach er, „„Marjorie,
Lauernd auf die Seele mein.""

Und ſie hob auf ihre weiße, weiße Hand,
Und ſchlug auf die Bruſt ihn; dazu
Sprach ſie, „nimm wieder Glauben und Treu',
Und ich wünſch' Deiner Seele Ruh'.

Clerk Saunders.

(Großbritannien.)

Clerk Saunders war ein Grafenſohn,
Er lebt' am Meeresſand;
Maid Margaret war eines Königs Tochter,
Sie lebt' im Oberland.

Clerk Saunders war ein Grafenſohn,
In der Schule ſehr gelehrt?
Maid Margaret war eines Königs Tochter,
Sie liebten ſich Beide ſehr.

Clerk Saunders und Maid Margaret
Gingen in den Garten grün,
Und ſchwer und traurig die Liebe war,
Von der ſie Beide glühn.

„Ein Bett, ein Bett, Clerk Saunders ſprach,
Für Dich und mich, mein Kind.“
Pfui, nein! pfui nein! ſprach Maid Margaret,
Bis nicht vermählt wir ſind.

„Denn es könnten meine ſieben wilden Brüder
Mit brennenden Fackeln nah'n;
Sie ſprächen: „„Wir haben nur Eine Schweſter,
Seht ein Ritter thut ſie umfah'n.““

„So nimm mein Schwert aus der Scheide nun
Und löſe den Riegel fein,
Und Du kannſt ſchwören mit wahrem Eid,
Du ließeſt nimmer Clerk Saunders ein.

„Und nimm ein Tuch in Deine Hand,
Und bind' um die hellen Augen es Dir,
Und Du kannſt ſchwören mit wahrem Eid,
Du ſahſt mich ſeit geſtern Abend nicht hier.“

Es war um die Mitternachtsſtunde juſt
Als Beide feſt geſchlafen ein,
Da traten ihre ſieben Brüder
Mit den hellleuchtenden Fackeln heran
Und ſprachen: Wir haben nur Eine Schweſter,
Und ſie liegt bei einem Rittersmann.“

Und es ſprach der Erſte von ihnen nun:
Ich trage das Schwert, das ſein Tod ſoll ſein.“
Und es ſprach der Zweite von ihnen nun:
„Sein Vater hat nur ihn allein.“

Und es ſprach der Dritte von ihnen nun
„Ich weiß, ſie lieben ſich ſehr, fürwahr!“
Und es ſprach der Vierte von ihnen nun:
„Sie liebten ſich ſchon ſo manches Jahr.“

Darauf ſprach der Fünfte von ihnen nun:
„Treue Liebe zu trennen, die Sünde wär' groß."
Und es ſprach der Sechſte von ihnen nun:
„Einen Schlafenden tödten, die Schande wär' groß."

Da trat der Siebente nun hinzu,
Kein Wort von ſeinen Lippen ſprang.
Er riß ſein blankes Schwert hervor,
Und durch Clerk Saunders Leib es drang.

Clerk Saunder zuckt auf, es dreht ſich Margaret,
Als ſchlafend in ſeinen Armen ſie lag,
Und traurig und ſchweigſam war die Nacht
Zwiſchen dieſen Beiden bis zum Tag.

Sie lagen ſtill und ſchliefen feſt,
Bis d'rauf zu dämmern der Tag begann,
Und freundlich ſprach ſie da zu ihm:
„Du mußt nun fort, der Morgen bricht an!"

Doch er lag ſtill und ſchlief ſo feſt,
Bis die Sonnenſtrahlen drangen her,
Da ſchaute ſie, zwiſchen ihm und der Wand,
Seine Augen waren ſo trübe und ſchwer.

Da kam ihr lieber Vater zu ihr,
Und ſprach: „O laß Dein Trauern ſein!
Ich trage den todten Körper hinaus
Und komme dann Dich zu tröſten herein."

„„Deine lieben Söhne tröſte nur,
Denn ich will nicht getröſtet ſein!
Ich weiß, es war kein Schurke, kein Knecht,
Der dieſe Nacht lag in den Armen mein.""

Die Todtenglocke ging durch die Statt,
Den todten Körper zu bringen zur Gruft.
Clerk Saunders vor Margarets Fenſter ſtand
Eine Stunde vor der Morgenluft.

„Liegſt Du im Schlafe,“ ſprach er, „Margaret?
Oder biſt Du jetzt wachend hier?
Gieb Treu' und Glauben mir zurück,
Die ich, ſüßes Liebchen, gegeben Dir!“

„„Treu' und Glauben bekommſt Du nimmermehr,
Und unſ're Liebe trennt kein Zwang
Bis Du gekommen in mein Cloſet
Und mir geküßt haſt Kinn und Wang'.“ “

„Es iſt mein Mund ſo kalt, Margaret,
Und riecht nun nach dem Kirchhofgrund
Und küſſ' ich Deinen ſüßen Mund,
So ſind Deine Lebenstage nicht lang.

„Die Hähne kräh'n luſtige Mitternacht,
Die Vögel verkünden ſchon den Tag,
Drum gieb mir Glauben und Treu' zurück,
Daß meines Weges ich ziehen mag.“ “

„„Deine Treu', Deinen Glauben bekommſt Du nicht,
Und unſ're Liebe trennt kein Zwang,
Bis Du mir ſagſt, was aus Frauen wird,
Die in ſchwerem Kreiſen geſtorben bang.“ “

„Ihr Bett iſt gemacht im Himmel hoch
Zu unſ'res Heilands Füßen ſo fort,
Mit ſchönen Blumen ausgeſchmückt,
Und liebe Genoſſen ſeh'n ſich dort

„Die Hähne kräh'n luſtige Mitternacht.
Die Vögel verkünden den Tag ſchon dort
Bald ſingt die himmliſchen Pſalmen man
Man darf mich nicht miſſen, d'rum muß ich fort.“

Da nahm ſie einen kryſtallenen Stab
Und legte ihre Treue hinein,
Und reicht ihn mit ſchwerem Seufzer ihm dar
Aus ihrem verſchloſſenen Fenſterlein.

„Habe Dank, Margaret! Habe Dank, Margaret!
Den herzlichſten Dank von mir,
Wenn der Tote je zu dem Lebenden kommt,
So komm' ich gewiß, Margaret, zu Dir!“

In Strümpfen und Schuh'n erklimmt ſie die Mauer,
Und folgt ihm bloß im Untergewand',
Bis daß ſie kam zum grünen Wald,
Allwo er ihrem Blick entſchwand.

„„Iſt Raum zu Deinem Haupt, Saunders?
Raum zu den Füßen Dein?
Iſt Raum an Deiner Seit', Saunders?
Da ſchlief ich ſo gerne ein.““

„Kein Raum iſt zu meinem Haupt, Margaret,
Kein Raum zu den Füßen mir;
Mein Bett es iſt ſo eng und tief,
Unter hung'rigen Würmern ſchlaf ich hier.

„Kalte Erde iſt meine Decke nun
Und auch mein Leichenkleid,
Und kaum hernieder fällt der Thau,
So iſt mein Bett durchweicht.

„Doch bieg' einen Stab von Birkenzweig
Und leg' ihn auf meine Bruſt;
Vergieß' eine Thräne an meiner Gruſt
Und wünſch' meiner Seele Ruh'.

„Und ſchöne Margaret! und ſüße Margaret!
Und Margaret ſicherlich!
Wenn je Du liebſt einen andern Mann,
So lieb' ihn nicht ſo wie mich!“

Da krähte laut der milchweiße Hahn,
Und es krähte der graue dort;
Und ihr Treuliebſter zerfloß in der Luft,
Und ſie ging weinend fort.

Arme alte Jungfrau.

(Großbritannien.)

Drei Stieg' und zehn ſind ihrer von uns,
Arme alte Jungfern!
Drei Stieg' und zehn ſind ihrer von uns,
Arme alte Jungfern!
Drei Stieg' und zehn ſind zuſammengeſtellt,
Im Beutel keinen Pfennig Geld
Lahm, blind und troſtlos auf der Welt,
Arme alte Jungfern!

Hart iſt's, das uns will Niemand frei'n,
Arme alte Jungfern!
Hart iſt's, daß uns will Niemand frei'n,
Arme alte Jungfern!

Hart iſt's, das uns will Niemand frei'n,
Wir ſchlafen müſſen im Bett allein,
Läßt Keiner Tröſtung angedeih'n,
Armen, alten Jungfern.

Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Arme alte Jungfern!
Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Arme alte Jungfern!
Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Ob denn ein einziger Mann ſich find't,
Erbarmt ſich unſer, lahm und blind,
Armer alten Jungfern!

Hart iſt es, daß ſich Niemand find't,
Arme alte Jungfern!
Hart iſt es, daß ſich Niemand find't,
Arme alte Jungfern!
Hart iſt es, daß ſich Niemand find't,
Der da barmherzig iſt geſinnt,
Und uns doch nimmt, ſo lahm, wie blind,
Arme alte Jungfern!

O würde jede von uns Braut,
Arme alte Jungfern!
O würde jede von uns Braut,
Arme alte Jungfern!
O würde jede von uns Braut!
Wir ſängen wie die Vögel laut,
Und hätten nicht auf Sand gebaut,
Arme alte Jungfern.

Wir wollen zu dem König gehn,
Arme alte Jungfern!
Wir wollen zu dem König gehn,
Arme alte Jungfern.

Wir wollen zu dem König gehn,
Der muß uns für die Folgen ſtehn,
Der muß mit Männern uns verſehn,
Arme alte Jungfern!

Küß mich nicht vor den Leuten.

(Großbritannien.)

Ei hüt' Dich vor den Leuten!
Ei hüt' Dich vor den Leuten!
Benimm Dich ſchicklicher mit mir,
Küß' mich nicht vor den Leuten.
Es hätte mich nicht ſehr geſtört,
Sobald es Niemand ſah, noch hört,
Und gern wär' Dir ein Kuß gewährt,
Doch nur nicht vor den Leuten. —
Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Was auch mag ſein, wenn wir allein,
Nur niemals vor den Leuten!

Bedenke nur den ew'gen Schwatz,
An jedem Ort und jedem Platz,
Um nichts als einen einz'gen Schmatz,
Gegeben vor den Leuten.
Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Ja hüt' Dich fein, niemals zu ſein
Im Munde vor den Leuten.

Gewiß, ich bin mit Dir ſo gut,
Wie jedes treue Mädchen thut;
Doch ſei mir immer auf der Hut,
Mein Liebſter vor den Leuten.

Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Sonſt küß' ich Dich mein Lebtag' nicht,
Abſonderlich vor Leuten. —

Du ſprichſt, ich hätt' ein hübſch Geſicht,
Das mag wohl ſein, mich kümmert's nicht; —
Allein bedenke Deine Pflicht,
Und hüt' Dich vor den Leuten!
Ja hüt' Dich vor den Leuten!
Nur hüt' Dich vor den Leuten!
Und treibe nicht mir in's Geſicht,
Das Blut vor allen Leuten.

Du ſagſt, gar lieblich ſei mein Mund:
Mein Schatz, Du treibſt es gar zu bunt,
Thuſt jeden Augenblick es kund,
Du Böſer, vor den Leuten.
Ei hüt' Dich vor den Leuten!
Ja, hüt' Dich vor den Leuten!
Zur rechten Zeit bin ich bereit,
Doch nimmer vor den Leuten.

Doch liegt Dir gar zu viel daran,
Daß mich Dein Mund ſtets küſſen kann,
Schaff' Dir vom Pfarr' Erlaubniß an,
Heirath' mich vor den Leuten!
Hüt' Dich nur vor den Leuten!
Jetzt' hüt' Dich vor den Leuten;
Doch bin ich Dein, ein Fleiſch und Bein,
Da küß' mich vor den Leuten! —

Heiße Liebe.

(Großbritannien.)

Frag' mich nicht, ob ich Dich liebe;
Kann's nicht ſagen, ach!
Frag' mich nicht, ob ich Dich liebe:
Frag' Dich ſelbſt darnach.

Sieh mir nicht ſo in die Augen,
Sieh mich nicht ſo an,
Weil ich dann in Deine Augen
Dir nicht blicken kann.

Wenn Du in die Stadt gegangen,
Wo ſie ſchön und fein,
Blick' nach ihnen nicht, mein Hänschen,
Sonſt vergißt Du mein.

Denn Die könnt' ich nimmer leiden,
Die Du mehr noch liebſt,
Und gewiß, ich würde ſterben,
Wenn nicht treu Du bliebſt.

Roy's Weib von Aldivalloch.

(Großbritannien.)

Roy's Weib von Aldivalloch,
Roy's Weib von Aldivalloch,
Wißt Ihr, wie ſie mich betrog,
Als ich hernieder kam von Balloch?

Sie ſagt', ſie ſchwur, ſie wäre mein;
Sie ſprach nur, ich ſollt' ſie umfaſſen,
Doch, ach! die Erzbetrügerin!
Ihn nahm ſie und hat mich verlaſſen.

Roy's Weib u. ſ. w.

Ihr Haar ſo blond, ihr Aug' ſo klar,
Ihr ſüßer Mund, ſo hold zum küſſen;
Ich liebe ſie für immerdar.
Obgleich ſie gänzlich mir entriſſen.

Roy's Weib u. ſ. w.

Und, o! ſie konnt' ſo freundlich ſein,
Und tanzt ſo ſchön den Hochland Walloch;
Wie glücklich wär' ich, wär' ſie mein,
Wo nicht, ich Roy von Aldivalloch.

Roy's Weib von Aldivalloch,
Roy's Weib von Aldivalloch,
Wißt Ihr, wie ſie mich betrog,
Als ich hernieder kam von Balloch?

Die Maid von Lochroyan.

(Engliſch.)

„O, wer beſchuht meinen kleinen Fuß,
Und wer bedeckt meine Hand?
Wer ſchnürt mir denn mein Mieder zu
Mit langem, linnenen Band?

„O, wer kämmt mir mein gelbes Haar
Mit neuem ſilbernen Kamm?
Wer ſorgt für meinen jungen Sohn,
Bis Lord Gregor kommt heim.“ —

„Dein Vater beſchuht Deinen kleinen Fuß,
Deine Mutter bedeckt Deine Hand,
Deine Schweſter ſchnürt Dein Mieder Dir,
Bis Lord Gregor in's Land.“

„Dein Bruder kämmt Dein gelbes Haar
Mit neuem ſilbernen Kamm,
Und Gott ſorgt für Dein junges Kind,
Bis Lord Gregor kommt heim.“ —

„Ich will mir ſchaffen ein gutes Boot,
Und ſegeln über das Meer,
Und ich will hin zu Lord Gregor,
Da er nicht kommt zu mir her.“

Zu ſegeln durch die ſalzige Fluth
Hat ſie ein Boot ſich geſchafft;
Von lichtgrüner Seide das Segel war
Und alle Taue von Tafft.

Kaum zwanzig Meilen hat ſie gemacht,
Kaum zwanzig Meilen und drei,
Als ſie einen böſen Räuber traf,
Mit ſeinen Mannen frei.

„Nun ſage, biſt Du die Königin ſelbſt,
— Denn ſo kommſt Du mir vor —
Oder biſt Du von Lochroyan die Maid,
Suchend den Lord Gregor?“

„Die Königin bin ich nicht, ſprach ſie,
Noch komm' ich ſo Dir vor;
Doch bin ich von Lochroyan die Maid,
Suchend den Lord Gregor.“

„O ſiehſt Du nicht den ſchönen Bau,
Bedecket rings mit Zinn?
Wenn Du geſegelt rings herum,
Lord Gregor iſt darin.“

Und als ſie nun den ſtattlichen Thurm
So glänzend hell erſchaut,
Hoch über der ſchäumenden Meeresfluth
Auf einem Fels gebaut,

Sprach ſie: „Nun rudert, Ihr Schiffer mein,
Und bringt mich an das Land!
Dort ſeh' ich meines Liebſten Schloß
Hart an dem Meeresſtrand.“

Sie ſegelt herum, ſie ſegelt herum,
Und rief gar laut, gar laut:
„Nun brich, nun brich du Zauberbann,
Gieb frei den Liebſten traut.“

Sie nahm ihr Söhnchen in ihrem Arm,
Und zu der Pforte ging,
Sie klopfte lange, ſie rief laut,
Doch Antwort nicht empfing.

„O, öffne die Thüre, Lord Gregor!
O, öffne, laß mich ein!
Der Wind brauſt durch mein gelbes Haar
Und peitſcht die Wange mein.“ —

„Fort, fort mit Dir, Du böſes Weib!
Was Du willſt, iſt nicht gut!
Eine Hexe biſt Du, eine Zaubrerin,
Ein Meerweib aus der Fluth.“ —

„Bin keine Hexe, kein Zauberweib,
Kein Meerweib bin ich — nein!
Ich bin das Aennchen von Lochroyan,
O, öffne und laß mich ein!“ —

„Wenn Du das Aennchen von Lochroyan,
Und ich glaub' es nimmer Dir,
So ſprich von den Liebespfändern gleich,
Die zwiſchen Dir und mir.“ —

„Erinnerſt Du Dich nicht, Lord Gregor,
Als einſt wir ſaßen bei'm Weine,
Da wechſelten mit den Ringen wir.
Sieh her, hier iſt der Deine.

„O Deiner war gut und gut genug,
Doch der beſte war der meine;
Denn Deiner war von rothem Gold
Und meiner von Demant feine.

„Und weißt Du denn nicht, Lord Gregor,
Als wir den Hügel erklommen,
Da haſt Du mir meine Jungfrauſchaft
Gegen meinen Willen genommen.

„Nun öffne die Thüre, Lord Gregor,
O, öffne, ich bitte Dich!
Dein junger Sohn liegt mir im Arm
Und ſtirbt, eh' der Tag anbricht.“ —

„Wenn Du die Maid von Lochroyan biſt,
Und ich glaub' es nimmer Dir!
Gieb noch mehr Liebeszeichen an,
So zwiſchen Dir und mir.“

Schön Aennchen drehte ſich herum:
„Wohl — da dem muß ſo ſein!
Mög' nie ein Weib, das ein Kind gebar,
Leiden ſo ſchwere Pein.

„Nehmt ab, nehmt ab den gold'nen Maſt,
Zieht auf einen Maſt von Holz!
Dem verſtoß'nen Weibe ziemt es nicht,
Zu ſegeln ſo königlich ſtolz.“

Als der Hahn gekräht und der Tag angeht,
Und die Sonne begann zu ſcheinen,
Da ſtand von Bett auf Lord Gregor,
Und ſehr, ſehr thät er weinen.

„O, einen Traum, Mutter, träumt' ich,
Und ich wollt', er wäre wahr,
Daß die holde Maid von Lochroyan
Jetzt vor dem Thore war.

„Dich drücke Weh, Du böſes Weib!
Ein ſchwerer Tod treffe Dich!
Daß Du die Thür' nicht öffneteſt,
Und nicht geweckt haſt mich.“

Er ging hinunter zum Meeresſtrand,
Zum Meeresſtrand geſchwind.
Er ſah ſchön Aennchen in dem Boot,
Getrieben von dem Wind.

„Und Aennchen, he! und Aennchen, o!
O, bleib doch, Aennchen gut!“
Doch je mehr, daß er gut Aennchen rief,
Deſto breiter ward die Fluth.

„Und Aennchen, he! und Aennchen, o!
Sprich zu mir, Aennchen gut!“
Allein je lauter er Aennchen rief,
Deſto lauter brauſte die Fluth.

Der Sturm blies laut, die See brauſt' auf
Und ſchleudert das Boot an den Strand.
Schön Aennchen ſchwamm in den Wellen hin,
Das Knäbchen nicht wieder erſtand.

Lord Gregor raufte ſein gelbes Haar
Und ſeufzte mit ſchwerem Sinn.
Schön Aennchens Leiche zu Füßen ihm lag,
Ihr liebliches Söhnchen war hin.

O, blühend, blühend war ihre Wang'
Und golden war ihr Haar;
Doch todtenkalt ihr roſiger Mund
Und alles Lebens baar.

„O, einen Traum, Mutter, träumt' ich,
Der bringt mir große Noth,
Daß das hübſche Aennchen von Lochroyan
Zu meinen Füßen todt.“

„Iſt es um Aennchen von Lochroyan,
Daß Du erhebſt ſolch' Schrei'n?
Sie ſtand dieſe Nacht vor Deiner Thür,
Doch kam ſie nicht, glaub' ich, herein.“

Zuerſt küßt' er ihre blühende Wang'
Und dann küßt' er ihr Kinn,
Dann küßt' er ihren roſigen Mund,
Kein Leben war darin.

„Meine grauſame Mutter treffe Leid!
Ein böſer Tod werde Dir!
Du ſtießeſt mein Liebchen von meiner Thür,
Das ſo weit her kam zu mir.

„O, grauſame Mutter! Dich treffe Leid!
Ein böſer Tod werde Dir!
Du ſtießeſt ſchön Aennchen von meiner Thür,
Und es ſtarb aus Liebe zu mir.“

Der Haidehügel.

(Engliſch.)

Ein Ritter und ein Fräulein ſchön.
Die wurden einig beide,
Er wolle des Morgens hinaus ſchon gehn,
Sie Nachmittags nach der Haide.

Sie überlegt' es hin und her
Vor der Mutter Zimmerthür:
„Geh' ich zum Haidehügel hinaus,
Oder bleib' ich lieber hier?

Denn geh' ich zum Haidehügel hinaus,
Iſt meine Jungfrauſchaft hin;
Und bleib' ich daheim, ſchilt der Liebſte mein
Und ſpricht: falſch ſei mein Sinn.“

Darauf ſprach eine weiſe Frau
Aus dem obern Zimmerlein:
„Du kannſt zum Haidehügel gehn
Und doch kehren als Jungfrau heim.

„Denn wenn Du zum Haidehügel gehſt
Siehſt Du ſchlafen den Liebſten Dein,
Einen Silbergürtel zu Haupten ihm,
Eine Kuh zu den Füßen ſein.

„Nimm Du die Haideblüthe dann
Sie hat ſo ſüßen Hauch,
Streu' ſie zu ſeinem Haupte hin,
Zu ſeinen Füßen auch.

„Die Ringe von Deinen Fingern nimm,
Steck ſie an ſeine Hand,
Damit er ſieht, wenn er erwacht,
Daß ſein Liebchen ſich dort befand."

Sie pflückte und ſtreut' auf ſeinen Hals
Die duftige Haideblüth',
Und das galt als ein Zeugniß treu,
Daß ſie als Jungfrau ſchied.

„O, wo warſt Du, mein milchweiß Roß,
Das ſo viel gekoſtet mir,
Daß Du nicht wachteſt und mich geweckt,
Als eine Jungfrau hier?"

„Ich ſtampfte mit dem Fuße, Herr!
Ließ klingen den Zügel mein;
Doch nichts vermochte zu wecken Euch,
Bis ſie fort und Ihr wieder allein."

„Dich treffe Weh', mein luſtiger Falk',
Der ſo lieb und theuer mir,
Daß Du nicht wachteſt und mich geweckt,
Als eine Jungfrau hier!“

„Ich ſchlug mit den Flügeln, lieber Herr,
Und ſchüttelt' die Schellen ſo fort,
Und rief ſogar: Wacht auf, wacht auf!
Eh' die Jungfrau wieder fort.“

„Nun ſpute Dich, mein milchweiß Roß,
Daß wir treffen die Jungfrau bald,
Sonſt fütt're ich mit Deinem Fleiſch
Die Vögel im grünen Wald.“

Mit wildem Jagen über den Grund,
Thut dem milchweißen Roß nichts zu Leide!
Kein Vogel fliegt ſchneller durch den Wald,
Als ſie flog über die Haide.

Sir Patrick Spens.

(Engliſch.)

Der König ſitzt in Dunfermline-Stadt,
Trinkend den blutrothen Wein:
„Wo find' ich einen guten Schiffer
Für das Schiff, das neue, mein?“

„O auf, und“ ſprach ein ält'rer Herr,
Zur Rechten des Königs ſaß er:
„Sir Patrick Spens iſt der beſte Segler,
Der je durchſegelt das Meer.“

Unſer König ſchrieb einen großen Brief,
Und ſiegelt ihn mit ſeiner Hand,
Und ſchickt ihn an Sir Patrick Spens,
Als der wandelte längs dem Strand.

„Nach Norweg, nach Norweg,
Nach Norweg über das Meer,
Des Königs Tochter von Norweg,
Die ſollſt Du bringen her.“

Das erſte Wort, das Sir Patrick las,
Da lacht er ſo laut, ſo wild;
Das nächſte Wort, das Sir Patrick las,
Die Thräne ſein Auge füllt.

„O wer, wer hat die That gethan,
Sprach von mir, dem Könige — weh'!
Uns zu ſenden um dieſe Zeit im Jahr,
Zu ſegeln auf der See.

„Sei Wind, ſei Wetter, ſei Hagel, ſei Sturm,
Unſer Schiff muß auf das Meer;
Des Königs Tochter von Norweg,
Wir ſollen ſie bringen her.“

Sie hißten die Segel am Montag früh,
So raſch man's immer kann,
Und langten im Lande Norweg
An einem Mittwoch an.

Sie waren nicht eine Woche da
In Norweg, ſondern zwei,
Als die Lords von Norweg begannen
Zu ſprechen laut und frei:

„Ihr Schotten verſchwendet des Königs Geld,
Und all unſ'rer Königin Gut“ —
„„Ihr lügt, Ihr lügt, Ihr Lügner!
Recht laut Ihr lügen thut:

„„Denn ich habe gebracht ſo viel weißes Gold,
Als wir alle brauchen hier,
Und die Hälfte gutes, rothes Gold,
Wohl über die See mit mir.

„„Macht Euch fertig, meine Mannen all,
Wir ſegeln mit Morgenroth.““
„Nun immer weh', mein theurer Herr,
Ein tödtlicher Sturm uns droht.

„Ich ſah den Neumond geſtern ſpät
Den alten Mond im Arm,
Und wenn wir gehn zur See, o Herr.
Ich fürchte, wir kommen zu Harm.“

Sie ſchifften eine Meile nicht,
Eine Meile, ſondern drei, daher,
Die Luft ward dunkel, laut blies der Wind,
Und wüthend ward das Meer.

Der Anker brach, der Topmaſt ſich bog,
Der Sturm war ſo wüthend dabei;
Die Wellen ſchlugen über das Schiff,
Bis ſeine Seiten entzwei.

„Wo find' ich einen guten Mann,
Zu nehmen das Steuer in die Hand,
Bis ich klett're den hohen Topmaſt hinauf
Und ſeh', ob ich ſpähe Land?“

Er that kaum einen einzigen Schritt,
Einen Schritt, nur einen allein,
Als ein Pflock flog aus dem guten Schiff,
Und die ſalzige See drang herein.

„Geh', hol' ein Stück von dem ſeid'nen Gewand,
Und ein Stück von dem Zwillich her,
Und ſtopfe damit die Seiten des Schiffs,
Daß nicht eindringe das Meer!“

Sie holten ein Stück von dem ſeid'nen Gewand,
Ein andres von Zwillich her,
Und ſchlugen es um die Seite des Schiffs; —
Aber doch drang ein das Meer.

O träg, träg waren die ſchottiſchen Herrn
Zu näſſen das Oberleder vom Schuh;
Doch lange noch, eh' das Spiel vorbei,
Ihr Haupthaar wurde naß dazu.

Und manches, manches Federbett
Trieb auf der Fluth einher,
Und manches edlen Herren Sohn
Heimkehrte nimmermehr.

Die Frauen rangen die Hände weiß,
Die Jungfrau'n rauften ihr Haar,
Um ihrer treuen Liebſten willen,
Verloren ganz und gar. —

O lange können ſie ſitzen dort
Mit den Fächern in der Hand,
Bevor ſie ſehn Sir Patrick Spens
Herſegeln zu dem Strand.

O lang' können ſitzen die Jungfrauen dort,
Mit dem goldnen Kamm im Haar,
Erwartend die treuen Liebſten,
Verloren ganz und gar.

O vierzig Meilen von Aberdeen,
Tief funfzig Faden im Meer,
Da liegt der gute Sir Patrick Spens
Und die ſchottiſchen Lords um ihn her.

Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön.

(Engliſch.)

In der ganzen, guten Welt erzählt man ſich's frei,
Das Haidekorn blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön,
Daß des Königs Tochter ſchwanger von ihrem Bruder ſei
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Er führte ſeine Schweſter zu ſeines Vaters Wald
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
Und hatte Pfeil und Bogen um ſeinen Nacken geſchnallt;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„O wenn Du mich hörſt thun einen lauten, lauten Schrei,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön
Schieß den Pfeil von Deinem Bogen und laß mich liegen frei;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Und wenn Du mich ſiehſt liegen, des Lebens ganz beraubt,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön:
So leg mich in ein Grab, den Raſen unter mein Haupt;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.“

Als er ſie hört ausſtoßen den lauten, lauten Schrei,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön,
Ließ er den ſilbernen Pfeil vom Bogen fliegen frei;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Alsbald grub eine Gruft er, die lang und tief war hier,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön.
Und legt hinein die Schweſter, das Kind zu Füßen ihr;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Und da er heim gekommen zu ſeines Vaters Hall',
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
War da Muſik und Minſtrels, und fröhlich tanzten All'.
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„O Willie, o Willie was quält Dich denn ſo ſehr?“
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
„Ich verlor wohl Scheid' und Meſſer, und finde ſie nimmermehr.“
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Viel Schiffe Deines Vaters ſind auf dem weiten Meer,“
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
Und eben ſo gute Scheide und Meſſer bringen ſie nimmermehr.“
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Wohl ſind von Vaters Schiffen viel auf dem weiten Meer,“
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
Doch ſolche Scheid' und Meſſer bringen ſie nimmermehr.
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Von der Sehnſucht.

(Altengliſch.)

Ich hab eine junge Schweſter
Fern über dem Meer:
Gar viele Geſchenke
Schickt ſie mir her
Sie ſandt' eine Kirſche
Ohn' einen Stein,
Und ſandt' eine Taube
Ohne Gebein.
Sie ſandt' ohne Rinde
Ein Roſenzweiglein,
Hieß mich lieben den Liebſten
Ohne Sehnſucht und Pein.
Wie iſt eine Kirſche
Denn ohne Stein,
Und wie iſt eine Taube
Denn ohne Gebein?
Wie iſt ohne Rinde
Ein Roſenzweiglein?
Wie lieb' ich den Liebſten
Ohn' Sehnſucht und Pein?
Als die Kirſche war Blüthe,
War ſie ohne Stein,
Als die Taube war Ei,
War ſie ohn' Gebein;
Als der Zweig noch nicht ſproßte,
War nicht Rinde dabei;
Hat die Maid, was ſie liebt,
Iſt von Sehnſucht ſie frei.

Treue Liebe.

(Schottiſch.)

„Und Du ſollſt geh'n im Prachtgewand,
Von Seid' und Silber ſchwer,
Reichſt Du dem Andern Deine Hand,
Denkſt nicht an Donald mehr.“ —
„Ach! was ſoll mir ein ſeiden Kleid,
Und ein zerriſſen Herz,
Was Silber mir und Goldgeſchmeid'
Für bitt'rer Trennung Schmerz?

„Viel lieber iſt mir Donald's Sinn,
Sein Herz ſo rein, ſo brav;
Eh' ich ihn laſſ', leg' ich mich hin
Zum ew'gen Todesſchlaf.
Sieh', ich verſprach, ihm treu zu ſein,
Zu theilen ſein Geſchick;
Denn Donald legt in meine Hand
Ganz ſeines Lebens Glück.

‚Und ſo gewann er ſich mein Herz,
Er nahm es dankbar an;
Nehm' mein Gelübde ich zurück,
Das wäre ſchlecht gethan.
Das längſte Leben nicht erſetzt
Die Liebe, die er bot;
Und eh' ich meine Treu' verletzt',
Da wär' ich lieber todt.“

Daheim.

(Schottiſch.)

O, heim, heim, daheim möcht' ich ſein!
Daheim in dem eig'nen Lande mein;
Das grüne Laub der Treue fällt,
Die gute weiße Roſe verwelkt:
Die Treuen des Landes ſind alle hinab,
Das grüne Gras wächſt, ach! auf ihrem Grab.
Sie lebten und ſtarben in Treue vereint,
Und ihr eigenes Land ſie lange beweint.

O, heim, heim möchte ſo gern ich ſein!
Daheim in dem eig'nen Lande mein.
Allein dort möcht' ich wandeln im Thal
Und die Geſchied'nen begrüßen zumal.
Von Schlachten und Siegen erzählt mir nicht viel,
Mein Donald, er ſiegte, mein Donald, er fiel.
Ihr möget Euch freu'n — meinen Kummer verzeiht,
Im Vaterlande da theilt man mein Leid.

O, daheim! ſagen, wenn wir voll Luſt.
O, daheim! ſeufzen, wenn Schmerz in der Bruſt.
Heim, aus einer Welt voll Grauſen und Fluch,
Verſteckt mich, ihr Berge, vor allem Betrug.
Unſer Vaterland rettet nichts aus der Noth:
Verräther entfliehen, die Tapfern ſind todt;
Die Hoffnung iſt hin — mit Thränen im Blick,
Die Wanderer kehren zur Heimath zurück.

Lebewohl.

(Schottiſch.)

Lebewohl, Lebewohl!
Mein Herz es iſt ſchwer.
Lebewohl, Lebewohl!
Nie ſeh' ich ihn mehr.

Lang', lang' war er mein,
Lang', lang' doch nicht mehr;
Nicht quäle mich Pein,
Doch mein Herz, es iſt ſchwer.

An der Wand ſteht ſein Stock,
Leer der Seſſel ſein;
Dort die Mütze, der Rock,
Und ich muß hier ſein.

Doch er iſt zur Ruh'!
Was klag' ich denn noch?
Wird ſelig mein Geiſt,
So find' ich ihn doch

Dort wieder dereinſt,
Wo die Herzen nicht ſchwer,
Dort wieder dereinſt,
Uns zu trennen nie mehr.

Nachruf.

(Schottiſch.)

Mild ſtrahlte auf die Wangen Dein,
Als wir uns trennten, Mondenſchein.
Die Blumen blühten luſtig dort,
Wo Lebewohl mein letztes Wort.

Man zählte zu den Todten Dich,
Eh' noch der Mond vom Himmel wich;
Und eh' die Blüthen fielen ab,
Sank Thau der Nacht Dir auf das Grab.

Ich ſah Dich nicht, als Feindeshand
Den Weg zu Deinem Herzen fand;
Ich hörte nicht den Seufzer Dein,
Der Dir entquoll in Todespein.

Weh' mir, daß ich nicht bei Dir war,
Als Du lagſt auf der Todtenbahr',
Wo Staub ſie ſtreuten über Dich.
Weh' mir, da war kein Platz für mich.

Das wärmſte Herz, das jemals ſchlug,
Liegt kalt jetzt unter'm Leichentuch,
Und ach! die lieblichſte Geſtalt
Verſchwand, wie Seufzerlaut verhallt.

„Sie lebt im Licht.“

(Schottiſch.)

Im Himmel zu wohnen, zog fort meine Maid,
Sie zog in dem Himmel ein;
Du biſt zu rein, Gottes Stimme ſprach,
Um außer dem Himmel zu ſein.

Was thut im Himmel, meine Maid,
Was will im Himmel ſie thun?
Sie miſcht ihr Dank mit Engelgeſang
Und macht den noch ſchöner nun.

Sie war von Allen geliebt, meine Maid,
Sie war geliebt von Allen;
Doch ein Engel verliebt ſich in ſie
Und nahm ſie von uns Allen.

Du liegſt im Grabe, meine Maid,
Tief unten ſchlummerſt Du hier;
Ein lieblicher Weſen ging nie zur Gruft,
Noch auferſteht aus ihr.

Bald will ich Dir folgen, meine Maid,
Bald werd' ich folgen Dir;
Du ließeſt auf Erden mir keinen Wunſch,
Nahmſt die Güte ſelbſt mit Dir.

In Dein todtenkalt Antlitz blickt' ich, meine Maid!
Hab' in Dein Antlitz geblickt.
Du ſchienſt eine Lilie, im Knoſpen noch,
Die verwelket, wo ſie geknickt.

Sah' auf Dein geſchloſſenes Aug', meine Maid,
Dein geſchloſſen Aug' blickt' ich an,
Und kein lieblicher Licht an des Himmels Rund
Die Zeit zerſtören kann.

Dein Mund war roth und ſtill, meine Maid,
Still und roth mein Aug' ihn ſieht;
Doch des Himmels heiliger Odem war fort,
Um zu ſingen das Abendlied.

Ich habe nichts mehr, als Staub, meine Maid,
Nur Staub iſt geblieben mir;
Meine Seel' iſt bei Dir in dem kalten Grab;
Was ſoll ich noch länger hier?

Die Meermaid.

(Schottiſch.)

Es fällt die Nacht, es brauſt der Wind
Und peitſcht die Wellen her.
„Ich fürchte doch, mein ſüßes Kind,
Wir ſehen das Land nicht mehr."
Da ſtand die Meermaid auf und ſprach,
Und ſprach es kurz und frei:
„Ich ſagte nie, Geliebter, Dir,
Daß die Hochzeit am Lande ſei."

„Ich ſagte nie, daß ein Prieſter uns
Auf der Erde ſegnet ein;
Ich ſagte nie, daß ein Aufenthalt
Auf dem Land' uns würde ſein."

„„Wo iſt der Prieſter denn, mein Kind,
Wenn er auf Erden fehlt?“ “
„Die Welle rauſcht den Segen drein,
Sobald wir uns vermählt.“

„„Wo iſt Dein Schloß denn, holde Maid,
Wenn's nicht iſt auf dem Land?“ “
„Mein Schloß das iſt dort unten tief
Gebaut auf gelbem Sand,
Errichtet auf der Schiffe Kiel
Und der Ertrunkenen Gebein.
Die Fiſche ſind's Wild in meinem Wald,
Ihn ſchließt die Welle ein.

„Mein Schloß umzäunt die Woge blau
Auf gelbem Meeresſand;
Es blühen die Blumen im Garten mein,
Wie ſie nimmer blüh'n auf dem Land.
Da will ich Dir geben der Aecker viel
Und der Wieſen dort unten im Meer;
Kein Vater giebt für den Schwiegerſohn
So viele Güter her.

„In kurzer Zeit erhebt ſich der Mond,
Der in den Wogen ſchlief,
Dann ſinken hinab wir in mein Schloß,
Wohl funfzig Klafter tief.“
Wild, wild ſchrie auf der Bräutigam,
Die Braut lacht auf, laut, laut. —
Der Mond ging auf, ſie ſanken hinab
Und wurden drunten getraut.

Das iſt mir noch nicht geſcheh'n.

(Großbritannien.)

Unſer Hausherr kam des Abends heim
Und er kam heim.
Und da ſah' er ein geſattelt Pferd,
Wo kein Pferd ſollte ſein.

,,Wie kam das Pferd hieher,
Was ſoll es hier?
Wie kam das Pferd hieher,
Ohn' Urlaub von mir?''

,,Ein Pferd!'' ſprach ſie.
,,Ja, ein Pferd!'' ſprach er.
,,Du alter dummer Kerl,
Blind mußt Du ſein!
's iſt nichts, als eine Milchkuh,
Die ſchickte die Mutter mein.''

,,Eine Milchkuh?'' ſprach er.
,,Eine Milchkuh!'' ſprach ſie. —
,,Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſeh'n,
Doch ein Sattel auf einer Milchkuh,
Das iſt mir noch nicht geſcheh'n.''

Unſer Hausherr kam des Abends heim
Und er kam heim,
Er ſah ein Paar Reitſtiefel,
Wo keine ſollten ſein.

„Was iſt das, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wie kamen dahin die Stiefel
Ohn' Urlaub von mir?

„Stiefel?" ſprach ſie.
„Ja, Stiefel!" ſprach er. —
„Schäm' Dich, Du alter Hahnrei,
Was ſiehſt Du denn nur hier!
Das ſind ja ein Paar Eimer,
Der Böttcher ſchickte ſie mir."

„Eimer?" ſprach er
„Ja, Eimer!" ſprach ſie.
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſeh'n,
Doch Eimer mit ſilbernen Sporen —
Das iſt mir noch nicht geſcheh'n."

Unſer Hausherr kam des Abends heim,
Und er kam heim,
Und da ſah er ein Schwert,
Wo kein Schwert ſollte ſein.

„Was ſoll das heißen, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wie kam das Schwert hieher,
Ohn' Urlaub von mir?"

„Ein Schwert?" ſprach ſie.
„Ja, ein Schwert!" ſprach er.
„Schäm' Dich, Du alter Hahnrei,
Was ſiehſt Du denn nur hier!
Es iſt ein Kucheneiſen,
Die Mutter ſchickt' es mir."

„Weit bin ich geritten,
Und viel hab' ich geſeh'n,
Doch Kucheneiſen mit ſilbernem Griff —
Das iſt mir noch nicht geſcheh'n."

Unſer Hausherr kam des Abends heim,
Und er kam heim;
Eine Perücke mit Puder ſah' er,
Wo keine ſollte ſein.

„Was ſoll das heißen, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wo kommt denn die Perücke her
Ohn' Urlaub von mir?"

„Eine Perücke?" ſprach ſie.
„Eine Perücke!" ſprach er.
„Schäm' Dich, Du alter Hahnrei!
Was ſiehſt Du denn nur hier?
Es iſt eine Gluckhenne,
Die Mutter ſchickte ſie mir."

„Gluckhenne?" ſprach er.
„Gluckhenne!" ſprach ſie. —
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn;
Doch eine Gluckhenne mit Puder —
Das iſt mir noch nicht geſcheh'n."

Unſer Hausherr kam des Abends heim,
Und er kam heim;
Da ſah er einen Ueberrock,
Wo keiner ſollte ſein.

,,Wie kam der Rock hierher?
Was ſoll er hier?
Wie kam der Ueberrock hieher,
Ohn' Urlaub von mir?''

,,Ein Ueberrock?'' ſprach ſie.
,,Ein Ueberrock!'' ſprach er.
,,Du alter blinder Kerl Du,
Was ſiehſt Du denn hier?
Es ſind zwei Windeln,
Die Mutter ſchickte ſie mir.''

,,Windeln?'' ſprach er.
,,Ja, Windeln!'' ſprach ſie.
,,Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn,
Aber Knöpfe auf Windeln, —
Das iſt mir noch nicht geſcheh'n.''

Hinein ging der Hausherr,
Und er ging hinein,
Da ſah er einen jungen Mann,
Wo Keiner ſollte ſein.

,,Wie kam der Mann hieher,
Was ſoll er hier?
Wie kam der Mann hieher,
Ohn' Urlaub von mir?''

,,Ein Mann?'' ſprach ſie.
,,Ja, ein Mann!'' ſprach er.
,,Du armer blinder Kerl Du,
Was ſiehſt Du nur hier?
Es iſt die neue Kuhmagd,
Die Mutter ſchickte ſie mir.''

„Eine Magd!“ ſprach er. —
„Eine Magd!“ ſprach ſie. —
„Weit bin ich geritten,
Und viel hab’ ich geſehn,
Aber bärtige Mägde —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Johnie von Breadislee.

(Großbritannien.)

Johnie ſtand an einem Maimorgen auf,
Rief nach Waſſer, zu waſchen die Hände:
„Macht die guten Jagdhunde los,
Sie ſind gekoppelt durch eiſerne Bände.“

Als Johnie’s Mutter das vernahm,
Ihre Hände rang ſie vor Schmerz:
„O, Johnie, geh’ nicht in den Wald,
Um meines Segens willen, mein Herz!

„Du haſt genug gutes Waizenbrod
Und genug vom blutrothen Wein;
Geh nicht nach Wild vom Hauſe fort,
Ich bitte Dich, laſſ’ es ſein!“

Doch den guten Bogen nahm Johnie
Und die Pfeile einzeln fort,
Und iſt gegangen nach Durrisdeer,
Das Wild zu jagen fort.

Als er herabkam bei Merriemaſſ
Und hin zu dem Waſſerfall ſchaut,
Da ſah ein Reh er liegen
Unter dem Haidekraut

Johnie ſchoß und das Reh ſprang auf.
Er traf es in der Seite;
Doch zwiſchen dem Waſſer und der Höh'
Riß nieder es ſeine Meute.

Und Johnie zerlegt das Reh ſo gut,
Daß er nahm Lunge und Leber heraus,
Und warf ſie ſeinen Hunden hin,
— Als wären ſie Grafenſöhne — zum Schmaus.

Sie aßen von dem Wild ſo viel
Und tranken ſo viel von dem Blute roth,
Daß Johnie und ſeine Hunde all
Einſchliefen, als wären ſie ſämmtlich todt.

Da kam daher ein alter Kerl;
Ein böſer Tod ſoll ihn ſchlagen;
Denn er machte ſich auf nach Hislieton,
Wo die ſieben Förſter lagen.

Was bringſt Du Neues, grauköpfiger Kerl?
Was brinſt Du Neues? ſag' an!“
„„Ich bringe nichts Neues““ — ſprach der alte Kerl,
„„Als was dieſe Augen ſah'n.

„„Als ich herabkam vom Merriemaſſ
Und hinab zum Haidekraut,
Lag ſchlafend mit ſeinen Hunden da
Der ſchönſte Junker, den ich je geſchaut.

„„Das Hemd auf ſeinem Rücken war
Holländiſch Linnen fein;
Das Wamms, das er darüber trug,
Schien Lincelnzwillich zu ſein.

„„Die Knöpfe waren auf ſeinem Rock
Von rothem Golde gut;
Die Hunde lagen um ihn her,
Ihre Mäuler gefärbt mit Blut.““

Da ſprach der erſte Förſter nun:
— Das Haupt von Allen da —
„Wenn das der Johnie von Breadislee iſt,
So kommen wir ihm nicht nah.“

Doch ſprach der ſechſte Förſter d'rauf:
(Es war ſeiner Schweſter Sohn)
„Wenn das der Johnie von Breadislee iſt,
So tödten wir ihn ſchon.“

Den die Förſter ſchoſſen, der erſte Pfeil,
Der traf ihn an den Knie'n;
Da ſprach der ſiebente Förſter:
„Der Nächſte tödtet ihn.“

Johnie ſtemmte den Rücken am Eichenbaum,
Die Füße an einen Stein,
Und erſchlug die ſieben Förſter,
Bis auf den Einen allein,

Drei Rippen zerbrach er Dem im Leib,
Schlug ihm das Schlüſſelbein aus,
Und legte ihn quer über ſein Roß
Und hieß ihn bringen die Zeitung nach Haus.

„O, iſt kein guter Vogel da,
Der ſingen kann meine Wort',
Und fliegt zu meiner Mutter hin,
Und heißt ſie holen Johnie fort?“

Der Staar flog zur Mutter Fenſterlein
Und pfiff allda und ſang,
Und das letzte Wort von jedem Vers
War: Johnie bleibt ſo lang'!"

Sie machte eine Ruthe von Haſelbuſch,
Eine andre von Schlehdornzweig,
Und viele, viele Männer,
Die ſuchten Johnie gleich. —

Und ſeine alte Mutter ſprach:
Ihre Thränen floſſen mit Macht, —
„Du hörteſt mein Warnen nicht, Sohn Johnie,
Zu laſſen von der Jagd."

„Oft hab' ich gebracht nach Breadislee
Weniger Wild und mehr;
Doch nimmer bracht' ich nach Breadislee,
Was mein Herz betrübt ſo ſehr.

„Doch wehe dem alten ſchlechten Kerl,
Ein böſer Tod treff' ihn ſchon;
Denn der höchſte Baum in Merriemaſs,
Der werde ſein Morgenlohn!" —

Nun iſt Johnie's guter Bogen entzwei,
Seine guten Hunde erſchlagen,
Sein Körper liegt todt in Durrisdeer,
Und aus iſt's mit ſeinem Jagen.

Des Lords Marie.

(Großbritannien.)

Des Lords Marie ſtrich die Locken auf
Mit einem Kamm von Gold
Sie zog die ſeid'nen Strümpfe an
Und ging zum Tanz, ſo hold.
Süß ſiel auf ihre Locken der Thau,
Sanft auf die Stirn hinab;
Ein Tropfen ſiel auf den ſüßen Mund,
Ich glaub', ich küßt' ihn ab.

„Wo haſt Du die holde Dirne her,
So zierlich und ſo ſchlank?
Sie macht, — ſprich! wo haſt Du ſie her? —
All' unſern Mädchen bang.
Wo haſt Du her das liebe Kind?
Sein Blick wie der Himmel ſo rein!
Sprich! willſt Du koſten, ſüße Mait,
Dieſen Becher mit rothen Wein?“

Weiß, weiß ihr ſchlanker Nacken war,
Wie des Schneees heller Schein;
Doch röthlich, röthlich ward ihr Hals
Als ſie ſchlürfte den blutrothen Wein.
„Komm, fremdes Täubchen! auf Dein Wohl,
Du mit dem goldnen Kamm;
Gar Mancher weiß Deinen Namen nicht
Trinkt doch Dein Wohl, Du Lamm.“

Nun ſpielt mir auf, „Marie'chen,“ ſprach ich,
Der Pfeifer that nach meinem Wort;
Doch der Fiedler, der ſtrich ganz verkehrt
Und warf den Bogen fort.

„Hier, auf Dein Wohl in rothem Wein,
Du Maid aus fremdem Land;
Denn nimmer verwirrt' ein Paar Augen vorher
Mir meine ſichere Hand.“

Einer Kirſche glich ihr ſüßer Mund,
Einen lieblichern ſah' ich nicht,
Und unter den dunkeln Locken ſchien
Ihre Stirn wie Morgenlicht.
Ihr ſüßer Odem macht wehen ihr Haar,
Als ſie flog im Tanze rund;
Aus den blauen Augen die Liebe grüßt
Und weilt' auf ihrem Mund.

„Dein goldgeſticktes Strumpfband iſt los!
Nicht wahr, Du zürnſt mir nicht?“ —
Da hob ſie zitternd die weiche Hand
Zum erröthenden Angeſicht.
„Deine gold'ne Schnalle ſiel Dir hin,
Du luſtige Tochter des Lord!“ —
Da drängten ſich Thränen in ihren Blick.
O fort von hier! ſchnell fort!“

„O, Magd, ſchieb den ſilbernen Riegel weg,
Daß ich kann ins Kämmerlein!
Nimm dieſen Kuß, Du Bauernknab'!
Darf Dich nicht laſſen ein.
Und nimm,“ ſprach ſie, „den gold'nen Kamm
Und die Locke von meinem Haar;
Denn, ach! wohl ſagt es mir das Herz,
Nie treff' ich Dich wieder, fürwahr. —

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Schön Annie.

(Schottiſch.)

„Lerne machen Dein Bett, Annie,
Und lerne liegen allein;
Denn ich muß über die ſalzige See,
Eine Braut zu führen heim.

„Bind' auf, bind' auf, Dein gelbes Haar
Im Nacken mit dem Band,
Und ſieh ſo jungfräulich wieder aus,
Wie ich zuerſt Dich fand."

„Wie kann jungfräulich ich ausſehn,
Da ich keine Jungfrau mehr,
Da ich Dir ſieben Söhne gebar
Und den achten trage ſchwer?

„Der älteſte Deiner Söhne, Mylord,
Sein Gewand iſt geſchmückt mit Gold;
Der zweite Deiner Söhne, Mylord,
Er reitet ein milchweiß Roß;

„Und der dritte Deiner Söhne, Mylord,
Er zapft Dir Bier und Wein;
Und der vierte Deiner Söhne, Mylord,
Bei der Mahlzeit Dein Diener kann ſein;

Und der fünfte Deiner Söhne, Mylord,
Leſen und ſchreiben kann er;
Und der ſechſte Deiner Söhne, Mylord,
Verſteht es noch weit mehr.

„Und der ſiebente Deiner Söhne, Mylord,
Sitzt auf der Amme Knie'n,
Und wie ſoll ich jungfräulich ausſeh'n,
Da ich keine Jungfrau mehr bin?

„Doch wer wird Dir backen Dein Hochzeitsbrod
Und brauen Dein Hochzeitsbier?
Oder wer wird empfangen die holde Braut,
Wenn Du ſie bringſt mit Dir.“ —

„Köche will ich in die Küche thun,
Diener in die Halle hier,
Will Bäcker haben für mein Brod
Und Brauer für mein Bier;
Doch Du ſollſt empfangen die holde Braut,
Wenn ich ſie bringe mit mir.“—

Er ſetzte ſeine Füße ins Schiff,
Sein Segelboot ins Meer,
Und ſchwur, es würde ſein Jahr und Tag,
Eh' er käme wieder her.

Als Jahr und Tag vorbei, und hin
Schön Annie dachte lang,
Und ging hinauf auf ihr Zimmerlein,
Zu ſehen See und Land. ,

„Komm herauf, komm herauf, mein älteſter Sohn,
Sieh nur, was man ſehen kann,
Von dorther kommt Dein Vater lieb
Mit Deiner Stiefmutter an.“ —

„Leg' ab, o Mutter, Dein ſchwarz Gewand,
Zieh' an Dein braunes Kleid,
Und ich will auszieh'n mein Trauergewand,
Daß wir zu dem Willkomm bereit.“

Da nahm ſie Wein in ihre Hand
Und hat genommen Brod,
Und ging zur Waſſerſeit' hinab,
Wo ſie Willkommen bot.

„Willkommen ſeid Ihr, Mylord, willkommen
Daheim willkommen mir
Mit jedem Lord und Edelmann,
Der Euch begleitet hier.

„Willkommen, Lady, ſeid Ihr, willkommen!
Daheim willkommen mir,
Mit jeder Lady und jedem Herrn,
Der Euch begleitet hier.“ —

„Ich danke, mein Mädchen, ich danke Dir
Recht aus dem Herzen mein,
Leb' ich ſieben Jahre in dieſem Haus,
Sollſt Du belohnet ſein.“ —

Sie bediente ſie hier und bediente ſie dort
Mit dem Waizenbrod und dem Wein;
Sie aber, das kalte Waſſer trank ſie,
Zu erhalten ihre Farbe klar.

Nach dem Glockenklang und dem Meßgeſang
Als Alles zur Ruh ſich gelegt,
Schön Annie bracht ihre Söhne zu Bett,
Doch der Gram ihr Herz bewegt.

„Werd' ich gehn zur ſalzigen See
Und ſehn, wie die Fiſche ſchwimmen;
Oder hin zum luſtigen grünen Wald
Und hören die Vögelein ſingen?“

Und es ſprach ein bejahrter Mann,
Der da ſtand hinter der Thür:
„Du wirſt nicht gehn zur ſalzigen See,
Zu ſehn die Fiſche ſchwimmen,
Und nicht zum luſtigen grünen Wald,
Zu hören die Vögelein ſingen;

„Sondern Du wirſt nehmen die Harfe zur Hand
Und zu ihrer Kammerthür wallen,
Und wirſt dort ſpielen und ſingen,
Daß die ſalzigen Thränen fallen.“

Sie nahm eine Harfe in ihre Hand,
Und begann zu klagen und ſpielen,
Als ſie wallte zu ihrer Kammerthür,
Daß die ſalzigen Thränen fielen.

Da ſprach die junge hübſche Braut,
Die in dem Brautbett war;
„Mir iſt, als hört' ich Schweſter Annie,
Und ich möchte, es ſei wahr;
Denn ein Schottiſcher Lord führte ſie fort,
Ein böſer Tod harre ſein!“

„Wer war Dein Vater, mein Mädchen,“ ſprach ſie
„Oder wer war Deine Mutter?
Oder hatteſt Du je eine Schweſter lieb,
Oder hatteſt Du je einen Bruder?“ —

„König Heinrich war mein Vater lieb,
Königin Eſther war meine Mutter,
Prinz Heinrich war mein Bruder lieb,
Fanny Flower meine Schweſter.“ —

„War König Heinrich Dein Vater lieb,
Königin Eſther Deine Mutter,
Und war Prinz Heinrich Dein Bruder lieb,
So bin ich gewiß Deine Schweſter.

„Komm in Dein Bett meine Schweſter lieb,
Ich that Dir nimmer weh',
Nur durch einen Kuß von meinem Mund,
Als wir kamen über die See.“ —

„Hinweg, hinweg, Du Vormittagsbraut,
Hinweg, hinweg von mir!
Meine Annie will ich nicht klagen hören,
Um alles Gold, das mir ward mit Dir.“ —

„Es waren fünf Schiffe mit rothem Gold,
Kamen über's Meer mit mir;
Zwei davon die bringen mich heim,
Und drei laſſ' ich bei Dir.

Und ſieben Schiffe mit weißem Gold
Kamen über's Meer mit mir;
Zwei davon die bringen mich heim,
Und fünf laſſ' ich bei Dir;
Meine Mutter macht meine Mitgift voll,
Sobald ich wiederkehr'.“

Der falſche Foodrage.

(Schottiſch.)

König Caſter freite ſie um ihr Land,
König Weſter um ihr Gold,
König Honour um ihr lieblich Geſicht
Und ihren Leib ſo hold.

Sie waren kaum vier Monde vermählt,
Wie ich erzählen hört',
Als ſich die Edeln in ihrem Reich
Wild gegen ſie empört.

Sie warfen Looſe unter ſich,
Und das Loos zwiſchen ihnen rollt,
Und warfen Looſe unter ſich,
Wer den König tödten ſollt'.

Wohl Einige wollten's und Andere nicht,
Ihr Wille ſtimmt nicht überein,
Da ſtand der falſche Foodrage auf
Und ſchwur, er ſollt' es ſein.

Als die Glocke klang, und die Meſſe man ſang,
Und alle Menſchen zu Bett,
König Heneur und ſein ſchönes Weib
Lagen in einem obern Cloſet.

Da ſtand nun auf der falſche Foodrage,
Als Alle in tiefem Schlaf,
Und den Wächter, der in der Halle war,
Sein Stahl zum Tode traf.

Vier und zwanzig ſilberne Schlüſſel dort
Hingen an einem Nagel hoch,
Und wie eine Thür er öffnete,
Hinter ihm ins Schloß ſie flog.

Und es ſtand auf der König Heneur,
Und ſprach: „Was ſoll das ſein!
Was giebt es denn, Du falſcher Foodrage,
Und wer ließ Dich herein?“ –

„Meine Botſchaft die erfahrt Ihr wohl,
Noch eh' ich fort gemußt.“ —
Da zog er ein Meſſer lang und ſcharf
Und ſtieß es ihm in die Bruſt.

Nun ſprang die Königin ſelber auf,
Und kniet vor dem böſen Mann:
„O ſchone mein Leben nur, falſcher Foodrage!
Nie that ich Dir Böſes an.

„O ſchone mein Leben nur, falſcher Foodrage,
Bis daß ich leichter und frei,
Und weiß, ob, was König Honour mir ließ,
Knab' oder Mädchen ſei.“

„O, wenn ein Mädchen es iſt,“ ſprach er,
„So werd' es wohl gepflegt;
Doch wenn es iſt ein männliches Kind,
Der Galgen alsbald es trägt.

„Seine zarte Jugend ſchon' ich nicht,
Noch ſein hohes, hohes Geſchlecht;
Sobald es immer geboren iſt,
Iſt ihm der Galgen recht.“

Vier und zwanzig tapf're Ritter
Bewachten die Königin nun;
Vier ſtanden immer vor ihrer Thür',
Um Wacht' und Hut zu thun,

Doch als die Zeit dem Ende nah',
Daß ſie ſollt' entbunden ſein,
Da ſann ſie wohl auf eine Liſt,
Ihren Körper zu befrei'n.

Sie gab den jungen Männern all
Zu trinken Bier und Wein,
Bis Alle ſo tödtlich betrunken waren,
Gleich einem wilden Waldſchwein.

„O, eng', eng' iſt das Fenſter
Und ſtarkbeleibt bin ich jetzt!“
Doch mit Hülfe unſerer lieben Frau
Kam ſie heraus zuletzt.

Sie wandert auf, ſie wandert ab,
Sie wandert aus und ein,
Und zuletzt, im Schweinekoben ſelbſt,
Gebar ſie ein Söhnelein.

Da warfen ſie Looſe unter ſich,
Wer da ſollt' ſuchen die Königin;
Das Loos den weiſen William traf,
Der ſandte ſein Weib ſtatt ſeiner hin.

O, als ſie ſah' weiſen Williams Weib,
Da ſank ſie vor ihm in das Knie. —
„Steht auf, ſteht auf, Madame!“ ſprach es,
Was braucht es ſolcher Courteiſie?“

„Von dieſem Ort ſteh ich nicht auf,
Bis eine Gab' ihr geſtattet fürwahr:
Euer Mädchen zu tauſchen gegen den Sohn,
Den ich von König Honour gebar.

„Meinem Falken dann ihr lehren mögt,
Wie man ein Roß beſteigt und treibt,
Ich lehr' eurem Turteltäubchen dafür,
Wie man geſchicklich lieſ't und ſchreibt.“

„Meinem Falken dann ihr lehren mögt,
Wie das Schwert man ſchwingt und den Bogen ſpannt,
Ich lehr' eurem Turteltäubchen dafür,
Das Gold zu legen*) mit ihrer Hand.

„Und treffen wir uns in Kirch' und Markt,
So dürfen wir uns nichts geſtehn,
Als: Dame, was macht mein luſtiger Falk'?
Madame, wie mag's dem Täubchen gehn?“

Als Tage ſchwanden und Jahre fort,
Der weiſe William bedacht,
Nahm einſt des Königs Honour Sohn
Mit ſich, auf einer Jagd.

Es traf ſich bei dem Jagen ſo
An einem Sommertag,
Daß ſie kamen zu einem ſchönen Schloß,
Das auf ſonnigem Hügel lag.

„O, ſiehſt Du dort das ſchöne Schloß
Mit den Thürmen und Zinnen fein;
Wenn jeder ſein Eigenthum wieder hätt',
Wär' es das Erbe Dein.“ —

Wie wär' ich der Erbe von jenem Schloß,
Das ſteht nicht mein Verſtand;
Denn es gehört dem falſchen Foxbrage,
Und er iſt mir nicht verwandt.“ —

---

*) Zu weben und ſticken.

Erſchlügeſt Du den falſchen Feodrage,
Du thäteſt recht fürwahr;
Denn er erſchlug Deinen Vater lieb,
Eh' Dich Deine Mutter gebar.

„Erſchlügeſt Du den falſchen Foodrage,
Dich dürfte kein Menſch beſchämen;
Deine Mutter hält er gefangen,
Sie darf Dich nicht zu ſich nehmen.“ —

Da ſtarrte der Knabe, dem Falken gleich,
Und ſprach: „Was iſt der Sinn?“ —
„Mein Knabe, Du biſt Königs Honours Sohn,
Deine Mutter die rechte Königin.“ —

„O bin ich König Honours Sohn,
Bei der Mutter Gottes! mein Schwur ſoll ſein,
Heute Nacht will ich den Verräther erſchlagen
Und meine liebe Mutter befrei'n.“ —

Er ſetzte den Bogen an ſeine Bruſt,
Sprang über den Schloßgraben tief,
Und ergriff alsbald den falſchen Foodrage!
Der laut ſogleich nach Hülfe rief.

„O, halt' Deine Zunge, Du falſcher Foodrage,
Du kannſt Dich von mir nicht befrei'n!“
Er durchbohrt ihm das falſche, falſche Herz
Und erlöſ'te die Mutter ſein.

Und er belohnte den weiſen William
Mit der beſten Hälfte von ſeinem Land,
Und das Turteltäubchen belohnte er
Mit der Treue ſeiner rechten Hand.

Hänschen und Hannchen.

(Schottiſch.)

Hänschen ſprach zu Hannchen: „Hannchen, willſt Du's thun?"
„Nimmermehr, ſprach Hannchen, laß das Ding nur ruh'n!
Und gält's mein Heirathsgut, Dich möcht' ich doch nicht frei'n!"
„Wie's beliebt, ſprach Hänschen, kannſt es laſſen ſein!

„Ich hab' Geld und Gut, ich hab' Land genug,
Ich hab' ſieben Ochſen, die gehen dort im Pflug.
Dort im Pfluge, ſiehſt Du? dort am grünen Rain,
Wenn Du mich nicht haben willſt, kann ich's laſſen ſein.

„Ich hab' Haus und Hof, 'nen Kuhſtall und 'ne Scheuer,
'Ne Schober vor der Thür' und d'rinn ein luſtig Feuer!
O ein luſtig Feuer! da woll'n wir fröhlich ſein!
Doch wenn Du mich nicht nehmen willſt, kann ich's laſſen ſein!"

Hannchen ſprach zu Hänschen: „Unter uns geſagt,
Willſt Du ſo es gerne, mir's ganz wohl behagt,
Biſt ein hübſches Bürſchchen, ich ein Mägdlein frei,
Beſſer doch Du nimmſt mich, als Du läßt es ſein."

Aus dem Däniſchen, Norwegiſchen und Schwediſchen.

Gedichte von H. C. Anderſen.

Kleiner Viggo!

Kleiner Viggo, willſt Du Pferdchen reiten?
Setz Dich auf mein Knie, Du meine Luſt!
Kind bin ich wie Du, mit Leib und Seele,
Laß uns ſpielen, bis zu Bett' Du mußt.

Hier bei Dir find ich den Kinderhimmel
Und vergeſſe wie mir weh geſchehen, —
Laß mich Deine rothen Wangen küſſen,
Laß mich in die braunen Aeuglein ſehn;

Zeige mir, wie groß Du biſt, mein Herzchen,
O wie lieb Dein Händchen iſt, wie rund!
Lächeln ſitzt in Deinen zarten Grübchen,
Gar zu hübſch iſt doch Dein kleiner Mund.

Jedes Blümchen liebſt Du wie ein Bruder,
Koſeſt mit ihm freundlich das und dies;
Haſt die ganze Welt in Deiner Mutter
Und ihr Schooß iſt Dir ein Paradies.

Will ein hübſch Geſchichtchen Dir erzählen,
Bis Du in Dein weiches Bettchen mußt;
Will ein Lied Dir ſingen, bis Du ſchlummerſt,
Kleiner Viggo, Deiner Mutter Luſt!

Biſt Du älter, wirſt vielleicht Du ſingen
Mir auf meinem letzten Erdengang;
Wenn die Schollen meinen Sarg bedecken,
Singſt Du mit den dumpfen Wiegenſang.

Denke ſeiner, der Dich oft geſchaukelt
Auf dem Arm, nach treuem, altem Brauch;
Mich vergißt die Welt und meine Lieder,
Meine Lieb'! Vergiſſeſt Du ſie auch?

Der Sohn der Wüſte.

Ich tummle wild den Renner,
Wir ſprengen zur Wüſte hinein,
Doch läßt mein Herz nicht fahren
Die ſtarke Liebe mein.

Wie heiß auf den Sand die Sonne,
So brennt es mir tief in der Bruſt;
Mir will das Herz zerſpringen
Vor Sehnſucht und vor Luſt.

So groß und weit der Himmel,
Wo Stern an Stern ſich drängt,
Doch ſprüht in keinem die Flamme,
Die mir das Herz verſengt.

Es brennt wie Feuer im Blute,
Fort, Renner, niederwärts.
Denn hoffnungsloſe Liebe
Sprengt mir das junge Herz.

An Thorwaldſen

bei ſeiner Aufnahme im Studentenverein *).

Im Weinmond da wird man Student:
Das heißt wenn trefflich man beſtanden,
Kann Griechiſch, Römiſch excellent
Und was bei Archimed wir fanden;
Wenn weiſe man bei Klio ſchwur.
Wir thaten's leidlich allerwegen;
Dir ward die herrlichſte Cenſur,
Du ſprachſt mit Meißelſchlägen.

Du ward'ſt Student, o glaube mir,
October juſt muß das beſcheeren;
Du haſt Dich durchgehauen, hier
Bringſt Du die Redensart zu Ehren.
Was iſt Dein Penſum im Homer,
Wie wandelſt Du auf ſeinem Pfade?
Da ſtellteſt Du in Thon uns her
Die ganze Iliade.

Wie Phidias geredet hat,
Sprichſt herrlich Du in unſern Landen,
Und was Horaz geſchildert hat,
Gabſt plaſtiſch Du; Du haſt's verſtanden.

---

*) Die Mitglieder dieſes Vereins in Kopenhagen ſind ältere und jüngere Männer der Wiſſenſchaft; nur Solche, die ſtudiren oder ſtudirt haben, können demſelben beitreten; allein mit Thorwaldſen wurde eine Ausnahme gemacht. — Nur im October findet auf der Kopenhagener Univerſität die Immatriculation Statt. Anm. d. Red.

Der Schönheit Kreiſe zogeſt Du,
Riefſt Götterform aus Erdenſchooße,
Und in Geſchichte ſtellteſt Du
Selbſt Klio dar, die Große.

Man fragt Dich aus dem Chriſtenthum:
In Marmor läſſeſt Du's erblicken,
Sieh! Chriſtus kam in's Heiligthum
Mit Kraft und Mild' uns zu erquicken.
Du triebeſt ſo Aſtronomie
Daß uns Copernicus geblieben;
Du machſt den Stein zur Poeſie,
Den Styl haſt Du geſchrieben.

Däniſch, Latein, mit Marmorwort
Sprachſt Du, daß wieder Todtes lebte;
Vernommen ward's im Süd, im Nord,
Daß Dänemarks Mutterherz erbebte.
Der jüngſte Kreis ſteht um Dich her,
Die Augen glüh'n wie Freudenkerzen.
Wer liebt wohl und bewundert mehr,
Als friſche, junge Herzen?

Thränen.

Der große Vater gab der Blume Thau,
dem Auge Thränen.

H. C. Guldberg.

Mein Herz, ein graues Himmelreich
Die Sorgen, d'rinn den Wolken gleich;
Es iſt ſo wunderlich ihr Lauf,
D'rum nimmt die Bruſt ſo ſchwer ſie auf;

Weinſt Du, ſich Ruhe Dir geſellt,
Denn jede Thrän' iſt eine Welt,
Iſt eine Welt voll Sorg' und Luſt —
Sie rollt herab von Deiner Bruſt.

Und weineſt Du Dich müd' im Schmerz,
Wird von den Thränen leicht Dein Herz;
Die Sorge, ſei ſie noch ſo groß,
Wohnt in der Thränen-Welten Schooß.
Glaubſt Du, daß er, der Alles ſchaut,
Das Tröpfchen, das im Graſe thaut,
Der, was nur zu ihm ſtrebt, erhält,
Daß er vergäße einer Welt?

Gedanken über einen zerſchlagenen jütiſchen Topf.

minuentur atrae
carmine curae. —
Horatius.

Du biſt nicht mehr!
Dein Dichter weint ob deinen Scherben ſehr;
Dein Loos war Rauch und Flamme zu ertragen,
Doch ſtand'ſt du feſt; dir gleich ſtets, voll Behagen;
Wenig Bekannte ſind auf Erden dir geworden;
Es ſoll dein Tod verkünden dich im Norden.
Ich will in den Aviſen dir eine Grabſchrift ſetzen,
Daß Thränen über dich der Schönen Wangen netzen.

Du wareſt Thon; Thon wirſt du wieder nur,
So geht's dem beſten Kinde der Natur!
O, wäreſt du gekommen in eines Künſtlers Hand,
Wie hätt' er, Dir zum Glück, durch ſchöpf'riſchen Verſtand

Dich umgeformt; als Vaſe mit wunderſchönem Knopf;
Das Schickſal wollt' es anders — du ward'ſt ein Suppentopf.
Dein Leben ſchwand, ſtill, einſam, im Verſtecke,
Als Aſchenbrödel ſtandſt du in der Ecke;
Oft ſah ich Rauch und Flamme dich umziehn,
Wenn freundlich mild der Mond durch's Fenſter ſchien,
Sah deinen Dampf, in dem ſich Geiſter wiegen
Und durch die Oeſſe wieder heimwärts ſtiegen;
Wenn Sterne glänzten, fort war ihr Erinnern
An dich; ich hörte nur wie's kochte dir im Innern;
Du haſt gelitten wie ein Held vor deinem Sterben;
Friede mit deinen Scherben!

Ein Dichter hört am Liebſten eig'nen Sang,
Drum will ich meinen leſen oft und lang',
Bis daß der Elfe kommt auf weißen Schwingen,
Mir Troſt zu bringen.
Von Eiern träumt ich ſchwer die letzte Nacht,
Da wußt' ich das mir Böſes das Schickſal zugedacht;
Aus meinem Traum erweckten mich in der Küche Stimmen,
Da ſah ich deine Scherben in fetter Suppe ſchwimmen;
Verwirrt war Alles, todt des Heerdes Flammen
Und weinend ſuchte Lene dich zuſammen.
Im Hofe werden deine Reſte ruhn
Und Blümchen lächeln bald auf deinem Grabe nun;
Laß Alles nur die Zeit mit ihren Flügeln decken,
Vielleicht wird ſie im Tode dir neues Glück erwecken;
Wo Land jetzt iſt, hat's früher See gegeben
Und über deiner Gruft kann ſich ein Wald erheben
Es ſchwindet ein Jahrhundert;
Ein Forſcher grauer Vorzeit entdecket ganz verwundert
Die Scherben dein: da faßt ihn der Gedanke
Daß königlichem Staube du einſt gedient zum Schranke.
Fortan wirſt irgendwo du im Muſeum thronen
Und dich als Scherbe dann des Lebens Kranz belohnen.

Leb' wohl! zu deinem Grabe werd' ich wallen,
Doch darfſt du nie als Geiſt dort mich umwallen.
O Lene, weine nicht; ergieb Dich drein;
Dem Topf iſt wohl,
Bald ruht auch unſer zitterndes Gebein.

Der Dichter und Amor.

Liebe wirkt dieſes Alles und noch mehr.
Wieland.

Der Dichter.

Liebe darf ich nicht bekennen,
O wie weh iſt mir geſcheh'n,
Da uns Meer und Lande trennen,
Sie nicht kann mein Sehnen ſehn!

Amor.

Dichter! Du darfſt nicht verzagen,
Du haſt Perlen, Silber, Geld;
Geiſt ſiegt doch zu allen Tagen! —
Amor iſt dem Dichter hold.

Dichter.

Ach ich kann nicht bei ihr weilen
Und ihr Blick mich nicht belohnt;
Kann nicht, gleich der Schwalbe, eilen
Zu der Stätte, wo ſie wohnt;

Sehe nicht, was ſie birgt im Herzen,
Hoffnungs-Friedensſeligkeit;
Jetzt vergißt ſie meine Schmerzen,
Meiner Seele Innigkeit.

Amor.

Laß Dich Kummer nicht befehden,
Glücklich biſt Du nur allein;
Du kannſt durch Gedichte reden,
Den Gefühlen Worte leih'n.

Darfſt vor aller Welt bekennen,
Was Dein Herz mit Luſt erfüllt;
Leſend wird ſie Niemand nennen;
Sie verſteht, was Du verhüllt.

Du darfſt Alles drucken laſſen;
Verſe ſind es — ſagt die Welt;
Doch bei ihr, — kannſt Du es faſſen? —
Bin zum Dolmetſch ich beſtellt.

An der Nordſee.

Sind Felſen jene dunkeln Hügel dort?
O nein, ſie ſtürzen wild hinab und fort;
Die ſchneebedeckten Häupter, aufwärts ſteigend,
Verſchwinden bald ſich neigend. —
Sind's Wolken die dort tief im Thale ſchweben
Und plötzlich dann ſich auf zum Himmel heben?
O nein, es iſt das Meer, vernimm der Tiefe Sang!
Noch nie vernahm mein Ohr ſo ſtarken Orgelklang,
Erſchütternd Seele und Gedanken,
Denn hier iſt Alles groß und ſonder Schranken.
— Was birgſt du, Welle, in der Tiefe Bucht,
Was ſaheſt du auf deiner ſtolzen Flucht?
Was hörteſt du, der Erde Wiege, Gruft?
Herrliches Meer!
Am Nordpol ſah, geküßt von eiſ'ger Luft

Die Woge dein, der Sonne Untergang,
Und der Eisberge ew'ge Lagerſchicht;
Sie fühlte des Aequators Gluthen bang:
Sie ruhte, ausgebreitet ſtill und dicht,
An jenem Eiland, wo die Weiden niederhängen,
Sie hörte, da wo ſich die Klippen drängen
Wie auf der Küſte Sand,
Was tiefgerührt die Menſchenbruſt empfand.
Wetteifernd ſang ſie mit den Vögelein,
Hinſtreichend über Perlen und Gebein;
Sie ſah im Luftſtrom, bei des Sturmes Chor,
Die Welt bewundernswürdig groß und hehr: —
Du hebſt dich ſelbſt ſo groß aus Wieg' und Gruft empor,
Herrliches Meer!
Und doch, was biſt du, mit des Himmels Meer verglichen,
Wo nur die Erde eine Inſel klein,
Wo Sonn' und Mond, ja ſelber alle Sterne
Wie Inſeln ſchwimmen in der weit'ſten Ferne;
Und wiederum iſt dieſes Weltgewimmel
Ein Tropfen nur im unermeßlichen
Und weiten Himmel.
— Jetzt faß ich erſt, tief in der Seele mein,
Was mir auf Cherubſchwingen
Der Tod dereinſt wird bringen.
Drum brauſe, Meer, mit Wellen, hoch gehoben,
Mit dir und mit dem Sturm will meinen Gott ich loben.

Graues Wetter.

Faul hängt der feuchte Nebel auf Stadt und Land herab,
Doch mag es gar nicht regnen vom Himmel grau herab,
Die Enten ſelber liegen dort müßig an dem Teich,
Den Kopf unter den Flügeln, den Straßenſteinen gleich.

Großmutter ſitzt im Lehnſtuhl und nickt und ſchlummert ein,
Die hübſche Enkelin, die ſtützt ihr Köpfchen klein
Und hat vier Mal gegähnt; ich weiß ſchon was das heißt,
Auf ihren Buſen fällt ihr Haar, das goldig gleißt.
Ich ſelber ſitze da, das Schienbein an die Ferſe
Gelegt, und mag nicht leſen ſelbſt meine eig'nen Verſe.

Schwatz! Schwatz!

Um den Theetiſch ſitzen die Damen herum,
Ach, ihr Mund iſt nimmer geſchloſſen noch ſtumm,
Schwatz! Schwatz!
Die Eine ſpricht von Seide und Band,
Die Andre zeigt ihre weiße Hand
Die Dritte iſt ganz poetiſch geſtimmt,
Sie ſchwärmt und ſchwebelt und verſchwimmt.
Schwatz! Schwatz!

Vom Balle ſchwatzen ſie viel und gern,
Die Politik bleibt ſelbſt nicht fern.
Schwatz! Schwatz!
Am Theetiſch ſitzt auch eine Mannsperſon,
Die iſt gar rar in der Converſation,
Sie lächelt und ſpendet des Witzes Wein,
Die Damen liſpeln: „Wie zart und fein!“ —
Schwatz! Schwatz!

Jetzt findet auch das Theater Platz,
Da kommen ſie erſt in den rechten Schwatz:
Schwatz! Schwatz!
O, da bricht endlich die Nacht herein,
Ach Gott, da muß man Begleiter ſein!

Nichts hilft's ſich zu ducken im Winkel warm,
Nun ſummt erſt recht der Bienenſchwarm:
Schwatz! Schwatz!
Schwatz! Schwatz.

Die Dänen und ihr König.

Am 11. Februar 1659.

Der Winter ſpannt ſein weißes Zelt
Und Eis deckt groß' und kleinen Belt,
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Der Schwed' vor Kopenhagen liegt,
Traut ſeiner Macht und wähnt, er ſiegt:
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

In der Hauptſtadt herrſcht die bittre Noth
Und dräuet ſchon mit Hungertod:
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Die ganze Vorſtadt in Schutt und Graus,
Die Flammen ſchlagen zur Kirche hinaus;
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Der Dänen König ſteht auf dem Wall,
Die glühenden Kugeln umkreiſen ihn all';
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Der Feind hält ſchon die Inſel feſt,
Doch Frederick ſchwur zu ſterben im Neſt
Und Dänemark baut auf den Herrn.

Ein Jegliches kämpfet, wo es kann,
Jeder Mann iſt ein Held, jedes Weib ein Mann,
Und Dänemark baut auf den Herrn.

Sein Todtenhemd zieht der Schwede an,
Sie rücken wie Leichen im Schnee heran;
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Die lebend'gen Schneemänner ſtürmen voll Haß,
Da ſchmelzt ſie der Frauen kochendes Naß;
Feſt Dänemark baut auf den Herrn.

Die Schweden ſtürmen mit Wuth und Weh,
Doch liegen ſie blutig bald todt im Schnee;
Denn Dänemark baut auf den Herrn.

— Nun tönt ein Tedeum aus voller Bruſt,
Es knieen König und Volk in Luſt
Und danken als Sieger dem Herrn.

Der Herzensdieb.

Amor, der Schalk — man kennt ihn weit und breit,
Und hat ihn wie ein Kind abconterfeit,
Mit Pfeil und Bogen und mit großen Schwingen: —
Wie eine Fabel ſcheint das ja zu klingen; —
Wer glaubte je, daß er ſo angethan?
Nein Gott bewahre, er hat Kleider an;
Und wo er wen zu neuem Bund verpflichtet,
Hat er ſein Kleid ſtets darauf eingerichtet.
Die Mädchen ſehen ihn am Liebſten hier
Gekleidet als Student und Offizier
Und dieſe — nun, das kann ein Kind verſtehen —

Als Mädchen ihn am Allerliebſten ſehen.
Von Kopf zu Fuß und jeden Augenblick
Iſt er ein Dieb, der längſt verdient den Strick.
Als ich zum erſten Male ihn entdeckte,
War ich ein Knäblein, das noch in dem Jäckchen ſteckte;
Mit andern Buben ſpielt' ich da Verſteck,
Ein Roſenſtrauch wuchs an der Gartenheck,
Ich kroch hinein und ſaß ganz ſtill darinnen;
Mich findet Niemand, wie ſie's auch beginnen;
Da ſeh ich plötzlich Nachbar's Lieschen hier
Und unſern Gaſt den hübſchen Offizier;
Nicht weiß ich was ſie ſprachen und beſchickten
Doch ſah ich wie die Roſen alle nickten
Und mitten in der einen, auf die Flur
Hinüberhängend — Leute, denkt's Euch nur, —
Da ſaß ein Offizierchen, nicht geringer
— Wie wunderlich — doch groß kaum wie ein Finger,
Mit Schnurrbart, Säbel, Mütze, ja fürwahr,
Der war dem Andern ähnlich auf ein Haar.
Die Roſe ſah ich ſchwanken in dem Winde
Und Lieschens Wange treffen, gar geſchwinde;
Der große Offizier brach nun das Röschen ab,
Doch Lieschen wurde roth, als er es jetzt ihr gab.
Schnell flog ein Schmetterling heraus mit bunten Schwingen,
Der Amor war's — und winkt vor allen Dingen
Mir zu, was ich erſchaut, nicht zu geſtehn,
Es ward geküßt und ich hatt' es geſehn.
Wir trafen uns ſeitdem gar oft, wir Beide,
Bald trug er Bauerntracht, bald reiche Seide;
Doch ſelbſt nun älter, wurd' ich ſchnell gewahr
Daß, was er that, ſo fein nicht eben war,
Darum gelobt' ich mir, was mir auch würd' geſchehen,
Mich ſollte nie der Schelm in ſeinen Händen ſehen;
Das ſchwur ich laut — ich ging juſt in's Examen
Zum Pfarrer — hört, wie doch die Dinge anders kamen.

— In unſer'm Dorfe, bei des Pfarrers Haus,
Da breiten ſich die Haſelbüſche aus.
Am Boden Erdbeerpflanzen, welch Gewimmel,
Heut kam ich hin — hoch war die Sonn' am Himmel.
Hinter den Büſchen dort ein Bauernknabe ſtand,
Der ſich Erdbeeren pflückte, was er fand,
Auf einen Grashalm zog; ich pflückte ſelbſt und aß.
Der Kleine zeigte mir, wie voll ſein Gras,
Und da ich an dem Anblick mich geweidet,
Wird's mir, als ob man mir das Herz zerſchneidet,
Mir war ganz wunderlich — er lacht laut in die Luſt —
Der Bauernknabe war der kleine Schuft.
Nicht waren's Erdbeeren — bewahre, nein,
Auf ſeinem Grashalm — lauter Herzchen klein.
Das ſah ich nun und unter dieſen Herzen
Mein armes eignes Herz mit tauſend Schmerzen.
Ich lugte, weinte, bat; er lacht mich aus,
Ich brachte Nichts als „Ja“ von ihm heraus;
„Sieh, dieſe Herzen wurden heut' mein eigen,
Deins iſt das letzte; laß mich Dir es zeigen.“
Am Hellſten lacht' er, als er ſprach dies Wort,
Der arge Schalk, und lief dann eilig fort.
Ich lief, ſo gut ich konnte, hinterd'rein,
Und fing aus vollem Halſe an zu ſchrei'n;
Doch ich verlor ihn raſch aus dem Geſicht;
Nun — denk' ich mir — nun zieht der Böſewicht
Von Thür zu Thür mit den geſtohl'nen Herzen,
Und, was mich muß am Allertiefſten ſchmerzen,
Bietet es Dieſer oder Jener feil.
Nun muß ich auch eins ſtehlen, für mein Theil,
Wenn mir nicht Eine will das Ihre geben,
Denn ohne Herz! da kann ich ja nicht leben

Ich will's.

Du Felſenwand, wie trotzig du dich hebſt,
Du mußt in meinen Vers, wie auch du widerſtrebſt.
Du Flüßchen, wie auch wild und ſtark im Lauf
Einher du brauſeſt, dich auch nehm' ich auf;
Der kleine Vogel ſelbſt hier auf der Flur
Der raſch entfliegt, nah' ich mich leiſe nur.
Glaubt er, daß er mir ſo entſchlüpft, der Wicht!
Ich will's und zwitſchern muß er im Gedicht.
Schau' ich ſie an, gehorchen alle Geiſter;
Ein Dichter iſt ein ſchlimmer Hexenmeiſter.

Ein Mädchen dort, die Füßchen nackt und weich,
Von ſchönem Wuchs, ſchlank wie ein Weidenzweig,
Sie ſpület Linnen; drehet mir den Rücken;
Nun, ſoll ich denn ihr Antlitz nicht erblicken?
Was iſt das — thut mein Stab nicht ſeine Pflicht?
Sie trotzt. — Sie muß mir dennoch in's Gedicht.
Wie ſie da ſteht, ſo ſoll es ihr geſcheh'n,
Nun mag ſie immer mir den Rücken dreh'n:
Hier iſt das ganze Bild mit Schatten und mit Licht,
Das Mädchen ſieht man nur von hinten: anders nicht.

Der Moment des Sterbens.

> Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menſchen ſendet, ſo bückt er vorher das Haupt und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von ſeinen Wunden ab.
>
> Jean Paul.

Was iſt es, das ſo leuchtet: Mein Geiſt wird klar und rein,
Ich fühl' die Augen brechen in dieſem Strahlenſchein;
Es beugt ſich matt mein Haupt, wie ſich die Seele ſpannt,

Und mild um's Herz nun löſt ſich jetwedes enge Band.
Es giebt der Tod uns Flügel; das glaubt man ſchon als Kind,
Dem Geiſte Flügel, ſtärker als die des Denkens ſind.

Im Sternenkreis, in Milben, wie ſie die Erde zählt,
Gewahr ich Gottes Fülle, für die das Wort mir fehlt.
Die Ewigkeit erſchau' ich in Allem, ſelbſt in mir,
Und alle Nebel ſinken mir noch auf Erden hier;
In meiner Brüder Herzen leſ' ich nun hell und recht,
Wohl ſind wir Alle ſchwach, doch Keiner gänzlich ſchlecht.

O könnten wir hienieden ſo klar in And're ſehn,
Wie in uns, nie würd' ihnen von uns je weh geſchehn;
Ich finde mich in Jedem nur wieder, klein wie groß;
O ward uns erſt im Tode uns zu verſtehn zum Loos!
Mir iſt ſo leicht, ſo ſelig; mein Glaube iſt ſo rein:
Kampf! Streben! Und doch hüllt mich des Himmels Ruhe ein!

Volksthümlich.

Däniſches Nationallied.

König Chriſtian ſtand am hohen Maſt
In Rauch und Dampf,
Sein Schwert, es hämmert ſonder Raſt
Auf Gothen Helm und Hirn die Laſt;
Da ſank der Feinde ſtolzer Maſt
In Rauch und Dampf;
„Flieh'!“ rief der Feind, „o flieh' wer kann.
Wer ſteht denn Dänemarks Chriſtian
Im Kampf!“

Niels Juul weckt auf des Sturmes Wuth
Jetzt, jetzt iſt's Zeit!
Er hißt die Flagge, roth mit Blut,
Die Hiebe fallen dicht und gut.
Da riefen ſie in Sturmes Wuth:
„Nun iſt es Zeit!
Entflieht aus dieſem Höllenpfuhl.
Wer kann beſtehen Dänemarks Juul
Im Streit!“ —

O Nordſee, Weſſels Donnerbrut
Den Nebel theilt,
Da ſanken Helden in die Fluth.
Denn mit ihm kämpft des Todes Wuth,
Und laut Geſchrei, des Nebels Brut
Vom Walle theilt;
Für Dänemark blitzet Tordenſkjold,
Wie es der Himmel hat gewollt. —
Enteilt!

Der Dänen Pfad zu Ruhm und Macht,
Schwarzdunkle Fluth!
Nimm auf den Freund, der unverzagt
Gefahr begegnet, ſie verlacht,
So ſtolz wie du, trotz Sturmes Macht,
Schwarzdunkle Fluth;
Führ' ihn durch Sang und Klang hinab,
Durch Schlacht und Kampf, bis daß im Grab
Er ruht! —

Norwegiſches Nationallied.

Wohnt' ich auf dem hohen Field,
Wo der Finne auf den Skien ob dem raſchen Rennthier fliegt,
Wo der reine Brunnen quillt,
Und das Berghuhn über Haiden fliegt,
Zaubre durch mein Lied ich gleich
Mir Verborgnes aus der Klippe Ritzen
Und bin froh damit und reich;
Wein und was mir fehlt, kann ich beſitzen. —
Klippenſpitze, wo die Fichte ſprießt,
Froher Seelen freie Stätte iſt
Und das Weltgetümmel nicht erreicht
Mehr mein Ohr noch zu den Höhen ſteigt.

Wohnt' ich in dem grünen Thal,
Wo ein Flüßchen lieblich rinnt durch die reichen grünen Matten,
An der Erde Früchten ſtets genug wir hatten;
Wo das Schäflein und das zarte Lamm
Sich ergötzen, und der Ochſe weidet;
Lach' ich herzlich ob der Mode Kram,
Und kein Reicher wird von mir beneidet.
In dem niedern friedensreichen Thal
Sah ich Manchen fallen, hoch in Ehren,
Auf dem Raſen ſitz' ich ſicher allzumal
Und der Freundſchaft will ich meinen Becher leeren. —

Wohnt' ich an dem nackten kahlen Strand
Auf dem Holm, an Eiern reich, mitten in den Wellen,
Wo die Vögel fliegend von dem Land
Heringen und Sprott und Stur' nachſtellen,
Zieh' ich dann mein Netz mir ſchwer herein
Beute voll, daß faſt der Kahn will ſinken,

Stellt Zufriedenheit bei mir ſich ein. —
Laßt Habgier'ge ſprechen nur und winken,
Ein Gericht genüget fort und fort,
Fiſchen ſchwimme! iſt das Loſungswort.
Darauf greif' ich nach dem Glas: Es ſei
Glücklich lange noch die Fiſcherei!

Laßt uns ſingen Berg und Thal und Strand,
Geld vom Berg, Brod vom Thal, Fiſch vom Strande:
Waſſer gebt dem Narren vollen Tand,
Aber Ihr füllt mir das Glas zum Rande. —
Norweg's Land iſt nimmer wüſt und öde,
Die Natur iſt ſelbſt der Luſt erſprießlich,
Sei wer will ein Türke, durſtig, blöde,
Sitze dort verlaſſen und verdrießlich. —
Trinken wir auf Norweg's Glück und Ehre;
Singen von dem Berg, dem Thal, dem Strand,
Wünſchen, daß ſich aller Wohlſein mehre,
Denen lieb und theuer unſer Vaterland!

Die Kraft der Harfe.

(Schwediſch.)

Chriſtinchen weinet den ganzen Tag;
Herr Peter ſpielet ſo fröhlich im Hof:
Mein herzlichſtes Liebchen,
O ſage, warum Du ſorgeſt?

Trauerſt Du um den Sattel, oder trauerſt um's Roß?
Oder trauerſt, daß Du mein Ehegenoß?
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Nicht traur' ich um den Sattel, nicht traur' ich um's Roß,
Nicht traur' ich, daß ich Dein Ehegenoß.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Ich trauere mehr um mein blondes Goldhaar,
In den Wogen wird heut' es befleckt allda.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

In der Jugend wurd' es mir prophezeih't,
Daß mein Hochzeitstag mir brächte Leid.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Mit runden Schuhen beſchlag' ich das Pferd,
Daß auf goldenen Hufen ihm nichts widerfährt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Zwölf meiner Diener mit Dir ſollen reiten,
Zwölf andere Diener auf beiden Seiten.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als ſie aber kamen zu Ringfalla's Holz,
Jagt' ein Hirſch mit güld'nem Geweihe ſtolz.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

All' die Begleiter hinterdrein,
Chriſtinchen muß weiter reiten allein.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Und als ſie Ringfall's Brücke berührt',
Da ſtolpert auf gold'nen Hufſchuhen das Pferd.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Vier goldene Hufen, dreißig Nägel von Gold,
In den reißenden Strom die Jungfrau fällt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Herr Peter zu ſeinem Pagen ſprach:
Meine goldene Harfe gleich hierher trag'!
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als zuerſt die goldene Harfe er ſchlägt,
Der häßliche Nix auf der Woge lacht.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als zum zweiten die goldene Harfe er ſchlägt,
Der häßliche Nix ſich weinend bewegt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als zum dritten die goldene Harfe er ſchlägt,
Chriſtinchen den ſchneeweißen Arm ausſtreckt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Er ſpielte die Rinde von Bäumen ſo hoch,
Chriſtinchen auf ſeinen Schooß er zog.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Und der Nix hervor aus dem Waſſer kam,
Ein ſtattliches Mädchen auf jedem Arm.
Mein herzlichſtes Liebchen,
O ſage, warum Du ſorgeſt?

Aus dem Morlakiſchen.

Bey Spalatin.

Nach dem Morlakiſchen.

Spalatin Bey's vierundzwanzig Enkel
Standen vor der ſtarken Feſte Zetim,
Und beſchauten ihre hohen Zinnen,
Starren Blickes und mit tiefem Schweigen:
D'rinnen hauſte der verruchte Pervan,
Der Heiduken grauſam, wilder Häuptling.
Die mit ihm von Zuonigrad gekommen,
Von der Völker Fluch und Haß begleitet.
Als der Räuber rings Caſtelli's Eb'ne
Ganz verwüſtet, und die holden Jungfrau'n
Fortgeſchleppt von des Zerniagna Ufer,
Einſt im Dunkel nächtlichen Gewitters.
Es verlor ſich in des Sturmes Brauſen
Der Belagerer Geſchrei, der Opfer,
Wie das Rauſchen eines fernen Stromes,
Der ſich wüthend in die Tiefe ſtürzet.
Erſt bei frühem Strahl der Morgenſonne
Kündeten zweihundert blut'ge Häupter,
In die Gräben des Palaſt's geworfen,
Spalatin Bey's Stamme, daß der Feind da.
Und des alten Beyes Erſtgeborner,
Iskar, den den Tapferen man nannte,
War gefallen dort mit ſeinen Kriegern;
Seines Antlitz furchtbar ernſte Mienen
Zeigten, daß er nicht im Schlaf ermordet,
Sondern theuer gab dem Feind ſein Leben.

Seine Tochter, die holdſel'ge Jela,
Einz'ge Schweſter vierundzwanzig Krieger,
War in des Tyrannen Macht gerathen.
Weithin trug die Luft zu ihren Brüdern,
Ihren tiefbetrübten, theuern Brüdern,
Dieſer zarten Taube banges Stöhnen,
Die ſich quälte in des Geiers Krallen.

Darum ſchauten ſie empor zur Feſte,
Die da unerſteigbar, unbezwinglich;
Sannen Rache, ohne ſie zu hoffen,
Und zerfleiſchten ſich die Bruſt verzweifelnd,
Wilden Fluch hinauf gen Himmel ſchleudernd;
Oder lagen wüthend auf der Erde,
Knirſchend mit den Zähnen, ſie zermalmend.
Doch die jüngſten weinten, ſchwache Kinder.

Plötzlich kommt der alte Bey; im Herzen
Tiefen Gram, ob ſeines Sohns Verluſte,
Und der Enkelin betrübtem Schickſal,
Die vor allem Erdengut er liebte.
Stumm durchſchreitet er der Söhne Haufen,
Und tritt vor, bekränzt von greiſen Locken,
Die um ſeine würd'ge Schläfe wallen,
Wie der Nebel vor dem Wintermonde.
Gleich des reinſten Schnees Silberflocken,
Dehnt ſein Bart ſich bis an ſeinen Gürtel;
In des woll'nen Gürtels weiten Falten
Birgt den Handſchar er von ſcharfem Stahle;
Und die Gusla hängt an ſeiner Schärpe.

Feſten Schrittes klimmt hinan den Fels er,
Den ſeit achtzig ruhmerfüllten Jahren
Er, von ſeinem Stamm beherrſcht, geſehen.
Hemmt den Fuß erſt vor der Paliſade.

Die die ſchönen Gärten ſchützt von Zetim.
Dort ergreift er ſeine liebe Gusla,
Die der Sänger freundlichſter Begleiter;
Spielet auf der feſtgeflocht'nen Saite
Aus den Mähnen der Macarsca-Roſſe,
Und beginnt ein hohes Lied zum Spiele,
Singt Iſkander Bey's berühmte Siege,
Der das Vaterland vom Feind erlöſet,
Und des Heimathsbodens ſüß'ſte Freuden,
Wie die ſchweren Leiden der Verbannung.
Aber jeden ſeiner Verſe ſchließt er
Mit dem lauten Schrei des tiefſten Schmerzes.
Denn es gleicht das Klaglied der Morlaken
Ganz dem Klaggeſchrei des weißen Adlers,
Der die Fluth umfliegt in großen Kreiſen,
Und mit lautem Aechzen niederſtürzet
Auf die höchſte Felſenſpitze Liſſa's,
Wenn er ſieht, wie ſich die weite Woge,
Einer Schlange gleich, in Ringen wirbelt,
Sich in unzählbaren Falten wendet,
Rundet, ausdehnt auf den langen Fluthen,
Und das weißbeſchäumte Haupt emporſtreckt,
Hoch hinauf, bis zu dem ſichern Horſte,
Wo die Jungen ſtill und friedlich ruhen.

Ohne Argwohn lauſchen Pervans Krieger,
Fremd iſt ihnen dieſe Götterſprache,
Süß entquellend von dem Greiſenmunde,
Und es tönte nie der Gusla Saite
Bei den Feſten ihrer Väter wieder.
Sie betrachten ihn, ſie fragen, ſchreien,
Suchen nachzuahmen, was ſie hören;
Doch ein Mißton nur ſind ihre Lieder,
Und ſie tanzen wie des Grabes Geiſter,
Wiederkehrend bei dem Feſt der Rache.

Der Geſang lockt die gefang'nen Mädchen:
Eine wiederholt ihn den Geſpielen,
Die ſich niederwerfen, ſich erheben,
Sich im Kreiſe drehen, inne halten,
Und mit Tönen, voll von Luſt und Schmerzen,
Nach der andern Seite ſich begeben.
Endlich wagen doch ſie, nach zu kommen,
Es beruhigt ſie der Wächter Staunen,
Deren Seele wie vom Rauſch ergriffen,
Da die hohe Göttermacht des Liedes
Ihrer ſich zum erſten Mal bemächtigt.

O wie ſchön war Iska! Lieblich ſchmückte
Ein Gewand ſie, roth, von Krainer Wolle,
Durch und durch geſtickt mit goldnen Fäden,
Und von goldner Spange feſtgehalten;
Denn der Wüth'rich hatt' ihr nicht geſtattet,
Daß ſie um den lieben Vater traure.
Ihre ſchwarzen Locken floſſen nieder
Wie die Federn des prophet'ſchen Vogels,
Der dem Wiederhall von Rona kündet,
Ferner unheilsſchwang'rer Tage Jammer.
Ihre blendend weißen Schultern ſchmückte
Reich ein Halsband bunt gefärbter Steine.
Goldne, herrlich ausgelegte Ringe
Zieren ihre zarten weißen Hände,
Und das Zeichen ihres edeln Stammes
Trägt von Silber ſie an ihrem Daumen.

Ihres Ahnen Stimme kannte Iska,
Eilt herbei, den Winden überlaſſen
Ihrer Locken Fluth; und mit den Armen,
Mit den glänzend weißen, ſchönen Armen,
Klammert ſie ſich an das Eiſengitter,
Das die hohen Gärten ſchließt von Zetim

Da erfaßt ſie raſch der Greis, und drücket
Feſt ſie an das ſtarre, kalte Eiſen;
Doch er ſchmeichelt ihr mit ſeinem Auge,
Alſo ſingt er, unter heißen Thränen:

„Armes Kind, es iſt kein Tag der Freude,
Wie der Tag war, wo das Lied des Jubels
Klang im Stamme, als vor Luſt Dein Vater
Weinte, daß die Tochter ihm geboren.
Weine mit mir um den edeln Krieger,
Weine mit mir bei dem Schmerz der Seinen,
Bei dem Schmerz des alten greiſen Vaters,
Der allein nun ſteht im ganzen Stamme,
Wie die Eiche, die das Beil verſchonte,
Weil ſie gar zu alt und kahl geworden,

„Weine mit mir um die ſchöne Iska,
Um die ſüße Blume meines Lebens,
Um die zarte Hoffnung meines Alters.
Weine mit mir um die ſchöne Iska,
Die die Ehrenjungfrau nimmer führet
Zum Altar der Ehe. — Sterben muß ſie!“

Staunend ſehen das des Pervans Krieger,
Aber Iska, kundig ihres Schickſals,
Schaut ſie an, mit noch viel ſüßerm Blicke,
Als das Manna aus Colovaz Eſchen.

Doch der Greis läßt ſeine Gusla ſinken,
Seinen Handſchar löſt er aus dem Gürtel,
Iska drängt ſich an die Gitterſtangen,
Um die Bruſt dem Stahle Preis zu geben.
Freundlich lächelnd blickt ſie nach dem Greiſe.
Ach! ſo dicht ſind Zetims feſte Gitter;
Sicher ſtößt den Dolch er in das Herz ihr,
Doch, o Gram! er kann ſie nicht umarmen.

Langſam ſteigt er drauf den Fels hinunter.
Zögernder, ſo wie des Pfades Windung
Wieder ihn dem wilden Feinde nähert;
Denn gebrochen war die ſtarke Seele
Bei dem Opfer, und er wünſcht zu ſterben.

Zwei der Pfeile haben ihn getroffen,
Doch der eine brach an ſeiner Bruſt ſich,
Und der andre zittert eine Weile
In des Heldengreiſes kräft'gem Schenkel,
Daß ſein Blut fließt, macht ihn nicht erſtaunen. —
Alſo kommt er an bei ſeinen Enkeln.

Ihren Lauf vollendete die Sonne,
Und wie eine dunkle Wolke hob ſich,
Rings umkränzt mit Strahlen, Zetim, vor ihm.
Doch die Ebne rings, die mit den Schatten
Es bedeckte, glich dem Leichentuche,
Das nur ein'ge Fackeln noch beleuchten.

Und der alte Bey ſprach: „Sieg, Ihr Söhne!
Sieg, Ihr Kinder! denn des Stammes Tochter
Iſt befreit aus des Tyrannen Feſſeln.
Dieſer Handſchar iſt's, der ſie getödtet.
Und ſie iſt jungfräulich, rein, geſchieden.“

Drauf ohnmächtig ſank der Greis zur Erde
— Als den Tod der Jungfrau Pervan hörte,
Tobt er auf dem Felſen, wie die Wölfin,
Die, wenn ſie erwachet, ihre Jungen
Alle ſieht von Jägers Hand ermordet.
Kriegesruf erſchallt von ſeinem Munde!
Knarrend öffnen ſich die Thore Zetims,
Unter'm Hufſchlag dröhnen dumpf die Brücken,
Klirrend raſſeln Waffen in dem Dunkel,
Und der Schrei des Schreckens dehnt ſich ringsum
Wie das Brauſen naher Wetterwolken.

Plötzlich leuchten überall die Hügel,
Und die Flamme leckt an allen Häuſern.
Wie der Rache Geiſter nah'n die Räuber,
Aus den Flammen tauchend und verſchwindend.
Kinder, Frauen flüchten, angſtvoll wimmernd,
Aelt're Frauen tragen Heil'genbilder,
Die ſie feſt in ihre Arme preſſen,
Und die jüngern ſorgen für den Zapis,
Der der Krieger Wunden gütig heilet.

Bei dem Anblick dieſes Feuerzeichens
Richtet ſich der Bey auf von dem Lager,
Sammelt ſeine Sinne und erkennet
Pervan's Rache, und ruft aus: „Vortrefflich!
Söhne Spalatins, die ſüßen Schatten
Von Caſtelli's Ufer ſind in Zukunft
Nicht mehr unſer: Gürtet Eure Lenden,
Um den Fuß befeſtigt die Opanka
Nun mit Riemen, die Ihr nie gebrauchtet.
Denn gar weit zieht der Verbannten Weg ſich.
Werdet fortan hinter Euch nun laſſen
Norigradi's Berge, die gen Himmel
Ragen, mit den ungleich ſpitzen Gipfeln,
Und die Thürme auch von Zemonico,
Die dem irren Stamm als Führer dienten.
Werdet lang' dem trüben Laufe folgen,
Den die Aſteria einſam einſchlägt,
Wo vordem ein Stamm, durch Sieg verherrlicht,
Reich an Dienern, ſeinen Sitz genommen,
Und ſich jetzt ein Haus allein noch findet.
Doch von dort aus beut ſich Euern Blicken
Eine Reihe ſchöner Wunderinſeln,
Die der Sonne reichſter Strahl begünſtigt:
Denn die üpp'gen Büſche Zeni's wogen
Wie der Gürtel einer holden Jungfrau,

Und die weißen Hügel Capri's glänzen
Wie die Lämmer, die im Graſe hüpfen.
Haltet bei des Pago Freundesufer. —
Dort empfangen Euch der Fiſcher Kähne,
Denn dies Volk, das, frei und unabhängig,
Sein Geſchick dem Meere anvertrauet,
Hat ſich nie dem Fremdling unterworfen.
Scheidet nun, o vielgeliebte Kinder!
Flieht die Sclavenketten und die Schande,
Als Beſiegte Eures Feindes Kalpak
Zu begrüßen; ſucht Ihr Eure Heimath,
So vernehmt, *ſie iſt, wo Freiheit waltet.*
Solche Lehre hab' ich von den Vätern. —
Aber mich laßt hier, denn ich befehl' es;
Nicht ſollt Ihr den Trauerzug beſchweren,
Mit der Leiche des geſtorb'nen Kriegers.
Laßt mich hier an meiner Heimath Schwelle,
An dem Rand des Bettes unſrer Väter.
Denn ich kenne jetzt weit mehr der Todten,
Als von Euch der Lebenden ich kenne."

Und die Kraft verließ ihn, alſo redend,
Noch einmal; die vierundzwanzig Enkel
Bildeten ihm, fromm im Ungehorſam,
Einen Sitz von zwölf gekreuzten Lanzen,
Die ſie dicht mit Laubwerk überdeckten.
Schweigend ſtiegen ſie darauf hinunter,
Wo des Feindes Reiterei nicht hin kann.
Während Pervans Macht von Dorf zu Dorfe,
Rollt auf alte Brände neue Flammen.

Als die Flüchtigen die Schritte hemmten,
Um, erſchöpft, ſich Ruhe zu geſtatten,
Schauten ſie mit feuchten Abſchiedsblicken
Nach dem lieben Himmel ihrer Heimath;

Und gequält vom Bilde ihrer Wohnung,
Der verwüſteten, in ihrer Seele,
Kennen ſie noch die verheerte Stätte
An dem dunkeln, dichten Rauch der Trümmer.

Ach umſonſt verfolgen ſie die Pfade
Ihrer Flucht, und nähern ſich dem Ziele.
Der Heiduken Reiterei durcheilet
Raſch die Räume auf den weit'ſten Wegen. —
Zwei Mal hatte ſchon des Morgens Schimmer
Rings erhellt die hohen Bergesgipfel,
Und des Feindes ſchwarze Schaar beleuchtet,
Die in Wirbel dichten Staub's gehüllt war,
Mit dem Staub der Fliehenden ſich miſchend.
Oft erſcholl der Feindes Roſſe Hufſchlag,
Von der weiten Ebene begünſtigt,
Bei dem Tritte des verfolgten Stammes;
Oftmals trennte ſie ein enger Pfad nur,
Oder auch die Schlucht, des Bergſtroms Wohlthat;
Oder der geborſt'ne Fels, der ſenkrecht
Ueber'm Abgrund hängt. — So war's bei Pago. —
Von der einen Seite ſchlingt ein Pfad ſich
Steil am nackten Felſen und gefährlich,
Denn kaum haftet dort der Fuß des Wand'rers.
Weithin dehnet ſich zur andern Seite
Eine unermeßlich weite Eb'ne,
Die ſich fort bis an das Meer erſtrecket. —
Bei dem Drohen nahender Gefahren
Sammelt ſeine Kraft der greiſe Krieger ;
Er erſtaunt ob dem durchſchritt'nen Raume
Und erfaßt, was furchtbar ſich geſtaltet;
Denn ſie ſtanden an des Vorgebirges
Steiler Spitze, und der Staub der Roſſe
Pervans ſenkte wirbelnd auf den Kalpak
Sich von Jeka's vierundzwanzig Brüdern.

„Kinder, ſprach er, jetzt zum erſten Male
Habt Ihr nicht gehorcht des Stammes Aelt'ſten,
Denn mein Leben hofftet Ihr zu retten,
Doch vergebens. — Wie ich Euch verzeihe,
Alſo ſei Euch Gott, der Retter, gnädig!
Einen Augenblick nur ſetzt mich nieder
Auf die Spitze dieſes Felſenvorſprungs,
Der die weite Ebene beherrſchet
Und des Meeres weiße Silberfluthen,
Daß ich Vielerfahrner Euch die Richtung
Zeige, nach dem Zufluchtsort Verbannter.“

Und ſie thaten, was er anbefohlen —
Darauf fuhr er fort mit ſanfter Stimme,
Aber voller Würde, fernhin ſchauend:
„Deutlich ſeh' ich, daß nach Pago's Enge
Jetzt der Stamm in Sicherheit gelangt iſt,
Ungeduldig Eures Kommens harrend,
Wie ein Bienenſchwarm, den Sommerregen
Plötzlich von der Königin getrennt hat. —
Auf der hellen, klaren Fluth ſich ſchaukelnd,
Eilet ſchon herbei des Fiſchers Barke,
Und es winkt Euch ihr dreieckig Segel,
Das dem Unglück günſtig, Schutz der Freiheit.
Sagt, was aus dem Stamme werden ſollte,
Meine Söhne, wenn die Führer fehlten?
Und mit welchem Recht würd' er genießen
Des gaſtfreien Strandbewohners Freundſchaft,
Wenn er ihm zum Tauſch für ſeine Liebe
Nicht der Krieger Muth, dem ſeiner Hirten
Wachſamkeit vertrauet, bieten könnte?
Doch die Zeit verſtreicht — ſie kommen näher;
Auf der Eb'ne ſtampfen Pervan's Roſſe,
Und bedecken ſchon die einz'ge Stelle,
Ueber die den Greis Ihr tragen könntet,

Der verwundet liegt, ohn' alle Hoffnung.“ —
Alſo redend riß er den Verband ab. —
„Eilet, fuhr er fort, denn Euer Mühen
Würde den Heiduken noch ein Opfer,
Oder einen Sclaven überliefern.
Weiter hab' ich Euch nichts zu verkünden,
Folgt dem engen Pfade längs des Felſens,
Den kein Menſch mit einer Laſt beladen,
Niederſteigen kann. Er wird Euch führen
Zu den Frauen und den lieben Kleinen,
Die nach Eurer Ankunft heiß verlangen,
Denn ſie ahnen ſchon des Feindes Nähe. —
Eilt hinab zu ihnen und verlaßt mich.“

Tiefes Schweigen feſſelte die Krieger;
Und er richtet ſich empor mit Mühe,
Schreitet vor bis an des Felſens Spitze,
Ruft, gen Himmel flehend: „Iskar! Iska!“
Und ſtürzt ſich hinunter in die Tiefen.

Seine edle Treue, ſeine Liebe
Brachte Heil dem ganzen Stamme Page;
Denn die Enkel des Bey-Spalatines
Haben ſich in Größe, Macht und Ehre
Fortgepflanzet bis zu unſern Tagen.

Die Geſchichte von Bey-Spalatine,
Seiner Enkelin und ſeinem Stamme,
Iſt die ſchönſte weit von allen Sagen,
Die zur Gusla jemals ward geſungen.

Aus dem Ruſſiſchen und Polniſchen.

Todtenklage.

(Ruſſiſch.)

Suchet nicht die junge Roſe,
Sie war ſchöner, als die Roſe;
Nein, den Epheu ſucht, der loſe
Sich um Gräber rankt. —
Suchet nicht die junge Roſe;
Die Cypreſſe ſucht, die loſe,
Durch des Abendwinds Gekoſe
Auf= und niederſchwankt.

Wohl: Ihr troſtlos klagend wähnen,
Todtenopfer ſei Eu'r Sehnen?
Opfer nur ſind ſolche Thränen,
Wie ſie einſt geweint, —
Als vor ihr, in ſtillem Frieden,
Eine Jungfrau hingeſchieden. —
Wir, wir weinen noch, wir Müden,
Sie ruhn jetzt vereint. —

Ach! gedenkt nicht ihrer Wangen,
Nicht der Holden Anmuthsprangen;
Denn ſie ſchläft den Schlaf, den langen. —
Dunkle Veilchen ſtreut.
Geht! verſtreut auf ihrem Grabe
Gold'nen Frühlings ſchönſte Gabe;
Streuet, was den Greis am Stabe,
Was das Kind erfreut. —

Da das Haupt wir troſtlos neigen,
Singet bei des Abends Schweigen
Klagend Euren Todtenreigen,
An dem tiefen Grab!
Höret Ihr bei Eurem Singen
Wohl der Engel Lieder klingen,
Die durch ſtille Lüfte dringen,
Hell zu uns herab? —

Die Beichte.

(Polniſch.)

Es ſinkt die Nacht, und durch der Dämm'rung Schleier
Blickt hier und da verſtohlen nur ein Stern;
Die Berge ſchneiden ſcharf ſich ab vom Himmel,
Und Alles ſcheinet unbeſtimmt und fern.
Dort ſeh' ich eine leichte Wolke fliehen,
Als folge ſie dem ernſten Ruf des Herrn.
O Wolke, wohin willſt du ziehen?

Des Frühlings ſanfter Hauch treibt ſie vorüber,
Sein leiſes Wehen fühlt der Erde Bruſt;
Es regen ſich die tief verborg'nen Keime
Und alle fühlen des Erwachens Luſt.
Die Wolke gleichet einem Siegeswagen,
Auf dem ein Geiſt thront, herrlich, ruhmbewußt.
Wohin wirſt Du, o Geiſt, getragen?

Und eine Kirche hebt ſich in der Ferne,
Mit des Erlöſers heil'gem Kreuz geſchmückt;
Der Lampe Strahl bricht durch die hohen Fenſter,

Verkündend, daß in Andacht dort, entzückt,
Ein Betender zu ſeinem Gott ſich wendet,
In ſeiner Seele Frieden ſtill beglückt. —
Wem wird, o Licht, Dein Strahl geſpendet?

Es knie't ein Weib fromm vor dem Prieſter nieder,
In ſchwarzem Kleide, mit geſenktem Haupte;
Ihr Flüſtern gleicht dem Flüſtern in den Zweigen,
Wenn ſie des Herbſtes ſcharfer Wind entlaubte.
Der Prieſter hat die Hände ſtill gefaltet,
Damit ihr Nichts den Frieden Gottes raubte:
Ihr guter Engel iſt's, der bei ihr waltet.

Ihr guter Engel, er durchflog die Räume,
Der Andacht Gluth in ihrer Bruſt zu zünden,
Mit ſeinem heil'gen Schutz ſie zu bedecken;
Wie Herbſtes Blätter leicht ſind ihre Sünden,
Er will mit ihr ſich zum Gebet vereinen,
Mit ihr zum frommen Werke ſich verbinden,
Daß er den Himmel ſpende dieſer Reinen.

Die Beichte endete. — Er hat ſie nun entbunden
Von aller Laſt, reich ſegnend ihr die Hand;
Der Lampe heller Strahl fällt auf den Hohen,
Der, ein geheimes Weſen vor ihr ſtand.
Auf ſeiner Stirne glänzt des Himmels Frieden.
Und ihn umgiebt ein heilig Lichtgewand,
Das keinem Sterblichen beſchieden.

Er wollte ſie mit ſich gen Himmel führen,
Daß dort ſie ernte reiner Tugend Lohn;
Denn würdig ſchien ſie ihm, ſich zu geſellen
Zu Gottes Schaaren vor des Ew'gen Thron.
Da ruft ein Machtgebot ihn von der Erde,
Sie aber bleibt in dieſer Welt voll Hohn,
Daß ſie der Menſchheit guter Engel werde.

Volksthümlich.

Aennchen.

(Ruſſiſch.)

Aennchen über Berge eilend,
Ach! vertrat ſich ihren Fuß,
So daß ſie herab vom Berge
Rollt bis an des Berges Fuß.

Jetzt die andern Mädchen ruft ſie,
Doch die achten nicht darauf;
Keines kommt, um ihr zu helfen,
Ach, was ſoll die Aermſte thun!

Sieh'! ein Jüngling geht vorüber,
Aennchen ruft ihn ſchnell herbei:
„Komm doch, komm, um mir zu helfen,
Denn ich kann allein nicht gehn."

„Haſt den Fuß Du Dir vertreten
Und Du kannſt nicht weiter gehn?
„Ja, Du haſt ganz recht gerathen. —
Nun, das wundert mich juſt nicht.

„Nun, ſo komm und hilf mir, bitte." —
„Nein, denn ſähe man mich hier,
Würd' es derbe Prügel ſetzen,
Kind, und das geſchäh' auch Dir."

Gregor.

(Polniſch.)

Sagt, kennt Ihr meine Hütte an des Baches Rande
Traulich dort und ſtille, ſüßer Ruh' geweiht,
Alle Tage kommen Jungfrau'n dorthin bei des Abends Schweigen,
Kommen hin zur Abendzeit.

Zu ſpäter Abendzeit, Gregor! da gehe nimmer,
Die jungen Dirnen fürchte Du,
Beſonders eine dort, die mit den ſchwarzen Augen,
Sie wirft Dir einen Zauber zu.

Am Sonntag in der Früh' da ging ſie auf die Wieſe,
Und pflückte gift'ge Blumen dort;
Und an der Mittwoch drauf, noch in derſelben Woche,
Vergiftete ſie den Gregor.

Am Donnerstag darauf, da war Gregor geſtorben
Und man begrub am Freitag ihn;
Ob ihrer Tochter Sünde ward ſchwer ergrimmt die Mutter
Und ſchlug ſie mit der eig'nen Hand.

O Mutter, ich erliege der ſchweren, ſchweren Strafe,
Doch ach, er war nicht länger mein;
Es hätte nicht ſein Grab die vielgeliebte Leiche
Wenn er mir treu geblieben wär'.

Am Sonntag Morgen d'rauf ging man zum Gottesacker,
Die arme Mutter trauerte;
Der Prieſter ſprach Amen, und bald bedeckt die Erde
Des armen jungen Mädchens Sarg.

Aus dem Serbiſchen und Litthauiſchen.

Volksthümlich.

Verwandlung.

(Serbiſch.)

Komm', o Theure! komm, daß wir uns küſſen.
Sprich! wo werden wir uns Beide treffen?
Iſt's in meinem, iſt's in Deinem Garten,
Unter Deinen Roſen oder meinen?
Werde dann, mein Liebchen! eine Roſe,
Und ich werde d'rauf zum Sommervogel,
Flatternd will ich fallen auf die Roſe;
Glauben wird man, daß ich an der Roſe
Friſchen, ſüßen Blättern emſig ſauge,
Und ich küſſe insgeheim mein Liebchen.

Das kalte Herz.

(Serbiſch)

Tiefer Schnee lag am Georgi-Tage,
Nicht konnt' ihn der Vogel überfliegen;
Barfuß doch durchſchreitet ihn die Jungfrau,
Und ihr Bruder trägt ihr nach die Schuhe. —
Iſt Dir's, Schweſter, kalt an Deinen Füßen?
Fragt ſie ängſtlich der beſorgte Bruder.
Nicht iſt's, Bruder, kalt mir an den Füßen,

Aber kalt iſt's mir im tiefſten Herzen.
Nicht iſt's kalt mir ob dem Schnee, dem vielen,
Aber kalt iſt's mir ob meiner Mutter,
Die dem Ungeliebten mich vermählet.

Die ſpinnende Mutter.

(Litthauiſch.)

Als ich ſpät zu Hauſe kam,
Bei Kienfackelſchein,
Traf ich noch mein Mütterchen,
Spinnend Flachs ſo fein.

Spinne Du, mein Mütterchen!
Spinne Du recht fein;
Denn Du wirſt vermählen mich
Weit in's Land hinein.

Spinne, ſprach mein Mütterchen,
Noch einmal ſo fein,
Und es kann, mein Töchterchen,
Noch viel weiter ſein.

Des Sperlings Feſt.

(Litthauiſch.)

Der Sperling baut' in aller Haſt,
Und lud' die Vögel d'rauf zu Gaſt,
Die Vögel, die Vögel.

Dann fing den Ball er an mit Glanz
Und führte die Frau Eul' zum Tanz,
Die Eule, die Eule.

Doch als er anhub mit dem Gruß,
Trat ſeiner Dam' er auf den Fuß,
Der Dame, der Dame.

Frau Eule nahm das gar ſehr krumm
Und ſprach: „Mein Herr, das find' ich dumm,
Herr Sperling, Herr Sperling.

„So etwas darf mir nicht geſcheh'n,
Ich werde zu dem Richter gehn,
Dem Richter, dem Richter.“

Der Sperling thut dem Ding nicht trau'n
Und flog geſchwinde in den Zaun,
Geſchwinde, geſchwinde.

Der Mutter Leid.

(Litthauiſch.)

Als ich über die Brücke ritt,
That mein Roß einen falſchen Tritt,
Und ich fiel herunter.

O wie lag ich doch ſogleich
In dem reinen Waſſer weich,
In den klaren Quellen.

Als ich auf vom Falle ſtand,
Und den Blick umhergeſandt,
Fort war mein Gefährte.

Mich und auch mein gutes Roß
Sein Betragen ſehr verdroß.
Weh! was nun beginnen?

Sieh', aus Königs Garten dort
Flogen zu mir her ſofort
Drei ſchneeweiße Schwäne.

Und ſie ließen ſich herab,
Setzten ſich hin auf das Grab
Des geliebten Bruders.

Einer zu dem Haupte ſein,
Einer zu den Füßen ſein,
Einer ihm zur Seite.

Oben ſeine liebe Braut,
Unten ſeine Schweſter traut,
Neben ihm die Mutter.

Seine Braut, ſie weint um ihn,
Bis drei Wochen weiter zieh'n;
Drei Jahr ſeine Schweſter.

Doch das treue Mutterherz
Trägt den tiefen ſchweren Schmerz
Durch das ganze Leben.

Der Fang.

(Litthauiſch.)

Ei, den Wittwer möcht ich freien!
Werden möcht' ich ſeine Frau!
In ein Fiſchlein, ihn zu fangen,
Will ich mich verwandeln ſchlau.

Schwimmen will ich dann zum Meere,
Schwimmen das Geſtad' entlang,
Und da will ich mich verbergen
Leiſe in dem grünen Tang.

Mich verfolget dann der Wittwer,
Der ein Netz von Seide trägt,
Denket in dem Netz zu fangen
Fiſchlein, das ſich ſpielend regt.
Gar ſorgfältig lauſchend, meint er,
Daß er mich ſchon hat am Fädchen;
Ruft vergnügt: „Ein buntes Hechtchen!“
Und es iſt — ein hübſches Mädchen.

Des Mondes Untreue.

(Litthauiſch.)

Es vermählte ſich der Mond der Sonne,
Davon ward des erſten Frühlings Wonne.

Als die Sonne aufſtand früh am Morgen,
Hat der Mond im Scheiden ſich verborgen.

Einſam wandelt er am Himmelsbogen
Und der Venus ward ſein Herz gewogen.

Doch Merkur, ergrimmend, das zu ſchauen,
Hat ihn mit dem Schwert alsbald zerhauen.

Warum ließeſt Du, o Mond! die Sonne?
Warum wardſt der Venus Du gewogen?
Warum biſt Du in dem tiefen Dunkel
An dem Himmel einſam hingezogen?

Abſchied.

(Litthauiſch.)

Als ich Dich einſt gefrei't,
Hatteſt Du keine Zeit.
Nun wirſt Du weinen, Maid,
Sobald man Dir erzählt,
Daß eine And're
Ich mir gewählt.

Als ich auf's Roß mich ſchwang,
Und mir der Hut entſank,
Kam ſie ſo leicht und ſchlank,
Kam ſie ſo ſchlank und leicht,
Hat mir die Dirne
Den Hut gereicht.

Als ſie den Hut aufnahm,
Ihn mir zu geben kam,
Weinte ſie laut vor Gram.
Weine nicht, junge Maid!
Ich kehre wieder
Zur rechten Zeit.

Als ich nun ſprengte fort,
Wiehert' mein Rößlein dort.
Lebe wohl! hörſt das Wort,
Das ich noch ſprach zu ihr;
Ich kehre nimmer
Wieder zu Dir.

Die Wahrheit.

(Litthauiſch.)

Am Morgen in der Frühe,
Bei erſtem Sonnenſchein,
Saß meine liebe Mutter
Schon vor dem Fenſterlein.

„Nun ſage, liebe Tochter!“
Fragt' mich die gute Frau,
„Wo hat ſo früh Dein Kränzchen
Durchnäßt der Morgenthau?“

„„Ich ging ſo früh nach Waſſer
Schon aus, Du gute Frau!
Da hat mein grünes Kränzchen
Durchnäßt der Morgenthau.““

„Das iſt nicht wahr, o Tochter!
Das iſt gelogen, gelt! —
Du haſt ja Deinen Liebſten
Begleitet über Feld.“

„„Ja, das iſt wahr, o Mutter!
Iſt Wahrheit fort und fort,
Ich hab' mit meinem Liebſten
Gered't ein gutes Wort.““

Der gefallene Sohn.

(Litthauiſch.)

Warum klagt der alte, greiſe Vater,
Als der Sohn hinaus in's Feld gezogen?
„Gar zu jung iſt noch mein Söhnlein,
Noch gar zu unerfahren.“

„Halt' Dich gut,
Faſſe Muth,
Hab' die Fahn' in treuer Hut!
Wirſt im Felde ſterben,
Wirſt Dir Ehr' erwerben,
Dein gedenkt man, wenn Du längſt begraben.“

„Unſ're Brüder dort, die Lanzenträger,
Sagt: wie geht es meinem Sohn im Kriege?“
„Heftig Kämpfen, Schlagen, Siegen!
Schwerter dort verſtreuet liegen.“ —

„Halt' Dich gut,
Faſſe Muth,
Hab' die Fah'n in treuer Hut!
Wirſt im Felde ſterben,
Wirſt Dir Ehr' erwerben,
Dein gedenkt man, wenn Du längſt im Grabe.“

„Dort liegt, dort ſchläft mein lieber Sohn im Grab,
Auf ſeinem Hügel ſinkt der Thau hinab.“

Aus dem Ungariſchen.

Volksthümlich.

In's Weite.

(Ungariſch.)

Das Waſſer ſteigt, das Waſſer ſinkt,
Mein Herz ein tiefer Gram durchdringt.
O! ſetze, Röschen, Dich zu mir,
Dann nah'n uns helle Stunden hier;
Mein Herz, in ruhigem Genuß,
Wird dann ſo klar, wie Maro's Fluß.

Süß Täubchen, Du biſt trüb', wie ich,
Der Storch entfernet klappernd ſich,
Das Roß eilt nach der friſchen Au',
Und auf dem Graſe perlt der Thau.
Auf denn, mein Mädchen, auf zu Pferd,
In's Feld, dort wird uns Luſt beſcheert.

Des jungen Weibes Klage.

(Ungariſch.)

Ach! mühſam knet' ich hier den Teig
Und muß das Brod nun backen gleich;
Der Pfaffe kann Gebete leſen,
Der Edelmann in's Freie geh'n,
Der Arme wird nie froh ſich ſeh'n,
Nie iſt er ſorgenfrei geweſen.

Wie von dem Fels der Bergſtrom fällt,
War ich bedachtlos in der Welt;
O! wenn ich jetzt erſt mich vermählte,
Und nähme nun erſt einen Mann,
Säh' ich ihn lange prüfend an,
Wie auf dem Markt' ich Töpfe wählte.

Des armen Schelmen Lied.

(Ungariſch.)

Nun, Wirthin, hübſches Vögelchen!
Füll' mir das Glas mit Wein!
Ich will, ich armer Ungarknab',
Verjagen den Kummer mein.

Gott ſegne Dich, Kamerad zumal,
Und wolle Dich bewahren
Vor Strafgeſetzbuch und Fiscal,
Vor Türken und Tartaren.

Alles gleich.

(Ungariſch.)

Kleiner Becher, großer Becher Alles gleich, wenn Beide leer,
Aber ſchenkt ſie voll mein Weibchen, freuen wir uns Beide ſehr.

Kleines Glas und großes Glas, Alles gleich, wenn nichts darin;
Hat es nichts darin gefunden, wird gar zornig Weibchens Sinn.

Kleiner Löffel, großer Löffel, Alles gleich zur Eſſenszeit;
Aber Weibchen ſchilt auf Beide, wenn die Mahlzeit nicht bereit.

Kleiner Deckel, großer Deckel, Alles gleich, wenn er nichts deckt,
Schaut mein Weibchen d'runter hin, iſt's mehr zornig, als erſchreckt.

Kleiner Vorrath, großer Vorrath, Alles gleich bei Hungersqual.
Gebt nur Weibchen was zu kochen und ich ſteh' Euch für das Mahl.

Der Magyaren Tanz.

(Ungariſch.)

Das iſt ein hübſches Ding, zu glauben, daß je ein junger Magyar
In Lederſchuh'n und kurzen Hoſen wird tanzen. — Seht ihn nur, fürwahr,
Mit Klingeſpor'n und Federkalpak vor ſeiner Magyarenmaid,
Mit ihrer ſchönen Perlen-Paſta und ihrem ſtattlich reichen Kleid.

Sie ſagen, einſam wär' der Tanz, und voller Trauer wär' er auch.
Seht nur des Magyaren Fuß, wenn er ihn tanzt nach Landes Brauch.
Seht, wie ſie ihn in Somog tanzen, da ruhen ſie zu keiner Friſt
Und tanzen ihren Ugros durch, bis daß er ganz zu Ende iſt.

Franzoſentanz iſt Ziererei; und ob der deutſche Tanz auch leicht,
Bleibt er beſtändig doch daſſelbe und immer fort im Kreiſe ſchleicht;
Engländertanz iſt auch ermüdend, wie eine Kette lang und ſchwer,
Doch unſer Tanz, der iſt geheiligt von König Davids Zeiten her.

Ein Wort.

(Ungariſch.)

Ein Wort, ein einzig Wort, und dann
Tritt wieder zu der Arbeit an;
Will keinen Kuß, will nur ein Wort,
Ein einziges, und wieder fort.

Wenn ſich ein Burſche vor Dir zeigt,
Der ſich mit Roſenwaſſer ſtreicht
Und ſeinen Schnurrbart dreht und reibt,
So iſt's die Liebe, die ihn treibt.

Und wenn ſich Dir ein Mädchen zeigt,
Das ſich mit Roſenwaſſer bleicht,
Sei ſicher, es liebt einen Mann
Und wird ihn nehmen, wenn es kann.

Am Donau-Ufer ſteht ein Haus,
Es ſchaut ein Mädchen dort heraus.
Zehn Riegel vor der Thür. — Ei, was!
Die Riegel ſpreng' ich all' wie Glas.

Miska.

(Ungariſch.)

Miska kommt mit gelben Stiefeln und im Scharlachkleid;
Panni harrt am Ufer dorten, wohl geraume Zeit.
Wart' nicht, Panni, warte nicht, denn der Miska ſtutzt,
Daß er ſeine Stiefeln nicht und ſein Kleid beſchmutzt.

Wagt er auch ſein Scharlachkleid, weilt er dennoch dort,
Denn er kann nicht durch den Strom, der den Steg trieb fort,
Deſſen Bretter riß die Fluth weit hin an das Land;
Panni hat vom Liebſten auch ihren Blick gewandt.

Nicht das Kleid und nicht der Fluß, nicht des Nachbars Hund,
Daß ſich Beide abgewandt, hat gar andern Grund:
Böſes hat der Neid geſchwatzt — und es ging zurück
Ein Verlöbniß, einſt erzeugt von der Liebe Glück.

Der Storch.

(Ungariſch.)

Storch! Storch! armer Storch!
Warum iſt dein Fuß ſo blutig?
Ein Türkenknabe zerriß ihn dir,
Ein Ungarknabe, der heilt ihn dir
Mit Trommeln, Pfeifen und Geigen.

Tauſch.

(Ungariſch.)

Komm' her, ſüß Mädchen! komm' her zu mir,
Und bring' ein Maaß guten Wein's mit Dir,
Gieb mir einen Kuß, ich will einen Dir geben,
So prellet Keines das Andere, mein Leben.

Aus dem Slaviſchen.

Volksthümlich.

Verliebte Augen.

(Slaviſch.)

Aeuglein, meine Aeuglein!
Müßt ihr immer wach ſein?
Schlief't nicht geſtern Nacht,
Schlaft nicht heute Nacht,
Werdet dennoch friſch ſein!

Aeuglein, meine Aeuglein!
Es wird ſchlimm für euch ſein!
Gleich hat's jeder Mann
Euch es angethan,
Und ihr müßt ihm gut ſein. —

Aeuglein, ſchwarze Aeuglein!
Sind voll Schelmerei'n;
Meine die ſind blau,
Jede Seele, ſchau',
Muß den Meinen gut ſein.

Das verlaſſene Mädchen.

(Slaviſch.)

Durch den Wald mag ich nicht wandeln
Meiner ſchwarzen Augen wegen:
Ungarn könnten mich erblicken,
Die uns gern zu rauben pflegen.

O, wie iſt der Wald voll Bäume!
Wald, ſo weit man nur kann ſpähen!
Wär' er mein, ich ließ ihn hauen,
Um d'rin Majeran zu ſäen.

Majeran für arme Wittwen,
Nelken für die Unvermählten,
Veilchen für die jungen Dirnen,
Die den Liebſten ſchon ſich wählten.

Traurig iſt ein Wald, ein großer,
D'rin kein einz'ger Ahorn ſtehet;
Trauriger noch iſt ein Mädchen,
Das da ohne Freier gehet.

Einſtmals hatt' ich einen Liebſten,
Wie ihn Keine noch bekommen;
Aber eine böſe Seele
Hat ihn, ach! mir weggenommen.

Einſtmals hatt' ich einen Freier,
Schön und weiß und mir gewogen;
Aber, ach! zu fremdem Acker
Iſt der Vogel fort geflogen.

Wüßt' ich, wo ich würde wohnen,
Würd' ich gleich die Schritte lenken,
Um in Eile abzuwiſchen
Staub und Schmutz von meinen Bänken.

Mit dem Strohwiſch würd' ich wiſchen,
Weil kein Stäubchen d'rauf ich leide,
Und wie gerne würd' ich wiſchen
Mit dem Tüchlein auch von Seide.

Troſt.

(Slaviſch.)

Auf dem Felde
Steht ein Birnbaum,
Halb iſt er ſchon grün geworden;
Unter'm Birnbaum
Steht mein Schätzchen
Mit gar ſehr verweinten Augen.

Warum weinſt Du,
Warum klagſt Du,
Warum jammerſt Du, mein Liebchen?

Nimm das Tüchlein,
Wiſch' die Aeuglein,
Trock'ne Dir damit die Thränen.

„Wozu trocknen
Mit dem Tuche,
Da ich viel noch weinen werde,
Daß Du, Falſcher!
Mich betrogen,
Und ich nicht die Deine werde.“

Wirſt Du, Schätzchen!
Nicht mein Liebchen,
Soll Dich doch mein Bruder freien,
Biſt Du, Schätzchen!
Nicht mein Liebchen,
Biſt Du meine liebe Schwäg'rin.

Der Hirt ein Räuber.

(Slaviſch.)

Schäfchen, meine Schäfchen!
Mag, wer will, euch weiden!
Ich will von euch ſcheiden,
Werd' ein Räuber nun.

Schäfchen, meine Schäfchen!
Weiß wie Schnee im Grunde,
Meine letzte Stunde
Schlägt am Galgen doch.

Schäfchen, meine Schäfchen!
Mit den gold'nen Ringen,
Die gar traurig klingen:
Martin wird geköpft.

Jungfrauenmord.

(Slaviſch.)

Herrenwieſe unter'm Schloß,
Auf ihr iſt das Gras nicht groß.
Nun nur weiter! weiter!

Schneidet's dort ein hübſches Mädchen,
Wohl von Belgrad iſt's, das Käthchen.
Nun nur weiter! weiter!

Sieht ſie da der Edelmann,
Liebe hat's ihm angethan.
Nun nur weiter! weiter!

Jungfrau, ſprich! was willſt Du bieten
Für das Gras, das Du geſchnitten?
Nun nur weiter! weiter!

Sichel geb' ich Euch und Tuch,
Für das Bischen iſt's genug.
Nun nur weiter! weiter!

Laß' Dir alle Deine Gaben,
Will Dein rechtes Händchen haben.
Nun nur weiter! weiter!

Rechte Hand geb' ich nicht — nein!
Daß nicht flucht die Mutter mein.
Nun nur weiter! weiter!

Spann' mir, Knecht, nur an den Wagen,
Denn er ſoll auf's Feld mich tragen.
Nun nur weiter! weiter!

Finden dort ein Thierchen zart,
Eine Dirn' im zwölften Jahr.
Nun nur weiter! weiter!

Als ſie auf die Wieſe ziehen,
Sucht das Käthchen zu entfliehen.
Nun nur weiter! weiter!

Hieb ihr in die Bruſt hinein —
„Weh', 's iſt unſer Schweſterlein!“
Nun nur weiter! weiter!

Wo das Blut iſt hingefloſſen,
Aus dem Boden Roſen ſproſſen.
Nun nur weiter! weiter!

Kindliche Dankbarkeit.

(Slaviſch.)

Muß ich nun von hinnen zieh'n,
Darf nicht länger ſchwanken;
Weiß ich doch in meinem Sinn,
Wem ich werde danken.

Wem ich werde danken ſein,
Hab' ich wohl erwogen,
Väterlein und Mütterlein,
Die mich gut erzogen.

Das iſt zu hart.

(Slaviſch.)

Dich kann, kühles Wäſſerchen!
Nicht mein Fuß zertheilen. —
Liebchen in der Wache iſt,
Darf nicht zu ihr eilen.

„Warum will man, Schätzchen, denn
Nur ſo hart Dich ſtrafen?“ —
„Weil ich, Liebſter, dieſe Nacht
Hab' bei Dir geſchlafen.“

„Als Du, Liebchen, bei mir ſchliefſt,
Keins von uns ſich rühret,
Und doch hat zur Wache man,
Herzchen, Dich geführet?“

Aus dem Madegaſſiſchen.

Volksthümlich.

Madegaſſiſches Liebeslied.

Rahandeve, ſchöne Rahandeve!
Horch! ſchon ruft der Vogel der Nacht,
Und der Mond erglänzt am Himmel;
Meine Locken näßt der Thau des Abends.
Nah't die Stunde, was kann noch Dich hindern?
Rahandeve, ſchöne Rahandeve!

Fertig iſt das Lager, das aus Blättern
Und aus duft'gen Blumen ich bereitet;
Würdig iſt es Deiner ſüßen Reize,
Rahandeve, ſchöne Rahandeve!

Und ſie kommt; das ſchwere Athmen hör' ich,
Das der raſche Gang veranlaßt, höre
Auch das Rauſchen ihrer Pagne wieder,
Die die zarten Glieder einhüllt; ja ſie iſt es!
Rahandeve, ſchöne Rahandeve!

Odem ſchöpfe meine junge Freundin,
Ruhe aus auf meinem Knie. Wie freundlich
Iſt Dein Blick, wie lebhaft wallt Dein Buſen,
Sanft gedrückt von des Geliebten Händen,
Und Du lächelſt, ſchöne Rahandeve!

Deine Küſſe dringen durch die Seele,
Mir entflammt Dein Koſen wild die Sinne;
Halt', ich ſterbe! — Stirbt man denn vor Wolluſt,
Nahandove, ſchöne Nahandove?

Wie der Blitz verſchwindet das Vergnügen.
Schwächer wird Dein Odem und es ſchließen
Deine feuchten Augen ſich, Du ſenkeſt
Sanft Dein Köpfchen, ſanft Dein reizend Köpfchen.
Deine Gluth erliſcht in mattem Schmachten,
Nimmer warſt ſo ſchön Du, Nahandove,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

O wie ſüß iſt Schlaf im Arm der Liebe!
Aber nicht ſo ſüß, als ſolch Erwachen. —
Weh, Du ſcheideſt! Bis zum Abend muß ich
Unter Wunſch und Sehnſucht ſchmachtend warten.
Doch Du kommſt gewiß heut' Abend wieder,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Der Empfang.

(Madegaſſiſch.)

Sprich! wie heißt des Landes König! —
— Ampanani. — Und wo iſt er? —
— In der königlichen Hütte. —
— Führ' mich zu ihm. — Aber kommſt Du
Auch mit off'ner Hand? — Ich komme
Als ſein Freund. — So tritt herein! —

Heil dem Häuptling Ampananie! —
— Weißer Mann, ich grüße Dich! —
Freundlichen Empfang verſprechend. —
Was begehrſt Du? — Dieſes Land

Zu beſuchen, kam ich her. —
— Frei Dein Blick und Deine Schritte,
Doch die Schatten ſenken ſich
Und des Nachtmahls Stunde naht.
Breitet, Sklaven! eine Matte
Auf dem Boden aus, bedeckt ſie
Mit den breiten grünen Blättern
Des Bananenbaumes. — Bringet
Reis und Milch und reife Früchte.
Nelahe! tritt vor! Die ſchönſte
Meiner Töchter ſoll dem Fremdling
Dienen. Und ihr, junge Schweſtern,
Auf! erheitert uns das Nachtmahl
Nun mit Liedern und mit Tänzen.

Gaſtfreundſchaft.

(Madegaſſiſch.)

Führ' den Fremden zu der nächſten Hütte,
Breite, Nelahe! dort eine Matte,
Und ein Lager ſpreite d'rauf von Blättern.
Laß die Pagne fallen, die Dich einhüllt.
Siehſt in ſeinem Blick Du das Verlangen
Süßer Liebe, faßt er bei der Hand Dich,
Zieht Dich leiſe zu ſich hin und ſagt Dir:
Komm', o ſchöne Nelahe! und laſſ' uns
Mit einander dieſe Nacht verbringen!
Dann laſſ' Dich auf ſeinem Schooße nieder. —
Glücklich ſei die Nacht ihm und Dir reizend.
Scheide von ihm erſt im Augenblicke,
Wo es Dir der junge Tag geſtattet,
Daß in ſeinem Blicke Du die Freude
Sehen kannſt, die er durch Dich genoſſen.

Der Kampf.

(Madegaſſiſch.)

Welcher Unvorſicht'ge
Wagt es, Ampanani
Auf zum Kampf zu fordern!
Die Zapane nimmt er
Mit dem ſpitz'gen Knochen,
Und mit großen Schritten
Eilt er durch die Eb'ne.

Wie ein junger Palmbaum,
Auf dem Hügel ſproſſend,
Schreitet ihm zur Seite
Der geliebte Sohn.
Schonet, wilde Stürme!
Schon't die junge Palme,
Sproſſend auf dem Hügel.

Zahlreich ſind die Feinde.
Ampanani ſuchet
Einen nur von ihnen
Und hat ihn gefunden.
Tapferſter der Feinde!
Weithin glänzt Dein Ruhm,
Denn der erſte Hieb,
Den mit der Zapane
Du geführt, vergießet
Ampanani's Blut.
Aber ungerächet
Nimmer floß dies Blut.

Sieh', Du wirſt erſchlagen,
Und es iſt Dein Fall
Leider für die Deinen
Jetzt der Wink zur Flucht.

Eilig fliehen ſie
Fort zu ihren Hütten.
Doch der Tod folgt ihnen.
Und die rothen Fackeln
Legen bald in Aſche,
Weh'! das ganze Dorf.
Friedlich kehrt der Sieger,
Vor ihm her die Heerden,
Die gefang'nen Krieger.
Die betrübten Frauen.
Ihr, unſchuld'ge Kinder!
Lächelt und — ſeid Sklaven!

Des Sohnes Tod.

(Madegaſſiſch.)

Ampanani.

Es iſt mein Sohn im Kampf gefallen.
Beweinet Eures Häuptlings Kind.
Tragt ſeine Leiche nach der Wohnung
Der Todten, meine Freunde, hin.
Ein hoher Wall ſoll ſie beſchützen
Und Stiereshäupter rings umher,
Mit ihren wilden krummen Hörnern.
O, ehrt der Todten ſtillen Ruheort!
Denn fürchterlich ſind ſie im Zorne
Und ſchrecklich ihre Rache wird.
Beweinet, Freunde, meinen Sohn!

Die Männer.

Der Feinde Blut färbt nicht mehr ſeinen Arm.

Die Frauen.

Nicht küſſet And're Mund fortan ſein Mund.

Die Männer.

Es reifen nicht die Früchte mehr für ihn.

Die Frauen.

Nicht drückt mehr zarten Buſen ſeine Hand.

Die Männer.

Nicht ſingt er mehr im Schatten eines Baumes.

Die Frauen.

Nicht flüſtert er mehr der Geliebten zu:
Beginnen wir von Neuem ſüßes Spiel?

Ampanani.

Genug habt ihr den Sohn beweint,
Der Trauer folge Freude nun;
Denn morgen zieh'n wir ſelbſt vielleicht
Dahin, wohin er heute zog.

Mittagsruhe.

(Madegaſſiſch.)

Es iſt ſo ſüß, bei heißer Mittagshitze
Im Schatten des belaubten Baums zu ruh'n,
Und zu erwarten, daß der Abendwind
Dir Kühlung bringt.

Ihr Frauen nahet Euch, und da ich ruhe
Im Schatten dieſes dichtbelaubten Baums,
Beſchäftiget mein Ohr mit Eurer Klänge
Gedehntem Ton.

Singt von der jungen Maid, wie ihre Finger
Die Matte flechten, wie ſie bei dem Reiß
Zur Wache ſitzt und die begierigen Vögel
Sorgfältig ſcheucht.

Mich freut Geſang. — Und einem Kuſſe gleichend
Erſcheinet mir an Süßigkeit der Tanz.
Bewegt Euch langſam, ahmt die Luſt, das Schmachten,
Die Wolluſt nach.

Der Abendwind erhebt ſich, durch die Bäume
Des Hügels bricht des Mondes heller Strahl.
So gehet denn, ihr Frauen, und bereitet
Das Mahl der Nacht.

Der Tochter Klage.

(Madegaſſiſch.)

Eine Mutter ſchleppte zum Geſtade
Ihre Tochter hin, die einz'ge Tochter,
Um ſie dort den Weißen zu verhandeln.

„Mutter, weh! Dein Leib hat mich getragen,
Deiner Liebe erſte Frucht war ich.
Wodurch hab' ich ſolches Leid verdient?
Hab' ich nicht Dein Alter unterſtützt?
Nicht für Dich den Boden angebauet?
Nicht für Dich die Früchte eingeſammelt?
Nicht für Dich den Fiſch im Fluß gefangen?

Schützt' ich Dich, o Mutter! nicht vor Kälte?
Trug ich Dich, o Mutter! bei der Hitze
Nicht in duft'gen Laubes kühlen Schatten?
Wacht' ich nicht, o Mutter! wenn Du ſchlieſeſt?
Scheucht' ich ſorgſam nicht von Dir die Mücken?
Was ſoll ohne mich nun aus Dir werden?
Sieh', das Geld, das Du für mich empfängeſt,
Schafft Dir, Mutter! keine Tochter wieder;
Weh'! Du wirſt in tiefes Elend ſinken!
Und mein größter Schmerz wird ſein, o Mutter!
Fern von Dir, nicht mehr Dir helfen können.
O, verkaufe nicht die einz'ge Tochter!" —

Doch umſonſt das Fleh'n. — Sie ward verhandelt,
Auf der Weißen Schiff geführt, in Ketten,
Und verließ das Vaterland auf immer.

Die unglücklich Liebenden.

(Madegaſſiſch.)

Schöne Yaouna!
Wo biſt Du?
Es erwacht der König,
Streckt die Hand, die liebende, aus,
Mit Dir zu koſen. —
Wo biſt Du,
Schuldbeladene Yaouna?

In den Armen des neuen Geliebten
Haſt Du ruhige Freuden gekoſtet,
Süße Freuden. Genieße, genieße!
Denn es endet mit ihnen Dein Leben.

Furchtbar iſt des Königs Zürnen:
Eilet Wachen!
Bringet Yavuna,
Und mit ihr den Frechen,
Mit dem ſie koſet.

Beide bringt man nackt, in Ketten,
Und in ihren Augen miſchet
Noch der Wolluſt letzter Schimmer
Sich mit Angſt.

Ihr habt Beide den Tod verdient,
Beide ſollt ihr ihn empfangen.
Nimm, o Frecher! die Zapaye
Und durchbohre die Geliebte.

Den Jüngling ſchaudert's; er weicht zurück
Und deckt das Geſicht mit den Händen.
Doch Yavuna ſieht zu ihm auf
Mit Blicken, ſüßer, als Honig des Frühlings,
Mit Blicken, in denen die Liebe
Durch Thränen glänzt.

Wüthend faßt der König die Zapaye,
Schleudert ſie mit ſeiner ganzen Kraft.
Yavuna ſinkt getroffen nieder;
Ihre ſchönen Augen ſchließen ſich.
Der letzte Seufzer öffnet
Ihren erbleichenden Mund.
Einen Schrei des Entſetzens
Stößt der Jüngling aus. —
Ich habe dieſen Schrei gehört,
Er hallt in meiner Seele wieder
Und die Erinn'rung faßt mich mit Grauſen.

Zu gleicher Zeit empfängt er
Den Todesſtreich und ſinkt
Auf die Geliebte nieder.

Unglückliche! — O, ſchlummert nun in Frieden,
Und ungetrennt fortan den Schlaf des Grabes!

Der böſe Tag.

(Madegaſſiſch.)

Furchtbarer Niang! warum öffneſt Du
An einem böſen Tage meinen Schooß?

Wie iſt das Lächeln einer Mutter ſüß,
Wenn ſie ſich zu dem Neugebornen neigt! —
Allein wie grauſam iſt der Augenblick,
Wo ihren Erſtgebor'nen in den Fluß
Sie ſchleudert, um das Leben ihm zu rauben,
Das ſie erſt eben ihm gegeben hat?
Unſchuldiges Geſchöpf! — Unglücklich iſt
Der Tag, den Du erblickſt, mit böſem Einfluß
Bedroht er Alle, die ihm folgen werden.
Verſchon' ich Dich, ſo furchet Häßlichkeit
Das Antlitz Dir; durch Deine Adern wühlt
Das Fieber; unter Schmerzen wirſt Du groß;
Auf Deinen Lippen wandelt ſich der Saft
Der ſüßen Frucht in bitt're Feuchtigkeit;
Von gift'gen Windes Hauch verdorrt der Reiß,
Den Deine Hand gepflanzt; die Fiſche kennen
Dein Netz und fliehen es; der Liebſten Kuß
Iſt kalt und ohne Süßigkeit für Dich,
Und Unvermögen läßt nicht von Dir ab,
Wenn koſend ihre Arme Dich umfangen.

Stirb denn, mein Kind! ſtirb jetzt ein einzig Mal,
Um tauſendfachem Tode zu entgeh'n.
Grauſe Nothwendigkeit! — Furchtbarer Niang!

Die Weißen.

(Madegaſſiſch.)

Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!
Zu der Väter Zeiten kamen Weiße
Nach der Inſel, und man ſprach zu ihnen:
Hier iſt Land; laßt Eure Frau'n ſein warten,
Seid gerecht und gut, und unſ're Brüder.

Wohl verſprachen es die Weißen, dennoch
Warfen ſie die Wälle auf; die Feſtung
Hob ſich drohend, und ſie ſperrten Donner
In die ehernen Rachen; ihre Prieſter
Wollten unbekannten Gott uns geben,
Sprachen von Gehorſam und von Knechtſchaft.
Eher Tod! — Der Kampf war lang und blutig;
Aber trotz den Blitzen, die ſie warfen,
Die uns ganze Heere wild getödtet,
Wurden Alle, Alle ausgerottet.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Neue Zwingherren kamen, ſtärker, größer,
Pflanzten ihre Zeichen auf am Ufer.
Doch der Himmel kämpfte für uns mächtig;
Regen ſandt' er nieder, Ungewitter,
Gift'ge Winde ließ er ſie umrauſchen,
Sie ſind hin, ſind todt; wir aber leben,
Leben frei, und im Genuß der Freiheit.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Königliche Großmuth

(Madegaſſiſch.)

Ampanani.

„Sprich! wie heißeſt Du, gefang'ne Jungfrau?“

Vania.

„„Herr, Vania nennt man mich.““

Ampanani.

„Vania,
Reizend biſt Du, wie das Licht des Morgens;
Aber warum weinen Deine Augen?“

Vania.

„„Ach, mir war, o König, ein Geliebter.““

Ampanani.

„Und wo iſt er jetzt?“

Vania.

„„Vielleicht getödtet
Im Gefecht; vielleicht durch Flucht gerettet.““

Ampanani.

„Laß ihn, wo er iſt; ich will Dich lieben.“

Vania.

„„Habe Mitleid, König, mit den Thränen,
Die die Füße reichlich Dir benetzen.““

Ampanani.

„Sprich, was willſt Du?“

Vania.

„„Meine Augen küßt' er,
Der Unglückliche, und meine Lippen,
Schlummerte an meiner Bruſt; im Herzen
Lebt er mir, Nichts kann ihn dort vertilgen.““

Ampanani.

„In den Schleier hülle Deine Reize;
Rede weiter!“

Vania.

„„Laß mich, Herr, ihn ſuchen
Bei den Todten, oder den Entfloh'nen.““

Ampanani.

„Geh' und thu' es.“ Wer da Küſſe raubet,
Die mit Thränen ſind gemiſcht, verderbe!„

Zanchor und Niang.

(Madegaſſiſch.)

Zancher und Niang erſchufen die Welt,
O Zancher, wir richten an Dich kein Gebet!
Der gütige Gott braucht kein Gebet,
Aber zu Niang müſſen wir beten
Müſſen Niang beſänftigen.
Niang, böſer und mächtiger Geiſt,
Laß nicht die Donner ferner uns droh'n,
Sage dem Meer, in der Tiefe zu bleiben,

Schone, Riang! die werdenden Früchte
Trockne nicht aus den Reis in der Blüthe,
Laß nicht die Frauen gebären an Tagen,
Die Verderben und Unglück bereiten.
Zwinge die Mutter nicht mehr, die Hoffnung
Ihres Alters im Fluſſe zu tödten.
O verſchone die Gaben des Zanchor,
Laß ſie nicht alle, alle vernichten.
Siehe, Du herrſcheſt ſchon über die Böſen,
Groß iſt, Riang, die Anzahl der Böſen,
Darum quäle nicht mehr die Guten.

Aus dem Chineſiſchen, Indiſchen, Perſiſchen, Tuka-Turkmanniſchen und Türkiſchen.

Volksthümlich.

Mou-lân.

(Chineſiſch.)

Tſi-Tſi, noch ein Mal Tſi-Tſi!
Mou-lan webt vor ihrer Thüre,
Nicht hört man des Schiffchens Schwirren,
Nur der jungen Dirne Seufzer.
„Woran denkſt Du, junge Dirne?
Worauf ſinnſt Du, junges Mädchen?“ —
„An nichts denkt die junge Dirne,
Auf nichts ſinnt das junge Mädchen.“

„Geſtern erſt ſah ich die Liſte,
Zahllos Heer hebt aus der Kaiſer.
Zwölf der Theile hat die Liſte
Und in jedem Vaters Namen.
Keinen Sohn haſt Du, mein Vater!
Keinen Sohn, zum Krieg erwachſen.
Keinen Bruder haſt Du, Mou-lan,
Der an Jahren älter wäre.“

Morgen will ich nach dem Markte,
Pferd und Sattel mir zu kaufen,
An der Stelle meines Vaters,
Wie ein gutes Kind, zu dienen.“
Auf dem Oſtmarkt kauft ein Pferd ſie,
Auf dem Weſtmarkt einen Sattel,
Auf dem Südmarkt einen Zügel,
Auf dem Nordmarkt eine Peitſche.

Lebewohl ſagt ſie am Morgen
Ihrem Vater, ihrer Mutter.
Abends bei dem gelben Fluſſe
Will die Nacht ſie dort verbringen;
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen,
Höret nur das dumpfe Rauſchen
Von des gelben Fluſſes Wellen.

D'rauf am Morgen nimmt ſie Abſchied,
Scheidend von dem gelben Fluſſe;
Abends iſt ſie angekommen
Bei des ſchwarzen Fluſſes Quelle.
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen,
Höret bei dem ſchwarzen Fluſſe
Nur des Yenchan wilde Reiter.

„Wohl zehntauſend Meilen Weges,
Hab' ich in dem Krieg durchzogen;
Ueber Felſen, über Schluchten,
Setzt' ich flüchtig wie ein Vogel.
Meinem Ohre trug der Nordwind
Des Nachtglöckchens Ton herüber,
Und auf meine Eiſenkleider
Schien der Mond mit kaltem Lichte,
Und nach hundert wilden Kämpfen
Iſt der Feldherr uns gefallen.“

„Nach zwölf ewig langen Jahren
Kehrt zurück der tapf're Krieger
Und geht alſo gleich zum Kaiſer.
Auf dem Throne ſitzt der Kaiſer
Und vertheilt der Würden eine
Oder tauſend Unzen Silbers.
Mou-lan wünſcht nicht Amt, noch Würde,
Leih' ihm eins von den Kameelen,
Die an einem einzigen Tage
Mehr als tauſend Meilen machen,
Daß es nach dem Vaterhauſe
Bringe ein geſchied'nes Kind.“

Als der Vater und die Mutter
Ihrer Tochter Rückkehr hören,
Eilen fort ſie aus dem Thore,
Geh'n ihr alſobald entgegen.
Als der ältern Schweſter Rückkehr
Ihre jüngern Schweſtern hören,
Laſſen gleich ſie ihre Kammer,
Schön geſchmückt mit reichen Kleidern.
Als der ältern Schweſter Kehren
Nun ihr jüng'rer Bruder höret,
Schleift er alſobald ein Meſſer,
Um ein junges Lamm zu tödten.

„Meine liebe Mutter! Oeffnet
Mir des Saals nach Oſten Thüre,
Setzet mich auf einen Seſſel,
Der nach Weſten iſt geſtellet;
Zieht mir aus das Kleid des Kriegers,
Legt mir an die alten Kleider.
Meine Schweſtern, vor der Thüre
Wartend, ordnen ihren Hauptſchmuck
Und durchflechten vor dem Spiegel
Reich ihr Haar mit goldnen Blumen.“

Mou-lan geht aus ihrer Kammer
Und beſucht die Kriegsgenoſſen;
Von Erſtaunen und Verwund'rung
Sind ergriffen die Genoſſen,
Zog ſie doch in ihren Reihen
Fort mit ihnen zwölf der Jahre,
Und ſie haben nicht erfahren,
Daß Mou-lan ein Mädchen war.
Man erkennet bald den Haſen,
Weil im raſchen Lauf er ſtolpert,
Und an den erſchreckten Blicken
Kennet man alsbald die Häſin;
Doch wenn ſie zuſammen laufen,
Wer erkennt da ihr Geſchlecht?!

Hammer der Thorheit

oder

Mittel wider die Zerſtreuung der Seele.

(Indiſch.)

O, hüte Dich, Getäuſchter! vor der Schätze Sammeln allermeiſt,
Erzeuge Widerwillen Dir davor im Körper wie im Geiſt.
Mit jenem Reichthum, den Du haſt erworben durch Dein Gutesthun,
Erfreue Deine Seele Dir und laß habgierig Streben ruh'n.

Wer iſt Dein Weib und wer Dein Sohn; wer iſt es, der Dich ſelber ſchuf?
Wie wundervoll iſt dieſe Welt! — das nur ſei fortan Dein Beruf,
Darüber nachzudenken ſtets, bei Tage, Bruder, wie bei Nacht,
Und denke d'rüber nach von Neuem, wenn Du darüber nachgedacht.

O, prahle mit dem Reichthum nicht, mit Dienern, Jugend und Geſchick,
Das Alles reißt die Zeit hinweg von Dir in einem Augenblick.
Gleich Maya ſcheuche Täuſchung fort, und ſetz' auf Brahma's Fuß Dein Herz,
Dann wird Dir Kenntniß bald von ihm, wenn Du Dich wendeſt himmelwärts.

Sowie der Waſſertropfen zittert auf dem bewegten Lotosblatt,
So iſt das Menſchenleben gleichfalls unſäglich ſchlüpferig und glatt.
Die Tugendhaften ſind Dir hier nur augenblicklich zugeſellt;
Es ſegelt unſer Schiff vorüber im weiten Ocean der Welt.

Es wankt der Leib, das Haupt iſt grau und ohne Zähne iſt der Mund,
Es zittert in der Hand Dein Stab, wenn Du ihn ſtützeſt auf den Grund;
Und doch, ob auch der Wind der Zeit Dich unaufhaltſam vorwärts treibt,
Die Flaſche der Begehrlichkeit von Dir ſtets ungeleeret bleibt.

Es kehrt der Tag, es kehrt die Nacht, der Abend kehrt, der Morgen kehrt;
Der Winter und der Frühling auch, des Lebens Zeit, vorüberfährt;
Allein der Wind des Hoffens weht noch nach wie vor, wie er geweht,
Ihn hemmet nichts, er weht ſtets und unaufhörlich früh, wie ſpät.

Wie bald ſind doch geboren wir, wie bald nicht todt, o Bruder
mein!
Wie lange liegſt vor der Geburt Du in dem Leib der Mutter Dein!
Wie kommt es, daß hienieden doch das Laſter ſolche Herrſchaft hält,
Was iſt es denn, das Dir, o Menſch! auf Erden nur ſo wohl gefällt?

Zu wohnen unter'm Himmelsdach, am Fuß des Baumes hoch und
weit,
Den Boden zu der Lagerſtätt', des Thieres Fell zu ſeinem Kleid,
Entſagen jeder äußern Luſt und jedem irdiſchen Genuß,
Wen füllet ſolche Frömmigkeit nicht mit Entzückens Ueberfluß?

Leg' Deine Neigung nicht zu ſehr auf einen Freund, auf einen
Feind,
Auf einen Vetter oder Sohn, ob Krieg ob Frieden Euch vereint,
Sei gegen Alle gleich geſinnt, unwandelbar zu jeder Zeit,
Wenn gar Du ſchnell erreichen willſt des Wiſchnu Urvollkommenheit.

Acht Berge echten Urſprungs ſind, und echten Urſprungs ſind acht
Seen,
Brama, Indra, die Sonne, Rudra, die werden ewiglich beſtehn,
Nicht Du, nicht ich, nicht dieſes Volk, noch jenes und zu keiner Zeit,
Warum ſoll ſich erheben denn in unſern Seelen Aengſtlichkeit?

In Dir, in mir, in Jedem iſt Wiſchnu, in aller Weſenheit,
Wie kann Dich meine Nähe denn mit Zorn erfüllen oder Leid,
Sieh mich in Dir und Dich in mir, ſieh jeden Geiſt in Deinem Geiſt,
Und lege aller Orten ab den Wahn, daß Du ein And'rer ſeiſt.

Der Knabe freut ſo lange ſich an ſeinem knabenhaften Spiel,
Dem Jünglinge behagt ſo lang' das Mädchen, das ihm wohl gefiel,
Es hängt der Greis in einem fort dem Uebel nach, das ihn befängt,
Daß Keiner forſcht und forſchend ſinnt und an das höchſte Weſen
denkt. —

Dies iſt die Lehre, Lernenden in zwölf der Strophen abgetheilt,
Was kann mit Solchem denn geſcheh'n, der nicht dabei mit Andacht
weilt?
Wer dieſes Werk mit Frömmigkeit nicht hört und in ſein Inneres
ſchaut,
Was kann mit Solchem noch geſcheh'n, den dieſe Lehre nicht erbaut!

Des Stallmeiſters Weib.

(Perſiſch.)

Eines Gärtners Weib will ich nicht ſein,
Er wirft mir Staub in die Aeugelein,
Was immer auch ein Gärtner beginnt,
Das erleuchtet er ſtets mit Lampen geſchwind.
Er kommt und klopfet an die Thür,
Ich öffne ſie ihm nach Gebühr.
Da ſchlägt er gleich, der dumme Tropf,
Mir mit dem Spaten auf den Kopf.

Eines Mellach Weib will ich nicht ſein,
Er wirft mir Staub in die Aeugelein.
Was immer auch ein Mellach wagt,
Das fängt er an: „Die Sure ſagt.“
Er kommt und klopfet an die Thür,
Ich öffne ſie ihm nach Gebühr,
Da ſchlägt er mich, der dumme Tropf,
Mit ſeinem Turban auf den Kopf.

Eines Milchmanns Weib will ich nicht ſein,
Er ſtreut mir Staub in die Aeugelein.
Er thut, was immer er treib' und thu',
Wohl hundert Mal als melkt' er die Kuh.

Er kommt und klopft an meine Thür,
Ich öffne ſie ihm nach Gebühr,
Da gießet er, der dumme Wicht,
Mir einen Milchtopf in's Geſicht.

Des Krämers Weib will ich nicht ſein,
Eh' will ich mit Aſche mein Haupt beſtreu'n.
Denn die Gewürze, die er gab,
Die führen wie Rhabarber ab.
Er kommt und klopfet an die Thür,
Ich öffne ſie ihm nach Gebühr,
Da wirft er gleich, der dumme Wicht,
Mir ſeinen Mörſer in's Geſicht.

Stallmeiſters Weib, das will ich ſein!
Denn was er thut und was er ſchafft,
Das thut er gleich mit weit mehr Kraft,
Als alle Andern insgemein. —
Solchen will ich! —

Die Roſe.

(Perſiſch.)

Geſtern auf dem Wieſenmeere
Wollt' ich Roſenblätter ſammeln.
Roſenwaſſer zu bereiten;
Da gewahrt' ich eine Roſe,
Eine welke, die zerdrücket
War, gleich mir und alſo fragt' ich:
„Sprich, was haſt Du denn begangen,
Daß man auf der Liebe Feuer
Dich verbrannte?“ Sie erwidert:
„„Eine kurze Weile lächelt'
Heiter ich in dieſem Garten.

Wehe mir! Ich ſah im Traume
Vor'ge Nacht des Vielgeliebten
Angeſicht, von Schönheit ſtrahlend;
War mir's doch, ich ſei im Garten
Süßer Hoffnung, Blumen pflückend.
Dornenlos und duftend alle.
Doch des Morgens Vogel weckte
Eiferſüchtig mich mit Schreien.
O daß bis zum jüngſten Tage
Nimmer aufgewacht ich wäre!

Der Ertrunkene.

Lied der Ghilanis.

(Tuka-Turkmanniſch.)

Ich ritt auf ſchwarzem Roß, der Heimath zugewandt,
Da holte mich der Tod ein an des Fluſſes Rand.
O tödte mich nicht, Tod! ich bin ja noch ſo jung.
Ich bleibe doch ſo gern hier als Erinnerung
Vom Vater und der Mutter, gelaſſen in der Welt.

Lied des Karajoglan.

(Tuka-Turkmanniſch.)

Mag die Welt ſich gegen mich erheben,
Mögen Alle wild mir widerſtreben,
Dennoch ſcheid' ich nicht von Dir, Geliebte!
Mag am jüngſten Tag die Erde beben,
Dennoch ſcheid' ich nicht von Dir, Geliebte!
Mag wild der Prophet Befehle geben,
Argu Gamber meiden, ich nicht Dich, Geliebte!
Ich, der Jüngling, komm' vom Lager eben

Und ich ſcheide nicht von Dir, Geliebte!
Zucker ruht auf Deinem Munde, Leben!
Und ich ſcheide nicht von Dir, Geliebte!
Bulbul mög' fort von der Roſe ſtreben,
Aber nimmer ich von Dir, Geliebte!
Früh muß ich vom Bette mich erheben;
Doch ich ſcheide nicht von Dir, Geliebte!
Zu den Heil'gen betet all mein Streben,
Ferhad laſſe Schirin, ich nicht Dich, Geliebte!
Karajeglan ſagt': Mög' Gott es geben!
Und ich ſchwör': Nie ſcheiden wir, Geliebte!

Frühlingslied.

(Türkiſch.)

Du hörest Bulbul künden laut, daß ſich der Frühling freundlich naht,
Der eine Freudenlaube jetzt in jedem Hain bereitet hat,
Allwo der Mandelbaum ſo herrlich die Silberblüthen rings verſtreut:
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die Hügel ſind, es ſind die Thäler mit tauſend Blumen ausgeſchmückt,
Im Garten iſt ein Zelt von Roſen, zum Freudenſitze ausgeſchmückt.
Wer weiß denn, wer von uns noch lebet, wenn ſich die Jahreszeit erneut!
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet, er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Laube Hecken ſind gefüllt mit Achmeds Augen hellem Schein,
Die ſchönen Tulpen ſind zu ſchauen, wie alle die Genoſſen ſein.
O komm', Du Volk des Muhammed! dies iſt die Zeit, die Jeden freut;
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Thau glänzt auf der Lilie Blättern, wie eines Säbels heller Schein,
Thautropfen fallen von dem Himmel in's volle Roſenbeet hinein.
O, folge mir! o, höre mich, wenn Dich gelüſtet, was erfreut:
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die Roſen und die Tulpen gleichen den rothen Wangen ſchöner Maid,
In deren Ohr, wie Tropfen Thau, die Perlen hängen aufgereiht.
O, täuſche Dich nicht, nur zu glauben, daß Solches lange Dauer beut!
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Tulpen- und der Roſenflor im Garten voller Schönheit ſteht,
Und Sonnenſtrahl und Regenſchauer färbt, wie mit Blut, ein jedes Beet.
Verbring' den Tag, ein kluger Mann, mit einem Freund, der Dich erfreut;
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet, er iſt's, der keine Dauer beut.

An jedem Morgen gießt die Wolke Demanten auf den Garten frei,
Es iſt der Hauch des Windes voll von Moſchus aus der Tartarei.
Verſäume nimmer Deine Pflicht aus Lebensluſt, daß Dich's nicht reu't.
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die ſüße Laube hat die Luft mit Wohlgerüchen angeſchwellt,
Daß Roſenwaſſer wird der Thau, bevor er auf die Erde fällt.
Ein Wolkenzelt der Himmel breitet hell über unſ'rem Garten heut';
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Wer Du auch biſt, o wiſſe, daß den Garten hat der Herbſt entweiht;
Allein es kam der Erde Fürſt, der ausgetheilt Gerechtigkeit;
Als er geherrſcht, da ward mit Wein der Schenke überreich erfreut.
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Mit dieſem Lied feir' ich das Thal; ein Angedenken ſei es mir
An die allhier Verſammelten und an die ſchönen Jungfrau'n hier.
Meſihi, Bulbul ähnlich iſt, geht er mit Jungfrau'n, wie's ihn freut:
Seid fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Aus dem Arabiſchen.

Volksthümlich.

Abſchied in der Nacht.

(Arabiſch.)

Nimmer werd' ich ſie vergeſſen,
Die geliebte holde Maid,
Die zu mir in's Zelt gekommen,
Mit umſicht'ger Schüchternheit.

Schwer auf ihren Augenliedern
Hat der Schlaf ſich ausgeſtreckt,
Und es klopft ihr Herz im Buſen,
Von der bangen Furcht erſchreckt.

Ihres Stammes Drachen ſehend,
Hat ſie leiſe ſich bewegt,
Und bebend' vorüberſchlüpfend,
Alles Zagen abgelegt.

Auch die Ringe, die ihr Füßchen
Zierten, hat ſie abgeſtreift,
Daß, von ihren Klang verrathen,
Nicht das Unglück ſie ergreift.

Sie beklagte tief das Dunkel
Ihres Weges in der Nacht,
Das vor ihrem Blick verhüllte
Hellen Morgenſternes Pracht.

Denn des Mondes Augenlieder
Hat in dieſer finſtern Nacht
Ganz und gar des Dunkels Pulver
Unauslöſchlich ſchwarz gemacht.

Eine Nacht, in der die Wolken,
Gleich Kameelen, auf der Bahn
Mit weit aufgeriſſ'nen Augen
Aengſtlich nach den Sternen ſah'n.

Während rings des Himmels Augen,
Durch den ganzen, weiten Raum,
Ausgegoſſen bitt're Thränen
An des Horizontes Saum.

Seine glänzend weißen Zähne
Hat der raſche Blitz gezeigt,
Vor Erſtaunen, ob dem Wechſel
Der das Firmament erreicht.

Und des Donners wildes Rollen,
Das ſich um die Klippen drängt,
Hat der tauben Felſen Ohren
Faſt mit ſeiner Kraft zerſprengt.

Sehnſuchtsvoll mich zu umfangen
In der Gegenliebe Glück,
Drängte ſie doch, ſanft erröthend,
Mich aus ihrem Arm zurück.

Ihrer Seufzer ſchweres Athmen,
Als ſie liebend mit mir ſprach,
Rief in meinem tiefſten Herzen
Längſt erloſch'ne Flammen wach.

Unverſieglich quoll der Worte
Strom hervor aus ihrer Bruſt,
Denn ſie tadelte voll Liebe
Meine ew'ge Reiſeluſt.

„Du haſt mich mit Leid erfüllet,“
— Redet ſie in ihrem Schmerz —
„Und es iſt durch Dich geſchmolzen
Mir in meiner Bruſt das Herz.

„Die Dich liebt, haſt Du verrathen,
Und Du liebſt, wer Dich verrieth,
Da Dein Fuß von Land zu Lande
Irrt und ſelten Wohnſitz ſieht.

„Oftmals tragen Dich die Wogen
Auf dem weiten, wilden Meer,
Und dann wieder mußt Du ſtreifen
Raſtlos am Geſtad' umher.

„Welche and're Früchte, als Mühe,
Welcher Lohn, als Unbeſtand,
Kann Dir werden von dem Ziehen
Durch das ferne, fremde Land?

„Haſt Du Dich der Antelope
In der Wüſte zugetheilt,
Und Dein zahmes Reh vergeſſen,
Das in Deiner Heimath weilt?

„Biſt Du unſ'rer Nähe müde,
Daß es Dich zur Fremde zieht?
Wehe dem, der von den Seinen
Die ſo treu ihn lieben, flieht! —

„Willſt Du nimmer Mitleid fühlen
Mit dem armen Herzen mein,
Das ſich ſtets nach Troſte ſehnet
Und ſtets ohne Troſt muß ſein?“

Mohammed Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft.

(Arabiſch.)

Mit frohem Herzen, heiter'm Sinn
Pflegt' ich den jungen Tag zu weih'n
Wie grüßet jetzt Mohammed ihn?
Gefangen, hülflos und allein.

Die Töchter in der Schönheit Pracht,
Im Lumpenkleid', in bitt'rer Noth,
Sie müſſen, webend Tag und Nacht,
Erwerben jetzt ein kärglich Brot.

Ihr Fuß, der nie betrat den Grund,
Bis Moſchus ſich dem Tritte bot,
Muß nackt, an vielen Stellen wund,
Jetzt waten durch den tiefen Koth. —

Der Wange Roth, in Weh gehüllt,
Von bittern Zähren überdeckt,
Wo jede, die das Auge füllt,
Zugleich den ſchweren Seufzer weckt.

Das Schickſal, dem ich einſt gebot,
Und das demüthig ſich gebückt,
Sieht jetzt mich ſelbſt in tiefer Noth,
Vom Unterdrücker unterdrückt.

Ihr Sterblichen, ſo ſtolz und groß!
Und die ihr gebt der Hoffnung Raum,
Bleibt achtſam auf Mohammed's Loos;
Geſteht, das Glück iſt nur ein Traum!

Auf die Schlacht von Sabla.

(Arabiſch.)

Sabla, Du ſahſt den jauchzenden Feind
Sich an dem Sieg, dem erdichteten freu'n,
Du hörteſt die Weiber, im Wahnſinn vereint,
Umher verletzende Worte verſtreu'n.

„Nun trefft Eure Wahl — Ihr geſchlagen, verbannt,
Des Friedens Geſetz, von uns rührt es her;
Empfanget die Feſſel an Eurer Hand,
Oder in Euer Herz den Speer.“

Wir riefen: „iſt denn der Kampf vorbei,
Sind wir Euch beſiegt zu Füßen geſtreckt?
Wagt Ihr zu entſcheiden ſo keck und frei,
Was des Schickſals Dunkel noch deckt?

„Wohl mancher hellere Tag noch erſcheint,
Als der, der jetzt ſich zögernd beut,
Wo Kampf um Frieden und Freiheit vereint
Den Kranz der künftigen Stunden erfreut.“

Wir ſtanden dem Feind, der wild uns naht';
Ueber Sabla's Eb'ne entlang
Bezeichnet der rothe Säbel den Pfad,
Als in ihren Haufen er drang.

Und als ſie der Arm des Todes umwand,
Da riefen wir: „das iſt die Wahl!
Wir hatten den Säbel feſt in der Hand
Und in Euer Herz dringt der Stahl!“

Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge.

(Arabiſch.)

Aus unſern ſtarren Augen bricht
Ein Strom von Thränen und von Blut;
Wir wünſchen nichts, wir ſorgen nicht,
Als wer vergießt die größte Fluth.

Doch können Thränen Schutz verleih'n?
Was iſt's, das Hülfe jetzt gewährt,
Da rings das Land mit Flammenſchein,
Vom Schwerdt entzündet, Krieg verheert?

Nicht ſenke Ruhe mehr der Schlaf
Verführeriſch auf Euch herab.
Ein Schlag, gleich jenem, der uns traf,
Weckt ſelbſt die Todten aus dem Grab.

Bedenkt, wo die Genoſſen ruh'n!
Seht ihr Geſchick, ihr Leiden hört!
Wie Dieſer flieht durch Wüſten nun,
An Jenem wild der Geier zehrt.

Doch der elender noch den Hohn
Der Chriſtenzunge ſchwer empfand.
Hört es — Ihr tragt ſo lange ſchon
Des Friedens ſeidenes Gewand.

Bedenkt, wie Syriens reiche Flur
Ein blut'ger Regen färbt mit Roth.
Wie mancher Schönheits-Blüthe nur
Sich Schutz in Syriens Feſten bot.

Arabiens Jünglinge, könn't Ihr
Taub für des Ruhmes Stimme ſein?
Ihr, Krieger Perſiens, zögert hier,
Und fürchtet, euch dem Kampf zu weih'n?

Leila.

(Arabiſch.)

Komm', Leila, fülle mir den Becher
Und gieb herum den roſ'gen Wein!
Befürchte nicht, daß je Dein Zecher
Ihn ſchlürft von andern Händen ein.

Denn ſolchen Trank, den ſucht man lange
Umſonſt — wo ſollt' er denn gedeih'n? —
Die Farbe giebt ihm Leila's Wange
Und Leila's Blick giebt ihm den Schein.

Lied an einen feindlichen Stamm.

(Arabiſch.)

Warum der Leidenſchaft die Zügel laſſen
Und dem verwandten Stamme Unrecht thun?
Warum erwecken wiederum das Haſſen?
O, laßt den Streit doch, den begrab'nen, ruh'n!

Glaubt nicht, wenn ihr die volle Wuth entzügelt,
Wir könnten nicht entfeſſeln gleiche Wuth!
Wähnt nicht, wenn Ihr das Unrecht raſch beflügelt,
Wir hätten es zu rächen nicht den Muth!

Warum der Leidenſchaft die Zügel laſſen,
Zerreißen unſ'res Friedens ſchönes Kleid?
O, höret auf, zu zürnen und zu haſſen!
Die Rache fürchtet, denn wir ſind bereit.

Wir wollen Freundſchaft nicht am Feinde üben,
Da keine Gunſt der Feind dem Feinde giebt.
Es weiß es Allah, daß wir Euch nicht lieben,
Wir tadeln Euch nicht, daß Ihr uns nicht liebt.

Uns ward verſchiedenes Gefühl gegeben;
Der ſchimpft den Bruder, da ihn jener ehrt.
Der Himmel hat uns für das ganze Leben
Den gegenſeit'gen Haß, Dank ihm! beſcheert.

Die Zuſammenkunft.

(Arabiſch.)

Dunkelheit ringsum, laut des Sturmes Wehen,
Als ich durch das Thal ſah den Liebſten gehen. -
Süßer Freund!
Bald kam er herein, müde, naß und kalt,
Wärme, Wein und ich ihn zu freu'n verſtehen.

„Liebſter, ſag'!“ rief ich, „wagſt Du her zu geh'n,
Fürchteſt Geiſter nicht, die durch's Dickicht ſchwanken,
Süßer Freund?“ —
„Hier im Herzen weilt nimmer Furcht,“ ſprach er,
„Lieb' und Du allein füllen die Gedanken,
Süße Maid!“ —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Album

heiterer und komiſcher deutſcher Dichtungen.

Aus den

vorzüglichſten vaterländiſchen Dichtern

des

achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts

zuſammengeſtellt und mit einer Einleitung

begleitet von

O. L. B. Wolff.

> Weißt du worin der Spaß des Lebens liegt?
> Sei luſtig! — geht es nicht, ſo ſei vergnügt.
> Goethe.

Leipzig.
Verlag von C. A. Haendel.

UNIV.- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

AB: 136763

L 36

Wolff, Album „Das Komi
i. der dt. Poesie

Widmung.

An

zu heiterer Erinnerung

von

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Sich zu retten vor dem Ernſte
Oſtmals trüb umwölkten Lebens,
Wendet ſich der Blick an's Fernſte,
Doch ſein Suchen bleibt vergebens.
Heiterkeit die uns gebricht,
Bringt ein raſtlos Forſchen nicht.

Aber wer, mit friſchem Muthe,
Frei ſich zu dem Nächſten wendet,
Und das Schöne wie das Gute
Gern, wo ihm es zufällt, ſpendet,
Der wird, ſelbſt in ſchweren Zeiten,
Sich und Andern Luſt bereiten. —

Alſo nimm auch dieſe Blätter
Heit'rer Geiſter Lebensbilder:
Selbſt ein unerträglich Wetter,
Wird vor ihrem Zauber milder,
Wenn du freundlich ſie durcheilſt,
Lächelnd bei dem Beſten weilſt.

Inhalt.

Seite
Einleitung. Das Komiſche in der deutſchen Poeſie . 1
F. von Hagedorn. Die verliebte Verzweiflung . . 21
J. C. Trömer. Vom Schmidt ſu Uttjerbock . . . 23
C. F. Gellert. Die kranke Frau. Der gute Rath . . 44
J. C. Roſt. Aus dem vierten Geſange des komiſchen Heldengedichtes: Das Vorſpiel 50
M. G. Lichtwehr. Der Kobold 55
A. G. Käſtner. Epigramme 58
J. L. W. Gleim. Amor ein Werber. Die Macht des Weins. Gleiche Gedanken 62
J. P. Uz. Neujahrswunſch des Nachtwächters zu Ternate. Der Tabaksraucher 65
C. F. Weiße. Das goldene und eiſerne Zeitalter . . 70
F. W. Zachariae. Aus: Murner in der Hölle. Ein ſcherzhaftes Heldengedicht. Erſter Geſang 73
G. E. Leſſing. Die Küſſe. Das aufgehobene Gebot. Die Geſpenſter. An den Wein. Phyllis an Damon. Für wen ich ſinge. Die ſchlafende Laura. Der Donner. Der müßige Pöbel. Die Brille. Das Geheimniß . . 80
C. M. Wieland. Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber 95
G. C. Pfeffel. Die Pilger. 118
L. H. von Nicolay. Der perſiſche Bauer. Die Stiefeln. 120

Seite

M. A. von Thümmel. An einen ſtolzen Herrn von Adel. Der Beſuch. Der Vogelſteller 123
D. Schiebeler. Pandora 127
C. F. D. Schubart. Mährchen 131
M. Claudius. Die Geſchichte von Goliath und David 135
G. C. Lichtenberg. Simple jedoch authentiſche Relation 137
C. A. Kortüm. Die Jobſiade. Neunzehntes Capitel . 150
F. W. Gotter. Blaubart 162
G. A. Bürger. Der Kaiſer und der Abt 169
F. L. G. von Göckingk. Predigt am Magdalenentage 176
L. H. C. Hölty. Apollo und Daphne 178
J. W. von Goethe. Muſen und Grazien in der Mark. Schneider-Courage. Vorſchlag zur Güte. Legende. . 180
F. L. Graf zu Stolberg. An Jünglinge 186
J. H. Voß. Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins. Schwergereimte Ode 188
J. A. Blumauer. Aus Virgils Aeneis traveſtirt. Zweites Buch 195
A. F. E. Langbein. Die neue Eva. Der Bräutigamsſpiegel. Die Flederwiſche 201
F. von Schiller. Shakeſpeare's Schatten. Parodie . 212
J. P. Hebel. Hans und Verene. Das Herlein. Der Schwarzwälder im Breisgau. Der Winter . . . 214
C. A. Tiedge. Die Orakelglocke 222
J. C. F. Haug. Pater Samuel 224
G. W. C. Starke. Der junge Schriftſteller . . . 226
Jens Baggeſen. Philoſophiſches Trinklied . . . 232
J. D. Falk. Die Schauſpieler. Parodie 235
F. von Schlegel. Eulenſpiegels guter Rath . . . 238
F. Kind. Der Stieglitz. Der große Chriſtoph . . . 242
E. M. Arndt. Trinklied 255
J. A. Apel. St. Johannes und ſeine Katze . . . 257
St. Schütze. Das geſtörte Stelldichein 262
K. G. Th. Winkler. Grillenjägerlied 264

Seite

L. Robert. Publicum 267

W. Gerhard. Hans ohne Sorgen. Der Fuhrmann. Der Trinker 268

A. von Chamiſſo. Tragiſche Geſchichte 273

L. A. von Arnim. Heutige Ritterprobe. Canon auf einen Lichterputzer 275

J. F. Caſtelli. St. Martin. Der Stotterer . . . 278

J. Kerner. Eine Fabel 282

Otto, Graf von Löben. Junggeſellenübermuth. Lob des Junggeſellenſtandes. Ritter Hageſtolz Junggeſellen-Antrag. Zum Tanzabend. Des Haſen Panier. Große Wäſche. Verſchwörung. Letzter Stoßſeufzer . . . 284

Ludwig Uhland. Unſtern. Romanze vom Recenſenten 293

Joſeph von Eichendorff. Der Polack . . . 297

Friedrich Rückert. Der Künſtler und ſein Publicum. Herr Kongreß. Der betrogene Teufel 298

K. G. Prätzel. Feldherrnränke. Erſter Geſang . . 303

F. Voigts. Der neue Actäon 313

Wilhelm Müller. Des Poſtillions Morgenlied. Der Prager Muſikant. Selbſtgenügſamkeit des Zechers. Frühlingseinzug. 317

Karl Immermann. Der Traum von der Flaſche . 326

A. E. Fröhlich. Adelſchlauheit. Herablaſſung. Der alte Radgaul und das Füllen. Von 331

Karl von Holtei. Saſſafras und Saſſaparille . . 335

A. H. Hoffmann von Fallersleben. Der erſte April. Mauskätzchen. Müller und Schneider. Der Spittelleute Klagelied 338

A. Kopiſch. Hiſtorie von Noah. Soldatenlied. Des kleinen Volkes Ueberfahrt 343

H. Heine. Der Traum. Bedingungen. Im Hafen . . 350

F. von Gaudy. Alt und Jung. Que de bruit pour une omelette. Wo bleibt's? 356

Ludwig Bechſtein. Der Verdrüßliche 362

Seite
K. J. Simrock. Der Schmied von Solingen . . . 364
A. Peters. Die beiden Geſellen 367
F. von Kobell. Der bſunderni Baam. Die Wünſch. Erfahrung 369
E. Moerike. Des Schloßküpers Geiſter zu Tübingen. Lammwirths Klagelied 374
O. F. Gruppe. Wer hat's geſehn? Das Mädchen ſpricht 380
A. Graf von Auersperg. (Anaſtaſius Grün.) Der treue Gefährte 382
K. Schimper. Ball. Reiſeluſt 384
L. Wihl. Das Fräulein an der Himmelsthür . . . 388
F. Th. Kugler. Ciceronianiſch 389
W. Wackernagel. Junker Durſt 391
E. M. Oettinger. Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn. Die wahren Fürſten 394
E. von Feuchtersleben. Epigramme 397
A. Schnezler. Perrückenſtaub und Frühlingsblüthe . 400
V. Strauß. Unterthanenliebe 411
F. Freiligrath. Prinz Eugen, der edle Ritter. . . 412
R. Reinick. Curioſe Geſchichte. Käferlied 414
N. Becker. Die treue Haut 417
F. von Sallet. Herr Specht 419
G. Kinkel. Mythos 422
R. Prutz. Tanzlied 425

Einleitung.

Das Komiſche in der deutſchen Poeſie.

Bei unſerer Nation, ſo verſchieden auch die einzelnen Stämme ſein mögen, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, weshalb es am Ende leider wohl richtiger ſein wird zu ſagen, bei allen Völkern deutſcher Zunge, hat von jeher der Ernſt vorgeherrſcht, der uns auch dann nicht verläßt, wenn wir einmal einen Anlauf nehmen, das Leben von der komiſchen oder doch wenigſtens von der heiteren Seite aufzufaſſen. Es beſchleicht uns alsbald, faſt jedes Mal das wehmüthige Gefühl der Unzulänglichkeit alles Irdiſchen, und indem es ſich, oft wider unſeren Willen, mit dem Komus verbindet, hebt es den Humor auf den Thron, der bekanntlich mit dem einen Auge weint, während er mit dem anderen lacht, und mit beiden Augen die Sonne doch nur entweder durch einen Trauerſchleier oder, was gleichbedeutend iſt, durch einen Wolkenvorhang ſieht und ſo ihre ganze Herrlichkeit wohl empfindet und begreift, aber nie wirklich genießt. Ein eigenthümlicher Charakterzug des Deutſchen offenbart ſich darin, daß er ſtets, ſelbſt da wo das Leben ſein vollſtes Recht auf ihn geltend macht, ſich mehr der Reflection als der Wirklichkeit hingiebt und beſtändig dieſe mit jener färbt oder verwäſſert. Das iſt ihm ſo ganz in das Fleiſch und Blut übergegangen, daß er es ſelbſt auf Alles überträgt, dem er Leben und Wirklichkeit verleiht. — Man greife nur einmal in unſere Volkspoeſie hinein und man wird die Beweiſe dafür mit beiden Händen heraus holen können. — Selbſt zwei Klöſe, die im Topfe brodeln, kann ſich der Deutſche nicht anders als reflectirend denken, wie uns das in dem bekannten Schnaderhupfel:

„Ein Knödel ſiedet ſchon,
Das Ander fangt ſchon an;
Schaut ein Knödel das ander' an,
Wie's ſo ſchön ſiede kann.“

bis zur rechtskräftigſten Ueberzeugung documentirt wird. Ein franzöſiſcher Knödel hätte ſich nur um ſich ſelbſt im Waſſer bekümmert und höchſtens, ſeinen Mitknödel für eine Dame haltend, dieſem mit galanten Redensarten die Cour gemacht um ihm die Zeit des Siedens zu vertreiben, alſo, gehandelt; ein italieniſcher Knödel wäre im Waſſer umhergetanzt, deſto höher, je mehr er aufquoll, ein ſpaniſcher würde geſucht haben aus dem Naſſen auf das

Trockene zu gerathen ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben, wenn gleich mit einem guten Spaße, aber ein ehrlicher deutſcher Knödel reflectirt über ſeinen Collegen, wie der ſo ſchön ſieden könne, und der College hat denſelben Gedanken und ſo werden ſie geſotten und kommen vielleicht ſelbſt dann nicht aus dem Reflectiren heraus, wenn ſie in irgend einen Magen hinein gekommen und finſteren Mächten unrettbar Preis gegeben ſind. Alle Reflection muß jedoch unausbleiblich zu der Betrachtung der Unzulänglichkeit, Unvollkommenheit und Vergänglichkeit alles Irdiſchen führen und daher ſtets zur Wehmuth, die Wehmuth aber iſt ein chemiſches Agens, das jedem Stoffe ſogleich eine andere Farbe giebt und das Urſprüngliche umwandelt; daher eben haben wir ſo ſelten das Komiſche rein unter uns, ſondern immer mit Reflection gemiſcht, gefärbt und getrübt. In unſerer ganzen Kunſtgeſchichte findet ſich kein Künſtler, der nur das Komiſche allein will und wenn er es wieder giebt, ſich ihm auch ganz hingiebt, kein Bamboccio, kein Callot, kein Adrian van der Venne, eben ſo wenig haben wir in der Geſchichte unſerer Poeſie einen Butler, Scarron, Merlin Coccaio oder Licenciado Burguillos aufzuweiſen und unſere ſämmtlichen komiſchen Romane ſind Alles, nur nicht komiſch. Ueberall guckt uns der Zopf, „moraliſche Nutzanwendung“ genannt, den wir ſogar, bis Leſſing dieſem Greuel ein Ende machte, als die Hauptaufgabe aller dichteriſchen Beſtrebungen betrachteten, heraus; ſeit Leſſing wird er zwar unter dem Rock getragen, aber er iſt noch immer da und vom Deutſchen ſtets mit Chamiſſo; in dieſer Hinſicht wenigſtens, zu ſingen:

Der Zopf der hängt ihm hinten;

darum wird der Deutſche auch anderen Nationen ſo leicht komiſch, eben weil er es in ſeiner eigenſten Natur nicht iſt.

Alles was daher in das eigentliche Gebiet des Komiſchen gehört, namentlich die Satyre, das komiſche Heldengedicht, die eigentliche Komödie, iſt demzufolge bei uns entweder überhaupt nie mit Erfolg, oder wenn dieſer ſich auch eine kurze Spanne Zeit eroberte, doch nie wahrhaft ſelbſtſtändig und eigenthümlich gepflegt worden. Damit der freundliche Leſer ſich ſelbſt davon überzeuge, lade ich ihn ein, mit mir eine raſche Fahrt durch dieſes Gebiet unſerer Nationalliteratur zu unternehmen; ſie ſoll einem Dampfwagenzuge gleichen, damit ihn die unfruchtbaren Steppen, die wir zu durchfliegen haben, nicht ermüden, nur bei einigermaaßen Erfreulichem wollen wir wie auf Stationen, wenige Minuten Friſt uns gönnen.

Komiſche Erzählungen und Schwänke ſind das Erſte dieſer Gattung das unſere Literatur aufzuweiſen hat, doch erſcheinen ſie nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert und ſind offenbar, wenigſtens in der Form, Nachbildungen altfranzöſiſcher Fabliaux, wenn gleich der Stoff und Inhalt deutſchem Leben entlehnt oder auf deutſches Leben übertragen wurde. Das Stoffliche mußte daher auch allein wirken, denn die Geſtaltung iſt ſehr unbeholfen und an ein bewußtes künſtleriſches Ordnen und Zuſammenſtellen komiſcher Elemente noch gar nicht zu denken, während auf der anderen Seite ſich dagegen eine geſunde Derbheit offenbart, die eines gewiſſen Eindruckes ſicher iſt und ihr auch bei dem Publicum und zu der Zeit für welche ſie beſtimmt und deren Ausdruck ſie war, nicht verfehlte. — In der folgenden Periode, in welcher ſich die Pflege der deutſchen Dichtung von den Fürſtenhöfen und aus den Ritterburgen zurückgezogen und in die Städte und die ehrſamen Bürgerhäuſer gerettet hatte — wenn auch eben nicht zu ihrem Vortheil, denn an die Stelle der edleren und nach Höherem ſtrebenden Lebensanſchauung trat eine nüchterne, alltägliche Auffaſſung der Dinge in ihrer baarſten Wirklichkeit — ward indeſſen das Element des Komiſchen mit entſchiedenerem Bewußtſein behandelt, zumal da man es benutzte um der ernſten Gegenwart mit ihren mannichfachen Störungen in ihm einen Spiegel vorzuhalten. Der behäbige am Erworbenen feſthaltende und daher das Beſtehende innig ehrende und vertheidigende Bürger, hatte weit mehr Sinn für das Komiſche, als der raſtlos ſtrebende, beſtändig in Fehden und politiſche Händel verwickelte Ritter, dem die Muſſe fehlte einen Standpunkt außerhalb der Dinge zu finden, von welchem aus er ſie betrachten und ihnen ihre komiſchen Seiten abgewinnen konnte; es mußte daher bei der Wendung des geiſtigen Strebens, wie es um die Mitte des vierzehnten

Jahrhunderts eintrat, bald innerhalb deſſelben einen geeigneten Raum finden, den es nur ſo lange behauptete, als dieſes ſelbſt der unmittelbare Abdruck des Lebens blieb und nicht wie ſpäter, bei dem Eintreten der ſogenannten Kunſtpoeſie ein von demſelben getrenntes, künſtlich Erzeugtes wurde. Freilich trat das komiſche Element auch jetzt noch nicht unvermiſcht und ſelbſtſtändig ein; die Reflection oder der didaktiſche Zweck blieben von demſelben unzertrennlich, denn zu der Ueberzeugung, daß alle Kunſt als ſolche ſich ſelbſt rein zum Zwecke haben müſſe, iſt der Deutſche erſt ſehr ſpät gelangt. Aber trotz der Färbung die es dadurch nothwendig erhalten mußte, behauptete ſich doch das Komiſche mit Entſchiedenheit im Volksliede jener Tage humoriſtiſch mit vorwaltender Heiterkeit, in den Erzeugniſſen der Meiſterſänger tendenziös, aber mit vorwaltender objectiver Derbheit. Kann z. B. wohl etwas im eigentlichſten Sinne des Wortes humoriſtiſcher ſein, als jener gute Rath?

Duck' dich, Hänſel, duck' dich,
Duck' dich, laß fürüber gan! (gehn)
Das Wetter will ſeinen Willen han. (haben)

Duck' dich, gut Geſell, duck' dich,
Duck' dich, laß fürüber gan!
Das Unglück will ſeinen Willen han.

Duck' dich, Simon, duck' dich,
Duck' dich, laß fürüber gan!
Die Frau will ihren Willen han.

Nicolaus Zangius, ein Singemeiſter, fand ihn ſo probat, daß er ihn als ein „new weltlich Liedlein“ dreiſtimmig ſetzte. Solcher humoriſtiſcher Lieder aus der Blüthenzeit unſeres Volksgeſanges giebt es gar viele, als die Krone von allen, eben um ſeines tiefen vielſeitigen Humors willen, erſcheint jedoch das folgende, das, wenn auch ſehr bekannt, mit vollem Rechte doch hier Anſpruch auf ein beſcheidenes Plätzchen machen darf.

Der Bettelvogt.

Ich war noch ſo jung, und war doch ſchon arm,
Kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott ſich erbarm',
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelſack,
Und pfiff das Vaterunſer den lieben langen Tag.

Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich die Bettelvögte gleich hinten und vornen an ;
Der eine packt mich hinten, der and're packt mich vorn:
„Ei ihr verfluchte Bettelvögt', ſo laßt mich ungeſchorn.“

Und als ich kam vor's Bettelvogt ſein Haus,
Da ſchaut der alte Spitzbub' zum Fenſter heraus.
Ich dreh' mich gleich herum und ſeh nach ſeiner Frau:
„Ei du verfluchter Bettelvogt, wie ſchön iſt deine Frau.“

Der Bettelvogt der faßte einen grimmen Zorn,
Er läßt mich ja ſetzen in tiefen, tiefen Thurm ;
In tiefen, tiefen Thurm bei Waſſer und bei Brod,
„Ei du verfluchter Bettelvogt, krieg' du die ſchwerſte Noth!“

Und wenn der Bettelvogt geſtorben erſt iſt,
Man ſoll ihn nicht begraben wie'nen andern Chriſt,
Lebendig ihn begraben bei Waſſer und bei Brod,
Wie mich der alte Bettelvogt begraben ohne Noth.

Ihr Brüder, ſeid nun luſtig, der Bettelvogt iſt todt,
Er hängt ſchon im Galgen ganz ſchwer und voller Noth,
In der verwichenen Woch' am Dienſtag um halber neun,
Da haben ſie'n gehangen in Galgen feſt hinein.

Er hätt' die ſchöne Frau beinahe umgebracht,
Weil ſie mich armen Lumpen freundlich angelacht.
In der vergang'nen Woch', da ſah' er noch hinaus,
Und heut' bin ich bei ihr in ſeinem Haus.

Als ein Meiſter im Komiſchen mit vorwaltender didactiſcher Tendenz dagegen iſt der alte ehrenfeſte Hans Sachs zu betrachten, dem freilich ſchon Vorgänger wie Hans Roſenplüt, Neithardt und Andere, namentlich die Hofnarren, welche die Theorie mit der Praxis vereinigten und im Volke dankbare Biographen fanden, die Bahn geebnet hatten. Ueberall aber herrſchte bei den komiſchen Beſtrebungen der Meiſterſinger das didactiſche Element vor, denn auch ſie hatten ſchon den Aberglauben, der ſo lange die freie Entwickelung unſerer Poeſie gehemmt, alle Dichtung ſolle nur ein Mittel ſeyn, um nützliche Lehren auf eine angenehme Weiſe vorzutragen und durch die anmuthige Einkleidung deren Verbreitung zu befördern. Die Satyre, welcher ſich damals ſo reicher Stoff und ſo freier Spielraum darbot, wurde daher auch nur nach dieſer Seite hin angebaut, wenn ſie nicht, wie im Reinecke Fuchs, ganz in die Thierfabel überging und unter anſcheinend komiſcher Hülle die Laſter und Gebrechen auf das Ernſthafteſte angriff und geißelte. Auch in der dramatiſchen Poeſie, welche ſich ſeit dem funfzehnten Jahrhundert für das Faſtnachtsſpiel das aus dem Leben gegriffene derbe Komiſche als rechtmäßiges Gut aneignete, war doch an eine ſelbſtſtändige, kunſtbewußte Fortbildung deſſelben nicht zu denken, denn während man einerſeits dem Geſchmacke in den unterſten Schichten der Geſellſchaft durch die roheſten Poſſenreißereien huldigte, lehnte man ſich auf der anderen Seite an antike oder ausländiſche Vorbilder an und ſelbſt ein vermittelnder Poet, wie Jakob Ayrer, wußte doch weiter Nichts zu bringen, als daß er die verſchiedenartigſten Stoffe zuſammentrug und ſie dem Pöbel gefällig zuſtutzte. An die feinere Komik war daher nicht zu denken, eben ſo wenig wie man von einer heiteren, zierlichen Lebensauffaſſung etwas ahnte, und obwohl ſo treffliche Meiſter, wie Horaz und Lucian, unſeren Vätern keineswegs ganz unbekannt geblieben waren, ſo kam es doch Niemanden in den Sinn, ſie zu Vorbildern zu wählen; lieber wandte ſich ein Talent, wie Fiſchart, in ſeiner Zügelloſigkeit dem Rabelais zu, und ſchuf ſich eher eine eigene „affentheuerliche und naupengeheuerliche“ Sprache, in der er ſeiner tollen Laune die vollſte Freiheit gewähren konnte und bei der man nie weiß, wer eigentlich mit einander durchgeht, die Sprache mit der Laune oder die Laune mit der Sprache, als daß ihm im Mindeſten darum zu thun geweſen wäre, dem komiſchen Element ſeinen wirklichen und wahren Zauber und Reiz, die möglichſte Höhe der Bildung zu verleihen. Derbheit, die ſtets hart an Rohheit ſtreifte, und nicht ſelten mit beiden Füßen in die letztere hinüberſprang, war die Looſung jener ganzen Zeit, in der ſich eine ſo gewaltige Bewegung der Geiſter geſtaltete. Dieſen Stempel prägten Alle, die damals das Wort führten, ihren Leiſtungen auf, und Luther iſt eben ſo wenig frei davon, wie der Verfaſſer des Einfältigen Römiſchkatholiſchen Mönchseſels, Franz Albanus, oder irgend ein polemiſcher Pamphletſchreiber jener Tage ſonſt. Es iſt ein bekannter Satz, daß man den Grad der Bildung den ein Volk erreicht hat, beſtimmen könne nach der Art und Weiſe wie es im Allgemeinen das Komiſche behandelt. Iſt das wahr, ſo dürfen wir uns nicht eben anderen Nationen gegenüber brüſten; ſie waren in jener Periode wenigſtens uns weit vorangeeilt.

Der dreißigjährige Krieg, welcher unſer unglückliches Vaterland bis in das innerſte Mark aufwühlte und erſchütterte, mußte auch einen gewaltigen Riß durch alle geiſtigen Beſtrebungen machen. Dies iſt um ſo beklagenswerther, als gerade dicht vor ſeinem Beginne ſich die erſte Sprachgeſellſchaft gebildet hatte, die fruchtbringende oder der Palmenorden; deren Hauptaufgabe es ſeyn ſollte, der ſo entſetzlich wuchernden Nachäffung ausländiſchen Weſens in Sprache und Sitte, entgegen zu arbeiten. Um ihr Ziel zu erreichen mußte ſie zur Satyre ihre Zuflucht nehmen, und es ließ ſich daher hoffen, daß ihre Mitglieder, die ſämmtlich zur beſten damaligen Geſellſchaft gehörten, bei dieſen Beſtrebungen der Ausbildung des Komiſchen beſondere Sorgfalt würden angedeihen laſſen. Einzelne Anläufe dazu wurden damals auch wirklich ſchon genommen, und der Schriftführer der Geſellſchaft, Georg Neumark, der in einem ziemlich ſtarken Bande ihr „Entſtehen, Abſehn, Satzungen und Eigenſchaft“ ſchilderte, verſuchte die damalige alamodiſche Sprache, deren ſich Alle befleißigten, die für hochgebildet gelten wollten, in folgendem Spottliede lächerlich zu machen:

Reverirte Dame,
Phoenix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Euer Gunſt meriten,
Machen zu falliten
Meine patientz.

Ach ich admirire
Und considerire
Eure violentz;
Wie die Liebesflamme
Mich brennt, ſonder blasme,
Gleich der Peſtilentz.

Ihr ſeyd ſehr capable,
Ich bin peu valable
In der eloquentz:
Aber mein serviren
Pflegt zu dependiren
Von der influentz.

Meine Larmes müſſen
Von den jouen flüſſen
Nach der Sing-cadentz;
Wie der Rhein couliret
Und ſich degorgiret,
Nechſt bei Cobelentz.

Solche amertume
Macht Neptuno rhume
In Oceans Grentz',
Kommt ihr Flußnajaden
Und ihr Meertriaden
Schaut die consequentz.

Belle, werdt ihr lieben,
Und nicht mehr betrüben
Eure conscientz:

Werdt ihr rejouiren
Die im Meer versiren
Nach der aparentz.

Die coquilles tragen
Werden tandem fragen
Nach der excellentz,
So die saliteten
Adulciret hätten
Durch die abstinentz.

Abstinentz von haſſen
Und ſich lieben laſſen
Sonder insolentz
Kan das Meer verſüſſen,
Bis zu euren Füßen
Macht Euch reverentz

Confusius von Ollapotrida.

Man kann dieſen Verſuch nicht eben glücklich nennen, obwohl er zu ſeiner Zeit nicht ohne Anklang blieb und alles jenes alamodiſche Treiben namentlich in dem ehrlichen und kräftigen plattdeutſchen Satyriker Lauremberg einen wohlgerüſteten und kampffertigen Gegner fand. Dieſer witzige und luſtige Mann (er ward 1591 zu Roſtock geboren und ſtarb 1659 als Profeſſor der Mathematik an der Ritterakademie zu Soroe, war alſo ein gereiſter, urtheilsfähiger Zeuge des ganzen dreißigjährigen Krieges und ſeiner verderblichen nächſten Folgen,) griff die Fehler und Gebrechen ſeiner Zeit mit friſchem Muth und keckem Humor an und wußte den Leuten faſt handgreiflich deutlich zu machen, wie tief ſie in der Thorheit ſteckten, aber trotz ſeinen wirklich guten Einfällen, ſeiner friſchen Luſtigkeit und ſeinem Humor, geht ſeine Derbheit bei der geringſten Gelegenheit mit ihm durch und artet in einen Cynismus aus, von dem wir uns jetzt keinen Begriff zu machen im Stande ſind. — Folgende, von dieſem gerechten Vorwurfe freizuſprechende Probe, die nicht ohne Mühe zu finden war, möge dem freundlichen Leſer wenigſtens zeigen, welches Talent für die derbkomiſche Satyre er beſaß:

In eener groten Stadt, ydt ys nich lang verleden,
Was eenes Börgers Söhn, darvan de Lüde ſeden,
Dat Ryckdom un Vernunfft ſyck nich konden verdragen,
Beede by em tho ſyn: Se hebben ſyck geſchlagen,
In eenen harden Kamp, darin ſe lange ſtunden,
Endlyck na ſchwarem Strydt Vernunfft ward averwunden,
De Wyßheit un Verſtand dem Gelde muſten wyken,
Und dürſten offentlyck ſyck nich mehr laten kyken.
Dyſſe gode Geſell ſyck hadde laten maken
Een Mantel na Maneer van ſynen ſchwarten Laken,
Een Krage ſat darup, van Sammit Carmeſyn,
De Upſchlach gantz herdael van violet Satyn,
Uemher vyff Finger bred dar was een knüppels Rand,
Van ſyden Paſſement, van Farve blömerand.

Mit dyſſen Mantel ginck de Geck hoferdig pralen,
In Köſten, Kindelbeer, un ſtattlyk'n Aventmahlen.
De Geſte althomal de helden en tho gode,
Un meenden under ſyck, ydt wer nu ſo de Mode.
Wen eener under en uth Franckryck erſt gekahmen,
De de Franzöſche Sprak had hüpich ingenahmen,
Un wold ſyck laten ſehn, dat he wyßlyck un recht,
Had ſyne duſend Marck an Spraken angelegt,
De trat hervör, un ſed: Monsieur van Conquemarre,
Wo hebbe gy yuw Habit chamarrert ſo bizarre,
Van aller Sort Velours? Als Flora de Deesse,
In een plaisant parteere chargeret ere Tresse.
De Damen mit Signors all in Extase ſyn,
Wen ſe considerern yuw genereux maintien.
De Geck lachde ſo hart den Annern in dat Ohr:
Seet, ſeet, ſprack he, wol ys van uns de grötſte Door?
An yuwer Düdſchen Red ſynd tein Franzöſche Lappen,
Un ſynd nich mehr als veer Colör an myner Kappen.
Uthwendig bin ick Geck, gy ſyd een Geck van binnen,
My ſit de Narr im Kled, yuw ſit he in den Sinnen.
Dat was een wyſes Wort, uth eenem ſchlichten Mund.
Dem eenen was de Mantel, dem andern de Rede bunt.

Man ſieht aus dieſen wenigen Andeutungen ſchon, daß es damals der komiſchen Muſe in unſerem Vaterlande keineswegs an Stoff fehlte, aber ſie ſelbſt war und blieb eine rohe, plumpe Dirne und wer ſie zum Tanz führte, dem lag nicht daran in Sarabanden, Chaconnen oder Menuets ihre und ſeine Zierlichkeit und Gewandtheit zur Schau zu ſtellen, ſondern ſich mit ihr im wilden Schleifer zu drehn, unter Zungenſchnalzen und Aufjauchzen, mehr die Hacken zeigend als die Spitzen der Füße. — Die beſſeren Vorbilder des Auslandes waren keineswegs etwas ganz Fremdes mehr; die pikareſken Romane der Spanier hatten eben ſo wohl Eingang gefunden, wie der Humor der engliſchen Bühne und die luſtigen Lazzi der Italiener, aber der Sinn für die feinere komiſche Auffaſſung fehlte und das eigentliche Publicum für das Komiſche im Leben wie auf der Bühne und in der Literatur blieb lange noch nur der Pöbel, gleichviel ob einer Treſſenrock oder einen Zwillichkittel trug.

Auch die ſogenannte Kunſtpoeſie, d. h. diejenige Poeſie, deren Bildner die Nothwendigkeit kunſtgerechter äußerer Geſtaltung des von ihnen als dichteriſch behandelten Stoffes einſahen und zur Hauptaufgabe ihrer Beſtrebungen machten, war der Entwickelung der komiſchen Literatur nicht günſtig. Von Schleſien ausgehend und ſich in zwei urſprünglich verſchwiſterten, durch die Verſchiedenheit ihrer Lebensanſchauung aber ſehr von einander getrennter Schulen gruppirend, verbreitete ſie ihre Beſtrebungen gar bald im ganzen Vaterlande und erweckte ſich Mitwirkende, allein das komiſche Element ward von ihr faſt gar nicht beachtet. Das Komiſche kann nur da wirklich gedeihen, wo es ſich frei aus dem innerſten Weſen eines Volkes ſelbſt entwickelt und eben dadurch bei ihm zu einer Nothwendigkeit der Lebensäußerung wird;

aber dies iſt ſelbſt nur dann möglich wenn die ganze geiſtige Bewegung einer Nation eine in ihrem innerſten Weſen begründete urſprüngliche Nothwendigkeit iſt, wo was ſie hervorbringt alſo als Original und nicht bloß als Nachahmung fremden Weſens ſich darſtellt. Je eigenthümlicher das Leben eines Volkes ſich geſtaltet hat, deſto glänzender wird ſich aus dieſem heraus ſeine komiſche Literatur entwickeln, denn wie der Rieſe Antaeus erhält ſie Lebenskraft aus ihrem eigenſten Boden, auf dem ſie ſich mit Sicherheit, und daher auch leicht mit Anmuth, Laune und Gewandtheit bewegt. Das iſt der Grund warum die Griechen, die Spanier, die Engländer, die Dänen und die Franzoſen ſo große komiſche Meiſterwerke aufzuweiſen haben, die Deutſchen ſo wenig, die Ruſſen gar Nichts. — Damals nun waren jene Schuldichter nur Nachahmer, die Opitziſche Schule lehnte ſich an die Alten, mehr noch an die Franzoſen und Holländer an, ſie als klaſſiſche Muſter bewundernd, die Hoffmannswaldau'ſche an die Italiener ſchlechter Zeit, namentlich an Marino und die Concettiſten und wetteiferte mit ihnen in Uebertreibung, Bombaſt und Frivolität. — Das Komiſche wurde nur außerhalb der Literatur und hier an zwei ſehr entgegengeſetzten Orten cultivirt, auf der Bühne und — der Kanzel. Wo die Poſſenreißereien geſchmackloſer waren, ob dort oder hier, iſt wahrlich ſchwer zu entſcheiden; Pater Abraham a Sancta Clara, Ehren-Schuppe und Jobſt Sackmann, machen nur zu heit zur Schau zu ſtellen, ſondern ſich mit ihr im wilden Schleifer zu drehn, unter Zungenſchnalzen und Aufjauchzen, mehr die Hacken zeigend als die Spitzen der Füße. — Die beſſeren Vorbilder des Auslandes waren keineswegs etwas ganz Fremdes mehr; die pikaresken Romane der Spanier hatten eben ſo wohl Eingang gefunden, wie der Humor der engliſchen Bühne und die luſtigen Lazzi der Italiener, aber der Sinn für die feinere komiſche Auffaſſung fehlte und das eigentliche Publicum für das Komiſche im Leben wie auf der Bühne und in der Literatur blieb lange noch nur der Pöbel, gleichviel ob einer Treſſenrock oder einen Zwillichkittel trug.

Auch die ſogenannte Kunſtpoeſie, d. h. diejenige Poeſie, deren Bildner die Nothwendigkeit kunſtgerechter äußerer Geſtaltung des von ihnen als dichteriſch behandelten Stoffes einſahen und zur Hauptaufgabe ihrer Beſtrebungen machten, war der Entwickelung der komiſchen Literatur nicht günſtig. Von Schleſien ausgehend und ſich in zwei urſprünglich verſchwiſterten, durch die Verſchiedenheit ihrer Lebensanſchauung aber ſehr von einander getrennter Schulen gruppirend, verbreitete ſie ihre Beſtrebungen gar bald im ganzen Vaterlande und erweckte ſich Mitwirkende, allein das komiſche Element ward von ihr faſt gar nicht beachtet. Das Komiſche kann nur da wirklich gedeihen, wo es ſich frei aus dem innerſten Weſen eines Volkes ſelbſt entwickelt und eben dadurch bei ihm zu einer Nothwendigkeit der Lebensäußerung wird;

aber dies iſt ſelbſt nur dann möglich wenn die ganze geiſtige Bewegung einer Nation eine in ihrem innerſten Weſen begründete urſprüngliche Nothwendigkeit iſt, wo was ſie hervorbringt alſo als Original und nicht bloß als Nachahmung fremden Weſens ſich darſtellt. Je eigenthümlicher das Leben eines Volkes ſich geſtaltet hat, deſto glänzender wird ſich aus dieſem heraus ſeine komiſche Literatur entwickeln, denn wie der Rieſe Antaeus erhält ſie Lebenskraft aus ihrem eigenſten Boden, auf dem ſie ſich mit Sicherheit, und daher auch leicht mit Anmuth, Laune und Gewandtheit bewegt. Das iſt der Grund warum die Griechen, die Spanier, die Engländer, die Dänen und die Franzoſen ſo große komiſche Meiſterwerke aufzuweiſen haben, die Deutſchen ſo wenig, die Ruſſen gar Nichts. — Damals nun waren jene Schuldichter nur Nachahmer, die Opitziſche Schule lehnte ſich an die Alten, mehr noch an die Franzoſen und Holländer an, ſie als klaſſiſche Muſter bewundernd, die Hoffmannswaldau'ſche an die Italiener ſchlechter Zeit, namentlich an Marino und die Concettiſten und wetteiferte mit ihnen in Uebertreibung, Bombaſt und Frivolität. — Das Komiſche wurde nur außerhalb der Literatur und hier an zwei ſehr entgegengeſetzten Orten cultivirt, auf der Bühne und — der Kanzel. Wo die Poſſenreißereien geſchmackloſer waren, ob dort oder hier, iſt wahrlich ſchwer zu entſcheiden; Pater Abraham a Sancta Clara, Ehren-Schuppe und Jobſt Sackmann, machen nur zu oft dem Hanswurſt, dem Harlequin, dem Fuchsmundi u. ſ. w. die Palme ſtreitig, wo es ſich um die derbſten Späße handelt.

Anſtatt zu ſteigen, ſank bekanntlich der gute Geſchmack gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Deutſchland ſo ſehr, daß obwohl die Production von Geiſteswerken ſich über ganz Deutſchland ungemein ausgebreitet hatte, doch überall nur Geiſtloſigkeit und Plattheit ſich offenbarte. Die ſchleſiſchen Schulen verloren ſich zuletzt, wie der Rhein, in den Sand platteſter Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit und erſt dem achtzehnten Jahrhundert, das überhaupt eine ſo große Rolle in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und der Schickſale der Nationen ſpielt, und deſſen Wirkungen noch Aeonen hindurch werden empfunden werden, blieb es vorbehalten, einen feineren Geſchmack in der Behandlung des Komiſchen bei uns einzuführen. —

Hier beginnt die vorliegende Sammlung, welche chronologiſch geordnet von Hagedorn an bis zu den Dichtern der Gegenwart, alſo durch ein und ein halbes Säculum hindurch fortgeführt iſt. — Unſerem Plane gemäß mußten wir alle Proſa ausſchließen und konnten nur dem Komiſchen in gebundener Rede Raum vergönnen. — Es hieße dem Urtheile des freundlichen Leſers vorgreifen, wollten wir ihm hier unſere Ideen über den ferneren Entwickelungsgang des Komiſchen in unſerer Nationalliteratur aufdrängen, da ſich ihm dieſelben

Reſultate bei der Betrachtung des Vorliegenden darbieten müſſen. Er wird mit uns darin übereinſtimmen, daß dieſe Seite der Lebensanſchauung ſich bei uns noch gar nicht zu ſelbſtſtändiger freier Ausbildung erhoben hat, denn nur in den untergeordneten Formen, in der Erzählung, der Legende, dem Liede haben wir Glückliches, Gelungenes und Eigenthümliches aufzuweiſen, in den bedeutenderen Gattungen, dem komiſchen Epos, dem eigentlichen komiſchen Drama und der Satyre, ſo wie hinſichtlich der Proſa, im komiſchen Romane durchaus nicht. — Ein Troſt bleibt uns; der Grund und Urſprung dieſes Mangels iſt nicht im deutſchen Geiſte zu ſuchen — wäre das der Fall, blühte der Humor nicht ſo, wie er es wirklich bei uns thut — ſondern in den unſeligen Verhältniſſen unſeres bisherigen öffentlichen Lebens. Die Sphäre in der es ſich bewegte war zu eng, zu niedrig, zu kleinlich; das Intereſſe an einer komiſchen Auffaſſung deſſelben konnte auch nur ein untergeordnetes, beſchränktes ſeyn, nie ein allgemeines, nachhaltiges werden. — Wer das Leben komiſch abſpiegeln will, muß ſich in der Vogelperſpective befinden, aber nicht Ameiſenhaufen beobachten, ſondern die Welt. Daran ſcheiterte ſeiner Zeit Rabener, dem das Talent und der Blick für das Komiſche doch gewiß nicht abzuſprechen iſt; er ſchilderte das Treiben des Mittelſtandes um ihn her, ſo breit und alltäglich, wie es ſich eben in ſeinen engen Schranken bewegte; der Mittelſtand war damals allerdings der Träger der geiſtigen Bildung in Deutſchland und daher gefielen Rabeners Schriften; ſo wie aber des Mittelſtandes Abſchränkung und daher auch deſſen Gegenſatz und Einfluß aufhörte, ward Rabener ein, wenn gleich nicht vergeſſener, doch nicht mehr geleſener Mann und der Verſuch vor einigen Jahren, ihn der Gegenwart wieder zuzuführen, ſcheiterte gänzlich.

Friedrich von Hagedorn,

geboren 1708 zu Hamburg, geſtorben 1754 daſelbſt.

Die verliebte Verzweiflung.

Gewiß, der iſt Beklagens werth,
Den ſeine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß faſt immer ſchlaflos ſeyn,
Und weinen, girren, winſeln, ſchreyn,
Sich martern, und dann ſterben.

Grauſame Laura! rief Pedrill,
Grauſame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblaſſen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauſes Dach hinauf,
Und guckt dort in die Gaſſen.

Bald, als er Eſſen ſah und roch,
Befragt' er ſich: Wie! leb' ich noch?
Und zog ein Meſſer aus der Scheiden.

O Liebe! ſagt' er, deiner Wuth
Weih ich den Mordſtahl und mein Blut:
Und fing an — Brod zu ſchneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er ſeine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flaſche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu ſeyn,
Sich noch die zweite reichen.

Hernach verflucht er ſein Geſchick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und ſchwört, nun ſoll die That geſchehen.
Doch, ach! was kann betrübter ſeyn?
Der Strick iſt ſchwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht ſtehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: wer ſich erſtickt, der ſpart,
Und darf für Gift und Strick nicht ſorgen.
Drauf gähnt er, ſeufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in ſein Bett und deckt ſich zu,
Und ſchläft bis an den Morgen.

Johann Chriſtian Trömer,

als Schriftſteller genannt:

Jean Chrétien Toucement,

der Deutſch-Franzos,

geboren in Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts; geſtorben 1757 in Dresden.

Vom Schmidt ßu Uttjerbock.

Vor diß, in ehn kewiſſe Land
Die alle Leute wohl bekannt,
Da wohn ehn Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock;
Man nenn Ihn ſteß die fromme Schmidt,
Weil er alh ehn reckt kut Kemüth.
Denn er thu ſteß viel kute Werck,
Wie alle Leut ahn wohl kemerck;
Die Leut die ahn kar nicks ßu eß,
Er thu ſie Speiß mit viel Caress,
Er keb ſie Brod mit Kraut und Wurſt,
Ehrnock er ſtill ock ihre Durſt;
Die Leut die ahn kar kehne Kleid,
Er kleid ſie nack Nothdürfftikeit.

Die krancke Leut, die woll crepir.
Er thu ſie offt bevisitir.
Er keb ſie kuten Arzeney,
Und thu ſie kuts nock vielerley.
Er laß die arme Tod bekrab,
Wenn ihre Freund kehn Keld nit ahb.
Enfin! was man kan pretendir,
Das thu die fromme Schmidt prestir.
Ehnmal es iß zu ihm kekomm
Ehn heiligk Mann, die ock leb fromm,
Die bitt kar ſehr den Meſter Schmidt,
Weil abend iß und er iß müd.
Er ſoll ihm das mal permittir,
Bey ihm zu nehm ſein Nackt Quartier.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit ſeine ſchwarz und weiſe Rock.
Der ſpreck: Ick will das kerne thu
Ick wünſch nur, daß du mack kut ruh.
Er keb ihm Brod, er keb ihm Schinck,
Er keb ihm ock kut Bier zu trinck.
So bald als komm der Morgend Tagk
Der Frembd er woll ſick weiter tragk
Dock er ſpreck erſt: mein liebe Mann
Du ahſt mir viel zu kut kethan.
Ick bin dir reckt viel obligir,
Vor Eß, vor Trinck, und vor Quartier,
Davor mein liebe ehrlick Schmidt
Du kan dir ehne Knad ausbitt;
All was du wilſt, du kan verlangk,
Du ſoll kleick deine Bitt erlangk.

Die Schmidt ſagk: Jck bin obligir,
Daß Du mir woll recompensir.
Jck brauck kar nicks in dieſe Welt,
Denn ick bin reick, und ahb viel Keld.
Und ick mack nicks mehr pretendir,
Jck bin kar nicks interessir.
Darauf antwort die fremde Mann,
Eh bien! Du ahſt mir kuts gethan,
Jck kan das dock kar nit vergeß,
Daß du ſo öhfflick biſt keweß.
Drum ick will kerne danckbar ſeyn;
Jck will dir ehlff in Himmel neihn.
O! ſpreck die Schmidt: Mein liebe Ehrr,
Spahr dir die Müh, ick bitt dir ſehr,
Jck kan in Himmel ſo passir,
Weil ick viel kute Werck prestir.
Jck ahb nock kar nicks böſ kethan,
Jck leb ſo fromm, all wie ick kan.
Jck thu nit Spiel, ick thu nit ſauff,
Jck thu nit fluck, ick thu nit rauff,
Jck thu die Faſten observir,
Jck thu ock kar nit courtisir.
Jck ßanck ock nit, ick thu nit ſtehl,
Jck thu ock ſonſt kehn große Fehl,
Jck thu kar niemand filoutir,
Und ahb ock kehn Menſch masacrir.
Jck thu all kut an arme Leut,
Und keb ſie ihr Nothdürfftikeit.
Enfin! es kann nit anders ſeyn
Jch muß komm in die Himmel neihn.

Meintahlben ſpreck die fremde Mann,
Ick ahb dir mein Offerte kethan.
Wil ſtu mein kute Sinn verſchmäh,
Eh bien! ick muß es laß keſcheh.
Allehn, ick kan nit fort marchir,
Als ehn undanckbar Passagier,
Darum mein liebe Meſter Schmidt
Thu du dock nur um etwas bitt.
Du kan ja bitt nack deine Will
Ick will dir en Moment erfüll;
Ick trett mein Reiß nit eher an,
All biß ick dir ehn Knad kethan.
Nu endlick thu der Schmidt parir,
Weil ihn der Fremd ſo ſehr forcir.
Er ſprick: Weil nit kan anders ſeyn
Meintahlb ick keb mein Will darein,
Ick will mir nur 3 Stück ausbitt,
Wenn du wilt thun, mehr ick will nit.
Su erſt, in meine Stube ſteh
Ehn kroße Stuhl, wie du da ſeh.
Die Stuhl ick ahb laß mack vor mir,
Dock viel Leut thu ſick drein placir.
à Part die krobe Bauer Leut
Die ſeß ſick darein alleßeit.
Wenn du nun kanſt die Kunſtſtück mack,
Wie ick das wünſch, ick woll brav lack.
Du ſoll die Stuhl ſo preparir,
Wenn ſick jemand in Stuhl placir,
Und er woll von die Stuhl aufſteh,
Daß er nit kan von Stelle keh.

Und daß er muß in Stuhl bleib ſiß
Wenn er kleick wie ehn Ockße ſchwiß.
So lank all biß ick commandir,
Daß er kan von die Stuhl marchir. —
Der Fremde ſpreck: mein liebe Schmidt
Daß iß ehn reckte ſchleckte Bitt.
Ick will ſie dir kar kern kewähr;
Du kan von mir nock mehr bekehr.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit ſeine ſchwarß und weiſe Rock.
Er ſpreck: Kleick dieſe Augkenblick
Ick will bitt um das 2te Stück.
Ick ahb in meine klehne Gart
Ehn Apffel Baum von kute Art,
Davon die Apffel reckt kut ſchmeck,
Daß man muß alle Fingker leck.
Das wehß kar wohl viel ſchlimme Leut,
Die ſtehl ſie mir bey die Nackt Zeit.
Und thu ſo ſchelmiſch partagir,
Daß übrigk bleib nit viel vor mir.
Wenn nun ſteigk ehn uff Baum ihnauf,
So mack, daß er muß bleib darauf,
Biß daß ick keb Permission,
Daß er darf wieder keh davon.
Der Fremd er rickt den Baum ſo ßu,
Daß er muß dieſe Wunder thu.
Nun ſpreck die fromme Meſter Schmidt;
Jeßund es komm mein leßte Bitt;
Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn ſo mack,

Das wenn ick ſteck Jemand ihnein,
Oder es kriegk von ſelber drein,
Daß er ſo langk muß drein restir.
Biß ick ihn wieder dimittir.
Denn manckemal es komm die Dieb,
Da will ick Sack vor Thüre ſchieb,
Da kann ick ühbſch die Diebe fangk,
Ehrnock ſie werd an Kalgk kehangk.
Sokleick die fromme Passagier,
Sie aht den Schmidt gratificir,
Und endlick ſie nehm ihr Abſchied
Von ihre Wirth den fromme Schmidt;
Nit langk wie das ſo aht passir,
Da kam die Monsieur Tod marchir
Mit ſeine Uhr und Senſe Stock
Su fromme Schmidt von Uttjerbock;
Der Tod er kloff ſtarck an das Hauß,
Der Schmidt er fragk: Wer iß denn drauß;
Der Tod er ſpreck: Mack du nur auf,
Es iß jemand, der will was kauff.
Darauf der Schmidt ſchließ auf die Thür,
Da trat die Monsieur Tod ehrfür.
Par bleu! wie thu die Schmidt erſchröck
Wie er ſeh die Monsieur Pußweck.
Er ſagk ßu Tod: Mein liebe Mann,
Du treff bey mir kehn Herbergk an.
Allehn die Tod die thu nur lack,
Und ſpreck: Ick fragk da nicks darnack
Dein Leben Stund iß all passir,
Du muß in Reick der Tod marchir.

Und ahlt dir nur nit langke auf.
Die Uhr ſie iß kanß auskelauff.
Die Schmidt iß reckt voll Angkſtlickeit,
Er woll ſick nit ßu ſterb bereit.
Jedock ßu ehne kute Klück
Er denck an ſeine Kunſten Stück.
Er denck, nu wart du ſchlimme Tod,
Du ſoll mir kriegk dein türckiſch Noth.
Er ſpreck mit ehn barmehrßigk Arth:
Ehrr Tod thu nur ehn biſſel ward,
Ick will ßu Neiß mir preparir,
Und will kern mit dir fort marchir.
Allehn du werd wohl müde ſeyn,
Seß dir dieweil in Stuhl ihnein.
Du kan Comodité kebrauck,
Und kan ehn Feifſel Toback rauck.
Der Tod der iß ſo tumm keweß,
Und aht ſick in der Stuhl keſeß,
Er kriegk ſein Feuer Mörſ ehrauß,
Und ahlt ehn klehne Tobac Schmauß.
Par bleu! Er mack ſo kroße Damff
Daß man könn kriegk davon den Kramff.
Wie er ſiß in dem Stuhl nit langk:
Es werd ihm kraußam Angkſt und bangk,
Er rippel und er rappel ſick,
Und mack reckt fürckterlicke Blick,
Er thu die Schmidt ſtarck admonir,
Sie ſoll mack fort, ſie woll marchir.
Und endlick ſpreck die fromme Schmidt:
Nu ick bin fertigk, ick keh mit.

Der Tod woll aus die Stuhl aufſteh.
Allehn er wehß nit, wie ßu keh,
Er mack ſick wie er will movir,
Er kan nit aus die Stuhl marchir.
Ey, ey, wie thu die Schmidt brav lack,
Sie plagk die Tod ſie ſoll fort mack.
Die Tod ſie raßel mit ſein Behn
Und blöck vor Angkſt ſein Kälber Zähn,
Der Schmidt der thu was reckts bravir,
Die Tod ſie ſoll dock fort marchir.
Da ſpreck der Tod: Mein liebe Mann:
Seh du dann nit, daß ick nit kan.
Das iß mir kehne mal passir,
Daß ick bin word ſo ſehr vexir.
Ick wehß nit, ob ick bin behex,
Ick marter mir daß ick muß krex.
Wenn du kan ehlff, ick thu dir bitt,
Ack ehlff mir liebe Bruder Schmidt.
Der Schmidt ſagk: Nu du nit kan fort,
Du Schurck, nu keb du kuten Wort,
Schau, ſchau du Bestialité,
Erſt, du ſpreck mit Brutalité:
Schmidt deine Stund iß all passir,
Du muß in Reick der Tod marchir,
Jeßund du nenn mir dein mon Frère,
Allehn ick danck vor dieſe Ehr,
Der Teufer mack dein Bruder ſeyn,
Der ſchick ſick ßu die Strecke Bein.
Wer dir keheiß, ßu mir ßu keh,
Er helff dir ock aus Stuhl aufſteh!

Der Tod ſie thu reckt lamentir,
Und ſie thu die Schmidt promittir,
Wenn er ihn nit mehr werd ſo kränck,
Er woll ihm nock 10 Jahre ſchenck.
Sie keb ihm ihre klapper Hand.
Und ihr Parol ßu Unterſand.
Darauf es laß der Schmidt keſcheh,
Daß darf von Stuhl der Tod auf ſteh.
Der Tod er ärger ſick kanß kranck,
Und marchir fort mit ſchwehr Kedanck.
Er aht ſick reckt viel chagrinir
Daß ihn der Schmidt aht ſo touchir.
Indeß der Schmidt er lack ſick ſatt,
Daß er den Todt betrogken aht.
So bald als nu 10 Jahr um ſeyn,
Ehrr Tod ſtell ſick ühbſch wieder ein,
Er thu reckt ſehr brutalisir,
Als wie ehn böſe Exequir.
Er blöck die Zähn mit kroße Krauß,
Und ſchrey wie ehne Fleder Maus.
Fort Schmidt, du Uhnd, du muſt nu ſterb!
Der Schmidt denck, du ſoll dock nicks erb,
Komm denn du Nipps Napps noch ehnmal,
Wart, wart, ick will dir ſchon beßahl.
Er mack den Tod viel Compliment,
Und bitt ihn in ſein Logiment.
Der Tod er ſchüttel ſeinen Koff,
Und ſpreck: Denck du, ick bin beſoff?
Mein du denn, daß ick ahb verkeß,
Wie ick in ſchlimme Stuhl keſeß.

Ick müſt ehn tumme Ochße ſeyn,
Wenn ick marchir in Stub ihnein.
Fort, fort, mack nur nit viel Façon,
Daſmal du krigk kar kehn Pardon.
Der Schmidt thu ſick ſehr submittir,
Und ſpreck: Er woll kern mit marchir,
Er woll ſick nur ßu reckte mack
Und woll ſuck ſeine Reiße Sack.
Der Tod laß ſick nock persuadir,
Und thu vor Stuben Thür restir.
Indeß er denck, weil er muß wart,
Er keh ehn bißel in der Kart.
Es werd ihm dock nun nit manquir,
Daß er den Schmidt kan attrapir.
Allehn das war ehn kruße Fehl,
Daß er ſick das Plaisir erwehl.
Denn als er in den Kart passir,
Er thu die Baum kleick observir.
Darauf die ſchöne Apffel wackß,
Die ſchöner ſeyn als in kanß Sackß.
Der Tod kriegk ehn kroß Appetit,
Daß er davon nehm etlick mit,
Er denck, in ſeine Schnapſe Sack
Er woll ſick ehn Partie einpack.
Dock weil er ſie kan nit erreick,
Er muß uff Apffel Baum nauf ſteigk
Mit ſeine langke Truthahn Fuß,
Und denck nit, daß er kriegk Verdruß.
Warum? der Schmidt aht wohl keſeh,
Und laß das kar ßu kern keſcheh.

So bald als nur der Tod ihnauf,
Da komm der Meſter Schmidt kelauff
Mit ehne kroße Ohpffen Stangk,
Und ſeine Kneckt mit Schmide Zangk.
Sie komm als wie der Bliß kerenn,
Und thu wenn ſie den Tod nit kenn.
Sie ſchrey, du Schelm, du Apffel-Dieb,
Daß wir dir fangk, das iß uns lieb.
Alſo ſchlagk ßu ihr kut Camrad,
Weil er uns thu ſo kroße Schad.
Par bleu! wie ſchlagk die Schmidt Kneckt ßu,
Sie ahlt kar kehne bißel Ruh,
Der Tod mack ſchrey nur wie er will,
Sie ſchlagk drauf loſ, und ahlt nit ſtill.
Das thu ſo ehn Kerumpel mack
Als wie uff welſche Nußen Sack,
Der Tod woll kerne echapir,
Allehn das mal er muß pausir.
Und er thu mit ſein Schade ſeh,
Das es ihm wie in Stuhle keh.
Darum er rickt ſick nack der Ort,
Und keb an Schmidt reckt kute Wort.
Er ſoll ihn dock nit ſchlagk ſo ſehr,
Er woll ßu ihm komm kar nit mehr.
Der Mehſter Schmidt hör endlick auf,
Und er ſchau uff die Baum hinauf,
Er thu, als wenn er reckt erſchröck,
Das er keſchlagk die Ehrr Pußweck.
Er thu ock als wenn ihm wär leid,
Und ſpreck mit kroß Scheinheiligkeit;

Ehrr Tod ſie thu mir pardonir,
Daß ick ſie ahb incommodir.
O! ſey ſie dock uff mir nit böß,
Daß ſie aht kriegk ſo krobe Stöß.
Par bleu! Wir ahn nit kern kethan,
Wir denck wir treff ehn Dieb da an.
Der Tod denck uff ehn kluge weiſ
Ick muß in ſauer Apffel beiſ.
Du biß mir wohl die reckt Keſell,
Ick muß mir nur ock was verſtell.
Er ſpreck: Mein liebe Mehſter Schmidt,
Ick wehß ſchon, du kan davor nit,
Dock du ſoll mir die Lieb erzeigk
Und ſoll mir laß von Baum abſteigk.
Der Schmidt ſpreck: Ja mit all Plaisir,
Komm nur ehrab von Baum marchir.
Der Tod bemüh ſick was er kan,
Allehn es keh ihm kar nit an.
Er muß ſteß uff der Baume bleib
Szu Schmidt ſein luſtigk Zeit vertreib.
Er thu den Tod reckt brav vexir,
Er ſoll dock komm, ſie woll marchir.
Dock weil die Tod nit runter kan,
Der Schmidt thu ihm viel Schimff-Wort an.
Er ſpreck: nu ſchau du Menſche Fucks,
Kelt ick ahb dir nock mal belucks.
Du ſuper klugke Weiſe Naſ
Jeßund du zitter wie ehn Haſ.
Du kan die kanße Welt bezwingk,
Und kan dock nit von Baum abſpringk.

Daſ ſchmeck wie bitter Mantel Kern,
Wart Vogkel du ſolt feiffen lern.
Dem Tod werd reckt viel Angkſt und bangk,
Der Schmidt kriegk ſeine Hopffe Stangk,
Und keb dem Tod viel Naſe Stüber,
Daß er bekomm das kalte Fieber.
Der Tod thu dem Schmidt offerir.
Wenn er ihn das mal liberir,
Er woll ihm die Parole keb,
Daß er ihn woll laß ewigk leb.
Er woll ihn nit mehr perturbir,
Wenn er ihn das mal laß passir.
Er ſoll ihm nur ehlff aus die Noth,
Er woll das ahlt als ehrlick Tod.
Der Schmidt er thu das acceptir,
Und thu ihn das mal liberir.
Der Tod mack mit die Schmidt Contract.
Ehrnock er aht ſick fort kepackt.
Er aht erbärmlick auskeſeh,
Es thu ihm alle Klieder weh.
Er nehm ehn kanß betrübt Abſchied
Von ſeine Feind die fromme Schmidt.
Von ſeine Hopffen Stangk Tracteur,
Und danck kar ſchleckt vor all Honneur.
Es lauf der Monsieur Senſe Mann
So uhrtigk fort all er nur kan,
Er aht ſick kar nit umkeſeh,
Bis er komm, da ehn Wind Mühl ſteh.
Da ſeß er ſick an Wind Mühl Haus,
Und woll da ruh ehn bißel aus.

Wie er nun da ſo traurigk ſiß,
Und nock vor Angkſtlikeit brav ſchwiß.
Da komm der Teuffel an marchir,
Daß ihn der Tod kaum observir.
Der Tod wie er den Teuffel ſeh,
Er ſpreck: Du Bestialité!
Wer Teuf wer aht dir her keſchick?
Keh pack dir weck du Kalgken Strick.
Und wenn du nit will retirir,
Ick will dir Teuf kleick masacrir.
Der Teuf ſpreck: Foudre! mon Cousin,
Was ahſtu denn vor kroß chagrin?
Par bleu! was iß dir. denn passir?
Ick ahb dir kar nit disgoustir.
Der Tod ſpreck: (mit betrübt Visage.)
O mir verkeh wohl die Courage.
So lang all ick keweß der Tod,
Ick ahb keahbt nock kehn ſo Noth.
Kennſtu die Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock?
O der verfluckte Zauber Mann,
Der aht mir kroße Tord kethan.
Ick komm und woll ihn caponir,
Er aht mir ſelbſt bald masacrir.
O liebe Ehrr mon Frère Cousin,
Du klaub nit, was das vor Chagrin.
Par bleu! ick ahb mir alterir,
Das ick vor Zorn bald muß crepir.
Der Tod aht Teuſel all keklagk,
Wie er vom Schmidt iß wor. keplagk.

Wie er ath in die Stuhl keſeß,
Und wie er uff die Baum keweß.
Der Teuffel fangk reckt an ßu lack,
(Wie er vernehm ſa ſchöne Sack)
Er thu ſick kraußam viel moquir.
Und ſpreck ßu Tod : (Jhm ßu touchir)
Je du biß ja die Menſche Freß,
Und biß ſo tumme Narr keweß.
Du thu ja alles masacrir
Und laß dir von ehn Schmidt vexir.
Je du ehnfältigk Bußeweck!
Man ſoll dir in ehn Eſel ſteck,
Der Tod ſpreck mit kroß alterir,
Daß dir das Wetter fricassir.
Du Teuffel Teuf iß das Raison,
Daß du mir vexir sans Façon?
Jck bin ehn kroß betrübte Mann
Und du thu mir ock Schande an.
Du Naſe ſchwarß ahſt kut parlir
Keh nur, und thu du ock probir.
Du Teuffel Uhns Fütter Visage,
Keh hin, und probir dein Courage.
Der Teuf ſpreck: O! die arme Troff
Jck will ſie bald kriegk bey die Schoff.
Jck ahb ſchon manke Menſch keohl,
Jck kriegk den ock uff mein parol.
Der Teuffel thu mit Tod parir,
Er woll den Schmidt weck transportir,
Der Tod ſpreck: Jck will uff dir wart,
Biß du komm mit die Ziegen Bart.

Enfin! der Teuf iß fort marchir,
Und iß bei Schmiede arrivir.
Er woll kleick in die Auhß keſchwind,
Allehn er kan kehn Lock nit find
Da er ſick neihn kan practicir,
Daſ thu ihm ſchon viel chagrinir.
Er keh wie Katz um heiße Brei,
Daſ mack ihn viel Fick Fackerey.
Darum der arme Teuffel Troff,
Er muß ſein an die Hauß Thür kloff.
Dock eh die Thür werd auf kethan,
Der Schmidt fragk erſt: wer kloff denn an?
Der Teuf antwort: mein liebe Schmidt,
Ick bin Ehrr Teuf ick thu dir bitt,
Keb mir dock ehne Nackt Qvartir,
Ick will dir kar nit molestir.
Der Schmidt ſpreck: Je du Teufel Teuf,
Ick will dir was uff Puckel feiff.
Der Teuf darf nit in meine Auhß,
Es iß da nicks vor ihn ßu ſchmauß.
Du kan dir deine Wege ſcheer,
Und kan keh hin, wo du komm her.
Der Teuffel keb reckt kute Wort,
Er ſpreck: Ick kan nit weiter fort,
Ick ahb mir ehne Behn vertret,
Logir mir nur in dein Secret.
Er denck, bin ick nur ehnmal drein,
Der Schmidt ſoll balde meine ſein.
Der Schmidt merck kar wohl was passir,
Wart Teuf ick will dir ſchon curir.

Er denck in ſeine Schmidte Koff,
Ick will dir ſchon die Fell aus kloff.
Er ſpreck ßu Teuffel Passagir,
Du ſoll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir die Schmidt ßu Uttjerbock,
Wenn du fahr ein ßu Schlüßel Lock;
Denn weil es iß ſchon finſter Nackt,
Die Auhß Thür werd nit uft kemackt.
Der Teuf thu kerne acceptir,
Wenn er nur kan in Auhß logir.
Er freu ſick ſchon in ſeine Sinn,
Wie er vom Tod die Wett kewinn.
Allehn der Schmidt er war ßu klugk,
Er merck vom Teuffel ſein Betrugk.
Er denck, ick muß dir prevenir,
Daß du mir nit kan attrapir.
Keſchwind er nehm ſein Kohlen Sack
Und thu ihn vor die Schlüß Lock mack.
Alsdenn er ruff: Nu komm ehrein,
Uhſch fahr der Teuf ßu Schlüß Lock rein.
Allehn ſie fahr in Kohlen Sack,
Da thu die Schmidt die Sack ßu mack.
Die arme Teuffel muß nu ſeh,
Daß man mit ſie mack attrapé.
Er fragk, Ehrr Schmidt was ſoll das ſein,
Daß du mir ſteck in Sack ihnein!
Ick kan in Kohlen Sack nicks ſeh,
Laß mir dock aus die Sack raus keh.
Der Schmidt ſpreck: Ey du Teuffel Teuf,
Nu du ſoll tanß, wie ick werd feiff

Was ahſtu Teuf bey mir ßu thu!
Wart, wart, ick will dir trinck ehns ßu.
Denck du denn nit, daß ick wohl merck,
Was du woll mack vor ſchlimme Werck
Mit mir, ick arme ehrlick Mann.
Allehn du komm kanß unreckt an.
Du Teuf dick ſoll der Teuffel ohl.
Wenn du nit mack reckt Capriol.
Der Teuf er thü ſick excusir,
Er ſchwöhr bey alle Kroß Vezier.
Bey alle alte Jungkfer Schuh
Er ahb ihm woll kehn Leid anthu.
Der Schmidt er ſpreck: Es iß ſchon reckt,
Ick kenn dir ſchon du kute Kneckt.
Wer trau dir und dein Vetter Tod,
Er komm kewiß in kroße Noth.
Du thu die kanße Welt belügck,
Und ahſt dir jeßund ſelbſt betrügk.
Der Schmidt ruff ſeine Schmiede Kneckt,
Allo ihr Purſch nu arbeit reckt.
Schmeiſt Sack mit Teuffel uff Amboſ,
Und ſchlagkt nur wacker uff ihn loſ.
Die Schmiede Kneckt ahn kleick kethan,
Sie pack ihn wie die Häſcher an.
So bald ſie uff die Amboſ liegk,
Da thu ſie die Schmid Hammer kriegk.
Poß tauß! wie ſchmeiß die Schmidte druff
Das keh die Piff, die Paff, die Puff.
Die Schmiede Kneckt ſie bild ſick ein,
Der Teuffel werd ehn Stock Fiſch ſeyn.

Ey, ey, wie thu die Teuffel ſchrei,
Ihr Schelm ihr ſchlagk mir all entzwey.
Er thu wie ehne Löwe brüll,
Allehn ſie ahlt drum dock nit ſtill.
Biß endlick, daß ſie werde müd,
Da ſingk der Teuf ehn Sterbe Lied.
Und bitt man ſoll ihm pardonir,
Er woll kehn mal mehr retournir.
Nu endlick laß die Schmidt keſcheh,
Und ſpreck die Kneckt ſoll ihn laß keh.
Jedock der Teuf muß promittir
Er woll ſick wieder retirir,
Wo er zuvor war rein kekrock,
Als nehmlick durck die Schlüſſel Lock,
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüſſel Lock,
Ey, ey, wie war der Teuf keſchwind,
Er retirir ſick wie der Wind,
Allehn er kriegk nock uff die Wegk
Ehn ahlbe uhndert kute Schlägk.
O wie marchir der Teuffel fort,
Und er verfluck die ſchlimme Ort.
Wo ihm iß ſo malheur passir.
Vor Angkſt er thu nit observir,
Daß ihm die Hüfft entzwey keſchmiß,
Und ehne lahme Teuffel iß.
Biß bey die Tod er arrivir,
Die thu ihn ſchön beneventir.
Sie ſpreck: Du komm kanz malheureux,
Willkomm Diable Boiteux,

Du ahſt wohl brav bekomm ßu trinck,
Daß du ſo kraußam viel muß hinck.
Vielleickt du ahſt ehn Uhner Augk,
Laß dir die Schmidt was keb ßu brauck.
So kehts, die Teuffel knappe Schu
Die rickt ehn ſo die Füße ßu.
Du ahſt ock wohl das Podagra,
Singk nur Rundadinellula.
Wie iß? Du kan kehn Wort parlir,
Du ſeyn ja reckt viel consternir.
Der Teuf er ſeh ſo morbleu aus
Wie ehn bancrotte Tauben Auhß,
Vor Zorn er kan nit repondir,
Weil er ſick nit kan revangir.
Par bleu! Er mack ſo viel Gramace,
Als wie uff Jagd die wilde Kaß.
Und wie er ſick recolligir.
Er ſangk an ſehr ßu fulminir.
Er ſpreck: Mein kute Vetter Tod,
Du ahſt keahbt kehn ſolcke Noth.
Als wie ick in die Kohlen Sack,
Ick wehß nit wer den ath kemack.
Kehn Fluck man kan nock mehr erdenck,
Die er nit in die Kohl Sack ſchenk;
Er thu den Tod all rapportir,
Was ihm iß bey die Schmidt passir.
Der Tod er lack ihn redlick aus,
Ahb ick dir nit keſagk voraus.
Du ſeyn ja ehn Politicus,
Und mack dir ſelbſt ſo kroß Verdruß.

Eh bien es iß dir recht leſcheh.
Ick woll daß dir nock ſchlimmer keh.
Ehn andermal bleib aus die Auhß.
So dörf du kehn Schmithammer ſchmauß.
Und thu dir nit mehr ſo moquir,
Wann andern ehn Malheur passir.
Allehn! was iß nunmehr ßu thu?
Das beſt iß, wir keb uns ßu Ruh.
Wir könn das dock nit anders mack,
Wir muß nur mit Kedult ertragk.
Vielleickt die Zeit werd permittir,
Daß wir uns könn neck revangir
Komm wir woll keh in ſchwarze Bär,
Und woll ehn Kläßel Wein verßehr.
Wer wehß wen wir da rencontrir,
Der Deutſch François ſoll uns tractir.
So consolir in ihre Noth
Die 2 ßuſammen der Teuf und Tod.
Das war die Histoire von Schmidt ßu Uttjerbock,
Von Teuffel und von Tod, wie die ſeyn word betrock.

Chriſt. Fürchtegott Gellert,

geb. am 4. Juli 1715 zu Haynichen, geſt. am 13. Decbr. 1769 zu Leipzig.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Jemehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen;
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
Ging munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind lößt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattin Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich im vollen Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Mann bei Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu ſagen,
„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt! Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?

Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbahren.

Sulpitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte, ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß ſich doch betrügen.
Nein, überlaßt ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen.
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattin beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?

Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen;
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches-Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als er, er wirds ſchon wiſſen,
Für meine Freundinn machen müſſen;
Es iſt nichts ſchönres auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben:
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Erdenleben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit;
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, ſpricht der Mann, bei ſanftem Händedrücken.
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.

Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?

Freund, ſprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.

Ach, ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen:
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen . . . .
O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr gar keins nehmen.

Johann Chriſtoph Roſt,

geb. am 7. April 1717 zu Leipzig, geſt. 1765 zu Dresden.

Aus dem vierten Geſange des komiſchen Heldengedichtes: Das Vorſpiel. –

(Um ſich an Gottſched zu rächen, hat die Directrice des Leipziger Theaters, die Neuberin, ein Vorſpiel gedichtet, in welchem ſie ihren Gegner verſpottet. Der Dichter ſchildert nun, wie Gottſched ſelbſt der Vorſtellung beiwohnt und was ſich weiter dabei ereignet.

Die vierte Stunde ſchlug, die rechte Schauſpielszeit,
Gottſched, Victoria und Schwabe war bereit,
Corvin vorausgeſchickt, auf den Studentenplätzen,
Den Poſten ſeines Amts bei Zeiten zu beſetzen.
Drei Sänften warteten an Gottſcheds Thüre ſchon,
Der that die Bitte noch an Phöbus Tochterſohn:
„Apoll und ihr von mir oft angerufne Schweſtern,
„Laßt euern Orpheus nicht von der Bacchantin läſtern,
„Gebt, da mein Fuß, für euch, den Fechterplatz betritt,
„Mir eure Majeſtät zu der Begleitung mit.“

So ward der ſchwere Weg nun endlich angetreten ;
Doch dem Verhängniß kann kein Menſch entgegen beten.
Der Schauplatz wimmelte, die Logen waren voll,
Und eine blieb nur leer, die Gottſched haben ſoll,
Und hierin war auch noch die Neuberin zu loben,
Weil ſie den beſten Platz dem Dichter aufgehoben.
Von ſeiner Ankunft ward ihr gleich die Poſt gebracht,
Und zur Eröffnung auch die Anſtalt ſchon gemacht,
Der Vorhang zog ſich auf, das Spiel ward angefangen,
O Gottſched wäreſt du dießmal nicht hingegangen !
Kaum trat die Neuberin, als Schauſpielkunſt hervor,
So hob ihr Auge ſich ſchon ſiegreich ſtolz empor ;
Als wenn es noch vorher dem Feinde rathen wollte,
Daß er durch ſchnelle Flucht die Rettung ſuchen ſollte.
Doch den Profeſſor ließ die Schickung nicht entfliehn,
Ehrgeiz, Victoria, und Schwabe hielten ihn.
Er dacht' es würde ſie ſein Anſehn noch bezwingen.
Wo nicht, ſo müßte doch der Streich Corvins gelingen.
Umſonſt, der Anſchlag fehlt. Der Tadler zeigte ſich,
Daß Gottſched bei ſich ſelbſt bekannte: das bin ich.
Er ſah ſich horchend um, und wo ein Mund ſich rührte,
Da dünkt ihm, daß man auch von ihm Geſpräche führte.
Sein Anſehn wagte noch ſein letztes Meiſterſtück ;
Sein Auge waffnete noch einen großen Blick ;
Kurz, ein verzognes Bild von den vier Fakultäten
War jetzo das Geſicht des grimmigen Poeten.
Sinkt nicht hierbei der Muth dem frechſten Feinde hin,
Vielleicht dem Mauvillon, nur nicht der Neuberin.
Die Rache war gerecht, drum mußte ſie geſchehen ;
Sie wünſchte weiter nichts, als ihn beſtürzt zu ſehen.

Sein ſtrafendes Geſicht macht ihr bald offenbar,
Daß ihr des Tadlers Bild erwünſcht gelungen war.
Ihr Feind war ſchon beſiegt, jedoch zum Triumphiren,
Wollt ihr das Glück den Sieg, mit mehr Bezwungnen zieren.
Das Vorſpiel war faſt halb, als Gottſched durch den Stab,
Dem lauernden Corvin aus Angſt das Zeichen gab.
Dem war ſchon in der That um den Profeſſor bange,
Und zu der Kriegesliſt währt ihm die Zeit zu lange.
Kaum ſah er Gottſcheds Wink, ſo ſcharrte ſchon ſein Fuß;
So pfiff auch ſchon ſein Mund. Es ſprach Fabrizius,
Doch blieb er ungeſtört, und rieth nicht auf Corvinen:
Der trunkne Fiſcher that dieß ſonſt vor allen Bühnen.
Allein, die Neuberin errieth die Argliſt gleich,
Doch ſie erwartete mit Großmuth dieſen Streich.
Sie fing zu reden an, man pfiff und ſcharrte wieder,
Und dieſesmal bekam Corvin zween treue Brüder,
Die lärmten mit. Nie kräht der Hühnermann allein,
Man hört, wo Hähne ſind, auch gleich mehr Hähne ſchreien.
Die Neuberin ſchwieg ſtill; ihr Auge ſchien zu fragen:
Hat niemand Herz genug, den Lärm zu unterſagen?
Ein Schauſpielspatriot, ein ältlicher Student,
Der ſich bereits ſchon längſt die Hörner abgerennt
Jedoch entſchloſſen war, das freie Purſchenleben,
Erſt durch den Tod einmal gezwungen aufzugeben;
Der jederzeit Geſchmack an dieſer Bühne fand,
Und ihr auch Tag vor Tag vier Groſchen zugewandt,
Rief überlaut: ſeid ſtill! und warnete Corvinen,
Zuerſt beſcheidentlich mit Worten und mit Mienen;
Allein umſonſt, Corvin nahm keine Warnung an,
Er lärmte fort, weils ihm noch dreie nachgethan,

Und that ſein tapfres Amt, zu dem er ſich verſchworen;
Doch dem Studenten ging hier die Geduld verloren.
Und da der größte Theil auf ſeiner Seite war,
Riß er die Neuberin beherzt aus der Gefahr.
Er drang mit andern durch, bis zu den vollen Haufen,
Im Geiſte war Corvin zwar ſchon davon gelaufen.
Jedoch aus Angſt und Eil ließ er den Körper da,
Drum kam Gedräng und Stoß ihm unvermuthet nah.
Er ſtämmte ſich und rief: Mein Herr, was ſoll dieß heißen?
Will man die Kleider gar uns von dem Leibe reißen?
Er dacht auch in der That anjetzt mehr an ſein Kleid,
Als an ſein vorig Amt, und Gottſcheds Sicherheit!
Doch ſtatt der Antwort ward ihm noch ein Stoß gegeben,
Und er fing wirklich an, ſchon in der Luft zu ſchweben.
Hier galt kein Widerſtand, weil weniger ein Wort,
Man drängte Herrn Corvin, nebſt ſeinem Häufgen fort;
Und ließ nicht eher nach, bis dieſe ſechs Barbaren,
Die ſich zu viel gewagt, mit Schimpf verjaget waren.
Durch dieß Scharmützel ward die Ruhe hergeſtellt,
Die Schönen, welchen ſtets der Muth am erſten fällt,
Belachten nun den Kampf der zwei erhitzten Heere,
Der Kunſt der Neuberin, und der Vernunft zur Ehre.
Nur dem Profeſſor blieb der Heldenmuth entwandt,
Wie Mitzler einſt erblaßt auf dem Catheder ſtand,
Als Priszian erſchien und ihn zur Rede ſetzte,
Warum er ſein Gebot ſo freventlich verletzte.
So bleich und ſo beſtürzt ſtand der Profeſſor da,
Doch weit betroffener ſchien noch Victoria;
Ihr größtes Schrecken war erſt bei des Vorſpiels Ende,
Da klopfte jedermann aus Beifall in die Hände.

Was ſollte Gottſched thun? — Erzürnt nach Hauſe gehn?
Die Klugheit müßt er nicht, die er doch lehrt, verſtehn.
Er zwang ſich, denn ſonſt wärs um ſeinen Ruhm geſchehen,
Gar, aus Verſtellung noch das Vorſpiel anzuſehen.
Jedoch der Donner kommt oft ſpät dem Blitze nach,
Bei dem Beſchluß erſchien die Neuberin, und ſprach:
Daß, da ſie künftigsmal den Cato ſpielen wollte,
Dieß Vorſpiel wiederum den Anfang machen ſollte.
Hier fiel der Vorhang zu, und Gottſched eilte fort,
Bereute ſeinen Gang, verdammte dieſen Ort,
Und ſuchete nunmehr ſein Zimmer zu gewinnen,
Ein Mittel zum Verbot auf Morgen auszuſinnen.

Magnus Gottfried Lichtwehr,

geboren 1719 zu Wurzen, geſtorben 1782 zu Halberſtadt.

Der Kobold.

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein,
Thron, Schönheit, Schwerdt und Buch zerſtiebt durch ihre Feile,
Sie wirft auch Mauſoläen ein,
Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile.
Itzt iſt nichts unterm Himmel leer,
Itzt darf die Erde ſich, trotz Ketzermachern, drehen,
Itzt ſchmäucht man keine Hexen mehr,
Itzt kann ich ohne Furcht auf Gegenfüßlern ſtehen.
Ich lobe mir die Zeit, in der wir itzo ſind,
Wenn unſre Väter, wie wir leſen,
Der Eitelkeit mehr feind geweſen,
So ſind wir Kinder nicht ſo blind.

Als noch der böſe Nix die Wöchnerinnen ſchreckte,
Der Kobold hübſche Mädchens neckte,
Die weiße Frau dem Knecht das Deckebette nahm,
Und der verwünſchte Mönch des Nachts zur Köchin kam,
Ließ auch auf einer Burg ein Poltergeiſt ſich ſehen,

Klein wie ein Zwerg, von Anſehn alt,
Wie ein bejahrter Greis geſtalt,
Gekleidet, wie die Pilgrims gehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieſer hier: er ſtund für Stall und Heerd,
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonſt folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabei beſaß er auch die Kunſt zu prophezeihn,
Nie fiel ein Sterbenstag bei dieſer Herrſchaft ein,
Da man nicht, eh der Fall geſchehen,
Den Zwerg in Boy verhüllt geſehen.

So ſuchte dies Geſpenſt durch Dienſt und guten Rath
Dem Geiſterpöbel vorzudringen,
Ich will nur einen Streich beſingen,
Den allerklügſten Streich, den je ein Kobold that.
Es ſah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefſten Trauer,
Ein abgekrempter Hut, der faſt den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der ſich nicht enden wollte,
Dies alles wies, daß bald ein Großer ſterben ſollte.
Die meiſten deuteten es auf des Burgherrn Sarg,
Viel riethen auf den Sohn und Erben
Ja mancher ſah ſie beide ſterben.
Man rieth ſich endlich ungeſund;
Indeſſen ſtarb des Burgherrn Hund.

Hier hörte man den Herrn auf ſeinen Kobold ſchmälen,
Was? willſt du einen Hund zu meiner Freundſchaft zählen?

Nur nicht zu hitzig, rief der Geiſt,
Wer ward von dir geküßt, aus deiner Hand geſpeiſt?
Wer lag an deiner Bruſt? Wer ſchlief in deinen Armen?
Wer war dein Augentroſt, und fand bei dir Erbarmen?
Wer anders als dein Hund? Es fiel mir alſo ein
Daß er vielleicht dein Bruder wäre. —

Hier ſchämte ſich der Herr. — Du, merke dir die Lehre:
Wer Thier' wie Menſchen liebt, der ſcheint kein Menſch zu ſeyn.

Abraham Gotthelf Käſtner,

geboren 1719 zu Leipzig, geſtorben 1800 zu Göttingen.

Epigramme.

Eine mütterliche Warnung.

Victorien hörte ich jüngſt ihren Sohn belehren:
„Fritz, ſieh' die Mädchen an, als ob es Gänſe wären!"
Madam, ſprach ich, Sie kennen Ihr Geſchlecht;
Folgt Ihnen Fritz, ſo denkt er meiſtens recht.

Als die Tochter Vorſtehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänſen hier geſchrieben,
Trifft Sie, Mamſell, gewißlich nicht,
In Gänſe, ſo wie die, von denen Mutter ſpricht,
Kann man ſich ja verlieben.

Auf einen Dichter, der ſeine Gedichte auf blau Papier drucken ließ.

Blau, wenn ſie Nichts uns zeigt, zeigt ſich die Atmoſphäre;
Ihr gleicht dein Buch an Farbe wie an Leere.

Claus Narr und die Gänschen.

Claus Narr ließ manchen Spruch in ſeiner Einfalt hören
(Der Kluge lacht dabei, und brauchet ihn zu Lehren);
Auch den, als er an eines Teiches Rand'
Bei muntern, jungen Gänschen ſtand:
„Ihr lieben Dingerchen! jetzt ſeid ihr artig, klein,
„Bald werdet ihr nur große Gänſe ſein."
Claus ſagte laut, was ich oft ſchweigend fühle,
Wenn ich mit kleinen Mädchen ſpiele.

Auf Jemanden, der zu früh todt geſagt ward.

Die Fama, reicher noch an Zungen, als an Ohren,
Bereitet ihm zu früh ſein Grab.
Noch wälzt' er ſich, durch's Paradies der Thoren
Den breiten, luſt'gen Weg hinab.

Urſachen, warum die Dichter vom Podagra frei ſind.

Das Schmerzenskind von Bacchus und Cytheren,
Wie kommt's, daß es die Dichter ſeltner plagt,
Die ſo getreu dies Götterpaar verehren?
Mir hat den Grund ein Dichter jüngſt geſagt:
„Wir leben nicht an dieſer Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Bahre."

Als ein Buchhändler eines Würzkrämers Tochter heirathete.

Beglückter Schwiegerſohn, dir kann kein Buch vermodern;
Wenn es kein Leſer kauft, wird es dein Vater fodern.

An einen Autor.

Du ſchimpfſt auf mich, weil mein verweg'nes Lachen,
Dich und dein ſchönes Werk entehrt.
Wenn hätt' ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Seh'n und Leſen werth.

Der Blinde.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürer's Kunſt erhoben,
Hört einſt ein Blinder lachend an.
Wie, ſprach er, könnt Ihr was ſo ungemäßigt loben,
Wo ich nichts Sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäſch von Zeichnung, Farbe, Schatten,
Wo nicht, ſo gebt mir zu, daß es nur Grillen ſind.
Die Antwort, als ſie ihn genug gehöret hatten,
War in drei Worten: du biſt blind!

⁂

Das Glück, die Wahrheit zu erfinden,
Das Glück, das Weiſe nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters ſchmäh'n,
Wer kann dafür, daß ſie nicht ſeh'n?

Die Diebin.

Kaum ſieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte ſie voll Liſt zu ſtehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reizte;
Nicht, daß ſie's zu beſitzen geizte;
Nur über deſſen Qual, den ſie beraubt, zu ſcherzen,
Entführt ſie Obſt als Kind, und als ein Mädchen Herzen.

Anonymität der Recenſenten.

A.

Verwegen, weil er ſich nicht nennt,
Schmäht meuchleriſch der Recenſent.

B.

Und müßt' er ſich auch nennen,
Wer wird den Narren kennen.

Joh. Ludw. Wilh. Gleim,

geb. am 2. April 1719 zu Ermersleben, geſt. am 18. Febr. 1803 zu Halberſtadt.

Amor ein Werber.

Amor wirbt, ich ſeh' ihn werben:
Wie ſo freundlich, wie geſchäftig
Dringt er ſich in alle Haufen!
Doch er iſt nicht jedem ſichtbar.

Dort bedeckt er ſchlau mit Larven
Wangen, welche leicht erröthen,
Und entführet ſie den Wächtern,
Und verbirgt ſie den Verräthern,
Und begleitet ſie zum Tanze,
Und entdeckt ſie nur dem Tänzer,
Dem er ſie zum Tanze bringet!

Wenn es ihm an Volke fehlet,
Darf er keine Trommel rühren:
Alle Straßen voller Schlitten,
Jeder Saal voll Tanz und Larven,
Alle Kirchen voller Andacht,

Alle Bänke voller Weisheit,
Alle Gärten voller Roſen,
Alle Ufer klarer Bäche,
Alle Logen und Theater
Dienen ihm zu Werbeplätzen!

Schlauer haben ihre Rieſen
Meine Preußen nicht geworben!

Die Macht des Weins.

Ein Frommer ſprach: ich möchte doch mich ſchämen,
Stets ſo vergnügt zu ſein;
Ich möchte doch mit ihm zu Herzen nehmen,
Was ſo viel Wunder prophezei'n;
Ich möchte doch, wie er, mich grämen,
Weil Ach und Weh ſo viel Cometen dräu'n;
Da gab ich ihm von meinem Wein,
Da rieth er mir, ich möchte mich nicht ſchämen,
Stets ſo vergnügt zu ſeyn.

Gleiche Gedanken.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröſtete die weinende Liſette,
Sein treues Weib: „Ach," ſprach er, „Kind, ich hätte
„Wohl Eine Bitte noch an dich!" —

Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
„Nimm Herrn Ariſt;
„Mich däucht', er iſt
„Ein guter, reicher Mann.“ —
Ach Männchen! ſagte ſie, ich dacht' auch eben d'ran!

Johann Peter Uz,

geb. am 3. October 1720 zu Ansbach, geſt. am 12. Mai 1796 daſelbſt.

Neujahrswunſch des Nachtwächters zu Ternate.

Weckt eure Gatten küſſend auf,
Ihr Schönen von Ternate!
Hört, bei des Jahres neuem Lauf,
Wie mir ein Wunſch gerathe!

Ein Mädchen, das ſich Muſe nennt,
Durchſtreicht mit mir die Straßen;
Und was mein Herz euch Gutes gönnt,
Will ſie in Reime faſſen.

Wohlan! die Freude werde neu,
Wie ſich das Jahr verneuet!
Es fliehe finſtre Heuchelei,
Die ſich im Winkel freuet!

Nicht Eigennutz, nur Zärtlichkeit
Sey Stifter unſrer Ehen!
So wird man Hymens güldne Zeit
Auch Jahre dauern ſehen.

Die ſüße Falſchheit unſrer Zeit
Entweiche von der Erde,
Daß alte, wahre Redlichkeit
Noch einmal Mode werde.

Es drohe Mißwachs und Verluſt
Gelehrten Schmierereien,
Nur müſſe junger Mädchen Bruſt
Und guter Wein gedeihen!

Gib, Himmel! deinen alten Wein
Den fröhlichen Poeten,
Die in der Muſen Lorbeerhain
Oft, leider! durſtig treten.

Nur Waſſer, alter Weiſen Trank,
Gib unſern jungen Weiſen;
Und jage den Monadenzank
Von freudenvollen Schmäuſen.

Der Geiz mag ſein erwuchert Gut
Nur hüten, nicht genießen!
Doch laß ein Bächlein güldner Fluth
Auch auf den Weiſen fließen!

Denn unſre Weibchen koſten viel,
Wenn ſie uns lieben ſollen,
Wie viel erfordert Putz und Spiel,
Und wenn wir ſchmauſen wollen!

Heil Allen, denen Heil gebricht,
Heil ſey dem ganzen Staate!
Die wünſch' ich aus bezahlter Pflicht,
Nachtwächter von Ternate.

Der Tabacksraucher.

Soll ich ſtets die trunknen Reben,
Soll ich nur den Gott erheben,
Der aus holden Augen blitzt?
Werd' ich nie zu deinem Preiſe,
Pflanze, meine Luſt! erhitzt,
Unterdeß der Thor und Weiſe,
Bei'm verblaſ'nen Rauche ſitzt?

O wie viele güldne Stunden
Sind mir unbereut verſchwunden
Bei geliebter Blätter Gluth!
Da empört mein raſcher Wille
Sich für kein verderblich Gut,
Ich genieße ſanfter Stille;
Meine ganze Seele ruht.

Weg mit lärmendem Gepränge!
Wo ich mich durch Narren dränge,
Gähn' ich bei dem beſten Wein.

Lächle, Venus, unter Thränen;
Sey die Mutter ſüßer Pein!
Aber zeuch mit deinen Schwänen,
Zeuch bei mir nicht ſieghaft ein.

Ich beneide keine Krone,
Wann aus weißgebranntem Thone
Manch' balſam'ſches Wölkchen dringt:
Und in meiner Muſe Händen
Ihrer Leier Scherz erklingt;
Oder höhern Gegenſtänden
Sich mein Geiſt entgegen ſchwingt.

Die geflügelten Gedanken
Flieh'n des Wahnes enge Schranken,
Nur der Weiſe ſcheint mir groß.
Nur des Glückes falſches Lachen
Und ſein oft entweihter Schooß,
Reichthum, Hoheit (ſchlechte Sachen)
Sind betrogner Thorheit Loos.

Flieht Entwürfe größern Glückes,
Die der Odem des Geſchickes
Wie den Sommerſtaub verweht!
Flieht im aufgewölkten Rauche,
Der, wie ihr, ſich ſtolz erhöht,
Und, wie ihr, bei ſchwachem Hauche
Schnell erſcheinet, ſchnell vergeht!

Rauch iſt Alles, was wir ſchätzen,
Unſer theuerſtes Ergötzen,
Unſer Leben ſelbſt iſt Rauch.
Weht nicht über friſche Leichen
Jedes Morgens kühler Hauch?
Viele werden heut' erbleichen,
Und vielleicht ich ſelber auch.

Alles muß verlaſſen werden!
Nackend geh'n wir von der Erden
In die öde Dunkelheit.
Was wir Guts verrichtet hatten,
Folgt uns in die Ewigkeit,
Wann das blaſſe Reich der Schatten
Allen fremden Glanz zerſtreut.

Chriſtian Felix Weiße,

geboren 1726 zu Altenburg, geſtorben 1805 zu Leipzig.

Das goldene und eiſerne Zeitalter.

Wo Fürſten und Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was ſie gebieten,
Und Dummheit den Verdienſten dräut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit ſtraſt, der Tugend lohnet,
Die Künſte hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläſern ſich vertragen,
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären ſie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder ſchreit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen,
Und mehr als ihre Mütter wiſſen,
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu' und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo er ungeſchwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, ſich deſſen freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Wo Schönen griechiſch disputiren
Und mit Gronoven Kriege führen,

Von Dinteflecken nie befreit;
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ſie Gellerten empfinden,
Mit ſeinem Witz Verſtand verbinden,
Das Herz nicht den Verſtand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jüngling kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Roſenkränzen
Sich der genoſſnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Friedrich Wilhelm Zachariae,

geboren 1726 zu Frankenhauſen, geſtorben 1777 zu Braunſchweig.

Aus:

Murner in der Hölle. –

(Ein ſcherzhaftes Heldengedicht.)

Erſter Geſang.

Singe, ſcherzende Muſe, die großen heroiſchen Thaten,
Und den kläglichen Tod von einem unſterblichen Kater;
Welcher den ſchwarzen Cocytus beſchifft und ſeine Gebeine,
Gleich den Gebeinen der Helden, mit Marmor bedecket geſehen.

Du, o holde Roſaura, die du das Ende des Lieblings
Faſt drei Stunden beweint: (wie öfters weinet ſo lang nicht
Um den Tod des podagriſchen Manns die buhlriſche Wittwe!)
Holde Roſaura, beſeele dies Lied mit dem ſiegenden Auge,
Welches ſo viele Herzen entflammt, und lächle der Muſe
Würdige Kühnheit in's Herz, wenn ſie die Stygiſchen Waſſer
Unter ſich brauſen hört, und zu den traurigen Schaaren
Wandelnder Schatten ſich miſcht, die Charons Ueberfahrt fordern!

Mitten in einem veralteten Schloß am Ufer der Elbe
Wohnte der ehrliche Raban mit ſeiner Nichte Roſaura.
Artiger war kein Fräulein umher, als ſeine Roſaura;
Holder waren die Grazien nicht, und ſchöner nicht Venus,
Als ſie, vom Schaume des Meeres noch tröpfelnd die Fluthen herausſtieg,
Zärtlich liebte die Nichte den Onkel, und was ſie nur wünſchte,
War zu ihrem Befehl; doch wünſchte das Fräulein nur wenig,
Welches drum mehr noch das Herz des häuslichen Alten ihr neigte.
Einſam im Zimmer, zufrieden mit ſich, durchlebte ſie Tage,
Nicht vom Neide getrübt, noch von dem Stolze verdunkelt.
Mit ihr wohnten in einem Gemach zwei geſellige Thiere,
Cyper, ein fleckiger Kater, und ein geſchwätziges Papchen,
Welches über das Weltmeer kam, und ſeiner Gebiet'rin
Manche Stunde, ſo gut wie ein leerer Stutzer verplaudert.

Eben hatte der weichende Winter von ſtürmiſchen Schwingen
Seine letzten Schauer von rieſelndem Hagel geſchüttelt;
Ueber ſanft wallende bunte Tapeten von Veilchen und Tulpen
Fuhr im Triumph der Frühling daher; und Pandions Tochter
Stammelte ſchon gebrochene Verſuche zu mächtigen Liedern
Unter halbgrünendem Laub; als an dem öſtlichen Himmel
Blutroth ſich Aurora erhob, und ſchneidende Lüfte
Vor ihr her das einſame Schloß lautheulend umbrauſten,
Das die murrende Magd zum Vorrath des Holzes hinabſtieg,
Und von neuem wohlthätige Feuer die Ofen erhitzten.
Jetzt kam Cyper über das Dach. Er hatte die Nacht durch
Einſame Böden durchirrt, und Legionen von Ratten
Aus einander gejagt; mit ihrem rinnenden Blute

Seinen zähnvollen Rachen genetzt, und trunken von Siegen
Ueber die todten Leichname her ſich brüllend gewälzt.
Leiſe ſchlüpft er zum Zimmer hinein, als eben die Zoſe
Brauſendes Waſſer geholt, mit ſanftem Chineſiſchem Tranke
Ihre Gebiet'rin zu wecken. Doch als ſie das gnädige Fräulein
Schlummernd noch fand, da fiel auf's neu' der rauſchende Vorhang
Wieder über das ſeidne Bett, und ſchleichend verließ ſie
Ihrer Fräulein Gemach. Von Abenteuern ermüdet,
Legte nun Cyper ſich hin dicht an den glühenden Ofen;
Streckte die Löwenklauen von ſich, und ſank bald geruhig
In den ſüßeſten Schlaf. Die phantaſirenden Sinne
Schweiften in güldenen Träumen umher. Er ſah die Geſtalten
Schöner Katzen verſammelt um ſich, und hörte die Seufzer,
Welche vom mooſigen Dach, von alten verwachſnen Gemäuern,
In vertraulicher Nacht um ſeinetwegen erſchollen,
Und dann dünkt ihm, er läge Roſauren vertraulich im Schooße,
Würde von ihrer marmornen Hand liebkoſend geſtreichelt,
Und vom hölzernen Junker, und zierlichem Fähndrich beneidet.
Eitle Gedanken! Er ſollte nicht mehr die Höhlen der Ratten,
Noch die Geliebten, Winzchen, beſuchen! er ſollte nicht wieder,
In Roſaurens Armen gewiegt, ſanftſchnurrend entſchlummern!
Eine der Furien, welche das Herz der wildeſten Xantippe
Mit der brennenden Fackel zum Zank mit dem Eh'mann entflammet;
Wollte die Oberwelt jetzt mit der finſtern Hölle vertauſchen,
Und flog ſcheußlich und ſchwarz, auf einer ſtinkenden Wolke,
Bei Roſaurens Fenſter vorbei. Ihr plauderndes Papchen
Saß im drähternen Haus, und rief lautſchimpfend: Du Scheuſal,

Als die ſchlangenhaarige Furie bei ihm vorbeiflog.
Auch die Furien tragen den Stolz im ſcheußlichen Buſen,
Schön zu ſein, zum mindeſten ſchön für der Hölle Bewohner.
Selbſt Alekto war Dame genug, voll Zorn zu entbrennen,
Daß ſie der Vogel für häßlich geſchimpft. Wie leicht, o Verwegner,
(Sagte ſie bei ſich ſelbſt) kann dich Alekto beſtrafen!
Deinen verräthriſchen Hals könnt' ich im Zorne dir umdrehn,
Oder mit dieſer hölliſchen Fackel zu Aſche dich brennen!
Aber du biſt zu klein für einer unſterblichen Göttin
Eigene Hand! Geh, ſchimpfe mich mehr im Magen des Katers,
Der hier ſchläft, und welchem ich dich zum Opfer beſtimme!

Raſend vor Wuth, begab ſich Alekto zum ſchlafenden Kater;
Hauchte mit Mordſucht ihn an, und ſprach mit gleiſenden Worten:
Iſt es möglich? du ſchnarchſt hier ruhig unter dem Ofen,
Edler Murner, du Zierde der Kater; und haſt es vergeſſen,
Daß dich die Ehre zu herrlichen Thaten, zu Siegen gerufen,
Welche vor dir kein Kater erſtritt? — Verwandter der Tiger,
Willſt du die Schaaren allein der fliehenden Mäuſe verfolgen,
Und mit tapferer Klau' langſchwänzige Ratten nur würgen?
Durſtet dich nicht nach edlerem Blut? O ſiehe, wie trotzig
Sitzt der Liebling Roſaurens in ſeinem güldenen Käfich,
Schimpft nach ſeinem Gefallen dich aus, und waget oft ſelber
Flüche wider die holde Roſaura, worüber ſie lächelt,
Und ſie mit gütigem Blick und Schmeicheleien belohnet,
Da ſie indeß dich, Cyper, vergißt. O leide nicht länger,
Daß der geſchwätzige Vogel die Gunſt des Fräuleins dir raube,
Und den männlichen Laut von deiner Stimme verſpotte,

Wenn er ſo oft dich lächerlich macht! Den Plauderer ſchützet
Nur ſein Käfich umſonſt! Wie mancher Canarienvogel
Ward von deinen tapfern Ahnen im Käfich zerriſſen!
Würge denn du auch den plaudernden Spötter und ſtreu' im Triumphe
Seine Federn, worauf er ſtolzieret, in alle vier Winde!

Alſo ſagte die hölliſche Göttin. Der Kater erwachte,
Sah mit funkelnden Augen umher, und brüllte nach Blute.
Wie ein Blitz ſich vom hohen Olymp in die Felder hinabreißt,
Und den blühenden Baum zerſchmettert, worunter der Schäfer
Oft auf ſeinem harmoniſchen Horn die Auen ergötzet:
So riß Cyper ſich auch, den Nebenbuhler zu tödten,
Unter dem Ofen hervor, und ſprang ſo behend wie ein Panther,
Auf den goldenen Käfich. Der Vogel ſinket vor Schrecken
Auf den Boden des Käfichs; doch hätt' ihn Cyper unfehlbar
Voller Mordſucht gewürgt, wenn nicht der ehrliche Raban
Auf das wilde Geſchrei dem Vogel zu Hülfe geeilet.
Eben hatte der häusliche Greis den knotigen Dornſtock,
Seinen Feldſtab, in zitternder Hand; kaum ſah er den Kater
Ueber den Käfich geklammert, ſo ſchlug er mit männlichen Kräften
Seiner Nichte Liebling auf's Haupt; die grauſame Parce
Schnitt ſein neunfaches Leben entzwei, und Cyper, entſeelet,
Fiel vom Käfich, der Käfich auf ihn, und über den Käfich
Stüzte der Alte; vom donnernden Lärm erbebte das Zimmer!

Aengſtlich erwachte die holde Roſaura vom wüſten Getümmel;
Fliegt im leichten Gewand zu ihrem Gemache, worin ſie

Mit erſtarrendem Blick das blutige Trauerſpiel wahrnimmt.
Dreimal klang mit ängſtlichen Schall die ſilberne Schelle
Durch das hallende Schloß; doch eh' Liſette ſich nahet,
Hilft das Fräulein dem Alten bereits in den ſammetnen Lehnſtuhl.
Als er Athem geſchöpft, erhub er zur weinenden Nichte,
Welche den Leichnam des Cypers erblickt, die donnernde Stimme:
Siehe, der Hund! Schon war er bereit den Päpen zu würgen!
Doch potz Stern! ich habe noch Kraft in den Knochen! da liegt er
Todt, der gierige Räuber! Er thut es nicht wieder, ich wette!
Alſo ſprach er prahlend und ſtolz, und drohte noch dreimal
Mit dem knotigen Stock dem ſchon verblichenen Cyper.
Aber das Fräulein weinte laut; ihr Antlitz verbarg ſich
Tief in ihr Schnupftuch, mit Thränen genetzt; ſie fiel in den Lehnſtuhl.
Sage mir, Muſe, die ſchmerzlichen Klagen des traurigen Fräuleins,
Und vergiß nicht das laute Geheul der Zofe Liſette,
Welche der Wiederhall ward von ihrem gnädigen Fräulein.
Armes Cyperchen! (ſeufzte laut die holde Roſaura)
Welch ein erbärmlicher Tod entreißet dich meiner Geſellſchaft! —
So unrühmlich fällſt du dahin in der Blüthe des Lebens,
Todtgeſchlagen, mit einem Stock, unedel und grauſam —
Todtgeſchlagen von dem, der dich mir ſelber geſchenket,
Regt kein Leben ſich mehr in dir? Und haben auf ewig
Deine grünen funkelnden Augen für mich ſich geſchloſſen?
Werd' ich dir nicht mehr den Knebelbart ſtreichen, und nicht mehr im Dunkeln

Feuer dem ſeidenen Haar entlocken? und wirſt du mich nicht mehr
Mit dem krummen Buckel, mit ſcherzenden Sprüngen ergötzen?
Alſo Roſaura — Die Zofe fuhr fort: Du Krone der Kater,
O wie vornehm ſaheſt du aus! Ganz anders, wie Kater
Niedrer Bauern im Dorf! Dein rothes, ſchimmerndes Halsband,
Wurde von allen Katzen im ganzen Umkreis beneidet.
O wie artig ließ es dir nicht! Nun ſollſt du vermodern,
Und das ſchöne Halsband mit dir? das niedliche Halsband,
Nein! ich nehm' es für mich! es ſoll nicht mit dir vermodern!
O wie rinnet dein purpurnes Blut nicht über dein Haupt her!
Ja, du biſt todt! Du biſt es auf ewig, du armer Cyper!

Als ſie dies ſprach, erhub ſich von neuem der Fräulein Gewinſel,
Und der Alte weinete ſelbſt. Er faßte die Nichte
Bei der Hand, und führte ſie weg vom traurigen Zimmer.
Und die Zofe heulete lauter: Der arme Cyper!
Und das Fräulein antwortete ſchluchzend: Der arme Cyper!
Cyper! rufte die Wand, und Cyper! Cyper! der Pape,
Welcher dem Feind' im Tode vergab. Die Furie ſah es
Voller hölliſchen Fröhlichkeit an, und ſtürzte ſich ziſchend
Durch die verdunkelte Luft, und ſank in die Fluthen des Orkus.

Gotthold Ephraim Leſſing,

geb. am 22. Jan. 1729 zu Kamenz, geſt. am 15. Febr. 1781 zu Wolfenbüttel.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet,
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet,
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh' nur, ich erlaub' es dir.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſei ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſein.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.

Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein:
Drum müſſen es Geſpenſter ſein.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſein.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus, Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſein? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeid.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verweg'ne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſein.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüſtchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand.

Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete, und küßte wieder.
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? -- nein, der Himmel that ſich auf

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrog'ne Menge
In lobendem Gedränge.

Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchriee: welche Polizei!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.“
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.
„Nun, Kind, was iſt Ihr Wille?“
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, ſich zu bedenken, gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:

„Ach! gnäd'ger Herr! das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide geh'n —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Wir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich“ — —
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn,
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!“

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte“ — —
„Verſchworen? was? Finette,
„Verſchworen, nicht zu frein? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!“
Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!
„Verſchworen, nicht zu frei'n!“

„Behüte!“ ſprach Finette,
„Verſchworen nur, mir keinen Mann zu frei'n,
„Der ſo, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!“

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch, ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, ſoll das alles ſein?
„Fällt, ſprach der Pater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?“
„Ehrwürd'ger Herr, ſonſt nichts“ . . .
„Sonſt weißt du gar nichts mehr?“
„Gar nichts, bei meiner Ehr'!“
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans, beſinn' dich recht.“
„Ach, Herr, mit ſeinen ſcharfen Fragen . . .
„Ich wüßte wohl noch was.“
„Nu? Nur heraus!“ . . . „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht ſagen.“
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?“
„Herr, ich verſteh' euch nicht“ . . . „Und deſto beſſer, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?

„Dein Vater hurt doch nicht?“ . . . O, meine Mutter ſpricht's;
„Doch das iſt alles nichts.“
„Nichts? Nu? was weißt du denn? Geſteh! Du mußt es ſagen;
„Und ich verſprech' es dir,
„Was du geſteheſt, bleibt bei mir.“
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein And'rer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin.“
„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du ſtehſt? . . . Daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!“
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah' das Herz zerſprungen.
Er weint, und ſprach voll Reu: „Ich weiß“ . . . „Das weiß ich ſchon,
„Daß du was weißt; doch was?“ . . . „Was ſich nicht ſagen läßt“. .
„Noch zauderſt du?“ . . „Ich weiß“. . „Was denn?“ „Ein Vogelneſt.
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Max wohl zehne weggenommen.“

„Geh', Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör' auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: War das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

Chriſtoph Martin Wieland,

geboren am 5. September 1733 zu Holzheim bei Biberach, geſtorben am 20. Januar 1813 zu Weimar.

Schach Lolo.–

Oder:

Das göttliche Recht der Gewalthaber.

Eine morgenländiſche Erzählung.

Schach Lolo, erſtgebohrner Sohn
Des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon,
Herr im Zodiakus, des großen Bären Vetter,
Gebieter über Wind und Wetter,
Etcätera, — regierte, wie man's heißt,
Im großen Scheſhian. Kein ſonderlicher Geiſt!
Die reine Wahrheit zu geſtehen,
Er überließ das Werk den Göttern und den Feen;
Und wenn's nicht deſto beſſer ging,
War's ſeine Schuld? Von ſeiner Art zu leben
Euch einen Schattenriß zu geben,
Nehmt Einen Tag; denn wie er den beging

So ging es Tag vor Tag in ſeinem ganzen Leben.
Es war das ächte Quaſi-Leben
Der Götter Epikurs. Nachdem er Nachts zuvor,
Allmählich eingelullt von ſüßen Sängerinnen,
Den letzten Dienſt erſchlaffter Sinnen
In Strömen ſüßen Weins verlohr;
Und, matt und welk wie ein zerknicktes Rohr,
Entſchlummert iſt, und ohne ſich zu regen
Die Nacht durch weintodt da gelegen:
Entrüttelt ihn, ſo wie zum Frühgebet
Der Iman ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.
Schach Lolo ſtreckt ſich, gähnt, bohrt in der Naſe, dreht
Die Augen, und ſo fort — kurz, ſteht ein wenig dummer
Als geſtern auf, verrichtet ſein Gebet,
Wird dann gekämmt, gewaſchen, angezogen,
Beräuchert, nimmt ſein Frühſtück, geht
In ſeinen Divan — wo, ſo bald die goldne Thüre
In ihren Angeln knarrt, die Emirn und Veziere,
Als Erdgeſchöpfe, die den Glanz der Majeſtät
Mit bloßen Augen nicht ertragen,
An ſeines Thrones Fuß die Sclavenſtirnen ſchlagen.
Der Großvezier verrichtet nun ſein Amt,
Und Lolo, der indeß mit hohen Augenbrauen
Im Saale ſitzt und ſich mit Betelkauen
Die Zeit vertreibt, begnadigt und verdammt,
So wie ſich's trifft, die Böſen und die Frommen.
Indeſſen wirds Mittag; die Kämmerlinge kommen,
Es öffnet ſich zum hohen Göttermahl
Ein Augenblendender gewölbter Speiſeſaal.
Das Mahl (um kurz zu ſein) wird reichlich eingenommen,

Und nun paſſirt mein Schach in einen zweiten Saal,
Noch größer, herrlicher, und ſchimmernder als jener,
Wo, zum Verdauungswerk beſtimmt,
Ein weicher Lehnſtuhl ihn in ſeine Arme nimmt.
Zwei Chöre Nymphen, eine ſchöner
Als wie die andere, weiß und rund
Von Armen, blau von Aug, und ſchwarz von Augenwimpern.
Die Zithern in der Hand, ſtehn ſchon mit offnem Mund,
Ihn wieder in den Schlaf zu ſingen und zu klimpern.
Das Mittel wirkt bei vollem Magen ſtracks.
Schach Lolo ſchläft zwei Stunden wie ein Dachs;
Wacht endlich wieder auf; gähnt ſeinen Philomelen
Aus höchſter Machtgewalt gerad ins Angeſicht,
Fängt ſeine Finger an zu zählen,
Und haſcht nach Fliegen, die ihm nicht
Stand halten wollen. Unterdeſſen
Kommt unvermerkt die Zeit zum Abendeſſen.
Eröffnet ſich ein dritter Saal.
Noch ſchimmernder als jene beide,
Illuminirt mit Lampen ohne Zahl,
Wo lauter Ambra brennt. Erſcheinen abermal
Im Luftgewand von roſenrother Seide
Zwo Reihen Töchterchen der Freude,
Die zum Empfang des Herrn die Kehlen ſchon gewetzt;
Und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenſtrahlen
Gewebt, durch ſeinen Glanz die Augen ſchier verletzt,
Ein goldner Tiſch mit ſieben großen Schaalen
Von Japans reichſtem Thon beſetzt,
Wo, ſchöner als ein Maler ſie zu malen
Im Stand iſt, Früchte aller Art

Hochaufgethürmt Geruch und Aug' ergetzen.
Nur keinem Schach! Jedoch, weil ſeine Gegenwart
Hier Pflicht des Thrones iſt, geruht er ſich zu ſetzen;
Nachdem zuvor zwo Nymphchen, ſchön und zart,
Die Glatze und den Knebelbart
Ihm eingeſalbt. Die Scene zu veredeln
Stehn andere ſechs mit großen Fliegenwedeln
In Roſenöl getaucht; auch glimmt
Auf goldnen Pfannen
Ein ganzer Wald von Sandelholz und Zimmt
Und treibt das Mückenvolk von dannen.
Indeſſen nun die Chöre wechſelsweis
Des großen Solo Ruhm und Preis
Mit Sang und Klang den Wänden vorerzählen,
Läßt Schach (der wohl von allen Menſchenſeelen
Am wenigſten von ſeinen Thaten weiß)
Sich gähnend einen Apfel ſchälen;
Und wartet in Geduld, bis endlich abermal
Die Stunde ſchlägt, die in den vierten Saal
Ihn rufen wird. Sie ſchlägt, und — laßt euchs nicht verdrießen!
Es öffnet ſich der liebe vierte Saal,
Wohin wir ihm ſchon werden folgen müſſen.
Daß alles drinn erſchrecklich glänzt und gleißt,
Und wieder Räucherpfannen brennen,
Und, wie ſich hinter ihm die goldne Pforte ſchleußt,
Ein neues Nymphenchor ihm ſtracks die Zähne weiſt,
Iſt was wir leicht vermuthen können.
Ein neuer Polſterthron, ein neuer Tiſch, beſetzt
Mit allem was den Gaum zum Trinken wetzt,

Und dann, die Kehle wohl zu baden,
Ein Schenktiſch reich von zwanzig Sorten Wein,
Stehn links und rechts in vollem Glanz, und laden
Den Schach zum letzten Akt des Monodrama's ein.
Sechs Nymphen, ſchlank wie Oreaden,
Bedienen ihn dabei, indeß ein andrer Chor
Von Grazien in dünnem Silberflor,
Damit der gute Mann beim Schenktiſch nicht erkaltet,
Des Reizes ſchlauſte Kunſt im leichten Tanz entfaltet:
Bis endlich gegen Mitternacht
Das königliche Vieh, berauſcht an allen Sinnen,
Nach altem Brauch, zu Bette wird gebracht.

Bei ſolcher Lebensart, was Wunder
Wenn ihn zuletzt, wie die Geſchichte ſagt,
Vom Haupt zu Fuß Egyptens Ausſatz plagt?
Geſunder
An Seel und Leib
Iſt freilich der, dem Arbeit Zeitvertreib
Und Nothdurft Wolluſt iſt; der, wenn er ſpät vom Acker
Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
An rauhem Brod und ſeinem braunen Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter einem Thron
Von goldnem Stoff als wie Sanct Job ſich ſchabet,
Was hilft ihm, daß er Sonn und Mon
Zu Neffen hat? Staubleckende Veziere
Zu Sclaven hat, und Weiber von Kaſchmire.
Was hilft ihm Sang und Saitenſpiel
Und all der Kitzel ſtumpfer Sinnen,

Und all ſein Nymphenheer und ſeine Tänzerinnen?
Umſonſt iſt ſeiner Aerzte Müh
Sein ſchwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwei Jahre ſchon erſchöpften ſie
Treufleißigſt ihr Gehirn und alle ihre Büchſen;
Verſuchtens, da nichts Lindrung ſchafft,
Erſt mit elektriſcher, dann mit magnetſcher Kraft,
Dann mit der friſchen Luft, und endlich mit der fixen,
Ja, aus Verzweiflung gar zuletzt mit Schierlingsſaft.
Vergebens ſieht man ſie durch Berg und Wieſen trotten
Nach Kräutern, die Galen und Celſus nicht gekannt;
Die Kachexie des Schachs ſcheint ihrer nur zu ſpotten;
Und täglich nimmt das Uebel überhand.

Von ungefähr (wie meiſtens alles Gute)
Kam, da es juſt am ſchlimmſten ſtand,
Ein Fremdling an, aus einem fernen Land;
Ein Mann, dem Anſehn nach von ſtillem ernſten Muthe,
Und der (das ſieht der Wirth ihm flugs am Nasloch an)
Ein wenig mehr als Fünfe zählen kann.
Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
Des armen Herrn. Er ſagt darzu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
In ſeine Kammer.
Was er darinn gemacht, iſt unbekannt;
Denn, wie er ſich allein befand,
Schob er den Riegel vor, und ließ den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit etwas in der Hand
Das einem Schlägel glich, in einer Stunde wieder.
„Laß mich zum Sultan führen, Freund“

Spricht er zum Wirth. — Das iſt ſo leicht nicht als es ſcheint,
Ihr werdet ſchwerlich angenommen —
„Sagt ihm, es ſei ein fremder Arzt gekommen,
Der, wenn er ihn in kurzer Zeit
Von ſeinem Ausſatz nicht befreit,
Den Kopf bereit iſt zu verlieren.“

Wie Lolo dieſe Bothſchaft hört
Denkt er: Es iſt der Probe gleichwohl werth,
Der Menſch hat doch dabei nicht wenig zu verlieren;
Und er beſiehlt ihn vorzuführen.

Der Fremde kommt — ein feiner langer Mann
Mit ſchwarzem Bart und einer Art von Naſe,
Die Lolo juſt am beſten leiden kann.
„Herr, ſpricht der fremde Mann, ich blaſe
Nicht gern mich ſelber aus: genug, die Facultät
Hat deiner Heilung ſich verziehen;
Ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
Noch Rindenmehl; allein, wenn deine Majeſtät
Sich mir vertrauen will, ſoll binnen ſieben Tagen
Dein ganzer Leib ſo friſch und rein
Wie eine Maienroſe ſein,
Wo nicht, ſo werde mir der Schädel abgeſchlagen!“

Schach Lolo ſpricht:
Daß du mit deinem Leben
Aſſekuriren ſollſt was andre aufgegeben,
Das wolle Allah nicht!
Doch leiſte, was du mir zu hoffen

Befiehlſt, und ſei der Zweit' in meinem Reich!
Mit Lolo's Herzen ſteh zugleich
Sein Hof, ſein Schatz, ſein Harem ſelbſt dir offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchſten Flug
Den deine Wünſche ſich erlauben:
Noch werd' ich immer nicht genug
Für dich gethan zu haben glauben!

„Herr, ſpricht der Arzt, an deiner Dankbarkeit
Zu zweifeln, wär' ein Majeſtätsverbrechen:
Allein davon iſts immer Zeit,
Wenn du geneſen biſt, zu ſprechen.
Das Mittel dieſer Wunderkur
Wird, wie geſagt, nicht innerlich genommen;
Es geht von außenher und durch die Poren nur
Ins Blut; doch muß es ſelbſt vorher in Schwingung kommen.
Groß ſind die Wunder der Natur!
Dieß, ich geſteh es, iſt ganz außerhalb der Regel,
Mit einem Wort: es ſteckt in dieſem Schlägel.“

In dieſem Schlägel? ruft der Schach von Scheſhian,
Und vor Erſtaunen bleibt der Mund ihm offen ſtehen.
„In dieſem Schlägel, Herr, du wirſt die Wirkung ſehen.
Natürlich iſt ein Talisman
Dabei im Spiel — genug, in ſieben Tagen!
Und daß wir keine Zeit verlieren, führe man
Des Sultans Leibpferd her, um nach der Maille-Bahn
Stracks ſeine Hoheit hinzutragen.“

Geſagt, gethan.
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
Und mit dem Schlägel, den ihm Duban nachgetragen,
(So nennt der Fremde ſich) muß er in ſtetem Jagen
Den ſchweren Ball ſo lange ſchlagen
Bis ihm der Schweiß aus allen Poren bricht.
„Der Talisman hat ſeine Pflicht
Für heut gethan, ſpricht Duban: unverzüglich
Ins Bad nunmehr! Und ſeid ihr da genüglich
Gewaſchen und frottirt, dann flugs ins Bett, und deckt
Euch doppelt zu, und ſchlaft bis euch der Iman weckt.“

Den nächſten Tag wirds eben ſo getrieben.
Der Schlägel däucht dem Schach ſchon minder ſchwer
Und luſtiger das Spiel, als Tags vorher;
Er ſchlägt den Ball mit immer kräftgern Hieben,
Schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben,
Und ſchläft die Nacht durch wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächſt ſein Glauben und Belieben
An Dubans Talisman; und wie die heilge Sieben
Vollendet iſt, ſteht er am achten früh,
Nach Dubans Wort, ſo munter auf, als wie
Er kaum in ſeinen erſten Hoſen
Geweſen war — ſo blühend und ſo friſch
Als hätten für Cytherens Bett' und Tiſch
Die Grazien ihn mit lauter jungen Roſen
Gefüttert — rein und glatt wie Lilien auf der Flur,
Stark wie der Behemoth, gerade wie ein Kegel,
Von Ausſatz nirgends keine Spur!
Mit einem Wort — der Mailleſchlägel

Hat große Ehre von der Kur.
Doch dieſe (wie's in ſolchen Fällen
Zu gehen pflegt) kommt lediglich
Auf Duban's Rechnung. Schach, vor Freuden außer ſich,
Herzt, küßt und drückt den Mann daß ihm die Ohren gellen;
Weiß nicht woher er Worte nehmen ſoll,
Und giebt juſt nichts, weil er, des Danks zu voll,
Gleich Alles geben möcht'. Indeſſen
Wenn Duban Ehre geizt, ſo kann er diesmal ſich
Bis zur Genüge dran erletzen.
Er muß, da Lolo feierlich
Den ganzen Hof traktirt, ſich ihm zur Seite ſetzen;
Ihm wird ein Kaftan umgethan
Von purem Gold- und Silberlahn;
Und nah an Lolo's eignem Zimmer
Eins eingeräumt, das kaum vor Schönheit und vor Schimmer
Bewohnbar iſt. Er hat ſo gar ins Schlafgemach
Den Zutritt; kommt dem holden Schach
Den ganzen Tag nicht von der Seiten,
Muß in den Divan ihn begleiten,
Muß mit ihm jagen, mit ihm reiten,
Wohin es geht, muß Duban mit,
Kurz, Duban iſt der Favorit;
Und Ohr in Ohr wird ſtark davon geflüſtert,
Der Großvezier ſei ſeinem Falle nah.
Daß Dubans Gunſt ihn wenigſtens verdüſtert,
War, was bei Hof ſogar der Hundewärter ſah.

Der Großvezier, der in der Kabbala
Sehr viel gethan, war nicht der letzte der es ſah.

Das iſt, der ſich an Dubans Stelle ſetzte,
Und deſſen Sinnesart nach ſeiner eignen ſchätzte.
Denn Duban freilich war zu ehrlich und zu klug
Zu ſolcher Politik, und höher aufzufliegen
Als ihn juſt itzt die Luſt und ſeine Schnellkraft trug,
War ihm noch nie zu Kopf geſtiegen.
Doch Rukh, der Großvezier, ein Mann,
Der ſeinen Poſten ſcharf bewachte,
Genaue Rechnung hielt, ſein Facit täglich machte,
Und was ein Anderer gewann
Sich als Verluſt in Ausgab brachte.
Ein ſolcher Mann iſt nicht pro forma Großvezier.
Natürlich gab es ihm kein ſonderlich Vergnügen,
Daß Duban ſo im Sturm des Sultans Gunſt erſtiegen ;
Und alſo bat er ſich durch die geheime Thür
Gehör bei Lolo aus. In allen ſeinen Zügen
War Unruh, gleich als graute ihm vor dem,
Was ihm die Pflicht nicht zuließ zu verhehlen.
Herr, ſpricht er, bei erhabnen Seelen
Muß mit der Güte ſtets die Weisheit ſich vermählen.
Das alte Sprüchwort, trau, ſchau, wem,
Läßt Königen ſich nicht genug empfehlen.
Wer hätte je ſo weit im Argwohn ausgeſchweift,
Daß dieſer fremde Unbekannte,
Den Deine Majeſtät mit Gnaden überhäuft,
Und der, dem Anſchein nach, von heißerm Eifer brannte
Als alle deren Treu der längſte Dienſt bewährt ;
Wer hätte den Verdacht genährt,
Daß dieſer Mann, den du ſo hoch geehrt,
Ihm dein Vertraun, dein ganzes Herz gegeben,

Mit dem du offner als mit einem Bruder biſt,
Ein ſchändlicher Verräther iſt,
(Mit Schaudern ſag ich's) bloß nach deinem theuren Leben
Zu trachten, und in Dir nach unſer Aller Leben,
An deinen Hof gekommen iſt?

Wie? (ſpricht der Schach) Vezier! Du wagſt es ſo zu läſtern
Den Mann, den Lolo liebt? Verwegner, trauſt du mir
Die Schwachheit zu, zu glauben, was ich dir
Und einer ganzen Welt nie glauben werde? —
„Läſtern?
Verſetzt ganz ruhig der Vezier;
Kennt deine Majeſtät mich etwa erſt ſeit geſtern?“ —
O! Kennen? — ruft' der Schach: da fehlt's nicht! Haben Zeit
Dazu gehabt! — Kabale, Mißgunſt, Neid! —
Es wäre viel davon zu ſprechen? —
Daß ich ihn liebe, das, das iſt ſein groß Verbrechen!
Allein, ihr irrt euch ſtark. Gleich dieſen Augenblick
Will ich ihn dreimal höher heben,
Ihm viermal mehr Geſchenke geben,
Und wenn ihr alle die Kolik
Davon bekämet! Das, das eben
Daß ihr ihn haßt, das macht bei mir ſein Glück.

„Herr, wenn du willſt, wer darf dir widerſtreben?
Erwiedert Ruckh; du haſt zu thun, was recht
Dir däucht. Verkenn in deinem alten Knecht:
Den treuen Freund — ich muß mich drein ergeben.

Doch hier iſt die Gefahr nicht mein!
Hier muß ich meine Stimm' erheben,
Herr! oder ein Verräther ſein!
Ein bloßes Schwert hängt über deinem Leben,
An einem Haare ſchwebts — und ſchweben
Sollt ich es ſehn, und ſchweigen? Nein!
Hier iſt mein Haupt, ich leg's zu deinen Füßen;
Laß, wenn's Verbrechen iſt dir zu getreu zu ſein,
Laß mich's mit meinem Leben büßen:
Nur leide, daß der letzte Hauch
Der mir entflieht, dich warne vor der Schlange
Die du im Buſen wärmſt!" —

Dem Heuchler glüht die Wange
Indem er's ſpricht. Der Schach nach ſeinem Brauch
Wenn etwas ihn beſtürzt, ſchlägt ſich mit beiden Händen
Vor ſeinen königlichen Bauch;
Wie? ſpricht er, ſollte mich mein böſer Geiſt verblenden?
Und Duban ſollte fähig ſein —
Mein Freund? mein Retter? nach dem Leben
Mir ſtellen? — Guter Ruckh, dein Eifer täuſcht dich! Nein!
Ich glaub es nimmermehr! Ihm hab ich ja dies Leben
Zu danken — wem, als ihm allein?
Wenn er mirs rauben will wozu mirs wiedergeben?
Er konnte, wenn er nur an meinem Uebel mich
Verderben ließ, ſich einen Mord erſparen!
Vezier, du biſt mir treu, ich weiß es, biſt erfahren,
Und kennſt die Welt; doch diesmal, ſicherlich,
Betrügſt du dich!

„O Herr, erwiedert Ruckh, wie ſollte michs nicht ſchmerzen
Mit dieſem königlichen Herzen —
So argwohnlos, ſo gut! betrogen dich zu ſehn?
O! eben dies vergrößert das Vergehn
Des Mannes, der, ſo nah an deinem Herzen,
Des ſchwarzen Anſchlags fähig iſt!
Der durch den Anſchein, ſich verdient gemacht zu haben,
Erſt dein Vertrauen ſtiehlt — — — mit Gaben
Sich überſchütten läßt, um, wenn du, keiner Liſt
Gewärtig, bei verſchloßnen Thüren,
Einſt unbeſchützt in ſeinen Händen biſt,
Um ſo viel ſicherer den Mörderſtoß zu führen!“

Bei dieſen Worten fährt dem Schach
Ein kalter Schauder übern Rücken;
Er ſieht den falſchen Freund, mit Dolchen in den Blicken,
Sich ſchleichen in ſein Schlafgemach,
Und fühlt den Stahl ſchon zwiſchen ſeinen Rippen.
Was iſt zu thun, ruft er mit blaſſen Lippen,
Was räthſt du mir?
Zwar, glauben kann ichs nicht — und doch beſorg ich ſchier —
Wer kann ins Herz des Menſchen ſchauen?
Dem Beſten, wie du ſagſt, iſt nicht zu viel zu trauen.
Ein Menſch kann ſich verſtellen, das iſt klar;
Und Duban — kurz — er iſt ein Menſch! — ich denke
Das beſte iſt, wir machen ihm Geſchenke,
Und ſchicken ihn zurück nach ſeinem Kandahar.

„Zurück ihn ſchicken, und Geſchenke
Noch oben drein? — Nein, Herr! — (erwiedert Ruckh,

Der, wie er ſeinen Schach bereit ſieht nachzugeben,
Nur einen einzgen friſchen Druck
Noch nöthig hat;) Herr! läge nicht dein Leben
Hier auf dem Spiel, ſo ſagt ich nichts dazu.
Doch, deine Sicherheit und deiner Völker Ruh
Zu wagen, bloß um einen Mann zu ſchonen
Der, wie ich ſicher weiß, Dir nach dem Leben ſteht,
Und ihn dafür noch zu belohnen,
Daß ihm ſein Streich mislang — das geht
Zu weit! Ein Uebermaaß von Güte
Wird Schwachheit, Herr! Auch ich bin zum Verzeihn
Geneigt; doch dieſesmal müßt's ein Verräther ſein,
Der deiner Hoheit nicht zum Weg der Strenge riethe."

Was meinſt du denn, verſetzt der theure Schach,
Was iſt zu thun?
„Den Kopf ihm vor die Füße legen!"
In dieſem Stück, ſpricht Lolo, bin ich ſchwach,
Ich ſag es frei; es ſträubt ſich was dagegen
In meinem Herzen —
„Wie? hat er nicht ſiebenfach
Den Tod verdient? Wenn's auch nur Argwohn wäre,
In ſolchen Fällen hat ein Sandkorn Zentnerſchwere.
Iſt etwa deine Sicherheit
Nicht werth, mit eines Sclaven Leben
Erkauft zu ſein? Es iſt die höchſte Zeit;
Die Stunde Friſt die wir ihm geben,
Kann deine letzte ſein!"
Vezier, ich gebe mich,
Ruft der erſchreckte Schach: du ſiehſt in ſolchen Dingen

Gewöhnlich richtiger als ich.
Befiehl ihn ſtracks herbeizubringen!

Mein Duban kommt mit ruhigem Geſicht,
Bückt nach Gebrauch ſich an des Thrones Stufen
Und ſteht erwartend da.
„Kannſt du errathen, ſpricht
Der Schach zu ihm, warum wir dich berufen?“
Nein, Herr, das kann ich nicht.
„So will ich dirs in wenig Worten ſagen:
Es iſt — den Kopf dir abzuſchlagen.“

Den Kopf mir abzuſchlagen, Herr?
Wie? biſt du nicht geheilt? Was hätt ich denn verbrochen?
Du ſcherzeſt, wie ich ſeh.
„Verkappter Lucifer,
Das hilft dir nichts! Dein Urtheil iſt geſprochen!
Wir kennen nun den Schalk der dir in Buſen ſteckt;
Verräther! Alles iſt entdeckt!
Daß meine Feinde dich beſtochen,
Daß du ein Bube biſt — der bloß
Mein Arzt, mein trauter Freund geworden,
Um auf der Freundſchaft ſicherm Schooß
Mich deſto ſichrer zu ermorden —
O! ich weiß alles, Böſewicht!
Trug war auf deinem Mund; in deinem Herzen Mord!
Drum nieder auf die Knie! und nichts von leeren, kahlen
Entſchuldigungen! Fort!
Dein Kopf ſoll mir dafür bezahlen!
Bind't ihm die Augen zu, und nicht ein Wort!“

Der gute Duban ſteht als wie vom Blitz getroffen,
Daß Neid und Bosheit ihm dies Wetter angeſchürt;
Doch, wie entfliehn? Wo iſt ein Ausweg offen?
Die Unſchuld eben iſts was ihm den Kopf verliert.
Den Schach kennt er zu gut um viel von ihm zu hoffen.
Zum Unglück hat er den nur äußerlich kurirt;
Dem innern unheilbaren Schaden,
Dem hilft kein Schwitzen und kein Baden!

Das Einzge was ihm bleibt, iſt, auf Gerathewohl,
Des Sultans Menſchlichkeit durch Flehen zu erregen.
Er thuts nach äußerſtem Vermögen;
Allein das Herz, an das er ſchlägt, iſt hohl,
Schach Lolo iſt nicht zu bewegen.
Itzt ſoll man ſehn ob ich ſo wankelmüthig bin
Als wie die Leute immer ſagen,
Denkt Lolo bei ſich ſelbſt; faſt könnt ich ihn beklagen —
Allein ich halte feſt. — Fort (ruft er) kniee hin,
Du flehſt umſonſt!
„Nun, biſt du ſo entſchloſſen,
So werde dann unſchuldig Blut vergoſſen!
Nur eine Bitte, Herr, wollſt eh ich ſterbe mir,
Aus Königsmilde noch gewähren!
Gieb eine Stunde nur mir Aufſchub, heimzukehren,
Den Meinigen den letzten Abſchiedskuß
Zu geben, und was ich verlaſſen muß,
Das Wenige, noch unter ſie zu theilen,
Es wird nicht lange mich verweilen.
Das meiſte ſind, ich muß geſtehn,
Nur Bücher; aber die in guter Hand zu ſehn.

Liegt mir nicht wenig
Am Herzen — Eins voraus, das man den König
Von allen Büchern nennen kann,
Und würdig, daß kein mindrer als ein König
Sein Erbe ſei," — Was iſt denn dran
So Sonderliches? fragt Lolo.
„Großer Kan,
Es iſt der Nachlaß eines Weiſen,
Der über hundert Jahre dran
Geſammelt hat, die Frucht von großen Reiſen
Und tiefem Forſchen der Natur.
Das ganze Buch hat zwanzig Blätter nur,
Allein auf jedem Blatt den Schlüſſel
Zu einem Wunderding. Zum Beiſpiel: — im Moment,
Worinn das Schwert mein Haupt vom Rumpfe trennt,
Werd' es in eine goldne Schüſſel,
Die auf dies Wunderbuch geſtellt wird, aufgefaßt:
So wirſt du, Herr, ein Wunder ſehen
Wie du noch keins geſehen haſt.
Mein Blut wird plötzlich ſtill in jeder Ader ſtehen,
Und in der Schüſſel wird im gleichen Augenblick
Mein Kopf ſich von ſich ſelbſt erheben,
Und ſprechen, und auf jedes Frageſtück
Laut und vernehmlich Antwort geben,
Das du, mein gnäd'ger Herr und Fürſt,
Ihm aus dem ſechſten Blatt des Buches vorzulegen
Geruhen wirſt."

Das wäre! ruft der Schach; Nun, dieſes Wunders wegen

Sei denn noch eine Stunde Friſt
In Gnaden dir geſchenkt! Die Wache ſoll zur Seiten
Ihm immer gehn, und ihn zurück begleiten;
Und daß er ja das Buch mir nicht vergißt!“

Mein Duban betet an zur Erde
Und wird hinweggeführt. Und überall
Bei Hof und in der Stadt erſchallt des Günſtlings Fall,
Und daß bei ſeinem Tod ſich was ereignen werde,
Was noch kein Menſch geſehn. Der große Divans Saal
Wallt wie ein See von Menſchen ohne Zahl,
Die alle vor Begierde brennen
Das große Wunder auch zu ſehn;
Man hätte durch den Saal, ſo dichte wie ſie ſtehn,
Auf lauter Köpfen gehen können.
(Um — Nichts zu ſehn
Läßt ſich kein beſſer Mittel denken)
Auch iſt kein Herz, das nicht von Mitleid überfließt
Mit Dubans Fall, und doch in größern Aengſten iſt,
Der Schach möcht ihm das Leben ſchenken.

Der Seiger ſchlägt: Mein Duban, wohl bewacht,
Wird mit dem Schlag herbeigebracht.
Die Wache macht ihm Platz. Die goldne Flügelthüre
Fährt auf; das ganze Vorgemach
Ergießt ſich in den Saal; dann Emirn und Veziere,
Und dann ein Zwiſchenraum und dann zuletzt der Schach,
Vom Großvezier, der dieſe Luſt bereitet,
Und von dem Oberhaupt der Hämmlinge begleitet.

Der Schach beſteigt den Thron, und Duban, züchtiglich
Doch ohne Furcht, tritt zwiſchen vier Trabanten
Mit einem mächt'gen Folianten
Im Arme hin zum Thron, bückt bis zur Erde ſich,
Legt dann das Buch am Fuß des Thrones nieder,
Und wiederholt was er dem Schach davon
Bereits geſagt. Drauf wird zum Werk geſchritten.
Ein ſcharlachrothes Tuch deckt, mitten
Im Saal, des Bodens goldne Pracht.
Der Kreis um Duban her wird räumiger gemacht,
Der Henker zuckt das Werkzeug kalter Schrecken,
Und ſeitwärts ſteht ein Sklave mit dem Becken.

Der Duban war im Grund ein guter Tropf,
Und, minder um ſich ſelber einen Kopf
Zu ſparen als dem Schach die Qual zu ſpäter Reue,
Kniet er noch einmal hin, und ſchwört ihm ſeine Treue
Und Unſchuld, bittet, fleht ſogar
Mit heißen Thränen — Alles war
Umſonſt — „dein Kopf, mein Freund muß fliegen,
Und wär es auch nur um's Vergnügen,
Zu hören was er ſagen kann,
Wenn er herunter iſt."
Nun gut, ſo ſei es dann,
Spricht Duban, löſt gelaſſen ſeinen Kragen
Vom Halſe, ſchließt die Augen als ein Mann,
Und — ritſch! iſt ihm das Haupt herabgeſchlagen.

Das goldne Becken faßt, auf Dubans Buch geſtellt,
Den Kopf, ſo wie er blutend fällt,

Im Fallen auf. Stracks hört er auf zu bluten,
Der Rumpf bleibt ſtehn, als wär ihm nichts gethan,
Und, gegen aller Welt Vermuthen,
Hebt ſich der Kopf und fängt zu reden an:
„Nun, Herr der Welt, wenn du's mit einer Frage
Verſuchen willſt, und hören was darauf
Ein Kopf zu ſagen hat: ſo ſchlage
Das ſechſte Blatt des Wunderbuches auf;
Auf deſſen linker Seite ſtehn
Drei Fragen oder vier in großen goldnen Lettern.“

Schach Lolo ſpricht: wir wollen's ſehn!
Man reicht das Buch ihm hin, und er beginnt zu blättern.
„Setzt, ruft der Kopf, wenn ihr ſo gut ſein wollt,
Mich, während daß er ſucht, auf meinen Rumpf, und bindet
Den Faden von gedrehtem Gold,
Den ihr in meiner Taſche findet,
Mir um den Hals.“
Der Sultan, um zu ſehn
Was noch draus werden ſoll, läßt alles gern geſchehn,
Und blättert, unterdeß daß man den Faden bindet,
Auf ſeinen Thron zurückgelehnt,
In Dubans Buch. Nun hatte Lolo, neben
Mehr Unmanieren, auch ſich dieſe angewöhnt,
Daß er, ſo oft ein Blatt in einem Buch zu heben
Und umzuwenden war, bei jedem Blatt
Den Finger erſt an ſeiner Zunge netzte,
Bevor er ans Papier ihn ſetzte.
Da nun die Blätter etwas glatt
Und klebricht waren, ſchien's hier um ſo mehr vonnöthen.

So ſchlägt er nach und nach, den Finger ſtets am Mund,
Bis auf das ſechſte um, beguckt es ernſtlich rund
Herum, und iſt gar mächtiglich betreten,
Zu ſehen, daß darauf nicht eine Sylbe ſtund.

„Da iſt ja Nichts!“ —
Nur zwei, drei Blätter weiter,
Ruft Dubans Kopf, der nun ganz frei und heiter
Auf ſeinem Rumpfe ſtund; ich habe mich am Blatt
Geirret, ſcheints.
Schach Lolo blättert weiter,
Doch, eh er drei noch umgeſchlagen hat,
Iſt ſchon das Gift, das er von jedem Blatt
Mit feuchtem Finger ſeiner Zungen
Unwiſſend mitgetheilt, ihm bis ins Herz gedrungen.
Ein wilder Schmerz fährt zuckend wie ein Blitz
Durch ſein Gebein, ihm ſchwindelts im Gehirne,
Und dunkel wirds um ſeine kalte Stirne,
Er ſtürzt herab von ſeinem goldnen Thron,
Und liegt in Zuckungen, und ringet mit dem Tode.

Wohlan (ruft Dubans Kopf, der nun in ſeinen Rumpf
Sich wieder eingeſenkt) du nickende Pagode!
Am Herzen kalt, an Sinnen ſtumpf,
Hab's an dir ſelbſt! Ich bin an deinem Tode
Unſchuldiger als du. — Doch ſpotten deines Fall's
Kann Duban nicht. Als ich um meinen Hals
Zum letztenmale dir mit heißen Thränen flehte,
War's Menſchlichkeit was mich dazu betrog:

Dein böſer Dämon überwog;
Nun kömmt die Reu — und die Moral zu ſpäte.

Bei dieſem Wort entfuhr dem armen Schach
Der letzte Hauch; betäubt von Schrecken rannen
Die Emirn aus dem Saal, das Volk den Emirn nach.
Und Duban ging mit ſeinem Kopf von dannen.

Gottlieb Conrad Pfeffel,

geboren am 28. Januar 1736 zu Colmar, geſtorben am 1. Mai 1809 daſelbſt.

Die Pilger.

An Lavater.

Ein Imam ſchickte ſeine Söhne
Nach Mekka zu des Sehers Grab.
Sie reiſten wie die Diogene,
Das heißt zu Fuß; beim Abſchied gab
Der fromme Greis, mit einer Thräne
Des Segens, jedem einen Stab,
Und ſprach: laßt dieſen euch regieren,
Ein Gott gab ihm die Wunderkraft
Euch ſtets den rechten Weg zu führen.
Sie traten ihre Pilgerſchaft
Jetzt muthig an. Einſt rief im Gehn
Der jüngſte Bruder: Laßt doch ſehn,
Wer wohl den ſchönſten Stecken führt.
Stracks blieb die Caravane ſtehn;
Die Stäbe werden recenſirt
Und in die Läng und in die Quere,

Gedreht, gebogen, abviſirt;
Und jeder ſchwur bei Gott und Ehre,
Daß ſeiner doch der ſchönſte wäre.
Als man ſich heiſer demonſtrirt
So kam es wie in unſern Tagen,
Zum Schelten und zuletzt zum Schlagen.
Die Stöcke flogen durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Naſe;
Hier ſprang ein Zahn aus ſeiner Kluft;
Dort lag ein ſcheeles Aug im Graſe.
Ein Derwiſch, weiſ' und fromm, wie du
Freund, zog von ohngefähr die Straße:
Er lief auf die Athleten zu,
Und rief mit einer Seraphs Stimme:
Laßt ab, Unſinnige, laßt ab
Von eurem mörderiſchen Grimme!
Der Vater gab euch dieſen Stab,
Um euch auf rechter Bahn zu leiten;
Und den mißbraucht ihr ihm zum Hohn,
Zum Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Chriſten die Religion.

Ludwig Heinrich von Nicolay,

geboren am 29. December 1737 zu Straßburg, geſtorben im November 1820
auf ſeinem Landgute bei Wiburg in Finnland.

Der perſiſche Bauer.

In Erivan
War einſt ein armer, ſchlechter Mann.
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geſchäft, ihn abzuwarten.
Ein Obſtbaum, der im Gärtchen ſtand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten ſchön und groß und reich an Balſamſafte,
Der ſelbſt dem Kranken Lindrung ſchaffte.
Bringt, ſprach ein Nachbar, guter Mann!
Ein Körbchen dieſer Frucht nach Iſpahan.
Der Schach iſt lecker, hör' ich ſagen,
Freigebig überdas. Ihr krieget, gebt nur acht,
So manches Goldſtück heimzutragen,
Als ihr der Früchte hingebracht. —

Je nun! ich ſollt' es ſelber meinen.
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt ſeine ſchöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abſchied von den Seinen
Und tritt den Weg nach Iſpahan,
Schon mit Entwürfen ſchwanger, an,
Wie mit dem Beutel Gold vom Schache
Er Haus und Garten größer mache,
Kömmt, eh' er's denkt, zur Burg von Iſpahan,
Und meldet ſich beim Obermarſchall an.
Man kennt den Hof. Wer bringt, dem ſteh'n die Thüren offen;
Wer holen will, kann lange hoffen,
Der Marſchall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unſer guter Mann belehret,
Daß Seine Majeſtät, der Schach,
In eigener Perſon ſein ganzes Obſt verzehret,
Es ſehr gelobt, und mehr begehret.

Ei, guter Perſer, welch ein Glück!
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiſer glimpflich zu berichten,
Er ſei der Bauer mit den Früchten.
Er ſtellt ſich in den Saal, durch den der Kaiſer geht,
Beſchaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die ſo klein hier ſtehen,
Und ſieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß ſich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dieß Zwerglein der Miniſter.
Mit ſcharfem Blicke, kraus und düſter,

Schielt er den Fremdling an. Ein Wort,
Und wüthend ſchleppt die Wach' ihn fort.
Im Kerker ſitzt er nun, und mag ſein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten,
Und flucht dem Nachbar, deſſen Rath
Ihn in dieß Loch geſtürzet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeſcheh'n, nicht beſſer machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach, eine lange Zeit für ein ſo kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kömmt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die ſchönſten dar.
Er rümpft die Naſe, legt ſie nieder:
Nein! das iſt keine Frucht wie das verfloßne Jahr.
Was für ein herrlich Obſt das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? Wo kam er hin?
Wer iſt er? Geht, erfragt mir ihn. —

Man forſcht und hört die traurige Geſchichte.
Der Kaiſer lacht ob dem Berichte:
Gut! bringt ihn her. Ich will ihn ſeh'n,
Den armen Schelm. Es ſoll ihm beſſer gehn.
Er kömmt: „He, guter Freund! Ich weiß, wie dir's gegangen.
So ſpricht der Schach. Es thut mir leid.

Allein für Kerker, Obſt und Zeit
Darfſt du nun auch, was dir gefällt, verlangen.“ —
Herr, gieb mir, ſagt der arme Mann,
Ein Beil, ein Säckchen Salz, und einen Alkoran.
Der Kaiſer fängt zu lachen an:
Was für ein dummer Schnack? Beil, Salz und Alkoran?
„Das Beil, daß ich den Obſtbaum fälle;
„Das Salz, es aufzuſä'n, damit auf ſeiner Stelle
„Nichts wieder wachſe; dann den Alkoran,
„Um einen Eid darauf zu ſchwören,
„Daß ich und die mir zugehören
„Zeitlebens nie nach Hofe wiederkehren.“

Die Stiefeln.

Braucht niemand neue Stiefeln hier?
Ein ſchönes Paar! Kein Geld will ich dafür.
So rief in Wien ein Krämer auf dem Graben
Um ihn ſchließt ſich ein dichter Kreis.
(Wer kauft nicht gern um ſolchen Preis?)
„Ihr Herren! Einer nur kann meine Stiefeln haben,
„Der ſoll es ſein, der mir beweiſen kann,
„Ihm ſei ſein Weib vollkommen unterthan.“

Er ſprichts, und alle ſtehn und ſchweigen
Prahlt irgend auch ein Ehemann,

So überſchrei'n ihn zwanzig Zeugen.
Der Kreis zerfließt gemach. Ein Schneider tritt heran:
„Die Stiefel her! ich bin der Mann,
„Der ſeine Rippe zähmen kann.
„Muckſt Lieſe nur, ſo läßt die Elle
„Kein Fleckchen heil auf ihrem Felle.
„Ihr Nachbarn, ſagt! ſind dieſes Prahlerei'n?
Die Nachb. Nein, das iſt wahr; der meiſtert Lieſen.
Der Krämer. Wohl! deine Herrſchaft ſcheint bewieſen.
Dein ſollen auch die Stiefel ſein,
Und dieſes ſchwarze Wachs geb' ich dir oben drein.

D. Schn. Wo berg' ich es? mein Wamms iſt ohne Taſchen.

D. Kr. So ſchieb' es in den Buſen.

D. Schn. Nein,
Es ſchmutzt. Mein Hemd iſt rein gewaſchen.
Wie würde da Frau Lieſe ſchrein?

D. Kr. So? Trotz der Elle? Hört ihr's Brüder?
Geſchwind gieb mir die Stiefel wieder!

Moritz Auguſt von Thümmel,

geboren am 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig, geſtorben am 26. October 1817 zu Koburg.

An einen ſtolzen Herrn von Adel.

Freund, wenn dein Stammbaum uns nur erſt beweiſen kann,
Daß Glied vor Glied von deinem Ahnherrn an
Verſtand und Tugend abgenommen,
So tret' ich deiner Meinung bei,
Daß das Geſchlecht, von dem du abgekommen,
Das älteſte im Lande ſei.

Der Beſuch.

Baſtill beſuchte mich; zu Ehren
Des gütigen Beſuchs gab mir mein Dämon ein,
Mit ihm ein Glas Burgunderwein
Auf gute Freundſchaft auszuleeren.
Jetzt iſt er nun mein Freund — allein
Wie dauert mich mein Wein — mein Wein!

Der Vogelſteller.

Die Liebe und der Vogelſang
Sind ziemlich einerlei,
Es lockt der männliche Geſang,
Er lockt — er lockt
Vögel und Mädchen herbei.

Sie achten ihrer Schwäche nicht,
Denn ihre Herzen ſind
In jugendlicher Zuverſicht
Betäubt — betäubt
Liebevoll fröhlich und blind.

Zwar bei dem erſten Ausflug iſt
Das Vögelchen verzagt,
Hält jeden Laut für Hinterliſt,
Wohin, wohin
Es ſeine Flügelchen wagt.

Doch hüpft es bei dem zweiten Flug
Mit jubelndem Geſchwätz
Von Baum zu Baum, und dünkt ſich klug
Und hüpft, und hüpft
Dem Vogelſteller in's Netz.

Daniel Schiebeler,

geboren 1739 zu Oberſontheim, geſtorben 1791 zu Stuttgart.

Pandora.

Ich will euch ſingen, was ich einſt,
Ich weiß nicht wo, vernommen,
Wie alle Plagen in der Welt
Aus einer Büchſe kommen.

Prometheus war in Griechenland
Ein weit berühmter Töpfer.
Ach, hätt' ihm dieſer Ruhm begnügt!
Doch nein, er ſpielt den Schöpfer.

Ein Mädchen formte ſeine Hand
Vom allerfeinſten Thone,
Schön wie die Göttin, die da ſitzt
Zu Paphos auf dem Throne.

Schön, wie nur immer ein Poet
Sich ſeine Phyllis bildet,
Wenn über ihm die Phantaſie
Das ſchwarze Dach vergüldet.

Prometheus bat den Jupiter,
Die Schöne zu beleben.
Allein, ihm wollte Zeus das Glück,
Warum er bat, nicht geben.

Er wird voll Zorn, und rüſtet ſich
Mit Leiter und Laterne,
Klimmt, Licht zu holen, himmelan,
Und mauſt es einem Sterne.

Kehrt glücklich mit dem kühnen Raub
Nach ſeiner Wohnung wieder,
Und treibt dem Bilde, das er ſchuf,
Die Gluth in alle Glieder.

Sie lebt. Nichts kann Prometheus Glück,
Nichts ſein Vergnügen mehren.
Nun, ruft er, ſiehſt du, Jupiter,
Man könnte dein entbehren!

Dies hörte Zeus, von Grimm entbrannt,
Und ſann auf nichts, als Rache,
Und ſtellt ſich freundlich, daß er ſie
Noch ſchreckenvoller mache.

Er kömmt, das Mädchen ſelbſt zu ſehn,
Mit ſeinem Götterchore;
Sie brachten ihr Geſchenke mit,
Und nannten ſie Pandore.

Ein ſchönes Buch gab Pallas ihr
Und Venus eine Roſe;
Saturnia das Hausgeräth,
Zeus eine güldne Doſe.

Prometheus ſah dies Alles an,
Und merkte Jovens Tücke;
Kind, ſprach er, dieſe Büchſe droht
Verderben unſerm Glücke.

Bei unſrer Liebe ſchwöre mir,
Sie unberührt zu laſſen.
Sie ſchwur: Ich rühre ſie nicht an,
Viel eh' will ich erblaſſen.

Sie ließ drei ganze Tage lang
Die Doſe ruhig ſtehen.
Am vierten aber fühlt ſie Luſt,
Sie näher zu beſehen.

Die ſchöne Arbeit! wie das Gold
Von allen Seiten blitzet!
Dies bliebe, weil's ein Mann gebeut,
Von ihr ſtets ungenützet?

Was wohl darin verborgen liegt,
O möchte ſie es wiſſen!
Sie nimmt ſie auf, ſie legt ſie weg,
Und kann ſich nicht entſchließen.

Doch endlich ſiegt der heiße Trieb,
Sie will, ſie muß es wagen.
Sie iſt allein; wer wird es denn
Dem Mann gleich wieder ſagen?

Sie reißt den Deckel plötzlich ab,
Und ach! mit Donnerſchlägen
Fährt aus dem ſchrecklichen Gefäß
Ihr tödtend Feu'r entgegen.

Und mit der Gluth, die ſie verzehrt,
Verbreiten auf die Erde
Sich Hunger, Krankheit, Krieg und Tod,
Und jegliche Beſchwerde.

Auch flog ein wilder Schwarm heraus
Von Laſtern aller Arten:
Die Wolluſt und die Trunkenheit,
Die Würfel und die Karten.

Dies ſind der ſchnöden Neubegier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr lieben Weiber, beſſert euch
Aus dieſer Mordgeſchichte.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart,

geb. am 26. März 1739 zu Oberſontheim, geſt. am 10. Oct. 1791 zu Stuttgart.

Mährchen.

Es ſtarb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell wie Sonnenſchein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dies Bäuerlein in's Paradies.

Es ging an den beſtimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant
Und klopfte ſittſam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür
Und ſchrie: „Nun wer iſt wieder hier?"

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als ſeine Felder angebaut,
Mit einem Weibe ſich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab

Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer ſprach,
Kam treulich ſeinen Lehren nach,
Und zahlt' ihm redlich, wie mich deucht,
Für ſeine Predigt, Meſſ' und Beicht.
Ich ſtarb. Er ſalbte mich mit Oel.
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir in's Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach' mir auf!"

Nun öffnete die Pforte ſich,
St. Peter ſprach: Ich lobe dich,
Ein Plätzchen in dem Paradies,
— Du ſollſt's auch haben: Aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Feſt,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmliſchem Schasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Bei Nektar und Ambroſia! —
Das Bäuerlein ſprach: Habe Dank!
Setzt' ſich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
— Erhabne Stille herrſchte tief.

Doch plötzlich ſprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:

Es ſchwammen ſüße Simfonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines — Prieſters ſchwebt
Herauf, — vom Lobgeſang erbebt
Der Himmel: „Leuchte wie ein Stern;
„Komm du Geſegneter des Herrn!“
Mit Abraham und Iſaak ſaß
Der Selige zu Tiſch, und aß
Zum erſtenmal Ambroſia;
Und Amen, und Halleluja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Prieſters Ohr.

Und erſt am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit ſich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch ſein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und ſprach: „Herr Peter, ſei ſo gut,
Und ſag' mir, warum war denn heut
Im Himmel ſolche große Freud'?“

Sahſt du's denn nicht, ſagt Peter drauf,
Ein frommer Prieſter ſchwebt herauf?
Drum hat ob ſeiner Seligkeit
Der Himmel ſolche große Freud'!

„So müſſen — fiel der Bauer ein, —
Im Himmel lauter Feſte ſein,

Weil's ja viel tauſend Prieſter giebt,
Und jeder ſeinen Herrgott liebt?"

St. Peter lachte laut dazu,
Und ſprach: „Du liebe Einfalt du!!
Ich, der ich bald zweitauſend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch ſolche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft ſo häufig an,
Daß ich ſie nimmer zählen kann."

Matthias Claudius,

(Asmus, der Wandsbecker Bote;)

geboren am 15. Auguſt 1740 zu Steinfeld, geſtorben am 21. Januar 1815 zu Wandsbeck.

Die Geſchichte von Goliath und David, in Reime bracht. -

War einſt ein Rieſe Goliath,
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treſſen auf dem Hut,
Mit einem Klunker d'ran,
Und einen Rock von Drap d'argent,
Und Alles ſo nach advenant.

An ſeinen Schnurbart ſah man nur
Mit Grauſen und mit Graus,
Und dabei ſah er von Natur,
Pur, wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß ſchier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entſetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenſtoß,
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her,
Und ſprach Iſrael Hohn.
„Wer iſt der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sey Vater oder Sohn,
Er komme her der Lumpenhund,
Ich bax'n nieder auf den Grund."

Da kam in ſeinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als ſeinen Stock,
Als Schleuder und den Stein;
Und ſprach: „Du haſt viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit ſchleudert' er auf ihn
Und traf die Stirne gar,
Da fiel der große Eſel hin,
So lang und dick er war;
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

⁂

Trau' nicht auf deinen Treſſenhut,
Noch auf den Klunker d'ran!
Ein großes Maul es auch nicht thut,
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten ſoll.

Georg Chriſtoph Lichtenberg,

geb. am 1. Juli 1742 zu Oberramſtädt, geſt. am 24. Febr. 1799 zu Göttingen.

Simple, jedoch authentiſche Relation von den curieuſen ſchwimmenden Batterien, wie ſolche Anno 1782 am 13. und 14. September unvermuthet zu ſchwimmen aufgehört, nebſt dem, was ſich auf dem Felſen *Calpe*, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denſelben, ſowohl in der Luft als auf dem Waſſer zugetragen.

Durch **Emanuelum Candidum**,
Candidat en Poësie allemande à Gibraltar.

Vorbericht:

den man vorher leſen muß.

Der Verfaſſer erzählt nicht die ganze Geſchichte der Belagerung, ſondern wirft ſich, wie man ſagt, gleich an das Ende der Begebenheiten, indem er vorausſetzt, daß das Meiſte ſeinen Leſern eben ſo gut bekannt iſt als ihm. *Calpe* hieß bei ihm immer entweder der Fels, an deſſen Fuß *Gibraltar* ſelbſt, welches diejenigen wohl merken müſſen, denen unbekannt iſt, daß dieſer Fels wirklich ehemals *Calpe* geheißen. Dieſer und ein ähnlicher Fels in Afrika, ihm gerade gegenüber, hießen die Säulen des Herkules, und auch die Benennung kommt im Gedicht vor. Den Namen *Elliot* hat er zuweilen drei-, zuweilen zweiſylbig gebraucht. Dieſe Freiheit wird den Leſer nicht hindern, den Vers fließend wegzuleſen. Erſteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort *dreiſylbig* iſt, letzteres hingegen *entſchuldigt* wiederum die geſchwinde Ausſprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue hiſtoriſche Richtigkeit, zumal im *Detail*, wird man von einem ſolchen Gedicht nicht verlangen, da man ſie heut zu Tage kaum einmal von einem Geſchichtſchreiber verlangt.

Candidus.

Don Alvarez*) lag jämmerlich,
Blos der Belag'rung wegen,
So lang vor Calpe, daß er ſich
Faſt hinten durchgelegen:
Das macht, der Felſen iſt fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

Er grub und zeichnete und ſchoß,
Und macht' viel Zubereitung.
Doch gab's am Ende nichts als bloß
Artikel in die Zeitung.
Denn er verſtand's Belagern ſchlecht
Und Elliot 's Cap'tulirn nicht recht:
So ward nichts aus der Sache.

Nun kam Crillon, der Wundermann,
Durch's enge Meer gekrochen.
Da ward entſetzlich viel gethan,
Doch noch viel mehr geſprochen.
Belagert hatte man nun zwar
In circa ſchon drei ganzer Jahr,
Doch noch nicht angefangen.**)

---

*) Don Martin Alvarez von Sotomayor führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöſet wurde.

**) In allen Zeitungen ſtand, ſobald der Herzog von Crillon im Lager ankommen würde, ſollte die Belagerung angehen.

Nun fing man an mit vollem Lauf;
Zehn tauſend Centner Pulver
Und Eiſen gingen täglich drauf,
Ganz Spanien roch nach Sulpher;
Die Erde bebte vor Crillon,
Man ſagt', er hab' von Liſſabon
Die Stöße kommen laſſen.

Die Pendeluhr'n zu Malaga,*)
Die wollten nicht mehr gehen.
Und in ganz Andaluſia**)
Wollt' keine Mausfall' ſtehen.
Die Schornſtein' ſelbſt ſahn rund herum
Sich ſchon nach Menſchenköpfen um,
Um ſich darauf zu ſtürzen.

„Elliot du und dein Felſendamm
„Sollt morgen unterliegen,
„Der jüngſt, ſprach er, Minorka nahm,
„Wird hier auch können ſiegen.
„D'rauf hol' ich mir Jamaica,
„Dann 's Königreich Hibernia,
„Und dann — dann geht's nach London."

Doch ward durch Pulver, und durch Stoß
Kein Quartblatt Land erhalten;
Tagtäglich ändert der Franzos,
Der Britte ließ's bei'm Alten.

---

*) Am mittelländiſchen Meere, nicht weit von Gibraltar.

**) Namen der Provinz, in welcher Gibraltar liegt.

Da fuhr er fort: „So geht es nicht.
„Wir müſſen ihm im Angeſicht
„Uns auch ein Calpe bauen.

Und prahlt: „Hört, Britten, trotz Natur,
„Und eures Rodney's Siege,
„Zerſchmett'r ich euch, ſobald ich nur
„Mein Calpe fertig kriege.“
Da ſchaufelte — da ſcharrete —
Da hackete — da knarrete —
Ein Cälpchen man zuſammen.

Allein kaum ſah der große Calp',
Das Cälpchen ſich erheben,
Bumm! Bauz! da lag das Cälpchen halb,
Sein Reſtchen ſtand darneben.
Wie roch's da nach Lavendel Duft!
Wie ſumſ'ten da in hoher Luft
Franzöſch' und ſpan'ſche Flüche!

Drauf kam, im Projektiren ſtark,
Ein Mann d'Arçon mit Namen:
Stracks ab von Jungfer Jeanne d'Arc
Soll die Familie ſtammen.
Nur flickt' die Demuth an ein on;
Die Mode ſetzte çon ſtatt con.
So wurde aus d'Arc, d'Arçon.

Der ſteckte ſeine Habichtsnaſ'
Nun in den Handel tiefer;
Er ſah, man ſchoß ohn' Unterlaß
Und täglich ſchoß man ſchiefer;

Da dacht' er, weil's nun ſo nicht geht,
Wie wär's, wenn man grad' umgedreht
Zur See Laufgräben machte?

Auch dreht in ſeinem Kopf ſich um,
Was Batteux ihn gelehret,
Er hatte den Virgilium
Franzöſch' bei ihm gehöret;
Da dacht' er an's Trojan'ſche Pferd,
Es wäre wohl der Mühe werth,
Hier ſo was zu verſuchen.

Ein Kriegsrath war ſogleich bereit,
Und alle ſagten: O, ja!
Die Sache hat viel Aehnlichkeit
Mit der vor'm lieben Troja.
Wir ſitzen hier in's vierte Jahr,
Und Gott weiß, ob nicht zwölfe gar
Am Ende noch draus werden.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß ſie ſich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verſchrieben,
Bemalt mit Tulpen roth und weiß,
Nur, ſtatt des Pfeifchens in den Steiß,
Mit einem Bombenmörſer.

Der dacht', mit Pferden möcht's nicht gehn,
Zumal auf britt'ſcher Erde;
Denn Britten, wußt' er, die verſtehn
Den Maro und die Pferde.

Jedoch wenn man dem Elliot
'nen Wallfiſch oder Cachelot
Konnt' in den Hafen ſpielen?

Allein der Wallfiſch hat 'nen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen,
Der Opernmenſch und Göttertanz
Sind Kinderſpiel dagegen.
Für dieß und jen's und das und dieß
Müßt' man die Oper von Paris
Zum wenigſten verſchreiben.

Das geht nicht, nein, der Wallfiſchſchwanz
Käm' Carl'n wohl viel zu theuer;
D'rum ſuch' ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Wißt ihr, wie ich es mach'? ich kapp'
Dem Wallfiſch Schwanz und Vorkopf ab,
So hab' ich eine Arche.

Kommt! Crillon's Arbeit führt zum Grab,
Die meinige zum Leben;
Zu! Was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Erob'rung geben;
Dann ſteigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat,
Vom Sieg gekrönt, hernieder.

Nun flog's, nun rennt's, nun lief's, nun ging's,
Der ſagt's, der jauchzt's, der prahlet's.
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutet's ab, der malet's.

Da ſägt's und zimmert's Tag und Nacht,
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für d'Arçon und die Archen.

Batt'rien, und ſchwimmend oben drein,
Warn's nach der Herrn Gedanken.
Ja! ſchwimmend ſo wie Mühlenſtein:
Sie kamen, ſahn und ſanken.
Doch dies iſt ſchon zu früh geklagt,
Ich will dafür, wie Leſſing ſagt,
Fortfahr'n, um fortzufahren.

Zehn Archen kamen nun ſonach,
Gleich Noah's angeſchwommen,
Man hatte aus Herrn Silberſchlag
Die Maaße g'nau genommen:
Doch guckten keine Affen 'raus,
Kein Pfauenſchwanz, kein Vogel Strauß,
Kein Elephantenrüſſel.

Nein! Nein! mit dieſen war's kein Spaß,
So wie wohl mit der andern.
An jeder Vorderſeite ſaß
Ein Schießloch an dem andern:
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! faſt größer noch,
Als erſtgedachtes Schießloch.

Die erſten Löcher war'n von Holz,
Von Meſſing war'n die zweiten;
So groß, ein Zwerg, der Teufel hol's,
Konnt' euch in eines reiten.

Ja, eine Dame konnt' ſonach
Hinein an einem Gala-Tag
  Den Kopf bequemlich ſtecken.

Mit Ofenplatten war das Dach,
  Mit Kuchenblech die Wände
Gedeckt, damit ein Bombenſchlag
  Das Eiſen nicht verbrennte.
Umher ging eine Doppelwand
Voll Erd', die man vom feſten Land
  Expreß dazu verſchrieben.

Nun pflanzten ſie bei'nander ſich
  In einem ſchönen Bogen,
Den man mit einem Kreidenſtrich
  Erſt auf der See gezogen.
Auch hatte jede Archenſchanz'
Die eigentliche Zünd-Diſtanz
  Für Elliot genommen.

Da zeigt ſich (in Parentheſi)
  Ein Echo voller Wunder
An dieſer Archen-Batterie;
  (Gebt Acht, ſie gehet unter!)
Wenn man hineinſchrie: Elliot, Howe!
So ſchrie die Nymph' heraus: Au! Au!
  Recht ominös und deutlich.

„Seht, Kinder, welch ein Schauſpiel hier!"
  Sprach Elliot zu den Seinen,
„Der halbe Mond zu Bath könnt ſchier
  „So glänzend uns nicht ſcheinen.

„Auch ſind's Badhäuſer, ſeht nur hin,
„Kommt, laßt uns aus den Fremden drin
„Noch heut' Badgäſte machen.“

„An Löchern zwar iſt nichts geſpart,
„Gezimmert und gegoſſ'nen,
„Doch fehlt's noch an der ſchönſten Art,
„Und das ſind die geſchoſſ'nen,
„Und damit, Kinder, wollen wir
„Im Ueberfluß den Herren hier
„Mit Gottes Hülfe dienen.“

Gleich blitzt's und kracht's auf Elliot's Ruf,
Wie, wenn Zeus kanoniret.
Als wäre Aetna und Veſuv
Auf Calpe transportiret.
Da flogen Kugeln heiß und kalt;
Da ſchoſſen Helden jung und alt
Aus Mörſern und Kanonen.

Verwüſtung ſtrömt, und Flammen ſprühn,
Aus Elliot's Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
Und Herculs Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott,
Stand'ſt du da, großer Elliot,
Bei deinem Häufchen Helden.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
Seht, Fels und Weltmeer kreiſen.
Doch hier gebar das Meer die Maus,
Der Berg den großen Weiſen.

Der Held faßt kühn die Lorbeern ſchon
Wenn Prahler Crillon und d'Arçon
Umarmen Crucifixe.

Jn britt'ſchen Dienſten ſtand ein Mann,
Zu manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man
An ihm das viele Rauchen,
Der war vertraut mit Elliot:
Der Deutſche nennt ihn Feuer-Gott,
Der Römer den Vulcanum.

Den ſchickt man nach den Batterien,
Um dort in Ruh zu rauchen.
Auch fing er mit Frau Paſtorin*)
Sein Pfeifchen an zu ſchmauchen.
Drauf ſteckt der Schelm die Zung' heraus,
Und leckt an jedem Waſſer-Haus
Vom Taubenſchlag zum Keller.

Nun war's gethan! Gott! Feuer! Feu'r!
Ach! Hülfe! Feuer! Waſſer!
Was Muth hat, her! zum britt'ſchen Feu'r
Das Bourbon'ſche, das laſſ' er.
Hier brennt's! — Nein dort! — Nein dort und hier!
D'Arçon! Sieh! Feuer! — Unter dir!
Ach, daß ſich Gott erbarme!

---

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerſt in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.

Nun ſtieg die Angſt, nun ſank der Trotz,
  Nun hat der Held geſieget;
Da lief's gleich Würmern auf dem Klotz,
  Der in den Flammen lieget.
Beſchämt, verwirrt, beweint, verlacht,
Rennt ſelbſt im Licht-Quell, als wär's Nacht,
  Der Eine an den Andern.

Statt 's Feuer zu werfen über Bord
  Und 's Pulver zu behalten;
So ſchmiſſen ſie das Pulver fort
  Und ließen's Feuer ſchalten;
Die See, die ward ſo ſchwarz davon,
Man hätt' die Cap'tulation
  Draus können unterſchreiben.

Die Archen, die ſonſt unverletzt
  Und ruhig konnten liegen,
Die ſchönen Archen lernten jetzt
  Das Sinken und das Fliegen.
Und eine nach der andern trat
Die Reiſ' nach ihrem Ararat
  Flugs an durch Luft und Waſſer.

Puff! Puff! und einem ganzen Heer
  Von Spaniern und Franzoſen,
Lief ſtromweis das atlant'ſche Meer
  In Stiefel, Taſch' und Hoſen;
Und jeder faſt verlor etwas,
Der Eine dieß, der Andre das,
  Und alles ſchwamm voll Uhren.

Ein Theil flog bis an's Wolkenreich,
Daß ſie die Pyrenäen
Die Dreckſtadt und Madrid zugleich
Ganz deutlich konnten ſehen.
Der Aetna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
Zur Linken die Antillen.

Jud', Kind und Weib lief nun zu Hauf,
Das Ufer zu erreichen,
Und alles ſtarrte himmelauf,
Zu ſehn die Vögel ſtreichen.
Da rief ein Feldſcheer: hätt' ich euch,
Nie ſah ich draußen in dem Reich
So ſchöne ſpan'ſche Fliegen.

Da warf Curtis die Netze aus
Nach Spaniern und Franzoſen,
Und zog drauf ein Gemiſch heraus
Von Brillen und von Doſen,
St. Ludwigs-Orden, ſchimmlicht Brod,
Riechfläſchchen, Menſchen mauſetodt,
Und Fähnriche lebendig.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
Bald ließ ein Dieb ſich blicken,
Und Ordensbänder ſah man hie
Bei Galgen auf dem Rücken!
Dann kam ein geiſtlich Fuderfaß,
Und gleich dabei, nur etwas naß,
Ein Bürſchchen wie gedrechſelt.

O welch ein Anblick, groß und hehr!
Wie ſich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuer-Meer
Zum großen Endzweck ſtürmten!
Da fanden Tauſende ihr Grab
Und ſelbſt das Echo brannte ab,
Bis auf die letzte Sylbe;

Als nun die Sache ſo weit war,
Verwirrt der Herr der Thronen
Der Flotte, wie zu Babel gar
Die Sprache der Kanonen.
Da ließen ſie Georg's Fels in Ruh,
Und ſchoſſen deſto friſcher zu
Auf ihres Ludwig's Bruder.

Der ſchöne Plan! ach wie verzauſ't
Wie weg! die ſchönen Sachen?
Die Nachwelt ſeh' ich in die Fauſt
Bei manchem Namen lachen.
Doch dir, erhab'ner Elliot, brennt
Ihr Weihrauch; Herculs Säulen nennt
Sie künftig Elliot's Säulen.

Ihr Chriſten mit Vernunft begabt,
O merkt's, was ich erzähle.
Verkauft nicht, was ihr ſelbſt nicht habt,
Verſchenkt nicht, was euch fehlet.
Denkt hier nur an die Bär'nhaut hin,
Die, ohn' den Bär'n zu Rath zu ziehn,
Zwei Jäger theilen wollten.

Carl Arnold Kortüm,

geb. am 5. Juli 1745 zu Mühlheim, geſt. am 15. Aug. 1824 zu Bochum.

Aus:

Die Jobſiade.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Hieronimus zum Kandidaten examinirt ward, und wie es ihm dabei erging.

Indeß iſt es beim Entſchluſſe geblieben,
Und nach wenigen Wochen hat man verſchrieben
  Die ganze Hochehrwürdige Kleriſei
  Zu Hieronimus Examen herbei.

Jedoch, wie ihm ob ſolcher Gefahre,
Des nahen Examens zu Muthe ware,
  Und ſein gemachtes ängſtliches Geſicht,
  Dies Alles begreift der Leſer nicht.

Es wäre alſo ſolches zu ſchildern vergebens.
Die fürchterlichſte Stunde ſeines Lebens,
  Nahte nunmehro endlich herzu;
  Ach! du armer Hieronimus du!

Nenne mir nun, Jungfer Muſe, die Namen
Der geiſtlichen Herren, welche zum Examen
Aus jeder Gegend der Schwäbiſchen Welt
Am beſtimmten Tage ſich eingeſtellt.

Der erſte war der Herr Inſpektor,
In der Lehre ſtark, wie ein andrer Hektor,
Ein ſtattlicher dickgebauchter Mann;
Man ſah ihm gleich den Inſpektor an.

Seine Verdienſte ſchafften ihm dieſe Würde;
Er trug übrigens ſeines Amtes Bürde
Geduldig und mit gar frohem Muth
Und aß und trank täglich gut.

Nach ihm kam der geiſtliche Aſſeſſer,
Ein Mann von Perſon zwar etwas größer,
Doch an Körper und Waden dünn
Und von etwas mürriſchem Sinn.

Er triebe, nebſt der geiſtlichen Sache,
Verſchiedene Stücke aus dem ökonomiſchen Fache,
Und trank nur Bier und ſchlechten Wein,
Denn ſeine Einkünfte waren klein.

Auch Herr Krager, ein Mann von hohen Jahren,
In den Kirchenvätern ſehr wohl erfahren,
Die er, ſo oft die Gelegenheit kam
Seinen Satz zu erweiſen, hernahm.

Auch Herr Kriſch, ein Mann von guten Sitten,
Ungemein ſtark in Poſtillen beritten;
  Wobei er ſich ſo gut und noch beſſer befand,
  Als der beſte Pfarrer im Schwabenland.

Auch Herr Beff, ein weidlicher Linguiſte,
Und im Leben und Wandel ein ziemlicher Chriſte,
  Im Vortrag ein ewiges Einerlei,
  Doch niemals gegen Orthodoxei.

Auch Herr Schrei, ſtark in der Rede,
Weder in Geſellſchaften, noch auf der Kanzel blöde,
  Lebte übrigens munter und friſch
  Mit ſeiner Köchin exemplariſch.

Auch Herr Plöz, ein Mann, wie ein Engel,
Er hatte zwar in der Jugend viele Mängel,
  Nachdem er aber ſein Amt trat an,
  Ward er ein gar frommer Mann.

Er hielte ſeine hochgeliebte Gemeine
Von allen Laſtern und böſem Weſen reine,
  Und ſtrafte zur Zeit und zur Unzeit
  Alle und jede, doch nach Gelegenheit.

Auch Herr Keffer, nie müde in Lehr und Strafen,
Er nahm ſich treulich an ſeiner Schafen,
  Doch fand ſich in der Herde ſein
  Mancher hartnäckige Bock mit ein.

Oft war, um ſie zurechte zu führen,
Er deshalb genöthigt zu prozeſſiren,
Denn er verſtand die Jura in der That,
So gut als der beſte Advokat.

Außer dieſen obengenannten kamen
Noch manche geiſtliche Herren zum Examen,
Die ich nicht alle Mann für Mann
Sogar genau mehr nennen kann.

Als nun die ganze geiſtliche Schaare
Der hochehrwürdigen Herren beiſammen ware,
So ſetzten, prämiſſis prämittendis,
Sich alle um einen großen Tiſch.

Hieronimus trat mit Zittern und Zagen
Vor die ſämmtliche Geſellſchaft der weißen Kragen
Und ſcharrete ihnen demüthig den Gruß.
O weh dir! o weh dir! Hieronimus!

Zuvorderſt erkundigten die Examinatores
Sich nach ſeinen bisherigen Sitten und Mores
Und fragten ihn bald, ob er auch hätt'
Ein Zeugniß von der Univerſität?

Hieronimus, ohne ſonderliche Umſtände
Gab das Atteſt in des Inſpektors Hände,
Welcher daſſelbe alsbald las;
O weh dir! o weh dir! Hieronimus!

Es war zwar, wie oben ſchon angeführet,
In Latein und Griechiſch koncipiret,
Folglich zu leſen ein ſchweres Stück;
Doch verſtand zu allem Unglück

Der Inſpektor etwas von den Sprachen,
Um hier die nöthigſte Dolmetſchung zu machen,
Denn für jeden andern geiſtlichen Herr
War die Ueberſetzung zu ſchwer.

Damit nun hier nichts möge fehlen,
Will ich dem geneigten Leſer erzählen,
Was eigentlich in dem Atteſtat
Von Wort zu Wort geſtanden hat.

Zuerſt Name und Titel vom Profeſſer,
Und in drei Buchſtaben etwas größer
Wünſchte er L. B. S. dem
Lectori Benevolo Salutem!

Sintemal und immaßen drei Jahre
Und einige Wochen hieſelbſt ware
Herr Hieronimus Jobſius
Als Theologiä Studioſus;

Derſelbe aber abzureiſen nunmehro
Ernſtlich iſt geſonnen, um dero-
halben um ein ſchriftlich Atteſtat
Mich geziemendermaßen bat:

So habe ich nicht unterlaſſen können:
Ihme ſolches ſchriftliches Zeugniß zu gönnen:
Daß derſelbe alle viertel Jahr
Bei mir einmal im Kollegio war.

Ob er ſich ſonſt des Studirens privatim befliſſen,
Wird ihm wol ſagen ſein eigen Gewiſſen,
Denn in dieſem ſchriftlichen Bericht
Behaupte und zeuge ich ſolches nicht.

Und von ſeinem ſonſtigen Betragen
Wäre zwar nicht viel Gutes zu ſagen,
Allein die chriſtliche Liebe will,
Daß ich davon ſchweige ſtill.

Uebrigens wünſch' ich ihm auf alle Weiſe
Hiedurch eine glückliche Abreiſe,
Und der gütige Himmel leite ihn
Künftig zu allem Guten hin!

Was man für große Augen gemachet,
Und daß Herr Hieronimus nicht gelachet,
Als man den Inhalt fand dergeſtalt,
Ein ſolches begreifet der Leſer alsbald.

Indeß iſt es für diesmal geſchehen,
Daß man die Sache hat überſehen,
Und man redete von dem Atteſt
Aus chriſtlicher Erbarmung und Liebe das Beſt'.

Denn die Herren dachten weislich zurücke,
Daß ſie auch wol viele luſtige Stücke
Auf Akademien getrieben vor dem;
Man ſchritte alſo weiter ad rem.

Der Herr Inſpektor machte den Anfang,
Huſtete viermal mit ſtarkem Klang,
Schnäuzte und räuſperte auch viermal ſich
Und fragte, indem er den Bauch ſtrich:

Ich, als zeitlicher pro tempore Inſpektor,
Und der hieſigen Geiſtlichkeit Direktor,
Frage Sie: Quid sit Episcopus?
Alsbald antwortete Hieronimus!

Ein Biſchof iſt, wie ich denke,
Ein ſehr angenehmes Getränke
Aus rothem Wein, Zucker und Pomeranzenſaft,
Und wärmet und ſtärket mit großer Kraft.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes;
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun hob der Aſſeſſor an zu fragen:
Herr Hieronimus! thun Sie mir ſagen,
Wer die Apoſtel geweſen ſind?
Hieronimus antwortete geſchwind:

Apoſtel nennt man große Krüge,
Darin gehet Wein und Bier zur Gnüge,
Auf den Dörfern und ſonſt beim Schmaus
Trinken die durſtigen Burſche daraus.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun traf die Reihe den Herrn Krager
Und er ſprach: Herr Kandidat! ſag' er,
Wer war der heilige Auguſtin?
Hieronimus antwortete kühn:

Ich habe nie gehört oder geleſen,
Daß ein andrer Auguſtin geweſen,
Als der Univerſitätspedell Auguſtin,
Er citirte mich oft zum Prorektor hin.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Kriſch ohn' Verweilen
Und fragte: Aus wie viel Theilen
Muß eine gute Predigt beſtehn,
Wenn nach Regeln ſie ſollte geſchehn.

Hieronimus, nachdem er ſich eine Weile
Bedacht, ſprach: die Predigt hat zwei Theile,
Den einen Theil niemand verſtehen kann,
Den andern Theil aber verſtehet man.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun fragte Herr Beff der Linguiſte:
Ob Herr Hieronimus auch wohl wüßte,
Was das hebräiſche Kübbuz ſei?
Und Hieronimus antwortete frei:

Das Buch, genannt Sophiens Reiſen
Von Memel nach Sachſen, thut es weiſen,
Daß ſie den mürriſchen Kübbiz bekam,
Weil ſie den reichen Puff früher nicht nahm.

Ueber dieſe Antworten des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun kam auch an den Herrn Schreier,
Den Hieronimus zu fragen, die Reihe,
Er fragte alſo: Wie mancherlei
Die Gattung der Engel eigentlich ſei?

Hieronimus that die Antwort geben:
Er kenne zwar nicht alle Engel eben,
Doch wär' ihm ein blauer Engel bekannt
Auf dem Schild an der Schenke, zum Engel genannt.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Herr Plötz hat nun fortgefahren
Zu fragen: Herr Kandidate! wie viel waren
Concilia oecumenica?
Und Hieronimus antwortete da:

Als ich auf der Univerſität ſtudiret,
Ward ich oft vor's Concilium citiret,
Doch betraf ſolches Concilium nie
Sachen aus der Oekonomie.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Keſſer, der geiſtliche Herre,
Seine Frage ſchien zu beantworten ſehr ſchwere,
Sie betraf der Manichäer Ketzerei,
Und was ihr Glaube geweſen ſei?

Antwort: Ja, dieſe einfältigen Teufel
Glaubten, ich werde ſie ohne Zweifel
Vor meiner Abreiſe bezahlen noch,
Ich habe ſie aber geprellet doch.

Ueber dieſe Antwort des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Die übrigen Fragen, welche man proponiret,
Laſſe ich hier aus Mangel des Raums unberühret;
Denn ſonſt machte das Protokoll
Wohl mehr als ſieben Bogen voll.

Sintemal man noch Vieles gefraget,
Worauf Hieronimus die Antwort geſaget
Auf obige Weiſe Stück vor Stück
Aus Dogmatik, Polemik und Hermeneutik.

Imgleichen ſonſt noch manche Sachen
Aus der Kirchenhiſtoria und Sprachen,
Und was man einen geiſtlichen Mann
Sonſt wo zur Prüfung noch fragen kann.

Ueber alle Antworten des Kandidaten Jobſes
Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inſpektor ſprach zuerſt, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Als nun die Prüfung zu Ende gekommen,
Hat Hieronimus einen Abtritt genommen,
Damit man die Sache nach Kirchenrecht
In reiſe Ueberlegung nehmen möcht:

Ob es mit gutem Gewiſſen zu rathen,
Daß man in die Klaſſe der Kandidaten
Des heiligen Miniſterii den
Hieronimum aufnehmen könn'.

Es ging alſo an ein Votiren,
Doch ohne vieles Diſputiren
Ward man einig alſo bald:
Es könne zwar dermal und ſolchergeſtalt

Herr Hieronimus es gar nicht verlangen,
Den Kandidaten-Orden zu empfangen,
Jedoch aus beſondrer Konſideration
Wollte man ſtille ſchweigen davon.

Es hat auch wirklich in vielen Jahren
Kein Fremder davon etwas erfahren,
Sondern jedermann hielt früh und ſpat
Den Hieronimus für einen Kandidat.

Friedrich Wilhelm Gotter,

geboren 1746 zu Gotha, geſtorben 1797 daſelbſt.

Blaubart.

Blaubart war ein reicher Mann,
Hatte Haus und Hof und Garten,
Schmauſte, zechte, ſpielte Karten,
Lebte wie der Tartarchan.

Stark war ſeines Körpers Bau,
Feurig waren ſeine Blicke,
Aber ach! — ein Mißgeſchicke!
Aber ach! ſein Bart war blau.

Doch durch ſeines Goldes Kraft
Trieb er jedes Herz zu Paaren,
Und ſchon zwanzig Weiber waren
Durch den Tod ihm weggeraſſt.

Er läßt, immer fort zu frein,
Sich die Mühe nicht verdrießen,
Setzt, den Antrag zu verſüßen,
Stets die Frau zur Erbin ein.

Von zwei Schweſtern der Galan
Wird er jetzo; Schmauſereien,
Schauſpiel, Ball und Mummereien
Stellt er ihretwegen an,

Bietet ihnen Gold, wie Heu. —
Einſtens, als ſie Kaffee trinken,
Spricht die Jüngſte: „Hum! mich dünket,
Daß ſein Bart ſo blau nicht ſei.“

Friſch gewagt, iſt halbgethan!
Hurtig muß ihn Trulle freien;
Schauſpiel, Ball und Schmauſereien
Gehen nun von Neuem an.

Drauf führt er ſein Weibchen fort;
Ein Kabriolet mit Sechſen
Bringt, als könnte Blaubart hexen,
Sie an den beſtimmten Ort.

Gleich der Feen-Königin
Lebt hier Trulle ſonder Sorgen;
Vor dem Spiegel geht der Morgen,
Und bei'm Spiel der Abend hin.

An Tapeten, Kanapeen,
Schildereïn, Trumeaux und Vaſen,
Können Tanten ſich und Baſen
Stunden lang nicht müde ſehn.

Dann kömmt der Bewundrung Reih'
An den Schatz von Küch' und Keller;
Ungekoſtet bleibt kein Teller
Und kein Glas geht voll vorbei.

Ja man packt bei'm Lebewohl,
Um noch unterwegs zu naſchen,
Mit Confect und Wein die Taſchen
Und die Mantelſäcke voll.

Unter manchem tiefem Knix
Wird die ältre Schweſter, Aennchen,
Fromm und ſittſam wie ein Nönnchen,
Täglich Zeugin ihres Glücks.

Da ſah man kein bös Geſicht;
„Täubchen!“ hieß es nur und „Püppchen!“
Dann und wann ſchlug Trull' ein Schnippchen;
Doch er that, als ſäh er's nicht.

Es bewegt ihr Eheſtand
Hageſtolze ſelbſt zum Neide!
Aber Leid folgt oft der Freude,
Großes Glück hat nicht Beſtand!

„Ich verreiſe,“ ſprach er einſt,
„Nimm die Schlüſſel, liebe Trulle!
Zimmer, Kiſten und Schatulle
Stehn dir offen, wenn du meinſt.

Nimm dir einen Cicisbee,
Um dich zu desennuyiren!
Spiel’ im Schachbret, geh ſpazieren
Schaukle dich und trinke Thee!

„Flieh’ die ſchwarze Kammer nur,
Sonſt iſt dir der Tod geſchworen!“ —
Noch ſchallt es in ihren Ohren,
So vergißt ſie auch den Schwur,

Bricht vor Eile bald das Bein;
Knack! ſo ſpringen alle Riegel,
Und der ſchwarzen Kammer Flügel
Oeffnen ſich; ſie wiſcht hinein.

O der Greuel, die ſie ſah!
Blut in Strömen, todte Leiber!
Blaubarts alle zwanzig Weiber
Hingen, wie Gewehre, da.

Fliehn will ſie, zurückgeſchreckt;
Angſt entſtellt Blick und Geberde;
Als ein Schlüſſelchen zur Erde
Fällt, und ſich mit Blut befleckt.

Was ſie ſich für Mühe gab!
Zehn Mal wiſchte ſie und rieb es;
Blutig war es, blutig blieb es,
Und das Blut ging nimmer ab.

Noch vor Nacht kommt ihr Barbar,
Fragt mit aufgeworfnem Rüſſel:
„Weib, wo haſt du meine Schlüſſel?“ —
Zitternd reicht ſie ihm ſie dar.

„Sind es alle? — Laß doch ſehn!
Einer fehlet, ſchaff' ihn wieder!“
Weinend ſtürzt ſie vor ihm nieder
Und bekennet ihr Vergehn.

„Gut! ſo weißt du dein Geſchick!
Jene dort ſind dein gewärtig.
Mache dich zur Reiſe fertig!
Dein iſt noch ein Augenblick!“ —

Schleppt ſie drauf mit eigner Hand
In des Hofes innre Mauer,
Wo in feierlicher Trauer
Ein verfallner Wachtthurm ſtand.

Trulle ſträubt ſich, zappelt, ſchreit;
„Aufſchub! Aufſchub! Ich will ſterben;
Doch die Seele vom Verderben
Zu erretten, laß mir Zeit!“ —

Aennchen läuft auf ihr Geſchrei
Athemlos zum nahen Thurme,
Schauet, ob dem armen Wurme
Hülfe noch zu ſchaffen ſei.

Er, der auf und nieder geht,
Und den Hut in's Auge drücket,
Spricht, da er den Säbel zücket:
„Bet' ein kurzes Stoßgebet!“ —

Trullen ſtockt des Blutes Lauf
Bei'm gezückten ſcharfen Säbel;
Schon umringt vom Todesnebel,
Seufzet ſie zum Thurm hinauf:

„Schweſter Aennchen, ſiehſt du nichts?“ —
„„Stäubchen in der Sonne drehen,
Und des Graſes Spitzen wehen,
Schweſterchen, ſonſt ſeh ich nichts!““ —

„Schweſter Aennchen, ſiehſt du nichts?“ —
„„Stäubchen fliegen, Gräschen wehen.““ —
„Aennchen, läßt ſich ſonſt nichts ſehen?“ —
„„Schweſterchen, ſonſt ſeh ich nichts!““ —

Trulle fragt ohn' Unterlaß.
Aennchen ruft: „„Sei guter Laune!
Dort bei'm Hagebuchenzaune
Reitet man im ſtarken Paß.““

Jetzo ſprengt man — langt ſchon an! —
Trullens beide Herren Brüder
Kamen von der Beize wieder
Mit dem ſchönſten Auerhahn.

Blaubart kriegt den Tod zum Lohn,
Wird gekocht in heißer Lauge;
Trulle kömmt mit blauem Auge
Dieſes Mal noch ſo davon.

Weiber bleiben, wie ſie ſind;
Ihre Neugier auszurotten,
Hilft nicht predigen, nicht ſpotten;
Weiber bleiben, wie ſie ſind.

Gottfried Auguſt Bürger,

geboren am 1. Jannar 1748 zu Wolmerswende, geſtorben am 8. Juni 1794
zu Göttingen.

Der Kaiſer und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar ſchnurrig:
Es war 'mal ein Kaiſer; der Kaiſer war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar ſtattlicher Herr;
Nur ſchade! ſein Schäfer war klüger, als er,

Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz' und in Kälte;
Oft ſchlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrod und Wurſt;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen,
Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht.
Drei Männer umfaßten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob ſuchte der Kaiſer am Pfäfflein oft Hader.
Einſt ritt er, mit reiſigem Kriegesgeſchwader,
In brennender Hitze des Sommers, vorbei,
Das Pfäfflein ſpazirte vor ſeiner Abtei.

„Ha, dachte der Kaiſer, zur glücklichen Stunde!“
Und grüßte das Pfäfflein mit höhniſchem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Faſten bekomme nicht ſchlecht.

Doch däucht' mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigſte Mann,
Ihr höret das Gräschen faſt wachſen, ſagt man.

So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüſſe zu knacken.
Drei Monden von nun an beſtimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf dieſe drei Fragen Beſcheid.

Zum erſten: Wann hoch ich im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiſer-Ornate,
Dann ſollt Ihr mir ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag ſeyn?

Zum zweiten ſollt Ihr mir berechnen und ſagen,
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen:
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Beſcheid darauf iſt Euch nur Spiel.

Zum dritten noch ſollſt Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres dran ſeyn.

Und könnt Ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,
So ſeyd Ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So laß ich Euch führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes, den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiſer mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerſpliß ſich mit Sinnen,
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht ſteht.

Er ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Un'verſ'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löſte kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchſen bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun ſucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einſamſten Oerter.
Da traf ihn, auf ſelten betretener Bahn,
Hans Bendix, ſein Schäfer, am Felſenhang an.

„Herr Abt, ſprach Hans Bendix, was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr ſchwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joſeph! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß Euch was angethan ſein." —

„Ach, guter Hans Bendix, ſo muß ſich's wohl ſchicken.
Der Kaiſer will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüſſ' auf die Zähne gepackt,
Die ſchwerlich Beelzebub ſelber wohl knackt.

Zum erſten: Wann hoch er, im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne ſich zeiget im Kaiſer-Ornate,
Dann ſoll ich ihm ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag ſeyn.

Zum zweiten ſoll ich ihm berechnen und ſagen:
Wie bald er zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Und keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Beſcheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmſter von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar ſeine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen: allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres dran ſeyn.

Und kann ich ihm dieſe drei Fragen nicht löſen,
So bin ich die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So läßt er mich führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter? erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich ſchon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich ſchon geben den rechten Beſcheid.

Verſteh' ich gleich nichts von lateiniſchen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da ſprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward ſtattlich Hans Bendix zum Abte geſchmückt,
Und hurtig zum Kaiſer nach Hofe geſchickt.

Hier thronte der Kaiſer im fürſtlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate;
„Nun ſagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag ſeyn?"

„Für dreißig Reichsgulden ward Chriſtus verſchachert;
Drum geb' ich, ſo ſehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder werth ſeyn." —

„Hum, ſagte der Kaiſer, der Grund läßt ſich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürſtlichen Ehr'!
Geglaubet, daß ſo ſpottwohlfeil ich wär'.

Nun aber ſollſt Du mir berechnen und ſagen:
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Und keine Minute zu wenig und viel!
Iſt Dir der Beſcheid darauf auch nur ein Spiel? —

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh ſattelt und reitet,
Und ſtets ſie in einerlei Tempo begleitet,
So ſetz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zwei Mal zwölf Stunden iſt Alles gethan.“

„Ha, lachte der Kaiſer, vortrefflicher Haber,
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm Dich zuſammen!
Sonſt muß ich Dich dennoch zum Eſel verdammen.
Was denk' ich, das falſch iſt? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ —

„Ihr denket, ich ſey der Herr Abt von St. Gallen.“ —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen“ —
„Sein Diener, Herr Kaiſer! Euch trüget Eu'r Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, ſein Schäfer, nur bin!“ —

„Was Henker! Du biſt nicht der Abt von St. Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiſer mit frohem Erſtaunen darein;
„Wohlan denn, ſo ſollſt Du von nun an es ſeyn!

Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr beſteige den Eſel und trabe!
Und lerne fortan erſt quid Juris verſtehn;
Denn wenn man will erndten, ſo muß man auch ſä'n.“ —

„Mit Gunſten, Herr Kaiſer, das laßt nur hübſch bleiben!
Ich kann ja nicht leſen, noch rechnen und ſchreiben;
Auch weiß ich kein ſterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen verſäumet, holt Hans nicht mehr ein.“ —

„Ach, guter Hans Bendix, das iſt ja recht ſchade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet Dein luſtiger Schwank,
D'rum ſoll Dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiſer, groß hab' ich ſo eben nichts nöthig;
Doch ſeyd Ihr im Ernſt mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha bravo! Du trägſt, wie ich merke, Geſelle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigſten Stelle.
Drum ſey der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein Dir ein Panis-Brief beſcheert:

Wir laſſen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix ſoll ihm nicht die Schafe mehr hüten,
Der Abt ſoll ſein pflegen, nach unſerm Gebot,
Umſonſt bis an ſeinen ſanftſeligen Tod.“

Friedr. Leopold Günther von Göckingk,

geb. am 13. Juli 1748 zu Groeningen bei Halberſtadt, geſt. am 18. Februar 1828 zu Wartenberg in Schleſien.

Predigt am Magdalenentage.

Ein Prieſter predigte am Feſte Magdalenen
Vom Gräuel ihrer erſten Lebensart,
Doch ward hernach das Lob der Schönen,
Ob ihrer Reu' und Buße, nicht geſpart.

„Nun!“ fuhr der Redner zu den Damen,
Die vor ihm ſaßen, eifernd fort,
„Wie viel ſind unter euch, die mehr an dieſen Ort
Sich zu beluſtigen, als zu erbauen, kamen!
O ſonderlich iſt Eine unter euch,
Bei der hilft weder Droh'n noch Bitten;
An unverſchämten, lüderlichen Sitten
Bleibt ſie vielmehr ſich immer gleich.
Wie heilig hat ſie alle Jahr
Im Beichtſtuhl Beſſerung verſprochen!
Allein wie bald ward dies Gelübd' gebrochen!
Und da ſich ihre Frechheit immerdar
Noch gar vermehrt: wer kann uns übel nehmen,
Wenn endlich wir ſie öffentlich beſchämen?

Denn, ſagt die Bibel, wenn dein Bruder fehlt,
Erinnr' ihn ein, auch zwei Mal dran,
Doch wenn er dann den Weg der Beſſerung nicht wählt,
So zeig's nach Pflicht der Kirche an."

„Das will auch ich jetzt thun. Es iſt — es iſt —
Was meint ihr? Soll ich namentlich ſie nennen?
Ich ſollte billig wohl; doch wißt —
Allein warum nicht? Gut! ihr ſollt ſie kennen.
Vielleicht bringt dieß zu ihrer Pflicht
Sie noch zurück, ſo leid mir's thut, ſie zu beſchämen.
Es iſt — doch ohne Makel könnt' ich nicht
Den Namen nur einmal auf meine Zunge nehmen.
Ich will ſie denn auf andre Art der Welt
Kund machen, und einmal an ihr das Strafamt ſchärfen.
Dort ſitzt ſie! Wie ſie ſich nicht ſtellt!
Gebt Acht! Ich werde mein Gebetbuch nach ihr werfen;
Gebt Acht! Gebt Acht! auf welch' es fällt!"

Indem er nun empor mit ſeinem Buche fuhr,
War jede bange vor dem Falle,
Und jede bückte ſich.
„Verdorbene Natur!
Ich dacht', es wäre Eine nur,
Nun ſeh' ich wohl, ſie ſind es alle."

Ludw. Heinr. Chriſtoph Hölty,

geboren 1748 zu Marienſee, geſtorben 1776 zu Hannover.

Apollo und Daphne.

Apoll, der gern nach Mädchen ſchielte,
Wie Dichter thun,
Sah einſt im Thal, wo Schatten kühlte,
Die Daphne ruh'n.

Er nahte ſich mit Stutzertritten,
Mit Ach und O,
Als Daphne ſchnell mit Zephyrſchritten
Dem Gott entfloh.

Sie flog voran; Apollo keuchte
Ihr hitzig nach,
Bis er die Schöne faſt erreichte
Am Silberbach.

Da rief ſie: Rettet mich, ihr Götter!
Die Thörin die!
Zeus winkt — und ſtarre Lorbeerblätter
Umfliegen ſie.

Ihr Füßchen, ſonſt ſo niedlich, wurzelt
Im Boden feſt;
Apollo kömmt herangepurzelt
Und ſchreiet: Peſt!

Dann lehnt er ſeine feuchten Wangen
An's grüne Holz —
Jüngſt eine Nymphe, ſein Verlangen,
Der Nymphen Stolz.

Er girrt ein Veilchen, ſinnt und pflücket
Sich einen Kranz,
Der ſeinen blonden Scheitel ſchmücket
Bei Spiel und Tanz.

Du arme Daphne! Tauſend pflücken
Nun Kränze ſich
Von deinen Haaren, ſich zu ſchmücken!
Du dauerſt mich!

Die Krieger und die Dichter zauſen
In deinem Haar,
Wie Stürme, die den Wald durchbrauſen!
Die Köche gar!

Ja, ja, die braunen Köche ziehen
Dir Locken aus,
Zu lieblichem Gewürz der Brühen
Beim Hochzeitsſchmaus!

Laßt, Mädchen, euch dieß Beiſpiel rühren,
Das Warnung ſpricht!
Und flieht, ſo lang' euch Reize zieren,
Uns Dichter nicht!

Johann Wolfgang von Goethe,

geboren am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M., geſtorben am 22. März 1832 zu Weimar.

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſres thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brod! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Samen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf!
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.

Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Schneider-Courage.

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! ſagt, wer ſchoß dadrauß'?“
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall ich dir, ſo gefällſt du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Legende.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt' er, ſich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,

Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht;
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heil'gen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert er in Geiſtesruh'
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eiſen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt;
Er hatte ſo eben im Gehn geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken,
Das waren ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Zepter ſein;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, drauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,

Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus;
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne ſchien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn's ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sankt Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
So hätt'ſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

geboren am 7. November 1750 zu Bramſtedt, geſtorben am 6. December 1819 zu Sondermühlen.

An Jünglinge.

Ihr fröhlichen Jünglinge, höret
Den fröhlichen Jüngling! Er lehret
Euch glücklich und weiſe zu ſein.
Heut iſt mir's im Herzen ſo helle!
Ich ſchöpfe die Freud' aus der Quelle
Im alten Hungariſchen Wein!

Auf, wackre Geſellen, und tränket
Mit Freude die Seelen! Es kränket
Den hölliſchen Drachen das Glück.
Doch hütet euch, Brüder! Er lauſchet,
Und wo ſich ein Jüngling berauſchet,
Da grinzt er mit ſchielendem Blick!

Oft führt er bei nächtlichen Fackeln
Die Reigen der Thoren; ſie wackeln
Frohlockend, und träumen nicht Harm.
Er führt ſie im Taumel des Tanzes;
Noch duften die Blumen des Kranzes,
Schon hält ſie die Lais im Arm.

Ich warne dich, flatternde Jugend:
Oft grenzet die Freude der Tugend
An giftiger Laſter Genuß.

So ſchleichet, im freundlichen Schatten
Der Pappel, auf blühenden Matten,
Die Natter, und ſticht dich im Fuß.

Drum merke dir, was ich dich lehre:
Auf daß dich der Feind nicht bethöre,
So ſuche dir heut' noch ein Weib!
Statt länger zu flattern, erwähle
Ein Mädchen mit lieblicher Seele,
Und eben ſo lieblichem Leib!

Es halte ſich jeder zur Schande,
Zu fliehn die holdſeligen Bande,
Womit uns ein Weibchen umſchlingt!
Sie führt uns am roſigen Bändchen,
Mit ſammtnen, liebkoſenden Händchen,
Bis ſie in den Himmel uns bringt!

O Wonne, ſein Weibchen zu wiegen
In Armen der Liebe, zu liegen
Bei'm Weibchen in ſüßem Genuß!
Ich achte, mit neidenden Blicken
Und ſchmachtendem Geiſterentzücken,
Umſchweben die Engel den Kuß.

Ich hätt' euch noch vieles gelehret;
Das Mädchen hier hat mich geſtöret;
Sie weckte den Trunknen dort auf.
Wart, Braune! Gleich wirſt du ihm büßen!
Er ſtraft dich mit duftenden Küſſen,
Und haſcht dich im wankenden Lauf!

Johann Heinrich Voß,

geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf, geſtorben am 29. März 1826 zu Heidelberg.

Frühlingslied
eines gnädigen Fräuleins.

Dulcius urbe quid est? an villa sit apta puellae?
Sulpicia.

Wie lange ſoll die Brunnenzeit
Der gnäd'gen Tante dauern?
Man muß in dieſer Einſamkeit
Ja ganz und gar verſauern!
Sie wird mit Einfalt und Natur
Mich noch zur Närrin ſchwazen!
Was ſchiert mich Hain und Quell und Flur,
Und andre ſolche Frazen!

Des Abends hört man nur Muſik
Der Frösch' und Heimchen ſchallen.
Und das abſcheuliche Gequick
Der dummen Nachtigallen!

Von Mücken wird man dann gepurrt,
Und wälzt ſich müd' im Bette;
Der Haushahn kräht; der Hofhund knurrt,
Und bellt, und zerrt die Kette!

Und liegt man kaum im erſten Schlaf,
Da geht es an ein Tuten!
Da brüllt der Ochs, da blöckt das Schaf,
Da wiehern Hengſt' und Stuten!
Dann poltert Tante vor der Thür,
Fängt heiſer an zu krähen:
Auf, Fräulein, auf! du mußt mit mir
Der Sonnen Aufgang ſehen!

Da giebts nicht Kaffe oder Thee
Noch Butterbrod mit Braten;
Ganz nüchtern und im Negligee
Muß man den Thau durchwaten.
Zwo Stunden wenigſtens muß ich
Durch Dorn und Diſteln rennen,
Und von der Sonnenhitze mich
Zur Mohrin laſſen brennen!

Und läutet man Glock zwölf zu Tiſch;
So giebts nur Gras und Kräuter,
Nur ſaure Milch, ein Stückchen Fiſch,
Ein Eichen, und ſo weiter,
Der Grobian vom Sudelkoch
Weiß nichts von Leckerbißchen!
Zum Nachtiſch kömmt aufs höchſte noch
Ein Teller voll Radieschen!

Kein einzig Wörtchen hört man hier
Von Triktrak, Dam' und Karten;
Zum Zeitvertreibe ſchlendern wir
Ein Weilchen in den Garten.
Ach hätte nicht mein Amadis
Mich oft deſennüyiret;
Ich wäre längſt vor Aergerniß
Und Langerweil' krepiret!

Oft ſchleppen Ihre Gnaden gar
Mich zu der Bau'rkanaille,
Zu Kerln mit unfriſirtem Haar,
Und Menſchern ohne Taille.
Beſonders wenn das Lumpenpack
An Feiertagen kegelt:
Da ſtinkt es von Swizenttoback!
Da wird was rechts geflegelt!

Und in der Kirche gar zu ſein,
Das iſt nun ganz abſcheulich!
Der Pfaffe predigt ſo gemein,
Das Volk thut da ſo heilig!
Was macht man da mit Stoff und Uhr,
Mit Schmink' und Demantringen?
Hans Hagel glaubt, man ſei da nur
Zum Beten und zum Singen!

Vermaledeites Einerlei,
Wirſt du denn ewig dauern?
O laß mich, lieber böſer Mai,
Zurück zu jenen Mauern!

Ach ſeht doch, in der blauen Fern',
Wie ſchön der Rauch ſich hebet!
Du liebe Stadt voll junger Herrn!
Ach! wie das Herz mir bebet!

Schwergereimte Ode.

An mich ſelbſt.

Was ſiehſt du Spötter da, und pausbackſt
Schwerreimendes Gereimel her?
Gieb Acht, daß man dich nicht hinausbaxt,
Mit deinen Reimen, leicht und ſchwer!

Voll Unmuths blickt auf deinen Jokus
Apolls glorreicher Tubaiſt;
Und: Fort mit ſolchem Hokuspokus!
Brummt grimmig Wodans Urhorniſt.

Laß ruhn den ſtachelvollen Jambos,
Womit du Föbus Chor beſtreitſt;
Und ſchmied' auf der Begeiſt'rung Ambos,
Was keines Barden Galle reizt.

Denn mehr als jemals herrſcht das Fauſtrecht
Mit Senſe, Miſtfork, Axt und Spieß
Am Helikon, beſonders brauſt recht
Die Knotenkolbe der Genies.

Auf! weihe dich dem Dienſt der Cipris,
Und preiſe mit galantem Ton,
Was ſeit der Schöpfung der und die pries:
Das Tändelſpiel mit ihrem Sohn.

Und male deines Liedes Fräulein
Mit bloßer Bruſt und hochgeſchürzt,
Wie ihr geſpiztes holdes Mäullein
Mit Frankreichs Wiz den Umgang würzt:

Schön wie die Leſerin von Tiſchbein;
Doch merk, ein Möpschen ſtatt des Buchs,
Ihr Haar ein Mehltalgthurm, mit Fiſchbein
Umpanzert ihr Inſektenwuchs.

Sing, wie ihr Hirn von Punſch und Wiz dampft,
Wie ſie im Rauſch des Horngetöns
Den Taumeltanz bachantiſch mitſtampft,
Und dann noch endlich dies und jens.

Von ſolchem Singſang, fein und ſinnreich,
Druck' in den Almanach was rechts!
Er macht ihn zehnmal mehr gewinnreich,
Als all dein Vaterlandsgekrächz.

Der Herold der Schurnalenfama
Poſaunt das Werklein deines Geiſts;
Selbſt des Katheders Dalailama,
Den ſeine Hord' anbetet, preiſts.

Haſt du von dieſen Herren Kundſchaft?
Ein Stall, mit dunklem Tax umgrünt,
Stand am Parnaß für Föbus Hundſchaft,
Die ihm als Hirtin einſt gedient.

Klang vom Gebirg der Muſen Paian,
Gleich Händels oder Bachs Muſik;
Schnell hub im Stall ein Zeterſchrei an,
Von grimmig bellender Kritik.

Wenn unter Marſüas Anführung
Ein Faunenchor dann aufpfiff; hu!
Wie laut heult' ihm voll tiefer Rührung
Die Kuppel ihren Beifall zu!

Oft brannte ſchon der Zorn Apollos:
Er nahm die bleigefüllte Knut',
Und ſchlug aufs Rabenaas für toll los;
Der ganze Hundsſtall ſchwamm in Blut.

Doch alles war noch zu gelind', und —
Verwandelt ward das Rabenaas.
Profeſſormäßig ſtellt' ein Windhund
Sich auf die Hinterbein', und las:

„Sehr werthgeſchätzte Herrn! Das wichtigſt'
„Und erſte Prolegomenon
„Iſt nun wohl die baldmöglichſtrichtigſt-
„e (hem!) Pränumerazion.

„Grundregeln hat, ja hat die Dichtkunſt!
„Denn was man nennt der Muſen Gunſt,
„Iſt Kunſt entweder, oder Nicht-Kunſt;
„Nun aber iſt die Dichtkunſt Kunſt:

„Ein Kind beim kleinen Katechismus
„Begreiſt, was Kunſt heißt, iſt auch Kunſt:
„Und folglich ſchließt mein Sillogismus:
„Grundregeln hat der Muſen Gunſt!“

Dann thut er wie ein Bauchprofet dick,
Paukt auf ſein Pult, und zeiget, bauz!
„Des Dichters Leitſtern ſei Aeſthetik!“
Und beſpaßvogelts und beſauts.

Ein alter hagrer Mops voll Griesgram
Bleibt noch von Kopf und Pfot' ein Mops,
Bleibt noch den Werken des Genies gram,
Und wird Ausrufer Schimpfs und Lobs.

Schimpf bellt er beim Geſang des Orfeus;
Wer ſein bierſchenkenhaft Gejaul,
Fix wie der blinde Mann im Dorf, weiß,
Dem lobheult Mops aus vollem Maul.

Die Gänſeſpul' in raſcher Hundspfot,
Krizkrazt im Hui er ſein Schurnal.
Man nannt' ihn anfangs ſchlechtweg, Hundsfott;
Jezt braucht man noch das Beiwort, kahl.

Johann Aloys Blumauer,

geb. am 21. December 1755 zu Steier, geſt. am 16. März 1798 in Wien.

Aus
Virgils Aeneis,
traveſtirt.

Zweites Buch.

Im rothdamaſtnen Armſtuhl ſprach
Aeneas nun mit Gähnen:
Infantin! laßt das Ding mir nach,
Es koſtet mich nur Thränen.
Doch Alles ſpitzte ſchon das Ohr,
Frau Dido warf die Naſ' empor,
Und ſchien faſt ungehalten.

Was wollt' er thun? Er mußte wohl
Den Schlaf vom Aug' ſich reiben:
Er nahm zwo Priſen Spaniol,
Sich's Nicken zu vertreiben:
Drauf räuſpert er ſich dreimal, ſann
Ein wenig nach, und legte dann
Sein Heldenmaul in Falten.

Die Griechen hielten uns umſchanzt
Zehn volle Jahr' und drüber;
Allein wo man Kartätſchen pflanzt,
Da ſetzt es Naſenſtüber.
Dies ſchien den Griechen nun kein Spaß,
Denn — unter uns — ſie hielten was
Auf unverſengte Naſen.

Mit langen Naſen wären ſie
Auch ſicher abgezogen,
Hätt' uns nicht Satanas durch ſie
Zu guter Letzt betrogen:
Der gab der Brut ein Kniffchen ein,
Sie thaten's, ſchifften flugs ſich ein,
Und ſchoſſen Retirade.

Auf einmal war's wie ausgekehrt
Im Lager, doch ſie ließen
Zurück ein ungeheures Pferd
Mit Rädern an den Füßen.
Sankt Chriſtoph ſelbſt, ſo groß er war,
Hätt' ohne Ruptions-Gefahr
Den Gaul euch nicht geritten.

Der Bauch des Roſſes ſchreckte baß
Uns ſeiner Größe wegen;
Es war ein Heidelberger Faß
Ein Fingerhut dagegen.
Und in dem Bauch — o Jemine!
Da lagen euch wie Häringe
Zehntauſend Mann beiſammen.

Doch um das rechte Konterfee
Von dieſem Roß zu wiſſen,
So denkt, die Arche Noä ſteh
Vor euch — doch auf vier Füßen;
Gebt à proportion dem Thier
Noch Kopf und Schwanz, ſo ſehet ihr
Das Monſtrum in natura.

In Wien, heißt's, iſt man kurios,
In Troja war's noch drüber:
Sie liefen hin zum Wunderroß,
Als hätten ſie das Fieber.
Da gab's Dormeuſen, Kapuchon,
Und Hüte à la Washington
Zu Tauſenden zu ſehen.

Man guckte ſich die Augen matt,
Und hatte viel zu klaffen;
Allein wie's geht, der Pöbel hat
Nur Augen zum Begaffen;
Er ſieht oft, wie Herr Wieland ſpricht,
Den Wald vor lauter Bäumen nicht,
So ging's auch den Trojanern.

Die Politiker thaten breit,
Und machten tauſend Gloſſen,
Doch hatten alle meilenweit
Das Ziel vorbeigeſchoſſen;
Zwar rief ein Käſtenbraterweib:
„Das Roß hat Schurken in dem Leib!"
Doch die ward ausgepfiffen.

Und eh ſich's nur ein Menſch verſah,
Da war, uns zu belehren,
Ein Eremit aus Argos da,
Der hat, man möcht' ihn hören!
Doch macht' er's, wie die Redner all:
Denn er begann von Evens Fall,
Um auf das Pferd zu kommen.

„Das Pferd, ſo ſchwur er, haben wir
Ex voto machen laſſen,
Und haben's Sankt Georgen hier
Zu Ehren hinterlaſſen;
Weh dem, der dran zum Sünder wird!
Es iſt geweiht und angerührt
An Sankt Georgens Schimmel.“

Und als noch hie und da ein Ohr
Unüberzeugt geblieben,
So wies er die Authentik vor,
Auf dieſer ſtand geſchrieben:
Wen unſer Wort nicht überführt,
Der ſei anathematiſirt!
Denn wir ſind infallibel.

Und als um unſer Ohr herum
Zwo Fledermäuſe ſchwirrten,
Da war kein Menſch ſo blind und dumm,
Den ſie nicht überführten;
Und Alles ſchrie: — Mirakulum!
Der Schimmel iſt ein Heiligthum,
Laßt in die Stadt ihn bringen!

Es hieß, man wird dem heil'gen Thier
Die Mauern öffnen müſſen. —
Flugs waren zwo Karthaunen hier,
Um Breſche drein zu ſchießen.
Dem Schutzpatron indeſſen ward
Von unſrer lieben Jugend zart
Ein Hymnus abgeſungen.

Nach dieſem nun belegte man
Den Gaul mit vielen Stricken;
Ganz Troja ſpannte ſich daran,
Ihn von dem Platz zu rücken.
Die Mädchen waren auch nicht faul,
Und jede band dem Wundergaul
Ihr Strumpfband um die Füße.

Und kaum war mit dem heil'gen Roß
Der Zug nun angegangen,
So feurte man die Stücke los,
Und alle Glocken klangen.
So ward der neue Schutzpatron
In feierlicher Prozeſſion
In Troja einquartiret.

Dem Gaul zu Ehren ward fortan
Ein Hochamt abgeſungen;
Zur Ehrenpredigt hatte man
Herrn Paſtor Götz gedungen.
Drei Stunden nach der Predigt fand
Man Trojens ſämmtlichen Verſtand
Im Rebenſaft ertrunken.

Indeſſen ging die Sonne ſtill
In unſerm Golfe unter:
Ein Jeder ſchnarchte, wo er fiel;
Der Pfaffe nur blieb munter.
Zwar ſoff der Kerl, als wie ein Lai,
Doch trank er unſre Klerifei
Eh, als ſich ſelbſt, zu Boden.

Kaum ward der ſchlaue Schuft gewahr,
Daß nun ganz Troja ſchnarche,
So nahm er euch dies Tempo wahr,
Und ſchlich zu ſeiner Arche;
Die zapft' er wie ein Weinfaß an,
Und ſieh! ein Strom von Helden rann
Heraus aus ihrem Bauche.

Die andern waren auch parat,
Die ſich verkrochen hatten,
Und nun war ihnen unſre Stadt
Ein rechter Sonntagsbraten:
Sie maſſakrirten Mann für Mann,
Die Wache mußt' am erſten dran,
Sie fuhr im Rauſch — zum Teufel.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein,

geboren 1759 zu Radeberg, geſtorben 1835 zu Berlin.

Die neue Eva.

„Lieber Gott, man muß ſich placken,
Wie ein Laſtthier, auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle frommen Chriſten
Lebten hoch im Paradies,
Wenn ſich Eva nicht gelüſten
Den verbotnen Apfel ließ.

Lieb' ich, wie die Weiber alle,
Wohl auch Obſt und Näſcherein,
Würd' ich doch im gleichen Falle
Nicht ſo ſchwach, wie Eva, ſein.“ —
Lieſe ſprach, voll Mißbehagen,
Dieß zu Waltern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört ſie klagen,
Und er redet ſchnell ſie an:

„Mutter, prüft euch, eh' ihr ſchmälet!
Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad ſelbſt erwählet!
Mutter, das befürcht' ich ſchier!
Glaubt ihr, ſolch ein Abenteuer
Ritterlicher zu beſtehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer,
Und dann kommt, wir wollen ſehn!"

Sie verſprach, ſich gut zu halten,
Und ſo froh, wie Fiſch' im Bach,
Trippelten die beiden Alten
Nun dem reichen Manne nach.
Dieſer gab das ſchönſte Zimmer
Seines Hauſes ihnen ein.
„Leutchen, ſeht, hier ſoll euch nimmer
Evens Fehltritt merklich ſein.

Täglich ſollt ihr aufgetragen
Sieben Schüſſeln vor euch ſehn,
Sechs genießet mit Behagen,
Aber laßt die letzte ſtehn!
Man wird ſie verdeckt euch bringen;
Zähmt und feſſelt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf ſchnellen Schwingen,
Wenn ihr ſie berührt, das Glück!"

In dem neuen Paradieſe
War den Leutchen trefflich wohl;
Doch am achten Tag ſprach Lieſe:
"Faſt werd' ich vor Neugier toll!

Väterchen, gewaltig jucken
Mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken;
Väterchen, heh! meinſt du nicht?“ —

„Haſt du, ſchmält' er, ſchon vergeſſen,
Daß du all' dein Glück verlierſt,
Wenn du, Thörin, dieſes Eſſen
Mit dem Finger nur berührſt?
Willſt du dich denn wieder placken,
Wie ein Laſtthier, auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß dein Schweiß zur Erde fällt?“

Aber ſeine gute Lehre
Fand der Gattin Ohren taub;
Denn ſie war ſchon der Megäre,
Neugier, rettungsloſer Raub.
Neugier ſpielte hier die Schlange;
Lieſe hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das ſchon lange
Darauf harrte, ſprang hervor.

Welch Geſchrei, welch Händeringen!
Doch dieß konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen,
Und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde
Von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieſer Stunde
Seine Gäſte ſpottend aus.

Ach! ſie ſchlichen jetzt, voll Reue,
Durch des Paradieſes Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue
Holz zu ſpalten, wie zuvor.
Walter rieb ſich hinter'n Ohren,
Und ſchalt Lieſen ins Geſicht:
„Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht!“

Der Bräutigamsſpiegel.

Zur Frühlingszeit beſuchten ſich
Zwei Mädchen auf dem Lande
Und ſprachen fein und züchtiglich
Vom heil'gen Eheſtande.

„Zu dir geſagt! fing Dorchen an:
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Luſt für einen Span
Vom warmen Brautbett geben.

Der Dorfſchulmeiſter Haſelſtock
Hat ſich mir angetragen,
Nur will mir nicht ſein ſchwarzer Rock
Und runder Stutz behagen.

Und noch ließ ſich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob mir
Es einſt wird beſſer glücken.“

Drauf Suschen ſprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, dir ſagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächſtens frei'n,
So kann ſie feſt drauf bauen,
Des künft'gen Gatten Bild, beim Schein
Des Vollmonds, drin zu ſchauen.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht ſprechen und nicht lachen.
Nun, in der Nacht vom erſten Mai
Laß uns die Probe machen!“ —

Dieß hörte Haſelſtock, der heiß
Verliebt war, und nicht ſchmollte,
Ob ſeiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht ſchmelzen wollte.

In Arbeit ward ſein Kopf geſetzt,
Ein Plänchen zu erſinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jetzt
Den Mondſchein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag ; das Pärchen da,
Wo ſchon auf einem Aſte
Des Baums, der in die Quelle ſah,
Der ſchwarze Schäfer paßte.

In fünfzig Locken, groß und klein,
War heut ſein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenſchwärme, flogen.

So zierlich ſollt' ihn Dorchens Blick
Im Waſſerſpiegel ſchauen,
Und ſie, im Wahn, es ſei Geſchick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten ; er begann
Sich brüſtend vorzubeugen,
Und als ein reizender Galan
Dem Liebchen ſich zu zeigen.

Knacks ! brach der Aſt, und ſieh, da ſchwamm
Im naſſen Elemente
Das Schulmonarchlein wunderſam,
Gleich einer ſchwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erſchrack und lief,
Weil's an Geſpenſter dachte ;
Doch, als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig ſtehn und lachte.

Und er entwiſchte glücklich zwar
Dem Reich der Frösch' und Unken,
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und verſunken.

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Beſuch von Schönen,
So ſehr ſich auch, bald Braut zu ſein,
Noch alle Mädchen ſehnen.

Die Flederwiſche.

Roſicht blühten Urſels Wangen,
Urſels Wuchs war ſchlank und hehr!
Leider hob mit ſtolzem Prangen
Nur das Näschen ſich zu ſehr!
Ein berühmter Wechſelhändler
War ihr werther Herr Papa,
Und fürwahr! kein Zeitvertändler,
Wo er Vortheil keimen ſah.

Ihr Geſicht und ſeine Münzen
Lockten bald der Freier viel:
Doch nur Grafen, wo nicht Prinzen,
Waren Urſels Eheziel.
Freilich kamen nicht durchlauchte
Und nicht hochgeborne Herr'n:
Ein Baron, der Münzen brauchte,
War der Freier größter Stern.

Ach, mit welchen Honigreden
Höfelt' er ihr als Sponſier!
Doch ein kaltes Nein der Spröden
Wies auf ewig ihm die Thür.
Er ging ſtumm, gleich einem Fiſche,
Und ſie fegte — welche Schmach! —
Ihm mit einem Flederwiſche
Hinter ſeinen Ferſen nach.

Aufgehängt, als Warnungsſpiegel,
An des Zimmers ſeidne Wand
Wurde dann der Gänſeflügel,
Und ein Blatt, auf welchem ſtand:
„Den Reichsfreiherrn Karl von Lüttich,
„Der mit Freien mich beſchwert,
„Hab' ich jüngſt mit dieſem Fittich
„Aus dem Hauſe weggekehrt.“

Dieſem Pranger recht zum Hohne,
Warb um ſie ein Herr von Specht.
Er war traun! der Jäger Krone,
Und ſein Adel alt und ächt
Doch ein friſcher Federbeſen
Rauſcht' ihm nach mit Spottgeziſch,
Und ſein Name war zu leſen
An dem aufgehangnen Wiſch.

Nummer drei von Urſels Freiern
War ein hochgelehrter Rath.
Er ging immer wie auf Eiern,
Und im größten Gallaſtaat.

Doch er hatte ganz verloren
Seinen Prunk zur Schau gelegt,
Denn auch Ihro Wohlgeboren
Wurden ſchimpflich ausgefegt.

Kaum war es ſo abgelaufen
Mit des Kleeblatts Freierei,
Sieh, da zog ein neuer Haufen
Von Sponſierern ſchon herbei;
Und er kam mit raſchem Drange,
Wie, wenn nicht die Sage trügt,
In den Mund der Klapperſchlange
Der betäubte Vogel fliegt.

Heut erſchien ein Burgemeiſter,
Morgen gar ein Präſident,
Und ein Nachſchwarm andrer Geiſter,
Die mein Lied nicht alle nennt.
Auch Prälatenſterne blitzten
Urſeln reizend ins Geſicht,
Aber Rang und Würden ſchützten
Gegen ihren Kehraus nicht.

Fünfzig Flederwiſche hingen,
Blendend wie des Schwanes Kleid,
Ehe Jahr und Tag vergingen,
Siegesfahnen gleich, gereih't;
Und ſie kaufte täglich neue,
Um das Hundert voll zu ſehn,
Doch das Glück, das ungetreue,
Gönnt' ihr nicht ſo viel Trophä'n.

Lange hatt' es ſchon gerüttelt
An des Vaters Wechſelbank,
Und zuletzt ſo ſtark geſchüttelt,
Daß ſie plötzlich brach und ſank.
Geſtern ſah er zwiſchen Bergen
Von Ducaten noch heraus;
Heute jagten ihn die Schergen
Der Juſtiz von Hof und Haus.

In die Flucht trieb alle Freier
Des gebrochnen Bänkchens Fall,
Wie die Krähen an der Scheuer
Eines Feuerrohres Knall.
Er, der oft vergebens zielte,
Er floh ſelbſt, der Liebesgott,
Denn mit ihren Reizen ſpielte
Urſula nun auch Bankrott.

Von der ſchönen Welt verlaſſen,
Grämelte ſie manches Jahr
In der engſten Schlucht der Gaſſen,
Und ſchon graute faſt ihr Haar:
Sieh, da kam ein Dorfſchulmeiſter,
Etwas häßlich von Perſon,
Und bewarb ſich um ſie dreiſter,
Als vor Zeiten der Baron.

Der Geluſt des ſchwarzen Gecken,
Seine Hand nach Fürſtengut
So vertraulich auszuſtrecken,
Brachte Urſelchen in Wuth.

Schmähend zog ſie der Amanten
Federgeißel raſch hervor.
Und koranzte den Pedanten,
Daß er Hut und Stock verlor.

Nachher ſprach in ihrer Kammer
Kein Bewerber weiter ein,
Und des Mangels ehrner Hammer
Malmte ihren Hochmuth klein.
Ach! ſie hätte dieſe Schläge
Gern durch Thätigkeit entfernt,
Doch die weiland Stolz' und Träge
Hatte leider nichts gelernt.

Einſt gebrach auf ihrem Tiſche
Auch ſogar das trockne Brot,
Ihre hundert Flederwiſche
Halfen dießmal aus der Noth.
Dieſen Reſt von ihren Schätzen
Zu verſilbern, und damit
Sich auf offnen Markt zu ſetzen,
War ein ſchwerer Dornenſchritt.

Doch des Hungers ſtarker Hebel
Drängte ſie gewaltſam hin.
Ha! wie jubelte der Pöbel
Ob der ſeltnen Krämerin!
Und für jede vormals Spröde
Wetzte nun der Spott den Pfeil
Dieſer ſprüchwörtlichen Rede:
„Sie hat Flederwiſche feil.“

Friedrich von Schiller,

geb. am 10. Novbr. 1759 zu Marbach, geſt. am 9. Mai 1805 zu Weimar.

Shakeſpeare's Schatten.

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakläs,
Seinen Schatten. Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.
Ringsum ſchrie, wie Vogelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen.
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo.
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen in's Grab!“ —
Wegen Tireſias muß ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu ſehn.
„Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? ſo iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affect.“ —

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.
„Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von beiden! Uns kann nur das Chriſtlich-moraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
„Was? Es dürfte kein Cäſar auf euern Bühnen ſich zeigen?
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Secreträrs oder Huſarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?“ —
Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger, und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?“ —
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt, und unſere guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros, Das iſt ein verſchiedener Caſus;
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet iſt der Wirth, und der letzte Actus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Johann Peter Hebel,

geb. am 11. Mai 1760 zu Hauſen, geſt. am 22. Septbr. 1826 zu Schwetzingen.

Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und ſelli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es iſch ſo flink und dundersnett,
ſo dundersnett,
i wär im Paradies!

's iſch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gſichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's ſieh vo weitem,
ſe ſtigt mer's Bluet ins Gſicht;
es wird mer übers Herz ſo chnapp,
und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab;
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gſchicht.

Am Ziſtig früeih bym Brunne,
ſe redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es iſch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!“
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em ſolle ſage,
und hätti 's numme gſeit!
und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer,
mi Herz ſo ſchwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,
und ſag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
ſo bini vorm Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, ſell iſch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und ſuſer gwachſe wäri io,
das wäri ſcho,
mit ſellem hätts ke G'fohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
was rüehrt ſi echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini io, do heſch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„J ha's ſcho ſiederm Spöthig gmerkt;
„am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
io, völlig bſtärkt.
„Und worum ſeiſchs denn nit?

„Und biſch nit rich an Gülte,
„und biſch nit rich an Geld,
„en ehrli Gmüth iſch über Geld,
„und ſchaffe chaſch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!“

O Breneli, was ſeiſch mer,
o Breneli, iſch ſo?
De heſch mi uſem Fegfeüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, friili willi, io!

Das Hexlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl ſitz
für Baſſeltang, und Liechtſpöhn ſchnitz,
ſe chunt e Hexli wohlgimuth,
und frogt no frey; „Haut's Meſſer gut?“

Und ſeit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni ſag:
„'s chönnt beſſer go, und Große Dank!“
ſe wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf und furt enanderno,
und woni lueg, Iſchs nümme do,
und woni rüef: „Du Hexli he!“
ſo gits mer ſcho kei Antwort meh.

Und ſieder ſchmeckt mer's Eſſe nit;
ſtell umme, was de heſch und witt,
und wenn en anders ſchlofe cha,
ſo höri alli Stunde ſchlah.

Und was i ſchaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
ſe chunt mim Sinn das Hexli für,
und was i ſchwetz, iſch hinterfür,

's iſch wohr, es het e Gſichtli gha,
's verluegti ſi en Engel dra,
und 's ſeit mit ſo 'me freie Muth,
ſo lieb und ſüß: „Haut's Meſſer gut?“

Und leider hani's ghört und gſeh,
und ſellemols und nümme meh.
Dört iſchs am Hag und Hurſt verbey,
und weiters über Stock und Stei.

Wer ſpöchtet mer mi Hexli us,
wer zeigt mer ſiner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, ſe triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
ich ſuch und freg vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Hexli chund,
ſe würdi ebe nümme g'ſund.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Poſt,
Tauſigſappermoſt!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht es nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Poſt!

Z'Bürglen auf der Höh,
nei, was cha me ſeh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uſſem Märt
hen ſie, was me gert,
Tanz und Wi und Luſtberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Stauffen uſſem Märt!

Z'Friburg in der Stadt
ſuſer iſchs und glatt,
richi Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friburg in der Stadt.

Woni gang und ſtand,
wärs e luſtig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem ſchöne Land.

Meinen Auge g'fallt
Heriſchried im Wald.
Woni gang, ſe denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Heriſchried im Wald.

Imme chleine Huus
wandlet i und us —
gelt, de meinſch, i ſag der, wer?
's iſch e Sie, es iſch kei Er,
imme chleine Huus.

Der Winter.

Iſch echt do obe Bauwele feil?
Sie ſchütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es ſchneit doch au, es iſch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
ſo het er vo der Bauwele gchauft;
er treit ſie uf der Achſle no,
und uſſem Hut, und lauft dervo.
Was laufſch denn ſo, du närſche Ma?
De wirſch ſie doch nit gſtohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie ſtöhn wie großi Here do;
ſie meine, 's heigs ſuſt niemes ſo.
Der Nußbaum het doch au ſi Sach,
und 's Here-Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, iſch Schnee und Schnee,
me ſieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chleich und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und ſchnei's ſo lang es ſchneie mag,
es wartet uf ſi Oſtertag.

Meng Summer-Vögli ſchöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf ſie Oſtertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und ſieder ſchlofts, und 's iſch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli ſingt
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Poß tauſig, wacht's in jedem Grab,
und ſtreiſt ſie-Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli iſch,
ſchlieſt 's Leben uſe jung und friſch. —

Do fliegt e hungrig Späßli her!
e Brösli Brod wär ſi Begehr.
Es luegt ein ſo erbärmli a;
's het ſieder nechte nüt meh gha.
Gell Bürſtli, ſel iſch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do heſch! Loß andern au dervo!
Biſch hungerig, chaſch wieder cho! —
's muß wohr ſy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie ſeihe nit, und ernde nit;
„ſie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt ſie doch.“

Chriſtoph Auguſt Tiedge,

geb. am 13. Dec. 1752 zu Gardeleben, geſt. am 9. März 1841 zu Dresden.

Die Orakelglocke.

Ein Bauermädchen, hieß Brigitte,
Kam zu dem Paſtor Lobeſan,
Mit einer lächelnden und halb verſchämten Bitte:

„Herr Paſtor,“ hub ſie ſtotternd an,
Mit Flammenroth auf beiden Wangen,
„Mir iſt des Nachbars Kunzens Sohn
Mit einem Antrag nachgegangen:
Ich ſoll — doch Sie errathen's ſchon“ —
Und dabei ſah ſie bald auf's Mieder,
Bald auf die Schürzenſchleife nieder.

„Und was ſollſt du? Brigitte, ſprich!
Verſetzt der Paſtor, „haſt du dich
Vielleicht des Antrags gar zu ſchämen?“
„Ach nein, Herr Paſtor, nein, das nicht!“ —
„So will er dich zur Gattin nehmen:
Mich dünkt, das ſagt mir dein Geſicht.“ —
„Ei nun, Herr Paſtor, ja! zur Frau will er mich nehmen!
Er könnte ohne mich, verſichert er, nicht ruhn,
Er würde ſich zu Tode grämen. —
Was rathen Sie, was ich ſoll thun?“ —

„Berathe dich mit deinem Herzen,"
Spricht Paſtor Lobeſan, „und höre, was das ſpricht." —
„Herr Paſtor," lächelt ſie, „Sie ſcherzen!
Das Ding verſteht ja ſo was nicht!" —

„So höre dieſen Rath: wenn's früh zur Kirche läutet,
So geh' vor's Dorf, und tritt auf unſern Oſtberg hin,
Um den ſich das Geläut ſo wunderbar verbreitet,
Als ſpräch' ein Stimmenton darin.
Da kannſt du dir am beſten Raths erholen;
Wenn's klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — ſchön!
So nimmſt du ihn, und damit Gott befohlen!
Doch klingt es: Nimm ihn nicht! ſo laß den Burſchen gehn."

Kaum ſchimmerte der Sonntagsmorgen
So roth, wie ihre Wang', ihr kleines Fenſter an,
So flogen ſchon Brigittens liebe Sorgen
Den wunderbaren Berg hinan.
Sie horcht auf jeden Ton vom weiten,
Und immer, immer will's nicht läuten.
Sie blickt, und blickt umſonſt den alten Kirchthurm an.
Ein jegliches Gebell, ein jegliches Gewieher
Scheint ihr beginnendes Geläut.
Sonſt läutete der Kantor früher;
Du lieber Gott! — was zögert er denn heut'? —

So hofft und harrt die bange Schöne.
Doch endlich — horche! bim bim bim: —
Ja, ja, das iſt das lang erwartete Getöne!
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!"

Johann Chriſtian Friedrich Haug,

geboren am 19. März 1761 zu Niederſtotzingen, geſtorben am 30. Januar 1829 zu Stuttgart.

Pater Samuel.

Ein Heiliger und Wunderthäter,
Dem Volk des Papſtes Stellvertreter,
Empfing der Vater Samuel
Von ſeinem Prior den Befehl,
In Zukunft, ſonder anzufragen,
Kein Wunder mehr für ſich zu wagen;
Er brummte nicht in ſeinen Bart,
Und thät, wie ihm befohlen ward. —

Einſt geht am Kirchthurm er vorüber,
Der Schieferdecker fällt herab;
Da ruft der Graurock: „Halt, mein Lieber?“
Und Jener läßt zu fallen ab,
Und ſchwebt in freier Luft, voll Staunen
Ob ſeines Schickſals Wunderlaunen.

Der Pater Samuel begab
Sich zu dem Prior mit der Bitte,
Ob er den Mann von Herz und Sitte,
Den echt katholiſch braven Mann,
Damit ſein Kinderkreis nicht litte,
Befreien darf vom Todesbann,
Das halbe Wunder zu vollenden?

Froh zeigt er den Erlaubnißſchein.
Er betet mit erhob'nen Händen
Und ruft: „O Herr, gedenke mein!“
Da kommt der Schweber langſam; munter,
Gefahrlos aus der Luft herunter,
Dankt ſeinem Retter auf den Knien
Und vierzehn Kinder ſegnen ihn. —

In kurzer Friſt tanzt auf dem Seile
Ein Künſtler bis zum Thurm hinauf.
Er fällt; der Pater ruft in Eile:
„Halt!“ und zum Prior geht ſein Lauf.
„Ein Zweiter ſchwebt in freien Lüften;
Darf ich ein zweites Wunder ſtiften?“
„„Wer iſts?““ — „Der Seiltanz gibt ihm Brod;
Ein Ketzer, hör ich; ein Aſot“ —

„„Nein! — ich erneue mein Verbot.
Mirakel wäre hier Verbrechen.
Nie müſſe dich ob ſeiner Noth
Der alte Wunderkitzel ſtechen!
Mein lieber Pater gieb dem Schuft
Die letzte Oelung in der Luft
Und dann laß das Genick ihn brechen!““

Gotthelf Wilhelm Chriſtian Starke,

geboren am 9. December 1762 in Bernburg, geſtorben 1830 zu Ballenſtädt.

Der junge Schriftſteller.

Ein komiſch-ſatyriſches Gemälde.

Jährlich erzeugte die Hand des rüſtiglich ſchreibenden Willich
Nimmer ermüdet und las der Bücher und Büchelchen viele,
Wie der erſcheinende Lenz den Raupengeniſten am Baume
Wimmelnde Schaaren entlockt. Jedoch die Gelahrtheit belohnte
Ihren Getreuen nur karg mit Nahrung und Kleidung und Ehre.
Nimmer beneidet und ſtill bewohnte der Jüngling ein Stübchen,
Aermlich an altem Geräth, und geſegnet mit luſtigen Mäuſen,
Welche den Muſen ein Greuel, erſt neulich ein Päckchen voll Oden
Ihren Erzeugten zum Neſt' ach ohne Verſchonen zernagten.
Aber den Mäuſen zum Trotze, den Recenſenten zum Aerger,
Blieb er den Muſen geweiht, und weil er von Mädchen und Liebe
Dichtet' und ſchrieb, ſo beſchloß er zu lieben, und wählte zur Holden

Eine der Schönſten der Stadt; allein die Verehrte verſahe
Deſſen ſich nicht, und begann, ſo bald ſie's hörte, zu zürnen,
Und verſchmähte den Armen, den ſterblich Verliebten, er ſeufzte,
Härmte ſich mager und ſang dies Liedlein in nagendem Kummer:
„Wunderlich iſt mir zu Sinn', o Muſen, was ſoll ich noch machen?
Denken, ach, kann ich nicht mehr, und kaum vermag ich zu ſchreiben,
Seht ein Dintenfaß iſt ſchon über und über verſchimmelt,
Geht es ſo fort, ſo beſchlägt auch ſicher das andre, ſo muß ich
Endlich noch harken. Mich quält Charlotte, ſie waltet mir immer
In den Gedanken und ſchwebt vor der Seele des Geiſtes, der Feder.
Lottchen, ach Lottchen, erbarme dich deines begeiſterten Sängers.
Lottchen, ach Lottchen, ich nenne dich meine belebende Sonne,
Meinen bezauberten Geiſt vergleich' ich dem Sonnenuhrzeiger,
Welcher der Sonne getreu, nichts zeiget, ſo bald ſie verſchwindet.
Lottchen, ach Lottchen iſt ſchön, es lieben ſie Knaben und Greiſe.
Wankte doch neulich einmal ein ſiebenzigjähriger Kriegsrath
Vor ihr vorüber, und als er ihr nahte, vergaß der Betagte
Daß er den Hut in der Hand trug: haſtig, mit tiefer Verbeugung,
Nahm er, in Liebe verloren, die weiße Perücke vom Kopfe.
Lottchen, ach Lottchen iſt ſchön, wie glühen die Lippen und Wangen,

O wie bezaubert ihr Haar, wie glänzet das ſeidene Händchen,
Weißer als Schweizerpapier, und ſchwärzer als Dinte das Auge!
Aber es kümmert fürwahr mein Dichten und Schmachten ſie wenig.
Ha, kriegsräthlicher Greis mit dem abgetrag'nen Geſichte
Und mit dem neuen Gewande, dich grüßte ſie milder und ſanfter,
Als den Gelehrten mit neuem Geſicht und vertrag'nem Gewande.
Manchem gewährt ſie den Arm, mir gönnet die Spröde kein Blickchen,
Oftmals krümmt ſie zum Hohne die Lippen, und wenn ich ſie grüße,
Dankt ſie ſo ſpitz und ſo kalt, dann erſchreck' ich, als würd' ich gekneipet.
Neulich begab ſich mein Ich vor ihrer Behauſung vorüber,
Glatt war unter dem Schnee der Boden, ich blickte zum Fenſter,
Ach, und verbeugte mich tief, trau'n tiefer als meinem Verleger:
Plötzlich, o Muſen, gerieth mein Ich in's Gleiten und ſtürzte,
Raffte beſtöbert ſich auf, und ſchlich ſich verlegen von dannen,
Denket, da lachte ſie laut, von Weitem noch hört' ich ſie lachen.
Schönes Charlottchen, erführſt du meine Gelehrtenverdienſte,
Sicherlich lachteſt du nicht, kaum bin ich älter als zwanzig
Jahre; doch hab' ich mehr als zwanzig Geſchichten geſchrieben,
Welche die leſende Welt lieſ't, deren mein Vater ſich freuet.
Siehe, der Gute behalf ſich ſonſt mit eigenen Haaren,
Aber nun bin ich berühmt, nun trägt er eine Perücke.
Neulich verlas ich einmal in einer gelehrten Geſellſchaft

Eine poetiſche Rede; da ſaß der zärtliche Vater,
Längſt ſchon kann er nicht hören, und dennoch begann er zu weinen,
Als er ſo reden mich ſah. Charlottchen, du würdeſt mich lieben,
Wüßteſt du, was ich ſchon ſchrieb, und was ich im Pulte verwahre.
Siehe, da liegen wie Zunder im Zundergefäße der Köchin,
Feuer zu geben beſtimmt, der Schriften und Schriftchen gar viele.
Holde, beſuch' mich einmal, ich wollte dir zeigen: Romane,
Fabeln und Trauerſpiele, Komödien, Oden und Lieder,
Grillen, der Menſchheit geweiht, und moraliſche Reiſen und Etwas
Ueber Alles, was iſt, und über verſchiedenes andre.
Wenn du mein Luſtſpiel läſeſt, du müßteſt vor Lachen erſticken:
Lachen erwecket vor allem die Rolle der loſen Liſette,
Unter dem Mantel verbirgt ſie zum Scherz ein Töpfchen mit Waſſer,
Damit begießt ſie den Trauten, und ſchimpfet und ſchäkert beſtändig.
Wenn du mein Trauerſpiel läſeſt, ich glaube, du ſtürbeſt vor Grauen.
Siehe, da liebet ein Mädchen, der Vater verbietet die Liebe,
Plötzlich verſcheidet die Gute vor Aerger, in wilder Verzweiflung
Geht ihr Geliebter davon und naht ſich in ſeiner Betäubung
Einer belagerten Stadt, da trifft ihn, o gräßlicher Zufall!
Eine Kanonenkugel, ſo ſchließt ſich Alles entſetzlich.

Willſt du mich kennen, ſo lies die Grillen, der Menſchheit geweihet,
Dieſe geliebte Geburt des glühendſten Herzens und Kopfes:
Mächtiglich wehet darin der Athem der Menſchheit, ich frage
Erſtlich die Großen mit Muth, warum ſie nicht ſtehenden Fußes
Ihre Gebiete beglücken, und zeige, nach mancher Betrachtung,
Wie man die Bettler zu bilden vermöge, da betteln die Meiſten
Ohne Geſchick und Geſchmack, d'rum hab' ich gerathen, die Leutchen,
Die ſich dem Betteln widmen, im Vortrag üben zu laſſen,
Daß ſie den richtigen Ton erlernen und lieblicher betteln.
Kräftige Speiſe verleih'n auch meine moraliſchen Reiſen,
Biedergeſinnet belehr' ich die Völker, daß ſie nicht klug ſind. —
Wüßteſt du, was ich im Geiſte noch brüte, geliebte Charlotte,
O du verwunderteſt dich. Wie manchen betrüget noch immer
Der geſunde Verſtand bei'm Forſchen, da will ich beweiſen,
Daß man ein gründlicher Denker nur ohne geſunden Verſtand wird.
Auch gibt's mancherlei Schriften, die voll von ermüdender Lehre
Weder Gelächter noch Thränen erregen; ich habe beſchloſſen,
Eine Heraldik in Verſen, ein Metaphyſikchen zum Lachen,
Und ein logiſches Werk, das Thränen erreget, zu ſchreiben. —
Ach, mein liebes Charlottchen, ich könnte noch Vieles dir ſagen,
Müßt' ich heute nicht noch ein rührendes Drama vollenden.
Lottchen, erhörteſt du mich, ſieh', meine geprieſenen Werke
Läſ' ich täglich und ſtündlich dir vor, ich beſäng' dich, und wollte,

Denk' nur! in deinem Namen ein Buch für Jedermann ſchreiben,
Und dich unſterblich ſchreiben. Erhöre mich, ſchöne Charlotte!
Aber du liebeſt den Strobel, den unbeleſenen Kaufmann,
Der nur rechnet und Güter erwirbt, und verſchmäheſt mich Armen.
Hat mir doch neulich ein Freund erzählt, du belachteſt mich immer,
Wär' das gewiß, dann, böſe Geliebte, gerieth ich in Eifer,
Tauchte die Feder in Gall' und ſchrieb dir zur Strafe Satyren."
Alſo zerſtreute der Mann durch Schreiben den nagenden Kummer,
Und ein Stündchen darauf war ſchon ſein Drama vollendet.

Jens Baggeſen,

geboren am 15. Februar 1764 zu Korſöer, geſtorben am 3. October 1826
zu Hamburg.

Philoſophiſches Trinklied.

Seit Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt jeder ehrliche Tiſchgenoß;
Doch keiner weiß, was er thut.
Man trinkt, wie man exiſtirt,
Als ob ſich's von ſelbſt ſo verſtünde,
Was Trinken und Daſeyn heißt;
Des Trinkens Geiſt hat Niemand noch deducirt.
Chor. Als ob ſich's von ſelbſt ſo u. ſ. w.

Die Dichter ſangen zwar weit und breit:
„Ich klinge, du klingeſt, er klingt"
Und ahneten etwas von Göttlichkeit
Im: „trinkt, ihr Brüderchen, trinkt!"
Sie geben dem Denker den Wink;
Doch Keiner braucht ihn, um's Eine,
Was noth iſt, zu finden drin, den hohen Sinn,
Im: „trink, mein Brüderchen, trink!"
Chor. Nein, Keiner braucht ihn, u. ſ. w.

Ich hab' ihn errungen, den hohen Geiſt,
Gefaßt den göttlichen Sinn
Ich weiß, ihr Trinker, was trinken heißt,
Und Alles, was noth iſt darin;
Merkt auf und trinket hernach,
Damit, nach Principien, ordentlich heut'
In den Trinken ſei Philoſophei,
Hört meine Lehre gemach!
Chor. Damit nach Principien u. ſ. w.

Ich ſetze mich hier an den Tiſch voll Wein,
Ihr Andern ſetzt euch herum;
Geſetzt muß jeder Selbſttrinker ſein,
Sonſt purzelt am End' er doch um.
So ſind wir denn Alle geſetzt!
Nun ſetz' ich mir richtig Geſetztem entgegen
Das volle Glas; thut ihr auch das!
Jetzt kommt das Beſte zuletzt.
Chor. Nun ſetz' ich mir u. ſ. w.

Das bloße Setzen iſt Theorie;
Man dürſtet immer dabei:
Die Praxis iſt eben die wahre Sophie
In unſrer Philoſophei.
Und nun wie machen wir das?
Ich ſchlürf aus dem Glaſe
Den drinn mir entgegen geſetzten Wein
In mich hinein;
Ein Jeder leere ſein Glas!
Chor. Er ſchlürft aus dem Glaſe u. ſ. w.

Ihr merkt, ihr Freunde, beim erſten Trunk,
Die Lehre führe zu was;
Ich philoſophire nicht blos zum Prunk,
Docire nicht blos zum Spaß!
Zwar trunken ſind wir noch nicht,
Doch führt uns allmählig das Füllen und Leeren
Zum höchſten Zweck, wenn Jeder keck
Erfüllet die zechende Pflicht.
Chor. Doch führt uns allmählig u. ſ. w.

Drum mach' ein Jeder ſo oft als ich,
Den Wein im Glaſe kapot!
Am Ende findet er ſich wie mich
Den wahren ſophiſchen Gott!
Denn, iſt verſchlungen der Wein
Dann gleichſam ein Ich,
Der das Nicht-Ich verſchlang,
Sitzt man trunken da; Halleluja!
Drum heiſa! Juchheiſa! ſchenkt ein!
Ja, gleichſam ein Ich, der das Nicht-Ich verſchlang
Sitzt man trunken da, Halleluja!
Das wahre Nicht-Ich iſt Wein!

Johann Daniel Falk,

geboren 1770 zu Danzig, geſtorben 1826 zu Weimar.

Die Schauſpieler.

Parodie des Schiller'ſchen Reiterliedes.

Hanswurſt.

Auf, auf, Kameraden, aufs Bret, aufs Bret,
In die Welt, aufs Theater gezogen:
Als Akteur, da iſt der Menſch noch was werth:
Da wird noch die Freiheit gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein:
Der Soufleur nur bläſt aus dem Loch ihm ein.

Chor.

Da tritt kein Andrer für ihn ein:
Der Soufleur nur bläſt aus dem Loch ihm ein.

König.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt;
Man ſieht nur Herren und Knechte:
Nur der L'homber herrſchen, der Tarok und Whiſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte;
Die Kron' und der Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur iſt allein der freie Mann.

Chor.

Die Kron' und den Purpur — wer ihn tragen kann;
Der Akteur iſt allein der freie Mann.

Hanswurſt.

Die Kiſten und Kaſten er wirft ſie weg!
Braucht nicht mehr für Porto zu ſorgen;
Leer reiſ't er dem Schickſal entgegen keck,
Und hat er nichts mehr — thut er borgen;
Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So verſetzt er am Ende ſein' Uhr und ſein Kleid. —

Chor.

Und wenn ihm der Wirth nicht mehr borgt und leiht,
So verſetzt er am Ende ſein' Uhr und ſein Kleid. —

Hanswurſt.

Der Akteur und ſein verhungertes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Hell ſchimmern die Lampen auf der Reſource,
Ungeladen kommt er zum Feſte.
Er fackelt nicht lange, er bietet kein Gold;
Unbezahlt verſchlingt er, was er gewollt.

Chor.

Er fackelt nicht lange, er bietet kein Gold;
Unbezahlt verſchlingt er, was er gewollt.

Doktor.

Vom Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos;
Braucht's nicht mit Müh' zu erwerben;
Der Doktor der ſchaufelt der Erd' in den Schooß;
's iſt der Tod, der ihn einſetzt zum Erben.

Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang' er lebt,
Und iſt froh, wenn ihr alle den Geiſt aufgebt!

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang' er lebt,
Und iſt froh, wenn ihr alle den Geiſt aufgebt!

Teufel.

Warum ſchreit der Herr Wirth und zergrämt ſich ſchier?
Laß er fahr'n zum Teufel, laß er fahren.
Der Akteur hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann die freie Zehrung nicht ſparen;
Sein raſches Schickſal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Chor.

Sein raſches Schickſal, das treibt ihn fort;
Seinen Miethzins bezahlt er an keinem Ort.

Doctor.

Drum auf, Kameraden, aufs Bret, aufs Bret;
Die Bruſt im Gefechte gelüftet;
Kömmt der Abend, da lebt ihr wieder honett,
Und ſeid ihr Glock' neun auch vergiftet.
Als König und Kaiſer verſchenket ihr Gold,
Und habet oft nicht, daß die Schuh ihr beſohlt.

Chor.

Als König und Kaiſer verſchenket ihr Gold,
Und habet oft nicht, daß die Schuh ihr beſohlt.

Friedrich von Schlegel,

geboren am 10. März 1772 zu Hannover, geſtorben am 12. Januar 1829 zu Dresden.

Eulenſpiegels guter Rath.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſre eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich ſeh't,
Wie ſchön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an n'ander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beineben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Angeſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele banquerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmals nur deſto beſſer;
Und wucherſt du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt, wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Seine eigne Frau in der Mitte ſitzet,

Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſei es oder ſei nicht verſtändig,
Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt' einem wohl Gedanken machen,
Blos weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſehn,
Nüchtern alle nach Hauſe gehn.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſeyn.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die vergüld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben,
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon.

Lügen und Stehlen ſind hier am Ort;
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmals ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Die Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes, hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Friedrich Kind,

geboren 1768 zu Leipzig, geſtorben 1846 zu Dresden.

Der Stieglitz.

Wenn ich ſo auf mein Leben ſchau,
Erwägend, wie's doch ſei gekommen,
Daß Waldesgrün und Himmelsblau,
Und Morgenroth und Abendthau
Mir mehr als Rang und Mammon frommen;
Der Wachtelſchlag die Bruſt erregt,
Der Blumen Schmelz mich ſüß bewegt,
Kurz, Alles was ſich ſonnt im Licht,
So eng befreundet zu mir ſpricht:
Da zeigt ſich auch ein Vogelherd,
Vor andern meinem Herzen werth,
Zu dem ich oft, der Hut entronnen,
Mit Morgengraun den Lauf begonnen;
Da ſtellt ſich mir ein Hüttchen dar,
Das ganz am End' des Dörfchens war,
Geſchmückt mit ſeinen armen Mauern,

Mit Tannenreis und Vogelbauern.
Rothkehlchen ſingt, es ſchnarrt der Staar;
Der Rabe heißt mich ſchön willkommen,
Dem man der Zunge Band genommen.

Dort wohnt ein alter Vogelfänger,
Ein Diogen in Wort und That,
Der tief im Wald die muntern Sänger
Zu reichbeſetzter Tafel bat;
Doch heut' verzehrten ſie die Beeren
Und ließen morgen ſich verzehren.

Der Greis mit rauhem Rock und Bart
War etwas gröblich-finſtrer Art
Und juſt kein Freund von Knabenfragen;
Ja, wenn noch vor geglücktem Fang
Ich oft ſchon jubelte und ſprang,
Erfaßt er unſanft mich beim Kragen.
Doch ſchnitzt' er Käfige daheim,
Dann ſprach er wohl bei guter Stunde,
Den ſchwarzen Pfeifenſtumpf im Munde,
Manch Waidſprüchlein, manch alten Reim,
Und thät mir Kriegs- und Mordgeſchichten
Mit unverdroſſner Müh berichten.

Einſt, da's zum Glück noch Mutterheller
In den oft leeren Taſchen gab,
Kauft' ich dem alten Vogelſteller
Faſt bettelnd einen Stieglitz ab.
„Da nimm ihn!“ — ſprach er — „'s iſt nicht theuer;

Jch kriegte wohl noch ein'ge Dreier;
Sieh ihn nur an! O welche Pracht!
Ja, die hat Gott im Spaß gemacht."

„Was heißt das?" frug ich, und der Alte
Verſetzte ſchmunzelnd: „Setz dich her!
So unſer Einer lebt im Walde,
Und hört von Jägern manche Mähr;
So will ich dirs denn wieder ſagen,
Wie ſich das Ding hat zugetragen.

„Als Gott der Herr die Vöglein ſchuf,
Jch denk, am fünften Schöpfungstag,
Da ſtanden ſie ſo Stuf' zu Stuf',
Wie man ſie jetzt noch ſehen mag,
Der Dompfaff, Rothſchwanz, Meiſ' und Fink,
Genug, Adler bis zum Zitſcherling,
Doch all noch erdpfahl, todt und ſtumm,
Um ſeinen Arbeitsſtuhl herum,
Wie wohl ein Gypsmann ſie zum Kauf
Jetzt ſtellt in ſeiner Werkſtatt auf.

„Da nahm der Schöpfer Scherb' und Topf,
Und mengte bunte Farben ein,
Bemalte dem den Hals und Kropf,
Und jenem Bruſt und Flügelein;
Die Tauben malt' er weiß und blau,
Setzt' Augen in den Schweif dem Pfau;
Den Gimpel und den Goldfaſan
Strich er fein roth und goldgelb an.

Bald waren all' die Töpfe leer,
Und nichts gabs für den Stieglitz mehr.

„Drauf blies der Herr den Vögelein
Alsbald lebend'gen Odem ein,
Und ſieh: mit fein' und grobem Sang
Purrt' Alles auf zum Bergeshang,
Wie wohl, wenn deine Hand es ſcheucht,
Das Spatzenvolk vom Futter fleugt.

„Der Stieglitz nur blieb ſtill zurück;
Erhob zum Herrn gar trüb' den Blick,
Reckt auf das Hälslein und die Zeh'n,
In jede leere Scherb' zu ſehn,
Und ſprach: „Ja, die ſind grün und blau,
Ich armes Thier ganz aſchengrau;
So viel als noth zu meiner Zier,
Wär wohl noch in den Töpfen hier;
Schau, Herr! Hier iſt noch Roth im Topf!“ —
Gleich gab ihm Gott ein'n Klecks auf'n Kopf; —
„Hier giebts noch etwas Weiß vom Schwan!“ —
Gleich ſtrichs ihm Gott am Flügel an: —
„Auch was Zitrongelb iſt noch hier!“
„„Du Bettler, nun ſo nimm es dir!““
„Da giebts auch Ruß noch, ſchwarz, wie Nacht,
Womit du Raben haſt gemacht!“ —
„„Du närr'ſcher Kerl!““ ſpricht Gott, und lacht —
„„Nun, wenn du mußt von Allem ha'n,
So mal' ich dir auch das noch an!““ —

„So, Kleiner, hat der liebe Gott —
's iſt wirklich wahr, kein Waidmannsſpott! —
Mit Farb' den Stieglitz aufgefriſcht,
An ihm die Pinſel ausgewiſcht.
Drum denk ich jeden Morgen dran,
Bin ich gleich nur ein armer Mann,
Bin zu gering ſelbſt für den Spittel,
Sink' ich nur ſchlecht und recht ins Grab:" —
(Hier zog er fromm ſein Käpplein ab)
„So zieht mir Gott dort für den Kittel —
Er hats dem Stieglitz ja gethan! —
Wohl auch das Kleid der Ehren an!"

Der große Chriſtoph.

Ave magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen franxisti crurum!
Sed hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum.

Angeblich auf einer alten Kloſtermauer zu leſen.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' von Kanaans Geſchlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' ſich nicht ſehr darum,
Was andre ſchelten gerad und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieſer Zeit
Sei der Kaiſer das Haupt der Chriſtenheit,
Sprach er: „Herr Kaiſer! wollt Ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich die Lunge laben!"

Der Kaiſer ſah an die Simſonsgeſtalt,
Die Hünen-Bruſt und der Fäuſte Gewalt,
Und ſprach: „Willſt du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, ſo kann ich's leiden."

Alsbald erwiedert der grobe Geſell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht ſo ſchnell;
Doch ſo lange ich bin unter Euern Hatſchiren,
Soll Euch keiner in Oſt und Weſt turbiren!"

Drauf zog er mit dem Kaiſer durchs ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerus waren nur arme Schächer.

Und der Kaiſer auch einen Harfner hätt,
Der ſang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiſer matt vom Marſchiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einſt ging die Sonne zu Rüſte bald,
Da ſchlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiſer thät wacker trinken und ſchlingen,
Einen luſtigen Schwank mußte der Spielmann ſingen.

Und dieweil der Spielmann des Böſen gedacht,
Hat der Kaiſer vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht;
Spricht laut Offerus zu ſeinen Genoſſen:
„Ei ſagt, was treibt heut' der Herr für Poſſen!“

Da ſpricht der Kaiſer: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des böſen Feindes gethan;
Der ſoll mit mächtigem Wüthen und Brauſen
In dieſem verzauberten Wald oft hauſen!“

Das bedünket Offero wunderbar;
Spricht zu dem Kaiſer trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüſt nach Keulern und Hirſchen,
Ei, laſſet in dieſem Walde uns pürſchen!“

Der Kaiſer ſpricht ſänftlich: „Offere! nein,
Das Jagen in dieſem Walde laß ſein;
Denn wenn du ſuchteſt für den Wanſt 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele ſchaden.“

Da ziehet Offerus ein ſchiefes Maul,
Und ſpricht: „Herr Kaiſer, die Fiſche ſind faul;
Thut Eure Hoheit vorm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben.“

Fordert gelaſſen drauf ſeinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht luſtig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dickſten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von ſchwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf ſchimmerten bleiche Menſchengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenſcheine.

Doch läßt Offerus ſich drob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beſchau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und ſetzt ſich dann nieder, und fängt an zu ſchnarchen.

Doch als nun erſchienen die Mitternacht,
Bedünkts ihm, als ob die Erde erkracht;
Er ſieht auf einem kohlpechſchwarzen Roſſe;
Einen mohriſchen Ritter mit großem Troſſe;

Der gebeut den andern, fürder zu zieh'n,
Und reut't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden;
Doch Offerus ſpricht: „Das wird ſich finden!“

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm beſſer, als beim Kaiſer, gefällt;
Braucht ſelten den Helm und den Harnſch zu poliren,
Kann ſpielen, ſaufen und bankettiren.

Doch als ſie einſt auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und ſpricht: „Laß uns durch den Holweg ſchlupfen.“

„Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz“ —
Spricht Offerus, und nimmt die Armbruſt und Bolz
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leiſe: „Welche grobe Sitten?“

„Weißt nicht, der in Armeſündergeſtalt
Iſt Maria's Sohn; übt große Gewalt?“ —
„Wenns ſo iſt . . . ich kam zu euch ungeheißen . . .“
Spricht Offerus . . . „jetzt will ich weiter reiſen!“

Fort eilt er vom Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiß auch keiner die Wohnung des Herrn zu ſagen;

Bis Offerus einſt zur Abendſtund'
Einen alten frommen Einſiedler fund;
Der giebt ihm ein Lager in ſeiner Klauſe
Und ſchickt ihn am Morgen nach der Karthauſe.

Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er faſten und beten müßte,
Wie Johannes Baptiſta einſt in der Wüſte.

Drauf dieſer: „Heuſchrecken und Honig pur,
Alter Herr! ſind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!“

Der Prior ſpricht warnend: „Du ruchloſer Mann!
So fang' es auf andere Weiſe an,
Und ſchick' dich zu einem guten Werke . . .“ —
„Hm! das läßt ſich hören, dazu hab' ich Stärke!“ —

„Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Verſperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Flut weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!“ —

„Wenn alſo dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!“ —
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Waſſerratten;

Trägt von Stund an von einem zum andern Strand
Getroſt, wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So ſpricht er: „Ich trage für's ew'ge Leben!“

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Rufts einſt bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!“

Offerus zwar müd' und ſchläfrig iſt,
Denkt aber treulich an Jeſum Chriſt,
Greift gähnend nach dem Tannenſtamme,
Seinem Stäblein in hohem Waſſer und Schlamme;

Wadet durchs Waſſer, kommt dem Ufer nah;
Doch ſieht er keinen Wandrer da,
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt ſich aufs Ohr, und ſchnarchet wieder.

Und als er kaum entſchlafen iſt,
Rufts abermals nach kurzer Friſt
Gar kläglich, beweglich: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!"

Offerus ſteht wieder geduldig auf,
Beginnt aufs neue den Waſſerlauf;
Doch, ſo weit des Fluſſes Ufer gehen,
Iſt weder Mann noch Maus zu ſehen

Er legt ſich wieder, ſchläft brummend ein;
Da hört ers zum drittenmale ſchrein,
Gar klar und bittend; „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über."

Zum dritten nimmt er den Tannenſtab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirſch: „Nun endlich muß ich's finden,
Mich ſoll der Donner . . . verzeih mir die Sünden!"

Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Krausshaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Küglein in ſeiner Rechten blinken.

Das Knäblein ſchaut gar ſanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: „Der Kleine
Könnt' wohl ſpazieren bei Tagesſcheine!“

Doch als er nun kommen in die Flut,
Wird's centnerſchwer auf ſeinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer ſollt's von dem Büblein meinen?

Und immer ſchwerer ward die Laſt;
Das Waſſer wuchs ihm zu Häupten faſt;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker erſoffen.

Als er ihn endlich bracht ans Land,
Setzt er ſich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen;
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen.“

Da taufet der holdſelige Knabe ihn,
Spricht: „Wiſſe, dir ſind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerſchellten,
Sei fröhlich, du trugeſt den Heiland der Welten!“

„Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er ſich grünend weiſen;
Und du ſollſt nun Chriſtophorus heißen."

Da faltet Chriſtophorus ſeine Händ',
Spricht betend: „Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte ſchwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden."

Der Junker verſchwand in helles Licht!
Chriſtophorus fiel aufs Angeſicht,
Steckt' dann ſein Stäblein in die Erde,
Und ſchaute, ob es grünen werde.

Und ſieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blüh'n;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Chriſtoph in Abrahams Schooß getragen.

Ernſt Moritz Arndt,

geboren am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen

Trinklied.

Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen,
D'rum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenket ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer, ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Fröſche, Kröten, Drachen,
Und für die ganze Würmerſchaft;
Für Menſchen muß es friſcher ſeyn,
D'rum ſchenket Wein und bringet Wein!

O Wonneſaft der edlen Reben,
O Gegengift für jede Pein,
Wie matt und wäſſ'rig wär' das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!

Es wären Glaube, Liebe, Hoffen,
Und alle Herzens-Herrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod!

D'rum dreimal Ruf und Klang gegeben,
Ihr frohen Brüder, ſtimmet an:
Dem friſchen, kühlen Wein im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann.
Ruft Wein! Klingt Wein! Und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen,
D'rum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenket ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Johann Auguſt Apel,

geboren 1771 zu Leipzig, geſtorben 1816 daſelbſt.

St. Johannes und ſeine Katze.–

Johannes lehrte weit und breit,
Bekehrte viel Volk zur Chriſtenheit,
Hieß ſie Lieb' und Barmherzigkeit üben,
Weder Menſchen noch Kreatur betrüben.
Einsmals, wie er das Land durchzieht,
Er ein grauſames Spektakel ſieht,
Wie ſich ein Haufen blinder Heiden
An der Qual eines armen Kätzleins weiden,
Das ſie an einen Baum gebunden,
Mit Pfeilen zum Zeitvertreib verwunden.
Johannes tritt mitten unter ſie hin,
Spricht: „Laſſet ab von dem böſen Sinn!
Erkennet, daß auch die Kreatur
Mit dem Menſchen theilt die ewige Natur,
Und daß einſt muß der Tag erſcheinen,
Wo ſich alle Ding' in Gott vereinen.
Denn ein jegliches Ding in ſeiner Art
Gottes heiliges Antlitz offenbart,
Und ſehnt ſich, wieder zu gelangen
Zum Quell, von dem es ausgegangen,
Welchen auch eure alten Weiſen
Mit uns Chriſten und allen Völkern preiſen.“

Als nun das Heidenvolk gehört,
Daß Johannes ihre Weiſen ehrt,
Treten ſie horchend um ihn her,
Begehren von ihm zu hören mehr.
Der blickt freudig zum Himmel auf,
Läßt ſeiner Rede freien Lauf,
Spricht von dem Wort, das Plato verkündet,
Welches die Welt vom Abfall entſündet,
Und mit ſeinem heiligen rothen Blut,
Gelöſcht des Zornes flammende Glut;
Von dem jungfräulichen reinen Schooß,
Dem die zweite göttliche Welt entſproß. —
Da ſehen die Heiden ſein Angeſicht
Hell ſtrahlen von reinem Himmelslicht,
Fallen nieder in ganzen Haufen,
Laſſen ſich von Johannes taufen.
Nur Einer, etwas ungläubig, ſpricht:
„„Warum thuſt du ein Zeichen nicht?
Erwecke wie ein Prophet die Todten,
Daß ich dich erkenne für Gottes Boten.““
Johannes alsbald die Hand ausſtreckt,
Das todte Kätzlein zum Leben erweckt,
Und dieſe Wunden von vielen hundert Pfeilen
Bei ſeinem Berühren plötzlich heilen.
Der Heide nun Chriſti Lehre bekennt,
Sich St. Johannis Jünger nennt.

Das Kätzlein lief Johanni nach,
Will von ihm nicht weichen Nacht und Tag;

Schmeichelt ihm mit zartem Miauen;
Das thät der Heilige gerne ſchauen:
Denn wie er Alles mit Lieb' umfing,
Achtet' er keines Dinges Liebe gering,
That oft ſich mit dem Kätzlein letzen,
In müſſigen Stunden mit ihm ergötzen,
Streichelt es, freut ſich, wenn es purrt,
Katzenbuckelt und zärtlich ſchnurrt.
Das ärgert den Jünger, der Heide war,
Und endlich ſpricht er die Worte gar:
„Meiſter, das Volk dich heilig preiſt,
Und doch hängt an kindiſchem Spiele dein Geiſt,
So daß ich nicht begreifen kann,
Wie ein ſo weiſer, tief denkender Mann,
Der gewohnt iſt, himmliſche Dinge zu ſchauen,
Ein ſchnödes Kätzlein mag hätſcheln und krauen."

Da ſpricht Johannes, zu ihm gewandt:
„Sag', was trägſt du in deiner Hand?"
„„Den Bogen,"" ſagt der Jünger darauf,
„„Mit dem erleg' ich die Thier' im Lauf,
Und die ſchnellen Vögel aus hoher Luft
Der Senne Klang hernieder ruft.""
Johannes ſpricht: „Spann' an den Bogen!"
Schnell hat er die Senne angezogen
Und ſieht ſich rings um fern und nah';
Doch weil kein Thier oder Vogel da,
Läßt er den Bogen wieder in Ruh.
Da fragt Johannes: „Was macheſt du?"

Hierauf der Jüngling lächelnd ſagt:
„„Meiſter, das geziemt ſich bei der Jagd;
Die Senne leicht am Bogen erſchlafft,
Der Bogen ſelbſt verliert die Kraft,
Wenn ihn der Jäger allzeit geſpannt
Tragen wollte in ſeiner Hand.““
„Sieh' nun, mein Bruder," ſpricht der Meiſter,
„Wie Senn' und Bogen ſind auch die Geiſter.
Es reicht die ſterbliche Natur
Bis an der Menſchheit Grenze nur.
Ohne Schlaf kann nichts Lebendiges leben,
Ohne Ruh' kein Geiſt zum Himmel ſich heben;
Denn wie die Zeiten aus Tag und Nacht,
So iſt Alles aus Licht und Dunkel gemacht.
Die Blumen, die dich am Tage entzücken,
Abends ihr Haupt zur Erde bücken;
Ja die Sonne, die morgens am Himmel ſteigt,
Sich Abends wieder zur Erde neigt.
So auch im menſchlichen Gemüth
Nicht immer der göttliche Funke glüht;
Denn was ſich mit irdiſchem Weſen gattet,
Endlich vom Himmelsglanz ermattet.
Drum hat uns Gott in dieſer Welt
Seine Herrlichkeit vielfach dargeſtellt,
Daß wir uns ſollen daran erbauen,
Sein Weſen im leiblichen Bilde ſchauen,
Uns ſeiner freuen in der Natur,
In Liebe zu jeder Kreatur,
Und dann geſtärkt zurücke kehren,
Im heiligen Geheimniß ihn zu ehren.

So wolle, mein Bruder, denn nicht vermeſſen
Ueber dem Meiſter das Werk vergeſſen,
Da du im Werke den Meiſter erkennſt,
Dich ſelbſt ſeiner Werke erſtes nennſt.
Er nur, der ſchläſt und ſchlummert nicht,
Bei dem nie wechſelt Dunkel und Licht,
Mag ſich im ewigen Erkennen
Von ſeinen Werken niemals trennen:
Doch ehrt das ſterbliche Geſchlecht
Den Meiſter in ſeinen Werken recht.
Sein Bild muß ihm im Großen und Kleinen,
Im Kätzlein wie im Behemoth erſcheinen,
Und wer ihn nur ſucht im leuchtenden Stern,
Bleibt ewig von ſeinem Anſchaun fern."

Stephan Schütze,

geb. am 1. Novbr. 1771 zu Olvenſtädt, geſt. am 19. März 1839 zu Weimar.

Das geſtörte Stelldichein.

„Der Henker trage das gelaſſen!
Schon eine Stunde blieb ſie aus,
Bald kommt ſie gar nicht mehr nach Haus,
Gleich Gänſen läuft ſie auf den Gaſſen,
Verkehrt mit Baſen, ſchwatzt und ſteht,
Zumal, wenn ſie zum Brunnen geht.

Ja, Brunnen ſind ein wahres Uebel,
Kein Mädchen bleibt da lang' allein,
Ihr Rauſchen dient zum Stelldichein,
Wir leſen ja ſchon in der Bibel,
Wie Jacob einſt mit Lamm und Schaf
Und Mädchen da zuſammentraf.

Indeß die Röhren langſam fließen,
Verſammelt ſich ein ganzer Kreis,
Sie wiſſen, was noch keiner weiß,
Manch guter Name muß es büßen;
Wer taufen läßt, wer Hochzeit macht,
Am Brunnen wird es ausgedacht.“

So zankt im Voraus Marzibille
Auf Lenchen, Pflegekind und Magd;
Hin läuft ſie — richtig! wie geſagt:
Da ſteht ſie, nützt die Abendſtille,
Hält mit dem Stolz der Reſidenz,
Mit einem Schnurrbart Conferenz.

Ha! ruft ſie, hab' ich euch erwittert?
Und ſchilt, indem ſie Worte prägt,
Und tobt, daß ſelbſt vom Zorn bewegt,
Der Schlüſſelbund am Leibe zittert;
Bedeutend iſt's, daß ſie zuletzt
Die Arm auf Milz und Leber ſetzt.

Daß ſie der Wirthſchaft ganz ergeben,
Die Seitentaſche ſpricht es aus,
Doch, ſchafft die Frau ſo viel im Haus,
Zankteufel iſt ſie gern daneben;
Gewiß! die Alte zankt zu ſehr,
Ihr Lenchen liebt — was iſt es mehr? —

Als Folge muß ich noch berichten:
Die Alt' erlag, und Lenchen, frei,
Blieb ihrem Brunnenjacob treu;
So, wißt ihr, enden ja Geſchichten,
Weil jede Liebſchaft doch verdrießt,
Die nicht mit einer Hochzeit ſchließt.

K. G. Theodor Winkler,

als Schriftſteller **Theodor Hell**,

geb. 1775 zu Waldenburg.

Grillenjägerlied.

Mel.: Was gleicht wohl auf Erden ꝛc.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?
Doch zeigt es allein nicht die Flur und der Wald,
Zu Hauſe giebt's Wild auch, in mächtigen Zügen,
Wir jagen und treiben zu Paaren es bald.
D'rum laßt uns auch heute beginnen das Jagen,
Und wenn nach dem Namen der Weidmann euch fragt,
So gebt ihm zur Antwort mit frohem Behagen:
Es iſt dies der Grillen hochherrliche Jagd.
Jo hoho! Dralaro!

Zur Hand nehmt die Gläſer und Flaſchen vor allen,
Und ebnet mit Schüſſeln die Berge zum Thal,
Laßt Stöpſel von ſchäumenden Mündungen knallen,
Und frohe Geſänge durchtönen den Saal;
Erborgt euch das Zündkraut aus feurigen Blicken,
Zur Kugel geſtaltet den Scherz und den Witz;
Prometheus mag immer den Himmel berücken,
Ihr ſtehlt euch von Lippen und Augen den Blitz.
Jo hoho! Dralara!

Friſch auf! ſeht die erſte der garſtigen Grillen,
Und jagt ſie und brecht ihr das zähe Genick!
Das Streiten und Zanken will nimmer ſie ſtillen,
Sie nennt ſich gar vornehm und ſtolz Politik.
Laßt Kannen ſie gießen, und Keſſel ſie flicken,
Wir wiſſen was And'res und Beſſ'res zu thun,
Mit froher Erhebung und ſtillem Entzücken
Im Arme des Guten und Schönen zu ruhn.
Jo hoho! Dralara!

Dort ſpukt eine Andre, mit finſt'rem Geſichte,
Die Eiferſucht nennt die Hyäne ſich auch,
Macht tückiſch ſo Liebe als Freundſchaft zu nichte,
Vergiftet recht heimlich mit tödtendem Hauch.
Erlegt ſie, ihr Jäger, mit off'nem Gemüthe,
Vertrauend auf Unſchuld, und Treue, und Recht;
Vertrauen iſt höherer Tugenden Blüthe,
Und adelt das fröhliche Menſchengeſchlecht.
Jo hoho! Dralara!

Du Grille von Rang, die mit mächtiger Naſe
Hinan in die Wolken ſich brüſtet und ſtreckt,
Indeß ſie oft kriechend im ſchlammigen Graſe
Gar traulich bei Unke und Molch ſich verſteckt,
Dich jagen wir dahin, wo blind der Chineſe
Erniedrigt zum Staube ſich vor'm Mandarin;
Der innere Werth nur giebt Anſehn und Größe,
Wir achten im Fürſt wie im Bettler nur ihn.
Jo hoho! Dralara!

Auch Reichthum iſt Grille; wem ſo viel beſchieden,
Daß fröhlich das Leben er führet zum Ziel,
Der findet den Reichthum im ſeligen Frieden,
Der hat nicht zu wenig, und hat nicht zu viel;
Und Ruhm, ob er wachſe aus Blute der Schlachten,
Erblühe aus freundlichem Zweige der Kunſt,
Ob Lehrſtuhl, Katheder und Hörſaal ihn brachten,
Wir halten ihn doch nur für Grille und Dunſt.
Jo hoho! Dralara!

Und was in das menſchliche Leben ſich dränget
Mit finſterer Miene und ſträflichem Groll,
Was ängſtlich die Bruſt uns beklemmt und verenget,
Der Freude entziehet den pflichtigen Zoll,
Was Gute verſtöret, die Böſen ergötzet,
Dem Menſchen entfremdet den köſtlichen Hort,
Es wird bei der Grillenjagd weidlich gehetzet,
Es muß vom Gebiete der Fröhlichkeit fort.
Jo hoho! Dralara!

Und haben wir ſo, mit gebührlichem Streben,
Beendet die Jagd an dem heutigen Feſt,
So laſſet mit vollen Pokalen noch leben,
Was tief ſich im Buſen empfinden nur läßt:
Das Vaterland lebe, die Freundſchaft, die Liebe,
Der Glaube, die Hoffnung, die jenſeits uns tagt!
Wenn dieſes im Herzen uns immerdar bliebe,
Wir hätten das Höchſte dann wahrlich erjagt.
Jo hoho! Dralara!

Ludwig Robert,

geboren 1779 zu Berlin, geſtorben 1832 zu Mannheim.

Publikum.

Das Publikum, das iſt ein Mann,
Der Alles weiß, und gar nichts kann;
Das Publikum, das iſt ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib;
Das Publikum das iſt ein Kind,
Heut ſo und morgen ſo geſinnt;
Das Publikum iſt eine Magd,
Die ſtets ob ihrer Herrſchaft klagt;
Das Publikum, das iſt ein Knecht,
Der, was ſein Herr thut, findet recht;
Das Publikum ſind alle Leut',
Drum iſt es dumm und auch geſcheut.
Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum.

Wilhelm Gerhard,

geb. 1780 zu Weimar.

Hans ohne Sorgen.

Ich fühlte Magenwehen,
Nahm Thee mit Brantewein,
Und goß wohl aus Verſehen
Ein Glas zu viel hinein.
Hickup! hickup!
Fallera lalla!

Nun iſt kurirt der Magen,
Doch Kopfweh plagt mich ſehr.
Ich nehm', es zu verjagen,
Ein Prischen Saint-Omer.
Hatzi! hatzi!
Fallera lalla!

Kaum krähten noch die Hähne
So weckte man mich auf.
Verzeiht mir, wenn ich gähne!
Natur will ihren Lauf.
Yawah! yawah!
Fallera lalla!

Hans bin ich ohne Sorgen,
Ich kenne keine Noth,
Und lache früh am Morgen
Bis ſpät zum Abendroth.
Haha! haha!
Fallera lalla!

Der Fuhrmann.

Das Pfeifchen dampfet, die Peitſche knallt,
Die Hengſte wiehern, das Liedchen ſchallt.
Wiſtehi!
Durch Moor und Sand
In Stadt und Land
Getrunken, geſungen und angeſpannt!
Jehi, wiſtehott, jehi!

Hier duftet der Klee, dort blühet der Raps,
Ihr Rößlein, ſchmauſet; ich trinke Schnaps!
Wiſtehi!
Nur wohlgemuth!
Der Weg iſt gut,
Ein luſtiger Fuhrmann ſchwenket den Hut.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Heut ſpannen wir aus im halben Mond,
Wo Lieſel, das ſchwarzbraune Mägdlein, wohnt.
Wiſtehi!

Sie giebt uns Streu
Und friſches Heu,
Und Häckſel und Hafer, und Lieb und Treu.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Frau Wirthin ſchenket vom beſten Wein
Dem ſchlanken, ſchwarzbraunen Mägdelein!
Wiſtehi!
Das Aeuglein blinkt,
Sie nippt, ſie trinkt,
Bis ihr vom Trinken die Wimper ſinkt.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Nun ruht ihm das ſchläfrige Kind im Arm,
Er zwickt es munter, und küßt es warm.
Wiſtehi!
Sie duldet's gern.
Löſch' aus Latern'!
Den Glücklichen leuchtet der Liebe Stern.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Die Roſſe wiehern, der Morgen graut,
Sie bringt ihm Blumen, und weinet laut.
Wiſtehi!
Sie ſchleicht in's Haus,
Er küßt den Strauß,
Und lenket den Wagen zum Hofe hinaus.
Jehi, wiſtehott, jehi!

Der Trinker.

Der Arzt hat mir verboten
vinum,
Den weißen wie den rothen
bonum.
Man gönnt nur ſolche Gabe
sibi:
Drum ſang ich ſchon als Knabe:
bibi, bibi, bibi!

Mir reichten tauſend Quellen
aquam;
Doch ſchlürft' ich ſelbſt vom hellen
nunquam.
Für Wein nur will ich danken
tibi;
So oft die Brüder tranken,
bibi, bibi, bibi.

Bisweilen, wenn ich fröhne
Bacchum,
Nippt eine muntre Schöne
mecum.
Den Körper vor Gefahren
morbi
Mir kräftig zu bewahren:
bibi, bibi, bibi.

Verſucht' einmal zu ſingen
carmen.
Konnt' aber nicht erringen
nomen.
Daß ſich ein Kranz mir wände
Phöbi,
Und ſchnell den Reim ich fände:
bibi, bibi, bibi.

Ich lebe froh und munter,
bibo,
Und ſoll ich einſt hinunter,
ibo,
Zu Tantalus Verzagen
ibi,
Werd' ich dann lachend ſagen:
bibi, bibi, bibi!

Adalbert von Chamiſſo,

geboren am 27. Jan. 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, geſtorben am 28. Auguſt 1838 zu Berlin.

Tragiſche Geſchichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer d'rum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es thut nicht's Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Ludwig Achim von Arnim,

geboren am 26. Januar 1781 zu Berlin, geſtorben am 21. Januar 1831
zu Wiegersdorf.

Heutige Ritterprobe.

Von allen ſchweren Ritterproben,
Die einſt dem Jüngling auferlegt,
Gilt eine noch — und hoch zu loben
Iſt jeder, der ſie feſt erträgt.

Zwar heiße That iſt's nicht zu nennen,
Doch hat ſich mancher dran verbrannt;
Weil Worte auf der Zunge brennen,
Wird Feuerprobe ſie genannt.

Zur Probe öffnet Nacht die Pforte,
Geheimniß in den Sternen ſtrahlt,
Süß tönen ſchöner Frauen Worte,
Womit ſo gern der Jüngling prahlt.

Doch jede legt auf ihre Lippen
Den Zeigefinger, eh ſie ſpricht,
Es zeiget jede ihm die Klippen,
Woran der Ehre Woge bricht.

Die Liebſte ſchmückt ihm Lieblingsplätze
Mit ihrer Kränze buntem Glanz,
Es reihet ſich zu dem Geſchwätze
Der Händedruck im heitern Tanz.

Zu bald, — als Morgenlicht erſchienen,
Er kehret heim in Seligkeit;
Es lacht die Welt der frohen Mienen
Und fragt ihn aus, was ihn erfreut.

Daß ihm allein dies Glück ſei eigen,
Es drückt ihm faſt die Seele ab,
Doch wollt er ſich als Ritter zeigen,
Müßt ers verſchweigen bis ins Grab.

Beim erſten Wort, das er geſprochen,
Schlägt zu die Pforte ſeiner Luſt,
Die Sterne haben ſich verkrochen,
Des Ritters Stern fällt von der Bruſt.

Er reitet auf den hölzern Schranken,
Statt auf dem hohen Rittergaul! —
Darum ſei glücklich in Gedanken,
Sei glücklich, Jüngling, halt das Maul! —

Canon
auf einen Lichterputzer.

Gelobt ſei, wer die Lichter putzt,
Er iſt ein Mann, der allen nutzt,
Er brauchet gar nicht viel Verſtand,
Nur eine Lichtſcheer in die Hand,
Vertrauen und Gewandtheit viel,
Sonſt wird er aller Spötter Ziel.

Ein Licht, das er hat ausgeputzt,
Wird ihm von allen aufgemutzt,
Und tritt er wieder an das Licht,
So ſchreien alle: Putze nicht,
Ein gutes Licht ſich ſelber putzt
Und deine Lichtſcheer uns beſchmutzt

Johann Friedrich Caſtelli,

geboren am 6. März 1781 zu Wien.

Sankt Martin.

Sankt Martin mit viel Rittersleut
Wohl übers Feld zum Jagen reit't,
Und als ſie kamen an einen Hag,
Ein nackter Mann an der Straße lag,
Dem klapperten vor Froſt die Zähne
Und an der Wimper fror ihm die Thräne. —
Er rang die Hände und bat mit Beben:
Sie möchten ihm ein Almoſen geben. —
Und alle die Ritter zogen fürbaß,
Dem nackten Armen gab keiner was;
Sie wendeten von ihm das Angeſicht,
Die Jammergeſtalt zu ſchauen nicht. —
Der Martin aber ſein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, ſollſt was ha'n!"
Er nimmt ſein Schwert und alſogleich
Haut er ſeinen Mantel — geſticket reich
Mit Gold und Silber — entzwei in Eil
Und giebt dem Nackten den einen Theil,
Die andre Hälfte er ſelber behalt't
Und reitet den andern nach in den Wald. —

Und wie den Martinus erblicket die Rott,
Ueberhäufen ſie ihn mit Hohn und Spott:
„Da ſeht nur einmal den Narren an,
„Theilt ſein Kleid mit dem Bettelmann;
„Der halbe Mantel ſteht ihm gar ſchön,
„Er kann damit zum Banquette gehn,
„Damit ihn künftig mag Jeder kennen,
„So woll'n wir den halben Ritter ihn nennen.“
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all ihres Spottes Ziel. —

Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
So wehet ein kalter, ſchneidender Wind;
Die Ritter hüllten ſich alle fein
In ihre großen Mäntel ein,
Und wollten reiten ſogleich von hinnen,
Doch konnten ſie keinen Ausweg gewinnen,
Nur immer tiefer kommen's in Wald
Und pfiff der Wind noch einmal ſo kalt,
Sie jammerten ſehr und vermeinten ſchier,
Sie müßten vor Kälte heut ſterben hier;
Martinus nur mit dem halben Kleid,
Empfindets nicht, daß der Wind ſo ſchneid't,
Er lächelt über ihr Schnappern und Bangen
Und ſitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen. —

Und jetzo ein roſenfarbiges Licht
Hervor aus der dunkelen Wildniß bricht,
Und unter die Starrenden tritt heran
Herr Chriſt, mit dem halben Kleid angethan,

Das jenem Armen Martinus gegeben,
Und um ihn herum ſeine Engelein ſchweben.
Und Jeſus ſich zu Martino wendet:
„Ja wahrlich, was Ihr den Armen ſpendet,
„Das habet Ihr mir ſelber gegeben,
„Und Früchte trägts Euch im Tod und im Leben;
„Jedwede Wohlthat — noch ſo klein, —
„Wird Euch erwärmen und lohnend ſein.“ —

Sie fielen All' auf ihr Angeſicht,
Und Jeſus verſchwand; — doch des Glaubens Licht,
Es leuchtete über dem heidniſchen Haufen,
Sie ließen ſich Alle zu Chriſten taufen.

Der Stotterer.

Thomas Haſe mußt' erſcheinen
Bei dem Amt der Conſcribirten;
Als ſie dort ihn viſitirten,
Fing er an gar ſehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber ſto — ſto ſtottern thu ich!“

Der verſetzte: „Sei nur ruhig,
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!“
„Aber“ — ſagte Thomas weiter —

„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich ſtellte,
Und die Fei — Fei — Feindes-Reiter
Spre — ſpre — ſprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We — Werda! ſchrein!“

Lächelnd ſprach der Offizier.
„Das thut auch nichts; glaube mir,
Wenn die Wach' nur ſchreien kann,
Auf das Wort kommts da nicht an!“

Immer ſtärker weinte Haſe,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Naſe!
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen“ —
Schrie er — „ſe — ſe — ſetzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder ſch — ſch — ſchießt ſogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wärs mi — mit mir,
Denn nicht ſchne — ſchne — ſchnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon ich ſchrein!“

Juſtinus Kerner,

geboren am 18. September 1786 zu Ludwigsburg.

Eine Fabel.

Frühling war's im Land geworden
Und der Winter ward verjagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt.

Jenen packt deß Zorn und Trauer,
Und er ruft: „Der Lenz gilt nicht!
„Nimm ihn nicht, du dummer Bauer,
„Er iſt klares Höllenlicht!

„Dieſe Sonne ungeladen
„Dring' zu mir nicht frevelnd ein!"
Ruft's und ſchließt den Fenſterladen,
Hüllt ſich in die Wildſchur ein.

Aber ruhig ſtrahlt die Sonne,
Und es keimt die Saat mit Luſt,
Bürger, Bauer, dankt in Wonne
Gott dafür aus tiefer Bruſt.

Aber hinter'm Ofen ſitzen
Bleibt der Herr und ſchimpft und flucht:
„In der Wildſchur will ich ſchwitzen,
„Ich hab' keinen Lenz geſucht!“

Wüthend mit den Füßen ſtampft er:
„Wer ihn lobt iſt ſchlecht und dumm!“
Und aus ſeiner Pfeife dampft er
Blauen Dunſt um ſich herum.

Doch der Bauer, ſchlicht und wacker,
Ruft: „O Herr! Ihr wißt es nicht!
„Was ſchon längſt gebrach dem Acker,
„Das iſt eben dieſes Licht!

„Will euch dieſes Licht nicht frommen,
„Nun! ſo ſchließt vor ihm das Haus;
„Aber, Herr! wem es willkommen,
„Den laßt ungeſchimpft hinaus!“

Otto Graf von Löben,

geboren 1786 zu Dreſden, geboren 1825 daſelbſt.

Junggeſellenübermuth. –

Lob des Junggeſellenſtandes.

Es giebt nichts Friſchers auf der Welt,
Als Junggeſell zu ſeyn,
Dem Wandrer gleich durch Wald und Feld,
Wald und Feld,
So geht er aus und ein.

Von Laſt und Sorgen iſt er frei,
Friſch auf! das iſt ſein Gruß,
Und geht er aus auf Jägerei,
Jägerei,
Viel Luſt ihm werden muß.

Bei Schönen iſt er gern geſehn,
Der freie Junggeſell;
Säh' jede gern in's Netz ihn gehn,
In's Netz ihn gehn,
Doch iſt der Hirſch zu ſchnell.

Und wenn er wo ein Liebchen find't,
Und wird ihm gar zu gut,
Da ſpricht er: laß, herzliebſtes Kind,
Liebſtes Kind,
Mir nur den freien Muth!

Fünf Finger ſind an meiner Hand,
Vier Finger geb' ich Dir,
Der kleine iſt ein Unverſtand,
Unverſtand,
Den fünften laß Du mir!

Ritter Hageſtolz.

Erlinger kam geritten,
Ein Ritter von freien Sitten.
Er kam vor eine Schmiede,
Vom Pferde ſprang er nieder,
Der Schmidt ſollt's ihm beſchlagen,
Zum Streite ſollt's ihn tragen.
Der Schmidt beſchlug einen Rappen,
Er gehört' einem jungen Knappen,
Der war in's Haus geſprungen,
Wie Hufesſchlag erklungen.
Pfui Schande, rief Erlinger,
Den wirft wohl mein kleiner Finger!
Beſchlag ihm das Roß mit Mooſen,

Und nimm für Nägel Roſen!
Und mit des Knappen Pferde
Ging er zum Schmiedeheerde,
Beim Zaume thät er's zerren:
Nun ſuche Deinen Herren!

Da rührt' ein kleiner Finger
Bei der Achſel Herrn Erkinger.
Erkinger war erſchrocken,
Sein Herzblut thät ihm ſtocken.
Der Knappe war verſchwunden,
Eine Maid ward da erfunden,
Die ſagte ſcharf und bitter:
Hab' ich Euch nun, Herr Ritter?
Ihr habt mir Treu' verſprochen,
Ihr habt die Treu' gebrochen!
Der Ritter, gleich dem Winde,
Zu Roſſe war geſchwinde:
Schmidt, laſſet unbeſchlagen,
Ich will einen Haſen jagen!
Die Furcht vor einem Weibe
Die ging ihm hart zu Leibe,
Im Nacken thät's ihn grauſen,
Bis daß er kam nach Hauſe.

Junggeſellenantrag.

Wenn Du mich nur nicht haben wollſt,
Du ſollſt mich ja behalten,
So lang' Du mit den andern ſchmollſt,
Bleibt's unter uns beim Alten.
Sorg' und Kummer,
Die nehmen den Schlummer,
Und machen Geſichter voll Falten.

Jetzt gehen wir zu Spiel und Tanz,
Ich ſitze Dir beim Rädchen,
Tagtäglich wächſt Dir ein friſcher Kranz,
Das Brauthemd bleibt im Lädchen.
Statt unter die Haube,
Unter die grüne Laube
Duck Dich mit mir, liebes Mädchen!

Zum Tanzabend.

Daß ich noch heim ſie führe,
Das ſteht mir an,
Das heißt, vor ihre Thüre,
Das ſteht mir an.

Sie weiſ't mir nicht die Thüre,
Das ſteht mir an;
Daß ich herauf ſie führe,
Das ſteht mir an.

Dann bringt ſie mich zur Thüre,
Das ſteht mir an, —
Daß ich noch heim ſie führe,
Steht mir nicht an!

Des Haſen Panier.

Ich bin ein Junggeſell,
Und wie ein Haſe ſchnell,
Wenn ſie mich wollen fangen:
Es giebt nicht ärgre Treiber,
Als heirathgier'ge Weiber,
Mit ihrem Jagdgebell.

Der freie Junggeſell
Mit Augen ſtolz und hell
Macht heimlich Zorn entbrennen;
Sie ſchwören hoch und theuer,
Der Haſe muß an's Feuer,
Ihm geht's noch über's Fell.

Der furchtſame Geſell,
Er ſieht die Küche hell,
Den Bratſpieß aufgerichtet:
Frau Köchin, laßt mich laufen,
Pantoffelholz zu kaufen,
Das heizt den Heerd gar ſchnell!

Große Wäſche.

Wie viel haben die Weiber zu thun,
Zu waſchen, zu waſchen;
Können von früh bis Abend nicht ruhn,
Alle Hände voll, alle Taſchen.

Bringt jede ihr Gewäſch herbei,
Des Nachbars ſchwarzes Bündel,
Das iſt ſo ſchwer, ſo ſchwer wie Blei,
Was wiegt oft eine Windel!

Wie iſt die Müh' ſo gut gemeint,
Ging' ſonſt nicht ſo von ſtatten,
Gilt ihnen gleichviel Freund oder Feind,
Wenn ſie nur waſchen und platten.

Sie wüſchen gern die Flecken aus,
Sie ſpähn nach einem jeden,
Und wird ein größerer daraus,
Es kommt von dem vielen Reden.

Wüſch' eine jede nur für ſich,
Nicht gröber und nicht feiner,
Ich glaube dieſes ſicherlich,
Die Wäſche würde reiner!

Verſchwörung.

Ich laſſe mich nicht auf's Heirathen ein,
Ich glaube, mir ſchmeckte nie wieder der Wein.
Brautſtand iſt hin wie Roſenpracht,
Und Morgen iſt's, wenn man erwacht.
Die Harfen und Geigen gehen nach Haus,
Das Tiſchtuch bleibt vom ganzen Schmaus,
Und kommt die Zeit vom Markt herbei,
Heißt's: ſchaffe mir Tiegel zum Kinderbrei!
Bald ſchreit der kleine Balg im Haus;
Wer Ohren hat, der hält's nicht aus.
Ich lobe mir den ſchwarzbraunen Wald,
Wo des freien Wandrers Lied erſchallt.
Ich lobe mir die gute Stadt,
Wo's Roſen ohne Dornen hat.
Ein Blättchen blieb mir hängen am Ohr,
Damit geh' ich hinaus vor's Thor,
Und ſtreck' ich mich unter einen grünen Baum,
Flüſtert mir das Blättchen einen Roſentraum.

Letzter Stoßſeufzer.

Es ſtand ein Baum im jungen Holz,
So grad' und ſtolz,
Hielt blauen Montag die Woche lang
Bei Liedern und Geſang.

Meiner Freiheit ſoll kein Ende ſeyn!
In's Blaue hinein
Rauſcht' er's, und bot der Sonne Gruß,
Und wollt' nur ihren Kuß.

Wer unter meinem Dach will ruhn,
Der mag es thun,
Wer aber Wurzel und Wipfel nachſtellt,
Der ſtolpre, daß er fällt!

Da wollt' ich mir merken im Waldesraum
Den ſchlanken Baum;
Ich zog hervor mein Meſſerlein,
Schnitt meinen Namen ein.

Ich ging und ſah mich nicht mehr um;
Durch Grad und Krumm
Kam ich vor eines Liebchens Thür,
Kam gar nicht mehr herfür.

Weiß nicht, hatt's auch ein Meſſerlein?
Schnitt mir herein
Den lieben Namen in mein Herz,
Daß ich es fühlt' am Schmerz.

Er wuchs hindurch und wieder heraus,
Durch's ganze Haus,
Will ich nun wieder vor die Thür,
Das Herz zerreiß' ich mir.

O lieber Baum, ſei du auch auf der Hut!
Dein froher Muth,
Wenn ſie dich fällten, thät mir leid,
Und Dein friſches grünes Kleid!

Ludwig Uhland,

geboren am 26. April 1787 zu Suttgart.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah' iſt Unſterns Hochzeitsfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reicher Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſey die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefe Höllenkluft.

Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh'.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.

Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,

Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.

Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.

Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Joſeph von Eichendorff,

geb. am 10. März 1788 zu Lubowitz.

Der Polack.

Und komm' ich, komm' ich ohne Pelz,
Mein Liebſte fragt mich aus:
Wo haſt du laſſen deinen Pelz?
Und macht ſich doch nichts draus.

Da drüben iſt gut Schnaps und Bier,
Der Wirth bläſt Klarinett.
Da ſtritten wir, drei oder vier,
Wer's ſchönſte Liebchen hätt'.

Ich aber trank aus Deinem Schuh,
Ließ meinen Pelz im Haus
Und eine Handvoll Haar' dazu,
Ich mach' mir gar nichts draus.

Friedrich Rückert,

geboren am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt.

Der Künſtler und ſein Publikum.

Der Stumme ſprach zum Blinden:
Mir würd' ein Gefalln geſchehn,
Könnt ich den Harfner finden;
Haſt du ihn nicht geſehn?
Ich ſelber mache ſo vieles
Mir nicht aus Harfenton,
Doch wünſcht ich ſehr, er ſpiel es
Für meinen tauben Sohn.

Der Blinde ſprach: So eben
Hab ich den Mann geſehn;
Mein lahmer Läufer daneben
Soll ihn zu holen gehn.
Da lief der lahme Läufer,
Wie man Befehl ihm gab,
Schnell lief er nach dem Harfner
Die Straßen auf und ab.

Der Harfner kam gegangen.
Und machte ſeinen Gruß;
Er hatte keine Arme,
Und ſpielte mit dem Fuß.
Er ſpielte, daß vor Entzücken
Der Taube war ganz Ohr,
Der Blind maß ihn mit Blicken,
Der Stumme jauchzt' empor.

Der Lahme ließ zum Tanze
Sich an, und ſprang mit Macht.
Beiſammen blieb die ganze
Geſellſchaft bis in die Nacht.
Und als ſie nun ſich ſchieden,
War mit des Harfners Kunſt
Das Publikum zufrieden,
Und er mit deſſen Gunſt.

Herr Kongreß.

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er hat ſich hingepflanzt,
Und hat nach einem ſchönen Plan
Anſtatt zu gehn getanzt;
Frau Deutſchheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußte ſie her und hin,
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung franzöſiſcher Tänze
Verlor ſie vom Haupte die Kränze.

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er hat ſich hin poſtirt,
Und hat, anſtatt zu gehn voran,
Herum karuſſelirt.
Frau Deutſchheit karuſſeliren ſich ließ,
Im Kreis herum wie der Braten am Spieß.
Was war der Erſprieß?
Sie konnt es nicht vertragen,
Es ward ihr übel im Magen.

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er war ein Mann von Welt,
Er hat, da es war Schlittenbahn,
Eine Schlittenfart angeſtellt.
Frau Deutſchheit in dem Schlitten fuhr,
Gehüllt in Zobel und Pelzwildſchur.
Wie bekam es ihr nur?
Sie hat die Ohren erfroren,
Den guten Ruf noch verloren.

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er war ein tapferer Held,
Er hat mit Roß und Speer und Fahn
Ein deutſch Turnir angeſtellt.
Frau Deutſchheit, das Turnir ihr gefiel,
Die alte Sitt' in neuem Spiel,
Was war das Ziel?
Die Lanz', ihr zu Ehren gebrochen,
Hat ihr ein Aug ausgeſtochen.

Und als Herr Kongreß nun müde ward,
Von all dem Saus und Braus,
Tanz, Karuſſel und Schlittenfart
Und Turnir, da turnirt er nach Haus.
Frau Deutſchheit, und wenn dus zufrieden biſt,
So lad ich dich ein auf andere Friſt,
Wann Zeit dazu iſt,
Zu Frankfurt an dem Maine,
Da warte, bis ich erſcheine.

Du ſollſt mich als deutſchen Bundestag
Maskirt auftreten ſehen;
Wir wollen, wenns Gott gefallen mag,
Uns wieder im Kreiſe drehen.
Frau Deutſchheit, erhalte mir deine Huld,
Und falle mir nicht in Ungeduld!
Die Zeit iſt ſchuld,
Daß alles mit Schaugepränge
So geht in die Breit und die Länge.

Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld beſtellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil';
Er ſprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von euerer Ernte mein Theil."
Die Araber aber ſind Füchſe von Haus,
Sie ſprachen: „Die untere Hälfte ſei dein."

Der Teufel will all'zeit oben hinaus;
„Nein," ſprach er, „es ſoll die obere ſein."
Da bauten ſie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für ſich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.
Und als es wiederum ging in's Jahr,
Da ſprach der Teufel in hellem Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr."
Da bauten die Araber Waiz und Korn;
Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Aehrenſchnitt,
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

Karl Gottlieb Prätzel,

geboren 1791 in der Niederlauſitz.

Feldherrnränke.

Erſter Geſang.

„Meiſter Bremſel! ohne lang zu ſtreiten
Mach' er ſich bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank ſich ſtellt.
Leichter wird er unſern Muth erregen,
Iſt ſein Heldenanblick uns verliehn;
Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter ziehn!“

Bremſel that's, und hub mit feſten Mienen
Folgender Geſtalt zu ſprechen an:
„Endlich iſt der Augenblick erſchienen,
Endlich reift der langgenährte Plan;
Vielfach hab' ich euern Muth beſchworen,
Hab' euch angereizt bei Bier und Wein;
All umſonſt! ihr hattet keine Ohren,
Fieberangſt durchlief euch Mark und Bein!“

„Schon ſeit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
Um die Zeit des Mais vom Thurme ſchallt,
Zeigen auf des Kirchhofs ſtillem Grunde
Sich zween Geiſter, furchtbar von Geſtalt!
Schwarz und zottig ſind ſie anzuſchauen,
Ihre Augen ſind ein Funkenmeer;
Hörner tragen ſie und Drachenklauen,
Und nach Schwefel ſtinkt es weit umher!“

„Kiebitz, den einſt an des Kirchhofs Planken
Ein Berufsweg ſpät vorbeigeführt,
Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
Daß vor Angſt ihn nicht der Schlag gerührt!
Küſters Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
Halb gelähmt, mit Müh und Noth entkroch
Sie dem Platz und unter ihrer Haube
Rappelt es bis dieſe Stunde noch!

„Dieſem Unheil muß geſteuert werden!
Herzhaft müſſen wir dem Schreckbild nahn;
Oder als das feigſte Volk auf Erden
Schildert uns des Auslands Läſterzahn.
Will der Urian uns Schlingen legen,
Treff' er uns geſtählt mit Muth und Kraft!
Ach wir ſind, des trägen Zauderns wegen,
Längſt das Spottgedicht der Nachbarſchaft!“

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
Wie ſo tief mich euer Anblick rührt!
Mit Geſchoß und Speer ſteht ihr gerüſtet,
Und das Werk ſeh ich ſchon halb vollführt.

Droht uns auch das ganze Heer der Geiſter;
Ich, der Schützengilde Flügelmann,
Erbgeſeßner Zunft- und Schneidermeiſter,
Scheue nichts, und zieh euch kühn voran!“ —

Sprachs und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann ſchwitzend von der Bank herab,
Schnallte haſtvoll ſich die Schuhe wieder,
Und ergriff den knot'gen Feldherrnſtab.
Alle drängten ſich um ihren Führer
Wie die Bienen um den Weiſel her,
Und es trank der große Herzensrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Raſtlos hatte für die Abendſtunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'ſchem Grunde
Hier ein Glas geſchwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, ſtatt zufriednen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geiſt und Kraft,
Und den Vorrath ſeines Gerſtentrankes
Für Stieglitzenſchmäuſe angeſchafft.

Doch vor Allen, die zum großen Werke
Jetzt ſich ſtählten in des Gaſtwirths Haus,
Zeichnete durch ſeines Durſtes Stärke
Sich der Altgeſell wie immer aus!
Dieſem Durſt hat er das Loos zu danken,
Das ſich draußen wider ihn verſchwor;
Als er rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Stern' aus dem Geſicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht geſunken,
Und der Feldherr ſtellte, ſtillbemüht,
Die Verſchwornen, die ſich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäß, in Reih und Glied. —
Und nun ſei, o Muſe mir gewogen!
Nenne ſonder Umſchweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche Jeder trug!

Majeſtätiſch an des Heeres Spitze
Prangt im grünkalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremſel mit dem Knotenſtock.
Aber wer erkennt den Windesraſchen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taſchen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und ſchwer.

Ihm zunächſt ſchließt ſich mit dickem Zopfe
Bärenſchreck, der Huf- und Grobſchmidt, an:
Einen Karpfenkeſſel auf dem Kopfe,
Und mit ſteifem Schurzfell angethan.
In den Fäuſten ſchwingt er Keul' und Meſſer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungeſtümen Eiſenfreſſer
Mordluſt aus dem rußigen Geſicht.

Auch den Aldermann der Feuerſpritzen,
Hänſel Pfiff, ſieht man im Zuge gehn!
Stets gerecht ſtehn ſeines Hutes Spitzen,
Mag er ſie nach Süd und Weſten drehn.

Muth und Liquor röthen ihm den Zinken;
Und ſo trabt er hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gaſtwirth, trägt, der vierte
Eine Peitſche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasſtaub überſchmierte:
Wo ſie anſchnellt, wächſt kein Härchen mehr. —
Ihm geſellt mit roſtiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantaſirend auf der Pfennigs-Flöte,
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künſtlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeſchätzt im Städtchen, ſeinen Platz:
Peter Primel, Traum- und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart' und Kaffeeſatz!
Jammervoll beſchwert mit Magenkrämpfen
Iſt er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die innre Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verſe macht!

Eingeweiht in dunkle Künſt' und Zeichen
Thut er — kann er des Geſpenſtes Ohr
Mit den Zauberformeln erſt erreichen —
Auch als Geiſterbanner ſich hervor,
Feuer frißt er, daß die Ohren dampfen,
Gläſer kann er auseinander ſchrein. —
Dieſen ſieht man kühn den Boden ſtampfen,
Und mit blanker Holzaxt zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr ſeinem Dienſt verſprach,
Folget auch, verſehn mit Hark' und Spaten,
Feydelbach, der Todtengräber, nach.
Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich ſeinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloß- und Kirchenfeger,
Und der Weichſelzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweſte,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirmeßfeſte
Ohne Notenblatt den Grundbaß ſägt.
Ach, ihm wär' es nimmer zu verdenken,
Hätt' er ſich vom Zuge losgeſagt;
Doch den Spieß ſieht man ihn muthig ſchwenken,
Trotz der Gicht die ſeine Glieder plagt.

Auch der Fleiſcher nimmt, ein halber Heide
Und Geſpenſterläugner, ſchuldigſt Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Meſſerſcheide
Und am Arm das blankgeſchliffne Beil. —
„Was," ſo pflegte Stroppel oft zu ſagen,
„Von Geſpenſtern in dem Städtchen ſpukt,
Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederſchluckt!" —

Eine Trommel mit beſchabtem Felle,
Und von melancholiſch dumpfem Ton,
Trägt Elias Muff, der Altgeſelle,
Schier ergraut in Stroppels Brod und Lohn.

Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einſt dahin gezogen war,
Für die Kirmiß Rindvieh einzuholen,
Und ſie blieben Freund' auf immerdar.

Nicht auf ſchlechtem Seitenweg' erſchlichen
Ward dies Amt von der beſcheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht ſoll ihn der Muth verführen,
Eh man ſiegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungeſtümen Eifers ſie zu rühren,
Darum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend ſtand der Mond am Himmelsbogen,
Frühlingslüfte ſpielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr ſich ihrem Ziel.
Friedlich aber vor des Kirchhofs Räumen,
Liegt ein Hügel, der, zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr ſelber
Stieg hinauf mit raſchem Ungeſtüm,
Und die andern alle, wie die Kälber,
Die den Hirſchbock drängen, folgten ihm.
Buhzel ſelbſt, als man an Ort und Stelle
Angelangt, ſtand in den Vorderreihn;
Auch die Trommel trug der Altgeſelle
Unverdroßnen Muthes hinterdrein.

Und wie alles nun hinüberſpähet,
Sieh, da ſpringen aus dem Fliederſtrauch,
Welcher innen an der Planke ſtehet,
Die Geſpenſter ganz nach altem Brauch,
Tummeln erſt, den Lauſchenden zum Schrecken,
Seltſam auf den Gräbern ſich herum,
Klettern emſig auf und ab, und ſtrecken
Endlich in das Gras ſich ſtill und ſtumm.

Todtenſtille herrſcht' im Heldenkreiſe,
Die Geſichter wurden blaß und roth;
Bis der Gaſtwirth Raps, nach ſeiner Weiſe,
Der Verſammlung eine Priſe bot.
„Riecht ihr's auch?“ begann mit hohlem Flüſtern
Hänſel Pfiff, der Held mit Zang und Pfahl;
„Man erlebt ſolch Funkeln und ſolch Kniſtern
Wohl ſein Tage nicht zum zweitenmal!

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!“
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen
Um ein Zeuge eurer Angſt zu ſein?
Herzhaft müſſen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh;
Bürger Tiefenbachs! die Weiber ſchlagen
Uns die Thüren vor der Naſe zu!“

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erſtreiten,
Während ich mit Einſicht und Verſtand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.

Nicht dem Feldherrn ziemt's mit blindem Wagen
Seine unerſetzliche Perſon
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie geſagt, davon.“ —

Als ihm aber dieſes Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Dieſen ſah man wild die Hände ballen,
Jener ſprach von Trug und Schelmerei.
Alle ſah er wider ſich verſchworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen ziehn.

Alle folgten in geſtrecktem Trabe,
Doch ſobald man an der Pforte ſtand,
Winkte Bremſel mit dem Feldherrnſtabe,
Das Geſicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt,“ ſo ſprach er, „laßt uns Rathes pflegen;
Meinen Vorſchlag höret alleſammt;
Stemmt euch nicht zum zweitenmal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!“

„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul und Spieß allein?
Mit den Kieſeln, die die Taſchen füllen,
Kann ich nur von weitem nützlich ſein! —
Ueberdieß iſt mir die Kraft geſunken!
Hätte doch ſein ſaures Lagerbier
Raps, der ſchnöde Schenkwirth, ſelbſt getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich ſchier!“ —

Aber ſchwer verletzt durch dieſe Worte
Warf ihn Raps, in ſeines Zornes Drang,
Dergeſtalt an die verſchloſſ'ne Pforte,
Daß ſie knarrend aus der Angel ſprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeſelle
Die Begierde ſeines Muthes nicht,
Läßt ſie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen,
Grauenvoll iſt die Entſcheidung nah;
An den Boden ſinken Spieß' und Keulen,
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremſel ſtrebt umſonſt ſich aufzurichten,
Todesangſt umnebelt ihm den Sinn;
Und — zwei ſchwarze Pudelhunde flüchten
Ueber ihn mit Windesſchnelle hin! —

Friedrich Voigts,

geboren am 31. October 1792 zu Hannover.

Der neue Actäon.

Im Walde ging ein kluger Mann,
Der ſah ſich ſo die Bäume an,
Die knorrigen, die ſchlanken,
Er ſchätzt ſie in Gedanken:
„Wie bald vergeht die Sommerglut,
Da thut ein warmer Ofen gut!“
Kuckuck!

Da rauſchet, wie er geht und ſinnt,
Rings durch das Grün der Waldeswind;
Die Zweige ſchwanken nieder,
Erheben raſch ſich wieder;
Die Tannen raſcheln ernſt und ſchwer,
Gebüſche ziſcheln hin und her.
Kuckuck!

Es lacht der goldne Sonnenſchein
Tief ins lebendge Grün hinein;
Hervor in Silberringen
Des Baches Wellen klingen,
Und Blumenglanz ſo mannigfalt
Durchäugelt rings den weiten Wald
Kuckuck!

„Was iſt das für ein dumm Geſchrei?
Mein Aug' iſt ſcharf wie ihrer drei,
Doch kann ich nicht erkucken,
Nicht voran, nicht im Rucken,
Auch nicht nach beiden Seiten hin,
Ein rechtlich Holz nach meinem Sinn.“
Kuckuck!

— Ei ſchaut mir da den klugen Wicht!
Er ſieht den Wald vor Bäumen nicht!
So ſchreit es von den Aeſten,
Aus Zweigen und in Neſten.
Und aus den Büſchen, kraus und wild,
Kommt ſchlau hervor ein Frauenbild.
Kuckuck!

Sie blickt dem Wellenſpiel im Bach,
Geſenkt auf ihren Bogen, nach;
Erhebt ſich nun in Eile,
Wirft Bogen hin und Pfeile,
Und ſtreift mit keuſcher Lilienhand
Von Hüſt und Schulter das Gewand.
Kuckuck!

Da geht ein Leuchten alſobald
Wie Morgenſchimmer durch den Wald.
Sie taucht die Marmorglieder
Scheu in die Wellen nieder —
Kein Blättchen bebt, — nur fernher ruft
Es leiſer, wie aus tiefer Kluft:
Kuckuck!

„Ins Henkers Namen — Was iſt das?
Im Waſſer da hanthiert ſo was —
Ei, ſoll mich Gott bewahren!
Ein Weib mit braunen Haaren,
Nackt wie ſie kam ans Weltenlicht,
Im Waſſer ſitzt und ſchämt ſich nicht!“
Kuckuck!

„Zum Kuckuck! Leider ſeh ich klar
Daß nackte Weib nun in Gefahr
Für meine Ruh' und Ehre —
Das ſie beim Kuckuck wäre!
Ich faſſe mich, ich bin ein Mann,
Ich zeige das dem Förſter an!“
Kuckuck!

Und „Kuckuck!“ dort, und „Kuckuck“ hier
Mit Lachen ſchallt im Waldrevier
Aus Bäumen, Buſch und Hecken.
Mit zürnendem Erſchrecken
Taucht ſcheu das ſchöne Weib hervor —
Woher der gellend laute Chor
Kuckuck?

Wie ſie den klugen Mann erſehn,
Muß ſie erröthend, lächelnd ſtehn;
Sie ſcheint ſich zu beſinnen,
Was mit dem Tropf beginnen?
Und aus dem Bache zieht ſie kraus
Und weich ein ſeltſam Ding heraus.
Kuckuck!

Sie eilt damit dem Manne zu,
Und eine Schlafmütz' hat im Nu
Er über beiden Ohren.
Er ſchreit: „Ich bin verloren!“
Doch gleich behaglich fühlt er ſich,
Singt durch den Wald ſich ſchlummerlich:
„Kuckuck!“

Und ſieh — da ſteht ein trockner Baum,
Wie ſelbſt der kühnſte Ofentraum
Niemals gezeigt dem Sänger.
„Was ſuch' ich denn noch länger?“
Ruft er entzückt und ſpringt beiſeit:
„Der heizt mir eine Ewigkeit!
Kuckuck!“

Wilhelm Müller,

geboren am 7. Octbr. 1794 zu Deſſau, geſtorben am 1. Octbr. 1827 daſelbſt.

Des Poſtillions Morgenlied vor der Bergſchenke.

Vivat, und in's Horn ich ſtoße!
Vivat, wie ſo hell es klingt,
Wenn es in der Morgenſtunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitſche knallt dazwiſchen,
Und die Räder raſſeln d'rein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager,
Ruft mir zu der Paſſagier!
Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.

Kann ich's mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterſporn,
Hat mein Herz für ſeine Liebe
Doch dies kleine runde Horn.

Wer's verſteht, es klingt nicht übel,
Friſch und ſcharf wie Morgenwind,
Und die Liebſte, die ich meine,
Iſt kein ſchwächlich ſtädtiſch Kind.

In dem Wald iſt ſie geboren,
Iſt des Schenken Töchterlein.
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen ſeyn.

In dem Walde ſteht die Schenke
Einſam auf dem höchſten Berg.
Durch den Schornſtein bläſt die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber ſie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geiſtern umzugeh'n,
Wenn ihr Schlüſſelbund nur klappert,
Läßt kein Spuk ſich weiter ſeh'n.

Und wie trefflich kann ſie bannen
Geiſter auch von Fleiſch und Bein,
Die Berauſchten, ſei's von Liebe,
Sei's von Bier und Branntewein.

Keiner wagt ſich ihr zu nahe,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberſpringer
Zung' und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und geſprächig
Iſt ſie dem beſcheidnen Gaſt,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Raſt.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier.
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der ſchmucken Dirne hier.

Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach, ich dürſte,
Schenke, ſchenke Liebe mir!

Vivat, und in's Horn ich ſtoße,
Und es muß geſchieden ſeyn!
Vivat, und wie ſoll es ſchmettern,
Kehr' ich hier auf ewig ein!

Der Prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Kappel in der Hand,
Zieh'n wir Prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinausgewandert,
Hab ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt;

Steht alſo in keinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel ſingen könnte,
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heiſ're Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus.

Ei, da gab es naſſe Augen,
's war mir ſelbſt nicht einerlei;
Sprach ich: 's iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus;
Konnt' nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vög'lein hat's vernommen:
Flög' nur eins an Liebchens Ohr,
Säng' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus ander'm Ton
Abends unter ihrem Fenſter:
Schätzel, Schätzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſika!
's Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Selbſtgenügſamkeit des Zechers.

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt es mir mit nichten ein,
Ueber dieſer Erde Schranken
Aufzuſchwingen die Gedanken,
Und zu ſchaun in blaue Fernen
Nach des ew'gen Ruhmes Sternen:
Wenn ich trinke guten Wein,
Will ich nicht im Himmel ſein.

Wißt ihr von dem Phaeton,
Phöbus naſeweiſen Sohn,
Der auf ſeines Vaters Wagen
Wollte durch den Himmel jagen?
Jupiter mit ſeinem Blitze
Schmettert' ihn vom Kutſcherſitze
Häuptlings in den Po hinab,
Und das Waſſer ward ſein Grab.

Anders ging es nicht dem Kind,
Das aus Kreta's Labyrinth
Wollt' auf ſeinen eitlen Schwingen
Grad' empor zur Sonne dringen.
Bald zerſchmolz das Wachsgefieder
Und der Vogel ſtürzte nieder:
In des Meeres bittrer Fluth
Büßt er ſeinen tollen Muth.

Phaeton und Ikarus,
Du im Meer, und du im Fluß,
Hättet ihr hübſch Wein getrunken,
Nimmer wäret ihr geſunken
Von dem hohen Himmelsbogen
In die tiefen Waſſerwogen: —
Die da trinken guten Wein,
Wollen nicht im Himmel ſein.

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt mir oft eu'r Schickſal ein,
Und ich blick', als frommer Zecher,
Nieder in den engen Becher,
Nicht empor nach Ehrenſternen,
Nicht hinaus in blaue Fernen:
Wenn ich trinke guten Wein,
Mein' ich, was ich will, zu ſein.

Frühlingseinzug.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang' ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon —
Horcht, horcht, es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft im Sold,
Die ruft er ſich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein bauſebäckig rothes Kind,
Und bläſt, daß alles klingt und klirrt,
Bis ſeinem Herrn geöffnet wird,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenſchein,
Der bricht mit gold'nen Lanzen ein,
Der ſanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engſten Ritzen auch,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Herzen auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Zum Angriff ſchlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Bruſt!
Herein, herein, du Frühlingsluſt,
Geſchwinde, geſchwinde!

Karl Immermann,

geboren am 24. April 1796 zu Magdeburg, geſtorben am 25. Auguſt 1840 zu Düſſeldorf.

Der Traum von der Flaſche.

Aus dem Keller zu Heidelberg
Trat ich in die duftende Laube;
Vor mir der Nußbaumgrünende Berg,
Ueber mir ſchwellend und blauend die Traube!
Und ich hatte getrunken, ich glaube.
Wiſſet, Ihr Lieben: dieſes Ereigniß
Gründete ſich auf den gründlichſten Grund,
Denn nach Aller vernünftigen Zeugniß
Oeffnete Gott nicht umſonſt uns den Mund.
Ich lobte den Herren, mich kränzend mit Ranken,
Ich dachte, dacht' und entſchlief in Gedanken.

Tolles Zeug in der grauen Taſche,
Schwirrte, Mohntriefend, herzu der Traum,
Und da ſaß ich in gläſerner Flaſche,
Eingeſperrt in den dämmernden Raum
Voll Blume, voll Firne, voll dunſtendem Schaum!
Es war kein Schoppen, es war kein Ort,
Es war kein Nöſel, es war kein Mäßchen,
War keine Halbe, glaubet dem Wort,
Auch keine Ganze zu dreizehn Gläschen.
Mit dieſer Flaſche war es eigen beſtellt,
War grade ſo groß, wie die ganze Welt.

O weh' mir! rief ich, eingepfropft
Bin ich, weil ich gelebt was munter.
Da merkt' ich, die Flaſche ſei vollgeſtopft
Bis zum Rand, bis zum Kork, von Geſellſchaft, bunter,
Das ſchwirrt, hüpft, trappelt hinauf und hinunter!
Fremde ſah ich, bekannte Geſichter,
Den Armen, den Reichen, den Herrſcher, den Knecht,
Liebende, Diebende, Richter, Gelichter,
Klug, dumm, grob, fein, redlich und ſchlecht.
Sie hatten des Weſens gar viel zu beſchicken,
Ich duckte mich nieder, ich meinte zu ſticken.

Habt Ihr früh in den Bergen geſchauet,
Wenn die Sonn' aus blut'gen Streifen ſich hob,
Wie der Felſenkeſſel das Wetter brauet',
Um die Klippen der Nebel Geſpinſte wob,
Hier haſtete, flockte, dort zog und ſchnob?
So, kommend und ſchwindend, zerſtört im Entſtehn,
Ein körperlos-luſtiges Wehen und Scheinen,
Waren die Mitgefangnen zu ſehn,
In Schelten und Loben, in Lachen und Greinen.
Ich lugte von der Flaſche Boden empor,
Zu erkennen ſucht' ich den ſchwärmenden Chor.

Hier ſchmatzten ſie ſich, und biſſen dabei,
Dort kratzten die Weiber die zärtlichſten Männer;
Zwei Blinde ſchwatzten, was Farbe ſei?
Drei Taube nannten ſich Tönekenner,
Fünf Lahme riefen: wir ſind die Renner!

Seitwärts ſaß ein Kerl, dem die tragiſche Raupe
Den hohlen Schädel ſtatt des Hirnes erfüllt',
Sah grimmig aus, wie ein Hund mit der Staupe,
Und erdolcht' einen ledernen Handſchuh wild,
Und nach des ledernen Handſchuhs Ermorden
War ein Trauerſpiel fix und fertig geworden.

Ich ſah' Jemanden klappernd frieren,
Doch ging er im Hemd, als ſei ihm zu heiß;
Eine prüde Schönheit wollte ſich zieren,
Und zeigte darüber, o Jammer! den Steiß.
'S bließ Einer viel Seifenblaſen mit Fleiß,
Er keucht, geknöpfet auf den Rock:
„Seht, wie ich für Großes zu Schande mich ſchwitze!“
Ein moraliſcher Ritter, hoch zu Bock,
Stieß wüthend danach mit der Lanzenſpitze,
Kam nicht von der Stelle, der Bock war ſteif,
Indeſſen zerſprangen die Blaſen von Seif'.

Mir gefiel ein ſtiller, emſ'ger Mann,
Der ſcheuert' an einem alten Faſſe
Mit ſtumpfem Beſen, was er kann,
Am Faß, das durchließ alles Naſſe;
Er ſchien mir von einer beharrlichen Race.
Sang von guten einſt'gen Zeiten,
Die Tonne ſei von Olim zwar,
Doch müſſe man d'rin das Lager bereiten
Für den friſcheſten Wein von dieſem Jahr.
Wie der Mann ſo handthiert, ſo ſinget und leyert,
Hat er den Beſen, ſich ſelbſt und das Faß weggeſcheuert.

Aber zwei Küchlein, zwei Liberale,
Waren eben gekrochen aus,
Saßen in mürber Eierſchale,
Die däucht ihnen ein rechtes Freiheits-Haus;
Sie gaben einander den Liebesſchmaus.
Das war ein Schönethun, Wenden und Drehn!
Piepten nothdürftiglich, trieben viel Faxen,
Hätt' es in der Eile gleich wollen gehn,
Wären ſie gern ein wenig gewachſen. —
Die Brut war nackend noch, feucht und flau,
Hatten doch ſchon Geſichter, ganz ältlich und grau.

Das Gewinſel, Gepinſel rings um mich!
Faſt hätt' ich's nicht länger ausgehalten.
Da tröſteten meine Augen ſich
An Roſenentſproßnen, beſchwingten Geſtalten,
So über dem Wirrſal morgenklar wallten.
Ein paar Küſſe, die noch nicht verdorben
Im Keller der politiſchen Zeit!
Ein Paar Scherze, die noch nicht geſtorben
An contagiöſer Ernſthaftigkeit!
Ein Paar Buben, die bebändert zum Tanze noch gehen,
Ein Paar Mädchen, die noch lieblich zu äugeln verſtehen!

Der Troß von unten, niederträchtig,
Giſcht, drängt in den Flaſchenhals ſich und ſie,
Und von oben, von außen zerret mächtig
Am Pfropfen eine hölliſche Compagnie:
Einen größern Schrecken erlitt ich nie.

„Weh' uns! Wir ſind verloren All',
Wenn der Stöpſel ſpringt, wenn der Hals wird offen!
Geſindel, Geſindel, bedenke den Fall,
Da draußen iſt nichts zu genießen, zu hoffen!“
Vergebens! Es drängt, hebt, zieht mit der Macht,
Mich ergreift ein Entſetzen, da — bin ich erwacht.

Doch wie ich meine Wimpern mir
Seitdem mit dem Finger kräftig gerieben:
Ich ſitz' in der Flaſche für und für,
Und der trunkene Traum iſt mir wachend geblieben,
Nur mit einem ſehr nüchternen Troſt, o ihr Lieben!
Es hingen ſich nämlich ein Schuſter, ein Schneider
An den Kork, zu dem edelſten Bunde geſellt,
Und durch die Bürde, die würdige, Beider
Ward das Gleichgewicht dauerhaft ſicher geſtellt.
So viel die Andern des Zieh'ns auch verſuchten,
Uns ſchützen vom Schneider, vom Schuſter, die Wuchten.

Beſchirme den Schuſter und ſeine Geſchwiſter,
Den Schneider und ſeine Geſellen auf's Beſt',
O Herr! — Es halten allein die Philiſter
Auf der großen Flaſche den Stöpſel feſt,
Und die wüſten, die lockeren Vögel im Neſt!
Denn ſtark iſt die Gährung, und groß der Rumor.
Die ſchlechten Poeten, die falſchen Propheten,
Die Alten, die Neuen, der Weiſe, der Thor,
Die Frechen, die läſtern, die Frommen, die beten,
Ohne Schneider, ohne Schuſter, ſie wären gefahr'n
Aus der Flaſche zum Teufel ſchon vor etlichen Jahr'n!

Abraham Emanuel Fröhlich.

geboren 1796 zu Brugg in der Schweiz.

Adelſchlauheit.

Golden, grün und blau
Brüſtet ſich der Pfau,
Und in vollen Ringen
Läßt den Schweif er ſchwingen,
Als auf grüner Haide
Die im ſchlichten Kleide
Süße Lieder ſingen.
Er belobt ſie nickend
Und leutſelig blickend,
Aber nicht ein Tönchen
Ließ er ſelbſt erklingen.

„Vater, fragt' ein Söhnchen,
Warum will der Pfau
Nicht mit andern ſingen?“
Jener ſagte: „Schau',
Seine Stimm' iſt rauh,

Seine Lieder ſcheußlich;
Spielend drum mit Glanz
Bringt er dieſes weißlich
Hinter ſeinen Schwanz!“

Herablaſſung.

„Junker Storch, ich kann's nicht deuten,
Sagt ihm eine von den Tauben,
Daß Sie Dinge ſich erlauben,
Die ſelbſt an gemeinen Leuten
Wir für unanſtändig halten.

Ihren Adel zwar, den alten,
Den bezweifeln nur die Thoren;
Denn Sie ſind ja hochgeboren,
Auch ein Welt- und Vielgereiſ'ter,
Ein nach jedem Land geſpeiſ'ter,
Und Sie haben wohl viel hundert
Schön-Ausſichten anbewundert!
Klar iſt's an den hohen Sitten,
Wie die Leute Sie behandeln,
An den würdevollen Schritten,
Wie Sie unter ihnen wandeln.

Aber daß Sie ſich vergeſſen,
Bienen und Gewürm zu eſſen,
Das verdient doch wahrlich Tadel!“

„Laß ſie, ſagt er, dieſes Schwätzen.
Juſt darin beſteht der Adel;
Ueber ſolches ſich zu ſetzen.“

Der alte Radgaul und das Füllen.

Füllen, ſagt mit ſchiefem Maul,
Der im Rad ergraute Gaul,
Laß dein Jauchzen und dein Springen,
Willſt du unſre Gunſt erringen.
Sieh den Eſel wie beſcheiden
Und wie ſtill er auf den Weiden
Sich Gedörn und Diſteln pflückt,
Welche wir ihm übrig ließen,
Und wie dankbar im Genießen
Er ſich uns in Demuth bückt,
Deinem frechen Uebermuth,
Iſt das Gras nicht einmal gut!

„Und du fühleſt dich beglückt,
Sagt das Füllen, wann die Tröpfe
Vor dir ſenken ihre Köpfe?“

Von.

Am Hofe beklagen ſich vornehme Thier':
Es dünkte ſie etwas Verächtliches ſchier,
Nur ſchlechtweg zu heißen: Herr Fuchs, Herr Bär;
Als ob ihres Gleichen ein Jeder wär'.
Da läßt der Leu den Befehl heraus,
Man ſoll ſie nennen nach ihrem Haus:
Von Winkelluſt einen Junker den Fuchs,
Von Lauerbuſch einen Grafen den Luchs,
Die Bären Prälaten von Honighain,
Die Eſel Baronen von Diſtelrain.
Seit achten die Eſel und Andre das Von
Als ihre alleinigen Ehrenkron'.

Karl von Holtei,

geboren 1797 zu Breslau.

Saſſafras und Saſſaparille.

(Im ſchleſiſchen Dialekt.)

De gnäd'ge Frau ruft zum Fänſter 'naus:
Wu is der Braſſelſche Bute?
„Do drunten ſtiht a am Gärtnerhaus
Und wurgt a' ſe'm Frühſtücksbrute!“
He, hir' a mol här, mei' Hundel is' krank,
Gih fix ei' de Stadt 'nei', Spille,
Und ſe'dre dich uf deinem Gang,
Hul Saſſafras und Saſſaparille!

Mei' Spille giht und ſchwadrenirt
Im Gih'n de dunnerſchen Worte;
Se gihn em vom Maule als wie geſchmiert; —
Nu is' a am rechten Orte;
Nu ruft a zum klenen Fanſterle 'nein
Mit grußem Praſch, där Spille:
Härr Abdecker wil a ſu gut wull ſeyn?
„A ſaſſ, a fraſſ, a halt' anne Brille!“

Der Herr Ap'theker ei' guder Ruh'
Aß juſt anne Putterſchnite
Und och a Kannewürſchtel derzu, —
De Prille hatt' a' immer mite . . . .
Där hirt nich' gut, weil a juſte kaut
Und ſpricht: hä, was is' ſei' Wille?
Do ſchreit der Spille irſchte recht laut:
„A ſaſſ, a fraſſ, a hatt' anne Prille!“

Do reckt der Ap'theker de rechte Fauſt
Zum Fänſterle 'naus: du Uchſe!
Und gibt em ene, daß 's ock a ſu ſauſt
Und ſpricht: du Lümmel, nu muckſe!
Was ſchirt dich meine Prille, du Viech!
Do geh' und verſchluck' nu' de Pille;
Do gih' du Näkel; im Gihen ſprich:
„A ſaſſ, a fraſſ, a hatt' anne Prille!“

Mei' Spille ſchüttelt wul a Kup',
De Zähne thun em nich' ſüße;
A ſa't: de Medezin is gar grub; . . .
Derweilen rührt a de Füße.
Und wie a kimmt zur Herrſchaft 'naus
Do giht a ei-n-aller Stille
Zum Hundekürbel, zerrt's Müpſel 'raus:
„A ſaſſ, a fraſſ, a hatt' anne Prille . . .“

Und ſchlä't, als wär'ſch anne Mandel Kurn
Und ſchlä't, als ſöllt' a ſe dräſchen,
De gnädige Frau ei' vullem Zurn
Ruft a Jäger, a ſol' en präſchen;

Der Jäger kallaſcht en, wie nich' geſcheidt,
('s war wul ſei' Freund nich', där ſille,)
Der Spille mit blutiger Guſche ſchreit:
„A ſaſſ, a fraſſ, a hatt' anne Prille!“

Und wie a nu derheme wär,
Do that ſich de Sache antſcheiden;
Zum Narren geha't ha'n ſ'en manches Jahr,
Sei' Läbelang mußt' a 's derleiden;
Wenn a mit Seiner geurbert hat,
Do ſprach ſe: du ſey mer ock ſtille,
Suſt' ſchick' ich dich glei' wieder nei' ei' de Stadt,
Nach Saſſafras und Saſſaparille.

Auguſt Heinrich Hoffmann,

(genannt Hoffmann von Fallersleben)

geboren am 2. April 1798 zu Fallersleben.

Der erſte April.

Wie wir als Knaben uns doch neckten!
Wie wir voll Schelmenſtücke ſteckten!
Ich mach's noch heute nicht bekannt,
Wonach ich einsmals ward geſandt,
Ich ſchweige ſtill,
Sonſt hört' ich heute noch: April, April!
Man ſchickt den dummen Narren,
wie man will.

Nach ungebrannter Aſche gingen,
Nach Mückenfett und ſeltnern Dingen
Wir ernſthaft in des Krämers Haus,
Der warf uns dann zur Thür' hinaus.
Schweig' ſtill, ſchweig' ſtill!
Sonſt ruft man heute noch: April, April!
Man ſchickt den dummen Narren,
wie man will.

Wie wir's gemacht als kleine Kinder,
So macht's ein König auch nicht minder;
Er ſchickt ſein Volk nach Freiheit aus,
Es kehret wieder um nach Haus
Ganz ſtill, ganz ſtill!
Die Nachbarn rufen laut: April, April!
Man ſchickt den dummen Narren,
wie man will.

Mauskätzchen.

Mauskätzchen gab ein großes Feſt,
Und hatte dazu geladen
Bekannt und Verwandte von Oſt und Weſt
Und lauter Ihro Gnaden.
Miau miau miau.

Sie trieben vielerlei Poſſen und Scherz,
Und füllten ſich weidlich den Ranzen.
Und weil es nun eben war im März,
So wollten die Kätzerlein tanzen.
Miau miau miau.

Doch alle die gnädigen Kätzerlein,
Die gnädigen Kater und Katzen,
Die konnten nichts als miauen und ſchrein
Und ſchluchzen und pfuchzen und pfnatzen.
Miau miau miau.

Mauskätzchen ſchickt nach dem Pudel hin,
Der konnte das Hackebrett ſchlagen,
Der ſollte ſo was nach ihrem Sinn
Auf dem Hackebrett vortragen.
Miau miau miau.

Der Pudel war ein geſcheidter Mann,
Eine bürgerliche Canaille:
„Was geht mich Dero Geſellſchaft an,
Ew. Gnaden Katzengebalge?“
Wau wau wau wau.

Müller und Schneider.

Die Müller und die Schneider
Die litten große Noth,
Den einen fehlten Kleider,
Den andern fehlte Brod.

Da hieß es: Jetzo wählet!
Entweder leidet Noth
Und Kummer, oder — ſtehlet
Euch Petersfleck und Schrot.

Die Noth die lehret beten,
Mit Stehlen kriegt man Geld;
Und wenn ſies auch nicht thäten,
So glaubts doch alle Welt.

Der Spittelleute Klagelied.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müſſen Morgens früh aufſteh'n,
Und wenn wir das Gebet geſprochen,
Zwei Eimer Waſſer holen geh'n
Und unſ're Morgenſuppe kochen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Dann müſſen wir um halber zehn
An unſer Tagewerk gleich ſchreiten,
Und wied'rum an dem Heerde ſteh'n
Und unſer Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum iſt das Mahl genommen ein,
Kaum kann man ſich des Schlafs erwehren
Gleich muß man wieder munter ſein,
Das Veſperbrötchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Iſt nun auch endlich das geſcheh'n,
So wird es Abend unterdeſſen;
Wir mögten gern zu Bette geh'n,
Und müſſen noch zu Nacht erſt eſſen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob, bald endigt ſich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit nichten!
Wir müſſen nach dem Abendbrot
Erſt unſ're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Nun iſt es doch zum Ausruh'n Zeit,
O nein! wir dürfen noch nicht ſchlafen;
Der Spittelmeiſter lärmt und ſchreit:
Erſt reinigt Teller, Krug und Hafen!

Auguſt Kopiſch,

geboren am 26. Mai 1799 zu Breſlau.

Hiſtorie von Noah.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noä Opfer fein,
Und ſprach: Ich will dir gnädig ſeyn.
Und weil du ein ſo frommes Haus,
So bitt' dir eine Gnade aus.

Der Noah ſprach: Ach lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nit ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind:
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han.

Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und ſprach: Den ſollt du pflegen ſehr,
Und wies ihm alles ſo und ſo:
Der Noah war ohnmaßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Darzu ſein ganzes Hausgeſind,
Pflanzt' Weinberg rings um ſich herum;
Der Noah war fürwahr nit dumm,
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht' ihm eben kein Beſchwer.
Er trank, nach dem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und funfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus erſicht,
Daß Weins Genuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

Soldatenlied.

Wenn man beim Wein ſitzt: was iſt da das Beſte:
Anſtoßen, austrinken iſt das Allerbeſte!
Komm, mein lieber Kamerad,
Dein bin ich mit Wort und That!

Wer das Gläslein heut noch hält,
Weiß nicht, ob er morgen fällt!
Drum, wenn man beim Weine ſitzt, iſt das Allerbeſte
Anſtoßen, austrinken, ja das iſt das Beſte!

Wenn's vor den Feind geht: was iſt da das Beſte!
Dreinſchlagen, dreinſchlagen, ja das iſt das Beſte!
Haut und hackt man, daß es fleckt,
So erwirbt man ſich Reſpekt:
Jeder, den man niederbrennt,
Macht ein tiefes Kompliment!
Drum, wenn's vor dem Feind geht, iſt das Allerbeſte
Dreinſchlagen, dreinſchlagen, ja das iſt das Beſte!

Flieht uns ein Mädchen: was iſt da das Beſte?
Feſthalten, feſthalten, iſt das Allerbeſte!
Denn dem Weibervolk gefällt,
Wer da ſpielt den Herrn der Welt,
Wer nicht lang' vorhero fragt,
Und recht küßt, wie's ihm behagt!
Drum, flieht uns ein Mädchen! iſt das Allerbeſte
Feſthalten, feſthalten, ja das iſt das Beſte.

Des kleinen Volkes Ueberfahrt —

„Steh auf, ſteh auf! Es pocht ans Haus!"
„„Tip tipp."" „Wer mag das ſein?"
Der alte Fährmann geht hinaus:
„„Tip tipp."" „Wer mag das ſein?"

Nichts ſieht er, halb nur ſcheint der Mond:
Die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüſtert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir ſind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein,
Fahr' über uns, die Müh' iſt klein,
Und Jedes zahlt ſein Hellerlein:
Es lärmt zu ſehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!

Unheimlich wirds an dieſem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerſchlag,
Und ſchießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag." —
Der Fährmann ſteigt in ſeinen Kahn:
„„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!"" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer ſah:
Er wußte nicht wie ihm geſchah,
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntauſend kleine Stimmchen
Viel feiner, als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte ſein,
Er kommt . . . . die kleinen Weſen ſchrein:
„Zertritt uns nicht, wir ſind ſo klein!" —
Da mußt er wohl behutſam ſein!

Tück tück! fiels in den Krug hinab,
Wie jeder ſeinen Heller gab.
Pirr! trippelts heran
Und ſtapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kiſten und Kaſten ſchwer,
Rückt, drückt und ſchiebt ſich hin und her,
Weint, ruft und zankt ſich überquer,
Es drängt und zwängt ſich immermehr:
„Fahr' ab; der Kahn will ſinken.
Fort! eh' wir all ertrinken!“

Der Schiffer ſtößt vom Ufer los,
Und, als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß!
„Auh!“ ſchrie die ganze kleine Schaar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau:
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelts hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tiſch,
Mit Kiſten und Kaſten und Federwiſch
Es war ein Lärmen und ein Gemiſch
Von Ruf und Zank und Stillgeziſch!
Nichts ſieht man; doch am Schalle
Hört man, hinaus ſind alle!

Noch holt er wieder neue Schaar:
Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück.“

Er fährt den letzten Theil zum Strand:
Der Mond geht unter am Himmelsrand;
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt ſo licht?
Am Strand gehn tauſend Lichter klein,
Wie von Johanniswürmelein ....
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun ſchauen
Die Männlein und die Frauen!

O, welche Wunder er nun ſah:
Der ganze Strand war all bedeckt:
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft verſteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold,
Und Edelſtein und rothes Gold.
Hei, denket der Knecht:
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn,
Am Uferrande weit hinan ....
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Und fängt ein Zeterſchreien an!
Puh, puh! ſind aus die Lichte,
Verſchwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbſen klein;
Es mochten kleine Steinchen ſein,
Die warfen ſie mit großer Pein,
Und ächzten mühſam hinterdrein! —

„Es ſprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird toll!“ –
Sie wenden geſchwind
Herum wie der Wind,
Und ſtoßen eilig ab vom Land,
Und fahren in Angſt ſich feſt im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es nach dem Strand:
„„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonſt kamt ihr nie zurücke!““ —

Heinrich Heine,

geboren am 13. December 1799 zu Düſſeldorf.

Der Traum.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und ſitz' im Himmel droben,
Und Englein ſitzen um mich her,
Die meine Verſe loben.

Und Kuchen eſſ' ich und Confekt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich ſehr.
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollſt du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mamſell Meyer.

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ix-Ix beglücken.

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Citronenſaft
Soll thauig ſie begießen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen.

Wie freuen die Jx-Jxer ſich
Ob dieſem guten Freſſen;
Die Herren von dem Stadtgericht
Die ſauſen aus den Göſſen.

Wie freuen die Poeten ſich
Ob dieſem guten Fraße;
Die Leutnants und die Fähnderichs
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das ſind die klügſten Leute;
Sie denken: Alle Tag geſchieht
Kein Wunder ſo wie heute.

Bedingungen.

Und biſt du erſt mein eh'lich Weib,
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von dir ſcheiden.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Citronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,

Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,
Und allen ſchlechten Poeten vergab ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe, betrunkene Naſe,
Die Naſe des Weltgeiſt's,
Und um die rothe Weltgeiſt-Naſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

Franz von Gaudy,

geb. am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder, geſt. am 6. Februar 1840 zu Berlin.

Alt und Jung.

Der Birnbaum, ein geſchwätziger Greis,
Das Lockenhaupt wie Silber weiß,
Beugt weit ſich über den Plankenzaun,
Um in die weite Welt zu ſchaun.

Des Greiſes Enkel, ſtarr und ſtumm,
Sie wenden nicht Hals, nicht Aug herum:
Baumſchüler ſinds, in langen Reihn
Manierlich ſtehend, gezogen fein.

Sie lernen daß der Kopf ſo raucht
Was alles ein tüchtiger Birnbaum braucht:
Den Katechismus von Blüth und Laub,
Und Sprüche, warnend vor Käfer und Raup'.

Der Humaniora edles Reis
Das treiben ſie mit Eifer und Fleiß;
Studiren, wie nach logſchem Schluß
Ein Baum die Zweige bilden muß.

Und guckt ja faſelnd umher ein Aſt —
Gleich ſchnüret ihn der zähe Baſt;
Und will er ſich regen frank und frei —
So ſteht der fatale Stock dabei.

Die Jungen murren vor ſich leis:
Was hat voraus der morſche Greis?
Der ſteht am Zaun, ſchaut um ſich ſtolz,
Als wär ſein Stammbaum edler Holz.

Auch unſer Haupt iſt kränzeſchwer —
Und Früchte, die kommen wohl hinterher.
Und unſern Puls ſchwellt friſcher Saft —
Wir aber ſchmachten in dumpfer Haſt.

Der Alte wendet ſich grämlich um:
Wie iſt die Welt ſo grau, ſo dumm!
Sonſt zogen des Wegs gar ſtattliche Leut,
Und nicht ſolch Lumpenpack wie heut!

Weiß nicht, wies kommt, daß mir die Welt
Auch nicht im mindeſten mehr gefällt.
Und wenn ich die jetzige Jugend ſeh,
Dann wird mir vollends übel und weh.

Er ſchmäht die Jungen, ſie den Greis,
Und ſchneeweiß ſchimpft auf naſeweis.
Der Streit währt ſechs Jahrtauſend lang —
Die Welt geht ruhig ihren Gang.

Que de bruit pour une omelette!

Mein Wirth, was giebt es? Mich verlangt gewaltig — —
„Herr Desbarreaux, ich möchte wohl — allein —
'S iſt heute Freitag — und die Faſten halt' ich." —
Plagt Euch — geht mir mit ſolchen Kinderei'n.
Auch du mein Brutus? Du ſprichſt von Gewiſſen? —
„Der Pfarrer" —— Ach, was miſcht der Pfaff' ſich drein?
Marſch, an den Heerd! Ich will davon nichts wiſſen.
Ein Huhn! Geſchwind! Dem mit der Glatze dort
Zu Liebe opfr' ich auch nicht einen Biſſen. —
„Herr Desbarreaux, die Hühner ſind ſchon fort." —
So backt 'nen Eierkuchen auf dem Herde. —
„Nicht gern, allein" — — Nun, das iſt doch ein Wort.
Vergeßt nur nicht, daß er hübſch bräunlich werde. —
Die Schüſſel kommt, der Faſtenſchänder fällt
Darüber her mit lüſterner Geberde.
Doch plötzlich thürmet ſich am Himmelszelt
Gewölk. Es zieht ein furchtbar Donnerwetter
Herauf, als gält's den Untergang der Welt.
Und Desbarreaux ruft ſtutzig: O, ihr Götter!
Ha, Schlag auf Schlag! — Der Gaſtwirth, bleich vor Schreck,
Schreit: „Dacht' ich's doch. Da haben wir den Spötter!
Ich wollt' Ihr wäret, Ihr und das Gebäck —
Wer Teufel heißt Euch Chriſten ſo verſuchen?
Gott ſei mir gnädig! Den verdammten Speck,
Hol' ihn — O Herr! nun fang' ich an zu fluchen!" —
Der Atheiſt brummt grämlich und verwirrt:
Welch ein Halloh um einen Eierkuchen! —

Ein neuer Schlag, daß Thür und Fenſter klirrt —
Und Desbarreaux wirft zornig auf die Gaſſe
Den Fladen: Ob der Lärm nun enden wird?! —

Oft hör' ich leider wie mit grimm'gem Haſſe
In manchem Staat man mach' auf Ketzer Jagd,
Wie auf Verſchworne man und Bündner paſſe,
Und wie Beſchlüſſe auf's Tapet gebracht,
Harmlos-langweil'ge Bücher zu verfluchen —
Dann ruf' ich aus wie Desbarreaux, nur ſacht:
Welch ein Halloh um einen Eierkuchen!

Wo bleibt's?

Wo bleibt mein Geld? So ruf' ich alle Tage
Vergeblich ſinnend, kehr' ich ſpät nach Haus,
Wo bleibt mein Geld? Mit dieſer ew'gen Frage
Schütt' ich den Reſt von meiner Börſe aus.
Die Taſche hat kein Loch. Die harten Thaler
Wo ſind ſie hin? Gott weiß. In alle Welt.
Des Morgens noch ein Rothſchild — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus. — Wo bleibt mein Geld?

Im Buche ſteht es was ich eingenommen —
Denn in der Ordnung treib' ich's faſt zu weit.
Wüßt' ich nur wie ich um mein Geld gekommen —
Um Alles — in ſo kurzer Spanne Zeit?

Der Onkel iſt ſplendid. Die Redakteure
Bezahlen prompt — vernimm's ungläub'ge Welt! —
Buchhändler zahlen mehr als ich begehre —
Ich ſchreibe viel — und doch: Wo bleibt mein Geld?

Ich bin ſolide, lebe wie der Weiſe
Von Sans-Souci — und immer sans six sous!
Ja, ſchweift' ich dann und wann noch aus dem Gleiſe,
Dann trüg' ich mein Geſchick mit Seelenruh.
Doch ſo — —? Mein Zimmer iſt auf gleicher Erde.
Den will ich ſeh'n, der ſich zu Hauſe hält
Gleich mir — wenn ich nicht juſt verleitet werde.
Frag' ich da nicht mit Recht: Wo bleibt mein Geld?

Ich ſpiele nie! — Dem Faro — Gott bewahre! —
Ich opfern! Nein, die Zeiten ſind vorbei.
Und bieg' ich nun auch ein paarmal im Jahre
Mein Kärtchen — 's iſt 'ne wahre Lumperei.
Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinn nur ſpärlich —
Im Gegentheile: meine Karte fällt
Stets linker Hand — doch der Bankier iſt ehrlich.
Das löſt die Frage nicht: Wo bleibt mein Geld?

Ich trinke nicht! — Eß' ich auch 'mal ein Hundert
Stück Auſtern — nun, dafür iſt's Januar,
Iſt's Auſternzeit. Und wird dazu burgundert,
Nur zur Verdauung thu' ich's, das iſt klar.
Daß man die Auſtern nicht im Mühlenbache
Kann fiſchen, daß ihr Preis ſo hoch geſtellt —
'S iſt hart — allein das iſt nicht meine Sache.
Das Einz'ge frag' ich nur: Wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden ſtürze
  Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfui!
Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,
  'Nen neuen Seidenhut, ein Parapluie,
'Ne Damenuhr, 'nen ächten Blonden-Kragen,
  Und was den jungen Mädchen ſonſt gefällt —
Was wollen ſolche Lappereien ſagen!
  Da frag' ich immer noch: Wo bleibt mein Geld?

Ludwig Bechſtein,

geboren am 24. November 1801 zu Meiningen.

Der Verdrüßliche.

Ich bin verdrüßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.
Sonne ſcheint gar zu hell,
Vogel ſchreit gar zu grell,
Wein iſt zu ſauer mir,
Zu bitter iſt das Bier,
Honig zu ſüßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.
Dort wird Muſik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich Das ärgern thut!
Iſt nicht erſprießlich,
Iſt nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, ſo verdrüßlich!

Wo ich auch geh' und ſteh',
Ich meinen Schatten ſeh',
Immer verfolgt er mich;
Iſt das nicht ärgerlich?
Und wenn der Himmel trüb,
Iſt es mir auch nicht lieb.
Winter iſt mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer iſt mir zu warm,
Herbſt bringt den Mückenſchwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O, wie mich Das verſtimmt!
O, wie mich das ergrimmt!
Wie Das in's Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —
Bin ganz verdrüßlich,
Weil Nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrüßlich! —

Karl Joſeph Simrock,

geboren am 28. Auguſt 1802 zu Bonn.

Der Schmied von Solingen.

Zu Solingen ſprach ein Schmied
Bei jedem Bajonette,
Das ſeinem Fleiß gerieth:
Ach, daß der Fritz es hätte!

Wenn er die Zeitung las
Von ſeinem Lieblingshelden.
Da ſchien ihm ſchlecht der Spaß
Nicht lauter Sieg zu melden.

Einſt aber hatt' es ſich
Viel anders zugetragen,
Da hieß es, Friedrich
Sei bei Kollin geſchlagen.

Der Schmied betroffen rief:
„Hier muß geholfen werden,
Sonſt geht die Sache ſchief!"
Und riß den Schurz zur Erden.

Ihm waren Weib und Kind
Wohl auch ans Herz gewachſen,
Doch lief er hin geſchwind
Zu Friedrichs Heer in Sachſen.

Und eh man ſichs verſah
Begann die Schlacht zu toſen:
Mit Seidlitz ſchlug er da
Bei Roßbach die Franzoſen.

Das däucht' ihn nicht genug,
Viel ſchlimmre Feinde dräuten,
Er ließ nicht ab und ſchlug
Mit Ziethen noch bei Leuthen.

Da ging es herrlich her:
Zu ganzen Bataillonen
Ergab ſich Oeſtreichs Heer
Mit Fahnen und Kanonen.

Und ſomit wär' vollbracht,
Gedacht er, meine Sendung:
Es nimmt nach ſolcher Schlacht
Von ſelber andre Wendung.

Mit Urlaub kehrt er' um
Für Weib und Kind zu ſorgen,
Und hämmerte ſich krumm
Vom Abend oft zum Morgen.

Der Krieg ging ſeinen Gang.
Man ſchlug noch viele Schlachten,
Die oft ihm angſt und bang
In ſeiner Seele machten.

Als endlich Friede war,
Fritz, rief er, laß dich küſſen,
Ich hätte dir fürwahr
Sonſt wieder helfen müſſen.

Adolph Peters,

geboren am 9. Februar 1803 zu Hamburg.

Die beiden Geſellen.

Es zogen zwei Geſellen
Wol ins Berliner Thor,
Sie liefen immer ſchneller,
Der eine dem andern vor.

„Hier will ich Arbeit nehmen,
Mein Schatz, der wohnt allhier,
Deß ſollt' kein Graf ſich ſchämen,
Wär eines Königs Zier!

Wer wandern will, der wandre,
Geſell, geb Gott euch Geleit!“
Da ſprach in Würden der Andre:
„Herr Bruder, das wäre mir leid!

Hab auch mein Liebchen hier eben!
Was ſprecht ihr denn alſo ſtolz?
Ich wollt es nicht laſſen und geben
Um eine Tonne Golds!“

Sie liefen in Freude Beide
Viel Gaſſen hinein und heraus:
Feinsliebchen im roſigen Kleide,
Das guckte zum Fenſter heraus.

„Herzliebchen, Herzengel, ich grüße
Dich tauſend und tauſend Mal,
Du Herzallerliebſte, du Süße,
Mein Licht, mein Augenſtral!"

„Und haſt du wahrgeſprochen",
Rief wild der Andre drein,
„Hat ſie die Treu gebrochen,
Iſt weder mein noch dein.

Was liebſt du meinen Geſellen,
Was liebſt du noch mich dazu?
Wie willſt du die Rede ſtellen?
Schlag du dein Fenſter nur zu!

Geh hin, du Falſche, ja theile
Den Spott wo anders aus!" —
Sie zogen ohn alle Weile
Zum goldenen Hirſch hinaus.

Sie ſangen wohl auf den Straßen
Und hatten ſich tapfer bezecht:
„Zwei Herrn auf einem Stuhl ſaßen,
Die ſaßen erbärmlich ſchlecht."

Franz von Kobell,

geboren am 19. Juli 1803 zu München

Der bſunderni Baam.

Bei'n Förſchter, bei an kluag'n Mo'
Halt' oana um ſei' Tochter o',
Der Förſchter ſagt, es kunnt wohl ſey',
Daß i mein Will'n gebet drei',
Wann du an' Baam mir nenna konnſt,
Den i no nit verzoachn't ho'
Und den ma hierrum ſegn ko',
Verſtanden? — Au weh, denkt der Bua,
Der Baam macht d' Heirath ſchwaar,
Er ſchreibt a jedi Staudn auf,
Wo der no' z'find'n waar;
Ganz trauri geht er um und um
Und ſchaugt und denkt ſi' halbet dumm,
Es war, als ſollt's halt gar nit ſey',
Und ihm fallt halt der Baam nit ei'.
A Freund, der ſicht ſei' Traurigkeit
Und fragt 'n drum, was ihm denn feiht,
Dem hat er halt ſei' Kreuz verzählt,
Was für a Frag' der Förſchter g'ſtellt.

Ha, ſagt der oa', mir fallt was ei',
Vielleicht kunnt's dengerſcht taugſam ſey'.
Schau, wann er's juſt nit übi naahm
Und nennet'ſt ihm — an' Burzelbaam!
Den ko'ſt ihm zoagen alli Tag
Und wo er 'n no grad ſegn mag
Und daß er den verzoachn't hat,
Dees glaab i nit, ſo waar mein Rath. —
Jetz kimmt's den Buabn, wie a Schei'
Auf oamal in ſei' Denka' nei',
Er tanzt und ſpringt und juchezt nett,
Als wann er an' Punktn troffa hätt
Und laaſt, was er no laaſſa ko'
Und meldet ſi' da bei'n Förſchter o'.
Und wie er jetz ſo vor ihm ſteht,
Halt er a langi ſeini Red'
Und ſagt, von wegn denſelln Baam,
Es war ihm kemma wie a Traam,
Daß oaner nit in Büchl ſtaand,
Und den ma dengerſcht überalln faand,
Den er ihm zoaget alli Tag
Und wo er'n no grad ſegn mag,
Und wann er's halt nit übi naahm,
So nennet er an Burzlbaam. —
Da hat der Förſchter freili g'ſchaugt. —

Die Wünſche.

Es ſitzn beinander beim Bier
Kammaradn a Stuck' a vier,
Die habn von Wünſchn g'redt
Und weller dees mehreri hätt'.
Der oa' ſagt, dees wußt i' bald,
J' wünſchet mir grad an' Wald,
Mit dem ma' z' Kalch brenna kunnt
Den ganzn Watzmann von Grund.
Der ander' ſagt, und i' a' G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß,
Daß der Kalch vom Watzmann nit langt,
Bis ma' 's Dach zun baua anfangt;
Und der dritt' ſagt, i' wollt' daß i' fund'
So viel Geld, daß' Enk abkaaffa kunnt
Den Wald und dees ganzi G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß.
Und der viert' ſagt, i' wünſchet mir ſchier
Nix anders als no' a' Maß Bier. —
Da habn die andern glacht,
Daß der's a ſo dalket macht,
Und drüber a' fremder Herr,
Der winkt der Kellnerinn her
Und zahlt ihm no zwoa Maß Bier,
Dem viertn da vo' die vier,
Die andern ſtudirten Füchſ'
Mit ihneri Wünſch' kriegen nix.

Erfahrung.–

J hon amal an' Krebſn g'fangt,
Der Krebs der hat mi' bißn,
J ho' ma denkt, dees g'ſchicht da' recht,
Was muaßt aa Alles wiß'n,
Was geht denn di' dees Krebſ'n o'
Und ho's mei' Lebta nimmer tho'.

J hon amal a Rößl 'kaaft,
Dees Rößl wollt' i reit'n,
Weil aber i koa Reiter bin,
So ſchnellt 's mi 'ro bei Zeit'n,
J denk' ma, reit' wer reit'n ko',
Und hon's mei' Lebta nimmer tho'.

J hon a mal a Gſchpielei g'macht,
Ho' wolltern viel verlor'n,
Die Andern hab'n d'rüber g'lacht,
Da hon i 's glei' verſchwor'n,
Und als a kluaga g'ſcheuter Mo'
Hon i 's mei' Lebta nimmer tho'.

J hon amal a Diendl g'liebt,
War freili ſchee' zu'n Freß'n,
Die hat mi' für'n Narr'n g'habt,
J denk' ma, muaßt 's vergeß'n,
Und ſchau', i, der ſchier Alles ko',
Dees kon i nit, denk' allwei' d'ro'.

D'rum mit an Krebſ'n, mit an Roß
Ko'ſt freili was probir'n,
A Gſchpielei ſchad't dar a no' nix,
Werſt nit an Kopf verlier'n,
No dees! fang' mit koan Diendl o',
Da Freundelein kimmſt nit davo'!

Eduard Moerike,

geboren am 8. September 1804 zu Ludwigsburg.

Des Schloßküpers Geiſter zu Tübingen.

In's alten Schloßwirths Garten
Da klingt ſchon viele Jahr kein Glas,
Kein Kegel fällt, keine Karten,
Wächſt aber ſchön lang Gras.

Ich mutterſeelalleine
Sazt' mich an einen langen Tiſch.
Der Schloßwirth regt die Beine,
Vom Rothen bringt er friſch.

Und läßt ſich zu mir nieder;
Von alten Zeiten redt man viel,
Man ſeufzet hin und wieder;
Der Schöpplein wird kein Ziel.

Da nun der Tag gegangen,
Der Schloßwirth ſagt kein Wörtlein mehr;
Neun Lichter thät er langen,
Neun Stühle ſezt er her.

Als wie zum größten Feſte
Auftiſcht er, daß die Tafel kracht:
Was kämen noch für Gäſte?
Iſt doch ſchier Mitternacht!

Der Narr, was kann er wollen?
Er macht ſich an die Kugelbahn,
Läßt eine Kugel rollen,
Ein Höllenlärm geht an.

Es fahren gar behende
Acht Kegel hinterm Brett herauf,
Schrein: Hagel und kein Ende!
Wer Teufel weckt uns auf?

Und waren acht Studioſen,
Wohl aus der Zopf- und Puderzeit:
Rothe Röcklein, kurze Hoſen,
Und ganz charmante Leut.

Die ſehen mit Ergetzen
Den edelen Karfunkelwein,
Gleich thäten ſie ſich letzen
Und zechen und juchhein.

Den Wirth erbaut das wenig;
Er ſprach: Ihr Herren: wollt verzeihn;
Wo iſt der Schoppenkönig?
Wann ſeid ihr denn zu Neun?

Ach Küper, lieber Küper!
Wie macheſt uns das Herze ſchwer!
Wohl fünfzig Jahr und drüber
Begraben lieget er.

Gott hab den Herren ſelig,
Mit ſeiner rothen Habichtsnas!
Regierete ſo fröhlich,
Kam Tags auf ſieben Maß.

Einſt thät er uns beſcheiden,
Sprach: Männiglich kennt mein Gebot:
Den Gerſtenſaft zu meiden;
Man büßets mit dem Tod.

Mit ein paar lauſigen Dichtern
Traf man beim ſauren Bier euch an,
Verſteht ſich, nudelnüchtern,
Wohl auf der Kugelbahn.

Kommt alſo her, ihr Lümmel!
Er zog ſein' Zauberſtab herfür —
Wir ſtürzten wie vom Himmel —
Acht Kegel waren wir!

Jetzt ging es an ein Hudeln,
Einen hölzern König man uns gab,
Doch ſchoß man nichts wie Pudel,
Da ſchafften ſie uns ab. —

Nun dauert es nicht lange,
So zieht das Burſchenvolk einmal
Aufs Schloß mit wildem Sange,
Zum König in den Saal:

Wir wolln dich Lands verweiſen,
So du nicht ſchwöreſt ab dem Wein;
Bierkönig ſollſt du heißen!
Er aber ſaget: Nein!

Da habt ihr meine Krone!
An mir iſt Hopfen und Malz verlorn. —
So ſtieg er von dem Throne
In ſeinem edlen Zorn.

Für Kummer und für Grämen
Der Herre wurde krank und alt,
Zerfiele wie ein Schemen
Und holt der Tod ihn bald.

Mit Purpur ward gezieret
Sein Leichnam als ein König groß;
Ein tief Gewölb man führet
Zu Tüwingen im Schloß.

Vier ſchwarze Edelknaben
Sein' Becher trugen vor der Bahr';
Der iſt mit ihm begraben,
War doch von Golde gar.

Damal ward prophezeihet ;
Wenn nur erſt hundert Jahr herum,
Da würd' der Thron erneuet
Vom alten Königthum.

So müſſen wir halt warten,
Bis daß die Zeit erfüllet was ;
Und in des Schloßwirths Garten
Derweil wächſt langes Gras.

Ach Küper, lieber Küper !
Jetzt geige du uns wieder heim !
Die Nacht iſt ſchier vorüber :
Acht Kegel müſſen wir ſein.

Der Schloßwirth nimmt die Geigen
Und ſtreicht ein Deo gloria,
Sie tanzen einen Reigen
Und keiner iſt mehr da.

Lammwirths Klagelied.

Da droben auf dem Markte
Spazier ich auf und ab,
Den ganzen lieben langen Tag,
Und ſchaue die Straße hinab,

Es ſteht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus,
Mein Schild iſt eingezogen,
Ein andrer hangt heraus!

Heraus hangt über der Thüre
Ein Hahn mit rothem Kamm;
Als ich die Wirthſchaft führte,
War es ein güldenes Lamm.

Mein Schäflein wohl zu ſcheeren,
Ich ſparte keine Müh,
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch ſelber nicht, wie,

Nun läuft es mit Köchen und Kellnern
Im ganzen Hauſe ſo voll,
Ich weiß nicht, wem ich von Allen
Zuerſt den Hals brechen ſoll.

Da kommen die Chaiſen gefahren!
Der Hausknecht ſpringt in die Höh.
Vorüber, ihr Rößlein, vorüber,
Dem Lammwirth iſt gar ſo weh!

Otto Friedrich Gruppe,

geboren am 15. April 1804 zu Danzig.

Wer hat's geſehen?

Die Trepp' hinunter geſchwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor geſprungen
Kommt er und fängt mich auf;
Und wo die Treppe ſo dunkel iſt,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's geſehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gäſten bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es ſäh' mir's jeder an,
Was wir da mit einander gethan —
Doch niemand hat's geſehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen ſehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn,
Da blühten die Roſen überall,
Da ſangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten ſie's geſehen.

Das Mädchen ſpricht.

Schwalbe, ſag' mir an,
Iſt's dein alter Mann,
Mit dem du's Neſt gebaut,
Oder haſt du jüngſt erſt
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitſchert ihr,
Sag', was flüſtert ihr
Des Morgens ſo vertraut?
Gelt, du biſt wohl auch noch
Nicht lange Braut?

Alexander, Graf, von Auersberg,
als Dichter genannt
Anaſtaſius Grün,
geboren am 11. April 1806 zu Laibach.

Der treue Gefährte.

Ich hatt' einſt einen Genoſſen treu;
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er auch nicht zu Haus.

Und als mich's jüngſt nach den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da ſprach der treue Geſelle gleich:
„Mit Gunſten, Freund, ich geh mit Euch!"

Wir wallen ſtill hinaus zum Thor;
Die Bäume ſtreben friſch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß;
Da ſchüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

Am Aether jauchzet ein Lerchen-Chor,
Da hält er zugepreßt ſein Ohr;
Süß duftet dort das Roſengeſträuch,
Da wird er ſchwindlich und todtenbleich

Und als wir ſtiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

Ich aber ſtand jauchzend ganz allein
Am Berges-Gipfel im Sonnenſchein,
Rings grüne Triften und Blumenduft
Und wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zu Thal gewallt,
Da ſtieß ich auf eine Leiche bald.
O weh, er iſt's! Todt liegt er hier,
Der einſt der treuſte Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab,
Und ſenkte die Leiche ſtill hinab;
Drauf ſetzt' ich einen Leichenſtein,
Und grub die Worte als Inſchrift drein:

„Hier ruht mein treuſter Genoß im Land,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er ſtarb an friſcher Bergesluft,
An Lerchenſchlag und Roſenduft!

Sonſt wünſch' ich ihm alles Glück und Heil;
Die ewige Ruh' werd' ihm zu Theil!
Nur wahr' mich Gott vor Wiederſehn
Und ſeinem fröhlichen Auferſtehn!“

Karl Schimper,

geboren 1806 zu Nürnberg.

Ball.

Schimmerfluth, Farbengluth, duften aus dem Oriente,
Feſtgepräng', Blumenflor, Frauen in dem reichſten Schmuck.
Stattlich und in Schuh'n Herren, Mädchen die mit Liebreiz
Plaudern in dem ſommerlichen jugendlichen Anzug!

Tönt darein hell Muſik, zuckt es in den Füßen auch;
Folge mir, ſchöne Maid, Freundliche, ja folge mir!
Siehe, wie ein Windſturm weht es in der Bahn hin,
Sauſende Beflügelungen drehen ſich im Saale um.

Kommen wir? um und um wogend in der Töne Fluth.
Wo erfuhr je der Menſch glücklichere Sympathie?
Süßeſte Bezaub'rung waltet in der Taktmacht,
Schaffend ſo befriedigende Ruhe mit dem Umſchwung!

Morgen früh frag' ich nach — fragen iſt gewiß erlaubt —
Komm' ich recht? „frage nicht!“ morgen in der Frühe doch!
Heiſa, wie vergnügt ſchwingt ſelige Vorausſicht
Fort ſich in der tänzerlichen einenden Umkreiſung!

Reiſeluſt.

Der Himmel iſt blau,
Und grün iſt die Au,
Und die Welt iſt ſo rund,
D'ran ſchau' dich geſund!

Das Wetter iſt gut,
Und gut iſt der Muth,
Gut Beine wie Schuh'
Nur zu, ha nur zu!

Aus ſicherem Tritt
Und aus ſchwebendem Schritt
Behende der Gang
Als Takt zu Geſang!

Ein Liedchen im Scherz,
Fuß ſtärkt es und Herz:
Und ein fröhlicher Gruß
Herz ſtärkt er und Fuß.

Ins Offne dahin
Mit offenem Sinn
Von Ort und zu Ort
Fort geht es und fort!

Und in Sprung und in Lauf,
Herunter, hinauf,
Gewandt und gemach,
Berg- über und Bach!

Schwung, Wagen und Sprung
Macht kräftig und jung;
Und ein Zweig auf den Hut
Wie erfriſcht er das Blut!

Kaum lauſcht noch das Ohr,
Rauſcht Waſſer hervor;
Und ein Blümchen vertraut
Sich das Auge beſchaut.

In die Hecke verſteckt
Sich ein Beerchen und neckt,
Und am Duft aus dem Gras
Wie erbaut ſich die Naſ'!

Auf der Weide Gemuh
Von Kuh hin zu Kuh,
Eichkätzchen am Baum,
Und die Lerchen im Raum!

Und aus Bäumen alsbald
Iſt's ein luſtiger Wald,
Den ſieht man im Licht
Vor Bäumen oft nicht!

So weit Einer ſchweift
Ein Vogel auch pfeift,
Und der nächſte von hier
Pfeift immer mit dir!

Moosvolſter iſt weich,
Weich ohne Vergleich,
Da ſieht man und hört
Und ruht ungeſtört.

Im Neuen ſich treu
Und im Alten auch neu
Iſt ringkum die Welt
Für alle beſtellt!

Und der Himmel iſt blau
Und grün iſt die Au,
Und die Welt iſt ſo rund,
D'ran ſchau' dich geſund!

Ludwig Wihl,

geboren 1807 zu Wevelinghoven bei Aachen.

Das Fräulein an der Himmelsthür.

Ein Fräulein ſtand an der Himmelsthür':
„Sanct Peter, Sanct Peter öffne mir!"
Sanct Peter drauf: „„Und das thu' ich nicht!"" —
„Wodurch verdien' ich ſolch Gericht?"
„„Weil du ſo dumm geweſen biſt,
Dein Lebtag keinen Mann geküßt!""

Da ſprang ſie nach Sanct Petern hin
Und faßt den Alten flugs bei'm Kinn
Und gab ihm ſolch' einen ſüßen Kuß,
Daß er ihr endlich öffnen muß.
Drob lachen alle Heil'gen ſehr,
Der heil'ge Petrus doch noch mehr.

Franz Theodor Kugler,

geboren am 16. Januar 1808 zu Stettin.

Ciceronianiſch.

Ein neues Lied für alte Freunde.

Quousque tandem! Wie ſo lang
Iſt hier erſchollen kein Geſang,
Die Kehle ſcheint verroſtet.
Quamdiu etiam! Wie weit
Liegt hinter uns die goldne Zeit,
Da wir den Wein gekoſtet!
Was hält befangen unſre Bruſt?
Denkt ihr nicht mehr der alten Luſt,
Des alten Jubelchores?
O tempora, o mores!

Die Stürme haben oft geweht
Doch iſt der Sonne Majeſtät
Im Sturm noch nie geſcheitert
Und unſer Herz, ſo warm, ſo voll,
Wer ſagt, daß es vergeſſen ſoll,
Was einſt es hat erweitert?

Nein, Bruder dort und Bruder hier,
Ich bleibe doch getreu bei dir.
Est is amicus quidem,
Qui est ut alter idem!

Und färbt ſich euer Haar ſchon licht,
Ei, blicket in den Spiegel nicht,
Sorgt nicht ob eurer Haare.
Was wir gelernt vor dieſer Friſt,
Daß immer mehr es gültig iſt,
Das brachten uns die Jahre.
Suavissima haec vina sunt, —
So ſprach zu uns des Meiſters Mund,
O lauſchet ſeinem Athem! —
Quae ferunt vetustatem.

So hebt die Gläſer denn aufs Neu'
Und ſingt und trinket ohne Scheu,
Wie ihr vordem geſungen.
Die Welt, die iſt ſo toll gemuth,
Die iſt ſo alt bei jungem Blut,
Laßt laufen denn die Jungen!
Laßt uns an die Vergangenheit
Feſt knüpfen auch die künft'ge Zeit:
Et aquilae senectus
Implebit nostrum pectus!

Wilhelm Wackernagel,

geboren am 23. April 1806 zu Berlin.

Junker Durſt.

Als der erſte Sonnenſtrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe ſchrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenſter kam er ſo
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab und ſtellte ſich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durſt
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie ſie flammt und ſprühet.

Willſt du heute ſicher ſein
Vor ſo großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel haſt
Nur noch einen Heller,
Wend ihn dran und miethe dich
Ein im tiefſten Keller."

Alſo ſprach er und verſchwand.
Aber ich vermeſſen
Hatte ſeinen guten Rath
Alſobald vergeſſen,
Rannte durch die ganze Stadt
Straßen auf und nieder:
Sieh, da ſtand auf eins vor mir
Junker Durſt ſchon wieder.

Jetzo wars kein Knabe mehr.
War ein tüchtger Degen.
Und er ſprach: „Du willſt mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unverſehens hatt' er ſich
An mir aufgeſchwungen,
Und da ging ich nun und trug
Dieſen großen Jungen.

Und er ſaß mit ſchwerer Wucht
Feſt mir auf dem Nacken.
Endlich ſtreckt ich meine Fauſt
Um ihn derb zu packen.

Alſo rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Rieſen.
Was er für ein Recke war
Hat ſich bald erwieſen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer ſchneller,
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erſt ging er mir zu Leib,
Und ich mußt' erliegen
Eh ich mirs verſah, ſo fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unſerm Strauß!“
Ging und zog die Krämpe.

Hier nun ſitz' ich ganz in Angſt
Bei dem großen Faſſe,
Daß der Kerl mich wiederpackt,
Komm ich auf die Gaſſe.
Lieber wart ich, bis es Nacht
Iſt geworden droben,
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

Eduard Maria Oettinger,

geb. am 19. Nov. 1808 zu Breslau.

Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn.

Du reichſt mir Deines Mundes Roſen
Zum honigſüßen Kuſſe dar
Und willſt noch länger mit mir koſen,
Weil ich ſo lang' auf Reiſen war.
Du haſt noch Manches mich zu fragen,
Weil wir ſo lang' uns nicht geſehn,
Horch, eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn.

Du hältſt mich feſt an meinem Rocke
Und frägſt (ein Schelm, der ſo was Dir verdenkt!)
„Wo haſt du Trauter, jene Locke,
Die ich beim Abſchied Dir geſchenkt?"
Mein liebes Kind, wie würd' ich's wagen
Dir in das treue Aug' zu ſehn,
Wenn — eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn.

„O ſage mir, mein ſüßes Leben,
Wo haſt du jenen kleinen Ring,
Den ich beim Scheiden Dir gegeben,
Als ich an Deinem Halſe hing?“
Wie kannſt mit Zweifeln Du mich plagen,
O könnteſt in mein Herz Du ſehn!
Horch . . . eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn.

„Das Eine nur, das möcht' ich wiſſen,
Ob Du mir treu geweſen biſt?
O, ſchwör' es mir auf Dein Gewiſſen,
Als guter, gottesfürcht'ger Chriſt.“
Ich würde ſelber mich verklagen,
Beſchämt vor Deinen Blicken ſtehn,
Wenn . . . . eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe gehn.

Du thöricht Kind, wie kannſt Du zweifeln,
An meiner Liebe heißer Gluth?
Ich ſchwör' es Dir bei allen Teufeln
Ich bin und bleib Dir ewig gut,
Drum, Liebe, laß das tolle Fragen,
Recht gern würd' ich Dir Rede ſtehn,
Doch . . . eben hat es Eins geſchlagen,
Bei Gott, ich muß nach Hauſe gehn.

Die wahren Fürſten.

Max Sutaine und Madame Cliquot,
Heidſick, Perrier Pere et Fils,
Sind die Säulen, ſo da tragen
Unſer irdiſch Paradies.
Jacqueſon - Bouzy, Montebello,
Lambry, Geldermann und Deutz,
Sind die Muſen, die begeiſtern
Und erleichtern manches Kreuz.

Chanoine und van der Veken
Moet, Goerg und Ruinart,
Sind fünf ſich're Hypotheken,
Vielgeſucht das ganze Jahr.
Chandon, Renardie und Röd'rer,
Bollinger und Compagnie,
Mumm und Giesler, Sergeant, Moreau,
Großer Gott erhalte ſie!

Denn ſie ſind die guten Geiſter
Die mit wunderbarer Macht,
— Wahre Zaub'rer, Hexenmeiſter —
Lichten unſ'res Lebens Nacht.
Gott erhalte dieſe Fürſten,
Die ſo gnädiglich und mild
Unſer Flehen, unſer Dürſten,
Mit Champagnerſchaum geſtillt.

Ernſt von Feuchtersleben,

geboren 1806 zu Wien, geſtorben 1849 daſelbſt.

Epigramme.

Bad * * *.

Wer einmal war in dieſem Brunnenthal,
Ich weiß gewiß, er kommt zum zweiten Mal;
Denn ob er dort auch ſchon Geſundheit trank,
Es rütteln ihn die Straßen wieder krank.

Schlechtes Aufklärungsmittel.

Es will, ſchreibſt Du, die Gutsbeſitzerin
Das halbverfallne Felſenſchloß beziehn?
Den Bauern kann dieß ihren Glauben,
Daß ein Geſpenſt dort hauſt, nicht rauben.

An den alten Seladon.

Die Bleiche Deiner Lippen macht Dir bange?
Damit hat's keine Noth!
Küß' nur Agneſen auf die Wange,
So werden Deine Lippen ſicher roth.

Größere Freiheit.

Der Sonntag iſt es, wie man glaubt,
An dem's die Alpendirn' ſo ſtreng nicht nimmt,
Und ihrem Liebſten einen Kuß erlaubt;
Die Städterin hat keinen Tag beſtimmt. — —

Mediziniſcher Irrthum.

„Es ſtärkt die Mäßigkeit, Unmäßigkeit bringt Schaden.“
Falſch iſt's; ſo predigt dieſes Kloſterdach;
Die Bibliothek ſteht leer, der Speiſ'ſaal überladen,
Doch ſind die Mägen ſtark, die Köpfe ſchwach.

Gleiches Loos.

„Des Mitgefühls entbehr' ich ſtets,
„Kennt mich ja keiner doch von dieſen Steinen!“
Klagt der Direktor unſers Stufencabinets, —
Und kennt zum Trotz dafür auch wieder keinen. —

Doppelte Schönheit

Die Eitelkeit beſtaunt Ihr an Agneſen?
Mit zwanzig Jahren iſt ſie ſchön geweſen;
Und da ſie nun gerade vierzig zählt,
Jſt's klar, daß ſie für doppelt ſchön ſich hält. —

Räthſelgeſellſchaft.

Das Letzte, was man zu rathen mir gab,
War: ich ſoll ſagen, wann Roſa geboren.
Das hieß ich doch Zeit und Arbeit verloren;
Nie gab ich mit Alterthumsforſchen mich ab!

Die Blumenfreundin.

Brigitta trägt zu Florens Ruhme
Stets Blumen auf dem Kopf,
So gleicht ſie, wenn auch keiner Blume,
Doch einem Blumentopf. —

Unnütze Furcht.

Die Länge macht vor'm Trauerſpiel Euch bange,
Das er heut' geben läßt? Fünf Stunden nennt Ihr lange?
Da doch ſogar die Aerzte wollen,
Daß wir noch länger ſchlafen ſollen. —

Auguſt Schnezler,

geboren am 4. Auguſt 1809 zu Freiburg im Breisgau.

Perückenſtaub und Frühlingsblüthe.

Der Herr Profeſſor,
Geheime Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus;
Der Hochgelahrte,
Der Hochberühmte,
Der Hochfriſirte, —
Beſchloſſen hat er's
Und auch vollzogen,
Zu gehn ſpazieren
Am warmen Maitag
Hinaus vor's Stadtthor;
Im ſchönen Parke
Sich zu erholen
Vom vielen Sitzen
Im Stubendunſte,
Vom vielen Brüten
Ob den Pandekten;

Die blöden Augen
Friſch zu erlaben
Am jungen Laubgrün,
Und ſeine Lungen
Sich auszulüften
Vom Bücherſtaub.

Beſchloſſen hat er's
Und auch vollzogen.
Er ſchreitet ſtattlich
Im Treſſenrocke,
In goldgeſtickter
Brokatner Weſte,
In ſeidnen Strümpfen
Und Schnallenſchuhen,
Durch die Alleen
Und Laubengänge,
Und nickt in Gnaden
Nach rechts und links hin,
Wo tief die Leute
Vor ihm herunter
Auf dem Spaziergang
Die Hüte ziehn.

So kommt allmählig,
Wie, weiß er ſelbſt nicht,
Er immer tiefer
In die Gewinde
Des weiten Parkes,
Wo ſich höchſtens

Ein blaſſer Dichter,
Ein Liebespärchen,
Pflegt zu verlieren. —
Hier iſt's ſo einſam,
So friedlich ſtille!
Da zieht bedachtſam
Der Herr Profeſſor
Hervor die Brille,
Wiſcht ſie fein helle
Und ſetzt ſie auf.

Dann zieht er wieder
Aus ſeiner Taſche
Ein niedlich Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto,
Gebunden zierlich
In Schweineleder,
Mit Meſſingklappen,
Und läßt ſich nieder
Auf eine Flechtbank,
Drob eine Linde
Voll Blüthenfülle
Wölbt ihre Zweige;
Und öffnet ſachte
Das zarte Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto:
Die Taſchenausgab'
Juſtinians.

Und nun verſenkt er
Mit allen Sinnen
Sich in die Tiefen
Des throngewiegten
Juriſtengeiſtes,
Und lieſt zum tauſend-
Und eins'ten Male
Die grundgelehrten
Noten und Gloſſen
Und Varianten,
Die er dem Texte
Selbſt beigefügt hat;
Denn dieſe feine
Taſchenausgabe,
Sein Werk iſt ſie!

Da ruft's vom Wipfel
Der grünen Linde
Mit ſüßem Stimmchen
Auf einmal nieder:
„Ei Herr Profeſſor!
Wer wird jetzt leſen,
Wer jetzt ſtudieren,
In dieſem Garten
Voll Maienwonne,
Voll grüner Büſche
Und junger Blumen,
Voll Nachtigallen
Und Schmetterlinge;
Iſt das erlaubt?"

Da ſchaut betroffen
Der Herr Profeſſor
Hinauf zur Linde,
Und ſieht im Wipfel
Ein allerliebſtes
Blondinchen ſitzen,
Sich auf den Zweigen
Anmuthig wiegend.
Ach, ein Figürchen,
So zart und niedlich,
So fein und zierlich,
Als wär's gewoben
Aus Abendwölkchen
Und Lilienſtäubchen!
Sie trägt ein Kleidchen
Von Silberatlas
Mit blauem Gürtel,
Und weiße Höschen
Und grüne Schühlein;
Und ihre Locken,
Die üppig wallen
Um's blendend blanke
Graziöſe Hälschen,
Durchſchlingt ein hübſcher
Maiblumenkranz.

Der Herr Profeſſor
Steht wie verſteinert
Mit offnem Munde;
Mit ſtarren Augen

Blickt er zum Wipfel,
Der leiſe, leiſe
Hinauf, hernieder
Wogt mit der Kleinen
Im Abendgold.

Solch einen Caſum
Fand er noch niemals,
Der Herr Profeſſor,
Auf ſeiner ganzen
Juriſten-Laufbahn!
Doch endlich faßt er, —
Nach dem er vorher
Sich umgeſehen,
Ob Niemand lauſche,
Der ihn da könnte
Compromittiren
In ſeiner Würde —
Ein Herz und rufet
Hinauf zum Wipfel,
Gedämpften Lauts:

„Ei, liebe Kleine,
Du Baum-Cikädchen!
Willſt Du nicht gnädig
Nur auf ein Weilchen
Herab dich laſſen
Von Deinem Throne
An meine Seite,
Und mir erzählen,

Woher Du ſtammeſt,
Und was Dein Leben
Und Treiben iſt?“

„Nein, Herr Profeſſor! —
So ruft ſie ſchelmiſch —
„Das laſſ' ich bleiben!
Ich fürchte gar ſehr
Mich vor Perrücken
Und Puderſtaube,
Und vor ſo dicken
Gelehrten Büchern!
Ihr wärt im Stande
Und faſſtet plötzlich
Mich bei dem Leibchen,
Und ſperrtet eilig
Mich in die Klappen
Des großen Buches
Als ein Curioſum,
Wie ſeltne Pflänzchen,
Und ließt für Geld mich
Zu Haus dann ſehen
Vor den Studenten,
Ha, ha, ha, ha!
Nein, das Prinzeßchen
Von Lindenblüthe
Iſt nicht ſo dumm!“

Der Herr Profeſſor
Läßt ſich nicht irren;

Ein Späßchen möcht' er
Gar gern ſich machen;
„Willſt Du nicht kommen,
So komm ich ſelber,
Wart' nur, Du Schelmchen!"
Und auf die Flechtbank
Steigt er mit Mühe
Und fängt die Linde
Nach Leibeskräften
Zu ſchütteln an.
Doch wehe, wehe!
Auf einmal packen
Ihn in den Waden
So ſtarke Krämpfe,
Daß er ſchnellmöglichſt
Sich wieder ſetzen
Muß auf die Bank.

Doch das Prinzeßchen
Lacht ausgelaſſen:
„„Ei Herr Profeſſor,
Wer wird ſo hoch ſich
Verſteigen wollen,
Um noch mit Püppchen
Gleich mir zu ſpielen,
In Ihren alten
Geſetzten Tagen!
Wenn dies erführe
Die Frau Gemahlin,
Sie würde glauben,

Der Herr Profeſſor
Sei überſchnappt!""

Kaum hat die Kleine
Dies Wort geſprochen,
So langt ſie kichernd
Mit einem Zweige,
Woran ein Häkchen
Wie an der Angel,
Herab nach ſeiner
Perrücke Locken,
Und zieht ſie blitzſchnell
Zu ihrem Sitze,
Daß rings der Puder
Hernieder ſtäubet,
Und hängt ſie droben
Am höchſten Wipfel
Der Linde auf.

Da will entrüſtet
Der Herr Profeſſor
Von Neuem wieder
Den Baum erklimmen;
Doch wie genagelt
Bleibt auf der Bank er —
Die Wadenkrämpfe
Sind wieder da.

Und das Prinzeßchen
Lacht ausgelaſſen,

Und ſchüttelt ſelbſt nun
Die Lindenkrone,
Daß Blüth' auf Blüthen
In vollen Güſſen
Herniederflocken
Auf den Profeſſor;
Und immer ärger
Schüttelt die Kleine,
Und immer dichter
Flocken die Blüthen,
Bis ganz begraben
Der gute Mann ſaß
Ueber die Ohren
Im Lindenſchnee.

So fanden Morgens
Ihn die Studenten
Gleich einer Leiche,
Am Lindenſtamme
Noch angelehnt;
Aus ſeinem Schneebett
Ragt nur der kahle
Gelehrte Schädel! —
Auch der Pedell kam
Mit ſeinem Pudel,
Der ſcharrte eifrigſt
Den alten Herren
Aus ſeinem Pfühle;
Dann trugen ſorgſam
Ihn die Studenten,

Gefolgt von einem
Endloſen Zuge
Von Straßenjungen
In ſeine Wohnung
Zur Stadt zurücke.
Welch ein Entſetzen
Für die geheime
Frau Hofrath war's!

Als auf er wachte
Aus ſeinem Scheintod,
Frug er vor Allem
Nach ſeinem theuern
Juſtinianus,
Und da gerettet
Auch ihn er wahrnahm,
Vergaß er allen
Beſtandnen Unfall.
Doch nimmer wagt er
Sich in den Park mehr,
Der ihm bereitet
So viel Verdruß,
Ihm, dem Profeſſor,
Geheimen Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus!

Victor Strauß,

geboren am 18. September 1809 zu Bückeburg.

Unterthanenliebe.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Chriſtian,
In ſeiner Wehr zu Roſſe kommt er die Straß' heran;
Da tritt ein ſtiller Bürger aus ſeinem Haus hervor,
Sieht den geſtrengen Herren und birgt ſich hinterm Thor.

Das hat der Graf geſehen, er hält und ruft: „Heraus!“
Nichts kommt; er rufts noch einmal, — es regt ſich nichts im Haus;
Er ruft es laut zum dritten, — und noch bleibt alles ſtill.
„Nun möcht' ich doch erfahren, wer hier mir trotzen will.“

Er zieht aus ſeiner Halfter das Schießgewehr und ſchießt,
Daß man am Loch im Holze noch heut' das Zeugniß lieſt.
Faſt traf er den Verſteckten; der birgt ſich länger nicht,
Er ſtürzt hervor und neigt ſich mit bleichem Angeſicht.

„Was birgt Er ſich?“ ruft jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„Geſtrenger Herr, ich ſah Euch, da barg ich mich aus Furcht.“
Da ſetzt der Graf den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Ihr dürfet mich nicht fürchten! Ihr ſollt mich lieben, Mann!“

Ferdinand Freiligrath,

geb. am 17. Juni 1810 zu Detmold.

„Prinz Eugen, der edle Ritter.“

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das Oeſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder.
Von den Tſchako's weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Selber auch geſetzt die Noten;
Merket auf und gebet Acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Robert Reinick,

geb. 1810 zu Danzig.

Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpaziert,
Da iſt mir ein närriſches Ding paſſiert:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fortſpaziert,
Iſt wieder ein närriſch' Ding mir paſſiert:
Im kleinen Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;
Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fieng ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurückſpaziert,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm;
Und als ich gieng an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? Da flüſterten zwei,
Und 's war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum Blum Blum.
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War g'rade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von ſchlauem Sinne
Und rief die Baſe Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Baſe Spinne kroch heran
Und machte die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich dareine,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Geſumm ſumm ſumm,
Sind ſie hineingeflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach
Und kümmert' ſich nicht drum drum drum:
„So gehts, Ihr lieben Käfer,
So gehts, Ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!“

Nicolaus Becker,

geb. 1810 zu Geilenkirchen, geſt. 1845 zu Cöln am Rhein.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen ſah.
Ich fragte ſie, was thut der hier?
Antworten ſie: „den nähren wir
Aus Chriſtenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns ſeit lange ſchon,“
Und prieſen insgeſammt ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Sie luden Gäſt' in großer Zahl,
Sie ſagten ihm: Beſorg das Mahl!
Da iſt er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel ſtand.
Sie ſaßen freudig rings umher,
Am Katzentiſchchen ſelber er;
Doch prieſen ſie zum Schluß ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Und als ſie nun gefahren aus,
Sie ſagten ihm: Bewach das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie!
Er hat es fleißig ſo vollbracht.
Sie kehrten heim in ſpäter Nacht,
Sein Licht ſie nahmen, prieſens laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum
Reif waren auf dem ſteilſten Baum;
Was ſich begab in Ernſt und Spaß,
Sie ſagten ihm: Thu dies und das!
Und prieſen, wenns geſchehn, ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und ſchwach,
Ihn in die Kammer unters Dach.
Sie ſagten ihm: „Biſt du geſund,
So thu es uns nur eben kund.“
Doch hat ers nicht mehr kund gemacht,
Denn er verſchied in ſelber Nacht.
Da klagten ſies den Nachbarn laut:
„Schad', daß er ſtarb, die treue Haut!“

Friedrich von Sallet,

geb. am 20. April 1812 zu Neiße in Schleſien, geſt. am 21. Februar 1843 zu Reichau.

Herr Specht.

Der Wald, der Wald iſt kahl und leer;
Am Stamm ſitzt der Herr Specht,
Und raſtlos pocht und hämmert der,
Und treibt es ſchlecht und recht.

„Heda, Herr Baum! hört ihr denn nicht?
Ich klopf' an euer Thor;
Guckt denn kein liebes Angeſicht
Von euren Kindern vor?“

„Wißt ihr denn nicht, wie weit ſie ſind?
Seid ihr ſo tief im Traum?
Geräuchert wird mit Düften lind
Schon unſres Saales Raum.“

„Mit lichtem Blau ſtaffirt iſt der,
Die Sonnenampel brennt,
Und ſeht doch! wie der Völkchen Heer
Auf Feſtesbotſchaft rennt.“

„Zum Tanze, den Herr Frühling hält,
Läd't man euch freundlich ein;
Die Muſikanten ſind beſtellt
Mit Kehlen friſch und rein.“

„Horcht in die Höh'! das wirbelt klar;
Die Lerche ſtimmt. Erwacht!
Wie? ſeid ihr zum Philiſter gar
Geworden über Nacht?"

„Schickt Jungens doch und Mädels raus
In ihrem beſten Kleid,
Denn blieben die beim Tanz zu Haus,
Das wär' dem Frühling leid." —

So ruft der Specht und hämmert fort,
Und unverdroſſen weckt;
Da hat auch ſchon ein Knöspchen dort
Das Auge vorgeſteckt.

Das guckt neugierig in die Luft
Und ſpüret Glanz und Gluth,
Und allen ſeinen Brüdern ruft:
„Kommt, kommt! hier iſt es gut." —

Da gucken ſie und ſchlüpfen vor,
Die Blattgeſellen friſch;
Zum Reigen ſchlingt ſich bald der Chor
In ſchwellendem Gemiſch.

„Heraus!" ſo ruft der alte Baum,
„Heraus ihr Jungens all'!
Und tanzet mit im Sonnenraum
Beim Lerchenwirbelſchall!"

„Ihr Blüthenmädel zart und ſchlank,
Ins Ballkleid ſich geſteckt! —
Herr Specht, ich ſag' ihm ſchönſten Dank
Daß er mich noch geweckt.“ —

Die Blüthenmädel ſpringen auf
Neugierig, froh und ſchnell,
Sie ſchlagen ſcheu die Aeuglein auf
Und gucken um ſich hell.

Und tanzen mit den Brüdern grün
Geſchaukelt von der Luft,
Bis ſie vom Tanz hochathmend glühn,
Aushauchend heißen Duft.

Du Blüthenjungfer! wüßteſt du,
Was dir gar balde droht!
Den goldnen Frühling küßteſt du;
Das iſt der Jugend Tod.

Die jetzt ſich Jungfer Blüthe heißt
Nennt bald ſich Madam Frucht;
Ab flattert's Kleid, das flüchtig gleißt,
Von ſchwellenden Leibes Wucht.

Dann ſeufzeſt du, gebeugt vom Joch:
„Ihr Störenfried, Herr Specht!
Ließt ihr mich ſchlafen die vorige Woch',
Das wär' mir eben recht.“

Gottfried Kinkel,

geboren am 11. Auguſt 1815 zu Oberkaſſel bei Bonn.

Mythos.

Sankt Peter aus dem Himmelsthor
Trat einmal Mitternachts hervor;
Unten ſah er zu Köln am Rhein
Bajonette blitzen im Fackelſchein:
Die Preußen, kürzlich reſolvirt,
Hatten den Biſchof arretirt.
Da wards dem Petrus ſchlimm zu Mut,
Aufkochte in ihm das päpſtliche Blut;
Er wandte ſich zum Thron der Gnaden
Und klagte ſeiner Kirche Schaden.
Gott Vater ſprach: ich bin bereit,
Zu ſchlichten dir den böſen Streit;
Ich will den Thäter zu mir rufen
Vor meines Richterſtuhles Stufen.
Sankt Peter ſprach: es hats gethan
Der Nikolovius, der muß dran!
Der Todesengel flog herab,
Sie legten bald den Leib ins Grab.

Derweil der Geiſt ſich aufwärts wandt',
Im Silberhaar am Throne ſtand.
Er ſprach: vor dir hab' ich gewandelt,
O Herr, doch hier als Knecht gehandelt;
Ein Größerer thats — ihn richte du,
Mich laß eingehn zu deiner Ruh!
Gott Vater drauf: mein Himmelsgaſt!
Dir werde wie Du geglaubet haſt.
Du, Sammael magſt neu dich rühren,
Den Altenſtein denn vor uns führen.
Herr Altenſtein in ſtillem Lauf
Strebt altersmüd zum Himmel auf.
Sankt Peter wußte nicht Rath den Sachen
Wollt erſt das Thor nicht offen machen.
Da ſprach die Excellenz: ich habe
Gewollt das Gute bis zum Grabe;
Stets konnt ich mein Gewiſſen ſtillen:
Ich that nach meines Königs Willen.
Doch Petrus war noch nicht verſöhnt,
Er ſchrie: Iſt gleich ſein Haupt gekrönt,
Der Preußen König mußt du laden:
Der ſoll die Zeche mir ausbaden.
Geſagt gethan, der Engel flog,
Ihm nach ein Wolkenſchleier zog,
Gewoben aus der Preußen Thränen,
Die, ach umſonſt! noch Rettung wähnen.
Der König ſtarb. Mit klarem Blick,
Als wär der Tod ein froh Geſchick,
Im alten Mantel, der vor Jahren
Im Freiheitskampf mit ihm gefahren.

Den alten Säbel in der Hand,
Der Frieden gab dem deutſchen Land,
Mit gleichem, kriegeriſch feſtem Tritt
Daher der alte König ſchritt.
Wie er die Thür verſchloſſen fund:
Aufmachen! ſprach er kurz und rund.
Da ſprangen weit des Himmels Pforten,
Da jauchzten Engel aller Orten
Und Petrus ſelbſt freiwillig gern
Neigte ſich vor dem edlen Herrn;
Denn vor dem treuen Angeſichte
Ward all ſein Pfaffenſinn zu nichte.
So ging da frei im hellen Schein
Der greiſe Fürſt zum Himmel ein.

Robert Prutz,

geboren 1816 zu Stettin.

Tanzlied.

Klinget der Flöten ſüßer Klang
Hell durch die Abendkühle,
Schwinget ſich raſch das Thal entlang
Luſtiges Tanzgewühle:
Eine nur iſt's von Allen hier,
Welche mein Herz kann rühren,
Meine nur iſt's! ſie winket mir,
Raſch ſie zum Tanz zu führen!

Heftiger wirbeln der Schalmei'n
Schmetternde Jubellieder,
Kräftiger ſchließt mein Arm ſie ein,
Feſt um das volle Mieder!
Sprühende Blicke locken, droh'n,
Suchen zugleich und meiden,
Glühende Küſſe ſchweben ſchon
Heiß um den Mund uns Beiden.

Flimmernde Aeuglein, ſüß und weh,
Brennet mich faſt zu Kohlen!
Schimmernde Brüſtlein, weiß wie Schnee
Habt mir das Herz geſtohlen!
Prächtiger ſtrahlt die Sonne nicht
Hoch an dem Himmelsbogen,
Mächtiger hat des Mondes Licht
Nimmer mich angezogen!

Staunende Blicke rings im Kreis!
Jünglinge ſchauen lüſtern,
Raunende Dirnen, laut und leiſ',
Horch, wie ſie ſtehen und flüſtern!
Faſſe du feſt und halte mich,
Zärtlicher mich umſchlungen,
Laſſe die Welt! was kümmern dich
Neidiſche Läſterzungen?

Siehe, hier hält uns, plötzlich hier
Hält uns der Wald umfangen:
Fliehe mir nicht! Nicht wehre mir
Buſen und Mund und Wangen!
Ferne nur hör' ich durch die Nacht
Leiſe Muſik noch hallen,
Sterne nur über uns und ſacht
Girrende Nachtigallen!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Claſſiſcher Hausſchatz

der

Poeſie des römiſchen und griechiſchen Alterthums,

in zahlreichen, wohlgeordneten

Auszügen und Muſterſtellen

ſeiner beſten Dichter,

mit biographiſch-hiſtoriſch-kritiſchen Erläuterungen

für alle Gebildete deutſcher Nation

bearbeitet von

Dr. O. L. B. Wolff,

weil. ordentlichem Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Erſter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.

BERLINER STADTBIBLIOTHEK

Vorwort.

Das hier dargebotene Buch ward ausdrücklich geſchrieben für Leſer, die keine gelehrte Bildung beſitzen, noch eine ſolche anſtreben, denen aber darum zu thun iſt: der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes in ſeinen glänzendſten Perioden und den geiſtig ſchönſten Aeußerungen deſſelben nachzugehen, um durch die Betrachtung der Erſcheinungen, welche das Aufblühen, die Blüthezeit und der Verfall großartiger Nationen hervorgebracht haben, die eigene ſittliche und geiſtige Bildung zu fördern und zu bereichern. Dadurch unterſcheidet ſich alſo das vorliegende Sammelwerk auf das Beſtimmteſte von ähnlichen Unternehmungen dieſer Art, unter welchen ſich treffliche, wie namentlich des gründlichen und genauen Vorberg „Hellas und Rom“ befinden. — Das Publikum, welches der Unterzeichnete beſonders und eigentlich allein im Auge hatte, waren überhaupt die Gebildeten und Bildungsfähigen in Deutſchland, vorzugsweiſe aber die Frauen, und die

Schüler und Schülerinnen höherer Erziehungsinſtitute, Realgymnaſien und Bürgerſchulen. Für daſſelbe mußte er alſo, wenn ſein Buch wirklich Nutzen bringen ſoll, von anderen Grundſätzen ausgehen, als ſie meiſt bei Anthologieen dieſer Art befolgt zu werden pflegen. Mehr um Mißverſtändniſſen und ungerechten Angriffen pedantiſcher Philologen, mit denen er überhaupt nichts zu ſchaffen haben will, möglichſt auszuweichen, als um ſich eigentlich zu rechtfertigen, — denn das muß ſein Buch ſelbſt thun und kann es das nicht, ſo ſind auch alle Vorreden überflüſſig und vom Uebel — geſtattet er ſich Folgendes zu bemerken:

Wir haben in Deutſchland von jeher ſowohl die Griechen und Römer überhaupt, als auch, und namentlich deren Dichter und Schriftſteller unſerer Jugend zu ſehr in blendender Beleuchtung vorgeführt, und an dem Heiligenſcheine, in welchem wir ſie derſelben darſtellten, allen möglichen Farbenreichthum verſchwendet, um ihn ja im höchſten Strahlenglanze vor ihr leuchten zu laſſen. Von dieſem Fehler ſind ſelbſt unſere beſten und beſonnenſten Schulmänner nicht ganz frei zu ſprechen, und wenn ſie auch nicht gerade die wirklich trefflichen Eigenſchaften der alten Helden und Dichter und Redner in höchſter Uebertreibung darſtellten, ſo waren ſie doch faſt immer ängſtlich bemüht, deren Fehler und Schwächen entweder ganz zu verſtecken, oder doch ſo viel wie möglich zu bemänteln. Was war aber die nothwendige Folge davon? Entweder in den jugendlichen Gemüthern eine künſtlich erhitzte Begeiſterung, die zur Uebertreibung führte, oder gerade das Entgegengeſetzte von dem, was dieſe Herren bezwecken wollten, Mangel an wirklichem und natürlichem Intereſſe. Ich habe ſelbſt einmal in dieſer Hinſicht eine merkwürdige Erfahrung gemacht, und will ſie als Beleg hier anführen. Als Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar las ich mit den Oberprimanern Montesquieu's Buch, von den Urſachen der Größe und des Verfalls der Römer, in der Urſprache. Ich hatte dieſe Lectüre abſichtlich gewählt, weil die Anknüpfungspunkte für das Nachdenken, den Studien meiner Schüler ſo nahe lagen. Sie folgten auch mit ſteigendem Intereſſe den Entwickelungen des großen franzöſiſchen Denkers. Als wir aber an das Kapitel kamen, wo Montesquieu auseinander ſetzt, welch ein elender und unwahrer Patron der geprieſene Cicero eigentlich geweſen ſei, da brach in der ganzen Klaſſe erſt ein gewaltiges Erſtaunen, dann ein ſolcher nicht zu bändigender Jubel los, daß ich erſt nach einigen Minuten, als ſich der Sturm gelegt hatte, und zwar nicht ohne Mühe, den jungen Leuten begreiflich machen konnte, man müſſe nie das Kind mit dem Bade ausſchütten, und namentlich Oberprimaner könnten von Cicero ſo viel lernen, daß ſie ihm zu beſtändigem Danke ſich ver-

verpflichtet fühlen müßten. — Dies kleine an und für ſich unbedeutende Schulereigniß machte mich jedoch aufmerkſam, und ich fand nachher im Leben vielfach beſtätigt, daß die Weiſe unſerer Erzieher und Schulmänner, „Griechen und Römer als unerreichbare Muſter aller Tugenden — nicht blos des correcten oder eleganten lateiniſchen und griechiſchen Styles, der freilich bei ihnen als reinſte Quelle aller anderen Tugenden gilt,“ — darzuſtellen, gerade das Gegentheil von dem hervorbringe, was ſie beabſichtigen. Wie oft habe ich nicht ſpäter Studirende gefunden, denen ſogar Homer und die griechiſchen Tragiker dermaßen waren verleidet worden, daß ſie nichts von dieſen großartigen Geiſtern mehr wiſſen wollten und die, wieder zu denſelben zurückzukehren beredet, nun über den reichen Schatz des Herrlichen erſtaunten, der ſich ihnen darbot. — Es war freilich nicht das ewige Lobpreiſen allein, ſondern auch die geiſtloſe Behandlung der Klaſſiker in vielen gelehrten Anſtalten unſeres Vaterlandes daran Schuld. Ein ähnlicher Uebelſtand beginnt in unſeren Realſchulen und Erziehungsinſtituten einzureißen mit den Naturwiſſenſchaften; wir werden es bald erleben, daß viele Schüler, ſobald ſie entlaſſen ſind, keinen Baum mehr anſehen mögen, weil ſie ſich dabei ſtets erinnern, wie ſie gequält wurden, ehe ſie ihn von der Wurzel bis zum Wipfel ſyſtematiſch bewundern lernten.

Die Aufgabe, die ich mir daher in dem gegenwär-gen Buche ſtellte, beſtand vorzüglich darin, den Leſern eſſelben, wenn möglich ein lebhaftes und nachhaltiges ntereſſe für die antike Poeſie und Proſa einzuflößen und ie davon zu überzeugen, daß in der genaueren Kenntniß erſelben ein reicher und unverſieglicher Gewinn liege. Dies glaubte ich beſonders dadurch zu erreichen, daß ch dieſelbe ihrem Geſichtskreiſe und ihrer Anſchauungs-veiſe ſo nahe, wie es nur irgend geſchehen konnte, ohne en echten antiken Geiſt zu verletzen, rückte, und daß ch ihnen den inneren Entwickelungsgang derſelben und ſeinen Zuſammenhang mit den äußeren, geſchichtlichen Verhältniſſen, ſo viel in meinen Kräften ſtand, verdeutlichte. Wenn man dies im Auge behält, ſo wird man, wie ich glauben darf, auch für die ganze Art und Weiſe der Behandlung in dieſer ſelbſt, ihre vollkommene Rechtfertigung finden, und ich brauche dem wohlwollenden und urtheilsfähigen Leſer nicht erſt weitläufig auseinander zu ſetzen, weshalb ich z. B. die griechiſchen Dichter gruppirte, die römiſchen dagegen nicht, oder warum ich von dem Einen mehr mitgetheilt, als von dem Anderen u. ſ. w. — Tüchtigen Lehrern freien Spielraum zu laſſen, ohne daß weder ſie, noch die Schüler das Nothwendigſte vermißten, war ich ebenfalls bemüht.

Möge denn dieſe Sammlung ihr Scherflein dazu beitragen, in weiteſten Kreiſen die Ueberzeugung zu verbreiten, daß der menſchliche Geiſt, vom Göttlichen beſeelt, das Beſte und Edelſte, was er hervorbrachte, in den Werken der Kunſt und namentlich der Poeſie, niederlegte, und daß es kein beſſeres und höheres Bildungsmittel für Geiſt und Herz giebt, als die gewiſſenhafte, reine, unbefangene und liebevolle Beſchäftigung mit derſelben! —

Jena, im März 1851.

Wolff.

Inhalt

Seite
Einleitung 1

I. Poeſie der Griechen.

1. Ueberblick der Geſchichte des alten Griechenlands . 10
2. Geſchichtliche Ueberſicht des Entwickelungsganges der altgriechiſchen Poeſie 33
3. Die äußern Formen der altgriechiſchen und der römiſchen Poeſie 38
4. Die Dichter der erſten Periode 52
5. Die Dichter der zweiten Periode 57

I. Epiſche Poeſie.

Homeros. 61
A. Die Ilias 219
B. Die Odyſſee 316
C. Hymnen 350
D. Der Froſch- und Mäuſekrieg 358
E. Kleinere Gedichte 361
Heſiodos 362
A. Werke und Tage 401
B. Die Argonautenfahrt . . . .
II. Lyriſche Poeſie. 411
1) Die Gnomiker 412
Kallinos 414
Tyrtaios 418
Mimnermos 419
Solon 426
2) Die reine Lyrik 427
Archilochos 428
Alkman 429
Simonides 430
Terpandros 430
Arion 438
Sappho 442
Erinna . . . .

C. Die Dichter der dritten Periode.

1) Gnomiker.
Theognis . . . . Seite
Phokylides 444
2) Die reine Lyrik 448
Anakreon 449
Lasos 450
Simonides 470
Pindaros 470
Bakchylides 475
3) Didaktische Poeſie 512
Parmenides 514
Pythagoras 516
4) Dramatiſche Poeſie 517
Die tragiſchen Dichter. 520
Aiſchylos . . .
Die Oreſteia. 523
1. Agamemnon . . . .
2. Die Choëphoren 529
3. Die Eumeniden 548
Der gefeſſelte Prometheus 574
Die Perſer 601
Die Sieben vor Theben 620
Die Hiketiden 626
Sophokles 643
König Oedipus 649
Oedipus in Kolonos 659
Antigone 673
Elektra 703
Die Trachinierinnen 723
Der raſende Ajas 748
Philoktetes 774
800

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Erſter Band.

Einleitung.

I.

Von der Poeſie im Allgemeinen.

Ein Gedicht iſt das Erzeugniß der freien vereinigten Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gemüthes, dargeſtellt durch Worte in beſtimmter äußerer und innerer Anordnung, gemäß den Regeln der Sprache, des richtigen Denkens und der Dichtkunſt.

Der Zweck eines Gedichtes iſt das Gedicht ſelbſt, wie überhaupt jedes Kunſtwerk, als ein ſolches, nur ſich ſelbſt zum Zweck haben kann; die Aufgabe eines Gedichtes iſt dagegen die geiſtige Nachahmung der Natur innerhalb einer beſtimmten und abgegrenzten Erſcheinung derſelben. Ihren Urſprung hat daher jede Dichtung im menſchlichen Geiſte; ihre Veranlaſſung rührt von der geſteigerten

Thätigkeit der Einbildungskraft, der mehr als gewöhnlichen Stärke und Fülle der Empfindung und dem Triebe zur Nachahmung her.

Bei der Hervorbringung eines Gedichtes müſſen alſo die Einbildungskraft und das Gemüth die ſchaffenden Kräfte ſein, die Vernunft und der Verſtand aber die leitenden Führer jener Beiden. Die Vernunft beſtimmt die Grundſätze, nach welchen Einbildungskraft und Gemüth zu wirken und ſich gegenſeitig zu ergänzen haben, um ein Gedicht hervorzubringen; der Verſtand dagegen die äußere Geſtaltung des Gedichtes, damit dieſe dem Inhalte deſſelben durchaus angemeſſen und ſo das Ganze ein möglichſt vollendetes Kunſtwerk werde.

Die Grundſätze für die *Hervorbringung* eines Gedichtes, wie eines jeden Kunſtwerkes entwickelt und beſtimmt die *Aeſthetik* oder die Kunſtlehre, (die Lehre vom Schönen und Erhabenen), die Regeln für die *äußere Geſtaltung* deſſelben ſtellt dagegen die *Poetik* oder die Lehre von den poetiſchen Formen auf.

Urſprünglich geſtaltete ſich die Dichtung unbewußt jener wiſſenſchaftlichen Grundſätze durch den freien inneren Trieb der Mittheilung und der Nachahmung, theils als Ausdruck der Empfindungen des Einzelnen, theils zur Darſtellung wichtiger Ereigniſſe und Handlungen, welche ſich in der Erinnerung der Menge forterhielten und für dieſelbe in dieſer Geſtalt verherrlicht wurden. Alle auf che Weiſe entſtandenen und im Laufe der Zeiten aufbe- ahrten dichteriſchen Erzeugniſſe, welche, wenn auch von inzelnen verfaßt, doch von einer beſtimmten Menge als r Eigenthum betrachtet, weiter gebildet und fortgepflanzt urden, bezeichnet man im Allgemeinen als Volkspoeſie n weiteren Sinne, als Volkslieder im engeren, da e Beſtimmung der Mehrzahl war, durch Geſang oder eſangähnlichen Vortrag mitgetheilt zu werden, und ſie aher mehr oder weniger Form und Inhalt, wie ſie das ied fordert, vorherrſchend beſitzen.

Den Gegenſatz zu der Volkspoeſie bildet die Kunſt- oeſie; dieſe entſtand ſpäter, als die Dichtung nicht bloß nehr ein Naturgeſang war, ſondern theils Herkommen nd Sitte, theils die innere Nothwendigkeit ihrer künſt- eriſchen Ausbildung ſie beſtimmten und ſowohl den Inhalt vie die äußere Geſtaltung bedingenden Geſetzen unterwarfen.

Jede Dichtung ſchildert 1) entweder das innere Leben es Dichters, alſo ſeine Gefühle, Empfindungen und die hm beſonders eigenthümlichen Anſchauungen im Verhältniß zu dem Gegenſtande, der dieſelben in ihm hervorruft und ihn veranlaßt, ſie in dichteriſcher Geſtaltung mitzutheilen, oder 2) nur Gegenſtände des Lebens außerhalb ſeiner Perſönlichkeit ohne vorherrſchende Rückſicht auf dieſe. Die erſtere wird in der Theorie ſubjectiv, die zweite objectiv genannt.

Alle Dichtungen zerfallen in drei Hauptklaſſen, welche theils durch den Inhalt, theils durch die Form beſtimmt werden. Dieſe ſind die lyriſche, die epiſche und die dramatiſche Poeſie. Der Charakter der lyriſchen Poeſie beruhte urſprünglich auf ihrer Beſtimmung, nur im Geſange vorgetragen zu werden, in ihr herrſchte und herrſcht noch das Subjective vor; die epiſche Poeſie dagegen, urſprünglich durch einen redneriſchen, höchſtens geſangähnlichen Vortrag zur äußeren Erſcheinung gebracht, iſt nur erzählend; ihr Inhalt daher objectiv, wenn gleich das ſubjective Element dadurch, daß nur ein Einzelner zur Zeit der Dichter oder der Vortragende iſt, nicht ganz entfernt werden kann; die Beſtimmung der dramatiſchen Poeſie endlich iſt, ihren Inhalt dergeſtalt zu behandeln und darzuſtellen, daß derſelbe als ein wirklich geſchehenes Ereigniß, von eben ſo vielen Menſchen, als zur Vollbringung dieſes Ereigniſſes nöthig waren, verſinnlicht werde, wie wenn er eine in der Gegenwart ſich entwickelnde Handlung ſei. In ihr herrſcht alſo offenbar nur das Objective vor, und wenn auch des Dichters Geiſt, als der erfindende und ſchaffende Urheber, hinter dem Ganzen ſteht, ſo darf doch ſeine Perſon nie im dramatiſchen Gedichte ſich zeigen, während dies im lyriſchen Gedichte von ihm gefordert wird, im epiſchen ihm, wenn auch nur untergeordnet und ſelten, geſtattet iſt.

2.

Die klaſſiſche und die romantiſche Poeſie.

Die vorherrſchende Lebensanſchauung der in geiſtiger Entwickelung, Fortbildung und Beſtrebung begriffenen menſchlichen Geſellſchaft hat von jeher den Inhalt und die Geſtaltung der Poeſie bedingt. Dieſe Lebensanſchauung wird zunächſt durch die feſtgeſtellte Idee des Verhältniſſes der Menſchen zur Gottheit (des Sinnlichen zum Ueberſinnlichen), dann durch die feſtgeſtellte Idee des Verhältniſſes des Einzelnen zum Ganzen (des Individuums zur Geſellſchaft), endlich durch die feſtgeſtellte Idee des Verhältniſſes des Einzelnen zum Einzelnen beſtimmt. Auf dem Erſteren beruht das Weſen der Religion, auf dem zweiten das des Staates, auf dem dritten das der Familie in den Beziehungen der einzelnen Glieder derſelben zu einander. — Die Religion beſtimmt ferner das Verhältniß des Menſchen zur Natur, der Staat das Verhältniß des Menſchen zu jedem anderen ſeiner Mitmenſchen, die Familie das Verhältniß des Menſchen zu den mit ihm durch Bande des Blutes verwandten Mitmenſchen, des Mannes zum Weibe, der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, der Geſchwiſter zu einander u. ſ. w.

In dieſer allgemeinen Lebensanſchauung nun des auf dem Wege höherer Entwickelung und Bildung fortſchreitenden Menſchengeſchlechtes brachte das Chriſtenthum eine ſo mächtige Wendung hervor, daß zwiſchen der vorchriſtlichen und der nachchriſtlichen Zeit ein entſchiedener Gegenſatz ſich bildete, der beſonders auf jene drei Verhältniſſe einen ganz und gar umgeſtaltenden Einfluß äußerte, welcher ſich vorzüglich in Folgendem offenbarte, das wir zur beſſeren Ueberſicht hier einander gegenüberſtellen wollen.

I. Religion.

Vor Chriſtus.	Nach Chriſtus.
1) Anbetung vieler Götter.	1) Anbetung eines einzigen Gottes.
2) Verſinnlichung dieſer Götter und Darſtellung derſelben durch irdiſche Geſtaltung.	2) Idee der Gottheit als etwas durchaus Ueberſinnlichen und daher durch kein ſinnliches Mittel Darſtellbaren.
3) Idee des Schickſals, dem ſelbſt die Götter ebenſowohl unterworfen waren, wie die Menſchen.	3) Idee des böſen Princips, der Sünde, des Teufels, als Feind des Menſchengeſchlechtes, im Gegenſatze zur Gottheit als höchſter Tugend.
4) Den Göttern waren Leidenſchaften, wie ſie die Menſchen haben, eigen und übten Einfluß auf ihre Handlungen aus.	4) Die höchſte Vollkommenheit und die höchſte Liebe unzertrennlich von der Idee des einzigen Gottes.

Vor Chriſtus.	Nach Chriſtus.
5) Feſthalten an der Erde.	5) Sehnſucht nach dem Himmel.

II. Staat.

Bürgerthum. (Sklaven.)	Lehensweſen. (Leibeigenſchaft.)

III. Familie.

1) Achtung aber Unterordnung der Gattin.	1) Gleichſtellung der Gattin.
2) Geringſchätzung der Geliebten.	2) Ueberſchätzung der Geliebten.

Inſofern nun, als es die höchſte Aufgabe der Poeſie war, das Leben in allen ſeinen Erſcheinungen zu umfaſſen und darzuſtellen, mußte ſie natürlich auf der bei den Nationen, welche ſie ausbildeten, vorherrſchenden Lebens- und Weltanſchauung beruhen und dieſe die Grundlage derſelben ſein, ſoweit in ihr die höchſten menſchlichen Intereſſen, durch welche das höchſte geiſtige Leben bedingt und beſtimmt wird, der Glaube, das Recht und die Liebe ſich offenbarten und geltend machten. Diejenigen Nationen alſo, bei welchen eben dieſe Intereſſen am Entſchiedenſten vorherrſchten und mit dem klarſten Bewußtſein erſtrebt wurden, mußten daher auf dem Gebiete des Geiſtes die Stimmführer werden. — Vor Chriſtus waren es im Abendlande die Griechen, nach ihnen die Römer: Griechen und Römer ſind daher auch lange tonangebend geblieben, ſind es zum Theil noch. Der Inhalt ihrer Poeſie bedingte eigenthümliche Formen derſelben, welche ſie ſchufen, und beſtimmten, theils aus der Natur der Sache entſpringenden, theils durch Herkommen und Gebrauch eingeführten Geſetzen unterwarfen. Inhalt und Form, der Erſtere viel des Erhabenen und Herrlichen darbietend, die Letztere den ſtrengen Forderungen der Vernunft, des Verſtandes und des Schönheitsſinnes gehorchend, boten in jeder Gattung ſo große und vollendete Kunſtwerke dar, daß dieſe für alle Zeiten als klaſſiſche Muſter galten und daher die geſammte griechiſche und römiſche Poeſie vorzugsweiſe die klaſſiſche genannt wurde, im Gegenſatze zu der romantiſchen Poeſie oder derjenigen Poeſie der nachchriſtlichen Nationen, welche ſich als völlig unabhängig von der Poetik der Griechen und Römer ausbildete und eine der vorchriſtlichen durchaus entgegengeſetzte Lebens- und Weltanſchauung, deren Charakterzüge wir ſo eben ſkizzirt haben, offenbarte.

Eine überſichtliche Darſtellung des Geſammtgebietes der klaſſiſchen antiken Poeſie, ihres Weſens und ihres Entwickelungsganges, nebſt Auszügen aus den auf uns gekommenen Werken ihrer vorzüglichſten Dichter in den gelungenſten deutſchen Ueberſetzungen, iſt die Aufgabe, welche wir in dieſem Buche zu löſen verſuchen.

I.

Die Poeſie der Griechen.

Die Poeſie der Griechen.

1.

Ueberblick der Geſchichte des alten Griechenlandes.

Die Urgeſchichte der alten Griechen verliert ſich, wie die Urgeſchichte faſt aller Nationen, in die Nacht der Sagen. Neuere Forſchungen haben mit ziemlicher Gewißheit nur feſtſtellen können, daß das Land, welches die Griechen bewohnten, urſprünglich von Aſien aus bevölkert worden ſei und daß die Bewohner anfangs mehrere kleinere Volksſtämme bildeten, welche ſich erſt ſpäter zu einem einzigen großen Volke verbanden. Das eigentliche Griechenland — das von Großgriechenland (dem von Griechen angebauten Unteritalien) und vom aſiatiſchen Griechenland (der von Griechen ebenfalls angebauten Küſte von Kleinaſien) wohl zu unterſcheiden iſt — war eine Halbinſel, welche im Norden von Makedonien und Illyrien begrenzt, auf allen anderen Seiten aber vom mittelländiſchen Meere, das öſtlich das ägäiſche, weſtlich das ioniſche hieß, eingefaßt wurde, einen Flächeninhalt von ungefähr 1800 Quadratmeilen hatte und in 1) Nordgriechenland (Theſſalien und Epirus), 2) Mittelgriechenland oder das eigentliche Hellas (Lokris, Doris, Aetolien, Akarnanien, Phozis, Böotien, Attika und Megaris) und 3) den Peloponnes (Korinth, Sicyonien, Achaia, Elis, Meſſenien, Lakonien, Argolis und Arkadien) zerfiel. Der Peloponnes hing nur durch den Iſthmos von Korinth mit dem übrigen Griechenland zuſammen. Außerdem beſaßen und bewohnten die alten Griechen noch viele Inſeln im ioniſchen, myrtoiſchen, ägäiſchen, ikariſchen, kretiſchen, karpathiſchen und inneren Meere.

Die erſten Bewohner ſollen die Pelasger geweſen ſein, von denen jedoch die Geſchichte nur zu berichten weiß, daß ſie ſich über das ganze Land verbreitet, beſonders aber in Attika, Arkadien, Argos u. ſ. w. niedergelaſſen hatten, nicht ohne alle Bildung waren und in viele Stämme mit beſonderen Dialekten zerfielen. Als ſpäter einer dieſer Stämme, der der Hellenen, die Oberhand gewann, wurden die Pelasger gänzlich unterdrückt, ſo daß ſogar ihre Sprache im Andenken der Nachwelt erloſch und Herodot uns bereits erzählt, er wiſſe nicht anzugeben, welche Sprache die Pelasger eigentlich geredet. Um 1550 vor der chriſtlichen Zeitrechnung ſtanden die Aeoler, Joner, Dorer und Achäer, wahrſcheinlich unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Hellenen, auf und bemächtigten ſich, die Jonier Attika's und Achaia's, die Achäer des öſtlichen und ſüdlichen Peloponnes, die Dorer der nach ihnen benannten Landſchaft Doris und die Aeoler der weſtlichen Küſte und der Inſeln. Die Sage erzählt noch, daß Aegypter und Phönizier in Griechenland Nieder- aſſungen gegründet und dadurch die Entwickelung grie- hiſcher Bildung vorbereitet hätten; ſie giebt jeder dieſer Niederlaſſungen einen beſtimmten Führer und behauptet, aß Inachus um 1800 v. Chr. Geb. im Peloponnes, Cekrops um 1550 in Attika, Danaus um 1500 in rgos, Kadmus um 1550 in Böotien und Pelops aus Myſien um 1400 ebenfalls in Argos mit den Ihrigen einen eibenden Wohnſitz aufſchlugen. Die erſten gemeinſchaft- chen Unternehmungen der Griechen waren der Argonau- nzug nach Kolchis (um 1250 v. Chr.; ſ. weiter unten pollonius Rhodius) und die zehnjährige Belagerung von roja (1194 — 1184; ſ. weiter unten Homer). Mit der ßteren ſchließt der erſte Zeitraum der griechiſchen eſchichte, gewöhnlich das Zeitalter der Heroen ge- nnt, von dem unter den Muſen, Klio die Muſe der ſchichte, ſelbſt am Wenigſten zu berichten weiß und es en Schweſtern überlaſſen hat, ihn mit Hülfe der antaſie und der Tradition auszuſchmücken. Charak- iſtiſch für dieſe Periode iſt der reiche, poetiſche Götter- nſt, die Menge der einzelnen Gebiete, die entſchiedene, aber keineswegeſ despotiſche Herrſchaft des Fürſten und die einflußreiche Berathung mit den Aelteſten des Volkes. — Auch das erſte Jahrhundert der zweiten Periode (vom Schluß des trojaniſchen Krieges bis zum Anfang der Perſerkriege 1184—500 v. Chr.) fällt mehr der Sage als der Geſchichte anheim, bis hundert und funfzig Jahre nach der Eroberung Troja's neue Wanderungen und in Folge derſelben neue Kämpfe begannen, welche dem größten Theile Griechenlands eine andere politiſche Geſtaltung gaben. Die Dorier, deren Heerführer ſich für Nachkommen des Herakles (Herakliden) ausgaben, fielen im Peloponnes ein, eroberten nach heftigen Kämpfen Lakedämon, Meſſene, Korinth und Argos und drängten die Achäer nach dem ſpäteren Achäa, das Jonier inne hatten, welche Letzteren ſich nach Attika warfen, von dem ſie, durch Uebervölkerung veranlaßt, ſich ſpäter zum Theil wieder entfernten und nach Aſien hinübergingen, wo ſie Kolonieen bildeten. Nachdem dieſe Bewegung ſich endlich wieder in Ruhe aufgelöſ't hatte, bildeten ſich um 900 v. Chr. überall kleine Staaten mit republikaniſcher Verfaſſung, Epirus ausgenommen. Unter dieſen ragten bald Sparta und Athen als die bedeutendſten hervor. Sparta tritt uns zuerſt geſchichtlich entgegen. Hier regierten gemeinſchaftlich zwei Könige aus zwei beſtimmten Familien. Die Dorier, die ſich Sparta's bemächtigt, übten von hier die entſchiedenſte Herrſchaft über ganz Lakonien aus; die

Lakedämonier dagegen, die urſprünglichen Bewohner, welche ſich freiwillig unterworfen hatten, genoſſen zwar perſönlicher Freiheit, waren aber ſteuer- und kriegspflichtig; die Bewohner der Stadt Helos jedoch, welche beſiegt werden mußten, wurden ſeitdem zu Sklaven des Staates erklärt und ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Fortwährende innere Parteikämpfe beunruhigten den jungen Staat, bis endlich Lykurgus durch eine weiſe Geſetzgebung 888 den inneren Frieden herſtellte und ihm eine dauernde politiſche Geſtaltung gab. Die beiden Könige aus den dazu für alle Zeiten erkorenen beiden Familien blieben die Herrſcher; ihnen wurde aber ein Senat aus 28 Mitgliedern, welche ſämmtlich das 60. Jahr erreicht haben mußten, die Geruſia (γερουσία) beigegeben. Dieſem gegenüber ſtanden die Volksverſammlungen, zu denen nur ſpartaniſche Bürger zugelaſſen werden durften und welche das Recht hatten, die von den Königen und dem Senat ausgegangenen Geſetze zu verwerfen. Das Gebiet von Sparta ward in 9000, das des übrigen Lakonien in 30000 gleiche Parzellen zerlegt und das Erſtere den Spartanern, das Letztere den Lakedämoniern (Periöken) übergeben. Dieſes Beſitzthum durfte nie verkauft, nur verſchenkt oder vererbt werden. Die Heloten wurden dagegen als Sklaven, mitunter höchſt tyranniſch, behandelt und ihre Pflicht war vorzüglich der Ackerbau. Der Spartaner durfte keine bürgerliche Beſchäftigung treiben, ſondern nur Krieger und Staatsbürger ſein; der Lakedämonier genoß hierin größerer Freiheit. Auch für das Privatleben beſtanden ſehr ſtrenge, auf die größte Mäßigkeit und Abhärtung zielende Geſetze, denn das Grundprinzip der ganzen Geſetzgebung des Lykurg war, dem Staate nur tapfere, geſunde und kräftige Bürger zu gewinnen und dem Intereſſe deſſelben alle anderen Intereſſen der Einzelnen auf das Entſchiedenſte unterzuordnen. Daher war auch die Erziehung der Jugend Sache des Staates, nicht der Eltern, und ging allein darauf hinaus, dem Staate unbezwingliche Krieger heranzubilden. Bei ſo entſchieden kriegeriſcher Richtung mußte Sparta raſch eine große politiſche Bedeutung gewinnen, um ſo mehr, als es gar bald in eine Reihe von Kämpfen verwickelt wurde, in denen es ſtets ſich als Sieger behauptete. Unter dieſen ſind die meſſeniſchen Kriege die wichtigſten. Eingriffe in das Recht auf beiden Seiten waren die Urſache des erſten meſſeniſchen Krieges (743 bis 724 v. Chr.), welcher mit der gänzlichen Unterwerfung der Meſſenier und dem freiwilligen Tode ihres Königs Ariſtodemos zu Ithome endete. — Vierzig Jahre ſpäter, als ein gänzlich neues Geſchlecht herangewachſen war, empörten ſich die Meſſenier gegen die Spartaner; ihr Feldherr war der Held Ariſtomenes aus dem alten Geſchlechte ihrer Könige. In mehreren Hauptſchlachten erlitten die Spartaner ſolche Niederlagen und wurden ſo gedemüthigt, daß ſie, einem Orakelſpruche gehorchend, ſich von Athen einen Heerführer erbaten. Athen ſandte ihnen, vielleicht zum Spott, den Tyrtäus (über denſelben ſ. weiter unten), einen verkrüppelten, gemeinen Krieger, aber dieſer wußte ſie durch ſeine Kriegsgeſänge ſo zu begeiſtern, daß ſie nun den Sieg über die Meſſenier davontrugen, welche ſich in die Bergfeſte Ira warfen und hier noch zehn Jahre mannhaft vertheidigten. Endlich fiel auch Ira durch Verrath; der gefangene, aber wie durch ein Wunder befreite Ariſtomenes ſchlug ſich durch nach Arkadien und verſuchte von hier neue Unternehmungen gegen Sparta, die jedoch an der Treuloſigkeit des Königs der Arkadier ſcheiterten, was deſſen gewaltſamen Tod und die Abſchaffung des Königthums in Arkadien zur Folge hatte. Ariſtomenes ging nach Rhodus, ſpäter nach Tarbes, wo er ſtarb; die noch freien Meſſenier ſchifften nach Sicilien über und ließen ſich in der nach ihnen benannten Stadt Meſſina nieder. Der zweite meſſeniſche Krieg hatte von 685—668 v. Chr. gewährt und Sparta war durch ihn zum mächtigſten Staate Griechenlands geworden.

Während Sparta ſo die höchſte politiſche Bedeutung errungen, hatte Athen ſich die höchſte geiſtige Blüthe in Griechenland gewonnen. Theſeus, Sohn des Aegeus, Königs der Pelasger, ſoll dieſe Stadt um 1300 v. Chr. durch die Vereinigung der bis dahin unabhängigen Gemeinen (δῆμοι) gegründet haben. Zuerſt herrſchten dort

Könige auf Lebenszeit; der ſiebente nach Theſeus, Kodrus, ſtarb eines freiwilligen Opfertodes, um ſeinem Volke im Kampfe mit Eindringlingen, nach einem Orakelſpruche den Sieg zu ſichern. Ihm zu Ehren ward der Königstitel aufgehoben und die Herrſcher hießen fortan nur Archonten. Vierzehn ſolcher Archonten aus des Kodrus Geſchlecht genoſſen nach ihm die Herrſchaft auf Lebenszeit (von 1068—752 v. Chr.), dann aber beſchränkte die Eiferſucht der anderen vornehmen Geſchlechter die Dauer ihres Anſehens auf zehn Jahre und ſetzte es ſpäter (681 v. Chr.) durch, daß ſtatt Eines Archonten deren neun zugleich, jedoch Jeder von ihnen nur auf ein Jahr, gewählt wurden. Innere Unruhen herrſchten jedoch fortwährend und die Athener kamen endlich zu der Ueberzeugung, daß ihnen ein geſchriebenes Geſetzbuch, an dem es noch gänzlich fehlte, nothwendig ſei. Der Archon Drako erhielt den Auftrag, ein ſolches zu verfaſſen, aber ſeine Geſetze athmeten ſolche Strenge und Grauſamkeit, daß das Volk ſich darüber empörte und ihn in das Exil ſandte, wo er 622 v. Chr. ſtarb. Nach fortwährenden wiederholten inneren und äußeren Unruhen ward endlich 594 v. Chr. Geb. Solon, ein auf Reiſen und in Kriegen erprobter Mann, zum erſten Archon ernannt, mit dem Befehle, das noch immer ſchmerzlich entbehrte Geſetzbuch zu verfaſſen. Er entledigte ſich dieſes Auftrages mit eben ſo großer Klugheit als Milde, ſchützte das Volk vor den Erpreſſungen der

Reichen, ohne dieſe in ihren urſprünglichen Rechten zu beeinträchtigen, und ſchaffte die Geſetze Drako's, mit Ausnahme der gegen den Mord und den Ehebruch erlaſſenen, ab. Die Archonten blieben im vollen Beſitzthum ihrer Macht, konnten aber zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Bürger zerfielen in vier, durch ihre Vermögensumſtände beſtimmte Klaſſen; die Mitglieder der drei erſten Klaſſen konnten alle Staatsämter bekleiden, die der vierten jedoch nur Beiſitzer der Gerichte werden. Ein Senat von vierhundert Mitgliedern war den Archonten beigegeben; hier mußte Alles berathen werden, ehe es der allgemeinen Volksverſammlung vorgelegt werden durfte, ohne deren Zuſtimmung wiederum kein Beſchluß geſetzliche Kraft erhielt. Die oberſte richterliche Gewalt erhielt der Areopag, deſſen Mitglieder die abtretenden untadelhaften Archenten wurden. Trotz Solons hieraus erſichtlichen Bemühungen, die Gegenſätze der Ariſtokratie und Demokratie im Volke zu vermitteln und harmoniſch auszugleichen, gelang es ihm doch nicht, die innere Ruhe in Athen lange aufrecht zu erhalten; er verließ zwei Mal in Folge von Bürgerkämpfen ſein Vaterland und ſtarb fern von demſelben; wo, meldet leider die Geſchichte nicht. Ein kühner Jüngling, Piſiſtratos, bemächtigte ſich darauf der Herrſchaft und ward 561 v. Chr. Geb. Tyrann von Athen, ließ jedoch Solons Geſetze unverändert gelten und wußte, obwohl er in Folge der Angriffe und Ränke ſeines Gegners Megakles zwei Mal fliehen mußte, doch immer die Herrſchaft ſich zu erhalten und dieſelbe endlich von 540 bis zu ſeinem 528 v. Chr. Geb. erfolgten Tode ohne fernere Störung zu behaupten. Er war ein einſichtsvoller, weiſer Fürſt, der Recht und Ordnung zu handhaben wußte, Handel und Gewerbfleiß förderte und ſeinen Sinn für das Große und Schöne bethätigte, z. B. durch die Ausſchmückung Athens und die — nach Einigen von ihm ſelbſt herrührende — Anordnung der Homeriſchen Rhapſodieen. Seine Söhne Hippias und Hipparch herrſchten gemeinſchaftlich nach ſeinem Tode bis zum Jahre 514 v. Chr. Geb., wo Hipparch von Harmodios und Ariſtogeiton ermordet wurde, deren That zuerſt das Volk verwarf, ſpäter aber pries. — 510 ward auch Hippias durch die von den Spartanern unterſtützten Alkmäoniden aus Athen vertrieben und das Haupt derſelben, Kliſthenes, ward nach ſeines Vaters Megakles Tode Herrſcher von Athen, dem er jedoch eine demokratiſche Geſtaltung gab. Durch die Intriguen der Gegenpartei, welche an Kleomenes von Sparta einen Verbündeten fand, kam es nun zum Kriege zwiſchen Athen und Sparta, aus welchem jedoch Athen zuletzt ſiegreich hervorging und auch ein zweiter Verſuch, den Peloponnes zu einem gemeinſchaftlichen Kriege gegen Athen zu bewegen, mislang.

Es würde zu weit führen, die Geſchichte der anderen Theile und Stämme Griechenlands hier zu erzählen, zumal da es für unſere Zwecke genügt zu bemerken, daß die Mehrzahl derſelben, mit Ausnahme von Epirus und einigen anderen Völkerſchaften, in denen Könige, Königen folgten, ſich im Laufe der Zeit zu Freiſtaaten herausbildeten, und daß ein Gleiches auch auf den Inſeln geſchah, ſo wie daß überall, und namentlich in Kleinaſien, griechiſche Kolonieen ſich zu höchſter Blüthe aufſchwangen.

Die dritte Periode der Geſchichte Griechenlands beginnt mit den Perſerkriegen und geht bis zur Thronbeſteigung Alexanders von Makedonien, von 500—336 v. Chr. — Griechenland war bis dahin nur ein Complex vieler kleiner Staaten geweſen, nur mit unaufhörlichen inneren Kriegen beſchäftigt, welche die nothwendige Einheit dieſes begabten Volkes und ſomit deſſen wahre Entwickelung bisher gehindert hatten. Ein äußerer Feind mußte erſt erſcheinen und die Nothwendigkeit, die vielen getheilten Intereſſen der einzelnen Staaten zu einem einzigen großen Intereſſe, das ſie ſämmtlich an einander band, zuſammen zu ſchmelzen, offenbar werden laſſen, um ſie fähig zu machen, die hohe Beſtimmung, welche die geſammte Nation in der Geſchichte der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes nach höherer Weltordnung erfüllen ſollte, zu erkennen und derſelben nachzuſtreben. Dieſer äußere Feind fand ſich in den Perſern. Der Streit hatte ſich dadurch entſponnen, daß die ioniſchen Städte Kleinaſiens, Milet vor Allen, ſich gegen die Perſer erhoben hatten und von griechiſchen Staaten unterſtützt wurden. Bei Epheſus kam es zur Schlacht, die Perſer ſiegten; Uneinigkeit unter den verbündeten Griechen löſ'te ihr Heer auf; die aus Europa Herbeigeeilten kehrten heim, die Jonier mußten ſich zuletzt wieder den Perſern unterwerfen. Aber Darius, der Perſer König, athmete Rache, und von dem aus Athen verbannten Hippias angetrieben, beſchloß er, Griechenland mit Krieg zu überziehen. Die erſten Unternehmungen deſſelben ſcheiterten jedoch alsbald. Der Satrap Mardonius, den er ausſandte, ſah ſeine Seemacht am Vorgebirge Athos (493) ſcheitern, ſeine Landmacht in Thrakien erliegen. Ein zweites großes Heer drang nun unter Datis und Artaphernes in Griechenland ein, verwüſtete Euböa und bot dann auf den Ebenen von Marathon in Attika die Schlacht dem zehnfach geringeren Heere der Griechen an. Aber 9000 Athenienſer und 1000 Platäenſer, geführt vom Miltiades, ſchlugen hier am 29. September 490 v. Chr. die 100,000 Mann ſtarke Streitmacht der Perſer auf das Entſcheidendſte. — Jetzt rüſtete des Darius Thronerbe Xerxes ein ungeheures Heer und eine furchtbare Flotte aus, mit denen er Griechenland befehdete. Die Griechen hatten nur ein Heer von 10,000 Mann entgegenzuſtellen, mit denen ſie den Perſern die Gebirgspäſſe verſchließen wollten, aber ſelbſt dieſe kehrten um, von der Unmöglichkeit ihrer Vertheidigung überzeugt; nur der König der Spartaner, Leonidas, blieb ſtandhaft mit 300 Spartanern und 4000 verbündeten Griechen bei Thermopylä;

ein Verräther führte die Perſer auf einem Gebirgspfade ihm in den Rücken. Leonidas entließ die Bundesgenoſſen; nur ſeine 300 Spartaner und 1100 Mann von den Bundesgenoſſen blieben bei ihm. Mit dieſen überfiel er um Mitternacht das Lager der Perſer, überall Schrecken und Tod verbreitend; ſelbſt Xerxes gerieth in Gefahr. Als jedoch die Morgenſonne den Kampfplatz beleuchtete, die Perſer ſich von der geringen Zahl ihrer Gegner überzeugten, und noch obendrein 400 Thebaner verrätheriſch zu ihnen übergingen, da erlag endlich die Heldenſchaar der Griechen bis auf den letzten Mann, der Uebermacht, aber 20,000 Perſern hatte dieſer Tag auch das Leben gekoſtet (480 v. Chr. Geb.). Bei Artemiſium hatte inzwiſchen ein Zuſammentreffen mit der perſiſchen Seemacht ſtattgefunden, das aber der Letzteren keinen Vortheil brachte. Dies ermuthigte die Athener. Durch einen Orakelſpruch angefeuert, wandten ſie alle ihre Kräfte auf die Ausrüſtung einer Flotte, mit der Themiſtokles am 23. September 480 v. Chr. einen ſo glorreichen Sieg über die Seemacht der Perſer erfocht, daß Xerxes über Hals und Kopf nach ſeinem Reiche floh und nur Mardonius mit einer Landmacht von 30,000 Perſern in Makedonien zurückließ, welche jedoch am 25. September 479 bei Platäa durch den Spartaner Pauſanias auf das Haupt geſchlagen wurde. Mardonius fiel in dieſem Treffen. An demſelben Tage ward, was von der perſiſchen Flotte noch übrig war, am Vorgebirge Mykale gänzlich vernichtet.

Durch den Sieg bei Salamis und deſſen Folgen hatte Athen die Uebermacht (Hegemonie) unter den ſämmtlichen Staaten Griechenlands erlangt. Eiferſüchtig darüber intriguirten die Spartaner gegen Themiſtokles, den ſie als den Urheber und die Stütze dieſer Hegemonie betrachteten und fürchteten; ſie brachten es dahin, daß die Athenienſer ſelbſt ihren großen Mitbürger in das Exil ſandten. Er floh zu den Perſern und fand dort die ehrenvolle Aufnahme, die dem heldenmüthigen Feinde gebührte; aber um ſich nicht in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſehen, gegen ſein Vaterland das Schwert erheben zu müſſen, machte er ſelbſt freiwillig ſeinem irdiſchen Daſein ein Ende. Trotzdem wurde der Krieg gegen die Perſer mit Erfolg fortgeſetzt und es gelang den Griechen abermals unter der Anführung von Miltiades Sohn, Kimon, die Erſteren am Eurymedon (470 v. Chr. Geb.) zu Waſſer und zu Lande zu beſiegen. In Folge deſſen trat nun die glänzendſte Periode für Athen ein (470—430 v. Chr. Geb.). Es hatte ſich durch ſeine Siege ſehr bereichert und da ſeine Bundesgenoſſen es vorzogen, ſtatt der Krieger und der Schiffe, welche ſie beiſteuern mußten, Geld zu zahlen, ſo wuchſen ſeine Reichthümer und ſein Anſehen unter den übrigen griechiſchen Staaten, trotz dem Neide Sparta's, auf das Höchſte. Sparta vermochte um ſo weniger etwas gegen dieſe Nebenbuhlerin zu thun, als ſich, nach einem Erdbeben, bei dem 20,000 Menſchen das Leben verloren (469 v. Chr. Geb.), die Heloten wiederum empörten und ſich mit den Meſſeniern verbündeten. Dieſer dritte meſſeniſche Krieg währte zehn Jahre und endete mit der Niederlage der Meſſenier. Athen war Sparta zu Hülfe gekommen, aber dieſes wies dieſelbe zurück, und als Kimon für die Spartaner ſprach, ward er des Lakonismus beſchuldigt und aus Athen (461 v. Chr. Geb.) verbannt, das dagegen den meſſeniſchen Flüchtlingen eine Freiſtatt in ſeinem Schooße gewährte.

Die Eiferſucht Sparta's und der meiſten anderen griechiſchen Staaten wuchs immer mehr, und da die Athener den Aegyptern gegen die Perſer zu Hülfe geeilt waren, dieſer Krieg aber einen unglücklichen Ausgang nahm, da noch obendrein zwiſchen Athen und Korinth Zwiſtigkeiten ausgebrochen waren, ſo bildete ſich eine ſtarke Partei gegen Athen und es drohte ein allgemeiner innerer Krieg ſich zu geſtalten. Da ward **Kimon** zurückgerufen aus dem Exil, er vereinigte die Griechen nochmals im Kampfe gegen die Perſer, ſchlug dieſelben zu Waſſer und zu Lande und ſoll (449 v. Chr. Geb.) einen ſiegreichen Frieden mit dem Perſerkönige Artaxerxes abgeſchloſſen haben. Gleich darauf endete der Tod ſein ruhmvolles Leben.

In Athen hatte ſeit 466 v. Chr. Geb. **Perikles** allmählig ſich der höchſten Gewalt bemächtigt. Seine Zeit war die Blüthenzeit des athenienſiſchen Lebens; ſie iſt reich an großen und begabten Geiſtern; es genügt hier die Anführung der Namen Anaxagoras, Hippokrates, Phidias, Sokrates, Sophokles, Thukydides u. ſ. w., um dies zu beweiſen. Das Leben erreichte den höchſten Glanz daſelbſt, aber an die Stelle der Sittenreinheit trat die Verderbniß. An Zwiſtigkeiten fehlte es nicht und ein Streit zwiſchen Korinth und Korzyra war der Funke, der endlich den allgemeinen inneren Krieg auflodern machte, in welchem Sparta und Athen die Häupter der beiden feindlichen Parteien waren. Obendrein ward noch Athen 430 und 429 v. Chr. Geb. von einer ſchweren Peſt heimgeſucht, der auch Perikles erlag. Sein Nachfolger war der frühere Gerber Kleon, ein Tyrann, der um die Volksgunſt durch niedrige Mittel buhlte und durch ſie allein getragen wurde. Der Krieg (man bezeichnet ihn mit dem Namen des peloponneſiſchen) ward von 431—404 v. Chr. Geb. geführt, zu Zeiten unterbrochen, dann wieder fortgeſetzt; der Sieg ſchwankte herüber und hinüber; endlich ſiegte Sparta in einer entſcheidenden Schlacht, in der Kleon und der König der Spartaner Braſidas den Tod fanden (423 v. Chr. Geb.). — Jetzt kam es zum Frieden, aber derſelbe ward, wenn auch geſchloſſen, doch nicht gehalten, und der tapfere und ſchöne Alkibiades bewog die Athener, den Kampf gegen Sparta fortzuſetzen. Als aber Athen ſich auch in die Angelegenheiten Siciliens miſchte und Sparta dieſem zu Hülfe kam, ward es auf das Haupt geſchlagen. Alkibiades, ſchon zu Anfange des Krieges nach Athen geladen, um ſich wegen eines Sacrilegiums zu rechtfertigen, rettete ſich zu den Spartanern und zog an ihrer Spitze gegen Athen. — Bei den Spartanern indeſſen wegen ſeiner ſittlichen Verderbtheit auch nicht ſeines Lebens ſicher, entfloh er von dort zu den Perſern und vermochte die Athenienſer, ihn wieder zu ihrem Feldherrn zu ernennen. Es gelang ihm, die Flotte der verbündeten Feinde bei Cyzikus 410 v. Chr. Geb. zu ſchlagen. In Folge eines unglücklichen Treffens, bei dem er nicht einmal zugegen geweſen, ward er jedoch wieder entſetzt. Der ſpartaniſche Feldherr brachte dagegen den Athenern wiederholt ſchwere Niederlagen bei; Athen wurde belagert und mußte endlich 404 einen ſchimpflichen Frieden ſchließen, ſeine Feſtungswerke ſchleifen, ſeine Flotte zum größten Theile ausliefern, der Herrſchaft über ſeine Kolonieen entſagen und die ſpartaniſche Verfaſſung einführen. Dreißig Tyrannen, welche Sparta in Athen einſetzte, verfolgten dort alle patriotiſchen Bürger auf das Grauſamſte; Thraſybulus vertrieb zwar dieſelben, und es glückte endlich Athen, wieder eine ſelbſtſtändige Verfaſſung zu gewinnen, allein von da ab eilte es immer mehr und mehr ſeinem gänzlichen Verfalle zu.

Sparta hatte jetzt die Oberherrſchaft und führte von Neuem unter der Leitung ſeines Königes Ageſilaus II.

einen erfolgreichen Krieg gegen die Perſer in Aſien. Jetzt aber verbündeten ſich die anderen griechiſchen Staaten gegen daſſelbe, beſonders nachdem Lyſander 394 in Böotien in einer verlorenen Schlacht den Tod gefunden hatte. Ageſilaus kehrte zwar zurück, ſiegte bei Korenea und eroberte Korinth, allein Konon, ein geborner Athener, Führer der perſiſchen Seemacht, ſchlug die Spartaner wiederholt und befeſtigte Athen von Neuem. Jetzt knüpften die Spartaner mit den Perſern Friedensunterhandlungen an, bei denen Konon 390 durch Mörderhände fiel. Der Friede zwiſchen Sparta und Perſien ward 367 geſchloſſen. — Trotzdem hörte Sparta nicht auf, ſich um die inneren Verhältniſſe der anderen griechiſchen Staaten zu kümmern und in Theben die ariſtokratiſche Partei gegen die demokratiſche thätig zu unterſtützen. Die Athener ſtanden nun den vertriebenen thebaniſchen Demokraten bei und dieſe bemächtigten ſich unter Anführung des Pelopidas wieder ihrer Vaterſtadt. Sparta und Athen ſchloſſen jetzt einen beſonderen Frieden, die Thebaner aber ſetzten den Krieg fort und ſiegten 371 v. Chr. Geb. bei Leuktra über die Spartaner. Als nun Theben verſuchte, die Hegemonie in Griechenland zu gewinnen, da verbanden ſich die anderen griechiſchen Staaten wieder mit Sparta und drängten die Thebaner zurück. Pelopidas und Epaminondas fielen Beide in ſiegreichem Kampfe, der Erſtere in Theſſalien 364, der Letztere bei Mantinea 363, und als nun auch die Perſer ſich in den Krieg miſchten, ſchlug der alte **Ageſilaus** dieſelben in Aegypten, ſtarb aber auf der Heimkehr 361. Alle dieſe Uneinigkeiten benutzte der ſchlaue König **Philipp von Makedonien**, betrog alle griechiſchen Staaten, verheerte mehrere derſelben unter allerlei Vorwänden, und als endlich die Athener, durch **Demoſthenes** Feuereifer entflammt, gegen ihn mit den Thebanern verbündet aufſtanden, ſchlug er dieſelben bei Chäronea 338 v. Chr. Geb. und ward 337 zu Korinth allgemein zum Oberfeldherrn der Griechen ausgerufen. Er ſtarb 336 und ſein Sohn **Alexander**, der ſchon den künftigen Helden bei Chäronea glänzend offenbart hatte, folgte ihm auf den Thron.

Mit Alexanders Herrſchaft beginnt die **vierte Periode** der Geſchichte Griechenlands (336 v. Chr. Geb. bis 146 v. Chr. Geb.), die von nun an eng mit der Geſchichte Makedoniens verbunden iſt. Auch gegen ihn erhoben ſich die verbündeten Griechen, allein er drang, nachdem er die Barbaren gezüchtigt, raſch in Griechenland ein, zerſtörte Theben, das an der Spitze des Bündniſſes ſtand, von Grund aus, — nur das einzige Haus, in welchem der Dichter **Pindar** gewohnt, ließ er unbeſchädigt, — und wußte die geſammten Griechen zum Gehorſam zu zwingen, ſo daß ſie ihn ebenfalls zum Oberfeldherrn gegen die Perſer ernannten. Bei Alexanders ferneren Siegeszügen zu verweilen iſt hier nicht der Ort. Nach ſeinem 324 v. Chr. Geb. erfolgten Tode ſuchten die griechiſchen Staaten ihre alte Freiheit wieder zu gewinnen, jedoch vergebens, ſie wurden ſtets die Beute der Sieger, die bald als Feinde, bald als Freunde ſich ihrer bemächtigten. S. z. B. gerieth Athen 307 in die Gewalt des Demetrius Poliorketes, der ihm jedoch die demokratiſche Verfaſſung wieder gab. Nur als 279 v. Chr. Geb. die Celten unter Brennus raubend und verheerend in Griechenland einfielen, zeigten ſich die Griechen, die ſich gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind verbündeten, nochmals des Ruhmes ihrer Väter werth und leiſteten den Raubhorden heldenmüthigen Widerſtand. Es bildeten ſich jetzt zwei Staatenbunde, der achäiſche und der ätoliſche, aber mit ihnen wachte auch die alte Eiferſucht wieder auf, ſie befehdeten einander unaufhörlich, riefen anfangs die Makedonier, dann die Römer zu Hülfe und bereiteten dadurch ihr eigenes Verderben, bis endlich Rom Griechenland gänzlich um ſeine Freiheit brachte. Im Jahre 189 v. Chr. Geb. ward der ätoliſche, im Jahre 146 v. Chr. Geb. nach den letzten gewaltigen Anſtrengungen und der Zerſtörung Korinths durch Mummius, der achäiſche Staatenbund vernichtet und Griechenland unter dem Namen Achaia römiſche Provinz. Athen behauptete als Pflegerin der Muſen noch eine Zeitlang einigen Glanz, aber es war doch nur ein farbloſer Schatten ſeines früheren Ruhmes.

Die fünfte Periode der Geſchichte Griechenlands beginnt mit der Unterwerfung Griechenlands unter römiſche Herrſchaft und endet mit Auguſts Thronbeſteigung zu Rom (146 v. Chr. Geb. bis 30 v. Chr. Geb.). Die Römer behandelten das unterjochte Griechenland anfangs mit großer Milde, begnügten ſich damit, einen Prätor hinzuſenden und einen jährlichen Tribut zu erheben, und gönnten den Griechen Zeit, ſich von dem Ungemach und den Folgen der Kriege zu erholen. So blieb Alles dort in ungeſtörter Ruhe, bis **Mithridates**, mit dem Beinamen der Große, auch **Eupator**, König von Pontus, den Gedanken faßte, ſich ganz Aſien zu unterwerfen und Griechenland aufreizte, das römiſche Joch abzuſchütteln. Seine Heere wurden wiederholt von den Römern geſchlagen und der Krieg endete mit ſeiner gänzlichen Niederlage und ſeinem Tode (123 — 75 v. Chr. Geb.). Die griechiſchen Staaten hatten ſich im Laufe deſſelben den Römern wieder freiwillig unterworfen, nur Athen leiſtete unter dem Tyrannen **Ariſtion** Widerſtand, ward aber von Sylla erobert und deſſen Kriegern Preis gegeben. — Auch von den Bürgerkriegen zwiſchen Cäſar und Pompejus hatte Griechenland viel zu leiden, da es nur zu oft der Schauplatz dieſer Kämpfe war.

Mit Auguſtus Thronbeſteigung beginnt, wie bereits bemerkt worden, der ſechſte Zeitraum der Geſchichte Griechenlands, von nun an nichts mehr als die Geſchichte einer römiſchen Provinz, deren Schickſal durch das Geſchick des ſie beherrſchenden Reiches beſtimmt wird. Griechenland ward von Auguſtus in drei Prätorien zertheilt. Ein Theil von Epirus und ganz Illyrien bildeten das Eine, Makedonien und ein Theil Griechenlands das Andere und Achaia, Theſſalien, Böotien, Akarnanien und der Reſt von Epirus das Dritte. Unter Hadrian (117—138 nach Chr. Geb.) ward Griechenland Illyrien untergeordnet, unter Conſtantin aber (um 330 n. Chr. Geb.) ward es unter dem Namen Makedonien eine Diöceſe Illyriens. Byzanz ward die kaiſerliche Reſidenz, und die chriſtliche Religion zur Staatsreligion erhoben, obwohl die Mainotten, die Nachkömmlinge der alten Spartaner, noch bis zum 9. Jahrhundert den altgriechiſchen Götterglauben beibehielten. Unter Arkadius und Honorius ward Griechenland ein Theil des morgenländiſchen Kaiſerthums. Seit dieſer Zeit (5tes Jahrhundert n. Chr. Geb.) ward es von den Gothen unter Alarich verheert; dann abwechſelnd von ſlawiſchen Stämmen heimgeſucht, die ſich dort niederließen und mit den Einwohnern vermiſchten, ſpäter von Arabern, Bulgaren und Normannen überfallen und endlich Eigenthum der Türken, welche 1453 das byzantiniſche Kaiſerreich zerſtörten.

2.

Geſchichtliche Ueberſicht des Entwickelungsganges der altgriechiſchen Poeſie.

Die Geſchichte der griechiſchen Poeſie wird am Zweckmäßigſten in ſechs Zeiträume eingetheilt. Dieſe ſind:

1) Die Periode der griechiſchen Vorzeit. Sie verliert ſich in die Nacht der Zeiten und endet mit dem trojaniſchen Kriege. Ohne Zweifel waren die erſten Anfänge griechiſcher Dichtung religiöſen Urſprunges und durch Prieſter aus Lykien nach Thrakien gebracht und von hier aus weiter getragen. Orakelſprüche, Gebete, Geſänge und Verherrlichung der Götter, ſo wie Lehren der Tugend bildeten höchſt wahrſcheinlich ihren Inhalt, kurz, Ausflüſſe von Prieſterweisheit und Klugheit im poetiſchen Gewande. — Auf die Nachwelt iſt Nichts aus dieſer Zeit gekommen, denn was den Dichtern, die in jener Zeit gelebt haben ſollen und ſelbſt höchſt mythiſche Perſonen ſind, wie Orpheus, Muſaios, Linos, Thamyris u. ſ. w., beigelegt wird, iſt das untergeſchobene Werk weit ſpäterer Tage.

2) Die heroiſche Periode. Sie beginnt mit der Zeit unmittelbar nach dem trojaniſchen Kriege und endet um die Zeit von Solons Geſetzgebung (1200—594 vor Chr. Geb.). Aus dem religiöſen Kreiſe trat die Poeſie in das allgemeine Leben hinüber; ſie verherrlichte die

Helden der Vorzeit im Epos, miſchte zu den epiſchen Darſtellungen Betrachtungen über das Leben und deſſen Erſcheinungen, und ſtellte für Beides den heroiſchen Vers (ſ. weiter unten „Formen des griechiſchen Verſes“, Hexameter) feſt; dann ging ſie zu Betrachtungen über das Leben, frei von epiſcher Darſtellung, über, für die ſie die Form der Elegie einführte; entwickelte den Tadel menſchlicher Fehler in der feſtſtehenden Form des Jambus und begann die Lyrik auszubilden. Sie iſt das Zeitalter des Homer, Heſiod, Archilochus, Tyrtäus, der Sappho u. ſ. w.

3) Die atheniſche Periode — die Zeit der höchſten Blüthe der Künſte und Wiſſenſchaften unter den Griechen. Sie beginnt mit Solon und endet mit der Schlacht von Chäronea (594—338 v. Chr. Geb.). In allen Staaten Griechenlands, welche für die Freiheit gekämpft hatten, wurden Künſte und Wiſſenſchaften mit dem größten Eifer gepflegt, ganz vorzüglich aber zu Athen, das jetzt als der Mittelpunkt griechiſcher Bildung zu betrachten iſt. Am Glanzvollſten geſtaltete ſich auf dem Gebiete der Poeſie das Drama, ſo daß es alle anderen Gattungen verdunkelte; doch auch die Lyrik erfreute ſich hohen Aufſchwunges. — Es iſt das Zeitalter des Pindar, Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Anakreon u. ſ. w.

4) Die alexandriniſche Periode. Nach den Kämpfen, welche Alexanders Tod zur Folge hatte, war

Griechenland und namentlich Athen nicht mehr geeignet, die weitere Entwickelung der Künſte und Wiſſenſchaften zu pflegen und zu begünſtigen. Alexandrien in Aegypten ward jetzt unter dem Schutze der Ptolemäer der Zufluchtsort der griechiſchen Muſen. Jene Gattungen der Poeſie, welche mit dem Leben des Volkes in bürgerlicher Freiheit ſo innig zuſammenhingen, fanden geringere Pflege, dagegen aber wurden andere Gattungen, namentlich das Idyll, mit Vorliebe angebaut; im Ganzen nahm die griechiſche Poeſie den Charakter gelehrter Kunſt an und büßte dagegen die großartige Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit, welche ihr in der vorigen Periode ſo außerordentlichen Glanz gegeben, mehr und mehr ein. Man beſtimmt dieſen Zeitraum gewöhnlich von der Schlacht von Chäronea bis zur Zerſtörung von Korinth (338—146 v. Chr. Geb.). Sie iſt das Zeitalter des Theokrit, Bion, Moſchus, Kallimachus, Apollonius Rhodius u. ſ. w.

5) **Die römiſche Periode.** Sie beginnt mit der Einnahme von Korinth und geht bis zu Konſtantin dem Großen (146 v. Chr. Geb. bis 306 n. Chr. Geb.). — Griechenland, jetzt ganz eine römiſche Provinz, verlor auch ſeinen geiſtigen Einfluß. Weder Athen noch Alexandrien vermochten länger günſtig für die Poeſie zu wirken, während dagegen die römiſche ſchöne Literatur ſich zu voller Blüthe entwickelte. Nur die didaktiſche Poeſie und die Fabel wurden noch mit einigem Erfolg angebaut, aber

ſchwerfällige Gelehrſamkeit trat an die Stelle des echt poetiſchen Inhaltes; das Epos, das Drama, die Ode und die Elegie geriethen gänzlich in Vergeſſenheit und elende, gekünſtelte Spielereien nahmen ihre Stelle ein. — Es iſt die Periode der Anthologieen.

6) Die byzantiniſche Periode. Sie beginnt mit Konſtantin dem Großen und endet um die Zeit der Theilung des römiſchen Reiches (306—394 n. Chr. Geb.). Byzanz hätte wieder der Sitz der griechiſchen Muſen werden können, um ſo mehr, als hier das griechiſche Idiom volle Geltung erhielt und ſpäter ſogar die Hofſprache der Kaiſer wurde, allein die unglücklichen inneren Verhältniſſe und Kämpfe geſtatteten es nicht. Nur wenige Dichter machen ſich noch bemerklich, unter ihnen Nonnus, Muſaios, Koluthus, Quintus von Smyrna u. ſ. w. als Epiker, zuletzt liefen aber alle poetiſchen Beſtrebungen in das bequeme Gebiet des Romans aus, in welchem ſich Ariſtaenet, Heliodor, Longus, Achilles Tatius u. A. mehr auszeichneten.

Die meiſten Literärhiſtoriker führen die Geſchichte der griechiſchen Literatur bis zur Eroberung von Conſtantinopel fort. — Nach unſerer Meinung hört die Geſchichte der altgriechiſchen Poeſie wenigſtens da auf, wo die antike Lebensanſchauung in derſelben ihr Ende erreicht und die chriſtliche ihre Stelle einnimmt.

Was nun die altgriechiſche Poeſie ſo ſehr auszeichnet und ihr einen ſo hohen Werth verleiht, iſt ihre Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit, welche in ihrer Entwickelung gleichmäßig Schritt hält mit dem geiſtigen und politiſchen Entwickelungsgange der geſammten Nation. — Die Griechen waren von Natur ein wahrhaft poetiſches Volk, und alle ſeine Umgebungen wie ſeine Lebensverhältniſſe wirkten gemeinſam, ihre Anlagen für die Kunſt zur höchſten Blüthe zu bringen. Die Oertlichkeit ihres Landes mit hohen Bergzügen, fruchtbaren Thälern und Ebenen, die Nähe des Meeres mit ſeinen eigenthümlichen Küſten, Buchten und Inſeln, das milde Klima, die angeborne Freude am Schönen, die glühende Freiheitsliebe, der heitere, nach dem Schönen ſtrebende Götterdienſt, die treffliche phyſiſche Erziehung der Jugend, kurz, alles Dies und noch vieles Andere mehr mußte außerordentlich dazu beitragen, der Poeſie einen großartigen und reichen Inhalt zu geben und ſie wiederum als ein heiliges Mittel der geiſtigen Erziehung und Bildung des Volkes zu betrachten. Dazu kam nun noch die reiche, fügſame, gebildete, wohlklingende Sprache, die ſich ſo leicht und geſchmeidig auch dem tiefſten Gedanken anſchmiegte und ihm ein vollkommen angemeſſenes Gewand zu geben wußte, voll Mannichfaltigkeit in den grammatiſchen Formen, voll Grazie im Bau, voll Harmonie in den Klängen, mit feſter Proſodie und doch in den Rhythmen ſo behend, daß ſie den größten Wechſel poetiſcher Geſtaltung gewährte. Fügen wir noch hinzu, daß die Griechen den größten Fleiß bei der Behandlung der Poeſieen anwendeten und daß ſie aus innerem richtigen Gefühl die feſten Formen für jede Gattung feſtſtellten, die Niemand überſchreiten durfte, ſo iſt es Jedem leicht erklärlich, weshalb die erhabenen Werke ihrer Kunſt ſtets auch noch in den entfernteſten Zeiten als Vorbilder gelten werden.

3.

Die äußeren Formen der altgriechiſchen und der römiſchen Poeſie.

Zu den Eigenthümlichkeiten der altgriechiſchen wie der römiſchen Sprache gehört die Fähigkeit derſelben, ſich jedem beliebigen Rhythmus bis in die kleinſten Nüancen anſchmiegen zu können. Unter Rhythmus verſteht man eine geſetzmäßig gleichförmig wechſelnde Folge der Töne in der Muſik, der Wörter oder richtiger der Sylben im mündlichen Vortrage, der Bewegung im Tanze. Jene Fähigkeit der altgriechiſchen Sprache beruht alſo darauf, daß die Zeitdauer für die Ausſprache ihrer Sylben durch den inneren Gehalt derſelben geſetzmäßig beſtimmt iſt (die Quantität) und daß man daher durch den Wechſel der ſtark betonten (langen) mit den nicht ſtark betonten (kurzen) Sylben, in einer genau gegliederten und geordneten Reihe, eine beſtimmte rhythmiſche Form geſtalten könne. Die Länge und Kürze derſelben, durch Ton oder Stellung beſtimmt, entſpricht alſo dem Maaße der Zeit, das ihre mündliche Hervorbringung erfordert, und ihre rhythmiſche Anordnung Dem, was man in der Muſik Takt nennt. Eine ſolche rhythmiſch gegliederte Reihe von Sylben (auch, weil das *Zeitmaaß* die Norm dafür bildet, eine *metriſche* Reihe genannt) heißt ein *Vers*; mehrere dieſer nach beſtimmter Anordnung und Zahl auf einander folgenden Reihen eine *Strophe*.

Die Griechen maaßen die Sylben und ordneten ſie nach einem beſtimmten Maaßverhältniſſe; das Maaß beſtimmte den Vers, und zwar das Maaß allein, nicht die Zahl der Sylben, wie bei manchen neueren Nationen, z. B. den Franzoſen. — Den Reim kannten ſie nicht.

Das Zeichen für die *lange* Sylbe iſt ¯, für die *kurze* Sylbe ˘, für eine zweifelhafte Sylbe, welche die Mitte zwiſchen lang und kurz hält und daher lang und kurz geſprochen werden kann, je nachdem es der Bau des Verſes verlangt, ˘. Diejenige Sylbe des Versfußes, welche ſtark betont wird, heißt die *Arſis*, die ſchwach betonte dagegen die *Theſis*; ihre regelmäßige Wiederkehr ſtellt, wie bereits angegeben wurde, den Rhythmus feſt; dieſer iſt *abſteigend*, wenn die Theſis der Arſis folgt, z. B. ¯˘¯˘˘; *aufſteigend*, wenn der umgekehrte Fall eintritt, z. B. ˘¯˘˘¯.

Die Zahl der Sylben in einem Fuße kann eigentlich nicht unter zwei, nicht über drei ſein; unter zwei nicht, weil ſonſt kein Wechſel der Sylben ſtattfinden kann; über drei nicht, weil es dann nur eine Zuſammenſetzung mehrerer zwei- oder dreiſylbiger Füße iſt. Daran banden ſich indeſſen die griechiſchen Theoretiker nicht, ſondern ſtellten Versfüße von 2 bis zu 6 Sylben auf, nämlich:

1) Zweiſylbige Versfüße.

– – der Spondäus.
⏑ ⏑ der Pyrrhichius.
– ⏑ der Trochäus oder Choräus.
⏑ – der Jambus.

2) Dreiſylbige Versfüße.

– – – der Moloſſus.
⏑ ⏑ ⏑ der Tribrachys.
– ⏑ ⏑ der Daktylus.
⏑ ⏑ – der Anapäſt.
– ⏑ – der Creticus oder Amphimacer.
⏑ – ⏑ der Amphibrachys.
⏑ – – der Bacchius.
– – ⏑ der Palimbacchius.

3) Vierſylbige Versfüße.

– – – – der Diſpondäus.
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ der Proceleusmaticus.
– ⏑ – ⏑ der Ditrochäus.

⏑–⏑–	der Dijambus.
–⏑⏑–	der Choriambus.
⏑––⏑	der Antiſpaſtus.
––⏑⏑	der ſinkende Jonicus (major).
⏑⏑––	der ſteigende Jonicus (minor).
–⏑⏑⏑	der erſte Päon.
⏑–⏑⏑	der zweite Päon.
⏑⏑–⏑	der dritte Päon.
⏑⏑⏑–	der vierte Päon.
⏑–––	der erſte Epitrit.
–⏑––	der zweite Epitrit.
––⏑–	der dritte Epitrit.
–––⏑	der vierte Epitrit.

4) Fünfſylbige Versfüße

–––––	der Moloſſoſpondäus.
⏑⏑⏑⏑⏑	der Orthius.
–⏑⏑⏑⏑	der Parapäon.
⏑–⏑⏑⏑	der Parajambus.
⏑⏑–⏑⏑	der Meſomakros.
⏑⏑⏑–⏑	der Hegemoſkolius.
⏑⏑⏑⏑–	der Pyrrhichianapäſtus.
⏑––––	der Probrachys.
–⏑–––	der Hyperbrachys.
––⏑––	der Meſobrachys.
–––⏑–	der Spondeocreticus.

– – – – ◡ der Kalatipus.
◡ ◡ – – – der Diphyes.
– – – ◡ ◡ der Spondeodactylus.
– – ◡ ◡ ◡ der Symplektos.
– ◡ – ◡ ◡ der Choreodactylus.
◡ – – ◡ ◡ der Jambodactylus.
◡ ◡ – – ◡ der Muſicus.
◡ – – ◡ – der Dochmius.
– ◡ ◡ ◡ – der Strophus.
◡ ◡ ◡ – – der Daſius.
◡ – ◡ – – der Pariambodes.
◡ – ◡ ◡ – der Cyprius.
– ◡ – – ◡ der Anticyprius.
– – ◡ – ◡ der Spondeoscolius.
– ◡ – ◡ – der Antiperiodicus.
◡ – – – ◡ der Antiſtrophus.

Ein Vers kann entweder regelmäßig ſchließen mit einem vollſtändigen Fuße, oder er kann nur die erſte Sylbe des letzten Fußes haben, alſo unregelmäßig ſchließen mit einem unvollſtändigen Fuße. Im erſteren Falle heißt der Vers akatalektiſch, im zweiten Falle katalektiſch; z. B.:

$\overline{\text{Iſt}}\ \overset{\smile}{\text{es}}\ \Big|\ \overline{\text{Schnee}}\ \overline{\text{wohl}}\ \Big|\ \overline{\text{o}}\overset{\smile}{\text{der}}\ \Big|\ \text{ſind}\ \overset{\smile}{\text{es}}\ \Big|\ \overline{\text{Schwä}}\overset{\smile}{\text{ne}}$? (Goethe.)

iſt ein akatalektiſcher trochäiſcher Vers; dagegen:

Gewiß | wir Al|le brau|chen Lie|be, (Schiller.)

ein fünffüßiger katalektiſcher iambiſcher Vers. — Hyperkatalektiſch endlich heißt derjenige Vers, der eine Sylbe am Schluſſe mehr hat, als er braucht, wie:

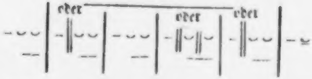
In Dei|ner Bruſt | ſind Dei|nes Schick|ſals Ster|ne. (Schiller.)

Ein mitten in einem Fuße endendes Wort bildet einen kleinen, mitunter kaum merklichen Einſchnitt in das Metrum, die Cäſur. (Das Zeichen dafür iſt ||, z. B.: In Deiner Bruſt ſind || Deines Schickſals Sterne.) — Dadurch entſteht ein, wenn auch nur geringer, Ruhepunkt für den Vortrag; und wenn dieſer Einſchnitt in einem Verſe ſo angebracht iſt, daß er denſelben in zwei ziemlich gleiche Hälften, oder ſo wiederholt wird, daß er ihn in mehrere ziemlich gleiche Theile theilt, ſo entſteht dadurch eine Gliederung des Rhythmus, welche dem Verſe eine größere Vollkommenheit giebt. Bei gewiſſen Verſen iſt er ſogar ein nothwendiges Erforderniß, bei anderen dagegen nicht. — Bei den längeren Verſen wird die Monotonie dadurch unterbrochen, die bei den kürzeren nicht eintreten oder wenigſtens durch einen guten Vortrag vermieden werden kann.

Nach dem Vorherrſchen beſtimmter Versfüße in einer metriſchen Reihe (einem Verſe) haben mehrere Versarten ihre Benennung erhalten, wie iambiſche, trochäiſche, daktyliſche Verſe u. ſ. w. Folgende Schemata geben den Bau der vorzüglichſten in der antiken griechiſchen und römiſchen Poeſie vorkommenden Versarten an, doch iſt noch zu bemerken, daß die Alten die Verſe nach der Zahl der Füße zu beſtimmen pflegten und daß ein oder mehrere Füße, je nachdem ſie die beſtimmten Glieder des Verſes bildeten, ein Metron (Maaß) genannt wurde. Bei den Jamben, Trochäen und Anapäſten gehörten zwei Versfüße dazu, um ein Metron zu bilden. — Einen Vers endlich ſo leſen, daß der Hörer genau deſſen Bau bemerken kann, heißt ſkandiren.

A. Daktyliſche Verſe.

1) Der Hexameter.



Die Cäſur tritt entweder bei dem Hexameter im dritten Fuße nach der Arſis (dann heißt ſie männlich), oder nach der erſten Sylbe der Theſis (dann heißt ſie weiblich) ein. — Iſt das nicht der Fall, ſo muß ſie nach der Arſis im zweiten oder im vierten Fuße, am beſten in beiden zugleich, eintreten. — Der Hexameter war die üblichſte Form für das Heldengedicht; doch ward er auch in der Satyre, dem Idyll und ſelbſt in lyriſchen Poeſieen, hier mit anderen Verſen abwechſelnd gebraucht. — Aus dem erſteren Grunde hieß er auch der heroiſche Vers.

Abarten des Hexameter.

– ⏑ ⏑ | – ⏓ der adoniſche Vers.

– – | – ⏑ ⏑ | – ⏓ der pherekratiſche Vers.

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏓ der heroiſche Tetrameter.
– – | – – |

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ der alkmaniſche daktyliſche Vers.
– – | – – | – – |

2) Der Pentameter.

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | –
– – | – – |

Der Pentameter wird nie allein gebraucht, ſondern bildet, mit dem Hexameter abwechſelnd, ſtets die der Zahl nach gerade Versreihe füllend, das Diſtichon, das für die antike Elegie feſtſtehende Versmaaß, in welchem bei uns u. A. die Goethe'ſchen Elegieen gedichtet ſind.

Abart des Pentameters.

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | ⏑ der archilochiſche Vers.

B. Jambiſche Verſe.

1) Der iambiſche Dimeter (Quaternarius).

◡ –	◡ –	◡ –	◡ ◡
– –	◡ ◡ ◡	– –	
◡ ◡ –		◡ ◡ –	
– ◡ ◡		– ◡ ◡	
◡ ◡ ◡		◡ ◡ ◡	

2) Der iambiſche Trimeter (Senarius)

iſt eben ſo, hat aber ein Metrum mehr:

◡ –	◡ –	◡ –	◡ –	◡ –	◡ ⏓
– –	◡ ◡ ◡	– –	◡ ◡ ◡	– –	
◡ ◡ –		◡ ◡ –		◡ ◡ –	
– ◡ ◡		– ◡ ◡		– ◡ ◡	
◡ ◡ ◡		◡ ◡ ◡		◡ ◡ ◡	

und gleichfalls

3) der iambiſche Tetrameter,

nur daß er vier Metra (acht Füße) hat.

Nebenarten.

◡ –	◡ –	◡ –	⏓	der anakreontiſche Vers.
– –				
◡ ◡ –				

◡ –	◡ –	◡ –	◡ –	◡ –	– ⏓	der Skazon oder Choliambus.
–		–				

C. Trochäiſcher Vers.

Der katalektiſche trochäiſche Tetrameter (Septenarius).

– ⏑ – ⏒ | – ⏑ – ⏒ ‖ – ⏑ – ⏒ | – ⏑ ⏓
⏑⏑ ⏑⏑ | ⏑⏑ ⏑⏑ ‖ ⏑⏑ ⏑⏑ | ⏑⏑

D. Gemiſchte Verſe.

1) Der ſapphiſche Vers.

– ⏑ | – – | – ‖ ⏑ ⏑ | – ⏑ | – ⏓

2) Der phaläciſche Vers.

– – – ⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ – ⏓

Dieſe beiden Versarten werden auch Hendekaſyllaben (eilfſylbige Verſe) genannt.

3) Die choriambiſchen Verſe.

a) Der choriambiſche oder ariſtophaniſche Dimeter.

– ⏑ ⏑ | ⏑ – ⏓

b) Der choriambiſche oder glykoniſche Trimeter.

– – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

c) Der choriambiſche oder aſklepiadeiſche Tetrameter.

α) – – | – ⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

β) – ⏑ – – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏓

d) Der choriambiſche Pentameter.

– – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

5) Der alcäiſche Vers.

– – | ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ –

6) Anapäſtiſche Verſe.

a) Der ariſtophaniſche oder archilochiſche anapäſtiſche Tetrameter.

⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ –
– – | – – | – – | – –
– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑

b) Der partheniakiſche anapäſtiſche Trimeter.

⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑
– – | – – | |

c) Der ioniſche Vers.

⏑ ⏑ – – | ⏑ ⏑ – – | ⏑ ⏑ – – | ⏑ ⏑ – –

Die **Strophe** iſt, wie bereits zu Anfange dieſes Abſchnittes bemerkt wurde, eine Verbindung von mehreren ſelbſtſtändigen Verſen zu einem harmoniſchen Ganzen. Die Verſe ſelbſt können durchaus von einander verſchieden ſein; es kommt nur darauf an, ſie ſo zu einander zu geſellen, daß ſie zuſammen ein wohlklingendes Ganze bilden, ähnlich einem fertigen und in ſich abgeſchloſſenen muſikaliſchen Satze. Ein ferneres Geſetz iſt, daß in einem aus kleineren Strophen beſtehenden Gedichte dieſe Strophen in ihrem Baue, von der erſten bis zur letzten, ſich durchaus gleich bleiben. Dieſe Gattung wird von den

Metrikern meliſche (kleinere) Strophen genannt. Sie finden ſich bei den ioniſchen und äoliſchen Lyrikern, bei den Römern und ferner bei den deutſchen Odendichtern der Klopſtockſchen Schule. — Eine größere Freiheit iſt dagegen bei den größeren Strophen geſtattet, welche jedoch in ihrem Baue aus mehreren Theilen, der ſogenannten Strophe, der Antiſtrophe nnd der Epode beſtehen. Sie werden jedoch nur ſelten wiederholt, finden ſich nur in der griechiſchen Poeſie, bei Pindar und den vier äoliſchen Dramatikern, und waren im Allgemeinen dazu beſtimmt, von Chören vorgetragen zu werden, weshalb die Metriker ſie auch choriſche Strophen zu nennen pflegen; ihr Bau iſt künſtlicher als der der meliſchen Strophen. — Eine dritte Gattung endlich iſt die dithyrambiſche Strophe, von den attiſchen Dithyrambendichtern eingeführt; ihre Zuſammenſetzung hatte etwas Willkürliches und ſie wurden nicht wiederholt, ſondern es fand eine große Mannichfaltigkeit derſelben in einem und demſelben Gedichte ſtatt. Folgende Beiſpiele werden das Obige erläutern.

A. Meliſche Strophen.

a) Von zwei Verſen.

1) Hexameter und Pentameter. — Diſtichon. S. weiter oben.
2) Hexameter und quaternariſcher Jambus. S. weiter oben.
3) Hexameter und ſenariſcher Jambus. S. weiter oben.

4) Hexameter und heroiſcher Tetrameter. S. weiter oben.

5) Hexameter und archilochiſcher Vers. S. weiter oben.

6) Jambiſcher Senarius und Quaternarius. S. weiter oben; und Andere mehr. — Dieſe wechſeln regelmäßig mit einander ab. Beiſpiele finden ſich namentlich bei Horaz. S. dort.

Es giebt ferner Strophen, in welchen ſtreng genommen nur zwei verſchiedene Verszeilen vorkommen, die aber aus drei, vier und ſelbſt mehr Verſen beſtehen; wie z. B. in der ſogenannten ſapphiſchen Strophe:

– ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏓

wo der erſte Vers drei Mal ſich wiederholt; oder in der alcäiſchen Strophe, die auch aus vier Verszeilen beſteht, in der aber nur drei verſchiedene Verſe ſind, weil der erſte ſich wiederholt:

– ⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ ×
– ⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ ×
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

b) Strophen von drei Zeilen.

Beiſpiele:

1) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

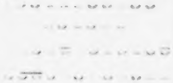
2) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ – ⏑ – –
– – – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Von griechiſchen Lyrikern und von Horaz gebraucht.

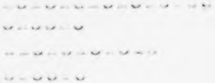
c) Strophen von vier Zeilen.

Beiſpiele:

1)



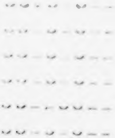
2)



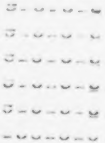
Von griechiſchen Lyrikern gebraucht.

Strophen von mehr als vier Zeilen kommen bei lyriſchen Dichtern nur ſehr ſelten vor und ſind dann, genau betrachtet, nur Strophen von zwei oder drei verſchiedenen Zeilen mit Wiederholungen, wie z. B. bei Anakreon:

1)



2)



B. und C. Beiſpiele der choriſchen und dithyrambiſchen Strophen ſ. weiter unten bei den Dichtern ſelbſt.

Die feſtſtehenden Formen für beſtimmte Dichtungsarten.

In der lyriſchen Poeſie waren feſtſtehende Formen:

die Ode (das Lied im höheren Sinne) in meliſchen Strophen;

die Elegie im Diſtichon (Hexameter und Pentameter);

der Dithyrambus in dithyrambiſchen Strophen.

Für die epiſche Poeſie:
 der Hexameter; in ſpäteſter Zeit der Tetrameter.
Für die didaktiſche Poeſie:
 der Hexameter; der iambiſche Vers.
Für das Epigramm:
 das Diſtichon.
Für die dramatiſche Poeſie:
 der Dialog in verſchiedenen einzeiligen, trochäiſchen, iambiſchen, daktyliſchen oder gemiſchten Verſen;
 die Chöre in choriſchen Strophen.

Das Ausführlichere über die Gattungen und Formen findet ſich bei den Dichtern ſelbſt, die ſolche in Anwendung gebracht haben, ſobald es zum beſſeren Verſtändniß derſelben ſich nöthig machte.

4.

Die Dichter der erſten Periode.

(Periode der griechiſchen Vorzeit.)

Von den Dichtungen der griechiſchen Vorzeit iſt Nichts als einige immer noch zweifelhafte Bruchſtücke und die Namen einiger Dichter erhalten worden. Im Allgemeinen wiſſen wir nur, daß dieſe Dichtungen religiöſen Urſprunges und Inhaltes, Orakelſprüche, gottesdienſtliche Geſänge, Lehren der Weisheit und Tugend u. ſ. w. waren, und daß die uns bekannten Namen ihrer angeblichen Verfaſſer vielleicht nur die Namen von Prieſtern oder Vorſtehern eigenthümlicher religiöſer Vereine geweſen ſind. Daß ſich an dieſe Namen im Laufe der Zeiten viel Märchen- und Sagenhaftes hing, iſt eben ſo leicht erklärlich, als daß Spätere verſuchten, jenen durch Tradition geheiligten Sängern unechte Machwerke unterzuſchieben, wie dies vorzüglich mit Orpheus und Muſäus geſchah. Es ſind ihrer zehn in Allem:

Linos von Chalkis, der Sage nach ein Sohn Apollo's und einer Muſe. Von ihm hat Johannes Stobäus, der um 500 n. Chr. Geb. Sentenzen aus Dichtern und Philoſophen geſammelt, zwölf Verſe aufbewahrt.

Pamphos von Athen, des Linos Schüler.

Olen, mit dem Beinamen der Hyperboräer, der Stifter des Apollo- und Artemis-Dienſtes auf Delos.

Olympos von Myſien, der Sage nach ein Schüler des Marſyas.

Eumolpos der Alte. Von ihm wird berichtet, daß er aus Thrakien nach Eleuſis gekommen und dort die großen eleuſiniſchen Myſterien geſtiftet habe.

Hermes Trismegiſtos oder Thoth.

Orpheus, der Sage nach Sohn des Königs Onagros und der Muſe Kalliope, aus Thrakien; Stifter religiöſer Myſterien, welche ſich Jahrhunderte lang erhielten. Die Mythe erzählt von ihm, er ſei bei dem

Argonautenzuge geweſen, habe durch ſeinen Geſang und ſein Spiel Bäume und Felſen in Bewegung geſetzt, reißende Thiere gebändigt und endlich vom Pluto erlangt, ſeine Gattin Eurydike wieder aus der Unterwelt in das irdiſche Leben zurückführen zu dürfen; als er aber gegen das Verbot noch im Hades ſich nach ihr umgeſehen, ſei ſie ihm auf immer entſchwunden und er ein Weiberhaſſer geworden, ſo daß die thrakiſchen Weiber ihn bei einem Bakchusfeſte zerriſſen hätten. — Die Mythe vermiſcht hier Orpheus den Sänger und Orpheus den Stifter jener Myſterien. Ihm werden ferner viele Gedichte zugeſchrieben, welche unbedingt ſpäteren Urſprunges ſind und ihm im alexandriniſchen Zeitalter (nach Einiger Behauptung zum Theil von Onomakritos) untergeſchoben wurden. Dahin gehören: 1) Hymnen; 2) der Argonautenzug; 3) ein Gedicht über die Eigenſchaften der Steine; 4) ein Gedicht über die Erdbeben, das auch dem ebengenannten Hermes beigelegt wird, u. ſ. w.

Muſaios (Muſäus) aus dem Geſchlechte der Eumolpiden, der Mythe nach der Sohn einer Nymphe, ein Schüler des Orpheus, nach Anderen deſſen Lehrer, ſoll in Athen, nach Anderen in Eleuſis gelebt haben und in Athen geſtorben ſein. Ihm werden gleichfalls viele Gedichte beigelegt, namentlich Orakelſprüche, Einweihungsſprüche, Krankheitsbeſchwörungen, eine Aſtrologie, eine Theogonie, Hymnen u. ſ. w. enthaltend.

Eumolpos der Junge, Sohn des Muſaios, Stifter der kleineren eleuſiniſchen Myſterien im Heraklesdienſte, ſoll nahe an 3000 Verſe ähnlichen Inhaltes hinterlaſſen haben.

Melampos, ein Arzt, Vorfahr des Amphiaraus, Stifter des Dionyſosdienſtes in Argos.

Philammon von Delphi, Mitglied des Argonautenzuges.

Thamyris, des Vorigen Sohn, ſoll von den Muſen, die er zum Wettkampfe aufrief, des Augenlichtes beraubt worden ſein, u. ſ. w.

Die **Sibyllen**, umherziehende Wahrſagerinnen, ſollen ebenfalls ihre Sprüche in poetiſcher Geſtaltung erlaſſen haben. Die auf uns gekommene Sammlung ihrer Prophezeihungen iſt ein betrügeriſches Machwerk ſpäterer Zeit.

Zwei uns von Herodot überlieferte Orakelſprüche als Proben.*)

1) Ein Spartaner, Glaukos, Sohn des Epikydes, wollte ihm anvertrautes fremdes Gut, als es zurückverlangt wurde, durch falſchen Eidſchwur zu ſeinem Eigen-

---

*) S. Vorberg. Hellas und Rom. Stuttgart 1842. Th. I. S. 5.

thume machen. Das Orakel zu Delphi, das er deshalb befragte, ertheilte ihm, wie Herodot (VI, 86.) uns erzählt, folgenden Spruch als Antwort:

Glaukos, Epikydide! Für jetzt bringt ſicher es Vortheil,
Daß du durch Schwur obſiegſt und die Schätze dir macheſt zu eigen.
Schwöre! Denn auch den Mann, der den Eid hält, raffet der Tod hin.
Aber es folget dem Eid ein Sohn, namlos: weder Fuß noch
Hand regt er: doch er wandelt im Sturm her, bis er auf ein Mal
Packend den Stamm auswurzelt vom Grund und die ganze Verzweigung.
Aber des redlichen Mannes Geſchlecht blüht ſpät in die Zukunft.

2) Bei dem Beginne des zweiten perſiſchen Krieges befragte Sparta das Orakel zu Delphi und erhielt den folgenden Spruch (Herodot VII, 220.), welcher Leonidas veranlaßte, ſich und die Seinen bei den Thermopylen zu opfern.

Euch indeſſen, Bewohner der räumigen Lakedämon,
Wird entweder die Stadt, die hochgeprieſene, fallen
Durch das perſiſche Volk; wo nicht, ſo beweint Lakedämon
Eines Königes Tod, der entſproß vom Stamm des Herakles.
Jenem ja kann die Gewalt der Stiere nicht oder der Löwen
Widerſtehn; er iſt mächtig wie Zeus und eher fürwahr nicht
Endet er, bis er gewiß ſich der Könige einen dahinnimmt.

5.
Die Dichter der zweiten Periode.

I. Epiſche Poeſie.

Homeros.

(Das reine Epos.)

Deine Ernährerin, großer Homer, nennt Kolophon dieſer,
Dem iſt's Chios und dem Smyrna, die freundliche Stadt;
Salamis rufen die Einen, das herrliche; Jos die Andern,
Auch den Lapithen geſellt mancher dich Trefflichen zu.
Andere Länder verkünden noch Andere. Aber iſt Phöbos
Göttlicher Ausſpruch mir laut zu verkünden erlaubt,
Iſt dein väterlich Land der erhabene Aether; und keiner
Sterblichen Schooß empfing, ſondern Kalliope dich.

Antipatros. *)

Wie um die Heldengeſtalten der griechiſchen Vorzeit, ſo ſchlang auch die Sage um den erſten genannten Sänger derſelben ihr farbenreiches Gewand und hüllte ihn ſo darin ein, daß ihre ſtrenge Tochter, die Geſchichte, ihn ſpäter nicht mehr von demſelben zu befreien und ihn in ſeiner urſprünglich wahren Erſcheinung darzuſtellen vermochte.

---

*) Aus der Anthologie. Deutſch von Fr. Jacobs. (Verm. Schriften II, 129.) Sieben Städte Griechenlands, Kolophon, Chios, Athen, Smyrna, Argos, Salamis und Rhodos, ſtritten ſich um die Ehre, Homers Geburtsort geweſen zu ſein.

Jene berichtet von ihm, er ſei der Sohn des lydiſchen Königs Mäon, ein Kind der Liebe mit einer Muſe geweſen, am Fluſſe Meles in Jonien unfern Smyrna geboren, vom Phemios in der edeln Dichtkunſt unterrichtet, blind geworden und dann als Sänger in Griechenland umhergezogen, bis er während einer Reiſe von Samos nach Athen auf einer der Cykladen Jos ſein Grab gefunden. Andere Auffaſſungen machen ihn geradezu zu einem Sohne Apollo's. — Dieſe dagegen (die Geſchichte) weiß Nichts von ihm und hat nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu ermitteln vermocht, daß er um die Mitte des erſten Jahrtauſends vor Chr. gelebt und in Jonien zu Hauſe geweſen. — Neuere Forſcher ſogar behaupten, Homeros (der Zuſammenfüger) ſei nur ein Gattungsname; es habe gar keinen wirklichen Sänger und Dichter dieſes Namens gegeben und was uns als Geſänge des Homer geblieben, ſei das Werk Vieler, im Laufe der Zeiten und durch den Fleiß Späterer zu zwei größeren und vielen kleineren Gedichten vereinigt und jenem Einzigen beigelegt worden.

Für uns ſind das unfruchtbare Streitigkeiten; nicht der Mann kann uns hier kümmern, da eben durchaus nichts Gewiſſes über ihn zu ermitteln iſt, ſondern nur die nach ihm benannten Werke, als die uns erhaltenen Anfänge altgriechiſcher Heldendichtung. Dieſe ſind: die Ilias in vierundzwanzig Geſängen; die Odyſſee in vierundzwanzig Geſängen; dreiunddreißig Hymnen zur Verherrlichung von Göttern; die Batrakchomyomachie (der Krieg der Fröſche mit den Mäuſen), ein ſcherzhaftes kleines Heldengedicht, und noch andere kleine Gedichte, Epigramme u. ſ. w.

Wenden wir uns gleich zu dem Inhalte derſelben. Was hinſichtlich kritiſcher Würdigung zu ſagen wäre, möge erſt folgen, wenn ſich der Leſer mit den Werken ſelbſt durch das hier Mitgetheilte vertrauter gemacht hat. Nur das Nothwendigſte über Begriff und Form der epiſchen Poeſie überhaupt und des homeriſchen Epos in's Beſondere ſenden wir noch vorauf.

Bereits in dem erſten Abſchnitte der Einleitung, welcher das Weſen der Poeſie im Allgemeinen darſtellte, bemerkten wir, daß die Aufgabe der epiſchen Poeſie die reine Erzählung und ihre urſprüngliche Beſtimmung ſei, zur Zeit nur von einem Einzelnen (ſei es der Dichter ſelbſt, oder ein Stellvertreter deſſelben) vorgetragen zu werden. Im alten Griechenland übten dies die Rhapſoden. Welcher Art ihr Vortrag geweſen, läßt ſich nicht ganz genau beſtimmen, wohl aber iſt anzunehmen, daß er die Mitte zwiſchen Rede und Geſang hielt: ein Vortrag, den der eigenthümliche rhythmiſche Bau der für das Epos feſtſtehenden Form des Hexameters unbedingt begünſtigte.

Das eigenthümliche Weſen der epiſchen Poeſie, das durch ihren Inhalt beſtimmt wird, beruht auf der kunſtgemäß vollendeten Darſtellung von Ereigniſſen im menſchlichen Leben, welche durch menſchliche Willensfreiheit erzeugt und hervorgebracht worden ſind. Dieſe Ereigniſſe müſſen in einer genauen inneren Verbindung zu einander ſtehend ein zuſammenhängendes Ganzes bilden, das eben durch ſeinen Inhalt und deſſen Behandlung die Theilnahme des Zuhörers von Anfang bis zu Ende zu gewinnen, rege zu erhalten und wenn möglich fortwährend zu ſteigern vermag.

Die Alten kannten von den verſchiedenen Formen der epiſchen Poeſie eigentlich nur das wirkliche ernſte und heitere (komiſche) Epos. Die Fabel reihten ſie einem anderen Gebiete ein; die übrigen Arten, wie die Romanze, die Ballade, die Legende, die poetiſche Erzählung, ſind erſt Erfindungen der romantiſchen Poeſie.

Die vorzüglichſte Aufgabe, welche der Dichter eines Epos oder einer Epopöe (Beides bezeichnet daſſelbe, iſt gleichbedeutend mit unſerem Heldengedicht und leitet ſeinen Namen vom griechiſchen ἔπω epo ich ſage, und ποιέω poieo ich mache, ab) zu löſen hat, beſteht darin, den Kampf der menſchlichen, von dem freien Willen beſtimmten Kraft mit der Macht des Schickſals durch einen würdigen nationalen Stoff in einer dieſem gemäßen edeln Form darzuſtellen. Die Verſinnlichung dieſer Aufgabe findet ihren Mittelpunkt in einem edeln begabten Menſchen, welcher im Kampfe mit den Verhältniſſen vorgeführt wird und aus denſelben geiſtig und ſittlich als Sieger hervorgeht, wenn er ihnen auch körperlich unterliegen muß. Dieſer Kämpfer heißt vorzugsweiſe der

Held, die ihm feindlich entgegenſtehende Kraft das **Schickſal** (Fatum), der Kampf in allen ſeinen Theilen die **Handlung** des Epos. Begebenheiten, welche zu der Handlung in gewiſſer Beziehung ſtehen, wenn ſie auch nicht unmittelbar darin eingreifen, werden **Epiſoden**, und die übernatürlichen Mittel, welche der Dichter wählt, um den Kampf zu motiviren, die **Maſchinerie** des Epos genannt. — In der Ilias z. B. iſt Achilles der Held, der Zank zwiſchen Agamemnon und Therſites eine Epiſode, die unmittelbare Einwirkung und Theilnahme der Athene, der Aphrodite, des Mars u. ſ. w. die Maſchinerie.

A. Die Ilias.

Die Zerſtörung Troja's und deren Folgen bildet die Grundlage ſowohl der Ilias wie der Odyſſee. Paris, Sohn des Königs Priamos von Troja, hatte die Gemahlin ſeines Gaſtfreundes Menelaos in Sparta entführt. Um dies zu rächen, verbündeten ſich die griechiſchen Fürſten und belagerten Troja. Neun Jahre hatte dieſe Belagerung ſchon gewährt, da entſpann ſich ein Zwiſt zwiſchen dem Heerführer der Griechen Agamemnon und dem tapferen Achilleus. Hier beginnt die Ilias und endet mit dem Tode des Trojanerhelden Hektor. Die in derſelben geſchilderten Ereigniſſe nehmen einen Zeitraum von 51 Tagen ein. Folgendes iſt deſſen Inhalt.

Erſter Geſang. Nachdem der Dichter die Muſe angerufen, den Zorn des Achilleus zu ſingen (V. 1—7), erzählt er, daß Chryſes, der Prieſter des Apollo, in das Lager der Griechen gekommen ſei, mit reichem Löſegeld ſeine gefangene Tochter loszukaufen, jedoch mit Hohn zurückgewieſen worden, und daß Apollo nun, um die Beleidigung zu rächen, die Peſt in das Lager der Achäer (Griechen) durch ſeine Geſchoſſe geſendet habe (V. 8—53). Um zu berathen, wie der Gott wieder zu beſänftigen ſei, beruft Achilleus eine Volksverſammlung. Wir laſſen hier den Dichter ſelbſt fortfahren.

Die Volksverſammlung.*)

(Ilias. Erſter Geſang. V. 53—305.)

Als nun Phöbos Geſchoß durch's Heer neun Tage gewüthet,
Rief der Peleid' am zehnten Achaja's Volk zur Verſammlung.
Dieſem gebot es im Geiſte die lilienarmige Hera,[1]
Weil es ſie jammerte, Viele des Volks hinſterben zu ſehen.
Als die gerufene Menge ſodann beiſammen vereint war,
Nahm auftretend das Wort der erhabene ſchnelle Peleide:[2]
Atreusſohn,[3] nun müſſen wir wohl zu erneuerter Irrfahrt

---

*) Die ſämmtlichen Auszüge aus der Ilias ſind der ganz vortrefflichen Ueberſetzung von **Hermann Monjé**, Frankfurt a. M. 1846, entlehnt.

[1] Juno. — [2] Achilleus, der Sohn des Peleus. — [3] Agamemnon.

Wieder nach Hauſ' uns wenden, daſern wir dem Tod noch entrinnen,
Da mit dem Kriege die Peſt ſich vereint, die Achäer zu tilgen.
Fragen wir drum nun einen der Opferer oder der Seher,
Oder der Traumweiſſager, — denn Zeus ſchickt Solchen die Träume, —
Der uns ſage, wodurch doch der Gott ſo ſchrecklich erzürnt ſei.
Sind's unerfüllte Gelübde vielleicht? ſind's Feſthekatomben? [4]
Wird er uns etwa dann, wenn erleſener Ziegen und Lämmer
Opfergedüft ihm naht, von dem Unheil gnädig befreien?
Alſo ſprach der Peleid' und ſetzte ſich. Und es erhob ſich
Kalchas, Theſtor's Sohn, der bewährteſte Flugweiſſager, [5]
Welcher das Jetzige wußt' und die Zukunft und das Vergangne,
Der auch einſt in den Schiffen das Heer bis Troja geleitet
Durch den prophetiſchen Geiſt, den Leto's Sohn [6] ihm verliehen.
Der nahm jetzo das Wort, und ſprach mit verſtändigem Sinne:
Liebling des Zeus, o Achill, du verlangſt, daß ich Auskunft gebe.
Ueber den Zorn des Apollon, des fernhin treffenden Herrſchers.
Wohl, Ich will es verkünden; vernimm du's, — ſchwöre mir aber,
Daß du mit Wort und Hand wohlwollenden Schutz mir verleihn wirſt.

---

[4] Opfer von hundert Thieren. — [5] d. h. aus dem Fluge der Vögel. — [6] Apollo.

Denn ich erwarte gewiß, ein Mächtiger wird mir ergrimmen,
Der ganz Argos beherrſcht, dem auch die Achäer gehorchen.
Iſt doch ſtärker der Fürſt, wenn er zürnt dem geringeren Manne.
Wenn er vielleicht auch heute die kochende Galle zurückdrängt,
Trägt er doch noch in der Folge den Ingrimm nach in der Seele,
Bis er ihn endlich gekühlt. Drum frage dich, willſt du mich ſchützen?
Drauf antwortete jenem der hurtige Stürmer Achilleus:
Fürchte dich nicht, und ſage getroſt, was Götter dir zeigen.
Denn, beim Liebling des Zeus, bei Apollon, welchen du, Kalchas,
Anrufſt, wenn du dem Heere der Gottheit Stimme verkündeſt,
Keiner, ſo lang' Ich leb' und das Licht auf Erden noch ſehe,
Soll dich mit kränkender Hand an den bauchigen Schiffen berühren,
Keiner von allen Achäern, — und meinteſt du ſelbſt Agamemnon,
Der ſich der höchſten Gewalt jetzt rühmt im achäiſchen Volke.
Da nun faßte ſich Muth und ſprach der untadlige Seher:
Nicht um Gelübd' iſt jener erzürnt, noch um Feſthekatomben,
Nein, um den Prieſter allein, den Atreus Sohn ſo gekränkt hat,
Da er die Tochter ihm nicht entließ und die Spende verſchmähte.
Darum ſandte das Weh und wird es noch ſenden der Fernſchütz, [7]

---

[7] der Fernhintreffende, Beiname des Apollo.

Und nicht eher verſchont mit der Peſt ſein ſchlagender Arm uns,
Bis man dem liebenden Vater die munterblickende Tochter
Frei, ohn' allen Erſatz, mit geweiheter Sühnhekatombe
Heim nach Chryſe gebracht. Dann möcht' er verſöhnt uns erhören.
Alſo ſprach er und ſetzte ſich hin. Da erhob ſich vom Sitze
Atreus Sohn Agamemnon, der Held weitherrſchenden Anſehns,
Voller Verdruß; Zorn ſchwellte die Bruſt, und es kochte das Blut ihm
Schwarz um's Herz; ihm erglühten wie ſtrahlendes Feuer die Augen.
Gegen den Kalchas begann er mit unheildrohendem Blicke:
Unglücksſeher! du haſt mir noch nie das Erwünſchte verkündet!
Immer erfreut's dich im Herzen, das Böſeſte mir zu eröffnen!
Niemals gabſt du mir gute Verkündigung oder Erfüllung!
Und nun nenneſt du hier als göttlichen Spruch den Achäern,
Darum habe der Gott dies Unheil ihnen bereitet,
Weil ich für Chryſes Tochter die köſtlichen Löſegeſchenke
Nicht annehmen gewollt. Wie gern doch möcht' ich das Mägdlein
Bei mir behalten daheim! Denn mehr noch, als die Gemahlin,
Mehr als Klytämneſtra gefällt ſie mir: weder an Schönheit
Steht ſie ihr nach, noch an Wuchs, noch an Einſicht oder an Künſten.
Trotzdem bin ich bereit, wenn es ſein muß, ſie zu entlaſſen,
Will ich doch lieber des Volks Wohlfahrt, als daß es verderbe.

Schafft nun ſchnell mir ein andres Geſchenk, daß nicht mir allein nun
Mangle die Ehrengebühr: das würde ſich nimmer geziemen!
Soviel ſeht ihr ja Alle, daß mein Dank anderen Weg nimmt.
Ihm antwortete drauf der erhabene ſchnelle Peleide:
Mächtiger Atreusſohn, Habſüchtigſter unter den Menſchen!
Wie denn könnten dich jetzt die achäiſchen Helden beſchenken?
Wüßt' ich doch nichts von irgend geborgenem reichem Gemeingut;
Sondern vertheilt iſt, was wir bisher aus Städten erbeutet.
Unrecht wär's, dies wieder im Heer beitreiben zu wollen.
Aber entlaß nun jene dem Gott; wir Männer Achaja's
Wollen ſie einſt dreidoppelt und vierfach wieder erſetzen,
Wenn uns Zeus es vergönnt, die ummauerte Veſte zu ſtürzen.
Ihm antwortete drauf der gebietende Fürſt Agamemnon:
Nicht ſo verſteckt! ſonſt biſt du ja brav, gottgleicher Achilleus;
Denn ſo läſſ' ich mich nicht überholen von dir und bethören.
Willſt du, indeß dir bleibe der Dank, Ich ſolle geſchenklos
So nun ſitzen allhier, und ſo hingeben das Mägdlein?
Ja, wenn Achaja's Helden ein Gut mir wollen gewähren,
Ganz ſo, wie ich es wünſche, wodurch mir voller Erſatz wird ....
Aber verleihn ſie's nicht, dann würd' ich mir ſelber es nehmen,
Und dein Ehrengeſchenk, des Odyſſeus, oder des Ajas,
Nehm' ich und hol' es hinweg! Der zürne denn, welchem ich nahe!
Aber ein anderes Mal ſei hiervon weiter die Rede.

Laßt uns jetzt ungeſäumt ein Schiff in's heilige Meer ziehn,
Wacker die Ruderer ſammeln, hinein dann laden des Gottes
Sühnhekatomb', und das Mädchen zugleich einſchiffen, des Chryſes
Roſiges Kind; als Führer geleite ſie einer der Fürſten,
Ajas, oder der Held Idòmeneus, oder Odyſſeus,
Oder du ſelbſt, o Achill, du Entſetzlichſter unter den Männern,
Daß du den treffenden Gott uns verſöhnſt durch heiliges Opfer.
Doch mit gerunzelter Stirn antwortete drauf der Peleide:
Wehe, du Schamentblößter, du Gieriger! Welcher Achäer
Möchte noch deinem Befehl mit williger Treue gehorchen,
Wenn du zum Streifzug oder zum Kampf in die offene Schlacht rufſt?
Was hatt' Ich mit dem Volke der tapferen Troer zu ſchaffen,
Daß ich zum Kampf herkam? Mir haben ſie nichts zu entgelten.
Niemals haben ſie Rinder von mir, nie Roſſe geraubet,
Noch in den ſcholligen Fluren der nahrungſpendenden Phthia[8]
Jemals Saaten verheert; denn es liegt gar vieles dazwiſchen,
Waldumſchattete Berg' und die brauſenden Wogen des Meeres,
Sondern wir zogen mit dir, Schamloſeſter, dir zu Gefallen,
Für Menelaos und dich, Frechblickender, Rache zu nehmen
Hier am troiſchen Volk: deß rührt und kümmert dich gar nichts!
Ja, nun droheſt du vollends, den Dank mir ſelbſt zu entreißen.
Den ich ſo ſauer verdient, den mir die Achäer verehret!
Mir wird nie doch ein Dank, wie der deinige, wenn die Achäer

---

[8] In Theſſalien; das Land der Myrmidonen, deren König Peleus war.

Eine bevölkerte Stadt im troiſchen Lande verwüſten;
Aber die Hauptarbeit in dem hartzuſetzenden Kampfe,
Mein Arm führet ſie aus: doch geht es einmal an die Theilung,
Dann wird dir mit dem Beſten gedankt, und vergnügt mit Geringem
Geh' Ich heim zu den Schiffen, nachdem ich im Kampf mich geplaget,
Doch nun zieh' ich nach Phthia: denn heilſamer iſt es, nach Hauſe
Mit den gerundeten Schiffen zu ziehn! Nicht länger gedenk' ich
Hier, ſo entehrt, Reichthümer für dich und Schätze zu häufen!
Ihm antwortete drauf der gebietende Fürſt Agamemnon:
Flieh nur, wenn dich das Herz ſo jagt! Ich bitte mit nichten,
Mir zu Gefallen allhier zu verziehn! Mir bleiben noch Andre,
Welche mich fürder noch ehren, zumal der Berather Kronion![9]
Sieh', dich haſſ' ich wie keinen der zeusentſproſſenen Fürſten!
Haſt du doch immer an Streit, Zwietracht und Fehde Vergnügen!
Biſt du ſo tüchtig und ſtark, — nun ja, das dankſt du den Göttern!
Geh mit den Schiffen nur heim und den Deinigen; ruhig beherrſche
Dein heimathliches Volk: Ich kümm're mich wahrlich um dich nicht,
Auch dein Grollen verſchlägt mir nichts; — ja ich drohe dir dies noch:

---

[9] Zeus, der oberſte Gott.

Weil mir Phöbos Apollon die Chryſestochter hinwegnimmt,
Werd' ich mit eigenem Schiff und eigenen Mannen ſie ſenden;
Doch dein Ehrengeſchenk, Briſeus ſchönwangige Tochter,
Hol' ich mir ſelbſt aus deinem Gezelt, auf daß du gewahreſt,
Wie viel höher ich ſei als du, und ein Jeder es ſcheue,
Reden zu wollen wie Ich, und in Trotz mir gleich ſich zu ſtellen!
Alſo der Held. Da ergrimmte des Peleus Sohn, und es ſchwankte
Unter der zottigen Bruſt ſein Herz, unſchlüſſigen Willens,
Ob er ſofort ſein ſchneidiges Schwert von der Hüfte ſich riſſe,
Jene vom Sitz zu verſcheuchen und Atreus Sohn zu erſchlagen,
Oder ſich mäßigen ſollt' und die zürnende Seele bezähmen.
Während er dieſe Gedanken im Geiſt und im Herzen herumwälzt,
Und ſein mächtiges Schwert ſchon zieht, kommt Pallas Athene
Himmelherab: ſo wollt' es die lilienarmige Hera,
Die für Beide zugleich wohlwollenden Herzens beſorgt war.
Hinter ihn tretend berührt ſie das goldene Haar des Achilleus,
Dieſem allein ſichtbar; kein Anderer konnte ſie ſchauen.
Peleus Sohn ſieht ſtutzend ſich um, und plötzlich erkennt er
Pallas Athenens Geſtalt; hehr ſtrahlt ihr Aug' ihm entgegen.
Und er beginnt zur Göttin, und ſpricht die beflügelten Worte:
Warum kommſt du, o Tochter des ägistragenden Gottes? [10]
Etwa um Zeuge zu ſein vom frevelnden Stolz Agamemnons?
Nun ich verſichere dir, und gewiß wird das noch geſchehen:
Seine Vermeſſenheit wird er einmal mit dem Leben bezahlen

---

[10] Zeus; die Aegis iſt der Schild mit dem Meduſenhaupte, deſſen Anblick die Menſchen in Stein verwandelte.

Drauf antwortete Pallas, des Zeus blauäugige Tochter:
Hieher komm' ich, um dich zu beſänftigen, ſo du gehorcheſt,
Himmelherab: mich ſendet die lilienarmige Hera,
Für euch Beide zugleich wohlwollenden Herzens bekümmert.
Treibe denn nun nicht weiter den Streit, und zücke das Schwert nicht.
Immerhin kannſt du mit Worten ihn ſchmähn, wie heftig es ſein mag.
Denn das künd' ich dir an, und gewiß wird ſolches geſchehen:
Wohl dreidoppelt ſo viel wird einſt dir an köſtlichen Gaben
Wegen der heutigen Schmach; drum zwinge dich jetzt und gehorch' uns.
Ihr antwortete wieder der hurtige Stürmer Achilleus:
Eurem Gebot muß freilich der Menſch nachkommen, o Göttin,
Wenn auch wüthender Zorn ihn erfüllt; ſo iſt es ja beſſer.
Wer der Unſterblichen Worte befolgt, den hören ſie gnädig.
Sprach's, und am ſilbernen Heft die gewaltige Hand aufhaltend,
Stieß er das mächtige Schwert in die Scheide zurück, und vergaß nicht
Pallas Athenens Gebot. Sie war zum Olympos gegangen,
Wo die Unſterblichen wohnen im Pallaſt Vater Kronions.
Aber von Neuem begann mit kränkenden Worten Achilleus
Gegen den Atreusſohn, noch ſtets voll bitterer Galle:
Trunkener, der du an Augen dem Hund, und dem Hirſch an Beherztheit
Gleich biſt: weder einmal mit dem Volk zur Schlacht dich zu rüſten,
Noch auf Lauer zu gehn mit den edelſten Häuptern Achaja's,
Haſt du den Muth in der Bruſt; das ſcheinet dir Tod und Verderben.
Freilich, behaglicher iſt's, im Bereich des achäiſchen Lagers

Ehrengeſchenke zu rauben, wenn Jemand wider dich redet.
Volkverſchlingender Fürſt! denn verächtlichen Wichten gebeutſt du!
Atreusſohn, ſonſt hätteſt du jetzt zum Letzten gehöhnet!
Aber ich künde dir an, und feierlich ſei es beſchworen,
Bei dem Stabe fürwahr, der niemals Blätter und Sproſſen
Treibet, nachdem er den Stamm einmal im Gebirge verlaſſen,
Noch je wieder ergrünt; denn ringsum ſchälte das Erz ihm
Baſt und Blätter hinweg, und es tragen ihn Fürſten Achaja's
Nun in der Hand als Richter des Volks, die im Namen Kronions
Wahren das heilige Recht — dies ſei dir die große Betheurung:
Wahrlich es wird noch geſchehn, daß Sehnſucht nach dem Achilleus
Alle Achäer befällt! Dann kannſt du, wie es dich ſchmerze,
Nicht beiſtehn, wenn Schaaren von Hektors mordenden Händen
Niedergeſtürzt hinſterben, und innere Wuth dir in's Herz frißt,
Daß du ſo gar nichts ehrteſt den Tüchtigſten aller Achäer!
Alſo ſprach der Peleid' und warf an die Erde das Scepter,
Prangend mit güldenem Nägelbeſchlag. Dann ſetzt' er ſich nieder.
Gegen ihn ſtand Agamemnon in Wuth. Doch Neſtor von Pylos
Sprang nun auf, der beredte, mit ſüßdurchtönender Stimme,
Dem von der Zunge der Laut hinſtrömete ſüßer denn Honig.
Schon zwei volle Geſchlechter der redenden Erdebewohner,
Welche mit ihm gleichzeitig gelebt in der heiligen Pylos,

Waren vorübergegangen an ihm; nun herrſcht' er im dritten.
Der nahm jetzo das Wort und ſprach mit verſtändigem Sinne:
Weh uns! Welch unſeliges Loos kommt über Achaja!
Froh wird Priamos ſein, fürwahr! und Priamos Söhne,
Und voll herzlicher Freude das Volk hoch jubeln in Troja,
Wenn ſie das alles erfahren, wie arg ihr Beide da ſtreitet,
Die ihr die Erſten im Rath uns ſeid und die Erſten im Kampfe.
Aber ſo laßt euch ſagen! denn ihr ſeid jünger an Jahren.
Seht, Ich habe mit Helden, die tüchtiger waren als ihr ſeid,
Schon vor Zeiten verkehrt: die hielten doch nie mich für unreif.
Hab' ich doch niemals Männer geſehn, noch werd' ich ſie ſehen,
Wie vordem Peirithoos war, Exadios, Käneus,
Theſeus, Aegeus Sohn, den unſterblichen Göttern vergleichbar,
Dryas, der Hirte des Volks, und der göttliche Held Polyphemos.
Ja, das waren die Stärkſten der ſterblichen Erdebewohner,
Waren die Stärkſten der Welt, und führeten Krieg mit den Stärkſten,
Mit dem Kentaurengeſchlecht im Gebirg', und tilgten es ſchrecklich.
Jenen geſellt' ich mich zu; — aus Pylos war ich gekommen,
Aus dem entlegenen Lande, woher mich jene gerufen;
Und Ich kämpfte denn auch mein Theil. Doch nähm' es mit jenen
Keiner der Sterblichen auf, die jetzt auf Erden noch leben.
Und was ich rieth, das hörten ſie an, und ließen ſich ſagen.
Höret denn ihr nun auch: denn erſprießlicher iſt es, zu hören.
Nimm du, edler Atreide, doch nicht dem Peleiden das Mägdlein;

Laß es ihm, weil's die Achäer einmal zum Dank ihm verehret:
Aber ereifere du dich, Achill, nicht gegen den König
So mit Gewalt: denn nimmer genoß ſolch mächtiges Anſehn
Irgend ein Fürſt, dem Scepter und Ruhm Kronion verliehen.
Biſt du gewaltig an Kraft, und gebar dich die göttliche Mutter,[11]
Iſt er mächtiger doch, als Herr zahlreicheren Volkes.
Atreus Sohn, dein Zürnen beſchwichtige! Flehentlich bitt' ich,
Gieb die Erbitterung auf! Denn Achilleus iſt den Achäern
Allen ein mächtiger Schirm in dem unheilbringenden Kriege.
Ihm antwortete drauf der gebietende Fürſt Agamemnon:
Freilich, o Greis, das alles iſt gut und löblich geredet;
Doch der Mann will immer den Vorrang haben vor Allen,
Will hier Allen gebieten, von Allen als Meiſter erkannt ſein,
Allen Befehl' austheilen, — die Niemand, dünkt mich, beachtet.
Wenn der Unſterblichen Gunſt zum tüchtigen Krieger ihn machte:
Stellen ſie auch deßwegen ihm frei, Schmähreden zu führen?
Aber in's Wort ihm fallend begann der erhabne Peleide:
Ha, ein erbärmlicher Wicht und Feigling müßt' ich genannt ſein,
Wenn ich in allem vor dir mich ſchmiegete, was du nur ausſprichſt!
Anderen gieb dergleichen Befehl; nur aber an mich nicht
Richte den Wink! nicht mehr bin Ich zu gehorchen geſonnen!
Eins noch künd' ich dir an, das halte du wohl in Gedanken:

---

[11] Thetis, die Meergöttin, Tochter des Nereus, war die Mutter des Achilleus.

Zwar nicht werd' ich den Arm um der Jungfrau willen erheben,
Dich und Andre zu hemmen: ihr ſchenktet ſie, — nehmet ſie wieder!
Aber von allem, was ſonſt am dunkelen Schiffe noch mein iſt,
Nimmſt und entführſt du mir ſchwerlich mit Trotz auch nur das Geringſte.
Willſt du: wohlan, ſo verſuch' es! damit auch die es gewahren,
Wie um die Lanze ſogleich dein Blut ſchwarzquellend herausdringt!
Da nun Beide ſich ſo mit gewaltſamen Worten geſtritten,
Standen ſie auf, und entließen das Volk an den Schiffen Achaja's.

Agamemnon ſendet nun des Chryſes Tochter zurück und raubt dafür dem Achilleus die ihm zugefallene Tochter des Briſeus (V. 306—348). Heftig erzürnt eilt der Peleide an das Geſtade des Meeres, ruft ſeine Mutter und klagt ihr die erlittene Schmach. Sie verſpricht ihm den Zeus um Rache zu bitten und heißt ihn mit den Seinigen bei den Schiffen zu bleiben und keinen Antheil ferner am Kriege zu nehmen (V. 349—427). Odyſſeus langt unterdeſſen mit der Tochter des Chryſes und der Sühnhekatombe in Chryſe an, und Apollo wird durch die Feier des Opfers verſöhnt (V. 428—487). — Thetis eilt dann zum Zeus in den Olympos und fleht ihn um Rache für ihren Sohn an; er verſpricht es ihr und

winkte ſodann mit den dunkelen Brauen,
Und voll wogten hernieder die heiligen Locken des Herrſchers
Von dem unſterblichen Haupte; die Höh'n des Olympos erbebten.

Here aber, die es bemerkt hat, wird ungehalten darüber und macht Zeus Vorwürfe, dieſer gebietet ihr Schweigen; das macht auch den anderen Göttern das Herz ſchwer, aber Hephäſtos (Vulkan) weiß mit klugem Worte Beide zu beſchwichtigen (V. 488—611).

Zweiter Geſang. Zeus täuſcht nun Agamemnon durch einen Traum und veranlaßt ihn, die Achäer zum Kampfe zu führen (V. 1—34). Zuerſt berathen die Fürſten darüber, dann das Volk. — In der Volksverſammlung räth Agamemnon heimzukehren, da man doch die Hoffnung aufgeben müſſe, Troja zu erobern; freudig eilt das Volk zu den Schiffen, um die Abfahrt zu betreiben, aber Odyſſeus, von Athene erweckt, ſtellt ſich entgegen und drängt es, theils durch Worte, theils durch Gewalt, wieder zur Rathsverſammlung zurück. Therſites ſchmäht den Agamemnon und fordert zur Heimkehr auf, allein Odyſſeus bringt ihn durch Drohungen zum Schweigen und redet nun zum Volke, es zur Fortſetzung des Krieges auffordernd. Das Volk jubelt ihm zu und Neſtor ſtimmt ihm bei, worauf Agamemnon befiehlt, ſich zur Schlacht zu rüſten (V. 35—393). — Es folgt nun das

Frühmahl, das Opfer und die Anordnung des Heeres (V. 394—483), worauf der Dichter die achäiſchen Völker mit ihren Fürſten herzählt. (Der ſogenannte Schiffskatalog V. 484—785.) — Die Troer, welche erfahren haben, daß die Griechen ſich zum Kampfe rüſten, halten ebenfalls eine Volksverſammlung und ziehen dem Feinde entgegen. Bei dieſer Gelegenheit giebt der Dichter auch ein Verzeichniß der troiſchen Völker (V. 786—815 und V. 816—877).

Dritter Geſang. Die Heere ſtoßen zuſammen; Alexandros (Paris) tritt vor, flieht aber vor dem Menelaos und wird darüber von Hektor getadelt, ſo daß er durch dieſen dem Erſteren einen Zweikampf um Helena anbietet, was derſelbe annimmt, jedoch Bundesopfer verlangt. Es werden die Zurüſtungen dazu getroffen, die Heere lagern ſich und man ruft Priamos zur Heiligung des Bundes hinzu (V. 1—120). Helena iſt unterdeſſen durch die Botin der Götter, Iris, die die Geſtalt ihrer Schwägerin Laodika angenommen, in ihrer Kammer davon unterrichtet worden; ſie eilt auf das ſkäiſche Thor, wo Priamos mit den Aelteſten Rath pflegt, und nennt und ſchildert dem Könige die achäiſchen Fürſten und Führer (V. 121—244). Priamos wird nun gerufen, fährt nach dem Schlachtfelde und es findet ein feierlicher Vertrag ſtatt (V. 245—313). — Alſo ſchildert nun der Dichter den Zweikampf (V. 314—440):

Hektor, Priamos Sohn, und der herrliche Krieger Odyſſeus
Maaßen des Kampfraums Weite zuerſt; drauf nahmen ſie Looſe,
Die ſie in ehernem Helm dann ſchüttelten, um zu entſcheiden,
Wer von Beiden begönne, die eherne Lanze zu ſchleudern.
Betend erhoben die Völker indeß zu den Göttern die Arme;
Alſo redete Mancher im Kreis der Achäer und Troer:
Vater auf Ida's Höhen,[1] o Zeus, Ruhmwürdigſter, Höchſter!
Wer den Handel zuerſt anſtiftete zwiſchen den Beiden,
Den laß jetzo vergehn und hinab zum Aides[2] fahren;
Aber für uns laß Frieden und Freundſchaft wieder beginnen!
Alſo das Volk. Doch Hektor, der rieſige Stürmer im Helmbuſch,
Schüttelte abwärts blickend, bis Paris Zeichen herausflog.
Nun ließ Alles ſich nieder, ein Jeglicher dort in den Reihen,
Wo ſein Waffengeräth ſich befand und die ſtampfenden Roſſe.
Dann umrüſtet ſich jener mit prächtigen Waffen die Schultern,
Paris, Helena's Gatte, des lockenumringelten Weibes.
Zwei Beinharniſche fügt er zuerſt ſich feſt um die Waden,
Zierlich geformt, und beſchlagen mit ſilberner Knöchelbedeckung;
Dann umſchließt er die Bruſt mit dem ringsumſchirmenden Panzer,
Den ihm der Bruder geliehn, Lykaon, weil er ihm paßte;

---

[1] Der höchſte Berg in Kreta, auf dem nach der Mythe Zeus erzogen werden. — [2] Hades, Unterwelt, d. h. laß ihn den Tod finden.

Gürtet ſodann um die Schulter das Schwert von blitzendem Erze,
Reich mit Silber verziert, und den Schild dann, ſtark und gewaltig;
Reckt ſein kräftiges Haupt mit dem trefflich geſchmiedeten Helme,
Den mit ſchrecklichem Dräuen ein Buſch umwallte von Roßhaar!
Endlich ergreift er den Speer, der ſtark und den Händen gerecht war. —
Gleichfalls hüllte ſich dort in die Wehr Menelaos der Kriegsheld.
  Als nun Beide ſich ſo an verſchiedenen Seiten gerüſtet,
Traten ſie mitten hinein in den Kreis der Achäer und Troer.
Furchtbar rollten die Augen. Die blankumſchienten Achäer
Und roßtummelnden Troer betrachteten ſie mit Bewundrung.
Jetzt, nachdem ſie einander genaht im umſchriebenen Kampfraum,
Blieben ſie ſtehn, und ſchwenkten ergrimmt in den Händen die Speere.
Erſt entſendete Paris die weithinſchattende Lanze,
Und die traf mit Gewalt den gerundeten Schild des Atreiden;
Aber das Erz durchbohrte ſie nicht, denn die Spitze verbog ſich
An dem beſchlagenen Schild. Nun hob auch Held Menelaos
Drohend den Speer, und betete ſo zum Vater Kronion:
  Zeus, o Herr, nun laß Alexandros büßen die Kränkung,
Die ich erlitten von ihm! mein rächender Arm überwind' ihn,
Daß man ſchaudernd hinfort bei den ſpäteſten Enkeln ſich hüte,
Böſes dem gaſtlichen Manne zu thun für erwieſene Freundſchaft!
  Sprach es, und warf ausholend die weithinſchattende Lanze;

Und der gerundete Schild ward Priamos' Sohne getroffen.
Siehe, den glänzenden Schild durchdrang der gewichtige Wurfſpeer,
Bohrte ſich feſt noch hinein in den künſtlichgeſchmiedeten Panzer,
Und riß über der Hüfte gerad' eindringend den Leibrock.
Seitwärts krümmte ſich Paris, und mied ſein ſchwarzes Verhängniß.
Schnell nun zog der Atreide das ſilberbeſchlagene Kampfſchwert,
Schwang es, und hieb ausholend den Helmkamm; aber an dieſem
Bricht und zerkracht ihm das Schwert, und der Hand entfliegen die Stücke.
Drob rief ſtöhnend vor Wuth der Atreid' in die Weiten des Himmels:
Grauſam biſt du fürwahr, o Zeus, wie keiner der Götter!
Hofft' ich doch nun, Alexandros den Lohn zu ertheilen des Frevels;
Aber da muß mir zerbrechen das Schwert in der Hand, und vergeblich
Muß von der Fauſt hinſauſen der Speer und den Gegner verfehlen!
Sprach's, lief gegen ihn an, und am Buſche des Helms ihn erfaſſend,
Riß er ihn mit ſich herum zu den blankumſchienten Achäern.
Jenen beengt' an der Kehle der buntdurchnähete Riemen,
Welcher ihm unter dem Kinne den Helm hielt. Ja, Menelaos
Hätt' ihn hinübergeſchleift, und herrlichen Ruhm ſich erworben,

Wenn nicht ſcharf es bemerkte des Zeus holdlächelnde Tochter.[3]
Dieſe zerriß ihm den Riemen vom kräftigerſchlagenen Stiere,
Daß dem Atreiden der Helm entleert in der nervichten Hand blieb.
Raſch warf dieſen der Held zu den blankumſchienten Achäern,
Hoch in die Luft ihn ſchwingend; es bargen ihn traute Genoſſen.
Wiederum ſtürmt er ſodann, voll Gier ihn niederzuſtrecken,
Gegen ihn an mit dem Speer. Da entrückt Aphrodite den Paris,
Leicht, mit göttlicher Macht; und dicht mit Gewölk ihn umhüllend,
Bringt ſie ihn unſichtbar in die wohldurchduftete Kammer.
Dann durchſchritt ſie die Stadt, um Helena hinzuberufen,
Die ſie von troiſchen Frauen umringt auf ragendem Wartthurm
Antraf. Leiſe ſie zupfend am nektarduftenden Kleide,
Sprach ſie zu ihr. Sie erſchien wie die wollarbeitende Greiſin,
Welche der Helena einſt in der früheren Wohnung zu Sparta
Köſtliche Wolle gekämmt, und ſtets am treuſten ihr anhing.
Deren Geſtalt annehmend begann die erhabene Kypris:[1]
  Komme geſchwind: Alexandros begehrt dich zu Hauſe zu ſchauen,
Wo in der Kammer er ruht auf künſtlichgedrechſeltem Ruhbett,

---

[3] Aphrodite (Venus), die Göttin der Schönheit, dem Paris günſtig, weil er ihr früher den Preis als der Schönſten unter den Göttinnen zuerkannt. — [1] Beiname der Aphrodite, weil die Inſel Cypern ihr Lieblingsaufenthalt und ihr geheiligt war.

Strahlend im Schönheitsglanz und im Schmuck. Kaum ſollteſt du glauben,
Daß er vom Zweikampf komme; vielmehr, er wolle zum Tanze,
Oder er habe ſich eben vom Tanz ausruhend gelagert.
Alſo ſprach ſie zu ihr, und erregte das Herz ihr im Buſen.
Doch als jene die Göttin am blendenden Nacken erkannte,
Und an dem rollenden Blick und der reizenden Fülle des Buſens,
Ward ſie beſtürzt, und begann alsbald die beflügelten Worte:
Ach, was ſuchſt du mich wieder, o Grauſame, ſo zu bethören?
Willſt du vielleicht noch weiter hinweg in die Fremde mich führen,
In des Mäonierlandes, in Phrygia's wohnliche Städte,
Wenn dir im redenden Menſchengeſchlecht auch dort noch ein Freund iſt?
Kommſt du, weil Menelaos, nachdem er den Paris bezwungen,
Mich unſeliges Weib nun heimzuführen begehret,
Daß du mit trüglicher Liſt mich jetzt auf's Neue beſchleicheſt?
Geh doch und ſetze dich ſelber zu ihm! Von den Pfaden der Götter
Sage dich los! Nie lenke zurück zum Olympos die Schritte,
Daß du den Liebling ſtets mit Geſeufz' umgirreſt und hüteſt,
Bis er einmal zur Gattin dich annimmt, oder zur Sklavin!
Nein, ich gehe fürwahr nicht hin — das wäre ja ſchandbar —
Dem ſein Bette zu ſchmücken! Denn Troja's ſämmtliche Frauen
Würden hernach mir ſchmählen! Genug ſchon trag' ich des Kummers!
Aber erzürnt antwortete drauf die erhabene Göttin:

Trotzige, reize mich nicht! Ich könnte dich zürnend verſtoßen,
Und umwandeln in Haß die bisher dir erwieſene Liebe, —
Könnte den unglückſeligen Krieg der Achäer und Troer
Neu entflammen, und dich im ſchrecklichſten Jammer verderben!
Alſo ſprach Aphrodite; und Helena, heftig erſchrocken,
Ging nunmehr in der Hülle des ſilberſchimmernden Schleiers
Leiſe der Göttin nach, unbemerkt von den troiſchen Frauen.
Drauf, nachdem ſie erreicht Alexandros prächtige Wohnung,
Wandten ſich ohne Verzug die begleitenden Mägde zur Arbeit,
Aber die hehrſte der Frau'n ſtieg auf zum hohen Gemache.
Hier nahm einen der Seſſel die anmuthlächelnde Kypris,
Trug ihn herzu, und lud ſie zum Sitz geg'nüber dem Paris.
Helena ſetzte ſich dort, des erhabenen Donnerers Tochter,
Wandte die Augen hinweg vom Gemahl, und begann ihn zu ſchelten:
Kommſt du vom Kampfe zurück? O lägeſt du dort doch erſchlagen
Durch den gewaltigen Mann, der einſt mein Gatte geweſen!
Ha, wie prahlteſt du früher, dem krieg'riſchen Atreusſohne
Weit überlegen zu ſein an Kraft, mit dem Arm und im Speerwurf!
Gehe doch nun, und fodre den Atreusſohn Menelaos
Wieder heraus, zu erneuen den Kampf! Doch ich möchte dir rathen,
Lieber zu ruhn, und nie mit dem goldumlockten Atreiden
Tollkühn wieder in Kampf und Waffengemenge zu gehen;
Denn ſonſt möchte doch bald ſein ſiegender Arm dich bezwingen!
Ihr antwortete drauf Alexandros, alſo beginnend:
Helena, kränke doch nicht mein Herz durch bittere Schmähung.

Wenn mit Athene's Hülfe mich jetzt Menelaos beſiegt hat,
Geb' ich es einſt ihm zurück! Auch uns ſtehn Götter zur Seite! —

Vierter Geſang. In der Verſammlung der Götter wird Zeus mit Hera einig, daß der Krieg fortgeſetzt werden und Troja untergehen ſolle. Athene wird auf die Erde geſandt, um dies herbeizuführen (V. 1—82). Sie beredet den Troer Pandaros, den feierlichen Vertrag zu brechen und den Menelaos mit einem Pfeile zu verwunden. Dies geſchieht, aber die Wunde iſt nicht tödtlich und der Arzt Machaon verbindet und heilt dieſelbe (V. 83—220). Die Troer rücken zur Schlacht heran, Agamemnon durchſchreitet die Reihen ſeines Heeres und lobt oder tadelt die einzelnen Führer, aber ſein Tadel zieht ihm den Zorn des Odyſſeus zu, während Diomedes denſelben mit edelm Schweigen hinnimmt (V. 221—421). Die Schlacht beginnt und alſo ſchildert der Dichter den Anfang derſelben (V. 422—544):

Wie das Gewoge des Meeres am ſtetsumrauſchten Geſtade,
Well' auf Welle gedrängt, von des Weſtwinds Wühlen erregt wird;
Erſt in der offenen See ſchwillt's auf, dann aber am Strande
Bricht es mit mächtigem Toſen, und rings um die Felsvorſprünge
Thürmt es ſich übergebogen, und ſpeit viel ſalzigen Schaum aus:

Alſo drängten ſich Schaar auf Schaar die achäiſchen Krieger
Ohne Verzug in die Schlacht. Es befehligte ſeine Geleitſchaft
Jeglicher Fürſt; ſtumm folgten die Anderen: ſchien es doch wahrlich,
Daß ſolch mächtigem Völkergeleit kein Laut in der Bruſt ſei.
Schweigen der Ehrfurcht war's vor den Königen. Sämmtliche Krieger
Strahlten im Schmuck der umhüllenden Wehr, in welcher ſie gingen.
Aber ſowie dem begüterten Mann unzählige Schaafe,
Während man leuchtende Milch ausmelkt, im Gehöfte gedrängt ſtehn,
Und mit beſtändigem Blöken dem Ruf antworten der Lämmer:
So ſcholl wirres Geſchrei weithin durch's troiſche Kriegsheer.
Denn nicht einerlei Ton und Laut war Allen gemeinſam,
Sondern die Sprachen gemiſcht und mancherlei Stammes die Völker.
Ares ſpornete dieſe [1] zum Kampf, Athenäa die Andern, [2]
Furcht und Entſetzen zugleich, und die raſtloswüthende Zwietracht,
Sie, die verbündete Schweſter des männervertilgenden Ares,
Welche zuerſt nur klein ſich regt, dann aber erwachſend
Bis an den Himmel das Haupt erhebt und die Erde beſchreitet.
Sie durchſchritt das Gewühl auch jetzt, und gleiche Erbitt'rung
Streute ſie mitten hinein, um Noth und Aechzen zu mehren.
Als nunmehr ſich die Heere genaht auf einerlei Feldraum,
Mengten ſogleich ſich die Lanzen und Schild' und die muthigen Kräfte

---

1) Die Troer. — 2) Die Griechen.

Erzumpanzerter Männer; man ſtieß die genabelten Schilde
Vorwärtsdringend zuſammen; gewaltiges Toſen erhob ſich.
Siegsfrohlocken und Aechzen der Würgenden und der Erwürgten
Hörte man dort im Gemiſch, und es floß vom Blute das Erdreich.
Wie von den Bergen herab zwei regengeſchwollene Ströme
Aus ſtarkfluthenden Bächen in hochdurchwühleter Enge
Gegeneinander in's Thal ihr reißendes Waſſer ergießen;
Fernher hört im Gebirge der Hirt ihr dumpfes Getoſe:
Alſo ſcholl im Gemenge der Kämpfenden Jubel und Angſtruf.
Jetzt entleibte zuerſt Antilochos einen der Bravſten,
Der vorkämpfte den Troern, Thalyſios Sohn Echepoles.
Gegen den Schirm des umflatterten Helms fuhr dieſem die Lanze,
Und durchbohrte die Stirn; ihm drang die geſtählete Spitze
Tief in den Schädel hinein. Da umhüllete Nacht ihm die Augen;
Leblos ſtürzt' er dahin, wie ein Thurm, in der tobenden Feldſchlacht.
Aber behend ergriff Chalkódons Sohn Elephenor,
Fürſt der erhabnen Abanten, den Fuß des gefallenen Helden,
Eifrig bemüht, ihn aus dem Bereich der Geſchoſſe zu ſchleppen,
Und ihm die Wehr zu entreißen. Doch kurz war dieſes Bemühen:
Denn ihn ſah der beherzte Agénor, wie er den Leichnam
Fortriß, und ſich im Bücken vom Schild' entblößte die Seite,
Zuckte nach ihm den beſchlagenen Schaft, und löſt' ihm die Glieder.
So ſchwand jenem der Geiſt. Nun wüthete bei dem Erſchlagnen

Heiß der Achäer und Troer Gefecht; gleich reißenden Wölfen
Stürzten ſie Mann auf Mann voll Mordluſt gegeneinander.
Ajas, Telamons Sohn, traf jetzt Anthèmions edlen
Erſt aufblühenden Sohn Simoeiſios, welchen die Mutter
Einſt von dem Ida kommend gebar an des Simoïs Ufern,
Als ſie die Heerde zu ſchaun dorthin mit den Eltern gegangen.
Darum nannten ſie ihn Simoeiſios. Aber die Eltern
Hatten umſonſt ihn zärtlich gepflegt; kurz war ihm des Lebens
Dauer beſtimmt, es bezwang ihn der Speer des erhabenen Ajas.
Der durchſtieß ihm die Bruſt, da er hinſchritt, rechts an der Warze,
Daß der beſchlagene Speer an der Schulter ihm hinten hinausfuhr.
Leblos fiel er dahin in den Staub, wie die ragende Pappel,
Die auf graſigem Boden in ſumpfiger Niederung aufwuchs,
Glatt um den Stamm, nur oben umſproßt von grünem Gezweige;
Aber der Wagener haute ſie ab mit dem blinkenden Eiſen,
Um ſich daraus Radfelgen am ſtattlichen Wagen zu machen;
Und nun liegt ſie am Ufer des Bachs im trocknenden Luftzug:
So ward dort Anthèmions Sohn vom göttlichen Ajas
Niedergeſtreckt. Doch jetzt warf Antiphos, hurtig im Panzer,
Priamos Sohn, nach jenem den Speer durch's Männergedränge,
Fehl zwar, aber dem Leukos, Odyſſeus bravem Gefährten,
Traf er unten den Bauch, als der den Erſchlagenen fortzog.
Ueber ihn ſtürzt' er zuſammen, und ließ hinfallen den Leichnam.
Um den erſchlagenen Freund ergrimmte das Herz des Odyſſeus.

Stracks durch's Vordergefecht, mit dem flammenden Erze gerüſtet,
Kam er hervor, trat näher, und erſt umſchauend im Kreiſe
Warf er die blinkende Lanze. Zurück zwar ſtoben die Troer,
Während der Held hinzielte; doch ward's mit nichten ein Fehlwurf:
Priamos Baſtardſohn Demókoon wurde getroffen,
Der von Aby̆dos gekommen, der Heimath hurtiger Roſſe.
Grad' in den Schlaf fuhr dieſem der Speer des ergrimmten Odyſſeus,
Daß zur anderen Seite die bohrende Spitze des Erzes
Durchdrang bis an den Schlaf, und Nacht ihm die Augen verhüllte;
Dröhnend ſtürzt' er zu Boden, und um ihn klirrte die Rüſtung.
Rückwärts wichen die Erſten, und ſelbſt der umſtrahlete Hektor;
Aber die Danaer jauchzten und ſchleppten zurück die Erſchlagnen,
Drangen ſodann weit vor. Drob zürnete Phöbos Apollon,
Der es von Pergamos ſah, und mit mächtigem Rufe begann er:
  Auf, roßtummelnde Troer! und weicht nicht vor der Argeier
Jubelgeſchrei! Ihr Leib iſt nicht von Eiſen und Marmor,
Daß ſie den Wurf aushielten des leibdurchbohrenden Erzes.
Iſt doch Achill, den Thetis, die ſchönumlockte, geboren,
Nicht in der Schlacht: der ruht voll nagenden Zorns an den Schiffen.
  So der gewaltige Gott von der Burg her. Doch die Achäer

Trieb Zeus Tochter zum Kampf, die gefeierte Tritogeneia,[3]
Die das Gewühl durchſchritt, ob irgend ſich Säumige fänden.
Jetzt umſtrickte der Tod Amarynkeus Sohn, den Diores.
Rechtsher flog ihm ein Stein mit Gewalt an den Knöchel des Fußes,
Zackicht und ſchwer. Den hatte der thrakiſche Führer geworfen,
Peiroos, Imbraſos Sohn, der fern aus Aenos gekommen.
Sieh, der entſetzliche Stein zerſchmetterte ſonder Verſchonen
Knochen und Sehnen zugleich; und rücklings ſtürzte Diores
Hin in den Staub, zum Freundegeleit ausbreitend die Arme,
Bis er den Geiſt aushauchte. Doch Peiroos, der ihn getroffen,
Kam, und bohrte den Speer in den Nabel ihm; alle Gedärme
Stürzten heraus in den Staub, und Nacht umhüllte die Augen.
Aber dem Stürmenden traf mit dem Speer der Aetolier Thoas
Ueber der Warze die Bruſt, und das Erz durchbohrte die Lunge.
Schnell kam Thoas herzu, und riß den gewaltigen Wurfſpieß
Wieder heraus; dann zog er das Schwert, und hieb mit der Schärfe
Queer ihm über den Bauch: ſo nahm er ihm völlig das Leben.
Aber die Wehr entriß er ihm nicht: denn thrakiſche Freunde,
Sträubenden Hauptthaars, ſtanden umher mit den ragenden Lanzen,

---

3) Die aus dem Haupte Geborene; Beiname der Pallas Athene, weil ſie nach der Mythe aus dem Haupte des Zeus entſprungen war: die höchſte Weisheit aus dem Haupte der höchſten Stärke.

Welche, ſo groß und kräftig er war, und werth der Bewundrung,
Dennoch zurück ihn trieben; er wich dem erſchütternden Andrang.
Alſo lagen im Staub dort nebeneinander die Beiden,
Welche das Thrakiervolk und der erzumſchirmten Epeier
Schaaren geführt; auch lagen umher viel Andre getödtet.
Jetzo hätte gewiß ihr Werk dort Keiner getadelt,
Wer vom geſchliffenen Erze verſchont und ohne Verwundung
Mitten hindurch ſich ergangen, wenn dort an der Hand ihn Athene
Hätte geführt, und von ihm gewandt die Gewalt der Geſchoſſe.
Denn viel wurden der Troer und Danaer heut' auf's Antlitz
Niedergeſtreckt in den Staub, und ruheten nebeneinander.

Fünfter Geſang. Der Kampf wird fortgeſetzt und der Dichter ſchildert die Thaten der anderen Achäerfürſten (V. 1—94); Diomedes, von Pandaros verwundet, aber von Athene geſtärkt, tödtet ſeinen Gegner und verwundet den Aeneias (V. 95—310). Dieſen ſchützt Aphrodite, wird aber ſelbſt dabei verwundet und flieht nach dem Olymp zurück, wo ihre Mutter Dione ſie tröſtet und wieder herſtellt (V. 311—430). Apollo rettet den Aeneias, bringt ihn nach Pergamos und ruft nun den Ares (Mars) wieder herbei, der jetzt die Troer zum Kampfe ermuthigt; Aeneias kehrt geheilt zurück, der Kampf entbrennt heftiger, Sarpedon tödtet den Tlepolemos und die Achäer werden zurückgedrängt (V. 431—710).

Hera und Athene leiſten nun den Achäern Beiſtand und Diomedes verwundet, von Athene unterſtützt, den Ares, der ſich zu Zeus flüchtet. Paeon heilt ihn und Here und Athene kehren, des Sieges froh, zu Zeus zurück (V. 711—909).

Sechſter Geſang. Die Schlacht dauert fort; die Achäerhelden drängen durch ſiegreiche Thaten die vom Ares verlaſſenen Troer zurück (V. 1—71). Auf ſeines Bruders, des Vogeldeuters Helenos Rath eilt nun Hektor vom Schlachtfelde in die Stadt, um die Frauen dort zu veranlaſſen, Athene um den Sieg zu bitten (V. 72—118). Der Dichter flicht nun folgende ſchöne Epiſode ein.

Glaukos und Diomedes erneuen im Kampfe ihrer Väter alte Gaſtfreundſchaft.

(Ilias VI. V. 119—236.)

Aber Hippolochos Sohn, Held Glaukos, und Diomedes
Traten zugleich kampfluſtig hervor in die Mitte der Heere;
Dann, nachdem ſie einander zum Angriff nahe gekommen,
Sprach der Tydeide zuerſt, der gewaltige Rufer im Schlachtfeld:
Wer, o Trefflichſter, biſt du der ſterblichen Erdebewohner?
Denn dich hab' ich bisher in der männerbewährenden Feldſchlacht
Nimmer geſehn; nun aber ſo weit vortretend vor Alle,
Wagſt du in kühnem Vertraun, mein langes Geſchoß zu beſtehen.
Söhn' Unglücklicher ſind's, die meiner Stärke begegnen!

Biſt du jedoch ein unſterblicher Gott vom Himmel geſtiegen:
Sieh' ich erkühne mich nicht zum Kampf mit Himmelsbewohnern!
Denn ſelbſt Dryas Sohn, der gewaltige Held Lykoorgos
Hat nicht lange gelebt, nachdem er die Himmliſchen reizte.
Denn von dem heiligen Berge Nyſéion ſcheucht' er die Ammen,
Welche den ſchwärmenden Bakchos genährt; und die Weinlaubſtäbe
Warfen ſie Alle zugleich in den Staub, da der Männererwürger,
Dryas Sohn, mit dem Stachel ſie ſchlug. Der geängſtigte Bakchos
Taucht' in's wogende Meer, und Thetis nahm den Geſcheuchten
Auf in den Schooß; arg war er geſchreckt vom dräuenden Manne.
Drob nun zürneten dieſem die mühloslebenden Götter,
Und ihn blendete Zeus; nicht lang' auch blieb er am Leben,
Weil er dem ganzen Geſchlecht unſterblicher Götter verhaßt war.
Darum möcht' ich mich nie mit ſeligen Göttern befehden.
Biſt du aber ein Menſch, mit des Saatlands Früchten genähret:
Vorwärts dann! ſo ſchneller erreichſt du das Ziel des Verderbens!
  Ihm antwortete drauf Hippòlochos herrlicher Sproſſe:
Muthiger Tydeusſohn, was frageſt du, wer ich geboren?
Iſt doch der Menſchen Geburt und Geſchlecht, wie der Blätter im Walde.
Dieſ' entſchüttelt der Wind in den Staub, und andere ſproſſen

Wieder hervor im treibenden Wald beim Nahen des Frühlings:
So auch ſproſſen hervor und vergehn die Geſchlechte der Menſchen.
Aber wofern du genau auch das zu erkundigen wünſcheſt,
Nenn' ich dir unſer Geſchlecht; wohl kennen es viele der Menſchen:
Ephyra heißet die Stadt in den Roſſegefilden von Argos,
Wo einſt Siſyphos wohnte, der liſtigſte unter den Menſchen,
Siſyphos, Aeolos Sohn. Von dem entſtammete Glaukos;
Glaukos zeugte ſodann den untadligen Bellerophontes,
Dem der Unſterblichen Gunſt Anmuth und kräftiger Mannheit
Reize verliehn. Doch Prötos erſann ihm Böſes im Herzen,
Der ihn des Landes verwies: denn der war aller Argeier
Oberſtes Haupt; Zeus beugte das Volk ihm unter das Scepter.
Wilde Begier entflammte des Prötos Gattin Anteia,
Jenem in heimlicher Liebe zu nahn; doch ihre Verſuchung
Wies er redlich zurück, der verſtändige Bellerophontes.
Darum ſprach ſie erzürnt zum Könige ſolche Verläumdung:
Stirb entweder du ſelbſt, o Prötos, oder erſchlage
Glaukos Sohn, der ſchnöde mir Liebesvereinigung anſann!
Wuth ergriff den Gebieter, da ſolch ein Frevel ihm kund ward.
Zwar erſchlug er ihn nicht; denn davor warnte das Herz ihn;
Aber gen Lykia hieß er ihn gehn mit Zeichen des Unheils,
Deren er viele, dem Tod ihn zu weihn, in gefaltete Tafel
Eingrub, daß er dem Schwäher ſie zeig', und dieſer ihn tödte.
Hiermit zog er hinweg im geleitenden Schutze der Götter.
Als er ſodann nach Lykia kam und dem ſtrömenden Xanthos,
Ehrete dort ihn freundlich des Reichs weitherrſchender König

Durch neuntägigen Schmaus, neun feſtliche Rinder ihm ſchlachtend.
Als zum zehnten ſich Eos [1] erhob mit den roſigen Fingern,
That er Fragen an ihn, und begehrte das Zeichen zu ſchauen,
Welcherlei Dinge der Gaſt von Prötos bringe, dem Eidam.
Aber nachdem er empfangen das Unglückszeichen des Eidams,
Hieß er zuerſt ihn tödten die ſchrecklichgeſchweifte Chimära,
Die aus göttlichem Samen entſtammt, nicht menſchlicher Art war,
Löwe von Haupt, und Drache von Schweif, und Geis in der Mitte,
Furchtbar ſtets ausſprühend die Wuth hellflammenden Feuers.
Die erlegte der Held im Vertraun auf Winke der Götter.
Ferner beſtand er den Kampf mit dem rühmlichen Sölymervolke,
Den er den härteſten nannte der je durchfochtenen Kämpfe;
Endlich ſtreckt' er den Schwarm amazoniſcher Männinnen nieder.
Als er zurückkam, ſpann ihm der Fürſt noch andere Trugliſt:
Weitum wählt' er im Lande die Tapferſten, daß ſie am Weg' ihm
Lauerten; aber es kam kein Einziger wieder nach Hauſe;
Allegeſammt entleibte der herrliche Bellerephontes.
Als nun jener ihn edel erprobt und göttlichen Stammes,
Hielt er ihn bei ſich zurück, und ihn mit der Tochter vermählend,
Gab er ihm völlig die Hälfte der Königswürde zum Antheil.
Aber die Lykier ſteckten ihm ab ein erleſenes Grundſtück,
Trefflich an Ackergefild' und Pflanzungen, daß er es baue.

---

1) Die Morgenröthe, d. i. als der zehnte Tag anbrach.

Jene gebar drei Kinder dem wackeren Bellerophontes,
Laodameia zuerſt, Hippòlochos dann, und Iſandros.
Laodameia gebar aus Zeus des Berathers Umarmung
Held Sarpedons Göttergeſtalt, den geharniſchten Kriegsmann.
Als auch jener darauf den Unſterblichen allen verhaßt ward,
Wandelt' er einſam irrend umher in Alèïons Feldern
Voll herznagenden Grams, und wich von den Pfaden der Menſchen.
Seinen Iſandros hatte der kampfunerſättliche Ares
Niedergeſtreckt, da er ſtritt mit dem rühmlichen Sòlymervolke;
Artemis goldzaumführende Hand erlegte die Tochter.
Aber Hippòlochos Sohn bin Ich; ſtolz nenn' ich ihn Vater.
Und der ſandte mich her gen Troja, ernſtlich ermahnend,
Allzeit wacker zu ſein, und vorzuſtreben den Andern,
Daß ich der Väter Geſchlecht nicht ſchändete, welche die Bravſten
Waren in Ephyra ſtets und weit in der Lykier Lande. —
Solchem Geſchlecht und Blute berühm' ich mich anzugehören.
Alſo der Lykierfürſt. Und der Rufer im Streit Diomedes
Stieß voll Freude den Speer in den nahrungſpendenden Boden,
Redete dann zu dem Hirten des Volks mit freundlichen Worten:
Ei, mein Gaſtfreund biſt du ja längſt von den Zeiten der Väter!
Oeneus hat ja bewirthet den herrlichen Bellerophontes,
Hat im Palaſte daheim ihn zwanzig Tage gehalten.
Und ſie verehrten ſich dann zur Erinnerung ſchöne Geſchenke:
Oeneus einen in Glanz und Purpur leuchtenden Leibgurt;
Einen gedoppelten güldnen Pokal gab Bellerophontes.

Dieſen beſitz' ich daheim; dort ließ ich ihn, als ich hinwegzog.
Nicht entſinn' ich mich aber des Tydeus, der mich als Knäblein
Heimließ, als die Achäer im Krieg umkamen vor Thebe.
Alſo bin ich hinfort dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Meiner in Lykia du, wenn ich käm' in die dortigen Lande.
Unſere Lanzen jedoch laß auch im Getümmel ſich meiden.
Bleiben doch mir viel Troer und rühmliche Bundesgenoſſen
Niederzumähn, wen ihrer ein Gott dem Verfolgenden darbeut;
Dir auch ſind der Achäer genug, ſo du kannſt, zu erlegen.
Laß uns tauſchen die Wehr: dann ſehn hier alle die Andern
Unſeren Stolz, Gaſtfreunde zu ſein von den Zeiten der Väter.
Alſo ſprachen die Zween, und herab vom Wagen geſprungen,
Reichten ſie froh einander die Hand, und gelobten ſich Freundſchaft.
Aber des Glaukos Sinne bethörete nun der Kronide,
Daß er die eherne Wehr von Tydeus Sohn mit der goldnen
Wechſelte, ſie neun Rinder an Werth und die ſeinige hundert.

Hektor, in Troja angekommen, fordert nun ſeine Mutter Hekabe und die Frauen auf; dieſe begeben ſich mit köſtlichen Opfergaben in den Tempel der Athene und flehen ſie an, aber die Göttin erhört ihr Flehen nicht (V. 237 bis 311). Nun eilt Hektor zu Paris und treibt ihn an, in die Schlacht zurückzukehren, wobei Helena ihn unterſtützt (V. 312—358). Dann begiebt der Held ſich zu ſeiner Gattin Andromache, von der er Abſchied nimmt und ſich darauf mit Paris wieder in den Kampf begiebt.

Hektors Abſchied von Andromache.

(Ilias VI. V. 369—529.)

Solches geſagt, ging Hektor, der rieſige Stürmer im Helmbuſch.
Eilend gelangt' er ſogleich in des ſtattlichen Hauſes Gemächer;
Aber er fand nicht drinnen die lilienarmige Gattin,
Sondern ſie ſtand mit dem Kind und der ſchönumſchleierten Amme
Auf hochragendem Thurm, und jammerte bitterlich weinend.
Als er daheim im Gemach ſein treffliches Weib nicht antraf,
Trat er zur Schwelle zurück, und ſprach zu den Mägden des Hauſes:
Auf, ihr Mägde, geſchwind! laßt ehrlich hören die Wahrheit;
Saget, wohin doch ging Andromache aus dem Gemache?
Ging ſie zu Priamos Töchtern? zu ſtattlichen Frauen der Schwäger?
Oder vielleicht zum Tempel Athene's, daß ſie mit Troja's
Lockengeringelten Frau'n die gewaltige Göttin verſöhne?
Drauf antwortete jenem die emſige Schaffnerin alſo:
Hektor, weil du befiehlſt, dir rein zu verkünden die Wahrheit,
Weder zu Priamos Töchtern und ſtattlichen Frauen der Schwäger,
Noch in Athene's Tempel begab ſie ſich, um mit den andern
Troiſchen Frau'n zu verſöhnen den Zorn der gewaltigen Göttin;
Sondern hinauf zu den Zinnen des Wartthurms, weil ſie vernommen,
Troja's Heer erliege der ſiegenden Macht der Achäer.
Eben gelangt ſie zur Mauer, gejagt von bangender Unruh,

Wie wahnſinnig vor Angſt; ihr folgt mit dem Kinde die Amme.
Alſo ſagte das Weib; und Hektor eilte vom Hauſe
Wieder die ebenen Gaſſen zurück, durch die er gekommen
Als er ſodann durchſchritten die weitummauerte Veſte
Bis zum ſkäiſchen Thor — dort wollt' er hinaus in's Gefilde —,
Kam ihm entgegengeeilt Andromache, Hetions Tochter,
Die der erhabene Fürſt ihm vermählt mit reichlichem Brautſchatz.
Hetion hatte vordem an des Plakos waldigem Abhang
Unten in Thebe gewohnt als Fürſt der kilikiſchen Männer,
Und der bepanzerte Hektor erkor deß Tochter zur Gattin.
Dieſe begegnet' ihm jetzt; die Begleiterin, die ihr gefolgt war,
Trug am Buſen das zarte, ſo ganz unmündige Knäblein,
Hektors einzigen Sohn, ſo ſchön wie ein leuchtendes Sternbild,
Welchen er ſelbſt Skamandrios hieß, Aſtyanax aber
Nannt' ihn das Volk; denn Hektor allein war Ilios Schutzwehr.
Dieſer betrachtete ſchweigend und ſanftanlächelnd das Knäblein;
Aber Andromache ſtellte ſich ihm mit Thränen zur Seite,
Drückt' ihm innig die Hand, und redete, alſo beginnend:
Beſter, dich rafft dein Muth noch dahin! und das lallende Kindlein
Jammert dich nicht, noch Ich Unglückliche, bald wohl Hektors
Wittwe genannt! Dich werden ja bald die Achäer erſchlagen,
Allegeſammt anſtürmend. Doch mir, wenn ich deiner beraubt bin,
Wär' es am beſten, die Erd' umſchlöſſe mich. Bleibt doch in Zukunft
Mir kein anderer Troſt, wenn du dein Ende beſchleunigt, —

Nein, nur Gram! Auch Vater und würdige Mutter verlor ich:
Denn mein Vater erlag dem erhabenen Kämpfer Achilleus,
Der des Kilikiervolks hochthorige Veſte zerſtörte,
Thebe, die blühende Stadt; er ſtreckte den Hetion nieder,
Ohne die Wehr ihm zu rauben, denn davor warnte das Herz ihn;
Sondern er hat ihn verbrannt im ſtattlichen Schmucke der Rüſtung,
Auch ihm den Hügel erhöht, und rings umpflanzten mit Ulmen
Nymphen der Berge das Mal, Kronions Töchter, des Donnerers.
Sieben der Brüder noch hatt' ich daheim im Palaſte des Vaters,
Und die ſtiegen geſammt deſſelbigen Tages zum Hades:
Alle zuſammen erſchlug der erhabene ſchnelle Peleide
Bei weißwolligen Schaafen und ſchwerauftretenden Rindern.
Aber die Königin, die mich gebar am waldigen Plakos,
Brachte der Held mit her nebſt anderer Beute des Krieges;
Zwar entließ er ſie bald um reichliche Löſegeſchenke,
Aber im Vaterpalaſt durchbohrten ſie Artemis Pfeile.
Hektor, du biſt Vater mir nun und verehrete Mutter,
Biſt mir Bruder zugleich, o du, mein blühender Gatte!
Ach, ſo erbarme dich nun, und halte dich hier an dem Wartthurm;
Mache doch nicht zur Waiſe das Kind, zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer an's Feigengebüſch, denn dorten beſonders
Iſt zugänglich die Stadt und dem Sturmlauf offen die Mauer.
Dreimal kamen ja ſchon die Gewaltigſten, dort es verſuchend,
Um die Atreiden geſchaart, um Idomeneus auch, den berühmten,

Auch um das Ajaspaar und Tydeus Sohn Diomedes,
Ob nun ihnen gerathen ein ſchickſalskundiger Seher,
Oder der eigene Muth von ſelbſt ſie ermuntert und antreibt.
Ihr antwortete Hektor, der rieſige Stürmer im Helmbuſch:
Ja, mein Weib, das kümmert mich auch; doch ſcheu' ich den Tadel
Anderer Troer zu ſehr und der langumſchleierten Frauen,
Zög' ich mich fern, wie ein Feiger, zurück vom Waffengemenge,
Solches verbietet mir auch mein Herz; ſtets wacker und brav ſein
Hab' ich gelernt, und ſtehen im Kampf mit den vorderſten Troern,
Priamos herrlichen Ruhm und den eigenen immer behauptend.
Das zwar ſeh' ich voraus in der innerſten Seel' und im Geiſte:
Er wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt,
Mit ihr Priamos Volk und der lanzenbewährete König.
Aber mich rührt nicht alſo des Volks zukünftiges Drangſal,
Selbſt nicht Hekabe's Loos und des unglückſeligen Königs,
Oder der leiblichen Brüder Geſchick, die, edel und zahlreich,
All' in den Staub hinſinken, von feindlichen Händen gemordet,
Wie dein Jammer mich ſchmerzt, wenn ein erzumſchirmter Achäer
Fort dich Weinende führt und den Tag dir raubet der Freiheit;
Wenn du nach Argos geſchleppt der Gebieterin dieneſt am Webſtock,
Waſſer entſchöpfeſt dem Quell Hypereia oder Meſſeis, —
Ob du dich innerlich ſträubſt, dich zwingt ſchwerlaſtende Knechtſchaft: —

Ja dann ſagt man einmal, wenn Einer die Weinende wahrnimmt:
Sich dort Hektors Weib, der unter den Reiſigen Troja's
Immer der Tapferſte war, da ſie Ilios Mauern umkämpften!
Alſo redet man einſt, und erneuerter Gram durchdringt dich,
Daß du den Retter entbehrſt, vor Knechtſchaft dich zu bewahren.
Aber es berge ſich erſt mein Leichnam unter dem Hügel,
Eh dein Jammergeſchrei und dein Fortſchleppen mir kund wird!
Hektor ſprach's, und ſtreckte ſodann zum Knaben die Hände;
Aber zurück an den Buſen der ſchönumgürteten Amme
Schmiegte ſich ſchreiend das Kind: es erſchrak vor dem liebenden Vater,
Fürchtend das blitzende Erz und den Buſch von wallendem Roßhaar,
Der vom Kegel des Helmes herab gar ſchrecklich ihm winkte.
Vater und würdige Mutter belächelten beide das Knäblein.
Aber da hob vom Haupte der erzumleuchtete Hektor
Schleunig den blinkenden Helm, und legt' ihn nieder zur Erde,
Küßte den theueren Knaben, und ſanft in den Händen ihn wiegend
Rief er betend empor zum Zeus und den übrigen Göttern:
Zeus, und ihr Götter geſammt, laßt dieß mein theueres Söhnlein
Auch ſo werden wie Ich, ſtets brav vorleuchtend den Troern,
Eben ſo rüſtig an Kraft, und Ilios kräftig beherrſchen.
Ja, man ſage dereinſt: der geht weit über den Vater!
Wenn er vom Kampf heimkehrt und des niedergeſtoßenen Feindes
Blutige Rüſtung trägt! Deß freue ſich innig die Mutter!

Hektor ſprach's, und legte ſodann in der liebenden Gattin
Arme das Kind. Sie ſchloß es gerührt, mit Lächeln in Thränen,
Feſt an den duftenden Buſen. Mit Wehmuth ſah es der Gatte,
Streichelte ſie mit der Hand, hub an, und redete ſolches:
Herrliches Weib, nicht mußt du zu ſehr mir trauern im Herzen.
Gegen das Schickſal ſendet ein Menſch mich nimmer zum Hades;
Doch es entging noch keiner der Sterblichen ſeinem Verhängniß,
Vornehm oder Gering, — von Geburt an muß er es tragen.
Darum gehe getroſt, und beſorg' an Spindel und Webſtock
Deine Geſchäfte daheim, und die dienenden Frauen ermuntre,
Friſch ihr Werk zu beſchaffen. Der Krieg ſei Sorge der Männer,
Aller, doch meine zumeiſt vor Troja's ſämmtlichen Söhnen.
Alſo der ſtrahlende Held; und den Helm, umwallet mit Roßhaar,
Hob er vom Boden empor. Heim ging die geliebte Genoſſin,
Schaute noch oftmals um, und vergoß vollquellende Thränen.
Bald nun war ſie darauf zu des männervertilgenden Hektors
Wohnlichem Hauſe gelangt. Dort fand ſie der dienenden Frauen
Viel' im Gemach; und allen erregte ſie Klagen und Schluchzen.
So ward Hektor in ſeinem Palaſt noch lebend betrauert:
Dachten ſie doch, er käme gewiß nie wieder vom Schlachtfeld
Heimwärts, glücklich entronnen der Wuth und den Armen der Feinde.
Auch Alexandros zauderte nicht in den hohen Gemächern,
Sondern erſchien alsbald in der prächtigen ehernen Rüſtung,

Und durchſtürmte die Stadt, den gelenkigen Füßen vertrauend.
Gleichwie ein Hengſt, der reichlich genährt an der Krippe geſtanden,
Plötzlich die Halfter zerreißt, und dann mit ſtampfendem Hufſchlag
Durch das Gefild zur Schwemme des ſchönhinwallenden Stromes
Trotzig enteilt; hoch trägt er das Haupt, und über den Schultern
Fliegen die Mähnen empor; in der Schönheit ſtolzem Bewußtſein
Tragen die Schenkel ihn leicht zur vorigen Weide der Roſſe:
So kam Priamos Sohn von Pergamos Höhen hernieder,
Paris der Held, von Waffen umſtrahlt wie die leuchtende Sonne,
Freudigen Muths; leicht trugen die Schenkel ihn. Und er erreichte
Hektor den herrlichen Bruder ſogleich, der eben von dort ſich
Wendete, wo er zuvor mit der Gattin traulich geſprochen.
Und es begann anredend der göttlichgeſtaltete Paris:
  Würdiger Bruder, ich ließ dich Eilenden wahrlich zu lange
Auf mich warten, und kam nicht ordentlich, wie du geboten.
  Drauf antwortete Hektor, der rüſtige Stürmer im Helmbuſch:
Beſter, es darf fürwahr kein Mann, der billig geſinnt iſt,
Schmähn dein Werk in der Schlacht; wohl biſt du ein tüchtiger Kriegsmann.
Oft nur ſäumeſt du gern, und willſt nicht; dann in der Seele
Schmerzt es mich tief, Schmachreden von dir anhören zu müſſen
Unter dem troiſchen Volk, dem du viel Mühen bereitet.

Komme denn jetzt: das wollen wir einſt ausgleichen in Freundſchaft,
Wenn uns Zeus es vergönnt, den unſterblichen Himmelsbewohnern
Aufzuſtellen daheim die geweihete Schale der Freiheit,
Weil wir Troja erlöſ't von den erzumſchirmten Achäern.

Siebenter Geſang. Athene und Apollo veranlaſſen Hektor, den tapferſten Achäer zum Kampfe zu fordern (V. 1—91). Neun griechiſche Helden looſen darum und das Loos trifft Ajas, den Sohn des Telamon. Er kämpft mit Hektor, aber der Sieg iſt ungewiß, und da die Nacht einbricht, treten zwei Herolde zwiſchen ſie, um ſie zu trennen; ſie beſchenken ſich nun, um einander zu ehren, gegenſeitig, und Jeder kehrt dann zu den Seinigen wieder, die ihn voll inniger Freude begrüßen (V. 92—312). — Es findet nun ein Ehrenmahl in Agamemnons Zelte ſtatt, bei dem Neſtor vorſchlägt, am folgenden Tage nicht den Kampf fortzuſetzen, ſondern die Todten zu verbrennen und das Lager zu befeſtigen (V. 313—344). In der Volksverſammlung in Troja wird derſelbe Wunſch laut und in Folge deſſen den Achäern ein Waffenſtillſtand vorgeſchlagen, den dieſe bereitwillig annehmen. Am anderen Tage begeben ſich beide Theile friedlich auf die Ebene und beſtatten die Leichen der Gefallenen. Die Achäer befeſtigen ihr Lager, Poſeidon aber ergrimmt darüber, weil ſie es thun, ohne vorher den Göttern zu opfern; die Achäer ſchmauſen unbekümmert, aber in der Nacht donnert der erzürnte Zeus furchtbar —

es ergriff ſie bleiches Entſetzen.
Wein entgoß man den Bechern, und Niemand wagte zu trinken,
Eh' er die Spende geweiht dem gewaltigen Sohne des Kronos.
Ruhend empfingen ſie dann das Geſchenk ſüßlabenden Schlafes.

Achter Geſang. Am folgenden Morgen beruft Zeus die Götter zur Verſammlung, und verbietet ihnen, weder den Trojern noch den Achäern Beiſtand zu leiſten, doch geſtattet er Athene, den Letzteren mit Rath beizuſtehen. Zeus begiebt ſich auf den Ida und ſchaut herab „nach Ilios Stadt und der Danaer Schiffe“ (V. 1—52). Die Schlacht beginnt, bis zum Mittag ſchwankt die Waage, dann aber neigt ſich die Schaale, in der die Todeslooſe der Achäer liegen, tief, und dieſe werden durch des Donnerers Blitze ſo erſchreckt, daß ſelbſt die Muthigſten in das Lager zurück fliehen. Vergebens fordert Here Poſeidon auf, ihnen beizuſtehen (V. 53—219). Agamemnon feuert ſie wieder an; Ajas, Diomedes, Teukros, der mit ſeinen Pfeilen viele Troer erlegt, thun das Ihrige. Teukros wird von Hektor verwundet und dieſer ſchlägt unaufhaltſam vorſtürmend die Griechen in die Flucht (V. 220—349). Here und Athene eilen den Letzteren zu Hülfe; Zeus gewahrt es und ſendet Iris zu ihnen, mit der Weiſung, augenblicklich abzulaſſen. — Sie gehorchen und Zeus kehrt zum Olympos zurück (V. 350—484). Die Nacht ſinkt und Hektor bringt dieſelbe mit den Troern vor dem Lager der Achäer zu (V. 485—565).

Neunter Geſang. Während ſo die Troer wachen, bemächtigt ſich heftiger Schmerz der Achäerfürſten und in ihrer Verſammlung räth Agamemnon ſelbſt zur Flucht; aber Diomedes widerſpricht ihm und Neſtor räth, Wachen am Graben des Lagers aufzuſtellen. In Agamemnons Zelt berathſchlagen nun die Führer während des Mahles; Neſtor ſchlägt vor, den Achilleus zu verſöhnen; Agamemnon iſt dazu bereit und bietet an, ihm die Briseis nebſt Ehrengeſchenken zu ſenden (V. 1—174). Phönix, der Erzieher des Achilleus, Ajas und Odyſſeus begeben ſich als Abgeordnete zu ihm nebſt zwei Herolden, er empfängt und bewirthet ſie gütig, aber mit allen ihren Reden erlangen ſie Nichts von ihm, und er erklärt, nur dann kämpfen zu wollen, wenn Hektor bis zu den Schiffen der Myrmidonen vorgedrungen. Phönix bleibt bei ihm, die Anderen aber kehren zu den Fürſten mit der ſchlimmen Botſchaft zurück, welche ſie ſehr verſtimmt. Diomedes fordert ſie nun auf, ſich zur Ruhe zu begeben und am folgenden Tage, auch ohne Achilleus, tapfer den Kampf zu erneuen. Dies geſchieht (V. 175—713).

Zehnter Geſang. Agamemnon und Menelaos finden aber in der Nacht keine Ruhe, ſie erheben ſich, wecken die Fürſten und berathen ſich mit ihnen, am Graben. Neſtor ſchlägt vor, Späher auszuſenden (V. 1—253). Diomedes und Odyſſeus gehen ſelbſt auf Kundſchaft aus und ergreifen und tödten den von Hektor als Späher ausgeſchickten Dolon; ſchleichen ſich dann, von dem Letzteren unterrichtet, in das Lager der Troer, erſchlagen hier den kürzlich erſt eingetroffenen thrakiſchen König Rheſos, nebſt zwölf ſeiner Männer, und rauben die Roſſe des Königs, mit denen ſie glücklich zu den Achäern zurückkehren, von welchen ſie jubelnd begrüßt werden und denen ſie ihre Fahrt erzählen (V. 254—579).

Eilfter Geſang. Muthvoll erneuern die Achäer am nächſten Morgen den Kampf und tapfer kommen ihnen die Troer entgegen; Agamemnon und Hektor ſind die Führer auf beiden Seiten. Die Schlacht bleibt lange unentſchieden, gegen Mittag aber neigt ſich der Sieg auf die Seite der Achäer, zumal da Agamemnon ſelbſt immer weiter vordringt. Sogar Hektor zieht ſich vor ihm zurück, denn Zeus hat dieſem verboten, vorzugehen, bis Agamemnon verwundet worden. Da trifft Koon den Letzteren mit der Lanze, ſo daß er verwundet das Feld verlaſſen muß, nachdem er die Achäer zur Tapferkeit angefeuert hat (V. 1—283). Hektor ſtürmt jetzt vorwärts; der Sieg neigt ſich auf die Seite der Troer; Diomedes, Odyſſeus, Machaon und Euripylos werden ebenfalls verwundet und müſſen weichen. Langſam zieht ſich Ajas zurück; die Troer dringen immer weiter vor (V. 284—596). Achilleus, der von ſeinem Schiffe aus geſehen hat, daß Neſtor einen Verwundeten fortführte, trägt Patroklos auf, ſich nach dieſem zu erkundigen. Patroklos ſorgt für den verwundeten Euripylos, nachdem er von Neſtor vernommen, wie ſchlimm es den Achäern im Kampfe erging (V. 597—847).

Zwölfter Geſang. Der Kampf tobt an den Mauern, die das griechiſche Lager bei den Schiffen verſchanzen, weiter. Hektor läßt in fünf Haufen zu Fuß auf Polydamas Rath angreifen; Aſios will mit ſeinen Reitern eindringen, wird aber zurückgeſchlagen; Hektor dagegen rückt ſiegreich vor; da ſehen ſie einen Adler mit einer Schlange. Polydamas deutet das Zeichen und warnt Hektor; dieſer verwirft aber die Deutung und ſetzt den Angriff fort (V. 1—289). — Der Schluß des Geſanges, der den Sieg der Troer ſchildert, möge nun, um ſeines Reichthums, ſeiner maleriſchen Anſchaulichkeit, ſeiner poetiſchen Kraft und ſeiner Mannichfaltigkeit willen, hier mit des Dichters eigenen Worten folgen.

Sieg der Troer, Flucht der Achäer.

(Ilias XII. V. 290—471.)

Aber das troiſche Volk und der erzumleuchtete Hektor
Hätten das Thor jetzt ſchwerlich erſtürmt und den mächtigen Riegel,

Wenn nicht Zeus der Berather den Sohn Sarpedon[1] getrieben,
Gegen die Feinde zu gehn, wie ein Leu krummhörnige Rinder
Anfällt. Schnell hielt dieſer den wohlumründeten Schild vor,
Schön, mit getriebenem Erze belegt; den hatte der Wehrſchmidt
Trefflich beblecht, inwendig mit viel Rindshäuten vernähet,
Und durchgehends am Rande mit goldenen Stäbchen beſchlagen.
Den nun hielt er ſich vor, und zwei Wurfſpeere bewegend
Schritt er einher, wie ein Leu im Gebirg, den lange des Fleiſches
Hunger gequält; nun reizt ihn das Herz voll trotziger Kühnheit,
Auch in ein dichtes Gehege zu gehn und Schaafe zu rauben;
Findet er gleich bei ihnen die ſorgſamhütenden Hirten,
Die mit Geſchoß und Hunden die weidende Heerde beſchützen,
Dennoch will er ſich ohne Verſuch nicht wieder entfernen,
Sondern er raubt entweder im Anlauf, oder es trifft ihn
Gleich im Beginnen ein Speer, von rüſtigen Armen geſchleudert:
Alſo reizte der Muth den erhabenen Helden Sarpedon,
Stürmend der Mauer zu nahn und die Bruſtwehr niederzuſchmettern.
Und er begann zum Glaukos ſofort, Hippolochos Sohne:
  Warum wurde doch uns, o Glaukos, immer am meiſten
Ehre gezollt mit dem Sitz, mit dem Fleiſch und den Bechern des Mahles,
Da man im Lykierland uns gleich den Unſterblichen achtet?

---

[1] Sarpedon war der Sohn des Zeus und der Laodameia. S. Ilias VI. V. 198 — 199.

Warum bauen wir dort an des Xanthos Ufern ein Grundſtück,
Herrlich und groß, wo Reben und üppiger Waizen uns wachſen?
Darum ziemet uns jetzt, mit den vorderſten Lykierhelden
Tapfer zu ſtehn, und muthig der flammenden Schlacht zu begegnen,
Daß man unter dem Volk der bepanzerten Lykier ſage:
Wahrlich, es herrſchen daheim nicht ruhmlos unſere Fürſten,
Die in dem Lykierland mit gemäſteten Schaafen ſich nähren,
Und mit erleſenem Rebengewächs; nein, edel an Muth auch
Sind ſie erprobt, und kämpfen voran mit den Erſten des Volkes!
Wär' uns vergönnt, o Freund, durch Weigerung dieſes Gefechtes
Stets unſterblich zu blühen in niemalsalternder Jugend:
O dann würd' ich mich hüten, den Vorkampf hier zu beſtehen,
Auch dich nimmer bereden zum männerbewährenden Kriegswerk.
Weil uns aber ja doch unzählige Keren [2] des Todes
Immer bedrohn, die Keiner der Sterblichen meiden und fliehn kann:
Gehen wir, Anderen oder uns ſelbſt Siegsruhm zu bereiten!
Alſo der Held; ihm folgte ſogleich unweigerlich Glaukos.
Vorwärts ſchritten ſie nun mit der mächtigen lykiſchen Heerſchaar.
Aber Meneſtheus, Peteos Sohn, ſah Beide mit Schrecken;
Denn ihm ſtürmten ſie gegen den Thurm, und brachten Verderben.
Und er umſpähte den Thurm, ob nicht ein achäiſcher Heerfürſt
Da wär' und die Gefahr abwendete von den Genoſſen.

---

[2] Die Perſonificationen der verſchiedenen Todesarten.

Alsbald ſah er die Ajas, die kampfunerſättlichen Krieger,
Daſtehn, nahe dabei auch Teukros, welcher das Zelt jetzt
Eben verließ. Sein Rufen jedoch drang nicht zu den Freunden:
So groß war das Getöſ', und es ſcholl zum Himmel der Kampflärm;
Ringsher krachten die Schilde, die wehenden Helm' und des Bollwerks
Thore geſammt; denn alle beſtürmte man, und die Belag'rer
Strebten mit Macht, durchbrechend den Eingang ſich zu erzwingen.
Jener beſchied zum Ajas ſogleich Thoötes den Herold:
Edler Thoötes, laufe geſchwind, und rufe den Ajas, —
Lieber ſie Beide zugleich: das wär' erwünſchter denn alles.
Wird doch hier ſich in Kurzem ein gräßliches Morden erheben;
Denn uns bedrohn die Gebieter der Lykier, welche von jeher
Grimmige Kühnheit zeigten im ſchrecklichen Waffengemenge.
Aber wofern ſie ſelber der Kampf dort dringend beſchäftigt,
Komme doch Ajas nur, der gewaltige Telamonide;
Teukros komme zugleich, der erfahrene Führer des Bogens.
Alſo der Held. Es gehorchte dem Wort willfährig der Herold,
Eilte dahin an der Mauer der erzumſchirmten Achäer,
Bis er dem Ajaspaare genaht; dort ſtand er und ſagte:
Ajaſſe, tapfere Führer der erzumſchirmten Achäer,
Dringend ermahnt euch Peteos Sohn, der Gebieter Meneſtheus,
Dort nur wenige Zeit mit ihm der Gefahr zu begegnen, —
Lieber ihr Beide zugleich: das wär' erwünſchter denn alles.
Wird doch dort ſich in Kurzem ein gräßliches Morden erheben;

Denn uns bedrohn die Gebieter der Lykier, welche von jeher
Grimmige Kühnheit zeigten im ſchrecklichen Waffengemenge.
Aber wofern euch ſelber der Kampf hier dringend beſchäftigt,
Komme doch Ajas nur, der gewaltige Telamonide;
Teukros komme zugleich, der erfahrene Führer des Bogens.
Alſo ſprach er; ihm folgte der rieſige Telamonide,
Und er begann ungeſäumt zum hurtigen Sohn des Oileus:
Ajas, bleibe du ſelbſt nebſt Kreons Sohn Lykomèdes
Feſt hier ſtehn, und ermahnet zu rüſtigem Kampf die Achäer.
Ich muß jetzt mich entfernen, um dort dem Gefecht zu begegnen.
Schnell dann komm' ich zurück, nachdem ich ſie wacker vertheidigt.
Solches geſagt, ging Ajas, der rieſige Telamonide,
Teukros zugleich, ſein Bruder, demſelbigen Vater entſproſſen;
Aber Pandion folgte, des Teukros Bogen zu tragen.
Hinter der Bruſtwehr waren ſie bald des erhab'nen Meneſtheus
Thurme genaht, und fanden ſie dort in ſchwerer Bedrängniß.
Denn an die Bruſtwehr klommen bereits, wie ein finſteres Wetter,
Stürmend des Lykiervolks muthkräftige Fürſten und Pfleger,
Drangen heran zum nahen Gefecht und erhoben den Sturmruf.
Jetzo ſtreckte zuerſt der gewaltige Telamonide
Einen dahin, Sarpedons Freund, den beherzten Epikles,
Schleudernd den zackigen Stein, den gewaltigen, welcher zu oberſt
Hinter der Bruſtwehr lag: nicht leicht wohl könnte mit beiden
Händen ein Mann ihn halten in kräftigſter Fülle der Jugend,

Wie jetzt Sterbliche ſind; doch hoch ſchwang jener und warf ihn,
Daß er des Helms vierſchirmiges Erz und die Knochen des Hauptes
Alle zuſammen zerſchlug. Da ſank von der Höhe der Mauer
Jener herab, wie ein Taucher; die Seel' entſchwand den Gebeinen.
Teukros traf des Hippòlochos Sohn, den gewaltigen Glaukos,
Mit dem Geſchoß, als dieſer die ragende Mauer hinanklomm;
Denn er bemerkte den Arm entblößt, und hemmte den Helden
Mitten im Kampf. Still ſprang er herab, daß nicht ein Achäer
Seine Verwundung ſäh' und mit trotzigen Worten ihn höhnte.
Kummer ergriff Sarpedon, ſobald er Glaukos Entfernung
Wahrnahm; aber es ließ ihn nicht des Gefechtes vergeſſen,
Sondern er ſtieß Alkmäon, den Theſtorsſohn, mit der Lanze,
Zog dann wieder zurück; und vorwärts taumelte jener,
Folgend dem Speer; ihn umklirrte das eherne Waffengeſchmeide.
Jetzt erfaßte der Held mit den nervichten Armen die Bruſtwehr,
Zog, und ſtürzte ſie völlig herab. So wurde die Mauer
Oben des Schutzes entblößt, und öffnete Vielen den Zugang.
Nun trat Ajas heran nebſt Teukros, der mit dem Pfeile
Jenem das Riemengehenk durchſchoß am bedeckenden Schilde,
Welches die Bruſt umſtrahlte. Doch Zeus entfernte das Schickſal,
Daß nicht niedergeſtreckt ſein Sohn hinſtürb' an den Schiffen.
Ajas traf anrennend den Schild, und ſtieß ihm den Wurfſpeer
Gänzlich hindurch; drob wankte der kühnandringende Krieger,

Wich dann einige Schritte; doch nicht gar weit von der Bruſtwehr
Trat er zurück, da er ſtets noch erwartete, Ruhm zu gewinnen;
Wandte ſich um, und rief zu den göttlichen Lykierhelden:
Lykier, ei, wie ſeid ihr ſo träg zum ſtürmenden Angriff?
Wahrlich, es iſt unmöglich, ſo ſtark und tapfer ich ſein mag,
Daß ich allein durchbreche, den Weg zu den Schiffen zu bahnen.
Auf denn, folget mir Alle! Vereint wird's beſſer gelingen!
Alſo der Held; und ſcheuend des Königes mahnenden Vorwurf
Drangen ſie vor, muthvoller den waltenden Fürſten umringend.
Jenſeits kräftigten auch die achäiſchen Schaaren ſich wieder,
Drinnen im Mauerbezirk; groß zeigte ſich ihnen die Arbeit.
Weder die Lykier konnten mit Macht der achäiſchen Mauer
Trotzenden Bau durchbrechen, und Bahn zu den Schiffen ſich öffnen,
Noch auch konnten die Helden der Danaer fort von der Mauer
Treiben die Lykierſchaar, ſeitdem ſie begonnen den Angriff.
Sondern ſowie zwei Männer im Feld um die Grenze ſich zanken,
Welche, das Maaß in der Hand, an gemeinſamer Scheide des Ackers
Stehn auf ſchmalem Bezirk, und das Recht einander beſtreiten:
Alſo ſchied dort jene das Bollwerk; aber darüber
Tobte der Kampf; ſie zerhieben in Wuth ſich einander die runden

Lederbezogenen Schild' und die leichtergeſchwungenen Tartſchen.
Da ward Mancher am Leib vom grauſamen Erze verwundet:
Einige, wenn ſie ſich wandten im Kampf, und der Rücken ſich bloßgab,
Anderen fuhr durchbohrend das Erz von vorn in die Schilde.
Ringsum waren mit Blut an jeglicher Seite der Mauer
Zinnen und Thürme beſpritzt von Achaja's Männern und Troja's.
Dennoch konnten ſie nicht die achäiſchen Krieger vertreiben,
Sondern ſie hielten ſich gleich. Wie die Spinnerin, redlich ſich nährend,
Woll' und Gewicht in die Waage ſich legt, und die Schalen genau dann
Gleichſtellt, um für die Kinder den dürftigen Lohn zu erwerben:
Alſo ſchwebte der Kampf und die Schlacht in völliger Gleichheit,
Bis Zeus Priamos Sohne der Obmacht Ehre gewährte,
Hektorn, welcher zuerſt in die feindliche Mauer hineindrang.
Mächtig erſcholl ſein donnernder Ruf in die Schaaren der Troer:
Auf, roßtummelnde Troer, hinan! reißt nieder das Bollwerk!
Werft in der Danaer Schiffe die Gluth des verzehrenden Feuers!
Alſo ermahnte der Held; rings hörten ſie Alle den Zuruf,
Stürmten vereint zur Mauer hinan, und klommen ſofort auch
Kühn an den Zinnen empor, mit den ſpitzigen Lanzen gerüſtet.
Hektor aber ergriff und trug den gewaltigen Felsblock,

Welcher am Eingang ſtand vor dem Thor. Dick war er von unten,
Aber nach oben geſpitzt; nicht zwei der gewaltigſten Männer
Würden mit Hebeln ihn leicht von der Erd' aufwälzen zum Wagen,
Wie jetzt Sterbliche ſind; doch leicht ſchwang jener allein ihn,
Mächtig geſtärkt vom Sohne des unergründlichen Kronos.
Wie leichtwandelnd ein Hirt die geſchorene Wolle des Widders
Fortträgt, und des Gewichts an der Hand nur wenig gewahr wird:
So trug Hektor den Stein gradan zu den Flügeln des Thores,
Welche den Eingang ſperrten, den ſtark und tüchtig gebauten;
Zwei ſich begegnende Kloben, gefügt an die ragenden Flügel,
Schloſſen von innen das Thor; die hielt Ein Zapfen zuſammen.
Nah tritt Hektor hinan, bleibt ſtehn, und gegen die Mitte
Wirft er, geſtemmt und geſpreizt, daß nicht unkräftig der Wurf ſei.
Sieh, er zerſprengte die Angeln; die Wucht des gewaltigen Steinblocks
Schmetterte durch; dumpf krachte das Thor, und die mächtigen Kloben
Brachen entzwei; rings flogen umher die zerſplitterten Bretter
Unter des Steines Gewalt. Mit nächtlichem Grauen im Antlitz
Stürmte der leuchtende Hektor hinein; ihm ſtrahlte des Erzes
Schrecklicher Glanz um den Leib; er trug zwei mächtige Lanzen.

Niemand hätte vermocht, jetzt kühn ſein Stürmen zu hemmen,
Außer ein Gott: ſo ſprang er in's Thor. Gluth ſprühte der Augen
Wüthender Blick. Er gebot, zu den troiſchen Schaaren ſich wendend,
Ueber die Mauer zu gehn; da gehorchten ſie Alle dem Aufruf.
Viele des Volks überſtiegen das Bollwerk, Andere ſtrömten
Durch das gemauerte Thor. Nun flohn zu den bauchigen Schiffen
Argos Völker hinab, und endlos tobte der Aufruhr.

Dreizehnter Geſang. Zeus wendet ſich ab, weil er nicht glaubt, daß ein Gott mehr Theil nehmen werde am Treffen. Das benutzt Poſeidon, nimmt des Sehers Kalchas Geſtalt an, ermuthigt die beiden Ajas und ſchilt die Muthloſen auf den Schiffen. Der Kampf entbrennt von Neuem; Hektor wird von dem Thore fortgedrängt. Idomeneus und Meriones eilen den auf der Linken kämpfenden Achäern, von Poſeidon angetrieben, zum Beiſtande heran (V. 1—329). Idomeneus und Meriones erſchlagen viele Troer und kämpfen nebſt Antilochos und Menelaos erfolgreich gegen Aeneias, Deïphobos, Helenos und Paris (V. 330—672). Hektor wird während dieſer Zeit heftig von den beiden Ajas angegriffen, ruft auf Polydamas Rath die tapferſten Troerhelden zu ſich und beginnt von Neuem den Kampf (V. 673—833).

Vierzehnter Geſang. Das furchtbare Getöſe der Schlacht lockt Neſtor aus ſeinem Zelte; er trifft Agamemnon, Diomedes und Odyſſeus, die verwundet ſind. Agamemnon räth zur Flucht auf die Schiffe, ihm widerſetzt ſich Odyſſeus, und ſie begeben ſich nun in das Treffen, um die Ihrigen zu ermuthigen. Sie ſelbſt werden vom Poſeidon ermuthigt (V. 1—152). Damit Zeus ſie nicht ſtöre, wendet Hera eine Liſt an, begiebt ſich zu ihm auf den Ida und verſenkt ihn mit Hülfe des Schlummergottes in tiefen Schlaf, wovon Poſeidon ſogleich benachrichtigt wird (V. 153—361). Er führt nun ſelbſt die Achäer gegen die Troer, nach furchtbarem Kampfe wird Hektor von Ajas mit einem Steine zu Boden geſchmettert und ohnmächtig von den Seinen aus der Schlacht getragen. Die Troer weichen und werden weit zurückgedrängt (V. 362—522).

Fünfzehnter Geſang. Zeus erwacht, zürnt über das Geſchehene und befiehlt Hera, ihm Iris und Apollo zu rufen. Iris ſoll Poſeidon befehlen, die Schlacht zu verlaſſen, Apollo aber den Hektor heilen. Hera eilt nach dem Olymp und ſpricht dort ihren Zorn aus; die Götter theilen ihren Unmuth; Ares will ſeinen Sohn Askalaphos rächen, aber Athene widerräth es ihm. Iris und Apollo vollziehen nun des Zeus Befehle (V. 1—262). Der geheilte Hektor drängt die Achäer in das Lager zurück und ſetzt ihnen mit ſeinen Roſſen und Wagen über den Graben und die Mauer, welche Apollo für ihn zertrümmert, nach. Patroklos hört das und eilt zu Achilleus, ihn zur Theilnahme am Kampfe zu bewegen. Der Kampf findet jetzt bei den Schiffen ſelbſt ſtatt, die Achäer weichen von den vorderſten Schiffen zurück, nur Ajas wehrt tapfer noch die anſtürmenden Troer ab (V. 263—746).

Sechzehnter Geſang. Auf Patroklos Flehen geſtattet Achilleus ihm, mit den Myrmidonen die Troer von den Schiffen zu vertreiben, befiehlt ihm aber, wenn dies geſchehen, gleich wieder zu kehren (V. 1—100). Ajas muß ſich zurückziehen und das Schiff geräth in Brand (V. 101—123). Patroklos legt des Achilleus Rüſtung an, dieſer ordnet ſelbſt die Myrmidonen, ermuthigt ſie und opfert dann dem Zeus (V. 124—256). Patroklos vertreibt und verfolgt die Troer. Sarpedon fällt und es entſpinnt ſich ein heftiger Kampf um ſeine Leiche, welche endlich, auf Zeus Befehl, der Schlaf und der Tod nach Lykia bringen (V. 257—683). Patroklos hat die Feinde bis nach Troja zurückgedrängt und will die Mauer erſteigen, aber Apollo hindert ihn daran. Jetzt fährt Hektor gegen Patroklos und dieſer tödtet den Wagenlenker des Erſteren, wird aber von Apollo betäubt und entwaffnet und von Euphorbos und Hektor getödtet. — Sein Wagenlenker Automedon rettet ſich und die Roſſe nur mit Mühe (V. 684—867).

Siebzehnter Geſang. Menelaos erſchlägt den Euphorbos, Hektor beraubt aber Patroklos Leiche der Rüſtung, ehe Ajas ihn daran hindern kann. Von dieſem verſcheucht, entweicht er, wird von Glaukos getadelt und kommt in Achilleus Rüſtung wieder (V. 1—232). Der Kampf um Patroklos Leiche entbrennt jetzt auf das Heftigſte. — Automedon kehrt mit den trauernden Roſſen des Achilleus, die Zeus gekräftigt, in die Schlacht zurück; Hektor und Aeneas greifen ihn vergebens an. Athene ermuthigt die Achäer, Apollo die Troer, und der Sieg neigt ſich den Letzteren zu (V. 233—625). Antilochos wird nun zu Achilleus geſandt, ihm des Patroklos Tod zu künden, und es gelingt endlich den beiden Ajas, Menelaos und Meriones, den Leichnam zu retten und nach den Schiffen zu bringen; die Schlacht wüthet aber fort (V. 626—761).

Achtzehnter Geſang. Dieſer beginnt mit Achilleus Trauer um den erſchlagenen Freund. Laſſen wir den Dichter ſie ſelbſt ſchildern.

Achilleus Trauer um Patroklos.

(Ilias XVIII. V. 1—147.)

Alſo kämpften ſie dort mit der Wuth hochlodernden Feuers.
Aber Antilochos kam mit der Botſchaft ſchnell zu Achilleus.
Bald nun fand er ihn vorn an des Meers hochhauptigen Schiffen,

Das vorahnend im Geiſt, was nun ſchon wirklich erfüllt war.
Seufzend begann zu ſich ſelbſt der Peleid' in der muthigen Seele:
Ha! was drängen ſich wieder die hauptumlockten Achäer,
Durch das Gefilde geſcheucht, in verworrener Flucht zu den Schiffen?
Wenn nur nicht der Unſterblichen Rath mir ſendet das Herzleid,
Wie es die Mutter mir einſt ankündigte, da ſie mir ſagte,
Daß noch während ich lebe der edelſte meiner Gefährten
Helios Licht ſoll miſſen, von troiſchen Händen bezwungen.
Ja, nun iſt er gewiß ſchon todt, der beherzte Patroklos!
O des Verwegenen, dem ich gebot, gleich wiederzukehren,
Wenn er dem Feuer gewehrt, — nicht Hektorn kühn zu bekämpfen!
Während er ſolche Gedanken im Geiſt und im Herzen bewegte,
Kam ihm nahe gewandelt der Sohn des erhabenen Neſtor;
Heiß entquollen ihm Thränen; er ſprach die betrübende Botſchaft:
Weh mir, traurige Mähr, o Sohn des bewährteten Peleus,
Wirſt du vernehmen von mir: ach wär' es doch nimmer geſchehen!
Unſer Patroklos fiel; rings kämpfen ſie jetzt um den nackten
Blutigen Leib; denn Hektor, der ſtürmende, nahm ihm die Rüſtung.
Alſo der Held; da umhüllet der Schwermuth düſtere Wolke
Peleus Sohn; mit den Händen ergreift er des ſchmutzigen Staubes,

Streut ihn über das Haupt und entſtellt ſein herrliches Antlitz.
Auch an dem duftenden Nektargewand hing dunkel die Aſche.
Sieh, er warf ſich zu Boden, und lag, viel Erde bedeckend,
Groß im Staub, und entſtellte mit raufenden Händen die Locken.
Viele der Mägde zugleich, die er und Patroklos erbeutet,
Jammerten laut und innig betrübt; ſie entſtürzten dem Zelte,
Traten im Kreis um den ſtarken Achilleus, und mit den Händen
Schlugen ſich Alle die Bruſt, und Jeglicher wankten die Kniee.
Laut wehklagte zugleich Antilochos; Thränen vergießend
Hielt er die Hände dem Freund, deß muthige Bruſt tief ſtöhnte,
Daß er im Schmerz nicht ſelbſt mit dem Stahl ſich die Kehle zerſchnitte.
Fürchterlich ſtöhnte der Held. Die verehrete Mutter vernahm ihn,
Welche da ſaß in den Tiefen des Meers bei dem greiſen Erzeuger.
Schmerzvoll ſchluchzte ſie nun, und die Göttinnen nahten ihr alle,
Welche von Nereus ſtammend des Meers Abgründe bewohnen.
Dort kam Glauke geeilt, Kymòdoke kam, und Thaleia,
Halia, edel im Blick, Neſäa, Speio und Thoa,
Limnoreia zugleich, Kymòthoa dann und Akteia,
Melite kam und Jära, Amphithoa auch, und Achaua,
Doto, Kallianeira, Dynàmene auch, und Pheruſa;
Auch Dexàmene kam, Amphinome, Doris und Proto;

Panope dann, Galateia zugleich, die geprieſene Göttin;
Auch Apſeudes erſchien, Nemertes, Kallianaſſa;
Dort auch war Janeira und Klymene ſammt Janaſſa,
Mära und Oreithya, zugleich Amatheia die blonde;
Auch noch andere Töchter des Nereus unten im Meergrund
Kamen herzu, und füllten die ſilberne Grotte der Thetis,
All' an den Buſen ſich ſchlagend. Da klagte ſie, alſo beginnend:
Hört, ihr Schweſtern, mich an, unſterbliche Töchter des Nereus,
Daß ihr's Alle vernehmt, was tief in der Seele mich kümmert.
Weh mir Bejammernswerthen, mir Unglücksmutter des Helden,
Die ich den herrlichen Sohn, den gewaltigen Kämpfer, geboren,
Dem kein Anderer gleicht! Stark wuchs er empor wie ein Oelbaum;
Sorgſam zog ich ihn auf wie die Pflanz' auf üppigem Boden.
Dann gen Ilios ſandt' ich ihn aus mit gerundeten Schiffen,
Troja's Volk zu bekämpfen. Doch nie empfang' ich ihn wieder
Fröhlich daheim! nie kehrt er zurück zum Hauſe des Peleus!
Aber ſo lang' er mir lebt und Helios Strahlen ihm leuchten,
Quälet ihn Schmerz, und nimmer vermag ich ihm Hülfe zu bringen.
Aber ich muß ihn ſehen, den theueren Sohn, und erfahren,
Was für Kummer ihn traf, der fern vom Kampfe daheimblieb.
Sprach's, und ging von der Grotte hinweg; ihr folgten die Schweſtern

Thränenbenetzt; ringsher, wo ſie wandelten, theilte der Meerfluth
Woge ſich. Als ſie darauf zur ſcholligen Troja gelangten,
Stiegen ſie dort an's Ufer der Reihe nach, wo um des Peleus
Hurtigen Sohn viel Schiffe der Myrmidonier lagen.
Dort zum Schluchzenden trat die verehrungswürdige Mutter,
Jammerte laut, umfaßte das Haupt des geliebteſten Sohnes,
Und ſie begann mitleidig bewegt die beflügelten Worte:
Kind, was weineſt du ſo? was kam für ein Kummer in's Herz dir?
Sag' es heraus, und verhehle mir nichts! Sieh, alles erfüllte
Zeus dir, was du zuvor mit erhobenen Händen erflehteſt,
Daß ſich Achaja's Söhne, zuſammengeſcheucht an die Steuer,
Alle nach dir jetzt ſehnen und ſchmähliche Strafen erdulden.
Schweraufſeufzend begann der erhabene ſchnelle Peleide:
Mutter, es hat zwar dieſes der Herr des Olymps mir erfüllet;
Doch wie könnt' ich mich deſſen erfreun, nachdem mir Patroklos
Fiel, mein theuerſter Freund, mir werth vor allen Genoſſen,
Wie mein Haupt! Der iſt mir dahin! Ihm raubte die Rüſtung
Hektor, der ihn erſchlug, die gewaltige köſtliche Rüſtung,
Wunder zu ſchaun, mit welcher am Hochzeitstage den Peleus
Götter beſchenkt, da ſie dich mit dem ſterblichen Manne vermählten.
Hätteſt du dort doch immer gewohnt mit den Schweſtern im Meere,
Hätte doch Peleus lieber ein ſterbliches Weib ſich erkoren!
Nun muß aber auch *dich* unendlicher Kummer belaſten,
Um den erſchlagenen Sohn, der niemals wieder dir heimkehrt,

Daß dein Gruß ihn empfange! Denn nicht mehr wünſch' ich zu leben,
Nicht, auf Erden zu ſein mit den Sterblichen, wenn nicht Hektor
Erſt von mir mit dem Speer durchbohrt ſein Leben verathmet,
Und des Patroklos Mord mir gebüßt, des Menötiosſohnes.
Drauf antwortete Thetis, indem ihr Thränen entrannen:
Ach, mein Kind, bald wirſt du dahin ſein, wie du geredet;
Dir ja iſt es verhängt, alsbald nach Hektor zu ſterben.
Wieder begann tiefathmend der hurtige Stürmer Achilleus:
Stürb' ich doch lieber ſogleich, da den Freund vom Morde zu retten
Mir das Geſchick nicht gönnte. So weit vom Lande der Väter
Fand er den Tod! Ich fehlte, des Fluchs Abwehrer zu werden!
Weil ich denn nun nicht wieder zurück ſoll kehren zur Heimath —
Nicht dem Patroklos ward ich zum Heil, noch anderen Freunden,
Deren allhier ſo Viele dem göttlichen Hektor erlagen;
Sondern ich ſitz' an den Schiffen, und unnütz trägt mich die Erde,
Mich, dem Keiner im Heer der geharniſchten Männer Achaja's
Gleicht in der Schlacht, obwohl es im Rath mir Mancher zuvorthut.
Wäre doch jeglicher Hader vertilgt bei Göttern und Menſchen,

Und der erbitternde Zorn, der ſelbſt den Verſtändigſten fortreißt,
Welcher im Anfang ſüßer als ſanfteingleitender Honig,
Bald in des Sterblichen Bruſt aufwallt wie die Wolke des Rauches!
Wie nun mich zum Zorne gereizt Agamemnon der Heerfürſt.
Doch das Vergangene fahre dahin, wie kränkend es ſein mag;
Bändigen wollen wir jetzt mit Gewalt in der Seele den Zornmuth.
Ich will gehn, den Verderber des theueren Hauptes zu ſuchen,
Hektorn! Komme ſodann mein Schickſal, wenn es Kronion
Nun zu erfüllen beſchließt, und die übrigen Himmelsbewohner.
Konnte doch ſelbſt Herakles den Tod nicht meiden, der ſtarke,
Den vor Allen geliebt der gewaltige Zeus Kronion;
Nein, ihn bezwang das Geſchick und Hera's bitteres Zürnen.
Ich auch werde dereinſt, wenn ſolch ein Loos mich erwartet,
So daliegen, entſeelt! Doch nun ſoll Ruhm mich erheben!
Manch hochbuſiges Weib vom Dardanerſtamm und den Troern
Soll von den roſigen Wangen mit beiden Händen die Thränen
Tiefaufſchluchzend ſich trocknen mit herzdurchdringendem Wehruf!
Daß ich ſo lange vom Kampf nun raſtete, ſollen ſie fühlen!
Laß mich, ſo ſehr du mich liebſt, in die Schlacht! nie wirſt du mich hindern!
  Drauf antwortete Thetis, die ſilberfüßige Göttin:
Ja, mein Kind, das redeſt du wahr: nicht iſt es verwerflich,
Drangſalduldende Freunde vor Tod und Verderben zu ſchützen.

Doch in der Troer Gewalt iſt nun dein prächtiger Wehrſchmuck,
Strahlend von Erz; denn Hektor, der rüſtige Stürmer im Helmbuſch,
Trägt ihn ſelbſt um die Schultern, und brüſtet ſich. Traun, nicht lange
Wird er ſich ſtolz noch ſchmücken damit: ſchon naht ihm das Ende.
Aber du darfſt noch nicht in des Ares Toben dich miſchen,
Eh du mit eigenen Augen allhier mich wieder geſehen:
Denn mit dem Frühroth kehr' ich zurück, wenn die Sonne heraufſteigt;
Prangende Kriegswehr bring' ich dir dann vom Herrſcher Hephäſtos.
Alſo redete Thetis und ſchied vom herrlichen Sohne,
Wandte ſich dann zu den Schweſtern, den Meergöttinnen, und ſagte:
Taucht ihr jetzt in den Schooß des unendlichen Meeres hinunter,
Daß ihr des Vaters Palaſt und den Greis dort ſchauet im Meergrund,
Und es ihm Alles erzählt. Ich will zu den Höh'n des Olympos
Hingehn, ob mir vielleicht der geprieſene Künſtler Hephäſtos
Schmuckreich ſtrahlende Waffen gewährt für meinen Achilleus.
Thetis ſprach's; da tauchten die Göttinnen ſchnell in die Meerfluth.
Sie dann ging zum Olympos, die ſilberfüßige Thetis,
Schmückendes Kriegesgeräth für den theuren Sohn ſich zu holen.

Der Kampf um Patroklos Leiche iſt von Neuem begonnen worden; Hektor hat ſie ſchon bei den Füßen gepackt und ſelbſt die Ajas können nicht länger Widerſtand leiſten, da ſendet Hera heimlich Iris zum Achilleus, damit er die Troer ſchrecke. Unbewaffnet ſtellt ſich nun Achilleus an den Graben, vor ſeinem Schreien erzittern die Troer und entfliehen (V. 148—238), bleiben aber während der Nacht, gegen den Rath des Polydamas, auf dem Schlachtfelde (V. 239—313). Der Dichter ſchildert nun

Achilleus Trauer und letzte Sorge um den Patroklos.

(Ilias XVIII. V. 314—355.)

Die Achäer
Ehrten Patroklos während der Nacht wehklagend und ſtöhnend.
Er, der Peleide, begann mit ſchallender Stimme den Wehruf,
Ueber die Bruſt des Gefährten die männervertilgenden Hände
Legend, und oft aufſtöhnend, dem bärtigen Löwen vergleichbar,
Dem aus dichtem Gehölze der hirſchverfolgende Jäger
Heimlich die Jungen geraubt; dann trauert er, wenn er zurückkommt;
Rings durcheilt er die Schluchten und Höh'n, und ſucht nach dem Jäger,
Ob er die Spur wo finde, denn bitterer Zorn durchdringt ihn:
Alſo ſtöhnte der Held, und begann zu den Myrmidonen:
Ach, wie eitel entfiel an dem Abſchiedstage das Wort mir,

Wie ich es Troſt einſprechend daheim dem Menötios [1] zurief,
Daß ich dereinſt ihm den Sohn voll Ruhm heimführe gen Opus, [2]
Aus der verwüſteten Stadt, ſein Theil mitbringend der Beute.
Aber der Sterbliche denkt, und Zeus vollendet es anders!
Denn er verhängt uns Beiden, denſelbigen Boden zu röthen
Hier im troiſchen Land! Auch mich wird nimmer zur Rückkehr
Peleus wieder begrüßen daheim, der ergrauete Roßheld;
Noch auch Thetis die Mutter: das Grab wird hier mich umſchließen.
Weil ich denn nun, Patroklos, hinab in die Erde dir folge,
Feier' ich dir nicht eher das Grabfeſt, bis ich dir Hektors
Haupt und Waffen gebracht, des gewaltigen, der dich erſchlagen.
Auch zwölf Jünglinge ſchlacht' ich, geprieſene Söhne der Troer,
Vor dem Beſtattungsfeuer, im Zorn ob deiner Ermordung.
Ruhe mir hier indeſſen am Strand der geründeten Schiffe.
Manch hochbuſiges Weib vom Dardanerſtamm und den Troern
Soll wehklagen um dich, bei Tag und Nacht dich beweinend,
Die wir Beide mit Kraft und ragenden Lanzen errungen,
Als wir blühende Städte der redenden Menſchen verheerten.
Alſo ſprach der Peleid' und gebot dann ſeinen Gefährten,
Ein dreifüßiges großes Geſchirr auf's Feuer zu ſtellen,
Um von dem blutigen Staube den Leichnam ſchleunig zu ſäubern.

---

1) Der Vater des Patroklos war aus 2) Opus in Lokris mit ſeinem Sohne nach Phthia geflohen.

Als ſie das Badegeſchirr auf loderndes Feuer geſtellet,
Goſſen ſie Waſſer hinein und heizten es unten mit Brennholz.
Flammen umleckten den Bauch des Geſchirrs, und das Waſſer erwarmte.
Aber ſobald es zu ſieden begann im blinkenden Erze,
Wuſchen ſie nun und ſalbten mit glänzendem Oele den Leichnam,
Füllten die Wunden ſodann mit der Kraft neunjährigen Balſams,
Betteten ihn, und legten vom Haupt bis herab zu den Füßen
Köſtliches Linnen ihm auf, und den leuchtenden Teppich darüber.
Aber die Myrmidonen, im Kreis um den ſchnellen Achilleus,
Ehrten Patroklos während der Nacht wehklagend und ſtöhnend. —

Zeus hat hierauf ein zorniges Geſpräch mit Hera, in welchem dieſe geſteht, daß ſie den Achilleus aufgefordert habe (V. 356—368). Thetis begiebt ſich nun zu Hephäſtos, welcher ihr eine neue Rüſtung für ihren Sohn ſchmiedet (V. 369—477).

Achilleus Schild.

(Ilias XVIII. V. 478—608.)

Siehe, den Schild nun ſchuf er zuerſt, den gediegenen, großen,
Reich und prächtig verziert, und dreifach zog er den blanken
Funkelnden Rand, an dem ein Gehenk von Silber herabhing.
Fünffach deckten die Schichten des Schildes ſich; oben darauf dann

Schuf er viele Gebilde mit kunſterfahrenem Geiſte.[1]
Drauf nun ſchuf er die Erde, das wogende Meer und den Himmel,
Helios raſtloswandelndes Licht und den leuchtenden Vollmond,
Auch die Geſtirne geſammt, die rings das Gewölbe des Himmels
Kränzen, Orions Kraft, die Plejaden zugleich und Hyaden,[2]
Ferner der Bärin Bild, die ſonſt auch Wagen genannt wird,
Welche ſich ſtets dort wendet und hinſchaut nach dem Orion,
Aber allein niemals in Okeanos Fluthen ſich badet.
Auch zwei blühende Städte der vielfachredenden Menſchen
Schuf er. Es war in der einen ein Hochzeitsfeſt und Gelage;
Aus den Gemächern geführt, durchwandelten Bräute die Straßen;
Fackeln leuchteten vor, und ringsher hallte das Brautlied.
Tanzende Jünglinge kreiſ'ten umher beim lieblichen Klange,
Der von Flöten und Lauten erſcholl; zuſchauende Weiber
Standen umher, und ſtaunten es an vor den Thüren der Häuſer.
Aber der Markt war voll von Verſammelten; dorten erhub ſich
Heftiger Streit: zwei Männer bekämpften ſich wegen der Sühnung
Eines erſchlagenen Mannes. Zum Volk rief dieſer betheuernd,
Schon ſei alles bezahlt, doch leugnete jener die Zahlung.
Beide begehrten den Streit vor dem kundigen Richter zu enden.
Helfer erhoben im Volk auf jeglicher Seite die Stimme,

---

[1] Höchſt wahrſcheinlich das Mittelſtück des Schildes. — [2] Im Haupte des Sternbildes, der Stier.

Während der Herolde Ruf ſie beſchwichtigte. Aber die Alten
Saßen im heiligen Kreis auf glattumhauenen Steinen,
Und mit den Händen den Stab lautrufender Herolde faſſend,
Traten ſie nun nach der Reihe hervor, und ſprachen ihr Urtheil.
Mitten im Kreiſ' auch lagen bereit zwei Pfunde des Goldes,
Dem zum Lohn, der ihnen das Recht am klarſten bewieſe.
Aber die andere Stadt umlagerten, ſtrahlend in Waffen,
Zwei kriegführende Völker. Das Heer der Belagerer drohte,
Ganz zu vertilgen die Stadt, wenn nicht die Vertheidiger alles
Theileten, was an Beſitz in der blühenden Veſte verwahrt lag.
Doch die ſchlugen es aus, und bereiteten nun im Verborgnen
Einen Verſteck. Es bewachten indeß rings Frauen die Mauer,
Auch unmündige Knaben und längſtergraute Männer.
Sie dann zogen hinaus; und es führten ſie Ares und Pallas,
Beid' aus lauterem Golde, mit goldenen Kleidern umhüllet,
Herrlich und groß mit ſtrahlender Wehr; als mächtige Götter
Ragten ſie hoch vor Allen; das Volk war kleiner geſtaltet.
Jetzt zu der Stelle gelangt, die recht zur Lauer bequem ſchien,
Unten am Bach, wo immer das Vieh zur Tränke geführt ward:
Lagerten dort ſich die Männer, umhüllt mit dem funkelnden Erze.
Seitwärts ſaßen indeß von der Schaar zwei lauernde Wächter,
Um zu erſpähn, wenn Schaaf' und gehörnete Rinder ſich zeigten.
Bald nun kamen die Heerden, von zween Feldhirten geführet,
Die von der Liſt nichts ahnend mit Flötengetön ſich ergötzten.

Plötzlich entſtürzte die Schaar dem Verſteck, nachdem ſie es wahrnahm,
Trieb der gehörnten Rinder und weißumkräuſelten Schaafe
Stattliche Heerden hinweg, und erſchlug die begleitenden Hirten.
Als die Belagerer nun das Getöſ' um die Rinder vernahmen,
Vor dem Verſammlungsplatz, wo ſie lagerten, ſprengten ſie plötzlich
Hurtigen Laufes heran mit den hufaufwerfenden Roſſen,
Standen ſodann und kämpften die Schlacht an den Ufern des Baches.
Hin und her nun ſauſ'ten die erzumſchloſſenen Lanzen;
Ringsum wüthete Streit und Tumult, und die ſchreckliche Kere,
Die hier Blutende lebend erhielt, dort jenen vor Wunden
Sicherte, dort an den Füßen den Sterbenden durch das Gewühl zog;
Von der Erſchlagenen Blut war roth ihr Gewand um die Schultern.
So durchtobten ſie dort wie wirkliche Menſchen das Schlachtfeld,
Eifrig einander im Kampf die gefallenen Todten entreißend.
Dann auch ſchuf er darauf ein dreimaltragendes Brachfeld,
Fruchtbar, locker und breit. Viel Ackerer lenkten die Joche
Ueber das Feld, und zogen hinauf und hinunter die Furchen.
Wenn ſie zurück dann kehrten zur vorderen Grenze des Ackers,
Reichte daſelbſt ein Mann den Pokal voll lieblichen Weines
Jeglichem dar in die Hand. Dann kehrten ſie um zu den Furchen,
Eifrig bemüht, zur Grenze der üppigen Flur zu gelangen.

Hinter dem Pflug war's dunkel, dem friſchdurchackerten Erdreich
Gleichend, obwohl von Gold: ſo wunderſam war es gebildet.
Drauf auch ſchuf er ein Feld, wo Lohnarbeiter die tiefe,
Wallende Saat abmähten, mit ſchneidenden Sicheln bewaffnet.
Zahlreich fielen der Reih' entlang zur Erde die Gleden,
Und mit gewundenem Stroh umbanden ſie Binder zu Garben.
Denn drei Binder zugleich arbeiteten; hinter den Schnittern
Sammelten Knaben die Gleden, und trugen ſie unter den Armen
Unaufhörlich heran. Dort ſtand, mit dem Stab in den Händen,
Schweigend der Herr bei ihnen am Schwad, und freute ſich herzlich.
Abwärts unter der Eiche bereiteten Diener die Mahlzeit,
Um den geopferten Stier ſich beſchäftigend; Weiber indeſſen
Streueten Weißmehl reichlich darauf zum Schmauſe den Erndtern.
Weiter ein üppiges Rebengefild voll ſchwellender Weinfrucht
Schuf er aus Gold, anmuthig, mit dunkelen Trauben behangen.
Weithin ſtanden darin die gereiheten Pfähle von Silber;
Stahlblau zog er den Graben umher, und rings um den Graben
War ein Gehege von Zinn. Ein Pfad nur führte zum Weinberg,
Den in der fröhlichen Leſe die erndtenden Träger betraten.
Sorglos heitere Mädchen und Jünglinge trugen der Reben
Herzerfreuende Frucht einher in geflochtenen Körben.

Unter der Schaar entlockte der klingenden Leier ein Knabe
Holdes Getön; auch ſang er den Linosreigen [3] mit ſchöner
Hocherſchallender Stimme; die Uebrigen tanzten im Reih'ntanz,
Ihn mit Geſang und Jauchzen und hüpfenden Füßen begleitend.
Eine gehörnete Heerde ſodann von ſtattlichen Rindern
Bildet' er; einige ſchuf er von Gold und andere von Zinnerz.
Eben enteilten ſie jetzt mit Gebrüll vom Stalle zur Weide,
Neben dem brauſenden Strome vorbei und dem wankenden Schilfrohr.
Schön aus Golde geformt umwandelten Hirten die Rinder,
Vier an der Zahl; auch folgten zugleich neun hurtige Hunde.
Zwei entſetzliche Leu'n, die vorn in die Rinder ſich ſtürzten,
Faßten den dumpf aufbrummenden Stier, und fürchterlich brüllend
Ward er entſchleppt; ihm folgten die Hund' und die rüſtigen Hüter.
Jene, nachdem ſie die Haut des gewaltigen Stieres zerriſſen,
Schlürften mit Gier ſein Blut und Gedärm; die verfolgenden Hirten
Scheuchten umſonſt, und hetzten die hurtigen Hunde vergebens.
Dieſe getrauten ſich nicht, mit den Zähnen die Löwen zu faſſen;
Nah zwar drangen ſie bellend heran; doch wichen ſie immer.
Eine beweidete Trift auch ſchuf der geprieſene Künſtler,
Groß in reizendem Thal. Da ſah man ſilberne Schaafe,
Hürden und Ställe des Viehs und ſchirmende Hirtengezelte.

---

3) Eine nach dem thebaniſchen Sänger Linos benannte Weiſe.

Ferner ein Reih'ntanz ſchmückte das Werk des geprieſenen Künſtlers,
Wie ihn Dädalos [4] einſt in der weitummauerten Knoſos [5]
Für Ariadne [6] gebildet, des Minos lockige Tochter.
Blühende Jünglinge tanzten mit anmuthſtrahlenden Jungfraun
Freudig im Chor, an den Händen in lieblicher Reihe ſich faſſend.
Zartes Gewand umwallte die Jungfraun; aber die Tänzer
Schmückte, wie Oel ſanftglänzend, des Leibrocks feſtes Gewebe.
Lieblich bekränzt war jede der Jungfraun; goldene Dolche
Hingen an ſilbernen Riemen herab um der Jünglinge Hüften.
Bald nun hüpften ſie ſchnell mit gemeſſenen Schritten im Kreiſe
Schwebend herum, wie der Töpfer die wohlumründete Scheibe
Sitzend mit drehenden Händen verſucht, ob leicht ſie herumläuft;
Bald dann hüpften ſie wieder gereiht einander entgegen.
Zahlreich ſtand ein Gedränge des Volks um den lieblichen Reigen,
Schauend mit Luſt. Dazwiſchen erſcholl des begeiſterten Sängers
Spiel und Geſang; da erhoben ſich zwei Kunſttänzer im Kreiſe,
Als er zu ſpielen begann, und wirbelten ſich in der Mitte.

---

4) Ein berühmter Bildhauer, Erbauer des Labyrinth. — 5) auf der Inſel Kreta. — 6) die Tochter des Königs Minos von Kreta, welche Theſeus entführte.

Auch die gewaltigen Fluthen des Stroms Okeanos ſchuf er
Rings am äußerſten Rande des ſchönvollendeten Schildes. —

Neunzehnter Geſang. Am anderen Morgen bringt Thetis ihrem Sohne die Waffen und ſchützt die Leiche des Patroklos vor Verweſung. Achilleus beruft nun die Achäer zur Verſammlung, entſagt ſeinem Zorne und verlangt ſogleich die Schlacht (V. 1—73). Agamemnon bekennt ſich ſchuldig und bietet an, die Geſchenke holen zu laſſen; Odyſſeus räth, daß das Volk erſt das Frühmahl zu ſich nehme, ehe der Kampf beginne. Dies geſchieht (V. 74—237). Briſeus Tochter und die Geſchenke werden gebracht und in Achilleus Zelt getragen, wo Briſeis den Patroklos betrauert (V. 238—300). Achilleus nimmt keinen Theil am Mahle, aber Athene verleiht ihm Kräfte; er rüſtet ſich mit ſeinem Heere zum Kampfe, da prophezeiht ihm ſein Roß Xanthos den nahen Tod und erweckt ſeinen Unmuth (V. 301—424).

Zwanzigſter Geſang. Die Heere ſtehen einander gegenüber; jetzt beruft Zeus die Götter und erlaubt ihnen, Theil am Kampfe zu nehmen, damit nicht Achilleus gegen den Willen des Fatum jetzt ſchon Troja zerſtöre. Unter Donner und Erdbeben, daß der Hades davor erzittert, ſtellen ſich nun die Götter gegen einander (V. 1—75). Aeneias wird jetzt von Apollon zum Kampfe gegen Achilleus gereizt; auf Poſeidon's Rath ſetzen ſich die beiderſeitigen

Schutzgötter. Aeneias wird beſiegt, aber durch Poſeidon gerettet (V. 76—352). Hektor wird von Apollon gewarnt, den Achilleus anzugreifen, ſtellt ſich ihm aber dennoch entgegen, um ſeinen Bruder Polydoros zu rächen. Athene raubt indeſſen ſeinem gegen Achilleus geſchleuderten Speer die Kraft und Apollon hüllt ihn ſelbſt in Nebel ein. Unbarmherzig ſchlachtet nun Achilleus die fliehenden Troer (V. 353—503).

Einundzwanzigſter Geſang. Troer retten ſich im Fluſſe Xanthos, dieſen eilt Achilleus nach, erſchlägt ihrer Viele und feſſelt zwölf lebende Jünglinge, dem Patroklos zum Sühnopfer (V. 1—33). Es folgt der

Tod des Lykaon und des Aſteropäos und Niederlage des Flußgottes Xanthos.

(Ilias XXI. V. 34—384.)

Priamos Sohn Lykaon, ein Held aus Dardanos Stamme,
Kam vom Strom ihm entgegen geflohn. Der ward von Achilleus
Einſt auf nächtlicher Fahrt in des Vaters Garten gefangen,
Und mit Gewalt entführt, als dort mit dem Erze der Jüngling
Schlankes Geſproß von Feigen ſich ſchnitt zum Rande des Wagens;
Dort überfiel ihn plötzlich der unheilbringende Stürmer.
Damals bracht' er im Schiffe zur volkreichblühenden Lemnos
Ihn zum Verkauf, und der Fürſt Euènos zahlte den Kaufpreis.

Aber ihn kaufte ſodann für reichliche Gaben der Gaſtfreund
Hetion, Imbros[1] Herrſcher, und führt' ihn mit gen Arisbe.[2]
Heimlich entwich er von dort, und kam zum Hauſe des Vaters.
Nur elf glückliche Tage genoß er noch froh mit den Seinen,
Seit er von Lemnos entkam; doch jetzo warf ihn am zwölften
Wieder ein Gott in die Hand des Achilleus, dem es beſtimmt war,
Ihn in den Hades zu ſenden, ſo ungern jener hinabſtieg.
Dieſen gewahrete nun der erhabene Stürmer Achilleus,
Wie er des Helms und des Speers und des ſchirmenden Schildes entblößt war:
Ganz ja hatt' er es alles im Angſtſchweiß von ſich geworfen,
Als er entfloh vom Strom, und kraftlos wankten die Kniee.
Seufzend begann zu ſich ſelbſt im muthigen Herzen Achilleus:
  Wehe mir, welch ein Wunder geſchieht mir hier vor den Augen!
Ha, ſo werden mir nun die erſchlagenen Helden der Troer
Wieder zum Leben erſtehn vom nächtlichen Dunkel des Hades,
Wie nun jener mir wiedererſcheint, dem Verderben entronnen,
Der, in die heilige Lemnos verkauft, von des ſchäumenden Meeres
Fluth nicht wurde gehemmt, die Viele doch zwingend zurückhält.
Aber wohlan, jetzt ſoll er die bohrende Spitze noch koſten
Unſeres Speers! So will ich doch ſehn und ſicher erfahren,
Ob er von dort auch glücklich entkommt, ob endlich des Erdreichs
Nährender Boden ihn hält, der auch den Gewaltigſten feſſelt.

---

1) Eine Inſel, nordweſtlich von Tenedos. — 2) nordöſtlich von Abydos am Hellespont.

Alſo dacht' er und ſtand: da nahete jener mit Zittern,
Wollt' ihm die Knie' umfaſſen, und ſehnte ſich tief in der Seele,
Noch dem entſetzlichen Tod zu entgehn und dem ſchwarzen Verhängniß.
Peleus göttlicher Sohn, voll Gier ihn zu morden, erhob ſchon
Seinen gewaltigen Speer; doch untenhin duckte Lykaon
Ihm zu den Knie'n, und der Speer fuhr ſauſend ihm über den Rücken
Tief in den Boden hinein, nach menſchlichem Blute noch lechzend.
Flehentlich ſchlang er die Rechte dem Peleusſohn um die Kniee,
Feſt umfing er zugleich den geſchliffenen Speer mit der Linken,
Rief dann bittend ihn an, und ſprach die beflügelten Worte:

Sieh, dir lieg' ich zu Füßen: erbarme dich meiner, Achilleus!
Scheue des Schützlings Flehen, o Zeusentſtammter, in Ehrfurcht.
Hab' ich doch erſt bei dir Demèter's Früchte genoſſen,
Als dein Arm mich ergriff im geebneten Garten des Vaters,
Und du ſodann zum Verkauf mich hinweg von Freunden und Eltern
Führteſt zur heiligen Lemnos, und hundert Stiere gewanneſt.
Dreimal theuerer löſ' ich mich jetzt. Kaum leuchtet das zwölfte
Frühroth mir, ſeitdem ich in Troja's Mauern zurückkam,
Der ich ſo vieles erlitt; nun führt mein böſes Geſchick mich
Wieder in deine Gewalt: ſo zürnt mir Vater Kronion,
Welcher mich dir von Neuem dahingab! Ach für ein kurzes
Leben gebar mich die Mutter Laòthoë, welche der greiſe

Altes gezeugt, der Gebieter des krieg'riſchen Lelegervolkes,[3]
Der auf Pedaſos Burgen gewohnt am Satnioisufer.
Priamos nahm deß Tochter zum Weib zu der Menge der andern,
Und ſie gebar zween Söhne; doch du nimmſt Beiden das Leben.
Denn ſchon haſt du den Einen erlegt, Polydoros den ſchönen,
Als in des Fußvolks Vordergefecht dein Speer ihn ereilte;
Und mein harret der Tod jetzt hier: wie könnt' ich noch hoffen,
Deiner Gewalt zu entgehn, da ein Gott mich gegen dich führte.
Eins noch ſag' ich dir an, das halte du wohl in Gedanken:
Tödte mich nicht! denn ich bin kein leiblicher Bruder des Hektor,
Welcher den Freund dir würgte, den gütigen, ſtarken Patroklos.
Alſo redete dort mit jammerndem Flehn zu Achilleus
Priamos wackerer Sohn; doch unſanft tönte die Antwort:
Thörichter, ſprich und erzähle mir nichts von Löſegeſchenken!
Ehe Menötios Sohn ſein Schickſal ſterbend erreichte,
War ich vielleicht wohl eher bereit, euch Troer zu ſchonen;
Nahm auch Viele gefangen im Krieg und verkaufte ſie lebend.
Jetzt entrinne dem Tod kein Einziger, welchen die Gottheit
Meiner Gewalt entgegen geführt vor Ilios Mauern, —
Keiner vom troiſchen Volk, und zumal von Priamos Söhnen.
Stirb auch du, mein Lieber! Wozu dies klägliche Jammern?
Mußte doch auch Patroklos, der ungleich Stärkere, fallen!
Sieheſt du nicht mich ſelber, wie ſchön ich bin, und gewaltig,

---

[3] Eine Völkerſchaft im ſüdlichſten Theile der Landſchaft Troas, Lesbos gegenüber.

Ich, vom edelſten Vater gezeugt, von der Göttin geboren?
Dennoch nahet der Tod auch mir und das harte Verhängniß,
Sei es am dämmernden Morgen, am Mittag, oder am Abend,
Wenn durch Waffengewalt mein Leben mir Einer dahinrafft,
Ob mir ein Wurfſpeer oder ein Pfeil zufliegt von der Senne.
Alſo der Held: da erſchlafften das Herz und die Kniee Lykaons;
Kraftlos ſenkt' er den Speer, und breitete knieend die Arme
Beide nach ihm. Schnell zog das geſchliffene Schwert der Peleide,
Schwang es, und ſchlug ihm des Halſes Gelenk; tief drang in die Gurgel
Sein zweiſchneidiges Erz; auf's Antlitz niedergeſunken,
Lag er geſtreckt; ſchwarz ſtrömte das Blut und tränkte die Erde.
Aber ihn ſchwang am Fuße gefaßt in den Strom der Peleide,
Jauchzte mit trotzendem Stolz, und rief die beflügelten Worte:
Bette dich nun bei den Fiſchen im Strom: hier werden ſie ſorglos
Dir von der Wund' ablecken das Blut! Nie wird dich die Mutter
Schmücken zur Bahr' und beweinen am Grabfeſt! Nein, der Skamandros
Wälzt dich ſtrudelnd hinab in des Meers weitoffenen Buſen!
Manchmal ſchießt in den Wogen ein Fiſch dann unter der dunkeln
Wallung heran, und labt ſich am glänzenden Fette Lykaons.
Tod euch, bis wir die Mauer der heiligen Troja erreichen,
Ihr hinſtürzend in Flucht, Ich hinter euch ſtürmend und mordend!

Euch wird ſchwerlich des Stroms ſchönwallendes Silbergeſtrudel
Hülfe verleihn, obgleich ihr ihm ſtets viel Stiere geopfert,
Manch rundhufiges Roß in die Fluth ihm lebend verſenket.
Gleichwohl ſollt ihr geſammt im ſchrecklichſten Tode verderben,
Bis ihr Patroklos Mord mir gebüßt und das Weh der Achäer,
Die an den hurtigen Schiffen ihr tödtetet, während ich fern war!
Alſo der Held. Da ergrimmte der Stromgott tiefer im Herzen;
Alsbald ſann er im Geiſte, den herrlichen Stürmer Achilleus
Endlich zu hemmen im Kampf und die Noth von den Troern zu wehren.
Jetzo drang der Peleide mit langhinſchattender Lanze
Wild auf Aſteropäos heran, voll Gier ihn zu morden,
Pelegons Sohn. Den hatte der breithinwallende Stromgott
Axios und Periböa gezeugt, Akeſſämenos Tochter,
Welche die älteſte war und dem wirbelnden Strom ſich vermählte.
Gegen ihn lief der Peleide; doch ſchnell vom Strom ſich erhebend
Stand er, und ſchwang zwei Lanzen zugleich. Ihn erfüllte mit Kühnheit
Xanthos, weil er mit Zorn die erſchlagenen Jünglinge ſchaute,
Die der Peleid' in den Wogen ſo unbarmherzig gemordet.
Aber ſobald ſie einander zum Angriff nahe gekommen,
Sprach zum Gegner zuerſt der erhabene ſchnelle Peleide:
Sprich, wer biſt du? woher? wie wagſt du es, mich zu bekämpfen?
Söhn' Unglücklicher ſind's, die *meiner* Stärke begegnen!

Pelegons herrlicher Sohn antwortete, alſo beginnend:
Muthiger Peleusſohn, was forſcheſt du, wem ich entſtamme?
Fern vom ſcholligen Lande Päonia [1] hab' ich die Heerſchaar
Lanzengeübter Päonen geführt; heut iſt es der elfte
Morgen bereits, ſeitdem ich zur heiligen Troja gekommen.
Aber von Axios ſtamm' ich, dem breithinwallenden Stromgott,
Der mit dem herrlichſten Waſſer das Land durchſtrömt und befruchtet.
Der war Pelegons Vater; und Pelegon, rühmlich im Speerkampf,
Wird mein Vater genannt. Zum Kampf nun, edler Achilleus!
So ſprach trotzig der Held; und die ragende Pelionseſche
Hob nun jener zum Wurf. Doch erſt warf Aſteropäos
Kühn zwei Lanzen zugleich, da jegliche Hand ihm geübt war.
Eine davon flog gegen den Schild; doch dieſen zu brechen
War ſie zu ſchwach, denn ſie wurde gehemmt vom Golde des Gottes.
Rechtshin ſtreifte die andre den Arm ihm leicht an der Beugung,
So daß dunkeles Blut ihm hervorquoll: über ihn weg dann
Stürmte ſie tief in den Sand, voll Gier, im Fleiſche zu ſchwelgen.
Nun ſchwang auch der Peleide den gradanſtürmenden Wurfſpeer
Stark auf Aſteropäos und ſehnte ſich ihn zu erlegen;
Aber der Speer flog dieſem vorbei in's hohe Geſtade,
Daß ihm der eſchene Schaft zur Hälft' in's Ufer hineinfuhr.
Schnell nun zog der Peleide das ſchneidige Schwert von der Hüfte,

---

1) Ein Landſtrich im nördlichen Makedonien.

Sprang dann wüthend heran. Da bemühte ſich jener vergebens,
Aus dem Geſtade den Speer mit kräftiger Hand zu entreißen.
Dreimal rüttelt' er, alle Gewalt anſtrengend im Ziehen,
Dreimal wankte die Kraft; er ſtrebte noch endlich zum Vierten,
Biegend den eſchenen Schaft am Speer des Peleiden zu brechen.
Doch der nahte zuvor mit dem Schwert und nahm ihm das Leben.
Ganz durchhieb er am Nabel den Bauch, und alle Gedärme
Quollen heraus zur Erde; des Röchelnden Augen umhüllte
Düſtere Nacht. Da ſtemmte behend der Peleide den Fuß ihm
Gegen die Bruſt, entriß ihm die Wehr, und begann frohlockend:
Liege du ſo! Dir war es zu ſchwer, obgleich du vom Stromgott
Abſtammſt, Söhne des Zeus zu beſtehn, des gewaltigſten Gottes.
Du zwar haſt dich gerühmt, vom ſtrömenden Herrſcher zu ſtammen;
Doch Ich rühme mich meines Geſchlechts vom großen Kronion.
Denn mich zeugte der Herrſcher des Myrmidoniervolkes,
Peleus, Aeakos Sohn, und den Aeakos zeugte Kronion.
Mächtiger iſt der Kronid' als meerwärtsrauſchende Ströme,
Mächtiger auch des Kroniden Geſchlecht als jenes der Ströme.
Rauſcht doch ein mächtiger Strom hier neben dir, ob er vielleicht dir
Hülfe gewährt: doch Keiner vermag vor Zeus zu beſtehen.

Ihm wähnt Keiner ſich gleich, auch nicht Acheloos[5] der ſtarke,
Noch Okeanos Kraft mit der tiefhinfluthenden Strömung,
Dem doch alle Gewäſſer, die Ström' und die Fluthen des Meeres,
Alle lebendige Quellen und ſprudelnde Brunnen entfließen, —
Der ſelbſt fürchtet den Strahl, den Zeus der gewaltige ſchleudert,
Und den entſetzlichen Donner, wenn er vom Himmel herabkracht.
Sprach's, und den ehernen Speer entriß er ſich aus dem Geſtade;
Ließ dann jenen daſelbſt, nachdem er die Seel' ihm geraubet,
Liegen im Sand am Strome, beſpült von den dunkelen Wellen.
Dort umſchlängelten Aale den Leib und wimmelnde Fiſche,
Und ſie benagten mit Gier ſein glänzendes Fett um die Nieren.
Er dann machte ſich auf zur reiſigen Schaar der Päonen,
Die voll Angſt noch am Ufer des wirbelnden Stromes dahinflohn,
Als ſie den Tapferſten dort im ſchrecklichen Waffengetümmel
Durch den gewaltigen Arm und das Schwert des Peleiden gefällt ſahn.
Auch den Therſilochos nun, und Aſtypylos ſchlug er, und Mydon,
Thraſios dann ſammt Mneſos, und Aenios ſammt Opheleſtes.
Mehr noch hätte der Stürmer vertilgt vom Volk der Päonen,

---

5) einer der bedeutendſten Flüſſe Griechenlands zwiſchen Aetolien und Akarnanien.

Wenn nicht zornigen Muthes der tiefhinwirbelnde Stromgott,
Menſchengeſtalt annehmend, begann aus tiefem Geſtrudel:
Dir, o Achill, gleicht nimmer an Kraft und ſchrecklichen Thaten
Irgend ein Menſch: dir helfen ja ſtets unſterbliche Götter.
Hat dir Zeus es vergönnt, ſie geſammt zu vertilgen, die Troer:
Treib' aus meinem Bereich ſie in's Feld; dort übe die Graunthat!
Voll von Erſchlagenen iſt ja bereits mein ſchönes Gewäſſer;
Nicht mehr kann ich hinab in's heilige Meer mich ergießen,
Ganz durch Leichen beengt: ſo mordeſt du, ſchrecklich vertilgend.
Ach, laß endlich doch ab; ich bewundre dich, Völkergebieter!
Drauf antwortete wieder der hurtige Stürmer Achilleus:
Sei's denn, göttlicher Herrſcher Skamandros, wie du gebieteſt!
Aber ich will nicht raſten, die trotzigen Troer zu morden,
Bis ich zur Stadt ſie gedrängt und den Kampf entſchieden mit Hektor;
Mag nun ſeine Gewalt mich bändigen, oder erliegen!
Sprach's, und ſtürzte mit Wuth in die Troer ſich, gleichwie ein Dämon.
Jetzo begann zu Apollon der tiefhinwirbelnde Stromgott:
Ha, du beachteſt ja nicht, Zeus Sohn mit dem ſilbernen Bogen,
Was Kronion beſchloß, der ernſt und dringend dir auftrug,
Troja's Söhne getreu zu vertheidigen, bis ſich des Tages
Dämmerndes Ende genaht und die ſcholligen Fluren beſchattet.
Alſo der Gott; doch mitten hinein vom Rande des Ufers

Sprang mit dem Speer der Peleide. Da fluthete ſchwellend der Stromgott,
Wühlte die Strömungen trübend empor, und wälzte die Todten,
Die, vom Peleiden entleibt, ſich in Unzahl häuften im Strombett.
Die nun warf er hinaus, wie ein Pflugſtier brüllend, an's Ufer;
Aber die Lebenden nahm er in Schutz, und barg ſie in tiefe,
Mächtiggeſchwollene Wirbel des ſchönhinwallenden Waſſers.
Schrecklich umſtand den Peleiden das trübempörte Gewoge,
Schlug dann ſchmetternd ihm gegen den Schild; bald ſchwand ihm der Boden
Unter den Füßen hinweg; da ſchlang er den Arm um der Ulme
Schönaufwachſenden Stamm; doch ganz entwurzelt und fallend,
Riß ſie das Ufer herab, und das dichtumlaubte Gezweige
Hemmte den herrlichen Strom. Queer lag wie die Brücke der Baum nun,
Ganz vom Waſſer bedeckt. Voll Angſt ſich dem Strudel entſchwingend,
Wollte mit hurtigen Füßen der Held fortfliegen in's Blachfeld:
Dennoch ruhete nicht der Unſterbliche, ſondern er ſtürzte
Schwarzanſchwellend ihm nach, um den herrlichen Stürmer Achilleus
Endlich zu hemmen im Kampf uud die Noth von den Troern zu wehren.
Seitwärts eilte der Held auf Speerwurfs Weite vom Strome,
Schnell, wie der Jäger der Lüfte, der dunkele Aar, ſich dahinſchwingt,

Dem kein anderer Vogel an Schnelligkeit gleicht und an Stärke:
Dieſem vergleichbar ſchwang er ſich fort; mit grauſem Geraſſel
Scholl ihm das Erz um die Bruſt; er flüchtete jenem zur Seite;
Aber der Stromgott ſtürzte ſich nach mit donnerndem Rauſchen.
Wie ein bewäſſernder Mann aus ſchwarzentſtrömendem Bergquell
Ueber Gefild' und Gärten den Lauf hinleitet des Waſſers,
Und mit der grabenden Schaufel den Schutt ausräumt in der Rinne;
Frei nun fließt es hervor, und die Kieſelchen alle des Baches
Wälzen ſich mit; ſchnell rieſelt das murmelnde Waſſer herabwärts,
Wo ſich die Ebene neigt, und zuvor ſelbſt eilt es dem Führer:
Alſo ward der Peleide, ſo raſch er war, von der Strömung
Immer erreicht; denn Göttergewalt ſiegt über die Menſchen.
Aber ſo oft er verſuchte, der hurtige Stürmer Achilleus,
Feſt und trotzend zu ſtehn, und zu ſchaun, ob ſämmtliche Götter
Aus dem unendlichen Himmel vereint ihn drängten und ſcheuchten:
Kam ihm ſogleich das Gewoge des himmelentſproſſenen Stromes
Ueber die Schultern geſtürzt. Dann ſprang mit geängſtetem Herzen
Jener empor; doch wüthend mit ſchräganrollenden Wellen
Schwächte der Strom ihm die Knie', und den Grund entzog er den Füßen.
Jener erhob wehklagend den Blick in die Weiten des Himmels:

Zeus, o Vater, erbarmt denn Keiner ſich unter den Göttern,
Daß er dem Strom mich entreiße? Nachher mag alles mich treffen!
Aber es iſt mir keiner der Himmliſchen deſſen ſo ſchuldig,
Als ſie, die mich gebar, und den Geiſt durch Trug mir berückte,
Die mir geſagt, an der Mauer der erzumpanzerten Troer
Sollten mich einſt hinraffen des Phöbos ſchnelle Geſchoſſe.
Hätte doch Hektors Arm mich erlegt, des gewaltigſten Troers,
Daß doch ein Starker mich ſchlug und die Rüſtung raubte dem Starken!
Ach, nun iſt mir verhängt, ſo ſchmählichen Todes zu ſterben,
Rings umfluthet vom Strom, wie ein Knäblein hinter den Säuen,
Wenn er den Bach durchwatend verſinkt in den Fluthen der Herbſtzeit.
Alſo der Held. Da traten Poſeidon ſchnell und Athene
Beide zugleich ihm nahe, wie ſterbliche Männer geſtaltet,
Reichten ihm freundlich die Hand, und redeten ſtärkende Worte.
Und es begann nunmehr der Geſtadumſtürmer Poſeidon:
Sei doch nicht ſo verzagt und muthlos, edler Peleide,
Denn *wir* ſtehen dir bei, wir zween unſterbliche Helfer,
Ich und Pallas Athene; Kronion hat es genehmigt.
Sieh, dich läßt das Geſchick vom Stromgott nimmer bezwingen;
Sondern er weicht bald wieder zurück: das ſollſt du gewahren.
Aber wir rathen dir jetzt voll Weisheit, ſo du gehorcheſt:
Laß nicht ruhen den Arm von der allaufregenden Feldſchlacht,

Bis du das troiſche Volk einſperrſt in die mächtigen Mauern,
Wer noch lebend entkommt; und ſobald dann Hektor entleibt iſt,
Geh zu den Schiffen zurück: wir geben dir Ehre zu erndten.
Solches geſagt, enteilten die Zween zu den ewigen Göttern.
Er nun drang, vom Geheiß der Unſterblichen mächtig ermuntert,
Weiter in's Feld. Rings wogten die übergeſchwollenen Fluthen;
Leichen in Unzahl ſchwammen umher, und ſtattliche Waffen
Niedergemetzelter Krieger. Der Held ſprang hoch mit den Knieen
Gradaus gegen die Fluth, und die breithinwallende Strömung
Hemmte den Stürmenden nicht: ſo ſtärkt' ihn Pallas Athene.
Aber Skamandros ruhte noch nicht; nur heftiger zürnt' er
Gegen den Peleusſohn, und trieb die geſchwollenen Wogen
Höher und höher empor. Dann rief er zum Simoïs alſo:
Bruder, wohlan, wir müſſen vereint aufhalten des Mannes
Wüthende Kraft; ſonſt wirft er des Priamos mächtige Veſte
Bald in den Staub; denn ſchwerlich beſtehn in der Schlacht ihn die Troer.
Auf, hilf ihnen geſchwind; laß rings von den Quellen der Berge
Waſſer ſich ſammeln im Strom, und ermuntere jeglichen Gießbach.
Schwelle die Wogen empor; und roll' in den donnernden Fluthen
Stein' und Blöcke daher: ſo laß uns den Wüthenden hemmen,
Der jetzt alles bezwingt und gleich den Unſterblichen ſchaltet.

Wahrlich, ihm ſoll nicht frommen die Kraft und die herrliche Bildung,
Noch ſein prächtiges Waffengeräth: bald ſoll es mir irgend
Liegen im Sumpf, vom Schlamme bedeckt; ihn ſelber umhüll' ich
Ueber und über mit Sand, in unendlichem Wuſt ihn verſchüttend.
Wahrlich, es ziehn dann ſchwerlich die Danaer ſeine Gebeine
Wieder hervor: ſo will ich ihn ganz einhüllen in Unrath.
Alſo ſchütt' ich ihm dort ſein Grabmal, und er bedarf nicht,
Daß die beſtattenden Freunde das Grab mit dem Hügel ihm ſchmücken.
Sprach's, und gegen ihn drang er mit trüb' aufſchwellender Wallung,
Dumpf anrauſchend mit Schaum und Blut und ſchwimmenden Leichen.
Purpurfarbige Wogen des himmelentſproſſenen Stromes
Thürmten ſich mächtig empor, und ſtürzten ſich auf den Peleiden.
Hera ſah es, und ſchrie voll ängſtlicher Sorg' um Achilleus,
Daß ihn die wirbelnde Fluth des gewaltigen Stromes verſchlänge.
Und ſie begann alsbald zum theueren Sohne Hephäſtos:
Mache dich auf, mein hinkender Sohn! Denn gleiche Gewalt wohl
Dürfen wir dir beimeſſen zum Kampf mit dem wirbelnden Xanthos.
Hilf denn ohne Verzug! laß flammende Gluthen erſcheinen!
Ich will ſelber indeß zum Weſt und dem reißenden Südwind
Eilen, um brauſenden Sturm vom wogenden Meer zu erregen,
Daß er die troiſchen Schaaren mit Mann und Waffen verbrenne,

Schreckliche Gluth forttragend; du ſelbſt laß lodern die Bäume
Neben dem Strom; durchwüthe den Xanthos ſelber mit Feuer;
Weder mit freundlichen Bitten noch Drohungen laß dich vertreiben.
Laß die Gewalt nicht ruhen, bevor mein hallender Zuruf
Dir es gebeut: dann zähme das raſtlosflammende Feuer.
Hera ſprach's: da entſandte der Gott ſein ſchreckliches Feuer.
Erſt durchflammte die Gluth das Gefild, und verbrannte die Todten,
Die vom Peleiden entleibt ſich ringsher häuften in Unzahl.
Bald ward trocken das Feld, und das glitzernde Waſſer verſiegte.
Wie beim nahenden Herbſte der Nord den bewäſſerten Garten
Schnell von der Näſſe befreit, und gern der Beſteller es wahrnimmt:
Alſo trocknete rings das Gefild, und die Leichen verſengten.
Jetzo wandte der Gott in den Strom ſein leuchtendes Feuer:
Alsbald brannten die Ulmen umher, Tamarisken und Weiden,
Brannten die Lotosblumen, der Schilf und der duftende Galgant,[6]
Welche den ſchönhinwallenden Strom gar reichlich umſproßten.
Angſtvoll lechzten die Aal' und die Fiſche geſammt in den Strudeln;
Taumelnd ſprangen ſie hin und her in dem ſchönen Gewäſſer,
Arg vom Hauche gequält des erfindungsreichen Hephäſtos.
Gluth umfing den Gebieter des Stroms, und alſo begann er:

---

6) eine wohlriechende Wieſenpflanze, Cypergras.

Kein Unſterblicher kann es mit dir aufnehmen, Hephäſtos.
Mich auch warnet das Herz, Gluthſprühender, dich zu bekämpfen.
Drum laß ruhen den Streit, ob ſelbſt der Peleide die Troer
Schnell aus Troja verjagt! Was kümmert mich Streit und Beſchirmung!
Sprach's, und brannt' in den Gluthen; die Strömung ſprudelte kochend.
Wie inwendig der Keſſel, erhitzt vom Schwalle des Feuers,
Aufkocht, wenn er das Fett ausſchmelzt des gemäſteten Schweines;
Ringsum ſprudelt er Blaſen, denn unter ihm flammen die Scheiter:
So durchglühete Feuer den Strom, und das ſiedende Waſſer
Richtete ferner den Lauf nicht vorwärts, ſondern zum Stillſtand
Zwang es der Hauch und die Kraft des erfindungsreichen Hephäſtos.
Flehentlich rief zur Hera der Strom die beflügelten Worte:
Warum, Hera, bedrängt dein Sohn mein ſchönes Gewäſſer
Wie ſonſt Keinen mit Quaal? Ich bin doch weniger ſchuldig,
Als es die Uebrigen ſind, die Troja's Söhnen geholfen.
Aber ich will ja ſofort mich zurückziehn, ſo du gebieteſt;
Bringe nur ihn auch endlich zur Ruh. Ich ſchwöre dir heilig,
Nie von einem der Troer den Schickſalstag zu entfernen,
Auch wenn Priamos Stadt einſt ganz in verheerenden Flammen
Loderte, rings entflammt von den kriegriſchen Söhnen Achaja's!
Hera vernahm ſein Flehen, die lilienarmige Göttin;

Und ſie begann alsbald zum theueren Sohne Hephäſtos:
Ruhmumſtrahlter Sohn, halt ein! denn wenig geziemt ſich's,
Einen unſterblichen Gott für ſterbliche Menſchen zu quälen.
Hera ſprach's; da löſchte der Sohn das entſetzliche Feuer.
Bald floß wieder hinab das Gewog' im lieblichen Rinnſal.
Als nun Xanthos Gewalt ſich gedämpft, entſagten die Ströme
Beide dem Streit; denn Hera die zürnende zwang ſie zur Ruhe.

Jetzt beginnen die übrigen Götter mit einander zu kämpfen. Athene beſiegt den Ares und die Aphrodite; Apollo weicht voll Ehrfurcht dem Poſeidon aus, Hermes der Leto, Artemis aber wird von Hera geſchlagen und eilt klagend zum Zeus (V. 385—519). Die Götter kehren nun nach dem Olymp zurück; Priamos läßt den fliehenden Troern die Thore öffnen, während Agenor ſich ihm entgegenſtellt und Apollon in des Letzteren Geſtalt ihn von der Stadt weglockt, ſo daß die Troer ſich retten können (V. 520—611).

Zweiundzwanzigſter Geſang. Apollo giebt ſich Achilleus zu erkennen und dieſer eilt wieder nach der Stadt zu; hier ſtellt ſich Hektor ihm entgegen:

Hektors letzter Kampf und Tod. Der Seinen Wehklage um ihn.

(Ilias XXII. V. 35—515.)

Denn Hektor ſtand noch und harrte
Draußen am Thor, voll heißer Begier nach Kampf mit Achilleus.

Jammernd begann zum Sohne der Greis mit erhobenen Armen:
Hektor, theuerſter Sohn, ach warte mir nicht des Verderbers
Dort von den Freunden getrennt, daß nicht das Geſchick dich ereile
Durch des Peleiden Gewalt; denn er iſt weit überlegen.
Ha der Entſetzliche! Möchten doch ihn die unſterblichen Götter
Alſo lieben wie Ich! bald ſollten ihn Geier und Hunde
Freſſen im Staub; dann könnte des Grams mein Herz ſich entladen!
Er ja raubte mir ſchon ſo viel' und tapfere Söhne,
Die er entleibt hat oder verkauft nach entlegenen Inſeln.
Jetzt auch kann ich die Söhne Lykaon ſammt Polydoros
Nirgend erſchaun im Gedränge der heimwärts flüchtenden Troer,
Die mir die Fürſtin der Frau'n Laothoë beide geboren.
Leben ſie nur an den Schiffen des Heers, dann will ich ſie freudig
Wieder mit Erz und Golde befrein: nicht fehlt es an Schätzen;
Reichlich beſchenkte der Greis, der geprieſene Altes, die Tochter.
Aber entriß ſie der Tod in des Aides finſtere Wohnung:
Weh dann mir und der Mutter Laothoë, die wir ſie zeugten.
Ihren Verluſt zwar werden die Uebrigen leichter verſchmerzen,
Wenn nur dich des Peleiden Gewalt nicht auch noch dahinrafft.
Komm denn herein in die Stadt, mein Theuerſter, daß du mir Troja's

Männer und Frauen beſchirmſt, und nicht mit erhabenem Siegsruhm
Schmückeſt den Peleusſohn, dein theures Leben verkürzend.
Hab' Erbarmen mit mir Unglücklichem, weil ich noch athme,
Ach ich Elender, den der Kronid' an der Schwelle des Alters
Läßt hinſchwinden in Gram, und unendlichen Jammer erblicken:
Wie man die Söhne mir mordet, die blühenden Töchter hinwegſchleppt,
Wie man die Kammern beraubt und verheert, unmündige Kindlein
Schrecklich zur Erd' hinſchmettert im gräßlichen Kriegesgetümmel,
Und mit verruchter Gewalt mir der Söhne Gemahlinnen fortreißt.
Mich auch werden zuletzt rohſchlingende Hunde zerfleiſchen
Vorn am Thore der Burg, nachdem mir ein feindlicher Speerwurf
Oder ein Stoß mit dem Erze den Geiſt von den Gliedern geſchieden, —
Hunde, von mir am Tiſche genährt als Wächter des Hauſes,
Lecken ſodann mein Blut, und wälzen ſich wahnſinntrunken
Draußen am Thor des Palaſtes! Dem Jüngeren ziemet es alles,
Wenn er gemordet im Kampf, durchbohrt mit der Schärfe des Erzes,
Daliegt: auch an dem Todten erſcheint noch alles in Schönheit.
Zerren jedoch am grauenden Haupt, am grauenden Barte
Eines erſchlagenen Greiſes die Hund' und entſtellen die Blößen:
Nichts kann kläglicher ſein für die unglückſeligen Menſchen!

Alſo flehte der Greis, und riß mit zerraufenden Händen
Silberne Locken vom Haupt; doch Hektor blieb unerbittlich.
Laut wehklagte darauf mit Geſchluchz' und Thränen die Mutter,
Riß das Gewand vom Buſen, und hob mit der Linken die Brüſte.
Bitterlich weinend begann ſie zu ihm die beflügelten Worte
Hektor, ehre doch dies, mein Sohn, und erbarme dich meiner!
Wenn ich die ſtillende Bruſt dir jemals mütterlich darbot:
O ſo gedenke mir deß, mein Kind! Hier hinter der Mauer
Wehre dem ſchrecklichen Manne; beſteh nicht dieſen im Vorkampf!
Freveler! wenn er im Kampf dich mordete: nicht an der Bahre
Werd' ich um dich wehklagen, o Sprößling, den ich geboren,
Noch die begüterte Gattin daheim! Ach fern von uns Beiden
Wirſt du von hurtigen Hunden zerfleiſcht an den Schiffen Achaja's!
Alſo riefen die Eltern herab zum theueren Sohne,
Schluchzend, mit dringendem Flehn; doch Hektor blieb unerbittlich.
Standhaft ſah er ihn kommen, den rieſigen Helden Achilleus.
Wie im Gebirg' ein Drache des Wanderers harrt an der Höhle;
Giftkraut hat ihn genährt, und es ſchwellet ihn Geifer und Ingrimm;
Graunvoll glühen die Augen; er liegt um die Höhle geringelt:
Alſo harrte der Held voll unauslöſchlichen Muthes,
Lehnte den leuchtenden Schild an des Thurms vorſpringende Mauer,
Athmete tief, und ſprach zu ſich ſelbſt in der muthigen Seele:

Weh mir! wollt' ich mich jetzt durch's Thor in die Veſte zurückziehn,
Würde Polydamas gleich mit des Vorwurfs Bürde mich drücken.
Er ja gab mir den Rath, mit dem Heer zur Veſte zu gehen,
Vor der unſeligen Nacht, da Achilleus wieder hervortrat.
Aber ich hörete nicht, — viel beſſer doch wär' es geweſen!
Jetzt, nachdem ich das Volk in vermeſſenem Wahne geopfert,
Scheu' ich die Troer daheim und die langumſchleierten Frauen;
Mancher Geringere möchte hinfort zur Schande mir ſagen,
Hektor ſchuf das Verderben des Volks durch Dünkel und Hochmuth.
Alſo ſpricht man hinfort: dann wär' es für mich doch erwünſchter,
Siegreich ihnen zu nahn vom blutigen Kampf mit Achilleus,
Oder den rühmlichſten Tod vor Troja's Veſte zu ſterben.
Wenn ich vielleicht den genabelten Schild ablegte zur Erde,
Sammt dem gewichtigen Helm, und lehnte den Speer an die Mauer,
Ginge ſodann ihm entgegen, dem herrlichen Peleusſohne,
Böt' ihm Helena ſelber zurück nebſt ſämmtlichen Schätzen,
Die Alexandros ihnen geraubt und in bauchigen Schiffen
Einſt nach Troja geführt, was unſeres Streites Beginn war;
Brächte den Atreusſöhnen ſie dar, und theilte noch andres
Unter die Danaer aus, was hier in der Veſte verwahrt iſt;
Und ich verlangte ſodann von Troja's Fürſten den Eidſchwur,
Nichts mit Betrug zu entziehn, nein zwiefach alles zu theilen,
Was an Beſitz in den Räumen der blühenden Veſte gehegt wird ...
Aber warum durchſinnet der Geiſt mir ſolche Gedanken?

So nicht darf ich ihm kommen! Er würde mich nimmer verſchonen,
Nimmer mich ehren und ſcheun, nein, ſo mich Entblößten erſchlagen,
Wie man ein Weib hinmordet, ſobald ich der Wehr mich entkleidet.
Doch jetzt gilt es mit nichten, vom Eichbaum oder vom Felſen
Traulich zu ſchwatzen mit ihm, wie die Jungfrau ſchwatzt mit dem Jüngling,
Wenn ſie mit koſendem Wechſelgeſpräch einander ergötzen.
Lieber ſogleich zum Kampfe geſtürmt! bald wollen wir ſehen,
Wen von Beiden der Herr des Olymps will krönen mit Siegsruhm.
Solches erwog er im Geiſt, und wartete. Aber Achilleus
Nahte ſich, wild wie Ares, der blutige Stürmer im Helmbuſch,
Rechtshin über die Schulter die ſchreckliche Pelionseſche
Schwingend, und rings umſtrahlt vom leuchtenden Glanze des Erzes,
Wie ein verheerender Brand und die glühende Sonne des Aufgangs.
Hektor zitterte, wie er ihn ſah; nicht länger vermocht' er
Ruhig zu ſtehn; er entwich von dem Thor, und flüchtete bebend.
Hinter ihm her ſprang jener, den hurtigen Füßen vertrauend.
Wie im Gebirge der Falk, der geſchwindeſte unter den Vögeln,
Leicht mit zuckenden Stößen der ſchüchternen Taube ſich nachſchwingt;
Seitwärts weicht ſie ihm aus; doch nah und mit gellender Stimme
Schießt er beſtändig daher, voll eifriger Gier ſie zu haſchen:
So flog jener mit Wuth gradan; und der fliehende Hektor

Lief an der Mauer dahin, die geſchmeidigen Kniee bewegend.
Dort an der Warte vorbei und dem luftigen Feigengefilde,
Seitwärts neben der Mauer den Fahrweg immer verfolgend,
Stürmten ſie fort. Sie erreichten die zwei ſchönfließenden Bäche,
Wo zwei ſprudelnde Quellen des wirbelnden Xanthos entſpringen.
Warm entrinnt von der einen die Fluth, und immer entſteigt ihr
Wallender Dampf ringsher, wie der Rauch von brennendem Feuer;
Aber die andere ſtrömt auch ſelbſt im Sommer wie Hagel,
Oder wie ſchauriger Schnee und glitzernde Schollen des Eiſes.
Dicht ſind neben den Quellen geräumige Gruben zur Wäſche,
Schön, aus Steinen gebaut; dort reinigten immer der Troer
Frau'n und reizende Töchter die glänzenden Feiergewande
Einſt, als Friede noch war, eh' Argos Söhne gekommen.
Dort lief jener vorbei, und dem Fliehenden folgte der Andre;
Hektor der Starke voran, und der ungleich Stärkere raſtlos
Hinter ihm her: denn nicht um ein Schlachtrind oder ein Stierfell
Rannten ſie, wie man es ſonſt zum Preis aufſtellet im Wettlauf;
Nein, jetzt galt es das Leben des roſſebezähmenden Hektor.
Wie zum Siege gewöhnt rundhufige Renner im Wettlauf
Hurtig das Ziel umfliegen, den herrlichen Preis zu gewinnen,
Sei es ein Dreifuß, oder ein Weib, am Beſtattungsfeſte:
So umkreiſeten jene mit raſchhinſtürmenden Füßen
Dreimal Priamos Stadt. Die Unſterblichen ſchauten es alle;
Und es begann der Erzeuger der Erd'- und Himmelsbewohner:

Weh, dort ſeh' ich mit Augen den Mann nun, welchen ich liebe,
Rings um die Mauer gejagt. Ach Hektor dauert mich herzlich,
Der mir ſo oft Stieropfer verbrannt an meinen Altären,
Bald auf ragenden Höhen des vieldurchbrochenen Ida,
Bald auf Ilios Burg. Nun jagt der erhabne Peleide
Ihn mit verfolgendem Lauf ringher um Priamos Veſte.
Aber wohlan, ihr Götter, berathet es nun und erwäget,
Soll er dem Todesgeſchick noch einmal glücklich entrinnen,
Oder, ſo edel er iſt, der Gewalt des Peleiden erliegen?
Ihm antwortete drauf die erhabene Pallas Athene:
Vater, wie redeſt du doch, Hellblitzender, Schwarzumwölkter!
Wie, den ſterblichen Mann, dem längſt ſein Ende verhängt iſt,
Wollteſt du nun vom Looſe des ſchaurigen Todes befreien?
Thu' es denn! aber mit nichten gefällt's uns übrigen Göttern!
Drauf antwortete Zeus, der gewölkaufſcheuchende Donn'rer:
Tritogeneia, getroſt, mein Kind! Ich hab' es im Herzen
Nicht ſo ernſtlich gemeint; dir will ich ja freundlich und hold ſein.
Thu' nur, was dir gelüſtet; du brauchſt nicht länger zu zögern.
Alſo ermunterte Zeus die zuvor ſchon eifrige Göttin;
Raſch entſtieg ſie im Schwunge den ragenden Höh'n des Olympos.
Hektorn drängte noch ſtets der verfolgende Stürmer Achilleus.
Gleichwie ein Hund im Gebirge das Hirſchkalb hurtig dahinjagt,

Das er vom Lager geſcheucht, durch waldige Schluchten und Thäler;
Wie auch jenes ſich unter Geſträuch mag ducken und bergen,
Dennoch läuft er beſtändig der Spur nach, bis er es findet:
Alſo verbarg auch Hektor ſich nicht vor dem hurtigen Stürmer.
Oftmals wollt' er verſuchen, den Lauf zur Seite zu wenden
Gegen die Dardanerthor' und die feſterbaueten Thürme,
Ob ihn das Volk von oben vielleicht mit Geſchoſſen beſchirmte;
Aber der Feind kam immer zuvor, und wendet' ihn abwärts
Gegen das Feld; ſelbſt hielt er ſich ſtets zur Seite der Mauer.
Wie man im Traum umſonſt den Enteilenden ſtrebt zu erhaſchen;
Der hat weder die Macht zu entfliehn, noch der zu verfolgen:
Alſo gelang nicht dieſem die Flucht, noch dem die Verfolgung.
Wie auch hätte den Tod jetzt Priamos Sohn noch gemieden,
Wenn nicht Phöbos Apollon noch Einmal, aber zum Letzten,
Wäre genaht, der Kraft ihm verlieh und hurtige Schenkel.
Aber dem Volke verbot mit dem Haupt hinwinkend Achilleus,
Irgend ein herbes Geſchoß auf Priamos Sohn zu entſenden,
Daß kein Anderer treffend den Ruhm ihm nähm' und den Vorrang.
Als ſie darauf zum Vierten die ſprudelnden Quellen erreichten:
Sieh, da erhob ausſtreckend die güldene Wage der Vater,
Legte darein zwei Looſe des langhinſtreckenden Todes,
Eins für den Peleusſohn und eins für den rieſigen Hektor,
Faßte ſie mitten und wog. Da ſenkte ſich Hektors Schickſal

Schwer zum Hades hinab; es verließ ihn Phöbos Apollon.
Jetzo kam zum Peleiden des Zeus blauäugige Tochter,
Stellte ſich nahe zu ihm, und ſprach die beflügelten Worte:
Jetzt, o Liebling des Zeus, jetzt, hoff' ich doch, edler Achilleus,
Bringen wir herrlichen Ruhm zum Danaervolk an die Schiffe:
Hektorn werden wir ſchlagen, den kampfunerſättlichen Helden!
Nicht mehr wird ihm vergönnt, aus unſerer Hand zu entrinnen,
Ob auch tief ſich betrübe der Fernſchütz Phöbos Apollon,
Und zu den Knie'n ſich wälze dem ägistragenden Vater.
Bleibe denn ſtehn nunmehr und erhole dich, daß ich indeſſen
Geh' und jenen berede, den Zweikampf muthig zu wagen.
Alſo ſprach Athenäa; und er, voll Freude gehorchend,
Hemmte den Lauf und ſtand, mit der drohenden Eſche ſich ſtützend.
Sie nun eilte davon, und kam zum göttlichen Hektor,
Ganz dem Deïphobos gleich an Geſtalt und kräftiger Stimme,
Stellte ſich nahe zu ihm, und ſprach die beflügelten Worte:
Ach, mein würdiger Bruder, wie drängt dich der ſchnelle Peleide,
Rings um Priamos Veſte mit ſtürmendem Lauf dich verfolgend.
Aber wohlan, hier wollen wir ſtehn und kühn ihn bekämpfen!
Drauf antwortete Hektor, der rieſige Stürmer im Helmbuſch:
Stets, Deïphobos, warſt du der liebſte mir unter den Brüdern,
Die von Priamos ſtammen und Hekabe, unſerer Mutter

Doch nun will ich noch mehr dich im Innerſten ſchätzen und ehren,
Weil du aus Liebe zu mir, die Gefahr vor Augen erblickend,
Außer der Mauer dich wagſt, da Andere drinnen beharren.
Drauf antwortete wieder des Zeus blauäugige Tochter:
Bruder, es bat mich der Vater, es bat die verehrte Mutter,
Die nacheinander die Knie' umklammerten, rings die Genoſſen
Baten mich, dort zu beharren: ſo ſehr ſind Alle geängſtigt:
Aber die innerſte Bruſt durchwühlte mir quälender Kummer.
Auf denn, muthig und kühn in den Kampf! Nun werde der Lanzen
Nicht mehr länger geſchont! Nun wollen wir ſehn, ob Achilleus
Hier uns blutig erlegt, und die Wehr zu den bauchigen Schiffen
Heimträgt, oder beſiegt hinſinkt vor deinem Geſchoſſe!
Pallas ſprach's, und eilte voran mit lockender Trugliſt.
Aber nachdem ſie einander zum Angriff nahe gekommen,
Redete Hektor zuerſt, der gewaltige Stürmer im Helmbuſch:
Peleusſohn, nicht länger entflieh' ich dir, wie ich bisher that;
Dreimal hab' ich die Stadt umkreiſ't, und wagte den Angriff
Nicht zu beſtehn: nun aber beſeelt mich feurige Kühnheit,
Dir zu begegnen im Kampf, mag Sieg, mag Tod mich erwarten!
Rufen wir nun die Unſterblichen an: ſie werden des Eidſchwurs
Mächtigſte Zeugen uns ſein, und unſeres Bundes Bewahrer.
Niemals will ich dich höhnen mit Schmach, wenn mir der Kronide
Hier als Sieger zu ſtehn und dich zu erlegen vergönnet;

Sondern nachdem ich die herrliche Wehr dir geraubet, Achilleus,
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Thue du auch ſo!
Doch mit gerunzelter Stirn antwortete drauf der Peleide:
Nicht von Verträgen geſchwatzt, o Hektor, ewig Verhaßter!
Wie kein friedliches Bündniß beſteht für Löwen und Menſchen,
Wölf' und Lämmer ſich nie einträchtigen Sinnes vereinen,
Sondern erbitterter Haß für ewige Zeiten ſie ſcheidet:
So wird nimmer der Fried' uns einigen, nimmer ein Treubund
Zwiſchen uns Beiden beſtehn, bis erſt hier Einer im Staube
Liegt, und mit Blute geſättigt den unaufhaltſamen Kriegsgott!
Sinn' auf jegliche Kraft und Tüchtigkeit! Traun, du bedarfſt es,
Jetzt als muthigen Kämpfer und Speerheld dich zu bewähren.
Kein Entrinnen iſt hier! Schnell bändiget Pallas Athene
Dich durch meine Gewalt! Nun ſollſt du das Weh der Genoſſen,
Die dein Speer mir erſchlug, auf Einmal völlig vergelten!
Sprach es, und warf ausholend die weithinſchattende Lanze;
Aber ſich wohl vorſehend vermied ſie der ſtrahlende Hektor,
Schnell zur Erde gebückt; und über ihn ſauſ'te die Lanze
Tief in den Boden hinein. Das Geſchoß nahm ſchleunig Athene,
Gab es ſodann dem Peleiden. Der völkerbehütende Hektor
Merkte ſie nicht, und begann zum herrlichen Helden Achilleus:
Gänzlich gefehlt! Mein Todesgeſchick, gottgleicher Achilleus,

War wohl ſchwerlich von Zeus dir geweiſſagt, wie du erzählteſt,
Sondern du warſt ein gewandter, mit Liſt umgehender Schwätzer,
Wollteſt mir Furcht einjagen, um Muth und Kraft zu betäuben!
Nicht als Fliehenden wird dein Speer in den Rücken mich treffen;
Nein in die Bruſt des gerad' Anſtürmenden magſt du ihn ſtoßen,
Wenn es ein Gott dir vergönnt! Nun hüte dich aber vor dieſem
Ehernen Speer! O möchte doch ganz dein Leib ihn empfangen!
Ha, dann würde der Krieg erträglicher werden den Troern,
Wenn du würdeſt vertilgt, du Troja's größtes Verderben!
Sprach es, und warf ausholend die weithinſchattende Lanze,
Traf auch mitten den Schild des Achilleus, ohne zu fehlen;
Aber vom Schild weit prallte der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß ſein ſchnelles Geſchoß ihm umſonſt von der Rechten geflogen,
Stand und ſenkte den Blick: ihm blieb kein anderer Wurfſpieß.
Laut zu Deiphobos rief er, dem glänzendbeſchildeten Bruder,
Fordernd ein langes Geſchoß; doch der war nicht in der Nähe.
Hektor ahnete nun ſein Loos, und redete ſolches:
Wehe mir! Ja, nun haben zum Tod mich die Götter gerufen!
Wähnt' ich doch erſt, mir ſtehe der Held Deiphobos nahe;
Aber er iſt in der Stadt, es betrog mich Pallas Athene.

Nah umſchwebt mich der Tod, bald wird er mich ſchrecklich ereilen;
Hier iſt nicht zu entrinnen! Gewiß ſchon lange beſchloſſen
War es von Zeus und Phöbos, dem treffenden, welche mich vormals
Oft wohlwollend geſchirmt; es ereilet mich nun das Verhängniß.
Aber ich will in den Tod nicht kampflos gehen und ruhmlos,
Sondern mit würdiger That zum Gedächtniß künftiger Zeiten!
Alſo ſprach er, und zog die geſchliffene Klinge des Schwertes,
Welches ihm groß und gewaltig herabhing neben der Hüfte,
Riß mit geſammelter Kraft ſich hervor, wie der Aar in den Lüften,
Der aus nächtlichen Wolken herab in's Gefilde ſich ſchwingend
Plötzlich den Haſen erfaßt, wo er hinduckt, oder ein Milchlamm:
So brach Hektor hervor, ſein ſchneidiges Schwert in der Rechten.
Gegen ihn kam der Peleide geſtürmt; es erfüllte das Herz ihm
Raſende Wuth; er beſchirmte die Bruſt mit dem herrlichverzierten
Schönumründeten Schilde; des Helms vierſchirmige Wölbung
Strahlte vom Haupt; rings wallte die goldene Mähne des Buſches
Herrlich herab, die reich um den Kamm Hephäſtos geordnet.
Wie in der Tiefe der Nacht ein Stern vor allen hervorſtrahlt,
Hesperos, welchem an Pracht kein anderer gleicht an dem Himmel:

Alſo leuchtete Glanz von der ehernen Schärfe des Speeres,
Den der Peleid' in der Rechten erhob. Er ſpähte mit Mordgier,
Wo an dem herrlichen Hektor der Stoß am ſicherſten hafte.
Rings zwar ſchirmte den Leib ihm die eherne prächtige Rüſtung,
Die er geraubt, nachdem er Patroklos Stärke vernichtet;
Nur wo Achſel und Hals an dem Schlußbein oben getrennt ſind,
Sah er die Kehl' entblößt, die gefährlichſte Stelle des Lebens.
Da durchſtieß ihn der Speer des Achilleus, wie er herandrang,
Daß an dem zarten Genick das Geſchoß ihm hinten hinausfuhr.
Doch nicht völlig zerriß der beſchlagene Speer ihm die Gurgel,
Daß er im Wechſelgeſpräch ihm noch zu erwiedern vermochte.
Hektor ſank in den Staub; da jubelte ſtolz der Peleide:
Als du Patroklos Waffen geraubt, da wähnteſt du, Hektor,
Sicher zu ſein, und achteteſt nicht des entfernten Achilleus.
Aber, du Thor, Ich war noch zurück in der Ferne geblieben
Bei den geräumigen Schiffen, der ungleich ſtärkere Rächer,
Der dir die Kniee gelöſ't! Nun zerren dich Vögel und Hunde
Schmählich umher; ihm feiern indeß die Achäer das Grabfeſt!
Und es begann mattathmend zu ihm der erhabene Hektor:
Flehentlich ruf' ich dich an zu den Knie'n, bei Eltern und Leben,
Laß mich nicht an den Schiffen der Danaer Hunde zerreißen!
Sondern des Erzes genug nimm hin, und des köſtlichen Goldes,
Das zum Geſchenk mein Vater dir beut und die würdige Mutter;

Aber den Leichnam ſende zurück, daß ehrend dem Todten
Troja's Männer und Frauen daheim anzünden den Holzſtoß.
Doch mit gerunzelter Stirn antwortete drauf der Peleide:
Nimmer beſchwöre, du Hund, bei den Knieen mich, oder den Eltern!
Daß doch grimmige Wuth mich empörete, dich zu zerreißen,
Roh dein Fleiſch zu verſchlingen zum Lohn der begangenen Frevel!
Drum ſoll Keiner hinfort dein Haupt vor den Hunden bewahren!
Nie, und wögen ſie zehn-, ja zwanzigfältige Löſung
Hier zur Stelle mir dar, und gelobten noch andere Schätze,
Nie, und ließe ſogar dich Priamos, Dardanos Enkel,
Ganz aufwiegen mit Gold, — nie ſoll dich die würdige Mutter
Schmücken zur Bahr' und beweinen am Grabfeſt, den ſie geboren;
Nein, ganz ſollen dich Geier und gierige Hunde zerreißen!
Sterbend erwiderte Hektor, der rieſige Stürmer im Helmbuſch:
Ach, in dem ahnenden Herzen erkenn' ich es, dich zu erweichen
Streb' ich umſonſt: du trägſt ja ein eiſernes Herz in dem Buſen.
Hüte dich nur, dir werd' ich den Groll der Unſterblichen wecken,
Wenn es geſchieht, daß Paris Geſchoß und Phöbos Apollon
Dich, wie tapfer du biſt, am ſkäiſchen Thore vertilgen!
Alſo ſprach er, und ſtarb, umhüllt von den Schatten des Todes;
Seinem Gebein entſchwebte die Seel' in die Tiefen des Hades,
Ueber ihr Loos wehklagend, von Kraft und Jugend geſchieden.

Jetzt noch ſprach zu dem Todten der herrliche Stürmer Achilleus:
Stirb! ich erwarte getroſt mein Schickſal, wenn es Kronion
Mir zu erfüllen beſchließt und die übrigen Himmelsbewohner.
Alſo ſprach er, und zog aus Hektors Leiche die Lanze,
Legte ſie neben ſich hin, und nahm ihm die Wehr von den Schultern,
Triefend von Blut. Rings liefen herzu viel Männer Achaja's,
Und ſie betrachteten ſtaunend den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektors, welchem ſich ſonſt kein Feind unverwundet genahet.
Mancher von ihnen begann, und redete ſolches zum Nachbar:
Ei, viel ſanfter fürwahr iſt Hektor jetzt zu betaſten,
Als nachdem er den Brand in der Danaer Schiffe geſchleudert!
Alſo redete Mancher, und nahte ſich, ihn zu verwunden.
Wie er die Wehr ihm geraubt, der gewaltige Stürmer Achilleus,
Trat er hervor in der Schaar, und ſprach die beflügelten Worte:
Freunde, gebietende Fürſten, ihr waltenden Häupter Achaja's,
Jetzt, nachdem mir die Götter verliehn, den Mann zu bezwingen,
Der uns größeres Wehe gebracht, als alle die Andern,
Kommt, und verſucht es mit mir in der Kriegswehr rings um die Veſte,
Bis wir's weiter erkannt, was Troja's Männer beſchließen,
Ob ſie die Burg uns räumen und fliehn, weil dieſer gefallen,
Oder noch ſtandhaft trotzen, obgleich nun Hektor dahin iſt.

ber warum durchſinnet der Geiſt mir ſolche Gedanken?
ch, noch liegt an den Schiffen der Leichnam meines Patroklos,
arrend der Klag' und des Grabes! Ich trag' ihn ewig im Herzen,
wig, ſo lang' ich leb' und die Kraft in den Knieen mir dauert.
a, und vergäße man auch in des Aides Hauſe der Todten:
Dort auch werd' ich noch ſtets des geliebteſten Freundes gedenken!
ber wohlan, im Geſange des Päon,[1] Männer Achaja's,
aßt uns nun zu den Schiffen mit Hektors Leiche zurückgehn.
ns ward herrlicher Ruhm! uns ſank der gewaltige Hektor,
Der in der Stadt wie ein Gott vom troiſchen Volke verehrt ward!
Alſo der Held. Er verübte darauf am göttlichen Hektor
Schrecklichen Hohn, durchſtach an den Füßen ihm hinten die Sehnen,
Zwiſchen der Ferſ' und dem Knöchel mit Erz, durchzog ſie mit Riemen,
Band ſie darauf an den Wagen, das Haupt des Entſeelten zu ſchleifen,
Legte die herrlichen Waffen hinein und ſtieg in den Wagen.
So nun ſchwang er die Geißel, und vorwärts flogen die Roſſe.
Um den Geſchleiften erhob ſich der Staub, ſein dunkeles Haupthaar
Flatterte rollend dahin, und das Haupt lag gänzlich im Staube.
Ach, einſt war es ſo lieblich zu ſchaun; nun ließ es Kronion

---

[1] das Siegeslied.

Schnöde von feindlicher Hand auf heimiſchem Boden entſtellen!
Während das Haupt ihm gänzlich beſtäubt ward, raufte die Mutter
Jammernd die Haare ſich aus; weit von ſich warf ſie des Schleiers
Glänzenden Schmuck, und ſchaute mit heulendem Ruf nach dem Sohne.
Kläglich erhob ſein Vater den Wehruf; rings in der Veſte
Tönte das Jammergeſchrei und Geheul wehklagender Troer.
Ja, nicht anders erſcholl das Geſchrei, als ſänke vom Gipfel
Troja's ragende Burg, ſchon ganz aufrauchend in Flammen.
Kaum noch hielten die Troer den Greis, der ganz in Verzweiflung
Aus dem dardaniſchen Thore zu gehn voll Eifer begehrte.
Alle beſchwor er mit Flehn, auf kothigem Boden ſich wälzend,
Jeglichen Mann beim Namen mit jammernder Stimme benennend:
Haltet doch ein, ihr Lieben, und laßt, wie ſehr ihr beſorgt ſeid,
Laßt mich allein vor die Stadt zu den Danaerſchiffen hinausgehn.
Anflehn will ich den Frevler, den Mann voll arger Gewaltthat,
Ob er vielleicht mein Alter noch ehrt, des ergraueten Hauptes
Noch ſich erbarmt: mir gleicht ja daheim ſein Vater an Jahren,
Peleus, der ihn gezeugt und Troja's Volke zum Unheil
Aufzog. Jammer und Schmerz ſchuf mir vor Allen Achilleus!
Mir ja hat er ſo viele der blühenden Söhne getödtet!
Aber ſo tief es mich ſchmerzt, weit weniger klag' ich um Alle,

Als um dieſen allein! In den Hades führet mich Hektors
Herber Verluſt! Ach wär' er doch mir in den Armen geſtorben!
Hier dann hätten wir ſatt uns geweint und den Todten bejammert,
Ich, und die ihn geboren, die unglückſelige Mutter!
Alſo rief er mit Schluchzen, und ringsum ſeufzten die Bürger.
Hekabe aber begann vor Troja's Frauen den Wehruf:
Kind, was ſoll ich noch leben, nachdem der Jammer mich Arme
Traf, daß du mir geſtorben! o du, bei Nacht und am Tage
Stets mein herrlicher Stolz in der Stadt, und Allen ein Segen,
Troja's Männern und Frau'n, die dir gleich einem der Götter
Ehre gezollt! Denn ihnen gewährteſt du, während du lebteſt,
Herrlichen Ruhm: nun aber ereilte dich Tod und Verhängniß.
Alſo rief ſie mit Schluchzen. Doch Hektors edle Gemahlin
Wußte noch nichts; ihr hatte bisher kein Bote gemeldet,
Daß vor Ilios Thoren allein ihr Gatte zurückblieb;
Sondern daheim im Gemache des ragenden Hauſes am Webſtock
Wob ſie ein purpurnes Doppelgewand, voll Blumen und Laubwerk.
Und ſie gebot jetzt eben den lockigen Mägden des Hauſes,
Ein dreifüßiges großes Geſchirr auf's Feuer zu ſtellen,
Ihm zum behaglichen Bade, ſobald er käme vom Schlachtfeld.
Ach, in Verblendung ahnte ſie nicht, daß fern von den Bädern
Zeus blauäugige Tochter ihn bändigte durch den Peleiden.
Plötzlich vernahm ſie Geheul und klägliches Rufen vom Thurm her:

Angſt durchfuhr ihr die Glieder; es ſank zur Erde das Webſchiff,
Und ſie begann alsbald zu den lockengeringelten Mägden:
Auf, Zwei ſollen mir folgen, ich muß das Geſchehene wiſſen!
Eben vernahm ich die Stimme der Schwäherin, und in dem Buſen
Drängt mein pochendes Herz zum Munde ſich, unten die Kniee
Starren mir! Irgend ein Leid muß Priamos Söhnen genaht ſein!
Möchte doch fern mir bleiben die Botſchaft! Aber entſetzlich
Quält mich die Angſt, daß Peleus Sohn den verwegenen Hektor
Trenne vom Heer und der Stadt, und feldwärts treibend verfolge;
Daß er vielleicht für immer gehemmt die entſetzliche Kühnheit,
Die ihn beſeelt! Er wollte ja nie in der Menge verweilen;
Nein, ſtets lief er voraus; kein Anderer glich ihm an Kampfmuth.
Sprach's, und durch das Gemach entſtürmte ſie gleich der Mänade
Klopfenden Herzens hinaus; ſchnell folgten ihr dienende Frauen.
Als ſie darauf zum Thurm und den drängenden Schaaren gelangt war,
Stand ſie, und ſah von der Mauer umher. Sie erblickte den Gatten
Draußen im Felde geſchleift, wie die ſchnellhinjagenden Roſſe
Unbarmherzig hinab zu den bauchigen Schiffen ihn ſchleiften.
Und es umfing ihr plötzlich ein nächtliches Dunkel die Augen;

Rücklings ſank ſie zu Boden, die Seel' aushauchend in Ohnmacht.
Weithin flog von dem Haupte das ſtrahlende Lockengeſchmeide,
Stirnband, Haube zugleich, die geflochtene Bind' und der Schleier,
Die ihr am Hochzeitstage die goldumſtrahlte Kythere
Selber geſchenkt, als Hektor, der rüſtige Stürmer im Helmbuſch,
Reichliche Gaben ihr bot, aus Hetions Hauſe ſie führend.
Manche von Hektors Schweſtern umher und den Frauen der Schwäger
Standen ihr bei, und hielten die ganz zum Tode Betäubte.
Als ſie zu athmen begann und Beſinnung wieder geſammelt,
Scholl aus innerſter Bruſt vor Troja's Frauen ihr Wehruf:
  Hektor, wehe mir Armen! denſelbigen Jammer zu dulden
Kamen wir Beide zur Welt: du hier in Priamos Hauſe,
Ich auf Hetions Burg am waldigen Plakos in Thebe,
Wo zum Jammergeſchick in der Kindheit jener mich aufzog, —
Unglückſelig er ſelbſt! O wär' ich ihm nimmer geboren!
Nun in des Aides Haus, in die finſteren Tiefen der Erde,
Steigſt du hinab, und läſſeſt daheim in verzehrendem Jammer
Mich als Wittwe zurück mit dem ganz unmündigen Söhnlein,
Das wir Bejammernswerthe gezeugt! Ach nimmer, o Hektor,
Wirſt du, entſeelt, dich ſeiner erfreun, noch Freuden ihm ſchaffen!
Wenn auch nun ihn verſchonte der traurige Krieg der Achäer:
Dennoch wird er dereinſt ſtets Noth und Jammer erdulden.
Andere werden ja nun ſein Gut und Erbe verkürzen;
Ach der Verwaiſung Tag raubt Freund' und Geſpielen dem Kinde!

Schüchtern und elend ſenkt es den Blick mit bethräneten Wangen.
Alſo wandelt es darbend umher zu den Freunden des Vaters;
Flehentlich faßt es den Einen am Rock und den Andern am Mantel.
Einer erbarmt ſich vielleicht und reicht ihm ein wenig die Schale,
Daß es die Lippen ihm netzt und nicht ſein Gaumen genetzt wird.
Oft wohl ſtößt es ein Sohn noch blühender Eltern vom Gaſtmahl,
Der mit den Fäuſten es ſchlägt und kränkt mit verhöhnendem Zuruf:
Hebe dich weg! dein Vater iſt hier nicht unter den Gäſten!
Dann ſchleicht weinend das Kind ſich hinweg zur verwittweten Mutter,
Mein Aſtyanax, er, der einſt auf den Knieen des Vaters
Nur von Mark ſich genährt und dem zarteſten Fette der Lämmer;
Der, wenn Schlaf ihn befiel, von kindlichen Spielen ermüdet,
Sanft auf ſchwellendem Pfühl, in der Wärterinn Armen gebettet,
Labender Ruhe genoß in des Frohſinns blühender Fülle.
Aber des liebenden Vaters beraubt, was wird er noch dulden,
Er, den Ilios Männer zum Ruhm Aſtyanax nennen!
Denn du warſt es allein, der Thor' und Mauern beſchirmte!
Du wirſt nun an den Schiffen der Danaer, fern von den Eltern,
Wimmelnden Maden zum Raub, nachdem ſich die Hunde geſättigt,
Nackt und bloß; und es liegen daheim dir viele Gewande,

Schön aus köſtlichem Stoffe gewebt von den Händen der Frauen.
Aber ich werde ſie all' in lodernder Flamme verbrennen:
Nichts mehr frommen ſie dir und ſchmücken dir nimmer die Bahre!
Mögen ſie flammend dich ehren vor Troja's Frauen und Männern!
Alſo ſprach ſie mit Schluchzen, und ringsum ſeufzten die Frauen.

Dreiundzwanzigſter Geſang. Die Achäer kehren nun in das Lager zurück; die Myrmidonen fahren, von Achilleus geführt, drei Mal um Patroklos Leichnam und wehklagen. Achilleus läßt ein prachtvolles Leichenmahl rüſten (V. 1—58). In der Nacht erſcheint Patroklos ſeinem Freunde im Traume und fleht um ſeine Beſtattung (V. 59—107). Die Myrmidonen errichten den Scheiterhaufen; Patroklos Leiche wird ſammt den Todtenopfern verbrannt, ſeine Gebeine geſammelt und ein Hügel auf der Brandſtätte errichtet (V. 108—256). Es folgen nun die

Feſtſpiele zu Patroklos Ehre.

(Ilias XXIII. V. 257—897.)

Als ſie den Hügel erhöht, enteilten ſie. Aber Achilleus
Hieß dort bleiben das Volk und umher im Kreiſe ſich lagern,
Holte ſodann Kampfpreiſe vom Schiff, dreifüßige Keſſel,
Schüſſeln, Roſſe zugleich, Maulthier' und kräftige Stiere,
Schönumgürtete Weiber und dunkelglänzendes Eiſen.

Erſt als herrlichen Preis dem geſchwindeſten Lenker des Wagens
Setzt' er ein reizendes Weib, in trefflichen Künſten erfahren,
Und ein gehenkelt Gefäß, zweimal elf Eimer umfaſſend;
Ferner beſtimmt' er dem Zweiten ein Roß ſechsjährigen Alters,
Welches ein Maulthierfüllen ihm trug und dem Joche noch fremd war;
Dann zum Preis für den Dritten ein vier Maaß haltendes, ſchönes
Becken von Erz, neuglänzend, noch nie vom Feuer berühret;
Ferner beſtimmt' er dem Vierten an Gold zwei volle Talente;
Eine gedoppelte Schale, noch rein vom Feuer, dem Fünften.
Aufrecht ſtand er ſodann, und redete vor den Argeiern:
Atreusſohn, und ihr Andern, ihr wohlumſchienten Achäer,
Seht hier Preiſe des Kampfs im Bezirk für Lenker der Wagen.
Wär' es ein anderer Mann, dem jetzt hier gölte der Wettkampf:
Wahrlich den erſten Gewinn trüg' Ich nach meinem Gezelte.
Denn mein edles Geſpann, ihr kennet es, wie es hervorragt,
Göttlicher Zucht entſtammt: es empfing mein Vater die Roſſe
Einſt vom Herrſcher des Meers, und mir dann ſchenkte ſie Peleus.
Ach nun bin ich verlaſſen, ich ſelbſt und die ſtampfenden Roſſe!
Denn ihr Ruhm iſt dahin, ihr herrlicher Lenker Patroklos,
Der voll freundlichen Sinnes ſo oft mit geſchmeidigem Oele
Ihnen die Mähnen geſalbt, wenn lautere Fluth ſie gebadet.
Darum ſtehen ſie nun ſo betrübt, und die wallenden Mähnen
Sind zur Erde geſenkt: ſo ſtehen ſie innig bekümmert.
Aber bereitet den Kampf, ihr übrigen Männer des Heeres,

ier den Geſpanne vertraut und dem ſtattlichgezimmerten Wagen.
Alſo der Peleusſohn. Da erhoben ſich rüſtige Lenker:
eld Eumèlos [1] erhob ſich zuerſt, der Gebieter des Volkes,
r, des Admètos Sohn, der geprieſene Lenker des Wagens;
ydeus Sohn ihm zunächſt, der gewaltige Held Diomedes,
elcher die troiſchen Roſſe gejocht, das Geſpann des Aeneias,
em er es nahm; doch jenen errettete Phöbos Apollon.
ann trat vor Menelaos, der goldumlockte Gebieter,
reus Sohn; der ſpannte die hurtigen Roſſ' an den Wagen,
einen Podargos, den Hengſt, und die bräunliche Stute des Bruders,
the, die dem Atreiden Anchiſes Sohn Echepolos
atte geſchenkt, um nicht nach Priamos Stadt ihm zu folgen,
ondern daheim ſich der Ruhe zu freun; denn Fülle des Reichthums
ard von Zeus ihm beſcheert auf Sikyons weiten Gefilden.
e nun ſpannt' er in's Joch; ſie ſehnte ſich feurig nach Wettlauf.
ch Antilochos ſchirrte die herrlichbemähneten Roſſe,
ſtors trefflicher Sohn, den Neleus Sohn, der beherzte
ackere Herrſcher gezeugt; ſein hurtiges pyliſches Roßpaar
g mit dem Wagen heran. Da ertheilt' ihm nahend der Vater
lſamen Rath, und begann zu dem ſelbſt ſchon kundigen Jüngling:
Dich, Antilochos, haben fürwahr, obwohl du noch jung biſt,
s und Poſeidon geliebt; ſie lehrten dich Kunde des Wagens
licher Art: du bedarfſt deshalb nicht vieler Belehrung.

---

[1] der Herrſcher von Pherä in Theſſalien.

Denn du umlenkeſt das Ziel mit Gewandtheit; aber zum Wettlauf
Haſt du das trägſte Geſpann: drum ahnet mir mißlicher Ausgang.
Beſſer im Lauf ſind jene der Uebrigen; aber die Lenker
Wiſſen gewiß nicht beſſeren Rath als du zu erſinnen.
Darum präge dir nun, mein Theuerſter, jede Belehrung
Wohl in den Sinn, daß nicht dir entgehn die Gewinne des Wettlaufs.
Mehr als Kraft und Gewalt frommt Rath holzfällenden Männern,
Nur durch Rath lenkt ſicher in dunkelen Meere der Steurer
Sein ſchnellſegelndes Schiff, wenn wüthender Sturm es umherwirft:
So überholt durch Rath und Verſtand ein Lenker den andern.
Wer nur ſeinem Geſpann und dem rollenden Wagen vertrauet,
Ohne Bedacht in's Weite verirrt er ſich hierin und dorthin,
Wild auch ſchweift das Geſpann nach eigener Wahl in der Rennbahn.
Kennt er jedoch ſein Beſtes, und wär' auch ſchlechter das Roßpaar,
Hält er im Auge das Ziel, ſchwenkt dicht ſich herum, und vergißt nicht,
Wie er die Roſſe zuerſt mit den Stierhautriemen gerichtet,
Sondern beharrt in demſelbigen Strich, und beachtet den Vormann.
Sieh, ich bezeichne dir deutlich das Ziel; das halt' im Gedächtniß:
Mannhoch ragt ein vertrockneter Stamm dort über der Erde,
Nicht im Regen verfault, vom Eichbaum oder von Kienholz.
Daran lehnen ſich rechts und links zwei ſchimmernde Steine,

Wo der verengerte Weg um die ebene Bahn ſich herumſchwingt.
Einſtmals diente der Stamm dem verſtorbenen Manne zum Denkmal,
Oder dem vorigen Menſchengeſchlecht zum Ziele des Wettlaufs:
Den nun wählte zum Ziel der erhabene Stürmer Achilleus.
Strebe ſo dicht wie möglich heran mit Wagen und Roſſen;
Beuge du ſelbſt alsdann in dem zierlichgeflochtenen Seſſel
Sanft zur Linken den Leib, und das Roß zur Rechten ermuntre
Rufend und treibend zum Lauf, und zugleich laß freier den Zügel,
Während das Roß zur Linken am Ziel ſo nahe vorbeiſtreift,
Daß dein zierliches Rad mit der ragenden Nabe den Stein dort
Scheint zu berühren am Rand; doch hüte dich jenen zu treffen,
Daß kein Stoß dir die Roſſe verwund' und den Wagen zerſchelle;
Schmachvoll wär' es für dich, und die Anderen würden ſich freuen.
Auf denn, theuerſter Sohn, ſei vorſichtsvoll und behutſam.
Haſt du das Ziel erſt glücklich umlenkt und gewonnen den Vorſprung,
Dann holt Keiner dich ein, dann jagt dir Keiner vorüber,
Wenn auch hinter dir ſchnaubte der herrliche Renner Areion,
Der von Unſterblichen ſtammte, der muthige Hengſt des Adraſtos,
Oder Laomedons edles Geſpann, das hier ihm genährt ward.
So ſprach Neſtor der Greis, und ſetzte ſich wieder im Kreiſe,
Als er beendet das Wort und dem Sohn ausführlich gerathen.

Auch Meriones ſchirrte die herrlichbemähneten Roſſe.
Jeder beſtieg nunmehr das Geſtühl. Die geſammelten Looſe
Schüttelte Peleus Sohn. Erſt fiel des Antilochos Zeichen;
Dann nach Neſtors Sohne das Loos Eumelos des Herrſchers;
Nach ihm traf den Atreiden das Loos, Menelaos den Speerheld;
Dann Meriones jenem zunächſt; und den äußerſten Platz dann
Looſ'te der tapferſte Held Diomedes unter den Lenkern.
Die nun ſtanden gereiht; und Achilleus zeigte das Rennziel
Fern in der ebenen Flur; als achtſamen Wächter daneben
Stellt' er den göttlichen Phönix, des Peleus alten Gefährten,
Wohl zu bemerken den Lauf und die Wahrheit treu zu verkünden.
Jetzo ſchwangen ſie Alle zugleich von den Wagen die Geißeln;
Jeglicher ſchlug mit den Riemen, und ſchrie mit ermunterndem Zuruf
Eifrig entflammt. Mit beflügeltem Lauf durchſtürmten die Roſſe
Schnell von den Schiffen hinweg das Gefild, und wallend erhob ſich
Unter den Brüſten der Staub wie Gewölk und Sturmesgewirbel;
Aufwärts flatterten wild im wehenden Winde die Mähnen.
Bald nun rollten die Wagen, den nährenden Boden berührend,
Bald durchflogen ſie ſchwebend die Luft. Hoch ſtanden die Lenker
Oben im Wagengeſtühl; laut ſchlug vor Siegesbegierde
Jedem das Herz in der Bruſt; es ermunterte Jeder die Roſſe,
Und mit beflügeltem Lauf durchſtürmten ſie ſtäubend das Blachfeld.

Als vom äußerſten Ende die hurtigen Roſſe zurückwärts
Rannten zum ſchäumenden Meer: da zeigte ſich jeglichen Roſſes
Tüchtigkeit, wie ſie geſtreckt hinſtürmeten. Schneller denn Alle
Sprengte des Pheres Enkel daher mit den hurtigen Stuten.
Dieſem zunächſt durcheilte die Bahn mit den troiſchen Hengſten
Tydeus Sohn, nicht fern von dem Vormann, ſondern ſo nahe,
Daß es erſchien, als wollten ſie ſtets in den Wagen ihm ſpringen;
Warm umſchnaubte der Hauch Eumelos kräftige Schultern,
Da ſie in fliegendem Lauf mit dem Haupt ihm den Rücken berührten.
Ja nun wär' er voraus und wenigſtens gleich ihm gekommen:
Aber Apollon grollte dem Tydeusſohn Diomedes;
Sieh, er ſchlug ihm die Hand, und die glänzende Geißel entfiel ihm.
Thränen des Unmuths quollen hervor in den Augen des Helden,
Weil mit den Stuten ihm jetzt Eumelos weiter vorauskam,
Während die Hengſt' ihm ſäumten im Lauf; denn es fehlte die Geißel.
Aber Athene merkte ſogleich, wie liſtig Apollon
Dort den Tydeiden getäuſcht: und ſie flog zum Hirten des Volkes,
Gab ihm die Geißel zurück, und muthiger rannten die Roſſe.
Zornvoll eilte ſie dann zu Admètos Sohn' Eumelos,
Brach mit göttlicher Kraft ihm das Joch, und neben dem Wege
Liefen die Roſſe getrennt, und erdwärts bog ſich die Deichſel.
Jener entſank dem Geſtühl und wälzte ſich neben dem Rade,

Daß er die Arme, den Mund und die Naſe ſich blutig verletzte;
Ueber den Brauen zerſchlug er die Stirn; mit bitteren Thränen
Füllten die Augen ſich an, und die kräftige Stimme verſagt' ihm.
Neben ihm flog der Tydeide vorbei mit den ſtampfenden Roſſen;
Weit vor den Uebrigen jagt' er voraus: denn Pallas Athene
Stärkte die Roſſe mit Muth, und verlieh Siegsehre dem Lenker.
Hinter ihm trieb Menelaos, der goldumlockte, die Roſſe;
Und zu des Vaters Geſpann rief Held Antilochos alſo:
   Wacker heran! ſtreckt hurtig im eifrigſten Laufe die Glieder!
Nicht mit den fliegenden Roſſen des kampferprobten Tydeiden
Sollt ihr im Lauf wetteifern; denn jetzt hat Pallas Athene
Schnelligkeit ihnen verliehn und gewährt Siegsehre dem Lenker.
Holt des Atreiden Geſpann nur ein und gewinnet den Vorſprung;
Eilet mir ſchnell, ſonſt würde mit Schmach euch Aethe bedecken,
Die ja Stute nur iſt! Was ſäumet ihr, treffliche Hengſte?
Denn das ſag' ich zuvor, und ſicherlich wird es erfüllet:
Euch wird nimmer hinfort beim völkerbehütenden Neſtor
Pflege gewährt: ſchnell mordet er euch mit der Schärfe des Erzes,
Wenn ihr vergeſſet der Pflicht, und uns der geringere Preis wird.
Auf denn, ſtrebet vereint, und tummelt euch, was ihr vermöget!
Aber ich ſelbſt will dies mit Geſchick ausführen und Vorſicht,

Daß ich im engeren Wege vorbeiſchlüpf' ohne zu fehlen.
Alſo der Held; und ſcheuend den mahnenden Ruf des Gebieters,
Rannten ſie einige Zeit noch heftiger; aber ſogleich dann
Schaute des Hohlwegs Enge der kühnausharrende Kriegsheld.
Eine Vertiefung war's, wo herbſtliches Regengewäſſer
Hohl ausſchwemmte den Weg und rings einſenkte das Erdreich.
Dorthin fuhr Menelaos, den Stoß zu vermeiden der Räder;
Aber Antilochos fuhr mit den ſtampfenden Roſſen zur Seite
Hinter ihm her, und lenkte den Lauf nur wenig vom Wege.
Drob erſchrak Menelaos und rief zum Sohne des Neſtor:
Sinnlos führſt du den Wagen, Antilochos! Halte die Roſſe!
Eil' auf breiterem Pfade mir vor, nicht hier in der Enge!
Stoße mir nicht an den Wagen; es wär' uns Beiden zum Unheil!
Alſo der Held; doch hitziger nur trieb jener die Roſſe,
Schlug mit der Geißel darauf, und that, als hört' er ihn gar nicht.
Eben ſo weit, wie die Scheibe vom Schwung des erhobenen Armes
Hinfliegt, wenn ſich verſuchend ein kräftiger Mann ſie geworfen,
Sprangen die Hengſte voraus, und langſamer blieben des Andern
Roſſe zurück; auch hemmt' er ſie ſelbſt abſichtlich im Laufe,
Daß nur nicht in der Enge die ſtampfenden Roſſe ſich ſtießen
nd die geflochtenen Wagen zertrümmerten, während die Lenker
Beid' in den Staub hinſänken in hitziger Siegesbegierde.

Aber mit ſcheltender Stimme begann Goldhaar Menelaos:
Nein, heilloſer als du, Antilochos, findet ſich Keiner!
Geh! wir haben dich fälſchlich bisher für weiſe gehalten!
Gleichwohl ſollſt du den Preis ohn' Eidſchwur [2] nimmer empfangen!
Alſo ſprach der Atreid', und ermunterte wieder die Roſſe:
Bleibt nicht träge zurück, und ſteht nicht ſtille vor Unmuth!
Eher denn euch wird jenen die Kraft in den Knieen und Füßen
Matt ſein; beiden gebricht's an rüſtiger Friſche der Jugend.
Alſo der Held; und ſcheuend den mahnenden Ruf des Gebieters,
Rannten ſie ſchneller daher: bald waren ſie jenen genahet.
Aber von fernher ſchauten die Danaer, ſitzend im Kampfkreis,
Wie durch's Feld die Geſpanne mit ſtäubenden Hufen dahinflohn.
Kreta's Herrſcher zuerſt, Idómeneus, ſchaute ſie deutlich,
Denn er ſaß, von den Andern getrennt, auf höherer Warte.
Fernher konnt' er vernehmen den Ruf, und erkannte den Lenker;
Denn er bemerkte das Roß, das kennbar war vor den andern:
Braunroth waren die Glieder im Uebrigen; nur an der Stirne
Hatt' es ein ſchimmerndes Maal, ganz rund, wie die Scheibe des Mondes.
Jener erhob ſich vom Sitz, und ſprach zu den Danaerhelden:
Freunde, gebietende Fürſten, ihr waltenden Häupter Achaja's;
Seh' ich allein ſo deutlich die Kommenden, oder auch ihr dort?

---

[2] Ohne Reinigungseid.

Nun ſind andere Roſſe die vorderſten, wie es mir ſcheinet,
Auch ihr Lenker bedünkt mir ein Anderer. Irgend ein Unglück
Traf ſie vielleicht in der Bahn, die hinauf am tüchtigſten rannten.
Eben noch ſah ich am Ziel Eumèlos Stuten herumdrehn;
Doch nun kann ich ſie nirgend erſchaun, obgleich mir die Augen
Rings durch's troiſche Feld mit forſchenden Blicken umherſpähn.
Glitten vielleicht in den Händen die Zügel ihm, daß er am Ziel nicht
Konnte geſchickt einhalten, den Umſchwung glücklich zu treffen?
Dort wohl iſt er geſtürzt, und der ſtattliche Wagen zerbrochen,
Und von der Bahn entrannten verwilderten Geiſtes die Stuten.
Schauet ihr ſelbſt aufſtehend den Kommenden: Ich ja vermag ihn
Nicht ſo genau zu erkennen; allein den Aetolierhelden
Glaub' ich zu ſehn, der mächtig in Argos Volke gebietet;
Held Diomedes iſt's, den Tydeus zeugte der Roßheld.
Höhnend begann drauf Ajas, der hurtige Sohn des Oileus:
Vorſchnell haſt du geſchwatzt, Idòmeneus! Fern in der Rennbahn
Stürmen die ſtampfenden Stuten daher durch's weite Gefilde.
Nicht doch biſt du an Jahren im Danaervolke ſo jung mehr,
Und dir ſpähen die Augen im Haupt wohl ſchwerlich am ſchärfſten.
Vorſchnell ſchwatzeſt du immer dahin; dir ziemet mit nichten,

Raſch mit der Zunge zu ſein; denn hier ſind weiſere Männer.
Stets noch ſind wie zuvor Eumèlos Stuten im Vorſprung;
Er auch ſteht noch im Wagen und hält in den Händen die Zügel.
Kreta's König begann voll heftigen Zornes dagegen:
Ajas, Meiſter im Zank, du Läſterer! — ſonſt ja in allem
Stehſt du den Anderen nach: — du biſt unholden Gemüthes!
Hurtig, es ſtehe zum Pfand ein Dreifuß, oder ein Keſſel,
Und es entſcheide den Streit hier Atreus Sohn Agamemnon,
Weſſen Geſpann vorn jage: du ſollſt mir's büßend erfahren!
Alſo der Held. Da erhub ſich der hurtige Sohn des Oileus
Zornentbrannt, und gedachte noch mehr Zankworte zu wechſeln.
Und nun wären die Beiden im Streit noch weiter gegangen;
Aber Achilleus ſelber begann aufſtehend vom Sitze:
Höret doch auf, euch hier mit erbitterten Worten zu ſchelten,
Ajas, und Kreta's Herrſcher Idòmeneus, wenig geziemt's euch!
Und ihr verargtet gewiß auch Anderen ſolches Beginnen!
Sitzet doch hier nun ruhig im Kreis, und ſchauet die Roſſe.
Bald ja werden ſie ſelbſt voll drängender Siegesbegierde
Hier zur Stelle gelangen; und dann wird Jeder erkennen,
Welches Achäergeſpann vorausläuft, welches zurückbleibt.
Alſo der Held; und im Fluge genaht kam ſchon Diomedes.
Raſtlos pfiff um die Schulter die Geißel ihm, aber die Roſſe
Heben ſich hoch in die Luft, pfeilſchnell durchjagend die Rennbahn.
Immer mit Sand und Staube beſprengten ſie ſtampfend den Lenker,
Während der ſtattliche Wagen, mit Gold und Zinne verzieret,
Hinter dem ſchnellen Geſpann fortrollete. Wenig bemerkbar

Blieb ein Geleiſe zurück von den eiſernen Schienen der Räder
In dem gelockerten Staub: ſo pfeilſchnell flogen die Roſſe.
Er dann hielt in der Mitte der Schauenden. Reichlich enttriefte
Schweiß von der Bruſt und dem Nacken der dampfenden Roſſe zur Erde.
Jetzo ſprang er herab vom hellumſchimmerten Wagen,
Lehnte die Geißel ſodann an's Joch. Nicht lange beſann ſich
Sthenelos,[3] ſondern ergriff alsbald voll Eifer den Kampfpreis,
Gab dann muthigen Freunden das Weib zum Zelte zu führen
Sammt dem gehenkelten Keſſel; er ſelbſt entſchirrte die Roſſe.
Nächſt ihm kam mit den Roſſen Antilochos, Neleus Enkel,
Der durch Liſt dem Atreiden und nicht durch Schnelle zuvorkam.
Gleichwohl war Menelaos ihm nah mit den hurtigen Roſſen.
Eben ſo weit, wie das Roß vom kreiſenden Rade getrennt iſt,
Wenn es geſtreckt im Gefilde den Herrn mit dem Wagen daherträgt;
Hinten berührt es die Schienen am Rad mit den Haaren des Schweifes;
Denn es enteilt ganz nahe daran, und weniger Raum nur
Hält es vom Rade getrennt, wie es hinrennt über das Blachfeld:
So weit blieb der Atreide von Neſtors trefflichem Sohne
Jetzt noch zurück, da er erſt auf Diskosweite zurückblieb.
Aber er hatte geſchwind ihn erreicht; denn muthiger ſtürmte
Aethe hinter ihm her, Agamemnons glänzende Stute.
Hätte ſich Beiden die Bahn noch etwas weiter gedehnet,

---

[3] des Diomedes Waffengefährte.

Wär' er gewiß ihm voraus und wenigſtens gleich ihm gekommen.
Held Merìones dann, des Idòmeneus edler Genoſſe,
Blieb auf Speerwurfsweite zurück vom berühmten Atreiden.
Ihm war ſchwerer im Lauf das Geſpann ſchönmähniger Roſſe,
Auch er ſelber zu wenig geübt zum Lenken in Wettlauf.
Aber von Allen zuletzt kam Pheres Enkel Eumèlos,
Schleppend das ſchöne Geſchirr und vor ſich treibend die Roſſe.
Mitleidsvoll ſah dieſen der herrliche ſchnelle Peleide,
Stellte ſich vor die Achäer, und ſprach die beflügelten Worte:
Seht, wie der tüchtigſte Lenker zuletzt ſein ſtampfendes Roßpaar
Hertreibt! Aber wohlan, nach Billigkeit werde der zweite
Preis ihm gewährt; es gebühret dem Tydeusſohne der erſte.
Alſo der Held; und Alle genehmigten, was er geordnet.
Und nun hätt' er das Roß ihm verliehn, wie jene beſchloſſen;
Held Antilochos aber, der Sohn des erhabenen Neſtor,
Trat unwillig hervor, und rechnete ſo mit Achilleus:
Ernſthaft werd' ich dir zürnen, Achilleus, wenn du es ausführſt,
Was du geſagt! Mir willſt du den Kampfpreis wieder entreißen,
Weil ſein ſchnelles Geſpann und Geſchirr nun Schaden genommen,
Der ſonſt meiſterlich lenkt! Erſt hätt' er doch ſollen die Götter
Anflehn: dann nicht wär' er zuletzt mit den Roſſen gekommen.
Aber wofern du ihn nun mit freundlichem Herzen bedauerſt:
Sieh, du verwahrſt viel Erz und köſtliches Gold im Gezelte,
Haſt auch Mägde genug, haſt Schaaf' und ſtampfende Roſſe.

Davon magſt du nachher noch größeren Preis ihm gewähren,
Oder ſogleich: dann werden Achaja's Männer dich loben.
Aber mit nichten entſag' ich dem Roß; mag jeglicher Mann hier,
Dem es gefällt, um dieſes mit mir aufnehmen den Zweikampf!
Alſo der Held; und der Stürmer Achilleus lächelte freundlich
Seinen Antilochos an, und freute ſich, weil er ihn liebte.
Drauf antwortet' er ihm, und ſprach die geflügelten Worte:
Alſo ein andres Geſchenk, Antilochos, ſoll ich Eumèlos
Aus dem Gezelt hergeben? Wohlan, auch dieſes gewähr' ich.
Aſteropäos Panzer, den ehernen, will ich ihm ſchenken,
Den ich im Kampfe geraubt; ein Guß hellſchimmernden Zinnes
Windet ſich rings umher: nicht weniges wird er ihm werth ſein.
Sprach's, und ſandte den Freund Autòmedon, daß er den Panzer
Aus dem Gezelt ihm holte; ſogleich ging dieſer und bracht' ihn,
Gab das Geſchenk Eumèlos, und froh nahm der's in die Hände.
Jetzo trat Menelaos hervor; voll bitteren Unmuths
Zürnte der Held noch ſtets dem Antilochos. Aber ein Herold
Gab ihm den Stab in die Hand, und gebot ringsher den Achäern,
Stille zu ſein. Drauf ſagte der göttlichgeſtaltete Kämpfer:
Sprich, was haſt du gethan, Antilochos, ſonſt ſo verſtändig?
Meine Gewandtheit haſt du gehöhnt, mir die Roſſe gehindert,
Da du mit Liſt vordrängteſt die ungleich ſchlechteren Roſſe.

Aber wohlan, ihr Fürſten und waltenden Häupter Achaja's,
Schlichtet uns Beiden den Streit nach Billigkeit, Keinem zu Gunſten,
Daß nicht Einer im Volk der geharniſchten Danaer ſage:
„Atreus Sohn hat lügend den Neſtoriden bewältigt,
Und ihn der Stute beraubt; denn er trieb ſchwächere Roſſe,
Aber er ſelbſt iſt jenem an Macht überlegen und Anſehn."
Oder wohlan, Ich ſchlichte den Streit: kein Danaer, denk' ich,
Wird mein Wort mir verargen; denn leicht iſt hier zu entſcheiden.
Nahe dich, zeusentſtammter Antilochos, wie der Gebrauch iſt,
Nimm die geſchmeidige Geißel zur Hand, womit du im Wettlauf
Eben gelenkt, und ſtelle dich hier vor Wagen und Roſſe,
Rühre die Roſſ' und ſchwöre zum erdumgürtenden Herrſcher,
Daß du mir nicht vorſätzlich mit Liſt aufhielteſt den Wagen.
Und der verſtändige Held Antilochos ſagte dagegen:
Diesmal hemme den Zorn: weit jünger ja bin ich an Jahren,
Als du, Fürſt Menelaos; du ſelbſt biſt älter und ſtärker.
Siehe du weißt, was Fehler des jüngeren Mannes bedeuten:
Solchem iſt raſch zufahrend der Sinn, und ſchwächer die Einſicht.
Darum laß dich im Herzen beſänftigen! Gern ja erſtatt' ich
Dir das empfangene Roß; und forderteſt du von dem Meinen
Sonſt noch ein größeres Gut, dir brächt' ich es lieber zur Stelle
Dar zum Geſchenk, als daß ich, o Zeusentſtammter, für immer
Dir vom Herzen getrennt, mich verſündige wider die Götter!
Alſo ſprach zum Atreiden der Sohn des erhabenen Neſtor,
Holte das Roß und gab es ihm hin. Drob wurde das Herz ihm
Freudig erquickt, wie Thau ſich in friſchaufgrünenden Saaten

Mild um die Aehren ergießt, wenn's dicht in den Fluren emporſtarrt:
So drang dir, Menelaos, in's Herz die erquickende Freude.
Freundlich begann er zu ihm, und ſprach die beflügelten Worte:
Jetzt, Antilochos, räum' ich dir gern von ſelber den Vorzug,
Wenn ich zuvor auch zürnte. Denn nie muthwillig und flatternd
Wareſt du ſonſt; nur heute bewältigte Jugend den Sinn dir.
Hüte dich nur in der Folge, die Stärkeren ſchlau zu berücken.
Schwerlich hätte ſo leicht mich ein Anderer wieder begütigt.
Aber ſo viel ja haſt du gethan für mich und gelitten,
Du, und zugleich dein Vater, der wackere Greis, und der Bruder:
Drum willfahr' ich dir gern, und das Roß auch will ich dir geben,
Obſchon mir es gebührt; hier ſollen es Alle doch wiſſen,
Daß ich im Herzen gewiß nie unnachgiebig und ſtolz bin.
Sprach's, und hieß den Noëmon, Antilochos Freund, mit dem Roſſe
Fortgehn; aber er ſelbſt empfing das geglättete Becken.
Held Meriones nahm ſich die zwei Talente des Goldes,
Er als Vierter im Lauf. Nun blieb die gedoppelte Schale
Uebrig, der Preis für den Fünften: da brachte ſie durch die Verſammlung
Peleus Sohn zum Neſtor, und gab ſie ihm, alſo beginnend:
Da, nimm dieſes, o Greis, als bleibendes Zeichen der Freundſchaft;
Denke dabei an das Grab des Patrokles, welchen du nie mehr
Sehn wirſt unter den Helden. Ich reiche dir aber den Kampfpreis

Bloß zum Geſchenk; denn ſchwerlich zum Fauſtkampf oder zum Ringen
Trittſt du hervor, auch nimmer zum Speerwurf oder zum Wettlauf:
Schwer ja trägſt du bereits an der drückenden Bürde des Alters.
Sprach's, und reicht' ihm die Schal' in die Hand; er nahm ſie mit Freuden.
Drauf antwortete Neſtor, und ſprach die beflügelten Worte:
Ja, mein Sohn, das alles iſt wahr und löblich geredet.
Nicht mehr ſind mir die Kniee ſo feſt, mein Lieber, wie ehmals;
Nicht mehr kann ich die Arme ſo leicht um die Schultern bewegen;
Wär' ich noch jetzt ſo rüſtig und friſch an Stärke wie damals,
Als in Bupraſion einſt Amarynkeus Grab die Epeier
Schmückten, und dort Kampfpreiſe die Söhn' aufſtellten des Königs!
Da war Keiner mir gleich in der Schaar, kein Held der Epeier,
Keiner im Pyliervolk, kein mutherfüllter Aetoler.
Enops Sohn Klytomèdes zuerſt überwand ich im Fauſtkampf;
Auch mein Gegner im Ringen erlag, Ankäos von Pleuron;
Dann überholt' ich im Laufe den hurtigſten Läufer Iphiklos,
Warf auch beſſer den Speer als Phyleus und Polydoros.
Nur mit den Roſſen gewannen die Zwillingsſöhne des Aktor,
Weil ſie vereint vorſtrebten in neidiſcher Siegesbegierde;
Denn dort waren die größten der Siegeskleinode noch übrig.
Die nun fuhren gepaart: der hielt und lenkte die Zügel,
Lenkte mit kräftiger Hand, und der Andere trieb mit der Geißel.
Alſo war ich vordem; nun mögen ſich jüngere Männer

Zeigen in ſolcherlei Kampf: — Ich muß dem beſchwerlichen Alter
Folgſam ſein, da ich einſt mich hervorthat unter den Helden. —
Ehre denn ſo nun weiter mit Wettkampf deinen Patroklos.
Dieſes Geſchenk, gern nehm' ich es an, und freue mich herzlich,
Daß du des liebenden Greiſes gedenkſt, und nimmer vergiſſeſt,
Mich beim Danaervolk mit gebührender Ehre zu ſchmücken.
Mögen die Götter dafür mit beglückendem Danke dir lohnen!
Alſo der Greis; da begab ſich Achilleus durch das Gedränge
Wieder hinweg, nachdem er das Lob des Peleiden vernommen.
Jetzo ſtellt' er die Preiſe zum hartzuſetzenden Fauſtkampf,
Band in den Kreis vorführend ein arbeitduldendes Maulthier,
Sechs Jahr alt, ungezähmt, voll ſchwer zu bezähmenden Muthes;
Für den Erliegenden ſtand ein Pokal von doppelter Höhlung.
Aufrecht ſtehend begann vor Argos Volk der Peleide:
Atreusſohn, und ihr Andern, ihr wohlumſchienten Achäer,
Laſſen wir nun um dieſen Gewinn zwei kräftige Männer
Rüſtig die Fäuſt' aufheben zum Kampf. Wen Phöbos Apollon
Läßt als Sieger beſtehn, daß Argos Volk es erkennet,
Führe zum Lohn in's Zelt dies arbeitduldende Maulthier;
Aber den doppelgehöhlten Pokal empfängt der Beſiegte.
Alſo der Held; da erhub ſich ein wackerer, großer Achäer,
Panopeus Sohn Epeios, im Fauſtkampf trefflich erfahren.
Der rief laut, und erfaßte das arbeitduldende Maulthier:
Hieher, wen es gelüſtet, den Doppelpokal zu empfangen!
Aber das Maulthier, mein' ich, gewinnt aus allen Achäern
Keiner mit ſiegender Fauſt; kühn rühm' ich mich ſelber den Beſten.
Andere ſind in der Schlacht viel tüchtiger; dieſes genüge!

Kann doch nimmer ein Mann auf jegliches Werk ſich verſtehen.
Aber ich ſag' es voraus, und gewiß wird ſolches geſchehen:
Uebel zerſchlag' ich dem Gegner den Leib und zermalme die Knochen!
Laßt nur jene noch hier, die verſammelten Leichenbeſtatter,
Daß ſie ihn gleich wegtragen, nachdem ich ihn niedergeſchmettert!
Alſo ſprach er; doch Alles umher blieb ſchweigend und lautlos.
Nur der erhabene Held Euryalos trat ihm entgegen,
Talaos wackerer Enkel, Mekiſteus Sohn, des Gebieters,
Welcher einmal nach Thebe zum Grabfeſt kam des erſchlag'nen
Oedipus, und die Kadmeier im Fauſtkampf alle beſiegte.
Um ihn war der Tydeide bemüht, der geprieſene Speerheld,
Welcher ihm Muth einſprach und den Sieg von Herzen ihm wünſchte.
Dieſer verſah ihn zuerſt mit dem Gurt; dann reicht' er ihm ſchönes
Riemwerk dar vom Felle des nächtlichgeweideten Stieres.
Als ſie ſich wohl umgürtet, betraten ſie Beide den Kampfkreis;
Kräftig erhoben ſie Beide zugleich die gedrungenen Arme,
Rannten ſich an, und mengten die ſchwerauffallenden Fäuſte.
Furchtbar hallte der Backen Geknirſch, und rings von den Gliedern
Strömte der Schweiß. Da erhob ſich der herrliche Kämpfer Epeios,
Schlug an des Spähenden Wange mit Macht: nicht länger vermochte
Jener zu ſtehn; ihm ſtürzten die blühenden Glieder zuſammen.

Wie am Geſtade der Fiſch vor Boreas kräuſelndem Hauche
Ueber das Meergras ſpringt, und die mächtige Wog' ihn verhüllet:
So ſprang jener empor von dem Fauſtſchlag. Aber Epeios
Hob an den Armen ihn auf, und ringsum ſtehende Freunde
Führten ihn durch das Gewühl; denn mühſam ſchleppt' er die Füße,
Spie dickrinnendes Blut, und das Haupt hing wankend zur Seite.
Zwiſchen ſich ſetzten die Führer den ganz Ohnmächtigen nieder;
Andere holten indeß den Pokal von doppelter Höhlung.
Andere Preiſe ſodann zum Kampf des beſchwerlichen Ringens
Stellte der Peleusſohn, und zeigte ſie rings den Achäern:
Ein dreifüßiges Feuergeſchirr, ſehr groß, für den Sieger,
Unter Achaja's Männern an Werth zwölf Rinder geachtet;
Für den Erliegenden ſtellt' er ein dienendes Weib in den Kampfkreis.
Mancherlei Werke verſtand ſie, und galt vier Rinder an Werthe.
Aufrecht ſtehend begann vor Argos Volk der Pelide:
Tretet hervor nun, wer ſich getraut, *den* Kampf zu verſuchen!
Alſo der Held; da erhob ſich der rieſige Telamonide,
Auch der verſchlagene Sohn des Laertes, kundig des Vortheils.
Als ſie ſich wohl umgürtet, betraten ſie Beide den Kampfkreis;
Und ſie erfaßten einander mit feſtumklammernden Armen,
Gleichwie Sparren am Dach der erfahrene Zimmerer einfugt,
Um das gegiebelte Haus vor mächtigen Stürmen zu ſchützen.

Hörbar knirſchten die Rücken, von kühnanfaſſenden Händen
Mächtig gedrückt und gezuckt, und der Schweiß troff quellend herunter;
Häufige Beulen zugleich, von ſchwellendem Blute geröthet,
Traten an Seiten und Schultern hervor; doch gierig des Sieges
Kämpften ſie raſtlos fort um den künſtlichgebildeten Dreifuß.
Weder Odyſſeus ruckte den mächtigen Gegner zu Boden,
Noch ihn Telamons Sohn; des Odyſſeus Kraft widerſtand ihm.
Unluſt fühlten bereits die geharniſchten Männer Achaja's,
Und es begann jetzt Ajas, der rieſige Telamonide:
Edler Laertesſohn, erfindungsreicher Odyſſeus,
Hebe du mich nun, oder ich dich; Zeus walte des Ausgangs!
Sprach's, und hob ihn empor; doch Odyſſeus half ſich mit Klugheit,
Stieß mit den Ferſen ihm ſcharf in die Knie' und löſ'te die Glieder.
Rücklings warf er ihn hin, und lag mitfallend dem Ajas
Ueber der Bruſt. Das ſahen die Danaer rings voll Staunen.
Jenen erhob nun auch der Gefahrüberwinder Odyſſeus:
Zwar nur wenig vom Boden bewegt' er ihn, nicht in die Höhe;
Aber das Knie doch bog er ihm ein; da ſtürzten ſie Beide
Neben einander zur Erd' und befleckten ſich fallend mit Staube.
Wie ſie geſchwind aufſprangen, um jetzt zum Dritten zu ringen,
Hielt ſie Achilleus ſelber zurück; vortretend begann er:
Ringet denn nun nicht länger, und plagt euch nicht zur Erſchöpfung.
Beiden gebühret der Sieg; drum geht, und derſelbige Kampfpreis

Werd' euch Beiden zu Theil; jetzt müſſen noch Andere kämpfen.
Alſo der Held; ſie hörten das Wort mit Bedacht und gehorchten,
Wiſchten den Staub von den Gliedern, und hüllten ſich dann in den Leibrock.
Peleus Sohn nun ſtellte noch andere Preiſe zum Wettlauf:
Eine getriebene Schale zuerſt, von lauterem Silber,
Die ſechs Maaß umfaßte; gewiß war nirgend auf Erden
Eine ſo ſchön; von Künſtlern in Siden war ſie gebildet;
Dorther brachten ſie über das Meer phönikiſche Männer,
Stellten im Haſen ſie auf, und ſchenkten ſie endlich dem Thoas;
Aber als Kaufpreis dann für Priamos Sohn Lykaon
Nahm ſie der Held Patroklos vom Jaſoniden Euenos,
Und der Peleide beſtimmte ſie nun, zur Ehre des Freundes,
Dem zum Geſchenk, der laufend die hurtigſten Schenkel bewegte.
Ferner beſtimmt' er ein großes, gemäſtetes Rind für den Zweiten,
Und für den Letzten ein halbes Talent des geprieſenen Goldes.
Aufrecht ſtand er ſodann, und redete vor den Argeiern:
Tretet hervor nun, wer ſich getraut, den Kampf zu verſuchen.
Alſo der Held; da erhob ſich der hurtige Sohn des Oileus;
Ferner Odyſſeus, reich an Verſtand; Antilochos endlich,
Neſtors Sohn, der immer den Jüngeren allen vorauslief.
Die nun ſtanden gereiht, und das Ziel wies ihnen Achilleus.
Dorthin ſtreckte der Lauf vom Stande ſich; hurtig voraus lief
Ajas, Oileus Sohn; dicht hinter ihm ſchwang ſich Odyſſeus.
Wie ganz dicht an dem Buſen des ſchönumgürteten Weibes

Immer das Webſchiff fliegt; denn ſie ſpannt es geſchickt mit den Händen,
Wenn ſie den Einſchlagsfaden herauszieht; nahe dem Buſen
Hält ſie es: eben ſo nah lief hinter ihm immer Odyſſeus,
Daß er die Stapfen betrat, eh' fallender Sand ſie verſchüttet.
Jenem umſtrömte den Nacken der Hauch des erhab'nen Odyſſeus,
Wie er ihm raſtlos folgte. Dem Siegesbegierigen riefen
Jauchzend die Danaer zu, ſein eifriges Streben zu ſpornen.
Als ſie dem Ende der Bahn nun naheten, betet' Odyſſeus
Schnell in der Tiefe der Bruſt zu des Zeus blauäugiger Tochter:
Höre mich, komm', o Göttin, und ſtärke mir gnädig die Füße!
Alſo flehte der Held: ihn hörete Pallas Athene;
Leichtigkeit ſchuf ſie den Gliedern, den Füßen zugleich und den Armen.
Als ſie bereits beinahe den Preis zu erfaſſen gedachten,
Da glitt Ajas im Lauf — ihm ſchadete Pallas Athene —
Dort wo der Unrath lag der geſchlachteten brüllenden Rinder,
Welche der Stürmer Achill zu Patroklos Ehren geopfert;
Und er beſchmutzte ſich Naſ' und Mund mit dem Kothe der Rinder.
Schnell nun lief ihm voraus der Gefahrüberwinder Odyſſeus,
Kam, und erfaßte die Schale; das Rind nahm Ajas der edle,
Stand, und hielt mit den Händen das Horn des geweideten Rindes,
Immer noch Koth ausſpeiend, und ſprach dann vor den Argeiern:
  Ha, mich brachte zum Fall die Unſterbliche, die den Odyſſeus
Stets wie die zärtlichſte Mutter beſchirmt und helfend ihm beiſteht!

Ajas ſprach's, und herzlich belachten ihn rings die Achäer.
Auch Antilochos trug nunmehr den geringſten der Preiſe
Lächelnden Blickes davon, und redete vor den Argeiern:
Freunde, gewiß iſt's Allen bekannt, — doch muß ich es ſagen:
Jetzt auch krönen die Götter die älteren Männer mit Ehre.
Zwar nur weniges älter als Ich iſt Ajas an Jahren;
Jener indeſſen gehört zum früheren Menſchengeſchlechte.
Aber man rühmt ſein Alter noch friſch, und ſchwerlich ereilt ihn
Einer vom Volk der Achäer im Wettlauf, außer Achilleus.
Alſo ſprach er zum Ruhm des erhabenen ſchnellen Peleiden.
Drauf antwortete dieſer, und ſprach zu Antilochos alſo:
Nicht unbelohnt ſei dir's, Antilochos, daß du mich lobteſt,
Sondern ich will dir an Gold ein halbes Talent noch hinzuthun.
Sprach's, und reicht' es ihm dar; Antilochos nahm es mit Freuden.
Aber Achilleus holte darauf und ſtellt' in den Kampfkreis
Einen gewaltigen Speer nebſt Schild und ehernem Helme,
Einſt Sarpèdons Kriegesgeräth, ihm geraubt von Patroklos.
Aufrecht ſtand er ſodann, und redete vor den Argeiern:
Mögen um dieſen Gewinn zwei tapfere Männer des Heeres,
Beide mit Wehr umhüllt, durchbohrendes Erz in den Händen,
Vor dem verſammelten Volk im Gefecht einander verſuchen.
Welcher den Gegner zuerſt am blühenden Leibe berühret,
Daß er die Wehr durchbohrend in's Fleiſch und dunkele Blut trifft:
Der empfange zum Lohn dies herrliche, ſilberverzierte
Thrakiſche Schwert, das jüngſt ich geraubt von Aſteropäos.

Doch dies Waffengeräth empfangen ſie Beide gemeinſam,
Und ich bewirthe ſie dann im Gezelt mit köſtlichem Mahle.
Alſo der Held; da erhob ſich der rieſige Telamonide,
Nach ihm Tydeus Sohn, der gewaltige Held Diomedes.
Als nun Beide ſich ſchnell an verſchiedenen Seiten gerüſtet,
Traten ſie mitten hinein in den Kreis voll Kampfesbegierde;
Furchtbar rollten die Augen; die Danaer ſtaunten dem Anblick.
Jetzt, nachdem ſie einander zum Angriff nahe gekommen,
Setzten ſie dreimal an, und dreimal nahten ſie ſtürmend.
Durch den gerundeten Schild ſtieß Ajas jenem die Lanze;
Aber das Erz kam nicht an den Leib: ihn ſchirmte der Panzer.
Zielend erhob der Tydeide die blinkende Spitze des Speeres,
Ueber dem rieſigen Schilde den Hals ihm immer bedrohend.
Aber beſorgt für Ajas ermahneten jetzt die Achäer,
Ruhen zu laſſen den Streit, und den Kampfpreis gleich zu vertheilen.
Doch das gewaltige Schwert gab Peleus Sohn dem Tydeiden,
Bracht' es ihm dar ſammt Scheid' und künſtlichgeſchnittenem Riemwerk.
Nunmehr holte der Held die gegoſſene Scheibe von Eiſen,
Die einſt Hetions Arm mit gewaltiger Stärke geſchleudert.
Dieſen erſchlug nachher der erhabene Stürmer Achilleus,
Nahm nebſt anderen Schätzen die Scheib' und ſchiffte von dannen.
Aufrecht ſtand er ſodann, und redete vor den Argeiern:
Tretet hervor nun, wer ſich getraut, den Kampf zu verſuchen!
Auch wem weit der Beſitz fruchttragender Aecker ſich ausdehnt,
Hätt' an der Scheibe genug auf fünf umkreiſende Jahre,
Was er an Eiſen bedarf; nie müßt' aus Mangel der Pflüger

Oder der Hirt in die Stadt hingehn; dies reicht zur Genüge.
Alſo der Held; da erhob ſich zuerſt Polypötes der kühne,
Dann des Leonteus Göttergeſtalt voll kräftigen Muthes,
Ferner Epeios der Held, und der rieſige Telamonide.
Als ſie gereiht nun ſtanden, ergriff Epeios die Scheibe;
Wirbelnd entfuhr ſie der Hand; drob jubelten rings die Achäer.
Hierauf warf als Zweiter des Ares Sproſſe Leonteus;
Ajas ſchwang ſie zum Dritten, der rieſige Telamonide,
Aus der gewaltigen Hand, und ſie flog weit über die Zeichen.
Auch der beharrliche Held Polypötes faßte die Scheibe.
Wie der gebogene Stab weit hinfliegt unter die Rinder,
Den umſchwingend der Hirt in die weidende Heerde geſchleudert:
So weit ſchwang er ſie über den Kreis; froh jauchzte die Heerſchaar.
Und Polypötes Freunde, des krafterfüllten Gebieters,
Traten hervor, und brachten den Preis zu den bauchigen Schiffen.
Zehn zweiſchneidige Aexte, von bläulichem Eiſen geſchmiedet,
Setzte der Held für die Schützen, und zehn Handbeile daneben.
Aufrecht ſtellt' er den Maſt des geſchnäbelten dunkelen Schiffes
Fern in den Sand, und oben daran mit gedrehetem Faden
Band er die ſchüchterne Taub' und gebot nach dieſer zu ſchießen:
Wem es gelingt, mit dem Pfeile die ſchüchterne Taube zu treffen,
Nehme die Aexte geſammt, und trage ſie heim in die Wohnung.
Wer hingegen den Vogel verfehlt und den Faden berühret,
Soll der Geringere ſein und die kleineren Beile gewinnen.

Alſo der Held; und Teukros, der kräftige Herrſcher, erhub ſich,
Dann Meriones auch, des Idomeneus edler Genoſſe.
Als ſie die Looſe gewählt und in ehernem Helme geſchüttelt,
Flog es zuerſt für Teukros heraus: und ſogleich mit Gewalt nun
Schnellt' er den Pfeil; er gelobte zuvor nicht Phöbos Apollon,
Dankend ein feſtliches Opfer von Erſtlingslämmern zu weihen.
Sieh, er verfehlte den Vogel; denn ihm mißgönnt' es der Herrſcher:
Gleichwohl traf er den Faden am Fuß des gebundenen Vogels,
Und mit der ſpitzigen Schärfe des Pfeils durchſchnitt er den Faden.
Aufwärts ſchwang ſich die Taube ſogleich, und herunter am Maſtbaum
Hing der geriſſene Faden; es regten ſich laut die Achäer.
Aber geſchwind entraffte Meriones jenem den Bogen,
Richtete ſchleunig den Pfeil, nachdem er ihn lange bereit hielt,
That dann ſchnell ein Gelübde dem Fernſchütz Phöbos Apollon,
Dankend ein feſtliches Opfer von Erſtlingslämmern zu weihen.
Hoch nun unter den Wolken die ſchüchterne Taube gewahrend,
Schoß er ſie, wie ſie im Kreiſe daherflog, unter dem Flügel.
Sieh, das Geſchoß drang völlig hindurch, und fiel mit der Spitze
Erdwärts, nahe dem Fuß des Meriones; aber die Taube
Ließ ſich herab zum Maſte des dunkelgeſchnäbelten Schiffes,
Saß und ſenkte den Hals mit herabwärts hängenden Schwingen.

Bald entwich von den Gliedern der Geiſt, und ferne dem Maſtbaum
Fiel ſie herab. Das ſahen die Danaer rings voll Staunen.
Held Merìones nahm ſich die zehn zweiſchneidigen Aexte;
Teukros ging mit den Beilen hinweg zu den bauchigen Schiffen.
Einen gewaltigen Speer trug jetzt der Peleid' in den Kampfkreis,
Auch ein Becken, mit Blumen verziert, vom Werthe des Stieres,
Nie vom Feuer berührt. Da erhuben ſich Meiſter im Speerwurf,
Atreus Sohn Agamemnon, der Held weitherrſchenden Anſehns,
Dann Merìones auch, des Idómeneus edler Genoſſe.
Und es begann vor ihnen der herrliche Stürmer Achilleus:
Atreusſohn, wir wiſſen, wie weit du Allen vorangehſt,
Auch wie Keiner dir gleicht an Kraft und im Schwunge des Speeres.
Trage für dich denn dieſen Gewinn zu den bauchigen Schiffen;
Aber den Speer hier möge der Held Merìones nehmen,
Wenn nur dir es im Herzen gefällt; mir wird es erwünſcht ſein.
Alſo der Held; willfährig vernahm's der gebietende Heerfürſt.
Jetzt gab jener den Speer dem Merìones; und Agamemnon
Hieß mit dem herrlichen Preis Talthýbios gehen, den Herold.

Vierundzwanzigſter Geſang. Nach ſchlaflos verbrachter Nacht ſchirrt Achilleus ſeine Roſſe an und ſchleift den Leichnam Hektors drei Mal um Patrokles

Grab, Apollo ſchützt aber denſelben vor jeder Entſtellung (V. 1—18). Am zwölften Tage befiehlt Zeus auf Apollo's Verlangen dem Achilleus durch Thetis, Hektors Leiche freizugeben, dem Priamos aber durch Iris, dem Achilleus ſelbſt die Löſegeſchenke zu bringen (V. 19—188). Priamos fährt mit Idäos und den Geſchenken in das Lager der Achäer und kommt, von Hermes geſchützt, glücklich zu Achilleus (V. 189—467).

Achilleus und Priamos Zuſammenkunft.

(Ilias XXIV. V. 468—670.)

Alſo ſprach Hermeias, und ging zum hohen Olympos
Wieder hinweg. Nun ſchwang ſich der Greis vom Wagen zur Erde;
Doch den Idäos ließ er zurück, daß dieſer im Hofraum
Roſſ' und Mäuler bewahrte. Der Greis ſchritt grad' in die Wohnung,
Wo ſich der göttliche Held ſtets aufhielt. Sitzend im Zelte
Fand er ihn; ſeitwärts ſaßen die Uebrigen; zwei der Genoſſen,
Held Autòmedon nur, und Alkimos, Ares Zögling,
Waren zum Dienſt ihm nahe. Das Mahl war eben beendet;
Vor ihm ſtand noch der Tiſch, von dem er geſpeiſ't und getrunken.
Priamos große Geſtalt tritt ein; doch Keiner bemerkt ihn:
Nahend umfaßt er jenem die Knie' und küßt ihm die Hände,
Welche ſo manchen der Söhn' ihm gewürgt, die entſetzlichen Hände!
Wie wenn fliehend ein Mann voll Blutſchuld, der in der Heimath

Einen erſchlug, in der Fremde das Haus des begüterten Mannes
Plötzlich betritt, und Alle mit ſtaunendem Blick ihn betrachten:
So auf Priamos edle Geſtalt ſah ſtaunend Achilleus;
Dort auch ſtaunten die Andern, und ſahen einander in's Antlitz.
Priamos aber erhob zu Achilleus flehend die Stimme:
Denk', o göttlicher Held, an den eigenen Vater, an Peleus!
Grau ſteht jener, wie Ich, an der traurigen Schwelle des Alters.
Ihn auch mögen vielleicht umwohnende Völker mit Kriegsnoth
Drängen, und Niemand bietet ihm Schutz vor Schmach und Verderben.
Dennoch, wenn er vernimmt, daß du in der Ferne noch lebeſt,
Darf er im Geiſte ſich freun, und hofft von Tage zu Tage,
Seinen erſehneten Sohn von Troja kommen zu ſehen.
Ich hingegen, ich Armer! in Troja's weiten Gefilden
Hab' ich die tapferſten Söhne gezeugt, und Keiner iſt übrig!
Als das achäiſche Volk hier landete, waren es fünfzig.
Neunzehn wurden allein von derſelbigen Mutter geboren,
Aber die Uebrigen zeugt' ich daheim mit den anderen Frauen.
Davon ſind mir die Meiſten dem ſtürmenden Ares erlegen;
Ach, und den Einzigen, welcher die Stadt und Alle noch ſchirmte,
Den haſt du mir entleibt, da er jüngſt noch focht für die Heimath,
Hektorn! Sieh, nun komm' ich für ihn zu den Schiffen Achaja's,
Ihn zu erkaufen von dir, und bringe dir reichliche Löſung.
Scheue die ewigen Götter, Achill, und erbarme dich meiner!

Denk' an den eigenen Vater! denn mehr bin Ich zu bedauern;
Der ich ertrug, was nimmer ein Menſch auf Erden ertragen,
Daß ich die Hand dir küſſe, dem ſchrecklichen Würger der Söhne!
Priamos ſprach's; und jener, mit Schmerz nach dem Vater ſich ſehnend,
Faßte dem Greiſe die Hand und ſchob ſanftdrängend ihn von ſich.
Laut nun weinten ſie Beide: des männervertilgenden Hektors
Dachte der Greis, vor den Füßen des Peleusſohnes ſich windend;
Mit ihm weinte der Held, voll Wehmuth bald an den Vater,
Bald an Patroklos denkend; Geſtöhn durchhallte die Wohnung.
Als nunmehr der Peleide das Herz durch Thränen erleichtert,
Und ihm der ſehnende Schmerz aus Seel' und Gliedern entflohn war,
Sprang er vom Seſſel empor; an der Hand nun hob er den Greis auf,
Schaute das grauende Haupt und den grauenden Bart mit Erbarmen,
Redete freundlich ihn an, und ſprach die beflügelten Worte:
Ha, viel Jammer fürwahr, Unglücklicher, haſt du empfunden!
Welch ein Entſchluß, dich allein zu den Danaerſchiffen zu wagen,
Mir vor Augen zu nahn, deß Arm ſo viele, ſo tapfre
Söhne dir niedergeſtreckt! Dein Herz iſt wahrlich von Eiſen!
Aber wohlan, nun ſetz' in den Seſſel dich. Alle Betrübniß
Laß uns nun in der Seele beſchwichtigen, wie es uns drücke.
Nichts ja richten wir aus mit der herzentnervenden Klage.
Alſo fügten es Götter den unglückſeligen Menſchen,

Kummer und Schmerz zu erleben; ſie ſelbſt drückt nimmer ein Herzleid.
Denn zwei Urnen ja ſtehn an der heiligen Schwelle Kronions,
Eine mit Unglücksgaben gefüllt, und die andre mit guten.
Wem aus beiden gemiſcht der gewaltige Donnerer zutheilt,
Den trifft bald ein erfreuliches Loos, bald wieder ein böſes.
Wem er die Unglücksgaben ertheilt, den macht er zu Schanden;
Ueber die heilige Erde, verfolgt von zehrendem Kummer,
Irrt er umher; kein Gott, kein Sterblicher zollet ihm Ehre.
So zwar ſchenkten die Götter dem Peleus herrliche Gaben
Seit der Geburt; wie keiner der Sterblichen ward er mit Reichthum,
Segen und Würde begabt, und die Myrmidonen beherrſcht' er;
Ja ſie vermählten ſogar mit dem ſterblichen Manne die Göttin.
Aber ihm ſandt' auch Böſes ein Himmliſcher; denn im Palaſte
Fehlt ein Geſchlecht von Söhnen, die Herrſchaft künftig zu erben.
Einen nur hat er gezeugt, dem früh zu verwelken verhängt iſt,
Daß ich ihn nicht kann pflegen, den Greis! Denn fern von der Heimath
Sitz' ich im Troergebiet, und bekümmere dich und die Deinen.
Du auch wurdeſt, o Greis, uns vormals glücklich geprieſen:
Was dort Lesbos umgrenzt auf Makars blühendem Wohnſitz,
Hellespontos weites Gebiet, und Phrygia drüben,
Daran galteſt du reich, o Greis, und mit Söhnen verherrlicht.
Aber nachdem dies Leid dir himmliſche Götter geſendet,
Wüthet dir ſtets um die Veſte Gefecht und Männergemetzel.
Duld' es getroſt, und ſtille den ewigen Jammer des Herzens:

Nichts ja kann es dir fruchten, den trefflichen Sohn zu betrauern,
Nimmer erweckſt du den Sohn; eh ſchaffſt du dir neue Betrübniß.
Ihm antwortete drauf der erhabene greiſe Gebieter:
Heiße mich nicht hier ſitzen, o Göttlicher, während mir Hektor
Grablos dort im Gezelte noch liegt. Drum löſe den Todten
Schnell nun, daß ich mit Augen ihn ſeh'; und die reichen Geſchenke,
Die wir gebracht, nimm hin: du magſt dann ihrer genießen,
Und in die Heimath kehren, nachdem du dich meiner erbarmt haſt,
Daß ich hinfort noch lebe, des Helios Strahlen zu ſchauen.
Doch mit gerunzelter Stirn antwortete drauf der Pelide:
Reize mich jetzt nicht länger, o Greis! Ich ſelber beſchloß ja,
Hektorn dir zu erlaſſen: von Zeus her kam mit der Botſchaft
Thetis, die mich gebar, die Nereus zeugte, der Meergreis.
Dies auch ſeh' ich im Geiſt, o Priamos, deutlich erkenn' ich's,
Daß dich ein mächtiger Gott zu den hurtigen Schiffen geführet.
Denn kein Sterblicher hätte den Muth, in's Lager zu kommen,
Selbſt kein jüngerer Mann: bald ſähen ihn unſere Wächter;
Auch ſchiebt Keiner ſo leicht von unſeren Thoren die Riegel.
Darum hüte dich, länger im Schmerz mir die Seele zu reizen;
Denn ſonſt möcht' ich, o Greis, auch dein nicht ſchonen im Zelte,
Und an dem flehenden Manne Kronions Willen verletzen.
Alſo der Held; da erbebte der Greis, und gehorchte der Mahnung.
Aus dem Gezelte ſodann ſprang Peleus Sohn wie ein Löwe;
Nicht er allein, ihm folgten die zwei anweſenden Freunde,

Alkimos dort und der Held Automedon, die er am meiſten
Hochhielt unter den Freunden, nachdem Patroklos geſtorben.
Die entſchirreten ſchleunig die Roſſ' und Mäuler vom Joche,
Führten in's Zelt zum Greiſe den lautausrufenden Herold,
Boten den Seſſel ihm dar, und dann vom geglätteten Wagen
Nahmen ſie ſchnell für Hektor die herrlichen Löſegeſchenke.
Zween der Mäntel jedoch und ein Kleid vom feinſten Gewebe
Ließen ſie, daß er den Todten verhüllt darreichte zur Heimfahrt.
Jener gebot, daß Mägde den Leichnam wüſchen und ſalbten;
Seitwärts ſollt' es geſchehn, vor Priamos Blicken verborgen,
Daß nicht, wenn er ihn ſähe, das Herz des bekümmerten Vaters
Würde bewältigt von Zorn, und Achilleus dann ſich vergäße,
Daß er den König erſchlüg' und frevelte wider Kronion.
Als nun rein ihn gewaſchen die Mägd' und mit Oele geſalbet,
Dann mit dem Leibrock wohl ihn umhüllt und dem ſtattlichen Mantel,
Hob ihn mit eigenen Händen der Peleusſohn auf die Bahre,
Und die Genoſſen erhoben ihn dann in den glänzenden Wagen.
Er dann jammerte laut, und rief zum Freunde Patroklos:
Grolle mir nicht, du geliebter Patroklos, wenn du es etwa
Hörteſt in Aides Nacht, daß ich Hektors Leiche dem Vater
Losgab; denn ich empfing nicht unanſehnliche Löſung.
Davon weih' ich dir gern zum Antheil, was dir gebühret.
Solches geſagt, trat wieder in's Zelt der erhab'ne Peleide,
Setzte ſich, wo er zuvor auf prächtigem Seſſel geruhet,
Dort an der anderen Wand, und begann zum Priamos alſo:
Greis, nach deinem Begehr iſt nun dein Sohn dir gelöſet
Und auf die Bahre gelegt. Wenn Eos wieder hervorſtrahlt,
Schau ihn und führ' ihn hinweg. Laß jetzt uns des Mahles gedenken.

Niobe ſelbſt, die gelockte, genoß des erquickenden Brotes,
Welche doch einſt zwölf Kinder zugleich im Palaſte verloren,
Sechs anmuthige Töchter und ſechs vollkräftige Söhne.
Zürnend erlegt' ihr Phöbos mit ſilbernem Bogen die Söhne,
Aber die Töchter bezwang ihr Artemis, froh der Geſchoſſe,
Weil mit der roſigen Leto ſich Niobe prahlend verglichen,
Zwei nur habe die Göttin, ſie ſelbſt ſo Viele geboren.
Aber obgleich nur Zwei, ihr tödteten jene die Vielen.
Neunmal ſtrahlte der Tag den Getödteten: Keiner ja fand ſich,
Der ſie begrub; Zeus hatte die Lebenden alle verſteinert;
Aber am zehenten Tage begruben ſie Götter des Himmels.
Sie dann dachte der Speiſe, von Wehmuthsthränen entkräftet.
Nun iſt Niobe dort auf Sipylons einſamen Höhen
Unter dem Felſengeklipp, wo die Schaar unſterblicher Nymphen
Ausruht, wie man erzählt, vom Tanz um den Strom Acheloos:
Dort noch fühlt ſie verſteinert den Schmerz, den Götter ihr ſchufen.
Laß denn, göttlicher Greis, auch uns nun wieder des Mahles
Denken; du magſt dann ſpäter den theueren Sohn noch beweinen,
Wenn du zur Stadt ihn gebracht: viel Thränen noch wirſt du ihm weinen!
  Sprach's, und ſchlachtete ſchleunig ein Schaaf weißwolligen Vließes;
Aber die Freund' entzogen die Haut, und beſorgten es ſchicklich,
Schnitten die Stücke zurecht, und bohrten ſie dann an die Spieße,

Brieten das Fleiſch vorſichtig, und zogen es alles herunter.
Held Autòmedon reichte ſodann aus zierlichen Körben
Brot ringsher um den Tiſch, und Achilleus theilte das Fleiſch aus;
Und ſie erhoben die Hände zum fertigſtehenden Mahle.
Aber nachdem ſie die Luſt nach Trank und Speiſe befriedigt,
Schauete Dardanos Sohn mit Bewunderung auf des Achilleus
Herrliche, große Geſtalt; er glich unſterblichen Göttern.
So auch ſtaunte der Held vor Priamos, Dardanos Sohne,
Schauend das edle Geſicht, und die Red' anhörend des Greiſes.
Aber nachdem ſie mit Wonne genug einander betrachtet,
Sprach der erhabene Greis zu Achilleus, alſo beginnend:
Göttlicher Held, nun wolleſt du bald mein Lager bereiten,
Daß wir einmal ſanftruhend des labenden Schlafes genießen.
Denn mir ſchloſſen die Augen ſich niemals unter den Wimpern,
Seit durch deine Gewalt mein Sohn ſein Leben verhauchte;
Sondern ich kann nur ſeufzen und nähr' unendlichen Kummer,
Auf dem begrüneten Hof im ſchmutzigen Staube mich wälzend.
Heute zuerſt hat Brot mich erquickt und funkelnder Wein mir
Wieder den Gaumen genetzt; nichts hatt' ich zuvor noch gekoſtet.
Alſo der Greis; und jener gebot den Genoſſen und Mägden,
Schnell die Geſtelle zu rüſten im Vorſaal, unten die ſchönen
Purpurlaken zu legen, und Teppiche drüber zu breiten,
Auch dichtwollige Mäntel zur Deckung oben zu legen.
Aus dem Gemach nun gingen mit leuchtenden Fackeln die Mägde,

Um mit geſchäftigen Händen ſogleich zwei Betten zu rüſten.
Jetzt ſprach heiteren Sinnes der hurtige Stürmer Achilleus:
Wertheſter Greis, nun bette da draußen dich; denn im Gemach hier
Könnte dich leicht von den Fürſten der Danaer Einer betreffen,
Welche mich, wie es geziemt, zur Berathung immer beſuchen.
Wenn nun Einer dich ſäh' im enteilenden Dunkel der Nachtzeit,
Würd' er's ohne Verzug Agamemnon ſagen, dem Herrſcher,
Und das könnte des Todten Entlaſſung leicht noch verzögern.
Dies noch ſage mir an, und ſprich untrügliche Wahrheit,
Wie viel Tage gedenkſt du Beſtattungsfeier zu halten?
Daß ich ſo lange mich ſelbſt und das Heer abhalte vom Angriff.
Ihm antwortete drauf der erhabene greiſe Gebieter:
Wenn du mir Ruhe vergönnſt, den erhabenen Sohn zu beſtatten,
Wirſt du dadurch, o Achill, zum innigſten Dank mich verpflichten.
Siehe du weißt, wie die Mauer uns einzwängt; fern vom Gebirge
Müſſen wir Waldholz holen, und muthlos zagen die Troer.
Erſt nun möchten wir jenen daheim neun Tage betrauern,
Dann am zehnten begraben, das Volk auch feſtlich bewirthen,
Und an dem elften ſodann ſein Grab zum Hügel erhöhen;
Mag ſich der Kampf am zwölften erneun, wofern es denn ſein muß.
Drauf antwortete wieder der hurtige Stürmer Achilleus:
Priamos, würdiger Greis, ſo ſei es denn, wie du begehreſt.
Während der Zeit noch, die du verlangt, ſoll ruhen der Kriegskampf.

Priamos kehrt nun mit Hektors Leiche nach Troja zurück (V. 671 – 722). Es erfolgt dann die

Wehklage um Hektor und deſſen Beſtattung.

(Ilias XXIV. V. 723 – 804.)

Klagend begann vor Allen die lilienarmige Gattin,
Die mit den Händen das Haupt des gewaltigen Hektor umfaßt hielt:
Gatte, du ſcheideſt vom Leben ſo jung, und läſſeſt daheim nun
Mich als Wittwe zurück mit dem ganz unmündigen Söhnlein,
Das wir Bejammernswerthe gezeugt! Ach nimmer, befürcht' ich,
Wird er zum Jüngling reifen! Zuvor wird Troja vom Gipfel
Niedergeſtürzt! Du ſtarbſt, ihr Vertheidiger, der du ſie ſchirmteſt,
Der du die würdigen Frauen, die lallenden Kinder bewahrteſt!
Ach nun werden ſie bald in den bauchigen Schiffen hinwegziehn,
Und mit den Andern ich ſelbſt! Doch du, unglückliches Knäblein,
Wirſt mir folgen, um dort unwürdigen Dienſt zu verrichten,
Den unſanft der Gebieter dir auflegt; oder es faßt dich
Einſt ein Achäer am Arm, und ſchmettert dich gräßlich vom Thurme,
Wuthentbrannt, daß Hektor den Bruder ihm, oder den Vater,
Oder den Sohn hinſtreckte; denn zahllos knirſchten vor Hektors
Siegendem Arm die Achäer den Staub des unendlichen Erdreichs.

Denn dein Vater erſchien nicht ſanft in der ſchrecklichen Feldſchlacht:
Darum trauern um ihn durch Troja's Gaſſen die Bürger.
Unausſprechlichen Gram, o Hektor, ſchufſt du den Eltern;
Aber der traurigſte Schmerz iſt mir für immer geblieben!
Ach, nicht haſt du mir ſterbend die Hand vom Lager gegeben,
Haſt kein Wort mir geſagt voll Weisheit, deſſen ich ewig
Unter den Thränen des Grams bei Nacht und Tage gedächte!
Alſo ſprach ſie mit Schluchzen, und ringsum ſeufzten die Frauen.
Jammernd erhob auch Hekabe nun vor ihnen den Wehruf:
Hektor, den ich im Herzen geliebt, wie keinen der Söhne,
Auch Unſterbliche waren dir hold, ſo lange du lebteſt,
Die auch ſelbſt noch im Tode mit Sorgfalt deiner gedachten.
Wenn mir andere Söhne der hurtige Stürmer Achilleus
Auffing, hat er ſie über des Meers Einöde nach Samos
Oder nach Imbros verkauft, und der unzugänglichen Lemnos;
Dich nun, dem er das Leben geraubt mit der Schärfe des Erzes,
O wie ſchleift' er dich oft um das Grabmal ſeines Patroklos,
Den du erſchlugſt, — obgleich er den Freund nicht wieder erweckte!
Aber du liegſt mir dennoch in blühender, thauiger Friſche
Hier im Palaſt, als hätte der Gott mit dem ſilbernen Bogen
Dich erſt eben ereilt und erlegt mit den linden Geſchoſſen.
Alſo rief ſie mit Schluchzen und weckt' unendliche Klage.
Nun zum Dritten erhob auch Helena jammernden Wehruf:
Hektor, den ich im Herzen geliebt, wie keinen der Schwäger!
Ach, nun bin ich vermählt mit dem göttlichgeſtalteten Paris,
Der mich nach Troja geführt! O wär' ich doch eher geſtorben!

Siehe, das zwanzigſte Jahr enteilt ſchon, ſeit ich von dannen
Hieherzog und entfloh vom heimiſchen Lande der Väter:
Dennoch entfiel dir weder ein Scheltwort je, noch ein Vorwurf.
Wenn mich im Hauſe vielleicht ſonſt Jemand deiner Geſchwiſter
Anfuhr, wenn dort eine der ſtattlichen Frauen der Schwäger,
Oder die Schwieger mich ſchalt — denn väterlich mild iſt der Schwäher —:
O dann ſuchteſt du ſtets zu begütigen und zu ermahnen
Durch dein freundliches Herz, durch ſanftzuredende Worte.
Dich und zugleich mich Arme bejammer' ich traurigen Herzens:
Denn kein Anderer nun auf Troja's weitem Gebiete
Iſt mir freundlich und hold; mich meiden ſie Alle mit Abſcheu.
So ſprach Helena ſchluchzend, und zahllos ſeufzte die Menge.
Aber zum Volke begann der ergrauete Priamos alſo:
Troer, beſchafft nun Holz in die Stadt, und fürchtet im Herzen
Keinen Verſteck auflauernder Danaer; denn der Peleide
Hat beim Scheiden mir jüngſt an den dunkelen Schiffen verheißen,
Bis ſich der Tag zum zwölften erneut, uns nicht zu befehden.
Alſo der Greis. Nun wurden ſogleich Laſtwagen mit Mäulern
Oder mit Stieren beſpannt; bald ſammelten Alle ſich draußen,

Fuhren ſodann neun Tage das Holz in unendlicher Menge.
Aber ſobald am zehnten das Frühroth leuchtend hervorſchien,
Trugen ſie Hektorn weinend hinaus, den verwegenen Kämpfer,
Legten ihn hoch auf's Todtengerüſt und entfachten die Flammen.
Als nun Eos dämmernd erſchien mit den roſigen Fingern,
Strömte das Volk rings wieder zum Brand des geprieſenen Hektor.
Aber nachdem ſich die Bürger der Stadt dort alle verſammelt,
Wurde das glimmende Feuer gelöſcht mit funkelndem Weine
Ringsumher, wo die Flamme getobt. Als dieſes geſchehn war,
Sammelten Hektors weißes Gebein die Gefährten und Brüder,
Wehmuthsvoll ſich die Wangen mit quellenden Thränen benetzend.
Sorgſam legten ſie nun das Gebein in ein goldenes Käſtlein,
Wickelten Purpurdecken herum von zartem Gewebe,
Senkten es dann in die Höhle der Gruft, und legten darüber
Mächtige Marmorblöcke zur Deckung dicht aneinander.
Schnell nun ward ihm der Hügel erhöht; rings lagernde Wächter
Späheten, daß die Achäer das Volk nicht plötzlich beſtürmten.
Als ſie den Hügel erhöht, enteilten ſie; aber geordnet
Kamen ſie dann von Neuem in Priamos Hauſe zuſammen,
Köſtlichen Schmaus zu begehn beim zeusentſtammten Gebieter. —
Alſo feierten jene dem reiſigen Hektor das Grabfeſt.

B. Die Odyſſee.

Nachdem Troja zerſtört worden, kehrten die Achäerhelden in ihre Heimath zurück, doch wartete ihrer unterweges und daheim mannichfaches Geſchick. — Die Odyſſee ſchildert die endliche Rückkehr des Odyſſeus nach Ithaka, im zehnten Jahre nach Ilions Untergang. Sie umfaßt einen Zeitraum von 42 Tagen. Folgendes iſt ihr Inhalt:

Erſter Geſang. Anrufung der Muſen. Poſeidons Zorn hält den Odyſſeus noch immer von der Rückkehr in die Heimath zurück, aber in der Verſammlung der Götter wird dieſelbe endlich beſchloſſen und Hermes ſoll der Kalypſo, welche ihn auf ihrer Inſel aus Liebe feſthält, den Befehl bringen, ihn freizulaſſen. Pallas Athene eilt nach Ithaka zu Odyſſeus Sohn, dem jungen Telemachos, nimmt die Geſtalt des alten Mentes, des Gaſtfreundes, an, und giebt ihm den Rath, (um die unverſchämten Freier ſeiner Mutter Penelope fortzuſchaffen,) ſich zuerſt an das Volk zu wenden um Beiſtand, dann aber nach Pylos und Sparta zu reiſen, um Erkundigungen über den ſchmerzlich vermißten, abweſenden Vater einzuziehen. Dann verſchwindet ſie (V. 1—323). Jetzt iſt der bisher ſchüchterne Telemachos wie umgewandelt; ernſt und entſchloſſen redet er zu ſeiner Mutter und den Freiern. Dieſe entfernen ſich, weil die Nacht hereinbricht, und Telemachos begiebt ſich zur Ruhe (V. 324—444).

Zweiter Geſang. Telemachos beruft am nächſten Morgen die Bürger von Ithaka zur Volksverſammlung, erhebt eine Anklage gegen die Freier und fordert, ſie ſollen ſein Haus meiden. Antinoos antwortet für dieſelben und ſchiebt alle Schuld auf Penelope, welche die Freier durch Liſt von Jahr zu Jahr hinhalte; ſo wie ſie Einen von ihnen wähle zum Gatten, ſo würden die Anderen ſich entfernen (V. 1—128). Zeus ſendet zwei Adler, deren Erſcheinen Halitherſes der Vogelflugdeuter auf den Untergang der Freier bezieht; mit Trotz und Verhöhnung antworten einige Freier ihm und dem alten Mentor, dem treuen Freunde des Odyſſeus, der das Volk tadelt, daß es ſolche Unbill dulde, und löſen die Verſammlung auf (V. 129—260). Telemachos ruft am Meeresufer Athene an, ſie erſcheint ihm in Mentors Geſtalt, fordert ihn zu der Reiſe auf und verheißt ihm Schiff und Begleitung; die Schaffnerin Eurykleia ſorgt für die Lebensmittel. Nach Sonnenuntergang ſegelt er, unbemerkt von den Freiern, welche Athene berauſcht machte, und ohne daß ſeine Mutter darum weiß, von Athene in der Geſtalt des Mentor begleitet, nach Pylos zu Neſtor fort (V. 261—435).

Dritter Geſang. Am anderen Morgen landen ſie in Pylos, finden die Bewohner an der Küſte bei dem Opfer, werden freundlich empfangen und Neſtor erzählt nun, als ſich Telemachos nach ſeinem Vater Odyſſeus erkundigt, wie es ihm ſelbſt ergangen. Wir ſchalten ſeine Rede hier ein.

Neſtors Erzählung und Rath.*)

(Odyſſee III. V. 102—328.)

Ihm antwortete d'rauf der Gereniſche reiſige Neſtor:
Lieber, dieweil du mich mahnſt an das Drangſal, das wir in jenem
Land einſt trugen, an Kraft unbezwingliche Männer Achaja's,
Wie wir bald mit den Schiffen auf blauumdunkelter Meerfluth
Schweiften umher nach Beute, wohin auch führet' Achilleus,
Bald um die mächtige Stadt des gebietenden Priames kämpften:
Dort nun wurden ſodann die Vortrefflichſten alle getödtet.
Dort liegt Ajas, ein Held wie der Ares, dorten Achilleus,
Dort liegt auch Patroklos, den Himmliſchen gleich ein Berather,
Dort mein trauteſter Sohn, ein gewaltiger auch und untadlig,
Mein Antilochos, tüchtig im Lauf und geübt in dem Schlachtkampf —
Doch viel anderes Weh noch ertrugen wir! Wer ja vermöchte
Solches geſammt zu erzählen, ein ſterblicher Menſch auf Erden?
Nein, wo der Jahr' auch fünf und ſechs allhier du verweilend

---

*) Die hier aufgenommenen Auszüge aus der Odyſſee ſind aus der höchſt gelungenen Uebertragung von E. Wiedaſch. Stuttgart 1830 ff.

Fragteſt, wie viel dort Leiden erduldeten edle Achäer:
Eher mit Unmuth gingſt du zurück nach dem Lande der Heimath!
Denn neun Jahre beſtändig erſannen wir Noth, und umſpannen
Jene mit allerlei Trug; und kaum vollbracht' es Kronion.
Dort nun wollt' auch Keiner im Rathe ſich ihm zur Vergleichung
Stellen, dieweil ſehr weit obſiegt' in der Liſten Erfindung
Dein gottähnlicher Vater, Odyſſeus: wo denn in Wahrheit
Jenes Erzeugter du biſt: mit Verwundrung füllt mich der Anblick!
Wahrlich, die Reden ſogar ſind ähnliche! Dächte doch Niemand,
Daß auch jünger ein Mann ſo Aehnliches wüßte zu reden!
Dort nun ſprachen wir nie, ich ſelbſt und der edle Odyſſeus,
Zwiefach, weder im Rath, noch wohl in der Völkerverſammlung.
Nein, ſtets einiges Sinns, mit Verſtand und bedächtiger Klugheit
Riethen wir, wie's am beſten zur Wohlfahrt ſei den Argeiern.
Doch nachdem wir verwüſtet des Priamos ragende Wohnſtadt,
Wieder beſtiegen die Schiff', und ein Gott die Achäer zerſtreuet:
Da ſann Zeus denn im Herzen die traurige Fahrt nach der Heimath
Unſerem Volk, weil nicht ſie gerecht All' oder vernünftig
Waren: darum traf ihrer ſo Viel' ein verderbliches Schickſal.
Durch den verderblichen Zorn der gewaltigen Tochter Kronions,
Die zwieträchtigen Sinn einflößete beiden Atreiden.

Beide beriefen ſie dort das Achäiſche Volk zur Verſammlung,
Unklug, nicht nach Gebühr in die ſchon hinſinkende Sonne —
Denn da kamen vom Weine beſchwert die Achäiſchen Männer —
Beid' auch ſprachen das Wort, weshalb ſie die Völker berufen:
Da nun hieß Menelaos die ſämmtlichen Männer Achaja's
Denken des Heimathwegs auf gebreitetem Rücken des Meeres;
Doch nicht wollt' Agamemnon ein Aehnliches; denn er begehrte,
Dort noch zu halten das Volk, und Feſthekatomben zu opfern,
Um den gewaltigen Zorn der Athene ganz zu verſöhnen:
Aber der Thor, nicht wußt' er, wie das nie ſollte gewährt ſein;
Denn nicht wendet ſich leicht das Gemüth unſterblicher Götter.
So mit erbitterten Worten ſich Beid' unwillig begegnend
Standen ſie; doch es erhuben die wohlumſchienten Achäer
Sich mit unendlichem Lärm, und es trennte ſie doppelte Meinung.
Wir nun ſchliefen des Nachts in dem Innerſten gegen einander
Heftig entbrannt; Kronion verhängte ja Strafe des Unrechts.
Früh doch zogen wir ſelber die Schiff' in die göttliche Meerfluth,
Brachten die Güter hinein, und die tiefumgürteten Frauen.
ber die andere Hälfte des Volks blieb ruhig verweilend
Dort beim Hirten der Völker, des Atreus Sohn Agamemnon.
etzo zur Hälft' einſteigend entſegelten wir, und im Fluge
uhren die Schiff', und es ebnet' ein Gott die gewaltige Meerfluth.

Tenedos war nun erreicht, dort brachten wir Opfer den Göttern
Strebend nach Haus; Zeus aber verſagt' uns immer noch Heimkehr,
Feindliches Sinns, denn wieder entzündet' er ſchädliche Zwietracht.
Sie nun wendeten um mit den zwiefach rudernden Schiffen,
Die mit Odyſſeus zogen, dem liſtigen klugen Gebieter,
Huldigung wiederum bringend des Atreus Sohn' Agamemnon.
Aber ich ſelbſt mit den Schiffen geſammt, ſo willig mir folgten,
Floh, weil nun ich erkannt, daß Weh uns erſonnen ein Dämon.
Auch Diomedes floh, der gewaltige, treibend die Freunde.
Spät dann folget' uns auch Menelaos *), blondes Gelockes,
Und uns traf er auf Lesbos, die ſchwierige Fahrt noch erwägend,
Ob wir oben um Chios, die felſige, ſchifften zur Heimath,
Nah auf Pſyria hin, ſie ſelbſt uns zur Linken behaltend,
Oder auch unten um Chios am ſtürmiſchen Mimas vorüber.
Nun von dem Gott wir ein Zeichen erfleheten; dieſer ſofort auch

---

*) Das blonde Haar (das Goldhaar der alten Deutſchen), als das ſeltnere unter ſüdlichem Himmel, galt zugleich als Auszeichnung und Zierde jugendlicher Schönheit überhaupt. In der Odyſſee erhält dies Beiwort nur noch Rhadamanthys in den Elyſiſchen Gefilden Od. IV, 561. und zuweilen werden blonde Locken dem Odyſſeus zugeſchrieben Od. XIII, 399. 431., daß aber auch bei Menelaos die Farbe des Haars, nicht die bräunliche Hautfarbe verſtanden werden müſſe, zeigt beſonders Od. XV, 133.

Gab es, und hieß uns mitten das Meer durch, gegen Euböa
Richten die Fahrt, daß ſchleunig dem Unglückstag wir entrännen.
Aber ein ſauſender Wind ſich erhob, daß munter die Schiffe
Durch fiſchnährende Pfad' hinſegelten; und nach Geräſtos
Liefen ſie ein in der Nacht: dort opferten wir dem Poſeidon
Viel Stierſchenkel zum Dank für die Fahrt durch mächtige Wogen.
Vier entſchwanden der Tag', als ſchwebende Schiffe vor Argos
Tydeus Sohn Diomedes, der reiſige Held, mit den Freunden
Stellete. Ich doch lenkte nach Pylos die Fahrt, und der Fahrwind
Legte ſich nie, nachdem ihn der Gott ausſandte zu wehen.
Alſo gelangt' ich zurück, mein Sohn, kundlos, und vernahm nicht,
Welche vom Volk der Achäer ſich retteten, welche dahin ſind.
Aber ſo viel daſitzend in unſerem Haus ich erfahren,
Dies, wie billig, vernimm nunmehr, Nichts will ich verhehlen.
Wohl kam wieder, ſo hört' ich, die Schaar Myrmidoniſcher Kämpfer,
Folgend dem ſtrahlenden Sohne des hoheitvollen Achilleus:
Wohl kam an Philoktetes, des Poias glänzender Sprößling,
Auch Idomeneus führte gen Kreta alle Genoſſen,
Welche dem Krieg' entflohn, und die Meerfluth raubet' ihm Keinen.
Aber von Atreus Sohne vernahmt ihr gewiß in der Fern' auch,
Wie der kam, und Aegiſthos den traurigen Tod ihm erſonnen.
Doch nun hat's auch jener gewiß gar ſchmählich gebüßet.
Drum, wie gut, wenn ſelber ein Sohn dem vergangenen Helden

Nachbleibt! gleichwie jener ſich rächt' an dem Meuchler Aegiſthos,
Der voll tückiſcher Liſt ihm den trefflichen Vater gemordet!
Du auch, Lieber — ich ſeh' ja ſo ſchön und ſo groß dich gebildet —
Bleibe mir brav, daß einſt auch Spätergeborne dich rühmen!
Und Telemachos ſprach, der verſtändige, alſo dagegen:
Neſtor, Nèleiade, du mächtige Zier der Achäer!
Ja ſehr rächte ſich jener, und weithin werden Achäer
Ihm ausbreiten den Ruhm zur Kund' auch ſpäten Geſchlechtern.
Wenn doch Himmliſche mir nur ſo viel Stärke verliehen,
Daß ich die Freier geſammt ob des kränkenden Frevels beſtrafte,
Die muthwillig zum Hohn Unwürdiges ſtets mir erſinnen!
Doch ſolch' Glück ward mir niemals von den Göttern beſchieden,
Meinem Erzeuger und mir: nun muß ich's forthin erdulden!
Ihm antwortete d'rauf der Gereniſche reiſige Neſtor:
Lieber, dieweil du gerad' hieran mich mahnſt und erinnerſt:
Sagen ſie doch, daß Freier um deiner Erzeugerin willen
Zahlreich dort im Palaſt zum Trotze dir Böſes verüben.
Sage mir, ließeſt du gern dich bewältigen, oder befeindet
Etwa das Volk dich im Lande, gewarnt durch Götterverkündung?
Nun Wer weiß, ob Jener dereinſt nicht naht zur Vergeltung,
Mag er allein ſein, oder mit ſämmtlichen Männern Achaja's?
Möchte doch ſo dich lieben des Zeus blauäugige Tochter,
Wie ſie vordem auch ſorgt' um den rühmlichen Helden Odyſſeus,
Dort in der Troer Gebiet, wo viel wir Achäer geduldet —
Denn niemals noch ſah ich ſo ſichtbar liebende Götter,

Als ihn ſichtlich zum Schutz umwandelte Pallas Athene —
Möchte ſie ſo dich lieben und huldvoll tragen im Herzen;
Traun wohl Mancher von jenen vergäß auf immer die Hochzeit!
Doch Telemachos ſprach, der verſtändige, alſo dagegen:
Niemals, glaub' ich, o Greis, wird dies dein Wort mir erfüllt ſein;
Denn gar Großes du ſprachſt, zum Erſtaunen mir! Solche Gewährung
Würde dem Hoffenden nie, ſelbſt nicht, wann Götter es wollten!
D'rauf antwortet' Athene, des Zeus blauäugige Tochter:
Was für ein Wort, o Jüngling, entfloh dir den Schranken der Zähne?
Leicht wohl rettet' ein Gott, ſo er will, auch Einen von fernher.
Und ſo möcht' ich ja lieber, wie viel auch Noth ich beſtanden,
Kehren zur Heimathflur und der Rückkunft Tag noch erblicken,
Als umkommen am Heerd nach der Heimkehr, wie Agamemnon
Umkam durch des Aegiſthos Verrath und der eigenen Gattin.
Doch den gemeinſamen Tod, den können auch ſelber die Götter
Nicht mehr fernen, ſogar dem Geliebteſten, wann ihn denn einmal
Mächtig erfaßt das Verhängniß des langhinſtreckenden Todes.
Und Telemachos ſprach, der verſtändige, alſo dagegen:
Mentor, ſolches Geſpräch nicht mehr, obſchon wir betrübt ſind:
Dem iſt nie mehr wirklich die Heimkehr, ſondern die Götter

Haben den Tod ihm längſt und die dunkele Kere *) beſchieden.
Aber ein anderes Wort will jetzt ich erfragen von Neſtor,
Welcher ja weit vor den Andern auf Recht ſich verſtehet und Weisheit;
Denn drei Menſchengeſchlechter, ſo ſagen ſie, hab' er geherrſchet,
Und unſterblichen Göttern erſcheint er mir ähnlich von Anſehn.
Neſtor, Nèleïade, verkünd' untrügliche Wahrheit:
Wie doch ſtarb der Atreide, der mächtige Fürſt Agamemnon?
Wo war da Menelaos? Und welch' ein Verderben erſann ihm
Trugvoll dieſer Aegiſthos? den ſtärkeren Mann ja erſchlug er!
War er in Argos nicht, dem Achäiſchen, ſondern wo anders
Unter den Menſchen verirrt, daß der ſo frech ihn getödtet?
Ihm antwortete d'rauf der Gereniſche reiſige Neſtor:
Nun denn, laß mich, o Sohn, dir in Wahrheit Alles verkünden.
Traun, zwar dieſes vermutheſt du ſelbſt auch, wie es geſchehn ſei:
Wenn den Aegiſthos er noch im Palaſt als Lebenden antraf,
Als heimkehrte von Troja der Held Blondhaar Menelaos:
Nie wohl hätten dem Todten ſie lockeren Hügel erhöhet;
Nein, den hätten gewiß noch Hund' und Vögel gefreſſen,
Ferne von Argos liegend im Feld'; ihn hätt' in Achaja
Keine der Frauen beweint: zu ſchreckliche Thaten erſann er!
Wir nun harreten dort, viel Kriegsarbeiten vollendend,
Ruhig indeß im Winkel des roſſumweideten Argos
Täuſcht' er das Weib Agamemnons mit viel einſchmeichelnden Worten.

---

*) Die Schickſalsgöttin, inſofern ſie den Tod bringt.

Anfangs wies zwar von ſich die göttliche Klytämneſtra
Ein ſo ſchändliches Werk; noch hegte ſie gute Geſinnung:
Auch war dort ſangkundig ein Mann, dem ernſt der Atride,
Als er gen Troja zog, auftrug, ihm die Gattin zu hüten.
Aber nachdem ſie der Götter Geſchick umſtrickend bewältigt,
Dann zur verödeten Inſel entführete jener den Sänger,
Und ließ dort ihn zurück als Raub und Beute der Vögel;
Aber die wollende führt der wollende heim in die Wohnung,
Und viel Schenkel verbrannt' er auf heiligen Herden der Götter,
Viel der Geſchenk' auch weiht' er, Gewand' und Goldes die Fülle,
Weil er ein mächtiges Werk vollbracht, was nie er geahnet.
Wir nun fuhren denn Beide zugleich abſegelnd von Troja,
Ich und des Atreus Sohn, in der Seel' uns freundlich gewogen.
Sunion hatten wir ſchon, Athenä's heiliges Berghaupt,
Sieh da ſtreckte den Steurer dem Held Blondhaar Menelaos
Phöbos Apollon nieder, mit ſanftem Geſchoß ihn erreichend,
Wie mit der Hand er das Ruder am laufenden Schiffe gefaßt hielt,
Phrontis, Onètors Sohn, der berühmt war unter den Menſchen,
Schiff' als Steurer zu lenken, ſo oft antobte der Sturmwind.
So nun hielt er daſelbſt, wie ſehr auch drängte die Heimfahrt,
Daß er begrübe den Freund, und weihete Opfer der Todten.
Aber nachdem auch jener das dunkele Meer durchſegelnd
Auf den gehöhleten Schiffen Malcia's ragendes Berghaupt
Fahrend erreicht, da fügte der weithindonnernde Gott Zeus
Traurige Fahrt, und ergoß lauttoſende Wind' im Gebrauſe,
Schwellende Wogen zugleich, unermeßliche, gleich den Gebirgen.

Dort nun trennt' er die Schiff' und verſchlug zum Theil ſie nach Kreta,
Wo der Kydonen Geſchlecht um den Strom des Jardanos wohnet.
Allda raget ein Fels in der Meerfluth, ſpitz und geglättet,
Fern an der Grenze von Gortys im blauumdämmerten Meere:
Dort treibt Notos mit Macht das Geweg' an's linke Gebirge,
Phäſtos entlang, und ein kleines Geſtein dämmt mächtige Fluth ein.
Dort nun kamen ſie an, und mit Müh' entrannen die Männer
Jetzo dem Tod, doch die Schiffe zerſchlug an den ragenden Felshöhn
Brandende Fluth; nur fünf von den ſchwarzumſchnäbelten Schiffen
Trug fortreißender Wind und die Strömung gegen Aegyptos.
So dort viel ſich erſammelnd an köſtlichem Gold und Beſitzthum,
Zog er umher mit den Schiffen bei andersredenden Menſchen.
Und Aegiſthos erſann derweil in dem Hauſe die Gräulthat,
Denn er erſchlug den Atreiden; und bändigte ſelber das Volk ſich.
Sieben der Jahre beherrſcht' er die goldglanzreiche Mykenä;
Aber im achten erſchien ihm zum Weh Oreſtes der edle,
Heim von Athenä kehrend, und ſchlug den Verräther Aegiſthos,
Der voll tückiſcher Liſt ihm den herrlichen Vater gemordet.
D'rauf, als ihn er getödtet, beging er im Volk die Beſtattung
Seiner entſetzlichen Mutter zugleich und des feigen Aegiſthos.
Selbiges Tags nun kam ihm der Rufer im Streit Menelaos,
Laſtendes Gut mitbringend, ſo viel ihm trugen die Schiffe. —
Lieber, auch du nicht irre noch lang' weit ab von der Heimath,

Laſſend allein den Beſitz, und ſo gar unbändige Männer
Fern im Palaſte daheim, daß nicht ſie dir Alles verzehren,
Unter ſich theilend das Gut, und den Weg umſonſt du gekommen.
Doch zum Held Menelaos zu gehn, das rath' ich dir ſelbſt auch,
Denn erſt jüngſt iſt jener aus weitentlegenem Lande
Wieder von Menſchen gekehret, woher wohl keiner die Rückkehr
Hofft' im Gemüth, wen einmal vom Weg abtrieben die Stürme
In's unermeßliche Meer, allwo ſelbſt nimmer die Vögel
Selbiges Jahrs durchfliegen: ſo groß iſt ſolches und furchtbar.
D'rum gleich mache dich auf mit dem Schiff und deinen Genoſſen!
Oder verlangſt du zu Lande, bereit ſind Wagen und Roſſe,
Selbſt auch Söhne von mir, die gern dich werden begleiten
Hin nach der göttlichen Sparta zum Held Blondhaar Menelaos.
Anflehn magſt du ihn ſelbſt, daß ganz er verkünde die Wahrheit:
Trügliches redet er nicht, denn ſehr iſt jener verſtändig.

Telemachos folgt dann dem Neſtor in ſeine Wohnung. Athene verſchwindet in der Geſtalt eines Adlers; Neſtor ſieht darin Gutes für den Telemachos und gelobt der Göttin ein Opfer; dieſes findet am anderen Morgen ſtatt; dann fährt Telemachos mit Neſtors Sohne, Peiſiſtratos, nach Sparta, wo ſie am folgenden Abend eintreffen (V. 328—435).

Vierter Geſang. Menelaos feiert gerade die Hochzeit ſeines Sohnes mit der Tochter Alektors und ſeiner Tochter mit einem Sohne Achilleus. Er nimmt die Reiſenden gaſtfrei auf, ohne ſie zu kennen, und gedenkt mit großer Liebe des Odyſſeus. Da entſtürzen dem Telemachos Thränen; nun erkennen ihn Menelaos und die ſchöne Helena, welche der Erſtere wieder als ſein Weib aufgenommen. Tiefer Schmerz bemächtigt ſich Aller, aber Helena miſcht etwas in den Wein, das ſie Alle heiter macht, bis die Nacht ſie zur Ruhe auffordert (V. 1 — 305). Am anderen Morgen fragt nun Menelaos den Telemachos, was ihn zu ihm führe, und als Telemachos um Kunde von dem Vater bittet, nachdem er ihm die Unbill der Freier geklagt hat, erzählt er ihm Folgendes.

Menelaos Erzählung.

(Odyſſee IV, V. 351 — 586.)

Erſt am Aegyptos hielten, wie ſehr ich verlangt' in die Heimath,
Götter mich auf, weil nicht vollkommene Opfer ich darbot:
[Und ſtets wollen die Götter Beachtung ihrer Gebote].
Nun liegt eine der Inſeln in vielaufwogender Salzfluth
Vor des Aegyptos Strom' — und Pharos nennen ſie ſolche —
So weit etwa davor, als Tags ein geräumiges Meerſchiff
Segelte, wann mit Geſauſ' anwehete hinten der Fahrwind.
Dort ſchützt ſicher ein Hafen, woraus gleichſchwebende Schiffe
Treiben in's Meer, nachdem ſie von dunkelem Waſſer geſchöpfet.

Da nun hielten die Götter zum zwanzigſten Tag mich, und niemals
Weheten günſtige Wind' in das Meer hin, welche den Schiffen
Gutes Geleit' mitgeben auf räumigem Rücken der Salzfluth.
Ganz nun wäre geſchwunden die Koſt, und die Kraft der Genoſſen,
Wo nicht mein ſich erbarmt der Unſterblichen eine zur Rettung,
Proteus Tochter, des ſtarken, im Meer hochmächtigen Greiſes,
Sie Eidothea, der ich das Herz aufregte zum Mitleid.
Sie nun traf mich allein; hinwandelt' ich fern von den Freunden,
Die an dem Inſelgeſtad' umſchweiften, Fiſche ſich fangend
Mit krummzackigen Angeln: es peinigte Hunger den Magen.
Nahhin trat ſie zu mir, und begann d'rauf alſo zu reden:
Biſt du ein Thor, o Fremdling, ſo gar ſehr, oder bedachtlos?
Oder verweilſt gutwillig und freueſt dich, Leid zu erdulden,
Daß du ſo lang' an der Inſel zurückbleibſt, aber Entſcheidung
Nie zu ergründen vermagſt, und der Muth der Gefährten dahinſinkt?
So ſprach Jen'; und ich ſelbſt antwortete, Solches erwiedernd:
Nun denn ich ſage dir an, Unſterbliche, welche du ſein magſt,
Daß ich dahier nicht willig verzögere, ſondern beleidigt
Hab' ich die Götter vielleicht, die weit umwohnen den Himmel.
Du doch ſage mir Dies — Unſterbliche wiſſen ja Alles —
Wer von den Himmliſchen hemmt und verhindert mir alſo die Abfahrt;

Wie doch gelang' ich zurück auf des Meers fiſchreichen Gewäſſern?
So ich ſelbſt: und es ſprach alsbald die erhabene Göttin:
Nun denn ich will dir, Fremdling, getreu anſagen die Wahrheit.
Hierher pfleget zu wandeln ein Greis, untrüglich und ewig,
Proteus; wohnend im Meer, der Aegyptier, welcher des Meergrunds
Tiefen geſammt durchforſcht, dem Poſeidon untergeordnet:
Dieſer denn iſt mein Vater, ſo ſagen ſie, der mich gezeugt hat.
Wenn nun den du vermöchteſt mit Trugliſt irgend zu fangen,
Der wohl ſagte genau dir den Weg und die Straße der Seefahrt,
Und wie heim du gelangſt auf des Meers fiſchreichen Gewäſſern.
Wohl auch würd' er dir ſagen, o Göttlicher, ſo du begehreſt,
Was da Gutes und Böſes daheim im Palaſt dir geſchehn iſt,
Seit fernhin du gegangen den Weg, ſo lang' und gefahrvoll.
So ſprach Jen'; und ich ſelbſt antwortete, Solches erwiedernd:
Zeig' auch nun, wie wäre der göttliche Greis zu belauern,
Daß er zuvor nicht ſchauend davonſchlüpf', oder mich merkend;
Schwer iſt wahrlich ein Gott für den ſterblichen Mann zu bezwingen.
So ich ſelbſt: und es ſprach alsbald die erhabene Göttin:
Nun denn ich will dir, Fremdling, getreulich verkünden die Wahrheit.
Wann aufſteigend die Sonne zur Mitt' um den Himmel gegangen,
Alsdann taucht aus den Wogen hervor der untrügliche Meergreis,

Unter des Zephyros Weh'n, umhüllt von der dunkeln Wallung.
Auf nun ſteigt er, und legt ſich zur Ruh' in gehöhltes Geklüft hin;
Und ſchwimmfüßige Robben der herrlichen Halosydne *)
Ruhen geſchaart um den Greis, ſchwarzdunkelnden Fluthen entſtiegen,
Die durchdringenden Dunſt auswehn von der Tiefe des Meergrunds.
Dorthin will ich dich führen, ſobald aufſchimmert das Frühroth,
Und in die Schaar mitreih'n; doch wähle dir drei der Gefährten
Sorglich, die tüchtigſten dort an den wohlumruderten Schiffen.
Aber vernimm jetzt all' die entſetzlichen Künſte des Greiſes.
Anfangs wird er die Robben in Reih'n durchwandelnd ſich zählen;
Aber nachdem er ſie Alle zu fünf ſich gezählt und betrachtet,
Legt er ſich mitten hinein, wie der Hirt in die Heerde der Schaafe.
Wann ihr zuerſt nun ſeht, daß Jener ſich alſo gelagert,
Alsdann denket ſogleich an Gewalt voll muthiger Kampfluſt;
Haltet ihn dort, wie mächtig er ringt, und zu fliehen ſich abmüht:
Denn er verſucht's, bald werdend ein Jegliches, was auf dem Erdland'
Lebet und webt, bald Waſſer und hochaufloderndes Feuer.
Doch ihr haltet ihn feſt, und drückt nur ſtärker zuſammen.

---

*) d. i. die Meerentſtammte oder Meertochter, ein Beiname der Amphitrite, der Gattin Poſeidons.

Aber ſobald nunmehr er dich ſelbſt anredet mit Worten,
Solcher Geſtalt, wie Jenen zuvor ihr ſahet gelagert,
Alsbald laß auch ab von Gewalt, und befreie den Meergreis,
Held; dann frage ſogleich: Wer dich heimſucht von den Göttern,
Und wie heim du gelangſt auf des Meers fiſchreichen Gewäſſern.
Alſo ſprach ſie, und taucht' in das ſchäumende Meer hinunter.
Jetzt nach den Schiffen zurück, wo ſelbige ſtanden im Meerſand,
Ging ich; und Vielerlei wogt' in dem Herzen mir, während ich fortging.
Aber nachdem ich hinab zu dem Schiff und dem Meere gewandelt,
Rüſteten wir Spätmahl, und es nahete göttliche Nacht an:
Alsdann ſchliefen wir ein an des Meers anſchlagender Brandung.
Als nun Eos am Morgen mit roſigen Fingern emporſtieg,
Jetzo entlang am Geſtade der unabſehlichen Meerfluth
Wandelt' ich, viel anflehend die Himmliſchen; auch der Gefährten
Nahm ich drei, vor Allen bewährt mir in jeglicher Kühnheit.
Jene getaucht indeß in des Meers breitbuſigen Abgrund,
Kam und brachte darauf vier Seehundsfell' aus der Salzfluth,
Jegliche friſch entſtreift, voll Argliſt gegen den Vater.
Nunmehr höhlte ſie Lager am ſandigen Ufer der Meerfluth,
Saß und wartete dann: da traten wir hin zu der Göttin:
Aber ſie legt' uns gereiht, und hüllete Jedem ein Fell um.
Doch wie ward uns die Lauer ſo fürchterlich! Denn zum Entſetzen

Quälte der ſcheußliche Dunſt von den waſſergenährten Robben.
Nun Wer wär' auch willig bei Meerunthieren gelagert?
Doch ſie rettete ſelbſt, und erſann vielſtärkende Labung.
Denn Ambroſia bracht' und legt' an die Naſe ſie Jedem,
Süßanduftende, daß ſie des Scheuſals Dünſte vertilgte.
So durchharrten den Morgen wir ganz ausduldenden Sinnes.
Nunmehr kamen die Robben geſchaart an; dieſe darauf denn
Streckten ſich reih'nweiſ' hin an des brandenden Meeres Geſtade.
Mittags nahte der Greis aus dem Grund': da fand er die Robben
Ueppig genährt, umwandelte all', und zählte die Zahl ſich.
Uns auch zählt' er zuerſt mit den ſcheußlichen: denn im Gemüth nicht
Ahnet' er liſtigen Trug; dann legt' er ſich ſelbſt in die Mitte.
Raſch nun ſprangen wir auf mit Geſchrei, ringsum mit den Händen
Faſſend den Greis: doch Dieſer vergaß der betrüglichen Kunſt nicht:
Sondern zuerſt nun ward er ein Leu ſtarkzottiges Bartes,
Drache darauf, auch Parder ſodann, und gewaltiger Eber,
Ward auch fließendes Waſſer und hochaufragender Waldbaum.
Doch wir hielten hinfort ihn gepackt, ausdauerndes Muthes.
Als nun ſatt ſich gemühet der Greis, ſo verderblicher Kunſt voll,
Alsdann ließ er vernehmen das Wort, mich alſo befragend:
  Wer doch, o Atreusſohn, von den Himmliſchen rieth dir den Anſchlag,

Daß mit Gewalt du mich fingſt als Lauernder? Weſſen bedarfſt du?
So ſprach Jener, und ich antwortet' ihm, Solches erwiedernd:
Selbſt ja, weißt du, o Greis — was fragſt du mich erſt, dich verſtellend? —
Wie ich ſo lang' auf der Inſel gehemmt bin, aber den Ausgang
Nie zu ergründen vermag, und die Kraft in der Bruſt mir verzehrt wird.
Du doch künde mir nun — Unſterbliche wiſſen ja Alles —
Wer von den Himmliſchen wohl mir die Abfahrt hemmt und verhindert,
Und wie heim ich gelang' auf des Meers fiſchreichen Gewäſſern.
Alſo ſprach ich: ſogleich antwortete Jener und ſagte:
Aber du warſt ja ſchuldig, dem Zeus und den übrigen Göttern
Feſthekatomben zu weih'n bei der Abfahrt, daß du zum ſchnellſten
Kämſt in das Vatergefild', umdunkeltes Meer durchſchiffend.
Denn nicht iſt dir beſtimmt, noch die Freunde zu ſeh'n und zu kommen
Heim in das Vatergefild' und die tüchtiggebaute Wohnung,
Ehe zurück an Aegyptos, des himmelentſtrömenden Fluſſes,
Ufer du kehrſt, und verſöhnſt mit geweiheten Feſthekatomben
All' Unſterbliche dort in den mächtigen Räumen des Himmels:
Dann erſt geben die Götter dir Heimfahrt, wie du begehreſt.
Alſo der Greis; da brach mein Herz in der Bruſt vor Betrübniß.
Weil er mir wieder gebot, auf blauumdunkelter Meerfluth
Nach dem Aegyptos zu ſteuern, ſo weit die beſchwerliche Seefahrt.
Aber auch ſo noch ſprach ich darauf, und erwiederte alſo:

Dies denn will ich, o Greis, vollziehn, gleichwie du gebieteſt.
Doch nun ſage mir auch, und verkündige offen die Wahrheit,
Kehreten ſchadlos heim auf dem Meer allſammt die Achäer,
Die wir, Neſtor und ich, aus Troja ziehend verließen?
Oder erlag noch Mancher zu Schiff' unfreundlichem Schickſal,
Oder im Arm der Gefährten nach ſchwervollendetem Kriegswerk?
Alſo ſprach ich: ſogleich antwortete Jener und ſagte:
Atreusſohn, was fragſt du nach Solcherlei? Nimmer ja frommt Dir's,
Dies zu erſpähn, mein Herz auskundigend! Lange gewiß nicht
Bleibſt du der Thränen beraubt, wenn Jegliches ganz du vernommen! —
Wiſſe denn, Der ſind Manche vertilgt ſchon, Manche noch übrig.
Zwo Heerführer allein von den erzumſchienten Achäern
Kamen im Rückweg um: in der Schlacht da warſt du ja ſelbſt auch.
Einer annoch wird lebend gehemmt in den Räumen der Meerfluth.
Ajas ſcheitert' im Meere zuſammt langrudrigen Schiffen.
An die Gyräen hinan, an die hochaufragenden Klippen,
Schlug ihn Poſeidon erſt, und errettet' ihn dort aus der Salzfluth;
Und nun wär' er entflohn dem Geſchick, wie gehaßt von Athenen,
Stieß nicht prahlende Red' er hervor, ſo freventlich läſternd,
Trotz Unſterblichen ſelbſt entränn' er dem mächtigen Meerſchlund!
Doch dies frevelnde Wort hört' ihn ausrufen Poſeidon.
Siehe den Dreizack ſchnell mit gewaltigen Händen erfaſſend,

Schlug er an Gyrä's Fels und zerſpaltete ſolchen zu Trümmern:
Ein Trumm blieb dort haften, das andere fiel in das Meer um,
Das, wo Ajas ſitzend zuvor ſo ſchrecklich gelästert;
Dies trug Jenen hinab in die endlos ſchäumende Meerfluth.
[Alſo verging er daſelbſt, als ſalzige Wog' er getrunken].
Zwar dein Bruder entkam und vermied ſein Todesverhängniß
Auf den gehöhleten Schiffen; es ſchützt' ihn Herrſcherin Here;
Aber ſowie bald nah' an Malcia's ragendes Berghaupt
Kommen er wollt', urplötzlich erfaßt' ihn ein reißender Sturmwind,
Welcher den Stöhnenden drauf in die fiſchigen Waſſer dahintrug,
Fern an die äußerſte Fluth, wo vormals wohnte Thyeſtes;
Doch jetzt wohnte daſelbſt des Thyeſtes Sohn Aegiſthos.
Als auch endlich von dort ſich eröffnete glückliche Heimkehr,
Und ihm die Himmliſchen wandten den Wind, und nach Haus ſie gelangten:
Da ſtieg er wohl freudig hinaus an das heimiſche Feſtland;
Küſſend umfaßt er den Boden daheim, und häufige Thränen
Heiß von der Wang' hinſtrömten: erfreut ja ſchaut' er die Heimath —
Doch von der Wart' aus ſchaut' ihn der Spähende, welchen Aegiſthos
Trugvoll dorthin geſetzt, und verhieß ihm große Belohnung,
Zween Talent' an Gold; und ein Jahr ſchon ſpähete Jener,
Daß nicht heimlich er naht' und gedächt' anſtürmender Abwehr:
Siehe die Botſchaft bracht' er zum Hirten des Volks in die Wohnung;
Und Aegiſthos erſann alsbald argliſtige Tücke.

Zwanzig, erwählt allſammt von den Tapferſten rings in der Volksſchaar,
Stellt' er verſteckt, und hieß dann anderswo rüſten ein Gaſtmahl.
Selbſt nun, hinzuberufen den Hirten des Volks Agamemnon,
Zog er mit Roß und Wagen, entſetzliche Tück' ausſinnend.
Und heim führet' er ihn, der Nichts argwöhnt', und erſchlug ihn
Während des Mahls, wie Einer den Stier an der Krippe dahinſtreckt.
Keiner entkam von der Schaar Agamemnons, ſo ihm gefolgt war,
Auch von Aegiſthos Keiner: der Tod traf All' in der Wohnung.
Alſo der Greis: da brach mein Herz in der Bruſt vor Betrübniß.
Nunmehr ſaß ich und weinet' im Sand; nicht wünſchte das Herz mir
Länger im Leben zu ſein, und Helios Strahl zu erblicken.
Aber nachdem denn lang' ich geweint und im Staub mich gewälzet,
Da ſprach wieder zu mir und begann der untrügliche Meergreis:
Atreusſohn, nicht länger ſo unaufhörlich und raſtlos
Weine, wir ſchaffen ja doch nicht Aenderung! Lieber verſuch' es
Raſch, wie hin du gelangſt zu der Heimath theuren Gefilden,
Denn jetzt triffſt du vielleicht noch den Lebenden, oder Oreſtes
Tödtete Jenen zuvor, und du kämſt dann wohl zur Beſtattung.
Alſo der Greis: da wurde das Herz und die männliche Kraft mir

Wieder geſtärkt in der Bruſt, wie ſehr auch Kummer mich drückte.
Und anredend begann ich, und ſprach die geflügelten Worte:
Hievon weiß ich genug; doch ſage mir auch von dem Dritten,
Der in des Meers Umkreis noch irgendwo lebend gehemmt wird,
[Oder auch todt: gern möcht' ich ein Trauernder ſelbſt, es vernehmen].
Alſo ſprach ich; ſogleich antwortete Jener und ſagte:
Nun — des Laertes Sohn, der Ithaka's Fluren bewohnet.
Denn in dem Eiland ſah ich die quellende Thrän' ihn vergießen,
Dort im Gemach bei der Nymphe Kalypſo, welche mit Zwang ihn
Hält, und zurück nicht kann er zum Heimathlande gelangen;
Denn nicht ſtehn zu Gebot ihm beruderte Schiff' und Genoſſen,
Welche nach Hauſ' ihn führten auf räumigem Rücken der Meerfluth.
Doch nicht dein Loos iſt es, o Göttlicher, Fürſt Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu dulden:
Nein zu Elyſiens Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einſt hinführen, allwo Blondhaar Rhadamanthys.
Dort iſt Menſchen hinfort mühlos und behaglich das Leben;
Nie ſtürmt Schnee, nie Regen daſelbſt, noch rauſchender Sturmwind,
Sondern es wehn alltäglich des Weſts hellſäuſelnde Hauche,
Die Okeanos ſchickt, die Beſeligten ſanft umkühlend —
Weil du ja Helena haſt, Zeus Eidam Göttern genennet.

So nun ſprach er, und taucht' in das ſchäumende Meer hinunter.
Jetzt zu den Schiffen zurück, von den göttlichen Freunden begleitet,
Ging ich; und Vielerlei wogt' in dem Herzen mir, während ich fortging.
Aber nachdem wir hinab zu dem Schiff und dem Meere gekommen,
Hielten wir Spätmahl dort, und es ſtieg ambroſiſche Nacht auf:
Und wir entſchliefen ſofort an dem fluthumbrauſ'ten Geſtade.
Als nun Eos am Morgen mit roſigen Fingern emporſtieg,
Zogen zuerſt wir die Schiffe vom Strand' in die göttliche Meerfluth,
Stellten den Maſtbaum auf in die ſchwebenden Schiff', und die Segel;
Ein auch ſtiegen die Freund' und ſetzten ſich dort an die Ruder:
Alle gereiht nun ſchlugen das grauliche Meer mit den Rudern.
Jetzt am Aegyptos wieder, dem himmelentſtrömenden Fluſſe,
Stellt' ich die Schiff' und bracht' untadlige Sühnhekatomben.
Aber nachdem ich geſühnet den Zorn der unſterblichen Götter,
Häuft' ich dem Bruder ein Maal zum unauslöſchlichen Nachruhm.
Dies vollbracht' ich und kehrte zurück: und die Götter gewährten
Fahrwind drauf, und entſandten mich ſchnell zur erſehnten Heimath. —

Dann fordert er Telemaches auf, länger bei ihm zu bleiben, und verſpricht ihm Gaſtgeſchenke. — Daheim in Ithaka haben jedoch die Freier unterdeſſen Telemachos Reiſe erfahren und beſchließen, ihm zwiſchen Ithaka und Samos aufzulauern und zu ermorden. Medon entdeckt es der Penelope. Dieſe fleht Athene um Beiſtand an und wird von derſelben durch einen freundlichen Traum beruhigt (V. 587—847).

Fünfter Geſang. Auf Athene's Antrieb wird Hermes abermals zur Kalypſo geſandt, dieſer zu befehlen, daß ſie endlich den Odyſſeus von ihrer herrlich geſchilderten Inſel entlaſſe. Unwillig gehorcht ſie und verkündet es dem am Geſtade um die Heimath trauernden Odyſſeus; er will es nicht glauben; ſie betheuert es jedoch mit einem Eide, und er zimmert nun ein Floß, auf dem er am fünften Tage abreiſ't (V. 1—268). Schon gewahrt er am achtzehnten Tage die Phäakiſchen Berge, da zertrümmert ihm Poſeidon durch einen Sturm das Floß. Die Meergöttin Leukothea reicht ihm einen Schleier, er hüllt ſich in dieſen, nachdem er ſein Gewand abgeworfen, rettet ſich durch Schwimmen und landet endlich am dritten Tage nach gewaltigen Mühen auf der Inſel der Phäaken, Scheria, wo er in einen dichten Haufen Laub kriecht und vor Ermattung einſchläft (V. 269—493).

Sechſter Geſang. Nauſikaa, die Tochter des Alkinoos, Königs der Phäaken, wird durch Athene in einem Traume aufgefordert, die Wäſche der Gewänder zu veranſtalten. Sie fährt demgemäß am anderen Morgen mit den Jungfrauen hinaus an den Strom, und als ſie mit der Wäſche fertig geworden ſind und ein Mahl genoſſen haben, ſpielen ſie dort Ball mit einander. Von dem Lärm, den ſie dabei machen, erwacht Odyſſeus, tritt hervor, bleibt aber in einiger Entfernung ſtehen und bittet um ein Gewand, ſeine Blöße zu bedecken. Nauſikaa läßt ihm ein Kleid und Speiſe zu Theil werden und unterrichtet ihn dann, wie er am ſicherſten freundliche Aufnahme finde. Er folgt darauf den Jungfrauen bis zum Hain der Athene vor der Stadt, wo er verweilt und die Göttin flehend um ihren Schutz anruft (V. 1—331).

Siebenter Geſang. Nach Nauſikaa's Ankunft begiebt ſich nun auch Odyſſeus zur Stadt, von Athene, die ihm unterwegs als Waſſerträgerin begegnet und ihm den Weg zeigt, in Nebel gehüllt. So gelangt er ungeſehen in den Palaſt, deſſen Pracht er bewundert, und erſt, nachdem er flehend der Königin Kniee berührt hat und ſich auf dem Heerde hinſetzt, weicht der Nebel von ihm. Alkinoos nimmt ihn gaſtfreundlich auf und ſagt ihm Geſchenke und Heimſendung zu. Nach gehaltenem Mahle fragt ihn die Königin Arete, die ſein Gewand erkennt, wie er dazu gelangt ſei, und Odyſſeus erzählt nun ſeine Schickſale, ſeit er Kalypſo's Inſel verließ, ohne ſich jedoch zu erkennen zu geben. — Alle ſuchen dann ihr Lager für die Nachtruhe auf (V. 1—347).

Achter Geſang. Am anderen Morgen früh begiebt ſich Alkinoos mit Odyſſeus zu den auf dem Marktplatze verſammelten Phäaken, ordnet die Ausrüſtung eines Schiffes und ladet dann die Aelteſten zum Abſchiedsmahle für den Fremdling ein. Bei dem Mahle ſingt der blinde Sänger Demodokos den Streit des Odyſſeus und Achilleus. Odyſſeus verhüllt während des Geſanges trauernd ſein Haupt; dies bemerkt Alkinoos und ordnet Kampfſpiele an (V. 1 — 103). Odyſſeus flößt durch einen mächtigen Wurf mit der Wurfſcheibe Allen Bewunderung ein. Demodokos ſingt nun die Liebe des Ares und der Aphrodite und die Jünglinge tanzen dazu. Die Gaſtgeſchenke werden dann gebracht und darauf geht es zum Abſchiedsmahle (V. 104 — 456). Nauſikaa kommt nun auch und nimmt Abſchied von Odyſſeus. Dann wird Demodokos wieder herein geführt und von Odyſſeus aufgefordert, den Bau des hölzernen Roſſes, durch das Troja erobert wurde, zu ſingen. Er thut es; Odyſſeus kann ſeine Thränen nicht zurückhalten. Alkinoos gewahrt es und fragt ihn nach ſeinem Geſchick (V. 457 — 586).

Neunter Geſang. Odyſſeus nennt ſich ihm nun und erzählt ſeine Schickſale. Nach der Abfahrt von Troja iſt er zuerſt bei den Kikonen in Thrakien gelandet, hat deren Stadt Ismaros erobert, iſt aber von ihnen vertrieben (V. 1 — 61) und durch einen Nordſturm zu den Lotophagen (Lotoseſſern) verſchlagen worden. Nur mühſam treibt er ſeine Genoſſen von hier fort (V. 62 — 104) und gelangt dann zu den Kyklopen und in die Höhle des Rieſen Polyphem, der einige von ſeinen Gefährten tödtet und auffrißt. Odyſſeus macht ihn berauſcht, bohrt ihm ſein einziges Auge aus und rettet ſich und ſeine übrigen Genoſſen durch Liſt, entkommt ihm jedoch nur mit genauer Noth. Seit dieſer Zeit haßt Poſeidon, Polyphems Vater, den Odyſſeus (V. 105—566).

Zehnter Geſang. Odyſſeus erzählt weiter: Er erreicht nun die Inſel des Aeolos, des Beherrſchers der Winde. Dieſer entſendet ihn mit günſtigem Weſtwinde und giebt ihm die widrigen Winde in einem Schlauche gefeſſelt mit. Im Angeſichte von Ithaka öffnen ſeine Begleiter, die Schätze darin enthalten wähnen, den Schlauch; die Winde ſtürmen raſend hervor und ſchleudern ſie nach Aeolos Inſel zurück; dieſer verjagt ſie aber als den Göttern verhaßt (V. 1—79). Sie irren im Weſtmeere und kommen zu den Läſtrygonen, welche alle ihre Schiffe, das des Odyſſeus ſelbſt ausgenommen, zerſtören (V. 80—134). Nun gelangt er zur Inſel der Zaubrerin Kirke; dieſe verwandelt ſeine Begleiter in Schweine; er ſelbſt entgeht dieſem Schickſale nur durch ein Zauberkraut, das ihm Hermes verehrte. Kirke erkennt ihn, verliebt ſich in ihn, entzaubert ſeine Begleiter und behält ihn ein Jahr lang bei ſich, dann aber treibt ihn die Sehnſucht nach der Heimath, und auf den Rath der Kirke begiebt er ſich in die Unterwelt, um von dem Seher Teireſias Kunde einzuziehen, was er thun ſolle, um wieder zu den Seinen zu gelangen (V. 135—579).

Eilfter Geſang. Odyſſeus kommt nun — wie er weiter berichtet — zu den nächtlichen Kimmeriern am Geſtade des Okeanos. Hier bringt er die Todtenopfer, wie es ihm Kirke gelehrt. Die Seelen der Abgeſchiedenen drängen ſich heran. Teireſias trinkt vom Opferblute, weiſſagt ihm ſein Geſchick, und heißt ihn bei ſeiner Rückkehr Poſeidon durch Opfer verſöhnen. Die Schatten nahen jetzt, genießen das Opferblut und erhalten auf einige Zeit Erinnerung und Stimme. Zuerſt Odyſſeus Mutter, die ihm erzählt, daß ſie aus Gram über ſeine Abweſenheit geſtorben, und ihm berichtet, wie es in Ithaka ſtehe. Er will ſie umarmen, aber ſie iſt nur ein Schatten (V. 1—227). Nun nahen auch andere Schatten, durch Liebe der Götter oder großer Helden berühmte Frauen der Vorzeit, Tyro, Antiope, Alkmene, Epikaſte, Leda, Iphimedeia u. A. m. (V. 228—327). Odyſſeus will hier in ſeiner Erzählung abbrechen, fährt aber auf Alkinoos Bitten fort (V. 328—384). Jetzt nahen auch Geiſter von Helden, Agamemnon mit ſeinen Gefährten, Achilleus, Patroklos und Antilochos; Ajas der Telamonide, noch immer zürnend, daß ihm nicht des Achilleus Waffen geworden; ſie unterhalten ſich traulich. — Dann ſieht auch Odyſſeus die Qualen der Verdammten, Tityos, Tantalos, Siſyphos und endlich des Herakles Schattengebild. Sich vor den Schaaren herandrängender Todten grauend, verläßt darauf Odyſſeus den Strom Okeanos (V. 385—848).

Zwölfter Geſang. Odyſſeus fährt fort zu erzählen. Er kehrt zu Kirke's Inſel zurück und beſtattet ſeinen Gefährten Elpenor. Kirke weiſſagt ihm die künftigen Gefahren und entläßt ihn dann mit den Genoſſen (V. 1—147). Zuerſt kommt er zu den ſingenden Sirenen, die die Menſchen tödten, welche ſie mit ihrem Geſange verlocken; er entwiſcht ihnen glücklich, indem er ſeinen Gefährten die Ohren verſtopft und ſich ſelbſt am Maſte feſtbinden läßt; dann müſſen ſie zwiſchen den Felsungeheuern Skylla und Charybdis hindurch; bei dieſer Gelegenheit verliert er ſechs Genoſſen. Sie erreichen darauf glücklich Trinakria, die Inſel, wo des Sonnengottes Rinder weiden. Widriger Wind feſſelt ſie hier, ihr Vorrath geht zu Ende und ſeine Begleiter ſchlachten, gegen Odyſſeus Warnung, einige von den geheiligten Thieren. Helios klagt dies dem Zeus und fordert Rache, und Zeus entſcheidet, wie er es verlangt. Ein heftiger Sturm erfaßt ſie auf dem Meere, der Blitz zerſtört ihr Schiff, Alle ertrinken, nur Odyſſeus allein rettet ſich auf den Trümmern und die Wogen tragen ihn nach Ogygia, der Inſel der Kalypſo (V. 148—453).

Dreizehnter Geſang. Odyſſeus ſchließt nun ſeine Erzählung; die Phäaken beſchenken ihn von Neuem; er beſteigt am nächſten Abend das Schiff und kommt ſchlafend nach ſeiner Heimath Ithaka, wo ihn die Schiffer am Morgen in der Phorkysbucht an das Land ſetzen und den Schlummernden mit ſeinen Gaſtgeſchenken in einer Grotte bergen (V. 1—125). Das heimkehrende Schiff wandelt der den Phäaken zürnende Poſeidon, dicht vor dem Hafen, in einen Fels um. — Odyſſeus erwacht und erkennt, ſchmerzlich bewegt, die Heimath nicht. Da aber ſagt ihm Athene, als Hirt erſcheinend, er ſei in Ithaka, er dagegen giebt ſich für einen Kretenſer aus. Erfreut über ſeine Schlauheit entdeckt ſie ſich ihm und ſagt ihm ihren Beiſtand zu. Entzückt begrüßt er nun das Vaterland. Sie bergen die Schätze in ſicherem Verſteck; Athene berichtet ihm, wie es in ſeinem Hauſe ſtehe, weiſ't ihn an, die Freier zu tödten, verwandelt ihn zu größerer Sicherheit in einen Bettler und eilt dann nach Lakedämon zu Telemachos, während Odyſſeus ſeinen treuen Sauhirten Eumäos aufſucht (V. 126—438).

Vierzehnter Geſang. Eumäos führt den Odyſſeus in ſeine Hütte und bewirthet ihn freundlich, worauf er ihm der Freier Unbill erzählt und ſeine Liebe zu Odyſſeus kund thut; der Verſicherung, daß dieſer bald heimkehren werde, will er jedoch keinen Glauben ſchenken. Odyſſeus giebt ſich auch ihm gegenüber für einen geſcheiterten Kreter aus, erzählt ihm angeblich ſein Geſchick und verſucht nochmals umſonſt, ihm zu verſichern, ſein Gebieter werde bald heimkehren. Nach der Abendmahlzeit begeben

ie ſich zur Ruhe; durch Liſt erhält Odyſſeus einen Mantel
on ihm. Eumäos bringt die Nacht draußen bei den
Heerden zu.

Fünfzehnter Geſang. Telemachos, der noch bei
Menelaos verweilt, wird durch Athene im Traume zur
Heimkehr veranlaßt. Er geht am nächſten Morgen, reich
en Menelaos beſchenkt, zu Schiffe, nimmt den Wahrſager Theoklymenos mit, und ſegelt mit gutem Winde
is in die Nähe von Ithaka, um den Nachſtellungen der
reier zu entgehen, auf die ſpitzigen Inſeln zu (V. 1—300).
– Nun ſchaltet der Dichter ein:

Odyſſeus und Eumäos Abendgeſpräch.

(Odyſſee XV. V. 301—495.)

Aber Odyſſeus dort im Gehöft und der göttliche Sauhirt
ielten das Spätmahl Beid', und zugleich auch aßen die Andern.
rauf nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war,
edet' Odyſſeus wieder, Eumäos Herz zu verſuchen,
b er annoch gaſtfreundlich ihn pflegt' und zu bleiben ermahnte
f dem Gehöft dort, oder zur Stadt nunmehr ihn verwieſe:
Hör', Eumäos, anjetzt und geſammt ihr andern Genoſſen,
orgen zur Frühe begehr' ich zur Stadt als Bettler zu wandern,
aß ich dahier nicht mehr dich beläſtige und die Genoſſen.
er berathe mich wohl, und beſtelle mir guten Geleitsmann,

Der dorthin mich begleit': in der Stadt dann werd' ich, genöthigt,
Selbſt umgehn, ob Einer mir Brot anbeut und den Becher.
Dann zum Haus hinwandelnd des Zeusumſchirmten Odyſſeus,
Möcht' ich die Kund' anſagen der ſinnigen Penelopeia,
Auch in die Schaar eintreten der kühnauftrotzenden Freier,
Ob ſie gewähren ein Mahl, im Beſitz' unzähliger Speiſen.
Leicht auch jegliche Dienſte verrichtet' ich, was ſie verlangten.
Denn Das ſei dir geſagt, und du merk' auf und vernimm es.
Durch Hermeias Huld, des Beſtellenden, welcher ja allem
Menſchlichen Thun Anmuth und beglückendes Ende verleihet,
Möcht' es an Kunſt und Geſchick kein anderer Menſch mir zuvorthun
Im Anſchüren des Brands, wie trocknes Gehölz zu zerſpalten,
Im Vorlegen und Braten, im Weineinſchenken am Gaſtmahl:
Was da Geringere nur zum Dienſt Vornehmen verrichten.
  Doch unwillig begannſt drauf du, Sauhüter Eumäos:
Weh' mir, o Gaſt, weshalb kam ſolcher Gedank' in die Bruſt dir?
Ja du begehrſt wahrhaftig dich ganz und gar zu verderben,
Wenn alldort du gedenkſt in der Freier Gewühl dich zu miſchen,
Deren Gewalt und Trotz zum eiſernen Himmel empordringt.
Traun, nicht ſolcher Geſtalt ſind dort die bedienenden Männer:
Jüngere ſind's, gar zierlich mit Rock umhüllt und mit Mantel;
Immer das Haupt auch glänzet geſalbt und die ſchönen Geſichter.
Solche bedienen ſie dort, und die wohlumglätteten Tiſche
Strotzen, von Brot und Fleiſch und gewürzigem Weine belaſtet.

Bleibe darum; denn Keinen beläſtiget deine Geſellſchaft,
Nicht mich ſelbſt, noch Einen der Freund' auch, welche dahier ſind.
Aber ſobald heimkehrt des Odyſſeus theuerer Sprößling,
Wird er ſelbſt dir verleihn zur Bekleidung Mantel und Leibrock,
Und dich geleiten, wohin dein Herz und Gemüth es begehret.
Ihm antwortete drauf der erhabene Dulder Odyſſeus:
Alſo werd', Eumäos, geliebt vom Vater Kronion,
Gleichwie von mir; weil du mir geendiget Noth und Bedrängniß!
Nichts Graunvolleres giebt's, als Fernumirren im Ausland:
Viel Unglück ja erdulden vom unheilbringenden Hunger
Sterbliche, ſo Mühſal und Gefahr und Kummer umhertreibt.
Aber dieweil du mich nöthigſt, und ihn zu erwarten ermahneſt,
Nun von Odyſſeus Mutter erzähle mir und von dem Vater,
Den er, zum Kampf ausziehend, verließ an der Schwelle des Alters:
Ob ſie vielleicht noch lebend an Helios Strahl ſich erfreuen,
Oder bereits todt ſind, und in Hades dunkler Behauſung.
Drauf antwortend verſetzte der Männerbeherrſchende Sauhirt:
Nun ſo will ich, o Fremdling, dir ganz Untrügliches künden.
Noch zwar lebt Laërtes, allein ſtets fleht er zu Zeus auf,
Daß ſein Geiſt von den Gliedern entſchwind' in der eignen Behauſung.
Denn untröſtlich beweint er den Sohn, der fern ihm dahinging,
Und ſein Ehegemahl, das verſtändige, deſſen Verluſt ihn
Tief in der Seele betrübt und in trauriges Alter verſenket.

Sie nun ſchied voll Gram um den ruhmvollſtrahlenden Sprößling
Trauriges Todes dahin. Auch ſtürbe mir nimmer dahin ſo,
Wer mir geliebt hier wohnet im Land, und Liebes erzeigte!
So lang Jene gelebt, obwohl in beſtändigem Herzleid,
So lang war es mir Luſt, Kundſchaft zu erſpähn und zu forſchen;
Weil ſie ſelbſt mich erzog, ſammt Ktimene, langes Gewandes,
Ihrem erhabenen Kind, das Jen' als jüngſtes geboren:
Mit ihr wuchs ich heran, nur Weniges minder geachtet.
Als nunmehr wir Beide zu reizender Jugend gelangten,
Gaben ſie Jen' auf Samos Gebiet, ſehr Vieles empfangend.
Doch mich ſchickte ſie drauf, nachdem ſie mir ſchöne Gewande,
Mantel geſchenkt und Rock, an die Füß' auch Sohlen gegeben,
Selber hinaus auf's Land; mich nur herzinniger liebend.
Ach dies Alles entbehr' ich anjetzt ganz! Aber mir ſelber
Laſſen gedeihn mein Werk die Unſterblichen, welches mir obliegt:
Davon eſſ' ich und trink', und vertheil' ehrwürdigen Gäſten.
Von der Gebieterin doch iſt Freundliches nichts zu vernehmen,
Weder in Wort noch That, Unheil drang in den Palaſt ein,
Schamlosfrevelnde Männer: und Dienende wollen ſo gern doch
Vor der Gebieterin reden ein Wort und Alles erkunden,
Eſſen zugleich und trinken, ſodann auch Etwas hinaus mit
Bringen zu Land: wie Solches hinfort wohlthuet den Dienern.
Drauf antwortend begann der erfindungsreiche Odyſſeus:
Ach ſo biſt du fürwahr als Kind, Sauhüter Eumäos,
Weit umſchweifend verirrt von der Heimath und den Erzeugern!
Doch nun ſage mir Dies, und verkünd' untrügliche Wahrheit.

Wurde zerſtört feindſelig die weitdurchbahnete Volksſtadt,
Wo dein Vater gewohnt und die achtungswürdige Mutter?
Oder vielleicht, als einſam du warſt bei den Schafen und Rindern,
Führeten feindliche Männer zu Schiff dich hinweg und verkauften
Dieſem dahier dich in's Haus, da tüchtigen Preis er bezahlet?
Drauf antwortend verſetzte der Männerbeherrſchende Sauhirt:
Fremdling, dieweil du denn Solches von mir ausfragſt und erforſcheſt;
Ruhig vernimm nunmehr, und erfreue dich, ſitzend am Becher.
Lang ſind jetzo die Nächt' in's Unendliche: Stunden gebühren
Alſo dem Schlaf, wie frohem Geſpräch. Nicht biſt du genöthigt,
Dich vorzeitig zu legen; beſchwert doch längerer Schlaf auch.
Doch ihr Andern dahier, wenn Herz und Gemüth es verlanget,
Möget zur Ruh fortgehn, und ſobald aufſchimmert das Frühroth,
Nehmet das Mahl, dann treibet des Hausherrn Schwein' in's Gefilde.
Wir, derweil in der Hütt' an Getränk' und Speiſ' uns erquickend,
Wollen im Wechſelgeſpräche vereint uns Beid' an Gedächtniß
Trauriger Leiden erfreun: auch Trübſal freut ja den Mann noch,
Der ſchon Vieles ertrug, und weit umirret' im Ausland.
Das nun, was du gefragt und erkundiget, ſoll dir geſagt ſein.
Eines der Meereiland' heißt Syria, wenn du davon weißt,
Ueber Ortygia hin, wo Helios Wendungen ſichtbar:
Zwar nicht allzureich an Bevölkerung, aber geſegnet,

Durch Schaaſheerden und Rinder beglückt, voll Wein und Getreide,
Nie kehrt Hunger einmal im Gebiet ein, nimmer befällt auch
Trauriger Seuch' Unheil alldort unglückliche Menſchen,
Sondern ſobald im Gebiete die Menſchengeſchlechter gealtert,
Dann naht Artemis an und Apollen, ſilbernen Bogens.[1]
Und ihr ſanftes Geſchoß ſtreckt raſchanfallend ſie nieder.
Dort ſind ſämmtliche Güter an zwei Wohnſtädte vertheilet:
Dieſe beherrſcht' auch Beide zugleich mein Vater gebietend,
Kteſios, Ormenos Sohn, an Geſtalt Unſterblichen ähnlich.
Dorthin kamen Phöniker, der Schifffahrt kundige Männer,
Trügliche, viel Putztand auf dunkelem Schiff herbringend.
Doch mein Vater beſaß ein Phönikiſches Weib in der Wohnung,
Schön und erhabner Geſtalt, anmuthige Werke verſtehend:
Dieſe verführeten täuſchend die argliſtvollen Phöniker.
Einer geſellt' anfangs bei der Waſch' am geräumigen Seeſchiff
Ihr ſich in heimlicher Lieb': und Dies ja bethöret der Weiber
Schwaches Geſchlecht; wär' Eine vielleicht auch edelgeſittet.
Jener erfragt' hierauf das Geſchlecht, und woher ſie gekommen;
Und ſie beſchrieb alsbald die erhabene Wohnung des Vaters.
Her aus Sidon rühm' ich, der erzumſtrahlten, des Stamms mich:
Arybas hat mich erzeugt, der reich war über die Maßen.
Taphier raubten mich einſt, auf Beut' ausziehende Männer,
Als ich vom Feld heimging, und verkauften mich hier in des Mannes

---

[1] Diana und Apoll verliehen einen ſanften und ſchmerzloſen Tod.

Haus, mit Gewalt herführend; er gab anſtändigen Kaufpreis.
Jetzo verſetzte der Mann, der ihr ſtets heimlich geſellt war:
Möchteſt du nun nicht wieder mit uns fortziehn in die Heimath,
Daß wohl Vater und Mutter in hochumwölbeter Wohnung
Dort du erſchauſt? Noch leben ja Beid', und heißen begütert.
Und es begann hinwieder das Weib, und entgegnete alſo:
Dies auch möge geſchehn, wenn ihr gutwillig, o Schiffer,
Mit Eidſchwur mir gelobt, ſchadlos mich nach Haus zu geleiten.
Sprach's: und Alle gelobten mit Eidſchwur, wie ſie verlangte.
Aber nachdem ſie geſchworen und ganz vollendet den Eidſchwur,
Jetzo begann hinwieder das Weib, und entgegnete alſo:
Still nunmehr; auch Keiner dahier von des Schiffes Gefährten
Rede mich an im Geſpräch, ob dort er im Weg mir begegne,
Oder vielleicht an dem Quell: daß nicht hingehend zur Wohnung
Einer dem Greis es verkünd', und Der argwöhnend ſodann mir
Schreckliche Band' anleg', und Euch ausſinne Verderben.
Sondern bewahrt ſtillſchweigend das Wort, und betreibet den Einkauf.
Aber ſobald ihr die Schiff' mit dem Vorrathsgute gefüllt habt,
Botſchaft komm' alsdann mir ſogleich hierher in die Wohnung:

Gold auch bring' ich heraus, wie's nur vorhanden mir ſein wird;
Doch auch Anderes möcht' ich ſo gern darbieten zum Fahrlohn.
Denn ich erzieh' im Palaſte den Sohn des erhabenen Mannes,
Der ſchon wundergeſcheut, und oft auswärts mit herumläuft.
Den nun möcht' ich entführen zum Schiff; unendlichen Kaufpreis
Brächt' er euch ein, wo ihr ihn verkauft fernwohnenden Menſchen.
Alſo ſprach und enteilte das Weib zur ſchönen Behauſung.
Aber ein Jahr fortwährend verweileten Jene bei uns dort,
Auf hohlräumigem Schiff viel Vorrathsgut ſich erhandelnd.
Als das gehöhlete Schiff nunmehr ſie beladen zur Heimfahrt,
Sendeten Einen ſie ab, der Kund' hinbrächte dem Weibe.
Und ein verſchlagener Mann kam an in des Vaters Behauſung;
Bei ſich ein Halsband tragend von Gold und beſetzt mit Elektron.
Während die Mägd' hierauf im Gemach, und die würdige Mutter,
Eifrig den Schmuck umtaſtend und rings mit den Augen betrachtend,
Preis anboten dafür: da winkt' er dem Weib im Geheimen.
Drauf, nachdem er gewinket, entfernt er zum räumigen Schiff ſich.
Jetzt an der Hand anfaſſend entführete Jen' aus dem Haus mich.
Aber, im Vorſaal fand ſie annoch Weinbecher und Tiſche
Für die Geladnen geſtellt, die ſonſt um den Vater beſchäftigt,

rt nunmehr hingingen zu Rath in des Volkes Verſammlung.
ei der Gefäß' alsbald ſich geheim in den Buſen verbergend
ug ſie davon: ihr folgt' ich zugleich unwiſſender Einfalt.
n ging unter die Sonn', und die Pfad' all' wurden beſchattet.
auf zum herrlichen Haſen gelangten wir, munteres Schrittes,
das beflügelte Schiff Phönikiſcher Männer bereit lag.
geſtiegen in's Schiff durchſegelten flüſſige Bahnen,
einnehmend zugleich: Fahrwind ſandt' ihnen Kronion.
ſechs Tage zugleich und die Nächt' auch ſchifften wir vorwärts;
h als Zeus Kronion den ſiebenten Tag uns geſendet,
rde das Weib urplötzlich von Artemis Pfeile getroffen,
in den Schiffsraum rauſchend entſtürzte ſie, ähnlich dem Seehuhn.
nmehr warfen ſie Jen' in's Gewog Seehunden und Fiſchen
zum Fraß: ſo blieb ich zurück unmuthiges Herzens.
an Ithaka trieb ſie hinan Fahrwind und Gewäſſer,
Laërtes der Greis mich erkauft mit dem eignen Beſitzthum.
hab' ich dahier dies Land mit den Augen erſchaut.
Drauf antwortend verſetzte der Zeusumſchirmte Odyſſeus:
hrlich du haſt, Eumäos, das Herz in der Bruſt mir gerühret,
iches Leid mir erzählend, ſo viel im Gemüth du erduldet.
es gewährete dir Zeus auch zum Böſen das Gute,
nach erduldetem Leid in des freundlichen Mannes Behauſung
du gelangt, der ſorglich Getränk und erquickende Nahrung

Stets dir gewährt, ſo lebſt du gemach hin; aber ich ſelber
Komme daher, viel Städte der Sterblichen irre durchwandernd.
Alſo beſprachen ſie nun dort Solcherlei unter einander.
Wenige Zeit ausruhend genoſſen ſie flüchtigen Schlafes;
Denn bald kam goldthronend die Eos.

Der Dichter wendet ſich darauf wieder zu Telemachos zurück, der in der Frühe landet, ſich zu Eumäos begiebt, und den Theoklymenos ſeinem Freunde Peiräos zur Pflege anvertraut (V. 496—557).

Sechzehnter Geſang. Telemachos tritt zu Eumäos ein, der ihn mit innigſter Freude begrüßt und ihn dann mit Odyſſeus, als einem ſchiffbrüchigen Kreter, bekannt macht. Telemachos ſchildert dem Letzteren, wie es jetzt im elterlichen Hauſe zugeht, und Odyſſeus bricht in die heftigſten Aeußerungen gegen die Freier aus. Der Jüngling entſendet nun den Sauhirten zu ſeiner Mutter, um ihr ſeine Rückkehr mitzutheilen. Kaum iſt dieſer indeſſen fort, ſo erhält Odyſſeus von Athene ſeine wirkliche Geſtalt wieder und entdeckt ſich dem geliebten Sohne (V. 1—216), mit dem er dann den Plan zur Ermordung der Freier entwirft (V. 217—320). Mittlerweile ſind des Telemachos Gefährten gelandet und die Freier beſchließen nun, den Jüngling in der Stadt ſelbſt zu tödten. Penelopeia aber, die des Sohnes Ankunft und den Anſchlag der Freier erfahren hat, macht den Letzteren die heftigſten Vorwürfe.

Eumäos kehrt gegen Abend zu Odyſſeus zurück, allein Athene verwandelt dieſen wieder in den Bettler. Sie halten das Nachtmahl und begeben ſich dann zur Ruhe (V. 321—481).

Siebzehnter Geſang. Am nächſten Morgen geht Telemachos in die Stadt zu ſeiner Mutter, die ihn freudig empfängt und der er ſeine Reiſe erzählt, nachdem er Theoklymenos herbeigeholt. Dieſer weiſſagt des Odyſſeus baldiges Erſcheinen, während die Freier toben. Von Eumäos begleitet, macht ſich nun Odyſſeus als Bettler auch auf den Weg zur Stadt; unterwegs ſchmäht ihn der Ziegenhirt Melanthios, er aber erduldet es ſchweigend. Sie erreichen jetzt den Palaſt, während die Freier ſchmauſen (V. 1—289). Odyſſeus alter Hund, Argos, erkennt ſeinen Gebieter, wedelt ihm zu und ſtirbt. Odyſſeus betritt nun als Bettler ſein Haus und Telemachos reicht ihm Speiſe. Dann bettelt der Held bei den Freiern, unter denen Antinoos ihn ſchmäht und ihm den Schemel an die Schulter wirft. Telemachos ſchweigt zornig; Penelopeia, die es mit angeſehen, will den Fremdling ſprechen, dieſer aber heißt ſie warten bis zur Nacht. Eumäos kehrt wieder heim (V. 290—606).

Achtzehnter Geſang. Der tägliche Gaſt, der faule Bettler Iros, tritt ein, und als er einen Nebenbuhler zu finden glaubt, ſchmäht er den Odyſſeus und will ihn vertreiben. Die Freier verlangen, Beide ſollen mit einander kämpfen; Odyſſeus ſtreckt den Iros durch einen Fauſtſchlag zu Boden und deutet durch kluge Worte ſeine nahe Ankunft an (V. 1—156). Penelopeia tritt jetzt in den Saal, von Athene verſchönert, tadelt die Behandlung des Fremden, täuſcht aber die Freier ſo, daß dieſe ihr herrliche Geſchenke holen laſſen. — Geſang und Tanz finden nun ſtatt, aber Odyſſeus wird jetzt auch von den Mägden geſchmäht und vom Eurymachos mißhandelt. Er erduldet es ſchweigend. — Die Freier verwünſchen den Bettler, von dem ſie Schlimmes ahnen, und entfernen ſich erſt ſpät (V. 157—427).

Neunzehnter Geſang. So wie die Freier das Gemach geräumt haben, trägt Odyſſeus mit Telemachos die an den Wänden hängenden Waffen fort, heißt dann dem Sohne ſich zur Ruhe zu begeben und erwartet Penelopeia. Es folgt nun:

Des Odyſſeus und der Penelopeia Unterhaltung.

(Odyſſee XIX. V. 53—601.)

Jetzt trat aus dem Gemach die verſtändige Penelopeia,
Artemis gleich an Geſtalt und der goldenen Aphrodite.
Ihr nun ſtellten zur Glut ſie den Stuhl, allwo ſie hinfort ſaß,
Welcher mit Elfengebein kunſtvoll und mit Silber belegt war:
Denn Ikmalios ſchuf ihn dereinſt; auch unten die Fußbank
Fügt' er daran, ein gewaltiges Vließ war drüber gebreitet.
Hierauf ſetzte ſich nun die verſtändige Penelopeia,

llsbald kamen hervor weißarmige Mägd' aus dem Innern:
Die nun räumten von dannen den Brotvorrath und die Tiſche,
luch die Gefäß', aus welchen die trotzigen Männer getrunken;
Schütteten aus den Geſchirren die Glut erdwärts, und des Holzes
Häuften ſie viel anlegend zur Leuchtung rings und Erwärmung.
Doch den Odyſſeus ſchalt auf's Neu' anfahrend Melantho:
Fremdling, anjetzt auch willſt du beläſtigen hier in der Nacht noch,
Dich in dem Haus umtreibend, und frech nach den Weibern umherſpähn?
Packe ſofort dich hinaus, Unhold, und begnüg' an der Koſt dich;
Oder du ſollſt alsbald mir vom Brand umſchleudert hinausgehn!
Zornvoll ſchaut' und begann der erfindungsreiche Odyſſeus:
Was, Unſelige, fährſt du hinfort mich alſo erboſ't an?
Weil ich vielleicht unſauber und ſchlecht umkleidet erſcheine?
Oder die Stadt durchbettle? Gewaltſam dränget die Noth ja!
lſo ergeht's nun armen und weitumirrenden Männern;
uch ich ſelber bewohnet' ein Haus einſt unter den Menſchen,
eich und beglückt; oftmals auch gab ich dem irrenden Fremdling,
eglichem, welcher Geſtalt er genaht, und weſſen bedürftig.
uch unzählige Knechte gehorchten mir, Alles beſaß ich,
Was nur zum Wohlleben und Reichthum irgend gehöret.
och Zeus ſelbſt, der Kronide, vernichtet' es — alſo gefiel's ihm!

Drum ſo bedenk', o Weib, wenn Dir auch einſtens entſchwände
Jeglicher Reiz, der jetzo hervor dich hebt vor den Mägden!
Wenn Dir zürnend vielleicht die Gebieterin heftig ergrimmte,
Oder Odyſſeus käm': auch Dies noch ſteht zu erwarten!
Wenn er jedoch auch ganz umkam, und nimmer zurückkehrt;
Iſt ja Telemachos ſchon mit Apollo's Huld ihm erwachſen,
Solch ein tüchtiger Sohn, dem kein Dienſtweib im Palaſt hier
Frevel geheim ausübt: nicht mehr unmündig erſcheint er!
Jetzo vernahm ſein Wort die verſtändige Penelopeia.
Aber ſie ſchalt anredend die Magd, und entgegnet' ihr alſo:
Ha, ſchamloſeſte Hündin, Verwegene, nimmer entgeht mir,
Was du des Argen verübſt! das ſollſt mit dem Haupt du bezahlen!
Denn wohl war dir bekannt, da ſelbſt du von mir es gehört haſt,
Daß ich den Fremdling gedacht' allhier in der eignen Behauſung
Um den Gemahl zu befragen, dieweil Herzleid mich bekümmert.
Sprach's, und der Schaffnerin dann, Eurynome, rief ſie entgegen:
Einen der Stühl', Eurynome, bring', und bedeck' ihn mit Schafvließ;
Daß daſitzend der Fremdling ein Wort anſag', und vernehme
Wieder von mir; denn jetzo verlangt's mich, ihn zu befragen.
Jene gebot's, forteilte die Schaffnerin ſchleunig beſorgend
Einen geglätteten Stuhl, und deckt' auch drüber ein Schafvließ.
Hierauf ſetzte ſich dann der erhabene Dulder Odyſſeus.
Da hub an das Geſpräch die verſtändige Penelopeia:

Fremdling, zuerſt nun muß deshalb ich ſelbſt dich befragen:
Wer? von den Männern woher? Wo ſind dir Erzeuger und Heimath?
Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
Frau, kein ſterblicher Mann auf der Erd' endloſen Gefilden
Tadele dich; dein Ruhm ja erfüllt den geräumigen Himmel:
Gleichwie des Königes Ruhm, des untadligen, welcher die Götter
Gläubig verehrt, und viel kampftüchtige Männer beherrſchend,
Aufrechthält das Geſetz. Ihm trägt das umdunkelte Erdland
Weizen und Gerſt', hinſenkt ſich der Obſtbaum früchtebelaſtet;
Immer gebiert ihm die Heerde: genug zollt Fiſche die Meerflut,
Unter der ſegnenden Macht, und beglückt blühn fröhliche Völker.
Darum magſt du anjetzt im Gemach wohl Andres erfragen;
Aber nach meinem Geſchlecht und Geburtsland forſche mir niemals:
Daß du mir nicht das Gemüth noch mehr anfülleſt mit Herzleid,
Denk' ich daran, ich Unglückſeliger! Nimmer geziemt's auch,
Daß ich in Anderer Haus, Wehklag' und Seufzer erhebend,
So daſitz': ach ſchlimmer ja macht's endloſe Betrübniß!
Daß mir keine der Mägd' es verübele, oder du ſelbſt auch,
Meinend, ich weint' hindämmernd in geiſtumnebelndem Weinrauſch.
Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:
Fremdling, fürwahr mir ward ja der Schönheit Glanz und des Wuchſes,

Ganz von den Göttern geraubt, ſeit Ilios Strand ſie betraten,
Argos Söhn', und zugleich mitfuhr mein trauter Odyſſeus.
Kehrete Jener zurück, machtvoll mein Leben beſchirmend;
Herrlicher würde ſodann mein Ruhm und ſchöner in Wahrheit!
Doch nun traur' ich, genug ja beſchied Unheil mir ein Dämon.
[Denn ſo viel der Gebieter mit Macht durchwalten die Inſeln,
Same, Dulichions Flur und die waldumkränzte Zákynthos,
So viel Ithaka ſelbſt, die beſonnete, rings umwohnen;
All' umwerben ſie mich mit Gewalt, und zerrütten das Haus mir.]
Drum niemals mehr acht' ich der Fremdlinge, noch der Bedrängten,
Oder der Herold' auch, die Volksarbeiten beſorgen.
Nur nach Odyſſeus ſchmacht' ich, in Wehmuthsthränen zerfließend.
Jeder betreibt die Vermählung, und ich umſpinne mit Trug ſie.
Siehe zuerſt ein Gewand — ſo gab es in's Herz mir ein Dämon —
Würkt' ich, am Stuhl aufziehend ein mächtig Geweb' in der Kammer,
Fein, unmäßiger Größ', alsbald zu den Freiern beginnend:
Jünglinge, mich umwerbend, dieweil denn geſtorben Odyſſeus,
Wartet, bedrängt nicht alſo die Hochzeit, bis ich den Mantel
Völlig gewürkt — daß nicht unnütz mir die Wolle verderbe —
Zum Grabſchmuck für den Helden Laërtes, wann ihn dereinſtens
Schrecklich erfaßt das Verderben des langhinſtreckenden Todes;
Daß mir keine der Frau'n im Achäiſchen Volk es verarge,

Läg' er ohne Gewand, der reich einſt war an Beſitzung.
So ſprach ich: ſie aber vertraueten muthiges Herzens,
Drauf auch web ich des Tags fortan mein großes Gewebe,
Trennt' es jedoch in der Nacht bei'm Glanz auflodernder Fackeln.
So drei Jahre betrog ich mit heimlicher Liſt die Achäer.
Doch, wie das vierte der Jahr' ankam und die Horen genahet,
[Und in der Mond' Umwechſel ſich viel vollendet der Tage:]
Jetzt durch ſchändlicher Mägde Verrath, die nicht es bekümmert,
Trafen beſchleichend ſie mich, und bedroheten Alle mit Vorwurf.
So vollendet' ich's nun, ungern zwar, aber gezwungen.
Nicht mehr kann ich entgehn der Vermählung, oder vielleicht noch
Anderen Rath ausfinden: hinfort auch mahnen die Aeltern
Dringend zur Hochzeit an; es erkennt unwillig der Sohn auch,
Wie ſie das Gut aufzehren: gereift ja iſt er ein Mann ſchon,
Daß er dem Haus vorſtehe, von Zeus theilhaftig der Obmacht,
Dennoch ſage mir an das Geſchlecht, aus dem du entſproſſen:
Nicht ja entſtammſt du dem Fels und der Eich', urälteſter Sage!
Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
O ehrwürdige Gattin des Laërtiaden Odyſſeus,
Nicht mehr läſſeſt du ab, mein Vatergeſchlecht zu erfragen?
Nun ich verkündige dir's, obwohl du größerem Schmerz mich
Hingiebſt, als ich ertrug: denn ſo pflegt's Dem zu ergehen,
Welcher ſo lang' fernbleibt von der Heimath, gleichwie ich ſelbſt nun,
Durch viel' Städt' umirrend der Sterblichen, Kummer erduldend!

Dennoch, was du gefragt und erkundiget, ſoll dir geſagt ſein.
Kreta heißet ein Land in des Meers umdunkelter Mitte,
Schön, fruchtreich, und im Kreis umwogt: viel ſind der Bewohner,
Gar unzählige d'rin, und der Städt' auch neunzig erbauet.
Dort ſind mancherlei Sprachen gemiſcht: dort wohnen Achäer,
Dort hochherzige Kreter des Urſtamms, dort die Kydonen,
Dorier auch, dreifältig getheilt, und edle Pelasger.
Ihre gewaltige Stadt iſt Knoſos; dieſe beherrſchte
Minos, der neun Jahre mit Zeus, dem Erhabenen, umging,
Mein Großvater, von welchem der Held Deukalion ſtammte.
Dieſer erzeugete mich und Idomeneus auch den Gebieter.
Und Idomeneus fuhr in gebogenen Schiffen gen Troja,
Atreus Söhnen geſellt. Mein rühmlicher Nam' iſt Aethon;
Ich bin jüngerer Geburt, Idomeneus älter und ſtärker.
Auch den Odyſſeus ſah ich daſelbſt und bewirthet' ihn gaſtlich.
Denn hintrieb ihn nach Kreta der wildaufſtobende Sturmwind,
Als er gen Ilios fuhr, und verſchlug ihn weit von Maleia.
Dort in Amniſos Strom, an der Eileithya Geklüften,
Hielt in gefährlicher Bucht er, dem Sturm mühſelig entronnen.
Gleich nach Idomeneus dann ſich erkundigend, kam er zur Stadt hin;
Denn ihn nannt' er vertrauten und achtungswürdigen Gaſtfreund.
Doch zehnmal ſchon ſtrahlte das Frühroth, oder zum eilften,
Seit in gebogenen Schiffen nach Ilios Strand er geſteuert.
Selbſt nun führt' ich den Fremdling in's Haus, und bewirthet' ihn ſorgſam,

Willig dem Gaſt darbietend vom Vorrathsgut in der Wohnung,
Ihm alsdann und den Freunden geſammt, ſo Jenen begleitet,
Gab ich, vom Volk einſammelnd, Getreid' und funkelndes Weines,
Rinder zugleich zum Schlachten, damit ihr Herz ſich erlabte.
So zwölf Tage verweilten daſelbſt die erhabnen Achäer.
Denn andrängte mit Macht ein gewaltiger Nord und vergönnte
Kaum auf dem Lande zu ſtehn: es erweckt' ihn ein feindlicher Dämon;
Am dreizehenten ſank das Geſtürm; und ſie ſchifften von dannen.
Alſo erzählt' er ihr viele der Wahrheit ähnliche Dichtung.
Doch von der Wang' entſtrömten der Horchenden ſchmelzende Thränen:
Wie da der Schnee hinſchmilzt auf ſchroffanſteigenden Berghöhn,
Welchen der Oſt auflöſ'te, nachdem Weſtwind ihn ergoſſen;
Daß von der rinnenden Flut ſich die Ström' anſchwellend erfüllen:
Alſo zerfloß hinſchmelzend der Königin blühendes Antlitz,
Als den genahten Gemahl ſie beweinete. Und den Odyſſeus
Jammerte tief im Gemüthe die vielaufſeufzende Gattin.
Doch hinſtarrt' ihm das Auge, dem Horn gleich oder dem Eiſen,
Immer bewegungslos; er verbarg ſchlauſinnig die Thränen.
Als ſie ſodann ſich geſättigt der wehmuthvollen Betrübniß,
Wiederum hub nunmehr ſie Geſpräch an, Jenem entgegnend:
Nun ich gedenk', o Fremdling, ein Weniges noch dich zu prüfen,

Ob du in Wahrheit dort mit der Schaar gottähnlicher Freunde
Meinen Gemahl aufnahmſt in der Wohnung, wie du erzähleſt.
Sage mir, welche Gewand' ihm den Leib umſchmückend bedeckten,
Dann, wie ſelbſt er erſchien, und die Freund' auch, ſo ihm gefolgt ſind.
Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
Schwer, o Gebieterin, iſt es, nach ſo vieljähriger Trennung
Kund es zu thun; denn traun es entſchwand ja das zwanzigſte Jahr ſchon,
Seit er von dort abfahrend aus unſerem Lande geſchieden,
Dennoch ſei dir verkündet, ſo viel mein Herz ſich erinnert.
Wollig und purpurn war das Gewand des erhabnen Odyſſeus,
Doppeltgewürkt; vorn aber mit zwiefachmündender Oeffnung
Strahlte die goldene Spang', und daran ein gebildetes Kunſtwerk:
Vorn in die Klauen gefaßt von dem ſtarranblickenden Jagdhund
Rang ein geſprenkeltes Reh; und Jeglicher ſchaute verwundert,
Wie aus Golde gebildet der Hund wildblickend das Rehkalb
Gierig erwürgt', und zappelnd das Reh zu entrinnen ſich abrang.
Aber ſodann auch ſah ich den prachtvollſchimmernden Leibrock;
Traun, gleichwie da die Schaal' an getrockneten Zwiebelgewächſen,
So war zart er gewoben, und glanzumſtrahlt wie die Sonne.

Viele der Frau'n wahrhaftig beſchaueten ihn mit Verwundrung.
Andres verkünd' ich dir noch, und bewahr's im Gemüthe dir achtſam:
Nicht doch weiß ich genau, trug ſolche Gewand' er daheim auch,
Oder verlieh ſie zur Fahrt auf hurtigem Schiff ein Genoſſ' ihm,
Oder ein Gaſtfreund irgend: Odyſſeus war ja ſo Vielen
Werth und geliebt; wohl glichen ihm Wenige nur der Achäer.
Ich auch gab ihm Geſchenk', ein gediegenes Schwert und ein ſchönes
Doppeltes Purpurgewand ſammt langabwallendem Leibrock;
Und ich entſandt' ihn würdig auf wohlumrudertem Seeſchiff.
Aber ein Herold auch, nur Weniges älter an Jahren,
Folgt' ihm zugleich: auch Dieſen bezeichn' ich Dir, wie er geſtaltet:
Dunkeler Farb', an den Schultern gekrümmt, dichtlockigen Haupthaars:
Und Eurybates hieß er; jedoch vor andern Gefährten
Ehrt' ihn Odyſſeus immer, dieweil ihm treu er geſinnt war.
Sprach's, und erweckt' ihr ſtärker des Grams Sehnſucht im Gemüthe,
Da ſie die Zeichen erkannt, die ganz ihr verkündet Odyſſeus.
Als ſie ſodann ſich geſättigt der wehmuthvollen Betrübniß,
Wiederum hub nunmehr ſie Geſpräch an, alſo entgegnend:
Nun denn ſollſt du, o Fremdling, ob mitleidswürdig zuvor ſchon,
Mir fortan im Palaſte verehrungswerth und geliebt ſein.
Sieh', ich ſelbſt gab ſolche Gewand' ihm, wie du erzähleſt,
Aus dem Gemach, ſchönfaltend, und fügt' ihm die ſtrahlende Spang' auch

Vorn zum Schmucke daran. Doch nie umfaſſ' ich ihn wieder,
Niemals kehret er heim zum theueren Vatergefilde!
Ja zum Trauergeſchick fuhr hin mein trauter Odyſſeus,
Ilios Stadt zu erſchauen, die unnennbare, verwünſchte!
Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
O ehrwürdige Gattin des Laërtiaden Odyſſeus,
Nimmer verdirb dein holdes Geſicht, und verzehre das Herz dir,
Um den Gemahl wehklagend. Ich will's zwar nimmer verargen:
Jegliche Frau ja beweint auch ſonſt den verlorenen Gatten,
Dem ſie vermählt, und Kinder gebar durch Liebesumarmung;
Aber Odyſſeus war Unſterblichen, ſagen ſie, ähnlich!
Doch laß ab von Geſtöhn, und vernimm nun meine Verkündung,
So ich getreu anſage nach Wahrheit, Nichts Dir verhehlend.
Traun, ſchon hört' ich bereits von Odyſſeus baldiger Heimkehr,
Nah allhier in dem fetten Gebiet Theſprotiſcher Männer
Leb' er annoch, und führe ſich heim viel köſtliches Kleinod,
Was er im Volk ſich geſammelt; jedoch die getreuen Genoſſen
Sanken hinab mit gehöhletem Schiff auf dunkeler Meerflut,
Als er Trinakia's Inſel verließ; denn mächtig erzürnt' ihm
Zeus, und Helios auch, dem dort ſie die Rinder geſchlachtet.
Dieſe verſanken geſammt in der vielaufrauſchenden Meerflut;
Ihn nur trug das Gewog' auf dem Schiffskiel rettend zum Meerſtrand
Nach der Phäaken Gebiet, die ſeligen Göttern verwandt ſind.
Dieſe verehrten ihn herzlich, und gleich unſterblichen Göttern,
Gaben ihm viel Kleinod', und gedachten ihn ſelber gefahrlos

Noch heimwärts zu entſenden. Es wär' auch längſtens Odyſſeus
Wieder zurück. Doch wollt' es ihm vortheilhafter bedünken,
Güterbeſitz einſammelnd das Erdland weit zu bereiſen:
Wie ja Odyſſeus immer an Schlauheit unter den Menſchen
Weit ſich erhob; ihm möcht' es fürwahr kein Sterblicher gleich thun.
Alſo hat es mir Pheidon erzählt, der Theſprotiſche König;
Und er beſchwur's mir ſelbſt, im Palaſt ausſprengend des Trankes,
Schon ſei Jenem gelichtet das Schiff und bereit die Gefährten,
Ihn heimwärts zu geleiten zum theueren Vatergefilde.
Doch mich ſendet' er früher; ein Schiff Theſprotiſcher Männer
Steuerte grad damals nach Dulichions Weizengefilden.
Auch den Beſitz dann zeigt' er, ſo viel ſich geſammelt Odyſſeus;
Bis zum zehnten Geſchlecht wohl könnt's Nachkommen ernähren:
So viel lag Reichthum ihm verwahrt in des Fürſten Behauſung!
Er ging, wie ich vernahm, gen Dodona, dort von der heil'gen
Hochumwipfelten Eiche Kronions Rath zu erkunden,
Wie er zurück wohl kehr' in der Heimath theure Gefilde,
Schon ſo lang' abweſend, ob öffentlich, oder verborgen.
So lebt Jener geſund, und gewiß bald kehrt er zur Heimath
Wieder zurück, nicht lang' dem Geburtsland mehr und den Freunden
Wird er entfernt noch ſein: ich beſchwör's dir mit heiligem Eidſchwur.

Hör' es zuerſt nun Zeus, der Unſterblichen Höchſter und Beſter,
Auch des Odyſſeus Herd, des Untadligen, dem ich genaht bin,
Daß wahrhaft Dies Alles erfüllt wird, wie ich verkünde:
Noch in demſelbigen Jahr wird hier ankommen Odyſſeus,
Sei's in dem ſchwindenden Mond, ſei's, wann hinwieder er eintritt!
Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:
Möchte denn doch dein Wort wahrhaft ſich erfüllen, o Fremdling!
Traun du erführeſt ſogleich gaſtfreundliche Lieb' und Geſchenk' auch
Reicht' ich dir viel: Jedweder Begegnende prieſe dich ſelig!
Doch ſchon ahnet es ganz im Gemüthe mir, wie es geſchehn wird:
Weder Odyſſeus kehret zurück, noch wird die Entſendung
Je dir gewährt; nicht ſind ja im Haus obwaltende Männer,
Gleichwie Odyſſeus war ein gewaltiger — wär' er es nur noch! —
Die ehrwürdige Gäſt' heimſendeten oder empfingen.
Aber wohlan, nun waſcht ihn, ihr Mägd', und beſorget ein Bett auch,
Untergeſtell ſammt Mänteln und prachtvollſchimmernden Decken;
Daß er behaglich erwärmt zur goldenen Eos gelange.
Morgen jedoch in der Früh' umſalbet ihn wohl nach dem Fußbad,
Daß an Telemachos Seit' er froh obliege dem Gaſtmahl,
Drin im Verſammlungsſaal. Doch weh' dann, Wer von den Freiern
Durch herzkränkende That ihn beleidigt! Nicht das Geringſte
Schaff' er hinfort allhier, ob auch unmuthig er zürnte!

Denn wie irgend, o Fremdling, erkennteſt du, ob ich den Frau'n rings
Auch an verſtändigem Rath obſiegt' und bedächtiger Klugheit,
Wenn du entſtellt, voll Schmutzes und ſchlecht umhüllt in der Wohnung
Säßeſt am Mahl? Kurzdauernd ja ſind nur Sterblichgeborne.
Wer hartherzig geſinnt, und nur Hartherziges ausübt,
Solchen verflucht unſelig der Sterblichen Jeder in Zukunft,
Während er lebt; und iſt er dahin, nachhöhnen ſie All' ihm.
Doch Wer ſelbſt unſterblich, und nur Unſträfliches ausübt,
Deß weitſchallender Ruhm von den Fremdlingen wird er verkündet
Rings in dem Menſchengeſchlecht, und es nennt ihn Mancher den Wackern.
Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
O ehrwürdige Gattin des Laërtiaden Odyſſeus,
Wahrlich mir ſind nun Mäntel und prachtvollſchimmernde Decken
Gänzlich verhaßt, ſeitdem ich von Kreta's ſchneeigen Berghöhn
Ueber das Meer hinfuhr auf langumrudertem Seeſchiff.
Laß mich, wie ich zuvor ſchlaflos durchwachte die Nächte,
Hier ausruhn: viel Nächte ja ſchon auf ärmlichem Lager
Hab' ich geruht, und erharret die ſchönumthronte Eos.
Selber das Fußabwaſchen behagt nicht meinem Gemüth mehr,
Auch ſoll nimmer ein Weib mir den Fuß abwaſchend berühren,
Keines, ſoviel allhier im Palaſt Dienſtwerke verrichten,
Haſt du ein Weib nicht etwa, bejahrt und bedächtigen Herzens,

Die gleich mir im Gemüth vielfach ſchon Kummer erduldet:
Solcher verwehrt' ich es nicht, mir den Fuß im Bad zu berühren.

Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:
Theuerer Gaſt! niemals ja betrat ſo klug und verſtändig,
Nie ſo werth mir ein Mann aus der Fern' ankommend die Wohnung:
So ſinnvoll und bedacht iſt Jegliches, was du geredet!
Wirklich ein Mütterchen hab' ich von einſichtsvollem Gemüthe,
Welches den Unglückſel'gen mit Lieb' aufzog und ernährte,
Ihn in die Arm' aufnehmend, ſobald ihn die Mutter geboren:
Die ſoll, ob entkräftet, dir doch abwaſchen die Füße.
Auf denn, und waſch' ihn jetzo, verſtändige Eurykleia,
Der gleich deinem Gebieter bejahrt iſt! Auch dem Odyſſeus
Sind ja vielleicht ſchon alſo die Händ' und Füße geſtaltet:
Denn gar früh hinaltern die Sterblichen, drückt ſie das Unglück.

So ſprach Jen'; und die Alte verbarg mit den Händen das Antlitz,
Heiß entſtrömt' ihr die Thrän', und laut aufjammernd begann ſie:
Ach, mein Sohn, rathlos ja beklag' ich dich! Wehe! Dich haßte
Zeus vor den Sterblichen ſehr, obwohl ſtets fromm du geſinnt warſt.
Denn ſo viel hat Keiner dem donnererfreuten Kronion
Blühende Lenden verbrannt, und erleſene Feſthekatomben,
Als Du Jenem geweiht, und gefleht, ein behagliches Alter
Möchteſt Du fröhlich erſchaun, und den ſtrahlenden Sohn Dir erziehen.

Doch nun nahm er Dir gänzlich den Tag glückſeliger Heimkehr! —
Wehe! vielleicht auch alſo verhöhneten Jenen die Mägde,
Wann in entlegenem Land ein erhabenes Haus er betreten,
Wie allhier Dich eben die Hündinnen alle verhöhnten:
Deren Geſpött nunmehr und beſchimpfende Schmach Du vermeidend,
Ihnen das Waſchen verwehrſt. Doch mich, die willig gehorchet,
Heißt es Ikarios Tochter, die ſinnige Penelopeia.
Darum will ich dich waſchen, ſowohl hier Penelopeien,
Wie Dir ſelber zu Lieb', auch mein Herz iſt ja von Kummer
Innig bewegt. Doch jetzo vernimm, was wohl ich Dir ſage.
Viel unglückliche Fremde gelangeten ſchon in das Haus uns;
Doch nie, mein' ich, erſchien mir ein Mann ſo ähnlich gebildet,
Als Du an Füßen und Stimm' und Geſtalt ganz gleichſt dem Odyſſeus.
 Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
Alſo geſtehen ſie All', o Mütterchen, welche mit Augen
Beid' uns irgend geſehn, daß wir ganz ähnlich einander
Sein von Geſtalt; gleichwie Du da ſelbſt klugſinnig bemerkſt.
 Sprach's, und das Mütterchen holte den ringsumſtrahlenden Keſſel
Zum Fußwaſchen herbei; goß erſt viel kaltes Gewäſſer
Ein, und entſchöpft' auch warmes dazu noch. Aber Odyſſeus
Saß an dem wärmenden Herd', und verbarg alsbald ſich in's Dunkel:
Denn vorahnet' er ſchnell im Gemüth, daß Jen' ihn betaſtend
Etwa die Narbe bemerkt', und Jegliches würde verrathen.
Nahend ſofort nun wuſch ſie den Herrn, und erkannte die Narbe

Gleich, ſo einſt ihm ein Eber mit glänzendem Hauer geſchlagen,
Als er beſucht am Parnaſos Autolykos Söhn' und ihn ſelber,
Der, ſein Ahn von der Mutter, berühmt war unter den Menſchen
Durch Trugliſten und Schwur: es gewährt' ihm Solches ein Gott ſelbſt,
Hermes Macht; denn dieſem verbrannt' er der Lämmer und Zicklein
Liebliches Lendengedüft, drum ſchirmt' huldreich ihn Hermeias.
Auch Autolykos kam einſtmals auf Ithaka's Fruchtland:
Allda fand er die Tochter mit ebengeborenem Knäblein.
Und auf die Kniee hinſetzt' es dem Könige Eurykleia
Nach vollendetem Mahl, und begann anredend die Worte:
Selbſt nun ſuche den Namen, Autolykos, ſo dem geliebten
Enkel dahier du ertheilſt, den ſehnſuchtsvoll du gewünſcht haſt.
Ihr antwortete drauf Autolykos alſo beginnend:
Mein Eidam und Tochter, benennt ihn, wie ich verkünde.
Vielen ja bin hierher als Zürnender jetzt ich gekommen,
Männern ſowohl als Frauen auf nahrungſpendendem Erdland:
Drum Odyſſeus heiß' er, der Zürnende. Doch ich gelobe,
Wann er im Jünglingsalter einmal in der Mutter Behauſung
Mich am Parnaſos beſucht, allwo mein Güterbeſitz liegt,
Reichlich beſchenkt alsdann und erfreut ihn heim zu entſenden.
Deshalb kam, zu empfahn die erleſenen Gaben, Odyſſeus.
Und Autolykos ſelbſt, gleichwie Autolykos Söhne .

Hießen ihn froh willkommen mit Hand und freundlichem Zuruf:
Auch Amphithea ſchlang um den nahenden Enkel die Arme,
Küßt' ihm das Antlitz freudig und beid' aufſtrahlende Augen.
Doch Autolykos rief, und gebot den erhabenen Söhnen,
Schleunig ein Mahl zu bereiten; und raſch vollzogen das Wort ſie:
Führten heran eilfertig den Stier fünfjähriges Alters,
Schlachteten, zogen ihn ab, und zerlegten ihn ganz von einander,
Schnitten geſchickt auch Stücke daraus, an die Spieß' es zu bohren,
Brieten ſodann vorſichtig, und ſonderten Jedem den Antheil.
Alſo den völligen Tag, bis Helios untergegangen,
Schmauſ'ten ſie fort, Nichts fehlte der Luſt am gemeinſamen Mahle.
Als nun untergegangen die Sonn' und das Dunkel herankam,
Gingen zur Ruh' ſie geſammt, das Geſchenk zu empfangen des Schlafes.
    Als drauf Eos am Morgen erſchien mit den roſigen Fingern,
Zogen zur Jagd ſie hinaus, Autolykos wackere Söhne,
Viel Spürhunde zugleich; und Odyſſeus auch, der erhabne,
Wandelte mit. Aufwärts zum waldumrauſchten Parnaſos
Stiegen ſie raſch, und erreichten des Bergs umſtürmete Schluchten.
Helios ſenkte gerad' in's Geſild' auf's neue den Lichtglanz
Aus Okeanos tiefer gemachhinwallenden Strömung,
Als in ein Thal eintraten die Jagenden. Immer voran nun
Jagten die Hund' umſpähend und ſpüreten, hinter denſelben
Folgten Autolykos Söhn'; allein der erhabne Odyſſeus

Schwang, mit den Hunden enteilend, den langhinſchattenden Jagdſpieß.
Doch im verwachſ'nen Gebüſch lag dort ein entſetzlicher Eber.
Dies durchwehete nimmer die Kraft kalthauchender Winde,
Nie auch ſenkten hinab ſich des Helios leuchtende Strahlen,
Auch nicht ſtrömender Regen durchnäſſet' es: ſo in einander
War es verzweigt; ringsum lag viel des gefallenen Laubes.
Jetzo erſcholl lauttönend der Hund' und Männer Getümmel,
Wie ſie zur Jagd anzogen: da ſtürzt' aus dem Dickicht das Unthier:
Hoch aufſträubend die Borſten, mit glutausſprühenden Augen
Stand es, den Jägern genaht. Jetzt ſtürmt' als Erſter Odyſſeus
Wüthend hinan; aufſchwang er den Speer mit gedrungener Rechten,
Voller Begier es zu tödten: zuvor doch haut' ihn der Eber
Ueber dem Knie und zerriß viel Fleiſch mit zerſchlitzendem Zahn ihm,
Seitwärtsher anſtürmend, jedoch nicht drang er zum Knochen.
Aber Odyſſeus traf und verwundet' ihn rechts in die Schulter:
Ganz durchfuhr jenſeits ihm der Lanz' hellſchimmernde Spitze,
Und hinſtürzt' er in Staub mit Gebrüll, und das Leben entflog ihm.
Doch Autolykos Söhn' umwandelten Jenen mit Sorgfalt,
Und ſie verbanden des edlen, des Zeusumſchirmten Odyſſeus
Wunde geſchickt, und ſtillten das dunkele Blut mit Beſchwörung;

Kehrten zurück alsdann zum Haus des geachteten Vaters.
Doch Autolykos ſelbſt, gleichwie Autolykos Söhne
Heilten ihn dort ſorgſam, und mit köſtlichen Gaben beſchenket
Sandten ſie, ſelber erfreut, den Erfreueten bald in's geliebte
Ithaka heim. Und der Vater zugleich und die würdige Mutter
Waren erfreut, ihn wieder zu ſehn, und erkundeten Alles,
Wie zu der Narb' er gekommen; und Jegliches ſagt' er genau an:
Wie bei'm Jagen ein Eber mit glänzendem Zahn ihn verwundet,
Als er Parnaſos Höh'n mit Autolykos Söhnen beſtiegen.
Ihn umtaſtete nun mit gebreiteten Händen die Alte,
Und ſie erkannte die Narb' und ließ hingleiten den Schenkel:
Rauſchend entſank in den Keſſel das Bein; es ertönte das Erz rings,
Niedergeſtürzt ſeitwärts, und zur Erd' entfloß das Gewäſſer.
Freud' und Kummer zugleich durchdrangen ſie; aber die Augen
Waren mit Thränen erfüllt, und die hallende Stimme verſagt' ihr.
Jetzt ihm das Kinn umfaſſend begann ſie zum edlen Odyſſeus:
Wahrlich Odyſſeus biſt du, geliebteſter Sohn! dich erkannt' ich
Nimmer, bevor ich genau umtaſtete meinen Gebieter!
So ſprach Jen', und die Augen gewandt zur Penelopeia,
Wollte ſie ſchnell ankünden die Rückkehr ihres Gemahles.
Doch nicht konnt' hinſchaun die Gebieterin, noch es gewahren,
Weil ihr das Herz abwandt' Athenäa. Aber Odyſſeus
Faßt' ihr die Kehl' anpackend ſogleich mit erhobener Rechten,
Zog ſie ſich näher hinan mit der anderen Hand, und begann drauf:

Mutter, warum doch willſt du verderben mich? Selbſt ja erzogſt du
Mich an der eigenen Bruſt, nunmehr nach unendlichem Drangſal
Kam ich im zwanzigſten Jahre zurück zum Vatergefilde.
Doch, da Solches erkannt dein Herz und ein Gott es dir eingab,
Halt' es geheim: ſonſt darf's im Palaſt kein Andrer erfahren.
Denn ich verkündige dir, und ſo wird's wahrlich erfüllt ſein:
Wenn mir ein Gott beiſteht, die gewaltige Schaar zu bezwingen,
Dann auch Dein nicht ſchon' ich, Ernährerin, wenn ich die andern
Dienenden Mägd' im Palaſte mit Tod heimſuch' und Verderben!
  Ihm antwortete drauf die verſtändige Eurykleia:
Aber, o Kind, welch Wort doch entfuhr dir den Schranken der Zähne!
Weißt du ja doch, wie ſtätig und unbeugſam mir das Herz iſt!
Ja das will ich dir feſt, wie Geſtein und Eiſen, bewahren!
Aber ein Andres verkünd' ich annoch, und bewahr's im Gemüth wohl,
Wenn dir ein Gott beiſteht, die gewaltige Schaar zu bezwingen,
Nenn' ich Dir auch alsdann im Palaſt hier ſämmtliche Weiber,
Welche Dich frech mißachten, und welch' unſträflich geblieben.
  Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
Mutter, wozu noch Jen' ankündigen? deſſen bedarf's nicht:
Selbſt ſchon werd' ich ſie All' ausſpähn und genau mir bemerken.
Halte geheim nur Dies, und vertrau' obwaltenden Göttern.

Alſo der Held; forteilte das Mütterchen aus dem Gemache,
riſch Fußwaſſer zu holen: das frühere war ja verſchüttet.
ls ſie darauf ihn gebadet und wohl umſalbt mit dem Oele,
oq ſich Odyſſeus wieder hinan zum Feuer den Lehnſtuhl,
aß er ſich wärmt', und verhüllte die Narb' auch unter die Lumpen.
rauf hub an das Geſpräch die verſtändige Penelopeia:
Fremdling, ich will nunmehr noch Weniges ſelbſt dich befragen.
lsbald wird ja die Stund' annahn ſüßlabender Nachtruh',
ſem Herzleid es vergönnt des erquickenden Schlafs zu genießen;
och mir ſelber beſchied unermeßlichen Kummer ein Dämon.
ann mich erfreut's alltäglich, betrübt, wehklagendes Herzens,
eine Geſchäfte zu ſchaun und der Mägd' Arbeit im Palaſte.
och wenn nahet die Nacht, und All' umfänget der Schlummer;
eg' ich im Bett angſtvoll, und hinfort umwühlen das Herz mir
agender Sorg' Unruhen, zu Wehklagruf mich erweckend.
ie Pandareos Tochter, Aëdon, falbes Gefieders,
lden Geſang anſtimmt, wann neu ſich erhebet der Frühling,
zend im Blättergewölb' auf dichtumſchattenden Bäumen;
ann vielfach abwechſelnd ergießt tonreiche Geſänge,
n ihr Kind wehklagend, den Itylos, den in Bethörung
nſt mit dem Erz ſie erſchlagen, den Sohn des gebietenden Zethos:
o bewegt auch mir ſich das Herz oft hierhin und dorthin,
bei'm Sohn ich beharr' und in Wohlſtand Alles bewahre,

Meinen Beſitz und die Mägd', und die hochumwölbete Wohnung,
Scheuend annoch des Gemahls Eh'bett und des Volkes Gerede:
Oder ſofort nachfolge dem Edelſten aller Achäer,
Der im Palaſt mitwirbt, und gewährt zahlreiche Geſchenke.
Als mein Sohn unmündig erſchien unſteter Geſinnung;
Ließ er mich nicht heirathen, das Haus des Gemahls zu verlaſſen;
Nun, da groß er geworden und Jünglingsalter erreicht hat,
Wünſcht er ſogar, daß wieder ich fortging' aus dem Palaſte,
Zürnend, dieweil ſein Gut ihm Achaja's Söhne vergeuden.
Aber vernimm nunmehr, und erkläre mir folgendes Traumbild:
Zwanzig beſitz' ich der Gänſ' im Palaſt hier; dieſe verzehren
Weizen mit Waſſer vermiſcht; es erfreut mich, ſie zu betrachten.
Da kam hoch vom Gebirg' mit gekrümmetem Schnabel ein Adler,
Brach dann allen die Hälſ' und erwürgte ſie: niedergeſtreckt dort
Lagen ſie all'; und jener entflog zum göttlichen Aether.
Aber betrübt wehklagt' ich, und jammerte ſelber im Traum auf.
Ringsum waren verſammelt der Stadt ſchönlockige Frauen;
Schwer aufjammert' ich, daß mir die Gänſ' hinwürgte der Adler,
Da kam jener zurück, und zum Giebelgebälke ſich ſchwingend
Sprach er mit menſchlicher Stimm' und begann troſtvolle Verkündung:

Muthig, Ikarios Tochter, des weithinſtrahlenden Herrſchers!

icht iſt's Traum, nein, wahres Geſicht, was ganz dir erfüllt wird.
reier bedeuten die Gänſ', ich ſelbſt war fliegender Adler
ech dir zuvor; nunmehr dein Eh'mann bin ich gekommen,
aß ich den Freiern geſammt gar ſchmähliches Ende bereite.
Als dies Wort er geſprochen, verließ der erquickende Schlaf mich.
rauf hinſchauend gewahrt' ich die Gänſ' allſammt in der Wohnung,
Wie ſie den Weizen am Trog aufzehreten, gleichwie zuvor auch.
Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
ürſtin, es iſt unmöglich, des Traumbilds Sinn zu erklären,
nders annoch ausdeutend; Odyſſeus ſprach's ja dir ſelbſt aus,
Wie er ihn will vollenden: Vernichtung drohet den Freiern,
llen zugleich, daß Keiner dem Tod und Verhängniß entfliehn wird.
Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:
remdling, gewiß unmöglich und ſchwer zu erklärende Träume
Giebt es, und nicht geht Alles den Sterblichen einſt in Erfüllung.
wiefach ſind ja die Pforten der kraftlosſchwebenden Träume:
Eine gebaut aus Elfengebein, aus Horne die andre.
Welche das Thor durchgehn von geſchnittenem Elfengebeine,
Solche bethören den Sinn durch hoffnungsloſe Verkündung;
Welche jedoch durch's Thor von geglättetem Horne dahergehn,
Die vollbringen das Wahre, ſobald ſie der Sterbliche ſchauet.

Doch dorther nicht, glaub' ich, erſchien mir das ſchreckliche Traumbild.
Ach wie herzlich erwünſcht mir ſelbſt und dem Sohne geſchäh' es!
Aber ein Andres verkünd' ich dir noch, und bewahr's im Gemüth wohl.
Morgen erſcheint mir der Tag, der entſetzliche, der von Odyſſeus
Hauſe hinweg mich führt; denn nunmehr ſtell' ich den Kampf an,
Die zwölf Beile geſammt, die ſonſt im Palaſt ſich Odyſſeus
Aufſtellt', alle gereiht gleich ragenden Rippen des Schiffkiels, —
Weit dann trat er zurück, und ſchoß abſchnellend den Pfeil durch: —
Nunmehr will ich den Freiern ſie hier ausſtellen zum Wettkampf.
Wer am gewandteſten wohl das Geſchoß anſpannt in den Händen,
Und ſie genau durchſchießet die zwölf Beilöhr' an einander:
Ihm dann folg' ich vermählt, dies Haus auf immer verlaſſend
Meines geliebten Gemahls, das geprieſene, voller Beſitzthum,
Deſſen dereinſt auch ſelber im Traum mein Innres gedenket!
Ihr antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
O ehrwürdige Gattin des Laërtiaden Odyſſeus,
Zögere nicht, im Palaſt alsbald zu beſtimmen den Wettkampf;
Denn ankommt dir zuvor der erfindungsvolle Odyſſeus,
Ehe dahier Allſammt, den geglätteten Bogen betaſtend,
Straff anſpannen die Sehn', und genau durchſchießen das Eiſen.
Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:

emdling, gedächteſt du doch, im Gemach ſo neben mir ſitzend,
ich zu erfreun; niemals umdunkelte Schlaf mir die Augen.
ch unmöglich geſchieht's, daß ſchlaflos Sterblichgeborne
mmerhin ſind: es beſtimmten die Himmliſchen jegliches Dinges
aß und Geſetz für die Menſchen auf nahrungſpendendem Erdland.
um nunmehr will ſelbſt ich hinauf zum Obergemach gehn,
rt im dem Lager zu ruhn, das oft mein Stöhnen vernommen,
mer von Thränen benetzt, ſeitdem ausſteuert' Odyſſeus,
os Stadt zu erſchauen, die unnennbare verwünſchte.
rthim geh' ich zu ruhn; du ſelbſt ruh' hier im Gemach aus,
i's zur Erde gelegt, ſei's auch in geſtellter Bettſtatt.
Sprach's und wandelt' empor zu den ſtrahlenden Obergemächern,
cht doch allein; ihr folgten zugleich die begleitenden Jungfraun.
s ſie das Obergemach denn erreicht mit den dienenden Jungfraun,
einte ſie dort um den lieben Gemahl, bis lieblichen Schlummer
r hinſenkt' auf die Augen des Zeus blauäugige Tochter.

Zwanzigſter Geſang. Odyſſeus, im Vorſaale
rnachtend, findet keine Ruhe; das Treiben der Mägde
ert ihn, doch unterdrückt er den Aerger, und Athene
hwichtigt ihn und ſpendet ihm Schlaf. Das Jammern
Flehen ſeiner verlaſſenen Gattin weckt ihn. Er betet
Zeus, der ihm günſtige Zeichen ſendet. Die Mägde,

Telemachos und Eumäos treten jetzt in den Saal, der zum Frühmahl für die Freier geordnet wird. Der Ziegenhirt kommt und dann der dem Odyſſeus treue Rinderhirt Philötios, der den Bettler freundlich willkommen heißt. Dieſer giebt ihm und Eumäos zu verſtehen, Odyſſeus ſei nahe und werde mit ihnen die Freier bekämpfen. Die Letzteren treten nun zum Frühmahl ein (V. 1—283). Während des Mahles ſchmähen ſie Odyſſeus wieder und Kteſippos wirft ihn mit einem Kuhfuße. — Schreckliche Anzeichen geſchehen; Theoklymenos weiſſagt ihnen den Untergang, allein ſie verhöhnen ihn und er geht fort. Sie verhöhnen auch den Telemachos, der es ſchweigend erträgt (V. 284—394).

Einundzwanzigſter Geſang. Penelopeia bringt jetzt den Bogen des Odyſſeus, von ſchmerzlichen Gefühlen bewegt. Gleiches Gefühl ergreift die treuen Hirten. Wer den Bogen ſpannen und den Pfeil durch die Oehre von zwölf hintereinander aufgeſtellten Aexten mit einem Schuſſe treiben kann, ſoll Penelopeia's Gatte werden. — Laſſen wir nun den Dichter der Freier Verſuche und was folgte, ſelbſt ſchildern.

Der Wettkampf der Freier.

(Odyſſee XXI. V. 101—431.)

Und es begann hierauf Telemachos heilige Obmacht:
Wehe, fürwahr ſinnlos hat Zeus mich gemacht, der Kronide!

Denn da kündet die Mutter mir an, obwohl ſo verſtändig,
Daß ſie dem neuen Gemahl mitfolg' und verlaſſe die Wohnung:
nd ich lache dazu voll Freud' in bethörtetem Herzen!
un, ihr Freier, wohlan, es erſcheint euch jetzo der Wettkampf
n ſolch Weib, wie keines annoch im Achäiſchen Land iſt,
icht in der heiligen Pilos, in Argos nicht und Mykene,
Noch auf Ithaka ſelbſt, und dem ſchwarzumdunkelten Feſtland!]
ch ihr ſelbſt auch wißt es: wozu noch rühmen die Mutter?
tzo wohlan, nicht ſäumig entziehet euch, oder erſinnt noch
ng' Ausflücht' um des Kampfes Verzögerung; daß wir ihn anſchaun!
aun ich ſelbſt auch wünſchte das Bogengeſchoß zu verſuchen.
nn ich es wohl aufſpannt' und genau durchſchöſſe das Eiſen,
rde mir nicht zum Schmerz die verehrungswürdige Mutter
eiden vom Haus mit dem fremden Gemahl, noch blieb ich verlaſſen,
ſtreitkräftig bereits, zu beſtehn Preiskämpfe des Vaters!
Sprach's, und den Purpurmantel herab von der Schulter geſchwungen
g er empor, und warf ſein ſchneidiges Schwert von den Schultern.
durchzog er den Graben zuerſt und ſtellte die Beil' auf,
gerad' in die Läng', und maß ſcharf ab nach der Richtſchnur;

Dann umſtampft' er die Erd', und erſtaunt ſahn's dort die Achäer,
Wie ſchönordnend er ſtellt', obwohl er es nimmer zuvor ſah.
Nunmehr trat an die Schwell' er hinan und verſuchte den Bogen.
Dreimal zuckt er erſchütternd, und ſtrengt' aufziehend Gewalt an;
Und dreimal ſchwand hin ihm die Kraft; doch hofft' er im Geiſt noch,
Daß er die Sehn' aufſpannt' und genau durchſchöſſe das Eiſen.
Und nun hätt' er geſpannt, als ſtark zum Vierten er anzog:
Aber Odyſſeus Wink hielt ab den ereiferten Jüngling,
Jetzo begann ausrufend Telemaches heilige Obmacht:
Ach, kraftlos doch werd' ich und ganz ohnmächtig in Zukunft!
Oder zu jung noch bin ich, vertraun noch darf ich dem Arm nicht,
Daß ich den Mann abwehrte, ſobald Unrecht er zuvor that;
Aber wohlan, ihr All' an Gewalt kraftvollere Männer,
Auf und verſucht das Geſchoß! laßt uns ausführen den Wettkampf!
Alſo ermahnt' er die Schaar, und zur Erd' hinſtellt' er den Bogen,
Niedergelehnt an die ſtarken, geſchickt umglätteten Flügel;
Lehnt' auch dort den beſchwingeten Pfeil an den zierlichen Ring an,
Und hinſetzt' er ſich dann auf den Stuhl, allwo er zuvor ſaß.
Doch Eupeithes Sohn, Antinoos, ſprach zur Verſammlung:
Jetzt rechtshin nach einander erhebt euch All', ihr Gefährten,

Dort von der Stell' anfangend, woher umgehet der Weinſchenk!
Alſo ſprach er, und Allen gefiel Antinoos Vorſchlag.
Aber zuerſt Leiodes, des Oinops Sprößling, erhub ſich,
Der, ihr Opferprophet, allzeit beim ſtrahlenden Miſchkrug
Hinten zuletzt anſaß als einziger, welchem der Unfug
Nimmer gefiel; ſehr haßt' er die ſämmtliche Freiergeſellſchaft.
Der nahm jetzo den Bogen zuerſt ſammt raſchem Geſchoß hin,
Stand hierauf an der Schwelle genaht, und verſuchte den Bogen.
Doch nicht ſpannt er ihn an, es ermatteten früher im Aufziehn
Zart und verweichlicht die Händ'; und er ſprach zur Freierverſammlung:
Freund', ich ſpanne den Bogen euch nicht; hinnehm' ihn ein Andrer,
Dieſes Geſchoß wird wahrlich annoch viel tapferen Männern
Seel' und Leben entreißen! Fürwahr zuträglicher iſt es,
Sterben ſogleich, als lebend das Ziel aufgeben, warum wir
Harrend von Tage zu Tag' allhier im Palaſt uns verſammeln.
Jetzt zwar hofft wohl Mancher annoch im Gemüth und gedenkt ſich
Penelopeia zu frei'n, des Odyſſeus Lagergenoſſin.
Aber ſobald er den Bogen verſucht und forſchend betrachtet,
Eine der Andern ſodann umſchleierter Töchter Achaja's
Such' er mit reichem Geſchenk zu erfrei'n: doch Penelopeia
Wähl' ihn, welcher das Meiſte geſchenkt und erſeh'n vom Geſchick ward.

Alſo der Opferprophet, und zur Erd' hinſtellt' er den Bogen,
Niedergelehnt an die ſtarken, geſchickt umglätteten Flügel;
Lehnt' auch dort den beſchwingeten Pfeil an die zierliche Krümmung,
Und hinſetzt' er ſich dann auf den Stuhl, allwo er zuvor ſaß.
Doch Antinoos ſchalt und begann ausrufend die Antwort:
O welch Wort, Leiodes, entfuhr dir den Schranken der Zähne!
Schrecklich und unheildrohend! Mit Unmuth wahrlich vernehm' ich's!
Wie ſoll dieſes Geſchoß den erhabenſten Völkergebietern
Seel' und Leben entreißen, dieweil du, Schwacher, es nicht ſpannſt?
Dich zwar hat nicht alſo gezeugt die geachtete Mutter,
Daß du mit Pfeil und Bogen erſcheinſt als rühmlicher Kampfheld;
Doch raſch ſind zum Spannen bereit noch ſtrahlende Freier!
Sprach's; drauf zum Geishirten Melanthios rief er gebietend:
Flugs nun zünd' uns Feuer, Melanthios, hier im Gemach' an,
Tüchtigen Stuhl auch ſetze davor mit gebreitetem Schaafvließ;
Drinnen heraus hol' auch die gewaltige Scheibe von Talg uns,
Daß wir Jünglinge wohl ihn mit Fett anſtreichend erwärmen,
Und alsdann ihn verſuchen und raſch ausführen den Wettkampf.
Sprach's; da zündete gleich Melanthios flammendes Feuer,

Einen der Stühl' auch ſetzt er davor mit ausgebreitetem
Schaafvließ:
Holt' alsbald auch drinnen die mächtige Scheibe von
Talg her.
Jetzo damit ihn erwärmend verſuchten ſie's, aber ihn aufziehn
Konnten ſie nicht: um Vieles ermangelten Alle der Spannkraft.
Nur Antinoos ſäumt' und Eurymachos, göttlich geſtaltet,
Beide der Schaar Anführer, an Kraft obſiegend den Andern.
Aber zugleich nun gingen hinaus vom Saal mit einander
Beide, der Rindviehhirt des Odyſſeus, gleichwie der Sauhirt;
Selbſt auch ging nachfolgend hinaus der erhabne Odyſſeus.
Doch als jetzo hinaus ſie gelangt durch Pforten und Vorhof,
Sprach ſie Odyſſeus an, zutrauliche Worte beginnend:
Darf ich etwas wohl ſagen zu euch, Sauhüter und
Kuhhirt?
Oder verſchweig' ich es noch? mir gebeut mein Herz, es
zu künden.
Würdet Odyſſeus wohl ihr vertheidigen, käm' er vom
Irrſal
Hier urplötzlich zurück von der Himmliſchen Einem geleitet?
Würdet ſodann ihr die Freier vertheidigen, oder Odyſſeus?
Sagt es heraus, wie Herz und Gemüth euch Solches
gebietet.
Und es begann antwortend der rinderbewachende Kuhhirt:
Wenn doch, o Zeus Allvater, du Dies mein Sehnen erfüllteſt,
Daß heimkehrte der Held, und zurück ihn führet' ein Dämon:
Traun, du erfähſt alsbald, was Arm' und Kraft mir
vermöchten!
So fleht' auch Eumäos hinauf zu den Ewigen Allen,

Daß er nach Haus heimkehre, der weisheitsvolle Odyſſeus.
Aber nachdem er in Beiden erkannt wahrhafte Geſinnung,
Drauf antwortet' er wieder und redete, alſo beginnend:
Nun hier bin ich denn ſelber daheim! Nach unendlicher Trübſal
Kehret' im zwanzigſten Jahr' ich zurück zum Vatergefilde.
Ja ich erkenn's, wie ſehr ich erwünſcht euch wiedergekehrt bin,
Euch von den Knechten allein: Niemand doch hört' ich der Andern
Flehn jemals, daß wieder ich hier ankäm' in der Wohnung.
Euch nun will ich getreu ankündigen, wie es geſchehn ſoll
Wenn mir ein Gott machtvoll die gewaltigen Freier bezwinget,
Werd' ich ein Ehweib Jedem verleihn ſammt reichem Beſitzthum,
Wohnungen auch, mir nahe gebaut; ihr ſollt mir in Zukunft
Nur Telemachos Freund' und leibliche Brüder genannt ſein.
Aber wohlan, noch will ich ein deutliches Zeichen entdecken,
Daß ihr ganz mich erkennt und feſt im Gemüthe vertraut.
Dies Wundmal, das einſt mit dem Zahn mir ein Eber gehauen,
Als ich Parnaſos Höh'n mit Autolykos Söhnen beſtiegen.
Dies ausſprechend entblößt' er das mächtige Mal von den Lumpen.
Als nunmehr ſie geſchaut und genugſam Alles gewahret,
Weineten Beid', und ſchlangen die Arm' um den klugen Odyſſeus,
Küßten ihm Haupt und Schultern zugleich, herzinnig begrüßend.
Alſo küſſete Händ' und Geſicht auch ihnen Odyſſeus.

ſie hätten geweint, bis Helios untergegangen,
nicht ſelbſt ſie gehemmet Odyſſeus, alſo beginnend:
Stillet anjetzt Wehklagen und Gram: daß Keiner vielleicht uns,
dem Palaſt herkommend, belauſch' und drinnen verrathe.
getrennt geht einzeln hinein, nicht Alle mit einmal:
erſt, ihr alsdann. Doch Dies ſei unſre Bezeichnung:
die Anderen drin vom Gewühl ſtolzprahlender Freier
n gewiß mir nicht einhändigen Bogen und Köcher;
du, edler Eumäos, getroſt nur trage den Saal durch
das Geſchoß in die Hand. Alsdann auch künde den Weibern,
ſie des Hintergemachs dichtfugende Pforten verſchließen.
, wenn etwa der Männer Geſtöhn und Rauſchen gehört wird
in des Saales Bezirk, alsdann ſoll keine herausgehn,
ern daſelbſt ſtillſchweigend die Hausarbeiten beſorgen.
Philoitios, dir will ganz ich vertrauen das Hofthor;
du es feſt zuſchließeſt und raſch dranlegeſt das Schlingband.
lſo ſprach er und ging in die ſchönaufragende Wohnung,
alsdann auf den Seſſel ſich hin, allwo er zuvor ſaß.
uf traten die Knecht' auch ein des erhab'nen Odyſſeus.
och Eurymachos drehte gerad' in den Händen den Bogen,
nd dort ihn erwärmend am Glutſtrahl; aber auch ſo nicht
' er die Sehn' anziehn; aufſtöhnet' er ſtolzes Gemüthes.
begann unmuthig und ſprach ausrufend die Worte:

Ach tief fühl' ich den Kummer um mich, gleichwie um die Andern!
Nicht um die Hochzeit alſo betrüb' ich mich, kümmre ſie mich auch:
Denn viel giebt es annoch ringsum der Achäiſchen Jungfraun
Hier auf Ithaka's Meereiland und in anderen Städten —
Sondern dieweil ſo ganz wir an Kraft dem erhab'nen Odyſſeus
Nachſtehn, daß unfähig wir ſind, das Geſchoß zu erſpannen.
Schimpflich fürwahr wird's tönen zur Kund' auch künft'gen Geſchlechtern!
Und Eupeithes Sohn, Antinoos, rief ihm die Antwort:
Nein, Eurymachos, nicht alſo! Das weißt du ja ſelbſt auch.
Heute begeht ja das Volk Apollon's heiliges Dankfeſt:
Und wer ſpannete wohl ein Geſchoß dann? Alſo geruhig
Legt es dahin; doch, denk ich, die Beil' auch laſſen geſammt wir
Alſo geſtellt: die wird ja gewiß Niemand zu entwenden
Hier in den Saal eingehn des Laërtiaden Odyſſeus.
Aber wohlan, jetzt wandle der Schenk rechtsum mit den Bechern,
Daß wir mit Trankausguß das gekrümmte Geſchoß hinlegen.
Morgen jedoch laßt wieder den Geißtrifthüter Melanthius
Ziegen heran uns führen, die trefflichſten ſämmtlicher Heerden.
Lenden ſodann darbringend dem bogenberühmten Apollon,
Laßt uns den Bogen verſuchen und wohl ausführen den Wettkampf!
Alſo ſprach er, und Allen gefiel Antinoos Vorſchlag.
Jetzt umſprengten mit Waſſer die Herold' ihnen die Hände;
Jünglinge füllten ſodann Miſchkrüg' auch an mit Getränke,

Theileten Allen davon, rechtsum mit den Bechern beginnend.
Aber nachdem ſie geſprengt und nach Luſt auch Jeder getrunken,
Jetzo begann trugliſtig der weisheitsvolle Odyſſeus:
Höret mich an, ihr Freier der ruhmvollſtrahlenden Fürſtin,
Daß ich verkünde, woran mein Herz in der Bruſt mich ermahnet.]
Doch Eurymachos hier und Antinoos, göttlich geſtaltet,
Fleh' ich zumeiſt, da wohl ein gebührliches Wort er geredet,
Nun das Geſchoß hinlegend der himmliſchen Macht zu vertrauen:
Morgen ja wird, Wem will, Siegskraft zutheilen die Gottheit.
Doch gebt mir dies glatte Geſchoß her, daß ich vor euch auch
Meine Gewalt und Arme verſuch', ob wohl mir annoch ſo
Rüſtige Kraft inwohnet, wie ſonſt, in geſchmeidigen Gliedern,
Oder bereits Irrſal ſie getilgt und Mangel an Pflege.
Jener begann's, und die Freier erfüllt' unmäßiger Ingrimm,
Fürchtend, er möcht' anſpannen den ſchönumglätteten Bogen.
Doch Antinoos ſchalt, und mit Wuth ausrufend begann er:
Ha, armſeliger Fremdling, du biſt doch völlig verſtandlos!
Iſt es genug nicht, daß du dahier in erhab'ner Verſammlung
Schmauſeſt, verkürzt niemals an dem Gaſtmahl, ſondern ſogar auch

Wort und Geſpräch anhörſt der Verſammelten, während ja ſonſt nie
Unſre Geſpräch anhöret ein Wanderer oder ein Bettler?
Traun der gewürzige Wein umnebelt dich, welcher gewöhnlich
Uebel bekommt, wann gierig in Unmaß Einer ihn hinſchlingt.
Selbſt der berühmte Kentaur Eurytion ward von dem Weinrauſch
Mächtig bethört, als einſt in Peirithoos Haus, des Gewalt'gen,
Zu den Lapithen er kam: alsbald vom Weine bethöret
Raſ't er umher und verübt' Unheil in Peirithoos Wohnung.
Aber die Helden ergriff Zornmuth, und ſie zogen zum Haus ihn
Stürmend hinaus, und ſchnitten mit unbarmherzigem Schlachterz
Naſ' und Ohren ihm ab; doch er, ſinnlos in Betäubung,
Taumelte fort, ſchwerbüßend die Schuld unſinnigen Wüthens.
Und es erhub ſich hierauf der Streit der Kentauren und Männer:
Aber zuerſt auch fand er im Weinrauſch ſelbſt das Verderben.
Alſo verkünd' auch dir ich das Unheil, wagſt du zu ſpannen
Dieſes Geſchoß! Nicht wirſt du hinfort Mitleid und Erbarmung
Finden in unſrem Gebiet; nein ſtracks auf dunkelem Seeſchiff
Zum Fürſt Echetos hin, dem entſetzlichen Menſchenverſtümmler,
Senden wir dich, wo nie du entrinnſt! Drum trinke geruhig
Fort, und erhebe dir nicht Wettſtreit mit den jüngeren Männern!

Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia:
Dies, Antinoos, wäre ja unanſtändig und unrecht,
Wer in Telemachos Haus als Gaſt ankommt, zu verkürzen.
Meinſt du, wofern auch dieſer Odyſſeus mächtigen Bogen
Wohl anſpannt, der Gewalt und eigenen Stärke vertrauend,
Daß er mich dann heimführt' und ſich als Gattin vermählte?
Selbſt wohl hofft' er ja Dies niemals in dem eignen Gemüth auch.
Drum mag Keiner von euch deshalb in der Seele bekümmert
Hier ſich verleiden das Mahl! Niemals, niemals ja geziemt' es!
Aber des Polybos Sohn, Eurymachos, ſagte dagegen:
O Ikarios Tochter, verſtändige Penelopeia,
Nicht daß Der dich gewinne, befürchten wir — nimmer geziemt's ja!
Nein, es erfüllt uns Schaam vor der Männer Gered' und der Frauen;
Daß einſtmals nicht ſag' ein Geringerer wohl der Achäer;
Traun kraftloſere Männer umfrein des untadligen Mannes
Gattin, und Keiner vermag den geglätteten Bogen zu ſpannen;
Sondern daher kam irgend ein weitumirrender Bettler,
nd Der ſpannete leicht das Geſchoß, nicht fehlend das Eiſen,
lſo ſprächen ſie wohl, und Beſchimpfung wär' es hinfort uns!
Ihm antwortete drauf die verſtändige Penelopeia,
ie, Eurymachos, können im Volk ruhmvolles Gerüchtes
ie ſich erfreun, die ſo den Palaſt des erhabenen Mannes
rech hinſchwelgend entweihn! Was dünkt euch Solches ein Vorwurf?

Sehet der Fremdling dahier, gar groß und gedrungenen Wuchſes,
Rühmt ſich entſproſſen zu ſein aus tapferem Vatergeſchlechte!
Drum reicht ihm das gekrümmte Geſchoß auch, daß wir es anſchaun!
Denn ich verkündige nun, und das wird wahrlich erfüllt ſein:
Wenn er die Sehn' anſpannt und Apollon Ruhm ihm gewähret,
Werd' ich in ſchöne Gewand ihn, in Leibrock kleiden und Mantel,
Rüſten mit ſpitzigem Speer, zu der Hund' Abwehr und der Männer,
Und zweiſchneidigem Schwert, auch Schuh' an die Füß' ihm verleihen,
Und ihn ſenden, wohin ſein Herz und Gemüth es verlanget.

Und Telemachos ſprach, der verſtändige, alſo dagegen:
Mutter, gebührt ja des Bogens Gewalt hier keinem Achäer,
Ich nur kann ihn vergeben nach Willkühr oder verweigern;
Keiner, ſo Viel hochwaltend auf Ithaka's Felſen gebieten,
Oder ſo Viel auf den Inſeln am roßumweideten Elis:
Keiner davon ſoll mich mit Gewalt abhalten, und wollt' ich
Selbſt zum Geſchenk auch ganz das Geſchoß mitgeben dem Fremdling!
Doch in's Gemach eingehend beſorge du deine Geſchäfte,
Spindel und Webſtuhl dort, und gebiet' aufwartenden Jungfraun,
Rüſtig am Werke zu ſein; das Geſchoß obliege den Männern,
Allen, zumeiſt doch mir; mein iſt im Palaſt ja die Obmacht!

Und ſie vernahm's voll Staunen, und kehrte zurück in die Wohnung;
Denn ſie behielt ſich des Sohnes verſtändiges Wort in der Seele.
Jetzo gelangt zum Obergemach mit den dienenden Jungfraun,
Weinte ſie dort um den lieben Gemahl, bis lieblichen Schlummer
Ihr hinſenkt' auf die Wimpern des Zeus blauäugige Tochter.
Und das gekrümmte Geſchoß trug hin der untadlige Sauhirt.
Aber die Freier erhuben Geſchrei allſammt in der Wohnung.
Alſo begann auch Mancher der übergewaltigen Männer:
Sage, wohin mit dem krummen Geſchoß, unſeliger Sauhirt?
Raſender, alsbald ſollen dich dort bei den Schweinen die Hunde,
So du erzogſt, auffreſſen, entfernt von der Menſchen Getümmel,
Schützt uns Apollon gnädig und all' unſterbliche Götter!
Alſo die Schaar: hinlegte zur Stell' ihn jetzo der Träger,
Fürchtend, dieweil ſehr Viele zugleich aufſchrie'n im Palaſte.
Doch Telemachos rief jenſeits mit gewaltiger Drohung:
Trag das Geſchoß nur, Vater! du ſollſt nicht Allen gehorchen!
Oder ich will, ob jünger annoch, mit geſchleuderten Steinen
Dich fortjagen zu Feld; an Gewalt doch bin ich der Stärkre!
Wenn doch ſammtliche Freier, ſoviel durchſchalten die Wohnung,
Auch ſo weit an Gewalt und an Wehrkraft ſtark ich beſiegte;
Manchen fürwahr wohl würd' ich ſogleich aus unſrem Palaſt hier

Jämmerlich dann heimſenden; dieweil Unfug ſie verüben!
Sprach's, und die Freier darob allſammt ihn herzlich belachend
Spotteten ſein, und ließen ſofort von erbittertem Ingrimm
Gegen Telemachos nach. Das Geſchoß trug jetzo der Sauhirt
Durch das Gemach, und reicht' es genaht dem verſchlagnen Odyſſeus.
Dann vorrufend ermahnt' er die Pflegerin Eurykleia:
Auf, Telemachos ſagt dir, verſtändige Eurykleia,
Daß du des Hintergemachs dichtfugende Pforten verſchließeſt.
Und wann etwa der Männer Geſtöhn und Rauſchen gehört wird
Drin in des Saales Bezirk, alsdann ſoll Keine herausgehn,
Sondern in Ruh' alldort an den Hausarbeiten beharren.
Alſo gebot Eumäus; und nicht entflog ihr die Mahnung:
Eilig verſchloß ſie die Pforten der ſchönumwohnten Gemächer.
Heimlich enteilt hierauf Philoitios aus dem Palaſt auch;
Tüchtig verſchloß er die Pforten des wohlumhegeten Vorhofs.
Nun lag unter der Halle vom zwiefachrudernden Seeſchiff
Tauwerk; hiemit band er das Thor, und ging in's Gemach ein.
Alsbald ſetzt' er ſich dort auf den Stuhl, allwo er zuvor ſaß,
Hin nach Odyſſeus ſchauend. Und Der handhabte den Bogen,
Jeglicher Seit's umdrehend und hier und dort ihn verſuchend,
Ob ihm das Horn nicht Würmer zernagt, ſeit ferne der Herr war.
Alſo begann wohl Mancher, gewandt zum näheren Nachbar:

Traun ein gewandter Beſchauer und gar ſchlaukundig des Bogens!
Ob er vielleicht dergleichen daheim ſich bewahrt in der Wohnung,
Oder ſogar nachbilden ihn will? So dreht er gewandt ihn
Hin und her in den Händen, der unheilſtiftende Bettler!
Wieder ein Anderer ſprach von den kühnauftrotzenden Freiern:
Daß doch Dem ſo gewiß gleich viel Heilvolles begegne,
Als wohl ſolches Geſchoß jemals ihm zu ſpannen gelinget!
So nun ſprachen die Freier; allein der verſchlagne Odyſſeus,
Als er den mächtigen Bogen gedreht ringsum und betrachtet:
Wie da ein Mann, wohlkundig des Phorminxſpiels und Geſanges,
Leicht aufſpannet die Sait' an dem neuumglätteten Wirbel,
Jeglichem End' anfügend den tüchtig gedreheten Schaafdarm:
So ſpannt' ohne Beſchwer den gewaltigen Bogen Odyſſeus.
Und mit der Rechten verſucht' er ſogleich anfaſſend die Sehne:
Und ſie erklang gar ſchön, wie der Schwalb' helltönende Stimme.
Aber die Freier befiel ein gewaltiges Graun, und erblaßt war
Aller Geſicht: laut donnerte Zeus, Vorzeichen entſendend.
Freudig vernahm alsbald der erhabene Dulder Odyſſeus,
Daß ihm geſandt dies Wunder der Sohn des verborgenen Kronos.
Und er ergriff den beſchwingeten Pfeil, der vorn auf dem Tiſch ihm

Bloß lag, während verſteckt im gehöhleten Köcher die andern
Ruheten, ſo die Achäer ſofort bald ſollten verſuchen.
Dieſen erfaßt' er am Griff, und Sehn' anziehend und Kerben,
Sitzend gerad vom Seſſel entſandt' er den Pfeil in die Ferne,
Scharf mit dem Blick vorzielend; und keins von den Beilen verfehlt' er:
Ganz vom vorderſten Oehr' und zugleich vom letzten hinaus auch
Sauſ'te der eherne Pfeil. Hierauf zu Telemachos ſprach er:
Nicht bringt Schand' im Palaſt, o Telemachos, jetzt dir der Fremdling!
Sitzend verfehlt' ich ſogar dies Ziel nicht, nicht am Geſchoß auch
Spannet' ich lang mühvoll! Noch iſt ausdauernd die Kraft mir,
Nicht gleichwie mich die Freier zuvor unwürdig verhöhnten!
Doch nunmehr iſt's Zeit, Spätmahl den Achäern zu rüſten,
Jetzo bei Tag'; alsdann bleibt Anderes noch zur Ergötzung,
Lyraſpiel und Geſang: denn das ſind Zierden des Gaſtmahls!
Sprach's und winkte geheim: da warf ſein ſchneidiges Schwert ſich
Gleich Telemachos um, des Odyſſeus lieber Erzeugter:
Auch mit der Hand umfaßt er den Speer, und dem Vater genahet
Stand er am Lehnſtuhl jetzo, mit ſtrahlendem Erze gewappnet.

Zweiundzwanzigſter Geſang. Odyſſeus ſpringt nun auf die hohe Schwelle des Saals, die Lumpen fallen von ihm, er ſteht in ſeiner wirklichen Geſtalt vor ihnen da. Antinoos wird von ihm erſchoſſen; Eurymachus bietet Sühnegaben für Alle. Umſonſt, der Kampf hebt an; Telemachos bringt Waffen und ſtellt ſich mit den treuen Hirten dem Odyſſeus zur Seite. Der Ziegenhirt ſchleicht ſich fort und holt Waffen für die Freier; bei dem zweiten Gange aber knebeln und hängen ihn die Hirten. — Athene leiſtet nur in Mentors Geſtalt dem Odyſſeus Beiſtand; die Freier vermögen Nichts; ſie erhebt die Aegis und alle Freier fallen; nur Phemios der Sänger und Medon der Herold erhalten das Leben geſchenkt. Eurykleia wird gerufen und muß den Saal reinigen laſſen; die untreuen Mägde und Melanthios werden mit dem Tode beſtraft. — Odyſſeus durchräuchert den Saal und wird von den treuen Mägden mit Jubel begrüßt.

Dreiundzwanzigſter Geſang. Eurykleia weckt die ſchlafende Penelopeia und meldet ihr, was geſchehen; ſie eilt in den Saal, immer noch zweifelnd. — Odyſſeus befiehlt den Hochzeitreigen anzuheben, um die vorübergehenden Ithaker zu täuſchen (V. 1—152). Dann nimmt er ein Bad, aber Penelopeia zweifelt noch immer, bis er ihr eine Mittheilung macht, an der ſie erkennt, daß er es wirklich ſei und ihn freudig umarmt. Sie theilen ſich nun mit, was ſie gegenſeitig erlitten und begeben ſich dann zur Ruhe; doch dieſe bleibt ihnen fern, zu viel haben ſie einander zu erzählen (V. 153—343). Am folgenden Morgen geht Odyſſeus mit Telemachos und den Hirten auf das Land zu ſeinem Vater Laërtes.

Vierundzwanzigſter Geſang. Hermes führt die Seelen der erſchlagenen Freier zum Hades, wo Agamemnon dem Achilleus eben erzählt, wie feierlich ſein Leib beſtattet worden ſei. — Die Freier erzählen dem Agamemnon ihren Tod und dieſer preiſ't den Odyſſeus glücklich um ſeines treuen Weibes willen (V. 1—203). Es folgt jetzt:

Odyſſeus und ſeines Vaters Wiederſehn.

(Odyſſee XXIV. V. 205 — 412.)

Jene verließen die Stadt, und gelangeten bald zu Laërtes
Trefflich beſtelltem Gehöft in dem Thalgrund: ſelber gewann ſich's
Held Laërtes vordem, drob viel ausduldend der Mühſal.
Allda ſtand ihm ein Haus, umringt von Gebäuden der Wirthſchaft,
Wo Mahlzeit ſtets hielten, zugleich ausruhten und ſchliefen
All' ihm nöthige Knecht', und beſtellten, was ihm genehm war.
Drin wohnt' auch die bejahrte Sikelerin, die ſich des Greiſes
Sorglich und treu annahm, von der Stadt weitab auf dem Lande.
Aber Odyſſeus ſprach zu dem Sohn alldort und den Hirten:
Ihr hier geht nunmehr in die tüchtiggebaute Wohnung.
Alsdann ſchlachtet ſogleich zum Mahl ein erleſenes Maſtſchwein.
Ich ſelbſt will hingehen, um unſern Vater zu prüfen,

Ob er mich wieder erkennt und genau wahrnimmt mit den Augen,
Oder mich fremd anſchaut, nachdem ſo lang' ich entfernt war.
Jener gebot's und reichte das Kriegswerkzeug den Begleitern.
Sie dann gingen ſogleich in das Haus ein. Aber Odyſſeus
Nahte dem fruchtumblühten Gefild, um den Vater zu prüfen.
Doch nicht Dolios fand er, ſoweit er den Garten hinabging,
Nicht Hausknecht' und die Söhn', auswärts ſchon waren geſammt ſie,
Dornengeſträuch einſammelnd, das Fruchtland wohl zu verzäunen,
Fern im Gefild'; und der Greis war ſelbſt Anführer des Weges.
Nur den Laërtes fand er im ſchönumpflanzeten Fruchtland,
Wie er Gewächſ' umgrub. Ihn deckt' ein beſchmutzeter Leibrock,
Häßlich, geflickt ringsum; und genähete Schienen von Rindshaut
Trug um die Füß' er gebunden, des Dorns Blutritze zu meiden,
Auch Handſchuh' an der Hand vor Stachelgewächs; und das Haupt war
Mit geisledernen Kappe verwahrt, zu vermehren die Trauer.
Als nunmehr ihn gewahrt der erhabene Dulder Odyſſeus,
Wie er gebeugt vom Alter und tief im Gemüthe betrübt war,
Stand er mit Thränen im Aug' an dem hochaufſchießenden Birnbaum,
Und er erwog hierauf in dem innerſten Herz und Gemüthe,
Ob er den Vater umarmt' und küſſete, Alles erzählend,

Wie er daheim nun ſei und gekehrt zum Vatergefilde,
Oder zuvor ihn befragt' und Jegliches erſt ausforſchte.
Solches erſchien im Gemüth dem Bedenkenden endlich das Beſte,
Daß er zuvor ihn verſuchte mit liſtigerſonnenen Reden.
Solches im Sinn ging gerad' er hinan, der erhabne Odyſſeus,
Und mit geſenketem Haupt umlockerte Jener ein Pflänzchen,
Da ſprach nah hintretend der ſtrahlende Sohn und begann ſo:
  Greis, dir fehlt es nicht an Geſchick, zu bebauen den Garten;
Jegliches iſt ſorgfältig gepflegt; kein einzig Gewächs hier,
Nicht Oelbaum, nicht Rebengewind', nicht Feigen- und Birnbaum,
Auch kein Beet ja vermißt vorſichtige Pfleg' in dem Garten.
Anders bemerk' ich jedoch, du zürne mir nicht im Gemüthe —
Selbſt nicht biſt du verſorgt nach Gebühr; in bekümmertem Alter
Lebſt du zugleich, unziemend beſchmutzt, armſelig bekleidet.
Nicht um der Trägheit willen verabſäumt dich der Gebieter;
Auch nichts Knechtiſches würde gewahr, Wer forſchend betrachtet
Deine Geſtalt und Größe: du haſt ganz königlich Anſehen;
Gleich als ob dir gebührte, nach Bad und erquickender Mahlzeit
Sanft hinſchlummernd zu ruhn: denn das iſt Weiſe der Alten.
Doch nun ſage mir Dies und verkünd' untrügliche Wahrheit:
Wem doch dienſt du daher als Knecht? Weß Garten beſtellſt du?
Dies auch wolle getreu mir verkündigen, daß ich es wiſſe,
Ob wir gewiß hier kamen nach Ithaka, wie mir ein Mann da

Eben geſagt, der dort mir begegnete, als ich daherging?
Kein gutherziger zwar: denn Jegliches hatt' er Geduld nicht
Kund mir zu thun, noch Rede zu ſtehn, als wegen des Gaſtfreunds
Ich ihn befragt', ob wohl er annoch hier lebt und geſund iſt,
Oder vielleicht ſchon todt, und in Hades Wohnung gegangen.
Denn ich verkündige dir, hör' aufmerkſam und vernimm mich.
Sieh' ich beherbergt' Einen vordem in der Väter Gefilden,
Welcher zu uns hinkam, und traun kein ſterblicher Mann noch
Iſt als wertherer Gaſt fernher zum Haus mir gekommen.
Ithaka ſei er entſtammt, deß rühmt' er ſich dort, und erzählte,
Held Laërtes hab' ihn erzeugt, Arkeiſios Sprößling.
Selbſt nun führt' ich den Fremdling in's Haus, und bewirthet' ihn ſorgſam,
Billig dem Gaſt darbietend vom Vorrathsgut in der Wohnung.
Auch Gaſtfreundes-Geſchenke gewährt' ich ihm, wie es gebührte:
Schenkt' ihm ſieben Talente des künſtlichgebildeten Goldes,
Auch ganz ſilbernen Krug, umragt von erhabenen Blumen,
wölf einfache Gewand' und zwölf reichſchimmernde Decken,
wölf Leibröcke dabei, gleichviel auch köſtlicher Mäntel,
uch Dienſtweiber dazu, ſo trefflichſte Künſte verſtanden,
Vier, anmuth'ger Geſtalt, die ſelbſt nach Gefallen er auskohr.
Aber mit Thränen im Aug' antwortete jetzo der Vater:
remdling, du kamſt wahrhaft in das Land her, das du erkundeſt;

Doch unbändige Männer und Frevler hauſen darinnen:
Drum ſo reiche Geſchenk' haſt ganz umſonſt du geſpendet.
Hätteſt du ihn doch lebend auf Ithaka's Fluren gefunden,
Traun dich hätt' er entſandt mit erleſenen Gegengeſchenken
Und gaſtfreundlich gepflegt: denn das iſt Pflicht der Vergeltung.
Doch nun ſage mir Dies und verkünd' untrügliche Wahrheit:
Wie viel Jahre bereits ſind's wohl, ſeitdem dich beſuchte
Dein unglücklicher Gaſt, mein Sohn? — Ach, wär' er es nur noch!
Armer! vielleicht daß ſchon von den Seinigen fern und der Heimath
Gierige Fiſch' ihn im Meer' aufzehrten, oder im Feſtland
Reißendes Wild und Gevögel verſchlang! Nicht Vater und Mutter
Haben ihn noch einkleidend beweint, ihn, den wir gezeuget!
Nicht ſein reiches Gemahl, die verſtändige Penelopeia,
Hat, wie's ziemet, den Gatten am Sarg aufſchluchzend bejammert,
Und ihm die Augen geſchloſſen: das Recht der verſtorbenen Todten.
Dies auch wolle getreu mir verkündigen, daß ich es wiſſe:
Wer von den Männern? Woher? Wo ſind Wohnſtadt dir und Aeltern?
Wo ſteht dein ſchnellſeegelndes Schiff, das dich geführet
Sammt hochherzigen Freunden? Vielleicht im gedungenen Schiffe
Biſt du gereiſ't, und Jene dich hier ausſetzend entſchifften?
Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
Nun ſo will ich dir Alles genau ankünden nach Wahrheit.
Her aus Alybas ſtamm' ich, geprieſene Hallen bewohnend,
Durch Apheidas erzeugt, den gewaltigen Sohn Polypemons:

Selbſt doch führ' ich den Namen Eperitos. Aber ein Dämon
Trieb hierher mich im Sturm von Sikania, feindlich geſinnt mir;
Mein Seeſchiff ſteht draußen der Stadt fernab im Gefilde.
Doch dem Odyſſeus ſind nunmehr fünf Jahre geſchwunden,
Seit er von dannen geſchifft, mein Heimathufer verlaſſend.
Armer! Indeß ihm flogen im Weggehn glückliche Vögel
Rechtsher, denen vertrauend ich ihn hochfreudig entſandte;
Und ſelbſt ging er erfreut: oftmals noch hofften wir Beid' uns
Als Gaſtfreunde zu ſehn, und ſchöne Geſchenke zu wechſeln.
Sprach's: und den Greis umhüllte der Wehmuth dunkele Wolke.
Sieh', aſchfarbigen Staub alsbald mit den Händen ergreifend
Goß er vom grauenden Haupt ſich herab, und ſtöhnete heftig.
Aber bewegt ward Jenem das Herz, und es drang durch die Rüſtern
Bitterer Schmerz ihm hervor, als hin auf den Vater er ſchaute.
Grad hinſtürzt' er, und küſſend umſchlang er ihn, alſo beginnend:
Sieh' hier bin ich's ſelber, nach dem, mein Vater, du frageſt,
Kehrend im zwanzigſten Jahre zurück zum Vatergefilde!
Hemme darum Wehklagen und thränaufregenden Jammer!
Denn Das ſei dir geſagt — deshalb drängt Eile gewaltig —
Sämmtliche Freier erſchlug ich im Feſtſaal unſres Palaſtes,
Herzenempörende Schmach und der Bosheit Werke vergeltend!

Ihm antwortete drauf Laërtes, alſo beginnend:
Wo denn Odyſſeus ſelbſt, mein Sohn, hierher du gekommen,
Sag' untrügliches Zeichen mir an, auf daß ich vertraue.
Ihm antwortete drauf der erfindungsvolle Odyſſeus:
Erſtlich die Narb' am Fuße betrachte genau mit den Augen,
So der Parnaſiſche Eber mit glänzendem Zahn mir gehauen,
Als ich geſendet von dir und der achtungswürdigen Mutter
Kam zum theueren Ahn Autolykos, um die Geſchenke
Dort zu empfah'n, ſo Jener mir hier zuſagt und gelobte.
Nun auch ſämmtliche Bäum' in dem wohlumpflanzeten Fruchtland
Nenn' ich dir, die du dereinſt mir geſchenkt; um jeglichen bat ich,
Als ich ein Kind dich im Garten begleitete: zwiſchen dem Baumland
Gingen wir Beid' einher, und du nannteſt mir jeden mit Namen.
Dreizehn gabſt du mir dann Birnbäum' und zehen mit Aepfeln,
Vierzig mit Feigen geſchmückt, und verſprachſt mir der Rebengelände
Fünfzig annoch zu verleihn: Jahraus eintragende Stöcke
Waren darin; da hängen umher vielartige Trauben,
Wann Zeus waltende Horen Gedeihn vom Himmel entſenden.
Alſo der Sohn: und dem Vater erzitterten Herz und Kniee,
Als er die Zeichen erkannt, die ganz ihm genennet Odyſſeus,
Feſt umſchlang er den theueren Sohn, hinſinkend in Ohnmacht;
Und ihn hielt an der Bruſt der erhabene Dulder Odyſſeus.
Als er darauf ſich erholt, und die Kraft zum Herzen zurückkam,

Wieder begann er ſodann und ſprach ausrufend die Worte:
Zeus Allvater, fürwahr, ihr lebt noch, himmliſche Götter,
Wenn wahrhaftig die Freier gebüßt ihr freveles Trachten!
Doch ſehr bin im Gemüth ich beſorgt, bald werden auf einmal
Alle zugleich ankommen die Ithaker, und das Gerücht dann
Ringsumher in den Städten der Kephallener verbreiten.
Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
Bleibe getroſt, laß Solches dich nicht im Gemüthe bekümmern!
Folg' in's Haus mir anjetzt, das nah anlieget dem Garten,
Wo Telemachos iſt und der Rindviehhirt und der Sauhirt,
Welche voraus ich geſandt, alsbald zu bereiten das Frühmahl.
Solches beſprachen ſie dort, zum ſtattlichen Haus ſich begebend.
Und ſie gelangeten bald in die ſchönaufragende Wohnung,
Wo Telemachos ſchon und der Rindviehhirt und der Sauhirt
Fleiſches die Meng' abſchnitten und funkelndes Weines vermiſchten.
Doch nun badet indeß den erhabengeſinnten Laërtes
Dort im Gemach die geſchäft'ge Sikelerin, ſalbt' ihn mit Oel auch
Und umhüllete ſchön mit Gewand' ihn. Aber Athene
Nah hintretend verſtärkte dem Volksherzoge die Glieder,
Macht' ihn voller zu ſchaun und erhabener, als er zuvor war.
Jetzt entſtieg' er der Wann': und der Sohn voll hoher Bewundrung
Schaute des Vaters Geſtalt, unſterblichen Göttern vergleichbar;

Drauf anredend begann er zu ihm die geflügelten Worte:
  Vater, gewiß hat einer der fortanwaltenden Götter
Dich nunmehr an Geſtalt, und an Wuchs vollkomm'ner gebildet!
  Und der verſtändige Greis Laërtes ſagte dagegen:
Wenn doch, o Zeus Allvater, Apollon und Athenäa,
So, wie Nerikos einſt ich, die ſtolzaufragende Wohnſtadt,
Nahm an des Feſtlands Strande, den Kephallenern gebietend,
Wenn doch ſolcher Geſtalt im Palaſt ich geſtern geſtanden,
Und umwehrt an den Schultern im Kampf mitſtreitend gefochten
Wider die trotzige Schaar! alsbald traun Manchen der Freier
Hätt' ich die Kniee gelöſ't, daß froh dein Herz ſich erfreuet!
  Alſo beſprachen ſie nun dort Solcherlei unter einander. —
Als nun Jene geendet das Werk und gerüſtet das Frühmahl,
Setzten ſie ſich nach einander auf Lehnſtühl' hin und auf Seſſel;
Hierauf langten ſie zu an der Mahlzeit. Nahe gewandelt
Kam auch Delios jetzo der Greis und die Söhne des Greiſes,
Müde von Feldarbeit: ſie rief hingehend die Mutter
Eilig daher, die bejahrte Sikelerin, die ſie erzogen,
Und treu pflegte des Greiſes, dieweil ihn da Alter bedrückte.
Wie den Odyſſeus jetzo ſie ſahn und im Herze erkannten,
Standen ſie mächtig erſtaunt im Gemach dort. Aber Odyſſeus

Sprach alsbald wohlwollend, mit freundlichem Wort ſie berührend:
Setz' an's Mahl dich, o Greis, und vergeßt ganz alles Erſtaunen:
Denn ſchon lange begierig, die Hand zum Mahl zu erheben,
Harren wir hier im Gemach, fortan euch ſehnlich erwartend.
Sprach's; und Dolios flog ihm mit offenen Armen entgegen,
Und dem Odyſſeus küßt' er die Hand, am Knöchel erfaſſend;
Und er begann anredend ſofort die geflügelten Worte:
Lieber, dieweil ſo herzlich erwünſcht uns heim du gekehrt biſt,
Uns, die nicht es gehofft, und die Himmliſchen ſelbſt dich geleitet,
Heil und Freude mit dir! Unſterbliche mögen dich ſegnen!
Dies auch wolle getreu mir verkündigen, daß ich es wiſſe:
Weiß ſchon Alles genau die verſtändige Penelopeia,
Daß du nach Hauſe gekehrt? wo nicht, ſo entſenden wir Botſchaft.
Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
Alter, ſie weiß es genau; es bedarf nicht deiner Beſorgung.
Sprach's; drauf ſetzte ſich Jener auf ſchönumglätteten Lehnſtuhl.
Dolios Söhn' auch traten zugleich zum edeln Odyſſeus,
Hießen ihn froh willkommen, und drückten ihm wacker die Hände,
Setzten ſich dann nach einander zu Dolios, der ſie gezeuget.
Alſo waren ſie dort im Gemach am Mahle beſchäftigt.

Die Erwartung der Freier hat indeſſen dem Odyſſeus Feinde erweckt. Eupeithes, Antinoos Vater, führt eine bewaffnete Schaar hinaus wider den Odyſſeus. Athene fragte Zeus, was er beſchloſſen habe; dieſer will, daß Odyſſeus fortan ungeſtört als König herrſche; ſie eilt daher in Mentors Geſtalt zu Odyſſeus und flößt ihm Vertrauen zum Kampf ein. Eupeithes fällt; die Andern fliehn und Athene ſtellt nun den allgemeinen Frieden her.

C. Die dem Homeros zugeſchriebenen Hymnen.

Schon nach dem Urtheile der Alten rührten die dreiunddreißig bis auf uns gekommenen, dem Homeros beigelegten Geſänge zur Verherrlichung einzelner Gottheiten, nicht von dieſem, ſondern von einzelnen Mitgliedern der alten Sängerſchulen her, unter denen die der Homeriden auf Chios die älteſte und ausgezeichnetſte war, ſo wie diejenige, welche am Innigſten und Strengſten Homer zum Vorbilde nahm und ihm ängſtlich nachzudichten ſtrebte. Ihre Hymnen ſind epiſchen Inhaltes; ſie verherrlichen die von ihnen gefeierten Götter meiſt dadurch, daß ſie ihre Thaten erzählen. — Die Aufgabe der Mitglieder dieſer Sängerſchulen, Rhapſoden genannt, beſtand außerdem darin, die homeriſchen Geſänge vorzutragen, zu ordnen und ihren Schülern zu überliefern. — Zu ihren Vorträgen pflegten ſie Einleitungen zu dichten, welche ſie den einzelnen homeriſchen Geſängen voraufgehn ließen. Sie verſuchten ſich ferner noch in eigenen, meiſt epiſchen

Poeſieen ernſten und heiteren Inhaltes, in denen ſie Homeros Weiſe genau nachahmten oder auch wohl ſie (wo der heitere Inhalt es geſtattete) anmuthig parodirten. Einer der berühmteſten Homeriden war Kynanthos aus Chios, welcher zu Pindars Zeiten lebte. Folgende Hymnen werden einen deutlichen Begriff von dem Weſen derſelben geben.

An Hermes.

Deutſch von Schwencke.

Preiſe den Hermes, Zeus und der Maja Sprößling, o Muſe,
Welcher Kyllene[1] beherrſcht und Arkadia's Lämmergefilde,
Ihn, den geſegneten Boten der Himmliſchen, welchen geboren
Maja, die lockige Nymphe, dem Zeus in Umarmung geſellet,
Sie, die verehrliche; und ſie mied die Verſammlung der Götter,
Sich in die Grotte begebend, die ſchattige, wo der Kronide
Nächtlicher Weile der Liebe gepflegt mit der lockigen Nymphe,
Während der liebliche Schlummer die heilige Here gefeſſelt,
Vor den unſterblichen Göttern und ſterblichen Menſchen verborgen.
Als vollbracht nun aber der Wille des mächtigen Zeus war,
Ihr auch ſchon an dem Himmel der zehente Mond umrollet,
— Bracht' er denſelben an's Licht, und die herrlichen Dinge geſchahen[2] —

---

[1] Ein Berg in Arkadien. — [2] Einige Kritiker halten die mit — bezeichneten Verſe für untergeſchoben.

Sieh, da gebar ſie den Sohn, den Verſchlagenen, Liſtiggeſinnten,
Ihn, den Entwender der Rinder, den Plünderer, Führer der Träume,
Laurer bei dunkler Nacht, Thürlagerer, welcher da ſollte
Unter den Himmliſchen zeigen geſchwind die vortrefflichen Thaten. —
Morgens geboren an's Licht, ſchlug Mittags ſchon er die Cither,
Stahl an dem Abend die Rinder des Fernhintreffers Apollon,
Erſt an dem vierten, nachdem ihn die heilige Maja geboren
Der auch, als er der Mutter unſterblichem Schooß ſich entwunden,
Nun nicht längere Zeit ſtill lag in der heiligen Wiege;
Sondern er machte ſich auf, des Apollon Rinder zu ſuchen[3],
Hingeh'nd über die Schwelle der hoch umwölbeten Grotte:
Findend die Schildkröt' hier, nun erwarb er ſich mächtigen Reichthum;
— Hermes war's, der zum erſten die Schildkröt machte zur Laute —
Die ihm gerade da draus aufſtieß bei der Thüre des Vorhofs,
Weidend umher vor dem Haus in dem vollaufſproſſenden Graſe
Sacht' hinwandelnd mit Füßen. Daß Zeus' glückſpendender Sohn doch
Lächelte, als er ſie ſah, und redete hurtig die Worte:

---

[3] Als Gott der Hirten hatte Apollo eigene Heerden.

„Schon ein Begegniß, und wahrlich ein nützliches! nicht zu verwerfen!
Gruß, Anmuthige, dir, Tanzlenkende, Mahlesgenoſſin,
Die du erwünſcht dich zeigſt. Woher, o du herrliches Spielwerk,
Biſt du, o fleckige Muſchel, die in dem Gebirge du lebeſt?
Heim doch will ich dich tragen; du wirſt wohl nützlich mir werden,
Und ich verachte dich nicht; du wirſt mir frommen am erſten.
— Beſſer zu Hauſe zu ſein, denn draus ſein bringet Gefährde. —
Denn wohl Abwehr arger Bezauberung würdeſt du lebend
Sein [1]; doch wenn du geſtorben, da möchteſt du herrlich ertönen.“
Alſo redet er nun, und ſie dann mit den Händen ergreifend,
Ging er zurück in das Haus, und trug das ergötzliche Spiel hin.
Dort mit dem Meißel ſie öffnend, gemacht aus bläulichem Stahle,
Bohrt' er das Leben heraus der gebirgeinheimiſchen Schildkröt.
Gleichwie aber durchfährt den Buſen des Manns ein Gedanke
Hurtiglich, welchen da treiben umher andrängende Sorgen,
Und wie ein zuckendes Blinzen geſchwind von dem Aug' hinſchießet,
Alſo war es gedacht und gethan vom geprieſenen Hermes.

---

[1] Die Alten betrachteten das Fleiſch der Schildkröte als ſchützend gegen Gift und Zauber.

Jetzt nun fügt' er, geſchnitten dem Maaß nach, Stiele von Rohr drein,
Als er den Rücken gebohrt der ſteinhartſchaligen Schildkröt,
Drum doch ſpannt' er vom Felle des Stiers mit verſtändigem Sinne,
Macht' auch Griffe dran, und er fügt' auf Beide den Steg dann.
D'rauf doch ſpannt' er die Saiten von Schafdarm, ſieben im Einklang.
Da, nachdem er es fertig gemacht, das ergötzliche Spielwerk,
Prüft' er es durch mit dem Schlegel im Einzelnen; und es ertönte
Unter den Händen gewaltig, und Er ſang ſchön zu dem Spiele,
So gradweg es verſuchend, wie oft bei dem feſtlichen Mahle,
Blühende Jünglinge wecken in Wechſelgeſänge einander:
Von dem gewaltigen Zeus und der ſchönſandaligen Maja,
Wie ſie geliebkoſ't haben in traulicher Minnevereinung,
Seine Geburt auch ſelbſt, die geprieſene, feiernd im Liede;
Und er erhob auch Diener und glänzende Wohnung der Nymphe,
Dreifüß' auch in dem Haus und die mächtige Menge der Becken.
Das nun ſang er allda, doch Anderes dacht' er im Herzen.
Und die trug er und legt' er hinein in die heilige Wiege,
Seine Guitarr'; er ſelber jedoch, nach Fleiſche gelüſtend,
Rannte zum Spähen hinweg aus wohlruchduftender Wohnung,
Tiefen Betrug umwälzend im Innerſten, welcherlei Dinge
Pflegen die Diebe zur Stunde der dunkelen Nacht zu verüben.
Helios taucht' anjetzo mit Roß und Wagen hinunter,

Unter das Erdreich in den Okeanos; aber Hermeias
Kam nun laufend dahin zu Pieria's[5] ſchattigen Bergen,
Wo die unſterblichen Rinder der Seligen haben Gehöfte,
Geh'nd auf nimmer gemähten erquicklichen Angern zur Weide.
Drauf ſchnitt Maja's Sprößling, der ſpähende Argostödter,
Fünfzig derſelbigen ab, lautmuhende Rinder der Heerde
Schweifend umher; doch trieb er ſie fort durch ſandige Steppen,
Wendend die Tritte verkehrt und nicht des Betruges vergaß er,
Machend entgegengeſetzt zu den hinteren Hufen die vordern,
Aber die hint'ren zu vord'ren, und ſelbſt auch wandelt er rücklings,
Und dann macht' er Sandalen zurecht auf kieſigem Meerſtrand.
Flocht ganz wunderlich Zeug, ſeltſam und nicht zu begreifen,
Untereinander gemiſcht Tamarisk- und Myrtengeſtrüppe;
Davon bindend zuſammen den Armvoll grünender Schöſſen,
Band er ſich unter die Füße mit Sorgfalt leichte Sandalen,
Noch mit den Blättern daran, die der herrliche Argostödter
Mit von Pieria ſchleppte, des Wanderers Spur zu vermeiden,
Wie zu dem eiligen Gang, um weit in die Ferne zu reiſen.
Aber es ſah ihn ein Greis, der den bühenden Weinberg baute,

---

[5] In Theſſalien.

Als er in's Feld hin wollte die Grasflur durch von Oncheſt[6],
Und es begann zu demſelben der Sohn der geprieſenen Maja:
„Greis, der die Stöcke du da umgräbſt, mit den Schultern gebückt ſteh'nd,
Ja, du bekömmſt viel Wein, wenn die da alle dir tragen,
Und ſei ſeh'nd nicht ſehend, und taub auch bleibe du hörend,
Und ſei ſtill, auf daß du dich ſelbſt nicht bringeſt in Schaden."
Alſo ſprach er und trieb die gewaltigen Rinder von dannen.
Und durch ſchattige Berge genug und hallende Thäler
Und durch blühende Au'n trieb hin der geprieſne Hermes.
Schon war aber die dunkle, die-helfende, göttliche Nacht jetzt
Meiſt entfloh'n, und es nahte der arbeitweckende Morgen;
Und zu der Wart auch hatte ſo eben ſich Göttin Selene,
Pallas Tochter, des Königs, des Megamedeiden[7] erhoben;
Als Zeus' rüſtiger Sprößling die Schaar breitſtirniger Rinder
Phöbos Apollon's trieb anjetzt zu dem Strome des Alpheus[8].
Munter gelangten ſie aber dahin zu dem hohen Gehöfte,
Und zu den Tränken davor in der grasreichprangenden Wieſe.
Als er daſelbſt nun mit Futter die muhenden Rinder geweidet,

---

[6] Stadt und Hain in Böotien. — [7] Einer der Titanen. — [8] Fluß in Elis, deſſen Quell in Arkadien.

Trieb er ſie ein in's Gehöft', dicht nebeneinander gedrängt geh'nd,
Als ſie an Lotos geſättigt und an dem bethauten Kypeiros[9],
Er doch ſammelte Holz und ſann, wie er Feuer bereite.
Nehmend den ſtattlichen Aſt von der Lorbeer, rieb er mit Eiſen
Ihn in der Hand recht haltend, und glühender Hauch entdampfte.
— Hermes war's, der das Feuergeräth und das Feuer erfunden. —
D'rauf doch nahm er und legte getrockneten Holzes die Fülle
Auf in ein Loch, in den Boden gemacht, und es loderte Flamme
Weithin ſendend das Blaſen des hochaufflammenden Feuers.
Aber indeſſen die Kraft des Hephäſtos fachte das Feuer,
Derweil zog er heraus krummhornige brüllende Rinder,
Zween vor die Thür an das Feuer; und groß war ſeine Gewalt da,
Rücklings warf er ſie aber, indem ſie erkeichten, zu Boden;
Und dann wälzt' er ſie beugend herum, durch's Leben geſtochen;
Eins nun drängte das Andere, das Fleiſch voll Fettes zerlegend,
Briet er es dann, nachdem er's an hölzerne Spieße geſtecket;
Fleiſch und den Rücken, die Ehre des Mahls und des dunkelen Blutes,
In die Gedärme gefüllt; doch Anderes lag auf der Erde.
Aber die Felle, die ſpannt' er nun aus auf hartem Geklippe:

---

9) Waſſerpflanze mit gewürzhafter Wurzel.

Wie man immer ſie noch ausſpannt für die längere Dauer,
Lang', undenkliche Zeit nach ſelbigem; aber ſodann zog
Hermes, der Gütiggeſinnte, das fettige Fleiſch auf den platten
Stein ſich herunter, und theilt es in zwölf nach dem Looſe gemachte
Theile[10] ſodann; und zu jedem ein Stück noch legt' er als Zuthat.
Da nun gelüſtete Hermes der Opfergebrauch mit dem Fleiſche;
Denn ihn drängte der ſüße Geruch, obgleich er unſterblich
War; doch ſo auch ließ es ihm nicht ſein männlicher Muth zu,
Wie auch lüſtern er war, durch den heiligen Schlund es zu ſchicken.
Aber das Andere legt' er nun hin in das hohe Gehöfte,
Fett und die Menge des Fleiſches, und hing's dann auf in die Höhe,
Zeichen des Raub's von dem Knaben; und trockene Scheiter ſich holend,
Ließ er die Häupter und Füß' in der Lohe des Feuers verzehren.
Doch nachdem er es Alles dem Brauch nach hatte vollendet,
Warf die Sandalen er weg in den tiefaufwirbelnden Alpheus,
Löſchte die Kohlen ſodann und ſchob auseinander die Aſche,
Während der Nacht; und es ſchien ihm dazu ſchönleuchtende Selene.
Früh doch kam er zurück zu den heiligen Höhen Kyllene's

---

[10] Für die zwölf oberſten Gottheiten.

Wiederum, und es begegnet' ihm gar nichts während der Reiſe,
Keiner der ſeligen Götter, und auch von den Sterblichen Keiner;
— Nicht auch bellten die Hunde; des Zeus Sohn aber, Hermeias,
Schlüpfte ſich ſeitwärts biegend ſodann durch's Schloß der Behauſung,
Ganz leibhaft wie ein Lüftchen des Spätjahrs oder wie Nebel. —
Stracks doch ging es die Grotte hindurch zu dem reichen Gemache;
Sacht mit den Füßen ſich ſchleichend, und nicht wie gepflaſterter Grund klangs;
Hurtig jedoch in die Wiege nun ſprang der geprieſene Hermes;
— Rings um die Schultern die Windel gehüllt, lag dann wie ein kleines
Knäbchen er drin, aufmachend zum Spiel mit dem Händchen das Laken
Oefters, indem er zur Linken die herrliche Laute genommen.
Aber die Mutter, die täuſchet er nicht, und ſie ſagte die Worte:
Wie, du Verſchlagener doch? Wo kommſt du zur nächtlichen Stunde
Her, ganz um dich gehüllt Schamloſigkeit; jetzo bedünkt mir's,
Daß unlösbare Feſſeln du bald an die Seiten bekommend,
Ziehſt durch den Vorhof unter den Händen des Letoiden,
Oder in Schluchten dich treibend herum, Diebſtähle verübeſt.
Doch du vergingſt! dich hat zum gewaltigen Schaden der Vater

Sterblichen Menſchen gezeugt und auch den unſterblichen Göttern.
Ihr antwortete aber mit trüg'riſchen Worten Hermeias:
Mutter, warum doch willſt du mich ängſtigen, gleichwie ein kleines
Kind, das wenig fürwahr von Betrug noch weiß in dem Herzen,
Leichtlich erſchrickt, und ſich fürchtet vor ſcheltenden Worten der Mutter?
Ich doch will uns bringen zu der Kunſt, welches die beſte,
Mich ſo wie dich auf immer, mit Klugheit; und es geſchieht nicht,
Daß an dem Ort hier weilend wir ohne Beſitz und Verehrung
Unter den Göttern verbleiben, den Himmliſchen, wie du begehreſt.
Beſſer, die Tage zumal mit unſterblichen Göttern zu leben,
Reich und begütert, an Hab' ein Geſegneter, als wie zu Hauſe
Hier in der Grotte zu ſitzen, der dunkelen; doch zu der Götter
Heiligen Ehren empor auch ſchwing' ich mich, gleich dem Apollon.
Giebt ſie jedoch mein Vater mir nicht, dann will ich es wahrlich
Selber verſuchen ſofort; ich kann Diebsherrſcher ja werden.
Sollte nun aber der Sohn der geprieſenen Leto mich ſuchen,
Wird ihm ein Anderes dann, und mir dünkt's, was Aerg'res begegnen.
Denn nach Pytho geh' ich, und bring' in das mächtige Haus ihm[11],

---

[11] Der delphiſche Tempel iſt hier gemeint.

Wo ich genug Dreifüße, der herrlichen, ſo wie der Becken
Ihm und des Gold's entwend', und des blinkenden Stähles die Menge;
Auch viel Kleidung; und ſehn dann kannſt du es, wenn du begehreſt.
Alſo redeten die nun dort zu einander mit Worten,
Hermes, der Sohn des Kroniden, des Zeus, und die heilige Maja.
Eos, die frühe, jedoch, Licht bringend den ſterblichen Menſchen,
Hub ſich empor zu dem tiefen Okeanos; aber Apollon
Kam gen Oncheſtos hin zu dem ſehr anmuthigen Haine
Welcher dem Erdumgürter geweiht iſt, wo er den Alten
Fand, der am Wege den Hag zu des Weinbergs Schutze beſorgte.
Und es begann zu demſelben der Sohn der geprieſenen Leto:
Alter, du Dornbuſchſammler im graſigen Feld von Oncheſtos,
Ich bin kommen hieher, Rindvieh von Pieria ſuchend,
Weibchen, die ſämmtliche Zahl allſammt mit gebogenen Hörnern,
Vieh und der Heerde; der Stier doch war von den anderen geſondert,
Dunkel von Haar, und es folgten ihm noch braunfarbige Hunde
Vier an der Zahl, wie die Männer in Eintracht; dieſe, die Hunde
Blieben nun da, und der Stier, was ſicherlich doch zu verwundern;
Jene jedoch, als eben die Sonn' erſt untergegangen,
Sind von der graſigen Flur, von der lieblichen Weide verſchwunden.

Dies nun ſollſt du mir, Alter, verkündigen, ob du wohl einen
Haſt mit den Kühen geſehen, der den Weg hier wäre gekommen.
Ihm antwortete aber der Greis zur Erwiderung alſo:
Freund, ſchwer iſt es fürwahr, was alles du ſiehſt mit den Augen,
Jedes zu ſagen, es ziehen des Wegs ja ſo viele der Wandrer;
Einige tragend im Herzen Verderbliches, andere Gutes,
Ziehen ſie hin; ſchwer iſt es jedoch, jetweden zu kennen;
Ich nun habe den Tag hier ganz, bis die Sonne hinabging,
Immer gegraben das Land des mit Reben bepflanzeten Weinbergs,
Und ich erblickte, mir däucht' es, ein Kind, doch weiß ich's gewiß nicht.
Das, mein Beſter, mit Küh'n von gewaltigen Hörnern dahinzog,
Winzig, den Stab in der Hand, und es ging bald hiehin und dahin.
— Und ſie trieb er verkehrt, nach ihm mit den Köpfen gerichtet. —
Alſo der Greis; doch hurtig enteilete Phöbos Apollon,
Und er gewahrt' hochſchwebend den mächtigen Aar, und erkannte
Gleich als Räuber den Sohn des erhabenen Vaters Kronion.
Raſch doch eilt er anjetzo, des Zeus Sohn, König Apollon
Hin nach Pilos' Gefild', ſchleppfüßige Rinder zu ſuchen,
Rings die gewaltigen Schultern in Purpurnebel gehüllet;
Und es erkannte die Spuren der Gott, und er ſagte die Worte:
„Himmliſche Götter, ein Wunder fürwahr, was hier ich erblicke;

Zwar iſt dies nun ſicher die Spur hochhörniger Rinder,
Aber ſie wendet ſich wieder zurück zur Asphodeloswieſe;
Dieſes jedoch iſt weder vom Mann noch Weibe der Fußtritt,
Noch von dem graulichen Wolf, noch Bär, noch auch von dem Löwen;
Auch iſt nirgend es ähnlich der Spur des bemähnten Kentauren;
Wer nur alſo entſetzlich mit hurtigen Füßen gegangen?
Furchtbar hier, furchtbarer jedoch noch hier zu erſchauen."
Alſo ſprach und enteilte des Zeus Sohn, König Apollon;
Und zu dem waldumgrünten Gebirge Kyllene gelangt' er,
In die umnachtete Grotte des Felsbergs, wo dem Kroniden
Zeus die ambroſiſche Nymphe den Hermes hatte geboren.
Aber ein ſüßer Geruch durchwirbelte ganz den geprieſ'nen
Berg; und es weideten viel dünnbeinige Schaf' in dem Graſe.
Ueber die ſteinerne Schwelle nun ſtieg dort eilig hinunter
In die umnachtete Grotte der Fernhintreffer Apollon.
Als nun aber des Zeus und der Maja Sohn ihn erblickte,
Wegen der Rinder im Zorne, den Fernhintreffer Apollon,
Duckt in die duftigen Windeln er hurtiglich, gleichwie den Haufen
Kohlen des Baumſtamms rings umhüllt weichflockige Aſche;
So duckt Hermes unter, den Fernhintreffer erblickend.
— Und zog enge zuſammen das Haupt und die Händ' und die Füße,
Wie ein Gebadeter pflegt, der den lieblichen Schlummer heranlockt;
Wach in der That doch war er, und hielt in dem Arme die Leier. —

Sichtbar aber und nicht unſichtbar waren des Zeus Sohn
Jene, die herrliche Nymphe des Bergs und das theure Söhnlein,
Ihr unmündiges Knäbchen, in liſtige Ränke gehüllet.
Drauf jedwedes Gemach durchſpäh'nd in der mächtigen Wohnung,
Oeffnet er drei von den Kammern, den glänzenden Schlüſſel ergreifend,
Die voll Nektar und voll von dem ſüßen Ambroſia waren.
Auch lag in den Gemächern des Gold's und des Silbers die Fülle,
Nebſt viel purpurfarbnen und ſchneeigen Kleidern der Nymphe,
Wie es die heiligen Häuſer der ſeligen Götter erfüllet.
Als dort aber das Inn're des mächtigen Hauſes der Leto
Sohn durchforſcht, da begann er zum rühmlichen Hermes die Worte:
„Knabe du, der in der Wiege du daliegſt, zeige die Rinder
Hurtig mir an, ſonſt ſcheiden wir ſicherlich nicht nach der Ordnung;
Denn ich ergreif' und ſchleudre dich tief in des Tartaros Dunkel,
In die entſetzliche Nacht voll Grau'n, und weder die Mutter,
Weder der Vater befreit zum Lichte dich, ſondern du wirſt dort
Unter der Erde vergehn, gar wenigen Männern gebietend."
Dieſem erwiderte aber mit liſtigen Worten Hermeias:
„Leto's Sohn, was redeſt du da unfreundliche Worte?
Biſt du gekommen hieher, um ländliche Rinder zu ſuchen?

Nicht hab' ich ſie geſehn und gehört, nichts trüber vernommen,
Könnte ſie nicht anzeigen, und Anzeiglohn mir erwerben;
— Nicht ja dem Viehdieb gleich' ich, dem rüſtigen Manne von Anſehn;
Nicht iſt dies mein Werk; eh' hab ich für Andres zu ſorgen;
Schlaf nur lieget mir an und die Milch von der theueren Mutter,
Windeln zu thun um die Schultern und lauliche Bäder zu haben.
Daß es doch Keiner vernähme, woher der Streit ſich erhoben;
Und ein gewaltiges Wunder gewiß für die Seligen wär' es,
Daß mit den ländlichen Rindern ein eben geborenes Knäbchen
Wäre den Hof durchſchritten; du ſagſt unpaſſend es aber.
— Geſtern erblickt' ich das Licht, zart iſt mein Fuß und der Grund rauh. —
Willſt du es aber, ſo ſchwör' ich den Eid bei dem Haupte des Vaters,
Und ich verſpreche dir, daß ich ſelbſt nicht Schuld an der Sache,
Daß ich ſodann auch Keinen geſehn, der die Rinder geſtohlen,
Was es für Rinder nun ſind, das Gerücht nun hör' ich von ihnen."
Redete ſo, und blinzend hervor oft unter den Wimpern,
Zuckt' er die Brau'n, bald hier, bald dort hin richtend die Blicke,
Ziſchend dabei laut auf, wie verwerfliche Rede vernehmend.
Aber es ſprach ſanftlächelnd der Fernhintreffer Apollon:

„Trauteſter, Liſtanzettler, Betrüglicher, wahrlich, es däucht mich,
Daß noch oft einbrechend in ſtattliche Häuſer der Menſchen,
Sicher du mehr als Einen des Nachts auf's Trockene ſetzeſt,
Ohne Geräuſch aufräumend im Haus, nach deinem Geſpräch da.
Viele der ländlichen Hirten ſodann auch wirſt du betrüben,
In des Gebirgs Thalſchluchten, ſo oft nach Fleiſch du begierig
Triffſt auf Heerden von Rindern und weidende Schaaren der Lämmer.
Aber wohlan, ſteh' auf aus der Wieg', auf daß du den letzten
Schlaf nicht ſchlummerſt anjetzt, du, des nächtlichen Dunkels Geſelle;
Denn dies wird ja dereinſt dein Amt ſein unter den Göttern,
Herrſcher des Diebsvolks wirſt du genannt ſein immer und ewig."
So ſprach Phöbus Apollon, und faßt' und trug ihn von dannen.
Denkend jedoch auf Rath, entſchickte der Argestödter
Jetzo ein Weiſſagzeichen, wie ſo in den Händen er ſchwebte,
Einen verwegenen Diener des Bauch's, den unſeligen Boten.
Und nach dieſem ſogleich da nieſt' er; aber Apollon
Hört' es, und warf auf die Erde dahin den geprieſenen Hermes,
Setzte ſich dann vor ihm hin, obgleich von der Reiſe gedränget,
Hermes ſo ausſpottend, und redete dies zu demſelben:
„Sei du getroſt, mein Kind, Sohn Zeus' des Kroniden und Maja's,

Finden hernach auch werd' ich gewiß die gewaltigen Rinder,
Nach ſo lautenden Zeichen, und du wirſt Führer des Wegs ſein."
Sprach's; doch ſchnell ſprang jetzo empor der Kyllenier Hermes,
Gehend in Haſt; und er rückte hinauf zu den Ohren die Windeln
Sich mit der Hand, die die Schultern umhüllten, und er begann ſo:
„Bogner, wo ſchleppſt du mich hin, du verwegenſter aller der Götter?
Ueber die Rinder erzürnt, mißhandelſt du jetzo mich alſo?
Wären ſie untergegangen, ihr Himmliſchen, ſelber ja hab' ich
Nicht dir die Rinder geſtohlen, und ſonſt auch Keinen geſehen;
Was es für Rinder nun ſind, das Gerücht nur hör' ich von ihnen.
Aber gewähre mir Recht, und empfang's bei dem Herrſcher Kronien."
Doch nachdem ſie es alles mit deutlichen Worten geredet,
Hermes, der Knabe des Zeus und der herrliche Letoide,
Beide verſchieden bedacht, daß Wahrheit nämlich er ſage,
Faßte den Hermes dieſer mit Unrecht nicht ob der Rinder;
Aber mit allerlei Künſten und trüg'riſchen Worten dagegen
Wollte den Gott mit dem Silbergeſchoß der Kyllenier täuſchen.
Aber dieweil ſelbſt liſtig er wiederum fand den Erfahrnen,
Eilte mit hurtigen Schritten er fort dann weiter im Sande,
Vorn, doch hinter ihm folgte des Zeus Sohn, Phöbos Apollon.
Und ſie langten geſchwind zu den duftigen Höh'n des Olympos,

Hin zu dem Vater Kronion, des Zeus hochherrliche Kinder.
Denn dort lag bei demſelben die Wage des Rechts für die beiden;
Aber ein Feſt war auf dem beſchneiten Olymp, und die Götter
Kamen in Schaaren gedrängt in den Höh'n des Olympos zuſammen.
Hermes jedoch und Apollon, der Gott mit dem Silbergeſchoſſe,
Standen vor Zeus' Knie'n da; und der donnernde Herrſcher Kronion
Fragte den herrlichen Sohn, und er ſprach zu demſelben die Worte:
„Phöbos, woher doch haſt du die artige Beute gebracht da,
Dies unmündige Kind, das dem Herold gleichet von Anſeh'n?
— Wahrlich ein ernſtes Geſchäft kam dies vor die Götterverſammlung. —"
Ihm doch ſagte dagegen der Fürſt, Ferntreffer Apollon:
„Vater, fürwahr gleich ſollſt du gewichtige Worte vernehmen,
Der du mich höhnſt, als wär' ich allein nach Beute gelüſtend.
Sieh, dies Knäbchen da fand ich, den argdurchtriebenen Gaudieb,
In dem Gebirg von Kyllene, das Land durchzieh'nd in die Weite,
Schelmiſch, wie ſonſt ich keinen fürwahr von den Göttern geſehen,
Noch von den Menſchen, ſo viele der Dieb' auf Erden ſich finden.

Und von der Flur entwendend die Kühe mir, trieb er dieſelben
Abends am ſandigen Ufer des vielaufrauſchenden Meeres,
Grad nach Pylos ſie treibend; die Spur doch iſt ſo entſetzlich,
Um zu erſtaunen darob, Werk eines erſtaunlichen Gottes.
Denn von den Kühen, da waren hinab zur Asphodeloswieſe
Alle die Tritte verkehrt in dem ſchwärzlichen Sande zu ſehen;
Doch er ſelber, der Arge, der Liſtige, nicht mit den Füßen
Ging er, und nicht mit den Händen den Weg durch's kieſige Land hin,
Sondern mit andrer Erfindung verſehn, vollbracht' er die Reiſe;
Seltſam, gleichwie wenn einer auf Strauchwerk wäre gegangen.
Während er nun noch machte den Weg durch's kieſige Land hin,
Zeichneten alle die Spuren ſich leicht noch aus in dem Staube;
Als er jedoch durchſchritten die mächtige Steppe des Sandes.
Da ward ſchnell unkenntlich die Spur von den Rindern und ihm auch,
Jetzt auf härterem Boden; es ſah ihn aber ein Mann da,
Wie er nach Pylos getrieben die Schaar breitſtirniger Rinder.
Doch nachdem er dieſelben darauf in der Stille verſchloſſen,
Und viel während des Wegs verſucht, bald hier, bald dorten,
Lag er nun da in der Wiege, der dunkelen Nacht zu vergleichen,

In der umſchatteten Grott', in der Dämmerung; ſicherlich hätt' ihn
Kein ſcharfſpähender Adler erblickt ſelbſt und mit den Händen
Wiſcht' er die Augen zum öftern ſich ab, des Betrugs gedenkend.
Schnell doch ſagt' er ſofort mir geradaus folgende Worte:
„Nicht hab' ich ſie geſehn und gehört, nichts drüber vernommen,
Könnte ſie nicht anzeigen, und Anzeiglohn mir verdienen.“
So nun redete dort und ſetzte ſich Phöbos Apollon;
Hermes aber dagegen erwiderte, ſprechend die Worte,
Und wies auf den Kroniden, den Oberherrn aller der Götter:
„Vater Kronion, ich will dir die Wahrheit wahrlich bekennen;
Denn wahrhaftig ja bin ich, und weiß nicht Lügen zu ſagen.
Der kam heute zu uns, fußſchleppende Rinder zu ſuchen,
Früh, als eben die Sonne ſich hatt' an dem Himmel erhoben,
Doch nicht bracht' er zum Zeugen der Seligen wen, der's geſehen;
Kundſchaft aber zu geben befahl er mit vieler Gewalt mir,
Drohte mir auch mich hinab in des Tartaros Schlünde zu werfen,
Weil er ſelbſt mit der Blüthe der herrlichen Jugend geſchmückt iſt,
Ich doch geſtern zur Welt erſt kam, dies weißt du ja ſelber,
Nimmer dem Viehdieb gleichend, dem rüſtigen Manne von Anſehn.
Glaube mir, denn du bekennſt dich, zu ſein mein theuerer Vater,
Daß ich die Kühe nach Haus nicht trieb, ſo wahr mir das Heil ſei,

Noch mich über die Schwelle begab; das ſag' ich mit Wahrheit.
— Helios ſcheu ich jedoch und die übrigen Götter gewaltig,
Lieb' auch dich, und verehr' auch den da; ſelber ja weißt du's, —
Daß ich die Schuld nicht hab', und ich ſchwöre den mächtigen Eid drum;
Ja bei den herrlichen Höfen dahier der unſterblichen Götter.
Dem auch werd' ich wohl einſt ſein leidiges Schleppen bezahlen,
Mag auch ſtärker er ſein; doch du leiſt' Hülfe dem Jüngern."
So ſprach, blinzend dabei, der Kylleniſche Argostödter,
Und er behielt ſein Laken im Arm, nicht nieder es legend.
Zeus doch lachte gewaltig, den liſtigen Knaben erblickend,
Der ſo ſchlau und verſtändig es läugnete wegen der Rinder.
Beiden befahl er jedoch, mit eintrachtsvoller Geſinnung
Suchen zu gehn, und dem Hermes voran als Führer zu wandeln;
Und ihm zu zeigen den Ort, ohn' allen Betrug in dem Herzen,
Wo die vortrefflichen Rinder er hielt im Geheimen verborgen.
Und nun winkte Kronion, und Hermes ließ ſich bereden:
Denn ihn brachte der Wille des Zeus gar leicht zum Gehorſam.
Doch forteilend gelangten des Zeus hochherrliche Kinder
Beide zur ſandigen Pylos dahin, zu dem Strome des Orpheus,
Und ſie gelangten zum Feld und dem hochaufragenden Landhof,
Wo er die Stücke des Viehs zu der Nachtzeit hatte gefüttert.
Dort trieb Hermes anjetzo, hinein in die ſteinerne Grotte

Gehend, die herrlichen Rinder heraus an die Helle des Tages;
Seitwärts aber gewahrte der Letoide die Häute
Auf dem erhabenen Felſen, und ſprach zum geprieſenen Hermes:
„Wie doch, Liſtiger, haſt du vermocht, zween Kühe zu ſchlachten,
Du, ſo ein junger und ganz unmündiger? Ja, ich befürchte
Deine Gewalt in der That für die Zukunft; und du bedarfſt nicht
Noch viel größer zu werden, Kyllenier, Sprößling der Maja.“
Sprach es, und wand mit den Händen ſodann um die Kühe gewalt'ge
Wieden; geſchwind doch wuchſen im Boden ſie unter den Füßen
Feſt alsbald, wie ſie waren gerad in einander geſchlungen,
Leicht einwurzelnd an allen den ländlichen Kühen zuſammen,
Durch des Hermeias Erfindung, des Trüg'riſchen: aber Apollon
Staunete wie er es ſah; und der mächtige Argostödter
Schaute den Ort von der Seit' her an, und er blinzte zum öftern,
Sich zu verſtellen bedacht, und den Sohn der geprieſenen Leto
Söhnt' er, den Fernhintreffer, geſchwind mit ſich aus, wie er wünſchte,
Obgleich mächtig er war, und das Spiel mit der Linken ergreifend

* * *[12]

---

12) Nach Herrmann's Meinung fehlt hier etwas.

Prüft' er es durch mit dem Schlägel im Einzelnen; unter der Hand doch
Tönte gewaltig das Spiel, und es lächelte Phöbus Apollon
Fröhlichgemuth, und es drang durch's Herz ihm des göttlichen Schalles
Anmuthsvolles Getön, und ein ſüßes Gelüſten ergriff ihm,
Als er es hörte, das Herz; doch wonniglich ſpielend die Laute
Stand er getroſt zu der Linken des Fernhintreffers Apollon
Jetzo, der Maja Sohn; und geſchwind laut ſchlagend die Cither
Sang er nun vorſpielsweis, und es floß ihm die Stimme mit Anmuth,
Wie er die ewigen Götter beſang und die dunkele Erde,
Wie ſie entſtanden zuerſt, und wie Jeglichem fiel ſein Antheil.
Unter den Göttern erhob er Mnemoſyne[12] erſt in dem Liede,
Feiernd die Mutter der Muſen, der er ja ſelber zu Theil ward,
Und nach dem Alter erhob und wie grad jedweder gezeugt war,
Dann Zeus' herrlicher Sprößling die andern unſterblichen Götter,
Alles erzählend der Folge gemäß mit der Cither im Arme.
Dem doch faßte das Herz in der Bruſt ein unendlich Gelüſten,
Und er begann und ſprach die geflügelten Worte zu dieſem:
„Rindviehſchlachter, verſchmitzter, beliſtender, Mahlsgenoſſe,
Du haſt, fünfzig der Rinder am Werth gleich, dieſes erfunden,

---

12) Die Göttin der Erinnerung, Mutter der Muſen.

Ruhig, ſo ſcheint mir's, werden wir auch von einander nun kommen.
Jetzt doch ſage mir dieſes, du liſtiger Knabe der Maja,
Ob von Geburt an gleich dir ſo herrliche Künſte geworden,
Oder ob irgend dir wer von den Himmliſchen, oder den Menſchen,
Gab dies ſchöne Geſchenk, und das göttliche Singen dich lehrte;
Denn ich vernehme den neuen Geſang ganz zum Verwundern,
Den, ich bekenn's, noch nie von den Sterblichen einer gewußt hat,
Noch von den Himmliſchen auch, die Olympiſche Häuſer bewohnen,
Außer allein du Räuber, du Sohn des Kroniden und Maja's.
Welcherlei Kunſt? und was für ein Klang von unnennbaren Liedern?
Welch ein Getön? denn wahrlich vereint iſt dreierlei drinnen,
Fröhliche Luſt und Lieb' und erquickenden Schlaf zu bekommen.
Denn ich ſelbſt auch bin im Geleit der Olympiſchen Muſen,
Welchen die Chör' obliegen und herrliche Weiſen des Sanges,
Blühendes Saitengetön und der Flöt' anmuthiges Blaſen:
Doch nie hat mir ein Andres ſo ſehr an dem Herzen gelegen,
Was für Muſik rechts macht bei dem Mahle der Jugend die Runde.
— Dieſes bewundr' ich, o Knabe des Zeus, wie ſo lieblich du ſpieleſt. —
Jetzt doch, weil du, wiewohl noch klein, viel Kluges verſtehſt,
Lieber, wohlan, und den Worten des Aelteren ſchenke du Beifall;

Denn jetzt wird dir gewiß Anſehn bei den Himmliſchen werden,
So dir ſelbſt, wie der Mutter: in Wahrheit ſag' ich dir dieſes.
Hier bei dem hölzernen Speere betheur' ich's, wahrlich ich würde
Herrlich und reich auch unter den himmliſchen Göttern dich machen,
Prächtige Gaben dir ſchenken, und nicht dich betrügen am Ende."
  Dieſem erwiderte aber mit täuſchenden Worten Hermeias:
„Klüglich erforſcheſt du mich, Ferntreffender, doch ich beneide
Dir's auf keinerlei Weiſe, zu unſerer Kunſt zu gelangen.
Heut' noch ſollſt du ſie wiſſen; ich will mich freundlich dir zeigen,
Gleichwie im Rath ſo in Wort; doch du weißt Alles vortrefflich;
Denn du ſitzeſt ja oben, o Zeus' Sohn, unter den Göttern,
Herrlich und mächtig fürwahr, und es liebt dich der waltende Fürſt Zeus,
Ganz nach aller Gebühr, und die glänzenden Gaben und Ehren
Schenkt' er dir auch; Weiſſagen verſtehſt du auch, wie verlautet,
Durch Zeus' Stimme von ihm, Ferntreffender, jegliche Zukunft;
— Selbſt auch hab' ich dich kennen gelernt jetzt als den Begabten. —
Dir doch ſteht es zu lernen nach Wunſch frei, was du begehreſt,
Weil dir jedoch nun ſtrebet das Herz, auf der Cither zu ſpielen,

Spiel' und ſchlage die Cither, und treibe die Herrlichkeiten,
Jetzt ſie empfangend von mir: doch du gieb Ehre mir, Lieber.
— Spiele du ſchön, in den Händen die laute Begleiterin haltend,
Die es verſteht, anmuthig und ſchön in der Weiſe zu reden,
Willig zu bringen hinfort zu den fröhlichen Gaſtesgelagen
Und zu dem lieblichen Reigen, und hin zu dem üppigen Umzug
Luſt und Ergötzen bei Tag und bei Nacht. Läßt einer dieſelbe,
Ein in der Kunſt und dem Wiſſen Erfahrener, aber ertönen,
Kundig berichtet ſie da, Anmuthiges manches erzählend,
Leicht zum Ertönen gebracht bei der luſtigen Gäſteverſammlung,
Fliehend die Arbeit voll Mühſeligkeit; aber ſo einer,
Der kein Kundiger iſt, ſie ſogleich ſehr heftig verſuchet;
Da wohl möchte ſie ſchlecht fortan und vergeblich ertönen,
Dir doch ſteht es zu lernen nach Wunſch frei, was du begehreſt,
Und ich ſchenke die Laute dir nun, Sohn Zeus', des Kroniden; —
Wir doch wollen dagegen der Berg' und der Roſſegefilde
Anger, o Fernhintreffer, mit ländlichen Rindern beweiden.
Wo dann Kühe mit Farren vereint viel Kälber gebären,
Männchen und Weibchen in buntem Gemiſch; dir aber geziemts nicht,
Wenn auch gierig du biſt nach Gewinn, mir zu heftig zu zürnen."
Sprach es, und reichte ſie hin, und Phöbos Apollon empfing ſie;
Aber dem Hermes gab in die Hand er die glänzende Peitſche,

Ließ ihm die Viehhaut auch, und Maja's Sprößling empfing es
Innig erfreut; doch nehmend die Laut' alsdann in die Linke,
Leto's herrlicher Sohn, Fürſt Fernhintreffer Apollon,
Prüft' er ſie durch mit dem Schägel im Einzelnen, und ſie ertönte
Unter dem Schlag anmuthig, und er ſang ſchön zu dem Spiele.
Da nun trieben ſie ferner zur herrlichen Wieſe die Kühe
Beide dahin; ſie ſelber, des Zeus hochherrliche Kinder,
Wandelten aber zurück zu den ſchneeigen Höh'n des Olympos,
Sich an der Leier ergötzend; es freute ſich aber Kronion,
Und er bewog dann beide zur Freundſchaft; ſieh und es liebte
Hermes den Letoiden von da an ewige Zeiten.
— Dieſes bezeugt auch, daß er dem Fernhintreffer die holde
Laute geſchenkt; der aber ſie ſchlug, in dem Arme ſie haltend;
Jener jedoch ſann jetzt hinwiederum andere Kunſt aus.
Machte die Syrinx ſich mit dem weithintönenden Schalle. —
Und es begann alſo nun der Letoide zu Hermes:
„Maja's Sohn, ich befürchte, Beſtellender, Liſtiggeſinnter,
Daß du die Cither mir ſtehleſt zugleich mit dem krummen Geſchoſſe.
Denn als Ehramt haſt du von Zeus, das Vertauſchen der Sachen
Auf vielnährender Erde dem Menſchengeſchlecht zu beſorgen.
Wagteſt du aber zu ſchwören der Himmliſchen mächtigen Eid mir,

Sei's mit dem Winke des Haupts, ſei's bei der entſetzlichen Styx auch,
Alles zu thun, daß meinem Gemüth es genehm und erwünſcht ſei.“
Und da winkt' ihm der Knabe der Maja zu, es verſprechend,
Niemals ſtehlen zu wollen von dem, was jener beſitze,
Noch ſich zu nähern dem Hauſe deſſelbigen; aber Apollon
Winkte, der Leto Sohn, es auf Treu und Glauben ihm zu dann,
Daß kein anderer unter den Himmliſchen lieber ihm ſein ſoll,
Weder ein Gott noch irgend ein Mann auch — „und bei den Göttern
Will ich ein ſicheres Bündniß befeſtigen, welches ich halten
Werde getreu und heilig im Innerſten; aber ſodann auch
Will ich den herrlichen Stab dir des Glücks und des Segens verleihen,
Ganz aus Gold, fehllos, dreiblättrig, welcher dir helfen
Wird, vollführend ſie alle, die Worte ſowohl wie die Werke,
Soviel treffliche nur durch Zeus ich zu wiſſen bekenne.[14]
Aber die Weiſſagekunſt, Vortrefflichſter, die du begehreſt,
Nicht iſt dir ſie zu lernen vergönnt, noch einem andern
Himmliſchen auch; Zeus' Geiſt nur kennet ſie; aber ich ſelber
Winkte gelobend es zu, und ich ſchwur den gewaltigen Eidſchwur,
Daß von den ewigen Göttern ein anderer, außer mir ſelber,
Niemals ſollte des Zeus hochweiſe Beſchließung erfahren.
Du mein Bruder denn auch, goldſtabiger, heiße mich nimmer

---

[14] Den ſchlangenumwundenen Heroldsſtab.

Dich die Orakel zu lehren, die Zeus der gewaltige Fürſt ſinnt.
Manche der Menſchen, die werd' ich beſchädigen, anderen nützen,
Gehend zu vielen Geſchlechtern der nicht zu beneidenden Menſchen.
Und traun meines Orakels erfreuen ſich alle, die kommen
Auf das Geſchrei und den Flug vollkommener Weiſſagvögel;
Meines Orakels erfreuen ſich die, und ich täuſche ſie nimmer.
Doch wenn einer dagegen auf trüg'riſche Vögel vertrauend
Auch ganz gegen mich ſelber der Zukunft Deutung erforſchen
Wollte von uns, und mehr die ewigen Götter erfahren,
Der geht, ſag' ich, umſonſt, doch ich empfange die Gaben. —
Aber vernimm was andres, o Sohn der geprieſenen Maja,
Und des Kroniden, des Zeus, du geſegneter Dämon der Götter.
Giebt es die Thrien[15] ja doch, als leibliche Schweſtern geboren,
Jungfraun, die ſich erfreuen der raſchhintragenden Flügel
Drei an der Zahl, auf dem Haupte mit weißlichem Mehle beſtäubet;

* * *

Ihre Behauſung haben im Thal des Parnaſſes ſie unten[16]
Lehrend die Weiſſagkunſt dort ſtill, die ich trieb bei dem Weiden,
Als ich ein Knabe noch war; nicht kümmert' es aber den Vater.

---

[15] Drei Steine, die zum Weiſſagen gebraucht werden. —
[16] Hier lag Delphi.

Dort ausfliegend ſodann bald hier bald da in die Gegend,
Schmauſen ſie Waben des Honigs, und dann vollbringen ſie alles.
Wann ſie nun ſchwärmen umher, nachdem ſie des Honigs genoſſen,
Sind ſie geneigt, uns willig und gern zu verkünden die Wahrheit;
Wann ſie jedoch entbehren die liebliche Speiſe der Götter,
Da wohl ſuchen ſie einen vom richtigen Wege zu bringen.
Die nun geb' ich dir jetzt; doch du ſorgfältig ſie fragend,
Freue das Herz dir daran, und belehrſt du der Sterblichen einen,
Wird er bei dir noch oft ſich erkundigen, falls es ihm zutrifft.
Dieſes, o Maja's Sohn, empfang' und die ländlichen Rinder
Hüte du auch und die Roſſ' und die vielausdauernden Mäuler;
— Ueber die funkelnden Leuen ſodann, ſcharfzahnige Sau'n auch,
So wie die Hund' und die Lämmer, ſo viel nur heget das Erdreich,
Walt', und die ſämmtlichen Schaf' auch, ob der geprieſene Hermes;
Er auch gehe allein als wirklicher Bote zum Hades,[17]
Welcher geſchenklos zwar, doch nicht dir das kleinſte Geſchenk giebt. —
So nun liebte den Knaben der Maja König Apollon
Auf vielfältige Art; und Zeus that Segen hinzu dann.
Doch mit den Sterblichen hat und Unſterblichen Jener Gemeinſchaft.

---

17) Als Führer der Seelen nach der Unterwelt.

Weniges nützet er zwar, doch unaufhörlich beliſtet
Während der dunkelen Nacht er der ſterblichen Menſchen
Geſchlechter.
Und ſo ſei mir gegrüßt, Sohn Zeus' des Kroniden
und Maja's:
Dein auch will ich hinwieder und anderen Sanges gedenken.

An Dionyſos.

(Deutſch von Kämmerer.)

Von Dionyſos jetzt, der rühmlichen Semele Sprößling,
Tönt mein Geſang, wie er kam an den Strand der verödeten Salzfluth,
Auf vorragenden Fels, ein männlicher Jüngling von Anſehn,
Friſch entblüht. Schön flattern rings die dunklen Haare,
Ihm um's Haupt, und ein Purpurgewand bedeckte der Schultern
Mächtige Kraft. — Doch plötzlich im ſchöngeborderten Fahrzeug
Eilten tyrſeniſche[1] Männer voll Raubluſt flugs auf des Pontus
Dunkele Fluth, da ein böſes Geſchick ſie geführet. — Sie ſpähten,
Winkten einander, und ſtürzten hervor, und raſch ihn ergreifend,
Führten ſie ihn in's Schiff, in das eigene, freudiges Herzens;
Denn ein trefflicher Sohn von Götterentſproſſenen Herrſchern

---

[1] Etrusker, Seeräuber.

Schien er zu ſein, und ſie wollten mit ſchweren Feſſeln ihn binden.
Doch nicht hielten die Band' und weit wegſprangen die Ruthen
Plötzlich von Hand ihm und Fuß und mit ſchwarzabfunkelnden Augen
Saß er, ein Lächelnder da. Wie der Steuerer ſolches erſchaute,
Rief er ſogleich die Gefährten herbei, die Rede beginnend:
„Welchen unſterblichen Gott, Unſelige! habt ihr gefeſſelt,
Mächtig und ſtark? Ihn zu tragen vermag das gerüſtete Schiff nicht.
Denn Zeus ſelbſt iſt's, oder mit ſilbernem Bogen Apollon,
Oder Poſeidon, denn nicht den ſterblichen Menſchen
Gleicht er, ſondern den Göttern, Olympiſcher Höhen Bewohnern.
Auf! und entlaſſet ihn ſchnell auf die dunkelſchollige Veſte,
Legt nicht Hand an ihn mit Gewalt, auf daß er im Zorn nicht
Schreckliche Wind' aufreg' und entſetzliche Wirbelorkane."
Sprach's; allein laut ſchallt mit finſterer Rede der Führer:
„Wahre des Windes, du Thor! und ſpanne die Segel des Schiffs aus,
Jegliches Seil anfaſſend, und laß ſein ſorgen die Männer.
Hoff' ich doch, daß er nach Kypros gebracht wird, oder Aegypten,
Zu den Hyperboreern[2] und weiter noch. Aber am Ende

---

[2] Bei den Alten das nördlichſte Volk Europa's, noch jenſeits der Skythen.

Nennt er die Namen der Freund' uns ſicherlich, ſämmtlicher Schätze,
Und auch die Brüder dabei. Uns warf ihn ein günſtiger Gott zu!" —
Sprach's und ſpannte das Segel des Schiffs am erhabenen Maſt aus.
Wind' aufblähten es weit in der Mitte, die haltenden Seile
Löſ'ten ſich rings. — Da kamen erſtaunliche Dinge zu ſchauen;
Denn Wein ſtrömte zuerſt in dem hurtigen, dunkelen Fahrzeug,
Murmelnd einher, wohlriechend und ſüß, und ambroſiſche Düfte
Stiegen empor; doch Schrecken ergriff das ſpähende Schiffsvolk.
Schnell bis hinauf zu dem äußerſten Rand des Maſtes erhob ſich
Hier und dorten der Reben Geflecht, unzählige Trauben
Hingen herab, und Dunkel umhüllte Epheu den Maſtbaum,
Blüthengeſchmückt; rings ſproßten die lieblichen Beeren in Menge,
Und Laub deckte die Ruder geſammt. — Doch dieſes erblickend,
Hießen ſie ſchnell das Schiff den Steuerer wieder zum Meerſtrand
Hinzulenken. — Da ſtand an dem äußerſten Ende des Fahrzeugs,
Furchtbar zu ſchauen, ein Leu, laut brüllt der und mitten am Borde
Schuf er den zottigen Bären zu ſchrecklicher Wundererſcheinung;
Graunvoll ſprang der empor, und der Leu auf der äußerſten Schiffsbank

Drohte mit greulichem Blick. Angſt trieb zum vorderen Raum ſie
Und um den Steuerer nun, der mit weiſerer Seele begabt war,
Standen ſie, ſchreckenerſtarrt. Doch er, in plötzlichem Sprunge,
Packte den Führer; die Andern, dem finſteren Schickſal entfliehend,
Sprangen zugleich, wie ſie dieſes geſehn, in die göttliche Salzfluth,
All' in Delphine verwandelt. Des Steuerers nur ſich erbarmend,
Hielt er zurück und beſeligte ihn, und redet' die Worte:
„Göttlicher Steuerer! Auf, dich ermuthigt, Theurer du mir!
Sieh! ich bin Dionyſos, der donnernde, welchen die Mutter
Semele Kadmos gebar, zu Zeus in Liebe geſellet.“ —
Preis dir, Semele's Sproß, der blühenden! Nimmer geziemt es,
Dein zu vergeſſen, o Herrſcher! im Schmuck des ſüßen Geſanges.

D. Der Fröſch- und Mäuſekrieg.

(Die Batrakhomyomachie.)

Dies iſt eine kleine komiſche Parodie der Ilias, von irgend einem Homeriden, der allgemeinen Anſicht nach von einem gewiſſen Pigres, um die Zeit der Perſerkriege verfaßt. Obwohl im Ganzen unbedeutend, enthält es doch einige glückliche und gelungene Stellen, und namentlich iſt die Klage der Athene in der Götterverſammlung, über den Schaden, den ihr die Mäuſe zugefügt, nicht ohne drollige Laune. — Wir laſſen hier die zweite Hälfte des Ganzen folgen, die als Probe vollkommen genügen wird.

Die Berathung der Götter. — Die Feldſchlacht und die Niederlage der Mäuſe.

Aus der Batrachomyomachie. V. 167—294.

Deutſch von von Seckendorf, überarbeitet von Vorberg.

Zeus, die Götter berufend zum ſternumleuchteten Himmel,
Zeigend das Kriegesgewühl, und die Wuth der gewaltigen Streiter,
Mächtig zugleich und unzählbar, und ſchwingend die bäumenden Lanzen,
Wie der Kentauren Geſchlecht hinwandelte, oder der Rieſen,
Forſchete freundlich lächelnd: Iſt nun den Fröſchen ein Beiſtand
Wer der Unſterblichen, oder den Mäuſen? und ſprach zur Athene:
Tochter, willſt du vielleicht dich erheben, den Mäuſen ein Beiſtand?
Stets ja ſpringen auch ſie dir alle herum in dem Tempel,
Freuen ſich dorten des Fetts und der Biſſen vom Mahle der Opfrer.
Alſo Kronions Wort; ihm erwidert' Pallas Athene:
Vater, fürwahr nie komm' ich den hartbedrängeten Mäuſen
Je als Beiſtand daher; ſie verübten mir vielerlei Frevel:

Stirnband ſelbſt und Lampen verdarben ſie wegen des Oeles.
Aber vor allen erzürnte die Seele mir, was ſie verübten;
Denn ſie zernagten den Schleier, den ſelbſt ich mit Mühe gewoben,
Heftend des Zettels ſo feines Geſpinnſt an den zierlichen Einſchlag,
Und ſie zerlöcherten mir's. Nun drängt mich der Schneider gewaltig,
Mahnet mich ſehr um das ſchuldige Geld, und dieſes verdrießt mich,
Denn ich webte auf Borg, und vermag es nicht zu erſtatten.
Aber auch ſo nicht begehr' ich den Fröſchen zu helfen;
Ihnen doch auch fehlt dauernder Muth, und ſie ließen mich vormals,
Wenn ich aus Schlachtengedräng' heimkehrete, heftig ermüdet,
Und ich des Schlummers bedurfte, ſie ließen mich mit ihrem Lärm nicht
Auch nur ein weniges ruhn; ich lag ſchlaflos auf dem Bette,
Und mir ſchmerzte das Haupt, bis endlich des Hahnes Geſang ſcholl.
Drum wohlan, enthalten wir Götter uns, jenen zu helfen,
Daß nicht einer von uns von ſpitzigem Pfeile verletzt wird:
Denn ſie ſind Kämpfer der Nähe, wenn ihnen ein Gott auch begegnet;
Aber vom Himmel herab laßt freudig uns ſchaun die Gefechte.
So alſo ſprach ſie, und ihr nun gehorchten die übrigen Götter,
Jene dann zogen geſchaart aus hin zum Felde der Ehre.
Ihnen voran die Mücken mit großen Drommeten; und ſchrecklich

Tönte der Angriffshall der Drommetenden. Aber vom Himmel
Donnerte Zeus Kronion, ein Zeichen der grimmigen Feldſchlacht.
Siehe, den Leckmann traf Lautquacker zuerſt mit der Lanze,
Stehend im Vordergewühl, im Bauch in die Mitte der Leber.
Vorwärts ſank er, beſudelnd mit Staub die zierlichen Locken;
Dumpf hin kracht' er im Fall, und es klirrete um ihn die Rüſtung.
Kriechloch ſchoß nun gegen ihn ſelber, den Sprößling des Kothig,
Stieß in die Bruſt ihm den mächtigen Speer. Als jener dahinſank,
Faßt' ihn der ſchwarze Tod, aus dem Körper entfloh ihm die Seele.
Mangoldfreſſer, ihn treffend in's Herz, ſchlug Topfeinkriechern.
Mangoldfreſſern erwürgete Frißbrot, zürnenden Herzens,
Vielſchrei auch den König, ihn mitten im Bauche verwundend;
Aber er ſank vorwärts und die Seel' entfloh aus den Gliedern.
Sumpflieb drauf, wie er nun erblickte den ſterbenden Vielſchrei,
Schleuderte raſchhinſtürmend ein mühlſteinähnliches Felsſtück
Kriechloch mitten in Hals, und Dunkel umhüllt' ihm die Augen.
Leckmann zielte dafür auf ihn ſelbſt mit ſchimmernder Lanze,
Spaltete, nicht ihn verfehlend, die Leber ihm. Als es bemerkte

Kohlſtrunkfreſſer, da ſtürzt' er im Fliehn von dem tiefern Ufer.
Doch ließ jener von ihm in den Fluten nicht; niedergebohret
Stürzte er, mochte nicht mehr ſich erholen, von purpurnem Blute
Röthend den See; ſo lag er nun da, und geſtreckt am Geſtade,
Und es drangen ihm vor die Gedärm' aus dem finſteren Wanſte.
Teichmann an des Geſtads Abhang erlegete Käsnag.
Schinkenſchluckern erſah Rohrkriecher, und wandte zur Flucht ſich,
Fliehend hüpft' er hinab in den Teich, und warf ſeinen Schild weg.
Waſſererfreut nun erſchlug den herrſchenden Schinkenſchlucker,
Traf mit dem Wurfſtein ihn an das Vorderhaupt, das Gehirne
Tropft' aus der Naſ', und ringsum befleckt' ſich die Erde mit Blute.
Nagfreund ſank vom Geſchoß des trefflichen Schlammeinkriecher.
Schüſſelbeleck nun erſchlug den trefflichen Schlammeinkriecher,
Stürzend auf ihn mit der Lanz', und Dunkel umhüllt' ihm die Augen.
Frißlauch ſchaut' und zog bei den Füßen den Bratengeruchſpür,
Drauf in dem Teich ihn ertränkt' er, und faßte den Hals mit den Pfoten.
Rächend ſtritt jetzt Broſamdieb für den Tod der Gefährten,
Schleuderte Frißlauch g'rad in den Wanſt in die Mitte der Leber,

Aber er ſank vorwärts, und die Seel' enteilte zum Aïs.
Wie es erſah Kothwandler, da ſchmiß er auf dieſen die Hand voll
Koths, und beſchmierte das Antlitz und hätte fürwahr ihn geblendet.
Jener darauf entbrannt', erhub mit gewaltiger Rechte
Einen gewichtigen Stein von der Flur, die Laſt des Gefildes,
Gegen die Knie Kothwandlers ihn ſchleudert' er, ganz ihm das rechte
Schienbein brechend entzwei; und rücklings ſank er in Staub hin.
Quackauf rächt' ihn darob, und wiederum ſtürzt' er auf jenen,
Traf auch ihn in die Mitte des Bauches. Ganz drang ihm des Schilfrohrs
Spitz' in den Leib, und es ſchüttete rings auf den Boden ſich alles
Eingeweid', da mit mächtiger Hand die Lanz' er herauszog.
Frißkorn aber erblickte dies nun auf dem Ufer des Stromes;
Hinkend und gleich aus dem Kampf rückkehrte er, ſchrecklich beängſtet,
Hüpft' er den Graben hinein, daß gänzlichem Tod er entränne.
Pausback ward an der Spitze des Fußes getroffen von Brotnag;
Eilig entſprang er zur Flucht, beängſtet, und hüpft' in die Fluten.
Wie er ſo vorwärts fiel, halb todt, da erblicket' ihn Lauchfreund,
Stürzt' in's Vordergewühl, und ſchwang auf jenen die Binſe,
Doch er durchdrang nicht den Schild, d'rin haftet' die Spitze der Lanze

Unter dem Mäuſegeſchlecht war ein Jüngling, ſtattlich vor allen,
Kämpfer der Nähe, der zärtliche Sohn des trefflichen Greifbrot,
Führer der Schaar, an Geſtalt ſelbſt Ares, der rüſtige Krumdieb,
Welcher allein vor den Mäuſen der Tapferſte glänzt in der Feldſchlacht.
Dieſer ſtand an dem See, ruhmtrunken allein vor den andern,
Und vermaß ſich zu tilgen das Volk der ſtreitbaren Fröſche.
Und er vollendet' es nun, denn er ſtand in gewaltiger Stärke,
Hätte nicht ſchnell es bemerkt der Vater der Götter und Menſchen.
Sieh! es erbarmete ſich der verderbenden Fröſche Kronion,
Schüttelnd das Haupt erhub er die Stimme zu ſolcherlei Rede:
Wehe mir! Welche gewaltige That erblick' ich vor Augen!
Nicht nur ein wenig erſchreckt mich Krümchendieb, wie im Teiche,
Nun zu vertilgen die Fröſch' er droht. So laßt uns denn eilig
Pallas ſenden hinunter, die krieg'riſche, oder auch Ares,
Daß ſie ihn hemmen vom Kampf, ſo ſtark er auch immer einhertritt.
Alſo das Wort Kronions, und Solches erwiderte Ares:
Nicht ſelbſt Ares' Macht, o Kronion, nicht Athenäa's
G'nügte fürwahr, die Fröſche dem gänzlichen Tod' zu entreißen.
Aber wohlan, eilt alle zur Hilfe denn! Doch die Geſchoſſe,
Welche dir einſt vertilgten die herrlichſten aller Titanen,
Auch Enkelados' Macht, und die ſcheusliche Brut der Giganten,

Schwinge du! Alſo vermagſt du zu bändigen, welcher der Beſte.
Dieſer ſprach's. Kronion ergreift den glühenden Blitzſtrahl;
Erſtlich donnert er laut, und erſchüttert den großen Olympos.
Drauf ihn ſelbſt, den Blitz, Zeus' furchtbar drohende Waffe,
Schleudert' er rings im Schwung. Er entflog aus der Hand des Beherrſchers.
All' erzitterten tief, wie er ſchlug, die Frösch' und die Mäuſe;
Dennoch ließ es nicht ab, das Heer der Mäuſ', und gewalt'ger
Dränget es vor, zu vertilgen das Volk der ſtreitbaren Frösche,
Hätte ſich nicht der Frösche Kronion erbarmt vom Olympos.
Alsbald ſandte er ihnen die Helfenden. Siehe, da nahte
Plötzlich mit undurchdringlichem Rücken ein Heer, krummkrallig,
Schielend, wit winklichem Gang, hartſchalig, mit Scheeren am Maule,
Knöcherner Art, plattrückig mit ſchimmernder Schulter und ſchiefem
Bein, und nerviger Krall', auf der Bruſt die Augen, und handlos,
Füße ſind acht, und das Haupt zweiſpitzig, aber man nennt ſie
Krebſe. Sie kniffen mit zackigem Munde die Schwänze der Mäuſe,
Füß' und Hände zugleich, d'ran begen die Lanzen ſich rückwärts;
Aber es fürchteten ſie die elenden Mäuſ', und vermochten
Nicht zu beſtehn, und eilten zur Flucht. Nun tauchte die Sonne,
Und es vollendete ſich des Kriegs eintägiges Schickſal. —

E. Die kleineren Gedichte.

Dieſe ſind meiſt Bruchſtücke, Epigramme, Volkslieder, Grabſchriften u. ſ. w., ebenfalls von den Homeriden ſtammend und dem Homeros beigelegt. Als das glücklichſte und eigenthümlichſte Gedicht unter dieſen erſcheint uns das Lied bittender Kinder zur Erntezeit, wie es auch jetzt noch an vielen Orten üblich iſt, betitelt:

Eireſione.

Deutſch vom Herausgeber.

Zu dem Hauſe des Manns des Vermögenden ſind wir gegangen,
Der gar Großes vermag und ſtets ſich ein Glücklicher rühmet;
Selber öffnet Euch, Thüren, denn einzieht mächtiger Reichthum
Und mit dem Reichthum zugleich die blühende Wonne der Seele
Und der Friede, der gute; ſtets voll ſein ſollen die Schüſſeln
Und es ſchwell' im Gefäße ſtets der bräunliche Mehlteig!
Werde die Gattin des Sohns im Wagen zu Euch gefahren,
Flüchtige Maulthier' mögen zu dieſem Hauſe ſie bringen.
Webe ſie ſelbſt das Gewand, indem ſie ſtehet auf Bernſtein!
Wiederkehr' ich zu Dir alljährlich ſo wie die Schwalbe,
Steh' auf der Flur mit nackendem Fuß: doch bringe mir ſchnell her,
Giebſt Du mir etwas; wo nicht, ſo werd' ich hier nicht verweilen,
Denn nicht kam ich hieher mit Dir zuſammenzuwohnen.

Wenn von Homers Werken die Rede iſt, ſo können nur die Ilias und die Odyſſee eigentlich gemeint ſein; ihre nähere Würdigung iſt es auch allein, die wir hier zu geben beabſichtigen, indem wir das, was Homer der Dichter leiſtete und nicht blos ſeinem Volke war, ſondern allen Zeiten ſein wird, zuſammenfaſſen und zu charakteriſiren verſuchen. Vor allen Dingen zeichnet ihn aus, daß er als der dichteriſche Vertreter des helleniſchen Volkes ſelbſt betrachtet werden muß, da die Frage, ob er allein oder ob Mehrere zugleich die Verfaſſer der Ilias und der Odyſſee ſeien, nie zur gänzlichen Löſung gebracht werden kann. Welchen hohen Werth die Griechen ſelbſt auf beide Epopöen legten und wie ſie dieſelben als den höchſten dichteriſchen Ausdruck ihrer geſammten Lebensanſchauung betrachteten, das wird uns zur vollſten Ueberzeugung bewieſen 1) durch die außerordentliche Verehrung, welche das geſammte Volk zu allen Zeiten dieſen Dichtungen zollte, 2) durch die unabläſſigen Bemühungen der Hellenen, dieſes Nationaleigenthum ſo vollkommen wie möglich herzuſtellen und zu erhalten und in der möglichſt vollendeten Geſtalt den Nachkommen zu überliefern; Beſtrebungen, die mit Lykurg und Solon beginnen und ſich bis zu den Tagen des Verfalls der Nation hinab erſtrecken. Zu Sokrates Zeit wurde Homer in den Knabenſchulen erklärt. 3) endlich dadurch, daß bei öffentlichen Feſten (den Panathenäen) die Ilias und Odyſſee vor dem verſammelten Volke vorgetragen, daß alſo Homers Werke gleichſam von den Griechen als ein heiliges Buch betrachtet wurden.

Vom allgemeinen äſthetiſchen Standpunkte aus betrachtet, zeigt ſich uns der hohe dichteriſche Werth dieſer Werke namentlich in Folgendem: 1) der tiefe ſittliche Ernſt, der das Ganze durchdringt; 2) die ſchöne, wahrhaft poetiſche Weltanſchauung; 3) die vollkommene Objectivität der Darſtellung; 4) die wahrhaft plaſtiſche Ausführung des Ganzen wie des Einzelnen; 5) die ſchöpferiſche Phantaſie, welche ſich auch im Kleinſten offenbart; 6) die innere Wahrheit und Natürlichkeit des Gegebenen; 7) die treffliche Zeichnung der Charaktere; 8) die innere Einheit des Tons bei der größten Mannichfaltigkeit und Abwechſelung; 9) die meiſterhafte Behandlung der Form wie der Sprache. — Man kann mit Recht behaupten, daß jede der neun Muſen das Ihrige beigeſteuert, um dieſen Poeſieen die höchſte Vollkommenheit zu Theil werden zu laſſen, und daß Phöbos Apollon, der Gott der Dichtkunſt, ſelbſt ſie mit ſeinem Glanze überſtrahlte; ſie ſind wahrlich, wie ſchon oben bemerkt wurde, als die Quinteſſenz des Geiſtes eines ehrliebenden, tugendhaften und unabläſſig nach dem höchſten Adel der Sittlichkeit und Schönheit ſtrebenden Hellenenvolkes zu betrachten.

Daß ein Vorbild wie Homer viele Nachahmer erwecken mußte, iſt natürlich. Dieſe ſammelten die verſchiedenen Heldenſagen der Vorzeit in beſtimmten Kreiſen und behandelten ſie in größeren Epopöen. — Eben nach dieſen Beſtrebungen erhielten ſie die Geſammtbenennung der **kykliſchen Dichter** oder **Kykliker** (Sagenkreis-Dichter). Zu ihnen gehörten **Staſinos** aus **Kypros**, der Verfaſſer der Kyprien; **Arktinos** aus **Milet**, der die **Aethiopis** und die **Zerſtörung Ilions** ſang; **Lesches** aus **Lesbos**, welcher die kleine **Ilias**, **Agias** aus **Trözene**, der die Rückkehr des Agamemnon dichtete u. A. m. Von ihren Leiſtungen iſt jedoch Nichts auf uns gekommen, als einige Bruchſtücke, welche ſpätere griechiſche Schriftſteller in ihren Werken gelegentlich anführen. —

Heſiodos.

(Uebergang vom epiſchen zum didaktiſchen Gedichte.)

Wie Homer als der Mittelpunkt der ioniſchen Sängerſchulen betrachtet wird, ſo Heſiodos als der der böotiſchen. Nach der Behauptung Einiger ſoll er gleichzeitig mit Homer, nach Anderer Meinung ein Jahrhundert ſpäter gelebt haben. Erzählt wird von ihm, er ſei zu Kumä in Aeolien geboren, aber mit ſeinem Vater, der eines Mordes wegen flüchten müſſen, nach Askra in Böotien ſchon in früher Jugend gezogen, habe auf dem Helikon die Schaafe gehütet und nach ſeines Vaters Tode einen Streit mit ſeinem Bruder Perſes über ſein Erbe gehabt, den beſtochene Richter zu ſeinem Nachtheil entſchieden hätten. In Folge deſſen begab er ſich nach Archomenos, wo er in voller Lebenskraft ein ſehr hohes Alter erreicht haben ſoll. Was davon Sage, was Wahrheit ſei, und wo Wahrheit und Sage zuſammenfließen mögen, hat ſich nicht und wird ſich wohl nie ermitteln laſſen.

Von den ihm beigelegten auf uns gekommenen Werken und Fragmenten, ſchrieben ſelbſt die Alten ihm mit Gewißheit nur das erſte hier genannte zu, während ſie Sänger aus ſeiner Schule als die Verfaſſer der anderen betrachten. Dieſe Werke ſind:

A. Werke und Tage.

Ein eigenthümliches, in Hexametern verfaßtes Gedicht, verſchiedenartigen, theils epiſchen, theils gnomiſchen Charakters, unbezweifelt nur zu einem Ganzen vereinigte alte epiſche und gnomiſche Bruchſtücke, und daher natürlich ſehr fragmentariſch. Es beginnt mit einer Anrufung der Muſen, den Zeus, der Aller Schickſal in Händen hat, zu verherrlichen (V. 1—8); dann wendet ſich der Dichter an ſeinen Bruder Perſes und entwickelt, daß zweierlei Wetteifer unter den Menſchen herrſche, ein böſer, der Haß und Streit hervorbringt, und ein guter, der fleißig macht und zum Wohlſtande verhilft (V. 9—26). Darauf wendet Heſiod ſich abermals zu ſeinem Bruder, den er tadelnd ermahnt, künftig nach dem Rechten zu ſtreben (V. 27—46), und flicht nun die Erzählung des Mythos von der Pandora ein (V. 47—105), worauf er mit raſchem Uebergange ſchildert:

Die fünf Weltalter.*)

(Werke und Tage. V. 108—201.)

Als gleichartig erwuchſen die Götter und ſterblichen Menſchen;
Erſt ein goldnes Geſchlecht der vielfach redenden Menſchen
Schufen die Götter hervor, der olympiſchen Höhen Bewohner.
Jen' jetzt wurden von Kronos beherrſcht, da dem Himmel er vorſtand;
Und ſie lebten wie Götter, mit ſtets unſorgſamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters
Leiden war nicht; nein, immer ſich gleich an Händen und Füßen,
Freueten ſie ſich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert,
Reich an Heerden der Flur, und geliebt den ſeligen Göttern;
Und wie in Schlaf hinſinkend, verſchieden ſie. Jegliches Gut auch
Hatten ſie; Frucht gewährte das nahrungſproſſende Erdreich
Immer von ſelbſt, vielfach' und unendliche; und nach Gefallen
Schafften ſie ruhig ihr Werk im Ueberſchwunge der Güter.
Aber nachdem nun jenes Geſchlecht abſenkte das Schickſal,
Werden ſie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter,

---

*) Sämmtliche hier mitgetheilte Auszüge aus Heſiod ſind der Verdeutſchung von J. H. Voß. Heidelberg 1806. entlehnt.

Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls: dies war ihr königlich glänzendes Ehramt.
Drauf ein andres Geſchlecht, ſehr weit ausartend von jenem,
Schufen aus Silber empor der olympiſchen Höhen Bewohner,
Weder an Wuchs zu vergleichen dem goldenen, noch an Geſinnung:
Sondern ein ganz Jahrhundert gepflegt, bei der ſorgſamen Mutter,
Wuchs der verzärtelte Knab', unmündig an Geiſt, in der Wohnung.
Doch wann einer gereift, und zum Jugendalter gelangt war,
Dann nur wenige Friſt durchlebten ſie, Jammer erduldend,
Durch unſinniges Thun: nicht mäßigen gegen einander
Konnten ſie frevelnden Trotz; auch nicht den Unſterblichen dienen
Wollten ſie, noch die Altäre der Seligen ehren mit Opfern,
So wie Menſchen gebührt nach den Satzungen. Dieſe darauf nahm
Zeus der Kronide hinweg; denn er eiferte, daß ſie der Ehrfurcht
Mangelten gegen die Götter auf ſeligen Höhn des Olympos.
Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht einhüllte die Erde,
Werden ſie ſterblichen Götter der obern Erde genennet,
Als die zweiten; jedoch ward ihnen auch Ehre zum Antheil.
Wieder erſchuf ein drittes Geſchlecht viellautiger Menſchen
Zeus der Vater aus Erz, ungleich dem ſilbernen völlig,
Eſchen entſproßt, ein grauſes, gewaltſames: welchem des Ares
Jammergeſchäft oblag und Beleidigung; nicht auch der Feldfrucht

Aßen ſie, nein, mit der Härke des Demants übten ſie Starrſinn,
Ungeſchlacht; nur große Gewalt und unnahbare Hände
Wuchſen daher von der Schulter, bei ungeheuern Gliedern.
Dieſen war von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung,
Und ſie beſtellten mit Erz; und nicht war dunkeles Eiſen.
Dieſe nunmehr, durch Stärke der eignen Hände gebändigt,
Stiegen zur wuſtigen Burg des ſchaudrichten Aides nieder,
Namenlos; denn der Tod, wie groß und entſetzlich ſie waren,
Nahete ſchwarz, und ſie ſchieden aus Helios leuchtender Klarheit.
Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht einhüllte die Erde,
Jetzo ſchuf noch ein viertes, das nährende Land zu bewohnen,
Zeus der Kronide hervor, das edeler war und gerechter,
Jener Heroen Geſchlecht, das göttliche: welche die Vorwelt
Einſt Halbgötter genannt, in der Erd' unendlichen Räumen.
Sie auch hat das Verderben des Kriegs und die gräßliche Zwietracht,
Theils im Kadmeergefild', an der ſiebenthorigen Thebe,
Ausgetilgt in dem Kampf um Oedipus weidende Heerden;
Andere auch, in Schiffen durch mächtiges Wogengetümmel
Führend in Troja's Land, der lockigen Helena wegen:
Wo ſie in Nacht einhüllte die endende Stunde des Todes.
Dieſen entfernt von den Menſchen Verkehr und Wandel gewährend,
Ordnete Zeus der Vater den Sitz am Rande des Weltalls,
Fern bei den Ewigen dort, wo Kronos übet die Herrſchaft.
Und ſie wohnen nunmehr, mit ſtets unſorgſamer Seele,
An des Okeanos tiefem Gewog', in der Seligen Inſeln,
Hochbeglückte Heroen; den'n Honigfrüchte zum Labſal
Bietet des Jahres dreimal der triebſame Grund des Gefildes.
Wär' ich ſelber doch nicht ein Genoß den fünften der Männer,

Sondern wo nicht geſtorben zuvor, doch ſpäter geboren!
Denn dies Menſchengeſchlecht iſt ein eiſernes. Weder bei Tage
Werden ſie ruhn von Beſchwerd' und Kümmerniß, weder bei Nacht, je,
Gänzlich verderbt; es verleihn ſtets nagende Sorgen die Götter.
Dennoch wird auch dieſen gemiſcht ſein Gutes zu Böſem.
Zeus tilgt aber auch dieſes Geſchlecht viellautiger Menſchen,
Da der geborene ſchon mit grauendem Schädel erſcheinet.
Nicht iſt hold der Vater dem Sohn, noch dem Sohne der Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gaſt, noch Genoß dem Genoſſen;
Nicht dem Bruder einmal will herzliche Liebe, wie vormals.
Bald verſagen ſie ſelbſt grauhaarigen Eltern die Ehrfurcht,
Ja, mißhandeln auch ſie, mit Schmach und Beleidigung redend:
Grauſame, Göttergerichtsunkundige! Nimmer verleihn wohl
Solche den Dank für die Pflege den abgelebten Eltern.
Fauſtrecht gilt: rings ſtrebt man, die Stadt zu verwüſten einander.
Nicht wer die Wahrheit ſchwört wird begünſtiget, noch wer gerecht iſt,
Oder wer gut; nein, mehr den Uebelthäter, den ſchnöden
Frevler ehren ſie hoch. Nicht Recht noch Mäßigung trägt man
Noch in der Hand; es verletzt der Böſe den edlern Mann auch,
Krumme Wort' ausſprechend mit Trug, und das Falſche beſchwört er.
Scheelſucht folgt den Menſchen, den unglückſeligen allen,
Schadenfroh, mißlautig, und grollt mit neidiſchem Antlitz

Endlich empor zum Olympos vom weitumwanderten Erdreich,
Beid' in weiße Gewande, den ſchönen Leib ſich verhüllend,
Gehn von den Menſchen hinweg in der ewigen Götter Verſammlung
Scham und heilige Scheu; und zurück bleibt trauriges Elend
Hier den ſterblichen Menſchen; und nicht iſt Rettung dem Unheil.

Dann ohne weiteren vermittelnden Uebergang erzählt der Dichter eine Fabel:

Der Habicht und die Nachtigall.

(Werke und Tage. V. 202—211.)

Zu der Nachtigall einſt, der melodiſchen, ſagte der Habicht,
Als er, mit Krallen gefaßt, durch hohes Gewölk ſie einhertrug.
Sie, wehklagenden Lauts, von den ſpitzigen Krallen verwundet,
Jammerte; Jener darauf, voll herriſchen Trotzes, begann ſo:
„Was, Unſelige, ſchreiſt du? Ein Stärkerer hat dich gebändigt!
Du mußt gehn wie ich führ', obſchon du dich Sängerin rühmeſt.
Dich nach Gefallen bereit' ich zum Schmauſe mir oder entlaſſ' ich.
Sinnlos wer ſich vermißt, der Gewalt zu begegnen mit Ohnmacht:
Sieg erlanget er nie und trägt zum Schimpfe den Kummer."
So im ſauſenden Schwunge der weitgeflügelte Adler.

Nun folgen wieder Ermahnungen an ſeinen Bruder Perſes, dem Rechte nicht Trotz zu bieten, denn das finde ſeine Strafe, während Gerechtigkeit bei Menſchen und Göttern beliebt ſei (V. 213—247). Hieran ſchließen ſich noch mehr Lehren der Weisheit und Tugend (V. 248—382), und dann folgen Regeln für den Landbau während der verſchiedenen Jahreszeiten (V. 383—640); auf dieſe aber Regeln für die Schifffahrt (V. 641—694), für den Eheſtand (V. 695—705), die Freundſchaft, die Sittſamkeit u. ſ. w. (V. 706—764), und endlich eine Anweiſung, welche Tage gut und welche böſe ſeien für verſchiedene wirthſchaftliche Geſchäfte (V. 765—829).

B. Der Schild des Herakles.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Oder wie einſt, aus Vatergefild' und Wohnungen ſcheidend,
Hin gen Thebe dem ſtarken Amphitryon folgt Alkmene,
Sie des Elektryon Tochter, des muthigen Schaarenzerſtreuers.
Siehe, ſie ragete weit vor den zartgebildeten Weibern,
So an Geſtalt, wie an Größ'; und an Sinn wetteiferte keine
Aller ſterblichen Frau'n, die Sterblichen Kinder geboren.
Ihr von dem Haupte daher, und den dunkelſchattigen Wimpern,
Athmete ſolch ein Reiz, wie der goldnen Aphrodite.
Dennoch ehrete ſie mit herzlicher Liebe den Gatten,

Wie noch keine geehrt, der zartgebildeten Weiber.
Zwar den edlen Vater erſchlug er ihr, ſiegend mit Obmacht,
Wegen der Rinder erzürnt. Er einſt, abſcheidend der Heimath,
Kam gen Thebe, zu flehn den geſchildeten Kadmeionen.
Dort nun bewohnt' er ein Haus mit der tugendſamen Genoſſin,
Abwärts ohne der Liebe Genuß; denn nicht war erlaubt ihm,
Eher dem Lager zu nahn der behenden Elektryonide,
Eh' er gerächt die Ermordung der hochbeherzten Gebrüder
Seinem Weib', und verbrannt in wehender Lohe die Flecken
Jenes Taſiervolks und der teleboiſchen Männer.
Alſo lag es ihm ob, und die Ewigen zeugten den Eidſchwur.
Deren Gewalt nun ſcheut' er, und ſtrengte ſich ohne Verzug an,
Auszuführen das Werk, das ihm hochheilige Pflicht war.
Ihm dann folgte zugleich, des Gefechts und des Kampfs begierig,
Reiſiges Volk der Böoten, das Muth haucht über den Schilden,
Auch ſtreitfrohe Phokäer, und nahankämpfende Lokrer,
Schaar an Schaar; und ſie führte der tapfre Sohn des Alkäos,
Stolz der krieg'riſchen Macht. Doch der waltende Herrſcher der Welt, Zeus,
Ordnete anderen Rath im Innerſten, daß er den Göttern
Und den erfindſamen Menſchen des Fluchs Abwehrer erzeugte.
Raſch vom Olympos enteilt' er, den Trug im Herzen entwerfend,
Sehnſuchtsvoll nach der Liebe des ſchöngegürteten Weibes,
Frühe bei Nacht, bald kam er zum Typhonsberg, und von dorther

Schwang zu der Phix Berghöhe den Fuß der erhabene Kronion.
Dort nun ſaß er im Geiſt, die Wunderthaten erwägend,
Denn in derſelbigen Nacht bei der ſchlanken Elektryonide
Nahm er des traulichen Bettes Genuß, und ſtillte die Sehnſucht;
Und in derſelbigen kehrt' Amphitryon wieder zur Wohnung,
Als er das Werk vollendet, der glänzende Schaarenzerſtreuer.
Auch nicht erſt zu den Knechten umher und den Hirten des Feldes
Wandelt' er, eh' er dem Lager der trauteſten Gattin genaht war:
Denn ſo heftiges Sehnen durchdrang den Hirten der Völker.
Gleichwie mit herzlicher Freud' ein Mann dem Verderben entrinnet,
Ob ihn der Krankheit Schmerz auszehrt', ob hartes Gefängniß:
So auch Amphitryon jetzt, da er ſchwer vollendet die Arbeit,
Kehrt' er mit herzlicher Freude zurück in die eigene Wohnung.
Ganz die Nacht umarmt' er die treffliche Lagergenoſſin,
Wonneberauſcht von den Gaben der goldenen Aphrodite.
Sie, von dem Gotte zugleich und dem herrlichen Manne befruchtet,
Zeitigte Zwillingsſöhn' in der ſiebenthorigen Thebe,
Gar nicht gleich an Geſinnung, obſchon zween leibliche Brüder:
Den von geringer Art, und den weit edlerer Mannheit,
Schreckenvoll und gewaltig, die hohe Kraft Herakles;
Dieſen erzeugt von der Stärke des ſchwarzumwölkten Kronion,
Aber von Lanzenſchwinger Amphitryon jenen Iphikles:
Gar verſchiedene Frucht! den trug ſie dem ſterblichen Manne,

Den dem erhabenen Zeus, der die Ewigen alle beherrſchet.
Dieſer erſchlug auch den Kyknos, des Ares muthigen Sprößling.
Denn er fand in dem Haine des treffenden Phöbos Apollon
Ihn und den Vater zugleich, den raſtlos kämpfenden Ares,
Beid' in Rüſtungen ſtrahlend, wie Glanz des lodernden Feuers,
Stehend im Wagengeſchirr: und ſtampften hurtige Roſſe
Hart mit den Hufen den Grund; Staub wallete rings um ihr Antlitz,
Auf vom geflochtenen Wagen geſchnellt, und den Tritten der Gaule;
Rings in dem ſtarken Verband' auch raſſelten Wagen und Räder,
Wie das Geſpann hinflog; und froh war der edele Kyknos,
Hegend den Wahn, Zeus Sohn, den ſtreitbaren Held, und den Lenker,
Möcht' er vertilgen mit Erz, und die ſtattlichen Rüſtungen ausziehn.
Doch ſein Flehn und Gelübde vernahm nicht Phöbos Apollon.
Denn ihm reizt' er entgegen die hohe Kraft Herakles.
Hell war Hain und Altar um den Pagaſäer Apollon,
Ganz von des ſchrecklichen Ares Geſchmeid' und ihm ſelber erleuchtet,
Welchem wie Gluth von den Augen es ſtrahlete. Wer doch vermöchte
Jenem, ein Sterblicher ſelbſt, muthvoll entgegen zu wandeln,
Außer Herakles allein und dem rühmlichen Held Jolaos?
Denn beid' übten große Gewalt, und unnahbare Hände
Wuchſen daher von der Schulter, bei ungeheueren Gliedern.
Dieſer begann zu dem Lenker, dem tapferen Held Jolaos:
Edler du, Jolaos, geliebt vor den Sterblichen allen,

Gegen die ſeligen Götter gewiß auf dem hohen Olympos
Fehlt' Amphitryon einſt, da zur feſtummauerten Thebe
Weg aus Tirynthos er ging, der ſchöngebauten Veſte,
Nach des Elektryon Fall, den er tödtete wegen der Rinder.
Flehend in Kreions Haus und der ſchönen Heniochę kam er;
Dieſe, nach freundlichem Gruße, gewährten alles Bedürfniß,
Wie es den Fleh'nden gebührt, und ehrten ihn herzlicher immer.
Hoch nun lebt' er in Luſt mit der ſchlanken Elektryonide,
Seinem Weib', und darauf in kreiſender Jahre Vollendung
Wurden wir, nicht an Wuchs gleichartige, noch an Geſinnung,
Wir, dein Vater und ich. Dem raubte ſeinen Verſtand Zeus,
Daß von dem eigenen Hauſ' er weg, und den eigenen Eltern,
Wanderte, Ehre zu thun dem frevelnden Mann Euryſtheus:
Thörichter! Traun, wohl oft beſeufzte jener in Schwermuth
Seine Verblendung hinfort; doch Geſchehenes wird ungeſchehn nie.
Aber mich ſelber belud mit Kampfarbeiten ein Dämon.
Raſch denn, o Trauteſter, faſſe die purpurſchimmernden Zügel
Unſeres ſchnellen Geſpanns; und, voll hochherziger Kühnheit,
G'rade den Wagen gelenkt, und die Kraft ſchnellfüßiger Roſſe,
Unverzagt vor dem Lärme des männermordenden Ares,
Der anjetzt mit Getöſ' in dem heiligen Haine umherraſ't,
Ihm, dem Phöbos Apollon, dem fernhintreffenden Herrſcher!
Wahrlich, er ſoll, wie gewaltig er iſt, ſatt haben des Krieges!
Ihm antwortete darauf der untadlige Held Jolaos:
Traun, mein älterer Bruder, der Welt Allvater Kronion
Krönt mit Ehre dein Haupt, und der ſtierernährende Poſeidon,
Der die Zinnen von Thebe beherrſcht und die Veſte behütet;

Wie ſie auch jetzo dort den Sterblichen, groß und gewaltig,
Dir in die Hand herführen, daß herrlichen Ruhm du gewinneſt.
Auf denn, mit Kriegsgeräth umhülle dich, daß wir in Eile
Auf anrennenden Wagen des Ares dort und dem unſern
Kämpfen den Kampf! Nie bringt er des Zeus unerſchrockenen Sprößling
Oder den Sohn des Iphikles in Furcht; er ſelber, vermuth' ich,
Fliehet die zween Nachkommen des tadelloſen Alkiden,
Welche bereits annahen, in heißer Begier der Entſcheidung
Grimmigen Streit zu erheben: was mehr ſie erfreut, denn Feſtſchmaus.
Lächelnd vernahm die Worte die hohe Kraft Herakles,
Fröhlich im Geiſt; denn ſehr willkommen hatt' er geredet.
Wieder begann er darauf und ſprach die geflügelten Worte:
Edler du, Iolaos, o Göttlicher, nicht iſt entfernt mehr
Rauhes Gefecht; du denn, wie zuvor du verſtändig erſchieneſt,
Alſo das mächtige Roß, den ſchwarzgemähnten Areion,
Lenke mir jetzo umher und hilf nach allem Vermögen.
Alſo der Held: und Schienen von hellgeglättetem Bergerz
Füget' er raſch um die Beine, das Wundergeſchenk des Hephäſtos.
Weiter umhüllt' er die Bruſt ringsher mit dem prangenden Harniſch,
Ganz aus Golde gebildet, dem künſtlichen: welchen ihm vormals
Pallas Athene geſchenkt, die Tochter Zeus, da zuerſt er
Strebete vorzudringen in jammererregende Kämpfe.
Jetzo hängt um die Schulter ſein graunabwehrendes Eiſen
Jener gewaltige Mann; um die Bruſt auch den bergenden Köcher
Warf er ſich hinten herum; viel waren darin der Geſchoſſe,

Schreckenvoll und Geber des ſtimmeberaubenden Todes:
Alle vor mit Tode bewehrt, und triefend von Thränen;
Aber glatt in der Mitt', und langgerundet; doch hinten
Eingehüllt in Gefieder des ſchwarzgeflügelten Adlers.
Dann umfaßt' er den mächtigen Speer mit der Schärfe des Erzes;
Auch das gewaltige Haupt mit dem ſtattlichen Helme bedeckt' er,
Kunſtreich, aus Diamant, und wohl um die Schläfe ſich ſchmiegend,
Welcher das Haupt umſchirmte dem göttergleichen Herakles.
Jetzo ergriff er den Schild voll Herrlichkeit, welchen ihm niemand
Weder durchbräche mit Wurf, noch zerſchmetterte; ſchön zur Bewundrung;
Ganz umher war die Scheibe von Schmelz und hellem Elektron,
Schimmerndem Elfenbein und feurigem Glanze des Goldes
Ueberſtrahlt, und von Streifen des bläulichen Stahles durchzogen.
Mitten darauf war ein Drach', ein unausſprechliches Graunbild,
Zornig zurück mit Augen, die Gluth ausfunkelten, ſchauend.
Seinen Schlund auch erfüllten die weißumlaufenden Zähne,
Fürchterlich, fern abſchreckend, und ob der gerunzelten Stirn' ihm
Schwebte die Zwietracht graß, und empörete Schaarengetümmel:
Schreckliche! welche Beſinnung und Geiſt wegraffte den Männern,
Allen, ſo viel feindſelig zum Kampf Zeus Sohne ſich nahten.
Deren Seelen entfliehen in der Erd' Abgründe zu Ais

Wohnungen; doch ihr Gebein, wann die Haut ihm verweſete ringsum,
Liegt an dürrender Sonn', im dunklen Staube vermodernd.
Drauf auch war die Verfolgung und Rückverfolgung gebildet,
Drauf der Tumult und der Schreck, und die flammende Männerermordung,
Furchtbare Blick' ausſendend, im Drang' endloſen Getöſes.
Drauf auch dreheten Häupter unnennbar gräßlicher Schlangen,
Zwölf umher, zu erſchrecken die ſterblichen Erdbewohner,
Alle, ſo viel feindſelig zum Kampf Zeus Söhne ſich nahten.
Ihnen auch ſcholl von den Zähnen Geknirſch her, wann zu dem Angriff
Stürzt' Amphitryons Sohn; und wunderbar glühte das Kunſtwerk,
Und wie geſprengt mit Flecken erſchien's den entſetzlichen Drachen
Längs den bläulichen Rücken, es dunkelten vorne die Kiefer.
Drauf auch begegneten Löwen ein Schwarm Waldeber im Angriff,
Welche mit zornigem Blick ſich in Wuth anrannten und tobten:
Schaarweiſ' drangen ſie vor, wie Geordnete; dieſe ſo wenig
Bebten wie jene zurück; doch ſträubten ſich allen die Nacken.
Schon lag ihnen geſtreckt ein mächtiger Löw', und der Eber
Zween umher, des Geiſtes beraubt; und es rieſelte ſchwärzlich
Ihnen das Blut auf die Erd', und umgeſtürzt mit den Nacken
Lagen ſie dort, von der Macht graunfunkelnder Löwen gemordet.
Jener noch heftiger raſ'ten ſich auf in erbitterter Streitluſt,
Gegengeſtellt, Waldeber in Wuth, und grimmige Löwen.
Drauf war ferner die Schlacht der ſpeergewohnten Lapithen,

Um Peirithoos her, und den herrſchenden Dryas und Käneus,
Prolochos auch und Hopleus, Hexadios auch und Phaleros,
Auch um des Ampyx Mapſos, den titareſiſchen Kämpfer,
Theſeus auch, den Aegeiden, an Kraft den Unſterblichen ähnlich:
Silbern ſie ſelbſt, um den Leib mit goldenen Waffen gerüſtet.
Gegen ſie zog der Kentauren verſammelte Menge von dorther,
Um den großen Peträos, und Asbolos, kundig der Vögel,
Arktos, Hureios zugleich, und den finſterlockigen Mimas,
Auch um die zween Peukeiden, den Dryalos und Perimedes:
Silbern ſie ſelbſt, und Tannen von Gold in den Händen bewegend.
Alle geſammt nun ſtürmten, wie Lebende, gegen einander,
Lange Speer' und Tannen in ſchrecklicher Nähe ausſtreckend.
Drauf auch ſtand das raſche Geſpann des entſetzlichen Ares,
Goldhell; drauf auch er ſelber, der raubbeladene Wüthrich,
Seine Lanz' in den Händen gefaßt, und die Streiter ermahnend.
Purpurroth von Blut, als raubt' er der Lebenden Rüſtung,
Hoch in den Seſſel geſtellt; doch neben ihm Graun und Entſetzen
Standen entflammt von Begier in die Schlacht zu dringender Männer.
Drauf auch erſchien Zeus Tochter, die Beut'rin Tritogeneia,
Gleich an Geſtalt, wie wenn das Gefecht zu empören ſie ſtrebte;
Tragend die Lanz' in den Händen, den goldenen Helm auf der Scheitel,
Und um die Schulter die Aegis, durchdrang ſie die tobende Feldſchlacht.

Drauf war der heilige Chor der Unſterblichen; und in der Mitte
Zeus und Leto's Sohn, der mit goldener Harfe des Reigens
Süßes Getön anſtimmte; daß ſchmetterte rings der Olympos.
Auch war Gedräng', und es kränzte den Raum ein unendlicher Reichthum,
Um der Unſterblichen Spiel; und Göttinnen huben das Lied an,
Sie, die pieriſchen Muſen, melodiſch ſingenden ähnlich.
Drauf war ein bergender Hafen des ungebändigten Meeres
Weit umher in die Rund' aus geläutertem Zinne gebildet,
Einem wogenden gleich: wo in häufiger Menge Delphine
Dort die Gewäſſer und dort durchtaumelten, Fiſche ſich haſchend,
Schwimmenden gleich an Geſtalt, und zween Delphine von Silber
Schnoben empor, am Schmauſe der ſtummen Fiſche ſich letzend,
Weil die eh'rnen Fiſch' aufzappelten. Aber am Felsſtrand
Saß ein fiſchender Mann, als lauert' er, und in den Händen
Streckt' er den Fiſchen das Netz, dem bald auswerfenden ähnlich.
Drauf war der Danaë Sohn auch geformt, der Reiſige Perſeus,
Der mit dem Fuß nicht rührte den Schild, noch ſolchem entfernt war:
Wunderſam zu bemerken! denn nirgend befeſtiget hing er.
Alſo ſchuf ihn die Hand des hinkenden Feuerbeherrſchers,
Hell aus Gold. Um die Füß' auch hätt' er geflügelte Sohlen;
Aber die Schulter umhing mit ſchwarzem Hefte das Schwert ihm,

An dem Gehenke von Erz; und wie ein Gedanke ſo flog er.
Ganz den Rücken bedeckte das Haupt des entſetzlichen Scheuſals
Gorgo, dem rings ein Beutel umherlief, ſchön zur Bewunderung.
Silbern er ſelbſt; doch Quäſte, von leuchtendem Golde gebildet,
Hingen herab. Auch ſchrecklich umher an die Schläfe des Königs
Schmiegte ſich Aides Helm; von gräßlicher Nacht umdunkelt.
Selber dem Eilenden gleich, und wie ſtarr vor Schrecken, entſchwang ſich
Perſeus, Danaë's Sohn, mit Heftigkeit. Doch die Gorgonen
Stürzten ihm nach, unnahbar, in unausſprechlicher Graßheit,
Ihn zu erhaſchen entflammt; und indem ſie auf graulichem Demant
Wandelten, hallte der Schild ringsum vom lauten Geraſſel,
Scharf erklingend und hell. Doch längs den Gurten herunter
Schlängelten ſich zween Drachen mit aufgekrümmeten Häuptern:
Jene züngelten beid', und knirſchten vor Wuth mit den Zähnen,
Grauſam rollend den Blick. — Auch ob den entſetzlichen Häuptern
Tummelte Graun den Gorgonen, ein furchtbares. Siehe, darüber
Kämpften Männer den Kampf, mit krieg'riſchen Waffen gerüſtet:
Die von der eignen Stadt und dem eignen Stamm und Geſchlechte
Fernend des Unheils Tag; und die nach Verheerung begierig.

Viel ſchon lagen geſtreckt; noch mehrere, heftig erbittert,
Kämpften fort. Auch Weiber auf ſtarkgebaueten Thürmen
Schrie'n ein eh'rnes Geſchrei und zerriſſen die Wang' in Verzweiflung,
Lebenden gleich, die Gebilde des kunſtberühmten Hephäſtos.
Doch die bejahrtern Männer, die trauriges Alter gehemmet,
Gingen gedrängt aus den Thoren der Stadt, zu den ſeligen Göttern
Bange die Hände aufhebend; denn ſehr um die trauteſten Kinder
Zagten ſie. Jen' in der Schlacht arbeiteten. Aber von hinten
Keren in dunkler Geſtalt, mit weißen Zähnen erklirrend,
Groß und düſteres Auges, und blutbeſprengt, und unnahbar,
Hatten um Fallende Zank: denn jegliche wollte begierig
Trinken das ſchwarze Blut; und erhaſchte ſie einen Geſtreckten,
Oder an friſcher Wund' Umfallenden, ſchleunig um dieſen
Schlug ſie die mächtigen Klau'n; und es fuhr die Seele zu Aïs,
Tief in des Tartaros Schauer hinab: war ihnen das Herz nun
Satt des Menſchenblutes, zurück dann warfen ſie jenen,
Wandten ſich um, und durchſtürmten der Feldſchlacht Lärm und Getümmel.
Klotho und Lacheſis ſtanden dabei, und ein weniges kleiner
Atropos: nicht war groß die Unſterbliche, aber auch kleiner
War vor den andern ſie die erhabenſte älteſte Göttin.
All' um einen Mann in Erbitterung kämpften ſie jetzo,
Grimmvoll gegen einander die flammenden Augen gerichtet,
Gegen ſich Klau'n und Arme mit trotziger Wuth ausſtreckend.
Auch die Düſtre des Todes begleitete traurig und furchtbar,

Bleichgelb ganz, und verdorrt, und matt einſinkend vor Hunger;
Schwellenden Knie's, an den Händen die lang vorragenden Nägel:
Scheußlich floß ihr die Naſe von Wuſt, und die Wangen herunter
Tröpfelte Blut auf die Erd'; und unnahbar grinſend im Antlitz,
Stand ſie da, häufiger Staub ihr rings umhüllte die Schultern,
Thränenbenetzt. — Noch eine gethürmte Stadt war benachbart.
Sieben Pforten von Gold, in ragenden Thoren verriegelt,
Schloſſen ſie ein; und die Männer in feſtlicher Pracht und im Reihntanz
Feierten hoch. Sie dort auf der Laſt ſchönrädiger Wagen,
Führten dem Manne ſein Weib; da erſcholl vielſtimmig das Brautlied;
Und in der Hand der Diener entwirbelte brennenden Fackeln
Fernhin ſtrahlender Glanz. Hier prachtvoll blühende Jungfraun
Gingen voran; und es folgten dem Zuge frohſpielende Chöre.
Dort nach hellen Syringen erklang der Jünglinge Stimme
Aus anmuthiger Kehl', und ringsum ſchmetterte Nachhall:
Doch hier folgte den Harfen der Jungfraun lieblicher Chortanz.
Weiter davon auch ſchwärmt' ein Jünglingſchwarm nach der Flöte:
Andere ſcherzten einher im bildenden Tanz und Geſange,
Andere lachten vor Luſt; von Flötenſpieler begleitet,
Hüpft' ein Jeder voran: nur Freud' und Jubel und Reihntanz

Herrſcht' in der feiernden Stadt. Noch Andere, außer den Mauern,
Sprengten auf Rücken der Gaul', als Wüthende. — Aber die Pflüger
Furchten das heilige Land, den wohlgefalteten Leibrock
Aufgeſchürzt. Saatfelder auch ſtreckten ſich: Einige mähten
Dort mit ſchneidender Sichel die hochaufſtarrenden Halme
Voll ſchwerlaſtender Aehren, wie lauteren Kern der Demeter;
Andere banden in Garben die Frucht und beluden die Tennen.
Andere laſen den Wein, die gebogene Hipp' in den Händen;
Andere trugen in Körben, dieweil darreichten die Winzer,
Weiß' und ſchwärzliche Trauben daher, von großen Geländern,
Voll ſchwerhangenden Laubes und ſilberfarbiger Ringel.
Andere trugen in Körbe hinein; und das nahe Geländer
Blinkt' aus Gold, ein Gebilde des kunſtberühmten Hephäſtos:
Rege von fallendem Laub' und ſilberfarbigen Stäben,
Voll ſchwerhangender Trauben, und alle ſie dunkelten ſchwärzlich.
Andere kelterten hier; dort ſchöpften ſie. Andere kämpften,
Ringend und theils mit der Fauſt. — Dort hinter den flüchtigen Haſen
Eilten Männer der Jagd, und voran ſcharfzahnige Hunde,
Angeſtrengt zu erhaſchen, und jene geſtrengt zu entfliehen.
Auch Gaultummler zunächſt arbeiteten, die um den Kampfpreis
Warben mit Eifer und Müh', in ſchöngeflochtenen Seſſeln
Standen die Lenker empor, und beflügelten hurtige Roſſe,
Frei hingebend den Zaum; und es krachten empor, wie ſie flogen,
Raſch die gezimmerten Wagen, umtönt von der Naben Geraſſel.

All' in heftiger Haſt arbeiteten; denn unerreicht noch
War der entſcheidende Sieg, und zweifelhaft wankte der Wettſtreit.
Dieſen auch ſtand in den Schranken zum Preiſ' ein mächtiger Dreifuß,
Blank von Gold, ein Gebilde des kunſtberühmten Hephäſtos.
Ringsher floß um den Rand des Okeanons, der, wie geſchwollen,
Ganz den künſtlichen Schild umfluthete: dieſen entlang dort
Huben ſich Schwän' in die Luft und töneten; andere ſchaarweiſ'
Schwammen daher auf der Welle, von ſchwärmenden Fiſchen umtaumelt:
Wunderſchön auch für Zeus, den Donnerer: welchem gehorſam
Jenen Schild Hephäſtos vollendete, groß und gediegen,
Formend in künſtlicher Hand; den Zeus hochherziger Sohn jetzt
Schwang mit gewaltiger Kraft. Und er ſprang in den Seſſel des Wagens,
Aehnlich dem Wetterſtrahl des ägiserſchütternden Vaters,
Leichteres Schrittes; und ſein Lenker, der tapfere Held Jolaos,
Trat in den Seſſel zugleich, und trieb den gebogenen Wagen.
Jetzo nahete Zeus blauäugige Tochter Athene,
Ihnen den Muth zu erhöhn, und ſprach die geflügelten Worte:
Freud' euch, edles Geſchlecht des ferngeprieſenen Lynceus!
Nun doch ſchenket euch Zeus Obmacht, der Unſterblichen König,
Daß ihr den Kyknos erlegt, und die ſtattliche Rüſtung ihm auszieht.

Noch ein andres Wort ſei, tapfrer Held, dir geredet.
Wenn du den Kyknos nunmehr des erfreuenden Lichtes beraubt haſt,
Laß alsdann ihn liegen daſelbſt, und die Waffen des Herrſchers.
Aber des mordenden Ares Herannahn merke bedachtſam,
Und wo etwa entblößt von des künſtlichen Schildes Bedeckung
Ihn dein Auge geſehn, da verwunde mit ſpitzigem Erze
Schnell dann weiche zurück; denn nicht dir gönnet das Schickſal,
Weder die Roſſe zu fahn, noch die rühmlichen Waffen des Gottes.
Alſo rief, und betrat das Geſchirr, die heilige Göttin,
Welche Sieg und Ruhm in unſterblichen Händen daherträgt,
Eilenden Schwungs. Er aber, der göttliche Held Iolaos,
Mahnte mit ſchrecklichem Halle die Roſſ' an; und vor dem Zuruf
Rafften ſie flugs das Geſchirr, in ſtäubendem Lauf durch die Felder.
Denn ſie kräftigte Zeus blauäugige Tochter Athene,
Schwingend die Aegis mit Macht; daß rings aufſeufzte das Erdreich.
Jen' auch rannten hervor, wie die flammende Gluth und der Sturmwind,
Kyknos, der reiſige Held, und der raſtlos kämpfende Ares.
Als nun beide Geſpann' im begegneten Laufe genahet,
Wieherten ſie laut auf; und ringsum ſchmetterte Nachhall.
Jenem zuerſt rief jetzo die hohe Kraft Herakles:
Kyknos, o Freund, was lenkſt du auf uns die hurtigen Roſſe,
Uns, mühſeliger Noth und Fährlichkeit kundige Männer?
Auf denn, lenke vorbei den geglätteten Wagen und abwärts

Richte vom Wege den Lauf. Denn Ich will fahren gen Trachis,
Hin zu Këyx, dem Herrſcher, der hoch an Gewalt und an Ehrfurcht
Ragt im trachiniſchen Volke; wie dir auch ſelber bekannt iſt,
Weil Themiſtònoë dir, des Königs Tochter, vermählt ward.
O mein Freund, nicht wird dir die Todesſtunde von Ares
Abgewehrt, wenn wir beide genaht anheben den Zweikampf.
Denn ſchon anderswo hat er, mich deucht, ein wenig gekoſtet
Unſere Lanze vordem, da zum Schutz der ſandigen Pylos
Mir entgegen er ſtand, nach Kampf unerſättlich verlangend.
Dreimal traf ihn mein Speer, und er ſank, auf die Erde ſich ſtützend,
Sammt dem verwundeten Schild; und das viertemal ſtieß ich den Schenkel,
Strebend mit voller Gewalt; auch den mächtigen Schild ihm zerbrach ich.
Vorwärts ſchoß in den Staub er hinab von dem Schwunge des Speeres.
Und faſt war er daſelbſt ein Geſchändeter unter den Göttern,
Hätten ihm unſere Hände geraubt die blutige Rüſtung.
Alſo der Held; nicht wollte der lanzenkundige Kyknos
Hemmen, wie jener befahl, das Geſpann des rollenden Wagens.
Schnell aus der Seſſel Geflecht entſprangen ſie beid' auf die Erde,
Zeus des Erhabenen Sohn, und zugleich Enyàlios Sprößling.
Nach auch trieben die Lenker die ſchöngemähnten Roſſe,
Daß von der Hufe Geſtampf der erſchütterte Grund weit aufſcholl.
Wie wenn daher von des Gebirges hochragender Scheitel
Felſen gelöſ't abſpringen, im donnernden Fall auf einander;

Viel hochwipflichte Eichen ſodann, und viele der Föhren,
Auch viele Pappeln umher, weitwurzelnde, krachend zerſchmettert
Unter dem rollenden Sturz, bis ebenen Grund ſie erreichet:
Alſo rannten ſich jene zugleich mit großem Geſchrei an.
Aber der Myrmidonen Gebiete rings, und Jaolkos,
Arne, mit Helike auch, und Antheia's graſige Felder,
Laut von dem Rufe der Beiden erſchollen ſie. Jene mit grauſem
Wuthhall fuhren ſich an; laut donnerte Zeus aus Gewölk her,
Sieh', und herab vom Himmel entſendet' er blutige Tropfen,
Seinem erhabenen Sohne des Kriegs Anzeige gewährend.
So wie im windenden Thale des Gebirgs ein gräßlicher Eber
Mit verſtarrenden Zähnen erboſ't anſchnaubet zum Kampfe
Gegen die Männer der Jagd; er wetzt den ſchimmernden Hauer,
Eingekrümmt, und der Schaum ringsher um die käuenden Backen
Triefet ihm, aber die Augen erglühn wie ſtrahlendes Feuer,
Und hoch ſträubt er den Nacken empor und den borſtigen Rückgrat:
Alſo erſchien Zeus Sohn, da vom Roſſegeſchirr er herabſprang.
Wann die Grille des Baums, die mit dunkler Schwinge dahertönt,
Sitzend auf laubigem Sproß, den Sterblichen Sommergeſang nun
Anhebt, deren Getränk und Koſt nur duftiger Thau iſt;
Ganz die Länge des Tags von der Morgenfrühe durchſchwirrt ſie,
In der gewaltigſten Gluth, da Seirios dörret die Glieder;
Wann auch eben die Hirſ' in ſpitzige Aehren emporſchießt,

Welche man ſä't im Sommer, da bunt ſich die Herlinge färben,
Sie, die zu Freud' und Kummer gab den Sterblichen Dionyſos:
Jetzo kämpften ſie dort; und umher ſtieß lautes Getöſ' auf.
Wie wenn einmal zween Löwen um eine gemordete Hirſchkuh
Ungeſtüm auf einander mit wüthigem Groll herſtürzen;
Graunvoll hallt das Gebrüll, und es klirrt von den Zähnen der Würger:
Oder wie Habichte dort, ſcharfklauige, krummes Gebiſſes,
Auf hochſtarrender Klippe mit Lärm und Geſchrei ſich bekämpfen,
Wann ſie die Geiß des Gebirges ereiferte, oder die Hirſchkuh,
Welche, von Waldkoſt fett, hinſank dem muthigen Jüngling,
Wund von der Senne Geſchoß, er ſelbſt, unkundig der Gegend,
Irrte davon abwärts; ſie aber bemerkten es ſchleunig;
Und ſchnell hätt' um die Beute der bittere Streit ſich erhoben:
Alſo ſtürzten auch jene mit Lärm und Geſchrei auf einander.
Siehe, nunmehr warf Kyknos, den Sohn des erhabenen Kronion
Auszutilgen entbrannt, auf den Schild die eherne Lanz' ihm;
Doch nicht brach ſie das Erz, gehemmt von der Gabe des Gottes.
Aber Amphitryons Sohn, die hohe Kraft Herakles,
Zwiſchen den Helm und den Schild die mächtige Lanze gerichtet,
Traf ihm den Hals, wo entblöſ't dicht unter dem Kinn er hervorſchien,
Flugs mit geſammelter Kraft; und hinwegſchnitt beide die Sehnen

Ihm der ermordende Speer; denn die Macht des Gewaltigen ſchwang ihn.
Und er entſank, wie die Eiche hinabſinkt, oder des Felſens
Luftiges Haupt, von Zeus aufdampfendem Strahle geſchmettert;
Und wie er ſank, ſo erklirrte eherne Rüſtung mit Kunſtwerk.
Dieſen nunmehr ließ ruhn des Zeus kühnduldender Sprößling.
Aber des mordenden Ares Herannahn merkt er bedachtſam,
Fürchterlich rollend den Blick; wie ein Bergleu über den Leichnam,
Der in geſchäftiger Eile die Haut mit den mächtigen Klauen
Spaltete, plötzlich ſodann das erfreuliche Leben hinwegnahm;
Eifrig ſchlinget er nun, ſein düſteres Herz ſich erfüllend;
Graß auch die bläulichen Augen verdreht, um Seiten und Schultern
Geißelt er ſich mit dem Schweif, und zerwühlet den Grund; es vermag ihm
Keiner gerad' anſchauend zu nahn, noch entgegen zu kämpfen:
So auch Amphitryons Sohn, der unerſättliche Krieger,
Als vor Ares er ſtand; in dem Innerſten ſammelt' er Kühnheit,
Ungeſtüm; und der Gott kam näher ihm, traurigen Herzens.
Beide nun ſtürzten mit lautem Geſchrei auf einander.
Wie wenn ein Fels von der großvorragenden Jähe ſich ſtürzet,
Weit dann im Sprung aufhüpfend hinabrollt, daß ſich der Nachhall
Heftig umher ausdehnt; doch entgegen ihm, ſtreckt ſich ein Hügel
Hoch auf; fort bis zu dieſem antaumelt er, wo er gehemmt ruht:

So zum Verderb auch taſtete der Wagenzertrümmerer Ares,
Wüſtes Geſchreies anrennend; doch Er unverdroſſen empfing ihn.
Pallas Athene nunmehr, des Aegiserſchütterers Tochter,
Kam dem Ares entgegen, bewehrt mit der nachtenden Aegis,
Schrecken im finſtern Aug', und ſprach die geflügelten Worte:
Ares, bezähme die Kraft und den Trotz der unnahbaren Hände;
Denn nicht dir iſt vergönnt, die rühmlichen Waffen zu rauben
Ihm, dem erſchlagenen Herakles, des Zeus kühnduldendem Sprößling.
Auf, laß ruhn den Kampf, und ſcheue dich mir zu begegnen!
Jene ſprach's; nicht folgte der übermüthige Ares;
Sondern mit lautem Geſchrei, gluthſtrahlende Waffen erſchütternd,
Schwang er in Haſt ſich entgegen der hohen Kraft Herakles,
Ihn zu vertilgen entbrannt; und er warf die eherne Lanze,
Machtvoll, wegen des Sohnes ergrimmt, der im Blute geſtreckt lag,
Auf den gewaltigen Schild. Doch hinweg bog Pallas Athene
Jenem den Schwung des Geſchoſſes, die Hand vorſtreckend vom Seſſel.
Herbe durchfuhr ihn der Schmerz; und das ſchneidende Schwert ſich entreißend,
Stürmt er hinan zum Herakles, dem muthigen. Doch wie er andrang,
Stach ihn Amphitryons Sohn, der ſchrecklichen Streits unerſättlich,
Unter dem künſtlichen Schild' in den blos vorſcheinenden Schenkel

Flugs mit geſammelter Kraft; auch den mächtigen Schild ihm zerbrach er,
Stoß anſchmetternd auf Stoß; und er ſank in das offne Gefild' hin.
Aber Entſetzen und Graun im ſchöngeräderten Wagen
Trieben die Roſſe heran, und empor vom bewanderten Erdreich
Huben ſie ihn zum Seſſel, dem prangenden; ſchleunig hinweg dann
Geißelten ſie das Geſpann, und erreichten die Höhn des Olympos.
Er, der Alkmene Sohn, und der rühmliche Held Jolaos,
Als ſie dem Kyknos die Schulter enthüllt von der ſtattlichen Rüſtung,
Wanderten fort; bald kamen ſie dann zur thürmenden Trachis,
Mit ſchnelltrabenden Roſſen. Doch Zeus blauäugige Tochter
Fuhr zum großen Olympos empor und dem Hauſe des Vaters.
Aber den Kyknos begrub der weitobwaltende Këyr,
Und ein unendliches Volk, das die Stadt umwohnte des Königs,
Anthe, der Myrmidonen Gebiet auch, und Jaolkos,
Arne, mit Helike auch; denn ringsher ſtrömte Verſammlung,
Ehrend des Këyr Macht, der geliebt war ſeligen Göttern.
Doch des Beſtatteten Grab und Denkmal tilget' Anauros
Durch aufſchwellenden Wintererguß: ſo wollt' es Apollon,
Leto's Sohn, weil er Jeden, der herrliche Feſthekatomben
Führte zum pythiſchen Hain, mit Gewalt auflauernd geplündert.

Dies Gedicht iſt das Bruchſtück eines größeren verloren gegangenen Werkes, der Eöen, einer Aufzählung der Mütter der Heldengeſchlechter, vielleicht eine Fortſetzung oder ein Theil der

C. Theogonie,

die auch nur Fragment geblieben iſt, folgenden Inhaltes: Anrufung der Muſen (V. 1—35), die Geburt der Muſen und nochmalige Verherrlichung und Anrufung derſelben (V. 36—115), Geſchichte der Schöpfung des Chaos, der Erde, Himmel, Berge, Nymphen, der Entſtehung der Titanen, Kyklopen u. ſ. w., der Titanen, die ihren Vater Uranos entfernen, an deſſen Stelle Kronos tritt (V. 116—210), der Kinder der Nacht, des Meeres, der Enkelinnen des Letzteren (der Nereiden), der Titanen, namentlich der Hekate (V. 211—452); dann des neuen Götterſtammes, der Kinder des Kronos (V. 453—506); darauf des Zeus, des Prometheus, der Pandora; des Titanenkrieges, aus dem wir hier als Probe einſchalten:

Die Titanenſchlacht.

(Theogonie. V. 666 — 733.)

— — — — Sie huben unendlichen Kampf an,
Alle des Tags, was weiblich gebildet war, oder was männlich:
Dort die titaniſchen Götter, und hier die Erzeugten des Kronos,

Und die Zeus an das Licht aus des Erebos Tiefen hervorließ,
Schreckliche, groß an Kraft, und voll unermeßlicher Stärke.
Hundert Rieſenarm' entſtrebeten ihren Schultern,
Aller zugleich; und funfzig entſetzliche Häupter auf jedem
Wuchſen daher von der Schulter, bei ungeheuren Gliedern.
Jetzt den Titanen entgegengeſtellt zu grauſer Befehdung,
Trugen ſie ſteiles Geklipp, mit nervigten Fäuſten umklammert.
Drüben auch die Titanen befeſtigten ihre Geſchwader,
Freudiges Muths. Da erſchien, was Händ' und Kräfte vermochten,
Hier und dort. Laut rauſchte die Fluth des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd', und es dröhnte der wölbende Himmel,
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höhn des Olympos,
Durch der Unſterblichen Schwung; ſelbſt drang die Erſchütterung graunvoll
Bis in des Tartaros Nacht vom Geſtampf, und der gellende Ausruf
Vom endloſen Getöſ', und der Würf' anprallendes Schmettern.
Denn hin flogen und wieder geſchnellte Jammergeſchoſſe;
Und ein Geſchrei ringsher, das zum ſternigten Himmel emporſcholl,
Reizte den Kampf; und ſie rannten mit wüthendem Hall an einander.
Auch nicht hemmte Kronion den Muth noch; ſondern erfüllt ward
Ihm von dem heftigen Muthe das Herz, und er zeigte völlig

Seine Gewalt; und ſogleich vom Himmel einher und Olympos
Wandelte, raſtlos blitzend, der Donnerer. Siehe, die Wetter,
Schlag auf Schlag, mit Geroll und zuckenden Leuchtungen, flogen
Raſch aus der nervigten Hand, und ſchlängelten heilige Flamme,
Häufiges Flugs; weit krachte das nahrungſproſſende Erdreich
Brennend empor, und in Gluth rings knatterte mächtige Waldung.
Auf nun brauſ'te die Erd' und der Strom des Okeanos ringsum,
Auch das verödete Meer; und die erdgebornen Titanen
Aengſtete heißes Gedünſt; denn es flammt' in die heiligen Lüfte
Endlos, daß auch die Augen der Stärkeren ſelber geblendet
Starrten dem ſchimmernden Glanze des Donnerſtrahls und des Blitzes.
Fürchterlich drang bis zum Chaos die Schwül' ein. Gleich war der Anblick
Jetzt den Augen zu ſchaun, und der Hall zu vernehmen den Ohren,
Wie wenn gegen die Erd' hochher der gewölbete Himmel
Nahete; denn ſo möchte der lauteſte Schall ſich erheben,
Wo die zermalmte zugleich, und der oben zermalmende krachte:
Alſo ſcholl das Getön, da zum Kampf anrannten die Götter.
Wild auch tobten die Wind' und wirbelten Staub und Zerrüttung,
Wirbelten Donner und Blitz, und lodernde Keile des Wetters,

Zeus des Erhabenen Geſchoß, und ſtürmten Geſchrei und Tumult her
Zwiſchen die ſtreitenden Mächt'; und es ſtieg graunvolles Getöſ' auf
Jenes entſetzlichen Kampfs, und tapfre Thaten erſchienen:
Bis ſich neigte die Schlacht. Doch zuvor auf einander gerichtet,
Kämpften ſie eifrig fort durch tobendes Waffengetümmel.
Jen' im Vordergewühl erregten die Schlacht des Entſetzens,
Kottos, Briareos auch, und der raſtlos kämpfende Gyges,
Die dreihundert Felſen zugleich mit gewaltigen Armen
Schleuderten, Wurf auf Wurf; daß weit ihr Geſchoß den Titanen
Schattete. Jetzt in die Kluft des weitumwanderten Erdreichs
Scheuchten ſie jene hinab, und legten ſchmerzende Band' an
Mit obſiegender Hand, wie ſehr unbändig ſie trotzten,
So weit unter der Erd', als über der Erd' iſt der Himmel:
Denn gleich fern von der Erd' iſt des Tartaros finſterer Abgrund.
Wenn neun Tag' und Nächte dereinſt ein eherner Amboß
Fiele vom Himmel herab, am zehnten käm' er zur Erde;
Wenn neun Tag' und Nächte ſodann ein eherner Amboß
Fiele hinab von der Erd', am zehnten käm' er zum Abgrund.
Eh'rnes Geheg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang; oben herab dann
Wachſen die Wurzeln der Erd' und des ungebändigten Meeres.
Allda ſind die Titanen im nachtenden Schlunde des Dunkels
Eingehemmt, nach dem Rathe des ſchwarzumwölkten Kronion,
Tief in der dumpfigen Kluft, am Rand' der unendlichen Erde.

Keiner vermag zu entfliehn; denn es ſchloß Poſeidon den Ausgang
Feſt mit eherner Pfort', und rings umſchränkt ſie die Mauer.

Der Dichter ſchildert nun ferner, wie die Titanen auf immer in die Unterwelt verbannt werden, und dieſe ſelbſt (V. 734—819); dann aber:

Die Empörung des Typhöeus.

(Theogonie. V. 820—880.)

Aber nachdem die Titanen hinab vom Himmel gedrängt Zeus,
Brachten den jüngſten Sohn, den Typhöeus, Gäa, die Rieſin,
Durch des Tartaros Lieb', und die Huld der goldnen Kypris.
Ihm ſind Hände verliehn, die ein Werk vornehmen mit Nachdruck,
Rüſtige Füße zugleich, dem gewaltigen, und von den Schultern
Wanden ſich hundert Häupter des graunvoll ſchlängelnden Drachen,
Leckend mit finſtern Zungen umher, und der gräßlichen Häupter
Jeglichem zuckt' aus den Augen ein Gluthſtrahl unter den Wimpern;
So aus den Häuptern geſammt, wenn er ſchauete, brannt' es wie Feuer.
Auch war hallende Stimm' in allen entſetzlichen Häuptern,
Von vielartigem Wundergetön: denn in häufigem Wechſel
Lautete jetzt für die Götter verſtändliches; jetzo hinwieder
Scholl es, wie dumpfes Gebrüll des in Wuth anraſenden Stieres;
Jetzo gleich, wie des Löwen von unaufhaltſamer Kühnheit;
Jetzo gleich dem Gebelfer der Hündlein tönet' es ſeltſam;

Jetzo wie gellendes Pfeifen, daß rings nachhallten die Berghöhn.
Und bald kam an dem Tag' unheilſame That zur Vollendung,
Daß er Sterbliche, ſo wie Unſterbliche, jetzo beherrſchte;
Hätte nicht ſcharf es bemerkt der Menſchen und Ewigen Vater.
Ernſt nun ſchwang er die Donner, und donnerte; rings in dem Aufruhr
Toſ'te das Land grauvoll, und der wölbende Himmel von oben,
Auch des Okeanos Strom, Meerfluth und tartariſcher Abgrund.
Ja, dem unſterblichen Fuß erbebten die Höhn des Olympos,
Als ſich der Herrſcher erhub; und tiefauf dröhnte das Erdreich.
Beiden entloderte Brand, um das finſtere Meer ſich verbreitend,
Hier von dem Donner und Blitz, und dort von der Flamme des Scheuſals,
Von gluthwirbelndem Sturm, und zuckendem Strahle der Wetter.
Auf nun brauſ'te die Erd', und der Himmel umher und die Meerfluth;
Und die Geſtad' umtobt' unermeßliches Wogengetümmel,
Durch der Unſterblichen Schwung; und es ſchwankte das All in Erſchütt'rung.
Aides ſelber erſchrak, der untern Todten Gebieter,
Auch der Titanen Geſchlecht im Tartaros drunten um Kronos,
Vor dem unendlichen Lärm und dem furchtbaren Kampf der Entſcheidung.
Als nun ſeine Gewalt Zeus ſammelte, nahm er die Waffen,

Blitz und Donner zugleich, und lodernde Keile des Wetters,
Schlug dann hoch vom Olympos im Anſprung: alle geſammt nun
Sengt' er die gräßlichen Häupter hinweg des gewaltigen Scheuſals.
Aber nachdem er ihn jetzt mit ſchmetternden Schlägen gebändigt,
Sank er gelenklos hin; und es ſeufzte die mächtige Erd' auf.
Lodernde Gluth entſtrömte dem niedergedonnerten Herrſcher,
In des Gebirges Waldthalen, von Felsabhängen umdunkelt,
Wo er erlag; weit brannte die mächtige Erd' in des Wetters
Stürmiſcher Loh', und zerfloß, dem ſchmelzenden Zinne vergleichbar,
Welches der Jünglinge Kunſt in wohlgehöhletem Tiegel
Glühete; oder wie Eiſen, das ſtark vor allem Metall iſt,
In des Gebirges Waldthalen von flammender Hitze gebändigt,
Schmilzt in dem heiligen Grund, durch künſtliche Hand des Hephäſtos:
Alſo zerſchmolz auch die Erd' in ſtrahlender Lohe des Feuers.
Zeus dann ſchwang ihn ergrimmt in des Tartaros räumigen Abgrund.
Von dem Typhóeus ſtammt die Gewalt naßbrauchender Winde,
Außer dem Süd und dem Nord und dem blaßumſchauerten Weſtwind;
Denn die ſind aus Göttergeſchlecht, und den Sterblichen heilſam.
Aber die andern wehn als Mißhauch' über die Meerfluth:
Die, nun plötzlich daher in die finſtere Woge ſich ſtürzend,
Raſen mit ſtürmender Wuth, den ſterblichen Menſchen zum Unheil.

Dann wehn andere anders wohin, und zerſtreun und verderben
Schiff' und Segler zugleich; und des Wehs iſt nimmer Errettung
Sterblichen, die, von jenem ereilt, durch die Brandung hinfliegen.
Auch auf den Boden umher des unendlichen blühenden Erdreichs
Bringen ſie Leid, und verderben der Ackerer ſchöne Beſtellung,
Alles mit Staub anfüllend und fürchterlich raſſendem Aufruhr.

Und nun folgt die fernere Geſchichte des Zeus, ſeiner Gattinnen und Kinder, ſo wie der Kinder der Göttinnen und ſterblicher Menſchen (V. 881—1022).

Außerdem werden Heſiod oder richtiger ſeiner Schule die *Melampodie*, der *Kampf des Aegimias mit den Lapithen*, ein *aſtronomiſches Epos* u. A. mehr zugeſchrieben; von allen dieſen Werken ſind aber nur unbedeutende Fragmente auf uns gekommen.

Die heſiodiſchen Dichtungen ſtehen den homeriſchen in jeder Hinſicht nach; an die Stelle der heiteren und edeln Lebensanſchauung tritt hier eine wilde und düſtere Phantaſie, der es jedoch an Kraft fehlt. — Man ſieht deutlich, daß hier hierarchiſche Tendenzen zu Grunde liegen, doch läßt ſich aus dem Vorhandenen kein genügendes Urtheil ziehen, da daſſelbe theils zu fragmentariſch iſt, theils zu viel des Unechten und Untergeſchobenen enthält, theils endlich die einzelnen Theile zu gewaltſam an einander gefügt erſcheinen. — Gedankenreichthum iſt jedoch dieſer Dichterſchule nicht abzuſprechen, und was ſie leiſtete, daher mehr für den Forſcher nach Lebensweisheit älteſter Vorzeit, als für den Freund der Poeſie von Intereſſe.

Orpheus.

(Das myſtiſche Epos und die myſtiſchen Hymnen.)

Schon Heſiodos beweiſ't uns, daß ſich in den Werken Homers nicht die geſammte althelleniſche Lebensanſchauung fand, ſondern daß neben derſelben noch andere Richtungen ſich geltend machten, welche der rein objectiven Darſtellung das Subjective beimiſchten und dieſem wiederum eine eigene Grundlage und einen eigenen Ton verliehen. Erſcheint es nun auch als unumſtößlich, daß die dem Orpheus (ſ. denſelben unter den Dichtern der erſten Periode, Abſchnitt 4.) beigelegten Dichtungen nicht von dieſem herrühren, ſondern daß deſſen urſprüngliche Poeſieen im Laufe der Zeiten verloren gingen, ſo darf man doch wohl annehmen, daß der Ton, den die Späteren anſchlugen, welche demſelben ihre Dichtungen unterges choben, ein nicht willkürlich angenommener, ſondern ſeit Jahrhunderten in der Orphiſchen Weiſe überlieferter ſei, und daß, wie Heſiodos mit dem epiſchen Elemente das didaktiſche zu eigenem Zwecke verbunden, ſo dieſe die myſtiſche Naturanſchauung und die überall durchſchimmernde ſymboliſch ausgedrückte Ahnung des Ueberſinnlichen abſichtlich beigemiſcht und daher dieſer Richtung des Epos einen eigenthümlichen Charakter gegeben haben, der, der homeriſchen entſchieden entgegengeſetzt, ſtatt der heiteren und ſchönen Lebensauffaſſung, die düſtere, wundergläubige, leidenſchaftlich verzerrte vorwalten ließ. Außer Orpheus gab es noch andere myſtiſch-epiſche Dichter, wie Epimenides von Kreta, Ariſteas von Prokonneſos, Abaris der Hyperboreer, Onomakritos, Teleklides u. A. m., von denen ſich aber entweder gar Nichts, oder nur höchſt unbedeutende Bruchſtücke auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. — Als Repräſentant dieſer ganzen Richtung müſſen wir daher immer den untergeſchobenen Orpheus gelten laſſen, und ſo möge denn hier, als am ſchicklichſten Orte, Einiges von ihm eingereiht werden, das wenigſtens einen, wenn auch nur ſchwachen Begriff von der oben erwähnten Art und Weiſe orphiſcher Myſterienpoeſie, zu geben im Stande iſt.

A. Orphiſche Hymnen.

Deutſch von D. K. Ph. Dietſch. *)

An die Natur.

Göttin Natur, o Mutter des Alls, der Erfindungen Mutter,
Himmelsmacht, urhehr, in der Schöpfungen Füll', o du Fürſtin!

---

*) Erlangen 1822.

Alles bezwingſt, Unbezwungene du, glanzvolle Pilotin,
Alles Beherrſchende, ſtets glorreich, alloberſtes Weſen!
Ewige, erſter Geburt, urpreisliche, Männer verherrlichend;
Nächtliche, ſternumblinkt, aufſtrahlende, mächtigumfaſſend,
Sonder Geräuſch beflügelnd den Schritt auf der Spitze der Ferſen;
Heilige, Götterbeſeligerin, du unendliches Ende;
Jeglichem Weſen gemein, und unmittheilbar alleine;
Vater dir ſelbſt, ohn' Vater, in freudiger Fülle der Urkraft;
Holdumblümet, der Liebe Verband, vielartig, verſtändig;
Führerin biſt du zum Ziel, o belebende Nährerin Jungfrau,
Dike, die ſelbſt ſich genügt; der Chariten herrliche Peitho;[1]
Herrſchend im Aether zugleich, auf der Erd', und in ſalziger Meerfluth;
Unhold biſt du den Böſen, Gehorchenden ſüß und erlabend;
Allweiſ', Alles gewährend, o Pflegerin, Königin allwärts;
Fruchtbare Zeitigerin, Auflöſerin deß, was gereiſet;
Vater biſt du und Mutter von Jeglichem, Wärterin, Amme,
Selige, ſchneller Geburt, vielſamige, Strudel der Zeiten;
Bildender Kunſt Allmacht, in der Schöpfungen Füll', o du Herrin,
Ewigen Seins, der Bewegungen voll und weiſer Erfahrung;
Die du in ewigem Wirbel in flüchtiger Strömung dahinrollſt;
Rund, durchſtrömend das All, in wechſelgeſtaltigem Leben;
Prangenden Throns, ehrvoll, die allein den Willen vollendet,
Ob der Bezepterten Haupt ſchwerdonnernde, waltend mit Obmacht!
Nimmer verzagt, Allbändigerin, gluthathmendes Schickſal;
Ewigwährendes Leben, und unvergängliche Weisheit!

---

[1] die Göttin der Ueberredung.

Alles biſt du; denn Alles umher erſchaffeſt allein du.
Göttin, wohlan, dir fleh' ich, zugleich in geſegneten Zeiten
Friede, Geſundheit bring', und jeglichem Dinge den Wachsthum.

An die Nemeſis.

Preis, o Nemeſis, dir, allmächtig waltende Gottheit,
Die allſchauend, das Leben durchſpäht vielſtämmiger Menſchen;
Ewige, vielverehrt, die allein ſich freut der Gerechten,
Aendernd das vielſchwankende Maß, das nimmer Beſtand hat;
Welcher ſie all' erbeben die Sterblichen, beugend den Nacken.
Dir ja erforſcht iſt Jegliches Sinn, dir nimmer verborgen
Seelen, die ſchmähen die Regel des Rechts im Sturme des Wahnſinns.
Alles durchſpähſt, und Alles vernimmſt du, ordeneſt Alles;
Bei dir ruhet der Sterblichen Recht, alloberſtes Weſen!
Selige, komm, Urreine, Helferin ſtets den Geweihten!
Schaff' in ihnen ein edeles Herz, und bezähme verhaßte,
Und unheilige, ſtolze Geſinnungen, andre um andre!

B. Die Argonautenfahrt.*)

Phryxus und Helle waren vor ihrer Stiefmutter Ino, auf einem geflügelten Widder, der ein goldnes Vließ hatte, nach Kolchis entflohen, Helle jedoch in das Meer geſtürzt, daher des Letzteren Name Hellespont. — Phryxus opferte zu Kolchis den Widder und hing deſſen Vließ als Weihgeſchenk im Haine des Ares auf. Aeetes der König bewahrte daſſelbe ängſtlich, weil ihm der Tod prophezeiht war, wenn Fremdlinge es raubten. — Jaſon, Sohn des Königs von Theſſalien, verband ſich nun mit anderen Helden zu einem Zuge dorthin. Ihn begleitete Orpheus, den der Dichter einführt als ſchildere dieſer es ſelbſt. —

---

*) Deutſch von J. H. Voß. Zugabe zu deſſen Heſiod.

Das Gedicht beginnt mit Anrufung des Apollo. Dann folgt die Rüſtung zum Zuge. Orpheus und die Helden Herakles, Kaſtor, Pollux, Peleus, Telamon, Oileus u. A. m. ſtellen ſich ein (V. 1—229); ſie können das Schiff Argo nicht aus dem Meerſande löſen; da bewirkt Orpheus das Wunder durch Spiel und Geſang; Jaſon, den ſie zum Führer gewählt, nimmt ihnen den Eid der Treue ab; die Fahrt beginnt; am Pelion landen ſie und beſuchen Peleus Sohn Achilleus, den der Kentaur Cheiron erzieht; Orpheus wetteifert mit dieſem im Geſange (V. 230—454). Sie ſetzen dann ihre Fahrt fort und legen in Lemnos an, darauf am Ufer des Hellespont, wo Kyzikos, der Fürſt der Dolier, ſie gaſtfreundlich aufnimmt, aber unabſichtlich von Herakles getödtet wird. Nachdem ſie den Heros feierlich beſtattet (V. 455—617), ſchiffen ſie weiter und gelangen nach Kolchis. — Des Königs Tochter Medea entbrennt in Liebe zu Jaſon, und hilft ihm das goldene Vließ rauben. Möge dies der Dichter ſelbſt ſchildern:

Der Raub des goldenen Vließes.

(Orpheus Argonautenfahrt. V. 887 — 1038.)

Aber nachdem Medeia geflohn aus dem Hauſe des Königs,
Und unbemerkt von Allen zu unſeren Schiffen gelangt war;
Jetzt im vereinigten Rath erwogen wir unſeren Hingang,
Um von der heiligen Eiche das goldene Vließ zu erobern.
Welches wir leicht im Herzen vermutheten; Keiner von uns auch
Kannte das hoffnungsloſe Geſchäft: denn unendliche Mühſal
Stand den Heroen bevor, und es gähnte der Schlund des Verderbens.
Denn von dem herrlichen Strom und der Königsburg des Aeetes
Ragt neun Klaftern empor die unerſteigliche Mauer,
Wohl mit Thürmen verwahrt und ſchöngehauenen Quadern,
Welche mit ſieben Baſteien umherkreiſ't. Aber darin ſind
Drei erzſtarrende Thore, gewaltige; dieſen empor dann
Läuft die Mauer einher, umringt mit goldenen Zinnen.
Hoch auf den Pfoſten der Thore, da ſteht fernſchauend die Göttin,
Zitternden Glanz ausſtrahlend, wie Gluth: der ſühnende Kolcher
Artemis, Thorgöttin, lauttoſende Rennerin anruft,
Schrecklich ſowohl den Menſchen zu ſchaun, als ſchrecklich zu hören,
Wenn man nicht mit Weih'n ihr naht und Reinigungsopfern,
Deren die Prieſterin barg zur Entſündigung, jene Medeia,
Die unglücklich vermählte, zugleich mit tyteiſchen Jungfraun.
Nie auch drang des Wegs ein Sterblicher dort in das Inn're

Ueber die Schwelle hinweg, Einheimiſcher oder auch Fremdling;
Denn rings hemmet zurück die ſchreckliche Göttin der Leitung,
Raſende Wuth einhauchend den flammenäugigen Hunden.
Hierauf folgt ein Hain, im innerſten Raum des Verſchloſſes,
Wo viel friſches Gehölz aufſteigt mit ſchattigen Wipfeln,
Lorbeerbäum' und Kornellen und ſchlankerheb'nen Platanen.
Dort ſind auch viel Kräuter gewölbt um die niedern Wurzeln:
Klymenos, ſammt dem edlen Asphodelos, und Adiantos,
Ariſtereon, zart von Gewächs, und Kypeiten mit Thryon,
Kyklamis, gleich der Viol', und Eryſimen, ſammt Herminen,
Stöchas, Päonen dann, vom Buſch Polyknemen umwuchert,
Pelion dann, Mandragoras auch, und fahles Diktamnen,
Krokos von ſüßem Geruch, und Kardamen, neben dem Kemos,
Smilax, dunkeler Mohn, und niedres Chamämelon,
Panakes, und Alkeia, mit Karpaſen, und Akoniten,
Auch viel andere noch der ſchädlichen ſtiegen vom Grund' auf.
Mitten ragt zu den Wolken ein Eichſtamm über die Waldung,
Welcher ſich weit ausdehnt, mit laubigen Aeſten umdunkelt.
Siehe, daran hängt, leuchtend von Gold, an dem langen Gezweig' hin
Rings verbreitet das Vließ; und raſch mit den Augen bewacht es
Jener entſetzliche Drache, das unausſprechliche Scheuſal.
Denn goldflimmernde Schuppen umſtarren ihn; und, an dem Baumſtamm
Haſtend mit gräßlichem Schwunge der Windungen, ſchaltet er ringsum,
Des tiefhauſenden Zeus Graunbild, nach dem Vließe ſich wendend,

Und unbezwingbare Hut verwaltet er eifrig und ſchlaflos,
Scheel in bläulichen Augen den Stern umrollend vor Ingrimm.
Aber ſobald wir ſolches gehört nach lauterer Wahrheit,
Von der Municherin Hekate Macht und dem ſpähenden Drachen,
Alles, ſo viel umſtändlich zuvor ihm gemeldet Medeia;
Suchten wir Bahn, kaum hoffend, aus ſo mühſeliger Arbeit,
Wie wir ſie ſänftigen möchten, die Stürmerin, ihr zu vertrauen,
Und wie dem Ungeheuer wir naheten, daß wir das Goldvließ
Hüben vom Baum, und kehrten zu heimiſchen Fluren ein Jeder.
Jetzo ermahnete laut die ſämmtlichen Minyerhelden
Mopſos, der ſolches erkannt, als erleuchteter Seher der Zukunft,
Mir zu flehn, daß ich ihnen, den Wandelnden zu dem Geſchäfte,
Artemis Macht ausſöhnt', und zähmte das gräßliche Unthier.
Alſo umſtanden mich Jen', und fleheten. Aber ich ſelber
Hieß mir den Aeſoniden, und zween ſtreitkundige Männer,
Kaſtor den reiſigen Held, und den Kämpfer der Fauſt Polydeukes,
Mopſos auch, Ampykos Sohn, hingehn zum Ziele der Arbeit.
Doch mir folgte geſellt ohn' Andere einzig Medeia.
Als ich nunmehr zum Geheg' und dem heiligen Raume gelangt war,
Jetzo höhlet' ich tief im ebenen Boden ein Dreieck.
Dann Wachholdergehölz und trockene Klüfte der Zeder,
Auch vom ſtachlichten Rhamnos und wehmuththränenden Pappeln,

Bracht' ich geſchwind', und häuft' ein Scheitergerüſt in der Grube.
Auch viel Zaubergewächs trug mir die erfahrne Medeia,
Da ſie den Laden enthub des duftenden Heiligthumes;
Schnell dann frohnes Gebilde bereitet' ich unter dem Schleier,
Warf zum Gehölz es empor, und fertigte Opfer des Einſchnitts,
Drei ganz dunkle Junge der Hündinnen weihend den Göttern.
Unter das Blut nun miſcht' ich Chalkanteskraut mit Struthion,
Knekos auch, und Zwiebel zugleich, mit der rothen Anchuſa,
Auch das ſtrenge Pſylleion, und Chalkimos. Dann mit der Miſchung
Füllt' ich die Magen der Hund', und legte ſie über das Scheitholz.
Hierauf goß ich mit Waſſer gemengtes Oel um die Grube.
Dann in ſchwarze Gewande verhüllt, und mit feindliches Erzes
Anſchlag, fleht' ich laut, und die Göttin, ſiehe, vernahm es:
Aus dem Geklüfte vorbrechend des ſtets unfreundlichen Abgrunds,
Kam mit Alekto Tiſiphone her und die grauſe Megära,
Welche dem trockenen Kien entſchüttelten Flamme des Todes.
Schnell nun brannte die Grub', und es knatterte ſchnell empor Gluth,
Daß dickqualmender Ruß ſich ergoß in unendlichen Rauchdampf.
Raſch von dem Aides fuhren herauf durch das lodernde Feuer
Unholdinnen voll Grauns, unmild, und entſetzlich dem Anblick.

Denn der Einen Geſtalt war eiſerne, welche des Abgrunds
Reich Pandora benannt; und zugleich in wechſelnder Bildung
Kam, dreihauptig zu ſchaun, die entſetzliche, hehr und unerforſchbar,
Hekate, Tartaros Kind. Ihr links aus der Schulter entſchwang ſich
Ein dichtmähniges Roß; doch rechtshin war ſie von Anſehn
Hündin mit raſendem Blick; es ragte mitten ein Raubwild;
Und ihr zuckten die Hände mit zwei fauſtfüllenden Schwertern.
Jetzo drehten im Kreiſ' ſich um die Grube hiehin und dorthin
Hekate, ſammt Pandora; zugleich auch ſtürmten die Pönen.
Sieh', und der Artemis Bild, der Hüterin, ſenkte die Fackeln
Schnell auf die Erd' aus den Händen, und hub gen Himmel die Blicke;
Sanft auch ſchmeichelt' ihr Hundegeleit: weg ſprangen die Riegel
Im unbändigen Schloß, und es flog das prangende Thor auf
Jenes ſtarken Gehegs; es erſchien der herrliche Feſthain.
Ueber die Schwell' jetzt ſchritt ich voran; auch drang des Aeetes
Tochter Medeia hinein, und Aeſons edler Sprößling,
Sammt des Tyndaros Söhnen; zugleich auch folgete Mopſos.
Aber ſobald aus der Nähe die dunkle Eiche daherſchien,
Und des gaſtlichen Zeus auf Stufen erhöheter Altar;
Siehe, der Drach', um den Stamm die verſchlungenen Windungen rollend,

Regt' in Kreiſen empor ſein Haupt und ſcheusliches Antlitz,
Mit graunvollem Geziſch: weit ſauſete droben der Aether,
Rings auch krachten die Bäum' und ſchauderten, mächtig erſchüttert,
Tief aus der unterſten Wurzel; es ſcholl die beſchattete Waldung.
Ich und die bangen Genoſſen erzitterten; aber Medeia,
Sie nur trug ungebeuget den Muth des erhabenen Herzens,
Weil ſie gepflückt in den Händen das traurige Wurzelgefaſer.
Selbſt nunmehr zu der Laute geſellt' ich Stimme der Gottheit;
Und wie mit tiefem Geſumme die unterſte Saite der Wölbung
Leiſ' anklang, ſo entfloß ſtimmlos auch der Lippe Gemurmel.
Denn ich lockte den Schlaf, der Götter und Sterblichen Herrſcher,
Daß er genaht einwiegte den Muth des gewaltigen Drachen.
Schleunig gehorchte mir jener, und kam zum kyteiſchen Lande.
Er, einſchläfernd umher das Geſchlecht taglebender Menſchen,
Und unbändiger Wind' Anhauch, und die wogende Meerfluth,
Auch unverſiegender Bäch' Urquell, und der Ströme Gewäſſer,
Thiere zugleich und Gevögel, und was nur lebt und ſich reget,
Bettend in Ruh', ſo ſchwebt' er einher auf goldenen Flügeln,
Bis zu des ſtarrenden Kolchergebiets ſchönblumigem Anger.
Plötzlich ſank auf die Augen ein laſtender Schlummer dem Unthier,

Faſt zu vergleichen dem Tod'; und den langen umfunkelten Hals nun
Senkt' er betäubt auf die Schuppen herab. Tief ſtaunte dem Anblick
Selbſt die grauſe Medeia; ſofort dann trieb ſie ermahnend
Aeſons edeln Sohn, daß getroſt er enthübe dem Eichſtamm.
Das goldzottige Vließ aufhebend, das mächtige, eilt' er zum Schiffe.
Hoch frohlockten die Helden der Minyer, und zu den Göttern
Huben geſammt ſie die Hände, den ewigen Himmelsbewohnern.
So nun ſchalteten jen' um das Goldvließ. Aber Aeetes
Hörete bald vom Geſinde, hinweg ſei gegangen Medeia.
Schleunig darauf den Apſyrtos entſendet' er, Volk zu verſammeln,
Und ihm zugleich zu erſpähn ſein Kind, die weibliche Schweſter.
Dieſer enteilete ſchnell an die wogenden Borde des Stromes
Zu der Heroenſchaar, und fand die furchtbare Jungfrau.
Halb ſchon rückte die Nacht im Geſtirnkleid über die Laufbahn,
Und vollbracht war der arge Verrath und das plötzliche Schickſal,
Durch der Medeia Gelüſt, an dem weitberühmten Apſyrtos.
Ihn, den Ermordeten nun entſchwangen ſie vorn in die Watten
Des hinſtürzenden Stroms: der trug mit raſchem Gewog' ihn

Durch umſchlagende Wirbel zur Fluth des verödeten Meeres.
Er nun trieb mit der Weg' an den Strand der apſyrtiſchen Inſeln.
Doch nicht täuſchten ſie Zeus Aufſicht, noch die ordnende Themis.
Aber nachdem in das Schiff ſie geeilt, und den Borden des Hemmtau
Ab vom Ufer gehau'n; mit hurtigem Schlage der Ruder
Schifften ſie haſtig nunmehr in des Stroms Arm.

Ihre Heimkehr und die Gefahren, welche ſie auf der Rückfahrt beſtehen, bilden nun den weiteren Inhalt und den Schluß des Epos. — Sie erreichen, nachdem Jaſon ſich mit Medea im Lande der Phäaken vermählte, glücklich den Peloponnes, wo ſich die Helden trennen und Jeder wieder nach Hauſe zieht.

Das ganze Gedicht iſt ein ſpäteres Machwerk, von dem einige Kritiker ſogar behaupten, es rühre aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten her.

Das dem Orpheus ferner zugeſchriebene Gedicht über die Eigenſchaften der Steine, ſo wie das, auch dem Hermes beigelegte, über die Erdbeben, ſtammen offenbar aus einer ſehr ſpäten Periode. Beide, mögen daher unberückſichtigt bleiben.

II. Lyriſche Poeſie.

1) Die Gnomiker.

Die lyriſche Poeſie der Griechen trat nicht gleich fertig und abgeſchloſſen hervor, ſondern bildete ſich in Uebergängen nach der epiſchen und in Folge derſelben aus, da das Leben der Gegenwart ſelbſt Stoff darbot, und nicht erſt in die Vergangenheit zurückgegriffen werden brauchte, um einen anziehenden, die Gemüther bewegenden und ergreifenden Inhalt zu finden. Die politiſchen Intereſſen nämlich, welche ſich überall geltend machten, und theils im Kampfe gegen die Monarchie, theils im Streite gegen die Oligarchie, in den einzelnen Staaten und Kreiſen ihren Ausdruck fanden, gewannen ſich Sänger, die ſehr bald dem neuen Stoffe auch eine eigenthümliche Form ſchufen. Sie geſellten nämlich dem feſtſtehenden Hexameter den Pentameter zu, und bildeten ſo durch das Diſtichon die erſte lyriſche Strophe, deren mit einander durch den Inhalt zu einer Einheit verbundene Mehrzahl den Namen Elegie erhielt. Jonien war das Vaterland dieſer erſten lyriſchen Form, weshalb ſie auch zu näherer Beſtimmung vorzugsweiſe als ioniſche Elegie bezeichnet wird. Streng lyriſch, d. h. rein ſubjectiv war ſie nicht, ſondern bildete vielmehr einen Uebergang an äußern Erſcheinungen des Lebens, welche jeden Freien gleich ſehr berührten und beſchäftigten, wie z. B. des Gemeinweſens Wohl und Gefahren, — Empfindung, Betrachtung und Belehrung knüpfend, und ſo von den Anſchauungen, durch Ermahnung und Belehrung zum Gemüthsleben, alſo von der epiſchen Auffaſſung durch didaktiſche Behandlung zur Lyrik übergehend. Da nun dieſe Weiſe an einzelnen ſcharf ausgeſprochenen Lehren und Lebensregeln (Gnomen) reich war, ſo werden die Dichter, welche ſich vorzüglich mit ihr beſchäftigten, auch vorzugsweiſe gnomiſche Dichter oder Gnomiker genannt. Die Bedeutendſten dieſer Periode, von denen größere oder geringere Kunde bis auf uns gekommen, ſind:

Kallinos

aus Epheſus; er ſoll um 715 v. Chr. G., nach Anderen ſchon um 800 v. Chr. G. gelebt haben und der Erfinder der Elegie geweſen ſein. Näheres wiſſen wir nicht, weder über ſeine Lebensverhältniſſe, noch über ſeine Poeſieen, welche ſämmtlich kriegeriſchen Inhaltes geweſen ſein ſollen. Erhalten hat ſich nur folgende von ihm, in der er zum Kampfe gegen die Magneſier auffordert, welche Epheſus bedrohten; auch ſie iſt nur ein Fragment, das wir hier in W. E. Weber's Uebertragung mittheilen.

Bis wann meint ihr zu ruh'n? Wann, Jünglinge, werdet den Muth Ihr
Kräftigen? Schämt Ihr Euch vor den Umwohnenden nicht?

Daß ungebührlich ihr ſo hinſchlaffetet? Wähnt Ihr, im Frieden
Sicher zu ruh'n, und der Krieg waltet daher durch das Land?
Auf! und wider den Feind! mit dem mächtigen Schild ihm entgegen!
Und Eu'r letztes Geſchoß werft, wenn das Leben entfleucht.
Denn preiswürdig ja iſt's, und verherrlicht den Mann, zu verfechten
Sein heimathliches Land, Kinder und junges Gemahl,
Gegen den Feind! Einſt nahet das Ende ſich, wann es die Möre
Ueber den Menſchen verhängt. Gerade denn ſtürmet dahin,
Hochher ſchwinget den Speer und ein muthiges Herz an die Tartſche
Feſt angedrängt, wann des Kampfs blutig Gewirr ſich erhebt!
Denn zu entflieh'n dem Todesgeſchick ward unter den Männern
Keinem beſtimmt, wenn auch ſchon Göttern entſproßte ſein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entfloh'n und dem Lanzengeſauſe,
Kehrt er zurück und daheim bringt ihm die Möre den Tod.
Aber nicht ihn, trau'n, liebet das Volk, ihn ſehnt es zurück nicht:
Doch fällt Jener, ſo klagt Niedrer und Hoher um ihn.
Denn es verlangt die Bürger zuſammt nach dem tapfern Manne.
Sank er, und lebend erſcheint göttlicher Helden er werth.

Gleich wie ein Bollwerk, ja ſo ſtehet er ihnen vor Augen:
Denn was für Viele genügt, hat er als Einer gethan.

Tyrtaios

(Tyrtäus), ein Mileſier, ſoll früh nach Athen gekommen ſein (680) und dort als Schullehrer gewirkt haben. Im zweiten meſſeniſchen Kriege befahl den Spartanern ein Orakel, einen Ausländer zum Anführer zu erwählen; ſie wandten ſich deshalb an die Athener, und dieſe ſandten ihnen den Tyrtäus, den Jene, dem Götterſpruche vertrauend, auch zum Feldherrn annahmen. Er begeiſterte das Heer ſo durch ſeine Geſänge, daß es den Sieg davon trug. Dieſe Geſänge waren Embaterien (Schlachtmarſch-Lieder) und Elegieen (Ermahnungen zur Tapferkeit). Nur ſehr Weniges davon iſt erhalten worden und auch dies Wenige beſteht nur aus Fragmenten längerer Poeſieen. Es ſind herbe, heftige Gedanken eines tapfer geſinnten Mannes, der um jeden Preis den Tod der Schande vorzieht. — Wir ſchalten als Probe ſeiner Weiſe hier die erſte und vierte Elegie ein.

Tyrtäus' erſte Elegie.

Deutſch von W. E. Weber.

Auf! das Geſchlecht ja ſeid ihr des unbezwungnen Herakles,
Faſſet euch Muth, noch hält Zeus nicht den Nacken gewandt!
Nicht vor der Menge der Männer erbebt, nicht wendet zur Flucht euch,

Nein, auf die Vorderſten raſch hebe die Tartſche der Mann,
Feindlich dem Leben geſinnt und die finſteren Looſe des Todes,
Wenn ſie in Helios' Strahl nahen, begrüßend mit Luſt!
Denn hell ſehet ihr leuchten die Müh'n des bejammerten Ares,
Und wohl kennt ihr des Kriegs furchtbares Wogengeſaus:
War't mit Fliehenden auch und war't im Zug der Verfolger,
Jünglinge, beiderlei Loos habt ihr zur Gnüge geprüft.
Welche da kühn ausharren und feſt an einander ſich haltend
Zum Nachkampfe voran ſtürzen in's Vordergefecht,
Deren erliegt ein geringerer Theil und ſie ſchirmen den Nachhalt;
Doch Zaghaftigen welkt jegliche Tugend dahin.
Keiner ja möge ſie alle zu End' ausnennen, die Uebel,
Welche betreffen den Mann, wies er ſich feige geſinnt.
Denn unwürdig ja iſt's, wann, hinten im Rücken, des Feindes
Schwirt den entfliehenden Mann trifft im Getümmel der Schlacht:
Und, ſcheuſelig dem Blick, liegt da im Staube der Leichnam,
Welchen die Spitze des Speers zwiſchen den Schultern durchbohrt.
Dulde denn wohl ausſchreitend ein Jeglicher, beide die Füße
Feſt aufſtemmend im Grund, Zähn' in die Lippen gedrückt;
Hüften ſodann und die Schenkel hinab und die Bruſt und die Schultern
Hinter des räumigen Schilds Bauche nach Wunſche gedeckt;
Und in der Rechten erheb' er zum Schwung den erdröhnenden Schlachtſpeer,
Und graunregend daher wehe vom Haupte ſein Buſch.

Furchtbare Werke vollbringend erlern' er im Kampf zu beſtehen,
Und nicht, fern dem Geſchoß, halt' er im Arme den Schild,
Sondern in's Antlitz tretend den Feind mit des mächtigen Speers Wucht
Treff' er ihn, oder das Schwert faſſend, im Nähegefecht.
Und Fuß preſſend an Fuß, und die Tartſch' andrängend der Tartſche,
Flatternden Buſch an den Buſch, Helm auch dem Helme gereiht,
Und Bruſt klopfend an Bruſt, ausring' er den Kampf mit dem Gegner,
Hoch in der Hand Schwertgriff, oder gewaltigen Schaft,
Ihr dann, raſche Gymneten[1], ein Anderer hinter dem Andren,
Tartſche darniedergeduckt, neckt mit grobem Geſtein,
Und die geglätteten Schaft' unermüdlich entſendend,
Schließet euch nahe gedrängt an die Geharniſchten an.

Tyrtäus vierte Elegie.

Deutſch von W. Herzberg.

(Beim Lykurgos. Die andern ſtehn in Stobäos' Anthologie.)

Schön fürwahr iſt der Tod, wenn unter den vorderſten Streitern
Für ſein väterlich Land kämpfend der Tapfere fällt!
Aber die eigne Stadt und die fetten Gefilde verlaſſend
Betteln zu gehn, das iſt wahrlich das Schmählichſte wohl,
Wenn du umher dich treibſt mit der theuren Mutter, dem greiſen

---

[1] Leichte, bewaffnete Heloten.

Vater, der Kindlein Schaar, und mit dem jungen Gemahl.
Denn feindſelig begegnet man ihm, wohin er auch komme,
Welchen der Mangel bedrückt und der Bedürftigkeit Graus.
Und er beſchimpft ſein Geſchlecht, er ſchändet den glänzenden Namen,
Jegliche Schmach folgt ihm, jegliche Schlechtigkeit nach.
Wenn dem Mann alſo, der umhertreibt, keinerlei Ehre
Wird zu Theil und nachher keinerlei Achtung ihm blüht!
Laßt uns denn ſtreiten mit Muth für das Land und unſere Kinder
Laßt uns ſterben und nicht ſchonen des Lebens hinfort.
Auf, ihr Jünglinge, denn zum Kampf an einander geſchloſſen:
Auf und beginnt nur nicht Schrecken und ſchimpfliche Flucht!
Sondern erhebet den Muth in der Bruſt und laßt ihn erſtarken:
Nimmer im Männergefecht feige das Leben geliebt!
Nie den Bejahrteren auch, dem behend nicht mehr ſich das Knie regt,
Laſſet, zum Fliehen gewandt, nimmer, den Greiſen, im Stich!
Traun! gar ſchändlich doch wär's, wenn im vorderſten Treffen gefallen,
Er vor der Jünglinge Reihn läge, der ältere Mann,
Dem ſchon weiß das Haupt und grau ſich färbet das Barthaar;
Wenn in Staub er dahin hauchet den kräftigen Geiſt!
Wenn er die blutige Schaam mit den theuren Händen bedeckte
— Wohl abſcheulich wär's, gräßlich den Augen zu ſchaun! —
Wenn er entblößt dalag: doch Alles ziemet dem Jüngling,

Welchem die Jugend noch ſtrahlend die Glieder umblüht,
Herrlich iſt er den Männern zu ſchaun, liebreizend den Weibern,
Weil er noch lebt: und ſchön, fiel er im vorderſten Kampf.
Recht ausſchreitend darum in geſchloſſenen Reihn, an den Boden
Stemmet den Fuß und feſt beiße die Lippe der Zahn!

Mimnermos

aus Kolophon um 600 v. Chr., gab der Elegie einen durchaus anderen Inhalt und ihr eigentlich diejenige Weiſe, welche ſie ſpäter geltend behauptete, die der wehmüthigen Klage um verkümmerten Lebensgenuß, vorzüglich durch nicht beglückte Liebe. Näheres iſt uns nichts hinſichtlich ſeiner Lebensverhältniſſe und Leiſtungen überliefert worden, als daß er in ſeinem hohen Alter eine Flötenſpielerin Nanno liebte und dieſe in ſeinen Gedichten feierte, und daß er die Schlacht der Smyrnäer gegen Gyges beſang. Auch von ſeinen Poeſieen ſind nur Bruchſtücke auf uns gekommen, von denen das Folgende in der Verdeutſchung **W. E. Weber's** hier eine Stelle finden möge.

Doch wir gleichen dem Laub, das die blumige Hore des Frühlings
Auftreibt, wann ſich der Glanz Helios' kräftig erneut,
Dem gleich freuen wir uns an den lieblichen Blüthen der Jugend

Kärgliche Zeit und erfährt Keiner von Himmliſchen Gram
Je, noch Genuß: nah' aber umſchleichen uns finſtere Keren[1]:
Dieſe beweget das Ziel drückenden Alters heran,
Dieſe ſodann des Todes und ſchnell hin welken der Jugend
Früchte, wie über die Flur Strahlen der Sonne ſich ſtreu'n.
Dennoch, ſobald dies Ziel in des Daſeins Wechſel vorbeifloh,
Bleibt zur Stunde der Tod ſüßer als Leben hinfort.
Denn viel Trauer begiebt im Gemüthe ſich: häuslicher Wohlſtand
Weicht von dem Einen und ſchwer trifft ihn des Mangels Geſchick:
Kinder entbehrt hinwieder ein Anderer, welche vor Allem
Heiß ſich erſehnend er bald nieder zum Aides geht;
Quälende Seuche verzehret den Anderen; alſo iſt Keiner
Welchem nicht Zeus vollauf bittere Schmerzen verhängt.

Solon,

der berühmte Geſetzgeber und Staatsmann (um 600 v. Chr.) aus dem alten Königsgeſchlechte der Kodros. Sein in Salamis lebender Vater hatte ſein Vermögen verſchwendet und der Sohn widmete ſich daher, um ſich ſelbſt ſeinen Weg zu bahnen, dem Handel, in Folge deſſen er große Reiſen machte, auf denen er ſich reiche Bildung und Menſchenkenntniß erwarb. Bei ſeiner Rückkehr nach Athen zeichnete er ſich durch ſein edles Benehmen, ſein Wiſſen und ſeine dichteriſchen Leiſtungen ſo vortheilhaft aus, daß er ein hohes Anſehen unter den Athenienſern

---

1) Die Todesgöttinnen.

genoß und es ihm gelang, bedeutenden Einfluß auf ſie auszuüben. Als ihm nun das Amt eines Archonten mit der Vollmacht eines Geſetzgebers übertragen worden, führte er eine neue, nach ihm benannte Staatsverfaſſung ein, ließ die Bürger ſchwören, binnen zehn Jahren nichts an den von ihm erlaſſenen Geſetzen zu ändern und begab ſich nun in das Ausland. — Als er bei ſeiner Rückkehr fand, daß ſie ihr Wort nicht gehalten, ging er nach Kypros, wo er im achtzigſten Jahre ſeines Lebens geſtorben ſein ſoll. Von ſeinen Poeſieen ſind nur Bruchſtücke auf uns gekommen, doch wiſſen wir, daß ſeine Elegieen den Uebergang von der politiſchen Gattung zur gnomiſchen bildeten, ſo wie, daß er auch erotiſche Elegieen, Jamben und Skolien, ſo wie ein großes epiſches Gedicht, **Atlantis**, das er jedoch unvollendet gelaſſen, verfaßt habe. Patriotiſche Gefühle, Kriegsluſt und Streben nach ſittlichem Fortſchritt, zu denen er ſeine Mitbürger anregte, und für die er ſie zu begeiſtern ſuchte, beſtimmen vorzüglich Ton und Inhalt ſeiner Poeſieen. Wir geben in Folgendem einige Proben ſeiner Art und Weiſe.

Aus Solon's Gedichten.

Deutſch von Weber und Jakobs.

Gnomiſche Elegie.

Ihr, des olympiſchen Zeus und Mnemoſyne's ſtrahlende Kinder,
Muſen, pieriſcher Chor, hört mich Flehenden an!

Segen mir ſchenkt durch die Huld Unſterblicher: doch von den Menſchen,
Daß mir bei Allem zumal blüh' ein untadliger Ruf.
So mag ſüß ich Befreundeten nah'n, Feindſeligen herbe,
Jenen verehrungswerth, fürchterlich dieſen zu ſchau'n.
Güterbeſitz zwar locket mein Herz: doch erworben mit Unrecht
Mag ich ihn nicht: denn ſtets folget die Strafe darauf.
Reichthum, welchen die Götter verleih'n, er läßt von dem Manne
Nimmer, und hebt ſich vom Grund ſichergewurzelt empor.
Iſt er jedoch von den Menſchen erzeugt; entſtammt er dem Frevel
Wider das Recht, dann folgt zögernd er ſträubenden Schritts,
Unfreiwillig der ſchmählichen That: bald miſcht ſich ihm Unheil.
Schwach zwar glimmt es zuerſt, gleich wie ein Feuer, empor;
Doch aus verächtlichem Keim bricht unheilſchwere Vollendung.
Denn nie mögen dem Mann frevele Thaten beſteh'n;
Sondern das Ziel bringt Zeus von Jeglichem: dann, wie auf einmal
Nahend die Windsbraut raſch theilet das Nebelgewölk
Früh in dem Lenz, die des Meeres unwirthliche Wogenerbrandung
Wild in den Tiefen erregt und durch das Waizengefild
Freudige Saaten verheert; dann zum Sitze der Götter ſich aufhebt,
Hoch zum Himmel, und jetzt wiederum Heitre gewährt;

Daß neu Helios' Kraft herglänzt auf geſegnete Fruchtau'n
Herrlich, und nirgend die Spur düſternder Wolken noch dräut:
Alſo erſcheint Zeus' Rachegericht; doch auf Jeglichen niemals,
Gleich wie der ſterbliche Mann, zürnet er eifernden Sinns.
Aber verhüllt bleibt Keiner ihm ewiglich, welcher verwognen
Muth in ſich hegt, und er kommt endlich zum Lichte gewiß.
Nur büßt dieſer ſogleich, der ſpäter dann: ja, wenn ſie ſelbſt auch
Flohen, und nimmer ſie mehr faßte der Götter Geſchick,
Kommt es doch einmal endlich, und ſchuldlos büßen die Unthat
Eigene Kinder noch ab, oder das Folgegeſchlecht.
Wir nur denken als Menſchen, der Sinnige gleich dem Verkehrten,
Und unverwerflich bedünkt Jedem der eigene Wahn,
Ehe die That ihn belehrt; dann trauert er: aber bis dahin
Stehen wir gaffend und ſind eiteler Hoffnungen froh.
Wen auf das Lager geſtreckt die Gewalt angreifender Fieber,
Daß die Geneſung ihm nah', ſteht vor der Seel' ihm allein.
Jener iſt feig, doch meint er, ein tapferer Mann zu erſcheinen:
Schön der, welchem der Reiz lieblicher Bildung gebricht.
Unhabſelig iſt Einer; ihn bändigen Laſten der Armuth,
Dennoch erträumt er ſich flugs reichlichen Güterbeſitz.
Allhier eifert ein Andrer; es ſchweift auf dem Rücken des Meeres
Dieſer zu Schiff, und verlangt heim zu entführen den Raub,

Unter der Fluth Ungeheuern, von ſauſenden Stürmen geſchaukelt,
Und gleichgültigen Muths ſetzt er das Leben daran.
Jener zerſchneidet der Erde bewaldete Fluren, und fröhnet
Jahr für Jahr; den allein mühet der zackige Pflug.
Jener, befliſſen der Werke des kunſterfahrnen Hephäſtos
Oder Athene's, dankt Nahrung der regſamen Hand.
Jenen erfreute mit Gaben die Kunſt der Olympiſchen Muſen,
Sinniger Weisheit Maß athmet ihm ſüßer Geſang.
Jenen erkohr zum Seher der treffende König Apollon,
Und er erſchaut, was fern Schmerzliches nahet dem Mann:
Iſt doch der Himmliſchen Segen mit ihm! Doch verhängten Geſchicken
Wehrt kein Vogel der Luft, wehret nicht Opfergeſchenk;
Noch, die in Päons Werken, des zaubergewandten, belehrt ſind,
Aerzt'; auch ihrem Bemüh'n ſaget das Ende nicht zu.
Denn oft zeuget ein kleinerer Schmerz ein verderbliches Unheil,
Und kein Nahender dann löſ't es durch lindernden Trank;
Jenen jedoch, der im Schauer des brennenden Fiebers ſich abraſ't,
Rühret er leicht mit der Hand, und er geſundet ſofort.
Denn vom Verhängniß allein kommt Sterblichen Böſes wie Gutes,
Und was Unſterbliche dir ſenden, vermeideſt du nicht.
Hat doch ein jedes Geſchäft ſein Mißliches, kennet auch Niemand,
Wo ſein harre das Ziel, wann er begonnen die That.
Denn, wer da klüglich zu handeln verſuchete, eh' er's geahnet,
Sank er in Jammergeſchick, großes und ſchweres, hinab.

Wieder ein Andrer gedeiht; in Jeglichem ſchenket ein Gott ihm
Guten Erfolg, und erſetzt, was er im Wahne verbrach.
Aber im Reichthum gilt kein Ende noch Ziel uns Menſchen;
Denn die am meiſten von uns haben des Gutes anjetzt,
Trachten mit doppelter Gier: wer möchte ſie ſättigen Alle?
Ränke den Sterblichen drum laſſen die Himmliſchen zu;
Aber empor ſprießt Ate, und kettete ſich, wann ſie daher Zeus
Sandte zum Rachegeſchäft, anders dem Anderen an.

Das Recht.

So ertheilt' ich dem Volk an Gerechtſamen, was ihm genug iſt,
Nichts ihm entziehend an Fug, aber auch mehrend um nichts.
Doch die in Macht vorragten, verehrt um Güter des Zufalls,
Ihrer auch wahrt' ich, daß Nichts wider Gebühr ſie betraf.
Und ſo ſtand ich, ſie beide mit kräftigem Schilde bewahrend,
Doch Sieg wider das Recht ließ ich für beide nicht zu.
So ja allein blos möchte das Volk nachgehen den Führern
Weder entzügelt zu ſehr, noch auch knechtiſch bedrückt.

Die Stufenjahre.

Noch unkundig der Red', unmündig noch, treibt in den ſieben
Erſtlingsjahren die Reih'n ſproſſender Zähne das Kind.
Aber vollendete bald ihm die andern ſieben die Gottheit,
Thun Anzeichen ſich auch werdender Jugend hervor.

Dann in den dritten umhüllt, wie die Glieder ſich kräftig geſtalten,
Flaum ſein Kinn und es färbt dunkler den blühenden Reiz.
Kommen die ſieben anjetzt zum viertenmal, dann iſt der Mannkraft
Gipfel erreicht und es thun edele Thaten ſich kund.
Doch in den fünften iſt's Zeit, daß der Mann der Vermählung gedenk ſei,
Und er ein Folgegeſchlecht blühender Kinder erzeugt.
Drauf in dem ſechſten erſtarkt urkräftig des Mannes Geſinnung,
Und nicht mag er hinfort eitele Werke begehn,
Vierzehn Jahre hindurch, in der ſiebenten und in der achten
Reihe von ſieben, erhebt Red' ihn ſodann und Verſtand.
Auch in der neunten vermag er noch Einiges: aber ihn flieht ſchon
Zum großherzigen Thun Weisheit und Leibesgewalt.
Aber erfüllte zum zehenten Male ſein ſiebentes Jahr wer,
Nicht unzeitig ereilt dieſen das Todesgeſchick.

Kein Glücklicher.

Nimmer auch ward glückſelig ein Irdiſcher, ſondern in Mühſal
Ringen ſie alle, wie viel Sterbliche Helios ſchaut.

Die Erkenntniß.

— Aber in Dunkel verhüllt liegt ſterblichem Blick der Erkenntniß
Maaß, das allein doch nur jegliches Höchſte begreift.

Tugend und Beſitz.

Segen beglückt der Verkehrten ſo viel', und die Edlen entbehren,
Und doch werden wir nie trachten, um ihren Beſitz
Unſere Tugend zu tauſchen. Denn ewiglich währet das Eine,
Aber der Menſchen Erwerb wandert von Manne zu Mann.

---

2) Die reine Lyrik.

Seit dem achten Jahrhundert v. Chr. entwickelte ſich aus dem griechiſchen Volksleben heraus die reine lyriſche Poeſie unzertrennlich von der Muſik und zum Theil auch vom Tanze und ſchuf ſich bald eigenthümliche Gattungen und dieſen ihre Formen, wie z. B. Päanen, Jubel- und Danklieder, Threnen, Klagelieder, Embaterien, Schlachtlieder, Hymenäen, Hochzeitslieder, Hymnen, Dithyramben, Jamben (Spottlieder), Skolien, Tafellieder, Oden, Liebeslieder, Trinklieder u. ſ. w. — Die griechiſchen lyriſchen Dichter zerfallen in zwei, weſentlich durch Inhalt und Lebensanſchauung in ihren Poeſieen unterſchiedene Kreiſe, den ioniſchen und den äoliſch-doriſchen. Der Charakter des erſteren iſt der tändelnder Anmuth und einfacher Form, der des zweiten, der tiefen Gefühls, ernſter Lebensanſchauung, glühender Begeiſterung und künſtlicher Form, doch läßt ſich dieſer Unterſchied im Einzelnen nicht ſtreng feſt halten, da die lyriſchen Dichter ſelbſt häufig bald ſich in der einen, bald in der anderen Weiſe verſuchten. Als älteſter Lyriker wird uns **Thaletas** um 880 v. Chr. G. genannt, den Lykurg nach Sparta berief, von dem aber nichts der Nachwelt geblieben iſt. — Die bedeutendſten anderen Lyriker der zweiten Periode ſind:

Archilochos

aus Paros (720 v. Chr. Geb., um die 18. Olympiade), wurde von den Alten als einer der größten und genialſten Dichter betrachtet und ihm der Rang gleich nach Homer angewieſen, obwohl ſie über ſein Leben ſeltſame Dinge erzählen. Er ſoll der Sohn des Teleſikles und einer Sklavin Erigone geweſen ſein, und weil ihm ein gewiſſer Lykambos die Hand ſeiner Tochter verweigert, auf dieſen ein ſo bösartiges Gedicht gemacht haben, daß Lykambos und die Tochter, nach Einigen ſogar alle drei Töchter, ſich aus Verzweiflung darüber ſelbſt entleibten. Ferner wird von ihm berichtet, daß er aus Lakedämon verbannt wurde (nach Einigen wegen eben dieſes höchſt unſittlichen Gedichtes, nach Anderen, weil er in der Schlacht ſeinen Schild weggeworfen), daß er dann von Paros nach Thaſos übergeſiedelt ſei, aber ſich dort auch allgemeinen Haß wegen ſeiner Bosheit, ſeiner Unſittlichkeit und ſeiner Feigheit zuzog, und daß ihn endlich ein gewiſſer Kallondas Korax von Naxos im Kampfe getödtet, aber die Pythia den Letzteren deswegen aus dem Tempel des Apollo verwieſen, weil er einen den Muſen geheiligten Mann umgebracht habe. — Archilochos ſoll der Erfinder der mit dem Namen **Jamben** bezeichneten Spottgedichte und ihrer Form geweſen ſein, überhaupt der lyriſchen Poeſie neue Bahnen gebrochen und ſich durch Phantaſie, Feuer und Kraft ſehr ausgezeichnet haben. Nur ſehr wenige Fragmente von ſeinen Poeſieen ſind bis zu uns gekommen; folgendes von E. W. **Weber** verdeutſchte Bruchſtück einer Elegie möge hier eine Stelle finden:

Ja, ſchwer laſtet der Kummer, Periklees: ſeiner gedenkend
Möchte Keiner ſich wohl freuen an Schmaus und Gelag.
Ach, den Befreundeten ſpülte der vielaufrauſchenden Meerfluth
Woge dahin [1], ſo daß wir voll von dem Grame geſchwellt
Tragen die Bruſt: doch verliehen im Drang unerſetzlicher Leiden
Götter zugleich auch, o Freund! duldſame Kraft zu des Weh's
Linderung! Einmal betrifft dies Jeglichen, aber anjetzo
Uns, und wir ſeufzen nun tief über den blutigen Schlag.
Künftig dann wird er ſich wenden auf Andere! Darum geſchwind jetzt
Faßt euch und werfet hinweg weibiſches Trauergeſtöhn.

Alkman

von Sparta, um 670 v. Chr., aus Lydien ſtammend, ebenfalls ein hochgefeierter Dichter und berühmter Flötenſpieler,

---

[1] Sein Schwager verunglückte auf der See.

Erfinder des Alkmaniſchen Metrum – ◡◡ – ◡◡ – | ◡◡ – (◡◡), ſoll ſechs Bücher lyriſcher Poeſieen, Hymnen, Hymenäen, Parthenien, Embaterien, erotiſche Gedichte u. ſ. w. hinterlaſſen haben. Auch von ihm exiſtiren nur noch Fragmente, von denen folgende Schilderung der Nacht, wahrſcheinlich aus einem Hochzeitsliede, als Probe (übertragen von Elliſſen) hier eingereiht werden möge:

Es ſchlummern der Berge Gipfel und Schluchten,
Es ruh'n die Klippen und Felſenſpalten,
Und alles Gewürm und alle Geſchöpfe,
So viele ſich nähren auf dunkeler Erde,
Die Thiere des Waldes, die ſchwärmenden Bienen,
Die Ungeheuer im purpurnen Meergrund;
Es ſchlummern der Vögel beſchwingte Geſchlechter....

Simonides

aus Amorgos (um 670 v. Chr.) war in Samos geboren, ſiedelte ſich aber, durch politiſche Verhältniſſe bewogen, nach der eben genannten Inſel über. Er dichtete vorzüglich Jamben und ward daher auch vorzugsweiſe der Jambograph genannt; doch werden ihm auch Elegieen zugeſchrieben. Stobaeus hat uns ein ſatyriſches Gedicht von ihm gegen die Frauen aufbewahrt, aus dem hier eine Probe, überſetzt von F. W. Richter, folgt:

Nach dem Dichter ſchuf die Gottheit die Frauen aus verſchiedenen Stoffen; die Eine aus dem Roß, die

Andere aus der Biene, die Dritte aus der See u. ſ. w. Von dieſer Letzteren ſingt er:

Betrachte nun die Meerentſproſſ'ne dir im Geiſt:
Bald lacht ſie einen ganzen Tag und iſt vergnügt;
(Ein Fremder lobt ſie, der ſie ſo im Haus erblickt;
Da giebt es in der ganzen Welt kein ander Weib,
Das beſſer wär' als Dieſe, noch holdſeliger:)
Bald aber iſt ſie unerträglich anzuſchau'n
Und Keiner darf ihr nahen; denn ſie wüthet dann
Entſetzlich, wie die Hündin um die Jungen tobt.
Unfreundlich iſt ſie Allen und unangenehm
Den Freunden wie den Feinden, ſonder Unterſchied.
So ſteht die Meerfluth öfter unerregbar ſtill
Und arglos da in Sommerzeit, dem Schiffervolk
Zur hohen Luſt; doch öfters tobt ſie raſend auf
Mich hochempörter Wogen dumpfem Donnerhall.
Ihr gleicht vollkommen an Gemüth ein ſolches Weib,
In ihrem Weſen, wie die See, veränderlich.

Terpandros

aus Antiſſa (um 660 v. Chr. G.), wird als Dichter, Erfinder der Skolien, und als Erfinder der ſiebenſaitigen Lyra von den Alten hoch gerühmt. Von ſeinen Poeſieen iſt jedoch nichts der Nacht und Vergeſſenheit entriſſen worden.

Arion

aus Methymna, wird als Erfinder der Dithyramben (Jubellieder zum Preiſe des Bakchos) gerühmt. Was die

Sage von ihm erzählt, hat A. W. v. Schlegel in folgendem Gedichte, das hinſichtlich des Wohlklanges mit jedem antiken Poem wetteifern kann, behandelt.

Arion.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Zither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.“

Arion ſprach: „„Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſei auch vieler Tauſend Luſt.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!““

Er ſteht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm;

„„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß ſie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäſte Schwarm.““ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern;
Doch bald umringen ſie ihn laut.

„„„Du darfſt, Arion, nicht mehr leben:
Begehrſt du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab.“““
„„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.““

„„„Nein, nein, wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“““ —

„„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;

Daß ich, nach Zitherſpieler Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.
Wann ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!““

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„„Und wollt ihr ruhig lauſchen,
Laßt mich die Kleider tauſchen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.““ —

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein,
Es ſtaunt der Schiffer Bande;
Er ſchreitet vor zum Rande
Und ſieht in's blaue Meer hinein.

Er ſang: „„Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!

Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elyſiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, ſchon grüß' ich euch!

„„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Euridicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick. —

„„Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!““ —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn deckten alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrauſe
Ward ſtummen Fiſchen nur verliehn:

Doch lockt Muſik aus ſalz'gem Hauſe
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft beſtricken,
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken
Dem falſchen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menſchenliebend ſinn'ge Thier;
Er ſchwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen ſpringen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin ſich ſein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinſt an Felsgeſtaden
Das Wunder aufgeſtellt in Erz.
Jetzt, da ſich jedes trennte
Zu ſeinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn!
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügeln,
Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn.““ —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;

Schon glänzen ihm Korinthos Zinnen,
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lieb' und Luſt geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „„Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt.
Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.““

Dann ſpricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander ſtaunend horcht.
„Soll Jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verſtecken,
So nah'n ſie wohl ſich, unbeſorgt.“ —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr.“ —
„„„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.“““
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.

Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„„„Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden!
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!“““ —

„Er lebet noch, der Töne Meiſter,
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euren Muth!“

Von Arion ſind uns nur zwei Gedichte durch Aelian aufbewahrt worden, eine Inſchrift auf ein Erzbild, das ſeine Rettung darſtellte, und ein Danklied, Beides dem Poſeidon gewidmet. Der Hymnus, den wir hier mittheilen, iſt von Ellissen übertragen.

Meerherrſcher, du höchſter der Götter,
Poſeidon mit goldnem Dreizack,
Umſchlingend das Land mit der Salzfluth;
Die Thiere mit Schuppen und Kiemen

Umtanzen dich ſchwimmend im Kreiſe,
Mit leichten Schlägen der Floſſen
Im Sprunge ſich raſch hinſchnellend.
Schnell zuckend ſegelnde Hunde
Der See, ſtarr ſchuppigen Rückens,
Geſangentzückte Delphine,
Die Kinder des Meeres durchſtreifen
Die Reiche der Nereiden,
Die Amphitrite geboren.
Ihr trugt mich an Pelops' Geſtade,
Dort an die tänariſche Spitze;
Ich irrt in ſikeliſchen Fluthen,
Da trugt ihr im Tanz mich, durchfurchend
Das Meer, auf gebogenem Rücken
Den Weg, den nimmer verſuchten.
Von ruchloſen Männern ja war ich
Aus hohlem Schiff in des Meeres
Tiefpurpurne Fluthen geſchleudert.

Sappho

aus Mitylene, auf der Inſel Lesbos geboren, um 620 v. Chr. Geb., war die gefeiertſte griechiſche Dichterin. Ueber ihr Leben iſt nichts Sicheres bekannt, und was von ihr berichtet wird, mag der Sage angehören oder vielleicht durch Verwechſelung mit einer anderen Sappho auf ſie übertragen worden ſein. Erzählt wird von ihr, daß ſie die Gemahlin des Kerkylas aus Andros geweſen und Dieſem eine Tochter Kleïs geboren, nach ihres Gatten Tode nur der Poeſie gelebt und mehrere Schülerinnen

(Erinna, Myrtis, Atthis, Baukis) gebildet, auch zu dem Dichter Alkaios in einem innigen, jedoch nach Vieler Behauptung, rein poetiſchen Verhältniſſe geſtanden habe. Im reiferen Alter ſoll ſie eine heftige Neigung zu einem Jüngling Phaon gefaßt, als Dieſer ſich von ihr gewandt, ihm nach Sicilien gefolgt ſein, ſich aber zuletzt aus Verzweiflung über ihre unerwiederte Leidenſchaft vom Leukadiſchen Felſen hinab in das Meer geſtürzt und hier den Tod gefunden haben. Sie hinterließ neun Bücher lyriſcher Poeſieen, Oden, Hymnen, Hymenäen, Epigramme u. ſ. w. enthaltend, von denen aber nur zwei Oden und einige Fragmente gerettet worden ſind, die wir hier in K. L. Kannegießer's Uebertragung mittheilen.

Lieder der Sappho.

Auf Aphrodite.

Goldenthronende, göttliche Aphrodite!
Liſtenkundige Tochter des Zeus, dir fleh' ich,
Nicht mit Schmähung, Herrliche, nicht mit Kränkung
Beuge den Muth mir,

Sondern komm hernieder, ſofern du ſonſt wohl
Freundlich, meine Stimme vernehmend, oftmals
Mir dein Ohr geliehen, und deines Vaters
Wohnung verlaſſend

Kamſt, den goldnen Wagen geſchirret; ſchöne
Spatzen führten hurtig dich fort, die braunen
Flügel häufig ſchwingend vom Himmel durch die
Mitte des Aethers.

Schnell zurück dann flogen ſie; doch du, Sel'ge,
Lächelnd mit unſterblichem Angeſichte,
Fragteſt, was mir Leides geſchehn, warum ich
Jetzo dich rufe,

Was im ſehnſuchtkranken Gemüth vor allem
Ich von dir verlange, nach wem ich wieder
Strebe mit beſtrickender Liebe: „Wer, o
Sappho, verhöhnt dich?

Flieht er dich, ſo ſoll er dich gleich verfolgen;
Nimmt er keine Gaben, ſo ſoll er geben;
Liebt er nicht, gleich ſoll er, ſogar, wenn du's nicht
Wollteſt, dich lieben.“ —

Komm auch itzt zu mir, und befreie meine
Bruſt von ſchwerem Kummer, und was die Seele
Heiß ſich wünſcht gewähret, gewähr's, und ſei mir
Selber Gehülfin!

An ein ſchönes Mädchen.

Mich bedünket himmliſchen Göttern jener
Mann vergleichbar, welcher ſich dir befindet
Gegenüber, und in der Nähe, deine
Liebliche Stimme

Und dein ſüßes Lächeln vernimmt. Das iſt es,
Was das Herz grundaus in der Bruſt mir umkehrt.
Schau ich dich, ſo ſtocket ſogleich im Schlunde
Jeglicher Laut mir.

Dann iſt mir die Zunge gelähmt, ein zartes
Feuer ſchleicht verborgen die ganze Haut durch,
Mit den Augen ſeh ich nicht mehr, es brauſet
Mir in den Ohren.

Kalter Schweiß ergießet ſich, und ein Zittern
Faßt mich ganz und gar, ich entfärbe mich wie
Gras, und nur noch wenig entfernt vom Tode
Schein' ich entſeelet.

Klage.

Der Mond iſt hinabgegangen
Und auch die Plejaden; und tiefe
Nacht iſt's, es erſcheint die Stunde;
Mein Lager jedoch iſt einſam.

An ein reiches, aber ungebildetes Mädchen.

Wenn du geſtorben, liegſt du da,
Und kein Angedenken verräth
Deinen Namen der Folgezeit,
Weil du die Roſen Pieria's
Nie geachtet, und unbekannt
Walleſt du dann in Hades Gebiet;
Nimmer ſieht auch deine Geſtalt
Jemand entflattern dem Schattenreich.

Erinna,

nach Einiger Behauptung von Teos ſtammend (um 610 v. Chr.), Schülerin und Freundin der Sappho, und als Dichterin von den Alten gleichfalls ſehr gefeiert. Von ihren Poeſieen iſt jedoch Nichts als einige Epigramme gerettet worden, eine ihr zugeſchriebene Ode rührt von einer weit jüngeren Dichterin Melino her. — Folgende Grabſchrift auf ihre Freundin und Mitſchülerin Baukis, welche als Braut ſtarb, beweiſ't, daß Erinna's Ruhm nicht unverdient geweſen iſt. Wir geben ſie in Jakob's Verdeutſchung.

Baukis die Braut liegt hier in dem Grab. An dem thränenbewegten
Marmor, wandernder Freund! rufe dem Aides zu:
„Aides, neidiſch biſt du!“ — denn Baukis feindliches Schickſal
Kündet des Denkmals Schmuck, künden die Zeichen dir an;
Daß die entlodernde Fackel, mit welcher ihr Hymen am Abend
Leuchtete, über dem Grab ihre Gebeine verzehrt.
Ach, da wurden dein Lied und der Hochzeit Weiſen, o Hymen,
Schnell in des Trauergeſangs klagende Töne verkehrt.

Alkaios,

ein Landsmann der Sappho (um 610 v. Chr.), wie Dieſe, Erfinder einer geregelten, nach ihm benannten lyriſchen

Strophe und, der Sage nach, auch Erfinder des Barbiton. Er ſoll tapfer geweſen ſein und an der Spitze einer Partei gegen den Tyrannen Pittakos geſtanden haben; nach Einigen ward er begnadigt, nach Anderen verbannt. Er hinterließ zehn Bücher lyriſcher Poeſieen verſchiedenen, vorzüglich aber patriotiſchen und erotiſchen Inhaltes, von denen jedoch nur wenige Fragmente der Nachwelt aufbewahrt worden ſind. Folgendes iſt das von Bode überſetzte Bruchſtück eines Trinkliedes.

Laßt uns trinken! Wozu harren des Lichts? Kurz iſt die Tageszeit.
Auf, o Knabe, und bring' große Pokal', welche die Kunſt gezieret.
Denn ſchmerzſtillenden Wein ſchenkte der Sohn Zeus' und der Semele
Allen Sterblichen. D'rum miſchend den Trunk, ſpende mir Eins und Zwei
Vollauf, daß aus dem Kopf treibe den Rauſch einer den anderen
Freudenkelch! — —

6.

Die Dichter der dritten Periode.

1. Gnomiker.

Theognis,

aus Megara, aus edlem Geſchlecht, um 550 v. Chr., ward bei dem Sturze des Theagenes mit ſeiner Gattin nach Theben verbannt und ſeines Beſitzthumes beraubt, kehrte aber wieder in ſeine Vaterſtadt zurück und ſoll dort in hohem Alter geſtorben ſein. Er hinterließ paraenetiſche Hypotheken, eine Sammlung elegiſcher Gnomen, in denen ſich zwar manches ihm Untergeſchobene befinden mag, die aber, an zwei Jünglinge, Kyrnos und Polypädes, gerichtet, in poetiſchem Gewande dieſe für das Leben bilden ſollen und ſich durch Adel der Geſinnung, tiefen und doch heiteren Ernſt und ſtrenge Sittlichkeit, zugleich jedoch mit herbem Haß gegen das niedere Volk verbunden, auszeichnen. Außer dieſen Gnomen werden ihm auch noch erotiſche Elegieen, Trinklieder u. A. m. zugeſchrieben. — Wir ſchließen hier Proben ſeiner Weiſe in W. E. Weber's Ueberſetzung an.

Sterbliche ſind wir.

Keiner, o Kyrnos, iſt ſelbſt ſich des Wehs Urheber und Segens,
Sondern die Götter allein ſpenden dies Doppelgeſchick.

Und kein Sterblicher mühet im Schweiße ſich, wiſſend im Geiſte,
Ob es zu fröhlichem Ziel oder zu herbem gedeiht.
Denn wer das Thörigte meinte zu thun, oft thut er das Gute,
Und wer das Gute vermeint, hat das Verkehrte gethan.
So mag keinem begegnen der Sterblichen, was er begehrte,
Die Hülfloſigkeit legt engende Bande ihm an.
Sterbliche ſind wir und ſinnen vergebens, tappend im Finſtern,
Und wie es ihnen genehm, lenken die Götter das All.

Der Dämon.

Viele ſind thörigten Sinns, doch mag ſie behüten der Dämon,
Denen, was fährlich erſchien, ſich zum Vergnüglichen kehrt;
Anderen bricht hinwieder am Zorn des gehäſſigen Dämons
Sinniger Rath, und es freut nie ſich ihr Thun des Erfolgs.

Hüte das Herz.

Hüte das Herz, doch entträufe Gefälliges immer der Zunge;
Nur in den Schwachen erbrauſ't heftig das Innre ſogleich.
Schärfer als Schnur, Kreiszieher und Richtſcheit ordnen, o Kyrnos,
Muß Acht haben ein Mann, welcher zum Gotte gewallt,
Daß ihm in Pythons Hallen des Himmliſchen hehre Prophetin
Gab Weiſſagebeſcheid aus der geſegneten Kluft.
Magſt du ja doch, zuthuend ein Wort, kein Mittel noch finden,
Noch abthuend, der Schuld wider die Götter entgehn.

Muthloſer Bedarf.

Ha, muthloſer Bedarf, was verweileſt du, daß du zu Andern
Nicht hinzieheſt? warum liebſt du mich, Haſſenden, ſo?
Gehe doch, wandre zu Andrer Haus und wolle mit uns nicht
Stets Theil nehmen am Loos dieſes vergälleten Seins.

Blühe mir, liebes Gemüth.

Blühe mir, liebes Gemüth: bald werden ja andere Menſchen
Hier umwalten, doch ich modre zu düſterem Staub.

Nicht daſein.

Nicht daſein, das wäre den Irdiſchen völlig das Beſte,
Und niemals zu erſchaun Helios ſengenden Strahl;
Aber geboren zugleich durch des Aides Pforten zu wandeln,
Und ſtillliegen, den Staub hoch auf dem Hügel gehäuft.

Wer nimmt Theil?

Laſſe zu viel nicht ſeh'n: machſt ſichtbar, Kyrnos, ein Leid du,
Nehmen an deinem Verdruß immer nur Wenige Theil.

Rüttele nicht!

Rüttle nicht, iſt leidlich dein Loos! und verbleibe gelaſſen:
Doch iſt es übel, dann auf, bis es zum Gleiſe gebracht.

Das Feindſelige.

Kaſtor, und du, Polydeukes, der heiligen Stadt Lakedämon
Schirmer, wo lieblichen Laufs ſich der Eurotas ergießt:
Sinn' ich dem Freund Feindſeliges je, dann treff' es mich ſelber;
Doch ſinnt jener es mir, treff' ihn noch zweimal ſoviel.

Die Lüge.

Anfangs gleich frommt wenig die Lüg', und nahet der Ausgang,
Giebt ihr Gewinn heillos gleich wie entehrend ſich kund,
Beides zumal; und es bleibt nichts Würdiges ferner dem Manne,
Folgt ihm die Lüg', und entſchlüpft über die Lippen einmal.

Hoffarth.

Hoffarth ſendet zuerſt aus verderblichen Looſen die Gottheit,
Wem ſie, o Kyrnos, das Haus ganz zu entwurzeln beſchloß.
Hoffarth wächſt aus Erſättigung auf, wenn dem frevelen Manne
Segen gefolgt, und ihn nicht ſinniger Geiſt auch beſeelt.

Feind oder Freund.

Koſe mir nicht mit Worten und denke dann anders im Geiſte,
So du mich liebeſt und treu ſchläget im Buſen dein Herz.

Sondern mich lieb' entweder in Lauterkeit, oder entſagend
  Feinde mich an und erheb' offen vor allen den Zwiſt.
Doch wem bei einiger Zunge das Herz zwiefältig, o Kyrnos,
  Der iſt ein arger Geſell, Feind mir erwünſchter denn Freund.

Der Irrthum.

Niemals gieb um nichtigen Wahn den geachteten Freund auf,
  Schlimmer Verläumdung ſofort, Kyrnos, erſchließend dein Ohr,
Zürnt' um Verirrungen Jeder ſogleich jedwedem der Freunde,
  Nimmer verſtünde man ſich herzlich und liebend annoch
Unter einander: dem Looſe der Sterblichen folget der Irrthum,
  Kyrnos, und Götter allein ſehen denſelben nicht nach.

Phokylides.

Ein Zeitgenoſſe des Vorigen, aus Miletos (um 540 v. Chr. Geb.), von deſſen Lebensverhältniſſen uns nichts Genaues bekannt iſt. Die ſittliche Veredlung des Volkes war ſein Hauptbeſtreben. Nur wenige Fragmente von ihm ſind uns erhalten. Er ſoll auch epiſche Gedichte verfaßt haben, allein ein ſolches ihm beigelegtes, das noch vorhanden, iſt untergeſchoben. Hier eine Probe ſeiner Weiſe, verdeutſcht von W. E. Weber.

Fleckslos bin ich als Freund und den Freund auch kenn' ich als ſolchen;
  Aber das Schelmengezücht iſt in den Tod mir verhaßt.

Keinem erweiſ' ich mich falſch, ihm zu ſchmeicheln; doch die ich ehre
Denen von Anfang bleibt treu bis zu Ende mein Herz.

Als gnomiſche Dichter werden ferner noch mit Auszeichnung genannt: **Jon** der Tragiker, aus Chios (um 450 v. Chr. Geb.), **Kritias**, einer der dreißig Tyrannen von Athen, der ſich auch in epiſchen und dramatiſchen Poeſieen verſuchte (um 420 v. Chr. Geb.), **Euenos** von Paros, **Hermeſianax** aus Kolophon (um 340 v. Chr. Geb.), von denen ſich nur unbedeutende Fragmente erhalten haben, mit denen wir nicht unnütz den uns vergönnten Raum vergeuden wollen, da ſie in ihrer Art und Weiſe ſich nicht hervorſtechend von dem bereits Mitgetheilten unterſcheiden.

2. Die reine Lyrik.

Unter den Lyrikern dieſes Zeitraumes zeichneten ſich **Steſichoros** aus Himera (um 570 v. Chr.), **Ibykos** aus Rhegion (derſelbe, den Schiller in ſeiner Ballade „die Kraniche des Ibycus“ gefeiert hat), um 550 v. Chr. Geb., **Hipponax** aus Epheſus (um 530 v. Chr. Geb.) und die Dichterinnen **Myrtis** aus Anthedon (um 490 v. Chr. Geb.), **Korinna** aus Tanagra, um dieſelbe Zeit, **Praxilla** aus Sikyon (um 450 v. Chr. Geb.) als bedeutend aus und wurden von den Griechen hochgeſchätzt. Da aber von ihren Leiſtungen ſehr wenig oder gar Nichts der Vergeſſenheit entriſſen worden iſt, ſo gehen wir lieber zu denjenigen Dichtern über, von denen uns ein freundlicheres Geſchick wenigſtens ſoviel aufbewahrte, daß es hinreicht, ein genügendes Urtheil über ihre Art und Weiſe zu gewinnen. Hier tritt uns zuerſt entgegen:

Anakreon

von Teos (um 520 [470?] v. Chr. Geb.), der gefeiertſte Liebesdichter der Alten, die Perle der ioniſchen Lyrik. Ueber ſein Leben wiſſen wir nichts Genaueres, als daß er eine Zeitlang zu Abdera in Thrazien gelebt, dann am Hofe des Polykrates zu Samos eine überaus freundliche Aufnahme gefunden. Stobaeus erzählt, daß er einſt von Dieſem fünf Talente (5000 Rthlr. ungefähr) zum Geſchenk erhalten, aber nach zwei unruhigen und ſchlummerloſen Nächten ſie ihm zurückgebracht habe mit den Worten: „Sie ſind der Sorge nicht werth, die ich um ſie erdulde.“ Später ließ ihn Hipparch auf einem eigens dazu ausgerüſteten Schiffe nach Athen holen und Anakreon verweilte längere Zeit bei demſelben. Gegen das Ende ſeines Lebens ſoll er ſich wieder nach Abdera begeben haben und dort in hohem Alter geſtorben ſein. Von ſeinen vielen Poeſieen (Elegieen, Epigrammen, Hymnen, Jamben u. ſ. w.) ſind uns nur ſeine Oden (Lieder) erhalten worden, welche Konſtantin Kephalos im 10. Jahrhundert n. Chr. in einer Sammlung vereinigte, in welcher jedoch ſich viel Unechtes und Untergeſchobenes befinden mag. — Die Art, Weiſe und Form dieſer Lieder war ſein urſprüngliches Eigenthum; ſie ſind ſeitdem vielfach, und zwar faſt in allen neueren Sprachen nachgeahmt worden und bilden durch Ton, Inhalt und Form eine beſondere Gattung, welche mit dem Namen ihres Erfinders als die „Anakreontiſche“ bezeichnet wird.

Manſo charakteriſirt dieſen Sänger und ſeine Leiſtungen trefflich mit folgenden Worten: „Anakreons Poeſie athmet Nichts als Liebe und paart mit der Liebe den Wein, ſagen Cicero und Ovid, und erſchöpfen hiedurch allerdings den Inhalt ſeiner kleinen Lieder, aber ohne den Charakter derſelben ahnen zu laſſen. Eine lange Reihe von Dichtern theilt mit Anakreon dieſelben Gegenſtände des Geſanges; die Kunſt, ſie ſo leicht, ſo anſpruchslos und ſo einfach zu behandeln wie er, hat Keiner vor ihm und Wenige nach ihm ſich eigen gemacht, und eben in dieſer Behandlung liegt das Ausgezeichnete ſeiner Manier. Seine Begeiſterung iſt eine augenblickliche frohe Rührung, ein kurzes, lebhaftes Entzücken, das ſich unverſtellt, aber nie ſtürmiſch äußert, ſeine Freude an Wein und Mädchen iſt ſo innig und zugleich ſo unſchuldig, daß man leicht gewahr wird, ſie könne nur das Leben verſchönern, nicht verbittern, ſeine Anſicht der Dinge um ſich her ſo rein und klar, wie ſie ſein muß, um die Heiterkeit der Seele ungetrübt zu erhalten, ſein Scherz, ſeine Liebkoſungen, ſeine ganze Art ſich auszudrücken die Rede eines Kindes, das unbefangen hingiebt, was es denkt und fühlt, und gerade in dieſer Unbefangenheit unendlich liebenswürdig erſcheint. Alles, was er in ſeine Laute ſingt, das ſingt er ohne Abſicht, nicht um zu gefallen oder den Gegenſtand zu verherrlichen, ſondern weil es ihm wohl thut und Bedürfniß für ihn iſt, zu ſingen, was er empfindet. Seine Gedichte empfehlen ſich durch keine ſinnreiche Anlage und Erfindung, — er lebt und dichtet allein dem Augenblicke, — nicht durch kunſtreiche Allegorie — was ſo ausſieht, iſt es geworden, ohne daß er es weiß — nicht durch ſchlaue Wendungen oder verſteckte Anſpielungen — wo ſie ſich finden, da finden ſie ſich ohne ſein Zuthun. Kein müßiger Ueberfluß beſchwert ſie, keine entbehrliche Verſchönerung ſchmückt ſie, kein üppiger Glanz umgiebt ſie. Sie ſind leicht ohne leer, zart ohne geſpitzt, ſüß ohne ſüßlich, rund ohne zugerundet zu ſein. Indem man die kleinen Lieder, oder, wenn man lieber will, die artigen Tändeleien des Tejers lieſ't, fühlt man ſich allerdings nicht ergriffen, hingeriſſen, begeiſtert. Die Leſung einer horaziſchen Ode, ſelbſt die munterſte, launigſte, ſchalkhafteſte giebt unſtreitig mehr zu denken, zu entwickeln, zu bewundern und gewährt vielleicht einen höheren Genuß als die ernſteſte des Anakreon. Aber wenn die naiven Scherze und die muthwilligen Spiele des Griechen keine tiefe Spur in der Seele zurücklaſſen, ſo ſind ſie darum doch nicht werth- und gehaltlos. Sie leiſten, was eine wohlgewählte Geſellſchaft leiſtet, in deren Mitte die fröhliche Laune unter den Augen der züchtigen Grazie den Vorſitz führt. Man geht aus ihr erheitert hinweg und erinnert ſich ihrer mit Wohlgefallen: man verdankt ihr kein wichtiges Wort, keine merkwürdige Rede, aber man verdankt ihr eine anmuthige Unterhaltung und eine vergnügte Stimmung. So iſt der Charakter der Lieder Anakreons.“

Wir laſſen nun die vorzüglichſten dieſer Lieder in der äußerſt gelungenen Verdeutſchung von K. L. Kannegießer folgen.

Nachtbeſuch des Eros.

Zu mitternächtlicher Zeit einſt,
Als ſchon zur Hand des Bootes
Der Bär am Himmel ſich wandte,
Und alle Menſchengeſchlechter
Von Müh' bewältiget lagen,
Da ſtand vor meiner Behauſung
Ganz plötzlich Eros, und klopfte.
Wer, ſprach ich, ſchlägt an die Pforte?
Das heißt die Träume verſcheuchen!
Doch Eros: Oeffne doch, ſpricht er;
Sei furchtlos, bin ich ein Kind doch,
Ich bin durchnäßt und verirret
In mondlos finſterer Nachtzeit.
Mich rührt' es, als ich es hörte;
Schnell war die Lampe gezündet;
Ich öffn' ihm, und ich erblicke
Ein Kind, und Fittige hatt' es,

Und einen Bogen und Köcher.
Ich ſetzt' es nahe zum Heerde;
Mit meinen Händen erwärmt' ich
Ihm dann die ſeinen, und drückte
Ihm aus den Locken das Waſſer.
Doch er, ſobald er erholt ſich,
Auf, ſprach er, laß mich verſuchen
Den Bogen, ob von der Näſſe
Vielleicht die Sehne verdorben?
Er ſpannt und mitten in's Herz trifft
Der Pfeil, wie Stachel der Weſpe.
Dann hüpft er auf, mit Lachen:
Mein Wirth, o freue dich, ſpricht er,
Das Horn hat gar nicht gelitten,
Doch dir wird weh um das Herz ſein.

Der Gebrauch des Lebens.

Auf zartem Laube der Myrthe,
Auf Blättern des Lotus will ich,
Mich hier hinlagernd, trinken.
Doch Eros, oben am Nacken
Das Gewand mit Papyrus geknüpfet,
Er ſoll mit Wein mich bedienen.
Wie Räder am Wagen entrollet
Das menſchliche Leben von hinnen;
Wir liegen, ſobald die Gebeine
Vermodert, ein Häuflein Staubes.
Was willſt du den Grabſtein ſalben?
Was unnütz baden die Erde?
So ſalbe, dieweil ich lebe,
Mich lieber, und kränze das Haupt mir

Mit Roſen, und rufe die Freundin!
Bevor ich von hier muß wandern
Zu den Reigentänzen der Schatten,
Will drum ich die Sorgen verſcheuchen.

Auf die Roſe.

Die Roſe der Eroten
Laßt uns dem Bacchus vermählen,
Und, die volle liebliche Roſe
Um unſre Schläfe gewunden,
Bei frohem Gelächter trinken!
Die Roſ' iſt die ſchönſte der Blumen,
Die Roſ' iſt des Frühlings Liebling,
Denn Roſen erfreu'n auch Götter,
Ja Roſen, mit welchen ſich Eros
Die lieblichen Locken ſchmücket,
Wenn mit Charitinnen er tanzet.
So kränzt uns! Rührend die Saiten
Dionyſus, in deinen Hallen,
Will mit vollbuſigen Mädchen,
Das Haupt mit Kränzen von Roſen
Umwunden, ich tanzen im Reigen.

Der Schmaus.

Wir winden den Kranz der Roſe
Uns um die Scheitel, und laben
Am Wein uns mit frohem Gelächter.
Zum Barbiton aber tanzet,
Den Thyrſus tragend, um welchen
Die Blätter des Epheu's rauſchen,
Ein Mägdlein mit zarten Füßen.

Und ein Jüngling mit weichen Locken
Und lieblichhauchendem Munde
Berührt die Saiten der Laute,
Und ſinget mit heller Stimme.
Doch Eros, der goldgelockte,
Zugleich mit dem ſchönen Lyäus
Und mit der ſchönen Cythere,
Sie kommen gern zu dem Feſte,
Bei welchem die Alten ſich freuen.

Die Taube.

Du allerliebſte Taube,
Woher, woher ſo eilig?
Woher von ſo viel Myrrhen
Bethaut und duftend, kömmſt du
Geflogen durch die Lüfte?

Anacreon entſandte
Zum Jüngling, zum Bathyll mich,
Der kürzlich Aller Herzen
Beſieger ward und Herrſcher.
Verkauft hat mich Cythere
Für ein geringes Liedchen.
Und beim Anakreon nun,
Bei dem bin ich im Dienſte.
Und jetzo, ſiehſt du, bringe
Ich einen Brief von jenem.
Auch ſagt er, daß er bald mir
Die Freiheit ſchenken wolle;
Doch, wenn er auch mich freiläßt,
Bleib' ich doch ſeine Sclavin.
Denn was doch ſoll ich fliegen

Durch Aecker und Gebirge,
Und mich auf Bäume ſetzen,
Von wilder Koſt mich nährend?
Anitzo eſſ' ich Brot ja,
Und raub' es aus den Händen
Ihm, dem Anakreon, gar.
Auch giebt er mir zu trinken
Den Wein, den er mir zutrinkt.
Wenn ich getrunken, tanz' ich,
Und flattre um den Herren
Mit meinem Flügelpaare.
Und müde werdend ſchlaf' ich
Sogar auf ſeiner Leier.
Nun weißt du Alles! Gehe!
Du machteſt mich geſchwätz'ger,
O Mann, als eine Krähe.

Der wächſerne Eros.

Es hatte feil ein Jüngling
Ein wächſern Bild des Amor.
Ich aber trat zu jenem,
Und ſprach: Wie theuer würdeſt
Du dieſes Bild mir laſſen?
Er aber ſprach auf doriſch:
Gieb mir, ſo viel du Luſt haſt.
Auch muß ich dir noch ſagen,
Ich bin kein Wachsboſſirer.
Doch mag ich ihn nicht länger
Den überdreiſten Eros. —
Her denn für eine Drachme,
Den ſchönen Schlafgeſellen.

Du aber, Eros, ſetze
Mich gleich in Glut, ſonſt mußt du
Zerſchmelzen in der Flamme.

Entſchuldigung.

Es ſagen mir die Mädchen:
Anakreon, du alterſt!
Da, nimm den Spiegel, ſchaue,
Verſchwunden ſind die Haare,
Und kahl iſt dir der Scheitel. —
Nun freilich, ob die Haare
Noch da ſind, oder fort ſind,
Das weiß ich nicht; doch weiß ich,
Daß holder Scherz dem Greiſe
Nur deſto beſſer ziemet,
Je näher er dem Grabe.

Des Eros Kampf mit Anakreon.

Ich will, ich will ja lieben.
Zur Liebe rieth mir Eros.
Ich, ſonder Ueberlegung,
Ließ aber mir nicht rathen.
Da griff er ſchnell zum Bogen
Und zu dem goldnen Köcher,
Und rief mich auf zum Kampfe.
Da legt' ich um die Schultern
Den Panzer wie Achilles,
Und griff zu Schild und Lanze,
Und kämpfte gegen Eros.
Er ſchoß, ich wich dem Pfeil aus.
Da's ihm gebrach an Pfeilen,

Ward er erzürnt und machte
Sich ſelber zum Geſchoſſe.
So drang er mir bis mitten
In's Herz, mich überwält'gend.
Was frommet nun der Schild mir?
Was kämpf' ich doch nach außen,
Da Krieg ich innen habe?

Der Vorſatz zu trinken.

Mich kümmert nicht des Gyges,
Des Sarderfürſten, Schätze;
Ich kenne keine Mißgunſt,
Und neide keinen Herrſcher.
Mich kümmert es, mit Myrrhen
Das Haar mir zu benetzen.
Mich kümmert es, mit Roſen
Das Haupt mir zu bekränzen.
Mich kümmert nur das Heute;
Wer kennet doch das Morgen?
So lang' es denn noch heiter,
So trinke Wein, und würfle,
Und ſpende dem Lyäus,
Eh' Krankheit dich ergreifet,
Und ſpricht: Laß ab zu trinken!

Die Trinker.

Die ſchwarze Erde trinket,
Es trinkt der Baum die Erde,
Der Ocean die Lüfte,
Den Ocean die Sonne,
Der Mond dann trinkt die Sonne;

Was zankt ihr nun, ihr Freunde,
Wenn mir's beliebt, zu trinken?

Wünſche.

Die Tochter Tantals ward einſt
Zum Stein auf Phrygerhügeln;
Pandions Tochter flog einſt
Mit Fittigen als Schwalbe.
Doch ich, wär' ich ein Spiegel,
Daß du mich immer ſchauteſt!
Ein Kleid wohl möcht' ich werden,
Daß du mich immer trügeſt!
Zu Waſſer möcht' ich werden,
Damit dein Bad ich wäre!
Zu Salb' auch würd' ich, Mädchen,
Damit ich dich beſtriche,
Zum Band für deinen Buſen,
Zur Schnur an deinem Halſe,
Zu einer Sohl' auch würd' ich,
Nur daß dein Fuß mich träte!

Die Geliebte.

Auf, o trefflichſter Maler,
Mal', o trefflichſter Maler,
Meiſter der Kunſt von Rhodus,
Wie ich ſie ſchildre, die Ferne.
Male mir meine Geliebte,
Male die Haare zuerſt mir,
Sie, die weichen und ſchwarzen,
Und, ſofern es das Wachs kann,
Male ſie duftend von Myrrhen.

Mal' empor von der Wange
Unter dunkelen Locken
Auch die elfene Stirne.
Aber die Augenbrauen
Nicht mir getrennt, noch gemiſchet.
Wie bei jener, ſo ſei auch
Leiſe verſchmelzen der ſchwarze
Bogen der Augenbrauen.
Aber des Auges Blick dann
Mache ſo recht aus Feuer,
Blau auch, ſowie Athene's,
Schmelzend zugleich wie Cythera's.
Male die Naſ' und Wangen,
Roſen mit Milch vermiſchend.
Male die Lippen wie Peitho's,
Welche zum Kuß auffordern,
Und in dem zierlichen Kinne,
Und um den marmornen Nacken
Schweb' ein Schwarm Charitinnen.
Endlich bekleide ſie noch mir
Mit Gewändern von Purpur,
Und durchſichtig ein wenig,
Haut zu erkennen und Umriß.
Genug, ſchon ſeh ich ſie ſelber!
Wachs, bald hör' ich dich ſprechen.

Eros in Feſſeln.

Eros ward von den Muſen
Jüngſt in Feſſeln von Kränzen
Uebergeben der Schönheit.
Jetzt kommt ſuchend Cythere,

Löſegeld mitbringend,
Loszukaufen den Eros.
Doch, wenn man ihn auch loskaufte,
Er geht nicht wieder, er bleibet,
Er hat gelernet zu dienen.

An die Schwalbe.

Du kömmſt zwar alle Jahre,
Du liebe Schwalbe, wieder,
Und bauſt dein Neſt im Sommer,
Doch gehſt hinweg im Winter
Nilaufwärts und gen Memphis.
Mir baut ſein Neſt im Herzen
Der Liebesgott beſtändig;
Ein Vögelchen wird flügge,
Eins iſt im Ei noch eben,
Eins ſchon halb ausgekrochen.
Das piepet und das ſperret
Die Schnäbel auf beſtändig.
Die klein're Brut auch füttern
Die größeren Eroten,
Und, kaum erwachſen, brütet
Die wieder neue Jungen.
Wie ſoll ich da mir helfen?
Denn ich vermag ſo vielen
Eroten nicht zu wehren.

Die Freuden des Trinkers.

Wenn am Wein ich mich letze,
Dann erglühet das Herz mir,
Zu beſingen die Muſen.

Wenn am Wein ich mich letze,
Dann entfliehen die Sorgen
Und die ernſten Gedanken
Zu den Stürmen des Meeres.

Wenn am Wein ich mich letze,
In Begeiſterung wirbelt
Dann mich Bacchus, der Löſer,
Im Gedüfte der Blumen.

Wenn am Wein ich mich letze,
Dann beſing' ich, mich kränzend
Mit geflochtenen Blumen,
Das behagliche Leben.

Wenn am Wein ich mich letze,
Dann beſing' ich, umduftet
Von der Myrrh', und ein Mädchen
In den Armen, Cytheren.

Wenn am Wein ich mich letze,
Dann, erweiternd im Kelchglas
Das Gemüth mir, erfreuen
Mich der Jünglinge Tänze.

Wenn am Wein ich mich freue,
Iſt mir dieſes Gewinn nur,
Den ich ſcheidend noch halte.
Denn der Tod iſt der Schluß ja.

Eros, von einer Biene geſtochen.

Als Eros in den Roſen
Einmal ein ſchlafend Bienchen
Nicht ſah, ward er verwundet.

Am Finger ſeiner Hand nun
Geſtochen, ſchrie er laut auf.
So lief er nun, ſo flog er
Zur ſchönen Aphrodite,
Und ſprach: O weh mir, Mutter,
O wehe mir, ich ſterbe.
Von einer kleinen Schlange,
Die fliegt, bin ich gebiſſen,
Der Landmann nennt ſie Biene. —
Da ſprach ſie: Wenn der Stachel
Von einer Biene ſchmerzet,
Wie meinſt du, daß es ſchmerze,
Wenn, Eros, du verwundeſt?

An die Cicade.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebeſt unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeſchädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bote!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme.
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte Dichterfreundin,

Ohne Fleiſch und Blut geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Zur Weinleſe.

Der in den Müh'n unermüdlich,
Und in der Lieb' unerſchrocken,
Und beim Schmauſe zum Tänzer
Den Jüngling machet — der Gott nah't
Ein mildes Labſal den Menſchen,
Die erheiternden Tropfen bringend,
Den Wein, das Kind der Rebe,
Ihn, den in der Beere Befangnen,
Mit dem Rebenlaube ſchützend,
Daß, wenn ſie die Trauben ſchneiden,
Geſund dann jeglicher bleibe,
Geſund an ſtattlichen Gliedern,
Geſund an Milde des Herzens,
Bis das nächſte Jahr erſcheinet.

Die Roſe.

Mit dem blumigen Frühling
Sing' ich die zarte Roſe.
Freundin, du mußt mitſingen.
Sie iſt der Götter Aushauch,
Sie die Wonne der Menſchen,
In der Eroten Blüthe
Auch der Grazien Zierde
Und Aphroditens Geſpielin,
Sie der Geſang der Sagen,

Und der Liebling der Muſen.
Süß iſt es, ſie zu riechen
Auf bedornetem Pfade,
Süß, ſie zu hegen in weichen
Händen, und von des Eros
Blume den Duft zu athmen.
Auch den Weiſen erfreut ſie
Beim geſelligen Tiſche
Und Dionyſus Feſten.
Was wär' ohne die Roſe?
Roſenfingrig wird Eros,
Roſenarmig die Nymphen,
Roſenwangig Cythere
Von den Dichtern genannt.
Sie auch nützet den Kranken,
Sie auch ſchützet die Todten,
Sie auch ſieget der Zeit ob.
Alternd ſelber noch lieblich
Hat ſie den Duft der Jugend.
Höret denn ihren Urſprung!
Als aus lachendem Meere
Pontus die thauige Cypris
Ließ entſteigen dem Schaume,
Und die kriegriſche Pallas
Aus Zeus Haupte hervorſprang,
Schrecklich zu ſchaun dem Olympus,
Da ſchuf Erde die neue
Pflanze der lieblichen Roſe,
Ein kunſtvolles Gebilde.
Und die ſeligen Götter,
Daß ſie gediehe, ſprengten
Nektar darauf, und es ſproßte

Vor aus Dornen das hehre
Göttliche Kind des Lyäus.

Auf Apollo.

Spielen will ich die Laute,
Winket mir gleich kein Kampfpreis;
Aber es liebet ſie, wem nur
Schimmert der Dichtkunſt Blume.
Und mit dem elfenen Stifte
Hellen Geſang anſtimmend
Sing' ich in phrygiſcher Weiſe,
Gleich dem kayſtriſchen Schwane,
Wann zu der ſilbernen Flügel
Schwunge die Lüfte tönen.
Muſe, mit mir zum Reigen!
Heilig ja iſt dem Apollo
Lorbeer, Zither und Dreifuß.
Phöbus' Liebe beſing' ich,
Seine vergeblichen Gluthen,
Weil beſonnen die Jungfrau;
Drum entging ſie dem Pfeile.
Doch, die Geſtalt verwandelnd,
Grünte ſie auf mit Lispeln.
Phöbus erſchien zwar, Phöbus,
Meinend, zu faſſen die Jungfrau,
Und, ein grünendes Blättchen
Knickend, ſie ſchon zu genießen.
Aber wohin entſchwärmſt du,
Geiſt, in erhabenem Wahnſinn?
Faſſe mit Kraft den Bogen,
Und verfehle das Ziel nicht!

Doch laß ab von der Cypris
Bogen, der Göttern obſiegte.
Doch mit Anakreon eifre,
Jenem geprieſenen Sänger.
Reiche den Knaben den Becher,
Ihn, den Freund der Geſänge,
Daß ſie die reichbegabte
Labe des Nektars empfahend,
Fliehend die Gluth des Hundſterns,
Geiſtigen Weines genießen.

Auf das Gold.

Wenn mich das Gold, das flücht'ge,
Mit ſchnellem Laufe fliehet
Und windbeſchwingten Ferſen,
— Und immer, immer flieht's mich —
Verfolg' ich's nicht, wer möchte
Dem, was ihn haßt, nachjagen?
Und flugs, wann ich entſaget
Dem treulosflücht'gen Golde,
So geb' ich auch den Winden
Die Sorge meines Herzens,
Und greife nach der Laute,
Und ſing' ein Lied dem Eros.
Doch kaum, daß ich die Seele
Gelehrt es zu verachten,
So ſpricht zu mir der Flüchtling,
Den Wildfang Rauſch mitbringend,
Und dringt in mich, der Laute
Inskünft'ge zu entſagen.
Treuloſes Gold, treuloſes!

Wie lange willſt mich täuſchen?
Die Laut' iſt mehr als Gold mir,
Und mehr das Lied der Sehnſucht;
Denn du haſt mir den Eros
Mit Trug und Neid verſcheuchet,
Und meine goldne Laute,
Und mir der keuſchen Küſſe
Pokal ſogar verbittert.
Denn, wenn dir's einfällt, fliehſt du,
Machſt dich beliebt treuloſen
Verſchmitzten Myſernachbarn,
Und mir, dem Lautenſpieler,
Entfremdeſt du die Muſen.
Ich aber laſſe nimmer
Die Klänge meiner Laute.
So gehe, Gold, denn immer!
Die Bettler magſt du locken,
Und ſie mit Glanz umleuchten!

Skolie.

Deutſch von Herder.

O wär' ich eine ſchöne Lei'r
Von weißem Elfenbein,
Und trügen ſchöne Knaben mich
Zum Tanz in Libers Reih'n!
Oder wär' ich ſchönes großes Gold,
Noch nicht in Feu'r geglüht,
Und trüge mich ein ſchönes Weib
Von züchtigem Gemüth.

Laſos

aus Hermione, um 520 v. Chr. Geb., ein berühmter Sänger und Muſiker, erwarb dem Dithyrambus volle Geltung bei öffentlichen Feſten und Wettkämpfen und war der Lehrer des Pindar. — Von ſeinen Poeſieen iſt jedoch Nichts auf die Nachwelt gekommen.

Simonides

aus Keos (nicht zu verwechſeln mit Simonides aus Amorgos, dem Jambendichter), um 500 v. Chr. Geb., ein ſehr gefeierter Lyriker, lebte meiſt in Athen, wo er mit den bedeutendſten Dichtern ſeiner Zeit wetteiferte, und ging zuletzt nach Syrakus, wo ihn Hieron überaus freundlich und ehrenvoll aufnahm und er in ſehr hohem Alter ſtarb. Er ſoll das griechiſche Alphabet erweitert und die Gedächtnißkunſt (Mnemonik) erfunden haben. Die alten Schriftſteller werfen ihm unerſättlichen Geiz vor und behaupten, man habe ihm deswegen den Spottnamen **Kimbix** (die Raubbiene) gegeben. Uebrigens berichten ſie viele intereſſante Züge und treffende Antworten von ihm, wie z. B.: Hiero verlangte von ihm zu wiſſen, was Gott ſei; Simonides bat ſich einen Tag Bedenkzeit aus; dann von Neuem gefragt, zwei Tage, und ſo verdoppelte er bei jeder neuen Aufforderung die erbetene Friſt, bis er endlich, darüber zur Rede geſtellt, erwiderte: „Weil mir dieſer Gegenſtand deſto dunkler erſcheint, je länger ich ihn unterſuche.“ — Hierons Gemahlin fragte ihn, was mehr werth ſei, Gelehrſamkeit oder Reichthümer? „Es iſt beſſer reich ſein, als gelehrt,“ entgegnete Simonides, „denn ich ſehe täglich die Gelehrten vor den Thüren der Reichen.“ — Als ihn Jemand fragte, warum er die Theſſalier nicht dahin bringe, ihm etwas zu ſchenken, verſetzte er: „Sie ſind zu dumm, um ſich von mir betrügen zu laſſen.“ — Als man ihn ferner fragte, warum er ſo geizig ſei, gab er zur Antwort: „Ich will lieber meinen Feinden nach meinem Tode Güter hinterlaſſen, als meiner Freunde während meines Lebens bedürftig ſein.“ — Er dichtete in faſt allen Gattungen der lyriſchen Poeſie und ſoll namentlich groß als Elegiker geweſen ſein, doch ſind der Nachwelt nur Fragmente davon überliefert worden, aus denen wir hier Einiges als Probe ſeiner Weiſe auswählen.

Danae und Perſeus.

Deutſch von W. Welcker.

Als im Kaſten, ſo kunſtprangend, des ſtürmiſchen Winds
Getöſe brauſ't,
Und aufſteigend die Woge
Furchtbarlich ihn dahinriß; nicht unbenetzet die Wangen,
Schlang um den Perſeus ſie den weißen Arm,
Und ſprach: „Theures Kind,
O wie gequält ich bin!
Und du ſchlummerſt, aus dem Säuglings-Brüſtlein athmend,

In der erzumklammerten, ſchrecklichen Grau'nwohnung,
Nachtumfloſſen, ringsher in dem ſchwarzen Dunkel,
Und kümmerſt dich, im Trocknen, um die Fluth, — dein dichtes Härlein,
Hoch überwallt es, — nicht,
Noch um des Windes Sturmruf;
Liegend im purpurnen Gewand, holdſelig Angeſicht,
Wäre dir furchtbar, was ſo furchtbar iſt,
Hielteſt du gewiß meinem Wort
Gerne dein zartes Ohr hin.
Nun wohlan, ſchlafe, mein Kind;
Schlafen möge die See auch,
Schlafen mög' unermeßliches Unglück;
Und den Rathſchluß wolleſt du noch
Aendern, o Vater Zeus!
Wenn ach! allzuverwegen mein Beten iſt,
Wider Gebühr, — verzeih' es mir." [1]

Anakreons Grab.

Deutſch von Richter.

Rebe, du Mutter der Frucht, Allfreuende, röthelnder Trauben
Nährerin, die du Geflecht zierlicher Ranken erzeugſt —
Flicht dein grünendes Laub um Anakreons niedrigen Hügel;
Ueber den Scheitel des Mals breite den blühenden Kranz;
Daß ſie Bakchos Prieſter, der taumelnde Führer der Reigen,
Welcher, von Liebe berauſcht, nächtlich das Barbiton ſchlug,
Auch in dem Aides noch, an den blühenden Zweigen den Purpur

---

1) Worte der Danae, als ihr Vater ſie mit ihrem Kinde in einen Kaſten ſperren und in's Meer werfen laſſen.

Strahlender Trauben erblickt über dem heiligen Haupt,
Nimmer benetzt von dem thauenden Naß; denn ſüßer als Weinmoſt
Wehten dem tejiſchen Greis liebliche Lieder vom Mund.

Mahnung.

Deutſch von Jakobs.

Kein Ding bleibt den Menſchen in feſtaushaltender Stätheit;
Eins hochherrlich darum ſagte der Chiiſche Mann:[1]
Gleich wie die Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Männer!
Wenige Sterbliche nur, die mit dem Ohr ihn gehört,
Nahmen ſich dies zu Herzen; denn jeglichem koſet die Hoffnung,
Welche vom Tag der Geburt wächſt in der Jünglinge Bruſt.
Freut ſich ein Sterblicher noch an erſehnter Blüthe der Jugend,
Strebet er, eitelen Sinns, viel Unerreichbares auch.
Denn nie hegt er Gedanken zu alteren oder zu ſterben,
Wie auch, derweil er geſund, hat er das Leiden bedacht.
Thörichte, denen im Sinn dies wurzelte, daß ſie nicht einſehn,
Wie gar ſpärlich die Zeit Blühens und Lebens doch iſt
Sterblichen: dies wahrnehmend ſei du bis zum Ziele des Daſeins
Wacker, und deinem Gemüth gönne des Schönen Genuß.

Erkenntniß.

Deutſch von Richter.

Das End', o Sohn, von Allem was da iſt, hat Zeus,
Der hohe Donnrer, und er ſtellt's, wohin er will.

---

[1] Homer.

Erkenntniß wohnt im Menſchen nicht: im Tagsgeſchlecht,
Stets todgewärtig, leben wir und wiſſen nicht,
Wie jedem ſeinen Schickſalstag der Gott beſtimmt.
Doch alle nähret Hoffnung auf und Zuverſicht
In eitlem Drange: dieſer harret auf des Tags
Erſcheinen, Jener auf der Jahre Wechſellauf.
Da iſt nicht Einer, welcher nicht das neue Jahr
Mit Reichthum und mit Gütern freundlich kommen ſieht.
Doch den ereilt hinraffend, eh' er's Ziel erreicht,
Trübſelig Alter; andre Sterbliche zerſtört
Der Krankheit Jammer; andre ſendet Hades auch
Beſiegt von Ares nieder in die ſchwarze Gruft.
Im Meere ſterben andre wild vom Wirbelwind
Gepeitſcht und von der dunklen Salzfluth Wogenſchwall,
Sobald hinfort zu leben ihnen Macht gebricht;
Noch Andre ſchlingen jammervoll den Strick ſich um
Und ſcheiden eigenwillig von der Sonne Licht.
So iſt vom Uebel nichts befreit: zahlloſer Tod
Und namenloſen Mühendrang und Mißgeſchick
Umdräut den Menſchen. Aber hörte man auf mich,
Wir würden nicht nach Uebel trachten, würden nicht
In Schmerzen leidend unſer Herz abängſtigen.

Vergebene Freude.

Deutſch von Jakobs.

Freuſt du dich, weil ich geſtorben, o Thor? Bald freut ſich auch deines
Todes ein Andrer. Dem Tod ſchuldet ein Jeder von uns.

Pindaros,

um 520 v. Chr. Geb. während der Feier der olympiſchen Spiele zu Theben oder in dem nahen Kynoskephalä geboren, des Skopelinos und der Klidike Sohn, hatte ſeinen Vater und den Agathokles in der Tonkunſt, in der Dichtkunſt aber Myrtis und Korinna, Laſos und Simonides zu Lehrern, und zeichnete ſich ſo bedeutend aus, daß die Griechen ihn als ihren größten lyriſchen Dichter betrachteten und Sagen über ſeinen hohen Beruf ſich im ganzen Volke verbreiteten, wie z. B., daß er einſt als Knabe nach Theſpias habe gehen wollen, und ermüdet ſich abwärts vom Wege niederlegte und einſchlief; während ſeines Schlummers aber ſeien Bienen herbeigeflogen und hätten ihm Honig in den geöffneten Mund gelegt. Genaueres iſt jedoch nicht über ſeine Lebensſchickſale bekannt. Er ſoll in hohem Alter (neunzig Jahre alt) im Theater zu Theben, ſich an die Bruſt ſeines geliebten Zöglings Theoxenos lehnend, ſanft in das Jenſeits hinübergeſchlummert ſein. Die alten Schriftſteller ſind unerſchöpflich in ſeinem Lobe; von ihm beſungen zu werden, war der höchſte Preis, der ſelbſt den Sieger in den olympiſchen Spielen erſt vollkommen glücklich machte. Könige und Fürſten bewarben ſich darum und Länder und Städte errichteten ihm glänzende Denkmale. Das delphiſche Orakel verfügte, man ſolle ihm einen Theil der im Tempel dargebrachten Erſtlingsopfer übergeben. Als Alexander ſpäter Theben zerſtörte, befahl er, das Haus, in welchem Pindar gewohnt, zu ſchonen.

Von ſeinen vielen Dichtungen, Hymnen, Päanen, Dithyramben, Threnen, Epigrammen u. ſ. w. ſind uns nur wenige Bruchſtücke geblieben; von ſeinen **Epinikien** (Geſängen auf die Sieger bei öffentlichen Kampfſpielen) beſitzen wir 14 olympiſche, 12 pythiſche, 8 iſthmiſche und 11 nemeiſche. Sie ſind im doriſchen Dialekt und wurden bei den feſtlichen Gelegenheiten, die ſie veranlaßten, unter muſikaliſcher und mimiſcher Begleitung ſingend vorgetragen. Was Pindar hier geleiſtet und was er ſelbſt als Dichter geweſen, das ſchildert Herder (Adraſtea XI, 1803; Sämmtl. Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt, Bd. 10, VIII.) eben ſo ſchön als treffend in Folgendem: „Allenthalben iſt der Bote der Götter hörbar, der unter dem Klange der Saiten alte Stammes- und Volksſagen berichtigt, lehrreich macht, anwendet und wendet. Schiene auch die daraus gezogene Lehre gemein; für uns ſang Pindar nicht; unſer war nicht ſeine Sage. Und doch, wie ſelten iſt ſie gemein! Wie weiß Pindar ſeine Lehren zu heben, zu veredeln! Wenn Horaz Lebensweisheit ſingt, ſo ſingt Er Ehre und Pflicht, Lob und Ruhm, ſchwere und eben dadurch ſeltene, hohe, ewige Tugend, der er als letztes Ziel allenthalben nur Mäßigung, Maaß der Begierden und Kräfte, ja der Glückſeligkeit ſelbſt vorhält."

„Prieſter der Adraſtea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Geſänge! wie ermuntern und erheben ſie den Jüngling! Entriſſen fühlt er ſich in dir ſeiner namenloſen, trägen Zeit, ſeinem götter- und heldenleeren Stamm entriſſen, unter Jünglinge verſetzt, die ein Vaterland, die Gefühl der Ehre hatten, die auf der Bahn eines großen, ja göttlichen Ruhms, nach dem Muſter großer Vorbilder oder Vorfahren, Körper und Geiſt tonmäßig zuſammenübten. In dir ſieht er ihre ſchönen Glieder, hört ihre hohen Geſinnungen von dir, edler Herold, die du ihm bald als einen güldenen Becher voll ſtärkenden Weins, bald als eine heilſame, obgleich bittere Arzenei darreicheſt. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geſchichten zwiſchen Bildſäulen und Bildern wie in einem Königspalaſte wohnet. Und am Ende der Laufbahn ſtehen immer Herkules-Säulen mit der Aufſchrift: „Bis hieher! Strebe nicht weiter!“ — Ungemein fern ſind Diejenigen von Pindars wahrem Geiſte und ſeiner tieferen Einſicht, die ihn, nachahmend oder erklärend, für einen unbeſonnenen Stürmer, für einen trunkenen, tollen Schwärmer halten. Sein Gang iſt ſo feſt und kühn, der Plan ſeiner Oden iſt, Gebäuden gleich, ſo tief und groß angelegt, ſeine Bilder ſind ſo erleſen, die Pfeile ſeines Geſanges treffen ſo kühn, daß, wie ſchon Horaz aus eigener Erfahrung meldet, dieſem Daedalus nachzufliegen, ein Wagſtück ſein möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft und in ihr ſein eigener, nicht ſtürmiſcher, aber ſtarker und erhabener Geiſt. Gegen ihn iſt Horaz in ſeinen meiſten und beſten Stücken ein fröhlicher Geſellſchafter, ein ſanfter, gefälliger Hausfreund, in anderen ein wohlwollender Römer, Freund ſeines Vaterlandes, Rathgeber zum Frieden, Lehrer der Weisheit und Harmonie eines mäßigen, ſtillen Lebens. Er that, was ſeine Zeit von ihm forderte und ſein Genius zuließ. Pindar, als ein Held des Geſanges, weckt und führt zum Ruhm, er ſinget Griechen, die von Göttern und Helden entſproßt waren, er bildet und ſchafft Helden. Bildnerin Eido und Eidolopöie möchte man ſeine lyriſche Gattung nennen, wie er denn auch ſeine Geſänge ſelbſt mit lebendigen, redenden Bildſäulen vergleicht.“

Erſter olympiſcher Siegesgeſang.

Auf Hieron von Syrakus.

Deutſch von Seeger.

Das Beſte iſt Waſſer: Gold
Ueberglänzt, wie die Flamm' im nächtlichen Dunkel
Ragend, all' die männerbeglückenden Schätze.
Aber wenn du, mein liebes Herz,
Kämpfe zu ſingen begehreſt,
Suche kein milder wärmendes, —
Kein Geſtirn, als die Sonne, des Aethers Oede
Lichthell am Tage beherrſchend: —
Alſo laſſ' keinen Kampf im Geſang uns erheben
Vor dem Preiſe Olympia's.

Dort mir rüſtet die Feierhymne
Prächtig ſich aus, wenn ſinnende Weiſen,
Den Kroniden lobpreiſend, treten
Zu Hierons üppig geſegnetem Herde.
Im lämmerreichen Sikilien
Führt er das Szepter des Rechts und pflückt
Die Krone jeglicher Tugend.
Leuchtend ſteht er im Glanze der duftigen
Blumen des Lieds, wenn die trauliche Tafel
Der Männer wir oft mit Scherzen erheitern.
Aber wohlan, die doriſche Harfe
Nimm von der Wand, ob Piſa's [1] Ruhm,
Ob der Ruhm Pherenikos', des edelſten Renners,
Den Geiſt dir in wonniges Sinnen verſenkt: —
Wie er dahin brauſ't, dort am Alpheos, [2]
Ohne ſtachelnden Sporn, die ſchöne Geſtalt,
Seinen Herzen zum Siege, tragend.
Syrakuſä's König, der Roſſeliebende,
Hoch ſtrahlt ſein Ruhm in der heldenerzeugenden
Pflanzſtadt des lydiſchen Pelops,
Den der gewaltige Erdumgürter
Liebte, Poſeidon; — den, mit des Elfenbeines
Weiße die Schulter geſchmückt, einſt Klotho
Aus dem geweihten Keſſel zog. —
Viel ſind der Wunder fürwahr!
Und feſſelnd mehr, als der Wahrheit Wort,
Täuſcht der Sterblichen Seelen die Lüge
Mit vielfach verſchlungenen bunten Sagen.

---

1) Hieron hatte im Wettrennen zu Olympia durch ſein Roß Pherenikos den Sieg davon getragen. — 2) Alter Name von Olympia; der Fluß, an dem Olympia lag.

Der Anmuth Zauber, die Alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde begleitet,
Verlockt zum Glauben
Oft an Unglaubliches:
Unbeſtechliche Zeugen aber
Bleiben die kommenden Tage.
Dem Menſchen geziemt, von den Göttern nur Schönes
Zu ſagen: leichter iſt dann ſeine Schuld.
Tantalos Sohn, auch dich will ich ſingen; —
Nicht, wie die Sänger der Vorzeit
Singen; — nein, wie einſt dein Vater
Zum untadligen Schmaus, ſeine Wirthe bewirthend,
Die Götter in ſein geliebtes
Sipylos [3] lud; wie dort dich der herrliche
Dreizackſchwinger geraubt.
Denn es bezwang ihn der Liebe Gewalt,
Daß er auf goldenem Wagen zur himmliſchen
Burg des erhabenen Zeus dich entführte,
Wohin auch zu anderer Zeit
Ganymedes erhoben ward,
Zum gleichen Dienſt dem Kroniden.
Als ſie dich nun, den Entſchwundenen,
Die dich lange geſucht, die Männer, zurück
Nicht brachten der Mutter,
Da flüſterte ſchnell der neidiſchen Nachbarn Einer,
Sie hätten am Feuer bei'm ſprudelnden Waſſer
Mit dem Schwert deine Glieder zerſtückelt,
Dein Fleiſch gekocht, und zum Schluſſe des Mahles
Umhergereicht und gegeſſen.

---

[3] Stadt in Lydien.

Ferne ſei's, daß Einen der Seligen
    Verruchter Eßgier ich zeihe!
Der Straf' entgehet der Läſterer nicht.
Wenn der Sterblichen Einen je des Olympos
Allſchauende Götter geehrt, — war er es,
Tantalos. Aber der Seligkeit Fülle
    Berauſcht' ihn, und im Taumel
Faßt' ihn des Fluches erdrückende Laſt; —
Und über ſein Haupt einen mächtigen Felsblock
    Hängte der Vater der Götter, den
    Er herabzuwälzen ewig bemüht,
    Sich ruhelos martert.

So lebt er gefeſſelt in unzerreißbaren
Unheilsbanden, in vierfacher Pein,
Weil den Unſterblichen Nektar er raubte,
Und Ambroſia, die ihn unſterblich gemacht,
    Die er geſpendet den Freunden bei'm Mahl: —
Verblendeter Thor, der den Göttern verborgen
    Wähnet ſein Thun!
Darum ſandten auch ſeinen Sohn
Zu dem ſchnell verwelkenden Menſchengeſchlecht
    Wieder hinab die Unſterblichen.
Und da ihm nun, blühend in Jugendkraft,
Flaum das gebräunte Kinn umkränzte,
Da gedacht' er der lockenden Hochzeitfreude; —
Dachte vom Vater in Piſa die herrliche
Sich zu gewinnen, Hippodamia;
Und einſam trat er in dunkler Nacht
Zum grauen Meere; rief den ſturmgewaltigen
Dreizackſchwinger, und dicht vor den Füßen
    Erſchien ihm der Gott.

Alſo flehete zu ihm der Jüngling:
„Wenn Kypria's liebliche Gaben dich jemals
Erfreut, o Poſeidon, wohlan, ſo hemme
Jetzt des Oenomaos ehernen Speer,
Und geleit' auf geflügeltem Wagen mich
Gen Elis, und ſchaffe mir Sieg:
Denn ſchon hat er der lebenden Männer
Dreizehn erſchlagen, und noch verſchiebt er
Der Tochter Hochzeit.

Kühner Thaten Gefahr ergreift
Nie den Schwachen. Wem zu ſterben
Verhänget einmal, wie möcht' er ſein Alter
Hinſchleppen ruhmlos, brütend im Dunkel,
Alles Schönen entbehrend? Nein!
Ich will ihn beſtehn, dieſen Kampf, und du,
Verleih' mir des Werkes Gelingen!"
Alſo ſprach er, und nicht mit eitelen Worten
Traf er ſein Herz; — und der Gott, ihn zu verherrlichen,
Schenkt' einen goldnen Wagen ihm,
Und im Flug unermüdliche Roſſe.

Und er bezwang des Oenomaos Kraft;
Und er gewann die Jungfrau zum Weibe.
Völkerfürſten gebar ſie ihm ſechs,
Jeglicher Tugend Pfleger.
Er aber,[1] geſühnt mit köſtlichem Opferblute,
Ruht am Alpheos im vielbeſuchten
Grab am Altar, wo die Schaaren der Pilger opfern.
Fernher dort, von Olympia's Bahn, ſtrahlt
Pelops Ruhm, wo der Füße Behendigkeit

---

[1] Oenomaos.

Ringt um den Preis, und der Mühſal trotzet
Gereifte Manneskraft. Aber der Sieger
Koſtet zum Lohne ſein Lebenlang
Honigſüße, frühlingsheitere Ruhe.
Was uns Trefflichſtes bringt die jüngſte Zeit,
Iſt das Höchſte jeglichem Sterblichen.
D'rum geziemt mir, dieſen Sieger
Im Roßwettkampf mit äoliſchem Lied
Zu krönen. Denn wahrlich, ich kenne
Vor den Lebenden allen nicht einen Gaſtfreund,
Des Schönen kundiger, mächtiger, würdiger,
Daß mit der Hymnen ſtolzem, farbigem
Feierkleid meine Kunſt ihn ſchmücke!
Ein Gott, dir zum Hüter beſtellt,
Gedenkt mit liebender Sorgfalt deiner
Wünſch' und Sorgen, o Hieron!

Bleibt dir ſein Schirm, ſo hoff' ich bald,
Zum Preiſe des raſchen Wagens, hinan
Auf des Liedes Bahn, vom Gotte geleitet,
Zu erklimmen den kroniſchen Sonnenhügel.[5]
Mächtigen Schwung meinem ſtärkſten Pfeile
Verleiht die Muſe. Gar mannichfach iſt
Des Ruhmes Ziel. Doch das höchſte thürmt ſich
Den Königen. Weiter blicke nicht!
Dir ſei vergönnt, dein Lebenlang
Zu wandeln in ſonniger Höh', und mir,
Dem Sieger zur Seite, weithin zu ſtrahlen
Durch der Lieder Weisheit vor allen Helden.

---

5) Am Fuße dieſes Hügels fanden die Kampfſpiele ſtatt

Zweiter olympiſcher Siegesgeſang.[*]

Auf Theron von Agrigent.[1]

Teutſch von Bippart.

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –

⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
⏑ – ⏑ – – ⏑
– ⏑ – – ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

O Hymnen, o Saitenſpiel, welchen der Götter,
Welchen Heros preiſen wir, welchen Mann?

---

[*] Ich verdanke dieſe treffliche Ueberſetzung, die hier zum erſten Male im Druck erſcheint, der beſonderen Güte meines verehrten Freundes und Collegen, Herrn Profeſſor D. Bippart, der ſie eigens für dieſes Buch mir übergab. W.

[1] Therons, Tyrannen von Agrigent, Urahn war Kadmos von Theben; Oedipos und deſſen Nachkommen, ſeine Vorfahren

In Piſa thronet Zeus, zu Olympia's Feſt
Begründete mit des Kriegs Erſtlingen Herakles.
Doch wegen des Viergeſpanns rufen wir Thereon aus,
Den gaſtlichen Mann, der Akrajas ward
Ein ſchirmender Fels, ein rettender Hirt,
Und glorreicher Ahnen blühender Sproß.

Es hatten nach vielen Leids jen' die Stadt am Strom
Sich erwählt, ſie waren ein ſtrahlend Aug'
Sikelies, da folgt eine Segenszeit
Und führt ihrem Heldſinn Güter und Ehren zu —
Doch Kronos und Rhea's Sohn, der des Olympos Höh'
Bewohnet, am Strand des Alpheos lenkt
Die höchſten der Kämpfe, froh des Geſangs.
Erhalte der Väter blühend Gefild
Mit gnädigem Sinn ſpäteſten Enkeln noch.

Was einmal geſchehen, ob ungerecht,
Ob gerecht, — es kann auch die Mutter Zeit
Die Spur des Erfolgs nicht verwehn.
Doch Alles birgt Lethe's Fluth,
Wem das Schickſal hold iſt,
Des Leides erneuter Groll ſtirbt gebändiget
Von edler Freuden Labung —

Wem von oben her ſendet der Gottheit Hand.
Solche Rede mahnt an den Götterſitz
Des Kadmos Töchter: Groß war ihr Herzeleid,
Doch ſank ſeine Laſt dahin unter noch größ'rer Luſt:
Die lockige Semele ſtarb von des Blitzes Strahl,
Neu lebt ſie — o ſelig bei den Olympiern,
Dort liebet ſie Pallas, liebet ſie Zeus

Noch mehr, und der epheutragende Sohn.
Auch meldet die Sage, unſterbliches Leben ſei
Bei des Nereus Töchtern im weiten Meer
Der Ino zuertheilt in Ewigkeit.

Die Grenze des Todes war Sterblichen nimmer kund,
Noch ob wir den frohen Tag, Helios heitern Sohn,
Vollenden mit ungebrochnem Glück.
Bald ſtürzen der Freude Ströme und bald
Die Fluthen des Jammers auf uns herab.
So führt' die Mör', die das beglückte Loos
Dieſes Hauſes lenket, zu anderer Zeit
Gottbeſchiednem Heil auch Ungemach
Im Wechſel herzu. Seit dem Tag,
Da in des Wegs engem Paß
Niederſchlug den Lajos
Der eigene Unglückſohn, und erfüllte
Den alten pyth'ſchen Ausſpruch.

Erinnys mit ſcharfem Blick ſchaute die That ſogleich,
Und ſie würgte ihm ſeinen Heldenſtamm
Im Wechſelmord. Doch bei Polyneikes Fall
Blieb einzig Therſander noch; mächtig erblüht ſein Ruhm
Im Spiele der Jugend wie blutigem Schlachtendrang,
Ein grünender Zweig dem Hauſ' des Adraſt
Und Wurzel von Therons Stamm. Wohlan!
Ihm töne die Leier und der Geſang.
Er ſelber empfing den Preis jetzt in Olympia.
Doch in Python und an des Iſthmos Feſt
Verliehn die Grazien gleicher Huld
Dem Bruder den Siegeskranz zwölfmal durchflogner Bahn.
Begonnenen Kampf beſtehn, ſcheuchet den düſtern Sinn

Und ſchmücket den Reichthum und Tugend und Kraft.
So iſt er des Glückes Quell, und erregt
Hochherzigen Drang nach rühmlicher That.
Er iſt ein ſtrahlender Stern dem Manne
Und ein äußrer Glanz, ſo er eingedenk
Iſt der Zukunft, — daß der verruchten That
Im Tod ſogleich Strafe folgt.
Denn was in Zeus Lichtgebiet
Böſes war begangen,
Dem fällt in der Unterwelt unerbittlich
Den Spruch ein ſtrenger Richter.

Doch herrlich bei Tag und Nacht leuchtet der Sonne Licht
Stets den Guten, Mühen und Plagen ſchaut
Ihr Auge nimmer, und ihrer Hände Kraft
Durchwühlt die Erde nicht, noch die Fluthen der See,
Zu friſten ein kärgliches Loos. Bei der Erwählten Schöne
Verleben Arme thränenleer,
Die Treue und Glauben heilig bewährt.
Die Andern erdulden grauſige Pein.

So vielen es nun gelang, dreimal ſo hier wie dort
Ganz von Fehl zu halten die Seele rein,
Die wandeln auf dem Pfad des Zeus empor
Zu Kronos Burg: Dort wehn in der Seligen Land
Des Okeans Lüfte, und Blumen erglühn von Gold:
Die einen dem Land von Neuem entſproßt,
Die andern des Waſſers nährendem Naß.
Mit ihren Gewinden ſchmücket ſie dort
Sich Arm' und Haupt, von Rhadamanth belehrt,
Den zum ſteten Genoſſen ſich auserkor
Vater Kronos, Rhea's Gemahl, — ihr Thron

Iſt hehrer allen, — Peleus auch
Und Kadmos theilt das Götterhaus,
Und den Zeus beredend
Durch flehende Bitten, führt' einſt die Mutter
Dorthin den Held Achilles, —
Der nieder den Hektor ſtürzt', Troja's gewalt'ge Säul',
Und Kyknos ſenkte ein früher Tod,
Und Eo's Sohn, aus Aethioperland. —

Wohl trage ich manchen Pfeil unter dem Arme noch
Im Köcher, es tönt ſein Klang deutlich noch dem Kundigen,
Das Volk nur bedarf des deutenden Worts.
Wer viel von Natur weiß, ſolcher allein
Iſt weiſe. — Es krächzet ſinnlos Geſchrei,
Den lärmenden Raben gleich, gegen den Adler des Zeus.

Auf, mein Geiſt, und richte den Bogen auf's Ziel!
Wem ſenden wir Geſchoſſe des Ruhms voll,
Mit freundlichem Singen? Ich halte auf Akrapos,
Ich rufe es laut und d'rauf ſchwöre ich den heiligen Eid:
Im ganzen Jahrhundert hat Akrapos keinen Mann
Geboren, dem wärmer ſchlug für den Freund
Ein Herz, und reichlicher ſpendet die Hand —
Als Theron. Doch taſtete Frevelſinn,
Tückiſch von wahnwitzigen Männern gemacht,
Seinen Ruhm an, ſtets iſt der Neid bemüht,
Zu ſchänden und tief einzuhüllen
Der Edlen That. — Keine Zahl
Wird den Sand erreichen.
Und alle die Freuden, die Jener ſchenket,
Wer könnte ſie wohl nennen?

Dritter olympiſcher Siegesgeſang.

An denſelben.

Deutſch von Herder.

Den gaſtfreundlichen Tyndariden wünſch' ich
Zu gefallen, und der ſchöngelockten Helena,
Da ich, das ruhmgenannte Agrigent
Zu ehren, Therons olympiſchen
Siegsgeſang aufſtelle,
Unermüdeter Roſſe Schmuck.
Ja, die Muſe ſtand mir bei,
Als neue Sangesweiſen ich erfand,
Den tanzbeglänzenden Geſang
Dem doriſchen Kothurne anzupaſſen.

Denn die den Mähnen eingeflochtnen Kränze
Erfordern von mir dieſe Schuld,
Ein gottgegebnes Werk;
Der Zither reichen Klang,
Der Flöten Schall,
Der Worte ſchön Gebäu'
Dem Sohne des Aeneſidamos
Anſtändig zu vermählen. Piſa auch
Erfordert Lob von mir, von der
Gottverliehene Geſänge
Zu Menſchen kommen;

Dem Sieger, dem,
Vollziehend Herkul's alte Stiftungen,
Der unparteiiſche Hellenenrichter,
Der ätoliſche Mann,
Hoch über die Augenbrauen

Um die Haare wirft
Des dunklen Oelbaums Schmuck. Jenen Zweig,
Den von des Iſters Schattenquellen einſt
Der Sohn Amphitryons
Herbracht', das ſchönſte Denkmal,
Der Kampf Olympiens,

Mit gutem Willen der Hyperboreer,
Der Diener des Apoll. Er meint' es treu,
Und bat um dieſe Schattenpflanze
Für Jovis allaufnehmenden heiligen Hain,
Und zur gemeinen Krone
Menſchlicher Tapferkeit.
Schon hatt' er ſeinem Vater die Altäre
Geweiht, ſchon wiederſtrahlete
Die Mana,[1] voll in goldnem Wagen glänzend,
Die Monattheilerin, des Abends Auge.

Und ſchweren Kämpfen hatt' er heiliges Gericht,
Und der fünf Jahre Zahl an Alpheus ſteilen
Geweihten Ufern feſtgeſetzt:
Allein der Ort hiezu
Im Thale Pelops, des Saturniers,
Grünt nicht von ſchönen Bäumen:
Es dünkte ihm die nackte Flur
Zu unterthan der Sonne ſcharfen Strahlen.
Wahrlich, da trieb ihn ſein Muth

In's ferne Iſtrien,
Wo ihn Latonens Tochter,

---

1) Luna.

Die Roſſelenkerin,[2]
Aufnahm, Ankommenden
Von Höh'n Arkadiens und vielgekrümmten Thälern.
Weil den Befehlen des Euryſtheus ihn
Des Vaters Ausſpruch untergeben,
Den goldgehörnten Hirſch herbeizuführen, den
Taygeta Orthoſien einſt geweiht,
Und heilig überſchrieben. Ihn

Verfolgend, ſah er auch dies Land im Rücken
Des kaltwehenden Boreas;
Und ſtand da ſtill, bewundernd dieſe Bäume:
Ihn faßte ſüße Luſt, ſie rings
Um's zwölfmal umgefahrne Ziel
Des Roſſeslaufs zu pflanzen.
Und nun beſucht er gnädig dieſes Feſt,
Mit beiden Götterſöhnen
Der tiefgegürteten Leda, denen er,
Auf zum Olympos gehend, anbefahl,
Das hohe Kampfſpiel zu verwalten,
Und Männertüchtigkeit und ſchneller Wagen Lauf.

Und darum treibt mich auch mein Muth
Zu ſagen, daß den Emmeniden
Und Theron Ruhm gekommen ſei,
Aus Gunſt der roſſeſchnellen Tyndariden:
Die jene weit vor allen Sterblichen
Mit gaſtfreundlichen Tafeln ehren,

Und der ſeligen Gebräuche
Mit Andacht pflegen. Wie das Beſte

---

2) Diana.

Das Waſſer iſt, und Gold
Der herrlichſte Beſitz,
So iſt nun Theron an dem Gipfel
Der Männerkraft, und reicht
Von Haus aus an des Herkul's Säulen.
Was weiterhin, iſt Weiſen und Unweiſen
Ungangbar! das verfolg' ich nicht. Ich wäre
Vermeſſen ſonſt!

Achter olympiſcher Siegesgeſang.

An Alkimedon.

Teutſch von Herder.

Der goldumkränzenden Kämpfe Mutter,
Wahrheitkönigin, Olympia!
Wo Seher aus Opfergluth
Zeichen merken und Kunden
Vom ſchnellblitzenden Zeus,
Ob er Menſchen pflegt, die, großen Herzens,
Tugend und Tugendlohn
Anſtreben? Und das wird
Nach Wunſche dann erreicht,
Durch frommer Männer Beten.
Du, Piſa's bäumebepflanztes Heiligthum
Am Alpheus, empfange Freudengeſang und Ruhmkranz!
Denn hoher Ruhm iſt's,
Wem kommt dein Ehrenpreis.
Auf Menſchen kommen Gaben
Mannigfaltig, und viel ſind
Gnadenwege der Gottheit.

Euch aber, o Timoſthenes,
Hat von Geburt an Zeus
Mit Wohlgeſchick begnadet:
Dich zu Nemea leuchtenden;
Und den Alkimedon macht' er bei Kronos Hügel
Olympiſch ſiegend.
Schön war er an Geſtalt, und ſeine That
Entehrete das Anſehn nicht.
Im Fauſtkampf Sieg erringend,
Rief er ſein Vaterland,
Aegina, aus, die weithinſegelnde,
Wo die Heilverleiherin Themis,
Des gaſtfreundlichen Zeus Geſpielin,
Vor allen Völkern hoch verehret wird.

Denn, wo viel ſchwankt und vielerlei,
Da iſt es ſchwer, mit ſich'rem Sinn
Und nach dem Maaß der Dinge zu entſcheiden.
Denn hier auch ſetzte der Unſterblichen Beſchluß
Dies meerumarmte Land
Allherverſammleten Völkern
Zur herrlichen Säule. Nie ermüde,
Sie zu erhalten, die kommende Zeit.
Ihr hat ſchon längſt gepflegt
Ein doriſch Volk, ſeit Aeakos,
Den einſt Latonens Sohn und der weitherrſchende
Poſeidon rief, um Ilion
Zu ſetzen einen Mauerkranz,
Als Mitgehilfe: doch das Schickſal hatte,
Nach Krieg und Städte-verwüſtenden Schlachten,
Beſtimmt, in dicken Rauch es zu verhauchen.
Und kaum vollendet war der Bau, da ſprangen

Flammenblaue Drachen drei
Mauerhinan: und ſtarr,
Betäubt, entathmend, ſanken
Zween danieder; Einer nur erſchwang
Lautziſchend den Gipfel: und überſinnend
Das Unholdzeichen, weiſſagete
Apollo dem Aeakos: „O Mann,
Siehe, wo deine Hand
Hat Mauer errichtet, da wird
Erſtürmt einſt Pergamos! Und das ſpricht
Des Donnerers Wundergeſicht mir.
Doch ohne dein Geſchlecht nicht: denn
Es wird beginnen
Mit deinem Erſten, und wird enden
Mit dem Vierten deiner Söhne.“ Er ſprach's,
Der Gott, und trieb zum Xanthos hin
Und zu den wohlberittenen Amazonen
Und zu dem Iſter ſein Geſpann.
Und des Tridents Regierer
Wagen lenkete zum Iſthmos,
Auf goldnen Roſſen führend den Aeakos;
Zum Gurt der Meere bei Korinth, allda
Zum feſtlichen Mahle.

Es iſt nicht Allen Alles gleich
Ergötzlich. Wann ich jetzt
Komme, Mileſias Ruhm verkündend,
Den er durch Jünglinge erlangt; [1]
So treffe mich dann

---

[1] Mileſias war der Lehrmeiſter der beiden Hellenen dieſes Geſangs, Timoſthenes und Alkimedon.

Des Unwills rauher Stein nicht!
Denn gleichen Ruhm
Verkünd' auch in Nemea ich von ihm;
Und nachher in dem Männerkampf
Im Pankration. Lehren iſt
Dem leichter, der die Sache verſteht; doch wer
Nicht ſelbſt erlernt, der lehret
Nur Unverſtand. Der Unverſuchten Sinn
Iſt Leichtſinn. Er vor allen andern
Hat Kämpfe lehren können, und die Art,
Wie Männer aus dem heil'gen Kampfe
Erwünſchten Ehrenpreis erholen:
Und nun erhielt, welch' hoher Ruhm für ihn!
Alkimedon den dreißigſten der Siege.[2]

Der jetzt durch Wohlgeſchickes Gunſt,
Und feſten Mannes Muth, vier Jünglingen
Traurigen Heimgang hat gegeben
Und ruhmverſtummte Zung', und heimlich
Verſteckten Eintritt in das Haus.
Aber Er hat muthbeſeelt
Den greiſen Vater, hat
Ihn freudenvergnügt. Die Freude
Kämpft mit dem Alter ſelbſt;
Und Glückesgewinn
Verlöſcht die Sorge des nahen Todes.

Andenken wecken muß ich, muß
Dem Blepſiasgeſchlecht noch Siegslied ſingen,

---

[2] Jetzt war es der dreißigſte Sieg, der von ſolchen, die er unterrichtet hatte, erhalten ward.

Frucht ihrer Tapferkeit;
Der ſechſte Kranz blüht jetzt,
Aus frohen grünenden Kämpfen,
Um's Haupt des Stammes.
Denn auch Geſtorbenen gebührt ihr Theil
An preisgekrönten Thaten;
Und nicht die Aſche deckt
Den angeſtammten edlen Ruhm.
Iphion, hat er im Todtenreiche angehört
Des Hermes Tochter, die Verkündigung,
Verkünd' er ſelber dem Kallimachos
Olympia's edlen Schmuck, verliehen
Vom Göttervater ſeinem Stamme.
Verleih' denn dieſer ſeinem Stamme auch
Noch That auf That; und wende
Der Krankheit Leiden ab! Laß er doch nie,
Ich flehe, eine haderſüchtige Nemeſis
In ihres Glückes Loos ſich miſchen; ſondern
Fortdauern ungefährten Laufs ihr Leben,
Und heb' empor Stadt und Geſchlecht.

Erſter pythiſcher Siegesgeſang.

Auf Hieron.

Deutſch von W. v. Humboldt.

Goldne Leier, Phöbos und der
Muſen mit wallenden Locken
Ewig ſüß begleitender Schmuck!
Du gebieteſt dem Tanz, dem Beginner des Freudenfeſtes;
Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du die Erſtlingstöne des reigenführenden

Liedes deinen bebenden Saiten entlockſt.
Dann erliſcht des Blitzes ewig raſtloſe,
Drohende Flamme, und es
Schlummert, eingewiegt, auf dem Szepter, Kronions
Adler, und ſenkt zu beiden Seiten nieder den
Schnellen Fittig:

Um des Geflügels Herrſcher eine
Nächtliche Wolke, der Augen
Süße Feſſel, gießeſt du; — um
Sein gebogenes Haupt; und ergriffen vom Wechſelfall
Deiner Töne, wiegt er ſchlafend den
Wogenden Rücken. Dann auch der ſtarke Ares,
Fern verlaſſend ſtarrender Lanzen Gewühl,
Labt ſein Herz an des Geſanges feſtlicher
Fröhlichkeit: alſo durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der Himmliſchen Buſen,
Durch des Lektriden [1] und der hochgegürteten
Muſen Weisheit.

Aber, die Zeus nicht liebet, ſie fliehen
Angſtvoll, wenn ſie der Muſen
Schallende Stimme vernehmen;
Auf der Erde, wie im unendlichen Meer.
Auch der-tief im grauſenvollen
Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos,
Welchen einſt Kilikien in viel
Beſungener Höhle nährte. Aber
Jetzo laſtet ſchwer ihm die zottige Bruſt über

---

[1] Apollo.

Kymä,[2] die meerumzingelte Küſte,
Und Sikilien; ihn bändigt die
Säule des Himmels, vom Sturm
Umbrauſ't, Aetna, ſchneidenden Schnees
Nährer, ſo lang' das kreiſende Jahr rollt.

Tief aus ſeinen Schlünden brechen
Grauſenerregenden Feuers
Reine Quellen toſend hervor:
Dicken Dampfs glühende Wogen rollt Tags der Strom
Zu den Wolken. Aber nächtlich wälzt
Sich im Dunkel, donnernde Felſen ſchleudernd
In des Meeres Tiefe, die lodernde Gluth.
Dieſe wilden Ströme Hephäſtos ſpeit das
Kriechende Unthier empor.[3]
Starrer Schauder faßt, wer mit Augen es ſchaut:
Selbſt noch ein Wunder, fern nur von des Wallers Mund
Zu vernehmen,
Wie gefeſſelt zwiſchen Aetna's
Dunkelumſchattetem Gipfel
Und dem Fuß es liegt! Es durchfurcht
Ihm den gegenſtemmenden Rücken das Felſenbett!
Dir, o Zeus, ach! dir mög' ich ſtets gefallen,
Der du dieſen Gipfel, des reichen Eilands
Stirn, umwalteſt. Mit ſeinem Namen erhebt
Jetzt die nachbarliche Stadt[4] der herrliche

---

2) d. i. die waldigen Hügel über Kymä, an der Küſte von Italien. — 3) Typhon, der Himmelsſtürmer, auf dem der Aetna lag, nach der Mythe. — 4) Hieron hatte die Stadt Aetna gegründet.

Gründer, der Sieger im pythiſchen Kampf.
Denn dort nannte preiſend des rufenden Herolds
Stimme ſie, laut verkündend ihres Herrn
Sieg im ſchnellen Wagen.
Was iſt des fluthengetragenen
Schiffers erſte Freude? —
Wenn im Beginnen der Meeresfahrt
Günſtig ihm die Segel der Wind ſchwellt. Denn gleich
Iſt dann — ſo vertraut er — auch am
Ende die Rückkehr. Alſo
Giebt auch dieſes Glückes Gewähr
Später Zukunft ſichern Beſitz:
Noch oft verherrlichen Siegeskränze,
Roſſe oft und ſchallende Feſte die junge Stadt.
Der du in Lykien herrſchſt und Delos,
Phöbos, und Kaſtaliä's Fluthen
Liebſt, des parnaſſiſchen Quells,
Laſſ' in nie vergeſſendem Sinne dies dir ruhn; —
Dies und das Land, die Wiege der Männer!

Denn nur von den Göttern ſtammt den
Sterblichen jeder Tugend
Kraft, wer weiſe, kundig des Kampfs,
Oder Meiſter ſiegender Rede war. Jenen Mann
Streb' ich heut' zu preiſen; und es irrt,
Ich ahn' es, geſchleudert von nervigtem Arm,
Nicht mein ehernwangigt Geſchoß über die Bahn;
Mächtig überfliegt es weit der Gegner Schwarm.
Möchte doch ſo auch der Zeit
Späte Dauer Segen verleihen, und ſüßer
Gaben Geſchenk, und die Erinnerung jeglicher
Mühe tilgen!

Dann gedenk' er wieder, welche
Drohende Schlachten des Krieges
Er mit ruhig duldendem Muth
Focht, da durch der Götter Hand Ehre ſie [5] fanden, wie
Der Hellenen Keiner noch pflückte,
Ihres Reichthums ſtrahlende Krone. Wahrlich,
Philoktetes Schickſal erfahrend, ſtritt er
Jetzo, welchem freundlich ſchmeichelnd, auch wer Stolz
In der unbiegſamen Bruſt
Trug, ſich nahte. Denn als an folternder Wund' er
Litt — ſo erzählt man — kamen, ihn zu ſuchen, zu
Lemnos Eiland
Einſt die unſterblichen Helden, — ihn,
Päas [6] bogenrüſtigen Sohn, der
Priamos Veſte zerſtörte
Und ein Ziel der Arbeit der Danaer gab.
Kraftlos wankte zwar ſein Tritt, doch
Heiſcht' es des Schickſals Ausſpruch.
Werde nun auch Hieron alſo
In der Zeiten Folge der Gott
Ein Retter, jeden Wunſch ihm gewährend.
Laſſ', o Muſe, auch bei Dinomenes [7] jetzo den
Siegsruhm jenes Viergeſpanns ertönen!
Denn nicht fremd iſt ob des Vaters
Siegen die Wonne dem Sohn.
Auf! auch Aetna's Herrſcher erſinne
Nun einen freundlich tönenden Hymnos!

---

5) Hieron und ſein Bruder. — 6) König von Meliböa. Vater des Philoktet. — 7) Hierons Sohn, Beherrſcher der Stadt Aetna.

Ihm, dem mächtig jene Stadt mit
Götterumwalteter Freiheit
Im Geſetz des hylliſchen [8] Rechts
Hierons Hand gründete. Denn von Aegimios
Alter Satzung wollen Pamphylos
Und der Herakliden Geſchlecht nimmer
Weichen, [9] weichen nimmer der doriſche Stamm
Um Taygetos Höh'n. [10] Fern von Pindos her
Stürmend eroberten ſie,
Nah' bei Tyndars Söhnen mit ſchimmernden Roſſen,
Ehrebekrönt Amyklä, [11] wo nun ewig ihr
Lanzenruhm ſtrahlt.

Zeus, bei Amenas [12] Gewäſſern
Sich're den Herrſchern und Bürgern
Ewig dieſes Heiles Beſitz,
Stets des Rechtes Pfand mit geradem Blick zu erſpähen.
Mit dir führe ſanft der greiſende
König zu harmoniſcher Ruhe den Sohn,
Dem der Herrſchaft Macht er verlieh und das Volk!
Gieb, ich flehe, gieb, Kronion, huldreich, daß
Friedlich in heimiſcher Stadt
Der Phöniker weil' und der wilden Tyrrhener
Schlachtgeſchrei, ſehend ihrer Flotte ſeufzende
Schmach vor Kymä: [13]

---

[8] Hylles war der Führer der in den Peloponnes überſiedelnden Dorier. — [9] Aegymios und deſſen Sohn Pamphylos, Gaſtfreunde des Phyllos. — [10] Bei Sparta. — [11] Stadt in Lakonien. — [12] Flüßchen bei der Stadt Aetna. — [13] Hier hatte Hieron die Etrusker beſiegt.

Und was ſie von Syrakuſä's
Herrſcher litten, einſt beſiegt von
Seinen ſchnellwandelnden Schiffen,
Welcher ihre Jugend in's ſtürmiſche Meer
Warf, und ſchwerer Knechtſchaft Feſſeln
Hellas entriß. Ich wähle
Salamis zum Preis der Athener
Mir; in Sparta tönet den Kampf
Am Waldgebirge Kethärons mein Lied;
Wo der bogenrüſtige Meder Verderben litt.
Aber am quellenreichen Geſtade
Himeras erſchalle mir der
Kinder Dinomenes Ruhm,
Da ihr Heldenmuth ſich errang,
Triefend vom Blut der feindlichen Männer.

Sprichſt nur, was die Stunde heiſchet, du
Weislich, und ziehſt du von vielen
Nun die Summe drängend in Eins,
Folget mind'rer Tadel dir nach. Denn es lähmt des Geiſtes
Schnellen Flug der Fülle Ueberdruß.
Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Bruſt, doch
Schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid iſt beſſer als Mitleid —
Klimme zum Gipfel des Ruhms,
Lenke mit dem Steuer des Rechts dein Volk, und
Schmiede der Zunge Richterſpruch auf trugloſer
Wahrheit Amboß.
Denn entſprühet Kleines ihr auch,
Achtet von dir man es dennoch
Hoch; von Vielem Ordner biſt du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.

Schwell des Ruhmes Blüthe ſehnſuchtsvoll
Dir die Bruſt, und ſoll ewig des ſüßen Preiſes
Wonne dir ſein, ſchone der Schätze nicht karg.
Gieb, des Schiffes weiſem Führer ähnlich, die
Buſigten Segel dem Wind.
Gleißneriſchen Vortheils Gewinn laſſ', o Freund, dich
Nimmer verblenden,
Nur des überlebenden Ruhms
Stimme dringt — wenn vom Leben wir ſcheiden —
Unſers Wandels Zeug', in's Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie ſtirbt Kröſos menſchenbeglückende Huld,
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehernem Stier, weiht
Ueberall dem Abſcheu der Nachruf.
Nie geſellt bei häuslichem Mahl
Die frohertönende Leier ihn der
Jugend lieblich liſpelnden Wonnegemeinſchaft zu!
Glücksgenuß iſt der erſte der Preiſe,
Edlen Rufs Beſitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
Beide Gaben fand und errang,
Der hat der Kränze ſchönſten gebrochen.

Siebenter pythiſcher Siegesgeſang.

Auf Megakles von Athen.

Deutſch von Seeger.

Athen, die gewaltige Stadt, iſt das ſchönſte
Loblied dem mächtigen Stamme der
Alkmäoniden: ein feſter Grund,

Darauf für den Sieger zu Wagen der ſtolze
Bau des Hymnos ſich mag erheben.
Welche Stadt auch, und welches Geſchlecht auch
Könnt' ich im Liede verkünden,
Herrlich, höher geprieſen in Hellas?

Von Stadt zu Stadt iſt die Kunde gedrungen
Von Erechtheus Bürgern, die dir, Apollon,
Im göttlichen Pytho,[1] — ein Wunder zu ſchauen, —
Den Tempel erbaut.
Mich erwecken zum Liede der Siege fünf
Auf dem Iſthmos; — Einer, das ſchönſte Geſchenk
Des Zeus, ein olympiſcher; — zwei in Kirrha;[2]
Dein' und deiner Ahnen Siege!

Freudig begrüß' ich, Megakles, auch deine
Jüngſte herrliche That. Eines nur ſeh' ich mit Gram,
Ach! daß der Neid die glänzendſten Thaten
Giftig befehdet. —
Doch ein Spruch ſagt: „Alſo geſchieht es,
Daß nun dauernder blühet des Glückes Gunſt
Ihm, dem beneideten Manne, und Segen
Tauſendfach über ihn herſtrömt.“

---

[1] Die Alkmaniden, ein vornehmes atheniſches Geſchlecht, hatten den abgebrannten Tempel des Apollon zu Delphi (Pytho) herrlich wieder aufgebaut. — [2] Südlich von Delphi.

Neunter pythiſcher Siegesgeſang.

Auf Teleſikrates von Kyrene.

Deutſch von W. v. Humboldt.

Den ſchildbewaffneten Sieger im pythiſchen Kampf,
Teleſikrates, will ich ſingen;
Verkünden mit der tiefgegürteten Charitinnen Gunſt,
Ihn, den dreimalbeglückten,
Der roſſetummelnden Kyrene Schmuck;
Die aus des Pelions
Winddurchbrauſ'ten Tiefen
Einſt der lockenumwallte Letride
Raubte, die Freundin der Jagd,
Und, ſie auf goldnem Wagen entführend,
Zu des heerdenreichen,
Fruchtbaren Landes
Herrſcherin machte,
Daß ſie glücklich des Erdkreiſes dritte,
Liebliche Wurzel bewohne.

Da empfing den deliſchen Fremdling
Die ſilberfüßige Aphrodite, und enthub
Mit leichtberührenden Händen beide dem Götterwagen.
Ueber das ſüße Lager
Goß ſie ihnen erröthende Scheu,
Und geſellte in heiliger Vermählung
Dem Gotte das Mädchen bei,
Hypſeus, des weitwaltenden, Tochter.
Der übermüthigen Lapithen König
Herrſchte damals der Held,
Der zweite von Okeanos Abkunft.
Ihn gebar einſt in des Pindos

Herrlichen Thälern,
Sich des Peneos Umarmung erfreuend,
Die Najade Kreuſa.
Er aber erzeugte die ſchönarmige Jungfrau.
Nimmer liebte ſie des Gewebes
Ewig wiederkehrende Wege,
Nicht, an der Geſpielinnen Seite,
Des häuslichen Mahles Ergötzung.
Aber mit ehernem Wurfſpieß
Und mit dem Schwerte kämpfend,
Verſcheuchte ſie die Thiere des Waldes,
Sichre, friedliche Ruhe
Den väterlichen Heerden bereitend.
Wenig koſtete ſie vom ſüßen Schlafe,
Dem Lagergenoſſen, wenn er entgegen der dämmernden
Frühe die Augenwimpern ihr ſenkte.

Und es fand ſie mit den furchtbaren Leuen
Einſam und unbewaffnet ringen
Einſt — auf der Schulter den mächtigen Köcher
Der Fernhintreffer Apollon.
Plötzlich rief er den Chiron
Aus dem Gemach, und ſprach:
„Bewundere des Weibes Muth
Und ihre mächtige Kraft,
Wie ſie mit furchtlos ſchauendem Haupte
Den Kampf vollbringt. Wahrlich ein Herz
Ueber die Arbeit erhaben,
Trägt die Jungfrau. Keine Furcht
Umſtürmt ihren Buſen.
Wer der Menſchen gebar ſie?
Von welchem Stamm entſproſſen iſt ſie?

Bewohnt ſie des Waldgebirgs ſchattige Tiefen?
Unendliche Kraft genießt ſie.
Erlaubt es die Sitte,
Mit Götterhand ihr zu nahen;
Die honigſüße Frucht
Ihrer Umarmung zu pflücken?“
Da erwiderte, ſanftlächelnd
Unter den milden Augenbrauen, ihm
Nach ſeines Rathſchluſſes Tiefe der ernſte Kentaure:
„Heimliche Schlüſſel giebt es
Weiſer Ueberredung zur heiligen Liebe,
O Phöbos, und unter den Menſchen
Und der Götter Geſchlechter zugleich
Verbeut die Scham, ohne verhüllenden Schleier
Zuerſt das ſüße Lager zu koſten.
Denn auch dich, den die Lüge nimmer berühret,
Trieb die verführende Sehnſucht,
Dieſe Rede zu wagen.
Aber der Jungfrau Abkunft,
Warum erkundeſt du ſie, o Herrſcher,
Der du aller Dinge ſchickſalbeſtimmtes Ende
Weißeſt und jegliche Pfade?
Wie viel Blätter des Frühlings
Die Erde hervorſproßt, weißt du;
Wie viel Körner des Sands im Meer und den Strömen
Der Wogen Sturz und der Winde wälzt,
Der du, was zu werden beſtimmt iſt,
Und, wann es geſchehen wird, kennſt. —
Ziemt es ſich aber, ſich auch mit den Weiſen zu meſſen?

Wohlan, ich will es dir ſagen. Der Gatte dieſer,
Kamſt du in dieſes Thal; ihr beſtimmt,

Sie jenſeits des Meers,
In Zeus auserwählten Garten zu führen,
Dort wirſt du zur Königin von Städten ſie machen,
Auf dem ringsumſchauenden Hügel
Verſammelnd das Inſelvolk.
Im goldnen Gemache
Wird die triftenreiche, erhabene Libya
Die herrliche Braut dir
Gütig empfangen, und alsbald,
— Daß ſie geſetzlich mit ihr ihn beherrſche —
Einen Theil des Landes ihr ſchenken,
Der nicht arm an früchtereichen Gewächſen,
Noch fremd den Thieren des Feldes ſei.
Dort wird einen Sohn ſie gebären,
Den der erhabene Hermes,
Von der geliebten Mutter ihn nehmend,
Den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
Sie, den Knaben auf die Knie' ſich ſetzend,
Werden Nektar ihm in die Lippen
Und Ambroſia träufeln
Und zum unſterblichen Zeus
Ihn erheben, und zum reinen Apollon,
Daß er die Freude der Menſchen,
Der treuſte Begleiter der Heerden,
Der Jagd und der Triſten Beſchützer,
Aber Ariſtäos bei andern heiße.“
Alſo redend trieb er den Gott,
Der Vermählung liebliches Band zu knüpfen.

Schnell iſt der eilenden Götter
Vollbringung, und kurz ihre Pfade.
Jenes entſchied jener Tag.

In Libyens goldumſchimmertem Brautgemach
Umarmten ſie ſich,
Da, wo ſie die ſchönſte der Städte,
Die hochberühmte in Kämpfen, umwallet.
Und auch nun in der göttlichen Pytho
Geſellte Karneades Sohn
Einem herrlichblühenden Glücke ſie bei,
Als er ſiegend Kyrene verkündete.
Wohlwollend empfängt ſie ihn nun, wenn er
Seinem reich mit ſchönen Weibern prangenden Vaterland
Lieblichen Ruhm von Delphi entgegenführt.

Lang zu verkünden ſind erhabene Tugenden.
Aber im Großen Weniges glänzend bezeichnen, iſt Genuß
Dem Weiſen. Doch überall herrſcht
Der Gelegenheit ſchicklicher Augenblick.
Dieſen nicht ſorglos verachten
Sahe den Iolaos
Einſt die ſiebenthorige Thebe,
Den ſie, als er Euryſtheus Haupt
Nieder mit des Schwertes Schärfe gemäht,
In des wagentummelnden Amphitryons Grabmal
Unter der Erde verbarg,
Da, wo des Vaters Vater ihm ruhte,
Der Gaſtfreund der drachengeſäeten Männer,
Der der roſſeprangenden Kadmeer Straßen
Einſt ſich zum Wohnſitz gewählet.
Von ſeiner und Kronions Umarmung gebar
In Einem Geburtsſchmerz die kluge Alkmene
Der Zwillingsſöhne kampfausharrende Stärke.
Stumm wäre der Mann, der dem Herakles
Nicht ſtets ſeine Stimme weihte,

Nicht der dirkeiſchen Gewäſſer
Immer gedächte, die ihn
Erzogen und Iphikles.
Reichliche Wohlthat von ihnen empfangend,
Will ich, dem Gelübde folgſam, ſie feiern.
Möge nur nie der weitſchallenden Charitinnen
Reines Licht mich verlaſſen.
Denn in Aegina, ſag' ich,
Und auf dem Hügel des Niſos verherrlichte
Dreimal dieſe Stadt Teleſikrates.
Darum, wenn einer der Bürger ihm Freund,
Wenn einer ihm Gegner iſt,
So müſſ' er doch nie,
Des Meergreiſes Spruch verletzend,
Das ihm herrlich Gelung'ne verſchweigen.
Denn auch den Feind gebot jener
Mit herzlichem Sinn und nach dem Rechte,
Wenn er etwas Schönes vollbracht, zu preiſen. —
Und ich ſah dich auch in der Pallas
Jährlich wiederkehrenden Feier
Mächtig ſiegen, — daß jegliche Jungfrau
Heimlich ſich dich zum geliebten Gatten,
O Teleſikrates, oder zum Sohn erſehnte: —

Und in Olympia's und der Erde Kämpfen
Und in den einheimiſchen allen ſah ich dich.
Aber mich, der ich den Durſt
Nach Geſängen heile,
Fordert jetzt einer, daß ich der Väter
Alten Ruhm ihm erwecke,
Wie um die libyſche Jungfrau
Zur Stadt Iraſa einſt

Die Freier kamen,
Zu Antäos lockenumwallter
Herrlichen Tochter.
Viele der erſten der Männer
Warben um ſie, viele verwandten Stamms,
Viel auch der Fremden;
Denn ſtaunenswürdig war ihre Geſtalt.
Es gelüſtet ſie, der goldumkränzten Jugend
Blühende Frucht zu pflücken.
Aber der Vater, eine herrlichere Vermählung
Der Tochter bereitend,
Hörte von dem äginiſchen Danaos,
Wie ſeinen achtundvierzig Töchtern,
Eh' noch der Tag die Mitte
Seines Laufes ereilte,
Eine ſchnelle Hochzeit er fand.
Er ſtellte den ganzen Reigen
Alsbald an das Ende der Rennbahn.
Dann gebot er, mit der Füße
Wettſtreit zu entſcheiden,
Welche jeder der Helden nähme,
So viel ihm der Eidame kamen.

So auch gab der Libyer
Einen Gatten der Tochter.
Geſchmückt ſtellt' er ſie an das Ziel,
Der letzte Lohn zu ſein.
Dann ſprach er zu allen: „Es führe ſie hin,
Wer vorüber den andern eilend,
Zuerſt ihr Gewand berührt."
Da ergriff Alexidamos,
Hinfliegend im leichten Lauf,

Der edlen Jungfrau Hand mit der ſeinen,
Und führte ſie durch den roſſezähmenden Nomadenhaufen.
Dicht bewarfen ſie ihn
Mit Laub und mit Kränzen.
Viele Flügel des Siegs hatt' er ſchon vormals empfangen.

Bakchylides

aus Julis (450 v. Chr. Geb.) ſoll ein Neffe und Schüler des Simonides aus Keos geweſen ſein und hielt ſich lange am Hofe des Hieron in Syrakus auf. Weiteres über ſein Leben iſt nicht bekannt. Er ward zu den vorzüglichſten lyriſchen Dichtern gezählt und hat Dithyramben, Päane, Hymnen, Parthenien, Skolien u. ſ. w. gedichtet, von denen jedoch nur wenige Fragmente erhalten worden ſind. Hier Einiges von ihm als Probe ſeiner Art und Weiſe.

Skolion.

Deutſch von Bode.

O ſüße Macht, die aus dem Becher ſteigt empor!
Mit Lieb' erwärmt Jen' unſer Gemüth und das Herz hebt neue Kraft,
Durchrieſelt von Bakchos Geſchenk, der Wonne Gottheit,
Weit von den Männern entfernt wird Sorg' und Trübſal.
Der Städte Bollwerk ſtürzt man nieder;
Ja, man hofft aller Menſchen Fürſt zu ſein.
Von Golde erglänzt und von Elfenbein die Wohnung;
Weizenbeladene Schiffskiel' bringen großen
Und ſchönen Reichthum her vom Nilſtrom.
Solches denkt tief aufgeregt des Zechers Herz.

Gebet.

Deutſch von **Jakobs**.

Schau', vielarmige Tochter des Pallas, göttliche Nika,[1]
Immer mit freundlicher Huld auf die Kranäer[2] herab,
Schützend den trefflichen Chor; und ſchling' in den Spielen der Muſen
Oft um Bakchylides Stirn heilige Kränze des Siegs!

Die Alten rühmten außer den bereits Angeführten noch als glückliche Lyriker dieſes Zeitraums **Teleſilla** von Argos (450 v. Chr. Geb.), **Phrynis** von Mitylene (um 450 v. Chr. Geb.), **Likyminos** von Chios (450 v. Chr. Geb.), **Philoxenos** von Kythere (um 400 v. Chr. Geb.), **Timotheos** aus Milet (um 400 v. Chr. Geb.), **Teleſtes** von Selinos (400 v. Chr. Geb.), **Kineſias** von Athen, **Kalliſtratos** von Athen, **Ariphron** aus Sikyon u. A. m. Sie beſchäftigten ſich vorzüglich mit Dithyramben; man wirft ihnen jedoch vor, daß ſie mehr oder weniger hier auf Abwege geriethen und an die Stelle wahren poetiſchen Schwunges, geſchraubte Künſtelei einführten. Da ſich von Vielen derſelben gar Nichts, von Anderen nur ſehr geringe Bruchſtücke erhalten haben, ſo wollen wir uns darauf beſchränken, mit dem bei den Alten überaus gefeierten Skolion des Kalliſtratos auf den Tod des Tyrannen Hipparchos des Piſiſtratiden, das bei jedem Feſtmahl geſungen wurde, dieſen Abſchnitt zu ſchließen.

---

[1] Die Siegesgöttin, Tochter des Titanen Pallas und der Styx. — [2] In Attika.

Skolion.

Deutſch von Elliſſen.

In Myrthengrün will ich mein Schlachtſchwert tragen,
Gleichwie Harmodios und Ariſtogiten,
Als ſie Athenä's Tyrannen erſchlugen,
Freiheit und Gleichheit der Stadt zu erneuen.
Du ſtarbſt nicht, Harmodios, nein, o Geliebter,
Fern auf den Inſeln der Seligen weilſt du,
Dort bei Achilleus, dem ſtürmiſchen Renner,
Und dem Tydeiſchen Sproß Diomedes.

In Myrthengrün will ich mein Schlachtſchwert tragen,
Gleichwie Harmodios und Ariſtogiten,
Als ſie beim heiligen Opfer Athene's
Schlugen Hipparchos, den frevelnden Zwingherrn.

Verwelken wird nimmer eu'r Ruhm auf Erden,
Theure, — Harmodios und Ariſtogiton,
Die ihr Athenä's Tyrannen erſchluget,
Freiheit und Gleichheit der Stadt zu erneuen.

3. Didaktiſche Poeſie.

Gegenüber der religiöſen Myſtik, wie ſie von den Orphikern und dieſen verwandten Geiſtern in die Poeſie hineingetragen worden, bildete ſich ſchon früh die philoſophiſche Forſchung im Leben der Griechen aus und fand bald ſo bedeutende und entſchiedene Vertreter und Lehrer, daß dieſen ſich willig wißbegierige Jünger zugeſellten und ſich eigene Schulen bildeten. Die Meiſter kleideten das Reſultat ihrer Forſchungen in ein äußeres poetiſches Gewand, um es der Menge zugänglicher und annehmlicher zu machen. So entſtand die **didaktiſche** Poeſie, welche nur um ihrer Form, nicht aber um ihres Inhaltes willen dieſen Namen verdient, und die auch mit der ſteigenden Bildung und der eintretenden Herrſchaft der Proſa für die Behandlung aller nicht eigenthümlich poetiſchen Gegenſtände, ihre Geltung ſchnell wieder verlor. Die dadurch entſtandene Lücke füllte dann als Uebergang die gnomiſche Dichtung aus. Die kurze Periode der didaktiſchen Poeſie erſtreckte ſich von ungefähr 600 bis 450 v. Chr. Geb.; die Form, der ſich ihre Anhänger bedienten, war der Hexameter, das elegiſche oder das iambiſche Versmaaß.

Als die vorzüglichſten didaktiſchen Dichter dieſer Zeit werden genannt: **Thales** von Milet (600 v. Chr. Geb.), **Xenophanes** von Kolophon (530 v. Chr. Geb.), **Pythagoras** von Samos (540 v. Chr. Geb.), **Parmenides** von Elea (500 v. Chr. Geb.), **Empedokles** von Agrigent (450 v. Chr. Geb.). Wir beſitzen jedoch von Allen nur Fragmente. Als Probe der Art und Weiſe möge hier ein Bruchſtück aus Parmenides Lehrgedicht von der Natur, und ein zweites aus den dem Pythagoras beigelegten goldenen Sprüchen, die aber jedenfalls untergeſchoben ſind, eine Stelle finden.

Aus Parmenides aus Elea Lehrgedicht von der Natur.

Deutſch von G. G. Fülleborn.

Es führen Roſſe mich, wohin ihr Muth
Sie gehen hieß, auf dem geprieſ'nen Pfade
Der Gottheit, die den klugen Sterblichen
In's Reich der unerkannten Weisheit führt.
Da zogen die berühmten Roſſe mir
Den Wagen hin, und Jungfrau'n leiteten
Sie dieſen Weg. Es knarrt' in hohlen Röhren
Die heiße Axe, hier und dort ſich rollend
In runden Kreiſen. Sieh', da kamen ſchnell
Die Heliaden[1] aus den Wohnungen der Nacht
Zum Licht heraus, und hoben mit der Hand
Den dichten Schleier auf, der ſie verhüllte.
Da ſind die Thore zu den Wegen, beide,
Des Tages und der Nacht: die Ein Geſimms
Umgiebt, von feſtem Stein die Schwellen beider.
Jetzt nahn die Himmliſchen dem Thore ſich,
Wozu die rächende Gerechtigkeit
Die Schlüſſel führt. Und freundlich reden ihr
Die Jungfrau'n zu, den Eichen-Balken weg
Zu heben. Weit eröffnen ſich die Flügel
Des Thores, drehn die eh'rnen Axen, die
Im Schloß und Bändern gehn, und treiben
Jetzt Roß und Wagen durch das off'ne Thor.
Die große Göttin aber ſelbſt empfing
Mich freundlich, faßte mit der rechten Hand
Die meine, redete mich an und ſprach:

---

[1] Die Töchter des Lichtes.

Sei mir gegrüßt, o Mann, den Götter-Roſſe
In meine Wohnung führen: freu' dich,
Kein böſes Schickſal hat dich dieſen Weg,
Den Menſchen nie betreten, hergeführt.
Dich führte Themis ſelbſt und Dike. Wohl,
Du ſollſt erkunden, was unwandelbar
Und ewig feſt die Wahrheit lehrt, und was
Nur Sinnen-Schein und Menſchen-Meinung iſt.
Auf, halte dich von dieſem Pfade fern
Bei deiner Forſchung! nimmer locke dich
Gewohnheit, deinen Sinnen, Aug' und Ohr
Zu folgen. Ohne ſie, nur mit Vernunft
Mußt du die Lehren, die ich dir verkünde,
Durchforſchen. Das Gemüth allein verfehlt
Des rechten Weges. [2] — —

Aus Pythagoras goldenen Sprüchen.

Deutſch von Dilthey.

Daß unſterbliche Götter du ehr'ſt, wie die Sitt' es gebietet,
Iſt fürnehmſtes Gebot; dann den Eid und erhabne Heroen
Und der Dämonen irdiſch Geſchlecht, das Geſetzliche leiſtend.
Ehre die Eltern ſodann und die, ſo zunächſt dir verwandt ſind,
Nimm von den Andern zum Freund, wer an Tugend der erſte hervorragt.

---

2) Nach Fülleborn iſt der Sinn dieſer Allegorie: Die Anſchauung der Natur führte mich zur Forſchung über ihren inneren Zuſammenhang; ich ging von der ſinnlichen Anſchauung aus aber dieſe genügt nicht, nur mit Hilfe der Vernunft iſt die Erforſchung möglich.

Fügſam ſei du dem ſanfteren Wort und dem nützlichen Werke,
Und nie haſſe den Freund, wenn er bloß ein Kleines verſehen,
Wo du nur kannſt; doch es wohnt beiſammen das Können und Müſſen.
Solches behalte dir wohl und lerne dich alſo beherrſchen,
Daß du zuvörderſt den Bauch, dann den Schlaf und die üppigen Lüſte
Bändigeſt, wie auch den Zorn, und mit Andern Unſittliches nie übſt,
Nie auch allein: und von Allen zumeiſt beobachte dich ſelber.
Uebe Gerechtigkeit dann mit Fleiß in Worten und Werken
Und dem Gebot der Vernunft entziehe dich nimmer im Leben.
Auch bedenke, daß Tod iſt das gemeinſame Loos hienieden,
Und daß irdiſches Gut man gewinnt bald, bald auch verlieret.
Wenn auch des Himmels Geſchick den Sterblichen Schmerzen bereitet,
Nun, dann trage dein Theil und zeige nicht trotzigen Murrſinn;
Doch zu heilen geziemt, ſo viel du vermagſt; und bedenken,
Daß den Guten die Laſt des Geſchicks doch nimmer zu ſchwer wird.
Viel iſt der Menſchen Geſchwätz, was ſchlecht und gut durcheinander,
Umläuft: drum ſei nimmer verblüfft und laſſe dich ſelber
Nie einſchüchtern mit Zwang, und wenn man Lügen verbreitet,
Trage es ſanft mit Geduld, und wie ich dir rathe, ſo halt' es:
Daß dich Keiner mit Worten beſchwatzt, noch durch Thaten verleitet,

Jemals zu ſagen, zu thun, was du nicht als das Beſſere billigſt.
Eh' du was thuſt, rathſchlage zuvor, damit es nicht dumm wird.
Treibe auch nie, was nicht du verſtehſt; doch laſſe dich lehren,
Was du bedarfſt, und freudiger wird dir das Leben verfließen.
Auch dein leibliches Wohl iſt werth ſorgfältiger Achtung:
D'rum halt' Maß in Speiſe und Trank; in gymnaſtiſcher Uebung
Mäßige dich, das heißt, treib's nie zur herben Erſchlaffung.
Reinlich ſei du gewöhnt im Leben und ſonder Verſchwendung,
Dabei hüte dich wohl vor Allem, was Neid dir erreget,
Daß du nicht Aufwand machſt zur Unzeit, wie ein Philiſter,
Noch auch den Geizhals ſpielſt: denn Maß iſt in Allem das Beſte.
Thue nur das, was nimmer dich kränkt, und denke zuvor nach.
Niemals möge der Schlaf auf die Augenlider dir ſinken,
Ehe die Werke des Tags du zuvor noch dreimal gemuſtert:
„Wo iſt gefehlt? Was gethan? Was unpflichtmäßig verſäumet?“
Alſo fange vom Erſten du an und geh' bis zum Letzten:
Findeſt du Schlechtes gethan, dann erſchrick; doch freu' dich des Guten.
Dieſes ſei Arbeit allein; dies Sorge dir, dieſes nur liebe,
Dies wird dich auf die Spur der göttlichen Tugend geleiten.
Ja, ſo ſchwör' ich bei dem, der den Seelen ſchuf Tetraktys[1]
Als Urquelle der ewigen Natur, geh' raſch an das Werk und

---

[1] Die Vierzahl, nach dem Pythagoras, Grund und Wurzel aller Dinge.

Fleh' zu den Göttern um Segen dafür, und wenn dir's gelinget,
Wirſt du erſchau'n unſterblicher Götter und ſterblicher Menſchen
Weſen, wie Alles in Wandel zergeht, und wie es beherrſcht wird;
Wirſt einſeh'n mit Gebühr, wie Natur ſich überall gleich bleibt,
Daß du niemals Unmögliches hoffſt, noch die Dinge verkenneſt;
Wirſt einſeh'n, daß die Menſchen an ſelbſt verſchuldeten Uebeln
Leiden, die armen, die, weil das nahgelegne Gute
Sie nicht hören und ſeh'n, noch des Uebels Erlöſung ergründen — —

Dem Epigramm, das eine ſo bedeutende Rolle in der griechiſchen Poeſie einnimmt, und dieſelbe auf ihrem Entwickelungsgange fortwährend begleitet, wird am Schluſſe ein beſonderer Abſchnitt gewidmet ſein. Wir verweiſen daher hier auf denſelben.

4. Die dramatiſche Poeſie.

Ueber den Urſprung der dramatiſchen Poeſie bei den Griechen iſt man von jeher im Unklaren geweſen und wird es auch wohl ſtets bleiben. Wahrheit und Dichtung vermiſchen ſich hier in einem ſo hohen Grade, wie nirgends ſonſt in der Geſchichte dieſes großartigen Volkes, und was wir ermitteln können darüber, iſt lückenhaft und unvollſtändig von Anfang bis zu Ende. Soviel ſteht allerdings feſt, daß dieſe Gattung der Dichtkunſt zuerſt bei den Feſten des Dionyſos (Bakchos) in das Leben gerufen wurde, daß, indem man die Mythen von den Thaten dieſes Gottes in Hymnen verherrlichte, man ſie ſinnlich auch wieder zu beleben und dem entzückten und aufgeregten Volke vorzuführen verſuchte und daß, um die mimiſche Nachbildung derſelben zu vergeiſtigen, die Poeſie die Hand bot. Wie das aber wirklich geſchehen, wer könnte es nachweiſen, wer behaupten, daß er nicht Sagen an die Stelle geſchichtlicher Begebenheit ſetzte, nicht das geſchichtlich Gegebene zur Sage weiter fortſpinne. — Große Wahrſcheinlichkeit hat folgende Annahme allerdings für ſich, die wir in Ermangelung unumſtößlicher Ueberlieferung hier mittheilen wollen. Wie die Mythe von Bakchos ſelbſt, ſo hatte auch die Feier der ihm geweihten Feſte, der Dionyſien, einen zwiefachen Charakter: den der begeiſterten, bis zum höchſten Rauſche ſteigenden Verehrung und den der heiteren Verherrlichung des durch ihn geweihten Lebensgenuſſes. Wie der Charakter des eigentlichen Weinrauſches ein ganz anderer iſt, als der der Weinlaune, ſo auch hier, und ſo offenbarte es ſich auch in den Hymnen zu Ehren des zwei Mal geborenen Gottes, in den Dithyramben. Bei dem eigentlichen Dithyrambus, der den Gott pries in der vollen Gluth der Begeiſterung, ſchlachtete man einen Bock (griechiſch Tragos, davon Tragodia, Tragödie) auf ſeinem Altar und die Chöre umtanzten den letzteren mit Geſang; bei der zweiten Gattung aber, dem phalliſchen Dithyrambos, zog man in tollem, buntem Schwarme (griechiſch Komos, davon Komodia, Komödie) von einem Dorfe zum anderen und ließ dem wildeſten Muthwillen der Laune oft bis zur Frechheit freien Lauf, aus dem Stegreif Begebenheiten und Charaktere der Wirklichkeit poetiſch erfindend und in unmittelbarer, kecker Nachbildung verſinnlichend. Die Sage berichtet, daß in dem attiſchen Flecken Ikaria dieſe Feier der Dionyſosfeſte (es gab deren vier im Jahr) zuerſt beſtimmtere Geſtaltung gewonnen und daſelbſt ein Dichter Thespis (536 v. Chr. Geb.) mit Chören von Feiernden, die als Satyre u. ſ. w. den Bakchoszug darſtellten, umhergezogen, und während dieſe den Altar umtanzten, von einem Karren herab, im Wechſel von Chorgeſang und Rede des Einzelnen, ſo die Bakchosmythe verſinnlichend, dem Drama ſeine erſte rohe Geſtalt gegeben. — Vom Lande zog ſich ſolche Feier in die Städte, und in Athen fand die neue Kunſt überaus günſtige Aufnahme und ernſte Pflege. Die beiden Gattungen, das die Götter und die Helden feiernde Drama und das mit dem Volke ſpottende und ſcherzende Spiel trennten ſich raſch und entſchieden. Chörilos von Athen, um 524 v. Chr. Geb., und Phrynichos von Athen, um 510 v. Chr. Geb., werden als Diejenigen genannt, welche die rohe, urſprüngliche Form der Tragödie vervollkommnet haben, während von

Pratinas von Phlius (500 v. Chr. Geb.) erzählt wird, er ſei der Erfinder des Satyrſpieles geweſen und ſein Sohn Ariſteas (490 v. Chr. Geb.) habe nicht minder Rühmliches auf dieſem Gebiete geleiſtet. Von allen Dieſen iſt aber der Nachwelt Nichts gerettet worden und unſere Kenntniß der dramatiſchen und zwar der tragiſch-dramatiſchen Poeſie der Griechen beginnt erſt mit Aeſchylos, von dem uns ein glückliches Geſchick Bedeutendes erhalten hat, und der wohl ohne allen Zweifel der Erſte war, der die Tragödie mit vollem künſtleriſchem Bewußtſein behandelte und in genauer Verbindung des Inhaltes mit der Form, Beides zur harmoniſchen Einheit eines wirklichen Kunſtwerkes geſtaltete. Mit ihm alſo beginnen wir den Abſchnitt:

Die tragiſchen Dichter.

Aeſchylos.

Das vierte Jahr der dreiundſechzigſten Olympiade, 525 v. Chr. Geb., iſt höchſt wahrſcheinlich das richtige Geburtsjahr dieſes großen Dichters und ſeine Heimath Eleuſis in Attika, wo ſein Vater, Euphorion, aus altem, angeſehenem Geſchlechte, allem Vermuthen nach als ein Eingeweihter der berühmten Myſterien der Demeter (Ceres) geweſen. Aeſchylos muß ſich ſchon früh der tragiſchen Dichtkunſt gewidmet haben, denn als er ſein fünfundzwanzigſtes Lebensjahr zurückgelegt, trat er zu Athen im Wettkampfe für dieſe Gattung gegen Chörilos und Pratinas in die Schranken, ohne jedoch den Sieg zu erringen. Ohne ſeinem, wie die Sage kündet, ihm von Dionyſos ſelbſt geprophezeihten Berufe zu entſagen, ſtrebte er nun nach anderem Ruhme, nahm Theil am erſten perſiſchen Kriege und focht, ein Held, in der Schlacht bei Marathon, ſo daß ſeine dankbaren Mitbürger ſeinen Muth durch ein Gemälde im Theater verherrlichten, wie uns Pauſanias meldet. Den Lorbeer im Dichterkampfe gewann er dagegen erſt 484 v. Chr.; gegen wen, hat uns die Geſchichte nicht aufbewahrt. Dann trat er wieder, bei erneuertem Kriege mit den Perſern, in die Reihen der Tapferen, Ruhm erringend in den Schlachten bei Salamis und Platäa. Zurückgekehrt krönten jetzt friedlichere, aber nicht minder herrliche Siege in ununterbrochener Folge ſeine Dichterſtirn. Bis 458 v. Chr. Geb. trug er deren dreizehn davon. Mittlerweile aber war ein neues Geſchlecht herangewachſen in Athen, politiſche Parteien bildeten ſich, und es machten ſich Anſichten geltend, die einem ſo ſtrengen Charakter, wie dem ſeinigen durchaus zuwider ſein mußten. Dazu kam noch, daß ſich ihm auch im Gebiete der tragiſchen Muſe ein Gegner ſtellte, der ihm den Sieg ſtreitig machte und endlich im Wettkampfe den Lorbeer entrang, Sophokles, der mit ſeinem Triptolemos (468 v. Chr.) die Palme gewann.

Dies veranlaßte Aeſchylos ſich aus Athen zu entfernen. Er begab ſich zu Hieron von Syrakus, bei dem er eines höchſt ehrenvollen Empfanges ſicher war, und verweilte hier faſt zehn Jahre. Dann kehrte er mit ſeiner Trilogie, der Oreſtia, um 458 nach Athen zurück, wo Perikles ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte und auf den Sturz des oberſten Gerichtshofes ſann. Aeſchylos war auf Seite des Letzteren und hatte Anſicht und Ermahnung deswegen in ſeinem Werke offenbart; den Sieg im poetiſchen Wettkampfe trug er allerdings mit demſelben davon, aber nicht den Sieg über die öffentliche Meinung. Dies beſtimmte ihn, nach Sicilien zurückzukehren und ſich dort zu Gela niederzulaſſen, wo er 456 v. Chr. Geb. ſtarb, der Sage zufolge durch eine Schildkröte erſchlagen, welche ein Adler geraubt und ihm im Vorüberfliegen hatte auf das Haupt fallen laſſen. Er ward dort ehrenvoll beſtattet und folgende „Inſchrift“, von ihm ſelbſt gedichtet, ſchmückte ſein Grabmal:

Aiſchylos decket, den Sohn des Euphorion, hier in dem Grabmal
Gelas reiches Gefild, ihn den Erzeugten Athens.
Seinem gefeierten Muth zeugt Marathon, zeuget der Meder
Langumlocktes Geſchlecht, welches ihn kämpfend erfuhr.

Ehe wir zu Aeſchylos Werken übergehen, ſenden wir Folgendes, als zu beſſerem Verſtändniß uns nothwendig dünkend, vorauf. Es ward eben angedeutet, daß die urſprüngliche Form, welche die Griechen ihrem Drama gaben, eigentlich nur ein Monolog mit Chören war. Der Chorführer agirte den Gott oder den Helden, dem die ganze Feier gewidmet wurde, erzählte oder verſinnlichte ſein Leben und es wechſelte ſo Chorgeſang und Recitation. Thespis, dem es zugeſchrieben wird, oder wer es ſonſt geweſen ſein mag, führte dem Chorführer gegenüber einen eigenen Schauſpieler ein (Dieſen auf dem Karren, Jenen gegenüber, unten mit dem Chore bei dem Altar) und gab demſelben die eigentliche Handlung (ob in einer, ob in mehreren Rollen nach einander, muß unentſchieden bleiben) darzuſtellen, und zwiſchen ihm und dem Chorführer bildete ſich das Geſpräch, das anfangs nur aus dem Stegreife vorgetragen, mit dem Chorgeſängen abwechſelte. Aeſchylos fügte noch einen Schauſpieler mehr hinzu und geſtaltete das ganze Drama kunſtgeſetzlich. Durch Sophokles ward noch ein dritter Schauſpieler hinzugeſellt, und ſo war im Allgemeinen die äußere Form des griechiſchen Drama normal.

Die Aufführung deſſelben wurde alſo durch den Chor und die Schauſpieler verſinnlicht. Die Aufgabe des Chors beſtand darin, mit Geſängen an der Handlung Theil zu nehmen, entweder direct, durch Klagen bei traurigen Begebenheiten, oder durch Fragen oder Antworten ſie fördernd oder erläuternd, oder indirect, durch Betrachtungen über die vorgeführte Handlung, wie ſie der Dichter eigentlich bei den Zuſchauern hervorgerufen haben wollte. Es war ein kunſtvoller Geſang unter Flötenbegleitung, bald allein von dem Chorführer, bald von dem ganzen Chor, bald nur von Halbchören mit rhythmiſcher, körperlicher Bewegung vorgetragen, häufig von dem Dichter ſelbſt in Muſik geſetzt. Der Chor trat nicht allein bloß als ſolcher auf, ſondern ſtellte bald dieſe, bald jene beſtimmte Schaar vor, Krieger, Frauen, Jungfrauen, ſtets mit der größten Feierlichkeit und dem größten Glanze erſcheinend, von dem Dichter ſelbſt ſorgfältig eingeübt. Die beträchtlichen Koſten, die er verurſachte, trugen die Reichen und Vornehmen.

Die Schauſpieler erſchienen in der eigenthümlichen Tracht ihrer Rolle; mit Masken, welche dazu dienten, den Schall ihrer Stimme zu verſtärken, und mit einer hohen eigenen Fußbekleidung (dem Kothurn) für die Tragödie, um ihre ganze Geſtalt zu vergrößern. Auch die Frauenrollen wurden von Männern geſpielt.

Das Theater hatte einen großen Umfang; die Sitze für die Zuſchauer waren amphitheatraliſch angelegt, jede hintere Reihe höher als die vordere, ſo daß es Tauſende von Menſchen (oft bis zu 30,000 Beſuchern) zu faſſen vermochte. Sein Dach war der Himmel. Vor der erſten Reihe Sitze, auf ebener Erde befand ſich die Orcheſtra, wo der Chor mit Allem, was zu ihm gehörte, aufgeſtellt wurde; in der Mitte ſtand ein Altar, die Thymele, neben welcher der Chorführer ſeinen Platz einnahm. Orcheſtra und Bühne waren noch durch eine Straße mit zwei Ausgängen getrennt. Eine Treppe führte zu der Scene (der eigentlichen Bühne, dieſe war ſo hoch wie die unterſte Sitzreihe, breit, aber nicht tief) und dem Proſcenium; die Scene für die Schauſpieler, das Proſcenium für die darzuſtellende Gegend beſtimmt. — Ueber der Scene war noch eine Scene für den Olymp, wenn dieſer dargeſtellt wurde. — Zu beiden Seiten der Scene befand ſich ein Gebäude für den nothwendigen Apparat, denn an mannichfaltiger Maſchinerie fehlte es nicht. — Die ganze Bühne war überhaupt ſo angelegt, daß Alles mit perſpectiviſcher Berechnung auf die Mitte hin drängte und die Scene als dieſe Mitte vollſtändig nicht allein von Allen geſehen werden konnte, ſondern ſich auch durchaus und in allen Theilen vollkommen und großartig zeigte, ein abgeſchloſſenes Bild.

Nur an den vier Dionyſosfeſten fanden theatraliſche Aufführungen Statt und zwar jedes Mal an drei Tagen derſelben, an jedem Tage ein Werk eines Dichters, eine Einheit, die aber aus drei Theilen beſtand (eine Trilogie), von denen jeder Theil ein für ſich beſtehendes Ganze bildete, das aber in genaueſter Verbindung mit den beiden anderen Theilen ſich befand, drei Tragödien, denen ſich noch ein Satyrſpiel anſchloß, bildend. Drei Dichter kämpften auf dieſe Weiſe mit einander um den Preis.

Kehren wir nun zu Aeſchylos zurück. Er ſoll 87 Tragödieen, 29 Trilogieen gedichtet haben, leider ſind uns nur ſieben Stücke überhaupt von ihm erhalten worden: Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden, die Perſer, Sieben gegen Theben, die Hiketiden, der gefeſſelte Prometheus. Die drei erſteren bilden eine Trilogie, die Oreſteia, mit ihnen wollen wir daher beginnen, obwohl ſie dem Alter ihres Entſtehens nach, eigentlich die Reihe ſchließen ſollten.

Die Oreſteia.

1. Agamemnon.

Die Scene ſtellt den Vorhof des Palaſtes der Atriden dar. 1) Ein Wächter eröffnet die Handlung; er iſt zur Nachtzeit angeſtellt, den Schein der Bergfeuer zu erſpähn, welche die Heimkehr des Agamemnon verkünden ſollen; unzufrieden mit ſeinem Amt und auf Schlimmes anſpielend, wünſcht er es beendet zu ſehn; da zeigt ſich der Flammenglanz am Horizont, und er eilt nun, Klytämneſtra, Agamemnons Gemahlin, davon in Kenntniß zu ſetzen. 2) Der Chor tritt auf, ſchildert den trojaniſchen Kampf und bittet Klytämneſtra, die mit ihren Dienerinnen ein Opfer bereitet, um nähere Kunde, die ihm jedoch nicht zu Theil wird, worauf er den Opfergeſang anſtimmt und in dieſem die Opferung Iphigeniens erzählt. Nachdem der Chorgeſang zu Ende, berichtet Klytämneſtra, die Feuerzeichen hätten gemeldet, daß Troja gefallen ſei; ſie kehrt dann zu dem Palaſt zurück. Der Chor ſtimmt einen Dankgeſang an, iſt jedoch von trüben Ahnungen erfüllt und bezweifelt ſogar die Wahrheit des Sieges. — Jetzt kehrt Klytämneſtra wieder, welche einen Herold hat kommen ſehn. 3) Der Herold tritt auf, meldet Agamemnons nahe Heimkehr, nachdem er deſſen Schickſale mitgetheilt und fordert dazu auf, dem Sieger Agamemnon freudigen Empfang zu bereiten. Klytämneſtra, welche bisher ſchweigend voll verſteckter Gedanken lauſchte, trägt dem Herold auf, was er ihrem Gemahl von ihr erwiedern ſolle und geht in den Palaſt zurück. Der Herold erzählt dem Chor nun noch von dem Sturme, der die heimkehrenden Griechen überfallen und von Menelaos zweifelhaftem Geſchick nnd eilt dann ſeinem Gebieter entgegen, und in einem vollſtimmigen Geſange ſchildert nun der Chor das Weh, das Helena über die Troer gebracht. 4) Agamemnon naht auf dem Siegeswagen, die gefangene Kaſſandra an ſeiner Seite; er wird von dem Chor begrüßt; auch Klytämneſtra kommt mit ihrem Gefolge, klagt, was ſie während ihres Mannes Abweſenheit geduldet, begrüßt denſelben und ladet ihn ein, über Purpurdecken, die ſie breiten läßt, in ſein Haus zu treten. Nach kurzer Weigerung folgt er ihrem Willen und betritt während ihrer doppelſinnigen Schmeichelrede ſeinen Palaſt. 5) Der Chor bleibt mit Kaſſandra zurück und ſpricht in ſeinem Geſange grauenhafte Ahnungen drohenden Verderbens aus. 6) Klytämneſtra kehrt zurück, um Kaſſandra, die ſie ebenfalls ihrer Rache opfern will, in das Haus zu holen, allein Kaſſandra bleibt ſtumm und die Königin entfernt ſich zürnend. 7) Der Chor bezeugt nun der gefangenen Seherin ſein Mitleid, da bricht dieſe in Wehklagen und furchtbare Weiſſagungen aus, erzählt dem Chor, wie Alles kommen werde und welches Schickſal auch ſie erwarte, und ſchreitet dann über die Schwelle, ihrem unvermeidlichen Looſe entgegen, nachdem ſie noch Helios aufgerufen, ihr Rächer zu wecken. Auf dieſe Weiſe ſchließt nun der Dichter dieſes erſte Stück ſeiner Trilogie; wir geben dieſen Schluß, wie überhaupt Alles, was wir aus derſelben mittheilen, in Minkwitz's höchſtgelungener Uebertragung:

Der Chor allein. Agamemnon im Innern des Hauſes.

Chorführer.

Kein Sterblicher fühlt an des Glückes Genuß
Sich geſättiget je; traun, Niemand weiſ't
Von dem prunkenden Haus
Und dem fingergezeigten Palaſt es zurück,
  Mit dem Ruf: „Such' ärmere Hütten!“
Von den Göttern geſchmückt mit der Krone des Siegs,

Nahm Atreus' Sohn zwar Ilion ein,
Und betrat ſein Haus, glückſelig geführt
Von der Himmliſchen Gunſt.
Soll aber er jetzt des Geſchlechts Blutſchuld
Abbüßen, und Tod der Gewürgten mit Tod
Austilgen zur Sühne der Todten:
Wer rühmt ſich noch laut, wenn ſolches er hört,
Stets heilvoll lachenden Schickſals?

(Eine Pauſe. — Agamemnon wird in dieſem Augenblicke im Haus ermordet, ſein Geſchrei dringt heraus auf die Bühne.)

Agamemnon (im Palaſt).
Weh mir! Mich traf ein Mörder drin mit ſcharfem Streich!

Oberführer.
Stille! Wer erhebt vom ſcharfen Streich verwundet Angſtgeſchrei?

Agamemnon (im Palaſt).
Weh mir! Zum zweiten Male traf mich Mörderhand!

Erſter Halbchorführer.
Daß bereits die That vollbracht iſt, zeigt des Königs Weheruf.

Zweiter Halbchorführer.
Laßt gemeinſam uns erwägen, welcher Rath der beſte ſei!

Erſter Greis.
Was mich bedünkt, eracht' ich für das Sicherſte,
Die Bürger laut heranzurufen zum Palaſt.

Zweiter Greis.
Mir ſcheint es beſſer, einzudringen ungeſäumt,
Und nachzuforſchen mit dem ſchnellgezückten Schwert.

Dritter Greis.
Des gleichen Raths Theilnehmer, ſtimm' auch ich dafür,
Mit raſchem Muth zu handeln. Nicht zu zaudern gilt's!

Vierter Greis.
Klar ſind des Hauſes Räthſel; alſo kündet ſich,
Mit grauſem Vorſpiel, drohende Tyrannei dem Land!
Fünfter Greis.
Wir zaudern freilich. Sie jedoch, von Säumniß fern,
Und fern von Schlafſucht, heben wahnberauſcht die Fauſt!
Sechſter Greis.
Unſchlüſſig bin ich, welchen Rath ich geben ſoll.
Das Beſte ſcheint, wir halten an den Thäter uns.
Siebenter Greis.
Derſelben Meinung bin ich, denn ich ſehe nicht,
Wie unſer Rath den Todten wieder wecken ſoll.
Achter Greis.
Das Leben feig zu retten, weichen wirklich wir
Des Königshauſes Schändern als den Oberherrn?
Neunter Greis.
Nein, nimmer trüg' ich's! Beſſer, wahrlich, iſt der Tod.
Denn ſüßer iſt er, als das Joch der Tyrannei.
Zehnter Greis.
Doch dürfen aus des Weherufs Zeichen wir
Prophetiſch ſchließen, daß der Fürſt getödtet iſt?
Eilfter Greis.
Wenn klar wir dieſes wiſſen, ziemt Berathung uns.
Klar wiſſen und vermuthen, iſt verſchieden Ding.
Zwölfter Greis.
Mit ganzem Beifall tret' ich dieſer Meinung bei,
Daß klar wir forſchen, welch Geſchick Agamemnon traf.

(Die Thore des königlichen Palaſtes öffnen ſich. **Klytämneſtra** mit dem Beil über der Schulter tritt heraus, von vielem Gefolge begleitet. **Agamemnons** und **Kaſſandra's** Leichen, in Decken gehüllt, werden der Königin nachgetragen.)

Klytämneſtra. Der Chor

Klytämneſtra.

Mit freiem Antlitz ſag' ich keck das Gegentheil
Von jenem frühern zeitgemäßen Redepomp.
Durch welches Mittel ſchlüge ſonſt der Feind den Feind,
Der unter Freundes Namen naht? Wie könnt' er ihm
Ein tödtend Fangnetz ſtellen ſonſt, ein mächtiges,
Unüberſpringbar hohes Garn? Ich ſchaute längſt
Den Kampf voraus, der lange zögernd endlich kam,
Aus altem Groll erwachſen; ſicher ſteh' ich nun
Am Ziel: das Opfer blutet, Alles iſt vollbracht!
Ja, nimmer läugn' ich, alſo führt' ich aus das Werk,
Daß weder Flucht ihm, weder Gegenwehr verblieb.
Ich ſchlang ein faltenweites, fiſchnetzähnliches
Geweb' um ihn, ein Kleid verderbenreicher Pracht.
Drauf gab ich ihm zwo Schläge; zweimal ſtöhnt' er laut,
Und brach erſchlafft zuſammen; als er niederlag,
Ward ihm von mir ein dritter Streich, dem Schattenhort
Dem unterirdiſchen Hades als gelobter Dank.
So haucht' er ſeines Lebens Athem ſinkend aus;
Blutröchelnd lag er, und ich ward vom jähen Strahl
Benetzt mit dunkeln Stäubchen purpurrothen Thau's,
Die mich ſo hoch erfreuten, als der Süd des Zeus
Das junge Saatfeld, wenn es voll in Knospen ſchwillt.
Ob ſolchen Siegs nun jauchzet, wenn ihr jauchzen wollt,
O greiſe Schaar von Argos; ich frohlocke laut!
Ja, ziemten auch Dankopfer für der Todten Blut,
Dann wären hier gerecht ſie, vollgerecht fürwahr!
Den fluchgemiſchten Becher, dē er füllt' im Haus,
Ihn hat er kehrend ſelber ausgeleert daheim.

Chor.

In Staunen ſetzt uns deiner Zunge freches Wort,
Da du ſo ruchlos über deinen Gatten prahlſt.

Klytämneſtra.

Schmäht immerhin mich als ein ſinnverblendet Weib!
Furchtloſen Herzens wiederhol' ich laut vor euch,
Was längſt ihr wißt; lobpreiſet oder ſcheltet mich, —
Wie euch gefällt! Hier liegt Agamemnon, mein Gemahl,
Und zwar als Leichnam, meiner Rechten kühnes Werk
Und edles Racheneiſterſtück. So iſt's, ihr ſchaut's!

Erſter Halbchor.

Strophe.

– ◡ ◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – – ◡ ◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ ◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ ◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– – ◡ ◡ – ⏓

Trankeſt du Gift, o Weib, rauſchendem Meer entſchäumt?
Stillte giftſamiger Erde Fruchtſpeiſe den Hunger dir,
Daß du, ſo raſend, dir weckteſt den Fluch des Volks?
Wüthende Bürgerin! Siehe, du wirſt verbannt,
Allen Bürgern ein Abſcheu!

Klytämneſtra.

Zum Bann verurtheilſt jetzt du mich, und ſagſt, mich ſoll
Der Bürger Abſcheu treffen und der Fluch des Volks?
Indeß du ſchweigſt, was dieſes Mannes Schuld betrifft:
Er, der mit Gleichmuth, wie ein bloßes Opferthier,
Obſchon die Weide nährte wolliger Lämmer Heer,
Sein eigen Kind, ach, meines Leibes liebſte Frucht,
Als ſühnend Opfer trakiſcher Winde ſchlachtete!
Verweiſen aus den Grenzen mußteſt den du nicht,

Zur Buße ſeines Gräuels? Hörſt dagegen du
Von meiner Rachthat, übſt du ſtrenges Recht! Allein
Zu gleicher Drohung wohlgerüſtet, ſag' ich dir:
Verſuch' es; wenn mich deine Hand beſiegt, ſo ſey
Mein Herrſcher! Fügt ein Gott indeß das Gegentheil,
Dann wirſt du Weisheit lernen, doch zu ſpät belehrt.

Zweiter Halbchor.

Gegenſtrophe.

Ueber die Maßen hoch trägſt du das Haupt, und rühmſt
Kecken Muths, während der Geiſt in morddürſtiger Freude raſ't,
Ueber dem Auge dir glänze des Blutes Maal
Nimmer gebüßt! Verwaiſ't aber von Freunden einſt
Zahlſt du Wunde mit Wunde.

Klytämneſtra.

Wohlan, vernimm denn meiner Lippe hehren Schwur!
O hohe Dike, meines Kindes Rächerin,
Fluchgeiſt und Ate, denen ich des Gatten Blut
Geopfert, hört mich, euch zu Zeugen ruf' ich an:
Nicht ſorg' ich, daß mein Fuß betritt die Schlucht der Furcht,
So lang' an meines Hauſes Heerd die Flamme ſchürt
Aegiſthos, mir in Liebe, wie bisher, geneigt.
Ein mächtig Schild iſt dieſer meiner Zuverſicht.
Tod liegt der Eheſchänder, ſeines Weibes Schmach,
Der Chryſeiden Augenluſt vor Ilion,
Und neben ihm das ſpeergefangne Seherweib,
Die buhleriſche, freche Zukunftdeuterin,
Die Bett ſowohl als Lager auf der Ruderbank
Mit ihm getheilt. Allein ſie fanden ihren Lohn.
Mein Gatte ſolchen. Jene ſang, dem Schwane gleich,

Ein letztes Sterbeklagelied, und ruht im Staub,
An ihres Buhlen Seit', indeß ſie meine Luſt
Hinſterbend würzte durch ein ſüßes Beigericht.

Erſte Strophe.

Erſter Halbchor.

Nahte ſich doch der Tod, ohne der Schmerzen Laſt,
Frei vom quälenden Siechthum,
Mit ſchnellem Schritt, ew'gen Schlafes Raſt uns
Freundlich zu bringen! Gewürgt dahinſank
Unſer liebevoller Hort, der
Vieles Weh duldend litt durch ein Weib;
Den ein Weib endlich hingemordet hat!

Zweite Strophe.

Chorführer.

Weh, Helene, dir! Abſinnige, du,
Du allein haſt viel, haſt zahlles viel
Der Achäer geopfert um Troja!

Beide Halbchorführer.

[Ja, warfſt in den Staub auch Ilions Burg,
Und der Dike Hand, die vollendende, ließ
Abbüßen die Stadt, was Zeus zornvoll
Auflegte dem Volk: du vergoſſeſt das Blut
Ruhmreicher Argeier und Troer!]

Dritte Strophe.

Erſter Halbchor.

[Schnöde Verrätherin, die in der Eltern Haus ſchon
Hochlodernde Zwietracht
Gewälzt, Fluch ihrem Stamm und Trübſal!] [1]

---

1) Von „Ja, warfſt" bis „Trübſal" iſt eine Lücke im Original, welche der Ueberſetzer auszufüllen verſucht hat.

Vierte Strophe.

Klytämneſtra.

Nicht wünſche den Tod voll Kummer und Schmerz,
Daß ſolches geſchah;
Noch ſchaue mit Zorn auf Helene hin,
Daß männervertilgend allein ſie ſo viel
Der Achäer entrafft und vernichtet im Streit,
Und unſäglichen Jammer verſchuldet!

Erſte Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.

Schrecklicher Dämon, der gegen des Tantalos
Doppelzweigiges Haus ſtürmt,
Und zwo der Frau'n jetzo, mir zur Trübſal,
Mächtig entzündet zu gleicher Frechheit!
Auf die Leiche tretend, krächzt ſie
Laut und tönt Siegeston ihrem Haus
Grauſenvoll, einem wilden Raben gleich.

Vierte Gegenſtrophe.

Klytämneſtra.

Jetzt trafſt du das Ziel nicht irrenden Worts,
Da den Dämon du riefſt,
Der dieſes Geſchlecht dreifältig verfolgt!
Denn er nährt in dem Bauch blutleckende Gier
Mordtrunken und zeugt neurauchenden Gräul,
Eh' Sühne den alten beſchwichtigt.

Fünfte Strophe.

Erſter Halbchor.

Traun, den gewaltigen, ſchwer
Grollenden Dämon des Hauſes rühmſt du.
Weh, ſchrecklicher Ruhm des Fluchs, der
Jammer häuft unerſättlich!

O Leid, o Schmerz, Zeus trägt die Schuld,
Der Alles lenkt, der Alles ſchafft!
Denn ordnet Zeus nicht jeglich Menſchenſchickſal?
Geſchah ohne die Götter all' das?

Sechſte Strophe.

Chorführer.

O Leid, o Leid! Mein König und Herr,
Wie bewein' ich dich recht?
Was ſag' ich in liebender Sehnſucht?
Hier ruhſt du, verſtrickt in der Spinne Geweb,
Trübſelig ermordet und ruchlos?

Siebente Strophe.

Der geſammte Chor.

Ach, leidvoll, ſchmachvoll ſchlummerſt du hier erblaßt,
Der verruchten Meuchlerfauſt
Opfer, getroffen von ſcharfem Mordbeil!

Achte Strophe.

Klytämneſtra.

[Kein ſchmachvoll Loos, kein ſchimpfliches, traun,
Ward dieſem zu Theil!]
Mich zeihſt du der Schuld des Geſchehenen, mich:
Doch ſprich nicht, daß
Agamemnons Gemahlin die Thäterin ſei!
Nein, ähnlich dem Weib des Gemordeten hier,
Traf grimmvoll ihn der geſpenſtiſche Geiſt,
Der Atreus einſt ſah ſchmauſen, und jetzt
Bluträchend den Mann
Zu dem Opfer der Kinder geſellte.

Fünfte Gegenſtrophe

Zweiter Halbchor.

Daß Agamemnon du nicht
Mordeteſt, Frevlerin, wer bezeugt das?

Sprich! Sprich! Des Geſchlechtes Fluchgeiſt,
Scheint es, leiſtete Beiſtand.
In ſtammverwandten Blutes Strom
Gewaltig ſchäumend quillt empor
Der dunkle Mord; wohin er auch ſich fortwälzt,
Der kindſchlachtende Thau benetzt ihn!

Sechſte Gegenſtrophe.

Chorführer.

O Leid, o Leid! Mein König und Herr,
Wie bewein' ich dich recht?
Was ſah' ich in liebender Sehnſucht?
Hier ruhſt du, verſtrickt in der Spinne Geweb,
Trübſelig ermordet und ruhlos!

Siebente Gegenſtrophe.

Der geſammte Chor.

Ach, leidvoll, ſchmachvoll ſchlummerſt du hier erblaßt,
Der verruchten Meuchlerfauſt
Opfer, getroffen von ſcharfem Mordbeil!

Achte Gegenſtrophe.

Klytämneſtra.

Kein ſchmachvoll Loos, kein ſchimpfliches, traun,
Ward dieſem zu Theil!
Denn ſpann er dem Haus nicht tückiſches Leid
Und verderbliches an?
Iphigenie hat er gewürgt, mein Kind,
Das unſelige, das ich empfangen von ihm!
Für würdige That fand würdigen Lohn
Der Gemahl: nicht rühm' er im Hades ſich ſtolz:
Das Verſchuldete nur
Abbüßt' er im tilgenden Schwerttod!

Neunte Strophe.

Erſter Halbchor.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

In Zweifelmuth ſchwank' ich irr und rathlos;
Nirgend erſpäh' ich Zuflucht
Mit regem Geiſt, weil das Haus dahinſtürzt!
Im Donner rauſcht nieder dacherſchütternden
Platzregens graunvoller, wilder Blutguß.
Zu neuen Jammerthaten wetzt das Rachſchwert
Der Schickſalshort am neuen Wetzſtein.

Zweite Gegenſtrophe.

Chorführer.

Ach, Erdreich, bargſt mich früher du doch,
Eh' dieſen ich ſah ſtarr liegen, geſenkt
  In das ſilbergediegene Sargbett!

Beide Halbchorführer.

Wer begräbt ihn nun? Wer bewehklagt ihn?
Wagſt du, traun, die du den eignen Gemahl
Hinmordeteſt, das frechmüthig zu thun,
Ihm Thränen zu weih'n, und den Todten verhaßt
  Haßwürdige Gunſt zu erweiſen?

Dritte Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.

Lauterem Herzen entſproſſenen, thränenreichen

Grabgeſang, wer erhebt ihn,
Den gottgleich hehren Todten feiernd?

Zehnte Strophe.

Klytämneſtra.

Nicht euch liegt's ob, nicht kümmert es euch!
Denn er ſank durch mich, er erlag durch mich,
Durch mich auch wird er beſtattet! Indeß
[Nicht ſteigt er hinab in das Todtengefild
Von den Seinen im Haus durch liebenden Rufs
Wehklage beweint und mit Opfer geehrt:]
Iphigenie nur, wie der Tochter geziemt,
Harrt jauchzend und froh
Des Erzeugers, und wird an des klagenden Stroms
Wildreißender Fluth
Ihn umſchlingen mit freundlichem Küſſen!

Neunte Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.

Zur alten Schmach häufſt du neues Schmachwort!
Dunkel umhüllt die Zukunft.
Der Mörder zahlt Buße, Blut verſtrömt Blut.
So lange Zeus geltend waltet, gilt das Wort:
Wer Böſes ſä't, ärntet ſchlimm! Wer bannt je
Den ächten Schößling aus dem Haus als dürren Zweig?
Naturkraft bindet Haupt und Glieder.

Zehnte Gegenſtrophe.

Klytämneſtra.

Traun, wahrhaft ſcholl, was jetzo du ſprachſt
Mit prophetiſchem Mund. Laut ſchwör' ich indeß
Bei dem rächenden Geiſt, der Tantalos' Stamm
Heimſucht, gern will ich ertragen den Fluch,
Wie entſetzlich er kommt! Wenn künftig er nur

Flieht Atreus' Haus, und ein andres Geſchlecht
Aufzehrt durch Gräul ſtammtilgenden Mords.
Reichthümer und Glanz,
Gern würf' ich ſie hin, wenn ein ſolches Geſchenk
Von der Schwelle die Wuth
Mordwechſelnden Frevels verſcheuchte!

(Die Pforten des Palaſtes öffnen ſich. Aegiſthos, von bewaffneten Kriegern umgeben, kommt heraus, geſchmückt mit den Zeichen der königlichen Würde, und tritt an die Leiche des Agamemnon. Klytämneſtra zieht ſich in den Hintergrund der Bühne zurück.)

Dreizehnte Scene.

Aegiſthos. Der Chor. Klytämneſtra.

Aegiſthos.

O ſüßer Lichtſtrahl ſegensreichen Rachetags!
Nun ſag' ich freudig, als der Menſchen Richter ſchaun
Die Götter hochher auf der Erde Gräuelſaat:
Denn mir zur Wonne ſeh' ich jetzt in ſühnenden
Erinnyenſchleier eingehüllt den Todten hier,
Der ſeines Vaters Frevelthaten büßend ſank.
Einſt hat, um Herrſchaft ringend und um Throngewalt,
Sein Zeuger Atreus, dieſes Landes Oberherr,
Thyeſtes, meinen Zeuger, daß ihr's klar vernehmt,
Den eignen Bruder, weggebannt aus Reich und Haus.
Zurückgekehrt drauf, flehend hingeſtreckt zum Heerd,
Erlangt der Unglückſelige Schutz, ſo daß er nicht
Mit ſeinem Blut den heimiſchen Boden röthend ſank.
Ein ſchändlich Willkommgaſtgeſchenk indeſſen bot
Des Todten Vater meinem dar, ruchloſen Sinns:

Dem Schmaus und Feſttag ſchien er, freundſchaftsvoll geſinnt,
Zu feiern, Liebe heuchelnd, doch von Haß geſpornt,
Und ſetzt der beiden Söhne Fleiſch zum Mahl ihm vor.
Der Füße Spitzen und der Hände Fingerkamm
Verbarg er unten, deckte weichgeſottene
Fleiſchſtücke drüber, und betrog den ſchmauſenden
Unſel'gen Vater, der ſofort die Koſt genoß:
Er hielt ein Mahl, verderblich, wie du ſiehſt, dem Stamm!
Doch als der ſchnöden Frevelthat er inne ward,
Da ſtöhnt' er, ſank zurücke, ſpie den Mord hinweg,
Rief Graunverwünſchung auf das Geſchlecht des Tantalos.
Und ſprach den Fluch: wie dieſes Schauermahl gelang,
So falle hin das ganze Pelopidenhaus!
Drum kannſt du hier Agamemnon hingeſunken ſchaun.
Ich aber bin der gerechte Weber dieſes Mords.
Der Söhne dritter, ſaugend noch an Mutterbruſt,
Ward ſammt dem armen Vater ich von ihm verjagt.
Erwachſen, führte Dike mich als Rächer heim.
Auch als Verbannter ſtellt' ich ſchon Agamemnon nach,
Und legte ringsum Schlingen ihm trugvollen Raths.
Und da ich eingefangen ihn erblicke jetzt
Im Rachenetz, ſcheint ſelbſt zu ſterben Wonne mir.

Chor.

Aegiſthos, Hohn bei Miſſethaten preiſ' ich nicht!
Du ſagſt, mit Vorſatz gabſt du dieſem Mann den Tod,
Entwarfſt des jammerwerthen Mords Anſchlag allein:
So wiſſe, hör' es, dein gerichtet Haupt ereilt
Vom Volk vollſtreckte, fluchumrauſchte Steinigung!

Aegiſthos.

Den höchſten Steuerlenkern drohſt du dergeſtalt,
Du, der du biſt des Schiffes letzter Ruderknecht?

So lern' als Greis noch, wie die Lehre bitter ſchmeckt,
Wenn ſolchem Alter zur Vernunft gerathen wird.
Peinvolle Hungerqualen, Band und Feſſeln ſind
Auch für ergraute Thoren gar ausbündige
Heilzauberärzte. Biſt du ſeh'nden Auges blind?
Nicht lecke gegen den Stachel, ſonſt verletzt er dich!

Chor.

Du Weib, des jüngſt vom Kriege heimgekehrten Herrn
Hausſchlange, haſt du feig des Mannes Bett beſchimpft,
Und dieſen Mordplan für den Tapfern feig erdacht?

Aegiſthos.

Auch dieſes Wort ſcharrt bittrer Thränen Quell dir auf!
Du haſt von Orpheus' Zunge ganz das Widerſpiel.
Denn ſein Geſang riß Alles ſüß bezaubernd fort,
Dein kindiſch Bellen aber tönt verhaßt, und reißt
Dich ſelbſt in Nacht; doch zahmer macht die Ruthe dich!

Chor.

Du alſo willſt jetzt König über Argos ſein,
Du, der den Mordplan zwar erdachte, doch das Werk
Nicht auszuführen wagte mit der eignen Fauſt?

Aegiſthos.

Die Liſt vollſtrecken konnte, traun, das Weib allein.
Ich ſelber ſchien verdächtig, als ein alter Feind.
Nun faſſ' ich keck das Scepter, ſeine Schätze ſind
In meinen Händen; wer ſich nicht dem Zaume fügt,
Den will ich ſcharf einjochen, daß ihn nimmermehr
Der Hafer ſticht; ihn ſoll in ſchauervoller Kluft
Ein ſchlimmer Gaſt, der Hunger, bald geſchmeidig ſehn!

Chor.

Warum, o feige Seele, haſt du dieſen Mann
Nicht ſelber hingemetzelt? Nein, ihn hat ein Weib,

Des Landes Schandfleck und der Landesgötter Gräul,
Ermordet! Schaut Oreſtes noch das Sonnenlicht?
O käm' er heim nach Argos heilbeſchütztem Pfad,
Damit er ſiegreich dieſes Mörderpaar zermalmt!

Aegiſthos.

Da du ſo verfährſt und redeſt, ſchauſt du meine Rache flugs!

Chor.

Auf, geliebte Kampfgefährten, nahe rückt der harte Strauß!

Aegiſthos.

(Zu ſeinen bewaffneten Begleitern ſich wendend:)

[Auf, o treue Streitgenoſſen, ſchaaret euch um euren Herrn!]

Chor.

Auf, die Hand am Griff des Schwertes, ſtehe Jeder kampfbereit.

(Die Greiſe ziehen die Schwerter.)

Aegiſthos.

(Indem er ebenfalls das Schwert zieht.)

Ja, wie ihr, die Hand am Schwertgriff, will ich ſterben unverzagt.

Chor.

Daß du ſtirbſt, das eben wünſch' ich! Treff' es ein, wie du geſagt!

(Klytämneſtra tritt nun hervor, und wirft ſich zwiſchen beide erzürnte Parteien.)

Klytämneſtra.

(Erſt zu Aegiſthos, dann zum Chor ſprechend:)

Nimmermehr laß uns, o Theurer, neuen Fluches Samen ſtreu'n!
Allzureiche Thränenernte bietet ſchon das alte Feld.
Schon genug geſchah des Unheils; nimmer netze Blut das Schwert.

Zieht von hinnen, Greiſe! Kehret heim in eure Wohnungen,
Eh' ihr unklug handelnd büßet. Was wir thaten, heiſchte Zwang.
Was bedarf es mehr des Leides? Tragen wir doch ſchwer genug,
Da des Schickſals harter Zorn uns jammervoll getroffen hat!
Dieſes iſt des Weibes Meinung, wenn ihr ſie beachten wollt.

Aegiſthos.

Durften aber ſie mit eitler Zunge geifern dergeſtalt,
Ihr Geſchick ausfordernd, wagen ſolchen übermüth'gen Hohn,
Unbeſonnen und vernunftlos ſchmähen ihren Oberherrn —

Chor.

Nimmer ziemt es Argos' Söhnen, ſchmeicheln einem ſchlechten Mann!

Aegiſthos.

Fühlen ſollſt du meine Rache noch in künftiger Tage Lauf!

Chor.

Nie, wofern ein Gott Oreſtes' Schritte heim nach Argos lenkt!

Aegiſthos.

Wer verbannt iſt, der, ich weiß es, nagt an leeren Hoffnungen.

Chor.

Schalte, mäſte dich, beſudle jedes Recht; noch ſteht es frei!

Aegiſthos.

Wiſſe, büßen ſollſt du dieſen Aberwitz mit hartem Lohn!

Chor.

Brüſte keck dich, gleich dem Haushahn, welcher bei der Henne ſteht.

Klytämneſtra.
Achte weiter nicht des eiteln Wortgebelles! Ich und du,
Als Beherrſcher dieſes Hauſes, ordnen Alles herrlich an!

(Klytämneſtra und Aegiſthos ziehen ſich in den königlichen Palaſt zurück. Der Chor begiebt ſich in die Stadt.)

2. Die Choëphoren

(Grabesſpenderinnen, Todtenſpenderinnen). Nach Agamemnons Ermordung hatte ſich der alte Erzieher von deſſen zwölfjährigem Sohne Oreſt, mit dem Knaben zu Strophios in Phokis geflüchtet. Hier wuchs Oreſt in innigem Freundſchaftsbündniß mit Strophios' Sohn, Pylades, heran, und fühlte ſich durch das delphiſche Orakel beſtimmt, des Vaters Tod an der Mutter Klytämneſtra zu rächen. Beide Jünglinge reiſen nach Argos ab, wo ſie unerkannt eintreffen und Elektra, Oreſts Schweſter, finden, welche ihr Leben in ſteter Trauer um den erſchlagenen Vater dahin bringt. — Die Scene iſt wie im Agamemnon, nur daß auf der Thymele der Aſchenkrug des Agamemnon ſteht und ſo deſſen Grab bezeichnet. — Zwiſchen dem erſten und dieſem Stücke ſind ungefähr acht Jahre verfloſſen.

1) Es iſt Morgen. Oreſt und Pylades kommen als Wanderer; Oreſt opfert und betet am Grabe des Vaters. Elektra erſcheint nun mit dem Chor der Dienerinnen und Sklavinnen. Die beiden Jünglinge ziehn ſich zurück, um

ſie zu belauſchen. — Die Frauen heben einen feierlichen Klaggeſang an, aus dem wir erfahren, daß Klytämneſtra durch einen Traum erſchreckt, die Sklavinnen abgeſandt, dem Schattnn des ermordeten Gemahls ein Sühnopfer zu bringen. — Elektra beſpricht ſich mit dem Chor wie ſie beten ſolle und betet und opfert demgemäß mit folgender Rede:

O Schatten-Hermes, drunten wie am Sonnenlicht
Der höchſte Herold, ſchaue her und weck' empor
Des Erdendunkels Götter, daß ſie mein Gebet
Vernehmend, huldreich blicken auf das Vaterhaus,
Sammt ihr, der Erde, welche jeglich Ding gebiert,
Aufnährt und alle Keime wieder birgt im Schooß!
Ich gieße dieſen Weihetrank den Todten aus,
Und rufe dich, o Vater, gieb das Scepter uns
Im Haus: erbarme meiner und Oreſtes' dich!
Denn kläglich irren jetzo wir, in Staub gedrückt
Durch unſre Mutter, die zum Mann ſich eingetauſcht
Aegiſthos, welcher deines Mords theilhaftig iſt.
Ich gelte gleich der Sklavin, und Oreſtes lebt
Verbannt vom Vatererbe; während jene frech
Mit deinen Schätzen praſſen, voll von Uebermuth.
Drum fleh' ich dich, daß günſtigen Looſes kehren mag
Oreſtes uns! Erhöre, Vater, mein Gebet.
Gieb ferner, daß ich ſelber an Ruchloſigkeit
Der Mutter nimmer gleiche, noch an Frevelſinn!
Das fleh' ich uns; den Feinden aber ſei's geſagt,
Daß dir, o Vater, auferſteht ein Rachehort,
Und daß die Dike Blut mit Blut vergeltend ſühnt!
In meine Wünſche flecht' ich ſolchen böſen Fluch,

Und ſpreche dieſen böſen Fluch den Mördern aus.
Uns aber ſende jeglich Heil empor, mit euch,
O Götter, Erde, hehes Recht, das Sieg umſtrahlt!

Sie fordert nun den Chor auf, zu opfern und den Klaggeſang zu erheben, was alsbald geſchieht. Während des Opfers findet Elektra die Locke, die ihr Bruder auf dem Altar niedergelegt hat, ſie unterhält ſich darüber mit dem Chor, forſcht weiter nach, entdeckt die Fußſtapfen der Jünglinge und nun folgt 2) die Erkennungsſcene der Geſchwiſter, welche wir mit dem, was ſich daran ſchließt, in des Dichters eigenen Werken mittheilen.

Oreſtes und Pylades. Elektra und der Chor.

Oreſtes (zu Elektra).
Gelobe frommes Dankgebet den Himmliſchen,
Und flehe dankbar ihren fernern Segen an.
Elektra.
Für welche Gnade, die ſie mir bereits erzeigt?
Oreſtes.
Mit Augen ſiehſt du, den du längſt zu ſchaun gewünſcht.
Elektra.
Wen aber weißt du, daß ich rief der Sterblichen?
Oreſtes.
Ich weiß, Oreſtes haſt du fort und fort erſehnt.
Elektra.
Wie aber ſeh' ich jetzo mein Gebet erfüllt?
Oreſtes.
Er kam, ich bin es, ſuche keinen beſſern Freund!
Elektra.
Ach, werther Fremdling, legſt du liſtige Schlinge mir?

Oreſtes.
Da ſpänn' ich mir zum eignen Schaden eignen Trug!
Elektra.
Des Jammers lachen willſt du, der mich Arme beugt!
Oreſtes.
Des deinen lachend, lacht' ich auch des meinigen!
Elektra.
Oreſtes biſt du, dem ich ſpreche dieſes Wort?
Oreſtes.
So iſt's; da nun du ſelbſt mich ſchauſt, mißkennſt du mich.
Erſt, als du dieſe Flechte ſahſt, das Trauerhaar
Von deines Bruders Scheitel, der dem deinen gleicht,
Und prüfend maßeſt meiner Tapfen Spur, da flog
Dein Herz in Luſt auf, und du glaubteſt mich zu ſchaun!
Hier fehlt die Locke, ſchaue her, an meinem Haupt;
Betrachte dieſen Mantel, den du ſelbſt gewebt:
Die bunten Eggen und der wilden Thiere Bild.
Erſchrecke nicht im Wonnetaumel, faſſe dich!
Die nächſten Freunde grollen uns mit bittrem Haß.
Elektra.
Des Vaterhauſes liebſtes, ſegenreiches Pfand!
Beweinte Hoffnung ſüßen Rettungslichtes du!
Erkämpfe muthvoll wieder dir das Vaterhaus!
O holdes Auge, das du mir vierfaches Gut
Erſetzeſt: meinen Vater muß ich grüßen dich,
Dir geb' ich hin die Liebe, die ich ſchuldete
Der Mutter; denn ich haſſe ſie mit vollſtem Recht;
Zugleich der theuern Schweſter Platz vertrittſt du mir,
Die thränenvollen Opfertod gekoſtet hat;
Als treuen Bruder endlich ehr' und lieb' ich dich;
O ſtände hülfreich Kratos mir und Dike nah,
Und Zeus der Weltgebieter als der dritte Hort!

Oreſtes.

Zeus, Zeus, o ſchaue gnädig her auf unſer Loos!
Sieh, ach, die Vaterloſen, ſieh des Adlers Brut,
Der durch der grauſen Schlange züngelnde Windungen
Erwürgt dahinſank! Wilde Pein des Hungers quält
Die ſchutzentblößten Jungen; denn ſie ſind zu ſchwach,
In's Neſt emporzutragen ihres Vaters Raub.
Auf gleiche Weiſe ſiehſt du mich und dieſe hier,
Elektra mein' ich, vaterlos und ſchutzverwaiſ't,
Von Haus verſtoßen Beide durch denſelben Bann.
Wer ehrt dich einſt mit gleicher Gaben fettem Schmaus,
Wie dir der fromme Vater demuthsvoll geweiht,
Wofern du ſeine Kinder hier vertilgen willſt?
Glaubhafte Zeichen weder kannſt du künftighin
Der Erde ſenden, wenn du des Adlers Haus vertilgſt;
Noch flammt am Feſtſtieropfertag dein Hochaltar,
Wenn dieſer ganze Königsſtamm dahingedorrt.
Hilf uns, und heb' zu neuem Licht das Haus empor,
Das jetzt in rettungsloſe Nacht verſunken ſcheint!

Chor.

O Kinder, eures Vaterheerdes Schützer ihr,
Schweigt ſtille, daß euch Keiner ſonſt, ihr Lieben, hört,
Und alles dies redſelig hinterbringen mag
Dem Ohr der Herrſcher; könnt' ich, könnt' ich ſie dereinſt
In pechgetränkter Flamme Qualm hinſterben ſehn!

Oreſtes.

Siegreich erfüllt ſich Loxias' allmächtiger
Orakelſpruch, der dieſes Wagniß mir gebot,
Und laut mich aufrief, meiner Bruſt ſturmvolle Qual
Und heißer Martern Seelenpein verkündigend,
Wofern ich nicht des Vaters Frevler ſtrafte, ſie
Nicht würgte gleichen Mordes, der ich lange ſchon,

Beraubt des Erbguts, grimmige Rache dürſtete!
Und ſäumt' ich, ſprach Apollon, ſolle büßen dies
Mit tauſendfachem bittrem Leid mein eigen Herz.
Denn als der Sühne droht' er erſt dem Volk
Mißwachs und Hunger, Seuchen dann mir ſelber an:
Gefräßigen Ausſatz, welcher ſich mit grimmem Zahn
Einhackt, verzehrend meiner Sehnen milde Kraft:
Und weißes Haupthaar zeuge mir die wilde Peſt!
Noch andern Sturm der Furien, den des Vaters Blut,
Das ungeſühnte, wecke, that der Gott mir kund,
Der ſeines Auges Blitze wirft durch dunkle Nacht.
Denn wer ſich ſolchen Rachedienſtes feig entſchlägt,
Ihn trifft der Schatten dunkler Pfeil, die hingewürgt
Der Blutsverwandten gräuelvolle Mörderfauſt:
Wahnwitz zugleich und nächtiger Bilder hohler Spuk
Verfolgt, entſetzt ihn und verjagt ihn aus der Stadt
Mit erzgeflochtner Geißel, die den Leib zerfleiſcht.
An hehrem Weihguß weder darf ein ſolcher Mann
Theil nehmen, noch an froher Becher Luſt: es ſchließt
Des Vaters unſichtbarer Groll vom Tempel auch
Ihn aus, und Niemand öffnet ihm und grüßt ihn hold.
Freundlos und einſam ſtirbt er hin ſchmachvollſten Tod,
Von tiefſten Elends jammervoller Laſt zerdrückt.
So lautet Phoibos' hohes Wort: ihm ziemt's zu traun;
Und traut' ich minder, müßte doch die That geſchehn.
Auf Einen Punkt drängt vieler Wünſche Fluth hinaus:
Des Gottes Spruch, des Vaters grauſer Untergang,
Mein eigen unglückſelig Loos! Das alles läßt
Mich nicht ein Volk, dem keines auf der Erde gleicht,
Das Troja ruhmvoll hingeſtürzt mit Heldenmuth,
Zwo Weibern alſo ſchimpflick unterworfen ſehn!
Denn weibiſch iſt er; irr' ich, offenbart ſich's bald.

Chorführerin.

Auf, Moiren, erfüllt das Gericht, wie den Weg
O Gewaltige, Zeus
  Euch zeigt und die himmliſche Dike!

Erſte Halbchorführerin.

„Für feindliches Wort ſei feindliches Wort
Von der Lippe geſandt!“ Ruft donnernd, die Schuld
  Einfordernd, die Göttin des Rechtes.

Zweite Halbchorführerin.

„Für blutigen Schlag ſei blutiger Schlag
Der gebührende Lohn!“ „Wer frevelte, büßt!“
  So gebeut urgraue Verkündung.

Wechſelgeſang.

Erſte Strophe.

Oreſtes.

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – –
⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ ⏑
⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –

Vater, unſeliger Vater, welch’
Wort beglückt dich, welch’ Werk
Vermag dir in des Hades Schlund freundlichen Troſt zu bringen?
Es wecket die Nacht den Tag; alſo gebiert der Ton auch
Des fernſchallenden Klageliedes
Freude dem Sohn des Atreus!

Zweite Strophe.

Der Chor.

Erſter Halbchor.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

O Kind, verſchlungen wird des Hingewürgten Geiſt nicht
Von lodernden Feuers Zahn,
Nein, Zorn giebt er dereinſt kund!
Den Gewürgten feiert Wehlaut, und der Tödter offenbart ſich!
Der gerechte Klageruf, der den Erzeugern ſchallt, im Fluthſturm
Hervorbrauſend, verfolgt die Rachſpur.

Erſte Gegenſtrophe.

Elektra.

Höre die Tochter, o Vater, auch
Thränenreich hinabflehn!
Von zwei klagenden Kindern ſchallt trauriger Gruftgeſang dir.
Wir treten an deinen Grabhügel verbannt und ſchutzarm.
O leidvolles, o bittres Loos!
Nimmerbezwinglich Unheil!

Anapäſtenſyſtem.

Chorführer.

O vertraue des Gotts weiſſagendem Mund!
Leicht kehrt er das Ach in erfreulichern Ton;
Und das Feſtlied führt, ſtatt Grabesgeſang,

Aufjauchzend den Freund in der Ahnen Palaſt,
Wo Becher und Jubel erklingen!

Dritte Strophe.

Oreſtes.

– ◡ ◡ – ◡ –
– – – ◡ ◡ – ◡ –
◡ – – – ◡ – ◡ – ◡
◡ – ◡ – – ◡ ◡ – ◡ – –
◡ – ◡ ◡ – – ◡ – – – – – ◡ –
◡ ◡ – – ◡ ◡ – –
◡ – ◡ ◡ – ◡ – –
– ◡ ◡ – ◡ – ◡

Vater, o daß du doch
Starbſt vor Ilion, hingerafft
Vom Wurfſpeer, den der Troer Fauſt ſchwang!
Du hätteſt dann Ruhm vererbt dem Stammhaus,
Und deinem Geſchlecht aufgehellt ſtolzen Laufs neidwerthes Ziel;
Und ein prangendes Grabmal,
Am fernen Geſtad erhöht dir,
Stillte des Hauſes Trauer!

Zweite Gegenſtrophe.

Chor.

Zweiter Halbchor.

Ein Freund den todten Freunden bliebſt du beigeſellt dann
Und glänzteſt im Schattenreich,
Als ein heiliger Thronfürſt,
Und ein Prieſter jener Obherrn in der Erde dunklem Abgrund.
Es verlieh ja Zeus im Licht auch der geweihten Krone Schmuck dir,
Das volklenkende Fürſtenſcepter!

Dritte Gegenſtrophe.

Elektra.

Vater, du durfteſt auch
Nicht vor troiſchem Mauerring,
Von wurfſpeerkühnem Feind bewältigt,
Beſtattet ſein, wo Skamandros' Fluth rollt;
Du ſollteſt, von all' dieſem Leid unberührt, fern hören, daß
Die vernichtende Moira
Die frevelnde Braut dahinnahm,
Die dich erſchlug ſo ſchmachvoll!

Anapäſtenſyſtem.

Chorführer.

Ein erfreulicher Wunſch, traun, beſſer denn Gold,
Und entzückender als hyperboriſches Glück,
Iſt dieſes, o Kind, das ſeufzend du flehſt!
Doch ſiehe, der Geißel, der doppelten, Schall
Sauſ't gellend um uns; der Betrauerte ſchläft
In dem Hades, und hier herrſcht ſiegend das Paar
Der Erwürger, die Hand blutſchuldig befleckt;
Und die Kinder erdulden das Schlimmſte!

Vierte Strophe.

Elektra.

– ◡ ◡ – ◡ ◡ –
– ◡ ◡ – ◡ ◡ –
– – ◡ – ◡ – – –
◡ – – ◡ ◡ – ◡ – –
– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ – ◡ –

Bitter betrübendes Wort,
Schneidend und ſcharf, wie ein Pfeil!
Zeus, Zeus, du ſchickſt zum Licht aufwärts
Lauernder Strafe Nachfluch:

Des Gottloſen verruchte Hand muß
Büßen! Die Mutter ſogar verſchone nicht!

Fünfte Strophe.

Chor.

Erſter Halbchor.

⏑ – – – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –
⏑ – ⏑ ⏑ – – – –
– ⏑ – – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ –

Ein Preislied ſäng' ich gern bei Fackelglanz
Jubelnd, ſobald ein Mordſtreich
Träfe den Mann, in Staub auch
Sänke das Weib! Mit Freimuth
Deck' ich den heißen Gluthſturm
Der Bruſt auf; das Antlitz umflort mir
Tiefer Abſcheu; grollvermiſcht
Stürmt im Buſen alter Haß.

Vierte Gegenſtrophe.

Oreſtes.

Schlägt ſie mit mächtiger Hand
Endlich der ſelige Zeus?
Weh, weh, ſie tilge ſein Blitzſtrahl!
Kehre, des Landes Hort, uns!
Das Recht ruf' ich herbei für Unrecht.
Hört es, o Hüter gekränkter Schatten, an!

Chorführer.

Das Geſetz ſteht feſt: blutquellendes Naß,
Wenn es tränkte den Staub, heiſcht Blut zum Erſatz!

Denn der Rachegeiſt deß, der früher gewürgt
Hinſank, ſchreit Mord und verderbliche Peſt,
Die Unheil knüpfet an Unheil.

Sechſte Strophe.

Elektra.

Beſteht noch, Hadesfürſten, euer Thron?
Schauet, der Todten vielmächtige Flüche, ſchaut
Das letzte Reis dieſes alten Herrſcherſtamms
In Bann und rathloſes Leid
Geſtürzt! Wo glänzt, Zeus, ein Strahl der Rettung?

Fünfte Gegenſtrophe.

Chor.

Zweiter Halbchor.

Das Herz ſtürmt abermals im Buſen mir,
Weil du ſo bange wehklagſt!
Jegliches Licht der Hoffnung
Flieht; es umwölkt mit Nacht mein
Inneres dieſer Wehruf.
Erſcheint aber freudvoller Zukunft
Neues Bild mir, dann verläßt
Jedes Herzeleid die Bruſt.

Sechſte Gegenſtrophe.

Oreſtes.

Vernimmt dein Ohr, o Vater, unſer Weh,
Welches den Kindern aufhäufte der Mutter Hand?
Wer ſtillt den Schmerz? Ewig wühlt der Stachel fort.

Denn gleich dem wuthgrimmen Wolf
Zürnt mein Gemüth ob der Mutter Schandthat!

Siebente Strophe.

Elektra.

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ –

Sie hieb mit areswildem Hieb den Ehgemahl,
Der kiſſiſchen Kriegesheldin gleich,
Und mächtige, hageldichte Streiche folgten ſich,
In wechſelvollen Schwingungen ausgeſtreckten Arms,
Hinauf, hinabgeführt, und toſend ſcholl darein
Vom eignen Schlag mein wundes, jammervolles Haupt.
O ſchnödes, ruchloſes Weib,
Ruchlos begrubſt du, trugſt du fort des Gatten Staub,
Des Fürſten Staub, ungeehrt
Von ſeinem Volk, unbeweint
Und ſonder Wehklage, ſchnöde Mutter!

Achte Strophe.

Oreſtes.

⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – –

⏑ – ⏑ – – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑

Die ganze Schmach ſchildert deine Lippe!
Gewiß, ſie ſoll büßen ihre Schmachthat,
So wahr mir hilft Göttermacht,
So wahr mir hilft dieſer Arm!
Erlag ſie, dann fall' ich gern zum Opfer.

Achte Gegenſtrophe.

Elektra.

Verſtümmelt ihn, höre ferner, hat ſie!
Den Tod der Schmach krönte Schmachbegräbniß;
Und wutherfüllt deinem Seyn
Erſann ſie ſchmerzreiches Loos!
Das iſt der leidvolle Sturz des Vaters!

Siebente Gegenſtrophe.

Oreſtes.

Das iſt des Vaters Todesloos!

Elektra.

Ich floh geſcheucht,
Verachtet und aus dem Prunkgemach
Geſtoßen, wie eine räudige Hündin, und vergoß
Der Zähren leicht entfließenden Strom, von Lachen fern,
Vergnügt, wenn nur ich barg der Klage Thränenfluth.
Schreib' ſolches feſt in deines Herzens Tafel ein,
O Bruder! Laß durch das Ohr
Die Kunde ſtechen auf der Seele ſtillen Grund.
Denn Jenes fand alſo ſtatt,
Dem Weitern forſch' ſelber nach!
Es gilt mit ſtahlhartem Muth den Angriff.

Neunte Strophe.

⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏒ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –

Oreſtes.
Dich ruf' ich, dich, Vater; ſteh' den Deinen bei!

Elektra.
Den gleichen Wunſch ſprech' ich unter Schluchzen aus.

Chor.
Der ganze Chor ſtimmt mit lautem Flehn ein;
Erhöre, ſteig' an's Licht und ſei
Gegen den Feind ein Beiſtand!

Neunte Gegenſtrophe.

Oreſtes.
Mit Ares mag Ares kämpfen, Recht mit Recht!

Elektra.
O Götter, auf, vollzieht das Recht gerecht!

Chor.
Mit Bangen ſchreckt meine Seele dieſes Flehn!
Längſt ſteht der Götter Wille feſt:
Flehenden wird vollſtreckt er!

Zehnte Strophe.

Erſter Halbchor.

– ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑
⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ – –
⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ – –

Würgender Fluch des Stamms!
Blutig umſchäumter, furchtbar
Gellender Schlag des Unheils!
O ſchwerrollendes Leidverhängniß!
O nieruhende Fluth der Trübſal!

Zehnte Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.

Heilendes Kraut erlöſ't
Nimmer das Haus von fern her,
Nein, es befreit ſich ſelbſt nur
Mit bluttriefenden Streits Erneuung:
O Nachtgöttinnen, hört das Preislied!

Anapäſtenſyſtem.

Chorführer.

Auf, Selige, die in dem Hades ihr herrſcht,
Hört huldvoll an dies Flehen, und ſchickt
Siegſpendende Hülfe den Kindern!

Oreſtes.

O Vater, der du keinen Fürſtentod verſtarbſt,
Gieb deines Hauſes Scepter mir, dem Bittenden!

Elektra.

Auch ich, o Vater, flehe dies: Laß mich entfliehn,
Aegiſthos aber ſtürzen grauſen Untergangs!

Oreſtes.

Dann, wahrlich, lodern Gaben dir nach hehrem Brauch;
Doch ſäumſt du, dann entbehrſt du, wenn von reichem Mahl
Des Lands Altäre dampfen, fetter Opfergluth!

Elektra.

Auch ich verheiße Spenden dir mit voller Hand
Von meinem Erbtheil, brautgeſchmückt im Vaterhaus;
Vor allem aber ehr' ich deine Gruft mit Dank!

Oreſtes.
O Erde, ſende den Vater als Kampfhort empor!
Elektra.
O Perſephaſſa, leihe ſchönes Siegesheil!
Oreſtes.
Gedenk' des Bades, Vater, wo das Beil dich traf!
Elektra.
Gedenk' des Netzes, das zum Mord dich eingehüllt!
Oreſtes.
Dich fingen Bande, Vater, nicht aus Erz gefügt!
Elektra.
Schmachvolle, tückiſche Schlinge ward um dich geſchürzt!
Oreſtes.
Weckt nicht vom Schlaf dich, Vater, ſolch ein bittres Loos?
Elektra.
Erhebſt du nicht vom Schlummer dein geliebtes Haupt?
Oreſtes.
Send', ach, den Deinen Dike zur Mitkämpferin,
Oder gieb den Mördern gleichen Tod, wenn anders du
Durch Gegenſieg die Niederlage rächen willſt!
Elektra.
Und hör', o Vater, dieſen letzten Hülfeſchrei:
Sieh', dieſe Küchlein ſitzen hier an deiner Gruft!
Erbarm' der Tochter, wie des männlichen Sproſſen dich
Der Pelopiden Zweige hier, vertilg' ſie nicht.
Alsdann ja lebſt du, wenn du gleich geſtorben biſt;
Denn Kinder ſind dem todten Vater rettender
Nachruhm; dem Kork gleich ſchützen ſie das Fiſchernetz,
Daß nicht der Meerſchlund niederzieht das Leingeſpinnſt.
Hör' uns, um dich ja klagen wir ſo thränenvoll!
Dein eigen Heil iſt's, wenn du dies Gebet erfüllſt.
(Sie erheben ſich, und der Chor bemerkt das Ende der Todtenſpende

Chor.
Vollendet habt ihr euern frommen Weihgeſang
Zu ſeines Hügels, ſeines Jammerlooſes Preis!
Zur That entſchloſſen, eile dann mit raſcher Hand
An's Werk, und traue muthig auf des Gottes Huld.

Oreſtes.
Alsbald; zu forſchen aber liegt nicht ab vom Ziel,
Weshalb ſie Weihguß ſandte, was ſie noch ſo ſpät
Reumüthig trieb zu ſühnen unheilbare Schuld?
Dem Todten ward, dem Tauben, ſchnödes Gruftgeſchenk
Geſendet; ich errathe nicht der Gaben Grund,
Allein ſie wiegen nimmermehr den Frevel auf.
Denn Eine Blutſchuld tilgen alle Schätze nicht
Des weiten Erdenrundes! Alſo ſteht es feſt.
Drum, weißt du das, verkünd' es meinem Ohr geneigt.

Chor.
Ich weiß; im Haus ja war ich! Durch ein Traumgeſicht
Und wirrer Nachtgeſtalten Graus in Schreck geſetzt,
Hat dieſen Weihtrank abgeſchickt das arge Weib.

Oreſtes.
Erfuhrt ihr auch verläſſig, was der Traum gezeigt?

Chor.
Ein Drache wand ſich, ſpricht ſie ſelbſt, aus ihrem Schooß.

Oreſtes.
Wie ſchließt und welchem Gipfel eilt die Rede zu?

Chor.
Im Bett der Wiege lag er, wie ein Kind, ſo ſchien's.

Oreſtes.
Begehrt' es Nahrung, dieſes wilde junge Thier?

Chor.
Sie ſelber reicht' ihm ihre Bruſt, ſo träumte ſie.

Oreſtes.
Und ließ den Buſen unverſehrt die Hadesbrut?
Chor.
Nein, ſammt der Milch ſog dichte Ströme Blut das Thier.
Oreſtes.
Ihr Gatte ſandte dieſen ſchickſalsvollen Traum!
Chor.
Von Angſt bewältigt, ſchrie ſie laut im Schlaf empor;
Und Fackelſchein, erblindet mit der tiefen Nacht,
Durchglänzte rings die Hallen, auf der Herrin Ruf;
Dann ſchickte flugs ſie dieſe Grabesſpenden ab,
Von ihnen hoffend ſegensvolle Wehr des Leids.
Oreſtes.
Zur Erde ruf' ich flehend und zu des Vaters Gruft,
Daß jenes Traumbild meine Hand vollenden mag!
Kein bloßer Zufall ſcheint es, weckte dies Geſicht.
Denn wenn der Lindwurm gleichem Schooß, wie ich, entſproß,
Von meinem eignen Wiegenbett umgürtet lag,
Und auch die Bruſt umgähnte, die mich ſelbſt genährt,
Ja, Ströme Blutes ſaugte mit der Mutter Milch,
Indeß ſie ſchreckergriffen laut aufjammerte,
Dann muß ſie ſchmachvoll ſterben, als die Nährerin
Des Ungethüms! Ein grimmer Drache will ich ſie
Ermorden, wie dies nächtige Traumgeſicht befiehlt.
(Zur Bildſäule des Apollon:)
Dich ruf' ich auf zu zeugen, ob ich treffend ſprach!
Chor.
Sei's alſo! Gieb das Weitere nun den Freunden kund:
Was dieſer thun ſoll, jener klüglich meide, ſprich!
Oreſtes.
Kurz faſſ' ich dies. Elektra kehr' in's Haus zurück,
Allein verberge weislich meinen Plan, damit

Sie, die mit Liſt den hehren Fürſten einſt gewürgt,
Mit gleicher Liſt in gleichen Schlingen eingehaſcht
Hinſterben, wie denn Loxias auch verkündigte,
Der Seher Phoibos, deſſen Mund noch nimmer log!
An's Thor des Vorhofs tret' ich als ein fremder Mann,
Gehüllt in volles Reiſekleid, doch dieſem Haus
Gaſtfreund und Speerfreund; Pylades hier begleitet mich.
Wir ahmen beide Redelaut und Sprache nach,
Die längs Parnaſſes Gipfeln tönt in Phokermund.
Leicht dürfte kein Thürhüter uns mit frohem Blick
Einlaſſen, weil das Haus in Götterſchickung raſ't.
Drum harren wir, bis ein Bürger, der am Herrſcherhaus
Vorüberwandelt, unſern Wunſch erräth und ſpricht:
„Wie kommt es, daß der Flehende muß am Thore ſtehn,
Wofern Aegiſthos drinnen weilt und Kunde hat?“
Gelingt's, und trat ich über die Vorhofſchwellen ein,
Und ſitzt Aegiſth auf meines Vaters Herrſcherthron,
Oder kommt er kecken Schrittes auf mich los und will
Die Lippen öffnen, ſtolzen Blicks, ſo ſchwör' ich euch,
Noch eh' er ſpricht: „Woher der Fremdling?“ ſtreck' ich todt
Ihn hin, und ſtoß' ihm durch den Leib flugſchnelles Erz.
So ſchlürft der Fluchgeiſt, welcher längſt mordlechzend harrt,
Des Blutes ungemiſchten Kelch, den dritten Trunk.
Auf nun, Elektra, halte treue Huth im Haus,
Daß ohne Stockung alles wohl von Statten geht!
Euch, Frauen, ermahn' ich, zähmet eure Zung' und ſchweigt,
Wo Schweigen frommt, und redet, was zum Nutzen dient!
Das Weitere lenke Phoibos dort huldreichen Blicks,
Der mir ſo blutigen Schwertertanzes Ziel geſteckt!

(Oreſtes und Pylades entfernen ſich, um ſich zu verkleiden; Elektra begiebt ſich in den königlichen Palaſt zurück; der Chor, der allein auf der Scene bleibt, ſingt mittlerweile folgenden Geſang.)

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Erſte Strophe.

– ⏑ – – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – – ⏑ – – ⏑ –
– – – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Wunder nährt, ſchreckenreich,
Ohne Zahl der Erde Schooß,
Durch des Meeres Wogenſchlund menſchenfeind
Schwimmt manch Ungethüm,
Im Aether hoch ſproßt das Flammenmeteor,
Vögel ſchneiden durch den Raum,
Kriechend umſeufzet den Boden Gewürm, und der Windsbraut
Donner rollen grauſenvoll.

Erſte Gegenſtrophe.

Doch des Manns allzukeck
Frechen Geiſt, wer ſchildert ihn?
Wer des Weibs arges, trugvolles Herz?
Wer malt Liebesgluth,
Der Leidenſchaft heißen Wahn, den Fluch der Welt?
Liebeloſe Liebe trennt
Thiere wie Menſchen in Haß, und des Weibes Bethörung
Löſ't den holdgeknüpften Bund.

Zweite Strophe.

– – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ –

– – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ – – ‿ –
– ‿ – – ‿ – – ‿ – – ‿ – – ‿ – –
– ‿ – ‿ ‿ – ‿ – – ‿ – ‿ ‿ – –
– ‿ – ‿ ‿ – ‿ – – ‿ – ‿ ‿ – ‿

Merk' auf, wer im Buſen nimmer hegt
Leichten Flatterſinn!
Einſt hob Kindesmord Theſtios' arge Tochter an, deren Bruſt
Feuertod tückevoll ſann; in hochrothe Gluth warf ſie grimmig
Jene Fackel, woran des Sohns Leben heftete Moira,
Seit er mächtigem Mutterſchooß bange lallend entſtiegen.

Zweite Gegenſtrophe.

Stets auch töne, blut'ge Skylla, dein
Name ſchmachbefleckt!
Grauſam gab den Tod deine Hand dem Vater einſt: Feindeswort,
Minos' Gold rührte dein Herz, das prunkreiche Halsband, der Brautſchmuck.
Als er ſchlummerte, ſchnitt die ſchamloſe Tochter dem Niſos
Sein unſterbliches Haar vom Haupt. Rächend ſtrafte ſie Hermes.

Dritte Strophe.

– – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ –
‿ – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ –
– ‿ – ‿ – ‿ –
‿ – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ –
‿ – ‿ – ‿ –
‿ – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ –
‿ – ‿ – – ‿ – ‿ – ‿ –
‿ – – – ‿ – ‿ – ‿

Nach ſolcher Leidkunde, die ſo bitter klang,
Verſchweig' ich, welch' ſegenloſer Ehebund

Dieſes Haus in Jammer ſtieß,
Und wie den ſchlachtkühnen Mann im Panzerkleid
Verrucht umſpannt Weibesliſt,
Den hehren Mann, ſeiner Feinde Schreck und Scheu!
Erkaltet jetzt ſeh' ich ſtehn des Hauſes Heerd,
Verlöſcht durch feige Weibeslanze.

Dritte Gegenſtrophe.

Auf Lemnos einſt wuchs die höchſte Frevelthat,
Von Sagenmund weit beklagt und laut verabſcheut. Ein lemniſch Gräuelwerk
Benennt darob jede grauſe Schuld das Volk.
Allein der Menſch geht mit Schmach
Zu Grund, ſobald Götterfluch den Stamm verfolgt.
Denn Keiner ehrt, was verhaßt den Göttern iſt!
Gerecht tönt mein Geſang und wahrhaft.

Vierte Strophe.

⏑ – ⏑ – ⏓ – ⏑
⏑ – – – – ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – – ⏑ – ⏑ – –

Und Dike ſetzt auf Frevlerbruſt
Das Schwert; grimmvoll trifft des Feindes Herz ſie
Mit ſcharfem Stoß. Denn nimmer tritt der Fuß
Miſſethat in Staub hinab; wer alle Scheu
Vor Zeus vergißt, büßt des Frevels Keckheit.

Vierte Gegenſtrophe.

Zum Himmel ragt des Rechtes Stamm
Vom Schlachtbeil, das Aeſa führt, die Schmiedin,
Geſchirmt; der Sohn erſcheint und rächt im Haus

Allen Mordes Schuld. Den Gräuel endlich ſühnt
Die hehre ſinntiefe Rachegöttin.

3) Oreſt und Pylades kehren jetzt verkleidet zurück und klopfen an das Thor des Palaſtes. Ein Thürhüter erſcheint; ſie begehren Einlaß, er meldet ſie der Klytämneſtra, die nun gleich darauf kommt. Sie geben ſich für Fremdlinge aus und Oreſt erzählt der ihn gaſtfreundlich aufnehmenden Klytämneſtra, er habe den Auftrag, ihr des Sohnes (ſeinen eigenen) Tod zu melden und ſie zu fragen, ob die Aſche des Geſtorbenen nach Argos geſchafft werden ſolle. Elektra jammert. Klytämneſtra läßt die Fremden in den Palaſt geleiten und geht ſelbſt in die Frauenwohnung. Der Chor fleht den Schatten des Agamemnon um Beiſtand an. 4) Jetzt naht Kiliſſa, des Oreſt Amme. — Doch laſſen wir ſie ſelbſt reden:

Kiliſſa.

Die Herrin heiſcht, Aegiſthos ſoll ich ungeſäumt
Den Fremdlingen rufen, daß er komm' und deutlicher,
Der Mann von Männern, dieſer neuen Kunde Wort
Erfahr' und ſelber höre! Vor der Dienerſchaft
Verbirgt ſie zwar die Freude hinter finſtern Brau'n,
Doch lacht ſie heimlich; günſtig iſt der Trauerfall
Für ſie, allein in tiefſten Jammer ſtieß das Haus
Die fromme Meldung, die Fremdling' hervorgebracht.
Traun, fröhlich wird Aegiſthos, wenn er das erfährt,
Ob dieſer Botſchaft jauchzen! Ich Unſelige!
Wie ſchwere Wetter ſah ich ſchon vor alter Zeit
Auf dieſes Haus einbrechen, deren Schläge mir

Das Herz im Buſen jammervoll erſchütterten!
Nie aber noch erfuhr ich ſolch ein tiefes Weh.
Denn Alles ſonſt beſtand ich mit ſtandhaftem Sinn.
Doch daß Oreſtes, meiner Seele liebſter Schatz,
Den pflegend aufgezogen ich von Mutterſchooß,
Nicht mehr das Licht ſchaut, wie ertrag' ich Aermſte das?
Wie oft entbehrt' ich ſeinethalb den ſüßen Schlaf?
Durch nächtlich irres Jammerſchrein emporgeſchreckt;
Zahlloſe Mühſal trug ich, ach, vergebliche,
Wer zweifelt wohl? Ein unvernünftig Kind erheiſcht
Vernünftige Pflege; gleicht es doch dem jungen Thier;
Nicht kann's mit Worten ſagen ſolch ein Wiegenkind,
Ob's hungert oder dürſtet oder in Näſſe liegt.
Des Neugeborenen junger Leib, nicht wartet er.
Errathend ſeine Wünſche, ja, nicht ſelten auch
Mich täuſchend, hielt ich ſeine Wiege ſchmuck, ſo daß
Auf Eins hinauslief Wäſcherin- und Ammendienſt.
Ich ſcheute nicht das mühevolle Doppelamt,
Und zog Oreſtes aus des Vaters Händen auf.
Nun hör' ich Unglückſelige, daß der Theure ſtarb.
Den Würger hol' ich, welcher dieſes Haus zermalmt;
Frohlocken wird er, wenn er dieſe Kunde hört.

Der Chor ſtimmt zwar mit der Amme in deren Klagen ein, doch wird es ihm, dem Eingeweihten, ſchwer, Hoffnung und Freude zurückzudrängen. Sie entfernt ſich, um Aegiſthos, nach den Wünſchen des Chors, ohne Begleitung herzurufen. So wie ſie fort iſt, betet der Chor von Neuem zu den Göttern um das Gelingen der Sache. Jetzt erſcheint eilig Aegiſthos, nur von Kiliſſa gefolgt; der Chor beſtätigt ihm die Nachricht, er begiebt ſich in den Palaſt, und der Chor wünſcht nochmals dem Sohne Agamemnons den Sieg. 5) Plötzlich vernimmt man im Palaſte den Weheruf des Aegiſthos; der Chor verbirgt ſich hinter Agamemnons Grabmal. Ein Sklave kommt herbeigeſtürzt, verkündet die Ermordung des Aegiſth und ruft Klytämneſtra aus dem Frauenhauſe herzu. Sie ſendet den Sklaven, ihr eine Waffe zu holen. Jetzt treten ihr Oreſt und Pylades mit blankem Schwert entgegen, ſie erblickt des Aegiſthes Leiche. Oreſt will ſie tödten, ſchrickt aber vor dem Gedanken des Muttermords zurück, während Pylades ihn anruft, ſeinen Schwur zu halten. Umſonſt beſchwört die Mutter ihn, ihrer zu ſchonen, ſie muß ihm in den Palaſt folgen und wird dort von ihm den Manen ſeines Vaters zum Opfer gebracht, während der Chor die nothwendige That gerechter Rache im vollſtimmigen Geſange preiſ't und dem Oreſtes Glück und Heil wünſcht. Oreſtes und Pylades kommen jetzt zurück, Aegiſth's und Klytämneſtrens Leichen werden ihnen nachgetragen. Oreſtes erinnert an den Mord ſeines Vaters und läßt das Gewand, in welchem Agamemnon erſchlagen wurde, auf der Bühne ausbreiten. Dennoch aber faßt ihn ſchon Verzweiflung ob ſeiner That; Pylades bringt ihm den Kranz der Schutzflehenden, er ſchmückt ſich damit; Apollon hat ihn zu der That getrieben, zum Heiligthume des pythiſchen Gottes will er, um entſühnt zu werden; aber er ſieht ſich im Geiſte von den Erinnyen verfolgt und ſtürzt ab. Pylades folgt ihm und der Chor fragt ſich am Schluſſe:

Wo läuft es hinaus, wo legt ſich des Fluchs
Zornwoge, geſcheucht und beſänftigt?

3. Die Eumeniden.

Oreſtes iſt nach Delphi geeilt, aber die Furien haben ihn bis in den Tempel des Apollon verfolgt. Auf dem Platze vor dem heiligen Gebäude beginnt das Stück. Die Pythias tritt auf und will den Gottesdienſt feiern, kaum iſt ſie aber in den Tempel getreten, ſo kommt ſie entſetzt wieder herausgeſtürzt; ſie hat Oreſtes von den Furien umgeben dort erblickt und will den Gott ſelbſt befragen, was geſchehen müſſe. Die Bühne zeigt nun das Innere des delphiſchen Heiligthums. Apollon und Oreſtes erſcheinen. Der Chor ſchläft. Alſo redet der Gott dem Gepeinigten zu:

Nicht ſchilt mich treulos; nein, ich werde dir als Hort
Beſtändig nahſtehn, wär' ich noch ſo weit entfernt,
Und deinen Feinden bleib' ich wandellos erzürnt.
So ſiehſt du dieſe Tollen jetzt gebändiget;
In Schlaf geſunken ſind die alten, ſcheußlichen,
Ergrauten Unholdinnen, denen nie ein Gott
Und nie ein Menſch in Liebe, nie ein Thier ſich naht;
Des Böſen willen wurden ſie; weshalb ſie auch

In böſem Dunkel wohnen und im Tartaros,
Den Menſchen widerwärtig wie den Himmliſchen.
Indeſſen fleuch und daure heldenmüthig aus.
Denn durch des Feſtlands Reiche wird der Schwarm
ſowohl
In Irre raſtlos treiben dich die Erd' entlang,
Als über Weltmeer und umſtrömtes Inſelland.
Mit keinem Vorwand lehne dieſe Leidensfahrt
Ab; ſondern wenn du Pallas hohe Stadt erreichſt,
So nimm Athene's altes Bild umſchlingend Platz,
Wir werden Richter dorten und beſchwichtigend
Sühnwort der Blutſchuld finden und den Weg erſpähn,
Daß deine Trübſal ganz und gar ihr End' erreicht.
Denn ich ja auch vermochte dich zum Muttermord.

Dann übergiebt Apollon ihn dem Hermes, der ihn fortführt. Klytämneſtra's Schatten erſcheint nun und weckt die ſchlafenden Eumeniden, die ſie an ihre Pflicht mahnt, den ihnen entſprungenen Mörder zu verfolgen. Die Chorführerin erwacht, ſcheucht die Anderen aus dem Schlafe auf und ſie erheben jetzt ihren grauenvollen Chorgeſang, in welchem ſie Apollon der Schuld anklagen, ſelbſt durch den Schutz, den er dem Mörder angedeihen laſſen, ſein Heiligthum entweiht zu haben; Apollon tritt unter ſie, weiſ't ſie aus dem Tempel, den ſie verlaſſen, um von Neuem den Mörder zu verfolgen, welchen er aber fort und fort zu ſchützen gelobt. — Die Bühne verwandelt ſich nun; wir theilen die jetzt folgende, erhabene Scene mit, wie ſie der Dichter verfaßte.

In Athen.

(Man ſieht zuerſt den Oreſtes an dem Altar der Pallas ſitzend, ihr Bild umfaſſend und betend.)

Oreſtes. Der Chor.

Oreſtes.

O Fürſtin Pallas, auf Befehl des Loxias
Erſchein' ich, nimm mich gnädig auf, den Sündigen,
Den fremde Häuſer und Verkehr mit Menſchen ſchon
Von allen Flecken ſeiner Schuld gereiniget:
Doch ward ich elend durch des Gräuls Entheiligung,
Durchzog das Feſtland und zugleich den Okean,
Getreu dem hohen Seherſpruch des Loxias,
Und nah', o Göttin, deinem Haus und Bildniſſe.
Hier will ich ruhig harren auf das Endgericht.

(Der Chor tritt einzeln hintereinander herein, und je, nachdem ſie kommen, nehmen ſie den folgenden Geſang auf. Zuerſt ſpricht die Chorführerin.)

Die Chorführerin.

Wohlan! Das iſt des Mannes Spur auf jeden Fall.
Folgt ihr, der worteloſen Selbſtverrätherin.
Denn wie der Hund des Jägers angeſchoſſ'nes Wild,
So ſuchen wir der blutbedeckten Fährte nach.
Von vielen männerharten Mühen athmet ſchwer
Mein Leib; der Erde weiten Raum durchſtreift' ich rings,
Und über's Weltmeer jagt' ich und verfolgt' ich ihn
In ſchwingenloſen Flügen, wie das ſchnellſte Schiff.
Und gegenwärtig hält er hier ſich wo verſteckt.

Chorgeſang.

Erſte Furie.

Geruch von Menſchenblute lacht mich duftend an.
Schaue dich um und ſieh' rings um den Tempel, daß
Der Mordſchuld'ge nicht heimlich der Straf' entfleucht.

Zweite Furie.

Denn ihn beſeelt neuer Muth,
Schmiegend um Pallas hohe Bildſäule ſich,
Will er der Göttin Spruch ſtellen anheim die Schuld.

Dritte Furie.

Doch nie geſchieht das: niederfloß der Mutter Blut.
Vergoſſen Einmal, verrinnt's
Ueber dem Boden ach! nimmer erſetzlich mehr.

Vierte Furie.

Nein, büßen mußt du! Saugen aus lebend'gem Leib
Will ich das rothe Blut der Gliedmaßen, will
Holen von dir den grauſamſten Trankbecher mir.

Fünfte Furie.

Und lebend ausgeſogen führ' ich dich hinab,
Strafe dort leidend für Gräuel des Muttermords.

Sechſte Furie.

Dort ſiehſt du auch, wer unter Menſchen frevelhaft
Gegen die Götter ſich
Oder am Freund verging oder am Elternhaupt,
Wie Jeder erntet ſeiner That gerechten Lohn.

Siebente Furie.

Denn Hades herrſcht, ein hoher Weltenfürſt, im Schooß
Des Erdreichs und ſchaut
Alles und gräbt's in's Herz mit Schreibgriffel ein.

(Die andern ſieben ſtürzen einzeln, ohne Geſang, dazwiſchen herein.)

Oreſtes.

Ich ging des Unglücks Schule durch, und weiß daher
Vielfältige Sühnung, weiß ſowohl, wo Reden, als
Wo Schweigen rathſam; doch im gegenwärt'gen Fall
Gebot ein weiſer Lehrer, daß ich ſprechen ſoll.
Es ſchläft das Blut ſchon und verbleicht an meiner Hand,
Und weggeſpült iſt alle Muttermörderſchuld.
Denn ihre friſchen Flecken tilgt' am Scherherd
Des Gottes Phoibos Ferkelopferreinigung.
Und lange müßt' ich reden, zählt' ich Alle her,
Zu welchen ſchadlos meine Schritt' ich wendete.
Die Zeit entſündigt Alles, wie ſie ſelbſt ergraut.
So darf ich reinen Mundes im geweihten Ton
Zu dieſes Landes Herrin, Pallas, flehn und ſie
Um Hilfe bitten; waffenlos erwirbt ſie ſich
Mich ſelbſt, das Land von Argos und mein Volk zugleich,
Zum ewig treuen Diener und Verbündeten.
Drum, mag ſie jetzt im weiten Reiche Libyens,
Am Strand des Tritonwaſſers, ihres heim'ſchen Stroms,
Aufrecht einhergehn oder unſichtbaren Schritts
Als Hort der Freunde, mag ſie auf's Phlegräerfeld
Als Kriegesheldin männerhaft herniederſchaun,
Sie komme, denn auch fernes Rufen hört ein Gott,
Damit ſie meine Leiden gnädig endige.

Chor.

Erſte Furie.

Nicht ſoll dich Phoibos, nicht Athene's mächtiger
Beiſtand von troſtesloſem Untergang befrein,
Du mußt verlernen alle Herzensfröhlichkeit,
Ein blutentzapftes Opfer und Geſpenſterbild.

Zweite Furie.

Du ſchweigſt dagegen und verzerrſt das Angeſicht,
Ein mir genährt und mir geſegnet Opferthier.

Dritte Furie.

Dich ſpeiſ' ich auf lebendig, nicht am Herd erwürgt:
Vernimm das Feſtlied, welches dich in Bande ſchlägt.

Chorgeſang.

Strophe.

Auf! Schlinget anjetzt Chorreigen, dieweil
Graunvollen Geſang
An das Licht wir beſchloſſen zu künden,
Um zu ſchildern das Amt, das unſere Reihn
Mit der Menſchheit Looſen verkettet.

Gegenſtrophe.

Wir ſchützen des Rechts gleichmäßig Geſetz:
Wer ſchuldlos iſt,
Und ſchuldlos immer die Hand zeigt,
Den ſuchen wir nie zornmuthvoll heim,
Und er kämpft durch's Leben ſich harmlos.

Schluß.

Doch wer ſich vergeht, wie der Fremdling dort,
Und die Hand blutſchuldig zurückzieht,
Dem nahen wir uns als Zeugen des Rechts
Den Geſtorbnen zulieb auftretend, und ſind
Unerbittliche Zöllner der Blutthat.

(Nachdem eine einzelne Stimme, wahrſcheinlich die Chorführerin, dieſe Anapäſten vorgetragen, beginnt der Chor nun in einzelnen Reihen die folgenden Strophen, bis ſie, gegen den Schluß, vollſtimmig zu ſingen ſcheinen.)

Erſte Strophe.

Mutter, meine Zeugerin, Urnacht,

Höre der ſeh'nden wie der blinden Welt Strafgeiſt!
Sieh', es nimmt Leto's Sohn meines Amts Ruhm und
Glanz weg,
Weil er raubt dieſes Wild, deſſen Blut ganz allein ſühnen
kann den Muttermord.
Doch dem Schlachtopfer tönt
Dieſes Lied, Wahneston, Wahneslaut der Bethörung,
Feſtgeſang der Furienſchaar
Bindend Sinn und Geiſt, muſikleer, ein Fieber Menſchenleibs.

Erſte Gegenſtrophe.

Denn es ſpann die Schöpfermacht Moira's
Meinem Geſchlechte dieſes Loos von Uranfang.
Menſchen, auf deren Haupt blinde Mordſchuld herabfällt,
Rachevoll nachzugehn, bis ſie birgt Hades Reich; ſelbſt
der Tod erlöſ't ſie nicht!
Doch dem Schlachtopfer tönt
Dieſes Lied, Wahneston, Wahneslaut der Bethörung,
Feſtgeſang der Furienſchaar
Bindend Sinn und Geiſt, muſikleer, ein Fieber Menſchenleibs.

Zweite Strophe.

Ewig die Götter zu meiden, verhängte das Schickſal
Uns zu der Zeit der Geburt, und es meldet zu Tiſch ſich
Kein theilnehmender Gaſtfreund.
Niemals hüllt und kleidet und ſchmückt mich der Schimmer
von weißen Gewändern.
Denn ich kehr', ein Rachegeiſt,
Häuſer um, wann der Freund
Unter'm Dach Freund' erſchlägt:
Dieſem, weh', ſetz' ich nach,

Bleiche, trotz ſeiner Kraft,
Doch ſein junges Geblüt aus!

Zweite Gegenſtrophe.

Denn ich enthebe die Götter, zufolge des Anrufs,
Dieſes Geſchäftes und trage der Bitten Erfüllung,
Und kein Richter befragt mich:
Zeus hat dieſem ſchreckenverbreitenden, grauenerregenden Rachchor
Seinen Götterſaal verſagt:
Mächt'gen Sprungs eil' ich denn
Aus den Höhn, ſchweren Falls
Rauſch' ich hin, bis den Feind,
Hinkend durch lange Flucht,
Mein ſchwerlaſtender Arm ſchlägt.

Dritte Strophe.

Dann ſinkt Hoffarth, die zu dem Himmel ſich aufſchwang,
Schmelzend zur Erde herab und verzehret ſich ruhmlos,
Wenn wir in ſchwarzer Umhüllungen Flor und in mißgunſtvollen Reigen tanzend nahn.

Dritte Gegenſtrophe.

Blind durch Wahn, ſieht ſelbſt er den eigenen Sturz nicht;
Alſo mit nächtigem Fittig umflattert die Schuld ihn,
Während ein dunkles Gewölk ob dem Hauſe hervorruft tauſendſtimmig Volksgeſtöhn.

Vierte Strophe.

So bleibt's: wir ſind ewig wach und ſäumen nie, böſes Thun beſtrafend voll Hoheit:
Wir achten keines Menſchenflehns
Und ziehn gerechten Racheflugs
Hinaus in götterleere Höhn, wo ſonnelos Licht ſcheint,
Räume, verſchloſſen dem Fuße der Seh'nden wie der Blinden ewiglich.

Vierte Gegenſtrophe.

Wo wär' ein Menſch alſo, welchen nicht in Furcht ſetzt und
Schauer meiner Macht Satzung,
Mein Amt, von Moira mir verhängt,
Anheimgeſtellt von Göttern mir?
Ich hab' ein altes Ehrenamt, und keine Schmach trifft uns,
Wohnen wir auch in der Erde Geklüft' und ſonnenleerer
Finſterniß.

(Athene erſcheint am Schluſſe dieſes Geſangs, mit Schild und Lanze bewaffnet, durch die Luft, auf einem mit Roſſen beſpannten Wagen.)

Pallas Athene. Die Vorigen.

Athene.

Ich hört' in weiter Ferne Hilferufs Geſchrei,
Am Fluß Skamandros, wo ich ſchnell das Land beſah,
Das mir der Griechen Fürſten und Gewaltige,
Von ihren Beuteſchätzen als ein ſchönes Stück,
Mit Grund und Boden heiligten für alle Zeit,
Das Volk des Theſeus ehrend durch ein ſolch Geſchenk:
Von dort nun komm' ich unermüdlich ſchnellen Schritts,
Entblößt von Flügeln, ſchwang ich meinen hohlen Schild,
Und band an meine Füße dieſes Segel an.
Doch ſchau' ich jetzo dieſe fremde Schaar im Land,
Ergreift mich zwar kein Schrecken, doch mein Aug' erſtaunt.
O ſagt, wer ſeid ihr? Alle mein' ich insgeſammt,
Sowohl den Fremdling, welcher dort mein Bild umfaßt,
Als euch, vergleichbar Keinem, der von Samen ſproß,
Geſchaut von Göttern weder unter Göttinnen,
Noch ſterblichen Menſchen ähnlich an Geſtalt und Form.
Doch ſeinen Nächſten läſtern, ungereizt von ihm,
Iſt hart verſtoßend gegen Recht und Billigkeit.

Chor.
Vernimm das Alles kurzgefaßt, o Kind des Zeus:
Wir ſind der Urnacht grauſenvolle Töchterſchaar,
Fluchgeiſter nennt man wohnend uns im Erdenſchooß.
Athene.
Wohl iſt mir euer Namen und Geſchlecht bekannt.
Chor.
Von meinem Amt auch weißt du gleich das Nähere.
Athene.
Ich hoff' es, wenn ihr klaren Wortes euch erklärt.
Chor.
Die Menſchenmörder jagen wir die Welt entlang.
Athene.
Und hört die Flucht des Mörders irgend endend auf?
Chor.
Dort, wo der Freude jeder Ort verſchloſſen iſt.
Athene.
Auch dieſen ſcheuchſt du krächzend fort zu gleicher Flucht?
Chor.
Er hat ja Muttermordes unterfangen ſich.
Athene.
Trieb nicht ihn Scheu vor fremden Zornes Macht dazu?
Chor.
Wo wär' ein Stachel ſcharf genug zum Muttermord?
Athene.
Da zween Parteien, fehlt die Gegenrede noch.
Chor.
Doch weiſ't zurück der Mörder Eid und Gegeneid.
Athene.
Rechtſchaffen willſt du heißen, handeln weniger.
Chor.
Wie ſo? Belehr' uns, denn du biſt an Wiſſen reich.

Athene.
Dem nicht Gerechten werde nicht durch Eid der Sieg.
Chor.
Wohlan, verhör' und fälle graden Richterſpruch.
Athene.
So ſtellt die Sach' ihr meinem Endurtheil anheim?
Chor.
Sehr gern; wir zollen Achtung Achtungswürdigen.
Athene.
Was willſt du, Fremdling, ſagen zur Vertheidigung?
Erſt nenne Heimath und Geſchlecht und ſchildere
Dein Leben, alsdann weiſe dieſen Tadel ab,
Wenn anders trauend meinem Spruch, zu dieſem Bild
In meines Herdes Nähe du geflüchtet biſt,
Und reuig niederſinkeſt, wie Ixion that:
Auf alles Dies antworte wohlverſtändlich mir.
Oreſtes.
O Göttin Pallas, erſtlich will ich der am Schluß
Von dir gedachten ſchweren Sorg' entheben dich.
Kein Fluchbeladner bin ich, kein Unheiliger
Befleckt mit ſeinen Händen dein erhabnes Bild.
Ein deutlich Merkmal deſſen will ich ſagen dir.
Daß ſtumm der Menſchenmörder ſei, gebeut Geſetz,
Bis ihn ein Mann durch Schlachtung eines Opferthiers,
Das Milch noch ſaugt, mit ſühnekräft'gem Blut begießt.
Durch viele Mittel ward ich längſt entſündiget,
Durch Menſchenumgang, Opferung und Quellenbad.
So ſcheuchen dieſen Kummer meine Worte fort.
Von meiner Abkunft geb' ich dir nun gleich Beſcheid.
Ich bin von Argos: meinen Vater kennſt du gut,
Agamemnon, jenes Schifferheers Befehliger,
Mit dem du Troja ſchleifteſt, Ilions hohe Stadt.

Nicht fand er einen ſchönen Tod, nach Haus gelangt,
Von meiner eignen Mutter ward er umgebracht
Voll ſchwarzer Bosheit und verhüllt in farbenreich
Geweb', ein deutlich Zeichen, daß im Bad er ſtarb.
Nach Haus gekehrt jetzt, denn ich floh verbannt umher,
Erſchlug ich meine Mutter, ja, ich leugn' es nicht,
Und übte Mord für meines theuern Vaters Mord.
Die Schuld indeß hat Loxias mit mir gemein,
Der mir Gewiſſenbiſſesangſt verkündigte,
Wofern ich nicht ſo ſtrafte dieſe Frevelthat.
Entſcheide nun, ob ſchlecht ich oder recht gethan;
Mein ganzes Handeln ſtell' ich deinem Spruch anheim.

Athene.

Ein allzuwichtiger Handel, als daß ihn ein Menſch
Im Stand zu richten; auch ich ſelber wage nicht
Den Spruch zu fällen über jähzornvollen Mord.
In dieſem Fall beſonders, wo du ſchon verſühnt,
Ein reiner, heiliger Büßer meinem Haus dich nahſt;
Doch weil du ſchuldlos, nehm' ich drum in's Land dich auf.
Die Furien freilich ſtehen unabweislich hier,
Und ihre Sache, trägt ſie nicht den Sieg davon,
So fällt ein Giftpfeil, ihrer Bruſt entpreßt, dereinſt
Auf's Land herab, entzündend unheilvolle Peſt.
In ſchlimme Lage bin ich dergeſtalt verſetzt,
Sie laſſen und entſenden, Beides kann ich nicht.
Doch da der Lauf der Sache dieſe Wendung nahm,
So will ich Richter über Mord vereidigen,
Und ihre Satzung ſtell' ich feſt für alle Zeit.
Ihr aber rufet Zeichen euch und Zeugniſſe
Und Eide, welche ſtützen euer Recht, herbei.
Ich hole meiner Bürger Auserleſenſte,

Damit ſie ſchlichten dieſen Streit gewiſſenhaft,
Durch Schwur verbindlich nimmer falſchen Spruch zu thun.

(Athene geht von der, wo ſie hereingekommen, entgegengeſetzten Seite ab.)

Der Chor. Oreſtes.

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Erſte Strophe.

Flugs verkehrt den Gang der Welt neu Geſetz, wenn das
Recht dieſes Muttermörders ſiegt,
Seine Schuld triumphirt.
Rüſten wird ſolch ein Sieg zu Frevelthat alle Menſchen
augenblicks.
Offen dräut von Kindeshänden mancher Stoß der Eltern-
bruſt künftig im Verlauf der Zeit.

Erſte Gegenſtrophe.

Keiner That ja ſchleicht hinfort mehr der Grell dieſes
Schwarms grimmer Menſchenhüter nach.
Jeden Mord ſtell' ich frei.
Dann erhebt über Leid von Nächſtenhand Jeder Klag'
und Jeder forſcht
Nach des Jammers End' und Flucht und Heilung. Leeren
Troſt indeß ſprechen ſich die Armen zu.

Zweite Strophe.

Keiner rufe dann in Angſt, bei des Mißgeſchickes Schlag,
Lauten Rufes ſchmerzlich aus:
Hohes Recht! Hoher Thron der Furienſchaar!
Solchen Seufzers ſeufzt vielleicht manches Elternpaar,
gebeugt
Unter plötzlich Leid, umſonſt, weil des Rechtes Tempel ſinkt.

Zweite Gegenſtrophe.

Häufig dient die Furcht zum Heil, und des Menſchen Seele braucht
Einen Wächter immerdar.
Segensreich zieht Gewalt die Zügel an.
Denn von wem, in weſſen Bruſt kein Gedank' an Furcht ſich regt,
Sei's ein Bürger, ſei's ein Volk, wird annoch verehrt das Recht?

Dritte Strophe.

Weder Schrankenloſigkeit, noch Tyrannendruck, o Menſch,
Lobe drum! Immer die Mitte bekrönen die Götter, und ringsum ſtreuen ſie Huld aus.
Treffend ſprech' ich aus das Wort:
Frevel entſpringt von verruchter Geſinnung zunächſt; Seelengeſundheit
Erzeugt der Glückſeligkeit ſtündlich erflehtes Kleinod.

Dritte Gegenſtrophe.

Alſo rath' ich immerdar: Ehre ſtets den Herd des Rechts,
Stoß' ihn nicht höhnenden Sprungs, von Gewinne gelockt, mit dem Fuß; denn Strafe bedroht dich!
Alles kommt zum rechten Ziel.
Haltet die Eltern ein Jeder ſonach in dem Glanz heiliger Achtung,
Und ehrt des Gaſts eurem Haus nahenden frommen Zuſpruch.

Vierte Strophe.

Wer alſo zwanglos dem Wink der Tugend folgt, reiches Glück erblüht ihm,
Und nimmermehr wird er völlig elend.
Doch Jener, der frevelhaft die Schranken übertritt,
Und buntes Spiel mit allem Rechte treibt,

Er wird angſtvoll dereinſt die Segel
Senken, ſobald die Raa zerſchellt unter der Macht des Sturmwirbels.

Vierte Gegenſtrophe.

Zu taubem Ohr ruft er aus dem Wogenſchwall, gegen den er ankämpft.
Es lacht ein Gott, ſchauend ſeinen Unmuth,
Des Stolzen Demüthigkeit in tiefſter Seelennoth,
Und ſeine Schwäche, die zurück ihn wirft!
Er ſchlägt ſein altes Glück in Trümmer,
Strandend am Fels des Rechts, und geht unter in Nacht und Stille.

Die Bühne verwandelt ſich wiederum und ſtellt den Areshügel dar. Pallas kommt mit den erwählten Richtern, atheniſchen Greiſen (den Areopagiten). Sie läßt durch Trompetenſtöße Stille gebieten und nun erſcheint Apollon und ſtellt ſich dem Oreſtes als deſſen Zeuge und Anwalt zur Seite; es folgt jetzt eine förmliche Rechtsverhandlung, in der Apollon beredt die Sache ſeines Schützlings vertheidigt. Dann fordert Athene die von ihr zum erſten Male eingeſetzten Richter auf, ihre Stimmen abzugeben, indem ſie Folgendes ſpricht:

Athene.

So hört denn meine Satzung, Männer aus Athen,
Zum erſten Blutgerichte hier Verſammelte!
Ich ſetze dieſen, einen unbeſtechlichen,
Ehrfürchtigen, nachſichtsloſen Rath von Männern ein,
Zur Wach' und Hut des Landes, wenn der Bürger ſchläft.

Es mag beſtehn auch künftig unveränderlich
Im Reich des Aegeus dieſer Männer hoher Rath,
Und dieſer Hügel, wo der Amazonen Heer
Ihr Lager aufſchlug, als ſie voll Erbitterung
Theſeus bekriegten, und entgegen ſeiner Stadt,
Aufthürmten dieſe neue hochgethürmte Stadt,
Und Ares Opfer brachten hier, weshalb der Fels
Und Hügel Areshügel heißt: hier ſoll die Scheu
Vereint mit ſchweſterlicher Furcht vor böſem Thun
Abmahnend ſtehn, bei Tage wie bei ſtiller Nacht,
Wenn nicht der Bürger eigne Hand mein alt Geſetz
Antaſtet und erweitert. Wer mit Schlamm vermengt
Den hellen Brunnen, findet nie Trinkwaſſer drin.
Die Bürger mögen weder Zügelloſigkeit
In ihren Mauern dulden, noch Tyrannendruck,
Noch auch daraus entfernen jedes Band der Furcht.
Denn welcher Menſch iſt, ſonder allen Druck, gerecht?
Wenn ihr gerecht denn ſcheuet dieſen hohen Rath,
Beſitzt ihr einen ſolchen feſten Landesſchutz,
Ein ſolches Bollwerk, wie es Keiner ſonſt beſitzt,
Im Reich des Pelops weder, noch im Skythenland.
Das ſei die Mahnung, die ich jetzt der Bürgerſchaft
Für alle Zukunft gebe. Steht, o Richter, auf,
Nehmt euern Stimmſtein, und indem den Spruch ihr fällt,
Gedenket eures Eides. Alſo ſoll's geſchehn.

Während der Reden und Gegenreden Apollons und der Eumeniden werfen nun die Richter ihre Stimmſteine in die Urne. Athene nimmt darauf einen Stimmſtein vom Altar und erklärt:

Mir liegt die Endentſcheidung dieſes Streites ob
Und dieſen Stimmſtein heb' ich für Oreſtes auf.
Denn keine Mutter war es, die mir's Leben gab.
Die Männer lieb' ich, abgeſehn vom Ehebund,
Mit voller Liebe, bin und leb' im Vater ganz.
Drum werd' ich keines Weibes Loos begünſtigen,
Das ſeinen Mann ermordet, ſeines Hauſes Herrn.
So ſiegt Oreſtes, ſtänden auch die Stimmen gleich.

Sie läßt nun die Stimmen zählen; ſie ſind gleich. Athene legt ihren Stein zu den losſprechenden und Oreſtes wird demgemäß für unſchuldig erklärt. Er dankt der Pallas, ſchwört, daß weder er jemals noch irgend ein Nachkomme von ihm Athen befehden ſolle, und entfernt ſich mit Apollon.

Mit folgendem patriotiſchen Schluſſe endet nun der Dichter das Ganze:

Der Chor. Athene.

Chorgeſang.

(Dieſen kurzen Geſang ſingen acht verſchiedene Furien: bei jeder ſtärkeren Interpunktion fängt eine andere an, und eine ruft weiter nichts, als die eingeſchobenen Worte: o Rache!)

O Götter jüngern Stamms, ihr habt der Urwelt Geſetz
In Staub getreten, aus der Hand entriſſen mir.
Beſchimpft, ich Arme, ſchütt' ich jetzt, von Zorn entflammt,
Auf dies Land herab
Rache, rachevollen Giftpfeil,
Die Geifertropfen meiner Bruſt, die des Lands
Blüthe verglühn: und bald beſpinnt, o Rache,

Das Erdreich Geſlecht, nackend und früchtelos,
Und ſchlägt mit unheilbarem Peſtanhauch das Volk.
Seufz' ich anitzt? — Was thu' ich? — Lach' ich anitzt? —
Ich dulde
Drückendes Leid vom Volk! — Der Nacht Töchterſchaar
Jammert und klagt in höchſt bitterer Schmachsbetrübniß!

Athene.

Folgt meinem Rath und tragt es ohne Bitterkeit.
Denn nicht beſiegt ja ſeid ihr; gleiche Stimmenzahl
Entſchied in Wahrheit, nicht mit Schmach für euch verknüpft.
Nein, Zeus ſogar ja ſandte helle Zeugniſſe,
Er, der die That befohlen, hat auch ſelbſt bezeugt,
Daß deſſenthalb Oreſtes nicht ſtraffällig ſei.
Daher verſchont mit eurer ſchweren Zorneslaſt
Das Land, ergrimmt nicht, noch verderbt der Früchte Wuchs,
Indem ihr aus den Lungen Geiferſtröme haucht,
Daß alles Saatkorn wilde Dürre niederſengt.
Denn ich verſprech' euch heilig und gewiſſenhaft
Allhier an rechter Stätte Sitz und Heiligthum,
Woſelbſt ihr über ſtrahlenvollem Opferherd,
Von dieſen Bürgern göttlich angebetet, thront.

Chorgeſang.

(Der zweite Halbchor gerade wie der erſte.)

O Götter jüngern Stamms, ihr habt der Urwelt Geſetz
In Staub getreten, aus der Hand entriſſen mir.
Beſchimpft, ich Arme, ſchütt' ich jetzt, von Zorn entflammt,
Auf dies Land herab
Rache, rachevollen Giftpfeil,
Die Geifertropfen meiner Bruſt, die des Lands
Blüthe verglühn: und bald beſpinnt, o Rache,

Das Erdreich Geflecht, nackend und fruchtelos,
Und ſchlägt mit unheilbarem Peſtanhauch das Volk.
Seufz' ich anitzt? — Was thu' ich? — Lach' ich anitzt? —
Ich dulde
Drückendes Leid vom Volk! — Der Nacht Töchterſchaar
Jammert und klagt in höchſt bitterer Schmachsbetrübniß!

Athene.

Euch ſchmähte Niemand, alſo mäßigt euern Zorn,
Und ſchickt dem Erdreich keine Plag', o Göttinnen!
Sonſt bau' ich auf Kronion — doch was ſprech' ich dies?
Ich weiß die Schlüſſel, außer Zeus, allein zum Haus,
Worin der Blitzſtrahl unter Siegelbanden liegt.
Doch nicht bedarf's deß; folget meiner Stimme nur,
Und ſtreuet nicht der frevlen Zunge Saamenkorn,
Das lauter ſchlimme Früchte treibt, auf's Land herab.
Beſchwichtigt eures Zornes dunkeln Wogenſturz,
In hohen Ehren ſollt ihr wohnen neben mir.
Wenn ihr von dieſem weiten Land die Erſtlinge
Für Kinder und für Eheglück auf immerdar
Empfangt als Opfer, preiſ't ihr dieſen meinen Rath.

Chorgeſang.

(Bei jeder ſtarken Interpunktion ſingt eine andere Furie des Halbchors. Die Ausrufe Weh! erhebt jedesmal eine beſonders dazwiſchen.)

Stürzen in ſolches Leid
(Weh!)
Mußt' ich Ergraute, muß wohnen im Erdabgrund
Gequält
(Weh!)
durch Nachdurſt!

Es ſchwellt Zorn die Bruſt und endloſer Grimm.
Ach, Erdreich!
Weh!
Welch trübes Gefühl durchbebt mein Herz?
Mutter vernimm's, Urnacht!
Das Strafrichteramt ward von den Göttern uns,
Den Schuldloſen, durch ſchändliche Liſt geraubt!

Athene.

Dir ſei verziehn dein Zürnen, als der Aelteren.
Erfahrner aber biſt du nicht, als ich, deshalb,
Denn Zeus verlieh auch meinem Geiſte reiche Kraft.
Ihr denkt mit Sehnſucht dieſes Lands, wenn ihr hinaus
In fremde Reiche ziehen wollt: ich prophezeih's.
Den Bürgern dieſes Landes wird die Folgezeit
In ſchönerem Glanze leuchten. Ihr erlangt daher,
Im Land Erechtheus bleibend, einen Tempelſitz,
Von Männern und von Frauen ſo zahlreich beſucht,
Wie ihr in fremden Ländern nimmer hoffen könnt.
Drum mögt ihr nicht in meine Fluren blutige
Wetzſteine ſchleudern, die das Herz der Jünglinge
Verſchärfen, daß ſie nüchtern raſen, Trunknen gleich.
Noch macht zu wilden Hähnen meine Bürgerſchaft,
Indem ihr Streit entzündet unter Volk und Stamm,
Und Alles ſich in wechſelſeitigem Haß verzehrt.
Auswärtige Kriege lob' ich, nie ſich nähernde,
Wobei dem Ehrgeiz offen ſteht ein weites Feld:
Den Kampf der Hühner auf dem Hofe weiſ' ich ab.
Ein ſolches Anerbieten alſo ſtell' ich dir,
Voll Segnung, voll Belohnung, voll Verherrlichung,
In dieſem Land zu wohnen, dem die Götter hold.

Chorgeſang.

(Geſungen wie der letztere.)

Stürzen in ſolches Leid
(Weh!)
Mußt' ich Ergraute, muß wohnen im Erdabgrund
Gequält
(Weh!)
durch Rachdurſt!
Es ſchwellt Zorn die Bruſt und endloſer Grimm.
Ach, Erdreich!
Weh!
Welch trübes Gefühl durchbebt mein Herz?
Mutter vernimm's, Urnacht!
Das Strafrichteramt ward von den Göttern uns,
Den Schuldloſen, durch ſchändliche Liſt geraubt!

Athene.

Nicht müde werd' ich, anzurathen dir, was frommt,
Damit du nie ſprichſt, du, die greiſe Göttin, ſei'ſt
Von mir, der jüngern, und von meines Reiches Volk
Aus dieſem Landſtrich unter Schmach hinweggeſcheucht.
Nein, wenn der Göttin Peitho Macht du recht verehrſt
Und meiner Zunge ſüßen Laut und Zauberton,
So bleib' im Land hier; folgſt du nicht, und ziehſt hinweg,
Dann wär' es Unrecht, wenn du deines Zorns Gewicht
Auf dieſe Stadt wirfſt oder Groll und Ungemach.
Denn wenn du Luſt haſt, kannſt du hier Grundeigenthum
Und ewiger Ehre wohlverdienten Zoll empfahn.

Chor.

O Göttin Pallas, welchen Sitz verſprichſt du mir?

Athene.

Ein Haus von allem Kummer frei; nimm mein Geſchenk.

Chor.
Geſetzt, ich nähm' es: welche Macht verbleibt mir dann?
Athene.
Kein ſterblich Haus ſoll ohne dich in Blüthe ſtehn.
Chor.
Durch deinen Einfluß ſtellſt du mich auf ſolche Höh'?
Athene.
Ich ſegne deſſen Pfade, der dich fromm verehrt.
Chor.
Und giebſt du Bürgſchaft deſſen mir für alle Zeit?
Athene.
Was ich verſprochen habe, das erfüll' ich auch.
Chor.
Ich fühle mich beſtochen und der Groll entweicht.
Athene.
Du wirſt dich hier der Liebe meines Volks erfreun.
Chor.
Was bring' ich nun für Segenswünſche dieſem Land?
Athene.
Was nur zu ſchönem Siege führt, ein Jegliches,
Was Erd' und Himmel und der Wogenthau des Meers
Erzeugt, gewähr' ihm: mag der Winde kühler Strom
Bei Sonnenſchein belebend durch die Fluren wehn;
Mag auch des Saatfelds und der Heerden reichſte Frucht
In ſteter Fülle wachſend und gedeihend ſtehn,
Und auch des Volks Nachkommenſchaft geſund erblühn.
Die Frevler aber rotte deſto ſchneller aus.
Denn wie ein treuer Gärtner, ſorg' ich nur dafür,
Daß ſie, die guten Pflanzen, ungeſtört gedeihn.
Das iſt nun dein Amt. Doch in ſchlachtenblutigen,
Glorreichen Kämpfen werd' ich ſelbſt mich ſtets bemühn
Zu ſchmücken dieſes Volkes Stadt mit Siegstrophä'n.

Vollſtimmiger Chorgeſang.

(Unterbrochen durch die von der Athene geſprochenen Anapäſten.)

Erſte Strophe.

Hocherfreut nehm' ich dieſe Stadt zum Sitz, wo die Göttin Pallas wohnt,
Die auch Zeus, der Herr der Welt, und Ares ſchirmen als des Himmels Burg,
Als den ſchönſten Zufluchtsort der Götter Griechenlands.
Segen prophezeih' ich ihr gnadenreichen Wunſches jetzt,
Es mag in vollen Strömen aus der Erde Schooß
Durch hell Sonnenlicht aufſprühn
Fröhlich wuchernd Lebensglück.

Athene.

Erſtes Syſtem.

Ich beſchloß huldreich, aus Liebe zum Volk,
Der gewaltigen, ſchwer zu verſöhnenden Schaar
Der Erinnyen hier Wohnſtatt zu verleihn.
Denn ſterbliches Wohl und Wehe regiert
Ihr göttliches Amt. Ein Menſch, der nichts
Sündhaftes gethan, fragt ſtaunend, woher
  Ihn treffen die Schläge des Daſeins.
Denn ihn treibt Schuld, von den Vätern geerbt,
Den Erinnyen zu, und Verderben ereilt
  Auch Prahlende ſtumm
  Und vergräbt feindſeligen Grimms ſie.

Chor.

Erſte Gegenſtrophe.

Blaſe nie, meine Huld verkünd' ich jetzt, auf die Bäume böſer Wind,
Der durch Brand der Blüthen Augen raubt: ſoweit des Landes Grenzen gehn.

Nimmer breche fruchtabſtreifend arge Peſt herein.
Schaafe, reich genährt und fett, mögen ſtets ein Lämmerpaar
Gebären zur beſtimmten Zeit. Die Erde mag
Schätz' ausſtreun durch Bergwerk,
Welches ſegnet Hermes Huld.

Athene.

Zweites Syſtem.

O vernehmt ihr's wohl, Obhüter der Stadt,
Welch Glück ſie verleihn? Denn machtvoll herrſcht
Der Erinnyen Chor in der Himmliſchen Kreis
Wie im Reiche des Tods, und er übt ſichtbar
Vollſtreckende Kraft in der Menſchen Geſchick,
Hier Wonnegeſang ausſpendend und dort
Ein thränenumnachtetes Daſein.

Chor.

Zweite Strophe.

Männerflor raffe nicht allzufrüher Tod hinweg!
Schenkt dem Blüthenſchmuck der Fraun
Bräutliches Glück, ihr erhabenen Götter des Eh'bunds,
Und ihr, Mören, Blutsſchweſtern, o Stamm der Nacht,
Ewige Lenker der Welt,
Waltend in jeglichem Wohnhaus,
Jegliche Stunde bedachtſam
Auf der Frommen Lebenslauf,
Ehrfurchtsvollſt verehrte Göttinnen!

Athene.

Mittelſyſtem.

Mich entzückt's, daß ihr mein Volk und Gebiet
So beglückt huldreich,
Und ich preiſe den Blick Peitho's, die mir
Holdſelig die Zung' und die Lippe gelenkt,

Zu gewinnen die ſtolz abweiſende Schaar!
Doch geſiegt hat Zeus, der Beherrſcher des Worts,
Und die Krone verbleibt
Stets uns in dem Kampfe der Tugend.

Chor.

Zweite Gegenſtrophe.

Möge nie Bürgerkrieg, einer Mordhyäne gleich,
Durch die Mauern ſchnaubend ziehn!
Nimmer beflecke der Bürger gefloſſenes Herzblut
Das Erdreich, damit nimmer die Rachbegier
Wieder von Neuem es tränkt!
Möge ſie fröhlicher Luſttauſch
Einen in liebender Eintracht,
Wie im Haß das gleiche Band!
Eintracht heilt ſo manches Erdenweh.

Athene.

Zweites Gegenſyſtem.

So verſchwindet der Haß, und ſie finden den Weg
Des erfreulichen Worts? Von dem Grauantlitz
Der Entſetzlichen dort blüht großer Gewinn
Euch Bürgern des Lands! Wenn freundlich geſinnt
Den freundlichen Chor ſtets hoch ihr verehrt,
Schmückt Stadt und Land, in dem Schutze des Rechts,
Jedweglicher Ruhm in der Zukunft.

Chor.

Dritte Strophe.

Lebet, o lebet denn wohl in des Glückes Segnung!
Lebe wohl, o Bürgerſchaft, die du wohnſt um Zeus Altar,
Seiner holden Tochter hold,
Stets bedachtes, weiſes Volk!
Welche Pallas Flügel deckt, ſieht der Vater gnädig an.

Athene.

Erſtes Gegenſyſtem.

Lebt wohl auch ihr! Ich ſteige voran,
Zu bereiten die Statt des geweihten Gemachs,
Wenn das heilige Licht des Geleits annaht.
Auf! Eilt, von des Volks Sühnopfer umdampft,
In des Erdreichs Kluft, dort wehrt von dem Land
Fluchbringendes ab, und ſendet der Stadt,
Was ihr zum Siege gedeihlich.
Zeigt ihnen den Weg, o Bewohner der Stadt
Von Erechtheus Stamm, in das neue Gebiet.
Stets trachte das Volk
Nach dem Redlichen redlichen Eifers.

Chor.

Dritte Gegenſtrophe.

Lebet, o lebet denn wohl, ich verdopple nochmals
Meinen Wunſch, o Volk der Stadt, Götter, Menſchen allzumal,
Die ihr Pallas Burg bewohnt!
Wenn ihr unſer Bürgerrecht
Heilig ehrt, ſo ſollt ihr nie ſchelten euer Erdenloos!

Athene.

Für dieſe Segenswünſche dank' ich euch erfreut,
Und laſſ' im ſtrahlenhellen Glanz des Fackelzugs
Zur Kluft hinab euch leiten und in's Erdenreich
Durch meine Dienerinnen, die mit treuer Hut
Mein Bild bewachen. Komme denn heraus der Flor
Des ganzen Theſeuslandes, eine ſtolze Schaar
Von Kindern, Frauen, Männern und von Greiſinnen,
Darbringend purpurfarbigen Feſtgewänderſchmuck

Zur Ehre Dieſer, die ihr Eumeniden nennt
Fortan, und laßt jetzt flammen helles Fackellicht,
Damit in Zukunft dieſe hier Erſchienenen
Das Lebensloos der Bürger gnadenvoll erhöhn.

(Athene geht ab. Es drängt ſich Volk in feſtlichem Putz auf die Bühne und geleitet die Erinnyen in ihre zukünftige Wohnſtätte.)

Der Chor. Geleiter und Volk. Die Prieſterinnen der Athene.

Schlußgeſang der Geleiter.

Erſte Strophe.

(Die Prieſterinnen.)

Folgt, ihr ewigen Töchter der Urnacht,
Ihr Hochheiligen, Hehren, im fröhlichen Triumphzug!

(Die übrige Schaar.)

Andacht, Bürger des Lands, Andacht!

Erſte Gegenſtrophe.

(Die Prieſterinnen.)

Tief in verwitterten Klüften erlangt ihr
Preis, Anbetung und jede verherrlichende Spendung!

(Die übrige Schaar.)

Andacht, ſämmtliches Volk, Andacht!

Zweite Strophe.

(Die Prieſterinnen.)

Kommt huldvoll und ſchutzreich dieſem Landſtrich,
Himmliſche, folgt uns, wandelt im Lichtſtrahl
Hellauflodernder Leuchte dahin!

(Die übrige Schaar.)

Nun ſingt und jubelt in Feſtluſt!

Zweite Gegenſtrophe.

(Die Prieſterinnen.)

Stets bringt Fackelglanz dies Volk der Pallas
Huldigend euch! Dies wollte die Moira,
Dies Zeus allesbeherrſchender Blick!

(Die übrige Schaar.)

Nun ſingt und jubelt in Feſtluſt!

Der gefeſſelte Prometheus.

Das vorliegende Stück iſt wohl ohne allen Zweifel das mittlere Drama einer Trilogie, die die geſammte Mythe vom Prometheus verſinnlichte und deren erſtes Drama ganz verloren gegangen iſt, während ſich von dem letzteren nur Fragmente und zwar das größte Bruchſtück deſſelben nur in der Ueberſetzung des römiſchen Dichters Attius erhalten haben.

Prometheus der Titane, ſo erzählt die Mythe, hatte ſich des Menſchengeſchlechtes angenommen, das Zeus verderben wollte, und ihm das Feuer zur Verbeſſerung des irdiſchen Lebens geſchenkt, dieſes Feuer aber dem Zeus geraubt. Die Beſtrafung, welche Zeus ihn dafür erdulden laſſen, bildet nun den Inhalt der zweiten Tragödie, während der Raub des Feuers wahrſcheinlich der Erſten Inhalt gebildet hat. — Wir laſſen hier ſogleich die einleitende Scene, in der unübertrefflichen Ueberſetzung von G. F. Schömann (Greifswalde 1844), folgen.

Gewalt und Kraft. Hephäſtos. Prometheus.

Gewalt.

Am fernen Rand der Erde ſind wir angelangt
Zum Skythenſtrich, der ungebahnten Wüſtenei.
Hephäſtos, du nun ſei des Auftrags eingedenk,
Den dir der Vater anbefahl, den Frevler hier
Feſt anzuketten an den ſteilen Felſenhang
Mit harter Demantfeſſeln unlösbarem Band.
Denn deinen Schatz, des kunſtbegabten Feuers Strahl,
Entwandt' und bracht' er zu den Menſchen: darum ſoll
Er dies Vergehn abbüßen jetzt den Himmliſchen,
Auf daß er lerne, ſich der Herrſchermacht des Zeus
Zu fügen, und die Menſchenvorlieb' abzuthun.

Hephäſtos.

Gewalt und Kraft, für euch hat nunmehr Zeus Gebot
Sein Ziel erreicht; Nichts liegt zu thun euch weiter vor:
Doch mir gebricht's an Muthe, den verwandten Gott
Mit Zwang zu binden an die winterliche Kluft:
Und doch gebeut Nothwendigkeit mir den Entſchluß.
Schwer ſtraft ſich's, nicht zu achten auf des Vaters Wort.
Der wohl berathenden Themis hochverſtänd'ger Sohn,
Unwillig dich Unwill'gen an den öden Fels
Mit feſtem Eiſen anzuklammern rüſt' ich mich,
Wo keine Stimme, keines Menſchen Angeſicht
Du ſchauſt, wo von Helios hellem Strahl geſengt
Des Leibes Blüthe ſchwinden wird, wo dir erwünſcht
Die buntgewand'ge Nacht des Tages Licht verhüllt,
Dann wiederum des Morgens Reif die Sonne ſchmilzt,
Doch jeder Zeit des gegenwärt'gen Uebels Qual
Dich martert: denn noch lebt nicht wer dich retten mag.
Den Lohn verdankſt du deiner Menſchenfreundlichkeit,

Weil du, ein Gott, nicht zagend vor der Götter Zorn
Den Menſchen Ehre mehr als recht war zugewandt.
Dafür nun mußt du hüten den freudloſen Fels,
Aufrecht geſtellt, ſchlaflos, mit ungebeugtem Knie:
Und mancher Wehruf, mancher Jammer wird umſonſt
Von dir erſchallen: ſchwer erweicht wird Zeus Gemüth,
Denn hart iſt Jeder, deſſen Herrſchaft neu noch iſt.

Gewalt.

Auf, auf! Was ſäumſt du und beklagſt vergeblich ihn?
Was haſſeſt du den gottverhaßten Gott nicht auch,
Der deinen Schatz verrätheriſch den Menſchen gab?

Hephäſtos.

Stark iſt der Blutsverwandtſchaft und der Freundſchaft Macht.

Gewalt.

Mag ſein: doch nicht zu achten auf des Vaters Wort,
Wie iſt das möglich? Scheueſt du denn dies nicht mehr?

Hephäſtos.

Stets biſt du ohn' Erbarmen und voll rauhen Muths.

Gewalt.

Nichts frommt's ja, dieſen zu beklagen: darum laß
Auch du nur ab, Nutzloſes ſo umſonſt zu thun.

Hephäſtos.

O meiner Hände vielverhaßte Fertigkeit!

Gewalt.

Was zürnſt du dieſer? Hat fürwahr doch an dem Leid,
Das jetzt du fühlſt, dir deine Kunſt gar keine Schuld.

Hephäſtos.

Und doch, ein Andrer, wollt' ich, wär' mit ihr begabt.

Gewalt.

Laſt trägt ein Jeder, nur der Götter König nicht:
Denn freien Waltens iſt kein Andrer, außer Zeus.

Hephäſtos.
Das ſeh' ich hier, und zu entgegnen hab' ich Nichts.
Gewalt.
So eile denn, mit Feſſeln dieſen zu umfahn,
Damit nicht läſſig dich der Vater möge ſehn.
Hephäſtos.
Nun da, die Schellen ſind bereit hier ſchon zu ſchaun.
Gewalt.
So nimm ſie denn, und ſchlag' ſie um die Arme ihm
Mit kräftigem Hammer, nagle feſt ſie an den Fels.
Hephäſtos.
Schon wird's vollführt, und nicht vergebens iſt das Werk.
Gewalt.
Noch kräftiger ſchlag' und treib' ſie ein, laß nirgends nach,
Denn der iſt klug zu ſprengen auch die engſte Haft.
Hephäſtos.
Nun dieſer Arm iſt unauflöslich angeſchweißt.
Gewalt.
So hefte nun auch Jenen feſt, damit er ſieht,
Der Schlaue, wie doch gegen Zeus er thöricht iſt.
Hephäſtos.
Ihn ausgenommen tadelt Keiner wohl mein Werk.
Gewalt.
Nun nimm des Demantkeiles unbeugſamen Zahn,
Und treib' mit Macht ihn grade durch die Bruſt hindurch.
Hephäſtos.
Weh, weh, Prometheus! Ach, ich klag' um deinen Schmerz.
Gewalt.
Du ſäumſt ſchon wieder und es jammert dich der Feind
Des Zeus? — Daß nur nicht einſt um dich du jammern mögſt!
Hephäſtos.
Du ſiehſt ein Schauſpiel, keinem Auge lieb zu ſchaun.

Gewalt.
Ich ſeh', wie dieſem widerfährt, was er verdient
Auch um die Seiten leg' ihm jetzt das Gürtelband.
Hephäſtos.
Ich muß es leider. Mahne du mich nicht zu ſehr.
Gewalt.
Wohl will ich mahnen, und dich treiben noch dazu.
Noch unten, um die Beine jetzt den Ring gelegt!
Hephäſtos.
Und ſchon vollzogen iſt es ſonder große Müh'.
Gewalt.
Jetzt ſchlage kräftig, und die Feſſeln nagle feſt,
Denn der die Arbeit prüfen wird, iſt ſtrengen Sinns.
Hephäſtos.
Gleich deinem Anſehn, iſt die Rede deines Munds.
Gewalt.
Sei du denn weich: doch meinen ungebeugten Muth
Und meines Sinnes Härte ſchilt mir nicht darum.
Hephäſtos.
Nun laß uns gehn, denn angekettet iſt er jetzt.
Gewalt.
Hier frevle nun, und bringe der Unſterblichen
Entwandte Güter zu den Tageskindern. Was
Vermögen ſie, dir zu erleichtern deine Pein?
Gar fälſchlich heißen dich den Vorbedächt'gen
Die Götter: ſelbſt thut dir ein Vorbedächt'ger Noth,
Wie du dich los aus dieſem Kunſtwerk ringen magſt.
Prometheus.
O Himmels-Aether und ihr Lüfte ſchnell beſchwingt,
Ihr Stromesquellen und der wogenden Meerfluth
Zahlloſes Blinken, und Allmutter Erde, dich,

Und dich, der Sonn' allſehend Auge, ruf' ich an,
Seht, was ich hier, ein Gott, von Göttern dulden muß.
Schaut her, wie hier mit ſchmählicher Pein
Ich belaſtet hinfort Jahrtauſende lang
Abmartern mich ſoll:
Denn alſo erſann der neue Tyrann
Der Himmliſchen mir der Feſſelung Schmach.
Weh, weh, um das Jetzt und das künftige Leid
Wehklag' ich zumal: und wann wird je
Mir das Ende der Qualen erſcheinen?
Und doch, was ſag' ich? Weiß ich nicht was kommen wird
Schon klar im Voraus? Nimmer unerwartet naht
Sich mir ein Leiden, und des Schickſals Fügung muß
Ertragen ich, ſo leicht ich kann, erkennend wie
Der Kampf unmöglich gegen die Nothwendigkeit.
Doch ſchweigen und nicht ſchweigen über mein Geſchick,
Gleich ſchwer iſt Beides. — Weil ich Gaben zugewandt
Den Menſchen, darum leid' ich Armer dieſe Noth.
Des Feuers Samen bergend in dem Pherulſtab
Entwandt' ich klüglich, welches dann zu aller Kunſt
Den Menſchen Lehrer worden iſt und großes Heil;
Und ſolche Strafe duld' ich nun um dies Vergehn,
In Banden angeſchmiedet in der luft'gen Höh'.
Horch! ha, ha!
Welch Tönen, welch Duften, was naht mir unſichtbar,
Von Göttern oder von Menſchen oder beider Art?
Des Erdrands Gebirg' naht wer, um meine Qual
Sich anzuſchauen, oder wozu ſonſt?
So ſeht mich denn gefeſſelt, den unſel'gen Gott,
Mich, den Feind des Zeus, mich, der ſich den Haß
Der Götter zumal auflud, ſo viel
In den Herrſcherpalaſt eingehen des Zeus,

Weil allzuſehr ich die Menſchen geliebt. —
Weh, weh! was vernahm für Rauſchen nochmals
Ich von Vögeln mir nah', und es ſchwirret die Luft
Von der Fittige leicht hineilendem Schwung.
Furcht weckt mir Alles, was nahet.

Der Chor.

Sei ohne Furcht nur, denn befreundet iſt die Schaar dir,
Die mit ſchneller Flügelſchwingung
Dieſem Fels naht, da Gewährung nur kaum
Ihr Bitten vom Vater erlangt.
Eilig durchmaß ich die luftigen Pfade:
Denn tönend ſchallte zu der Grotten innerm Raum hin
Klang des Eiſens; und beſiegend meine magdliche Scheu
Enteilt' unbeſchuht ich auf Flügelgeſpann.

Prometheus.

Ach, ach!
Ihr Kinder, entſproßt aus dem fruchtbar'n Schooß
Der Thetis, erzeugt von dem rings um die Welt
Nieraſtende Fluth ausſendenden Gott
Okeanos, ſchaut, und ſehet mich hier,
Wie in feſſelnder Haft auf klippiger Höh'
Des Felſengeklüfts nicht neidenswerth
Mir die Warte zu hüten beſchieden.

Chor.

Ich ſeh's, Prometheus: und es ſenkt ſich der entſetzten
Eine Wolke ſchwer von Thränen
Auf die Augen, da ich ſo dich muß ſehn
Am Felſen hinſchmachtend in Qual,
Duldend der ehernen Feſſel Banden.
Denn neue Machthaber regieren im Olympos,
Und es waltet da nach neuer Satzung Zeus geſetzlos:
Die früher Gewalt'gen erniedrigt er nun.

Prometheus.
O hätt', er mich tief in der Erde Schooß,
In die Wohnung des Tods zum Hades hinab,
In des Tartaros Nacht, mit Feſſeln beſchwert,
Hinunter geſandt, daß nimmer ein Gott
Noch ein Andrer hieran ſich erfreuen gemocht.
Doch hier, von dem Wehn der Lüfte gepeitſcht,
Hier bin ich ein Spott für die Feinde.

Chor.
Und wer der Götter hegte wohl
So harten Sinn, ſich deß zu freun?
Wer fühlte nicht mit deiner Qual
Mitleiden? außer dem Zeus, der in unabläſſ'gem Groll,
Ungebeugten Sinnes ſtets
Uranos Kinder verfolgt, und nicht raſten je
Wird, bis ſein Herz ſich erſättiget,
Oder mit Liſt ihm die ſchwer zu beſiegende Macht geraubt wird.

Prometheus.
Ja, meiner fürwahr, — erduld' ich auch jetzt
In Banden gelegt der Feſſelung Schmach, —
Es bedarf einſt mein noch der Himmliſchen Fürſt,
Um den neuen Verrath ihm zu künden, durch den
Er Scepter und Reich verlieren ſoll.
Und nimmer bewegt mit ſchmeichelndem Wort
Der Bitten er mich, nicht werd' ich erſchreckt
Von drohendem Zwang mich beugen, um dies
Zu verkündigen ihm, bis Er mich erlöſ't
Aus der marternden Haft, und mir Buße zu thun
Sich entſchließt für dieſe Beſchimpfung.

Chor.
Du trotzeſt kühn, und beugeſt ſelbſt

Der bittern Qual nicht deinen Sinn,
Und allzu Keckes redeſt du.
Mir aber ergreift die Seele tiefeindringend Furcht,
Und mich bangt um dein Geſchick,
Wie du zum Ziele dereinſt dieſer Pein gelangſt:
  Denn unerbittlichen Sinnes ja
Und unerweichlichen Herzens bezeigt ſich der Sohn des
Kronos.

Prometheus.

Ich weiß wie er hart iſt und nur was er will
Für Recht ihm gilt: und dennoch wird
Sanftmüthig er einſt
Noch ſein, wenn auch Er ſo gebrochen wird.
Dann erweicht er wohl ſein hartes Gemüth,
Dann wird er zur Sühn' und zur Freundſchaft mir
Sich bereit dem Bereiten erweiſen.

Chor.

Nun offenbar' uns Alles, und bericht' uns klar,
Was denn für Schuld iſt's, welche Zeus an dir erfand,
Daß er ſo ſchmählich und ſo bitter dich beſtraft.
Verkünd' es uns, wenn dir nicht Leid die Rede ſchafft.

Prometheus.

Wohl ſchmerzlich iſt mir's auch zu reden nur davon,
Doch ſchmerzlich auch zu ſchweigen: Leid iſt überall.
Als ſich der Himmelsmächte Zürnen hatt' entflammt,
Und Hader zwiſchen ihnen ausgebrochen war,
Ein Theil den Kronos ſtürzen wollt' herab vom Thron,
Daß Zeus nun herrſchte, doch die Andern wiederum
Daß nie den Göttern Zeus geböte, trachteten,
Da, ob ich wohl das Beſte rieth, vermocht' ich doch
Gäa's und Uranos Kinder, die Titanen, nicht
Zu überzeugen: denn die Mittel kluger Kunſt

In ſtolzem Selbſtgefühl verſchmähend, glaubten ſie
Durch Kraft der Herrſchaft mühelos gewiß zu ſein.
Doch hatte mir die Mutter Themis oft zuvor,
Und Gäa, vielfach zubenamt, doch Eines Seins,
Geoffenbaret, wie der Zukunft Fügung ſei,
Daß nicht Gewalt und Stärke, ſondern Liſt allein
Die Herrſchaft ſichern werde den Obſiegenden.
Als meine Reden ſolches ihnen vorgeſtellt,
Nicht hielten ſie's für werth, auch nur drauf hinzuſchaun.
Das Beſte drum von Allem, was mir offen ſtand,
Erſchien's mir nun mit meiner Mutter im Verein,
Zu Zeus dem Willigen willig zu geſellen mich.
So ſchließt denn jetzt auf meinen Rath der dunkle Schlund
Des Tartaros den altersgrauen Kronos ein,
Sammt ſeinen Bundsgenoſſen. Solche Dienſte ſind's,
Die mir der Götter König zu verdanken hat,
Und ſo vergilt mit ſchlimmem Lohn er mir dafür.
Denn die Gewaltherrſchaft, ſo ſcheint es, leidet ſtets
An dem Gebrechen, daß ſie Freunden nicht vertraut.
Doch was ihr fragt, aus welcher Urſach' er mich ſo
Schmachvoll beſtrafet, davon geb' ich nun Bericht.
Sobald er eingenommen ſeines Vaters Thron,
Theilt' er ſofort den Göttern Ehr' und Aemter aus,
Dem Dies, Dem Jenes, und beſtellte ſeines Reichs
Anordnung; doch der jammernswerthen Sterblichen
Gedacht' er gar nicht, ſondern wollt' ihr ganz Geſchlecht
Vertilgen, und neuſchaffen ſelbſt ein anderes.
Und dieſem widerſtrebte Keiner außer mir;
Ich aber wagt's, ich rettete der Menſchen Stamm,
Daß nicht zerſchmettert er hinab zum Hades ſank.
Dafür nun werd' ich ſo mit ſchwerer Pein gebeugt,
Schmerzvoll zu dulden und ein Jammer anzuſchaun.

Da ich Erbarmen mit den Menſchen trug, ward ſelbſt
Ich deſſen nicht gewürdigt, ſondern ſchonungslos
So zugerichtet, wohl ein Anblick Zeus zum Schimpf.

Chor.

Von Eiſen iſt und hartem Steine deſſen Herz,
Den nicht zum Mitleid, o Prometheus, deine Pein
Bewegt: denn mir — ich wollt', ich hätte dieſe nie
Anſehn gedurft — jetzt bricht's mir, da ich's ſah, das Herz!

Prometheus.

Ja wohl ein Jammer bin ich Freunden anzuſchaun.

Chor.

Und biſt du weiter noch gegangen, als du ſagſt?

Prometheus.

Ich nahm's den Menſchen, vorzuſchauen ihren Tod.

Chor.

Und welch ein Mittel für das Uebel fandeſt du?

Prometheus.

In ihre Seelen flößt' ich blinde Hoffnungen.

Chor.

Ein großes Heil gabſt du damit den Sterblichen.

Prometheus.

Und außerdem bracht' ich das Feuer ihnen zu.

Chor.

Und haben denn die Menſchen jetzt des Feuers Gluth?

Prometheus.

Das ihnen vieler Künſte Lehrer werden wird.

Chor.

Um ſolcher Urſach' willen alſo ſtraft dich Zeus.

Prometheus.

Mit dieſer Schmach und nimmer läßt er ab vom Zorn.

Chor.

Und ſteht kein Endziel deiner Qualen dir bevor?

Prometheus.

Kein and'res jemals, als wenn ihm es wohlgefällt.

Chor.

Ihm wohlgefällt? Wie iſt's zu hoffen? Siehſt du nicht,
Daß du gefehlt, doch wie gefehlt, zu ſagen, iſt
Mir keine Freud', und ſchmerzlich dir: ſo laſſ' ich denn
Es ruhn: doch ſuche, wie du los wirſt deiner Pein.

Prometheus.

Leicht mag, wer ſelber außerhalb des Leidens ſteht,
Erinnerung und Lehren dem Unglücklichen
Ertheilen. Doch mir war dies Alles wohl bewußt,
Und wollend, wiſſend, ſündigt' ich: nie leugn' ich das.
Den Menſchen Hilfe bringend, ſchafft' ich ſelbſt mir Leid.
Nicht freilich dies erwartet' ich, in ſolcher Pein
Hier hinzuſchmachten, auf der ſteilen Felſenhöh',
An dieſen öden, nachbarloſen Berg gebannt.
Doch laßt den Jammer und das gegenwärt'ge Leid:
Steigt nieder und vernehmet, was zukünftig noch
Bevor mir ſteht, damit das Ganze kund euch ſei.
Thut, was ich bitte: dieſen Mitleidstroſt gewährt
Dem jetzt Bedrängten: denn das Unglück ſchweift umher,
Bald ſucht es Den, bald Jenen heim, ohn' Unterſchied.

Chor.

Nicht ungern thun wir, was du von uns,
Prometheus, willſt:
Und behende verläßt mein Fuß den leicht
Hinſchwebenden Sitz,
Und die heilige Luft, wo den Vögeln der Pfad:
Ich ſteige herab auf das rauhe Geklipp:
Es verlangt mich von dir
Dein Geſchick nun ganz zu vernehmen.

Es kommt nun Okeanos ſelbſt, beweiſ't dem Prometheus, daß er innigen Theil an deſſen Geſchick nehme, und bietet ihm an, ſich zu Zeus zu begeben und dieſen anzuflehn, mit dem Titanen Nachſicht zu üben; Prometheus aber warnt ihn ſelbſt vor ſolchem Beginnen und Okeanos entfernt ſich wieder. Der Chor erhebt jetzt einen Klaggeſang, in welchem er ſchildert, welche Trauer alle Völker der Erde über das ſchwere Geſchick des Prometheus hegen, dieſer dagegen wirft den Göttern ihre Undankbarkeit vor, und rühmt, was er uneigennützig des Guten gethan. — Es werde ihm doch dereinſt gelingen, ſeine Ketten zu ſprengen, wenn er ſich nur nachgiebig gegen Zeus erweiſe, meint jetzt der Chor, aber der zürnende Dulder entgegnet ihm, Zeus wie er ſeien höherem Verhängniß unterworfen; er wiſſe das Geheimniß der Zukunft, aber er dürfe es nicht enthüllen, nur wenn es verſchwiegen bleibe, habe er Hoffnung auf dereinſtige Befreiung. Voll Theilnahme an dem Leid des Prometheus wünſcht ſich jedoch der Chor, nie in Uneinigkeit mit Zeus zu gerathen.

Jetzt erſcheint Io, des Inachos Tochter, des Okeanos Enkelin. Weil ſie nicht gleich des Zeus Liebe erwiedert, gab ſie der Gott der eiferſüchtigen Hera Preis, welche ſie mit Qualen und Angſt und Wahnſinn bis an dieſen äußerſten Rand der Erde trieb. Beide brechen in heftige Klagen über die Urheber ihrer Leiden aus; Prometheus verkündet ihr die Zukunft. Auf's Neue vom Wahnſinn gepackt, eilt ſie fort, und der Chor ſpricht jetzt in ſeinem Geſange Betrachtungen aus, des Inhaltes, daß nur zwiſchen Gleichen eine Ehe beglückend ſein könne und daß das Geſchick bewahren möge vor der Liebe eines Gottes. — Prometheus entgegnet: Und dennoch werde es Zeus ſelbſt einſt geſchehen, daß er eine Ehe ſchließe, die ihn um Thron und Herrſchaft bringe, dann aber werde nur er (Prometheus) im Stande ſein, ihn zu retten. Der Chor hält das für Läſterung und warnt ihn vor ſolchem Vergehen; Prometheus erwidert, ihm gelte Zeus Nichts und er werde auch nicht lange mehr im Olymp herrſchen. Da erſcheint Hermes — „des neuerhob'nen Herrſchers dienſtbefliſſ'ner Knecht“ — und mit Folgendem ſchließt nun Aeſchylos dieſes Drama.

Hermes.
Dich Ueberklugen, übermäßig Läſternden,
Der an den Göttern frevelt', um die Sterblichen
Zu ehren, dich, des Feuers Dieb, dich red' ich an.
Der Vater heißt dich mir die Ehe kund zu thun,
Von der du prahlſt, und wer vom Thron ihn ſtürzen ſoll.
Und nicht mit Räthſelworten, ſondern geradezu
Und deutlich rede, daß du nicht zweimal zu gehn
Mich nöthigeſt, Prometheus: denn du ſiehſt ja, daß
Zeus gegen Solche nimmer milden Sinnes iſt.
Prometheus.
Gar feierlich und ſtolzen Selbſtgefühles voll
Klingt deine Rede, wie's dem Götterboten ziemt.
Neu ſeid ihr in der neuen Macht, und eure Bur

Scheint euch vor Leid geſichert. Hab' ich nicht aus ihm
Herunter ſtürzen zwei Gebieter ſchon geſehn?
Und auch den dritten, dieſen jetz'gen, werd' ich ſehn
Gar bald und ſchmählich ſtürzen. — Meinſt du etwa nun,
Ich fürcht' und beuge vor den neuen Göttern mich?
Weit bin ich davon, gar zu weit entfernt. Doch du
Geh' eilig nur des Weges, den du kamſt, zurück;
Denn was du forſcheſt, deſſ' erfährſt du Nichts von mir.

Hermes.

Mit ſolchem Trotz, du weißt es, haſt du früher auch
An dieſe Stätte deines Elends dich gebracht.

Prometheus.

Und dennoch dies mein Elend möcht' ich nimmermehr
Mit deinem Sklavendienſt vertauſchen, glaub' es mir.
Denn beſſer acht' ich's, dieſes Felſen Knecht zu ſein,
Als ſolch ein treuer Bote deines Vaters Zeus. —
So ſchmähend muß entgegnen man den Schmähenden.

Hermes.

Gar üppig macht, ſo ſcheint es, deine Lage dich.

Prometheus.

Ueppig? O könnt' ich alle meine Feinde doch
So üppig ſehn und unter dieſen denn auch dich.

Hermes.

Und giebſt du denn an deinen Leiden mir auch Schuld?

Prometheus.

Grad' aus geſagt, die Götter alle trifft mein Haß,
Die mir für Wohlthat widerrechtlich Uebles thun.

Hermes.

Kein kleiner Wahnſinn, ſeh' ich, iſt's, der dich bethört.

Prometheus.

Mag ſein, wenn Feinde haſſen dir Bethörung heißt.

Hermes.
Nicht zu ertragen wärſt du, ging' es dir nach Wunſch.

Prometheus.
Weh mir!

Hermes.
Dies Wort, nie kommt es in den Mund des Zeus.

Prometheus.
Es iſt gar Vieles, was die lange Zeit uns lehrt.

Hermes.
Doch haſt du noch nicht klug zu ſein von ihr gelernt.

Prometheus.
Gewiß nicht reden würd' ich ſonſt mit dir, dem Knecht.

Hermes.
Du wirſt nicht ſagen, wie mir ſcheint, was Zeus verlangt.

Prometheus.
Fürwahr, ich zollt' ihm damit wohl verdienten Dank.

Hermes.
Wie einen Knaben wahrlich haſt du mich verhöhnt.

Prometheus.
Und biſt du denn kein Knabe, ja noch thörichter,
Wenn du von mir was zu erfahren Hoffnung hegſt?
Nein, keine Marter giebt es, keine Kunſt, womit
Mich Zeus bewegen wird, ihm dieſes kund zu thun,
Bevor er mich von dieſer Feſſeln Schmach erlöſ't.
Drum mag er ſchleudern ſeines feurigen Blitzes Loh'n,
In weißen Schneeſturms Ungewittern, im Donnerhall
Der unterirdiſchen Tiefe verwirrend miſchen das All:
Nichts deſſen wird mich beugen, je zu ſagen ihm,
Durch wen ihn ſeines Königthums Verluſt bedroht.

Hermes.
Bedenk', ob dieſes dir Erlöſung bringen wird.

Prometheus.

Bedacht und feſt beſchloſſen iſt dies Alles längſt.

Hermes.

Gewinne, Thor, gewinn' es endlich über dich,
Gemäß dem Looſe, das dich traf, geſinnt zu ſein.

Prometheus.

Nichts nützt der Wortſchwall: tauben Ohren predigſt du.
Dies laß dir nimmer träumen, daß ich mich vor Zeus
Beſchlüſſen bang' in feiger Furcht erniedrige,
Daß ich ihn anflehn ſollte, den Verhaßteſten,
Die Hände weibiſch zum Gebet emporgeſtreckt,
Aus dieſen Banden mich zu löſen. Nimmermehr!

Hermes.

So viel ich rede, fruchten, ſeh' ich, wird es nichts.
Dich rührt es nicht, dein Herz erweicht mein Bitten nicht.
Dem ungezähmten Roſſe gleichſt du, das, den Zaum
Zerbeißend, wild ſich bäumend, aller Lenkung trotzt.
Doch traun in machtlos eitlem Wahne ſteifſt du dich:
Denn trotz'gem Muthe, nicht mit klugem Sinn gepaart,
Wird nimmermehr für ſich allein der Sieg zu Theil.
Bedenke, wenn du meinen Worten nicht gehorchſt,
Welch Ungewitter, welcher Leiden grauſe Fluth
Dich unausweichlich treffe. Denn es wird zuerſt
Der Felſen hier mit Donnerkeil und Blitzesſtrahl
Vom Vater Zeus zerſplittert, und dein Leib in Nacht
Begraben tief, umfangen von des Felſens Arm.
Wenn dann der Zeiten langer Lauf vollendet iſt,
Steigſt du zum Lichte wieder auf. Und dann wird Zeus
Beſchwingter Hund, der blut'ge Adler, ungeſtüm
Mit Gier ausreißend deines Leibs ein großes Stück,
Und wohl ein unwillkommner Gaſt, den langen Tag
An deiner Leber blut'gem Fraß ſich ſättigen.

Und hoffe nicht das Ende ſolcher Qual zu ſeyn,
Bevor ein Gott, ein Stellvertreter deiner Pein
Erſcheint, bereit, in Hades dunkles Reich hinab
Zu ſteigen und zum finſtern Schlund des Tartaros.
Hiernach entſchließ' dich: denn nicht leerer Worte Schall
Iſt, was ich ſagte, ſondern mehr als zu gewiß:
Denn Lügenreden kennet nicht der Mund des Zeus,
Und all ſein Wort führt er zum Ziele. — Du darum
Sieh' zu, bedenke, was du thuſt, und hüte dich
Den Trotz der wohlberath'nen Klugheit vorzuziehn.

Chor.

Uns dünket Hermes warnend Wort wohl an der Zeit
Zu ſein, indem er abzulaſſen von dem Trotz
Dich heißet, und verſtänd'gem Rathe nachzugeben.
Folg' ihm: dem Weiſen bringt es Schande, wenn er fehlt.

Prometheus.

Wohl wußt' ich vorher die Botſchaft ſchon,
Die er mir zuſchalt: und wenn Uebles erfährt
Vom Feinde der Feind, ſo ſchickt ſich das wohl.
So werde denn nun auch geſchleudert auf mich
Des ſchneidenden Blitzſtrahls Flamme, die Luft
Vom Donnergekrach durchtoſ't und der Macht
Wildzuckender Wind', und die Tiefen der Erd'
Erſchütt're von Grund auf wühlend der Sturm,
Und der Brandungsſchwall der wogenden See,
Er thürme ſich hoch zu der himmliſchen Bahn
Der Geſtirne hinauf: und zum finſteren Schlund
Des Tartaros werd' hinunter mein Leib
Vom Strudel gerafft der Schickſalsmacht.
Niemals doch kann er mich tödten.

Hermes.

Ihr hört, ihr hört, wie raſender Sinn

Sich ausſpricht hier in Entſchlüſſen und Wort.
Was fehlet ihm noch, wahnwitzig zu ſein,
Wenn alſo er prahlt? Wie zähmt er die Wuth?
Ihr aber, die ihr mitleidigen Sinns
Um des Frevlers Loos euch härmet, hinweg
Aus dieſem Bereich enteilet in Haſt,
Auf daß euch nicht betäube den Geiſt
Des Donners ſchreckliches Brüllen.

Chor.

Nicht alſo ſprich und rede mir zu
Wenn ich hören dich ſoll: denn dies dein Wort
Zu befolgen entſchließ' ich mich nimmermehr.
Wie heißeſt du mich ſo übel zu thun?
Was ſein muß, das erduld' ich mit ihm.
Verräther hab' ich zu verachten gelernt.
Kein Laſter giebt's,
Was mehr mir verhaßt iſt, als dieſes.

Hermes.

So gedenkt denn nun, was ich warnend geſagt;
Und wenn ihr ereilt von dem Unheil ſeid,
So klagt das Geſchick nicht an, und ſagt,
Daß Zeus euch hab' unvorhergeſehn
In's Verderben geſtürzt. Nein, Ihr vielmehr,
Ihr thatet es ſelbſt. Denn wiſſentlich ja,
Nicht ſchnell überraſcht, nicht heimlich umſtrickt
Verfallet ihr nun dem unendlichen Netz
Des Geſchicks durch eigne Thorheit.

Prometheus.

Schon wird es zur That: es erfüllt ſich das Wort,
Der Boden erbebt,
Und der brüllende Laut des Donnergerolls
Ertönt, und des Blitzſtrahls ſchlängelnde Loh'n

Entbrennen in Gluth: hoch jagen den Staub
Die Wirbel empor, und alle Gewalt
Der Winde zumal ſtürmt an, und es toſ't
Wildraſend ihr Wehn in verworr'nem Kampf,
Und der Himmel vermiſcht ſich dem wogenden Meer.
So bringet der Sturz mir geſendet vom Zeus
Mit ſchreckendem Drohn ſichtlich auf mich ein.
O Mutter, du heil'ge, o Aether, des all-
durchdringenden Lichts umkreiſender Born,
Seht, welch Unrecht ich erdulde!

Die Perſer.

Auch nur das mittlere Drama einer Trilogie. — Xerxes iſt gegen Hellas ausgezogen und lange keine Kunde von ihm nach der Heimath gekommen. Vor dem Palaſte des Königs zu Suſa — ſo hebt das Stück an — erſcheint der Chor edler perſiſcher Greiſe, ſchildert das Heer, das dem Könige gefolgt iſt, und ſpricht im Geſange Furcht und Beſorgniß vor Unglück und daraus entſpringenden noch ſchlimmeren Folgen aus. Sie wollen nun berathſchlagen; da kommt Atoſſa, des Xerxes Mutter, Witwe des Dareios, zu ihnen, von gleich trüben Gedanken bewegt, und erzählt ihnen einen bangen Traum, den ſie gehabt. Während ſie noch mit einander überlegen, tritt ein Bote auf, der ihre Furcht beſtätigt, die Niederlage des perſiſchen Heeres berichtet, jedoch der Mutter meldet, daß ihr Sohn noch lebe, und nun, auf Atoſſa's Verlangen, in Folgendem, das wir in der Uebertragung von Jakobs mittheilen, die berühmte Seeſchlacht von Salamis ſchildert:

Bote.

Des Unheils Anfang war, o Königin! *)
Ein Dämon, der verderblich uns erſchien.
Denn von der Athenäer Heere kam
Zu deinem Sohn ein Mann [1] und meldete,
Daß der Hellenen Schaar, ſobald die Nacht
Das Firmament umhüllt, der Ruder Sitz
Beſteigen werde, durch geheime Flucht,
Verſchiedenen Wegs, dem Tode zu entgehn.
Als Xerxes dies vernahm, des Griechen Liſt
Nicht ahnend, noch der Götter Neid, ſo that
Er allen Führern aller Schiffe kund,
Wenn Helios ſein Strahlenhaupt verhüllt
Und Finſterniß des Himmels Kreis gedeckt,
Getheilt in drei Geſchwader, jeden Pfad
Zu hüten, den des Meeres Fluth durchrauſcht,
Und andere rings um Salamis zu ordnen.
Entflöh' der Griechen Heer dem Untergang,
So büße jeder Führer ihre Flucht
Mit ſeinem Haupte. Alſo ſprach dein Sohn
In ſtolzer Zuverſicht; er wußte nicht,
Was über ihn der Götter Rath verhängt.
Die Männer aber, folgſam dem Gebot,

---

*) Die Zwiſchenreden der Atoſſa ſind abſichtlich weggelaſſen.

[1] Sikinnos, der Erzieher der Kinder des Themiſtokles. Herodot 8, 75.

Bereiteten das Mahl, und jeglicher
Der Schiffer band ſein Ruder feſt an Bord.
Und als das Licht erloſchen und die Nacht
Erſchienen war, da eilten Ruderer
Und Waffentragende den Schiffen zu,
Und ein Geſchwader rief das andre auf.
Ein Jeder that, was ihm geboten war,
Und ſeinen Führern folgſam ruderte
Der Schiffer-Volk die ganze Nacht hindurch.
Die Nacht ſchritt vor und der Hellenen Heer
Verſuchte nirgends die geheime Flucht.
Und als auf weißen Roſſen Helios
Das Land umher erhellt, da tönete
Urplötzlich der Hellenen Kriegsgeſchrei,
Und von dem felſigen Geſtade gab
Der Wiederhall den lauten Ruf zurück.
Da regte Furcht ſich in der Perſer Herz,
Als ſie getäuſcht ſich ſahn, denn nicht zur Flucht,
Zum kühnen Kampfe rief der heilige
Päan der Griechen; und der Tuba Ruf
Entflammte Alles. Plötzlich tönte jetzt
Der Ruder rauſchender Zuſammenklang;
Indem ein Jeder dem Gebot gemäß
Die Fluth des Meeres theilt'. Da brachen ſie
Mit einem Mal in unſerm Blick hervor.
Der rechte Flügel führte ordnungsvoll
Den Zug;[2] dann trat die ganze Flotte vor.
Und jetzt erſcholl auf einmal dieſes Wort:
„Ihr Söhne der Hellenen, geht, befreit
Das Vaterland, befreiet Weib und Kind,

---

2) Die Athener, geführt von Themiſtokles. Herodot 8, 84

Der Götter Heiligthümer und das Grab
Der Ahnen! Solche Preiſe gilt es jetzt.“
Und nun entgegneten das Kriegsgeſchrei
Die Perſer; denn die Zeit der Raſt war um,
Und ſchon ſtieß Schiff an Schiff mit eh'rnem Zahn.
Ein griechiſches begann [3] und ſtreifte flugs
Von einem tyriſchen den Schnabel ab.
Dann wählte jedes ſeinen Feind ſich aus.
Zuerſt nun widerſtand der Perſer Macht
Den Feinden; aber als der Schiffe Schwarm
Sich drängend in des Meeres Enge ſtieß,
Vermochte keins dem andern beizuſtehn,
Und riſſen ſelber im Getümmel ſich
Der Ruder Reihen ab. Behende griff
Der Griechen Flotte rings umher uns an.
Die Schiffe ſtürzten um, mit Trümmern ward
Und Blut das Meer bedeckt; es häuften ſich
Auf Leichen Leichen an des Meers Geſtad'
Und auf den Klippen; wilde Flucht ergriff
Und riß der Perſer Flotte mit ſich fort.
Und wie auf ſchwacher Fiſche dichten Schwarm,
So ſchlugen jene ſonder Raſt auf uns
Mit Rudern und zerbroch'ner Stangen Trümmern.
Da ward von der Verwundeten Geſchrei
Und Klagen rings umher das Meer erfüllt,
Bis uns das Aug' der Nacht dem Feind entzog.
Doch unſres Unglücks Fülle, ſpräch' ich auch
Zehn Tage lang, ich ſpräch' es nimmer aus.
Denn wiſſe, daß des Tages Auge nie

---

3) Das Schiff des Atheners Aminias, nach Aelians Behauptung war dieſer des Aeſchylos Bruder.

Den Tod ſo vieler Myriaden ſah. —
— Doch iſt dies noch des Unglücks Hälfte nicht,
Denn auf ſie ſtürzte eine andre Laſt
Von Noth, die jene zwiefach überwiegt: —
— Die erſten in dem Heer, an Jugendkraft,
Und kühnen Muth und adligem Geſchlecht,
Und treuem, deinem Sohn ergebenen Sinn,
Des Heeres Blüthe traf ruhmloſer Tod. —
— Ein kleines Eiland liegt vor Salamis,
Von rauher Auffurth, gern von Pan beſucht,
Dem Freund der Chöre, unfern vom Geſtad'[1],
Hier ſandt' er jene hin, wenn ſich der Feind
Dem Eiland, Rettung ſuchend, nahete,
Ihn leicht aus ſicherm Hinterhalt zu fahn
Und beizuſtehn den Freunden an der Fluth
Des Meers — nicht ahnend des Gebots Erfolg! —
Denn als ein Gott den Griechen Sieg verlieh,
Enteilten ſie, in ehr'ner Waffen Schutz,
Deſſelben Tags den Schiffen, drangen raſch
Von allen Seiten auf das Eiland ein,
Daß unſrer Schaar kein Ausweg übrig blieb;
Denn ringsum warf der Steine Regen ſie
Und ſchneller Pfeile Wurf in Staub. Zuletzt
Dringt ungeſtüm der Griechen Fluth heran,
Schlägt und zerfleiſcht die Unglückſeligen
Und tödtet Alle. Tief auf ſeufzte
Der König, der des Unglücks Abgrund ſah,
(Denn in des Heeres Antlitz thronend ſaß
Er an dem Meergeſtad auf ſichrer Höh')
Zerriß ſein Kleid mit lautem Klaggeſchrei,

---

[1] Pſyttalia. S. Herod. 8, 95.

Ertheilt zum Aufbruch der Fußgänger Schaar
Befehl, und eilt in wilder Flucht davon.
Dies iſt, o Königin! das Mißgeſchick,
Das, außer jenem, deine Thränen heiſcht. —
— Der Schiffer Häupter, die gerettet, flohn,
Vom Wind begünſtigt, in verworr'ner Flucht.
Des Heeres Reſt kam in Böotien,
Die einen an der Krena Quellen, um,
Vom Durſt gepeinigt, jene von des Wegs
Ermattung aufgezehrt. Drauf zogen wir
In der Phokeer Land, nach Doris dann
Und Melis, an des Meeres weiter Bucht,
Wo des Spercheios ſanfter Strom die Flur
Beſpült. Von hier empfing uns das Gefild
Achaia's und die Stadt der Theſſaler.
Da zehrte viele Durſt und Hunger auf;
Denn beides Unheil traf der Perſer Heer.
Wir kamen drauf in der Magneten Land
Und zu den Fluren der Makedoner,
Zum Axios und an Bolba's ſumpfig Rohr,
Und zum Pangäos in Edonia.
Da ſandt' ein Gott in ungeſtümer Nacht
Den Winter, der des Strymon heil'ge Fluth
In Feſſeln ſchlug; und wer die Götter nie
Vordem erkannt', warf auf den Boden ſich
Und flehete betend Erd' und Himmel an.
Doch als das Heer dem Flehn ein Ziel geſetzt,
Betrat es den mit Eis bedeckten Strom.
Wer nun, bevor des Tages Strahl erſtarkt,
Dem Pfad enteilte, der entkam der Noth.
Doch bald durchwärmte mit der Strahlen Gluth
Der Sonne heller Kreis die Fluth; da fiel

Der Eine auf den Andern. Glücklich war
Wem hier das Licht des Lebens ſchnell verloſch.
Des Heeres Reſt und wer der Noth entrann,
Zog mühvoll durch der Thraker Land und kehrt',
Ein kleines Heer, zum Vaterland zurück
Und wird mit Sagen Suſa's Burg erfüll'n.
Mein Mund ſprach Wahrheit; doch verſchwieg ich viel
Der Leiden, die ein Gott uns auferlegt.

Der Chor klagt nun tief erſchüttert über das furchtbare Unglück. Atoſſa, die ſich entfernt hatte nach des Boten Erzählung, um die Opfergaben zu bereiten, welche den Zorn der Götter verſöhnen ſollen, kehrt zurück, um den Schatten ihres Gemahls, deſſen Lob ſie ausſpricht, zu opfern; der Chor ſtimmt in dies Lob mit ein und nun ſteigt Dareios' Schatten empor und prophezeiht dem Perſervolke noch größeres Leid, worauf er wieder verſchwindet. Atoſſa und der Chor brechen von Neuem in Klaggeſchrei aus, da naht Xerxes ſelbſt, jammernd und niedergeſchlagen, in zerriſſenem Gewand, und ein wechſelnder Klagegeſang zwiſchen ihm und dem Chor endet nun das Drama.

Die Sieben vor Theben.

Nach der Meinung vieler Alterthumsforſcher, ebenfalls das mittlere Drama einer Trilogie, über die wir jedoch nichts Beſtimmtes wiſſen. Es ſpielt auf der Burg vor dem königlichen Palaſt. Eteokles verkündet dem Volk, daß Polynikes mit einem furchtbaren Heere im Anzuge ſei und der Stadt ein Sturm drohe, wie Teireſias der Seher prophezeit habe. Ein Bote beſtätigt dies. Der Chor der Jungfrauen bricht in bange Klagen aus. Eteokles zürnt deswegen heftig mit ihnen, ſie vertheidigen ſich, Hülfe von den Göttern hoffend, während Eteokles dieſe nur von der Tapferkeit der Männer erwartet. Er eilt ab, um die Thore zu vertheidigen, die Jungfrauen aber ſetzen ihre Klaggeſänge fort, des Krieges Schreckniſſe ſchildernd. Eteokles kehrt jetzt wieder; ihm entgegen tritt der Bote und beſchreibt ihm der ſieben feindlichen Fürſten Unternehmungen gegen die Stadt und zuletzt die Gegner ſelbſt. Eteokles Muth wird aber nicht erſchüttert; er will ſich ſeinem Bruder ſtellen, vergebens mahnt ihn der Chor ab, er eilt jedoch fort. Der Chor gedenkt nun in vollſtimmigem Geſange des Jammers, den des Laïos Geſchlecht ſchon über Theben gebracht. Jetzt erſcheint ein Bote und meldet, daß ſechs feindliche Führer von ſechs Thoren zurückgedrängt worden, nur das ſiebente habe Apollon ſelbſt erobert und hier ſeien beide Brüder im Kampfe mit einander gefallen. Die Leichen derſelben werden nun auf die Bühne gebracht, und mit folgenden großartigen Scenen (wir geben ſie in Minkwitz's Uebertragung) ſchließt der Dichter dieſe Tragödie.

Chorführerin.

Anapäſtenſyſtem.

O gewaltiger Zeus, und ihr Hüter der Stadt,
Unſterbliche, die huldreich ihr beſchützt
Die kadmeïſche Burg!
Soll jubeln ich, ſoll ich dem Retter der Stadt,
Dem erlöſenden, Dank zujauchzen?
Oder wein' ich das Loos der Unſeligen, die
Kindlos hinſanken und kläglich?
In der That, wahr ſprach ihr Name, ſie riß
Ruhmgierde dahin und der Streitſucht Wuth:
Sie vertilgte verruchte Verblendung!

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Strophe.

⏑ ⏑ – ⏓ ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Dunkler, reiſer Fluch des Stammes,
Reiſer Fluch des Oedipus!
Eiskälte fühl' ich rieſeln durch das bange Herz.
Ich hebe flugs Grabgeſang
Eine Thyas an, dieweil
Die Kunde ſcholl vom trüben Loos,
Vom grauſen Mord! O ſchlimmen Kampfs-
Trauervoller Lanzenbund!

Gegenſtrophe.

Klar erfüllt ward, nicht verrauſchte,
Was des Vaters Zorn gewünſcht;
Gerochen ward des Laios tauber Frevelſinn!
Die Stadt beherrſcht Klage rings;
Mächtig lebt der Götterſpruch!
Das Ungeheure thatet ihr,
O Thränenwerthe, jammerreich
Nahte Leid, ſo tief und ſchwer!

(In dieſem Augenblicke werden die Leichen der beiden gefallenen Fürſtenbrüder, wie ſie auf dem Schlachtfelde geſunken waren, auf den Vordergrund der Bühne gebracht. Sie ſind nicht geſchmückt, ſondern in dem Zuſtande, wie ſie aufgehoben wurden. Ein rauſchender, prächtiger Zug geleitet ſie.)

Schlußgeſang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Erſte Perſon.

Da zeigt ſich Alles, ſichtlich iſt des Boten Wort:
Ein ſchmerzlich Paar, zween der Gemordeten,

Von Bruderhand gefallen,
Ein herbes Doppelweh!

Zweite Perſon.

Fürwahr,
Es häuft ſich Leid auf Leid empor
Um dieſes Hauſes Heerd!

Dritte Perſon.

Theure, wohlan, führt zum Takt der Klagen
Auf euer Haupt des Gramgeleites Ruderſtreich,
Der treulich folgt dem ſchwarzbewimpelten Feierſchiff.
Dem klagenreichen, welches führt
Durch die Fluth des Acheron
Zum ſonnenloſen, Phoibos nicht empfangenden,
Allesverſchlingenden, dunkeln Eiland!

(Antigone und Jsmene kommen, an den Zug, der die Leichen bringt, ſich anſchließend, und in Trauergewänder eingehüllt.)

Erſte Halbchorführerin.

Anapäſtenſyſtem.

Zu genügen der, ach, tiefſchmerzlichen Pflicht,
Und der Brüder Geſchick zu beweinen, erſcheint
Antigone dort und Jsmene; gewiß
Flugs bringen ſie dar Wehklagen, entſtrömt
Liebreizender, hoch aufwallender Bruſt!
Uns aber geziemt zu beginnen das Werk,
Der Erinnye Sang dumpfklingenden Schalls
Zu erheben zuvor, und dem Hades ein Lied
Wildrauſchenden Tones zu ſingen.

Zweite Halbchorführerin.

Anapäſtenſyſtem.

O hört,
Ihr Schweſtern, ſo tief und ſchrecklich gebeugt,

Wie nimmer ein Weib mit dem Gürtel geſchmückt,
aut wein' ich empor, und es ſtöhnt mein Herz
Aufrichtig ergoſſene Klagen!

tigone und Jsmene[1] ſind unterdeſſen zu den beiden Leichen getreten, welche vor der Bühnentreppe niedergeſetzt ſind. Während des folgenden Chorgeſanges verweilen ſie ſtumm bei den Todten, indem Antigone an der Seite des Polyneikes, Jsmene bei der Leiche des Eteokles ſitzt.)

Chor. Später Antigone und Jsmene.

Erſte Strophe.

[illegible]
∪ − ∪ − ∪ − ∪ − ∪ − ∪ −
∪ ∪ − ∪ − ∪ − − ∪ − ∪ − −
[illegible]
[illegible]

Erſter Halbchor.

Armen bliebt weiſem Rath
Freunde taub, und ungeſchreckt vom Fluch des Stamms,
ſchlugt euer Haus, ihr Leidvollen, durch den Wurfſpeer!

Zweiter Halbchor.

er That leidvoll, die leidvoll, ach,
arben, zum Sturz des Geſchlechtes!

Erſte Gegenſtrophe.

Erſter Halbchor.

Armen, die euer Haus
ausgerottet, gierig nach unſeligem
nherrſcherthum, warum gab der Stahl den Ausſchlag?

) Die Schweſtern der beiden gefallenen Fürſten.

Zweiter Halbchor.

Nur allzugetreu hat Oedipus Fluch
Sich vollendet, der Fluch des Erzeugers!

Zweite Strophe.

Erſter Halbchor.

Das Schwert ſtach der Brüder linke Bruſt,
Das ſcharfe Schwert, ach, vergoß
Verwandtes Blut, das im Strom
Aus der Seite quoll!
O grauenvolles Geſchick,
O trübſeliger Fluch
Blutigen Wechſelmords!

Zweiter Halbchor.

Ein Blitzſchlag hat geſtürzt das Herrſcherhaus
Sammt der Fürſten edlem Leib,
Ein unnennbarer Sturm,
Und einſt durch Vaterfluch
Verhängte Zerwürfniß!

Zweite Gegenſtrophe.

Erſter Halbchor.

Die Stadt auch erbebt und klagt: es klagt
Die Burg, es klagt rings das Land
An Männern reich: fremder Hand
Fällt das Scepter zu,
Um das Hader entglomm,
Um das Schreckensgeſchick,
Blutiger Tod ſie traf.

Zweiter Halbchor.

In Jähzorn looſ'ten um das Erbe ſie:
Jedem ward ein gleiches Theil!
Dem Schiedsmann aber zollt
Der Freund kein ſüßes Lob,
Noch preiſ't er den Ares!

Dritte Strophe.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Erſter Halbchor.

Vom Eiſenſchlag ruh'n ſie dort getroffen,
Vom Eiſenſchlag harr't gehauen ihrer,
Du willſt vielleicht fragen: was?
Der Ahnengruft Steingewölb!

Zweiter Halbchor.

Im weiten Haus wiederhallend ſchmettert

Der ſcharfſchneidige, tiefſtöhnende, tiefe Klagruf,
Stachelumhüllt, freudenentlaubt! Thränen geweint aus des
Gemüths innerſtem Born
Brechen das Herz, welches beſeufzt dieſes Geſchicks Erfüllung.

Dritte Gegenſtrophe.

Erſter Halbchor.

Die Armen, ach, klag' ich an, ſie häuften
Des Jammers viel auf des Landes Bürger,
Und auf des Feinds Reihen, die
Der Kriegesbrand lichtete!

Zweiter Halbchor.

Unſelig Weib, deſſen Schooß gebar ſie:
Der Frau'n Aermſte, ſoviel Mütter geheißen jemals!
Die zum Gemahl jener erkor, welchen ſie ſelbſt zeugte,
den Sohn! Söhne gebar,
Welche dahin ſanken in Mord, Bruder gewürgt vom Bruder!

Vierte Strophe.

∪ – ∪ – – ∪ – ∪ – ∪ –
∪ – – – ∪ –
∪ – – ∪ ∪ –
– ∪∪ ∪∪ ∪∪ ∪∪ – ∪
∪ – – – ∪ – ∪ – ∪
– ∪∪ ∪∪ ∪ ∪ –
∪ – – – ∪ – ∪∪ – ∪
∪ – ∪ – ∪ –
∪ – ∪ – – ∪ ∪∪ – ∪ –
∪ – ∪ – – ∪ – ∪ – ∪ –
∪ – ∪ – ∪ ∪ –
∪ – ∪ – – ∪ – ∪ – –

Erſter Halbchor.

Ja, Bruderhand fällt ſie verderbenreich,

Mit lieblos rauhem Stoß!
O wildlodernder Streit!
Schrecklichen Kampfes Ausgang!

Zweiter Halbchor.

Der Haß ſchweigt endlich nun; in Eintracht
Deckt ſie, getüncht vom Mord,
Das Grab: traun, ächte Blutsverwandte!
Ein bittrer Streitlöſer war
Der pont'ſche Gaſt, der des Feuers Gluth entſprang,
Der ſcharfe Stahl: bitter war der Theiler auch
Des Erbes, Gott Ares, der
Den Vaterfluch grauſenhaft verwirklicht.

Vierte Gegenſtrophe.

Erſter Halbchor.

Ihr habt erlooſ't, Arme, zeusverhängtes Weh,
Ein unglückſelig Theil!
Ihr ſeid Könige nun
Ueber des Bodens Tiefe.

Zweiter Halbchor.

O Gram! Zahlloſe Trauerkränze
Flochtet ihr in dieſem Haus!
Zuletzt, ach, jauchzten jene Flüche
Des Jubelliedes hellen Ton,
Da grauſe Schlacht niederſchlug den ganzen Stamm.
Der Ate Siegszeichen weht an jenem Thor,
Wo blutig hinſank das Paar,
Nach deſſen Sturz ruht der finſtre Dämon.

(Der eine Halbchor wendet ſich jetzt auf die Seite der Antigone, die neben Polyneikes' Leiche, und der andere geſellt ſich zu Ismene, die neben Eteokles' Leiche ſteht.)

Antigone.
(Zu Polyneikes ſprechend, wie auch immer im Folgenden.)
Geſchlagen ſchlugſt du!

Ismene.
(Zu Eteokles fortwährend auch im Folgenden redend.)
Tödtend ſankeſt todt du hin!

Antigone.
O Lanzenwurf!

Ismene.
O Lanzenſtoß!

Antigone.
Leidbringender!

Ismene.
Leiddulдender!

Antigone.
O Thräne, fleuß!

Ismene.
O Klage, fleuß!

Antigone.
O Leichnam!

Ismene.
O Mordfauſt!

Antigone.
Stürmiſch klagend tobt das leidbewegte Herz!

Ismene.
Die Seele ſeufzt in tiefer Bruſt!

Antigone.
O Allbeklagenswerther, du!

Ismene.
Gleich dir, o Allunſeliger!

Antigone.
Des Freunds Opfer du!

Jsmene.
Des Freunds Mörder du!
Antigone.
O Doppelklag'!
Jsmene.
O Doppelſchau!
Antigone.
Wir ſtehn um eure Leichen da!
Jsmene.
Die Schweſtern um die Brüder hier!
Chor.
‿ – – – ‿‿ ‿‿ – ‿‿ – ‿‿ – ‿
– ‿‿ – ‿‿ ‿‿ – ‿‿ –
‿ – ‿‿ – – – ‿‿ – – ‿ ‿‿ ‿

O leidſpendende Moira, grauumwölkte!
Hoher Schatten des Oedipus!
O düſtrer Fluchgeiſt, wahrlich, groß iſt deine Macht!
Jsmene.
Welch' ein Jammer!
Welch' ein Schauſpiel führtet ihr,
Daheim zuſammentreffend, auf!
Antigone.
Obſchon er ſiegte, kehrt' er nicht!
Jsmene.
Gerettet ſchon, verhaucht' er doch!
Antigone.
Ach, ach, er verhauchte!
Jsmene.
Und würgte dieſen hin!
Antigone.
Leidſelig Haus!

Ismene.

Leidvoller Stamm!
Doppelte Leichen, o klägliche!

Antigone.

Dreifachen Schlages Opfer ihr!

Ismene.

Grauvolles Wort!

Antigone.

Grauvolle Schau!

Chor.

O leidſpendende Moira, grauumwölkte!
Hoher Schatten des Oedipus!
O düſtrer Fluchgeiſt, wahrlich, groß iſt deine Macht!

Antigone.

Du weißt es, hingeſtürzt von ihm!

Ismene.

Zu gleicher Zeit erfuhrſt es du!

Antigone.

Als heim du kehrteſt nach der Stadt.

Ismene.

Wie du zum Kampf dich ſtellteſt ihm.

Antigone.

Grauvolles Wort!

Ismene.

Grauvolle Schau!

Antigone.

O ſchwere That!

Ismene.

O bittres!
Schmerzlich dem Haus und Reich, zumeiſt aber mir!

Antigone.

O Leid, zugleich *mir* der tiefſte Gram!

Ismene.

O Leid, o Leid, kläglich bittern Wehs
Urheber, Fürſt Eteokles!

Antigone.

O Leid,
O Tiefbejammernswertheſte!

Ismene.

O Leid,
Blinden Wahnes Geſtürzte!

Antigone.

O Leid, o Leid,
Wo beſtatten wir die Leichen?
O Leid, in ruhmvollſter Todtengruft!

Ismene.

O Leid, o Leid, nächſt dem Vater, ihr Armen!

(Ein Herold kommt aus der Stadt auf den königlichen Palaſt zu.)

Chor. Antigone. Ismene. Herold

Herold.

Ich bin der Herold deſſen, was des Kadmosvolks
Erhabner Rath beſchließet und beſchloſſen hat:
Eteokles hier, als Freund des Vaterlandes, ſoll
Ein Grab empfahn in heimiſcher Erde theurem Schooß:
Den Feinden trotzend, wählt' er für die Stadt den Tod;
Des Lands Altäre ſchützend, ſtarb er tadellos,
Da, wo zu ſterben ehrenhaft der Jugend iſt!
Das iſt der Auftrag, den ich künden ſoll von ihm.
Polyneikes hier indeſſen, ſeines Bruders Leib,
Soll aus der Stadt geworfen werden ohne Grab,
Der Hunde Raub, dieweil er Kadmos' Reich zerſtört,
Dafern ein Gott nicht ſeinem Speer entgegentrat,

Ihn hemmend! Selbſt im Tode trifft ihn noch der Fluch
Der heimiſchen Götter, die er ſchnöd mißachtete,
Mit Söldnermacht hereingebrochen in die Stadt.
Drum nehm' er nun von räuberiſcher Vögel Brut
Ein ſchimpflich Grab zum ſchimpflich bittern Lohn dahin;
Und weder ſchmück' ihn frommer Hände Gruftgeſchenk,
Noch tön' ein helles Klagelied zu ſeinem Preis,
Nein, nimmer ehr' ihn theurer Freunde Grabgeleit:
So iſt's genehm den Bürgern dieſer Kadmosſtadt.

(Antigone tritt vor.)

Antigone.

Ich aber ſag' des Kadmosvolkes Lenkern an,
Wenn Keiner ſonſt den Todten mir beſtatten hilft,
Beſtatt' ich ſelbſt ihn, ſetze kühn der Gefahr mich aus,
Zu begraben meinen Bruder, und erröthe nicht,
Der Stadt zu zeigen ſolche Widerſpenſtigkeit.
Stark iſt das Band des Blutes, dem wir Beid' entſtammt,
Unſeligen Vaters, ärmſter Mutter Sprößlinge.
Drum theil', o Herz, freiwillig ſein gezwungen Loos,
Dem Todten lebend diene treu mit Schweſterſinn!
Mit nichten ſoll der hungerwilde Wolf den Leib
Des Bruders mir verſchlingen; Keiner wähne das!
Mit eignen Händen werd' ich ihm, obſchon ein Weib,
Ein Grab beſtellen und die Todtenehren weih'n:
Ich trag' ihn fort in meines Byſſeskleides Schooß.
Ich ſelbſt verhüll' ihn; Keiner komm' und wehr' es mir!
Getroſt, ich führ' es ſiegend aus mit feſtem Sinn.

Herold.

Ich ſage dir, nicht trotze dergeſtalt der Stadt!

Antigone.

Ich ſage dir, nicht künde mir Vergebliches!

Herold.

Bedenk', ein kaum gerettet Volk hält ſtreng Gericht!

Antigone.

Bedenk' es: unbeſtattet laſſ' ich nimmer ihn!

Herold.

Ihn, den die Bürger haſſen, ehrſt du durch ein Grab?

Antigone.

Iſt nicht geehrt der Todte von den Himmliſchen?

Herold.

Mit nichten, ſeit er dieſes Land in Leid geſtürzt!

Antigone.

Mit Böſem nur vergalt er, was er Böſes litt.

Herold.

Doch ſtatt an Einem rächt' er ſich am ganzen Volk.

Antigone.

Die Göttin Zwietracht fordert ſtets das letzte Wort!
Doch ich beſtatte dieſen, ſpare dir Geſchwätz.

Herold.

So thu' es eigenmächtig, ich verbiet' es dir!

(Der **Herold** ab. Der Chor ſetzt ſich hierauf, in zwei Halbchöre getheilt, in Bewegung. Nachdem die Chorführerin über den ſtrengen Befehl im Namen Aller ſich ausgeſprochen, folgt die eine Hälfte der Antigone mit dem Leichnam des Polyneikes nach den Thoren; die andere begleitet Iſmene mit der Leiche des Eteokles nach der Stadt.)

Chorführerin.

Anapäſtenſyſtem.

Weh, weh!
Fluchgöttinnen ihr, hochtrotzige Schaar,
Stammtilgende, die, ach, Oedipus' Haus
Ihr zerſchmettertet jetzt ſammt Wurzel und Zweig!
Was ergreif' ich beſorgt? Was erſinnt mein Geiſt?

(Zu Polyneikes Leiche:)

Wie ertrüg' ich es, nicht zu beweinen dich, noch
Wehklagend zur Gruft zu geleiten?
Doch ſchrecken der Stadt Drohbilder mich ab,
Und es zittert das Herz!

(Zu Eteokles gewendet:)

Viel Trauer indeß zahlreichen Geleits
Folgt dir!

(Zu Polyneikes:)

Klanglos ſoll dieſer und ſtill
Abſcheiden, allein von der Schweſter beklagt!
Wer könnte gehorchen dem Machtſpruch?

(Der Chor hat ſich indeſſen, wie oben geſagt worden, getheilt.)

Erſter Halbchor.

Anapäſtenſyſtem.

(Indem ſie Polyneikes' Leiche hinwegführen.)

Sei's, ſtrafe die Stadt, ſei's, ſtrafe ſie nicht
Die, ſo Polyneikes beweinen!
Uns laſſet getroſt ihn begleiten und mit
Ihn beſtatten zur Gruft!
Denn das Volk hat Theil an dem Jammergeſchick,
Und die Stadt, ſie erkennt
Bald dies, bald das für das Rechte!

Zweiter Halbchor.

Anapäſtenſyſtem.

(Indem des Königs Eteokles Leichnam fortgetragen wird.)

Uns laſſet mit ihm wegziehn, wie die Stadt
Und das Recht gleich mächtig gebeut uns!
Denn er war, nächſt Zeus und der Seligen Chor,
Der Erretter der Stadt des kadmeiiſchen Volks,

Und er hielt ſie zumeiſt
Aufrecht in dem Sturm und dem Fluthengewog
Einbrechender feindlicher Schaaren.

Die Hiketiden,

oder die Schutzflehenden, wahrſcheinlich auch ein Mitteldrama einer Trilogie, von der das Uebrige verloren gegangen. — Der Chor der Danaiden (Töchter des Danaos) tritt Schutz ſuchend an der Küſte von Argos auf, und fleht die Götter des Landes an, ſie vor den verhaßten Freiern zu bewahren. Ihr Vater Danaos ermahnt ſie, beſcheiden ſich den Mächtigen des Landes zu nähern, um Hülfe von dieſen zu erbitten. Jetzt kommt Pelasgos, König von Argos, und geſtattet ihnen nach langem Ueberlegen und Zögern gaſtliche Aufnahme zu, und Danaos geht fort, um der Bürger Anſicht zu erforſchen. Unterdeſſen ſtimmt der Chor einen Lobgeſang auf Argos an, die Heimath der Io, deren Irrfahrten er ſchildert. Danaos kommt zurück und verkündet der Bürger freundliche Geſinnung; der Chor drückt ſeine Freude aus. Da erblickt Danaos ein ägyptiſches Schiff auf der See, er ahnt, daß es einen Herold bringt, der die Jungfrauen zurückfordert. Die Danaiden jammern. Der Herold erſcheint und verlangt mit rohen, drohenden Worten, daß die Jungfrauen mit ihm ziehen; dieſe drücken ihre Angſt und ihr Entſetzen aus; da aber kommt der König von Argos und treibt den Herold mit zornigen Worten fort. Dieſer entfernt ſich: die Danaiden ſprechen erfreut ihren Dank aus, mit ihnen ſtimmt würdig ihr Vater ein, und das Ganze endet mit folgendem Chor zum Preiſe der Götter und namentlich des Zeus. (Deutſch von Minkwitz.)

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Erſte Strophe.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Im Triumphzuge dahinwandelnd, erhebt feiernden Anruf
Des Olymps Götter, die Stadthüter und all' die
Eraſinos'[1] alte Fluth ſchaut!
In das Lied ſtimme mit Luſt ein,
O Gefolg; aber hinfort ſchmücke den Niles
Des Geſangs ehrender Preis nicht: die Pelasgerſtadt empfang ihn!

Erſte Gegenſtrophe.

Und die Strombäche, das Land theilend mit volknährendem Quelltrank,
Dies Gefild küſſend mit holdthauigem Fluthbad,
Die erquickungsreichem ſing' ich.
Es beſchirm' Artemis' Huld uns,

---

[1] Ein Strom in Argos.

Die betrübt Seufzenden, mild; mag Kythereia[2]
Mit Gewalt nimmer mich einjochen! Sie fände ſchnöden
Kampfpreis.

Zweite Strophe.

Doch gedenkt hold der Geſang auch Aphrodite's!
An des Zeus Seite geſellt thront ſie mit Hera,
Und das Volk rühmet die hochſtrahlende, tiefſinnige Göttin.
Im Verein waltet mit ihr, die ſie gezeugt hat,
Die Begier ſammt der gemüthlockenden, ſtetsſiegenden
Peitho[3].

Zweite Gegenſtrophe.

Ich indeß fürchte den Sturm, welcher heranbrauſ't,
Und des Kriegs blutiges, dumpfrollendes Unheil.
Was gelang ihnen die fluthgünſtige windſchnelle Verfolgung?
Doch erfüllt ſei des Geſchicks göttliches Machtwort!
Es betrügt Keiner des Zeus ewigen, allwiſſenden Rathſchluß.
Wie das Loos vielen der Frau'n glücklichen Bund gab,
So beſcheer' es gleiches Ziel uns!

Dritte Strophe.

---

[2] Aphrodite. [3] Die Beredſamkeit

……
……
……

Erſter Halbchor.
Des Olymps Herrſcher entheb' uns
Des verwandtſchaftlichen Brautbunds!
Zweiter Halbchor.
Du erflehſt herrlichſte Wohlthat!
Nur umſonſt flehſt du, befürcht' ich.
Erſter Halbchor.
Du erräthſt ſeinen Beſchluß nicht!

Dritte Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.
Wie vermag himmliſchen Rathſchluß
Ich zu ſchau'n, Räthſel des Abgrunds?
Ein begnügſames Gebet ſprich!
Erſter Halbchor.
Was erſcheint ziemend und recht dir?
Zweiter Halbchor.
Daß du Zeus' Spruch in Geduld trägſt!

Vierte Strophe.

……
……
……
……
……
……

Erſter Halbchor.
Wende, König Zeus, von uns
Gattenſchnöden Bundes Ziel,
Der du befreiteſt Jo,

Segensreich mit Gnadenhand
Ihre Qual heilend als ein milder Arzt,
Helder Gründer unſers Stamms!

Vierte Gegenſtrophe
Zweiter Halbchor.

Und verleih den Frauen Sieg!
Wenn ein doppelt Uebel droht,
Wähle das kleinſte duldſam!
Daß dem Recht des Rechts Triumph
Nicht entſteht, fügt ein Gott mit treuer Huld
Hörend meinen Hilferuf!

Das iſt Alles, wenige unbedeutende und ungewiſſe
uchſtücke ausgenommen, was von Aeſchylos Werken uns
alten werden iſt. So großartig auch das Einzelne
heint, ſo genügt es doch nicht, um über jedes der Dra=
ein befriedigendes äſthetiſches Urtheil zu fällen, denn
Beweiſe für die Richtigkeit unſerer Behauptungen
den uns durchaus fehlen, und uns in Vermuthungen
laſſen, wie es die geiſtreichſten Kenner des Alterthums
an, die ſich bei allem Scharfſinn und allem Reichthum
Wiſſens, am Ende eben doch nur auf Vermuthungen
ränken mußten, würde uns am Wenigſten hier gezie=
, wo gar nicht der Ort dazu wäre. — Was wir
lens geben können, iſt eine Charakteriſtik des Dich=
wie ſie uns aus dem, was wir noch von ihm ha=
entgegentritt; dieſe aber hat einer der feinſinnigſten
geſchmackvollſten Kenner der altgriechiſchen Poeſie,
akobs (Charaktere der vornehmſten Dichter aller

Nationen, Bd. II. S. 391 ff.), mit wenigen Worten ſo trefflich geliefert, daß es uns als Pflicht erſcheint, ſie Allem, was wir zu bringen vermöchten, unbedingt vorzuziehn. „Aeſchylos“ — ſagt derſelbe — „iſt einer der ſeltenen Geiſter, welche nur in einem Zeitalter geboren werden konnten, in welchem ſich die ungeſchwächte Kraft der Natur noch kaum zur Würde zu veredeln begann und die Stärke der Leidenſchaften und Begierden zuerſt die Feſſeln des Anſtandes ertragen lernte. Oft zeigt ſich noch in dem Genius dieſes Dichters der rohe Zögling der Natur, aber einer Natur, welche der höchſten Veredlung fähig war. Noch warf oft ſein Geiſt ungelehrig die drückenden Feſſeln ab und folgte dem blinden Triebe einer regelloſen Begeiſterung. Aber in ſeinem kühnſten Fluge begleitet ihn immer ein Gefühl eigener Hoheit des Geiſtes und vertritt je zuweilen die Stelle der leitenden Kunſt. Kühnheit und rohe Größe iſt daher das charakteriſtiſche Kennzeichen ſeiner Werke und äußert ſich in der Wahl der Handlung, der Perſonen und des Ausdrucks. Ein unbeugſamer, durch keine Grazie gemilderter Stolz war der Charakter ſeiner Zeit, und dieſen Charakter trug er in ſeine Werke über. Er kannte die Anmuth nicht, welche die Tugend begleitet und ſie unter den Menſchen beliebt macht, und die Würde der menſchlichen Natur drückt ſich in ſeinen Helden nur durch die Hartnäckigkeit im Widerſtande aus, ſo wie ſie oft in Uebermuth ausartet und ſich

ndlich in die ihr entgegenſtehende Bosheit verkehrt. Für
die Schilderung der Liebenswürdigkeit war ſein Pinſel zu
art und ſeine Farben zu grell. Nie ließ ſich ſeine Muſe
erab, die zärteren Gefühle der Menſchheit zur Theil-
nahme einzuladen oder den Neigungen der Sinnlichkeit zu
chmeicheln, welche er beſſer zu ſchrecken verſtand. Daher
agt ein ſcharfſinniger Kunſtrichter ſehr gut, man könne
uf dieſen Dichter anwenden, was er ſelbſt von einem ſeiner
elden ſagt: vor ihm wandele das Schrecken und hebe
ein Haupt zu den Wolken.“

Alſo urtheilt über den großen tragiſchen Dichter,
it dem Obigen übereinſtimmend, ſein Landesgenoſſe Dios-
orides, indem er von ihm (in Herders Uebertragung)
ngt:

Aeſchylos.

Theſpis iſt der Erfinder, doch wer das ländliche Schauſpiel
Hoch vom Boden hinauf, hoch aus dem Staube des Dorfs
hob, biſt Aeſchylos Du! Nicht ſchnitzelnd zierliche Worte,
Goſſeſt reißenden Strom über die Bühne Du aus,
Sie erneuend. O Sprache, der alten Göttergeſtalten
Würdig, ein Halbgott war's, der Dich, Erhabnen, ſprach.

Sophokles.

Er war der Sohn eines angeſehenen und wohlha-
nden Waffenſchmiedes, des Sophilos, zu Kolonos bei
then, und ward 495 v. Chr. Geb. (im zweiten Jahre der

70., oder wie Andere behaupten, im dritten Jahre der 70. Olympiade) geboren. Von der Natur höchſt günſtig mit ausgezeichneten körperlichen wie geiſtigen Anlagen begabt, hatte er obendrein das Glück, ſich einer überaus ſorgfältigen Erziehung zu erfreuen, ſo daß er ſchon früh unter ſeinen Geſpielen als beſonders von den Göttern geliebt hervorragte, und ihm bereits in ſeinem ſiebenzehnten Jahre die Ehre zu Theil ward, der Chorführer des Päan zur Feier des Sieges von Salamis zu ſein. Sein Talent für Poeſie entwickelte ſich gleichfalls ſchon frühzeitig bei ihm. In ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre trat er zuerſt als Dichter auf, und ſoll auch ſelbſt in ſeinen Stücken mitgeſpielt und ſich durch ſeine graziöſe Mimik und ſeinen trefflichen Geſang allgemeinen Beifall gewonnen haben. Alle von ihm vor ſeinem dreiundfunfzigſten Jahre geſchriebenen Dramen ſind leider verloren gegangen. Mit ſeinem erſten Stücke, Triptolemos, trug er den Sieg über Aeſchylos davon; das Volk, ſo wird erzählt, ſchwankte, wem von Beiden es die Palme zuerkennen ſolle, da forderte der Archon den Sieger über die Perſer am Eurymedon, Kimon und deſſen neun Unterfeldherrn auf, das Urtheil zu ſprechen, und dieſe entſchieden ſich für Sophokles. Dieſem erſten Siege folgten noch neunzehn andere; noch öfter trug er den zweiten Preis davon, den dritten nie. Aeſchylos verließ aus Unmuth Athen, Sophokles entfernte ſich nie aus der Heimath; ſein Leben floß in hohen Ehren, heiter und beglückt, dahin. Zwei Mal war er vermählt; ſein Sohn Jophon und ſein Enkel, wie er, Sophokles genannt, zeichneten ſich auch als tragiſche Dichter aus, wenn auch den Ruhm ihres Vaters und Großvaters nicht erreichend. Im hohen Alter ehrten ihn ſeine Mitbürger noch dadurch, daß ſie ihm zugleich mit Perikles und Thukydides den Oberbefehl über eine gegen Samos ausgerüſtete Flotte anvertrauten. Er ſoll erſt nach zurückgelegtem neunzigſten Jahre — nach Einigen an einer Weinbeere erſtickt, nach Anderen aus Freude über einen tragiſchen Sieg bei den olympiſchen Spielen, wieder nach Anderen ruhig, während des Vorleſens der Antigone hinüber ſchlummernd — geſtorben ſein.

Es wird von Sophokles behauptet, er habe an 130 Dramen gedichtet; neuere Forſchungen ſtellen dieſe auf ſiebenzig feſt, von denen nur ſieben uns erhalten worden ſind, nämlich: König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Antigone, Elektra, die Trachinierinnen, Philoktetes, der raſende Ajas.

Sophokles behandelte die Form der Tragödie mit größerer Freiheit als Aeſchylos, und doch einfacher; er fügte einen dritten redenden Schauſpieler hinzu, ſchränkte aber den Chor ein und verwandte größeren Fleiß auf die Durchführung der Handlung. An das Geſetz der Trilogie band er ſich nicht, ſondern begnügte ſich damit, einzelne Dramen zu liefern, die, wenn auch zu einem größeren Sagencyclus gehörend, doch unabhängig für ſich beſtanden. —

Gehen wir nun zu den einzelnen Werken dieſes großen Dichters, welche ein gütiges Geſchick uns erhalten hat, über. —

König Oedipus.

Laïos, der Nachkomme des Kadmos, hatte nach dem Tode des Amphion wieder den Thron in Theben beſtiegen und ſich mit Jokaſte, der Tochter des Menoikeus und Schweſter des Kreon vermählt, aber ſeine Ehe blieb kinderlos. Er befragte deshalb das Orakel, dies jedoch fällte den Spruch, es werde ihm ein Sohn werden, der ihn tödten und ſeiner (des Sohnes) Mutter Gatte werden würde. Als ihm nun wirklich ein Sohn geboren wurde, ließ Laïos denſelben im Gebirge Kithäron den wilden Thieren zum Fraß ausſetzen; allein der damit beauftragte Diener hegte Erbarmen mit dem Kinde und übergab es einem Hirten, und dieſer daſſelbe ſeinem Herrn, dem Könige Polybos von Korinth, der auch kinderlos, das Knäbchen als eigenen Sohn erzog und ihm den Namen Oedipus gab. Der Knabe wuchs heran; im Spiel warfen ihm einſt ſeine Genoſſen die zweifelhafte Abkunft vor. Er befragte das delphiſche Orakel darum und dies gab ihm eine Antwort, wie ſie einſt ſeinem Vater zu Theil geworden. Oedipus irrte nun heimathlos in Hellas umher.

In einem Hohlwege begegnete er einſt dem Laïos, der ihn um geringer Urſache willen ſchlug, der Jüngling ſetzte ſich mannhaft zur Wehr und tödtete, ohne es zu wiſſen, ſeinen Vater und deſſen Begleiter. — So war ein Theil des Orakelſpruches bereits erfüllt. — Nach weiterem Umherirren erreichte Oedipus Theben. Hier lagerte auf einem Fels vor der Stadt ein Ungeheuer, ein geflügelter Löwe mit Kopf und Büſte einer Jungfrau, das jedem Vorübergehenden ein Räthſel aufgab, und ihn erwürgte, wenn er daſſelbe nicht lös'te. Theben verſprach dem, der es durch Löſung des Räthſels von dem Ungeheuer befreite, den durch des Laïos Tod erledigten Thron. Oedipus lös'te das Räthſel: „Was geht Morgens auf vier, Mittags auf zwei, Abends auf drei Füßen?“ — „Der Menſch, als Kind kriecht er, als Mann geht er aufrecht, als Greis am Stabe.“ — Die beſiegte Sphinx ſtürzte ſich vom Fels. Oedipus beſtieg den Thron des Laïos, vermählte ſich mit der verwitweten Königin Jokaſte, nicht ahnend, daß es ſeine Mutter ſei, und dieſe gebar ihm im Laufe der Jahre zwei Söhne, Polyneikes und Eteokles, und zwei Töchter, Antigone und Ismene. Funfzehn Jahre herrſchte Oedipus glücklich über Theben, da brach plötzlich eine furchtbare Peſt ein.

Hier beginnt das erſte der drei Sophokleiſchen Dramen, in welchen der Dichter das Geſchick des Oedipus und ſeiner Kinder behandelt. Wir geben hier den Inhalt deſſelben, wie ihn J. Minkwitz ſeiner trefflichen und namentlich für den, der kein Kenner griechiſcher Sprache und Literatur iſt, höchſt verſtändlichen Ueberſetzung vorgeſtellt hat, und laſſen dann einige Scenen aus eben dieſer Ueberſetzung ſich anſchließen.

„Oedipus tritt aus dem Palaſt und erkundigt ſich, aus welcher Urſache das Volk zuſammenſtröme und ſich vor ſeinem Hausaltare niederlaſſe. In der Ferne konnte man den ganzen Markt mit Bittenden bedeckt erblicken. Ein Prieſter des Zeus, den Oedipus anredete, antwortete ihm, das große Elend der Stadt, in das die Peſt ſie geſtürzt habe, bewege die Bürger, Alt und Jung, ihn zur Rettung aufzufordern: wie er ſie einſt ſchon erlöſet habe von den Schreckniſſen der Sphinx, ſo ſolle er ſie zum zweiten Male retten. Oedipus äußert hierauf ſeine innige Theilnahme an dem Leiden des Volkes, das ihm ſelber große Sorge mache; doch habe er nur Einen Weg der Rettung aufgefunden, den er auch eingeſchlagen. Kreon ſei von ihm nach Delphi geſchickt worden und werde jeden Augenblick zurückerwartet. Der Prieſter meldet ſeine Zurückkunft. Kreon erzählt, daß Apollon befohlen, den Mörder des Laïos aufzuſuchen, zu beſtrafen und ſo das Land von der blutigen Schuld zu befreien. Oedipus, dem dieſer Vorfall unbekannt geblieben, unterrichtet ſich und verſpricht ſodann, Rache an den Mördern des Laïos zu nehmen. Die Hülfeflehenden entfernen ſich (V. 1 – 150). Der

Chor erſcheint und ruft in ſeinem Geſange die Götter um Hülfe an wider die grimmige Peſt (V. 151 — 215). Hierauf redet Oedipus zu ihm und fordert ihn auf, ihm in ſeinem Verhaben beizuſtehen und den Mörder anzuzeigen, wer er auch ſein möge. Wider den, der es verſchweigen würde, ſpricht er den ſchrecklichſten Fluch aus, ſich ſelbſt nicht ausgenommen. Der Chor geſteht ſeine Unſchuld und ſeine Unwiſſenheit und räth ihm, ſich an den alten, blinden Teireſias, den Seher, zu wenden. Er habe ſchon nach ihm, auf Kreons Geheiß, geſendet, antwortet Oedipus. Teireſias wird hergeführt (V. 216—300). Oedipus bittet ihn, vermöge ſeiner Seherkunſt zu bewirken, daß dem Willen des Phoibos Genüge geſchehe. Jener ſucht ängſtlich auszuweichen, worüber Oedipus erzürnt ihm das Geheimniß abdringt. So vernimmt er, daß er ſelber der Mörder ſein ſoll. Sie wechſeln zornige Reden. Oedipus ſchöpft nämlich Verdacht, daß Kreon, welcher ihm gerathen, nach dem Seher zu ſenden, nach ſeiner Krone ſtrebe und, mit Teireſias verbündet, ihn aus dem Lande zu treiben gedenke (V. 300—380). Er klagt über den Neid, dem alles Hohe ausgeſetzt ſei, und wirft dem Seher vor, er ſei unwiſſend, weil er ſonſt früher ſchon durch ſeine Weisheit das Räthſel der Sphinx gelöſ't haben würde; er wirft ihm vor, daß er mit Kreon ſeine Verbannung beabſichtige, was Beiden jedoch nicht gelingen ſolle. Der Chor redet ermahnend dazwiſchen.

Teireſias vertheidigt ſich gegen die Beſchuldigung und verkündigt dem Oedipus ſein ganzes Schickſal, das ihn graunvoll geführt und führen werde. So ſcheidet er von der Scene (V. 380—463). Der Chor beginnt einen herrlichen Geſang, fragend, wo der Mörder weilen möge. Denn dem geliebten Oedipus könne er die Schuld nicht beimeſſen; der Beweis fehle ihm noch (V. 464—413). Kreon erſcheint zornig auf der Scene, weil er die Anklage gegen ſich vernommen, und erkundigt ſich beim Chor nach dem Urheber derſelben. Da tritt Oedipus wieder aus dem Palaſt und wirft ihm in einer demnernden Rede ſein unbeſonnenes Unternehmen vor, nach der Herrſchaft zu trachten. Kreon erinnert ihn, wie er erſt ſeine Vertheidigung anhören müſſe. Er aber weigert ſich und ſucht ihm zu beweiſen, daß er mit dem Seher im Bündniſſe ſei. Endlich giebt er ihm die Erlaubniß zu ſprechen und nun ſetzt ihm Kreon auseinander, daß er ſich in ſeiner jetzigen Stellung zum Throne weit glücklicher fühle, als wenn er die Laſt der Regierung ſelbſt zu tragen hätte. Uebrigens ſolle Oedipus erſt die Sache genauer unterſuchen; auch würde die Zeit es lehren, daß er ihn fälſchlich anklage (V. 514—515). Wiewohl der Chor ſeine Ruhe lobt, droht Oedipus ihm dennoch mit dem Tode. Sie ſtreiten und erhitzen ſich immer mehr in kurzen, abgebrochenen Gegenreden, als Jokaſte, welche den Wortwechſel vernommen, heraustritt und ihnen Vorwürfe macht. Beide vertheidigen ſich vor der Königin, bis, als ihr Bruder ſchwört, er ſei frei von aller Schuld, ihren Gemahl bei den Göttern bittet, ihm zu trauen. Der Chor verwendet ſich für ihn ebenfalls mit klagenden Bitten, denen Oedipus endlich, wiewohl ungern, nachgiebt. Kreon entfernt ſich. Jokaſte fragt den Chor, was vorgefallen ſei. Er giebt ihr keine genaue Auskunft, zufrieden, daß der Streit geendigt. Oedipus macht ihm wiederholt Vorwürfe, welcher Gefahr er ſich ausgeſetzt habe, daß er dem Verlangen des Chores nachgegeben und den Kreon unbeſtraft fortgelaſſen. Der Chor betheuert ſeine liebenden Geſinnungen gegen ihn, den Retter des Vaterlandes, den er nimmer unbeſchützt laſſen werde (V. 616—697). Jetzt erfährt Jokaſte von Oedipus, daß ihm Teireſias, auf Kreons vermeintliches Anſtiften, den Mord des Laios Schuld gegeben. Jokaſte tröſtet ihn und ſtellt die Behauptung auf, kein Sterblicher brauche ſich um die Seherkunſt zu bekümmern. Sie ſucht dies dadurch zu beweiſen, daß Phoibos einſt fälſchlich verkündigt habe, wie Laios durch ſeinen eigenen Sohn ſterben müſſe. Denn dieſer habe den Sohn in eine Wildniß ausſetzen laſſen und ſei ſpäter auf einem Kreuzwege von Räubern ermordet worden. Bei der Erwähnung des Kreuzweges erſchrickt Oedipus und erkundigt ſich ängſtlich, wann und in welcher Gegend der Mord geſchehen ſei. Die Beſchreibung macht ihn immer aufmerkſamer. Er fragt nach dem Boten, der dies in

Theben angeſagt, weil er aus deſſen Munde Näheres zu erfahren hofft. Jokaſte antwortet ihm, daß der Ueberbringer der traurigen Nachricht ein Sclave geweſen, den ſie ſpäter habe auf das Land gehen laſſen, um die Heerden zu hüten (V. 698—770). Aengſtlich forſcht ſie nun, was den Oedipus bekümmere. Da öffnet ſich ſein Mund zur Mittheilung ſeiner früheren Schickſale, wie es gekommen ſei, daß er einſt auf jenem Kreuzwege mehrere Fremde erſchlagen habe. Es könne Niemand unglücklicher, als er, ſein, wenn Laios unter ihnen geweſen, und in dieſem Falle wünſcht er ſich den Tod (V. 770—833). Der Chor ermuntert ihn. Die einzige Hoffnung des Oedipus beruht noch darauf, daß der Hirt ausgeſagt, mehrere Räuber hätten die Mordthat verübt. Jokaſte beſtätigt die Ausſage des Hirten und ſchickt ſchleunig nach ihm. Sie treten ab (V. 833—863). Der Chor ſpricht ſeine Ehrfurcht vor göttlichen und menſchlichen Geſetzen aus, tadelnd die, welche anders denken. Er zielt damit auf Jokaſte (V. 863—910). Ein Bote aus Korinth meldet den Tod des Königs Polybos. Zugleich erfährt Oedipus, daß er nicht der Sohn deſſelben, ſondern auf dem Kithäron gefunden worden ſei. Jokaſte, die Wahrheit merkend, mahnt ihn ab, weiter nach ſeinen Aeltern zu forſchen. Aber vergebens (V. 911—1075). Der Chor thut ſein Verlangen (in einem Geſange) kund, zu wiſſen, wer die Aeltern des Oedipus ſeien. Bald erfährt es Oedipus von dem angekommenen Hirten. Der Chor ſingt, gerührt durch das Unglück, einen klagenden Geſang (V. 1075—1023). Der Tod der Jokaſte, welche ſich erhängt hatte, wird gemeldet. Oedipus blendet ſeine Augen. Klagen und Reden des Chores und des Oedipus (V. 1223—1415). Kreon erſcheint wieder. Oedipus trägt ihm Mehreres auf. So ſchließt die Tragödie und der Chorführer ſtellt in einigen ſchönen Verſen das Geſchick des Oedipus den Zuſchauern noch einmal vor Augen.“

Scenen aus König Oedipus.

Schilderung der Peſt im Chorgeſange. — Oedipus Unterredung mit dem Seher Teireſias.

Ueberſetzt von J. Minkwitz.

Erſte Strophe.

Liebliche Stimme des Zeus, was bedeuteſt du, die du von Pythons
Goldtempel klangſt zur hellen Burg
Thebe's? Bangen zerreißt mir das Herz und ich bebe vor Schreckniß,
Heilkundiger, Deliſcher Päan,
Durch dich geängſtiget, was du mir neuerlich
Oder mir werdeſt im Lauf umwandelnder
Stunden verwirklichen:
Künde mir, Tochter der goldigen Hoffnung, o göttliche Feme.

Erſte Gegenſtrophe.

Tochter des Zeus, denn dich rufe zuerſt ich, o Göttin Athene;
Dich, Schweſter, Schützerin des Lands,

Artemis, welche des Marktes gebogenen rühmlichen Thron
wahrt:
Fernſchießender Phoibos auch; auf, ihr
Drei, die ihr wehret dem Tod, o erſcheint mir,
Triebt ihr bei früherem Unheil, welches die
Bürger gefährdete,
Ueber die Gränzen den Brand des Verderbens, ſo zeiget
auch jetzt euch.

Zweite Strophe.

O Götter, Leiden ohne Zahl
Drücken mich; es krankt das ganze Volk
Und es mangelt die Waffe des Geiſtes,
Jene beſchirmende. Nicht die Erzeugniſſe
Der heiligen Erde gedeih'n, und die Weiber
Beſtehen nicht im Gebären die ſchmerzliche Mühſal.
Und Einen ſiehſt du um den Andern, wie flüchtigen Vogel,
Schneller, wie reißende Flammen, hinſtürzen ſich
Zum Strand der dunklen Gottheit.

Zweite Gegenſtrophe.

Im Tod der Unzahl ſtirbt die Stadt:
Klägliche Geſchlechter ruhn am Boden
Getroffen vom Tod unerbittlich;
Während ergraute Mütter und Gattinnen
Von hier und von dort am Geſtade des Altars
In lauter Noth Schutz ſuchen und Seufzer ergießen.
Päangeſang flammt und der ſtöhnende Ruf, der zugleich
hallt.
Sende deshalb, o du goldige Tochter des
Zeus, frohen Blick der Rettung.

Dritte Strophe.

Der wilde Ares auch,
Der jetzt entblößt vom Eiſenſchild

Mich peinigt, überlauten Rufes andringt,
Er kehre rückgewandten Laufs vom Vaterland
Sich ferne, ſei's zum Gemach
Im Reich Amphitrite's,
Sei's zu der ungaſtlichen Bucht, wo
Thrakiſch Waſſer rauſchet.
Denn was vom Untergang die Nacht
Schonet, überfällt der Tag.
Ihn, der du jenen Brand
Starker Blitze ſchwingeſt, Zeus,
O Vater, vernicht' ihn unter deinem Donner.

Dritte Gegenſtrophe.

Auch wünſch' ich, Lykiens Fürſt,
Von goldgewundner Bogenſchnur
Zu preiſen deine Pfeile, die unbezwinglich,
Zum Schutz vor uns geworfen: auch der Artemis
Entflammte Fackeln, womit
Lykiſche Höh'n ſie durchſtürmt:
Auch jenen in goldiger Mitra,
Thebiſch zubenannten,
Weinfroher, trunkner Bakchos, dich,
Vom Mänadenzug umringt,
Dich heiß' ich nah'n, umglänzt
Von der Fackel
Strahl, wider den Gott, den unter Göttern Schimpf deckt!

Oedipus.

Du flehſt, doch was du flehest, wirſt du, wenn du mich
Anhören und entgegenwirken willſt der Peſt,
Empfangen, Abwehr und Erleichterung der Noth.
Und dieſes ſprech' ich, weil ich dieſer Sache fremd,
Fremd dieſem Vorfall; ich allein, ich käme nicht
Weit im Erforſchen, fänd' ich keinen Fingerzeig.

Als jüngrer Bürger alſo in der Bürger Rang,
Verkünd' ich allem Volke Kadmos' Folgendes:
Wem unter euch bekannt iſt, welches Mannes Hand
Den Labdakiden Laïos ermordete,
Den fordr' ich auf mir anzuzeigen Jegliches;
Auch wenn er fürchtet, ſo er ſelber wider ſich
Anzeige höbe: denn er ſoll nichts Hartes ſonſt
Erfahren, ſondern meiden unverletzt das Land.
Kennt ferner Jemand einen, der ihn mordete,
Aus fremdem Volke, ſchweig' er nicht; ich werde ſelbſt
Den Lohn ihm zahlen und der Dank bleibt ihm nicht aus.
Doch falls ihr ſchweiget oder einer dieſes Wort,
Um Freunde bangend oder auch um ſich, verſchmäht:
So ſollt ihr hören, was ich dann zu thun bereit.
Ich unterſage dieſen Menſchen, wer er ſei,
Im Lande, deſſen Thron und Herrſchaft mir gehört,
Gaſtfreundlich aufzunehmen, nicht zu grüßen ihn,
Nicht zur Gemeinſchaft ihn zu ziehn beim Götterdienſt,
Beim Opfern, nicht Weihwaſſer darzureichen ihm.
Ja, von der Thüre ſtoß' ihn Jeder: denn er iſt's,
Der uns geſchändet, wie der Seherſpruch des Gott's
Aus Pytho kürzlich erſt mir hat verkündiget.
Als ſolchen Bundsgenoſſen zeig' ich alſo mich
Sowohl der Gottheit, als dem Manne, welcher ſchied.
Dem Thäter aber fluch' ich, ſei's ein Einzelner,
Der ſich verſtärkt hält, oder Mehrere zugleich;
In Schande ſchändlich Leben führ' er, ohne Glück.
Auch wünſch' ich, wenn er unter meinem eignen Dach
An Einem Heerde weilte, während ich es weiß,
Zu dulden, was ich Dieſen ebenjetzt geflucht.
Und euch befehl' ich auszuführen Alles dies
Zum Beſten meiner und der Gottheit und des Landes,

Das ſo verblüht und ohne Schutz zu Grunde geht.
Denn ging auch dieſe Sache nicht von Göttern aus,
So mußtet ihr's nicht alſo laſſen ungeſühnt,
Daß ein erhabener Mann und König unterging,
Vielmehr, erforſchen. Nun da jetzt ich im Beſitz
Der Herrſcherwürde, welche Jener einſt beſaß,
Und im Beſitz des Lagers und des Ehgemahls,
Und da zu gleichen Kindern, fehlte Jenem nicht
Der Segen, gleiche Kinder wären abgeſtammt:
Nun brach das Schickſal aber ein auf Jenes Haupt:
Und will ich deshalb für ihn, gleich als wär' er mein
Erzeuger, ſtreiten und verſuchen Jegliches,
Zu faſſen trachtend Jenen, der den Mord vollführt
Am Labdakiden, an des Polydoros Sohn,
Der von den Ahnherrn Kadmos und Agenor ſtammt.
Und welche nicht gehorchen, dieſen wünſch' ich, daß
Die Götter ihnen keine Saat der Erde zieh'n,
Noch ihren Weibern Kinder; ſondern, daß ſie durch
Das jetz'ge Loos verderben und noch ſchlimmeres.
Euch allen Söhnen Kadmos', welche dies
Beifällig finden, möge Dike nahe ſteh'n
Und alle Götter gnädig bleiben immerdar.

Chor.

So wie du mich beſchworen, alſo red' ich, Herr.
Ich bin der Mörder nicht, noch weiß den Mörder ich
Zu nennen. Pheibos mußte, welcher dies gebot,
Auch forſchen und uns ſagen, wer der Thäter war.

Oedipus.

Mit Recht verlangſt du's, aber Götter nöthigen,
Wo nicht ſie wollen, wäre jeder Menſch zu ſchwach.

Chor.

Sodann das Zweite möcht' ich ſagen, was mich dünkt.

Oedipus.
Wär's auch ein Drittes, ſäume nicht und ſprich es aus.
Chor.
Was Phoibos ſchaut, der hohe, ſchaut Teireſias,
Der hohe, meiſt, ich weiß es; und befragten wir
Denſelben, Herr, am beſten wohl erführen wir's.
Oedipus.
Auch dieſes ſtellt' ich nicht, als eitel, außer Acht.
Zwei Boten ſandt' ich nämlich auf Kreons Geheiß,
Und daß er nicht ſchon längſt zugegen, wundert mich.
Chor.
Was nun noch ſonſt verlautet, iſt verklungen längſt.
Oedipus.
Worin beſteht es? Denn ich acht' auf Jegliches.
Chor.
Er ſei getödtet, ward geſagt, durch Wanderer.
Oedipus.
Auch ich vernahm es, Zeugen aber ſieht man nicht.
Chor.
Doch wenn dem Schrecken ſein Gemüth noch offen ſteht,
So wird er fliehn vor ſolchen Flüchen, hört er ſie.
Oedipus.
Wer vor der That nicht zittert, fürchtet Worte nicht.
Chor.
Doch lebt der Richter, der ihn findet; denn es wird
Der gottbeſeelte Seher eben hergeführt,
Der Menſchen Einz'ger, dem die Wahrheit inne wohnt.
Oedipus.
O der du dringſt durch Alles, o Teireſias,
Durch Klares, Dunkles, Himmliſches und Irdiſches,
Du weißt, wie ſehr die Stadt erkrankt iſt, dennoch, ob
Du gleich ſie nicht erblickeſt und wir fanden, Fürſt,

Als ihren Schutzherrn und Erretter dich allein.
Denn Phoibos ſandte, wenn du's von den Boten nicht
Schon hörſt, zur Antwort, als wir an ihn ſendeten,
Von dieſem Siechthum würden wir nur dann befreit,
Wenn wir die Mörder Laios' glücklich ausgeforſcht,
Und ſie getödtet oder aus dem Land gebannt.
Nicht alſo vorenthaltend uns der Vögel Rath,
Noch wenn dir ſonſt zugänglich iſt die Seherkunſt,
Beſchütze ſelbſt dich und die Stadt, beſchütze mich,
Und ſorge, daß dem Todten volle Sühnung wird.
Auf dich nur bau'n wir; nützen mit dem Seinigen,
So weit es möglich, iſt des Mannes ſchönſte Pflicht.

Teireſias.

Weh, weh; wie ſchlimm iſt's, weiſe ſein, worin es nicht
Dem Weiſen Lohn bringt; dies vergaß ich, ob es gleich
Mir wohlbekannt war; nimmer kam ich ſonſt hieher.

Oedipus.

Was giebt es, daß du alſo zagend hier erſchienſt?

Teireſias.

Laß heim mich; denn du wirſt das Dein am leichteſten
Und ich das Meine tragen, wenn du mir gehorchſt.

Oedipus.

Nicht billig ſprachſt du, noch zu Gunſten dieſer Stadt,
Die dich erzogen, vorenthaltend dieſen Spruch.

Teireſias.

Ich ſehe deine Rede nicht zur rechten Zeit
Anheben, drum geſchehe nicht Daſſelbe mir.

Oedipus.

Nein, bei den Göttern, weißt du's, kehre dich nicht ab,
Weil wir hier Alle vor dich niederſinkend fleh'n.

Teireſias.
Denn Alle ſeid ihr thörigt; ich will nimmermehr
Enthüllen Unglück, welches dein's enthüllete.
Oedipus.
Was ſagſt du? Weißt's und ſprichſt nicht, ſondern haſt im Sinn
Uns preiszugeben und die Stadt dem Sturz zu weih'n?
Teireſias.
Nicht will ich ſelbſt mich kränken und nicht dich. Wozu
Vergeblich fragſt du? Nimmer doch erfährſt du dies.
Oedipus.
Nicht willſt du, Ausbund aller Böſen, denn des Stein's
Natur erzürnen kannſt du, endlich Rede ſteh'n;
Willſt ſtumm verharren und zum Ziel nicht führen uns?
Teireſias.
Du ſchalteſt meine Reizung, aber kannteſt nicht
Die, welche bei dir wohnet, ſondern ſchmäheſt mich.
Oedipus.
Wer würde nicht gereizet, wenn er ſolcherlei
Hört, wie du eben ſprechend dieſe Stadt entehrſt.
Teireſias.
Es offenbart ſich ſelber, deck' ich's ſchweigend auch.
Oedipus.
Drum ſollſt du, was ſich offenbart, auch ſagen mir.
Teireſias.
Nicht werd' ich weiter reden; brauſe, wenn du willſt,
Nun auf in ſolchem Zorne, der der wildeſte.
Oedipus.
Und nichts verſchweigen werd' ich nun in meinem Zorn,
So weit es klar mir. Wiſſe denn, du ſcheinſt mir dies
Mitausgedacht zu haben und vollführt, nur daß

nicht die Hand anlegteſt. Wär'ſt du ſehend, dann
meint' ich, rühre dieſes Werk von dir allein.

Teireſias.

rhaftig? Bei dem früher ausgerufenen
hle heiß' ich ſtehn dich bleiben und das Volk
heut'gen Tag nicht anzureden oder mich,
weil du dieſes Land's verruchter Schänder biſt.

Oedipus.

ſolcher Frechheit ſtießeſt du dies Wort heraus?
glaubſt wohl, daß du deiner Strafe kannſt entflieh'n?

Teireſias.

bin entflohn. Die Macht der Wahrheit pfleg' ich ja.

Oedipus.

wem belehret? Durch die Wiſſenſchaft wohl nicht.

Teireſias.

ch dich; du triebſt zu reden wider Willen mich.

Oedipus.

s iſt es? Wiederhol' es, mach's mir deutlicher.

Teireſias.

ſtandſt du's nicht ſchon? Forderſt du mein Wort heraus?

Oedipus.

ht kann ich ſagen deutlich; alſo wiederhol's.

Teireſias.

biſt des Mannes Mörder, ſag' ich, den du ſuchſt.

Oedipus.

ht ſollſt du lachend wiederholen Schmähungen.

Teireſias.

l ich noch Weitres reden, daß du mehr noch zürnſt?

Oedipus.

viel du Luſt haſt; denn es hallet wirkungslos.

Teireſias.
Im Dunklen pflegſt du mit dem nächſt Befreundeten
Schmachvollen Umgang, unbewußt, wie tief du ſankſt.
Oedipus.
Und hoffſt du Solches fortzureden ungeſtraft?
Teireſias.
Wenn noch die Wahrheit irgend ihre Kraft bewahrt.
Oedipus.
Sie wahrt ſie, nur für dich nicht. Denn dir fehlt ſie, weil
Stumpf am Gehör', am Geiſt und am Geſicht du biſt.
Teireſias.
Unglücklich biſt du, weil du ſo mich ſchmähſt, wie dich
In Kurzem Dieſe ſchmähen werden insgeſammt.
Oedipus.
Du lebſt in einem Dunkel, daß du nimmer mir,
Noch Andern, welche ſchau'n die Helle, ſchaden kannſt.
Teireſias.
Nicht will's Verhängniß, daß geſtürzt durch mich du wirſt,
Da Phoibos' Macht reicht, welchem dies am Herzen liegt.
Oedipus.
Ward dies von Kreon ausgeſonnen oder dir?
Teireſias.
Nicht Kreon iſt dir ſchädlich, ſondern du dir ſelbſt.
Oedipus.
O Schätze, Hoheit, Wiſſenſchaft vor Wiſſenſchaft
Vorragend in des Lebens bunten Neigungen
Wie große Mißgunſt wahrt in eurer Nähe ſich,
Wenn um der Herrſchaft willen, welche mir das Volk
Geſchenkt und unerbeten eingehändiget,
Der treue Kreon, jener erſte Freund, deshalb
Mich ſchlauen Angriffs fortzutreiben ſehnlich wünſcht,
Anſtiftend dieſen Zaubrer, welcher Ränke ſpinnt,

Den liſt'gen Gaukler, jenen im Gewinne bloß
Scharfſicht'gen, aber blinden in der Wiſſenſchaft.
Wohlan, ſo ſage, wo du dich als Seher zeigſt?
Wie kam's, als jene Hündin hier im Lande ſang,
Daß dieſen Bürgern kein Erlöſungswort du ſprachſt?
War doch die Deutung dieſes Räthſels nicht das Werk
Des Erſten, Beſten, ſondern heiſchte Seherkunſt.
Und dieſe ſchien dir weder von den Vögeln, noch
Von Göttern offenbaret; doch ich, Oedipus,
Der nichts ich wußte, ſetzt ein Ziel ihr, als ich kam,
Durch Geiſt es treffend und von Vögeln nicht belehrt.
Und Dieſen ſuchſt du fortzutreiben, da du hoffſt
Dem Thron des Kreon künftighin zunächſt zu ſtehn.
Ihr ſollt mich weinend, dünkt mir, du ſowohl als dein
Genoß, verbannen: ſäh' ich nicht den Greis in dir,
Du hätteſt hart empfunden, daß du ſo geſinnt.

Chor.

Wenn wir's erwägen, ſcheinen uns in Zorn geſagt
Die Reden Dieſes, wie die Dein'gen, Oedipus.
Nicht aber Solches, ſondern wie der Spruch des Gotts
Am beſten ſei zu löſen, liegt zu ſchaun uns ob.

Teireſias.

Zwar biſt du Herrſcher, doch entgegnen läßt ſich dir
Auf Gleiches Gleiches; denn ſo viel vermag ich auch.
Nicht dir zum Dienſte leb' ich, nein, dem Loxias.
Drum kann geſchrieben ich nicht ſein in Kreons Schutz.
So höre, weil du gar mich höhnteſt, daß ich blind.
Wiewohl du ſehend, ſchau'ſt du nicht, wie tief du ſankſt,
Noch wo du wohneſt, noch mit wem du häuslich lebſt.
Weißt du, von wem du ſtammeſt? daß du heimlich feind
Den Deinen auf der Erd' und in der Unterwelt?
Dich treibet deiner Aeltern Fluch, der doppelt trifft,

Einſt aus dem Lande, grauſenhaft verfolgend dich,
Der jetzt du richtig ſiehſt, aber Nacht ſodann.
Wo wird ein Hafen, wo Kithäron ſein, der nicht
In Kurzem widerhallet deinen Weheruf,
Sobald du kennſt des Ehebunds heilloſe Bucht
Daheim, in die du ſchiffteſt, treffend günſt'gen Wind?
Noch andern Unheils Menge wirſt du nicht gewahr,
Das dir und deinen Kindern dich enthüllen wird.
So häufe demnach wider Kreon Schmähungen
Und wider mein Wort: Keiner, der auf Erden lebt,
Wird jammervoller untergehn, als du, dereinſt.

Oedipus.

Iſt's noch erträglich anzuhören Dieß von ihm?
Und nicht von dannen? Säumſt du länger? Willſt du nicht,
Den Rücken dieſem Hauſe wendend, wieder gehn?

Teireſias.

Nicht kam ich meinerſeits auch, ohne daß du riefſt.

Oedipus.

Nicht konnt' ich wiſſen, daß du thöricht reden wirſt,
Sonſt hätt' ich ſchwerlich dich zu mir in's Haus beſtellt.

Teireſias.

Ein Solcher bin ich, deiner Meinung nach, ein Thor,
Klug, wie's den Aeltern ſcheinet, welche dich gezeugt.

Oedipus.

Wer ſind ſie? Bleibe! Wer der Menſchen zeugte mich?

Teireſias.

Der heut'ge Tag wird zeugen und verderben dich.

Oedipus.

In gar ſo dunklen Räthſeln ſprichſt du Jegliches.

Teireſias.

Nun biſt du Dies zu finden nicht der Trefflichſte?

Oedipus.

Sprich da verhöhnend, wo du groß mich finden kannſt.

Teireſias.

Doch dieſer Glücksfall grade brachte dich zum Sturz.

Oedipus.

Gelang's mir dieſe Stadt zu retten, mag es ſein.

Teireſias.

Nun will ich gehen, und du, Knabe, führe mich.

Oedipus.

So führ' er fort dich: denn, zugegen, fällſt du nur
Zur Laſt; entwichen, ſparſt du weitre Kränkungen.

Teireſias.

Den Grund des Kommens ſag' ich ſcheidend, ohne Furcht
Vor deinem Antlitz; nirgends trifft mich deine Macht.
So höre: dieſer längſt von dir geſuchte Mann,
Weshalb du drohteſt und den Mord des Laïos
Ausriefſt im Volke, Dieſer ſtehet hier vor uns,
Ein Fremder, heißt's, anſäſſig, doch er zeigt ſich bald
Als Eingebornen Thebens. Ueber ſein Geſchick
Wird nicht er jauchzen. Blind aus einem Sehenden,
Statt eines Reichen Bettler, wird er mit dem Stab
Vorſichtig forſchend wandern über fremdes Land.
Dann zeigt er ſeinen eignen Kindern ſich zugleich
Als Bruder und als Vater, und des Weibs, die ihn
Gebar, als Sohn und Gatten, ſeines Vaters Weib
Genießend und ſein Mörder. Gehe nun hinein
Und überlege: wirſt du finden, daß ich log,

Chor.

Erſte Strophe.

Wer iſt's, von dem göttlichen Munds der Delph'ſche Felſen kundthat

Ein unausſprechbares, mit blut'ger Hand vollendet, Schandwerk?
Zeit iſt's, daß er kräft'ger noch,
Als tobende Roſſ' im Sturm,
Den flüchtigen Fuß regt,
Denn es ſtürzt ſich gerüſtet im Lauf auf ihn
Mit dem feurigen Bliz der Erzeugte des Zeus:
Graunvoll im Gefolg nah'n
Keren, nimmer irrend.

Erſte Gegenſtrophe.

Denn leuchtend ſcholl, neulich geoffenbaret vom beſchneiten
Parnaſſos, Aufruf, den Verborgenen ſolle Jeder ſuchen.
Denn tief in dem Wald
Schweift Jener und Klüft' entlang,
Ein Stier der Gebirgshöh'n:
Und er wandelt gequält in der Qual einſam,
Und entfliehet dem Spruch, der dem Nabel der Erd'
Entklang, der jedoch rings
Lebet, ſchwebet raſtlos.

Zweite Strophe.

Schrecklich indeß tönt, was der Mann, Vögel im Flug deutend, enthüllt!
Wahr nicht erſcheint's, falſch nicht erſcheint's, und mir gebricht jegliches Wort.
Denn vor Angſt ſchau ich geſpannt Jetziges nicht, Künftiges nicht.
Wie der Stamm Labdakes' Zwietracht
Gegen den Sohn Polybos' trug, Dieſes vernahm weder ich einſt,
Weder anjetzt auch,
Daß ich könnte, mit untrüglichem Probſteine belehrt,

Den gefeierten Ruf Oedipus antaſten deshalb,
abdakos' Söhnen ein Rächer des unkenntlichen Mords.

Zweite Gegenſtrophe.

Klug iſt indeß Zeus und Apollon, die das Loos Sterblicher ſchau'n;
eher jedoch höheren Flugs würdigen als Menſchen und mich,
ſt ein unrichtiges Urtheil: und obſchon gehet voran
An Verſtand Einer dem Andern,
erd' ich, bevor Wahres ich ſah, nimmer doch Anklagenden leicht
Schenken den Beifall.
ie geflügelte Jungfrau, wie bekannt, nahte ja ihm,
d er zeigte ſich klug, Liebe beurkundend zur Stadt:
rum ſei er nimmer von meinem Gemüth ſchuldig genannt.

Oedipus in Kolonos.

Dieſes ſchließt ſich ſeinem Inhalte nach dem vorherenden an. Nachdem ſich nämlich Oedipus über das nd, in das ihn ohne ſein Verſchulden die Götter gezt, einigermaßen beruhigt hatte, wünſchte er, der frü ſelbſt die Verbannung verlangt, in Theben zu bleiben, r Kreon verſagte es ihm und er mußte die Heimath den und, blinder Bettler, obdachlos umherziehn. Seine hter Antigone war ſeine Führerin; ihre Schweſter nene, nicht minder ihrer kindlichen Pflicht eingedenk, daheim, war aber unabläſſig thätig und beſorgt für n unglücklichen Vater. Lange irrte Oedipus, zum

Greiſe geworden, ſo umher; endlich kündete ihm das Orakel, er werde im Hain der Eumeniden das Ziel ſeiner Irrfahrten und die lang erſehnte Ruhe finden. Dieſer Hain befand ſich in der Nähe des Fleckens Kolonos bei Athen, wo damals Theſeus herrſchte. Hier beginnt das Drama, deſſen Inhaltsangabe, ſo wie einige Scenen, wir Minkwitz's Bearbeitung entlehnen.

„Oedipus, der altersſchwache, blinde, verbannte, bleibt ermüdet auf dem Wege ſtehen, und fragt die geleitende Tochter, wo ſie ſich wohl gegenwärtig befinden möchten. Er ſehnt ſich nämlich nach Ruhe, wie der Wanderer, der eine große Strecke Weges zurückgelegt hat, und endlich wiſſen will, wo er einmal raſten könne. Antigone beſchreibt ihm die Oertlichkeit, ſagt, daß Athen von ferne ſich zeige, ſonſt aber die Gegend ihr unbekannt ſei, tröſtet jedoch den Vater mit der Anzeige, daß ein Mann herannahe, welcher wohl Auskunft werde geben können (V. 1—32). Sie irrt ſich nicht, der Fremde ermahnt den Greis und die Tochter, die Stelle, wo ſie ſich befänden, eiligſt zu verlaſſen; ſie verweilten im Hain der Eumeniden. Weil Oedipus nicht gehorcht, beſchließt jener, den Bürgern von dem Flecken Kolónos ſofort Anzeige zu machen, und verſpricht dem Unglücklichen zugleich, den König des Landes, Theſeus, aus Athen herbeizurufen (V. 33—83). Nach ſeinem Weggange bittet der Blinde die Schaar der Erinnyen, welche den heiligen Hain bewohnen, um ihre Huld und ihren Schutz. Schon aber nahen die durch die Botſchaft aufgeſchreckten Bewohner des Fleckens, den Fremdling zu ſuchen, welcher ſo kühn geweſen ſei, den unantaſtbaren Bezirk zu betreten. Oedipus, der ſich anfangs in dichtes Gebüſch begeben hatte, zeigt ſich plötzlich zum nicht geringen Schreck der Greiſe (V. 84—142). Vor allen Dingen fordern ſie, daß er ihnen ſich nähere, den geweihten Raum verlaſſend. Als ſie ihm Schutz angeboten, gehorcht Oedipus, geführt von der Tochter. Nun dringt die verſammelte Schaar in ihn, zu verkünden, wer er ſei; lange weigert ſich Oedipus, Rede zu ſtehen, Antigone indeſſen ermuntert ihn, der Forderung der Bürger Genüge zu leiſten. Kaum vernimmt der Chor, wer der Unſelige ſei, den ſein Geſchick hergeführt habe, als er ihn hinwegweiſ't. Mit rührenden Worten beſchwört Antigone die Greiſe, nicht ſo hart zu verfahren (V. 143—254). Sie geben keine beruhigende Antwort. Oedipus bietet daher ſelbſt ſeine Beredſamkeit auf, und es gelingt ihm endlich, den Chor zu bewegen, daß er den Unglücklichen ſo lange dulde, bis der Fürſt des Landes erſchienen ſei und über den Ankömmling richten könne. Plötzlich gewahrt Antigone eine Reiterin; bald erkennt ſie ihre Schweſter Ismene. Nachdem die Begrüßung vorüber, erkundigt ſich Oedipus nach ſeinen Söhnen, die ſo ſchändlich den Vater vernachläſſigten, während die Töchter für ihn ſich aufopferten; fragt auch, was gegenwärtig Ismene veranlaßt habe, eine ſo weite Reiſe zu unternehmen. Sie verkündet ihm, daß Polyneikes, der ältere Bruder, aus Theben verjagt worden, daß Eteokles, der jüngere, das Scepter allein führe, daß aber Jener nach Argos geflohen und ein Heer rüſte, um ſeine Vaterſtadt mit Krieg zu überziehen. Auch meldet ſie ihm, daß Kreon kommen und den Vater zwingen wolle, nach Theben zurückzukehren, da man in Erfahrung gebracht habe, wie ſegensreich Oedipus, nach dem Ausſpruch des Phoibos, für das Land ſein werde, welches ſeinen Leib im Grabe berge (V. 255—415). Weil aber der Blinde hört, daß die Söhne, jenen Götterſpruch verachtend, um den Vater ſich nicht bekümmern, ſpricht er den Fluch über ſie aus, und erklärt, daß er das Land, welches ihn gaſtlich aufgenommen habe, nicht verlaſſen wolle, ſobald ihn die Bürger gegen Theben beſchützten. Thäten ſie dieſes, würde es dem Volk Athens zum Heil dienen. Der Chor räth ihm darauf, unverzüglich die Rachegöttinnen durch ein Opfer zu verſöhnen; Iſmene wird beauftragt, dieſes auszurichten (V. 416—509). Nach ihrer Entfernung erkundigen ſich die greiſen verſammelten Bürger weiter nach den Schickſalen des blinden Oedipus; dieſer kann ihren Bitten nicht widerſtehen und bekennt ſich alles deſſen ſchuldig, was das Gerücht von ihm verkündigt habe. Doch ſei er kein wiſſentlicher Verbrecher (V. 510—548). Theſeus tritt auf, und verſpricht dem Blinden unaufgefordert und huldreich ſeinen Schutz. Oedipus dankt und erklärt ihm, daß er nichts weiter verlange, als die Erlaubniß, hier auf attiſchem Boden ſterben zu dürfen. Werde ihm dieſe Gunſt bewilliget, ſo dürfe der Fürſt Segen für ſeinen Edelmuth erwarten; Oedipus ſetzt ihm den letztern Punkt näher auseinander, und Theſeus ſtellt ihm frei, hier in Kolónos zu bleiben oder ihm nach Athen zu folgen. Der Verbannte entſchließt ſich, ſein Geſchick hier im Hain abzuwarten; er werde ſiegen, wenn Theſeus Befehl gebe, daß man den Hülfloſen beſchütze. Der Chor erhält vom König Auftrag, den Blinden, wenn man Gewalt gebrauchen ſollte, was er nicht fürchte, zu ſchützen (V. 549—667). Der Chor feiert die Schönheit des Gefildes Kolónos, und preiſ't Athen, das durch Oelbäume, durch Roſſe und durch Schifffahrt reich ſei. Kreon trifft ein, und ſucht anfänglich durch liſtige Worte ſeinen Schwäher Oedipus zu beſtimmen, daß er ihm nach der Stadt des Kadmos folge. Der Verbannte aber erklärt ſeine Theilnahme für Heuchelei; früher, wo er ihm hätte helfen ſollen, habe er ihm nicht geholfen; jetzt bedürfe er ſeiner Hülfe nicht mehr. Kreon, der ſich entlarvt erblickt, wirft die ſcheinheilige Maske weg, ereifert ſich und verwandelt ſeine bisherigen Bitten in offene Drohungen, ja, deutet ohne Winkelzüge an, daß er Gewalt brauchen werde; bereits habe er die eine der Töchter (Ismene, welche das Opfer für den Vater zu verrichten abgeſendet worden) von ſeinen Leuten wegführen laſſen. Oedipus ruft die Greiſe von Kolónos um Beiſtand an; dieſe bemühen ſich vergeblich, den fremden Eindringling durch Worte zu verſcheuchen. Er läßt auch Antigone fortſchleppen, und legt zuletzt ſelbſt Hand an den blinden Oedipus (V. 668—885). Da erſcheint, auf den wiederholten Hülferuf des Chores, der König Theſeus mit Gefolg. Als er hört, weſſen der fremde Fürſt gegen ſeinen Gaſt ſich erfrecht habe, giebt er Befehl, den Räubern nachzueilen und ihnen den Raub wieder abzujagen, und macht dem Anſtifter dieſer Gewaltthat lebhafte Vorwürfe. Kreon vertheidigt ſich gegen dieſe, wird aber von Oedipus, den ſeine Rede empfindlich verletzt hatte, mit heftigen Worten zurechtgewieſen und mit klaren Beweiſen widerlegt. Endlich beſtimmt Theſeus, daß Kreon ſo lange gefangen gehalten werden ſolle, bis die zween geraubten Jungfrauen wieder zurückgegeben werden, und geht mit dem hocherzürnten Thebäerfürſten ab, um ſelbſt zu ſehen, ob er nichts zur ſchnelleren Befreiung der beiden Geſchwiſter beitragen könne (V. 886—1013). Der Chor ſtimmt ganz in die Wünſche ſeines Herrn und des Gaſtes ein, und fleht die Götter um Sieg für die heimiſchen Waffen. Es dauert auch nicht lange, ſo kehren Jsmene und Antigone, von Theſeus geleitet, wohlbehalten in die Arme des Vaters zurück: Kreon war natürlich freigegeben worden. Nachdem Oedipus zuerſt ſeine Töchter umarmt und ſeine Freude über ihre Wiederkunft an den Tag gelegt, dann

em König Theſeus mit herzlichen Worten gedankt, mel-
et ihm letzterer, daß am Altar des Poſeidon ein Fremd-
ng ſich niedergeworfen habe, der ein paar Worte mit
m zu ſprechen wünſche. Der Blinde erkundiget ſich ge-
auer nach dem Manne. Als er aber inne wird, daß
r Schutzflehende ſein eigener Sohn Polyneikes ſei, von
m er wußte, daß er im Begriff ſtehe, ſein Vaterland
it den Waffen der Argeier zu bekriegen, weigert er ſich,
n vor ſich zu laſſen und ihn anzuhören. Theſeus und
ntigone legen Fürbitten ein, ihnen gelingt es endlich,
s Widerſtreben des Oedipus zu beſiegen (V. 1044—1210).
er Chor beklagt das menſchliche Lebensloos, inſonderheit
e Plagen des Alters; wie ſchlimm werde nicht der greiſe,
inde Gaſt durch das letztere verfolgt! Polyneikes erſcheint;
n Auftreten, das Verhalten des Vaters, die Liebe der
ntigone zum Bruder, das Wiederholen des Vaterfluches,
olyneikes' Feſthalten an ſeinem Beſchluß, ſein Abſchied
. 1213—1446). Nach dieſer Scene erhebt ſich ein
ewitter; kaum vernimmt Oedipus das Rollen des Don-
rs, als er wünſcht, daß ein Bote nach Theſeus abge-
det werde. Denn ſein Ende ſei gekommen, und er
inſche, bevor er ſterbe, den König zu ſprechen, und ihm
entdecken, worin das Heil beſtehe, welches durch ſein
gräbniß für das Land hervorſprieße. Die Donner ver-
rken ſich, der Chor ruft mit lauter Stimme den Herr-
er herbei (V. 1447—1499). Theſeus tritt auf; der

Blinde thut ihm kund, was der Wille der Götter ſei, und bittet ihn, genau zu erfüllen, was er von ihm verlange. Er ſelbſt bricht auf, um tiefer in die Schlucht ſich zu begeben, wo ſeiner die Gruft harre. Dort werde er ihm das letzte Geheimniß anvertrauen (V. 1500—1555). Der Chor wünſcht ihm mit ſeinem Geſange einen ſanften Tod. Bald kehrt auch ein Diener des Theſeus aus dem Hain zurück, das Letzte verkündigend, was ſie von des Oedipus Hinſcheiden wahrgenommen. Ein räthſelhafter Tod habe ihn den Augen entrückt (V. 1556—1669). Antigone und Jsmene kehren klagend zurück, bang um ihre Zukunft und von tiefem Schmerz um des Vaters Verluſt ergriffen. Der Chor ſpricht ihnen ſeine Theilnahme aus. Zuletzt erſcheint Theſeus, der am längſten im Haine zurückgeblieben war, und ſeine Vorſtellungen und Verſprechungen bewirken ſo viel, daß die Töchter gefaßter in die Zukunft blicken (V. 1670—1779)."

Theſeus und Oedipus Zuſammenkunft. — Schilderung von Kolonos im Chorgeſang.

(Oedipus auf Kolonos. V. 519 — 719.)

Chor.

Da ſeh' ich Theſeus eben, den du herbeſtellt,
Den Sohn des Aegeus, unſern König, angelangt.

Theſeus.

An deiner Augen blutiger Verſtümmelung,
Die früher ſchon von Vielen mir geſchildert ward,
Erkenn' ich, Sohn des Lajos, dich; noch mehr indeß

Beſtärkt mich Jenes, was ich unterwegs vernahm.
Denn wer du biſt, zeigt deutlich deine Tracht ſowohl
Als dein entſetzenvolles Haupt, und tiefgerührt
Von deinem Schickſal, Oedipus, befrag' ich dich,
Um was du mich, o Armer, und die Bürger hier
Zu bitten kommſt, ſammt deiner armen Führerin.
Erklär' es; denn du müßteſt einen ſchlimmen Wunſch
Ausſprechen, wenn ich meine Hülfe weigerte!
Gleich dir ja wuchs ich ſelber auf in fremdem Land,
Und kämpft', ein Fremdling, überall wie Keiner mehr
Mit Schrecken und Gefahren über meinem Haupt;
Drum kann ein Fremdling, deſſen Noth der deinen gleicht,
Auf meinen Beiſtand ſicher zählen; denn ich weiß,
Daß ich ein Menſch bin, und des nächſten Tages Licht
Sich mir und dir in gleicher Finſterniß verhüllt.

Oedipus.

So edel, Theſeus, ſpricht ſich aus in kurzem Wort
Dein Weſen, daß nur wenig mir zu ſagen bleibt.
Denn wer ich bin, und welches Vaters Sohn, und wie
Mein heimiſch Land ſich nenne, haſt du ſchon erwähnt;
Nichts alſo wüßt' ich weiter, als dir kund zu thun,
Was mein Begehr iſt, und ich fand der Rede Ziel.

Theſeus.

Dies eben laß mich hören und entdecke mir.

Oedipus.

Ich komme, meinen armen Leib dir zum Geſchenk
Zu bringen, eine Gabe, die das Auge ſchreckt,
An Nutzen aber überwiegt die Häßlichkeit.

Theſeus.

Worin beſteht der Nutzen, den du mir verſprichſt?

Oedipus.

Das lehrt die Zeit dich, ſollt' es nicht die Gegenwart.

Theſeus.

Wann alſo wird ſich zeigen, was du mir verleihſt?

Oedipus.

Sobald ich todt bin, und du mich beſtatten willſt.

Theſeus.

Des Lebens Letztes flehſt du; was die Gegenwart
Verlangt, entgeht dir, oder wird von dir verſchmäht.

Oedipus.

Erlang' ich Jenes, wird zugleich mir Das zu Theil.

Theſeus.

Gering, fürwahr, iſt dieſes, was du dir erflehſt.

Oedipus.

Bedenk' es wohl; ein ſchwerer, traun, iſt dieſer Kampf!

Theſeus.

Gilt dieſes deinen Söhnen, oder warnſt du mich?

Oedipus.

Sie wünſchten heimzuſchleppen mich durch frechen Zwang.

Theſeus.

Du bleibſt, wofern ſie wollen, doch wohl nicht verbannt?

Oedipus.

Sie ſtießen gegen meinen Willen auch mich fort.

Theſeus.

O Thor, im Unglück frommt der Trotz dem Menſchen nicht.

Oedipus.

Laß erſt mich reden, eh du weiter mich vermahnſt.

Theſeus.

Sag' an! Ich darf nicht ungehört verdammen dich.

Oedipus.

Ich litt, o Theſeus, Grauſes und Entſetzliches!

Theſeus.

Vermeinſt du deines Hauſes altes Mißgeſchick?

Oedipus.
Nein; überall in Hellas iſt ja dies bekannt.
Theſeus.
Was traf dich ſonſt mit übermenſchlich hartem Schlag?
Oedipus.
Das Schlimmſte, hör' es! Aus dem Vaterland verſtieß
Die Hand der eignen Söhne mich, und Wiederkehr
Bleibt ewig mir, dem Vatermörder, unterſagt.
Theſeus.
Was rufen alſo Jene dich nach Haus zurück,
So daß du wohnen müſſeſt auf dem Gränzgebiet?
Oedipus.
Der Mund der Götter zwingt ſie, deren Spruch ſie ſchreckt.
Theſeus.
Mit welchem Unheil, das er ihnen prophezeit?
Oedipus.
Daß dieſes Land einſt Theben ſchlage, ſei verhängt.
Theſeus.
Wie könnte Feindſchaft zwiſchen hier und dort entſtehn?
Oedipus.
O Sohn des Aegeus, nur die Götter altern nicht,
Und ſie allein nicht kennen Untergang und Tod;
Sonſt ſtürzt der Zeitſtrom Alles hin mit Allgewalt.
Die Kraft des Erdreichs welkt, es welkt des Leibes Kraft;
Die Treue ſtirbt, Untreue wuchert friſch empor.
In Freundesherzen weder weht mit gleichem Strom
Der milde Hauch der Liebe, noch in Volk und Volk.
Denn dieſen wandelt heute, jenen morgen ſich
Die Gunſt in Feindſchaft und in Huld hinwiederum.
Scheint auch des Friedens Sonne jetzt mit Thebens Volk
In ſchönſter Pracht dir, wachſen Tag' und Nächte doch
Endloſen Stromes ſtrömend aus dem Schooß der Zeit,

Worin der Eintracht jetzo feſtgeſchlungnes Band
Mit leichtem Vorwand Thebens Speer zerhauen wird:
In kühler Erde ſchlummernd, trinkt mein todter Leib
Hier einſt der Feinde heißes Blut, wenn Zeus annoch
Zeus iſt, und Phoibos, ſein Erzeugter, Trug verſchmäht.
Doch weil ich Unerlaubtes nicht aufdecken darf,
So bleib' ich ſtehn beim Erſten, daß ich dich an dein
Verſprechen mahne; nimmer ſollſt du ſagen, daß
Vergeblich aufgenommen du den Oedipus,
Wenn anders nicht der Götter Stimme mich belügt.

Chor.

Schon längſt, o Fürſt, gelobte dies und Aehnliches
In ſeiner Rede dieſer Mann dem Land zu thun.

Theſeus.

Wer möchte wohl verſtoßen dieſe Freundlichkeit
Solch eines Mannes, der zuerſt aus alter Zeit
Durch heilig Gaſtrecht unſerm Heerd verbunden iſt?
Um Schutz zu bitten ferner hier die Himmliſchen,
Erſchien und zahlt er großen Lohn dem Land und mir.
Dies heilig achtend, will ich nimmer ſeine Huld
Abweiſen, nein, ertheilen ihm das Bürgerrecht.
Gefällt's dem Fremdling, hier zu bleiben, ſetz' ich euch
Zu ſeinen Wächtern; ſollt' es ihm mit mir zu gehn
Gefallen, ſtell' ich dieſes, Oedipus, anheim
Zu freier Wahl dir. Alles, was du willſt, geſchieht.

Oedipus.

O Zeus, verleihe ſolchen edlen Männern Heil!

Theſeus.

Was alſo wählſt du? Daß du kommſt nach meinem Haus?

Oedipus.

Wofern ich dürfte. Doch ich ſehe hier den Ort, —

Theſeus.
Wo Was du thun willſt? Nicht entgegenſetz' ich mich.
Oedipus.
Wo mir der Sieg wird über die, ſo mich verbannt.
Theſeus.
Dann krönte deinen Aufenthalt der reichſte Lohn.
Oedipus.
Wenn anders dein gegebnes Wort ſich treu bewährt.
Theſeus.
Vertraue dieſer Zunge; nie verrath' ich dich!
Oedipus.
Mit keinem Eidſchwur bind' ich dich als edeln Mann.
Theſeus.
Auch ſtünd' ein Schwur nicht feſter, als mein bloßes Wort.
Oedipus.
Wie wirſt du handeln?
Theſeus.
Was beſorgt dein Herz zumeiſt?
Oedipus.
Sie werden kommen, —
Theſeus.
(Auf den Chor deutend.)
Dieſe Männer ſchützen dich.
Oedipus.
Sieh', mich verlaſſend, —
Theſeus.
Alles überlegt' ich ſchon.
Oedipus.
Ich zittre furchtſam.
Theſeus.
Meine Seele zittert nicht.

Oedipus.
Weißt nicht die Drohung, —

Theſeus.
Aber weiß, daß Keiner dich
Von hier gewaltſam gegen meinen Willen führt.
So manche Drohung drohte ſchon im Zornesrauſch
So manche leere Worte; wenn der Geiſt jedoch
Sein wieder Herr wird, ſind verrauſcht die Drohungen.
So hoch und keck ſie prahlten, wegzuführen dich,
Wird doch das Meer, ich weiß es, das zu uns ſie führt,
Zu weit und grundlos ſcheinen ihrem Uebermuth!
Wofern dich Phoibos ſandte, zage nimmermehr,
Auch wenn ich ſelber meinen Schutz dir nicht gelobt;
Und bin ich ſelbſt nicht gegenwärtig, wird, ich weiß,
Mein Name doch dich ſchirmen vor der Feinde Wuth!
(Theſeus geht ab.)

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Erſte Strophe.

Fremdling, ſtaune die ſchönſte Flur
Unter Attika's Himmel an: Kolonos'
Glanzvoll helles Gefild, woſelbſt
Nachtigallen im Silberton,
Zahlreich niſtend in grünen Hags
Waldnacht, ſeufzen und klagen!
Epheu, dunkler, umrauſcht ſie hier,
Und des Thyrſos geweihtes Laub,
Schwellend an Frucht in den ſchattigen Kühlungen,
Genährt vom ſanften Lufthauch
Sturmfrei! Stets ein Entzückter ſchwärmt
Hier, umringt von den Nymphen, die geſäugt ihn,
Feſttanz feiernd im Chor, Lyäos.

Erſte Gegenſtrophe.

Prachtvoll unter des Himmels Thau
Siehſt du, jeglichen Morgen neu, Narkiſſos
Blühn an prangenden Trauben reich,
Deo's Kranz und Perſephones':
Siehſt goldglänzenden Krokos blühn!
Raſtlos quellende Bronnen
Schickt Kephiſſos in irrem Strom;
Schnell geboren und wachſend durch
Lauteren Regen ergeußt er die rieſelnden
Gewäſſer Tag für Tag ſtets
Auf dies blühende Fruchtgefild:
Selbſt die Muſen in frohen Reigen nahen,
Selbſt auch Kypris in goldnem Wagen!

Zweite Strophe.

Stolz ausbreitet ſich hier über das Land, ſchwellend und üppig,
Wild fortwuchernd, ein hochheiliger Baum,
Welcher des Feinds Lanze zurückſcheucht,
Und deſſen Zweig kränzt des Knaben Wiege:
Nicht rühmt ſich Aſien ſein, noch auch
Des alten Pelops gewaltig Eiland:
Hier blos ſah ich den blauſtämmigen Oelbaum!
Ausrotten mag keines Herrſchers Hand ihn,
Kein junglockiger, kein ältlicher Fürſt:
Ewig bewachenden Angeſichts
Schützt Zeus Morios ihn mit dir,
O blauäugige Pallas!

Zweite Gegenſtrophe.

Hoch nun muß ich der heimathlichen Stadt ſchönſtes Beſitzthum,
Dreizackmächtigen Gotts reiches Geſchenk,

Preiſen, des Lands edelſte Schätze:
Streitroſſe, Zugfüllen, ſeine Meerkunſt!
O Sohn des Kronos, alles dies
Verliehſt du huldreich, o Fürſt Poſeidon!
Heilſam lenkenden Zaum warfſt du zuerſt hier
Auf dieſen Bergpfaden edlem Roß um.
Leicht auch hüpft in der fahrkundigen Hand,
Peitſchend die Wagen, das Ruderſcheit,
Stolz nacheilend den tanzenden
Fünfzig Töchtern des Nereus!

Oedipus umarmt ſeine Töchter wieder, welche ihm Kreon geraubt und Theſeus befreit hat. Dieſer meldet ihm, daß Polyneikes gekommen ſei mit ſeinem Vater zu reden. Der Greis will den Sohn nicht ſehen, aber Antigone beſänftigt ihn. — Betrachtung des Chors über das menſchliche Leben. Oedipus und Polyneikes Zuſammenkunft.

(Oedipus auf Kolonos V. 1099 — 1447.)

Antigone. Jsmene. Theſeus. Oedipus. Chor.

Antigone.

Vater, Vater, daß
Ein Gott den Anblick gönnte dir des edelſten
Der Menſchen, der uns deinem Arm zurückgeführt!

Oedipus.

O Kind, ich hab' euch wieder?

Antigone.

Ja, des Fürſten Hand
Und ſeine wackern Diener hier befreiten uns.

Oedipus.

Kommt, Töchter, laßt den Vater euch umarmen, der
Bereits an eurer Wiederkehr verzweifelte.

Antigone.

(Indem ſie näher tritt, die Hand der Ismene ergreifend:)

Du flehſt Erwünſchtes; gern gewährt die Liebe dies.

Oedipus.

(Indem er die Hände ausſtreckt:)

Wo ſeid, wo ſeid ihr?

Antigone.

Beide ſtehn wir hart vor dir.

Oedipus.

(Seine Töchter umarmend:)

O theure Blüthen!

Antigone.

(Gedenkend ihrer vorwurfsvollen Abkunft:)

Kinder liebt ein Vater ſtets.

Oedipus.

Des Greiſes Stützen!

Antigone.

Gleichwie du beklagenswerth.

Oedipus.

Das Liebſte hab' ich, und behalt' ich euch um mich,
Erſcheint der Tod mir minder qualvoll.
Schmiegt, Kinder, euch zu beiden Seiten feſt um mich,
Wie Reben mich umrankend, daß ich länger nicht
Unglücklich und verlaſſen fühle meinen Schritt.
Zugleich erzählt mir, was geſchah, ſo kurz ihr könnt,
Da ſolcher Jugend keine lange Rede ziemt.

Antigone.

Dort, Vater, ſteht der Retter; höre dieſen an,
Und mir und dir wird dies Geſchäft ein kurzes ſein.

Oedipus.

(An Theſeus ſich wendend:)

Verzeih', o Fremdling, wenn der Kinder unverhofft
Erſcheinen meiner Rede Strom ſo weit geführt!
Doch nicht vergaß ich, daß ich einzig dir allein
Verdanke dieſe Wonne, dieſe Vaterluſt.
Du einzig warſt ihr Retter und kein Andrer ſonſt.
Drum mag ein Gott dir lohnen, wie mein Herz begehrt,
Dir ſelbſt und dieſen Bürgern; denn bei euch allein
Auf dieſer weiten Erde fand ich Frömmigkeit,
Gerechte Milde, Redlichkeit und Männerwert.
Aus vollem Herzen rühm' ich's, der ich dies erfuhr.
Denn was ich habe, hab' ich nur durch dich allein.
Drum reiche deine Rechte mir zum Händedruck,
Und laß mich küſſen, wenn ich darf, dein edles Haupt.
Doch ach, was ſag' ich? Wie verlang' ich Sündiger,
Daß du berührſt mich Armen, den mit tiefſter Schmach
Jedwede Schuld belaſtet? Nie verlang' ich das,
Und werd' es nie geſtatten! Nur ein Menſch, geprüft
Von Mißgeſchick, kann tragen helfen ſolches Leid.
Nimm meinen Gruß von dorten, und wie heut du mich
Getreu geſchirmt haſt, ſchirme mich auch künftighin!

Theſeus.

Mich nimmt es weder Wunder, wenn der Rede Strom,
In deiner Vaterfreude, dich zu weit geführt,
Noch wenn du mein vergeſſen über ihrem Wort.
Denn alles dies verdrießt mich nicht im mindeſten.
Des Ruhmes Kränze tracht' ich nicht um meine Stirn
Durch Worte mehr zu winden, als durch Thatenglanz.
Denn ſiehe! Was ich immer dir gelobt', o Greis,
Erfüllt' ich treulich. Deine Kinder bring' ich dir
Gerettet, frei von aller Fährlichkeit, zurück

Was ſoll ich unnütz prahlen mit der Schilderung
Des Kampfes, die aus ihrem Mund du leicht erfährſt?
Auf eine Meldung aber, die mich auf dem Weg
Hierher getroffen eben, richte deinen Sinn:
Zwar kurz an Inhalt iſt ſie, doch des Staunens werth.
Kein Ding indeß mißachten darf ein Sterblicher.

Oedipus.

Was iſt es, Aegeus' theurer Sohn? Verkünd' es mir,
Denn nichts von Allem weiß ich, was dein Ohr vernahm.

Theſeus.

Es heißt, ein Fremdling, kein Bewohner deiner Stadt,
Doch blutsverwandt dir, habe vor des Meeresgotts
Altar ſich hingeworfen, wo ich opferte,
Gekommen, als ich aus dem Hain hinweggeſtürmt.

Oedipus.

Weß Landes? Was begehrend, fiel er nieder dort?

Theſeus.

Nur Eines weiß ich. Dich, ſo hört' ich, geht er an,
Ein kurzes, müheloſes Wort zu gönnen ihm.

Oedipus.

Worüber? Viel bedeutet dieſes Sitzes Wahl.

Theſeus.

Er komme, heißt es, dich zu ſprechen hier, und wünſcht,
Daß freie Rückkehr ſeinem Weg geſichert ſei.

Oedipus.

Wer iſt es aber, der ſich dort daniederließ?

Theſeus.

Beſinne dich, ob Keiner irgend, euch verwandt,
In Argos lebt, der dieſe Gunſt von dir erfleht.

Oedipus.

Halt ein, o Theurer, ſchweige ſtill!

Theſeus.
Was ſicht dich an?
Oedipus.
Nicht dring' in mich!
Theſeus.
Um welcher Sache willen? Sprich!
Oedipus.
An dieſem Merkmal kenn' ich nun den Flehenden.
Theſeus.
Wer iſt es, rede, den ich ſo verdammen ſoll?
Oedipus.
Mein ſchnöder Sohn, Fürſt, deſſen Worte meinem Ohr
Am tiefſten ſchmerzen würden auf der weiten Welt.
Theſeus.
Wie? Kannſt du nicht anhören und Mißfälliges
Abſchlagen? Kann dich kränken bloßes Hören ſchon?
Oedipus.
Feindſelig tönt dem Vater dieſer Stimme Klang;
Drum lege meinem Willen keine Feſſel an.
Theſeus.
Doch legt die heilige Stelle Zwang dir auf, ſo ſieh',
Ob du den Gott mit Frevelmuth erzürnen darfſt!
Antigone.
O Vater, jung zwar bin ich, aber höre mich!
Gewähre liebreich Jenem, was das eigne Herz
Ihn fordern heißt, und was er ſich vom Gott erfleht;
Und uns geſtatte freundlich, daß der Bruder kommt.
Denn nimmer kann dich mit Gewalt von deinem Sinn
Abwenden, was verwerflich deinen Ohren klingt.
Was ſchadet bloßes Hören dir? Die Rede ſtellt
In voller Klarheit jeglich Werk, das trefflich iſt.
Du zeugteſt ihn; drum darfſt du nimmer, ſollt' er auch

Die größte Bosheit, Vater, und ruchloſeſte
Zufügen dir, vergelten ihm mit böſer That.
Nein, laß ihn kommen! Andre Väter haben auch
Ruchloſe Kinder und ein leicht aufbrauſend Herz;
Allein die Warnungsſtimme, die ein Freund erhebt,
Mit Zauberformeln zaubert ſie den Zorn hinweg!
Vergiß denn jetzt, und denke jener Leiden, die
Um Vater und um Mutter du erduldeteſt;
Gedenkſt du dieſer, zweifl' ich nicht, du ſiehſt es ein,
Welch' ſchlimmen Ausgang ſchlimmen Zorns Gewitter nimmt.
Du trägſt ein Zeichen, Armer, das dich mächtig mahnt,
Dein nachtumhülltes Auge, dein verfinſtertes!
Drum gieb Gehör uns! Keinem, der Gerechtes heiſcht,
Paßt lange Bitte, noch geziemt's, Wohlthaten ſelbſt
Zu nehmen, und genommen ſchlecht zu lohnen ſie.

Oedipus.

O Kind, ihr bringt durch eures Worts ſiegreiche Kraft
Mir ſchwere Gunſt ab; ſei es denn, wie's euch genehm.
Nur bitt' ich, wenn er wirklich kommen ſoll, o Fürſt,
Sieh', daß mich Niemand mit Gewalt antaſten mag!

Theſeus.

Laß ſolches Einmal hören mich, nicht doppelt, Greis!
Ich haſſe Prahlſucht; aber trau' auf meinen Schutz,
Wofern mich anders ſelber ſchützt der Götter Huld!

(Theſeus und ſein Gefolg geht ab.)

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Strophe.

Wer ein reiches und volles Loos
Seiner Tage begehrt, und ſich
Nicht beſcheidet mit rechtem Maaß,

Iſt ein Blinder! Ich will es ihm
Deuten in meinem Geſang mit Klarheit.
Denn manch finſteres Wetter thürmt
Um das altergebleichte Haupt
Unheilſchwanger ſich auf! Es ſchöpft
Niemals lautere Freude, wer
Zu heiß das Leben liebt; er kennt
Nicht den letzten Tröſter; während
Moira ſteigt aus Hades' Nächten
Ohne Brautlied, Tanz und Leier,
Naht der Tod uns,
Heilend alle Trübſal!

Gegenſtrophe.

Nicht geboren zu ſein, o Menſch,
Iſt das höchſte, das größte Wort;
Doch wofern du das Licht erblickſt,
Acht' als Beſtes, dahinzugehn
Wieder, von wannen du kamſt, im Flugſchritt!
Denn betratſt du der Jugend Feld,
Das Thorheiten umgaukeln, hauſ't
Dort nicht jegliches Ungemach,
Stürmt nicht jeglicher Jammer drin?
Mord, Hader, Blutvergießen, Kampf,
Haß und Neid; und endlich wartet
Schmachbeladen, mürriſch, einſam,
Krank und ſchwach das Alter unſer,
Das der Uebel
Uebel all' umlagern!

Schlußgeſang.

Es beugt nicht uns allein, es beugt zugleich
Hier den armen Oedipus,
Wie des Meeres ringsgepeitſchte Brandung

Schlägt an des Nords wetterumtobten Seeſtrand:
Schlägt auch dieſen des Unheils
Graunvoll wühlende Brandung,
Stets rollend heran im geprüften Fluthſchwall;
Mag ſich die Sonne hinab
Neigen, mag ſie herauf
Wandeln, mag ſie des Mittags
Leuchten, mag brauſen der Mitternacht Nordſturm!
(Polyneikes betritt die Bühne.)

Polyneikes. Oedipus. Antigone. Jsmene. Chor.

Antigone.

(Sie nennt mit Fleiß des Polyneikes Namen dem Vater nicht ſogleich.)

Da kommt der Fremdling, wie mich dünkt, des Wegs daher,
Und aus dem Aug' ihm träufelt, wie ich keinen Mann
Noch weinen ſah, o Vater, heller Thränen Strom.

Oedipus.

Wer iſt es?

Antigone.

Jener, den wir längſt erwarteten,
Polyneikes, theurer Vater, iſt zur Stelle hier.
(Polyneikes iſt inzwiſchen ganz herangekommen.)

Polyneikes.

Was thu' ich, Armer? Soll ich erſt mein eigen Leid
Beweinen, Schweſtern, oder dort das Mißgeſchick
Des greiſen Vaters? Den mit euch in fremdem Land
Ich finde hier, aus ſeiner Väter Stadt verjagt,
Von ſolchem Kleid umhangen: das mit häßlichem
Und greiſem Moder überdeckt den greiſen Leib,

Anſetzend Peſtſtoff: und das ungeſtrichne Haar
Umfliegt das augenloſe Haupt, der Winde Spiel;
Entſprechend dieſem Aeußern, wie ſich folgern läßt,
Mag auch die Koſt ſein, welche nährt des Armen Leib.
Nur allzuſpät erfahr' ich dies und fluche mir;
Ja, ſchilt mich ruchlos, nenne mich den ſchimpflichſten
Verſorger, den du hatteſt auf der weiten Welt,
O Vater, ſelber komm' ich anzuklagen mich!
Doch wie die Gnade waltend theilt den Thron des Zeus,
Um jeglich Werk zu ſchlichten, laß ſie auch um dich,
O Vater, walten! Denn ich kann wohl meine Schuld
Noch ſühnen, hoff' ich, ſteigern aber nimmermehr.
Was ſchweigſt du?

(Oedipus bleibt regungslos und in ſich gekehrt ſtehen.)

O rede, theurer Vater! Kehre nicht dich ab!
Vergönnſt du keine Sylbe mir? Nein, ſchickſt mich ſtumm
Und ſchimpflich fort, und ſprichſt mich ſelbſt nicht zornig an?

(Oedipus verharrt in ſeinem Schweigen.)

O Töchter dieſes Mannes, meine Schweſtern, auf,
Verſucht es ihr, ſtatt meiner, löſ't des Vaters Mund,
Der hart und grauſam gegen mich verſchloſſen iſt,
Damit er nicht mich ſchimpflich, ohne Gegenwort
Entlaſſe, mich, der nahte von des Gotts Altar!

Antigone.

Sprich ſelbſt, o Jammerwerther, was dich hergeführt!
Oft giebt die längere Rede durch erfreuliches,
Durch trauervolles oder ſchmerzlich bittres Wort
Sprachloſen Sprache wieder und der Stimme Ton.

Polyneikes.

So red' ich, denn vortrefflich find' ich deinen Rath,
Anhebend mit der Bitte, daß Poſeidon ſelbſt
Mein Helfer ſei, von deſſen Altarſchwelle mich

Die Huld des Landesherrſchers herbeſchieden hat,
Fahrloſe Rückkehr gönnend mir und frei Geſpräch.
Und dies Verſprechen bitt' ich euch, o Fremdlinge,
Euch Schweſtern und den Vater hier, zu halten mir!
Nun aber, Vater, künd' ich dir, weßhalb ich kam.
Ich irr', ein Flüchtling, aus dem heimiſchen Land verbannt,
Dieweil ich, trauend auf das Recht der Erſtgeburt,
Des Scepters Erbe, ſitzen wollt' auf deinem Thron.
Deshalb vertrieb Eteokles, er, der Jüngere,
Mich aus dem Land, indem er nicht durch's Wort mich ſchlug,
Noch ſeinen Arm erprobte, noch ſein Schwert an mir,
Nein, durch die Gunſt der Bürger, die ſein Mund gewann.
Indeß behaupt' ich, daß die Schuld an dieſem Leid
Dein uns verhängter Racheſluch hauptſächlich trägt;
Das Gleiche hört' ich ſpäter aus der Seher Mund.
Zum doriſchen Argos aber wandt' ich meine Flucht
Und ward Adraſtes' Schwiegerſohn; durch hohen Eid
Verband ich alle Fürſten mir, ſo ſpeerberühmt
In Apia herrſchen und an Glanz geprieſen ſind,
Vor Thebens Mauern ſiebenlanzigen Heereszugs
Hinauszurücken, ſei's zu ſterben ritterlich,
Sei's aus dem Land zu ſtoßen ſie, die mich verjagt!
Genug. Was aber komm' ich und was wünſch' ich hier?
Mit heißen Bitten, theurer Vater, nah' ich mich,
Und flehe dich in meinem Namen inniglich,
Wie auch in meiner Speergenoſſen Namen an,
Die jetzt des Kadmos weite Stadt umlagern rings
Mit ſieben Lanzen und mit ſiebenfachem Heer:
Dort ſchwingt den Wurfſpeer Amphiaraos, der erſte Held
Im Lanzenwurf, der Vogelſchauer weiſeſter;
Der Sohn des Oeneus ferner aus Aetolia,

Tydeus; Eteokles drittens, der aus Argos ſtammt;
Als vierter folgt mir Talaos' Sohn, Hippomedon;
Kapaneus, der fünfte, rühmt ſich laut, er wolle flugs
In Schutt und Aſche legen Kadmos' hohe Stadt;
Als ſechſter ſtürmt der Atalante treuer Sohn,
Parthenopäos, welcher aus Arkadia ſproß,
Benannt von ſeiner Mutter, die ſo lange Zeit
Als kühne Jungfrau widerſtand der Freierſchaar.
Doch ich, der deine, falls der deine nicht, ein Sohn
Des grimmen Schickſals, und genannt der deine doch,
Ich führe dieſes tapfre Heer vor Kadmos' Stadt.
Wir Alle, Vater, bitten denn und flehen dich,
Bei deinem Leben und bei deinen Töchtern hier,
Vom ſchweren Zorn zu laſſen gegen dieſes Haupt,
Im Sturm der Rache, die den Bruder treffen ſoll,
Den Räuber meines Vaterlands und meines Throns!
Denn lügen nicht die Seherſprüche, ſoll der Sieg
Die krönen, heißt es, welchen deine Gunſt du ſchenkſt.
Drum fleh' ich, wende deinen Zorn, und folge mir,
Bei Thebens Quellen und den Göttern unſers Stamms:
Ich bin ein Bettler, irre fremd, wie fremd du ſelbſt,
Und Beide müſſen kriechen wir vor Andrer Thür,
Weil uns die gleiche Frevlerhand getroffen hat.
Er aber, ach, ich Armer, ſchwelgt indeß daheim
Im Prunk der Herrſchaft, lachend mein und dein zugleich.
Doch leicht zu Boden ſchlag' ich ihn mit ſchnellem Wurf,
Wofern du meinen Wünſchen dich verbünden willſt.
Ihn aus den Mauern ſtoßend, führ' ich dich zurück.
In's Haus der Ahnherrn, führ' ich mich auch ſelbſt zurück.
Wird deine Huld mir, darf ich laut mich rühmen deß;
Wo nicht, ſo ſtürz' ich ſelbſt in rettungsloſen Schlund.

Chor.
O Greis, um deſſentwillen, der ihn kommen hieß,
Gieb freundlich Antwort deinem Sohn, und laß ihn ziehn.

Oedipus.
Traun, hätte nicht, o Männer, dieſes Landes Fürſt,
Der edle Theſeus ſelber herbeſchieden ihn,
Verlangend, daß ich ſprechen ſoll zu ſeinem Ohr,
Wohl nimmer hätt' er meiner Stimme Klang gehört:
Nun aber ſcheid' er, dieſer Gunſt gewürdiget,
Doch nimmer ſoll, was über meine Lippe kommt,
In ſeine Tage ſtrahlen heitres Licht! Du haſt,
O Frevler, als du ſelber trugſt den Herrſcherſtab,
Den jetzo trägt dein Bruder, aus der Väter Reich
Mich, deinen eignen Vater hier, verbannt, verjagt,
Zu dieſer Tracht gezwungen, über welche jetzt
Dein Auge Thränen netzen, weil der gleiche Strom
Des Mißgeſchicks, der mich ergriffen, dich umrauſcht!
Nichts frommt das Weinen, tragen muß ich meine Noth,
Was auch ich leide, deiner Mörderhand gedenk.
Denn du ja warfſt in dieſes Jammers Fluthen mich,
Du ſprachſt das Bannwort; deinetwillen irr' ich jetzt,
Und ſuch' an fremden Thüren mir des Tags Bedarf,
Und zeugt' ich dieſe Töchter nicht, den Vater einſt
Zu pflegen, traun, nicht lebt' ich mehr, ſoviel an dir;
Sie ſind es, die mich ſchützen, die mich nähren, die
Wie Männer, nicht wie Frauen, mich im Leid umſtehn;
Ihr aber ſtammt aus anderm, nicht aus meinem Blut.
Drum wird der Gottheit Auge bald dich zorniger
Anſchauen, wenn ſich wirklich jener Schaaren Reih'n
Vor Theben lagern. Nimmer kannſt du dieſe Stadt
Zerſchmettern; nein, du ſelber fällſt mit Blut bedeckt,
Mit Blut bedeckt dein Bruder, eh' dir das gelingt!

Schon früher ſtieß ich ſolchen Fluch auf euch herab,
Und ruf' ihn jezt als Streitgenoſſen abermals,
Auf daß ihr kindlich ehren lernt der Aeltern Haupt,
Und nicht dem blinden Vater frech mit ſolchem Hohn
Begegnet! Nimmer thaten ſo die Töchter mir.
Drum ſchwebt der Fluch hernieder auf Poſeidons Heerd,
An dem du Beiſtand ſuchteſt, und auf deinen Thron,
Wofern die graue Dike noch im Rath des Zeus
Mit alter Hoheit ewiges Recht beſchirmend ſitzt.
Verwünſcht, verſtoßen, fahre hin, Ruchloſeſter,
Gefolgt vom Nachfluch, den ich dir mit lautem Mund
Nachdonnere: weder ſollſt du deines Stammes Land
Mit Speergewalt erobern, noch heimkehren je
Zum hohlen Argos, nein, du ſollſt durch Bruderfauſt
Gemordet, morden jenen, der dich fortgebannt!
So fluch' ich, und es höre meiner Rache Laut
Des Hades grauſes Dunkel, das den Vater deckt,
Von hinnen dich zu raffen; höre mich zugleich,
O heilige Schaar des Haines; hör' auch Ares mich,
Der eurer Herzen blutigen Haß entzündet hat!
Mit dieſer Antwort zeuch hinweg, und künd' im Gehn
Rings allem Volk des Kadmos und dem treuen Heer
Der eignen Bundsgenoſſenſchaft, daß Oedipus
Mit ſolchen Gaben ſeine Söhne ſegnete!

Chor.

Nicht kann ich dir Glück wünſchen, daß du dieſen Weg
Gekommen biſt, Polyneikes! Eile ſtracks zurück.

Polyneikes.

Weh mir des unheilvollen und nutzloſen Gangs!
Weh euch, Gefährten! Welchem Ziel nachſteuerten
Aufbrechend wir von Argos, ich Unſeliger:
Solch einem Ziel, als keinem Kampfgenoſſen ich

Entdecken darf! Umkehren kann ich nicht: ich muß
Mich ſtumm zerſchellen laſſen dieſer Woge Braus!
O ſchweſterliche Töchter dieſes Manns, ihr habt,
Ihr habt des Vaters grauſen Fluch gehört, wohlan,
Bei den Göttern, nicht verlaßt mich denn auch euerſeits,
Wofern der Fluch des Vaters ſich erfüllt, und euch
Rückkehr nach Haus beſchieden iſt, verwerft mich nicht,
Nein, ſchenkt ein Grab mir, und bekränzt es liebevoll!
Dann folgt dem Lob der Tugend, welches eure Müh'n
Für dieſen Greis ſchon ärnten, durch den Liebesdienſt
Am Bruder ein nicht minder ſtolzes, neues Lob.

Antigone.

Polyneikes, eine Bitte doch erfülle mir!

Polyneikes.

O Theure, was begehrſt du? Sprich, Antigone!

Antigone.

Zurück gen Argos führe hurtig deine Schaar,
Und richte nicht dich ſelber ſammt der Stadt zu Grund.

Polyneikes.

Unmöglich! Wie vermöcht' ich dieſes ganze Heer
Zurückzuleiten plötzlich, feig mit Einem Mal?

Antigone.

Weshalb, o Kind, erzürnt ſich deine Seele neu?
Was bringt des Vaterlandes Sturz für Nutzen dir?

Polyneikes.

Entehrend iſt's zu fliehen, und entehrend iſt's,
Vom jüngern Bruder alſo mich verlacht zu ſehn!

Antigone.

So ſoll ſich, ſchauſt du, wandellos des Vaters Spruch
Erfüllen, der euch Tod verheißt durch Bruderhand?

Polyneikes.

Er will es; ich hingegen weiche keinen Schritt!

Antigone.

Ich Arme! Wer indeſſen wagt zu folgen dir,
Sobald er hört des Vaters fluchverhängend Wort?

Polyneikes.

Mein Mund verſchweigt das Schlimme; denn ein tüchtiger
Heerführer thut das Gute, nicht das Trübe kund.

Antigone.

So haſt du denn, Unſeliger, feſt beſchloſſen dies?

Polyneikes.

Du änderſt nichts; nein, wandeln will ich dieſen Weg,
Der durch den Fluch des Vaters und ſein Racheheer
In Untergang mich und Verderben reißen wird!
Euch ſegne Zeus auf euern Wegen, wenn ihr mir,
Dem Todten, liebreich dieſe Gunſt erweiſen wollt;
Denn nichts erweiſen könnt ihr mehr dem Lebenden.
Nun aber laßt mich, Theure! Nehmt den Scheidegruß
Aus meinem Mund, den letzten!

Antigone.

Ich Unſelige!

Polyneikes.

Nicht klag' um mich!

Antigone.

Wer ſollte nicht beweinen dich,
O Bruder, der in Hades' offnen Schlund du ſtürmſt?

Polyneikes.

Wofern ich muß, ſo ſterb' ich!

Antigone.

Nein; gieb mir Gehör!

Polyneikes.

Nicht fordere, was nicht möglich!

Antigone.
Ich Unſeligſte,
Dann biſt du mir verloren!
Polyneikes.
Dies beſtimmt der Gott,
Ob ſo es fällt, ob anders. Nimmer mag ein Leid,
Die Götter bitt' ich, ſtürzen ſich auf euer Haupt!
In Aller Augen ſeid ihr werth des höchſten Glücks!
(Polyneikes eilig ab.)

Antigone.

Das dritte Drama aus dem Sagenkreiſe vom Oedipus, der Zeit ſeines Entſtehens nach das früheſte, es wurde 440 v. Chr. bei den großen Dyoniſien in Athen zuerſt aufgeführt. Sein Inhalt ſchließt ſich unmittelbar an die Handlung an, welche Aeſchylos in ſeinem Drama, Sieben vor Theben, darſtellt, und wo dies endet, beginnt as vorliegende Werk des Sophokles.

Es iſt früher Morgen, am Tage nach jenem Kampfe, n welchem Theben von ſeinen Bedrängern befreit wurde. Kreon hat zwar verboten, die Leiche des Polyneikes zu eerdigen. Antigone aber entſchließt ſich, dieſem Befehle ls einem unheiligen, nicht zu gehorchen und fordert Jsmene auf, ihr bei der Beſtattung des Bruders behülflich u ſein, welche ihr jedoch davon abräth, worauf Antigone ſchließt, es allein zu thun. Der Chor begrüßt jetzt reudig den Sonnenaufgang und ſchildert dann den Kampf des vorigen Tages. Kreon kommt und wiederholt ſeinen Befehl, ihn ausführlich begründend, Polyneikes unbeſtattet zu laſſen, und ſchärft dem Chor (der Greiſe von Theben) ein, darüber zu wachen (V. 1—222). Unterdeſſen hat aber Antigone ſchon dem Bruder die letzte Ehre erzeigt und ein Wächter eilt herbei und meldet erſchreckt, die Leiche ſei mit Staub überſchüttet worden, ohne daß man ahne, wer das gethan. Der Chor iſt der Meinung, die Götter ſeien es vielleicht ſelbſt geweſen, aber Kreon ſchilt ihn deswegen, bedroht die Wächter mit ſchwerer Strafe, wenn ſie nicht den Thäter entdecken, und kehrt in den Palaſt zurück, worauf der Wächter ſich auch entfernt. Der Chor feiert jetzt im Geſange den Menſchengeiſt (V. 223—379). Da bringen die Wächter Antigone, welche ſie ertappt haben, wie ſie die durch einen Sturm entblößte Leiche wieder mit Staub bedeckt. Zwiſchen Kreon und Antigone findet nun folgende Unterredung Statt, zu der er auch Iſmene herbeibringen läßt und an welche der Chor eben ſo erhabene, als tief poetiſche Betrachtungen anſchließt (V. 380—621). — Wir geben dieſe Scenen in Minkwitz's Verdeutſchung.

Wächter. Antigone. Chor. Gleich darauf Kreon.

Wächter.

Hier iſt Diejenige, die das Grab bereitete.
Sie trafen wir beim Werke. Sagt, wo Kreon iſt!

Chor.
kommt er eben wieder aus dem Haus zurück.
Kreon.
s giebt's? Zu welchem Falle komm' ich wünſchenswerth?
Wächter.
Fürſt, verſchwören müſſen nichts die Sterblichen!
ſtraft Erfahrung Lügen ihr Urtheil; denn ich,
hatte ſchwerlich wieder herzunah'n gelobt,
h deinen Drohungsreden, die mich hart beſtürmt.
h weil die un= und nieverhoffte Freude ſich
Länge keinem andern Luſtgefühl vergleicht,
komm' ich, obſchon Dieſes ich durch Eid verſchwor,
mit der Jungfrau, die man traf, als ſie das Grab
ellte. Diesmal wurde keineswegs geloos't.
n mir gehört und keinem Andren dieſer Fund!
nun, o Fürſt, nimm ſelbſt ſie nach Belieben hin,
richten und zu ſtrafen: ich bin frei und muß
Recht von aller Strafe losgeſprochen ſein.
Kreon.
wie und wo ergriffſt du Dieſe, die du bringſt?
Wächter.
Mann begrub Dieſelbe. Nun weißt Alles du.
Kreon.
auch du ſicher, haben deine Worte Grund?
Wächter.
ſahe ſie beſtatten, welchen du verbotſt,
Todten. Red' ich alſo deutlich und beſtimmt?
Kreon.
kam's, daß ſie geſehen und ergriffen ward?
Wächter.
imm den Vorgang. Als wir an den Ort gelangt,
olge deiner ſchreckensvollen Drohungen,

So fegten allen Staub wir ab, womit der Leib
Bedeckt, entblößten völlig ihn, den modernden,
Und ſetzten auf des Hügels Höh' uns, aus dem Wind,
Daß uns vom Leichnam träfe kein Geruch, bedacht,
Anregend gegenſeitig uns mit drohendem
Zuruf, wenn Einer wollte läſſig ſein im Dienſt.
Es währte dies ſo lange, bis am Mittelpunkt
Des Himmels glanzvoll ſtand der Sonne Feuerball,
Und heftig ſengte; da erhob ein Wirbelwind
Vom Boden plötzlich Sauſen (ungeheures Grau'n),
Und füllt das Blachfeld, ſchüttelnd alles Laub herab
Vom Wald im Thalgrund, während ſich anfüllt der Raum
Der Luft: wir trugen blinzend übermenſchlich Leid!
Und als ſich in geraumer Zeit der Sturm gelegt,
Erſcheint die Jungfrau, welche hellen Klagelaut
Des bangen Vogels jammert, der zurückgekehrt
Des leeren Neſtes Lager ſchaut der Brut beraubt:
So brach die Jungfrau, wie ſie nackt den Leib erblickt,
In jammervolle Klagen aus und ſchreckliche
Verwünſchung gegen dieſe, welche Schuld hieran.
Alsbald mit ihren Händen bringt ſie trocknen Staub,
Und aus dem ſchöngetriebnen ehrnen Krug herab,
Dreifachen Weihguß ſpendend ehrt ſie ſeinen Leib.
Bei dieſem Anblick ſprangen wir, und alſobald
Erhaſchten wir die keineswegs Erſchreckene,
Und als man ihr die erſte, wie die letzte That
Verwarf, geſtand ſie Alles ein mit Feſtigkeit,
Jedoch für mich erfreulich und ſchmerzvoll zugleich.
Denn daß man ſelber aus der Noth entrann, erfreut
Zwar ſehr; doch daß man ſeine Freunde bringt in Noth,
Iſt ſchmerzlich. Aber alles Dies iſt mir Geſetz
Hintanzuſtellen meinem eignen Lebenswohl.

Kreon.
Du alſo, die zu Boden niederſenkt das Haupt,
Bekennſt du, oder leugneſt dieſe That du ab?
Antigone.
Nein, ich bekenne, daß ich's that, und legne nicht.
Kreon.
(Zum Wächter.)
Du kannſt nun fortbegeben dich, wohin du willſt,
Und biſt vom Vorwurf ſchwerer Schuld gereiniget.
(Zur Antigone.)
Du ſage mir, nicht dehnend, ſondern kurzgefaßt,
War dir der Heroldsruf bekannt, der dies verbot?
Antigone.
Bekannt. Wie ſollt' er anders? denn er war ja kund.
Kreon.
Und doch mit Frechheit übertratſt du dies Geſetz?
Antigone.
Nicht war's ja Zeus, der dieſen Heroldsruf geſandt,
Noch Dike, welche bei den untern Göttern wohnt,
Die für die Menſchen hätten ſolch Geſetz beſtimmt!
Noch hielt' ich alſo hohen Werthes dein Gebot,
Daß ich der Götter ungeſchriebnes gültiges
Geſetz mißachten könnte, die ich ſterblich bin!
Denn nicht nur heut und geſtern, ſondern immerdar
Lebt Dieſes, Niemand aber weiß, ſeit wann's erſchien.
Um Dieſes willen dacht' ich nicht, vor menſchlichen
Beſchlüſſen zaghaft, Strafe bei den Himmliſchen
Zu leiden. Daß ich ſterbe, wußt' ich längſt, fürwahr!
Nicht eines Ausrufs braucht' es. Doch wenn vor der Zeit
Der Tod mich hinnimmt, heiß' ich das für mich Gewinn.
Denn wer von tauſend Leiden, ſo wie ich, umringt
Lebt, wie gewähret Sterben Dieſem nicht Gewinn?

Drum alſo, wenn mich dieſes Todesloos betrifft,
Schmerzt mich's mit nichten; aber hätt' ich ſchau'n gemußt
Den Leib des todten Bruders ſeines Grabs beraubt,
Das wäre ſchmerzvoll; Jenes kränkt mich nimmermehr.
Doch ſchein' ich dir als Thörin jetzo dazuſteh'n,
Wird wohl der Thorheit zeihen mich ein Thörigter!

Chor.

Im Trotz der Tochter zeichnet ſich der ſtarre Sinn
Des Vaters; denn zu weichen weiß ſie nicht der Noth.

Kreon.

Doch nicht vergiß, daß allzuſchroffe Sinnesart
Am erſten wanket, wie du auch den zäheſten
Durch's Feuer hartgebrannten ſpröden Eiſenſtab
Geſprungen und zerſplittert ſchauen kannſt zumeiſt.
Mit ſchwachem Zügel ſah ich oft gebändiget
Den Zorn der wilden Roſſe. Keinem ſteht es zu,
Sich aufzubläh'n, der Sclave ſeines Nächſten iſt!
Doch Dieſe zeigte vollen Uebermuth bereits
Durch ihre Handlung wider das Geſetzliche,
Und, als die That geſchehen, neuen Uebermuth,
Zu prahlen deshalb und zu ſpotten hinterdrein.
Ich wäre wahrlich nicht ein Mann, und Sie ein Mann,
Wenn ohne Strafe Dieſer ſolcher Sieg verbleibt.
Nein, mag ſie Schweſter-Tochter, mag ſie näheren
Bluts ſein, als Alle, welche Zeus im Haus beſchirmt,
Sie ſoll und ihre Schweſter nimmermehr entflieh'n
Dem ärgſten Schickſal. Denn auch ſie beſchuldige
Ich gleichen Antheils an dem Unternommenen.
Man rufe ſie. Denn eben ſah ich im Palaſt
Sie raſen angſtvoll und der Sinne nicht bewußt.
So giebt im Voraus ſich gefangen das Gemüth
Der falſchen Anſchlag im Geheim berathenden.

Doch haſſ' ich ungleich Jenen, der in Miſſethat
Betroffen, alsdann noch ſie will beſchönigen.

Antigone.

Haſt noch du Schlimm'res, als den Tod, mir zugedacht?

Kreon.

Nichts ſonſt. Es iſt mit dieſem Alles abgethan.

Antigone.

Was ſäumſt du demnach? Keines deiner Wort' erfreut
Sich meines Beifalls, wird ſich deſſen nie erfreu'n!
So müſſen dir mißfallen auch die meinigen.
Und doch, wodurch wohl konnt' ich ehrenvoll'ren Ruhm
Erlangen, als daß meinen Bruder ich im Grab
Verbergen? Dieſe fänden Alle dies gerecht
Und ſprächen, wenn nicht feſſelte die Furcht den Mund!
Doch manchen Vorzug hat die Zwingherrſchaft voraus,
Und thun und reden darf ſie frei, was ihr gefällt.

Kreon.

Du biſt von Kadmos' Bürgern hier allein ſo klug.

Antigone.

Auch Dieſe ſind's; doch reden dir ſie nach dem Mund.

Kreon.

Wirſt nicht du ſchamroth, andren Sinns, als ſie, zu ſein?

Antigone.

Nicht iſt's ja ſchimpflich, ehren den Verſchwiſterten.

Kreon.

War's nicht ein Bruder, welcher fiel im Kampf mit ihm?

Antigone.

Ein Bruder, der von gleichen Aeltern ward erzeugt.

Kreon.

Was zeigſt du alſo gegen ihn dich ungerecht?

Antigone.

Nicht wird hierin beiſtimmen der Geſtorbene.

Kreon.
Nicht? Wenn du ihn gleich ehreſt mit den Schändlichen?
Antigone.
Er kam ja nicht als Sclave, nein, als Bruder um.
Kreon.
Als Feind des Landes; Jener als Vertheidiger!
Antigone.
Indeß der Hades heiſchet ſelbiges Geſetz.
Kreon.
Doch gleichen Anſpruch haben Gut' und Böſe nicht.
Antigone.
Wer weiß es, ob den Todten dieſes wohlgefällt?
Kreon.
Nicht wird der Haß zur Liebe, ſelbſt im Tode nicht!
Antigone.
Ich kann die Liebe theilen, nicht den Haß jedoch!
Kreon.
Im Schattenreiche liebe, wenn du lieben mußt,
Sie nun! So lang ich lebe, mir kein Weib gebeut!
Chor.
Da tritt vor das Thor Iſmene heraus,
Um die Schweſter entſtürzt ihr die Thräne herab,
Ein Gewölke, gehüllt um die Brauen, entſtellt
Das Geſicht blutroth
Und netzt holdſelige Wangen.

Kreon. Iſmene. Antigone. Chor.

Kreon.
O Schlange, die du dich im Haus einniſteteſt
Mir ſtill am Leben ſaugend (der ich unbewußt
Der Furien Zweie nährte zu des Thrones Sturz),

Sprich, ſage mir, bekennſt du am Begräbnißwerk
Dich ſchuldig oder leugneſt du Mitwiſſenſchaft?

Ismene.

Ich hab's begangen, wenn es ſie beſtätiget,
Und gleichen Antheil trag' ich als Mitſchuldige.

Antigone.

Das läßt die Wahrheit nimmermehr geſchehn, da du
Nicht Luſt bezeigteſt und ich ſelbſt es dir verwehrt.

Ismene.

Doch bei dem Schiffbruch deiner Noth erröth' ich nicht,
Mich frei dir anzutragen als Mitleidende.

Antigone.

Vom Thäter zeuget Hades und die Unterwelt,
Und keine Freundin wünſch' ich, die mit Worten liebt.

Ismene.

Doch raub', o Schweſter, dieſen Ruhm mir nicht und laß
Mit dir mich ſterben als des Todten Sühnerin.

Antigone.

Nicht ſollſt mit mir du ſterben, noch, was nicht du thatſt,
Aneignen wollen. Gnügen wird's, trifft mich der Tod!

Ismene.

Wie bleibt das Leben ohne dich mir wünſchenswerth?

Antigone.

Befrage Kreon, Jenen, den du ſo vertrittſt.

Ismene.

Was ſprichſt du kränkend, ohne daß Gewinn du haſt?

Antigone.

Weil's doch mich ſchmerzt, wenn Spottes werth du mir erſcheinſt.

Ismene.

Worin noch aber könnt' ich jetzt dir nützlich ſein?

Antigone.
Dich ſelbſt errette. Gern entronnen ſeh' ich dich.
Iſmene.
Ach, ſoll ich Arme theilen nicht dein Todesloos?
Antigone.
Du haſt gewählt das Leben, aber ich den Tod.
Iſmene.
Doch hab' ich ausgeſprochen meine Warnungen.
Antigone.
Dir ſchien es ſo, mir aber anders wohlgedacht.
Iſmene.
Indeß wir tragen Beide doch die Miſſethat.
Antigone.
Getroſt. Du lebeſt. Meine Seele ſtarb jedoch
Schon längſt, bereit zum Dienſte den Geſtorbenen!
Kreon.
Von dieſen Jungfrau'n kürzlich ſcheint die Eine erſt
Geworden ſinnlos, Jene war es immerdar.
Iſmene.
Nie bleibt ja, Herrſcher, ſelbſt der angeborene
Verſtand in böſen Leiden, nein, er wird zerſtört.
Kreon.
Dir freilich, da mit Böſen Böſes du gewählt.
Iſmene.
Wie ſoll allein ich leben noch, von Ihr getrennt?
Kreon.
Gedenke doch nicht Ihrer. Denn nicht iſt ſie mehr!
Iſmene.
So willſt die Braut du morden deines eignen Sohns?
Kreon.
Noch giebt es andre Fluren für die Eheſaat.

Jsmene.
Doch keine dieſen Liebesbund erſetzende.
Kreon.
Für meine Söhne haſſ' ich ſchlechte Gattinnen.
Jsmene.
O liebſter Hämon, wie beſchimpft der Vater dich!
Kreon.
Ganz unausſtehlich biſt du ſammt dem Ehebund.
Jsmene.
Beraubſt du wirklich Jhrer deinen eignen Sohn?
Kreon.
Es ſetzt der Hades dieſem Ehebund ein Ziel.
Jsmene.
Beſchloſſen, wie es ſcheinet, iſt ihr Untergang!
Kreon.
Uns allen Beiden! Kein Verzug nun mehr, hinein
Geleitet Dieſe, Sclaven; denn ich will, daß ſie
Fortan als Frauen leben, ſtreng bewacht von euch.
Die Kühnſten ſinnen auf die Flucht, ſobald den Tod
Sie ſchon dem Leben drohend nah vor Augen ſchau'n.
Chor.
Erſte Strophe.
Glückſelige, welche geflohn des Lebens Unheil!
Wenn ein Haus je Götter erſchütterten, dann ruht
Nie des Unglücks Fluch, zu der Reihe der
Enkel ſchleichend:
Sowie die Wogenfluth, ſobald
Heftigweh'nden Thrakerhauchs
Seeſturm ſie peitſchet über dunkle Meeresnacht,
Heraufwälzt ſchwarzen tiefen Grundſand,
Den der Wind bewegt, indeß
Die Ufer hallen bei dem Schlag der Brandung.

Erſte Gegenſtrophe.

So ſchau' ich des Labdakoshauſes alte Drangſal
Sich der Drangſal Untergegangener anreih'n;
Kein Geſchlecht macht frei das Geſchlecht, denn es
Reißt zum Abgrund
Ein Gott ſie, keine Sühne giebt's.
Denn das Licht vom letzten Sproß,
Das noch geleuchtet in dem Haus des Oedipus,
Auch dies rafft hin ein blutig Staubgrab,
Das die Unterwelt befahl,
Der Rede Frevel und des Geiſts Erinnys.

Zweite Strophe.

O Zeus, deiner Gewalt, wie thut ihr
Ein ſterbliches Wagniß Einhalt,
Die nimmer der allſchwächende Schlaf bewältigt,
Noch göttlichen Umſchwungs
Monden? In unalternder Zeit bewohnſt du
Mit der Macht Olympos'
Strahlengeſchmückten Lichtglanz!
Es beſteht wie jetzt und künftig
Und ſonſt das Geſetz in Kraft,
Lautend: menſchlich Daſein
Bleibt nimmer verſchont lange vom Schlag des Unheils.

Zweite Gegenſtrophe.

Denn reicht ſchweifenden Flugs die Hoffnung
Auch manchem der Menſchen Labſal,
Weckt manchem ſie doch eitler Begierden Irrthum,
Den nicht er gewahr wird,
Bis er den Fuß ſetzet in helle Brandglut:
Ein geprieſ'ner Spruch iſt,
Welchen ein Weiſer kundthat,
Es bedünke Böſes ſtets Gut

Dem, welchem das Herz ein Gott
Lenken will in Unheil:
aum wenige Zeit handelt er frei von Unheil.

mon, Kreon's Sohn, der Verlobte der Antigone, er-
eint jetzt und der Vater fragt ihn, ob er ihm zürne
gen ſeines Befehles. Hämen verſichert ihn ſeines Ge-
rſams, als aber Kreon Antigone ſchmäht, vertheidigt
Jüngling ſie, bemerkt, daß das Volk auch die That
Jungfrau billige und ermahnt ihn, nicht zu hartnäckig
ine Anſicht für untrüglich zu halten. Es kommt zum
treit zwiſchen ihnen, Kreon droht, Antigone vor Hä-
on's Augen hinrichten zu laſſen und dieſer eilt unter
rnigen Drohungen ab. — Der Chor drückt ſeine Beſorg-
ß aus und Kreon fällt nun das Urtheil, nach dem Is-
ene frei geſprochen wird, Antigone aber lebendig begra-
n werden ſolle (V. 621—722). — Der Chor lobſingt
m dem Eros. Was dann folgt, laſſen wir vom Dichter
lbſt darſtellen.

Antigone. Chor. Später Kreon.

Antigone.

O ſeht mich, ihr Bürger des Vater-
lands, mich, welche den letzten Weg
Wandelt, welche zum letzten Mal
Jetzt anſchaut des Helios Licht,
Und nicht wieder! Da mich der Tod,
Der All' einwiegt, lebend hinab
An Acheront'ſchen

Strand führt, keiner Vermählung
Theilhaftig, denn mir erſcholl niemals
Bräutlichen Feſtgeſangs
Jubel! Acheron ruft mich zur Hochzeit!

Chor.

Doch verherrlichet gehſt und mit Ruhm du gekrönt
In das dunkele Reich der Geſterbenen ein,
Nicht Krankheit zehrt dich ergreifend dahin,
Nicht trifft dich der Tod von der Schärfe des Schwerts,
Nein, frei ſteigſt du, lebendig und wie
Kein Sterblicher ſonſt, in den Hades!

Antigone.

Bejammernswerth ſtarb, ſo vernahm ich,
Einſt die Phrygerin, Tantalos'
Kind, auf Sipyles' ſteilen Höh'n.
Um ſie ſchlang ſich wachſender Fels,
Wie des Epheu rankendes Grün:
Und hinſchmilzt im Regen ſie nun,
Wie das Gerücht ſagt,
Sie deckt ewige Schneelaſt,
Und ihre Wimper, die ſtets feucht iſt,
Netzet den Hals. Auch mich
Wiegt in Schlummer, wie ſie, des Gotts Allmacht!

Chor.

War Göttin ſie doch und von Göttern entſtammt:
Wir, Sterbliche blos und von Menſchen gezeugt!
Doch iſt es im Tod ruhmwürdig gewiß,
Halbgöttern an Ehre zu gleichen.

Antigone.

Weh mir, des Spotts! Götter des Vaterlands, was höhnſt du,
Bevor ich unterging, mich,

Während ich lebe? Heimiſche Stadt und ihr
Der Stadt mächtige Bürger!
Vernehmt!
O Quellſtrom Dirkes, und Hain
Roßprangenden Thebens! Euch ruf'
Als Zeugen ich, daß ihr ſchaut ſämmtlich,
Wie ich von Freunden unbeweint, wie verdammt
Ich niederſteig' in feſten Grabverſchluß
Der grauenvollen Gruft!
O ich Unglückskind,
Ich bin Menſchen und Todten gleich fern,
Getrennt von Lebend'gen und Geſtorbnen!

Chor.

Zum Kühnſten ſtiegeſt du hinan
Und ſtießeſt an den hehren Thron
Der Dike heftig an, o Kind!
Doch auskämpfſt du den Kampf des Vaters.

Antigone.

Du trafſt die ſchmerzhafteſte Stelle meiner Trübſal:
Das Leid, das ſich verdreifacht
Labdakos' hohen Sproſſen, des Vaters Loos,
Das Loos unſeres Hauſes!
O weh,
Ach Ehbett, das unheilvoll
Einſt Mutter und Vater, der ihr
Entſproſſen, der Armen, ſelbſt, einlud!
Und ſie erzeugten mich, die Leidvolle, ſie,
Zu denen ich verfluchet, unvermählt,
Hinunterziehe jetzt.
O welch Unglück ſchuf
Der Bund, welchen du, Bruder, eingingſt,
Im Tode haſt noch du mich vernichtet!

Chor.

Den Frommen ehret Frömmigkeit,
Doch an der Macht der Herrſchermacht
Zu freveln, ſtehet nimmer frei.
Geſtürzt hat dich der eigne Starrſinn.

Antigone.

Unbetrauert, unvermählet, freundlos,
Betrübt werd' ich geführt meinen Weg, der gebahnt!
Mir (o der Armen) vergönnt man zu ſchauen des Lichtes
Heiliges Auge nicht mehr!
Keine Thräne weinet meinem Schickſal
Der Freunde Mitleid.

(Kreon kommt während des letzten Klagegeſanges der Antigone aus dem Palaſte, wo er die Befehle zur Beerdigung der Antigone ertheilt hat, zurück.)

Kreon.

Glaubt ihr, daß Jemand vor dem Tod mit Klaggeſchrei
Und Jammern enden würde, wenn es fruchtete?
Führt hin ſie augenblicklich! Habt ihr ſie verſperrt
In überwölbtem Grabe, wie ich euch befahl,
So laßt ſie ſterben, wenn ſie will, in Einſamkeit,
Wo nicht, in ſolcher Wohnung Gräber bau'n hinfort.
Denn ich bin ſchuldlos am Geſchick, das ſie bedroht:
Des Aufenthalts blos an dem Licht ſei ſie beraubt.

Antigone.

O Gruft, o Hochzeitkammer, unterirdiſches
Wohnhaus, o ew'ger Kerker, welcher mich empfängt,
Zuführt den Meinen, deren größte Zahl verſtarb,
In's Schattenreich genommen von Perſephone.
Des Stammes Letzte folg' ich und Unglücklichſte
Hinab, bevor noch meine Lebenszeit erfüllt.

Indeß, die Hoffnung nähr' ich feſt, die Kommende
Wird gern der Vater ſehen, gerne ſeh'n auch du,
O Mutter, gern auch du, geliebtes Bruderhaupt!
Denn euch, die Todten hab' ich ſelbſt mit eigner Hand
Gebadet, euch geſchmücket, euch die Spendungen
Auf's Grab gegoſſen. Jetzt, Polyneikes, trag' ich nun
Für deines Leibs Beſtattung ſolchen Lohn davon.
Doch meine Handlung lobet, Wer ſie wohl erwägt.
Denn nimmer würd' ich, für ein Kind, das ich gebar,
Noch für den Gatten, welcher todt vermoderte,
Mich ſolchem Wagniß unterziehn zum Trotz dem Staat.
Jedoch wie läßt ſich dieſes Wort rechtfertigen?
Beim Tod des Gatten fänd' ich einen Anderen,
Und auch ein Kind von andrem, meines Manns beraubt:
Doch wenn die Aeltern Beide Todesnacht bedeckt,
Dann wird ein Bruder nimmer wieder mir erſteh'n!
Nach ſolchem Grundſatz ehrend dich vor Jeglichen,
Erſchein' ich gleichwohl Kreon als Verbrecherin,
Und ſtiftend Aufruhr, o geliebtes Bruderhaupt!
Und jetzt ergreift mich ſeine Hand und führt mich fort,
Das gattenloſe Mädchen, das des Eheglücks
Nicht wurde theilhaft, keiner Mutter Luſt genoß.
Entblößt von Freundeshülfe ſteig' ich ſo hinab,
Die Jammervolle, lebend in das Todtenreich!
Doch überſchritten hab' ich welches Gotts Geſetz?
Was ſoll ich Unglückſel'ge noch auf Himmliſche
Hinſchau'n? Um weſſen Hülfe flehn? Da mir ja doch
Die Frömmigkeit geworden zur Ruchloſigkeit!
Allein, wofern den Göttern Solches wohlgefällt,
Geſteh' ich, daß ich büßte für Verſchuldungen.
Sind aber dieſe ſchuldig, treffe Härteres
Sie nicht, als was ſie üben ungerecht an mir!

Chor.

Noch tobt wie zuvor gleichheftigen Sturms
Gleichheftiger Stoß in der Jungfrau Herz.

Kreon.

Drum ſollen dafür die Geleitenden dort
Mit Thränen empfah'n der Verzög'rung Lohn!

Antigone.

Weh mir! Es verheißt ganz nah' mir den Tod
Das erſchollene Wort.

Kreon.

Nicht ſprech' ich dir Troſt und Beruhigung zu,
Das Beſchloſſene wird in Erfüllung geh'n.

Antigone.

O Thebiſchen Lands heimathliche Stadt,
Urgötter des Volks,
Hinzieh' ich nun ohne zu ſäumen!
O des Thebiſchen Reichs ihr Edelſten, ſchaut
Mich letzte von fürſtlicher Abkunft,
Welch Loos mich trifft auf weſſen Befehl,
Weil heilig Geſetz ich geheiligt!

(Auf einen Wink des Kreon wird Antigone von den Dienern ergriffen und nach der linken Seite hin abgeführt. Man ſieht ſie noch eine Zeit lang, während des folgenden Geſanges. Der Chor folgt ihr mit ſeinen Blicken. Kreon zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Chor.

Erſte Strophe.

Litt doch Danae ſelbſt himmliſchen Lichtſtrahls
Austauſch, als ſie voreinſt chernes Schloß
Aufnahm, wo ſie den Wohnſitz
In grabdunklen Gemachs Verſchluß aufſchlug.
Und doch hohen Geſchlechts war ſie, wie du, Kind, Kind,
Und barg goldigen Saatregen des Zeus hegend im Schooß.

Furchtbar herrſchet indeß deine Gewalt, Schickſal!
Nicht kann ihr Glück, noch Tapferkeit,
Nicht Veſte, nicht das dunkle Schiff
Im Meer hinrauſchend widerſtehn.

Erſte Gegenſtrophe.

So warf zornig den Edonierkönig,
Der von Dryas erzeugt, ob des Gemüths
Hohnſucht, einſt Dionyſos
In Felsklüfte hinab, wo kein Ausweg.
Austobt alſo der Wahnwitzige, der aufbrauſ't
Voll unmäßigen Muths. Jener erfuhr's, als er den Gott
Mit hohnſprechendem Mund raſenden Sinns angriff.
Er war es, der die heil'ge Schaar
Der Frau'n und Fackeltanz geſtört,
Gereizt hat flötenfrohe Muſen.

Zweite Strophe.

Längs des Kyaniſchen Flutengewegs in dem Doppelmeer
Liegt Bosporiſcher Strand und der Thrake Salmydeſſos,
Wo Ares, der einheimiſche Gott,
Anſah, wie an Phineus'
Söhnen den Stoß der Blendung
Vollbrachte ruchlos die wüth'ge Gattin,
Verdunkelnd Beider Augenſtern' entſetzenvoll,
Und durch kein Schwert, in Blut die Hand ſelbſt
Eintauchend, die ſpitz'ge Spindel führte.

Zweite Gegenſtrophe.

Alſo verblichen die Armen, beweinend das Mißgeſchick,
Daß ſie zeugte die Mutter im Unglücksbund. Sie aber,
Entſproſſen von uraltem Geſchlecht,
Vom Stamm des Erechtheus,
Wuchs im entlegnen Waldgrund,

Des Boreas Kind, im Sturm des Vaters
Heran, auf feſtem Eiſe wandelnd roſſeſchnell.
Doch auch auf ſie, der Götter Sprößling,
Einbrach des Schickſales ew'ge Macht, Kind!

Jetzt tritt Teireſias, der blinde Seher, auf, ſpricht dem Kreon von grauſenerregenden Anzeichen und ermahnt ihn, von ſeinem Beſchluſſe abzuſtehn, doch umſonſt, Kreon beharrte dabei. Innig betrübt ſcheidet Teireſias. — Da fühlt ſich Kreon plötzlich im tiefſten Innern erſchüttert und eilt fort, Antigone zu befreien. Der Chor betet zu Bakchos, dem Schützer Thebens, drohendes Uebel abzuwenden, da meldet ein Bote, daß Hämon aus Verzweiflung über Antigone's Geſchick ſich ſelbſt getödtet. Euridike, Kreon's Gattin, tritt aus dem Palaſt; der Bote berichtet ihr, daß Kreon des Polyneikes' Leiche feierlich beſtattet nnd dann Antigone habe befreien wollen, dieſe aber ſei an ihrem Schleier in der Felſenkluft erhängt gefunden und Hämon habe ſich nun mit ſeinem Schwerte durchbohrt. Entſetzt kehrt Euridike in den Palaſt zurück. Kreon tritt auf mit Hämon's Leiche und verwünſcht verzweifelnd ſich ſelbſt. Nun meldet ein Diener, daß auch Euridike ſich freiwillig das Leben genommen. Kreon bricht in herzzerreißende Klagen aus und wird in den Palaſt zu der Leiche der Gattin geleitet, die ſterbend ihm alle Schuld beigemeſſen und der Chor ſchließt nun die Tragödie mit folgender Betrachtung:

Vorzüglich erſcheint die Verſtändigkeit
Vor jeglichem Glück. An Göttlichem darf
Nie freveln der Menſch! Großſprecheriſch Wort
Der Vermeſſenen fühlt den gewaltigen Schlag
Der beſtrafenden Hand
Und lehret im Alter die Weisheit.

Elektra.

Derſelbe Stoff wie bei den Choëphoren des Aeſchylos, liegt auch dieſem Trauerſpiel zu Grunde, aber Sophokles Behandlung deſſelben zeichnet ſich durch reichere Erfindung, mildere Lebensanſchauung und feinere Charakterzeichnung aus. Um dem Leſer die Vergleichung Beider zu erleichtern und näher zu rücken, geben wir hier ausführlich den Inhalt, wie ihn der fleißige Minkwitz ſeiner Verdeutſchung voraufgehen ließ und laſſen dann zwei der ſchönſten Scenen aus ſeiner Ueberſetzung folgen.

„Der Pfleger zeigt ſeinen zwei Begleitern, im Augenblick ihrer Ankunft, die vom Glanz der Morgenſonne beleuchtete Gegend, und ermahnt ſie, ohne Verzug zur Ausführung deſſen zu ſchreiten, was ſie ſich vorgenommen. Oreſtes legt nochmals in der Kürze den ganzen Plan vor. Apollons Spruch habe zur Liſt gerathen; daher ſolle der Pfleger den günſtigen Augenblick abwarten, wo er in den Palaſt eintreten könne, um als Bote verkleidet den Herrſchern Kunde zu bringen von Oreſtes' angeblichem Tod. Er und Pylades beſchließen zunächſt, dem gemordeten Agamemnon ein Todtenopfer auszurichten, dann aber mit einem Aſchenkrug zurückzukehren und mit der Betſchaft dem Fürſtenhaus ſich anzumelden, ſie brächten die Aſche des umgekommenen Oreſtes. Nachdem dies beſprochen, entfernen ſie ſich (V. 1—85). Der Palaſt öffnet ſich; Elektra tritt klagend heraus, verwünſcht des Vaters Mörder und ihre Peiniger, und fleht zu den Göttern, daß Oreſtes endlich heimkehren möge. Da erſcheint der Chor, eine Anzahl der edelſten Jungfrauen aus Arges, und ſucht die Jammernde zu tröſten. Elektra indeſſen erklärt ihnen, daß ihre Klagen ewig dauern würden, und daß ſie nicht anders könne, wenn ſie wirklich ihre Aeltern, d. h. ihren Vater, liebe. Des Chores Einwendungen ſind vergeblich (V. 86—250). Vielmehr erzählt Elektra den Jungfrauen, nachdem ihr Gemüth ſich in ſo weit beruhigt, daß der Klagegeſang in Geſpräch übergegangen, ihre ganze Lage und ihr ganzes Verhältniß zu den Mörden im Haus (V. 251—309). Als der Chor hört, daß Aegiſthos auf das Feld gegangen, und nur Klytämneſtra zu Hauſe ſei, erkundigt er ſich nach Oreſtes, indem er mit Zuverſicht die Hoffnung ausſpricht, daß der Jüngling endlich kommen werde. Ihr Geſpräch unterbricht Chryſothemis, welche, von der Mutter abgeſchickt, das Grab des Ermordeten bekränzen will. Sie warnt die Schweſter wegen der Unklugheit, mit welcher ſie das

Mörderpaar gegen ſich aufreize. Elektra tadelt ihre Schweſter und zeiht ſie der Feigheit, der Liebloſigkeit und Undankbarkeit. Chryſothemis erwiedert, daß ſie dieſen Vorwürfen deswegen nicht ausgewichen ſei, weil ſie ihre Schweſter nochmals habe warnen wollen; Aegiſthos nämlich und Klytämneſtra hatten beſchloſſen, die Unglückliche, da ſie nicht anders zum Schweigen gebracht werden könne, lebendig einzuſchließen, ihrer Freiheit völlig beraubt (V. 310—384). Zu ihrem Erſtaunen erklärt Elektra, daß *eine* ſolche Strafe ihr keineswegs Furcht erwecke, indem das gegenwärtige Leben, deſſen Weiſe ſie nicht ändern möge, ihr verhaßt ſei. Als ſie dann vernimmt, jene gehe im Auftrage der Klytämneſtra zum Grabe des Vaters, um ihre Todtenſpenden darzubringen, wovon ein Traum die Veranlaſſung ſei, bietet ſie ihre Beredſamkeit auf, um der Chryſothemis das Unziemliche dieſes Vorhabens auseinanderzuſetzen. Von der Mutter, der Mörderin, ſolle ſie nichts darbringen, wohl aber möge ſie die Gruft mit ein Paar Geſchenken der Kindesliebe ehren. Sie gehorcht der Elektra, und begiebt ſich, ihren Wunſch zu erfüllen, nach dem Grabmal (V. 385—471). Der Chor ſpricht ſeine Ahnung, welche der Traum der Klytämneſtra erweckt hat, und ſeine Zuverſicht aus, daß die Vergeltung über die Mörder hereinbrechen werde. Da tritt Klytämneſtra aus den Thoren des Palaſtes, um dem Apollon ein Opfer zu bringen. Als ſie die Tochter wahrnimmt, überhäuft ſie dieſelbe mit harten Vorwürfen. Elektra bittet höflich um das Wort, und nachdem die Mutter ihr zu reden geſtattet, vertheidigt ſie ſich ſowohl als ihren Vater Agamemnon gegen die Klage, welche die Mörderin erhoben hatte. Es folgen zornige Wechſelreden; endlich verlangt Klytämneſtra, daß die Tochter wenigſtens nicht ihr Opfer ſtören ſolle (V. 472—633). Nachdem ſie gebetet und Apollon um Hülfe angerufen hatte, wozu ſie durch das mächtige Traumgeſicht ſich angetrieben fühlte, tritt der Pfleger auf und verkündet der Herrſcherin den Tod des jungen Oreſtes, der, wie verabredet worden, bei den delphiſchen Spielen, durch Sturz mit dem Rennwagen, ſtattgefunden haben ſollte. Elektra, welche anfänglich laut aufgeſchrieen hatte, hört ſtumm ſeiner Schilderung des ſchrecklichen Unfalles zu. Erſt nachdem die Mutter eine gewiſſe Freude geäußert, erhob ſie wieder ihre Stimme; doch Klytämneſtra kehrte ſich wenig daran, lud den Boten in das Haus ein, und höhnte die Tochter, welche klagend zurückblieb (V. 634—804). Der Chor ſucht ſie, die laut jammert, zu beſänftigen; doch gelingt es ihm nicht, den friſchen Schmerz der Trauerbotſchaft zu lindern. Plötzlich erſcheint Chryſothemis, in ſchnellem Laufe von der Gruft des Vaters zurückkehrend. Sie hatte die letztere bekränzt gefunden, woraus ſie mit Scharfſinn auf die Ankunft des geliebten Oreſtes ſchließt. Allein nur zu bald wird ihre Freude durch Elektra's Mittheilung, daß der Bruder umgekommen, zu nichte gemacht. Sie ſtimmt in die Klagen der jammernden Schweſter ein (V. 805—937). Dieſe trägt ihr nun, von jeder Hoffnung auf anderweitige Hülfe verlaſſen, einen Plan vor, durch deſſen Ausführung ſie ihr Schickſal erfreulicher zu geſtalten hofft. Sie ſolle ihr nämlich die Hand zur Ermordung des Aegiſthos bieten. Erſchrocken ſchlägt Chryſothemis ihren Beiſtand ab; ſie hält das Unternehmen für allzugefährlich und bemüht ſich, die Schweſter von der Unausführbarkeit des Wageſtückes zu überzeugen. Aber vergeblich ſind alle ihre Vorſtellungen: Elektra entſchließt ſich allein das Werk zu vollenden, oder unterzugehen (V. 938—1057). Der Chor beklagt das Zerwürfniß, welches eben zwiſchen den Schweſtern ſtattgefunden hatte, und preiſ't den heroiſchen Muth der Elektra, welche zugleich als ein ſo tugendhaftes Kind ſich beweiſe (V. 1058—1097). Jetzt iſt der rechte Zeitpunkt erſchienen, wo Oreſtes und Pylades, mit einem Aſchenkrug, vor den Palaſt kommen und die Fabel, welche von Oreſtes' Tode gemeldet worden, beſtätigen konnten. Elektra, tief erſchüttert, bittet ſich die Urne, worin des Bruders Gebeine liegen ſollen, aus. Nachdem dieſelbe in ihre Hände gegeben worden, ergießt ſie ſich in tiefe Klagen um das Mißgeſchick, welches den unglücklichen Bruder himweggerafft habe (V. 1098—1170). Dieſer hält ſich nicht mehr länger und giebt ſich der trauernden Schweſter zu erkennen. Es folgt eine Scene der innigſten Rührung und Elektra überläßt ſich nun dem lebhafteſten Entzücken, während Oreſtes die laute Aeußerung ihrer freudigen Gefühle zu mäßigen ſucht. Denn noch war die Gefahr nicht vorüber, die Mörder waren noch ungeſtraft, ſtark und mächtig. Endlich gelingt es ihm, die Schweſter ruhiger zu ſtimmen (V. 1171—1323). Der Pfleger, welcher während der Erkennungsſcene im Thore des Palaſtes Wache gehalten, tritt nun hervor, feuert die Saumſeligen, die bei dem Gefühl der Freude Alles zu vergeſſen ſchienen, zur Vollziehung des Rachewerkes an, und läßt ſich auch in ſeiner Eile nicht durch den Dank ſtören, den ihm Elektra mit liebevollen Worten darbringt, als ſie den gealterten und verkleideten Diener wiedererkennt. Sie gehn alleſammt in das Haus, doch kehrt die vorſichtige Schweſter bald zurück, um die Rächer vor der plötzlichen Heimkehr des Aegiſthos zu ſchützen (V. 1323—1403). Der Mord der Mutter wird vollbracht (V. 1404—1420). Unverweilt kehren die drei Männer zurück, und verkündigen draußen, daß das Verbrechen des Gattenmordes geſühnt ſei. Während ſie ſprechen, kommt Aegiſthos vom Feld: die Rächer verbergen ſich im Eingange des Hauſes. Elektra bewillkommt und täuſcht den feigen Verräther. Aufgeblaſen über ſein vermeintliches Glück, befiehlt der Fürſt, den Palaſt zu öffnen (V. 1421—1464). Anfänglich hält er die Leiche der Klytämneſtra für die Leiche ſeines Feindes Oreſtes; als er ſeine Täuſchung inne wird und den Oreſtes erkennt, giebt er ſich verloren. Elektra verhindert, daß der Böſewicht noch viel Worte mache. Nach kurzem Widerſtande wird er von Oreſtes in den verhängnißvollen Palaſt abgeführt (V. 1465—1510). Dort tödtet ihn der rächende Sohn an derſelben Stelle, wo Agamemnon, ſein Vater, meuchleriſch ermordet worden war.“

Der Pfleger (Erzieher) des Oreſtes verkündet Klytämneſtra den Tod ihres Sohnes; dieſe verhöhnt Elektra wegen ihres Schmerzes; der Chor ſucht die Letztere zu tröſten. — Chryſothemis eilt herbei und berichtet ihrer Schweſter, daß ſie Agamemnons Grab gefunden. Elektra theilt ihr die Trauerkunde und ihren Plan, Aegiſth zu ermorden, mit; Chryſothemis weigert ſich, daran Theil zu nehmen. Zerwürfniß der Schweſtern, das der Chor beklagt (V. 660—1097).

Der Pfleger. Die Vorigen.

Der Pfleger.
Ihr fremden Frauen, wie erfahr' ich wohl beſtimmt,
Ob dies das Haus Aegiſthos', eures Königs?
Chor.
Das iſt's, o Fremdling, ſelber trafſt du richtig es.
Der Pfleger.
Iſt dieſes, recht getroffen auch, ſein Eheweib?
Denn königliche Würde zeigt ihr Weſen an.
Chor.
Ja wohl, o Fremdling! Eben ſie erblickſt du da.

Der Pfleger.
(Zu Klytämneſtra ſich wendend.)
O grüß', o Fürſtin! Frohe Kunde bring' ich dir,
Auch für Aegiſthos, abgeſchickt von einem Freund.
Klytämneſtra.
Willkommen ſei der Bote; ſage mir jedoch
Vor allen Dingen, wer es iſt, der dich geſandt?
Der Pfleger.
Ein Mann von Phokis, Phänoteus, mit Wichtigem!
Klytämneſtra.
Womit, o Fremdling? Rede! Sicher wirſt du mir,
Des Freundes Bote, Freundliches verkündigen.
Der Pfleger.
Oreſtes ſtarb. Ich faſſe meine Rede kurz.
Elektra.
Weh mir, ich Arme, dieſer Tag vernichtet mich!
Klytämneſtra.
Was ſagſt du, Fremdling? Rede! Hör' auf Dieſe nicht.
Der Pfleger.
Oreſtes ſtarb; ich ſagt' es und ich wiederhol's.
Elektra.
Ich Aermſte bin des Todes, nun iſt's aus mit mir!
Klytämneſtra.
Schweig', ſtöre nicht uns Andre! Melde mir indeß
Wahrhaft, o Fremdling, wie ereilt' ihn ſein Geſchick?
Der Pfleger.
Treu meinem Auftrag, will ich Alles ſchildern dir.
Gekommen war Oreſtes, angelockt vom Preis,
Zu Hellas' vielberühmtem Feſt, zum delph'ſchen Spiel,
Und als der Herold feierlich mit lautem Mund
Die Bahn zum Wettſtreit für den Lauf eröffnete,
So trat er ſtrahlend, Allen hochbewundert, ein;

Und als der Rennbahn ſtolzes Ziel im Flug erſtrebt,
So ſchied er mit des Sieges allerhöchſtem Kranz.
Um kurz zu faſſen, was ſo reiches Lob verdient,
Nie ſchaut' ich gleiche Heldenthat und Heldenkraft!
Eins nur verkünd' ich: Alles, was des Kampfs Gericht
Vorſchrieb, den Lauf, den Doppellauf, den Pentathlon,
Vollbracht' er ſiegreich, daß das Volk ihn ſelig pries,
Indeß er als Argeier ausgerufen ward,
Genannt Oreſtes, jenes Agamemnon Sohn,
Der einſt das ſtolze Griechenheer verſammelte.
So war es und ſo ſtand es; wenn ein Gott jedoch
Verderben ſinnt, kann auch der Stärkſte nicht entfliehn!
Des andern Tages, als der Lauf mit feurigen
Kampfroſſen ſtattfand, und die Sonne leuchtete,
Trat Jener ſammt viel andern Wagenlenkern ein.
Zuerſt ein Achäer, dann ein Sparter, dann ein Paar
Aus Libyen, Männer, wohlgeübt im Wagenſtreit;
Oreſtes folgte dieſen mit theſſaliſchem
Geſpann, der Fünfte; ſechſtens ein Aetolier
Mit braunen Füllen; ſiebentens ein Magneſier;
Hierauf, mit weißen Roſſen, ein Makedonier;
Zum Neunten Einer aus Athen, der Götterſtadt;
Der Zehnt' und Letzte ſtammte vom Böoterland.
Nachdem die Kämpfer ſtanden, wie das Schiedsgericht
Durch's Loos die Stellung ihrer Waagen ordnete,
Flog unter Erztrompetenſchall der Zug dahin,
Indeß die Zügel ſchwenkend, ihren Roſſen ſie
Zuriefen; krachender Wagen dumpf Geraſſel ſcholl
Die ganze Rennbahn füllend; hoch aufwirbelte
Der Staub, und Alle ſtürmten durch einander fort,
Die Stacheln raſtlos brauchend, daß ſie hinter ſich
Der Andern Achſen ließen und der Roſſe Dampf.

Denn wie der Männer Schultern, ſo der Räder Ring
Benetzt' und überſpritzte ſchnaubender Roſſe Schaum.
So oft Oreſtes um die Siegesſäule fuhr,
So ſtreift' er ſtets die Nabe, ließ den Zügel frei
Dem rechten Leinroß, aber hielt das linke feſt.
Anfänglich rollten alle Wagen regelrecht;
Dann aber ging des Makedoniers Roßgeſpann
Hartmündig durch, und als ſie wieder umgewandt,
Den ſechſten Lauf vollendend, auf den ſiebenten,
Stieß jenes ſtirnwärts auf die libyſchen Wagen ein.
Ein großes Unheil; Einer ſchlug den Andern wund,
Im Schlag zu Boden ſinkend, und geſcheiterter
Rennwagen Trümmer füllten rings das Kriſafeld.
Als dies Athens gewandter Zügellenker ſah,
So bog er ſeitwärts, hemmt der Roſſe Lauf, und läßt
Der Wagen Strudel, der die Bahn durchſauſ't, vorbei.
Als Letzter fuhr Oreſtes, welcher ſein Geſpann
Mit Fleiß zurückhielt, bauend auf des Kampfes Schluß.
Als Jener aber ihn allein noch übrig ſieht,
Verfolgt' er ihn, und ſeine Donnerſtimme ſchlug
An's Ohr der Renner; Beide fuhren, Joch an Joch,
Schritt haltend, weiter, Einer nun, der Andere jetzt
Vortauchend mit der kühnen Wagenroſſe Haupt.
Schon war dem Armen glücklich jeder andre Lauf
Geglückt, und glücklich rollte ſein Geſpann dahin,
Als plötzlich er den linken Zügel ſchießen ließ
Im Punkt der Wendung, daß er auf der Säule Rand
Verbergen anſchlug; mitten brach der Achſenring,
Er glitt herab vom Wagen, und verwirrte ſich
Im Riemenwerk; die Roſſe rannten, ſcheu gemacht
Vom Sturz des Lenkers, durch die Bahn in wilder Flucht.
Sobald das Volk ſah, daß er aus den Sitzen fiel,

So brach's in Wehruf um den jungen Helden aus,
Der nach ſo kühnen Thaten ſolch Geſchick erlitt,
Zu Boden bald geſchleudert, bald die Füß' empor
Zum Himmel kehrend, bis die Wagenkämpfer ihn,
Nachdem ſie ſeiner Roſſe Lauf mit Müh' gehemmt,
Ablöſ'ten, ſo durch Blut entſtellt, daß keiner ihn
Der Freunde mehr erkannte, der den Armen ſah.
Nachdem der Scheiterhaufen ihn ſofort verzehrt,
Ward eine Schaar von Phokern mit des ſtolzen Leibs
Armſeligem Reſt in kleiner Urne hergeſandt,
Damit den Todten berge vaterländiſch Grab.
So hat ſich dies begeben, zwar in Worten ſchon
Tiefſchmerzlich, doch für Alle, die es angeſchaut,
Gleich uns, das Unheilvollſte, das mein Auge ſah.

Chor.

Ach, ach! So liegt denn unſer alter Fürſtenſtamm
Vollkommen, ſcheint es, ſammt der Wurzel hingedorrt.

Klytämneſtra.

O Zeus, was ſoll ich ſagen? Nenn' ich glücklich dies,
Oder ſchrecklich, doch erſprießlich? Sicher ſchmerzt es tief,
Wenn mich das eigne Mißgeſchick erretten ſoll!

Der Pfleger.

Was zagſt du, Herrin, dergeſtalt ob dieſem Wort?

Klytämneſtra.

Die Mutterlieb' iſt mächtig, wenn ihr Böſes auch
Geſchieht, ergreift doch nimmer eine Mutter Haß.

Der Pfleger.

Vergeblich, ſcheint es, unternahm ich meinen Weg.

Klytämneſtra.

Nein, nicht vergeblich! Nennſt du wohl vergeblich das,
Sobald du kommſt und ſichre Todeskunde bringſt
Von Einem, der von meinem Herzen zwar entſtammt,

Verbannt und flüchtig aber früh der Mutterbruſt
Entfremdet ward; und, ſeit er dieſes Land verließ,
Mich nimmer wiederſchaute; doch des Vatermords
Anklagend mich, mir grauſenvolle Rache ſchwor:
Daß weder Nachts mein Auge, noch zur Tageszeit
Ein ſüßer Schlummer deckte; nein, ich ſah mich ſtets,
Vor jeder nächſten Stunde bang, als Sterbende.
Nun hat mich aber dieſer Tag befreit von Furcht
Vor ihm und ihr; denn eine größ're Feindin ſelbſt
War die im Haus mir, welche ſtets das lautre Blut
Des Herzens mir ausſaugte; ruhig leb' ich nun,
Vor ihrem Biß wohl ſicher, meine Tage hin.

Elektra.

Weh mir, ich Arme! Laut bejammern muß ich jetzt
Dein Mißgeſchick, Oreſtes, da die Mutter ſelbſt
Dein jetzig Loos verſpottet! Soll ich preiſen es?

Klytämneſtra.

Nicht deines, preiſe ſein Geſchick, das preiſenswerth!

Elektra.

O höre dies, des friſchen Todten Nemeſis!

Klytämneſtra.

Geprieſen ſei ſie, denn ſie hörte frommes Flehn!

Elektra.

Spott' immer jetzt! Denn freundlich lächelt dir das Glück.

Klytämneſtra.

Du ſammt Oreſtes wahrlich ſollſt nicht ſtürzen es!

Elektra.

Wir ſind geſtürzt, und denken nicht an deinen Sturz!

Klytämneſtra.

Du hätteſt, Fremdling, vielen Lohn von uns verdient,
Wenn ihre vielgeſchwätzige Zunge du geſtürzt!

Der Pfleger.

So könnt' ich demnach ſcheiden, wenn mein Amt erfüllt.

Klytämneſtra.

Mit nichten; meiner weder wäre würdig dies
Gehandelt, noch des Freundes, der dich hergeſchickt,
Nein, tritt in's Haus ein; dieſe laß hier vor der Thür
Um ihr und ihrer Freunde Loos nach Wunſche ſchrein!

(Sie geht mit dem verkleideten Pfleger in den Palaſt ab.)

Elektra.

Sagt an, bedünkt euch, daß die Unglückſelige
Aus wahrem Mitleid ſchmerzerfüllt und thränenreich
Des Sohns verhängnißvollen Tod bejammerte?
Nein, ſpöttiſch lachend ging ſie! Weh, ich Arme, weh!
Dein Tod, Oreſtes, Theurer, hat zerſchmettert mich.
Denn aus dem Herzen haſt du mir, der Scheidende,
Den letzten Troſt geriſſen, der mir Armen blieb,
Du würdeſt einſt erſcheinen, um des Vaters Tod
Und mich zu rächen! Welche Zuflucht hab' ich jetzt?
Verlaſſen ſteh' ich, da der Vater mir und du
Genommen. Sklavin muß ich wieder Jenen ſein,
Die mein Gemüth am meiſten auf der Erde haßt,
Des Vaters Mördern. Bin ich nicht beklagenswerth?
Doch länger wahrlich will ich nicht in Einem Haus
Mit ihnen leben; nein, an dieſer Pforte hier
Verſchmachten, preisgegeben, ohne Freund und Schutz.
Mißfällt es Einem drinnen, komm' er nur heraus
Und tödte mich; denn Wonne wird der Tod mir ſein,
Und Qual das Leben; alle Luſt daran erloſch.

(Sie ſinkt ſtillweinend nieder.)

Chorgeſang.

(Erſte Strophe.)

Chor.

Was frommt des Zeus flammender Blitz
Oder der Strahl Helios', wenn
Solches ſie ſchweigſam
Anſchauen und achtlos?

Elektra.

Wie ſchmerzlich, ach!

Chor.

Kind, ſage, was weinſt du?

Elektra.

Weh!

Chor.

Nicht ſtürz' in Verzweiflung!

Elektra.

Ihr entſeelt —

Chor.

Wie?

Elektra.

Wenn hoffen ihr mich heißet, wiewohl
Jene bedeckt ſichtliche Nacht,
Drückt ihr die Gramwolkende noch
Tiefer hinab lieblos!

(Erſte Gegenſtrophe.)

Chor.

Auch Jener ſank, welchen das Weib
Wegen der Goldkette verrieth,
Amphiaraos;
Nun wohnt er im Hades — —

Elektra.

Wie ſchmerzenvoll!

Chor.
Als König der Schatten.

Elektra.
Weh!

Chor.
Traun, weh! Die Verruchte!

Elektra.
Sie erlag?

Chor.
Ja.

Elektra.
Weh, weh! Es erſchien Jenem ein Leid-Rächer; ich ſelbſt hoff' es umſonſt!
Einen, von dem ſtets ich gehofft,
Raubt' und verſchlang Hades.

(Zweite Strophe.)

Chor.
Jammer beugt, Jammervollſte, dich!

Elektra.
Ich erfuhr, und erfuhr es zu ſehr nur ſelbſt,
In der Monden Verlauf, die drangſalreich
Umſtürmten die Drangſalreiche!

Chor.
Dieſes Geſchick ſahn wir!

Elektra.
Alſo lockt
Nimmer zu Wahn mich künftig fort!

Chor.
Du meinſt?

Elektra.
Mir kann vom Bruderarm,

Dem geliebteſten, nie
Kommen erwünſchter Beiſtand.

(Zweite Gegenſtrophe.)

Chor.

Jeder Menſch wird des Todes Raub!

Elektra.

Muß Jeder indeß auch fallen, wie er,
Der Unſelige, fiel, von den Roſſen geſchleift
In zerſchmetterten Wettkampfſpielen?

Chor.

Seltnen Geſchicks Ungunſt!

Elektra.

Wer verneint's?
Wenn er ſo fern von meinem Arm — —

Chor.

O Leid!

Elektra.

Verſchied, und weder ihn
Wir beſtatteten, noch
Ehrten mit frommem Klagruf!

(Chryſothemis kehrt zurück, in großer Eilfertigkeit die Scene beſchreitend.)

Chryſothemis. Elektra. Der Chor.

Chryſothemis.

Der Sturm der Freude treibt mich fort, o Theuerſte,
Nicht achtend edle Sitte, raſchen Laufs zu nahn.
Denn Freude bring' ich und des Leids Beſchwichtigung,
Womit du ſonſt belaſtet laute Klag' erhobſt.

Elektra.

Wie wüßteſt gegen meine Noth Abhülfe du
Zu finden, die zu heilen ganz unmöglich ſcheint?

Chryſothemis.
reſtes iſt gekommen, wiſſe, ſag' ich dir,
o zuverläſſig, als du mich vor dir erblickſt.
Elektra.
ſelige, biſt du tollen Sinns, und treibſt du Spott
it deinem eignen Jammer und dem meinigen?
Chryſothemis.
im heiligen Heerd der Väter, meine Worte ſind
in Hohn, ich ſage, daß Oreſt gekommen iſt!
Elektra.
ch mir, ich Arme! Sprich, von wem der Sterblichen
rnahmſt du dieſes, daß du hegſt ſo feſt Vertraun?
Chryſothemis.
n mir und keinem Andern ſchöpft' ich mein Vertraun,
dem es klare Zeichen mir verkündeten.
Elektra.
ſelige, welche Zeichen? Was erblicktſt du,
ß ſolchen Wahnſinns Feuer dein Gemüth entflammt?
Chryſothemis.
i den Göttern, höre, daß du dann, nachdem ich ſprach,
ünftig mich verſtändig oder thöricht nennſt!
Elektra.
rede, wenn zu reden dir Vergnügen macht.
Chryſothemis.
ſführlich denn erzähl' ich, was mein Auge ſah.
hdem ich an des Vaters altes Grab gelangt,
lickt' ich deſſen Hügel mit friſchquellendem
chſtrom begoſſen, und den Raſen, wo er ruht,
eckt mit Blumen aller Art und rings bekränzt.
dieſem Anblick ſtaunt' ich, und erhob, beſorgt
eines Menſchen Ueberfall, das Angeſicht.
h als ich windſtill lagern ſah den ganzen Platz,

So ſchritt der Gruft ich näher; auf der Zinne Kranz
Erblickt' ich eine Locke, friſch vom Haupt getrennt;
Und kaum gewahrt' ich dieſe, trat vor meinen Geiſt
Ein trautes Bild urplötzlich, und vom theuerſten
Der Menſchen, von Oreſtes, ſchien ein Zeichen dies;
Und ſie ergreifend, ſchwieg ich zwar aus frommer Scheu,
Doch Freudenthränen füllten flugs das Auge mir.
Den feſten Glauben hegt' ich und ich heg' ihn noch,
Daß dieſe Todtengabe nur vom Bruder kommt.
Denn wem geziemte ſolches, außer mir und dir?
Nun aber that es weder ich, das weiß ich klar,
Noch du. Wie du auch? Darfſt du doch den Göttern ſelbſt
Nicht ohne Strafe dieſes Haus verlaſſend nah'n!
Die Mutter ferner, weder fühlt ſie Trieb und Luſt
Zu ſolcher Handlung, noch verblieb ihr Thun geheim;
Nein, dieſe Grabesopfer ſind Oreſtes' Werk.
Drum faſſe Muth, o Theure! Nicht geleitet ja
Dieſelbe Gottheit immerdar Dieſelbigen.
Uns war bis jetzt ſie feindlich; doch der heut'ge Tag
Beut uns vielleicht des ſchönſten Glückes Spenden dar.

Elektra.

Weh, deine Thorheit, wie beklag' ich längſt ſie ſchon!

Chryſothemis.

Wie das; o Schweſter? Freut dich meine Rede nicht?

Elektra.

Wohin du ſchweifſt und irreſt, weißt du nimmermehr.

Chryſothemis.

Wie ſollt' ich das nicht wiſſen, was ich ſchaute klar?

Elektra.

Er iſt geſtorben, Arme! Hoffe länger nicht,
Erwarte keine Hülfe mehr von ſeiner Hand.

Chryſothemis.
Weh mir, ich Arme! Wer der Menſchen ſagt' es dir?
Elektra.
Ein naher Augenzeuge ſeines Untergangs.
Chryſothemis.
Wo weilt der Bote? Denn es ſetzt in Staunen mich.
Elektra.
Im Haus, ein theurer und der Mutter werther Gaſt.
Chryſothemis.
Weh mir, ich Arme! Doch von wem auf Erden ſtammt
Das reiche Todtenopfer auf des Vaters Grab?
Elektra.
Das Wahrſte ſcheint mir, daß es als ein Ehrenmal
Des todten Bruders fremde Hände dargebracht.
Chryſothemis.
O Mißgeſchick! Mit frohem Herzen eilt' ich her,
Solch heitre Kunde bringend, und noch unbekannt
Mit unſerm Unheil; angekommen, treff' ich nun
Nicht nur das alte, ſondern auch noch neues Leid!
Elektra.
So iſt's in Wahrheit; wenn du mir jedoch gehorchſt,
So hebſt du dieſes Jammers Laſt von unſerm Haupt.
Chryſothemis.
Kann wecken ich die Todten aus des Grabes Nacht?
Elektra.
Nicht dieſes meint' ich; nicht bethört mich ſolcher Wahn.
Chryſothemis.
Was alſo willſt du, das zu thun ich fähig ſei?
Elektra.
Daß muthig, was ich rathe, du vollſtrecken magſt.
Chryſothemis.
Wofern es nützlich, folg' ich deinen Worten gern.

Elektra.

Bedenke: ſonder Mühe wird kein Glück zu Theil.

Chryſothemis.

Ich weiß es. Treulich helf' ich dir, ſo weit ich kann.

Elektra.

So höre demnach, was zu thun mein Geiſt beſchloß.
Von Freunden, weißt du ſelber wohl, daß keiner uns
Hülfreich beſchützt mehr, ſondern daß ſie Hades uns
Entriſſen hat, und wir allein noch übrig ſtehn.
So lang ich freilich hörte, daß der Bruder noch,
Der ferne, leb' und blühe, hegt' ich Zuverſicht,
Er werde rächen kommen einſt des Vaters Tod:
Doch nun er hinſank, ſchau' ich hoffnungsreich zu dir,
Daß du den Mörder, der des Vaters Blut vergoß,
Aegiſthos, kühnlich tödten wirſt im Bund mit mir,
Der Schweſter. Nichts ja darf ich fürder hehlen dir.
Wo bleibt ein Strahl dir ſichrer Hoffnung, wo ein Troſt,
Um noch zu zaudern? Grund zu klagen haſt du hier,
Daß deines Vaters Habe dir entriſſen ward,
Dort Grund zu jammern, daß du ſchon ſo lange Zeit
Hinalterſt ohne Brautgeſang und gattenlos!
Und wahrlich, nimmer hoffe, daß du ſolches Glück
Erreichſt. So unbeſonnen denkt Aegiſthos nicht,
Um je geſchehn zu laſſen, daß von dir und mir,
Zu ſeinem ſichern Untergang, ein Sproß erwächſt.
Doch wenn du folgſam meinem Rath nachhandeln willſt,
Erwirbſt du Dank dir erſtlich vom geſtorbenen
Erzeuger, und vom Bruder, die im Hades ruhn;
Dann wirſt du künftig, wie du frei geboren wardſt,
Auch frei genannt ſein, und ein edler Gatte wird
Dein Lohn. Denn auf die Tugend ſieht ein Jeglicher.
Sprich, ſiehſt du nicht auch, welches hohen Ruhmes Preis

Mein Haupt und deines ſchmücken wird, gehorchſt du mir?
Denn wer der Bürger, nah und fern, wird nicht dereinſt,
Bei unſerm Anblick, rühmen uns mit ſolchem Wort:
„O ſchaut, Geliebte, dieſes Paar der Schweſtern hier,
Die einſt der Väter ſtolzes Haus erretteten,
Die ihrer mächtigen und beglückten Feinde Haupt,
Das eigne Leben wagend, niederſchmetterten!
Sie liebe Jeder, ſie zu ſchaun iſt Jedes Pflicht!
Sie muß an hohem Götterfeſt und Bürgerding
Ob Heldenmuthes ehren jedermänniglich!“
So wird von Aller Zunge ſchallen unſer Lob,
Und Ruhm und Nachruhm ewige Kränze flechten uns.
Drum folge mir, o Theure, ſteh' dem Vater bei,
Hilf deinem Bruder, ſetze meiner Noth ein Ziel,
Ein Ziel der eignen, deſſen dich erinnernd, daß
In Schande leben Schande für den Edlen iſt!

Chor.

Bei ſolchem Rathſchlag find' ich wohlbedachten Sinn
Sowohl dem Sprecher nützlich als dem Hörenden.

Chryſothemis.

Noch eh' ſie, theure Frauen, eine Sylbe ſprach,
Bewahrte ſie, wofern ſie weiſen Sinn gehegt,
Die kluge Vorſicht, die ſie jetzo nicht bewahrt.
Denn welche Hoffnung, ſage mir, bewaffnet dich
Zu einem Unternehmen von ſo kecker Art,
Wobei du meine Hülfe ſtolz zu fordern wagſt?
Wo denkſt du hin? Ein Weib ja biſt du, nicht ein Mann;
Drum kannſt du nicht mit deinen Feinden meſſen dich.
Auch lacht die Huld des Glückes ihnen Tag für Tag,
Uns aber fliehn die Götter und zerſchmettern uns.
Wer alſo, der Verderben einem ſolchen Feind
Bereitet, kann entrinnen grauſem Untergang?

Ja, werden ruchbar deine Worte, fücht' ich ſehr,
Es treffe größrer Jammer uns, die Jammernden!
Denn keinen Vortheil ärnten wir, noch frommt es uns,
Mit Ruhm bekränzt zu ſterben einen ſchnöden Tod.
Denn nicht zu ſterben, acht' ich für das Schrecklichſte,
Nein, wenn wir ſterben wollen, aber dies ſogar
Uns nicht zu Theil wird. Folge drum, o Theuerſte,
Und zähme deines Zornes Gluth, damit wir nicht
Schmachvollſten Endes enden, und den ganzen Stamm
Zugleich vertilgen. Deine Worte will ich tief
Verſchließen als Geheimniß und in Luft verweht;
Doch nimm Vernunft an endlich ſelbſt, und lerne dich,
Als ſchwach und mächtig, beugen vor den Mächtigen.

Chor.

Gehorche! Klugheit ſchätz' ich als das ſchönſte Gut,
Das Menſchen kann beglücken, und ein weiſes Herz.

Elektra.

Erwartet hab' ich, was du ſprachſt; ich wußt' es wohl,
Verwerfen würde eine Zunge mein Gebot!
So muß ich eigenhändig und allein das Werk
Vollbringen; nimmer zieh' ich leer den Arm zurück.

Chryſothemis.

Fürwahr!
O daß du damals, als der Vater ſtarb, bereits
So dachteſt! Längſt vollendet hätteſt Alles du.

Elektra.

Wohl dacht' ich alſo, doch ich war an Muth zu ſchwach.

Chryſothemis.

Bewahre ſolchen ſchwachen Muth dein Lebelang.

Elektra.

Du rühmſt die Schwäche, weil du nicht zu helfen wagſt.

Chryſothemis.
Ein böſes Wagniß, mein' ich, führt zu böſem Ziel.
Elektra.
Als klug beſtaun' ich, aber haſſ' als feige dich.
Chryſothemis.
Getroſt erwart' ich, daß du mich dereinſt noch lobſt.
Elektra.
Aus meinem Mund erwarte ſolches nimmermehr.
Chryſothemis.
Noch birgt die Zukunft, daß ſie richte, manchen Tag.
Elektra.
Entferne dich! Denn keine Hülfe wohnt bei dir.
Chryſothemis.
Sehr reiche; dir indeſſen mangelt weiſer Sinn.
Elektra.
Geh' nur, und ſag' dies alles deiner Mutter an.
Chryſothemis.
So tiefen Grolles groll' ich nicht, o Schweſter, dir.
Elektra.
Ich muß es fürchten, weil du mich ſo tief entehrſt.
Chryſothemis.
Ich rathe Vorſicht, aber nicht entehr' ich dich.
Elektra.
Nach deinem Urtheil alſo ſoll ich richten mich?
Chryſothemis.
Sobald du weiſe denkeſt, zeig' uns du den Weg.
Elektra.
Entſetzlich, weiſe reden und Verkehrtes thun!
Chryſothemis.
Das eben iſt das Uebel, das dich ſelbſt verfolgt.
Elektra.
Wie? Sprech' ich dieſes alles nicht mit vollem Recht?

Chryſothemis.
Sogar das Recht bisweilen kann uns ſchädlich ſein.
Elektra.
Nie beug' ich meinen Willen unter ſolch Geſetz.
Chryſothemis.
Doch thuſt du dieſes, wirſt du ſpäter danken mir.
Elektra.
Ich thu's gewißlich, nimmermehr durch dich erſchreckt.
Chryſothemis.
Steht dieſes feſt, und änderſt deinen Rath du nicht?
Elektra.
Nichts giebt es tiefer haſſenswerth, als ſchlechten Rath.
Chryſothemis.
Keins meiner Worte, ſcheint es, dringt zu Herzen dir.
Elektra.
Schon längſt beſchloſſen hab' ich dies, nicht erſt anjetzt.
Chryſothemis.
So ſcheid' ich demnach. Weder überzeug' ich dich,
Mir beizupflichten, noch bekehrſt du meinen Sinn.
Elektra.
So ſcheide, deinen Wegen folg' ich nimmermehr,
Beſtürmſt du ſelbſt mit heißer Bitte mich; es zeugt
Von großer Thorheit auch die Jagd nach Richtigem.
Chryſothemis.
Wofern du ſelbſtgefällig glaubſt, auf rechter Bahn
Zu wandeln, wandle dieſe fort. Denn einſt, umrauſcht
Vom Strom des Unglücks, lobſt du meine Rede noch.
(Chryſothemis verläßt die Scene.)

Chorgeſang.

Erſte Strophe.

Wir ſchaun der Luft ſinnige Vögel, wie ſie ſorgſam
Den Erzeugern bieten Labſal,

Den Erhaltern ſpenden Nahrung,
Und es wagt der Menſch mit Blindheit
Zu verachten ein ſolches Beiſpiel?
Nein, beim blitzenden Zeus, und bei
Themis, kindliche Liebe rächt
Bald die blutige Schandthat!
Sterbliche Fama, die hinabdringt
In den Hades, rufe laut zu
Den Atreiden herber Botſchaft
Unerfreulichen Klang, und künde:

Erſte Gegenſtrophe.

Es kranke zwar lange bereits das Haus, doch jetzt ſei
Der Geſchwiſter Paar getheilt auch,
Und zerriſſen habe Zwieſpalt
Der vereinten Herzen Bündniß!
In den Wegen des Jammers einſam
Treibt Elektra! Des Vaters Loos,
Gleich ſtetsſeufzender Nachtigall,
Raſtlos klagend beweint ſie!
Nimmer, zu ſterben, bangt ſie furchtſam:
Sie begehrt den Tod, gelingt ihr
Der verruchten Mörder Sturz nur!
O geprieſene, hehre Jungfrau!

Zweite Strophe.

Nie, traun, laſſen im Unglück
Edle ſchmachvoll ihren Ruhm auslöſchen ſich,
Tochter: ſo haſt auch du
Ruhmvoll gewählt bittern Lauf
Thränenwerthen Schickſals!
Das Böſe keck bewaffnend, ſuchſt du
Doppelruhm in Einem Wort:
Das klügſte Kind ſeiſt du, wie das beſte!

Zweite Gegenſtrophe.

Magſt einſt über dem Feind du
Stolzen Haupts ſtehn; doch an Glanz, wie jetzt du, tief
Neigend das Haupt, hinlebſt!
Obwohl das Loos deinen Schritt
Eingehüllt in Sturmnacht,
So haſt du doch des Zeus Geſetze
Treu befolgt: um deine Stirn
Den höchſten Kranz ſeh' ich kühn geſchlungen!

Die Trachinierinnen.

Den Stoff zu dieſer Tragödie entnahm der große Dichter dem Sagenkreiſe vom Herakles. — Dieſer gefeierte Heros hatte ſich mit Deïaneira (Dejanira), der Tochter des Königs Oeneus, vermählt und war mit ihr nach Tiryns gezogen. Unterwegs trug ſie der Kentaur Neſſos über den Fluß Euenos, entbrannte in wilder Liebe zu ihr und ward von Herakles durch einen Pfeilſchuß getödtet. Vor ſeinem Ende ſchenkte er Deïaneira etwas von ſeinem Blute, als ſicheres Mittel gegen etwaige Untreue ihres Gemahls — wohl wiſſend, daß ſein Blut vergiftet war durch den Pfeil, deſſen Spitze der Held in die Galle der Lernäiſchen Hydra getaucht hatte.

Auf ſpäteren Zügen war Herakles Deïaneiren wiederholt untreu geworden und hatte zuletzt Jole, die Tochter Eurytos geraubt und den Letzteren erſchlagen, während Deïaneira ſich ſchmerzlich nach dem ſchon ſo lange abwe-

en Gatten ſehnte. Hier beginnt das Drama, deſſen
halt, ſowie die Schlußſcene, wir in Minkwitz's Bear-
ung mittheilen.

„Vor den Palaſt heraustretend, giebt Deïaneira ihren
mervollen Empfindungen Worte, wie ſie ſchon oft
han, um ihr Herz zu erleichtern, in der Einſamkeit
Morgens, nachdem die Nacht unter Thränen verfloſſen.
klagt, wie ſtets das Unglück ſie verfolgt habe; jetzt
hte ſie aber das Schlimmſte: des Gatten Tod. Eine
nerin, welche ſchon öfter das Leid ihrer Herrin geſehen
faßt ſich jetzt ein Herz, ihre Klagen zu unterbrechen,
ihr den Rath zu geben, daß ſie ihren älteſten Sohn
Kundſchaft nach Herakles ausſenden möge. Hyllos,
her eben auf den Palaſt heraneilt, erklärt ſeiner
tter, daß er nicht ganz ohne Nachrichten über den
er geblieben ſei. Als er aber hört, wie viel, nach
Ausſpruch der Orakel, auf dem Spiele ſtehe, eilt er
eich hinweg, den Vater ſelbſt aufzuſuchen (V. 1—93).
Chor, edle Jungfrauen der Stadt, verſammelt ſich
dem Palaſt und ſpricht ſeine Theilnahme an dem
hick der Fürſtin aus; zugleich enthält der Geſang eine
nahnung, daß ſie die Hoffnung nicht ſinken laſſen
e, da Zeus, bei der Wandelbarkeit aller Dinge, die
nen nicht verlaſſe (V. 94—140). Deïaneira ſchildert
Jungfrauen, wie ſchmerzvoll, bei ſolchen Ausſprüchen
Götter, die Abweſenheit ihres Gemahles ſein müſſe.

Unerwartet eilt ein Bote herbei, welcher die günſtigſten Nachrichten über die Lage des Herakles bringt. Des Letztern Diener und Herold, Namens Lichas, ſei in Trachis eingetroffen. Lauter Jubel ertönt bei dieſer Kunde (V. 141—224). Lichas tritt nun ſelbſt auf, eine Anzahl Gefangener mit ſich führend, erzählt des Herakles bisherige Schickſale, und wie er endlich die Stadt des Eurytos zertrümmert habe; bald werde er ſelbſt kommen. Deianeira, durch den Anblick der gefangenen Frauen bekümmert, ahnt Unheil, ſo ſehr ſie auch die empfangene frohe Botſchaft freut. Beſonders flößt ihr Iole, eine der Unglücklichen, Mitleid ein; ſie erkundigte ſich nach ihr, doch bleibt ſie ſtumm, und Lichas behauptet, nichts Näheres über ſie zu wiſſen (V. 225—334). Die Fürſtin will ſich eben in das Haus begeben, während ſie die Ankömmlinge vorausgehen heißt, als der erſte Bote, welcher die Ankunft des Lichas gemeldet hatte, ſie zurückhält und ihr entdeckt, daß der Herold gelogen und recht gut wiſſe, wer die Gefangene ſei, die der Herrin ſolche Theilnahme eingeflößt habe. Sie ſei die Tochter des Königs Eurytos; Herakles habe ſie zur Gattin begehrt, aber nicht erhalten, deshalb, und nicht aus dem angeführten Grunde, das Reich dieſes Fürſten zerſtört. Die Eiferſucht der Deianeira wird durch ſolche Kunde auf das Heftigſte entflammt; der Chor ertheilt ihr den Rath, Lichas wieder aus dem Palaſt rufen zu laſſen und nochmals um Aufſchluß in

zu bringen. Der Bote, welcher aus des Herolds eig=
Munde früher die Erzählung anders vernommen
e, ſetzt dem reiſefertig vor dem Haus erſcheinenden
ſandten des Herakles hart zu, Deianeira ſelbſt be=
ört ihn und verſpricht ihrem Gatten Verzeihung und
unglücklichen Weibe eine freundliche Aufnahme, ſo
Lichas endlich eingeſteht, die Sache verhalte ſich wirk=
ſo, wie der Bote ihr verrathen habe. Sein Schwei=
wäre aus guter Abſicht entſprungen (V. 335—490).
Fürſtin beſchließt dem zurückkehrenden Herold Auf=
e an ihren Gemahl zu ertheilen, und veranlaßt ihn
alb nochmals in das Haus zu kommen. Während ſie
verweilen, beſingt der Chor den gewaltigen Kampf,
Herakles mit Acheloos einſt um den Beſitz der Deïa=
a beſtanden hatte (V. 491—530). Hierauf erſcheint
Fürſtin wieder, welche die Eiferſucht heftig foltert;
ühlt ſich bitter gekränkt und entehrt durch ihres Gat=
Verhalten, der ſich nicht ſcheue, eine Buhlerin ihr in
Haus zu ſenden. Doch, ſagt ſie, habe ſie ein Mittel
nden, die Liebe ihres Gemahls ſich zu ſichern. Der
ende Kentaur Neſſos habe ihr einſt vorgeſchrieben,
ſie das Herz des Wankenden wiedergewinnen könne.
Blut, welches aus der Wunde hervorgeſtrömt und
ihr, gegen das Licht der Sonne geſchützt, ſeither
ewahrt ſei, habe dieſe geheimnißvolle Kraft (ſ. d.
eit.). Zwar zage ſie wegen des Erfolges, doch gedenke

ſie ein prächtiges Gewand ihrem Gatten zu ſchicken, das ſie mit dem Blut aus Neſſos Wunde beſtrichen habe. Der Chor wagt ihr nicht abzurathen; ehe ſie es nicht verſucht, ließe ſich nichts weiter darüber ſagen (V. 531—597). Lichas, welcher wieder aus dem Palaſt kommt, wird mit der Ueberbringung des koſtbaren Kleides beauftragt; er nimmt freundlichen Abſchied; die Fürſtin begiebt ſich in den Palaſt, und der Chor wünſcht in einem Geſang, daß Herakles recht bald heimkehren möge (V. 598—662). Deïaneira kommt beſtürzt wieder, erzählt den Jungfrauen, daß die Wolle, womit ſie das Gewand geſalbt habe, in der Sonne verbrannt ſei, und ſchließt aus dieſem Anzeichen auf Entſetzliches. Vergeblich bemüht ſich der Chor, ſie zu tröſten; Hyllos tritt plötzlich auf und bringt die erſchütternde Nachricht von der unglückſeligen Wirkung, welche das Kleid auf Herakles geäußert habe. Es klebe feſt an ſeinem Körper, verzehre und martere ihn furchtbar; Lichas, der Ueberbringer, ſei grauſam von dem Empörten getödtet worden. Bald werde der Sterbende (denn dafür halte ſich Herakles) an Trachis' Ufern anlangen (V. 663—812). Deïaneira zieht ſich, unter Verwünſchungen ihres Sohnes, zurück. Der Chor klagt, daß die göttlichen Sprüche ſolchen traurigen Ausgang nähmen, daß Deïaneira, aus Eiferſucht, ſich durch Neſſos' Reden habe irre führen laſſen, und daß der unbeſiegte Sohn des Zeus ſolchen Tod erleiden müſſe. Auf einmal ertönt im

Palaſt Jammergeſchrei. Eine greiſe Dienerin tritt heraus und verkündet, daß Deianeira ſich entleibt habe, daß ſie vergeblich die That zu hindern geſucht, und daß Hyllos an ihrer Leiche jammere (V. 813—946). Der Chor bricht in Klagen aus, zweifelnd, ob er die Herrin mehr bedauern müſſe, oder den ſterbenden Herakles, welcher bald erſcheinen werde. Da ſofort naht der Held, auf einer Krankenbahre herbeigetragen; Hyllos, aus dem Palaſt tretend, weckt den Schlummernden auf. Die Zuſchauer vernehmen nun ſelbſt das Aechzen und Stöhnen des Unglücklichen, der ſich von ſeiner Gattin vergiftet erkennt. Er giebt ſich ſelbſt für verloren und wünſcht an ſeiner Mörderin Rache zu nehmen; zuletzt erſehnt er den Tod (V. 947—1045). Noch einmal rafft er ſich, unterſtützt von Hyllos, ſo weit auf, daß er ſeiner Umgebung die Größe ſeiner Qualen ſchildern, und ſeine Klagen ausſprechen kann, daß er, nach ſo vielen ruhmvollen Heldenthaten, ſo ruhmlos untergehe; ſo ſchwach er indeſſen ſei, ſeine Gattin wäre er dennoch im Stande zu beſtrafen (V. 1046—1110). Da entdeckt ihm Hyllos, daß Deianeira nicht mit Abſicht ruchlos gehandelt; erklärt ihm, wie Alles ſo gekommen und wie ſie, aus Reue über den unglücklichen Ausgang, ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Als Herakles erfährt, wodurch das Gewand vergiftet worden, erkennt er mit Beſtimmtheit, daß keine Rettung für ihn mehr aufzufinden ſei; bittet, daß alle ſeine Söhne und ſeine Mutter Alkmene herbeigerufen würden, um ihnen ſein Ende zu verkünden, wie es die Götter beſchloſſen hätten. Da die Glieder der Familie zerſtreut ſind, ſo thut er Alles dem Hyllos kund (V. 1111—1173). Auf die eidliche Zuſicherung des letztern, daß er Alles erfüllen wolle, was der Vater anbefehlen werde, verlangt er von ihm auf den Berg Oeta getragen und dort auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Nichts hilft dem Sohn ſein Weigern, er muß, getreu dem Eidſchwur, nachgeben, und erlangt blos ſo viel von dem Sterbenden, daß er den Holzſtoß als Sohn nicht eigenhändig anzubrennen braucht (V. 1174—1216). Endlich trägt ihm der Vater noch auf, daß er die gefangene Iole zur Gattin nehmen möge. Abermals weigert ſich Hyllos; weil er aber keinen Ausweg ſieht, dem Zorne des Vaters zu entgehen, ergiebt er ſich auch darein. Nachdem auf dieſe Weiſe Alles ausgeglichen, wird Herakles auf der Bahre hinweggetragen, während Hyllos den Trauerzug anordnet. Der Chor der Jungfrauen begiebt ſich in die Stadt zurück (V. 1217—1278).“

Die Amme verkündet Deïaneirens Tod. Klagegeſang des Chors. — Herakles wird auf einer Bahre gebracht, erkennt ſich als vergiftet, ſchildert ſeine Qualen, erfährt, wie ſich Alles zugetragen und nimmt von ſeinem Sohne Hyllos Abſchied, ihm ſeine letzten Befehle mittheilend.

Herakles läßt ſich nun auf dem Oeta bringen; der Trauerzug folgt ihm (V. 862—1278).

Der Chor der Jungfrauen (die Einzelnen reden); ſpäter Deïaneire's Amme.

Chor.

Erſte Perſon.

Verblendet Wahn mich oder hör' ich Klagelaut
Urplötzlich ſchallen, der das ganze Haus erfüllt?
Wie anders?

(Das Geſchrei wird ſtärker.)

Chor.

Zweite Perſon.

Geheul und Angſtruf, deſſen Ton das Herz zerreißt,
Hallt deutlich drinnen; neues Weh erblickt die Burg.

Chor.

Dritte Perſon.

Bemerkt dort
Dies greiſe Weib, das mit verſtörtem finſtern Blick
Auf uns herankommt, um Bericht zu bringen uns.

(Die Amme tritt auf.)

Amme.

O Kinder, welchen Jammer ſollt' uns das Geſchenk
Bereiten, das an Herakles geſendet ward!

Chor.

Vierte Perſon.

Welch' neuen Vorfall, greiſes Weib, verkündeſt du?

Amme.

Den letzten aller Pfade ging des Herakles
Erlauchte Gattin, ſtarr mit regungsloſem Fuß.

Chor.
Fünfte Perſon.
Doch nicht den Pfad des Todes?
Amme.
Alles hörteſt du!
Chor.
Sechſte Perſon.
Iſt todt die Unglückſelige?
Amme.
Todt, ich wiederhol's!
Chor.
Siebente Perſon.
O Jammerbotin, welchen Todes ſtarb ſie hin?
Amme.
Durch eine That des Grauſens!
Chor.
Achte Perſon.
Sage, welcher Tod,
O Weib, ſtürzte ſie?
Amme.
Selbſtmord!
Chor.
Neunte Perſon.
Dem Zorn entſprungen?
Chor.
Zehnte Perſon.
Oder welchem Wahn?
Chor.
Neunte Perſon.
Warum, Weib, traf ſie
Des ſcharfen Erzes Schneide?

Chor.
Eilfte Perſon.
Sprich, durch welchen Schlag
Häufte ſie Tod zu dem Tod
Mit entflammtem Gemüth?
Amme.
Es zerſtieß ein harter Stahl die Bruſt ihr!
Chor.
Zwölfte Perſon.
Erblickteſt du, Klagewerthe, dieſes Frevels Werk?
Amme.
In ihrer Nähe ſtand ich und erblickt' es ſelbſt.
Chor.
Dreizehnte Perſon.
Von wem? Wie? Verkünd' uns!
Amme.
Sie ſelbſt mit eignen Händen hat die That vollbracht.
Chor.
Vierzehnte Perſon.
Was ſagſt du?
Amme.
Die Wahrheit!
Chor.
Fünfzehnte Perſon.
Schlimmen Fluch, ſchlimmen Fluch
Dieſem Haus gebar die Jungfrau,
Die jüngſt als Braut hereintrat!
Amme.
Gewißlich! Größer würde noch dein Jammer ſein,
Wofern du ſelber Zeuge warſt der grauſen That.
Chorführer.
Und dies vermochte wirklich eine Frauenhand?

Amme.

Zum Schrecken Aller! Hört es und bezeugt es ſelbſt.
Die Herrin war einſamen Schritts in's Haus gekehrt,
Und ſah im Hof, wie Hyllos ſchwellende Lagerſtatt
Aufſchlug, den Vater abzuholen aus dem Schiff:
Da zog ſie ſich aus Aller Angeſicht zurück,
Fiel hin zum Altar, heulte dumpf und ſchluchzte laut,
Daß ſie verwaiſ't ſei; was ſie traf, ein jegliches
Geräth der Hände, preßte jetzt ihr Thränen ab;
Und wild das Haus durchſtürmend, klagt' und weinte ſie,
So oft ein treuer Diener ihr entgegentrat,
Bei ſeinem Anblick ſchmerzenreich und thränenſchwer,
Indem ſie ſelbſt ihr eignes bittres Loos beſchwor,
Und ihren künftigen Wittwenſtand bejammerte.
Als drauf der Armen Klage ſchwieg, da ſah ich ſie
Nach Herakles' Kammer ſtürzen ſchnell in wilder Haſt!
Im Schatten ſtehend, lauſcht' ich mit verborgnem Blick;
Da ſah ich, wie die Herrin auf die Lagerſtatt
Des Herakles geſtickte Teppiche breitend warf.
Wie dies Geſchäft vollendet, ſprang ſie ſelbſt hinauf
Und ließ ſich nieder mitten auf das Ruhebett,
Und rief, von heißen Thränen überſchüttet, aus:
„O trautes Ehbett und geliebtes Brautgemach,
Lebt ewig wohl, denn fürder nehmt ihr nimmer mich,
Der Ruhe hier zu pflegen, ſammt dem Gatten auf!"
So ſprach das Weib, und löſ'te mit geſchwinder Hand
Die goldne Spange, die das Kleid an ihrer Bruſt
Zuſammenſchloß, vom Buſen; drauf entblößte ſie
Die ganze linke Seite ſammt dem Armgelenk.
Da lief ich pfeilſchnell, wie die Füße trugen mich,
Und zeigte Hyllos dieſes Unterfangen an.
Im Hin= und Wiederlaufen aber war's geſchehn:

unſrer Ankunft fanden wir die Klägliche
hbohrt vom doppelſchneidigen Schwert durch Bruſt und Herz.
ſchrie der Sohn auf, als der Arme dieſes ſah.
inne ward er, daß der Schmerz der Mutter Hand
lchem Werk getrieben, und erfuhr zu ſpät,
ſich daheim ereignet, deß die Mutter dies
ldlos, verlockt durch Neſſos' falſchen Rath, gethan.
ies der Unglückſelige hörte, ließ er nicht
mmern um die Mutter und zu klagen ab,
ihren Mund zu küſſen, ſondern Seite feſt
Seite ſchmiegend, lag er lang' und ſeufzte laut,
falſche Schuld er unbedacht ihr aufgewälzt:
weinte, daß er doppelt nun verwaiſ't, zugleich
ben ſolle vaterlos und mutterlos!
tehn des Hauſes Sachen. Wer der Tage zween
wer der Tage mehrere gar zu zählen wagt,
iſt ein Thor. Denn nimmer ſtrahlt ein Morgen uns,
r das Glück den heutigen Tag geſegnet hat.
Amme begiebt ſich in das Haus zurück; der Chor bleibt allein auf der Bühne und ſpricht ſeine Theilnahme aus.).

Vollſtimmiger Chorgeſang.

Erſte Strophe.

klag' ich ſein Geſchick zuerſt,
klag' ich erſt der Gattin Tod?
mmer bedrängt die Bruſt zwiefach!

Erſte Gegenſtrophe.

as Herz beſtürmt das Weh im Haus,
as Herz erbebt vor dem, was kommt:
zig und künftig Leid ſchreckt uns!

Zweite Strophe.

Ach, wirbelte doch empor,
Das Haus umtoſend, günſt'gen Hauchs, ein Sturmwind,
Der uns von hinnen raffte, daß wir nimmermehr
Erblicken hier des Zeus verwaiſ't
Heimkehrenden edeln Sprößling, —
Um zu ſterben voll von Schreck!
Denn laut dem Gerücht ſoll nahen der Held,
Graunvoll unſägliche Schmerzen
Duldend harter Krankheit.

Zweite Gegenſtrophe.

Nicht weint' ich um fernes, nein,
Um nahes Leid, der lauten Nachtigall gleich!
Denn fremde Schritte ſchallen, ungewohnt dem Ohr.
Wo nahn die Männer hin? Es tönt
Schwer, ohne Geräuſch, der Fußtritt,
Wie beſorgt um einen Freund.
(Herakles wird ſichtbar, auf einer Krankenbahre hergetragen.)
Ach, ſchweigend und lautlos naht er daher!
Sagt, hält ihn Schlummer umfangen,
Oder ruht er todt da?

(Hyllos kommt aus dem Palaſt. Die Bahre, worauf Herakles ſchlafend gebracht wird, bleibt auf den Wink eines Greiſes, der Anführer des Zuges iſt, auf der Bühne ſtehen. Herakles ſchläft anfangs fort.)

Hyllos. Ein Greis. Herakles. Chor.

Hyllos.

Vorgeſang.

Jammer und Ach mir!
Dem Unſeligen Ach! Vater, o Leid!
Was beſchließ' ich, beginn' ich, o Jammer!

Greis.

Halt ein, mein Sohn, nicht wecke die Wuth
Des verzehrenden Leids, das Herakles trägt
Zornmüthig. Er lebt; Schlaf neigt ſein Haupt.
Drum ſchweig' und verſchließe die Lippe.

Hyllos.

Wie? Lebt er, o Greis?

Greis.

Ja, Schlummer bedeckt ſein Aug'; drum laß
Die beſänftigte, ſonſt wildtobende Pein
Still ruhen, o Kind,
Und entflamme ſie nicht!

Hyllos.

Wie kann ich den Sturm
Der erſchütterten Seele beſchwören?

(Herakles erwacht und beſinnt ſich erſt durch den fortdauernden Schmerz auf das, was mit ihm vorgegangen.)

Herakles.

Zwiſchengeſang.

O Zeus!
Wo bin ich? Zu wem in der Sterblichen Reich,
Ach, kam ich umraſ't
Und zerriſſen von unaufhörlichem Schmerz,
Ich Unſeliger; raſtlos nagt fort
Der verworfenen Krankheit Biß! Weh!

Greis.

(Zu Hyllos gewendet:)

Nun ſiehſt du, weshalb Stillſchweigen ich rieth,
Und wie beſſer es war, daß Schlummer das Haupt
Und die Wimper umfloß
Des Erzeugers, o Kind?

Hyllos.

Mein Herz kann nicht
Kalt tragen den ſchrecklichen Anblick!

Herakles.

O des Zeus Altar an Euböa's Strand,
Wie danklos nahmſt mein Opfer du hin,
Mein heiliges Opfer, ich Armer!
Welch Unheil, Zeus, welch Unheil war
Mein Lohn! Ach, nie,
Nie ſollt' ich mit Augen das Eiland ſchau'n:
Dann hätte mich nicht das verſengende Gift
Unheilbar wüthend ergriffen!
Wer, außer des Zeus allwaltender Macht,
Weiß dies Siechthum
Zu bezähmen, und Kraft bannſprechenden Worts
Zu bezwingen und durch heilkundige Hand?
Wohl wär' es das größte der Wunder!

(Herakles ſoll anders gelegt werden; dies ſucht er im Folgenden abzuwehren.)

Erſte Strophe.

Laßt mich,
Laßt mich Unſeligen ſchlummern den letzten Schlaf,
Des Schlafs letztes Geſchenk gönnt mir!

(Der Greis bemüht ſich um ihn.)

Zweite Strophe.

Was rührſt du mich an? Wohin lehnſt du mich? Tod,
Tod bringt dein Arm!
Die Wunde bricht von Neuem auf!
Wild, ha, faßt und ergreift mich das Gift, ach, Männer von Hellas,
Undankbarſte der Erde, wo ſeid ihr? Euch zu beglücken,

Qualen des Todes ertrug ich, das Meer und die Wälder des Feſtlands
Säubernd, ich Armer! Und jetzt will Keiner ſich mir, dem Erkrankten,
Hülfreich nahn mit erlöſendem Schwert und verzehrender Flamme?

(Der Greis hat ihn bisher unterſtützt.)

Zwiſchengeſang.

Greis.

(An Hyllos ſich wendend.)

Sohn, hilf ſelbſt dem Erzeuger, und ſchütz' ihn, weil es an Kraft mir
Fehlt, zu beſtehen die Laſt! Du aber, in Fülle der Jugend,
Wirſt ihn beſſer bewachen.

Hyllos.

Ich halt' ihn; nimmer indeſſen
ann ich den ſchleichenden Schmerz ausrotten, und weder im Haus ihm,
och Heil ſchaffen von draußen! Nur Zeus kann Hülfe gewähren.

yllos und der Greis richten ihn, während der folgenden Worte, auf.)

Herakles.

Dritte Strophe.

ahe dich, Sohn, komm' flugs!
aſſe mich, faſſe mich hier und erhebe mich!
ammergeſchick, ach, ach!

Zweite Gegenſtrophe.

oll Grimm, voll Grimm auf's Neue zerfleiſcht
ich der Krankheit Wuth,
d zehrt mich auf mit ſcharfem Zahn!
allas, Pallas, hilf! Es erneut ſich das ſtechende Fieber!

Auf, Sohn, zücke das Schwert, das unſträfliche, ſtoß' es dem Vater
Mitleidsvoll in den Nacken, und heile den glühenden Schmerz mir,
Welchen entfachte die Mutter! O ſäh' ich ſie hier, die Verruchte,
Leiden, wie mich, gleich Leid, gleich Loos! Auf, bette mich eilig,

Dritte Gegenſtrophe.

Eilig, o Gott Hades,
Leiblicher Bruder des Zeus, in beſchwingtem Tod:
Ende die Qual liebreich!

(Herakles ſitzt aufgerichtet bis an den Schluß der Tragödie.)

Chorführer.

Mit Beben, Theure, ſchau' ich unſers Fürſten Loos,
Der ſolche Drangſal, ſolch ein Mann, ertragen muß!

Herakles.

O ſchon im Wort ſchmerzreiches, viel und heißes Leid
Ertrug mit Fauſt und Nacken ich Unſeliger!
Doch ſolche Qual ſchuf weder Zeus' Gemahlin mir,
Noch lud Euryſtheus' wilder Haß mir Gleiches auf,
Als mir des Oeneus tückiſch Kind durch dies Gewand
Bereitet hat, das Furien ſpannen, das ſie mir
Verderbenvoll um meine Schultern heftete!
Denn feſt dem Leib anklebend, fraß es alles Fleiſch
Bis auf die Knochen, bohrt die Lungen an und ſaugt
An ihren Pforten, trank bereits den heißen Quell
Des Blutes, und zuſammendorrt mein ganzer Leib,
Von dieſer unſichtbaren Feſſel unterjocht.
So aber that mir nimmer offnen Feldes Speer,
So nicht Kentaurenſtärke, nicht der ſtürmiſchen
Giganten Heer, noch Hellas, noch ein fremdes Land,

Soweit ich je der Erde Räume ſäubernd kam:
Nein, durch ein Weib erlieg' ich, das mit ſchwachem Geiſt
Und Männern ungleich, ohne Schwert, mich tödtete!
(An Hyllos.)
Mein Sohn, o zeig' dich als des Vaters ächten Sohn,
Und ehre nicht der Mutter Namen inniger!
Geh', hole ſie mit eignen Händen aus dem Haus,
Und gieb in meine Hand ſie, daß ich deutlich weiß,
Ob mehr du mich bejammerſt oder ihr Geſchick,
Wenn du ſie ſiehſt durch meine Rachehand geſtraft.
Auf, Kind, erbarm' dich meiner, wie ſich Alle mein
Erbarmen müſſen, der ich, einem Mädchen gleich,
Aufſchluchz' und jammere! Keiner mag ſich rühmen, daß
Ich je zuvor ihm dergeſtalt erſchienen ſei;
Nein, ohne Klaglaut ſchritt ich ſonſt durch jeden Sturm.
Nun aber macht mich, ach, zum Weib der wilde Schmerz!
Komm', tritt dem Vater näher jetzt, mein Sohn, und ſieh',
Welch grauſes Unheil alſo mich getroffen hat.
Denn ohne Hülle zeig' ich, was ich leiden muß.
(Er entblößt ſeinen Körper.)
Kommt her, betrachtet Alle meinen kranken Leib,
Schaut Alle mein unſelig jammerwerthes Loos!
O Pein! Aermſter ich!
Ach, ach!
Der Krampf entlodert wiederum mit neuer Gluth,
Durchfährt die Lenden, und es ſcheint, daß fort und fort
Der wilden Krankheit zehrende Peſt mich martern ſoll!
O Fürſt der Schatten, nimm mich auf!
O Strahl des Zeus, triff meine Stirn!
Laß niederſauſen, niederſchmettern dein Geſchoß
Des Blitzes, Vater! Denn es frißt mich wiederum,
Es wüthet ausgebrochen. — Theure Hände, Bruſt

Und Nacken, Schultern und der ſehnigen Arme Paar,
O ſeid ihr wohl dieſelben, die ihr ehedem
Den Leu'n Nemea's, jenes grimmige, gräßliche
Unthier, des Hirtenvolkes Schreck, durch eure Kraft
Erwürgtet, Lerna's Hyder einſt getödtet habt,
Das übermüthige, freche, hochgewaltige
Kentaurenheer, das doppelleibige, reitende,
Beſiegtet, jenen Eber auf Erymanthos' Höhn
Erlegtet, aus der Erde Schooß des Schattenreichs
Dreihäuptigen Hund, den unbezwinglichen Kerberos,
Den Sohn der grauſen Echidna, holtet an das Licht,
Und niederſchlugt den hundertköpfigen Drachen, der
Die goldnen Aepfel hütet, an der Erde Rand?
Unzähliger Kämpfe Laſten ſchmeckt' ich außerdem,
Und nimmer pflanzt' ein Sieger meiner Hand Trophä'n.
Nun aber lieg' ich Armer da mit morſchem Leib,
Verdorrt an Gliedern und zerfleiſcht durch blinden Fluch,
Ich, der da heiße des beſten Erdenweibes Sohn,
Der Sohn Kronions, welcher über Sternen lebt!
Doch trotz gelähmten Fußes, trotz geſchwundner Kraft,
Laut ſag' ich euch, auch alſo kann ich Jene noch,
Die dies verbrach, zermalmen! Ja, ſie komme nur,
Damit ſie lernt und Allen mag verkünden, daß
Ich weder todt noch lebend Frevel duldete!

Chor.

Unſeliges Hellas, welche Trauer ſeh' ich dir
Bereitet, wenn du dieſen Bürger miſſen ſollſt!

Hyllos.

Trotz deiner Krankheit höre mich und ſchweige ſtill,
O Vater, der du Gegenrede mir vergönnſt.
Ich bitt' um das nur, was ich billig fordern darf:
Neig' ganz dich meinen Worten hin, und laß dich nicht

Von Zorn entflammen! Sonſt erkennſt du nicht daraus,
Daß eitel deine Freude wie dein Zürnen iſt!

Herakles.

Sprich kurz und bündig, was du willſt; denn längſt verhallt
An mir, dem Kranken, deiner bunten Reden Schwall.

Hyllos.

Ich wollte dir verkünden, was die Mutter traf,
Und wie die Mutter fehlte nicht mit argem Sinn.

Herakles.

Du wagſt die vatermörderiſche Mutter noch
Auch nur zu nennen, Böſewicht, vor meinem Ohr?

Hyllos.

Ihr Loos, ein ſolches iſt es, daß ich reden muß!

Herakles.

Vielmehr, es ziemt zu ſchweigen, nach ſo ſchnöder That!

Hyllos.

Bald anders denkſt du, wenn du hörſt, was heut geſchah.

Herakles.

Sprich; aber ſiehe, daß du nicht dich ſchänden magſt.

Hyllos.

Vernimm. So eben hat ſie blutiger Tod ereilt.

Herakles.

Durch wen? Du weiſſagſt Grauſes, das wie Wunder tönt.

Hyllos.

Sie ſelbſt mit eignen Händen hat das Werk verübt.

Herakles.

O Leid! So kam ſie meinem Rächerarm zuvor?

Hyllos.

Das Ganze, hörſt du's, wandelt deinen Zorn vielleicht.

Herakles.

Zwar hobſt du ſchlimm an; ſprich indeß, was dir gefällt.

Hyllos.
Mit kurzem Wort, ſie fehlte bei gerechtem Ziel!
Herakles.
Iſt Vaters Mord, o Schnöder, ein gerechtes Werk?
Hyllos.
Sie dachte dich, durch eine junge Braut geſchreckt,
Zu feſſeln durch ein Liebesnetz, und ward getäuſcht.
Herakles.
Und weſſen Kunſt in Trachis hat bereitet dies?
Hyllos.
Es war ein Zaubermittel, das ihr Neſſos einſt,
Zu entfachen deiner Liebe Gluth, bethörend gab.
Herakles.
O Jammer, ich Unſeliger, ach, ich bin geſtürzt!
Ich bin verloren, meine letzte Stunde naht!
Ich Aermſter, ach, nun ſchau' ich mein Verhängniß klar!
Auf, theures Kind, des Vaters Todesſtunde naht,
Ruf' alle deine Brüder her, und rufe mir
Alkmene, meine Mutter, die vergeblich, ach,
Von Zeus geliebt war, daß ihr hören mögt den Spruch,
Worin die Götter meinen Tod verkündeten!
Hyllos.
Fern weilt nicht blos Alkmene; ſie bekam Tirynth,
Das meerbeſpülte, durch Vertrag zu ihrem Sitz;
Auch einen Theil der Enkel nahm ſie mit ſich hin,
Ein Theil der andern Brüder hauſ't in Kadmos' Stadt.
Wir, die wir hier ſind, aber wollen Jegliches
Ausrichten dir, o Vater, was dein Mund befiehlt.
Herakles.
So will ich dir's verkünden; zeigen mußt du nun,
Ob meines Sohnes Name dir mit Recht gebührt.
Ein alter Spruch des Vaters prophezeihte mir,

Durch Keinen ſtürb' ich, der das Licht der Sonne ſchaut,
Ein Bürger nur des finſtern Hades tödte mich.
Nun hat der wilde Neſſos mich, getreu dem Spruch,
Gemordet, er, der Todte, mich, den Lebenden.
Zuſammentrifft mit dieſem, und zum Siegel dient
Dem frühern Ruf ein zweites hehres Seherwort,
Das aus des Vaters vielberedter Eiche ſcholl,
Und das ich ſelbſt vernehmend mir aufzeichnete
Im Hain Dodona's, wo der frommen Prieſter Schaar
Auf Bergen wohnt und auf der heiligen Erde ſchläft:
Der Baum verhieß mir, lebt' ich bis zu dieſer Zeit,
Die jetzt erſchien, ſo wurd' ich über alle Qual
Obſiegen endlich; Glück und Wonne hofft' ich dann.
Doch dieſes Wort weiſſagte nichts als meinen Tod.
Denn Todte ſind von Jammer und von Qual erlöſ't.
Da nun die Götter Alles ſo geſtalteten,
So hilf, o Sohn, vollenden, was ihr Rath beſchloß,
Und warte nicht, bis meine Stimme zornig tönt,
Nein, unterwirf freiwillig deinem Vater dich,
Und nimm Gehorſam für des Kindes ſchönſte Pflicht.

Hyllos.

Ich bang' und zittre, Vater, daß du ſolch Gebot
An mich geſtellt haſt, treu jedoch gehorch' ich dir.

Herakles.

So reiche mir zuvörderſt deine Rechte dar.

Hyllos.

Wozu verlangſt du ſolch ein theures Unterpfand?

Herakles.

Du ſäumſt und folgſt nicht auf der Stelle meinem Wort?

Hyllos.

Ich leiſte keinen Widerſtand: da haſt du ſie!

Herakles.
(Indem er die Hand des Sohnes ergreift.)
So rufe meines Vaters Zeus erhabnes Haupt!
Hyllos.
Mit welchem Eidſchwur? Offenbarſt du das zugleich?
Herakles.
Du ſchwörſt zu thun, was meine Lippe dir befiehlt.
Hyllos.
Ich ſchwör' und Zeus vernehme meines Mundes Schwur!
Herakles.
Im Fall des Meineids rufe Fluch auf dich herab.
Hyllos.
Grundloſe Furcht; doch wär' es, ſei mein Haupt verflucht!
Herakles.
Schön! Oeta's Zinne kennſt du wohl, den Sitz des Zeus?
Hyllos.
Ja; häufig bracht' ich Opfer auf des Berges Höh.
Herakles.
Auf deſſen Gipfel alſo trage meinen Leib
Mit eignem Arm und auserwählter Freunde Schaar.
Und ſchneide reiche Stücken Holz vom männlichen,
Wildwuchernden Oelbaum, reiches Holz tiefwurzelnden
Eichſtammes ab, und lege meinen Leib darauf;
Dann zünd' es mit der fichtnen Fackel Gluthen an.
Doch keine Thräne netze dein Geſicht dabei,
Nein, ohne Klagruf, ohne Seufzer thu's, wofern
Mein Sohn du biſt; wo nicht, verwünſch' ich ſelbſt im Schooß
Des Hades dich mit ewigem ſchwerem Rachefluch!
Hyllos.
Was ſprachſt du, Vater? Ach, wie ſchlimm betrogſt du mich?

Herakles.
Vollzieh's! Wo nicht, ſo heiße Vater, wen du willſt,
Und Keiner ſage, daß du ſtammſt aus meinem Blut!
Hyllos.
Ach ruf' ich nochmals! Was, o Vater, forderſt du:
Aufladen ſoll ich Gräuel mir, dein Mörder ſein?
Herakles.
Nicht alſo, Kind! Nein, heilen ſollſt du meine Pein,
Mein einziger Arzt ſein, welcher lindert dieſe Qual!
Hyllos.
Wie kann ich lindern deine Pein, verbrenn' ich dich?
Herakles.
Erſchreckt dich das, ſo leiſte nur das Uebrige.
Hyllos.
Hintragen will ich deinen Leib, wie du befiehlſt.
Herakles.
Auch bau'n den Scheiterhaufen, wie ich dir gebot?
Hyllos.
Nur nicht mit meinen Händen ſelbſt anrühren ihn;
Sonſt will ich ſtreng erfüllen, was auf mir beruht.
Herakles.
Auch dieſes ſei genügend; doch gewähre mir
Zum ſchwerſten Dienſt noch eine kleinere Liebesgunſt.
Hyllos.
Wär's auch die größte, nimmer ſei verweigert ſie!
Herakles.
Du kennſt das Weib doch aus dem Stamm des Eurytos?
Hyllos.
Jole meinſt du, deut' ich deine Frage recht.
Herakles.
So iſt's. Vernimm denn, was ich dir gebiet', o Kind!
Sobald ich todt bin, wähle ſie zu deinem Weib,

Und folge deinem Vater, wenn du tugendhaft
Willſt handeln, deines hohen Eides eingedenk:
Denn da ſie lag in meinen Armen, gönn' ich ſie
Sonſt keinem Mann auf Erden, außer dir allein.
Drum nimm ſie ſelbſt zu deiner Ehegattin, Sohn!
Gehorche! Wenn du Reiches mir gewährſt, jedoch
Geringes abſchlägſt, dann erliſcht der erſte Dank.

Hyllos.

Ach, Jammer iſt's, zu hadern mit dem Krankenden,
Doch wer ertrüg' es, bei Vernunft ihn ſo zu ſchaun?

Herakles.

Verweigern willſt du, hör' ich, was mein Mund befahl.

Hyllos.

Wer könnte ſie, die meiner Mutter Tod allein
Verſchuldet, und verſchuldet dein Geſchick zugleich,
Wer möcht' ein ſolch' Theil wählen, wenn kein Rachegeiſt
Ihn kranken macht? Nein, eher ziemt auch mir der Tod,
O Vater, als zu leben mit dem ärgſten Feind.

Herakles.

Es ſcheint, der Mann will gegen mich, den Sterbenden,
Die Pflicht verletzen; aber, traun, der Götter Fluch
Harrt deiner, wenn du nicht gehorchſt, Halsſtarriger!

Hyllos.

Ach, bald geſtehſt du, hoff' ich, wie du krank ſo ſprichſt!

Herakles.

Ja, denn du weckſt mein Uebel aus dem Schlummer auf.

Hyllos.

Ich Aermſter, welcher Zweifel Heer ſtürmt auf mich ein!

Herakles.

Gehorche deinem Zeuger nur, wie dir gebührt!

Hyllos.

Doch willſt du, Vater, daß ich Frevel üben ſoll?

Herakles.
Kein Frevel iſt es, wenn du thuſt, was mich erfreut!
Hyllos.
Verlangſt du, daß ich ſchlechterdings ſo handeln ſoll?
Herakles.
In vollſtem Ernſt. Die Götter mögen Zeugen ſein!
Hyllos.
Wohlan, ſo folg' ich willig, vor den Göttern mich
Auf dein Gebot berufend. Denn gehorch' ich dir,
O Vater, werd' ich nimmermehr mit Schmach beſtehn!
Herakles.
Du ſchloſſeſt trefflich! Kröne nun durch Schnelligkeit
Das Werk der Kindesliebe: warte nicht, o Sohn,
Bis tobend ausbricht abermals der Seuche Wuth,
Nein legt mich augenblicklich auf den Flammenſtoß.
Durch ihn allein tritt Ruhe meiner Qualen ein.
Hyllos.
Da du ſo ſtreng dies, Vater, uns befiehlſt und zwingſt,
So hindert nichts uns, daß wir deinen Willen thun.
(Herakles legt ſich zurück auf die Bahre.)
Herakles.
Auf denn! Statt daß du der Krankheit Wuth
Aufſtachelſt, o mein ſtahlhartes Gemüth,
Schleuß Lippen und Mund, wie ein Marmorbild,
Stumm, klaglos dir: willkommenem Ziel,
Doch ſchmerzlich erzwungenem nahſt du!
(Hyllos winkt den Dienern, welche die Bahre anfaſſen, um Herakles auf den Oeta zu tragen.)
Hyllos.
Auf, traget ihn fort, o Gefährten, und grollt
Nicht grauſam mir, daß dieſes geſchieht;
Nein, grauſam mag euch ſcheinen der Rath

Der Unſterblichen, der dies alſo beſchloß:
Der Erzeuger und der in den himmliſchen Höhn
Sein Vater ihm heißt, ſchaut kalt dies Leid!
In die Zukunft dringt kein ſterblicher Blick;
In dem Jetzt wohnt uns hier Trübſal, dort
Den Olympiern Schmach,
Und dem ſchrecklichſten Loos auf Erden erliegt,
Ach, er jetzt, alſo zerſchmettert!

(Der Zug ſetzt ſich nun in Bewegung. Der Chor bricht auf.)

Chorführer.

Auch ihr, Jungfrau'n, zieht weg von dem Haus,
Wo Leichen ihr ſchaut, friſchblutende noch,
Und entſetzliches Weh, wie immer geſchah:
Doch Alles vollendete Zeus' Macht!

Der raſende Ajas.

Die Fabel dieſes Drama iſt dem trojaniſchen Sagenkreiſe entlehnt. — Nach Achilleus Tode bewarben ſich Odyſſeus und Ajas, der Sohn des Telamon, um deſſen Waffen und Rüſtung, und ein Gericht ſollte eigens darüber entſcheiden; Menelaos ging unredlich bei der Stimmenzählung zu Werke, ſo daß die Entſcheidung günſtig für Odyſſeus ausfiel. Schwer beleidigt dadurch, verſank Ajas in Wahnſinn und beſchloß, ſich blutig zu rächen, und während der Nacht Alle, die an dem Gerichte Theil genommen, zu überfallen und zu ermorden. Athene aber täuſchte ihn und ſtatt der Fürſten erſchlug er die geraubten Viehheerden und deren Hirten; dann kehrte er in ſein

Zelt zurück. Am folgenden Morgen entdeckte man, was geſchehen war, ohne jedoch beſtimmt zu wiſſen, wer es gethan. Hier beginnt das Drama, deſſen Inhalt nebſt einer Scene wir ebenfalls nach Minkwitz's Bearbeitung hier einſchalten.

„Während Odyſſeus um das Zelt wandelt und ſpäht, wie er Kunde über das Thun und Verhalten des beleidigten Ajas erlangen könne, erſcheint ihm Athene, ſeine Schutzfreundin, welche dem Sohne des Telamon wegen ſeines Uebermuthes zürnte. Sie erſcheint ihm vermuthlich in einer lichten Wolke, daß ſie Odyſſeus, auf der Erde ſtehend, durch ihre Stimme geweckt und in ſeiner Nachforſchung einhaltend, erkennen kann. Die Göttin giebt ihm Aufſchluß über das Vorgefallene und über das, was der Wahnſinnige jetzt thue; ſie entdeckt ihm die Gründe, welche Jenen zu dieſer ſonderbaren That verleitet, und erzählt ihm, daß er gegenwärtig im Innern ſeines Zeltes das weggetriebene Vieh peitſche, indem er glaube, daß er ſeine gefangenen Feinde züchtige (V. 1—65). Darauf entſchließt ſie ſich, ihn herauszurufen, was der erſchrockene Odyſſeus vergeblich abzuwenden ſucht; er giebt endlich nach, einigermaßen durch das Verſprechen beruhigt, daß ihn der durch ſeine Raſerei doppelt gefährliche Gegner nicht ſehen ſolle. Auf den zweiten Ruf der Göttin tritt Ajas, die Stimme der Athene erkennend, heraus. Aus dem Zwiegeſpräch, welches zwiſchen Beiden ſich entſpinnt, erkennt Odyſſeus den ganzen Umfang der Raſerei, worein der Sohn des Telamon geſtürzt iſt. Sobald Letzterer ſich wieder zurückgezogen hat, drückt Odyſſeus ſeine Theilnahme an dem ſo tief geſunkenen, aber edlen Feind aus; Athene ermahnt ihren Schützling dann zur Frömmigkeit gegen die Götter (V. 66—133). Nachdem ſie verſchwunden und Odyſſeus die Bühne verlaſſen, tritt der Chor auf, der aus des Ajas Kriegern beſteht; er beklagt zuerſt, daß über ſeinen Herrn ſolch falſche Gerüchte ausgeſtreut wären; vermuthlich ſei der liſtige Sohn des Laërtes der Urheber; der geliebte Fürſt ſolle daher heraustreten und durch ſein Erſcheinen die Verläumdungen widerlegen (V. 134—201). Da kommt Tekmeſſa, eine Gefangene, die Ajas zum Weibe erwählt hat, und erzählt den Kriegern, daß ihren geliebten Ajas ſeit der vergangenen Nacht Wahnſinn befallen habe, und erfährt aus dem Munde des Chores, daß das Vieh, welches der Tolle geißle, von der Weide hereingebracht ſei. Als der Chor erſchrecken zur Flucht räth, beruhigt ihn Tekmeſſa zwar, da der Sturm der Raſerei ſich bereits ſchon wieder gelegt habe; aber ſie giebt zugleich eine neue Sorge zu erkennen, die ihr das Herz um den Theuern beſchwere: der Wiedererwachte ſei in die tiefſte Traurigkeit verfallen (V. 202—270). Auf das Verlangen der befreundeten Krieger berichtet ſie Alles, was in der letzten Nacht vorgefallen, wie er plötzlich das Zelt verlaſſen, wie er mit zuſammengekoppelten Stie-

Böcken und Hirtenhunden zurückgekommen, wie er
behandelt, wie er endlich aus der Zeltthür getreten
mit einem Schatten (der Athene) ſich unterredet.
Beſonnenheit zurückgekehrt, und davon unterrichtet,
er in ſeinem fürchterlichen Rauſche gethan habe, ſei
die ſchrecklichſten Wehklagen und den maßloſeſten
ner ausgebrochen (V. 281—325). Sie fürchte da=
as Schlimmſte, und die befreundeten Diener ſollten
n Seelenkranken beruhigen helfen. Man vernimmt
jas Stimme im Zelt. Der Chor, welcher hört, daß
es Verſtandes wieder mächtig ſei, befiehlt die Pforte
nen (V. 326—347). Ajas redet klagend die treue
r an, welche ihn vergeblich zu tröſten verſucht; ſein
weiſ't auch den Zuſpruch der Tekmeſſa hart ab.
chr verwünſcht er aufs Neue ſeine Feinde, vorzüg=
n Odyſſeus, bedauernd, daß ſie ſeinem Racheſchwert
nen. Dazwiſchen fordert er wiederholt ſeine Freunde
hm den Tod zu geben (V. 348—410). Zum erſten
ſcheint der Gedanke an Selbſtmord in ihm aufzu=
(V. 412—227). Der Chor verſucht abermals ſei=
lagegeſang zu hemmen, und nun erzählt er ruhiger
reckliche Lage, in der er ſich befinde, ſchildert ſeinen
hszuſtand, zeigt die Unmöglichkeit, beſchimpft nach
zu kehren, ſo wie den Tod in der Feldſchlacht zu
da dieſer den verhaßten Atreiden nützen würde.
ben aber ſei er feſt entſchloſſen, da er nicht rühm=

lich leben könne (V. 428—480). Tekmeſſa's Vorſtellungen, daß er ſie, ſeinen Sohn Euryſakes und ſeine greiſen Eltern nicht durch ſeinen Tod betrüben und der Schmach preisgeben ſolle, bleiben von Seiten des Ajas unerwidert, der nun das Verlangen ausſpricht, ſeinen jungen Sohn zu ſehen (V. 481—540). Dieſer wird gebracht und der Vater preiſ't zuerſt ihn glücklich, daß er zu jung ſei, um die Schrecken des Lebens zu fühlen; ſetzt ihn dann zum Erben ſeines berühmten Schildes ein, nachdem er dem Chor aufgetragen, wenn ſein Bruder Teukros in das Lager zurückkehre, ihm zu ſagen, daß er den Knaben ſchützen und nach dem Stammlande führen ſolle. Die übrigen Waffen möchten ihm in's Grab gelegt werden. Hierauf giebt er den Sohn in die Hände der Tekmeſſa zurück, und gebietet ihr, im Zelt zu bleiben und das Thor zu ſchließen; ihre Bitten fruchten nichts, ſie muß gehorchen (V. 541—595). Ajas folgt ihr. Der Chor erhebt ein Klagelied, daß der Kampf vor Troja nicht enden wolle; daß Ajas durch die Götter in Wahnſinn geſtürzt werden; daß dieſes Unheil das Haus des Telamon in die tiefſte Trauer verſenken werde (V. 596—645). Als der Geſang geendet, tritt Ajas wieder hervor, gefolgt von Tekmeſſa. Er erklärt, daß die Bitten des Weibes ſein Herz erweicht hätten; er wolle nun an das Meer gehen, und den Zorn der Göttin durch ein heiliges Bad ſühnen; ſein Schwert, das er aus Feindeshand empfangen, habe er in der Erde zu vergraben beſchloſſen, da ihm daſſelbe nur Unſegen gebracht. Am Schluß bittet er ſein Weib, ſo wie den Chor, die Götter anzurufen, damit ſein Vorhaben gelingen möge. Tekmeſſa ſowohl als die Krieger deuten ſeine Worte zu ihren Gunſten, und erkennen nicht das Zweideutige, welches in ſeinen Reden und Anordnungen liegt (V. 646—692). Ajas entfernt ſich, und Tekmeſſa begiebt ſich in das Zelt zurück. Der Chor drückt ſeine Freude über die Sinnesänderung ſeines Gebieters durch einen fröhlichen Geſang aus. Da trifft ein Bote ein, welcher die Rückkehr des Teukros aus den myſiſchen Gebirgen meldet und von ihm den Befehl überbringt, daß man den Ajas während des heutigen Tages nicht aus dem Zelte gehen laſſe. Kalchas habe prophezeit, daß der Held ſonſt verloren ſei; zu ſeinem Schrecken aber vernimmt der Bote, daß er zu ſpät gekommen (V. 693—783). Tekmeſſa wird herausgerufen, und als ſie die Gefahr, in welcher der Gatte ſchwebt, vernommen, erkennt ſie, daß Ajas ſie täuſchte, ſendet ſchleunig Boten nach Teukros ab und befiehlt dem Chor, den Geliebten am Meeresſtrande zu ſuchen. Sie brechen Alle nach verſchiedenen Seiten auf (V. 784—814). Die Scene verwandelt ſich. Wir erblicken Ajas am einſamen Geſtade des Meeres und hören ſeine Abſchiedsworte vom Leben; er ſtürzt ſich in das Schwert, welches er mit dem Griff in die Erde gebohrt hat (V. 815—865). Nachdem die ſchreckliche That vollbracht war, erſcheinen die Freunde, die ihn ſuchen und retten wollen; aber zu ſpät; Tekmeſſa findet ihn blutig am Boden liegend. Ihr Jammergeſchrei lockt den Chor an die Stelle des Mordes, und während ſie den Todten umſtehen, erheben ſie laute Klagen, bis Teukros erſcheint (V. 866—974). Schon war dem Kommenden der Ruf von ſeines Bruders Tode, der ſich ſchnell durch das Griechenlager verbreitet hatte, zu Ohren gedrungen. Der Chor beſtätigt die traurige Kunde auf ſeine Frage; das Erſte aber, was der treue Bruder unternimmt, iſt, daß er die Tekmeſſa abſchickt, um den jungen Euryſakes zu holen und ſeinem Schutze zu übergeben. Erſt dann wendet er ſich zum Leichnam und ſpricht ſeine tiefe Klage um den Verluſt des Bruders aus (V. 975—1039). Die Krieger melden ihm, daß ein Feind ſich nahe. Menelaos nämlich eilt herbei, ſchon aus der Ferne rufend, daß der Todte nicht beſtattet werden dürfe; ſo befehle er ſowohl, als ſein Bruder Agamemnon. Ein Wortwechſel entſpinnt ſich; Menelaos führt ſeine Gründe an, die ihn dieſes ſtrenge Verbot auszuſprechen veranlaßt hätten. Teukros aber widerlegt ihn mit ſcharfen Worten. Die Gemüther der beiden Männer erhitzen ſich mehr und mehr; endlich aber weicht Menelaos (V. 1040—1162). Nach ſeiner Entfernung ermahnt der Chor den Teukros, ſchleunigſt das Grab zu bereiten. Tekmeſſa trifft mit dem Sohne des Ajas ein, und Teukros ſetzt den Knaben neben den Leichnam, daß dieſer, der Schuldloſe, den Letztern bewache. Darauf eilt er hinweg, um das Grab zu beſtellen (1163—1184). Indeſſen drückt der Chor nochmals ſeinen Schmerz über das endloſe Toſen des Krieges, über ſeine traurige Lage und den Verluſt ſeines Gebieters durch Geſang aus. Plötzlich kehrt Teukros zurück, weil er bemerkt hatte, daß Agamemnon herbeikomme. Dieſer erſcheint und ſpricht mit Verachtung über die Frechheit, die Teukros zeige, indem er den Geſetzen und dem Willen der Obern Gehorſam verweigere. Teukros hält ihm ſeine Undankbarkeit gegen die Verdienſte des Todten vor, tadelt ſeinen Hochmuth und erklärt ſich bereit zum hartnäckigſten Widerſtande, wenn er ſich der Beerdigung des Bruders widerſetze (V. 1185—1315). Endlich eilt Odyſſeus herbei, deſſen Vorſtellungen es dahin bringen, daß Agamemnon ſich, obſchon nicht verſöhnt, zurückzieht. Teukros dankt dem umgewandelten Feind für den bewieſenen Edelmuth, lehnt jedoch ſeine thätige Mithülfe zur Beſtattung des Ajas ab. Dieſer ſteht nun kein Hinderniß mehr entgegen. Mit Teukros' Befehl, Alles zu bereiten und herbeizuſchaffen, was zum Begräbniß erforderlich iſt, ſchließt die Tragödie (V. 1316—1419)."

Tekmeſſa's Schilderung von Ajas Wahnſinn. – Ajas Unterredung mit ihr und ſeinen Kriegern (V. 134—596).

Der Chor. Später Tekmeſſa.

Chorführer.

Telamoniſcher Sproß, der Salamis lenkt
An den Ufern des Meers, das umfloſſene Reich,
  Stets freut dein Segen und Heil mich!
Doch, ſucht dich heim Zeus' Schlag und Geſchrei
Von den Danaern, voll von Verleumdung und Zorn:
Dann bebt mein Herz und erſchrickt angſtvoll,
  Wie das Auge der ſchüchternen Taube!
So erfüllt auch jetzt von vergangener Nacht
Ein entſetzlich Gerücht mein ſtaunendes Ohr,
Und verkündet mit Schmach: hinopferteſt du,
In die Triften und Au'n einbrechend, des Heers
Zuchtheerden und Vieh,
Das übrig noch ſtand von der Summe des Raubs,
  Einhauend mit flammigem Mordſtahl!
Dies falſche Geſchwätz, von Odyſſeus ſtammt's,
Der liſtig es bringt in die Ohren des Volks,
Und ein Jeglicher glaubt's. Denn er redet von dir,
Was gerne man glaubt, und wer es vernimmt,
Freut mehr ſich darob, als der es erzählt,
  Und verlacht dein trübes Verhängniß!
Denn wer auf Glanz und Hoheit zielt,
Fehlt ſicherlich nie; ſpräch' Einer indeß
Solch Schlimmes von uns, glaubt's Niemand ihm.
Denn der Neid ſchleicht ſtets den Gewaltigen nach
Und gleichwohl ſind die Geringen, entblößt
Von den Hohen, ein ſchwach Schutzeiſen der Burg.
Mit dem Hoch ſteht Klein, und des Mächtigen Glück

Mit dem Kleinen verknüpft, in dem ſicherſten Schutz.
Doch Keiner vermag dies weiſe Geſetz
  In die Herzen der Thoren zu prägen!
Durch ſolch Volk wird dein Name gehöhnt,
Uns aber gebricht's an der Kraft, dich hierauf
Zu vertheidigen, Herr, wenn ferne du weilſt!
Denn brauchen ſie nicht dein Auge zu ſcheun,
Dann lärmen ſie laut, wie der Vögel Gezücht;
Doch der Geier erſchreckt, der gewaltige, ſie,
Und ſie duckten ſich ſtill, wenn du ſelber erſchienſt,
  Wie vom Blitze getroffen, zuſammen!

Chor.

Strophe.

Trieb dich die Taurierkönigin Artemis
(Mächtige Sage, du biſt
Meiner Schmach Urheberin!),
Daß deine Hand ſchlug ſämmtliche Rinder des Kriegsheers,
Sei's, weil ihr Sieg ihr ward mit Undank einſt belohnt,
Oder du ſonſt ſie belogſt
Um ſtolzem Kampfpreis oder die Beute der Jagd,
Sei's, daß der erzkleidtragende Lenker der Schlacht,
Unwillig ob geſpendeter Hülfe den Schimpf
Strafte durch den nächtigen Anſchlag?

Gegenſtrophe.

Nimmer ja fehlteſt du ſonſt und verirrteſt dich
Links, Telamoniſcher Sproß,
Bis zu ſolch heilloſer That!
Nein, Götterkrankheit beugte dich! Möge daher Zeus
Sammt Phöbos jetzt darthun des Rufs Grundloſigkeit!
Sinnen indeſſen geheim
Trugvollen Leumund unſere Könige dir,
Sinnt Lügen ſchamlos Siſyphos' arges Geſchlecht,

Birg länger nicht, o Herr, in dem Zelt an dem Meer,
Ganz der Schmach dich weihend, das Antlitz!

Schlußgeſang.

Nein, von den Sitzen empor, worauf du jetzt müſſig
Starr hinbrüteſt in ſolcher langen Kampfesraſt,
Daß dein Jammer gen Himmel flammt!
Frei ziſcht der Verfolger Gift tief im Thalgrund,
In welchem der Wind hinfährt,
Ringsum hohnlacht zahllos
Volk bitter und ſpottreich,
Mich aber umſteht Trübſal!

(Tekmeſſa tritt aus dem Zelt.)

Tekmeſſa.

Seemänner des Schiffs, das Ajas führt,
Von dem alten Geſchlecht des Erechtheusvolks,
Aufſeufzen wir laut, die liebend beſorgt
Um des Telamon Haus in der Ferne wir ſind;
Denn Ajas, der Held, der gewaltige, liegt
Jetzt niedergebeugt
Von dem Sturm wildtobender Krankheit!

Chorführer.

Welch Wetter umzog ſein geſtriges Loos
In der heiligen Nacht?
O phrygiſches Weib, des Teleutas Kind,
Sprich, weil er ſo hoch als Gattin dich ehrt,
Seitdem ſein Speer in der Schlacht dich errang;
Drum weißt du das Dunkel zu löſen!

Tekmeſſa.

Wie ſprech' ich es aus, das entſetzliche Wort?
Denn es trifft dein Ohr mit dem tödtlichſten Schreck.
Es ergriff Wahnſinn die vergangene Nacht
Den geprieſ'nen Gemahl, ihn bedeckend mit Schmach!

Ihr erblickt zum Beweis in des Zelts Hofraum
Schlachtopfer, zerhau'n und gebadet in Blut,
Von den Händen des Tollen gefallen!

Chor.

Strophe.

Welch eine Botſchaft von jenem
Flammenden Helden erklang,
So peinlich und ſo furchtbar!
Seit ſie der Zunge der mächtigen Fürſtin entſprang,
Schwellt das Gerücht mächtig empor ſie.
Angſtvollen Sinns denk' ich der Zukunft. Es ereilt ihn ſichtbar
Der Tod, ſeit er mit wahnwitziger Fauſt das Schlachtſchwert,
Das bluttriefende, ſchwang und die Heerden
Sammt den Hirten hinſchlug.

Tekmeſſa.

Von der Trift, von der Trift heimbracht' er ſonach
Die gebundene Schaar des gefangenen Viehs!
Hinwürgt' er ſie theils an dem Boden im Zelt,
Theils hieb und zerriß er in Stücke den Leib;
Von den Böcken darauf ein geſprenkeltes Paar
Anfaßt' er und ſchnitt von dem einen das Haupt
Und ſchleudert' ihn fort, und den andern, hinauf
An die Säule geknüpft,
Durchpeitſcht er, indem laut gellend er ſchwingt
Das gedopp'lte Band roßzwingenden Zaums,
Ausſchüttend zugleich Schmähworte, wie ſie
Kein Menſch lehrt, ſondern ein Gott nur!

Chor.

Gegenſtrophe.

Rathſam erſcheint's, daß wir ſchleunig

Fliehen, verhüllend das Haupt,
Und mit verſtohlnem Fußtritt,
Oder die hurtigen Ruder entfeſſelnd, hinaus
Segeln im meerwandelnden Fahrzeug!
Denn lauten Schlags jagt und verfolgt uns des Atreiden Drohung;
Es drückt Bangen das Herz, daß ich den Tod des Steinwurfs
Vereint dulde mit Jenem getroffen,
Den ein grauſer Fluch treibt.

Tekmeſſa.

Nicht mehr! Schon ruht er gemach, wie der Süd,
Wenn Donner und Blitz aufhören, ſich legt.
Doch fühlt er geheilt neu quälende Pein.
Denn die eigne Noth zu betrachten, wovon
Uns ſelber allein trifft jegliche Schuld,
Weckt ſtechende Schmerzen im Innern.

Chor.

Wich ſeine Krankheit, ſchätz' ich das für großes Glück.
Denn leichter denkt man über ſchon Vergangenes.

Tekmeſſa.

Wofern die Wahl du hätteſt, ſprich, was zögſt du vor,
In Luſt zu ſchwelgen und den Freunden wehzuthun,
Oder ſelbſt in Leid zu trauern mit den Trauernden?

Chor.

Das Uebel, das zwiefältig, iſt das größere.

Tekmeſſa.

So ſind wir, ſeit der Heilung, tief bekümmert nun!

Chor.

Wie meinſt du dieſes? Unverſtändlich redeſt du.

Tekmeſſa.

So lang die Krankheit tobte, die den Mann ergriff,
Empfand er ſeine Leiden nicht und jubelte,

Doch uns Geſunde quälte ſein ſchmerzvoll Geſchick;
Nun, da die Krankheit glücklich überwunden ward,
Durchbohren tauſend Stachel ſein betrübtes Herz,
Und uns erſchüttert gleicher Jammer, wie zuvor.
Ward unſer Leiden alſo nicht ein doppeltes?

Chor.

So iſt es wahrlich, und ich fürcht', es brach ein Schlag
Von Göttern nieder. Müßt' er ſonſt denn nicht geheilt
Weit größere Wonn' empfinden, als in ſeiner Wuth?

Tekmeſſa.

Daß Alles ſo beſchaffen, wiederhol' ich euch.

Chor.

Wie war des Unglücks erſter Stoß und Anbeginn?
Erzähl' es uns, wir theilen alles Herzeleid.

Tekmeſſa.

Ihr ſollt das Ganze hören, weil ihr Freunde ſeid.
In tiefer Nacht nahm Ajas, als der Dämmerung
Wachtfeuer nicht mehr brannten, ſein zweiſchneidig Schwert,
Und wandte grundlos ſeinen Schritt zur Thür des Zelts.
Ich aber rufe ſcheltend aus: was haſt du vor,
Gemahl? Was ſtürmſt du jetzt in's Feld aus freiem Trieb,
Da weder Boten riefen, noch Trompetenſchall
Dich weckte? Sieh, es ſchläft ja jetzt das ganze Heer!
Kurz war die Antwort, die er gab, das alte Lied:
O theures Weib, das Schweigen iſt der Weiber Schmuck!
Bei dieſem Wort verſtummt' ich, und er flog hinaus.
Was draußen vorgegangen, iſt mir unbekannt.
Bei ſeiner Heimkehr bracht' er Stiere mitgeſchleppt
An Koppeln, Hirtenhunde, Böck' und andern Fang.
Die Einen köpft' er, Jene ſtürzt' er auf's Genick,

Sie ſchlachtend und zerſtückelnd, Dieſe geißelt' er
Gebunden, gleichwie Menſchen, tollen Ueberfalls.
Dann ſprang er plötzlich aus der Thür, und ſprach mit Stolz
Zu einem Schatten, höhnend bald die Atreiden, bald
Das Haupt Odyſſeus', unter Lachen rühmend ſich,
Wie alle dieſe ſtrafe ſein gewalt'ger Arm.
Als drauf er ſtürmiſch wieder war in's Haus gekehrt,
Erwacht' er mühſam endlich zur Beſonnenheit,
Und als er voll von Gräuel rings das Dach erblickt,
Da ſchlug das Haupt er brüllend; ſank zur Erd' und ſaß
Auf blutige Haufen todter Widder hingeſtreckt,
Und mit den Nägeln raufend ſich voll Zorn das Haar.
In dieſer Stellung blieb er ſtumm geraume Zeit;
Dann rief er wild, das Schlimmſte ſolle mir geſchehn,
Entdeckt' ich ihm nicht alles Vorgefallene:
Und frug, wie ſeine Lage jetzt beſchaffen ſei.
In meiner Furcht, o Freunde, ſagt' ich, was geſchehn,
Ihm Alles an, ſo weit die Sache mir bekannt.
Da flugs erhob er jammervollen Jammerlaut,
Wie nie zuvor aus ſeinem Mund mein Ohr vernahm;
Denn Klaggewinſel ſolcher Art gezieme ſtets
Nur feigen Herzen, ſagt' er, und ſchwachmüthigen:
Bei Leiden ſtöhnt' er, ohne lauten Weheruf,
In dumpf gebrochnem Tone nur, dem Stiere gleich.
Jetzt ſitzt er nun, von ſolchem Mißgeſchick umwogt,
Verſchmähend Trank und Speiſe, mitten auf die Reihn
Der ſchwerterwürgten Heerden ſtill dahingeſtreckt.
Und offenbar bezweckt er eine ſchlimme That.
Sein Reden und ſein Klagen ſpricht es deutlich aus.
Drum kommt, o Freunde, denn ich trat deshalb heraus,
Und leiſtet Hülfe drinnen, wenn ihr helfen könnt!
Denn Seelenkranke hören gern auf Freundeswort.

Chor.

O Kind Teleutas', ſchlimme Kunde giebſt du mir,
Daß Jenen tiefer Jammer warf in Raſerei.

Ajas.

(Hinter der Scene, im Zelt.)

O welch' Schickſal!

Tekmeſſa.

u ſteigen ſcheint ſein Leiden! Habt ihr nicht gehört,
ie ſchrecklich Ajas' Stimme jetzt im Zelt erſchallt?

Ajas.

welch' Schickſal!

Chor.

r krankt von Neuem, ſcheint es, oder Regungen
er alten Krankheit zucken durch ſein Inneres.

Ajas.

Sohn, mein Sohn!

Tekmeſſa.

h armes Weib! Dich ruft er, mein Euryſakes!
us welchem Grund? Wo biſt du? Weh, ich armes Weib!

Ajas.

Teukros, wo iſt Teukros? Wird er ewiglich
n Felde bleiben? Meine Noth iſt grenzenlos!

Chor.

ſcheint bei hellen Sinnen; öffnet ſchnell die Thür!
ch unſer Anblick mildert ſeine Wuth vielleicht.

Tekmeſſa.

ſeht, ich öffne: deutlich könnt ihr ſchaun ſowohl
s Ajas Gräuelthaten als ſein eignes Loos.

e thut die Zeltthüre auf, und Ajas, erblickend ſeine Krieger, ſpricht zu ihnen.)

Ajas.

Erſte Strophe.

O mein
Geliebt Schiffervolk, einzige Freunde mir,
Einzige treue Schaar mit ſtandhaftem Sinn.
O ſeht die Woge, welche jetzt
Mit blutigrothem Donnerbraus
Rings mich umrollend einhüllt!

Chor. (Zu Tekmeſſa.)

Wir finden deine Schilderung nur allzuwahr,
Die That beweiſ't, Tekmeſſa, ſeinen kranken Sinn.

Ajas.

Erſte Gegenſtrophe.

O Volk,
O hülfreiche Schaar, welche das Schiff beſtieg,
Schwingend die Ruder durch des Meers Wogenfluth,
Ihr ſeid, ihr ſeid allein die Hel-
fer, wo ich bin, in meiner Noth:
Tödtet mich auch, den Mörder!

Chor. (Zum Ajas.)

Sprich ſanft und ruhig! Heile nicht die Schuld mit Schuld,
Damit du nicht verſchlimmerſt dein grauſam Geſchick.

Ajas.

Zweite Strophe.

Schauet den kühnen ihr, den herzhaften Mann,
Den furchtloſen Mann in grimmvoller Schlacht
Rächend an Thieren jetzt, an harmloſen, ſich?
O weh des Hohnes, wie mit Schmach belud ich mich!

Tekmeſſa.

Nicht rede ſo, Fürſt Ajas, flehend bitt' ich dich.

Ajas.

Was willſt du? Fort! Aus meinem Angeſicht hinweg!
Ach, ſchmerzvoll Loos!

Chor.

Bei allen Göttern, kehre zur Beſonnenheit!

Ajas.

Dritte Strophe.

Ach, daß ich entrinnen ſie ließ,
Die furiengleichen Peiniger,
Und der gehörnten Stiere Blut
Und ſtolzer Geißböcke vergoß
In mörderiſchem Angriff!

Chor.

Was nützt der Jammer über längſt Vergangenes?
Denn nimmer läßt ſich ändern, was geſchehen iſt.

Ajas.

Zweite Gegenſtrophe.

Laërtios' Sohn, bereit zur Auflauer ſtets,
Bereit ſtets zu thun, was Bosheit erſinnt,
Feigſter im ganzen Heer und ſchmachvollſter Mann,
In voller Schadenfreude lachſt du ſicherlich!

Chor.

Das Lachen und das Weinen hängt von Göttern ab.

Ajas.

O ſäh' ich ihn: noch fühl' ich trotz dem Jammer Kraft!
O grauſam Loos!

Chor.

Sprich nicht vermeſſen! Siehſt du nicht dein tiefes Leid?

Ajas.

Dritte Gegenſtrophe.

Ahn meines Geſchlechtes, o Zeus,
Ach, laß mich niederſchmettern ihn,

Jenen verhaßten, glatten Wicht,
Zuſammt den zween Fürſten des Heers,
Und dann mich ſelber ſterben!

Tekmeſſa.

Sobald du dieſes wünſcheſt, wünſch' auch mir zugleich
Den Tod: was ſoll ich leben, wenn ich dich verlor?

Ajas.

Vierte Strophe.

O Nacht,
Du mein Lebenslicht,
Finſtere Todesgruft, glänzende Sonne mir,
O nehmt, o nehmt mich als Bürger auf,
O nehmt mich auf! Ich bin
Götter ſowie Menſchen, ſo daß
Der Welt ich Freude bringen kann,
Hinfort zu ſchaun unwerth!
Treibt mich doch des Zeus
Starkes Kind in ſchmach-
vollen Geſchicks Elend!
Ach, wohin entfliehen,
Wo verweilen nun?
Wenn, o Freunde, was ich that, — ihr ſchaut's, —
Geſcheitert iſt, und thörigt meine Rache war,
Und klirrend hebt die Waffen, mich zu
Morden, das Kriegsheer!

Tekmeſſa.

O Jammer, daß ein edler Mann dergleichen ſpricht,
Der nie zu ſolchen Reden ſich erniedrigte!

Ajas.

Vierte Gegenſtrophe.

O Fluth
Des Meerwogenbetts,

Grotten des Uferdamms, Haine des Seegeſtads,
Zu lang, zu lange Zeit hieltet ihr
Mich ſchon um Ilions
Mauern zurück, aber gewiß,
Gewiß lebendig länger nicht:
Mit klarem Wort ſag' ich's!
O Skamandros' Fluth,
Die du nahe ſtrömſt,
Nimmer hinfort ſchauſt du
Mich im Griechenheer,
Das du liebſt, ich darf
Stolz es ſagen, einen Mann, wie noch
Die Stadt der Troer keinen ſah, von Griechenland
Gekommen: jetzt erblick' ich aber
Alſo beſchimpft mich!

Chor.

Nicht weiß ich, ob ich deine Rede hemmen ſoll,
Ob nicht — in ſolchem Jammer, der dich jetzt umgiebt.

Ajas. (Sich erhebend.)

Wer glaubte, daß mein Name, wie ein Schmerzenslaut,
Ausdrücke meinen Jammer mit dem beſten Wort?
Zwiefach und dreifach möcht' ich jetzt mit lautem Mund
Ach! rufen; ſolcher Jammer ruht auf meinem Haupt!
Wohl zog vereinſt mein Vater aus dem Troerland,
Geſchmückt mit Heldenmuthes erſtem Siegespreis,
Nach Haus zurück, von ſtolzen Ehren überhäuft.
Doch ich, der Sohn, der auf denſelben Kampfesplatz
Nach Troja herzog, und mit gleicher Heldenkraft
Gleichgroße Thaten tapfern Arms entfaltete,
Muß ſo beſchimpft vor Hellas jetzt zu Grunde gehn!
So viel indeſſen halt' ich feſt mich überzeugt:
Wofern Achilleus lebend ſelbſt den Spruch gefällt,

Wer ſeiner Waffen, als der Beſte, würdig ſei,
Dann hätte keines Fremden Hand ſie mir entrafft.
Nun gaben Atreus' Söhne ſie dem Ränkeſchmied,
Dem ſchlauen, und verwarfen eines Helden Recht.
Doch hätte meine Sinne nicht ein finſterer
Irrwahn umnachtend eingehüllt, ſo fällten ſie
Ein ſolches Urtheil nimmermehr zum zweiten Mal!
So aber trieb Zeus' gorgonäugige Tochter mich,
Als ſchon ich gegen jene hob den Rächerarm,
Auf falſchen Weg, in Nebel ſenkend meinen Geiſt,
So daß ich meine Hände taucht' in Heerdenblut:
Sie aber, höhniſch lachend, ſind der Straf' entflohn,
Zwar nicht mit meinem Willen. Doch, berückt ein Gott
Den Geiſt, entrinnt ein Feiger auch dem Tapferſten.
Was nun beginnen? Trag ich augenſcheinlich doch
Den Haß der Götter, bin verwünſcht dem Griechenheer,
Verhaßt dem ganzen Troja ſammt den Fluren hier!
Nach Hauſe ſchiffen ſollt' ich, fort vom Hafenplatz,
Verlaſſend Atreus' Söhne, durch's Aigäermeer?
Mit welchem Antlitz naht' ich meinem Vater dann,
Dem Telamon? Wie wagt' er je mich anzuſchaun,
Der heimgekehrt iſt ohne jeden Siegespreis,
Indeß ihn ſelbſt des Ruhmes höchſte Krone ſchmückt?
Das kann ich nimmer tragen! Soll ich alſo mich
Auf Troja ſtürzen, und im dichten Schlachtgewühl,
Mann gegen Mann, mir ſuchen einen Heldentod?
Da würden Atreus' Söhne laut ſich freu'n darob.
Das kann ich nimmer! Eine Probe muß es ſein,
Durch welche mein ergrauter Vater inne wird,
Daß er ſich keines feigen Sohns zu ſchämen hat.
Denn ſchimpflich iſt's, wenn einer langes Leben wünſcht,
Der wandelloſem Jammer preisgegeben iſt!

Was beut der Tage Wechſel uns Erfreuliches,
Da blos er nähert und entfernt des Todes Ziel?
Ich ſchätze keinen Menſchen im Geringſten nur,
Der ſein Gemüth an leeren Hoffnungsflammen labt.
Nein, rühmlich leben oder rühmlich untergehn,
Geziemt dem Edeln! Alles habt ihr nun gehört.

Chor.

Jedweder ſieht, daß deine Rede nicht, o Herr,
Verſtellt und falſch war, ſondern aus dem Herzen kam.
Doch ſei's genug jetzt! Laß von deiner Freunde Rath
Dich lenken, und verbanne dieſen finſtern Gram.

Tekmeſſa.

Das Loos der Knechtſchaft, Ajas, mein geliebter Herr,
Iſt aller Uebel größtes für die Sterblichen!
Mein Vater war ein edler, freigeborner Mann,
Wie Keiner, reich und angeſehn, im Phrygerland,
Jetzt bin ich Sklavin: ſo gefiel's den Himmliſchen
Und deinem Schwert vor allem! Drum, ſeitdem du mich
Zu deinem Weib genommen, ehr' und lieb' ich dich.
Und flehend bitt' ich bei des Heerdes Zeus dich jetzt,
Und bei dem Lager, welches dich mit mir verband,
Laß nicht geſchehn, daß deiner Feinde Hohngeziſch
Mein Ohr beleidigt, wenn ich fall' in fremde Hand!
Denn wenn du ſtirbſt und deiner mich beraubſt im Tod,
Dann glaube ſicher, daß ich auch an dieſem Tag,
Vom Heer der Griechen mit Gewalt hinweggeſchleppt,
Sammt deinem Sohn empfange niedrig Sklavenloos.
Da ſpricht der Herren Einer wohl mit Bitterkeit
Und ſpitzem Zuruf: „Schauet dort das Eheweib
Des Ajas, dem einſt Keiner glich im Griechenheer,
In ſolcher Knechtſchaft lebt ſie, ſtatt in Herrlichkeit!“
So hör' ich ſprechen. Mich verzehrt die tiefſte Qual,

Dir bringen ſolche Worte ſammt den Deinen Schmach!
Nein, ſchone deinen Vater und verlaß ihn nicht
Im trüben Alter; ſchone deine Mutter auch,
Gebeugt vom Loos der Jahre, die ſo oft um dich
Die Götter anruft, daß du lebend wiederkehrſt!
Auch deines Sohns gedenke, wenn er früh beraubt
Der rechten Wartung, ohne dich, aufwachſen ſoll
In harter Waiſenpfleger Hand, wie großes Leid
So ihm wie mir du, wenn du ſtirbſt, dadurch erweckſt.
Nichts hab' ich mehr, worauf ich hoffend ſchauen kann,
Als dich. Die Stadt der Väter hat dein Arm zerſtört,
Und Mutter rafft' und Vater andres Todesloos
In Hades' unterirdiſch Haus zugleich hinweg.
Wer nun erſetzt mir, außer dir, das Vaterland?
Wer Güter? All' mein Hoffen ruht auf dir allein!
Deshalb gedenk' auch meiner! Denn es darf ein Mann
Des Guten nicht vergeſſen, das ihm widerfuhr.
Gebiert doch Liebe Liebe ſtets mit Mutterkraft;
Und wer vergangener Wonnen nicht getreu gedenkt,
Erſcheint in meinen Augen als ein ſchwacher Mann.

Chor.

Ich wünſchte, daß du theilteſt mein Mitleiden, Herr!
Du würdeſt ſicher loben dann, was dieſe ſprach.

Ajas.

Sie ſoll des höchſten Lobes ſich von mir erfreu'n,
Wofern ſie pünktlich mein Gebot vollſtrecken will.

Tekmeſſa.

Geliebter Ajas, fodere, was du willſt, von mir!

Ajas.

So hole meinen Knaben her, ich will ihn ſehn.

Tekmeſſa.

Aus banger Sorge bracht' ich ihn in Sicherheit.

Ajas.
ei dieſen Jammerſcenen, oder was meinſt du ſonſt?
Tekmeſſa.
us Furcht, du könnteſt tödten ihn von Ungefähr.
Ajas.
as war in meiner Hitze nichts Unmögliches.
Tekmeſſa.
m dies zu hindern, war ich ſtreng auf meiner Huth.
Ajas.
ch lobe deines Mutterſinns Vorſorglichkeit.
Tekmeſſa.
Was ſoll ich alſo ferner dir zu Liebe thun?
Ajas.
aß mich ihn ſprechen und mit eignen Augen ſehn.
Tekmeſſa.
Unweit von hier bewacht ihn unſre Dienerſchaft.
Ajas.
Wo bleibt er alſo, daß er nicht ſofort erſcheint?
Tekmeſſa.
O Sohn, der Vater ruft dich! Bring' ihn flugs herbei
Der Diener, der ihn leitend in den Händen führt!
Ajas.
Gehorcht und kommt er, oder war dein Ruf umſonſt?
Tekmeſſa.
Dort bringt ihn ſchon ein Diener nicht mehr weit entfernt.
Ajas.
(Zu dem Wärter, der den jungen Eurysakes herbeiträgt.)
Hierher, zu mir den Knaben! Denn er bebt gewiß
Vor dieſem Anblick friſchen Mords nicht feig zurück,
Wofern er wirklich ſeines Vaters ächter Sohn.
Er werd' an deſſen rauhe Sitten früh gewöhnt
Durch ſcharfen Sporndruck, daß er ganz ſein Bild erreicht.

Mein Sohn, o ſei beglückter, als der Vater war,
Sonſt aber gleich' ihm, und du biſt beneidenswerth!
Doch muß ich jetzt ſchon preiſen dein glückſelig Loos:
Du fühlſt von dieſem Jammer nicht das Mindeſte!
Ein ganz bewußtlos Leben iſt das ſchönſte Theil.
Denn ſolch ein Leben iſt ein ſtachelloſes Weh,
Bis daß du Freud' und Leiden unterſcheiden lernſt.
Wann dieſe Zeit kommt, dann beweiſe, theurer Sohn,
Des Vaters Widerſachern, Wer und Was du biſt!
Indeſſen träume fröhlich fort den Jugendtraum,
Umſpielt von Lenzhauch, deiner Mutter Wonn' und Luſt.
Kein Grieche wagt's, ich weiß es, ſchnöden Uebermuths
Dein Haupt zu kränken, ſelbſt im Fall du mich verlorſt.
An deiner Pforte laß ich Teukros dir zurück
Als Schild und treuen Pfleger, wenn er auch anjetzt,
Der Feinde Schrecken, fern dem Blick, im Felde kämpft.
O ſchildbewehrte Männer, meervertrautes Volk,
Euch alle bitt' ich, daß ihr mir die Gunſt erzeigt,
Und mein Gebot dem Teukros hinterbringt: er ſoll
Nach meinem Stammland führen mir den theuern Sohn,
Vor Eriböa, meine Mutter, und Telamon,
Damit er ihres Alters feſte Stütze ſei,
Bis daß ſie Hades' heilig Schattenhaus umfängt!
Dann, meine Waffen ſetze kein Kampfrichter je
Dem Volk zum Preis aus, noch der Würger meines Glücks.
Nein, nimm du ſelbſt ihn, theurer Sohn, wovon ich dich
Euryſakes nannte, ſchwing' ihn am buntnäthigen
Handriem, den ſiebenfachen, felſenfeſten Schild.
Das andre Rüſtzeug werde mir in's Grab gelegt.
(An die Tekmeſſa ſich wendend und ihr den Knaben übergebend.)
Nun aber nimm den Knaben unverzüglich hin,
Und ſchleuß das Zeltthor, und erhebe draußen nicht

Wehklagen; leicht erſchüttert uns ein weinend Weib.
Verriegle ſchleunig! Nimmer wird ein weiſer Arzt
Heilſprüche winſeln, wo der Schnitt nothwendig iſt.

Chor.

Mit Furcht betracht' ich dieſe Leidenſchaftlichkeit.
Die Schärfe deiner Zunge, ſie mißfällt mir ſehr!

Tekmeſſa.

O Herrſcher Ajas, ſage, was iſt dein Beſchluß?

Ajas.

Nicht foltre mich durch Fragen! Weiſe Ruh' geziemt.

Tekmeſſa.

Wie ſchrecklich bangt mir! Folge mir, bei deinem Sohn
Und bei den Göttern, übe nicht Verrath an uns!

Ajas.

Du quälſt mich grauſam! Weißt du nicht, daß ich, o Weib,
Zu keinem Dienſt den Göttern mehr verpflichtet bin?

Tekmeſſa.

Sprich nicht ſo ſündhaft!

Ajas.

Tauben Ohren predigſt du.

Tekmeſſa.

So bleibſt du feſt ſteh'n?

Ajas.

Hemme dein unnütz Geſchwätz!

Tekmeſſa.

Ich zittre, Herrſcher!

Ajas.

(Ihr nachfolgend in das Zelt, zu dem Chor ſich wendend.)

Schließt die Thür den Augenblick!

Tekmeſſa.

(Immer noch zaudernd tiefer in das Zelt zu gehen.)

O laß dich rühren!

Ajas.

Thörigt biſt du ganz gewiß,
Wenn du ſo ſpät noch meinen Sinn-hofmeiſtern willſt!

(Tekmeſſa mit dem Sohn in das Zelt. Ajas folgt ihr, der Chor bleibt allein.)

Philoktetes.

Gleich dem vorhergehenden iſt die Fabel dieſes Drama ebenfalls dem trojaniſchen Sagenkreiſe entnommen. Zufolge einem Mythos, der allerdings vom Schluſſe der Trachinierinnen abweicht, hatte Philoktetes vom Herakles deſſen Bogen nebſt den Pfeilen geerbt. Auf dem Zuge nach Troja jedoch ward er von einer giftigen Natter in den Fuß gebiſſen und litt ſo ſehr an dieſer Wunde, daß die Fürſten beſchloſſen, ihn während ſeines Schlafes auf der Inſel Lemnos auszuſetzen. Odyſſeus mußte dies ausführen, und Philoktetes verweilte hier während der ganzen Zeit des Krieges in ſeinem Jammer und ſeinen Qualen. Jetzt aber ſollte nach der Götter Ausſpruch Troja fallen, und hiezu wurde des Herakles Bogen und alſo auch deſſen Beſitzer erfordert. Odyſſeus und Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, erhielten nun den Auftrag, Philoktetes von Lemnos zu holen. — Die Art und Weiſe, wie ſie dieſen Auftrag ausführten, bildet den Inhalt dieſes dramatiſchen Gedichtes, den wir, ſo wie eine Scene aus demſelben, gleichermaßen in **Minkwitz's** Bearbeitung hier anſchließen.

„Wir erblicken Odyſſeus auf derſelben Stelle des Ufers, wo er den Kranken vor zehn Jahren ausgeſetzt hatte; er entſinnt ſich noch der Oertlichkeit mit ziemlicher Beſtimmtheit. Neoptolemos wird von ihm, dem Lenker des ganzen Unternehmens, abgeſchickt, um nähere Erkundigung über den Gekränkten einzuziehen. Er ſelbſt getraut ſich nicht, vor die Augen des Philoktetes zu treten, da er, nach ſo grauſamem Thun, das Schlimmſte zu befürchten hatte, während der Sohn des Achilleus getroſt dem gefährlichen Feinde ſich nähern konnte, weil er keinen Theil an der Ausſetzung, noch an dem früheren Feldzuge überhaupt genommen. Neoptolemos erfüllt daher ſeinen Auftrag, und findet die Höhle leer, woraus der Schluß gezogen wird, daß der Bewohner um irgend eines Zweckes willen ausgegangen ſei. Ein Diener erhält den Befehl, auf die Heimkehr des Kranken zu achten. Hierauf ſchreibt Odyſſeus ſeinem Genoſſen vor, wie er den Kranken erwarten, ſein Vertrauen durch liſtige Reden gewinnen, und ihn der gefährlichen Geſchoſſe berauben ſolle. Der edle Jüngling weigert ſich, ſeines großen Vaters eingedenk, zur Verſtellung und zum Betrug ſeine Zuflucht zu nehmen; doch giebt er endlich den Gründen nach, die des Odyſſeus beredter Mund vorführt, und verſpricht, Alles getreu zu vollſtrecken. Nachdem verabredet worden, daß der Diener, welcher inzwiſchen Wache gehalten, als Schiffer verkleidet, ſpäter wieder nachfragen ſolle, wie weit die Sache gediehen, kehrt der Sohn des Laërtes nach dem Schiffe zurück (V. 1—134). Hierauf nähert ſich der Chor, aus der Schiffsmannſchaft beſtehend, und bittet ſeinen Herrn um Auskunft, wie er ſich gegen den Fremden, wenn er heimkehre, zu verhalten habe, und beklagt dann das traurige Loos, welches dem Sohne des Pöas gefallen ſei. Neeptolemos erkennt, daß die Götter dieſes Geſchick dem Unglücklichen verhängt haben mochten (V. 135—199). Plötzlich ſchallen Fußtritte im Walde, und der Chor ſchließt, daß Philoktetes der Höhle nahe; Klagen und Geſchrei vergewiſſern ihn davon. Bald erſcheint er denn auch, und als er die Reihen des Chores erblickt, fragt er ſie, aus welchem Lande ſie ſtammen; dem Ausſehen nach halte er ſie für Hellenen. Neeptolemos erwidert ihm, daß er die Wahrheit getroffen habe, und erklärt ihm, der über den lange nicht vernommenen Laut der Mutterſprache hoch entzückt iſt, wer er ſei und woher er komme. Alsdann aber verſtellt er ſich, und giebt vor, daß Philoktetes ihm vollkommen unbekannt ſei. Auf das Tiefſte betrübt, daß ſein jammerwerthes Geſchick ſo wenig Theilnahme gefunden habe, daß es nicht bis zu den Ohren des Jünglings gedrungen, nennt er ſeinen Namen, erzählt, was ihn betroffen, und wer die Urheber des Frevels wären (V. 200—316). Der Chor beklagt ihn, wiewohl mit etwas zweideutigen Worten. Neoptolemos aber bezeigt ihm ſeine Theilnahme dadurch, daß er vorgiebt, auch er ſei von den Atreiden und von Odyſſeus ſchwer beleidigt worden. Als er ſeine Schilderung beginnen will, unterbricht ihn Philoktetes bei der Nachricht von dem Tode des Achilleus, den er jetzt zum erſten Male erfährt. Doch dann läßt er ihn ungeſtört erzählen, wie er angeblich, nach Troja berufen, die Waffen ſeines todten Vaters gefordert, aber nicht erhalten habe, da ihrer ſich bereits der ſchlaue Odyſſeus bemächtiget. Vergeblich wären ſeine Vorſtellungen geweſen; ja, er ſei obendrein noch beſchimpft worden, und habe deshalb zornig das Lager der Griechen verlaſſen. Der Chor, als bereitwilliger Diener ſeines Herrn, ſtimmt treulich in dieſe Erdichtung ein (V. 317—400). Philoktetes, welcher nichts Arges denkt, glaubt jene Fabel um ſo mehr, als ſie, nachdem er ſelbſt ſo ſchwer von derſelben Seite beleidigt worden, große Wahrſcheinlichkeit für ihn hat. Doch ſpricht er ſeine Verwunderung aus, daß der ältere Aias ſich nicht in's Mittel geſchlagen; als er vernommen, daß er den Tod auch dieſes Helden zu beweinen habe, erkundiget er ſich nach andern ſeiner ehemaligen Gefährten. Wie er hört, daß die Tapfern und Edeln gefallen, die Schlechten und Feigen leben, bricht er in Klagen über das ungerechte Walten der Götter aus, beſonders darüber erzürnt, daß der Krieg den Sohn des Laërtes verſchont habe. Hierauf erklärt Neoptolemos, daß er niemals wieder nach Ilion zurückkehren, zugleich aber auch, daß er von Lemnos abſegeln wolle (V. 404—467). Der Kranke bittet ihn inſtändig, daß er ſeiner ſich erbarmen und ihn nach Haus führen möge; der Chor unterſtützt ſein Flehen, wiewohl auch hierbei eine gewiſſe Zweideutigkeit durchſchimmert. Der Sohn des Achilleus giebt ſcheinbar ihren vereinigten Wünſchen nach, worüber Philoktetes die lebhafteſte Freude äußert; und eben ladet der Letztere den trugvollen Freund ein, zum letzten Male mit ihm die Grotte zu betreten, als der Diener des Odyſſeus, als Schiffsherr verkleidet, eintrifft und die doppelte (freilich erdichtete) Nachricht bringt, daß nicht nur Neoptolemos von den Atreiden verfolgt werde, ſondern daß auch Odyſſeus aufgebrochen ſei, um Philoktetes nach Troja zurückzuführen (V. 468—651). Die ganze Erzählung mußte dazu dienen, daß der Kranke deſto größeres Zutrauen zu Dem faßte, von welchem er Rettung hofft; er bricht zuerſt in Zorn aus, und ſucht dann den Neoptolemos zu bewegen, daß die Fahrt alsbald angetreten werde. Als der Letztere durch Gegengründe nichts ausrichtet, erſucht er den Sohn des Pöas, Dasjenige, was er von ſeinen Habſeligkeiten mitnehmen wolle, aus der Höhle zu holen. Dabei lenkte er geſchickt das Geſpräch auf den berühmten Bogen, den Philoktetes in der Hand trägt, und ſeine Frage, ob er das Kleinod anrühren und bewundern dürfe, wird ihm freundlich beantwortet. Hierauf treten ſie zuſammen in die Höhle. Während ſie drin verweilen, ſpricht der Chor ſeine Trauer und ſeine Bewunderung über den unglücklichen Sohn des Pöas aus; doch endlich, ſingt er, ſei ihm ein Retter erſchienen, der ſeinen Qualen ein Ziel ſetzen und ihn nach den heimiſchen Gefilden zurückführen werde (V. 622 — 729). Neoptolemos und Philoktetes kehren darauf zurück; doch plötzlich überfällt den Letztern der Sturm ſeiner Krankheit, den er vergebens zu bekämpfen ſucht. Er muß ſein Uebel eingeſtehen, und übergiebt dem falſchen Freunde den Bogen zur Bewachung, während er ſelbſt ſchlummere, indem er ihm die größte Achtſamkeit anempfiehlt. Nachdem ihm Neoptolemos angelobt, das anvertraute Pfand auf das Sorgfältigſte zu bewahren, bricht die ganze Gewalt des Fiebers über den Unglücklichen aus; er jammert und verwünſcht ſeine Feinde, und bittet um den Tod, wie Herakles einſt. Darauf beſchwört er nochmals den Sohn des Achilleus, nicht ohne ihn von Lemnos abzuſegeln; und kaum hat ihm Dieſer ſein Verſprechen wiederholt, als Schlaf ihn niederſtreckt (V. 730 — 826). Der Chor ruft zuerſt den Gott des Schlafes an, der über den Kranken ſich breiten möge; dann ſucht er ſeinen Herrn, der jetzt im Beſitze der koſtbaren Waffen iſt, zu beſtimmen, daß er eilig nach Ilion aufbreche, den Schlummernden zurücklaſſend. Doch Neoptolemos trägt Bedenken, dieſem Rath zu willfahren; ſein

Edelmuth ſowohl hält ihn ab, als auch der Spruch der Götter, welcher gebot, daß der Beſitzer der Waffen ſelbſt zurückgeholt werde. Da wacht Philoktetes geſtärkt auf, und ſein erſtes Wort drückt ſeinen Dank gegen die Freunde aus, welche nicht nur ſein Leiden nicht geſcheut, ſondern ihn auch nicht treulos verlaſſen hatten. Dann bittet er, daß man die Abfahrt beſchleunigen möge (V. 827—881). Neoptolemos bezeigt ſich auf alle Weiſe gefällig gegen ihn; nun aber, da es wirklich zum Aufbruch kommen ſoll, er aber den Kranken nicht in das Schiff führen kann, wo derſelbe mit Odyſſeus ſofort zuſammentreffen mußte, geräth der Jüngling in große Verlegenheit wegen des Betruges, den er dem Unglücklichen wider Willen geſpielt. Ja, hätte ſich auch Odyſſeus verborgen gehalten, auf dem Schiff würde jener ſehr bald den Verrath entdeckt haben; daher entſchließt ſich der edle Sohn des Achilleus, ſeine Scham überwindend, ihm lieber ſchon jetzt die Lage der Dinge zu geſtehen. Kaum vernimmt Philoktetes, daß er nach Troja ſegeln ſolle, als er ſeinen Bogen zurückverlangt; Jener aber weigert ſich. Darob zürnt zuerſt der Betrogene, dann bittet er und ſucht, indem er ihm das Schlechte ſeiner Handlungsweiſe zu Gemüthe führt, ſeinen Edelmuth zu rühren, endlich ſein Mitleid zu erregen (V. 882—962). Neoptolemos zaudert und erwägt, wie er wohl am beſten handle; iſt aber ſchon im Begriff, den Bogen zurückzugeben, als Odyſſeus, welcher gelauſcht hatte, auftritt und die Zurückgabe hindert. Sobald ihn Philoktetes erkennt, ſieht er zwar ſich verloren, fährt aber fort, Neoptolemos um ſein Eigenthum zu beſchwören. Darauf erklärt ihm der Sohn des Laërtes herriſch, er müſſe nach Troja ziehen. Auf dieſe Drohung will der ohnmächtig-Zürnende ſich vom Felſengeſtade hinabſtürzen, aber ein Theil des Chores hält ihn, auf des Odyſſeus Gebot, feſt (V. 963—1003). Ueber dieſe Gewaltthätigkeit außer ſich gebracht, überhäuft der Sohn des Pöas den Frechen mit Vorwürfen und Verwünſchungen. Odyſſeus habe den edlen Jüngling, der eines ſolchen Betruges nicht fähig geweſen, zum Böſen verleitet. Als dieſer ſieht, daß alle Vorſtellungen vergeblich ſein würden, zieht er mit Neoptolemos, der den Bogen behält, ab. Der Chor bleibt, auf einen Wink ſeines Herrn, zurück; ſie hoffen, daß der Kranke, ſeiner letzten Stütze beraubt, eines Beſſern vielleicht ſich noch beſinnen werde (V. 1004—1080). Philoktetes, voll Verzweiflung, ergießt ſich in laute Klagen über das Geſchick, das ihm nun bevorſtehe; bleibt aber hartnäckig auf ſeinem Entſchluſſe, nicht nach Ilion zu ſchiffen, läßt die Ermahnungen der Männer anfänglich unbeachtet, erklärt dann, daß er ſich auf keinen Fall fügen werde, und zieht ſich zuletzt traurig in ſeine Grotte zurück (V. 1081—1217). Die beiden Abgeſandten treten wieder auf; Neoptolemos will den Bogen an ſeinen Beſitzer zurückgeben, da die Hoffnung, der Kranke werde durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen werden, fehlgeſchlagen iſt. Vergeblich bemüht ſich Odyſſeus, ihn von dieſem Vorſatz abzubringen; mit Drohungen verläßt er den Gefährten (V. 1218—1260). Nach ſeiner Entfernung ruft der Jüngling den Unglücklichen aus der Höhle, bittet ihn nochmals, ſeinen Sinn zu ändern, und als alles Bitten fruchtlos iſt, giebt er die Geſchoſſe an Philoktetes zurück. Ueberraſcht nimmt ſie Dieſer, und als Odyſſeus nochmals mit kühnem Muthe hervortritt, um Einſpruch zu thun, ſpannt er den Bogen, um ſeinen Feind zu erſchießen. Neoptolemos fällt dem neugewonnenen Freunde in den Arm, und hindert ihn, während Odyſſeus der drohenden Lebensgefahr durch die Flucht ſich entzieht (V. 1261—1307). Der Sturm des Erbitterten iſt vorüber, und nachdem der Sohn des Achilleus zum letzten Male in ihn gedrungen, daß er ihm nach Troja folgen möge, ohne daß ſeine wohlmeinenden Worte Eingang finden, ſteht er nicht nur von dem ganzen Unternehmen ab, ſondern iſt auch bereit, das inſtändige Geſuch des Kranken, ihn nach ſeinem Vaterlande zurückzuführen, das früher gegebene Verſprechen, zu erfüllen. Da erſcheint Herakles als Vermittler, das Anſehen des zum Gott gewordenen Helden löſ't den Streit, und zufriedengeſtellt ſchifft ſich Philoktetes mit den beiden Abgeſandten ein, um die Stadt der Troer zu zerſtören (V. 1307—1471).*

Philoktetes' Klagen, als ihm Odyſſeus und Neoptolemos ſeinen Bogen geraubt haben (V. 1081 — 1217).

Philoktetes. Chor.

Philoktetes.

Erſte Strophe.

O durchbrochene Felſenſchlucht,
Froſtdurchſchauert und ſommerſchwül,
Alſo bleibſt du dem Armen, ach,
Zuflucht, die ich verlaſſe nie,
Zuflucht ſelbſt in dem Tod auch,
Schmerzvoll, ſchmerzvoll!
Ach, unſelige Grotte, die
Rings mein Jammer umtönend füllt,
Schmacht' ich wieder in Elend
Rathlos? Find' ich die Hoffnung auf,
Welche zu ſpeiſen vermöge den Darbenden,
Wenn ſie gen Himmel fleugt,
Schwebend erſchrocken mit rauſchenden Fittichen?
Ich jag ihr jetzt umſonſt nach.

Chor.

Zweite Strophe.

Du ſelbſt, du ſelbſt ja ſtürzteſt dich, kein Anderer war's,
O Beladener, ſondern die Macht der Unſterblichen;
Denn da die Wahl dir freiſtand,
Zogſt du dem heilſameren Loos eifrig das ſchlimmere Theil vor!

Philoktetes.

Erſte Gegenſtrophe.

Ach, wer kann unglücklicher ſein,
Unglückſeliger ſein, als ich,
Der ich immer in Wüſtenei

Fortan jammern und untergehn
Soll ſchmachvoll in der Wildniß,
Ach, voll Elend!
Nahrung ſuch' ich hinfort umſonſt,
Da nicht mehr die beſchwingte Wehr
Mein ſtarkſehniger Arm ſpannt
Siegreich; Worte der Hinterliſt,
Heimlich erſonnene, täuſchten den Hoffenden;
Trüge der Frevler doch,
Welcher geſponnen das Netz, ſo verzehrende
Betrübniß gleichen Zeitraum!

Chor.

Zweite Gegenſtrophe.

Du fielſt, du fielſt durch Götter, nicht durch meinen Betrug,
In die Schlinge des Leids; o Unſeliger, ſchleudere
Auf Andre deinen Rachfluch!
Segen und Heil wünſchen wir dir treu mit beſorgter Freundſchaft.

Philoktetes.

Dritte Strophe.

Wohl, am Ufer des grauen Meers
Sitzt, mein lachend, der Böſewicht,
Schwingt mein nährendes Kleinod,
Mein Labſal in der bittern Qual,
Das kein Sterblicher noch entweiht!
Ach, meinen Bogen, o Bogen, den
Raubſucht tückiſch entwunden mir.
Haſt du Gefühl, ſo beklagſt und bejammerſt du,
Daß dir hinfort ich armer
Diener des Herakles
Nimmer entlade die Pfeile, die fliegenden,
Und daß ſchlimmen Wechſels du

Von den Händen des Schlauen beherrſcht wirſt!
Und ſiehſt den ſchamloſen Betrug,
Erblickſt den haßwürdigen Wicht,
Welcher ein Heer ſcheußlich emportauchender Noth
Böſen Gemüths erſann mir.

Chor.

Vierte Strophe.

Vortheil preiſe der Menſch gerecht und löblich;
Wer dies thut, den hauche der Mund
Niemals giftigen Wortes an!
Was durch Jenen Odyſſeus
Folgſam that dem Befehl des Volks,
War fruchtreich dem geſammten Heer und heilſam.

Philoktetes.

Dritte Gegenſtrophe.

Komm, o flüchtig beſchwingte Schaar,
Schaar wildſchnaubender Thiere, die
Hier auf ſteilem Gebirg hauſ't,
Komm nicht mehr, um wieder zu fliehn,
Scheu zur Kluft; es gebricht dem Arm
Jetzt ſein tödtend Geſchoß: ich bin,
Ach, durch Jammer und Noth umringt!
Keine Gefahren bedrohen die Nahenden,
Es ſäumt des Ortes Wächter!
Eilet heran, um euch
Rachbegierigen Schlundes zu ſättigen
Am Blut meines faulen Leibs!
Zu der Schwelle des Todes gelangt' ich.
Wo fänd' ich jetzt ſtärkende Koſt?
Wie kann die Luft nähren allein,
Wenn du entbehrſt jedes Geſchenk, welches verleiht
Liebend die Mutter Erde?

Chor.

Vierte Gegenſtrophe.

Liebreich naht' ich: o gieb dem Flehn des Fremdlings
Achtungsvoll, bei den Göttern, nach!
Denk', ach, denke, du fliehſt die Wuth
Dieſer tobenden Krankheit!
Graunvoll zehrt ſie den Leib, und ſtets
Furchtbar laſtender Qualen Heer umſchwärmt ſie.

Philoktetes.

Der Fremden Beſter, die mich je
Hier beſucht, wiederum
Nennſt du mir das alte Leid!
Was thuſt du mir für Böſes an?

Chor.

Welch Böſes meinſt du?

Philoktetes.

Daß du mich
Nach Ilion willſt
Führen, dem Reich, das ſo verhaßt mir!

Chor.

Ich acht' es für das Beſte.

Philoktetes.

So verlaßt mich unverzüglich!

Chor.

Ich gehorche, gehorche mit Luſt
Deinem Befehl und willig.
Wir eilen, wir eilen,
Nehmen im Schiff unſern Standort!

Philoktetes.

Bleibt, bei dem fluchhörenden Zeus
Fleh' ich, o bleibt!

Chor.
Beuge den Sinn!
Philoktetes.
Bei den Göttern, ach,
Fliehet mich nicht!
Chor.
Eitles Geſchrei!
Philoktetes.
(Außer ſich vor Schmerz.)
Welch Graunſchickſal! Welch Graunſchickſal!
Es verſchlingt mich der Tod!
Fuß, mein Fuß, wie trag' ich hinfort
Dein aufzehrendes Fieber, ach!
Fremdlinge, wendet, o wendet zurück euch!
Chor.
(Auf ſeinen Ruf zaudernd.)
Was nützt uns dies, wenn du beharrſt
Auf dem, was du geſagt, ſtarrſinnig?
Philoktetes.
Zürnet dem Armen nicht,
Der, durch ſtürmiſches Leid umbrauſ't,
Selbſt unſinnige Reden führt!
Chor.
(Zurückkehrend.)
Folg' uns alſo zum Schiff, o Unſeliger!
Philoktetes.
Niemals, niemals, glaubt's dem Betheuernden,
Selbſt wenn mich mit dem flammenden Blitzſtrahl
Kommt zu verſengen der leuchtende Donnerer!
Nieder mit Ilion, nieder mit Jeglichen
Dort, die grauſam mich, den Verwundeten,

Konnten verſtoßen! Indeſſen, o Fremdlinge,
Eines gewährt mir, Eines dem Flehenden!

Chor.

Sprich, was begehrſt du?

Philoktetes.

Reichet ein Schwert mir
Oder ein Beil oder ſonſt ein Geſchoß her!

Chor.

Was zu beginnen damit, Wahnſinniger?

Philoktetes.

Glieder und Haupt von dem Rumpfe zu hau'n mir;
Den Tod begehr' ich, den Tod jetzt.

Chor.

Wozu?

Philoktetes.

Den Vater zu ſuchen.

Chor.

Wo denn?

Philoktetes.

Im Hades!
Denn er weilt nicht mehr im Licht.
Heimiſche Stadt, o theuerſte Stadt,
Könnt' ich Armer dich
Wiederſchauen, der
Deinen hehren Strom
Ich verließ, und dem ruchloſen Heer
Der Danaer folgte: zerſchmettert bin ich!

Außer den hier von uns angeführten noch vorhandenen Dramen des Sophokles, erwähnen die Schriftſteller des Alterthums noch viele andere, von denen nur die Titel oder höchſt geringe Bruchſtücke auf uns gekommen ſind, und deren Aufzählung daher hier ganz überflüſſig wäre. — Was die uns erhaltenen Tragödien betrifft, ſo werde noch bemerkt, daß Oedipus 433 oder 432 v. Chr., Oedipus auf Kolonos 401 v. Chr. (es ſoll die letzte Arbeit des großen Dichters geweſen ſein), Antigone 442 v. Chr., die Trachinierinnen 433 v. Chr., der raſende Ajas 431 v. Chr., Philoktetes 409 v. Chr. Geb. ſollen gedichtet oder zuerſt zur Aufführung gebracht worden ſein. Die Zeit, wo Elektra vollendet wurde, läßt ſich nicht beſtimmen, wohl aber annehmen, daß dieſe Tragödie zu den letzten Arbeiten des großen Dichters gehört.

Ueber Sophokles als Dichter urtheilt Friedrich v. Schlegel folgendermaaßen (Sämmtliche Werke, Bd. I. S. 43): „In jeder Art der Geiſtesentwickelung giebt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchſten Punkt der Vollendung, der ſich dann auch durch eine ſchöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund giebt. Dieſen Punkt bezeichnet uns Sophokles nicht in der tragiſchen Kunſt allein, ſondern in der griechiſchen Poeſie und Geiſtesbildung überhaupt. Es liegt in dieſer Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas Anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftſtellern bemerken und weshalb wir ſie für die höchſten ihrer Art und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit ſeiner Werke ſpiegelt ſich die innere Harmonie und Schönheit ſeiner Seele ab. Es iſt an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten ſie dieſen aber nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, ſo kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den beſten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahnung des Göttlichen nicht abſprechen. Dieſe ſcheint mir in keinem der älteſten Dichter ſo hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es iſt überall das Schickſal und der Gang der Poeſie, daß ſie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Geſtalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie ſenkt ſich in der Folge immer mehr herab von dieſem hohen Fluge, nähert ſich mehr und mehr der Erde, bis ſie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt und ſich da am Ende verliert. Die mittlere Region iſt die glücklichſte für die Poeſie; da, wo das heroiſch Große noch natürlich und ungeſucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden iſt, aber nicht mehr in abſchreckender Rieſengeſtalt vor uns aufſteigt, ſondern milde und menſchlich rührend und menſchlich ſchön zu uns tritt. Dies iſt der Charakter des Sophokles.“ — —

„Der Charakter der griechiſchen Geiſtesbildung, als der glänzendſten Periode des zweiten Weltalters, beruht im Ganzen nebſt der künſtleriſchen und überall ſelbſt im

Leben, wie in der Wiſſenſchaft auf eigene Weiſe, aber doch wahrhaft künſtleriſch waltenden Klarheit des Verſtandes, in dem Streben nach Harmonie und der verherrſchenden Idee einer harmoniſchen Lebensordnung und Geiſtesbildung. Jene künſtleriſche Klarheit des hellſten Verſtandes finden wir in der Einfalt eines reichbegabten Naturſinnes ſchon im Homer; dieſes harmoniſche Streben aber, obwohl auch im Pindar, der milden Geſinnung nach, herrſchend, hat ſich nur im Sophokles zur Vollendung geſtaltet. Während die Phantaſie der Griechen, wie aller Völker jener Weltperiode im Allgemeinen tiefer herabſank aus der ſideriſchen Grundlage ihres alten Naturglaubens in das materielle Leben, erſcheint die heidniſche Mythologie ſelbſt in dieſem Dichter der Harmonie, obwohl noch ſinnlich geſtaltet, doch wie in der geiſtigen Verklärung eines den höheren Sinn alles Göttlichen ahnenden Gefühles.“

So weit F. v. Schlegel. Wem um eine ausführli-
here Würdigung ſowohl des Sophokles ſelbſt, wie ſeiner
inzelnen Dichtungen und ſeines äſthetiſchen Charakters zu
hun iſt, den verweiſen wir auf die trefflichen Charakte-
iſtiken dieſes großen Dichters von F. Jacobs (Charak-
ere der vornehmſten Dichter aller Nationen, Bd. 4.
. 84 ff.), ferner auf A. W. v. Schlegel's Vorleſun-
n über dramatiſche Kunſt und Literatur, Vorl. 4., F.
Schlegel, in deſſen Vorleſungen Bd. V. S. 131—135,

welche hier mitzutheilen der beſchränkte Raum leider nicht geſtattete.

Folgende zwei ſchöne, von Jacobs überſetzte Epigramme, verfaßte ein ſpäterer griechiſcher Dichter, Simmias, als Inſchriften auf Sophokles Grab.

Sänger im heiligen Chor, o Sophokles, Sohn des Sophilos,
Du, der Kekropiſchen Kunſt tragiſcher Muſen Geſtirn,
Oft umſchlang auf der Thymele Dir, und der Bühne, des Epheu
Ringelndes Blüthengezweig, Schmuck der Acharner, das Haupt,
Nun hält weniger Staub Dich umfaßt; doch wohnet des Lebens
Nimmer verlöſchendes Licht in dem unſterblichen Lied.

Leis umſchleichet den Hügel des Sophokles, Ranken des Epheu,
Gießet das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Roſen, entfaltet den purpurnen Kelch und mit Trauben belaſtet
Breite ſich ſchlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugſinniger Kunſt, die im Chore der Muſen
Unter den Chariten einſt emſig der Süße geübt.

* * *

Ende des erſten Bandes.

Claſſiſcher Hausſchatz

der

Poeſie des römiſchen und griechiſchen Alterthums,

in zahlreichen, wohlgeordneten

Auszügen und Muſterſtellen

ſeiner beſten Dichter,

mit biographiſch-hiſtoriſch-kritiſchen Erläuterungen

für alle Gebildete deutſcher Nation

bearbeitet von

Dr. O. L. B. Wolff,

weil. ordentlichem Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

[illegible]
C. R. [illegible]
CHARL[illegible]

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.

BERLINER STADTBIBLIOTHEK

Inhalt.

I.

Poeſie der Griechen.

6 Die Dichter der dritten Periode.

1. Die dramatiſche Poeſie.

Die tragiſchen Dichter.

Euripides.

Seite

Ion 5

Die Bakchantinnen 6

Medea 11

Alkeſtis 36

Der raſende Herakles 37

Die Herakliden 57

Hippolytos 58

Die Phönikierinnen 85

Die Schutzflehenden 105

Die Troerinnen 111

Hekabe 115

Andromache 115

Seite
Helena 116
Oreſtes 132
Iphigenie in Tauris 133
Das Satyrſpiel 168
Der Kyklops 169
Die Komödie 175
Ariſtophanes 177

7. Die Dichter der vierten Periode.

Die epiſche Poeſie.

Apollonios von Rhodos 210
Die idylliſche oder bukoliſche Poeſie 251
Theokritos 255
Bion 279
Moſchos 279
Die lyriſche Poeſie 287
Kleine Lyriker und Elegiker 288
Kallimachos 292
Die didaktiſche Poeſie 306
Aratos 306
Die dramatiſche Poeſie 310

8. Die Dichter der fünften und der ſechſten Periode.

Epiſche Dichter 311
Nonnos 311
Muſäos 316
Das Epigramm 323

II.

Poeſie der Römer.

Ueberſicht der Geſchichte der römiſchen Poeſie . . . 359

Die Dichter der erſten Periode.

Seite

Plautus . . . 370
- Aus der Aulularia . . . 373
- Die Geſangenen . . . 391

Terenz . . . 413
- Heautontimorumenos . . . 415

Die Dichter des zweiten Zeitraums . . . 452

Lucrez . . . 452
Catull . . . 463
Virgil . . . 467
- Eklogen . . . 473
- Vom Landbau . . . 483
- Aeneis . . . 519

Properz . . . 617
Horaz . . . 650
- Oden,
  - Religiöſe . . . 654
  - Heroiſche . . . 664
  - Dithyrambiſche . . . 677
  - Philoſophiſche . . . 678
  - Vermiſchte . . . 688
- Epoden . . . 695
- Satyren . . . 700
- Epiſteln . . . 705

Die Dichter des dritten Zeitraums.

Ovid . . . 713
- Verwandlungen . . . 717
- Feſtkalender . . . 718
- Trauergeſänge . . . 758

Phädrus . . . 766

Seite
Seneca 778
Perſius 785
Lucan 791
Valerius Flaccus 797
Silius Italicus 817
Martial 818
Juvenal 819
Die Dichter des letzten Zeitraums 843
Serranus 845
Anhang. Hiſtoriſch-mythologiſches Namensverzeichniß . 850

I.

Die Poeſie der Griechen.

Die Dichter der dritten Periode.

6.

Die Dichter der dritten Periode.

4) Die dramatiſche Poeſie.

Die tragiſchen Dichter.

Euripides.

Er ward im erſten Jahre der 75. Olympiade, 480 v. Chr. Geb., auf der Inſel Salamis, wohin ſich ſeine Mutter geflüchtet hatte, am Tage der Schlacht von Salamis, geboren. Sein Vater, Mneſarchos aus Phlyia, einem Dorfe in Attika, ſoll nach Einiger Behauptung ein Krämer, ſeine Mutter, nach Ariſtophanes, eine Gemüſehändlerin geweſen ſein. Andere dagegen behaupten, Beide hätten aus edlem Geſchlecht geſtammt. Sei dem wie ihm wolle, gewiß iſt, daß der Sohn eine treffliche Jugendbildung erhielt, ſich Anfangs der Malerei, dann aber wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Studien widmete und bereits 455 v. Chr. um den tragiſchen Preis gerungen, dieſen aber erſt 441, und im Ganzen überhaupt nur ſelten davon getragen habe. In der Philoſophie war er ein Schüler des Anaxagoras und ſchloß ſich ſpäter dem Sokrates an. Ueber ſeine Lebensverhältniſſe iſt nur wenig und nichts Sicheres bekannt. Er ſoll ein finſterer, verſchloſſener Charakter, zwei Mal unglücklich verheirathet und in Folge deſſen ein Weiberhaſſer geweſen ſein, und ſeine widerlichen Familienverhältniſſe, ſo wie die unaufhörlichen Angriffe der Komödiendichter, namentlich des Ariſtophanes ihn endlich bewogen haben, Athen zu verlaſſen und einem ſehr ehrenvollen Rufe des Königs Archelaos nach Makedonien Folge zu leiſten. Er ſtarb daſelbſt, im dritten Jahre der 93. Olympiade, zufolge einer Sage von Jagdhunden, zufolge einer zweiten, von Weibern getödtet, nach einem Epigramme des Addäos oder Dionyſios von Byzanz, jedoch eines natürlichen Todes aus Altersſchwäche. König Archelaos ehrte ihn zu Pallas Athen, an der Straße nach dem Piräos, durch ein prachtvolles Denkmal. Er ſoll einige neunzig, nach Anderen jedoch nur fünfundſiebenzig Dramen verfaßt haben, doch wurde ihm nur vier Mal während ſeines Lebens und ein Mal nach ſeinem Tode der Preis zuerkannt, obwohl ſein Ruhm ein weit verbreiteter war. Nur ſiebenzehn von ſeinen Dramen ſind auf uns gekommen, ein achtzehntes ihm zugeſchriebenes, Rheſos, iſt als unecht erwieſen.

Die herrſchende Form der Tragödie änderte er dadurch, daß er ſeine Werke meiſt durch einen erzählenden Prolog einleitete, die Chöre nicht innig mit der Handlung verflocht, die philoſophiſche Reflexion überall vorwalten ließ und überhaupt mehr auf den äußeren Effect, als auf den inneren Affect hinarbeitete.

Wir laſſen nun ſeine einzelnen Stücke folgen, müſſen uns jedoch bei dem begrenzten Raume damit begnügen, allein die vorzüglichſten derſelben ausführlicher zu behandeln und von den übrigen nur kurz den Inhalt mitzutheilen.

Jon.

Jon, ein Sohn des Apollon und der Kreuſa, Tochter des Königs Erechtheus, iſt im delphiſchen Tempel zum Prieſter ſeines Vaters erzogen worden. Kreuſa vermählte ſich ſpäter mit Xuthos, und da ihre Ehe kinderlos blieb, ſo begiebt ſie ſich mit ihrem Gatten nach Delphi, das Orakel zu befragen. Dieſes übergiebt ihnen den Jüngling mit der Weiſung, ihn als ihren Sohn zu betrachten, denn er ſei ein Sohn Xuthos mit einer früheren Geliebten. Darüber entbrennt in Kreuſa heftige Eiferſucht, durch einen alten Diener angeſtachelt; ſie bricht in Zorn gegen Apollon aus, der ſie nach ihrer Meinung mißhandelt und beauftragt den Diener, Jon durch einen Tropfen Gorgonenblut zu vergiften. Die That mißlingt jedoch, Kreuſa wird als Urheberin verurtheilt, geſteinigt zu werden. Sie flüchtet ſich zu dem Altar Apollons, von Jon verfolgt; da kommt die Pythia, welche Jon das Käſtchen bringt, in welchem er gefunden worden und nun erfolgt die Erkennung von Mutter und Sohn, welche, als Jon noch an ſeiner Abkunft zweifelt, durch Athene im Auftrage Apollons beſtätigt und alles Mißverhältniß dadurch ausgeglichen wird.

Die Bakchantinnen,

oder wie einige Ueberſetzer, ſich genau dem Griechiſchen anſchließend, es betiteln: die Bakchen, iſt dasjenige Werk des Euripides, in welchem er den höchſten Aufſchwung ſeiner Phantaſie und die meiſte poetiſche Kunſt offenbart hat. Der Gegenſtand, unbedingt nach griechiſchen Begriffen der geeignetſte zur Verherrlichung der Dionyſosfeſte, iſt der Mythe vom Bakchos ſelbſt entlehnt, der zwar Gott, aber in menſchlicher Hülle, die Hauptrolle in dieſem Drama ſpielt.

Bakchos erzählt uns ſelbſt im Prolog, daß er auf ſeinem Siegeszuge nach Theben gekommen ſei, und hier zuerſt im Lande der Hellenen ſeinen Gottesdienſt einführen wolle; aber Semele's Schweſtern hätten beſtritten, daß er der Sohn des Zeus ſei, darum habe er ſie und alle Frauen aus dem Volke auf den Berg gejagt, um ihn dort zu feiern, Pentheus jedoch dem Kadmos, als ſeinem

Enkel, ſeine Macht abgetreten, weigere ihm den Dienſt; deshalb habe er menſchliche Geſtalt angenommen, um ſich ihm als Gott zu bewähren. Er beſiehlt nun dem Chor der Weiber, die ihm auf ſeinem Zuge folgten, in Theben und namentlich vor dem Königspalaſte den Geſang ihm zu Ehren anzuſtimmen (V. 64—151). Dies geſchieht in Folgendem, das wir in der Uebertragung von G. Ludwig (Stuttgart 1848) mittheilen:

Chor.

Erſte Strophe.

Von dem heiligen Tmolos
Aus dem Land Aſia Wallfahrerin kreiſ' holdes Geſchäft[1] ich dem Bakchos,
Und die leicht mühende Müh', ehrend als Gott den Bakchos.

Erſte Gegenſtrophe.

Wer am Weg? Wer am Weg? Wer
Im Gemach? weichen zurück jene, doch die widmen die Lippen der Andacht!
Denn wir lobſingen nach Feſtbrauche dem Gott Dionyſos.

Zweite Strophe.

Selig der fromme Mann, der
Kundig der göttlichen
Feſtweiſen die Lebenszeit heiligt;
Der ſich die Seele, Bakchos'
Feſt auf dem Berge feiernd,
Weihet in heil'gen Sühnungen,
Und die Umzüge der Altmutter Kybebe[2] nicht verſäumend,

---

[1] D. i. den bakchiſchen Tanz. — [2] Cybele, auch Rhea. Ihr Dienſt war in Phrygien zu Hauſe, und ſo wild als der des Bakchos

Und emporſchwingend den Thyrſos, um das Haupt Kränze von Epheu,
Dich verehrt, o Dionyſos!
Auf, auf ihr Bakchen! ihr Bakchen! die den Gott Bromios, Sohn des Gotts,
Dionyſos ihr herabführt, von dem Berg Phrygiens führt
Her zu den breitſtraßigen Gau'n von Hellas, unſeren Gott,

Zweite Gegenſtrophe.

Welchen vordem die Mutter,
Ringend mit gräulichen
Kindsnöthen, als Zeus im Blitz anflog,
Jählings dem Schooß entſtürzend
Brachte zur Welt, ihr Leben
Unter dem Donnerſchlag endend.
Doch es hob Zeus, der Kronid', ſchnell vom Geburtslager empor ihn,
Und verſchloß ihn in die Hüftſeite, mit Goldſpangen befeſtigt,
Daß es Hera [3] nicht erſpähe.
Da gebar Zeus, als der ſtierhörnige [4] Gott reif durch die Moiren [5] war,
Und er wand Schlangengewind' ihm um das Haupt; darum auch fängt
Schlangen die ſtabſchwingende Bakche, ſie einflechtend in's Haar.

Dritte Strophe.

Semele's Mutter, Thebe!
Schmücke dich jetzt mit Epheu,
Strotze, ſtrotze von grünen

---

3) Die Gegnerin der Semele und des Bakchos. — 4) Mit den Hörnern ſoll er bei der Geburt den Zeus verwundet haben. — 5) Die Lebensgöttinnen.

Blühenden Windenranken,
Schwärme von Tannenreiſern bekränzt
Oder von Eichenzweigen;
Drückt das Fell des gefleckten Rehs
Dem weißlockigen Wollengewand
Auf [6], und weihet die muthwilligen [7] Stäb'
Alle! — ſogleich wird ſich in Tanz ſchwingen der Erdkreis.
Bromios führet die heilige Schaar
Auf in die Berge, die Berge, woſelbſt
Weiber in Haufen ſind,
Vom Webſtuhl und der Spule weg,
Im Luſttaumel des Bakchos.

Dritte Gegenſtrophe.

O des Curetenſchwarmes
Lager, und Kreta's heil'ge
Zeusgebärende [8] Thalſchlucht,
Wo, im Geklüft, der Rhea
Dreifach-behelmte Prieſter [9] die ſtierhäutige
Wölbung [10] ſchufen,
Und mit phrygiſcher Flöten ſüßhallendem,
bakchiſch begeiſtertem Hauch
Mir ſie dämpften, und einhändigten an
Rhea, damit ſchalle zum Chorjubel die Pauke.

---

6) Sie trugen unter dem Felle des Hirſchkalbs ein weiches, wollenes Kleid. — 7) Mit ihren Stäben ſchlugen und neckten die Bakchen muthwillig die Vorbeikommenden. — 8) Kreta war Geburtsland des Zeus. — 9) Die Korybanten, wie auch die Cureten Prieſter der Rhea ſind. Als dieſe den Zeus geboren hatte, lärmten ſie mit Pauken und Waffen, um zu verhindern, daß Kronos, der ſeine andern Kinder verſchlungen hatte, das Wimmern des Säuglings höre. — 10) Die Pauke.

Raſende Satyr'n empfingen ſie von
Rhea, der Mutter, und reiheten an
Unſere Tänze ſie
Beim dreijährlichen[11] großen Feſt,
Deß ſich freut Dionyſos.

Schlußgeſang

Froh,[12] wer auf Bergen, und, die vom
Rennenden Schwarm in's Blachland
Sich ſtürzen, das geheiligte Gewand
Tragend des Hirſches, ſich erjagend
Böcke, nach blutigem Fleiſche Gelüſtige,
Sehnend ſich nach Phrygiens, Lydiens Bergen.
Zuerſt ruft Er, Bromios, Evó!
Aber im Land fließt Milch, fließt Wein und fließet der Bienen
Nectar; es duftet wie ſyriſcher Libanos[13].
Jetzt ſprengt Bakcheus raſch
(Er ſchwingt ein aus dem Hohlſtab[14]
Hellaufflammendes Kienholz)
Heran, abſchweifende Chorhaufen ſpornend,
Und erweckend mit Zuruf,
In die Lüfte des Gelocks Ueppigkeit ſtreuend.
Doch in den Feſtjubel donnert der Gott
Dieſes: „Auf, o ihr Bakchen!
Auf, o ihr Bakchen!
Ihr, des goldſtrömenden Tmolos[15] Stolz,
Spielet den Gott Dionyſos,

---

[11] Alle drei Jahre wurden die großen Bakchosfeſte (Trieterien) gefeiert. — [12] Froh iſt, wer auf Bergen ſchwärmt, und froh ſind, die u. ſ. w. — [13] Räucherwerk. — [14] In den Hohlſtäben, markigen Stengeln, trugen Bakchos und die Bakchen ihre Fackeln. — [15] Auf dem Tmolos entſprang der goldreiche Paktolos.

Bei dumpfdröhnendem Paukenſchall,
Evoë![16] den Evios beſingend, den Herrlichen,
Mit dem Gejauchz und Gejubel der Phrygier,
Wenn nun die entzückende, die heilige Flöte das
Heilige Gebraus ſcherzt um die Schwärmenden
Berge Beſchreitenden.“ Freudig erhebt darauf,
Wie das die weidende Mutter begleitende
Füllen, den hurtigen Fuß aufhüpfend die Bakche.

Nachdem der Chor ſeinen Geſang vollendet hat, komm der alte, unſern Leſern ſchon wohlbekannte Seher Teireſias und ruft den Kadmos heraus, ihn zu dem Bakchos feſte zu begleiten, was dieſer, den Gott erkennend, auch freudig thut, denn, ſagt Teireſias:

Wir ſollen niemals grübeln über Himmliſche.
Der Väter Ueberlieferung, wie die Zeit ſo alt,
Sie wird nicht umgeſtoßen durch ein Menſchenwort,
Thät' auch Vernunft den allerhöchſten Weisheitsfund.
Vielleicht ſagt man, ich ſcheue meine Jahre nicht,
Wenn ich im Epheukranze Reigen tanzen will.
Nicht doch! denn unterſchieden hat der Gott nicht, ob
Nur Junge tanzen ſollen, ob nur Aeltere.
Von Allen will er Ehren insgeſammt empfah'n,
Und nur vom Pöbel will er nicht geprieſen ſein.

Pentheus, von einer Reiſe zurückkehrend, kommt zu ihnen und drückt ſeinen Unwillen über den neuen, falſchen Gott dem er ſein Treiben bald legen wolle, aus, auch zürnt er mit den beiden Greiſen, daß ſie ſich ſo täuſchen laſſen. Beide ſuchen vergeblich, ihn zu ihrer Anſicht zu bekehren. Teireſias prophezeit, wie einſt Bakchos in Hellas werde gefeiert werden. Pentheus will aber nicht hören, ſondern befiehlt des Teireſias Sitz zu vernichten und den Fremden, der die Frauen ſo berückt hat, gefangen zu nehmen und zu ſteinigen. Kadmos und Teireſias entfernen ſich, nachdem dieſer noch Bakchos angefleht hat, deswegen kein Leid über Theben zu verhängen. Der Chor feiert jetzt Bakchos und die anderen Schutzgottheiten des Lebensgenuſſes, den Hochmuth des Unglaubens tadelnd. Bakchos wird nun gefeſſelt herbeigebracht; was folgt (V. 405—965), geben wir (in **Ludwig's** Verdeutſchung), wie es Euripides dichtete:

---

[16] Ein Freudenruf der Bakchen. Evios, Bakchos

Bakchos in Feſſeln von Pentheus' Sclaven herbeigeführt.
Pentheus. Der Chor.

Ein Sclave.

Hier ſind wir, Pentheus, haben dieſen Fang gethan,
Den du geboten, und nicht jagten wir umſonſt.
Doch unſer Wild iſt völlig zahm, und nicht in Flucht
Entzog ſich's, ſondern ohne Zwang ergab es ſich,
Nicht bleich, und nicht entfärbend ſeiner Wange Roth;
Nein, ließ mit Lächeln binden und entführen ſich,
Und wartete, mir erleichternd meines Amtes Dienſt.
Da ſprach ich ehrerbietig: ungern führ' ich dich,
O Fremdling! Pentheus' Wille, der mich ſchickt, gebeut's.
Die Bakchen ferner, welche du zuſammen fingſt,
Einſperrteſt und in Kerkers Banden feſſelteſt,

Die ſind entſchwunden, hüpfen losgebunden all'
Von Hain zu Hain, anrufend Bromios, den Gott.
Die Feſſeln ihrer Füße lös'ten ſich von ſelbſt,
Und die Riegelthüren barſten ohne Menſchenhand.
Traun! Viele Wunder brachte dieſer Wundermann
In unſer Theben. Schalte du nun, wie du willſt!

Pentheus.

Laßt ſeine Hände fahren; denn in dieſem Netz[1]
iſt er nicht ſo behende, daß er mir entſchlüpft.
Ei, gar nicht reizlos, Fremdling, biſt du von Geſtalt,
Zumal für Weiber, weshalb du gen Theben kamſt.
Du haſt ja lange Locken, nicht vom Ringerſpiel,[2]
Um deine Wange fließend, voll Bezauberung;
Und auch zu Liebeshändeln weiß iſt deine Haut,
Nicht von der Sonne Strahlen, nein vom Schattenpfühl,
Wo deine Schönheit Aphroditen jaget nach.
Woher du aber ſtammeſt, ſage mir zuerſt!

Dionyſos.

Da braucht es keine Prahlerei; leicht ſagt ſich das.
Vom blumenreichen Tmolos hörteſt du doch ſchon?

Pentheus.

Ich kenne jenen, welcher Sardes rings umgiebt.

Dionyſos.

Von dorther bin ich. Lydien iſt mein Vaterland.

Pentheus.

Von wannen bringſt nach Hellas dieſe Feſte du?

Dionyſos.

Mich ſandte Dionyſos aus, der Sohn des Zeus.

---

[1] Laßt ihn frei, weil er doch im Palaſte nicht entwiſchen kann.
[2] Die Ringer waren langbehaart. Hier aber iſt das lang wallende Haar ein Zeichen von Weichlichkeit.

Pentheus.
Iſt dort ein Zeus wo, welcher neue Götter zeugt?
Dionyſos.
Derſelbe, welcher Semelen hier ſich hat vermählt.
Pentheus.
Hat er dich im Traum berufen, oder ſichtbarlich?
Dionyſos.
Antlitz vor Antlitz, und die Orgien gab er mir.
Pentheus.
Und wie beſchaffen ſind denn deine Orgien?
Dionyſos.
Das bleibt geheim uneingeweihten Sterblichen.
Pentheus.
Doch welchen Nutzen ſchaffen ſie den Feiernden?
Dionyſos.
Nicht darfſt du's hören, aber wohl iſt's wiſſenswerth.
Pentheus.
Du foppſt mich hinterliſtig, wo ich hören will.
Dionyſos.
Des Gottes Orgien haſſen den, der Frevel übt.
Pentheus.
Du willſt den Gott geſehen haben, wie er war?
Dionyſos.
Wie es ſich zeigen wollte; nicht ſchrieb ich's ihm vor.
Pentheus.
Auch das umgingſt du wieder ſchlau und ſagſt doch nichts.
Dionyſos.
Dem Thoren[3] dünkt, wer Weiſes redet, Narr zu ſein.
Pentheus.
Biſt du der Erſte, welcher hier einführt den Gott?

---

3) Dem Pentheus, der nicht merkt, Wer mit ihm redet.

Dionyſos.
Schon feiern alle Barbarn ſeine Orgien.
Pentheus.
Die ſind an Weisheit hinter Hellas weit zurück.
Dionyſos.
Hierin voran um Vieles; anders im Geſetz.[1]
Pentheus.
Vollziehſt du Nachts die Feier, oder unter Tag?
Dionyſos.
Des Nachts gewöhnlich; feierlich iſt die Dunkelheit.
Pentheus.
Das iſt für Weiber ſchädlich und verführeriſch.
Dionyſos.
Am Tage mag auch Mancher üben Schändliches.
Pentheus.
Ein böſer Trugſchluß, wofür du mir büßen ſollſt!
Dionyſos.
Und du für Gottesläſterung und Aberwitz.
Pentheus.
Kühn iſt der Bakchos-Jünger und nicht ungeſchult.
Dionyſos.
Sprich, Was mir bevorſteht, Was du mir thun wirſt Schreckliches?
Pentheus.
Zuerſt die zarten Locken ſchneid' ich dir entzwei.
Dionyſos.
Das Haar iſt heilig und dem Gotte nähr' ich es.
Pentheus.
Dann gieb aus Händen dieſen Thyrſosſtab ſogleich!

---

[1] D. h. in geſetzlicher, ſtaatlicher Hinſicht ſind ſie allerdings hinter den Helenen zurück, weit unfreier.

Dionyſos.
Nimm ihn dir ſelbſt; von Dionyſos hab' ich ihn.
Pentheus.
Im Kerker drinnen ketten deinen Leib wir an.
Dionyſos.
Mich wird der Dämon ſelber löſen, wann ich will.
Pentheus.
Wann du im Bakchos-Reigen[5] ihn anrufen wirſt.
Dionyſos.
Auch ſchaut er nahe ſtehend, was ich leide jetzt.
Pentheus.
Wer iſt er? Meine Augen können ihn nicht ſehn.
Dionyſos.
Mit mir; du Gottvergeſſener gewahrſt ihn nicht.
Pentheus.
Ergreift ihn! Dieſer höhnet mich und Thebens Stadt.
Dionyſos.
Ich ſag's euch Thoren, bindet mich den Weiſen nicht!
Pentheus.
Und ich, der Macht hat über dich, ſag': bindet ihn!
Dionyſos.
Du weißt nicht, daß du lebſt und nicht ſiehſt, Wer du biſt.[6]
Pentheus.
Pentheus, Agave's und Echions Sohn bin ich.
Dionyſos.
Nach deinem Namen[7] eigneſt du dich für Mißgeſchick.

---

[5] Zu dem du nicht mehr zurückkehren kannſt. — [6] Nach Her manns Conjectur. Nach einer anderen: Du weißt nicht, was du lebeſt, was du thuſt und biſt! — [7] Pentheus von πένθος, Trauer Daſſelbe Wortſpiel findet ſich im Original ſchon V. 349.

Pentheus (zu Sclaven).
Hinweg! Ihr aber ſchließet dieſen nahe bei
Den Pferdekrippen, daß ihn umhülle finſtre Nacht.
(Zu Bakchos.)
Dort magſt du tanzen! Dieſe,[8] die du mitgebracht,
Des Frevels Helferinnen, ſie verkauf' ich theils,
Theils, ihre Hand des Fellgetrommels und Gelärms
Entwöhnend, nehm' ich zu Mägden an den Webeſtuhl.

Dionyſos.
Ich gehe; denn das zu leiden, was nicht Noth iſt, zwingt
Mich keine Noth.[9] Die Strafe ja für ſolchen Hohn
Zahlt dir Dionyſos, welchen du zu läugnen wagſt.
Denn mich beleidigend, legſt du jenem Feſſeln an.

Chor.

Strophe.

Acheloos'[10] Kind, herr-
liche, jungfräuliche Dirka! denn du nahmſt einſt
In dein Quellbett den von Zeus Stammenden[11] auf,
Da ihn Zeus raffte aus unſterblicher Blitzglut
In die Hüftſeite, der Zeugende, und ihm zurief
So: Wohlan, o Dithyramb,[12] birg dich in dieſen meinen Mannsleib!
Ich enthüll's Theben, dich, o Bakchios, alſo[13] zu verehren.
Doch, o ſel'ge Dirka, jetzt ſtößt du mich weg, bei dir zu halten
Die bekränzte Chorverſammlung. Was verwirfſt du mich, und fliehſt mich?

---

[8] Er meint den Chor. — [9] Er weiß ja, daß ihn der Kerker nicht halten kann. — [10] Acheloos, Fluß in Aetolien. Hier überhaupt für jeden Fluß oder Flußgott. — [11] Den Bakchos. — [12] Beiname des Bakchos, wohl von ſeiner Doppelgeburt her. — [13] Alſo, d. h. mit dem Namen Dithyramb.

Dir wird einſt noch, bei dem ſüßtraubigen Weinſtock Dionyſens!
Noch dereinſt Bakchos am Herzen liegen.

Gegenſtrophe.

Es bewährt Erdengeburt,
Und daß vom Drachen er abſtamme, nun Pentheus,
Den der Erdſprößling Echion hat erzeugt.
Wie ein wildblickendes Thier, ſterblicher Menſch nicht,
Und ein mordgier'ger Gigant kämpft er mit Göttern,
Der ſogleich mit Stricken mich, Bromios' Magd, wird binden laſſen,
Und bereits hier im Palaſt meinen Geſellſchafter verborgen
In den finſtern Kerker einſchließt. O du Sohn des Zeus erblickſt du,
Dionyſos, auf dem Kampfplatz der Gefahr deine Propheten?
O du goldaugiger Held! eil' vom Olymp, ſchwingend den Thyrſos,
Und des blutſchnaubenden Mannes Trotz brich!

Schlußgeſang.

Iſt's das wildnährende Nyſa,[14] wo den Chortanz du regierſt,
Dionyſos, mit dem Stab, oder die korykiſche[15] Schlucht?
Auch vielleicht weilſt du auf baumreichen Geklüften
Des Olympos, wo vordem Orpheus durch Lyra
Und Geſang Bäume ſich nachzog, und die Waldthiere ſich nachzog.
Heil Pieria[16] dir!

---

14) Nyſa in Indien, dem Bakchos heilig, Berg und dabei gleichnamige Stadt. — 15) Korykos, eine Berghöhle auf dem Parnaſſos. — 16) Landſchaft in Theſſalien.

Dich verehrt Evios, und kommen zum Chortanz
Mit Gejauchz wird er, und durch Axios[17] reißende Flut ſchreitend, mit umkreiſenden Mänaden heranzieh'n
Von dem Lydias, der Sterblichen ſtets
Des Glückes Fülle beſcheert,
Und väterlich, ich vernahm's,
Mit hellrinnendem Waſſergefäll
Ein roßreiches Gefild tränkt.

Bakchos drinnen

Vernehmt
Meine Stimme, vernehmt ſie
O ihr Bakchen, ihr Bakchen!

Erſte vom Chor.

Wer iſt das? Wer? Woher erſcholl Evios' Ruf meinem Ohr?

Bakchos drinnen.

Io! ich rufe noch einmal,
Ich Semela's, ich des Zeus Sohn.

Zweite vom Chor.

Io, Io! Mächtiger, Mächtiger
In der Verſammlung der dich Preiſenden, erſchein!
(Man ſpürt einen Erdſtoß.)
Bromios, Bromios! Du rührſt den Grund,
Daß er erzitterte.
Ah, ah!
Schnell wird Pentheus'
Wankende Königsburg ein Trümmerhaufe ſein.

Dritte vom Chor.

Ja, Dionyſos iſt im Palaſte! Ehret ihn!

---

[17] Axios und Lydias (ſonſt auch Loidias, Ludias), Flüſſe bei Pella in Makedonien, das der am Ende ſeines Lebens ſich dort aufhaltende Dichter hier verherrlicht.

Vierte vom Chor.

O wir verehren ihn. Schauet, das
Steinerne Säulenge-
bälke zerſpringt!
Und bald ertönt drinnen Bakchos' Siegsgeſchrei.

Bakchos drinnen.

Zünde du blitzende Flamme, du qualmende!
Aeſchere, äſchere Pentheus' Palaſt ein!

Fünfte vom Chor.

Ah, ah!
Siehſt du die Glut nicht deutlich emporzieh'n
Um der Semele geweihtes Grab, Brand
Von Zeus' Blitz, den die Getroffene[18] zu-
rückließ allhier?

Sechſte vom Chor.

Wirf die zitternden Leiber nieder,
Nieder du Bakchos-Schaar!
Denn der Gebieter, Alles niederſtürzend,[19] ſchreitet
Durch das Haus, der Sohn des Zeus.

Bakchos, aus dem Palaſte kommend. **Der Chor.**

Bakchos.

Stürztet ihr Barbarenweiber, von Entſetzen ſo betäubt,
Auf die Erd'? Erkannt zu haben ſcheinet ihr, daß Bakchios,
Pentheus' Haus erſchüttert habe; aber nun erhebet euch
Wieder, ſeid getroſt, und ſtellet eurer Glieder Zittern ein!

---

[18] Die vom Blitz getroffene Semele. Der noch rauchenden Glut (V. 8.) am Grabe der Semele bediente ſich der Gott zur Einäſcherung des Palaſtes. — [19] Wörtlich: Drüber drunter ſtürzend.

Chor.

O du ſchönſtes Licht, erglänzend uns an Evios Jubelfeſt,
Wie erfreuet mich dein Anblick hier in öder Einſamkeit!

Bakchos.

Hattet ihr den Muth verloren, da ich ward hinweggeführt,
Als in Pentheus' finſtre Kerker leicht Hinabzuſtürzender?

Chor.

Freilich; denn wer war mein Schirmer, wäre dir ein Leid geſchehn?
Aber wer hat dich, in Frevlers Hand Gefallenen befreit?

Bakchos.

Selber hab' ich mich gerettet, leicht ohn' alle Schwierigkeit.

Chor.

Hatte nicht mit feſten Banden er umſchlungen deine Hand?

Bakchos.

Ich verhöhnt' ihn auch in Dieſem; weil er wähnend, mich zu fah'n,
Mich nicht faßte, noch berührte, ſondern leer ſich weidete.[20]
Einen Stier dort an der Krippe, wo er mich anfeſſelte,
Findend, warf er dem um Kniee und ſeiner Füße Huf den Strick,
Seines Zornes Wuth verdampfend, ſchweißbeträuft am ganzen Leib,
Und die Lippen mit den Zähnen beißend. Nahe war ich ihm,
Ruhig ſitzend und betrachtend. Während dieſer Zeit erſchien
Bakchos ſelbſt, das Haus erſchütternd, und aus ſeiner Mutter Grab
Feuer ſchürend. Er, das ſchauend, meint, die Wohnung brenne, ſtürzt

---

20) Wörtlich: ſich mit (leeren) Hoffnungen weidete.

Hier und dorthin, und gebietet Dienern, acheloiſche[21]
Flut zu bringen. Jeder Sclave war am Werk, fruchtlos bemüht.
Endlich, müde dieſer Arbeit, gleich als wär' ich ihm entflohn,
Schießt er, ſchwarzes Schwert entraffend, mitten in das Haus hinein.
Und da ſchuf, ich ſage meine Meinung, wie es mir erſchien,
Bromios ein Geſpenſt mir im Vorhof. Jener, losgeſtürzt darauf,
Stieß und ſtach das helle Luftbild, als erwürget er da mich.
Doch zu jener fügt noch dieſe neue Schmach ihm Bakchios:
Niederwarf er ſeine Halle; ganz zerſchmettert liegt ſie da
Ihm, dem meine Ketten bitter Büßenden. Erſchlafft und matt
Sank er, weg das Eiſen werfend; denn ein Menſch hat er gewagt
Gegen einen Gott zu kämpfen. Stille ſchritt ich her zu euch
Aus den Hallen unbekümmert um des Pentheus' Raſerei.
Wie mir ſcheint, (ſchon dröhnet drinnen ſeine Sohle) wird er bald
Sich im Freien zeigen. Was er wohl dazu zu ſagen hat?
Denn ich werd' ihn leicht ertragen, kommt er mächtig ſchnaubend auch.
Denn dem Weiſen ziemt es, Sanftmuth üben und Gelaſſenheit.

Pentheus. Bakchos. Der Chor.

Pentheus.

Entſetzlich! Jener Fremdling iſt entſprungen mir,
Der noch in Feſſeln eben war hineingezwängt.

---

[21] D. i. Waſſer.

(Bakchos erblickend.)

Ha!
Da iſt der Menſch! Was iſt das? Wie kamſt du heraus?
Und ſtellſt am Vorhof meiner Königsburg dich auf?

Bakchos.

Halt an, und hemme deines Trittes Heftigkeit!

Pentheus.

Wie drangſt, entronnen meinen Feſſeln, du heraus?

Bakchos.

Sagt ich es nicht? hörteſt du's nicht, „Einer löſe mich“?

Pentheus.

Wer? denn der Schöpfer neuer Worte biſt du ſtets.

Bakchos.

Er, der die traubenvolle Rebe grünen heißt.

Pentheus.

So, Dionyſos leiſtete dir dieſen Dienſt.

Bakchos.[22]

Pentheus.

Jetzt laß ich alle Thürme ſchließen ringsherum.

Bakchos.

Wie? überſteigen Götter nicht die Mauern auch?

Pentheus.

Klug biſt du, klug, nur wo du klug ſein ſollteſt, nicht.

Bakchos.

In dem, was einzig Noth iſt, war ich immer klug.
Vernimm vor Allem aber dieſes Mannes Wort,

---

22) Hier iſt eine Lücke, die dem Zuſammenhange nach etwa mit folgendem Vers ergänzt werden mag:

Bakchos.

Er, der in dieſen Mauern gegenwärtig iſt.

Der dir vom Berge Kunde bringend iſt genaht.
Ich werde bei dir bleiben, werde nicht entfliehn.

Ein Bote tritt auf. Die Uebrigen.

Bote.

Pentheus, der du dieſem Theberland gebeutſt,
Vom Berg Kithäron lang' ich an, auf deſſen Haupt
Nie ſchmolz die blendendhelle Decke weißen Schnees.

Pentheus.

Und was für wichtige Dinge kommſt du kundzuthun?

Bote.

Ich ſah die wilden Bakchen, die aus dieſem Land
Dorthin die nackten Ferſen ſchnellten, wuthentbrannt,
Und komme dir zu melden, König, und der Stadt,
Wie ſie dort Grauſes, mehr denn Wunderbares thun.
Doch will ich hören, ob ich dir mit Freimüthigkeit
Von dort berichten, oder an mich halten ſoll.[23]
Denn, Herr, ich fürchte deines Sinnes Schnelligkeit,
Dein raſches Blut und deine Königslaune ſehr.

Pentheus.

Sprich, denn du ſollſt ganz ohne Strafe von mir gehn.
Groll werfen auf gerechte Männer darf man nicht.
Je Schrecklicheres du aber von den Bakchen ſagſt,
Um ſo viel ſtrenger wollen Den wir züchtigen,
Der dieſe Künſte lehret unſer Weibervolk.

Bote.

Ich trieb des Maſtviehs Rinderheerde jüngſt hinan
Die ſteile Felſenplatte, da die Sonne ſchon
Das Land erwärmend ihre Strahlen ausgeſandt.
Und da erblick' ich Weiberchöre, drei an Zahl;

---

[23] Wörtlich; oder einzieh'n ſoll das Wort.

Den erſten führt Autonoë, den zweiten führt
Agave, deine Mutter, Ino den dritten an.
Sie ſchliefen, hingeſtreckt die Leiber, Alle noch,
Die ihre Rücken lehnend an der Tanne Reiß,
Und Die in Eichenblättern auf der Erd' ihr Haupt
Sorglos geworfen, züchtiglich, nicht, wie du ſagſt,
Daß ſie berauſcht von Weinpokal und Flötenſchall
Einſam im Bergwald Aphroditen jagen nach.
Doch deine Mutter, mitten in der Bakchen Kreis
Erhoben, rief, ſich aufzuraffen von dem Schlaf,
Sobald gehörnter Stiere Brüllen ſie vernahm.
Sie ſprangen, ſich aus den Augen wiſchend tiefen Schlaf,
Empor, ein wundervolles Bild der Sittſamkeit,
So Jung' als Alte, Mädchen auch, noch unvermählt;
Und auf die Schultern warfen ſie das Haar zuerſt,
Und ſchürzten Hirſchkalbkleider auf, wo ſich gelöſ't
Der Spangen Band, und gürteten das gefleckte Vließ
Mit Nattern, die um ihre Wangen züngelten.
Noch Andre, Rehlein oder wilder Wölfe Brut
Umſchlingend, reichten weiße Milch, wie Vielen noch,
Die jüngſt geboren hatten, ſtrotzend war die Bruſt,
Die nun der Säugling miſſet. Epheu, Eichenlaub,
Und blüthenreiche Winden kränzen ihre Stirn.
Jetzt ſchlug den Felſen Eine mit dem Thyrſos an,
Woraus hervorſprang friſchen Waſſers heller Thau.
Die Andre ſtieß den Stengel in der Erde Grund,
Da ließ der Gott aufſprudeln eine Quelle Weins.
Und wer nach weißer Kühlung ein Verlangen trug,
Der durfte nur den Boden ſcharren mit den Zeh'n,
Und hatte Milch in Strömen. Ueberfließend auch
Troff aus den Epheuſtäben ſüßer Honigſeim;
Daß, wärſt du dageweſen, du auch mit Gebet

Den Gott geprieſen hätteſt, den du jetzt verwirfſt.
Wir Hirten und die Schäfer ſammelten uns ſofort,
Und ſprachen um die Wette hin und her davon,
Wie unerhörte Wunderdinge da geſcheh'n.
Und ſo ein Stadtdurchſtreicher, der gut ſchwatzen kann,
Sprach zu uns Allen: Wollet ihr der heiligen
Bergtrift Bewohner helfen, daß Agave wir
Einfangen, Pentheus' Mutter, aus dem Bakchosfeſt,
Und Dank beim König erndten? Und er ſchien uns wohl
Zu reden. Hinter dichtem Buſchwerk lagen wir
Verſteckt. Als nun die feſtgeſetzte Stunde kam,
Da ſchüttelten in den Jubel ihre Thyrſos ſie,
Mit Einem Munde Bromios, den Sohn des Zeus,
Anrufend, und auch der ganze Berg, und ſein Gewild
Fiel ein, und Nichts blieb unergriffen von dem Lauf.
Jetzt ſchwang Agave hüpfend ſich an mir vorbei,
Und ich, ſie wegzuraffen trachtend, ſprang hervor,
Den Buſch verlaſſend, hinter welchem ich mich barg;
Indeß ſie laut, o meine flüchtigen Hunde, rief:
Mich wollen dieſe Männer fah'n! Auf, folget mir,
Folgt mir, mit Epheuſtäben um die Hand bewehrt!
Wir nun, die Flucht ergreifend, wichen bakchiſcher
Zerfleiſchung aus; ſie aber griffen ohne Schwert
Mit Händen unſere Rinder, die Gras pflückten, an.
Hier ſah ein Weib man halten ein noch brüllendes
Und milchgenährtes, mitten durchgeſchlitztes Kalb;
Dort riſſen Andre Fetzen von zerfleiſchten Küh'n,
Da ſah man Rippen, und den zweigeſpaltnen Huf
Hinauf, hinabgeſchleudert, und ſie tröpfelten,
An Tannenzweigen hängend, untermengt mit Blut.
Und auch die Stiere, trotzig und hornwüthend ſonſt,
Sie ſtürzten taumelnd nieder mit dem ſchweren Leib,

Von mehr als tauſend Mädchenhänden hingeſtreckt.
Und ſchneller war vom Fleiſche losgetrennt die Haut,
Als du mit deinem königlichen Auge nickſt.
Darauf, wie Vögel ſchwebend, zogen ſie im Lauf
In's Feld der Niederungen, wo um Aſopos' Strom[24]
Kornreiche Saaten ſprießen dem Thebanerland,
Hyſiä, Erythrä,[25] die ſich an Kithärons Fuß
Im Thale niederließen, wie ein feindlich Heer,
Anfallend, und zuunterſt alles Obere
Verkehrend; Kinder raubten ſie aus den Wohnungen
Auf ihren Schultern, ohne daß ein Band ſie hielt,
Und fiel doch ihrer keines auf den ſchwarzen Grund.
Kein Erz, kein Eiſen; über ihren Locken wallt
Ein Feuer, das nicht brannte. Jene,[26] ſo beraubt
Vom Schwarm der Bakchen, griffen zorniglich zum Schwert,
Das war ein Schauſpiel, König, ſeltſam anzuſchau'n!
Denn kein geſpitztes Eiſen traf der Frauen Leib,
Sie ſelber aber, Stäbe ſendend aus der Hand,
Verwundeten; und in wilde Flucht geſtürzt, entflohn
Vor Weibern Männer, nicht ohn' eines Gottes Hand.
Zum Ort, woher ſie kamen, kehrten ſie zurück,
An jene Quellen, die der Gott entſpringen ließ,
Das Blut ſich abzuwaſchen; doch ihr triefendes
Geſicht uud Wangen leckten Schlangenzungen ab.
Nun dieſen Gott, o König, wer er immer ſei,
Nimm ihr in dieſe Stadt auf, da ſonſt groß er iſt,
Und, wie ich höre, Dieſes man von ihm auch rühmt,
Daß er die Schmerzenſtillerin, die Rebe gab.

---

24) Fluß bei Theben gegen Platäa. — 25) Städte im Thebanerlande. — 26) Die angegriffenen Städter.

Den Wein hinweggenommen, iſt auch Cypris nichts,
Und keine Freude giebt es für die Menſchen mehr.

Chor.

Ich bin zwar eingeſchüchtert, vor dem Könige
Ein freies Wort zu reden; dennoch ſei's geſagt:
Dionyſos ſteht nicht irgend einem Gotte nach.

Pentheus.

Schon greift, wie Feuer, immer wilder dieſe Wuth
Der Bakchen um ſich, große Schmach für Griechenland.
(Zum Boten.)
Drum nicht gezaudert: Eile nach Elektra's Thor,
Und gieb Befehl, daß alle Schwerbewaffneten
Ausrücken, und ſchnellfüß'ger Roſſe Bändiger,
Und alle Rundſchildſchwinger, und die mit der Fauſt
Die Bogenſehne ſpannen, da ich bekriegen will
Die Bakchen; denn das überſchreitet Maß und Ziel,
Soll man von Weibern dulden was wir duldeten.

Bakchos.

Zwar folgſt du, wenn du meine Worte höreſt, nie,
Pentheus! Doch ſag' ich, ob beleidigt auch von dir,
Du darfſt zum Schwert nicht greifen wider einen Gott;
Nein, bleibe ruhig! Bromios wird die Bakchen nie
Vom Berge jagen laſſen, der ihm Evó jauchzt.

Pentheus.

Willſt du mich meiſtern, und der Haft entfloh'n, dich nicht
Begnügen? eine Straferneurung droht dir ſonſt.

Bakchos.

Ich würd' ihm lieber opfern, als im Zorn dem Gott
Ich leckte wider ſeinen Stachel, ich ein Menſch.

Pentheus.

Ich will ihm opfern, einen Weibermord fürwahr,
Wie ſie's verdienen, mengend in Kithärons Schlucht.

Bakchos.
Ihr werdet Alle fliehen: und das iſt ein Schimpf,
Wenn eh'rne Schilde weichen vor dem Thyrſosſtab.
Pentheus.
Mit einem unnahbaren Schalke hadern wir,
Der niemals, leidend oder handelnd, ſchweigen wird.
Bakchos.
O Freund, noch kannſt du Alles rühmlich endigen.
Pentheus.
Womit? Indem ich werde meiner Sclaven[27] Sclav?
Bakchos.
Ich führe dir die Weiber ohne Waffen her.
Pentheus.
Ha! ſchon ein Fallſtrick, welchen du mir legen willſt.
Bakchos.
Wie, wenn ich dich mit meinen Künſten retten will?
Pentheus.
Ihr ſeid verbündet, einzuführen Bakchos' Dienſt.
Bakchos.
Ich bin verbündet, das iſt Wahrheit, mit dem Gott.
Pentheus.
Holt mir die Waffenrüſtung, und du ſchweige jetzt!
Bakchos.
Ei!
Willſt du ſie ſitzen ſehen auf den Bergen dort?
Pentheus.
Gern, und ich gäbe tauſend Pfunde Golds dafür.
Bakchos.
Wie kam ſo plötzlich dieſe ſtarke Luſt dich an?

---

27) Der Bakchen

Pentheus.
Ich will ſie trunken ſchauen, ob mich's auch verdrießt.
Bakchos.
Und willſt du gern doch ſehen, was dir bitter iſt?
Pentheus.
Wohl möcht' ich's, ruhig ſitzend unter Tannenreiß.
Bakchos.
Doch werden ſie dich ausſpüren, kämſt du heimlich auch.
Pentheus.
Sei's offenbar denn! Wohlgeſprochen haſt du das.
Bakchos.
Soll ich dich führen, und beträteſt du den Weg?
Pentheus.
Führ' eilends mich; Zeit gönn' ich dir, ſoviel du willſt.
Bakchos.
So leg' um deine Glieder denn ein Byſſoskleid.[28]
Pentheus.
Wozu das? Soll zum Weibe werden ich, ein Mann?
Bakchos.
Daß du nicht ſterbeſt, wirſt du dort als Mann erkannt.
Pentheus.
Du ſprichſt vernünftig, und ein Weiſer biſt du längſt.
Bakchos.
All' meine Künſte lehrte Dionyſos mich.
Pentheus.
Wie wird nun ſchicklich ausgeführt, was du mir räthſt?
Bakchos.
Ich will dich ſelber kleiden drinnen im Palaſt.
Pentheus.
In welches Kleid? in weibliches? o da ſchäm' ich mich.

---

28) Ein Kleid von feiner Baumwolle.

Bakchos.
Kein eifriger Mänadenſchauer biſt du mehr.
Pentheus.
In welche Tracht zu hüllen denkſt du meinen Leib?
Bakchos.
Ich dehne lange Locken dir das Haupt hinab.
Pentheus.
Und meines Anzugs zweites Stück, was wird es ſein?
Bakchos.
Ein Schleppgewand, und eine Binde für das Haupt.
Pentheus.
Und fügſt du dieſem Etwas Andres noch hinzu?
Bakchos.
In die Hand den Thyrſos, dann des Hirſchkalbs fleck'ge Haut.
Pentheus.
In eine Weiberkleidung kann ich nicht hinein!
Bakchos.
Doch wirſt du bluten, ſchlägſt du mit den Bakchen dich!
Pentheus.
Ganz recht! auf Kundſchaft müſſen wir vor Allem geh'n.
Bakchos.
Das iſt auch klüger, als mit Böſem Böſes fah'n.
Pentheus.
Und wie entkomm' ich unbemerkt durch Thebens Stadt?
Bakchos.
Einſame Pfade wandeln wir; ich führe dich.
Pentheus.
Viel lieber Alles, denn ein Spott den Bakchen ſein.
Bakchos.
Berathen wir im Hauſe drinnen, was beliebt?

Pentheus.

Ich wehr' es nicht; zu Allem bin ich dir bereit.
Ich will vorangeh'n, und entweder werd' ich noch
Bewaffnet ausziehn, oder folg' ich deinem Rath.

(Er geht in den Palaſt.)

Bakchos, zum Chore.

Der Mann, ihr Frauen, liefert ſelbſt ſich in das Netz,
Und ſucht die Bakchen, wo er ſterbend büßen wird.
Dionyſos, nun zu deinem Werk! Du biſt nicht fern.
Laß uns ihn ſtrafen! Erſt verrücke ſeinen Geiſt,
Und ſend' ihm leichte Raſerei; denn, ſein bewußt,
Wird er nicht anthun wollen einen Weiberrock;
Iſt er von Sinnen aber, legt er wohl ihn an.
Und zum Gelächter Thebens will ich führen ihn,
Den weiberhaft Vermummten mitten durch die Stadt.
Den Schmuck nun, welchen Pentheus in das Schattenreich
Hinab wird nehmen, von der Mutter Hand erwürgt,
Eil' ich ihm anzulegen. Er wird dann zuletzt
Erkennen, wer Dionyſos ſei: der Schrecklichſte
Der Götter, doch auch gegen Menſchen Mildeſte!

(Er geht.)

Erſter Halbchor.

Strophe.

Werd' im nächtlichen Reigentanz
Aufjubelnd den weißen
Fuß ich bald erheben, den Hals
In bethauende Luft
Werfend, wie ein ſchüchternes Reh,
Das auf grünen Wonnen der Wieſe ſpielt,
Wann entſprungen es iſt der Mord-
jagd außerhalb des Gehegs
Durch das künſtlichgeflochtne Netz,

Aber Hunde geſtreckten Laufs
Ihm nachhetzt des Jägers Geſchrei?
Sturmgleich rennt's in Erſchöpfungen
Und Schnellläufen in's Thal,
Das an dem Fluß gelegene, froh
Des menſchenleeren Orts,
Und birgt in ſchatt'ger Zweige Geſträuch ſich.

Der ganze Chor.

Was iſt Weisheit, und ſchönere
Göttergabe den Menſchen, als
Hoch halten über dem Haupt
Des Feindes die ſtärkere Hand?
Lieb iſt immer, was ſchön iſt.

Zweiter Halbchor.

Gegenſtrophe.

Langſam ſchreitet die göttliche
Macht, aber doch naht ſie
Treulich, und ſtraft Sterbliche, die
Unverſtändigen Trotz
Hegen, und im raſenden Wahn
Nicht erhöhn die Ehre der Himmliſchen.
Lang verhüllen ſie[29] wunderbar
Den Tritt der Zeit, und erſpäh'n
Sich den Frevelnden. Denn der Menſch
Soll nicht über die Satzungen[30]
Hinwegſehn mit grübelndem Geiſt.
Wenig koſtet's zu glauben ja,
Daß Kraft habe das Gött-
liche, was es auch immerhin ſei,

---

[29] Die Götter. — [30] Die Geſetze des Glaubens.

Und was von jeher ſtets
Geglaubt wird, und in Natur iſt gegründet.

Der ganze Chor.

Was iſt Weisheit, und ſchönere
Göttergabe den Menſchen, als
Hoch halten über dem Haupt
Des Feinds die ſtärkere Hand?
Lieb iſt immer, was ſchön iſt.

Schlußgeſang.

Glücklich, wer aus dem Meeresſturm ſich
Rettete, und im Hafen einlief!
Glücklich auch, wer des Lebens Drangſal
Ueberwand! An Macht und Glück kommt
Anders Andern zuvor ein Andrer.
Vielen Tauſenden auch verbleiben
Noch tauſend Hoffnungen, die theils
Im Glück enden den Menſchen,
Zum Theil aber erbleichen.
Darum ſelig nur preiſ' ich, wem hold
Alle Tage das Glück iſt.

Bakchos. Pentheus. Der Chor.

Bakchos.

(Am Palaſte den Pentheus erwartend und hineinrufend.)

Dir, der zu ſchauen lüſtern iſt, was ſich nicht ziemt,
Pentheus! und Uebereiltem nacheilt, ruf' ich zu:
Komm doch heraus, und ſtelle meinen Augen dich
Im Feſtgepränge eines bakchiſchen Weibes dar,
Als Späher deiner Mutter im Mänadenſchwarm!

(Pentheus erſcheint in Weiberkleidern.)

Ganz gleichſt du einer Kadmostochter an Geſtalt.

Pentheus.
Ich meine traun zwo Sonnen um mich her zu ſeh'n,
Und Theben doppelt, und die ſiebenthor'ge Stadt.
Dich aber ſeh' ich wandeln vor mir her als Stier,
Und angewachſen deinem Haupt ein Hörnerpaar!
Biſt du ein Thier geworden? Ja, du biſt verſtiert.

Bakchos.
Der Gott, der früher zürnte, geht nun gnädig uns
Voran als Führer. Was du ſeh'n mußt, ſiehſt du jetzt.

Pentheus.
Was ſchein' ich vorzuſtellen? ſeh' ich nicht an Wuchs
Wie Ino und Agave, meine Mutter, da?

Bakchos.
Sie ſelber mein' ich anzuſchau'n, erblick' ich dich.
Doch ſchob ſich dieſe Locke dir vom Platz hinweg,
Nicht, wie ich ſie dir unterm Kopfbund heftete.

Pentheus.
Da drinnen auf= und niederſchüttelnd hab' ich ſie
Verrückt aus ihrer Lage voll bakchantiſcher Wuth.

Bakchos.
So laß mich, deſſen Sorge dich zu bedienen iſt,
Sie wieder ordnen; aber richt' empor das Haupt!

Pentheus.
Hier putze mich! ganz unterthänig bin ich dir.

Bakchos.
Und auch die Gürtel ſchlaffen, und nicht ſtreckt ſich gleich
Hinab zur Ferſe deines Kleides Faltenwurf.

Pentheus.
Mir ſcheint es auch ſo, wenigſtens an dem rechten Fuß.
Hier aber reicht zum Knöchel ordentlich das Kleid.

Bakchos.

Du achteſt wohl den Erſten deiner Freunde mich,
Wenn du die Bakchen wider Hoffen nüchtern ſiehſt.

Pentheus.

Muß mit der rechten, oder mit der linken Hand
Den Stab ich ſchwingen, um der Bakche gleich zu ſein?

Bakchos.

Rechts muß er ſein, und ſchwinge mit dem rechten Fuß
Zugleich ihn! Schön, daß umgewendet iſt dein Sinn!

Pentheus.

Könnt' ich Kithärons Felſenſchluchten wohl hinweg
Auf meinen Schultern tragen ſammt den Bakchinnen?

Bakchos.

Du könnteſt, wenn du wollteſt; doch dein vor'ger Sinn
War nicht der rechte; jetzo denkſt du, wie du ſollſt.

Pentheus.

Ergreift man Hebel, oder reiß' ich mit der Fauſt
Den Berg aus, Schulter unterlegend oder Arm?

Bakchos.

Zerſtöre du doch der Nymphem Ruheſtätte nicht,
Und Pan's Geklüfte, wo die Hirtenpfeife ſchallt!

Pentheus.

Ganz recht! Gewaltſam dürfen wir die Weiber nicht
Beſiegen; unter Tannen berg' ich meinen Leib.

Bakchos.

Du wirſt dich bergen, wo du mußt verborgen ſein,
Nun ſchlau du als Mänadenauskundſchafter nahſt.

Pentheus.

Ich denk', im Buſche werden ſie, wie Vögelbrut,
In warmen Liebesneſtern auszunehmen ſein.

Bakchos.
Und deshalb gehſt als Vogelſteller du dahin.
Vielleicht du fängſt ſie, wenn du nicht gefangen wirſt.
Pentheus.
Geleite mich denn mitten durch die Theberſtadt!
Ich bin der einzige ihrer Männer, der das wagt.
Bakchos.
Ja einzig duldeſt, einzig du für dieſe Stadt.
Drum warten Kämpfe deiner, wie du ſie begehrſt.
So folg'; ich leite glücklich bis zum Ziele dich.
Heim führt dich dann ein Andrer —
Pentheus.
Meine Mutter wohl.
Bakchos.
Sichtbar vor Aller Augen.
Pentheus.
Darnach tracht' ich ja.
Bakchos.
Du kommſt, getragen —
Pentheus.
Weichlich wäre das von mir.
Bakchos.
In Mutterarmen.
Pentheus.
Zwingſt du mich, ſo zart zu thun!
Bakchos.
In ſolcher Zartheit![31]
Pentheus.
Würdiges ſteht mir bevor.

---

[31] Sinn: wenn das dann Zartheit iſt!

Bakchos.

Groß biſt du, groß, und großes Unheil[32] ſtifteſt du,
Daß Ruhm du, der gen Himmel ſteiget, erndten wirſt.
Streck' aus, Agave, deine Hände, ſtreckt ſie aus,
Ihr andern Kadmostöchter! Zum gewalt'gen Kampf
Naht dieſer Jüngling; aber ſiegen werden ich
Und Bromios. Das Andre zeigt die Sache ſelbſt.

Chor.

Erſter Halbchor.

Strophe.

Eilet, ihr flüchtigen Hunde[33] der Wuth, zum Berg,
Wo die kadme'ſchen Töchter Chortanz begeh'n!
Und jetzt ſtachelt ſie auf
Wider den Mann in weibernachäffender
Tracht, den Mänadenſpäher voll Raſerei.
Den vom glatten Felsblock oder von Baumes Höh'
Lauernden wird zuerſt
Schauen die Mutter, und den Mänaden ſchrei'n:
Wer der Kadmeer kam
Forſchend im rennenden Lauf zum Berg, zum Berg,
O ihr Bakchantinnen? Wer hat geboren ihn?
Denn nicht vom Weiberblute ſtammt dieſer Mann,
Nein, iſt einer Löwin Sohn, oder libyſcher Gorgonen[34] Art.

Der ganze Chor.

Komm, klares Recht du, komm, du Schwertes Trägerin!
Und ſtoß durch und durch jenen Frevler,
Den Gottloſen, Trotzenden, Echions Sohn,
Der aus der Erde ſtammt!

---

[32] An deinen Feinden. Die Rede iſt aber, wie ſchon bisher immer, doppelſinnig. — [33] Die Erinnyen (Furien). — [34] Die von Perſeus Ueberwundenen, unter denen Meduſa die bekannteſte.

Gegenſtrophe.

Zweiter Halbchor.

Der im verruchten Wahn und unerlaubten Grimm
Wider die bakchiſchen Feſte der eigenen
Mutter mit raſendem Geiſt
Und mit verrücktem Uebermuth zeucht zu Feld,
Als beſieg' er mit Trotz niezubeſiegende
Fromme Sinnesart,[15] die Sterblichen vorwandlos
Gegen die Götter ziemt,
Und die das menſchliche Leben von Schmerz erlöſ't.
Höhere Weisheit ſuch'
Ich gern, ohne Neid; aber das Größte, zum
Sicheren Lebensglück Führende iſt nur dies:
Schuldlos Tags bis zur Nacht üben die Frömmigkeit,
Und die Götter ehren, fern haltend rechtswidrige Satzungen.

Der ganze Chor.

Komm, klares Recht du, komm, du Schwertes Trägerin!
Und ſtoß durch und durch jenen Frevler,
Den Gottloſen, Trotzenden, Echions Sohn,
Der aus der Erde ſtammt!

Schlußgeſang.

Erſchein' als Stier jetzt, oder in Drachengeſtalt
Ein Vielköpfiger uns, oder als Feuer-Leu!
Auf, o Bakchos, wirf lachenden Angeſichts
Den Strick um den Wildſpürer deiner Mänaden, der
Sich in ihren todbringenden Schwarm geſtürzt.

Ein Bote kommt jetzt und meldet, daß Agave, des Pentheus Mutter, im bakchiſchen Taumel ihren eigenen Sohn zerriſſen habe. Alſo erzählt er auf die Frage des Chors (V. 985 — 1091).

---

[15] Der treuen Bakchosjünger.

Als hinter uns Therapnä lag im Theberland,[36]
Und ſchon Aſopos' Strömung überſchritten war,
Gelangten in kithäronëïſche Schluchten wir,
Pentheus und ich (denn meinem Herrn war ich gefolgt)
Und der Fremdling, unſer Führer zu des Feſtes Schau.
Zuerſt nun traten wir in ein grünes Wieſenthal,
Den Tritt von unſern Füßen, und der Zunge Laut
In Schweigen haltend, daß wir ſähen ungeſehn.
Es war ein ringsabſchüß'ges Thal, und quellenreich,
Von Fichten überſchattet, wo der bakchſche Chor
Saß, mit anmuthigen Werken ſich beſchäftigend.
Denn die bekränzten ihren abgeblätterten
Thyrſos mit Epheuranken wieder friſch umlaubt;
Indeß, wie Füllen, welche von ſich ſchüttelten
Das bunte Joch, die bakchſche Weiſen wechſelten.
Pentheus, der Frevler aber, nicht den Weiberſchwarm
Bemerkend, ſprach: o Fremdling, wo wir jetzo ſtehn,
Erreich' ich mit den Augen die Mänaden nicht;
Beſtieg ich aber einen hochgewachſ'nen Baum
Vom Hügel, könnt' ich ihre Schande recht beſchaun.
Da ſah' ich ſtracks ein Wunder von dem fremden Mann.
Er griff nach einer Tanne himmelhohem Zweig,
Und bog ihn, bog ihn nieder auf den ſchwarzen Grund.
Er krümmt ſich, wie ein Bogen oder kreiſend Rad,
Vom Zirkel[37] eingeſchnitten, umſchwingt ſeinen Lauf.

---

[36] Auch in Lakonien und Theſſalien gab es ein Therapnä. — [37] Eigentlich vom Dreheiſen. Sinn: Wie ein Stück Holz an

So zog der Fremdling nieder mit der Hand den Aſt,
Zur Erd' ihn biegend; traun ein übermenſchlich Werk!
Und als er Pentheus auf den Tannenſproß geſetzt,
Ließ aus den Händen wieder er den Stamm hinauf,
Gemach, verhütend, damit er ihn abſchüttle nicht.
Hoch bäumt zum hohen Himmel ſich die Tanne nun,
Und trug auf ihrem Rücken meinen Herrn empor,
Der mehr geſehn ward, als er ſelbſt Mänaden ſah.
Denn kaum gewahrt man eben, daß er oben ſaß,
Als ſchon der Fremdling nirgends mehr zu ſehen war;
Doch eine Himmelsſtimme, wie ich ahnete,
Dionyſos rief: „Ihr Töchter, ſchaut!“ ich bringe den,
Der euch, und mich, und meine hehren Orgien
Zu Spott gemacht hat. Darum rächet euch an ihm!“
Sprach's, und zugleich gen Himmel und zur Erde ließ
Er einen Lichtſtrahl fallen von der heil'gen Glut.
Es ſchwieg der Aether, ſchweigend hielt der Wieſengrund
Die Blätter. keines Wildes Stimme ward gehört.
Doch jene,[38] deren Ohr nicht klar den Ruf vernahm,
Sie horchten auf, und rollten ihre Augen um.
Da rief er ihnen wieder zu, und als erkannt
Die Kadmostöchter Dionyſos' hellen Ruf,
Da flogen, wilden Tauben nichts an Schnelligkeit
Nachgebend, angeſtrengten Laufes ſie herbei,
Agave, ſeine Mutter, und ihr Geſchwiſterpaar,
Und alle Bakchen; durch den Gießbach hüpften ſie
Und über Abgründ', angehaucht von Gotteswuth.
Doch als ſie auf der Tanne ſitzen ſahn den Herrn,

---

der Drehbank durch langſamen Umſchwung mittelſt der Einſchnitte des Dreheiſens zum Bogen oder Rad ſich wölbt, ſo u. ſ. w. —

[38] Die Bakchen

Bewarfen ſie mit mächt'gen Steinen ihm das Haupt,
Vom Felſen gegenüber, als von einer Burg,
Und Tannenäſte wurden nach ihm abgeſchnellt.
Die Andern ſandten ihre Stäbe durch die Luft
Nach Pentheus' unglückſel'gem Ziele; doch umſonſt!
Zu hoch für ihren Eifer war der Gipfel, wo
Der Arme, ſeinen Nöthen überlaſſen, ſaß.
Sie ſpalten blitzgleich endlich einen Eichenſtamm,
Die Wurzeln[39] mit ſtahlloſen Hebeln auszuzieh'n.
Doch als der Arbeit Ende nicht war abzuſeh'n,
Begann Agave: Auf! in einen Kreis geſtellt,
Umfaßt den Baum, Mänaden, daß das kletternde
Raubthier wir fangen, und er nicht verkündige
Des Gotts geheime Feier! — Und die Tanne ward,
Gefaßt von tauſend Händen, aus dem Grund gewühlt.
Der aber hoch ſaß, ſtürzte hoch herab vom Baum
Zum Boden nieder unter Ach und Wehgeſchrei,
Pentheus; denn er erkannte ſeinen nahen Tod.
Die Mutter hub als Prieſterin an das Mordgeſchäft,
Auf ihn ſich ſtürzend; aber er riß von dem Haar
Die Binde, daß erkennend ihn nicht mordete
Im Grimm Agave; und er ſprach, die Wangen ihr
Berührend: „Ich bin's, Mutter, ſiehe da dein Sohn
Pentheus, von dir geboren in Echions Haus.
Erbarm' dich mein, o Mutter, und vertilge nicht
Um meiner Sünden willen deinen eignen Sohn!"
Sie aber, Schaum auswerfend, und die Augen graus
Verdrehend, nicht mehr denkend, was ſie denken ſoll,
Von Bakchos hingeriſſen, höret nicht auf ihn;
Nein, mit den Armen faſſend ſeine linke Hand,

---

[39] Des Baumes, worauf Pentheus ſaß.

Und ohn' Erbarmen tretend auf die Rippen ihm,
Zerreißt ſie ſeine Schulter, nicht durch ihre Kraft,
Nein, ſolche Leichtigkeit kam den Händen nur von Gott.
Die andre[10] Seite fertigt Ino vollends ab,
Den Leib zerſtückend. Mit dem ganzen Schwarme drängt
Autonoë nach, und durch einander ſcholl Geſchrei;
Denn er, ſo lang er athmen konnte, ſtöhnte laut,
Und ſie frohlockten. Einen Arm trug dieſe fort,
Die einen Fuß ſammt Schuhen, und, die Rippen ſind
Von Fleiſch entkleidet; aber Pentheus' Glieder warf
Die Schaar mit blut'gen Händen ſich, wie Bälle zu.
So liegt der Leib geſondert, theils auf rauhem Grund
Der Felſen, theils im dichtbewachſ'nen Baumgeſträuch,
Nicht leicht mehr aufzufinden. Sein unſel'ges Haupt,
Das ſich die Hand der Mutter angeeignet hat,
Bringt ſie, wie eines Leuen Haupt vom Waldgebirg,
Geſteckt auf ihren Thyrſos, von Kithärons Höh'n,
Zurück die Schweſtern laſſend im Mänadenchor.
Stolz auf die Unglücksbeute zieht ſie bald herein
In unſre Mauern, Bakchios anrufend, ihn,
Den Jagdgefährten und Gehülfen bei dem Fang,
Den ſieggekrönten, welcher Thränen ihr erſiegt.
Ich aber will entweichen dieſem traurigen
Begegniß, eh' Agave dieſer Halle naht.
Doch mein' ich, Demuth und vor Göttern heil'ge Scheu,
Das ſei das ſchönſte und zugleich das weiſeſte
Kleinod dem Menſchen, welcher beides üben will.

Der Chor ſtimmt jetzt einen Siegesgeſang an. Dann kommt Agave, die das Haupt ihres Sohnes, von dem ſie

---

10) Die rechte.

meint, es ſei der Kopf eines Löwen, auf dem Thyrſosſtabe trägt, und Kadmos und Pentheus ſelbſt in ihrem Wahnſinne herbeiruft, um ihre Siegestrophäe am Königspalaſte anzuheften. Kadmos bringt nun die mühſam zuſammengeſuchten Glieder des zerriſſenen Pentheus und macht der, noch immer vom bakchiſchen Wahnſinne ergriffenen Agave klar, was ſie gethan; zuletzt bejammert er das Geſchick des Pentheus, die Rache des beleidigten Gottes. Bakchos erſcheint nun ſelbſt als Gott und weiſſagt dem Kadmos und den Seinigen die Strafe, mit der ſie getroffen werden, weil ſie ihn zu ſpät anerkannt haben. Eine Betrachtung des Chors ſchließt das Ganze, das jedoch gegen das Ende hin lückenhaft iſt, oder vielleicht ſchon von dem Dichter vor der Erſcheinung des Bakchos als Gott, geendet wurde, und von Späteren die letzte Scene als Zuſatz erhielt. —

Medea.

Die Geſchichte der Medea iſt unſeren Leſern bereits aus dem Argonautenzuge bekannt. Euripides behandelt den Schluß derſelben in dieſem Trauerſpiele. Jaſon und Medea leben zu Korinth unter dem Schutze des Königs Kreon. Der Argonautenführer verliebte ſich in Kreuſa, des Letzteren Tochter, beſchloß, ſich, wie er vorgab, aus politiſchen Rückſichten, mit derſelben zu vermählen, und wollte Medea, die ihm zwei Söhne geboren, zwingen, ſich von ihm zu trennen. Auf Jaſon's Antrag hat nun Kreon beſchloſſen, Medea und ihre Kinder zu verbannen. Dieſe flammt in heftigſter Leidenſchaft auf, verwünſcht ſich und die Ihrigen und beſchließt, furchtbare Rache zu nehmen. „Ich bin“ — ſagt ſie zum Chor korinthiſcher Frauen: (V. 253 — 264.)

Ich bin verlaſſen, heimathlos, entehret vom
Gemahl, entführet hierher aus ungriech'ſchem Land,
Und habe keine Mutter, keinen Bruder, kein
Verwandtes Herz zum Rettungshafen aus der Noth.
Soviel Gewährung, Freunde! bitt' ich nur mir aus,
Wenn irgend Weg und Mittel ſich mir öffneten,
Nach Recht zu ſtrafen meinen Mann für ſeine That,
Und ihn, der ſeine Tochter hergab, und die Braut,
Alsdann zu ſchweigen; zwar iſt das Weib ſonſt voller Furcht.
Und feig zum Angriff, und den Mordſtahl anzuſchau'n;
Doch iſt ſie angetaſtet in dem Ehebett,
Dann iſt auch keine Seele blutbegieriger.

Kreon tritt auf und verkündet ihr ſelbſt die Verbannung; ſie bittet um Mitleid für ihre Kinder und um einen Tag Friſt, was ihr zugeſtanden wird. Nachdem der Chor ihr ſeine Theilnahme ausgedrückt, kommt Jaſon, um ſie zu beſchwichtigen; ſie überhäuft ihn mit Vorwürfen, gegen die er ſich mit Spitzfindigkeiten zu vertheidigen ſucht, worauf er ſich mit ihrem Fluche beladen entfernt, da alles Zureden ſich als vergeblich zeigt. Der Chor drückt ihr von Neuem ſeine Theilnahme aus. Sie aber bereitet ſich, ihre Rache auszuführen. Da kommt plötzlich Aegeus, König von Athen, der das Orakel wegen ſeiner kinderloſen Ehe befragt hat, auf der Rückreiſe zu ihr. Sie verſpricht ihm durch ihre Zauberkunſt zu helfen, und er gelobt ihr mit einem Eide Schutz in ſeinem Reiche. Jetzt läßt ſie Jaſon nochmals rufen, gelobt Gehorſam, verſöhnt ſich dem Anſcheine nach mit ihm, und bittet, durch die Kinder Hochzeitsgeſchenke der Kreuſa ſenden zu dürfen. Es wird bewilligt, und die Kinder gehn mit ihm, die Geſchenke zu überbringen. Was ſie jetzt thut und welche Folgen ihr ganzes Beginnen hat, möge der Dichter ſelbſt (V. 983—1212 in G. Ludwig's Uebertragung) ſchildern:

O Kinder, Kinder! Ihr habt doch ein Vaterland
Und Haus, worin, verlaſſend mich Unglückliche,
Ihr wohnen werdet, eurer Mutter ſtets beraubt; [1]
Ich aber ziehe flüchtig in ein ander Land,
Bevor ich euer wurde froh, euch glücklich ſah,
Bevor ich Lager, Gattin und die bräutlichen
Prunkbetten zierte, Fackellichter hielt empor [2]
O meiner unglückſel'gen Herzenshärtigkeit!
Vergebens auferzogen alſo hab' ich euch,
Vergebens mich in Plagen und in Müh'n erſchöpft,
Die herben Schmerzen tragend, als ich euch gebar.
Traun! eh'mals hatt' ich Arme große Hoffnungen

---

[1] Sie meint die Heimath des Hades. — [2] Cfr. Phönikierinnen V. 349 ff.

Auf euch, ihr würdet meines Alters Stützen ſein,
Und ſanft mich legen ſelber in das Leichentuch;
Ein neidenswerthes Erdenglück! — Jetzt iſt dahin
Die ſüße Sorgfalt; denn von euch geſchieden werd'
Ich ein betrübtes Leben führen voll der Qual.
Und ihr, mit lieben Augen werdet ihr nicht mehr,
Ein ander Feld betretend, eure Mutter ſchau'n.
Ach, ach was ſuchen, Kinder! eure Augen mich?
Was lacht ihr mir das allerletzte Lächeln zu?
Was ſoll ich machen? aller Seelenmuth zerrann,
Ihr Weiber! als der Kinder heitres Aug' ich ſah.
Nein, ich vermag's nicht; fahret hin, ihr früheren
Entſchlüſſe! meine Kinder führ' ich aus dem Land.
Was ſoll ich ihren Vater durch ihr Ungemach
Betrübend ſelbſt zweimal ſo großen Schmerz empfah'n?
Das thu' ich nimmer; fahret hin, Entſchließungen!
Und doch, wo bin ich hingerathen? will ich Hohn
Einernten, ungezüchtigt laſſend meinen Feind?
Es muß gewagt ſein! Meine Feigheit iſt es nur,
Die weiche Gründe meinem Herzen unterſchiebt.
Geht denn hineinwärts, Kinder! und wem's Sünde wär',
Bei meinen Opfern anzuwohnen, ſorge der
Für ſich; doch unbeſtochen [3] bleibet meine Hand.
Ach! ach!
Nicht doch, o Seele! nein, vollführe nicht die That.
Laß ſie, Unſel'ge, ſchone deiner Kindelein!
Dort [4] mit dir lebend werden ſie dein Herz erfreu'n.
Nein, bei den Plagegeiſtern in dem Höllenpfuhl!
Nie ſoll's geſchehen, daß ich meinen Feinden je
Zum Hohngelächter gebe meine Kinder preis.

---

[3] Von Mitleid. — [4] In die Verbannung.

Beſchloſſen iſt es, gänzlich unabänderlich.
Bereits auf ihrem Haupte ruht der Kranz, es ſtirbt
Im Kleid die Fürſtentochter ſchon, ich weiß gewiß.
Doch traun auch ich nun geh' den leidensvollſten Gang,
Und dieſe[5] ſend' ich einen leidensvollern noch.
Ich will die Kinder ſprechen. Reicht, o Kinder, reicht
Zum Küſſen eurer Mutter eure rechte Hand,
O Hand, du vielgeliebte, vielgeliebter Mund!
O du Geſtalt und edles Kinderangeſicht,
Seid glücklich, aber dort! um eur hieſ'ges Glück
Bringt euch der Vater; o du hold Umfangen, o
Du zarte Wangenröthe, ſüßer Kinderhauch!
Geht, geht, ihr Kinder! länger kann ich nicht mehr euch
Anblicken, meine Leiden übermannen mich.
Wohl weiß ich, welchen Gräuel ich anrichten will;
Doch über Einſicht ſieget meine Leidenſchaft,
Sie, die die größten Leiden über Menſchen bringt.
(Sie geht mit den Kindern in den Palaſt.)

Chor.

Ich wanderte — durch tiefere Forſchungen
Schon öfters, und ſchritt zu größerem Kampf
Wettſtreitend, als ſich für das Frauengeſchlecht
Zu ergründen geziemt. Doch ward auch uns
Eine der Muſen, die wegen der Weisheit
Sich geſellet zu uns — zu Allen zwar nicht;
Nur Wenige fändſt du im Haufen vielleicht
Von ſolcherlei Art.
Nicht muſenentfremdete Weiber —
Ich behaupte denn, daß, von den Sterblichen Wer
Nie Kinder gepflanzt und gänzlich darin

---

[5] Die Kinder.

Unkundig iſt, an Glückſeligkeit vor
Den Erzeugenden ſei.
Wer kinderlos lebt, unwiſſend, ob mehr
Luſt oder Verdruß Kinder den Sterblichen
Bringen, und darum keine bekam, iſt
Vielfält'ger Beſchwerden enthoben.
Wem aber daheim liebliche Pflanzung
Von Kindern erblüht, den ſehen wir ſein
Ganz Leben hindurch von Sorgen verzehrt;
Vor's erſte, wie er ſie erziehe nach Wunſch,
Und woher Erbgut nachlaſſe dem Stamm,
Dann weiter, ob er für Entartete ſich
Oder für Wackere
Müh' gebe, das bleibet ihm unklar.
Eins aber noch iſt das bedeutendſte Weh
Für Sterbliche, das ich benenne zuletzt:
Denn ſie ſammelten wohl nun Vermögen genug,[6]
Und der Söhne Geſtalt wuchs kräftig heran,
Und ſie wurden auch brav; herrſcht aber, wie hier,[7]
Ein feindlicher Gott, ſo entführet der Tod
Zum Hades den Leib blühender Jünglinge.
Was frommt es nun, daß zum anderen Leid
Dieſen betrübendſten Kummer den Sterblichen
Auflegte der Rath
Der Unſterblichen wegen der Kinder?

Medea. Chor. Ein Bote.

Medea.

Schon lang des Ausgangs harrend, liebe Freundinnen!

---

[6] Sinn: ſetze den Fall, daß ſie ſammelten. — [7] Im Schickſal der Kinder der Medea.

Erwart' ich hier, wie dieſer Umſtand enden wird.
Und von Jaſons Dienern ſeh' ich einen dort
Herſchreiten; ſeines Athems aufgeregte Glut
Zeigt an, daß er ein neues Unglück melden will.
Bote.
O du, die ungebührlich grauſe That verübt!
Medea, flüchte, flüchte, weder Waſſerpoſt
Noch ſtaubumwölkter Wagen ſei von dir verſchmäht!
Medea.
Was ſoll denn mich zu ſolcher Eile nöthigen?
Bote.
Getödtet eben haben unſre Königsmaid
Und ihren Vater Kreon deine Zauberei'n.
Medea.
Du ſprichſt die ſchönſte Mähre; künftig ſollſt du mir
Wohlthäter heißen, meinen Freunden beigezählt.
Bote.
Was ſagſt du? Denkſt du richtig? raſeſt du nicht, Weib,
Da's dich die Schändung dieſes Herrſcherheerdes freut
Zu hören und vor ſolcher Sünde dir nicht graut?
Medea.
Entgegen deinen Worten könnt' ich Mancherlei
Wohl ſagen; aber Freundchen! eile nicht ſo ſehr,
Und ſag', wie jene ſtarben; doppelt wirſt du mich
Ergötzen, wenn ſie ſchmählich umgekommen ſind.
Bote.
Als mit dem Vater deiner Kinder Doppelſproß
Kam und hineingetreten in's Brautgemach war,
Da freuten ſich, die dein Geſchick betrauerten,
Wir Diener, und viel Redens drang von Ohr zu Ohr,
Du und dein Gatte hätten beigelegt den Zwiſt.
Der küßt die Hände, Jener küßt das blonde Haupt

Der Söhn'; ich folgte ſelber vor Vergnügen auch
Sammt deinen Knaben in die Frau'ngemächer nach.
Die Herrin aber, welcher jetzt wir huldigen,
Eh' ſie gewahrte deiner Kinder Zweigeſpann,
Ließ auf Jaſon wohlgeneigt das Auge ruh'n;
Doch drauf das Angeſicht verhüllend wandte ſie
Rückwärts die weißen Wangen, als befleckten ſie
Die eingetretnen Kinder; aber dein Gemahl
Benahm der Jungfrau ihren bittern Groll ſogleich,
Indem er ſagte: Freunden wirſt nicht gram du ſein,
Wirſt zornbeſänftigt wieder neigen dein Geſicht,
Für Freunde haltend, welche deinem Mann es ſind,
Die Gaben nehmen, und vom Vater das erfleh'n,
Daß er den Kindern ſchenke meinethalb den Bann?
Als ſie den Schmuck erblickte, hielt ſie ſich nicht mehr,
Nein, Alles wurde zugeſagt; und eh' noch weit
Vom Hauſe deine Kinder mit dem Vater ſind,
Da legte ſie das bunte Prachtgewand ſich um,
Und in die Locken drückte ſie den bunten Kranz,
Und ihren Kopfputz ordnend vor des Spiegels Schein
Lacht ſie dem ſeelenloſen Leibesbilde zu.
Und dann, vom Seſſel aufgeſtanden, ſchritt ſie durch
Die Halle zierlich wandelnd mit ſchneeweißem Fuß,
Des Schmuckes übermäßig froh, mit Augen oft
Und viel dem hochgehaltnen Halſe nachgekehrt.
Doch jetzo gab's ein grauſes Schauſpiel anzuſeh'n;
Denn ihre Farbe wandelnd taumelt ſie zurück,
An allen Gliedern zitternd, und ſank kaum, noch eh'
Sie ganz zu Boden ſtürzet', in den Stuhl hinein.
Und eine alte Sclavin, die vermuthete,
Pans oder andern Gottes Zorn befalle ſie,
Rief betend, ehe durch den Mund ſie weißen Schaum

Hervorgedrungen, ihrer Augen Sterne ſich
Verdrehen, und des Leibes Todtenbläſſe ſah;
Dann ließ ſie laut Bitttönen widerſtimmiges
Geheul erſchallen. Dieſe ſtürmet unverweilt
In's Haus des Vaters, jene zu dem Bräutigam,
Des Mädchens Unfall meldend; auch das ganze Haus
Erdröhnt von häuf'gen Tritten haſtig Rennender.
Jetzt hätt' ein hurt'ger Läufer, der die Beine ſtrafft,
Die Schranken im Sechsplethrenlaufe ſchon erreicht;
Als gräßlich ſtöhnend, ſprachlos mit geſchloßnem Aug'
Die Jammervolle plötzlich aus dem Schlafe fuhr;
Denn ein gedoppelt Schmerzenheer bekriegte ſie.
Der in das Haupthaar eingefügte goldne Kranz
Sprüht allgefräß'gen Feuers wunderbaren Strom,
Und deiner Kinder Schenkung, jenes Feierkleid
Umnaget gierig ihres weißen Leibes Fleiſch.
Sie flieht, vom Seſſel auf ſich raffend, brandgefleckt,
Hierhin und dorthin ſchüttelnd Haar und Angeſicht,
Den Kranz abſchleudern wollend, aber feſtgefügt
Hielt's Gold an ſeinen Spangen, und das Feuer ward,
Wie ſie die Haare ſchüttelt, zwiefach ſtrahlender.
Sie ſtürzt zu Boden, überwältigt vom Geſchick,
Die ſchwer, kaum ihrem Vater noch, Erkennbare.
Denn nicht einmal der Augen Lage war zu ſeh'n
Und edles Antlitz; aber Blut entträufelte
Herab vom Scheitel, Feuertropfen beigemiſcht.
Wie Fichtenthränen[8], troffen vom Gebein herab
Fleiſchfetzen von des Giftes unerkanntem Biß.
Ein gräßlich Schauſpiel! Anzurühren wagt man nicht
Die Leiche; denn ihr Schickſal war uns Lehrerin.

---

[8] Wie Harz von Fichtenbäumen

Der arme Vater aber, deſſen unbewußt,
Schnell in das Zimmer tretend ſtürzt zur Todten hin,
Und plötzlich ächzend und umſchlingend ihren Leib
Küßt er ſie, alſo redend: mein unſelig Kind!
Wer von den Göttern opfert dich ſo ſchmählich hin?
Wer hat den Greiſen, ſtehend an des Grabes Rand,
Dein ſo verwaiſet? Wehe, Kind! ſtürb' ich mit dir.
Als er zu klagen und zu jammern aufgehört,
Und wieder ſeinen alten Leib erheben will,
Blieb er, wie Epheu in des Lorbeers Schößlingen,
In Schlei'rgeweben hängen, ſchrecklich war der Kampf;
Sein Knie herauszuwinden war der Greis bemüht,
Sie zog ihn rückwärts; aber braucht' er gar Gewalt,
Riß greiſe Fleiſchesſplitter er ſich vom Gebein.
Zuletzt erloſch er und verhauchte ſeinen Geiſt,
Der arme, ſeinen Leiden Unterlegene.
Nun liegen Tochter und der alte Vater todt
Beiſammen da, ein thränenſuchend Mißgeſchick.
Doch deine Sachen bleiben meiner Rede fern!
Denn abzuwenden deine Strafe weißt du ſelbſt.
Mir aber däucht ein Schatten alles Sterbliche
Nicht erſt ſeit heut', und unbedenklich ſprech' ich's aus:
Wer ſich ein Weiſer oder Gründegrübler dünkt,
Daß der der größten Thorheit überwieſen iſt.
Es iſt auf Erden Niemand ein glückſel'ger Mann;
Wenn etwa zuſtrömt Segen, mag wohl glücklicher
Der ſein vor Jenem, aber doch glückſelig nie.

Chor.

Am heut'gen Tage ſcheinet vieles Ungemach
Der Gott zu häufen auf Jaſons ſchuld'ges Haupt.
Unſel'ge! wie bedauern wir dein Mißgeſchick,

O Kreons Tochter, welche du zum Todesthor
Der Ehe mit Jaſon wegen wandern mußt.

Medea.

Die That, ihr Freundinnen, iſt beſchloſſen, alſobald
Vom Land hinwegzuſtürmen nach dem Kindermord,
Und nicht durch Säumen hinzugeben fremder Hand
Zum Mord die Kinder, welche unbarmherz'ger iſt.
Sie müſſen durchaus ſterben, und, da's muß ſo ſein,
Will Ich ſie tödten, die ſie unterm Herzen trug.
Auf denn, o Seele! waffne dich! was zögern wir
Die grauſe, doch nothwend'ge Frevelthat zu thun?
Auf, o mein unglückſel'ger Arm! ergreif das Schwert,
Nimm's, an des Lebens grauenvolle Schranken eil',
Verbann' die Weichheit, deiner Kinder denke nicht,
Wie lieb ſie, wie du ſie gebareſt! Wenigſtens
Nur dieſen einz'gen kurzen Tag vergiß ſie, dann
Bewein' die Theuern; tödteſt du ſie auch, doch ſind
Sie werth dem Herzen, aber ich ein elend Weib!

(Sie geht hinein.)

Chor.

Strophe.

O Erde, und du allleuchtender
Strahl des Aëlios[9]! o ſchauet, ſchaut herab
Auf das verruchte Weib, bevor mörd'riſch an
Die Söhn' Hand ſie legt, die ſelbſttödtende.
Sie ſproßten ja von deiner goldnen Saat,
Und zu befürchten iſt, daß Menſchenhand
Götterblut vergießt.
Auf denn, o gottgebornes Licht! halt zurück

---

[9] Helios. Sonnengott.

Sie, und bezähm' und treib' aus dem Gemach die Mord-
Erinnys, von den Rachgeiſtern aufgereizt.

Gegenſtrophe.

Umſonſt mühleſt du um Kinder dich,
Alſo umſonſt haſt du geboren holden Stamm,
Du, die der dunkelblauen Symplegaden
Unwirthbarſten Felſeneingang verließ.
Unſelige, wie ſchwerer Herzensgrimm
Befiel dich, und welch feindliches Gemord
Wechſelt wiederum!
Denn das verwandte, zur Erd' entſtrömte Blut
Iſt nicht zu ſühnen, — ſchwere Qual, Menſchentodt-
ſchlägern auf's Haupt von oben nach Verdienſt geſandt.

Der eine Sohn drinnen.

Weh mir! was thun? Wie meiner Mutter Arm entgehn?

Der andere Sohn drinnen.

Ich weiß nicht, liebſter Bruder! ach, wir ſind dahin!

Chor.

Ach, hörſt du der Kinder Schrein, hörſt du es?
O du unglückſeliges, verwegnes Weib!
Soll ich in's Haus hinein? Ja, abwehren will
Ich der Geſchwiſter Mord.

Beide Söhne drinnen.

Ja bei den Göttern! wehret ab! das thut ja noth;
Denn nah' den Todesnetzen ſind wir allbereits.

Chor.

Wie biſt, Arme, du Eiſen oder Stein,
Daß du der Kinder ſelbſtgeborne
Saat nun eigenhändig hinwürgen kannſt!

Jaſon eilt herbei, aber mit Hohn begrüßt ſie ihn, beſteigt den Drachenwagen, die Leichen der Kinder, damit ihr

Gatte ſie nicht begraben könne, mitnehmend, und flieht zum Aegeus. — In tiefem Jammer bleibt Jaſon zurück. —

Alkeſtis.

Admetos, König von Pherä in Theſſalien, war ſchwer erkrankt, das Orakel verhieß nur dann ſeine Rettung, wenn ein Anderer für ihn in den Hades hinabſteige. — Alkeſtis, ſeine Gattin, iſt dazu bereit, ſie nimmt Abſchied von ihm und ihren Kindern und ſtirbt voll Ruhe. Ihre Hinterbliebenen und der Chor klagen um ſie. Da trifft plötzlich Herakles, des Admetos Gaſtfreund, zu ihm, vernimmt was ſich zugetragen und entſchließt ſich, in den Hades hinabzuſteigen und Alkeſtis wiederzuholen. Dies geſchieht, und während Herakles fort iſt, ſtimmt der Chor, um Admetos zu tröſten, einen Geſang auf die Nothwendigkeit und ein Lob der Alkeſtis an. — Da kehrt Herakles zurück, eine Verſchleierte führend, für die er ſich ein Unterkommen von Admetos erbittet; es iſt Alkeſtis. Admetos erkennt endlich ſeine Gattin, die Herakles dem Thanatos (Gott des Todes) abgekämpft hat, und Alles endet nun in Heiterkeit.

Dies Drama vertrat die Stelle eines Satyrſpiels und gewann 438 v. Chr. Geb. den zweiten Preis.

Der raſende Herakles.

Während der Abweſenheit des Herakles, der auf Befehl des Euryſtheus in den Hades hinabgeſtiegen iſt, um den Kerberos heraufzuholen, will der Tyrann von Theben, Lykos, deſſen Gattin Megara mit ihren Kindern dem Tode Preis geben; ſie retten ſich zum Altar des Zeus. — Da erſcheint plötzlich Herakles, vernimmt was geſchehen und ſchickt ſich zu blutiger Rache am Lykos an. Sein Zorn aber hat ihn, durch Hera's, ſeiner unverſöhnlichen Feindin Veranſtaltung, wahnſinnig gemacht, er wähnt ſich in Mykenä, hält die Seinigen für die Angehörigen des Euryſtheus und tödtet ſie mit ſeinen Pfeilen. Als dies geſchehen, erwacht er aus ſeinem Irrſinne, ſieht was er gethan und will verzweifeln. Da tritt Theſeus zu ihm, richtet ihn durch Troſt auf, und er folgt nun dieſem nach Athen, um die Seinen daſelbſt zu beerdigen.

Die Herakliden.

Nach Herakles Tode verfolgte Euryſtheus die Kinder deſſelben. Ihr Vetter Iolaos bringt ſie nach Athen, wo der König Demophoon ihnen Schutz gewährt, aber des Euryſtheus' Herold, Kopheus, will ſie vom Schutzaltar fortreißen. — Die Athener vertreiben ihn, er droht ihnen mit Krieg, und ein Orakel befiehlt dem Demophoon, der Demeter eine edle Jungfrau zum Opfer zu bringen, wenn er anders den Sieg gewinnen wolle. Demophoon iſt unſchlüſſig; da opfert ſich Makaria, des Herakles Tochter, ſelbſt, um die Ihrigen zu retten. Euryſtheus wird beſiegt, gefangen, von Alkmene, der Mutter des Herakles, mit Vorwürfen überſchüttet und getödtet.

Dieſe Tragödie ward 417 v. Chr. Geb. gedichtet und ſollte zum Haß gegen Argos reizen, das ein, 420 mit Athen geſchloſſenes Bündniß bereits wieder gebrochen hatte.

Hippolytos.

Theſeus hatte ſich nach Antiope's (Hippolyta's, der Amazonenkönigin) Tode, die ihm den Hippolytos geboren, mit Phädra, Tochter des Minos von Kreta, vermählt. Hippolytos war unterdeſſen bei dem Könige Pittheus in Trözene erzogen worden. Theſeus tödtete ſpäter die Pallantiden, ſeine Vettern, welche die Herrſchaft hatten an ſich reißen wollen, und begab ſich mit Phädra, um ſich von ſeiner Blutſchuld zu reinigen, nach Trözene in die Verbannung. Hier finden ſie den zum Jüngling erwachſenen Hippolyt, der ſich dem Dienſte der Artemis gewidmet hat. Erzürnt darüber hat Aphrodite, die uns das Alles im Prolog erzählt, beſchloſſen, ihn durch die Liebe der Phädra zu verderben. Hier beginnt das Drama. Hippolytos kehrt von der Jagd zurück, ein Chor ſingt einen Hymnos auf Artemis und er bekränzt begeiſtert ihre

Statue; ein Diener ermahnt ihn, doch auch der Aphrodite eingedenk zu ſein, er aber will nichts mit dieſer zu thun haben und entfernt ſich. Der Diener bittet die Göttin, es dem Jüngling zu vergeben. Nun bildet ſich ein Doppelchor, der Folgendes erzählt, das wir hier mittheilen, wie es der Dichter erſann (V. 120—167 in Ludwig's Uebertragung):

Erſte Strophe.

Nahe dem Meer iſt, ſo heißt's,
Ein waſſerausſprudelnder Fels,
Der aus hangendem Geſtein
Gießt, ſchöpfbar in Eimer, Quellfluth,
Wo mir eine Freundin war,
Purpurgewande, getaucht
In des Gewäſſers Thau,
Auf warmem, hellſonnigem Rücken des Steins
Ausbreitend; dorther zuerſt vernahm mein
Ohr über die Fürſtin Kundſchaft, daß

Gegenſtrophe.

Zehrend im Krankengemach
Sie drinnen ſich hüll' in das Bett,
Mit durchſichtigem Gewand
Ihr goldenes Haupt beſchattend.
Und den dritten Tag bereits
Hat der enthaltſame Leib
Nicht mehr zum göttlichen
Mund Speiſen Damaters geführet, ich hör's;
In ſtillem Grame des Todes finſtrem
Ziel ſteur' ſie entgegen freiwillig.

Zweite Strophe.

Denn du, göttlichen Wahnſinns voll,
Raſ'ſt, Weib! ſei's durch Hekate, ſei's
Durch Pan, ſei's Korybant'ſche
Macht, ſei's Bergmutter Kybebe's.
An ihr wohl, die ſich des Wild's freut,
— Diktynna — ſündigend krankſt
Du, da heilige Kuchen du nicht darbotſt.
Denn ſie ſtürmet über das Meer auch,
Und über's Land, auf der See
Schaumreichwirbelnder Salzfluth an.

Gegenſtrophe.

Oder hält des Erechtheusvolks
Ahnherrn, deinen edlen Gemahl
Etwa drinnen in deinem
Hochzeitbett heimliche Wolluſt
Hin? Oder eilte von Kreta's
Strand ein ſeereiſender Mann
Zu der gaſtlichſten Bucht für den Schifffahrtsfreund,
Botſchaft zur Königin bringend,
Daß Leidenskommer ihr Herz
Brach und ſie nun in Betthaft liegt.

Schlußgeſang.

Es pflegt der Frau'n ſchlimmgelaunte Stimmung
Oefters unſel'ger Nothſtand ſchwer zu bedrängen bei hülfeloſen
Weh'n mit ſinneberaubender Angſt.
Es durchſchnitt einſt auch mir die Lenden der Unglückshauch;
Da rief ich zur Artemis auf,
Die, kundig des Bogens, Geburtsſchmerz
Lindert, und mit Göttern erſcheint immer ſie mir
Vielerſehnt, die Göttin.

Phädra kommt nun, auf ihre Amme geſtützt, und jammert über ihr Leid; die Amme ſucht zu tröſten und zu rathen und bittet ſie vergeblich, ihr zu ſagen, was ſie quäle; endlich ſagt ſie erzürnt zu ihrer Gebieterin, daß ſie, wenn ſie ſterben wolle, ihrem eigenen Geſchlecht Unrecht zufüge, zum Beſten des Hippolytos. Laſſen wir nun den Dichter, was folgt, ſelbſt darſtellen, denn der Schluß dieſer Scene iſt ein Meiſterſtück.

Phädra.

O Amme! du vernichteſt mich, bei den Göttern! ſprich
Von dieſem Mann, ich bitte, keine Sylbe mehr.

Amme.

Siehſt du? du biſt von Sinnen, und, bei Sinnen, willſt
Du nicht dein Leben retten und der Kinder Glück?

Phädra.

Die Kinder lieb' ich, — doch andre Noth umſtürmet mich.

Amme.

Sind rein von Blut, o Tochter, deine Hände doch?

Phädra.

Rein ſind die Hände, Flecken hat die Seele nur.

Amme.

Hat Fluch ein Feind von Außen über dich gebracht?

Phädra.

Ein Freund verdarb mich Willenloſe willenlos.

Amme.

Hat Theſeus Sünde gegen dich geſündiget?

Phädra.

Erſchien' an Jenem ich nur nicht als Frevlerin!

Amme.

Was iſt das Grauſe, das dich zum Sterben treibet, denn?

Phädra.
O laß mich ſünd'gen, da ich an dir nicht ſündige.
Amme.
Gutwillig nie; mit deiner Schuld erlieg' ich nur.
Phädra.
Was thuſt du? mir am Arme hängend zwingſt du mich?
Amme.
Und auch von deinen Knieen weich' ich nimmermehr.
Phädra.
Weh dir, Unſel'ge, ſollteſt du es hören, Weh!
Amme.
Welch' größer Weh, als dich zu miſſen, käme mir?
Phädra.
Du wirſt vergeh'n; doch Ehre bringet mir die That.
Amme.
Und dann verbirgſt du meinem Flehen Rühmliches?
Phädra.
Dieweil aus Schmach ich Edles auserwählen muß.
Amme.
So wirſt du, mir es ſagend, ehrenwerther ſein.
Phädra.
Hinweg, bei allen Göttern! und laß meine Hand!
Amme.
Nie, wenn du mir die ſchuld'ge Gabe vorenthältſt.
Phädra.
O nein! ich ehre deiner Hand Ehrwürdigkeit.
Amme.
So ſchweig' ich alſo, denn das Wort iſt dein nunmehr.
Phädra.
O arme Mutter, welche Liebe liebteſt du!
Amme.
Die ſie zum Stier trug? — oder, Kind, was meineſt du?

Phädra.
Und du auch, Unglücksſchweſter, Dionyſos' Weib!
Amme.
Was kommt dich an, Kind? Blutsverwandte ſchmäheſt du?
Phädra.
Und ich die Dritte, kläglich unterliegende!
Amme.
Ich bin erſchüttert; wo hinaus die Rede will?
Phädra.
Von dorther ſtammet, nicht von geſtern, meine Noth.
Amme.
Noch um nichts beſſer weiß ich, was ich hören will.
Phädra.
Ach!
Daß du mir ſagen möchteſt, was ich ſagen muß.
Amme.
Ein Seher, Dunkles aufzuhellen, bin ich nicht.
Phädra.
Was iſt doch Das, was Lieben unter Menſchen heißt?
Amme.
O Kind, das Süßeſte und zugleich das Bitterſte.
Phädra.
Das Eine wohl von Beidem hab' ich ſelbſt geſchmeckt.
Amme.
Was ſagſt du? Liebſt der Männer einen du, mein Kind?
Phädra.
Wer mag doch jener Sohn der Amazone ſein?
Amme.
Hippolytos nennſt du?
Phädra.
Von dir, von mir nicht hörſt du das.

Amme.

Weh mir, was ſoll das, Tochter? wie verdarbſt du mich!
Ihr Weiber, unerträglich iſt's, nein, ich ertrag'
Das lebend nicht; verhaßter Tag! verhaßtes Licht!
Fall' ab du Körperhülle, fahre hin! ich ſterb'
Von hinnen ſcheidend; lebet wohl! ich bin nicht mehr.
Denn auch die Weiſen lieben ungern, aber doch,
Das Böſe. Kypris aber iſt nicht Göttin, nein,
Iſt etwas über Göttermacht Erhabenes,
Die ſie und mich und dieſes Haus vernichtete.

Chor.

Strophe.

Hörteſt, ach! hörteſt du
Ihr unſel'ges und
Unhörbares Weh die Königin geſteh'n!
Ich möcht' ſterben, ehe ſich dieſer Geiſt[1]
In die Vernichtung ſtürzt! o weh mir, ach, ach!
O du ſolchen Schmerz Duldende!
O die Menſchen ſäugt Jammer auf!
Du biſt verloren, Grauſes haſt du aufgedeckt.
Was für Zeit nun harret dein jeden Tag?
Es droht dieſen Hallen ein neues Leid,
Und ſchon iſt's augenſcheinlich, wo ſich Kypris' Bahn
Hinabneigt, o Kreta's unſel'ges Kind!

Phädra.

Trözen'ſche Weiber, die ihr dieſen äußerſten
Vorhof Pelopiſchen Inſellandes inne habt,
Oft ſchon in langer Nächte Zeitraum ſann ich nach:
Wie doch der Menſchen Leben ſo zerrüttet ward.
Und nicht nach angebor'nem Weſen ſcheinen ſie

---

[1] D. i. Phädra

Das Schlimm're mir zu wählen; denn Erkenntniß ward
Doch Vielen, ſondern ſo betrachten muß man dies:
Das Gut' und Rechte wiſſen und erkennen wir,
Vollbringen's nur nicht; Trägheits halber Einige,
Und Andre, weil dem Schönen irgend andre Luſt
Wird vorgezogen; viele Lebenslüſte giebt's,
Als: lang' Geſchwätze, Müßiggang — ein reizendes
Unheil — und Scham, zwiefach geartet; eine gut,
Und die der Häuſer Plage. War die rechte Zeit
Stets klar, ſo hätten gleichen Namen nicht die Zwei.
Da ich nun einmal dieſer Ueberzeugung bin,
So mußte ſie mir keines Zaubermittels Gift
Auslöſchen, daß mir würde dieſer Sinn verrückt.
Nun will ich dir enthüllen meiner Seele Bahn.
Als Liebe mich verwundet hatte, dacht' ich nach,
Wie ich ſie trüge ſchönſtens. Alſo fing ich an,
Zu bergen meine Krankheit in Verſchwiegenheit.
Denn nicht der Zunge darf man trau'n, die Anderer
Gedanken zwar zurechtzuweiſen kundig iſt,
Doch ſelbſt die meiſten Uebel durch ſich ſelbſt empfängt.
Der zweite drauf gefaßte Vorſatz war, den Wahn,
Durch Mäßigung beſiegend, wacker auszuſteh'n.
Und drittens, als Nichts dieſe Mittel fruchteten
Zur Dämpfung meiner Liebe, da ſchien mir der Tod
Das Beſte; Niemand wird beſtreiten dieſe Wahl.
Denn auch mein Gutes möge nicht verborgen ſein,
Doch lieb' ich viele Zeugen nicht beim Schimpflichen.
Die That und meiner Krankheit Schande kenn' ich wohl.
Auch weiß ich, daß ich Weib bin, überdies — ein all=
Gehaßtes Weſen. Sie verderbe ſchmählichſt, die
Zuerſt mit fremden Männern angefangen hat
Das Bett zu ſchänden! Aus erlauchten Häuſern ging

Auf andre Weiber über dieſe Peſtilenz.
Denn wenn einmal den Edlen gut dünkt Schändliches,
Bald wird's ſodann den Schlechten dünken ſchön zu ſein.
Auch haſſ' ich Jene, welche keuſch in Worten zwar,
Doch im Geheimen grober Frechheit ſchuldig ſind.
Wie werden ſie doch, meerentſtieg'ne Königin,
Kypris! in's Antlitz ſchauen ihren Eheherrn,
Nicht bebend vor der Helfershelf'rin Finſterniß
Und Zimmerdecken, daß ſie einſtmals redeten?
Mich tödtet eben dieſe Furcht, o Freundinnen!
Daß man doch niemals mich als die Ehrenſchänderin
Des Manns und meiner Kinder griffe. Mögen ſie
In freiem Hochſinn grünend dieſe ſchöne Stadt
Bewohnen, ihrer Mutter wegen ehrenhaft!
Denn niederknechtet's auch den muthbeherzten Mann,
Der um der Mutter oder Vaters Schande weiß.
Dies Eine, ſagt man, kommt des Lebens Preiſe gleich,
Wenn Einen tugendhafte Sinnesart beſeelt.
Doch Schlechtgeſinnte decket dermaleinſt noch auf,
Verhaltend einen Spiegel — wie der jungen Magd —
Die Zeit; bei ihnen möcht' ich nicht geſehen ſein!

Chor.

Ja allenthalben zieret weiſe Mäßigung,
Und läſſet erndten edlen Ruhm die Sterblichen.

Amme.

O Fürſtin! eben hatte zwar dein Mißgeſchick
Mit grauſem Schrecken unvermuthet mich erfüllt;
Jetzt ſeh' ich meine Thorheit ein; bei Menſchen ſind
Wohl weiſer oft die zweiten Ueberlegungen.
Nichts Unerhörtes ja, nichts Uebermäßiges
Befiel dich; auf dich blitzte los der Göttin Zorn.
Du liebſt — was Wunder? — ähnlich vielen Sterblichen!

Und gäbeſt ob der Liebe deinen Geiſt gar auf?
Fürwahr nicht frommt es Allen, welche liebten je
Und lieben werden, wenn ſie ſterben müſſen drum.
Die Lieb' iſt unaufhaltſam, wenn ſie ſtrömt mit Macht;
Denn ſie beſchleichet ſtille zwar den Weichenden,
Doch wen ſie widerſpenſtig und vermeſſen trifft,
Den faſſet ſie, was meineſt du, ihn demüthigend.
Es wallt in hohen Lüften und im Meeresgrund
Wogt Kypris, und aus ihrem Schooße quoll das All.
Sie iſt es, welche Liebe ſä't und ſenkt hinein,
Woher wir alle ſtammen, Erdenſprößlinge.
Die, welche Schriften kennen aus dem Alterthum,
Und ſelbſt beſtändig weilen in der Muſen Chor,
Die wiſſen wohl, daß Zeus vor Zeiten Semele's
Brautbett begehrte, wiſſen, daß den Kephalos
Eos, die Strahlenſchöne, zu den Göttern ſtahl,
Der Liebe wegen; aber dennoch wohnen ſie
Im Himmel, und geh'n vor den Göttern nicht beiſeit,
Nein ſchicken, mein' ich, überwunden ſich darein.
Du ſträubſt dich deſſen? Zeugte doch dein Vater dich
Nach deiner Vorſchrift, oder unter anderer
Gottheiten Herrſchaft! ärgert dieſe Sitte dich.
Wie viele Grundgeſcheite, glaubſt du, wenn ſie ſeh'n
In ihren Ehen Riſſe, thun als ſäh'n ſie's nicht?
Wie viele Väter helfen Liebeständelei'n
Verirrter Söhne pflegen? Denn bei Klugen iſt's
Grundſatz, Nichtſchönes weislich zu verheimlichen.
Erkünſtle nur ſein Leben nicht zu ſehr der Menſch!
Wird ja das Dach ſelbſt, das die Wohnung überwölbt,
Nicht völlig ausgezirkelt; und ſo tief, wie du
Gefallen, wie herauszuwinden wähnſt du dich?
Nein, wenn du mehr des Guten als des Böſen haſt,

So biſt du wahrlich überglücklich, als ein Menſch.
Drum, liebe Tochter, deinen Trübſinn ſchweig' einmal,
Und ſchweig' dein Müthchen; Uebermuth, nichts Anderes
Iſt das, gar ſtärker wollen ſein als Göttermacht.
Wag' es, zu lieben, alſo hat's ein Gott gewollt.
Und krankend wende Krankheit klug zum Beſſern um.
Noch giebt es Zaubermittel, Schmeichelworte giebt's:
Und zeigen wird ſich Arzenei für dieſes Weh.
Spät wahrlich kämen Männer auf Entdeckungen,
Wenn Weiberliſt nicht Mittel auszufinden weiß.

Chor.

Phädra! Zwar redet dieſe, was erſprießlicher
Mag ſein für dieſen Unfall, dennoch lob' ich dich.
Doch dieſer Lobſpruch lautet freilich widriger,
Als ihre Red', und dir zu hören ſchmerzlicher.

Phädra.

Das iſt's, was Städt' und Häuſer, wohlgeordnete,
Der Menſchen ſtürzt, — die überſchöne Redekunſt.
Nicht Solches, was den Ohren ſchmeichelt, rede man,
Nein nur, wodurch man ruhmverherrlicht werden mag.

Amme.

Was ſoll der Wortprunk? Nicht gezierter Rednerei
Bedarfſt du, nein, des Mannes.[2] Schleunig will ich ſpäh'n,
Und grad heraus ihm deinen Zuſtand anvertrau'n.
Denn ſtände nicht ſo ſehr dein Leben auf dem Spiel,
Und wärſt du jetzt nicht eine geiſteskranke Frau,
So trieb' ich wegen deiner Luſt und Leidenſchaft
Dich nicht bis hierher; aber großen Kampf nunmehr
Gilt's, dich zu retten. Dieſes iſt nicht tadelnswerth.

---

[2] Des Hippolytos.

Phädra.
O ſchließe deine Lippen, freche Schwätzerin!
Und ſtoß' nicht wieder ſolche wüſte Reden aus.

Amme.
Wüſt, aber mehr als ſchöne Sprüche werth für dich!
Die That iſt beſſer, welche dich noch retten mag,
Als jener Nam', auf welchen ſtolz du ſterben willſt.

Phädra.
Nein, bei den Göttern! — Schnödes ſprichſt du gleißneriſch —
Geh' weiter nicht: daß rühmlich unterworfen ſei
Der Liebe meine Seele; denn beſchönigſt du
Das Schnöde, ſtürz' in Das ich, was ich meiden will.

Amme.
Iſt das dein Ernſt, dann müßteſt du nicht ſündigen,
Wenn aber nun[3], ſo folge meinem zweiten Rath.
Ich habe welche Liebeszaubermittel noch
Im Hauſe drinnen, eben fiel mir's wieder bei,
Die ſonder Schmach und ſonder Sinnbeſchädigung
Die Krankheit heilen, wenn du keine Feige biſt.
Von jenem Heißgeliebten braucht's ein Zeichen nur,
Ein Wörtchen, oder Läppchen von dem Oberkleid
Zu fah'n, aus Zween zu ſchlingen Eine Liebesluſt.

Phädra.
Iſt Salbe dieſes Mittel oder iſt's ein Trank?

Amme.
Ich weiß nicht, Kind! laß helfen dir und frage nicht.

Phädra.
Ich fürchte, gar zu weiſe werdeſt du an mir.

---

[3] D. h.: Wenn du nun wirklich geſündigt und dich durch Liebe verirrt haſt.

Amme.

Du bangſt mir über Allem; was beſorgſt du denn?

Phädra.

Daß du dem Sohne Theſeus' mich verrathen wirſt.

Amme.

Laß das, o Kind, beſtellen werd' ich Alles gut.

(Für ſich.)

Nur du, o Kypris! meergeborne Königin,
Sei mir Gehülfin! Was ich ſonſt vorhabe, das
Genügt den Freunden mitzutheilen innerhalb.

Chor.

Erſte Strophe.

Eros, Eros, der aus Augen du
Einträufelſt Verlangen, ſüße Sehnſucht
Dem ſenkend in's Herz, den du bekriegeſt,
Erſcheine verderblich nie mir, niemals
Komm nah' mir in Mißklang!
Nicht des Feuers ja, nicht
Aus Himmelshöh'n der Sterne Strahl
Gleicht jenem Pfeil Aphrodita's,
Den aus der Hand Eros,
Der Knabe des Zeus, ſchnellt.

Erſte Gegenſtrophe.

Umſonſt, umſonſt an den Alpheos,
Und auf des Apollon pythiſchem Altar
Häuft Hellas in großen Opfern Stiermord;
Eros, den Gebieter Aller, aber,
Ihn zu Aphrodita's
Holdem Liebesgemach
Den Schlüſſelhalter, ehrt man nicht,
Den Wüthrich, welcher die Menſchen

Durch alles Ungemach
Treibt, wenn er herannaht.

Zweite Strophe.

Gab doch Oichalias
Mann- und bräutigamloſes,
Zuvor led'ges Füllen, zuſammenjochend
Als unaufhaltſam verſtrickende und
Hölliſche Bakchantin, Kypris
Zum Sterben in Gluth und Qualm,
Und zu blutiger Hochzeit,
Hin vom Vaterhaus an Alkmene's Sprößling.
O unſelige Hochzeit!

Zweite Gegenſtrophe.

Theba's heilige Stadt
Und du Quelle der Dirka,
Ihr könnt Zeugniß geben, wie Kypris ſchleicht; denn
Mit blitzumleuchtetem Donner hat ſie
Bakches', des von Zeus erzeugten,
Gebärerin [4] hingeſtreckt
In den Tod aus Umarmung.
Grimmvoll hauchet Alles ſie an, der Biene
Gleich dann huſcht ſie im Flug fort. [5]

Unterdeß hat die Amme dem Hippolytos ihrer Gebieterin Geheimniß verrathen. Dieſer kommt und zankt ſich heftig mit der Erſteren; er will von keinem Weibe etwas wiſſen, hat jedoch vorher mit einem Eide Schweigen gelobt. Phädra ſelbſt zürnt, tief empört, mit der Diene-

---

4) Semele. — 5) Der Sinn könnte auch ſein: „Der Biene gleich herſchwirret im Flug ſie."

rin und ſendet ſie fort, als dieſe ſich vertheidigt. Sie beſchließt zu ſterben, aber noch im Tode am Hippolytos zu rächen, auf daß — ſagt ſie

Auf daß er zu meinem Fall nicht hoch
Herabzuſchauen wiſſe, ſondern, dieſe Pein
Mit mir gemeinſam theilend, lerne Mäßigung.

Sie geht ab und der Chor ſtimmt einen Geſang an, in dem er wünſcht, weit weg zu ſein. Da ſtürzt ein Diener herbei und berichtet Phädra's Tod. Nun tritt auch plötzlich Theſeus auf, vom Orakel wiederkehrend, vernimmt das Wehgeſchrei, befragt den Chor deswegen und beklagt gemeinſchaftlich mit ihm Phädra's Ende. Jetzt gewahrt er in den Händen der Entſeelten ein Täfelchen, das ihm verkündet, Hippolytos habe ſich an Phädra vergangen. Dieſer, der des Vaters Ruf vernommen, tritt auf und iſt von dem Geſchehenen auf das Tiefſte überraſcht. Theſeus hält das für Verſtellung; Vater und Sohn ſtreiten lange mit heftigen Worten, aber durch den Eid gebunden, verſchweigt Hippolytos den eigentlichen Hergang, und der Vater verflucht und verbannt nun den Sohn, dieſer entfernt ſich. — Der Chor ſtellt Betrachtungen über des Jünglings trauriges Geſchick an, und mit folgenden Scenen ſchließt der Dichter die Tragödie:

Ein Bote tritt auf. Der Chor. Darauf Theſeus.

Bote.

Wohin mich wendend, Weiber! möcht' ich dieſes Lands

Gebieter, Theſeus finden? Wenn ihr's wißt, ſo zeigt's
Mir an. Iſt etwa drinnen er in ſeinem Haus?
Chor.
Aus ſeiner Wohnung ſchreitet er da ſelbſt heraus.
Bote.
O Theſeus! trauerwerthe Kunde bring' ich jetzt
Dir und den Bürgern, welche die Athenerſtadt
Bewohnen und die Marken von Trözenia.
Theſeus.
Was giebt es? Hat ein neues Mißgeſchick doch nicht
Der beiden Städte Nachbarſtaaten heimgeſucht?
Bote.
Mit Einem Worte: nicht mehr iſt Hippolytos;
Doch ſchwankt an ſchwachem Faden noch ſein Lebensdocht.
Theſeus.
Durch Wen? Von Einem angefeindet ſicherlich,
Dem er ſein Weib, wie ſeinem Vater, ſchändete?
Bote.
Das eigne Fahrzeug ſeines Wagens bracht' ihn um,
Und deines Mundes Flüche, die zum Vater du,
Dem Meerbeherrſcher, deines Sohnes wegen riefſt.
Theſeus.
O Götter und Poſeidon! Jetzo biſt du mein
Wahrhaft'ger Vater, da du mich erhöret haſt.
Doch wie er umkam, melde; melde, welcher Art
Ihn, meinen Ehrenräuber, Dike's Keule ſchlug.
Bote.
Wir nahe nun dem ſchaumbeſpülten Wogenſtrand
Mit Striegeln kämmten ſeiner Roſſe Mähnen aus,
Aufweinend; denn ein Bote kam und meldete:
Daß hier zu Land nicht länger weilen dürfe mehr
Zur traur'gen Flucht von dir verdammt, Hippolytos.

Drauf kam er ſelbſt, der Thränen gleiches Lied hieher
Zum Strand uns bringend; ſeinem Fuße folgt von mehr
Als tauſend Jugendfreunden eine dichte Schaar.
Nach ein'ger Zeit die Seufzer ſtillend ſprach er ſo:
Was hilft das Weinen? Folgen muß ich ſeinem[1] Wort.
Schirrt, Diener! meiner jochgewohnten Roſſe Zug
An meinen Wagen — dieſe Stadt iſt mein nicht mehr —!
Und unverzüglich eilte jeder Mann darauf,
Und ſchneller, als man's ſagen könnte, ſtellten wir
In's Zeug geworfen unſrem Herrn die Renner dar.
Da griff er raſch die Zügel auf vom Wagenknopf,[2]
(Den Füßen waren Jägerſtiefel angepaßt)
Und, Hände faltend, rief er zu den Göttern: Zeus!
Nicht ſoll ich fürder leben, wenn ich ſündigte;
Und mög's der Vater fühlen, wie er mich entehrt,
Ob Tod mir feſtſteht, oder läng'res Sonnenlicht.
Und jetzt die Peitſche ſchwingend, bringt er ſie zumal
Den Stuten bei; wir Diener aber neben an
Dem Wagen und den Zügeln folgten unſerm Herrn,
Gen Argos und gen Epidauros graden Wegs.[3]
Als wir nun einer öden Gegend zugeſtürmt,
Erhebet jenſeit dieſes Landes ſich ein Strand,
Gerade zum Saroner-Buſen hingeſtreckt.
Da war's, woher, wie unterirdiſcher Donner Zeus',
Hohlkrachend ein Getöſe ſchauderhaft erſcholl.
Empor zum Himmel ſpitzten Ohren und das Haupt
Die Thiere; Jugendbangigkeit befiel auch uns,
Von wo das Brauſen käme; doch zum Wogenſtrand

---

[1] Des Vaters. — [2] Eine Ründung am Wagenſitze, woran man die Zügel band. — [3] Argos nordweſtlich, Epidauros nördlich von Trözen, am Saroniſchen Meerbuſen.

Hinblickend ſah'n wir einen grauſen Waſſerberg
Zum Himmel auf ſich bäumen, daß dem Auge ſchnell
Der Blick auf Skirons Klippenhang [4] benommen war,
Verhüllt der Iſthmos [5] und der Fels Asklepios'.
Anſchwellend jetzt und ſiedend um des Schaumes Giſcht
In dampfend aufgeſpritzten Meeresbrandungen
Steigt er zum Strande, wo das Viergeſpann erſchien.
Und von der Fluth dreifach gepeitſchtem Waſſerſchlund
Speit's einen Stier, ein wildes Ungeheuer, aus,
Von deß Gebrüll weithin der Erdkreis angefüllt
Erſchrecklich wiederhallte, doch den Schaudernden
Erſchien ein Schauſpiel, augenüberwältigend.
Denn plötzlich machte Schreckensgrau'n die Roſſe ſcheu,
Und unſer Herr, in Pferdelenkungskünſten wohl
Erfahren, zieht die Zügel an mit ſtarker Hand,
Und zerrte, wie das Ruder zerrt ein Schiffermann,
Die Riemen, rückwärts liegend; doch das Roßgeſpann,
Mit Knirſchen beißend in den vom Feu'r geſtählten Zaum,
Raſ't fort und fort, an keines Steuermannes Arm,
An keine Bänder, keine Wagenfuge mehr
Sich kehrend. Aber wenn er nun auf weiches Feld
Das Steuer lenkend ſeine Laufbahn richtete,
Stand ſchon zurück ihn werfend ihm im Angeſicht
Der Stier, und toller Schrecken jagt das Viergeſpann.
Doch wenn ſie nach den Klippen trabten wuthentbannt,
So war er auch dem Wagen leiſe nachgefolgt,
Bis dieſer umgeſchüttelt auf dem Boden lag
Durch eines Felsſtücks Schmettern an das Räderwerk.
Verworren war jetzt Alles, Alles ſprang empor,
Die Büchſen an den Rädern und der Achſenpflock.

---

4) In Megaris. — 5) Der Korinthiſche.

Ach! und Er ſelbſt, verwickelt in die Zügel, wird
Am unentwirrten Knäuel ſchwebend fortgeſchleift,
Zerfetzt am theuern Haupte von dem Felſenriff.
Zerſchellt an allen Gliedern ſchreit er gräßlich auf:
O ihr an meinen Krippen Aufgenährte, ſteht!
Und ſchonet meiner. O du grauſer Vaterfluch!
Wer kommt und will des beſten Mannes Retter ſein?
Zwar Viele wollten, aber leider blieb zurück
Der ſpäte Fuß. Doch Er, von Banden abgelöſ't
Zerrißner Riemen, ſtürzte hin, ich weiß nicht, wie;
Doch kurze Friſt nur hauchet er noch Lebensluft.
Die Roſſe ſind verſchwunden und das Ungeheu'r
Des grimm'gen Stiers am Felſenrand, ich weiß nicht, wo.
Ein Sclave zwar nur deines Hauſes bin ich, Fürſt!
Doch dazu überredet mich kein Sterblicher,
Von deinem Sohn zu glauben, daß er ſündigte;
Nicht, wenn ſich hängten alle Weiber in der Welt,
Und Irgendwer mit Briefchen Ida's Fichtenwald
Anfüllte; denn als Tugendhaften kenn' ich ihn.

Chor.

Weh, weh! Vollendet wurde neues Mißgeſchick;
Aus Schickſal und Nothwendigkeit iſt kein Entflieh'n.

Theſeus.

Aus Haß des Mannes, welchem Dies begegnete,
Erfreuten mich die Reden, aber ſcheuend nun
Die Götter und ihn ſelber, weil mein Blut er iſt,
Freu' ich mich weder dieſes Falls, noch härm' ich mich.

Bote.

Wie nun? Ihn bringen, oder was denn ſollen wir
Dem Armen thun, willfahrend deinem Herzensſinn?
Bedenk's, und meinem Rathe folgend wirſt du ſein
Nicht grauſam gegen deinen unglückſel'gen Sohn.

Theſeus.

So bringt ihn, daß ich meinen Sohn in's Angeſicht,
Ihn, der geläugnet, Schänder meines Betts zu ſein,
Durch Wort und Götterſtrafen überführen kann.

Chor.

Du lenkſt der Götter und Menſchen unbiegſam Herz,
O Kypris! mit Ihm,
Dem buntgefiederten Knaben[6] im ſchnell
Kreiſenden Flügelpaar.
Er fliegt über das Land, er fliegt auf Meergrunds
Helltönender Salzfluth.
Es leckt Eros Den, deſſen begeiſterte Bruſt
Er mit des Fittigs goldglänzendem Kiel beſtreift,
Und wilde Brut des Gebirgs,
Und auch was ſchwimmt, und was die Erde nährt,
Die Halios' flammende Gluth überſtrahlt,
Und Menſchen; Du nur walteſt
Mit gebietender Macht, Königin
Kypris! ob allen Dieſen.

Artemis erſcheint. Theſeus. Der Chor.

Artemis.

O Aegeus' Sohn! du Gefürſteter, hör',
Ich gebiete dir, mich.
Ich Artemis bin's, Tochter der Leto.
Theſeus! was erfreut dich dieſes, o Thor?
Da du tödteteſt ſelbſt unheilig dein Kind,
Durch die Lüge des Weibs und Erdichtung berückt,
Ungewiß, doch gewiß iſt der Schaden daraus.

---

[6] Eros.

Was hülleſt du nicht in der Nacht Abgrund
Die beſchämte Geſtalt?
Was fliegſt du nicht auf mit verwandeltem Leib,
Und erhebeſt den Fuß vom Verderben hinweg?
Denn dir iſt nicht mit den Wackern hinfort
Die Gemeinſchaft des Lebens beſchieden.
Vernimm, o Theſeus! deiner Leiden Thatbeſtand;
Zwar wird's nicht frommen, aber quälen muß ich dich.
Deswegen kam ich, deines Sohns Gerechtigkeit
Dir aufzudecken, daß es ruhmvoll endige,
Und deines Weibes Raſerei und anderntheils
Entſchloſſenheit; denn von der Göttin[7] Pfeil geritzt,
Die ich und Jede haſſet, deren Freude nur
Jungfräulichkeit — begehrte ſie nach deinem Sohn.
Doch mit Vernunft bekriegend ihre Leidenſchaft
Verdarb ſie unfreiwillig durch der Amme Trug,
Die deinem Sohn nach abgenomm'nem Eid entdeckt
Ihr Uebel. Er, wie billig, folgte keineswegs
Der Lockung, und hinwiederum von dir geſchmäht
Brach er des Eides Treue nicht, aus Frömmigkeit.
Und ſie, entlarvt zu werden fürchtend, ſchrieb an dich
Die lügenhaften Zeilen und vernichtete
Durch Liſt den Sohn, und hat auch leider dich berückt.

Theſeus.

Weh mir!

Artemis.

Dich ſtechen, Theſeus! dieſe Reden. Aber ſtill!
Und, was noch folget, höre, daß du ſeufzeſt mehr.
Die drei Verheißungen des Erzeugers — kennſt du ſie?
Wovon du Eine grauſam weggenommen haſt,

---

7) Kypris.

Die Feinde treffen konnte, gegen deinen Sohn.
Dein Vater nun, der Meergebieter, wohlgeſinnt,
Verlieh, ſo Viel er mußte, weil er's angelobt.
Du aber biſt in ſein'n und meinen Augen ſchlecht,
Da du die Wahrheit weder, noch Orakelſpruch
Abwarteteſt, auch nicht prüfteſt, und nicht längrer Zeit
Erwägung gönnteſt, raſcher nun, denn du geſollt,
Den Sohn dahingabſt dieſem Fluch, dem tödtenden.

Theſeus.

O ſtürb' ich, Herrin!

Artemis.

Schwer iſt deine Schuld; jedoch
Noch kannſt auch du Verzeihung finden deſſenthalb.
Denn Göttin Kypris wollte, daß es alſo ging,
Die Rache ſtillend. Unter Göttern iſt's Geſetz,
Daß Keiner eines Andern Willensneigungen
Begegnen mag, nein, immer weichen wir zurück.
Sonſt, ſei verſichert, wenn ich Zeus nicht fürchtete,
So tief in dieſe Schmach gefallen wär' ich nicht,
Daß ich den mir vor allen Menſchen Theuerſten
Hinſterben ließ. Doch deinen Fehler ſpricht zuerſt
Unwiſſenheit von aller Bosheitsſünde frei.
Dann hat auch ſterbend deine Gattin jeglichen
Beweis vernichtet, welcher dich beredete.
Zwar dich am meiſten überſtürzte dies Geſchick,
Doch ich auch traure; denn am Tod der Frommen freu'n
Sich nicht die Götter, ſondern nur die Frevelnden
Sammt Haus und Kindern werden von uns ausgetilgt.

Hippolytos, auf Diener geſtützt. Die Vorigen. Der Chor.

Chor.

Schon naht er heran, der Unſelige naht,

Am blühenden Leib
Und dem Goldhaarhaupt abſcheulich entſtellt.
O Jammer im Haus! welch doppelte Trau'r
Von den Göttern verhängt
Hat auf den Palaſt ſich gewälzet!

Hippolytos.

Ach, ach!
Ich Armer! mich hat dein grauſamer Fluch
Und dein grauſames Herz, o Vater, zerfleiſcht.
Nun bin ich dahin, weh mir, weh mir!
Durch die Nerven des Haupts ſchießt glühender Schmerz,
Und in meinem Gehirn hüpft zuckender Krampf.
Halt! Ruhe verlangt der erliegende Leib.
Ach! ach!
O ſcheußlich Geſpann von Roſſen, das ich
Mit den Händen genährt,
Du vernichteteſt mich, du tödteteſt mich!
Bei den Göttern! berührt, ihr Diener, gelind
Mit ſchonender Hand die Geſchwüre der Haut.
Wer lehnet ſich rechts an die Seiten mir an?
Hebt mich geſchickt auf, zieht mich nicht ungleich,
Den Verworfenen und den Verfluchten mich durch
Des Erzeugers Verſeh'n! Zeus! ſiehſt du das, Zeus?
Ich, der Reine, der nur den Unſterblichen dient,
Ich, der Allen voran in Züchtigkeit geht,
Wandle nun ſichtbar zum Hades hinab,
Um das Leben getäuſcht;
Nun hab' ich umſonſt mich eifrig bemüht
Um Frömmigkeit gegen die Menſchen.
Ach, ach!
Jetzt wieder ergreift mich Qual auf Qual.
Laßt mich Unſeligen!

O nahteſt du mir Tod, rettender Arzt!
O tödtet dazu, tödtet den Leidenden!
Mich verlangt nach zwiefachgeſchliffenem Spieß,
Zu zertheilen das Herz
Und das Leben einmal zu verſenken in Schlaf.
O verderblicher Fluch, den der Vater gethan!
Und blutbefleckter Ahnen Schuld,
Der uralten Stammväter Fehl
Zögert länger nicht, durch die Schranken brechend,
Und ſtürmt auf mich, warum auf mich,
Den keines Fehlers Schuldigen?
Ach, was ſag' ich? Wie
Kann heraus ich winden mein Leben
aus dieſem unbarmherz'gen Schmerz?
Daß mich, den unglückvollen Mann, einſchläferte
Das nächtlichſchwarze Machtgebot des Hades!

Artemis.

O welchen Leiden angefeſſelt duldeſt du!
Dich hat verderben deines Herzens Edelſinn.

Hippolytos.

Ha,
O Hauch des Götterduftes![8] auch in Schmerzenqual
Merk' ich dein Nah'n und leichter fühlet ſich mein Leib;
Es weilt in dieſen Räumen Göttin Artemis.

Artemis.

Sie iſt es, Armer! deine liebſte Göttin iſt's.

Hippolytos.

Siehſt du's, o Herrin! wie mir's geht, dem Leidenden?

---

[8] Am ätheriſchen Duft, welcher die Götter umwallte, erkannte man ſie.

Artemis.
Ich ſeh's; doch Thränen weinen darf mein Auge nicht.
Hippolytos.
Dein Jäger und dein treuer Diener iſt nicht mehr.
Artemis.
Ja nicht mehr; doch ein Vielgeliebter ſcheideſt du.
Hippolytos.
Dein Roſſetummler, deiner Götterbilder Hort.
Artemis.
So hat es Kypris angelegt, die Tückiſche.
Hippolytos.
Weh mir! die Göttin, die mich ſtürzte, kenn' ich wohl.
Artemis.
Mir Ehre neidend haßte ſie den Züchtigen.
Hippolytos.
Uns hat zu Drei'n vernichtet dieſe Einzige.
Artemis.
Dich und den Vater, und die Dritte, ſein Gemahl.
Hippolytos.
Auch meines Vaters Mißgeſchick bewein' ich denn.
Artemis.
Die Ränke dieſer Göttin hintergingen ihn.
Hippolytos.
O dieſes Unglück, Vater, hat dich tief gebeugt.
Theſeus.
Ich bin verloren, aller Lebensreiz iſt hin.
Hippolytos.
Mehr ob des Irrthums, als mich ſelbſt, beſeufz' ich dich.
Theſeus.
Wenn ich nur todt an deiner Stelle wäre, Sohn!
Hippolytos.
Poſeidon's, deines Vaters Gaben waren herb.

Theſeus.
O kam doch Jenes[9] über meine Lippen nie!
Hippolytos.
Wie? mich getödtet hätteſt du! ſo zürnteſt du?
Theſeus.
Die Götter aber haben mich in Wahn verſtrickt.
Hippolytos.
Weh!
O könnten Göttern[10] fluchen doch die Sterblichen!
Artemis.
Laß das! denn nicht, auch unterm Erdendunkel nicht,
Hat ungerechen deinen Leib die Rachbegier
Der eiferſücht'gen Göttin Kypris hingeſtreckt,
Zum Lohn des reinen Herzens und der Frömmigkeit.
Denn einen andern Jüngling[11] werd' ich ihr dafür,
Den ſie vor Allen liebgewann, aus meiner Hand
Mit dieſen unentfliehbar'n Pfeilen züchtigen.
Für ſolche Plagen aber ſind, Mühſeliger!
Dir hohe Ehren in der Stadt Trözenia's
Beſtimmt; denn alle Bräute vor dem Hochzeitfeſt
Beſchneiden lange Zeiten ihre Locken dir,
Frucht erndtend von den Thränen einer großen Trau'r.
Und immer wird's der Mädchen Sorge ſein, auf dich
Ein Lied zu ſingen, und nicht namenlos verſchweigt
Man Phädra's Liebe, welche ſich auf dich geſtürzt.
Du aber, Sohn des alten Aegeus, ſchließ den Sohn
In deinen Arm, und liebend zeuch ihn an die Bruſt;
Denn willenlos verdarbſt du ihn; der Sterbliche
Muß freilich, wenn's die Götter fügen, ſündigen.
Dich aber mahn' ich, haſſe deinen Vater nicht,

---

[9] Die Bitte an Poſeidon. — [10] Der Kypris. — [11] Adonis.

Hippolytos! denn die Schickung weißt du, der du fielſt.
Nun lebe wohl; denn keine Todten darf ich ſchau'n,
Und durch das Röcheln Sterbender nicht den Blick entweih'n;
Denn nahe ſchon dem letzten Uebel ſeh' ich dich.

Hippolytos.

Du, ſel'ge Jungfrau! lebe wohl auch du, enteil',
Und ende ſanft der Herzen lang gepflegnen Bund.
Getilgt nach deinem Wunſche ſei des Vaters Schuld;
Denn immer war ich deinem Willen unterthan.
Ach, ach! die Augen überwallet Finſterniß.
Faß' mich, o Vater, und erhebe meinen Leib.

Theſeus.

O wehe, Kind! was thuſt du mir Unſeligem?

Hippolytos.

Ich ſterb' und ſchaue wahrlich ſchon des Todes Thor.

Theſeus.

Und läßt du meine Seele ſchuldbefleckt zurück?

Hippolytos.

O nein! von dieſem Morde ſprech' ich dich ja frei.

Theſeus.

Was ſagſt du? ſchuldlos deines Bluts erklärſt du mich?

Hippolytos.

Ich zeug' es bei der bogenmächt'gen Artemis

Theſeus.

Wie edel, Liebſter, deinem Vater zeigſt du dich!

Hippolytos.

Nun lebe wohl, mein Vater, lebe vielmal wohl.

Theſeus.

Ach, welche Herzensgüte, welche Frömmigkeit!

Hippolytos.

Solch ächte Kinder mögen dir beſcheeret ſein!

Theſeus.

Verlaß mich jetzt nicht, Lieber! ſtreite kräftiglich!

Hippolytos.

Nun hab' ich ausgeſtritten und erblaſſe ſchon;
Hüll', Vater, ſchnell in's Todtentuch mein Angeſicht!

(Er ſtirbt.)

Theſeus.

O mein Athen, der Pallas ruhmgeprieſ'ne Stadt,
Welch' eines Mann's ſollſt du beraubt ſein! Kypris! ach
Wie oft werd' ich gedenken deiner Grauſamkeit!

Chor.

Ein gemeinſames Leid iſt Allen im Volk
Unerwartet genaht.
Nun werden im Land viel Thränen geweint;
Denn des trefflichſten Manns klagwerthes Gerücht
Hallt ſchmerzlich überall wieder.

Die Phönikierinnen.

Jokaſte ſpricht den Prolog und erzählt darin des Oedipus Schickſale, den zuletzt ſeine Söhne entthront und in den Kerker geworfen haben. Polyneikes greift jetzt die Stadt an; Antigone, von ihrem Hofmeiſter begleitet, ſteigt auf die Mauer und betrachtet das feindliche Heer, das bei dieſer Gelegenheit geſchildert wird; dann kommen die Jungfrauen aus Phönikien (nach dieſen benannte der Dichter die Tragödie), welche nach Theben geſandt waren zum Dienſte in Apollon's Tempel und ſtimmen einen Geſang an. Polyneikes erſcheint darauf, von Jokaſte beſchieden, die einen Verſuch machen will, ihn mit dem Bruder zu verſöhnen. Wir ſchalten die Scenen zwiſchen ihm, Jokaſte und Eteokles, nebſt dazugehörigen Chorgeſängen in **Ludwig's** Uebertragung hier ein (V. 262—696).

Polyneikes.

Zwar ließen mich der Wächter Riegelpforten ein
Mit Leichtigkeit, und nahmen in die Stadt mich auf.
Drum ſchlau geſtellte Netze fürcht' ich irgendwo,
Woraus ich nur entkäme mit nicht heiler Haut.
Deswegen muß ich überall den Späherblick
Hierhin und dorthin ſenden, ob mir Tücke droht.
Doch dieſe Klinge, welche meinen Arm bewehrt,
Iſt's, die mir meines Muthes Zuverſicht verbürgt.
(Er geht weiter.)
Halt! Wer da? oder ängſtigt ein Geräuſch mich nur?
Denn Wagenden ſcheint Alles ungeheu'r zu ſein,
So wie der Fußtritt feindliches Gebiet berührt.
Zwar trau' ich meiner Mutter und trau' wieder nicht,
Die mich hierher zu gehen mit Geleit bewog.
Doch hier iſt nahe Hülfe; denn es ſtehen ja
Altäre rings, und volle Menſchenwohnungen.
Gut! fahr' zurück in deine finſtre Scheide, Schwert!
Die hier am Hauſe ſtehen, frag' ich, wer ſie ſind.
Ihr fremden Frau'n! aus welcher Heimath, ſagt mir, ſeid
Helleniſchen Gemächern ihr hierher genaht?

Chor.

Phoinike iſt das Vaterland, das mich erzog.
Agenors Enkelſöhne ſandten mich hieher,
Zum Siegesgruß dem Phoibos. Eben wollte mich
Des Oedipus glorreicher Sohn zu Loxias'

Geheiligtem Orakelheerd geleiten; da
Umlagerten Argeier-Völker dieſe Stadt.
Laß du nun auch mich hören, wer du biſt, woher
Du kommſt zu Thebens ſiebenmünd'ger Königsburg?

Polyneikes.

Mein Vater heißet Oedipus, des Lajos' Sohn;
Jokaſta meine Mutter ſie Menoikeus' Kind.
Und Polyneikes nennt mich der Thebäer Volk.

Chor.

Verwandter meiner Könige vom Fürſtenſtamm
Agenors, die mich hierher ſandten, ſei gegrüßt!
Hin auf den Boden ſink' ich knieend
Dir, Fürſt! die Sitte meiner Heimath ehrend.
So kamſt, ſo kamſt du einmal zur Heimath!
Wohlauf!
Königin eilig heraus, ſchließe die Pforten auf!
Vernimmſt unſern Ruf, du ſeine Mutter?
Wie? was ſäumeſt du, aus dem gewölbten
Gemach an's Herz deinem Sohn zu ſinken?

Jokaſte

(tritt hervor.)

Phoinikerſtimmen Laut vernahm
Ich drinnen im Gemach, von euch,
Ihr Mädchen! und
Schleppe mich nun mit zitterndem betagtem Tritt
Heraus. O wehe, Kind, o weh!
Nach vielen tauſend Tagen darf ich wieder dir
In's Auge ſchau'n; umſchlinge mit
Dem Arm der Mutter Buſen, beut
Die Wange mir, beſchatte mit
Dem dunkelſchwarzen Haargelock
Liebend meinen Hals.

O Freude! endlich ruheſt du
Ach unverhofft und kaum geahnt im Mütterarm.
Was ſag' ich dir? Wie äuß'r ich
Mit Händen nur und Worten
Vielverſchlungner Freude Drang,
Dich hier und dort umhüpfend,
Und wie denn den Hochgenuß
Seliger Wonnen aus
Alter Zeit?
Ach!
O Kind, o Kind!
Oede blieb das Vaterhaus hinter dir,
Seit dich Bruderfrevel zur Flucht ausſtieß.
Heißerſehnt Freunden ſtets!
Heißerſehnt Thebe's Volk!
Drum auch beſchnitt ich mein ſilberweißes Haar,
Das ich gelöſ't, in Thränen, trauernd entwallen ließ;
Ich warf weißes Gewand von mir, o Sohn,
Dafür tauſchend ſchwarzes zerriſſenes,
Das mich in Nacht umflort.
Jedoch im Haus beſeufzet lichtberaubt der Greis
Das vom Haus entjochte, gleichflücht'ge Zweigeſpann ſeines Stamms,
In der Wehmuth thränenumfluthetem Schmerz.
Schon iſt das Schwert gezückt
Zum eigenhänd'gen Mord, ſchon hängt
Der Todesſtrick am Pfoſten, Fluch
Noch ſtöhnt er den Söhnen aus,
Und mit des Jammers heulender Klage liegt
Er in des Kerkers Nacht.
Du aber, Sohn, ſo vernahm ich, knüpfteſt jüngſt
Der Ehe vaterfreudenbringend Band

Im fremden Land und huldigeſt
Der fremden Schwägerſchaft. O nie
Verſchmerzet deine Mutter, nie
Des Stammes Ahne, Laïos
Den Fluch erzwungner Heirath!
Nicht, wie's eheſittlich iſt, entflammt' ich dir
Der Hochzeit Kerzenlicht, wie's der Hand
Glücklicher Mutter ziemt.
Unhochzeitlich bot ſegnend Isménos nicht
Wonne des Wellenbads, und in Thebe's Stadt war's
Stille vom Einzug deiner verlobten Braut.
O allem Verderben! es ſei Schwert
Oder ſei Streit, ſei dein Vater der Schuldige,
Sei's, daß von Göttergerichten beſtürmet wird
Oedipus' Haus und Geſchlecht;
Denn das Ziel der Schmerzen iſt meine Bruſt.

Chor.

Hoch halten Weiber ihre ſchmerzgeborne Frucht,
Und an den Kindern hänget ſehr ihr ganz Geſchlecht.

Polyneikes.

Hier, that ich gut, o Mutter, oder that ich ſchlimm,
Hier bin ich unter Feinden. Unaufhaltſam, traun,
Iſt der Zug zum Vaterlande; wer es anders ſagt,
Der ſpielt mit Worten, und ſein Herz iſt doch dabei.
Doch ſo beſchlich mich Ahnungsbangigkeit und Furcht
Vor meines Bruders hinterliſt'ger Mordbegier,
Daß ich mit ſtahlbewehrter Rechte durch die Stadt,
Mein Auge ringsum rollend, ſchritt. Eins tröſtet mich,
Das Bündniß und dein Mutterwort, das mich zur Stadt
Der Väter rief. Die Augen gingen mir über, als
Ich nun Schloß, Altäre wiederſchaute und die Bahn,
Wo das Waffenſpiel ich eingeübt, und Dirke's Quell;

Wovon verbannt ich wider Recht in fremder Stadt
Nun wohne, daß in Thränen mir das Auge ſchwimmt.
Doch Jammer zeuget Jammer, dich ja ſchau' ich auch
Mit abgeſchornen Haaren und in ſchwärzliches
Gewand gehüllt. O wehe mir in meinem Leid!
Wie gräßlich iſt die Feindſchaft unter Brüdern, wenn
Unwiederbringlich, Mutter, die Verſöhnung iſt.
Was aber macht mein alter Vater im Gemach,
Deß Auge Nacht ſchaut, was mein liebes Schweſternpaar?
Beſeufzen ſie auch meine, des Verwaiſ'ten, Flucht?

Jokaſte.

Ein Gott zerſtört mit Ingrimm Oedipus' Geſchlecht.
Damit begann's, daß ich unbefugt ward Mutter, und
Mißfreite deinen Vater und dann dich gebar.
Doch wozu dies? Man trage Götterſchickungen.
Nun wenn ich frage, was ich wünſche, bin ich bang,
Das Herz dir zu verwunden; ſehr verlangt mich zwar.

Polyneikes.

Nein, frag' mich aus nur, halte keinen Wunſch zurück;
Denn, was du willſt, das, Mutter, iſt mir auch genehm.

Jokaſte.

Das Erſte, was ich wiſſen möchte, frag' ich dich.
Des Vaterlands beraubt ſein, iſt's ſo großes Weh?

Polyneikes.

Das größte. Größer als in Worten, in der That.

Jokaſte.

Worin denn liegt's? Was iſt Verbannten ſo widerlich?

Polyneikes.

Eins iſt das Größte, daß man nicht frei reden darf?

Jokaſte.

Vom Sclaven ſprichſt du, nicht zu reden, was man denkt.

Polyneikes.
Dem Unverſtand der Großen iſt man bloßgeſtellt.
Jokaſte.
Und das iſt traurig, ein Thor zu ſein mit Thörigen.
Polyneikes.
Man muß um Vortheil knechtiſch gegen Gewiſſen thun.
Jokaſte.
Doch heißt's, mit Hoffnung weide ſich der Vertriebene.
Polyneikes.
Sie blickt mit holdem Auge wohl, doch zögert auch.
Jokaſte.
Und zeigte deutlich die Zeit nicht, eitel ſei ſie nur?
Polyneikes.
Fürwahr ſie lächelt mit holdem Zauber in der Noth.
Jokaſte.
Was nährte denn dich, eh' dir Brot die Ehe gab?
Polyneikes.
Für einen Tag bald hatt' ich und dann wieder nicht.
Jokaſte.
Des Vaters Gaſtfreund' und Bekannte thaten nichts?
Polyneikes.
Sei glücklich. Aus mit den Freunden iſt's im Mißgeſchick.
Jokaſte.
Trug deiner Herkunft Adel dich nicht hoch empor?
Polyneikes.
Schlimm iſt Nichts haben; Nahrung gab mir der Adel nicht.
Jokaſte.
Wohl bleibt das Liebſte Sterblichen das Vaterland.
Polyneikes.
Ausſprechen läßt ſich's nimmer, wie ſo lieb es iſt.
Jokaſte.
Nach Argos aber welcher Entſchluß denn führte dich?

Polyneikes.
Von Loxias erhielt Adraſtos einen Spruch.
Jokaſte.
Und welchen? ſprich, was meinteſt du? nicht ahn' ich es.
Polyneikes.
Eidame würden Eber ihm und Löwe ſein.
Jokaſte.
Was iſt denn, Sohn, mit thier'ſchem Namen dir gemein?
Polyneikes.
Ich weiß es nicht, zum Glücke rief mich Götterwink.
Jokaſte.
Der Gott iſt weiſe; die Braut jedoch wie fandſt du ſie?
Polyneikes.
Nacht war's, und an Adraſtos' Pforten langt' ich an.
Jokaſte.
Obdach zu ſuchen, als ein flüchtig Irrender?
Polyneikes.
So war's; da kam ein andrer Flüchtling noch dazu.
Jokaſte.
Wer war es? wohl mitleidbedürftig wie du ſelbſt?
Polyneikes.
Tydeus, und Oineus nannten ſeinen Vater ſie.
Jokaſte.
Doch wie verglich mit wilden Thieren euch Adraſt?
Polyneikes.
Weil handgemein wir wurden um die Lagerſtatt.
Jokaſte.
Und ſo errieth des Talaos' Sohn den Götterſpruch?
Polyneikes.
Und traut' uns Beiden ſeine beiden Töchter an.
Jokaſte.
Und freu'ſt du nun dich oder nicht des Ehebunds?

Polyneikes.

Untadelhaft bis dieſen Tag blieb uns der Bund.

Jokaſte.

Doch wie bewogſt du dieſes Heer, dir nachzuzieh'n?

Polyneikes.

Den beiden Schwiegerſöhnen ſchwur Adraſtos dies:
(Mir und dem Tydeus, welcher mir verſchwägert iſt)
Uns in die Heimath einzuſetzen, mich zuerſt.
Und viele Danaer und Mykener-Fürſten ſteh'n
Zur Seite, mir den traurigen, doch nothwendigen
Dienſt leiſtend; denn ich befehde meine Vaterſtadt!
Nicht wollend griff, — die Götter ſelbſt bezeugen mir's, —
Zum Speer ich wider meine Liebſten die's gewollt.
Doch ſolcher Uebel Löſung ruht in deiner Hand.
Verſöhne du die brüderlichen Gemüther, und
Entheb' der Drangſal, Mutter, mich, dich und die Stadt.
Es iſt ein alterklung'nes Wort, ich wiederhol's:
Gold geht den Menſchen über Alles in der Welt,
Und übt im Thun der Sterblichen die größte Macht.
Wonach ich trachtend tauſend Lanzen wider euch
Aufbiete: denn arm gilt der Hochgeborne nichts.

Chor.

Doch ſieh! Eteokles ſchreitet zur Verſöhnung ſchon.
Nun iſt's dein Werk Jokaſte, Mutter, ſolches Wort
Zu reden, das die Kinder dir verſöhnen mag.

Eteokles.

(Eintretend.)

Da bin ich, Mutter! dir zu Liebe treff' ich ein.
Was ſoll es nun? Wer reden will, beginne ſtracks.
Denn als um die Mauern ich der Haufen Doppelreih'n
Aufſtellte, hemmt' ich meine Bürger, um noch dein

Schiedsrichterwort zu hören, wozu dieſen du,
Mich überredend, eingelaſſen in die Stadt.

Jokaſte.

Gemach, noch niemals hatte Recht die Heftigkeit,
Nur gelaſſ'ne Reden führen Alles klug hinaus.
Den wilden Blick und Zornes Schnauben halt zurück;
Denn nicht der Gorgo rumpfgeſpalt'nes Schlangenhaupt
Iſt's, was du ſchaueſt, den Bruder ſchauſt du, welcher kam.
Du auch zum Bruder neige mir das Angeſicht,
Polyneikes! denn begegnend ſeinen Blicken ſprichſt,
Empfänglich ſeiner Rede, beſſ'res Wort du ſelbſt.
Hört, Kinder! eine weiſe Lehre geb' ich euch.
Wenn auch ein Freund dem Freunde zürnend, wiederum
Am dritten Ort ihn treffend, Aug' dem Auge gönnt,
Darf er nur Das bedenken, weſſenthalb er kam,
Und kein Gedächtniß haben für vergangnes Leid.
Sohn Polyneikes, dein nun iſt das erſte Wort;
Denn an der Spitze des Danaidenheers erſcheinſt
Du, Gewalt zu rächen, wie du ſagſt. Schiedsrichter ſei
Der Götter Einer, und Verſöhner dieſes Streits.

Polyneikes.

Einfach von Haus aus iſt der Wahrheit Redekunſt,
Und nicht bedarf das Rechte bunter Deutelei'n,
Sich ſelbſt genügend; Ungerechtes braucht allein,
Krank in ſich ſelber, Arzenei von feinem Witz.
Ich aber meint' es redlich mit dem Vaterhaus,
Mit mir und *Dem*, und zitternd vor des Fluches Macht,
Den Oedipus einſt über uns herabgewünſcht,
Mied ich im ſelbſtgewählten Bann das Vaterland,
Auf Jahreslauf ihm gönnend, Herr zu ſein der Stadt,
Um ſelbſt zu herrſchen auch, wenn die Reihe wechſelte,
Und nicht, mit ihm zu Feindſchaft ſchreitend und zu Mord,

Unrecht zu thun und leiden, wie es nun geſchieht.
Er war's zufrieden, feierlich beſchwor er mir's,
Und hält nicht, was er angelobte, nein! für ſich
Mit meinem Erb' und mit der Herrſchaft ſchaltet er.
Und noch, wird mir das Meinige, bin ich bereit,
Das Heer von dieſen Gränzen flugs zurückzuziehn,
Und zu wohnen, meinen Theil empfangend, in meinem Haus,
Und ihm dieſelbige Zeit zu laſſen abermals.
So ſtör' ich nicht den heimiſchen Frieden, lege nicht
Der Leitern ſtarke Sproſſen an den Thürmen an;
Was, wird mein Recht mir vorenthalten, ich zu thun
Muß wagen. Meine Zeugen ſind die Himmliſchen,
Daß ich, gerecht bei jedem Schritte, wider Recht
Um's Vaterland höchſt freventlich betrogen bin.
Dies Alles ſprach ich, keine Wortverdrehungen
Zuſammenhäufend, Mutter! nein, den Schwachen, wie
Den Weiſen, mein' ich, klingt's vernehmlich und gerecht.

Chor.

Mir zwar, wiewohl mich Hellas nicht erzogen hat,
Scheint wahrlich unverſtändig nicht, was du geſagt.

Eteokles.

Schien' Eines Allen von Haus aus ſchön und weiſ' zugleich,
Dann wär' die Welt von zweifelhaftem Streit befreit.
Nun aber gilt für ähnlich nichts ihr, nichts für gleich,
Als des Namens Schall, die Sache wechſelt immerdar.
Drum, Mutter, will ich's ſagen, nichts verheimlichend:
Ich ſtieg zum Himmelsſternenaufgang alſobald,
Und tief hinab zur Erde, könnt's ein Menſchenkind, —
Zu holen mir der Götter größte Herrſchermacht.
Nun dieſes Gut, o Mutter, will ich lieber mir
Bewahren, als es fremden Händen anvertrau'n.
Feigheit verräth, wer Größeres verloren giebt,

Und mit dem Kleineren ſich begnügt. Dann ſchäm' ich mich,
Daß Dieſer mit Waffen und Verwüſtung des Gebiets
Ertrotze, was er wünſchet. Wahrlich Theben ſelbſt
Wär's ewige Schmach, wenn bebend vor Mykene's Speer
Ich dieſem überließe meinen Königsſtab.
Nie ſollte mit dem Schwert er von Verſöhnungen,
O Mutter, reden; denn das Wort erobert auch,
Was immer nur der feindliche Stahl zu thun vermag.
Doch wenn er ſonſt im Lande ſich bequemen mag,
So ſei's! nur nicht mit Willen laſſ' ich Das geſcheh'n,
Daß ich ihm diene jemals, wenn ich herrſchen kann.
Kurz, Feuer komme, Schwerter kommen über mich!
Die Roſſe ſchirrt! mit den Wagen überſchwemmt das Feld!
Doch Jenem laſſ' ich meine Krone nimmermehr.
Denn muß man Unrecht einmal thun, am ſchönſten iſt's
Um einen Thron, ſonſt lebe man fromm und tugendhaft.

Chor.

Nicht ziemt mir ſchön zu reden zu nicht ſchönem Thun,
Denn das iſt ſchön nicht, bitter ſchmeckt es allem Recht!

Jokaſte.

Nicht alles Uebel, lieber Sohn, trifft ſich vereint
Beim Greiſenalter; glaube mir, Erfahrung weiß
Viel weiſern Rath zu geben, als die Jünglinge.
Was ringſt du nach der ſchlechteſten der Göttinnen,
O Sohn, nach Ehrſucht? Nimmer thu's! ſie iſt ungerecht!
In manchem Haus, in hochbeglückten Städten ging
Sie ein und aus zum Verderben der Betrogenen.
Sie iſt's, nach der du raſeſt. Das iſt ſchöner, Sohn! —
Die Gleichheit ehren, welche Freund' mit Freunden ſtets,
Mit Städten Städte, Kampfgenoß mit Kampfgenoß
Zuſammenbindet; Gleichheit iſt das heilige
Urrecht der Menſchen. Der Arme bleibt des Reicheren

Geſchworner Feind, und hebt den Tag des Haders an.
Ja die Gleichheit iſt's, die geltendes Gewicht und Maß
Die Menſchen lehret, und der Zahl Beſtimmung giebt.
Der Nacht umdämmert Augenlid und das Sonnenlicht
Durchlaufen ihren jährlichen Zirkel gleich getheilt,
Und, Keins von beiden neidiſch auf des Anderen Sieg,
Dient, wie die Sonne ſo die Nacht, den Sterblichen.
Und du, des gleichen Theiles froh, vermagſt es nicht,
Ihm ſeinen zuzutheilen? Heißt denn das gerecht?
Was liebſt du Herrſchaft, glückbegabten Uebermuth,
So maßlos, und hältſt dieſes für das höchſte Ziel,
Rings angeſtaunt dich in deinem Glanz zu ſehn? O Wahn!
Wünſch'ſt du bei vielen Schätzen im Palaſte dir
Viel Sorgen? Was iſt Ueberfluß? Ein Name nur.
enügend iſt Hinreichendes ja den Mäßigen.
uch ſind die Güter nicht der Sterblichen Eigenthum;
ein, was die Götter gaben, das verwalten wir,
nd, wann ſie wollen, nehmen ſie's hinwiederum.
eichthum iſt nicht beſtändig, ſondern wandelbar.]
ag', wenn ich zugleich zwei Fragen dir vorlege jetzt,
b du herrſchen oder deine Stadt erretten willſt?
irſt du das Herrſchen nennen? Falls nun dieſer ſiegt,
d Argos' Lanze die Kadmeierſpeere ſchlägt,
nn wirſt du dieſes Theben überwältigt ſeh'n,
irſt ſeh'n der Jungfrau'n viele zur Gefangenſchaft
it roher Kraft von feindlichen Männern fortgeſchleppt.
d ſo wird der Reichthum jammervoll für Theben ſein,
n du zu haben trachteſt, Ehrbegieriger!
r ſag' ich dieſes, aber dir, Polyneikes, dies:
kluge Gunſt hat dir Adraſtos zugewandt,
thöricht auch als Stadtverwüſter nahteſt du.
rich! wird das Land dir unterwürfig, (ferne ſei's,'

Ihr Götter!) welche Siegeszeichen ſtellſt du auf?
Welch Opfer dampft beim Sturze deiner Vaterſtadt?
Wird am Inachos des Waffendenkmals Aufſchrift ſein?
„Polyneikes weihet, als er Theben abgebrannt,
Den Göttern dieſe Schilde.“ Möchteſt du doch nie
Vom Munde der Hellenen ſolchen Ruhm empfah'n!
Doch, wirſt du beſiegt und überflog dich Deſſen Glück,
Wie kehrſt du, wenn dir Tauſend hier erſchlagen ſind,
Gen Argos heim? wo Mancher rufen wird: „Adraſt,
Fluch deiner Werbung, ob Einer Braut Verehlichung
Verderben wir!“ In zwiefach Uebel rennſt du, Sohn,
Sie einzubüßen und den Kampfpreis hier zugleich.]
Laſſet ab zu raſen, laſſet ab; entſetzlich iſt's,
Wenn Zweier Wahn in Einem Wunſch zuſammenrennt.

Chor.

O Götter, wendet gnädig dieſes Unheil ab,
Und ſtiftet Frieden unter Oedipus' Geſchlecht.

Eteokles.

Mutter, nicht um Worte gilt's zu ſtreiten; nein die beſte Zeit
Wird getödtet, deine Vorſicht führet auch zu keinem Ziel.
Anders will ich nichts vom Frieden wiſſen, außer, wie geſagt
Daß ich dieſes Stepter haltend Herrſcher ſei in Thebe's Stadt.
Drum verſchone nur, ich bitte, mich mit langen Mahnungen.
Aber du entweich aus dieſen Mauern, oder ſtirb ſogleich.

Polyneikes.

Und durch wen? So unverwundbar wüßt' ich keinen, der ſein Schwert
Nur zerſtörend zückte, gleichem Todesloos nicht ausgeſetzt.

Eteokles.

Von dir, dir nicht ferne ſteht er. Siehſt du dieſen meinen Arm?

Polyneikes.
Wohl, ich ſeh' ihn; doch der Reichthum ſchont ſein Leben und iſt feig.
Eteokles.
Drum wohl nahſt du mit ſo Vielen Dem, der nichts iſt, zum Gefecht?
Polyneikes.
Umſicht ziemt dem Feldherrn beſſer, als ein kühnes Abenteu'r.
Eteokles.
Muth zu prahlen giebt dir dieſe Stunde, die dein Leben ſchützt.
Polyneikes.
Abermals verlang' ich Scepter und mein Landestheil zurück.
Eteokles.
Hier iſt nichts zurückzufordern; ich bin Herr in meinem Haus.
Polyneikes.
Mehr als deinen Theil begehrend!
Eteokles.
Freilich! Nun hinweg von hier!
Polyneikes.
Vaterländ'ſcher Götter Opferheerde —
Eteokles.
Die du ſtürzen willſt.
Polyneikes.
Hört mich!
Eteokles.
Aber wer denn hörte, Vaterlandsbefehder, dich?
Polyneikes.
Eure Tempel, Götter ihr auf weißem Roß! —
Eteokles.
Sie haſſen dich.

Polyneikes.
Aus dem Vaterland verſtößt man mich. —
Eteokles.
Zerſtören willſt du's ja.
Polyneikes.
Ungerecht, ihr Götter!
Eteokles.
Hier nicht, in Mykene rufe ſie.
Polyneikes.
Gottlos Unnatürlicher!
Eteokles.
Doch nicht Feind des Vaterlands, wie du.
Polyneikes.
Der mich erblos weiſ't von dannen.
Eteokles.
Tödten auch noch will ich dich.
Polyneikes.
Vater, hörſt du, was ich leide?
Eteokles.
Ja, er hört auch, was du thuſt.
Polyneikes.
Und du, Mutter!
Eteokles.
Nennen darfſt du nicht mit Namen der Mutter Haupt.
Polyneikes.
Vaterſtadt!
Eteokles.
Nach Argos wandernd bete zu der Lerna Quell!
Polyneikes.
Unbeſorgt! ich gehe. Mutter, tauſend Dank dir!
Eteokles.
Fort von hier!

Polyneikes.
Laß mich nur noch meinen Vater ſchauen.
Eteokles.
Nie gewähr' ich's dir.
Polyneikes.
Aber doch die zarten Schweſtern!
Eteokles.
Auch nicht dieſe ſollſt du ſeh'n.
Polyneikes.
Meine Schweſtern!
Eteokles.
Wie denn kann ſie rufen noch ihr ärgſter Feind?
Polyneikes.
Nun ſo lebe glücklich, Mutter.
Jokaſte.
Wenn das Leiden Glück iſt, Sohn!
Polyneikes.
Nicht mehr bin dein Sohn ich.
Jokaſte.
Ach zu lauter Qual ward ich beſtimmt!
Polyneikes.
Der da hat an mir gefrevelt.
Eteokles.
Frevelſt du nicht auch an mir?
Polyneikes.
Sprich, vor welchem Thurme wirſt du ſtehen?
Eteokles.
Warum fragſt du dies?
Polyneikes.
Gegenüber dir zum Morde komm' ich.
Eteokles.
Meine Seele brennt.

B

Jokaſte.

Was beginnt ihr Kinder, ach!

Eteokles.

Das lehrt die That.

Jokaſte.

O flieht ihr nicht
Eures Vaters Rachegeiſter?

Eteokles.

Fahre hin das ganze Haus!

Polyneikes.

Wahrlich nicht ſobald noch feiert mein dem Blut geweihtes Schwert.
Doch das Land, das mich geboren, und die Götter zeugen mir,
Daß entehrt ich, Unerhörtes leidend, ausgeſtoßen bin,
Wie ein Sclav, nicht wie deſſelben Oedipus, des Vaters Sohn.
Wenn denn Leid dir, Stadt, begegnet, mich nicht, Dieſen zeih' der Schuld.
Denn ich kam ja nur gezwungen, und gezwungen ſcheid' ich nun.
Du auch, Phoibos, Fürſt der Straßen, und ihr Hallen fahret wohl,
Ihr Geſpielen! und der Götter opferreiche Bildniſſe!
Denn ich weiß nicht, ob ich jemals wieder euch begrüßen darf.
Doch es ſchläft ja Hoffnung nimmer. Mit den Göttern denk' ich noch
Den zu tödten und als König zu beſteigen Thebens Thron.

Eteokles.

Fort! Der Vater hat bedeutſam wie in gotterfülltem Geiſt
Nach dem Streite, deiner Neigung, Polyneikes[8] dich genannt.

Chor.

Strophen.

Kadmos von Tyros kam hieher,
Dem ein viergeſchenkelt Kalb
Hier den ungebändigten Leib hin-
ſtreckte, Götterſpruch vollendend,
Da zu wohnen, wo Apolls
Sehermund Aoniens
Weizenflur verheißen hat,
Wo ſchönwäſſernder Quellen Naß
Dirke's durch die graſigen
Und tiefgefurchten Au'n
Feldbefruchtend rinnt.
Wo den Bromios gebar einſt
Zeus vermählt, die Semele,
Und auch kränzeflechtender
Den Knaben plötzlich umrankender
Epheu mit blumigem Gezweig
Die holde Bruſt des Seligen beſchattete.
Drob erklingt im Jubel
Thebe's Mädchen Bakchos Reigen,
Und der Weiber Evoe.

Gegenſtrophe.

Dort, wo des Ares Drache war
In der grimmigblut'gen Hut,
Waſſerflächen und der Quelle

---

[8] D. i. Streitbold oder Vielſtreit.

Grünes Bette mit der Augen
Irrem Stern bewachend, den
Kadmos bei dem Opferbad
Mit dem Marmorgeſtein erſchlug,
Im zermalmenden Wurf des Arms
Treffend durch den blutgen Schlund.
Auf Pallas, der von Zeus
Mutterloſen, Rath
Streut' in tiefgegrabne Furchen
Er des Drachen Zähne ein.
Da entſtiegen ſchnell herauf
In Erz die Männer, o Wunderſaat!
In langen Reih'n; doch eiſerner
Mord ſtieß ſie wieder in der Erde Schooß hinab,
Und begoß mit Blut die
Erde, welche kaum des Aethers
Sonn'gem Hauche ſie gezeigt.

Nachgeſang.

Dich auch, welchen Io einſt,
Sie, Ahnin unſres Stamms,
O Epaphos! dem Zeus geboren,
Rufe ich, ruf' mit Barbarlauten ich,
Auf! und höre mein Gebet!
Nahe, nahe dieſem Land,
Welches Enkel angebaut,
Das die doppelnamigen,
Perſefaſſa, Göttin, und
Damater auch, die
Allherrſcherin, und, die Alles nähret, Ga,
Sich wählten. O ſend' die Göttinnen
Im Fackellicht dem Land zum Schutz,
Alles iſt ja Göttern leicht!

Es werden nun die Vorbereitungen zum Kampf und zur Vertheidigung der Stadt getroffen. Teireſias verkündet dann, daß Theben nur gerettet werde, wenn Kreon ſeinen Sohn Menoikeus dem Kriegsgotte zum Opfer bringe. Kreon ſträubt ſich dagegen, aber Menoikeus bringt ſich freiwillig dem Vaterlande zum Opfer dar. Ein Bote verkündet darauf, daß die Feinde abgeſchlagen ſind, und Eteokles und Polyneikes den Krieg durch Zweikampf entſcheiden wollen. Jokaſte eilt, es zu verhüten, doch es iſt zu ſpät, beide Brüder ſind ſchon gefallen. Sie ſtirbt neben ihren Söhnen. Antigone bringt nun die Verblichenen nach Theben, um ſie zu beſtatten. Sie ruft Oedipus herbei, um an der Todtenfeier Theil zu nehmen; da aber verbannt Kreon den Oedipus und verbietet der Antigone die Beerdigung des Polyneikes. Antigone lehnt ſich dagegen auf und begleitet Oedipus in das Exil.

Die Schutzflehenden.

Die Witwen der vor Theben Gefallenen haben nicht die Erlaubniß erhalten, dieſe zu beerdigen. Sie begeben ſich nach Eleuſis in Attika zu König Theſeus und flehen um ſeinen Beiſtand; Aethra, des Königs Mutter, nimmt ſich ihrer an bei ihrem Sohne. Theſeus rückt nun in das Feld gegen Kreon, ſchlägt ihn, und zwingt ihn es zu erlauben. Dann führt er die Leichen nach Eleuſis, wo die Todtenfeier begangen wird. Adraſtos von Argos gelobt nun dankbar, daß nie Argos mit Athen Krieg führen ſolle. Die Göttin Athene erſcheint, ermahnt die Athener zu dieſem Bündniß, und die jungen Söhne der Erſchlagenen, dereinſt für ihre Väter an Theben Rache zu nehmen.

Euripides ſoll dieſes Stück gedichtet haben, um die Athener zum Bündniß mit Argos zu bewegen und zum Haſſe gegen das feindlich geſinnte Theben zu reizen (420 v. Chr. Geb.) —

Iphigenie in Aulis.

Aus dem Sagenkreiſe des Trojanerkrieges. Ungünſtige Winde halten die Griechen auf dem Zuge nach Troja, im Hafen von Aulis an der Küſte von Böotien, zurück. Der Seher verkündet die Gunſt der Götter nur dann, wenn Agamemnon ſeine Tochter Iphigenie der Artemis opfere. Nach heftigem Kampfe iſt Agamemnon bereit; er hat Klytämneſtra und Iphigenien kommen laſſen unter dem Vorwande, die Letztere mit Achilleus zu vermählen. — Das Opfer ſoll vollzogen werden, da rettet Artemis ſelbſt die Jungfrau und bringt ſie nach Tauris, während ſie für dieſelbe auf dem Altar eine Hündin unterſchiebt.

Sehr ſchön hat Euripides in dieſem Drama die ſich ergebende Frömmigkeit der Iphigenie, welche Achilleus retten will, geſchildert. Wir ſchalten dieſe Scene (V. 1351—1510) in Ludwig's Verdeutſchung ein:

Iphigenia.

Liebe Mutter! höret an
Meine Reden; denn vergebens ſeh' ich deinem Gatten dich
Zürnen; ſchwer iſt's, uns zu ſtemmen gegen das Unmögliche.
Zwar der Fremdling hier verdienet ſeines Eifers wegen Lob;
Aber auch du mußt bedenken, daß dich das Heer nicht läſtere,
Und wir doch nichts weiter ſchaffen, während Er[1] es büßen muß.
Hör' denn, was mir Ueberlegung, Mutter! eingegeben hat:
Sterben iſt bei mir beſchloſſen, und vollenden will ich's auch
Rühmlich; jede niedre Regung bannend aus der freien Bruſt.
D'rum erwäge mit mir weiter, Mutter, ob ich's ſchön gedacht:
Auf mir ruht jetzt jedes Auge Griechenlands, des herrlichen,
Und auf mir die Fahrt der Schiffe und der Fall der Phrygerſtadt,
Und ſo künftig die Barbaren liſtig ſind nach Griechenfrau'n,
Daß man ſie auf Hellas ſel'gem Boden nimmer rauben läßt,
Wenn für Helena ſie Verderben büßten, welche Paris ſtahl.
Alles dieſes werd' ich ſterbend ſchirmen, und mit Ruhm bedeckt
Wird mein Name, wenn ich werde Griechenlands Befreierin.
Warum ſollt' ich allzu ängſtlich lieben auch dies Lebenslicht?
Da du mich gemeinſam allen Griechen, nicht dir allein, gebarſt.

---

[1] Achilleus.

Wahrlich, tauſend Männer werden, mit dem Eiſenſchild bewehrt,
Tauſend, die am Ruder ſitzen, für's gekränkte Vaterland
Wagen, auf den Feind zu ſtoßen, und für Hellas untergeh'n,
Und nur ich, ein einzig Leben — ſollte hindern alles Das?
Wäre dieſes Recht, und könnten wir ein Wort entgegenthun?
Auch auf Jenes laß uns kommen: nicht mit allen Griechen darf
Er zum Kampf des Weibes wegen ſchreiten und verloren ſein;
Denn Ein Mann verdient vor zehentauſend Frau'n das Licht zu ſeh'n.
Doch gefiel es hinzunehmen meinen Leib der Artemis:
Soll ich in den Weg der Göttin treten — eine Sterbliche — ?
Nein, unmöglich iſt's; ich gebe meinen Leib für Griechenland.
Opfert mich, zerſtöret Troja: dieſes wird mein Denkmal ſein
Ewig, dieſes meine Kinder, Hochzeitfeſt und Ehrenkranz.
Und Barbaren ſoll der Grieche, nicht den Griechen der Barbar,
Mutter! (wie ſich's ziemt) beherrſchen; *Die* ſind Sclaven, Freie wir.

Chor.

Hochherzig zwar, o Mädchen, lautet dein Beſchluß;
Doch *der* des Schickſals und der der Göttin krankt zumal.

Achilleus.

Agamemnon's Kind! der Götter einer ſchüfe mich,
Wenn deine Hand mir würde, zum Glückſeligſten;
Um dich beneid' ich Hellas, und um Hellas dich.
Denn edel ſprachſt und würdig du des Vaterlands,
Und vom Kampf abſtehend gegen Götterübermacht
Haſt Schönes du im Unabwendbar'n auserwählt.
Mehr noch ergreifet Liebesſehnſucht mich nach dir,

Nun in dein Weſen ich geſchaut, du Herrliche!
Erwäg' es wohl, ich möchte gern dir Gutes thun,
Und heim dich führen; Thetis zeug' es, mich betrübt's,
Wenn ich dich nicht retten, kämpfend mit den Danaern,
Darf; o bedenk's, ein ſchrecklich Uebel iſt der Tod.

Iphigenia.

Das ſag' ich, frei von Rückſicht gegen Jedermann:
Es hat durch Schönheit Männerkrieg und Mord genug
Die Tyndaridentochter angeregt; o Freund!
Stirb nicht für mich, noch tödte Jemand meinethalb,
Nein, Hellas laß mich retten, wenn ich das vermag.

Achilleus.

Erhab'ne Seele! Nichts auf dieſes hab' ich mehr
Zu ſagen, weil dir's alſo wohlgefällt. Du denkſt
Hochherzig; (warum ſagte man die Wahrheit nicht?)
Vielleicht jedoch bereuteſt du noch dieſen Schritt.
So hör' und merk' dir dieſes Wort aus meinem Mund:
Ich eile jetzt mit dieſen Waffen zum Altar,
Nicht zuzulaſſen, nein, zu hindern deinen Tod.
Vielleicht du nimmſt bei meinem Worte mich noch ſelbſt,
Wenn du den Mordſtahl nahe deinem Nacken ſiehſt.
In deiner Unbeſonnenheit ſtirbſt du mir nicht!
Denn mit dieſen Waffen vor der Göttin Heiligthum
Erſcheinend harr' ich dorten deiner Gegenwart.

Iphigenia.

Was, feucht das Aug' von Thränen, Mutter, ſchweigeſt du?

Klytämneſtra.

Ich habe Grund, ich Arme, tiefbetrübt zu ſein.

Iphigenia.

Hör' auf, und mach ſchwachherzig mich nicht; willfahr' mir Eins.

Klytämneſtra.
Sprich, nichts verweigert werden wird dir, Kind! von uns.
Iphigenia.
So ſchneide nicht von deinem Haar die Locken ab,
[Und lege nicht um deinen Leib ein ſchwarz Gewand].
Klytämneſtra.
Was ſagſt du da, Kind? die ich doch verloren dich?
Iphigenia.
Das wirſt du nicht; ich lebe dir zu hohem Ruhm.
Klytämneſtra.
Wie ſagſt du? Nicht beweinen ſoll ich deinen Tod?
Iphigenia.
Mit nichten! Mir wird kein Hügel auf dem Grab gedämmt.
Klytämneſtra.
Wie ſo? Iſt Grab und Sterben nicht daſſelbige?
Iphigenia.
Der Zeusgebor'nen Göttin Altar wird mein Maal.
Klytämneſtra.
Nun Kind, ich will dir folgen; denn du ſprichſt ſo ſchön.
Iphigenia.
Ja ſelig bin ich, Griechenlands Befreierin.
Klytämneſtra.
Was ſoll von dir ich den Schweſtern denn verkündigen?
Iphigenia.
Auch ihnen häng' nicht ſchwarze Trauerkleider um.
Klytämneſtra.
Und ſag' den Jungfrau'n ich auch von dir ein holdes Wort?
Iphigenia.
Ein Lebewohl. Oreſtes zieh zum Mann mir auf!
Klytämneſtra.
Zum letzten Mal ihn ſchauend drück' ihn an dein Herz.

Iphigenia.
(Ihren Bruder umarmend.)
Du ſtandſt, o Liebſter! ſo gut du konnteſt, Freunden bei.
Klytämneſtra.
Kann ich dir in Argos einen Dienſt noch etwa thun?
Iphigenia.
Den, — haſſe meinen Vater, deinen Gatten nicht.
Klytämneſtra.
Der muß durch ſchwere Kämpfe laufen deinethalb.
Iphigenia.
Gezwungen hat für Griechenland er mich verderbt.
Klytämneſtra.
Mit Liſt, unedel, nicht wie's des Atreus würdig iſt.
Iphigenia.
Wer geht mich führen, eh' man mir die Locken zauſ't?
Klytämneſtra.
Ich gehe mit dir, ich!
Iphigenia.
Nein, du nicht; das wär' nicht gut.
Klytämneſtra.
An dein Gewand mich hängend.
Iphigenia.
Mutter! folge mir
Und bleib', da mir und dir auch Solches ſchöner ſteht;
Und von des Vaters Dienern einer leite mich,
Wo man mich wird ſchlachten, hin zur Flur der Artemis.
Klytämneſtra.
O Kind, du gehſt?
Iphigenia.
Und kehre nimmermehr zurück.
Klytämneſtra.
Verläß'ſt die Mutter?

Iphigenia.
Aber ſchuldlos,[2] wie du ſiehſt.

Klytämneſtra.
Halt, ſcheide nicht von hinnen!

Iphigenia.
Weinen darfſt du nicht. —
Ihr aber, Jungfrau'n, ſtimmet frohen Lobgeſang
Der Artemis, des Zeus erhabner Tochter, an
Aus meinem Schmerz, den Danaern zum Segenswunſch.
Herbei mit Opferkörben! Heil'ges Gerſtenmehl
Steig' reinigend aus den Flammen auf; und Vater, du
Ergreif den Altar mit der Rechten, denn mich treibt's
Siegreiches Heil zu ſchaffen dem Hellenenvolk.
So führt mich denn, Troja's und
Phrygien's Erobrerin!
Reicht Kränze mir und umwindet mich;
Ein Kranz gebührt dieſem Haar.
Tanzt, mit heil'ger Quellfluth
Das Heiligthum beſprengend,
Um den Altar, Artemis,
Artemis, die ſelige
Königin beſingend, daß denn, muß es ſein,
Tilge den Götterbeſchluß
Dies mein Blut und Opfer.
O würdige, würdige Mutter! nun
Bringen wir dir hier unſere Thränen noch dar,
Denn beim Opfer ziemt ſich's nicht.
O ihr Mädchen, preiſ't
An der Gegenküſte von
Chalcis die Göttin mit mir,

---

[2] Oder: „ruhmvoll".

Woſelbſt Kriegsſpeere harren noch
Meinetwegen an den Auliſchen
Meerumengten Buchten.
Wohlauf, o Muttererd', Pelasgia!
Und du Mykene, meine Heimath!

Chor.

Die Stadt des Perſeus rufſt du, von
Cyklopenhänden einſt erbaut.

Iphigenia.

Für Hellas ſchufeſt du mich ein Licht,
Und nicht zu ſterben weigr' ich mich.

Chor.

Dafür bedeckt dich ew'ger Ruhm.

Iphigenia.

Wohlauf, wohlauf!
O du Fackelträger Tag!
O Glanz des Zeus! zu einer anderen
Welt und zu andrem Loos wallen wir.
Lebewohl, du liebes Licht!

Chor.

Wohlauf! Wohlauf!
Und ſehet hier Troja's und
Phrygien's Erobrerin
Hinſchreiten, ganz mit Kränzen ihr Haupt umwallt,
Und bethaut mit Weihfluth,
An der Göttin Blutaltar
Blut'ge Ströme bald nun auszuſtrömen,
Wenn des Leibes ſchöngewachſ'ner Hals gefällt iſt.
Schönbethauende Vaterquellen
Und Weihefluthen harren dein,
Und Griechenland's Heeresmacht,

Die nach Ilion begehrt.
Laßt uns nun die Tochter Zeus'
Anrufen, Artemis die Himmelsfürſtin,
Uns zu günſt'gen Führungen.
O Hehre! Die du dich
Erfreuſt der Menſchenopfer, ſend' ins Phrygerland
Hellas' Kriegsvolk, ſend's zu den
Trüg'riſchen Sitzen Ilion's hin,
Und für Hellas auch im Speerkampf
Laß Agamemnon den herrlichſten Kranz
Gewinnen, und ewigen
Siegerruhm ſeinem Haupt umwinden.

Die Troerinnen.

Aus dem Sagenkreiſe des Trojanerkrieges. Troja iſt gefallen, die Frauen vom Hauſe des Priamos werden nebſt anderen trojaniſchen Frauen, die den Chor bilden, als Gefangene zu den Griechen gebracht. Kaſſandra iſt dem Agamemnon, Andromache dem Neoptolemos, Hekabe (Hekuba) dem Odyſſeus anheimgefallen. Polyxena fiel als Sühnopfer dem Achilleus und Aſtyanax (Hektors Söhnchen) ward von der Mauer geſchleudert. Die Klagen der Frauen, namentlich der Hekuba, füllen das ganze Drama; als die Frauen fortgeführt werden, ſtürzt Troja hinter ihnen in Aſche zuſammen.

Hekabe.

Dieſe Tragödie ſpielt ebenfalls im Lager der Griechen, Troja gegenüber. Im erſten Theil derſelben wird Polyxene auf dem Grabe des Achilleus geopfert, im zweiten erfährt die Greiſin, daß ihr Sohn Polydoros von ihrem Gaſtfreunde Polymeſtor aus Habſucht erſchlagen, verſtümmelt und in das Meer geworfen ſei. Der Letztere wird herbeigerufen, von Hekabe und dem Chor durch Liſt ſeiner Augen beraubt und ſeine Kinder werden getödtet. Agamemnon entſcheidet nun zwiſchen Beiden zu Gunſten der Hekabe, droht dem Polymeſtor mit Ausſetzung auf eine wüſte Inſel und befiehlt der Hekabe, die Ihrigen zu beerdigen, dem Chor der Troerinnen aber, ſich zur Abfahrt zu rüſten. Dieſer ſchließt das Stück, ſich in ſein trauriges Loos ergebend.

Andromache.

Gleichfalls aus dem trojaniſchen Sagenkreiſe. Andromache, Hektors Witwe, war die Beute des Neoptolemos geworden und mußte ſich dem Unvermeidlichen fügen. Sie gebar ihm einen Sohn, Molottos. Später vermählte ſich Neoptolemos mit Hermione, Oreſtes Braut, Menelaos Tochter. Dieſe, Andromachen aus Eiferſucht haſſend, beſchließt den Untergang derſelben und ruft ihren Vater zu ſich. Menelaos will Andromache und ihren Sohn tödten, wird aber von dem Greiſe Peleus daran verhindert. Oreſtes hat unterdeſſen den Neoptolemos in Delphi tödten laſſen und raubte Hermionen. — Die Todtenfeier um Neoptolemos beginnt. Da erſcheint Thetis, befiehlt ihren Enkel in Delphi zu begraben, der Andromache aber, mit ihrem Sohne zu den Moloſſern zu ziehen, und prophezeiht ihrem Gatten Peleus Unſterblichkeit.

Euripides beabſichtigte mit dieſer Tragödie den Haß der Athener gegen die Spartaner zu nähren (419 v. Chr.).

Helena.

Ein ſeltſames Drama, eher eine Komödie nach unſeren Begriffen, als eine Tragödie. Eine alte Sage erzählt, Helena ſei nicht wirklich von Paris entführt worden, ſondern nur ein Scheinbild derſelben, das Here ihm untergeſchoben und das Menelaos nach Troja's Fall mit ſich nahm, es ebenfalls für ſeine Gattin haltend, während dieſe ſich auf Pharos unter ſtrenger Hut befand. Hierauf hat Euripides ſein Drama gebaut, deſſen Inhalt wir hier geben, wie ihn Ludwig in der Einleitung zu ſeiner Ueberſetzung mittheilt:

„Nachdem wir im Prologe aus dem Munde der Helena ſelbſt ihre Entrückung nach Aegypten zu Proteus und ihr unverdientes Schickſal wegen der ihr aufgebürdeten Untreue, und jetzt nach Proteus Tode, an deſſen Grabmal ſie eine Zuflucht geſucht hat, ihre mißliche Lage, da ſein Sohn Theoklymenos leidenſchaftlich um ihre Hand buhle, erfahren haben, tritt ein helleniſcher Flüchtling auf, Teukros, Telamons und Ajas' Bruder. Als Verbannter iſt er im Begriff, eine Heimath in dem nahen Kypros zu ſuchen. Durch ihn, den ungemein Ueberraſchten, hier ein der Helene, die er ja haſſen muß, ſo ähnliches Weib zu erblicken, erfährt ſie, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, Troja's Zerſtörung, und daß Menelaos mit der Scheinhelene verſchwunden ſei und in Hellas für todt geſagt werde. Auch Leda's und der Dioskuren Tod in Folge ihrer Trauer über Helene's Schmach muß ſie vernehmen. Den Teukros, welcher ihr den Zweck ſeiner Reiſe mitgetheilt hat, warnt ſie vor dem Griechenfeind Theoklymenos, und bezeichnet ihm das Ziel ſeiner Fahrt, worauf dieſer voll Anerkennung des edlen Herzens, das in einem der Helene ſo gleichen Leibe ſchlage, ſich wieder entfernt.

Da die in Helene angeregte Stimmung tiefe Trauer iſt, ſo ſind die folgenden Scenen vorherrſchend lyriſche Ergießungen der Helene und des Chores, welchem jene mittheilt, was ſie ſo eben vernommen. Sie beklagt ihr Schickſal, die unverdiente Beſchimpfung ihres Namens, ihre Knechtſchaft und jetzige Hoffnungsloſigkeit, und den Verfall ihres Hauſes in Folge ihrer Leiden, nicht Thaten.

Der Tod ſei ihr, der ihre Schönheit endloſen Jammer gebracht habe, alleiniger Wunſch. Der Chor tröſtet ſie, ſie ſolle dem Worte des Fremden keinen Glauben ſchenken, und giebt den Rath, ſich bei der Prophetin Theonoë Gewißheit über das Schickſal ihres Mannes zu verſchaffen.

Unter wiederholten Klagen über ihr Geſchick und die Folgen ihrer Schönheit begiebt ſich Helene mit dem Chore zu Theonoë in den Palaſt. Die Scene iſt leer. Menelaos erſcheint im Aufzuge eines Schiffbrüchigen und erzählt ſeine Abenteuer. Nun wolle er ſich umſehen, wo in der Welt er ſich befinde. Zugleich erfahren wir, daß er die von Troja mitgebrachte Helene in einer Höhle am Strande unter der Obhut ſeiner geretteten Freunde zurückgelaſſen habe. Da er von Ferne den königlichen Palaſt erblickt hatte, ſo hofft er, hier Hilfe zu finden. Er klopft an der Pforte und kommt mit einer alten Pförtnerin in's Geſpräch, die ihn als Hellenen mit rauhen Worten abweiſ't. Er nimmt gegen ſie eine gebieteriſche Stellung ein, wird aber verhöhnt. Doch erfährt er am Ende ſoviel, daß er ſich in Aegypten befinde, daß der König die Griechen verfolge, und daß der Grund hievon die Anweſenheit Helenes von Sparta, der Tochter Tyndareus' ſei. Der König befinde ſich (eben ihretwegen) in einer Mißſtimmung, und ſie rathe ihm wohlmeinend, er ſolle ſich eilends davon machen.

Menelaos, welcher anfangs geglaubt hatte, die in der Höhle befindliche Helene möchte ihm entführt worden ſein, iſt, da die Alte verſicherte, jene Helene ſei vor dem Zuge der Griechen nach Troja hieher gekommen, ganz verblüfft, beruhigt ſich aber einigermaßen bei dem Gedanken, daß dieſelben Namen in verſchiedenen Ländern zu Hauſe ſein können. Sein Entſchluß iſt, im Vertrauen auf ſein Unglück und ſeinen Namen, den Herrn des Hauſes, der ſich auf der Jagd befindet, abzuwarten. Nur die Nothwendigkeit könne ihn, den König, treiben, vor anderen Herrſchern als Nothleidender zu erſcheinen. Der Chor kehrt zurück und verkündet den Spruch der Theonoë: Menelaos lebe noch und irre auf dem Meere umher. Ihm folgt Helene, freudig bewegt, denn die Seherin hat ihr geſagt, Menelaos ſei in der Nähe. Sehnlich wünſcht ſie ſein Kommen. Schon ſteht er vor ihr, aber ſie flieht voll Entſetzen; denn der Mann, der ihr nahen will, hat ein ſchrecklich wildes Ausſehen. Sie fürchtet in ihm eine Kreatur des zudringlichen Theoklymenos. Menelaos, der ſie an's Grabmal verfolgt, iſt außer ſich, er erkennt bekannte Züge, das Weib gleicht Helenen von dem Wirbel bis zur Zehe. Man ſtellt ſich, man fragt ſich aus. Auch Helene erkennt ihren, durch Gottes Wunder gefundenen Gemahl. Schon breitet ſie liebevoll ihre Arme aus.*) Menelaos prallt zurück; ſein Weib iſt ja in der Höhle;

---

*) Ariſtophanes verſpottet dieſe Scenen Thesmophor. V. 905 f.

ſo ſehr ſie Helenen gleicht, ſie kann es nicht ſein. Sie giebt ihm den Schlüſſel zu dem Geheimniß: nicht ſie, ihr Scheinbild ſei gen Troja gekommen. Er glaubt es nicht. So muß denn die Unglückliche, lang Ausharrende, den Gemahl verlieren in dem Augenblicke, wo ſie ihn fand. Menelaos eilt hinweg. Da erſcheint ein Eilbote vom Strande, und erſtattet den Wunderbericht, die Helene in der Höhle ſei zum Aether, ihrer Heimath, aufgeflogen, mit der Erklärung, ſie ſei nur ein Luftbild geweſen und des Tyndareus' Tochter unſchuldig in ſchlimmen Ruf gerathen. Der Bote, welcher Helene hier wieder leibhaft vor ſich hat, vereifert ſich, ſie mit jener verwechſelnd, zu einer artigen Strafrede. Dem Menelaos aber ſind die Schuppen von den Augen gefallen, und nun wird von beiden Seiten, nach der individuellen Stellung eines Jeden, die Freude des Wiederſehens gefeiert, und ein Herzensaustauſch über die Vergangenheit, die Zeit der Trennung und ihre Urſache, und über das zu Hauſe eingetretene Unglück gepflogen, in welchem Helene auf's Aeußerſte bewegt, als welche auf einmal nach ſo vielen Leiden das Glück der freudigſten Ueberraſchung genießt, Menelaos dagegen ruhiger und gemäßigter ſpricht, als welcher nur den Schein mit der Wahrheit, Helene um Helene, zu vertauſchen hatte.

Der Bote, der auch Theil nimmt an dem Geſpräche, und durch ſeinen Herrn überzeugt wird, daß die vor ihm

Stehende die wahre Helene ſei, ſpricht ſich, gegen ſie gewendet, über die Unerforſchlichkeit des göttlichen Weſens aus, und äußert den ſchönen Gedanken, daß der Menſch, wenn er eifrig ſuche, nicht finde, und daß ihm ſein Glück ohne ſein Zuthun von ſelbſt zufalle. Zugleich bezeugt er ſeine herzliche Freude über die unbefleckte Ehre ſeiner Fürſtin, als ein alter theilnehmender Diener. Jetzt ſendet ihn Menelaos zu den Freunden ab, um dieſe von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und auf die Zukunft vorzubereiten. Der Bote geht ab, nachdem er zuvor ſeinen Unglauben an Orakel (Kalchas hatte kein Wort geſagt, daß man für eine Wolke vor Troja kämpfe) ausgekramt hat. Menelaos und Helene bleiben. Aber auf Freud folgt Leid. Nach kurzen Fragen der Gemahlin an den Gemahl über ſeine Abenteuer und die Dauer ſeiner Irrfahrt offenbart ihm Helene, daß leider hier ſeiner der Tod harre, und theilt ihm die Abſicht des Königs auf ſie mit. Nur Ein Mittel der Rettung gäbe es, wenn Theonoë ihrem Bruder ſeine Abweſenheit verſchweige. Sei ſie aber nicht zu bewegen, ſo müſſe er ſterben und ſie ſich freien laſſen. Das Zwiegeſpräch iſt fein ſo angelegt, daß Menelaos Eiferſucht durch die erſt abrathenden und dann kein Mittel übrig laſſenden Worte der Helene angeregt wird. Darum muß ſie ihm Treue ſchwören, und auch er iſt entſchloſſen, falls Alles fehlſchlüge, ſich mit ihr auf dem Grabmale zu tödten. Man hört die

Riegel klirren. Theonoë kommt. Bange Erwartung. Feierlich zieht ſie auf; der gemeine Boden, den die Prophetin betritt, ſelbſt die Luft muß durch Feuer und Räucherung gereinigt werden. Da ſie als Gottvertraute in den Rath des Himmels ſchaut, ſo verkündet ſie dem Menelaos, daß jetzt eben dort ſeine Sache verhandelt werde; Here ſei nunmehr für ihn, und nur Kypris gegen ihn. Träte ſie der Here bei und verſchwiege ſein Daſein ihrem Bruder, dann wäre er gerettet. Aber das ſei gefahrvoll, und ſo beordert ſie denn bereits eine Dienerin an den König. In dieſem kritiſchen Momente fällt Helene vor ihr nieder und fleht, daß die Tochter ſie, die ihrem Vater von Hermes anvertraut worden, dem nun erſchienenen Gemahl im Namen des Proteus zurückgeben möge. Das fordere ihr göttliches Amt, die Gerechtigkeit, die Rückſicht auf die Wiederherſtellung ihres (der Helene) guten Namens, und die Achtung vor ihrem Vater. Auch Held Menelaos muß noch eine Rede halten. Er nimmt einen höchſt mannhaften Anſatz. Er will Recht, nicht Gnade. Er ſucht indirect auf das Herz der Jungfrau zu wirken, indem er eine rührende Apoſtrophe an den todten Proteus und auch an den durch den trojaniſchen Krieg reichlich vorausbezahlten Hades richtet. Endlich kündigt er drohend ſeinen Entſchluß an, wenn ihr Bruder einen Zweikampf ausſchlüge, ſich hier mit ſeiner Gattin zu opfern. Die fromme Theonoë entſcheidet ſich zur

Gunſten der beiden Unglücklichen, und überläßt ihnen ſelbſt, mit Anrufung der Götter ihren Rettungsplan zu entwerfen. Das geſchieht. Menelaos räth hin und her. Die Liſt des Weibes hilft durch. In einem lebhaften Zwiegeſpräch wird dieſe dahin näher beſtimmt: daß ſie ein Schiff von dem Könige verlangen wolle, um nach griechiſcher Sitte ihrem im Meere umgekommenen Gemahl Todtenopfer darzubringen. Menelaos ſelbſt muß den einzigen aus dem Schiffbruche Entronnenen und den Boten ſeines Todes ſpielen. Helene entfernt ſich, um die Trauertoilette zu machen und Menelaos bleibt am Grabmale zurück.

Der Chor ruft die Philomele zur Geſellſchaft herbei, indem er das Schickſal der Helene, Troja's, der Hellenen vor Troja und auf der Rückfahrt, wie auch des Menelaos Meerunfälle beklagen will. In der zweiten Strophe wird Helene's Beſchimpfung, obwohl ſie göttlicher Abkunft iſt, bedauert und daran ein beachtenswerther Gedanke über die Widerſprüche oder vielmehr Entſtellungen des göttlichen Weſens angeknüpft. In der Gegenſtrophe wird der Fluch des Krieges und die Eitelkeit des Kriegsruhmes hervorgehoben.

Theoklymenos kehrt von der Jagd zurück. Er hat gehört, ein Hellene habe ſich in's Land eingeſchlichen. Er erſtaunt, Helene nicht mehr am Grabmale zu ſehen, und befürchtet, ſie möchte bereits entflohen ſein. Schon werden Anſtalten zur Verfolgung getroffen; da tritt Helene aus dem Palaſt im Trauercoſtüme, und verkündigt ihm den Tod des Menelaos, den ihr dieſer Fremde hinterbracht habe. Nicht länger, ſagt ſie, wolle ſie jetzt ſeiner Neigung widerſtreben und ſich mit ihm ausſöhnen. Nur das bitte ſie, daß er ihr geſtatte, im Meere dem Menelaos die letzte Ehre zu erweiſen. Menelaos ſelbſt, als mit derartigen Ceremonieen beſſer vertraut, muß das Detail des zur Ausführung Nothwendigen angeben. Der freudige, durch die ſchlauen und doppelſinnigen Worte der Helene gewonnene König geſteht Alles zu. Iſt ja dieſe Treue und Anhänglichkeit ihm ſelbſt eine glückliche Vorbedeutung. Unter neckenden Reden, indem Menelaos die Helene zur Treue gegen den gegenwärtigen Gemahl aufmuntert, und ſie ſich untadelhaft zu zeigen verſpricht, entfernen ſie ſich hineinwärts; denn Menelaos hat ein Bad nöthig und ſoll die Kleider wechſeln.

Der Chor beſingt die Geſchichte der Verſöhnung der Idäiſchen Mutter, wegen des Raubes ihrer Tochter Perſephone.

Nun erſcheint Helene, und meldet, daß alle Anſtalten zur Abreiſe beſtens getroffen ſeien. Noch einmal verſucht Theoklymenos, ſie zurückzuhalten; denn ihm bangt, ſie möchte ſich, durch ihren Schmerz hingeriſſen, dem Gatten nachſtürzen. Sie benimmt ihm einerſeits dieſe Furcht, ſtellt ihm aber andernſeits die Nothwendigkeit der

Pflicht entgegen. Theoklymenos weiſ't ein Schiff an und ertheilt nach dem Wunſche der Helene dem Menelaos den Oberbefehl. Sie weiß den König durch die Verſicherung ihrer Liebe und Dankbarkeit ſchlau zu umſpinnen, und als er ſich ihr zur Begleitung anbietet, ihn auch da durch den Gedanken, daß das unter ſeiner Würde ſein würde, zu beruhigen. Um ſo eiliger giebt der König nun die Befehle zu unverzüglicher Zurüſtung des Vermählungsfeſtes und bindet es dem Menelaos auf, ja recht bald wieder zu kommen. Dieſer aber fleht den Vater Zeus um Hülfe und Rettung an. Ein bezaubernder Chorgeſang folgt, welcher in der erſten Strophe ein munteres Schifferlied enthält und mit einem lieblichen Anruf an das rettende Ruder beginnt.*) In der Gegenſtrophe werden die heiligen Feſte der Heimath, welcher Helene zueilt, beſungen. In der zweiten Strophe werden die Kraniche als Sendboten an den Eurotas vorangeſchickt, und in der Gegenſtrophe die Dioskuren herbeigerufen zu ſicherem Geleit über das Meer. Nun ſind ſie davon. Es ſtürzt ein kaum entronnener Aegyptier auf die Bühne und berichtet dem König in einer lebendigen Schilderung die Flucht des Menelaos mit der Helene. Theoklymenos, hochentrüſtet, will ſeine Schweſter, die ihm den Trug verheimlicht hatte, ums Leben bringen. Der Chor ſetzt ſich ihm kühn entgegen. Doch nur den Dioskuren kann es gelingen, ihn zu beſänftigen. Sie erſcheinen zuletzt und laſſen den Theoklymenos das Vorgefallene im Lichte einer höheren Fügung erkennen, wobei ſich dieſer beruhigt und mit einem Lobe auf Helene's Tugend ſchließt.“

---

*) Es iſt ein heller, den ruhigen Wellentanz des Schiffes melodiſch vorhallender Rhythmus.

Elektra.

Wir geben den Inhalt dieſer Tragödie nach Schlegel (a. a. O. S. 231), der ihn meiſterhaft darſtellt, in Folgendem.

„Der Schauplatz der Elektra des Euripides iſt nicht in Mykenä, ſondern an der Grenze des Argoliſchen Gebietes, in freier Landſchaft vor einer einſamen, armſeligen Bauernhütte. Der Bewohner, ein alter Landmann, kommt heraus und erzählt im Prologe den Zuſchauern, wie es im königlichen Hauſe ſtehe, theils das ſchon Bekannte; dann aber, daß man nicht zufrieden, die Elektra ſchmählich zu behandeln, und ſie unvermählt zu laſſen, ſie unter ihrem Stande mit ihm verheirathet habe; die Gründe dieſes Verfahrens, die er anführt, ſind wunderlich genug; er verſichert aber, er hege zu viel Ehrerbietung vor ihr, um ſie zu ſeiner Gattin zu erniedrigen. Sie leben alſo in einer jungfräulichen Ehe. Elektra kommt, da es noch vor Tagesanbruch iſt, mit einem Kruge auf dem nach knechtiſcher Art geſchorenen Kopfe, um Waſſer zu holen; ihr Mann beſchwört ſie, ſich doch nicht mit ſolchen ungewohnten Arbeiten zu plagen; ſie will ſich aber von ihrer Pflicht als Hausfrau nicht abhalten laſſen, und Beide gehen ab, er zu ſeiner Feldarbeit, ſie zu ihrem Geſchäfte.

„Oreſtes tritt nun mit Pylades auf und eröffnet in einer Rede an Dieſen, daß er ſchon am Grabe ſeines Vaters geopfert, ſich aber nicht in die Stadt wage, ſondern hier an der Grenze nach ſeiner, wie er weiß, verheiratheten Schweſter ſpähen wollte, um von ihr die Lage der Sachen zu erfahren. Er ſieht Elektra mit dem Waſſerkruge kommen und zieht ſich zurück. Sie ſtimmt einen wehklagenden Geſang um ihr eigenes Geſchick und ihren Vater an. Der Chor aus ländlichen Weibern beſtehend, kommt und ermuntert ſie, an einem Feſte der Here Theil zu nehmen, welches ſie aber, in ihr Elend verſunken, auf ihre zerlumpten Kleider zeigend, verweigert. Der Chor erbietet ſich, ihr feſtlichen Schmuck zu leihen; allein ſie beharrt dabei. Sie erblickt den Oreſtes und Pylades in ihrem Schlupfwinkel, hält ſie für Räuber und will in's Haus fliehen. Da Oreſtes hervortritt und ihr dieſes wehrt, glaubt ſie, er wolle ſie umbringen; er beruhigt ſie und bringt ihr Nachricht vom Leben des Oreſtes. Hierauf erkundigt er ſich nach ihrer Lage, wobei denn den Zuſchauern das ganze Verhältniß von Neuem eingeſchärft wird. Oreſtes giebt ſich immer nicht zu erkennen, ſondern verſpricht bloß, Elektra's Botſchaft an ihren Bruder zu beſtellen, und bezeugt Theilnahme als ein Fremder. Der Chor wird bei dieſer Gelegenheit neugierig, auch Etwas von der Stadt zu erfahren, und Elektra ſchildert nach ihrem eigenen Elende die Ueppigkeit und den Uebermuth ihrer Mutter und des Aegiſthos, der auf Agamemnons Grabe herumſpringe, und mit Steinen darnach werfe. Der Bauer kommt von der Arbeit und findet es ziemlich unſchicklich, daß ſeine Frau mit jungen Männern ſchwatzt; da er jedoch hört, daß ſie Nachricht von Oreſtes bringen, ladet er ſie freundlichſt in ſein Haus ein. Oreſtes ſtellt beim Anblicke des würdigen Mannes Betrachtungen an, wie ſich doch oft in niedrigen Geſchlechtern und unter unſcheinbarer Hülle die achtungswürdigſten Menſchen finden. Elektra macht ihrem Manne Vorwürfe wegen der Einladung, da ſie ja Nichts im Hauſe hätten; er meint, die Fremden werden ſchon ſo vorlieb nehmen; eine wirthſchaftliche Frau wiſſe allerlei Gerichte herbeizuſchaffen; auf Einen Tag reiche der Vorrath wohl hin. Sie ſchickt ihn zu dem alten Pfleger und Retter des Oreſtes, der in der Nähe auf dem Lande wohnt, damit dieſer komme und Etwas zur Bewirthung mitbringen möge. Der Bauer geht mit Sprüchen über den Reichthum und die Mäßigkeit ab. Der Chor verſteigt ſich zu einem Geſange über den Zug der Griechen nach Troja, beſchreibt weitläufig, was auf dem Schilde des Achilleus, welchen ihm Thetis gebracht, abgebildet geweſen; endigt aber doch mit dem Wunſche, Klytämneſtra möge für ihren Frevel beſtraft werden (um doch auch zur Sache zu kommen)."

„Der alte Pfleger, dem es ſehr ſauer wird, zu dem Hauſe hinaufzuſteigen, bringt der Elektra ein Lamm, einen Käſe und einen Schlauch mit Wein; hierauf fängt er an zu weinen, und ermangelt nicht, ſich mit ſeinen zerlumpten Kleidern die Augen zu wiſchen. Auf die Fragen der Elektra berichtet er, wie er am Grabe des Agamemnon Spuren eines Opfers und eine Haarlocke gefunden, und darum vermuthe, Oreſtes ſei dort geweſen. Hierauf folgt eine Anſpielung auf die von Aeſchylos gebrachten Erkennungszeichen an der Aehnlichkeit der Haarlocken, der Fußſtapfen, und an einem Gewande, nebſt Widerlegung derſelben. (Die Unwahrſcheinlichkeit jener läßt ſich vielleicht zugeben; auf jeden Fall ſieht man leicht darüber weg; allein die ausdrücklichſte Rückſicht auf eine andere Behandlung deſſelben Gegenſtandes iſt das Störendſte, aller Poeſie Fremdeſte, was es geben kann.) Die Gäſte kommen heraus: der Alte betrachtet den Oreſtes genau, erkennt ihn, und überzeugt auch die Elektra durch eine Narbe an der Augenbraue von einem Falle (dies iſt nun die herrliche Erfindung, welche er an die Stelle der Aeſchyleiſchen ſetzt!), daß er es ſei: ſie umarmen ſich und überlaſſen ſich der Freude während eines kurzen Chorgeſanges. In langen fortgeſetzten Reden überlegen Oreſtes, der Alte und Elektra die Ausführung der That. Aegiſthos hat, wie der Alte weiß, zu einem Opfer der Nymphen ſich auf's Land begeben: dort will Oreſtes als Gaſt ſich einſchleichen und ihn überfallen. Klytämneſtra iſt aus Furcht vor der üblen Nachrede nicht mitgefahren; Elektra erbietet ſich, ihre Mutter durch die falſche Nachricht, ſie ſei im Kindbette (!!), herbeizulocken. Die Geſchwiſter vereinigen nun ihre Gebete an die Götter und den Schatten ihres Vaters um glücklichen Ausgang. Elektra erklärt, ſie werde ſich umbringen, wenn es mißlänge und will dazu ein Schwert bereit halten. Der Alte geht mit dem Oreſtes ab, um ihn zu Aegiſthos zu geleiten, und ſich dann zu Klytämneſtra zu begeben.“

„Der Chor beſingt den goldnen Widder, welchen Thyeſtes durch Hülfe der treuloſen Gemahlin des Atreus Dieſem geraubt, wie Jener dafür durch das mit ſeinen Kindern angeſtellte Gaſtmahl beſtraft worden, wobei die Sonne ſich aus ihrer Bahn gewandt, welches er aber, der Chor, wie er weislich (oder naſeweis) bemerkt, ſehr bezweifelt. Man hört ein fernes Geräuſch und Stöhnen; Elektra glaubt, ihr Bruder unterliege, und will ſich umbringen. Sogleich kommt aber ein Bote, welcher den Untergang des Aegiſthos weitläufig und unter vielen Scherzen berichtet. Unter dem Jubel des Chors holt

Elektra einen Kranz, womit ſie ihren Bruder krönt, der den Kopf des Aegiſthos an den Haaren in der Hand hält (wie ein Scharfrichter!). Dieſem Kopfe rückt ſie in einer langen Rede ſeine Thorheiten und Verbrechen vor und ſagt ihm unter Anderm: es thue niemals gut, eine Frau zu heirathen, mit der man zuvor in unerlaubtem Verhältniſſe gelebt; es ſei unanſtändig, wenn die Frau die Herrſchaft im Hauſe führe u. ſ. w. — Man ſieht die Klytämneſtra nahen; Oreſtes bekommt Gewiſſenszweifel über ſeinen Vorſatz des Muttermordes und die Giltigkeit des Orakels; begiebt ſich aber auf Ueberredung der Elektra in die Hütte, um es da zu vollführen. Die Königin kommt auf einem prächtigen, mit Teppichen behangenen Wagen, umgeben von Troiſchen Sclavinnen, gefahren. Elektra will ihr herunterhelfen, ſie verweigert es. Darauf rechtfertigt ſie ihre That an Agamemnon mit der Iphigenia, und fordert ihre Tochter ſelbſt auf, ihr Gründe entgegenzuſtellen, um Dieſer Veranlaſſung zu einer ſpitzfindigen Rede zu geben, worin Elektra ihrer Mutter unter Anderm vorwirft, ſie habe in der Abweſenheit Agamemnons zu viel vor dem Spiegel geſeſſen, und ſich geputzt. Klytämneſtra erzürnt ſich nicht, wiewohl Jene den Vorſatz des Mordes ankündigt, wenn er möglich geweſen wäre; ſie erkundigt ſich nach der Niederkunft, und geht in die Hütte, um das Reinigungsopfer zu verrichten. Elektra begleitet ſie nach einer höhnenden Rede. Hierauf

Chorgeſang über die Vergeltung; — Geſchrei der Ermordeten im Hauſe; — die Geſchwiſter kommen mit Blut befleckt zurück. Sie ſind voller Reue und Verzweiflung über die vollendete That, und rühren ſich durch Wiederholung der kläglichen Reden und Geberden ihrer Mutter. Oreſtes will in die Fremde fliehen; Elektra fragt, wer ſie nun heirathen würde? (!!)

„Die Dioskuren, ihre Oheime, erſcheinen in der Luft, tadeln den Apollon wegen des Orakels, befehlen dem Oreſtes, ſich zur Sicherung vor den Erinnyen vom Areopage richten zu laſſen, und weiſſagen ihm anderweitige Schickſale. Dann ſtiften ſie eine Ehe zwiſchen Elektra und Pylades; ihr erſter Mann ſoll mit nach Phokis genommen und dort reichlich verſorgt werden (die Frau wird alſo dem armen Burſchen abgekauft, ohne daß er gefragt wird). Nach wiederholten Wehklagen nehmen die Geſchwiſter, wie auf Lebenslang Abſchied von einander; und das Stück nimmt ein Ende.“ —

Oreſtes.

Dieſes Trauerſpiel beginnt unmittelbar nach dem Morde der Klytämneſtra. Oreſtes liegt im Palaſte zu Argos bewußtlos auf dem Lager. Elektra iſt bei ihm. Der Chor der Jungfrauen drückt ſeine Theilnahme und Angſt aus. Da erwacht Oreſtes und jammert über ſein

Geſchick. Tyndareus von Sparta erſcheint nun und erhebt die Anklage wider den Oreſtes, der ſeinen Oheim Menelaos, welcher ſich gerade mit Helene und Hermione in Argos befindet, um Beiſtand bittet. Treulos ſucht Menelaos, dem dann Argos zufallen würde, die Richter dahin zu beſtimmen, den Oreſtes zum Tode zu verdammen. Oreſtes, davon unterrichtet, will auf den Rath des Pylades, Helene tödten, aber Apollon erſcheint und — gleicht Alles durch Heirathen aus, wie ein großmüthiger Familienvater; Oreſtes bekommt Hermione, Pylades Elektra, und Helena wird ein Platz bei den Unſterblichen im Himmel zugeſagt.

Iphigenie in Tauris.

Es iſt dies genau dieſelbe Fabel, welche Goethe in ſeinem gleichbenannten Drama ſo meiſterhaft behandelt hat. Damit der Leſer einen Anhaltspunkt für die Vergleichung beider Werke finde, laſſen wir die genaue Inhaltsangabe, wie ſie Ludwig vor ſeiner Ueberſetzung giebt, nebſt der Erkennungsſcene aus derſelben Ueberſetzung, hier folgen.

„Die Scene iſt vor dem Tempel der Artemis auf inem Vorgebirge der tauriſchen Halbinſel, ganz nahe dem Meere. Der Chor beſteht aus helleniſchen Jungfrauen, welche der Iphigenie als Dienerinnen beigegeben ſind.

Das Stück beginnt mit einem Prologe, welchen Iphigenie ſpricht. Nachdem ſie berichtet hat, wie ſie durch die Artemis von Aulis, wo ſie geopfert werden ſollte, nach Tauri gerettet worden ſei, woſelbſt ſie, als Prieſterin der Göttin, hierher verſchlagene Hellenen zum Opfer zu weihen habe, erzählt ſie einen Traum der verwichenen Nacht, welcher ſogleich unſere Aufmerkſamkeit ſpannt. In die Heimath nach Argos verſetzt, habe ſie, ſagt ſie, die Säulen ihres Vaterhauſes einſtürzen geſehen, und ſelbſt die letzte noch übrige Säule, welche Menſchenſtimme angenommen, habe ſie, als wäre dieſelbe zum Opfer beſtimmt, im Traume abgewaſchen. Sie deutet den Traum auf Oreſtes, ihren einzigen Bruder, auf welchen er allein paſſe. Daher kündigt ſie ihre Abſicht an, dem Bruder ein Todtenopfer zu veranſtalten. Dies vorzubereiten, entfernt ſie ſich. Jetzt treten Oreſtes und Pylades auf. Sie erblicken vor ſich den Tempel der Göttin, der das Schnitzbild birgt, und Spuren von Menſchenmord. Oreſtes ſpricht ſeinen Entſchluß aus, das Bild der Göttin zu entwenden, um Erlöſung von ſeinen Leiden zu finden.

Aber die Freunde ſtehen an, wie das zu bewerkſtelligen ſein möchte. Endlich werden ſie einig, ſich in Höhlen am Strande zu verbergen, um bei Nacht das Abenteuer zu wagen.

Iphigenie erſcheint wieder mit dem Chore, das Todtenopfer zu vollziehen. Sie beklagt ihr Unglück, den

Untergang ihres Hauſes. Der Chor klagt mit und führt die gegenwärtigen Leiden auf frühere Geſchicke zurück. Iphigenie beweint ihr früheres und jetziges Schickſal, ihr trauriges Amt in Tauri, doch zumeiſt hingegeben der Trauer um den Bruder, den ſie an Mutterbruſt in Argos zurückgelaſſen. Nun erſcheint als Eilbote ein Hirte und berichtet der Prieſterin, wie man zwei griechiſche Jünglinge gefangen habe, von denen der Eine Pylades genannt worden ſei. Iphigenie fragt nach den Einzelheiten, und der Hirt giebt in einer meiſterhaften Schilderung den vollſtändigen Bericht. Mit beſonderer Kunſt ſind namentlich gleich anfangs zwei Anſichten über das Jünglingspaar ſich entgegengeſetzt. Ein frommer Mann aus der Mitte der Hirten hielt voll Ehrfurcht vor der hohen Erſcheinung der Fremden dieſelben für ein Götterpaar, zu dem man beten müſſe. Aber die Anſicht eines Roheren, welcher ſie für gewöhnliche Schiffbrüchige anſah, drang durch. Alſo machte man ſich insgeſammt auf, die Opfer zu fangen. Von ergreifendem, ächt poetiſchem Effecte iſt nun die Beſchreibung des wahnſinnigen Oreſtes, welcher, in ſeinem Anfalle von zwei Eumeniden verfolgt ſich glaubend, redend eingeführt wird, und wie er, ein zweiter Ajas, mit ſeinem Schwerte in die Rinderheerden ſtürzt, ſie für Eumeniden haltend. Auch der Kampf, der ſich nun zwiſchen der Hirtenſchaar und den zwei Jünglingen entſpann, Oreſtes anfängliche Ohnmacht, des Freundes zärtliche Sorgfalt für den erſchöpften Freund beim Herandrängen der Feinde, Oreſtes Wiederermannung, der Heroismus der Hellenen und die Feigheit der Barbaren — das Alles iſt trefflich gemalt. Aber ſie mußten der Ueberzahl weichen, gefangen ſind die jungen Löwen, und ſollen zum Entgelt für Iphigeniens Opferung in Aulis in Tauri verbluten. Iphigenie, obwohl ſonſt, wie ſie ſagt, ſtets mitleidig geſtimmt gegen hierher verſchlagene Landsleute, obwohl ungern dienend am bluttriefenden Altare der Göttin, welche ſie freiſpricht von einem Gräuel, deſſen Schuld nur dieſes menſchenmörderiſche Volk treffe, will jetzt durch das Traumbild, dem zufolge Oreſt nicht mehr lebt, durch den Gedanken des eigenen Unglücks und durch das Andenken ihrer Mißhandlung in Aulis erbittert, alles Erbarmen in ihrem Herzen gegen unſchuldige Opfer erſticken. Der Chor in einem ſchönen Geſange fragt, wer die Fremden ſeien und woher aus Hellas? Wohl Hab- und Gewinnſucht — die er nicht billigt — haben dieſelben über das gefährliche Meer hierher getrieben. Wie ſie doch durchdrungen ſeien durch die Symplegaden in den Euxinos? Zuletzt wünſcht der Chor, Helena möchte einmal hierher kommen, um ſeiner Herrin Strafe zu zahlen. Aber noch ſtärker regt ſich in ihm die Sehnſucht nach Hellas' Boden. Käme doch ein Hellenenſchiffer, ſie aus der traurigen Knechtſchaft zu befreien!

Iphigenie wollte hart ſein gegen die Fremden; aber ſie kann es nicht. Liebliche Inconſequenz! Glaubt ſie doch den Bruder verloren zu haben. Auch durch den Tod dieſer Jünglinge kann eine Schweſter bruderlos werden. Aber Oreſt, zum Sterben gefaßt, will nicht, daß ihn die Prieſterin beweine. Jetzt fragt ſie nach Pylades, deſſen Namen ſie hörte. Oreſt weiſ't auf denſelben hin. Auch Oreſtes Namen möchte ſie wiſſen. Aber der Stolze will namenlos ſterben, und kaum kann er dazu gebracht werden, ſeine Heimath zu nennen. Als aber Iphigenie das Wort Argos hört, da kann ſie die Sehnſucht nach dem Vaterlande nicht länger unterdrücken; ſie fragt nach Allem, was unterdeſſen vorgefallen, nach Troja's Fall, nach Helena, der Hellenen Rückkehr, nach Kalchas, Odyſſeus, Achilles, zuletzt nach Agamemnon. Sie vernimmt den Tod des Vaters durch die Mutter, der Mutter durch den Sohn, ferner daß Elektra und Oreſtes noch leben. Die Erkennung nun, allerdings Mittelpunkt des Ganzen, wird dadurch vorbereitet, daß Iphigenie, in welcher die Sehnſucht nach dem Vaterlande durch das Zwiegeſpräch mit Hellenen mächtig angeregt iſt, den Oreſtes, falls er ihr einen Brief an die Ihrigen nach Argos beſtellen wollte, zu retten verheißt, während der Genoſſe, dem blutigen Geſetze gemäß, fallen ſollte. Aber der edelmüthige Oreſtes, der ſich den Steuermann des Leidensſchiffes kennt und nennt, auf welchem Pylades nur als liebender Gefährte ihm gefolgt ſei, muß dieſen Vorſchlag zurückweiſen. Pylades ſoll gerettet werden. Iphigenie, voll Bewunderung über ſolchen Edelſinn, ſtimmt ein, will aber noch an Oreſtes, wenn er ſein Leben geopfert, Schweſterſtelle vertreten und als Argeierin dem Argeier die letzte Todtenehre erweiſen. Nun geht ſie ab, den Brief zu holen. Der Chor bejammert den einen der Freunde, den andern beneidet er, und doch auch nicht, da zwei Unzertrennliche getrennt werden. Aber jetzt entſteht zwiſchen den Freunden, die nach dem Bisherigen nicht mehr zweifeln können, daß die Prieſterin eine Argeierin ſei, ein edler Wettſtreit ſei. Pylades, aus Treue, und üble Nachrede in Hellas fürchtend, will durchaus nicht allein mit dem Leben davon kommen. Aber Oreſtes weiß ihn zu überreden, daß, wenn Einer fallen müſſe, dieſes Loos ihn, den vom Geſchicke ohnedies ſchwer Heimgeſuchten, weit beſſer treffe; während er, indem er die Elektra glücklich mache, auch ſeinen Namen vor Vergeſſenheit und des Vaters Haus vor dem Erlöſchen bewahren könne. Er aber, durch Phöbos getäuſcht, müſſe ſterben. Pylades ergiebt ſich zwar, aber Alles ſei noch nicht verloren. Das Orakel des Phöbos habe ihn, ſo nahe er dem Tode auch ſtehe, noch nicht vernichtet. Es könne ſich bald Alles noch ändern. Iphigenie erſcheint mit ihrem Briefe. Aber damit ſie ganz ſicher ſei, ſoll Pylades ſchwören; auch Iphigenie ſchwört, ihn retten zu wollen. Da aber Pylades ſich ausbedingt, der Eidſchwur möchte, falls er unterwegs mit dem Briefe verunglücken und Alles, nur das Leben nicht, verlieren ſollte, nicht mehr gültig ſein; ſo entſchließt ſich Iphigenie zu aller Sicherheit, ihm den Inhalt des Briefes mündlich mitzutheilen. Der Inhalt des Briefes iſt: „Oreſtes ſolle die Iphigenie, die noch lebe, heimholen vom Barbarenlande, wo ſie einem traurigen Berufe obliege. Denn in Aulis ſei ſie nicht, wie man wähne, geſtorben, ſondern die Artemis habe ſie nach Taurien verpflanzt.“ Der Name Iphigeniens iſt genannt. Oreſtes ſtaunt, und Pylades führt die Erkennung der Geſchwiſter auf dem kürzeſten Wege dadurch herbei, daß er dem Oreſtes vor den Augen der Iphigenie ihr Schreiben überreicht. Oreſtes, für den die Schweſter vollkommen erkannt iſt, will ſich ſchon der Freude des Wiederſehens überlaſſen. Aber Iphigenie, die von Oreſtes ſchied, als er noch ein Knäblein war, iſt zu ſehr überraſcht, iſt noch ungläubig, und verlangt, um auch den Bruder als ſolchen zu erkennen, unzweideutige Merkmale und Beweisgründe. — Aber nachdem nun die Erkennung von beiden Seiten vollendet iſt, iſt auch die Freude über ein ſo überraſchendes Wiederfinden innig. Kaum glauben kann Iphigenie ihre Seligkeit; ſie fürchtet, wie ein Vogel möchte ihr der Bruder aus den Händen entwiſchen.

Nun folgen Klagen der Iphigenie über ihr bisheriges Schickſal, Klagen über die Nähe der Gefahr des Brudermords, bange Befürchtungen in Betreff der Zukunft und wie Oreſtes werde entkommen können, da zu Land und zur See der Rückweg gleich gefahrvoll ſei. Doch ehe Weiteres in dieſer Hinſicht beſprochen wird, drängt es das ſchweſterliche Herz der Iphigenie, auch von Elektra Etwas zu erfahren. Da wird ihr Pylades, des Bruders Leibgenoſſe, als Schwager vorgeſtellt und als der Dritte aufgenommen in den Bund. Darauf fragt Iphigenie wieder nach dem finſtern Geſchicke des Bruders und des väterlichen Hauſes. Oreſtes heißt ſie das in Dunkel hüllen, erzählt ihr aber, wie er ſelbſt, als ein Theil der rächenden Erinnyen nicht von ihm habe weichen und ablaſſen wollen, hierher gekommen ſei auf Apoll's Rath und Antrieb, welcher ihm Erlöſung von ſeinem Wahnſinne verſprochen habe, wenn er das vom Himmel gefallene Bild ſeiner Schweſter Artemis in Tauri nach Hellas brächte.

Die Prieſterin, um ſich und die Freunde ſammt dem Bilde zu retten, muß zu Liſt und Betrug ihre Zuflucht nehmen, wozu Oreſtes Krankheit dient. Nur die Liebe zum Bruder, ſagt ſie, habe ſie dazu vermocht; und ſie, die Göttin, liebe ja ſelbſt auch ihren Bruder. Sie wolle nämlich, fährt ſie fort, vorgeben, das Bild der Artemis ſei durch die Berührung eines Muttermörders entweiht worden, und ſowohl dieſes als die Fremden müßten vor dem Opfer im Meere abgewaſchen und entſündigt werden. Oreſtes ſtimmt bei, und auch der Chor wird mit in das

Geheimniß gezogen und verſpricht Stillſchweigen. Denn er hat von Iphigenie die Verheißung empfangen, auch nach Hellas einſt gerettet zu werden.

Nun folgt ein lieblicher Chorgeſang, welcher in der erſten Strophe Sehnſucht nach Hellas, Verlangen nach der holden Artemis in Delos, im Gegenſatze zur blutigen Tauriſchen, in der Gegenſtrophe Schmerz des Chores über ſeine jetzige Lage im unfreundlichen Tauri nach einſtigem Glücke ausſpricht. In der zweiten Strophe preiſ't der Chor das Glück der Herrin, die nun bald mit rauſchendem Kiele nach dem ſeligen Attica enteile, während er (der Chor) zurückbleiben müſſe. Darum wünſcht er ſich in der Gegenſtrophe Flügel, um ſich in die lichten Sonnenräume zu heben und über dem Dache der Heimath niederzuſchweben, dort in früherer Weiſe Reigentanz feiernd im Schmuck und Stolze der Jugend. — Darauf erſcheint Thoas, der König, nachzuſehen, ob das Opfer ſchon vor ſich gegangen. Statt deſſen erblickt er die Prieſterin mit dem Bilde der Göttin. Sie weiß ihn durch die gründlichſte Vorſpiegelung beſtens in das Netz des Truges zu ziehen und ganz für ihre Zwecke zu ſtimmen. Offenbar iſt es, ohne das falſche Spiel, welches ſie mit dem Fürſten treibt, entſchuldigen zu wollen, eine ſehr dramatiſche, lebendige Scene, feurig und raſch. Thoas iſt gewonnen und hilft ſelbſt mit. Da nun auf dieſe Weiſe das Orakel ſeiner Erfüllung immer näher rückt, ſo begreift man, wie ſich der jetzt folgende Chorgeſang mit dem Lobe Apolls, mit der mythiſchen Geſchichte dieſes Gottes beſchäftigen könne. Nichts iſt paſſender an dieſer Stelle. Früher, ſahen wir, wurde ſeine Schweſter in Delos verherrlicht. Daran ſchließt ſich jetzt ein würdiger, feierlich-einfacher und doch glänzender Hymnos auf den Brudergott, deſſen Wahrheit ſich bewähret, zu dem das Vertrauen feſtſteht.

Der Schluß wird vorbereitet durch die Erſcheinung eines Boten. Derſelbe ſtürzt herbei, und die Treuloſigkeit der Weiber (des Chores), die er beſchuldigt, den Betrug mitgeſpielt zu haben, anklagend, findet er endlich den Herrſcher, und erſtattet genauen Bericht über die Flucht der Fremden mit Prieſterin und Bild. Doch ſei ihr Schiff wieder an Felſen getrieben worden, und wenn nicht ſchnell Windſtille eintrete, ſo können ſie dem Thoas nicht mehr entrinnen. Wir kennen ſchon die Meiſterhand des Euripides in darſtellenden Gemälden. So iſt denn auch dieſe Beſchreibung reich an epiſchen Schönheiten. Schon will Thoas ſeine Taurier zur Verfolgung aufbieten, da erſcheint Athene und beſchwichtigt ſeinen Zorn, indem ſie ihn mit dem Orakel des Phöbos bekannt macht, auf deſſen Befehl Oreſtes das Götterbild entwendet habe. Auch dem Oreſtes ruft die Göttin noch einen Auftrag nach in Betreff der Stiftung des Bildes nach Halä in Attika im Demos Brauron, wie auch im Betreff der gottesdienſtlichen Einrichtungen daſelbſt, wo hinfort Iphigenie bis zum Tode Prieſterin ſein ſolle. Thoas, der es für Sünde hält, gegen Göttermacht anzukämpfen, ergiebt ſich in den Willen der Gottheit und läßt die Wiedervereinigten unangefochten von dannen ziehen. Athene aber verheißt, ſie auf ihrer Fahrt nach Hellas gnädig zu begleiten, ihrer Schweſter (Artemis) heiliges Bildniß beſchützend."

Iphigenia.

Geht ihr[1] hinein und ordnet das Gehörige
Bei denen, deren Aufſicht dieſes Opfer iſt.
Hier ſind die Blätter meines vielgefalteten
Briefs; was ich ferner wünſche, höret, Fremdlinge!
Ich weiß es, in der Mühſal bleibt ſich Niemand gleich,
Und wenn aus Angſt zur Zuverſicht er überging.
So banget mir, von dieſem Land zurückgekehrt,
Wird er nicht länger achten meiner Sendungen,
Er, der den Brief nach Arges überbringen ſoll.

Oreſtes.

Was alſo willſt du? weſſenthalb biſt du beſorgt?

Iphigenia.

Er ſchwöre mir's, zu überliefern dieſe Schrift
Nach Arges Freunden, welchen ich ſie ſenden will.

Oreſtes.

Und giebſt du ihm dagegen gleiches Unterpfand?

Iphigenia.

Was ihm zu thun, ſprich! oder was ihm nicht zu thun?

---

[1] Ihr Tempeldiener.

Oreſtes.
Ihn lebend fortzulaſſen vom Barbarenland.
Iphigenia.
Das iſt gerecht; wie könnt' er ſonſt mein Bote ſein?
Oreſtes.
Wird aber auch der König Dieſes zugeſteh'n?
Iphigenia.
Den überred' ich; ſelbſt zum Schiffsraum führ' ich ihn.[2]
Oreſtes.
So ſchwör'; (zu Pylades) und du, (zu Iphigenia) beginne nun den heil'gen Eid.
Iphigenia.
„Ich bringe," muß er ſagen, „meinen Freunden Dies."
Pylades.
Ich überbringe deinen Freunden dieſe Schrift.
Iphigenia.
Und durch den ſchwarzen Felſeneingang rett' ich dich.
Pylades.
Bei welchem Gotte ſchwöreſt du mir Dieſes zu?
Iphigenia.
Bei Artemis, in deren Haus mein Ehrenamt.
Pylades.
Und ich beim Himmelskönige, dem hehren Zeus.
Iphigenia.
Und, wenn den Eidſchwur brechend, du an mir frevelteſt?
Pylades.
Nie kehr' ich heim dann! — und du, wenn du mich nicht retteteſt?
Iphigenia.
Nie ſetz' auf Argos lebend ich des Fußes Tritt.

---

[2] Den Pylades.

Pylades.
Nun hör' noch Etwas, was ich unbeſprochen ließ.

Iphigenia.
Du magſt von Neuem reden, wenn du Gutes weißt.

Pylades.
Gewähr' mir die Ausnahme, falls wir ſcheiterten,
Und in der Fluth die Tafel ſammt dem Meinigen
Verſchwänd', und ich das Leben einzig rettete,
Daß dieſer Eidſchwur ferner nicht mehr gültig ſei.

Iphigenia.
Weißt du, was ich thun will? — Manches ſtößt ja manchmal zu.
Was in des Briefes Falten aufgezeichnet ſteht,
Sag' ich dir Alles, daß du's mündlich melden kannſt.
So iſt es ſicher; retteſt du die Schrift hindurch,
So thut ſie ſelber ſchweigend ihren Inhalt kund;
Doch, wenn im Meere dieſe Schrift verloren ging,
Wirſt du, dich rettend, retten mir ſogleich das Wort.

Pylades.
Schön haſt du ſo für Götter und für mich geſorgt.
Doch nenne Den, wem dieſen Brief ich bringen muß
Nach Argos, und was von dir ich hörend ſagen ſoll.

Iphigenia.
Verkünd' **Oreſtes**, Agamemnons Sohne, dies:
„Das ſendet Iphigenia, die in Aulis ſtarb,
„Lebendig, dort lebendig nimmermehr geglaubt."

Oreſtes.
Wo iſt ſie? Stand ſie wieder von den Todten auf?

Iphigenia.
Die, ſo du ſchauſt, iſt's; aber bringe mich nicht draus.
„Hol' heim gen Argos, Bruder, eh' ich ſterbe, mich

„Vom Barbarland, und nimm mich von den Opfern weg
„Der Göttin, und vom Beruf, dem fremdlingmordenden.“

Oreſtes.

Pylades! was ſag' ich? Wo finden wir uns hinverſetzt?

Iphigenia.

„Sonſt werd' ich Flüche laden auf dein Haus herab,
„Oreſtes!“ — merk' den Namen, zweimal hörend, Freund!

Pylades.

O Götter!

Iphigenia.

Was in meiner Sache rufſt du ſie?

Pylades.

Nichts; fahre fort, denn anderswo gerieth ich hin;
Dich fragend würd' ich finden bald kaum Glaubliches.[3]

Iphigenia.

Sag': „Eine Hündin dafür reichend, habe mich
„Gerettet Artemis, — und mein Vater ſie gewürgt,
„Vermeinend, mich zu treffen mit dem ſcharfen Schwert;
„Und in das Land verpflanzte ſie mich.“ Dieſes iſt
An dich mein Auftrag, welchen dieſer Brief enthält.

Pylades.

O, die mit leichten Schwüren mich gebunden hat,
Und herrlich ſelbſt ſchwur, länger halt' ich mich nicht mehr;
Ich muß den zugeſchwornen Eid bekräftigen:
Sieh' da, dir reich' und übermach' ich dieſen Brief,
Oreſtes, der von dieſer, deiner Schweſter kommt.

Oreſtes.

Ich nehm' ihn an; doch nicht entfaltend ſeine Schrift,
Will ich zuerſt, mit Worten nicht, die Luſt empfah'n.
O vielgeliebte Schweſter! ein Betroffener,

---

[3] Oder: Bald kommt Gewißheit, ohne dich zu fragen, mir.

Gleichwohl umſchlingend mit unglaub'gen Armen dich,
Stürz' ich zur Freude, hörend Wunderähnliches.

Chor.

Fremdling! nicht ziemlich rührſt du an die Dienerin
Der Göttin, faſſend unantaſtbares Gewand.

Oreſtes.

Mitſchweſter und Erzeugte von demſelbigen
Vater Agamemnon, kehre dich nicht ab von mir!
Du haſt den Bruder, den du nie zu ſeh'n geglaubt.

Iphigenia.

Ich meinen Bruder, dich? Hörſt du nicht zu reden auf?
Nein! voll von ihm iſt Argos und iſt Nauplia.

Oreſtes.

Dort weilet nicht dein Bruder, Unglückſelige.

Iphigenia.

Gebar die Tyndaride dich, die Sparterin?

Oreſtes.

Und von dem Sohn des Sohnes Pelops' ſtamm' ich ab.

Iphigenia.

Was ſagſt du? Haſt du deſſen ein Merkzeichen mir?

Oreſtes.

Ich habe. Frag' nach Etwas aus dem Vaterhaus.

Iphigenia.

Dir kommt's zu reden, aber mir zu hören, zu.

Oreſtes.

Zuerſt dann ſag' ich, was mir Elektra mitgetheilt —
Des Atreus und Thyeſtes Streit iſt dir bekannt?

Iphigenia.

Ich hörte, daß um's goldne Lamm er ſich erhob.

Oreſtes.

Weißt du, das haſt du in ſchöne Stickerei gewebt?

Iphigenia.
O Liebſter! nahe meinem Herzen ſteuerſt du.[4]
Oreſtes.
Und ein Gebild in Weberei — der Sonne Flucht?
Iphigenia.
Auch dies Geflecht mit zarten Fäden web ich einſt.
Oreſtes.
Und von der Mutter nahmſt nach Aulis du ein Bad.
Iphigenia.
Ich weiß es; denn nicht-ſchönes Brautfeſt riß mich fort.
Oreſtes.
Und wozu gabſt der Mutter Locken du von dir?
Iphigenia.
Zum Denkmal ſtatt des Leibes auf mein einſtig Grab.
Oreſtes.
Nun nenn' ich noch als Zeichen, was ich ſelbſt geſeh'n, —
Die alte Lanze Vater Pelop's im Palaſt,
Die mächtig ſchwingend Piſa's Mädchen er gewann,
Hippodameia, nach des Oenomaos Tod;
In deinem Frau'ngemache war ſie aufbewahrt.
Iphigenia.
O Liebſter, Nichts als Liebſter, denn du biſt es ja,
Ich hab' Oreſtes, den einzigen Bruder, vom Vaterland
Kamſt du, von Argos her. —
Oreſtes.
Und ich dich, die Geſtorb'ne, wie man wähnete.
Thräne, die Thräne nicht iſt, Schluchzen mit Freud' vermiſcht
Benetzet dir dein Augenlid, wie meines mir!

---

[4] Oder: O Liebſter! faſt haſt du das Herz mir umgelenkt.

Iphigenia.

Noch als friſches Kind ſchied ich von
Dir in der Amme Schooß, dir in dem Vaterhaus.
O mehr, als Worte ſprechen, glücklich — Seele! was
Sagſt du dazu? Ueber Wunder und Glauben weit
Ereignete ſich Das.

Oreſtes.

Nun fürder mögen glücklich wir zuſammen ſein!

Iphigenia.

Mir ward, Freundinnen! ſeltene Luſt zu Theil;
Doch fürcht' ich, aus den Händen möcht' er himmelauffliegend entfliehen mir.
O cyklopiſche Mauer, und Vaterſtadt
Mykene, empfang'
Dank für Leben und Dank für Pflege du,
Da den leiblichen Bruder du mir, ein Licht,
Auferzogſt unſrem Haus.

Oreſtes.

Von Stamme ſind wir glücklich, doch geboren ward
Zum Elend, Schweſter! unſer unglückſel'ges Sein.

Iphigenia.

Ich Unſel'ge weiß es, da mir den Stahl
Der wahnſinn'ge Vater auf den Nacken ſchwang —

Oreſtes.

Weh! fern von Jenem, glaub' ich doch dich dort zu ſeh'n.

Iphigenia.

— Als, o Bruder! nicht Braut des Achilles, zum
Trüg'riſchen Hochzeitzelt
Man mich geleitete;
Um den Altar Geſchluchz gab's und Thränen viel.
Weh des dort'gen Weihwaſſers, weh!

Oreſtes.

Auch ich beſeufze des Vaters That, die er gewagt.

Iphigenia.

Unväterliches, Unväterliches
Traf mich. — Und noch kam And'res nach.

Oreſtes.

Wohl! Arme, wenn getödtet deinen Bruder du
Hätteſt durch Geſchickes Macht.

Iphigenia.

Schreckliches Wagniß! O mein Bruder, ich unterfing,
Unterfing traun mich des Schrecklichſten!
Und kaum noch entgingſt du unheil'gem Untergang,
Hingemordet von meiner Hand.
Aber welch' Ende folgt auf dieſes?
Welcher Ausgang wird ſich mir fügen?
Ausmittelnd dir welcherlei Weg,
Send' ich dich von der Stadt, und von dem Mord nach Argos in das Heimathland,
Eh den Kampf mit Blute von dir
Das Schwert ringt? — Das, unſeliger Geiſt, iſt dein Geſchäft, zu entdecken,
Ob zu Land du dich ſtürzeſt, nicht zu Schiffe,
Sondern mit Fußſchwungkraft
In Todesgefahr durch barbariſche Stämme,
Schreitend auf umwegſamem Weg? — Durch die ſchwärzliche Furth traun,
Die meerklippige, ſind weithin die Bahnen für
Entweichung zu Schiffe.
Ich Arme, ich Arme!
Wer, ſei's Gott, ſei's Menſch, oder auch welch'
Undenkbarer Zufall
Schafft den rathſuchenden Rath,

Und zeigt zween von Atreus Stamm Uebrigen
In Noth Rettungsſchein?

Chor.

Ja, was an Wunderbares und an Dichtung gränzt,
Sah ich, und kann, was ich vernahm, beſtätigen.

Pylades.

Daß Freunde, wenn ſie Freunde wiederſchauen, ſich
Umarmen, das, Oreſtes! iſt naturgemäß.
Doch die Klage ſtillend, muß man denken auch an das,
Daß wir nunmehr, der Rettung hochgeprieſ'nes Werk
Angreifend, aus dem Lande der Barbaren flieh'n.
Den Weiſen ziemt's nicht, weichend aus des Glückes Bahn,
Die ſich eröffnet, andern Freuden nachzugeh'n.

Oreſtes.

Du redeſt ſchön; doch dafür, glaub' ich, wird mit uns
Das Schickſal ſorgen; wenn man nur entſchloſſen iſt,
Dann wirkt natürlich kräftiger die Gottheit mit!

Iphigenia.

Nichts hält mich ab und weiſet mir das Wort zurück,
Zuerſt zu fragen, welches Lebensloos wohl auch
Elektren fiel; denn die Meinen ſind mir alle lieb.

Oreſtes.

Sie hat, vereint mit Dieſem,[5] ein beglücktes Loos.

Iphigenia.

Woher iſt aber Dieſer, und ſein Vater wer?

Oreſtes.

Sein Vater heißet Strophios aus Phokerland.

Iphigenia.

So iſt er Sohn von Atreus' Tochter, mir verwandt?

---

[5] Auf Pylades deutend.

Oreſtes.

Dein Geſchwiſterkind, und mir der einzig wahre Freund.

Iphigenia.

Er lebte noch nicht, als mich der Vater opferte.

Oreſtes.

Noch nicht; denn Strophios hauſ'te lange kinderlos.

Iphigenia.

Sei mir gegrüßt, o meiner Schweſter Ehgemahl!

Oreſtes.

Und mein Erretter, Blutsverwandter nicht allein!

Iphigenia.

Wie haſt ſo Grauſes der Mutter du zu thun vermocht?

Oreſtes.

Laß das verſchweigen; — rächend meines Vaters Blut.

Iphigenia.

Durch welchen Grund war's, daß den Gatten ſie erſchlug?

Oreſtes.

O laß die Mutter! — nimmer frommt dir ſolch Gerücht.

Iphigenia.

So ſchweig' ich. Arges' Auge ruht jetzt wohl auf dir?

Oreſtes.

Menelaos herrſcht; ich bin verbannt vom Vaterland.

Iphigenia.

So hat der Oheim unſer krankes Haus entehrt?

Oreſtes.

Nein; Schreckniſſe der Erinnyen verjagten mich.

Iphigenia.

Drum meldete man dich raſend hier auch am Geſtad'.

Oreſtes.

Nicht jetzt zuerſt hat jammervoll man mich geſeh'n.

Iphigenia.

Wohl ob der Mutter quälen dich die Göttinnen?

Oreſtes.
Sie haben mir ein blutiges Gebiß angelegt.
Iphigenia.
Doch warum ſetzteſt über du in dieſes Land?
Oreſtes.
Von Phöbos' Seherſpruch geheißen kam ich her.
Iphigenia.
Um was zu thun? Geheimes oder Kündbares?
Oreſtes.
Ich ſag' es; darin liegt der Anfang vieler Müh'n.
Als jener Muttergräu'l, den ich verſchweigen muß,
Mir zugeſtoßen, ward ich durch der Erinnyen
Anläufe flüchtig fortgetrieben — dahin, wo
Mich nach Athenä Loxias geſendet hat,
Zur Rechenſchaft den ungenannten Göttinnen.
(Dort iſt ein heil'ges Hofgericht, dem Ares einſt
Von Zeus gegründet wegen mordbefleckter Hand)
Als dort ich war, nahm erſtens mich kein Gaſtgenoß
Willfährig auf als einen gottverhaßten Mann;
Und wer noch Scheu trug, ſetzte mir auf beſondrem Tiſch
Gaſtgaben, unter Einem Dach verweilend, vor,
Doch macht' er mich durch Schweigen ſprachlos, daß getrennt
Von ihrer Speis- und Trinkgemeinſchaft ich verblieb;
Und gleiches Maas des Weines füllend Jeglichem
In den eignen Becher, waren alle wohlgemuth.
Ich aber durfte tadeln nicht den Wirth darob,
Und trau'rte ſchweigſam, ſtellte mich, als merkt' ich's nicht,
Und ſeufzte ſchwer, dieweil ich Muttermörder war.
Nun hör' ich, in Athenä ſei mein Mißgeſchick
Ein Feſt geworden, und die Sitte daure noch,
Daß Pallas' Volk der Trinkgefäße ſich bedient.
Als ich auf Ares' Hügel kam, und vor Gericht

Stand, nahm ich ſelbſt den einen von den Sitzen ein,
Den andern drauf die Aelteſte der Erinnyen.
Und ſprechend ſelbſt und hörend über Muttermord
Hat Phöbos mich gerettet, zeugend; Pallas auch
Durchzählte Stimmen mit der Hand für mich,
Und Sieger ſchied ich von dem blut'gen Halsgericht.
Zwar welche Beiſitzerinnen zugeſtimmt dem Recht,
Bezogen, da, wo ſie geſtimmt, ein Heiligthum.
Doch die Erinnyen, die den Spruch mißbilligten,
Verfolgten mich raſtloſen Laufes immerdar,
Bis Phöbos' heil'gem Boden wiederum genaht,
Und vor dem Tempel ausgeſtreckt, ein Faſtender,
Ich dort, des Lebens Feſſel abzureißen, ſchwur,
Wenn Phöbos mich nicht rettete, der mich verdarb.
Aus goldnem Dreifuß redend ſandte Phöbos mich
Hieher von dort, das Himmelshöh'n entfallene
Bild wegzunehmen und aufzuſtellen in Athen.
Wohlan! die Rettung, die für uns beſchloſſen iſt,
Hilf miterſtreben; haben wir das Götterbild,
Hört auf mein Wahnſinn, und dich auf das vielrudrige
Schiff hebend, ſetz' ich dich wieder in Mykene ein.
Darum, geliebtes, treues, ſchweſterliches Haupt!
Errette du das Vaterhaus, errette mich;
Weil mein und aller Pelopiden Heil erliſcht,
Gewinnen wir das Himmelsbild der Göttin nicht.

Chor.

Ein großer Zorn von Himmelsmächten iſt entbrannt,
Und treibt den Saamen Tantalos' durch alle Noth.

Iphigenia.

Ich hatte Sehnſucht, ehe noch hierher du kamſt,
Zu ſein in Argos, und, o Bruder, dich zu ſeh'n.
Ich will, was du; — will deiner Noth entheben dich,

Und, zürnend Dem nicht, welcher mich geopfert hat,
Das Vaterhaus aufrichten, das darniederliegt.
So würd' ich deiner Opf'rung meine Hand entzieh'n,
Und das Haus erhalten; aber wie der Himmliſchen
Entgeh'n, das fürcht' ich, und dem König, wenn er leer
Das Steingeſtell von jenem Gottesbild entdeckt?
Wie werd' ich da nicht ſterben? Und was entſchuldigt mich?
Wenn dies jedoch als Eine That zugleich geſchieht,
Das Bild du wegträgſt, und auf wohlgebautem Schiff
Du mich entführſt, ſo glückt vielleicht das Wageſtück;
Doch, hiervon ausgeſchloſſen, mag ich untergeh'n,
Du, deine Sachen gut beſtellend, kehrteſt heim.
Denn traun, Nichts flieh' ich, ſelber wenn ich ſterben muß,
Wenn ich dich nur rette; denn der Mann, den Seinigen
Geſtorben, wird vermiſſet; kraftlos iſt das Weib.

Oreſtes.

Nicht möcht' ich, wie der Mutter, auch dein Mörder ſein;
Genug iſt ihr Blut. Gleichgeſinnt möcht' ich mit dir
Entweder leben oder ſterben gleichen Tod.
Ich führe dich, wofern ich hier nicht falle ſelbſt,
Zur Heimath, oder ſterbend mit dir bleib' ich hier.
Hör' meine Meinung; wäre dies der Artemis
Zuwider, wie denn hätte Phöbos mich ermahnt,
Der Göttin Bild in Pallas' Stadt zu bringen und
Dein Angeſicht zu ſchauen? Dieſes Alles nun
Zuſammendenkend hoff' ich frohe Wiederkehr.

Iphigenia.

Wie mag es nun geſchehen, daß uns der Tod nicht trifft,
Und wir das Ziel erreichen? Darum ſinne nur
Auf Fahrt nach Hauſe; willig bin ich und bereit.

Oreſtes.

Vermöchten wir den König wegzuräumen wohl?

Iphigenia.
O ſchrecklich! daß der Fremdling morde ſeinen Wirth.
Oreſtes.
Wenn's aber dich und mich retten kann, ſo ſei's gewagt.
Iphigenia
Ich könnt' es nicht; lob' aber deine Tapferkeit.
Oreſtes.
Wie? wenn du heimlich im Tempelraume mich verbärgſt?
Iphigenia.
Daß wir, das Dunkel nützend, uns dann retteten?
Oreſtes.
Denn Nacht gehört den Dieben, Licht der Wahrheit an.
Iphigenia.
Den heil'gen Wächtern drinnen kann man nicht entgeh'n.
Oreſtes.
Weh mir! wir ſind verloren. Wie entkämen wir?
Iphigenia.
Ich glaube, daß ein neuer Weg ſich mir entdeckt.
Oreſtes.
Welch' einer? Theile deinen Fund, daß ich's auch weiß.
Iphigenia.
Zur Ueberliſtung diene deine Krankheit mir.
Oreſtes.
Stark ſind die Weiber, auszufinden Liſtiges.
Iphigenia.
Aus Argos, ſag' ich, ein Muttermörder kämeſt du; —
Oreſtes.
Du magſt mein Unglück brauchen, wenn's dir dienlich iſt.
Iphigenia.
Nicht dürfe man dich der Göttin opfern, ſag' ich dann —
Oreſtes.
Um welcher Urſach' willen? Etwas ahn' ich ſchon.

Iphigenia.
Weil du nicht rein ſeiſt — opfern wollt' ich Heil'ges nur.
Oreſtes.
Doch wie? Wird eher dann der Göttin Bild geraubt?
Iphigenia.
Ich ſag', ich woll' im Meeresquell dich reinigen —
Oreſtes.
Doch drinnen iſt noch das Bild, um das ich hergeſchifft.
Iphigenia.
— Und waſchen dies, als hätteſt du es angerührt.
Oreſtes.
Wo das im Meer? meinſt du das feuchte Vorgebirg?
Iphigenia.
Dort, wo dein Schiff an flachsgewund'nen Stricken liegt.
Oreſtes.
Trägſt du das Bild in Händen, oder anders Wer?
Iphigenia.
Ich; denn es anzurühren iſt nur mir erlaubt.
Oreſtes.
Doch, wo des Werks wird Pylades uns hingeſtellt?
Iphigenia.
Man ſagt, auch ſeine Hände ſeien blutbefleckt.
Oreſtes.
Wirſt du's mit des Königs Wiſſen, oder heimlich thun?
Iphigenia.
Ich überred' ihn; denn verſtohlen geht es nicht.
Oreſtes.
Nun iſt des Schiffes raſcher Ruderſchlag bereit.
Iphigenia.
Dir liegt es ob, daß Alles ſonſt ſei wohlbeſtellt.

Oreſtes.

Eins noch bedarf's, daß Dieſe[6] mitverheimlichen.
Drum komm entgegen, und erfinde Gewinnendes
Zureden; denn zu rühren hat das Weib Gewalt.
Dann fügt vielleicht ſich alles Uebrige nach Wunſch.

Iphigenia.

Auf euch, ihr liebſten Weiber, blickt mein Auge jetzt,
Und Alles ruht in eurer Hand, ob glücklich ſein,
Ob Nichts ich ſein ſoll, und beraubt des Vaterlands,
Des Bruders und der Schweſter, der Geliebteſten!
Das ſei vor Allem meines Wortes Anbeginn:
Wir Weiber ſind einander hold und zugethan,
Und wahren unverbrüchlich ſtets Gemeinſames.
So ſchweigt in meinen Sachen, und begünſtiget
Die Flucht! Die Zunge, welche Treue kennt, hat Lob.
Ihr ſeht ja doch, wie Dreier Liebenden Ein Geſchick,
Rückkehr zum Land der Väter, oder Sterben, harrt.
Und heimgerettet, daß du theileſt unſer Glück,
Will ich auch dich nach Hellas retten. Bei der Hand
Fleh' ich dir, und dir, und bei der holden Wange dir,
Bei den Knie'n, bei Dem, was dir daheim das Theuerſte,
Bei Mutter, Vater, Kindern, wenn du welche haſt!
Was ſagt ihr? Wer ſagt Ja von euch, wer will es nicht?
O ſprecht es aus! Denn tadelt mein Vorhaben ihr,
Bin ich verloren, und mein armer Bruder mit.

Chor.

Getroſt! o liebe Herrin, rette du dich nur,
Denn, traun, von uns ſoll Alles dir verſchwiegen ſein,
Was du befohlen — Zeuge ſei der große Zeus!

---

[6] Auf den Chor deutend.

Iphigenia.

Heil dir ob ſolcher Reden und Glückſeligkeit!
Doch nun iſt's dein, und dein Geſchäft,[7] hineinzugeh'n
Zum Tempel, denn bald nahet dieſes Landes Fürſt,
Zu prüfen, ob das Fremdenopfer ward vollbracht.
O hehre Göttin! die du mich dort in Aulis Bucht
Aus Vaters grauſer Mörderhand gerettet haſt,
Rett' jetzt auch mich und Dieſe. Sonſt tönt Phöbos' Mund
Nicht Wahrheit deinetwegen mehr den Sterblichen.
Nein! gnädig walle vom Barbarenland hinweg
Zur Stadt Athenä; nimmer ziemt es dir, allhier
Zu weilen, da glückſel'ges Land du haben kannſt.

Chor.

Erſte Strophe.

Vogel, der du bei felſigen Meer-
Gebirgsketten, o Halkyon,
Singſt dein Schickſal als Klaglied,
Leicht ja verſtändlich Verſtändlichen, daß
Du im Geſange den Gatten ſtets rufeſt,
Dir im Leide vergleich' ich mich,
Ohne Flügel ein Vogel,
Mich ſehnend nach Hellenenverkehr,
Nach dir ſehnend, Artemis, mich,
Die du beim cynthiſchen Hügel wohnſt,
Bei zartlock'gem Palmengewächs,
Dem ſchlankgewachſ'nen Lor-
beer, dem dunkeln, heiligen Oel-
zweig, den zum Kindbette gewählt
Lato, und beim See, welcher im Kreis

---

[7] Sie ſpricht zu Einigen aus dem Chor.

Waſſer wirbelt, wo liederreich
Der Schwan ehret die Muſen.

Erſte Gegenſtrophe.

O reichquellender Thränenguß,
Der mir über die Wangen einſt
Herabtroff, da beim Anblick
Stürzender Thürme[8] das Schiff ich beſtieg
Unter feindlichen Rudern und Speeren!
Ich zog, theuer um Gold verkauft,
zur barbariſchen Landſchaft,
Wo der blühenden Prieſterin
Der hirſchtreffenden Göttin, — der Jungfrau Agamemnons ich dienen muß,
Und lammblutbeſpritztem Altar.
Ein immer elendes Loos
Scheint mir neidenswerth: denn wer ganz
Aufwuchs mit Noth, leidet nicht mehr;
Unglück wendet auch manchmal ſich um. —
Aber Trübſal nach lachendem
Glück iſt Sterblichen harte Zeit.

Zweite Strophe.

Dich, Argiviſche Jungfrau, zwar
Führt ein fünfzigberudert Schiff heim,
Und bald wird das wächſerne Rohr
Pan's, des Bergfreund's, lautpfeifend
Die Ruder zum Schwung treiben.
Und auch Seher Phöbos zum Klang
Siebenſaitiger Leier, tönt
Geſang, und zum fruchtbaren Land
Attika's bringt glücklich er dich.

---

[8] Der Vaterſtadt.

Du, mich hier laſſend zurück,
Mit rauſchendem Kiel enteilſt,
Wenn in Lüfte das Segel von vorn zu dem Schnabel ausſpannen die Taue, die Füße des fahrtſchnellen Ruderſchiffes.

Zweite Gegenſtrophe.

Lief' auf ſtrahlender Rennbahn ich,
Wo ſchönſonniges Feuer wallet!
Möcht' ich über heimiſchem Dach
Flügel auf meinen Schultern
Aufhören zu ſchwingen, und ſteh'n
Im Reigen, wo einſt ich als ein
Mädchen, adligem Bett beſtimmt,
Im Ringtanz an mütterlicher
Seite mich mit Freundinnen ſchwang,
In dem Wettſtreit der Anmuth,
In üppigen Reichthums Pracht
Eifernd, und buntfarbige Kleider und
Zierliche Haarflechten anlegend, zu umſchatten meine Wangen!

Dies ſind, mit Ausnahme des Satyrſpiels der Kyklope, von dem weiter unten noch die Rede ſein wird, die auf uns gekommenen Dramen des Euripides nach ihrem Inhalte und ihren gelungenſten Scenen. Die Alten haben uns noch die Titel einiger anderen Tragödien deſſelben, wie z. B. Phaëton, Danaë, Peleus, Philoktetes, Oedipus, Ino, Erechtheus, Aeoles u. ſ. w. aufbewahrt, doch ſind von dieſen nur Fragmente gerettet worden.

Eine ganz vorzügliche Charakteriſtik dieſes Dichters giebt F. von Schlegel in ſeiner Abhandlung: **Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern** (Sämmtliche Werke Bd. IV. S. 80 ff.). Da es uns der Raum geſtattet und ſie Alles erſchöpft, was wir noch zu ſagen hätten, ſo ſchließen wir dieſelbe hier an.

„Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung ändert ſich auch der allgemeine Sinn in der Kunſt. Dieſer beherrſcht bei den Athenern die Poeſie ſo ſehr, daß ſie immer den Sitten folgen mußten, und nicht leicht der einzelne Künſtler ſich über ſeine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geſchmacks und der Dichtkunſt wurde ein künſtleriſcher Ueberfluß, und dies iſt der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke beſitzen. Unter einer ganz verſchiedenen Außenſeite finden wir dennoch das Weſentliche aus dem Charakter des Alcibiades und der ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunſtgeiſt und ſittlichen Styl ſeiner Werke beſtätigt. In ſeinem Ideal, in ſeinem Dichtergeiſte und ſeiner Kunſt iſt alles Uebrige im Ueberfluſſe vorhanden; nur Uebereinſtimmung, Geſetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu ſpannen, bis in's Mark der Seele zu dringen, und durch den reichſten Wechſel zu reizen. Die Leidenſchaft, ihr Steigen und Fallen, beſonders ihre öffentlichen Ausbrüche ſtellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger als Leidenſchaft, nur in leidenſchaftlichen Charaktern gefällt er ſich; wie in dem der Medea, welche aus Eiferſucht und Rache ihre eignen Kinder ermordet, oder einer Phädra, welche eine raſende Liebe zu ihrem Stiefſohne faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorſichtige Vertraute, ſich ſelbſt umbringt, und durch einen zurückgelaſſenen Brief voll falſcher Beſchuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbſt Edelmuth und Größe iſt bei dem Euripides nicht beharrlicher Natur wie beim Sophokles, ſondern heftiger Ausbruch einer Leidenſchaft, plötzliche Begeiſterung. So ſtürzt ſich Evadne, trunken von dem ſie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceſtis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerſtreben trennt ſie ſich von dem jungen Leben, deſſen letzten Hauch ſie ſchon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polyxena, welche von den Griechen an dem Grabe des Achilles geopfert wurde, iſt mehr Leidenſchaft als Charakter. Aber nicht ſelten verdirbt er ſelbſt ſolche ſchöne Stellen. Denn ſo wie ſeinem Ideale, ſo fehlt es auch ſeinem bildenden Geiſte und der Darſtellung ſelbſt an Harmonie und Geſetzmäßigkeit. Er weiß ſich ſelbſt als Künſtler nicht zu zügeln und zu beherrſchen, vergißt ſich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsſtoffes ſo ſehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt z. B. ſeine Perſonen gern philoſophiren, und thut es zu oft; denn nicht ſelten hört man aus ihnen nur den philoſophiſchen Dichter reden. Er liebt lange, glänzende Reden, ſie ſind immer ſchön, aber er verwendet ſie oft am unrechten Orte. Zum Beiſpiel, Makaria, welche ſich freiwillig für ihre Geſchwiſter dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören, zu reden und Abſchied zu nehmen. Aber am meiſten verführt ihn ſeine Neigung, ſo viel Leidenſchaft als nur möglich in ſein Werk zu bringen, bis zu Unwahrſcheinlichkeiten. So iſt es widerſprechend, daß Kreuſa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnſucht nach dem verlornen Sohne ſo edel dargeſtellt iſt, den Sohn, der ihr als Stiefſohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieſer grauſame Entſchluß iſt nicht hinlänglich begründet und herbeigeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerſpruch zu verhüllen. Die ſchönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreuſa über das Mißlingen dieſer Abſicht, und die freudige Ueberraſchung bei der Entdeckung, daß Jon ihr rechter Sohn ſei, verführten den Dichter zu dieſem Widerſpruche und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgeriſſen. Sophokles verlieh ſeinen Charaktern ſo viel Schönheit, als das Geſetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunſt erlaubten; Euripides legt in ſeine Perſonen ſo viel Leidenſchaft als möglich, gleichviel ob dieſe edel oder unedel iſt, oft ohne Rückſicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunſt. Am vortrefflichſten iſt er, wenn er in ſeinem Stoffe die Schönheit des Charakters ſchon gegeben findet, oder wenn er gezwungen iſt, ſchön zu ſein, um zu rühren. So iſt in der Iphigenia in Aulis die Leidenſchaft edel, und die Rührung ſchön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unſchuld das Mitleiden ſteigt. Eine beleidigte Göttin fordert von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, ſeine Tochter zum Opfer, und nur unter der Bedingung war der griechiſchen Flotte der günſtige Wind verheißen, auf welchen ſie ſchon ſo lange umſonſt gehofft hatte. Agamemnon läßt Mutter und Tochter in's Lager kommen, unter dem Vorwande, die Letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bei dem Wiederſehen des Vaters ergießt ſich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigſten Liebkoſungen, die den unterrichteten Zuſchauer, zuſammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, ſchon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz iſt geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das ſchöne Leben es ganz durchdringen könne. Da ſie endlich einſieht, daß ein Verſuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilleus mit in ihr Verderben ziehen würde, entſchließt ſie ſich zu leiden, edel und frei für ihr Vaterland zu ſterben. So löſet ſich Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es iſt ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem ſie gewogen ſcheint, und die Hülfe, die er ihr auf ſeine Gefahr bietet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Alle Schönheit des Charakters gehört beim Euripides unter die Ausnahmen; ſein eigentliches Gebiet und Weſen iſt die Leidenſchaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirkſam iſt nicht die Unentſchloſſenheit der Medea, ihr Hin- und Herwanken zwiſchen dem Entſchluſſe, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Uebergang der Hermione von der heftigſten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche ſie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefſten Beſchämung und Reue, in welcher ſie kaum vom Selbſtmorde abgehalten werden kann. Es kann kein reicheres und erſchütternderes Gemälde des weiblichen Schmerzes geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einſt blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erſchlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetiſche Raſerei der Kaſſandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverei und Schande, die emporſteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! es bildet das Alles ein herrliches Ganze in dieſem elegiſchen Trauerſpiel. Aber in demſelben Stücke iſt der Streit der Hekuba mit der Helena äußerſt unedel. Dies ſind ſolche Zank-Scenen faſt allemal beim Euripides, und doch liebt er ſie ſehr als Anlaß zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen, worin er ſich vor Allem gefällt, und zu langen, kunſtvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunſtſinnes erſchöpfen; beſonders trifft die Hekuba immer das Schickſal, gemein zu ſein. Aber eigentlich ſind doch ſelbſt die Stellen nach demſelben Ideal entworfen, wie die ſchönſten; der Dichter ſcheint nur ſich ſelbſt ungleich zu ſein, er iſt es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er ſich nie erhoben, in der Leidenſchaft iſt er aber immer unübertrefflich.“

Die alten Schriftſteller berichten uns noch von anderen Tragikern wie z. B. **Philokles**, Aeſchylos Neffe; **Aſtydamas**, des Vorigen Enkel, welche Beide Trilogieen dichteten, **Ariſtarchos** von Tegea, **Jon** von Chios, auch als Elegiker bekannt, **Achäos** von Eretria, **Neophron**, **Theognis**, **Agathon**, **Chäremon** u. ſ. w., von denen ſich aber Nichts, oder nur ganz unbedeutende Bruchſtücke, erhalten hat, und die wir daher nur im Vorübergehn erwähnen können Mit Euripides begann die Tragödie zu ſinken, ward nach und nach zum leeren Wortgepränge, und kein Genius erſtand im griechiſchen Volke, um ihr von Neuem Aufſchwung und wahren Glanz zu verleihen.

Das Satyrſpiel.

Dieſe Gattung, deren wir ſchon früher gedachten und welche dem höchſten Alterthume angehört, bildet die Uebergangsform zur Komödie der alten Griechen. Sie ſchloß, wie wir bereits bemerkt haben, bei den tragiſchen Wettkämpfen die ſceniſchen Aufführungen eines und desſelben Tages, und folgte auf eine tragiſche Trilogie desſelben Dichters oder auf drei vorhergehende Tragödien, ſeitdem die Form der Trilogie ihre Geltung verlor. — Satyrn, als zum Gefolge des Bakches gehörig, mußten ſtets in einem ſolchen Stücke, das einen heitern Inhalt und Ausgang hatte, den Chor bilden. Die äußere Geſtaltung des Satyrſpieles entſprach ganz der äußeren Geſtaltung der Tragödie; eben dadurch aber erhielt dasſelbe ſchon etwas Parodiſtiſches, das eine komiſche Wirkung mit ſich führte, und das war es eben, was die alten Griechen zur Erholung nach den gewaltigen, durch die Tragödien hervorgebrachten Erſchütterungen des Geiſtes und Gemüthes, beabſichtigten.

Ein erſchöpfendes und zuverläſſiges Urtheil über Art und Weiſe der Satyrſpiele im Beſonderen, ſind wir nicht im Stande, zu fällen, da nur ein einziges Stück dieſer Gattung auf die Nachwelt gekommen iſt.

Dies iſt der **Kyklope** (Kyklops) des **Euripides**. Seinen Inhalt bildet das Abenteuer, welches Odyſſeus auf ſeiner Irrfahrt mit Polyphemos beſtand. Der Dichter behandelt daſſelbe genau ſo, wie es Homeros (Odyſſee IX. V. 105—566) erzählt, nur miſcht er noch Silenos, den ſteten Begleiter des Bakchos ſammt den Satyrn hinein. Dieſe ſind dahin verſchlagen werden auf einer Seefahrt, während tyrrheniſche Piraten ſich des Dionyſos bemächtigt, und ihn mit ſich geführt haben, was in dem homeriſchen Hymnos auf dieſen Gott ebenfalls ausführlich geſchildert wird.

Wir geben folgende an und für ſich durchaus verſtändliche Scene aus dieſem Drama, als eine Probe der Art und Weiſe und des vorherrſchenden Tones, in der Uebertragung von F. H. **Bothe**.

Odyſſeus (aus der Höhle hervorkommend).

Schweigt bei den Göttern, jetzo ihr Halbthiere! Still
Fügt Lipp' an Lippe! Nicht einmal laut athmen dürft
Anjetzt ihr, nicht euch räuſpern, oder winken, daß
Nicht dieſes Unthier uns erwach', eh' ſeines Aug's
Lichtſtrahl erliſcht in unſern Flammen!

Chor.

Schweigt Alle, ſtill einſchlürfend durch den Mund die Luft!

Odyſſeus.

Auf nun! hinein eilt, und den Baumſtamm faſſet mir
Feſt mit den Händen! Er iſt trefflich angeglüht.

Erſter Halbchor.
Beſtelle nur, wer dir den wohlentflammten Baum
Zuerſt in's Auge dem Kyklopen hebeln ſoll,
Damit auch wir theilnehmen an dem ſchönen Loos.
Zweiter Halbchor.
Wir ſtehn ein wenig gar zu weit ab von der Thür':
Zu unſern Händen erreicht die Flamm' ihn nimmermehr.
Erſter Halbchor.
Da geht's euch ſo wie uns: denn unſere Füße ſind
Verrenkt, indem wir hier ſo ſteh'n; wer weiß, wovon?
Odyſſeus.
Die Füß' im Stehn verrenket?
Halbchor.
Und die Augen ſind
Uns auch voll Aſche oder Staub; wer weiß, woher?
Odyſſeus.
Ihr ſeid mir wackere Helfer! Wo iſt euer Muth?
Chor.
Wir haben Rückgrat dir und Knochen gar zu lieb,
Und wollen nicht mit Schlägen uns die Zähne gern
Einſtoßen laſſen: *daher* kommt der ſchlechte Muth.
Allein von Orpheus fällt ein herrlich Zauberlied
Mir ein, daß ihm von ſelber in's Gehirn der Stamm
Einwandre, ſengend den eingeäugten Erdenſohn.
Odyſſeus.
Längſt hab' ich, daß ſo eure Art ſei, ſchon gewußt,
Nun weiß ich beſſer. Meine Freund' aus Ithaka
Muß ich denn brauchen. Doch vermag nichts eure Hand,
Braucht nur die Zunge: ſprechet Muth ein meiner Schaar!
(Geht in die Höhle.)

Chor.

Gut! ſei der Aff' ich, und die Katzenpfote du.
Durch unſer Muthеinſprechen werde blind, Kyklop!
Auf! mit Heroengewalt ſtoßt! nicht ſäumt!
Eilet mir! brennet die Augenbrau'n des gaſtſchmauſenden Unthiers!
Dampft ihm ein! brennet ihn! den Aetna's-
Schäfer, wohlan, durchſtoß',
Schleif' ihn, daß er ſchmerzempört nicht dich übel bezahle!

(Odyſſeus mit den Seinigen eilt aus der Höhle.)

Kyklop (drinnen).

Weh mir! Im Feuer erloſchen iſt des Auges Glanz!

Chor.

Ein ſchöner Päan! Singe nur ſo mehr, Kyklop!

Kyklop.

Weh', weh' mir. Welches Elend duld' ich! welche Schmach!
Doch ſollt ihr mir aus dieſen Felſen nicht entflieh'n
Hohnlachend, ihr Nichtswürdigen! Hier in dem Thor
Des Schlundes ſteh' ich, mit den Händen tappend!

(Er tritt hervor.)

Chor.

Weßwegen ſchrei'ſt du ſo, Kyklop?

Kyklop.

Mit mir iſt's aus!

Chor.

Du ſiehſt ja elend aus.

Kyklop.

Und bin's auch obendrein.

Chor.

Du fielſt berauſcht wohl mitten in das Kohlenfeu'r?

Kyklop.
Niemand verdarb mich.
Chor.
Nun, ſo that Niemand dir weh.
Kyklop.
Niemand hat mich geblendet.
Chor.
Alſo ſiehſt du noch.
Kyklop.
Sieh du ſo!
Chor.
Niemand kann dich ja nicht blenden.
Kyklop.
Pah!
Was ſchwatzt ihr? Wo iſt Niemand?
Chor.
Nirgend, Polyphem.
Kyklop.
Der Fremde (nur verſteht mich recht!) der hat's gethan,
Der Bluthund, der mich ſchändlich unter Wein geſetzt.
Chor.
Ja mächtig und unüberwindlich iſt der Wein.
Kyklop.
Bei den Göttern! floh'n ſie, oder weilen ſie noch drin?
Chor.
Sie ſtehen ſchweigend, überſchirmt vom Felſen, da,
Und ſchau'n dir zu.
Kyklop.
Was? — Sage mir: dort oder hier?
Chor.
Zur rechten Hand.

Kyklop.
Wo?

Chor.
Geradezu, an der Felſenwand.
Greif zu!

Kyklop.
Weh! Unglück kommt zu Unglück heut! den Kopf
Hab' ich zerſtoßen an dem Fels ...

Chor.
Und ſie entflieh'n.

Kyklop.
Doch nicht hier? Hier haſt du geſagt!

Chor.
Dort mein' ich nicht!
Zur linken Hand umſchleichen ſie anjetzo dich.

Kyklop.
Ach, Spötter, lacht ihr? Höhnet ihr mein in der Noth?

Chor.
Schon ſind ſie weiter; Niemand nur tritt vor dich hin.

Kyklop.
Abſcheulicher, (tappend) wo biſt du? Sprich! wo?

Odyſſeus.
Fern von dir,
Und um Odyſſeus ſtehn die Freunde ſchirmend her.

Kyklop.
Wie ſprachſt du? Welch' neuen Namen nannteſt du?

Odyſſeus.
Der mich erzeugte, hat Odyſſeus mich genannt.
Du ſollteſt deine Gräuelmacht abbüßen heut:
Denn ſchlechten Ruhm verliehen Troja's Flammen mir,
Hätt' ich den Mord der Freunde nicht an dir gerächt.

Kyklop.

Ach, ach! ein alt' Orakel wird nunmehr erfüllt,
Das Blindheit mir von deiner Hand verkündigte,
Wenn du von Troja kehrteſt; aber du auch ſollſt
Dafür (verhieß es) deiner Strafe nicht entgeh'n,

Odyſſeus.

Verdirb! Und ſchon (ich ſeh' es) iſt mein Wunſch erhört.
Ich aber geh' an's Ufer und treib' unſer Schiff
Hin durch Sikulerwogen in mein Vaterland.

Kyklop.

Mit nichten: denn ich reiße dieſen Felſen ab,
Und ſchmettre dich mit deiner ganzen Schaar dahin!
Hinauf die Berghöh', ob erblindet, ſteig' ich flugs,
Die Fers entſchwingend dem durchhöhlten Felsgeſtein!

Chor.

Und wir, die Schiffsgefährten des Ithakiers,
Wir dienen nun dem Bakchos unſer Lebelang.

Die Komödie.

Hinſichtlich des Urſprunges der altgriechiſchen Komödie wiſſen wir auch durchaus nichts Gewiſſes, als daß ſie ebenfalls bei den Dionyſosfeſten entſtanden iſt, und dazu diente, die heitere Seite dieſer Feier zu verſinnlichen. Bei den Umgängen trieben verkleidete und verlarvte Sänger ihr Spiel, und neckten die Vorübergehenden. In dieſe Neckereien ſtimmte natürlich der Chorführer mit ein, und ſo mußte ſich, da es auch wohl die Geneckten nicht an treffenden Antworten und Spottreden fehlen ließen, bald von ſelbſt eine, wenn auch mit den dazwiſchen ertönenden Geſängen nur locker zuſammenhängende, feſtere dramatiſche Form bilden. Aus dieſer nun geſtaltete ſich allmälig die Komödie. Die roheren Anfänge derſelben ſollen zuerſt in Sikilien Geltung erhalten haben und zu größerer Regelmäßigkeit fortgebildet worden ſein. Als einer der erſten und vorzüglichſten Komödiendichter wird Epicharmos von Kos genannt, 470 v. Chr. Geb., von dem berichtet wird, daß er 52 Stücke gedichtet habe, Traveſtieen von Heroenſagen und Komödien, deren Inhalt den komiſchen Erſcheinungen im Familienleben abgewonnen war; neben ihm erwähnen die alten Schriftſteller noch Phormis, Deinolochos, Sophron von Syrakus, 450 v. Chr., u. A. m., doch ſind uns zu geringe Fragmente von ihren Leiſtungen geblieben, um uns die Art und Weiſe derſelben nur einigermaßen genügend veranſchaulichen zu können.

Als die erſten Dichter, welche die Komödie in Attika kunſtgerechter ausbildeten, treten uns Suſarion (580 v. Chr.), Chionides (487 v. Chr.), Magnes, Ekphandides, Kratinos (455 v. Chr.), der den dritten Schauſpieler für die Komödie einführte, das hohe Alter von 97 Jahren erreichte und noch kurz vor ſeinem Tode im dramatiſchen Wettkampfe den Preis gewann, 21 Stücke dichtete und acht Mal den Sieg davon trug, Krates, der ein Liebling des Volks geweſen (444 v. Chr.), Pherekrates (430 v. Chr.), Telekliдes (430 v. Chr.), deſſen Komödien voll heftiger perſönlicher Angriffe, Hermippos (430 v. Chr.), der Verfaſſer von 40 Komödien, Kallias, der das Alphabet als Chor in einem Stücke auf die Bühne brachte (430 v. Chr.), Hegemon (425 v. Chr.), welcher die Mythen traveſtirte; Eupolis, der als witziger und glücklicher Komödiendichter ſehr gerühmt wurde, Phrynichos (425 v. Chr.) u. A. m., entgegen; wir beſitzen aber nur noch höchſt unbedeutende Bruchſtücke von ihren Arbeiten, welche hier und dort von anderen Schriftſtellern mitgetheilt worden ſind, ſo daß wir uns mit ihrer bloßen Nennung begnügen müſſen, und einen vollſtändigeren Begriff von der älteren Attiſchen Komödie allein aus den auf uns gekommenen eilf Komödien des Ariſtophanes gewinnen können, zu dem wir denn auch ohne weiteren Aufenthalt übergehen.

Ariſtophanes.

Der Sohn eines attiſchen Bürgers, der wahrſcheinlich auf Aegina Güter beſaß, ward Ariſtophanes im Jahre 444 v. Chr. geboren; ob in Athen ſelbſt, ob auf dem Landſitze ſeines Vaters, iſt nicht ermittelt worden, das Letztere jedoch das Wahrſcheinlichere. Schon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre trat er mit einer Komödie, die **Zecher**, öffentlich, jedoch nicht unter ſeinem eigenen Namen auf, und ein Jahr ſpäter wagte er es bereits, in ſeinen Babyloniern den Kleon vor ganz Athen auf das Heftigſte anzugreifen. Seine erſten drei Leiſtungen (die beiden eben genannten und die Acharner) erſchienen jedoch nicht vor dem Volke als von ihm verfaßt. Erſt mit dem vierten ſeiner Werke „die Ritter,“ welches 421 v. Chr. zur Darſtellung kam, wagte er in eigener Perſon um den Preis zu kämpfen, den er auch unter lautem Zujauchzen des Volkes davon trug. Ueber ſeine ferneren Lebensumſtände iſt uns nur wenig bekannt. In Folge ſeiner perſönlichen Angriffe befehdete ihn Kleon, ohne jedoch viel auszurichten. Nach der Aufführung der Fröſche ſprach ihm das Volk einen Zweig von dem heiligen Oelbaume auf der Akropolis zu, eine Belohnung, die der einer goldenen Krone zur Seite geſtellt wurde. Mit dem Sturze der Demokratie und der Herrſchaft der dreißig Tyrannen verſtummte er jedoch lange Zeit. Im Jahre 382 v. Chr. Geb. brachte er zuletzt ein Stück, den Plutos, das jedoch einen ganz anderen Charakter hat, als die früheren ſelbſt, zur Aufführung, und übertrug dann die Veranſtaltung der Darſtellung ſeiner nach dieſer Zeit gedichteten Komödien ſeinem Sohne Aegros. Sein Todesjahr iſt ungewiß, mag aber wohl bald nach dieſem Zeitpunkte eingetreten ſein.

Ariſtophanes ſoll in Allem 44 Stücke verfaßt haben, von dieſen ſind aber nur folgende uns erhalten worden: Die Acharner, die Ritter, die Wolken, die Wespen, der Friede, die Vögel, Lyſiſtrate, die Thesmophoriazuſen, die Fröſche, die Ekkleſiazuſen und der Plutos.

In den äußeren poetiſchen Formen glichen die altgriechiſchen Komödien dieſer Zeit den Tragödien. Sie beſtanden aus Dialogen und Chorgeſängen. Der Chorgeſang wurde mit Begleitung von Flöten vorgetragen und oft noch durch beſonderen Tanz geſchmückt; der Chor ſelbſt war zahlreicher, aber nicht ſo ſtattlich wie im Trauerſpiel. Eine eigenthümliche poetiſche Form, die nur der Komödie eigen, war die Parabaſe, meiſt in der Mitte des Stückes, in Momenten, wo die handelnden Perſonen die Bühne verlaſſen hatten, Reflexionen des Dichters ſelbſt, alſo ſubjectiven Inhaltes, geſprochen, doch oft mit Geſang vermiſcht, umfaſſend.

Die Masken ſtellten beſtimmte, wirkliche Perſonen, jedoch karrikirt, oder allegoriſche Perſonen oder auch endlich allgemeine Charaktere, wie Prieſter, Greiſe u. ſ. w. dar. — Im Uebrigen bediente man ſich, natürlich je nach den Anforderungen des Stückes, derſelben dramatiſchen und ſceniſchen Mittel, wenn auch nicht mit gleicher Pracht, wie bei der Tragödie.

Beſonders hervorzuheben iſt noch, daß die Frauen bei der Aufführung von Komödien in Athen nicht zugegen ſein durften.

Eben ſo wahr als geiſtreich bemerkt C. F. Schnitzer, in der Einleitung zu ſeiner trefflichen Ueberſetzung des Ariſtophanes (von der bis jetzt leider nur ſeit 1842 die Wolken erſchienen ſind; Stuttgart, Bd. 1. S. 42): „Die Ariſtophaniſche Komödie unterſcheidet ſich von der modernen faſt noch mehr, als die antike Tragödie von dem jetzigen Trauerſpiele. Der Unterſchied liegt nicht blos in der Form und Behandlungsart, ſondern ſchon im Stoffe. Während die neuere Komik nur das Unſchuldig=Lächerliche zu ihrem Gegenſtande wählt, richtet ſich die alte Komödie gegen das Verkehrte in allen Geſtalten des öffentlichen Lebens. Einſeitigkeiten und Thorheiten des Privatlebens ſind für ſie nur ſo weit ein Gegenſtand des Spottes, als ſie mit einer allgemeinen Verkehrtheit, mit einem Schaden der Zeit zuſammenhängen. Ueberall iſt es die allgemein ſittliche Natur des Gegenſtandes, durch die er dem Gericht der Komik verfällt. Wenn wir zu ernſthaft ſind, oder auch zu fromm, um über ſittliche Verkehrtheiten und Verderbniſſe zu lachen, ſo vermochte es der griechiſche Geiſt, mit der Heiterkeit der Kunſt, ſich darüber zu erheben, indem er ſich ſelbſt in jenen gegenwärtig war. Dieſe heitere Selbſtanſchauung des Genius der Zeit brachte auch das mit ſich, was wir die Zügelloſigkeit der alten Komödie nennen, was aber den Alten ſelbſt ganz anders erſchien. Die Zügelloſigkeit der Komödie lag für ſie gar nicht in dem, was den Anſtand verletzt, ſondern in dem unbeſchränkten Gebrauche der Freiheit, jede noch ſo angeſehene Perſönlichkeit vor ihr Forum zu ziehen, eine Freiheit, die von der Vollendung der Komödie unzertrennlich war und mit der bürgerlichen Freiheit ſtand und ſank: denn die Freiheit der Komödie beruhte auf ihrer Einheit mit der ſittlichen Natur des Staates. So parador dieſes klingt, ſo wahr iſt es, und ſo gewiß muß der Leſer, der ſich zum erſten Mal mit dieſen Früchten des griechiſchen Geiſtes bekannt machen will, nicht nur ſeine modernen Vorſtellungen vom Komiſchen zu Hauſe laſſen, ſondern ſich auch einen Augenblick über unſere Begriffe vom Anſtändigen hinwegſetzen. Das Wahrhaftſittliche, die Subſtanz der Komödie wird nirgends angegriffen.“

In dieſen Worten liegt aber nicht allein für uns die Entſchuldigung, ſondern die vollkommenſte Rechtfertigung, wenn wir in einem Buche wie das vorliegende, deſſen Aufgabe iſt, der Jugend, und namentlich dem nicht für gelehrte Studien beſtimmten Theile derſelben, in die Hände gegeben zu werden, nur mit größeſter Zurückhaltung und äußerſter Vorſicht Auszüge aus Ariſtophanes Komödien mittheilen und uns ſogar einer ausführlicheren Angabe des Inhaltes der von ihm uns gebliebenen eilf Dramen enthalten. War ſchon im Alterthum den griechiſchen Frauen unterſagt, ſeinen Stücken, wie überhaupt den Komödien, beizuwohnen, ſo kann um ſo viel mehr in unſeren Tagen der Ariſtophanes nur eine Lectüre für Männer ſein, welche mit derſelben höhere Zwecke verbinden. Wir begnügen uns daher damit, hier zwei nicht anſtößige Auszüge des Erſteren, und zwar eine Scene aus den Wolken und eine andere aus dem Pleutos folgen zu laſſen. — Die Erſtere theilen wir in **Schnitzer's** Ueberſetzung mit (V. 1254 — 1319) und laſſen zu beſſerem Verſtändniß Folgendes aus deſſen Einleitung voraufgehn.

„Gegenſtand der **Wolken** iſt **Sokrates** und ſeine Schule, als Träger der neuen Zeitrichtung. Der Einfluß dieſer Richtung auf das Volks- und Staatsleben wird dargeſtellt durch die Perſon eines ſchlichten Landbürgers und ſeines eiteln Sohnes. Beide letztere erſcheinen von Hauſe aus noch unbefangen: der Erſtere ein ſimpler

Bauer, der auf Alles lebt und ſtirbt, was er von jeher gehört und gelernt hat; der zweite ein von dem Leichtſinn der Zeit ergriffener, prunkſüchtiger Junker, der jedoch von dem Sattel des Oheims auf das gewandte Spiel mit Worten und Begriffen, das in Sophiſtenſchulen und Gerichten getrieben wird, vornehm-ignorirend herabſieht. Durch des Sohnes Reitluſt kommt der Alte in Schulden. Er weiß ſich nicht mehr zu helfen, und weil er ſchon von den Praktiken der Sophiſten gehört hat, ſo entſchließt er ſich, bei dem Großmeiſter Sokrates Stunde zu nehmen, wie man ſeiner Schulden ledig werden könne. Der gute Mann hatte ſich ganz anderer Dinge verſehen; aber einmal in die Bearbeitung des Philoſophen gegeben, muß er zuerſt die ganze Schule durchmachen, die dieſer ſelbſt durchgemacht hat. Bei dieſer amüſanten Zerſetzung ſeiner ſchlummernden Begriffe legt der Arme ein Stück ſeines guten Glaubens, ein Stück Kleid nach dem andern geduldig ab, harrend des Augenblicks, wo ihm plötzlich der große Gedanke der Schulden-Erlöſung aufleuchten wird. In der kläglichſten Pein, zu der nicht minder die Armuth des Meiſters als das Miſere des Schülers beiträgt, entſchließt er ſich, ſeiner Unfähigkeit inne geworden, den Sohn zu ſchicken. Mit vielen Bitten bewegt er dieſen, in Sokrates Schule zu gehen. Der Unterricht ſchlägt an, der Junge wird ein abgefeimter Sophiſt, ein ſolcher, der nicht nur dem Vater die Schuldner vom Hals jagt, ſondern den Vater ſelbſt zum Haus hinausprügelt und ihm draußen ad hominem demonſtrirt, wie er dies zu thun vollkommen befugt ſei. Was ihn betrifft, ſo giebt ſich der Alte mit ſeiner Tracht Schläge zufrieden; weil aber der Sohn durch ſeine Sophiſterei auch die, noch tiefer in der Natur gelegene und unmittelbare Pietät gegen die Mutter antaſtet, da bricht der Zorn und die Verzweiflung des Alten aus, und ſein thörigtes Beginnen verfluchend, brennt er dem Sokrates mit ſeinen Denkern die ganze Wirthſchaft über dem Kopfe zuſammen.

Amynias, ein Gläubiger. Strepſiades. Chor.

Amynias.

Au weh mir, weh!

Strepſiades.

Hollah!
Wer iſt denn der Jammerer? Hat gar vielleicht
Von des Krakinos Göttern Einer den Schrei gethan?

Amynias.

Was? wer ich ſei? ach, das zu wiſſen, wünſchet ihr?
Ein Mann des Unglücks.

Strepſiades.

Packe nur dich deines Wegs!

Amynias.

O harter Dämon! Radzertrümmernd Mißgeſchick
Du meiner Roſſe! Pallas, wie verdarbſt du mich!

Strepſiades.

Was hat dir doch Tlepolemos Leides je gethan?

Amynias.
Freund, ſpotte nicht! Befiehl du vielmehr deinem Sohn,
Das Geld mir heimzugeben, das er von mir erhielt.
Strepſiades.
Was denn für Geld iſt dieſes?
Amynias.
Das er hat geborgt.
Strepſiades.
Dir iſt es freilich ſchlimm ergangen, wie mir ſcheint.
Amynias.
Gewiß, und ſonſt auch bin ich noch ſehr übel dran:
Wettrennen wollt' ich und, bei den Göttern! fiel herab.
Strepſiades.
Was faſelſt du denn, wie Einer, der vom Eſel fiel?
Amynias.
Ich faſele, wenn ich mein Geld zurückerhalten will?
Strepſiades.
Unmöglich iſt's, daß wieder du geneſeſt.
Amynias.
Wie?
Strepſiades.
So faſt erſchüttert im Gehirne ſcheinſt du mir.
Amynias.
Du aber, bei Hermes, vorgeladen ſcheinſt du mir,
Wenn du das Geld nicht heimbezahlſt.
Strepſiades.
Erſt ſage mir,
Was meinſt du wohl, daß Zeus das Waſſer immer neu,
So oft es regnet, mache, oder Helios
Von unten ſtets daſſelbe Waſſer zieh' hinauf?
Amynias.
Weiß weder dieß, noch jenes: liegt mir nichts daran.

Strepſiades.
Wie kannſt du nun dein Geld verlangen mit Fug und Recht,
Und weißt ſogar nichts von Naturphiloſophie?
Amynias.
Nun, fehlt es dir, bezahle wenigſtens den Zins
Vom Kapital.
Strepſiades.
Was iſt denn das für ein Thier, der Zins?
Amynias.
Was anders, als daß mit dem Monat, mit dem Tag
Die Summe Geldes größer ſtets und größer wird,
Indeß gemach die Zeit verfließt.
Strepſiades.
Recht brav erklärt!
Wie alſo? kannſt du glauben wohl, daß jetzt das Meer
Viel größer ſei, als ehedem?
Amynias.
Nein, ſondern gleich.
Es wär' nicht recht, wenn's größer würd'.
Strepſiades.
Und nun, wie kommt's?
Dies Ungeheuer, du Entſetzlicher, wächſt um Nichts,
Soviel hinein auch Ströme fließen; aber du
Begehrſt aus deinem Geld zu machen mehr und mehr.
Wirſt bald du dich fortpacken von dem Haus hinweg?
Bring' her den Ochſenſtachel!
Amynias (zu den Zuſchauern).
Das bezeugt ihr mir.
Strepſiades.
Vorwärts? was ſäumſt du? Hotto hot, du Edelroß!
Amynias.
Iſt das nicht Frevel?

Strepſiades.

Ziehſt du aus? ich ſtachle dich,
Dir Füße zu machen, unter den Schweif, Seilklepper du!
(Amynias entweicht.)
Nun läufſt du? Gut, ſonſt hätt' ich dich im Augenblick
Doch fortgebracht ſammt deinen „Rädern und Geſtühl!"

Erſter Halbchor.

Strophe.

Was iſt es doch, nach böſen Werken trachten! da
Der Alte, Verrückte,
Will an ſich reißen durch Betrug
Das Geld, das er auf Zinſen lieh.
Nicht fehlen kann es, heute muß
Ihn ein Handel treffen, der
Den Sophiſten unverhofft
Läßt für all'
Die angefang'nen Schurkerei'n
Den böſen Lohn empfangen.

Zweiter Halbchor.

Gegenſtrophe.

Denn allzubald nur, denk' ich, wird er finden, was
So lang er erſehnte,
Daß ihm der Sohn ein Meiſter ſei,
Zu ſetzen wider das, was recht,
Den Widerſpruch, ſo daß er flugs,
Wer ihm auch entgegnen mag,
Spricht er heillos noch ſo ſehr,
Sieger bleibt.
Gewiß, gewiß, der wünſchet noch,
Daß Jener ſtumm geblieben.

Plutos oder der Reichthum iſt eine allegoriſche Komödie. — Der Gott des Reichthums zieht in Folge eines Orakelſpruches zu einem armen, aber redlichen Landmanne, auf deſſen Einladung, zu ihm in das Haus und wird nun ſehend gemacht, ſo daß es jetzt den Redlichen gut ging, während der früher des Augenlichtes beraubte Gott ſonſt nur zu den Schlechten kam und dieſe beglückte. Folgende Scene ſcheint uns in künſtleriſcher, wie in ſittlicher Hinſicht, die bedeutendſte, weshalb wir ihr den Vorzug geben und ſie hier in der Ueberſetzung von Droyſen folgen laſſen.

(Blepſidemos tritt auf.)

Blepſidemos.

Was iſt denn das für eine Geſchichte? woher und wie
Iſt Chremylos plötzlich reich geworden? Ich glaub' es nicht!
Und doch, bei Herakles, viel Gerede war davon
In der Baderſtube unter den da ſo Sitzenden,
Daß dieſer Menſch ganz plötzlich reich geworden ſei.
Doch ſcheint mir das gar wunderſeltſam, daß er ſich
Da's ihm ſo gut geht, ſeine Freunde kommen läßt;
Was hier zu Lande nicht Gebrauch iſt, thut der Menſch.

Chremylos.

Ja, unverholen, bei den Göttern, ſag' ich's ihm. —
O Blepſidemos, beſſer wie geſtern ſteht's mit uns!
Deß ſoll dir Theil ſein, da du von meinen Freunden biſt!

Blepſidemos.

So biſt du in Wahrheit, wie ſie ſagen, ein reicher Mann?

Chremylos.
Ich werd' es allernächſtens ſein, ſo Gott es will;
Denn es ſteckt, es ſteckt noch in der Geſchichte eine Gefahr!

Blepſidemos.
Sprich, welche?

Chremylos.
Solche —

Blepſidemos.
Schnell, o ſag' mir, was du meinſt!

Chremylos.
Wenn wir es recht vollbringen, geht es uns ſtets gut;
Wenn wir's verfehlen, iſt es ganz um uns geſcheh'n!

Blepſidemos.
Das ſcheint mir eine ſchlechte Ladung im Schiff des Glücks,
Und gefällt mir gar nicht; denn in demſelben Augenblick
So überreich ſein und zugleich in ſolcher Angſt, —
Das iſt nach Einem, der nichts Geſcheutes begangen hat.
(Ihn mit den Blicken prüfend.)

Chremylos.
Wie, nichts Geſcheutes?

Blepſidemos.
Wenn geſtohlen du, bei Gott,
Aus einem Tempel einiges Silber oder Gold,
Und, nun du zurückkommſt, das am Ende doch bereu'ſt —

Chremylos.
Apollon, Fluchabwender! nein, ich nicht, bei Gott!

Blepſidemos.
Hör' auf zu ſpaßen, Lieber! ei, ich kenne das!

Chremylos.
Argwöhne nicht von mir dergleichen!

Blepſidemos.
Du lieber Gott!

Da iſt ja nichts Geſcheutes mehr bei keinem Mann:
Dem eignen Vortheil ſind ſie Alle unterthan!

Chremylos.
Das „Nichts Geſcheutes“ ſcheint mir, Freund, bei dir zu ſein!

Blepſidemos (halb ſeitwärts).
Wie ganz verwandelt gegen ſonſt ſein Sinn ſchon iſt!

Chremylos.
Du ſiehſt vor lauter Galle ſchwarz, bei den Göttern, Menſch!

Blepſidemos.
Und auch den Blick ſelbſt haſt du gar nicht ruhig mehr!
Nein, deutlich iſt das eines Böſewichtes Blick!

Chremylos.
Was du kräh'ſt, ich weiß es! hätt' ich was geſtohlen, du
Such'ſt deß dir Antheil!

Blepſidemos.
Ich mir Antheil ſuchen? weß?

Chremylos.
Doch iſt es nichts dergleichen, viel was Andres iſt's!

Blepſidemos.
Wohl nicht geſtohlen, ſondern entwandt?

Chremylos.
Du biſt verrückt!

Blepſidemos.
Auch nichts ſo — Einem vorenthalten?

Chremylos.
Nein, o nein!

Blepſidemos.
O Herakles, wie endlich, wie noch ſoll man ſich
Da wenden? Denn das Wahre willſt du nicht geſteh'n!

Chremylos.
Ja, du verklagſt mich, eh' du meine Sache hörſt.

Blepſidemos.
Hör', Lieber, ich will die Gefahr dir für ein Weniges
Zu Ende bringen, eh' die Stadt von Gefahr erfährt;
Mit einigen Hellern ſtopfen den Rednern wir den Mund.
Chremylos.
Ei wahrlich? Höchſt freundſchaftlich, glaub' ich, rechneſt du
Für zween Minen[1], die du gebraucht, dann zwölf mir an!
Blepſidemos.
Schon ſeh' ich Jemand ſitzen auf der Sünderbank,
Den Bittezweig in den Händen, mit ſeinen Kinderchen
Und ſeiner Frau, und gar zu unterſcheiden nicht
Von den Herakliden, ſelbſt von denen des Pamphilos[2] nicht.
Chremylos.
Nein, Jammermenſch du! — Aber auch brave Leute nur
Und Biedermänner und Menſchen, wie ſie müſſen ſein,
Will ich hinfort reich machen!
Blepſidemos.
Ei, was ſagteſt du?
Sogar zu viel haſt du geſtohlen?
Chremylos.
Wetter und Welt!
Du bringſt mich um!
Blepſidemos.
Nein, du dich ſelber, wie mir ſcheint.
Chremylos.
Nein, nein! Denn ich beſitze, o du armer Lump,
Den Reichthum!
Blepſidemos.
Reichthum du? Und welchen?

---

1) Ungefähr vier Louisd'or. — 2) Wohl eine Anſpielung auf ein Trauerſpiel gleichen Namens von einem Dichter Pamphilos.

Chremylos.
Ihn ſelbſt, den Gott!
Blepſidemos.
Wo iſt er?
Chremylos.
Drinnen!
Blepſidemos.
Wo?
Chremylos.
Bei mir!
Blepſidemos.
Bei dir?
Chremylos.
Ja wohl!
Blepſidemos.
Daß dich der Henker! Reichthum wäre bei dir?
Chremylos.
Bei Gott!
Blepſidemos.
Du ſagſt die Wahrheit?
Chremylos.
Freilich!
Blepſidemos.
Bei der Heſtia?
Chremylos.
Ja, bei Poſeidon!
Blepſidemos.
Schwörſt du bei dem von der offnen See?
Chremylos.
Wofern's noch einen andern Poſeidon giebt, bei dem!
Blepſidemos.
Und haſt noch nicht zu uns, den Freunden, umhergeſchickt?

Chremylos.
Noch iſt die Geſchichte nicht ſo weit.
Blepſidemos.
Wie ſo, ſo weit?
Um auszutheilen?
Chremylos.
Nein, wir müſſen erſt ihn —
Blepſidemos.
Was?
Chremylos.
Ihn ſehend machen!
Blepſidemos.
Wen denn ſehend machen? Sprich!
Chremylos.
Den Reichthum wie vor dieſem — auf irgend eine Art!
Blepſidemos.
So iſt er denn wahrhaftig blind?
Chremylos.
Beim Himmel, ja!
Blepſidemos.
Kein Wunder iſt's denn, daß er zu mir noch nimmer kam!
Chremylos.
Doch kommen, wenn die Götter wollen, wird er jetzt!
Blepſidemos.
So müßte man wohl denn einen Arzt zu rufen gehn?
Chremylos.
Wer wäre denn jetzt noch hier in unſerer Stadt ein Arzt?
Es iſt ja endlich nichts der Lohn mehr, nichts die Kunſt!
Blepſidemos.
Wir wollen ſeh'n.
Chremylos.
's iſt Keiner!

Blepſidemos.

Ja, du haſt auch Recht!

Chremylos.

Ja, ſicher; aber was ich vorher mir ſchon gedacht,
Ihn hinzubetten in Asklepios' Heiligthum,
Iſt's nicht das Beſte?

Blepſidemos.

Allerdings, das Beſte iſt's.
Nur ſäume nicht, nein, dieſes Eine thu' geſchwind.

Chremylos.

Auch geh' ich ſchon!

Blepſidemos.

Ja, ſpute dich!

Chremylos.

Das thu' ich ja.

(Es kommt ein **Weib** in zerlumpten Kleidern, mit wildem Angeſicht, rieſig heranſchreitend, ihnen entgegen; ſie fliehen bei ihrem Anblicke.)

Weib.

O, die ihr ein wild, ein heillos, ein geſetzlos Werk
Zu ſchaffen wagt, Menſchlinge, o Beſeſſene,
Wohin? wohin? was flieht ihr? ſteht!

Blepſidemos.

Hilf, Herakles!

Weib (indem es ihnen den Weg vertritt).

Zu Grunde richten will ich euch ſchnöd', euch Schnödeſte!
Ihr wagt ein Wagniß Beide, zu ertragen nicht; —
Nein, wie noch niemals nirgend nun und nimmermehr
Kein Gott noch Menſch ſich wagte! Sterben müßt ihr drum!

Chremylos.

Wer biſt du? Leichenbläſſe deckt dein Angeſicht!

Blepſidemos.
Das wird wohl eine Furie aus der Tragödie ſein,
Auch hat ſie im Blick ſo etwas Tolles und Tragiſches!
Chremylos.
Doch fehlen ihr die Fackeln.
Blepſidemos.
Heulen ſoll ſie doch!
Weib.
Wer, meint ihr, bin ich?
Chremylos.
Eine Kupplerin? Nicht ſo?
Ein Weib vom Fiſchmarkt? Wahrlich, ſonſt ja würdeſt du
Uns nicht ſo anſchrei'n, da wir zu Leid dir nichts gethan.
Weib.
Wahrhaftig? Habt ihr nicht das Gräßlichſte mir gethan,
Da ihr hinweg mich ſucht zu treiben von allem Ort!
Chremylos.
So bleibt ja immer der Galgengrund dir übrig noch!
Doch wer du biſt, das ſagen ſollteſt du gleich zuerſt!
Weib.
Die bin ich, welche büßen euch noch heute läßt,
Weil ihr mich alſo ganz hinweg zu tilgen ſucht!
Blepſidemos.
So iſt es gewiß die aus der Schenke nebenbei,
Die mich mit ihrem Krätzer immer zu Schanden macht.
Weib.
Ich bin die Armuth, die ich viele Jahre lang
Bei euch gewohnt.
(Die Umſtehenden fahren auseinander.)
Blepſidemos.
Apollon! Götter! wohin entflieh'n!

Chremylos (ihn feſthaltend).
Ha, Menſch, was machſt du! O du feigſtes Thierchen du!
Du wirſt doch bleiben!

Blepſidemos.
Um keinen Preis!

Chremylos.
Bleibſt wirklich nicht?
Wir zween Männer ſollten flieh'n vor einem Weib?

Blepſidemos.
Das iſt ja die Armuth, Aermſter du, von Allem, was
Da lebt und webt auf Erden, das Allerſcheußlichſte!

Chremylos.
Steh' ſtill, ich beſchwör' dich, ſtehe ſtill!

Blepſidemos.
Nein! nein! ich nicht!

Chremylos.
Ich ſage dir, von allem Frevel und Miſſethat
Des Allerungeheuerſten würden wir ſchuldig ſein,
Wenn wir den Gott allein und hülflos ließen und flöh'n
Aus Furcht vor dieſer, ohne zu kämpfen nur für ihn!

Blepſidemos.
Auf welche Rüſtung, welche Heeresmacht geſtützt?
Denn welchen Harniſch, welchen Schienen oder Schild
Hat nicht zu Pfande dieſe Schnödeſte ſchon verſetzt?

Chremylos.
Getroſt! Allein ſchon, weiß ich, würde wohl der Gott
Die Siegestrophäen errichten über ihre Flucht.

Armuth.
Auch nur zu muckſen wagt ihr noch, ihr Verworfenſten,
Auf friſcher That, auf gräßlicher Miſſethat ertappt?

Chremylos.

Und du, die du ſchmachvoll ſterben ſollſt, was ſchmäheſt du
So wüthig uns anfallend, und doch in Nichts gekränkt?

Armuth.

Gekränkt in Nichts? o bei den Göttern, meint ihr das,
Wenn ihr verſucht, den Reichthum ſehend wiederum
Zu machen?

Chremylos.

Was denn kränken mögen wir dich da,
Wenn allen Menſchen Gutes wir bereiten?

Armuth.

Ha!
Was könnt irgend Gutes ihr erfinden?

Chremylos.

Was?
Dich zuerſt hinauszuwerfen aus dem Hellenenland.

Armuth.

Mich hinauszuwerfen? Was für ein größer Uebel noch
Glaubt irgend anthun ihr zu können den Menſchen?

Chremylos.

Wir?
Wenn länger wir ſäumten und gar vergäßen, es zu thun!

Armuth.

Nun gut; ſo will ich deß' zuerſt euch Rechenſchaft
Ablegen. Falls ich nun beweiſe, jeden Gut's
Sei ich allein euch allezeit Urheberin,
Am Leben ihr, durch mich allein —? Wenn aber nicht,
So thut mit mir ohn' Weit'res, wie es euch gefällt.

Chremylos.

Du erdreiſteſt dich das auszuſprechen, Verruchteſte!

Armuth.

Du laſſ' es dich lehren; denn ich glaube, ſonder Müh'
Werd' ich beweiſen, daß du ganz und gar dich irrſt.
Wenn du meineſt, daß die Redlichen reich du machen wirſt.

Chremylos.

O Nackenholz und Knüttel, helfet ihr mir nicht?

Armuth.

Nicht ſchrei'n und eifern ſollteſt du, eh' du gehört!

Chremylos.

Wer möchte da ſich halten, Himmel und Weh' zu ſchrei'n,
Wenn er ſolches Zeug hört!

Armuth.

Wer? ein jeder Vernünftige!

Chremylos.

Was für 'ne Buße dictir' ich in dieſem Handel dir,
Wenn du verliereſt?

Armuth.

Welche du willſt!

Chremylos.

Das nehm' ich an!

Armuth.

Doch müſſet ihr das Gleiche leiden, wenn ihr verlieret.

Blepſidemos.

Nun? meinſt du, daß zwanzigfacher Tod hinreichend iſt!

Chremylos.

Der freilich; uns indeſſen ſind ſchon zwei genug.

Armuth.

Wollt ihr denn nicht dem ungeſäumt euch unterzieh'n?
Denn wer noch hat was Rechtes zu erwidern mir?

Chor.

Nun müßt ihr ſprechen mit klugem Bedacht, um Dieſe
zu Boden zu kämpfen,
Auf jegliches Wort mit der Antwort da; klein bei nicht
dürfet ihr geben!

Chremylos.

Klar erſtens, ſo glaub' ich zu ſeh'n, iſt dies unfehlbar
Allen und Jedem,
Daß billig es iſt, wenn den Redlicheren von den Menſchen
es glücklich und wohlgeht,
Doch den Schändlichen und Gottloſen davon das Entgegengeſetzte
zu Theil wird.
Dies nun zu bewirken von Herzen bemüht, entdeckten wir
einen Gedanken,
Der dem Zweck nach ſchön und edel zugleich, und erſprießlich
in jeglichem Fall iſt.
Wenn der Reichthum nämlich hinfort ſeh'n kann, und nicht
mehr blind ſich umhertreibt.
So wird er ſofort zu den Redlichen nur hingeh'n, und ſie
nimmer verlaſſen,
Doch die Schändlichen und Gottloſen zumal ſtets flieh'n.
Dann macht' er von Stund' an,
Daß Alle ſie gut, daß ſie reich ſtets ſind, und Verehrer
der Götter und fromm ſind.
Und wahrlich, wer könnte der Menſchheit je was Beſſeres
finden, denn dies iſt?

Blepſidemos.

Niemand, ſelbſt bin ich der Zeuge dafür, nicht frage du
Dieſe des Weit'ren!

Chremylos.

Denn wie ſich das menſchliche Daſein jetzt uns Allen geſtaltet
und darſtellt,

Wem muß es am Ende wie Unſinn nicht, wem nicht wie Verrücktheit erſcheinen?
Denn Viele, die Schurken in Wahrheit ſind, reich ſind ſie und froh des Beſitzes,
Den mit Unrecht gar ſie zuſammengeſcharrt; und wieder die Guten und Beſten,
Noth leiden ſie, eſſen ihr kümmerlich Brot, ſind dir faſt immer geſellet.
Ich behaupte demnach: aus iſt es mit dir, wenn wieder kann ſehen der Reichthum,
Drum bringt der, welcher den Weg auffand, den Menſchen die köſtlichſte Gabe.

Armuth.

O leichter ihr, wie kein Anderer ſonſt, zu jedem Verkehrten Bethörte,
Ihr Graubarts-Paar, ihr Schwärmekumpan' im Faſeln, im Toll- und Verrücktſein!
Wenn dieſes geſchäh, was ihr Beide verlangt, deß' hättet ihr wahrlich Gewinn nicht.
Denn würd' es dem Reichthum, wieder zu ſeh'n und wieder ſich gleich zu vertheilen,
So würde ſich Keiner der Menſchen hinfort um Kunſt und Wiſſenſchaft kümmern;
Und wären die zwei ſo getilgt durch euch aus dem Leben der Menſchen, wer wird dann
Noch ſchmieden das Erz, noch Triëren erbau'n, ſtellmachern und ſchuſtern und ſchneidern,
Noch gerben und färben und Steine behau'n, noch zimmern und waſchen und walken,
Noch im Feld arbeiten „mit furchendem Pflug, den Segen der Fluren zu ernten.“

Da ihr leben ja dann ohn' Arbeit könnt, unbekümmert um Alles und Jedes!

Chremylos.

Wie dumm! o wie dumm! denn das Alles zumal, ſo viel du mir eben da herzählſt,
Das liegt denn immer den Dienenden ob!

Armuth.

Und woher denn haſt du die Diener?

Chremylos.

Wir werden natürlich ſie kaufen für Geld.

Armuth.

Wer bietet ſie aber zu Kauf aus,
Da ja Geld vollauf auch der And're beſitzt.

Chremylos.

So Einer, der was zu verdienen
Als Kaufmann aus Theſſalien[3] kommt, aus dem Lande der Seelenverkäufer.

Armuth.

Doch vor Allem, es wird, das denk' ich, iſt klar, kein Seelenverkäufer hinfort ſein
Nach der Rechnung, wie du ſie da eben gemacht; denn wer wird, iſt er bereits reich,
Noch hinfort mit des eigenen Lebens Gefahr ſich zu ſolchem Geſchäfte verſtehen?
So daß du gezwungen zu pflügen, zu ſä'n, zu graben, zu alle der Arbeit.
In's Künftige weit mühſeliger noch zu leben haſt.

Chremylos.

Daß dich der Geier!

---

[3] Die Theſſalier waren übel berüchtigt.

Armuth.

Auch wirſt du weder in Betten hinfort (nicht giebt es da Betten) zur Ruh' geh'n,
Noch in Teppichen ruh'n; denn wer wird, wenn des Golds ihm genug iſt, weben noch wollen?
Noch mit tröpfelndem Salböl ſalben das Haupt, wenn die Braut hochzeitlich du heimführſt,
Noch ſchmücken dich auch mit der farbigen Pracht vielfältig geſtickter Gewänder;
Und doch, was iſt denn das Reichſein noch, wenn man *das* gerad alles entbehret?
Doch bei *mir* iſt alles das, was ihr verlangt, ſtets leicht zu beſchaffen, da immer
An der Seite ich ſitze dem Handwerksmann, ihn als Herrin treibe zur Arbeit,
Daß in Mangel und Armuth müh'n er ſich muß zu beſchaffen, wovon ſich erhalten.

Chremylos.

Was könnteſt du jemals Gutes verleih'n, wenn nicht Brandblaſen vom Badhaus,
Und hungernder Kinderchen Jammern um Brot, und der keifenden Alten Gekreiſche?
Denn die Unzahl Läuſ' und Wanzen und Flöh' und Fliegen erwähn' ich dir gar nicht,
So viel ſind ihrer, die, Nachts dein Haupt umſumſend, immer dich quälen,
Dich erwecken vom Schlaf, dir ſchwirren in's Ohr: willſt hungern du? Auf, an die Arbeit!
Und dazu kommt, daß ſtatt Mantel und Wamms man Lumpen hat, und ſtatt des Bettes

Ein Strohſack dient, mit Wanzen geſtopft, der immer den Schlafenden wach hält,
Statt Teppiche, modernde Matten man braucht, ſtatt ſchwellender Kiſſen zu Häupten
Ein kantiger Feldſtein ſtützet den Kopf; daß gar ſtatt nährenden Brotes
Man die Waldbeerwurzeln verſpeiſ't, ſtatt Gemüſ' man ſich Neſſel und Rettigkraut ſucht,
Daß zum Schemel man eines zerbrochenen Ohm's Hauptend' nimmt, und ſtatt des Backtrogs
In des Weinkrugs Bauch einſäuert, der auch zerbrochen iſt. Hab' ich in Wahrheit
Nicht Gutes genug nach einander geſagt, das dem Menſchengeſchlechte von *dir* ſtammt?

Armuth.

Doch haſt du ja nicht *mein* Leben genannt, das der Bettler verhöhnſt du, mein's nicht.

Chremylos.

Wie? ſagen wir nicht, von dem Bettlerthum ſei die leibliche Schweſter die Armuth?

Armuth.

Ihr ſagt's, die ihr auch Thraſybulos ſelbſt nah' am End' Dionyſios-gleich [1] nennt!
Doch iſt ſo nicht mein Leben beſtellt, bei Zeus! nein, wird es auch nie ſein,
Denn das Leben des Bettlers, wie du ihn beſchreibſt, iſt, gar Nichts habend, zu leben;

---

[1] Thraſybulos vertrieb die dreißig Tyrannen aus Athen; die Armuth meint damit: Ihr wißt die Dinge nicht zu unterſcheiden.

Doch das Leben des Armen iſt, ſparſam ſein und anhaltſam zu der Arbeit,
Und es bleibt ihm zwar auch übrig Nichts, doch nie auch hat er zu wenig.

Chremylos.

Wie ſelig entſchlief, bei Demeter, da ſein Leben, wie du es geprieſen,
Wenn ſparend und ſchaffend ſein Lebtag, nichts er zuletzt nachläßt zum Begräbniß.

Armuth.

Ja verſuch' nur Spott und zieh' mich auf, mißachtend des würdigen Ernſtes,
Da du nicht einſiehſt, wie der Reichthum nicht, wie *ich*, ſtets beſſere Männer
An Körper und Geiſt darſtelle; denn ſieh', die von dem ſind ſtets Podagriſten,
Schmeerbäuchige Herrn, dickwadig und träg' und ſchwimmend im eignen Fette,
Die von mir ſind ſchlank, wie die Weſpen behend, und im Felde den Feinden ein Schrecken.

Chremylos.

Mit Hunger ja wohl ſchaffſt ihnen am End' du die weſpenbehende Geſtalt an!

Armuth.

Und den ſittlichen Werth nun will ich dir ſo gleichfalls durchgeh'n und dir entwickeln.
Denn bei mir wohnt Ruh' und Geſetzlichkeit; 's iſt des Reichthums Sache Gewaltthat!

Chremylos.

O geſetzlich iſt ja der Diebſtahl ſehr und der Einbruch Nächtens beim Nachbar!

Blepſidemos.

Ei Welt, wenn verheimlicht es nur ſein muß, wie denn wär's ſelbſt widergeſetzlich?

Armuth.

So betrachten wir nun in den Staaten zumal auch die Redner, wie ſtets, wenn ſie arm ſind,
Für des Volks Wohlfahrt, für des Staats Anſehn ſie gerecht ſich bemühen und ſorgſam;
Doch werden ſie reich von den Geldern des Staats, gleich ſind ſie Verfechter des Unrechts,
Gleich ſinnen ſie gegen die Menge Verrath, ſind Feinde des Volks und der Freiheit.

Chremylos.

In der That, nicht unwahr iſt, was du ſprichſt, ob du ſchon gar hämiſch und ſcheel biſt;
Doch ſollſt nicht minder du heulen darum und ſollſt nicht weiter dich ſpreizen,
Wenn du ſo dumm Zeug aufſchwatzen uns willſt, bei Gott, daß beſſer die Armuth
Wie der Reichthum ſei!

Armuth.

Und kannſt es am End' mit alle dem Flauſen und Flattern
Mir nicht abſtreiten, im Mindeſten nicht!

Chremylos.

Und warum denn fliehen dich Alle?

Armuth.

Weil beſſer ich ſie ſtets mache; du kannſt auf's Deutlichſte das bei den Kindern

Schon ſeh'n, denn die Kinder, ſie fliehen ja auch ſo den Vater, der über ihr Beſtes
Treu ſorget und wacht; ſo ſchwer Ding iſt's, zu erkennen das Gute, das Rechte.

Chremylos.

Wie? meineſt du denn, Zeus wiſſe am End' nicht auch zu erkennen das Beſte,
Und der ja behält ſich den Reichthum doch!

Blepſidemos.

Und dich, dich ſchickt er zu uns her!

Armuth.

O ihr von dem Wahn altkroniſcher Zeit ſo gar triefäugigen Geiſtes,
Wenn Einer, ſo iſt Zeus *arm*; den Beweis dafür, den führ' ich dir ſchlagend.
Denn wenn er reich iſt, wie kommt's, daß er doch bei ſeinen olympiſchen Spielen,
Wo er ſelber ſich alles Helleniſche Volk nach je vier Jahren verſammelt,
Für die Kampfſpiels-Sieger durch Heroldsruf läßt künden, ſie ſeien gekränzet
Mit 'nem Oelzweigkranz — mit 'nem goldnen Kranz müßt' heißen es, wäre der Gott reich.

Chremylos.

Nein, daß er der Reichthum zu ſchätzen weiß, das giebt er damit zu erkennen;
Denn ſparſam ſo und im Mindeſten nicht davon zu verwenden gewillet,
Hält, da er dem Sieger nur Tand aufſetzt, er den Reichthum immer beiſammen.

Armuth.

So willſt du denn gar was Schlimm'res noch, wie die Armuth ſelber, ihm andreh'n,
Wenn er reich ſo kärglich, ſo wenig honett, ſo ſchmutzig, ſo Knecht des Gewinns iſt.

Chremylos.

So ſchmettre Zeus mit dem Blitz dich zunicht, mit dem Oelzweigkranze gekränzet.

Armuth.

Daß ihr auch das zu beſtreiten nur wagt, als ſei nicht jegliches Gut euch
Von der Armuth her!

Chremylos.

Von der Hekate mag man das Nähere darüber erfahren,
Ob hungern, ob reich ſein beſſer ihr ſcheint; ſie ſelber ja kann dir erzählen,
Daß immer die Reichen und Wohlhabenden ihr monatlich ſchicken zu eſſen,
Daß aber das arme und dürftige Volk es hinwegreißt, eh' es noch daſteht!

(Mit einer heftigen Wendung.)

Nun hol' dich die Peſt! und muckſe mir nicht,
Im Geringſten mir nicht!
Du bekommſt nicht Recht, und hätteſt du Recht!

Armuth (mit heftigem Geſtus).

„O du Argos-Stadt! o ihr hört, was er ſagt!“

Chremylos.

Ruf' Pauſo[5] zum Tiſchkameraden mir her!

---

[5] Ein armer Maler, ein Hungerleider.

Armuth.
Was erleb' ich, o weh!
(Sie wird allmälig und zaudernd hinweggedrängt.)
Chremylos.
Fort, fort! zu den Geiern mit dir! ſchnell fort!
Armuth.
Wo denn hin! weh, weh!
Chremylos.
In den Block fort, fort! nicht ſäum' hier mehr!
Schnell, ſchneller hinweg!
Armuth.
O ihr werdet dereinſt mich hieher, mich zurück
Noch rufen, ihr Zwei!
Chremylos.
Wenn wir rufen, ſo komm'! Nun hol' dich die Peſt!
Denn lieber wie du iſt der Reichthum mir,
Fahr' hin! und heul' bis in Ewigkeit!
(Die Armuth geht langſam und betrübt ab.)

Als Zeitgenoſſen des Ariſtophanes werden uns noch von den alten Schriftſtellern viele politiſche Komödiendichter genannt, wie Platon von Athen, Ameipſias, Eurikes u. A. m. Da jedoch von ihren Werken nur höchſt unbedeutende Fragmente ſich erhalten haben, ſo ſcheint uns auch die genauere Aufzählung derſelben am unrechten Orte.

Seit dem Ende des peloponneſiſchen Krieges und mit dem Sinken des unbeſchränkten demokratiſchen Prinzipes in Athen erlitt auch das Weſen der alten Komödie eine Aenderung; Perſönlichkeiten und Staatsangelegenheiten durften nicht mehr auf der Bühne vorgeführt und beſprochen werden, und es geſtaltete ſich nun eine Zwiſchengattung, gewöhnlich als die mittlere Komödie bezeichnet, welche, vom Beſonderen und Einzelnen abſehend, nur das Allgemeine, meiſt in allegoriſchem Gewande, wie z. B. das Sinken der Tragödie, die neuere Philoſophie, oder auch einzelne Erſcheinungen des Alltagslebens im Gewande der Wirklichkeit, freie Erfindungen der Dichter, wie z. B. Liebesgeſchichten u. ſ. w., behandelte. Ihre Herrſchaft währte von 400 v. Chr. Geb. bis zum alexandriniſchen Zeitalter. Es ſind uns die Namen vieler Dichter aufbewahrt worden, die ſich mit Anmuth und Geſchick in dieſer Gattung bewegten, wie z. B. Antiphanes, Alexis, Timokles u. A. m.; von ihren Leiſtungen iſt uns jedoch Nichts zugekommen, als höchſtens die Titel derſelben, und von dieſen kann hier natürlich weiter nicht die Rede ſein.

7.

Die Dichter der vierten Periode.

Die epiſche Poeſie.

Mit Alexanders des Großen Weltherrſchaft ging die Freiheit der Griechen zu Grunde, und die Poeſie hörte daher auf, der Ausdruck des Volkslebens zu ſein. An die Stelle der freien poetiſchen Production trat die wiſſenſchaftliche Forſchung, der es trotz manchem bedeutenden Reſultate, doch an der richtigen und wahren Lebensanſchauung fehlte. Sie ermangelte nicht, ihren Einfluß auf die Dichtkunſt auszuüben, namentlich in Alexandrien, wo das geiſtige Streben dieſer Periode ſeinen Mittelpunkt fand, wo aber gelehrte Vielwiſſerei als das Höchſte zu gelten begann und mit dieſer ſelbſt gewaltiger Prunk getrieben wurde. An die Stelle der echten Genialität trat die bewußte Künſtelei, an die Stelle wahrer Begeiſterung berechnete Kälte, und auf Form und Schmuck wurde mehr Werth gelegt und weit größere Mühe verwandt, als auf den Inhalt.

Da nun die epiſche Poeſie beſonders Gelegenheit darbot, Beleſenheit und Fleiß zu zeigen, ſo ward dieſelbe auch mit lebhaftem Intereſſe gepflegt, d. h. von den Männern der Wiſſenſchaft, nicht wie früher vom Volke, zu deſſen Heiligthümern ſie in den Tagen der Freiheit gehörte. Der alexandriniſche Kanon (ein Verzeichniß der als klaſſiſch-anerkannten Dichter) nennt uns aus dieſer Periode ſieben Epiker, Lykophron, Theokritos, Kallimachos, Aratos, Apollonios von Rhodos, Nikandros und Homeros von Byzanz. Von ihren Epopöen iſt jedoch nur das Werk des Apollonios vollſtändig uns erhalten worden, während uns aus denen der Anderen nur Bruchſtücke, vom Letztgenannten gar nichts geblieben iſt. Außer dieſen erwähnen die alten Schriftſteller noch andere Epiker, wie Euphorion von Chalkis (240 v. Chr.), Rhianos von Kreta (235 v. Chr.) u. A. m., doch auch von ihnen wurde Nichts, oder ſo gut wie Nichts gerettet, und wir wenden uns daher dem Einzigen, deſſen Heldengedicht uns ganz vorliegt, zu.

Apollonios von Rhodos.

Er ſtammte aus Alexandrien, nach Anderen aus Taukratis, ward um 240 v. Chr. geboren, und hatte den Kallimachos zum Lehrer, von dem unter den Lyrikern ausführlich die Rede ſein wird, ſoll aber durch deſſen Umtriebe, als er, noch ein Jüngling, ſein Epos veröffentlichte, aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben worden ſein, und begab ſich nun als Lehrer der Redekunſt nach Rhodos, wo er eine ſehr günſtige Aufnahme fand und das Bürgerrecht erhielt. Später kehrte er nach Alexandrien zurück, und ward nach Eratoſthenes Tode, oberſter Aufſeher der berühmten königlichen Bibliothek daſelbſt. Sein epiſches Gedicht, die Argonautenfahrt, betrachtete er als die Hauptaufgabe ſeines Lebens, und ſuchte es unermüdlich zu verbeſſern, bis es ihm zuletzt gelang, demſelben allgemeine Anerkennung zu verſchaffen, ſo daß ſpäter ſich viele Commentatoren mit demſelben beſchäftigten. Wahrſcheinlich iſt er um 192 v. Chr. Geb. geſtorben. Das iſt Alles, was wir über ſeine Lebensſchickſale wiſſen.

Sein Epos, die Argonautenfahrt, zerfällt in vier Geſänge, deren Inhaltsangabe, ſo wie einige Auszüge aus demſelben, wir der trefflichen metriſchen Ueberſetzung C. N. von **Oſiander's**, Stuttgart 1837, zwei Bändchen in 16., entlehnen.

Erſter Geſang: Der Dichter nennt kürzlich den Hauptgegenſtand ſeines Gedichts 1—4. Ein Orakel hatte den Pelias, Beherrſcher von Iolkos vor dem gewarnt, der nur mit Einem Schuhe zu ihm kommen würde. Sein Neffe Jaſon erſcheint ſo vor ihm bei einem Feſte. Daher befiehlt er demſelben, den gefährlichen Seezug nach Kolchis zu machen, um das goldene Vließ zu holen 5—17. Argos erbaut das Schiff nach Minervens Rath — 22. Aufzählung der Helden, welche ſich erbieten, den Zug mit Jaſon zu unternehmen — 27. Die bedeutendſten ſind: Orpheus der Sänger — 34. Tiphys der Steuermann

101 — 114. Herkules 121 — 132. Kaſtor und Pollur 145 — 150. Zetes und Kalais, die geflügelten Söhne des Bereas 210—223. Sie wollen ſich in Pagaſä einſchiffen: Schilderung der Scene des Abſchieds. Jaſon wird zum Anführer erwählt — 348. Opfer vor der Abfahrt. Ausrüſtung und Beſchaffenheit des Schiffes Argo — 400. Orpheus ſingt vor den Schmauſenden ein Lied — 511. Abfahrt 518—576. Ankunft in Lemnos — 608, wo die Frauen alle Männer getödtet hatten; ſie nehmen die Fremden nach einiger Berathung gaſtfreundlich auf — 716. Schilderung Jaſons 725—775. Seine Aufnahme bei der Königin Hypſipyle — 833. Herkules bleibt mit Wenigen auf dem Schiffe — 856. Die Argonauten knüpfen Verbindungen an mit den Lemnierinnen; aber Herkules tadelt ihre Säumniß und beſtimmt ſie, ſich loszureißen — 874. Auf der Inſel der Elektra werden die Argonauten in die Myſterien eingeweiht — 921. Die Reiſe wird durch den Helleſpont fortgeſetzt. Ankunft auf Kyzikus in der Propontis — 960. Dert werden ſie von dem Könige der Dolionen gütig aufgenommen — 984. Kampf mit einem Rieſenvolke des Gebirges, welches eine Niederlage erleidet — 1011. Schon waren ſie wieder in die See geſtochen, als ein widriger Wind ſie nach Kyzikus zurückſchleudert. Als ſie unerkannt bei Nacht landen, entſpinnt ſich ein Kampf zwiſchen ihnen und den Dolionen, welche viele Mannſchaft und ſelbſt ihren König verlieren — 1052. Deſſen Gattin

tödtet ſich ſelbſt aus Verzweiflung —1077. Um die Stürme abzuwenden, wird der Rhea auf dem Berge Dindymos ein Opfer gebracht: die Vorzeichen werden günſtig —1150. Abfahrt von Kyzikos. Herkules zerbricht ſein Ruder und will bei Kios im Walde ein neues holen. Sein Begleiter und Liebling Hylas wird von den Nymphen geraubt —1239. Herkules ſucht denſelben vergeblich; und wird von den abſegelnden Argonauten zurückgelaſſen und erſt ſpäter vermißt —1272. Die Argonauten gerathen in Streit, ob man Herkules zurückholen ſoll. Zetes und Kalais verhindern dies. Glaukos, der Meeresgott, weiſſagt, Herkules müſſe nach Argos zurückkehren. Wiederausſöhnung der Helden —1349. Die Seefahrer kommen in das Land der Bebryken —1362.

Die Abenteuer der Argonauten bei den Dolionen.

Erſter Geſang. V. 936—1077.

So durchwegte das Schiff mit beſchleunigtem Laufe zur Nachtzeit
Helleſpontos Bereich, durchwirbelt von dunkelen Fluten:
Dieſſeits in der Propontis erhebt ſich ragend ein Eiland
Nicht ſehr ferne von Phrygia's Land, durch Saaten geſegnet,
Streckt ſich die Inſel in's Meer, ſo weit abſchüſſig der Iſthmos
Gegen die Veſte, von Wogen gepeitſcht, hall't, und die Geſtade
Zwiefach landbar, erſtrecken ſich links Aeſepos Gewäſſern.
Bärengebirg — ſo nennen's die Ringsumwohnenden: dort nun
Siedeln umher, unbändig und wild, in Freveln erſtarkte

Söhne der Erde, den Nachbarn zu ſchaun ein ſeltſames Wunder:
Denn ſechs nervigte Händ' an Jeglichem hängen herunter
Zwo an die mächtigen Schultern gefügt mit den Armen: doch unten
Ragt noch ein doppeltes Paar an den gräßlichen Seiten befeſtigt.
Dolionen bewohnten den meerumfloſſenen Landſtreif
Sammt dem Gefild: dort herrſchte des Aeneus tapferer Sprößling
Kyzikos, welchen Aenete gebar, des erlauchten Euſóros
Tochter. Jedoch ſo gräßlich ſie ſind, die Erzeugten der Erde,
Quälten jene ſie nicht: ihr Hort war Vater Poſeidon,
Dem urthümlich entſtammten die Väter der Dolionen.
Dort anlandet gejagt von den thrakiſchen Winden die Argo,
Und gaſtfreundlich empfing ein Hafen das ſegelnde Fahrzeug,
Als ein kleinerer Fels ſich da vom Anker gelöſet,
Ließen zurück ſie den Stein, folgſam dem Gebote des Tiphys,
Dort an Artakia's Quell: ein anderer, tauglich, gewichtvoll
Ward nun erkieſ't. Doch jenen, gemäß dem Orakel Apollons,
Stellten des Neleus Jonier auf in ſpäteren Tagen
Nach der Gebühr dir, Pallas, Beſchützerin Jaſons, geweihet.
Ihnen geſammt nun nahten die Dolionen mit Liebe,
Kyzikos auch: als ſie, weß Stammes ſie wären, wohin ſie
Zögen, erkundet, empfingen ſie jetzt gaſtfreundlich die Fremden.
Hießen darauf vorwärts ſie ſteuern beim Schlage der Ruder,
Und in der Hauptſtadt Bucht anbinden die Taue des Schiffes.
Dort aufrichteten ſie Apollon, der Landenden Schutzgott,
Einen Altar am Geſtade des Meers, und beſtellten die Opfer.

Selber der Fürſt gab lieblichen Wein den Bedürftigen: Schafe
Fügt' er hinzu: ihm war ein Orakel geworden, ſobald dort
Naht ein herrlich Geſchwader, bemannt von Helden, ſofort ihm
Freundlich entgegen zu gehn, und nicht zu gedenken des Krieges.
Jüngſt erſt ſproßte der Flaum um die blühende Wange des Königs:
Noch nicht war ihm vergönnt ſich eigener Kinder zu freuen,
Nie noch hatte die Wehn des Geburtskampfs Kleite gekoſtet
Seine Vermählte, die ſchönumlockte Perkoſiſche Jungfrau,
Merops Tochter: ſie hatte der Held ſeit wenigen Tagen
Jenſeits her vom Vater geführt mit herrlicher Mitgift.
Dennoch der Liebe Gemach und das bräutliche Lager verlaſſend
Lud er Jene zum Mahl, ſich jeder Beſorgniß entſchlagend.
Und ſie befragten ſich im Wechſelgeſpräch: er erforſcht
Sie um der Seefahrt Ziel und Erfolg, und Pelias Machtwort.
Doch ſie wollten erkunden der ringsum wohnenden Städte
Und den gebreiteten Buſen der ganzen Propontis: jedoch nicht
Ganz zu genügen vermocht' er dem Drang der befragenden Männer.
Jetzt zu des Dindymos Haupt hoch ſtiegen ſie auf mit dem Frühroth,
Selber zu ſchauen den Weg auf jenen Gewäſſern: indeſſen
Andre das Schiff wegzogen vom Ort des umdämmeten Hafens.
Jaſons Weg iſt genennet der Pfad noch, den ſie gewandelt.
Aber herbei vom Gebirg jenſeits anſtürmten die Rieſen,

Sperrten von unten mit Felſen des Damms weit reichende Mündung
Gegen die See: gleich einem Gewild die drinnen belauernd;
Denn dort war mit den jüngeren Männern geblieben Herakles.
Raſch nun ſpannend das ſtraffe Geſchoß auf die Söhne der Erde,
Streckt er in Reihn ſie nieder in Staub: doch jene die Felſen
Rings abreißend vom Berg, hoch ſchwangen und ſchleuderten. Wohl hat
Auch dies furchtbare Rieſen-Geſchlecht Zeus Lagergenoſſin
Hera, die Göttin, genährt, dem Herakles Kämpfe zu ſchaffen.
Doch nun nahten die Anderen auch, umkehrend, bevor ſie
Hatten die Warte beſtiegen, und ſtürzten hinein in die Mordſchlacht
Gegen die Söhne der Erde, mit Speer und Pfeil ſie empfangend,
Helden im Kampfe des Ares geübt, bis ſämmtliche Feinde,
Raſtlos gegen ſie her anſtürmend, den Waffen erlagen.
Wie wenn ragende, friſch mit Beilen gehauene Bäume
Wälzet der Fäller des Holzes in Reihn an's feuchte Geſtade,
Daß ſie, vom Naſſe geſchwellt, feſthalten die kräftigen Keile;
Alſo waren in Reihn an der Mündung graulicher Meerbucht
Jene zu Boden geſtreckt! Die tauchten in ſalziges Waſſer
Bruſt und Häupter geſchaart, und die Füße nach oben gekehret
Landwärts. Andre dagegen der Erdegeborenen ſtreckten
Aus am Sande des Ufers das Haupt, und die Füße zum Meergrund,
Beide beſtimmt, ein Raub der Gevögel und Fiſche zu werden.

Als nun den Helden der Kampf ſich gefahrlos hatte geendet,
Löſeten ſie beim Wehen des Windes die Taue des Schiffes
Weiter ſofort im Meer durch ſchwellende Wogen zu ſegeln.
Raſch mit gebreiteten Segeln den Tag durch eilte das Fahrzeug.
Doch in der Nacht nicht hielt ſich der Wind: entgegnende Stürme
Trieben es reißend zurück: bis daß ſie wieder gelangten
Zum gaſtfreundlichen Volke der Dolionen: bei Nacht noch
Landeten ſie: den geheiligten Fels noch nennet die Sage,
Den, antreibend, ſie banden mit haltenden Tauen des Schiffes.
Doch nahm Keiner es wahr, daß ſelbige Inſel es wäre.
Auch nicht ward in der Nacht von der Helden Zurückkunft ſichre
Kunde den Dolionen: ſie wähnten, Pelasgiſches Kriegsvolk,
Makriéer genannt, ſei etwa gelandet am Ufer:
D'rum anlegend die Wehr aufhoben die Fauſt ſie zum Kampfe:
Trafen zuſammen im Stoß ſich begegnend mit Lanzen und Schilden,
Aehnlich des Feuers geflügelter Kraft, das trocknes Geſträuche
Feindlich ergreifend durchzuckt: ein gräßlicher Lärm und Verwirrung
Raſete tobend umher im Dolioniſchen Volke.
Und nicht konnte der Fürſt dem Geſchicke der Schlachten entrinnen:
Nicht mehr ſollt' er zurück zum bräutlichen Lager gelangen:
Als er gerad' entgegen dem Aeſoniden ſich ſtellte,
Traf ihn ſtürmend der Held in die Mitte der Bruſt: um die Lanze

Ward ihm zerſchmettert das Bein: hin ſank er im Sande ſich wälzend,
So ſein Geſchick vollendend: ihm darf kein Weſen entfliehen
Sterblicher Art: denn rings umbreiten ſich mächtige Schranken.
So, da Jener ſich wähnt' unerreichbar dem bittern Verhängniß,
Wohl durch die Hände der Helden erhaſcht's ihn nächtlicher Weiſe,
Als im Gefecht' er ſie traf. Viel' Andere wurden erſchlagen,
Die ihm zu Hülfe geeilt. Der Alcid' hinſtreckt den Telekles
Und Megabrontes auch: Akaſtos tödtet den Sphodris,
Peleus den Zelys erſchlug und den rüſtigen Kämpfer Gephyros,
Dich, Baſilicus, in den Staub legt Telamon, kundig des Speerwurfs.
Idas wirft Promeus und, Klytios, dich, Hyakinthos,
Phlegios und Megalóſſakes fällt durch Tyndareus Söhne,
Itymoneus den Verwegnen erwürgte der Sprößling des Oeneus,
Auch den Atarkes den Vordern im Kampf: ſie Alle verehren
Noch die Bewohner des Lands mit Helden gebührender Feier.
Furchtſam flohen die Andern: ſo wie ſchnell fliegende Tauben
Scheu im Schwarm entfliehen, geſcheucht vom gefürchteten Habicht.
Aus nun in Maſſen herein zu dem Thor mit Getümmel ſie rannten;
Ward ſogleich voll Klage die Stadt, daß ſo ſich gewendet
Ihnen zum Jammer der Kampf. Den verwünſcht-unheilbaren Irrthum
Zeigt' erſt beiden der kommende Tag: Als die Minyer Helden

Kyzikos, Aeneus Sohn, im Staub darniedergeſunken,
Blutend erblickten, ergriff die Bekümmerten düſtere Trauer.
Sie mit der Dolionen Gemeinde vereint in Wehmuth
Klagten um ihn drei Tage geſammt, ſich zerrauſend die Locken.
Dreimal hielten in eherner Wehr zur Feier des Todten
Umzug ſie an dem Hügel des Grabs, und begingen den Wettkampf
Nach der Gebühr auf dem Raſen des Blachfelds: da wo du jetzt noch
Schauſt ein gethürmetes Mahl, ſeh'nswerth auch Spätergebornen.
Kleite jedoch nicht mocht' hinfort noch ſchauen das Daſein
Laſſend vom theuern Gemahl: ſie häufet Jammer auf Jammer,
Schlang ſich den Strick um den Hals und endete. Selber des Haines
Nymphen bejammerten laut das Geſchick der entſeelten Gattin.
Alle die Thränen, die jetzo dem Aug' entſtrömten der Nymphen,
Schufen die Götter zum ſtrömenden Quell, der Kleite genennet
Trägt den verherrlichten Namen der unglückſel'gen Vermählten.
Alſo den Männern und Frau'n im Dolioniſchen Volke
Ward der Tag des Entſetzens geſendet von Zeus. Und Niemand
Mochte der Nahrung genießen, betäubt vom Kummer, und lange
Dachten ſie nicht, in der Mühle bereitete Speiſe zu koſten,
Und ungeröſtete Frucht, die das Feld bot, friſtet ihr Daſein.

Heut' annoch, wird Jenen gebracht alljährliche Spende,
Mahlen Joniſchen Stamms die Bewohner von Kyzikos allſtets
Auf der gemeinſamen Mühle des Volkes die Kuchen zum Opfer.

Zweiter Geſang. Der König der Bebryken, Amykos, fordert die Argonauten zum Fauſtkampf mit dem Ceſtus (Klopffechterhandſchuh) heraus. Polydeukes (Pollux) ſtellt ſich in ihrem Namen 1 — 24. Dieſer Kampf entſcheidet ſich durch des gefürchteten Amykos Niederlage und Tod für Pollux — 97. Es entſpinnt ſich ein Gefecht zwiſchen den Argonauten und den Bebryken, welche den Tod ihres Königs rächen wollen, aber geſchlagen werden — 137. Opfer und Feſte der Argonauten wegen jenes Sieges — 163. Sie ſegeln mit der Beute ab und fahren durch den Bosporos. Landung in Bithynien — 177. Daſelbſt treffen ſie den blinden Wahrſager Phineus, der wegen Mißbrauchs der Wahrſagerkunſt auch durch die feindliche Annäherung der Harpyen beſtraft wird — 193. Er fleht die Argonauten um Hülfe an. Zetes und Kalais verjagen die Harpyen — 300. Phineus weiſſagt den Argonauten die Schickſale ihrer ferneren Seefahrt — 425 und erzählt ihnen andere Begebenheiten aus dem Kreiſe ſeiner Umgebungen — 497. Der Eintritt der Eteſier veranlaßt den Dichter, die Epiſode von Kyrene und Ariſtäus einzuſtreuen — 528. Die Eteſiſchen Winde halten die

Seefahrer lange auf; endlich ſegeln ſie aus Bithynien ab — 536. Sie ſteuren unter großer Gefahr, doch mit Pallas Hülfe glücklich durch die ſchwimmenden Kyaneiſchen Inſeln oder Symplegaden durch in das ſchwarze Meer — 606. Jaſon prüft und ermuntert den Muth der Seinigen — 649. Die Fahrt wird nun längs der Nordküſte von Kleinaſien fortgeſetzt. Sie kommen zuerſt zu den Mariandynen, deren König Lykos mit Jaſon ein Bündniß ſchließt, und ſeinen Sohn als Begleiter mitgiebt — 814. Tod des Argonauten Idmon durch ein wildes Schwein — 850 und des Tiphys durch Krankheit — 860. Ankaios wird Steuermann an deſſen Stelle. Fortſetzung der Fahrt an die Mündung des Kallichorus — 911. Dem Schatten des Sthenelos werden Opfer gebracht — 929. Ankunft in Aſſyrien. Geſchichte der Sinope — 954. Landung am Fluſſe Thermodon — 984 im Lande der Amazonen, die ſich zum Angriff rüſten, welchen die Argonauten nicht abwarten — 1000. Sie kommen ſodann an die Küſte verſchiedener Völker am Pontus, deren Sitten kurz beſchrieben werden — 1030. Auf der Inſel Aretias finden ſie Vögel, die mit ihren Federn wie mit Pfeilen ſchießen. Die Seefahrer verjagen ſie durch das Geräuſch ihrer Schilde und Waffen — 1090. Die Söhne des Phryxis, von Kolchis kommend, leiden gerade an jener Inſel Schiffbruch und flehen die Argonauten um Hülfe an — 1133. Sie werden von Jaſon als Verwandte erkannt und unterſtützt, und zur Theilnahme an dem Abenteuer eingeladen, das ſie aber als ſehr gefährlich darſtellen — 1225. Geſchichte der Philyra — 1241. Nachdem das Schiff an mehreren Völkern vorübergefahren, erblickt man endlich die Gipfel des Kaukaſus und den Adler, der an Prometheus Leber nagt — 1259. Landung in Kolchis; die Argonauten laufen in den Fluß Phaſis ein.

Amykos Kampf mit dem Polydeukes und die Folgen dieſes Kampfes.

II, V. 8—163.

Jetzt auch wandelt' er[1] hin zum Schiff, zu erkunden der Meerfahrt
Ziel, und wer ſie wären, und höhnte ſie trotzigen Sinnes.
Alſo ſprach er, zu ihnen genaht, vor ſämmtlichem Volke:
„Hört, zur See umſchweifende Männer, was Euch zu erfahren
Ziemt: kein Fremder, der irgend genaht dem Bebrykiſchen Strande,
Darf, ſo will das Geſetz, abfahren und kehren zur Heimath,
Bis er im Kampf mit mir die erhobenen Fäuſte vermiſchet.
Stellet mir denn, ausleſend, den Mann, der einzig der Beſte
Iſt in der ſämmtlichen Schaar, gleich hier ſich zu meſſen im Fauſtkampf.
Wollt ihr jedoch euch ſträuben und meine Gebote verletzen,
Würde fürwahr unbeſiegbarer Zwang euch treffen zum Unheil.“
Sprach's hochfahrenden Sinns. Als ſolches vernommen die Helden,

---

[1] Amykos, König der Bebryken.

Faßt ſie unbändiger Zorn. Vor Allen gereizt durch den Aufruf
Trat Polydeukes hervor, für die Freunde zu fechten, und ſagte:
„G'nug! — wer auch zu ſein du dich rühmſt: nicht ſolleſt du fürder
Frevelnden Zwang uns droh'n: wir fügen uns deinen Geſetzen:
Ich bin ſelber bereit, dir ſogleich im Kampfe zu ſtehen.“
Furchtlos redet er ſo: doch Jener mit rollenden Augen
Blickt' ihn an wie ein Leu, vom Speere getroffen, von Männern
Auf dem Gebirg umſtellt: obwohl umſchwärmt von Getümmel,
Kümmern die Andern ihn nicht: er ſchaut allein nach dem Manne,
Der ihn verwundet zuerſt, doch nicht ihn niedergeſtrecket.
Nun legt Tyndareus Sohn den geſchickt umnäheten Mantel,
Fein durchwoben, von ſich, den eine der Töchter von Lemnos
Ihm als gaſtliche Gabe geſchenkt: weg warf er den Schaafpelz,
Doppelt und dunkel gefärbt, mit der Spange zugleich, und dem Krummſtab
Knotig von Oelbaum-Holz, den ſtets er pflegte zu tragen.
Alsbald wählten ſie dorten den Kampfplatz, Beiden gefällig:
Hießen die Freunde geſammt dann ſitzen geſondert im Sande,
Aber an Wuchs und Geſtalt nicht waren ſie ähnlich zu ſchauen:
Sondern der erſtere ſchien Typhöeus dem Argen vergleichbar,
Oder auch Gäa's entſetzlicher Brut, dergleichen ſie vormals,

Grollend dem Zeus, ausheckte: der Andere, Tyndareus Sprößling,
Glich dem Geſtirne des Pols, das die lieblichſten Strahlen entſendet,
Wenn es mit zitterndem Licht durch's weſtliche Dunkel erglänzet.
Alſo erſchien Zeus' Sohn; vom ſproſſenden Flaume der Wangen
Noch umblühet; noch jugendlich blitzend das Aug'. Doch ſchwoll ihm
Muth und Kraft, wie dem Thiere des Walds; umſchwang er die Arme,
Sich zu erproben, ob noch er gewandt und leicht ſie bewegte:
Ob nicht wären erlahmt ſie bei lang mühſeligem Rudern.
Amykos aber verſuchte ſich nicht; ſtillſchweigend von ferne
Stand er, auf Jenen geheftet den Blick: laut pochte die Bruſt ihm
Mächtig bewegt, er dürſtete bald zu vergießen ſein Herzblut,
Mitten im Kreis legt nun Lykoreus, Amykos' Diener
Je zween Gurte zu wappnen die Fauſt, vor die Füße der Männer,
Rauh, von getrocknetem Fell, und durchaus hart zu berühren.
Jener begann nun alſo des Hochmuths trotzige Rede.
„Wähle dir, welchen du willſt; nicht Looſes bedarf's: ich gewähre
Gern und willig dir ſolches, daß nicht mich ſpäter du ſchelteſt;
Nun denn, gürte die Fauſt: daß Anderen du aus Erfahrung
Meldeſt, wie gut ich vermag Rindshäute zu trockenen Gurten
Künſtlich zu ſchneiden, und Männergeſicht mit Blut zu beſpritzen."
Sprach's. Nicht eiferte Jener jedoch mit Worten dagegen,
Sanft nur lächelnd ergriff er, was dalag ihm zu den Füßen,

Sonder Bedenken: es naht ihm Kaſtor jetzt, und der große
Talaos, Bias' Sohn, und raſch umbanden die Gurte
Sie dem Gelenk: ihn mit Ernſt aufmunternd zu muthiger Abwehr.
Ornytos dann und Aretos umkleideten Jenen, unwiſſend,
Daß ſie heute zuletzt zum ſchlimmen Geſchick ihn gewappnet.
Als ſich nun ferne geſtellt, mit der Streitgurt beide gerüſtet,
Alsbald hoben empor ſie ihre gewichtigen Arme
Gegen die Glieder, und muthig begann von Beiden der Angriff.
Gleichwie gegen das Schiff wildwogend die Welle heranſtürmt,
Dieſes entweicht zur Seite, geſchickt vom Lenker des Steuers
Sachte gedreht, obwohl das Gewog' in die Wände des Fahrzeugs
Einzudringen gedroht: ſo ſetzte der Fürſt der Bebryken
Drohend dem Tyndariden nun zu, nicht ließ er ihn raſten.
Dieſer, gewandt, wie er war, von keinem der Schläge verletzet,
Wich er dem Stürmenden aus: alsbald durchſchaut er des Fauſtkampfs
Blutigen Gang: wo des Feindes Gewalt nicht wäre verwundbar,
Und wo bloß er ſich gab: dort raſtlos miſchen ſie kämpfend
Fauſt mit Fauſt. Wie Männer geſchickt die Gebälke des Meerſchiffs
Raſch in einander mit Pflöcken gefügt, durch mächtige Hämmer
Schlag auf Schlag einrammen: ein Schall folgt ſtets auf den andern
Klingend in munterem Takt: ſo klappen die Wangen der Beiden,

Backen und Kinn: laut kracht das Gebiß von unendlichen Stößen:
Und nicht ließen ſie ab andrängend ſich Beulen zu ſchlagen,
Bis daß Beide zumal ſchwer athmend ſich fühlten ermattet.
Seitwärts gingen ſie nun ein wenig, entwiſchend der Stirne
Rieſelnden Schweiß, und ſchnaubten, mit Müh' aufholend den Athem.
Doch bald griffen ſie wieder ſich an, zween Stieren vergleichbar,
Die um die weidende Kuh ſich ſtreiten, entbrannten ſie grimmig.
Siehe da ſpreizt ſich Amykos hoch auf die Spitzen der Zehen,
Wie ein Schlächter der Rinder, und ſtreckt ſich, ſchwingend die ſchwere
Fauſt, zu treffen den Feind. Doch auswich dieſer dem Stürmer,
Seitwärts beugend das Haupt, daß wenig nur Jener die Schulter
Traf mit dem Arm. Knie drängend an Knie ſchlug ihm Polydeukes
Ueber dem Ohr mit gewaltigem Schlag, und ſchmettert die Knochen
Ihm in's Gehirn: der ſank in die Kniee vor Schmerz, und die tapfern
Minyer jauchzeten laut: es entſchwand ihm völlig das Leben.
Doch nicht achten gering die Bebryken den Fall des Gebieters:
Sondern zumal Jagdſpeer' und gehärtete Keulen erhebend
Stürmeten ſie Polydeukes gerad' entgegen, dem Helden.
Ihm zum Schutz entrafften ſofort die Genoſſen die ſcharfen
Schwerter den Scheiden, vor ihn ſich ſtellend; zuerſt traf Kaſtor

Einen andringenden Mann auf das Haupt; und blutend entſank es
Rechts und links in Stücke geſpalten herab auf die Schulter.
Aber den rieſigen Mann Itymoneus traf Polydeukes
Unter die Bruſt; anſpringend und flugs mit der Ferſ' ihn tretend
Warf er ihn nieder in Staub. Als Mimas näher herandrang,
Schlug mit der Rechten der Held ihn links hin über die Brauen,
Riß ihm die Hülle des Auges entzwei, daß nackt es herausſah,
Trotzend auf Stärke verwundete jetzt in die Weichen Oreides,
Amykos ſtolzer Genoſſe, den Talaos, Sprößling des Bias.
Doch nicht tödtet' er ihn, nur ritzt ein wenig die Haut ihm
Unter dem Gürtel das Erz und drang nicht vor in's Gedärme.
So auch traf mit gehärteter Keul' Aretos den tapfern
Iphitos, Eurytos Sohn, umſonſt mit erſchütterndem Schlage.
Noch nicht war er verfallen der finſteren Parce; doch Jener
Sollte durch Klytios' Schwert bald ſelbſt hinſinken zum Tode.
Nun auch ſprang Lykurgos' verwegener Sohn, Ankäos,
Raſch das gewaltige Beil anfaſſend, zugleich an der Linken
Sich umſchirmend mit ſchwärzlichem Fell vom Bären, mit Kampfgier
Mitten hinein in die feindliche Schaar; ihm ſtürmten zur Seite
Aeakos Söhne heran; mit ihnen der tapfere Jaſon.
Wie wenn gräuliche Wölf' in den Stall einbrechen im Winter
Nicht von den ſpürenden Hunden bemerkt, und wachſamen Hirten;

Da in der Angſt umſcheuchend die Heerd' unzähliger Schafe
Suchen ſie, welches zuerſt anfallend ſie wollen erwürgen,
Alle zugleich umblickend; die Heerd' umſonſt ſich zuſammen
Dränget und ſtürzt rings über einander: ſo ſcheuchten die Helden
Jetzo die ſtolzen Bebryken umher, ein kläglicher Anblick.
Wie den gewaltigen Schwarm von Bienen die Hüter der Schafe
Oder die Sammler des Honigs im Felſen mit Rauch angreifen,
Jene zuerſt ein Weilchen gedrängt in gehöhleter Wohnung
Summen zum Klumpen geſchaart, doch bald von betäubenden Dampfes
Qualme verſcheucht entfliegen ſie fern aus der Felſenbehauſung;
So nicht lang mehr hielten ſie Stand und flohen zerſtreuet
In's Bebrykiſche Land, um Amykos' Tod zu verkünden;
Thörigte, die nicht ahnten, wie nahe bereits ein andres
Unheil über ſie kam: ſchon wurden verwüſtet die Fluren,
Und die Gehöfte zumal vom feindlichen Speere des Lykos,
Und auch der Mariandyner: der Fürſt, der Beſchützende, fehlte.
Denn ſtets kämpften ſie um das Gebiet, das Eiſen erzeugte.
Jene verheerten ſofort die Gehöft' und Ställe des Landes
Und umſchweifend entführte das Heer unzählige Schafe.
Mancher im Kreiſe der Helden darauf ſprach alſo: „Bedenket,
Welch ein Loos wohl hätt' in ihrer Bethörung betroffen
Jene, wofern hierher ein Gott den Herakles geführet.
Denn fürwahr, war Jener zugegen, ſo hätt', ich glaub' es,
Amykos ſich nicht gemeſſen im Fauſtkampf: wär' er genahet
Uns ſein Geſetz zu verkünden, ſofort beim Dräuen der Keule

Hätt' er geſchwinde vergeſſen den Trotz zuſammt dem Befehlswort.
Ja ſchützte's, ſeit Jenen zurück wir am Lande gelaſſen,
Fahren wir hin auf der See: und Jeglicher wird es erfahren,
Daß, nun Jener uns fehlt, uns drohet verderbliches Unheil.“
So ſprach Mancher; doch Alles geſchah nach dem Rathe Kronions.

Dort nun blieb man die Nacht und heilte die Wunden der Männer,
Welche die Lanze verletzt; und brachte den ewigen Göttern
Opfer, bereitend ein ſtattliches Mahl, und Keinen erfaßte
Schlaf, indeß Brandopfer erglühten, und kreiſ'te der Becher.
Jetzt umkränzend mit Laub blondhaarige Stirnen, vom Lorbeer,
Dorten am Meere gepflanzt, um den rings ſchlang ſich das Halttau,
Sangen ſie, lieblich ihr Lied mit Orpheus Leyer vermählend.
Ihrem Geſang horcht freudig das windlos ſtille Geſtade;
Denn ſie prieſen den Gott, Zeus' Sohn, den Therapnä verehret.

Dritter Geſang. Anrufung der Muſe mit kurzer Angabe des Gegenſtandes 1—5. Berathung zwiſchen Hera (Juno) und Athene (Minerva) wegen der Unterſtützung Jaſons; Beſchluß, ſich an Aphrodite (Venus) zu wenden, daß ſie durch ihren Sohn, Eros, der Zaubrerin Medea, Tochter des Königs Aeetes von Kolchis, Liebe für Jaſon einflöße — 35. Aphrodite verſpricht ihre Vermittlung —110 und gewinnt den Eros durch Verheißung eines Geſchenks — 155. Er ſchwebt durch die Lüfte an den Ort ſeiner Beſtimmung — 166.

Die Helden berathen ſich über den Fortgang ihrer Unternehmung, und beſchließen, eine Geſandtſchaft aus Jaſon, den Söhnen des Phrixos und Andern beſtehend, an Aeetes abzuſchicken, und um die Auslieferung des goldenen Vließes zu bitten — 198. Beſchreibung des Palaſtes des Aeetes — 246. Chalkiope, die Schweſter der Medea, Witwe des Phrixos, begrüßt ihre Söhne — 268. Eros verwundet das Herz der Medea bei dem Anblicke Jaſons — 298. Die Ankömmlinge werden bewirthet; Aeetes befragt ſeine Enkel, wer die Fremden ſeien — 366 und wird unwillig über ihr Begehren. Jaſon ſucht ihn zu beſänftigen — 395. Aeetes eröffnet ihm die Bedingungen, daß er die feuerſpeienden Stiere in's Joch zwingen, ein großes Feld umpflügen, Drachenzähne in daſſelbe ſäen, und die daraus entſproſſenen wilden Krieger bekämpfen ſolle — 421. Jaſon willigt ein — 438 und geht zu ſeinem Schiffe zurück — 452. Medea's Leidenſchaft für Jaſon wird geſchildert — 471. Ihr Neffe Argos verſpricht, dem Jaſon den Beiſtand der Medea zu verſchaffen — 488. Jaſons Gefährten wollen zum Theil mit dem Schwert den Beſitz des goldenen Vließes erkämpfen, aber Jaſon, Argos und Mopſos bringen ſie von dieſem Entſchluſſe ab; nur Idas widerſpricht — 565. Argos geht wieder zur Stadt — 575.

Der König erklärt in einer Verſammlung ſeinen Argwohn und Haß gegen die Fremden — 608. Arges wendet ſich zuerſt an ſeine Mutter Chalkiope: und dieſe begiebt ſich zu Medea, deren unruhige Träume und Gemüthsbewegungen geſchildert werden, und verlangt Hülfe für ihre Söhne und deren Freund Jaſon. Medea verſpricht ſie — 738. Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht in ihrem Innern — 823. Sie begiebt ſich mit den Zaubermitteln in den Tempel der Hekate — 889, wo auch Jaſon hinkommt — 965. Unterredung deſſelben mit Medea. Er verſpricht, ſie zu ehlichen — 1145, nachdem er die Salbe, ie ihn unverwundbar machen ſoll, und die nöthige Be- hrung von ihr erhalten. Jaſon erzählt ſeinen Gefährten on ſeinen Hoffnungen — 1170.

Der König giebt den Argonauten die Drachenzähne — 1190. Jaſon bereitet ſich durch Waſchungen, Opfer nd Gebete zum Kampf vor — 1223 und ſalbt ſich mit m Zauberſafte — 1258. Indeſſen war der König, ſein rfolge und das Volk auf dem Kampfplatze verſammelt, welchem auch die Argonauten ſich verfügen — 1278. ſon bändigt die Stiere — 1308 und durchpflügt und ät das Feld des Ares — 1339. Er ſtärkt ſich durch en Trunk aus dem Fluſſe, indeſſen aus der Drachenſaat arniſchte Männer hervorkommen — 1363. Er wirft en Stein unter ſie, und nun greifen ſie einander ſelbſt an; er kämpft ſie jetzt mit dem Schwerte nieder, zum großen Verdruſſe des Aeetes — 1407.

Jaſon bändigt die Stiere und ſäet die Drachenzähne.

III, V. 1225 — 1407.

Aber Aeetes bedeckte die Bruſt mit gediegenem Panzer,
Welchen ihm Ares geſchenkt, als er den Phlegräiſchen Mimas
Einſt mit der nervigen Fauſt hinſtreckt' und der Rüſtung beraubte.
Dann umwehrt' er das Haupt ſich mit dem vergoldeten Helme
Von vier Büſchen umwallt, hellleuchtend, des Helios Lichtglanz
Aehnlich, dem weitumſtrahlenden, wenn er den Fluthen entſteiget.
Dann aufhob er den Schild, mit viel Stierhäuten beleget
Und den gewaltigen Speer langragend: ihn hätte beſtanden
Keiner der Helden, nachdem ſie zurück fern ließen Herakles:
Dieſer allein nur vermocht' ihn dem Feind entgegen zu ſchwingen.
Ihm hielt Phaethon nah mit den flüchtigen Roſſen den Wagen
Trefflich gefügt, um hinein zu ſteigen. Aeetes betrat nun
Dieſen, und hielt in den Händen die Zügel: und raſch aus der Hauptſtadt
Fuhr er in breitem Geleiſe des Wegs, um dem Spiele des Kampfes
Anzuwohnen: ihm nach fortſtrömten unzählige Schaaren.
Wie Poſeidon der Gott im Wagen einher zu dem Wettkampf
Fährt auf dem Iſthmos, und wie er beſucht das Gewäſſer von Lerna,

Oder nach Tänaron lenkt das Geſpann, und Kalauréa,
Nach dem Hämoniſchen Petra, dem baumumblühten Geräſtos,
Oder dem heiligen Hain der Hyantiſchen Stadt Oncheſtos;
Alſo geſtaltet erſchien Aeetes, der König der Kolcher.
Jaſon indeß, dem Gebot Medea's gehorchend, beſtrich ſich
Mit der befeuchteten Salbe den Schild ringsum und das Schlachtſchwert
Und den gewichtigen Speer. Es verſuchten die Freunde die Waffen,
Jegliche Kraft anſtrengend: jedoch ſie vermochten die Lanze
Nicht ein wenig zu beugen, ſie blieb ſo, wie ſie geweſen,
Feſt, unbiegſam und ſtarr in den kraftvoll rüſtigen Händen.
Idas, Aphareus Sohn, unbändig den Anderen grollend,
Schlug mit dem mächtigen Schwert auf den Stahl am Schafte: die Spitze
Prallte zurück, wie der Hammer vom Ambos, klingend. Die Helden
Jauchzten mit fröhlichem Lärm, Sieg hoffend beim kühnen Beginnen.
Jaſon ſalbte ſich nun, und ihm durchſtrömte die Glieder
Nicht zu erſchütternde Kraft, unnennbar und ſchrecklich, an beiden
Armen empfand er die Stärkung, ſie ſtrotzten von üppiger Vollkraft.
Gleichwie ein Roß zum Kriege gewöhnt, nach Kämpfen verlangend,
Wiehernd ſich bäumet, und ſpringt und ſtampfet den Boden, die Ohren
Spitzend, in trotziger Kraft, ſtolz, hochher träget den Nacken:
Alſo freute ſich Jaſon vertrauend der Stärke der Glieder.
Oft nun ſprang er empor hochſchwebenden Fußes in allen

Richtungen, ſchwingend den ehernen Schild und die Lanz' in den Händen.
Alſo fähret der Blitz im Gewitter aus finſteren Lüften
Hin und her durchzückend den plötzlich erleuchteten Himmel,
Wenn aus ſchwarzem Gewölk der umdunkelnde Regen heranſtürmt.
Nun nicht lange zurück vom Kampfplatz wollten ſie bleiben.
Schnell an's Ruder geſtellt in geordneten Reihen enteilten
Sie in jenes Gefild, das dir, o Ares, geweiht iſt.
So weit war es entfernt von der Stadt entgegen den Mauern,
Als, den Geſpannen zum Ziel, von den Schranken die Säule der Umkehr
Ragt entfernet, ſo oft um einen geſtorbenen Herrſcher
Kampfſpiel halten zu Roß und zu Fuß die Leichenbeſtatter.
Dort nun trafen den König Aeetes ſie, und die andern
Kolcher in Haufen, den Fürſten, umwandelnd des Stromes Geſtade,
Dieſe beſetzend die Höhn und Klippen am Kaukaſosberge.
Jaſon aber, ſobald die Gefährten befeſtigt das Halttau,
Sprang nunmehr aus dem Schiff mit der Lanz' und dem blinkenden Schilde,
Vorwärts ſchreitend zum Kampfe; zugleich trug er in den Händen
Seinen umleuchtenden Helm von Erz, voll ſpitziger Zähne,
Und um die Schultern das Schwert, ſonſt nackt am Körper, dem Ares
Aehnlich zum Theil, theils auch dem Apollon in goldenem Wehrſchmuck.
Jetzo den Blick entſendend in's Brachfeld, ſchaut' er der Stiere
Ehernes Joch und den Pflug aus Einem gediegenen Demant.

Näher nun trat er heran, und den Schaft der gewaltigen Lanze
Steckt' er dabei g'rad ein, und legte daneben den Helm hin.
Weiter ſodann mit dem Schild den unzähligen Spuren des Fußtritts
Folgt' er, ſuchend die Stiere: zugleich nun rannten ſie beide
Feurigen Dunſt ausſchnaubend hervor dort unter der Erde
Aus der umdunkelten Kluft, wo feſt ihr Lager erbaut war,
Rings umhüllet von rußigem Qualm. Da bebten die Helden,
Als ſie es ſah'n. Doch Jaſon, mit Kraft ausſpreizend die Füße,
Wartete feſt auf der Nahenden Andrang, wie in dem Meere
Zackige Klippen umrauſ't von der Wogen unendlichem Sturme:
Vor ſich hielt er den Schild, entgegen den Stieren. Sie beide
Stießen ihn an laut brüllend, mit mächtigem Horn angreifend;
Doch ſie vermochten ihn nicht um ein Haar aus der Stelle zu rücken.
Wie in der luftigen Eſſe des Schmieds ſtarkhäutig ein Blasbalg
Bald die verzehrende Gluth anfacht in der ſchmelzenden Grube,
Sprühend die Funken umher, bald wieder das Wehen zurückhält;
Furchtbar ertönt das Getöſe des Hauchs, wenn wieder er ausbläſ't:
Alſo blieſen die Stiere geſchwind aus dem Rachen die Gluthen,
Schnaubend mit lautem Gebraus, und den Helden umzückte wie Blitze,
Feindliches Feuer, jedoch ihn ſchützte die Salbe der Jungfrau.

Er umfaßte das Horn an der Spitze des Stieres zur Rechten,
Reißend das Thier mit aller Gewalt, bis daß er es herzog
Nahe zum ehernen Joch; und raſch mit dem Tritte des Fußes
Traf er das eherne Bein, daß nieder zur Erde der Unhold
Sank mit gebogenem Knie. So fällt' er den andern in Einem
Anlauf auch, daß er ſtürzte; den Schild nun warf er zur Erde.
Sodann ſchreitend umher hielt Jaſon die — vorn auf die Kniee
Niedergeſunkenen Stiere zurück, von Flammen umhüllet.
Staunend erblickt' Aeetes des Jaſon Stärke. Die Söhne
Tyndareus' nahten indeß — längſt hatten ſie Solches beſchloſſen, —
Hoben vom Boden die Joch' und reichten ſie Jenem. Er ſpannte
Sorgſam bindend ſie über die Hälſe der Stiere, dazwiſchen
Steckt' er die eherne Deichſel hinein, und ihr ſpitziges Ende
Fügt' er an's Joch. Die beiden, hinweg aus dem feurigen Dunſtkreis
Gingen zum Schiffe zurück. Jaſon hob wieder den Schild auf,
Warf ihn zurück auf den Nacken, und faßte des mächtigen Helms Wucht
Voll von ſpitzigen Zähnen, zuſammt dem unnahbaren Speere.
Wie mit Pelasgiſchem Stachel ein Landmann treibet die Stiere,
So ſtach er das Geſpann mit dem Speer' in die Wampen. Die Pflugſchaar
Feſt und trefflich gefügt aus Demant, richtet' er ſtets fort.
Jene, die grimmige Wuth austobend, verhauchten ein Weilchen

Maſſen von gräßlicher Gluth; aufqualmte die Säule des Dampfes,
Gleich dem Getöſe der ſchwellenden Windsbraut, welche die Schiffer
Fürchtend vor Allem, zur See einziehen die größeren Segel.
Doch nicht lange, ſo zog das Geſpann, vom Speere bezwungen,
Vorwärts: jetzt durchwühlt' aufreißend das ſteinigte Brachfeld
Hinten der Stiere Gewalt und die Stärke des kräftigen Pflügers.
Furchtbar dröhnte darein auch das Krachen der Schollen von Mannslaſt,
Die in den Furchen der Pflug ausbrach. Er folgte der Sterze,
Feſt eintretend den Stahl mit gewichtigem Fuß, und beſtändig
Streut' er ferne von ſich im gelockerten Boden die Zähne,
Rückwärts ſchauend, damit ihn nicht die verderbliche Saatfrucht
Erdgeborener Männer zu früh angreife. Die Stiere
Sich anſtemmend mit ehernem Huf arbeiteten vorwärts.
Wenn von den Stunden des Tags vom Frühroth noch ein Drittheil
Uebrig uns iſt, zur Zeit, wo des Rinderentjochenden Abends
Liebliche Kühlung herbei ſich wünſchen ermüdete Pflanzer;
Da war ſchon das Gefild vom raſtlos emſigen Pflüger,
Ob vier Jauchert' auch groß, durchpflügt, und entjochet die Stiere.
Dieſe verſcheuchte der Held und jagte ſie weg durch die Saatflur.
Erſt nun ging er zum Schiffe zurück, ſo lang' er die Furchen
Noch nicht ſproſſend erſah von Söhnen der Erde. Die Freunde

Nahend zu Jaſon, ermuthigten ihn. Aus dem Waſſer des Fluſſes
Stillt' er den brennenden Durſt, mit dem Helm, ſich ſelber es ſchöpfend.
Alſo verlieh er den Knieen gelenkige Kraft, und mit Starkmuth
Schwellt' er die männliche Bruſt, kampfgierig, dem Eber vergleichbar,
Welcher das ſcharfe Gebiß wetzt gegen die Jäger, indeſſen
Reichlicher Schaum auf den Boden entfließt aus des Grimmigen Rachen.
Und ſchon ſproßten empor auf dem Felde die Söhne der Erde
Ringsum; es ſtarrt ein Wald, durch dich, o Männerverderber
Ares, geſchaffen, umher von zweifachſchneidenden Lanzen,
Und von gewichtigen Schilden und glänzenden Helmen. Der Lichtglanz
Widergeſtrahlt von der Schaar blitzt' auf zum hohen Olympos.
Wie wenn Maſſen von Schnee auf die Erde dem Himmel entwallen,
Und dann wieder der Sturm das Gewölke des Winters verſcheucht hat,
In der umdunkelten Nacht, daß leuchtend die Zeichen des Himmels
Strahlen geſammt durch den finſteren Raum; ſo leuchteten Jene
Wachſend empor aus dem fruchtbaren Erdreich. Jaſon jedoch nun
Dachte des liſtigen Raths, den ihm Medea gegeben.
Einen gewaltigen Stein, kreisförmig erhob er vom Boden
Mächtig genug, Wurfſcheibe des ſtürmenden Ares zu werden,
Nicht vier Jünglinge hätten ihn auf von der Erde gehoben:

Dieſen ergriff er und ſchleuderte weithin unter die Männer
Mitten hinein im Schwung. Er ſelber verwegen und heimlich
Duckte ſich unter den Schild. Laut jauchzten die Kolcher und lärmten,
Wie wenn das Meer mit Gebrüll an zackige Klippen heranbrauſ't;
Und den Aeetes ergriff ſprachloſes Erſtaunen, als Jener
Schnellte die Wucht des Geſteins. Doch Jene, wie muthige Hunde,
Sprangen ſich brüllend entgegen, einander zu tödten. Sie ſanken
Unter den Schilden zuſammen auf's Land, das ſie eben geboren,
Fichten vergleichbar und Eichen, vom Windſturm jählings entwurzelt.
Wie am Himmel ein feurig Geſtirn aufglänzet und hinzückt
Bildend den leuchtenden Streif, ein ſeltſam Zeichen den Männern,
Die ihn ſchaun, mit Geflimmer enteilend im dunkelen Luftraum;
So anſtürmte nun Jaſon entgegen den Söhnen der Erde.
Jetzo der Scheide das Schwert entriß er und mähete ringsum,
Hieb, wo es traf, am Bauch und den Seiten die Einen verwundend,
Die erſt halb vorragten im Licht, und Andere, nur erſt
Bis um die Schultern der Erd' entwachſen, und wieder, die eben
Standen, und Solche, die ſchon anſchritten zum Kampfe des Ares.
Wie, wenn drohend ein Krieg ſich erhebt um die Grenzen; der Landmann

Fürchtend, es möchte der Feind ihm verwüſten das blühende Saatland,
Seine gebogene Sichel ergreift, die jüngſt er geſchliffen,
Eilig die Frucht zu mähen, noch unreif, nicht es erwartend,
Bis durchglühend des Helios Strahl ſie völlig gezeitigt,
Alſo mähet' er jetzo die Erdentſproßnen. Die Furchen
Füllten ſich mit Blut, wie Waſſer daher im Kanal rinnt.
Einige ſanken in's Knie vorwärts, mit den Zähnen die rauhen
Schollen zerknirſchend, und die rückwärts; auf den Arm und die Seite
Andere, Rieſengethieren des Meers am Wuchſe vergleichbar;
Viel' auch wurden verwundet, bevor ſie den Boden betraten,
Und ſo hoch ſie geragt in die Luft, ſo weit in die Erde
Sanken ſie ein, von der Schwere des blutenden Hauptes belaſtet.
Alſo ſinken Gewächſe, vom Landmann fleißig gezogen,
Zart und jung, an der Wurzel geknickt, tief ein in den Boden,
Wenn auf die Fluren des Zeus unendlicher Regen herabſtrömt.
Trauer und quälender Gram faßt dann den Beſitzer des Grundſtücks,
Welcher die Pflanzen gebaut. So jetzt auch König Aeetes,
Dem ſchwer drückender Gram und Sorgen die Seele beſchlichen,
Heim zu der Stadt rückkehrt' er nun im Geleite der Kolcher,
Sinnend mit raſcherer Kraft entgegen zu wirken den Fremden.
Nacht ward's nun, als Jaſon den Kampf ſchon hatte vollendet.

Vierter Geſang. Aeetes faßt Argwohn gegen ſeine Töchter 1—10. Medea's Angſt und Verzweiflung. Sie faßt den Entſchluß, von ihrem Vater zu entfliehen, und führt ihn bei Nacht aus — 53. Schadenfreude der Mendesgöttin — 65. Medea kommt zum Schiff und verſpricht, dem Jaſon das goldene Vließ zu verſchaffen: er ſchwört ihr Treue — 93. Sie ſchiffen zu dem heiligen Hain, wo das Vließ von einem Drachen bewacht wird. Medea betäubt denſelben durch Zauberſprüche und Säfte. Das Vließ wird von einem Baume herabgeholt. Beſchreibung ſeines Glanzes — 182. Die Argonauten fahren auf Jaſons Befehl mit Medea ſogleich ab — 211. Aeetes beſchließt, ihnen nachſetzen zu laſſen — 235. Die Argonauten aber haben einen Vorſprung gewonnen: nach kurzem Aufenthalt an der Küſte Kleinaſiens entſchließen ſie ſich, der Mündung der Donau zuzuſteuern — 302. Die Kolchier theilen ſich in zwei Geſchwader: das eine ſteuert durch die Kyaniſchen Felſen, alſo durch den Bosporus und den Helleſpont: das andere unter Anführung des Abſyrtos, des Bruders der Medea, eilt dem Schiff Argo voraus und kommt durch eine andere Mündung der Donau, welche ſich im Norden in zwei Arme theilt, in's Adriatiſche Meer — 308. Später fahren auch die Argonauten in der Donau ſtromaufwärts; bei den Mündungen im Adriatiſchen Meer treffen ſie und ihre Verfolger zuſammen. Man unterhandelt ſchon über die Auslieferung er Medea. Sie räth, den Abſyrtos durch Geſchenke erbei zu locken und zu tödten. Jaſon vollzieht dieſen

Mordplan. Auch die Begleiter des Abſyrtos werden niedergemacht — 492. Die Argonauten fahren nach der Inſel Elektris, die übrigen Kolchier wollen ſie verfolgen, werden aber durch Gewitter zurückgeſchreckt und entſchließen ſich, eine Kolonie in Illyrien zu ſtiften — 521.

Die Argonauten treiben ſich auf den Liburniſchen Inſeln herum, und fahren dann auf dem Eridanos, in welchem der unglückliche Lenker des Sonnenwagens, Phaëton, einſt verſank, ſtromaufwärts, und kommen ſo in den mit jenem Strom zuſammenhängenden Rhodanus, bis in die Nähe des Herkyniſchen Waldes, und endlich in das Tyrrheniſche Meer, nach den Stöchaden, nach Elba und Aeäa, der Wohnung der Circe — 661. Dieſe, Schweſter des Aeetes, entſündigt ſie wegen des begangenen Mordes, läßt ſich dann erſt ihre Namen und Schickſale erzählen, und verſagt ihnen nun weitere Hülfe — 752. Hera, die Beſchützerin Jaſons, beſtimmt durch ihre Fürbitte die Thetis, den Hephäſtos und den Aeolos, den Argonauten durch die Gefahren des dortigen Meeres durchzuhelfen — 879. Bei der Fahrt längs der Sireneninſel übertäubt Orpheus durch ſeine Leyer den Geſang der Sirenen — 909. Butes will zu den Sirenen hinüberſchwimmen, wird aber von Aphrodite gerettet — 919.

Thetis und die übrigen Nereiden bringen die Argo durch die feuerſpeienden Irrfelſen, und durch die Scylla und Charybdis glücklich hindurch — 967. Die Helden fahren nun an Trinakria vorbei und kommen nach Drepane (Kercyra), der Inſel der Phäaken, wo ſie von Alkinoos, dem König, gaſtfreundlich aufgenommen werden — 1000.

Eben daſelbſt iſt aber eine andre Kolchiſche Schaar angekommen, welche die Auslieferung der Medea verlangt. Alkinoos will vermitteln. Medea fleht die Königin Arete und die Argonauten an, ſie nicht zu verrathen, und ſchwebt in großer Angſt — 1067. Alkinoos entdeckt ſeiner Gemahlin ſeine Abſicht, die Medea auszuliefern, wenn ſie noch Jungfrau ſei — 1110. Arete meldet dies noch in der Nacht dem Jaſon, der ſchnell ſeine Hochzeit mit Medea feiert — 1169. Alkinoos erklärt ſich den andern Tag als Beſchützer der Medea, weil ſie vermählt iſt. Die Kolcher, welche ſich fürchten, ohne ſie zu Aeetes zurückzukehren, werden als Anſiedler in Kercyra aufgenommen — 1216.

Die Argonauten fahren durch das Joniſche Meer weiter, werden aber in der Nähe des Peloponneſes von einem Sturme ſüdwärts verſchlagen, und gerathen in die afrikaniſchen Syrten — 1243. In dieſer Noth erhalten ſie ein Orakel von den Nymphen Lybiens, welches Peleus deutet — 1380. Dieſem zu Folge tragen ſie das geſtrandete Schiff auf den Schultern durch die Lybiſche Wüſte zum See Triton hin — 1392. Sie kommen auf dieſem Wege in den Garten der Hesperiden, wo Herakles den Tag zuvor den Drachen getödtet hatte. Vergebens wollen ſie dieſen Helden aufſuchen: jedoch werden ſie durch eine von Herakles entdeckte Waſſerquelle gelabt — 1484. Tod des Kanthos und des Mopſos — 1537.

Als ſie den Ausweg aus dem See Triton vergeblich ſuchten, ſo rieth Orpheus, den Göttern des Landes einen Dreifuß zu weihen. Der Gott Triton erſcheint, ſchenkt dem Euphemos eine Erdſcholle, und führt endlich die Argo in's Meer hinaus, das durch eine enge Waſſerſtraße mit dem See zuſammenhängt — 1619. Die Argonauten wollen nachher in Kreta landen; der eherne Talos bedroht ſie am Ufer mit Steinwürfen, wird aber durch Medea's Zauber niedergeſtreckt. Dort wird der Athene ein Heiligthum gebaut — 1691.

Als bei der weiteren Fahrt auf dem Archipelagus die Argonauten plötzlich dichte Finſterniß umgab, ſo flehte Jaſon zu Apollo; der Gott führte den Tag zurück, und ſie opferten ihm dafür auf der Inſel Anaphe — 1730. Euphemos wirft die Erdſcholle Triton's in's Meer, woraus die Inſel Thera entſteht — 1764.

Die Argonauten kommen endlich nach Aegina, und von da nach Pagaſä in Theſſalien zurück — 1781.

Medea kommt zu Jaſon, hilft ihm ſich des goldenen Vließes zu bemächtigen und entflieht dann mit den Argonauten.

IV. V. 40—211.

Alſo enteilte dem Hauſe die anmuthſtrahlende Jungfrau.
Schnell aufthaten ſich ihr die verſchloſſenen Riegel der Pforten,

Weichend von ſelber zurück vor dem plötzlichen Zauber des Spruches.
Nackendes Fußes durchlief ſie jetzt die geengeten Pfade;
Mit dem Gewand umhüllte die Linke die reizenden Wangen,
Bis zur Stirn und den Brauen des Aug's, hoch hielt mit der Rechten
Sie von den Füßen den Saum langwallenden Kleides im Gehen.
Und raſch war ſie gelangt auf ſeltenbetretenen Fußſteig
Außer den Thürmen und Mauern der Stadt mit gebreiteten Straßen.
Keine der Wachen erkennt ſie, geheim und ängſtlich enteilt ſie:
Hin zum Tempel von da zu wandeln gedenkt ſie, der Wege
Nicht unkundig, denn oft ſchon hatte ſie Gräber umwandelt,
Suchend, wie zaubernde Frau'n, ſich ſchwer zu erringende Wurzeln,
Aus dem Geländ': doch pochte das Herz vor bebender Furcht ihr.
Und die Titaniſche Göttin des Monds, die eben emporſtieg
Von der Begrenzung des Pols, ſah jene mit inniger Freude
Raſch und bang umwandeln, und ſprach im Herzen die Worte:
„Nun denn, ſo darf ich allein nicht mehr um die Grotte des Latmon
Schweifen, allein nicht mehr für den ſchönen Endymion glühen:
Oft ja genug ſchon ſchwebt' ich herab, von Liebe beſeelet,
Durch dein Zaubergetön argliſtig verlockt, wenn du wollteſt
Ruhig in dunkeler Nacht — ſo liebſt du es — Gifte bereiten.
Nun iſt daſſelbe Geſchick dein Loos zur Strafe geworden.
Daß du um Jaſon dich härmeſt, verhängt ein feindlicher Dämon

Deiner gequälten Bruſt. Wohlan denn, laß dir gefallen,
Ob auch verſtändig und klug, ſchwer ſtöhnendes Leid zu ertragen.“
Alſo ſprach ſie: doch jene geſchwind enttrugen die Füße.
Emſig hinan ſtieg ſie zu des Stromes erwünſchtem Geſtade,
Als ſie ein Feuer erblickte, ſo dorther leuchtete: das jetzt
Froh des gelungenen Kampfes die Nacht durch brannten die Helden.
Und durch's Dunkel der Nacht laut rief ſie mit gellender Stimme
Jetzo den jüngſten der Söhne des Phrixos herüber von Jenſeits,
Phrontis: er ahnete nebſt den Geſchwiſtern, und Aeſons Erzeugtem
Selber, es möchte die Stimme der Jungfrau ſein; es erſtaunte
Schweigend die Schaar, da ſie hörte, ſo ſei's auch wirklich in Wahrheit.
Dreimal erſchallt' ihr Ruf: dreimal antwortete Phrontis,
Von den Gefährten ermuntert, darauf. Indeſſen bewegten
Rüſtig die Helden das Schiff vorwärts mit dem Schlage der Ruder.
Und noch konnten ſie nicht jenſeits an's Geſtade das Halttau
Werfen, da ſprang ſchon Jaſon an's Land vom hohen Verdecke
Eilendes Fußes, herab, und mit ihm auch Phrontis und Argos
Hüpften an's Ufer, die Söhne des Phrixos: umfaſſend mit beiden
Händen die Kniee der Männer, begann Medea zu reden.
„Rettet, o Freunde, mich ſchnell, mich Unglückſel'ge: zugleich auch
Selbſt euch vor dem Aeetes; entdeckt iſt unſer Beginnen,
Und kein Mittel zu helfen erſcheint uns. Lieber zu Schiffe

Wollen wir flieh'n, eh' Jener beſteigt ſein Geſpann, das geſchwinde.
Erſt den bewachenden Drachen mit Schlummer betäubend verſchafft' ich
Euch das vergoldete Vließ: doch du vor deinen Gefährten
Sollſt anrufen die Götter dem Wort der Verheißung zu Zeugen,
Das du, o Gaſt, mir gabeſt, damit nicht, wenn ich ſo ſchutzlos
Fern hin eile, du mich in Schmach und Verachtung verſenkeſt.“
Sprach's, von Kummer bewegt. Doch war das Gemüthe des Jaſon
Höchlich erfreut; alsbald aufhob er die niedergeſunk'ne
Jungfrau, ſanft ſie umſchlingend, und ſagte die Worte des Troſtes:
„Zeus, der Olympiſche Gott, ſei ſelbſt mir Zeuge des Eidſchwurs,
Hera zugleich, Zeus Gattin, des Ehbunds Schützerin, daß ich,
Treffliche, dich heimführe gewiß, als traute Gemahlin,
Wenn wir einmal in Hellas Gebiet rückkehrend gelangt ſind.“
Sprach's, und fügt' in Medea's Hand die umſchließende Rechte.
Doch ſie gebot, auf der Stelle das Schiff zum heiligen Haine
Ueberzurudern, damit ſie, ſo lang noch Nacht ſie bedeckte,
Nicht entdeckt von Aeetes das Vließ weghaſchend entführten.
Wort und That war eins; eilfertig befolgend den Rathſchlag,
Hoben ſie Jene vom Ufer in's Schiff, und ſtießen vom Lande.
Lautes Getümmel erſcholl von den rudernden Helden: ſie liehen
Flügel dem Laufe des Schiffs. Medea bewegt und beklommen

Streckte die Hände zum Land rückwärts; doch Jaſon ermuthigt
Sie durch tröſtende Rede, zurück die Bekümmerte haltend.
Wann jagdliebende Männer den Schlaf von den Augen verſcheuchen,
Welche, den Hunden vertrauend, die Nacht nicht ganz bis zum Morgen
Schlummer genießen, den Schimmer des Frühroths ſcheuend, damit er,
Wenn er mit weißlichem Strahle die Jagdflur träfe, der Thiere
Spur nicht tilge, des Wildes Geruch entziehend den Hunden:
Zu der Zeit entſtiegen die Fürſtin und Jaſon dem Schiffe
In das begraſ'te Gefild, ſo Lager des Widders genannt wird,
Allwo dieſer zuerſt, nachdem er des Minya's Enkel,
Athamas' Sohn, auf dem Rücken getragen, ermattet dahinſank.
Dort auch waren vom Ruße geſchwärzt Grundſteine des Altars,
Welchen dem Schützer der Flucht, Zeus, Aeolos Sprößling errichtet
Phrixos, zu opfern das ſeltſame Thier, das umgoldete, wie ihm
Hermes hatte geſagt, wohlmeinendes Raths ihm begegnend.
Jene nun ließen die Helden allein nach dem Winke des Argos.
Auf Fußpfaden gelangte das Paar zum heiligen Haine,
Suchend die Buche mit weitaufragenden Aeſten, an welcher
Lag das vergoldete Vließ, der erhabenen Wolke vergleichbar,
Welche von Helios glühendem Strahl am Morgen ſich röthet.
Aber es dehnte den Hals entgegen, den langgeſtreckten,
Jetzo dem nahenden Paar ſcharfblickend der regſame Drache,

Mit ſtets wachenden Augen, und ziſcht' und brauſet' entſetzlich,
Daß der geräumige Hain und das lange Geſtade des Stroms ſcholl:
Daß es vernahmen die Völker, die weit vom Titaniſchen Aea
Kolchiſches Land umwohnten, wo ſich einmündet der Lykos,
Der, ſeitwärts hinfließend vom brauſenden Fluſſe Araxes,
Miſchet die heilige Fluth mit dem Phaſis; beide ſofort dann
In's Kaukaſiſche Meer die vermählten Wogen ergießen.
Schreckenbetäubt auffuhr die Gebärerin, ſchlang um den zarten
Sprößling den Arm, voll düſterer Ahnung, indeß ihr am Buſen
Ruhte der Liebling, geweckt vom Gebrauſe des furchtbaren Drachen.
Wie wenn ein Wald in Flammen erglüht, und unendliche Wirbel
Qualmenden Rauches empor durch die Lüfte ſich wälzen, und eine
Wolke der anderen folgt, von unten ſich höher und höher
Hebend in raſchem Gewind und ſchwebenden Wölbungen aufſteigt;
Alſo wälzte ſich her in unendlichen Krümmen der Unhold,
Hochaufbäumend die Schlangengeſtalt mit harter Umſchuppung.
Wie er daher ſich wälzte, ſo ſchritt entgegen die Jungfrau,
Flehend mit holdem Geſang zum Schlaf, dem gewaltigſten Gotte,
Daß hülfreich er erſcheinend, das Unthier zähme. Sie rief auch
Hekate, die nachtwaltend gebeut in den Tiefen des Erdballs,
Glück dem Beginnen zu leihn. Voll Angſt nachfolgete Jaſon.

Doch ſchon ſtreckte das Thier, vom Sange bezaubert, den Rückgrat,
Matt in die Läng' ausdehnend unzählige Rieſengewinde,
Wie bei ruhigem Meer ſich niedrig die dunkele Welle
Stumm und ohne Gebrauſe daherwälzt. Aber der Drache
Drehete gräßlich annoch hochragend mit furchtbarem Haupte,
Mit dem entſetzlichen Rachen erhaſchend das Paar zu umfangen.
Doch mit dem Zweig Wachholdergeſträuchs, ſo friſch ſie geſchnitten
Und in den lauterſten Saft der Bezauberung tauchte, beſprengte,
Singend den Spruch, ſie die Augen des Drachen: der reichliche Giftdunſt
Goß nun betäubenden Schlummer um ihn; er ſenkte den Rachen
Nieder zu Boden, und weit durch das baumumpflanzte Gehölze
Streckt' er hinaus rückwärts die unzähligen Krümmen des Leibes.
Er entnahm von dem Baum — es gebot's ihm eilig die Jungfrau —
Jetzo das goldene Vließ: indeß ſtandhaft ſie des Drachen
Haupt mit dem Gifte beſtrich: ſie verweilete, bis ſie des Aeſon
Sohn nun ſelber ermahnte zum Schiff doch wieder zu kehren.
Jetzo verließ er die weitum ſchattige Waldung des Ares.
Wie in zartem Gewande die Braut empfahet den Lichtglanz,
Der der gefülleten Scheibe des hochaufſteigenden Mondes
Unter das wölbende Dach in die Kammer entſtrahlet; ihn ſchauend
Freut ſich des lieblichen Schimmers ihr Herz: ſo jubelte Jaſon

Innig erfreuet, als er in den Händen das mächtige Vließ trug.
Röthlicher Schimmer umglänzt' auf den blond umkräuſelten Wangen
Und auf der Stirne, wie Feuer zurück von der Wolle geſtrahlet.
Und wie weit ein Fell einjährigen Rindes ſich ausdehnt,
Oder des Hirſches, der Spießer genannt von den Jägern; ſo groß war
Dies dichtwollige Vließ ringsum von außen vergoldet,
Schwer von gewichtigen Zotteln umwölbt; hell glänzte der Boden
Stets vor den Füßen des Helden vom Fell, indem er daherſchritt.
Bald umhüllt' er im Gehen ſich links mit dem Felle die Schulter,
Daß von dem Nacken herab zu den Füßen es wallte; jedoch bald
Faßt' er und ſchlang's um den Leib, voll Furcht, daß einer der Männer
Oder ein Gott, ihm begegnend, entreiße die Hülle des Widders.
Eos verbreitete ſchon ihr Licht auf die Erde, da Jene
Kamen zur Schaar; es erſtaunten die Jünglinge, ſchauend das mächt'ge
Vließ hellleuchten, wie Blitze des Zeus. Herdrängten ſich Alle
Gierig das Fell zu berühren und ſelbſt in die Hände zu nehmen.
Aber der Aeſonide verwehrt' es, und legte den neuen
Mantel darauf: dann hob er zum Hinterverdecke die Jungfrau,
Ließ auf's Fell ſie ſich ſetzen, und ſprach zu den ſämmtlichen Männern:

„Säumt nicht länger, o Freunde, den Weg zu beginnen zur Heimath:
Denn nun iſt das Geſchäft, um welches die mißliche Seefahrt
Wir ausharrend in mancherlei Noth als Männer beſtanden,
Glücklich und leicht vollbracht durch der Jungfrau liſtigen Rathſchlag.
Sie nun werd' ich mit mir heimführen als traute Gemahlin,
Wie ſie ſelbſt es gewollt. Ihr aber beſchützet die Edle,
Die wohlwollend euch ſelbſt und ganz Achaja gerettet.
Denn bald wird mit dem Heer — wohl glaub' ich's — Aeetes erſcheinen,
Uns zu verſperren die Fahrt vom Fluß in die Meeresgewäſſer.
Aber von Euch ſoll jetzo ein Theil abwechſelnd am Ruder
Sitzen und rüſtig das Schiff forttreiben: die andere Halbſchied
Halte die Schilde von Leder empor, die Geſchoſſe des Feindes
Uns abwehrend, zu decken die Rückfahrt. Unſere Kinder
Und ehrwürdige Eltern, der Heimath theure Gefilde,
Tragen wir jetzt in der Hand: ob Hellas traure beſchämt, ob
Herrlichen Ruhm es erringe, wird euer Beſtreben entſcheiden."
Alſo ſprach er und legte den Wehrſchmuck an, und die Andern
Jauchzten von göttlichem Eifer beſeelt ihm zu; aus der Scheide
Riß er das Schwert und zerhieb am Hinterverdecke das Halttau.
Zur jungfräulichen Fürſtin genaht nun ſaß er bewaffnet
Neben Ankäos, dem Lenker des Steuers; von Rudern beflügelt
Eilte die Barke davon, denn es drängt ſie, dem Fluß zu entſteuern.

Apollonius von Rhodos iſt getreues Abbild ſeiner Periode, wie wir ſie in der Einleitung zu dieſem Abſchnitte charakteriſirt haben, doch muß er zugleich als einer der vorzüglichſten Dichter derſelben anerkannt, und ſein ernſtes Streben, ſich nach dem Homer zu bilden und Dieſem, wenn gleich im Verhältniß zu ihm mit ſehr geringen Kräften nachzueifern, nicht in Abrede geſtellt werden. Es fehlt ihm an poetiſcher Schöpfungskraft, an Begeiſterung und an Feuer; was ſich dagegen durch Beſonnenheit, Fleiß und Wiſſen erreichen läßt, das hat er ſich redlich zu eigen gemacht und es nicht ohne Geiſt und Geſchmack anzuwenden verſtanden. Am Glücklichſten iſt er in Naturſchilderungen und in der Darſtellung einzelner Situationen. Sprache und Form ſind ebenfalls elegant und correct; aber durch Alles hindurch in ſeinem Gedichte dringt die Kälte des berechnenden Verſtandes, und wenn es ihm auch mitunter gelingt, den Leſer in Spannung zu verſetzen und deſſen Theilnahme zu gewinnen, ſo weiß er doch nicht, dieſelbe zu erhalten, denn was er giebt, dringt nicht aus dem Herzen, noch geht es zum Herzen, ſo daß am Ende Jener mit unbefriedigtem Gemüth ſein Epos aus der Hand legt.

Die idylliſche oder bukoliſche Poeſie.

Dies iſt eine eigene Gattung der Poeſie, welche zwar in Sikilien ſchon früher ihren Anfang genommen hatte, aber erſt in dieſer Periode vorzugsweiſe von gebildeten Dichtern angebaut wurde und gleichſam Bürgerrecht in der griechiſchen ſchönen Literatur gewann. **Mit wenigen Worten, aber höchſt meiſterhaft, charakteriſirt F. von Schlegel dieſelbe (Sämmtliche Werke, Bd. IV. S. 81), indem er ſagt: „Idyllen ſind in der urſprünglichſten Bedeutung, was wir vermiſchte Gedichte,** Darſtellungen nach dem Leben nennen würden, der Name Bildchen[*]) iſt unbeſtimmt und allgemein genug für ſolchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derſelben. Jede Sammlung ſolcher kleineren dichteriſchen Erzeugniſſe wird mehr oder minder zur lyriſchen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogiſche und ſelbſt die lehrende Form in einem gewiſſen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Weſen zu verlieren; denn die Einheit einer ſolchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, ſondern in ihrem, durch verwandte Sinnesart und Stelenrichtung geknüpften nur darin beruhenden Zuſammenhange, im Ganzen der geſchilderten Lebensweiſe und Natur, oder des geſelligen Kreiſes, denen ſie angehören, im Dichter ſelbſt und in dem Eigenthümlichen ſeiner Anſicht, und dieſe innere Gefühlseinheit iſt ja der objectiven des Epos und des Drama gerade entgegengeſetzt und eben das unterſcheidende Merkmal der lyriſchen Gattung.“

---

[*]) Idyll, εἰδύλλιον, heißt Bildchen; bukoliſche Poeſie: Hirtenpoeſie.

„Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darſtellung iſt die Liebe, und die eigene Geſtalt, die ſie in Jedem annimmt, daher der urſprünglich erotiſche Geiſt des Idylls, und da dieſes nicht bloß Selbſtbetrachtungen oder freundſchaftlich dialogiſche Ergießungen enthält, wie andere Unterarten der lyriſchen Gattung, ſondern kleine liebliche Darſtellungen, ſo iſt ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemeſſen, beinahe weſentlich; ſo daß ſogar Helden und Götter, die ſie auch etwa zur Abwechſelung wählt, unter ihrem zierlichen Pinſel nun auch einen bukoliſchen Anſtrich bekommen.“

Die bukoliſchen Dichter jener Zeit, von denen uns Poeſieen erhalten worden, ſind:

Theokritos,

des Protagoras Sohn, ward zu Syrakus geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung, zeichnete ſich durch ſein Wiſſen und ſeine feine Bildung ſchon früh aus und erwarb ſich als Dichter großen Ruhm. Er lebte abwechſelnd am

Hofe Hiero's II. zu Syrakus und am Hofe des Ptolemäos Philadelphos zu Alexandrien (275 v. Chr. Geb.). Das iſt Alles, was wir über ſein Leben wiſſen. Seine auf uns gekommenen Poeſieen beſtehen aus 30 Idyllen (von denen manche jedoch wohl ihm fälſchlich beigelegt wird) und aus 21 Epigrammen. Von den erſteren theilen wir hier folgende mit, und bemerken nur noch, daß Theokritos in doriſcher Mundart dichtete.

Die Syrakuſerinnen oder das Adonisfeſt.*)

I. Im Hauſe der Praxinoa.

Gorgo. Iſt deine Herrin noch heim? Eunoa. O Gorgo, wie ſpät! Sie iſt heim noch.
Praxinoa. Wunder, daß endlich du kommſt! Flink, Eunoa, hol' ihr den Seſſel!
Leg' auch ein Polſter darauf. Go. Schon gut ſo! Pr. Setze dich, Gorgo.
Go. Ha, das koſtete Muth, Praxinoa, Lebensgefahren
Stand ich jetzt aus, bei der Menge des Volks und der Menge der Wagen.
Stiefeln nur überall, nur Männer im krieg'riſchem Staate.

---

*) Aus A. Ellissen, Verſuch einer Polyglotte der europäiſchen Poeſie. Leipzig, 1846. Bd. I. S. 143. — Arſinoe, die Schweſter und Gemahlin des Königs Ptolemäos Philadelphos feierte jährlich im Schloſſe zu Alexandria, nach dem Brauch ihrer orientaliſchen Unterthanen, mit großem Pomp die Auferſtehung des Adonis, und die beiden Syrakuſerinnen, die hier verabredetermaßen dem Feſte beiwohnen, ſpielen dabei die Rolle der Kleinſtädterinnen in der Reſidenz.

Endlos dazu iſt der Weg; du wohnſt mir doch gar zu entfernt auch.
Pr. Ja da hat mein Mann, der Querkopf, am Ende der Welt hier
Solche Spelunke, kein Haus, mir genommen, damit wir nur ja nicht
Nachbarn würden; mir rein zum Aerger, der ewige Quälgeiſt!
Go. Polt're nur über den Mann nicht Alles heraus, meine Beſte!
Iſt doch das Kind dabei, ſieh hin nur, wie er dich anguckt!
Pr. Luſtig, Zopyrion, ſüßeſtes Kind! ich meine Papa nicht!
Go. Wahrlich, er merkt es, der Junge, beim Himmel! — der liebe Papa der!
Pr. Jener Papa ging neulich — des Neulichen nur zu gedenken! —
Schmink' und Salpeter für mich im Laden des Krämers zu kaufen;
Aber, was bracht' er mir? Salz!! — O, ein Tropf, ſo dumm, wie er lang iſt.
Go. Meiner iſt eben ſo ſchlimm, Dioklidas, der Thalerverſchlinger.
Zahlt' er für fünf Hundsklatten von elenden Schaafen nicht ſieben
Drachmen noch geſtern! Und Schmutz nur giebt es, nur Arbeit auf Arbeit —
Aber nun lege das Kleid mit den Spangen doch an und den Mantel.
Auf! und zur Burg Ptolemäos', des ſchätzegeſegneten Königs,
Dort den Adonis zu ſehn. Ich höre, die Königin giebt da
Heute ein prächtiges Feſt. Pr. Bei Reichen ja waltet der Reichthum.

Nun erzähle mir, was du geſeh'n; mir iſt es was Neues. —
Go. Mach'! es iſt Zeit, daß wir geh'n; die Müßigen kennen nur Feſttag.
Pr. Eunoa, bring' mir das Becken! Und, Träumerin! ſetz' es nicht wieder
Mitten in's Zimmer! Den Katzen iſt weich zu liegen behaglich.
Rühr' dich! geſchwind jetzt Waſſer! Das Waſſer brauch' ich am erſten.
Wie ſie ſo linkiſch ſich hat! Reich' her das Becken! — Doch halt nun!
Gieße mit Maß! Wie du mir, Heilloſe, das Kleid da beſchütteſt! —
Höre jetzt auf! Wie den Göttern gefiel, ſo bin ich gewaſchen. —
Nun, wo ſteckt denn der Schlüſſel zum Koffer? Mach' hurtig und hol' ihn!
Go. Herrlich, Praxinoa, ſteht dir das faltige Kleid mit den Spangen!
Sage mir doch, wie theuer das Zeug dir vom Webſtuhl gekommen?
Pr. Gorgo, ich bitte dich, ſchweig' mir davon! Zwei Minen und drüber
Koſtet's, und bald noch ſetz' ich mein Leben dir zu bei der Arbeit.
Go. Aber nach Wunſche gerieth ſie. Pr. Ei ja doch! Du liebſt es, zu ſchmeicheln.
(Zu Eunoa:) Bring' mir geſchwind nun den Mantel, und rücke den Hut auch zurecht mir.
(Zu Zopyrion:) Nein, nicht mit geh'n, Herzchen! Der Butzemann kommt und das Pferd beißt!

Beine, ſo lange du willſt; lahm ſollſt du mir draußen nicht werden. —
ch'n wir denn! — (Zu einer Dienerin:) Phrygia, komm' und ſpiel' unterdeß mit dem Kleinen.
uſe den Hund in das Haus und vergiß nicht, das Hofthor zu ſchließen.

II. Auf der Straße.

ötter, o welch' ein Gewühl! Wie kommen wir durch das Gedränge!
uft das glücklich wohl ab? Ameiſen unendlich und zahllos!
as hat doch Ptolemäos nicht Großes ſchon alles vollendet!
it bei den Göttern ſein Vater, beſtiehlt kein gewandter und ſchlauer
mer den Wanderer mehr, ihn ſacht auf ägyptiſch beſchleichend,
wie vordem aus Betrug zuſammengeknetete Schufte,
er ſo arg wie die andern, abſcheuliches Galgengeſindel. —
zensgorgo, was fangen wir an? Da kommen des Königs
er getrabt. Sacht, Freundchen! Mich nur nicht übergeritten!
' den verweg'nen Fuchs! Wie bäumt er ſich! Tollkühnes Mädchen,
a, weichſt du nicht aus? Der bricht das Genick ſeinem Reiter —
dem Himmel ſei Dank, daß der Junge zu Hauſe geblieben!
Muthig, Praxinoa! Sind wir doch glücklich ſchon hinter den Pferden,
nur, da traben ſie hin! **Pr.** Ich erhole mich auch jetzt von ſelbſt ſchon.
er Pferden und Schlangen, da hab' ich nun einmal von Kind an;

Heilige Scheu. Doch kommt nur geſchwind: wie das Volk da heranſtrömt!
Go. (Zu einer Alten:) Mütterchen, warſt du im Schloß? D. A. Ja, Kinder. Go. Und kommt man wohl ohne
Mühe hinein? D. A. Die Griechen probirten's und kamen nach Troja,
Mein holdſeliges Kind; es will Alles auf Erden probirt ſein!
Go. Was uns die alte Sibylle für weiſe Orakel verkündet!
Alles doch wiſſen die Weiber, ſogar Zeus' Hochzeit mit Hera.
Sieh' doch, Praxinoa, dort um die Thür das Gedräng' und Gewimmel!
Pr. Ja, 's iſt ſchauderhaft! Gieb mir die Hand nur; und, Eunoa, du auch
Halte dich feſter an Eutychis Arm, daß der Strom dich nicht fortreißt.
Alle zugleich nun hinein! Dicht, Eunoa, uns auf den Ferſen!
Ach, hilf Himmel, ich Arme! Da riß mein Sommergewand mir
Mitten entzwei, o Gorgo! — (Zu einem Fremden:) Beim Zeus, und ſoll es nach Wunſche
Jemals dir geh'n, mein Freund, hilf jetzt den Mantel mir retten!
Fremder. Ob das möglich! Doch will ich's verſuchen. Pr. Ein ſchrecklich Gedränge!
Stoßen ſie nicht wie die Schweine? Fr. Nur Muth! Jetzt ſind wir geborgen!
Pr. Mögeſt du, Trefflichſter, jetzt und zukünftig ſo wohl auch geborgen
Bleiben, zum Dank deiner Mühe! — Der wackre, gefällige Mann der!
Eunoa ſteckt in der Klemm'. — Ei, dränge dich durch, du Verzagte!

III. In der königlichen Burg.

Schön! wir Alle ſind d'rin — wie zur Braut ſagt, wer ſie verſchloſſen.
Go. Komm nur, Praxinoa, komm und beſieh' erſt den köſtlichen Teppich;
Sieh' nur, wie reizend und zart; man hielt es für Arbeit der Götter.
Pr. Himmliſche Herrin Athene, wer wirkte nur dieſe Tapeten?
Welch' ein Maler vermöchte ſo künſtliche Bilder zu ſchaffen?
Wie ſie natürlich daſteh'n, natürlich ſich dreh'n und bewegen!
Nein, das iſt nicht gewirkt, das lebt! — Wie weit es der Menſch bringt! —
Aber er ſelber, wie reizend er dort auf dem ſilbernen Lager
Ruht, um die Schläfen vom Flaumhaar, frühester Jugend umzogen,
Dreimal geliebter Adonis, an Acheron's Ufern geliebt noch!
Ein Fremder. Endet denn nimmer dies ſchnöde Gewäſch unſeliger Weiber?
Schnatternde Gänſe, wie breit und gemein ſie die Wörter verhunzen!
o. Sieh' doch! was will denn der Menſch? Was ſcheert ihn unſer Geplapper?
einen Leibeignen beſiehl' und nicht ſyrakuſiſchen Frauen!
iſſ' auch und ſchreib's hinter's Ohr: wir ſind korinthiſcher Abkunft,
ndsmänninnen Bellerophon's, peloponneſiſcher Zunge.
riſch zu ſprechen, wird, denk' ich, den Dorern doch gnädigſt erlaubt ſein!
. Ei, das verhüte Perſephone, daß wir genug noch an Einem

Herrn nicht hätten! Du hängſt mir, Gott Lob! nicht höher den Brotkorb!
Go. Still, Praxinoa! Höre, ſie will von Adonis nun ſingen,
Jene Sängerin dort, der Argiverin kundige Tochter,
Die ſich im Trauergeſang auf Sperchis neulich hervorthat.
Die macht brav ihre Sachen, ich ſteh' dafür. Horch, wie ſie trillert!
Die Sängerin. Herrſcherin, die du erkorſt die kypriſchen Fluren und Städte
Und in Sikilien Eryx Gebirg, goldſpielende Göttin,
O, Aphrodite, wie brachten von Acheron dir den Adonis
Nach zwölf Monden die Horen zurück ſanft wandelnden Schrittes?
Langſam gehn vor den anderen ſeligen Göttern die Horen,
Aber erſehnt von den Menſchen, denn Gaben ja ſpenden ſie Allen.
Kypris, Diona's Tochter, du hobſt zur unſterblichen Wonne,
Wie uns die Sage verkündet, den unſterblichen Geiſt Berenika's,
Himmelsambroſia träufelteſt du in der Königin Buſen.
Dir zum Dank, vielnamige, tempelgefeierte Göttin,
Ehrt Arſinoa jetzt, Berenika's Tochter an Liebreiz
Helenen ähnlich, mit allerlei Gaben den theuern Adonis.
Neben ihm liegen der Früchte, ſo viel auf dem Baume nur reiften,
Neben ihm zierliche Gärtchen, in ſilbergeflochtenen Körben
Wohlumhegt; auch goldene Flaſchen mit ſyriſcher Narde,
Kuchen in Fülle, wie nur in den Formen die Weiber ihn bilden,
Duftige Würze zum Teig mit ſchneeigem Mehle vermiſchend;
Was ſie aus ſchneidigem Oel und der Süße des Honigs bereiten.

lm ihn wimmeln die Vögel der Luft und die kriechenden Thiere;
rünende Lauben ſind hier, vom zarteſten Dille beſchattet,
ünſtlich errichtet, und Götter der Liebe, geflügelte Kinder,
lattern wie Nachtigallbrut im Schatten der Bäume verborgen,
unter von Zweig auf Zweig, die wachſenden Fittige prüfend.
wie das Ebenholz prangt und das Gold! Wie der Adler von weißem
lfenbein dort zum Zeus Ganymedes, den Knaben, emporträgt! —
ier auf purpurnen Teppichen, weicher, als Schlummer, wie jeder
ühmt in Samos' Gebiet und Miletos' weichliche Söhne,
ard ein Lager gedeckt und ein andres dem ſchönen Adonis.
er ruht Kypris und dort mit roſigen Armen Adonis,
htzehn Jahre nur zählt der Bräutigam, neunzehn wohl höchſtens:
um noch ſticht ſein Kuß, noch blüht um die Lippen ihm Goldflaum.
pris freue ſich jetzt des wieder geſchenkten Gemahles;
rgen dann tragen wir ihn, mit dem Frühthau Alle verſammelt,
das Geſtade hinaus zu den uferbeſchäumenden Wellen,
mit fliegendem Haar und die Knöchel umwallenden Kleidern,
mit off'nem Buſen, ſo ſtimmen wir hell den Geſang an:
der Adonis, o du, wie es heißt, der einzige Halbgott,
bald uns, bald wieder dem Acheron naht. Agamemnon
ſte dies nie, noch Ajas, der große gewaltige Heros,
or auch nicht, der erſte und beſte von Hekabe's zwanzig

Söhnen, noch war es Patroklos vergönnt, noch Pyrrhos, der ſiegreich
Troja verließ, noch den alten Lapithen und Deukalionen;
Pelops' Enkeln auch nicht, noch Argo's pelasgiſchen Gründern.
Sei uns günſtig, Adonis, und bring' uns ein fröhliches Neujahr!
Freundlich kamſt du, Adonis; o komm, wenn du kehreſt, auch freundlich!“
Go. Traun, die verſteht's, Praxinoa! Glücklich iſt wahrlich das Weib doch
Ob ihres Wiſſens zu preiſen und ihrer bezaubernden Stimme!
Doch es iſt Zeit nun zu gehn; Dioklidas erwartet das Eſſen.
Böſ' iſt er immer, und hungert ihn gar, ſei der Himmel uns gnädig!
Freue dich, trauter Adonis, und komm zu den Freudigen wieder!

Die Fiſcher.

Armuth nur, Diofantos, erweckt die betriebſamen Künſte,
Sie, die Lehrerin iſt der Thätigkeit. Selber der Schlaf nicht
Wird ja dem Arbeitsmanne gegönnt von der finſteren Sorge.
Wenn auch einer bei Nacht den flüchtigen Schlummer erhaſchet,
Plötzlich verſcheucht ihn wieder die ſtets andringende Unruh'.
Zween grauhaarige Männer des Fiſchfangs lagen geſellet,
Unter der Hütte Geflecht, auf der Streu von trockenem Meergras,
Angelehnt an die Wand des Reiſiges. Nah bei ihnen
Lagen der emſigen Händ' Ausrüſtungen: weidene Körbe,

Angelhaken, und Rohr, und mit Tang geröthete Kittel,
Haarſeil' auch und Bungen und binſene Fanglabyrinthe,
Schnüre zugleich, Schafvließ und ein alternder Nachen
auf Stützen;
Unter dem Haupt ein Endchen von Matt' und hüllende Filze.
Dieſes war ganz der Fiſcher Geräthſchaft, dieſes der
Reichthum.
Auch nicht Topf noch Nöſel beſaßen ſie; Alles, ja Alles
Reichlich genug ſchien Jenen der Fang: die Genoſſin war
Armuth,
Auch war Keiner umher Nachbar, denn nahe gedrängt rings
Spülete gegen die Hütte die ſanft anplätſchernde Meerfluth.
Noch nicht halb durchrollte Selene's Wagen die Laufbahn,
Als ihr Geſchäft die Fiſcher ermunterte. Schnell von
den Wimpern
Rieben ſich beide den Schlaf und weckten das Lied in der
Seele.

Der Erſte.

lnwahr ſagen doch Alle, mein Freund, daß die Nächte
des Sommers
Eher vergehn, wann Zeus die längeren Tage gewähret.
Tauſende ſchon von Träumen erſchienen mir; aber der
Tag ſäumt.
rrt' ich vielleicht? Was heißt das? Verziehn jetzt län-
ger die Nächte?

Der Andere.

trafſt du den lieblichen Sommer, Aſalion? Wandelt
die Zeit doch
icht nach eigener Wahl aus der Laufbahn; ſondern den
Schlummer
gt nur die Sorge hinweg und macht langwierig die
Nacht dir.

Der Erſte.

Haſt du gelernt, wie man Träum' auslegt? Gar Köſtliches träumt' ich!
Billig ja wohl empfängſt du ein Antheil meines Geſichtes.
Sowie den Fang, ſo ehrlich die Träum' auch alle getheilet!
Wohl nicht Einer beſiegt an Verſtand dich. Wahrlich, der beſte
Traumausleger iſt der, dem eigner Verſtand es gelehret.
Auch iſt Muſe genug; denn was hat einer zu thun wohl,
Der auf Reiſigen liegt an der Meerfluth, ohne zu ſchlafen
Hier auf dem Ufergerank! Doch brennendes Licht — iſt im Stadthaus!
Schlaflos, ſagen ſie, leuchtet es dort!

Der Andere.

Wohlan, das Geſicht denn,
Das du geſehn in der Nacht, verkündige mir, dem Genoſſen.

Der Erſte.

Als ich am Abend entſchlief, von Meerarbeiten ermattet,
Traum, nicht reichlich genährt; denn wie früh wir nahmen die Nachtkoſt
Weißt du ja, auch wie des Magens geſchont ward: — ſah ich mich ſelber
Einen Fels anſtreben; und bald, auflauernd den Fiſchen
Saß ich, und ſchwenkt' an dem Rohre hinab den trüglichen Köder,
Dem ein Leckerer nun nachtrachtete. Stets ja im Traum auch
Hat ein Hund von Brocken Erſcheinungen; ich von den Fiſchen.
Jener biß an die Angel mit Heftigkeit; und ihm entfloß Blut;

Aber das Rohr von dem Rucke des Zappelnden bog ſich mir nieder.
Beid' anſtrengend die Händ' um das Unthier, fand ich zu thun itzt,
Wie ich den mächtigen Fiſch einholt' an dem winzigen Häklein.
Hierauf kam mir die Wund' in Erinnerung: willſt du mich beißen?
Wieder beiß' ich dich ſcharf! und zum nicht Ausweichenden langt' ich.
Siehe, vollbracht war die That; und ich zog den goldenen Fiſch auf,
Den rings funkelndes Gold umſtarrete. Furcht nur bezwang mich,
ber geheiliget ſei zum Lieblingsfiſch dem Poſeidon,
Oder ein Kleinod etwa der bläulichen Amfitrite.
eiſe hatt' ich nunmehr ihn abgelöſt von der Angel,
Daß ja nicht von dem Munde die Häklein Gold mir behielten;
nd mir huldigen ließ ich den trefflichen Landbewohner.
Nimmer hinfort, ſo ſchwur ich, das Meer mit dem Fuße berühret;
Sondern ich bleib' auf dem Land und beherrſche das Gold wie ein König!
ieſes ermunterte mich. Nun richt' auf das übrige, Gaſtfreund,
einen Sinn, da der Eid mich ängſtigt, den ich geſchworen.

Der Andere.

ei mir nicht verzagt! Nicht ſchwurſt du! Nicht ja den Goldfiſch
aſt, wie geträumt, du erlangt. Traumbilder ſind Täuſchungen ähnlich!

Denn wo, ein Schlummernder, du die Gegenden künftig durchforſcheſt,
Hoffe nur Hoffnung des Schlafs! den fleiſchenen Fiſch dir geſuchet!
Oder du ſtirbſt vor Hunger, obgleich bei goldenen Träumen!

Der Kyklop.

Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel bereitet,
Nikias, weder in Salbe, ſo ſcheint es mir, noch in Latwerge,
Als Pieridengeſang. Ein kräftiger Linderungsbalſam,
Wuchs er unter den Menſchen, wiewohl nicht Jeder ihn findet.
Doch du kennſt ihn, mein' ich, genau, ein Vertrauter der Heilkunſt,
Und ſo herzlich geliebt von den neun tonkundigen Schweſtern.
Alſo ſchuf der Kyklop ſich Linderung, unſeres Landes
Alter Genoß Polyfemos, der loderte für Galateia,
Als kaum jugendlich Haar ihm Lipp' und Schläfen umkeimte.
Und nicht liebt' er mit Roſen, mit Aepfelchen oder mit Locken;
Nein, mit verderblicher Wuth, und vergaß ſich ſelber und Alles.
Oftmals kehrten die Schaf' am Abende ſelbſt in die Hürde
Heim aus der grünenden Au. Doch er, Galateia beſingend,
Schmachtete dort in Jammer am Felsgeſtade voll Seemoos,
Frühe vom Morgenroth und krankt an der Wunde des Herzens,
Welche der Kypris Geſchoß ihm tief in das Leben gebohret.
Aber er fand die Geneſung; denn hoch auf der Jähe des Felſens

Saß er, den Blick zum Meere gewandt, und hub den Geſang an:
O, Galateia, du weiße, den Liebenden ſo zu verſchmähen!
Weiß wie geronnene Milch von Geſtalt, und zart wie ein Lämmlein,
Und wie ein Kalb muthwillig und prall wie der ſchwellende Herling!
Stets ſo kommſt du zurück, wenn der ſüße Schlaf mich gefeſſelt;
Schnell dann eilſt du hinweg, wenn der ſüße Schlaf mich gelöſet;
Und du entfliehſt, wie ein Schaf, das den falbigen Wolf kaum wahrnahm.
Damals liebt' ich bereits dich, Mägdlein, als du mit meiner
Mutter zuerſt herkamſt, dir buſchige Sträuß' Hyakinthen
Aus dem Gebirge zu pflücken, und ich die Wege dir nachwies.
Immer dich anzuſchau'n, ſeit jenem Tage bis jetzo
Hab' ich nicht Ruhe davor; doch traun! nichts achteſt du, gar nichts!
Ach, ich weiß, holdſeliges Kind, warum du entflieheſt!
Weil mit borſtigem Haare die Augenbrau'n auf der Stirn hin
Ganz vom Ohre ſich ſtreckt zu dem anderen, lang auslaufend;
Drunten das einzige Aug' und die breite Naſ' auf der Lefze!
Aber auch ſo wie ich bin, ich weide dir Schafe bei tauſend:
Selbſt dann melk' ich von dieſen die köſtlichſte Milch mir zum Leibtrunk;
Käſ' auch mangelt mir nie, im Sommer nicht, oder im Herbſte,
Noch im härteſten Froſt'; ſchwer voll ſind die Körbe beſtändig.

Auch die Syringe verſteh' ich, wie keiner umher der Kyklopen,
Dir, o du Honigapfel, zugleich mir ſelber was ſingend,
Oft in der Nacht Ruhſtunden! Auch eilf Hirſchkälber dir nähr' ich
All um die Hälſe Geſchmuck, und dann vier Jungen der Bärin.
Komm nur gerne zu uns; du ſollſt nicht ſchlechter es finden!
Laß du das bläuliche Meer, wie es will, aufſchäumen zum Ufer:
Lieblicher ſoll in der Höhle bei mir ja die Nacht dir vergehen.
Dort ſind Lorbeerbäum' und dort auch geſchlanke Cypreſſen;
Dunkeler Epheu iſt dort und ein gar ſüßtraubiger Weinſtock;
Kalt dort rinnet ein Bach, den mir der bewaldete Aetna
Aus hellſchimmerndem Schnee, zu ambroſiſchem Trunke dahergießt.
Wer doch möchte dafür ſich Meer auswählen und Fluthen?
Aber wofern ich ſelber dir zottiger dünke von Anſehn,
Eichene Kloben ſind hier, in der Aſch' auch glimmet genug Gluth!
Gern, und verbrenneſt du mir die Seel' auch, würd' ich es dulden,
Auch mein einziges Auge, das mir vor dem Theuerſten werth iſt!
Ach, daß die Mutter mich nicht kiemöhrig gebar und mit Floſſen!
Grund ab taucht' ich zu dir, und küßte die Hand dir mit Inbrunſt,
Wie du den Mund mir entzögſt! Bald ſilberne Lilien brächt' ich,
Bald zartblumigen Mohn, mit purpurnem Blatte zum Klatſchen.

Doch die blüh'n ja im Sommer, und die bei winternden Schauern:
Wohl nicht alle zugleich ſie dir zu bringen vermöcht' ich!
Nun dann, trauteſtes Kind, o, ſofort nun lern' ich die Schwimmkunſt!
Wenn einmal ſeefahrend im Schiff anlandet ein Fremdling,
Um doch zu ſehn, was für Wonne des Abgrundes Wohnung euch darbeut.
Komm hervor, Galateia, und kamſt du hervor, ſo vergiß auch,
Gleich mir ſelber der hier nun ſitzet, heim dich zu wenden.
Möchteſt du doch hier weiden, geſellt mir, melken die Euter,
Und dir preſſen die Milch, vom bitteren Labe geronnen!
Unglück bringt mir die Mutter allein, und ich tadle ſie billig:
Niemals ſagte ſie dir ein freundliches Wörtchen von mir vor;
Sahe ſie gleich, wie von Tage zu Tag ich ſchmächtiger einſchwand!
Sag' ich denn, oben im Haupt und hinab in die Füße mir klopf' es
Fieberiſch! daß ſie ſich gräme, dieweil ich ſelber vergrämt bin! —
O, Kyklop, Kyklop! wo ſchwärmte dir der Verſtand hin?
Gingſt du dafür an der Körbe Geflecht, und trügeſt den Lämmern
Abgeſchnittenes Laub; wohl thäteſt du klüger bei weitem.
Erſt die nächſte gemelkt! Wozu dem Fliehenden nachgehn?
Finden ſich doch Galateien, vielleicht noch ſchönere, ſonſt wo!
Oftmals laden mich Mädchen in nächtlicher Spiele Geſellſchaft;
Hell dann kichern ſie Alle, wenn ich gutwillig gefolgt war.
Glaubt mir, auch ich bin, ſcheint es, in unſerem Lande noch etwas.

Alſo bezwang Polyfemos dir einſt die ſchwärmende Liebe
Durch den Geſang, und ſchaffte ſich Ruh, die das Gold
nicht erhandelt.

Thyrſis.

Thyrſis. Lieblich ertönt das Geräuſch, das die Pinie
drüben, o Geishirt,
Dort an dem Felſengequell uns herabſchwirrt. Lieblich
ertönt auch
Deine Syring'; es gebührt nebſt Pan dir der andere
Kampfpreis.
Wenn er den Bock ſich gewann, den gehörneten, nimmſt
du die Ziege;
Wenn zum Lohn er die Ziege ſich eignete, folget das Zicklein
Dir, und ſchön iſt das Fleiſch an dem Zickelchen, bis du
es melkeſt.
Geishirt. Lieblicher tönt, o Schäfer, dein Lied mir,
als mit Geplätſcher
Dort von dem Fels hochher in das Thal ſich ergießet
der Bergquell.
Wenn die ſingenden Muſen ein Schaf wegführen zum Preiſe,
Nimmſt du ein Lamm des Gehegs zum Lohne dir; wenn
ſie erwählen,
Lieber das Lamm zu empfah'n, wirſt du mit dem Schafe
davongeh'n.
Thyrſis. Willſt du dort bei den Nymphen! o Geishirt,
willſt du, dich ſetzend,
Am abhangenden Fuße des Hügelchens voll Tamarisken,
Deine Syring' anſtimmen? Ich achte derweil auf die Ziegen.
Geishirt. Nimmer geziemt, o Schäfer, am Mittag,
nimmer geziemt uns

Jetzo Syringengetön'! Pan fürchten wir! denn von der Wildjagd
Will er ſodann ausruh'n, der Ermüdete: ſtörriſch ja iſt er,
Und ihm ſchnaubt beſtändig der bittere Zorn in der Naſe.
Aber o du! mein Thyrſis, du kennſt ja die Leiden des Daphnis,
Und du erreichteſt die Höhe des ländlichen Hirtengeſanges:
Setzen wir unter die Ulm' uns dorthin, gegen Priapos
Ueber und gegen des Quells Schutzgöttinnen, wo ſich der Schäfer
Bänke gemacht in der Eichen Umſchattungen. Wenn du mir ſängeſt,
Wie du jüngſt mit Chromis, dem Libyer, ſangeſt im Wettkampf;
Eine Ziege bekäm'ſt du mit Zwillingen, dreimal zu melken,
Die, zwei Böcklein nährend, zugleich zwei Gelten dir vollmilcht;
Auch ein tiefes Gefäß, mit duftendem Wachſe gebohnet,
weigeöhrt, neufertig, das Holz noch riechend vom Meißel,
Welchem hoch an der Mündung umher ſich ſchlinget der Epheu,
pheu, fleckig vom Golde der Blum' Helichryſos: denn durch ſie
richt das Gerank, anlachend mit ſafranfarbigen Träublein.
Mitten darauf iſt ein Weib, wie ein göttliches Wunder gebildet,
chön, mit langem Gewand und dem Stirnband. Neben ihr ſtehen
änner, die Haare gelockt, und zanken ſich dorther und daher
it wetteifernden Worten; doch rühret es wenig das Herz ihr.

Jetzo ſchaut auf den Einen ihr holdanlachendes Antlitz,
Jetzo neigt ſie den Sinn zum Anderen: jene vor Liebe
Eifern ſtets, vorſchwellend das Aug', in vergeblicher Mühſal.
Dieſen zunächſt iſt ein fiſchender Greis und ein Felſen gebildet,
Rauhgezackt, wo er emſig die maſchigen Garne zum Auswurf
Schleppt, hochalt, dem mit Macht arbeitenden Manne vergleichbar.
Jegliche Kraft der Glieder, ſo glaubeſt du, ſpannt er zum Fiſchfang:
Alſo ſtarren ihm rings die geſchwollenen Sehnen des Halſes,
Zwar bei grauendem Haupt; doch die Kraft iſt würdig der Jugend.
Nur ein wenig entfernt von dem meeranringenden Greiſe
Prangt mit gefärbeten Trauben ein Weinberg lieblich belaſtet,
Den ein winziger Knabe bewacht, am bedorneten Steinwall
Sitzend: auch zeigen umher zween Füchſe ſich: einer durchwandert
Rebengäng', und benaſchet das Reifeſte; dort auf die Taſche
Lauert der Andre mit Liſt, und nicht zu verlaſſen das Knäblein
Droht er, bevor er auf's Trock'ne den Frühſtückloſen geſetzet.
Jener flicht ſich von Halmen die zierliche Grillenfalle,
Wohl mit den Binſen gefügt; auch kümmert ihn weder der Weinberg,
Weder die Taſche ſo ſehr, als nun das Geflecht ihn erfreuet.
Ringsher dann umläuft das Geſchirr biegſamer Akanthos,
Traun, ein äoliſches Wundergebild', das mit Staunen du anſchau'ſt!
Eine Zieg' auch bezahlt' ich dem kalydoniſchen Krämer
Deß zum Preis, und den großen gerundeten Käſe von Geismilch.

Nimmer annoch berührt es die Lippe mir, ſondern es liegt noch
Ungebraucht. Dies möcht' ich mit williger Seele dir ſchenken,
Wenn du anitzt, du Theurer, die liebliche Weiſe mir ſängeſt.
Nicht mißgönn' ich es dir! auf, Trauteſter! jenen Geſang ja
Wirſt du dem Aides nicht, dem Allvergeſſenden, ſparen!
Thyrſis. Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Thyrſis vom Aetna iſt hier, euch rufet die Stimme des Thyrſis!
Wo war't ihr, als Daphnis verſchmachtete? wo doch, o Nymphen?
Fern im peneiſchen Tempe, dem lieblichen? oder am Pindos?
Denn nicht weiletet ihr um den mächtigen Strom des Anapos,
Nicht um des Aetna Geklüft, noch Akis' heilige Waſſer.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Ihn ja haben Schakal', ihn heulende Wölfe bejammert;
Ihn auch hat aus Gebüſch der Löwe beweint, da er hinſank!
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Viel der Kühe geſtreckt zu den Füßen ihm, viel auch der Farren,
Viel der Stärken umher und Kälber auch jammerten kläglich.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Jetzo kamen die Schäfer; der Kuhhirt kam, und der Geißhirt:
Alle befrageten ihn: „was fehlet dir?“ Selbſt auch Priapos
Kam: „Unglücklicher Daphnis, wie ſchmachteſt du?“ rief er; „das Mägdlein
Irrt ja um jeglichen Quell, und die Waldungen alle durchſchweift ſie,“

— Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an! —
„Spähend nach dir! Nein, allzuverliebt, ein unheilbarer biſt du!
Kuhhirt wardſt du genannt; doch ein Geishirt ſcheineſt du jetzo!
Denn wenn du ſiehſt, wie die Jungfrau'n ſcherzen und lachen,
Schmachtend zerfließet ſogleich dir das Auge, daß nicht mit den Frohen du tanzeſt.“
Nichts antwortete Jenem der Kuhhirt, ſondern im Herzen
Trug er die quälende Lieb' und trug bis zum Ende das Schickſal.
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Endlich kam Kytherea, die wunderholde, mit Lächeln,
Heimliches Lächeln im Aug' und bitteren Groll in der Seele.
„Ha! den Eros,“ begann ſie, „den prahlteſt du, Daphnis, zu feſſeln!
Biſt du nicht ſelbſt von Eros, dem Schrecklichen, jetzo gefeſſelt?“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
Aber Daphnis darauf antwortete: „Leidige Kypris!
Kypris, du Unholdin! du, Kypris, der Sterblichen Abſcheu!
Meineſt du denn, ſchon ſei uns jegliche Sonne geſunken?
Daphnis im Aides ſelbſt wird Qual noch bringen dem Eros!“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Wo einſt Kypris der Hirt — du weißt ſchon — wand're zum Ida!
Geh' zu Anchiſes! da grünt's von Eichen; hier ſproſſet nur Galgant,
Siehe, hier zieh'n ſchon ſummend um Honigkörbe die Bienen!“

Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Hold iſt auch Adonis, dieweil auch Schäfchen er weidet,
Weil auch Haſen er ſchießt, und andere Thiere verfolget!“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Tritt noch einmal entgegen dem Held Diomedes, und ſag' ihm:
Ich bin Daphnis, des Hirten Beſiegerin! Auf, in den Zweikampf!“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„O ihr Wölf', o Schakal'; ihr im Berg' einſiedelnden Bären,
Lebet wohl, ich, Daphnis, der Hirt, bin nimmer in Wäldern,
Nie in Gebüſch und Hainen mit euch! Wohl leb', Arethuſa!
Wohl, ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Waſſer ergießend!“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„Daphnis bin ich, derſelbe, der hier die Kühe geweidet,
Daphnis, der hier zur Tränke die Stier' und die Kälber geführet.“
Hebet Geſang, ihr Muſen, geliebteſte, Hirtengeſang an!
„O Pan, Pan! ob dich halten die luftigen Höh'n des Lykäos,
Ob du des Mänalos Krümmen umgehſt: in der Sikeler Eiland
Komm', und verlaß des Helikas Grab, des Sohnes Lykaon's,
Und ſein erhabenes Mal, das geehrt iſt ſelber den Göttern!“
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
„Komm' und empfah', o Herrſcher, die honigathmende, ſchöne
Waldſyring' in klebendem Wachs, um die Lippe gebogen,
Denn ich muß durch Eros hinab zum Aides jetzo!“
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
„Jetzo tragt auch Violen, o Brombeerrank' und o Schlehdorn!

Und es entblühe der ſchöne Narkiſſos ſogar dem Wachholder!
Alles verwandele ſich; und die Pinie prange mit Birnen,
Jetzo, da Daphnis ſtirbt; auch den Jagdhund zauſe die Hündin;
Und mit der Nachtigall töne des Bergs Ohreule das Wettlied!" —
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
Als er Solches geſagt, da endet' er. Zwar Aphrodite
Strebt ihn empor zu heben; doch alles Geſpinnſt von den Mören
Fehlete. Daphnis durchging den Acheron, und das Geſtrudel
Barg den Geliebten der Muſen, der nicht den Nymphen verhaßt war! —
Laßt den Geſang, ihr Muſen, o laßt den Hirtengeſang ruh'n!
Und du gieb mir die Geis, das Geſchirr auch, daß ich ſie melkend,
Sprenge zum Dank den Muſen die Erſtlinge. Heil euch, o Muſen!
Vielmal Heil! Euch will ich hinfort noch lieblicher ſingen.
Geishirt. Voll von Honige werde der reizende Mund dir, o Thyrſis,
Voll von trieſendem Seim, und die Feige von Aegilos ſei dir
Süße Koſt! denn du ſingſt ja melodiſcher, als die Cikade!
Hier, mein Freund, das Gefäß: o ſchau', wie lieblich es duftet!
Traun im Quelle der Horen wird dir gebadet es dünken!
Komm' nur her, Kiſſätha! Du melke ſie! Aber ihr Ziegen,
Nicht ſo herum mir gehüpft, daß nicht der Bock euch bezahle!

Ueber Theokritos, als Dichter, iſt mit wenigen Worten zu bemerken, daß, möge man die ganze Gattung verwerfen oder nicht, ſeine Leiſtungen ſich durch naive Einfachheit, Lebendigkeit, Anmuth, Anſchaulichkeit und Correctheit auszeichnen.

Bion,

in Smyrna geboren, lebte und dichtete in Syrakus, wo er, vergiftet, ſtarb (270 v. Chr.) Das iſt Alles, was wir Beſtimmtes über ſeine Schickſale wiſſen. Von ihm, ſo wie von

Moſchos,

von dem wir auch weiter keine Kunde haben, als daß er um 260 v. Chr. zu Syrakus lebte und des Vorigen Schüler und Freund war (F. v. Schlegel behauptet ſogar, Theokritos und Moſchos ſeien eine und dieſelbe Perſon, und der erſtere Name nur ein Beiname des Letzteren), iſt uns auch nur wenig erhalten worden. Sie unterſcheiden ſich durch eine reichere Sprache vom Theokritos, und ihre Gedichte ſind bemerkenswerth durch Anmuth, Wärme und gefällige Behandlung; doch läßt ſich im Ganzen kein feſtes und genügendes Urtheil fällen, da nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden kann, was wirkliches Eigenthum jedes dieſer zwei Dichter ſei. — Wir theilen folgende Proben von ihnen mit.

Die Todesfeier des Adonis.

Von Bion. Deutſch von Voß.

Klage, Geſang, um Adonis; verblüht iſt der ſchöne Adonis!
„Wehe, verblüht iſt Adonis!“ ſo klagen mit uns die Eroten.
Nicht auf Purpurgewand, o Kypria, ſchlummere ferner:
Hebe dich ſchwarz umhüllt, Unglückliche, ſchlage die Bruſt dir
Heftig, und ruf', ruf' Allen: „Verblüht iſt der ſchöne Adonis!“
Klage, Geſang, um Adonis; mit uns wehklagen Eroten!
Wehe, da liegt Adonis auf Berghöh'n, wund an dem Schenkel,
Wund am Lilienſchenkel vom Zahn, und betrübet die Göttin,
Leiſe nur noch aufathmend; ihm träuft vom ſchimmernden Fleiſche
Dunkeles Blut, und die Augen erſtarren ihm unter den Wimpern;
Auch die Roſe der Lippen verwelket ihm; und um die Lippen
Stirbt auch ſelber der Kuß, dem niemals Kypris entſaget.
Kypris liebt auch den Kuß des nicht mehr lebenden Jünglings:
Doch nicht weiß es Adonis, daß ihn im Tode ſie küßte.
Klage, Geſang, um Adonis; mit uns wehklagen Eroten!
Gräßlich erſcheint, o gräßlich, die Wund' in dem Schenkel Adonis':
Aber es trägt Kytherea die Herzenswunde noch größer.
Rings um den Jüngling erheben die traulichen Hund' ein Gewinſel,
Auch die Nymphen der Berge beweinen ihn. Doch Aphrodite,

Aufgelöſ't ihr Geringel, durchſchweift die verwachſene Waldung,
Jammervoll, ungeſchmücket und ſchuhlos; rankende Stacheln
Ritzten im Lauf' ihr die Ferſ', und koſten des heiligen Blutes.
Sie mit hellem Geſchrei durchſtürmt langwindende Thäler,
Ruft den aſſyriſchen Gatten und nennt mit Namen den Jüngling.
Ihm dort ſprudelt indeß das ſchwärzliche Blut aus der Wunde,
Röthend die Bruſt von dem Schenkel empor; und die Grube des Herzens,
Weiß wie blendender Schnee, wird jetzt dem Adonis gepurpurt.
Weh', weh' dir, Kytherea! mit uns wehklagen Eroten!
Hin iſt der ſchöne Gemahl, und hin dein göttlicher Anblick!
Schön war Kypris zu ſchau'n, als du noch lebteſt, Adonis;
Aber es ſchwand die Geſtalt mit Adonis der Kypria, weh'! weh'!
Allen Gebirgen enttönt, und den Waldungen: „Weh' um Adonis!“
Jeglicher Strom wehklagt den unendlichen Gram Aphrodite's;
Jegliche Quelle beweint auf felſigen Höh'n den Adonis;
Jegliche Blum' erglühet vor Traurigkeit. Aber Kythere
Stimmt durch jegliches Thal, und die Stadt durch, Jammergetön' an.
Weh', weh' dir, Kytherea, verblüht iſt der ſchöne Adonis!
Echo rufet entgegen: „Verblüht iſt der ſchöne Adonis!“
Kypria's traurige Lieb', o wer nicht weinte ihr? Weh', weh'!
Als ſie geſeh'n und betrachtet Adonis' ſchreckliche Wunde

Als ſie geſeh'n roth ſtrömen das Blut um den welkenden Schenkel —
Rief ſie, die Arm' ausbreitend, mit Innigkeit: „Bleib', o Adonis!
Bleib', mein armer Adonis! zuletzt noch laß dich umfangen,
Laß dich drücken an's Herz, laß Mund ſich zum Munde geſellen!
Kurz, nur erwach', Adonis, und küſſe mich einmal zum Abſchied!
Küſſe mich nur ſo lang', als Leben noch iſt in dem Kuſſe!
Bis aus der Tiefe der Seel' in den Mund mir, und in das Herz mir,
Fließe dein Hauch, und ich deine bezaubernde Süße hineinſaug',
Und mich berauſch' in der Liebe! So feſt bewahr' ich den Kuß dann,
Wie den Adonis ſelbſt; weil du, Unglücklicher, fliehest!
Fern, ach, flieh'ſt du, Adonis; zum Acheron wanderſt du nieder,
Zu dem gehäſſigen König, dem grauſamen! Aber ich Arme
Leb', und bin unſterblich, und kann nicht folgen dir, kann nicht!
Nimm denn meinen Gemahl, Perſephone! Denn du beſiegſt ja
Weit mich ſelber an Macht, und zu dir geht Alles, was ſchön iſt!
Ich Unſelige hier, trag' unermeßlichen Jammer;
Meinen Adonis bewein' ich, der hinſchwand! und dir erbeb' ich!
Dreimal Erſehnter, du ſtirbſt; und die Sehnſucht fliegt mir wie Traum hin!
Wittw' iſt nun Kytherea, und müſſig daheim die Eroten;

Mit dir ſchwand auch der Gürtel! doch was, o Verwegener, jagſt du?
Schön, wie du warſt, — du wagteſt den raſenden Kampf mit dem Raubwild?“ —
Alſo jammerte Kypris; mit ihr wehklagen Eroten.
Weh', weh' dir, Kytherea! verblüht iſt der ſchöne Adonis!
Thränen vergeußt nicht wieder Idalia, als dem Adonis
Blut entrinnt, und Alles erwächſt in der Erde zu Blumen:
Roſen erzeugt ſein Blut, ihr Thränenerguß Anemonen.
Klage, Geſang, um Adonis! verblüht iſt der ſchöne Adonis!
Nicht mehr traur' im Gebüſch um deinen Gemahl, Aphrodite.
Schau das ſchwellende Lager, die Laubſtreu hier, für Adonis!
Schau, dein Bett, Kytherea, bedeckt der erblaßte Adonis.
Auch im Tod iſt er ſchön, ja ſchön im Tode, wie ſchlummernd.
Bett' auf weiche Gewand' ihn hin, wo er ruhte gewöhnlich,
Wo er mit dir in der Nacht zu heiligem Schlafe geſellt war,
Auf goldhellem Geſtühl; und lieb' auch den blaſſen Adonis.
Auch mit Kränzen beſtreu' und Blumen ihn. Wehe, mit ihm iſt,
So wie jener verſchied, auch jegliche Blume gewelket!
Spreng' ihn mit köſtlichen Oelen der Syrier, ſpreng' ihn mit Balſam.
Jeglicher Balſam verderb'; es verdarb dein Balſam, Adonis!
Schaue den zarten Adonis, geſtreckt auf Purpurgewanden.
Ringsher weinen um ihn und ſeufzen empor die Eroten,
All' um Adonis geſchoren das Haar: der ſtampfet die Pfeile,

Der ſein krummes Geſchoß, der bricht den gefiederten Köcher,
Dieſer löſ't dem Adonis die Schuh', ein Anderer bringet
Waſſer im goldnen Geſchirr, und ein Anderer wäſcht ihm den Schenkel,
Jener zu Haupt ihm kühlt mit der Fittige Weh'n den Adonis.
Weh', weh' dir, Kytherea! Mit uns wehklagen Eroten!
Ausgelöſcht hat die Fackel ſogleich an der Schwell' Hymenäos,
Und die vermählende Krone zerſtreut. Nicht länger iſt: „Hymen!
Hymen!“ hinfort des Geſangs Ausruf; nun ſingen ſie: „Weh', weh'!“
Weh' um den ſchönen Adonis noch mehr, denn um dich, Hymenäos!
Auch die Chariten weinen des Kinyras edelen Sprößling;
„Todt der ſchöne Adonis!“ ſo rufen ſie gegen einander;
Heller ertönt ihr Ruf, weit mehr als deiner, Dione.
Laut auch weinen Adonis die Muſen im Chor: „o Adonis,
Hör' uns!“ tönt ihr Geſang; allein nicht ihnen gehorcht er!
Ach nein, ob er auch wollte, Perſephone löſet ihn nimmer!
Endige heute den Gram, o Paphia, hemme die Trauer.
Kommt das andere Jahr, dann jammere wieder und weine. —

Der entlaufene Eros.

Von Moſchos. Deutſch von Voß.

Kypria rufte den Sohn mit tönender Stimme, den Eros:
Hat auf den Wegen mir Einer den irrenden Eros geſehen?
Mein iſt der flüchtige Knab'; ein Geſchenk verdient, wer ihn anzeigt.
Ja, ein Kuß belohnt dich, der Kypria! bringſt du ihn aber —
Nicht nur den trockenen Kuß, was Beſſeres, Fremdling, empfängſt du!
Wohl iſt der Knabe gezeichnet; aus Zwanzigen fändeſt du leicht ihn.
Nicht iſt weiß die Geſtalt, nein, feurig; und in den Augen
Brennet es grell; heimtückiſch der Sinn und freundlich die Rede.
Niemals gleich dem Gedanken das Wort, und die Stimme wie Honig.
Kommt er in Zorn, dann ſinnt er nur Grauſames, kundig des Truges;
Immer durchaus unwahr, übt leidige Spiele das Schalkskind, —
Schöngelockt um das Haupt und verwegener Trotz in dem Antlitz.
Wie gar kleinliche Händchen er hat, doch ſchnellet er weithin,
Schnellt zu dem Acheron ſelbſt und des Aides finſterem König.
Nackt iſt völlig der Leib, doch die Seel' in feſter Umhüllung.
Leichtgeſchwingt wie ein Vogel, entflieget er dorthin und dahin,

Mädchen und Jünglingen zu und wohnt in der Tiefe des Herzens.
Winzig erſcheint ſein Bogen und winzig der Pfeil auf der Sehne;
Doch ſei zart das Geſchoß, den erhabenen Aether erreicht es.
Goldhell blinkt um die Schulter ein Köcherchen: drinnen bewahrt er
Bittere Pfeile von Rohr, die oft mich ſelber verwunden.
Alles iſt arg, ja Alles! Jedoch weit ärger ein kleines
Fackelchen ihm in der Hand, das den Helios ſelber entflammet.
Wenn du mir dieſen ergreifſt, den gefeſſelten führ' ohn' Erbarmen.
Siehſt du einmal ihn weinen, o hüte dich, denn er betrügt dich!
Siehſt du, er lacht, fort ſchlepp' ihn, und trachtet er gar dich zu küſſen,
Fleuch, denn ſchlimm iſt der Kuß, auf der Lipp' iſt giftiger Zauber!
Sagt er: „Nimm, dir ſchenk' ich mein ganzes Geräth!“ o, berühr' ihm
Nichts! die Geſchenke ſind Trug, denn getaucht ward Alles in Feuer.

Die lyriſche Poeſie.

Reine Lyriker und Elegiker.

Dieſe Periode hat in der eben genannten Gattung nur wenig Bedeutendes aufzuzeigen; Alles, was früher der griechiſchen Lyrik Inhalt und Schwung gab, war dahin, und an deren Stelle Fleiß, Künſtelei und Prunk mit Gelehrſamkeit getreten; auch iſt uns nur wenig von dem damals auf dieſem Gebiete der Dichtung Geſchaffenen zugekommen. Das Beſte wurde noch in Hymnen und Elegieen geleiſtet, aber es hält doch keinen Vergleich mit den Erzeugniſſen früherer Dichter aus. Als gefeierte Namen werden uns von alten Schriftſtellern in dieſer Hinſicht angeführt, die Dichterin **Melinno** und die Dichter **Ariſtoteles**, der berühmte Philoſoph (340 v. Chr.), **Dionyſios** von Alexandrien (270 v. Chr.), von dem ſich zwei Hymnen erhalten haben, **Kleanthes** von Aſſos, der berühmte Stoiker (260 v. Chr.), der einen Hymnos hinterließ; als Elegiker werden gerühmt: **Phanokles** (um 300 v. Chr.), **Philotas** von Kos (300 v. Chr.), **Alexandros** von Pleuron (280 v. Chr.) u. A. m., doch ſind uns von dieſen nur Bruchſtücke geblieben. Der Einzige, von dem Bedeutenderes gerettet wurde, iſt **Kallimachos** von Kyrene. Wir wollen daher hier eine kleine Blumenleſe aus den Obigen mittheilen und dann mit ausführlicherer Notiz über den Letzteren dieſen Abſchnitt ſchließen.

An die Göttin Roma.

Von Melinno. — Deutſch von Herder.

Sei gegrüßet, o Rom, du Tochter Ares,
Goldgekrönte, ſchreckliche Kriegsgöttin,
Die auf Erden den unbezwingbar-hohen Himmel bewohnet.

Dir allein vergönnte das ernſte Schickſal
Königsruhm unerſchüttert-ew'ger Herrſchaft,
Daß mit höchſter Gewalt im weitſten Reiche du nur geböteſt.

Und mit ſtarkem ehernem Zügel lenkſt du
Meer und Erde; ſie fühlen deines Armes
Kraft, mit der du die fernſten Städt' und Völker ſicher regiereſt.

Selbſt die mächtige Zeit, die ſonſt Alles ändert,
Alles wankend macht und das Leben hieher,
Dorthin wandelt, ſie gab dir ohne Wandlung glückliche Siege.

Denn vor allen Völkern gebierſt, o Edle,
Du dir Männer, berühmte tapfre Krieger:
Wie der Ceres Saaten, entſprießen, Rom, dir, Heldengeſchlechter.

Ariſtoteles Lobgeſang auf die Tugend.

Deutſch von Elliſſen.

Tugend, der Sterblichen müh'volles Ziel,
Herrlichſter Kampfpreis irdiſchen Trachtens,
Für deine Schönheit ſterben, o Jungfrau,

Iſt dem Hellenen beneidetes Loos.
Unverdroſſen erträgt er die härteſte
Arbeit um dich; du lenkeſt ſein Sinnen
Hin auf die hehre, unſterbliche Frucht,
Die du ihm bringſt, die beſſer als Gold iſt,
Beſſer, als Ahnen und weichliche Ruhe.
Dir nur diente Herakles, des Zeus
Göttlicher Sproß, und die Söhne der Leda,
Schweres erduldend; in Thaten bewährten
Sie deine weltüberwindende Macht.
Sehnend nach dir einſt ſtieg der Pelid' und
Telamons Sohn zum Hades hinunter.
Alſo um dich auch, Holdſelige, mißt
Jetzo der Tag den Pflegling Atarne's [1],
Drum nun preiſe den Thatenberühmten
Ewig, unſterblich der Muſen Geſang;
Ja, Mnemoſyne's Töchter erheben
Laut ihn zugleich mit dem gaſtlichen Zeus und
Dauernder Freundſchaft nie welkendem Ruhm.

An Phöbos.

Von Dionyſios von Alexandria. Deutſch von **Herder**.

Fei're ringsum, hoher Aether!
Und ihr Thäler und ihr Berge,
Erd' und Meer und Lüfte ſchweiget!
Schweigt, ihr Vögel, ſchweig, o Echo,
Denn zu uns wird Phöbos nah'n,
Der lockige Sänger.

---

1) Ariſtoteles' Gaſtfreund Hermias, den Diogenes L. als Tyrannen von Altarne oder Atarneus (einer Stadt in Myſien) bezeichnet.

O du der holden Eos
Vater, der ihren roſigen Wagen
Mit dem Flügeltritt der Roſſe verfolgt,
Frohlockend im goldenen Haar
Den unendlichen hohen Himmel hinan.

Um dich windend den vielgelenkigen Strahl
Lenkſt du den güterreichen Glanzquell
Rings um die ganze Erd',
Und Ströme ambroſiſchen Feuers
Bringen von dir uns her den lieblichen Tag.

Der ſchöne Chor der Sterne tanzt
Am Olympos dir, dem Könige, Reihentanz,
Anſtimmend dir ſein heiliges Lied,
Entzückt von der phöbeiſchen Leier Klang:
Indeß vor ihnen her die blaſſe Selene
Anführt den frühen Chor,
Beſpannt den Wagen mit weißer Stiere Geſpann;

Er aber freut in ſeinem Gemüth ſich hoch,
Und eilt hinüber die vieldurchpfadete Welt.

Dem höchſten Gott.

Von Kleanthes. Deutſch von Herder.

Du, der Unſterblichen Höchſter, du Vielbenamter, der ewig
Nach Geſetzen beherrſcht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüßet, o Zeus: denn alle Sterblichen dürfen
Dich anreden, o Vater, da wir ja deines Geſchlechts ſind,
Nachhall deiner Stimme, was irgend auf Erden nur lebet.
Alſo will ich dich preiſen und ewig rühmen die Herrſchaft
Deiner Macht, der, rings um die Erde, die Kreiſe der

Welten

Willig folgen, wohin du ſie lenkſt, und dienen dir willig.
Denn du faſſeſt in deine nie zu bezwingende Rechte
Deinen Boten, den flammenden, zweigezackten, den ewig-
Lebenden Blitz: es erbebet die Welt dem ſchmetternden Schlage.
Alſo lenkſt du den Geiſt der Natur, der, dem Großen und Kleinen
Eingepflanzet, ſich miſcht in alle Weſen und Körper.
Höchſter König des Alls, ohn' den auf Erden, im Meere,
Nichts geſchiehet, noch am ätheriſchen, himmliſchen Pole;
Außer was Sinnenberaubt der Frevler Böſes beginnet.
Aber du weißt auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machſt aus der Unform Form und geſellſt Unfreundliches freundlich.
Alſo ſtimmteſt du Alles zu Einem, das Böſe zum Guten,
Daß in der weiten Natur Ein ewig herrſchend Geſetz ſei,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entflieh'n will.
Ach, des Thoren! der immer Beſitz des Guten begehret,
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtſchnur,
Will nicht hören, was, wenn er gehorcht', ihm glückliches Leben
Und Verſtand gewährte. Nun ſtürmen ſie Alle dem Guten
Grade vorbei, hierher, dorthin. Der kämpfet um Ehre
Fährlichen Kampf; der läuft nach Gewinn mit niedriger Habſucht:
Jener buhlet um Ruh' und um ſüße Werke der Wolluſt,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunſch zu begegnen.
Aber, o Zeus, du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebieter,
Du, der du Alles giebſt, befreie die Menſchen vom ſchweren
Unſinn, nimm die Wolke von ihren Seelen, o Vater
Daß ſie die Regel ergreifen, nach der du billig und ſicher

Alles regierſt: damit wir, denen du Ehre gegönnt haſt,
Wieder dich ehren und dich in deinen Thaten beſingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt: denn weder Menſchen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrſchende Regel gerecht in Wort und Werken zu preiſen.

Kallimachos

aus Kyrene in Libyen. — Sein Geburts-, wie ſein Todesjahr ſind nicht zu ermitteln, ſondern nur, daß er aus gutem Geſchlechte ſtammte, und in Alexandria eine Schule eröffnete für Beredſamkeit und Dichtkunſt, welche ſich mehrerer Jünger zu erfreuen hatte, die ſpäter großen Ruhm erwarben, wie z. B. Eratoſthenes, Apollonios von Rhodos, Ariſtophanes von Byzanz u. A. m. Ptolemäos Philadelphos gab ihm dann eine Stelle im Muſeo, und gewährte ihm dadurch die erwünſchte Muße. Seine Blüthezeit fällt in die 132. Olympiade (247 v. Chr. Geb.). Er ſoll ſehr viele Poeſieen hinterlaſſen haben, unter denen epiſche Dichtungen, erotiſche Elegieen, Jamben, Choliamben u. ſ. w., doch ſind nur ſechs Hymnen, von denen der eine in elegiſcher Form, und eine Anzahl Epigramme auf uns gekommen. Wir theilen hier als Probe ſeiner Art und Weiſe den Hymnos auf das Bad der Pallas und den Hymnos auf Demeter mit, in der trefflichen Ueberſetzung von K. Schwenk (Stuttgart 1833).

Hymnos auf das Bad der Pallas.[1]

Gehet, ſo viel ihr ſeid, Badfrauen der Pallas, heraus jetzt,
Gehet heraus: mein Ohr traf das Gewieher bereits
Ihres geweihten Geſpanns, und die Selige nahet im Schmucke.
Eilt, ihr blonden, anjetzt; eilet, Pelasgiſche[2] Frau'n.
Nie noch hat Athenäa die mächtgen Arme gebadet,
Eh' von den Lenden ſie rieb ihrem Geſpanne den Staub;
Nicht als ſämmtliche Waffen beſprützt mit blutigem Schmutze
Wieder ſie kehrte vom Kampf frevler Giganten zurück.
Sondern ſie löſ'te vor Allem zuerſt von dem Wagen die Nacken
Ihres Geſpanns; und wuſch in des Okeanos Fluth
Schweiß und Geſprütz, und dann vom gebißumknirſchenden Maule
Reinigte ſie ihm zugleich allen geronnenen Schaum.
Auf ihr Achäiſchen Frau'n! Nicht Salböl, oder den Salbkrug
(Achſenumknarrende Nab' hör' ich ertönen bereits),
Nicht bringt Salbe der Pállas, o Badfrau'n, oder den Salbkrug
(Nicht ja Salbengemiſch iſt Athenäa genehm),
Oder den Spiegel herbei: ſchön leuchtet ja immer ihr Antlitz.
Nicht, als Paris den Streit ſchlichtet' im Idagebirg,
Schauete ſie in den Spiegel von Erz, die gewaltige Göttin,
Noch in des Simoïs klarſpiegelnden Strudel hinab.
Auch nicht Here fürwahr. Doch Kypria, nehmend den Spiegel,

---

[1] Das Bad der Pallas, d. h. die Statue der Pallas, wurde jährlich zu Argos im Fluſſe Inachos feſtlich gewaſchen; dies Feſt feiert der vorliegende Hymnos. — [2] Beiname von Argos.

Legte ſich zweimal oft anders die Locken zurecht.
Pallas jedoch lief ſechzig der doppelten Stadien zweimal,
Wie an Eurotas[3] Strom rannte das Schiffergeſtirn
Von Lakedämon, und rieb ſich geſchickt alsdann mit der ſchlichten
Salbe, dem Oel, das ihr brachte der eigne Baum.
O Jungfrau'n, da glühte von Röthe ſie, gleich wie am Morgen
Glühet die Roſe, wie glüht in den Granaten der Kern.
Drum auch bringet allein ihr jetzt von dem nämlichen Oel her,
Womit Kaſtor ſich einſt, womit Herakles geſalbt.
Bringet den Kamm ihr ferner, den goldenen, daß ſie die Locken
Auskämm' und ſich glatt ſtreiche das ſchimmernde Haar.
Geh, Athenäa, hervor; ſchon ſteht dir die liebliche Schaar da,
Jungfrau'n, Töchter zumal aus Akeſtoriſchem[4] Stamm.
Schon wird auch, Athenäa, der Schild Diomedes' getragen,
Wie das Argeiſche Volk dieſen den alten Gebrauch
Hat Eumedes gelehrt, weiland dein theuerer Prieſter;
Der, als einſt er gemerkt, daß den beſchloſſenen Tod
Ihm die Gemeinde bereite, davonlief, tragend das hehre
Bild auf der Flucht, und ging wohnen in's Kreiergebirg.[5]
Wohnen in's Kreiergebirg; und er ſtellt', o Göttin, in ſteiles
Felſengeklüft dich hin, jetzt Pallatiden genannt.
Geh', Athenäa hervor, Burgſtürmerin, goldengehelmte,
Welche der Roſſ' und der Schild' hallendes Toſen ergötzt.
Nicht ſchöpft heute in dem Fluß, ihr Mägdlein; heute ja trinket

---

[3] Fluß bei Sparta. — [4] Ein edles Geſchlecht in Argos. — [5] In Argolis.

Argos aus quellendem Born, nicht von dem ſtrömenden Fluß.
Heut, ihr Sclavinnen, traget zu Phyſadeia die Krüge,
Oder zu Danaos Kind, zur Amymone[6] dahin.
Denn ſein Waſſer mit Blumen und Gold anheute vermiſchend,
Wird von dem Triftengebirg Inachos kommen herab,
Bringen das herrliche Bad der Athene; doch, o Pelasger,
Hüte dich, jene zu ſchau'n, ohn' es zu wollen ſogar.
Wer nur nackt ſie erblickt, die Stadtvorſteherin Pallas,
Der hat Argos alsdann wahrlich zum letzten geſehn.
Geh', Athenäa, hervor, o Heilige! Dieſen erzähl' ich
Während der Zeit; ich nicht, andre erzählten's zuerſt.
Kinder, es hat Athenäa vordem in Thebe der Nymphen
Eine gewaltig geliebt, weit von den andern zumal,
Sie des Teireſias Mutter, und war nie ohne dieſelbe.
Nein, auch wenn ſie zum Volk ähnlicher Thespier fuhr,
Oder ſie gen Koroneia und nach Haliartos[7] die Roſſe
Lenkete, fahrend dahin durch der Böoter Gefild
(Oder auch gen Koroneia, woſelbſt ihr der duftende Waldhain
Stehet benebſt dem Altar, bei dem Kuraliſchen Fluß),
Ließ ſie die Selige öfters zu ihr auf den Wagen ſich ſetzen.
Weder der Nymphen Getoſ', noch der geſchlungene Reih'n
Freuten im Herzen ſie je, war Führerin nicht die Chariklo.
Doch auch dieſer ſogar warteten Thränen genug,
Ob Athene ſie gleich die geliebteſte Freundin geweſen.
Denn am Gewand einſtmal löſend das Spangengeſchmeid',

---

[6] Beide Töchter des Danaos; ſie gaben zwei Quellen in Argos den Namen. — [7] Städte in Böotien.

Badeten Beid' in des Helikon Roßquell, welcher mit Anmuth
Rinnet, und Mittagsruh herrſchete rings im Gebirg.
(Badeten Beide zuſammen: es waren die Mittagsſtunden,
Und rings herrſchte weit gänzliche Still' im Gebirg.)
Nur Teireſias noch, dem der Bart kaum bräunte die Wangen,
Schweifte mit Hundegefolg' an dem geheiligten Ort.
Und unſäglich vom Durſte gequält nun ging er zum Brunnquell,
Armer! und wider Begehr ſah er Verbotenes da.
Aber wiewohl voll Zorn ſprach doch Athenäa zu Jenem:
Wer von den Göttern doch hat dich, der die Augen du nicht
Hier fortbringſt, Eueride,[8] den Unglücksweg dich geführet?
Alſo ſprach ſie, und Nacht deckte des Knaben Geſicht.
Lautlos ſtand er allda; denn Angſt umſtrickte die Kniee
Faſt ihm, und Ohnmacht hielt ſtockend die Stimme zurück.
Aber die Nymphe ſogleich ſchrie auf: was thuſt du dem Sohn mir,
Seid ihr Göttinnen denn ſolcherlei Freundinnen uns?
Du entreißeſt die Augen dem Sohne mir! Jetzo Athene's
Buſen und Leib haſt du, kläglicher Sprößling, geſeh'n.
Doch nicht ſchaueſt du wieder den Helios, wehe mir Armen!
Helikon, o du Gebirg fürder mir nimmer beſucht!
Wahrlich du nahmſt dir ein Großes für weniges; einiger Geiſen
Und Damhirſche beraubt, nahmſt du des Knaben Geſicht.
Und mit den Armen ſodann ihr theueres Kind umfaſſend,
Stimmte die Mutter Geſtöhn jammernder Nachtigall an,

---

[8] D. h. Sohn des Eueres.

Schwer wehklagend. Die Göttin jedoch, ſie erbarmt ſich der Freundin,
Und Athene begann folgende Worte zu ihr:
Edeles Weib, nimm Alles zurück, was jetzt du im Zorne
Sprachſt; ich habe ja nicht blind dir den Knaben gemacht.
Denn Athene mit nichten ergötzet es, Augen zu rauben
Knaben; jedoch alſo lautet der Kroniſche Spruch:
Wer der Unſterblichen einen, wofern nicht dieſer ihn ausführt,
Anſchaut, ſoll ihn gewiß ſchauen um theueren Preis.
Edeles Weib, nicht mag rückwandelbar wiederum dieſes
Werden, dieweil's alſo fügte der Mören Geſpinnſt,
Damals, als du geboren denſelbigen; trage ſomit denn,
O des Eueres Sohn, jetzt das verhängte Geſchick.
Wieviel Opfer doch wird die Kadmäerin brennen dereinſtens,
Und Ariſtäos wieviel, flehend den einzigen Sohn,
Ihren zum Jüngling gereiften Aktäon blind zu erblicken!
Der wird Artemis ſelbſt ſteter Genoſſe der Jagd
Einſtmals ſein; doch weder die Jagd, noch daß er in Bergen
Schoß im Vereine mit ihr, wird ihn erretten alsdann,
Wann er, wiewohl nicht wollend, der Seligen reizendes Bad ſah;
Sondern den eigenen Herrn werden die Hunde ſogleich
Selbſt auffreſſen alsdann, und es wird die Gebeine des Sohnes
Jedes Gebüſch durchſpäh'nd, ſuchen die Mutter zuhauf.
Glücklich fürwahr heißt Jene dich dann, und ſelig geworden,
Daß du den Sohn noch blind aus den Gebirgen empfingſt.
Drum, o Freundin, getroſt: nicht jammere; denn es erwarten
Dieſen von mir dein'thalb andere Gaben genug.

Denn ihn mach' ich zum Seher, von künftigen Menſchen geprieſen,
Ragend hervor fürwahr über die Andern zumal.
Er wird kennen die Vögel, die Glück anzeigen, und welche
Ohne Bedeutung, und die, welche Verderbliches droh'n;
Und Weiſſagungen wird er verkündigen viel den Böotern,
Viele dem Kadmos, und einſt Labdakos hohem Geſchlecht.
Einen gewaltigen Stab auch ſchenk' ich ihm, welcher die Füße
Lenkt, und des Daſeins Ziel rück' ich ihm ferne hinaus.
Er auch, ſtirbt er, allein wird unter den Todten bewußtvoll
Wandeln, von mächtigen Herrn aller der Schatten geehrt.
Sprach es und winkt' es ihr zu, doch wann zuwinkt Athenäa,
Wird es erfüllt, da Zeus unter den Töchtern allein
Pallas verlieh'n es hat, was väterlich iſt, zu beſitzen.
Badfrau'n, nimmer gebar unſere Göttin ein Weib,
Sondern die Scheitel des Zeus. Nicht winkt Zeus Scheitel Erlognes
Zu; drum winkt auch nicht Lügen die Tochter des Zeus.
Wahrlich es zieht Athenäa heran jetzt; aber ihr Jungfrau'n
Auf! empfanget, wofern Argos am Herzen euch liegt,
Nun ſie mit heiliger Rede, Gebet und ſchallendem Jubel.
Heil dir, Göttin, und ſchütz' Argos, des Inachos Stadt!
Heil dir, wann du die Roſſe hinaus, und wann du ſie wieder
Lenkeſt zurück! Sei Schirm ſämmtlichem Danaergut!

Hymnos an Demeter.

„Während der Korb hinzieht, ſtimmt Zuruf an, o ihr Frauen!"
Sei, Demeter, gegrüßt, Vielnährerin, Füll'rin der Scheffel!

---

9) Bei dem Feſte der Demeter fanden feierliche Aufzüge Statt.

Schauet des Korbs Feſtzug Unheilige nur von der Erde.
Weder von Dächern herab, noch ſonſt von den Höh'n blickt nieder,
Weder ein Kind, noch Weib, noch lockenumwalletes Mägdlein,
Noch wann trockenes Munds wir ausſpei'n ohne gegeſſen.
Aus dem Gewölk hervor blickt Heſperos, wann er daherzieht,[10]
Heſperos, welcher zu trinken allein Demeter beredet,
Als ſie der dunkelen Spur nachging der geraubeten Tochter
Heilige, wie doch trugen die Füße dich hin zu dem Abend,
Bis zu den Füßen der Schwarzen und bis zu den goldenen Aepfeln?[11]
Derweil trankeſt du nicht, nicht aßeſt du, badeteſt nimmer.
Dreimal gingſt du hindurch des Acheloos Silbergeſtrudel.
Soviel jeglichen auch von den ewigen Strömen durchſchrittſt du
(Dreimal liefſt du zum Herzen der lieblichſten Inſeln, zu Enna);
Dreimal ſetzteſt du dich an Kallichoros Brunnen zur Erde,
Sonder Erfriſchung und Trank: nicht aßeſt du, badeteſt nimmer.
Nicht, nicht ſagen wir das, was Deo Thränen gebracht hat.
Herrlicher, wie ſie den Städten erfreuliche Satzungen ſchenkte;
Herrlicher, wie ſie die Halmen und heiligen Garben der Aehren
Mähte zuerſt und die Stiere darauf trieb, um ſie zu treten,
Als Triptolemos lernte die treffliche Kunſt von der Göttin.
Herrlicher, wie ſie, damit vor Vergehungen Jeder ſich hüte,

---

[10] Es ward am Abend gefeiert. — [11] D. h. bis zu den Gärten der Heſperiden.

Schuf durch Hunger den Sprößling des Triopas[12] kläglich zu ſchauen.
Nicht auf Kniëde ſchon, in Dotion wohnten, der hehren,
Noch, und hegten daſelbſt dir den herrlichen Hain die Pelasger,
Dicht voll Bäume gedrängt; kaum flog dort ſelber ein Pfeil durch.
Pinien waren darin, drin mächtige Ulmen und Birnen,
Herrliche Aepfel darin, und elektronähnliches Waſſer
Sprang aus Quellen empor, und mit Inbrunſt liebte die Göttin
Gleich wie Eleuſis[13] die Stätte, wie Triopos, oder wie Enna.[14]
Aber ſobald dem Geſchlechte der Triopas grollte der gute
Dämon, bemächtigte ſich ein verderblicher Rath Eryſichthons.
Zwanzig der Knechte geſchwind hinführet' er, all' in der Mannskraft,
Alle von Rieſengeſtalt, ganz Städte zu ſchleifen vermögend,
Beides zugleich, ſie bewaffnend mit Beil und Axt in den Händen;
Und zu Demeters Haine begaben ſofort ſich die Frevler.
Eine gewaltige Pappel erhub dort hoch ſich zum Aether;
Unter derſelbigen ſpielten zur Mittagsſtunde die Nymphen.
Dieſe, geſchlagen zuerſt, ſcholl Wehlaut unter die andern.
Deo vernahm alsbald, wie das heilige Holz ihr verletzt ward.
Und ſie begann voll Zorn: Wer hau't mir die herrlichen Bäume?
Und ſie verwandelte gleich in Nikippe ſich, welche der Göttin

---

12) Eryſichthon. — 13) In Attika, hier waren die Myſterien der D. — 14) Hier waren Tempel der Göttin.

Zur Volksprieſterin ſetzte die Stadt, und nahm in die Hände
Heilige Binden und Mohn; und es hing von den Schultern der Schlüſſel.
Drauf ſanft mahnend begann zu dem frevelen Mann ſie, dem argen:
Sohn, der Bäume du ab, die den Göttern geweiheten, haueſt,
Sohn, o laſſe davon, du den Eltern erſehnteſter Sprößling;
Ruhe doch, wende die Knecht' auch ab, daß nicht dir, Demeter,
Zürne die Heilige, der den geweiheten Hain du verwüſteſt.
Aber ſie ſcheel anſehend, und grimmiger noch wie den Jäger
Scheel von der Seit' anblickt in den Tmariſchen Bergen[15] die Löwin,
Welche gebar (ſie hat, wie es heißt, die erfunkelndſten Augen),
Sprach er: hinweg, ſonſt hau' ich das mächtige Beil in den Leib dir;
Aber das Holz da decket die Säle mir, wo ich Gelage
Vollauf meinen Genoſſen, ergötzliche, immer bereite.
Alſo der Mann; doch Nemeſis ſchrieb ſein ſchnödes Gered' auf.
Aber Demeter entbrannt' auf's heftigſte, wurde zur Göttin,
Und es berührten die Füße den Grund, und das Haupt den Olympos.
Jene jedoch, halbtodt, wie die heilige Göttin ſie ſahen,
Stürmeten hurtig davon und ließen die Beil' im Gehölze.
Sie ließ aber die hadern, dieweil aus Noth ſie gefolget
Unter der Hand des Gebieters; zum frevelen Herren doch ſprach ſie:

---

[15] In Epirus.

Ja, ja, mache den Saal, Hund, Hündiſcher! wo du Gelage
Anſtellſt; Mahle genug ja ſind dir beſchieden in Zukunft.
Alſo ſagte ſie da, und bereitete Weh Eryſichthon.
Hurtig ſchickte ſie ihm den entſetzlich wüthigen Hunger,
Heiß und voller Gewalt, und die heftige Seuche zerquält ihn.
Armer! wie viel er nur aß, ſo viel hinwieder begehrt' er.
Zwanzig bereiteten Koſt, und es ſchöpfeten Zwölfe des Weines
(Denn Dionyſos kränkt, was irgend Demeter verletzet).
Denn mit Demeter zugleich entbrannte von Zorn Dionyſos.
Weder zum Freundesgelag noch Gaſtmahl ſandten die Eltern
Ihn noch, weil ſie ſich ſchämten, und ſuchten ſich jeglichen Vorwand.
Ihn einladend zum Spiel der Itoniſchen Pallas Athene,
Kommen die Ormeniden; jedoch verſagt es die Mutter:
Nicht iſt jetzt er daheim, er verreiſete geſtern nach Kranon,
Schuld einfordernd, ein hundert der Stier'. Aktorions Mutter
Kam, die Polyxo, jetzt; denn Hochzeit machte dem Sohn ſie,
Beide zuſammen, den Sohn und den Triopas zu ſich zu laden.
Doch es erwiedert die Frau ſchwermüthiglich, Thränen vergießend:
Triopas kommt; Eryſichthon jedoch, ihn hat in des Pindos
Thälern ein Eber gehau'n: ſchon liegt neun Tag' er darnieder.
Klägliche, liebende Mutter, o was nicht Alles erlogſt du?
Rüſtet' ein Gaſtmahl einer: es iſt Eryſichthon verreiſet.
Führte die Braut wer heim: es verletzt Eryſichthon der Diskos;
Oder er ſtürzte vom Wagen; er zählt auf dem Othrys die Heerden.

Aber im Haus fortſchmauſend indeß von dem Morgen zum Abend,
Aß endlos er und aß: doch ſtürmte der ſchreckliche Bauch ihm
Mehr, je mehr er verzehrt; und hinab wie zur Tiefe der Meerfluth
Strömten vergeblich die Speiſen geſammt, ohn' irgend zu nützen.
Wie auf Mimas[16] der Schnee, wie in Helios Strahlen das Wachsbild,
Schmolz er, und mehr noch ſelber wie die, bis außer den Nerven,
Sehnen allein und Knochen dem Kläglichen übriggeblieben.
Laut wehklagte die Mutter und laut aufſtöhnten die Schweſtern,
Auch die ihn ſäugte, die Bruſt, und die Sclavinnen öfters die zehen.
Triopas ſelbſt auch legte die Hand an das grauende Haupthaar,
Zu Poſeidon alſo, dem nicht ihn hörenden, rufend:
Schau, o erlogener Vater, den Enkel du, bin ich in Wahrheit
Dein und der Aeoliden, der Kanake, Sohn; es entſtammet
Aber von mir der da, der Unſelige: hätt' ich denſelben
Doch, von Apollon erlegt, mit den eigenen Händen beſtattet!
Doch nun ſitzet demſelben der heftigſte Hunger im Antlitz.
Treibe die Seuch' ihm weg, die entſetzliche, oder ernähr' ihn,
Selber ihn nehmend zu dir, da ganz mir die Tiſche verſagen.
Leer ja ſind mir die Ställe, geleert auch ſind die Gehöfte
Schon von dem Vieh; es verſagen bereits auch ſchon mir die Köche.

---

[16] Berg in Jonien in Kleinaſien.

Selber die Maulthier' haben ſie ſchon von den Wagen geſpannet;
Und er verzehrte die Kuh, die der Heſtia[17] pflegte die Mutter,
So wie den Wettpreisrenner, zugleich mit dem krieg'riſchen Roſſe;
Selber die Katze ſogar, der kleinere Thiere gezittert.'
Doch ſolang in dem Hauſe des Triopas Habe ſich vorfand,
Wußten die häuslichen Hallen allein von dem Unglücksfalle.
Als die gefüllte Behauſung jedoch von den Zähnen geleert war,
Da ſaß dieſer, der Sprößling des Königes, nieder am Dreiweg,
Bettelnd um Brocken allda, und des Mahles verworfenen Abfall.
Nicht ſei der mein Freund, o Heilige, welchen du haſſeſt,
Oder ein Wandnachbar; ich haſſe die frevelen Nachbarn.
Saget, wohlan o Mägdlein, und ſtimmt ihr Mütter den Zuruf:
Heil, Demeter, o Heil, Vielnährende, Füll'rin der Scheffel!
So wie den heiligen Korb jetzt ſchimmernde Roſſe dahinziehn,
Vier an der Zahl, ſo wird die gewaltige Göttin, die hehre,
Schimmernden Lenz und Sommer und ſchimmernden Winter uns bringend,
Kommen, und Herbſt und geben für's andere Jahr zu bewahren.
Wie wir ohne Beſchuhung und haarbindlos in der Stadt gehn,
Werden wir Füß' und Haupt ſtets ohne Verletzung bewahren.
So wie die Wannkorbträger von Gold voll tragen die Wannen,
So wohl werden wir Gold in geſegneter Fülle beſitzen.
Bis zu dem Prytaneion der Stadt folgt nach, die der Weihen

---

[17] Göttin des häuslichen Heerdes und des Feuers.

Nicht theilhaftig ihr ſeid, folgt bis zum Tempel der Göttin
All' ihr Frau'n noch unter den Sechzigen; doch bei den Alten
Oder den Eileithyia erflehenden, Allen, die Schmerz drückt,
Gnügt es, ſo weit es verſtatten die Kniee; auch ihnen verleihet
Alles in Fülle Demeter, und daß ſie noch kommen zum Tempel.
Heil dir, Göttin: erhalte die Stadt uns gnädig in Eintracht
Und in geſegnetem Stand; bring' Jegliches reif von den Aeckern,
Segne das Vieh, bring' Aepfel und Aehren uns, bringe die Ernte;
Nähr' auch Frieden, damit, wer ſäete, dieſer es ernte.
Sei mir gnädig, Erflehte, der Göttinnen mächtige Fürſtin!

Schon Ovid urtheilte von dieſem Dichter, daß er, wenn gleich überall beſungen, mehr durch Kunſt, nicht aber durch ſeinen Genius als Solcher gelte, und in dieſem Urtheil iſt eigentlich Alles enthalten, was ſich vom Kallimachos ſagen läßt. Gelehrſamkeit, Berechnung und Feile vertreten bei ihm die Stelle der Phantaſie, der Begeiſterung und der natürlichen Würde und Anmuth, die man mit Recht von einem, namentlich von den Gelehrten gepriesenen Dichter verlangen kann, aber bei ihm vergeb- ich ſucht. Man kann ihn mit unſerem Ramler verglei- hen, der auch eine Zeitlang als ein großer lyriſcher Dich- r bei uns galt, den aber ein ſpäteres Geſchlecht längſt den Todten geworfen hat, weil es nichts bei ihm fand, s ſtrotzenden Wortpomp, gelehrten Aufputz und eine gfältig, aber mühſam gefeilte Form.

Die didaktiſche Poeſie.

Dieſe Zwittergattung der Dichtung ward in der alexandriniſchen Periode und ſpäter mit Vorliebe cultivirt, aber ſie ſank ebenfalls immer tiefer und tiefer, weil den didaktiſchen Poeten dieſer und der Folgezeit jeder Gegenſtand und Inhalt recht und genehm war, wenn er nur Gelegenheit zu wiſſenſchaftlich herausgeputzten, glatten und tönenden Verſen gab. Unter den Didaktikern werden genannt, **Archeſtratos** von **Gela** (330 v. Chr.), der eine **Gaſtrologie** (Bauchwiſſenſchaft) ſchrieb, von der ſich ein ziemliches Bruchſtück erhalten hat; **Dikäarchos** von **Meſſana** (320 v. Chr.), der eine Beſchreibung von Hellas in Jamben lieferte; **Nikandros** von **Kolophon** (150 v. Chr.), der ein didaktiſches Gedicht über den Biß giftiger Thiere und ein anderes über Gegengifte verfaßte, welche die Ironie des Schickſals uns erhalten hat, u. A. m. Man ſieht daraus, wie tief die Idee der Poeſie bereits geſunken. — Der Einzige von dieſen Allen, der unſere Aufmerkſamkeit verdient, iſt

Aratos

aus **Soli** (um 270 v. Chr.); über ſeine Lebensverhältniſſe iſt uns nichts Näheres bekannt, als daß er auf Betrieb des Königs Antigonus Gonatas von Makedonien ein aſtronomiſches Lehrgedicht in zwei Abtheilungen*) ſchrieb, welches beſonders die Römer hochſchätzten, und in dem ſich Geiſt und poetiſcher Schwung offenbart. Wir theilen hier eine Probe aus demſelben mit, deren Verdeutſchung wir Manſo verdanken. Es iſt die Beſchreibung des Sternbildes der Jungfrau (V. 96—136).

Unter den beiden Füßen des lichten Bootes erhebet,
Strahlend, die Jungfrau ſich, mit der funkelnden Aehr' in den Händen.
Sei nun die ruhig dahin ſich Bewegende von dem Aſträos
(Als den Vater der ältern Geſtirne nennet der Ruf ihn,)
Oder von andern gezeugt, — genug, in der Mitte der Menſchen,
Blühet die Sag', es habe vordem auf Erden die Jungfrau
Unter der Sterblichen Augen gelebt und gewandelt und weder
Jener Männer Geſchlecht, noch der Weiber Zirkel vermieden,
Sondern, wiewohl unſterblich, vertraut ſich zu beiden geſellet.
Dike ward ſie von ihnen genannt. Verſammelnd die Greiſe
Bald auf offenem Markt, und bald in geräumigen Straßen,
Lehrte ſie Alle mit Fleiß, was Recht und Geſetze gebieten.
Damals wußten ſie nichts von Unglückbringender Fehde,
Nichts von wüthendem Zank und nichts von verheerendem Aufſtand.

---

*) Andere Kritiker behaupten, es ſeien zwei verſchiedene Gedichte: Phänomena (Sternerſcheinungen), Dioſemea (Lehre von den Zeichen des Wetters).

Schuldlos lebten ſie ſo. Das Meer ward Keinem gefährlich,
Und das Bedürfniß gewann für ſie kein Schiff in der Ferne,
Sondern der Stier und der Pflug. Sie ſelbſt, die Völker verehrte
Spenderin, Dike, verlieh im Ueberfluß herrliche Gaben.
Alſo ſegnete ſie in dem goldenen Alter die Erde.
Seltener theilte ſie ſchon in dem ſilbernen, ſeltner und nicht mehr
Allen ſich mit, vermiſſend der Vorwelt reinere Sitte.
Dennoch weilte ſie noch bei den Menſchen jenes Geſchlechtes.
Einzeln ſtieg ſie zur Zeit der Dämmerung von den erhabnen
Bergen herab und trat zu Keinem mit freundlichen Worten;
Sondern hatten mit Volk ſich die weiten Hügel gefüllet,
Dann erſchien ſie und ſchalt der Thoren Frevel und drohte:
„Bald, bald werd' ich nicht mehr mich ſichtbar dem Rufenden nahen.
Aus dem goldnen Geſchlecht der Väter iſt ein verderbt'res
Aufgegangen, und euch wird ein verruchteres folgen.
Schon vernehm' ich des Krieges Geräuſch und ſehe mit Strömen
Blutes die Felder bedeckt und Schmerz ſich paaren mit Unglück."
Alſo ſprach ſie und ging in die Berge zurück und entzog ſich
Dem noch immer hinauf nach ihr gewendeten Auge.
Endlich erloſch auch dieſes Geſchlecht, und das eherne keimte
Auf, an Frevel beſiegend die früher lebenden beiden.

Dieſes führte zuerſt und ſtets das verheerende, freche
Schwert aus Erz und ſchmauſ'te zuerſt die pflügenden Stiere.
Da, voll Zornes, entriß ſich Dike dem argen Geſchlechte,
Flog zum Himmel empor und ließ in der Gegend ſich nieder,
Wo in den Stunden der Nacht noch heute den Menſchen die Jungfrau
Herrlich erſcheint, in der Nähe des weitgeſehnen Bootes.

Man ſieht dieſer Stelle nur zu deutlich die Nachahmung des Heſiod an. Schon Quintilian urtheilte vom Aratos (Inſtitutionen X, 1.): „Der Stoff, den ſich Aratos gewählt, iſt ohne Bewegung. Nirgends offenbart ſich Mannichfaltigkeit, nirgends Leidenſchaft. Keine Perſon tritt handelnd auf, Niemand wird redend eingeführt. Was er vermochte, hat er in der Fabel der Jungfrau gezeigt, in den übrigen that er, was er wollte, doch genügt er der Arbeit, der er gewachſen zu ſein glaubte.

Die dramatiſche Poeſie.

Mit dem Erlöſchen der Volksfreiheit mußte natürlich auch diejenige Gattung der Poeſie, welche in der unmittelbarſten Beziehung zu dem allgemeinen Leben ſtand, und ſich in Wechſelwirkung zu demſelben verhielt, die dramatiſche Dichtung nämlich, auch am Raſcheſten verfallen. Wir haben den Geiſt der alexandriniſchen Periode ſchon im Früheren hinreichend charakteriſirt, ſo daß jede Wiederholung überflüſſig iſt, und es vollkommen genügt, zu bemerken, daß Unfreiheit, Mangel an Urſprünglichkeit und Eigenthümlichkeit, und abſichtliches Prunken mit Gelehrſamkeit nirgends verderblicher wirken mußten, als auf das Drama. Dies war auch überall ſo. In Athen bildete ſich zwar zu Anfang dieſer Periode eine andere Art der Komödie, von den Literärhiſtorikern als die neuere griechiſche Komödie bezeichnet; ihr eigentliches Weſen beruhte aber nur auf der Intrigue, nicht auf der Charakterzeichnung. Der komiſche Effect um jeden Preis war ihre Aufgabe, und die Sphäre, in der ſie ſich bewegte, das alltägliche, bürgerliche Leben in ſeinen Schattenſeiten, mit ſeinen ſtehenden Figuren, Geizhälſen, Murrköpfen, jungen Verſchwendern, ſpitzbübiſchen Sclaven, unſittlichen Frauen u. ſ. w. Einen genauen Abdruck der ganzen Art und Weiſe finden wir bei den römiſchen Dichtern Plautus und Terentius, welche dieſelbe auf das Beſtimmteſte nachbildeten; von den griechiſchen Orginalen iſt, wenige ſehr unbedeutende Bruchſtücke abgerechnet, Nichts erhalten worden und es ſind überhaupt nur ſehr geringe und dürftige Notizen über einige Dichter, die ſich auf dieſem Felde auszeichneten, wie Menander von Athen (320 v. Chr.), Diphilos von Sinope, Philemon, Apollodoros u. ſ. w., die in dieſelbe Zeit fallen, vorhanden.

In Alexandrien ſollte unter Ptolemäos Philadelphos das Drama wieder belebt werden (280 v. Chr.), und es wurden ſelbſt Preisbewerbungen gehalten; es werden uns ſogar ſieben Tragiker als ganz vorzüglich genannt, Alexandros von Pleuron, Soſitheos, Philiskos, der jüngere Homeros, Aeantides, Soſiphanes und Lykophron von Chalkis, ihre Productionen waren jedoch nur künſtliche und gelehrte Machwerke, die unmöglich dauernde Geltung und Wirkung erlangen konnten. Das Einzige dieſer Art, das uns erhalten wurde, die Tragödie Kaſſandra, von Lykophron, eigentlich ein lyriſches Drama, iſt ſo gelehrt und gekünſtelt, daß es ſchon in frühეſter Zeit vorzugsweiſe das dunkle Gedicht genannt wurde. —

Auch die Komödie ward wieder gepflegt, jedoch eben ſo erfolglos. Als gute Komödiendichter werden uns von den Alten Machon von Sikyon genannt, und Ariſtonymos; wir wiſſen jedoch Nichts von ihren Leiſtungen, da keine derſelben der Vergeſſenheit entriſſen worden iſt. —

Das Satyrdrama wurde gleichfalls zu jener Zeit wieder in das Leben gerufen, allein es ſoll kleinlich und ſchmutzig geweſen ſein. Wir können nicht darüber urtheilen, da wir nur ein einziges Fragment aus „Daphnis und Lytierſes" von Soſitheos kennen, das jedoch nicht zu näherer Kenntniß genügt. — Iſt das, was uns vom Satyrdrama berichtet wird, wahr, ſo würden wir ſelbſt, wenn dergleichen noch vorhanden wäre, es eben ſo mit Stillſchweigen übergehen, wie wir dies mit den Sillen und den kinandiſchen Poeſieen der alexandriniſchen Periode wegen der ihnen einwohnenden Unſittlichkeit haben pflichtgemäß thun müſſen.

8.

Die Dichter der fünften und der ſechſten Periode.

Wir faſſen hier die Dichter der beiden letzten Perioden, der römiſchen und der byzantiniſchen, welche wir in der Einleitung bereits genauer charakteriſirt haben, aus mehren Gründen zuſammen, die ſich eben, theils aus jenem ſchon dort Geſagten, theils aus dem Umſtande ſowohl ergeben, daß ſich hier eine ſtrenge Scheidung der Zeit wie der Gattungen, nicht treffen läßt, da manche der letzteren gar nicht, manche dagegen wieder, was den Werth der einzelnen Leiſtungen anbetrifft, höchſt verſchiedenartig angebaut wurden. In der römiſchen Periode herrſchten das Lehrgedicht und das Epigramm (von dem am Schluſſe die Rede ſein wird) vor; in der byzantiniſchen tauchten einige wenige talentvolle Epiker an der Grenze zwiſchen beiden Perioden auf. Was darüber hinaus iſt, hatte nur noch die Sprache mit den alten Hellenen gemein; der Geiſt aber, der darin herrſchte, ſo wie zum Theil die Form, in die er gekleidet war, gehört einer ganz anderen Lebensanſchauung und einem ganz anderen Ideenkreiſe an, und muß als Vorläufer und Anfang der mittelalterlichen chriſtlich-abendländiſchen, nicht aber als Ausläufer der helleniſchen Poeſie betrachtet werden.

Epiſche Dichter.

Nonnos

aus Panapolis in Aegypten, wahrſcheinlich um 400 n. Chr. (wie behauptet wird, ſpäter ſelbſt Chriſt, und als Solcher angeblich Verfaſſer einer poetiſchen Paraphraſe des Evangeliums Johannis), ſchrieb ganz in Nachahmung der antiken Mythen und der antiken Form eine Epopöe, Dionyſiaka, in 48 Geſängen, die Thaten des thebiſchen Dionyſos feiernd. Es zeichnet ſich durch Eleganz, Reichthum des Inhaltes und Correctheit vortheilhaft aus, leidet aber durch den Prunk mit Gelehrſamkeit, ſowie durch Geſuchtheit, Kälte und Ungleichheit; einzelne Stellen ſind daher als wirklich gelungen zu betrachten, während Anderes als ganz verfehlt erſcheint, und das Gedicht in ſeiner Totalität ſich doch nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Wir theilen hier als Probe eine Stelle in der Ueberſetzung von Elliſſen (a. a. O. S. 193) mit.

Die Jahreszeiten.

(Aus Nonnos' Dionyſosgeſängen. XI, 468 — 521.)

Roſige Töchter des Jahres, des ſturmſchnellſchreitenden Vaters,[1]
Traten die Horen zumal in das Haus des Beherrſchers der Sonne.
Schneeweiß glänzte das Antlitz der einen, doch dunkel umſchattet,

Gleichwie durch finſteres Gewölk matt leuchtend der Tag nur hervorbricht;
Schloßen des Hagels umhüllen als Schuhe die eiſigen Sohlen.
Feucht zieht rings um den Scheitel das Haar ſich in dichtem Geflechte
Und mit dem Schleier bedeckt ſie die Stirn voll quellenden Regens;
Farblos war auf dem Haupte der Kranz; friſchfallenden Flocken
Glich ihrer Bruſt reifſtarrender Gürtel an ſchimmernder Weiße.
Aber zur Wonne des Sterblichen haucht ihre Schweſter das milde
Säuſeln des Weſt's, der die Schwalben herbeilockt, zephyrumfächelt
Birgt ſie ihr lenzdurchduftetes Haar unter thauiger Binde;
Blumen erzeugt ihr Lächeln, balſamiſch entquillt dem Gewande
Weithinſtrömend der Duft der friſch aufbrechenden Roſe,
Alſo den Doppelgenuß für Adonis und Kypris bereitend.
Und in der Schweſtern Geleit mit den Erſtlingsfrüchten des Feldes
Schritt auch die dritte der Horen einher, in der Rechten die Garbe
Rings von ſtachelndem Haar umſtarreter Aehren, dazu die
Schneidende Hippe, die Botin der Ernte; den Leib aber deckt ihr
Glänzendes Linnengewand, doch wenn ſich des dünnen Gewebes
Falten beim Tanze verſchoben, verrieth es die üppigen Hüften;
Niederwärts neigt ſich das Antlitz, das ſchweißüberſtrömte, da Phöbos

Raſtlos mit glühender Strahlen Gewalt ihr die Wangen befeuchtet.
Aber die letzte der Schweſtern, des Tanzes auf fruchtbaren Fluren
Führerin, wand um die Schläfen, von Haaren entblößt, ſich den Oelzweig,
Feucht vom Gewäſſer des Nils mit ſiebenfach ſtrömenden Fluthen;
Auch weil des ſpärlichen Haares allein auf dem Haupt ſie gedachte,
War ihr verkümmert der Leib; ſie ſtreifte, die herbſtliche Göttin,
Mit laubſchüttelnden Winden das Baumhaar ſäuſelnd herunter,
Denn noch nicht umfloſſen mit goldenem Rankengeflechte
Prangend den Nacken der Nymphe des Rebſtocks duftende Trauben,
Noch nicht zechte ſie hart an der Kelter behaglich der Traube
Lauterſten Saft, in Maronea's purpurnem Thau ſich berauſchend,
Noch nicht kehrte der irrende Kiſſos verwandelt in's Leben.
Doch es erſchien für die Horen nunmehr die vom Schickſal verhängte
Zeit, in der ſie gemeinſam die Schwelle der Sonne betreten.

Muſäos.

Ueber das Leben dieſes Dichters wiſſen wir durchaus Nichts, ja wir ſind nicht einmal im Stande, die Zeit, in welcher er blühte, einigermaßen zu beſtimmen, höchſt vermuthlich war es die Mitte des fünften Jahrhunderts nach Chriſtus. Er hinterließ ein epiſches Gedicht, das denſelben Stoff behandelt, welchen ſpäter Schiller zum Gegenſtande für eine Ballade wählte, das Schickſal der Hero und des Leandros. Sehr treffend bemerkt Ellissen von demſelben (a. a. O. S. 194): „Trotz ſeinen nicht zu verkennenden Schönheiten iſt übrigens auch dies Gedicht keine friſch im freien Felde emporgeblühte Pflanze, ſondern, wie das Epos des Panopolitaners, ein gar künſtlich erzeugtes Treibhausgewächs.“

Anſtatt jedoch bei den noch übrigen höchſt mittelmäßigen Epikern dieſer Perioden, wie **Quintos von Smyrna** (470 n. Chr.), welcher nachhomeriſche Geſchichten in ſterile Verſe brachte, **Koluthos** von Lykopolis (um 500 n. Chr.), der den Raub der Helena nochmals verſificirte, oder **Tryphiodoros** (im 5. Jahrh. n. Chr.), der die Eroberung Troja's nochmals ſchilderte in einem ſehr dürren Gedichte, oder gar den jämmerlichen didaktiſchen Poeten dieſer für die Muſen unfruchtbaren Jahrhunderte zu verweilen, welche unſeren Leſern nicht das mindeſte Intereſſe abgewinnen würden, ziehn wir es vor, lieber den uns noch bleibenden Raum mit einem größeren Auszuge aus des Muſäos Gedicht zu füllen, um dieſe Sammlung, die ſo viel Großartiges enthält, doch mindeſtens mit dem Beſten, das ſie noch aufzubringen vermag, zu ſchließen.

Heros' und Leanders erſtes Zuſammentreffen.

(V. 16 — 121.)

Deutſch von F. Paſſow.

Seſtos lag und Abydos entgegen ſich, nahe dem Meerſtrand,
Nachbarlich liegen die Städte: doch Eros, ſpannend den Bogen,
Sandte zugleich ein einzig Geſchoß in die Mauern der beiden,
Treffend ein Mädchen und einen der Jünglinge. Aber Leandros
War der liebliche Jüngling benannt, und Hero die Jungfrau.
Sie bewohnte Seſtos, und er die Mauern Abydos';
Beiden der Städte zumal holdleuchtende Sterne die Beiden,
Gleich an Schönheit einander. Du, ſchweifſt du durch jenes Gefild' einſt,
Spähe mir dann nach dem Thurme, wo ſonſt die Seſtiſche Jungfrau
Stand, hochhaltend die Lamp', und zeigte die Bahn dem Leandros;
Spähe mir auch nach dem heulenden Sund der grauen Abydos,
Welcher die Liebe noch immer beklagt und den Tod des Leandros.
Doch wie zog den Leandros, deß heimiſcher Sitz in Abydos,
Sehnen zur Seſtierin? Wie verſtrickt er in Lieb' auch die Jungfrau?
Hero, jugendlich ſchön, gottähnlichen Blutes gewürdigt,
War Kythereen geweiht; unkundig der Lieb' und Vermählung,
Wohnte ſie, nah' dem Geſtad', auf urahnherrlichem Wartthurm',

Gleich in Allem Kythere'n, der Herrſcherin. Sittſam und ſchamhaft,
Hatte ſie nie mit den Schaaren Verkehr der verſammelten Weiber,
Kam auch nie zum Reih'n gleichalt'riger Jugendgenoſſen;
Meidend des Weibergezüchts ſcheelſüchtig verfolgenden Leumund:
Denn es verfolgen die Frauen zuſammt ſcheelſüchtig die Schönheit.
Doch Aphrodite'n, Kythere's Gebieterin, immer verſühnend,
Flehte ſie oftmals auch mit Opfergeſchenken zum Eros,
Wie zu der himmliſchen Mutter; ſie ſchaute die Flammengeſchoſſe.
Aber auch ſo nicht entrann ſie den gluthaushauchenden Pfeilen.
Und ſchon nahete, Völker ſammelnd, das Feſt Kytherea's,
Welches der Seſtier Stadt dem Adonis und Kyprien darbringt.
Schaarweis eilten ſie her, zu dem heiligen Tag zu gelangen,
Alle, ſo viel die Säume der Meereilande bewohnten,
Auch von Hämonia's Flur und der wogenumfloſſenen Kyprös,
Und in den Städten Kythere's verblieb ich nicht Eine der Frauen,
Noch auch, wer da umſchwärmte des Libanons duftigen Bergwald;
Und kein Gränzanwohner verfehlte des feſtlichen Tages,
Keiner von Phrygien auch, kein Bürger der nahen Abydos,
Kein Frau'nliebender auch von den Jünglingen: wahrlich ſie Alle,
Immer der Spur nachgehend, wenn irgend die Rede von Feſt iſt,
Haben ſo ſehr nicht Haſt, den Unſterblichen Opfer zu bringen,
Als der verſammelte Chor liebreizender Mädchen ſie anlockt.

Aber im Tempel der Göttin erſchien die Seſtiſche Jungfrau,
Blendenden Glanz ausſtrahlend vom holdanlächelnden Antlitz;
So wie Selene mit leuchtender Wang' aufgehend emporſchwebt.
Purpurn erglühte das äußerſte Rund der ſchneeigen Wangen,
Wie zweifarbig die Roſ' aus dem Kelch' bricht. Wahrlich, du ſagteſt,
Roſengefild' entſproßten den blühenden Gliedern der Jungfrau:
Licht umfloß die Geſtalt, ein roſiges: wenn ſie daherging,
Schimmerten Roſen auch dann um der Weißumſchleierten Fußtritt:
Chariten viel' entſtrömten den Gliedern ihr. Aber der Alten
Sag' iſt falſch, drei ſeien nur Chariten: knospen aus Einem
Lächelnden Auge des Mädchens allein ja der Chariten hundert.
Traun, die Würdige fand zum heiligen Dienſt Kytherea.
So nun weit obſiegend an Reiz dem Frauengeſchlechte,
Kypris' Geweihete nur, erſchien ſie die jüngere Kypris.
Schmelzend gewann ſie die Seelen der Jünglinge und es erſehnte
Jeder der Männer ſich auch zur Lagergenoſſin die Jungfrau.
Wenn ſie den Tempel durchſchritt, der wohlgegründet emporſtieg,
Folgten die Herzen ihr nach, die Blick' und die Wünſche der Männer.
Und wohl ſtaunte mancher der Jünglinge, alſo beginnend:
„Selbſt ja Sparta beſucht' ich, und ſchaute die Burg Lakedämon's,
Wo das Gerücht Wettkämpfe verheißt und Streit um die Schönheit:
Doch ſolch' Mädchen gewahret' ich nie; ſo zart und ſo züchtig.

Scheint's doch, Kyprien dienet der jüngern Chariten eine,
Ob ich auch müde mich blickt', ich erſättigte nie mich des Anſchau'ns.
Komme ſofort mir der Tod, wenn das Bett ich beſtiegen der Hero.
Nie wohl trag' ich Begehren, ein Gott zu ſein im Olympos,
Hab' ich im irdiſchen Hauſ' zur Geſellin des Lagers nur Hero.
Doch ward mir es verſagt, die dir ſich geweiht, zu berühren,
Gieb, Kytherea, mir dann ihr gleich die junge Genoſſin."
So redete mancher der Jünglinge. Anderswo and're
Bargen die heimlichen Wunden, entbrannt in die Reize der Jungfrau.
Schwergetroffner Leandros! Du nicht, erſchau't die geprieſene
Jungfrau, wollteſt abzehren das Herz in verborgener Sehnſucht:
Sondern ſofort von des Pfeils glutſprühender Eile bewältigt,
Wollteſt du nicht hinleben, getrennt von der ſtrahlenden Hero.
Blitze der Augen erhöhten die Gluth der entzündeten Liebe,
Und hoch lohte ſein Herz von des Brand's unbändigem Andrang.
Denn die geprieſene Schön' untadlig geſtalteter Frauen
Raſcher durchdringt ſie der Sterblichen Bruſt, als der Pfeile Beſchwingung.
Aber das Aug' iſt die Bahn: von des Aug's hellleuchtenden Blicken
Dringet die Wund' heran, und ſie eilet dem Herzen des Manns zu.
Jenen ergriff jetzt Staunen, Verwegenheit, Leben, Beſchämung.
Und er beſtaunet den Reiz, und die Scham entwich vor der Liebe.

Endlich, erſtarkt von Liebe, Verwegenheit muthig erwählend,
Schritt er heran ſtillſchweigend und ſtellte ſich gegen das Mägdlein.
Seitwärts lauſchend entſendet er jetzt holdlockende Blicke,
Durch ſtummredende Winke verſtrickend die Seele dem Mägdlein.
Nun auch dieſe gewahrt das bethörende Werben Leandros',
Wurde ſie froh ſich der Schöne bewußt; und mit ruhiger Vorſicht
Barg ſie ihm wieder und wieder ihr lieblichblinkendes Antlitz,
Leiſ' mit verſtohlenen Winken Erwiederung blinkend dem Jüngling:
Und dann neigte ſie's wieder. Ihm glühte das innerſte Herz auf,
Weil ſein Werben gewahret und nicht es verſchmähet die Jungfrau.
Während anjetzt Leandros ein heimliches Stündchen erſehnte,
Neigte, das Licht auslöſchend, zum Weſthorizont ſich Eos,
Und an dem Rand tiefſchattend erhob ſich des Hesperos Leuchtſtern.
Aber vertrauenden Muths hin wandelt er nahe zur Jungfrau,
Gleich als zürne ſie ihm, zog ſchweigend die roſige Hand weg.
Aber gewahrend nachgebenden Wink von dem lieblichen Mägdlein,
Faſſet er dreiſteren Muths mit der Hand den künſtlichen Leibrock,
Hin zu dem innerſten Tempel des würdigen Tempels ſie fortzieh'nd.
Zögernden Schritts nachfolgteſt du, jungfräuliche Hero,
Gleich, als wollteſt du nicht; — — —

Das Epigramm.

Wir haben abſichtlich in den einzelnen Perioden dieſe Gattung übergangen, um ſie am Schluſſe, da ſie die alt-griechiſche Poeſie von Anfang bis zu Ende begleitet, als ein Ganzes zuſammenfaſſen zu können.

Das Epigramm bedeutet in wörtlicher Ueberſetzung eine Aufſchrift, und dies war auch urſprünglich die Beſtimmung dieſer Gattung, als Inſchrift auf einem Weihegeſchenk, einem Altare, einer Bildſäule, einem Grabmale u. ſ. w. zu dienen, und irgend einen kurzen Sinnſpruch, der ſich ſowohl auf die Sache, wie auf ihre Beſtimmung und ihr Verhältniß zum Leben bezog, zu umfaſſen. Als die geeignetſte Form dafür, erkannte man das elegiſche Diſtichon, und iſt auch mit wenigen Ausnahmen eben dieſer Form bis zu den letzten Zeiten treu geblieben, ſchon früh, wenn ein einzelnes Diſtichon nicht genügte, um die vorſchwebende Idee auszudrücken, mehrere derſelben, doch wo möglich in beſchränkter Zahl, an einander reihend. Bereits zu Homeros Zeiten ſtand das Epigramm in Geltung, und iſt vielleicht noch älter. Da die Form eine ſehr bequeme war und jedem kurz und ſchlagend ausgedrückten poetiſchen Gedanken leicht angepaßt werden konnte, ſo wurde mit der fortſchreitenden Bildung auch der Inhalt ein ſehr mannichfaltiger und man unterſchied bald anathematiſche (Weihe-Epigramme), epitymbiſche (Grabſchriften), gnomiſche oder protreptiſche (lehrende oder ermahnende), erotiſche (Liebesepigramme), parodiſche oder ſkoptiſche (ſpottende) u. ſ. w., und es giebt wohl keinen helleniſchen Dichter, der nicht gelegentlich welche gedichtet hätte; Meleagros zählt in der poetiſchen Einleitung zu ſeiner Sammlung von Epigrammen ſchon deren ſechsundvierzig auf. Ihre Blüthe erreichte dieſe Gattung während der zweiten und dritten Periode; im alexandriniſchen Zeitalter ward, wie das nicht anders ſein konnte, ſehr viel Künſtelei damit getrieben und man erfand nun auch noch ſeltſame Formen, wie die figurirten Epigramme, wo durch die Zuſammenſtellung kürzerer und längerer Verſe ſchon für das Auge allein eine Figur dargeſtellt wurde, eine Spielerei, welche ſich auch bei neueren Nationen wiederholte; Palindrome, Verſe, die rückwärts wie vorwärts geleſen werden können; Anagramme, Umbildung von Worten durch Verſetzung der Buchſtaben u. dgl. mehr.

Schon früh begannen die Griechen Sammlungen von Epigrammen verſchiedener Dichter, unter dem Titel „Anthologieen“ (Blumenkränze) zu veranſtalten. Einer der erſten derartigen Sammler iſt ein gewiſſer Polemon (200 v. Chr.), welcher mit großem Eifer öffentliche Inſchriften zuſammentrug; ihm folgten in ähnlicher Abſicht: Alketas, welcher die delphiſchen, Ariſtodemos, der die thebaniſchen, Philochoras, der die attiſchen Inſchriften ſammelte; doch geſchah dies mehr aus wiſſenſchaftlichem, als aus poetiſchem Intereſſe. Der Erſte, der aus reiner Liebe zum Schönen in der Dichtung eine Blumenleſe von Epigrammen zuſammentrug, war Meleagros aus Gadara in Syrien (um 100 v. Chr.), ſelbſt ein talentvoller Dichter. Ihm folgte mit gleichem Werke Philippos von Theſſalonike (um Chriſti Geb.), Dieſem Diogemanos aus Heraklea (zur Zeit Hadrians) u. A. m., und namentlich war im byzantiniſchen Zeitalter der Eifer, Anthologieen zu veranſtalten, ſehr rege. Endlich traf, im zehnten Jahrhundert n. Chr., Konſtantinos Kephalos eine Auswahl aus allen früheren vorhandenen derartigen Sammlungen, und aus dieſer machte wiederum in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der Mönch Maximos Planudes zu Konſtantinopel einen Auszug in ſieben Büchern. Dieſe beiden Sammlungen nun ſind glücklich aus der Fluth der Zeiten gerettet, und ſpäter wiederholt von gewiegten Kritikern, namentlich von Brunck, geordnet, berichtigt und herausgegeben worden. Die vorzüglichſten Epigramme aus derſelben machten den Deutſchen beſonders Herder, Jacobs, W. E. Weber u. A. m. zugänglich.

Es iſt nicht zu leugnen, daß viele dieſer Epigramme ſehr überſchätzt wurden, die oft weiter nichts, als einen gewöhnlichen, ja ſelbſt noch weniger als gewöhnlichen Gedanken in eleganter Form enthalten; andere dagegen, und deren ſind viele, zeichnen ſich durch Tiefe der Idee, glänzende Wendung, glückliche Bilder, Anmuth und Zartheit höchſt vortheilhaft aus. Wir laſſen aus dieſen hier eine kleine Blumenleſe folgen, in Ueberſetzungen der oben Genannten, geben dieſelben jedoch nicht in chronologiſcher Ordnung, ſondern haben uns bei der Auswahl nur durch ihren Inhalt und die Schönheit der Behandlung beſtimmen laſſen, und ſie in Folge deſſen mit vollkommener Freiheit nur leſe mit einander gruppirt.

Anakreon's Tod.

Deſſen innerſtes Herz von Smerdias Liebe geſchmelzt war,
Du einſt König und Freund jeder geſelligen Luſt,
Muſengeliebter Anakreon, der um ſeinen Bathyllus
Oft mit dem fröhlichen Wein ſehnende Thränen gemiſcht;
Quellen müſſen dir noch im Todtenreiche vom ſüßen
Nektar ſtrömen und dir bringen der Seligen Trank.
Veilchen müſſen dich dort und Zephyr-liebende Blumen
Kränzen, ein Myrthenkranz, ſprießend im zarteſten Thau;
Daß du auch bei Proſerpinen noch im trunkenen Tanze
Fröhlich die liebende Hand um die Eurypyle ſchlingſt.

Dioskorides.

Sappho's Bild.

Sinnend ſitzeſt du da, du Biene ſüßer Geſänge;
Sehet, im Bildniß noch trägt ſie zuſammen ein Lied.

Chriſtodoros.

Erinna.

Wenig ſprachſt du, Erinna, und deine kleinen Geſänge
Sind unſterblich: es deckt nie ſie der Fittig der Nacht,
Indeß Myriaden unendlichſchwätzender Sänger
Schon der Moder benagt und die Vergeſſenheit drückt.
O ein kleiner Geſang des Schwan's, er tönet vor allem
Wilden Kranichgeſchrei, das in den Wolken verhallt.

Asklepiades.

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homeros
Ewiges Lied; ihn krönt jeder olympiſche Kranz.
Lange ſann die Natur, und ſchuf; und als ſie geſchaffen,
Jubelte ſie und ſprach: „Einen Homeros der Welt.“

Unbekannter.

Prometheus.

Fehllos nennen des Erzes Natur die Geſänge Homeros',
Aber der Künſtler beweiſ't, daß ſich der Dichter geirrt.
Sieh! wie ſeufzet der Sohn des Japetos. Sieh! wie das Erz hier
Quälender Schmerz durchdringt bis in die Tiefen hinab.
Zürn', Alkide, dem frevelnden Mann, der den hohen Titanen,
Deinen Geſchoſſen zum Hohn, wieder in Schmerzen verſenkt.

Julianos.

Orpheus.

Nicht mehr wirſt du hinfort, auflauſchende Bäume, den Fels nicht,
Orpheus, rufen, und nicht irrender Thiere Geſchlecht.

Nicht mehr zähmſt du des Sturms lauttoſendes Rauſchen, des Hagels
Heftigen Sturz, und den Schnee, oder das hallende Meer;
Denn du erblichſt. Laut weinten um dich der Mnemoſyne Töchter;
Aber Kalliope weint lauter, als Alle, dem Sohn.
Sollen wir denn noch trauern um Sterbliche, während der Götter
Allmacht ſelber den Tod nicht von den Söhnen entfernt?

Antipatros von Sidon.

Die Statue des Zeus zu Olympia.

Zeus kam ſelbſt vom Olympos herab, dir zu zeigen ſein Antlitz,
Phidias, oder du ſtiegſt, ihn zu beſchauen, hinauf.

Philippos.

Euripides' Grab.

Nicht dein Mal iſt dies, Euripides, ſondern du ſeines,
Denn dein herrlicher Ruhm, Edler, umſtrahlet das Mal.

Unbekannter.

Niobe.

Niobe, Tantalos Tochter, vernimm die entſetzliche Botſchaft;
Deines betrübten Geſchicks klägliche Kunde vernimm!
Löſe die Banden des Haars, Unglückliche! Phöbos Apollons
Trauererregendem Pfeil haſt du die Söhne gezeugt.
Söhn', ach! haſt du nicht mehr. — O, ihr Himmliſchen! Neues erblick' ich.
Auch zu den Jungfrau'n hin ſtrömet der blutige Mord.

Die hier fällt an die Bruſt der Erzeugerin; jene zur Erde;
Dieſe umfeſſelt das Knie; jene verbirgt ſich im Schooß.
Eine bedroht aus der Ferne der Pfeil; die fühlt in der Bruſt ihn;
Jene mit brechendem Aug' ſuchet das ſchwindende Licht.
Nun ſchließt ſtarrend die Mutter die ſonſt viel redenden Lippen,
Und, vom Schrecken betäubt, wird ſie noch lebend zum Stein.

Meleagros.

Die Bildſäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter zum Stein um;
Aber Praxiteles ſchuf wieder zum Leben den Stein.

Unbekannter.

Diogenes.

Sag', o Hund, wer ruht in dem Grab, auf welchem du wachſam
Weileſt? — Der Hund. — Und wen nennen die Menſchen den Hund? —
Kennſt du Sinope's Diogenes nicht? — Den, welcher im Faß einſt
Wohnete? — Ja; doch jetzt wohnt er im Sternengefild.

Unbekannter.

Der Adler auf Platons Grab.

Adler, weshalb, zum beſtirnten Palaſt der Unſterblichen ſchauend
Sitzeſt du hier? und wen, ſage, bedecket das Grab? —
„Platons Seele bezeichnet der Aar, die hier zum Olympos
Aufflog; aber der Leib blieb in dem Attiſchen Land.“

Unbekannter.

Ein Bild des Theſeus.

Wahrlich, ein Wunder der Kunſt! Wie der Mann hier, ſpannend der Glieder
Kraft, den gewaltigen Stier drückt mit dem laſtenden Leib!
Wie er die Sehnen bezwingt am Genick, mit den Händen ihn feſthält;
Hier mit der Rechten am Horn, dort an den Nüſtern ihn packt.
Sieh! ſchon ſchwindet dem Thiere die Kraft, und es weichen des Nackens
Wirbel; gewürget von vorn, ſinket er hinten zurück.
Traun, wohl wähneſt du leicht, als athme das Thier durch der Kunſt Kraft
Hier in dem Erz, und vom Schweiß fließe der kämpfende Mann.

Unbekannter.

Der Sänger.

Eulengeſang auf dem Hauſe zu Nacht bringt Tod dem Bewohner;
Aber Demophilos' Sang bringet der Eule den Tod.

Nikarchos.

Grammatiker und Eſel.

Einen Grammatiker warf, wie es heißt, ein Eſel zur Erde;
So daß ihm beim Fall auch die Grammatik entfiel.
Still nun lebt er ſeitdem, ſo wie Andere, ohne Gelahrtheit,
Sonder Erinnern an das, was er ſo lange gelehrt.
Glykon aber erprobte das Gegentheil. Selbſt der gemeinſten
Sprach' unkundig und nicht blos der Grammatik allein,

Trabt er auf libyſchen Eſeln einher; oft fiel er herunter,
Aber ſogleich und im Nu ſtand der Grammatiker da.

Apollinarios.

Demokritos.

Herrſcher der Schatten, empfang' den Demokritos, daß ſich dem ernſten
Volke, bei dem du regierſt, endlich ein Lacher vereint.

Julianos.

Timon.

Timon, ſprich, da du todt, iſt Leben dir oder das Nachtreich
Feindlicher? — „Dieſes. Die Nacht faſſet der Eurigen mehr.“

Kallimachos.

Ariſtophanes.

Werke von göttlicher Art, Ariſtophanes' Blätter! Acharnä's
Epheu ſchüttelt auf euch ſäuſelnd das grüne Gelock;
Sieh, wie erfüllet das Blatt vom Bromios; tönend von Wohlklang
Jegliches Wort, und von Reiz ſchreckender Chariten voll!
Sei mir, muthiger Sänger, gegrüßt, der helleniſchen Sitte
Maler, der komiſchen Kunſt Meiſter im Lachen und Spott!

Antipatros (von Theſſalonika.)

Eros, der Frühlingsbote.

Zeitig ja auch taucht Eros empor, wann von Neuem die Erde
Unter dem Frühlingshauch lächelt in blumigem Schmuck:

Dann eilt Eros daher von der Kyprier prangendem Eiland
Rings zu den Menſchen, und ſtreut über die Erde die Saat.

Theognis.

Mittel gegen die Liebe.

Wie vortrefflichen Zaubergeſang Polyphemos erſonnen,
Sitzend in Liebe verſenkt, daß er die Heerde vergaß!
Muſengeſang, o Philippos, fürwahr, ſchafft Lindrung der Liebe,
Und für ein jedes gewährt ſichere Heilung die Kunſt.
Unter dem Schlimmen beſitzt auch dies als das einzige Gute,
Glaub' ich, der Hunger: er treibt Liebeserkrankungen aus.
Dies Heilmittel beſitz' auch ich für die Qualen der Liebe;
Dieſes, o Eros! ſtümpft, Knäbchen, die Fittiche dir.
Und ich fürchte fürwahr kein Bischen dich, denn für die Wunde
Hab' ich im Hauſe die zwei bannenden Mittel zugleich.

Kallimachos.

Vergeltung.

Wenn ich durch Küſſe dich kränk', und dies dir Beleidigung dünket —
Nun ſo küſſ' mich, und nimm gleiche Vergeltung an mir!

Straton.

Eros, der Schütz.

Spannſt du auf beide zumal den Bogen, zielender Eros,
Biſt du ein Gott; kein Gott biſt du, wenn Einen du triffſt.

Unbekannter.

In der Knoſpe.

Noch zwar birgt, von dem Kelche bedeckt, ſich die Blume der Jungfrau;
Unter dem Schatten gepflegt, färbt ſich die Traube noch nicht.
Eros wetzet indeß die geflügelten Pfeil' auf dem Schleifſtein;
Und in dem Innerſten glüht ſchweigend der wachſende Brand.
Fliehen wir Jünglinge ſchnell! noch liegt auf der Sehne der Pfeil nicht —
Aber, vertraut mir, ſogleich lodert die Flamme empor.

Philodemos.

Der Verſinkende.

Wenn du im Meere dem Schiffenden hilfſt, o Kythere, gewähre
Hülfe dem Liebenden auch, welcher zu Lande verſinkt.

Unbekannter.

Die Muſen und Eros.

Kypria ſprach zu den Muſen: Ihr Mägdlein, ehrt Aphroditen,
Oder mit Waffen bewehrt ſend' ich den Eros zu euch.
Aber die Muſen erwiderten ihr: Dies drohe dem Ares;
Gegen uns, Kypria, kehrt nimmer der Knabe den Flug.

Platon.

Augen und Sterne.

Unter den Sternen wohnt mein Lieber; o daß ich der ganze
Himmel wäre, mit viel Augen dich anzuſchaun.

Platon.

Die Liebesfluth.

Unter dem Ahorn hier lag einſt in lieblichem Schlummer
Eros: die Fackel lag neben die Quelle geſenkt.
Siehe, da ſprachen die Nymphen: Was ſollen wir thun mit der Fackel?
Löſchen wollen wir ſie; kühlen der Sterblichen Herz!
Und ſie tauchten ſie nieder; da miſchten ſich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen! ihr ſtrömt ſelber nun wallende Glut.

Unbekannter.

Des Praxiteles Eros.

Als Praxiteles einſt auch unter der Liebe das Haupt bog,
Schuf er der Siegerin hier ſeiner Empfindungen Bild,
Dieſen Eros. Er nahm aus ſeinem Herzen die Züge
Und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte ſie ihn mit neuer Liebe. Die Liebe
Kennt nur Liebe zum Lohn, Liebe zum Gegengeſchenk.

Unbekannter.

Die gewappneten Eroten.

Wie der Eroten jauchzende Schaar den Olympos geplündert!
Feſtlich geſchmückt mit dem Raub ziehen ſie jubelnd einher.
Die mit dem Bogen Apoll's, mit dem Blitz des Kroniden die andern;
Ares' Schild und Helm, Herakles' knotige Wehr
Tragen ſie; auch Enoſichthonos' Speer, und den bakchiſchen Thyrſos,
Artemis' Fackeln und ſelbſt Hermes' beflügelte Schuh.

Sonder Beſchwer denn weichen wir nun dem Geſchoſſ' der Eroten,
Denen die Götter den Schmuck ihrer Bewaffnung geliehn.

Philippos.

Klage um Heliodora.

Thränen noch, Heliodora, hinab auch unter die Erde,
Bring' ich, der Zärtlichkeit Reſt, dir in den Aides dar;
Thränen des bitterſten Harms, und am reichlich befeuchteten Hügel
Gieß' ich der Sehnſucht ſie, gieß' ich der Treue ſie aus.
Schmerzlich, ja, ſchmerzlich beklagt dich, o du, auch im Tode noch Theure,
Dein Meleagros, und beut Liebes den Schatten umſonſt.
Weh, weh! wo iſt mein wonniges Reis? hinrafft es der Hades,
Rafft es dahin; es verheert Staub ihm den blühenden Glanz.
Doch dich fleh' ich, o Erd', Allnährerin: nimm die Beweinte,
Sanft ſie umarmend, dahin, Mutter, an's liebende Herz.

Unbekannter.

Platanos und Rebe.

Meinen vertrockneten Stamm umranket des blühenden Weinſtocks
Laubwerk; fremdes Gelock ſchmücket des Platanos Haupt,
Der ich in meinem Gezweig moſtſchwellende Trauben ernährte;
Selbſt nicht minder als er reichlich mit Laube geſchmückt.

Möchte doch ſolchen Genoſſen hinfort ſich Jeglicher aufziehn,
Welcher den Todten ſogar Liebe für Liebe vergilt.

Antipatros.

Die bekränzte Geliebte.

Zarten Narziſſus will ich mit duftender Myrthe verweben;
Lächelnde Lilien auch web' ich mit Veilchen in Kranz;
Lieblichen Krokos auch und die purpurne Blum' Hyakinthos,
Roſen auch flecht' ich darein, Liebender ſchmückende Zier;
Daß umſchließend das Haupt, das umduftete, Heliodora's,
Blumen und Blüthen der Kranz ſtreue dem lockigen Haar.

Meleagros.

Eros zum Verkauf.

Fort zum Verkaufe mit ihm, wie er ſchläft in dem Schooße der Mutter:
Fort zum Verkauf! was ſoll nähren den Rangen ich da?
Rümpft er die Naſe doch immer, der Flatterer, kneipt mit den Nägeln
Boshaft, und wenn er weint, lachet er zwiſchen hinein.
Außerdem iſt er barſch, ſchwatzt ewiglich, ſpähet umher ſtets,
Iſt halsſtarrig und fügt ſelber der Mutter ſich nicht.
Kurz, nur ein Unband iſt er. Hinweg mit ihm! Will vor der Abfahrt
Etwa ein Krämer ſich ihn kaufen, ſo komm' er heran.
Aber er bittet, o ſieh! voll Thränen mich. Laß es nur gut ſein;
Bleibe nur da, ein Geſpiel ſollſt du Zenophilen ſein.

Meleagros.

Eros im Aether.

Eros im Aether ſogar, der geflügelte, ward ein Gefang'ner,
Weil dein Aug' ihn herab, ſüße Timarion, zog.

Meleagros.

Becher und Seele.

Freude beſeelet den Becher, er ſagt, daß er meiner Geliebten,
Meiner Zenophila Mund, jenen beredten, berührt.
Seliger! o daß ſie mir die Seel' austränke mit Einem
Zug', an die Lippen mir feſt preſſend die ihrigen an.

Meleagros.

Der leere Köcher.

Nein, bei der Timo Locke, dem Schuhe der Heliodora,
Bei der Demarion Hof, immer mit Salben beſprengt;
Bei Antikleia's Lächeln, der ſchmachtenden, farrengeaugten,
Und der Dorothea friſch ſie umduftendem Kranz:
Nicht mehr kann dir der Köcher geflügelte Pfeile noch bergen!
Nicht mehr, Eros! — ſie ſind alle verſchoſſen an mir.

Meleagros.

Das verwürfelte Leben.

Noch an dem Buſen der Mutter, als einſt am Morgen mit Würfeln
Eros, der Knabe, geſpielt, ſetzte mein Leben er ein.

Meleagros.

Lucifer und Hesperos.

Freude dir, Bote der Eos, o Frühſtern: kehre mir bald als
Hesperos, die du entführſt, heimlich mir bringend zurück.

Meleagros.

Der Kranz des Kranzes.

Matt hinwelket der Kranz um die Scheitel der Heliodora;
Aber als Kranz vor dem Kranz leuchtet ſie ſelber hervor.

Meleagros.

Das Meer der Liebe.

Wohin zieheſt du mich, du ſanft hinſchwimmendes Auge?
Ach, du zieheſt mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild ſind die Wellen der Liebe; die Stürme der Eiferſucht brauſen
Schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin, die fließenden Schimmer;
Gute Götter, ich ſoll Strudel und Klippe noch ſehn.

Meleagros.

Der Liebesbote.

Sage du's, Dorkas, ihr an. — Halt, ſag' es ihr, Dorkas, zum zweiten
Mal und zum dritten, genau ja es ihr Alles: nun lauf!
Zaudre doch nicht, ei fliege! — Doch warte noch, Dorkas, ein Weilchen.
Dorkas, wo eileſt du hin, ehe du Alles erfuhrſt?
Füge zu dem was ich ſagte bereits — mehr werd' ich nur irre.
Sage nur gar nichts als — daß ich — doch ſag' es nur all.
Laß nichts weg, ſag' Alles genau. — Doch, Dorkas, warum denn
Schick' ich dich aus? Ich kann ſelber ja gehen mit dir.

Meleagros.

Ihr Schlaf.

Schläfſt du, Zenophila? ſüßes Geſchöpf! o würd' ich auf deinen
Holden Augen anjetzt ſelbſt der ambroſiſche Schlaf!
Ab legt' ich die Flügel, und Zeus' anmuthigſte Träume
Sollten nicht lieblicher ſich dir, o Zenophila, nahn! —

Meleagros.

Das Denkmal.

Zeuge ſei dies winzige Mal von unſerer großen
Zärtlichkeit, edler Sabin! Zeuge der winzige Stein.
Immer werd' ich dich ſuchen. Doch, du, iſt's möglich, im Hades
Trinke von Lethe nicht, welche mein Bild dir entreißt.

Meleagros.

Eros' Steckbrief.

Kund und zu wiſſen hiemit: In der dämmernden Frühe des Morgens
Iſt von des Ruhbettes Pfühl Eros ſo eben entflohn.
Knabe noch, immer geſchwätzig, und furchtlos, Thränen vergießend,
Lachend mit Hohn und beſchwingt, bogenbewaffnet und raſch.
Wer ſein Vater, das weiß man nicht. Doch weder der Himmel
Noch auch Erd' und Meer will den Verwegnen zum Sohn.
Feind iſt allen der Knab' und verhaßt. Doch ſtellet er jetzt wohl
— Hütet euch! — Netze ſchon auf, Seelen der Menſchen zu fah'n.

Aber, o ſchaut! Da liegt auf der Lauer er! — Wenn du im Aug' dich
Meiner Zenophila birgſt, meinſt du, ich ſähe dich nicht? —
Meleagros.

Mutter und Kind.

Meiner Theonoë Scheiden betrauert' ich; aber des Kindes
Hoffnung, das ſie mir ließ, milderte freundlich den Schmerz.
Ach, nun raubet den Knaben mir auch mißgünſtig die Möre;
Und mit dem Knaben entfloh jedes noch übrige Glück.
Höre des trauernden Vaters, Perſephone, Bitt' an dem Grabe:
„Lege das ſchlummernde Kind freundlich der Mutter in Arm."
Bianor.

Der Liebe Rauſch.

Wenig nur trink' ich des Weins; doch willſt du mich etwa berauſcht ſehn,
Holde, ſo reiche zuerſt nippend den Becher mir dar.
Hat dein Mund ihn berührt mit den roſigen Lippen, ſo iſt's mir
Nicht leicht, nüchtern zu ſein, und den Verführer zu flieh'n.
Denn mir bringt ja von dir der Pokal den begeiſternden Kuß zu,
Und ſelbſt froh im Genuß reicht er mir, was er empfing.
Agathias.

Eros im Becher.

Kypriens Sohn im Becher? Wozu? G'nügt Wein zu der Herzen
Brande nicht ſchon? Wer bringt Feuer zum Feuer hinzu?

Oenomaos.

Sie welkt dahin.

Nimm, Thodoklea, den Kranz von den zierlichſten Blumen gewoben,
Den ich mit eigener Hand ſorglich geflochten für dich!
Lilien hab' ich mit Roſen gepaart, Anemonen und dunkle
Veilchen, und allen zuletzt feuchte Narziſſen vereint.
Schmücke die duftenden Schläfe damit und entſage dem Hochmuth:
Wie dies Blumengeflecht blühſt du und welkſt dahin.

Rufinos.

Schönheit und Reiz.

Schönheit, ohne den Reiz, bringt Freude wohl, aber ſie hält nicht;
Wie, von der Angel getrennt, ſchwimmender Köder nicht hält.

Kapito.

Die geborene Stimme der Lyra.

Grille, mit lieblichem Zauber mir hold einſchläfernd die Sehnſucht,
Grille, der ländlichen Flur Muſe, melodiſch beſchwingt:
Webe was Reizendes mir, du geborene Stimme der Lyra,
Raſch mit der Flügel Geſchwirr ſchlagend den zärtlichen Fuß;

Daß du mich retteſt vom Harme der ſchlummerentführenden Sorgen,
Grille, mit deines Gewirks liebeberückendem Ton.
Dafür will ich auch früh ſtets grünenden Lauch dir beſcheeren
Und Thautröpfchen, die ich ſpalte mit eigenem Mund.

Unbekannter.

Der verunreinigte Quell.

Reine benannten die Nymphen mich ſonſt, und ſolcher Benennung
War von den Quellen umher keine ſo würdig als ich.
Sieh! da erſchlug ein Räuber bei mir tiefſchlummernde Männer,
Und in dem heiligen Naß wuſch er die blutige Hand.
Seitdem hemmt' ich den Lauf, und ergieße mich Wandernden nicht mehr
So wie vordem. Denn wer nennte: „die Reine“ mich noch?

Apollonidas.

Des Landmanns Grab.

Nimm, o Erde, den Greis, den Amyntichos freundlich im Schooß auf,
Denkend der reichlichen Müh'n, die er dir lebend geweiht.
Sorgſam hat er dir immer des Oelbaums Zweige geſtützet,
Auch dich mit Reben geſchmückt, Bromios holdem Geſchenk.
Auch mit Deos Saaten erfüllt' er dich; leitete Waſſer
Zu den Gebeeten, und Kraut trugſt du und reichliches Obſt.

Dafür mögeſt du dich mild über den Scheitel des Greiſes
Legen und Blumen im Lenz ſprießen, dem Grabe zum Schmuck.

Unbekannter.

Pan's Flöte.

Schweiget, ihr Eichen des ſchroffen Gebirgs, du, rauſchender Felsbach,
Raſte; verworrnes Geblök' ſäugender Heerden, auch du,
Denn Pan ſelber erhebt den Geſang auf melodiſcher Syrinx,
Ueber der Röhre Verein gleitet der flötende Mund;
Und es verſchlingen im zierlichen Chor ſchönblühende Nymphen,
Hamadryaden um ihn und Hydriaden den Arm.

Platon.

Die Cikade.

Warum reißt ihr die einſame nur, die Cikade, der Wildniß
Freundin, ſchonungslos, Hirten, vom thauigen Zweig?
Mich Philomele der Nymphen am Weg, die unter des Mittags
Gluth auf den Berghöhn zirpt, oder im Schatten des Hains?
Seht die geſchwätzigen Staaren umher, und die Droſſeln und Amſeln,
All' die gefräßige Schaar, Räuber der fröhlichen Saat.
Dieſe Verheerer zu fah'n, iſt Recht, ſie mögt ihr vertilgen;
Aber was neidet ihr mir Blätter und Blumen und Thau?

Unbekannter.

Kater und Rebhuhn.

Noch zwar hoffet der Kater annoch, mir im Hauſe zu leben,
Welcher das Rebhuhn fraß; aber er hoffet umſonſt.
Denn nicht laß ich, o Huhn, dich im Acheron ohne Geſchenke,
Sondern zur Sühne für dich fließet das feindliche Blut.
Raſtlos regt dein Geiſt ſich vor Zorn, bis Opfer ich bringe,
Wie dem Achilleus einſt Pyrrhos im Grabe gebracht.

Agathias.

Die Schwalbe.

Attiſches Mädchen, mit Honig genährt, du entführſt die Cikade
Hin zu dem zwitſchernden Neſt deiner beflügelten Brut.
Sie, die Geſchwätzige, du, die Geſchwätzige, Fremde die Fremde;
Beide mit Flügeln beſchwingt; ſommerlich jene wie du!
Wirfſt du ſie nicht ſchnell weg? Nicht Recht iſt's oder geziemend,
Daß ein ſingender Mund andere Sänger erwürgt.

Euenos.

Der todte Schiffer.

Glaukos, welcher vordem in der Eiland' Engen als Fährmann
Zeigte den Schiffern den Weg heimiſch am thaſiſchen Strand;
Immer ein trefflicher Pflüger des Meers; auch, wenn er entſchlummert,
Lenkt er mit ſicherer Hand immer das Ruder des Schiffs;
Jahrebeſchwert, von dem Alter gebeugt, und zerſtört von des Meeres

Arbeit, ging er doch nicht von dem befreundeten Kahn.
Als er geſtorben, verbrannten den Kahn mit dem Greiſe die Schiffer,
Daß er im eignen Gefäß führe zum Hades hinab.

Antiphilos.

Der Schattenquell.

Unter dem ſchattenden Fels, o Fremdling, ruh' von Ermüdung!
Hier in dem grünen Gezweig plaudern die Lüfte ſo ſüß.
Trink' aus kühlendem Quell das erquickende Waſſer; dem Wandrer
Iſt in ſengender Gluth dieſes die freundlichſte Raſt.

Anyte.

Leonidas.

Als den gewaltigen Leib des Leonidas, wundenzerriſſen,
Xerxes liegen geſehn, hüllt' er mit Purpur ihn ein;
Aber es rief von den Todten herauf der lakoniſche Heros:
Was den Verräthern gebührt, weiſ' ich verachtend zurück.
Schmückt mein Grab mit dem Schild und entfernt die Geſchenke der Perſer!
Als Lakedämons Sohn ſteig' ich zum Hades hinab! —

Philippos.

Die Spartanerin.

Als du aus blutiger Schlacht, Demetrios, zitternd zurückkamſt,
Und dich die Mutter empfing, ſämmtlicher Waffen beraubt,
Sieh', da faßte ſie ſonder Verzug mit den Händen die Lanze

Und mit der blutigen Wehr treffend das bebende Herz,
Rief ſie: Stirb und rette die Stadt von dem ſchmählichen Vorwurf!
Säugt' ich zur Memme dich auf, trage nicht Sparta die Schuld! —

Erykios.

Hektor und Ajas.

Herbe Geſchicke verlieh'n der beſchildete Ajas und Hektor
Sich nach geendetem Kampf, Zeichen befreundeten Sinns.
Ajas ſchenkte den Gürtel; ein Schwert gab Hektor dagegen;
Aber der Gaben Gehalt lernten ſie kennen im Tod.
Ajas ſtürzt' in das Schwert, ein Raſender; aber der Gürtel
Schleppt' an den Wagen geknüpft Priamos' muthigen Sohn.
Alſo empfing von dem Feind die ermordende Gabe ein Jeder,
Welche bei freundlichem Schein Looſe des Todes verbarg.

Unbekannter.

Ajas' Grab.

Als an Ajas' Grabe der feige Phrygier prahlend
Stand und höhnete; trug's Ajas im Grabe auch nicht.
Schrecklich rief er herauf vom Todtenreiche. — Der Feige
Bebte dem drohenden Ruf eines Erſchlagnen und floh.

Unbekannter.

Die Sättigung.

Weit mehr hat als der Hunger, die Sättigung Männer vertilget,
Deren Begierde nicht g'nügt' an beſchiedenem Theil.

Theognis.

Fordre nicht Zähren!

Fordre nicht Zähren der Freunde, Geliebteſter, ward dir des Schönen
Vieles, ſo gab dir anjetzt Theil auch am Leiden ein Gott.

Philetas.

Das Unvermeidliche.

Wär' er der Schönſte geweſen; ſobald ihm die Jugend vorbeifloh,
Bleibt kein Vater dem Sohn, keiner dem Freunde noch werth.

Mimnermos.

Alles heiter!

Alle ſind heiter die Bahnen der Sterblichen: dort in dem Stadtlärm
Bringen Verbindungen Glanz; ſicher daheim iſt der Gram:
Luſt auf der Flur; auf dem Meere Bereicherung; fern in der Fremde
Kenntniſſe; nimmt man ein Weib, ſiedelt die Liebe ſich an;
Stets harmlos ſind die Tage der Ledigen: Stütze dem Vater,
Blühet der Sohn; unbeſorgt lebt, wer der Kinder entbehrt;
ugend gewährt Mannkraft; Weisheit ein ergreifendes Haupthaar:
Darum geruhigen Muths, Lebender, mehre dein Haus.

Julianos.

Genieße und ſchone!

Menſch, genieße dein Leben, als müſſeſt morgen du weggehn,
Schone dein Leben, als ob ewig du weileteſt hier.

Julianos.

Der Schwur.

Zehnmal ſchwur ich mir zu, nicht mehr Epigramme zu ſchreiben;
Denn ich mache dadurch mich bei den Narren verhaßt.
Aber ſobald Pantagathon's nur, des Paphlagoners, Antlitz
Wieder vor Augen mir kommt, bin ich des Uebels nicht Herr.

Palladas.

Das Schickſal.

Träget das Schickſal dich; ſo trage du wieder das Schickſal.
Folg' ihm willig und froh; willſt du nicht folgen, du mußt.

Palladas.

Sarapis.

Gegen ein morſches Gebäu, wie erzählt wird, lehnt ſich ein Mörder
Schlummernd; und während er ſchläft, ſtellt ſich Sarapis 1) ihm dar,
Ihm zurufend das warnende Wort: „Auf, wandle von hinnen;
Such' ein Lager dir auf, wo du mit Sicherheit ſchläfſt.“ —

---

1) Auch Serapis, ein ägyptiſcher Gott, ähnlich dem Zeus.

Jener erhebt ſich, und wandert fürbaß, und das morſche Gemäuer
Stürzt, o Wunder, ſogleich hinter dem Fliehenden ein.
Tags darauf bringt froh er den Himmliſchen Opfer der Rettung,
Wähnend, es ſchaue der Gott ſchützend auf Mörder herab.
Aber Sarapis erſchien in der Nacht hinwieder im Schlaf ihm,
Rief und ſagte: „Du wähnſt, Frevler, ich ſchütze den Mord?
Jetzt entriß ich dem Tode dich nur, auf daß du nicht ſchmerzlos
Stürbeſt, und ſpare dafür, Mörder, dem Kreuze dich auf.“

Palladas.

Der Hafen der Freiheit.

alſche Göttin des Glücks und du, ſüßtäuſchende Hoffnung,
Lebet wohl und betrügt, wen und wie lang' ihr nur wollt.
h bin jetzt in dem Hafen, ein armer Mann; aber Freiheit
Wohnet mit mir und Muth, reiche Tyrannen zu fliehn.

Palladas.

Das nackte Geſchick.

ckt einſt kam ich zur Welt; nackt wandl' ich unter die Erde.
Solch' ein nacktes Geſchick — iſt es der Mühen wohl werth?

Palladas.

Geſchwärztes Haar?

Manche behaupten, du pflegeſt dein Haar, o Nikylla, zu ſchwärzen,
Das du doch, ſchwarz wie es iſt, ſchon von dem Markte gekauft.

Lukillios.

Die Strafe.

Wer ſich als Greis kann wünſchen zu leben noch, ſolcher verdienet
Viel Jahrzehente durch, immer zu leben als Greis.

Lukillios.

Wen bewein' ich?

Jene bewein' ich nicht mehr, die vom lieblichen Lichte geſchieden,
Sondern die, ſein theilhaft, ſtündlich erwarten den Tod.

Lukillios.

Hoffnung und Nemeſis.

Eunus ſtellte die Nemeſis hier auf den Schrein zu der Hoffnung.
Die ruft: hoffe! dir zu; jene: doch nimmer zu viel.

Lukillios.

Der Sturm.

Viel iſt die Gottheit fähig zu thun, auch gegen Erwartung,
Hebet die Kleinen empor, bringet die Großen herab.
Auch dir wird ſie noch dämpfen den Stolz und die Blicke des Hochmuths,
Gießet ein Strom dir ſelbſt Bäche des Goldes daher.

Nicht das Geſtrüpp, noch die Malve; — die Krone gewaltiger Eichen,
So auch des Platanos Pracht ſchmettert danieder der Sturm.

Lukillios.

Der Faule.

Markos träumte, der faule, vorlängſt, als hab' er gelaufen;
Seitdem ſchläft er nicht mehr, weil vor dem Laufen ihm bangt.

Lukillios.

Weisheit.

eme Seele, wie lang', o wie lange willſt du den leeren
Hoffnungen fliegen nach, unter die Wolken hinauf?
alte Wolken und leere Träume jagen einander,
Geben den Sterblichen Nichts, Nichts ſie beglückendes hier.
omm herunter und ſuche der Weisheit Gaben. Der Eitle
Haſche den leeren Wind, der nur die Leeren beglückt.

Krinagoras.

Nemeſis' Rache.

ier dem Tod, wie, Leben, dich endigen? Bringſt du doch zahllos
eiden, und fliehen ſowohl iſt, wie ertragen, nicht leicht.
r was Natur dir bietet, iſt zauberiſch: Erde, Gewäſſer,
terne, des Monds Lichtkreis, gleichwie der ſonnige Strahl.
uen und Kummer jedoch iſt das Uebrige; geht's auch einmal wem
iblich, er nimmt alsbald Nemeſis' Rache dahin.

Aeſopos.

Der Schiffbrüchige.

Ich fand Tod in der Fluth. Doch ſchiffe nur. Als ich im Schiffbruch
Umkam, freuten ſich doch Andre der glücklichen Fahrt."

Theodoridas.

Das Morgende.

Als ich mich ſchon dem Geſtad' und der Heimath näherte, rief ich:
„Morgen vollend' ich gewiß dieſe beſchwerliche Fahrt."
Noch nicht ſchloß ich den Mund, da ward mir das Meer zum Kokytos;
Und ein flüchtiges Wort brachte mir plötzlich den Tod.
Niemals, Sterblicher, bau' auf das Morgende. Nicht den geringſten
Frevel der Zunge vergißt Nemeſis' ahnender Sinn.

Antiphilos.

Das gehütete Wort.

Wo es Geheimniſſe gilt, da verſchließe den Mund dir ein Siegel,
Mehr als gehütetes Gut nützt ein gehütetes Wort.

Lukianos.

Der frühe Tod.

Mich fünfjährigen Knaben, Kallimachos, heiteren Sinnes,
Raffte mit eiſiger Hand Hades, der grauſame, weg.
Aber beweine mich nicht! denn *kurzes Leben* genoß ich,
Und von des Lebens Müh' wurde mir wenig zu Theil.

Lukianos.

Hülfe des Narren.

„Aus mit dem Licht!“ ſchrie ein Narr, da ein Schwarm von Fliegen ihn plagte;
„Aus mit dem Licht! — So — gut! Beſtien, ſucht ihr mich jetzt?“

Lukianos.

Der edlere Schmerz.

Bringet das Haſſen Beſchwer und das Lieben nicht minder, ſo will ich
Von zwei Schäden bedroht, kranken am edleren Schmerz.

Evenos.

Der nimmerſatte Tod.

Nimmergeſättigter Tod! was raubſt du den blühenden Knaben
Attalos? War er nicht dein, wenn er im Alter erblich?

Bianor.

Die Zeit.

Woher ſtammt der Bildner? — Aus Sikyon. — Aber wie heißt er? —
Nenn' ihn Lyſippos. — Und dich? — Alles beſiegende Zeit. —
Warum geht auf den Zehen dein Gang? — Ich laufe beſtändig. —
Warum Flügel am Fuß? — Fliegend durchſchneid' ich die Luft. —
Aber der Stahl in der Hand, was deutet er? — Dieſer verkündet,
Scharf, wie der ſchneidende Stahl, eile die flüchtige Zeit. —

Warum weht dir das Haar auf der Stirn? — Der Begegnende faſſe
Hier mich. — Aber weshalb biſt du von hinten ſo kahl?
Schwebt' ich Einmal neben dir hin mit beflügelten Sohlen,
Ziehſt du die Fliehende nie, was du auch thäteſt, zurück.
Aber weshalb denn formte der Bildner dich Euch zur Belehrung;
Darum hat er mich auch hier in die Halle geſtellt.

Poſidippos.

Guter Rath.

Zum Wahrſager der Stern' Ariſtophanes kam nach der Ausſaat
Einſt Kalligenes, ſich Rath zu befragen in's Haus:
Ob wohl, fragt' er den Mann, auf glückliche Ernte zu rechnen,
Und ob reicher Ertrag lohne das lange Bemüh'n.
Da nimmt dieſer das Brett und ordnet die rechnenden Steine,
Zählt an den Fingern, und ſpricht dann zu dem Bauer, wie folgt:
„Wenn hinlänglicher Regen das Feld durchfeuchtet, und Unkraut
Nicht durch üppigen Wuchs hemmet des Samens Gedeih'n;
Noch auch ſtarrender Froſt in das Erdreich dringet, und Hagel
Halmen der ſchießenden Saat, oder die Aehren zerſchlägt;
Noch auch Wild dir die Felder verheert, noch irgend ein andres
Uebel den Acker betrifft, weder vom Himmel noch Land:
Dann, mein Freund, weiſſag' ich die glücklichſte Ernte; das Heupferd
Haſt du vielleicht noch allein während des Schneidens zu ſcheu'n.“

Agathias.

Das Bett der Nacht.

Schwer zu ertragen iſt's, das greiſe Alter; indeß geht's
Leiſe vorüber und löſcht leiſe die Sinnen uns aus,
Kommt unſichtbar und macht, was jetzt wir ſehen, unſichtbar;
Ungeſehenes kommt, Morgen für Morgen, an's Licht.
O des Menſchenlebens in Wogen zerfließende Wogen!
Tage nach Tagen, ſie geh'n ſanft in das Bette der Nacht.

Unbekannter.

Gebet zu Zeus.

Gutes gieb mir, o Zeus, und wenn ich auch nicht darum bäte:
Böſes wende von mir, fleht' ich auch ſehnlich darum.

Unbekannter.

Der Neid.

Neid, du großes Uebel! doch iſt das Gute noch in dir,
Daß du mit eigenem Pfeil ſelber das Herz dir durchbohrſt.

Unbekannter.

Roſe und Dorn.

Wenige Tage, ſo ſtirbt die Roſe. Vorübergegangen
Iſt ſie; du ſucheſt nun Roſen — und findeſt den Dorn.

Unbekannter.

Verſteckte Gefahr.

Unter jeglichem Stein lieget, o Freund, ein Skorpion verſteckt;
Darum hüte dich wohl: was ſich verſteckt, iſt von Gefahr nicht frei.

Unbekannter.

Was iſt erlaubt?

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſei?
Was ein züchtiges Herz leiſe zu thun dir erlaubt.
Unbekannter.

Wort und That.

Eitel iſt jegliches Wort, wo die That nicht ſelbem Gehalt giebt,
Und jedwedes Geſchäft zeiget das Wort in der That.
Unbekannter.

Schwerſte Klugheit.

Lernt, o Menſchen, die ſchwerſte Klugheit, ſtille zu ſchweigen,
Lernt vom weiſeſten Mann, dieſem Pythagoras, ſie,
Der wohl wußte zu reden und doch im Schweigen das größte
Stärkungsmittel zur Ruh' und zur Zufriedenheit fand.
Unbekannter.

Schatten.

Menſch, du fürchteſt den Tod? Und biſt ja lebend im Tode;
Flieheſt die Schatten? Und trägſt mit dir der Schatten Gebiet,
Deinen Körper. Entfloh'n dem Kerker quälender Schatten,
Lebet einſt auf dein Geiſt, mit den Unſterblichen frei.
Unbekannter.

Das Leben ein Spiel.

Spiel unſer Leben und Schauſpiel. Murrender, lerne
Spielen, oder du trägſt Schmerzen und Schaden davon.
Unbekannter.

II.

Die Poeſie der Römer.

Ueberſicht der Geſchichte der römiſchen Poeſie.

In Allem, was die geiſtige Bildung betrifft, waren die Griechen die Lehrer der Römer, und dieſe wurden erſt zu Schülern, als ihre Politik ſie zu Herren der damaligen civiliſirten Welt gemacht, und die Schätze, die ihnen dadurch zugeſtrömt waren, ſie zu allen Genüſſen, die das Leben nur zu bieten vermochte, hindrängten. Aus dem innerſten Weſen des römiſchen Volkes entſprangen die Künſte überhaupt, und beſonders die Poeſie, nicht als geiſtiges Bedürfniß, ſie waren von Außen angenommen und ihr Einfluß hat ſich daher ſtets nur auf die höheren Stände erſtreckt, dagegen aber auf die Lebensanſchauung des geſammten Volkes (wie in Griechenland, wo die Dichtung ein aus dieſer Entſprungenes und zu ihr Zurückkehrendes war) nie eine tiefere und nachhaltigere, ſondern immer nur vorübergehende und oberflächliche Wirkung ausgeübt.

Wenn wir dies im Laufe des Folgenden genau im Auge behalten, ſo haben wir dadurch den rechten Maßſtab gewonnen, um die römiſchen Dichter genügend würdigen und beurtheilen zu können. Ehe wir jedoch zur näheren Begründung und Entwickelung des ſo eben Geſagten übergehn, ſcheint es nöthig, noch Folgendes vorauszuſenden.

Die Sprache der Römer, oder wie ſie mit allgemeiner Bezeichnung heißt, das Lateiniſche, entwickelte ſich höchſt wahrſcheinlich zuerſt als eine beſondere und eigenthümliche Mundart aus der Urſprache der älteſten bekannten Bewohner Italiens, dem Osciſchen, mit welchem ſich, durch Pelasgiſche Einwanderer hinzugetragen, Elemente und Formen ihrer Sprache, ſo wie ſpäter des Griechiſchen vermiſchten. Neuere Forſchungen haben den aſiatiſchen Urſprung aller dieſer Idiome feſtzuſtellen ſich bemüht; es iſt hier nicht der Ort, näher darauf einzugehn. Eine höhere, wiſſenſchaftliche Bildung erhielt das Lateiniſche erſt ſeit dem Schluſſe des erſten puniſchen Krieges, als ſie ſich zur Schriftſprache erhob. Ihre Blüthezeit war natürlich die Blüthezeit der römiſchen Literatur überhaupt, eben ſo wie ihr Verfall mit dem Verfalle der Letzteren beginnt.

Die Literärhiſtoriker laſſen gewöhnlich die Geſchichte der römiſchen Literatur und ſomit auch die Geſchichte der römiſchen Poeſie in fünf Perioden zerfallen, welche ſie als 1) die Periode der Barbarei, von der Gründung Roms bis zum Schluſſe des erſten puniſchen Krieges (754—242 v. Chr.), 2) von dem eben genannten Ereigniß bis zum Tode des Sylla (242—78 v. Chr.), 3) von Sylla's Tode bis zum Tode des Auguſtus (78 v. Chr.—14. n. Chr.), 4) vom Tode des Auguſtus bis zum Tode Hadrian's (14—138 n. Chr.), 5) vom Tode des Hadrian bis zur Zerſtörung des abendländiſchen Kaiſerthumes 138 n. Chr. bis 476 (Andere wollen dieſe Periode bis zu Karl dem Großen ausgedehnt wiſſen), beſtimmen. — Da aber die erſte Periode gar Nichts darbietet, und die urſprünglichen einheimiſchen Feſt- und Siegeslieder, die Texte zu den mimiſchen Spielen, die Geſänge der Brüderſchaften u. ſ. w., — lauter Poeſieen, von denen uns nur ſehr dunkle Kunde wurde — gänzlich verloren gegangen ſind, ſo können wir dieſelbe auch nicht als ſolche betrachten, und da ferner eine Poeſie der Römer nur von der Zeit angenommen, wo die erſten wirklichen Leiſtungen derſelben erſchienen, und nur bis dahin fortgeführt werden darf, wo der letzte Dichter, der römiſche Lebensanſchauung in ſeinen Werken zur Erſcheinung brachte, auftrat, ſo ſcheint es uns richtiger, folgende Zeiträume dafür feſtzuſtellen.

Erſter Zeitraum, die **Periode der Scipionen**, der auch die **dramatiſche Periode** genannt. Die griechiſche Poeſie fand zu Anfang derſelben, beſonders bei den höheren Klaſſen in Rom, Eingang und Nachahmung, vorzüglich ſeitdem ein griechiſcher Sclave, Livius Andronicus, die Meiſterwerke der griechiſchen Tragiker überſetzte und ſie zu wirklicher Aufführung auf der Bühne brachte. Ihm folgten auf dieſer Bahn Nävius, Attius und Pacuvius nach und eben ſo Ennius, der talentvollſte von Allen, der es jedoch nicht wagte, ſeinen eignen Weg zu gehn, ſondern gleichfalls die Griechen zum Vorbilde nahm, und auch für andere Gattungen, als die dramatiſche, helleniſche Formen nachbildete. Nur in der Satyre blieb er eigenthümlich, doch ward er hierin von Lucilius übertroffen. Von allen dieſen Leiſtungen ſind nur geringe Bruchſtücke auf uns gekommen, durchaus ungenügend, um ein äſthetiſches Urtheil zu begründen. Erhalten dagegen wurden uns Komödien von Plautus und Terentius, ebenfalls nur Nachbildungen griechiſcher Originale, welche ſich jedoch neben den ſogenannten attellaniſchen Spielen, an denen das Volk ſich ergötzte, nur die Gunſt der höheren Stände erwarben, und auch dieſe im Allgemeinen bald wieder verloren, da den Römern Gladiatorenkämpfe und dem Aehnliches beſſer gefielen, als die beſchränkten Darſtellungen der Schauſpiele, die ihnen noch obendrein nicht einheimiſche, ſondern fremde Sitten vorführten.

Zweiter Zeitraum, die Periode Cäſars und Auguſtus, oder auch das Jahrhundert des Auguſtus genannt, was jedoch leicht zu falſchen Begriffen führen kann, da dieſer Zeitraum hinſichtlich der Literatur in zwei von einander ſehr verſchiedene Hälften zerfällt, von denen die erſte, als die republikaniſche oder politiſche, mit Cicero's Tode endet, die zweite aber, die poetiſche, mit Virgil beginnt. Die Aera des Auguſt, im engeren Sinne, war unbedingt die der Poeſie günſtigſte in der ganzen römiſchen Geſchichte, und iſt als ihre Blüthenzeit zu betrachten, einmal, weil ſie die größten römiſchen Dichter hervorbrachte, dann aber, weil alles geiſtige Streben überhaupt von oben herab auf das Lebhafteſte begünſtigt und befördert wurde, ein allgemeines Streben nach geiſtiger Bildung in den höheren Ständen ſich offenbarte, und die Sprache, mit Vorliebe gepflegt und entwickelt, ſich bald der höchſten Correctheit und Eleganz erfreute. Dichter, wie Lucretius, Catullus, Virgilius, Tibullus, Propertius, Horatius u. A. m., blühten in derſelben.

Dritter Zeitraum, das Zeitalter des Nero und Trajan, mit Recht die philoſophiſche Periode zu nennen. Sie begann unter grauſamen Tyrannen, und ihre Literatur trägt überhaupt die Spuren des Despotismus; ihr allgemeiner Charakter iſt der ſtrenger Philoſophie und eines tiefen und ſchmerzlichen Gefühls der verletzten Menſchenrechte; dadurch erhalten ihre Erzeugniſſe einen eigenthümlichen, republicaniſchen Geiſt. Obwohl gegen den Schluß derſelben, neben guten Regenten, die ſchönen Künſte überhaupt ſich günſtiger Theilnahme erfreuen durften, ſo finden wir doch, daß das Geſchick der ausgezeichnetſten Geiſter dieſer Zeit ein trauriges war. Dichter, wie **Ovidius**, **Lucanus**, **Martial**, **Juvenal** u. ſ. w., blühten in dieſer Periode oder begrüßten ihren Anfang.

Vierter Zeitraum, der **Zeitraum des Verfalles**, dem mehrere Urſachen zu Grunde liegen, wie z. B. die Verachtung, welche die Antonine römiſchen geiſtigen Beſtrebungen zeigten, und der Vorzug, den dieſelben der Sprache und Literatur der Griechen angedeihen ließen, die Unwiſſenheit ihrer Nachfolger, von denen Mehrere aus dem Kriegslager auf den Thron kamen, die Einfälle der Barbaren, und endlich und vor Allem die allmählige Herrſchaft des Chriſtenthums, welche einer ganz anderen Lebensanſchauung den Weg bahnte u. ſ. w. Nur wenige Dichter von einiger Bedeutung, wie z. B. **Nemeſianus**, **Calpurnius**, **Auſonius**, **Claudianus**, hat dieſe Periode aufzuweiſen.

Bei dem Stande der allgemeinen Bildung in Deutſchland dürfen wir die Kenntniß der römiſchen Geſchichte als ſo verbreitet betrachten, daß es uns durchaus überflüſſig erſcheint, eine überſichtliche Skizze der römiſchen Geſchichte hier eben ſo vorauszuſenden, wie wir es bei der Poeſie der Griechen in dieſem Buche, es dort für nothwendig erachtend, gethan haben, um ſo mehr, als die erſten fünf Jahrhunderte der politiſchen Geſchichte Roms in gar keiner Beziehung zu der Geſchichte der Poeſie dieſes Volkes ſtehen. Um jedoch unſeren Leſern auf der anderen Seite die Ueberſicht zu erleichtern und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, ſich bei den einzelnen Daten beſſer zurecht zu finden, laſſen wir hier eine vergleichende chronologiſche Tabelle, ſowohl für die römiſche politiſche Geſchichte ſelbſt, wie für die Geſchichte der römiſchen Literatur, welche die letzten ſieben Jahrhunderte umfaßt, ſich unmittelbar anſchließen.

Vergleichende chronologiſche Ueberſicht der Geſchichte und der Literatur der Römer.

Von 240 v. Chr. Geburt bis 476 nach Chr. Geburt.

Jahr nach Roms Erbauung	Chriſtliche Zeitrechnung	Literatur.	Jahr nach Roms Erbauung	Chriſtliche Zeitrechnung	Geſchichte.
		Vor Chriſti Geb.			**Vor Chriſti Geburt.**
514	240	Livius Andronicus; erſtes Drama in Rom.	512	242	Ende des erſten puniſchen Krieges.
520	234	Ennius geboren.			
527	227	Plautus, 532, 222, Pacuvius geboren.			
534	220	Livius Andronicus geſtorben.	536	218	Zweiter puniſcher Krieg. — Hannibal in Italien.
			538	216	Schlacht bei Cannae.
			540	214	Erſter macedoniſcher Krieg bis 204.
550	204	Ennius in Rom.	550	204	Scipio in Afrika.
			552	202	Hannibal verläßt Italien. Schlacht bei Zama.
			553	201	Ende des zweiten puniſchen Krieges.
562	192	Terentius geboren.	554	200	Zweit. maced. Krieg b. 197.
570	184	Plautus geſtorben.	571	183	Scipio Africanus I. und Hannibal geſt.
585	169	Ennius geſt.	605	149	Dritter puniſcher Krieg.
606	148	Lucilius geb.	606	148	Dritter maced. Krieg.
			608	146	Karthago, Korinth und Theben zerſtört.
624	130	Pacuvius geſt.	621	133	Numantia zerſtört, Tib. Gracchus geſt.
			633	121	C. Gracchus geſt.
648	106	Cicero geb.	643	111	Krieg mit Jugurtha b. 106.

Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Literatur.	Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Geſchichte.
651	103	Lucilius geſt.	652	102	Marius ſchlägt die Cimbern und Teutonen.
654	100	Julius Cäſar geb.			
659	95	Lucretius geb.			
667	87	Catullus (668 — 86), Salluſtius geb.	666	88	Marius verbannt, 86 geſt.
673	81	Cicero hält ſeine erſte Rede.	671	83	Sylla in Italien, 82 Proſcriptionen, 79 Abdicat., 78 Sylla's Tod.
675	79	Cicero in Athen Rhod. 77 zur.			
681	70	Virgil geb. Cicero's Reden gegen Verres.	681	73	Krieg mit Spartacus.
689	65	Horatius geb.	691	63	Auguſtus geboren, Cicero Conſul.
696	58	Cicero verbannt. 57 S. Rückkehr. — Catullus geſt. (17?)	694	60	Triumvirat.
			701	53	Craſſus' Tod.
702	52	Lucretius geſt. Propertius geb.	706	48	Schlacht von Pharſalus, Pompejus geſt.
710	44	Cicero's philipp. Red.	710	44	Cäſar ermordet. — Antonius und Octavius.
711	43	Ovidius geb. Cicero geſt.	711	43	Zweites Triumvirat.
			712	42	Schlacht bei Philippi, Brutus geſt.
718	36	Horaz Sat. erſt. Buch.			
719	35	Salluſtius geſt.	723	31	Schlacht von Actium.
			725	29	Anfang des röm. Kaiſerthums.
			727	27	Octavian.-Cäſar Auguſtus.
735	19	Virgil. Tibull. geſt.	737	17	Germanicus geb.
746	8	Horaz geſt.	739	15	Tiberius und Druſus Siege in Rhätien.
751	3	Seneca geb.			
		Nach Chriſti Geb.			**Nach Chriſti Geburt.**
755	2	Ovid verbannt.	755	2	Hermannsſchlacht.
770	17	Ovidius u. Livius geſt.	767	14	Auguſtus geſt., Tiberius Kaiſer.

Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Literatur.
775	22	Plinius d. Aelt. geb. 25 Silius Italicus geb. 31 Vell. Paterculus geſt.
787	34	Perſius geb. 38 Lucanus geb.
794	41	Seneca verbannt bis 48; 49 Präter; 50 Nero's Lehrer.
795	42	Juvenal und Quinctilian geb.
814	61	Statius geb.
815	62	Perſius geſt. Plinius d. J. geb.
818	65	Lucanus geſt.
819	66	Seneca, Petronius (?) geſt.
832	79	Plinius d. A. geſt.
841	88	Tacitus Präter.
849	96	Statius geſt.
853	100	Silius Italicus geſt.
854	101	Martial geſt.
874	121	Juvenal geſt.
887	134	Tacitus geſt.

Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Geſchichte.
779	26	Germanicus geſt.
784	31	Tod des Sejanus.
790	37	Tiberius geſt., Caligula K.
794	41	Caligula geſt., Claudius K.
803	50	Nero adoptirt von Claudius.
805	52	Trajan geb.
807	54	Claudius geſt., Nero Kaiſ.
809	56	Britannicus geſt.
817	64	Brand von Rom.
820	67	Vindex, 68 Galba, 69 Otho, Vitellius; Vespaſianus Kaiſer.
822	69	Vespaſianus geſt., Titus K.
834	81	Titus geſt., Domitianus K.
849	96	Domitianus geſt., Nerva K.
851	98	Nerva geſt., Trajanus K.
870	117	Trajanus geſt., Hadrian K.
891	138	Hadrian geſt., Antoninus K.
914	161	M. Aurel und Verus K.
933	180	Commodus K., 193 geſt.
946	193	Septimius Severus K.
964	211	Caracalla und Geta K.
970	217	Macrin. 218 Heliogabalus.
975	222	Alexand. Severus K. u., 225 Maximin., 237 Gordian. I, II.

Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Literatur.	Jahr nach Roms Erbauung.	Chriſtliche Zeitrechnung.	Geſchichte.
			990	237	Gordian III., Philippus.
			1002	249	Decius, 251 Gallus, 253 Valerianus.
			1012	259	Gallianus. — 30 Tyr.
			1021	268	Claudius II., 270 Aurelianus.
1035	282	Eklog. des Calpurnius. Nemeſianus.	1028	275	Tacitus, 276 Probus.
			1037	284	Diocletianus und Maximianus.
			1057	304	Galerius und Conſtantius Chl. Kaiſer.
1062	309	Auſonius geb.	1059	306	Conſt. Chl. ſt. als Kaiſer.
			1076	323	Conſtantin d. Gr., all. K., ſtarb 337.
			1113	360	Julian. K., 363 Jovian.
1118	365	Claudianus geb. (?) Eutropius.	1117	364	Valentinianus I. und Valens K.
			1128	375	Valent. I. ſt., die Hunnen.
					Theodoſius, all. K., ſt. 395.
1147	394	Auſonius geſt.	1147	394	Arkadius u. Honorius theilen das Reich.
			1176	423	Valentinian III. K. d. Ab.
1223	470	Boëthius geb.	1228	475	Romulus Auguſtulus, 476 Odoacer.

Die Dichter der erſten Periode.

Plautus,

oder wie ſein ganzer Name lautet, Marcus Attius (Accius) Plautus, ſtammte aus Sarſina, einer Stadt in der Landſchaft Umbrien in Mittelitalien, ſoll um 527 nach Erbauung Roms (227 v. Chr. Geb.) geboren worden ſein, und ſtarb, wie uns Cicero berichtet, im Jahre 570 nach Roms Erb. (184 v. Chr.). Ueber ſeine Lebensverhältniſſe wiſſen wir nur Weniges. Es wird behauptet, daß er urſprünglich Sclave geweſen, von ſeinem Herrn dann freigelaſſen worden ſei und deſſen Namen angenommen, den Beinamen Plautus (Plattfuß) aber von einem körperlichen Fehler erhalten habe. Aulus Gellius erzählt uns ferner von ihm, daß er ſpäter mit dem Gelde, das ihm ſeine Komödien eingetragen, Handelsgeſchäfte gemacht und es dabei wieder eingebüßt hätte, wo er dann, als Bettler nach Rom zurückgekehrt, ſich als Mühlknecht bei einem Bäcker habe verdingen müſſen, um ſein ärmliches Daſein zu friſten. Das iſt Alles, was uns über ſein Leben bekannt geworden. Hinzugefügt möge noch werden, daß einige Schriftſteller behaupten, er ſei in Rom Vorſteher einer Schauſpielertruppe geweſen, in Schulden gerathen und ſeinen Gläubigern als Sclave übergeben worden, und ſo zu dem Bäcker als Müllerknecht gekommen.

Ihm wurden von den ſpäteren Römern 130 Stücke zugeſchrieben, von denen jedoch viele nur untergeſchoben waren. Lucius Aelius Stilo und Varro unterwarfen dieſelben in der Folge genauer Prüfung und ſtellten, der Erſtere 25 Stücke, der Letztere nur 21 Stücke als wirklich von ihm herrührend, feſt. Von dieſen Letzteren ſind zwanzig uns erhalten worden: Amphitruo, Aſinaria, Aulularia, Caſina, Ciſtellaria, Bacchides, Mercator, Pſeudolus, Truculentus, Curculio, Moſtellaria, Menächmi, Miles glorioſus, Romulus, Perſa, Captivi, Epidicus, Rudens, Stichus, Trinummus. Sie ſind ſämmtlich Umbildungen oder freie Ueberſetzungen von Werken ſikiliſcher Komödiendichter (Dichter der ſogenannten mittleren griechiſchen Komödie. S. d. in der vorhergehenden Abtheilung), wie Philemon, Diphilus, Epicharmos u. A. m., die er römiſcher Lebensanſchauung durch ſeine Behandlungsweiſe vermittelte, ohne ihnen jedoch ihre Urſprünglichkeit zu rauben.

Mit wenigen Worten, aber überaus treffend, charakteriſirt Wachler (Handbuch der Geſchichte und Literatur, Leipzig, 1822. I. 181) Plautus als Dichter, indem er von ihm ſagt: „Vorſteher einer Schauſpielergeſellſchaft, vertraut mit menſchlichen Sitten und Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, ſelbſt Mißgeſchick zu ſolchen Studien benutzend, und des Lebens Aeußerlichkeiten ſeinem unverwüſtlich heiteren Geiſte unterordnend, bildete er Luſtſpiele griechiſchen Muſtern freiſinnig nach, an ſchicklicher Stelle örtliche und zeitgemäße Beziehungen einwebend, überſtrömend von eigenem und der Denkart ſeines Volkes abgewonnenem Witze. Er iſt Meiſter des echt komiſchen Tones, der nicht ſelten zu gemeiner Natürlichkeit herabſinkt; ſeine Charaktere haben lebendige Wahrheit, und ſind mit bald gutmüthiger, bald ſchneidender Laune gezeichnet; der Dialog iſt der Wirklichkeit abgelauſcht; die Handlung bewegt ſich raſch, und die Sprache hat Schönheiten, welche auch grämliche Kunſtrichter nicht verkennen konnten."

Trotz dieſem in jeder Hinſicht verdienten und gerechten Lobe dürfen wir uns doch nicht geſtatten, mehr als einige einzelne Scenen aus Plautus mitzutheilen, denn die Fabel oder die Intrigue ſeiner ſämmtlichen Arbeiten beruht ſtets auf Lebensverhältniſſen, welche ſchon die Alten als anſtößig betrachten mußten, wenn ſie auch bei freieren Anſichten ſich daran ergötzten, ſobald ſie ihnen in ſceniſchen Spielen dargeſtellt wurden; unſere chriſtliche Lebensanſchauung, die ſich auf unbefleckte Sittenreinheit gründet, verwirft ſolche Erſcheinungen mit vollſtem Rechte und Bewußtſein als verderbt und verderblich, und in einem Buche, wie das vorliegende, das dazu beſtimmt iſt, vorzugsweiſe Frauen und Unerwachſenen in die Hände gegeben zu werden, darf daher Dieſes und Aehnliches unbedingt keinen Raum einnehmen. Aus dieſem Grunde müſſen wir uns ſowohl bei Plautus, wie bei ſeinem Nachfolger Terentius, darauf beſchränken, mit ſorgfältigſter Prüfung nur ſolche Proben mitzutheilen, welche dazu dienen können, das über ſie mitgetheilte äſthetiſche Urtheil zu beſtätigen, ohne zarte Gemüther im Mindeſten zu verletzen und zu beleidigen.

Aus der Aulularia.

Deutſch von K. M. Rapp.

Euclio, ein Geizhals, hat einen von ſeinen Vätern ererbten Topf mit Geld in ſeinem Hauſe verſteckt, und lebt in beſtändiger Angſt, daß ihm dieſer geſtohlen werde. Megadorus, ein reicher, aber auch ſchon bejahrter Bürger, wirbt bei ihm um ſeine Tochter, die ſeine Neigung gewonnen hat und die er heirathen will.

Zweiter Act. — Zweite Scene.

Euclio. Megadorus.

Euclio.

Es ſchwante mir im Innern, heut geh' ich umſonſt,
Als ich von Haus ging, drum ging ich ſo ungern fort.
Kein Menſch aus dem ganzen Quartiere fand ſich ein,
So wenig als der Vorſtand, der doch heut' das Geld
Hätte austheilen ſollen. Eilig eil' ich jetzt
Nach Haus, denn nur mein Leib iſt hier, mein Kopf iſt dort.

Megadorus.

Sei immer glücklich und geſegnet, Euclio!

Euclio.

Die Götter ſchützen, Megador, dich!

Megadorus.

Nun, wie ſteht's,
Befindeſt du dich im erwünſchten Wohlſein ſtets?

Euclio (beiſeite).

Umſonſt geſchieht das niemals, wenn der reiche Mann,
Sich ſo mit ſüßen Worten zu dem Armen kehrt.
Daß ich Gold habe, davon hat er Witterung.
Drum grüßt er mich ſo freundlich.

Megadorus.

Sprich, geht es dir gut?

Euclio.

I nun, dem armen Manne geht's nie gar zu gut.

Megadorus.

I, wenn man gutes Muthes iſt, hat man genug,
Um ſeines Lebens ſich zu freu'n.

Euclio (beiſeite).

Die Alte hat,
Beim Hercules, dem ausgetrătſcht von meinem Gold.
Das iſt ſo klar, daß man es durch die Finger ſieht.
Wie will ich ihr, komm' ich nach Haus, die Zunge aus
Dem Rachen reißen, wie die Augen aus dem Geſicht!

Megadorus.

Was ſprichſt du bei dir ſelber denn ſo insgeheim?

Euclio.

O nichts; mich jammert, daß ich ſo gar ein armer Mann.
Ich hab' eine erwachſ'ne Tochter, der ich nichts
Mitgeben, die ich d'rum nicht unterbringen kann.
Wie bringt man ſo was an den Mann?

Megadorus.

Ei, ſei doch ſtill,
Euclio, und mach' dir keine Sorgen. Mitgift ſoll
Sie haben, und das von mir; ich nehme mich ihrer an.
Sag', was ich für ſie thun kann. Fordre, was du willſt.

Euclio.

Jetzt packt er an, denn er verſpricht. Jetzt ſchnappt er ſchon
Nach meinem Gold. Denn dieſes macht ihm Appetit.
Er weiſ't dem Hund mit einer Hand das Brot und greift
Schon mit der andern nach dem Stein. Ja, trau, ſchau,
wem, —
Wenn dir mit zuckerſüßen Worten ein reicher Mann
Zum Bettler kommt! Wo er freundſchaftlich dir die Hand
Scheint darzureichen, bereitet er dir nur Affront,[1]
Ich kenne die Polypen-Art; wo ſie einmal
Erſt den Saugrüſſel angeſetzt, halten ſie feſt.

Megadorus.

Hör' mich doch nur ein wenig an, Euclio. Ein Wort,
Das unſer Beider Vortheil nur befördern kann,
Hab' ich zu ſagen.

Euclio.

Ja, ja; ich elender Tropf!
Mein Goldtopf, der iſt attakirt[2]. Nun ſeht mir, wie
Er jetzt drauf los rückt und mit mir zu 'nem Vergleich
Darüber bringt. Da muß ich doch den Augenblick
Vorher noch nachſeh'n

(Er geht nach ſeinem Haus.)

---

[1] Zamiam, ein latiniſirtes griechiſches Wort: ζημιαν. — [2] Harpagatum, wie das vorige, von ἁρπάζω. Moliere nennt ſeinen Geizigen Harpagon.

Megadorus.
Wohin gehſt du?

Euclio.
Gleich, gleich bin
Ich wieder bei dir. Es iſt nur etwas, was ich
Im Hauſe nachſeh'n muß.

Megadorus.
Beim Poll, faſt fürcht' ich, thu'
Ich nur Erwähnung von der Tochter, daß er mir
Sie anverlobe, könnt' er glauben, ich hab' im Sinn,
Ihn mit zu foppen. Denn kein Mann lebt in der Stadt,
Der ſich mit ſeiner Armuth breit macht, ſo wie er.

Euclio (kommt zurück).
Gott ſei gelobt! es ſteht noch gut. Gut ſteht es, wenn
Nichts daran fehlt. Wie preßte mir die Angſt das Herz,
Eh' ich im Hauſe mich auf's Neue überzeugt!
Wie fehlte mir der Athem ganz! — Sieh, Megador,
Da bin ich wieder, wenn du mir was zu ſagen haſt.

Megadorus.
Ich bin dir ſehr verpflichtet. Doch jetzt bitt' ich dich,
Daß auf die Frage, die ich dir zu ſtellen kam,
Dich nicht die Antwort unwirſch macht.

Euclio.
Frag' du darnach,
Daß meine Antwort auf die Frage freundlich wird.

Megadorus.
Sag' mir, was hielteſt du von unſerem Geſchlecht?

Euclio.
O lauter Gutes.

Megadorus.
Und von meiner Rechtlichkeit?

Euclio.
Ei, nichts als Gutes.
Megadorus.
Und von meiner Lebensart?
Euclio.
Man kennt an dir nichts Unerlaubtes.
Megadorus.
Ich bin bei Jahren. Doch du weißt,
Euclio.
Wie bei Geld; das weiß ich längſt.
Megadorus.
Beim Poll denn, dich auch hielt ich ſtets für einen, der
Im Staate niemals ſchlimmen Zwecken nachgeſtrebt;
Ganz ohne Falſch hielt ich dich ſtets und halte dich noch.
Euclio.
Er ſchmeckt das Gold! — Womit kann ich dir dienen?
Sprich.
Megadorus.
Weil du nun mich, ſo wie ich dich, durchaus erkannt,
So ſei es mein und dein und deiner Tochter Glück,
Wenn ich um deine Tochter bitte, mir zur Frau.
Verſprich mir das.
Euclio.
Ho, Megador, da thuſt du mir
Denn doch, wie es für deinen Stand ſich nicht geziemt,
Daß du 'nen Armen, der dir nichts zu Leid gethan
Noch jemals dir geſchadet, hier zum Beſten haſt.
Nein, nicht mit Worten, noch mit Werken hab' ich das
Um dich verdient, was du mir anthuſt.
Megadorus.
Nein, beim Poll,

Zum Beſten dich zu haben kam ich nicht hieher,
Noch fällt's mir ein, noch wär' ich fähig, ſo zu thun.

Euclio.

Warum forderſt denn meine Tochter dir zur Frau?

Megadorus.

Damit durch mich dir ſei geholfen, ſo wie mir
Durch dich und das was du mir giebſt.

Euclio.

Hör', Megador,
Ich hab' es nicht vergeſſen, du biſt reich, du haſt
Im Staate großen Anhang, ich dagegen bin
Der ärmſten Schlucker einer, was man ärmlich nennt.
Gäb' ich die Tochter dir zur Frau, verglich' ich uns,
Du ſeiſt der Stier der Fabel und ich das Eſelein,
Mit dir in einen Pflug geſchirrt, deß Laſt ich nicht
Zu gleichen Theilen tragen kann. Und da geſchieht's,
Der Eſel liegt alsbald zu ſeiner Schmach im Dreck.
Was fragſt du Stier dann weiter mehr nach mir; es iſt
Als wär' ich gar nicht auf der Welt. Denn neben dir
Bin ich doch nie an meinem Platz; mein eigner Stand
Hat mich zum Narren drüber. Hier und dort find' ich
Keine gewohnte Wohnſtatt mehr, wenn ſich einmal
Zwiſchen uns Beiden ein Streit erhebt. Der Eſeltroß
Weiſ't mir die Zähne, während mit den Hörnern mich
Die Schaar der Stiere anfällt. Nein, gefährlich iſt
Der Uebertritt vom Eſelſtall zum Stiergeſchlecht.

Megadorus.

Wenn du dem braven Mann in nächſter Nähe dich
Verbindeſt, ſprich, was kann dir fehlen? Nein, hör' mich,
Nimm meinen Vorſchlag, wie er iſt; verſprich ſie mir!

Euclio.

Hab' ich denn eine Mitgift, die ich geben kann?

Megadorus.

Das ſollſt du nicht; bringt ſie die Tugend mir in's Haus,
So iſt ſie reich.

Euclio.

Ich ſage das nur deſſenthalb,
Daß du nicht glaubſt, ich hätte Schätze wo entdeckt.

Megadorus.

Ich weiß das, gieb dir keine Müh'. Verſprich ſie mir.

Euclio.

Nun gut. — Hilf, Jupiter! ich bin todt!

Megadorus.

Was haſt du denn?

Euclio.

Hörteſt du nicht? es klang hier wie von Eiſen was.
(Er läuft davon.)

Megadorus.

Hier meinen Garten gräbt man um, weil ich's beſtellt.
Wo iſt der Menſch denn hingekommen? Er geht davon
Und giebt mir nicht mal Antwort. Er verſchmäht mich denn.
Er ſieht, daß mir's um ſeine Freundſchaft iſt zu thun,
Und thut nun, wie man's täglich ſieht, er macht ſich rar.
Muß der Bemittelte beim Bettler betteln geh'n,
So wird der Bettler ſtutzig, pur aus Aengſtlichkeit,
Stellt er ſich ſo dem eignen Vortheil in den Weg.
Iſt die Gelegenheit vorbei, wünſcht er's zurück.

Euclio.

(Unter ſeiner Thür in's Haus rufend.)
Laſſ' ich dir heut die Zunge aus der Wurzel nicht
Ausreißen, dann ſei dir erlaubt, ich geb' es zu,
Daß du beim nächſten Metzger mich verſchneiden läßt!

Megadorus.

Fürwahr, ich merke deine Meinung, Euclio.

Du denkſt, ich bin als alter Mann dir gut genug,
Mich hier zu foppen. Doch hab' ich das nicht verdient.

Euclio.

Was? Nein, beim Poll, das, Megabor, fiel mir nicht ein;
Und wollt' ich ſo, hätt' ich die Mittel denn dazu?

Megaborus.

So ſprich, giebſt du die Tochter jetzo mir zur Frau?

Euclio.

Mit der Bedingung, ausgeſteu'rt, wie ich geſagt.

Megaborus.

Und du verlobſt ſie?

Euclio.

Ich verlobe.

Megaborus.

Gott gebe Glück!

Euclio.

Das ſag' ich auch. Doch bitt' ich, du vergißt es nicht,
Wie wir es ausbedungen; meine Tochter bringt
Dir nichts von Mitgift mit in's Haus.

Megaborus.

Es bleibt dabei.

Euclio.

Aber ich weiß wohl, wie ihr Herrn uns das Recht verdreht.
Recht wird zu Unrecht, Unrecht Recht, wenn's euch beliebt.

Megaborus.

Niemals werd' ich darum mich zanken, Euclio.
Doch daß die Hochzeit heute noch gefeiert ſei,
Hätteſt du was dagegen?

Euclio.

Ei, im Gegentheil.

Megadorus.

Nun denn, an's Werk! Sogleich beſorg' ich Alles ſelbſt.
Haſt du noch einen Anſtand?

Euclio.

Blos den Einen.

Megadorus.

Drum außer Sorgen. Lebe wohl. (Ruft in ſein Haus.) Sei
Holla, Strobil.
Komm ſogleich mit mir nach dem Speiſemarkt hinab.
(Ab.)

Euclio.

Da geht er. Ihr Unſterblichen, nun bitt' ich euch,
Was kann das Gold doch Wunder thun. Ich bin gewiß,
Er hat irgend 'ne Witterung, es lieg' ein Schatz
In meinem Haus vergraben; darnach ſchnappt er nun,
Drum iſt er ſo verſeſſen auf die Verſchwägerung.

Megadorus hat Köche und Speiſen in des Euclio Haus geſandt, um das Hochzeitsmahl auf ſeine Koſten dort bereiten zu laſſen. Er kommt nun ſelbſt und ſtellt unterweges Betrachtungen über den Luxus der Frauen jener Zeit an, welche Euclio mit anhört, der noch immer den Argwohn hegt, Alles ſei nur eine Liſt des Megadorus, um ihm ſeinen Geldtopf zu ſtehlen.

Dritter Aufzug. Achte Scene.

Megadorus. Euclio (ſteht beiſeite).

Megadorus (ſpricht für ſich).

Ich habe vielen Freunden meinen Plan erzählt,
Die Tochter unſeres Euclio zu ehlichen.

Sie finden's klug, ſie loben's, wünſchen mir drum Glück.
Denn meine Meinung iſt es wenigſtens, wenn das
Die andern Reichen in der Stadt machten wie ich,
Und lauter arme Bürgerstöchter ehlichten
Ohne auf Mitgift bei der braven Braut zu ſeh'n,
Gewiß entſtände größere Eintracht in der Stadt,
Viel weniger Mißgunſt träfe man, als jetzt man trifft;
Die Weiber hielten mehr als jetzt auf Scheu und Zucht;
Viel weniger Aufwand machte man, als jetzt man macht.
Der größte Theil der Bürger fände ſich gern darein;
Mit wenigen Stockgeizigen wäre noch Streit.
Und deren in Neid und Schmuz begrabenen Seelen kommt
Ja ohnedem Geſetz und Aufſicht niemals bei.
Fragt aber Einer: Was die reichen Mädchen dann
Anfangen, wenn dies Vorrecht für die armen gilt?
Die ſollten ohne Mitgift frei'n, nach eigner Wahl.
Geſchäh' das alſo, müßten auf ſanfte Sitten ſich
Die Weiber legen, wie ſie's jetzt auf Mitgift thun.
Ich ſteh' dafür, im kurzem brächt' ich es ſo weit,
Daß ein Maulthier, das jetzo theurer als ein Pferd,
Spottwohlfeil würde, wie ein galliſcher Walach.[3]

Euclio.

Nein, das weiß Gott, hör' ich ihm mit Vergnügen zu!
Lieblich entwickelt er das Glück der Sparſamkeit.

Megadorus.

Dann fiel' es Keiner ein, zu ſagen: Hab' ich dir
Weit mehr nicht, als du ſelbſt beſaßeſt, zugebracht?
Drum iſt es billig, du ſchaffſt Gold und Purpur an,

---

[3] Die Maulthiere waren in Rom ein Luxusartikel für die reichen Weiber. Die verſchiedenen Pferde aus Gallien mochten für eine gemeine Raſſe gelten.

Mägde, Maulthiere, Maulthiertreiber und Lakai'n,
Galante Läufer und zum Fahren ein hübſch Gefährt.[4]

Euclio.

Nein, kennt doch der das Kreuz der Weiber aus dem Grund!
Zum Weiber-Sittenaufſeher ernennt' ich ſogleich ihn.

Megadorus.

Jetzt, wo du hinkommſt, triffſt du mehr Fuhrwerk im Haus,
Als auf dem Landgut, wo's die Feldarbeit verlangt.
Doch das iſt nichts noch, kommt der weitre Luxus erſt.
Der Walkner, der Goldſticker, dann der Juwelier,
Der Bortenwirker, dann die Näherin, dann der
Glasſchleierweber, der Schönfärber in Violett;
Saffianbereiter, Kürſchner, der mit Spezerei'n,
Der Leinwandzwiſchenhändler[5], der Rothfärber dann,
Dann der verhockte Schuſter, der Pantoffelmann,
Nebſt dem, der die Sandalen und Binſenſohlen macht.
Dann ſteht dir der Haarbrenner da und bettelt; dann
Ein Flicker; dann ein Menſch, der nichts zu machen hat,
Als die Bandſchleifen; wieder einer für's Corſett.
Und denkſt du, das iſt abgemacht, ſo warten ſchon
Dreihundert andre, ſteh'n wie Preſſer im Vorſaal feſt.
Die Stricker, die Bordürenſticker, dann der Menſch,
Der Doſen und Salbenbüchschen macht. Man führt ſie ein;
Sie haben ihr Geld; jetzt denkſt du, biſt du endlich frei.
Da kommt die Rechnung aus der Safranfarbe nach.[6]

---

4) Durch den Ausdruck Gefährt wird, wenigſtens in Süddeutſchland, der elegante oder Luxuswagen vom gemeinen und Laſtwagen unterſchieden. — 5) Karthago vermittelte den ägyptiſchen Linnenhandel. Bothe, nach Heeren. — 6) Die Farbe iſt die Färberwerkſtatt.

Denn irgend Einen hat der Henker immer bei
Der Hand, der irgend was von dir zu fordern hat.

Euclio.

Ich redete ihn an, doch hör' ichs gar zu gern,
Wenn er die Weiber ſo heruntermacht. Drum ſtill!

Megadorus.

Sind die Lappalien endlich richtig abgemacht,
Mit all den ſüßen Färbchen, Fädchen, Flitterchen,
Die für die Frau Gemahlin ſo nothwendig ſind,
Dann kommt zuletzt noch der Soldat und will die Steu'r.[7]
Man geht, ſieht ſeine Rechnung bei dem Wechsler durch,
Und ungegeſſen[8] wartet der Soldat ſo lang
Im ſichern Glauben, daß das Geld erſcheinen ſoll.
Iſt nun nach vielem Streit die Rechnung hergeſtellt,
Ergiebt ſich, daß der Wechsler noch zu fordern hat.
Vertröſtet wird nun der Soldat auf den andern Tag.
Dies und viel andres iſt's, was große Mitgift von
Verlegenheit und Aufwand uns zu leiden giebt.
Die ohne Mitgift iſt dem Ehmann unterthan,
Während die andere euch mit Sorg' und Noth erwürgt.
Doch halt, da ſteht mein Schwiegervater vor der Thür.
Wie geht es, Euclio?

Euclio.

O mit welcher Gierigkeit
Verſchlang ich nicht dein Selbſtgeſpräch!

---

[7] Ein Soldat oder öffentlicher Diener zieht das Geld für den tribunus aerarii ein, was in der Volksverſammlung zu erheben decretirt worden war. Das Volk ſchob damit die öffentlichen Laſten auf die Reichen. — [8] Die Form ungegeſſen iſt nicht anomaler gebildet, als das impransus des Originals.

Megadorus.

Du haſt gehört?

Euclio.

Von Anfang Alles, jedes Wort.

Megadorus.

(Ihn mit den Augen muſternd.)

Du thäteſt doch,
Nach meiner Meinung beſſer dran, zögeſt du dich
Auf deiner Tochter Hochzeit etwas ſchmucker an.

Euclio.

Schmuck, wie man kann; Pracht, wenn man Ueberfluß beſitzt.
Wer es vermag, der zeige, weß Geſchlechts er iſt.
Was mich betrifft, das, Megador, iſt dir bekannt,
Daß man von jedem armen Schlucker weiß, ihm liegt
Das Gut der Welt nicht auf dem Speicher aufgehäuft.

Megadorus.

Ei was!

Euclio.

Ei was?

Megadorus.

Ich weiß es ſchon, und mögen dir
Die Götter das zum Segen erhalten, was du haſt,
Und dir es mehren!

Euclio (für ſich).

Was ſagt der da: Was du haſt?
Das Wörtchen will mir nicht gefallen. O, er weiß —
So gut wie ich, das was ich habe. Die Alte hat
Es ihm geträtſcht.

Megadorus.

Was ſchleichſt du dich aus unſ'rem Rath[9]
Und deliberirſt für dich allein?

Euclio.

Nun auch, beim Poll,
Beklag' ich wahrlich nicht umſonſt mich gegen dich.

Megadorus.

Wie ſo?

Euclio.

Du fragſt mich noch: Wie ſo, der du mir heut'
Das ganze Haus und alle Winkel vollgeſtopft
Mit einer Diebesbande! O ich Jammermann!

Megadorus.

Was meinſt du denn?

Euclio.

Fünfhundert Köche ſchickteſt du
Mir in das Haus, deren ein jeder wenigſtens
Sechs Hände hat, wahrhaftige Brut des Geryon?[10]
Setzte man denen Argus ſelbſt zum Hüter hin,
Der um und um doch lauter Aug' iſt[11], o der könnt'
Jo wohl hüten, weil es Juno ſo gewollt,
Doch dieſe nicht, befähl' es ihm ſelbſt Jupiter.[12]
Und überdem 'ne Flötenſpielerin, die die
Corinthiſche Quelle Pirene ſöffe leer,

---

9) Quid te e senatu sevocas? iſt dem Römer eine zu geläufige Vorſtellung und darum ſprichwörtlich. — 10) Geryon iſt ein mythologiſcher Rieſe, der drei Leiber, folglich ſechs Hände an ſich hat. — 11) Totus oculeus iſt viel komiſcher. Ganz augen wäre aber kaum verſtändlich. — 12) Der vorige Vers ſcheint ein Gloſſem, ich habe ihm wenigſtens in dieſem eine Antitheſe zu ſetzen geſucht. —

Flöſſ' anders nur Waſſer ſtatt Wein dort. Dann, was du
An Vorrath hergeſendet — — —
Megadorus.
Iſt, hoff' ich, genug,
Ein Regiment mit ſatt zu machen. Hab' ich nicht
Ein ganzes Lamm dazu gethan?
Euclio.
Ja, dieſes Lamm!
Ich möchte wiſſen, ob's auf dieſer weiten Welt
Wohl eine prieſtermäßigere Beſtie giebt.[13]
Megadorus.
Wann nennſt du prieſtermäßig eine Beſtie denn?
Euclio.
Wann ſie nur Haut und Knochen iſt, und ſo wie die
Von Noth und Kummer abgehärmt. Stellſt du es in die
Sonne, kannſt du aus den Eingeweiden ihm
Wahrſagen bei lebend'gem Leib; es iſt durchaus
Durchſichtig, wie 'ne puniſche Latern'.[14]
Megadorus.
Es iſt
Auch blos zum Schlachten hergeſandt.
Euclio.
Und weißt du, was
Ich dir dagegen rathe? Geh', beſtelle gleich
Seine Beſtattung, denn gewiß iſt es verreckt.

---

13) Die Bedeutung des Wortes curio iſt hier nicht ganz klar. Ich wollte entweder an prieſterliche Faſten oder an das weite, ſchlotterige Kleid der Prieſter erinnern. — 14) Hornlaternen von Karthago waren ein Handelsartikel. Köpke. Eine ſolche gab der Dichter auch dem Soſia im Amphitruo in die Hand.

Megadorus (heiter).
Hör', Euclio, wir thun heut einen guten Trunk.
Euclio.
Ich dank', ich bin zum Trinken heut nicht aufgelegt.
Megadorus.
Und ich laſſe ein Ohm recht guten alten Weins
Aus meinem Hauſe hierherſchaffen.
Euklio.
Ich danke dir;
Beim Herkules, ich trinke heut das Waſſer pur.
Megadorus.
So wahr ich leb', ich netze dich heut tüchtig ein.
Du Heide, der am Hochzeitstage Waſſer trinkt.
Euclio (bei Seite).
Ich weiß recht gut, wo er hinauswill! Unter dem Tiſch
Hätt' er mich gern, und juſt um das iſt's ihm zu thun.
Alsdann verſetzt man jenes Reis aus meinem Haus
In eine andre Pflanzſtadt, auf ein friſches Land.
Dafür doch wollen wir ihm thun. Ich muß ihn wo
Begraben außer meinem Haus. Ha, ich bau' vor,
Daß er diesmal Müh' als Wein umſonſt verliert.
Megadorus.
Haſt du ſonſt nichts, geh' ich vor'm Opfer noch in's Bad.
(Ab.)
Euclio.
Bei'm Poll, du armes Töpfchen haſt viel auszuſteh'n
Von vielen Feinden, deinem blanken Gold zu lieb,
Das du verwahrſt! das beſte ſcheint mir nun zu ſein,
Ich trage in der Göttin Treue Tempel dich.
Doch bitt' ich dich, wenn ich dir dieſen Schatz vertraut,

Daß du nicht deines Namens dich unwürdig zeigſt!
Nur deiner Treue, Treue, trauend, tret' ich hinein.
(Er geht nach dem Hintergrund und in den Tempel.)

Aus dem prahleriſchen Soldaten.
(Miles gloriosus.)

Pyrgopolinices, der prahleriſche Soldat, iſt mit ſeinem Paraſiten Trogus (eigentlich Artotrogus) zuſammen, und dieſer, um ſich bei ihm beliebt zu machen, zählt ihm alle ſeine (des P.) Heldenthaten auf.

Erſter Act. Erſte Scene.

Pyrgopolinices. Trogus. Sclaven.

Pyrgopolinices.

Sorgt mir, daß meines Schildes Abglanz lichter ſei,
Als je, wenn heitrer Himmel iſt, der Sonne Strahl,
Daß, wenn's vonnöthen iſt, er bei'm Handgemeng' dem Feind
Des Auges Schärf' im ſcharfen Kampfe blenden mag.
Denn dieſen Sarras will ich mir beſchwichtigen,
Daß er in Trübſal muthlos nicht verkümmere,
Weil er mir ſo lang ſchon feiernd aus der Scheide guckt,
Ja, 's juckt nach Feindes-Brüderſchaft[1] dich armen Kerl.
Doch wo bleibt mir der Trogus?

Trogus.

Hier, Herr, ſteh' ich hart
Am klugen, kühnen, ja am königsgleichen Mann.

---

[1] Fratrem facere, was Muret u. A. in fartum facere verwandelt haben:
„Und aus den Feinden Häckſel ſich zu machen ſehnt."

Ziehſt du zum Kampfe, ſagt kein Mars es mehr, auch er
Sei Krieger und vergleiche ſich mit deiner Kraft.

Pyrgopolinices.

Wem ließ das Leben ich im Gurguſtidonier=Feld,
Als Bombomachides Cluninſtaridyſarchides
Das Obercommando führte, jener Neffe Neptuns?[2]

Trogus.

Ich weiß, du meinſt Den, der die goldnen Waffen trug,
Deß Heerſchaar mit 'nem Athemhauche du zerſtäubt,
Gleichwie der Wind das Laub thut oder ein Schindeldach.

Pyrgopolinices.

Und das, beim Poll![3] iſt Nichts noch.

Trogus.

Iſt, beim Hercules, Nichts,
Wollt' ich vom Andern ſprechen, (für ſich) das du nie gethan.
Wenn Einer einen lügneriſcheren Menſchen ſah,
Und der mehr Rodomontaden ſagt, als Dieſer thut,
Der ſoll mich haben, ihm ergeb' ich mich als Knecht
Für 'nen Krautſalat,[4] bei dem ich prachtvoll hungern kann.

Pyrgopolinices.

Wohin du?

Trogus.

Hier, Herr! Wie dann dem Elephanten du
In Indien einſt mit voller Fauſt den Arm[5] zerſchlugſt.

---

[2] Neptuni nepos um der Alliteration willen. Neffe Neptuns, ſtatt: Enkel. — [3] Bei'm Poll! oder Poll! d. h. bei'm Pollux! iſt die gewöhnlichſte Betheuerungsformel. — [4] Epityrum (ἐπίτυρον), ein Gericht aus eingemachten Oliven, ſoll in Sicilien eigenthümlich geweſen ſein. — [5] Köpke und Lindemann erklären: „Das Schulterblatt.“ Das doppelförmige brachium iſt aber komiſcher und wird durch das Folgende nothwendig.

Pyrgopolinices.

Was, Arm?

Trogus.

Nun, nun; ich meine hier das Schenkelbein.

Pyrgopolinices.

Damals war ich nicht aufgelegt.

Trogus.

Ja, war es dir
Darum zu thun, durch Knochen und Kaldaunen durch
Hätteſt dem Elephanten du den Arm gebohrt.

Pyrgopolinices.

Laß das jetzt gut ſein.

Trogus.

Freilich lohnt ſich's nicht der Müh',
Daß du mir erzähleſt, der ich deine Thaten weiß.
(für ſich) An ſolchem Elend iſt der Magen ſchuld. Das Ohr
Muß hören, denn ſonſt aus dem Mund mir zahnt der Zahn.
Ja-ſagen muß ich, was er auch immer lügen mag.

Pyrgopolinices.

Was wollt' ich —

Trogus.

O ich weiß ſchon, was du ſagen willſt.
Du thateſt's, ich erinnere mich.

Pyrgopolinices.

Was?

Trogus.

Was du meinſt.

Pyrgopolinices.

Haſt die Tabellen?

Trogus.

Willſt du werben? Den Griffel auch!

Pyrgopolinices.

Recht artig doch begegnet dein Geiſt meinem Geiſt.

Trogus.

Mir kommt es zu, aufmerkſam deinen Sinn zu erſpäh'n,
Daß ſorgſam ich vorſehe dir, wohin du ſinnſt.

Pyrgopolinices.

Was meinteſt du —?

Trogus.

Ich meinte in Cilicien
Die Hundertfünfzig, hundert Sycolatronier,
Die dreißig Sarden, ſechzig Macedonier
Sind Leute, die an Einem Tag du todtgemacht.

Pyrgopolinices.

Wie viel macht das zuſammen?

Trogus.

Siebentauſend Mann.

Pyrgopolinices.

So viel muß ſein, du haſt die Rechnung brav gemacht.

Trogus.

Ich hab' es nicht 'mal aufgeſchrieben und weiß es doch.

Pyrgopolinices.

Bei'm Poll! ein brav Gedächtniß das!

Trogus.

Ja, hungerſcharf.

Pyrgopolinices.

Fährſt du ſo fort wie bisher, haſt du Brot bei mir,
An meinem Tiſche bleibſt du der beſtänd'ge Gaſt.

Trogus.

In Cappadocien, wo mit Einem Streiche du,
War nicht zuletzt dein Sarras ſtumpf, fünfhundert ſchlugſt.

Pyrgopolinices.

Es war der Reſt des Fußvolks.

Trogus.
(für ſich) Hätten ſie je gelebt!
(laut) Was ſoll ich dir vorſagen, was doch Jeder weiß,
Daß du der einzige Pyrgopolinices lebſt
An Tapferkeit, Unbeſiegbarkeit und an Geſtalt?
Dich lieben alle Weiber und mit Recht, bei Gott!
Da du ſo ſchön biſt. Wie zum Beiſpiel mich geſtern die
Am Mantel zupften.

Pyrgopolinices.
Ei! Was ſagten ſie geſtern dir?

Trogus.
Die Eine fragt mich: bringſt du da den Achilles mit?
Nein, ſeinen Bruder! ſagt' ich; und die Andre nickt.
Drum iſt bei'm Caſtor (ſagte ſie) er ſo 'n ſchöner Mann!
So edeln Anſtands! und was ihm die Locken ſteh'n!

Pyrgopolinices.
Sagt' ſie das wirklich?

Trogus.
Und beſchwuren Beide mich,
Daß ich dich heut vorüberführe, ſo zur Schau!

Pyrgopolinices.
Unſäglich Unglück für den Mann, zu ſchön zu ſein!

Trogus.
Nun mich belagernd, bitten, flehen, betteln ſie,
Nur dich zu ſeh'n. Gerufen werd' ich allenthalb,
Daß ich deine Geſchäfte kaum dabei beſorgen kann.

Pyrgopolinices.
Mich dünkt, nun iſt die Stunde da, zum Markt zu geh'n,
Daß den Recruten, die ich geſtern einrollirt,
Ich die bedung'ne Löhnung nun auszahlen kann.
König Seleucus bringt in mich mit Freundlichkeit,

Daß ich Recruten ihm werben und bedingen ſoll.
Dem König dieſen Tag zu weih'n, entſchloß ich mich.
Trogus.
So machen wir uns auf den Weg.
Pyrgopolinices.
Trabanten, folgt!

Die Gefangenen.

Dies iſt das ſittlichſte Stück des Plautus, eine Eigenſchaft, welche er im Epilog auch ganz beſonders daran rühmt, doch gebricht es demſelben dagegen an jener draſtiſchen und derben, wenn auch leider zu oft anſtößigen Komik. — Die Gefangenen, iſt ein aus je zwei Handlungen beſtehendes Luſtſpiel, von denen die erſte mit dem dritten Acte ſchließt. Wir theilen hier dieſe drei Acte in Rapp's höchſt glücklicher Ueberſetzung mit, und haben uns nur geſtattet, einige wenige, für unſer Buch nicht paſſende Verſe wegzulaſſen. — Die darin handelnden Perſonen ſind Hegio, ein ätoliſcher Bürger, Ergaſilus, ein Paraſit, Philocrates, Tyndarus und Ariſtophontes, Gefangene aus Elis. In der zweiten Hälfte, die einige Wochen ſpäter ſpielt, löſ't ſich dann Alles zu allgemeiner Zufriedenheit auf, wie es der Prolog andeutet.

Der Prolog. (tritt auf.)
(Man ſieht innerhalb des Hauſes zwei Gefangene an die Wand geſchloſſen.)

Die ihr dort ſteh'n ſeht, jene zwei Gefangenen,

Je nun, die ſteh'n denn; ſitzen können ſie einmal nicht.
Ihr ſelbſt bezeugt mir, daß dies wirklich iſt der Fall.
Des Einen Vater iſt hier der Hausherr Hegio;
Wie's aber kommt, daß der dem eignen Vater dient,
Das ſetz' ich euch gleich auseinander, paßt ihr auf.
Geboren ſind dem Alten hier der Knaben zwei,
Wovon den einen kaum vierjährig ſtahl ein Sclav,
Der, ſofort flüchtig, ihn verkaufte zu Elis an
Den Vater jenes zweiten. Habt ihr das nun? Gut.
Dort hinten ſchüttelt einer noch den Kopf; herbei!
Iſt mehr kein Platz zum Sitzen, ſo geh' auf und ab,
Nur jag' uns Armen nicht die Schwindſucht auf den Hals.
Um deinetwillen, glaub' mir, ſchrei' ich mich nicht krank.
An euch geſetzte, würdige Leute wend' ich mich,
Empfangt den Reſt, ich unterſchlage nichts davon.
Der flücht'ge Sclav nun, wie geſagt, verkauft' alſo
Dem Vater Jenes den hier geſtohl'nen jungen Herrn.
Der Vater aber, der ihn gekauft, ſchenkt' ihn dem Sohn
Als faſt gleichaltrig, in ſein Kinder-Eigenthum.
Jetzt dient dem Vater unbewußt der eigne Sohn;
Geh'n nicht die Götter wie mit dem Spielball mit uns um?
So wißt ihr nun, wie er den einen Sohn verlor.
Später kriegt Elis Krieg mit den Aetolern, und,
Wie's geht im Kriege, gefangen wird der zweite Sohn;
Der Arzt Menarchus kauft' ihn dort, in Elis. Nun
Geht der unſre her, kauft Eliſche Gefangne auf,
Ob er nicht einen fände, den er für den Sohn
Auswechſelte (daß *der* ſein Sohn iſt, weiß er nicht)
Und da er geſtern hörte, daß vom erſten Rang
Und beſten Haus ein Eliſcher Ritter gefangen ſei,
Spart er kein Geld (es iſt ja doch dem Sohn geſpart)
Daß er wo möglich ihn zurückbrächt' in ſein Haus;

Und handelt nun die Zwei von den Quäſtoren ein.
Die haben aber unter ſich 'ne Liſt erdacht,
Kraft der der Sclav den Herrn nach Haus entkommen läßt.
Deswegen haben ſie Kleid und Namen umgetauſcht;
Jener nennt ſich Philocrates, der Tyndarus.
Der ſtellt nun Jenen, Jener heute Dieſen vor.
Und der führt nun ſo fein die Schelmenrolle durch,
Daß er dem Herrn Gelegenheit zur Freiheit ſchafft.
Zu gleicher Zeit macht er auch ſeines Bruders Glück
Und ſchafft ihn frei zurück zum Vater in's Vaterland,
Ohn's zu wiſſen; ſo geſchieht's ja hundertmal,
Daß Einer unwiſſend mehr als wiſſend Gutes thut.
In der Unwiſſenheit nun haben ſie die Liſt
Boshaft ſich auserſonnen und zurecht gelegt,
Und alſo wurd' es ausgemacht nach ihrem Plan,
Daß in der Knechtſchaft der bei ſeinem Vater bleibt,
So iſt er unbewußt nun ſeines Vaters Sclav;
Wie winzig ſind die Menſchlein doch, bedenk' ich mir's!
Dies iſt nun ein Geſchäft für uns, für euch ein Spaß.
So leg' ich wenige Worte noch euch an das Herz.
Es iſt der Müh' werth, daß ihr die Geſchichte ſeht;
Es iſt nichts Abgedroſchenes, wie die meiſten ſind,
Noch giebt's da ſchmutzige Verſe. Auch befürchtet nichts,
Weil ich vom Krieg der Elier mit Aetolien ſprach;
Die Schlachten fallen außerhalb der Bühne vor.
Lächerlich wär' es in dem komiſchen Coſtüm,
Pfuſchten wir ſo in die Tragödie mit hinein.
Will Einer Schlachten — nun ſo fang' er Händel an:
Und kriegt er nur 'nen überlegnen Widerpart,
So ſorg' ich ihm für eine ganz verfluchte Schlacht,
So daß ihn's künftig nie mehr ſo nach Händeln juckt.

Nun tret' ich ab; lebt wohl und richtet mich gerecht
Im Frieden; kommt einmal der Krieg, dann zeigt den Muth!

Erſter Act. Erſte Scene.

Der Paraſit Ergaſilus.

Ergaſilus.

Stets ungeladen bin ich bei der Hand; nur tritt
Der Paraſit nicht ungeladen ab; vielmehr
Geladen werd' ich immer, ich ſage nur nicht worauf.
Den Mäuſen gleich ſchmarotzen wir vom fremden Tiſch;
Giebt's Aufſchub der Geſchäfte, geht's hinaus auf's Land,
Dann heißt's uns über's Maul hinausgeſchoben auch.
Wie bei der Wärme ſich verkriecht das Schneckenvolk,
Und zehrt vom eignen Fett, ſo lang' der Thau nicht fällt,
Gerade ſo ſteckt auch das Paraſitenvolk
Im Schneckenhaus und nagt am eignen Hungertuch,
So lang' der Herr das Land bezieht, von dem ſie zieh'n.
Windhundelos dürr ſind wir dann zu ſolcher Zeit;
Doch rechte Bullenbeißer, wie der Wind ſich dreht,
Ja Bärenhäuter ſind wir dann, Zudringlinger.
Das aber ſag' ich, wer in unſrem Stande nicht
Ohrfeigen aushält, und daß ihm am Kopf der Krug
In Stücken geht, der gehe mit dem Bettelſack
Vor's Thor [1] ſpazieren. Doch daß mir ein Gleiches nicht
Begegne, bin ich gar ſo recht verſichert nicht.
Denn da mein Herr und Meiſter in des Feind's Gewalt
Durch dieſen Krieg der Aetoler mit den Eliern,

---

[1] Vor die porta trigemina ſagt der Dichter, und fällt aus der Griechiſchen Illuſion in das Lokal der Stadt Rom.

(Hier nämlich iſt Aetolien) gefangen ſitzt
Philopolemus, der Sohn des alten Hegio,
Der hier wohnt, dort in Elis; dünkt betrüblich nun
Mich dieſes Haus; ſo oft ich's anſeh', wein' ich laut;
So hat nun der ein nicht ſehr rühmliches Gewerb,
Auch ihm nicht lieblich, nur dem Sohn zu lieb erwiſcht;
Denn er treibt Menſchenhandel, nur ob er einmal
Nicht einen finde, der den Sohn auswechſeln kann.
Und wenn er das erreichte, wär' mir's mehr als lieb;
Denn wenn es dem nicht gut geht, wie erſt ging' es mir?
Vom jungen Volk hoff' ich nichts mehr; das denkt an ſich;
Nur der iſt noch ein junger Herr vom alten Schlag.
Dem hab' ich unbelohnt die Grillen nie verjagt.
Und auch der Alte iſt durchaus ganz ehrenwerth.
Ich will zu ihm; doch eben öffnet ſich die Thür,
Aus der ſo oft ich toll und voll hervorgewankt.

Zweite Scene.

Hegio (aus dem Hauſe mit einem) Sclaven (als Gefangenwärter)
Ergaſilus (bei Seite).

Hegio.

Hör', wie ich ſage, dieſen zwei Gefangenen,
Die geſtern aus der Kriegesbeut' ich eingekauft,
Legſt du die leichten Feſſeln einzeln an, doch die,
Womit ſie fortan an die Wand geſchloſſen ſind,
Löſ' auf, daß ſie herumgeh'n drinn und hauſen, wie
Sie wollen; nur hab' immer ein ſcharfes Aug' auf ſie.
Ein Freigefangener iſt dem wilden Vogel gleich;
Sieht er nur die Gelegenheit zur Flucht 'mal ab,
Schon gut; du fängſt ihn nachher nicht zum zweitenmal.

Sclave.

Ja freilich, frei ſind Alle lieber wir als Sclav.

Hegio.

Du ſelbſt nur, dünkt mich, denkſt nicht ſo.

Sclave.

Ei hab' ich nichts

Dir aufzuzählen, wie zählt' ich bei den Freien mit?

Hegio.

Ei zählſt du ſo, zähl' ich dir bald was Andres auf.

Sclave.

Zum Wildgeflügel zähl' ich mich nach deinem Rath.

Hegio.

Ganz wie du willſt; im Käfig dann erzähl' ich dir
Was andres. Doch der Pfiffe g'nug; thu' wie ich ſag'
Und geh'. Ich geh' zum Bruder, und ſehe nach, ob die
Andern Gefangenen dieſe Nacht nichts angeſtellt.
Von dort komm' ich geradeswegs nach Haus zurück.

Ergaſilus.

Mir thut es weh, daß der das Kerkeramt betreibt,
Des armen Sohnes wegen blos, der arme Mann!
Doch wenn er nur dem Sohn damit zur Freiheit hilft,
So treib' er meinetwegen ſelbſt das Schinderamt.

Hegio.

Wer ſpricht hier?

Ergaſilus.

Einer, der um deinen Gram ſich härmt,
Grau, alt und hager und elendiglich verkommt.
Ich bin nur Haut und Knochen noch vor Hagerkeit.
Nie, niemals ſchlägt's im mind'ſten an, eſſ' ich zu Haus;
Der kleinſte Biſſen außerhalb, das thut mir gut.

Hegio.

Gruß dir, Ergaſilus!

Ergaſilus.

Gottes Segen, Hegio, dir!

Hegio.

Nicht weinen.

Ergaſilus.

Wie? nicht weinen um ihn? Todt weinen nicht
Soll ich um ſolchen Jungen mich?

Hegio.

Ich wußt' es wohl,
Daß meinem Sohn du immer gut warſt, wie er dir.

Ergaſilus.

Dann ſeh'n wir Menſchen endlich ein, was uns beglückt,
Wenn das dahin iſt, was in unſern Händen war.
Erſt ſeit dein Sohn in Feinds Gewalt gefangen ſitzt,
Verſteh' ich, was er mir geweſen; das thut weh.

Hegio.

Wenn dich als Fremden dieſer Unfall ſo betrifft,
Was ſoll erſt ich, der Vater, um den Einz'gen thun?

Ergaſilus.

Als Fremden? Der mir Fremder, Hegio? Guter Gott!
Das ſollteſt du nicht ſagen, ſolches denken nicht.
Dir iſt's der Einz'ge? Mir der einzig Einzigſte!

Hegio.

Mich freut's, daß dir des Freundes Noth zu Herzen geht.
Doch ſei getroſt.

Ergaſilus.

Oh! (auf den Bauch deutend)
Dem da geht es entſetzlich nah
Zuſammen, ſeit das Brockenheer entlaſſen iſt.

Hegio.

Haſt du denn Keinen ſeither aufgetrieben, der
Dir das entlaſſne Heer nun auf die Beine bringt?

Ergaſilus.
Denkſt du? Sie fürchten Alle vor dem Poſten ſich,
Wer ſich verſuchte, ſeit dein Sohn gefangen ſitzt.

Hegio.
Wohl auch kein Wunder, daß ſie ſich vor dem Poſten ſcheu'n,
Denn vieler und gar vielerlei Soldatenvolks
Bedarfſt du; erſtlich ſind da die von Bäckerſtädt,
Deren ſind mehr, als Albeck, Wandsbeck, Windsbeck, dann
Jene von Schweinfurt, Hirſchfeld, Eberdorf; dann die
Von Schnepfenthal, von Meiſenheim, von Lerchenfeld;
Dann aller Art Seetruppen forderſt du in das Feld.

Ergaſilus.
Sieh, ſo vergräbt ſich oft das leuchtendſte Genie.
Welch' großer Feldherr hier im Privatſtand untergeht!

Hegio.
So gieb dich doch zufrieden. Ich habe Hoffnung, daß
Ich in den nächſten Tagen ihn zu Hauſe ſeh'.
Sieh', hier ſteht ein gefangner junger Elier, von
Dem edelſten Geſchlechte ſtammend, hölliſch reich;
Um den, hoff' ich zu Gott, tauſch' ich den Sohn mir aus.

Ergaſilus.
Segne dir Gott und Göttin das.

Hegio.
Biſt irgendwo
Zu Tiſch gebeten?

Ergaſilus.
Nirgends, daß ich wüßte. Doch
Was fragſt du dies?

Hegio.
Weil mein Geburtstag heute juſt;
Drum wünſcht' ich für die Mahlzeit dich zum Tiſchcumpan.

Ergaſilus.
Ein guter Einfall.
Hegio.
Falls du mit 'ner Kleinigkeit
Zufrieden ſein kannſt.
Ergaſilus.
O, ſelbſt mit 'ner Kleinigſtheit;
Das iſt bei mir juſt Hausmannskoſt, tagtägliche!
Hegio.
So biet' ich auf dich.
Ergaſilus.
Nun, zum dritt- und letztenmal,
Falls alsbald nicht ein Andrer, noch ein höheres
Gebot thut, das mir und den Genoſſen fetter dünkt,
Schlag' ich mich zu als liegenden Grund in deine Hand.
Hegio.
Vielmehr als Abgrund denn als Grund erſteht man dich.
Doch kommſt du, komm bei Zeiten.
Ergaſilus.
O, du haſt mich gleich.
Hegio.
Nein, geh', jag' nach dem Haſen, hier bleibt dir der Hund.[2]
Denn meine Mahlzeit geht 'nen holperigen Gang.
Ergaſilus.
Damit ſchreckſt du mich nicht ab, Hegio; glaub' es nicht.
Ich ſeh' mich dann mit wohlverſohlten Zähnen vor.
Hegio.
Nein, nein; mein Tiſch iſt beißend.

---

2) Das ſchlechtere Mahl. Im Original ein kleines Thier, vielleicht der Iltis.

Ergaſilus.
Ißt du Dornen, Freund?
Hegio.
Recht ländlich.
Ergaſilus.
Nun, ein Ferkel iſt ein ländlich Thier.
Hegio.
Sehr viel Gemüſe.
Ergaſilus.
Schicke das in der Kranken Haus.
Sonſt etwas?
Hegio.
Komm zu rechter Zeit.
Ergaſilus.
Mich mahne nicht. (Ab.)
Hegio.
Ich geh hinein und rechne mir das Sümmchen aus,
Wie viel ich ausſteh'n habe bei der Wechſelbank.
Nachher will ich zum Bruder, wie ich ſchon geſagt. (Ab.)

Zweiter Act. Erſte Scene.

Philocrates. Tyndarus; der Gefangenwärter und andere Sclaven.

Gefangenwärter.
Wenn's die Unſterblichen alſo verhängt, daß ihr
Durch dieſe Trübſal wandlet, ſo geziemt euch, das
Mit Faſſung zu ertragen. Wenn ihr alſo thut,
So wird die Laſt euch leichter. Wie ich höre, war't
Ihr frei zu Hauſe; da ihr nun den Pfleck verſchmeckt,
Thut ihr am beſten, wenn ihr euch zu ſchicken wißt,
Und ſo die Knechtſchaft ſchmiegſam unter Herrenwort

Erweiſ't durch eure Aufführung. Hinnehmen muß
Man auch das Unannehmlichſte, kommt es vom Herrn.

Philocrates.

O weh! o weh!

Gefangenwärter.

Ja ein Geheul, das fehlte noch.
Man hat genug euch anzuſeh'n. Zum ſchlimmen Spiel
Macht gute Miene; das iſt klug.

Philocrates.

Wir ſchämen uns,
In Ketten ſo zu ſein.

Gefangenwärter.

Und ſoll ſich wohl mein Herr
Drum grämen, wenn er euch der Feſſeln ledig ließ,
Daß ihr frei ſpringet, die er um baar Geld gekauft?

Philocrates.

Was fürchtet er von uns denn? Schließt er uns auch los,
So wiſſen wir, was unſere Pflicht iſt.

Gefangenwärter.

Ja, ihr ſinnt
Auf's Durchgeh'n? o ich weiß, was euch im Kopfe ſteckt!

Philocrates.

Wir durchgeh'n? Wohin durchgeh'n?

Gefangenwärter.

Nun, der Heimath zu.

Philocrates.

Pfui doch, wir führen uns nicht wie Ausreißer auf.

Gefangenwärter.

Ei was, bei'm Poll! trifft ſich Gelegenheit, ich nähm'
Es euch nicht übel.

Philocrates.
Eins nur laßt mich noch von euch
Erbitten.
Gefangenwärter.
Und was?
Philocrates.
Daß ihr uns, in Abweſenheit
Von dieſen und euch, ein Wörtchen unter uns plaudern laßt!
Gefangenwärter.
Es ſei. Geht ihr hinüber dort: wir treten dann
Ein wenig hieher. Aber mach' die Rede kurz!
Philocrates.
Oh, das thu' ich von ſelber. Tritt hieher.
Gefangenwärter (zu den Sclaven).
Ihr bleibt
Von ihnen weg.
Tyndarus.
Wir ſind dafür euch Beide ſehr
Verpflichtet, daß ihr uns nach unſern Wünſchen der
Gelegenheit theilhaftig werden laſſet.
Philocrates (leiſe zu Tyndarus).
Tritt
Nun ganz herüber, wenn dir's recht iſt, und ſo fern,
Daß uns kein Lauſcher unſre Wort' erlauſchen kann,
Und unſre Schelmerei nicht unter die Leute kommt.
Denn willſt du meinen Herrn vorſtellen, daß ich dann
Als deinen Sclaven mich angebe, müſſen wir
Vorſichtig und behutſam doch zu Werke geh'n,
Daß wir es fein geheim genug und mit Verſtand,
Auch raſch und ſchlau vollführen. Es iſt ein großes Werk,
Das wir begonnen; wahrlich nicht mit Schläfrigkeit
Will das betrieben werden.

Tyndarus.
Ich füge mich genau
Nach deinem Willen.
Philocrates.
Glaub' es.
Tyndarus.
Und du ſiehſt, daß ich
Um deines theuren Hauptes willen dieſes Haupt,
Das mir auch theuer iſt, jeder ſchnöden Quälerei
Preis gebe.
Philocrates.
Weiß es.
Tyndarus.
Doch erinnere dich auch noch
Des Wiſſens, wenn du einſt erreicht, was du erringſt.
Die meiſten Menſchen haben's halt ſo ſchlimm im Brauch,
Wünſchen ſie was, ſo lang's erkämpft wird, ſind ſie gut,
Doch haben ſie ſich mit eingewohnt, da werden ſie
Aus Guten alsbald niederträchtig und infam.
Für jetzt wohl glaub' ich biſt du geſinnt nach meinem Wunſch;
Dafür auch, was ich für den eigenen Vater je
Gethan, thu' ich für dich nun.
Philocrates.
Und beim Poll, wenn es
Sich ſchickte, gerne nennt' ich ſelber Vater dich;
Denn nächſt dem Vater lieb' ich dich gleich väterlich.
Tyndarus.
Ich hör's.
Philocrates.
Und darum mahn' ich dich, ſo oft ich kann,
Daß du bedenkſt, daß ich nicht Herr, nein, Sclave, bin.

Nun bitt' ich um das Eine doch. Da nun einmal
Uns die Unſterblichen es alſo zugedacht,
Daß ich, der erſt dein Herr, dein Mitknecht jetzo ſei, —
So bitt' ich, da doch früher ich dir nach Recht befahl,
Nun flehentlich bei allem Wankelmuth des Glücks,
Und bei der Güte, die mein Vater ſtets für dich
Bewieſen, und bei unſrer Mitknechtſchaft von heut,
Die ſich durch Feindsgewalt ergab, daß du ſofort
Mir anders nicht in Freundlichkeit begegnen magſt,
Als je ich dir, ſo lang' du mir gedient, erwies,
Und daß du, wer du vormals warſt und wer du nun
Zu ſein haſt, dir mit allem Bedacht bedenken magſt.

Tyndarus.

Ich weiß ja ſchon, nun bin ich du, und du biſt ich.

Philocrates.

Nun gut, wenn du dir wohlbedächtlich das bedacht,
So iſt uns Hoffnung übrig, daß die Liſt gelingt.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Hegio.

Hegio (in's Haus).

Ich komme gleich in's Haus zurück, wenn ich zuvor
Aus dieſen Burſchen hier herausgebracht, was ich
Zu wiſſen wünſche. Wo ſind ſie denn, die ich vor's Haus
Heraus ließ führen?

Philocrates.

Nun, daß du uns nicht gar weit
Zu ſuchen haſt, dafür haſt du recht gut geſorgt,
So ſind mit Ketten und Wächtern wir verpaliſſadirt.

Hegio.

Wer nur für den Betrug ſorgt, der iſt unbeſorgt
Bei aller Sorge. Glaubt er auch verſorgt zu ſein,

Kommt ſolche Sorgfalt doch am End' gar übel weg.
Hab' ich nicht recht, daß ich euch wohl verwahre, da
Ich euch mit baarem Geld ſo theuer eingekauft?

Philocrates.

Wir legen weder dir, bei'm Poll, es übel aus,
Uns zu bewachen, noch wirſt du es thun, wenn wir
Davon dir geh'n bei ſchicklicher Gelegenheit.

Hegio.

Wie ihr hier, ebenſo wird dort bei euch mein Sohn
Bewacht.

Philocrates.

Iſt er gefangen?

Hegio.

Ja.

Philocrates.

So waren wir
Doch nicht allein ſo ſchmählich.

Hegio (zum Philocrates).

Du, tritt mal beiſeit,
Ich möcht' allein bei dir etwas erkundigen;
Doch möcht' ich nicht um Alles, daß du mir darin
Die Wahrheit vorenthielteſt.

Philocrates.

Wahrlich nicht, ſoweit
Sie ſelbſt mir zu Gebot iſt. Was mir unbewußt,
Geb' ich dir dann als ſolches.

Tyndarus.

Jetzo ſitzt der Herr
In der Balbierersbude, alsbald ſitzt ihm auch
Das Meſſer an der Kehle; nimmt er ſich doch nicht
Einmal die Müh', ihm die Serviette umzuthun,
Daß er das Kleid ſich nicht beſchmutzt. Doch ob er ihn

Nun auf dem Daumen oder über'n Löffel ab-
Raſirt, wüßt' ich doch nicht zu ſagen. Falls er ſein
Geſchäft verſteht, ſo richtet er ihn ſchändlich zu.

Hegio.

Wie du, wärſt du ein Sclave lieber oder frei,
Das ſag' mir doch.

Philocrates.

Was der Glückſeligkeit zunächſt
Zur Seite, und am meiſten ab vom Uebel ſteht,
Das iſt mir ſtets das Beſte. Ob mir gleich nicht ſehr
Beſchwerlich meine Knechtſchaft, denn ich war fürwahr
Bei dir nicht anders, denn ein leiblich lieber Sohn.

Tyndarus.

Ah bravo! Um den Thales von Milet gäb' ich
Hinfort kein halb Talent mehr; gegen das Talent
(auf Philokrates deutend)
Bleibt er mit ſeiner Weisheit nur ein Bettelbub'!
Wie fein er das Geſpräch auf Knechtſchaft hingedreht!

Hegio.

Von welchem Hauſe ſtammt denn der Philocrates?

Tyndarus.

Von dem der Polypluſier,[3] das dorten eins
Der beſt' und angeſehenſten Häuſer iſt.

Hegio.

Jedoch
Er ſelbſt, wie wird er dort geſchätzt?

Tyndarus.

Auf's glänzendſte;
Er zählt mit bei den beſten.

---

[3] Zu deutſch hieße der Witz: „Aus dem der Herrn von Sündlichreich."

Hegio.
Nun, wenn er denn ſo
In Anſehn bei den Eltern ſteht, wie du mir ſagſt,
Wie ſteht's mit dem Vermögen? iſt es fett?
Philocrates.
Oh, daß
Der Herr ſich Unſchlitt von abſchöpfen kann.
Hegio.
Und dann,
Sein Vater, lebt er?
Philocrates.
Lebend ließen wir ihn zurück,
Wie wir geſchieden; ob er jetzt am Leben noch,
Ob nicht mehr, mag der Orcus wiſſen!
Tyndarus.
Das geht gut.
Es wird moraliſirt; nicht lauter Teufelei.
Hegio.
Wie hieß man ihn?
Philocrates.
Theſaurochryſochryſides.
Hegio.
Der Name ward ihm von dem Reichthum beigelegt?
Philocrates.
Ei, denk' ich, mehr von ſeinem Geiz und Schmutzigkeit.
Hegio.
Hat er's ſo weit getrieben?
Philocrates.
Uebertrieben, Herr.
Daß du mir glaubſt, ein Pröbchen: Opfert er je mal
Dem Hausgott, bracht' er, ſtatt des nöthigen Weihgeräths

Irdenes Geſchirr aus Samos,[4] daß ihm nicht etwa
Der Gott was mitnimmt. Daraus magſt du denn erſeh'n,
Wie er den Andern trau'n wird.

Hegio.

Komm jetzt nur herein.

(Er führt den Philocrates nach der Hausthüre und kehrt jetzt zu Tyndarus zurück.)

Jetzt will ich auch aus dieſem, was ich wiſſen muß
Gleich auskundſchaften. Höre, der Philocrates
Hat ſich benommen, wie's 'nem braven Burſchen ziemt.
Von ihm hab' ich erfahren, weß Geſchlechts du biſt;
Er hat es mir geſtanden. Falls das Gleiche du
Mir anvertrau'n wirſt, ſoll es nicht dein Schaden ſein.
Denn daß ich's ſchon durch den erfuhr, erfuhrſt du nun.

Tyndarus.

Der hat nur ſeine Schuldigkeit gethan, wenn er
Die Wahrheit dir geſtanden; ob ich ernſtlich auch
Entſchloſſen war, dir mein Geſchlecht und Haus und was
Von Reichthum mein iſt, ſtreng zu hehlen, Hegio. Nun,
Da Vaterland und Freiheit mir verloren ging,
Find' ich es ganz natürlich, daß er mehr nicht mir
Als dir verpflichtet glaubt zu ſein. Die Feindsgewalt
Hat ſeine Stellung mit der meinigen nunmehr
Ganz ausgeglichen. Denken kann ich mir die Zeit,
Wo wider mich er nicht mit Worten irgend was
Zu unternehmen hätte gewagt; nun thut er's gar
Mit Werken. Siehſt du wohl? So manſcht und modelt nun
Göttin Fortuna mit dem lieben Menſchenvolk.
Mich, vormals frei, wirft ſie, zum Sclaven, ganz hinab.

---

[4] Leichte, weitverbreitete Waare.

Vom höchſten Glück, der an's Befehlen ich gewöhnt,
Muß fügen mich nach eines Anderen Befehl.
Freilich, wenn ich 'nen Herrn erwarten darf, wie ich
Selbſt einſtens gegen mein Geſinde war, ſo hab'
Ich nicht ein ſchwer und unrecht Joch zu fürchten. Eins
Noch, Hegio, hab' ich dir (wofern zum Voraus es
Dir nicht zuwider iſt) an das Herz zu legen, mir
Gewünſcht.

Hegio.

Ei, ſprich es aus.

Tyndarus.

Ich war dereinſt ſo frei
Als wie dein Sohn. Nur Feindeshand hat mir, wie ihm,
Die Freiheit abgeſchnitten; er dient gerade ſo
Bei mir zu Land, als wie ich hier in deinem Haus.
Nun aber iſt ein Gott, der Alles ſieht und hört
Was wir vornehmen. Dieſer wird, wie du mich hier
Gehalten haſt, gewißlich nach demſelben Maß
Dort deinem Sohn zumeſſen. Was du Gutes an
Mir thuſt, kommt deinem Sohn zu gut; was du an mir
Verſchuldeſt, rächt ſich auch an ihm. Mein Vater ſehnt,
Wie ſehr nach deinem du dich, ſich nach ſeinem Sohn.

Hegio.

Das Alles weiß ich; aber wirſt du mir auch das,
Was Jener vor dir eingeſtand, beſtätigen?

Tyndarus.

Ich leugne nicht, daß mir der Vater im höchſten Wohl=
Stand lebt zu Haus, und daß ich von dem edelſten
Geſchlechte bin entſproſſen, doch beſchwör' ich dich,
Hegio, daß meines Reichthums wegen du doch nicht
Zu übermäßiger Geldgier dich verblenden läßſt,
Daß nicht etwa mein Vater gar am Ende denkt,

Ob ich ſein Einz'ger gleich bin, beſſer ſei es noch,
Ich eſſe hier an deinem Tiſch mich ſatt, von dir
Gekleidet und erhalten, als daß dort ich, wo
Es doch für mich am härtſten wär', als Bettler mich
Umſchleppte.

Hegio.

Ich bin, Dank ſei es den Göttern, und
Den Wahrern meines Hauſes ſattſamlich verſeh'n
Mit Reichthum, auch iſt's meine Anſicht keineswegs,
Daß jeder mögliche Gewinn den Menſchen frommt;
Zwar weiß ich, daß ſchon manchen Mann das liebe Geld
Emporgebracht, und doch giebt's Fälle, wo ſelbſt Verluſt
Noch dem Gewinnſt iſt vorzuzieh'n. Mir iſt das Geld
An ſich verhaßt. So Manchen hat es mannigfach
Vom Weg des Heils verſchlagen. Jetzo paß mir auf,
Daß meine Meinung dir vollkommen deutlich wird.
Mein Sohn ſitzt nun gefangen bei euch in Elis feſt;
Schaffſt du ihn mir zur Stelle, ſo ſprechen weiter wir
Von keinem Heller Löſegeld. Dich und den dort
Entlaſſ' ich frei; doch anders kommt ihr hier nicht weg.

Tyndarus.

Die Forderung iſt ehrenwerth und ganz gerecht;
Und ehrenwerth erſcheinſt du ſelbſt wie Wenige.
Doch, ſag' mir, iſt dein Sohn Privatmannsdiener dort,
Iſt er Staatsſclave?

Hegio.

Nein, Privatmanns: bei dem Arzt
Menarchus.

Philocrates (beiſeit, für ſich).

Was? Das iſt mein eigener Client!
Das iſt einmal ſo leicht zu haben als Regen in
Der Traufe.

Hegio.
Schaff' den Sohn mir her.
Tyndarus.
Das will ich gern.
Doch eins bitt' ich, Hegio.
Hegio.
Nun, was es ſei,
Dient es zu dem Geſchäfte, ſei es dir gewährt!
Tyndarus.
So höre denn und wiſſe. Zwar daß du mich ſelbſt,
Indeß dein Sohn erledigt wird, entlaſſen ſollſt,
Das kann ich nicht verlangen; doch das bitt' ich dich,
Daß du mir gegen Sicherheit den Sclaven dort,
An meinen Vater abzuſenden überläßſt;
So wird dein Sohn herbeigeſchafft.
Hegio.
Da kann ich ja
Doch beſſer einen andern Mann, ſobald als wir
Den Waffenſtillſtand anerkannt, abfertigen
An deinen Vater.
Tyndarus.
Das iſt nichts, wenn du ihm da
'nen Fremden ſchickſt; das iſt verlorne Müh'. Nein, den
Da mußt du ſchicken, der macht dir den Handel fix
Und fertig, wie er angelangt iſt. Sicherlich
Findeſt du keinen redlicheren, noch dem er eh'r
Sich anvertraut, wen du auch ſchickſt, und der ihm mehr
Der Sclav nach deinem Herzen iſt, dem dreiſter er
Auch deinen Sohn zu jeder Stunde gern vertraut.
Du haſt nichts zu befürchten, da mit meinem Kopf
Für ſeine Treu' ich Bürge bin, weil ich ihn kenn'

Als einen Knecht, der auf des Herren Liebe ſich
Verlaſſen kann.

Hegio.

So ſchick' ich ihn verſichert denn
Durch deine Bürgſchaft, wenn du's haben willſt.

Tyndarus.

Das thu':
Und zwar ſo raſch es möglich iſt, wünſcht' ich, daß das
Geſchäft verwirklicht werde.

Hegio.

Haſt du alſo nichts
Dagegen, daß nur auf den Fall, wenn Jener nicht
Zurückkommt, du mir zwanzig Minen Sicherheit
Verbürgeſt?

Tyndarus.

Völlig einverſtanden.

Hegio (zu den Knechten).

Löſ't denn dem
Die Ketten, oder vielmehr den Beiden.

Tyndarus.

Mögen dir
Die Götter alle alles Artige der Welt
Zu Willen lenken, daß du mich ſo gar honett
Behandelſt und die Feſſeln mir abhanden ſind.
Fürwahr gar nicht unſanft noch ſchwer vermiſſ' ich mehr
Am Hals das Halsband.

Hegio.

Was man Guten Gutes gönnt,
Vergütet reich in Segensgüte ſich. Wenn es
Dir nun bequem, daß du den Knecht abſenden willſt,
So ſag', erklär' ihm, ſchreib' ihm vor, wie Alles du

Dem Vater vorzutragen wünſchen kannſt. Ja willſt
Du's, ruf' ich ihn dir gleich herbei.

Tyndarus.

Ruf' ihn heraus.

Dritte Scene.

Hegio, Philocrates und Tyndarus.

Hegio (mit Philocrates vorkommend).

Mög' es uns denn zum Heil gedeih'n, mir, meinem Sohn
Und euch. Dein neuer Herr heißt dich getreu etwas
An deinen alten Herrn beſtellen, wie du's hörſt.
Der legte Bürgſchaft für die zwanzig Minen aus,
Und dafür ſendet er an ſeinen Vater dich,
Daß der mir meinen Sohn erlöſ't. Daß ſo ein Tauſch
Zwiſchen uns mit mein' und ſeinem Sohn zu Stande
kommt.

Philocrates.

Nach beiden Richtungen iſt mein Gemüth gekehrt,
Zu dir und jenem; braucht mich immer als ein Rad;
So roll' ich hier= und dorthin, wie ihr's haben wollt.

Hegio.

Du thuſt dir ſelbſt den größten Dienſt nach deinem Sinn,
Daß du die Knechtſchaft trägſt, wie man ſie tragen ſoll.
Komm jetzt. (Zu Tyndarus.) Hier iſt der Menſch.

Tyndarus.

Ich weiß dir vielen Dank;
Weil du mir Anlaß und Gelegenheit verſchaffſt,
Daß ich den Eltern kann durch den zu wiſſen thun,
Wie es mir hier ergangen, und was mein Wunſch nun ſei,
Das Alles bringt er ordentlich dem Vater vor.
Wir haben unter uns ausgemacht hier, Tyndarus,
Daß gegen Bürgſchaft du für mich nach Elis gehſt

Und ich, falls du nicht rückkehrſt, zwanzig Minen ihm
Verſichre.

Philocrates.

Nun, ich ſeh', das habt ihr klug gemacht.
Sicher erwartet ſchon der Vater, ſei es mich,
Sei's einen andern Boten.

Tyndarus.

Darum merk' dir wohl,
Was ich dir auftrag' an den Vater in's Vaterland.

Philocrates.

Philocrates, wie überall geſchah, geſchieht's;
So raſch und eifrig, wo es deinen Vortheil gilt,
Führ' ich es aus und ſetz' es durch, mit Herz und Hand.

Tyndarus.

Du thuſt genau, wie dir's geziemt. Doch jetzt, paß auf.
Vor allem anderen grüße Vater und Mutter ſchön,
Wie die Verwandten, und wer ſonſt noch Antheil nimmt.
Ich ſei wohl auf und ſteh in Dienſte bei dieſem hier,
Einem Ehrenmann, der auf das allerhonetteſte
Mich ſtets behandelt und behandelt hat.

Philocrates.

Das ſag'
Du mir nicht vor; die Dinge weiß ich ſelber ſchon.

Tyndarus.

Wäre nicht der Wärter in der Näh', ich hielte mich
Für frei. Dann ſag' dem Vater, wie mit dieſem ich
Uebereingekommen wegen ſeines Sohns.

Philocrates.

Was ich
Ja weiß, iſt leerer Zeitverluſt zu predigen.

Tyndarus.

Er kauf' ihn los und ſchick' ihn gegen uns Beide dann
Hieher zurück.

Philocrates.

Wohl, wohl.

Hegio.

Jedoch, ſo raſch als du's
Betreiben kannſt; das iſt gleich wichtig für uns Zwei.

Philocrates.

Du ſehnſt dich ſicher heißer nicht nach deinem Sohn,
Als er nach ſeinem.

Hegio.

Mir iſt meiner, Jedem iſt
Der ſeinige werth.

Philocrates.

Haſt du noch weiter was, das ich
Dem Vater ſage?

Tyndarus.

Es geh' mir gut, und hör', das darfſt
Du keck auch ſagen, Tyndarus, wir ſeien gar
Nicht übel mit einander ausgekommen, du
Habſt weder was verſchuldet, noch ich Grund gehabt,
Mich dir zu widerſetzen. Treulich habſt du ſtets
Dem Herrn, durch Noth und Trübſal auch, gedient. Nie habſt
Du irgend mich, in Wort noch Werk, in Kümmerniß
Und Angſt, im Stich gelaſſen. Wenn der Vater das
Erfahren, Tyndarus, wie treu geſinnt du warſt
Für ſeinen Sohn und für ihn ſelbſt, iſt er gewiß
So geizig nicht, daß er umſonſt nicht frei dich läßt.
Zum wenigſten komm' ich zurück, geſchieht's um ſo
Gewiſſer. Denn durch deinen Dienſt, durch deine Treu

Und Tugend und Verſtändigkeit haſt du bewirkt,
Daß zu den Eltern ich nach Hauſe kehren kann.
Da jenem meinen Reichthum du und mein Geſchlecht
Geſtanden haſt, damit haſt aus den Feſſeln du
Den Herrn befreit; er dankt es deiner Verſtändigkeit.

Philocrates.

Wiewohl ich wirklich ſo gethan, und mich's erfreut,
Daß du deß eingedenk biſt, war's doch gegen dich
Nur Schuldigkeit, was ich gethan. Denn wärſt du ſelbſt
Mein Knecht geweſen, könnteſt du folgſamer doch
Nicht meinem Rath ſein.

Hegio.

O, ihr treuen Götter, nein!
Welch' edle Menſchenſeelen! Thränen preſſen ſie
Mir aus. Das heißt von Herzen doch ſich lieben. Wie
Mit lautem Preis hat hier der Knecht den Herrn gelobt!

Philocrates.

Und doch, beim Poll, lobt er mich nicht ein Hunderttheil
Von dem, was er um mich verdient vom lautſten Lob.

Hegio.

Wenn du dann immer dich ſo treu erwieſen haſt,
So bietet ſich dir heut Gelegenheit, dein Werk
Zu krönen, wenn du dies Geſchäft für den getreu
Zu Stande bringſt.

Philocrates.

Mehr ſoll mein guter Wille für
Die That voraus nicht wünſchen, als ich's wirklich auch
In's Werk zu richten geſonnen bin. Daß du mir glaubſt,
Ruf' ich den höchſten Jupiter zum Zeugen her,
Hegio, daß niemals dem Philocrates ich un-
Getreu will werden.

Hegio.
Biſt ein braver Burſche.
Philocrates.
Noch
Je anders für ihn handeln will, als für mich ſelbſt.
Tyndarus.
Was du da ſagſt, magſt du durch That und Werke dann
Bewähren. Und je weniger ich von dir geſagt,
Wie ich es wünſchte, hör' mir dann fein diesmal zu.
Und dieſer Worte wegen wirſt du, hoff' ich, nicht
Mir böſe werden. Dieſes nur ſoll, bitt' ich dich,
Dir gegenwärtig bleiben, daß auf meine Treu
Und Glauben hin verſichert du nach Hauſe gehſt,
Und daß mein Leben hier für dich verpfändet liegt.
Mögeſt du's nicht vergeſſen, alsbald wenn ich dir
Aus den Augen bin, daß ich für dich in Sclaverei
Ein Sclav zurückgeblieben bin, und daß du dich
Sofort für frei hältſt, und das Pfand im Stiche läßſt,
Und du dich nicht drum kümmerſt, wie du deſſen Sohn
An meiner Statt in's Vaterland herüberbringſt.
Bedenk', daß du für zwanzig Minen hier verbürgt
Entlaſſen biſt. So ſei dem Treuen treu, und laß
Die Treue ja nicht in der Luft vertrocknen. Daß
Mein Vater Alles eingeht, wie man es von ihm
Verlangt, deß bin ich ſicher. Mich, den alten Freund,
Verpflichteſt du auf ewig und den neuen hier (Hegio),
Den haſt du blind gefunden. So beſchwör' ich dich
Bei deiner Rechten, die ich in der meinigen
Jetzt halte, daß du nie mir ungetreuer ſeiſt,
Als ich dir bin geweſen. Thu' dann dein Geſchäft,
Du biſt ja doch mein Herr, mein Schutz, mein Vater jetzt.
Auf dir beruht nun all' mein Glück und all' mein Gut.

Philocrates.

Es ruhe ſicher. Verlangſt du mehr, als daß ich, was
Du mir vertraut haſt, fix und fertig niederleg'
In deine Hand?

Tyndarus.

Mehr nicht.

Philocrates.

Komm' ich zurück, ich bring'
Für dich und dich das Alles mit, was euch erfreut!
Haſt du noch was?

Tyndarus.

Daß du, ſobald als möglich iſt,
Zurück biſt.

Philocrates.

Das verſteht ſich ja.

Hegio.

Komm' jetzt mit mir,
Daß ich am Wechslertiſche dir das Reiſegeld
Auszahlen laſſe. Auf demſelben Gange nehm'
Ich gleich den Paß bei'm Prätor für dich mit.

Tyndarus (unruhig).

Was für
'Nen Paß? [4]

Hegio.

Nun, den er haben muß im Lager, daß
Man ihn zur Heimath durchläßt. [5]

---

[4] Tyndarus fürchtet, Philocrates möchte vor den Prätor gehen müſſen, mit anderen Gefangenen confrontirt und ſomit erkannt werden. — [5] Daß der Römer hier von Prätor und Legion ſpricht, wie oben vom Quäſtor, muß man ihm nicht verübeln.

(Zu Tyndarus.)
Geh du jetzt hinein.

Tyndarus.

So reiſe glücklich (ab.)

Philocrates.

Und leb' wohl indeß.

Hegio.

Beim Poll,
Da hab' ich's einmal gut getroffen, als ich die
Von den Quäſtoren kaufte aus den Gefangenen.
So hab' ich mir, wenn's Gottes Will' iſt, doch den Sohn
Aus der Gefangenſchaft erlöſ't. Und war ich nicht
Noch lang im Zweifel, ob ich die zwei Burſche ſollt'
Einkaufen oder nicht? Hört ihr, paßt mir wohl auf
Auf den drin, Burſche, daß er ohne Wächter nicht
'Nen Schritt thut außerm Hauſe. Gleich bin ich zurück.
Ich ſeh' nur bei dem Bruder nach den übrigen
Gefangenen. Dort kann ich mich auch erkundigen,
Ob einer dort dieſen jungen Menſchen kennt.
Komm', daß du fortkommſt; das muß nun zuerſt geſcheh'n.
(Geht mit Philocrates ab.)

Dritter Act. Erſte Scene.

Ergaſilus.

Der Menſch hat's übel, der dem, was er eſſen ſoll,
Nachlaufen muß und es mit knapper Noth erwiſcht;
Doch übler hat es der noch, der mit knapper Noth
Sucht und nichts findet; aber am allerübelſten
Iſt der dran, der den Magen voll von Eſſensluſt
Mit leerem Mund umlaufen muß. Bei'm Hercules,

Dem Tag ſtieß' ich, wär's möglich, gleich die Augen aus,
So ſtiftet er mit Bosheit alle Sterblichen
Wider mich auf. Kein faſtenfeſtlicherer kam
Mir jemals vor, noch der dickvoller aufgeſtopft
Mit Hungerleere geweſen; er kam nicht von der Stell',
Er mag ſich ſtellen wie er will. So hält man denn
Ganz flotte Faſten-Ferien-Feier heut in Mund
Und Magen. Mag mir doch die Paraſitenkunſt
Zu allen tauſend Teufeln geh'n! Läßt heutzutag
Das junge Volk uns arme Witze-Schlucker doch
Total im Stich. Kein Menſch läßt nur an den Tafelrand,
Mehr zu uns prügelduldendes Spartanervolk,[6]
Das nichts von Werth und Wirthſchaft hat als Worte blos.
Nach denen fragt man, die, wenn ſie bei uns ſich froh
Geſättigt, das bei ſich zu Haus erwiederen.
Sie kaufen ſelbſt ein auf dem Markt, was doch von je
Das Amt des Paraſiten war; ſie ſelber geh'n
Mit unbedeckter frecher Stirn zum Kuppler hin,
So frech wie vor Gericht der Schurk den Schelm verdammt.
Um uns Hanswurſte giebt man keinen Dreier mehr.
Ein Jeder denkt nur an ſich ſelbſt. Denn wie ich nun
So eben auf dem Markte zu dem jungen Volk
Mich finde: „Seid gegrüßt“ ſag' ich, „wo geh'n wir hin
Zuſammen“, ſag' ich, „über Mittag?“ und es fällt
Kein Sterbenswörtchen. „Wer ſagt: dahin oder dorthin, Wer?“
Sag' ich. Als hätten ſie kein Maul, ſo bleibt es ſtill.
Sie lachen nicht einmal. „Wo eſſen wir denn zu Nacht?“

---

[6] Die Spartaner pflegten ihre Jugend abzuprügeln, zur Abhärtung.

Sag' ich. Nun ſchütteln ſie die Köpfe gar. Nun bring'
Ich einen Witz der beſſern Sorte, die ich weiß,
Für die ich ſonſt auf Wochen lang mir freie Koſt
Erkaufte. Niemand lacht. Da merk' ich alſobald,
Daß es ein abgeredet Spiel war. O ein Hund,
Wird er gereizt, hätt' mehr gethan. Wenn es auch nicht
Zum Lachen kommt, verzög' er doch den Hundemund
Und wieſe mir die Zähne. Die verlaß ich denn,
Da ich erfuhr, daß man mich nur zum Beſten hat!
Ich komme zu Andern, komme zu wieder Andern, und
Nochmals zu Andern; überall das nämliche,
Aus Einem Tone pfeift die ganze Schaar, wie auf
Dem Oelmarkt übereins die ganze Salbenzunft.[7]
So hab' ich's denn am Ende ſatt, wenn überall
Ich zum Geſpött bin. Und ſpazieren auf dem Markt
Gleich troſtlos Andre meiner Zunft nicht hin und her?
Doch weiß ich Rath; 'nen Criminalprozeß dem Volk
Häng' ich an 'n Hals, das ein Complott gemacht, das uns
Mit Leib und Leben in das tiefſte Elend bringt.[8]
Recht muß ich haben, und die Strafe ſetz' ich ſelbſt
Dem Richter an: daß mir nach meiner eignen Wahl
Zehn große Gaſtungen verabreicht werden, wenn
Die Jahreszeit am theuerſten. Das ſetz' ich durch.
Nun will ich noch hinab zum Hafen; denn dort blitzt
Der äußerſte eßbare Hoffnungsſtern; wenn auch
Noch der den Hals bricht, komm' ich wieder hier herauf,
Und hole bei dem Alten mir mein Dornenmahl.

---

7) Auf dem Velabrum, dem Salbenmarkte der Stadt Rom. — 8) Wahrſcheinlich eine Anſpielung auf gleichzeitige Römiſche Klagprozeſſe.

Zweite Scene.

Hegio (kommt mit) Ariſtophontes.

Hegio.

Was giebt es Schön'res, als mit Ehren Das zu thun,
Was uns den eignen Vortheil bringt, ſo wie ich es
Geſtern gemacht, da ich die Beiden aufgekauft?
Wo Einer mich anſichtig wird, kommen ſie mir
Entgegen, wünſchen mir zu dieſem Falle Glück,
So daß ſie mich durch immer neues Stellen und
Aufhalten endlich ganz erbärmlich müd' gemacht.
Kaum tauch' ich Armer aus Gratulationen auf.
Mit Noth kam ich zum Prätor, ſchnaufte kaum mich aus,
Und bat um einen Paß; der wird mir ausgeſtellt;
Flugs den dem Tyndarus gegeben, macht ſich der
Nach Hauſe. Dahin kam ich kaum von dem Geſchäft,
Als alsbald ich beim Bruder wieder mich nach den
Andern Gefang'nen umſah', ſie zu fragen, ob
Von ihnen Allen Einer nicht Philocrates
Von Elis kenne. Da erhebt ſich der und ſagt,
Das ſei ſein Kamerad ja. Ich verkünd' ihm, daß
Er ſich bei mir befinde; d'rüber bittet er
Mich flehentlich, daß ich ihm doch geſtattet', ihn
Zu ſeh'n; da ſandt' ich ſchnell Befehl, daß man ihn aus
Den Feſſeln löſe; nun komm du mit mir; um was
Du mich gebeten, das iſt dir vergönnt, daß du
Hier deinen Kameraden nun beſuchen magſt.

(Sie gehen in's Haus.)

Dritte Scene.

Tyndarus (kommt erſchrocken zu einer anderen Thüre herausgelaufen).

Tyndarus.

Nun iſt's an dem, daß ich begraben lieber, als

Lebendig wäre, wo alles Heil, wo jede Hülf'
Und Hoffnung mich verlaſſen und ausgeſtoßen hat.
Das iſt ein Tag, wo kein Entkommen für mich mehr
Verhoffbar iſt; und im Elende ſelber ſeh'
Ich mehr kein Ende, keinen Ausweg, der mir noch
Die Todesfurcht vertriebe. Nun giebt es fürwahr
Für meine Gaunereien und Vertuſchungen
Mehr kein Deckmäntelchen. Für die Verrätherei
Abbitten wär' ſo lächerlich als je der Straf'
Entrinnen wollen: denn die Unverſchämtheit ſelbſt
Verweigerte mir diesmal ihr Aſyl; es kann
Die helle Bosheit ſelbſt mich nicht herbergen mehr.
Das Nachtverhüllte liegt am Tag; das Gaukelſpiel
Iſt aufgedeckt und das Geheimniß offenbar.
Es iſt in dieſem Umſtand gar kein Zweifel mehr,
Daß ich erbärmlich untergeh', daß ich die Peſt
Mir auf den Hals lud, daß ich doppelt ſterbe durch
Die Schuld des Herrn und eigne. Der hat mich verderbt,
Ariſtophontes, der juſt in die Thüre trat;
Der kennt mich, denn er iſt ein Jugendfreund und Anverwandter
des Philocrates. Nun kann mich die
Glücksgöttin ſelbſt, und wollte ſie, nicht mehr befrei'n.
Es iſt ja keine Möglichkeit, wenn ich nicht noch
Ein Schelmſtück prakticire. Doch zum Teufel, was
Denn prakticir' ich? Was nur ſinn' ich aus? Und gilt's
Die tollſten Faxen, das Unſinnigſte, es muß
Heraus, mein Kopf; ſieh, daß du da nicht hängen bleibſt!

Vierte Scene.

Tyndarus, Hegio, Ariſtophontes.

Hegio.

Wo rennt mir dieſer Menſch nun aus dem Haus hinaus?

Tyndarus.
Jetzt bin ich ganz geſchlagen; Tyndarus, der Feind,
Iſt dir dicht auf der Ferſe. Was Alles ſag' ich nun?
Was ſchwatz' ich nun? Was läugn' ich? Was geſteh'
ich nun?
Es geht mir Alles durcheinander durch den Kopf.
Was kann ich denn noch hoffen, da es ſo weit iſt?
O hätten dich die Götter klein geſchlagen doch,
Eh' du zum Feind vom Vaterland verſchlagen wardſt,
Ariſtophontes, der das ſchön entworfne Werk,
Du Holterpolter, ſchändlich über den Haufen wirfſt!
Zu Tod geſchlagen iſt der ganze Plan, wenn ich
Die allertollſte Teufelei nicht ſetze durch.

Hegio.
Komm' ſieh'; da ſteht das Menſchenkind. Geh', red' ihn an.

Tyndarus.
Wo war jemals ein Menſchenkind noch übler d'ran?

Ariſtophontes.
Was ſoll das heißen, daß du meinen Blicken aus-
Weichſt, Tyndarus? Mich wie 'nen Fremdling ſtehen läßt,
Als hätteſt du mich nie gekannt? Jetzt bin ich ja
Ein Sclav, wie du, obwohl zu Haus ich freier war,
Du aber ſtets von Kindesbeinen an als Sclav
Zu Elis haſt gedient?

Hegio.
Nun, nun, das kann mich doch
Nicht Wunder nehmen, daß er aus dem Weg dir geht
Und deinem Anblick, ja, daß du verhaßt ihm biſt,
Da du ihn Tyndarus nennſt, ſtatt Philocrates.

Tyndarus.
Hegio, den Mann hielt man in Elis einſt für toll.
Laß dir es nicht zu Ohren geh'n, was er auch ſchwatzt,

Zu Haus hat Vater und Mutter er mit dem Spieß verfolgt.
Zuweilen kommt ihm auch die Krankheit, wo man ſchäumt.
Drum ſei auf deiner Hut, und bleib' ihm von dem Leib.
Hegio (weicht zurück).
Fort, fort mit ihm!
Ariſtophontes.
Was, Schurke, ſagſt du, ich ſei toll?
Und fabelſt da, ich habe den Vater mit dem Spieß
Verfolgt? Und dichteſt mir die Krankheit an, wo man
Auf einen ſpeit?[9]
Hegio.
Sei doch nicht ungehalten. Iſt
Doch mancher Mann von dieſer Krankheit heimgeſucht,
Für die es gut war, wurden ſie nur angeſpien.
Tyndarus.
Ja, das iſt Manchem gut.
Ariſtophontes.
Und du glaubſt das von ihm?
Hegio.
Was meinſt du, daß ich glaube?
Ariſtophontes.
Daß ich ein Toller ſei?
Tyndarus.
Sieh' ihn nur an, was er ſchon ein feindſeliges
Paar Augen macht. Du thuſt am allerbeſten, du
Läßt ihn ganz machen, Hegio. Sieh', es kommt, wie ich
Vorausgeſagt; die Wuth bricht aus; nimm dich in Acht!
Hegio.
Hielt ich ihn doch ſogleich für toll, als er dich erſt
Tyndarus nannte.

---

[9] Die Alten glaubten ſo die Epilepſie zu vertreiben.

Tyndarus.
O zuweilen wohl vergißt
Er ſeinen eigenen Namen und weiß ſelber mehr
Nicht, wo er iſt.
Hegio.
So ſagt' er auch, dein Kamerad
Sei er von je.
Tyndarus.
Ich wüßte nicht. Dann wären auch
Alcmäon und Oreſtes und Lycurgus mir[10]
Kameraden von demſelben Schlag, wie dieſer da.
Ariſtophontes.
Was, Lumpenhund, du wagſt es noch, und ſchimpfſt auch mich?
Ich kenne dich nicht?
Hegio.
Nun, bei'm Poll, das iſt doch klar,
Daß den du wohl nicht kennen kannſt, den Tyndarus
Du nennſt anſtatt Philocrates. Der vor dir ſteht,
Den nimmſt du falſch, und ſprichſt von dem, der gar nicht da.
Ariſtophontes.
Vielmehr giebt er für den ſich aus, der er nicht iſt;
Und das, was er in Wahrheit iſt, das läugnet er.
Tyndarus.
Du biſt mir doch der rechte, der den Philocrates
Jetzt übertreffen wollte an Glaubwürdigkeit!
Ariſtophontes.
Bei'm Poll, wie ich die Sache ſeh', hab' ich dich ſchon,

---

[10] Drei berühmte Wahnſinnige aus der Mythologie, wie der ſpäter erwähnte Ajax. Unter Lycurgus iſt ein Thraciſcher König verſtanden.

Wie du die Wahrheit überführen willſt durch Trug.
Doch bitt' ich dich, bei'm Hercules, mach' doch einmal
Und ſieh' mir in die Augen.

Tyndarus.

Nun?

Ariſtophontes.

Antworte mir.
Du ſagſt, du ſeiſt nicht Tyndarus?

Tyndarus.

Nein, wahrlich.

Ariſtophontes.

Und
Du ſagſt, du ſeiſt Philocrates?

Tyndarus.

Gewißlich.

Ariſtophontes (zu Hegio).

Und
Du glaubſt ihm das?

Hegio.

Ja, mehr als dir, und als mir ſelbſt.
Denn der, von dem du eben ſprachſt, iſt heut von hier
Nach Elis und zum Vater deſſen abgereiſ't.

Ariſtophontes.

Zu welchem Vater? Deſſen? Zu 'nem Sclaven denn?

Tyndarus.

Auch du biſt freilich nun ein Sclav und wareſt frei.
Desgleichen hoff' auch ich zu ſein, wenn dieſem ich
Den Sohn dort aus der Sclaverei befreien kann.

Ariſtophontes.

Was ſeiſt du, Schlingel? Du behaupteſt gar, daß du
Ein Freier biſt?

Tyndarus.

Nein, keinen Freier nenn' ich mich,[11]
Philocrates nur.

Ariſtophontes.

Was iſt das? Nein, Hegio, was
Der Böſewicht dich ſchändlich nun zum Beſten hat!
Der Kerl iſt Knecht; nie hat er einen andern je
Gehabt, außer ſich ſelber.

Tyndarus.

Weil du dort bei uns
Als armer Schlucker lebteſt, weil du ſelbſt nichts haſt
Zu nagen, wär' dir's gar zu angenehm, du ſähſt
Nur deinesgleichen überall. Mich wundert's nicht.
Es iſt die Art der Armen, daß ſcheelſüchtig ſie
Jeden Beſitz beneiden.

Ariſtophontes.

Hegio, ſieh' dich vor,
Daß unbedacht du dem zu glauben nicht beharrſt.
Und, was ich jetzt durchſchauen kann, hat er fürwahr
Bereits dir einen Streich geſpielt.

Tyndarus.

Ich weiß das wohl,
Daß du d'rauf ſcheel ſiehſt. Gleichwohl, falls die Götter nur
Mir günſtig ſind, ſetz' ich es durch; ich ſchaffe Dem
Den Sohn herbei, und er mich meinem Vater heim
Nach Elis. Deshalb ſandt' ich an den Vater ja
Den Tyndarus.

---

[11] Im Original ein Wortſpiel mit liber, frei, und Liber, Beiname des Bacchus.

Ariſtophontes.

Der biſt du ſelbſt, und außer dir
Iſt in ganz Elis dieſes Namens ſonſt kein Sclav.

Tyndarus.

Fährſt du noch fort und rückſt mir meine Knechtſchaft vor;
An der doch Feindsgewalt nur Schuld iſt?

Ariſtophontes.

Nein, ich kann
Mich nicht mehr halten!

Tyndarus.

Nun, haſt du's gehört, was er
Da ſagte? Warum denkſt du nicht auf Sicherheit?
Bald kommt's ihn an, geht er mit Steinen auf uns los,
Wenn du ihn nicht feſtnehmen läßſt.

Ariſtophontes.

Ich werde toll.

Tyndarus.

Wie ſeine Augen funkeln! Hegio, jetzund muß
Ein Strick herbei. Bemerkſt du nicht, wie ihm die Haut
Von gelben Flecken über und über fleckig wird?
Die ſchwarze Galle packt den Mann.

Ariſtophontes.

Bei'm Pollux, wär'
Der Mann bei Sinnen, ſollte bald beim Henker dir
Am ſchwarzen Galgen glühend Pech dein rothes Haupt
Erleuchten.

Tyndarus.

Jetzo ſpricht er irr; nun hetzen ihn die
Kobolde.

Hegio.

Wie meinſt du? Ließ ich ihn feſtnehmen nun?

Tyndarus.

Das wär' das Beſte.

Ariſtophontes.

Dieſes bringt mich um, daß mir
Kein Kieſel bei der Hand iſt, daß dem Galgenſtrick
Den Schädel ich einſchlagen kann, der mich zum Narr'n
Mit ſeinen Lügen machen will.

Tyndarus.

Nun hörſt du's doch,
Daß er nach einem Kieſel ſucht?

Ariſtophontes.

Vergönne mir,
Hegio, ein Wort mit dir allein.

Hegio.

Bleib' nur dort ſteh'n,
Und ſprich, was du zu ſagen haſt; ich höre dich
Von weitem ſchon.

Tyndarus.

Bei'm Poll auch, wo du näher trittſt,
Beißt er die Naſ' dir glatt aus der Phyſiognomie.

Ariſtophontes.

O glaub' doch ja nicht, daß ich toll ſei, Hegio,
Noch es jemals war, noch daß das mindeſte nur an
der Krankheit iſt, von der er ſprach. Jedoch wenn du
on mir was fürchteſt, laß mich binden, gerne will
ch's leiden, falls nur dieſer auch gebunden wird.

Tyndarus.

ohlan doch, Hegio, Bande dem, der es begehrt.

Ariſtophontes.

O ſchweig' doch nur, du künſtlicher Philocrates;
och heute ſtell' ich nackt dich hin als Tyndarus.
as willſt du mit dem Winken?

Tyndarus (beſtürzt).
Was, ich winke dir?
Ariſtophontes (zu Hegio).
Sieh nun. Wie macht' er's erſt, hätt' er dich weggeſchwatzt!
Hegio (wird aufmerkſam).
Wie denn? Wenn ich hinträte zu dem tollen Mann.
Tyndarus.
So macht er tolles Zeug dir vor, ſchwatzt Unſinn her,
Daran nicht Kopf noch Fuß wo zu erkennen iſt.
Es fehlt nichts als die Rüſtung, daß leibhaftig du
Den Ajax vor dir ſäheſt, wenn du dieſen ſiehſt.
Hegio.
Das macht mir nichts; ich geh' doch hin.
Tyndarus (für ſich).
Mit mir iſt's aus,
Ganz aus; ſchon ſteh' ich zwiſchen Schlachtbank und Altar,
Wie 'n Opferthier, und all mein Witz iſt nun zu End'!
Hegio.
Ich höre dich nun, Ariſtophontes, falls du mir
Etwas zu ſagen hätteſt.
Ariſtophontes.
Nun, hörſt du's, Hegio,
Von mir ganz klar, was dich im Nebel täuſcht. Doch erſt
Möcht' ich dir das benehmen, daß du mich für toll
Oder mit einem Uebel ſonſt behaftet hältſt,
Falls du etwa Gefangenſchaft nicht dahin zählſt.
Doch möge ſo gewiß der Herr der Götter und
Der Menſchen mich des Vaterlands theilhaftig und
Froh werden laſſen, als der Burſche hier nicht mehr
Philocrates iſt, als ich ſelber oder du.
Hegio.
Oho! ſo ſag' mir aber doch, wer er dann iſt.

Ariſtophontes.

Der ich gleich Anfangs dir geſagt. Erfindeſt du
Es jemals anders, hab' ich nichts dagegen mehr,
Daß um die Ehre, um die Freiheit ich bei dir
Auf immer komme.

Hegio (zu Tyndarus).

Was ſagſt du dazu?

Tyndarus.

Daß ich
Dein Sclav und du mein Herr biſt.

Hegio.

Nach dem frag' ich nicht.
Warſt du je frei?

Tyndarus.

Das war ich.

Ariſtophontes.

Niemals war er es;
Er faſelt.

Tyndarus.

Nun, was weißt doch du? Standſt du denn als
Hebamme meiner Mutter bei, daß du ſo keck
Das zu behaupten wageſt?

Ariſtophontes.

O, ich ſah dich ſchon
Als kleinen Knaben.

Tyndarus.

Nun ſeh' ich als großen dich,
Seit ich erwachſen. Alles Wetter über dich!
Laß meine Sachen unberührt, wo du dich liebſt.
Frag' ich denn nach den deinigen?

Hegio (zu Ariſtophontes beiſeit, die ganze Scene durch).
Sag' mir doch, hieß
Sein Vater denn Theſaurochryſochryſides?

Ariſtophontes.
Bewahre, noch erhört' ich ſolchen Namen je
Vor dieſem Tage. Der Vater des Philocrates
Heißt Theodoremedes.

Tyndarus (für ſich, bis zum Schluß der Scene).
Ich bin ganz caput.
Was doch bedenkſt du noch, mein Herz? Was gehſt du nicht
Geradeswegs und hängſt dich auf? Du hüpfſt noch gar,
Da ich vor Furcht mich auf dem Bein kaum halten kann?

Hegio.
Doch iſt es auch ganz ausgemacht, daß er ein Sclav
In Elis war, und daß er nicht Philocrates
Iſt?

Ariſtophontes.
So gewiß, daß du's nie anders hören wirſt.
Doch wo iſt jener andere?

Hegio.
Wo's mir gar nicht lieb,
Ihm aber, denk' ich, um ſo lieber iſt. So bin
Ich wirklich denn geprellt und ſchmählich angeſchmiert
Durch dieſes Buben Finten, der nach Herzensluſt
Mich an der Naſe führte. Doch, biſt du gewiß?

Ariſtophontes.
Ich ſage dir, es liegt am Tag und offenbar.

Hegio.
Und ganz gewiß?

Ariſtophontes.
O dergeſtalt, verſichr' ich dich,
Daß in der Welt gewißlicher Gewiſſes nichts

Zu finden iſt. Philocrates war immer ja
Mein Jugendfreund von unſrem Knabenalter an.

Hegio.

Ei ſprich, von welchem Ausſeh'n iſt dein Kamerad?

Ariſtophontes.

Hör': von Geſicht was mager und die Naſe ſpitz:
Von weißer Haut und ſchwarzem Aug', die Haare kraus,
Gelockt, und was in's Röthliche.

Hegio.

O weh, das trifft!

Tyndarus.

Wie hab' ich doch, bei'm Hercules, mich heute recht
Mitten hinein in alles Ungemach geſtürzt.
Weh, weh den armen Ruthen, die ganz ohne Gnad',
Auf meinem Rücken müſſen heut' zu Schanden geh'n!

Hegio.

Ich ſeh' es ein, ich bin genarrt.

Tyndarus.

Was zaudert ihr,
Fußeiſen! mir zu nah'n und mir die Beine zu
Umfangen, daß ich ſorgſam dort euch hegen kann?

Hegio.

Nein, haben heut mir dieſe zwei Gefangenen
Nicht mehr als ſchändlich mitgeſpielt? Der ſtellte ſich
Als Knecht und dieſer als den Herrn. So blieb mir, da
Der Kern war ausgeſprungen, in der Hand nichts als
Die ſchaalſte Schaale. Haben ſie mir Eſel nun
Mit Bosheit über und über nicht das Maul geſchmiert?
Das Lachen aber, das vertreib' ich dem gewiß.
Heraus he, Corax, Colaphus, Corbalio!
Bringt Stricke mit!

Ein Sclave (von innen).
Giebt's etwa Holz zu holen, Herr?

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Sclaven (mit Stricken).

Hegio.
Gleich legt dem Lotterbuben da die Handſchellen an.

Tyndarus.
Was ſoll das heißen? Was verbrach ich?

Hegio.
Fragſt du noch?
Der alles Unheil du gehackt, geſät, gepflegt?

Tyndarus.
Warum ſagſt du landwirthlich nicht zuvor: geeggt?
Ein rechter Bauer eggt doch erſt, wenn er geſät.

Hegio.
Wie unverſchämt ſah er dabei mir in's Geſicht!

Tyndarus.
Ein Knecht, der nichts verſeh'n und der ohne Schuld ſich weiß,
Trete getroſt vor Alle, ſonderlich den Herrn!

Hegio.
Ich ſag' es euch, ſchnürt ihm recht feſt die Hände ein.

Tyndarus.
Dein ſind ſie ja; du kannſt ſie mir abhauen auch.
Doch ſag' mir nur, was heißt das? Warum zürnſt du mir?

Hegio.
Weil mich und mein Intereſſe, ſo weit du vermocht,
Durch deinen treulos trüg'riſchen Verrath du ganz
Zu Schanden machteſt und mir alles Glück verdarbſt,
Ja, meinen ganzen Plan und Rechnung rißſt entzwei.
Du haſt mir den Philocrates durch Trug befreit.

Ich dachte mir, du ſeiſt der Freie, er der Sclav,
Denn alſo gabt ihr euch mir an; die Namen habt
Ihr ausgetauſcht.

Tyndarus.

Nun, ſo geſteh' ich Alles gern,
Daß es geſchah, ſo wie du ſagſt, und daß von dir
Durch meine Liſt und Schlauheit er ſich losgemacht.
Und nun, bei'm Hercules, darum biſt du mir ſo bös?

Hegio.

Zu deinem größten Unglück haſt du das gethan.

Tyndarus.

Geh' ich nur nicht durch Miſſethat zu Grund, was thut's?
Geh' ich zu Grund und Jener kehrt nicht mehr zurück,
Wird mir im Tod für dieſe That der Ruhm zu Theil,
Daß ich aus Feinds Gefangenſchaft den Herrn befreit
Und ihn zum Vater heimgeſandt in's Vaterland,
Viel lieber noch mein eigen Haupt auf's Spiel geſetzt,
Als es mit anſah, daß der Herr im Unglück blieb.

Hegio.

Gut, mach' am Acheron dich weit und breit berühmt.

Tyndarus.

Wer für die Tugend untergeht, geht nicht zu Grund.

Hegio.

Biſt du mir nur auf's exemplariſchſte beſtraft,
Und hab' ich für die Büberei dich todt gequält,
Heiß' man's nun untergeh'n, heiß' man's zu Grunde geh'n,
Biſt du nur todt, was liegt mir d'ran, lebſt du im Ruhm!

Tyndarus.

Bei'm Pollux, thuſt du dieſes doch nicht ungeſtraft,
Kommt Jener je zurück, was ich verſichert bin.

Ariſtophontes.

Bei den Unſterblichen! Nun erſt ſeh' ich, nun verſteh'

Ich erſt den Handel, mein Kam'rad Philocrates
Iſt frei, bei'm Vater, im Vaterland. Nun das iſt ſchön!
Ich wüßte Keinen, dem ich's mehr und gleich gegönnt.
Wie ſchmerzt mich, daß ich dir den ſchlechten Dienſt gethan,
Der du durch mich und meinen Wahn gefeſſelt biſt!

Hegio.

Warnt' ich dich nicht, die Wahrheit zu berichten blos?

Tyndarus.

Du warnteſt mich.

Hegio.

Und warum wagſt du dennoch, mir
Zu lügen?

Tyndarus.

Weil die Wahrheit Jenem ſchädlich war,
Dem ich verpflichtet; meine Falſchheit nützt ihm nun.

Hegio.

Dir ſoll ſie ſchaden.

Tyndarus.

Sei es d'rum. Hab' ich doch ſo
Den Herrn gerettet; was mich dieſe Rettung freut,
Deß, den mein alter Herr zur Hut mir anvertraut!
Hältſt du denn dieſe That für ſchlecht?

Hegio.

Für ganz infam.

Tyndarus.

Und ich für gut; bin ganz verſchiedner Meinung denn.
Stell' dir nur vor, wenn einer deiner Sclaven je
An deinem Sohne das gethan, wie dankteſt du's?
Ließeſt du wohl den Sclaven frei? thätſt du es nicht?
Und wär' nicht dieſer Sclav' bei dir am beſten d'ran?
Antworte mir.

Hegio.
Ich denke, ja.
Tyndarus.
Was zürnſt du dann?
Hegio.
Weil gegen den du treuer biſt, als gegen mich.
Tyndarus.
Was denkſt du denn? nach Einer Nacht und Einem Tag
Soll ich, ein funkelnagelneu gebackner Knecht,
Anhänglicher an dich geworden ſein, als dem,
Mit welchem ich von Kindheit an zuſammen war?
Hegio.
So hol' dir doch bei ihm den Dank. Fort jetzt mit ihm!
Verſorgt ihn mir mit zentnerſchweren Ketten wohl;
Dann wirſt du in die Steinbruch-Höhlen einquartiert,
Und ſchaffen dort die Andern Tags acht Steine vor,
So ſollen, thuſt du anderthalbfach nicht das Werk,
Sechshundert Prügel Tag für Tag dir ſicher ſein.
Ariſtophontes.
Bei Gott und Menſchen fleh' ich, Hegio, nun dich an,
Bring' dieſen Menſchen doch nicht um.
Hegio.
Behüte Gott!
Er wird mir krumm geſchloſſen nur die Nacht bewacht;
Den Tag d'rauf ſchafft er aus dem Boden Steine vor.
Ich quäl' ihn lang', mit Einem Tag wird er nicht quitt.
Ariſtophontes.
Das iſt dir feſt beſchloſſen?
Hegio.
Feſter als das Grab.
Führt ihn ſogleich zum Schmied Hippolytus hinab,
Daß er ihm fette Feſſeln um die Beine mißt;

Von da führt ihn hinaus zum Pächter Corbalus,
Beſorgt, daß der ihn in den Steinbruch ſchleppen läßt,
Und ſagt, es ſei mein Will', er werde ſo traktirt,
Daß Keiner, der am ſchlimmſten d'ran, es übler hat.

Tyndarus.

Was wehr' ich mich um meinen Kopf, wenn du ſo willſt?
Mein Leben, falls es d'rauf geht, iſt dein Schaden nur.
Bin ich dahin, fürcht' ich im Tod kein Uebel mehr.
Und leb' ich's auch zum höchſten Alter durch, es bleibt
Ein kurzer Raum zu dulden doch, was du mir drohſt.
Leb' wohl du, ob du anders wohl um mich verdient,
Ariſtophontes; ja, wie du's verdient, ſo leb'.
Durch dich allein kam ich in's Unglück.

Hegio.

Führt ihn fort.

Tyndarus.

Nur Eines bitt' ich: kommt Philocrates zurück,
Daß du ſein Angeſicht zu ſeh'n mir möglich machſt.

Hegio.

Ihr ſeid des Tods, ſchafft ihr ihn auf der Stelle nicht
Mir aus den Augen.

(Er ſtößt ihn von ſich.)

Tyndarus.

Nein, das heißt Mißhandlung doch,
Bei'm Hercules, geſtoßen und gezerrt zugleich!

(Er wird abgeführt.)

Hegio.

Der zieht nun ſtracks, wie's ihm gehört, dem Kerker zu;
Denn den Gefangnen ſoll er eine Warnung ſein,
Daß nicht ein Andrer ſolchen Frevel mehr erſinnt.
Wär' der da nicht gekommen, der's an Tag gebracht,
Sie zögen mich noch wacker an der Naſe 'rum.

Ich trau', ſo lang' ich leb' auch, keinem Menſchen mehr;
Am erſten Trug hab' ich genug. Ich alter Narr
Hoffte den Sohn aus Feindes Hand zu Haus zu ſeh'n.
Die Hoffnung iſt zu Schanden. Schon den einen Sohn
Verlor vierjährig ich, da ihn ein Sclav' mir ſtahl,
Und nie hab' ich ſo Sohn als Sclaven mehr geſeh'n;
Der Aeltre nun iſt in Feindsgewalt! O welche Schmach!
Als hätt' ich Kinder, ſie zu verlieren nur, gezeugt!
Komm du, an deinen Platz zurück. Kein Menſch mehr ſoll
Mich dauern, hab' ich ſelbſt Niemand gedauert doch.

Ariſtophontes.

Mit ſchlechtem Omen kam ich — aus den Feſſeln — her;
Jetzt in die Ketten, gleich verdächtig, geht's zurück.

(Beide ab.)

Terenz,

wie wir in deutſcher Weiſe ihn zu nennen pflegen, mit vollem römiſchen Namen hieß er **Publius Terentius**, mit dem Beinamen **Afer** (der Africaner), ſtammte aus Karthago, ward höchſt wahrſcheinlich um 192 v. Chr. (562 n. R. Erb.) geboren und ſtarb (599 n. R. Erb.) 155 v. Chr. Geb. auf einer Reiſe nach Griechenland. Obwohl wir eine, dem Suetonius zugeſchriebene biographiſche Notiz (die jedoch wohl nur ein Auszug aus einer größeren Arbeit iſt) über dieſen Dichter haben, ſo wiſſen wir doch wenig Beſtimmtes von ihm. Er war urſprünglich Sclave des Terentius Lucanus, wurde aber von dieſem freigelaſſen und ſoll ein Liebling der vornehmen Römer ſeiner

Zeit, namentlich von Scipio Aemilianus und Lälius geweſen ſein, ſo daß das Gerücht ging, dieſe hätten ihm bei ſeinen Komödien geholfen. Von ſeinen vielen Stücken (es wird behauptet, er habe deren 108 verfaßt) ſind nur ſechs auf uns gekommen: Andria (das Mädchen von Andros), Hecyra (die Schwiegermutter), Heautontimorumenos (der Selbſtpeiniger), Eunuchus, Phormio und Adelphi (die Brüder).

Des Terentius Komödien ſind nur freie Bearbeitungen griechiſcher Vorbilder, vorzüglich des Menandros und Apollodoros. Schon die Alten tadelten mit Recht, daß es ihm an Kraft fehle und daß ſein eigentlicher Werth nur auf ſeiner reinen und eleganten Sprache beruhe, ſo wie auf dem gebildeten Dialog. Urſprüngliches iſt nicht bei ihm zu finden; mit Feinheit und Gewandtheit wußte er jedoch die griechiſchen Originale den Römern mundrecht und anſchaulich zu machen.

Die Fabel ſeiner ſämmtlichen Stücke beruht auf ſo unſittlicher Baſis nach den Forderungen, die wir an Schaam und Sitte des Lebens zu machen gewohnt ſind, daß wir, obwohl ſeine Sprache anſtändiger iſt, als bei Plautus (dafür iſt denn freilich auch ſein Witz nicht ſehr ſchlagend und kalt), daß es uns Pflicht ſchien, noch größere Strenge bei der Auswahl aus den Werken dieſes Dichters vorwalten zu laſſen, als wir ſie ſchon bei ſeinem Vorgänger geübt. Wir müſſen uns daher auf die Mittheilung der erſten Scene des Heautontimorumenos beſchränken; in derſelben findet ſich glücklicher Weiſe Nichts, das ein zarteres Gefühl verletzt. Wir geben dieſen Auszug in der Ueberſetzung von *Benfey*, Stuttgart 1837; einer beſonderen Einleitung bedarf derſelbe nicht, da ſein Inhalt vollkommen verſtändlich iſt.

Aus dem Heautontimorumenos.

Erſter Act. Erſte Scene.

(Gegen Abend.)

Chremes, Menedemus (mit einer Hacke arbeitend).

Chremes.

Iſt die Bekanntſchaft unter uns gleich äußerſt jung
(Seitdem du hier in der Näh' dies Gut gekauft —
Denn, wahrlich, ſonſt war unter uns faſt kein Verkehr),
Macht doch theils deine Tugend, theils die Nachbarſchaft,
Die ziemlich nah an Freundſchaft mir zu gränzen ſcheint,
Daß offen ich und herzlich wage zu mahnen dich,
Weil du mir mehr, als deinem Alter taugt, zu thun
Scheinſt, mehr, als deine äußere Lage nöthig macht.
Denn bei der Götter und Menſchen Treu! was ſoll das ſein?
Was ſuchſt du? Sechzig Jahre zählſt du, oder gar,
Vermuth' ich, mehr. Niemand in dieſem Bezirk beſitzt
Ein größres oder beſſeres Stück Ackerland;
Nicht mehr der Sclaven: doch, als hätteſt Keinen du —
So angeſtrengt verrichteſt ſelbſt du ihr Geſchäft.
Nie geh ich ſo früh vom Hauſe, oder kehre ſo ſpät
Am Abend heimwärts, daß ich auf dem Gut dich nicht

Seh graben, pflügen, oder wenigſtens etwas thun.
Ja! nicht ein Weilchen raſteſt du: ſorgſt nicht für dich.
Daß nicht aus Luſt du Solches thuſt, weiß ich gewiß.
Du ſagſt wohl: „Wie viel hier gethan wird, genügt mir nicht.“
Doch wenn die Mühe, die du eigner Arbeit weihſt,
Du brauchen willſt, um jene zu üben, thuſt du mehr.

Menedemus.

Chremes, vergönnt dir ſo viel Muße dein Geſchäft,
Daß fremdes dich bekümmert, was dich Nichts angeht?

Chremes.

Menſch bin ich: nichts was menſchlich, halt' ich mir für fremd.
Denk': ich ermahne, oder ich befrag' dich dies!
Iſt's recht — daß ich's befolge: wo nicht — zu warnen dich.

Menedemus.

Ich bin's gewohnt ſo: handle du nach deinem Brauch.

Chremes.

Kann denn ein Menſch gewohnt ſein, ſich zu plagen?

Menedemus.

Ich bin's.

Chremes.

Wär's Arbeit — ſagt' ich nichts: doch welche Straf' iſt das?
Was haſt du doch ſo ſchwer um dich verſchuldet?

Menedemus (weinend).

Ach!

Chremes.

Nicht weinen! Laß mich's wiſſen, was es irgend ſei!
Verſchweig's nicht! fürchte nichts! vertrau' es, ſag' ich, mir!
Ich ſteh mit Tröſtung oder Rath und That dir bei.

Menedemus.

Willſt's wiſſen?

Chremes.

Aus dem Grunde, den ich dir geſagt.

Menedemus.

So ſei's denn!

Chremes.

Doch leg' dieſe Hacke unterdeß
Zur Seite! laß die Arbeit!

Menedemus.

Nimmer!

Chremes.

Ei wozu?

Menedemus.

Laß mich, damit ich keine arbeitsloſe Zeit
Mir gönne.

Chremes (ihn feſthaltend).

Nein! ſag' ich.

Menedemus.

Ach! thuſt mir ja Gewalt.

Chremes (die Hacke wägend)

Hui! wie ſie ſchwer iſt! bitt' dich!

Menedemus.

So hab' ich's verdient.

Chremes.

Sprich jetzo!

Menedemus.

Einen einz'gen jungen Sohn nur hab'
Ich. — Ach; was ich ſag? — Ich hab' ihn? — Nein,
gehabt, Chremes. —
Weiß nicht, ob noch — oder nicht er mein iſt.

Chremes.

Wie denn?

Menedemus.

Hör'!
Hier lebt ein armes, altes Weib, fremd aus Corinth.
Die Tochter, eine Jungfrau, liebte mein Sohn: bald war
Ihr Bund ſo innig, wie von Gatten. Ich wußt' es nicht.
Wie ich's erfahre, fing ich ihn unmenſchlich an
Zu behandeln, nicht wie für des Jünglings krankes Herz
Sich paßte; ſondern nach der Väter Weiſe hart.
Tagtäglich ſchalt ich ihn. „Hm! hoff'ſt du, daß du dies
Noch lange ſo darfſt treiben, weil dein Vater lebt?
Daß eine Freundin faſt wie eine Frau du hältſt?
Du irrſt, vermeinſt du's, und verkennſt mich, Clinia.
Ich will, daß du mein Sohn nur ſo lang' heißen ſollſt,
Als du, was deiner Ehre ziemt, wirſt thun: wo nicht,
Werd' ich ſchon ſehn, was mir ziemt, gegen dich zu thun.
Das kommt von weiter nichts, als großem Müßiggang.
In deinen Jahren trieb ich keine Liebelei.
Nach Aſien ging ich, wegen Armuth, und erwarb
Mir Geld und Ruhm im Kriege mit den Waffen dort.“
Am Ende kam's ſo weit denn: dadurch, daß mein Sohn
Daſſelbe oft und ernſt vernahm, ergab er ſich.
Er glaubte, daß durch Alter und aus Wohlwollen ich
Mehr wiſſe, und beſſer ſorge, als er ſelbſt für ſich.
Nach Aſien ging er zum König als Soldat, Chremes.

Chremes.

Was du ſagſt!

Menedemus.

Er reiſ'te heimlich; iſt drei Monden weg.

Chremes.

Habt Beide Schuld; obgleich doch dieſer ſein Entſchluß
Ein Herz verräth voll Schaam, und kein unmännliches.

Menedemos.

Als die es mir ſagten, denen er es mitgetheilt,
Ging traurig ich nach Hauſe, und mein Herz war faſt
Verſtöret und gebrochen vor Bekümmerniß.
Ich ſetze mich — da laufen Sclaven, ziehn die Schuh
Mir aus: noch andre eilen, legen Polſter zurecht,
Und rüſten das Mahl: ein Jeder thut ſorgſam, was er
Nur kann, mir zu erleichtern meines Elends Laſt.
Ich ſah das, und da fiel mir ein: „Ha! ſollen nur
Um mich ſo Viele beſorgt ſein? mich zu ſättigen?
So viele Mägde, mich zu kleiden? Ich ſoll zu Haus
So viel allein aufwenden? der ich den einz'gen Sohn,
Dem dies gleich mir zu genießen, oder noch mehr gebührt
(Weil jenes Alter mehr für ſolche Genüſſe paßt),
Den Armen von hier verjagt, durch meine Grauſamkeit?
Jedwede Strafe hielt ich für zu klein, wenn ich
Dies thäte. Denn ſo lang' er jenes Leben führt
Hülflos, durch mein Unrecht des Vaterlands beraubt,
So lange leg' ich ſeinetwegen Straf' mir auf,
Arbeitend, erwerbend, ſparend, jenem dienend nur.“
So that ich wirklich: ließ im Hauſe nichts zurück,
Nicht Kleider, noch Geräthe: Alles ſchlug ich los,
Dienſtmädchen, Sclaven; — außer die durch Ackerbau
Leicht wieder brachten, was auf ſie verwendet ward —
Bot feil, verkauft' ich Alle. Auf der Stelle gab
Ich's Haus zur Miethe; faſt fünfzehn Talente löſ't'
Ich ſo. Da kauft' ich dieſes Gut; nun büß' ich hier.
Ich denk', ich thue mind'ſtens ſo viel weniger

Unrecht, Chremes, dem Sohne, als ich elend bin;
Und arg wär's, wollt' ich eine Luſt genießen hier,
Bevor er glücklich heimgekehrt, als Mitgenoß.

Chremes.

Ich halte gegen Kinder dich für mildgeſinnt,
Und ihn für folgſam, wenn man richtig und geſchickt
Ihn behandelt. Doch du kannteſt weder ihn genug,
Noch er dich; und dies geſchieht, wo man nicht offen lebt.
Du haſt, wie ſehr du ihn liebeſt, niemals ihm gezeigt.
Er wagte nicht, zu vertrau'n dir, was man Vätern muß:
Wär' das geſcheh'n, nie wäre jemals dies erfolgt.

Menedemus.

So iſt es! richtig! ja, ich hab' zumeiſt gefehlt.

Chremes.

Doch hoff' ich, bald wird's gut. Vertraue feſt, Menedem!
Daß ganz geſund er nächſtens wiederkehren wird.

Menedemus.

O gäben's die Götter!

Chremes.

Sicher! Jetzt, wenn dir's bequem —
Dionyſien ſind hier heut' — ich bitte, ſei mein Gaſt.

Menedemus.

Ich kann nicht.

Chremes.

Warum? Schon' ein wenig endlich dich
Einmal. Daſſelbe wünſcht abweſend auch dein Sohn.

Menedemus.

Es ſchickt ſich nicht, daß ich, der ihn zur Mühſal trieb,
Sie ſelber fliehe.

Chremes.

Iſt das wirklich dein Entſchluß?

Menedemus.

Ja!

Chremes.

Leb' wohl!

Menedemus.

Du auch. (Ab.)

Chremes.

Thränen hat er mir entlockt,
Und ich bedaur' ihn — doch es mahnt die Tageszeit,
Zu rufen Nachbar Phania, daß er zu Tiſch
Jetzt komme: ich geh' zu ſeh'n, ob er zu Hauſe iſt.

(Er geht in Phanias Haus, und kehrt bald zurück.)

Es war kein Rufen nöthig. Lang' ſchon, ſagen ſie,
Sei er bei mir; ich halte ſelbſt die Gäſte auf.
So geh' ich denn hinein.

Die Dichter des zweiten Zeitraums.

Lukrez,

wie er bei uns Deutſchen genannt wird, mit ſeinem ganzen Namen Titus Lucretius Carus, ward 95 v. Chr. (659 n. R. E.) in Rom geboren, vollendete ſeine Bildung in Athen und lebte dann, zum Stande der Ritter gehörend, in ſeiner Vaterſtadt. Beſtimmtes hat ſich jedoch über ſeine Lebensverhältniſſe nicht ermitteln laſſen; auch das hier über ihn Mitgetheilte hat nur die höchſte Wahrſcheinlichkeit, jedoch keine Gewißheit für ſich. Noch unſicherer iſt man über das Jahr und die Art ſeines Todes; Einige berichten, er ſei 701 n. R. Erb. (53 v. Chr. Geb.) oder 702 zu Rom eines natürlichen Todes geſtorben; Andere behaupten, er habe in Folge eines Liebestrankes von Raſerei ergriffen, bereits 69 v. Chr. ſich ſelbſt das Leben genommen.

Ein eifriger Anhänger von Epikur's Syſtem, bearbeitete Lukrez daſſelbe in einem Lehrgedichte: „Von der Natur der Dinge,“ in ſechs Büchern. Es iſt das erſte didactiſche Poem der Römer, das wir beſitzen, und daher ſowohl, wie aus anderen Gründen, häufig von den Neueren überſchätzt worden, während die alten Römer ſelbſt ihm keinen ſo hohen dichteriſchen Werth beilegten, denn Cicero äußert darüber, es verrathe viel Kunſt und wenig Genie, und Quinctilian nennt den Dichter einen ſchwerfälligen. Ein didactiſches Gedicht kann überhaupt nur ein Werk des Verſtandes ſein. Gemüth und Phantaſie werden immer nur eine untergeordnete Wirkung bei demſelben haben, und wenn ſie auch theilnehmend eintreten, ſo geſchieht dies nur, um die poetiſche Ausſchmückung zu beſorgen, nicht aber, um den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, der ihnen fern und fremd bleibt, zu ſchaffen und zu geſtalten. Das Letztere wird alſo ſtets etwas künſtlich Gemachtes, nie etwas Urſprüngliches ſein können. Die didactiſche Poeſie iſt und bleibt eine Zwittergattung, die von der wahren Poeſie nur das Gewand hrer äußeren Erſcheinung entlehnt. —

Ein überaus treffendes, gerechtes und geiſtreiches Urtheil über Lukrez und ſein Werk, fällt Roſenkranz Handbuch der allgemeinen Geſchichte der Poeſie, Th. I. S. 309), indem er ſagt: „Er (Lukrez) ſchrieb in 6 Büchern ein Gedicht von der Natur der Dinge, und wollte arin die Philoſophie des Epikuros, deſſen höckrige und erbrochene Schreibart, wie die der römiſchen Epikuräer, ines Rabirius und Amafanius, Viele abſchrecken mochte, nit dem Zauber und der Anmuth der Poeſie ſchmücken. Sein Vorbild war Empedokles. Lucretius hat eine eigene nd einheimiſche Majeſtät; ſeine bewunderungswürdige

Darſtellung von der Unmöglichkeit, die raſtloſe Begier zu ſättigen, iſt im Stoffe und Geiſte echt römiſch; die kräftige Sprache und der fröhliche Witz in ſeinem Gemälde von den Verirrungen der Liebe, hat etwas von dem rauhen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der helleniſchen Kunſt umgebildeten und verfeinerten Satire. Es konnte deſſenungeachtet die Geſtalt und Eigenthümlichkeit ſeines Werkes mit dem des Empedokles im Ganzen übereinſtimmend ſein, und der auffallende Umſtand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philoſophie des Epicur ſich ſo weitläuftig verbreitete, nur in ſchönen Epiſoden beiläufig berührt, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er ſeinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte. Wie bei den Griechen iſt auch bei Lucretius die Poeſie und Philoſophie eher vermiſcht, als verſchmolzen; das Dunkelſte und Trockenſte, was der Verſtand denken und die Wiſſenſchaft lehren kann, ſteht dicht neben den kühnſten Ergießungen leidenſchaftlicher Begeiſterung." —

Wir theilen hier in Folgendem als Probe die berühmte Schilderung der Peſt mit.

Die Kriegspeſt in Attica.

(Lukrez. Buch VI. Vers 1089 — 1285.)

Deutſch von v. Knebel.

Was nun die Urſach' ſei, durch welche die Seuchen entſtehen,
Wie anſteckendes Gift ſo plötzliche Todesverwüſtung

Ueber die Menſchen haucht und über die Heerden der Thiere,
Das entwickl' ich anjetzt. Vorerſt erwies ich ſchon oben,
Daß viel Saamen der Dinge für uns ſind lebenerhaltend,
Andre dagegen in Menge, die wieder verbreiten ſich müſſen,
Krankheit fördernd und Tod. Hat dieſe gehäuft ein Zufall,
Und die umgebende Luft damit getrübet, ſo wird ſie
Siech: doch der kränkliche Stoff und dieſe Gewalt der Verpeſtung
Kömmt aus dem Innern vielleicht der Luft, wie Wolken und Nebel,
Die durch den Himmel ziehn; vielleicht auch ſelbſt aus der Erde;
Steiget von da empor, wenn Näſſe zum faulenden Schlamm wird,
Durch unmäßige Regen und Gluthen der brennenden Sonne.
Zeigt die Erfahrung es nicht, daß aus ferner Gegend und Wohnung
Kommende, vieles erleiden durch Aendrung der Luft und des Waſſers,
Weil in dieſen an ſich ſo große Verſchiedenheit lieget?
Was für ein Unterſchied muß zwiſchen Britanniens Himmel
Und dem Aegyptiſchen ſein, allwo ſich die Axe der Welt neigt?
Welch ein verſchiedener Kreis der Luft in Pontus und Gades[1]
Bis zu den ſchwarzen Geſchlechtern der ſonnedurchkochten Männer?
Vier Regionen ſind's, die unter verſchiedenen Winden,
Unter des Himmels verſchiedenen Strich getheilet wir ſehen;

---

1) Am ſchwarzen Meer und in Spanien und Aethiopien.

Eben ſo ſondern ſich auch an Geſtalt und Farbe die Menſchen;
Auch Krankheiten beſonderer Art ſind eigen den Völkern.
Elephantiaſis iſt die Krankheit, die ſich am Nilus,
Mitten im Land Aegyptus erzeugt, und nirgend wo anders.
In der Gegend von Attica iſt an Füßen die Schwäche
Häufig, und im Gebiet Achaja's leiden die Augen.
So iſt immer ein Land noch mehr als das andere feindlich
Theilen und Gliedern des Leibes; der Luft Verſchiedenheit wirkt es.
Hat ſich nun die Luft, die uns vorzüglich zu Gift wird,
In die Bewegung geſetzt, und weiter zu ziehen begonnen,
Schleicht allmälig ſie fort, wie Nebel und Wolken und trübet
Alles, wohin ſie gelangt, und ändert durch ihre Gewalt es.
Und ſo kommt es, ſobald in unſeren Himmel ſie eintritt,
Daß ſie auch dieſen verdirbt, ihn ähnlich ſich macht, und uns widrig.
Dies entſtehende Gift und dieſer verpeſtende Lufthauch
Senkt ſich plötzlich herab auf's Waſſer, haftet an Saaten,
Oder an andrer Nahrung der Menſchen und Futter der Thiere:
Oder er bleibt vielleicht im Luftkreis hangen, und wann wir
Dorther athmend die Luft einzieh'n, die mit ihm vermiſcht iſt,
Saugt nothwendig mit ihr der Körper auch giftige Theil' ein.
Auf die nämliche Art kommt oft anſteckende Seuche
Unter gehörntes Vieh und die matten blökenden Heerden.
Auch liegt wenig daran, ob hin wir gelangen an Orte,
Widrig für uns, und ob das Gewand des Himmels wir ändern;

Oder ob uns die Natur von ſelbſt den verderblichen Dunſtkreis
Zuführt; irgend ein Ding, das fremd iſt unſerm Gebrauche;
Das durch neuen Gebrauch den Unfall über uns herbringt.
Solch ein verderblicher Stoff und ſolch ein mörd'riſcher Hauch hat
Einſt das Cekropiſche Land in Leichengefilde verwandelt;
Oede die Straßen gemacht, entſchöpft die Stadt von Bewohnern.
Tief entſprungen im Land von den äußerſten Grenzen Aegyptus
Kommend, Strecken der Luft und der Waſſergefilde durchmeſſend,
Ließ er ſich ſchwer herab auf das Volk Pandions: es fielen
Schaarenweiſe die Menſchen, ein Opfer der Peſt und des Todes.
Anfangs ſpürten im Haupt die Kranken brennende Hitze;
Beide die Augen waren mit Feuerröthe durchgoſſen;
Innen der Schlund war ſchwarz, und ſchwitzete Blut, und der Stimme
Durchgang war mit Geſchwüren beſetzt, und zog ſich zuſammen:
Auch des Geiſt's Dollmetſcherin floß, die Zunge, von Eiter
Und von Blut; war rauh, und ſchwer zu bewegen, und kraftlos.
Wann das Uebel hierauf durch den Schlund hinab in die Bruſt ſank,
Und in den Unterleib des bangen Kranken ſich ausgoß,
Fingen zu wanken an die Riegel alle des Lebens.
Aus dem Munde hervor quoll häßlich ſtinkender Athem,
Gleich dem faulen Geruch, den ſtinkende Aeſer verbreiten.

Jegliche Kraft des Geiſtes entſchwand, und jede des Körpers
Löſ'te ſich auf; wie bereits ſchon ſelbſt an der Schwelle des Todes.
Unerträglichem Schmerz war immer ängſtliches Bangen
Beigeſellt; Wehklagen vermiſcht mit tiefem Geächze.
Tag und Nacht hindurch zwang häufiges Schluchzen die Nerven
Und die Glieder im zuckenden Krampf und löſ'te beſtändig
Die ſchon ermatteten auf, und regte ſie wieder auf's Neue.
Keine zu heftige Gluth war indeß am äußern Körper
Merkbar, noch an der Haut; vielmehr nur mäßige Wärme,
Lau das Gefühl der Haut; zugleich war über und über
Roth der Körper, ſo wie von brandigen Eitergeſchwüren,
Oder als hätt' über ihn ſich das heilige Feuer ergoſſen.
Innen hingegen verzehrte der Brand ſie bis auf die Knochen,
Und wie die Eſſe glüht', ſo glüht inwendig der Magen;
So, daß keine Bedeckung, ſo dünn ſie immer und leicht war,
Ihnen behülflich. Sie ſuchten Luft und ſuchten die Kühle,
Tauchten in kalte Flüſſe die fieberbrennenden Glieder,
Warfen entblößt in die Fluthen den Leib: noch Andere ſtürzten
Sich in die Wellen hinab mit offenen lechzenden Lippen.
Unauslöſchlicher brennender Durſt taucht immer ſie unter,
Machte für ſie die reichlichſte Fluth zu wenigen Tropfen.
Keine Ruhe der Qual war hier: es lagen die Körper
Matt umher; ſtill murmelte nur die furchtſame Heilkunſt:
Denn ſie wälzten umher die offenen Lichter der Augen,
Glühend vor Hitz', es hatte ſie ganz der Schlummer verlaſſen.
Auch erſchienen darauf noch mehrere Zeichen des Todes.
Ein verſtöreter Geiſt, voll Furcht und drückender Schwermuth;

Finſtere Stirnen, und Wuth und heftiger Zorn im Geſichte;
Aengſtliches Ohr, das ſtets mit gellenden Tönen erfüllt war;
Häufiges Athemziehn, dann wieder tiefer und ſeltner;
Und ein glänzender Schweiß, der herunter tropfte vom Halſe.
Wenig Speichel und dünn, von ſafrangelblicher Farbe,
Salzig, hervorgeführt mit Müh' aus heiſerer Kehle,
Krampfiges Ziehen der Hand, und in allen Gliedern ein Zittern.
Auch allmälig begann der Froſt empor von den Füßen
Sich in den Körper zu ziehn: und nahte die Stunde des Todes,
Dann war enger gepreßt die Naſe, die vorderſte Spitze
Dünn, die Augen hohl und eingedrücket die Schläfe,
Hart und froſtig die Haut, und rauh zu fühlen beim Angriff,
Und die geſpannte Stirn ſchien wegzuſcheiden: nicht lange
Nachher lagen gereckt im ſtarrenden Tode die Glieder.
Meiſtens ſchieden ſie hin mit dem achten Lichte der Sonne,
Oder wenn dieſe die Fackel zum neunten Male hervortrug.
War noch Einer für jetzt entgangen dem finſteren Schickſal,
Mit Geſchwüren am Leib und ſchwarzem, blutigem Ausfluß,
Wartete dennoch zuletzt auszehrende Schwäch' und der Tod ſein;
Oder verdorbenes Blut floß häufig, bei heftigem Kopfweh,
Ihm zur Naſe heraus, und mit dieſem Leben und Kräfte.
Aber wer annoch entkam dem ſcharfen und häßlichen Blutfluß,
Dieſem warf ſich das Gift auf Nerven und Glieder, ja ſelber
Hin auf die edelſten Theile; ſo daß auch Einige ſelbſt ſich

Ihrer Glieder durch's Eiſen, um fortzuleben, beraubten;
Andere ſich mit Verluſt von Händen und Füßen das Leben
Noch zu erhalten ſuchten, zum Theil mit Verluſte der
Augen:
So ſehr hatte die Furcht des Todes dieſelben befangen.
Einige hatte ſo ſehr die Erinnerung voriger Dinge
Alle verlaſſen, daß ſelbſt nicht mehr ſie erkennen ſich konnten.
Haufen lagen auf Haufen von unbeerdigten Leichen,
Dennoch ſah man die Vögel und andere Thiere des Raubes
Weit von den Orten fliehn, den Peſtgeſtank zu vermeiden;
Oder koſteten ſie, ſo ſanken ſie bald in den Tod hin.
Ja es erſchien nicht leicht in denſelben Tagen ein Vogel;
Auch kam nicht aus den Wäldern hervor ein ſchädliches
Raubthier,
Denn es befiel die meiſten dieſelbe tödtliche Seuche,
Und ſie ſtarben daran. Die treuen Hunde, vor allen,
Hauchten, liegend umher in den Straßen, peinlich die
Seel' aus;
Denn es entriß das heftige Gift mit Qualen das Leben.
Eilig und ohne Geleit' enttrug man die Schaaren
der Todten;
Auch kein Mittel beſtand durchaus gleich wirkſam für Alle:
Denn was dem Einen gab die Lüfte des Lebens zu ſchöpfen,
Und mit erheitertem Aug' empor zum Himmel zu ſchauen,
War für den Anderen Gift, den Tod zu beſchleunigen fähig.
Aber das größeſte Uebel, das jammervollſte von allen,
War, daß Jeder von ihnen, ſobald er mit Spuren der
Krankheit
Irgend behaftet ſich ſah, zum Tode ſich gleichſam ver-
dammt hielt;
Ohne Hoffnung und Troſt mit trauerndem Herzen ſich
hinwarf,

Hin nach den Leichen ſchauend, daſelbſt aushauchte die Seele.
Auch griff weiter umher dadurch die freſſende Seuche,
Daß von dem Einen das Gift ein Anderer immer ſich einſog;
Wie bei dem Wollenvieh und den hörnertragenden Heerden:
Und es häuften dadurch am meiſten ſich Leichen auf Leichen.
Scheute ſich nämlich Einer den kranken Freund zu beſuchen,
Aus zu heftiger Liebe zum Leben und Furcht vor dem Tode;
Bald ward dieſer beſtraft nachher durch ähnlichen Kaltſinn,
Ohne Hülfe noch Troſt dem häßlichen Tode geopfert.
Aber wer hilfreich war, den riß anſteckendes Gift fort,
Und das Bemühn um den leidenden Freund, wozu ihn die Pflicht zwang,
Und die flehende Stimme, mit Klagen der Armen vermiſchet;
So war immer der Tod das Loos des redlichſten Mannes.
Immer beſchäftigt ein Volk der Ihrigen unter die Andern
Einzugraben, erſchöpften ſie ſich durch Thränen und Kummer:
Kehrten nach Haus, und warf der Gram die Meiſten darnieder.
Ja, zu ſelbiger Zeit war Keiner zu finden, den Krankheit,
Tod oder Schmerz um den Freund hätt' unverſchonet gelaſſen.
Allbereits war der Hirt und jeglicher Führer der Heerde,
Und der rüſtige Lenker des krummen Pfluges, vom Uebel
Angegriffen. Gedrängt in die engen Hütten zuſammen
Lagen die Körper, die Noth und Krankheit weihte dem Tode.
Ueber entſeelten Leibern der Kinder konnteſt du Eltern

Liegen ſehen, und wieder auf Leichen von Vater und Mutter
Kinder den Geiſt aufgeben. Des Uebels beträchtlicher Theil floß
Von dem Lande zur Stadt, durch Haufen des krankenden Landvolks,
Welche von allen Seiten der ſeuchbehafteten Gegend
Kamen, die Häuſer füllten und jeglichen Winkel: ſo mehr nur
Häuft anſteckender Tod in Schaaren ſie über einander.
Viele lagen am Wege vom Durſte darniedergeſtrecket;
Oder ſie hatten ſich hin an laufende Brunnen gewälzet,
Und unmäßige Luſt zu trinken erſtickte das Leben.
An den Verſammlungsplätzen des Volks, an Straßen und Wegen
Sahe man halbentſeelt die Körper mit ſchmachtenden Gliedern,
Scheußlich von Schmutz mit Lumpen bedeckt, im eigenen Unflath,
Langſam ſterben: es hing die Haut nur über die Knochen,
Unter häßlichem Eiter und Unrath faſt ſchon begraben.
Alle die heiligen Tempel der Götter hatte der Tod ſchon
Angefüllt mit Leichen; auch blieben zum Theil die Cadaver
Liegen, der Himmliſchen Stätte belaſtend; die Hüter der Tempel
Hatten ſolche geräumt den Fremdlingen. Wenig geachtet
Wurde der Götterdienſt, ſo wie ſie, die Gottheiten ſelber:
Alles überwog der gegenſeitige Jammer.
Auch erhielt in der Stadt nicht ſich die Beerd'gung der Todten,
Wie ſie von jeher war dem frommen Volke gebräuchlich,
Denn ſie liefen umher voll Verwirrung; Jeglicher brachte
Traurig, ſo gut er konnte, die Seinigen unter die Erde.

Noch zu manchem Vergehn rieth Noth und die dringende Armuth:
Denn ſie legten die Leichen der nahen Verwandten von ihnen
Hin, mit großem Geſchrei, auf die Schriterhaufen von Andern
Auferbauet, und ſteckten ſie an mit Fackeln und ſtritten
Ehe ſich bis auf's Blut, als daß ſie die Körper verließen.

Catull.

Cajus Valerius Catullus (nach Anderer Behauptung Quintus V. C.), ward höchſt wahrſcheinlich zu Anfange des letzten Jahrhunderts v. Chr. Geb. auf der Halbinſel Sirmio im Veroneſiſchen geboren und kam früh nach Rom, wo er von 86 bis 48 v. Chr. Geb. lebte, und den ausgezeichnetſten Männern, wie Cäſar, Cicero, Cornelius Nepos u. ſ. w. befreundet war. Er hinterließ eine Sammlung lyriſcher Gedichte, größtentheils Nachahmungen und Bearbeitungen der griechiſchen Lyriker der alexandriniſchen Periode, namentlich, was die Elegieen betrifft, des Kallimachos (S. d. in der erſten Abtheilung d. W.). Anmuth, Eleganz, Naivetät, Gefühl und treffliche Behandlung der Form und der Sprache, zeichnen ſeine Leiſtungen vortheilhaft aus, obwohl manche derſelben die Sittlichkeit verletzen. Trotz dem bleibt er aber immer nur ein gewandter, geſchmackvoller Nachahmer, ein höchſt gefälliges Talent, das ſeiner Zeit entgegen zu kommen und mancher

Eigenthümlichkeit derſelben reizenden Ausdruck und anmuthige Darſtellung zu verleihen wußte.

Folgende Probe (deutſch von **Herder**) wird das hier Geſagte beſtätigen.

Hochzeitgeſang.

Chor der Jünglinge.

Auf! der Abend iſt da! ihr Jünglinge auf! am Olympus
Hebt der langerſehnete Stern ſein funkelndes Haupt ſchon.
Laßt das triefende Mahl! es iſt Zeit! es iſt Zeit! denn im Nu wird
Kommen die Braut und ſoll der Hymenäus ertönen.
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Mädchen.

Jungfrau'n, ſchauet ihr nicht die Jünglinge? Ihnen entgegen,
Auf! der Bote der Nacht, er ſchwingt die himmliſche Fackel.
Wahrlich! ſeht ihr nicht, wie ſie ſich zum Kampf ſchon rüſten:
Nicht vergeblich rüſten! der Sieg im Geſange wird ihr ſein.
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Jünglinge.

Brüder, es iſt uns nicht ſo leicht die Palme verliehen!
Seht, wie die Jungfrau'n dort nachſinnend ſuchen Geſänge,
Nicht vergebens ſinnen ſie nach; ſie ſuchen das Schönſte,
Wohl das Schönſte, da ſie mit ganzer Seele ſich mühen;
Und wir ſchweifen umher, das Ohr, die Seele getheilet.
Billig ſiegen ſie denn: denn Sieg will Mühe! Wohlauf noch
Jetzt, ihr Brüder, o ruft zum Geſang' die Seele zuſammen.

Sie beginnen im Nu; im Nu ſoll Antwort ertönen.
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Mädchen.

Hesperus! blickt am Himmel wohl Ein grauſamer Geſtirn, als
Du, der Mutterarmen vermag die blühende Tochter
Zu entreißen, ſie loszureißen dem Arm, der ſie feſthält,
Und dem brennenden Jüngling ein keuſches Mädchen zu geben,
Feind' in eroberter Stadt, was können ſie härter beginnen?
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus!

Jünglinge.

Hesperus! iſt am Himmel wohl ein holdſeliger Stern, als
Du, deß Flamme den Bund der treuen Liebe nun feſtknüpft,
Knüpft das Band, das Männer, das Eltern geſchlungen und eh' nicht
Zuzieh'n konnten, bis dein ſegnendes Auge darauf blickt.
Können Götter uns mehr verleih'n, als die glückliche Stunde?
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Mädchen.

Hesperus, ach, ihr Schweſtern, er hat uns eine Geſpielin
Weggeraubet, der Räuber, dem jede Wache vergebens
Lauret, der die Diebe verbirgt und wenn er mit anderem
Namen[1] wiedererſcheint, die er barg, nun ſelber enthüllet.

Jünglinge.

Hesperus, höre ſie nicht: ſie ſingen gedichtete Klagen,
Was ſie ſchelten, es iſt, was ſtill ihr Herz ſich erſehnet.
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

---

1) Als Morgenſtern.

Mädchen.

Wie die Blum' im umzäunten Garten verſchwiegen heranblüht,
Nicht vom weidenden Zahn, von keinem Pfluge verwundet,
Auferzogen von Regen und Sonne, von ſchmeichelnden Lüftchen
Sanft gewebet; es wünſchen ſie Knaben, es wünſchen ſie Mädchen.
Aber kaum iſt ſie geknickt vom zarteſten Finger,
Ach, dann wünſchen ſie Knaben nicht mehr, nicht wünſchen ſie Mädchen.
So die Jungfrau: Blühet ſie noch, die Liebe der Ihren
Unberühret; ſobald ſie ſinkt, die zärtliche Blume,
Ach, dann lieben ſie Knaben nicht mehr, nicht lieben ſie Mädchen.

Jünglinge.

Wie im nackten Felde die Rebe ſinket zu Boden,
Hebt ſich nimmer, erzieht nicht eine fröhliche Traube,
Bis ſich Wipfel und Wurzel im dunkeln Staube verſchlingen;
Nicht der Landmann achtet der Armen, der weidende Stier nicht.
Aber windet ſie ſich empor dem gattenden Ulmbaum,
Achtet hoch ſie der Landmann, hoch der weidende Stier auch.
So die Jungfrau; altet ſie öd' im Hauſe der Ihren —
Aber hat ſie das Band der reifen Ehe vermählet,
Achtet hoch ſie der Mann, es achten hoch ſie die Eltern.
Jungfrau, ſträube dich nicht. Mit ſolchem Manne zu ſtreiten
Iſt nicht billig, ihm gab dich der Vater, ihm gab mit dem Vater
Dich die liebende Mutter, und du mußt Beiden gehorchen.

Deiner Jugend Blume, du denkſt, ſie iſt dein, ſie iſt nicht dein
Ganz; iſt deines Vaters, iſt deiner Mutter; der dritte
Theil gehöret dir nur, und du willſt Zweien entgegen?
Streiten? ſie geben dich mit der Morgengabe dem Eidam.
Hymen, o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Virgil.

Publius Virgilius Maro ward zu Andes in der Nähe von Mantua am 15. October des Jahres 70 v. Chr. Geb. (684 n. R. E.) geboren; ſeine Eltern waren wohlhabende Landleute, welche ihm eine ſehr gute Erziehung angedeihen ließen und ihn zu dieſem Zwecke ſchon im ſiebenten Jahre ſeines Alters nach Cremona ſandten. Seine poetiſchen Fähigkeiten äußerten ſich früh. Er beſuchte ſpäter noch Mediolanum und Neapolis, und beſchäftigte ſich an beiden Orten mit dem Studium der griechiſchen und der römiſchen Literatur, ſo wie der Rechtswiſſenſchaft. Später begab er ſich nach Rom, wo er eine überaus günſtige Aufnahme fand, um ſo mehr, als er durch die Folgen der Schlacht bei Philippi um ſein väterliches Erbe gekommen war, das ihm jedoch von Auguſtus zurückgegeben wurde. Seine Eklogen, die er hier bekannt machte, erwarben ihm großen Beifall; nicht minder ſein in Neapel ausgearbeitetes Lehrgedicht, über den Ackerbau (die Georgica), in vier Geſängen, das er dem Mäcenas widmete. Den größten Ruhm jedoch brachte ihm ſein Epos, die Aeneis, in zwölf Geſängen, welche er größtentheils während ſeines Aufenthaltes in Sicilien und Campanien ſoll gedichtet haben. Ehe er die letzte Hand daran legte, beſchloß er eine Reiſe nach Griechenland und Aſien, allein wie Donat berichtet, traf er in Athen den aus dem Morgenlande heimkehrenden Auguſtus, der ihn zur Rückreiſe beſtimmte. Ein Ausflug nach Megara zog ihm ein Unwohlſein zu, das die Beſchwerlichkeiten der Seefahrt vermehrten. Er ſtarb bald nach der Landung in Brunduſium am 6. October des Jahres 19 v. Chr. Geb. (735 n. R. Erb.). Auf ſein Verlangen wurden ſeine irdiſchen Ueberreſte nach Neapel gebracht und ihm bei Puteoli durch Auguſtus ein noch verhandenes Grabmal errichtet.

Virgil hinterließ die bereits angegebenen Gedichte, nämlich zehn Eklogen unter dem Titel: Bucolica; das Lehrgedicht über die Landwirthſchaft, Georgica, in vier Büchern, und das Epos, die Aeneis, in zwölf Büchern, welches Letztere ſeine Freunde Varius und Plotius Tucca nach ſeinem Tode veröffentlichten. Außerdem rühren noch mehrere kleinere Gedichte, wie z. B. Culex, Ciris, Copa, Moretum, Epigramme u. ſ. w., welche meiſt unter dem Geſammttitel: Katalekta, den Ausgaben ſeiner Werke beigefügt ſind, angeblich von ihm her.

Eine kurze, aber ganz meiſterhafte Charakteriſtik Virgil's, als Dichter, giebt uns Roſenkranz (a. a. O. I., 312 ff.) in Folgendem: „Durch großen Geſchmack in der Wahl des Stoffes, durch Anmuth der Schilderung und durch vollkommenſte Beherrſchung der Sprache und des Metrums, machte ſich Virgilius zum Mittelpunkt der kaiſerlichen Kunſtſchule. In der Idylle ahmte er dem Theokrites nach; in Zierlichkeit der Diction, Glätte des Verſes meiſterhaft, fehlte ihm die naive Innigkeit des Siculiſchen Sängers, man fühlt die Kunſt zu ſehr heraus, mit welcher der Dichter ein unbefangenes, naturfreies Daſein malen will, und wird durch die höfiſche Feinheit, die bald hier, bald da eine Huldigung für die mächtigen Gönner einzuflechten weiß, zu ſehr an den Gegenſatz der idylliſchen Abgeſchloſſenheit, an das Conventionelle erinnert. Viel höher ſteht Virgilius in ſeinem Gedicht, vom Landbau, das er dem Mäcenas zueignete, welcher die Pflege der geſunkenen Agricultur, dieſer alten, patriarchaliſchen Beſchäftigung der Römer wieder heben und auch den reich und vornehm Gewordenen von Neuem Geſchmack daran einflößen wollte. Mit vollſtändigſter Kenntniß ſeines Gegenſtandes gruppirte Virgilius die verſchiedenſten Elemente deſſelben, Ackerbau, Baumpflanzung, Viehzucht, Bienenzucht, auf das Reizendſte, und bildete ihre Darſtellung ſieben Jahre hindurch mit der wärmſten Zuneigung ſo gediegen aus, daß dieſe Dichtung nachher nie wieder erreicht iſt, und an dem Heſiodus nur ein Analogen, kein Pendant, hat. Nicht das Gleiche kann man

von der Aeneis ſagen. Wir haben den Puniſchen Krieg des Cn. Nävius und die Annalen des Ennius bereits als Verſuche kennen gelernt, auch im Römiſchen ein Epos zu produciren; an Uebertragungen der griechiſchen Epiker fehlt es auch nicht, wodurch die epiſche Form immer geläufiger ward; Cn. Matius, um 40 v. Chr., überſetzte die Ilias, und ſein Zeitgenoſſe Varro Attacinus den Apollonios Rhodios; Virgilius wollte ein eigenthümliches Epos ſchaffen, aber zu einer Zeit, welche in vielfacher Hinſicht ganz unepiſch war, denn offenbar ward unter dem Auguſtiniſchen Hauſe die Erinnerung an die frühere Zeit politiſch zweideutig, und eben jetzt wollte der Dichter dem römiſchen Volke ein Epos geben? Mußte er nicht an dem Doppelſinne ſcheitern, den Glanz des Volkes und den der Juliſchen Familie zugleich zu feiern? Einen richtigen Takt bewies er, indem er ſich zu den Sagen zurückwendete, welche das römiſche Volk in ſeinem Urſprunge mit dem troiſchen Heldenſtamme verknüpften; denn für die ſpätere Zeit, für die puniſchen Kriege, für die Kämpfe mit Numidien, Mauritanien, Griechenland, Spanien, Gallien, war nur die proſaiſche Geſchichtſchreibung die angemeſſene Form, und dieſe vielbewegten Jahrhunderte konnte Virgilius nur unter dem ſkizzirenden Bilde einer Viſion darſtellen, deren Tendenz zugleich eine äußerſt ausgeſuchte und feine Schmeichelei für den Cäſar Octavianus Auguſtus enthielt. Von einem Epos, im urſprünglichen Sinne, das, wie das Indiſche, Perſiſche, Helleniſche unbewußt aus dem Sagenreichthum und der epiſchen Sammlung eines Volkes ſich hervorarbeitet, kann daher bei dem Virgilius gar nicht die Rede ſein; jede Beziehung ſeines Werkes auf das homeriſche Epos dient nur, den Unterſchied des unmittelbar nationalen und des national gemachten Epos in ein helleres Licht zu ſetzen. Abgeſehen von der künſtlicheren Verknüpfung des Ganzen und dem Beſtreben, tragiſche Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen ruhigen Rhythmus des Vortrags, der jedem urſprünglichen Epos eigenthümlich iſt. Virgilius verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an ſeine Helden. Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er ſelbſt gemeine Dinge zu überkleiden ſucht; da hingegen der homeriſche Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, nur durch Entfaltung veredelt iſt. Die Reden beim Virgilius ſind rhetoriſch, die leidenſchaftlichen mimiſch; ſie ahmen namentlich das Stürmiſche und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er iſt ſtellenweiſe mehr oder weniger homeriſch, wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie vorzüglich bei den Wettſpielen im fünften Buche; am Wenigſten in der mit Recht bewunderten Geſchichte der Dido, einem tragiſchen Bruchſtücke, das nicht nur der am wenigſten homeriſche, ſondern geradezu der modernſte Theil ſeines Gedichtes heißen kann. Und doch erwarb Virgilius den Ruhm für die Römer nicht blos, ſondern auch für die romaniſchen Völker ein epiſches Gedicht hervorgebracht zu haben, das durch das Sentimentale der Helden und Heldinnen, des Aeneas und Turnus, der Dido und Lavinia, durch die Vollendung der Form und durch die mannichfaltigſten Anklänge an die griechiſchen und italieniſchen Sagen jeden Gebildeten anzog und dem Gelehrten als Vehikel zum Unterrichte, Tauſenderlei daran zu knüpfen, ſich vorzüglich empfahl.

„Aus dem reichen Vorrathe der griechiſchen Dichter hatte alſo Virgilius mit einem eigenen Kunſtſinne die einzelnen Stücke und Züge ausgewählt, ſie mit Einſicht an einander gefügt und mit Fleiß gefeilt, geglättet und geputzt. Das Ganze iſt ein Stückwerk, ohne lebendige organiſche Einheit und ſchöne Harmonie, aber Virgilius kann dennoch für den höchſten Gipfel des gelehrten, künſtlichen Zeitalters der alten Poeſie gelten. Zwar fehlt ihm die letzte Rundung und Feinheit der Alexandriner, aber durch die friſche Römerkraft ſeines Dichtertalentes übertrifft er die kraftloſen Griechen jener Zeit in ihrem eigenen Styl ſehr weit; er iſt in dieſem an ſich unvollkommenen Styl zwar nicht ſchlechthin vollkommen, aber doch der Vortrefflichſte.“

So weit das gediegene Urtheil von Roſenkranz. Wir ſchließen nun Auszüge aus Virgil's Werken, und zwar zuerſt einige Eklogen, und dann das Geeignetſte aus dem Lehrgedicht, wie aus der Aeneis, hier an, ſowohl die Inhaltsangabe, wie die Bruchſtücke aus den beiden letzteren, der höchſt gelungenen Uebertragung von Ludwig Neuffer (Aeneis) und C. N. v. Oſiander (Lehrgedicht vom Landbau; Virgil's Werke. Stuttgart, 1830 f. 6 Bde. in 12.) entlehnend.

Virgil's erſte Ekloge.*)

Meliböus und Tityrus.

M. Tityrus, du liegſt unter dem Dache der ſchattigen Buche,
Und verſucheſt ein ländliches Lied auf ſchmächtigem Rohre;
Wir verlaſſen der Heimath Bezirk und liebliche Fluren,
Wir entfliehen der Heimath, doch du, o Tityrus, ruheſt
Läſſig im Schatten und lehreſt das Echo den Wald „Ameryllis."
T. O Meliböus, ein Gott hat uns dieſe Ruhe bereitet.
Wahrlich, ein Gott iſt jener fortan mir; ſeinen Altar ſoll
Oft ein köſtliches Lamm aus unſerer Hürde beſprengen,
Jener geſtattet den Rindern, umherzuſchweifen, — du ſiehſt es —
Und mir ſelber, nach Wunſch zu ſpielen auf ländlichem Rohre.

---

*) Dieſe vortreffliche, bisher noch ungedruckte Ueberſetzung, verdanke ich der Güte meines verehrten Collegen und Freundes, Herrn Profeſſor D. G. Bippart. — Tityrus (d. i. Virgil) ſchildert dem Meleböus den Dank, welchen er ſeinem Gönner (Octavianus, dem nachherigen Auguſtus) ſchuldet.

M. Nicht mißgönn' ich es dir, mich wundert es nur, da Verſtörung
Ringsum jeglichen Acker betroffen. Ach, ſieh nur, ich treibe,
Selbſt ein Kranker, die Ziegen, und dieſe da ſchlepp' ich nur mühſam.
Dort im Haſelgeſträuche verließ ſie die Zwillinge eben,
Ach, die Hoffnung der Trift, auf bloßem Steine gebärend.
Oft hat uns dieſes Unglück, wenn nicht der Sinn ſo bethört war,
Wetterſchlag, ich erinnre mich wohl, in die Eichen, verkündet;
Aber indeſſen der Gott, o Tityrus, ſage, wer iſt er?
T. Jene Stadt, die Roma ſich nennt, Meliböus, die wähnt' ich,
Thörigter, ähnlich der unſrigen hier, zu welcher wir Hirten
Zarte Kinder der Schaafe hinabzutreiben gewohnt ſind.
So ſind Hunden die Hündelein ähnlich, den Ziegen die Böcklein,
Dachte ich; und verglich ſo öfters mit Kleinem das Große.
Doch ſo weit hat dieſe das Haupt über andere Städte,
Als über zähes Geſtrüpp des Waldes ſich hebt die Cypreſſe.
M. Was ſo Wichtiges denn war Roma zu ſehen dir Urſach'?
T. Das war die Freiheit! ſie lächelte mir, ob ſpät auch, dem Trägen,
Als ſchon ergrauend der Bart vom ſcheerenden Meſſer mir abfiel.
Gleichwohl war ſie mir hold, und endlich iſt ſie erſchienen,
Seit mich ſchon Amaryllis beherrſcht, Galatea mich aufgab.
Denn, ich will es geſtehn, ſo lang' Galatea mich feſſelt',
Hegt' ich die Hoffnung der Freiheit nicht, noch dacht' ich an's Spaargut,

Obwohl häufig aus meinem Gehege ein Opfer hervorging,
Und für die dankloſe Stadt manch fetter Käſe gepreßt ward,
Niemals kehrte die Hand mir ſchwer von Gelde nach Hauſe.
M. Wundert' ich mich doch, was, Amaryllis, betrübt du die Götter
Anriefſt, wenn du wohl ließeſt am Baume hängen die Aepfel?
Tityrus war nicht da! D'rum, Tityrus, riefen voll Sehnſucht
Selbſt die Pinien dich und die Sträucher, und ſelber die Quellen.
T. Was da zu thun? Aus der Knechtſchaft konnte ich nimmer herausgeh'n,
Noch vermochte ich ſonſt wo zu finden ſo gnädige Götter.
Dort, Miliböus, hab' ich den Jüngling geſehen, dem jährlich
An zwölf feſtlichen Tagen von unſern Altären der Dampf ſteigt.
Dort ertheilte mir Jener, dem Bittenden, ſchleunig die Antwort:
„Weidet wie ſonſt die Rinder, ihr Burſche, und zähmet die Stiere!"
M. O glückſeliger Greis, ſo bleiben dir deine Gefilde!
Groß genug auch für dich, wiewohl rings nacktes Geſtein iſt,
Und voll ſchlammiger Bäche ein Sumpf die Triften umziehet;
Nicht verſucht ſtets wechſelndes Futter die ſchwächlichen Mütter,
Noch verletzt ſie benachbarten Viehes anſteckende Seuche.
O glückſeliger Greis, hier zwiſchen den traulichen Bächen
Und an heiligen Quellen empfängſt du ſchattige Kühlung,
Hier der Zaun, der hinab an benachbarter Grenze des Feldes

Stets hybläiſche Bienen in Weidenblüthe bewirthet,
Ladet mit leiſem Geſumſe dich oft zu ſtärkendem Schlumer:
Hier am ragenden Fels ſingt froh in die Lüfte der Winzer;
Nie unterläßt indeſſen dein Liebling, die heiſere Taube,
Noch die Turtel zu girren vom luſtigem Wipfel der Ulme.
T. D'rum ſoll eher der flüchtige Hirſch ſich weiden im Aether,
Und das entweichende Meer im Trocknen laſſen die Fiſche;
Eher auch ſoll in der Fremde nach umgewechſelten Grenzen
Trinken der Panther der Araris Fluth, der Germane den Tigris:
Als daß aus der Bruſt ſein Antlitz jemals entweiche.
M. Doch wir wandern hinweg, ein Theil zu den dürſtenden Afern,
Andre nach Scythien und nach Kreta's Strome Oaxes,
Ja, zu den fernen Britannen ſogar, dort hinter dem Weltkreis.
Werd' ich in künftiger Zeit einmal die ererbten Gefilde,
Ach! und der ärmlichen Hütte mit Raſen bekleideten Gipfel,
Künftig die wenigen Aehren, mein Reich, anſtaunend erblicken?
Dieſe gepflegteſte Brache ſoll haben der ruchloſe Krieger?
Dieſe Saat der Barbar? Wohin, ach! leitete Zwietracht-
Unſer zerrüttetes Volk? Ach, wenn beſtellten wir Aecker?
Pfropfe die Bäume nun noch, Meliböus, ordne die Reben!
Geht, mein klägliches, ſo beglückt einſt, gehet ihr Ziegen!
Nimmer werd' ich fortan in grünender Grotte gelagert,
Fernhin ſchweben euch ſeh'n an buſchiger Klippe des Felſens,
Nimmer ertönt mein Geſang, nie ſollt unter meinem Gebiete
Blühenden Klee noch, ihr Ziegen, und bittere Weiden euch rupfen.

T. Hier jedoch könnteſt du wohl dieſe Nacht dich neben mir ausruh'n
Auf grünlaubiger Streue. Wir haben ſo liebliche Aepfel,
Zarte Kaſtanien auch und gepreßte Milch zur Genüge.
Schon entſteigt ja der Rauch in der Ferne den ländlichen Giebeln,
Und von den Höh'n des Gebirges erſtrecken ſich längere Schatten,

Virgil's achte Ekloge.

Die Zauberin.[2]

Deutſch von Oſiander.

Damon. Alpheſiöbus.

Alpheſibôus Geſang und Damon's, ländlicher Hirten,
Die, wetteifernd im Lied, anſtaunte, des Graſes vergeſſend,
Selber die Kuh, und bewunderten ſtarr aufhorchende Lüchſe,
Die in verändertem Bett' ausruhende Flüſſe vernommen,
Alpheſibôus Geſang und Damon's laß uns erzählen.
Du — ſei's, daß du des mächt'gen Timavus felſige Brandung
Schon umfuhrſt; ſei's, daß du am Strand des Illiriſchen Meeres
Noch hinziehſt; wann nahet der Tag, der mir, zu beſingen,
Was du thateſt, vergönnt: allwärts auf Erden zu preiſen
Deine Geſäng', allein Sophocleiſcher Muſe vergleichbar?
Laß mit dir mich beginnen, und enden mit dir; o nimm dies

---

2) Der eine Hirt ſchildert ſeine hoffnungsloſe Liebe; der Andere die Zaubermittel, mit denen er eine Hirtin, Daphnis, zu feſſeln ſucht.

Lied, von deinem Gebote geweckt! Laß dir um die Schläfe
Zwiſchen die Siegeslorbeer die Epheuranke ſich winden.[2]
Kaum war kühle Umſchattung der Nacht am Himmel entſchwunden,
Wann auf zarten Gewächſen der Thau am liebſten dem Vieh iſt:
Als ſo Damon begann, ſich lehnend am rundlichen Oelſtab.

Damon.

Lucifer, auf, Vorläufer des Tags, o bringe den holden!
Nun ich, getäuſcht durch Niſa's, der Braut unwürdige Liebe
Klag, wo die Götter, wiewohl umſonſt ich dieſe zu Zeugen
Aufrief, ſterbend annoch anfleh' in der letzten der Stunden.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an!
Stets ja hegt tonreiches Gehölz und redende Fichten
Mänalus: immer auch hört er Liebesgeſänge der Hirten,
Pan auch, welcher zuerſt nicht leblos ſchweigen das Rohr ließ.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an.
Niſa dem Mopſus vermählt! Was müſſen wir Liebende ahnen?
Nun wird buhlen mit Greiſen das Roß, und in kommenden Zeiten
Werden mit Hunden zum Trunk Damhirſche, das ſchüchterne Wild, gehn.
Schnitze die Fackeln, o Mopſus, dir neu: dir führt man die Braut heim.

---

[2] Widmung an Virgil's Gönner Pollio. V. 6—13.

Bräutigam, Nüſſe geſtreut! Sieh'! Hesperus winkt dir vom Oeta.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an.
Würdigem Manne geſellt biſt du, die du Alle verachtet,
Und mit Haſſe verſchmäht uns, unſere Ziegen und Flöte,
Auch wildſtruppige Braunen und langabwallenden Bartwuchs:
Wähnend, daß Sterblicher That nicht kümmere Einen der Götter.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an.
Sah ich als Kind dich in unſerm Geheg doch, neben der Mutter,
Wo ich voran euch ging, aufleſen bethauete Aepfel.
Schon war mir nach dem eilften der Jahr' ein nächſtes erſchienen;
Schon vom Boden erhaſcht' ich zerbrechliche Reiſer. Ich ſah dich:
Seh'n und lieben war Eins, und raſen im Wahn, der mich hinriß.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an.
Kenn' ich doch Amor nunmehr: ihn hat auf hartem Geſteine
Rhodope, Tmaros, vielleicht auch das äußerſte Volk, Garamanten,
Nicht wie ein Kind aus unſerm Geſchlecht noch Blute, geboren.
Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an!
Amor, der wüthende, lehrt, in dem Blute der Söhne die Mutter

Sich zu beflecken die Hand: auch du biſt grauſam, o Mutter!
Iſt wohl grauſamer ſie, als Mutter? Iſt ſchlimmer der Knabe?
Schlimm iſt der Knabe, doch auch du biſt grauſam, o Mutter!
 Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an.
Nun mag ſelber die Schafe der Wolf flieh'n, ſproſſen aus hartem
Eichbaum goldene Frucht, Narciſſen entblühen der Erle;
Aus Tamariskenbaſt entträufle der fettige Bernſtein.
Schwäne bekämpfe die Eule, ein Tityrus werde zum Orpheus:
Orpheus in dem Gehölz, Arion unter Delphinen.
 Stimme mit mir, o Flöte, Mänaliſchen Hirtengeſang an!
Alles umher werd' offene See. Lebt wohl, o ihr Wälder!
Häuptlings von luftiger Warte des Berges hinab in die Wellen
Stürz' ich: o nimm vom Sterbenden hier das letzte der Opfer!
Endige dein Mänaliſches Lied nun, ende, du Flöte.
 Alſo Damon. O ſagt, was Alpheſiböus dagegen
Sang, Pieriden, o ſagt: nicht Alles ja können wir Alle.

Alpheſiböus.

Waſſer herbei! den Altar umkränze mit ſchmiegſamer Binde!
Heiliges Kraut voll Saft zünd' an, und männlichen Weihrauch.
Daß ich des Buhlen geſunden Verſtand durch magiſches Opfer
Jetzt zu berücken verſuch': an Beſchwörungen fehlet es nur noch.

Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Selber den Mond vom Himmel vermag zu locken Beſchwörung:
Circe verwandelte ſo mit Beſchwörung Ulyſſes Gefährten.
Berſtet durch Zaubergeſang ja die froſtige Schlang' in den Wieſen.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Drei der Geflechte von Band von drei abſtechenden Farben
Wind' ich zuerſt um dich: und dreimal um den Altar hier
Führ' ich im Kreiſe dein Bild. Ungrades erfreuet die Gottheit.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Dreimal ſchling', Amaryllis, anjetzt dreifarbige Knoten:
Schling', Amaryllis, und ſprich: ich ſchlinge die Bande der Venus.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis.
Wie in derſelbigen Gluth ſich härtet der ſchlammige Thon, und
Weich ſich ſchmelzet das Wachs, ſo Daphnis in unſerer Liebe.
Streue nun Mehl: entzünde mit Harz dann kniſternden Lorber.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Alſo faſſe den Daphnis die Lieb', wie die junge verbuhlte
Kuh nachſpähet dem Stier im Hain und tiefem Gehölze,
Und an des Baches Rinnſal ſich lagert in grünendem Schilfgras,

Müde vom Suchen, und ſpät in der Nacht nicht denket der Heimkehr.
Alſo faſſ' ihn die Lieb': und nicht ihn zu heilen gedenk' ich.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Dieſe Gewänder, die einſt mir zurückließ jener Verräther,
Theuere Pfänder von ſich, will jetzt ich grad' an der Schwelle
Dir, o Erde, vertrau'n: für Daphnis bürgen die Pfänder.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Dieſe Gewächſ', und Gifte, für mich im Pontus geſammelt,
Hat mir Möris geſchenkt: im Pontus wachſen ja viele.
Oftmals ſah ich, wie Möris, durch ſie zum Wolfe geworden,
Sich in den Wäldern verbarg, oft Geiſter aus Tiefen der Gräber
Rief, und anderswohin die geſäeten Ernten verpflanzte.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Trag', Amaryllis, die Aſche hinaus, wirf ſie in die Strömung
Hinter dich weg, und ſchau nicht rückwärts. Alſo verfolg' ich
Daphnis, welchen Beſchwörungen nicht, nicht Götter bekümmern.
Bringet mir heim von der Stadt, o Beſchwörungen, bringet den Daphnis!
Sieh, es erfaßte die Aſche, indeß ſie zu nehmen ich ſäume,
Zuckende Flamme von ſelbſt am Altar. Heil bringe das Zeichen!
Etwas bedeutet es doch. Horch, Hylax bellt auf der Schwelle.

Glaub' ich's? Oder erſinnt, wer liebt, ſich ſelber nur Träume?
Still, er kommt von der Stadt, o Beſchwörungen: ſtill! es iſt Daphnis.

Das Lehrgedicht vom Landbau.

Inhalt.

Erſter Geſang. Virgil giebt zuerſt eine kurze Ueberſicht ſeines Werkes nach der Eintheilung, die er ſelbſt feſtgeſetzt hat. V. 1—4, dann folgt eine Anrufung der Götter, welche zu dem Ackerbau und den Feldern in irgend einer Beziehung ſtanden — 23. An dieſe wird der Name des Cäſar Octavianus angereiht, welchem der Dichter ſeine Vergötterung vorherſagt, und dieſes Werk empfiehlt — 42.

I. Das Geſchäft des Pflanzens und Pflügens.
1. Zeit und Wiederholung deſſelben — 49.
2. Rückſicht auf den verſchiedenen Boden — 70.
3. Beſſerung des Bodens durch Brachen und Culturwechſel, durch Düngen und Anzünden der Stoppeln — 93.
4. Auflockern und Zermalmung des Bodens — 105.
5. Bewäſſerung — 110.
6. Abmähen der üppigen Halme — 113.
7. Ableitung der ſtehenden Waſſer — 117.
8. Schädliche Einwirkung von Thieren und Pflanzen, wodurch Jupiter zur Thätigkeit anſpornen wollte — 124.

9. Abſchweifung über die goldene Zeit — 128—146 und das nachfolgende Weltalter und die Erfindung des Ackerbaues; die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Gegenmittel — 159.

II. Die Geräthſchaften des Feldbaues und andere Erforderniſſe.

1. Beſonders vom Pfluge — 175.
2. Von der Tenne — 186.
3. Vorzeichen einer ergiebigen Ausbeute — 192.
4. Mittel, die Körner fruchtbar zu machen — 203.

III. Beobachtung der Geſtirne und der Zeiten.

1. Zeiten der Ausſaat für die verſchiedenen Fruchtgattungen — 230.
2. Von den Kreiſen und Zonen des Himmels — 251. Die Geſtirne verkünden die Witterung — 256.
3. Geſchäfte während des Regens — 267.
4. Erlaubte Arbeiten an Feſttagen — 275.
5. Tage von ungünſtiger und von glücklicher Vorbedeutung — 287.
6. Geſchäfte bei Nacht und bei Tag — 297.
7. Unterhaltungen im Winter — 310.

IV. Aufmerkſamkeit auf die Witterung.

1. Schilderung eines Gewitters — 334.
2. Beobachtung gewiſſer Sterne — 337.
3. Opfer, welche der Ceres gebühren — 350.
4. Vorzeichen des Unwetters — 392.

5. Vorzeichen heitrer Witterung — 423.
6. Vorzeichen am Monde — 437.
7. An der Sonne — 460.
8. Vorbedeutungen vor Cäſars Tod — 488, worauf der Bürgerkrieg erfolgte — 497. Gebet für die Erhaltung des Octavianus — 514.

Das goldene und das darauf folgende Zeitalter nebſt der Erfindung des Ackerbaues.

(Georgica I. 125 — 159.)

Nie vor Jupiters Zeit durchpflügte die Fluren das Landvolk:
Selbſt zu bezeichnen das Feld durch Grenzmark, oder zu ſcheiden,
War nicht Sitte: gemein war jeder Erwerb: und die Erde
Förderte frei und von ſelbſt, ganz zwanglos Alles zum Daſein.
Er hat bösliches Gift ſchwarzfarbigen Schlangen verliehen,
Raub ſich holen die Wölfe gelehrt, und wogen die Meere,
Blätter des Honigs entleert, und dem Feuer zu ſchwinden geboten:
Er hieß ſtocken den Wein, der rings in Bächen einherrann,
Daß allmälig Gebrauch und Erfahrung ſinnend erränge
Mancherlei Kunſt, und die Pflanze des Saatkorns ſucht' in der Furche,
Und das verborgene Feuer entlockte den Adern des Kieſels.
Damals ſahen die Ströme zuerſt hohlbauchige Erlen;
Damals fand für die Sterne ſich Zahl und Namen der Schiffer,
Pleja's Geſtirn, die Hyaden, Lycaon's ſtrahlende Bärin.

Jetzo erfand man, das Wild mit Schlingen zu fahen, mit Baumleim
Es zu berücken, mit Hunden den räumigen Wald zu umſtellen.
Hier wirft Einer das Netz in die Tiefen der breiten Gewäſſer
Schleudernd, ein Anderer zieht in dem Meere das trieſende Garn um.
Jetzt ward Eiſen gehärtet: es klang lautkreiſchend das Sägblech.
Denn ſie trennten zuvor mit Keilen den klüftigen Baumſtamm.
Jetzt kam mancherlei Kunſt: raſtlos arbeitendes Streben
Bändiget Alles, und hartes Bedrängniß drückender Armuth.
Sterbliche lehrte zuerſt mit dem Stahl umwühlen das Erdreich
Ceres, als im geweiheten Hain Meerkirſchen und Eicheln
Nicht mehr reichten, und ſelbſt Dodona Nahrung verſagte.
Jetzo geſellte ſich Mühe dem Kornbau: wenn der verwünſchte
Brand aufzehrte den Halm, dicht ſtarrt in den Fluren die träge
Diſtel: es ſchwindet die Saat, und aufwächſt ſtachlichtes Buſchwerk,
Kletten und Burzeldorn: und zwiſchen dem prangenden Bauland
Herrſcht unſeliger Lolch und taubumwuchernder Haber.
Wenn unermüdlich du nicht mit dem Karſt zuſetzeſt dem Boden,
Nicht mit Geräuſche die Vögel verſcheuchſt, und wehrſt mit der Hippe
Dumpfer Beſchattung des Felds, und Regen erflehſt mit Gelübden:

Ach! dann blickſt du umſonſt nach dem mächtigen Hauſen des Nachbars:
Dann mußt, ſchüttelnd den Wald, du ſtillen den Hunger mit Eicheln.

Die Vorbedeutungen vor Cäſar's Tod.

(Georgica I. 461.)

Endlich, was ſpät herführe der Abend, von wannen die Winde
Bringen das lichte Gewölk, was der triefende Süd uns bereite,
Deß auch giebt uns die Sonne Beſcheid. Wer möchte der Täuſchung
Zeihen die Sonne? Sie warnt vor dem Dräu'n des verborgenen Aufruhrs
Oftmals, kündend den Trug, und geheim anſchwellende Kriegswuth.
Schaute ſie ja mitleidig auf Rom, als Cäſar gefallen,
Hüllend das ſtrahlende Haupt in dunkelen Purpur, daß ſchaudernd
Bebte die frevelnde Welt, als bräche die ewige Nacht ein.
Doch in ſelbiger Zeit gab Warnungen ſelber die Erde,
Widriger Vögel Geſchrei und unheildrohende Hunde.
Sammt dem Gewäſſer des Meers. Wie oft nicht ſah'n wir den Aetna
Ueber die Flur der Cyklopen im Schwall aus berſtender Eſſe
Brauſen, geſchmolznes Geſtein auswerfend und flammende Kugeln!
Rings am Himmel vernahm Germania Waffengeklirre,
Und es erbebten die Alpen von nie empfundner Erſchütterung.

Häufig erſcholl auch lautes Getön durch's Schweigen der Haine:
Schattengeſpenſter erſchienen in ſeltſam gräßlicher Bläſſe
Durch tiefdunkele Nacht. O Gräuel, es redeten Thiere:
Gähnend eröffnet die Erde den Schlund: ſtillſtehen die Flüſſe:
Wehmuthvoll thränt Elfengebein in den Tempeln: Metall ſchwitzt.
Wälder entraffet und dreht Eridanus, König der Ströme,
Wirbelnd im raſenden Tanz, und reißt durch alle Gefilde
Heerden und Ställe dahin. Auch ſäumt in ſelbiger Zeit nicht
Blut aus Brunnen zu ſtrömen: mit unheildeutenden Fibern
Drohend Gekrös am Altar zu erſcheinen: gewaltige Städte
Halleten in dunkeler Nacht von ſtetem Geheule der Wölfe.
Nie entſtürzten ſo oft ſonſt Blitze dem heiteren Himmel:
Nimmer erglühten ſo oft fluchbringenden Schweifes Cometen.
Drum ſah noch einmal in der Schlacht gleichförmig gerüſtet
Römiſche Schaaren ſich nah'n, anrennend zum Kampfe, Philippi.
Nicht unwürdig der Himmliſchen war's, mit unſerem Blute
Hämus Gefild zweimal, und Emathia's Fluren zu düngen.
Wohl wird kommen die Zeit, wo in jenen Bezirken der Landmann
Mit dem gebogenen Pflug aufwühlend die Fläche des Erdreichs
Römergeſchoß, durchfreſſen von Roſt und ſchartig, entdecket,
Und mit gewichtigem Karſt anſchlägt hohlklingende Helme,
Und die gewaltigen Knochen beſtaunt in zerwühleten Gräbern.

Zweiter Geſang. Kurze Angabe des Inhalts dieſes und des vorigen Geſangs 1—3. Anrufung des Bacchus —8.

I. Die Entſtehung der Bäume.

1. Die natürliche, von ſich ſelbſt, und die aus Samen und Wurzeln — 21.;
2. Die künſtliche Erzeugung durch Setzlinge, Schnitt und Impſen — 34.

II. Cultur der Bäume — 38.

1. Anrufung des Mäcenas — 46.
2. Veredlung durch Verpflanzung — 60.
3. Wie verſchiedene Bäume zu behandeln ſeien bei der Pflanzung, 4. Vom Oculiren und Pfropfen — 83.

III. Aufzählung verſchiedener Gattungen von Bäumen und Reben und von Erdarten — 108.

Von der Verſchiedenheit des Bodens auch nach den Erdſtrichen — 135. Lob Italiens — 176. Brauchbarkeit der mancherlei Arten des Bodens in Beziehung auf die Gewächſe des Oelbaums — 183 und der Rebe — 194, für Waiden — 202, für das Getraide — 211. Allerlei Charakter des Erdreichs — 225 und wie daſſelbe zu prüfen ſei — 258.

IV. Vom Weinbau und anderen Pflanzungen.

Graben — 264. Verpflanzen — 272. Pflanzen nach der Quincunx — 289. Tiefe des Einſenkens von Reben und Bäumen — 298. Beſondere Regeln für Reben und Oelbäume — 314. Zeit der Rebenpflanzung — 323. Schilderung des Frühlings — 345. Düngung und Vorſichtsregeln wegen eindringender Gewäſſer — 353. Umgraben und Anbinden — 361. Regeln für das Beſchneiden — 370.

Verwahrung gegen Thiere — 379. Urſprung der Tragödie und ähnlicher Feſtſpiele — 396. Wiederholung mancher Arbeiten beim Weinbau — 419.

V. **Von anderen Gewächſen, ihrem Anbau und Nutzen** — 453. Schädlicher Mißbrauch des Weins — 457.

VI. **Glück des Landlebens**, in Vergleichung mit dem unruhigen Leben in der Hauptſtadt, das ſo manche Bedürfniſſe hat — 467. Vergnügungen des Landmanns — 474. Dienſt der Muſen 482. Vortheile und Reize des Landlebens an ſich, und wenn es mit Erforſchung der Natur und frommem Sinne verbunden iſt — 494.

Rückblicke auf das mühſelige Leben des Staatsmanns im Vergleiche mit der Ruhe des Pflanzers — 502. Die verſchiedenen Neigungen und Lebensarten der Menſchen werden mit dem einfachen und nützlichen Geſchäfte des Pflanzers verglichen — 512, dem in den verſchiedenen Perioden des Jahres ſich mancherlei Genüſſe darbieten — 531. Hinweiſung auf die Verehrung der alten goldenen Zeit für den Landbau — 540. Schluß — 542.

Das Glück des Landlebens.

(Georgica II. V. 458 — 512.)

Allzubeglückt, ach! wäre, wofern ſein Wohl es erkennte,
Ländliches Volk: ihm ſtrömt, entfernt von Waffen der Zwietracht,
Selbſt aus dem Boden ſo treu leichtſprießende Nahrung das Erdreich.

Gießt auch nicht ein erhabenes Haus mit prangenden Pforten
Morgens den mächtigen Schwall der Beſuchenden rings aus den Hallen:
Haſcht man nicht nach Geſäul, buntſchimmernd von herrlichem Schildpatt,
Nicht nach Ephyre's Erz, nach goldumſpielten Stoffen:
Wird mit Aſſyriſchem Saft nicht ſchneeige Wolle geſchminket:
Fälſcht auch Caſſia nicht den Gebrauch des geklåreten Oeles;
Ruh doch, fern von Sorgen, ein truglos gleitendes Leben,
Reich an mancherlei Gut, doch Muße bei räumigen Feldern,
Grotten und lebende Teich', ein Kühlung athmendes Tempe,
Rindergebrüll und unter dem Baum ſanftwinkender Schlummer
Fehlen da nicht: dort ſind Waldſchluchten und Lager des Wildes:
Dort iſt, an Mühen gewöhnt, bei Wenigem fröhliche Jugend:
Heilig die Feſte der Götter: verehrt ſind Väter: zuletzt hat,
Als ſie der Erd' entſchwebt, Aſträa bei Jenen gewandelt.
Doch empfanget zuerſt, vor Allem, geliebteſte Muſen,
Mich, Ihr, denen ich opfre, beſeelt von unendlicher Liebe:
Weiſet dem Prieſter der Sterne Natur, und himmliſche Bahnen:
Lehrt, was traure der Mond, und den Wechſel der Sonnenverdunklung:
Was Erdbeben erzeugt, was über die berſtenden Dämme
Schwellet die Tiefen des Meers, und in ſich dann wieder ſie ſenket:
Was in Oceanus Fluth ſo eilend die Sonne des Winters
Tauchet, und welcher Verzug die verweilenden Nächte zurück hält.

Aber woferne das kühlere Blut im Buſen mir wehret
Dieſem Gebiet der Natur zu nahen; ſo mögen die Flure
Und die bethauenden Bäch' im Thal mir gefallen: un
ruhmlos
Mög' ich lieben den Hain und die Flüſſe. Wo ſeid ihr
o Auen,
O Taygetus Höh'n, durchſchwärmt von Laconia's Jung
frau'n?
Du Sperchäus! Wer bringt mich in Hämus kühlend
Thale?
Wer wird über mir wölben ein Dach unendlichen Schattens
Heil, o wem es gelang, zu ſchauen die Gründe de
Dinge:
Wer auch jegliche Furcht, und das unabbittliche Schickſa
Unter die Füße ſich zwang, und des gierigen Acheron
Brauſen!
Aber beſeliget auch, wer ländliche Götter erkennet:
Pan, Silvanus, den Greis, und Euch, ihr verſchwiſterte
Nymphen.
Nicht Machtſtäbe des Volks, nicht Purpur der König
beugt ihn:
Nicht Zwietracht, die zum Kampf aufregt treuloſe Ge
brüder:
Oder der Dacier, ſteigend herab vom verſchworenen Iſter
Nicht Roms Thaten und Müh'n, nicht Reiche, dem Sturz
geweihet.
Niemals ſieht er Verarmte mit Schmerz, nie Reiche mi
Scheelſucht.
Welcherlei Früchte der Baum, und ſelbſt freiwillig di
Fluren
Brachten aus eigenem Trieb, die pflückt er: nimmer de
Volkes

Pachthaus ſieht er, noch eiſernes Recht, noch das Toben des Marktes.
Andere wühlen mit Rudern das nachtvoll tückiſche Meer auf;
Stürzen in Schwerter, den Hof und die Schwellen der Fürſten beſtürmend.
Dieſer bedroht mit Zerſtörung die Stadt und die armen Penaten,
Um aus Edelgeſtein zu trinken, zu ſchlummern auf Tyrus
Purpur. Jener verbirgt, auf verſcharretem Golde gelagert,
Schätze. Die Bühne des Redners beſtaunt der: dieſer im Schauplatz
Gafft dem Geklatſch: ihn reißt es dahin — vom Volk und den Vätern
Scholl's zwiefach. Die freu'n ſich, beſpritzt vom Blute der Brüder:
Wechſeln verbannet das Haus und geliebte Gemächer, und ſuchen
Sich ein Heimathland, von anderer Sonne beſtrahlet. —
Aber der Landmann wühlt mit gebogenem Pfluge das Feld um.
Dies iſt die Jahrsarbeit: ſo erhält er die kleinen Penaten,
So ſein Land, und Heerden von Küh'n, und nützliche Stiere.
Und nicht raſtet das Jahr, jetzt Fülle des Obſtes zu bringen,
Jetzo Vermehrung der Heerd', und Garben mit Halmen der Ceres.
Voll des Ertrags iſt die Furch', und überbelaſtet die Scheune.
Nahet der Winter, ſo preßt man Sicyons Frucht in den Keltern.
Beeren des Baumes gewähret der Wald: heim kehren die Schweine

Froh von der Maſt: und der Herbſt häuft mancherlei Gaben. Da werden
Hoch an ſonnigem Felſen gekocht mildſchmeckende Trauben.
Liebliche Kinder indeß an den küſſenden Vater ſich ſchmiegen.
Keuſchheit wahret das züchtige Haus. Milchſchwellende Euter
Hängen die Kühe herab: fettglänzend im luſtigen Graſe
Kämpfen ſich Böckchen entgegen mit wildanſtrebenden Hörnern.
Feſtliche Tage begeht er ſelbſt: auf Raſen gelagert,
Wo um den flammenden Heerd die Genoſſen bekränzen den Schenkkrug,
Ruft er, Lenäus, Dich an, Trank ſpendend: die Hüter der Triſten,
Die den gehärteten Körper entblößen auf ländlicher Ringbahn,
Läßt er mit flüchtigem Speer Wettkämpfe begehen am Ulmbaum.
So einſt lebte das alte Sabinergeſchlecht, ſo Remus,
So ſein Bruder: und ſtark ward ſo Etruria's Kriegsvolk.
Alſo wurdeſt du, Roma, die herrlichſte wahrlich im Weltall,
Sieben der Burgen in dir mit vereinender Mauer umſchließend.
Ehe den Scepter empfing der dictäiſche König; bevor noch
Schmauſ'te das frevelnde Volk beim Fleiſche geſchlachteter Stiere,
Führte der goldne Saturn alſo ſein Leben auf Erden.
Noch nicht hörte man da lautſchmetternde Kriegestrompeten,
Noch nicht klirrten die Schwerter, gelegt auf gehärteten Ambos.

Doch unendlicher Raum iſt ſchon durchlaufen, und Zeit iſt
Jetzo den dampfenden Hals der ermüdeten Roſſe zu löſen.

Dritter Geſang. Anrufung der Hirtengötter 1—2. Der Dichter wählt ſich hier einen neuen Stoff, da die Gegenſtände der Fabel längſt verbraucht ſind; er will durch dieſen neuen Geſang ſein Vaterland verherrlichen — 12, und dann als gekrönter Sänger dem Cäſar Octavianus einen Tempel und Spiele ſtiften — 39. Er beruft ſich auf Mäcenas Aufmunterung, die ihn begeiſtere — 45, und verſpricht, nach dieſem dichteriſchen Geſchäft, einen Heldengeſang über Cäſar zu liefern — 48.

I. Von Pferden und Rindern.

Die Geſtalt einer vorzüglichen Kuh — 59. Das Alter, das zur Zucht tauge — 71. Die Beſchaffenheit eines vorzüglichen Pferdes — 94. Jugend — 100. Abkunft und Tauglichkeit zum Wettrennen. Beſchreibung und Urſprung deſſelben — 117. Das Pferd, das zum Wettrennen gebraucht wird, muß feurig ſein — 122. Regeln, wie das Vieh vor der Belegung zu behandeln ſei — 137, und nachher — 145. Warnung vor der Viehbremſe — 156. Unterſchiedliche Behandlung der jungen Rinder nach der verſchiedenen Beſtimmung — 177. Einübung und Zucht der Füllen für kriegeriſchen Gebrauch und für das Wettrennen — 208. Abſonderung der Geſchlechter — 216. Kampf zwiſchen den männlichen Stieren — 241. Die Heftigkeit und die Wirkungen des Geſchlechtstriebes überhaupt — 283.

II. Von den Schafen und Ziegen.

Uebergang — 294. Wie die Schafe — 299 und die

Ziegen — 304 im Winter zu behandeln ſeien. Nutzbarkeit der letztern — 321. Von der Sommerwaide — 338. Die Lebensweiſe des Libyſchen Hirten — 348 und des Scythiſchen Winters — 383. Von den Bedingungen eines reichen Ertrags an Wolle — 393. Von der Milch und ihrem Gebrauch — 403.

III. Von den Hunden — 413.

IV. Verwahrung gegen Schlangen 439.

V. Von den Krankheiten des Viehs und ihrer Heilung — 463.

Kennzeichen und Gefahren einer Seuche — 473. Beſchreibung einer Viehpeſt im Lande Noricum — 567.

Die Hirten in Libyen und der Winter bei den Scythen.

(Georgica III. 339 — 383.)

Was ſoll melden mein Lied von Libya's Hirten und Weiden,
Und wie ſie einzeln zerſtreut dort wohnen in Mattengezelten?
Oftmals weidet das Vieh dort Tag und Nacht und den ganzen
Monat ſo fort, und zieht in gedehnte Wüſten und findet
Nie ein würdiges Dach, ſo weit ausſtreckt ſich das Blachfeld.
Africa's Hirt führt Alles mit ſich, ſein Dach und den Hausgott,
Waffen, den Amycläiſchen Hund und den Kretiſchen Köcher.
Alſo der Römiſche Mann, der tapfer in Waffen der Väter

Unter belaſtender Bürde den Weg fortwandelt, und eh dies
Ahnet der Feind, im Glied daſteht vor befeſtigtem Lager.
Anders jedoch bei Scythia's Volk, wo Mäotis Gewäſſer:
Und wo gelblichen Sand trübwallend der Iſter dahinwälzt:
Wo bis unter den Pol ſich Rhodope's Berge zurückziehn.
Dorten behält man die Heerden im Stalle verſchloſſen und nirgends
Siehſt du Gras im Feld, noch grünendes Laub an den Bäumen;
Sondern es liegt, durch Wälle von Schnee entſtellet und tiefes
Eis ringsum, das Gefild auf ſieben der Ellen an Höhe.
Stets iſt Winter daſelbſt, und ſtets froſtathmender Nordweſt.
Nimmer zerſtreut alsdann blaßſchauernde Schatten die Sonne,
Nicht, wenn ſie mit dem Roſſegeſpann am Himmel emporſteigt,
Nicht, wenn den ſinkenden Wagen im röthlichen Meere ſie badet.
Plötzlich erharſchet der ſtrömende Fluß zu eiſigen Rinden,
Und auf dem Rücken empfänget die Fluth, ſonſt Kähnen befreundet,
Jetzo geräumige Wagen und eiſenbewehrete Räder.
Häufig zerſpringt auch Erz vom Froſt, und Kleider am Leibe
Starren: es werden zerhauen mit Beilen die flüſſigen Weine,
Und in gediegenes Eis umwandeln ſich Teiche von Grund aus,
Und Eiszapfen gerinnen erſtarrt an ſtruppigen Bärten.
Schnee nicht minder indeß flockt ringsumher in den Lüften:
Schafe verkommen im Froſt: auch ſtattlich geſtaltete Stiere
Steh'n umfloſſen von Reif, und Hirſche, zu Rudeln geſchaaret,

Starren von ſeltſamer Laſt: kaum ragen empor der Geweihe
Enden: man jaget die Furchtſamen nicht, mit Hunden ſie hetzend,
Noch mit dem Garn: noch gebraucht man Scheuchen von purpurnen Lappen:
Sondern, indeß ſie umſonſt anſtemmen die Bruſt an den Schneewall,
Tödtet man ſie mit dem Schwert in der Nähe bei gellendem Wehlaut:
Trägt dann fröhlich mit lautem Geſchrei nach Hauſe die Beute.
Aber der Scythe verlebt tief unter der Erd' in gegrabnen
Höhlen geruhig die Zeit: und geſchlichtete Klötze, mit ganzen
Ulmen zum Heerde gewälzt, wirft er in die Flamme: verbringt dort
Spielend die Nacht: zum Gelag nachbildet er Rebengetränke
Luſtig aus gährendem Saft und ſäuerlich ſchmeckendem Spierling
Alſo leben, bedeckt vom Hyperboriſchen Wagen,
Vom Rhipäiſchen Eurus gepeitſcht, unbänd'ge Geſchlechter,
In braungelbliches Vließ von zottigen Thieren gekleidet.

Schilderung der Viehſeuche in Noricum.

(Georgica, B. 464 — 566.)

Siehſt du öfter ein Schaf in der Ferne behaglichen Schatten
Suchen, und ohne Begier abnaſchen die Spitzen der Gräſer,
Oder zuletzt nachſchleichen dem Zug, und mitten im Anger
Weidend ſich legen, und ſpät und allein heimkehren im Dunkel;

Tilge den Schaden ſofort mit dem Eiſen, bevor ſich die Seuche
Graunvoll breitet umher in den ſorglos ſchweifenden Schaaren.
Nicht ſo dicht ſtürzt regnend auf's Meer ſturmjagender Wirbel,
Als viel Seuchen ergreifen das Vieh. Nicht einzelne Häupter
Faſſet die Krankheit, nein, gleich ſämmtliches Sommergehege,
Hoffnung und Heerde zumal und das ganze Geſchlecht mit dem Stamme.
Solches gewahrt, wer jetzt noch die luftigen Alpen erblicket,
Noriſche Burgen auf Höh'n und Timavus Japidiſche Fluren,
Nach ſo langem Verlauf, und verlaßne Gebiete der Hirten
Schauet, und weit umher einſame verödete Wälder.
Hier entſtand bei erkrankender Luft einſt klägliches Wetter:
Unheilbringend erglüht's in völliger Hitze der Herbſtzeit,
Raffte mit allem Gewilde des Hausviehs ganzes Geſchlecht hin:
Teiche verpeſteten ſich: es verdarb durch Moder das Futter.
Einfach war nicht der Weg zum Tod, wenn ſämmtliche Adern
Durſt ausbrannte, wodurch einſchrumpften die leidenden Glieder,
Wieder ergoß dann flüſſiger Schleim ſich in Maſſen, der mählig
Alle Gebein' umzog, von der Seuch' hinſinkend in Unmacht.
Oft wenn mit wollenem Schmuck und ſchneeiger Binde zum Opfern
Eben am Feſte der Götter das Thier daſtand am Altare,
Sank's hinſterbend zur Erd' inmitten der zögernden Diener.

Oder wenn Eines der Prieſter zuvor mit dem Eiſen geſchlachtet,
Will vom gehäuften Gekrös ſich doch der Altar nicht entzünden,
Und der berufene Seher vermag nicht Sprüche zu geben.
Kaum auch netzt, einbohrend von unten, der Stahl ſich mit Blute:
Sparſam entfärbt nur Eiter den Sand an der oberen Fläche.
Oft auch fallen die Kälber dahin im üppigen Graſe,
Und an gefülleter Kripp' entſchwindet das liebliche Leben.
Schmeichelnde Hunde befällt jetzt Wuth: und der keuchende Huſten
Schüttelt erkrankende Schweine, verengt den geſchwollenen Rachen.
Jammerbelaſtet, das Gras und den Eifer der Künſte vergeſſend,
Sinkt, einſt Sieger, das Roß, und verſchmähet die Quellen: es ſtampfet
Oft mit dem Fuße den Boden: geſenkt ſind die Ohren: der Schweiß bricht
Wechſelnd an ihnen hervor, und erkaltet im Tode. Die Haut wird
Trocken und rauh, dem Gefühl des Berührenden ſpröde begegnend.
Solcherlei Zeichen verkünden den Tod in den erſten der Tage.
Aber wofern fortſchreitend die Seuch' an heftiger Wuth ſteigt,
Dann erglühet das Aug', und tief ausholet der Athem
Oft mit ſchwerem Geſtöhn: und langedehnetes Schluchzen
Schwellt bis unten den Bauch: und tief aus den Nüſtern hervorquillt
Dunkeles Blut: rauh klebet die Zung' am beengeten Rachen.

Manchmal half's, einſenkend das Horn Lenäiſchen Heiltrank
Einzugießen: die Sterbenden ſchien dies einzig zu retten.
Dieſes gerade jedoch bracht' auch Unheil: die Erquickten
Brannten vor Wuth: beim Nahen des ſchmerzvoll quälenden Todes —
Beſſ'res den Frommen verleiht: ſolch' Irrſal, Götter, den Feinden! —
Sah man mit blökendem Zahn den verſtümmelten Leib ſie zerfleiſchen.
Aber der dampfende Stier — ſieh' unter der drückenden Pflugſchar
Sinkt er dahin, entſprudelnd dem Schlund mit Schaume vermiſchtes
Blut, und das letzte Geſtöhn ausathmend. Da löſet der Landmann
Jammernd den anderen Stier, der den Tod des Genoſſen betrauert,
Und läßt mitten im Werke den Pflug feſtſteckend im Boden.
Nicht tief ſchattender Hain, nicht ſchwellender Raſen vermag jetzt
Jenem zu reizen das Herz: nicht der Bach, der klarer denn Bernſtein
Hinrollt über Geſtein, zueilend der Ebene: ſchlaff hängt
Unten der Leib, und matt iſt das Aug' in dumpfer Erſtarrung:
Erdwärts neigt und beugt ſich die Laſt des gekrümmeten Nackens.
Was nun frommt ihm Verdienſt und Müh'? Was frommet der ſchwere
Boden, geſtürzt mit dem Pflug? Hat doch nicht jenen geſchadet

Maſſiſche Gabe des Bacchus, noch immer erneuertes Schmauſen.
Leben ſie doch von Zweigen und einfach nährenden Kräutern:
Ihr Pokal iſt der lautere Quell und des rührigen Fluſſes
Strömung: ihr labender Schlaf wird nicht durch Sorgen geſtöret.
Nie ſonſt, meldet die Sage, vermiſſeten jene Bezirke
Rinder für Juno's geheiligtes Feſt: nie zogen den Wagen
Zu dem erhabenen Weihepalaſt unziemliche Büffel.
Mühſam wühlen ſie denn mit dem Karſt im Boden: den Samen
Graben ſie ſelbſt mit den Nägeln hinein: mit belaſtetem Nacken
Schleppen ſie hohe Gebirge hinan lautknarrende Wagen.
Nicht umſpähet der Wolf, auflauernd den Schafen, die Hürden,
Noch umſchleicht er die Heerden zur Nachtzeit: ſchwerere Sorge
Hält ihn zurück. Schnellfüßige Hirſch' und furchtſame Gemſen
Schweifen bereits an den Häuſern umher inmitten der Hunde.
Was durchſchwimmet die Fluthen, die Brut des unendlichen Meeres,
Wird nun geſammt an den Rand des Geſtads, ſchiffbrüchigen Leichen
Aehnlich, geſchwemmt: in den Strom flieh'n ſonſt nicht geſehene Robben.
Selber die Natter, vergebens geſchirmt von den Krümmen des Lagers,
Stirbt, und die Hyder, betäubt mit aufrechtſtarrenden Schuppen.

Selber dem Vögelgeſchlecht iſt die Luft unheimlich: ſie ſtürzen
Jählings herab, im hohen Gewölk ihr Leben verhauchend.
Nicht mehr hilft es ſogar, zu wechſeln die Arten des Futters:
Unheil bringt die erſpähete Kunſt. Da weichen die Meiſter,
Chiron, Philyra's Sohn, Amythaons Sprößling, Melampus!
Und aus ſtigiſchem Dunkel herauf entſendet zur Lichtwelt,
Raſ't Tiſiphone's blaſſe Geſtalt, treibt Seuchen und Schrecken
Vor ſich her, und das gierige Haupt trägt täglich ſie höher.
Flüſſe, der trockene Strand, und ſanftanſteigende Hügel
Hallen zurück das Geblöke der Schaf' und häufiges Brüllen:
Und ſchon ſtrecket ſie Haufen dahin, und ſelbſt in den Ställen
Thürmt ſie die Leichen empor, die gräßlich von Moder zerfallen:
Bis man mit Erde zudecken ſie lernt, und in Gruben zu bergen.
Denn nicht war zu gebrauchen das Fell, nicht kann mit dem Waſſer
Jemand tilgen das Fleiſch, noch auch mit Flammen bemeiſtern.
Selber das Fell, von der Seuch' und garſtigem Schleime zerfreſſen,
Kannſt du nicht ſcheeren, noch auch die zerbröckelnde Wolle berühren:
Sondern ſogar, wenn's Einer verſucht mit den ſcheußlichen Hüllen,
Brachen, mit garſtigem Schweiß von ſchlimmem Geruch, ihm am Leibe
Brennende Blattern hervor: und nicht nach langem Verweilen
War der entzündete Leib vom heiligen Feuer verzehret.

Vierter Geſang. Der Dichter will von der Bienenzucht handeln 1, und eignet auch dieſen Geſang dem Mäcenas zu — 2. Der Gegenſtand iſt werthvoll, trotz der Unſcheinbarkeit.

1. Von der Wohnung der Bienen: welche Gegend zu wählen ſei, wie ſie bepflanzet ſein müſſe — 32. Von den Bienenkörben und den Aufenthaltsorten der wilden Bienen — 44. Vorſichtsregeln bei Verfertigung und Aufbewahrung der Körbe — 50.

2. Das Leben der Bienen — 57. Wie die ſchwärmenden Bienen einzufangen — 66. Schilderung einer Bienenſchlacht, wenn zwei Könige gegen einander kämpfen — 75. Mittel, dieſem Kampfe zu wehren: worunter Tödtung des ſchlechteren Weiſels; Schilderung der edleren Art von Königen — 102. Mittel, die wanderungsluſtigen Bienen an einem Orte feſtzuhalten — 115. Schilderung eines Gartens — 124. Erinnerungen an das glückliche Leben eines Gärtners — 148.

3. Gemälde der Eigenſchaften der Bienen und ihrer Verfaſſung: durch Jupiters Gunſt erhielten ſie ihre Vorzüge — 152, dieſe ſind: geſelliges Leben — 155, geregelte Arbeit — 185, Ruhe nach derſelben — 190. Vorſicht in Betreff des Wetters — 196. Ihre Fortpflanzung ohne thieriſche Befruchtung — 209. Verehrung des Königs — 218. Die Bienen zeigen Spuren von Vernunft: ſie ſind Ausflüſſe der Weltſeele — 227.

4. Regeln zur Bändigung und Erhaltung der Bienen. Einſammlung des Honigs und Behandlung der Stöcke — 242. Vorſicht gegen die Feinde der Bienen — 250. Krankheiten der Bienen — 263. Gegenmittel — 280. Künſtliche Erzeugung aus todten Rindern nach Aegyptiſcher Weiſe — 314. Dieſe fabelhafte Erfindung verdankt man dem Ariſtäus — 320, dem es gelang, durch Vermittlung ſeiner Mutter, der Nymphe Cyrene, welche er in ihrem unterirdiſchen Waſſerpalaſte beſuchte, und um Hülfe anflehte, den wahrſagenden Meeresgott Proteus zu feſſeln, zur Belehrung über das Sühnopfer zu zwingen, das Ariſtäus, um ſeine zerrüttete Bienenwirthſchaft wieder herzuſtellen, den Manen des Orpheus und der Eurydice bringen mußte: deren Geſchichte als Zwiſchenſcene dargeſtellt wird — 520. Cyrene unterrichtet dann den Ariſtäus weiter über das Sühnopfer und die Erzeugung der Bienen — 548, dieſe gelingt ihm — 558. Schluß des Gedichts. Zeitpunkt mit Andeutung der damaligen Thaten des Auguſtus — 562. Ort der Abfaſſung und Perſon des Dichters — 566.

Die Erfindung des Ariſtäus.

(Georgica, IV. V. 281 — 568.)

Aber wofern dir plötzlich die ſämmtliche Brut ſich verlieret,
Und du nicht weißt, wie wieder der Stamm des Geſchlechts ſich erneure,

Dann iſt's Zeit, den geprieſenen Fund des Arkadiſchen Meiſters
Dir zu eröffnen: und wie ſchon oft beim Schlachten der Stiere
Bienen dem modernden Blut entwuchſen. Das Ganze der Sage
Will ich vom erſten Beginn herleitend genau dir erzählen.
Wo das geſegnete Volk von Canopus, Pelläiſchen Urſprungs,
Wohnend am Nil, der über den Bord ausſtrömend zum Teich wird,
Im buntfarbigen Kahn auf ſeinen Gefilden umher fährt,
Bis wo bedränget die Nähe der köcherbewehreten Perſis:
Wo vom farbigen Inder der Strom fernher ſich ergießet,
Und ſich getheileten Laufs entladet in ſieben Gemünde,
Und mit dunkelem Sand dich, grünes Aegypten, befruchtet,
Ruht des Geſammtlands ſicheres Wohl auf jener Erfindung.
Erſtlich den Ort zu ſolchem Gebrauch von mäßigem Umfang
Wählt man, und enge: gedeckt mit feſtanſchließenden Ziegeln
Und mit dichtem Gemäuer: dabei vier Oeffnungen läßt man
Nach vier Winden gerichtet, mit ſchief einfallendem Lichte.
Sucht dann ein Rind, dem ſchon an der Stirn zweijährig die Hörner
Krumm aufſtreben: dem mächtig ſich Sträubenden ſtopft man die Nüſtern
Beide zugleich und den Athem des Mauls: dann ſchlägt man es todt, daß
Ohne Verletzung der Haut das zermalmete Fleiſch ihm vermodert.
So läßt man im Verſchluſſe den Liegenden: unter die Rippen

Streuet man ihm friſchblühenden Zeiland, Thymus und Reiſer.
Solches geſchiehet, ſobald ſich zuerſt vom Weſte die Wellen
Kräuſeln, bevor ſich die Au von neu aufſproſſenden Blumen
Röthet, am Balken ihr Neſt anhängt die geſchwätzige Schwalbe.
Aber indeſſen erhitzt in den zarten Gebeinen des Rindes
Gähret der Saft: ſichtbar dann wimmeln von ſeltſamem Anblick
Thierchen, der Füße zuerſt entbehrend, doch bald mit den Schwingen
Rauſchend, und mehr und mehr aufſtrebend zum flüſſigen Luftraum,
Endlich hervor, wie der Guß entſtrömend den Wolken des Sommers,
Brechen ſie, oder den Pfeilen, geſchnellt von der Sehne, vergleichbar,
Wenn zum Beginne des Kampfs anſtürmt der bewegliche Parther.
Welcher der Götter errang, ihr Muſen, uns dieſe Erfindung?
Und wie brach ſich die Bahn von Neuem das menſchliche Wiſſen?
Ariſtäus, der Hirt, entfloh dem Peneiſchen Tempe,
Als, nach der Sag', er die Bienen verlor durch Hunger und Seuchen:
Trat dann innig betrübt zu des Stromes geheiligtem Urſprung,
Jammerte viel, und ſprach mit folgender Rede zur Mutter:
Mutter Cyrene, Mutter, des hier aufſprudelnden Waſſers
Tiefen bewohnend, warum aus edlem Geſchlechte der Götter

Zeugteſt du mich, vom Geſchicke verfolgt? (iſt anders, wie du rühmſt,
Thymbea's Apollo mein Vater): wohin entſchwand dir die Liebe,
Einſt mir geweiht? Was hießeſt du mich einſt hoffen den Himmel?
Sieh', auch ſelber den Ruhm, den hier im ſterblichen Leben
Emſige Pflege gehüteten Viehs und der Früchte mir mühvoll
Alles verſuchend errang, muß ich, dein Sohn, nun verlieren.
Nun denn: entwurzle mit eigener Hand die geſegneten Wälder.
Wirf mir den feindlichen Brand in die Ställe: vertilge die Ernten,
Senge die Saat und ſchwinge die mächtige Axt in den Weinberg,
Wenn mein Ruhm dir ſolchen Verdruß, o Mutter, erwecket.
  Aber die Mutter vernahm im Gemach tief unter dem Fluſſe
Kläglichen Ruf. Dort zupften um ſie Mileſiſche Wolle,
Die mit geſättigtem Grün durchfärbt war, Nymphen des Waſſers,
Drymo, nebſt Xantho, Phyllodoce auch, und Ligéa,
Welchen den blendenden Hals hellglänzende Locken umwallten,
Spio auch, und Neſäa, Cymodoce dann, und Thalia,
Cydippe, und die blonde Lycorias, welche Lucina's
Wehen zuerſt empfand vor Kurzem: die Andre noch Jungfrau.
Clio und Beroë, Schweſtern ſie beid', Oceanus Töchter,
Beide gehüllt in Gold, buntfarbig mit Fellen umgürtet:
Ephyre auch, und Opis, die Aſiſche Deiopea;
Und Arethuſa, die ſchnelle, nun endlich entledigt der Pfeile.
Clymene jetzo erzählte dem Kreiſe der Nymphen Vulcanus

Eitele Sorge, die Ränke des Mars und heimliche Buhlſchaft,
Muſternd vom Chaos herab Liebſchaften der Götter in Unzahl.
Wie ſie, bezaubert vom Lied, an der Spindel das zarte Geſpinſte
Abwärts drehen, ſo traf von Neuem die Ohren der Mutter
Ariſtäus Gejammer: und All' auf gläſernen Sitzen
Staunten: jedoch Arethuſa zuerſt vor den anderen Schweſtern
Blicket hervor blondlockigen Hauptes hoch über die Wogen,
Fernher rufend: o nicht umſonſt aufſchreckte dich ſolche
Klage, Cyrene, du Schweſter: Er ſelbſt, dein theuerſter Liebling
Ariſtäus, verharrt in Kummer und Thränen am Waſſer
Peneus, unſers Erzeugers, und nennt mit dem Namen dich grauſam.
  Drauf voll plötzlicher Angſt im erſchütterten Herzen die Mutter:
Führ', o führ' ihn zu uns: zu berühren die Schwelle der Götter,
Iſt ihm vergönnt. Sie gebeut, ſich weit zu ſpalten den tiefen
Strömen, woſelbſt herſchritte der Jüngling. Plötzlich umgab ihn,
Wie ein Gebirge gewölbet, die ſtehende Woge: und empfangend
In dem gewaltigen Buſen, enttrug ſie ihn unter das Strombett.
Jetzo bewundernd das Haus der Erzeugerin, naſſe Gebiete,
Seen umſchloſſen von Grotten, und weitumhallende Haine,
Wandelt er hin, und betäubt von der Waſſer gewalt'ger Bewegung

Sah er die ſämmtlichen Ströme, die dort in mancherlei Richtung
Unter den Tiefen der Erd' hinwallen, den Phaſis und Lycus:
Schaute den Quell, wo zuerſt des Enipeus Tiefe hervorbricht,
Wo Tiberinus der Vater, die Strömung Anio's herfließt,
Hypanis auch mit Felſengebraus: und der Myſer Caicus,
Auch Eridanus doppelgehörnt, mit goldenem Stierhaupt,
Der durch üppig bebautes Gefild vor jeglichem Fluſſe
Mächtig dahin ſich wälzend dem purpurnen Meere ſich miſchet.
   Als er gelangt zum gewölbten Gemach umhangen von Bimsſtein
Und Cyrene des Sohns unnützes Gejammer vernommen;
Reichten die Schweſtern ihm ſelbſt nach der Ordnung lautere Quellfluth,
Brachten ihm auch Handtücher herbei, mit geſchorenen Haaren;
Andre beladen mit Speiſen den Tiſch, und ſetzen die vollen
Becher darauf: von Panchäiſchem Feuer erglüh'n die Altäre.
Jetzo die Mutter beginnt: Nimm Becher Mäoniſchen Weines:
Laß den Oceanus jetzt uns ſprengen! Sie betet nun ſelber
Zu dem Erzeuger des Alls, Oceanus, und zu den Schweſtern —
Nymphen, die hundert Gehölz' und hundert der Ströme bewachen.
Dreimal goß auf den lodernden Heerd ſie lauteren Nectar:
Dreimal lodert' empor hellleuchtend die Flamme zum Giebel.
Durch dies Zeichen geſtärkt im Geiſte, beginnet ſie ſelber:
   In dem Carpathiſchen Schlund des Neptunus lebet ein Seher,

Proteus der bläuliche, der im Geſpann zweifüßiger Roſſe
Und von Fiſchen getragen, durchmißt die unendliche Meerfluth.
Dieſer beſucht Emathia's Port nun wieder, Pallene's
Heimiſches Land: es verehren die Nymphen den Mann: es verehret
Selbſt ihn Nereus, der Greis. Denn Jegliches kennet der Seher
Was da iſt, was war, und was bald herführet die Zukunft:
Denn ſo hat es geordnet Neptun, deß rieſige Heerden
Unter den Strudeln der Fluth er weidet, und häßliche Robben.
Den nun fahe zuvor, o Sohn, mit Banden, damit er
Ganz dir enthülle der Seuch' Urſprung, und Erfolg dir gewähre.
Denn nicht ohne Gewalt wird Jener Belehrung dir geben:
Bitten bewegen ihn nicht. Dem Gefangenen rüſte der Feſſeln
Drückenden Zwang: erſt dieß bricht ſeine vereitelte Tücke.
Ich will ſelbſt, wenn die Sonn' entzündet die Hitze des Mittags,
Wenn nun lechzen die Kräuter, das Vieh nach Schatten ſich ſehnet,
Dich hinführen zum heimlichen Ort, wo der Greis von dem Waſſer
Matt ſich birgt, daß leicht du greifeſt den liegenden Schläfer.
Aber ſobald du gepackt mit der Fauſt und mit Banden ihn feſthältſt,
Dann wird mancherlei Form und Geſtalt von Wild dich umgaukeln.
Denn ſchnell wird er zum borſtigen Schwein, zum gräßlichen Tiger,

Und zum ſchuppigen Drachen, zur Löwin mit bräunlicher Mähne:
Oder er ziſcht mit Flammengebraus, und entſchlüpfet den Banden,
Oder er ſchwindet dahin, in flüſſiges Waſſer zerrinnend.
Aber, o Sohn, je mehr er in jegliche Formen ſich wandelnd,
Deſto ſtraffer zuſammengeſchnürt die beengenden Bande;
Bis er den vorigen Leib ſich wieder gegeben, wie ihn du
Schauteſt, als ihm die Augen verſchloß der beginnende Schlummer.
Sprach's, und ergoß ringsum der Ambroſia lautere Düfte,
Welche den Körper des Sohns allwärts umzogen. Des Hauptes
Kunſtvoll wallend Gelock umweheten ſüße Gerüche.
Rüſtige Kraft durchdrang ihm den Leib. Weit dehnet die Hohlung
Sich in die Wand des zerklüfteten Bergs, wo viele der Wogen,
Die in entlegene Buſen ſich ſpalten, zuſammen der Wind drängt,
Längſt ſchon der ſicherſte Port für Schiffer, erhaſcht von den Stürmen.
Proteus birgt ſich darin, umſchirmt von mächtigen Felſen.
Dorthin ſtellte die Nymph', abwärts vom Lichte den Jüngling
Lauernd: ſie ſelbſt trat ferne zurück umdunkelt von Nebeln.
Sirius ſengte bereits gluthſprühend die dürſtenden Inder:
Und ſchon hatt' am Himmel die feurige Sonne den Kreislauf
Halb vollbracht: dürr lechzte das Kraut, die gewölbeten Ströme
Kochten, erwärmt bis zum Schlamm von den Strahlen, mit trockener Mündung.

Siehe, da zog Proteus vom Meer zum gewöhnten Geklüfte.
Ihn umhüpfte das feuchte Geſchlecht des unendlichen Pontus:
Weit umher ausſpritzend das bittere Naß, und die Robben
Lagern ſich da und dort am Ufer, des Schlafs zu genießen.
Er, wie der Hüter des Stalls zuweilen auf hohen Gebirgen,
Wenn zum Dach von der Weide der Abend die Kälber zurückführt,
Und mit lautem Geblöke den Wolf anreizen die Lämmer,
Setzt ſich inmitten der Heerd' auf Klippen, und muſtert die Anzahl.
Ariſtäus, dieweil ihm erſchienen die günſtige Stunde,
Läßt die ermüdeten Glieder den Greis kaum legen zur Ruhe,
Stürmet heran mit lautem Geſchrei, und bewältigt den Schläfer,
Feſſelnd die Hände. Doch jener vergaß nicht der eigenen Künſte:
Schnell umwandelt er ſich in allerlei Wundergeſtalten,
Feuer, und furchtbardrohendes Wild, und flüſſige Stromfluth.
Doch wie mit keinerlei Liſt ihm gelang zu entrinnen, ſo ward er
Wieder bezwungen, er ſelbſt, und ſprach mit menſchlicher Stimme:
Wer doch lehrete dich, du vermeſſenſter Jüngling, zu nahen
Unſerem Haus? was ſucheſt du hier? Da erwiederte Jener:
Proteus, du weißt es ja ſelbſt: auch kann Niemand dich betrügen.
Woll' es nur du nicht länger. Ich kam, dem Gebete der Götter
Folgend, daher, für des Glückes Verfall Orakel zu holen.
So viel ſprach er. Darauf umrollte der Seher gewaltſam

Endlich das feurige Aug', hellſprühend von bläulichem Lichte:
Furchtbar knirſchend erſchloß er den Mund, weiſſagend die Zukunft:
Wohl iſt's irgend ein Gott, deß Zorn dich quälet. Du büßeſt
Schwere Vergehn. Orpheus, ſchuldlos umfangen von Jammer,
Iſt's, der, wenn das Geſchick nicht wehrt, zur Rache verhänget
Dir ſolch' Weh: er tobt ob dem Raube der Gattin gewaltig.
Als ſie vor dir im ſtürzenden Lauf an Strömen dahinfloh,
Sah nicht die Liebſte, dem Tode geweiht, die entſetzliche Schlange,
Ihr vor den Füßen im ragenden Gras am Strande gelagert.
Aber Dryaden, der Chor der Geſpielinnen, füllten die Berghöh'n
Jetzt mit lautem Geſchrei: da weineten Rhodope's Burgen
Und der erhabne Pangäus, und Rheſus kriegriſches Erbland:
Geten, und Hebrus zuſammt der Athenerin Orithyia.
Er mit gewölbeter Leier den Schmerz zu lindern der Liebe,
Sang dich, liebliches Weib, einſam dich am öden Geſtade,
Dich, wenn nahe der Tag, dich, wenn er ſcheidend ſich ſenkte.
Auch zu des Tänarus Schlund, zu Pluto's ragenden Pforten
Wagt' er zu geh'n; in den Hain umdunkelt von nächtlichen Schauern
Trat er, und nahte den Manen, und dir, o König der Schrecken,
Und zu den Herzen, die nie ein menſchliches Flehen erweichte,
Aber es ſchwebten, erregt vom Geſang aus Erebus Tiefen,
Luftige Schatten daher, und dem Leben entſchwundne Geſtalten:

Wie ſich in Blättern des Hains viel Tauſende bergen der Vögel,
Wenn von Gebirg ſie der Abend und ſtürmiſcher Regen herabjagt:
Mütter und Männer zumal, und des Lebens entbundene Helden
Hohen Gemüths: und Knaben zuſammt unvermählten Jungfrau'n,
Jünglinge auch vor den Augen der Eltern gelegt auf den Holzſtoß,
Welche der ſchwarze Moraſt, und Cocytus häßlicher Schilfwald
Sammt dem unfreundlichen Teich mit träghinſchleichendem Waſſer
Ringsum feſſelt, und Styx, der neunfach ſtrömet dazwiſchen.
Ja auch des Todes Behauſung, und Tartarus ſelber im Innern,
Und die Erinnen, das Haar durchflochten mit bläulichen Schlangen,
Staunten: des Cerberus drei weitklaffende Rachen erſtarrten
Stumm: im Wind auch ſtand Ixions kreiſendes Rad ſtill.
Und ſchon kehrt' er zurück, entlediget jeder Gefahr: ſchon
Stieg, ihm wiedergeſchenkt, Eurydice auf zu der Lichtwelt,
Folgend im Rücken: es war von Proſerpina Solches geboten.
Sieh, da faßte den Liebenden ſchnell unachtſamer Wahnſinn;
Wohl zu verzeihen, wofern nur Verzeihung kennten die Manen.
Schon an der Schwelle des Lichts nach ſeiner Eurydice blickend,
Stand er ſtill, ach! ſein nicht bewußt, vom Gefühle bemeiſtert.
Hin war alles Bemühen, gebrochen des grauſamen Herrſchers

Satzung. Siehe, da kracht's dreimal um den Sumpf des Avernus.
Weh mir, o wer ſtürzt mich und dich, Orpheus, in das Elend?
Sprach ſie: o raſende Wuth! Schon ruft mich ein grauſames Schickſal
Wieder zurück: ſchon ſchließt mir die ſchwimmenden Augen der Schlummer.
Lebe denn wohl! Mich reißt umhüllend unendliche Nacht hin.
Kraftlos ſtreck' ich die Hände nach dir, ach! nimmer die deine!
Sprach's, und plötzlich, wie Rauch mit den flüchtigen Winden ſich miſchend,
Jenſeits floh ſie, entſchwindend dem Blick: und ob er umſonſt auch
Haſchte nach Schatten, und Manches ihr nachzurufen begehrte,
Nimmer erblickte ſie ihn: auch ließ ihn der Schiffer des Orcus
Ueber den wegabſperrenden Sumpf nicht wieder zurückgeh'n.
Was zu thun? Zweimal von der Gattin geriſſen, wohin nun?
Wie ſoll er mit Gebeten die Götter, mit Thränen die Manen
Rühren? Bereits ja ſchwamm ſie erkaltet im ſtygiſchen Nachen.
Sieben der Monate ſtets durchweint' er, meldet die Sage,
Unter dem luftigen Fels an der Fluth des verödeten Strymon,
Seines Geſchickes Verlauf entrollend, in kühlenden Grotten,
Tiger mit ſeinem Geſange bezähmend, und Eichen bewegend;
Gleich wie unter dem Schatten der Pappel betrübt Philomela
Klagt ob der Jungen Verluſt, die, noch nicht flügge, der Landmann

Grauſam lauernd dem Neſt entriß: ſie weinet die Nacht durch:
Sitzend auf Zweigen erneut ſie das mitleidweckende Klaglied,
Weit umher mit Tönen des Jammers die Gegend erfüllend.
Venus rührte ſein Herz nicht mehr, nicht Lockungen Hymens.
Einſam wandert' er durch Hyperboreiſches Eisfeld,
Tanais ſchneeige Flur, nie frei von Rhipäiſchem Reiſe,
Klagend Eurydice's Raub und Pluto's vergebliche Gnade.
Aber die Frau'n der Cikonen, verſchmäht aus Liebe zur Todten,
Riſſen in Stücke den Mann beim Feſte der Götter und Bacchus
Nächtlichem Taumel, und ſtreuten ſie weit umher in den Feldern.
Jetzt auch, wo ſchon ſein Haupt, vom marmornen Nacken getrennet,
Mitten in ſeinem Gewog' enttrug der Oeagriſche Hebrus,
Tönt' Eurydice noch ſein Mund, und erkaltend die Zunge,
Und mit entfliehendem Hauch, ach! ärmſte Eurydice, rief er,
Daß, Eurydice, rings an dem Strom nachhallten die Ufer.
Proteus ſprach's, und ſtürzt ſich hinab in die Tiefe des Meeres.
Wie er verſank, da dreht' er im Wirbel die ſchäumende Woge.
Aber Cyrene nicht; denn von ſelbſt zum Zagenden ſprach ſie.
Sohn, entlaſte, du darfſt, dein Herz der betrübenden Sorgen.
Dieß nur ſchuf dir die Seuche: daher auch ſandten die Nymphen,
Welchen ſich Jene geſellt zum Reigen in luftigen Hainen,

Klägliches Sterben den Bienen. Du ſollſt kniebeugend Geſchenke
Bieten, und Huld dir erflehn, anbetend die milden Napäen.
Weihſt du Gelübde, ſo ſchwindet ihr Zorn: dann ſind ſie verſöhnet.
Doch erſt will ich die Weiſe des Flehns dir verkünden in Ordnung.
Wähle der trefflichen Farren dir vier, untadligen Leibes,
Welche dir jetzo die Höhen des grünen Lycäus beweiden:
Eben ſoviel auch Kühe, noch nie vom Joche gebändigt,
Vier Altäre für ſie an der Göttinnen ragenden Tempeln
Baue du auf: laß heiliges Blut entſtrömen den Kehlen.
Doch im laubigen Hain laß liegen die Leiber der Rinder.
Wenn nun am neunten der Tag' aufſteigend Aurora ſich zeiget,
Bring' Lethäiſchen Mohn zum Opfer den Manen des Orpheus:
Sühnend Eurydice: ſchlacht' ein weibliches Rind ihr zu Ehren.
Schlacht' ein ſchwärzliches Schaf: dann wieder beſuche den Feſthain.
Ohne Verzug vollbringt er ſofort die Befehle der Mutter,
Geht zum Tempel, und baut die bezeichneten Opferaltäre,
Führet dahin untadligen Leibs vier treffliche Farren,
Eben ſo viel auch Kühe, noch nie vom Joche gebändigt.
Drauf wie am neunten der Tag' aufſteigend Aurora ſich zeiget,
Weiht er, zum Hain rückkehrend, ein Opfer den Manen des Orpheus.
Plötzlich erblickten ſie da ein ſeltſam Wundergebilde.
Aus dem verweſenden Leib allwärts und dem Bauche der Thiere

Wimmelten ſummende Bienen hervor, durchbrechend die Rippen:
Bilden ein mächtig Gewölk, und vereint am Gipfel des Baumes
Schweben ſie ſchon, anhängend die Traub' an ſchmiegſame Zweige.

Die Aeneis.

Inhalt.

Erſter Geſang. Aeneas, ein Sohn des Anchiſes und der Venus, gelangt nach Troja's Zerſtörung im ſiebenten Jahre ſeiner Irrfahrten nach Sicilien, und iſt eben Willens, das vom Schickſal ihm verheißene Land aufzuſuchen, als Juno, die ihn verfolgende Gottheit, ihm neue Gefahr und Hinderniß ſchafft. Auf ihre Veranſtaltung wird ſeine Flotte an die lybiſche Küſte verſchlagen, in deren Nähe damals Dido die Stadt Karthago erbaute. Venus erſcheint vor Jupiter, das Trauergeſchick ihres Aeneas bejammernd. Jupiter tröſtet ſie, enthüllt ihr eine glänzende Zukunft für die Nachkommenſchaft des Aeneas und ſchickt den Merkur nach Karthago, dem Aeneas eine gute Aufnahme zu bereiten. Dido heißt ſie freundlich willkommen; Venus aber, die in die Bewirthung derſelben kein Vertrauen ſetzt, ſucht mit Hülfe des Amor die Königin durch heftige Liebe an Aeneas zu feſſeln. Dieſer Plan reift ſchnell zur Vollendung. In voller

Liebesgluth fordert Dido den Aeneas auf, ihr ſeine Abenteuer und Schickſale zu erzählen.

Zweiter Geſang. Aeneas beſchreibt den Untergang von Troja, womit eigentlich die Geſchichte, die der Aeneis zum Grunde liegt, den Anfang nimmt. Das zehnte Jahr der Belagerung hat begonnen. Die Griechen, geſchwächt und erſchöpft durch den langen Krieg, verzweifeln am Glück ihrer Waffen, und nehmen die Zuflucht zur Liſt. Troja wird mit Feuer und Schwert verheert. Nachdem Alles verloren iſt, entſchließt ſich Aeneas, mit ſeiner Familie und anderen Leidensgefährten über's Meer zu fliehen, um eine neue Heimath zu ſuchen.

Aeneas erzählt der Königin Dido Troja's Zerſtörung.

(Aeneis II. 13—801.)

Deutſch von Neuffer.

— — Vom Kriege gelähmt und vom Schickſal bezwungen,
Bauen der Danaer Fürſten, da ſchon der Jahre ſo viele
Schwanden, ein Roß, bergähnlich, durch göttliche Kunſt der Minerva,
Spünden die Rippen ſodann durch tannene Balken, und heucheln,
Alſo ſchweifte die Sag', es ſei ein Gelübd' um die Heimkehr.
Und ſie werfen das Loos, und ſchließen erkorene Männer
Heimlich in's dunkle Gewölb', und füllen die Tiefe der Höhle
Und den gewaltigen Bauch mit wohlbewaffneten Kriegern.
Tenedos liegt im Geſicht, ein weitberüchtigtes Eiland,
Viel geſegnet an Gut, als Priamus Reiche noch blühten,

Jetzt nur ein Golf und ein tückiſcher Ankerplatz für die Schiffe.
Dorthin ſteuerten ſie, am öden Geſtade ſich bergend.
Wir gedachten, ſie ſeien entfloh'n, nach Mycene geſegelt.
Alſo löſ't ganz Teukria ſich von der langen Betrübniß.
Auf mit den Thoren! Hinaus in das Feld! das doriſche Lager,
Und die verlaſſenen Plätze zu ſchau'n, und das einſame Ufer!
Hier war der Doloper Schaar, hier lag der wilde Achilles,
Hier war die Rhede der Flott', hier pflegten die Heere zu ſchlagen.
Andre bewundern das Todesgeſchenk der keuſchen Minerva,
Hocherſtaunt ob der Größe des Pferds. Doch Thymötes vor Allen
Mahnt, hinein in die Stadt es zu ziehn und im Schloſſe zu ſtellen;
War es Verrath, war Troja vielleicht ſchon reif zum Verderben.
Aber Kapys, und Wem noch ein beß'rer Gedank' im Gemüth war,
Heißen der Danaer Trug und ihre verdächtige Gabe
Niederſtürzen in's Meer, mit Flammen darunter verbrennen,
Oder die winklichte Höhle des Bauchs anbohren und durchſpäh'n.
In verſchiedne Partei'n zertheilt ſich die ſchwankende Menge.
Da nun rennt vor Allen zuerſt vom oberſten Schloſſe
Glühend Laokoon her, von großem Haufen begleitet:
Arme, ſo ruft er von fern, welch tolle Verblendung, ihr Bürger!
Glaubt ihr an Flucht des Feindes, und wähnt ihr, von Danaern komme
Je ein Geſchenk truglos? So habt ihr erkannt den Ulyſſes?

Hier in dem Holz ſind entweder verſchloſſ'ne Achiver verborgen,
Oder es iſt zu feindlichem Zeug für die Mauern gezimmert
Daß es die Häuſer beſchau' und die Stadt von oben beſtürme
Irgend droht ein Verrath. Dem Pferd mißtrauet, Teukrer!
Was es auch ſei, ich fürchte die Danaer, ſelbſt wenn ſi ſchenken.
Sprach's, und ſchwang mit kräftiger Hand die gewaltig Lanze
In die Seite des Thiers, in des Bauches gebogene Fügung
Machtvoll hin. Sie ſtak nachbebend, und tief erſchollen
Im erſchütterten Schooß und dröhnten die hohlen Gewölbe
Hätte nicht Göttergeſchick und verkehrter Sinn uns bethöret
Hätt' er gewiß uns entflammt, die argoliſche Schlucht zu zerſpalten,
Troja, du ſtündeſt, o Priamsburg, du wäreſt noch jetzo
Siehe, da ſchleppten mit lautem Geſchrei dardaniſche Hirten
Einen Jüngling zum König, die Händ' auf den Rücken gebunden,
Welcher den Kommenden ſelbſt als unbekannt ſich geliefert,
Anzuzetteln die Liſt und Troja den Griechen zu öffnen,
Feſtentſchloſſenen Muths und ſchon auf beides gerüſtet,
Trug zu vollenden, wo nicht, unrettbaren Todes zu fallen.
Ringsher ſtürzt ſchaugierig herbei die trojaniſche Jugend,
Ihn umſtrömend, und höhnt den gefangenen Mann um die Wette.
Jetzo vernimm der Danaer Liſt, und am Frevel des Einen
Lern' erkennen das Volk. Denn wie er im ſchauenden Kreiſe
Waffenlos und beſtürzt daſtand, und die Phrygierſchaaren

Mit umrollenden Augen beſah, da begann er zu jammern:
Wehe mir, welches Gefild und welche Gewäſſer verleihen
Zuflucht? Oder was bleibt mir Unglückſeligen endlich,
Welchen geächtet das Danaervolk? Und über das Alles
Fordern mein Blut zur Strafe die bittergrollenden Trojer.
Alſo klagt' er und wandt' uns den Sinn und es legte ſich aller
Ungeſtüm. Wir heißen ihn ſprechen, von wannen er ſtamme,
Was er bring', und wodurch, ein Gefang'ner, auf Gnad' er noch hoffe? —
Jener entſchlug ſich allmälig der Furcht, und redete alſo:
Alles, und was auch erfolge, bekenn' ich dir, Herr, nach der Wahrheit,
Selbſt mein argoliſch Geſchlecht, dies ſei das erſte Geſtändniß.
Denn obgleich Fortuna zum Elend den Sinon erſchaffen,
Soll ihn die Grauſame doch zum Trüger und Lügner nicht ſchaffen.
Iſt durch Erzählung vielleicht zu deinen Ohren der Name
Und der verherrlichte Ruhm Palamedes des Beliden gekommen,
Den, ohn' alles Vergeh'n, des Verraths die Pelasger beſchuldigt,
Und auf arge Verläumdung, dieweil vom Kriegen er abrieth,
Hingewürgt, nun trauern ſie ſein, da des Lichts er beraubt iſt.
Dieſem ſendete mich als blutsverwandt zum Gefährten
Gleich im Beginne des Krieges daher mein dürftiger Vater.
Als er noch galt im Rathe der Könige, und in der Würde
Sicher ſtand, da ſchmückte mich ſelbſt auch Namen und Anſeh'n.
Aber nachdem, durch den Haß des ränkevollen Ulyſſes,

Er, wie Jeder es weiß, aus der Oberwelt er hinwegſchied,
Schleppt' ich gebeugt mein Leben in Dunkelheit hin und Betrübniß,
Ueber den Fall entrüſtet des ſchuldlos ſterbenden Freundes.
Thörigt ſchwieg ich da nicht, nein, wenn es das Schickſal verſtatte,
Wenn obſiegend ich je zur heimiſchen Argos gelange,
Schwur ich ihm Rach', und erweckte mir bitteren Haß durch die Rede.
Dies war der Quell des Verderbens für mich. Jetzt ängſtigt Ulyſſes
Stets mich mit neuer Beſchuldung, er ſtreut zweideutige Reden
Unter das Volk, und ſinnt mit böſen Geſellen auf Argliſt.
Ja, er raſtete nicht, bevor er mit Hülfe des Kalchas —
Aber warum enthüll' ich umſonſt die widrige Mähre?
Oder was halt' ich euch auf? Wenn ihr gleichnehmt alle Achiver,
Blos euch der Name beſtimmt, ſo durftet ihr längſt mich beſtrafen;
Dieß wird der Ithaker wollen, und groß die Atriden es lohnen.
Jetzt erſt glüh'n wir zu forſchen und tiefere Gründe zu ſuchen,
Unbekannt mit pelasgiſcher Kunſt und ſo großen Verbrechen.
Zagend verfolgt er die Red' und ſpricht mit tückiſcher Seele:
Oft verlangten die Danaer ſchon von Troja zum Rückzug
Aufzubrechen, und, müde des langen Krieges, zu ſcheiden.
Hätten ſie doch es gethan! Oft hielt ein tobender Seeſturm
Sie am Ufer zurück, und die Gehenden ſchreckte der Südwind.
Sonderlich als hier eben aus Ahornbalken gebauet

Stand das Roß, da erbrauſ'te der ganze Himmel von Wettern.
Rathlos ſenden Eurypylus wir, den Willen des Phöbus
Drob zu befragen. Der bringt aus dem Tempel die traurige Antwort:
Blut und der Opfertod der Jungfrau ſühnte die Winde,
Als zu den iliſchen Küſten zuerſt ihr Danaer kamet.
Blut auch verſchafft euch die Wiederkehr, ein argoliſches Leben
Falle zum Opfer. — Sobald zu des Volkes Ohren das Wort kam,
Staunten ſie tief im Gemüth, und kalt durch Mark und Gebeine
Lief der Schreck, Wem gelte der Spruch, Wen Phöbus verlange.
Aber der Ithaker zog mit großem Gelärme den Kalchas
Mitten in's Volk, den Seher, und drang auf des Göttergebotes
Näheren Sinn. Und ſchon weiſſagten mir Viele des Täuſchers
Grauſames Werk, und ſah'n mit Schweigen das Werden der Zukunft.
Jener verſtummt' zehn Tag', und verweigert' es, lang' ſich verſtellend,
Einen zu nennen durch eigenen Spruch, und dem Tode zu liefern.
Kaum noch endlich vom großen Geſchrei des Ulyſſes getrieben,
Gab er den abgeredeten Spruch, und beſtimmt zum Altar mich.
Alle nun fielen ihm bei, und was ſelbſt ſich Jeder gefürchtet,

Ließen ſie gern zum Verderben des Einen Verlornen ſich wenden.
Schon war er da, der entſetzliche Tag, mir wurde das Opfer,
Mir das geſalzene Mehl und die Bind' um die Schläfen bereitet.
Da, ich geſteh's, entzog ich dem Tode mich, ſprengte die Feſſeln,
Und verſteckte die Nacht mich im ſchlammigen Sumpfe, verborgen
Zwiſchen dem Schilf, bis die Segel ſie ſpannten, wofern ſie es thäten.
Hin iſt jetzt mir die Hoffnung, zu ſchau'n die vorige Heimath,
Und die theuerſten Söhn' und den oft erſehneten Vater.
Jene nun fordern vielleicht für mein Entflieh'n ſie zur Strafe,
Dieſe Schuld mit dem Tod der Unheilvollen zu ſühnen.
Drum bei den Himmliſchen dort, bei den Göttern, die wiſſen, was wahr iſt,
Und, wenn Redlichkeit irgend noch unentweiht bei den Menſchen
Uebrig blieb, auch bei ihr, erbarme dich ſolcher Bedrängniß,
Ach, ich fleh', erbarme du dich der leidenden Unſchuld.
Solchen Thränen gewähren wir Gnad' und erbarmen uns gerne.
Priamus ſelber gebietet zuerſt, die Feſſeln zu löſen
Und enganſchließenden Band, und ſpricht mit freundlicher Rede:
Wer du auch biſt, vergiß der verlorenen Grajer in Zukunft,
Unſer wirſt du nun ſein. Doch erwidre die Fragen mit Wahrheit.
Weshalb thürmten ſo hoch ſie das Roß? Wer iſt der Erfinder?

Welcher Zweck? Ein Göttergelübd'? Ein krieg'riſches Werkzeug?
 Sprach's. Doch Jener mit Trug und pelasgiſchen Künſten gerüſtet,
Hub zu den Sternen empor die losgefeſſelten Hände:
Ihr, o ewige Lichter, mit unverletzbarer Gottheit,
Zeugt mir's, ſprach er, und ihr, Altär' und gräuliche Dolche,
Die ich gefloh'n! Ihr Binden, die dort ich als Opfer getragen!
Brechen darf ich ſie nun die heiligen Rechte der Grajer,
Darf es haſſen, das Volk, und öffentlich Alles verkünden,
Was es verdeckt! Mich bindet nicht Vaterland noch Vertrag mehr.
Du nur bleibe getreu den Verſprechungen, halt', o erhalt'ne
Troja, mir Wort, wenn ich Wahres verkünd' und groß es dir lohne! —
Immer ruhte der Griechen Vertrau'n und die Hoffnung des Krieges
Auf dem Schutze der Pallas. Doch ſeit der verruchte Tydide,
Und Ulyſſes, der Stifter des Gräul's, aus dem heiligen Tempel
Jenes verhängnißvolle Palladium frech zu entwenden
Wagten, und als ſie die Wächter des oberſten Schloſſes gemordet,
Weggeſchleppt das göttliche Bild, und mit blutigen Händen
Ohne Scheu anrührten den Jungfrau'nſchleier der Göttin,
Seitdem floß und rollte zurück der Danaer Hoffnung,
Ihre Macht iſt gebrochen, das Herz der Göttin gewendet.
Auch bezeugte Tritonia das mit deutlichen Zeichen.
Kaum war geſtellt im Lager das Bild, da leuchteten Flammen

Hell aus gehobenen Augen hervor, da lief von den Gliedern
Salziger Schweiß, und ſie ſelbſt ſprang dreimal empor von dem Boden,
Wundervoll! den Schild in der Hand und die bebende Lanze.
Schnell giebt Kalchas den Rath, die Flucht durch's Meer zu verſuchen:
Pergamus falle nicht mehr durch Waffen der Griechen, wofern ſie
Zeichen in Argos nicht holten, und heim entführten die Göttin,
Welche mit ihnen durch's Meer auf gebogenen Schiffen gekommen.
Jetzo, dieweil mit dem Wind gen Mycene ſie ſteuern der Heimath,
Holen ſie Waffen und Göttergeleit', und ſind auf durchzog'nem
Meer urplötzlich zurück. So ordnete Kalchas die Zeichen.
Statt des Palladium nun, für die hochbeleidigte Göttin,
Stellten gewarnt ſie dieſes Gebild zur Sühne des Frevels.
Aber ſo ganz unmäßig gebot aus verbundenen Eichen
Kalchas die Laſt zu erhöh'n, und empor gen Himmel zu thürmen,
Daß kein Thor ſie empfah'n, in die Stadt nicht dringen ſie könnte,
Oder ſchirmen das Volk bei der altherkömmlichen Andacht.
Denn ſo ihr der Minerva Geſchenk mit den Händen verletztet,
Würd' ein ſchrecklicher Sturz (o, möchten die Götter auf jenen
Wenden den Fluch!) des Priamus Reich und den Phrygern bevorſteh'n.
Doch wenn mit eigener Hand in die eigene Stadt ihr es brächtet,

Dann zög' Aſia gar zu Pelops Mauern mit Heersmacht
Furchtbar heran, und dieſes Geſchick träf' unſere Enkel.
Solchem gekünſtelten Trug des eidſchwurbrüchigen Sinon
Glaubeten wir, durch Liſt und Heuchelthränen gefangen,
Da uns nicht der Tydid' und der Lariſſäer Achilles,
Nicht zehn blutige Jahr' und tauſend Schiffe bezwangen.
Aber ein größeres noch und viel ſchreckvolleres Wunder
Stellt uns Armen ſich dar, und verwirrt die ſicheren Herzen.
Denn Laokoon, Prieſter Neptuns, durch's Loos ihm gezogen,
Schlachtet eben am Feſtaltar den gewaltigen Farren;
Siehe, da ziehen von Tenedos her durch ſtilles Gewäſſer
(Schaudernd erzähl' ich es dir) zwo Schlangen mit, gräßlichen Ringen
Ueber die Wellen geſtreckt, und ſtreben zugleich an's Geſtade.
Gradauf bäumt ſich in Wellen die Bruſt, und die blutigen Kämme
Ragen über die Wogen empor, der übrige Leib ſtreift
Hinten die See, und es krümmt ſich im Kreiſe der gräßliche Rücken.
Schäumend erbrauſ't die Fluth, ſchon ſind ſie an's Ufer geſchwommen,
Und, die funkelnden Augen mit Blut und Feuer durchlaufen,
Lecken ſie den ziſchenden Schlund mit regſamen Zungen.
Schreckenblaß dies ſchauend zerfliehen wir. Aber ſie ſchießen
Sicheren Zugs auf Laokoon los, und zuerſt um die Söhnlein
Legt ſich das Drachenpaar, um die beiden kindlichen Leiber,
Wickelt ſie ein, und zernagt elendig die Glieder mit Biſſen.
Ihn dann ergreifen ſie ſelbſt, da zur Hülf' er naht mit Geſchoſſen,
Knüpfen um ihn die Gewinde, die übergewaltigen, und ſchon

Zweimal den Leib umringelnd, am Hals die ſchuppigen Rücken
Zweimal geſchlungen, entragen mit Haupt und Nacken ſie hochauf.
Jener ſtrebt mit den Händen zugleich die Knoten zu trennen,
An der Binde mit Eiter beſtrömt und ſchwärzlichem Gifte,
Und zugleich auch erhebt er ein gräßlich Geſchrei zu den Sternen,
Gleich dem Gebrüll, wenn blutend ein Stier vom Altar hinwegrennt,
Und das fehlgeſchwungene Beil dem Nacken entſchüttelt.
Aber die Zwillingsdrachen entflieh'n zum oberſten Tempel
Schlüpfend, und eilen in's Heiligthum der erzürnten Tritonis,
Hinter dem Kreiſe des Schilds zu den Füßen der Göttin ſich bergend.
Aber nunmehr durchzittert des Volks erſchütterte Herzen
Neue Angſt, laut ruft man, Laokoon büße der Sünde
Eigene Schuld, dieweil er das heilige Holz mit dem Wurfſpieß
Hätte verletzt, und den frevelnden Schaft in die Seite geſchleudert.
Hinzuführen das Bild nach dem Heiligthume, verlangen
Alle mit lautem Geſchrei, und den Schutz zu erflehen der Göttin.
Wir durchbrechen die Mauern der Stadt und eröffnen die Wälle.
Alle ſchürzen ſich ſtracks zu dem Werk, hinrollende Walzen
Schieben ſie unter die Füß', und ſpannen hänfene Feſſeln
Vorn an den Hals. Nun ſteigt das Unglücksroß zu den Mauern,

Waffenſchwanger. Die Knaben umher und züchtige Jungfrau'n
Singen ihm Hymnen, und freu'n ſich, das Seil mit der Hand zu berühren.
Jenes naht, hochdrohend, und fällt in die Mitte der Stadt ein.
Wehe, mein Vaterland! ach, Ilios, Wohnung der Götter!
Dardanermauern, durch Schlachten berühmt! An den Schwellen des Thores
Stand es viermal, und viermal im Bauch' erklangen die Waffen;
Doch arbeiten wir fort, achtlos und verblendet von Wahnſinn,
Stellen ſogar in die heilige Burg das verderbliche Scheuſal.
Damals eröffnet Kaſſandra uns noch das kommende Schickſal,
Aber, ſo fügt es der Gott, es glaubten ihr nimmer die Teukrer.
Wir bekränzen annoch, wir arme, für welche der letzte
Tag anbrach, durch die Stadt mit feſtlichem Laube die Tempel.
Indeß dreht ſich der Himmel, es ſteigt vom Meere die Nacht auf,
Pol und Erd' einhüllend in ihren gewaltigen Schatten,
Wie auch der Griechen Betrug. Umher in den Mauern gelagert
Schweigen die Teukrer, der Schlummer umfängt die ermüdeten Glieder.
Und ſchon zog das argiviſche Heer auf gerüſteten Schiffen
Wieder von Tenedos her durch die freundliche Sille der Luna,
Zum bekannten Geſtad'. Hier ſteckte die Königsgaleere
Fackeln aus, und, geſchützt vom feindlichen Götterverhängniß,

Oeffnet Sinon das fichtene Thor, und erlöſ't aus dem Bauche
Eingeſperrte Achaier geheim. Das erſchloſſene Roß giebt
All' an die Luft; froh kommen hervor aus dem eichenen Kerker
Sthenelus und Theſſandrus der Held, und der wilde Ulyſſes,
Niedergleitend am hangenden Seil', auch Akamas, Thoas,
Neoptolemus auch der Pelid', und vor allen Machaon,
Auch Menelaus, und ſelbſt des Betrugs Baumeiſter Epeos,
Fallen über die Stadt, die in Wein und Schlummer verſenkt liegt,
Hau'n die Wachen zuſammen, empfah'n durch geöffnete Thore
Alle Genoſſen, und ziehen an ſich mitwiſſende Schaaren.
Schon war die Zeit, wo zuerſt bei ermüdeten Menſchen die Ruhe
Anhebt, und durch Göttergeſchenk willkommen ſich einſchleicht.
Siehe, da ſchien im Traume der unglückvolleſte Hektor
Mir vor Augen zu ſteh'n und Ströme der Thränen zu gießen,
Ganz wie voreinſt, da die Roſſ' ihn geſchleift, und von blutigem Staube
Schwarz er war, und mit Riemen durchſchnürt die geſchwollenen Füße.
Wehe, wie war er geſtaltet, wie ganz verſchieden von jenem
Hektor, der einſt mit der Rüſtung Achill's umkleidet zurückkam,
Der auch den phrygiſchen Brand hinwarf in der Danaer Schiffe,
Schmuzig der Bart, die Haare von Blut an einander geklebet,
Noch mit den Wunden benarbt, die umher bei den heimiſchen Mauern

Zahllos einſt er empfing! Da wähnt' ich zuerſt und mit Thränen
Anzureden den Mann und die traurigen Worte zu ſtöhnen:
O Dardania's Licht! O ſicherſte Hoffnung der Teukrer!
Welch ein ſo langer Verzug? Aus welchen Gefilden, o Hektor,
Kommſt du, Erwarteter, an? Wie müſſen wir dich nach ſo vielen
Leichen der Deinen, ſo mancherlei Noth der Stadt und der Menſchen,
Wie wir Müden dich ſchau'n! Welch herbes Begegnen entſtellte
Dein ſo heitres Geſicht, und warum erblick' ich die Wunden? —
Schweigend ſtand er und hielt mich nicht hin bei ſo eitelen Fragen,
Sondern, ſchwer aus der Tiefe der Bruſt aufſeufzend, begann er:
Fleuch, o du Sohn der Göttin, entreiß dich ſchleunig den Flammen!
Feinde beſitzen die Stadt; vom hohen Gipfel herab ſtürzt
Troja. Genug iſt geſcheh'n für Priamus und für die Heimath;
Konnt' ein Arm ſie retten, ſo hätte ſie dieſer gerettet.
Troja empfiehlt dir die Heiligthümer und ſeine Penaten;
Dieſe nimm zu Begleitern in Prüfungen, dieſen erſpähe
Mauern, die groß nach Irren durch's Meer du endlich erbau'n wirſt. —
Alſo ſprach er, und trug in den Händen die waltende Veſta,
Schleier auch, und das heilige Feu'r aus der innerſten Halle. —

Jetzt durchbrauſet die Stadt von allen Seiten der Jammer,
Und ſchon heller und heller, wiewohl des Vaters Anchiſes

Wohnung in einſamer Fern' und beſchützt von Bäumen zurückſtand,
Scholl das Getös', und drohender wuchs der Schrecken der Waffen.
Da entfahr' ich dem Schlaf, und empor zu des oberſten Hauſes
Zinnen erheb' ich den Lauf, und ſtehe mit horchenden Ohren.
Wie wenn ein Brand bei'm Toben des Süds einfällt in die Kornflur,
Oder ein reißender Bach, im Sturz vom Gebirge, die Aecker
Fortſchwemmt, lachende Saat fortſchwemmt und die Werke der Stiere,
Auch umtaumelnde Wälder verſchleift; unkundig erſtaunet,
Hoch vom Haupt des Felſen den Lärm vernehmend, ein Hirte.
Jetzo fürwahr iſt offen der Glaub', und der Danaer Argliſt
Schleiert ſich auf. Schon ſtürzt des Deiphobus weiter Palaſt ein,
Durch die Flammen beſiegt, ſchon lodert Ukalegons Wohnung
Nachbarlich mit, breit leuchten vom Brand die ſigeiſchen Waſſer.
Jammergeſchrei der Männer entſteht und Hall der Poſaunen.
Waffen ergreif' ich betäubt, und weiß nicht Rath in den Waffen.
Aber Volk zu ſammeln zum Kampf, und zur Burg mit den Freunden
Hinzueilen, das brennt in der Seele mir. Wuth und Erbitt'rung
Spornen den Geiſt, und herrlich erſcheint mir der Tod in den Waffen.
Aber ſiehe da, Panthus, entfloh'n dem Geſchoß der Achiver,
Panthus, der Othryad', ein Prieſter der Burg und des Phöbus,

Schleppt in der Hand das heil'ge Geräth, die fliehenden Götter,
Und den kindlichen Enkel, und rennt ſinnlos zu der Schwelle.
Panthus, wie ſteht das Schickſal der Stadt? In welches der Schlöſſer
Werfen wir uns? — Ich ſprach's. Da erwidert er ſeufzend: Gekommen
Iſt der endende Tag, unabwendbar dem Dardanerlande.
Trojer ſind wir geweſen, und Ilium war, und der große
Teukrerglanz. Der grimmige Zeus hat Alles nach Argos
Hingewandt; in der brennenden Stadt obwalten die Grajer;
Mitten ſteht in den Mauern das Roß hochthürmend und ſchüttet
Krieger aus, und Sinon der Sieger verbreitet den Mordbrand
Hohnvoll; Andere zieh'n durch die zwiefachoffenen Thore,
Tauſende, ſo viel je von der großen Mycene gekommen;
Andere halten entgegengerückt mit Waffen die engen
Gaſſen beſetzt; die Schärfe des Schwerts mit ſchimmernder Klinge
Starret gezückt, zum Morde bereit; kaum wagen die erſten
Wachen der Thore den Kampf, im blinden Gefechte ſich wehrend.

Jetzt durch die Worte des Panthus geweckt und göttlichen Antrieb,
Stürz' ich in Flammen und Waffen hinein, wo die grauſe Erinnys,
Wo das Getöſe mich ruft, und Geſchrei, das zum Aether emporſchlägt.
Bald auch geſellen ſich mir Rhipeus und der waffenbelobte
Epytus; Hypanis auch und Dymas begegnen im Mondlicht,
Und ſie rotten ſich uns an die Seit'; auch der Jüngling Koröbus,
Mygdons Sohn. Er war erſt neulich gen Troja gekommen

Durch ſein Geſchick, von raſender Lieb' entflammt zu Kaſſandra,
Hülf' als Eidam dem Priamus noch und den Phrygiern bringend,
Unglückſelig, dieweil er die warnende Stimme nicht hörte
Seiner begeiſterten Braut. — Jetzt, als ich geſchaart ſie erblickte,
Und voll Muthes zum Kampf, da begann ich alſo zu ihnen:
Jünglinge, ach, umſonſt ſo tapfere Herzen, wenn irgend
Feſtſteht euer Beſchluß, dem Mann in die Kämpfe zu folgen,
Der noch das Letzte verſucht! Wie das Glück nun wällt, das ſeht ihr.
Aus den Tempeln gefloh'n und von ihren Altären gewichen
Sind die Götter, die Schirmer des Reichs; der verlodernden Troja
Springet ihr bei. Drum laßt in die Waffen uns ſtürzen und — ſterben.
Gar kein Heil mehr hoffen, nur das iſt Heil für Beſiegte.
Das entflammte zur Wuth die Jünglinge. Drauf, wie die Wölfe
Geh'n im dunkelen Nebel auf Raub, wenn raſender Hunger
Blind aus den Höhlen ſie treibt, indeß die verlaſſenen Jungen
Harren mit lechzendem Schlund: ſo wandeln durch Waffen und Feinde
Wir in unbezweifelten Tod, und richten durch Troja's
Mitte die Bahn; ſchwarz hüllet in hohlen Schatten die Nacht uns.
Wer doch könnte das Morden und all' die Leichen beſchreiben
Jener Nacht, wer könnte mit Thränen erreichen das Elend?
Troja, die alte, ſie ſtürzt, die ſo viele der Jahre geherrſcht hat!
Zahllos werden auf Gaſſen umher wehrloſe Bewohner,

In den Häuſern umher und auf heiligen Schwellen der Götter
Niedergehau'n. Doch büßen nicht nur die Teukrer mit Blute,
Wohl auch kehrt noch zuweilen der Muth in's Herz der Beſiegten,
Auch der ſiegende Danaer fällt. Rings grauſamer Jammer,
Rings Entſetzen und Angſt, und der Tod in tauſend Geſtalten!
  Erſtlich ſtößt uns, begleitet von mächtigen Danaerhaufen,
Jetzt Androgeos auf, für Waffengenoſſen uns haltend,
Deß unkundig, und grüßt uns ſogar mit traulichen Worten:
Eilet, Männer! Was hält euch für ein ſo ſäumiges Zaudern?
Andere plündern und ſchleppen hinweg die brennende Troja,
Ihr da kommt erſt jetzo daher von den ragenden Schiffen —
Sprach's und merkt' urplötzlich, denn gar nicht ſichernde Antwort
Ward ihm ertheilt, er ſei hier mitten in Feinde gefallen.
Staunend prallt' er zurück und hemmte die Red' und die Schritte.
Wie, wer die unvermuthete Schlang' in ſtachlichten Dornen
Drückte mit tretendem Fuß und zitternd plötzlich zurückflieht,
Wenn ſie zornig ſich bäumt und den bläulichen Nacken emporſchwellt:
Alſo entwich Androgeos auch, durchbebt von dem Anblick.
Wir, anrennend und mitten im dichten Waffengewühle,
Schlagen des Orts unkund'ge, von Angſt ergriffene Feinde
Weitumher. Hold lächelt das Glück der beginnenden Arbeit.
Jetzt frohlockt des Erfolgs und der tapferen Seelen Koröbus:
Wo, ihr Freunde, ſo ſprach er, den Weg zur Rettung das erſte

Glück uns weiſ't, und ſich günſtig uns zeigt, da laſſet uns folgen!
Tauſchen laßt uns die Schild' und der Danaer Rüſtungen anzieh'n.
Tapferkeit oder Betrug, wer mag's vorſchreiben dem Feinde?
Mögen ſie ſelbſt uns die Waffen verleih'n! — So ſpricht er, und alsbald
Legt er den buſchigen Helm des Androgeos an, und des Schildes
Herrlichen Schmuck, und ſchnallt das Argiverſchwert an die Seite.
Dies thut Dymas, mit ihm Rhipeus und die ſämmtliche Jugend,
Freuenvoll; es bewaffnet mit friſchem Raube ſich Jeder.
Alſo zieh'n wir vermiſcht mit den Danaern, nicht zum Gewinn uns,
Schlagen, in finſterer Nacht zuſammengetroffen, noch manchen
Blutigen Kampf, und ſchicken der Danaer viele zum Orkus.
Andere flieh'n zu den Schiffen zurück, zum ſichern Geſtade
Rennen ſie fort; ein Theil auch erſteigt in ſchändlichem Schrecken
Wieder das thürmende Roß, im bekannten Bauch ſich verkriechend.
Ach, es vertraue doch Keiner ſein Heil ungnädigen Göttern!
Siehe, da ward aus dem Tempel und Heiligthum der Minerva
Priamus Tochter, Kaſſandra, geſchleppt an fliegenden Haaren.
Ach, vergebens erhub ſie die brennenden Augen gen Himmel,
Augen nur, denn es hemmeten Feſſeln die zärtlichen Hände.
Dieſe Erſcheinung ertrug in wüthender Seele Koröbus

Nicht, und warf ſich ein Sterbender ſelbſt in die Mitte der Heerſchaar.
Alle wir folgen ihm nach und rennen in Saaten von Schwertern.
Hier nun bedecken zuerſt von der hohen Zinne des Tempels
Uns die Geſchoſſe der Freund', und das kläglichſte Metzeln beginnet,
Durch der Rüſtung Geſtalt und der Täuſchung grajiſcher Mähnen.
Denn auch die Danaer, zürnend und ſchmerzvoll ob der entriſſ'nen
Jungfrau, ſtürzen geſchaart ringsher, der wüthende Ajax,
Beide Atriden zugleich, und der Doloper ganzes Geſchwader:
Wie, wenn ein Wirbel zerfährt, ſich Gegenwinde bekämpfen,
Zephyrus, Notus zugleich, und, eoiſcher Roſſe ſich freuend,
Eurus; es krachen die Wälder, es raſ't Nereus mit dem Dreizack
Fluthenumſchäumt, und erregt aus dem tiefſten Grund das Gewäſſer.
Jene ſogar, die wir ſchon in finſterer Nacht durch die Schatten
Weggeſchlagen durch Liſt, und ganz durch Troja getrieben,
Eilen zurück, und erkennen den Trug der Waffen und Schilde
Achtſam zuerſt, und bemerken der Sprach' abweichende Mundart:
Wehe, nun wirft uns die Uebergewalt! Vor allen Koröbus
Stürzt durch Peneleos Hand an der waffenmächtigen Göttin
Feſtaltar; Rhipeus auch erliegt, der gerechteſten Einer
Unter den Teukrern, und ſtets der treuſte Verehrer des Rechtes.
Anders gefiel es den Göttern. Auch Dymas und Hypanis fallen,

Selbſt von Genoſſen durchbohrt. Auch dich, hinſinkender Panthus,
Schirmte die redliche Frömmigkeit nicht und die Inſul Apollo's!
Iliums Aſchenhaufen, ihr Leichenflammen der Meinen,
Zeugt, daß bei euerem Sturz ich weder Geſchoſſe, noch irgend
Kämpfe der Danaer mied, daß, hätte den Tod mir das Schickſal
Zugedacht, mein Arm ihn verdient! Jetzt reißen von dort wir
Fort uns, Iphitus mit und Pelias, (langſam durch Alter
Pelias ſchon, und Iphitus matt durch Ulyſſes Verwundung)
Schnell durch großes Geſchrei zu Priamus Wohnung gerufen.
Hier erſt ſchau'n wir unmäßigen Kampf, als wüthete nirgend
Weiter der Krieg, als ſtürb' in der ganzen Ilios Niemand
So unbändige Wuth und zum Haus anſtürmende Grajer
Schauen wird dort, und die Schwell' umlagert vom nahenden Schilddach.
Leitern hangen an Wänden umher, ſelbſt unter den Pfoſten
Klimmt man die Sproſſen empor, die ſchützenden Schild' in der Linken,
Gegen die Pfeile gedeckt, mit der Rechten die Giebel ergreifend.
Aber die Dardaner brechen die Thürm' und die ragenden Dächer
Selbſt an den Wohnungen ein, und trachten mit dieſen Geſchoſſen,
Weil ſie das Aeußerſte ſah'n, ſich am Rande des Todes zu wehren.
Goldumglänztes Gebälk, erhabene Zierden der Ahnherrn,
Wälzt man herab, doch Andre, mit blinkenden Dolchen, beſetzen

Unten die Thor' und vertheidigen ſie in geſchloſſener Heerſchaar.
Das erfriſcht uns den Muth, des Königes Schlöſſer zu ſchützen,
Hülfe dem Volk zu verleih'n, und die Kraft den Beſiegten zu mehren.

Eine Schwelle war da, ein verborgenes Thor und ein Durchgang,
Welcher des Priamus Häuſer verband, noch einſame Pfoſten
Hinter der Burg, wo zuvor, ſo lange das Reich noch beſtanden,
Oft zu den Schwiegereltern die arme Andromache wallte,
Ohne Geleit, und zum Ahn den Knaben Aſtyanax hinzog.
Hier erſtieg' ich den Kulm des oberſten Gipfels, von wannen
Eitles Geſchoß mit der Hand elendig die Teukrer verſandten.
Jählings ſtand hochoben ein Thurm, vom oberſten Dache
Bis zu den Sternen geführt, von wo man die ſämmtliche Troja
Schauen mocht', und der Danaer Schiff' und achaiſche Lager.
Dieſen beſtürmen mit Eiſen wir rings, wo der oberſte Stock uns
Weichende Fugen verſprach, und los vom erhabenen Standort
Rütteln und drängen wir ihn. Da ſinkt er mit plötzlichem Umſturz
Krachend hinab, und fällt weit über der Danaer Schaaren
Berſtend umher. Doch Andere rücken voran, und indeſſen
Raſten weder die Steine, noch andere Todesgeſchoſſe.

Schon an dem Vorgemach und vorn an der Schwelle des Hauſes
Brüſtet ſich Pyrrhus, von Waffen umſtrahlt und ehernem Lichte:
So wie die Schlang' erſcheint, von giftigen Kräutern genähret,

Welche geſchwollen im Winterfroſt von der Erde bedeckt lag,
Wenn ſie die Haut abſtreift und neu in glänzender Jugend
Sich mit ſteigender Bruſt, den ſchlüpfrigen Rücken verflechtend,
Sonnenan bäumt, und im Mund dreiſpaltig die Zunge beweget.
Periphas naht wie ein Rieſ', Automedon auch, des Achilles
Roſſelenker und Knapp', und die ſämmtliche Jugend von Skyros,
Rücken gegen die Burg, und ſchleudern Brände zum Giebel.
Er, mit den Erſten voran, durchbricht die ſtarrenden Schwellen
Schnell mit ergriffener Axt, und reißt die ehernen Pfoſten
Aus der Angel, zerhaut das Gebälk, und höhlet der Pforte
Eichene Bohlen, und ſpaltet ein weitaufgähnendes Fenſter.
Offen erſcheint nun das Inn're der Burg und die langen Gemächer,
Offen des Priamus dort und der älteren Könige Zimmer,
Und man erblickt an der Schwelle des Thors die ſtehenden Krieger.
Aber der inn're Palaſt wird durch Aechzen und kläglichen Aufruhr
Ganz durchwühlt, tief heult in den hohlen Wohnungen einwärts
Weiblicher Wehausruf, und ſchlägt zu den goldenen Sternen.
Angſtvoll irren die Mütter umher in den mächtigen Hallen,
Halten die Säulen umfaßt und küſſen ſie. Pyrrhus indeſſen
Stürmt heran in des Vaters Gewalt. Es hemmen nicht Riegel,
Hemmen nicht Wachen ihn mehr. Von häufigen Stößen des Widders

Wankt das Portal, aus der Angel geſprengt zerfallen die Pfoſten.
Macht bricht Bahn; eindringende Danaer ſtürmen den Zugang,
Morden die Erſten, und füllen umher mit Kriegern die Plätze.
Nicht ſo ſtürzet der ſchäumende Strom, der, die Dämme durchbrechend,
Austrat und mit dem Strudel des Wehrbau's Hemmung beſiegte,
Wüthend im Schwall durch die Ebnen, und ſchleppt durch alle Gefilde
Ställe zugleich und Heerden hinweg. Selbſt ſah ich den Pyrrhus,
Wie er tobte mit Mord, und die beiden Atriden am Eingang;
Auch mit den hundert Schnüren die Hekuba, und am Altare
Priamus blutend entweih'n die ſelbſt geheiligten Feuer.
Fünfzig Hochzeitkammern, die glänzende Hoffnung der Enkel,
Pfoſten mit Auslandsgold und Siegesbeute verherrlicht
Sanken dahin. Was die Flamme verſchont, das beſetzen die Griechen.
  Doch du möchteſt vielleicht auch des Priamus Schickſal erfahren.
Als er den Sturz der eroberten Stadt und erbrochen des Hauſes
Pforten erblickt, und den Feind ſchon mitten in ſeinen Gemächern,
Legt die Waffen der Greis um Schultern, die beben von Alter,
Ach, um die längſtentwöhnten umſonſt, und gürtet das Eiſen
Unnütz um, und rennet zum Tod in die dichteſten Feinde.
Dort im Hofe der Burg, im freien Gewölbe des Aethers,
War ein großer Altar, und neben ihm hing ein bejahrter

Lorbeer über ihn hin, und umgab die Penaten mit Schatten.
Hekuba hier mit den Töchtern umringt' umſonſt die Altäre;
Gleich den Tauben, vom ſchwarzen Orkan zur Erde geſcheuchet,
Saßen ſie dicht bei einander, die Bilder der Götter umarmend.
Als ſie ihn ſelbſt nun, den Priamus, ſah in Waffen der Jugend,
Sprach ſie: O welch ein Gräuelgedank', unglücklichſter Gatte!
Hat dich zu ſolcher Bewaffnung verführt? Wo raſeſt du hin doch?
Solcher Hülfe bedarf und ſolcher Beſchützer die Zeit nicht,
Nein, und wäre ſogar mein Hektor ſelber zugegen!
Hieher weiche nunmehr, der Altar wird Alle beſchirmen,
Oder du ſtirbſt mit uns. — Dies ausgeſprochen, empfing ſie
Dort ihn bei ſich, und ſetzte den Greis auf die heilige Stätte.
Aber ſiehe, Polites, dem mordenden Pyrrhus entronnen,
Einer von Priamus Söhnen, entfloh durch Geſchoſſe, durch Feinde,
Längs in den Säulengängen, und ſchweift' in den leeren Gewölben
Blutend umher. Ihm folgt zu der tödtenden Wunde mit Ingrimm
Pyrrhus, und hält ihn ſchon mit der Hand, ſchon trifft ihn die Lanze.
Als zuletzt er entrann vor der Aeltern Augen und Antlitz,
Stürzt' er hin, und vergoß mit vielem Blute das Leben.
Priamus aber, wiewohl von Todesnoth ſchon umfangen,
Konnte ſich doch nicht halten, noch Zorn und Rede beherrſchen:
Ha, für ſolch ein Verbrechen, ſo rief er, für ſolche Gewaltthat

Mögen, iſt anders im Himmel noch Huld, die deſſen beſorgt iſt,
Würdigen Dank dir die Götter verleih'n, den Lohn dir erſtatten,
Den du verdienſt, dir, der mich ſo nahe des Sohnes Ermordung
Schauen ließ, und mit Blut das Geſicht des Vaters entweihte!
War doch Jener nicht ſo, deß Sohn du dich lügeſt, Achilles,
Gegen Priamus einſt, den Feind, denn Recht und Vertrauen
Eines Flehenden ſcheut' er, und gab den verbluteten Leichnam
Hektors mir zur Beſtattung, und ſandte mich heim in die Herrſchaft. —
Alſo ſagte der Greis, und ſchleuderte ſonder Verletzung
Sein unkrieg'riſch Geſchoß, das vom dumpfen Erze zurückprallt,
Und am erhabenſten Buckel des Schilds unkräftig herabhängt,
Pyrrhus verſetzt: So melde denn dies, und geh' ein Verkünder
Zum Peliden hinab, und vergiß nicht, die traurigen Thaten
Seines Pyrrhus ihm dort, des entarteten, treu zu berichten.
Jetzo ſtirb! — Sprach's, zog den Bebenden, der in des Sohnes
Vielvergoſſenem Blut oft gleitete, ſelber zum Altar hin,
Flocht um die Linke das Haar, erhub mit der Rechten das blanke
Todesſchwert, und verbarg's in der Seit' ihm bis zu dem Griffe.
So war das Ende von Priam's Geſchick, ſo raffte der Ausgang
Durch Verhängniß ihn weg, der Troja geſtürzt und in Flammen

Pergamum ſah, den Beherrſcher von Aſia, ſtolz auf ſo viele
Völker und Länder vereinſt. Groß liegt am Geſtade der Rumpf nun,
Und das entſchulterte Haupt, und ohne Namen der Leichnam.
Aber anjetzt umgab mich zuerſt grau'nvolles Entſetzen;
Staunend ſtand ich; das Bild des geliebten Vaters erſcheint mir,
Als ich den König, an Alter ihm gleich, durch die grauſame Wunde
Sah aushauchen den Geiſt, mir erſcheint die verlaſſ'ne Kreuſa,
Mir das geplünderte Haus, und des kleinen Askanius Schickſal.
Rückwärts ſchau' ich, die Macht der Genoſſen um mich zu erſpähen;
Da war Alles ermüdet gefloh'n, theils kläglich im Sprunge
Nieder zu Erd', und theils erſchöpft in die Flammen ſich werfend,
Jetzo war ich allein noch der übrige, als auf der Veſta
Schwell' ich die Tochter des Tyndarus ſah, die an heimlicher Stelle
Dort verborgen ſich hielt. Die hellen Gluthen des Brandes
Geben mir Irrendem Licht, da ich rings hinwende die Augen.
Sie, ob Pergamus Fall die erbitterten Teukrer befürchtend,
Auch der Danaer Straf' und den Zorn des verlaßnen Gemahles,
Eine Verderberin ſie für ihr Vaterland und für Troja,
Hatte ſich hingeflüchtet und ſaß verſteckt am Altare.
Flammen durchloderten ſchnell mir das Herz, Zorn faßt mich, zu rächen
Unſere ſinkende Stadt, und das frevelnde Weib zu beſtrafen:
Sie ſoll Sparta noch ſchau'n und die heimathliche Mycene?

Ganz verſchont im errung'nen Triumph als Königin heimzieh'n?
Soll den Gatten, das Haus, ſoll Aeltern ſehen und Kinder,
Von trojaniſchen Frau'n und phrygiſchen Dienern begleitet?
Priamus wäre durch's Schwert und Troja durch Feuer gefallen,
Und das dardaniſche Ufer ſo oft im Blute geſchwommen?
Nimmermehr! Denn obwohl es den mindeſten Ruhm nicht gewähret,
Abzuſtrafen ein Weib, und der Sieg des Lobes ermangelt,
Dennoch bringt es mir Dank, vertilgt zu haben den Gräuel,
Strafend ſie nach Verdienſt. Die Flamme der Rache zu kühlen
Soll ein Labſal mir ſein, und der Meinigen Aſche zu ſühnen.
Alſo rief ich, und ſtürmte dahin mit wüthender Seele;
Als in ſolcher Klarheit, wie nie ſie mein Auge geſehen,
Mir die erhabene Mutter erſchien, und im reinſten Lichtglanz
Schimmerte, hin durch die Nacht, als Göttin, ſo groß und ſo herrlich,
Als nur Himmelsbewohner ſie ſchau'n. Die Rechte mir faſſend,
Hielt ſie mich auf und ſagte dazu mit roſigem Munde:
Sohn, welch heftiger Schmerz erweckt dir das raſende Zürnen?
Weshalb tobſt du? Wohin iſt die Sorge für uns dir entwichen?
Sollteſt du eher nicht ſchau'n, wo der alterſchwache Anchiſes,
Wo dein Vater verblieb? Ob noch die Gemahlin Kreuſa,
Oder Askanius lebt? Denn alle Geſchwader der Griechen
Schwärmen rings um ſie her, und hätt' es mein Schutz nicht verwehret,

Hätte der Brand ſie entrafft und feindliches Eiſen getödtet.
Nicht die Lakänerin, dir ſo verhaßt, des Tyndarus Tochter,
Nicht der beſchuldigte Paris, o nein, Ungnade der Götter,
Götter zerbrachen die Macht und ſchleuderten Troja vom Gipfel.
Schau, denn alles Gewölke, das nun dein Auge verdunkelt,
Das die ſterblichen Blicke dir ſchwächt und in duftigen Nebel
Einhüllt, zieh' ich hinweg. Doch ſcheue du keine Befehle
Deiner Mutter, und weig're dich nicht, dem Gebot zu gehorchen.
Dort, wo zertrümmerte Laſten du ſiehſt, und Steine von Steinen
Losgeſprengt, und im wogenden Rauch auffahrenden Schuttſtaub,
Schüttert Neptunus die Mauern, und wiegt mit mächtigem Dreizack
Grundesveſten empor, und wühlt aus den Tiefen die ganze
Ilios auf. Dort ſtellt ſich voran auf dem ſkäiſchen Thore
Juno die unverſöhnte, ſie ruft den verbündeten Schaaren
Wüthend herbei von den Schiffen, ſie ſelbſt mit dem Schwerte gegürtet.
Sieh, dort ſitzt auf der Zinne der Burg Tritonia Pallas,
Schimmernd im Strahlengewölk' und mit ſchreckenverbreitender Aegis.
Selbſt der Vater verleiht den Danaern Muth und des Sieges
Freudige Kraft, ſelbſt ſpornt er zum Kampf mit Troja die Götter.
Schleunig, o Sohn, auf die Flucht, und ſchaff' ein Ende der Arbeit!
Nirgends bin ich dir fern, und bringe zur Schwelle des Vaters

Sicher dich hin. — So endete ſie, und ſchwand in die dichten
Schatten der Nacht. — Da ſah ich deutlich die Schreckengeſtalten,
Troja’s feindliche Mächte, die hocherhabenen Götter.
Jetzt ſchien wahrlich mir Ilios ganz in Gluth zu verſinken,
Und aus dem unterſten Grunde gewühlt die neptuniſche Troja:
Und gleichwie die gealterte Eſch’ auf hohen Gebirgen,
Wenn ſie die Pflüger mit Eiſen umhau’n und häufigen Aexten,
Eifrig ſie auszuwühlen bemüht, ſie drohet beſtändig,
Wankt mit bebendem Haar und nickt mit erſchüttertem Wipfel,
Bis ſie zum letztenmal, allmälig beſiegt von den Wunden,
Aufſtöhnt, und von der Höhe geſtürzt den ſchmetternden Fall thut.
Nieder ſteig’ ich, in göttlichem Schutz, durch Flammen und Feinde
Glücklich geführt; mir weichen die Flammen, mir beugt das Geſchoß aus.
Als ich zur Schwelle nunmehr des Vaterhauſes gekommen,
Hin zum alten Palaſt, und zuerſt den Vater zu flüchten,
Wünſcht’ in’s hohe Gebirg, und zuerſt ſehnſüchtig ihn ſuchte,
Weigert er ferner nach Troja’s Verderb im Leben zu bleiben,
Und in Verbannung zu geh’n: Ihr, welchen in blühender Jugend
Friſch noch ſtrömet das Blut, ihr, welchen auf eigener Stärke
Feſt die Kräfte noch ruh’n, ihr, ſprach er, betreibet die Flucht jetzt.
Hätten die Götter gewollt, daß länger ich lebte, ſie hätten
Mir auch erhalten den Sitz. O genug und zuviel, daß ich einmal

Ueberlebte die Stadt, und Eroberung ſah und Verwüſtung.
So, ſo laſſet mich liegen, und geht, und ſprecht mir den Abſchied!
Eine Hand wird den Tod mir verleih'n, es erbarmet ein Feind ſich,
Meine Rüſtung verlangend, und leicht entbehr' ich des Grabes.
Längſt ſchon bin ich den Göttern verhaßt, und friſte die Jahre
Unnütz, ſeit mich der Vater der Götter und König der Menſchen
Angeweht mit dem Winde des Strahls und mit Feuer gerührt hat. —
Sprach's und beharrte darauf, und blieb an die Stelle geheftet.
Wir zerfließen in Thränen um ihn, die Gattin Kreüſa,
Julus zugleich und das ſämmtliche Haus, nicht möchte der Vater
Alle verderben mit ſich und das drängende Schickſal beflügeln.
Er verſagt, und beſteht auf demſelbigen Platz und Entſchluſſe.
Wieder ſtürm' ich zum Kampf, ich Aermſter wünſche den Tod mir,
Denn welch' andrer Entſchluß, welch Schickſal blieb mir noch übrig?
Weichen ſoll ich von hier? ſoll dich, mein Vater, verlaſſen?
Meinteſt du das? Solch Böſes entfiel dem Munde des Vaters?
Wollen die Götter, daß nichts von der alten Herrlichkeit bleibe,
Haſt du's beſchloſſen und lüſtet es dich, in Troja's Verderben
Dich und die Deinen zu zieh'n, das Thor zum Tod iſt geöffnet,
Bald naht Pyrrhus heran, von Priamus Blute noch triefend,

Der vor dem Vater den Sohn, am Altar hinmordet den Vater.
Dies war's, göttliche Mutter, warum durch Waffen und Feuer
Du mich gerettet, damit ich den Feind in der Mitte der Hallen,
Und den Askan, und den Vater zugleich, und meine Kreuſa,
Eines niedergewürgt im Blute des Andern erblickte?
Waffen, o Waffen, es ruft der letzte Tag den Beſiegten!
Gebt mich den Danaern wieder, und laßt mich die Schlachten erneuen!
Nicht doch werden wir All' heut' rachlos ſterben, ihr Männer! —
D'rauf umgürt' ich mir wieder das Schwert, und ſtrecke die Linke
In die Bande des Schilds, und will fortrennen vom Hauſe.
Aber, o ſiehe, mein Weib umſchlang mir die Füß' auf der Schwelle,
Schmiegte ſich an, und hielt mir den kleinen Julus entgegen:
Geheſt du fort in den Tod, ſo reiß auch uns in's Verderben,
Hoffſt du jedoch ein Erfahrner noch einiges Heil von den Waffen,
Schütze zuerſt dies Haus! Wem läſſeſt du Julus den Knaben,
Wem den Vater und mich, die du vormals Gattin geheißen? —
Alſo rief ſie und füllte mit Jammer die ganze Behauſung,
Als uns plötzlich ein Zeichen erſchien, erſtaunlich zu ſagen.
Denn uns zwiſchen der Hand und im Anblick trauernder Aeltern
Schien ein Flämmlein, o ſiehe, geſpitzt von der Scheitel des Julus
Licht zu ergießen umher, mit ſanfter Berührung und ſchadlos:

Leckte die Flamme das Haar, und weidete rings um die Schläfen.
Wir erſchrecken und beben vor Angſt, und die brennenden Locken
Schütteln wir ab, und löſchen mit Waſſer das heilige Feuer.
Aber der Vater Anchiſes erhub zu den Sternen die Augen,
Hoch erfreut, und reckte die Händ' und flehte gen Himmel:
Allgewaltiger Zeus, wenn je dich Gebete bewegen,
Schau uns an, nur dies! Und ſind wir durch Frömmigkeit würdig,
Vater, ſo leiſt' auch ferner uns Hülf' und beſtärke das Zeichen.

Kaum hat ſolches geſprochen der Greis, und mit plötzlichem Krachen
Donnert zur Linken es ſchon, und ein Stern, dem Himmel entfallend,
Eilete flammenbeſchweift durch die Nacht mit ſtrahlendem Lichte.
Ihn, der über das oberſte Dach des Hauſes hinwegglitt,
Sehen wir hellumſtrahlt im Idäerwald ſich verbergend
Weithin zeichnen die Bahn; ein langwegſtreifendes Lichtgleis
Schimmert' ihm nach, und weitum dampfte die Gegend von Schwefel.
Aber beſiegt erhebt ſich anjetzt mein Vater vom Lager,
Fleht zu den Göttern hinauf, und betet den heiligen Stern an:
Jetzo zaudr' ich nicht mehr, ich folge, wohin ihr mich führet,
Heimiſche Götter! erhaltet das Haus, erhaltet den Enkel!
Dies iſt ein Zeichen von euch, und ſo weit ihr waltet iſt Troja.
Nun, ich ergebe mich, Sohn, und weig're dir nicht die Begleitung!

Jener ſprach's, und wir hören das hellere Brauſen des Feuers
Schon in den Mauern umher, und der Brand wälzt näher die Hitze:
Auf denn, geliebteſter Vater, und hebe dich mir auf den Nacken!
Schon ſind die Schultern gebückt, nicht wird mich beſchweren die Arbeit.
Wie auch falle das Loos, gleich iſt und gemein die Gefahr uns,
Gleich auch beiden das Heil. Mein kleiner Askanius wandle
Mir an der Hand, und der Gehenden achte von ferne die Gattin.
Ihr nun, Knechte, beherziget aufmerkſam, was ich ſage!
Außer der Stadt iſt ein Hügel und alter Tempel der Ceres,
Lange verwaiſ't, und dabei ſteht eine bejahrte Cypreſſe,
Viele Jahre durch heiligen Dienſt der Väter erhalten.
Dort nun treffen wir All' auf verſchiedenen Wegen zuſammen.
Nimm du, Vater, das heil'ge Geräth und der Heimath Penaten;
Mir, der aus ſchrecklicher Schlacht und friſchem Gemetzel daherkam,
Iſt die Berührung verſagt, bevor in lebendigem Strome
Abgewaſchen ich bin. — So ſprech' ich und ſenke die breiten
Schultern herab und den Hals, mit einem Gewande darüber,
Und mit dem Vließe bedeckt des gelblichen Löwen, und ſchreite
Duckend unter die Laſt. Der kleine Askanius ſchmiegt ſich
Mir an die Hand, und begleitet mit kürzeren Schritten den Vater,
Hinter mir wandelt das Weib. Wir durcheilen die finſteren Gaſſen,
Und mich, welchen zuvor kein Lanzenregen erſchüttert,

Keine begegnenden Grajer in dichtgeſchloſſenen Schlachtreih'n,
Schreckt nun jegliche Luft, mich reget jedes Geräuſch auf,
Angſtvoll bin ich, und fürchte für Bürde zugleich und Begleitung.
Und ſchon war ich den Thoren genaht, und allen Gefahren
Wähnt' ich entronnen zu ſein, als ſchnell annahender Tritte
Wachſenden Schall zu vernehmen ich glaubt', und der Vater, im Dunkel
Vor ſich ſchauend, nun rief: Sohn, ſpute dich, Sohn, ſie kommen!
Hellauf blinkendes Erz und flammende Schilde bemerk' ich. —
Jetzo entriß mir, ich weiß nicht welche mich haſſende Gottheit,
Unter der Angſt und Beſtürzung den Sinn. Denn als ich in Eile
Abwegs geh' und dem Raum der bekannten Gaſſen entweiche,
Weh, da verlier' ich Armer Kreuſa mein Weib, ob das Schickſal
Sie mir entriß, ob des Wegs ſie verfehlt', ob ſie müde ſich ſetzte,
Weiß ich nicht, und nimmer erſchien ſie vor Augen mir wieder.
Aber ich ſchaut' auch früher nicht um, die Verlor'ne beachtend,
Bis wir den Hügel erreicht, und der altehrwürdigen Ceres
Heiligen Sitz. Hier endlich, da Alle ſich ſammelten, fehlte
Einzig nur ſie, die Gefährten, den Sohn und den Gatten betrübend.
Sinnlos, ach, wen klagt' ich nicht an von Göttern und Menſchen,
Oder was konnt' ich noch Grauſamers ſeh'n bei Troja's Zerſtörung?

Meinen Askan und Anchiſes den Greis und der Teukrer Penaten
Berg' ich im Bogen des Thals, ſie der Hut der Genoſſen empfehlend.
Selbſt dann kehr' ich zur Stadt, mit blitzenden Waffen umgürtet;
Jede Gefahr zu erneu'n, ganz Troja auf's Neu zu durchlaufen,
Iſt mein Entſchluß, und wieder mein Haupt Unfällen zu bieten.
Erſtlich richt' ich den Schritt zu den Mauern, woher ich gekommen,
Und zu den finſteren Schwellen des Thors, und verfolge nun rückwärts
Jede beachtete Spur durch die Nacht mit forſchendem Blicke.
Rings faßt Grauen mein Herz, mich ängſtiget ſelber die Stille.
D'rauf auch zum Haus, ob ſie etwa, ob dorthin ſich etwa geflüchtet,
Wend' ich mich. Danaer hatten's erſtürmt und erfüllten die Wohnung.
Alles iſt hin, der Wind treibt freſſendes Feuer zum Giebel,
Hochauf ſchlagen die Flammen, der Gluthſtrom raſ't in die Lüfte.
Weiter nun geh' ich und komme zur Burg und zu Priamus Häuſern.
Schon in dem Tempel der Juno daſelbſt, in den leeren Gewölben
Waren zu Wächtern beſtellt Phönix und der wilde Ulyſſes,
Um zu hüten des Raubs. Hier werden die Schätze von Troja,
Rings aus brennenden Tempeln geſchleppt, hier Tiſche der Götter,

Becher aus lauterem Gold, und erbeutete Feiergewande
Aufgehäuft. Auch Knaben umher und bebende Mütter
Stehen im langgezogenen Kreis. Noch wagt' ich es tollkühn
Durch die Schatten der Nacht weithallende Laute zu ſenden,
Füllte die Gaſſen mit meinem Geſchrei und in tiefer Betrübniß
Rief ich umſonſt und wieder umſonſt den Namen Kreuſa.
Während raſend ich nun durch die Stadt ohn' Ende ſie ſuche,
Schien das traurige Bild und ſelbſt der Schatten Kreuſa's
Mir vor Augen zu ſteh'n in mehr als gewöhnlicher Größe.
Ich erſtarrte, mir ſtanden die Haar', es ſtockte die Stimme;
D'rauf hub alſo ſie an, und ſagte die tröſtenden Worte:
Wie doch magſt du ſo ſehr wahnſinnigem Gram dich ergeben,
O, mein ſüßer Gemahl! Nicht ohne den Willen der Götter
Kam dies Loos. Nicht durft' als Gefährtin Kreuſa dir folgen,
Nein, denn Jener verbeut es, des höchſten Olympus Beherrſcher.
Lang' im Elend umher durchpflügeſt du weite Gewäſſer,
Aber du kommſt in's hesperiſche Land, wo der lydiſche Thybris
Fruchtbare Heldengefilde durchſtrömt mit ſanftem Gewoge.
Glänzendes Glück, Herrſchaft, und die königliche Gemahlin
Findeſt du dort. O, beweine nicht mehr die geliebte Kreuſa!
Nicht der Myrmidonen und Doloper ſtolze Paläſte
Muß ich ſeh'n, noch den grajiſchen Frau'n zu dienen hinweggeh'n,
Ich, des Dardanus Tochter und Schnur der göttlichen Venus,
Sondern es hält mich zurück die erhabene Mutter der Götter.
Lebe denn wohl, und erhalte dein Herz dem gemeinſamen Sohne. —
Als ſie die Worte geſagt, und ich weinend noch Vieles zu ſprechen

Trachtete, ſchwand ſie hinweg, und entwich in die nichtigen Lüfte.
Dreimal verſucht' ich es noch, um den Hals ihr die Arme zu ſchlingen,
Dreimal entflieh mir, vergebens erhaſcht, die Geſtalt aus den Händen,
Wie leichtwehende Wind', und dem flüchtigen Traume vergleichbar.
Alſo vollbring' ich die Nacht und ſuche dann wieder die Freunde,
Und ich finde daſelbſt mit Verwunderung neue Gefährten,
Hergeſtrömt in gewaltiger Anzahl, Mütter und Männer,
Jugend auch, verſammelt zur Flucht, unglückliche Menſchen.
Ringsher kommen ſie an, mit Muth und Gut ſich erbietend,
Welche Länder es ſein, in die ich führen ſie wollte.
Schon ſtieg Luzifer auf am Gipfel des ragenden Ida,
Ein Verkünder des Tags. Die Danaer hielten der Thore
Schwellen beſetzt, und es ſchwand uns jegliche Hoffnung zur Hülfe.
Alſo ſchied ich und zog in's Gebirg, auf der Schulter den Vater.

Dritter Geſang. Aeneas erzählt nun die Schickſale und Abenteuer ſeiner Flucht. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, eine Stadt zu gründen, erfährt er, daß Italien der Ort ſeiner Beſtimmung ſei, und ſteuert ihm entgegen. Aber ſo leicht ſoll es ihm nicht werden. Da er ſich nach tauſend überſtandenen Gefahren und Mühſeligkeiten nahe am Ziele ſeiner Wünſche ſieht, wird er (womit der erſte Geſang begonnen hat) vom Sturm nach Afrika verſchlagen.

Vierter Geſang. Dido, glühend von Liebe zu Aeneas, entdeckt ſich ihrer Schweſter Anna. Dieſe weiß alle Bedenklichkeiten der Liebenden zu heben, und ſie für eine Vermählung mit Aeneas zu gewinnen. Selbſt Juno unterhandelt deshalb mit Venus, in der Abſicht, den Aeneas dadurch von Italien abzuhalten, und entwirft einen Plan zur Ausführung. Aber Aeneas muß den Schluß des Schickſales erfüllen. Wie er eben daran iſt, ganz an Dido und die libyſche Küſte gefeſſelt zu werden, erhält er von Jupiter den Befehl, Karthago zu verlaſſen und nach Italien zu ſchiffen. Nach hartem Kampfe reißt er ſich los und entflieht. Dido, von Wahnſinn und Schmerz ergriffen, nimmt ſich ſelbſt das Leben.

Dido's Selbſtmord.

(Aeneis IV. 586—705.)

Als die Königin jetzt vom Söller das nahende Frühlicht
Falben ſah, und die Flotte mit gleichen Segeln hinwegzieh'n,
Leer den Strand, und von Ruderern leer den Hafen erblickte,
Schlug ſie öfters im Schmerz mit der Hand an den reizenden Buſen,
Raufte die goldenen Locken und ſprach: „Ach, Jupiter, fliehen
Darf mich Dieſer, im eigenen Reich ein Fremdling mich höhnen?
Waffnen die Leute ſich nicht, aus allen Thoren ihm folgend?
Reißen nicht Andre die Schiffe hinweg von den Werften? So geht doch!
Fackeln herbei! Die Segel geſpannt! Die Ruder getrieben!

Ach, was red' ich, wo bin ich, was ändert mein Herz für ein Wahnſinn?
Arme Dido, nun erſt empören dich gräuliche Thaten?
Da galt's, als du das Zepter vergabſt. O Glauben und Treue!
Das der Mann, der, ſagt man, die Heimathgötter daherführt,
Der mit der Schulter enttrug den alterentkräfteten Vater?
Konnt' ich ergreifen ihn nicht, und in Stücke zerhau'n, und in Wellen
Ausſtreu'n? Nicht die Gefährten und ſelbſt den Askanius morden?
Nicht auf den Tiſch des Vaters den Sohn aufſtellen zum Schmauſe? . .
Aber zweifelhaft war der Erfolg des Kampfes. . . . Und war er's,
Wem erbebt die Geweihte des Tods? Gluth hätt' ich in's Lager,
Gluth in die Gänge der Schiffe gebracht, den Sohn und den Vater
Sammt dem Geſchlechte vertilgt, und mich ſelbſt darüber geworfen.
Sol, der die Werke der Welt mit Flammenaugen betrachtet!
Du auch, vermittelnde Juno und kundige dieſer Betrübniß!
Du auf den Scheidewegen bei Nacht mit Heulen verehrte
Hekate, rächende Diren, und ihr, der ſterbenden Dido
Götter, vernehmt es, und ſtraft mit verdientem Gerichte die Frevler,
Und erhört mein Gebet!! Bleibt jenem verworfenen Haupte
Feſtbeſtimmt die Erreichung des Ports und glückliche Landung,
Heiſcht es der Wille des Zeus, und iſt dies Ziel ihm beſchieden,

Ha, ſo müſſ' er im Kriege, gedrängt von ſtreitbarem Volke,
Aus dem Lande verjagt, den Armen des Julus entriſſen,
Betteln um Hülf', und der Freund' unwürdige Leichen erblicken;
Dann auch, wenn er ſich beugt entehrender Friedensbedingung,
Nicht genießen des Reichs und des ſüßen Lebens, er falle
Vor der Zeit, und lieg' unbeerdiget mitten im Sande.
Dieſes fleh' ich und ſtröme mit dieſem Seufzer mein Blut hin.
Dann, o Tyrer, verfolget den Stamm und des ganzen Geſchlechtes
Künftige Brut mit Haß, und bringt dies Opfer der Sühnung
Meinem Staub. Nicht Liebe, noch Bund ſei zwiſchen den Völkern.
Auferſteh'n ſoll irgend aus meinen Gebeinen ein Rächer,
Der mit Feuer und Schwert die dardaniſchen Pflanzer verfolge,
Jetzo und einſt, zu welcherlei Zeit die Kräfte ſich geben.
Ufer ſei ſtets dem Ufer, die Fluth den Fluthen entgegen,
Waffen den Waffen, und ewig ſie ſelbſt und die Enkel im Kampfe.
Sprach's und jagte den Geiſt von einem Entſchluſſe zum andern,
Suchend, wie ſie auf's ſchnellſte der Lebensqual ſich entlade.
Jetzo redet ſie kurz mit Barce, der Amme Sychäus,
Denn die ihrige lag längſt modernder Staub in der Heimath:
Auf, o geliebteſte Amm', und bringe mir Anna die Schweſter!
Sag' ihr, ſie ſoll ſich in Eile mit fließendem Waſſer beſprengen,
Soll herführen die Schaaf' und verordnete Sühnung, und alſo

Komme ſie. Du verhülle mit frommem Schleier die Schläfen,
Weil ich dem ſtygiſchen Zeus die ziemend begonnenen Opfer
Gern jetzt endigen möcht' und von dieſem Leid mich erlöſen,
Und das Scheitergerüſt mit des Trojers Bilde verbrennen. —
Sprach es. Jene beſchleunigt den Schritt mit der Eile des Alters.
Aber die haſtige Dido, durchtobt von dem gräulichen Vorſatz,
Rollt umher den blutigen Blick, mit Flecken beſtriemet
Ueber den zitternden Wangen, und blaß von der Nähe des Todes,
Stürmt in die inneren Höfe der Burg, ſteigt wuthergriffen
Auf das hohe Gerüſt', und entblößt das Schwert des Aeneas,
Nicht zu ſolchem Gebrauch als Angedenken erbeten.
Hier, da die iliſchen Kleider ſie ſah und jenes bekannte
Ruhbett', ein wenig gehemmt durch Thränen und Tiefſinn,
Warf ſie auf's Polſter ſich hin und ſprach die Worte des Abſchieds:
Selige Ueberreſt', als Gott und Geſchick es vergönnten,
Nehmt dies Leben von mir, und löſ't mich von dieſer Betrübniß;
Dido hat ausgelebt und die Bahn des Schickſals vollendet,
Und nun ſinkt mein erhabenes Bild in die Tiefe der Erde.
Ruhmvoll baut' ich die Stadt, erblickte die eigenen Mauern,
Habe den Gatten gerächt und den grauſamen Bruder gezüchtigt,
Glücklich, zu glücklich vielleicht, hätt' unſre Geſtade nur niemals
Eines der Danaerſchiffe berührt. — So ſprach ſie und drückte
Auf den Pfühl ihr Geſicht: Soll ungerochen ich ſterben?
Ja, ich ſterb', auch ſo, ſo will zu den Schatten ich wandern.

Schau' er dann hoch vom Meere noch dieſes Feuer der harte
Troier, und trage mit ſich die Ahnungen unſeres Todes. —
Sprach's, und unter der Rede zuſammenſinken vom Schwertſtoß
Sah'n die Gefährtinnen ſie, den Stahl umſchäumet vom Blute,
Und die Hände beſpritzt. Da ſcholl zu den hohen Gemächern
Lautes Geſchrei, da tobte der Ruf die erſchütterte Stadt durch.
Rings von Jammergetön, und Weibergeheul und Gewinſel
Brauſen die Häuſer, von Wehausruf tönt wider der Aether.
Wie wenn ganz Karthago durch eingedrungene Feinde
Oder Tyrus die alte verſänk', und wüthende Flammen
Ueber die Giebel der Menſchen dahin und der Götter ſich wälzten.
Halbentſeelt und erſchreckt im bebenden Laufe vernahm es
Anna, entſtellte mit Fäuſten die Bruſt, mit Nägeln das Antlitz,
Stürzte durch's drängende Volk und rief der Sterbenden Namen:
Dies, dies war es, o Schweſter? Mit Trug haſt du mich umgangen?
Dies hat jenes Gerüſt, dies Flamm' und Altar mir bereitet?
Ach, was klag' ich Verwaiſ'te zuerſt? Als Todesgefährtin
Haſt du die Schweſter verſchmäht? Zu gleichem Schickſal gerufen,
Hätte mit dir Ein Schmerz, Ein Augenblick mich getödtet.
Selbſt erthürmt' ich den Stoß, ſelbſt rief ich die heimiſchen Götter,
Daß, wenn alſo du lägſt, ich Grauſame ferne dir wäre?
Mich und dich, das Volk und die Stadt, und die Väter von Sidon

Mordeteſt du! O laßt mich die Wunde mit Waſſer ihr waſchen,
Und, wenn er irgend noch über ihr ſchwebt, einſaugen den letzten
Lebenshauch! — So ſprechend erſtieg ſie die ragenden Stufen,
Faßte mit ſanfter Umarmung die kaum noch athmende Schweſter,
Seufzete laut, und entwiſchte das ſchwarze Blut mit dem Kleide.
Jene bemüht ſich, den ſchweren Blick zu erheben und wieder
Bricht er, und unter der Bruſt giſcht tiefgeſtoßen die Wunde.
Dreimal bäumt ſie ſich auf, mit ſtemmendem Arme ſich hebend,
Dreimal ſinkt ſie auf's Lager und ſucht mit irrenden Augen
Oben am Himmel das Licht, und ſeufzt, ſobald ſie es findet.
Doch die allmächtige Juno, der Todesnoth ſich erbarmend
Und der dauernden Qual, entſandte die Iris vom Himmel,
Um die ringende Seel' und das Band der Glieder zu löſen.
Denn weil nicht durch Geſchick, noch ſchuldigen Todes die Arme,
Sondern zu früh hinſtarb, und entbrannt von plötzlichem Wahnſinn,
Hatte Proſerpina noch von der Scheitel die goldene Locke
Ihr nicht entwandt und das Haupt dem ſtygiſchen Orkus verurtheilt.
Alſo flog durch den Himmel auf gelben Schwingen die Iris,
Bunt der Sonn' entgegen in tauſend Farben erglänzend,
Kam und ſtand ihr über dem Haupt: ich bringe dem Pluto
Dieſes Opfer, und löſ' auf Befehl die Seele vom Leibe. —
Sprach's und ſchnitt mit der Rechten das Haar ab. Plötzlich dahin war
Alle Wärme gefloh'n, und das Leben ſchwand in die Lüfte.

Fünfter Geſang. Aeneas wird durch einen Sturm wieder nach Sicilien verſchlagen. In Drepanum ſtellt er ſeinem Vater zu Ehren eine Todtenfeier an. Unterdeß ſchleuderten die trojaniſchen Frauen auf Antrieb der Juno, und weil ſie der langen Irrfahrt müde waren, Feuerbrände in die Schiffe, die aber durch einen von Jupiter ſchnell geſchickten Platzregen größtentheils gerettet werden. Da wird Aeneas ermahnt, alle diejenigen ſeiner Gefährten, die durch Alter oder Feigheit für weitere Beſchwerden nicht ſtark genug wären, in Sicilien zurückzulaſſen. Aeneas gehorcht, legt die Stadt Aceſta in Sicilien an, läßt dort Weiber und Greiſe zurück, zieht mit kraftvollen Männern dem Orte ſeiner Beſtimmung entgegen, und landet endlich an Italiens Küſte.

Sechſter Geſang. Italien iſt nun von Aeneas endlich erreicht, und er landet bei Kumä. Sogleich begiebt er ſich in die Grotte der Sibylla. Das Orakel belehrt ihn über die ihm drohenden Gefahren und Kriege, unterrichtet ihn über Mittel und Wege, in die Unterwelt zu gelangen, und meldet ihm den Tod eines ſeiner Gefährten. Von Sibylla geleitet, dringt er durch die Schlünde des Avernus in's Gebiet der Schatten. Er erblickt viele bekannte Abgeſchiedene, unter Anderen ſeinen Steuermann Palinurus, der, weil er nicht beerdigt iſt, noch an den Ufern des ſtygiſchen Stromes herumirrt. In dem Bezirk derjenigen, die aus Liebesgram ſich ſelbſt gemordet, erblickt er die Dido, die, als er ſich vor ihr zu entſchuldigen ſtrebt, mit zürnendem Unmuth und ſchweigend entweicht. Endlich gelangt er nach Elyſium, wo er den Vater Anchiſes findet, der ihm die Seelen ſeiner Nachkommen zeigt, die Könige von Alba und Rom, auch mehrere berühmte Römer, unter denen er verherrlichend den Cäſar Auguſtus auftreten läßt, bis er zuletzt den frühen Tod des Marcellus mit ſchmeichelndem Lobe feiert. Nach dieſen Erſcheinungen führt Anchiſes den Sohn und die Sibylla zu einem elfenbeinernen Thor, und entläßt ſie zur Oberwelt. Aeneas geht zu ſeinen Gefährten zurück, fährt von Kumä ab, und ſegelt nach Kajeta.

Siebenter Geſang. Von Kajeta, am circäiſchen Berge vorüber, erreicht Aeneas die Mündung der Tiber. Stromaufwärts fahrend gelangt er in's Gebiet der Laurenter, und ſchickt Geſandte an Latinus, den König jener Gegend, um ihm Ehrengeſchenke zu bringen und die Erlaubniß zum Bau einer Stadt zu erhalten. Latinus nimmt die Geſandten ſehr huldreich auf, und beut dem Aeneas ſogar ſeine einzige Tochter Lavinia zur Gattin. Gegen dieſes Vorhaben eifert des Latinus Gattin Amata, welche die Tochter ſchon dem Turnus, dem Sohne des Rutulerkönigs, verſprochen hatte. Auch Juno tritt feindſelig gegen Aeneas auf, und ſucht mit Hülfe der Furie Alecto das Verlöbniß zu trennen und den Latinus mit Aeneas zu verfeinden. Ein unbedeutender Umſtand auf der Jagd der Trojaner veranlaßt Streit und Kampf zwiſchen ihnen und den Landeseingebornen. Amata und Turnus, von Alecto mit Muth erfüllt, beſchwören den König, den Trojanern den Krieg anzukündigen. Weil er aber, eingedenk der Götterſprüche und ſeines kaum mit den Trojern geſchloſſenen Bundes, nicht dazu bewogen werden konnte, öffnet Juno ſelbſt die Pforten des Kriegs. Nun ſtürmen von allen Seiten Hülfsvölker für den Turnus gegen die Trojer herbei, und ganz Italien wird in einen furchtbaren Krieg verflochten.

Achter Geſang. Die gewaltigen Kriegsrüſtungen des Turnus erfüllen den Aeneas mit Sorgen. Da erſcheint ihm der Flußgott Tiberinus im Traume, und ermahnt ihn, den König Evander um Hülfe zu bitten. Dieſer nimmt den Aeneas gaſtfreundlich auf, giebt ihm vierhundert Reiter unter Anführung ſeines einzigen Sohnes Pallas, und ſendet ihn zu den Tyrrhenern, welch ihren König Mezentius unerhörter Grauſamkeiten wegen verbannt hatten, und eben damals einen neuen Köni ſuchten. Evander hegte die Hoffnung, Aeneas würde vo ihnen Hülfe, Reich und Zepter erhalten. Unterdeſſen verfertigte Vulkan, durch Schmeicheleien der Venus bewogen, dem Aeneas Waffen, beſonders einen Schild, au welchem die hervorſtechendſten Schickſale und Thaten de künftigen Roms prophetiſch abgebildet ſind.

Neunter Geſang. Während Aeneas vom Lager abweſend iſt, um Hülfsvölker von den Arkadern und Tusciern zu erhalten, wird Turnus von der Juno ermuntert, die neue Troja anzugreifen. Nach einem vergeblichen Verſuche, die Flotte der Trojaner zu verbrennen, ſchließt er das feſte Lager derſelben ein. Während nun die trojiſchen Feldherren ſich berathſchlagen, wen man als Kundſchafter zum Aeneas ſchicken wolle, um ihm die drohende Gefahr zu melden, entſchließen ſich Niſus und Euryalus, die am Thore Wache halten, freiwillig, ſich durchzuſchleichen. Schon ſind ſie dem Lager der Feinde entronnen, allein beim anbrechenden Morgen werden ſie von einem Trupp Reiter bemerkt, und ſo finden ſie ihren Tod. Unterdeſſen greift Turnus mit ganzer Macht die Trojer an, und auf beiden Seiten werden Viele hingemordet. Pandarus und Bitias, welche die Wache am Thore hatten, öffnen, durch den guten Fortgang ermuntert, daſſelbe und erſchlagen alle Feinde, welche einzudringen wagen. Turnus brach ſelbſt durch das offene Thor in die Veſte, und ſchlug nieder, was ihm aufſtieß. Als er aber von den rings andringenden Trojern immer mehr bedrängt und das Thor verſchloſſen war, zog er ſich an jene Seite des Lagers hin, wo die Tiber vorüber floß, ſprang mit voller Rüſtung in den Strom, und kam unverſehrt bei den Seinigen an.

Niſus und Euryalus.

(Aeneis IX. V. 176—449.)

Niſus war der Wächter des Thors, der muthigſte Kämpfer,
Hyrtakus Sohn, mit dem Speere behend und leichten Geſchoſſen,
Den zum Genoſſen dem Helden geſandt die Jägerin Ida.
Neben ihm ſtand ſein Gefährt' Euryalus; Keiner war ſchöner
Unter Aeneas Gefolg', und Keiner in trojiſcher Rüſtung,
Noch ein Knab', um die Wangen mit Flaum der Jugend gezeichnet.
Gleich war Beiden die Lieb', und ſie rannten zugleich in die Schlachten,
Hüteten jetzt auch zuſammen des Thors mit gemeinſamer Wache.
Niſus begann: Ob Götter in's Herz ſolch Feuer uns legen,
Ob, o Euryalus, Jedem ſein Gott die wilde Begier iſt?
Kriegskampf oder ein anderes Werk des Ruhms zu beſtehen,
Treibt mich lange der Geiſt, dem läſtige Raſt nicht genüget.
Schau doch, welch ein Vertrauen auf Glück die Rutuler einnimmt!
Selten erglänzt ein Feuer, von Wein und Schlummer begraben
Liegen ſie da, rings ſchweigen die Gegenden. Alſo vernimm jetzt,
Was ich erſinn' und welch ein Gedank' in der Seele mir aufſteigt.
Alle, das Volk und die Väter, verlangen es, daß man Aeneas
Herbei ruf', und Männer ihm ſende zu ſicherer Botſchaft.
Wenn man Dir, was ich ford're, verſpricht, denn mir iſt des Werkes

Ehre genug, ſo denk' ich mir dort am Fuße des Hügels
Finden zu können den Weg zu den pallanteiſchen Burgen. —
Aber Euryalus ſtaunte, durchbebt von großer Begierde
Solches Ruhms und zugleich zum glühenden Freunde beginnt er:
Alſo wollteſt du mich als Genoſſen der herrlichſten Großthat,
Niſus, verſchmäh'n? Dich ſchickt' ich allein in ſo große Gefahren?
Nein, ſo hat mein Vater, der kriegsgewohnte Opheltes,
Unter argoliſchem Schreck und Troja's mancherlei Leiden
Nicht mich erzeugt und gelehrt, noch betrug ich alſo bei dir mich,
Der ich in äußerſte Noth dem erhab'nen Aeneas gefolgt bin.
Hier iſt, hier auch ein Muth, der des Lebens nicht achtet, und jenen
Ruhm, den du ſuchſt, mit dem Tode noch wohlfeil glaubt zu erkaufen. —
Niſus darauf: Nie hab' ich von dir ſo etwas befürchtet,
Nein doch, o nein! So bringe der mächtige Zeus mich dir wieder
Siegreich, oder wer ſonſt mit gnädigen Augen die That ſchaut.
Aber wenn, wie du oft bei ſolcher Entſcheidung gewahr wirſt,
Wenn in's Verderben hinein ein Unfall oder ein Gott reißt,
Wünſcht' ich den Uebrigen dich, dein Alter iſt werther des Lebens.
Möge mich Einer entraffen der Schlacht, freikaufen durch Löſung,
Oder verſcharren im Grab; und, wehrt auch dies das Verhängniß,
Weih' er doch dem Vermißten Geſchenk und Ehrenbeſtattung.
Könnt' ich ſo peinlichen Schmerz der armen Mutter bereiten,

Die dir, Jüngling, allein von ſo vielen Müttern zu folgen
Muthig wagt' und die Stadt des großen Aceſtes verſchmähte? —
Jener darauf: Du zettelſt umſonſt mir nichtige Gründe,
Nimmer wankt in der Bruſt mein unerſchütterter Vorſatz.
Laß uns eilen! — Er ſprach's und erweckt ablöſende Wachen.
Jene nah'n und warten des Amts. Den Poſten verlaſſend
Wandelt er nun mit Niſus hinweg, und ſie ſuchen den König.
Alles Lebendige ſchon entlud auf Erden im Schlummer
Sich des Grams, und erlabte die mühevergeſſenen Herzen,
Nur die Fürſten des Heers, der Teukrer erleſene Jugend,
Hielten jetzo noch Rath ob den wichtigſten Dingen des Reiches,
Was man beginn', und wer dem Aeneas brächte die Nachricht.
Siehe, die Schilde gefaßt und gelehnt an ragende Speere,
Standen ſie mitten im Lagergefild. Da eileten Niſus
Und Euryalus her und baten um ſchleunigen Zutritt,
Groß ſei ihr Unternehmen und wohl zuträglich die Störung.
Erſt nahm Julus die Haſtigen auf, hieß reden den Niſus. —
Drauf ſprach Hyrtakus Sohn: Hört uns mit gewogenem Herzen,
Aeneaden, doch meſſet nicht das nach unſeren Jahren,
Was wir melden. Die Rutuler liegen von Schlummer und Weine
Aufgelöſ't. Wir erkundeten ſelbſt die Gegend zum Durchſchlich
Dort am Scheidewege des Thors, in der Nähe des Meeres.
Lücken ſind bei den Feuern, und aufwärts ſteigt zu den Sternen
Schwarzer Rauch. Wofern ihr das Glück zu benützen uns gönnet,

Nach Aeneas zu ſpäh'n bei den pallanteiſchen Burgen,
Werdet ihr bald mit Beute, nach blutiger Thaten Vollendung,
Wiederkehren uns ſeh'n; auch täuſcht uns im Gehen der Weg nicht,
Denn wir ſahen die vorderſte Stadt aus dunkelen Thälern,
Streifend auf öfterer Jagd, und ganz umſpähten den Fluß wir.
Drauf der ſchwerbejahrte, der geiſtesreife Aletes:
Götter des Vaterlands, ihr mächtigen Schirmer von Troja,
Nein, ihr gedenkt noch nicht ganz auszutilgen die Teukrer,
Da ſo muthige Jünglinge noch und entſchloſſene Herzen
Ihr uns gewährt! — So ſprach er und hielt an Schultern und Händen
Beide gefaßt, und netzte mit Thränen ſich Augen und Wangen —
Welchen Lohn, ihr Männer, vermag ich für ſolche Verdienſte
Groß und würdig genug zu erſeh'n? Den ſchönſten zuvörderſt
Giebt ein Gott und das eigene Herz, den andern erſtattet
Euch Aeneas der fromme ſogleich, und der blühende Julus,
Nimmer uneingedenk ſo ausgezeichneter Großthat. —
Ja, auch Ich, dem einzig das Heil mit dem Vater zurückkehrt,
Hub Askanius an, bei den großen Penaten, o Niſus,
Bei des Aſſarakus Lar und den Hallen der heiligen Veſta,
Ich beſchwör' euch, denn was mir an Glück und Hoffnung geblieben,
Leg' ich euch in den Schooß, o ruft den Vater zur Heimkehr,
Laßt mich wieder ihn ſchau'n, nichts ängſtet mich, wenn er zurück iſt!
Zween aus Silber gefertigte Becher, von Bildungen ſtarrend,

Will ich verleih'n, die der Vater gewann vom beſiegten Arisba,
Zween Dreifüße zum Dank, zwei große Talente des Goldes,
Auch den alterthümlichen Krug, den Dido geſchenkt hat.
Wenn dem Sieger jedoch das Italerland und den Zepter
Einſt zu gewinnen gelingt, und das Loos der Beute zu ziehen,
Sah'ſt du, auf welchem der Pferd' und in welcher goldenen Rüſtung
Turnus zog? Das Pferd, den Schild und den purpurnen Helmbuſch
Nehm' ich dem Looſe voraus, ſchon deine Belohnung, o Niſus!
Weiter noch wird mein Vater dir zwölf erleſene Frauen,
Wird auch Gefang'ne verleih'n, und mit Jedem die eigenen Waffen,
Ferner ein Theil des Feld's, das König Latinus beſitzet.
Aber dich, den mit näherem Schritt mein Alter erreichet,
Dich, ehrwürdiger Jüngling, empfang' ich mit ganzem Gemüthe
Jetzo bereits als Genoſſen und Freund in jedem Begegniß.
Ohne dich will nimmer ich Ruhm in Thaten mir ſuchen.
Frieden betreib' ich oder den Krieg, in Worten und Werken
Bleibt dir das höchſte Vertrau'n! — Nun ſprach Euryalus alſo:
Nimmer ſoll mich ein Tag ungleich ſo keckem Beginnen
Rügen hinfort. Nur das! Mag dann mir günſtig der Ausgang
Oder entgegen mir ſein. Doch fleh' ich vor allen Geſchenken
Eines von dir. Die Mutter, von Priamus altem Geſchlechte,
Sie, die arme, die nicht der iliſche Boden zurückhielt,
Auszuwandern mit mir, noch die Stadt des Königs Aceſtes,
Dieſe, die jetzo nicht weiß, was hier vielleicht für Gefahr iſt,

Laß ich abſchiedslos nun zurück. Die Nacht und dein Handſchlag
Zeug' es mir, ich könnte die Thränen der Mutter nicht ausſteh'n.
Alſo tröſte ſie du in der Noth und hilf der Verlaſſ'nen.
Dieſe Hoffnung von dir laß mich mitnehmen, und kühner
Geh' ich in jedes Geſchick. — Da haben aus tiefgerührten
Herzen die Männer geweint, doch zumeiſt der blühende Julus,
Und es ergriff ihm das Bild der Vaterliebe die Seele.
Endlich redete er ſo: Mit Freuden verheiß' ich dir alles,
Was dein großes Beginnen verdient, denn jene ſei künftig
Meine Mutter, und nichts, denn allein der Name Kreuſa,
Werde vermißt; die Dieſen gebar, darf keines geringen
Danks ſich erfreu'n. Was immer die That für ein Ende gewinne,
Bei dem eigenen Haupt, dem früheren Schwure des Vaters,
Was ich dir, wenn du kehrſt und glücklich vollendeſt, gelobe,
Das auch ſoll der Mutter und deinem Geſchlechte verbleiben.
Thränend redet er dies und zeucht von der Schulter den Degen,
Strahlend von Gold, den künſtlich Lykaon aus Gnoſus geſchaffen,
Und bequem ihn gefügt in die elfenbeinerne Scheide.
Mneſtheus giebt dem Niſus des rauhumzottelten Löwen
Mähnige Haut, und den Helm vertauſcht der treue Aletes.
Alsbald ſchreiten gewappnet ſie fort, und die edelſten alle,
Jünglinge ſo wie Greiſe, begleiten mit vielen Gelübden
Sie im Gehen zum Thor, und ſelbſt der blühende Julus,
Vor den Jahren mit Muth und männlicher Sorge gerüſtet,
Gab noch viel Aufträg' an den Vater zu bringen, doch alles
Reißen die Winde dahin und ſchleudern's vereitelt in Wolken.

Schreitend geh'n ſie die Graben hindurch, zum Lager des Unheils
Zieh'n ſie ſie im Dunkel der Nacht, doch ſollten ſie Vielen zuvor erſt
Bringen den Tod. Auf dem Raſen zerſtreut, voll Schlafes und Weines
Seh'n ſie die Leiber geſtreckt, und am Strand die Wagen errichtet,
Riemen und Räder und Männer zugleich, und liegende Waffen,
Weine zugleich. Da ſagte zuerſt des Hyrtakus Sprößling:
Jetzt, o Euryalus, eile zur That, die Gelegenheit ſelbſt ruft!
Hier iſt der Weg! Du wache, daß uns im Rücken nicht etwa
Eine der Händ' erheben ſich mög', und merk' in die Ferne.
Hier will Ich aufräumen und breit die Gaſſe dir bahnen. —
Sprachs und dämpfte die Stimm', und fiel den trotzigen Rhamnes
Plötzlich an mit dem Schwert, da auf hohen Teppichen liegend
Dieſer ſo eben den Schlaf aus vollem Buſen verſchnarchte,
König er ſelbſt, und dem Könige Turnus der wertheſte Augur,
Doch er konnte durch Augurkunſt das Verderben nicht wenden.
Auch drei Knechte, die ſich ſorglos bei Waffen gelagert,
Schlug und den Wappner des Remus er dort, und ertappte den Fuhrmann
Unter den Roſſen ſogar, und hieb ihm den hangenden Hals ab.
Drauf auch entſchlug er dem Herren das Haupt, und verließ den getrennten,
Blutausgiſchenden Rumpf; vom rothen Strome gewärmet

Trieſen Polſter und Grund. Auch ſchlägt er den Lamyrus, Lamus,
Und den Jüngling Serranus von ſchöner Geſtalt, der am meiſten
Jene Nacht ſich erluſtigt, und nun vom berauſchenden Gotte
Ueberwältiget lag, ein glücklicher, hätt' er die ganze
Nacht bei'm Spiele durchwacht und bis zum Tag es verlängert.
Wie ein hungriger Leu durch die vollen Hürden der Schaafe
Stürmt, von raſendem Hunger geſpornt; er ſchlündet und ſchleppet
Schwaches, vor Angſt verſtummendes Vieh, und der blutige Mund knirſcht.
Selbſt auch Euryalus mordet nicht weniger, ſelbſt auch erglühend
Tobt er hindurch, ſchlägt mitten im unbekannteren Haufen
Unbemerkt den Fadus, den Abaris und den Herbeſus,
Auch den Rhötus; doch dieſer war wach, und ſchaute das alles,
Aber er deckt' in der Angſt ſich hinter dem mächtigen Kruge.
Dieſem barg er nahend das Schwert, da er eben ſich aufhub,
Ganz in die Bruſt, und zog es von vielem Morde bepurpurt
Wieder heraus, daß den Lebensquell er entſpie, und verſcheidend
Wein mit Blute vermiſcht. — So lechzte der Würger, von Mordluſt
Fortgeriſſen, und wandte ſich ſchon zu Meſſapus Gefährten,
Wo er das Feuer verglimmen, und wohlgefeſſelte Roſſe
Sah abrupfen das Gras, als Niſus kürzlich ihn warnte,
Denn er ſah ihn zu weit von Mord und Hitze getrieben:
Abſteh'n laß' uns, es nahet bereits unfreundliches Licht uns.

Rache genug iſt verübt, und Bahn durch die Feinde gebrochen. —
Gehend verlaſſen ſie nun viel Männerwehr aus gediegnem
Silber geformt, Weinkrüge zugleich und ſchöne Tapeten.
Nur des Rhamnes Geſchmeid und goldumbuckelten Schwertgurt,
(Welchen Cädikus einſt dem tiburtiſchen Remulus ſandte,
Er an Gaben ſo reich, um entfernt zu knüpfen den Gaſtbund;
Dieſer vermacht' es dem Enkel ſodann, doch Rutuler raubten's,
Als er gefallen im Kampf) das nahm ſich Euryalus einzig,
Schlang das Gehenk, ach umſonſt, um die tapferen Schultern, und ſetzte
Sich den büſchegezierten, ihm paſſenden Helm des Meſſapus
Freudig auf's Haupt. Sie geh'n aus dem Lager, das Freie gewinnend.
Indeß zogen, vorangeſchickt aus der Stadt der Latiner,
Während das übrige Heer ſchlagfertig im Felde verweilte,
Reiſige her, und brachten dem Turnus des Königes Antwort;
Dreimalhundert, geſchildet ſie all', und Führer war Volſcens.
Und ſie nahten dem Lager bereits und kamen zum Walle,
Als ſie von Ferne bemerkten, daß linkshin jene ſich wandten,
Und der Helm den Euryalus dort, den wenig beſorgten,
In der dämmernden Frühe verrieth mit tückiſchem Schimmer.
Ach, nicht ſchien er umſonſt! Laut rief aus den Reiſigen Volſcens:
Männer, ſteht! Was treibt euch hierher? Warum ſo bewaffnet?
Oder wo trachtet ihr hin? — Nichts redeten jene dagegen,
Sondern ergriffen die Flucht in den Wald und vertrauten der Nacht ſich.

Aber die Reiſigen werfen ſich da und dort auf bekannte
Nebenweg', und verſperren mit Wachen jeglichen Ausgang.
Wild war der Wald mit Geſträuch und dunkeln Eichen bewachſen,
Dicht mit Dornengebüſchen erfüllt auf jeglicher Seite,
Selten ſchimmerte nur durch heimliche Stege der Fußpfad,
Und den Euryalus hemmt die laſtende Beut' und der Zweige
Finſterniß; wohl auch täuſcht ihn die Furcht in Richtung der Wege.
Niſus entkommt, war ſchon unſorgſam den Feinden entronnen,
Schon auch den See'n, die Albaner genannt nach dem Namen von Alba,
Später, doch damals beſaß die hohen Gehöfte Latinus.
Wie er nun ſtand und umſonſt nach dem fehlenden Freunde ſich umſah,
Rief er: Euryalus, ach, wo ließ ich Armer zurück dich,
Und wo folg' ich dir jetzt? — Auf's neu den verworrenen Weg dann
Wieder durchſtrebend im täuſchenden Wald, und zugleich nach bemerkten
Spuren zurück ſich wendend, durchirrt er die ſchweigenden Hecken,
Höret Roſſegeſtampf, hört Lärm und Trompeten des Nachtrabs.
Doch es währte nicht lange, da ſcholl ihm Geſchrei in die Ohren,
Sah den Euryalus er, den ſchon das ganze Geſchwader
Durch die Täuſchung des Orts und der Nacht und plötzlichen Anfall
Uebermannt fortriß, da fruchtlos viel er verſuchte.

Ha, was thun? Mit welcher Gewalt den Jüngling, mit welchen
Waffen befrei'n? Wie, oder ſich ſelbſt in die Mitte der Schwerter
Sterbend werfen, durch Wunden den ſchönen Tod ſich befördern?
Plötzlich dreht er den Speer mit zurückgebogenem Arme,
Sah zur erhabenen Luna empor und betete laut ſo:
Du, o Göttin, o du komm unſrer Bedrängniß zu Hülfe,
Zierde der Stern' und der Wälder Beſchützerin, Tochter Latona's!
Trug zu deinen Altären mein Vater Hyrtakus jemals
Opfer für mich, und belud ich nach meinen Jagden ſie ſelber,
Oder hängt' an der Kuppel ſie auf und an heiligen Pfoſten,
Laß mich die Rotte zerſtreu'n und lenke den Speer durch die Lüfte.
   Sprach's, und aus Leibeskraft ſich ſtrengend warf er das Eiſen.
Siehe, der fliegende Speer zerpeitſchte die nächtlichen Schatten,
Drang in den Rücken hinein dem abwärts ſtehenden Sulmo,
Brach da, und durchfuhr ihm die Bruſt mit gebrochenem Schafte.
Jener krümmt ſich und ſpeit den heißen Strom aus dem Buſen,
Schnell erkaltend, und ſchlägt mit langem Zucken die Lenden.
Alle nun ſchau'n in die Runde ſich um. Durch das noch erhitzter
Warf er ein andres Geſchoß, hoch über dem Ohr es entſchwingend.
Während ſie zittern, durchdrang die beiden Schläfen dem Tagus

Knirſchend der Speer, und hing erwärmt im durchbohrten Gehirne.
Wuthvoll raſ't Volſcens, doch konnt' er nirgend des Speeres
Schwinger ſeh'n, noch wohin er im Ingrimm ſtürzen ſich möge:
Du nun bezahl' indeſſen mit warmem Blute die Strafe
Mir für Beide ſogleich! — So rief er, und ging mit geblößtem
Schwert auf Euryalus los. Doch betäubt von Schreck und Entſetzen
Schrie jetzt Niſus hervor, und konnte ſich weder im Dunkel
Länger verheimlichen mehr, noch ſo gräulichen Jammer erdulden:
Mich, mich, ſehet den Thäter! auf mich nur richtet das Eiſen,
Rutuler, mein iſt der ganze Betrug; nichts wagte, noch konnte
Dieſer; ich ſchwör's bei'm Himmel ob uns und den kundigen Sternen,
Liebe nur war ſein Vergeh'n zu dem unglückſeligen Freunde. —
Alſo rief er. Doch ſchon hat mächtig geſtoßen der Degen
Jenem die Rippen durchrannt und den glänzenden Buſen zerriſſen.
Aber Euryalus wälzt ſich im Tod, um die reizenden Glieder
Rinnet das Blut, es fällt einſinkend der Hals auf die Schultern.
So wie vom Pflug durchſchnitten die purpurfarbige Blume
Matt hinwelket und ſtirbt, wie der Mohn mit ermüdetem Stengel
Erdwärts ſenket das Haupt, ſobald ihn Regen belaſtet.
Aber hinein in die Schaar dringt Niſus, und einzig den Volſcens

Sucht er aus allen heraus, und einzig verharrt er an Volſcens.
Ringsum häuft ſich der Feind, ſtößt da und dort in dem Andrang
Stürmiſch ihn weg. Er dringt nicht minder voran, und in Kreiſen
Schwingt er das blitzende Schwert, bis er grad' in des ſchreienden Feindes
Mund es barg, und ſterbend dem Rutuler raubte die Seele.
Endlich warf er ſich über den Leib des getödteten Freundes,
Ganz durchbohrt, und ruhte nur hier im Frieden des Todes.
Glückliches Freundespaar, wenn Kraft iſt in meinen Geſängen,
Dann ſoll nimmer ein Tag dem Gedächtniß der Zeit euch entreißen,
Weil des Aeneas Geſchlecht Kapitoliums nimmer bewegten
Felſen umwohnt, und das Reich der römiſche Vater behauptet.

Zehnter Geſang. Jupiter beruft eine Verſammlung der Götter. Als er ſeinen Verſöhnungsverſuch zwiſchen Juno und Venus vergeblich ſieht, erklärt er, daß er parteilos Alles dem Schickſal überlaſſe. Unterdeſſen kehrt Aeneas mit Hülfsvölkern zurück. Die Rutuler ſuchen ſeine Landung zu verhindern, bis Ascanius durch einen Ausfall ſeine Streitkräfte mit denen ſeines Vaters verbindet Juno, welche nach dieſer Wendung der Dinge für ihren Schützling Gefahr befürchtet, entzieht Turnus durch ein Trugbild in Geſtalt des Aeneas, das ſie vor ihm fliehen läßt, dem Kampfe, und entführt ihn nach Ardea. Unterdeſſen war Mezentius in den Kampf geſchritten und richtete unter den Trojanern und Etruskern eine große Niederlage an. Endlich aber fällt er durch das Schwert des Aeneas, und die Schlacht endet mit einem Siege der Trojaner.

Eilfter Geſang. Latinus ſchickt an den Sieger Aeneas Geſandte, und bittet um Waffenſtillſtand. Während deſſen kommt eine abſchlägige Antwort von Diomedes. Latinus, dem nun die letzte Hoffnung benommen war, hält eine Reichsverſammlung, und macht den Vorſchlag, Geſandte an Aeneas zu ſchicken, um mit ihm über den Frieden zu unterhandeln. Unter der Verhandlung trifft die Nachricht ein, die leichte Reiterei der Trojer gehe gerade auf die Stadt los, während Aeneas über den Bergrücken heranziehe. Die Reichsverſammlung geht auseinander, und man macht Anſtalt, die Stadt auf alle Weiſe zu vertheidigen. Auch Turnus theilt ſein Heer, und läßt die Reiterei unter dem Befehl des Meſſapus und der Kamilla gegen die Reiſigen der Trojer anrücken, er ſelbſt aber beſetzt die Engpäſſe, durch welche Aeneas ziehen muß, und legt ihm einen gefährlichen Hinterhalt. Indeſſen fängt das Gefecht der Reiterei an; lange wird auf beiden Seiten mit zweifelhaftem Glücke gekämpft. Kamilla verrichtet große Thaten, wird aber von Aruns erſchoſſen. Die Rutuler, beſtürzt über den Tod der Kamilla, begeben ſich auf die Flucht. Turnus erfährt die Niederlage, verläßt den Hinterhalt in der Bergſchlucht, und eilt den Seinigen zu Hülfe. Aeneas kommt ſofort glücklich durch den Engpaß, und folgt dem Turnus auf dem Fuße nach. Die ſchon einbrechende Nacht verhindert das entſcheidende Treffen. Beide Theile ſchlagen ihr Lager vor der Stadt auf.

Kamilla's Tapferkeit und Tod.

(Aeneis XI. V. 486 — 831.)

Haſtig gürtet ſich ſelbſt auch zum Kampf der wüthende Turnus;
Und ſchon ſtarrt er in Schuppen von Erz, mit dem Rutulerharniſch
Angethan, und hatte mit Gold die Waden umſchloſſen,
Noch an den Schläfen geblößt, dann ſchnallt' er das Schwert an die Seite,
Und erſchimmerte golden im Lauf vom erhabenen Schloß her,
Hochfrohlockend im Geiſt, und beſiegt in Hoffnung den Feind ſchon:
Wie wenn ein Hengſt von der Krippe nach abgeriſſener Feſſel
Frei nun endlich entflieht, und, offnes Gefilde gewinnend,
Sich entweder zur Weide begiebt und zur Heerde der Stuten,
Oder, gewohnt in des Stroms wohlkundiger Welle zu baden,
Ausläuft, üppig dann wiehert und hoch den Nacken emporwirft,
Und ihm ſpielet um Hals und Bug die flatternde Mähne.
Dieſem begegnet, vom Zug der Volsker begleitet, Kamilla,
Und die Königin ſpringt ſelbſt unter dem Thore vom Roſſe;
Ihr nachahmend ergoß alsbald das ganze Geſchwader
Sich von verlaſſenen Pferden auf's Land. D'rauf ſagte ſie alſo:

Turnus, wenn irgend mit Recht der Starke ſich ſelber vertrauet,
Wag' ich es nun und gelobe, die Schaar zu beſteh'n des Aeneas,
Und den tyrrheniſchen Reitern allein mich entgegen zu werfen.
Laß mit der Fauſt mich prüfen die erſten Gefahren des Krieges,
Du verharre zu Fuß bei der Stadt und beſchütze die Mauern. —
Turnus hierauf, die Augen gewandt auf die ſchreckliche Jungfrau:
O Italia's Zier, Jungfrau, wie kann ich mit Worten,
Oder der That dir danken? Doch jetzt, weil dieſe Beherztheit
Ueber Alles ſich hebt, jetzt theile mit mir die Geſchäfte.
Wie glaubhafte Gerücht' und geſendete Späher gekündet,
Hat Aeneas in Haſt der Reiſigen leichte Geſchwader
Vorgeſandt, zu zerſtampfen das Feld; er ſelber, die Anhöh'n
Ueberſchreitend, bewegt durch die Bergeinöden zur Stadt ſich.
Dort nun bereit' ich ihm Hinterhalt im umwaldeten Hohlweg,
Beide Schlünde des Pfads mit bewaffneten Kriegern beſetzend;
Du empfange verbunden zum Kampf die tyrrheniſchen Reiter,
Auch ſei der ſtarke Meſſapus mit dir, die latiniſchen Turmen,
Und die tiburtiſche Macht, dein auch ſei die Sorge des Feldherrn. —
Sprach's, und ermahnt den Meſſapus mit ähnlichen Worten zur Feldſchlacht
So wie die Fürſten des Bunds, und zeucht entgegen dem Feinde.
Krumm iſt und vielgewunden das Thal, zu trüglichem Angriff

Und Nachſtellung geſchickt, wo mit dichtem Gezweige die ſchwarze
Wand auf jeglicher Seit' andrängt; ſchmal führet ein Fußpfad
Durch die Enge der Schlünd' und den hinterliſtigen Durchgang.
Drüber hin auf den Warten, zuhöchſt auf dem Gipfel des Berges,
Liegt ein ebnes, geheimeres Feld und ein ſicherer Rückzug,
Ob du dem Kampfe dich rechts, ob links zu ſtellen begehreſt,
Oder die Höh'n zu beſetzen und mächtige Felſen zu rollen.
Dorthin zieht der Jüngling, bekannt mit der Richtung der Wege,
Nahm den Ort in Beſitz, und lag in den Schluchten der Wälder.

Jetzo beſprach im Götterpalaſt mit der hurtigen Opis,
Einer der heiligen Schaar und ihrer begleitenden Jungfrau'n,
Alſo Latonia ſich, und gab mit traurigem Antlitz
Dieſen Bericht: Nun geht zum grauſamen Kriege Kamilla,
Jungfrau, ach, und gürtet umſonſt ſich in unſere Rüſtung,
Sie vor Allen mir werth! Nicht kam erſt neu der Diana
Dieſe Liebe, mit plötzlicher Wonne das Herz ihr bewegend.
Als vertrieben um Haß und übermäßigen Reichthum
Metabus floh aus dem Reich und der Stadt des alten Privernum,
Nahm er das Kind, aus der Mitte der Kriegsgefechte ſich flüchtend,
Fort in Verbannung mit ſich als Begleiterin, und nach Kasmilla
Nannt er der Mutter es nach, mit einiger Aendrung, Kamilla,
Trug es vorn in dem Buſen und zog durch lange Gebirghöh'n

Einſamer Waldungen fort, gedrängt von grimmigen Lanzen,
Und ſtets flogen um ihn die bewaffneten Haufen der Volsker.
Sieh, in der Mitte der Flucht ſchwoll ſchäumend über die Ufer
Amaſenus empor, ſo ſtark war der Regen aus Wolken
Niedergeplatzt. Schon ſchickt er zum Schwimmen ſich an, doch es hemmet
Ihn die Liebe zum Kind und Furcht für die koſtbare Bürde.
Wie er nun Alles erwog, blieb kaum noch dieſer Entſchluß ihm:
Ungeheuer, von Knoten umſtarrt, aus gehärtetem Kernholz,
War der Speer, den in kräftiger Fauſt der Krieger einhertrug.
Jetzt umwand er die Tochter mit Baſt und wilderndem Korkholz,
Band ſie ſofort zum Schwunge bequem in die Mitte des Schaftes,
Wog ſie ſodann mit gewaltiger Hand und fleht' in den Aether:
Gnädige, Wälderbeſchützerin, dir, o latoniſche Jungfrau,
Weih' ich Vater zur Dienerin ſie! An deinem Geſchoſſe
Flieht ſie bittend zuerſt vor dem Feind. Empfange ſie, Göttin,
Welche dein iſt, und jetzt unſicheren Lüften vertraut wird! —
Sprach's und warf ausholend die ſtarkgeſchwungene Lanze.
Rauſchend wogte die Fluth, und über den reißenden Strom weg
Floh an dem ziſchenden Holz die mitleidswerthe Kamilla.
Metabus aber, da näher der Schwarm der Verfolger ihn drängte,
Uebergab ſich dem Fluß, und zog den Speer mit der Jungfrau,
Die er Dianen geweiht, ſiegreich aus dem grünenden Raſen.
Ihn hat weder Behauſung noch Stadt je wieder beherbergt,
Nie auch hätt' er von ſelbſt die Hände gereicht in der Wildheit.

Unter den Hirten verlebt' er die Zeit auf einſamen Bergen.
Dort im Gehölz und zwiſchen den grauſenden Lagern des Wildes
Nährt er die Tochter mit wildernder Milch, an der weidenden Stuten
Brüſten, und molk die Euter ihr ſelbſt in die zärtlichen Lippen.
Als nun das Kind mit den Sohlen die erſten Stapfen der Füße
Hatte getreten, beſchwert er mit ſpitzigem Speere die Händlein,
Und umhängte mit Bogen und Pfeil die Schulter der Kleinen;
Statt des Goldes im Haar, ſtatt langer Umhüllung des Mantels,
Hängt die Haut des Tigers vom Scheitel ihr über den Rücken.
Kindergeſchoß entſchnellte ſie ſchon mit zärtlichen Händen,
Trieb die Schleuder bereits um's Haupt am gewundenen Seile,
Und erlegte den ſilbernen Schwan und ſtrymoniſchen Kranich.
Viele der Mütter umher in Tyrrhenerſtädten verlangten
Sie vergebens zur Schnur; allein mit Diana zufrieden,
Blieb ſie der ewigen Liebe zur Jungfrauſchaft und zu Waffen
Ohne Befleckung getreu. Ach, hätte doch ſolche Befehdung
Nimmer ſie fortgeriſſen, die keck die Teukrer nun angreift,
Meine Lieblingin jetzt, bald meiner Gefährtinnen Eine!
Auf denn, weil ſie ja doch vom herben Schickſal bedroht wird,
Schweb', o Nymphe, vom Pol, und beſuche das Land der Latiner,
Wo die traurige Schlacht mit Unglückszeichen gekämpft wird.
Nimm da dieſes, und zeuch den rächenden Pfeil aus dem Köcher,

Daß, wer immer den heiligen Leib mit der Wunde verletzet,
Italer oder Trojaner, mit Blut mir büße den Frevel.
Ich dann trage den Leib und die Wehr der Beklagungswerthen
Unberaubt im hohlen Gewölk zum Grab und zur Heimath. —
Sprach's. Doch Jene, die wehende Luft des Himmels durchſchwebend,
Rauſchte daher, und umhüllte den Leib mit ſtürmiſchem Dunkel.
Aber die Schaar der Trojaner indeß rückt näher den Mauern,
Auch die etruskiſchen Führer mit all dem reiſigen Heere,
Je nach der Zahl in Geſchwader getheilt. Durch's ganze Geſild hin
Brauſ't das bäumende Roß und zerrt am haltenden Zügel,
Hier vorſtrebend und dort. Weithin ſchon ſtarret der Spieße
Eiſerne Saat, und es glüh'n von erhobenen Waffen die Felder.
Auch Meſſapus dagegen erſcheint und die ſchnellen Latiner,
Koras den Bruder zur Seit', und der Flügel der Heldin Kamilla,
Gegenüber im Felde geſchaart; ſie ſtrecken die Lanzen
Mit ausholender Rechte voraus, und ſchnellen Geſchoſſe,
Und das Nahen der Männer entbrennt, und der Pferde Gewieher.
Als die Heere nunmehr in den Wurf der Speere gekommen,
Standen ſie, brechen dann plötzlich hervor mit Geſchrei, und ermuntern
Brauſende Roſſ', und ſchütten von allen Seiten Geſchoß aus,
Häufig, wie flockenden Schnee, und der Himmel verhüllt ſich in Schatten.

Alsbald rennen Tyrrhenus geſtemmt und der raſche Akontheus
Gegen einander mit feindlichem Speer, und machen den erſten
Gang mit großem Getöſ', und es bricht den galoppenden Roſſen
Bruſt an Bruſt mit ſchmetterndem Stoß. Der entſchnellte Akontheus
Stürzt wie ein fallender Blitz, wie die Laſt, vom Geſchütze geſchleudert,
Weithinweg auf das Haupt, und verhaucht in die Lüfte das Leben.
Alsbald werden die Reihen verwirrt und es flieh'n die Latiner,
Auf dem Rücken die Schild', und lenken die Roſſe zur Stadt hin.
Muthig folgen die Trojer, es führt die Geſchwader Aſylas.
Und ſchon ſind ſie den Thoren genaht, und wieder erheben
Feldgeſchrei die Latiner, und wenden die lenkſamen Hälſe.
Jene weichen zurück, mit verhängten Zügeln entfliehend.
Wie das wallende Meer, im Wechſellauf des Gewäſſers,
Landwärts jetzo ſich ſtürzt, und über Klippen die Welle
Schäumend wirft und den äußerſten Sand in Bogen beſtrömet,
Reißend zurück dann in brandendem Schwall um wieder umwogte
Felſen entflieht, und das Ufer verläßt mit ebbender Woge.
Zweimal trieb der Tusker den weichenden Rutuler ſtadtwärts,
Zweimal ſah er geworfen ſich um, den Rücken bedeckend.
Als ſie zum drittenmal in die Schlacht nun rannten, und alle
Schaaren ſich unter einander gemengt, der Mann ſich den Mann wählt,

Jetzo erſcholl das Aechzen der Sterbenden, und in dem Blutbad
Wälzten ſich Waffen und Leichen, und unter erſchlagenen Männern
Halb noch lebende Roſſe vermiſcht; wild hebt ſich die Feldſchlacht.
Aber Orſilochus, ſcheu dem Remulus ſelbſt zu begegnen,
Schwang nach dem Roſſe den Speer, und ließ am Ohre das Eiſen.
Wüthend bäumt vom Wurfe der Zelter ſich, und in die Höhe
Schlägt er die Beine mit ragender Bruſt, der Wunde ſich ſträubend;
Jener rollt in den Staub. Jetzt ſtreckt Katillus den Iolas,
Und, den erhabnen an Muth, den erhabnen an Körper und Rüſtung,
Ihn, den Herminius auch, dem blondes Haar die geblößte
Scheitel umwallt, auch die Schultern ſind bloß; nicht ſchrecken ihn Wunden,
Offen ſo ganz dem Geſchoß; ihm zuckt der Speer durch die breiten
Schultern geſchnellt und krümmt den Mann, qualvoll ihn durchbohrend.
Ringsum vergießt man grauſendes Blut, ſtreckt Leichen mit Mordſtahl
Eifernd hin, und ſucht ſich rühmlichen Tod durch die Wunden.
Mitten im Morde frohlockt die Amazone Kamilla,
Eine der Brüſte zum Kampf entblößt, die beköcherte Jungfrau.
Jetzt ergreift mit der Hand ſie unermüdet die Streitaxt;
Golden umrauſcht ihr die Schultern der Trivia Bogen und Rüſtung,

Ja, wenn weichend ſie irgend einmal den Rücken gekehrt hat,
Richtet ſie fliehende Pfeil annoch mit gewendetem Bogen.
Auserleſ'nes Gefolg' umgiebt ſie, Larina die Jungfrau,
Tulla zugleich und Tarpeja, die Schwingerin eherner Streitaxt,
Italermädchen, die ſelbſt ſich zum Schmuck die Heldin Kamilla
Auserkor, im Frieden und Krieg ihr treue Gehülfen.
So wie die Amazonen von Thrazia, wenn des Thermodon
Strom ſie umtraben, und Krieg in bunten Rüſtungen führen,
Bald um Hippolyte, bald, wenn Pentheſilea, die Heldin,
Wiederkehrt im Geſpann, und laut im großen Tumulte
Jubelt die weibliche Schaar mit mondgeſichelten Tartſchen.
Welchen zuerſt, Wen wirfſt du zuletzt, erſchreckliche Jungfrau?
Oder wie viel auch ſtreckſt du der ſterbenden Leiber zu Boden?
Klytius Sohn, den Eunäus zuerſt, dem, als er dahertrat,
Sie die offene Bruſt mit langem Speere durchrennet.
Ströme des Bluts ausſpeiend entſtürzet er, und den benetzten
Boden käut er und wälzt in ſeiner Wunde ſich ſterbend.
Drauf den Liris und Pegaſus auch, da der Eine die Zügel
Sammelt, heruntergeſenkt vom geſtochenen Pferde, der andre
Hingeht und die entwaffnete Hand nach dem Fallenden ausſtreckt,
Stürzen ſie Beide zugleich auf das Haupt. Dann wirft ſie Amaſtrus,
Hippotas Sohn, und verfolgt mit der Lanz' andringend von weiten
Tereus, Harpalykus auch, den Demophoon auch und den Chromis.

So viel Speere ſie ſchwang mit der Hand und entſandte, die Jungfrau,
So viel Phrygier ſanken dahin. Fern rennet der Jäger
Ornytus her auf japygiſchem Roß in befremdender Rüſtung,
Dem die ſtattlichen Schultern ein Fell, dem muthigen Kampfſtier
Abgezogen, umhüllt; die mächtige Scheitel bedeckten
Rachen und Backen des Wolfs weitgähnend mit weißem Gebiſſe,
Und die Hände bewehrt ein bäuriſcher Spieß, doch er ſelber
Tummelt ſich mitten im Heer, mit ganzer Scheitel entragend.
Dieſen fängt ſie, denn leicht iſt das Werk, da die Schaar ſich gewendet,
Stößt ihn durch und durch, und ſpricht aus erbittertem Herzen:
Wähnteſt du denn, Tyrrhener, Gewild in Wäldern zu jagen?
Nun iſt kommen der Tag, der euch durch weibliche Waffen
Eure Worte vergilt; doch bringſt du den Manen der Väter
Kein unziemliches Lob, du fielſt durch den Speer der Kamilla. —
Raſch den Orſilochus auch und den Butes, die tapferſten Leiber
Unter den Trojern; den Butes durchſtach die Lanz' in dem Rücken
Zwiſchen dem Harniſch und Helm, dort wo der Nacken des Reiters
Durchſcheint und zur Linken der Schild am Arm ihm herabhängt;
Doch den Orſilochus täuſcht ſie durch Flucht, da immer ſie einwärts
Aus dem größeren Kreiſe ſich zieht, und verfolgt den Verfolger,

Und nun hau't ſie durch Helm und Gebein die gewaltige Streitaxt,
Höher ſich ſchwingend, dem Mann, ſo viel er auch bittet und anruft,
Schlag auf Schlag; warm netzt mit Gehirn die Wunde das Antlitz.
Ihr begegnet' und ſtutzte, geſchreckt vom plötzlichen Anblick,
Aunus ſtreitbarer Sohn, des Apenninenbewohners,
Nicht der Ligurer letzter, ſo lang' ihm zu täuſchen vergönnt war.
Als er nun ſieht, daß im Laufe nicht mehr dem Kampf zu entrinnen
Möglich ihm war, noch abzulenken die drängende Fürſtin,
Schmiedet er ſchnell mit Bedacht und Verſchlagenheit liſtige Täuſchung,
Spricht: Was iſt ſo Großes daran, wenn ein Weib ſich dem tapfern
Roſſe vertraut? Entſage der Flucht und auf ebenem Boden
Wag's in der Nähe mit mir, und gürte dich muthig zum Fußkampf,
Daß du erkennſt, Wem Ehre das windige Prahlen bereite. —
Spricht's. Doch Jene voll Wuth und entbrannt von ſtechenden Schmerzen
Giebt der Gefährtin das Pferd, und ſtellt ſich in ähnlicher Rüſtung
Furchtlos, nackt das Schwert, und mit leerem Schilde zum Fußkampf.
Aber der Jüngling entfliegt, im Wahn des gelungnen Betruges,
Ohne Verzug, und beſchleunigt die Flucht mit gewendetem Zügel,

Und mit beſtacheltem Sporn den galoppenden Renner ermüdend:
Ligurerſchalk, umſonſt mit ſo ſtolzem Muth dich erhebend,
Trügeriſch haſt du vergebens verſucht die Künſte der Heimath!
Nicht bringt rettend die Liſt dich zurück zum ſchelmiſchen Aunus. —
Alſo ſpricht die Heldin und läuft mit geflügelten Sohlen
Feurig dem Roſſe voran, und vorn in die Zügel ihm fallend
Greift ſie ihn an, und ſtillt mit feindlichem Blute die Rache.
Leicht wie von Felſenhöh'n der heilige Vogel, der Habicht,
Oben die Taub' im Gewölke mit eilenden Fittigen einholt,
Feſt die ergriffene hält und mit Krallenfüßen zerfleiſchet,
Daß dem Aether das Blut und gerupfte Federn entfallen.
Aber nicht unaufmerkſamen Blicks dies Alles beſchauend,
Saß im höchſten Olymp der Vater der Götter und Menſchen.
Da erweckte der Gott zum wüthenden Kampf den Tyrrhener
Tarcho, und warf in den Buſen ihm Zorn mit ſchmerzenden Stacheln.
Alſo rennt durch Gefecht' und weichende Schaaren zu Roſſe
Tarcho einher, und belebt mit verſchiedenem Rufe die Flügel,
Jeden mit Namen benennend, und friſcht die Geſchlag'nen zum Kampf auf:
Welch ein Schreck, o nie doch bekümmerte, ſtets nur verzagte
Tuscier, wie doch kam euch in's Herz ſo gewaltige Feigheit?
Euch zerſtreuet ein Weib? Jagt ſolche Geſchwader? Wozu doch
Tragen wir Stahl und wofür dies eitle Geſchoß in den Händen?
Seid ihr zu Werken der Venus doch flink und zu nächtlichen Kämpfen,

Und wenn Chöre des Bacchus verheißt die gebogene Flöte,
Abzuwarten den Schmaus und des vollen Tiſches Pokale.
Da iſt Streben und Luſt, wenn ein heilverkündender Sehe
Ladet zum Feſt, und ein leckeres Mahl in die Tiefe des Hains ruft. —
Alſo ſpricht er und treibt ſein Roß, des Todes nicht achtend,
Mitten hinein, und wirft ſich dem Venulus ſtürmiſc entgegen,
Reißt vom Pferde den Feind, mit dem rechten Arm ih umſchlingend,
Führt vor dem Schooß mit vieler Gewalt im Galopp ihn von hinnen.
Hoch zum Himmel erhebt ſich Geſchrei, und alle Latine
Wenden den Blick. Durch die Ebene fleugt der feurige Tarcho,
Waffen entſchleppend und Mann; d'rauf bricht er vom oberſten Schafte
Jenem das Eiſen herab, und gräbt in die offenen Theile,
Wo er die Todeswund' ihm verſetze, doch Jener, ſich wehrend,
Hält von der Kehle die Hand, und entgeht durch Stärke der Stärke.
Wie im Fluge der gelbliche Aar hochauf den geraubten
Drachen entführt, mit den Füßen umfaßt und mit Klauen ihn feſthält;
Doch die blutende Schlang', in buſige Kreiſe ſich drehend,
Sträubt die ſtarrenden Schuppen empor und ziſcht mit dem Munde,
Höher und höher gebäumt; gleichwohl mit gebogenem Schnabel
Zwackt er die ringende ſtets, und peitſcht mit den Flügeln den Aether:

So auch führt aus dem Heer als Raub den Tiburter mit Jauchzen
Tarcho hinweg. Die Mäonier folgen dem Glück und dem Beiſpiel
Ihres Führers mit Sturm. Doch Arruns, dem Schickſal verfallen,
Schwärmt um die raſche Kamilla mit Speer und vieler Gewandtheit
Lauernd herum, und verſucht den leichteſten Weg des Gelingens.
Wo in die Mitte der Schaaren ſie ſtürzt, die wüthende Jungfrau,
Naht auch Arruns ihr ſtets, und bemerkt im Stillen die Spuren;
Wo ſiegprangend ſie kehrt und den Fuß vom Feinde zurücklenkt,
Dort auch lenket der Jüngling geheim die eilenden Zügel.
Zugang ſucht er nun da, Zugang dort, kreiſ't in der Runde
Immer umher, und ſchwenkt raſtlos die treffende Lanze.
Eben glänzte von fern in phrygiſchem Waffengeſchmeide
Chloreus her, ein Geweihter der Cybele, vormals ihr Prieſter,
Tummelnd ein ſchäumendes Roß, das ein eherngeſchuppiges Prachtfell
Federnartig gedunſ't und mit goldnem Geflechte bedeckte.
Doch er ſelber im Glanz des fremden, gedunkelten Purpurs,
Schnellte von lyciſchem Horn gortyniſche Pfeil', um die Schultern
Tönt der Bogen von Gold, der Helm des Sehers iſt golden,
Aber das Safrankleid und die rauſchenden Falten der Leinwand

Hatt' er mit röthlichem Gold im ſchürzenden Knoten geſammelt;
Künſtlich geſtickt iſt der Rock, ausländiſch die Schenkelbekleidung.
Dieſen verfolgt, um trojiſche Wehr an die Tempel zu hängen,
Oder als Jägerin ſich im erbeuteten Golde zu zeigen,
Blindlings die Heldin anjetzt, den Einzigen ihn aus dem ganzen
Schlachtgewühl, und ſprengt achtlos das ſämmtliche Heer durch,
Glühend von weiblicher Liebe zur Beut' und glänzenden Rüſtung;
Als aus dem Hinterhalt, den Zeitpunkt endlich gewinnend,
Arruns ſchnellte den Speer, und ſo zu den Oberen flehte:
Schirmer der hehren Sorakte, der Himmliſchen Höchſter, Apollo,
Uns vor Allen verehrt, dem die Fichtenflamm' auf dem Holzſtoß
Fortbrennt, dem, im Vertrau'n auf Frömmigkeit wir, die Verehrer,
Mitten durch's Feuer hindurch auf glühenden Kohlen einhergeh'n!
Vater, o allmachtvoller, gewähre doch unſeren Waffen
Tilgung der Schmach! Nicht Rüſtung noch Siegesdenkmal der geſchlagnen
Jungfrau wünſch' ich, noch einigen Raub, Lob mögen mir andre
Thaten verleih'n. Fällt nur dies gräuliche Scheuſal durch meine
Wunde, ſo kehr' ich auch gern ruhmlos in die heimiſchen Städte. —
Phöbus vernahm das Gebet, und gewährte die Hälfte des Wunſches

Stille bei ſich, doch die andre zerſtreut er in flüchtige Lüfte.
Daß er durch plötzlichen Tod die verwirrte Kamilla erlege,
Nickt er dem Bittenden zu; Rückkunft in die glänzende Heimath
Gab er ihm nicht, und Stürme verwehten den Ruf in die Winde.
Jetzt, da der Speer, entſendet der Hand, die Lüfte durchrauſchte,
Wandten die Volsker den feurigen Geiſt und huben die Augen
All' auf die Königin hin. Sie ſelbſt war weder des Luftſtroms,
Noch des Geräuſches bedacht und des hochher kommenden Speeres,
Bis das geſchnellte Geſchoß ſich unten am offenen Buſen
Heftete, und eindringend mit Macht jungfräuliches Blut trank.
Zitternd naht der Gefährtinnen Schaar, und die ſinkende Herrin
Faſſen ſie auf. Vor Allen entflieht der geſchüchterte Arruns,
Bebend von Freud' und Furcht. Er wagt es nicht weiter dem Speere
Sich zu vertrau'n, und entgegen zu ſteh'n den Lanzen der Jungfrau.
Und wie der Wolf, noch ehe die Todesgeſchoſſ' ihn verfolgen,
Plötzlich vom Weg' abweichend in hohe Gebirge ſich flüchtet,
Nun er den trefflichen Farren erwürgt hat, oder den Hirten,
Seiner verwegenen That ſich bewußt, und unten am Bauche
Sanft den zitternden Schwanz anſchmiegt und die Waldungen aufſucht:
So auch ſtiehlt aus den Augen ſich weg der ſtürmiſche Arruns,
Und vermiſcht in haſtiger Flucht ſich unter die Streiter.
Jene zieht am Speere, die ſterbende, aber des Eiſens

Spitze ſtak im Gebein mit tiefer Wund' an den Rippen.
Todtblaß bricht ſie zuſammen, es brechen die ſtarrenden Augen,
Und der vorige Glanz des Purpurs wich von dem Antlitz.
D'rauf noch redet ſie ſo mit ſchwachem Athem zu Akka,
Ihrer Geſpielinnen Einer, die treu ihr vor Andern geblieben,
Der ſie auch immer die Sorgen getheilt, und gab ihr den Auftrag:
So weit, Schweſter, o Akka, gelang's, jetzt reibet die bittre
Wunde mich auf, und es ſchwärzt ſich mir ringsum Alles in Dunkel.
Fleuch und bringe von mir die letzten Befehle dem Turnus,
Er nun leite den Kampf und ſchirme die Stadt vor den Trojern.
Jetzo gehabe dich wohl! — Sie ſprach's, ließ fahren die Zügel,
Floß, nicht willig, zum Boden herab; d'rauf mählig erkaltend
Rang ſie ganz aus dem Leibe ſich los, und neigte den matten
Hals und das Haupt, vom Tode beſiegt, die Waffen verlaſſend,
Und mit Geſeufz' entfloh unmuthig der Geiſt zu den Schatten.

Zwölfter Geſang. Als Turnus ſah, daß der ganze Ausgang auf ihm allein ruhe, entſchloß er ſich zu einem Zweikampfe mit Aeneas. Feierlich wird ein Bund geſchloſſen und die Bedingungen des Kampfes mit einem Eide befeſtiget. Allein auf Juno's Antrieb wird das Bündniß vereitelt. Aeneas ſelbſt wird, während er Frieden und Eintracht zu erhalten ſucht, von einem Pfeil verwundet, und muß den Kampfplatz verlaſſen. Indeß wird durch Beihülfe der Venus der Pfeil aus der Wunde gebracht, und Aeneas, mit neuen Kräften in's Treffen zurückkehrend, fordert laut den Turnus zum Zweikampf. Allein da Turnus, auf Juno's Veranſtaltung ſtets abwegs geführt, ſich ihm nicht ſtellt, faßt er den Entſchluß, die Stadt anzugreifen. Die Königin Amata, wähnend, Turnus ſei umgekommen, endet durch Selbſtmord. Als Turnus dieſe Wendung des Schickſals ſah, konnte er nicht mehr anders, und mußte in den Kampf zurück. Nun fordert er ſelbſt den Aeneas. Dieſer ſtellt ſich plötzlich, und geht, nachdem die Lanzen gewechſelt ſind, mit entblößtem Schwerte auf ihn los. Als Turnus bereits niedergeworfen am Boden lag, ließ ſich Aeneas beinahe durch deſſen Bitte bewegen, ihm das Leben zu ſchenken, allein bei Erblickung des dem Pallas abgenommenen Gürtels, ſtößt er dem Liegenden, den Tod des Jünglings rächend, das Schwert in die Kehle.

Der Kampf zwiſchen Aeneas und Turnus.

(Aeneis XII. V. 887 — 952.)

Raſch nun dringt Aeneas heran, und erſchüttert, ein Rieſe,
Seinen baumigen Speer, und beginnt mit wüthigem Herzen:
Was doch zögerſt du noch? Was ſträubſt du dich länger, o Turnus?
Nicht im Lauf, wir entſcheiden genaht mit wüthigen Waffen.
Wandle dich nun in jede Geſtalt, und ſammle, was immer
Du an Kunſt und Muthe vermagſt! Zu den hohen Geſtirnen

Richte den Flug, und verbirg dich umringt in Höhlen der Erde. —
Jener ſchüttelt das Haupt: Nicht deine flammenden Worte
Schrecken mich, Trotzer, mich ſchreckt der feindliche Zeus und die Götter! —
Mehr nicht ſprechend erblickt den gewaltigen Stein er im Umſchau'n,
Einen bejahrten, gewaltigen Stein, der eben im Feld lag,
Dort zur Grenze geſetzt, um den Zwiſt der Aecker zu ſchlichten.
Zwölf erleſene Männer erhüben ihn kaum auf den Nacken,
So wie die Erd' anjetzo die Leiber der Menſchen hervorbringt.
Jener ergriff ihn mit hurtiger Hand und warf nach dem Feinde,
Höher empor ſich richtend und raſch anlaufend, der Heros.
Aber im Laufe nicht mehr erkannt' er ſich, oder im Gange,
Nicht da den gräulichen Fels er erhub, noch da er ihn fortſchwang,
Kraftlos ſchlottern die Knie', eiskalt erſtarrte das Blut ihm.
Siehe, der Felſen des Manns, durch die leeren Lüfte gewirbelt,
Maß die Strecke nicht ganz, und überbrachte den Schlag nicht.
Wie zuweilen im Traum, wenn erſchlaffende Ruhe die Augen
Drückt in der Nacht, wir umſonſt den haſtigen Lauf zu verlängern
Trachten, und mitten im eiteln Bemüh'n ohnmächtig erliegen,
Unſere Zung' iſt gelähmt, die bekannten Kräfte des Körpers
Reichen nicht aus, wie zuvor, und Stimm' und Worte verſagen:
Alſo hemmt den Erfolg die gräßliche Göttin dem Turnus,

Wo er auch Bahn durch Tapferkeit ſucht. Vielfache Gefühle
Stürmen ihm jetzt durch die Bruſt. Die Stadt und die Rutuler ſchauend,
Säumt er in zagender Angſt, und bebt vor dem drohenden Speerwurf.
Weder den Weg zu entflieh'n, noch Kraft auf den Feind ſich zu werfen,
Sieht er, noch irgend auch Wagen umher, noch die leitende Schweſter.
Jetzt auf den Zauderer wiegt Aeneas die Lanze des Todes,
Meſſend des Wurfes Erfolg mit dem Blick, und ſchleudert mit aller
Leibeskraft ſie hinaus. Vom Mauergeſchütze geſchleudert
Sauſen nie Felsſtücke ſo ſehr, noch ſchmettern ſo große
Donnerſchläge vom Blitz. Er fliegt, wie die nächtliche Windsbraut,
Tod und Verderben bereitend, der Speer, und öffnet des Panzers
Rand und die äußerſten Ringe des ſiebenfältigen Schildes;
Mitten durchfährt mit Geziſch' er die Hüft', und vom Stoße getroffen
Sinkt mit brechendem Knie der gewaltige Turnus zu Boden.
Aechzend fahren die Rutuler auf, und das ganze Gebirge
Brüllt ringsum, und das hohe Gehölz erwidert den Ausruf.
Jener lag, demüthig den Blick und die flehende Rechte
Hebend, und ſprach: Ich hab' es verdient und verlange nicht Schonung.
Brauche dein Glück! Doch wofern des unglückſeligen Vaters
Gram dich zu rühren vermag, ſo erbarme dich Daunus, des Greiſen,
Denn es war ein Solcher dir auch dein Vater Anchiſes.

Gieb mich, oder, wenn lieber du willſt, des Getödteten Leichnam
Meinem Stamm, du ſiegteſt, beſiegt ſah'n mich die Auſonen
Dir ausrecken die Hand. Lavinia werde die Deine;
Schreite du jetzt nicht weiter in Groll! — Schlagfertig in Waffen
Stand Aeneas, und rollte den Blick und hemmte die Rechte.
Und ſchon hatte je länger je mehr die Rede den Säumer
Umgeſtimmt, da erſchien zum Verderben ihm hoch an der Schulter
Jenes Gehenk, und es glänzte bekannt mit Buckeln der Gürtel
Pallas des Jünglings ihn an, den Turnus mit tödtlicher Wunde
Niederwarf; nun trug er den feindlichen Schmuck auf der Schulter.
Jener, nachdem er die Beut' und des grauſamen Schmerzens Erinn'rung
Kaum in's Auge gefaßt, entbrannte von Wuth und Entrüſtung,
Fürchterlich wild: Du hier, mit dem Raube der Meinen bekleidet,
Sollteſt entrinnen mir noch? Es opfert dich Pallas, mit dieſer
Wunde dich Pallas, und nimmt am ſündigen Blute die Rache!
Alſo ſpricht er, und taucht in den zugewendeten Buſen
Hitzig das Schwert; doch Jenem erſtarren im Froſte die Glieder,
Und mit Seufzen entflieht ungern zu den Schatten die Seele.

Tibull.

Albius Tibullus (ſein Vorname iſt nicht genau ermittelt) ward zu Rom geboren, gehörte dem Ritterſtande an, hatte ein beſcheidenes, aber unabhängiges Vermögen, das er in den Bürgerkriegen zum Theil wenigſtens rettete, und erwarb ſich die Gunſt des Meſſala Corvinus, den er auf ſeinem Feldzuge nach Aquitanien begleitete und in einer ſeiner Elegieen feierte. Zu Horaz ſtand er ebenfalls in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe. Allem Vermuthen nach ſtarb Tibull ſchon früh, im beſten Mannesalter. Sowohl ſein Geburtsjahr, wie ſein Todesjahr ſind nicht ganz feſtzuſtellen, doch läßt ſich nicht annehmen, daß er ſein vierzigſtes Jahr überſchritten habe. Gewöhnlich wird ſein Todestag, da er gleich nach Virgil geſtorben ſein ſoll, in das Jahr 19 v. Chr. Geb. (735 n. R. Erb.) geſetzt.

Tibull hinterließ vier Bücher Elegieen, von denen jedoch nicht alle von ihm herrühren, namentlich nicht die, welche in dieſer Sammlung vom Lygdamus an Neära gerichtet ſind. Faſt alle dieſe Gedichte ſind erotiſchen Inhaltes, theils an Delia, theils an Nemeſis (eine andere Geliebte), theils an Marathus.

„Die Hauptzüge von Tibulls poetiſchem Charakter (S. Charaktere der röm. Dicht. II. 197) ſind Hang zu ruhigen und feierlichen Empfindungen, zum Schwärmeriſchen und Zärtlichen, zuweilen plötzlich lebhafte Aufwallungen, die ſich aber immer in Ergebung und Duldſamkeit auflöſen, eine Weichheit, die nicht ſelten Thränen erpreßt und das Herz verwundet, eine Schwermuth, die oft in Sehnſucht nach Tod und Grab übergeht. — Unter ſeine vorzüglichſten Gemälde gehören unſtreitig die ländlichen Schilderungen. Zwar zeichnen ſie ſich weder durch die Zuſammenſetzung, noch durch den Reichthum an Bildern, noch durch lebhafte Farben aus: aber deſto mehr reizen und gewinnen ſie durch die ſtille Ruhe, die durchgehends in ihnen athmet.“

Das Mädchen auf dem Lande.

(Tibull's Elegieen, deutſch von J. H. Voß; B. II. Eleg. 3.)

Fluren und grüne Gehöft', o Cerinthus, halten mein Mädchen.
Eiſernes Sinns iſt, ach! wer in der Stadt noch verweilt!
Cypria ſelbſt iſt nun in geräumige Felder gewandert
Und vom Ackerer lernt ländliche Reden ihr Sohn.
Daß ich ſie nur anſchaute, die Herrſcherin, o wie beherzt dort
Wollt' ich den derbeſten Grund wenden mit mächtigem Karſt!
O wie bäuerlich wollt' ich gekrümmt nachſchreiten dem Pfluge,
Weil unfruchtbare Stier' Ebenen furchten zur Saat!
Nie, wenn die Sonn' ausſengte die ſchmächtigen Glieder, beklagt' ich's,

Noch wenn an weiblicher Hand ſchmerzend ein Bläschen geſpreßt!
Weidete doch dem Admetus die Stier' auch der ſchöne Apollo;
Nichts half Lautengetön noch ungeſchorenes Haar.
Auch nicht wußt' er den Gram mit Geſundheitskraute zu lindern:
Was von heilender Kunſt waltete, Liebe bezwang's.
Selber der Gott trieb frühe die Milchküh' aus den Gehegen,
Selbſt die geweiheten auch führt' er zur Tränke des Bachs.
Dann ward ſchmeidiges Binſengeſproß zum Körbchen gewebet;
Und die gedichtete Fug' engte der Molke den Weg.
O, wie oft, wann Jener ein Kalb durch die Fluren dahertrug,
Färbt', im Begegnen, man ſagt's, Röthe der Schweſter Geſicht!
O, wie oft, wann Lieder im Thal des Gebirges er anhub,
Störete frech durch Muh'n edlen Geſang ihm ein Rind!
Oft in Bekümmerniß nahten Gebietende ſeinen Orakeln;
Und unberathen zurück kehrte vom Tempel die Schaar.
Oft bedauerte Latona den Wuſt des heiligen Haupthaars,
Das, ſtiefmütterlich zwar, Juno bewundernd geſeh'n.
Jeglicher, der ungeſchmückt ſein Haupt, und die Haare gelöſet
Schaute, hätte die Pracht phöbiſcher Locken geſucht.
Wo dein Delos, Apollo, nunmehr, und die delphiſche Pytho?
Sieh, in ein Hüttchen von Halm zwinget dich Amor hinein.
Glückliche Männer der Zeit, da man rühmt, noch habe der Venus
Offener Dienſt auch nicht ewige Götter beſchämt!

Nun iſt jener ein Mährchen; doch wünſcht, wen ein Mädchen bezaubert,
Lieber ein Mährchen zu ſein, als ungeliebet ein Gott!
O, die du Nemeſis raubeſt der Stadt, hartherzige Ceres,
Treulos zinſe das Land dir die vertrauete Saat!
Auch du, zärtlicher Bacchus, der labenden Traube Beſteller,
Fleuch, dort laſtet der Fluch, Bacchus, der Kelter Geſchirr!
Nicht ungeſtraft wag' Einer, in traurige Felder die Schönen
Uns zu entzieh'n! Nicht ſo theuer iſt, Vater, dein Moſt!
Fahret dahin, Feldfrüchte, wenn nur kein Mädchen auf's Land geht!
Bleib altmodiſche Koſt Eichel und löſchende Fluth!
Koſt war Eichel den Alten, und zwanglos liebten ſie immer,
Hatten ſie nicht von Korn wallende Furchen, was that's?
Wen dann Amor mit Huld anlächelte, dieſem gewährte
Frei im ſchattigen Thal Cypria ſelige Luſt.
Damals ſchuf nicht Hüter, und nicht ausſchließende Pforte
Traurigkeit. Komm, wenn du darfſt, lautere Sitte, zurück!
Ha, es verderbe die Kunſt, und der Zierlichkeit weichliche Satzung!
Möge den ſtruppigen Leib hüllen ein zottig Gewand!
Jetzt, wenn geſperrt mein Mädchen mir iſt, wenn ſelten ihr Anblick;
Wehe! was frommt mir doch wallender Prunk des Talars?
Führet mich! Nach dem Gebote der Herrſcherin furchen wir Äcker!
Feſſelnde Band' in Geduld werb' ich, und Schläge, beſteh'n!

An Meſſala.

Glückwunſch zum Conſulat.

(Deutſch von J. H. Voß.)

Dich, Meſſala, beſing' ich. Wie ſehr mich die feurige Tugend
Abſchreckt, ob Ausdauer den ſchwächlichen Kräften vergönnt ſei;
Wag' ich es doch. Wenn aber verdientem Lobe das Lied nicht
Folgt, und ich matt darſtelle ſo herrlicher Thaten Vollendung;
Wenn, was du thatſt, wohl Keiner, denn du, zu empfehlen dem Buchſtab
Alſo vermag, daß nicht dem gemeldeten größeres nachbleibt:
Uns ſei gewollt ſchon haben genug. Nicht kleine Geſchenk' auch
Wirſt du verſchmäh'n. Auch dem Phöbus ja trug die gefälligſten Gaben
Kreta's Sohn; und dem Bacchus war lieb vor Allen der Gaſtfreund
Ikarus, wie das Geſtirn am heitern Himmel bezeuget,
Wo mit Erigone ſtrahlet der Hund, glaubwürdig der Nachwelt.
Selbſt der Alcide, da bald er ein Gott aufſtieg zum Olympus,
Setzete fröhlich den Fuß in die molorcheiſche[1] Wohnung.
Schon ein winziges Körnchen verſöhnete Götter, und ſtets nicht
Sinkt am Altar als Opfer ein Stier mit vergoldeten Hörnern.
Möge denn auch dies Werkchen genehm ſein, daß ich in andern

---

[1] Molorchus, ein armer Winzer, bewirthete den Hercules, als dieſer wider den Nemeiſchen Löwen auszog.

Stets und anderen Verſen mit Dank dir huldigen könne.
Singe, wer mag, das Wundergebäu des erhabenen Weltalls;
Wie im unendlichen Raume der Luft ſich ſenkte das Erdreich;
Dann wie der Scheibe das Meer abfloß in die krumme Vertiefung;
Und, wie die ſchweifende Luft von der Erd' ausdünſtend emporſtrebt,
Wie mit ſolcher verwebt ſich umhergießt feuriger Aether;
Und wie von oben das All einfaßt der umſchwebende Himmel.
Aber wie viel auch zu wagen erlaubt iſt meiner Kamöne,
Ob ſie dir gleiches vermag, was doch ſelbſt ableugnet die Hoffnung;
Ob, was gewiß, im Geſang ſie zurückſteht: Alles erregt ſein
Soll dir's; und nicht mangle das Blatt mir ſo ſchweres Gehaltes.
Denn wie hoch dir des alten Geſchlechts Preiswürdigkeit vorragt,
Nicht auf der Ahnherrn Ehre beſchränkt dein eigener Ruhm ſich,
Und nicht fragſt du, was melde die Inſchrift jegliches Bildes;
Sondern zuvor noch ſtrebſt du dem Lob' altedeler Väter,
Mehr, denn der Vorfahr dir, du ſelbſt Nachkömmlingen glanzvoll.
Doch dein Thun faßt nimmer die Anzeig' unter der Laubſchnur;[2]
Nein, dich werden im Liede verewigen mächtige Rollen.
Ringsher kommen ſie dann, dein Lob zu erheben begierig,
Wer in gebundenem Takt' anſtimm', und wer in gelöſ'tem.

---

2) D. h. auf der Stammtafel.

Heiß um den Vorzug glühet der Streit. O werde der Sieg mir,
Daß mein Nam' auch werde zu ſolcherlei Thaten gezeichnet!
Wer lenkt größere Dinge, denn du, wie im Markt, ſo im Lager?
Doch nicht hier noch dort iſt größer ein Lob, noch geringer:
Wie, wenn von gleichem Gewichte die redliche Wage gedrückt wird,
Weder ſie hier vorſchlagend ſich ſenkt, noch drüben emporſteigt;
So als, drängt ungeglichet die Laſt einſt dorther und daher,
Unſtät immer ſie ſchwankt, mit wechſelnder Schale ſich neigend.
Denn ob getrennt aufbrauſe beſtandlos gährender Pöbel,
Niemand kann ſo ſtillen die Wuth; ob dem Zorne des Richters
Wehren man ſoll, dein Wort iſt ihn zu beſänftigen mächtig.
Pylos und Ithaka nicht erzeugeten, ſagt man, ſo kraftvoll
Neſtorn, oder der kleinen Geburtsſtadt großen Ulyſſes:
Hab' auch geblühet der Greis, weil dreimal Alter des Lebens
Titan im Kreiſe durchlief mit fruchtausſpendenden Horen;
Hab' auch der andere kühn unerkundete Städte durchirret,
Bis wo des äußerſten Meeres Gewog' einſchließet den Erdkreis.
Denn wie Cikonengewalt mit begegneten Waffen er abtrieb,
Alſo hemmt' auch Lotos ihm nicht den begonnenen Meerlauf.
Weichen auch mußt' im Geklüft der neptuniſche Siedler des Aetna,
Schmählich geblendet im Rauſche des maroneiſchen Weines.
Aeolus Wind auch führt' er durch ruhige Wellen des Nereus,
Läſtrygonierſchwärm' und Antifates ſah er, den Wüthrich,
Welche die ruchtbare Quell Artakia tränket mit Kühlung.
Ihn nur wandelte nicht das Getränk der verſchlagenen Circe,

Wie auch die Tochter des Sol anreizte, kundig mit Kräutern,
Kundig mit Zaubergeſang zu entwürdigen vorige Bildung.
Auch der Cimmerier ſchwarz umnachtete Höhen beſucht' er,
Welchen der Tag niemals in ſtrahlender Hitze geleuchtet,
Ob Sol über die Erd' anfuhr, ob wieder hinabfuhr.
Ja, er ſah, wie, geſunken zu Pluto's unterer Herrſchaft,
Großes Göttergeſchlecht in ſchwebenden Schatten umherzog.
Schnell am Sirenengeſtad' auch ſteu'rt' er mit hurtigem Kiel hin.
Ihn, da er engende Grenzen des doppelten Todes hindurchſchwamm,
Hat nicht Scylla's Rauſchen erſchreckt im gewaltſamen Anſturz,
Als ſie die Fluth voll Hundegeheuls durchſchlängelte raſend;
Noch hat die grauſe Charybdis hinweg ihn im Kreiſe gewirbelt,
Ob in die Luft machtvoll mit der unterſten Fluth ſie emporſtieg,
Oder ob tief ſie entblößt' in gebrochenem Strudel den Abgrund.
Nicht ſei des wandelnden Sol entweihete Trift unerwähnt uns,
Nicht die Lieb' und die Fluren der Atlantide Kalypſo,
Und, dem Verſtürmten ein Ende des Grams, das Fäakiereiland.
Doch ob in unſerem Landumfang dies Alles erlebt ward,
Oder ob neuen Bezirk für die Irrfahrt träumte die Fabel:
Gern ſei Jenem Beſchwerde, wenn dir nur Beredſamkeit größer.
Dann, in Künſten des Kriegs mag dir kein Anderer vergeh'n:

Wie man geſchickt Heerlager mit ſicherem Graben umzieh'n muß,
Und wie umher einheften dem Feind' obſtehende Gaſſeln;
Welcherlei Ort mit dem Wall einfriedigen heiße die Klugheit,
Daß lebendigen Quellen entſprudele ſüßes Gewäſſer;
Daß, wie den Deinigen leicht, ſo ſchwer ſei dem Feinde der Zugang,
Daß Lob ſuche der Krieger in unabläſſigem Wettſtreit:
Wer den langſamen Pfahl, wer hurtige Pfeiler behender
Schleudre, wem zähſchaftig der Speer durchbreche, was vorſteht;
Auch wer das feurige Roß mit ſtraff einhaltendem Zaume
Bändigen könn', und dem trägen verhängt nachlaſſen die Zügel,
Und um das andere bald es geradaus ſprengen im Eillauf,
Bald, nach Geluſt, in die Krümme des engeren Kreiſes herumdreh'n;
Wer mit dem Schild, ob rechts er begehr', ob links ſich zu ſchirmen,
Wenn bald hier, bald dort, mit Gewalt anſauſe der Wurfſpieß,
Mächtiger ſei, wer raſch das Bezeichnete treffe mit Schleudern.
Aber ſobald zur Entſcheidung es kommt des verwegenen Mavors,
Und mit begegnenden Fahnen den Anlauf drehen die Schlachtreih'n;
Nie dann fehlet es dir, die Geſtalt zu entwerfen des Treffens:
Sei nun Rath, daß drang' im Geviert daſtehe die Heerſchaar,
Oder gerad' hinlauf' in geebneter Fronte die Ordnung;
Werde beliebt, zwiefach mit geſonderter Macht zu entſcheiden,

Daß den linken der recht' abwehr', und den rechten der linke
Streiter, und bald zwiefach dem gedoppelten Lager der Sieg ſei.
Doch nicht wankendes Lob, das verſchwebt, irrt der Geſang durch;
Nein, von Erfahrungen ſing' ich des Kriegs. Zeug' iſt der bezwungne
Trotz iapidiſcher Kämpfer;[3] auch Zeug' iſt Pannonia's falſcher
Meuchiler, und der Salaſſer, gedeckt von eiſigen Alphöh'n;
Zeug' auch der Arupiner, der arm und in Waffen emporwuchs.
Wer den ſähe, wie nicht ihn gebeugt ſchwerlaſtende Jahre,
Weniger ſtaunt' er dem Rufe des Dreifachalten von Pylos.
Habe ja, während der Greis ſein dauerndes Leben hinauslebt,
Hab' auch hundertmal Titan erneut den befruchteten Umlauf;
Doch auf den hurtigen Gaul die gelenkſamen Glieder zu ſchwingen
Waget er, feſt dann ſitzt er und lenkt mit kräftigem Zügel.
Du zogſt an, und der nimmer zur Flucht umwendende Zähmer
Neigt, zuerſt unfrei, der romaniſchen Kette den Hals dar.
Auch nicht ſolches begnügt dein Herz; bald folget nach Großem
Größeres, wie mir die Schau wahrhaftiger Zeichen geweiſſagt,
Die Amythäons Sohn nicht meiſterte, jener Melampus.
Denn kaum hatte das Feiergewand mit tyriſchem Purpur

---

[3] An der Grenze von Iſtrien, die jetzigen Morlaken.

Dich umſtrahlt an dem Morgen, der bracht' ein geſegnetes Neujahr;
Als glanzheller das Haupt Sol hub aus klaren Gewäſſern,
Und mißhellige Winde die Wuth anhielten des Hauches,
Und auch der ſchlängelnde Strom nicht raſch, wie er pflegte, hinabfloß.
Selbſt ja das ſtürmiſche Meer ſtand rings in ruhiger Wallung;
Nirgend ſogar ein Geflügel durchglitt ſanftwehende Lüfte,
Und kein rauhes Gewild auch berupſt ein verwachſenes Dickicht;
Als man deine Gelübd' anhört in ſchweigender Andacht.
Jupiter ſelbſt, durch die Leere vom ſchwebenden Wagen geführet,
Kam daher, und verließ den himmelnahen Olympus,
Dann aufmerkendes Ohres erbot er ſich deinen Gebeten,
Und ſein Haupt winkt' Allem Bekräftigung. Auf den Altären
Leuchtete froher empor den geordneten Gaben das Feuer.
   Auf! da der Gott anmahnt zu beſteh'n Großthaten des Ruhmes,
Rüſte dich! Gar nicht gleich, wie Anderen, ſei der Triumph dir!
Nicht aufhalten wird dich, mit benachbarten Waffen ſich ſperrend,
Gallia, noch die verwegene Hiſpania weites Gebietes;
Noch das entwilderte Land, wo Thera's Pflanzer geſiedelt;
Noch wo der Nilus dort, hier Königesfluth des Choaspes,
Verſtrömt, und der, dem Cyrus zur Wuth hinſtrudelnde Gyndes,
Der nicht mehr einmündig durchſtreift darnäiſche Felder;
Noch wo Tomyris das Feld durchſtreift mit dem irren Araxes;

Wo, unmenſchliche Schmäuſ' an grauſamen Fiſchen begehend,
Nahe dem Sonnenaufgange die Randflur baut der Padäer;
Oder wo Get' und Geloner dem Hebrus und Tanais anwohnt.
Was der Verzug? Wo die Fluth des Oceanus bindet den Erdkreis,
Die wird nirgend ein Land ſich ſträuben mit feindlicher Abwehr.
Dein harrt jener von Rom's Kriegsmacht unbeſiegter Britanner,
Dein auch, von glühender Sonne getrennt, ein anderer Welttheil.
Denn in der Luft, die rings ſich umhergießt, ruhet die Erde,
Und in fünf Erdgürtel iſt ganz vertheilet ihr Umfang.
Zween davon ſind immer im ſtarrenden Froſte verödet,
Dort wird alles Gefilde bedeckt von nächtlichem Dunkel
Und kein Waſſer vermag im begonnenen Fluß zu entgleiten,
Sondern es ſtockt und erharſcht, zu Eis und Flocke verdichtet:
Weil ja daſelbſt niemals der erleuchtende Titan emporſteigt.
Aber der mittele liegt dem Sol ſtets unter dem Gluthſtrahl,
Ob nun näher der Erde zum ſommernden Kreiſ' er daherkommt,
Oder ob winternde Tag' er raſch zu durchlaufen hinwegeilt.
Nie demnach wühlt dort der gedrängete Pflug das Gefild' auf,
Und nicht Früchte gewährt Saatflur, noch Weide die Wildniß.
Nicht dort waltet der Felder ein Gott, nicht Ceres, noch Bacchus;
Und nichts Lebendes wohnt in der ausgeſengeten Gegend.

Fruchtreich zwiſchen dem heißen geſtreckt und dem ſtarrenden lieget
Unſerer, und ihm entgegen der andere Theil des Bewohnbar'n:
Die gleich dort einſchließend und dort, nachbarlicher Himmel
Mäßiget, daß ſich einander die Kraft wegnehmen die Lüfte.
Daher dreht ſich gefällig bei uns durch Zeiten das Jahr um;
Daher lernte den Hals in das Joch einfügen der Pflugſtier,
Auch die geſchmeidige Reb' hochauf in die Aeſte ſich ſchwingen,
Und man entſchiert alljährlich dem Fruchtfeld reifes Erzeugniß;
Eiſen zerſpaltet das Land und Erz die geſchwollene Meerfluth;
Ja mit befeſtigter Mauer erheben ſich thürmende Städte.
Wann denn, was du gethan, ruhmvolle Triumphe durchwandelt,
Wirſt du allein gleich groß in beiderlei Welten gerühmt ſein.
Nicht iſt Kraft mir genug, ſolch Lob zu verkünden ein Herold,
Wenn nicht ſelber mir will die Geſäng' ausſchaffen Apollo.
Dir iſt, welcher vermag zum Preis ſich zu gürten der Großthat,
Valgius, nah als Einer dem ewigen Sänger Homerus.
Auch mein Geiſt nicht ſchmachtet in Läſſigkeit, wie auch Fortuna
Ihn, nach altem Gebrauch abhold den Kamönen, ermüdet.
Denn da groß mir glänzte das Gut in erhabener Wohnung,
Mir, dem gilbende Furchen bereicherten immer im Rundlauf,
Scheuren, zu ſchwach dem Ertrage des hochgeſegneten Jahres,
Dem dichtſchwärmendes Vieh fett weideten graſige Hügel,

Jenes dem Eigner genug, und zu viel auch dem Dieb' und dem Raubwolf;
Jetzo bleibt Sehnſucht nur zurück, nur Kummer erneut ſich,
Wenn andenkender Schmerz die geſchmälerten Jahre mir vorſtellt.
Doch ſei Herberes mir noch verhängt, und geraubet, was übrig;
Nie wird ruh'n, dein Lob zu verkündigen, meine Kamöne.
Nicht auch pieriſche Ehre nur ſoll dir werden zum Opfer.
Für dich ging' ich getroſt durch reißende Fluthen des Meeres,
Ob auch kämpſende Winterorkan' aufwühlen die Brandung;
Für dich ſtänd' ich allein auch dem dichteſten Reitergeſchwader,
Ja ich böt' unverzagt ätnäiſchen Flammen den Leib dar.
Was ich auch bin, iſt dein; wenn ein weniges unſer du achteſt.
Zähle mich, wie dir gefällt, nur zähle mich! theuerer ſoll nicht
Lydia's Krone mir ſein, noch der Ruhm des großen Gylippus;[1]
Theurer nicht, und könnt' ich mäoniſche Blätter entſenden!
Wenn demnach dir unſer Geſang, ganz oder zum Theil auch,
Wäre bekannt, wenn nur um die äußerſten Lippen er ſchwebte;
Niemals ſtellt ein Verhängniß das Ende mir, dich zu beſingen!
Ja, wenn ſelber das Grab mir einſt die Gebeine bedeckt hat,
Ob frühzeitiger Tod in der Schickſalsſtunde mich hinrafft,
Ob langwieriges Leben noch harrt; auch dann, ob Verwandlung

---

4) Ein berühmter lacedämoniſcher Feldherr.

Mich umſchaffe zum Roß, das den Kreis zu durchtraben im Blachfeld
Auslernt; ob ich der Stolz großblickender Heerden ein Stier ſei;
Ob durch lautere Luft ich im Flug' hinſchwebe mit Federn:
In was endlich für Menſchennatur mich das Leben zurücknimmt,
Gleich, wie von dir es begann, werd' ich fortweben das Loblied.

Properz.

Sextus Aurelius Propertius, aus guter, wenngleich plebejiſcher Familie, ward 52 v. Chr. (702 n. R. E., nach Anderen jedoch erſt 46 v. Chr., 708 n. R. E.) zu Hispellum in Umbrien geboren, wo ſein Vater ein anſehnliches Gut beſaß, das jedoch durch die Ackervertheilung zu Gunſten ihrer Veteranen, welche 51 v. Chr. von den Triumvirn veranlaßt wurde, eine bedeutende Verringerung erlitt. Der Knabe erhielt eine treffliche Erziehung, und ward nach dem Tode ſeines Vaters nach Rom geſandt, um ſeine Bildung zu vollenden. Er zeichnete ſich hier ſchon ſehr bald als junger talentvoller Dichter aus, erfreute ſich angeſehener Gönner und Freunde und ward ſpäter auch von Auguſtus und Mäcenas hochgeſchätzt. Er ſtarb 15 v. Chr. (739 n. R. E., nach Anderen 19 v. Chr., 735 n. R. E.) in Rom.

Properz hinterließ uns vier Bücher Elegieen. Ueber den äſthetiſchen Werth und das Weſen derſelben äußert ſein neueſter Ueberſetzer W. A. B. Herzberg (Stuttgart 1838, Th. 1. S. 15) ſich eben ſo treffend als geiſtreich mit folgenden Worten:

„Die künſtleriſchen Leiſtungen des Dichters, ſo weit ſie aus den vorliegenden vier Büchern Elegieen ſich erkennen laſſen, ſind hauptſächlich bedingt durch die doppelte Motive eines tiefen Gemüthes, das ſich mit Wärme den Eindrücken hingiebt, die es ergreifen, und durch eine ſinnlich klare, lebendige Anſchauung, die Alles zum Bilde formt. Daher die ſich ſelbſt verzehrende Neigung für Cynthia, die ſeinen ſchönſten Dichtungen (I, 7, 6. und 11.) zum Grunde liegt, mit deren Tode bald ſeine dichteriſche Laufbahn abſchließt. Daher das mächtige Gefühl, womit er von der Großartigkeit alt-römiſcher Inſtitutionen und der Pracht des Weltreiches durchdrungen wird; ſeine Vaterlandsliebe, fern von feiler Schmeichelei und niederem Buhlen um Hofgunſt. — Daher auch der Ekel an einer überbildeten verderbten Zeit, gegen die er theils mit den Waffen der Satire kämpft, theils in der Erinnerung an eine beſſere Vergangenheit und der Betrachtung der ſtets jugendlich ſchönen Natur Erholung ſucht. Beide in ſeinen nächſten Umgebungen wieder hervorzurufen, iſt überall ſein Streben. Er ſtudirt die Natur im Stillleben, zuweilen mit einem Anſtrich faſt moderner Sentimentalität.“

„In dieſer Weiſe nun offenbart ſich auch das Studium der Alexandriniſchen Dichter, das ſich zunächſt die Schätze des Mythus an's Licht zu fördern bemüht. Hier iſt er ſo fleißig, daß er aus mancher Quelle ſchöpft, die wir heute als verloren betrachten müſſen. Das ſo gewonnene Gut nimmt er entweder unmittelbar von ihnen herüber, und betrachtet die alten Fabeln als Stimmen aus einer ſchöneren Vergangenheit, theils mahnend, theils beruhigend, erfreuend beſonders, wo er Anklänge in der Gegenwart findet. Neben ihnen erforſcht er aber in gleichem Sinne die ernſten Zeiten ſeines Vaterlandes, und ſchickt ſich an, Rom's Nationaldichter zu werden. So bleibt er faſt immer frei von einem eigentlichen Haſchen nach Gelehrſamkeit, wodurch uns ſein übertroffenes Vorbild Callimachus, und ſein Zeitgenoſſe Ovidius oft läſtig werden."

„Die äußere Form der Darſtellung aber wird bedingt durch das Streben nach vollendeter Rundung und feinſter Glättung des Gedichts, das ſich in allen Poeten der auguſteiſchen Zeit offenbart, und worin ſie eben jene Alexandriner mit Recht zum Vorbild nehmen. Die Form iſt ſtets zügelnd und läßt mit der höchſten Beſonnenheit den Dichter ſich über ſeinen Gegenſtand (bei der ſubjectiven Gattung der Elegie, alſo über ſeine eigenen Gefühle) erheben, die immer wahr und in angemeſſenem ſelbſt leidenſchaftlichem Gewande, aber nie unbändig erſcheinen ſollen. Die ſo wiedergewonnene antike Objectivität hat Propertius mehr als irgend ein anderer römiſcher Elegiker erreicht. Catullus erſcheint in dieſer Hinſicht noch roh und wie ein Dilettant. Tibullus iſt nur unbewußt mit der allgemeinen Bildung fortgegangen, Ovid und Propertius bemächtigen ſich ihrer ganz, aber Jeder nach ſeiner Individualität. Bei Jenem oft Flitterſtaat und Haſchen nach Glanz, ungemeine Leichtigkeit und Beweglichkeit, angemeſſen dem ſanguiniſchen Weſen des Dichters, oftmals ausartend in Spitzfindigkeit und dialectiſche Subtilitäten. Bei Properz dagegen Kraft und Reichthum der Form neben melancholiſchem Hinſchmelzen, und heftigem Aufwallen der Empfindung. Daher zunächſt der Versbau, der bei Tibullus ruhig und ſanft hinfließend, bei Ovid zierlich, oft hüpfend, bei Propertius grandios, oft coloſſal, auf der andern Seite, wo er durch Cäſuren den Gang hemmt, und den Vers durch vielſylbige Wörter auslaufen läßt, ſchmelzend ſchwermüthig.“

„In der Behandlung der Sprachmittel und grammatiſchen Fügungen erſtrebt er kräftig bezeichnende Kürze, oft für die Ueberſetzung unnachahmlich. Daher der häufige Gebrauch der Attraction, Metonymie, Enallage, Formen, die Tibull nur vereinzelt hat, Ovid viel lieber mit rhetoriſchen Antitheſen und witzigen Vergleichen vertauſcht. Hier ſtreift er mit ſichtlicher Nachahmung des griechiſchen Sprachgebrauchs oft an äſchyleiſche Kühnheit, erfindet ſelbſt neue Wendungen, ja glücklich gebildete Wörter. — Am auffallendſten erſcheint aber ſeine Individualität in der Compoſition. Während Tibull durch einfache Gegenſätze, wie nach beſtimmten Regeln zum Abſchluß des Gedichtes fortgeht, Ovid leichtſinnig von Satz zu Satz ſpringt, durch witzige Combinationen überraſchen will, und in oft ermüdenden Syllogismen die Rhetorſchule durchſehen läßt, ſchreitet Properz kräftig von Bild zu Bild vorwärts, das heftige Ueberſpringen des Gefühls in ſeinen Gegenſatz verſchmäht oft Mittelglieder, er wird von Freude zu Schmerz, vom Drohen zu Bitten, vom Zorn zur Wehmuth gedrängt, in der zuletzt bald freudiger, oft zum Entzücken geſteigert, bald ſchmerzlicher und bis zur tiefſten Trauer hinabgeſtimmt, das Gedicht aushallt. Dieſe ſinnliche Erregtheit, die mit heftigem Schritt einen Kreis lebhafter Anſchauungen durchläuft, läßt oft den folgerecht und langſam von Schluß zu Schluß nachfolgenden Verſtand hinter ſich, und iſt Urſache geworden, daß die Gedichte des Propertius von Kritikern alter und neuer Zeit mannigfach zerriſſen, und an andern Stellen oft unglücklich zuſammengeheilt, aber auch vielfach von Einzelnen mißverſtanden und angefochten worden ſind.“

Soweit Herzberg's Beurtheilung; wir ſchließen nun als Probe von Properz's Art und Weiſe die nachſtehenden Elegieen, in des Obigen meiſterhafter Uebertragung, hier an.

An den Dichter Ponticus.

(Erſtes Buch. Siebente Elegie.)

Während du Cadmus Stadt, mein Ponticus, Theben beſingeſt,
Und wie zum traurigen Kampf Brüder die Waffen geführt,
Ja, ſo helfe mir Gott, mit dem großen Homer um den Preis ringſt,
Iſt das Geſchick dir nur gnädig und deinem Gedicht;
Ich, wie immer mein Brauch, ich treibe die Spiele der Liebe,
Und auf der Herrin Stolz ſinn' ich ein paſſendes Lied.
Und nicht folg' ich dem Geiſte ſowohl, mich lehren die Schmerzen,
Dichten und Klagegeſang über mein herbes Geſchick.
Dies iſt des Lebens Geſetz, dem ich folg' und dieſes mein Ruhm nur;
Dies ſoll meinem Gedicht einzig den Namen verleihn.
Preiſend ſage man einſt: Er gefiel allein den gelehrten
Mädchen, und ruhig ertrug kränkende Drohung er oft.
Eifrig ſoll mich dereinſt der verſchmähete Liebende leſen,
Hülfe gewähre dann ihm Kunde von dem, was ich litt.
Wenn mit ſicherm Geſchoß dann dich auch der Knabe getroffen,
— Hielten doch ſolch Unheil unſere Götter dir fern! —
Armer, wie weineſt du dann, daß das Lager und Heere der Sieben
Liegen verſtummt im Staub, ewig vom Schimmel bedeckt!
Trachteſt vergebens du dann noch ſchmelzende Verſe zu zimmern,
Will zu ſpät nicht mehr Amor die Lieder dir leih'n;

Oft dann bewunderſt du mich als nicht ſo niedrigen Dichter,
Dann von den Geiſtern Roms nenneſt den erſten du mich.
Unſerer Gruft naht einſt kein Jüngling ohne zu ſagen:
„Dies iſt, unſerer Gluth herrlicher Sänger, dein Grab.“
Darum verachte mir nicht mein Lied mit nichtigem Stolze,
Oftmals holte mit Zins Amor ſein Zögern ſchon ein.

An Cynthia, während eines Sturmes.

(Erſtes Buch. Siebzehnte Elegie.)

Und nach Verdienſt, weil ich es vermocht, mein Mädchen zu fliehen,
Klag' ich den Vögeln der See jetzo verlaſſen mein Leid.
Nicht will ſchauen den Kiel des gewohnten Caſſiope[1] Küſte:
Am undankbaren Strand jedes Gelübde verhallt.
Biſt du auch fern von hier, dir helfen gehorſam die Winde,
Cynthia, ſiehe, wie wild dräuend der Sturm mich umtobt.
Wird mir nimmer das Glück, die Oceane beruhigt zu ſehen?
Wird dies Häuflein Sand decken die Reſte von mir?
Wende doch du nur jetzt zur Milde die wüthenden Klagen,
Strafe genug ſei dir Nacht und ergrimmetes Meer.
Oder erträgſt du es einſt, mit trockenen Augen mein Schickſal
Anzuſchau'n, mein Gebein nimmer zu drücken an's Herz?
Tod und Verderben dem Mann, der Kiel und Segel erfunden,
Der auf der zürnenden See wagte zu reiſen zuerſt!
War es mir leichter denn nicht, der Gebieterin Herz zu beſiegen,

---

[1] Ein Seehafen von Epirus.

— War das Mädchen auch hart, einzig doch war es gewiß —
Als mit fremdem Gebüſch umlaubte Geſtade zu ſchauen,
Nach dem erſehnten Paar, Tyndarus Söhnen,[2] zu ſpäh'n?
Hätte nur dort mein Geſchick langwierige Schmerzen begraben,
Hätte der Grabſtein dann Ende der Liebe gebracht.
O, Sie hätte gewiß ihr theueres Haar mir geſpendet,
Hätt' auf Raſen mir ſanft meine Gebeine gelegt,
Hätt' an den Reſten des Staubs noch mich beim Namen gerufen,
Daß dann, ach! ſo leicht über mir wäre das Grab.
Aber ihr Töchter der Fluth, ihr Kinder der lieblichen Doris,[3]
Spannt, heilbringender Chor, glänzende Segel dem Schiff!
Hat einſt Amor im Flug auch euere Wogen berühret,
Schont des Genoſſen und laßt ruhig die Ufer ihm ſein.

Der Raub des Hylas.

(Aus der zwanzigſten Elegie des erſten Buches. V. 17 — 50.)

Hylas, der Sohn des Thiodamas, Königs der Dryoger, war des Herkules Liebling und Pflegeſohn und ertrank auf dem Argonautenzuge; die Mythe erzählt, die Nymphen hätten ihn um ſeiner Schönheit willen geraubt. Dieſen Raub nun ſchildert Properz in folgenden Verſen.

---

[2] Dem Zwillingsgeſtirn Kaſtor und Pollux; den Seefahrern günſtig. — [3] Die Mutter der Nereiden.

Denn einſt, ſagt man, es ſei von Pagaſäs[4] Werften die Argo
Ausgelaufen und fern hin zu dem Phaſis[5] geeilt.
Und nachdem ſie die Fluth durchſegelt der Athamas-Tochter,[6]
Nahe dem Myſiſchen Riff[7] warf ſie die Anker zur Raſt.
Hier als am ruhigen Ufer die Schaar der Heroen gelandet,
Deckt ſie den ſchwellenden Strand ſanft mit geſchichtetem Laub.
Weiter jedoch umſchweift der Gefährte der rüſtigen Helden
Daß er nach ſpärlichem Trunk forſche: verſteckt war der Quell.
Sieh, zwei Brüder verfolgen ihn da, aus Aquilo's[8] Stamme:
Zethes flattert herab, Calais flattert herab.
Und mit ſchwebendem Arm will Küſſ' ein Jeder ſich rauben,
Küſſe von oben herab bringen in wechſelnder Flucht.
Jener „ſie ziehn ihn empor“ verſteckt ſich unter die Schulter,
Wehrt mit dem Baumzweig ſich ab die geflügelte Liſt.
Und ſchon weicht das Geſchlecht der atheniſchen Orithyia;
Weh ihm! Hylas ging, ging zu den Nymphen des Hains.
Unter dem Gipfel des Bergs Arganthus ſprudelte Pege's
Quell, hier hauſ'ten im Naß Thyniens Nymphen ſo gern.
Siehe! darüber, wohin nie künſtliche Pflege gedrungen,
Hingen vom einſamen Baum thauige Aepfel herab;
Lilien ſproßten umher auf rings umwäſſerter Wieſe,
Schneeig; darunter gemiſcht ſproßte der purpurne Mohn,
Bald nach kindlicher Art mit zartem Finger ſie brechend,
Dacht' an die Blumen er mehr, als den gebotenen Dienſt.
Bald auch, bückt' er ſich dann, nichts ahnend, zur lieblichen Welle,

---

[4] Hafen in Theſſalien. — [5] Fluß in Kolchis. — [6] Den Hellespont. — [7] In Kleinaſien. — [8] Der Nordwind.

Und er vertändelt beim Trug ſchmeichelnder Bilder die Zeit.
Endlich läßt er die Arm' hinab, um Waſſer zu ſchöpfen,
Rechts auf die Schulter geſtützt zieht er den Eimer herauf.
Da wie vom Glanze des Knaben entbrannt die Dryaden, verlaſſend,
Ihren gewohnten Tanz, ſtaunend herbei nun geeilt,
Ziehen ſie leiſ' ihn hinab in die ſanft ſich theilenden Wogen.
Hylas verſank und dumpf rauſchte die Fluth um den Leib.
Oftmals ruft ihm von fern Antwort der Alcide; doch immer
Tönt von dem Spiegel des Quells Echo den Namen zurück.

Die ungewiſſe Todesſtunde.

(II, 27.)

Und ihr Sterblichen forſcht der verborgenen Stunde des Grabes,
Forſchet dem Wege noch nach, wie ſich uns nahe der Tod?
Forſcht mit phöniciſcher Kunſt[9] in den Bahnen des heiteren Himmels,
Welches Geſtirn euch Glück, welches Verderben euch bringt?
Möget zu Land ihr die Parther, mit Flotten Britanner bekriegen,
Dunkel zu Land und zur See ſind die Gefahren des Wegs.
Wiederum weinet ihr dann, daß das Haupt euch Schrecken umtobe;
Wenn zum zweifelnden Kampf Mavors[10] die Schwerter gemiſcht;

---

[9] Sterndeuterei. — [10] Mars.

Daß euch die Häuſer der Brand, daß Verwüſtung die Häuſer bedrohe;
Fürchteſt, ein ſchwarzer Pokal netzte vielleicht dir den Mund.
Einzig der Liebende weiß, wann er muß ſterben und welches Tods; nicht Boreas' Weh'n fürchtet er, Waffen auch nicht.
Mag er im ſtygiſchen Schilf ſelbſt ſchon als Ruderer ſitzen,[11]
Seh'n bei den Todten des Kahns traurige Segel geſpannt.
Wenn den Verfallenen nur *ein* Strahl vom Mägdlein zurückruft,
Kehrt er, was Keinem erlaubt, wieder die Pfade zurück.

Des Dichters Weiſe und Werth.

(III, 1.)

Manen Callimachus' ihr; ihr Weihen des Coërs Philetas!
Laßt, ich flehe, mich nah'n eurem geheiligten Hain!
Ja, ich betret' ihn zuerſt, um als Prieſter von lauterer Quelle
Italer-Feſttanz durch grajiſche[12] Chöre zu reih'n.
Wo iſt die Grott', o ſprecht, da beid' ihr eure Gedichte
Feiltet? Wie tratet ihr ein? Trankct aus welcherlei Born?
Fahre dahin, wer mit Waffen den Phöbus umhegt und hinhält!
Zierlicher Bimmsſtein ſoll glätten den fließenden Vers.
Durch ihn hebt mich der Ruhm von der Erd' aufwärts, und die durch mich
Ward, mit bekränztem Geſpann pranget die Muſe daher.

---

[11] D. h. dem Charon helfen. — [12] Griechiſch.

Mit mir fähret im Wagen ein Schwarm von kleinen Eroten,
Und von Dichtern ein Heer folget der Räder Geleis.
Was doch jagt ihr umſonſt mir nach mit verhängeten Zügeln,
Traun, nicht breit iſt der Pfad, der zu den Muſen uns führt.
Viele noch werden dein Lob, o Rom, den Annalen geſellen,
Singen, wie Baktrien[13] einſt werde die Gränze des Reichs:
Doch was in Frieden man lieſ't, dies Werk hat vom Berge der Schweſtern[14]
— Nicht war betreten der Pfad — unſere Muſe geholt.
Weiche Gewinde verleiht, Pieridinnen, euerem Dichter:
Kränze von rauherem Stoff ſchicken ſich nicht für mein Haupt.
Aber was mir entzieht im Leben die neidiſche Menge,
Bringet mit doppeltem Zins mir nach dem Tode der Ruhm.
Alles erſcheint ja doch nach dem Tode durch Alter erhabner;
Nach dem Begräbniß tönt höher dein Name im Volk.
Wer ſonſt kennte die Burg, erſchüttert vom fichtenen Roſſe?
Wer das Gewäſſer, womit kämpfte der Theſſalerheld?
Simois, Ida's Fluß, der Zeus als Knaben gewieget,
Hektorn, der dreimal mit Blut Fluren und Räder beſpritzt?
Wer den Deiphobus, Helenus wer, und Polydamas' Waffen?
Nicht, wer Paris war, wüßte ſein eigenes Land.[15]
Wenig nur würde man dich jetzt nennen, o Ilion, und dich
Troja, das zweimal vordem nahm der ötäiſche Gott.[16]

---

[13] Die öſtliche parthiſche Provinz. — [14] Der Muſen. — [15] Trojaniſche Helden. — [16] Herkules.

Selber auch jener Homer, der, wie du ſieleſt, geſungen,
Sah bei der Nachwelt erſt wachſen an Ruhme ſein Werk.
Und mich werden in Rom noch nennen die ſpäteſten Enkel;
Einſt, bin längſt ich Staub, nahet, ich ahn' es, der Tag.
Daß man verachte den Stein, der meine Gebeine bedecket,
Hindert, der gnädig mein Flehn hörte, der lykiſche Gott.
Kehren indeß wir zurück zum Kreislauf unſerer Lieder,
Daß am befreundeten Schall froh ſich mein Mädchen ergötzt.

Der Dichtkunſt Zauber.

(III, 2.)

Orpheus, ſagt man, hat einſt mit der thraciſchen Leier des Waldes
Thiere gefeſſelt; den Lauf reißender Ströme gehemmt.
Sind ja ſelbſt durch künſtliches Spiel nach Thebä Chithärons[17]
Felſen geeilt, daß zum Bau ſelbſt ſich die Mauer gefügt.
Hat bei deinem Geſang, Polyphem, am Fuße des wilden
Aetna ihr trieſend Geſpann doch Galathea gewandt!
Und wir wundern uns noch, nun Apoll und Bacchus uns ſchützet,
Daß ſo heilig mein Wort wird von den Mädchen verehrt?
Iſt mein Haus auch nicht auf tänariſchen Säulen geſtützet,
Glänzt nicht durch Elfenbein goldnes Gebälk im Gemach:
Reicht mein Garten auch nicht an die Pracht Phäakiſcher Haine,

---

[17] Ein Berg in Böotien.

Wäſſert der Marciſche Born[18] künſtliche Grotten mir nicht:
Folgt ihr Muſen mir doch, und das Lied, das den Hörer erfreuet,
Führt mir Kalliope doch, bis ſie ermattet, den Tanz.
O, glückſelig iſt ſie, die meine Gedichte gefeiert!
Denkmal deiner Geſtalt iſt mir ein jegliches Lied.
Nicht Pyramiden, empor zu den Sternen gethürmt mit Verſchwendung,
Nicht, das dem Himmel ſich gleicht, Zeus des eleiſchen Haus,[19]
Nicht des Reichthums Pracht an dem mauſoleiſchen Grabmal,
Sind vom letzten Geſchick alles Vergänglichen frei.
Mögen die Flammen den Schmuck, und mag ihn rauben der Regen,
Mag vom Schlage der Zeit ſtürzen beſieget die Laſt.
Aber der Ruhm, den die Kraft ſich erworben des Geiſtes, er weichet
Nimmer den Zeiten, der Geiſt ſtrahlet, vom Tod nicht erreicht.

Des Dichters Traum.

(III, 3.)

Im anmuthigen Schatten des Helicon meint' ich zu ruhen,
Wo Bellerophons Roß zeugte den ſprudelnden Quell.[20]
Alba, dein Herrſchergeſchlecht, und die Thaten der Herrſcher in Alba

---

[18] Eine von G. Marcius Rex angelegte Waſſerleitung. — [19] Der Tempel des Zeus in Olympia. — [20] D. h. der Pegaſus, die Hippokrene.

Wollt' ich, fühlend die Kraft, ſingen zum tönenden Spiel.
Und ſchon nahte beſcheiden mein Mund der erhabenen Fluth ſich,
D'raus vor Zeiten der Ahn Ennius[21] dürſtend geſchöpft,
Der die Horatiſchen Speere beſang und die Curiſchen Brüder,
Und wie Aemilius' Kiel Königstrophäen geholt;
Und wie Fabius zaudernd geſiegt; das unſelige Treffen
Cannä's; wie frommes Gebet gnädig die Götter erhört:
Dann, wie Hannibal einſt von Rom wegſcheuchten die Laren,
Und wie der Gänſe Geſchrei Jupiters Tempel beſchützt:
Als vom caſtaliſchen Hain mich Phöbus erſchaut, und auf goldnem
Bogen der Leier gelehnt, nahe der Grotte, beginnt:
Was willſt, Raſender, du mit ſolcherlei Strome? wer hieß dich
Strecken die Hand zu dem Bau eines heroiſchen Lieds?
Hier iſt ſicher für dich, Properz, kein Ruhm zu erhoffen:
Auf ſanftſchwellender Au rolle mit kleinem Geſpann,
Daß auf der Bank oftmals umher ſich treibe dein Büchlein,
Welches das Mädchen allein lieſ't, wenn des Buhlen ſie harr't.
Was doch ſchritt dein Gedicht aus dem wohl umſchriebenen Kreiſe?
Häufe dein Geiſt nicht mehr Laſt in den Kahn, als er trägt.
Wenn ein Ruder den Sand, ein Ruder die Wogen zertheilet,
Gehſt du ſicher; das Meer tobt in der Mitte zumeiſt.
Sprach's und wies mir den Sitz mit dem elfenbeinernen Plectrum,[22]

---

[21] Der alte römiſche Dichter. — [22] Der Hammer, mit dem die Saiten der Lyra geſchlagen wurden.

Wo ein Fußſteig friſch ſchimmert auf mooſigem Grund.
Steinchen waren daſelbſt zur grünenden Grotte gefüget,
Pauken[23] hingen hinab von dem gewölbeten Fels.
Bilder ſofort aus Thon von den Muſen, und Vater Silenus,
Und dabei dein Rohr, Pan, Tegeäiſcher[24] Gott.
Venus der Herrſcherin Tauben, mein trauter geflügelter Schwarm taucht
In den gorgoniſchen Quell purpurne Schnäbel hinab.
Und neun Mädchen umher an verſchiedene Werke vertheilet,
Regen die zierliche Hand, jede zu ihrem Geſchenk.
Epheu ſammelt die Eine zum Thyrſus, ein Lied zu den Saiten
Stimmet die Andere; die windet ſich Roſen zum Kranz.
Und von der Göttinnen Chor hat ſanft mich eine berühret,
Wie mir das Antlitz ſchien, war es Calliope wohl.
Wolle zufrieden du ſtets mit ſchneeigen Schwänen nur fahren,
Kriegriſcher Roſſe Geſtampf locke zu Waffen dich nicht.
Blaſ' auf ſchmetterndem Horn du nimmer der Flotten Triumphlied,
Noch umringe mit Mars Lärmen Aoniens Hain.
Noch auf welchem Gefild ſich um Marius Fahnen die Schlacht drängt,
Kümmre dich, noch wo Rom bricht die Teutoniſche Macht.
Wo der barbariſche Rhein mit dem Blute der Sueven ſich miſchend,
Leichen vom Stahle zerſetzt wälzt in dem trauernden Strom.
Du ſingſt Liebende nur, die bekränzt von der Schwelle des Fremden

---

[23] Für den Bacchusdienſt. — [24] Tegea in Arkadien.

Lagern, und nächtlicher Flucht trunkene Siegestrophä'n.
Daß aus feſtem Verſchluß durch Geſang ſich zaubre die Mädchen
Wer mit Gewandtheit will treffen den ſtrengen Gemahl.
So Calliope; und von der Fluth ſich ſchöpfend des Quelles
Mit des Philetas Trunk netzte die Lippen ſie mir.

Gemälde eines Triumphs.

(III, 4.)

Cäſar[25] ſinnet, der Gott, auf Krieg mit den üppigen Indern,
Und wie die Flotte das Meer furche, das Perlen uns trägt.
Groß iſt, Männer, der Lohn: dir beugt ſich der äußerſte Erdkreis.
Tigris und Euphrat wird fließen in deinem Gebiet.
Spät, doch ſie werden gewiß zinsbar dem auſoniſchen[26] Machtſtab,
Und um Latiums Zeus[27] häufen ſich Parthertrophä'n.
Auf! ihr Kiele, zum Krieg ſpannt kriegserfahren die Segel,
Bringe bewaffnetes Roß Beute, wie ſtets du gebracht!
Heil weiſſagt mein Geſang; ſühnt jetzo der Craſſen Beſiegung!
Auf, und ſorgt, daß man einſt Roma's gedenke mit Ruhm.
Veſta's Schickſalsflammen, der heiligen, Gründer der Stadt, Mars
Mög', eh' Tod mich umfängt, kommen, ich flehe, der Tag,

---

25) D. h. Auguſtus. — 26) D. h. italiſchen. — 27) D. h. im Tempel des Jupiters auf dem Capitol.

Wo von Beute beſchwert einſt Cäſars Wagen ich ſehe,
Wenn bei des Volkes Geklatſch hemmen die Roſſe den Schritt,
Dann ich ſchaue den Zug, an den Buſen geſchmiegt der Geliebten,
Leſe die Inſchrift dann jeder genommenen Stadt;
Flüchtiger Reiter Geſchoß und die Bogen behoſeter Krieger,[28]
Seh' ich und unter Trophä'n Fürſten in Feſſeln gelegt.
Venus, ſchirme dein Haus, und ewig erhalte das Haupt uns,
Das von Aeneas' Stamm übrig geblieben du ſiehſt.
Bleibe die Beute für ſie, die durch Waffen ſie theuer verdienet;
Darf ich Beifall nur klatſchen auf heiligem Weg.

An die zürnende Geliebte.

(III, 5.)

Amor iſt Friedensgott; wir Liebende preiſen den Frieden:
Mit der Gebieterin mein lieg' ich in drängendem Kampf.
Und doch darf mir das Herz nicht Gold, das verwünſchte, bekümmern,
Und mein Durſt trinkt nicht üppig aus Edelgeſtein.
Nicht Campaniens Flur mit tauſend Geſpannen bepflüg' ich,
Nicht aus elendem Geiz wollt' ich dich plündern, Corinth!
O, wie der Thon ſo ſchlecht einſt glückte dem Bildner Prometheus;
Denn nicht behutſam genug ſchuf er die menſchliche Bruſt.

---

[28] D. h. feindlicher, barbariſcher Krieger, die ſich, wie z. B. die Gallier, durch dieſe Tracht auszeichneten.

Als er gefüget den Leib, hat er nicht auf die Seele geachtet;
Hätt' er den Geiſt doch zuerſt richtige Bahnen gelehrt!
Doch jetzt jagt uns der Wind ſo weit in das Meer, und wir ſuchen
Feind' und an Krieg wird Krieg immer von Neuem geknüpft.
Nicht bringſt Schätze du doch hinab zu des Acherons Fluthen,
Und zu dem ſtygiſchen Kahn wanderſt du nackend, o Thor!
Mit den beſiegten Schatten vermengt iſt der Sieger Jugurtha:
Sitzt bei dem Conſul, bei Marius, der ihn bezwang,
Crӧſus der Lydier gilt dort gleich dem dulichiſchen Irus;
Noch am beſten der Tod, der uns am längſten verſchont.
Mich in der Jugend Beginn erfreut's, auf dem Helicon ſchwärmend
Unter den Muſen zum Chortanze zu ſchlingen die Hand.
Mich erfreut es, den Geiſt mit reichlichem Bacchus[29] zu feſſeln,
Und mit den Roſen des Mai's immer zu kränzen das Haupt.
Wenn dann Venus' Spiel mir die laſtenden Jahre verbieten,
Mein ſchwarz glänzendes Haar greiſiges Alter beſchneit:
Dann will gern der Natur verborgne Geſetz' ich erforſchen,
Wer der Gott, der mit Kunſt ordnet das Weltengebäu;
Wie wohl Luna ſich hebt, wie abnimmt, wie ſie die Hörner
Fügend zum völligen Kreis monatlich kehret zurück;
Weshalb herrſcht auf den Fluthen der Sturm? Was erjagt mit dem Wehen

---

[29] D. h. Wein.

Eurus?[30] Woher in's Gewölk ewig das ſtrömende Naß?
Ob einſt kommet der Tag, der des Weltalls Feſte zertrümmert,
Warum der purpurne Schein Iris' den Regen verſchlingt.[31]
Oder warum wohl erbebet das Haupt des perrhäbiſchen Pindus,[32]
Phöbus' leuchtender Kreis trauert mit ſchwarzem Geſpann?[33]
Was Bootes ſo träge den Wagen bewegt und die Stiere,
Was die Plejaden ſo dicht ſchließen den feurigen Chor?
Oder warum in die Schranken die Höhe des Meeres gebannt bleibt,
In vier Theile ſich ſtets fügend das kreiſende Jahr;
Ob dort unten ein göttlich Gericht iſt, und Qual der Giganten?
Raſ't um Tiſiphone's Haupt dunkeles Natterngezücht?
Plagt den Alcmäon die Wuth der Erinnys und Hunger den Phineus?
Iſt dort Felſen und Rad, Dürſten inmitten der Fluth?
Ob in der hölliſchen Kluft drei Schlünde des Cerberus wachen,
Ob neun Hufen zu eng dort für den Tityus[34] ſind?
Oder iſt Fabel nur das, und erdacht zur Plage der Völker,
Und geht menſchliche Furcht über das Grab nicht hinaus?

---

30) Der Oſtwind. Hier überhaupt für die Winde. — 31) Die Alten glaubten, der Regenbogen zöge den Regen in ſich und verzehre ihn. — 32) Die Weſtſeite des Pindus, nach Epirus hin. — 33) Die Sonnenfinſterniß. — 34) Ein Titan, der wegen eines Vergehens an Latona eine ähnliche Strafe wie Prometheus erdulden mußte. —

So will ſchließen ich einſt mein Leben! Ihr, die ihr die Waffen
Lieber gewählt, bringt jetzt Craſſus' Paniere zurück.

Die Sage von Tarpeja.

(IV, 4.)

Dich, trapejiſcher Wald und das ſchimpfliche Grab der Tarpeja
Sing' ich, und wie man das Haus Jovis des alten bezwang.
Ueppig ſchloß ſich ein Hain um die Epheuumſponnene Grotte,
Und dicht rauſchte das Laub um den lebendigen Quell.
Hier war das rankige Haus des Sylvanus,[35] wo von der Hitze
Flötengetön ſo ſüß! lockte die Schaafe zum Trank.
Tatius hatte den Quell mit Ahornpfählen verſchanzet,
Und mit dem Erdwall rings ſicher das Lager gekränzt.
Was war Roma doch da, als die Tuba von Cures ſo nahe
Mit langdröhnendem Hall Jupiters Felſen durchbebt.
Da, wo über die Welt man jetzt, die beſiegte, Gericht hält,[36]
Stand der Sabiner Gewehr trotzig auf Römiſchem Markt.
Noch war Mauer der Berg; wo die Curie jetzo geſetzt iſt,
Trank aus dem Quell, der dort fließet, das kriegriſche Roß.
Daher ſchöpfte der Göttin die Fluth Tarpeja: der Jungfrau
Drückte die Mitte des Haupts laſtend den irdenen Krug.
Urſach war ſchon genug zum Tode der Krug für die Böſe,
Die dein heiliges Licht, Veſta, zu täuſchen gewagt.

---

[35] Der Gott der Wälder. — [36] D. h. wo jetzt das Forum iſt.

Tatius übt' im ſandigen Feld ſich in Waffen: Sie ſah es.
Gelb von Mähnen umweht, ſchwang er die ſchimmernde Wehr.
Staunend erblickt ſie des Königs Geſtalt und die Waffen des Königs,
Siehe, vergeſſen entſinkt unter den Händen der Krug.
Oftmals wendet ſie vor ein verkündetes Zeichen der Luna;[37]
Sprach, ſie müſſe das Haar netzen im ſprudelnden Bach.
Silberne Lilien trug ſie oft zu den gütigen Nymphen,
Daß nicht Romulus' Speer ſtreiſe des Tatius' Leib.
Stieg ſie zum Capitol im Nebel — ſchon rauchten die Eſſen —
Brachte von Dornengeſtrüpp blutig den Arm ſie zurück.
Vom tarpejiſchen Fels, ausruhend, beweint ſie des Herzens
Wunden. Doch nicht ſo nah duldete Jupiter ſie.
„Ihr Wachtfeuer des Lagers, ihr Zelte des Tatiſchen Heeres,
Du Sabiniſche Wehr, die mir die Augen berückt,
Säß' ich gefangen doch ſelbſt bei euern geliebten Penaten,
Wenn ich gefangen dann nur Tatius ſchaut' in's Geſicht.
Berge von Rom, lebt wohl, du Rom auf den Bergen erhöhet,
Veſta du auch, die ich fliehe vor Schaam ob dem Fehl.
Ja, das Roß, dem Tatius ſelbſt zur Rechten das Haar ſtreicht,
Nehme mein Herz voll Gluth mit in das Lager zurück.
Staunt ihr, daß Scylla geraſ't und die Haare des Vaters verletzt hat?
Daß um den ſchimmernden Leib wüthige Meute ſich ſchlingt?

---

[37] D. h. einen Traum.

Daß durch der Schweſter Verrath umkam das gehörnete Unthier,
Als den gewundenen Weg ſicher der Faden entwirrt?
Wie wird zum Vorwurf mich Auſoniens Mädchen man nennen,
Die an dem keuſchen Altar dienend verletzte die Schaam!
Wunderſt du dich, daß erloſch des Pallas ewige Flamme,
Ach, vergieb es, daß ich ſprengte mit Thränen den Heerd.
Morgen, ſo ſagt das Gerücht, wird rings in den Straßen gefochten:
Raſch zum bethauten Joch klimme der dornigen Höh.
Aber der Weg hinauf iſt ſchlüpfrig und trügt; denn der Fußpfad
Hält im täuſchenden Gleis ſchweigende Waſſer verſteckt.
O, daß den Zaubergeſang ich wüßte der magiſchen Muſe!
Selber zum Beiſtand dann eilte dem Schönen mein Mund,
Dir ziemt Purpurgewand; nicht *ihm*, den ohne der Mutter
Pfleg' an thieriſcher Bruſt ſäugte die Wölfin ſo wild!
Fremdling, als Königin nimm mich der Heimath in deinen Palaſt auf,
— Glänzende Mitgift bringt dir das verrathene Rom —
Wenn nicht, räche du doch jetzt den Raub der ſabiniſchen Jungfrau'n;
Mich entführe: ſo iſt Gleiches mit Gleichem gezahlt.
Sind ſchon im Kampfe die Reihn, ich vermag ſie zu trennen: Ihr Weiber
Durch mein Brautkleid dann ſchließt in der Mitte den Bund.
Schall', Hymenäus, dein Lied! ſtill, Tuba, mit wildem Gedröhne!
Glaubt es, mein Hochzeitbett zähmet die Schwerter im Kampf.

Schon verkündet das Horn, zum vierten erſchallend, den Morgen.
Matt zu dem Ocean ſelbſt ſinken die Sterne hinab.
Ich auch verſuch' es zu ruh'n; dich will ich ſuchen im Traume,
Magſt vor den Augen du mir ſchweben ein freundliches Bild.“
Sprach's und ſenkte zum Schlafe, dem unruhvollen, die Arme.
Weh, nicht weiß ſie, daß jetzt Furien theilen ihr Bett.
Veſta, die Iliums Flammen beſchützt heilbringend, ſie ſelber
Nähret die Schuld und geheim nährt ſie im Marke die Gluth.
Jen' entſtürzt, wie am reißenden Strom des Thermodon die Mänas
Raſ't, wenn zerriſſen das Kleid weht um die nackende Bruſt.
Feſttag war für die Stadt — Palilien hieß er den Vätern;
An dem Tage zuerſt wurden die Mauern erhöht.
Jähriger Feſtſchmaus dann für die Hirten, und Spiel in den Straßen,
Wo von reichlichem Mahl glänzet der bäuriſche Tiſch,
Wo der betrunkene Schwarm durch Haufen entzündeten Heues
Einzeln gereiht im Sprung ſetzt mit dem ſchmutzigen Fuß.
Romulus gab den Befehl, zur Ruhe die Wacht zu entlaſſen,
Und daß im raſenden Heer ſchweige der Tuba Getön.
Jetzt enteilet — die Zeit ſcheint günſtig — Tarpeja zum Feinde;
Schließt den Vertrag: ſie ſelbſt ſchickt zur Erfüllung ſich an.

Schwer war der Berg zu erklimmen, und nicht beim Feſte beachtet.
Raſch hat die Hund' ihr Schwert, eh' ſie noch bellen, erlegt.
Rings lag Alles im Schlaf. Nur einzig Jupiter wollte
Wachen, damit du, o Weib, deinem Gericht nicht entflöh'ſt.
Schon war verrathen das Thor und die ſchlafumfangene Heimath:
Und zur Hochzeit will jetzt ſie beſtimmen den Tag.
Tatius aber — es gab nicht der Feind dem Verbrechen die Ehre —
„Freie denn!" ſprach er, „und hier ſteig' in mein königlich Bett."
Sprach's und es flog auf ſie in Haufen die Wehr der Begleiter:
Das war die Mitgift, Braut, wie ſie gebührte dem Dienſt.
Vom Feldherrn Tarpejus empfing der Berg die Benennung;
Für des Geſchicks Unbill biſt du nun, Wächter, belohnt.

Die Seeſchlacht bei Actium.

(IV, 6.)

Opfer beginnet der Prieſter: verſtummet andächtig beim Opfer!
Falle vor meinem Altar unter dem Beile das Rind,
Ringe das Römiſche Lied um den Preis mit dem Epheu Philetas',
Und Cyrenäiſches Naß[38] biete das Weihegefäß.
Liebliches Coſtum[39] reicht mir dar, und ſchmeichelnden Weihrauch,

---

38) D. h. ein Lied, wie das des Cyrenäers Kallimachus. — 39) Eine indiſche duftende Wurzel.

Und dreimal um den Herd windet das wollene Band.
Netzt mich mit heiliger Fluth, und die elfenbeinerne Flöte
Spend' auf neuem Altar Lieder aus phrygiſchem Krug.
Tücke ſei fern von hier, und Schuld in anderen Lüften!
Lauterer Lorbeer bahnt weich für den Prieſter den Weg.
Muſe, des Phöbus' Haus, der auf Palatium thronet,
Sing' ich; Calliope's Gunſt würdig iſt ſolches Gedicht.
Cäſars Ruhm ertönet das Lied; erſchallet zu Cäſars
Preis der Geſang, ſo leih' Jupiter ſelber ſein Ohr.
Zum athamaniſchen Strand [10] flieht landwärts, Phöbus, dein Hafen,
Wo der joniſchen See Rauſchen verhallt in der Bucht.
Actiums Meer zeugt hier vom Siege des Juliſchen Kieles, [11]
Wo durch Gelübde ſich leicht bahnet der Schiffer die Fahrt.
Hieher kamen die Heere der Welt; da ſtarrte die ſicht'ne
Maſſ' auf der Fluth; doch nicht gleich lachte den Rudern das Glück.
Denn an den Teukrer Quirin war eine der Flotten verfallen, [12]
Da ein Weib — o Schmach — führte den römiſchen Speer.
Dort Auguſtus' Schiff, dem Jupiter ſchwellte die Segel,
Und die Paniere, die ſchon ſiegen gelernt für ihr Volk.
Endlich wölbte die Reihn Nereus im doppelten Halbmond, [13]
Und von den Waffen beſtrahlt flimmert die zitternde Fluth:
Als Apollo, das durch ihn feſtſtand, Delos verlaſſend
— Delos allein trieb einſt ſchaukelnd der zornige Süd —

---

10) In Epirus. — 11) Das Schiff des Cäſar Octavianus. — 12) Die des Antonius. — 13) Der Meergott Nereus ordnete die Schlacht.

Ueber dem Schiff daſtand des Auguſtus; und dreifach in ſchräger
Fackel gekrümmet erglänzt über den Maſten ein Licht.
Nicht mit dem Haar kam Jener, das ſonſt ihm den Nacken umwallte,
Kein ſchildkrötenes Spiel tönete friedlichen Sang;
Nein, mit dem Blick, der einſt Agamemnon den Enkel des Pelops
Traf, da das doriſche Heer gierigen Gluthen er gab.
Alſo zerſchoß er vordem die geſchlungenen Knäule des Drachen
Pytho, vor welchem der Klang friedlicher Leier erbebt.
Jetzo beginnt er: „O du Weltheiland, Sprößling von Alba,
Du, Auguſt, dem an Ruhm weichet des Hektors Geſchlecht,
Siege zur See; ſchon dein iſt das Land; dich ſchützet mein Bogen;
Für dich kämpfet die Laſt, die von den Schultern mir winkt.
Nimm von der Heimath die Furcht; auf dich als Retter vertrauend
Hat in dein Schiff ſie jetzt laut ihr Gelübde gelegt.
Schütze dein Land! denn ſonſt ſah Romulus, da er die Mauern
Weihte, Palatiums Höhn fälſchlich die Geier umziehn,
Und zu frech, o der Schmach! durchziehen der Königin Segel
Römiſchen Rudern geſellt, da du gebieteſt, die Fluth.
Laß nicht bange dir ſein, daß mit hundert Flügeln die Flotte
Segelt; ſie gleitet dahin gegen den Willen der See.
Ob auch vom anderen Deck centauriſche Felſen dir drohen:
Hohles Gebälk und umſonſt ſchreckende Bilder ſind das.
Bricht und erhebt doch den Muth im Krieger der Sache Bewußtſein:

Iſt die ſchlecht, ſo entreißt ſelbſt ihm die Waffen die Schaam.
Jetzt iſt die Zeit: laß kämpfen die Flott'; ich verkünde die Zeit dir.
Und mit umlorbeerter Hand führ' ich den Juliſchen Kiel."
Sprach's; und des Köchers Gewicht entfleucht von der Sehne des Bogens;
Cäſar's Lanze zunächſt ſauſ't nach dem Bogen Apoll's.
Roma ſiegt, die dem Phöbus vertraut, und die Königin[41] büßet!
In dem Joniſchen Meer ſchwimmet ihr Scepter zerknickt.
Doch vom Italiſchen Stern ſchaut Cäſar der Vater bewundernd:
„Ich bin ein Gott: dort iſt Zeugniß des erſten Geblüt's."
Triton folgt mit Geſang; und der Meerfluth Göttinnen alle
Klatſchen zum freudigen Gruß rings um das freie Panier.
Schmählich enteilet das Weib auf flüchtigem Kahne zum Nilſtrom.
Nur dies Eine: ſie ſtarb nicht am erkorenen Tag.[45]
Götter, das habt ihr gewandt! Was wär' ein Weib im Triumphzug,
Auf den Wegen, wo einſt wurde Jugurtha geführt?
Phöbus dem Actier prangt ein Denkmal, weil er mit einem
Einzigen Pfeilſchuß zehn feindliche Flotten beſiegt.
Doch von Kriegen genug; jetzt fordert die Cither Apollo
Wieder der Sieger; die Wehr ruhet beim friedlichen Chor.
Laßt uns im wonnigen Hain jetzt feiern ein ſchimmerndes Feſtmahl,
Winde die Roſe ſich mir ſchmeichelnd den Nacken hinab.

---

41) Cleopatra. — 45) D. h. an welchem der Sieger ihr Todesurtheil geſprochen hätte; ſie ſtarb durch Selbſtmord nämlich.

Reichlich ſprudle der Wein, in Faleriniſcher Preſſe gekeltert,
Dreimal netze mir auch duftiger Crocus das Haar.
Möge die Muſe den Geiſt durch Trunk entflammen dem Dichter,
Fruchtbar biſt du ja ſonſt, Bacchus, für deinen Apoll.
Singe der Eine, wie ſchon uns dient das ſycambriſche Sumpfland,[46]
Jener von Cepheus' Reich,[47] Meroë's ſchwarzem Gebiet.
Dieſer erzähle, wie ſpät zum Frieden ſich fügte der Parther,
Jetzo des Remus Panier, bald auch das eigene ſchickt.
Oder wenn etwas Auguſt noch die Köcher des Oſtens verſchonet,
Mög' er noch dieſe Trophä'n laſſen den Söhnen zum Ruhm.
Freue dich, Craſſus, haſt du Gefühl noch im ſchwärzlichen Sande;
Euphrat hindert nicht mehr, daß man beſuche dein Grab.
So mit Geſang will ich und heiliger Spende die Nacht durch
Feiern, bis mir der Tag ſtrahlet in meinen Pocal.

Cornelia's Schatten an Paullus.[48]

(IV, 11.)

Laß, o Paullus, doch ab, mir die Gruft zu beſtürmen mit Thränen;
Denn kein Flehen erſchließt wieder das dunkele Thor.
Iſt dem plutoniſchen Recht einmal verfallen die Leiche:

---

[46] Zwiſchen Maaß und Rhein. — [47] Aethiopien. — [48] Ein Troſtgedicht an den L. Aemilius Paullus Lapidus über den frühen Tod ſeiner Gattin, Cornelia, Tochter des Conſular P. Cornelius Scipio und der Scribonia.

Dann mit Pfoſten von Stahl ſtarrt unerbittlich der Weg.
Hört dein Flehen der Gott vielleicht im nächtlichen Hofe:
Taubes Geſtade doch ſchlürft, ſiehe, die Thränen hinab.
Obere Götter erweicht ein Gelübd'; iſt bezahlet der Fährmann,
Schließet das Thor, ſo bleich, ewig die raſige Gruft.
Alſo ertönte das traurige Horn, da von grauſamer Fackel,
Unten erglühend mein Haupt ſank vom Gerüſte hinab.
Mochte die Ehe mir da mit Paullus, der Ahnen Triumphzug
Helfen? Von ehrendem Ruf ſichere Pfänder ſo viel?
Hat Cornelia d'rum wohl milder die Parzen gefunden?
Mit fünf Fingern, ſieh, hebſt du, was übrig von mir.
O, du Nacht der Verdammniß, ihr träg hinfluthenden Sümpfe,
Jegliche Wege, die mir feſſelnd umſpület den Fuß,
Zwar ich nahe zu früh, doch wahrlich, ich nahe mich ſchuldlos
— Schenke dem Schatten darum, Vater, ein mildes Gericht —
Oder — wenn anders ein Aeacus ſitzt an der Urne, zu richten,
Mag er looſen, und dann richten mein ſchuldig Gebein.
Neben ihm ſitzen die Brüder, an Minos' Seſſel gelagert,
Auf rings horchendem Markt ernſt der Erinnyen Schwarm.
Siſyphus raſ'te vom Block; nicht knarre das Rad des Ixion,
Laß jetzt, tückiſches Naß, haſchen von Tantalus dich.
Cerberus ſelber, der Grimmige, ſoll heut' ſchonen der Schatten,
Und mit ſchweigendem Schloß ſinke die Kette hinab.
Selbſt jetzt red' ich für mich; wenn unwahr, möge der Schweſtern
Pein, das unſelige Faß drücken die Schultern auch mir.

Hat durch Ahnentrophä'n je Eine den Ruf ſich verherrlicht
Nennen Numantier dich, Africa's Reiche, noch jetzt.
Minderen Ruhm nicht verleihn die Libonen dem Stamme der Mutter;
Ehrende Inſchrift ſtützt beides der Häuſer für ſich.
Als das verbrämte Gewand nun der Hochzeitsfackel gewichen,
Und mein wallendes Haar hüllte der Schleier der Braut,
Wurd' ich, Paullus, mit dir — ſo ſollt' ich ſcheiden — vereinet;
Schreibt auf den Grabſtein mir: „Einem nur war ſie vermählt."
Zeug' es der Ahnherrn Aſche, dir, Rom, als heilig zu ehren,
Deren Triumphinſchrift Africa trauernd ſich beugt;
Er, der den Perſes, den Muth Achilles' des Ahnen erheuchelnd,
Brach, und, Perſes, dein Haus ſtolz auf Achilles den Ahn,
Daß ich des Cenſors Spruch nie milderte, daß ſich ob keinem
Fehl je euer Heerd meiner zu ſchämen gehabt.
Eueren Siegsruhm hat Cornelia nimmer verdunkelt;
Nein, vom erhabenen Haus war ſie ein leuchtendes Glied.
Gleich auch blieb ſich und ſtets ſchuldlos mein Leben; ich hielt mich
Rein von der Fackel der Braut, rein bis zur Fackel der Gruft.
Mir ſchrieb ſelber Natur nach meinem Geblüt ein Geſetzbuch,
Daß nicht die Furcht des Gerichts triebe zum Beſſeren mich.
Mag auch ſtrenge der Urne Gericht mir ſprechen das Urtheil,
Meine Geſellſchaft wird nimmer entehren ein Weib.
Claudia nicht, die am Seil die ſäumende Cybele fortzog,
Dir zum gefälligen Dienſt, Mauergekrönte, geweiht.
Noch, die, als Veſta zurück das vertraute Feuer gefordert,

Hell mit ſchneeigem Lein wieder entflammte den Heerd.[49]
Nie auch kränkt' ich dich, Scribonia, theuerſte Mutter,
Was, als mein herbes Geſchick wünſchteſt du anders an mir?
Mir ſind die Thränen der Mutter ein Lob und die Klagen des Volkes:
Cäſar's Seufzer ſie ſind ſelber Vertheidigung mir.
Würdig habe gelebt der eigenen Tochter die Schweſter,
Klaget er, und wir ſah'n Thränen entſinken dem Gott.
Dennoch hab' ich den Schmuck verdienet des ehrenden Kleides,
Nicht unfruchtbarem Haus hat das Geſchick mich geraubt.
Du, o Lepidus, und du, Paullus,[50] mein Troſt nach dem Tode,
Auch an euerer Bruſt ſchloß man die Augen mir zu.
Zweimal ſah auf curuliſchem Stuhl ich prangen den Bruder;[51]
Als er Conſul ward, raubte die Schweſter der Tod.
Tochter, du lebendes Bild von der Cenſorwürde des Vaters,
Ahme mir nach, und bleib' Einem Gemahle getreu.
Stützt das Geſchlecht mit Reih'n von Enkeln; ich löſe den Nachen
Gern, da der Meinen ſo viel fördern des Hauſes Geſchick.
Das iſt der höchſte Triumph, die ſchönſte Belohnung des Weibes,
Wenn freiwillig der Ruf bei der Beſtattung ſie lobt.
Jetzt empfehl' ich dir die gemeinſamen Pfänder, die Kleinen.
Für ſie athmet noch ſelbſt innigſte Sorge mein Staub.

---

49) Zwei Veſtalinnen, deren Unſchuld die Göttin dadurch beſtätigte. — 50) Ihre Söhne. — 51) P. Cornelius Scipio.

Vater, verwalte das Amt nun der Mutter; dir werden die Meinen
All' im wimmelnden Schwarm künftig nun hangen am Hals.
Wenn du die Weinenden küſſeſt, ſo küſſe ſie noch für die Mutter.
Einzig allein auf dich ſtützet ſich fürder das Haus.
Biſt du bewegt von Schmerz, nicht laß es die Kinder gewahren.
Kommen ſie, heimlich ſodann trockne die Wange zum Kuß.
Sei's dir, Paullus, genug, wenn um mich du die Nächte dich abhärmſt,
Wenn Traumbilder du oft deuteſt auf meine Geſtalt.
Wenn insgeheim alsdann mit unſerem Schatten du redeſt,
Einzelne Worte nur ſprich; glaub's, ich erwidere ſie.
Doch wenn der Thür genüber ein anderes Bett ſich erhebet,
Wenn die ſorgende Stiefmutter mein Lager ererbt,
Lobt ihr Kinder den Bund des Vaters, und traget ihn ruhig,
So wird Jene, beſiegt, ſelber euch bieten die Hand.
Lobet die Mutter auch nicht zu ſehr; mit der frühern verglichen
Deutet zum Vorwurf ſich dieſe das freiere Wort.
Doch, wenn dem Vater genügt die Erinnrung des liebenden Schattens,
Wenn ſo hoch er noch mich in der Aſche verehrt:
Lernt ſchon jetzo dem Schritt zu lauſchen des nahenden Alters,
Späht nach den Wegen, wie ihr für den Verlaſſenen ſorgt.
Was mir am Leben geraubt, ſei eueren Jahren ein Zuwachs:
So wird ob meinem Geſchlecht Paullus des Alters ſich freu'n.

Selbſt auch fühl' ich mein Glück: Nie hab' ich als Mutter getrauert,
Iſt ja mein ganzes Geſchlecht meiner Beſtattung gefolgt.
Unſere Red' iſt geendet: Erhebt euch, Richter, und weinet,
Während des Lebens Lohn dankbar die Erde mir zollt.
Tugend hat ſelbſt mir den Himmel verdient; ſo ſei ich denn würdig,
Daß im Ehrengeſpann prange daher mein Gebein.

Horaz.

Quintus Horatius Flaccus ward 65 v. Chr. Geb. (689 n. R. E.) zu Venuſium in Apulien geboren, wo ſein Vater, ein Freigelaſſener, ſich eines kleinen Beſitzthums erfreute, das derſelbe jedoch veräußerte, als er bei ſeinem Sohne ungewöhnliche Anlagen entdeckte, um mit dem Knaben nach Rom zu ziehen und ihm dort eine ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Bildung geben zu laſſen. Der junge Horatius ging, um ſeine Studien zu vollenden, in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Athen, ward aber nach Cäſar's Ermordung, durch Brutus und Caſſius bewogen, eine Stelle in ihrem Heere anzunehmen. In der für ſeine Partei unglücklichen Schlacht bei Philippi ſuchte er jedoch ſein Heil in der Flucht. Als er ſpäter die Erlaubniß erhielt, nach Rom zurückzukehren, war ſein geringes Erbtheil von den Siegern genommen worden, und er mußte, um ſein Leben zu friſten, ein Aemtchen bekleiden. Bald jedoch trat er nun als Dichter hervor, und erwarb ſich durch ſeine trefflichen Leiſtungen die Zuneigung Virgil's und die Gunſt des Mäcenas, der ihm ein Landgütchen bei Tibur ſchenkte. Theils hier, theils zu Rom verlebte nun Horaz ſeine Tage in Muße und Frieden, jede amtliche Beſchäftigung ablehnend, unter dem Vorwande unſicherer Geſundheit. Er ſtarb im Jahre 9 v. Chr. Geb. (n. A. im Jahre 8, alſo 746 n. R. E.), und erhielt ein Grabmal auf dem Esquilin, neben dem des Mäcenas.

Faſt alle Poeſieen des Horaz ſind der Nachwelt erhalten worden, er hinterließ fünf Bücher lyriſcher Gedichte (Oden und Epoden), zwei Bücher Sermonen (Satiren) und zwei Bücher Epiſteln (poetiſche Briefe).

Ueber ſeinen Charakter als Dichter und den äſthetiſchen Werth ſeiner Poeſieen ſpricht ſich ein neuerer engliſcher Kritiker, Moir (Treatises on Poetry, modern Romance and Rhetoric. Edinb. 1839. S. 66 ff.), eben ſo geiſtreich als in treffender Kürze aus, ſo daß wir uns nicht enthalten können, ſein Urtheil hier in wörtlicher Ueberſetzung wiederzugeben. „Horaz“ — ſagt er — „ſtellt uns das ſeltene Beiſpiel eines Dichters auf, der die Hälfte ſeiner Gedanken von den Lyrikern Griechenlands borgt und ſeine Oden zu einer muſiviſchen Arbeit machte, welche eben ſowohl aus den Edelſteinen anderer Länder, wie ſeines eigenen zuſammengeſetzt iſt; aber dennoch weiß er ſeinen Zuſammenſtellungen einen hohen Grad der Einheit und eine entſchiedene Originalität des Charakters zu verleihen. Ruhige Weisheit, ſcharfe, durchdringende Beobachtung des Lebens, ein mäßiger Enthuſiasmus und ein höchſt geläuterter Geſchmack ſind diejenigen Eigenſchaften, welche ihn am Meiſten auszeichnen, da ſie allen ſeinen Leiſtungen die feinſte Spitze und Glätte, und gelegentlich, bei Gegenſtänden höherer Art, beſonders ſolchen, die mit den älteren Edeln Rom's oder der großartigen Stellung, welche Rom ſelbſt damals in den Augen der Welt einnahm, in Verbindung ſtehen, eine ſtattliche und feierliche Größe verleihen. Das bewundernswürdige geiſtige Gleichgewicht, das Horaz auszeichnet, und alle ſeine Schriften mit ſo ſchlagendem geſundem Verſtande geſtaltet, macht ihn zum Liebling aller Gebildeten, welche Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß mit Wiſſenſchaftlichkeit und Tüchtigkeit des Charakters vereinigen.“

„Horaz' Verdienſte als Satiriker ſind jedoch nicht von geringerer Bedeutung. Lucilius hatte zuerſt verſucht, der römiſchen Satire einige Regelmäßigkeit zu verleihen, aber ſeine rauhen und ſchroffen Ergüſſe geſtatten durchaus keinen Vergleich mit den eleganten und anmuthigen Leiſtungen des Horaz auf dieſem Gebiete. Bei Horaz werden alle Thorheiten und leichteren Laſter des Tages (denn er ſchien die Satire nicht eben für eine geeignete Waffe gegen die dunkleren Laſter zu halten) auf eine überaus feine Weiſe verſpottet, die den Tadel mit ſich führt. Hält man die Satiren ſeines Vorgängers Lucilius oder ſeiner Nachfolger Perſius und Juvenal dagegen, ſo iſt der Ton der Horaziſchen Satire ſpielend und leicht. Dieſe Satiren übten bei den Römern denſelben Einfluß aus, deſſen ſich bei den Neueren die Luſtſpiele erfreuen, denn da die Komödiendichter, wie Plautus und Terenz, nur griechiſche und nicht römiſche Sitten darſtellten, ſo fielen alle jene thörigten Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Fehler der römiſchen Geſellſchaft, die ſonſt das Eigenthum des Luſtſpieldichters ſind, der leichten Form der Satire anheim, welche dieſelben darſtellte, entwickelte und dem Spotte Preis gab."

So weit der engliſche Kritiker. Wir halten es für geeignet, noch Folgendes hinzuzufügen: Horazens Oden zerfallen ihrem Inhalte und ihrer Beſtimmung nach in folgende Klaſſen: a) religiöſe Oden, oder richtiger Hymnen, wie z. B. Buch I. Ode 10, 21, 30, 31, 35; Buch II. 19; III. 11, 22, 25, 26; IV. 1, 3, 6, und vor Allem der Geſang für die Feier des Jahrhunderts; IV. 16; b) heroiſche Oden, wie z. B. Buch I. 1, 3, 6, 12, 14, 15, 24, 36, 37; II. 1, 7, 9, 12, 13, 15, 17, 20; III. 3 — 6, 8, 14, 30; IV. 2, 4, 5, 8, 9, 14, 15; c) Oden dithyrambiſchen Charakters, wie z. B. II. 19; III. 25; d) philoſophiſche Oden, wie z. B. Buch I. 1, 11, 22, 34; II. 2, 3, 10, 14, 15, 16, 18; III. 1, 2, 3, 16, 24;

IV. 7; c) Oden vermiſchten Inhaltes, mehr Lieder, wie z. B. Buch I. 4, 5, 8, 9, 13, 16, 20, 23 25, 27, 29, 32, 33, 36, 38; II. 4, 5, 6, 8, 12, 13, 18; III. 7—10, 12, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 27, 28; IV. 3, 8, 10, 13. Die Epoden ſind freie Nachahmungen der Weiſe des griechiſchen Dichters Archilochos; in den Epiſteln, mit denen Horaz eine neue Gattung einführte, ſpricht er ſich als praktiſcher Philoſoph in poetiſcher Form über Ereigniſſe des wirklichen Lebens aus; die Satiren endlich bedürfen keiner näheren Bezeichnung.

Wir laſſen hier nun die Proben ſeiner Art und Weiſe nach der eben angedeuteten Eintheilung in der Ueberſetzung von J. H. Voß hier folgen.

Religiöſe Oden.

Auf Apollo und Diana.

(I, 21.)

– ⏒ – ∪ ∪ – – ∪ ∪ – ∪ –
– ⏒ – ∪ ∪ – – ∪ ∪ – ∪ –
– ⏒ – ∪ ∪ – –
– ⏒ – ∪ ∪ – ∪ –

Singt Diana im Chor, blühende Mägdelein!
Singt den lockigen Gott, Knaben, den Cynthier!
Und Latona, die innig
Auserkohrne dem hohen Zeus!

Ihr erhebt ſie, die froh Ströme beſucht und Wald,
Ob er laubig entrag' Algidus kalten Höhn,

Ob ihn ſchwarz Erymanthus
Nähr', ob Gragus in hellem Grün!

Ihr nicht minder erhebt tempiſcher Thale Reiz,
Delos auch, wo Geburt, Knaben, Apollo fand:
Dem Geſchoß und des Bruders
Lyra blank um die Schulter prangt!

Mög' er Jammer des Kriegs, kläglichen Hunger und
Peſt, vom Volk und dem treu führenden Cäſar fern,
Perſern zu und Britannern
Machtvoll wenden auf euer Flehn!

An Venus.

(I, 30.)

– ∪ – ⏓ – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – ⏓ – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ – ⏓ – ∪ ∪ – ∪ – ⏓
– ∪ ∪ – ⏓

Venus du, der Gnidos gehorcht und Pafos,
O verſchmäh dein Cypros, und komm, wo flehend
Vielen Weihrauch Glycera ſtreut, zur ſchönen
Wohnung herüber!

Folge raſch dein feuriger Knab', und gurtlos
Dir der Anmuth Göttinnen, ſammt den Nymphen;
Auch, die wenig ohne dich reizt, die Jugend
Folge mit Hermes!

An Apollo.

(I, 31.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Was heiſcht, Apollo's heiligem Sitz genaht,
Der Sänger? was doch flehet er, neuen Saft
Der Schal' entgießend? Nicht die fette
Saat aus ſardiniſchen Fruchtgefilden;

Nicht ausgedörrter Kalaber ſtattliches
Hornvieh, auch Indus Gold nicht und Elfenbein;
Nicht Aecker, die der ſtumme Liris
Still mit geruhiger Welle naget.

Mit Cales Hippe bändige, wem das Glück
Ihn gab, den Weinſtock. Selber aus goldenen
Pokalen ſchlürf' ein reicher Kaufmann
Weine, mit ſyriſcher Waar' erhandelt:

Werth ſelbſt den Göttern; weil er im Jahre drei
Viermal des Atlas Brandungen ungeſtraft
Heimſuchet! Mir ſind Koſt Oliven,
Mir der Salat, und die leichte Malve.

Genuß des Eignen gieb zu Geſundheit mir,
Und, Sohn der Leto daß ich mit friſchem Geiſt,
Kein unrühmlich Alter
Lebe, noch ohne den Klang der Cither!

An Fortuna.

(I, 35.)

⏓ – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – –

O Göttin, huldreich waltend in Antium,
Die ſchnell entſcheidend nun aus dem Staub erhöht,
Was ſterblich aufwuchs, nun in Todes-
Klage den ſtolzen Triumph verwandelt!

Dich ruft, wer dürftig arme Gefilde baut,
Mit bangem Fleh'n; dir, Fluthenbeherrſcherin,
Weß' Barke voll Bithynerladung
Trotz der karpathiſchen Woge bietet.

Dir zagt der Daker Hord', und der Scyth' in Flucht,
Dir Städt' und Völker, Latiums Krieger dir,
Die Mütter auch der Barbarfürſten,
Und die gepurpurten Machtgebieter:

Daß nicht herunterſtürze dein Fuß mit Hohn
Die ſteh'nde Grundſäul', und das gedrängte Volk
Zu Waffen, was noch ſäumt, zu Waffen
Reg', und die Obergewalt zermalme.

Vor dir beſtändig gehet der grauſe Zwang,
Der ſtarke Balkennägel und Keile trägt
In ehrner Hand, auch ernſter Klammern
Nicht, und geſchmolzenes Blei's, ermangelt.

Dich ehret Hoffnung, ſeltene Treue dich,
Die weiß umhüllt nie deinem Geleit entſagt,

Wenn auch nach umgetauſchter Kleidung
Feindlich ein mächtiges Haus du räumeſt.

Treuloſer Pöbel weicht und die Buhlerin
Meineidig rückwärts; plötzlich, ſobald dem Faß
Verſiegt die Hef' iſt, flieh'n die Freunde,
Falſch dem gemeinſamen Joch entſchlüpfend.

Erhalte Cäſar'n, der zu den äußerſten
Britannen ausgeht, und die erleſene
Streitjugend, ſchreckenvoll Aurora's
Morgenbezirk' und dem rothen Weltmeer!

Uns reu't der Narben, und des Vergeh'ns, und ach!
Der Brüder! Was doch mieden wir eiſernes
Zeitalter? was doch blieb des Gräuels
Uns unberührt? wo enthielt die Jugend

Aus Götterfurcht ſich freveler That? wo ward
Altären Schonung? O den geſtümpften Stahl,
Auf neuem Ambos ſchmied' ihn gegen
Araber um, und den Maſſageten!

An Bacchus.

(II, 19.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Den Bacchus ſah ich fern in der Felſenbucht
Chortänze lehrend; (glaubet, ihr Enkel, glaubt!)

Ihm horchten Nymphen, und der Satyr
Spitzte das Ohr, und erhub den Geisfuß.

Euö! in friſcher Angſt noch erbebt das Herz,
Und voll von Bacchus ſtürmiſcher Seligkeit
Frohlockt es! Euö! ſchone, Liber,
Schone, der droht mit dem hehren Thyrſus!

Mir ziemt's, wie raſtlos tobt der Thyaden Schwarm,
Wie Wein entſprudelt, und wie in Bächen Milch
Hinſtrömt, zu ſingen, auch wie Honig
Aus dem gehöhletem Stamm herabträuft

Mir ziemt's, der Göttin Herrlichkeit, ſammt der Kron'
Im Sterngefunkel; auch wie des Pentheus Haus
Zerkrachte durch unſanften Einſturz;
Und wie der Thraker verdarb, Lykurgus.

Du beugſt den Waldſtrom, du das Barbarenmeer;
Du, hoch umtaumelnd einſame Klippenhöhn,
Durchzwängſt das Haar der Biſtoniden
Sonder Betrug mit der Natterfeſſel.

Du, als des Vaters Reiche der frevelnden
Giganten Aufruhr über die Jähn erklomm,
Zurück mit Löwenklau'n den Rhötus
Schleuderteſt du, und mit grauſem Rachen:

Obſchon dem Reih'ntanz fügſamer und dem Scherz
Und Spiel geachtet, weniger rüſtig du
Zum Kampfe ſchieneſt; dennoch warſt du
Gleich, wie im Frieden, im Sturm der Feldſchlacht.

Dich ſchaute harmlos Cerberus, als Gehörn
Von Gold dir blinkte, ſanft mit geregtem Schweif
Anſchmeichelnd; und dreizüngig leckend
Küſt' er des Scheidenden Fuß und Schenkel.

An Melpomene.

(IV, 3.)

– ◡ – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –

Wen, Melpomene, du einmal
Sah'ſt mit gütigem Aug', als er geboren ward:
Nicht wird ſolchen der Iſthmuskampf
Durch Fauſttugend erhöh'n; nicht in Olympia's

Rennbahn trägt ihn ein Sturmgeſpann,
Als Obſieger; auch nie führet in deliſchem
Lorbeerkranz den Eroberer,
Weil er malmte den Trotz ſchwindelnder Könige,

Glanzvoll zum Kapitol Triumph.
Aber Wellengeräuſch fruchtbarer Tiburau'n,
Und dichtgrünender Haine Nacht,
Wird äoliſchen Geiſt hoher Geſäng' ihm weh'n.

Der weltherrſchenden Romaburg
Anwachs würdiget mich in der gelobeten
Sänger heiligen Chor zu reih'n;
Und ſchon weniger nagt neidiſcher Zahn an mir.

O, die goldenem Saitenſpiel
Harmonieen entlockt, Göttin Pieria's!

O, die ſelber dem ſtummen Fiſch
Mächtig wäre des Schwans Töne nach Luſt zu leih'n!

Ganz dein Ehrengeſchenk iſt dies!
Daß der Finger des Volks mich im Vorübergeh'n
Als romaniſchen Lautner zeigt;
Daß ich lebt' und gefiel, wenn ich gefiel, iſt dein!

Geſang für die Feier des Jahrhunderts.

(IV. 16.)

–◡–⏓– ◡◡–◡–⏓
–◡–⏓– ◡◡–◡–⏓
–◡–⏓– ◡◡–◡–⏓
–◡◡–⏓

Knaben und Jungfraun.

Phöbus, und Waldherrſcherin du, Diana,
Himmelsglanz! Ihr, ſtetiger Ehre würdig,
Und nach Würd' ehrvoll! o verleih't, was fromm wir
Flehen am Hochfeſt:

Da der Schickſalsſpruch der Sibylla vorſchrieb,
Daß der Jungfrau'n Wahl, und der keuſchen Knaben,
Allen Schutzgottheiten der ſieben Hügel
Sänge das Chorlied!

Knaben.

Nährer Sol, deß leuchtender Wagen Tag uns
Offenbar't und hehlet, der ſtets ein andrer,
Stets derſelb' aufgeht, es erſcheine nichts dir
Größer denn Roma!

Jungfraun.

Die du ſanft vollzeitige Frucht eröffneſt,
Komm, o Eileithya, mit Heil den Müttern;
Oder ob Lucina du gern genannt wirſt,
Ob Genitalis!

Laß Geſchlecht fortblüh'n, und ſegn', o Göttin,
Wie der Frau'n Anmählung die Rathesväter
Vorbeſtimmt, ihr Ehegeſetz, das friſche
Sprößlinge wuchert.

Knaben und Jungfraun.

Daß, wenn eilf Jahrzehnte floh'n im Kreislauf,
Feſte Zeit Chorlieder erneu' und Spiele,
Welche durch drei Tag' und ſo viel der holden
Nächte gefei'rt ſein!

Und, o wahrheitſingende Mächt', ihr Parcen,
(Was ihr einmal ſpracht, und der Grenzbewahrer
Unverrückt anhält): zum erlebten füget
Gutes Verhängniß!

Unſer Land, von Früchten erfüllt und Heerden,
Weihe dankbar Aehrengeflecht der Ceres;
Aufgenährt durch Jupiters Luft und Regen,
Schwelle der Wachsthum.

Knaben.

Sanft und friedſam birg das Geſchoß, und hör' uns
Knaben, die demüthig dir fleh'n, Apollo!

Jungfraun.

Sternenfürſtin, hell im Gehörn, o hör' uns,
Luna, die Mägdlein!

Knaben und Jungfraun.

Wenn durch euch ſich Roma erhub, und Troja's
Edle Schaar ausſtieg an Etruskerufer,
Auf Geheiß umtauſchend die Stadt und Laren,
Glückliches Laufes:

Sie, vom Mordbrand' Ilios unbeſchädigt,
Der der Held Aeneas, dem Fall der Heimath
Fromm entrückt, Bahn öffnete, mehr gewährend,
Als ſie daheim ließ:

Götter, Zucht und Sittlichkeit gebt der Jugend,
Götter, gebt friedſelige Ruh dem Alter,
Gebt Quirinus Volke Gedeih'n und Anwachs,
Jegliche Zierd' auch!

Und warum euch flehet mit weißen Rindern
Venus und Anchiſes erhab'ner Sprößling,
Das erlang' er, Kriegenden ſtark, bezwungnen
Feinden ein Milder!

Knaben.

Seinem Arm, ſchon furchtbar im Meer und Erdreich,
Zagt der Med' angſtvoll, und den Beilen Alba's;
Schon begehrt Ausſprüche der Scyth', ein Stolzer
Neulich der Ind' auch!

Jungfraun.

Treue ſchon, und Frieden, und Ehr', und Unſchuld
Reiner Vorwelt kehrt, und verſäumte Tugend,
Unbeſorgt; ſchon pranget daher mit vollem
Horne der Segen!

Knaben.

Er, der Augur, herrlich im Glanz des Bogens,
Phöbus, er holdſelig den neun Camönen,
Welcher durch Heilkunde des kranken Leibes
Matte Gelenk' hebt:

Wenn geneigt Palatiums Höh'n er anſchaut:
Wird er Roma's Macht und Latinerwohlfahrt
Stets vom Luſtrum fort zu dem beſſern Luſtrum
Dehnen auf ewig!

Jungfraun.

Auch Diana, welche den Aventinus
Ueberherrſcht und Algidus, horcht der Funfzehn-
Männer Fleh'n, und neiget das Ohr gefällig
Bitten der Kinder!

Knaben und Jungfraun.

Daß mich Zeus anhör', und die Götter alle,
Dieſer Hoffnung froh und gewiß entwandr' ich
Heim, ich Phöbus Herrlichkeit und Diana's
Preiſender Feſtchor.

Heroiſche Oden.

An Agrippa.

(I, 6.)

– ⏓ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡
– ⏓ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡
– ⏓ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡
– ⏓ – ◡ ◡ – ◡ –

Dich verkünd' im Geſang Varius, tapfrer Held
Und Obſieger der Feind', er ein Mäonenſchwan;

Was in Schiffen auch je, oder zu Roß, das Heer,
Deiner Führung getroſt, vollbracht.

Uns, Agrippa, gewährt ſolches zu ſingen nicht,
Noch den ſchrecklich im Trotz eifernden Peleusſohn,
Noch Meerirren des zweifältigen Ithakers,
Noch des Pelops ergrimmten Stamm,

Unſer Muth, zu gering' Höherem: weil die Schaam,
Und unkriegriſchen Ton ſtimmende Muſe winkt,
Cäſar's, o des empor ragenden, Lob und dein's,
Nicht zu ſchwächen durch Geiſtes Schuld.

Wer wohl möchte den Mars im diamantenen
Harniſch würdig erhöh'n? wer den Meriones,
Schwarz von troiſchem Staub'? oder wie Pallas Macht
Göttern ähnlichte Tydeus Sohn?

Nur vom fröhlichen Schmaus, nur von dem Mädchenkampf,
Wann ihr Nagel geſtümpft Jünglingen tapfer droht,
Singen wir, ob gelöſ't, ob in der Feſſel noch,
Flatternd nach dem Gebrauch und leicht.

Des Nereus Weiſſagung.

(I, 15.)

– ∪ – ∪ ∪ – – ∪ ∪ – ∪ –
– ∪ – ∪ ∪ – – ∪ ∪ – ∪ –
– ∪ – ∪ ∪ – – ∪ ∪ – ∪ –
– ∪ – ∪ ∪ – ∪ –

Als durch Wogen der Hirt auf dem Idäerſchiff
Treulos Helena fuhr, gaſtlichem Heerd entwandt;
Jetzt durch läſtige Ruh hemmte der Winde Flug
Nereus, daß er Geſchick des Grau'ns

Ihm weiſſagete: Heim führſt du mit böſer Schau,
Die durch Kraft und Gewalt Gräcia wieder heiſcht;
Unheil ſchwört ſie geſammt deiner Verehlichung,
Und des Priamus altem Reich.

Ha, wie ſtrömet dem Gaul, ſtrömet dem Manne bald
Schweiß? Welch Todtengewühl regſt du dem Dardaner
Abſtamm! Schon mit dem Helm, ſchon mit der Aegis ſtürmt
Pallas her, mit Geſpann und Wuth!

Fruchtlos kühn auf den Schutz deiner Idalia,
Kämmſt du Locken dem Haar, und für der Weiber Ohr
Mengſt du holden Geſang weichlichem Lautenton!
Fruchtlos, daß im Gemach dem Dräu'n

Grauſer Speer', und dem Stahl gnoſiſcher Rohre du
Ausweichſt, und dem Getöſ', und dem ereilenden
Ajax! doch, o zu ſpät! liegt das verbuhlte Haar
Einſt von blutigem Staub' umklebt!

Nicht den Ithakerheld, deiner Gefreundeten
Unheil? Neſtor auch nicht ſchau'ſt du, den Pylier?
Dorther drängt unverzagt Salamins Teukros dich,
Dort dich Sthenelus, wohl des Kampfs

Kundig, oder wenn's gilt Roſſe zu lenken, nicht
Träger Wagengenoß! Bald auch Meriones
Kennſt du! Siehe, da tobt, dich zu erſpäh'n, voll Grimms
Tydeus Sohn, dem der Vater weicht!

Welchen du, wie der Hirſch, wann er daher im Thal
Annah'n ſahe den Wolf, labendes Gras vergißt,

Mit hochathmender Angſt fliehest, o Weichling du,
Der ein anderes Ihr verhieß!

Zornvoll längen den Tag Dardanus alter Burg
Und den troiſchen Frau'n Krieger um Peleus Sohn;
Nach umrollender Friſt äſchert achäiſcher
Brand die Wohnungen Ilions!

Auf den Tod der Kleopatra.

(1, 37.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Nun froh gebechert! nun mit dem Fuß den Grund
Geſtampft in Freiheit! nun ſaliariſchem
Feſtmahl die Polſterpracht der Götter
Ward, o Genoſſen, vergönnt zu breiten.

Nicht ziemt uns ehmals Cäkuber, vorgelangt
Aus Ahnenzellen, während die Königin
Dem Capitol Umſturz in Wahnſinn,
Tod dem gewaltigen Reich beſtimmte,

Mit ſchandbeladnem Schwarme des kränkelnden
Halbmannsgeſchlechtes, Alles zu hoffen frech,
Die ganz vom Taumelkelch Fortuna's
Trunkene! Doch es verſchwand die Wuth ihr,

Als kaum den Feuern eines der Schiff' entrann;
Den Geiſtesſchwindel, den Mareotiker
Aufbrauſ'te, ſchuf zu wahrem Schrecken
Cäſar, vom Italerſtrand mit Rudern

Den Flug verfolgend (ſo wie der Habicht folgt
Kraftloſen Tauben, ſo wie dem Haſen raſch
Nachſetzt der Weidmann durch beſchneites
Hämonerfeld), daß er ſchläng' in Feſſeln

Das Grau'n des Schickſals! welche, den edleren
Ausgang ſich ſuchend, weder das Schwert als Weib
Verzagend hob, noch neuer Winkel
Schutz mit beſchleunigter Flott' erſtrebte;

Kühn, anzuſchau'n die liegende Königsburg
Mit heitrem Antlitz, tapfer zu faſſen auch
Grimmvolle Nattern, um ihr ſchwarzes
Gift in den ſtarrenden Leib zu ſaugen;

Nach abgewognem Tode noch trotziger;
Liburnerjachten neidend den grauſen Stolz,
Wenn würdelos ſie zum Triumphzug,
Nicht ſie ein niederes Weib! entführt ward.

An Mäcenas.

(II, 20.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Ein nicht gewohnter Fittig, noch ſonder Kraft,
Trägt umgeformt mich durch die geklärten Höh'n
Den Seher; nicht im Erdenſtaube
Weil' ich hinfort, und zu groß der Scheelſucht

Laſſ' ich die Städte! Nein, ich Entſproſſener
Der armen Eltern, nein, den „Geliebter" du

Oft nennſt, Mäcenas, nimmer ſterb' ich;
Nimmer umſchränkt mich der Styx Gewäſſer!

Schon, ſchon erhartet rauher am Fuß hinab
Die Haut, und, ſchneeweiß werd' ich gefittiget
Von oben weich und glatt umſproſſen
Flaume die Finger umher und Schultern!

Raſch vor dem dädaläiſchen Ikarus,
Umſchweb' ich dumpfe Bosporusufer ſchon,
Gätulerſyrten ſchon, ein Vogel,
Und hyperboriſche Flur, mit Wohlklang!

Mich wird der Kolcher, und, der des Marſen Furcht
Verhehlt, der Daker kennen, und äußerſte
Geloner; mich Iberer kundig,
Und wer den Rhodanus trinkt, vernehmen!

Der Scheinbeſtattung ſchweige die Nänie,
Und niedre Wehklag', Aechzen und Jammerton!
Hemm' allen Zuruf, und entferne
Mir die vergebliche Pracht des Grabmals!

Auf den vergötterten Auguſtus,
den Bezwinger des Antonius,
der ein oſtrömiſches Reich zu ſtiften vorhatte.
(III, 3.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Wer, Gutes wollend, männlich beharrt im Sinn,
Kein Bürgeraufruhr Böſes verlangender,

Kein grimmes Droh'n im Herrſcherantlitz
Rückt ihm den felſigen Muth, noch Auſter,

Deß Macht die Abgründ' Adria's wild empört,
Noch Zeus des donnerſtrahlenden großer Arm;
Zerſchellte hoch des Aethers Wölbung,
Schreckenlos ſteht er, umkracht von Trümmern.

Durch ſolchen Geiſt hat Pollux und Herkules,
Der Erdumwandrer, Aetherpaläſt' erſtrebt,
Zu welchen hingelehnt Auguſtus
Nektar mit purpurnem Mund' empfähet.

Durch ſolchen würdig, Vater Lyäus, bogſt
Du deiner Tiger ſträubende Hälſ' in's Joch,
Und fuhrſt einher; ſo floh Quirinus
Acherons Pfuhl mit den Roſſen Mavors,

Nachdem im Rathkreis froher Olympier
Dies Juno ausſprach: Ilios, Ilios
Hat jener ſchickſalvolle Richter,
Buhleriſchfrech, und das Weib des Auslands

In Staub gewandelt; die, da Laomedon
Bedungnes Lohnes täuſchte die Ewigen,
Mir und der keuſchen Pallas Abſcheu
Ward mit dem trügenden Volk und König.

Nicht mehr, o Sparta's Buhlerin, glänzet dein
Lobloſer Gaſt; nicht hemmet des Priamus
Meineidig Haus annoch Achäa's
Streitbare Macht mit dem Arme Hektors.

Der Krieg, den Götterſpaltungen dehneten,
Hat ausgewüthet. Werde hinfort des Zorns
Unmuth zugleich, und, welchen Troja's
Prieſterin trug, der verhaßte Enkel,

Geſchenkt dem Mavors. Wandele jener nun
Zur lichten Wohnung, koſte den Nektarſaft;
Und ruh', ich duld' es, mitgezählet
Unter der wonnigen Schaar der Götter.

Weil langer Meerfluth Brandungen Ilios
Von Roma ſondern, ſein die Verbannten ſonſt
Ringsum in Herrſchermacht beſeligt!
Weil noch auf Priamos Grab' und Paris

Das Rind einhertrabt, und ungeſtraft das Wild
Die Säugling' einhüllt; ſtehe das Kapitol
Glanzreich, und Roma, ſtolz der Obmacht,
Gebe Geſetz dem bezwungnen Meder!

Weithin in Ehrfurcht werde gehört ihr Nam'
Im fernſten Erdraum: dort wo die Mittelfluth
Europa trennt vom Afer, dort wo
Nilus im Schwall die Gefilde wäſſert:

Wann ungegrabnes Gold, das am beſten liegt
Im tiefſten Erdſchacht, tapferer ſie verſchmäht,
Als ſchnödem Brauch der Menſchen frech mit
Alles entweihender Hand hervorzwingt.

Wo je des Weltrunds Grenzen ihr widerſteh'n,
Sie komm' und ſiege, froh den Bezirk zu ſchau'n,
Den ungezähmte Gluth, den kalter
Nebel durchtobt und des Thau's Getröpfel.

Doch ſo bedingt ſei Romulus tapfrem Volk
Dies Loos geweiſſagt, daß ſie der Ahnen nicht
Zu eingedenk, voll Selbſtvertrauens,
Wieder erbau'n die zerfall'ne Troja.

Verjüngt ſich Troja, flugs mit entſetzlicher
Vorſchau der Vögel kehret Verderb und Graus;
Selbſt führ' ich dann die Siegerſchaaren,
Ich, die Vermählte dem Zeus und Schweſter!

Ob dreimal aufſteig' eherner Mauren Trotz
Durch Kraft des Phöbus; dreimal zertrümmere
Sie mein Argeer, dreimal klage
Kinder und Mann die gefangne Gattin!

Nicht ſolches ziemet ſcherzendem Saitenſpiel.
Was, Muſe, ſtrebſt du? End', o vermeſſene,
Zu reden, was vor Göttern tönt', und
Großes in kleinem Geſang zu ſchmälern.

Auf Cäſar's Heimkehr.

(III, 14.)

– ◡ – ◡ – ◡ ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ ◡ – ◡

Der, o Volk, gleich Herkules jüngſt, dem Ruf nach,
Sich mit Tod' auslösbaren Lorber ſuchte,
Cäſar, aus hispaniſchem Land' ein Sieger,
Grüßt die Penaten.

O die Sein, des Einzigen! frohe Gattin
Wandle vor, nach ſchuldig gebrachtem Opfer;
Auch des Feldherrn Schweſter voll Luſt; und, feſtlich
Tragend den Schleier,

Sie der Jungfrau'n Mütter, und neuerhaltner
Jünglingsſchaar! Ihr Knaben, und ihr, o Mägdlein,
Schon des Ehmanns kundig, erwehrt euch übel
Deutender Worte!

Dieſer Tag ſoll redlich gefei'rt mir alle
Schwarze Sorg' austilgen. Mich ſchreckt nicht Aufruhr,
Noch gewaltſam raffender Tod, da Cäſar
Ordnet den Erdkreis.

Geh', mir Salb', o Knabe, geholt, auch Kränz', und
Einen Krug, der marſiſche Fehd' hinaufdenkt;
Wenn vielleicht vor Spartacus wildem Schwarme
Sich ein Geſchirr barg.

Auch des Wohllauts Freundin Neära, ſag' ihr's,
Sammle raſch ihr würziges Haar im Knoten.
Wenn Verzug dir wird vom verhaßten Pförtner,
Eile von dannen.

Sanfter ſtimmt abbleichendes Haar den Muth mir,
Voll Begier nach Zank und empörtem Hader.
Nicht ſo etwas trüg' ich, entflammt von Jugend,
Unter dem Plancus!

Lob des Druſus.

(IV, 4.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

So wie den donnertragenden Adeler,
Dem Zeus die Herrſchaft ſtreifender Vögel gab,
Der Götter Fürſt, ihn treu erfahrend
Bei Ganymedes dem blondgelockten,

Vormals die Jugend und die ererbte Kraft
Dem Neſt entdrängt', unkundig der Arbeit ihn,
Und milder ſchon nach dunklen Schauern,
Lenzliche Wind' ungewohnte Schwüng' ihm,

Dem bangen Neuling, lehreten; bald zur Hürd'
Als Feind ihn abſtürzt feuriger Ungeſtüm;
Nun gegen Drachenbrut, die anringt,
Treibt die Begierde des Mahls und Kampfes:

So wie im fröhlich nährenden Thal das Reh
Ihn, dem die falbe Mutter die Bruſt verbot,
Den milchentwöhnten Leun, vom jungen
Zahne beſtimmt zu verbluten, ſahe:

So ſah'n am Abhang rhätiſcher Alpenhöh'n
Mit Krieg den Druſus walten Vindeliker:
(Woher entſtammter Brauch aus Urzeit
Dort amazoniſcher Axt Bewaffnung

Der Rechten darbot, lehnt' ich zu forſchen ab;
Nicht Alles durchſchau'n dürfen wir!) doch die lang'

Und weit umher ſiegreichen Schaaren,
Wieder durch Jünglingsrath beſieget,

Empfanden, was doch Seele von edlem Trieb,
Wohl aufgenähret unter des Heiles Dach,
Vermochte, was Auguſtus Vater-
Herz für die Söhne vom Stamm des Nero.

Ein gut Geſchlecht wird Guten und Biederen;
Am Roß erſcheint, am Farren erſcheint der Muth
Der Väter; nicht wehrloſe Tauben
Werden gezeugt vom beherzten Adler.

Doch Lehre fördert innerer Tugend Keim,
Und rechter Anbau ſtärkt mit Gedeih'n das Herz;
Sobald der Sitten Zucht ermangelt,
Schänden, was edel entſproß, die Laſter.

Was du, o Roma, deinen Neronen dankſt,
Zeug' iſt Metaurus Strömung und Asdrubals
Hinſturz, und nach verſcheuchtem Dunkel
Latiums herrlicher Tag in Klarheit,

Der hold zuerſt anlächelt im Ueberfluß;
Da graß der Afer Italerſtädte durch,
Wie Gluth durch Kiengehölz, wie Eurus
Durch die ſikuliſche Wog', einherfuhr.

Nunmehr erhub ſich glücklicher ſtets im Kampf
Die Römerjugend, und von entweihendem
Karthageraufruhr öde Tempel
Stellten empor die geſtürzten Götter.

Und endlich ſprach der trügende Hannibal:
Den Hirſchen ähnlich, reißender Wölfe Raub,
Verfolgen wir ſie ſelbſt, die wahrlich
Meiden und flieh'n wie ein Hochtriumph iſt!

Dies Volk, das kraftvoll, iliſchem Brand entrückt,
Durch Sturm der Tuskerwogen ſein Heiliges,
Und Söhn' und hochgereifte Väter
Trug in das Reich der Auſonenburge:

Wie wenn die Steineich' Aexte mit Macht behau'n
Auf Höh'n des dunkellaubigen Algidus;
Durch Schaden, durch Gemord', entlehnt es
Muth und Gewalt von dem Eiſen ſelber!

Nicht wuchs die Hydra ſtärker aus Wund' erneut
Dem, als beſiegt ſchon, eifernden Herkules;
Nicht nährt' ein größres Ungeheuer
Kolchis im Schooß, und Echions Thebe!

Verſenkt's in Meerfluth, herrlicher ſteigt's hervor;
Ringt gegen, plötzlich ſtreckt es in friſcher Kraft
Den Sieger preisvoll, und vollendet
Kämpfe, der Göttin Wonnerzählung!

Nicht fürder ſend' ich ſtolze Verkündiger
Zu dir, Karthago! Nun iſt entfloh'n, entfloh'n!
Die Hoffnung ganz und unſres Namens
Ehre, da Asdrubal ſank, geſchwunden!

Nichts, wahrlich, was nicht Claudierarm vollbringt!
Dieweil mit Segenswinke ſie Jupiter
Vertheidigt, und ſtetswache Sorgfalt
Löſet aus ſpitzigen Zähn des Krieges!

Dithyrambiſche Ode.*)

An Bacchus.

(III, 25.)

Wohin rufſt du mich, Bacchus, voll
Deiner? welche Gehölz' eil' ich und Klüft' hindurch,
Wild vom ſeltſamen Geiſt? o wo
Hört mich Felſengewölb' ihn, des ungleichbaren

Cäſar's ewigen Preis mit Gluth
Zu den Sternen erhöh'n, und in den Rath des Zeus?
Großes ſing' ich, und Neues, was
Nie geſungen ein Mund! So, auf den Höhen ſtaunt,

Wach vom Schlummer, die Euias,
Wann ſie Hebrus, und fern Thrakia, weiß im Schnee,
Anblickt, und wie vom Barbarfuß
Ganz der Rhodope ſchwärmt: ſo mich verirreten

Freu'n der Bord' und des öden Hains
Wonnenzückungen! O! du der Najaden Hort,
Und Bacchantengewühls, das ſtark
Mit der Hand die emporragende Eſch' entbricht!

---

*) So auch unter den vorhergehenden relig. Oden II, 19.

Nicht ſei klein und geniedrigt mir,
Nicht ſei ſterblich der Ton! Süße Gefahr! Jo
Bacchus! gerne gefolgt dem Gott,
Der mit grünendem Weinlaube die Schläfen kränzt!

Philoſophiſche Oden.

An Mäcenas.

(I, 1.)

–◡ –◡◡– –◡◡– ◡–

O Mäcenas, Geſchlecht ähnlicher Könige,
Du mir waltender Schutz, wonnige Zierde mir!
Viel ſind, welche den Staub, Renner Olympia's,
Aufzuwölken erfreut, und das mit glühendem
Rad' umflogene Ziel und der Verherrlichung
Palm', als Herrſcher der Welt, hoch zu den Göttern hebt.
Dieſen, wenn der beſtandloſen Quiriten Schwarm
Zu dreidoppelter Ehr' ihn zu erhöhen ringt;
Jenen, wenn ihm geſammt eigene Speicher füllt,
Was des Libyerlands Tennen entfeget ward.
Wer ſein väterlich Feld muthig mit ſcharfem Karſt
Aufwühlt; biete ſogar Schätze des Attalus,
Nie wird ſolcher bewegt, daß er in Cyprus Boot
Die myrtoiſche Fluth bange durchſegele.
Wann des Afrikus Kampf Jkarus Weg' empört,
Zagt der Krämer, und Ruh lobt er, und ſeiner Stadt
Segensgegenden; bald zimmert er neu des Schiffs
Lecken Rumpf, und verſchmäht arme Genügſamkeit.
Auch iſt, welcher den Trunk altendes Maſſikers,
Und an nächtlichen Schmaus Stunden des Tags zu reih'n,
Nicht verachtet, geſtreckt unter des Arbutus

Hellgrün, oder an ſanft plätſchernden Nymphenborn.
Dem iſt Lager und Wall, und zu Trompetenklang
Heller Zinke Verein, Seligkeit, und der Krieg,
Den die Mutter verwünſcht. Jupiters kalte Luft
Trägt der Weidner, und nicht er der jungen Frau,
Ob ihm etwa den Hirſch wackere Hund' erſahn,
Ob des Marſergebirgs Eber das Garn durchbrach.
Mich hat Epheu, der Kranz edler Begeiſterung,
Himmelsmächten geſellt; mich hat der kühle Hain,
Und die Nymphen im Chor ſchwebend mit Satyren,
Abgeſondert vom Volk: wenn mir den Flötenhall
Nicht Euterpe verſagt, noch Polyhymnia
Lesbos tönendes Spiel mir zu beſaiten flieht.
So du mich in die Reih'n lyriſcher Seher fügſt;
Ragend ſtreck' ich das Haupt zu dem Geſtirn empor.

An Leukonoe.

(I, 11.)

– ⏓ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –

Nicht vorwitzig geforſcht, gĕgen Verbot, was, o Leukonoe,
Mir zum Looſe, was dir Götter beſtimmt; noch babyloniſche
Wunderzahlen verſucht! Beſſer fürwahr dulden wir, was auch kommt:
Ob mehr Winter annoch, oder ob Zeus dieſen zuletzt beſchied,
Der nun gegen des Strands Felſengeklüft dort das Tyrrhenermeer
Abarbeitet! Sei klug! Wein uns geklärt, und in den engen Raum

Lange Hoffnung beſchränkt! Mitten im Wort flieht uns die neidiſche
Jugend! Raffe den Tag, nicht um ein Haar trauend dem folgenden!

An Salluſtius Criſpus.

(II, 2.)

⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓
– ⏑ – ⏓ ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓
– ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏓

Weder Farb' hat Silber noch Glanz, das geizig
Uns die Erd' einhüllt, o du Feind des Bleches,
Wenn es nicht, Salluſtius Criſpus, blank wird
Weiſem Gebrauche.

Fernen Zeitraum lebt Proculejus Name,
Wohlbekannt durch väterlich Thun an Brüdern;
Ihn erhebt auf ſtets ungelöſ'tem Fittig
Fama zur Nachwelt.

Größer iſt dein Reich, wenn du Gier des Geiſtes
Bändigſt, als ob Libya du der fernen
Gadesflur anreihteſt, und beide Pöner
Dienten dir Einem.

Gräßlich ſchwillt, ſich labend, die Waſſerſucht auf;
Nie entweicht ihr Durſt, wo der Krankheit Urſtoff
Nicht dem Blut ausgor, und gebleichter Glieder
Flüſſige Schlaffheit.

Cyrus Thron nahm wieder und herrſcht Phraates;
Doch, dem Volk mishellig, enthebt die Tugend
Ihn der Zahl Glückſeliger und des Pöbels
    Falſche Benamung

Straft ſie ernſt: Herrſchaft, Diadem und Obmacht
Dem allein zuſichernd, und ſteten Lorber,
Der auf Goldanhäufung mit nimmer ſcheelem
    Auge hinabblickt.

An Dellius.

(II, 3.)

⏓ – ⏑ – ⏓   – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏓ – ⏑ – ⏓   – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Erhalte ſorgſam, waltet die böſe Zeit,
Dein Herz in Gleichmuth, doch in der guten auch
  Von ungezähmtem Wonnetaumel,
    Dellius, rein! o du Raub des Todes:

Ob du in Kummer jegliche Friſt gelebt;
Ob feiertäglich auf der geheimen Au
  Zurückgelehnt du dich beſeligt
    Mit dem verwahrteren Krug Falerners.

Wo helle Pappel, luftiger Pinie
Geſellt, das froh einladende Laubgewölb'
  Ausbreitet, und durch krumme Windung
    Aengſtlich der Quell wie im Flug herabbebt:

Hier Wein' und Salben, und, der zu bald verwelkt,
Des Roſenhaines blühenden Schmuck gereicht;

Nun Wohl und Alter und der Schickſals-
Göttinnen dunkles Gewirk es gönnet.

Du räumſt den Ankauf waldiger Berg', und Haus,
Und Hof, den gelblich netzet der Tiberis;
Du räumſt! und was an ſtolzem Reichthum
Hoch du gehäuft, das beherrſcht ein Erbe.

Sei reich, von altem Inachusſtamm entſproßt,
Kein Unterſchied! ſei arm und ein Niedriger
Des Volks, gedeckt vom blauen Himmel:
Opfer entrafft ohn' Erbarmen Orkus!

All' Eine Straße müſſen wir; Allen rauſcht
Die Urn' in Umſchwung: früher und ſpäter fällt
Das Loos des Schickſals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu ſetzen.

An Licinius.

(II, 10.)

– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ – ◡ – ◡ ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ ◡ – ⏓

Wohl gelebt, Licinius, wenn man weder
Hohes Meer ſtets hält, noch, dieweil dem Sturmwind
Man in Angſt ausbeuget, zu dicht dem falſchen
Strande ſich andrängt.

Wer die Segnung goldenes Mittelſtandes
Auserkohr, ſcheut ſicher der abgemorſchten
Hütte Wulſt, ſcheut mäßig beneidenswerthe
Pracht des Palaſtes.

Oefter wankt vom Winde bewegt der Fichte
Rieſenwuchs; viel ſchmetternder kracht hinunter
Hoher Thürm' Einſturz; und es ſchlägt des Berges
Gipfel der Donner.

Stets im Unglück hofft, und im Glück beſorget
Andren Schickſalswurf, wer das Herz mit Weisheit
Vorbericth. Mißförmige Winter ſendet
Zeus, und der ſelbe

Fernt ſie. Nicht was jetzo dich quält, wird künftig
Alſo ſein. Oft weckt den Geſang der Muſe
Durch der Laut' Aufruf, und Geſchoß nicht immer
Spannet Apollo.

Wenn dich Noth einengt; unerſchrocknes Muthes,
Ringe mannhaft an: doch zugleich bedachtſam
Eingeſchürzt im allzu erhobnen Fahrwind
Schwellende Segel!

An Poſtumus.

(II, 11.)

⏑ – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Wie rollen flüchtig, Poſtumus, Poſtumus,
Die Jahr' hinunter! Frömmigkeit bringet nicht
Den Runzeln und dem Drang des Alters
Zögerung, noch unbezwungnem Tode.

Nein, ob du, Freund, drei Hunderte jeden Tag
Dem thränenloſen Pluto der Farren weihſt
Zur Sühnung, der den dreimal großen
Geryon, Tityos auch, im finſtern

Gewäſſer einſchränkt: ſiehe, wo Alle wir,
So viel der Erde Nahrungen wir empfahn,
Hinüberſchweben; ſein wir Herrſcher,
Sein wir der ärmlichen Flur Beſteller.

Umſonſt wird Mavors blutiger Kampf geſcheut,
Und dumpfer Brandung Strudel im Adria;
Umſonſt im ſchwülen Herbſt entflieh'n wir
Bange der Peſt, die der Auſter anhaucht.

Doch ſeh'n wir pechſchwarz irren des ſäumigen
Kocytus Strömung, und Danaidenbrut
Voll Schmach, und peinlich langer Arbeit
Siſyfos, Aeolos Sohn, verurtheilt.

Auch Erd' und Wohnung und das getreue Weib
Verlaſſen mußt du; keiner der Bäum' auch dort
Wird außer ernſten Grabcypreſſen,
Dich, der ſo kurz ſie gepflegt, begleiten.

Ein Erbe ſchwelgt dann, werther des Cäkubers,
Den hundert Riegel kerkerten, und befleckt
Den Marmorgrund mit ſtolzem Nektar,
Welcher ein Pontifermahl beſchämet.

Die eitle Größe.
(III, 1.)

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Verhaßte Meng' Unheiliger, fern hinweg!
Seid ſtill in Andacht. Frommen Geſang, wie vor
Nie ſcholl, ein Muſenprieſter, ſing' ich
Blühenden Knaben zugleich und Jungfrau'n.

Der Herrſcher, furchtbar eigenem Völkerſchwarm,
Obherrſcher ſelbſt auch bändiget Jupiter:
Der, durch Gigantenſturz geherrlicht,
Alles mit heiligem Wink beweget.

Sei, daß ein Mann wo räumiger ordene
Weinbäum' in Aeckern, dieſer von ältrem Stamm
Abſteig' um Ehrenamt zum Marsfeld,
Dieſer an Ruhm und erhöht an Sitten

Wetteifre, jenem größere Folgerſchaar
Anhang': in gleicher Satzung verlooſ't der Zwang
Des hohen Schickſal und des Niedern;
Alle vereint und bewegt die Urne.

Wem ſchrecklich blinkend auf das verruchte Haupt
Ein Schwert herabhängt; nie wird ſikuliſcher
Feſtſchmaus ihm Wohlgeſchmack erkünſteln,
Vogelgeſang und Guitarr' ihm nimmer

Den Schlaf zurückzieh'n. Ruhiger Schlaf verſchmäht
Die niedre Wohnung ländlicher Männer nicht

Vornehm, und grünumwölbtes Ufer,
Oder ein Tempe, geregt vom Weſthauch.

Wer, was genug iſt, dieſes allein verlangt,
Den ſtöret niemals tobender Meertumult,
Niemals, wann ungeſtüm Arkturus
Sinkt mit Orkan, und ſich hebt das Böcklein;

Auch nie der Weinhöh'n ſchmetternder Hagelſchlag,
Und Trug des Feldes, wo den Erguß der Baum
Nun ſchuldigt, nun den Landverſenger
Sirius, nun den geſtrengen Winter.

Geengt erkennen Fiſche die Meeresfluth
Von eingeworfnen Dämmungen. Weit umſchaart
Senkt Felſenblöck' hinab der Werkmann
Sammt dem Geſind', und der ſtolze Eigner,

Das Land beekelnd. Aber die Angſt und Droh'n
Steigt nach, wohin der Eigener. Nimmer weicht
Vom ehrnen Orlogsſchiff, es ſitzt
Hinter dem Reiter auch ſchwarz die Sorge.

Wenn kranken Sinn nicht phrygiſcher Marmor denn,
Nicht mehr als ſternhell ſchimmernder Purpure
Gebrauch beſänftigt, noch Falerner-
Reb', und Achämenes edles Koſtum;

Warum beneidenswürdige Pfoſten mir,
Und ſtolz in neuem Prunke den Saal erhöh'n?
Warum für mein Sabinerthal mir
Tauſchen gemühtere Pracht des Reichthums?

An Torquatus.

(IV, 7.)

– ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑⏑ –
– ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑⏑ –

Weggefloh'n iſt der Schnee; ſchon kehrt dem Gefilde die Graſung,
Bäumen das grünende Laub.
Jugendlich wechſelt die Flur, und tiefer gezwängt in den Ufern
Rollen die Bäche vorbei.

Nymphen geſellt, wagt jetzo die Grazie ſammt den Geſchwiſtern,
Nackt zu ſchweben im Tanz.
Nichts Unſterbliches hoffe! ſo mahnet das Jahr, und die Hora,
Raffend den heiligen Tag.

Kälte verthau't im Weſte; den Lenz drängt heftiger Sommer,
Gleich zu entfliehen beſtimmt,
Wann vielfarbige Früchte der Herbſt ausſchüttete; bald dann
Kehret der läſſige Froſt.

Doch was dem Himmel entſchwand, das erneu'n ſchnellwandelnde Monde:
Wir nur, verſanken wir dort,
Wo Aeneas der Held, wo machtvoll Tullus und Ancus,
Schatten ja ſind wir und Staub.

Wer doch weiß, ob hinzu der heutigen Summe den Morgen
Füge der Ewigen Rath?

Alles entgeht des Erben begierigen Händen, ſo viel du
Schenkteſt dem fröhlichen Muth.

Sankſt du Einmal hinab, und ſprach dort über dich Minos
Seinen erhabenen Spruch;
Nicht, Torquatus, der Stamm, nicht deine Beredſamkeit, nicht auch
Stellt dich die Frömmigkeit her.

Selbſt ja Diana erlöſ't den keuſchen Hippólytus niemals
Aus acherontiſcher Nacht,
Auch nicht Theſeus ſprengt mit Gewalt die letheiſchen Feſſeln
Seinem Pirithous ab.

Oden vermiſchten Inhalts.

An Seſtius.

(I, 4.)

— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, ⏑⏑ — ⏑⏑ | — ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑

Winternde Kälte verthau't dem Favonius und dem ſchönen Frühling;
Und trockne Kiele dreht die Wind' am Meerſtrand.
Nicht mehr freut das Vieh ſich der Stallungen, noch des Heerds der Pflüger;
Nicht ſchimmert nun von grauem Reif der Anger.

Tänze nunmehr mit Geſang führt Cypria, weil der Mond herabblickt;
Und Grazien, zu Nymphen hold geſellet,

Heben der ſtampfenden Tritt' Abwechſelung: doch Vulkanus glühend
Entflammt der Donnerſchmiede grauſe Werkſtatt.

Jetzt um das glänzende Haupt, ſo ziemet es, Myrtengrün gewunden,
Auch Blumen, die das lockre Band uns darbeut!
Jetzt auch ziemt, in der Hain Umſchattungen Faunus Macht zu feiern;
Er fordr' ein Schaflamm, oder heiſch' ein Böcklein.

Pocht doch der bleichende Tod nicht ſäumiger, als an Armer Obdach
An Königsburg'? O Seſtius, beglückter!
Eng iſt das Leben beſchränkt, und wehret dir langgedehnte Hoffnung.
Bald bringt dich Nacht, und Fabelreich der Manen,

Und das plutoniſche Haus, das nichtige! Wenn du dorthin wanderſt,
Nicht looſeſt du das Königthum des Weines,
Nicht auch entzückt dich der Reiz des Lycidas, dem ein jeder Jüngling
Nun glüht, und bald die Mägdelein entlodern.

An die Lyra.

(I, 32.)

– ◡ – – – ◡ ◡ – ◡ – –
– ◡ – – – ◡ ◡ – ◡ – –
– ◡ – – – ◡ ◡ – ◡ – –
– ◡ ◡ – –

Uns verlangt man! Wenn ich mit dir im Schatten
Je geſchäftlos ſcherzte, was dieſes Jahr durch

Leben kann, und mehr; ſo ertön', o Lyra,
Römergeſang mir:

Du zuvor vieltönig dem Bürger Lesbos;
Der, von Kriegsmuth wild, in den Waffen dennoch,
Oder wann am wogenden Strand ſein leckes
Schiff er befeſtigt,

Muſen, euch und Liber beſang, und Venus,
Sammt dem ſtets ihr haftenden Flügelknaben;
Und wie Lykos dunkel von Aug' und dunkel
Prangte von Haupthaar!

Phöbus Schmuck, o Laute, dem Mahl des Götter-
Fürſten Zeus willkommene, du der Arbeit
Süßes Labſal, ſei mir gegrüßt, wie oft ich
Rufe mit Andacht!

An den Diener.

(I, 38.)

— ∪ — ⏓ — ∪ ∪ — ∪ — ⏓
— ∪ — ⏓ — ∪ ∪ — ∪ — ⏓
— ∪ — ⏓ — ∪ ∪ — ∪ — ⏓
— ∪ ∪ — ⏓

Perſeraufwand iſt mir verhaßt, o Jüngling;
Nicht gefällt mit Schleifen der Lind' ein Prunkkranz.
Spare dir Nachforſchung, ob wo verſpätet
Weile die Roſe.

Nichts der Myrth' einfachem Geſpreß hinzumüh'n
Sollſt du arbeitſelig. Nicht dir dem Schaffner
Steht die Myrth' unfein, noch mir ſelbſt dem Trinker
Unter dem Rebdach.

An Septimius.

(II, 6.)

— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ ◡ — ◡

Der du mir, Septimius, folgſt bis Gades,
Und wo jochlos Cántaber uns ſich ſträuben,
Auch zu Barbarſyrten, wo ſtets emporwallt
Mauriſche Brandung!

Tibur, das argeiſche Hand gegründet,
Sei der Sitz, o Seligkeit! meinem Alter;
Sei das Ziel mir Müden des Meers, der weiten
Weg', und des Feldzugs!

Wenn von dort unhold mich die Parce ſcheidet;
Zum Galáſusſtrom, der umhüllte Schafe
Tränkt, entwall' ich dann, und der Flur des Sparterhelden Phalantus.

O wie mich vor allem Bezirk des Erdreichs
Jener Ort anlacht: wo Hymettus Feldern
Nicht der Honig weicht, und das Oel dir eifert,
Grünes Venafrum;

Wo den Lenz langwierig und lau des Winters
Tage Zeus darbeut, und geſegnet Aulon
Durch Lyäus Gunſt die Falernertrauben
Wenig beneidet.

Dich mit mir ruft jenes Gefild' und jener
Stolzen Burg Wohlfahrt; mit gerechter Thräne
Sprengſt du dort einmal des geliebten Sängers
Glühende Aſche.

An Banduſia.

(III, 13.)

– ◡ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ ◡ – ◡
– ◡ – ◡ ◡ – ◡ –

O Banduſiaquell, blinkender als Kryſtall,
Werth balſamiſches Weins unter dem Blumenkranz!
Dir wird morgen ein Böcklein,
Dem die Stirne von Hörnchen keimt,

Und ſchon bräutliche Luſt, tapfere Kämpfe ſchon
Vorbeſtimmet; umſonſt! Färben mit rothem Blut
Soll die kühlenden Bäche
Dir der üppigen Heerde Sproß.

Dich weiß Siriusgluth, ob ſie in Flammen tobt,
Nicht zu treffen; du hauchſt labende Friſchungen
Hold dem läſſigen Pflugſtier,
Und dem ſchwärmenden Wollenvieh.

Auch du mehreſt hinfort edeler Quellen Zahl;
Denn ich ſinge die Steineiche der Felſenkluft,
Wo aus hoher Umſchattung
Dein redſeliger Sprudel hüpft.

An den Krug.

Einladung für Meſſala Corvinus.

(III. 21.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ ⏑ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏓

Mein Mitgeborner unter dem Manlius,
Ob Scherz du führeſt, oder ob Grämlichkeit,
Ob Zank, und tolle Luſt der Lieb', ob
Freundlichen Schlaf, o du frommer Weinkrug;

Von welcher Laun' auch, Maſſiker, du bewahrſt,
Du werth, an gutem Tage geregt zu ſein!
Steig nieder, denn Corvinus mahnet,
Mildere Weine hervorzulangen!

Nicht wird, wie ſehr ſein Mund von ſokratiſchen
Geſprächen triefet, Jener dich rauh verſchmäh'n.
Oft, ſagt man, ward dem alten Cato
Wärmer in lauterem Wein die Tugend.

Du zwingſt den mehrmal ſtörriſchen Genius
Mit ſanfter Folter; ja du entfalteſt auch
Der Weiſen Tiefſinn und Geheimniß
Offen dem ſcherzenden Geiſt des Bacchus.

Du ſchaffſt durch Hoffnung ängſtliche Seelen ſtark,
Und leih'ſt des Muthes Hörner dem Darbenden,
Der nicht den Zorn des Kronenträgers
Scheuet mit dir, noch der Söldner Rüſtung.

Dich ſoll Lyäus, und, wenn ſie froh erſcheint,
Dich Venus, und untrennbare Grazien,
Und wacher Kerzenſchein verlängern,
Bis die Geſtirne verſcheucht der Aufgang.

An Cenſorinus.

(IV, 8.)

– – – ◡ ◡ – – ◡ ◡ – ◡ –

Reicher Schalen Geſchenk böt' ich, und edles Erz,
Cenſorinus, mit Luſt meinen Erkohrenen;
Auf dreifüßig Geſchirr, Preiſe der tapferen
Grajer, böt' ich; und nicht trügſt du das ſchlechteſte
Meines Ehrengeſchenks: wär' ich der Künſte reich,
Welche Skopas erſchuf oder Parrhaſius,
Sorgſam jener in Stein, dieſer in Farbenglanz,
Bald den ſterblichen Mann ähnlichend, bald den Gott.
Doch deß fehlt mir die Macht; und es bedarf auch dir
Weder Habe noch Sinn ſolcherlei Köſtlichkeit.
Lieder freuen dein Herz; Lieder vermögen wir,
Und beſtimmen genau unſrem Geſchenk den Werth.

Nicht mit Schriften des Volks redende Marmore,
Welche Leben und Geiſt, wann ſie im Tode ruh'n,
Kriegeshelden erneu'n; nicht der gewendete
Trotz des ſchmählich zurückfliehenden Hannibal,
Nicht Aufloderung bundbrüchiger Pönermacht,
Hat uns Jenen, der einſt, Bändiger Afrika's,
Mit des Namens Gewinn kehrete, herrlicher
Und glanzvoller gezeigt, als die calabriſchen
Pieriden. Du trägſt nimmer, verſtummt das Blatt,
Lohn für redliches Thun. Mavors und Ilia's

Sohn, was wär' er, wofern Neid und Verſchwiegenheit
Uns in Nacht das Verdienſt hüllte des Romulus?
Aus der ſtygiſchen Fluth rettet den Aeakus
Kraft der Seher und Gunſt, und ihr gewaltiger
Ausſpruch heiliget ihn Inſeln der Seligen.
Den lobwürdigen Mann ſchützet Geſang vor Tod;
Selbſt den Himmel verleiht Muſengeſang. So labt
Sich an Jupiters Mahl Herkules Heldenmuth;
Sternhell blinkt das Geſchlecht Tyndarus her, und reißt
Aus Abgründen des Meers ſcheiternde Kiel' empor;
Um die Schläfen gedreht grünendes Rebenlaub,
Prangt Lyäus, und lenkt fromme Gelübd' in Heil.

Aus den Epoden.

An Mäcenas.

(Ep. 1.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ ⏑ –

Liburnerjachten lenkeſt du zur Macht, o Freund,
  Der hohen Orlogsſchiffe hin,
Nicht ſäumig, was auch für Gefahr dem Cäſar droht,
  Zu eignen dir, Mäcenas, ſelbſt.
Was wir? da uns das Leben, wenn du überlebſt,
  Freud' iſt, wenn anders, eine Laſt?
Ausharren etwa nach Gebot in ſtiller Ruh,
  Die nicht behaget, als mit dir?
Wie? Oder ſelbſt des Zuges Arbeit nicht beſtehn,
  Wie Männern, die nicht beben, ziemt?
Beſtanden! und durch Alpengletſcher dir, und durch
  Gaſtloſe Jähn des Kaukaſus,

Ja bis zum allerfernſten Saum des Niedergangs,
Gefolgt mit unverzagter Bruſt!
Du frageſt, was ich deiner Arbeit frommen mag,
Unkriegeriſch und wenig feſt?
Begleitend werd' ich minder dir in Sorge ſein,
Die mehr getrennte Herzen quält:
So wie bei federloſer Brut ein Vogel ſitzt,
Und mehr der Schlang' Anringelung
Abweſend fürchtet; keineswegs durch Gegenwart
Hülfreicher nahen Kindelein.
Gern dieſen Kampf und jeden andern kämpf' ich mit,
In Hoffnung deiner Lieb' allein;
Nicht daß der Stiergeſpanne mehr mein Saatenfeld
Mühſam mit ſchwerem Pfluge bau'n,
Nicht daß mein Vieh aus Calabertrift vor Sommerbrand
Umwandre zur Lucanertrift,
Noch daß ein Landhaus ragend mir an Tuskulums
Circäermauren ſchimmere.
Genug und mehr hat deine Gunſt mich reich gemacht.
Nie werd' ich ſammeln, daß den Schatz,
Wie Chremes karg, in Erd' ich eingrab', oder wüſt
Verlockre gleich dem Mutterſohn.

Der ländliche Alfius.

(Ep. 2.)

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ –
⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑ –

Glückſelig Jener, der entfernt dem Weltgeſchäft,
Wie biedres Volk des Alterthums,
Sein Vaterfeld mit eignen Stieren wohl durchpflügt,
Von allem Wucher frank und frei;

Den nicht zum Blutkampf Horngetön rauhſchmetternd weckt,
Nicht ängſtet grauſer Zorn des Meers,
Der Markt und Richtſtuhl meidet, und großmächtiger
Mitbürger ſtolzes Vorgemach.
Bald leitet er das aufgewachſ'ne Rebenkind
Als Braut zum hohen Pappelbaum;
Bald im geſchweiften Thale ſchaut er brüllender
Viehſchwärme rege Fröhlichkeit;
Fruchtloſe Zweig' auch ſchneidet er mit krummer Hipp',
Und pfropft ein edles Reis darauf;
Bald drückt er klaren Honigſeim in rein Geſchirr;
Bald übt er zarter Schäfchen Schur.
Wenn dann, gekränzt mit reifem Obſt das ſchöne Haupt
Der Herbſt im Fruchtgefild' erhub;
Wie ſelig bricht er ſelbſtgepfropfte Birnen ab,
Und ſeine Traub' im Purpurglanz,
Zur Gabe dir, Priapus, und dir, waltender
Silvanus, der die Grenzen ſchirmt!
Froh liegt er jetzt von alter Steineich' überwölbt,
Und jetzt auf derbem Graſeswuchs.
In hohen Ufern unterdeß entſchlüpft der Bach,
Aus Wäldern girrt der Vögel Chor;
Und rauſchend ſtäubt der Quellen unverſiegte Fluth,
Und murmelt leichten Schlaf daher.
Doch wann im Sturm des Donnergottes Winterjahr
Platzregen gießt und Flocken ſchneit;
Bald hetzt mit Kuppeln dort und dort er ſchnaubende
Waldſäu' in's vorgeſtellte Netz,
Bald auf geglätteter Gaffel ſpannt er Maſchengarn
Naſchhaften Droſſeln zum Betrug,
Und den Haſen in Angſt, und dich, du reiſender Kranich, fängt
Die Schling' als leckre Feierkoſt.

O wem nicht ſenket allen Harm, den Liebe nährt,
    So etwas in Vergeſſenheit?
Sorgt noch ein frommes Ehgemahl auch ihres Theils
    Für Haus und Herzenskinderchen,
Raſch, wie die Sabinergattin, und, von Sonnen braun,
    Wie das Weib des kecken Appulers;
Umhäuft mit altem Holze ſie der Laren Heerd,
    Dem müden Manne zum Empfang;
Schließt dann in Flechtwerk eingepfercht muthvolles Vieh,
    Und melkt die ſtraffen Euter leer;
Bringt heurigen Moſt — der ſüßen Kuf' entſchöpft — ſie dar,
    Und rüſtet unerkauften Schmaus;
Nicht labten mehr Lucrineraustern mir den Gaum,
    Des Meeres Butt' und Braſſen nicht,
Wenn aus des Morgenlandes Fluth ein Donnerſturm
    Sie her an unſern Strand verſchlug;
Nicht glitt ein Vogel Afrika's in meinen Bauch,
    Und kein ioniſcher Auerhahn,
Schmackhafter nieder, als die Beer', am fetteſten
    Gezweig des Oelbaums ausgewählt,
Als Sauerampfer meiner Wieſ', und Malvenmus,
    Geſunde Koſt dem ſchwachen Leib,
Und als ein feſtlich Opferlamm des Terminus,
    Und ein Böcklein, abgejagt dem Wolf.
Bei ſolcher Tafel, welche Luſt, das Wollenvieh
    Zu ſchau'n, das ſatt zur Stallung eilt;
Zu ſchau'n, wie laß die umgekehrte Schaar der Stier'
    Heimwärts am matten Halſe ſchleift,
Und wie Arbeitsvolk, des reichen Hauſes junger Schwarm,
    Um blankgebohnte Laren ſitzt! —

Als ſo geredet unſer Wuchrer Alfius,
Durchaus ein Landmann ſchon im Geiſt,
Flugs trieb er ein im Monatsmittel alles Geld,
Am erſten drauf belegt er's neu.

Auferſtehung.

(Ep. 13.)

– ◡◡ – ◡◡ ◡◡ – ◡◡ – ◡◡ – ◡◡ ◡◡
◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
– ◡◡ – ◡◡ –

Schaudriges Ungewitter umſchloß den Himmel; herab ſteigt
In Regenguß und Flocken Zeus;
Meer nun, und Waldungen nun

Hallen vom thraciſchen Norde durchwühlt. O gehaſcht, ihr Geliebten,
Was uns erbeut des Tages Flug!
Weil ſich noch reget das Knie,

Und es geziemt, entwölkt die umzogene Stirne vom Alter!
Du, lange Wein hervor, im Jahr
Meines Torquatus gepreßt!

Schweig von dem übrigen ganz! noch kann durch günſtigen Wechſel
Erneu'n der Dinge Stand ein Gott!
Heute die Locken geſalbt

Mit des Achämenes Nard'! und cylleneiſche Saite
Verbann' aus unſrer Bruſt den mißlaunigen Sorgentumult!

So wie der edle Centaur einſt ſang dem erhabenen Zögling:
Du unbeſiegter Menſchenſohn,
Thetis der Göttin entſproßt,

Deiner harrt die Aſſarakusflur, die der kleine Skamandrus
Mit kalter Strömung trennt, und raſch
Simois Welle durchſchlüpft.

Doch zu der Umkehr brach das entſcheidende Parcengeſpinnſt ab;
Nie trägt nach Hauſe dich die meer-
farbige Mutter zurück.

Dort denn jegliches Leid mit Geſang und Weine verbannet:
Die abgehärmter Grämlichkeit
Liebliche Tröſtungen ſind.

Aus den Satiren.

Der Schwätzer.

(I, 9.)

Durch die heilige Straß' einſt wandert ich, meinem Gebrauch nach,
Sinnend, ich weiß nicht was für Kleinigkeit, gänzlich vertieft d'rin.
Plötzlich heran kommt Einer, bekannt mir blos nach dem Namen,
Und mir die Hand angreifend: „Wie geht's, mein trauteſter Schatz doch?“ —
„Leidlich genug, wie es kann:“ iſt die Antwort: „geh' es erwünſcht dir!“

Als er ſich feſt anhängte: „Begehrſt du was!“ frag' ich ihn haſtig.
„Deine Bekanntſchaft:“ ſpricht er; „Gelehrſamkeit treiben wir.“ — „Deſto
Schätzbarer mir!“ antwort' ich; und quäle mich, ſuchend die Ausflucht.
Bald nun ſchreit' ich voraus, bald bleib' ich ſtehen, in's Ohr dann
Flüſter' ich leiſe dem Diener ein Wort; indeß mir der Angſtſchweiß
Rinnt zu den Ferſen hinab. „Wohl dir, Bolanus, mit deinem
Tollkopf!“ ſagt' ich geheim, da der Andere, was ihm nur einfiel,
Plapperte, jegliche Gaſſe die Stadt durch lobte. Nachdem ich
Nichts antwortete: „Armer, wie gern mir entſchlüpfteſt du!“ ſprach er.
„Längſt ſchon merk' ich es. Aber umſonſt! Ich halte dich feſt, ich
Folge dir! Sage, wohin nun geheſt du?“ — „O mit dem Umweg
Sei du verſchont. Ich beſuche da Jemand, den du nicht kennſt:
Jenſeit dem Tiberis hauſ't er entfernt, bei den Gärten des Cäſar.“ —
„Ich bin ohne Geſchäft, und ein Rüſtiger; laß mich denn mitgehn.“ —
Muthlos ſenk' ich das Ohr, wie ein übellauniges Eſlein,
Wenn zu ſchwer ihm den Rücken die Laſt drückt. Jener beginnt nun:
„Kenn' ich ſelber mich recht, ſo wird kein wertherer Freund dir

Viscus noch Varius ſein. Denn wer kann mehrere Verſe
Hurtiger ſchreiben denn ich? Wem ſind die Gelenke zum Tanze
Schmeidiger? ſelbſt auch neidet Hermogenes, ſtimm' ich Geſang an!"
Hier war einmal Einrede vergönnt mir: „Lebt dir die Mutter?
Oder ein Sipp, den vergnügt dein Wohlſein?" — „Keiner iſt übrig.
Alle ſie bracht' ich zur Ruh." — „O ſelige! Jetzo bin Ich nach.
Kurz nur davon! Denn es nah't mein Trauergeſchick, das mir Knaben
Einſt nach geſchütteltem Topf die ſabelliſche Graue geweiſſagt:
Den wird weder Vergiftung, noch Schwert hinraffen des Feindes,
Lahmendes Zipperlein nicht, noch Schmerz in der Seite, noch Schwindſucht:
Ihn wird ein Plauderer einſt mit Geſchwätz aufreiben. Vor Schwätzern
Nehm' er ſich klüglich in Acht, wann reiferes Alter ihm blühet!"
Jetzt war Veſta's Tempel erreicht, da ein Viertel des Tages
Schon verſchwand; und es traf, daß Er, nach geleiſteter Bürgſchaft
Sollt' auftreten bei Amt, bei Verluſt des ſchwebenden Handels.
„Liebſt du mich," ſprach er, „ſo ſei mir allhier ein weniges Beiſtand." —
„Treffe mich Tod, vermag ich zu ſteh'n, und kenn' ich das Stadtrecht!

Und mich drängt, was du weißt." — „Ich bedenke mich, was ich verlaſſe,"
Sprach er, „ob dich, ob das Recht." — „Mich, Gütiger!" —„Nein! o fürwahr nicht!"
Ruft er, und wandelt voran. Ich, weil, mit dem Stärkeren ringen,
Hart iſt, folge gefaßt. „Wie ſtehet mit dir denn Mäcenas?"
Fragt er darauf. — „Ein Mann für Wenige, richtiges Urtheils;
Niemand wußte ſo gut ſein Glück zu tragen." — „Du hätteſt
Einen gewaltigen Helfer, der treu dir könnte zur Hand ſein,
Wenn du dieſen empföhlſt aus Gefälligkeit. Sei ich des Todes,
Wo du nicht Alle verdrängſt!" — „Nicht ſolch ein Leben, wie du dir
Vorſtellſt, leben wir dort. Kein Haus iſt reiner, denn jenes,
Noch mehr ſolcherlei Plagen entfernt. Mir ſchadet es niemals,
Wenn ein reicherer kommt und gelehrterer. Jeglichem iſt ſein
Eigener Platz." — „Was ſagſt du? Beinah unglaublich!" „Und dennoch
Völlig ſo." — „Du entflammſt mir den Wunſch noch brennender, Jenem
Nahe zu ſein!" — „O wolle du nur! So ein Braver, wie du biſt,
Wirſt du Eroberer ſchon; und er läßt ſich gewinnen; und darum
Macht er den Zugang ſchwer." — „Nicht werd' ich fehlen mir ſelber!

Bald mit Geſchenk ſind die Knechte geſchirrt! Iſt die Thüre geſperrt heut,
Morgen wird wieder geklopft! Auf Zeit und Gelegenheit paſſ' ich,
Tret' ihm ſtets in den Weg, und begleit' ihn! Nichts ja gewähret
Arbeitlos dies Leben den Sterblichen!" — Weil er entwirft, ſchau,
Fuscus Ariſtius wandelt daher, mein Theurer, und Jenes
Ueberaus wohlkundig. Wir ſteh'n mit einander. Woher doch?
Und wohin? iſt Frag' und Antwort. Leiſe nun zupft' ich,
Zog mit der Hand an dem Arme, dem boshaft ſträubenden, nickt' ihm,
Seitwärts drehend den Blick, daß er rettete. Aber der Schalk dort
Lächelt', und that einfältig. Mir brannte die Gall' auf der Leber.
„Wenigſtens wollteſt du doch, ich weiß nicht welches Geheimniß,
Sagteſt du, kund mir thun." — „Ich erinnere mich. Aber die Zeit muß
Schicklicher ſein zum Geſpräch, denn heut iſt der Sabbath des Neumonds!
Was? die beſchnittenen Juden verhöhneſt du?" — „Mir iſt fürwahr nicht,"
Sprach ich, „ſo zart das Gewiſſen." — „Doch mir! Ich habe die Schwachheit,
Einer der Meng'! Um Verzeihung! Ein andermal!" — Daß mir ſo ſchwarz doch
Heute die Sonn' aufging! Er entflieht, der Verruchte! und läßt mich

Unter dem Meſſer zurück. Durch Zufall jetzo begegnet
Unſerem Mann ſein Kläger: „Wohin, du Schändlicher?“ ruft er
Mit aushallendem Laut; und: „Willſt du mir zeugen?“ — Ja, gerne
Biet' ich das Ohr. Er ſchleppt vor Gericht. Bald ſchreiender Hader;
Ringsumher Auflauf. So ward mein Retter Apollo.

Aus den Epiſteln.

An die Piſonen.

(Dichtkunſt.)

(II. 3. V. 1—152.)

Wenn zum menſchlichen Haupte den Hals des Roſſes ein Maler
Fügen wollt', und die rings zuſammengetragenen Glieder
Bunt mit verſchiedener Feder umzieh'n, daß garſtig geſchwärzet
Auslief' unten zum Fiſche das Weib, liebreizend von oben:
Als Zuſchauer geſtellt, enthieltet ihr, Freund', euch des Lachens?
Glaubt mir, edle Piſonen, es ähnele ſolchem Gemälde
Völlig ein Buch, worin, wie des Fiebernden Träume, die eitlen
Dichtungen wild umſchwärmen, daß weder der Fuß noch das Haupt ſich
Einer Geſtalt anſchließt.
„Darſtellende Maler und Dichter
Uebeten, Alles zu wagen, von jeher gleiche Befugniß.“

Wohl uns bekannt; wir erbitten, ſo gern wir gewähren, die Nachſicht.
Doch nicht, daß ſich zu Sanftem geſell Unbändiges, nicht daß
Vögel mit Schlangengezücht ſich verzwillingen, Tiger mit Lämmern.
Einem erhabenen oft und vielverſprechenden Eingang
Wird aus Purpurgewand, das weithin glänze, mitunter
Angenähet ein Streif: wann Hain und Altar der Diana,
Und des beſchleunigten Bachs Umlauf durch lachende Felder,
Oder der rheniſche Strom, und ein Regenbogen gemalt wird.
Doch jetzt war nicht hiezu der Ort. Die Cypreſſe zu ſchildern
Weißt du vielleicht. Was dieſes, wenn hoffnungslos aus dem Schiffbruch
Schwimmt der Mann, der das Täflein bedung? Ein gewaltiger Krug ward
Angelegt; um rollet die Scheib', und was wird es? Ein Töpflein.
Sei, was immer du ſchaffſt, nur gleich ſich ſelber und Eines.
Alle wir Sänger beinah, o Vater und würdige Söhn' ihr,
Werden getäuſcht vom Scheine der Tugenden. Kürze begehr' ich,
Und verirr' in das Dunkel; dem mühſamen Glätter verſaget
Nerv' und belebender Geiſt; wer groß ſich geberdete, ſchwillt auf;
Niedrig kreucht, wer zu ängſtlich Gefahr vermeidet und Sturmwind;
Wer den Einigen Stoff höchſt wunderbar ſtrebt zu verändern,
Malt den Delphin in die Wälder hinein, in die Fluthen den Eber.
Scheu des Fehls iſt zum Fehle die Führerin, warnet die Kunſt nicht.

Um des Aemilius Schul' iſt der unterſte Künſtler in Nägeln
Ausdrucksvoll, und in ſanftem aus Erz vorſchwellendem Haupthaar;
Doch unglücklich im Weſen des Werks: denn ein Ganzes zu ordnen
Weiß er nicht. Ihm gleichen, wenn Ich was fertigen wollte,
Möcht' ich fürwahr ſo wenig, wie geh'n mit ſcheußlicher Naſe
Als Schwarzäugiger ſonſt und Schwarzumlockter geprieſen.
Wählt die Materie wohl, die gleich ſei eueren Kräften,
Schreibende; lang' auch wägt, was aufzunehmen ſich weigert,
Was die Schulter vermag. Wer den Stoff nach Vermögen ſich auskehr,
Dieſem mangelte nie Ausdruck, noch leuchtende Ordnung.
Dies iſt der Ordnung Verdienſt und Grazie, ſeh' ich die Wahrheit,
Daß ſie ſogleich nun ſagt, was ſogleich nun mußte geſagt ſein,
Aber das mehrſte verſchiebt, und zurücklegt nahem Bedürfniß.
Auch in der Worte Gebrauch verſichtig zugleich und enthaltſam,
Soll dies ſcheu'n, dies lieben, wer edlen Geſang uns verheißet.
Trefflich geſagt iſt jenes, wo dir durch ſchlaue Verbindung
Neu ein tägliches Wort ſich erhebt. Wenn etwa die Noth will,
Daß du verborgene Ding' in friſchen Bezeichnungen aufführſt;
Dann ſei, Worte zu prägen, wie kein Altvater ſie hörte,
Gerne vergönnt; nur werde beſcheiden genutzt die Erlaubniß.
Gunſt auch findet ein junges und neu aufkommendes Wort, wenn's

Griechiſchen Quellen entſprang, ſanft abgebeuget. Wie aber?
Was dem Cäcil und Plautus erlaubt iſt, ſoll's dem Virgil nicht,
Oder dem Varius ſein? Wenn ein Weniges mir zu erwerben
Glückt, was ſehen ſie ſcheel? da Cato's und Ennius Zunge
Doch die Sprache der Väter bereicherte, und den Gedanken
Neuere Namen erfand! Frei war's, frei bleibt es auf ewig,
Auszugeben ein Wort vom heutigen Stempel gemünzet.
So wie die Wälder das Laub mit den eilenden Jahren verändern,
Voriges welkt; ſo vergeh'n abſterbender Worte Geſchlechter,
Und gleich Jünglingen blüh'n die neugebornen voll Lebens.
Sind wir doch ſchuldig dem Tod' uns ſelbſt und das unſrige: ob nun
Dringend in's Land Neptunus vor Sturm die Fregatten vertheidigt:
Königswerk! ob der Sumpf, unfruchtbar lang' und berudert,
Nährt anwohnende Städt', und den Druck empfindet des Pfluges;
Ob auch den Lauf umwandte der Sturm vom Verderben der Landfrucht,
Lernend die beſſere Bahn. Was Sterbliche ſchufen, vergeht einſt.
Und fort blüheten Sprachen in Ehr' und dauernder Anmuth?
Vieles erwächſt von Neuem, was ſchon abdorrte; verdorrend
Sinken die jetzt ehrhaften Benennungen, wenn's der Gebrauch will,
Welcher mit Macht und Befehl und Entſcheidungen waltet des Redens.
Traurige Krieg' und Thaten der Könige und der Gebieter,
Welcherlei Maß und Bewegung ſie foderten, zeigte Homerus.

Wehmuth klagte zuerſt in dem ungleich wandelnden Verspaar;
Bald auch tönte darin das Gefühl des beſeligten Wunſches.
Welcher Erfinder indeß kleinlaut als Elegiker auftrat:
Eifrig führen den Streit die Grammatiker, und das Gericht ſäumt.
Wuth ertheilte zur Wehr dem Archilochos ſeinen Jambos.
Dieſen nahm auch die Socke zum Fuß, und der hohe Kothurnus:
Weil er dem Wechſelgeſpräch ſich ſchmiegete, und des Theaters
Lärmende Menge bezwang, wie gemacht für raſchere Handlung.
Götter verlieh der Guitarr' und Götterſöhne die Muſe,
Siegende Kämpfer der Fauſt, und den Gaul, der gewonnen im Wettlauf,
Auch der Jünglinge Sorg', und entfeſſelnden Wein, zu beſingen.
Jedes verſchiednen Gedichts Tonart und Farbe zu treffen,
Was, wenn ich dieſes nicht weiß noch vermag, werd' ich Dichter gegrüßet?
Warum, aus eiteler Scham, es vielmehr nicht wiſſen, als lernen?
Nicht im tragiſchen Vers will gezeigt ſein komiſche Handlung.
Eben ſo ſträubt unwillig ſich häuslichen, und zu der Socke
Faſt hinſinkenden Tönen das blutige Mahl des Thyeſtes.
Jedes behaupte den Ort, wie das Loos ihn theilte, mit Anſtand.
Oft auch hebet indeß die Komödie höher die Stimme;
Und es vertobt ein Chremes mit vollerem Munde den Eifer.
Auch der Tragiker klagt manchmal in der Rede des Umgangs.

Telefus traun, und Peleus, in Armuth jetzt und Verbannung,
Wirft die Blaſen hinweg, und die achthalbzelligen Worte,
Iſt es ihm Ernſt, durch Klage des Schauenden Herz zu bewegen.
Nicht iſt genug, daß ſchön ein Gedicht ſei; lieblich verlang' ich's,
Daß es, wohin es auch wolle, die Seel' umlenke dem Hörer.
Wie mit den Lachenden lacht, alſo auch den Weinenden folget
Gern des Menſchen Geſicht. Du willſt mich weinend? bekümmert
Zeige dich ſelber zuerſt; dann wird mich kränken dein Unglück,
Telefus, deins, o Peleus! Wenn ſchlecht du beſtelleſt den Auftrag,
Werden wir bald angähnen, und bald anlachen. Betrübt ſei,
Trauret die Mien', auch das Wort; zur zornigen, ſchwell' es von Drohung;
Zur muthwilligen, ſcherz' es; und ſei zur finſteren ernſthaft.
Denn uns bildet zuerſt die Natur inwendig ſo vielfach,
Als abwechſelt das Glück: ſie beluſtiget, ſtürmet in Wuth auf,
Oder ſie beugt zur Erde mit laſtendem Kummer, und ängſtigt;
Und dann heißt ſie die Zunge der Seele Bewegungen kundthun.
Wenn zu des Redenden Lag' und Geſchick das Geredete mißſtimmt,
Hebt mit dem römiſchen Ritter das römiſche Volk ein Gelächter.
Vieles verſchlägt's, ob ein Gott ſei der redende, oder ein Heros;
Ob ihn das Alter gereift, ob er noch von blühender Jugend

Brauſ'; ob ſtolze Matron' auftret', ob geſchäftige Amme;
Ob weitſchweifender Krämer, ob Wirth des befruchteten Gütchens;
Kolchier, oder Aſſyrer; ob Theb', ob Argos ihn aufzog.
Folge dem fabelnden Ruf; ſonſt dichte dir, was ſich verträget.
Stellſt du von Neuem in Schrift den ehrenvollen Achilles;
Feuriges Muths, jähzornig, ein unerbittlicher Rächer,
Sag' er der Rechte ſich los; nichts bleib' unertrotzt mit dem Schwerte.
Frech ſei Medea geſinnt, unerſchütterlich; Ino bethränet;
Io geſcheucht; Ixion verrätheriſch; finſter Oreſtes.
Wenn du der Bühn' Unverſuchtes vertrau'n willſt, und zur Erſchaffung
Einer neuen Perſon dich erkühnſt; laß völlig ſie ausgeh'n,
Wie ſie zuerſt auftrat, und gieb ihr Beſtand mit ſich ſelber.
Schwer iſt's, eigene Weſen aus Allgemeinem zu bilden;
Rathſamer führſt du Bekannte der iliſchen Welt auf die Bühne,
Als wenn Nimmergeſagtes du ſelbſt neuſchaffend heraufführſt.
Stoff, der öffentlich war, wird ausgeſonderte Habe:
Wenn du weder im Raume des Alltagskreiſes dich umtreibſt;
Noch dem Worte ſein Wort zu geben dich quälſt, ein getreuer
Dolmetſch; noch in die Enge, genau nachahmend, hinabſpringſt,
Wo zu rühren den Fuß, hier Scham, hier Regel des Werks, hemmt.
Auch nicht alſo beginne, wie dort der cykliſche Fabler:
„Priamos Trauergeſchick und die ruchtbare Fehde beſing' ich."
Was bringt Würdiges wohl ſo offenes Munds der Verſprecher?

Schauet den kreiſenden Berg, wie er aufſchwillt! Komm doch heraus, Maus!
Wie weit löblicher Er, der nichts anhebet mit Unſchick:
„Sage mir, Muſe, vom Manne, der einſt, als Troja zerſtört war,
Vieler ſterblichen Menſchen Gebräuch' und Städte geſehen."
Nicht uns Rauch aus Glanz, nein, Glanz aus dem Rauche zu geben,
Trachtet er; daß er darauf hellſtrahlende Wunder enthülle:
Scylla, ſammt dem Cyklopen, Antiſates auch, und Charybdis.
Nicht Diomeds Heimfahrt beginnt er vom Tod Meleagros,
Noch den trojaniſchen Krieg vom Zwillingseie der Leda.
Immer zum Ausgang eilet er fort, und hinein in die Sachen,
Gleich als kennte ſie Jeder, entrafft er den Hörenden; und was
Durch Behandlung ſich ſträubt hervorzuglänzen, verläßt er.
Und ſo täuſcht er mit Lug, ſo menget er Wahres und Falſches,
Daß zum Erſten die Mitte, zur Mitt' einſtimme das Ende.

Die Dichter des dritten Zeitraums.

Ovid.

Publius Ovidius Naſo, aus altem Rittergeſchlecht, ward am 20. März 43 v. Chr. Geb. (711 n. R. E.) zu Sulmo (dem jetzigen Sulmona im Neapolitaniſchen) geboren, und erhielt eine treffliche Erziehung, welche in Rom durch vorzügliche Lehrer, wie z. B. Marcus Avellius Fuſius und Marcus Porcius Latro, Beide ausgezeichnete Redner, ſelbſt geleitet wurde. Dann ſetzte er ſeine Studien nach damaliger Sitte in Athen fort, bereiſ'te Kleinaſien und Sicilien, und kehrte darauf, noch nicht zwanzig Jahre alt, nach Rom zurück, wo er ein richterliches Amt erhielt, das er ſpäter mit einem noch bedeutenderen deſſelben Berufes vertauſchte. Er vermählte ſich zwei Mal kurz hinter einander; beide Ehen ſcheinen jedoch nicht glücklich geweſen zu ſein oder ſeinen Erwartungen wenigſtens nicht entſprochen zu haben; ſie wurden bald wieder gelöſ't, und erſt in einer dritten ehelichen Verbindung, die er mit einer Witwe aus der Familie des Fabius Maximus einging, fand er volle Befriedigung, denn er lobt dieſe Gattin um ihrer Liebe und Treue willen, wiederholt in ſeinen Gedichten. In ſeinen übrigen Verhältniſſen muß er ſich ebenfalls wohlbefunden haben, denn ſchon früh gab er durch die That zu erkennen, daß er ſich um kein höheres Amt mehr bewerben wolle. Sein Leben floß ihm alſo wohl im Umgange mit Freunden und geiſtig Ebenbürtigen höchſt angenehm dahin; in ſeinen ſpäteren Jahren jedoch ward es für ihn auf die betrübendſte Weiſe geſtört. Um irgend eines Vergehens willen, das uns unbekannt geblieben iſt, und das er zwar in ſeinen Poeſieen oft berührt, aber nie nennt — eine Miſſethat war es nicht, dagegen verwahrte ſich Ovid ausdrücklich — ward er von Auguſtus nach Tomi am ſchwarzen Meer, nahe den Mündungen der Donau, im jetzigen Bulgarien, exilirt (8 v. Chr. 762 n. R. E.). Er ließ ſeine Gattin in Rom zurück und reiſ'te mit ſchwerem Herzen dorthin, wo er zwar eine ſehr ehrenvolle Aufnahme fand, aber doch ſtets die Freuden und Genüſſe Roms vermißte, was er bitter beklagt. Seine Hoffnung, die Verbannung aufgehoben zu ſehn, ward durch den Tod des Auguſtus vereitelt, denn deſſen Nachfolger Tiberius war ihm nicht geneigt, und Ovid ſtarb 17 n. Chr. (771 n. E. R.), faſt ſechzig Jahre alt, im Exil.

Ovids Poeſieen, welche auf uns gekommen ſind: 1) Die poetiſche Erklärung des römiſchen Feſtkalenders in ſechs Büchern; 2) Die Kunſt, zu lieben, in drei Büchern; 3) Heilmittel wider die Liebe, ein Buch; 4) Liebes-Elegieen, drei Bücher; 5) Trauergeſänge, fünf Bücher;

6) Briefe aus dem Pontus, vier Bücher; 7) Ein und zwanzig Heroiden; 8) Metamorphoſen, fünfzehn Bücher; außerdem Bruchſtücke zweier Lehrgedichte: a) von den Mitteln zur Erhaltung der Schönheit; b) vom Fiſchfang; Gelegenheitsgedichte, Epigramme u. ſ. w. — Vieles, wie z. B. Trauerſpiele u. ſ. w. iſt dagegen leider verloren gegangen.

Was Ovid als Dichter geleiſtet, welche glänzenden Eigenſchaften er als Solcher beſitzt, welche Fehler und Schwächen an ihm haften, und wie ſich alles Dies in ſeinen Leiſtungen offenbare, faßt von allen Kritikern am Kürzeſten, aber eben ſo treffend als gerecht, Wachler (a. a. O. I. S. 188 ff.) zuſammen, indem er von ihm ſagt: „Dem rhetoriſirenden, wortreichen, Vieles umſchreibenden und wiederholenden, auch im Spiele mit Bildern und blendenden Einfällen ſich gefallenden Publ. Ovidius Naſo kann Fülle an Kenntniſſen, oft glücklicher Witz, anmuthige Leichtigkeit im Versbau und Fluß der Sprache nicht ſtreitig gemacht werden; in Fruchtbarkeit der Erzeugniſſe iſt er allen römiſchen Dichtern überlegen. Seine Lehrgedichte empfehlen ſich durch muſterhafte Einfachheit der Anlage, lichtvolle Entwickelung und gehaltvollen Stoff. Die Erklärung des römiſchen Kalenders iſt wichtig zur Kenntniß religiöſer Einrichtungen, alterthümlicher Feierlichkeiten und Sagen. Die Kunſt zu lieben darf der Kunſtgeſtalt nach als eines der vollendetſten Gedichte gelten und ſchließt einen Schatz ſeiner Beobachtungen des menſchlichen Herzens und der in gleichen Verhältniſſen unverändert gebliebenen Sitten ein. Kälter, aber nicht ohne Laune ſind die Mittel gegen die Liebe verzeichnet. Zur erzählend beſchreibenden Dichtart gehören die durch kunſtreiche Deutungen und Uebergänge hervorſtechenden Verwandlungen, in welchen die bedeutſamſten Mythen der früheren Zeiten, nach griechiſchen, beſonders Alexandriniſchen Vorarbeiten zuſammengeſtellt ſind. Unter den elegiſchen Gedichten haben die von ſchwelgeriſcher Einbildungskraft eingegebenen Liebesgemälde ein eigenthümliches Gepräge geſellſchaftlicher Verdorbenheit und vornehmer Lüſternheit; die Trauergeſänge und Briefe aus dem Pontus ermüden bei allem Wechſel der Bilder und mit aller Mannichfaltigkeit des Ausdruckes durch einſeitige Weichlichkeit und Entmuthung des von unreinem, wenigſtens nicht geiſtigem Freudengenuſſe einer ſittlich ausgearteten großen Stadt, knechtiſch abhängigen Menſchen. Gelegenheitsgedichte ſind: der Nußbaum und Ibis, oder Verwünſchungen eines treuloſen Freundes. Die den Römern eigenthümlichen Ergießungen oder Monologe mythiſcher Perſonen in entſcheidenden Lagen ihres Lebens, ſind von Ovidius, wo nicht erfunden, doch ſehr vervollkommnet worden; das rhetoriſirende Pathos iſt da an ſeiner Stelle.“

So weit Wachler über Ovid; eine treffliche, ausführliche Abhandlung über dieſen Dichter, welche das Obige nicht allein vollkommen beſtätigt, ſondern in weitläuftiger Entwickelung begründet und nachweiſ't, lieferte **Manſo** in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen Bd. III. St. 2, S. 320 ff. — Sie ſei Leſern, welche ſich genauer zu unterrichten wünſchen, als es uns hier vergönnt iſt, angelegentlich empfohlen.

Aus den Verwandlungen.

Philemon und Baucis.

(Achtes Buch. V. 618—724.)

Deutſch von H. G. Pfitz.

Lelex aber vor Allen, gereift an Geiſt und an Jahren,
Redete ſo: maßlos und endlos waltet des Himmels
Allmacht, und was nur die Oberen wollten, geſchah auch.
Hör', und zweifle nicht mehr: Ein Eichbaum neben der Linde
Steht auf Phrygia's Höhn, von mäßiger Mauer umgeben.
Selber erblickt ich den Ort, denn Pittheus ſandte mich weiland
In die Pelopiſchen Au'n, die einſt ſein Vater beherrſchte.
Ohnweit lieget ein See, zuvor ein bewohntes Gefilde,
Jetzt von Tauchern beſucht und von Sumpfhühnern ein Waſſer.
Jupiter kam hierher in Menſchengeſtalt, mit dem Vater
Kam, der Fittige frei, ſtabtragend der Atlantiade.
Tauſend der Häuſer begehn ſie, um Obdach bittend und Nachtruh';
Tauſend der Häuſer verſperrt der Riegel; doch Eines empfängt ſie;

Zwar nur klein und das Dach nur bedeckt mit Stoppeln und Schilfrohr,
Aber die redliche Baucis, und, gleich an Alter, Philemon,
Beide darinnen vereint in jugendlich blühenden Jahren,
Alterten dort in der Hütte zugleich und machten die Armuth,
Frei ſie bekennend, ſich leicht und den ruhigen Herzen erträglich.
Zwei ſind alle das Haus und Jedes gehorcht und gebietet.
Als nun die Himmelsbewohner gelangt zur kleinen Behauſung
Und durch die niedrige Thür eintraten gebogenen Scheitels,
Heißt ſie der Greis ausruhn auf dem Seſſel, dem nähergerückten,
Den die geſchäftige Baucis bedeckt mit grobem Gewebe.
Nachher ſtört ſie am Heerde herum in der laulichen Aſche,
Wecket die geſtrige Gluth und nährt ſie mit Laub und mit dürrer
Rind' und bläht ſie empor zur Flamme mit keuchendem Odem,
Holt vielſpaltiges Holz und trockenes Reiſig vom Boden,
Bricht es zuſammen und ſchiebt's dem winzigen Keſſelchen unter;
Auch den Kohl, von dem Mann im gewäſſerten Garten geſammelt,
Blattet ſie ab. Doch Er mit doppelzinkiger Gabel
Hebt vom ſchwarzen Gebälk den beräucherten Rücken des Schweines,
Schneidet ein Stück dann ab vom lange erhaltenen Vorrath,
Weniges nur, und zähmt im ſiedenden Waſſer das Schnittlein.
Beide verkürzen indeß die zögernde Zeit mit Geſprächen,
Daß unfühlbar ſei der Verzug. Die buchene Wanne
Hing alldorten geheftet am Pflock mit gebogenem Henkel.
Dieſe, mit laulichem Waſſer gefüllt, empfähet die müden

Glieder zum Bad. In der Mitte gefüllt mit ſchwellendem Seegras
Lag ein Pfühl auf dem Bett von weidenem Fuß und Geſtelle.
Teppiche hüllen ihn ein, die nur am feſtlichen Tage
Aufzubreiten ſie pflegten; doch ſchlecht gleichfalls und veraltet
Waren die Teppiche auch und des Weidengeſtelles nicht unwerth.
Hierauf ruhten die Götter. Geſchürzt und mit zitternder Eile
Stellt die Alte den Tiſch; doch zu kurz iſt der dritte der Füße.
Ausgleicht dieſen ein Stein, der untergeſchoben den Höcker
Hob; es ſcheuerte dann den geebneten grünende Münze.
Hier wird niedergeſetzt die geſprenkelte Beere Minerva's,
Und die Kornelle des Herbſtes, bewahrt in geläuterter Hefe,
Rettig, Endivien auch und Milch zu Käſe verdichtet,
Eier dazu, nur leiſe gewälzt in laulicher Aſche,
Alles auf irdnem Geſchirr. Von Thon mit erhabenem Bildwerk
Stehet der Miſchkrug da, und aus buchenem Holze geſchnitzte
Becher, die Höhlung darein verklebt mit gelblichem Wachſe.
Wenige Friſt; da verſendet der Heerd die dampfenden Schüſſeln;
Wiederum trägt man zurück die nicht hochaltrigen Weine,
Daß ſie, ein weniges nur entfernt, Platz machen dem Nachtiſch.
Hier iſt Nuß, hier Feige, vermiſcht mit runzligen Datteln,
Pflaumen in offenen Körbchen und Duft aushauchende Aepfel,
Und von purpurnen Reben gepflückt die Trauben des Weinſtocks,
Mitten des Honiges ſchneeige Scheib'. Ein freundlich Geſicht kommt
Ueber das Alles hinzu und ein gern freundlicher Wille.

Als ſie indeß wahrnehmen, ſo oft ſie erſchöpften den Miſchkrug,
Daß er von ſelbſt ſich füllt und der Wein von ſelber heranwächſt,
Staunen dem Wunder ſie zag' und, rücklings ſtreckend die Hände,
Heben Gebete ſie an, der verzagte Philemon und Baucis,
Und ſie entſchuldigen ſich ob des Mahls und der ſchlechten Bewirthung.
Jetzo die einzige Gans, die Wacht des kleinen Gehöftes,
Schicken die Eigner ſich an den göttlichen Gäſten zu ſchlachten;
Jene mit flatternder Flucht abmüdet die langſamen Alten,
Und ſie verſpottet ſie lang' und ſcheint zuletzt ſich zu flüchten
Zu den Unſterblichen ſelbſt. Sie zu tödten verbieten die Hehren:
Wir ſind Götter, und bald wird verſchuldete Strafe die böſen
Nachbarn, ſprachen ſie, treffen; doch euch verleihen wir, theillos
Dieſes Verderbens zu ſein. Laßt hinter euch euere Wohnung!
Folgt jetzt unſerem Schritt, und hinauf zu den Höhen des Berges
Gehet zugleich! — Es gehorcht das Paar, und von Stäben erleichtert,
Strebt es mit mühſamem Tritt empor zu klimmen die Anhöhn.
Fern noch waren ſie jetzt von dem Gipfel ſo weit, als ein Pfeilſchuß
Reicht; da drehn ſie den Blick und ſehn in ſumpfender Sündfluth
Alle das Andre verſenkt; nur ihre Behauſung noch übrig.
Während ſie ſtaunen darob und beweinen der Ihrigen Schickſal,
Wird die alte, ſogar für die beiden Beſitzer zu kleine

Hütte zum Tempel verkehrt; es werden zu Säulen die Gaffeln,
Goldgelb ſchimmert das Stroh, und marmorgetäfelt das Erdreich,
Bildwerk ſcheint an der Thür und Gold am Dache zu prangen.
Nun mit ruhigem Mund hub an Saturnius alſo:
Sagt, rechtſchaffener Greis und du, des redlichen Gatten
Würdiges Weib, was ihr wünſcht? Mit Baucis beſpricht ſich Philemon
Kurz, und eröffnet den Obern ſodann den gemeinſamen Rathſchluß:
Euere Prieſter zu ſein und eueres Tempels zu hüten
Fleh'n wir, und weil wir zuſammen die Jahr' hinlebten in Eintracht,
Nehme dieſelbige Stund' uns Beide hinweg, daß ich niemals
Sehe der Gattin Grab, noch ſie mich beerdigen möge!
Und die Beſtätigung folget dem Wunſch: ſie waren des Tempels
Hüter ihr Leben hindurch. Da, gelöſ't von Jahren und Alter,
Einſt vor den heiligen Stufen das Paar ſtand und von der Gegend
Looſe zu ſprechen begann, ſah Baucis mit Laub den Philemon,
Sah der greiſe Philemon mit Laub aufſproſſen die Baucis.
Bis ſchon über das kalte Geſicht der Wipfel emporwuchs,
Wechſelten, weil es vergönnt, ſie Geſpräch: Leb' wohl, o du Gatte,
Sprachen ſie Beide zugleich, und zugleich umhüllte das Antlitz
Beiden Gebüſch. Noch ſtaunt der Tyaneiſche[1] Wohner
Dort die benachbarten Stämm', aus den Körpern der Beiden erwachſen.

---

[1] Die Lesart iſt zweifelhaft.

Dieſes erzählten mir einſt glaubwürdige Greiſe. Wozu auch
Hätten ſie Täuſchung bezweckt? Auch ſah ich hangende Kränze
Rings an den Aeſten und ſprach, indem ich friſche hinzuhing:
Fromme ſind Himmliſchen werth und, die ſie verehren, verehrt man.

Numa's Regierung und Tod.

(Fünfzehntes Buch, V. 3 — 563.)

Teutſch von H. C. Pfitz.

Fama beſtimmet darauf, ſie der Wahrheit Verkünd'rin, den edeln
Numa zum Reich. Es genügt dem nicht, des Sabiniſchen Volkes
Sitten zu haben erkannt. Mit viel umfaſſendem Geiſte
Strebet er Höherem nach und forſcht, was der Dinge Natur ſei.
Liebe zu ſolchem Geſchäfte bewirkt, daß er Heimath und Kures
Läßt, und vorwärts bringt bis zur Stadt des Herkuliſchen Gaſtfreunds.
Wer ſich die griechiſche Stadt auf Italiſcher Küſte gegründet,
Fraget er hier. Und es gab ihm der älteſten Ureinwohner
Einer den rechten Beſcheid, nicht unkund voriger Zeiten:
Reich an Iberiſchem Vieh ſei, ſagt man, Jupiters Sprößling
Von dem Oceanus her am Laciniſchen Strand nach beglückter
Fahrt gelandet, und weil im ſproſſenden Graſe ſein Vieh irrt,
Zum gaſtfreundlichen Haus des gewaltigen Kroton gekommen;
Habe allda durch Raſt ſich erholt von der langen Beſchwerde,
Dann beim Scheiden geſagt: Hier wird zu den Zeiten der Enkel

Stehn ein ſtädtiſcher Ort; und wahr ward ſeine Verheißung.
Denn von Alémon gezeugt in Argolis war ein gewiſſer
Miscelos, ſelbiger Zeit der Unſterblichen wertheſter Liebling.
Ueber ihn niedergebeugt, da die Laſt des Schlummers ihn drückte,
Redet der Keulhandhaber ihn an: Auf! weich' aus der Heimath!
Fern hin geh' und betritt du die ſteinigen Wellen des Aeſar!
Und, wofern er nicht folgt, mit vielem und ſchrecklichem Unheil
Drohet er. Drauf entweicht ihm der Schlaf zugleich mit dem Gotte.
Nun ſich erhebend, bedenkt ſtillſchweigend im Herzen Alemons
Sohn dies neue Geſicht und es kämpft ihm lange der Vorſatz.
Weggehn heißt ihn der Gott, die Geſetze verbieten den Auszug.
Tod als Strafe gewärtigt der Mann, der flieh'n aus dem Land will.
Sol, der leuchtende, barg ſein ſtrahlendes Haupt in das Weltmeer,
Dichteſte Nacht hat ſchon den beſtirnten Scheitel erhoben:
Siehe der nämliche Gott iſt genaht und gebeut ihm Daſſelbe,
Drohend, wo nicht er gehorcht, noch mehres und ſchwereres Unheil.
Und er erſchrak und ſchickt die Penaten ſogleich in den neuen
Wohnſitz überzutragen, ſich an. In der Stadt wird Gemurmel.
Daß die Geſetz' er verletzt, anklagt man ihn. Und wie der erſte
Handel vorbei, und die Schuld, nicht von Zeugen beſtätiget, vorliegt,

Spricht der Beklagte voll Schmuz [2], gen Himmel die Hand und das Antlitz
Hebend: O du, dem die zwölf Arbeiten dem Himmel verſchafften,
Steh, ich bitte dich, bei. Denn du warſt Anrather des Unrechts.
Alter Gebrauch war's dort, die Beklagten durch ſchneeige Steinchen
Freizuſprechen von Schuld, durch ſchwarze jedoch zu verdammen.
Jetzt auch fällte man ſo den traurigen Spruch, und ein jeder
Stein fällt ſchwarz hinab zur unbarmherzigen Urne.
Aber ſobald man, geſtürzt, um die Steinchen zu zählen, ſie ausleert,
War an allen aus Schwarz die Farbe verwandelt in Schneeweiß,
Und ein günſtiger Spruch, durch Herkules Gabe bewirkt, ſpricht
Frei den Alémonsſohn. Dank opfert er ſeinem Erretter
Amphitryóniades, und ſchifft mit günſtigen Winden
Ueber das Joniſche Meer, an dem Lacedämonſchen Tarentus,
Sybaris auch, und vorbei am Salentiner-Nerentum
Fährt er, und Temeſe, Japyr Gefild, und Thuriums Buſen.
Und kaum hat er durchirrt die geſtadanſchauenden Länder:
Als er des Aeſarsſtroms ihm beſchiedene Mündungen antrifft.
Und unferne davon den Hügel, wo Krotons Gebeine
Heiliger Boden bedeckt. Hier auf dem befohlenen Lande,
Gründet' er Mauern und theilt des Begrabenen Namen der Stadt zu.

---

2) Die Beklagten zu Rom pflegten ſchmuzige Kleider anzuziehen, um das Mitleid zu erregen.

Solcherlei war, wie bekannt, nach ſicherm Gerüchte des Ortes
Urſprung, ſelbiger Stadt, auf Italia's Küſten gelegen.
Hier war ein Mann, von Geburt ein Samier, aber er flohe
Samos zugleich und die Herrn, und blieb freiwillig im Elend,
Haſſend Tyrannengewalt. Zu den Himmliſchen ſchwang ſich ſein Geiſt auf,
War er vom Himmelsbezirk auch fern, und was die Natur noch
Menſchlichen Blicken verſagt', er erſchöpft's mit den Augen des Geiſtes.
Als er Alles durchſchaut durch Sinnen und wachſame Sorgfalt:
Trug er es öffentlich vor und lehrte die ſchweigende, ſeine
Worte bewundernde Schaar die Uranfänge des großen
Weltalls, lehrte der Ding' Urſachen, und was die Natur ſei,
Und was Gott, und von wannen der Schnee, was des Blitzes Entſteh'n ſei?
Ob im zerrißnen Gewölke der Sturm, ob Jupiter donnre;
Was erſchüttre die Erd'; in welchen Geſetzen die Sterne
Gehn, und was weiter verhüllt. Er, der Erſte, verbietet die Thiere
Aufzutiſchen; zuerſt auch erſchloß er zu folgenden Worten
Zwar mit Weisheit den Mund; doch ohn' auch Glauben zu finden:
Laſſet, ihr Sterblichen, ab, durch ſcheußliche Speiſen die Leiber
Euch zu entweih'n; es giebt ja Getreid', giebt Obſt, ſo die Aeſte
Beugt mit ſeinem Gewicht, und ſchwellende Trauben am Weinſtock.

Süße Gewächſ' auch giebt's, und ſolcherlei, welche die Flamme
Mild und weich zu machen vermag. Auch wird euch die Milch nicht,
Auch nicht der Honig verwehrt, ſüßduftend von Thymianblüthe,
Reichthum ſpendet die Erd' und verſchwendriſch, mildere Nahrung
Bietet ſie dar, und Gericht' auch ohne das Blut der Erwürgten.
Beſtien ſtillen den Hunger mit Fleiſch; und dieſe nicht alle.
Denn das Roß und die Schaaf', und das Hornvieh leben vom Graſe.
Nur die, deren Natur ungebändigt iſt und verwildert,
Tiger Armenia's nur und wuthausſchnaubende Löwen,
Bären und Wölfe zumal, die freuen ſich blutigen Fraßes.
Welche Verworfenheit, weh! iſt's, Fleiſch in Fleiſch zu begraben!
Und den begierigen Leib mit verſchlungenen Leibern zu mäſten!
Selbſt ein Geſchöpf, vom Tod ſich friſten des Nebengeſchöpfes!
Alſo bei Schätzen ſo viel, die all' euch der Erde, der Mütter
Beſte gebiert, freut euch nichts, außer mit grimmigem Zahne
Traurige Wunden zu kau'n, nachahmend den Brauch der Cyklopen?
Nur wenn du Andre vertilgſt; iſt möglich dir alſo, den Hunger
Deines gefräßigen Bauchs, des ſo übel gezog'nen, zu ſtillen?
Aber der Vorwelt Zeit, ſie, die wir die goldene nennen,
War bei Früchten der Bäum' und bei Kraut, vom Boden erzeugtem,
Heiter beglückt, und nicht mit Blute befleckt ſie die Lippen.
Sicheren Fittigs flog damals in den Lüften der Vogel,

Furchtlos irrte der Haſe herum in der Mitte der Fluren.
Und Leichtgläubigkeit ſpießte den Fiſch noch nicht an die Angel.
Von Nachſtellungen frei und Betrug nicht fürchtend, war Alles
Friedvoll rings umher. Als aber ein Stifter des Unheils,
(Wer von den Göttern es war) nicht gönnend die frömmere Koſt uns,
Thieriſche Nahrung hinab in den gierigen Magen verſenkte,
Bahnt' er dem Laſter den Weg. Zuerſt ward, möchte man glauben,
Warm von der Beſtien Mord mit Blute beſudeltes Eiſen.
Und das wäre genug; denn Thiere, die uns nach dem Leben
Steh'n, man darf (ich geſteh's), ſie, der Mild' unbeſchadet, dem Tod weih'n.
Aber ſo ſehr ſie zu tödten geziemt, ſo wenig zu eſſen.
Doch die Verruchtheit ging nun weiter. Das erſte der Opfer
Fiel, wie billig iſt, denk' ich, das Schwein, weil Saaten mit krummem
Rüſſel heraus es wühl' und die Hoffnung des Jahres zernichte;
So auch der Bock, der die Rebe benagt, an des rächenden Bacchus
Altar ward er erwürgt, und Beide bezahlen die Schuld nur.
Doch was verſchuldetet ihr, o Schaaf', ihr friedlichen Thiere,
Menſchen zum Beſten beſtimmt, die im ſtrotzenden Euter ihr Nektar
Tragt, und Wolle von euch zu weichen Gewändern uns darreicht?
Die ihr im Leben uns ſelbſt viel nützlicher ſeid, als im Tode?
Und was verſchuldet der Stier, das Geſchöpf ohn' Arges und Schalkheit,

So unſchädlich und ehrlich, gemacht zum Dulden der Arbeit?
Höchſt undankbar war, unwürdig der Gaben des Feldes,
Wer nach des hakigen Pflugs nur eben entnommener Bürde,
Seinen Beſteller zu ſchlachten vermocht; wer jenen von Arbeit
Nackend geriebenen Hals, der ſo oft ihm das harte Gefilde
Hatte verneu't und der Ernten ſo viel' ihm gewährt, — mit dem Beil ſchlug!
Und nicht genug, daß geſchieht ein ſo ſträflicher Frevel: zur Bosheit
Vorwand nimmt man die Götter ſogar und glaubt, daß dem höchſten
Weſen gefalle der Mord des die Arbeit duldenden Pflugſtiers!
Frei von Tadel und ſchön von Geſtalt vor Allen (ihm ſchadet
Eben ja, daß er gefällt) mit Binden geſchmücket und Golde,
Nahet das Opfer dem Heerd, es höret den Betenden arglos,
Sieht dann zwiſchen den Hörnern der Stier auflegen die Früchte,
Die es gebaut, und färbt mit Blute, getroffen, das Meſſer,
Das es vielleicht vorher im ſpiegelnden Waſſer erblickte.
Stracks aus zuckender Bruſt wird das Innre des Leibes geriſſen,
Wird dann beſchaut, und darin der Götter Geſinnung erforſchet. —
Woher hungert ſo ſehr nach verbotener Speiſe den Menſchen?
Sterblich Geſchlecht, was wagt ihr dieſes zu eſſen? Ich bitte,
Thuet es nicht! und nehmt doch unſere Warnung zu Herzen!
Gebt ihr aber dem Gaum die Glieder geſchlachteter Stiere:
O ſo wiſſet, ſo fühlt, daß ihr eure Beſteller zermalmet!
Weil ein Gott mich beſeelt, zu reden, ſo folg' ich geziemend

Dem mich begeiſternden Gott; und mein Delphi, und ſelber dem Aether
Schließ' ich auf und eröffne hochheil'ger Geſinnungen Ausſpruch.
Großes, wie niemals noch aufſpürte der Früheren Scharfſinn,
Und was lange verſteckt, ſing' ich. Mich freut durch die hohen
Sterne zu gehn; mich freut, die trägere Erde verlaſſend,
Wolkengetragen zu ſtehn auf den Schultern des kräftigen Atlas.
Niederzuſchau'n aus der Fern' auf vernunftentbehrende Seelen,
Schweifende hier und dort, und die feig vor dem Tode ſich fürchten,
So zu ermahnen, den Lauf des Geſchicks alſo zu entwickeln.
O du Geſchlecht, aus Furcht vor dem froſtigen Tode bedonnert,
Was nur bebſt du vor Styx und Finſterniß, eitelen Namen,
Einbildungen der Dichter, und Orkus entfabeltem Zuchthaus?
Ob die Flamme den Leib auf dem Holzſtoß, oder die Zeit ihn
Nahm durch Verweſung: ſo wißt, ihn vermag kein Leiden zu treffen.
Frei vom Tod iſt der Geiſt und immer, verließ er den frühern
Wohnſitz, lebt er in anderem Haus und wohnet geborgen.
Ich ſelbſt war (noch gedenk' ich) zur Zeit des Trojaniſchen Krieges
Panthous Sohn Euphorbus, ihm hat des jüngern Atriden
Schweres Geſchoß durchbohrt die entgegengewendete Bruſt einſt.
Jüngſt erſt erkannt' ich den Schild, den unſere Linke getragen,
Im Abantëiſchen Argos auf's Neu' im Tempel der Juno.
Jegliches wandelt ſich um, doch nichts geht unter; der Geiſt irrt,

Kommt von dort hierher, von hier dorthin und beſitzet
Allerlei Glieder, und fährt aus den Thieren in menſchliche Körper,
Und von dem unſern in Thier' und dauert zu jeglicher Zeit fort.
Wie das geſchmeidige Wachs zu neuen Geſtalten ſich umformt,
Und nicht bleibt, wie es war, noch dieſelbigen Formen behauptet,
Aber daſſelbe doch iſt: ſo bleibt auch, lehr' ich, die Seele
Immer dieſelbe; nur geht ſie in mancherlei Bildungen über.
Alſo, daß menſchlicher Sinn nicht der Gierde des Bauches erliege,
Laßt (ich verkünd' es euch) ab, durch verbrechriſchen Mord euch verwandte
Seelen herauszuſtoßen und Blut mit Blute zu nähren.
    Und weil hoch auf der See ich fahr' und den Winden die volle
Segel ich gab: Es iſt im Weltall nichts, was Beſtand hat.
Alles verrinnt; unſtät iſt jedes Gebilde geſtaltet.
Selber die Zeit auch wälzt in unabläſſiger Wandlung
Sich wie ein Strom dahin; ſtill ſtehn kann weder der Heerſtrom,
Weder die flüchtige Stund'; und wie Welle von Welle gejagt wird;
Und wie die erſte, gedrängt von der kommenden, dränget den Vormann:
So auch fliehen zugleich und folgen zugleich ſich die Zeiten.
Und ſtets bleiben ſie neu; denn vorbei iſt jetzt, was zuvor war,
Und was nicht war, wird; und jede Sekunde verjüngt ſich.
Auch auftauchende Nacht neigt, ſiehſt du, ſich hin nach dem Lichte,

Und dies ſtrahlende Haupt folgt wieder der dunkelen Nacht nach.
So auch der Himmel behält nicht die nämliche Farbe, wann Alles
Liegt im Schooße der Ruh', und wann auf ſchneeigem Roſſe
Lucifer hell hervortritt, und iſt wiederum anders, wann Pallas
Tochter, dem Lichte voran die Welt färbt, die ſie dem Sol läßt.
Selber die Scheibe des Gottes iſt roth, wenn ſie unter der Erde
Früh ſich erhebt und roth, wenn ſie unter die Erde hinabſinkt;
Weiß auf der oberſten Höh', dieweil dort oben des Aethers
Beßre Natur, entfernt von der Erd' Anſteckung ſich frei hielt.
Auch ſo der nächtlichen Luna Geſtalt kann nirgends ſich gleich ſein,
Oder die nämliche bleiben; und ſtets heut kleiner als morgen.
Iſt, zunehmende ſie doch größer, die Scheibe verengend.
Wie? und ſaheſt du nicht, daß im Jahre vier Wandlungen folgen,
Zeigend die Nachahmung von der Dauer des menſchlichen Alters.
Denn zart iſt's und wie Milch, und ähnlich dem Alter des Knaben,
Im neukommenden Lenz; dann trotzet der üppige Halm noch,
Iſt urkräftig und ſchwank und ergötzt mit Hoffnung den Landmann.
Jegliches blüht alsdann, und es lacht im Schmelze der Blumen
Hold das Gefild; doch fehlt noch jegliche Kraft in dem Laube.
Dann nach dem Frühlinge tritt das erſtarktere Jahr in den Sommer,

Kräftiger Jüngling wird's, denn reicher an Kraft und an Fülle
Iſt kein anderes Alter, und kein's, das heftiger aufbrauſ't.
Selbigem folget der Herbſt mit gemäßigter Hitze der Jugend.
Reif und mild, und zwiſchen dem Greis und der Mitt' und dem Jüngling
Steht's in mäßiger Wärm', auch beſtreut die Schläfe mit Grauhaar.
Drauf kommt zitternden Schritts der greiſige, ſchaurige Winter
Gänzlich der Haare beraubt; wo nicht, mit ſchneeigem Haupthaar.
Selber der eigene Leib wird uns ohn' einigen Stillſtand
Immer verwandelt ſogar; und was wir waren und jetzt ſind,
Werden wir morgen nicht ſein. Ein Tag war, wo nur als Samen,
Hoffnung künftiger Menſchen im Schooß wir wohnten der Mutter.
Nun legt bildende Hand die Natur an; wollte den Leib nicht
Aengſtigen laſſen, bedeckt im geſpanneten Leibe der Mutter,
Und an die freiere Luft entließ ſie ihn aus der Behauſung.
Jetzo gebracht an das Licht lag ohne Vermögen der Säugling.
Zitternd noch, nach und nach, und noch nicht feſt auf den Knieen
Stehet er auf, durch irgend ein Ding nachhelfend den Sehnen;
Flieht dann kräftig und raſch, durchwandert des Jünglinges Laufbahn;
Und durchlaufen er hat die Jahre der mittleren Zeit auch,
Gleitet er abwärts hin auf der Bahn hinfälligen Alters.
Dies nun richtet zu Grund und zerrüttet der früheren Jahre
Kraft; und Milo weint, der Gealterte, wenn er die Arme,
Die den Herkuliſchen einſt an Feſtigkeit und an der Muskel

Umfang ähnlich geweſen, erſchlafft ſieht hängen und kraftlos.
Auch wenn im Spiegel ſie ſah, die Runzeln des Alters, ſo weinet
Tyndarus Tochter und frägt, warum man ſie zweimal geraubt, ſich.
Dingeverzehrerin, Zeit, und du, neidſüchtiges Alter,
Jegliches macht ihr zunicht' und, benagt vom Zahne der Jahre,
Reibet ihr Jegliches auf allmählig mit ſchleichendem Tode.
Das auch hat nicht Beſtand, was wir Elemente benennen.
Welch ein Wechſel ſie trifft, — merkt auf — ich will es euch lehren.
Viererlei Zeugungskörper enthält das ewige Weltall.
Zwei aus ihnen ſind ſchwer, die Erd' und das Waſſer, und werden
Nieder zur Tiefe gedrückt vermöge der eigenen Maſſe.
Eben ſo viele, die Luft und, reiner als Lüfte, das Feuer
Mangeln der Schwer', und ſteigen ohn' einiges Gegengewicht auf.
Sind auch dieſe getrennt durch des Raums Abſtand, ſo entſteht doch
Alles daraus und verſinket darin. Denn zerſetzetes Erdreich
Wird zu flüſſigem Waſſer verdünnt; und das Waſſer, verflüchtigt,
Wird zu Dünſten und Luft; und wieder der Schwere benommen,
Schwingt ſich die dünneſte Luft empor zu dem oberen Feuer.
Rückwärts kehren ſie dann, wo die vorige Ordnung ſich umkehrt,
Denn die dickere Luft geht über verdichtetes Feuer
Jen' in Waſſer; gepreßt aus geronnener Fluth wird das Erdreich.

Eigene Form bleibt Keinem; und ſtets aus anderen andre
Bildungen ſchafft die Natur, ſie der Dinge Verjüngerin, wieder.
Und kein einziges geht im Weltall (glaubet mir) unter,
Sondern verneut die Geſtalt und verändert ſich; werden geboren
Heißt anfangen zu ſein ein Anderes, als man zuvor war.
Sterben — Daſſelbe zu ſein, aufhören. Iſt jenes vielleicht auch
Hierher, dorthin dieſes verſetzt: es beſteht doch das Ganze.
Lang', wie ich glaube, verharrt nichts unter dem nämlichen Bilde.
So, Jahrhunderte kam't vom goldnen zum eiſernen Alter
Ihr; ſo änderte ſich ſo oft der Gegenden Schickſal,
Ich ſelbſt ſahe, daß das, was einſt das feſteſte Land war,
Wurde zur See; ich ſah aus Fluthen gewordene Länder,
Und fern lagen der Fluth die im Meer einheimiſchen Muſcheln
Und auf dem höchſten Gebirg' entdeckte man Anker der Vorwelt.
Was erſt Ebene war, das ſchuf der Gewäſſer Herabſturz
Um in ein Thal, und der Berg ward niedergeſchwemmt zum Blachfeld.
Ein vormaliger Sumpf lechzt jetzt von trockenem Sande
Und ſonſt dürſtendes Land dampft jetzt, von See'n bewäſſert.
Neu vorſprudelnden Quell entſendete hier die Natur; dort
Schloß ſie ihn und ſchon längſt durch des Bodens Erſchüttrungen ſtrömen
So viel Flüſſe heraus, als verſtopft ſich wieder verſenken.
So geht Lykus hervor, wenn ihn einſchlürfte die Erdſchlucht,
Ferne von dort, und entſteht in anderen Gegenden wieder,
So, bald niedergeſchluckt, und bald, im Verborgenen fließend,
Kommt der gewaltige Strom Eraſinus in Argolis Flur vor.

Auch ſo den Myſierfluß Kaikus gereute ſein Urſprung
Und ſein früheres Bett; jetzt, ſagt man, geh er in anderm.
Und Amenámus auch fließt bald, Sikaniſche Kieſel
Wälzend, und bald, nachdem ſich die Quellen verſtopften, verlechzt er.
Vorher trank man die Fluth, die Anigros ergießet, die Niemand
Jetzt mag koſten: ſeitdem (wenn anders den Dichtern nicht aller
Glaube zu nehmen) ſich dort Zweileibige wuſchen die Wunden,
Welche des Herkules Pfeil, des Keulhandhabers verurſacht.
Wie, iſt Hypanis nicht, der, Scythiſchen Bergen entſprungen,
Süß war früher, anitzt von bitteren Salzen verunreint? —
Rings von Fluthen umſpült, war ſonſt Antiſſa und Pharos
Tyros Phöniciens auch; der keines jetzt iſt noch ein Eiland.
Leukas, ward, Feſtland, von den alten Bewohnern beſeſſen,
Jetzt gehn Fluthen herum. Vereint mit Italia, ſagt man,
War auch Zankle zuvor, bis das Meer die Nachbarſchaft aufhob,
Und das Geländ' abſtieß durch Strömungen mitten dazwiſchen.
Wenn du Helice ſuchſt und Bura, Achaiſche Städte,
Triffſt du ſie unter der Fluth. Auch jetzt noch pflegen die Schiffer
Städte, verſenkt in das Meer, mit verſunkenen Mauern zu zeigen.
Nahe der Pitthiſchen Stadt Trözen ſteht ragend ein Hügel,
Hoch, ohn' einige Bäume, wo vor das ebenſte Blachfeld;
Jetzt ein Hügel; denn einſt (Ha, ſchauerlich iſt's zu erzählen!)
Hatte die wilde Gewalt in finſtere Höhlen geſperrter
Winde, die irgendwo hin hinausweh'n wollten, und fruchtlos

Rangen, der freieren Luft zu genießen, weil nirgends im ganzen
Kerker ein Spalt ſich fand, der Durchgang böte dem Wehen,
Aufgeſchwellt und gedehnt das Erdreich, ſo wie des Mundes
Hauch die Blaſe gewohnt zu dehnen iſt, oder den Bocksſchlauch.
Jene Geſchwulſt blieb dauernd dem Ort und hat die Geſtalt vom
Schwellenden Hügel noch jetzt, der hart durch die Länge der Zeit ward.
Fällt mir auch Mehreres bei, Geſchehenes oder Gehörtes,
Will ich doch Wen'ges davon aufzählen. Giebt und empfängt nicht
Neue Geſtalten die Fluth? Am Mittag, Jupiter Ammon,
Iſt eiskalt dein Quell, und am Morgen und Abend erwarmt er.
Holz, an's Waſſer gebracht, entzünden, ſo heißt's, Athamanen,
Wenn ſich des Mondes Geſtalt in die mindeſten Kreiſe zurückzog.
Bei den Cikoniern iſt ein Fluß, der, wenn man daraus trinkt,
Macht die Gedärme zu Stein und umzieht das Benetzte mit Marmor.
Krathis und Sybaris hier, der unſern Gefilden benachbart,
Machen dem Bernſtein gleich und gleich dem Golde das Haupthaar.
Und, was verwunderlicher, auch Gewäſſer ja giebt es, den Körper
Nicht nur, ſondern den Geiſt zu verwandeln vermögende ſelber.
Wer wohl hörete nicht von der üppigen Salmacis Weiher,
Und Aethiopia's See'n, wo Jeglicher, welcher daraus trinkt,

Toll wird, oder verfällt in wunderlich feſte Betäubung.
Wer nur immer den Durſt am Klitoriſchen Quelle gelöſcht hat,
Meidet den Wein, es erfreut den Enthaltſamen lauteres Waſſer;
Sei's, weil feurigem Wein feindſelige Kraft in dem Waſſer,
Oder, nach Eingeborner Bericht, weil der Sohn Amithaon's [3]
Als er durch Kraut und Geſang die bedonnerten Töchter des Prötus
Vom Wahnſinne geheilt, die Reinigungsmittel der Seele
In die Gewäſſer verſenkt; und der Weinhaß blieb in den Wellen.
Dieſer an Wirkungen iſt der Fluß Lynceſtius ungleich.
Wer nur immer ihn ſchlürft mit wenig gemäßigter Kehle,
Taumelt nicht anders, als wenn von lauterem Wein er getrunken.
Ein Arkadiſcher Ort, den Pheneos nannte die Vorzeit,
Iſt durch gedoppeltes Waſſer bekannt; das ſcheue des Nachts du;
Nachts iſt ſchädlicher Trank; man trinkt's unſchädlich bei Tage.
Ström' und See'n empfahn ſo andre und andere Kräfte.
Einſtmals war noch die Zeit, wo Ortygie ſchwamm in den Wellen;
Jetzund ſtehet ſie feſt. Auch die Symplegaden, zerworfen,
Durch der zerſchollenen Strömungen Stoß, einſt fürchtete Argo
Die unbewegt jetzt ſteh'n und Obſtand leiſten den Winden.
Auch wird Aetna, der jetzt aufglüht in der ſchwefligen Eſſe,
Nicht ſtets feuerig ſein, ſo wenig er feuerig ſtets war.

---

3) Melampus.

Denn die Erd' iſt entweder ein Thier, und lebt und beſitzet
Luftausgänge, die Gluth aushauchend, an mehreren Orten:
Und dann kann ſie, ſo oft ſie ſich regt, umändern des Athems
Gänge, verſperren allhier, und dort aufmachen die Klüfte:
Oder, wenn wehende Wind' in inneren Höhlen verſchloſſen,
Stein auf Stein ausſpei'n und flammengeſchwängerte Maſſe,
Dann fängt ſelbige bald durch des Wurfs Aufſchleuderung Feuer:
Alsdann wird das Geklüft, wenn die Winde ſich legen, erkalten;
Oder des Erdpechs Stoff empfangen den Brand und der gelbe
Schwefel entzündet ſich mit unabläſſigem Dämpfen:
Alsdann trägt, wenn die Erde der Gluth nicht Speiſen und fette
Nahrung gewährt, und die Kraft durch die Länge der Zeiten erſchöpft iſt,
Und der gefräß'gen Natur ihr Nahrungsmittel entgehet,
Jene den Hunger nicht mehr, und mangelt dem Feuer, ermangelnd.
Männer, erzählt man, giebt's im Hyperboreer-Pallene,
Welche mit leichtem Gefieder den Leib ſich pflegen zu hüllen,
Wenn im Tritoniſchen Sumpf ſie neunmal untergetaucht ſind
(Dies zwar glaub' ich nicht); auch ſollen die Scythiſchen Frauen,
Sprengten ſie Gift auf den Leib, ausüben dieſelbigen Künſte.
Darf man Glauben jedoch beimeſſen erwieſenen Dingen:
Sieheſt du nicht, daß die Körper, ſo viel durch Alter und ſchlaffe
Wärme von ihnen verfault, in winzige Thierchen ſich wandeln?
Geh' und erleſene Stier' eingrab' in den Boden geſchlachtet,

Und — die Erfahrung lehrt's — es entſteh'n aus dem faulenden Aaſe
Blumenbenaſchende Bienen zerſtreut, die ganz wie die Alten
Fluren durchzieh'n und, dem Fleiße geneigt arbeiten in Hoffnung.
Untergeſcharrt giebt kriegriſches Roß Entſtehung dem Horniß.
Wenn dem Strandkrebs du die gebogenen Scheeren hinwegnimmſt
Und mit Erde den Reſt zudeckſt, ſo geht aus vergrabnem
Rumpf' ein Skorpion vor und droht mit hakigem Schwanze.
Auch die Raupe der Flur, die das Laub mit gelblichen Fäden
Pflegt zu umſpinnen, (die Sach' iſt getreulich beachtet vom Landmann)
Tauſcht mit dem Schmetterling um die Geſtalt, mit dem Schadenverbreiter.
Saamen auch faſſet der Rumpf, der grünliche Fröſche hervorbringt.
Fußlos zeugt er ſie erſt; bald giebt er zum Schwimmen geſchickte
Schenkel; damit ſie jedoch zu weiteren Sprüngen bequem ſei'n,
Thun es an Länge zuvor den vorderen Beinen die hintern.
Noch ein Junges iſt's nicht, was eben die Bärin geboren,
Nein! halblebendes Fleiſch, das die Mutter durch Lecken zu Gliedern
Bildet, und in die Geſtalt zurückbringt, welche ſie ſelbſt hat.
Sieheſt du nicht, daß die Brut von den honigeinbringenden Bienen,
Die ſechseckiges Wachs zudeckt, ungliedrige Körper
Sind und ſpät erſt Füß' und ſpät erſt Flügel bekommen? —
Daß auch Juno's Pfau, der Stern' im Schweife herumträgt,

Daß Zeus Waffenverwalter [4], daß auch Cytherëiſche Tauben,
Und daß der Vögel geſammtes Geſchlecht vom Dotter des Eies
Könnt' entſtehen: Wer würd' es glauben, wenn er es nicht wüßte?
Einige meinen, daß, wenn im verſchloſſenen Grabe der Rückgrath
Wäre verweſ't: ſich das menſchliche Mark umwandle zur Schlange. —
Doch dies Alles empfängt von anderen Dingen den Urſprung.
Aber es iſt Ein Vogel, ſich ſelbſt zeugt der und erſetzt ſich;
Phönix Aſſyrern genannt. Von Kräutern weder, noch Feldfrucht,
Lebt er, ſondern von Saft des Amomum und Thränen des Weihrauchs,
Wenn nur dieſer ſein Alter auf fünf Jahrhunderte brachte:
Dann auf Aeſte der Eich' und auf Wipfel der ſchwankenden Palme
Bau't er ein Neſt mit den Klauen ſich auf und gebogenem Schnabel.
Und wenn er Kaſia dort und Aehren der lieblichen Narde
Untergeſtreut, und geſtoßenen Zimmt ſammt gelblicher Myrrhe:
Setzt er ſich oben darauf, und endet das Leben in Düften.
Dann ſoll, eben ſo viel Jahrhunderte Lebens empfahend,
Wieder ein Phönix entſteh'n aus dem Leibe des Vaters, ein kleiner.
Wenn dem Kräfte das Alter verlieh, der Bürde gewachſen,
Hebt er des Neſtes Gewicht von den Aeſten des ragenden Baumes,

---

[4] Der Adler.

Trägt voll kindlicher Liebe die eigene Wieg' und des Vaters
Grab, und durch wehende Lüfte gelangt zu der Stadt Hyperions,[5]
Setzt er am Haus Hyperion es ab vor der heiligen Pforte.
Iſt nun dies ſchon Mähr von bewunderungswürdiger Neuheit:
Staunen wir billig auch, daß ihr Geſchlecht die Hyäne verändert,
Daß ſie beſprungen vom Mann als Weibchen, ein Männchen ſofort iſt.
Jenes Geſchöpf auch, das von der Luft ſich nährt und vom Winde,
Aehnelt die Farben ſofort ſich der Ding' an, die es berührte.
India ſchenkte beſiegt dem rebenumwundenen Bacchus
Luchſe, von denen es heißt, daß, was nur die Blaſe herausläßt,
Sich umwandelt in Stein und gerinnt durch der Lüfte Berührung.
Alſo verhärtet ſich auch die Koralle zur nämlichen Stunde,
Wo ſie die Lüfte berührt, die ein weiches Gewächs in der Fluth war.
Ehender ſänke der Tag und Phöbus taucht in das tiefe
Meer die keuchenden Roſſe, bevor ich Alles erwähnte,
Was ſich in neue Geſtalten verkehrt. So ſehn wir die Völker
Aendern ſich um mit der Zeit, und einige Kräfte gewinnen,
Andre verfallen. So war einſt Troja an Schätzen und Männern
Groß, und des Blutes ſo viel zehn Jahre vermocht' es zu geben!
Jetzund liegt es in Staub, und zeigt nur alternde Trümmer

---

[5] Heliopolis.

Und an der Stelle der Schätz' uns nur Grabhügel der Ahnherrn.
Hoch war Sparta berühmt; es blühte die große Mycenä,
Minder des Cekrops nicht, nicht minder die Burg des Amphion.
Aermlicher Boden iſt Sparta jetzund; das erhabne Mycenä
Sank; was iſt Thebä, die Stadt des Oedipus, außer ein Mährlein?
Was von Pandions Athen' iſt übrig, außer der Name?
Jetzt auch, ſagt das Gerücht, entſteigt die Dardaniſche Roma,
Die nah liegend der Fluth vom Apenniniſchen Tibris,
Unter gewaltigen Müh'n ſich den Grundſtein legt zu der Herrſchaft.
So nun wandelt die Form anwachſend, und einſt wird ſie werden
Haupt der unendlichen Welt. So ſollen es Seher verkünden
Und weiſſagende Sprüch'; und ſo viel ich ſelbſt mich erinnre,
Sprach, da Troja's Macht ſchon wankte, des Priamus Sprößling
Helenus, als am Heil Aeneas weinend verzagte!
Göttingeborener, hältſt für Wahrheit unſeres Herzens
Ahnungen du: nicht ganz wird Troja verfallen, da du lebſt.
Dir wird Feuer und Schwert Bahn geben. Du gehſt; das erſtürmte
Pergamos nimmſt du mit dir bis zuletzt du gelangſt zu der fremden
Flur, die Troja und dir freundſchaftlicher iſt, als die Heimath.
Ja ſchon ſeh' ich die Stadt, die Phrygiſchen Enkeln gebühret,
Groß, wie keine zuvor, noch jetzt, noch einſt in der Zukunft.
Selbige werden in viel Jahrhunderten andere Häupter
Mächtig, jedoch zur Herrin der Welt ſie machen Julus,

Sprößling. Aber es wird, wenn Deſſen die Erde genoſſen,
Sein der ätheriſche Sitz ſich freu'n, und der Himmel ſein Ziel ſein.
Daß dies Helenus einſt dem Träger der Laren Aeneas
Sang, iſt erinnerlich mir, und ich freue mich, daß die verwandte
Stadt anwächſt, und den Phrygern zum Heil einſt ſiegten die Griechen.
Aber um nicht zu weit mit des Zieles vergeſſenden Roſſen,
Abzuſchweifen: es wandelt die Form mit dem Himmel, was immer
Unter ihm iſt, und die Erd' und was nur immer darauf iſt,
Wir auch, Theile der Welt (dieweil nicht Körper allein wir,
Sondern geflügelte Seelen auch ſind, und in Hüllen des Wildes
Ueberzugehn, und im Leibe des Viehs uns zu bergen vermögen),
Wollen die Körper, darin die Seelen der Eltern gewohnet
Oder der Brüder und ſonſt durch ein anderes Band uns Verwandter,
Oder der Menſchen gewiß, in Sicherheit laſſen und Ehren,
Und nicht unſer Gedärm mit Thyeſtiſchem Mahle beladen.
Wie ſo leicht doch gewöhnt, wie leicht doch bereitet ſich jener
Frevler zu Menſchengemord', wenn dem Kalb in die Kehl' er das Meſſer
Stößt und dem Klagegebrüll ungerührt darbietet die Ohren;
Oder das Böcklein vermag, das klagt wie Wimmern des Säuglings,
Niederzuſtoßen und deß, den ſelbſt er gefüttert, des Vogels
Sich als Speiſe zu freu'n. Wie viel fehlt ſolcherlei Thaten
Zum vollſtändigen Mord? Wo führt ſolch Beginnen hinüber?

Pflüge der Stier und ſein Tod ſei Schuld nur der höheren Jahre;
Schutz verleihe das Schaaf vor dem Schauer erregenden Nordwind;
Reiche geſättigt die Geis das Euter der melkenden Hand dar;
Netz und Fallſtrick doch und Schlingen und trügriſche Künſte
Hebet hinweg, nicht den Vogel berückt mit der leimigen Ruthe,
Noch umſchließet den Hirſch mit gefürchteter Federverlappung;
Noch mit betrüglichem Köder verbergt die gebogene Angel.
Bringet, was ſchadet, nur um; doch dann auch bringt ſie allein um:
Rein von der Koſt ſei der Mund, und genieß' anſtändige Nahrung.
Durch dergleichen und andre Geſpräch' am Geiſte gebildet,
Kehrt in die Heimath Er; und beſchickt ganz ohne ſein Zuthun
Nahm jetzt Numa zur Hand die Zügel des Latiervolks.
Durch die Gemahlin, die Nymphe, beglückt, und die Führung der Muſen
Lehret er Opfergebräuch' und leitete das an die wilde
Fehde gewöhnte Geſchlecht zu Künſten des Friedens hinüber.
Und nachdem er, als Greis, ſein Reich und Leben vollendet;
Jammerten Latiums Frau'n, und das Volk und die Väter des Volkes
Trauernd um Numa's Tod. Aus der Stadt abſcheidend verbirgt ſich
Heimlich im dichten Gehölz des Ariciſchen Thales die Gattin,
Und den Oreſtiſchen Dienſt[6] der Diana ſtört ſie durch Stöhnen

---

6) Von Oreſtes aus Taurus gebrachten.

Und Wehklagen. Wie oft, ach! mahnten des Hains und des Sees
Nymphen, es nicht zu thun, und redeten tröſtende Worte!
Theſeus heroiſcher Sohn, wie oft zu der Weinenden ſprach er:
Mäßige dich! denn nicht allein dein eigenes Schickſal
Iſt ja bejammernswerth. Sieh Anderer ähnliche Schläge;
Ruhiger trägſt du es dann. O könnte nur Anderer Beiſpiel,
Nicht mein eignes, dich tröſten im Leid! doch kann es auch meines
Wohl ſchon haſt im Geſpräch du gehört, daß Hippolytus einſtmals
Durch Stiefmutterbetrug, Leichtgläubigkeit ſeines Erzeugers,
Opfer geworden des Tods. Du ſtaunſt; kaum werd' ich's beweiſen.
Doch Jener bin ich. Mich klagte Paſiphae's Tochter
(Sei's aus Furcht vor Verrath, ſei's mehr aus Groll der Verſchmähung)
Als ſie umſonſt mich verſucht, einſt an, ich hätte des Vaters
Lager entweiht. Unſchuldig verſtieß aus der Stadt mich der Vater,
Und des Enteilenden Haupt noch verwünſcht' er mit feindlichem Fluche.
Mein landflüchtiger Weg ging nach Trözene des Pittheus.
Und ſchon fuhr ich dahin am Strand' des Korinthiſchen Buſens;
Als das Meer ſich erhob und ein rieſiger Schwall der Gewäſſer
Schien in Bergesgeſtalt ſich aufzubläh'n und zu wachſen,
Und, ausſtoßend Gebrüll, ſich oben am Gipfel zu ſpalten.
Dann aus geborſtener Fluth drängt hörnerbewaffnet ein Stier ſich.

Und bis zur Bruſt hinab zu den ſchmeidigen Lüften enttragend,
Spei't er Theile des Meers aus Nüſtern und offenem Maul aus.
Meinen Gefährten erbebte das Herz. Mir blieb's unerſchrocken,
Nur auf meine Verbannung geſpannt. Da wenden die raſchen
Thiere zum Meere den Hals und ſcheu'n mit geſpitzten Ohren;
Und, unruhig aus Furcht vor dem Unthier, ſtürzen von hohen
Klippen den Wagen ſie nieder. Ich kämpf', umſonſt, mit den Händen
Die vom weißlichen Schaum abtriefenden Zäume zu lenken
Und an dem Rücken geſtemmt ſtraff anzuhalten die Zügel.
Doch nicht hätte die Wuth des Geſpanns die Kraft mir gewältigt,
Wäre der Räder nicht eins, da, wo es ſich ſtets um die Achſe
Dreht, an ein ragend Geſtrüpp anrennend, zerſchellt und zertrümmert.
Mich aus dem Wagen geſchnellt und von Strängen die Arme gehalten,
Lebend das Innre des Leibs entſchüttelt, die Nerven am Stamme
Klebend, geſchleift die Glieder zum Theil, theils hangen geblieben,
Konnteſt du ſeh'n. Dumpf ſchell das zermalmte Gehirn, bis die müde
Seele zuletzt entfloh. Da war da kein Theil an dem Körper,
Welchen erkennen man konnt'; und Alles war einzige Wunde.
Nymphe, vermagſt du, erkühneſt du dich mit unſerem Unglück
Dein's zu vergleichen? Ich ſah das Licht entbehrende Reich auch,

Und den verſtümmelten Leib in Phlegethons Welle verpflegt' ich.
Doch nicht ohne die Kraftarznei des Apolliſchen Sprößlings
Wäre mein Leben gekehrt. Nachdem ich durch kräftige Kräuter
Und die Päoniſche Kunſt dem Dis zum Trotz es zurücknahm:
Warf (damit das Geſchenk, wenn ich wieder erſchiene, den Neid nicht
Mehrete) Cynthia dann ein dichtes Gewölk mir entgegen,
Und, daß ſicher ich wär' und erſcheinen mit Sicherheit könnte,
Fügt ſie Jahre mir bei, und nicht zu erkennendes Antlitz
Ließ ſie zurück. Sie bedachte ſich lang', ob ſie Kreta, ob Delos
Mir zum Wohnort gäb'; und Delos und Kreta verwerfend,
Setzte ſie mich hierher, und zugleich mir befiehlt ſie, den Namen
Abzuthun, der könnt' an die Roſſe noch mahnen, und ſagte:
Der du Hippólytus warſt, du ſollſt nun Virbius heißen.
Jetzo bewohn' ich den Hain und, einer der niederen Götter,
Berg' ich mich unter der Herrſcherin Schutz, zu dieſer mich haltend.
Doch es vermag ein fremder Verluſt Egeria's Kummer
Nicht zu erleichtern, ſie liegt am unterſten Fuß des Gebirges,
Schmilzt in Thränen dahin, bis, gerührt durch der Trauernden Liebe,
Phöbus Schweſter den Leib umſchuf zur eiſigen Quelle,
Und ihr die Glieder verdünnt zu ewiglich ſtrömenden Wellen.
Aber die Nymphen ergreift ſolch Wunder; der Amazone
Sohn nicht anders erſtaunt, wie jener Tyrrheniſche Pflüger,
Als er mitten im Feld den verhängnißſchwangeren Erdklos
Sah, der erſtlich von ſelbſt ſich bewegt' ohn' einigen Antrieb;
Bald dann Menſchengeſtalt annahm und die erdige ablegt,

Dann aufmachte den Mund, den noch friſchen, verkündend die Zukunft.
Tages benenneten ihn die Bewohner des Landes; der erſte
Lehrt' er Etruria's Volk zukünftige Dinge verkünden.
Oder wie Romulus, als er den Speer, der im Berg Palatinus
Haftete, plötzlich belaubt einſt ſah, der nun auf der neuen
Wurzel emporſtand, nicht mit der Spitze, in den Boden getrieben.
Und nicht Waffe bereits, nein, Baum mit ſchwankender Krone
Nimmer erwarteten Schatten gewährt, anſtaunenden Römern.

Aus dem Feſtkalender.

10. April. Spiele im Circus (auch 12. April) der Ceres zu Ehren V. 389—397. — (Cerealien): Verdienſte und Verehrung der Ceres V. 394—416. — Proſerpina, ihre Tochter, durch Pluto geraubt und von Ceres geſucht V. 417—620.

(Deutſch von E. F. Metzger.)

Wann auf die ſiegende Roma die kommende Eos herabſchaut
Und nun dem Phöbus den Platz räumt das verſcheuchte Geſtirn,
Dann wird feſtlich der Circus durch Zahl der Götter und Umzug,
Und von den Roſſen im Flug Palmen des Sieges ereilt.
Spiele der Ceres ſodann, nicht Noth iſt's, Gründe zu melden,
Kund iſt der Göttin Geſchenk, kund ja von ſelbſt ihr Verdienſt.
Ernte der älteſten Menſchen war nichts als grünende Kräuter,

Welche die Erde, da noch Keiner ſie heiſchte, verlieh.
Bald dann pflückten ſie ſich das Gras von lebendigem Raſen,
Bald auch waren ihr Mahl Spitzen von zartem Gezweig.
Drauf entſproßten die Eicheln. Man fühlt' im Funde ſich glücklich;
Herrliche Schätze verlieh ſtarrender Eichen Gewächs.
Aber der Menſch war beſtimmt zu beſſerer Speiſe; da lehrt' ihn
Ceres die Eicheln zuerſt tauſchen mit edlerer Koſt.
Stiere gewöhnte ſie ſelbſt, zu beugen die Hälſe dem Joche;
Strahlen der Sonne nun erſt ſah der umwühlte Grund.
Koſtbar war Erz; verborgen war da noch die Maſſe des Stahles;
Möchte verborgen, ach! nur immer geblieben ſie ſein!
Ceres erfreut ſich des Friedens. O mit dem Beſtande des Friedens
Wünſchet des Fürſten Beſtand, Pflanzer des Feldes, für euch.
Ehret die Göttin mit Mehl, ihr dürft's, und mit kniſterndem Salze,
Weihrauchkörner auch ſprengt auf den veralteten Heerd!
Zündet, ſo Weihrauch fehlt, der gewogenen Göttin gepichte
Fackeln an; wenig auch iſt, ſei es nur rein, ihr genug.
Haltet die Meſſer entfernt vom Stier, ihr zum Dienſte geſchürzte
Prieſter! es pflüge der Stier! opfert das müßige Schwein!
Niemals treffe den Nacken die Axt, für welchen das Joch paßt;
Leben und ſchaffen ſoll er oft im gehärteten Grund.

Aber es mahnt mich der Ort, die Entführung zu melden der Jungfrau:
Viel des Bekannten vernimmſt, wenig des Neuen du jetzt.

Mit drei Felſen erſtreckt das Trinakriſche Land in das weite
Meer ſich; der Lage verdankt ſeine Benennung das Land,
Ceres' lieblicher Sitz, wo ſie unter der Menge der Städte
Jenes in urbarem Grund fruchtbare Henna bewohnt;
Einſt empfing Arethuſa, die kühle, der Himmliſchen Mutter;
Blonde Göttin, auch du kamſt zu dem heiligen Mahl.
Aber die Tochter, umringt von ihren gewohnten Geſpielen,
Schweifſt auf grünem Gefild nackendes Fußes umher.
Tief im ſchattigen Thal iſt ein von beſprengendem Waſſer,
Das von der Höhe ſich ſtürzt, reichlich befeuchteter Ort.
Farben, ſo mancherlei, ſah man daſelbſt, als nur die Natur ſchafft.
Maleriſch zierten das Land Blumen verſchiedener Art.
Kaum erblickte ſie dies, ſo ſprach ſie: „Gefährtinnen, kommet,
Und pflückt Blumen mit mir, pflücket die Buſen euch voll!“
Und es vergnügt ſich der Mädchen Gemüth an der nichtigen Beute,
Und beim emſigen Werk fühlen die Mühe ſie nicht.
Dieſe da füllt ſich Körb', aus biegſamer Weide geflochten.
Buſenfalten beſchwert dieſe, wie jene den Schooß.
Primeln ſammelt ſich die, um Vielen bemühet ſich jene;
Dort kneipt eine des Mohns Häupter mit Nägeln ſich ab.
Dieſe da ziehſt, Hiacinthe, du an, Amarante, dir jene,
Die liebt Thymian, die Caſia, Lotus ein Theil.
Roſen erſammeln ſie meiſt, und der Namen ermangelnde Blumen,
Crocus den zarten, mit ihm weißliche Liljen ſie ſelbſt.
Mählig entfernt man ſich mehr im Eifer zu pflücken; durch Zufall
War der Gebieterin jetzt keine Gefährtin gefolgt:
Alſo erblickt ſie der Ohm und raubt flugs weg die Geliebte,
Sie in's heimiſche Reich führend mit blauem Geſpann.

Theuerſte Mutter, o hilf! man reißt mich, ſchrie ſie, von hinnen;
Und ihr Buſengewand hatte zeriſſen ſie ſelbſt.
Siehe, da öffnet dem Dis ſich die Bahn; denn es können die Roſſe,
Nimmer des Lichtes gewohnt, kaum noch ertragen den Tag.
Aber es rief der Geſpielinnen Chor, voll Blumen die Körbe
Tragend: Perſephone, komm, deine Geſchenke zu ſeh'n!
Als die Gerufene ſchweigt, ſo erfüllt ihr Geheul die Gebirge,
Und der Bekümmerten Hand ſchläget die nackende Bruſt.
Ceres, beſtürzt ob dem Jammergeſchrei — juſt kam ſie nach Hauſe,
Schrie: ich Arme! wohin, Tochter, verloreſt du dich?
Sinnlos ſtürzt ſie davon, gleich Thracia's wilden Mänaden,
Die, wie man meldet, umherrennen mit fliegendem Haar.
Wie nachbrüllet die Mutter dem Kalb, das dem Euter entführt ward,
Und durch jeglichen Wald ihre Geborenen ſucht,
Alſo die Göttin; ſie läßt dem Seufzen den Lauf und im Fluge
Rennt ſie dahin und beginnt, Henna, von deinem Geſild.
Hier entdeckte die Spuren ſie ſchon von den Tritten des Mädchens,
Und vom bekannten Gewicht ſah ſie den Boden gedrückt.
Und wohl wäre der Tag der letzte geweſen des Irrens,
Hätten nicht Schweine des Tritts weitere Spuren zerwühlt.
Schon durchläuft ſie Leontiums Flur und des Stroms Amenanus
Ufer, und deinem Geſtad, moſiger Acis, entlang,

Schweift am Cyane hin, und am Borne des ſanften Anapus,
Und am Gela, zu dem Wirbel verſchließen den Weg,
Späh't Ortygia's Flur, Megara, Pantagia's Ufer,
Dort auch, wo ſich in's Meer ſtürzt die Symäthiſche Fluth,
Späh't die cyclopiſchen Grotten, geſchwärzt von brennenden Eſſen,
Und wo der Sichelgeſtalt dankt die Benennung der Ort.
Sieht der geheiligten Stier' anmuthige Weiden am Mela,
Tauromenos, Didyme, Himera und Agrigent,
Drauf Camerina und Thapſos, die tempiſche Flur des Helorus,
Eryx' Gipfel, der, ſtets offen dem Weſte ſich hebt.
So hat Pelorum ſie ſchon, Lilybäum, ſo auch Pachynum,
Jene des Heimathlands äußerſte Spitzen, beſucht.
Wo ſie nur wandelt, erfüllt ſie das Land mit jammernden Klagen,
Wie wann Itys Verluſt ſeufzend der Vogel beklagte
Schreit, Perſephone! bald, bald Tochter! Das Ein' um das And're;
Immer erneuerten Rufs ſchallt das gewechſelte Wort.
Aber Perſephone hört nicht Ceres, noch hört ſie die Mutter
Rufen: o Tochter! umſonſt ſchallt das gewechſelte Wort.
Sah ſie Einen der Hirten, ſah Einen der Pflanzer des Felds ſie;
Frug ſie nur: richtete nicht hieher ein Mädchen den Lauf?
Einerlei Farbe bedeckt ſchon die Welt, und in Dunkel gehüllt liegt
Alles; ſchon iſt das Gebell wachſamer Hunde verſtummt.
Hoch ragt Aetna bedeckend den Schlund des wilden Typhoeus,
Welcher den Boden in Gluth ſetzet mit brennendem Hauch.

Statt der Lamp' entzündet ſie dort zwei fichtene Fackeln;
  Drum heiſcht Fackeln noch jetzt Ceres' geheiligtes Feſt.
Hier iſt wildes Geklüſt vom Bau des verloderten Bimsſteins,
  Eine der Oeden, wohin Menſchen nicht kommen noch Wild.
Hieher kommt ſie und ſpannt alsdann die gezäumeten Schlangen
  Sich vor den Wagen, und irrt trocken durch's wogende Meer,
Eilet vorbei an den Syrten, an dir, Zankle'ſche Charybdis,
  Hunde des Niſus, an euch, Schiffe zertrümmernd Gezücht,
Adria's ragendem Golf, und dem Doppelmeer von Korinthus;
  Und nun, Attiſches Land, kam ſie zu deinem Geſtad.
Hier erſt ſetzte ſie ſich tieftrauernd auf kaltem Geſteine;
  Cecrops Sprößlingen heißt traurig die Stätte noch jetzt.
Sonder Bewegung verweilte ſie hier im Freien der Tage
  Viel', ausdauernd den Mond, duldend die regnende Fluth.
Eignes Geſchick hat jeglicher Ort. Wo Eleuſis, der Ceres
  Stadt liegt, ſagt man, da lag Celeus', des Greiſes, Geſild.
Eicheln trägt er und Brombeerbüſchen entſchüttelte Beeren,
  Und zur Feurung des Heerds trockene Hölzer nach Haus.
Und ſein Töchterchen trieb heimwärts zwo Ziegen zum Felſen,
  Und in der Wiege daheim lag ihm ein Söhnchen erkrankt.
Mutter, ſo ſprach das Mädchen (es rührte die Göttin der Name),
  Was thuſt ohne Geleit hier du auf einſamen Höh'n?
Auch blieb ſtehen der Alte, ſo ſehr ihn drückte die Bürde,
  Bittend, zu treten mit ihm unter ſein niedriges Dach.

Dieſe verſagt's (ſie glich in Haarumhüllender Haube
Einer Bejahrten); noch bat Jener, da ſprach ſie zu ihm:
Wandle beglückt und als Vater du ſtets! Mir ſtahl man die Tochter;
Wie viel lieblicher fiel dir, als das meine, dein Loos!
Sprach's, und ein glänzender Tropfen, der Thräne vergleichbar (denn Göttern
Ziemt nicht Thränenerguß) fiel auf die glühende Bruſt.
Weichen Gemüths auch weinen der Greis mit ihr und das Mädchen;
Drauf zu ſprechen begann alſo der redliche Greis:
Auf, beim Wohle der Tochter, ob deren Verluſte du jammerſt;
Komm' und verſchmähe das Dach ärmlicher Hütte doch nicht!
Ihm verſetzte die Göttin: ſo führe mich denn! du verſtandeſt's,
Mich zu bezwingen; vom Stein ſprang ſie und folgte dem Greis.
Und es erzählt der Gefährtin der Führer, wie krank ihm der Sohn ſei,
Nimmer genieß' er des Schlafs, wache nur immer vor Schmerz.
Nahend den kleinen Penaten, entpflückt ſie auf ländlichem Boden
Schlummer erregenden Mohn, lindernd die Schmerzen, der Flur,
Pflückend vergißt ſie ſich ſelbſt, und bewußtlos koſtet ihr Gaumen,
Stillend den Hunger, den lang' ſchon ſie geduldet, die Frucht.
Weil ſie nun ſo mit beginnender Nacht einſtellte das Faſten,
Ladet Geweihte die Zeit ſchimmernder Sterne zum Mahl.

Wie ſie die Schwelle betritt, voll Jammers ſieht ſie da Alles;
Bei dem Knaben war ſchon Hoffnung zur Rettung entfloh'n.
Jetzo begrüßt ſie die Mutter (es heißt Metanira die Mutter),
Würdigt den Knaben ſodann, Mund ihm zu legen auf Mund.
Plötzlich entfliehet die Bläſſ'; es erneu'n ſich die Kräfte des Leibes;
Solche belebende Kraft ſtrömte vom himmliſchen Mund;
Laut aufjauchzet das ſämmtliche Haus, wie Vater und Mutter,
So auch die Tochter; die Drei waren das ſämmtliche Haus.
Und ſie bereiten ein Mahl; mit Milch zerlaſſenes Lab war's,
Und in zartem Gewirk goldener Honig, und Obſt.
Ceres, die Gütige, faſtet dabei; Schlafbringenden Mohnſaft,
Miſcht ſie mit laulicher Milch, reicht ihn dem Knaben zum Trank.
Schon war's Mitte der Nacht, und Schweigen des freundlichen Schlafes,
Siehe, da nahm in den Schooß ſie den Triptolemus auf,
Streichelt ihn dreimal mit Händen und ſpricht drei Zaubergeſänge,
Lieder, nicht ſterblichem Mund wieder zu ſingen vergönnt,
Deckt dann mit glimmender Aſch' am Heerde den Körper des Knaben,
Daß auf den menſchlichen Stoff reinigend wirke die Gluth.
Aber vom Schlaf' auffährt die thöricht zärtliche Mutter,
Schreit: was machſt du? betäubt, reißt aus der Flamme den Leib.
So dann die Göttin: wenn auch nicht Frevlerin, frevelteſt doch du;

Meinen Geſchenken nun raubt, Mutter, dein Schrecken die Kraft.
Nun wird ſterblich er ſein; doch ackern wird er, der Erſte,
Säen, und ernten den Lohn aus dem geackerten Grund.
Alſo Ceres: und kehrt, in Gewölke gehüllt, zum beſchwingten
Drachengeſpann, und ſchwebt ſcheidend im Wagen empor,
Läßt jetzt Sunions Riff, des Piräeus ſichere Buchten,
Und das Geſtade zurück, welches zur Rechten ihr liegt,
Kommt zur Aegeiſchen See und ſpäht dort alle Cycladen,
Jonia's reißende Fluth mißt ſie, und Ikaros' Meer;
Aſia's Städte darauf durchwandelnd, ereilt ſie den langen
Hellespontos, und hoch irrt ſie durch manchen Bezirk;
Nieder auf Indier blickt ſie, auf Araber, Sammler des Weihrauchs,
Libyen ſieht ſie und ſieht Meroë, dürres Geſild,
Kommt dann zu Heſperos' Volk, zum Rhein, zum Po und zum Rhodan,
Tibris auch, mächtiger Fluth künftiger Vater, zu dir!
Doch wo verlier' ich mich hin? Die durchzogenen Länder ſind zahllos;
Ging ſie vorüber ja nicht Einen der Oerter der Welt.
Auch durchirrt ſie den Himmel, und ruft, zum froſtigen Pole
Nahend, den nie in's Meer tauchenden Sternen daſelbſt:
Ihr Parrhaſiſchen Stern', (ihr vermöget ja Alles zu wiſſen,
Da ihr nieder euch nie ſenkt in die Fluthen des Meers!)
Zeigt Perſephonen doch, die Tochter, der jammernden Mutter;
Sprach's; es erwiderte drauf Helice Folgendes ihr:
Frei iſt die Nacht vom Frevel. Um deine geraubete Tochter,
Frage die Sonn'! ſie ſieht rings, was am Tage geſchieht.
Mühe dich, ſprach nun die Sonne befragt, nicht umſonſt! Die du ſucheſt,
Herrſcht im dritten Gebiet — Jupiters Bruder vermählt.

Lange nun trauert ſie ſtill; dann ſprach ſie zum Donnerer alſo,
  Tragend des inneren Grams ſprechendſte Zeichen im Blick:
Denkſt du daran, mit wem ich meine Proſerpina zeugte,
  Mußt du zur Hälfte mit mir theilen die Sorge für ſie.
Ganz durchirrt' ich die Welt, und kam auf die Spur nur der Unbill;
  Aber der Räuber genießt noch die Belohnung der Schuld.
Schickt ſich wohl für Perſephonen auch ein Räuber zum Gatten?
  Oder geziemt es, daß alſo ein Eidam uns ward?
Hätt' ich härter geduldet, vom ſiegenden Gyges gefangen,
  Als wie ich dulde, da du führeſt den Scepter Olymps?
Straflos bleib' er jedoch; wir dulden's, ohn' es zu rächen,
  Giebt er zurück ſie, und macht gut ſo die frühere That.
Jupiter ſänftiget ſie und entſchuldigt die That mit der Liebe.
  Dürfen des Eidams wir uns, ſprach er, ja ſchämen doch nicht.
Edler bin ſelber ich nicht. Mir ward zum Palaſte der Himmel,
  Einem die Fluthen, und Ihm Chaos, das Leere, zu Theil.
Doch iſt nicht zu bewegen dein Herz, und ſtehet der Vorſatz,
  Einmal vereinigten Betts Bande zu brechen, dir feſt,
Nun ſo verſuchen wir dies, iſt irgend ſie nüchtern geblieben!
  Sonſt verbleibt ſie dem Gott unten im Orcus vermählt.
Nieder zum Tartaros eilt entſandt der geflügelte Herold.
  Pfeilſchnell kehrt er zurück, meldend den ſichern Erfund.
Wißt: die Entführte beſchloß ihr Faſten mit dreien der Kerne,
  Sprach er, die zähes Gehäus puniſcher Aepfel umſchließt.

Neu war Trauer der Mutter und Schmerz, als wär' ihr die Tochter
Eben geraubt, und ſie faßt kaum ſich nach langem Verzug.
Endlich beginnt ſie: So mag auch ich nicht wohnen im Himmel,
Laß doch hinunter auch mich ſteigen in Tänaros' Thal!
Und ſie hätt' es erfüllt; doch Jener gelobt' und vergönnte
Jupiter, zweimal drei Monde im Himmel zu ſein.
Jetzt erſt heiterten ſich das Gemüth und die Mienen der Ceres,
Und mit Aehrengeflecht kränzte die Haare ſie ſich;
Und auf lange verſäumtem Gefild wuchs reichliche Ernte,
Und das geſammelte Gut faßte die Tenne nur kaum.
Ziemlich für Ceres iſt weiß; nehmt weiße Gewänder am Ceres-
Feſt! entfernt ſei jetzt ſchwärzlicher Felle Gebrauch!

Aus den Trauergeſängen.

Die Nacht vor der Abreiſe in die Verbannung.

(Deutſch von Manſo.)

Ruf' ich das traurige Bild der Nacht, in der ich die Mauern
Roms und Alles in ihm, alles mir Liebe, verließ,
Ruf' ich's von Neuem zurück in meine Seele, ſo quellen
Aus dem Auge ſogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe kam er bereits, der Tag, an dem mir die ſüßen
Heimiſchen Fluren der Zorn Cäſars zu melden befahl.
Hin war Muth und Entſchluß und der Zeit zu beſchließen ſo wenig.
Lange genoſſenes Glück lähmet zuletzt den Verſtand.

Troſtlos, in mich gekehrt, vergaß ich Gefährten und Sclaven,
Dacht' an kein Geld auf der Flucht, noch an ein Reiſegewand.
Alſo ſtehet und ſtaunt der Wanderer, der, von des Himmels
Blitze getroffen, noch lebt und, daß er lebet, nicht weiß.
Erſt als ſelber der Schmerz die Wolken der Seele zerſtreute,
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann,
Wandt' ich zum letzten Mal mich an den Zirkel meiner Vertrauten,
Deren ich viele vordem, itzo nur wenige, ſah.
Lauter ſtöhnend, als ich, umfing mich die liebende Gattin,
Und die Thränen des Grams ſtürzten die Wangen herab.
Ach, ſie weinte allein! In Libyen weilte die theure
Tochter und ahnete nicht, was für ein Schickſal mich traf.
Ueberall tönte, wohin ich horchte, Seufzer und Jammer.
Todtenklage, ſo ſchien's, füllte das innre Gemach.
Männer und Weiber und Kinder beweinten als todt mich, und nirgends
War ein Winkel im Haus, wo nicht ein Trauernder ſaß.
So, wofern es ſich ziemt mit dem Großen das Kleine zu meſſen,
So war Troja's Geſtalt, als es den Griechen erlag. —
Und ſchon ſchwieg das Geräuſch und die Stimme der Menſchen und Hunde,
Und den Himmel herauf lenkte der Mond das Geſpann,
Da erhub ich zu ihm und drauf zu der Wohnung des großen
Jupiters, (ach, nur umſonſt lag ihr die meinige nah,)
Thränend die Augen und ſprach: „Ihr ewig heiligen Sitze,
Welche das Schickſal mir nie wieder zu ſehen vergönnt,

Und ihr Schützer der Stadt Quirins, erhabene Götter,
Seid, (ich ſcheide von euch,) ſeid mir für immer gegrüßt,
Und, wiewohl ich zu ſpät mich euerm Schilde vertraue,
Lindert zum Mind'ſten den Haß, der den Verbannten verfolgt!
Meldet, wie und wodurch ich fehlte, dem himmliſchen Helden,
Der mit dem Namen von Schuld meine Verirrung beſtraft.
Was ihr wiſſet, erfahre durch euch der zürnende Cäſar.
Elend kann ich nicht ſein, wenn mir der Richter verzeiht."
Alſo flehte mein Mund und lauter noch flehte die Gattin,
Doch verſchloß ihr Geſeufz öfters der Stimme den Weg.
Knieend warf ſie ſogar ſich mit fliegendem Haar vor die Laren,
Ihr erzitternder Mund auf dem erloſchenen Heerd;
Und beſchwor die erzürnten Penaten mit heißen Gebeten,
Deren keines ihr Ohr für den Geliebten gewann.
Und ſchon war am Olymp der Wagen weiter gerücket,
Und die ſchwindende Nacht wehrte mir längern Verzug.
Trauriges Loos! Zurück hielt mich die Liebe zur theuren
Heimiſchen Flur, und zu fliehen mahnte die ſcheidende Nacht.
Ach! wie ſagt' ich ſo oft zu mir ſelbſt: „Was treibt dich zu eilen?
Haſt du vergeſſen, wohin oder von wannen du fliehſt?"
Ach, wie wähnt' ich ſo gern, mich ſelbſt betrügend, ich hätte
Mir zum Scheiden bereits meine Stunde gewählt.
Drei Mal berührt' ich die Thür und drei Mal floh' ich, gewarnet.

Einverſtanden mit mir weilte, gefällig, mein Fuß.[7]
Bald begann ich ein neues Geſpräch, nach dem eben geſprochnen
Worte der Trennung, und ſtand küſſend und wurde geküßt.
Bald befahl ich das ſchon Befohlne wieder und kehrte
Immer von Neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: „Was eil' ich? Mein Sitz ſind Scythiens Wüſten.
Scheiden muß ich von Rom. Beides ermahnt zum Verzug.
Ewig ſoll ich mein Weib, ich lebend die Lebende miſſen,
Ewig miſſen mein Haus, miſſen die Pfänder in ihm,
Und die Herzen, an mich durch theſeiſche Treue gebunden,
Euch, ihr Freunde, von mir innig, wie Brüder, geliebt.
Eilt, noch iſt es vergönnt, und vielleicht nie wieder, ihr Theuren,
Eilt an mein Herz! Für mich iſt jegliche Stunde Gewinn."
Während ich rede und ſie mich beweinen, ſteigt am hohen
Himmel ein furchtbarer Stern, Lucifer, glänzend herauf.
Und ich reiße nicht anders mich los, als ließ' ich der Glieder
Eines, oder des Leibs größere Hälfte zurück.
Jetzt erhuben die Meinen die laute Klage des Schmerzes,
Und zerrauften ihr Haar, oder zerſchlugen die Bruſt,
Und die Gattin umſchlang des Scheidenden Nacken mit beiden
Armen und weint' und begann alſo, von Jammer gebeugt:
„Nein, ich laſſe dich nicht; ich verbanne mich mit dir. Zuſammen

---

7) Es war bei den Römern ein Zeichen von übler Vorbedeutung, wenn man bei dem Herausgehen aus dem Hauſe mit dem Fuße irgendwo anſtieß.

Wollen wir ziehen; mit Recht folget die Gattin dem Mann.
Auch mich faſſet dein Weg, auch mich erwartet das ferne
Land der Scythen. Das Schiff ſegelt nicht träger durch mich.
Dir gebietet der Zorn des Cäſar von Rom dich zu trennen,
Mir die Treue; ſie ruft lauter als Cäſars Gebot.“
So verſuchte ſie mich und hatte mich vorher verſuchet.
Spät nur und lange bekämpft, gab ſie der Klugheit Gehör.
Jetzt nun wankt' ich heraus, nein, eine prunkloſe Leiche,
Ward ich getragen; um's Haupt wallten die Haare zerſtreut.
Und die Gattin, ſo hab' ich gehört, ſchloß bleicher als Buxus,
Ihre Augen und ſank mitten im Hauſe dahin.
Als ſie wieder erſtand, hat, ſagen die Meinen, die Theure
Staub in die Locken geſtreut, ſich auf dem Boden gewälzt.
Bald ihr Schickſal und bald die verlaßnen Laren bejammert
Und den entriſſenen Mann zärtlich bei'm Namen genannt;
Hat nicht minder geſeufzt, als würd' ihr vom flammenden Holzſtoß
Eine Tochter entführt, oder ich ſelber verbrannt,
Und zu ſterben gewünſcht und, allein aus inniger Liebe
Für den verbannten Gemahl, ſich nicht das Leben geraubt.
Ja ſie lebe, mein Weib, ſie lebe, weil es die Götter
Wollen, und mildre, für mich duldend, mein hartes Geſchick!

Elegie auf den Tod des Tibull.

(Teutſch von Manſo.)

Wenn um Achillen die Mutter, um Memnon die Mutter ſich härmte,
Und der Sterblichen Loos Göttinnen ſelber betrübt,
O ſo löſe ſogleich, Elegie, (dein Name gebühret
Jetzt dir, Göttin, mit Recht,)[8] löſe die Locken dir auf!
Er, dein Dichter und Stolz, Tibull, iſt dahin. Von des Holzes
Aufgeſchichtetem Stoß lodert ſein Leichnam empor. —
Siehe, Cypriens Sohn hat ausgelöſchet die Fackel,
Und den Bogen zerknickt und die Geſchoſſe verſtreut.
O wie er kläglich dort mit geſenkten Fittigen wandelt,
Und ſich mit feindlicher Hand, wüthend, den Buſen zerſchlägt!
Thränen fallen herab auf die wild ihn umflatternden Locken,
Und ſein banges Geſeufz füllet der Lüfte Gebiet.
So voll Wehmuth iſt er, als Bruder Aeneas erblaßte,
Seiner Leiche mit dir, reizender Julus, gefolgt,
Und Adonis Verluſt hat ſchmerzlicher nicht, als das Schickſal
Ihres geliebten Tibulls, Cyprien niedergebeugt,
Heilig zwar wird der Dichter, wird oft der Liebling der Götter
Und die Begeiſtrung in ihm Flamme des Himmels genannt.
Aber der grimmige Tod legt an das Heilige ſelber
Seine Hände und rafft alles Geweihte dahin.

---

[8] Ἔλεγος, wovon das lateiniſche Elegia herkommt, heißt nämlich eine Klage.

Hat der Vater den Sänger von Ismarus,[9] hat ihn die Mutter,
Hat ihn die Zaubergewalt ſchmelzender Töne geſchützt?
Wehe, rief im Gebirg der trauernde Vater, ſein Wehe
Gaben unwillig des Walds Thäler und Felſen zurück.
Auch der erhabne Homer, aus dem ſich noch heute der Dichter,
Wie aus dem ewigen Quell auf dem Parnaſſe, berauſcht,
Auch ihn drückte der Tod zum ſchwarzen Avernus hinunter,
Und der Vernichtung entrann einzig ſein langer Geſang.
Ewig erhält ſich durch ihn der Kampf vor Iliums Mauern
Und der ſchlaue Betrug, durch das Gewebe geknüpft.[10]
So blüht Nameſis auch und Delia, dieſe Tibullens
Erſter ſüßer Genuß, jene ſein zweites Gefühl.
Ach, was half es euch doch, für ihn der Iſis zu opfern,
Und im erkältenden Bett, Nächte durch, einſam zu ruhn?
Seit das böſe Geſchick die Guten vernichtet, bezweifl' ich,
(Zürnt mir, ihr Himmliſchen, nicht.) eure beſchützende Macht.
Lebe heilig und fromm, ſtirb fromm und bringe dein Opfer!
Von dem Opfer hinweg reißt dich der Tod in das Grab.
Traue der Kraft des Geſangs! Tibull iſt Moder und Aſche,
Was uns der Wind von ihm ließ, faſſet ein kleines Gefäß.
Wehe, ſo haben auch dich die Flammen, du heiliger Dichter,
Weggerafft und dein Herz ſich zu verzehren erfrecht.

---

[9] Den Orpheus, deſſen Eltern Apoll und die Muſe Calliope waren. — [10] Der Ruhm der keuſchen Penelope, die ihre Freier durch ein Gewebe, welches ſie jede Nacht wieder auflöſ'te, bis zur Ankunft des Ulyſſes, ihres Gemahls, hinhielt.

O ſie hätten gewiß den Altar und die Tempel der Götter,
  (Dieſer Frevel bezeugt's!) nicht zu vertilgen geſäumt.
Seitwärts wendete ſelbſt ſich Eure zärtliche Fürſtin,
  Und vom Auge voll Gram tröpfelten Thränen herab. —
Beſſer jedoch, du erblaßteſt in Rom, als daß in dem fernen
  Land der Phäacier dich Atropus tückiſch ergriff.[11]
Hier ſchloß mindeſtens noch dir die Hand der Mutter die müden
  Schwimmenden Augen und goß Blumen und Milch auf das Grab.
Und mit den Deinen vereint, ſtand, an dem lodernden Holzſtoß,
  Nameſis weinend, und ſie, der du zuerſt dich ergabſt,
Delia, küßte dich zärtlich und ſeufzte: „Glücklicher liebt' ich!
  Meinem glühenden Kuß raubten die Parzen dich nicht."
Und ihr Nameſis dies: „Was klagſt du bei meinem Verluſte?
  Mir, mir hat er die Hand, als er erblaßte, gedrückt." —
Sind wir indeß nach dem Tode mehr noch, als Namen und Schatten,
  O ſo weilſt du gewiß in dem elyſiſchen Thal;
O ſo geleiten dich dort, geſchmückt mit üppigem Epheu,
  Calvus der Liebling Apolls, und der gelehrte Catull,
Und mein Gallus, wofern ihn falſche Verläumdungen drückten,
  Und ſein erhabener Geiſt ſchuldlos die Erde verließ.[12]

---

11) Tibull, der einſt ſeinem Gönner und Freunde Meſſala nach Corcyra, dem Wohnſitze der alten Phäacier, folgte, ward auf dieſer Inſel gefährlich krank, genas aber damals wieder und kehrte nach Rom zurück. — 12) Cornelius Gallus ward einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Auguſt beſchuldigt und tödtete ſich mit eigner Hand. —

Ja du wandelſt, Tibull, in dem Lande der Schatten und mehreſt,
Iſt es den Schatten vergönnt, dort noch der Frommen Geſang.
Schlumert, ſchlummert demnach in der Urne, friedliche Reſte!
Seinen Gebeinen, ich fleh's, werde der Hügel nicht ſchwer!

Phädrus.

Ein geborener Grieche aus Makedonien (wenn er überhaupt exiſtirt hat und nicht eine erdichtete Perſon iſt, was, obgleich ſcharfſinnige neuere Forſchungen die Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit behauptet und nachgewieſen zu haben vermeinen, doch noch immer nicht unumſtößlich feſtgeſtellt iſt). Er ſoll frühe nach Rom gekommen und Sclave des Auguſtus geweſen, von dieſem aber ſpäter mit der Freiheit beſchenkt worden ſein. Es wird ferner behauptet (die Beweiſe dafür will man in den Fabeln ſelbſt finden), daß ihn des Auguſtus Nachfolger wegen ſeiner Freimüthigkeit und ſeines Witzes bedrückt hätten, daß er aber dennoch ein hohes Alter erreichte. Seine Blüthezeit wird von Einigen in das Jahr 31, von Andern in das Jahr 50 n. Chr. Geb. geſetzt.

Phädrus hinterließ eine Sammlung von Fabeln in fünf Büchern und in ſechsfüßigen Jamben, meiſt Bearbeitungen der alten griechiſchen Fabeln des Aeſop, mehrere jedoch auch ganz von eigener Erfindung. Leichtigkeit und Eleganz in der Darſtellung und Behandlung, und Gefälligkeit und Correctheit in der Sprache ſind der Mehrzahl eigenthümlich und verleihen ihnen einen bleibenden Werth.

Wir erwähnen hier noch des Arianus (160? 400? n. Chr.) und des Romulus (250? n. Chr.) als Fabeldichter; Beide ſind aber noch mehr in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, als ihr eben genannter Vorgänger, und ihre Leiſtungen nicht bedeutend genug, um hier eine Stelle zu finden. Wer beſondere Vorliebe für Fabeln hat und nähere Kunde einzuziehen wünſcht, den verweiſen wir auf die treffliche Arbeit von H. J. **Kerler** (Römiſche Fabeldichter. Stuttgart, 1838, 3 Bdchen in 16.) und begnügen uns hier damit, einige von Demſelben überſetzte Fabeln des Phädrus mitzutheilen.

Der Eſel und der Löwe auf der Jagd.

P. I, 11.

Wem Thatkraft fehlet, aber doch mit Worten prahlt,
Täuſcht Fremde; doch Bekannten dient er zum Geſpött.
Der Löwe wollte mit dem Eſel jagen gehn.
Da ſteckt er den in's Strauchwerk und gebot dabei,
Daß er mit nie gehörtem Jagdruf das Gewild
Erſchreckt', und er es fliehend haſche. Schnell erhob
Das Langohr ſeine Stimme nun aus ganzer Kraft,
Und mit dem neuen Wunder ſchreckt das Wild er auf,
Das, weil es zitternd ſuchte den bekannten Gang,

Vom Leun im wilden Sprunge grauſam wird erhaſcht.
Doch dieſer, müd vom Morden, rief den Eſel her,
Und hieß ihn ſchweigen. Aber voll von Uebermuth
Fragt er: wie ſchlägſt du meiner Stimme Dienſt nun an?
Hoch, ſprach der Leu, daß, hätte dein Geſchlecht und Muth
Ich nicht gekannt, in gleicher Furcht ich wär' entflohn.

Der Hirſch an der Quelle.

B. I, 12.

Daß, was man wenig achtet, oft mehr Nutzen bringt,
Als was man rühmte, ſtellet dieſe Fabel dar.
Ein Hirſch blieb nach dem Trinken an der Quelle ſtehn,
Und ſchaut' in ſpiegelheller Fluth ſein Ebenbild:
Verwundert lobt das äſtige Geweih er hier,
Der Schenkel allzugroße Dünnheit tadelt er.
Doch von dem Jagdgetöſe plötzlich aufgeſchreckt,
Begann er ſeine Flucht durch's Feld: geſchwindes Laufs
Höhnt er die Hunde. Kaum jedoch birgt ihn der Wald,
So wird durch ſein Geweihe ſchon ſein Fuß gehemmt,
Und durch der Hunde Biß ſein Leib zerfleiſcht.
Dann rief er ſterbend, ſagt man, noch den Seufzer aus:
Ich Unglückſel'ger, welcher jetzt nun erſt erkennt,
Wie mir, was ich verachtet hatte, nützlich war,
Und welchen Jammer brachte Das, was ich gelobt!

Der Schuſter als Arzt.

B. I, 14.

Ein ſchlechter und verdorbner Schuſter, der die Kunſt
Zu heilen trieb an einem unbekannten Ort,
Verkaufte unter falſchem Namen Gegengift,
Wobei er ſich durch langen Wortſchwall Ruf erwarb.

Da ward von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht
Der Fürſt der Stadt. Den Schuſter zu erforſchen, ließ
Er ſich ein Trinkglas geben, that, als miſcht' er Gift
Und Gegengift dem eingegoßnen Waſſer bei,
Und hieß ihn ſelber trinken dies für einen Lohn.
Durch Todesfurcht gefoltert dann geſtand er ein,
Daß nicht durch Einſicht in die Kunſt er ſolchen Ruf
Erlangt, daß von des Pöbels Dummheit kam ſein Ruhm.
Nun rief das Volk der König, und eröffnet ihm:
Dünkt euch nicht das ein großer Unverſtand zu ſein,
Daß ihr dem unbedenklich euer Haupt vertraut,
Den Niemand ſeine Füße nur beſchuhen ließ?
Auf Jene möcht' ich Dieſes wohl fürwahr beziehn,
Mit deren Dummheit Unverſchämtheit Wucher treibt.

Der Eſel an ſeinen greiſen Hirten.

B. I, 15.

Beim Wechſel eines Herrſchers iſt oft kein Gewinn,
Als daß der Untergebne nur den Namen tauſcht.
Daß Dieſes wahr ſei, thue dies Geſchichtchen dar.
Es weidete den Eſel einſt ein ängſt'ger Greis.
Da ſchallte plötzlich Waffenlärm, und er aus Furcht,
Daß man ſie fangen möchte, rieth zur ſchnellen Flucht.
Doch Jener ſagte träge: Meineſt du denn gar,
Daß ich zwei Sättel tragen bei dem Sieger muß?
Nein, ſprach der Greis. Was kümmert es mich alſo denn,
Weß Sclav ich ſei? Den Sattel trag' ich immerhin.

Der Menſch und der Hund.

B. II, 3.

Von eines böſen Hundes Liſt verwundet, warf
Ein Menſch in Blut getauchtes Brot dem Frevler vor,

Weil, wie er hörte, dieſes ein Heilmittel ſei.
Das thue nicht vor mehreren Hunden, ſprach Aeſop
Darauf: denn ſonſt verſchlingen ſie uns lebend noch,
Sobald ſie merken, dieſes ſei dafür der Lohn.
Wenn's Frevlern gut geht, locket dies nur mehrere.

Der Kaiſer und der Aufwärter.

II, 5.

Ein ganzes Volk von Müſſiggängern giebts in Rom,
Das, weil es ängſtlich trippelt, doch nur müſſiggeht,
Das keucht ohn' Urſach, Vieles treibt und doch Nichts thut,
Sich ſelbſt beſchwerlich, Andern unausſtehlich iſt,
Durch eine wahre Fabel möcht' ich Dieſe wohl,
Wenn's möglich, beſſern. Höret: es verlohnt ſich wohl.
Tiber, der Kaiſer, reiſ'te nach Neapel einſt,
Und als er auf ſein Landgut bei Miſenum kam,
Das hoch auf einem Berge von Lucull gebaut,
Rechts zum Siciler=, links zum Tuscer=Meere ſchaut,
Zeigt Einer von den hochgeſchürzten Dienern ſich.
Die Tunica von Biſſusleinwand war gelegt
Glatt um die Schultern: Trotteln hingen rings herab.
Als durch des Gartens Blumenflor der Herrſcher ging,
Begann ſogleich den glühendheißen Boden er
Amtseifrig zu beſprengen aus dem Napf von Holz.
Er wird verlacht. Auf Seitenwegen rennet er
Voran, den Staub zu legen in dem andern Gang.
Den Mann bemerkt der Kaiſer und verſteht es auch.
Doch er, als hätt' er große Thaten ausgeführt,
Hüpft, als der Kaiſer winkte, ſchnell zu ihm herbei,
Schon froh der ſichern Hoffnung eines großen Lohns.
Dann ſprach im Scherz des hohen Fürſten Majeſtät:

Du thatſt nichts Großes: deine Müh' iſt nur umſonſt.
Ohrfeigen ſtehn in einem höhern Preis bei mir.

Der Adler und die Krähe.

II, 6.

Vor Mächt'gen iſt man nimmermehr geſchützt genug.
Erhalten aber einen böſen Rath ſie noch,
So ſtürzt, was Macht und Falſchheit auch entgegenſetzt.
Ein Adler hob die Schildkröt' in die Luft empor:
Doch ſie verbarg den Körper in dem Haus von Horn,
Und ſo war unverletzlich und verborgen ſie.
Die Krähe, durch die Lüfte fliegend, kam herbei:
Die Beut' iſt edel, welche mit den Klau'n du hältſt,
Und wenn ich dir nicht zeige, was zu machen ſei,
Ermüdet ſie durch ihr Gewicht umſonſt dich nur.
Um einen Theil der Beute, rieth ſie, hoch herab
Auf Felſen zu zerſchmettern ihren harten Schild.
Dann könnt' er leicht am leckern Mahle ſich erfreu'n.
Sie überzeugt den Adler und er folgt dem Rath:
Er aber theilt der Meiſterin auch reichlich mit.
So fand ſie, durch die Güte der Natur geſchützt,
Zwei'n nicht gewachſen, einen ſchnöden Untergang.

Der Kopf des Affen.

III, 4.

Mit andrer Koſt und Waare ſah beim Fleiſcher einſt
Jemand auch einen Affen hängen zum Verkauf.
Wie ſchmeckt ſein Fleiſch? fragt dieſer. Drauf der Fleiſcher ſprach
Im Scherz: wie's Haupt, ſo iſt auch immer der Geſchmack.
Mehr Scherz zeigt dieſes Wort, denn Wahrheit, glaube mir.

Ich fand mit Schönheit Laſter ſchon gepaart,
Und Tugend war mit häßlichem Geſicht vereint.

Aeſopus und der Muthwillige.

III, 5.

Gelingen führte Manchen in's Verderben ſchon.
Ein Bube warf mit einem Steine nach Aeſop.
Recht ſchön, rief er, und ſchenkte dem ein Aß dafür.
Da warf er wieder: ich habe mehr nicht, ſprach Aeſop.
Jedoch ich will dir zeigen, wo du mehr bekommſt.
Hier, ſiehe, kommt ein reicher, angeſehner Mann;
Nach dieſem ziel': er lohnet nach Verdienſten dir.
Das glaubt der Thor und folget treulich dem Geheiß.
Doch diesmal täuſcht die Hoffnung den Verwegenen:
Ergriffen büßt er ſeine Frevelthat am Kreuz.

Die Fliege und das Maulthier.

III, 6.

Die Fliege ſchalt, auf einer Deichſel ſitzend, einſt
Das Maulthier wegen Trägheit: läufſt nicht ſchneller du?
Sieh zu, mit meinem Stachel ſtech' ich deinen Hals.
Drauf ſagte jenes: deine Rede rührt mich nicht.
Ich fürchte Jenen, welcher auf dem Seſſel ſitzt,
Der meinen Zug mit ſchwanker Geiſel herrſchend lenkt,
Und der in's Maul das ſchäumende Gebiß mir legt.
So unterlaß dein unverſchämtes Läſtern nun;
Denn wo ich halten oder zieh'n muß, weiß ich ſchon.
Es wird durch dieſe Fabel billig Der verlacht,
Der ohne Muth und Kräfte thörigt ſchilt und droht.

Der Hund und der Wolf.

III, 7.

Kurz thu' ich kund, welch ſüßes Gut die Freiheit ſei.
Dem feiſten Hund begegnet einſt ein magrer Wolf.
Da man bei'm gegenſeit'gen Gruße ſtille ſtand,
Begann der Wolf: Wie glänzeſt du ſo ſchön, mein Freund!
Durch welche Speiſe wurde denn dein Leib ſo feiſt?
Bei aller meiner Stärke ſterb' ich Hungers faſt.
Der Hund ſprach einfach: Gleiches Loos wird dir zu Theil,
Wenn du dem Herren gleichen Dienſt gewähren kannſt.
Und welchen? ſagte Jener. Schwellenhüter ſein,
Und Nachts das Haus bewahren vor der Diebe Schaar.
Ich bin bereit. Denn Regengüſſe duld' ich jetzt
Und Schnee, und ſchlepp' im Wald ein rauhes Leben hin.
Wie leichter iſt's zu leben unter warmem Dach,
Bei reicher Koſt in Ruhe ſich zu ſättigen!
Komm alſo mit mir. Da ſie weiter gehn, erblickt
Der Wolf den Hals des Hundes von der Kette kahl.
Woher das, Freund? — Thut Nichts! — So ſage mir es doch. —
Weil ich zu raſch bin, bindet man bei Tag mich an,
Um auszuruh'n — zu wachen, wenn es dunkel wird.
In der Dämmrung losgelaſſen, ſchweif' ich frei umher.
Man bringt das Brot mir ſelber: Knochen giebt der Herr
Vom eignen Tiſch, und Biſſen wirft das Geſind' mir zu.
Auch von der Zukoſt Ueberbleibſel bringt man mir.
So wird der Magen ohne Mühe mir gefüllt. —
Darfſt du auch ungehindert hinzieh'n, wo du willſt? —
Nicht ganz, ſprach jener. — Habe nun dein Glück für dich,
O Hund! Mehr gilt mir Freiheit, als ein Königreich.

Die Schweſter und der Bruder.

III, 8.

Betrachte dich im Spiegel des Geſetzes oft.
Ein Mädchen hatte Jemand, häßlich von Geſtalt,
Und einen Sohn, deß Schönheit ausgezeichnet war.
Die ſahn im Spiegel, welcher auf dem Putztiſch ſtand,
Einſt bei der Mutter, kindiſch ſpielend ihr Geſicht.
Der Eine prahlt mit ſeiner Schönheit: das erzürnt
Die Andre, und unwillig auf des Bruders Stolz,
Nimmt ſie natürlich Alles nur für Spott und Schmach.
Sie läuft zum Vater, Aehnliches ihm anzuthun,
Und klagt aus argem Neide ſchwer den Bruder an,
Daß er, ein Knabe, Weiberſachen angerührt.
Doch er umarmt und küſſet Beide liebevoll,
Und theilet unter Beide gleich ſein Vaterherz.
Schaut täglich in den Spiegel, ſprach er ernſt darauf:
Du, daß dir nicht das Laſter deine Schönheit raubt,
Du, daß dein Innres ſchöner bleibt, als dein Geſicht.

Die Ameiſe und die Fliege.

IV, 21.

(Die Fabel lehret, nimmer, was nicht nützt, zu thun.)
Die Ameiſ' und die Mücke ſtritten heftig einſt,
Wer mehr ſei. Kannſt, begann zuerſt die Fliege ſo,
Mit mir du dich vergleichen an Vortrefflichkeit?
Die heil'gen Eingeweide koſt' ich ja zuerſt;
Wohn' an Altären; alle Tempel ſtreif' ich durch.
Sitz' auf das Haupt des Königs ſelber, wenn's beliebt,
Und ſchlürfe manchen keuſchen Kuß der Frauen weg;
Arbeite Nichts, das Beſte doch genieß' ich ſtets.
Was Aehnliches, o Bäurin, wird denn dir zu Theil? —
Wohl rühmlich iſt dein Leben bei der Götter Mahl;

Doch dem gerufnen, nicht dem ungerufnen Gaſt.
Der Könige gedenkſt du und der Frauen Kuß.
Wenn emſig auf den Winter Körner ich geſucht,
Seh' ich im Miſt dich weiden an der Mauer ſchon.
Du nah'ſt Altären; aber ſtets verjagt man dich.
Arbeiteſt Nichts, drum haſt du in der Noth auch Nichts.
Was Scham verhüllen ſollte, damit prahleſt du.
Du neckſt mich nur im Sommer, ſchweigſt, wenn Winter iſt.
Wenn Kälte dich zuſammenſchrumpft und Tod dir bringt,
Dann nimmt mein vollgefülltes Haus dich fröhlich auf.
Fürwahr, ich habe deinen Stolz genug beſtraft.
Die Züge ſolcher Menſchen läßt die Fabel ſehn,
Die gern mit einem falſchen Ruhm ſich ſchmücken, blähn,
Und ſolcher, deren Tugend echten Schmuck gewährt.

Simonides, von den Göttern gerettet.

Schon oben ſagt' ich, welchen Werth die Wiſſenſchaft
Bei Menſchen habe: doch wie Götter ſie geehrt,
Will ich der Nachwelt darthun jetzt in Folgendem:
Simonides, von welchem oben ich erzählt,
Sollt' einſt um feſtgeſetzten Preis den Siegesruhm
Von einem Kämpfer ſingen. In die Einſamkeit
Begab er ſich. Es gewann der magre Stoff
Den Schwung. Da nahm er ſich die Freiheit nach der Dichter Art,
Und webte als ein Vorbild eines gleichen Ruhms
In ſein Gedicht der Leda Zwillingsſterne ein.
Das Werk fand Beifall; aber nur den dritten Theil
Des Lohns erhielt er. Als er nun den Reſt verlangt,
Sprach Jener: den bezahlen, die zwei Drittel Lobs
Erhielten. Doch daß Niemand glaubt, du wärſt im Zorn

Von mir geſchieden, bitt' ich dich zum Mahle heut;
Ich lade die Verwandten, was auch du mir biſt.
Betrogen und bekümmert ob dem Unrecht ſagt
Er's zu, damit er ſeine Gunſt nicht ganz verliert.
Er kam zur feſtgeſetzten Stunde, ſaß zu Tiſch.
Es blinkte von den Bechern heiter das Gemach;
Von buntem Feſtgetümmel hallte froh das Haus.
Und plötzlich kam ein Jünglingspaar, mit Staub bedeckt,
Von vielem Schweiße triefend, ſtattlicher,
Als Sterbliche. Sie tragen einem Sclaven auf,
Zu ſich herauszurufen den Simonides:
Er ſolle ja nicht zaudern, denn es thue Noth.
Der, ganz verwirrt, bewegte den Simonides
Hinauszugeh'n. Kaum war er vom Geſang hinweg,
Stürzt ein das Zimmer, und erſchlägt die Uebrigen.
Doch nirgends wird ein Jungling an der Thür geſeh'n.
Wie der Verlauf von dieſer Sache ruchbar ward,
Schien dieſes Allen einer Gottheit Gegenwart,
Die ſtatt des Lohns des Dichters Leben rettete.

Fürſt und Flötenſpieler.

V, 8.

Sobald ein Eitler, angeweht durch ſchnöde Gunſt,
Von übergroßem Eigendünkel wird beſeelt,
So wird ſein thörigt kleiner Geiſt oft lächerlich.
Fürſt, der als Flötenſpieler, weil er oft
Beim Tanze des Bathyllus blies, bekannter war,
Ward einſt beim Schauſpiel (welchem, weiß ich nicht mehr recht)
Von der Maſchin' ergriffen unverſehns, und ſtürzt
Hart hin, daß er die linke Schienbeinröhre brach.
Zwei rechte Flötenröhren hätt' er dran geſetzt.

Man bringt ihn fort, den heftig Aechzenden; nach Haus
Wird er getragen. Viele Monate vergeh'n,
Bis zur vollkommnen Heilung ſeine Kur gedieh.
Das Publikum, ein bauernhaftes Volk, begann
Den zu vermiſſen, deſſen Flötenſpiel vordem
Des Tänzers Kraft und muntres Feuer angefacht.
Nun ſtellt ein angeſehner Mann ein Schauſpiel an,
Und Fürſt fing eben wieder an zu gehn: da bringt
Ihn der durch Lohn und Bitten ſo weit, daß er nur
Am Tag des Spiels ein wenig öffentlich erſchien.
Der Tag erſcheint, vom Flötenſpieler murmelt man
In dem Theater. Manche halten ihn für todt,
Da er nach Andern öffentlich ſich zeigen ſoll.
Der Vorhang fällt, die Donner rollen ſchon herab;
Nach hergebrachter Weiſe ſpricht der Götter Schaar.
Da tönt dem eben Eingetretenen vom Chor
Ein unbekanntes Lied entgegen, wie hier folgt:
„Freu' dich, o Roma, ſel'ge; denn es lebt dein Fürſt!"
Beifallgeklatſch erhob ſich. Küſſe wirft umher
Der Flötenſpieler: Glückwunſch, meint er, wäre dies.
Der Ritterſtand erkannte gleich des Thoren Wahn,
Und ließ laut lachend wiederholen den Geſang.
Zum zweitenmal beginnt er, und es wirft ſich Fürſt
Hin auf die Bühne. Die Ritter klatſchen ſpottend zu.
Da meint das Volk, er wünſche einen Ehrenkranz;
Und als es Allen auf den Bänken ward bekannt,
Ward Fürſt mit einer weißen Bind' um's kranke Bein,
Mit weißem Schuh und einem weißen Unterkleid,
Sich brüſtend mit des Kaiſers Götterhauſes Preis,
Jählings von allem Volk zur Thür hinausgejagt.

Die Zeit.

V, 9.

Auf eines Meſſers Schärfe ſchwebend, flücht'gen Laufs,
Kahlköpfig, mit behaarter Stirne, nackten Leibs.
Und wenn du ſie ergreifeſt, halt ſie. Einmal
Entronnen, bringt ſelbſt Jupiter ſie nicht zurück.
Das iſt das Bild der flüchtigen Gelegenheit.
Auf daß nicht träge Zög'rung hemme das Gedeihn,
Erſannen ſich die Alten ſolches Bild der Zeit.

Seneca.

Unter dem Autornamen des Seneca ſind zehn römiſche Tragödien der Nachwelt erhalten worden, von denen es jedoch unermittelt blieb, wer ihr eigentlicher Verfaſſer ſei, ob Lucius Annäus Seneca, der berühmte ſtoiſche Philoſoph, Lehrer des Nero (geb. 2 n. Chr. Geb., geſt. 65), oder deſſen Vater, der Rhetor, oder endlich noch ein dritter L. oder M. Seneca, der zu Trajans Zeiten gelebt haben ſoll. Vielleicht rühren ſie ſogar von verſchiedenen Verfaſſern her, und ſind im Laufe der Zeiten mit dem Namen Eines derſelben allein bezeichnet worden. — Sie ſind wenigſtens ſehr ungleich in der Behandlung und einige Kritiker gruppiren ſie daher, wie folgt: Agamemnon, Troades, Hippolytus und Medea von dem Erſtgenannten, Oedipus, der raſende Hercules und Thyeſtes von deſſen Vater; Hercules nach Sophokles, und Phöniſſä von einem anderen unbekannten Zeitgenoſſen jener Beiden, und Octavia von einem jüngeren Rhetor. Mit Ausnahme des letztgenannten Trauerſpiels ſind die übrigen ſämmtlich Nachahmungen und Bearbeitungen griechiſcher Vorbilder. — Eigentlichen poetiſchen Werth haben ſie nicht, höchſtens nur rhetoriſchen, wenn das überhaupt einer Tragödie Werth verleihen könnte; auch ſind ſie urſprünglich wohl mehr (oder vielleicht nur) zu redneriſchen Uebungen, als zu ſceniſchen Aufführungen beſtimmt geweſen. — In einer ſehr ausführlichen und eben ſo geſchmackvollen als gründlichen Charakteriſtik derſelben faßt **Jacobs** (Char. d. röm. Dichter Bd. IV. S. 332 ff.) ſeine Anſicht von ihnen mit folgenden Worten zuſammen:

„Wenn wir die Tragödien des Seneca als eine Reihe von Situationen betrachten, welche zu glänzenden und witzigen Denkſprüchen, zu ausführlichen Beſchreibungen und zu kühnen Declamationen Gelegenheit geben ſollen, ſo kann man ihnen diejenigen Verdienſte keineswegs abſtreiten, nach denen man in dem Zeitalter, in welchem ſie geſchrieben wurden, am Begierigſten ſtrebte. Alles ſcheint in ihnen einzig und allein darauf angelegt zu ſein, die Einbildungskraft durch reiche und ausführliche Beſchreibungen zu blenden, durch gehäufte Sentenzen die Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen und den Verſtand durch eine Menge von rhetoriſchen Künſten zu betäuben. In wiefern dabei der eigentliche Zweck der Tragödie, die Rührung, erreicht werde, ſcheint dem Verfaſſer vollkommen gleichgültig geweſen zu ſein. Denn hierdurch eben unterſcheidet ſich der Rhetor von dem Dichter, daß Jener, unbekümmert um den Werth ſeiner Mittel, nur für ſich und ſeine Talente Bewunderung fordert, Dieſer hingegen ſeinen Zweck erſt dann erreicht zu haben glaubt, wenn er die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuſchauers ſo auf ſeine Darſtellung zu richten weiß, daß er und ſein Talent durchaus vollkommen vergeſſen wird. Es iſt unverkennbar, daß in den Trauerſpielen des Seneca nur der Zweck des Rhetors herrſcht. Oft iſt man gezwungen, die Anſtrengung ſeines Witzes und ſeiner Einbildungskraft zu bewundern, wenn man ſein Verdienſt als tragiſcher Dichter am Tiefſten herabſetzen muß."

Das Obige wird uns vollkommen rechtfertigen, wenn wir nur folgende Probe aus dieſem Dichter mittheilen.

Aus Seneca's Oedipus. Zweiter Act. II. Abſchnitt.*)

Chor.

Komm, das fliegende Haar mit winkendem Buſche geſchmücket,
Leuchtende Zierde des Himmels! Höre die Lieder,
Die, die weichen Arme mit Thyrſusſtäbchen von Niſa
Bewehret, dir, o Bacchus, dein berühmtes Theben
Mit gefaltenen Händen ſingt!

---

*) Aus: Tragiſche Bühne der Römer. Anſpach, 1778. Bd. II. S. 82 ff.

Hieher wend', uns günſtig, dein jungfräuliches
Haupt! Zerſtreue mit Sternenblick die Wolken,
Erebus traurige Drohungen,
Und das gierige Schickſal!
Dir geziemt es, das Haar mit Frühlingsblumen zu kränzen;
Dir, das Haupt mit Tyriſchem Putze;
Und mit beerenreichen Epheu
Die weiche Stirne zu umwinden;
Nun die Locken regellos in Lüften
Flattern zu laſſen; nun ſie wieder in Knoten zu zwingen;
Wie du einſt, der böſen Mutter Zorn befürchtend,
In täuſchender Geſtalt erwachſen biſt,
Eine verſtellte Jungfrau, blond von Haaren,
Das lichtgelbe Gewand gegürtet.
Daher gefielen dir ſo weiche Kleider,
Und breite Säum', und fließende Schleppe.
Als du mit deinem langen Gewand deine Löwen
Deckteſt, ſah dich auf vergoldetem Wagen ſitzen
Des Morgenlandes ganzer unermeßlicher Erdſtrich,
Wer den Ganges trinket, und wer den
Schneebedeckten Araxes durchbricht.
Dir folgt der alte Silen auf häßlichem Eſel,
Die geſchwollenen Schläfe mit Kränzen von Weinlaub umwunden.
Muthwillig ziehen deine Geweihten umher,
Die geheimen Orgien feiernd.
Dich begleitet der Baſſariden Schaar.
Nun ſtampft ihr Fuß den Boden
Des Edoniſchen Pangäus,
Nun des Pindus auf Thraciens Höhen.
Unter cadmiſchen Matronen
Kömmt anitzt die freche Mänas,

Geleiterin des Ogygiſchen Jacchus,
Die Seite mit heiligem Gemſenfell umgürtet.
Dir löſen begeiſterte Mütter das Haar auf, und die Thyaden,
Deren Hand den leichten Thyrſus ſchwingt,
Staunen, wenn nun Pentheus Glieder
Zerfleiſcht ſind, und die Wuth ſie verläßt,
Ihren Frevel betroffen an.[1]
Des Meeres Reiche beherrſcht des glänzenden Bacchus Muhme.
Nereidenchör' umgeben die Cadmiſche Ino.[2]
Ueber die Wogen der See gebeut
Der jugendliche Fremdling,
Kein geringer Gott, Palämon, Bacchus Verwandter.
Als Knabe raubte dich Tyrrheniſche Mannſchaft und Nereus
Stillte das ſchwellende Meer, und wandelte in Wieſen die blauen
Fluthen. Da grünte Maßholder in Frühlingslaube, und Phöbus
Werther Lorbeer. Da zwiſchen geſchwätzige Vögel auf Zweigen,
Um die Ruder ſchmieget ſich immerlebender Ephеu,
Und Reben um den Segelbaum;

---

[1] Dies zielt auf die bekannte Fabel, daß Pentheus, ein Thebaniſcher König, ſich gewagt habe, die Geheimniſſe der Bachantinnen anzuſchauen und zu verſpotten, von ſeiner Mutter Agave aber und ſeinen Schweſtern, in der Trunkenheit der Begeiſterung, für einen Eber angeſehen und zerriſſen worden ſei. — [2] Die Fabel von der Verwandlung der Ino und ihres Sohnes wird hoffentlich keinem deutſchen Leſer unbekannt ſein, nachdem ſie Ramler beſungen hat.

Ein Löwe Ida's ſchnaubt im Vordertheil des Schiffes,
Im Hintertheil ſitzt ein Gangentiſcher Tiger.
Erſchrocken ſchwimmt nun der Kaper auf dem Meer,
Und wandelt, da er ſinkt, die Geſtalt.
Den Räubern ſinken jetzt die Vorderarme nieder.
Es ſchließt ſich Bruſt an Unterleib.
Die Hand hängt, eine Floſſe nun, die Seit' herab,
Und krümmet ſich unter die Fluth.
Des Schweifes halber Mond durchſchneidet
Das Meer. Der krumme Delphin verfolgt die fliehenden Segel.
Auf reicher Welle trug dich einſt der Lydiſche Pactolus,
Der in brauſendem Geſtade
Goldene Ströme hinabrollt.
Der Maſſagete, welcher Blut
In Milchpokäle miſcht,
Ließ die überwundnen Bögen
Und die Getiſchen Pfeile fallen.
Bacchum fühlten die Reiche des Barthenträgers Lykurgus[3]
Es fühlten dich der Dacer trotzerfüllte Länder;
Dich die dem Boreas benachbarten Nomaden;
Die Völker an Mäotis kalter Fluth;
Und auf welche von des Himmels Zinne
Arkas und das Siebengeſtirn herabſchaut.
Er bezwang die zerſtreuten Geloner;
Nahm den furchtbaren Mädchen die Waffen.
Die ernſten Schaaren am Thermodon

---

[3] Lykurg, ein Thraliſcher König, ſoll alle Reben in ſeinem Reiche haben ausrotten wollen, und ſich mit dem Beile ſelber die Beine abgehauen haben.

Fielen mit dem Antlitz zur Erde,
Warfen die leichten Pfeile von ſich und wurden Mänaden.
Auch der heilige Cithäron[4]
Ward mit Blut überſtrömet
Und Ophioniſchen Leichen.[5]
Die Pröditen[6] flohen in die Wälder;
Und Argos verehrte den Bacchus
In ſeiner Stiefmutter Gegenwart.[7]
Naxos, vom Aegeer Meer umringet,
Gab die verlaſſene Jungfrau[8]
Dem ehelichen Bette wieder,
Ihren Verluſt mit einem beſſern Gatten vergütend.
Aus trocknem Bimsſtein troff Nykteliſches Naß.[9]
Geſchwätzige Bäche durchrieſeln das Gras.
Süße Säfte trank der tiefe Boden,
Und von ſchneegleicher Milch
Weiße Quellen, und mit wohlriechendem Thymian
Vermiſchten Lesbiſchen Wein.
Die neue Braut wird in den weiten Himmel eingeführt,
Phöbus — ihm fließen die Locken über die Schulter herüber —
Beginnet feſtlichen Geſang.

---

[4] Ein dem Bacchus heiliger Berg in Böotien. — [5] Thebaniſchen. Von Ophion, einem der Krieger des Cadmus, die aus den geſäeten Schlangenzähnen entſtanden waren. — [6] Die Töchter des Argiviſchen Königs Prötus hielten ſich für ſchöner als Juno und verſagten dem Bacchus die Ehre der Anbetung. Zur Strafe ließ er ſie in Raſerei gerathen, in der ſie ſich für Kühe anſahen und in die Wälder flohen. — [7] Ob nämlich gleich Juno ihre beſondere Schutzgöttin war, verweigerten ſie doch Bacchus Gottheit die ihr gebührende Ehre nicht. — [8] Ariadne. — [9] Bacchus heißt auch zuweilen Nyktelius.

Beide Liebesgötter ſchütteln die Fackel,
Sein flammendes Geſchoß legt Jupiter beiſeite,
Und haßt, da Bacchus kömmt, den Donnerkeil.
So lang' des alten Himmels leuchtende Geſtirne
In ihren Gleißen rollen;
So lang' mit ſeinen Fluthen
Der Ocean die Erde begränzt;
So lang', als ihr verlorenes Feuer Luna
Erſetzen, neu ſich füllen wird;
So lang', als Lucifer den Morgen
Verkünden, und der hohe Arktos
Den himmelblauen Nereus nicht erkennen wird;
So lange wollen wir das reine Antlitz
Des ſchönen Lyäus verehren!

Perſius.

Aulus Perſius Flaccus ward am 4. December 34 n. Chr. (787 n. R. E.) in der etruskiſchen Stadt Volaterrä geboren, und gehörte einem Rittergeſchlechte an. Sein Vater ſoll früh geſtorben ſein und ſeine Mutter, die ſich wieder vermählt, aber auch ihren zweiten Gatten verloren hatte, zog mit ihm um 35 n. Chr. nach Rom, wo er den Unterricht des Rhemmius Palämon und des Verginius Flavus, und ſpäter, als er in das Jünglingsalter getreten war, den näheren Umgang mit dem Stoiker Annäus Cornutus genoß, durch welchen Letzteren er auch mit anderen bedeutenden Männern in Verbindung kam, namentlich mit dem durch ſeinen Tod wie durch die

Treue und Tugend ſeiner heldenmüthigen Gattin ſo berühmt gewordenen Paetus Thraſea. — Ein herbes Geſchick raffte jedoch den Perſius ſchon in der Blüthe ſeiner Jahre hin; er ſtarb am 24. November 62 n. Chr. (815 n. E. R.) auf ſeiner Villa an der Via Appia an einem Magenübel.

Perſius hat uns ſechs Satiren hinterlaſſen in einer ſehr dunkeln und ſchwierigen Sprache, die ſich mehr durch eine edle, ernſte und ſtrenge, in einer ſo verderbten Zeit höchſt ehrenwerthe Geſinnung, als durch Phantaſie, Witz und Menſchenkenntniß auszeichnen, obwohl ihnen auf der anderen Seite tiefes Gefühl, glühender Haß gegen das Schlechte, und Gedankenreichthum nicht abzuſprechen ſind. Wir laſſen hier eine derſelben in der trefflichen Ueberſetzung von W. S. Teuffel, Stuttgart 1844, als Probe folgen.

Die thörichten Gebete.

Perſius' zweite Satire.

Zähle den heutigen Tag, o **Macrinus**, mit beſſerem Steine,
Weil er die fliehenden Jahre dir freundlich mit Einem vermehret.
Spende dem Genius Wein. Du biſt ja Keiner von denen,
Die durch feilſchendes Bitten erſtreben, was nur im Verborgnen
Läßt ſich den Göttern vertrau'n. Doch thun das meiſtens die Herren:
Schweigſam hält man das Rauchfaß; aber das Flüſtern vermeiden,

Kann nicht Jeder im Tempel, und offen und laut ausſprechen,
Was er ſich wünſchet. „Ein gutes Gewiſſen, Verläſſigkeit, Achtung!“
Höret der Nachbar, jedoch nicht hört er ihn in ſich hineinfleh'n:
„Möchte der Ohm abſchnappen! Er gäb' eine prächtige Leiche!
Und ließ' Herkules doch eine Tonne mit Silber mir klirren
Unter der Hacke! Und dürfte ich doch ausſtreichen den Pflegſohn,
Dem auf die Ferſe ich trete im Erben. Er hat ja die Gelbſucht
Längſt und die Scropheln. Wie gut hat's Nerius, welcher die dritte
Frau nimmt!“ Daß du dergleichen mit heiligem Herzen erbitteſt,
Haſt du ja dreimal Morgens die Nacht in dem Tiber geſühnet.
Hör' 'mal, ſage mir doch — eine Kleinigkeit möcht' ich dich fragen, —
Sag' mir, was hältſt du auf Jupiter? Würdeſt du etwa ihn vorziehn —?
„Wem denn?“ Etwa dem Stajus, wofern kein And'rer dir einfällt;
Denn wo gäb's einen beſſeren Richter und ſorglichern Vormund?
Sag' nun zu dieſem einmal, was zu Jupiter ſagen du möchteſt:
Aufſchrei'n wird er: „O Jupiter! Jupiter! Beſter! O hilf mir!“
Und ſo muß auch Jupiter ſelber gewiß zu ſich aufſchrei'n.
Weil in dem Wetter der heilige Blitz nicht dich und dein Haus frißt,

Sondern die Eiche, ſo meinſt du, es deute auf ſeine Vergebung?
Und weil nicht auf Prieſters Geheiß und der Fibern der Schafe
Du daliegſt in dem Hain' als düſtres, gemiednes Bidental,[1]
Nicht deswegen dir Jupiter dummgutmüthig den Bart hin,
Daß du ihn zupfeſt? Wie theuer denn glaubſt du der Götter Erhörung
Für dich erſtanden zu haben? Um Lungen und fettes Gekröſe?
Seht, da hebt Großmütterchen oder die gläubige Tante,
Kundig, des tückiſchen Auges gefährliche Wirkung zu bannen,
Eben das Kind aus der Wiege und Stirn und die geifernden Lippen
Weihet ſie ein mit dem Finger des Hohns und dem zauberiſchen Speichel,[2]
Wieget es dann auf den Armen und wünſcht ihr mageres Kleinod
Jetzt in des Licinus Auen[3] und jetzt in die Schlöſſer des Craſſus.
„Möge die Königin dich ſich zum Eidam wünſchen, ſich um dich
Reißen die Mädchen, und was du betrittſt, da Roſen erblühen!“
Doch nicht Ammen ertheil' ich den Auftrag, für mich zu beten;
Jupiter, ſchlag' es ihr ab, obwohl ſie es flehte im Feſtkleid!

---

[1] Eine vom Blitz getroffene daher als heilig betrachtete Stelle. — [2] Um es vor Bezauberung zu ſchützen. — [3] D. h. nach Gallien, wo L., früher Sclave des Auguſtus, Präfect geweſen war und ſich ſehr bereichert hatte.

Kräftige Muskeln erflehſt du, ein rüſtiges, glückliches Alter;
Gut, doch ißt du gewaltige Schüſſeln und fettige Würſte,
Dann kann Jupiter ſelbſt unmöglich die Bitte gewähren.
Rinder verbluten als Opfer, damit ſich die Habe dir mehre,
Fibern berufen Merkur in die Nähe: „O ſegne den Hausſtand,
Segne das Vieh und die Heerden mit Nachwuchs!“ Iſt es denn möglich,
Thörichter, wenn bei den Opfern das Fett von den Kälbern darauf geht?
Aber er will's durchſetzen mit Fladen und blutigen Opfern:
„Seht, ſchon wächſt mir der Acker und herrlich gedeihet der Schafſtall!
Jetzt kommt's bald; jetzt gleich!“ bis getäuſcht und verzweifelnd am End' er
Seufzt: „Was nützt es mir, daß ich die Neige der Kaſſe gerettet!“
Brächte ich Krüge von Silber und Werke gediegenen Goldes
Dir zum Geſchenk, dir lieſe der Schweiß von der Stirne, und Tropfen
Rännen vom Auge des Thoren, das Herz ſchlüg' jubelerfüllt dir:
So kam's dir in den Sinn, zu vergolden den Göttern das Antlitz
Aus dem Gewinne des Siegs; wenn einer der ehernen Brüder[1]
Sendet beſonders verſtändliche, unzweideutige Träume,

---

[1] Einer der Götter, weil ihre ſämmtlichen Statuen von Erz im Pantheon ſtanden.

Zieht man den andern ihn vor und vergoldet zum Danke den Bart ihm.
Gold hat des Numa Geſchirr und das Erz des Saturnus vertrieben,
Hat die veſtaliſchen Urnen, den Thon der Etrusker verwandelt.
Aermliche Seelen zur Erde gekrümmt und dem Himmel entfremdet!
Frommt es zu etwas, die Tempel zu ſchänden mit unſeren Sitten,
Gaben zu weihen den Göttern, genommen vom ſündigen Fleiſche?
Dies hat das Oel uns verdorben, indem es mit Zimmt es vermiſchte,
Dies hat calabriſches Vließ mit verfälſchendem Purpur getränket,
Dies hat die Perle der Muſchel entwinden geheißen und Adern
Erzes im glühenden Keſſel von Schlacken zu ſondern gelehret.
Freilich es ſündigt, jedoch von dem Sündigen hat es doch Vortheil,
Doch was nützet, geſteht es, ihr Prieſter, das Gold in dem Tempel?
Ebenſo viel als der Venus die einſtigen Puppen der Jungfrau.[5]
Geben wir lieber den Göttern, was ſelbſt bei dem größeſten Reichthum
Nimmer zu geben vermag des berühmten Meſſala verlebter
Sohn: ein Gemüth voll Rechtlichkeit, heiligen Frieden im tiefen

---

5) Mit denen ſie als Kind ſpielte, und ſie dann der Venus weihte.

Herzen, ein Leben, getränkt mit dem Sittlichen. Laß mich den Tempeln
Dies darbringen, ſo ſchaffet mir Mehl die Erhörung der Götter.

Lucan.

Marcus Annäus Lucanus, ein Neffe des Philoſophen Seneca, ward am 3. November des Jahres 38 zu Corduba in Spanien geboren, kam jedoch ſchon in zarteſter Kindheit nach Rom, und bildete ſich hier und in Athen für ſeinen ſpäteren Beruf aus. Er war ein eifriger Anhänger der ſtoiſchen Philoſophie und ward Anfangs von Nero ſehr begünſtigt, und noch ehe er das geſetzliche Alter erreicht hatte, zum Quäſtor und Senator ernannt, ſo wie bald nachher auch unter die Auguren aufgenommen. Seine Vermählung mit einer reichen und geiſtig ſehr hoch ſtehenden Römerin Polla Argentaria trug noch mehr dazu bei, ſeine bürgerliche Stellung zu einer ſehr glänzenden zu machen, und er ſchien ſich auf dem Gipfel des Glückes zu befinden, als bei einem poetiſchen Wettſtreite zwiſchen ihm und Nero die Richter ſeinen Gedichten vor denen des Letzteren den Preis zuerkannten. Dies zog ihm des Tyrannen Ungnade zu, der ihm alle öffentliche Ausübung der Dichtkunſt und Beredtſamkeit unterſagte. Heftig erzürnt darüber, ließ ſich nun Lucan in die Verſchwörung des Calp. Piſo gegen Nero ein. Sie wurde entdeckt, und Lucan war ſchwach genug, in Hoffnung auf Begnadigung ſeine Mutter Acilia, als die eigentliche Urheberin ſeiner Schuld zu nennen. Nero geſtattete ihm, ſich ſelbſt das Leben nehmen zu dürfen; eine Art von Begnadigung, durch welche die ſchimpfliche Hinrichtung und die Confiscation ſeines Vermögens verhindert wurde. Lucan ließ ſich nun am 30. April 65 n. Chr. die Adern im Bade öffnen und verblutete ſich.

Von ſeinen Schriften hat ſich allein ſeine Pharſalia, ein unvollendetes Gedicht in zehn Büchern, von denen er jedoch nur die drei erſten ſelbſt veröffentlicht, während die ſieben anderen erſt nach ſeinem Tode bekannt wurden, erhalten. — Es iſt kein Epos, ſondern ein hiſtoriſches Gedicht, in welchem er den Kampf zwiſchen Cäſar und Pompejus ſchildert, und ſtreng in den Hauptzügen der Geſchichte folgt. Ein Werk voll rhetoriſchen und deklamatoriſchen Schmuckes und Prunkes, hat die Pharſalia allerdings einige ſchöne, kraftvolle und gelungene Stellen, namentlich einige Reden, Charakteriſtiken und Schilderungen von Werth aufzuweiſen, im Ganzen aber iſt es ein künſtliches Produkt des Verſtandes und der Gelehrſamkeit, kein Erzeugniß wahrhaft poetiſcher Begeiſterung, ſchaffender Phantaſie und echten, tiefen Gefühls. Wir begnügen uns daher mit folgenden kurzen Auszügen, welche zu den vorzüglichſten gehören.

Charakteriſtik des Cäſar und Pompejus.*)

Buch I. V. 129 — 157.

Ungleich waren die Kämpfer. Der Eine gegen das Alter
Hin ſich neigend, und lang' in die ruhige Toga gekleidet,
Hatt' im Frieden den Krieg verlernt. Des Lobes begierig
Bracht er den Wünſchen des Volks viel Opfer, hing an der Menge
Wechſelnder Gunſt und genoß den Beifall ſeines Theaters.
Nicht beſorgt um der Kraft Erſatz und dem vorigen Glücke
Trauend, ſtand er, der Schatten des einſtmals herrlichen Namens.
Wie ſich im fetten Gefild ein Eichbaum ragend erhebet,
Prangend mit Sieges-Trophäen aus alter Zeit und mit Gaben
Edler Führer; nicht mehr auf ſtarke Wurzeln gegründet,
Hält er durch eigene Schwer' empor ſich, und ſtecket die nackten
Aeſt' in die Luft, mit dem Stamm, nicht mit dem Laube beſchattend.
Aber wiewohl ihn der Oſt beim erſten Sturme zu fällen
Droht und rund um ihn her viel Eichen kräftiger grünen,
Ehrt man ihn dennoch allein. — Nicht alſo Cäſar. Ihn ſchützen
Nicht nur der Feldherrn Nam' und der Ruf; der Tapfre verſchmähet
Träge Ruhe; ihm iſt Nicht-ſiegen einzige Schande.
Heftig iſt er und wild; wohin ihn der Zorn und die Hoffnung
Ruft, da kämpft er und ſchont nicht des blutbeſudelten Schwertes.

---

*) Deutſch von F. Jacobs.

Immer wachſam, verfolgt er ſein Glück, benutzet des Schickſals
Leiſeſte Gunſt, wirft nieder, was ihn, das Höchſte zu faſſen,
Hindert, und bahnt, frohlockend, durch Schutt und Trümmer ſich Pfade.
Wie wenn aus dem Gewölk, von ſtürmenden Winden zerriſſen,
Unter des Himmels Getös und der Erde Krachen, ein Blitzſtrahl
Niederfähret, den Tag durchbricht, die bebenden Völker
Schreckt und mit zuckender Flamme das Auge, blendend, erſchüttert.
Seine Tempel zerſtört er in Wuth und, nirgends gezügelt,
Nirgends im Laufe gehemmt, zerſchmettert er, fallend, zerſchmettert,
Wiederkehrend, und ſammelt die Kraft des verbreiteten Feuers.

Die Zuſtände in Rom kurz vor Ausbruch des Bürgerkrieges zwiſchen Cäſar und Pompejus.*)

Buch II. V. 16—64.

Alſo erkennen ſie, was für Jammer und Leiden dem Erdkreis
Melden die Zeichen der Götter; ſofort beginnet des Rechtes
Tödtlicher Stillſtand; Trauer umhüllet die Ehren und Würden
Mit plebejiſchem Kleid, kein Purpur folget den Faſces.
Erſt enthalten ſie ſich der Klagen, es irret noch ſprachlos

---

*) Gütigſt mitgetheilt von Herrn Prof. Dr. Bippart; bisher noch ungedruckt.

Nagender Schmerz durch jegliche Bruſt. So herrſchet im Anfang
Schweigen im Haus, wenn eben der Tod es erſchüttert, die Leiche
Noch zur Schau nicht lieget den Klagenden, ehe die Mutter
Wirren Haares erheiſcht der Sclavinnen Trauergeberden;
Aber erfaßt ſie die Glieder, erſtarrt bei'm fliehenden Leben,
Und die erſtorbenen Mienen, die todeserloſchenen Augen,
Dann verdrängt den Schmerz verzweifelnde Angſt und ſie wirft ſich
Sinnlos über den Entſeelten und ſtaunet über ihr Unglück.
Bald entäußern ſich des gewohnten Schmuckes die Frauen.
Trauernde Schaaren belagern die Tempel: Dieſe benetzen
Mit ihren Thränen die Götter, Jene drücken den Buſen
Hart an den Boden; ſie rauſen von Furcht getrieben das Haar aus,
Streuen es hin auf heiliger Schwelle, erſchüttern die Ohren,
Die nur Gelübde zu hören gewohnt, mit ſtetem Geheule.
Doch nicht lagen ſie Alle im Tempel des Jupiter Tonans,
Nein, ſie theilten die Götter. Daß nimmer den Neid ſie erregten,
Fehlten die Flehenden keinem Altare. Eine der Mütter,
Ritzend die triefenden Wangen und blaugeſchlagenen Arme,
Rief: „Jetzt ſchlaget den Buſen, o unglückſelige Mütter!
Jetzt zerrauſet das Haar, ach! und verſchiebet den Schmerz nicht,
Sparet ihn nicht zu größerem Leid! Jetzt dürfen wir weinen,
Da in der Schwebe noch ſteht das Geſchick der ſtreitenden Führer.

Denn hat Einer geſiegt, ſo darf nur die Freude noch laut ſein!“
Alſo ſteigert der Schmerz ſich ſelbſt mit quälendem Stachel.
Auch die Männer zu Krieg und verſchiedenem Lager enteilend,
Schütten gerechteſte Klag' aus gegen die grauſamen Götter:
„Gräßliches Loos, daß nicht zur puniſchen Zeit wir geboren,
Daß nicht Jünglinge wir an der Trebia oder bei Cannä!
Reicht nun Frieden, ihr Himmliſchen, bitten wir: gebet den Völkern
Grimmigen Zorn, regt auf die barbariſchen Städte! In Waffen
Möge die Welt ſich verſchwören! Es brechen die mediſchen Horden
Auf von Suſa, den Maſſageten hemme der Iſter
Scythiens nicht; es wälze die blonden Sueven die Elbe
Fern vom Norden daher und der Rhein die unbändigen Schaaren.
Gebt uns die Völker zu Frieden, nur wehret den Krieg unter Bürgern.
Daher dränge der Dacier, dorther die Geter! der Eine
Zieh' den Hiberern entgegen, der Andere wende die Adler
Gegen die öſtlichen Köcher; kein Arm mög', Roma, dir feiern!
Oder gefällt es, ihr Himmliſchen, euch, Hesperiens Namen
Ganz zu vertilgen, ſo falle der Aether, von Blitzen entzündet,
Nieder zur Erde! O ſchrecklicher Vater, vernichte ſie Beide,
Rotten und Führer, noch eh' ſie's verdient. Ach, ſollte ein Zuwachs
Neuer Verbrechen entſcheiden, welcher von Beiden das Scepter
Ueber die Stadt ſchwingt? Lohnt es doch kaum, den Krieg unter Bürgern

Anzufachen, daß Keiner der Herr ſei!“ — Solcherlei Klage
Führet die Stimme des Rechts, die bald auf ewig verſtummet.

Valerius Flaccus,

oder wie er mit ganzem Namen hieß, Cajus Valerius Flaccus, ſtammte aus Setia in Campanien, nach Anderen aus Padua. Sein Geburtsjahr iſt nicht ermittelt; er blühte unter Vespaſian und ſoll unter Domitian nach 88 n. Chr. Geb. geſtorben ſein. Das iſt Alles, was wir über ſeine Lebensverhältniſſe wiſſen.

V. Flaccus hinterließ ein Epos in 8 Büchern, von denen das achte unvollendet blieb oder lückenhaft auf uns gekommen iſt. Er behandelte darin den Argonautenzug; Apollonius Rhodius und überhaupt die alexandriniſchen Dichter waren ſeine Muſter. Große Gelehrſamkeit, Kunſtfleiß, Streben nach ſprachlicher Eleganz zeichnen allerdings ſein Buch aus, aber es iſt ein kaltes Werk des Verſtandes, und wahre urſprüngliche Poeſie vermißt man überall. Um unſern Leſern den Vergleich mit ſeinen Vorgängern zu erleichtern, theilen wir hier den Inhalt des Epos und einige Auszüge, welche wir, das Eine wie das Andere, dem feinſinnigen F. Jacobs verdanken, mit.

Erſtes Buch. Der theſſaliſche König Pelias, durch einen Orakelſpruch vor ſeines Bruders Sohn Jaſon gewarnt, trägt ihm die Eroberung des goldenen Vließes auf. Minerva und Juno, an die ſich der Beauftragte wendet, unterſtützen ihn, indem Jene den Bau der Argo beſorgt und Dieſe die Nachricht von der beſchloſſenen Unternehmung verbreitet. Griechenlands edle Helden verſammeln ſich, tragen das Schiff auf ihren Schultern in die See, opfern den Meeresgöttern und lichten, nachdem Jaſon ſeinen Eltern Lebewohl geſagt und Alle die Schiffsarbeiten unter ſich vertheilt haben, die Anker. Die geſammten Götter freuen ſich des kühnen Unternehmens, nur Sol, der Vater des Kolchiers Aeetes, und Mars, der Schützer des ihm geweihten Bließes, mißbilligen den Zug. Auch Boreas erhebt ſich gegen die Seefahrer, weicht aber ſogleich den Befehlen Neptuns und läßt ſie ungeſtört ſegeln. Indeß beſchließt Pelias, die Eltern Jaſons zu morden, weil dieſer ihm ſeinen Sohn Akaſtus entführt und die Gefahr der Reiſe mit ihm zu theilen beredet hat; allein jene kommen dem Anſchlage des Königs zuvor, indem ſie, bei einem angeſtellten Opfer, das Blut des getödteten Stieres trinken.

Zweites Buch. Die Argonauten landen in Lemnus und werden daſelbſt von den Weibern, deren frühere Geſchichte und an ihren Männern verübten Mord der Dichter einſchaltet, freundſchaftlich aufgenommen. Von Lemnus gehen ſie nach dem Vorgebirge Sigeum, wo Herkules die einem Seeungeheuer ausgeſetzte Tochter des Trojaners Laomedon befreit, und von Sigeum durch den

Helleſpont, wo die in eine Nymphe verwandelte Helle dem Jaſon glückliche Vollendung ſeines Auftrags weiſſagt, nach der Halbinſel Cyzikus.

Drittes Buch. Nach einem dreitägigen Aufenthalte bei dem Könige des Landes, der auch Cyzikus heißt, ſchiffen ſie weiter. Aber Cyzikus hat auf der Jagd einen von den Löwen der Cybele erlegt. Die Göttin ergreift daher die Gelegenheit, ſich an ihm zu rächen, ſendet dem Steuermann Tiphys einen tiefen Schlaf und treibt das Schiff nach der Küſte zurück. Die Bewohner glauben ſich von ihren alten Feinden, den Pelasgern, überfallen und es entſteht ein Gefecht, in welchem Cyzikus ſein Leben durch Jaſons Hand einbüßt. Alle trauern, da ſie ihren Irrthum erkennen, und verſöhnen die Manen durch Todtenopfer. Bei der weitern Fortſetzung der Reiſe zerbricht Herkules ſein Ruder und ſteigt in Myſia, wo die Argonauten anlegen, an's Land, um die Einbuße zu erſetzen. Hylas, ſein Geliebter, begleitet ihn, verfolgt die Spur eines Hirſches, den ihm Juno in den Weg führt, und wird von den Nymphen geraubt. Herkules ſucht ihn überall, aber vergebens.

Viertes Buch. In einem Traume, den ihm Jupiter ſendet, erfährt er endlich das Schickſal ſeines Lieblings und unterzieht ſich, weil die Argo ſchon abgeſegelt iſt, des Auftrags, den an dem Kaukaſus angeſchmiedeten Prometheus zu befreien. Indeß erreichen Jaſon und ſeine

Gefährten die Küſte der Bebryker, wo Pollux den Amykus in einem Zweikampfe erlegt, kommen von da zu dem ehemaligen thraciſchen König Phineus, den die Söhne des Boreas, Zethes und Kalais, von der Verfolgung der Harpyien retten, und hierauf durch die berüchtigten cyäniſchen Klippen in das Gebiet der Mariandyner.

Fünftes Buch. Von hier aus ſegeln die Seefahrer, unter der Leitung des Steuermanns Erginus (denn Tiphys iſt todt), die Küſten des euxiniſchen Pontus hinunter und vor dem Kaukaſus, wo Herkules mittlerweile den Prometheus erlöſ't hat, vorüber und laufen endlich in den Phaſis, den Ort ihrer Beſtimmung, ein. Der König der Kolcher rnd Sohn des Sol, Aeetes, iſt eben mit ſeinen Bruder Perſes in Krieg verwickelt, als Jaſon landet. Gleich bei'm Ausſteigen am Phaſis macht dieſer mit Medeen, Aeetes Tochter, die, durch ſchlimme Träume geſchreckt, hier am Fluſſe badet und ſich zum Opfer vorbereitet, Bekanntſchaft, und wird von einer ihrer Gefährtinnen in den Sonnentempel, deſſen Verzierungen der Dichter weitläuftig beſchreibt, gewieſen. Bald darauf erſcheint Aeetes, hört Jaſons Antrag und verlangt, daß dieſer zuvörderſt ſich mit ihm gegen den Perſes verbinde. Jaſon willigt, obgleich ungern, ein, und Mars beſchwert ſich beim Jupiter über die Göttinnen Juno und Pallas, wegen der unziemlichen Einmiſchung Weiber.

Sechstes Buch. Den folgenden Tag beginnt die

Schlacht zwiſchen Aeetes und Perſes, deren Schilderung durch eine Aufzählung der vornehmſten Völker und ihrer Heerführer eingeleitet wird. Juno, vorausſehend, daß Jaſons Beiſtand ihn nicht zum Ziel, zum Beſitz des goldenen Vließes, führen werde, wendet ſich an Venus, und überredet, ausgerüſtet mit dem Gürtel der Göttin, Medeen, unter der Geſtalt ihrer Schweſter Chalciope, dem Treffen von den Mauern zuzuſchauen. Hier hat ſie Gelegenheit, Jaſons Muth und Tapferkeit zu bewundern, und hängt mit Augen und Herzen an ihm, als er ſich Abends, nach geendigtem Kampfe, in die Stadt begiebt.

Siebentes Buch. Den Morgen darauf beſucht Jaſon den König Aeetes, in der Hoffnung, das goldene Vließ für geleiſtete Hülfe unbedingt zu erhalten, und vernimmt, daß er zuvor mit feuerſchnaubenden Stieren ein Stück Feldes bepflügen und das bepflügte beſäen müſſe. Medea zittert bei dem harten Befehle des Vaters, und Jaſon ſteht nachdenkend, ſammelt ſich aber bald wieder, verſpricht die Bedingungen zu erfüllen und kehrt zu ſeinen Gefährten zurück. Jetzt rathſchlagen Juno und Venus von Neuem. Juno nimmt es über ſich, den Jaſon durch ihre Dienerin Iris in den Hain Dianens, nahe an der Stadt zu bringen, und dieſe, die ſich in Circen, die Muhme Medeens, umwandelt, bewegt die Letztere, nach langem und hartem Kampfe, um Mitternacht des Vaters Palaſt zu verlaſſen und ſich in den gedachten

Hain zu begeben. Daſelbſt ſtählt Medea durch Zauberlieder und Zaubermittel den Jaſon und ſeine Waffen, bewährt die Kraft ihrer Kunſt vor ſeinen Augen an dem Drachen, dem Hüter des Vließes, den ſie reizt und beruhigt, und erhält das Verſprechen ewiger Liebe. Kühn tritt jetzt Jaſon vor den Aeetes, bezwingt die Stiere, vertilgt die Erdenſöhne, die aus dem verſtreuten Samen aufgewachſen ſind, und wird von den Seinigen frohlockend empfangen.

Achtes Buch. Medea, ihrer Seits, des Vaters Zorn fürchtend, entflieht mit ihren in ein Käſtchen gepackten Zaubermitteln, und ſchläfert, auf Jaſons dringendes Bitten, nun auch den Drachen ein, worauf Jener ſich des goldnen Vließes bemächtigt, es in das Schiff legt und abſegelt. Um die cyaniſchen Klippen zu vermeiden, räth Erginus, diesmal den längern Weg zu der Mündung des Iſters zu wählen, und überredet die ruhmbegierigen Helden ohne Mühe. Bei ihrer Ankunft daſelbſt eröffnet Jaſon ſeinen Gefährten, wie verdient ſich Medea um ihn gemacht, und was für Verſprechen er ihr geleiſtet habe, und ehelicht ſie mit Aller Einſtimmung. Aber noch iſt das Hochzeitmahl nicht geendigt, als Medeens Bruder Abſyrtus und ihr älterer Bräutigam Styrus mit der kolchiſchen Flotte herannahen und die Freude ſtören. Juno ſelbſt überzeugt ſich, daß Jaſon dieſer Gefahr erliegen müſſe, und erregt deshalb einen ſchrecklichen

Sturm, in welchem ein Theil der feindlichen Schiffe untergeht und Stirus umkommt; allein der übrig bleibende iſt immer noch zahlreich genug, um die Argonauten in Schrecken zu ſetzen und gefangen zu halten. In dieſer Noth rathen ſie ihrem Heerführer, ſich an dem geraubten Vließe genügen zu laſſen und Medeen ihrem Bruder Abſyrtus auszuliefern. Mit dem Verſuche der Schönen, dem Entſchluſſe entgegenzuarbeiten, oder mit ihren, aus Drohungen und Schmeichelein gemiſchten Vorſtellungen, ſchließt ſich Valerius entweder nie ganz vollendetes, oder zum Theil verloren gegangenes Gedicht.

Die Fahrt durch die cyaniſchen Klippen.

(IV. 637—710.)

Allen enthüllen ſich ſtracks die cyaniſchen Felſen, die ſchwarze
Schreckensgeſtalt, und die näh're Gefahr; ſie wähnen umfangen
Ueberall ſich; die Wangen erſtarren vor Furcht; und die müden
Augen regen ſich nicht, auf die wechſelnden Fluthen geheftet,
Als ſie hören von fern das Getös und die tobenden Klippen.
Klippen nicht glauben die Helden zu ſchau'n; ein Theil des geſtirnten
Poles ſcheint in die Tiefe geſtürzt; und indem ſie behender
Rudern, ergreifen die Meere die Flucht vor dem Schiff und entfliehen
Plötzlich die Meere ſelbſt und zergehn vor ihnen die Berge,
Und die erkältende Furcht entreißet Allen die Ruder.

Jaſon ſelbſt, durch des Schiffes Gebälk und hohes Getäfel
Fliegend, ermahnt und ſtreckt die Hand aus, rufet mit Namen
Jeglichen an und fleht: „Wo ſind die Verheißungen alle,
Und die Beſchlüſſe voll Trotz, mit denen ihr euch mir verbandet?
So erſt, als ihr die Höhle des Amykus ſahet, entriß euch
Schrecken den Muth; doch ſtanden wir feſt; es war uns ein Gott nah.
Eben der Gott wird wieder uns nah ſein, hoff' ich.“ Er ſprach es,
Drängte ſich hin in den Sitz des verzagten Phalerus und faßte
Kühn das Ruder; ihm folgt, von Scham entzündet, die Jugend.
Aber die rollende Wog' und entgegnende Flucht der Gewäſſer
Spottet der Kraft; jetzt einen die Felſen ſich, jetzt mit der ganzen
Meeresfluth weichen, gelöſ't, die zuſammengeſchmetterten Stirnen.
Zweimal dröhnte der Fels an dem Fels und die Klipp' an der Klippe
Laut, und im ſpritzenden Schaum erglänzte zweimal die Flamme.
Wie wenn aus dem Gewölk, dem zerrißnen, der vielfach geſpaltne
Strahl entflieht und das Dunkel des Sturmes Feuer durchzucket,
Donner mit Schrecken gepaart, herrollt, die Nacht ſich von Blitzen
Hellt und Furcht in der Männer Geſicht herrſcht, Furcht in den Ohren,
Anders nicht füllte Getös den Pontus; ſchäumender Regen

Strömt und bedeckt in der Ferne das Schiff mit großem Gewäſſer.
Achtſam forſchen, den Blick auf das Meer geheftet, die Götter,
Wie ſich rette, von Klippen umdrängt, das Schiff, wie die harte
Jugend. Es ſchwanket die Gunſt, aus kühnem Beginnen entſproſſen.
Sichtlich erklärte zuerſt ſich die Göttin der ſchimmernden Aegis,
Einen erleuchtenden Brand herſchleudernd. Die mächtigen Felſen
Trennten ſich kaum, ſo flog mit ſchwachem Licht durch die Klippen
Jener dahin, und Vertraun kam wieder und Kraft zu den Helden,
Als ſie den Weg erkannten. „Ich folg', o göttlicher Führer,
Selbſt auf des Irrthums Gefahr;“ ſprach Aeſons Sprößling und ſtürzte
Stracks in der Wogen Geräuſch und verbarg im ſchwärzlichen Dampf ſich.
Jetzt nun trug das Gewäſſer, das weichende, durch die getrennten
Berge das Schiff, und der Tag erſchien dem geöffneten Meere.
Aber noch hatte gelöſ't der Steuerer weder die vollen
Segel, noch ſich bedient der Ruder, als ſchon die Cyanen
Wiederkehrten; das Schiff umhüllet Nacht und die Felſen
Streben zurück. Da ſpringen vom Aether Juno und Pallas
Beide zugleich auf die Felſen herab. Den hält die Gemahlin,
Jenen die Tochter des Zeus, wie einer am eichenen Joche
Bändigt den ſträubenden Stier und zum Bauch ihm beuget den Nacken.

Drauf, als werfe die Gluth Vulkans mit Sande gemiſchtes
Waſſer empor, ſo brauſet der Grund und tobt in gedrängten
Wellen das Meer und ſprudelt, geengt, hoch über die Felſen.
Alle verfolgen indeß, von Gefahr umfangen, mit ſtarken
Rudern den Weg und treiben das Schiff durch die ſchlagenden Wogen.
Dennoch ſchmettert der Fels an des Schiffes hinterſte Spitzen,
Und, (o Frechheit!) erfaßt wird der Ruder ein Theil: denn das andre
Iſt des Olymps. Auf ſchreien die Minyer, meinend, es wären
Beide Seiten geſprengt. Vom Steuer flieht bei dem Schlage
Tiphys und folgt der Gewalt der Fluth aus der Mitte der Trümmer.
Eher nicht ſchaut er zurück auf das Meer, von Felſen umlagert,
Oder denken die Andern zu feiern, bis des entfernten
Rhebas ſchwarzes Geſtad' mit ſeinen Strömen hervorgeht.
Keuchend laſſen ſie dann die trockene Bruſt und die müden
Hände ſinken, wie einſt, nach des Orkus beſtandenem Schrecken,
Froh der Alcid und Theſeus ſein Freund, den Küſten des Lichtes
Kaum nur wiedergeſchenkt, die bleichen Lippen vereinten.
Aber der Führer entſchlägt der Furcht ſich nicht und der Sorgen,
Sondern ſeufzt, auf das Meer hinblickend: „Was für Beſchwerde
Wartet auf uns nach dem Willen der Götter, wenn wir zuletzt auch

Kommen zu Phaſis Strom und das Vließ abſchmeicheln den Kolchern?
Wie nun zum zweiten Mal fliehn durch dieſe Berge?“ So ſprach er,
Nicht belehrt, es habe ſie Zeus auf ewig gefeſſelt
Und an den Boden gebannt. Solch Loos war ihnen beſchieden,
Wenn ſich durch ſie in den Fluthen ein Schiff je breche die Straße.

Medea's und Jaſons Zuſammenkunft.

(VI. 323—399.)

Als Medea ſich nun von der Gottheit, ich weiß nicht, von welcher,
Ganz überwältiget ſieht und zerbrochen die Schranken der Ehre,
Stieg ſie hinauf in's Frauengemach, aus zahlloſen Mitteln
Für des hämoniſchen Schiffs Gebieter die beſten zu wählen;
Und wie das Zimmer, erfüllt mit dem Duft der magiſchen Gifte,
Und die grauſame Pfort' in der Fern' aufſprang und vor Augen
Alles lag, was dem Meer ſie entwandt' und den unterſten Manen,
Und nicht ohne Gewalt entſtreifte der blutigen Luna;
Sagte ſie: „Sollſt du begehn, was ſchändet, oder es dulden,
Da dir ſo vielfacher Tod und die kürzeſte Flucht vor ſo großem
Frevel ſich zeigt?“ Dies ſprechend, durcheilt ſie mit muſterndem Auge,
Aber umſonſt, die Reihe der ſchnell verderbenden Uebel,

Zögert darob und entflammt im Entſchluß zu ſterben ſich mehr noch.
Liebliches Leben, wie ſehr gewinnt für uns an des Todes
Schwelle dein Werth! Sie ſäumt und beſtaunt ihr kühnes Beginnen.
„Tödten wollteſt du dich, vergehn in der Blüthe der Jahre?“
Hebet ſie an, „und weder des ſtrahlenden Lichts und der Jugend
Freuden genießen, noch ſehn, wie des Bruders Wange ſich bräunet?
Ach, und empfindeſt du nicht, daß er, ſelbſt blühender Jüngling,
Jaſon, ſterbe mit dir, der ganz dir huldigt, dich einzig
Anruft, den du zuerſt an deinem Ufer erblickteſt?
Vater, was hat dich vermocht, die trügliche Rechte dem Jüngling
Damals zu bieten und nicht ihn den Ungeheuern zu opfern?
Selber gewünſcht, ich kann es nicht bergen, hab' ich es damals.
Circe Titania, dir, (bei deinen Worten bezeug' ich's)
Folg' ich, wohin du mich führſt. Ich, die jüngere, verehre der ältern
Hohen Befehl und füge mich gern der Erinnernden.“ Alſo
Sprechend, wendet ſie Herz und Sinn zum hämoniſchen Jüngling
Wieder zurück. Mit ihm, dem Einen, wünſcht ſie zu leben,
Oder, wie er gebeut, zu ſterben. Zu kräftigern Liedern
Fodert ſie Hekaten auf, begehrt kraftvollere Kräuter
Jetzo von ihr und begnügt ſich nicht mit den üblichen Giften.
Drauf umſchlingt ſie die Bruſt mit dem Gurt und wählet der Mittel

Wirkſamſtes aus, die Blume vom Kaukaſus, aus des Prometheus
Blutender Fiber erzeugt, und die Gräſer, vom Donner genähret,
Welche in kältendem Eis und in Schnee das Blut des Titanen
Stählt, wenn über dem Fels der Geier von der zerfreßnen
Leber ſich ſchwingt und die Erd' aus off'nem Schnabel bethauet.
Nimmer verliert dies Blut die Kraft. Von Geſchlecht zu Geſchlechte
Grünt unſterblich es fort; ſelbſt gegen die Blitze beſteht es,
Und die Kräuter, von ihm bethaut, blüh'n mitten im Feuer.
Hekate, einen im Styx gehärteten Stahl mit den Händen
Faſſend, entgrub den Felſen zuerſt die mächtigen Halmen;
Bald drauf mähet, von ihr gelehrt, Medea der Berghöhn
Fruchtbare Saat am zehnten des Monds und wüthet in alle
Reſt' und triefende Wunden des Titans. Zur Kolcherin blickend,
Seufzt er umſonſt; zuſammen am Berge ſchaudert vor Schmerz ihm
Jegliches Glied, und die Ketten erzittern unter der Sichel.
Alſo bewaffnet ſich nun die Beklagenswerthe mit Giften
Wider ihr Reich und tritt, voll Furcht, in die nächtlichen Schatten.
Venus entdeckt ſich durch Hand und Stimm' ihr und führt die Erſchreckne,
Haltend den nämlichen Schritt, durch die Stadt mit ſüßen Geſprächen.
Wie vom erhabenen Neſt hinaus die ſorgliche Mutter
In die Reviere der Luft die noch zarten Jungen entführet,
Sie zu folgen ermahnt und die kurzen Schwingen zu üben;
Jene befällt für's Erſte ein Grau'n vor dem blauen Olympus,

Und ſie wünſchet zurück zum gewohnten Baume zu kehren:
So mit zitterndem Schritt wankt jetzt durch die Mauer der finſtern
Stadt Medea dahin und bebt vor den ſchweigenden Häuſern.
Nochmals ſäumt ſie, wiewohl umſonſt, an des äußerſten Thores
Schwelle, Thränen im Aug' und das Herz dem Kummer geöffnet,
Sieht zu der Göttin zurück und fragt mit ſtotternder Zunge:
„Jaſon alſo verlangt nach mir, er ſelber begehrt mich?
Waltet nicht Schuld hier ob? nicht der Zucht Vergeſſenheit? keine
Lieb'? und entehret es nicht, dem bittenden Manne zu dienen?"
Jene dagegen verſtummt und entzieht ſich den nichtigen Worten.
Aber die Kolcherin trat bereits in die ſchweigenden Schatten
Unter Zaubergeſang. Das Antlitz bergen der Wälder
Nymphen vor ihr und zurück mit den Hügeln fliehen die Flüſſe.
Ställ' und Heerden befällt des Schreckens Gewalt; in den Gräbern
Rauſchet es laut, und die Nacht erſtaunt ob dem dichteren Dunkel.
Zitternd folget von fern ihr Venus, und als ſie zum hohen
Schattenden Haine der dreigeſtalteten Göttin gelangen,
Stellet ſogleich und nicht erwartet Jaſon vor ihren
Augen ſich dar und erſchreckt durch ſein Erſcheinen die Jungfrau.
Jetzt erhebt ſich und ſchwebt des Thaues Tochter auf ſchnellen
Flügeln davon und Venus entzieht ſich der haltenden Rechte.

Statius.

Publius Papinius Statius aus Neapel, 61 n. Chr. geboren, ſoll zuerſt von Domitian, unter deſſen Herrſchaft er blühte, hervorgezogen und begünſtigt, dann aber von demſelben vernachläſſigt worden und arm und elend, 96 n. Chr. Geb., in ſeiner Vaterſtand geſtorben ſein. — Er hinterließ eine Thebais in zwölf, eine Achilleis in zwei Büchern (unvollendet) und fünf Bücher lyriſcher Gedichte, nach damaliger Sitte Wälder (sylvae) betitelt. Die letzteren werden um ihrer Natürlichkeit und Friſche wegen im Vergleich zu ſeinem Hauptwerke, der Thebais, in welchem er die Schickſale der Nachkommen des Kadmus und der Sieben vor Theben beſingt, vorgezogen. Eine gewiſſe Gewandtheit in der Behandlung iſt ihm nicht abzuſprechen, doch leidet ſein Werk, gleich denen ſeiner eben erwähnten Vorgänger, an Kälte, Schwulſt, Geſuchtheit und Künſtelei. Wir theilen folgenden Auszug als eine Probe ſeiner Art und Weiſe in Jacobs Ueberſetzung mit.

Capaneus ſucht die Mauern von Theben mit Sturmleitern zu erſteigen.

(X. 827—939.)

Waffen ſang ich bisher und Hörner, Schwerter und Wunden;
Nah iſt Kapaneus nun dem geſtirnten Pole zu bringen.

Nicht mehr töne mein Lied nach der Dichter üblichen Sitte!
Größere Kühnheit iſt jetzt vom aoniſchen Hain zu entlehnen.
Wagt's, ihr Göttinnen alle, mit mir, ſei's, daß ihn der Wahnſinn
Aus des Erebus Nacht ergriff und, mit ihm im Bunde,
Wider den Sprößling Saturns ſich die ſtygiſchen Schweſtern bewehrten,
Sei's, daß Muth und Begier nach Ruhm der Gränze vergaßen,
Sei's, daß herrlicher Tod, daß neue Gefahren ihm freundlich
Winkten, oder der Zorn der Götter, für Sterbliche lockend.
Irdiſches ekelt den Helden bereits, er achtet gemeines
Morden für ſchimpflich und ſucht (die Geſchoſſe der Griechen und ſeine
Hat er alle verbraucht) mit ermüdeter Rechte den Himmel.
Jetzo mißt er die Höhe der Zinnen mit trotzigem Blicke,
Schleppt unzählige Stufen, die Bruſt geengt in der Leiter
Bäume, herbei, ſich den Weg in die Luft zu bahnen, und ſchwinget
Weit den leuchtenden Brand der vielgeſpaltenen Eiche.
Mächtig entzündet der Schild die Gluth und funkeln die Waffen.
„Hier, nach Theben, der Weg! begann er. Kühnheit gebeut mir
Hier, wo der Thurm vom Blut des Menöceus glatt iſt, zu wandeln.
Prüfen wir doch, was ein Opfer vermag, ob Apoll ſich bewähret.“
Sprach's und mit wechſelndem Schritt hinauf die gewonnene Mauer
Stieg er jubelnd. So ſah'n die Olympier mitten in Wolken
Einſt des Aloes Brut, als, den Blick herab auf die Götter,

Andrang Tellus Geſchlecht, ſich der Pelion noch nicht bewegte,
Aber der Oſſa bereits an den zitternden Donnerer rührte.
Jetzt von der höchſten Gewalt des Schickſals ſtaunend umfangen,
Gleich als nahe das Ende der Stadt und ſchreite mit blut'ger
Fackel Bellona daher, die Thürme dem Boden zu ebnen,
Werfen ſie um, wetteifernd, von allen Dächern die größten
Eichen und Stein' und ſchwingen der Schleuder gewichtige Zügel,
(Denn was wäre zu hoffen vom irrenden Pfeil' und vom Wurfſpieß?)
Rollen ſchwere Geſchoſſe ſogar und drängen mit Laſten.
Jener trotzt der Gefahr, die von oben, trotzet dem Hagel,
Der ihm den Rücken bedroht, und ſtrebt in dem Raume der Lüfte
Schwebend, als hafte ſein Fuß mit Gewißheit auf ebener Erde,
Höher hinauf und begegnet getroſt den mächtigen Maſſen.
So der ſchwellende Strom, der wider die Eichen der alten
Brück' ohn' Unterlaß drängt und ſtürmt; ſchon löſen die Steine
Und die erſchütterten Balken ſich auf: er, deſto gewalt'ger,
(Denn mit vollerer Fluth ergießt er ſich) ſpület und naget
Rings an dem berſtenden Damm, bis der Wogen Schnelle die Fugen
Alle zerreißt und in's freie Gefild der Sieger hinausſtürzt.
Als, nach ſchwierigem Kampf, nun der Held hoch über der Mauern
Gipfel ragte, den Blick herab auf das zitternde Theben
Trotzig warf und die Stadt mit dem großen Schatten erſchreckte,

Rief er den Staunenden zu: „Sind dies, o Schande, die niedern
Burgen Amphions? ſind dies (ſo lügt das thebiſche Mährchen)
Die, dem unkriegriſchen Lied gehorſam folgenden, Mauern?
Welch ein hohes Verdienſt, von der weichen Lyra gebaute
Zinnen zu brechen?“ Zugleich aufſpringend, zertritt mit den Füßen,
Stürzt mit der Hand er die ſtark ſich ſtemmenden Maſſen der Thüren,
Und ihr Getäfel. Dahin ſinkt Brück' an Brück' und der Dachung
Steinerne Wande zergeh'n; er aber gebraucht den gebrochnen
Schutt von Neuem und wälzt auf Tempel und Häuſer der Felſen
Trümmer herab und zermalmet die Stadt nun mit ihrem Gemäuer.
Und ſchon murrten um Zeus, getrennt in Parteien, die Götter,
Die für Argos und die für Tyrus. Der Vater beachtet,
Beiden hold, in der Nähe den Zorn der Ergrimmten und ſichet,
Daß ſie vor ihm nur ſich ſcheun. Argwöhniſch belauert von Juno,
Seufzet Liber und fragt, ſich ſeitwärts wendend zum Vater:
„Rächer, dein Arm! Wo iſt er? wo meine Wiege, des Blitzes
Flammen? wo ſäumt er, dein Blitz?“ Es ſeufzt Urheber Apollo
Ueber die Stadt, die er gab. Für Lerna, für Theben empfindend,
Trauert der Held von Tirynth und ſpannt, unſchlüſſig, den Bogen.

Argos, ſein mütterlich Land, beklagt der geflügelte Perſeus.
Ueber Harmoniens Volk weint Venus, und ſtehet, den Gatten
Scheuend, von fern und blickt auf Mars mit verbiſſenem Ingrimm.
Muthig tadelt und ſtreng die aoniſchen Götter Minerva,
Während innere Wuth die ſchweigende Juno verzehret.
Aber den Frieden des Zeus ſtört nichts von Allem. Das Toben
Raſtete jetzt, als, ſelbſt in der Wolken Mitte vernehmbar,
Kapaneus ſchrie: „Wagt keiner der Götter für das gequälte
Theben den Kampf? Wo ſeid ihr, des Landes zögernde Söhne,
Bacchus und Herkules? wo? Doch Geringe zu reizen beſchimpfet.
Komme vielmehr, du ſelbſt, (wer wäre mit mir ſich zu meſſen
Würdiger?) unſer bereits iſt Semelens Aſche und Grabmal,
Auf und ſchleudre ſie all' auf mich, die verheerenden Flammen,
Jupiter! Oder verräth's mehr Muth, durch Donner verzagte
Mädchen zu ſchrecken und Kadmus des Schwähers Bett zu vernichten?“
Schmerz ob den Worten durchdrang die Bruſt der Götter; er ſelber
Lachte der Wuth, und, ſchüttelnd die Fülle des heiligen Haupthaars,
Rief er: „Woher nach der Schlacht von Phlegra der Sterblichen Hoffnung?
Soll ich dich auch noch tödten?“ Er ſprach's und den Zögernden dränget,
Murrend, die Schaar der Götter und fordert rächende Blitze.
Auch die Gattin, beſtürzt, wagt nicht dem Geſchicke zu trotzen.

Immer noch fehlt das Zeichen, und ſchon erdonnert des Himmels
Burg von ſelbſt, es vereinen von ſelbſt ſich die Wolken und eilen
Ohne Winde die Regen herbei. Die ſtygiſchen Ketten
Breche, ſo ſcheint es, Japet, und Inarime ſammt dem beſiegten
Aetna ſteig' in die Räume der Luft. Die Himmelsbewohner
Schämen ſich Furcht zu verrathen. Doch weil in des wirbelnden Weltballs
Mitte ſtehet der Held und Kampf wahnſinnig verlanget,
Staunen ſie ſtill und zweifeln, ob hier der Blitz ſich bewähre.
Ueber den ragenden Höhn des ogygiſchen Thurmes begannen
Heimlich zu brüllen der Pol und in Nacht ſich zu hüllen der Himmel.
Jener behauptet jedoch die dem Blick entſchwundenen Burgen,
Rufend, ſo oft durch zerrißnes Gewölk herleuchten die Blitze:
„Dieſes Feuer, ich will's, für Theben will ich's gebrauchen,
Hier die Fackel erneu'n, und entzünden den ſterbenden Eichſtamm.“
Alſo der Held. Da ergriff ihn ein Blitz, mit Jupiters voller
Kraft geſchleudert. Zuerſt zerſtiebt in die Wolken der Helmbuſch,
Dann entſinkt ihm der Schild, der geſchwärzte. Die Glieder des Mannes
Leuchten nun all'; es weichen die Heer' und jegliches fürchtet,
Wo ſich der brennende Leib hinſenk' und wen er zerſchmettre.
In ihm, glaubet er, ziſche die Fackel, der Helm und das Haupthaar.
Doch indem mit der Hand er den brennenden Harniſch herabzieht,

Fühlt er unter der Bruſt, er greif' in flüchtige Aſche.
Gleichwohl ſteht er und ſchnaubt noch einmal gegen die Sterne,
Lehnt die rauchende Bruſt an die feindliche Mauer und hält ſich
Aufrecht: aber den Mann verlaſſen die irdiſchen Glieder,
Und die Seele verfliegt. Zeus hätt' ihn, wäre der Körper
Nicht zerfallen, vielleicht des zweiten Blitzes gewürdigt.

Cajus Silius Italicus.

Ort und Jahr ſeiner Geburt ſind nicht ermittelt, doch nehmen Einige dafür 25 n. Chr. Geb., ſo wie für ſein Todesjahr 100 n. Chr. Geb. an. Unter Nero und Vitellius bekleidete er hohe Staatsämter, zog ſich dann in das Privatleben zurück, ſchrieb ſein hiſtoriſches Gedicht *vom zweiten puniſchen Kriege*, und gab ſich unter Trajan freiwillig den Tod, indem er ſich aller Nahrung enthielt. Eine unheilbare Krankheit veranlaßte ihn dazu.

Sein eben genanntes Gedicht in 17 Büchern iſt geſchichtlich genau, ruhig und correct, aber arm an Allem, was die Poeſie mit Recht fordern darf. Wir begnügen uns daher hier damit, es zu erwähnen, ohne jedoch den uns noch bleibenden Raum durch Mittheilung eines Auszugs zu beſchränken.

Martial.

Marcus Valerius Martialis ward um 40 n. Chr. zu Bilbilis oder Calatayud in Spanien geboren, kam unter Nero nach Rom, blühte zur Zeit des Domitian und mußte ſpäter wieder in ſeine Heimath zurückkehren, wo er 101 n. Chr. Geb. ſtarb. — Das iſt Alles, was wir mit einiger Sicherheit über ſein Leben berichten können. Er hinterließ vierzehn Bücher Epigramme, unter denen aber ſich, namentlich in dem Buche, welches die öffentlichen Schauſpiele behandelt, Manches von fremder Hand befindet. Wachler (a. a. O. Th. I. S. 233) charakteriſirt ſeine Leiſtungen mit treffender Kürze alſo: „Martial gab dem Epigramm dadurch eine eigenthümliche Geſtalt, daß er den durch äußeren geſchichtlichen Eindruck angeregten Gedanken in eine glücklich vorbereitete, die Erwartung ſpannende und überraſchende Endſpitze ausgehen ließ, und die Ereigniſſe und Erſcheinungen des Tages oder wahrgenommene Perſönlichkeiten und Charakterzüge zum Spiele eines faſt immer geſunden, oft ſchlagenden und beißenden Witzes und einer geiſtreichen Laune erhob. Seine kleinen Gedichte in 14 Büchern, wovon das 13. und 14. Gaſt- und Tafelgeſchenke, Xenia und Apophoreta überſchrieben ſind, haben wegen ihres Reichthums an trefflichen Einfällen, gelungenen Vergleichungen und Spöttereien, feinen ſittlichen oder pſychologiſchen Bemerkungen auf eine Stelle unter den vorzüglichſten Erzeugniſſen der römiſchen Literatur wohlbegründeten Anſpruch; es fällt der Verdorbenheit des Zeitalters zur Laſt, daß ihr Inhalt oft ſchmuzig und empörend anſtößig iſt.“

Eins ſei uns erlaubt, hier hinzuzufügen, obwohl wir in der Hauptſache vollkommen mit Wächler übereinſtimmen: Nicht bloß der Verdorbenheit des Zeitalters fällt das Letztere zur Laſt, ſondern auch der Charakterloſigkeit Martial's ſelbſt, denn er hatte weder Scham, noch ſittliche Würde, und erniedrigte ſich eben ſo ſehr durch kriechende Schmeichelei, wo es ihm Vortheil bringen konnte, wie durch frechen Hohn und Spott, wenn ihm dieſe günſtigere Waffen ſchienen. Je glänzender ſein Talent war, deſto verächtlicher zeigt er ſich als Menſch. Wir glauben vollkommen recht zu handeln, wenn wir in einem Buche, das eine Beſtimmung hat, wie das vorliegende, keine Proben von ihm mittheilen.

Juvenal.

Alles, was wir mit einiger Sicherheit über die Lebensſchickſale dieſes in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht ſehr bedeutenden Mannes wiſſen, iſt, daß Decimus Junius Juvenalis höchſt wahrſcheinlich zu Aquinum während der Jahre 38—42 n. Chr. geboren wurde. Er ſoll der Sohn oder Pflegeſohn eines reichen Freigelaſſenen geweſen und früh nach Rom gekommen ſein, wo er ſich unter Fronto und Quinctilian der Beredſamkeit widmete, ſpäter aber ſchon im reiferen Mannesalter zur Poeſie überging und Satyren dichtete. Wegen eines Angriffs auf Paris, den Liebling des Kaiſers Hadrian, ward er von dieſem, unter dem Scheine einer angeblichen Belohnung, als Präfect einer Cohorte nach Aegypten in die Verbannung geſendet. Nach der Meinung Einiger ſoll er bald darauf geſtorben ſein; Andere behaupten dagegen, er ſei unter Trajan wieder nach Rom zurückgekehrt und habe hier das hohe Alter von 82 Jahren erreicht.

Er hinterließ ſechszehn Satyren, von denen die Echtheit der letzten noch angefochten wird. Was er in Dieſen leiſtete, charakteriſirt Roſenkranz (a. a. O. I. S. 320) vortrefflich in Folgendem: „Juvenalis hegte einen bitteren Unwillen über alles Unwürdige und Entehrende; offen und ſtreng greift er jedes Böſe an; feurig, treffend, wenn von Adel und Stärke die Rede iſt, gebricht ihm Leichtigkeit, Geſchmeidigkeit und Grazie, und er iſt ſo wenig wie Perſius von Dunkelheit im Streben nach Kürze und von kalter Rhetorik in ſeinen Invectiven frei zu ſprechen. Aber der Muth, die Lauterkeit der Geſinnung, die Würde ſeines Zorns ſind groß. Die Heuchelei der Philoſophen, die durch ihr Betragen ihre Reden und Ermahnungen Lügen ſtrafen, die Unanſtändigkeiten, die Sachwalter und Richter ſich erlauben, die niederträchtige Herabwürdigung der Kunſt und Wiſſenſchaft, die grenzenloſe Verſchwendung der Großen und Reichen, verbunden mit ſchmachvoller und vorſätzlicher Erniedrigung der Armen und Hülfloſen, die Ausſchweifung des weiblichen Geſchlechtes in jeder Art des Genuſſes, die Verderbtheit der Jugend, die ſchändliche Erbſchaftsſchleicherei und Giftmiſcherei — ſolche Frevel rügt er höchſt eindringlich. Phantaſten und Narren, Pedanten und Gecken, Selbſtſüchtige und Eigenliebige, Dummköpfe und Wüſtlinge ſchienen ihm der Mühe des Beſtrafens nicht werth.“

Juvenal's vierte Satyre.

Ueber die Schwelgerei der Römer.

Deutſch von Manſo.

Ha, ſchon wieder Criſpin![1] und oft noch wird mir der Unmenſch
Rede ſtehen, der Sclave der Laſter, der ſie durch keine
Tugend verſöhnt: ein Weichling, ein Held allein in der Wolluſt,
Buhlend um Alles, nur nicht um die welken Reize der Witwen.[2]
Doch, was nützet es ihm in langen Portiken ſein Laſtthier

---

[1] Criſpin, nach ſeiner Herkunft (V. 32. 33.) ein Sclave aus Aegypten, nach ſeinem Gewerbe ein Fiſchhändler, ſchwang ſich zum Ritter und Günſtling Domitians empor. — [2] Weil er, bei ſeinen großen Reichthümern, ſich ſo weit herabzulaſſen nicht nöthig hatte. Bekanntlich wurden begüterte Witwen von armen Liebhabern geſucht.

Müde zu jagen, umher in des Luſthains Schatten zu traben
Und viel Hufen am Markt[3] und der Häuſer viel zu kaufen? —
Kein Verruchter iſt glücklich, am mindeſten er, der Verführer — —[4]
Aber für jetzt von kleinern Vergehen; — und dennoch — verübte
Solches ein Andrer, ihn hätte der Sittenrichter gezüchtigt.
Denn was Sextus verwirft und Titius tadelt,[5] es ziemt nur
Unſerm Criſpin. Was ſoll auch die Rüge? die ſcheußliche Larve
Brandmarkt ſtärker, als alle Verbrechen. Den Mullus[6] bezahlt er
Mit ſechstauſend. So viel der Pfunde, ſo viel der Seſterzen,
Wie der Haufen vermerkt, der ſtets das Große vergrößert.
Loben würd' ich den Kniff des Käufers, hätt' er zum erſten
Erben durch das Geſchenk ſich verwaiſ'ten Greiſen empfohlen,
Oder, was mehr noch frommt, es der mächtigen Freundin geſendet,
Die in dem großen, mit Spiegeln verſchloſſenen, Seſſel ſich brüſtet.

---

3) Gärten innerhalb der Stadt, oder doch Beſitzungen nahe bei der Stadt — 4) Hier mußten zwei Verſe weggelaſſen werden. W. — 5) Namen zweier Rechtsgelehrten. Billig ſollten die Worte et tamen — persona est in den Ausgaben eingeſchloſſen werden: denn de factis levioribus hängt offenbar mit mullum emit zuſammen, und was dazwiſchen ſich drängt, iſt eine bloße Betrachtung des Dichters. — 6) Die Seebarbe, von der Plinius IX. 17. s. 30 ſagt: Binas libras ponderis raro exsuperat, bei Bloch (Naturgeſchichte der Fiſche Deutſchlands Th. II. S. 111.) der geſtreifte Rothbart, mullus corpore rubro, striis luteis.

Hoffe das nicht! er kaufte für ſich. Hier ſehen wir Vieles,
Was der Knicker Apiz, der Arme,[7] nicht wagte. So reichlich
Zahlſt du, Criſpin, der du einſt im Papyrus, dem Sclavengewande
Deiner Heimath,[8] erſchienſt, für Schuppen. Du hätteſt den Fiſcher
Schier wohlfeiler gekauft, als den Fiſch. Um Preiſe, wie dieſer,
Kaufſt du dir in der Provinz ein Feld, in Apulien Güter.[9]
Was für ein Mahl muß erſt der mächtige Induperator[10]
Niederſchlucken, wenn ſchon ſo viele Seſterzen, in einem
Einzigen kleinen, am Rand der Tafel geſtellten, Gerichte,
Seines großen Palaſtes bepurperter Scurra hinabwürgt,[11]
Er, nun der Erſte der Ritter, der einſt mit gellender Stimme
Pharus Waare,[12] den Wels, ſeinem Landsmann, öffentlich feilbot.

---

7) Ironiſch, in Vergleichung mit Criſpin. Apicius gehörte unter die vorzüglichſten Schwelger Roms. — 8) Aus dem Baſte des Papyrus, ſagt Plinius XIII. 11. s. 22, verfertigen die Aegyptier Segel und Decken, auch Kleider, Matratzen und Seile. — 9) Die Ländereien in dem bergigen Apulien waren wohlfeiler, als in dem fruchtbaren Afrika und anderen römiſchen Provinzen. — 10) Domitian, der alte Ausdruck für den gewöhnlichen Imperator. — 11) Mit anderen Worten: wenn eine einzige Nebenſchüſſel ſo viel koſtet. — 12) Aegyptiſche Waare (man vergl. die Anm. 1), nach der vor der Kritik ſich gewiß rechtfertigenden Leſart **Pharia de merce.** Juvenals **Silurus** iſt unſtreitig der zum Welsgeſchlechte gehörende Langbart **Silurus Clarius** oder **Scheitan niloticus,** (Bloch in dem angezeigten Werke Th. I. S. 247) ein etwa zwölf bis funfzehn Zoll erreichender Fiſch, der häufig im Nil gefunden wird.

Auf, Kalliope, auf! Hier laß' uns weilen! Nicht dichten,
Sagen will ich, was wirklich geſchah. Pieriſche Mädchen,
Redet! Es ſei mir Verdienſt in euch[13] die Mädchen zu grüßen.

Als den erſchöpften Kreis der Welt der Flavier letzter
Wüthend zerfleiſchte und Rom vor dem kahlen Nero[14] ſich beugte,
Schwamm in Adria's Meer ein unendlicher herrlicher Rhombus[15]
Hin vor Cypriens Haus, das im doriſch Ankon emporſteigt,[16]
Und erfüllte das Netz: denn kleiner nicht war er, als jene,
Die das mäotiſche Eis[17] verſchließet, bis es, von Phöbus
Strahlen gelöſ't, die träg hinbrütenden, unter der kalten
Rinde genährten, zuletzt in des Pontus Mündungen ausgießt.
Weislich beſtimmt dem Haupte der Prieſter[18] des Nachens und Netzes
Herr den ſeltenen Fund: denn ſolchen Fiſch zu verhandeln
Oder zu kaufen, wer darf ſich's erfrechen, da jenes Geſtade
Tauſend Augen umlauern und all' im Schilfe zerſtreuten
Späher rechten ſogleich mit dem nackten Ruderer würden,
Sagend, es ſei dies Wunder von Fiſch der Entronnenen einer,
Lange genährt in den weiten Behältern Cäſars, und müſſe,

---

[13] Hieb auf die alten Jungfern. — [14] Vor Domitian. — [15] Eine Steinbütte bei Bloch Th. II. S. 53. **Pleuronectes tuberculis osseis scaber.** — [16] Ankona, das mit einem Tempel der Venus prangte (Catull, 36, 13), war von den Syrakuſern, alſo von Dorern, angelegt worden. — [17] Das Meer von Aſow, bekanntlich eins der fiſchreichſten. — [18] Dem Domitian.

Er, der Flüchtling, zurück zu dem Herrn des Eigenthums kehren.
Iſt doch, wenn wir dem Wort des Armillatus und Sura[19]
Trauen, Alles, was ſchön und herrlich im offenen Meere
Und wo es ſchwimmt, ein Theil des Fiscus. So wird er denn ſchenken,
Daß er nicht ſterbe. — Verdrängt ward ſchon vom Winter der feuchte
Tödtende Herbſt, ſchon hofften die Fieberkranken Erholung;[20]
Wild auf brauſ'te das Meer im Sturm und bewahrte die Beute
Friſch; doch eilte der Fiſcher, wie wenn der Auſter ihn dränge.
Als er die See erreicht, wo ſich noch auf Alba's Ruinen
Troja's Feuer erhält und die kleinere Veſta verehrt wird,[21]
Stemmet am Eingang ihm das ſtaunende Volk ſich entgegen,
Doch nicht lange, ſo weicht's und es raſſelt das Thor in den Angeln.
Draußen ſchauen die Väter dem zugelaſſenen Fiſch nach,[22]
Und der Picener tritt zum Atriden. „Empfange, ſo ſagt er,

---

[19] Namen zweier Angeber und Schmeichler. — [20] Oder nach dem Texte: Sie hoffen, das täglich wiederkehrende Fieber würde ſich in ein viertägiges, minder gefährliches verwandeln. — [21] Ungeachtet Alba Longa vom Tullus Hoſtilius zerſtört ward, ſo verehrte man gleichwohl daſelbſt die Göttin Veſta, obgleich in einem kleinern Tempel, als der ihr zu Rom gewidmete war. Eine Villa, in der Nähe Alba's, diente dem Kaiſer Domitian gewöhnlich zum Aufenthalte. — [22] Der Fiſch mit dem piceniſchen Fiſcher (V. 65) wurde ſogleich vor den Monarchen (den Atriden) gelaſſen; die Väter müſſen ihm nachſehen, und warten, bis man ſie ruft.

Was für gemeinen Heerd zu groß iſt! Weihe den ſchönen
Tag der Freude! Wohlan! entlade den Magen der Maſtung
Und verzehre den Rhombus, für dein Jahrhundert erhalten!
Selber hat er das Netz geſucht. Was iſt klärer?“ Und dennoch
Sträubten darob die Floſſen ſich ihm.[23] Wer einmal den Menſchen
Groß und ein Gott heißt, wagt das Unglaubliche von ſich zu glauben.
Aber zu klein ſind nun für den Fiſch die Schüſſeln. Gerufen
Werden daher zum Rath die Edeln. Es haßte ſie Cäſar,
Und auf Aller Geſicht ſaß jener traurigen, großen
Freundſchaft Bläſſe. Zuerſt, als der Ruf des Liburners[24] erſchallte;
„Eilet, er ſitzt ſchon!“ lief, um die Schulter werfend den Mantel,[25]
Pegaſus, Meyer vordem, itzt ſtaunender Bürger Gebieter.[26]
Aber wo ſind heut’ andre Präfecten? Einer der beſten
War er jedoch, der Geſetze unſträflicher Hüter, wiewohl er
Ohne Waffen[27] das Recht in ſo ſcheußlicher Zeit zu verwalten

---

[23] Zu deutlichem Beweis, daß er ſich nicht gern fangen ließ. — [24] Des liburniſchen Heroldes oder Sclaven. — [25] Das Abzeichen der Stoiker, zu welcher Secte der Rechtsgelehrte Pegaſus ſich bekannte. — [26] Er, ohnlängſt noch Verwalter eines Landgutes, hatte, zum Staunen aller Bürger, die Aufſicht über Rom erhalten. Doch vornehme und angeſehene Präfecten waren in jenen Tagen eine Seltenheit, und Pegaſus gehörte, wenigſtens von Seiten ſeines Charakters, zu den vorzüglichern. — [27] Mit aller Nachgiebigkeit gegen den Cäſar.

Allen empfiehlt. Auch Criſpus erſchien, ein freundlicher Alter,
Liebreich, wenn er zu reden begann, von Sitten und Geiſte
Mild. Wer hätte dem Herrn der Erde, des Meers und der Völker
Dienen können, wie er, dürft' unter ſolchem Verderber
Frei ſich öffnen der Mund und Mordgier ſtrafen und edel
Rathen? Aber was iſt wie das Ohr der Tyrannen, verwundbar?
Schon vom Regen mit ihm und vom Sonnenſtich, und vom feuchten
Lenze reden vermochte das Leben des Freunds zu gefährden.
Nie verſuchte daher ſich Criſpus gegen den wilden
Strom, auch war er nicht Bürger genug, um, was er im Herzen
Dachte, kühn zu geſtehn und das Leben der Wahrheit zu opfern;
Und ſo ſah er in Ruh' der Winter viel' und der Sommer
Achtzig. — An eben dem Hof und durch gleiche Waffen[28] geſichert,
Folgte, der nächſte nach ihm, Acil, von einerlei Alter,
Dieſem ein Jüngling,[29] würdig, daß nicht der grauſame Tod ihn
Und das eilende Schwert des Wüthrichs treffe; doch längſt ſchon
Iſt das Alter, mit edler Geburt verſchwiſtert, ein Wunder,
Und ein verächtlicher Sohn der Erde zu heißen, mir tröſtend.

---

28) Durch Schmeichelei und Biegſamkeit. — 29) Wahrſcheinlich Acilius Sohn. Um ſein Leben zu friſten, ſtellte er ſich närriſch, wie Junius Brutus, und kämpfte in der Arena, aber ohne ſeinen Zweck zu erreichen.

Ach, nichts hat es dem Armen gefrommt, daß wider den Bären
Afrika's er mit dem Spieß ſich bewehrte und Alba's Arena,
Nackt, als Jäger, betrat? Wer kennt der Patricier Schlauheit
Heute nicht? oder verwundert ob deinem veralteten Kunſtgriff,
Brutus, ſich noch? Leicht iſt's, den bärtigen König[30] zu täuſchen. —
Nicht mit froherm Geſicht, wiewohl unadelig,[31] zog ihm
Rubrius nach, der alten empörenden Schuld ſich entſinnend,[32]
Und verruchter, als ſelbſt der Cinäde, der Andern den Stab brach.[33]
Auch der träge Montan erſchien und vor ihm ſein Schmeerbauch,
Und Criſpin, ausſchwitzend die früh genommenen[34] Salben,
Düfte, wie kaum zwei Leichen verbreiten; mit ihm Pompejus
Grauſamer noch, als jener, durch leiſes Flüſtern[35] zu würgen;
Und, der Daciens Geiern ſein Eingeweide bewahrte,
Fuscus,[36] im marmornen Saal der Villa ſinnend auf Schlachten,

---

[30] Einen Taruin von altmodiſcher Tracht und einfältiger Sitte. — [31] Und darum den Argwohn weniger reizend. — [32] Er ſtand im Verdachte eines ſchweren Verbrechens. — [33] Nero. — [34] In der Regel ſalbte man ſich erſt vor der Mahlzeit. — [35] Durch heimliche Anklagen. — [36] Er wurde vom Domitian gegen die Dacier geſendet, und verlor in einem Treffen gegen ſie ſein Leben.

Und Vejento der Kluge, gepaart mit dem Henker Catullus,
Der in Liebe für nie geſehene Schönen[37] entbrannte;
Ein, noch für unſere Zeit bemerkbares, ſeltenes Unthier,
Schmeichler und blind, von der Brücke[38] zum Rath der Fürſten befördert,
Würdig, wie vor, an den Achſen der Ariciner[39] zu betteln
Und in die Wagen hinein viel ſchmeichelnde Küſſe zu werfen.
Keiner beſtaunte, wie er, den Rhombus. „Herrlicher Anblick!
Herrlich!“ rief er, zur Linken gewendet, aber zur Rechten
Lag ihm das Thier. So pries er der Fechter Wunden und Kämpfe
Und das Pegma und die zu den Velen erhobenen Knaben.[40]
Ruhiger zeiget ſich nicht Vejento. Wie von Bellonens
Stachel gereizt,[41] weiſſagt er und ruft begeiſtert: „Es deutet
Dies, o Cäſar, fürwahr auf einen der größten Triumphe.
Irgend ein König fällt in Feſſeln, oder es ſtürzet
Von dem britanniſchen Wagen[42] Arviragus. Fremd[43] iſt das Seethier.

---

37) Weil er, wie Juvenal V. 117 ſagt und Plinius Epist. II. 22 beſtätiget, ſein Geſicht verloren hatte. — 38) Wo er einſt die Vorübergehenden um ein Almoſen anſprach. — 39) Derer, die von Aricia, auf der appiſchen Straße, nach Rom fahren. — 40) Die, auf künſtlich erbautem Gerüſte, bis an das, aus Segeltuch verfertigte, Obdach des Theaters hinaufgezogenen Knaben. — 41) Fanatiſche Wuth und ausſchweifende Gebräuche begleiteten den Dienſt der Bellona, wie den der Cybele — 42) Die esseda Britanna und Belgica ſind bekannt. Vejento macht übrigens den Schmeichler und prophezeiht, was Domitian wünſchte, die Ueberwältigung der Britten. — 43) Oder ausländiſch. Daher Erwartung ausländiſcher Siege. —

Siehest du nicht auf dem Rücken die ſtarrenden Spitzen?“[44] Nur Eines
War ihm zu wiſſen verwehrt, — des Rhombus Jahr' und Geburtsort.
„Nun was meinſt du? Zerſchneiden wir ihn?“[45] Montanus erwidert:
„Nein, dann wird er beſchimpft. Eine irdene Schüſſel, geräumig,
Tief und vom dünnſten Rand umſchloſſen,[46] werde bereitet.
Solcher Schüſſel gebührt ſogleich ein erfahrner Prometheus.
Auf und beſorget den Thon und die Scheib'! Auch müſſe von Stund' an
Dich in das Lager ein Zug von Töpfern, Cäſar, begleiten.“
Allen gefiel die Sentenz, des Mannes würdig. Er kannte
Noch die ſchwelgende Koſt des alten Hofes und Nero's
Mitternächte, zuſammt dem Nachhunger, den des Falerners
Gluth erregt.[47] Auf die Kunſt des Schmeckens verſtand ſich in meinen
Tagen Keiner, wie er. Ob die Auſter circejiſchen Urſprungs,
Ob am lukriniſchen Fels, ob auf Rutupa's[48] Grund ſie geboren
Sei, das lehrte den Mann der erſte Biſſen; er hatte
Kaum den Echinus geſehn, ſo nannt' er das Ufer des Fiſches.
Jetzt erhub ſich der Rath, und die Edeln wurden in Gnaden
All' entlaſſen, ſo viel' in's albaniſche Schloß der erhabne

---

44) Die Floßfedern, Pinnen, eine Anſpielung auf die von den Speeren der kaiſerlichen Heere erlegten Feinde. — 45) Worte Domitians. — 46) S. Plinius H. N. XXXV. 46. — 47) Ein berühmter Wein. — 48) Richborough in Kent.

Fürſt, (ſie bebten darob,) berief und zu eilen ermahnte,
Gleich als wollt' er Bericht von den Katten und wilden Sygambrern
Spenden, oder als wär' aus den fernſten Theilen der Erde
Ihm ein drohender Brief von zitternden Händen geworden.
Ach, und hätt' er doch ſtets die Zeit der Wuth und des Frevels
Solcher Thorheit geweiht, ſtatt, ungeahndet und ſtraflos,
Roms erlauchtetſte Bürger und edelſte Seelen zu opfern.
Aber er fiel, nachdem er den Gerbern[49] furchtbar zu werden
Drohte. Triefend vom Blut der Lamier ward er gewürget.

Juvenal's ſiebente Satyre.

Das traurige Loos der Dichter, Redner und Lehrer.

Deutſch von F. G. Abel.

Nur der Kaiſer[1] allein belohnt noch rühmliches Wiſſen,
Iſt noch jetzo allein der traurigen Muſen Beſchützer,
Da die berühmteſten Dichter genöthigt vom Schickſal ſchon werden,
Bäder in Gabien, Oefen zum Backen in Rom ſich zu miethen;
Da ſogar es Andre für unanſtändig nicht halten,
Schlechte Rufer zu werden, und die verhungerte Clio,
Aganippens Thäler verlaſſend, zum Vorſaal ſich hindrängt.[2]

---

49) Dem Pöbel, der, nach Ermordung der Lamier, d. h. der Senatoren und Edeln, der Gegenſtand der Grauſamkeit und Blutgier Domitians wurde.

1) Hier iſt wahrſcheinlich Trajan gemeint. — 2) D. h. bei den Vornehmen in Dienſte treten.

Denn, wofern dir kein Heller mehr klingt im Pieriſchen Kaſten,
Suchſt du freilich, geborgner, Machärens Titel und Nahrung;
Und verkaufeſt mit ihm, was durch den Ausruf verkauft wird:
Büchergeſtell' und Tiſch' und Weingefäße und Kaſten,
Alte Schächer aus Fauſtus Gehirn,[3] von Theben und Tereus!
Beſſer iſt ſo was, als ſagteſt du vor dem Richter: Ich ſah es!
Was du doch niemals geſehn. Obgleich aſiatiſche Junker,
Cappadocier und Bithyniſche Reiter es wagen,
Die aus Galatin ſind mit bloßen Füßen gekommen.
Kein Gelehrter wird fürder, was ſich nicht ziemet, verrichten,
Der was Liebliches ſingt, und vom heiligen Lorbeer geprobt hat!
Auf, ihr Jünglinge, ſingt! Es lockt euch der herrliche Kaiſer.
Siehe! zum Wohlthun ſcheint er ſich Gegenſtände zu ſuchen!
Wenn du, mein Theleſin, von Andern was Großes erwarteſt,
Das dir zu helfen vermag, und deswegen die Tafel beſchreibeſt,
O ſo fordre dir ſchnell nur Holz, und was du von Verſen,
Mein Theleſinus, geſchrieben, das ſpende dem Manne der Venus;[4]
Oder verſchleuß die Schrift, und laß ſie von Motten zernagen!
Armer Wicht! zerſtoß die Feder, löſch' aus die Geſänge

---

3) Tragödien ſchlechter Dichter. — 4) D. h. dem Feuer.

Von den Schlachten, die ſchlummerberaubte Nächte dir machten!
Was denn ſchreibſt du erhabene Gedichte in niedriger Wohnung,
Zu verdienen den Epheu und etwa ein ſchmächtiges Bruſtbild? [5]
Hoffnung iſt jetzt auf Keinen mehr übrig: die geizigen Reichen
Haben gelernt die Beredten zu loben und zu bewundern,
Wie die Knaben den Vogel der Juno. Die Jahre verfließen,
Welche Meer' und Helm' und Pflugſchaar können erdulden!
Grämlich wird man, und haßt ſich ſelber und ſeine Gedichte,
Wenn das Alter zugleich ſich meldet mit trauriger Armuth!
Denke die feine Liſt! Damit dein gnädiger Gönner
Dir nichts geben dürfe, ſo macht er ſelber Gedichte,
Ob er auch nie des Apolls und der Muſen Tempel geſehen;
Und giebt Keinem den Preis, als nur dem einen Homerus,
Wegen der tauſend Jahr! Und wenn du, von Ruhmſucht bezaubert,
Selber zu leſen begehrſt, ſo wird er ſein Haus dir erlauben;
Aber ein lang' verriegelt Gebäude ſteht dir zu Dienſte,
Seine Thüren gleichen dem lange belagerten Stadtthor!
Unter die hinterſten Sitze wird ſeine Gefreiten er miſchen,
Um die Klienten, verſteckt, zu Lob' und Beifall zu ſtimmen!
Aber der Reichen Keiner wird einen Heller dir geben,
Für die gemietheten Seſſel, für Treppen und hohe Gerüſte,
Und was Katheder und Bänke dir hinzutragen gekoſtet.

---

5) Dichter wurden mit Epheu gekrönt und ihre Bildniſſe im Tempel der Muſen aufgehängt.

Dennoch laſſen wir's nicht. Wir ziehen, im flüchtigen Staube,
Furche bei Furche, durchackern der Meere ſteinigtes Ufer.
Willſt du los ſein, ſo hält dich feſt die Gewohnheit am Stricke,
Die aus dem Ehrgeiz entſpringt! Es iſt ein unheilbarer Schade,
Welcher im kranken Herzen verjährt: Die Begierde zu ſchreiben!
Aber den herrlichen Dichter, der, was gemein iſt, nicht ſinget,
Zehnmal Geſagtes nicht nachſagt, und Alles auf's Edelſte darſtellt,
Dieſen, den ich nicht zeigen, den ich nur denken kann; dieſen
Bildet ein Herz, das, ledig von Sorgen, nichts Bittres erduldet,
Liebend den einſamen Wald, und aus den Aoniſchen Quellen
Recht zu trinken geſchickt! In Pieriſcher Grotte zu ſingen,
Und den Thyrſus zu greifen, vermag nicht die jammernde Armuth:
Sie, von Mitteln entblößt, bei Tag' und bei Nachte muß darben!
Satt war Horaz, als er ließ ſein lautes Ohe! erſchallen!
Zeigt ſich der Witz, wofern nicht das Herz ſich bloß mit der Dichtkunſt
Nur beſchäftiget; nur dem Apoll und Bacchus gehorchet?
Denn es kann das Gemüth nicht zweierlei Sachen ertragen.
Nur dem erhabenen Geiſt, der nicht darf ſorgen, womit er
Sich bei Nacht wird decken, nur dem erſcheinen der Götter
Hohe Geſtalten, und rollende Wagen und wiehernde Roſſe,
Und die Furie, welche den Rutulerkönig verwirrte.
Hätte Virgil nicht Bedienten gehabt und erträgliche Wohnung;

Hätt' er die Furie nicht mit Schlangen in Haaren gebildet
Und ihr verſtummtes Horn, es hätte nicht grauſam ertönet.
Können wir fordern, daß alten Dichtern der Sänger des Atreus
Gleichen ſoll, wenn er dabei doch Rock und Teller verſetzet?[6]
Nichts hat Numitor, ach! der Arme! dem Freunde zu ſchicken;
Doch Quintillen zu geben, das hat er; es fehlt ihm auch gar nicht,
Zahme Löwen zu kaufen und ſie mit Fleiſche zu füttern;
Weniger koſtet ein Thier, weit mehr der Magen des Dichters.
Marmorne Gärten bewohnt Lukanus, zufrieden mit Ruhme.
Bloßer Ruhm, was nützt er Seran und dem armen Salijus?
Siehe, man läuft zum ſchönen Geſange der lieben Thebais;
Wenn ihr Dichter, zur Freude der Stadt, den Leſetag anſetzt;
So begierig hört ihn das Volk, ſo entzückt er die Herzen!
Aber zerſprengte ſein Vers auch die Bänke, ſo müßt' er doch hungern,
Hätt' er Agaven, ſein neueſtes Stück, nicht dem Paris verhandelt.
Dieſer hilft auch ſo Manchem zu hohen Stellen im Kriege,
Schafft den Dichtern oft den Ring und die Würden der Ritter.
Und der Gaukler vermag, was große Herrn nicht vermögen:[7]

---

[6] Rubernus Lappa, ein armer Dichter, hatte Teller und Uebergewand verſetzt, um ſein Trauerſpiel Atreus vollenden zu können. — [7] Dies iſt die Stelle, weswegen Juvenal nach Aegypten verſetzt wurde. S. die biogr. Einl.

Was denn mögen dich Barrer und Cameriner wohl kümmern?
Und die großen Paläſte der edlen Herren des Landes?
Die Pelopeja macht Hauptleut' und Philomela Tribunen![8]
Neide den Dichter nur nicht, den der hohe Katheder ernähret.
Wo ſind jetzt Mäcenas? wo Proculejus und Cotta?
Wer wird dir ein Fabius, wer ein Lentulus werden?
Damals ward noch der Witz belohnt. Jetzt lerne man blaß ſein,
Und im ganzen December auf alle Weine Verzicht thun!
Bringen eure Geſchäfte denn mehr ein, Hiſtorienſchreiber?
Wenigſtens müßt ihr dabei mehr Zeit und Oele verſchwenden:
Tauſend Seiten ſchreibt ihr, vergeſſet darüber das Ende!
Euch zum Schaden, vermehrt ſich die Schrift von vielem Papiere!
Dies erfordert der Kunſt Geſetz und die Menge der Sachen.
Aber was habt ihr für Frucht vom Acker, ſo emſig gepflüget?
Hat ein Hiſtorienſchreiber ſo viel, als ein Actenverleſer?
Aber die Herren ſind faul, ſie lieben nur Dunkel und Bette!
Sage mir nur, was hilft dem Advokaten der Beiſtand,
Den er den Bürgern erweiſ't, mit vielen Acten bepacket?
O! wie ſchrei't er da nicht, wenn er mit Gläubigern redet!
Sonderlich, wenn ihm Jener mit großem Buch' in die Seite
Stößet, die brummende Schuld mit großen Lügen beſtreitet,
Und ihm den Buſen beſpeit! Was wird er dabei wohl verdienen?

---

8) Zwei Trauerſpiele, die ihren Verfaſſern die Gunſt des Paris erwarben.

Wiegt das Geld von hundert dergleichen Sachverwaltern ſo viel wohl,
Als das Geld des Lacerna, des rothgekleideten Kutſchers?
Siehe! die Richter ſitzen: wenn du dich, wie Ajax erhebeſt,
Blaß biſt, und ſtreiteſt für die in Zweifel gezogene Freiheit,
Vor dem löblichen Richter, der Ochſen mitunter auch hütet!
Armer, zerreiß die Leber und Lung' und erſchöpfe die Kräfte,
Nichts, als ein grünender Kranz von Palmen, bekränzt dir die Pforten!
Was iſt der Lohn der Stimme? Nichts mehr, als ein trockener Schinken,
Und ein Fäßchen Fiſch und Afrikaniſche Bullen,
Statt des Monatsgehalts, und Wein auf dem Tiber gekommen,
Fünf Maaß, wenn du viermal erſcheineſt. Dann kommt noch ein Goldſtück,
Fällt es in Theile; es muß Aemil, was er fordert, bekommen;
Weil Konſulent er war. (Der Advocat iſt geſcheidter!)
Jenes ehernen Wagen mit Vieren ſtehet im Vorhof,
Wo die Statue zu Pferde mit drohender Lanze ſich zeiget,
Und auf Erwürgungen zielt. Hiedurch iſt Mancher verarmet.
Pedo verdarb mit Matho, mitſammt Tongillus, der immer
Sich bei'm Baden aus des Rhinocerus Horne geſalbet,
Der mit ſeiner Geſellſchaft voll Koth den Andern zur Laſt ward,
Miene machend, als wollt' er ſich Knaben und Silberzeug kaufen,
Myrrhenkränz' und Land; ſein Tyriſcher Purpur kürzte.
Traun! von Nutzen iſt ſolch ein Staat! Amethyſtener Mantel

Und der Purpurrock bringt dergleichen Geſchöpfe zu Ehren;
Wohl bekommt es ihnen, Geräuſch und Aufwand zu machen!
Denn das verſchwendriſche Rom hält keine Grenze im Aufwand.
Darfſt du der Redekunſt trau'n? Dem Cicero gäbe wohl Niemand
Jetzt zweihundert, wenn nicht ein großer Ring an dem Finger
Glänzte. Clienten, die Klagen erheben, ſehen vor Allen,
Ob du acht Bedienten auch habeſt; ob zehn noch der Sänfte
Folgen, ob Togaträger vorangehn? Wenn Pauluſinus auftrat,
Ward ein Sardonix geborgt; drum ward er beſſer bezahlet,
Als ein Gallus und Baſilus. Denn im kahlen Gewande
Hilft die Beredſamkeit nicht. Für eine weinende Mutter
Redet Baſil umſonſt, ſo ſchön er immer mag reden,
Will er was verdienen, ſo muß er nach Gallien gehen,
Oder nach Afrika, welches die Advokaten verſorget.
Vektus! von Eiſen und Stahl muß deine Lunge gemacht ſein,
Wenn du die Redekunſt lehrſt, und der Chor der Schüler im Morden
Der Tyrannen ſich übt, in ihren erhabenen Reden.
Was man ſitzend dir las, muß ſtehend man wiederholen,
Und das Nämliche dir in einerlei Verſen erzählen.
Aufgewärmter Kohl ertödtet die elenden Lehrer.
Jedermann will die Schönheit, den Grund, den Inhalt erfahren,
Was dagegen ſagen ſich läßt, und Keiner will zahlen.
Wenn du Bezahlung verlangſt, ſo heißt's: Was hab' ich gelernet?

Und der Lehrer allein muß Schuld daran haben, ſonſt Keiner,
Ob ſich auch nichts in der linken Bruſt des Arkadiers regt,
Der noch jung iſt; und mir Unglücklichen alle ſechs Tage
Meinen Kopf mit der Rede vom wilden Hannibal füllet.
Wenn er erzählt, daß der Held nach Rom ſich von Cannä gewendet,
Oder in's Lager, die Völker durchnäßt von Gewitter und Regen,
Weislich geführt. Die Sophiſten, ſechs oder mehrere, ſchreien:
Fordre, was du nur willſt, ich will es gerne dir geben,
Daß ihn ſo oft, als ich, auch hören müſſe der Vater.
Darum wenden ſie ſich von der Schule zu den Prozeſſen,
Und verlaſſen die Fabeln von Räubern, und von Vergebung
Durch das Gift, von böſen und unerkenntlichen Männern;
Und dem Möſer, welcher den alten Blinden geheilt hat.
Nähm' er den Freiſtab lieber, wenn meinen Rath er befolgte.
Wählte ſich neue Bahn des Lebens; ſtiege, vom Schatten
Eines erdichteten Kampfes der Redner, zum Kampfe der Rechte,
Daß er nicht noch das Sümmchen verlöre, ſich Brot zu verſchaffen,
Welches das Beſte noch iſt, was ſich ein Schulmann verdienet.
Frage nur Pollio, frag' Chryſogenas, was ſie verdienen,
Wann ſie den Junkern des Theodorus Redekunſt einkäuen.
Bäder koſten ſechshundert, noch mehr ein ſchöner Spaziergang,
Herrlich überdeckt und vor dem Regen geſichert;
Soll er helleres Wetter erwarten, das Vieh ſich beſpritzen?

Nicht doch! des Maulthiers Hufe, ſie bleiben im trockenen Reinen!
Sieh' auf der andern Seite den Speiſeſaal, der auf den Säulen
Aus Numidien prangt, und im Winter die Sonne genießet.
Koſte das Haus ſoviel es wolle, man kauft es dennoch;
Auch ein Tafeldecker muß kommen und auch ein Konditor.
Hierzu kommen zweihundert für einen Quintilianus;
Schon genug für dieſen: am wenigſten koſten die Kinder.
Aber woher hat denn wohl dieſer Quintilianus
Ländereien gekriegt? Dies einzige Beiſpiel der neuen
Redner, welche das Schickſal beglückte, wirſt du nur finden.
Glücklich iſt der, durch Schönheit und Geiſt, durch Weisheit und Adel,
Deſſen Zeichen er trägt, auf ſchwarzen Schuhen den Halbmond:
Glücklich war er, als Redner, verfehlte mit Schlüſſen das Ziel nicht,
Sprach melodiſch ſogar, wenn auch den Schnupfen er hatte.
Vieles kommt darauf an, was bei der Geburt für Geſtirne,
Und bei'm erſten Geſchrei dir erſcheinen, wenn du noch roth biſt
Von der Mutter Geblüte. Wenn es das Schickſal will haben,
Wirſt du aus einem Rhetor zum mächtigen Conſul erwählet,
Oder aus einem Conſul herab zum Rhetor berufen.
Ward Ventidius nicht, ward Tullius auch nicht erhoben?
Was die Urſach' davon? Des wunderbaren Geſtirnes
Einfluß, und die Gewalt des uns verborgenen Schickſals;
Dieſes giebt den Sclaven ein Reich, den Gefangnen Triumphe.
Aber ſeltner, als weiße Raben iſt ſolch ein Beglückter.

Manchen gereuet der eitle, der unfruchtbare Katheder;
Wie Thraſymachus und Carinas Schickſal beweiſet.
Dieſer auch darbt in Athen, das, Gift nur zu geben, gewohnt iſt.
Möchten die Götter auch, Schatten der Väter, die ſanfteſte Ruhe,
Safransduft in den Urnen und Frühlingsblumen doch geben,
Die ihr geboten, die Lehre ſo heilig, wie Väter, zu ehren!
Selbſt ſchon erwachſen, ſang noch Achill, aus Furcht vor der Ruthe,
Auf den vaterländiſchen Bergen, ſo lächerlich ſeinen
Meiſter der Pferdeſchwanz auch gemacht hat. Aber jetzunder
Schlägt die Jugend ſchon den Rufus und andere Lehrer;
Rufus, der den Cicero oft Allobroger ſchimpfte.
Wer tenn zahlt Enceladus, und dem gelehrten Palämon,
Was ſie, als Schulregenten, mit großer Mühe verdienen?
Und ſo wenig es iſt (ein Redner wird beſſer belohnet),
Dennoch benagt es vorher Aconit, der Führer des Schülers;
Auch der Verwalter benagt's. Palämon, laß dir's gefallen,
Leide den Abzug, wie jener Ausrufer der Matten und Decken!
Daß du nicht gänzlich den Lohn durchſeſſener Nächte verliereſt,
Die kein Grobſchmied alſo, kein Wollekämmer durchmacht hat!
Habe nicht ganz umſonſt ſo viele Lampen gerochen,
Als dich Knaben umſtanden; ach! Lampen, von deren Gedämpfe
Flaccus ſchwarz ſich färbte, Virgil mit Ruß ſich bedeckte!
Dennoch kommt die Bezahlung ſelten ohne den Beiſtand

Des Tribuns, da ihr doch zugleich ſehr harte Geſetze
Für den Lehrer gebt: er ſoll die Regeln der Sprachen
Alle verſtehn; Geſchicht' und Schreiber beſſer, als ſeine
Finger, kennen; damit, wenn etwa ſein Herr in das Bad geht,
Er Anchiſens Amme, die Heimath und auch den Namen
Der Stiefmutter Anchemolus wiß', und das Alter Aceſtens,
Und wie vielen Wein der Siculer Phrygiern ſchenkte.
Fordert ſogar noch, daß er die zarten Seelen ſo bilde,
Wie man ein Wachsgeſicht bildet; ja fordert, daß, wie ein Vater,
Er die Heerde beſchützt, daß ſie nichts Schändliches ſpielen;
Daß nicht Einer den Andern verderbe! Wie ſchwer iſt's, ſo Vieler
Händ' und Augen zu hüten, und ihre kleinſte Bewegung.
Dafür ſorge du! heißt es. Und geht das Jahr nun zu Ende,
Wird dir der Lohn, den das Volk für Sieger in Spielen verlanget!

Die Dichter des letzten Zeitraums.

Wir haben bereits in der Ueberſicht des Entwickelungsganges der Poeſie der Römer darauf hingewieſen, daß eine ſo verderbte und in ſich zerfallene Zeit, wie es die letzte Periode des alten Roms war, unmöglich Dichter von auch nur einiger Bedeutung hervorzubringen vermochte. Die wenigen Namen, welche die Geſchichte der römiſchen Literatur aus jenen Tagen aufzuweiſen hat, fallen daher auch ſo wenig in das Gewicht, daß es faſt gerathener ſein würde, ſie mit Stillſchweigen zu übergehn, forderte die Aufgabe, die wir uns geſtellt haben — eine Ueberſicht des Entwickelungsganges der antiken, klaſſiſchen Poeſie zu geben — nicht ihre Erwähnung. Wir laſſen daher die Bedeutendſten in chronologiſcher Ordnung, wie immer, auf einander folgen; die von uns übergangenen Poeten verdienen entweder gar nicht angeführt zu werden, oder gehören ſchon den chriſtlichen Dichtern des Mittelalters an.

Quintus Serenus Sammonicus, Leibarzt des Geta und Caracalla, und auf des Letzteren Befehl getödtet (212 n. Chr.), oder deſſen Sohn, wird als der Verfaſſer eines Lehrgedichtes über die Krankheiten und deren Heilung, genannt, das für Aerzte mehr Werth hat, als für Freunde der Dichtkunſt.

Marcus Aurelius Olympius Nemeſianus, aus Karthago (n. 284 n. Chr.), ſchilderte in zwei Lehrgedichten die **Jagd** und den **Fiſchfang**. Von dem Letzteren iſt ein Fragment auf uns gekommen. Auch werden ihm Eklogen zugeſchrieben, als deren Verfaſſer man jedoch allgemein annimmt

Junius Calpurnius Serranus oder Siculus, des Vorigen Schützling. Er hinterließ eilf Eklogen, Nachahmungen des Virgil und Theokrit, welche ſich für jene Zeit durch Eleganz und Anmuth der Behandlung auszeichnen, jedoch weit hinter ſeinen Vorbildern zurückbleiben und namentlich den Fehler haben, daß Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe ihnen etwas Falſches und Schielendes geben. Wir wollen eine derſelben mittheilen und mit ihr die Reihe unſerer Auszüge ſchließen, damit der Leſer ſelbſt Vergleichungen anſtellen könne.

Decius Magnus Auſonius, aus Burdigala (Bordeaux), 309 geboren, Sohn eines Arztes, Valentinian I., Lehrer des Gratian, 367, und von dieſem mit Ehrenämtern in Italien, Africa und Gallien bekleidet, 379 Conſul u. ſ. w., kehrte zuletzt in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er, ſich ganz den Muſen hingebend, 394 ſeine Tage beſchloß. Er war Chriſt, nahm aber in ſeinen Poeſieen die antiken Klaſſiker zum Vorbilde. Er iſt der fruchtbarſte, und was Verſification und Sprache betrifft, auch wohl der talentvollſte Dichter, und hat uns Idyllen, Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Epiſteln, Tetraſticha ꝛc. hinterlaſſen. Unter dieſen iſt ſein Gedicht auf die Moſel unbeſtritten das lieblichſte und gelungenſte; leider geſtattet uns der beſchränkte Raum nicht, es mitzutheilen. Wer ſich dafür intereſſirt, den machen wir auf die Verdeutſchungen von F. Laſſaulx, Coblenz 1802, und L. Troß, Hamm 1821 aufmerkſam.

Claudius Claudianus, aus Alexandrien, 365? geboren, lebte am Hofe zu Ravenna und war ein Freund des Stilicho, der ihm ein Denkmal ſetzte. — Sein Todesjahr iſt unbekannt. Er hinterließ Epiſteln, Epigramme, Eklogen, Gelegenheitspoeſieen und einige kleine Epopöen, namentlich den Raub der Proſerpina, die ſich durch Phantaſie auszeichnen, aber doch auch an den Gebrechen jener Tage leiden. — Er hat noch keinen Ueberſetzer gefunden.

Serranus ſiebente Idylle.

Das Schauſpiel.[1]

Deutſch von v. Adelung.

Lycotas. Corydon.

Lycotas.

Spät kommſt du, Corydon, aus der Stadt; die zwanzigſte Nacht ſchon
Iſt's, daß unſere Wälder dich wieder zu ſehen begehren,
Und die trauernden Stiere dein frohes Rufen vermiſſen.

---

1) Wahrſcheinlich die Schilderung von öffentlichen Spielen, welche Carinus 284 n. Chr. Geb. zu Rom veranſtaltete.

Corydon.

O du ſtumpfer Lycotas! du biſt weit härter, als Holz noch,
Da du lieber veralterte Buchen als neueres Schauſpiel
Seh'n magſt, welches in räumlicher Rennbahn der Göttliche[2] dort giebt.

Lycotas.

Ja ich forſchte verwundert, was dort dich ſo lange gehalten,
Wie deine Flöte ſo lange geruht in ſchweigenden Wäldern.
Und mit bleichem Epheu geſchmückt nur Stimicon's Sang tönt,
Den wir, trauernd um dich, mit zartem Böcklein beſchenkten.
Während du lange verzogſt, hat Thyrſis die Ställe geweihet,
Und die Hirten auf ſchallendem Rohr zu kämpfen ermuntert.

Corydon.

Mag, von Keinem beſiegt, Stimicon die Preiſe bekommen,
Reicheren Lohn des Sieges ſogar, nicht einzelne Böcklein,
Sämmtlich nehm' er ſie hin, die Ställe, die Thyrſis geweihet,
Dennoch ſtänd' er an Freude mir nach; und ſchenkte mir einer
Was Lucaniens[3] Wälder an ſchönen Heerden beſitzen,
Lieber wär' es mir nicht, als was in der Stadt ich geſehen.

Lycotas.

Sage mir, was du geſeh'n, Corydon, verachte nicht neidiſch
Mich als Hörer; du wirſt mich gewiß nicht minder entzücken,
Als wenn ſingend du kämpfſt, wenn wir die fruchtbare Pales
Oder Hirten Apoll zum Opfer rufen am Feſte.

Corydon.

Hoch zum Himmel empor ſah ich den künſtlichen Schauplatz
Sich erheben — er blicket herab auf die Spitze Tarpejens —
Sah unermeßliche Stufen; die ſanft gelehnete Höhe.
Zu den Sitzen ſtieg ich hinauf, wo ſchmutzige Menge,

---

[2] Carinus. — [3] Das jetzige Baſilicata im Neapolitaniſchen.

In die Reihe der Weiber gemiſcht, zum Sehen ſich drängte,
Denn der offene Theil, vom freien Himmel gewölbet,
War von Rittern bedeckt und glänzend weißen Tribunen.
Wie ſich dehnet dies Thal weit herum im geräumigen Kreiſe,
Tief die Seite geſchweift, rings überhängende Wälder,
Unter der Kette der Berge gehöhlt ſich krümmet die Tiefe:
So umſchließet ein Bogengebäu den ebenen Kampfplatz,
Bildet den eiergeformten Raum ein Doppeltheater.
Wie erzähl' ich dir nun, was kaum zum Theile zu faſſen
Mir das Auge geſtattet? So war vom Schimmer geblendet
Rings mein Blick, betäubet war ich, mit offenem Munde
Staunte das Ganze ich an, zu ſchwach, die Theile zu ſondern.
Siehe, da ſprach zu mir ein Greis, der eben mir links ſaß:
„Gelt, du Hirte, es ſtarret dein Blick zu ſehen die Wunder?
„Und du ſtauneſt ob aller der Pracht, unkundig des Goldes,
„Und an ärmliche Hütten gewöhnt und bäuriſche Wohnung.
„Siehe, auch ich, ein zitternder Greis mit gebleichter Scheitel,
„Hier geboren in Rom, ich ſehe mit Staunen die Wunder;
„Alles dünket geringe mir nur, was frühere Jahre
„Uns gezeiget, wie ärmlich erſcheint das ſonſtige Schauſpiel.“
Siehe, es ſtrahlte der untere Kreis von edelen Steinen,
Und der Porticus war mit Golde bekleidet, und da, wo
Sich der Mauer von Marmor das Spiel, an der Grenze des Platzes
Nähert, rundet ein Elfenbein ſich in künſtliche Stücke,
Einiget ſie zum ſchlüpfrigen Rade mit ſchnellender Achſe,
Das ſich der faſſenden Klaue mit plötzlichem Schwindel entziehet,
Von ihm ſtürzen die Thiere. Da glänzen, von Golde geflochten,

Netze, ſie ragen geſtützt von ganzen Zähnen herüber,
Alle die Zähne ſich gleich, und jeder (du mußt es, Lycotas,
Glauben, wenn noch mein Wort dir was gilt) noch länger wie Pflüge.
Doch wie mag ich Alles erzählen? Ich ſah jede Thierart.
Schneeige Haſen ſah ich und Eber nicht ohne Hörner,
Sahe die Mantikore,[4] in künſtlichen Wäldern das Elend,
Stiere den Nacken aufwärts gekehrt, mit häßlichem Höcker
Auf dem Rücken erhöht, und andre, die ſtruppige Mähnen
Schütten am Halſe hinab, und denen vom Kinne ein dicker
Bart hängt, und die Wamme bedeckt mit wallendem Haar iſt.
Doch ich ſahe nicht blos der Wälder ſeltnere Thiere,
Kälber ſah ich des Meers mit kämpfenden Bären gemiſchet,
Sahe ein Thier, wohl werth der Pferde edleren Namens,
Ungeſtaltet jedoch, es wird erzeuget in jenem
Fluſſe, der Fluren der Ufer mit ſchwellendem Waſſer befruchtet.
Ach! wie hab' ich mit freudigem Schrecken den Schauplatz verſinken,
Ihn aus Schlünden hervor der tief geöffneten Erde
Thiere ſpeien geſehn, und oft, aus einerlei Boden
Sproſſen goldene Bäume hervor mit gelblicher Rinde.

Lycotas.

Glücklicher Corydon, du! den nicht das zitternde Alter
Hindert, Glücklicher, du! dem durch die Güte der Götter
Es geglücket, anjetzt die ſchönern Jahre zu leben.
Nun, da günſtiges Loos dir unſern göttlichen Herrſcher

---

4) Ein zweifelhaftes Thier, das nach Plinius den Kopf eines Menſchen, den Körper eines Löwen, den Schwanz eines Scorpions und eine Stimme wie eine Flöte hatte; nach Pauſanias eine Hyänenart.

Näher zu ſehen erlaubt, die Geſtalt und ſein Antlitz zu ſchauen,
Sage mir, Corydon, ſage, wie ſind die Götter geſtaltet?

Corydon.

O! daß bäuriſche Kleider mich nicht umgäben! Ich hätte
Näher die Gottheit geſehn; mich hinderte ſchmuzige Kleidung
Meines Standes, wider mich zeugte die ärmliche Schnalle.[5]
Doch, ſo gut ich nur immer gekonnt, ſah ich lange nur ihn an,
Und wenn mich nicht täuſchte das Aug', ich glaubte zu ſehen
In dem Einen die Miene des Mars und des Phöbus-Apollo.

---

5) Dieſe befeſtigte das Oberkleid auf der Schulter, damit es bei der Arbeit nicht herunter glitt, war alſo ein Zeichen niederen Standes.

* * *

Anhang.

Hiſtoriſch-mythologiſches Namensverzeichniß.

A.

Abäus, einer der Zunamen Apolls, herrührend von dem ihm in der Stadt Aba geweihten Tempel.

Abantes, die Urbewohner der Inſel Euböa, nach Homer.

Abaris, ein berühmter Scythe, deſſen Herodot 4, 36 erwähnt, von welchem viele wunderbare Dinge erzählt werden.

Abas, Sohn des Lynceus und der Hypermneſtra, wird als der Erfinder des Schildes genannt.

Abdera, eine Stadt an der thraciſchen Küſte, unweit des Fluſſes Neſtus, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obgleich die Vaterſtadt der Philoſophen Demokritus, Protagoras, des Dichters Nicäus, und des Geſchichtſchreibers Hekatäus, hatte ſie doch nichts deſtoweniger das Schickſal, in ganz Griechenland für den Sitz der Albernheit und Abgeſchmacktheit zu gelten.

Abderitismus, 1) geiſtige Unmündigkeit eines Volks, eines Staats, einer Stadt; ein wenig gebrauchtes, von Abdera hergeleitetes Wort. 2) Benennung für die Behauptung einiger Philoſophen, daß die Menſchheit ihren Culminationspunkt erreicht, und in Zukunft ſtillſtehend auf dieſer Stufe beharren werde.

Abraxas, ſ. Aeonen. **Abraxasſteine** oder **Abraxasgemmen** nennt man geſchnittene Steine, auf denen ſich neben der abenteuerlichſten Zuſammenſetzung von Menſchen- und Thiertheilen der griechiſche Name Abraxas oder Abraxes befindet.

Acacallis, Tochter des Minos, Königs von Creta. Sie erzeugte mit Apollo den Milet, und verbarg ihn aus Furcht vor ihrem Vater in einem Walde. Apollo ließ ihn von Wölfen ſäugen, bis er von Hirten gefunden und auferzogen wurde.

Acaceſius, Acacetus (Abwender des Böſen), Beiname des Merkur bei den Griechen.

Acalanthis, (deutſch, ruhig in der Jugendblüthe), eine der 9 Pieriden, welche den Muſen den Preis des Geſanges ſtreitig macht.

Acalus, Neffe des Dädalus, Erfinder der Säge und des Zirkels. Aus Eiferſucht wird er von Dädalus von einem Thurme hinabgeſtürzt, aber von Minerva, in ein Rebhuhn verwandelt, gerettet.

Acamas, (deutſch, einer der unermüdlich iſt), iſt der Name eines der griechiſchen Helden vor Troja; er war ein Sohn des Theſeus und der Phädra. Virgil nennt ihn Athamas.

Acantho, Mythol., die Mutter der vierten Sonne im grauen Alterthum; man nahm nämlich 5 Sonnen, deren jede ihre eignen Eltern hatte, an.

Acanthus, 1) Myth., ein Jüngling, der in einen Vogel verwandelt wurde; 2) Stadt in Macedonien.

Acaſus, eine Tochter des Minos, mit welcher Apoll zwei Kinder zeugte.

Acaſta, eine Nymphe, Tochter des Okeanos und der Thetis.

Acaſtus, Myth., ein berühmter Jäger, Sohn des Pelias, Königs von Theſſalien. Er ſuchte, auf Anſtiften ſeiner Gattin, den Peleus auf der Jagd zu verderben, aber der Centaur Chiron beſchützte dieſen, und Peleus rächte ſich.

Acelus, ein Sohn des Hercules, von dem eine Stadt in Lycien den Namen führte.

Aceſius, ein Beiname des Apollo als Gottes der Heilkunde.

Acetes, 1) Führer des tyriſchen Schiffes, widerſetzte ſich dem Raube des Bacchus, den ſeine Genoſſen am Meeresufer gefunden hatten und ward dafür von dieſem Gotte zu ſeinem Prieſter gemacht. 2) Ein Sohn des Phöbus und der Perſa.

Acharnä, eine Stadt in Attika, weſtlich von Athen, nach Eleuſis zu, deren Einwohner Kohlenhandel trieben, und von Ariſtophanes in dem nach ihnen benannten Stücke verſpottet wurden.

Achäus oder **Acheus**, ein durch ſeine Dummheit berüchtigter Grieche.

Acheloiden, ſ. Sirenen.

Achelous, jetzt Aſpropotamo, der Grenzfluß zwiſchen Aetolien und Akarnanien und einer der größten Flüſſe Griechenlands, entſpringt auf dem Pindus in Theſſalien, und ergießt ſich in das ioniſche Meer. Der Flußgott Achelous, Sohn des Okeans und der Thetis, nach Andern der Sonne und der Erde, kämpfte mit Herkules um die Dejanira; als ihn aber Herkules, ungeachtet ſeiner Verwandlung in eine Schlange und einen Stier, dennoch beſiegte, trat Achelous ihm die Dejanira ab, und gab ihm das Horn der Amalthea, um das ihm als Stier ausgeriſſene Horn wieder zu bekommen.

Achemenides, ein Gefährte des Odyſſeus, der dem Polyphem entwich, und von Aeneas auf ſeinem Schiffe aufgenommen wurde.

Achemon, ein Kerkope, der mit ſeinem Bruder Poſſalus, oder Baſalas, den Herkules überfallen wollte, aber von dieſem an ſeine Keule gebunden, eine Zeitlang wie Wild umhergetragen wurde. Ihre Mutter Sennon hatte ſie vor dem Melampyges, dem Manne mit dem ſchwarzen Hintern, gewarnt. Nun ſagte Einer zum Andern: das iſt gewiß der Melampyges. Darüber lachte Herkules und ließ ſie wieder fort.

Acheron, Fluß in der Unterwelt, über welchen Charon die Verſtorbenen für einen Obolus, den ſie unter der Zunge trugen, fuhr.

(S. d. A. Charon.) Die Fabel nannte ihn einen Sohn des Helios (der Sonne) und der Gäa (der Erde). Er ward in einen Fluß verwandelt und in die Unterwelt verbannt, zur Strafe, daß er die gegen Jupiter ankämpfenden Titanen mit Waſſer verſorgt hatte.

Achillea, der Name zweier Inſeln bei den alten Griechen, die eine bei Samos im ägeiſchen Meer; die andere an der Mündung des Boryſthenes im ſchwarzen Meer, auf welcher Achilles begraben ſein ſoll.

Achilles, **Achilleus**, Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Theſſalien, und der Thetis, Tochter des Nereus. Der Sage nach fand er ſeinen Tod durch Paris, der ihn an der Ferſe, dem einzig verwundbaren Theile ſeines Körpers, verwundete. Die Iliade, deren Hauptheld er iſt, nennt ihn den ſchönſten und tapferſten Griechen, und den Liebling Juno's und Minervens. Die ſchützende Thetis brachte ihm ſelbſt Waffen vom Vulkan geſchmiedet, unter welchen der beſonders kunſtreiche Schild ſich befand.

Achlys, Sinnbild der Traurigkeit, auf dem Schilde des Herkules; bedeutet auch zuweilen die ewige Nacht, die ſchon vor dem Chaos beſtand.

Acräa, **Acräus**, Myth., 1) Beiname der Venus und des Jupiter, überhaupt aller Götter, die auf hohen Bergen und Oertern verehrt wurden, vom Griechiſchen ἄκρος, hoch. 2) Acräa, Tochter des Aſterion, Amme der Juno.

Acräphius, ein Beiname des Apollo.

Acratophorus, Beiname des Bacchus, der Geber reinen Weins.

Actäon, Myth., ein Jäger, belauſchte einſt die Diana und ihre Nymphen; er ward zur Strafe in einen Hirſch verwandelt, den ſeine eignen Hunde zerriſſen.

Ades, **Hades**, ſ. Pluto.

Adiante, eine der Danaiden.

Admet, **Admetos**, Sohn und Nachfolger des Königs von

Theſſalien und ein Freund des Apollo. In der griech. Mythol. bezeichnet er die höchſte Gattenliebe. Nach dem Ausſpruche des Orakels konnte er nur von einer Krankheit geneſen, wenn ſich Jemand für ihn opferte. Seine Gemahlin Alceſte weihte ſich insgeheim den Göttern. Er genas, ſie ſtarb. Durch ſeine Klagen gerührt, holte Herkules ihm die Gattin aus der Unterwelt zurück, nach Andern that es Apollo.

Admete, 1) Tochter des Euryſtheus, Prieſterin der Juno zu Argos. Nachdem ſie von hier entwichen, führte ſie auf der Inſel Samos, im Archipelagus, den Junodienſt ein, und bewirkte, daß dieſer Göttin eine Bildſäule daſelbſt errichtet wurde. 2) Eine Nymphe dieſes Namens.

Adonis, ein von der Venus geliebter, ſchöner Jüngling, den ſie, als er auf der Jagd, von einem Eber verwundet, ſtarb, in eine Anemone verwandelte.

Adoniſch, der Adoniſche Vers beſteht aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus

– ◡ ◡ – ⏓

Adorea, hieß bei den Römern das Geſchenk an Getreide, welches tapfern Kriegern verliehen wurde.

Adraſtea, die Tochter des Okeans und der Nacht, oder des Zeus und der Nothwendigkeit, war nach Plutarch die Vollſtreckerin der göttlichen Rache, nach Ammianus Marcellinus aber nur die Richterin der Thaten und der Gerechtigkeit. Anderer Meinung zufolge iſt Adreſta nur ein Beiname der Nemeſis.

Adreus, bei den Römern, der Schutzgott der reifen Früchte.

Adytum, ein heiliger Ort.

Aea, eine Stadt in Colchis am Phaſis.

Aeacides, Beiname des Achill als Enkel und des Pyrrhus als Urenkel des Aeacus.

Aeacus, einer der drei Richter der Unterwelt, Sohn des Jupiter und der Aegina, der Tochter des Flußgottes Aſopus. Bei ſeinen Lebzeiten herrſchte er über die Inſel Aegina und war wegen ſeiner Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe ein beſonderer Liebling der Götter. Nach ſeinem Tode vertraute ihm Pluto die Schlüſſel der Hölle an und machte ihn zum Richter der Todten.

Aechmagoras, Sohn des Herkules und der Philone.

Aedes, Wohngebäude, daher Wohngebäude der Götter, Tempel. In Rom waren zwei Tempel mit dieſem Namen, Aedes Bellonä und Aedes Concordiä.

Aëdon, **Aidona**, Tochter des Pandoreus, Gemahlin des Zethos. Aus Eiferſucht über ihre Schwägerin Niobe, welche ſechs Söhne hatte, wollte ſie den älteſten derſelben, der mit ihrem einzigen Sohne, Itylos, in einem Bette ſchlief, umbringen, tödtete aber ihren eignen Sohn, worauf ſie den Zeus bat, ſie in einen Vogel zu verwandeln, was auch geſchah.

Aedäon, Sohn des Uranus (Himmel) und der Gäa (Erde), einer der Centimanen mit 50 Köpfen und 100 Händen, hieß im Himmel **Briareus**, der Gewaltige. Er und ſein Bruder Gyges, wurden von ihrem Vater, der ihre Stärke fürchtete, in's Innere der Erde verſchloſſen. Jupiter befreite ſie im Kriege gegen die Titanen, zu deren Wächter er ſie im Tartarus aufſtellte.

Aegeus, Sohn des Pandion und Vater des Theſeus, Königs von Athen, einer der griechiſchen Heroen, mußte durch Minos, König von Creta, gezwungen, dem Minotaurus alle 7 Jahre, 7 Knaben und 7 Mädchen zum Opfer nach Creta bringen. Sein Sohn Theſeus befreite ihn von dieſem Tribut. Als Aegeus dem heimkehrenden Schiffe ſeines Sohnes entgegen ſah, verleitete ihn die auf demſelben aufgezogene ſchwarze Flagge, welche man herunterzunehmen vergeſſen hatte, zu dem Glauben, ſein Sohn ſei umgekommen; worauf er ſich in's Meer ſtürzte, welches von ihm ſeinen Namen (ägeiſches Meer) bekam.

Aegis, der furchtbare Schild, mit dem Meduſenhaupte, deſſen Anblick Menſchen in Steine verwandelte, in der Mitte, und mit der Zwietracht und dem Blutdurſt auf der Oberfläche, wird von Homer nicht allein dem Zeus und der Pallas, ſondern auch dem Apollo beigelegt. Später ward er ausſchließliches Eigenthum des Zeus und der Pallas.

Aegiſthus, Sohn des Thyeſtes und der Pelopeia, lebte in ehebrecheriſchem Verhältniß mit der Klytämneſtra, Gemahlin des Agamemnon, und ermordete denſelben nach ſeiner Rückkehr aus dem trojaniſchen Kriege, worauf er ſich ſeines Weibes bemächtigte und dieſelbe heirathete. Oreſtes tödtete ihn.

Aegele, die Mutter der Grazien, Tochter des Helios und der Neära.

Aegos Potamos (der Ziegenfluß), ein Fluß am Hellespont, merkwürdig durch die Schlacht, welche die Athener an ſeiner Mündung gegen die Spartaner verloren.

Aeneas und **Aeneis**, (Aeneide). Aeneas, der Sohn des Anchiſes und der Venus, rettete nach dem Brande der Stadt Troja, bei deren Vertheidigung er die unerſchrockenſte Tapferkeit an den Tag gelegt hatte, ſeinen Vater, indem er ihn auf den Schultern davon trug und ſeinen Sohn Aſcanius oder Julus an der Hand führte. Seine Gattin Kreuſa zu retten war ihm nicht vergönnt. Die Aeneis oder Aeneide iſt dasjenige berühmte Gedicht in 12 Geſängen, in welchem Virgil die Abenteuer dieſes Aeneas in der kräftigſten, lebendigſten und wohltönendſten Sprache beſchreibt.

Aeolier, **Aeoler**, ein griechiſcher Völkerſtamm in Theſſalien, nach ſeinem Stammvater Aeolus, dem Sohne Hellen's, ſo benannt.

Aeolus, der Gott der Winde, Sohn des Hippotes, des Jupiter oder Neptun, auf den lipariſchen Inſeln geboren, vermählte ſeine 6 Söhne und 6 Töchter mit einander. Er hielt die Winde in großen Schläuchen verſchloſſen, welche er auf Befehl der Götter öffnete. Man ſtellt ihn als einen bärtigen, geflügelten Mann auf einem Felſen ſitzend dar, oder mit einem in den Felſen geſtoßenen Scepter die Winde befreiend.

Aeonen, Weſen, denen man eine ungewöhnliche Lebenszeit beilegte.

Aeſchylus, der älteſte unter den griechiſchen Trauerſpieldichtern, von deſſen Lebensgeſchichte wenig Verbürgtes vorhanden iſt. Man nimmt die 40. Olympiade als die Zeit ſeiner Geburt an. Bacchus ſoll ihm im Traume ſeinen Dichterberuf offenbart haben.

Aesculap (griech. **Asklepios**), Sohn des Apollo und der Koronis, übertraf bald ſeinen Lehrer, den weiſen Chiron, in der Heilkunde, weshalb Pluto ihn aus Aerger über die Abnahme der Bevölkerung ſeines Reichs bei Jupiter anklagte, der ihn durch einen Blitz tödtete. Er wird dargeſtellt mit langem Barte und weißem Gewande, einen Stab in der Hand haltend, um den ſich eine Schlange (Agathenix) windet. Nach ſeinem Tode ward ihm göttliche Ehre zu Theil.

Aeſon, Vater des Argonautenführers Jaſon und König von Jolkas in Theſſalien, ward von ſeinem Stiefbruder Pelias vom Throne geſtürzt, durch die glückliche Heimkehr des Jaſon aber in ſeine Würde wieder eingeſetzt. Nach Einigen ſtarb er an Ochſenblut, welches ihm Pelias eingab, nach Andern ward er durch Zaubertränke der Medea zum vierzigjährigen Manne verjüngt.

Aeſop, geb. in Phrygien um 550 v. Chr., ein bekannter Fabeldichter, diente als Sclave, erhielt aber dann die Freiheit und lebte an Krösus Hofe. Er wird zu den Weiſen Griechenlands gezählt. Von ſeinen Fabeln iſt nur die Form bekannt.

Aetes, König von Kolchis, Vater der Medea, ward von ſeinem Bruder verdrängt, durch ſeine Tochter aber wieder auf den Thron geſetzt. In dem Hain von Kolchis befand ſich das von Phryxus daſelbſt aufgehängte Vließ, um deſſen Beſitz Jaſon den berühmten Argonautenzug unternahm. Als Aetes daſſelbe nur unter harten Bedingungen herausgeben wollte, vollbrachte Jaſon durch Hülfe Medeens alle erforderlichen Arbeiten an einem Tage, und ergriff, weil der König ſich dennoch der Auslieferung widerſetzte, mit ihr die Flucht.

Aethon, der Name des Adlers, der den angeſchmiedeten Prometheus quälte, bis ihn Herkules tödtete.

Aethra, die Mutter des Theſeus.

Aethuſa, eine Tochter des Neptun, gebar dem Apollo die ſchöne Eleutheris.

Agamede, Tochter des Augias, Gemahlin des Mulios, war berühmt durch ihre Kräuterkenntniß.

Agamedes, Sohn des Königs von Orchomenos, Erginus, nach Andern des Apollo und der Epicaſte, ein berühmter Baumeiſter. Er baute mit ſeinem Bruder Trophonius dem Apollo zu Delphi einen Tempel, und baten den Gott, ſie dafür zu belohnen, worauf man ſie am andern Tage todt fand.

Agamemnon, König von Mykenä und Argos, Sohn des Pleiſthenes und der Aerope, Enkel des Atreus, nach Andern deſſen Sohn und Bruder des Menelaus (Beide nennt Homer die Atriden), war der Hauptanführer der Griechen vor Troja, und hatte allein 100 Schiffe dazu bemannt. Seit Tantalus, ihrem erſten Ahnherrn, ward das Geſchlecht der Atriden von dem Haſſe der Götter verfolgt.

Agathatyus, Beiname des Pluto, Freudenzerſtörer.

Agatios, Scholaſtiker und griechiſcher Geſchichtsſchreiber. Brunks Sammlung enthält eine große Zahl Epigramme von ihm.

Agathodämon (griech.), ein guter Geiſt; ihm entgegen ſteht der Kakodämon, böſer Geiſt.

Agathyrſen, ein ſcythiſches Volk, von Agathyrſus, Sohn des Herkules und der Echidna, ſo genannt.

Ageleia, die Beutebringende, Beiname der Minerva.

Alceſte, Tochter des Pelias, Gattin des Admet, ſtarb freiwillig für denſelben, war jedoch, nach Einigen, von Proſerpina, nach Andern, von Herkules, als er in die Unterwelt hinabſtieg, ihrem Gemahl wiedergegeben.

Alcides, der **Alcide**, ein Beiname des Herkules.

Alektryon, Myth. Während Mars die Venus beſuchte, übertrug er die Wache dem Alektryon, welcher aber einſchlief und nicht verhinderte, daß Vulkan den Liebenden ein Netz überwarf und ſie dem Gelächter der Götter Preis gab. Alektryon ward vom Mars zur Strafe in einen Hahn verwandelt.

Alkmene, Tochter des Elektryon und Gemahlin des Amphitryo, gebar dem Jupiter, der ſich ihr in der Geſtalt ihres Gemahls genaht hatte, den Herkules, ward nach ihrem Tode auf Befehl Jupiters durch den Merkur nach den Inſeln der Seligen geführt, und mit Rhadamanthus vermählt.

Almon, der heilige Fluß bei Rom, in den jährlich die Bildſäule der Kybele getaucht wurde.

Aloa, das Erntefeſt der Alten, woher auch Ceres den Namen Aloa führt.

Alpheus, der größte Fluß des Peloponnes, welcher, in Arkadien entſpringend, nach einem Laufe durch Elis ſich in's ioniſche Meer ergießt. Die Mythol. nennt Alpheus einen Sohn des Okeans und der Thetis. Er verfolgte Dianen mit ſeiner Liebe, worauf die Göttin, um ſeinen Nachſtellungen zu entgehn, ſich das Geſicht mit Schlamm beſtrich. Auf der Jagd verliebte er ſich auch in eine Nymphe **Arethuſa**. Diana verbarg ſie in eine Wolke und verwandelte ſie in eine Quelle. Aus Mitleid über ſeinen Schmerz verwandelte ihn die Göttin in einen Fluß, und ſo vermiſchte er ſein Waſſer mit der Quelle.

Althämenes, Sohn des Königs Kreteus von Kreta, ging mit einer Kolonie Kretenſer nach Rhodus, und ward, da er das Unglück hatte, ſeinen Vater zu tödten, auf ſein Bitten von der Erde verſchlungen.

Alyzia, (alte Geogr.), Stadt in Akarnanien mit einem Tempel des Herkules.

Ambroſia, 1) Götterſpeiſe. 2) Eine der Hyaden.

Amor, ein Sohn der Venus und des Mars, iſt bei den Römern, was der Eros bei den Griechen war. Als Gott der Liebe erſcheint er geflügelt auf einem Löwen oder Delphin reitend, mit Pfeil und Bogen und mit verbundenen Augen, zuweilen auch im Jünglingsalter, z. B. als Geliebter der Pſyche. Hymen, der Gott der Ehe, war einer ſeiner Brüder von mütterlicher Seite.

Amoretten ſind geflügelte Liebesgötter, die dem Amor gleichen.

Amphilochus, Sohn des Amphiaraos, nahm Theil an der Belagerung von Troja, und erbaute nachher in Epirus, Argos Amphilochium. Nach ſeinem Tode ward ihm göttliche Ehre zu Theil.

Amphione, 1) eine Nereide. 2) Aeſons Gattin, Jaſons Mutter.

Amphion, Sohn des Jupiter und der Antiope, brachte die Muſik, welche er in Lydien erlernt hatte, nach Griechenland. Hier regierte er in Theben, und die Sage erzählt, daß durch die Macht ſeiner Töne die Steine der Mauer, wodurch er die obere und untere Stadt vereinigen ließ, ſich von ſelbſt zuſammenfügten.

Amphitrite, Tochter des Nereus und der Doris, nach Andern des Okeanos und der Thetis, Gemahlin des Neptun, erſcheint auf einem Muſchelwagen von Tritonen gezogen, oder auf einem Delphin reitend, mit dem Dreizack in der Hand.

Amphitryo, König von Tiryuth, Sohn des Alkäos, verſchaffte ſeinem Oheim Elektryon die ihm von den Teleboern geraubten Rinder wieder. Dieſer verſprach ihm dafür ſeine Tochter Alkmene zur Gattin, welche, als er das Unglück hatte, den Elektryon zu tödten, mit ihm entfloh.

Amymone, Tochter des Danaos und Mutter des Nauplios.

Anadyomene, die Auftauchende (von ἀναδύειν). Beiname der Venus, um ihren Urſprung aus dem Meere zu bezeichnen.

Dieſer Moment des Auftauchens, wo die Göttin, in nackter Schönheit, mit den Händen die durchnäßten Locken trocknet, war von Apelles in einem berühmten Gemälde geſchildert, welches zuerſt als Weihgeſchenk im Tempel des Aeskulap auf der Inſel Kos aufgeſtellt, nachher von Auguſtus um hohen Preis gekauft, ſeinen Platz in dem Tempel der Venus Genitrix zu Rom fand.

Anagnoſt war bei den Griechen und Römern ein Vorleſer von Geſchichts- und Dichterwerken.

Anagogia, ein Feſt zu Ehren der Venus in Sicilien, wenn die ihr geheiligten Tauben wegzogen.

Anakeia, das Feſt des Kaſtor und Pollux zu Athen.

Anakreon, geb. zu Teos in Jonien, von den Griechen zu den neun größten Lyrikern des Alterthums gezählt, lebte um's Jahr 500 v. Chr.

Anchiſes, Sohn des Kapis und der Themis, lebte 1181 v. Chr. zur Zeit des trojaniſchen Kriegs. Die Sage erzählt, Aphrodite habe ſich in der Geſtalt einer phrygiſchen Hirtin ſeiner Umarmung hingegeben und ihm den Aeneas geboren. Nach Andern hatte er, vom Weine trunken, die Schwachheit der Götter für einen Sterblichen ausgeplaudert, und ward dafür vom Jupiter durch einen Blitzſtrahl getödtet. Noch Andere laſſen ihn ſchon in Troja ſterben und durch den Donnerkeil des Zeus nur gelähmt werden.

Anchitea, die Mutter des Pauſanias.

Ancilien hießen die zwölf im Tempel des Mars zu Rom bewahrten heiligen Schilde. Der Sage nach fiel ein Schild vom Himmel, dem die Haruſpices die Kraft beilegten, daß er der Stadt, welche im Beſitz derſelben ſei, die Weltherrſchaft ſichere. Damit er nun nicht gefunden und geſtohlen werden könne, ließ Numa Pompilius eilf ganz ähnliche fertigen und von den ſaliſchen Prieſtern bewachen.

Andron, die Wohnung der Männer in den Häuſern.

Anius, Sohn und Prieſter des Apollo, König von Delos; ſeinen drei Töchtern wurden vom Bacchus herrliche Gaben verliehen.

Anteros, Sohn des Mars und der Venus, der Gott der Gegenliebe; Andere begreifen unter ihm eine der Liebe feindſelige Gottheit, alſo die Antipathie.

Anthelien, Antelien, Schutzgeiſter der Athener, im Gefolge des Anthelius, einer Provinzialgottheit.

Antheſterien, ein Blumenfeſt der Athener, das dem Bacchus zu Ehren vom 11. bis 13. des Blüthenmonats gehalten wurde.

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer des Flußgottes Aſopus, gebar dem Zeus zwei Söhne, Zethos und Amphion, heirathete den König von Sikyon Epopeus, welcher aber von Lykus gefangen genommen wurde; ſeiner Gattin Dyrke übergeben, entfloh ſie der grauſamen Behandlung, die ſie zu erdulden hatte, ward aber von Dyrke verfolgt. Die Söhne Antiope's banden die Dyrke an die Hörner eines Stiers und ließen ſie zu Tode ſchleifen.

Antiparos, ſ. Paros.

Antitheos, ein böſer Geiſt.

Aoiden, die Sänger oder Barden der Griechen in der Heldenzeit.

Aon, ein Sohn Neptuns, von dem ein Theil von Böotien den Namen Aonia erhielt.

Apaturia, ein Beiname der Pallas.

Apaturien, dreitägige Bacchusfeſte in Athen.

Apaulien, ſ. Hochzeitsfeſte der Griechen.

Apollo, Sohn des Zeus und der Latona, geb. auf der Inſel Delos. Bei ſeiner Geburt waren Themis, Rhea, Diane und Amphitrite gegenwärtig. Themar reichte ihm Nektar und Ambroſia, und ſchon am fünften Tage nach ſeiner Geburt tödtete ſein Pfeil den Drachen Python. Im Kampfe gegen die Titanen leiſtete er dem Zeus kräftigen Beiſtand. Er erlegte die Cyklopen, weil ſie die Pfeile geſchmiedet hatten, womit Jupiter den Aeskulap tödtete, ward aber dafür aus dem Olymp verſtoßen und weidete die Heerden des Admetos in Theſſalien, wo Pan ſein Inſtrument über die Lyra erhob. Der zum Schiedsrichter berufene Midas erhielt von A., wegen ſeines nachtheiligen Urtheils Eſelsohren. In Verbindung mit ſeiner Schweſter Diana tödtete er die Kinder der Niobe, und beſtrafte ſpäter den prahleriſchen Marſyas. Zur Strafe eines mit Neptun gegen Jupiter geſchmiedeten Complotts mußte A. dem Laomedon die Mauern Troja's aufführen, ward aber bald wieder unter die Unſterblichen aufgenommen. A. iſt der Gott der Dichtkunſt, Muſik, Weiſſagekunſt und des Städtebauens, der Hirten und Aerzte, indem er den Aeskulap zeugte. Er iſt das Ideal der höchſten Schönheit. Seine und der Diana Pfeile tödteten das Alter; jener die Männer, dieſer die Weiber. Ihm waren zu Delos, Tenedos, Kriſſa, Rom u. ſ. w. Tempel erbaut. Der Schwan, der Rabe, der Habicht, der Lorbeerbaum u. ſ. w. ſind ihm heilig. Zu ſeinen Attributen gehören Bogen und Köcher, die Zither und das Plektrum, die Schlange, der Greif, der Schwan, der Hirtenſtab, der Dreifuß u. a. m. Die Sage erzählt von ihm viele Liebesabenteuer mit Göttinnen und ſchönen Erdentöchtern. Später ſchmolz der Begriff von A. mit Helios, Titan, Sol und Phöbus zuſammen. Am berühmteſten von den aus dem Alterthum auf uns gekommenen Statuen des A. iſt der Apollo von Belvedere, in dem Augenblicke, wie er den Python erlegt hat.

Apollonia, eine unter Decius in Alexandrien verbrannte Märtyrerin. — A. iſt auch der Name vieler nach Apollo benannter Städte.

Arachne, Myth., die Tochter Idmons, ward von Minerva ſelbſt in der Kunſt des Gewebes unterrichtet, wagte es aber, ihre Lehrerin zu einem Wettkampfe aufzufordern, und erhing ſich, da ſie natürlich verlor, aus Verzweiflung darüber. Minerva aber erhielt ſie am Leben und verwandelte ſie in eine Spinne.

Ariſtäus, Sohn des Apollo und der Kyrene, wurde von den Nymphen erzogen und ſoll die Bienenzucht eingeführt haben. Daher er auch Meliſſeus genannt wurde. Zur Strafe für ſeine verliebten Verfolgungen der Euridice wurden ihm ſeine Bienen genommen; er bekam aber andere aus den Leibern geſchlachteter Rinder. Vermählt mit der Tochter des Kadmos war er der Vater des Aktäon.

Aſopus, Name mehrer Flüſſe im alten Griechenland. Der Flußgott Aſopus kämpfte mit Zeus, der ihm in Geſtalt eines Adlers ſeine Tochter entführen wollte, ward aber von einem Blitze getödtet.

Askolien, ein Feſt der Athener zu Ehren des Bacchus.

Aſpaſia, geb. zu Milet, Tochter des Axiochus, ſtand in Athen wegen ihrer Schönheit, Anmuth, Geiſtesbildung und Beredſamkeit in ſolchem Anſehen, daß die angeſehenſten und geiſtvollſten Männer zu ihrer täglichen Geſellſchaft gehörten.

Aſträa, Göttin der Gerechtigkeit, Tochter des Zeus und der Themis, auch Dike genannt, lebte während des goldenen Zeitalters unter den Menſchen, und kehrte, als dieſe ſchlecht wurden, in den Himmel zurück.

Atabyris, der höchſte Berg auf Rhodos, nach dem die Inſel früher den Namen Atabyria führte. Es ſtand daſelbſt ein Tempel des Jupiter.

Atalanta, aus Arkadien, Tochter des Jaſos und der Klymene. Von ihrem Vater verſtoßen und von Jägern erzogen, erlangte ſie eine ſolche Fertigkeit in Führung des Bogens, daß ſie den Rhäkus und Hyläus, welche ihr Gewalt anthun wollten, mit ihren Pfeilen erlegte, und nachdem ſie am Argonautenzuge Theil genommen hatte, dem kaledoniſchen Eber den erſten Wurf beibrachte, wofür ihr Meleager den Kopf des Thieres als Kampfpreis überreichte.

Ate, nach Heſiod die Tochter der Eris und des Jupiter, nach

Homer, Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigungen. Selbſt den Zeus verſtand ſie bei der Geburt des Herkules zu Prahlereien zu verführen, weshalb der erzürnte Gott ſie bei den goldenen Locken erfaßte und auf die Erde ſchleuderte, mit dem Schwur, ihr nie wieder den Eintritt in den Olymp zu geſtatten. So durchfliegt ſie denn die Erde mit Windesſchnelle, den Menſchen verderbliche Gedanken einflößend.

Athamas, Sohn des Aeolus und der Enareta, vermählte ſich, nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin Nephele getrennt hatte, mit der Ino. Dieſe hatte beſchloſſen, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, welcher Plan aber mißlang, und ohne Hülfe des Bacchus wäre Ino der Rache des A. nicht entgangen. Nachdem A. ſich zum dritten Male mit der Themiſto vermählt hatte, erſchien Ino auf's Neue und wußte des Athamas Liebe wieder zu gewinnen. Aus Eiferſucht beſchloß Themiſto, die Kinder der Ino zu tödten, und ließ deshalb die Lager von Ino's Kindern mit ſchwarzen Decken belegen. Allein da die mißtrauiſche Ino die Decken verwechſelt hatte, ſo ermordete Themiſto ihre eignen Kinder und erhängte ſich aus Verzweiflung.

Athene, ſ. Minerva.

Atlas, ein Titan, Sohn des Japetus und der Klymene, welcher den Himmel ſtürmen wollte, und deshalb vom Zeus verdammt wurde, den Olymp zu tragen. Die Plejaden waren ſeine mit der Pleione, Tochter des Okeanos, gezeugten ſieben Töchter.

Atropos, eine der drei Parzen. Sie ſchnitt den Lebensfaden ab.

Auge, die Tochter des Aleus und der Neära, ward vom Herkules ſchwanger und deshalb von ihrem Vater verſtoßen. Als ſpäter das Schickſal ihr drohte, ihren erwachſenen unerkannten Sohn ehlichen zu müſſen, rettete ſie Herkules, den ſie anrief, aus dieſer Gefahr. Ein ſchönes Basrelief im Palaſt Ruspoli zu Rom ſtellt dieſe Wiedererkennungsſcene dar.

Augias, ſ. Herkules.

Auguren, in den ältern Zeiten auspices genannt, gewiſſe Prieſter bei den Römern, die aus dem Vogelfluge (augurium, avigerum), dem Blitze u. ſ. w. die Ereigniſſe der Zukunft vorausſagten, und in dem größten Anſehen ſtanden.

Auguſtales, Prieſter zur Anordnung der Opfer in Rom unter Tiberius.

Aulis, Stadt in Böotien am Euripus. Dort verſammelte Agamemnon ſeine Flotte und opferte ſeine Tochter Iphigenia.

Aurora, Eos, Hemera, Tithonis oder Tithonia, Tochter Hyperion's und der Theia, gebar dem Titanen Aſträos die Winde Zephyros, Boreas und Notos, den Morgenſtern und die Geſtirne. Mit dem Tithonus erzeugte ſie einen Sohn, Memnon, dem ſie bei Theben eine berühmte Säule errichten ließ. Auf einem mit zwei weißen Roſſen, Phaëton und Lampus, beſpannten Wagen fährt ſie aus den Tiefen des Ozeans empor und hebt mit roſenfarbenen Fingern die Schleier der Nacht.

B.

Bacchanalien (Dionyſien, Orgien, da der letzte Name eigentlich alle Myſterien, vorzüglich aber die Dionyſiſchen bedeutet), Feſte zu Ehren des Bacchus, die von Aegypten nach Griechenland gekommen und den ägyptiſchen Pammilien zu Ehren des Oſiris ganz gleich geweſen ſein ſollen. Es gab verſchiedene Arten dieſer Feſte. — In Rom wurde die Feier der Bacchanalien wegen der großen Ausſchweifungen 567 n. R. E. durch einen Senatsbeſchluß verboten.

Bacchus (*Διόνυσος*), der Sohn (nach Einigen des Zeus und der Perſephone) des Zeus und der Semele, die noch vor der Geburt in den Umarmungen des in ſeiner olympiſchen Pracht erſcheinenden Zeus ſtarb. Der Vater verſchloß die noch unzeitige Frucht bis zur Reife in ſeine Lende. Er erfand die Bereitung des Weins, lehrte die Behandlung des Weinſtocks und machte die

Erſindung der ganzen Erde bekannt. — Abgebildet wird er als anmuthiger Jüngling, meiſt nackt, oder doch nur halb bekleidet, mit Epheu und Weinranken bekränzt, mit entzücktem, ſelig ſchmachtendem Antlitz und goldenen Hörnern.

Briakchos, eine jauchzende Bachantin oder ausſchweifende Frau beim obigen Feſte.

Brimo (von βϱίμη, die Zähneknirſchende), Beiname der Hekate.

Broteas, Sohn des Hephäſtos und der Pallas; entrüſtet über ſeine Häßlichkeit ſtürzte er ſich in's Waſſer.

C.

Centauren, eigentlich ein Volk Theſſaliens, das zuerſt unter den Griechen die Kunſt verſtand, ein Pferd zu bändigen und zu reiten, wurde von Herkules, Theſeus und Pirithous an der Spitze der Lapyden vertrieben. Sie werden als halb Menſch und halb Pferd dargeſtellt.

Ceres, Tochter des Kronos und der Rhea, nach Einigen geb. in Sicilien, war die Göttin der Fruchtbarkeit und hieß bei den Griechen **Demeter**. Sie erſcheint gewöhnlich als eine hohe Matrone mit einem Aehrenkranz im Haar, einer Fackel und einem Aehrenbüſchel oder Füllhorn in der Hand. Ihr Symbol iſt die Schlange.

Circenſiſche Spiele, bekamen ihren Namen von dem Circus in Rom, wo ſie gehalten wurden, vornehmlich dem Circus Maximus. Sie wurden zu Ehren aller ſogenannten großen Götter und vergötterten Römer gefeiert.

Concordia, bei den Römern die Göttin der Eintracht, ward mit dem Füllhorn oder dem Caduceus in der einen, dem Scepter oder einer Patera in der andern Hand abgebildet.

Cybele, urſprünglich eine phrygiſche Gottheit des Mondes und der Fruchtbarkeit. Sie erfand die muſikaliſchen Inſtrumente.

Cyklopen, ſ. Kyklopen.

D.

Dämonologie, die Lehre von den Dämonen.

Damyſos, der geſchwindeſte aller Giganten, den Chiron nach ſeinem Tode ausgrub, um deſſen Knöchel dem Achilleus einzuſetzen und ſo dieſem Schnellfüßigkeit zu verleihen.

Danaus, Vater von 50 Töchtern (Danaiden), herrſchte gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Aegyptus, der 50 Söhne hatte, über Lybien. Danaus, welcher gezwungen worden war, ſeine Einwilligung zu einer Ehe ſeiner 50 Töchter mit den Söhnen ſeines Bruders zu geben, ließ dieſe ſchwören, ihre Männer in der Brautnacht zu ermorden. Alle, außer Hypermineſtra, hielten den Schwur, wofür ſie in der Unterwelt verdammt ſind, Waſſer in ein durchlöchertes Faß zu ſchöpfen (das Faß der Danaiden).

Dapalis, ein Beiname des Jupiter von dapes, weil an den ihm geweihten Tagen prächtige Mahlzeiten gehalten wurden.

Daphnäus, ein Beiname des Apollo.

Daphne, Nymphe der Diana und Tochter des Flußgottes Peneus, oder des Ladon. Von Apollo verfolgt, floh ſie vor ihm und rief in ihrer Noth die Erde, oder nach andern Sagen, ihren Vater um Hülfe an, und ward von dieſem in dem Augenblicke, wo Apoll ſie zu faſſen glaubte, in einen Lorbeerbaum verwandelt. Deshalb war der Lorbeerbaum dieſem Gotte geheiliget.

Daphnis, ein Hirte in Sicilien, Sohn des Merkur; er liebte eine Nymphe (Echenais oder Nomia) und erhielt von den Göttern, daß, wer von ihnen Beiden untreu würde, mit Blindheit geſtraft werden ſollte. Ihn ſelbſt traf dieſes Schickſal. Er wird als der Erfinder der bukoliſchen Poeſie betrachtet.

Deianira, Tochter des Königs Oeneus von Kalydonien oder des Dionyſos; Herkules und Achelous kämpften um ſie, Herkules erkämpfte ſie.

Diana, Tochter des Jupiter und der Latona, ward nach ihrem

Bruder Apollo auf der Inſel Delos geboren. Ihre gewöhnliche Beſchäftigung war die Jagd, daher man ſie als die Göttin derſelben betrachtet und ſie gewöhnlich mit Bogen und Pfeil und im Jagdkleide mit einem Hunde zur Seite darſtellt. Als Göttin der Keuſchheit blieb ihr Herz den ſanften Regungen der Liebe verſchloſſen, bis ſie im Mondenſcheine den ſchlafenden Schäfer Endymion belauſchte und in Liebe entbrannte. Sie war die Göttin der Gebärenden und des Todes, und tödtete die Alten und Lebensſatten des weiblichen Geſchlechts mit ihren Pfeilen. Als Göttin des Mondes trägt ſie auch einen halben Mond auf dem Kopfe. Zu Delphi feierte man ihr zu Ehren die **Artemiſien** (ihr griechiſcher Name war **Artemis**). In Epheſus wurde ſie als Symbol der fruchtbringenden Natur verehrt.

Didymäus, eigentlich Zwilling, Beiname des Apollo, den er als Zwillingsbruder der Diana bekam, oder wegen des zwiefachen Lichtes der Sonne und des Mondes, das die Menſchen durch ihn erhielten.

Dione, die Tochter des Aether und der Gäa, Mutter der Venus (Dionäa, Dione), die ſie dem Zeus gebar — dann auch Mutter der Niobe und des Pelops.

Dionyſien oder Bacchanalien, die Bachusfeſte in Griechenland, ſ. Lyaeus.

Dionyſus, ſ. Bachus.

Diren, ſ. Eumeniden.

Donnerkeil, Attribut Jupiters.

Drache, ein fabelhaftes Thier, zog Medea's Wagen, wurde von Herakles getödtet, ſo wie Apollo die kaſtaliſchen Drachen bekämpfte.

Dreizack, Attribut des Neptun.

Dryaden und **Hamadryaden** heißen in der griechiſchen Myth. die Beſchützerinnen der Bäume, die mit ihnen leben und ſterben.

E.

Eos, Göttin der Morgenröthe bei den Griechen, hieß bei den Römern Aurora (ſ. d.).

Erigone, Tochter des Ikarios, gebar dem Bacchus den Staphylus. Aus Verzweiflung über den Tod ihres Vaters erhenkte ſie ſich und ward als Jungfrau an den Himmel verſetzt.

Erinnyen, ſ. Eumeniden.

Eris, bei den Römern Discordia, die Göttin der Zwietracht und des Kriegs, eine Tochter der Nacht, warf bei Vermählung des Peleus mit der Thetis den Zankapfel in die Verſammlung der Götter.

Eros, ſ. Amor.

Eumeniden oder **Furien** ſind die Rachegöttinnen der Alten: **Megära**, **Alekto**, **Tiſiphone**. Den Namen **Eumeniden** (die Wohlwollenden) erhielten ſie durch die Sitte der Griechen, das Böſe mit gutem Namen zu belegen.

Euphroſine, ſ. Grazien.

Eurydice, unter vielen griechiſchen Frauen, die dieſen Namen trugen, iſt die berühmteſte des Orpheus, welche am Biſſe einer Natter ſtarb.

Eurynome, des Okeans und der Thetis Tochter, die dem Jupiter die Grazien gebar.

Euſebia, bei den Griechen die Frömmigkeit.

Euterpe (die Erheiternde), die Muſe der Muſik, ſoll auch die Flöte, eines ihrer weſentlichſten Attribute, erfunden haben.

F.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder beſſer, des Gerüchtes, war die jüngſte Göttin der Erde. Sie war ganz mit Federn bedeckt und beſaß unter jeder ein Auge, ein Ohr und eine Zunge. Nachts durchflog ſie die Welt und des Tages ſchaute ſie von Thürmen und Dächern herab.

Fides, Göttin der Treue bei den Römern, erſcheint gewöhnlich mit verſchlungenen Händen, einer Turteltaube, Mohnköpfen, Aehren u. ſ. w.

Flora (bei den Griechen Chloris), die Blumengöttin der Römer, Gattin des Zephyrus. Ein ſchönes Weib mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe oder in der Linken, in der Rechten ein Horn des Ueberfluſſes haltend. Ihr zu Ehren feierte man vom 28. April bis 12. Mai die Floralia.

Flußgötter waren bei den Alten die Beſchützer der Flüſſe, oder die als Götter perſonificirten Flüſſe ſelbſt.

Fortuna, die griechiſche Tyche, war die Göttin des guten, wie des böſen Schickſals. Ihr gewöhnliches Attribut iſt ein Füllhorn oder ein doppeltes Steuerruder.

Furien, ſ. Eumeniden.

G.

Gäa (lat. Tellus), die Erde, eine Gottheit der Alten, Mutter des Uranus, des Pontos, der Titanen, des Okeanos, Köos, Kreios, Japetos, Hyperion, der Theia, ſo wie der Erinnyen, Giganten und meliſchen Nymphen.

Giganten, die drachenfüßigen Rieſenſöhne der Gäa, welche ſie aus dem Blute des entmannten Uranus gebar.

Grazien (griech. Charitinnen), die Göttinnen der Anmuth, die alles Schöne und Gute den Sterblichen ſchenken. Die älteſte hieß Hegemona (Führerin). Sie werden gewöhnlich im Reigentanz verſchlungen dargeſtellt, als Begleiterinnen der Venus, des Apollo und Amor. Ihre Abzeichen ſind die Myrthe und Würfel.

H.

Hades (der Umfaſſende, Aufnehmende), iſt der Ort in der Unterwelt, wohin die Schatten der Hingeſtorbenen gehen. Auch wird er Tartaros, Orkos, Erebos genannt. Sein Herrſcher iſt der Hades, Pluton, Pluto. Die Eumeniden, Gorgonen, Chimära, Hydra hauſeten hier.

Hämon, Sohn des Königs Kreon von Theben, tödtete ſich wegen des Todes ſeiner geliebten Antigone.

Halkyone, die getreue Gattin des Königs Keyx, die ſich aus Kummer über ſeinen Tod in die Wellen ſtürzte, weshalb ſie Beide von den gütigen Göttern in Eisvögel verwandelt wurden.

Harmonia, **Hermione**, des Mars und der Venus Tochter, war des Kadmus Gemahlin. Sie ſoll den Griechen die Muſik gelehrt haben.

Hebe, des Jupiter und der Juno Tochter, war die Mundſchenkin der ſeligen Götter, verlor aber dies Ehrenamt und wurde des Hecrules Ehegenoſſin.

Hekate, bei den Alten die unterirdiſche Göttin der Zauberei, Tochter des Tartarus und der Nacht oder Jupiters, ward früher für eine ſelbſtſtändige Gottheit gehalten, ſpäter aber mit Diana vereinigt, welche auf der Oberwelt Artemis, am Himmel Selene und in der Unterwelt Hekate hieß.

Helena, Tochter der Leda und des Tyndareus, Königs von Sparta, oder des Jupiter. Ihre Schönheit wird allgemein gerühmt.

Heliaden (Heliadae), die ſieben Söhne des Sonnengottes Helios. Auch nennt die Fabel Heliaden (Heliades) die Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene.

Helios, der Sonnengott, ein Sohn Hyperions und der Theia, und der Bruder des Eos und der Selene, hieß auch Titan, weil er aus dem Geſchlechte der Titanen ſtammte. Dargeſtellt wird er als ein großer, theils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben.

Helle, Tochter des Athamas und der Nephele, und Schweſter des Phryxus, zu dem ſie der Haß ihrer Stiefmutter Juno zu flüchten zwang.

Hemera (griech. der Tag), eine dichteriſche Perſonificirung, die Tochter des Erebos und der Nyx (Nacht), überläßt des Morgens ihr Gemach in der Unterwelt ihrer Mutter.

Hephäſtos, ſ. Vulkan.

Herakles, ſ. Hercules.

Hercules, griech. **Herakles**, mit dem Beinamen Alcides, von ſeinem Großvater Alceus, der berühmteſte Heros des griechiſchen Alterthums, war der Sohn Jupiters und der Alkmene, einer Sterblichen. Da er zwölf Arbeiten ausgeführt, die ihm die Götter beſtimmt, wurde er, nachdem er früher ausgeſtoßen, wieder unter die Götter aufgenommen. Er wird als Ideal eines Helden zur Nachahmung hingeſtellt.

Here, ſ. Juno.

Hermione, Tochter des Menelaus und der Helena.

Hero war eine Prieſterin der Venus auf Seſtos an der thrakiſchen Küſte, und bekannt durch ihre Liebesabenteuer mit Leander.

Heroen, **Heros**. Man verſtand in der Vorzeit unter dieſer Benennung das vergötterte Bild eines Menſchen. Man ſchmückte es mit allen Vorzügen. Eine außerordentliche Größe und Stärke des Körpers gehörte zu den erſten. Nach ihrem Tode ward ihnen göttliche Ehre erwieſen.

Hesperiden, drei Nymphen: Hespere, Erytheis und Aegle, welche die auf einer Inſel wachſenden, goldenen Aepfel, ein Brautgeſchenk der Erde, bewachten, wobei ſie von dem Drachen Laden unterſtützt wurden.

Hesperus, Sohn des Cephalus und der Aphrodite, der Aurora und des Aſträus, oder Sohn des Atlas, ward, indem er ſich als Aſtronom den Himmel beſchauen wollte, von einem Sturmwind in den Himmel geführt, wo er als Abendſtern glänzt.

Horen erſcheinen als Dienerinnen der **Here** und Pförtnerinnen des Wolkenhimmels.

Hyacinthus, Sohn des Pierus und der Muſe Klio, wurde von Apollo geliebt. Ihm zu Ehren wurden Feſtſpiele angeordnet.

Hyaden, Töchter des Okeanos und der Pleione, waren Nymphen und Erzieherinnen des Bacchus.

Hygieia, **Hygiea**, iſt die Tochter des heilenden Aeſkulap, und Göttin des körperlichen Wohlſeins, der Geſundheit. Ihr Attribut iſt die Schlange, zuweilen auch der Hund.

Hylas, wegen ſeiner Schönheit von den Nymphen geraubt.

Hyle, Urſtoff, aus der das Daſein der Dinge ſich allmählig entwickelt habe.

Hymen, **Hymenäus**, iſt der Sohn des Apollon und der Kalliope, oder des Bakchos und der Aphrodite, und bei den ſpätern Griechen, von welchen ihn die Römer erhielten, der Gott der Ehe.

Hymne, ein Lob- und Preisgeſang auf die wohlthätigen Götter und Heroen.

Hyperion, ſ. Titanen.

J.

Jlithyia, **Eleithyia**, die älteſte Göttin der Geburten. Ihr Sinnbild am Himmel war der Mond, ſie wird als Mutter mit vielen Brüſten dargeſtellt.

Irene, die Göttin des Friedens, war eine der Horen. Bei den Römern verſchließt ſie den Janustempel.

Jod.

Janus iſt der Sohn Apollo's und Kreuſa's; er brachte Cultur unter das rohe Volk.

Japetus, ein Sohn des Uranus und der Gäa, ein Titane und Vater des Prometheus und des Epimetheus u. A. Von ihm ſtammt das Menſchengeſchlecht ab.

Juno (gr. Hera, d. i. Herrin), Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea, und als Gemahlin des Zeus (Jupiter) die Königin der Götter.

Jupiter (gr. Zeus) iſt des Kronos (Saturn) und der Rhea Sohn, auf Creta geboren, gewaltiger Herrſcher der Götter und der Luſt und der mannichfaltigen Erſcheinungen in derſelben; daher ſind Donner und Blitz ſeine ſteten Begleiter. Donnerkeil, Adler und Herrſcherſtab ſind die Abzeichen ſeiner Macht. Auch gilt er als Symbol der Luft, als Weltgeiſt u. ſ. w.

Iynx, eine Tochter des Pan und der Nymphe Echo oder Peitho. Sie war Dienerin. Here verwandelte ſie in einen Vogel, den Wendehals.

K.

Kaanthos, ein Sohn des Poſeidon (Neptun) und der Thetis, wurde vom Apollo erſchoſſen.

Kalais und **Zetes**, geflügelte Söhne des Boreas. Von Herkules wurden ſie getödtet.

Kalliope, die vornehmſte der Muſen, die des Epos und der Hymne.

Kallipygos, Schönſteiß, Beiname der Aphrodite, ſ. Venus.

Kalypſo, Tochter des Okeanos und der Thetis oder des Mars und der Doris, eine Nymphe, die merkwürdig war durch des Odyſſeus Aufenthalt bei ihr.

Kamönen, die Muſen.

Kanake, Tochter des Aeolus und der Enarete.

Kaſtor und **Pollux**, Zwillingsbrüder und Söhne der Leda, der Gemahlin des Tyndareus, die dieſe dem Jupiter nach einer Umarmung geboren hatte. Unter dem Namen Dioskuren wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden.

Kekrops, ein Heros der griech. Mythol., wird als halb Menſch und halb Schlange abgebildet.

Klotho, hieß die erſte der drei Parzen, die den Faden des Lebens ſpannen.

Klythia, eine Geliebte des Apollo.

Kotytto iſt bei den Griechen die Göttin der ſchamloſen Wolluſt. Ihre Prieſter hießen Bapten, ihre Feſte Kotyttien.

Kronion, ſ. Jupiter.

Kronos, ſ. Saturn.

Krotos, ein Sohn Pans und Milchbruder der Muſen.

Kybele, ſ. Cybele.

Kyklopen, Kinder des Uranus und der Gäa, gewaltige, einäugige Rieſen, die Diener und Schmiedegehülfen des Vulkan.

L.

Latona, **Lato**, **Leto** bei den Griechen genannt, Tochter des Köos und der Phöbe, hat von Jupiter zu Kindern Apollo und Diana. Sie iſt Göttin der Geburt.

Leda, zeugte mit Jupiter den Pollux und die Helene.

Lotis, eine Nymphe.

Luna, ſ. Selene.

Lykeios, heißt Apollon als Wolfstödter.

M.

Mars, Sohn des Jupiter und der Juno, der Gott der Schlachten, des gegenſeitigen Mordens.

Medea, Jaſons Gemahlin und Tochter des Königs Aeetes von Kolchis, die abenteuerlichſte Hexe des Alterthums. Die Kolchier ließen ihr göttliche Ehre widerfahren.

Melanippa, Mutter des Aeolus.

Melanthos. Ihm zu Ehren wurden Apaturien (Trugfeſte) gefeiert, weil man ihn für Bacchus hielt.

Melpomene, Tochter des Zeus und der Mnemoſyne, wird als Muſe des Trauerſpiels genannt.

Menelaos, Gatte der Helena.

Menötios, Sohn des Jupiter und der Klymene.

Mercurius (griech. Hermes), Sohn des Jupiter (Zeus) und der

Maia, einer Pleiade. Er iſt Gott des Handels, Diebſtahls, der Aſtronomie, Medicin, Beredſamkeit, Sprachkunde, Muſik u. ſ. w. Er führt die Seelen in die Unterwelt und beſorgt die Aufträge der Götter.

Meſſapus war Neptuns Sohn.

Minotaurus, Sohn der Paſiphae mit einem Stier, halb Menſch, halb Thier.

Mören, ſ. Parzen.

N.

Najaden, waren Nymphen der Quellen und Landſee'n.

Nauplios, ein Sohn des Poſeidon, ſoll Nauplia erbauet haben.

Nemeſis, die Tochter der Nacht und des Okeanos (n. A. Erebus), die furchtbare Rächerin des Böſen und derer, die die Wohlthaten der Götter mißbrauchen.

Neptunus, ein Sohn des Saturnus und der Rhea, Bruder Jupiters und Pluto's. Nach dem Kriege gegen Saturnus fiel ihm bei der Theilung der Welt das Meer zu, wo er unumſchränkt herrſchte.

Nereus, ein Waſſergott, Sohn des Oceanus und der Thetis, nach Andern des Oceanus und der Erde, zeugte mit der Nymphe Doris 50 Töchter, die Nereiden.

Neſtor, der einzig übrig gebliebene Sohn des Königs von Pylos, Neleus, und der Nymphe Chloris.

Nikäa, die ſchöne Tochter des Flußgottes Pangarius und der Cybele. Zu ihrem Andenken erbauete Bacchus die Stadt Nikäa.

Nikteïs, Tochter des Nikteus, Gemahlin des Polydoros, Mutter des Labdakos. **Nyktelia**, nächtliche Bacchusfeier, dabei lärmende Muſik.

Nykteus, 1) Sohn von Poſeidon und Keläno. 2) Eines der vier Pferde des Pluto.

Nymphen, jugendliche Göttinnen, die alle Gegenſtände bewohnten.

O.

Okeanos Sohn von Uranus (Himmel) und Gäa (Erde), und als ſolcher Gott des die Erde umgebenden Meeres.

Olympiſcher Jupiter, eigentlich der auf dem Olympus über Götter und Menſchen thronende Gott, da, nach dem uralten Glauben der Griechen, der Olymp der Ort war, von dem aus die Götter die Menſchen überſchaueten.

Omphale. An ſie, die Weichlichkeit ſelbſt, wurde das Sinnbild der männlichen Kraft, Herkules, als Sclave verkauft.

Orakel, der Ausſpruch, den ein Gott durch ſeine Prieſter den Menſchen über verborgene, geſchehene und zukünftige Dinge ertheilte.

Orcus, Name 1) des Pluto, Gottes der Unterwelt, 2) des Schattenreiches ſelber, des fabelhaften Aufenthaltes der Verſtorbenen.

Orgien (von Orgia, Bacchusfeſt, ein Feſt, das alle drei Jahre dem Bacchus zu Ehren mit wildem Toben gefeiert wurde), wilde, mit Ausſchweifungen verbundene Zechgelage, ſogenannte attiſche Nächte u. dgl.

Orion, ein Heros, des Neptun und der Euryale Sohn, ein gewaltiger Rieſe.

Orpheus, Sohn des thraciſchen Stromgottes Oeagros und der Muſe Kalliope, war ein gefabelter Dichterheros.

Orthios iſt Bakchos benannt, weil er den Amphiktyon lehrte, Wein mit Waſſer zu miſchen.

P.

Päan, ſ. Päon.

Päon, der Götterarzt, verſchieden von Apollo, mit dem er gewöhnlich verwechſelt wird, heilt durch lindernde Breiumſchläge die verwundeten Götter.

Pallas, ſ. Minerva.

Pan, Angipan, Sohn des Hermes mit der Penelope, war Schutzgott bei den arkadiſchen Hirten. Er hat Ziegenfüße und Ziegenohren, krumme Naſe, und führt einen krummen Hirtenſtab und die Syrinx.

Panathenäa, ein Feſt zu der Athene Ehren.

Pandora, ein ſchönes Weib, dem Prometheus zum Verderb auf Zeus Befehl von Waſſer und Erde geſchaffen, und mit den ſchönſten Gaben von den Göttern beſchenkt, ging mit einer von Zeus erhaltenen Büchſe zum Epimetheus. Epimetheus öffnete die Büchſe und alle Uebel kamen aus ihr über die Welt.

Pantheon, iſt ein allen Göttern geweihter Tempel.

Paphia, Beiname der zu Paphos verehrten Aphrodite.

Parzen, Schickſalsgöttinnen, die jedem Menſchen ſein Schickſal zuſpinnen. **Klotho** ſpann den Lebensfaden, **Lacheſis** beſtimmte deſſen Länge und **Atropos** ſchnitt ihn ab.

Pegaſus ſoll aus dem Blute der an den Quellen des Oceans von Perſeus enthaupteten Meduſa entſprungen ſein, in der Geſtalt eines geflügelten Roſſes, welches Zeus' Donner und Blitze trägt.

Peitho, eine von den Charitinnen im Gefolge der Aphrodite.

Penaten, röm. Myth., Gottheiten, die dem ganzen Lande das verliehen, was zum Unterhalte nöthig war. Sie kommen auch als bloße Hausgötter vor.

Penelope, wird als Muſter der Tugend und ehelicher Treue dargeſtellt.

Penia, griech. Myth., Göttin der Armuth, gezeugt von der Schwelgerei.

Periphas, König von Athen, wurde wegen ſeiner Milde und anderer Tugenden gleich dem Zeus verehrt.

Perſeus, ein Sohn des Jupiter und der Danae, er ward als Beſieger der Gorgonen unter die Sterne verſetzt.

Phädra, die Tochter des zweiten Minos und der Paſiphae.

Phänon, war bei den alten Griechen der Name des Saturn.

Phaëton, ein Sohn des Sonnengottes und der Klymene.

Philemon und Baucis. Da ſie Jupiter und Merkur gaſtfreundlich bewirthet hatten, verwandelte ſich ihr Haus in einen Tempel, wo ſie Prieſter wurden.

Philoktetes, ein Sohn des Päan, Gefährte und Vertrauter des Herkules.

Philomele, wurde von den Göttern, die ſie in der Angſt anrief, da der Mann ihrer Schweſter ſie verfolgte, in eine Nachtigall verwandelt.

Phorkys, wurde durch ſeine Schweſter Keto Vater der Gräen, Gorgonen, des Drachen Ladon, der Skylla, der Thooſa, der Mutter Polyphems. Auch wird er als Seeungeheuer erwähnt.

Phrontis, 1) Sohn des Phrixos. 2) Sohn des Onetor, des Steuermanns des Menelaos, wurde nach der Sage von Apollo's Pfeilen getödtet.

Phryne, war eine berühmte, noch im Alter angebetete, reiche Hetäre in Athen.

Phylakos, ein phokäiſcher Heros, berühmt wegen der Vertheidigung Delphi's gegen die Gallier.

Phyllis, Tochter des thrakiſchen Königs Sithon, Geliebte des Demophoon, ward, da ſie aus Schmerz über des Letzteren Ausbleiben ſtarb, in einen Mandelbaum verwandelt.

Pluto, Sohn des Saturn und der Rhea, war der jüngſte der Titanen, und erhielt bei der Theilung der Unterwelt den Orcus. Man ſtellt ihn in einem von vier Pferden gezogenen Wagen dar.

Plutos, Gott des Reichthums, Sohn der Demeter und des Jaſion.

Polyhymnia, eine der Muſen, Vorſteherin der Beredſamkeit und der Mimik.

Polyphemos, Sohn des Poſeidon, Kyklop und Schafhirte aus Sicilien, ein Rieſe von großer Wildheit und Kraft, nur mit Einem Auge verſehen. Er verliebte ſich in die Nymphe Galathea.

Prometheus (Vorausdenker), Sohn des Japetos und der Klymene. Nachdem er vom Himmel das Feuer entwendet und den Menſchen gegeben hatte, wurde er auf Befehl Jupiters vom Merkur an den Kaukaſus angeſchmiedet. Späte Sagen erzählen, daß P. aus Waſſer oder Thränen und Lehm den Menſchen formte.

Proſerpina (Perſephone), nach Einigen Tochter des Jupiter und der Styx, oder gewöhnlich deſſelben Vaters und der Ceres. Sie war von Pluto in die Unterwelt entführt. Beſonders verehrt ward ſie in Sicilien und Großgriechenland. Nach Einigen ſchneidet ſie den Sterbenden das Haar ab, das ihr geweiht war. Die Myſterien ſtellen ſie als ein Bild des Todes und der Unſterblichkeit dar.

Pſyche, eine Königstochter, deren Schönheit mit der Venus wetteifern durfte.

Pythiſche Spiele, waren dem Apollo geweiht und wurden früher alle 9 Jahre, ſeit 590 v. Chr. aber alle 5 Jahre im dritten Jahre jeder Olympiade im Frühjahre gefeiert.

Python, großer Drache (oder Schlange), der auf dem Parnaß Menſchen und Vieh erwürgte, ward von Apollon erlegt, weshalb dieſer den Beinamen der **Pythiſche** erhielt.

R.

Rhadamanthos, Bruder des Minos, wegen ſeiner gerechten Regierung und Frömmigkeit, nach ſeinem Tode von den Göttern zum Richter der Unterwelt gemacht.

Rhea, eine der bedeutendſten Titaniden, Schweſter und Gattin des Saturn und Mutter Jupiters, Veſta u. ſ. w.

S.

Salmoneus, des Aeolus und der Enarete Sohn, wurde von Zeus, deſſen Herrſchaft mit Blitz und Donner er nachahmen wollte, erſchlagen.

Sarpedon, des Zeus und der Europa Sohn, führte eine Colonie nach Libyen.

Saturnus (Kronos), des Uranus und der Gäa Sohn, Gemahl der Rhea. Er iſt der Gott, der in der zweiten Periode der Götterherrſchaft die Welt regierte und ſein Zeitalter iſt das goldene.

Scylla, ein Ungeheuer im ſiciliſchen Meere. Früher war ſie eine ſchöne Nymphe und ward ſpäter durch eine giftige Miſchung von Circe in die Quelle gethan, wo ſie ſich zu baden pflegte, in ein ſcheußliches Ungeheuer verwandelt.

Semele, Tochter des Kadmus und Geliebte des Zeus, verlangte von dieſem, er ſollte ihr als Gott erſcheinen, was ſie tödtete.

Sinope, Tochter des Aſopos und der Methone, mit ihr erzeugte Apollo den Syros.

Skamandrus, Sohn des Zeus und der Doris, wurde in einen Fluß verwandelt, der in der Ebene von Troja fließt, wodurch er Unſterblichkeit erhielt.

Sphinx, Tochter der Echidna, die ſie mit ihrem Sohne, dem dreiköpfigen Hunde Orthros erzeugt hatte, wurde von der Here aus Zorn über Bacchus Geburt den Thebanern geſendet. Jedem Nahenden gab ſie ein Räthſel auf; wer es nicht löſ'te, wurde von ihr getödtet. Sie hatte den Leib eines Hundes, einen Mädchenkopf, Löwenklauen, einen Drachenſchwanz und ſpäter auch Flügel.

Styx, die Tochter des Okeanos und der Thetis, Mutter von Zelos, Nike, Kratos und Bia. Ihre Kinder wohnten bei den Göttern; ſo wie den Göttern ihr höchſter Schwur bei der Styx war. Auch heißt der Fluß der Unterwelt Styx.

Sylphen, eine Art fabelhafter Luftgeiſter, welche zum Dienſte der Menſchen bereit waren.

T.

Tantalus, Sohn des Jupiter, war ein Günſtling der Götter. Weil er aber denſelben ſeinen Sohn zur Speiſe vorſetzte, mußte er zur Strafe in der Unterwelt bis an's Kinn im Waſſer ſtehen, und über ihm war ein Obſtbaum, er aber mußte immer durſten und hungern.

Tartaros, bei den Griechen die Unterwelt, der Ort der Strafe, wo die Titanen und die Verdammten eingeſchloſſen waren.

Theſeus, Sohn des Aegeus, Königs von Athen, und der Aethra, verrichtete viele Heldenthaten. Ihm zu Ehren wurde ein Tempel Theſion erbaut.

Thetis, war nach der alten Fabellehre eine von den Nereiden Waſſergöttinnen).

U.

Urania (die Himmliſche), eine von den neun Muſen, ward ſpäterhin als Vorſteherin der Stern- und Himmelskunde angeſehen, daher gewöhnlich mit einer Kugel in der Hand abgebildet. Der Name Urania wird auch der Venus gegeben.

V.

Venus, Göttin der Schönheit und der Liebe. Sie iſt die Tochter des Zeus und der Dione, Andere laſſen ſie aus den abgeſchnittenen Schaamtheilen des Uranus geboren werden. Aphrodite heißt ſie, weil ſie aus dem Schaum des Meeres hervorgegangen ſein ſoll. Sie iſt Gemahlin Vulkans und Geliebte des Mars.

Veſta, Tochter des Kronos und der Rhea, wurde von ihrem Vater verſchlungen, durch Liſt der Rhea aber gerettet. Sie iſt die Göttin des häuslichen Feuers und der Cultur. In jedem Hauſe wurde ihr geopfert.

Veſtalinnen, Prieſterinnen der Veſta in Rom. Keuſchheit war ihre Haupttugend.

Victoria, Göttin des Sieges, griech. Nike, war eine Tochter des Titanen Pallas und der Styx. Ihre Symbole ſind ein Kranz, Binde, Palme, Trophäen u. ſ. w.

Vulkanus, griech. **Hephäſtos**, Gott des Feuers und der Künſte, die ſich des Feuers bedienen. Abgebildet wurde er in der Geſtalt eines Schmiedes.

X.

Xenios, Beiname des Zeus, inſofern er die Gaſtfreundſchaft beſchützte.

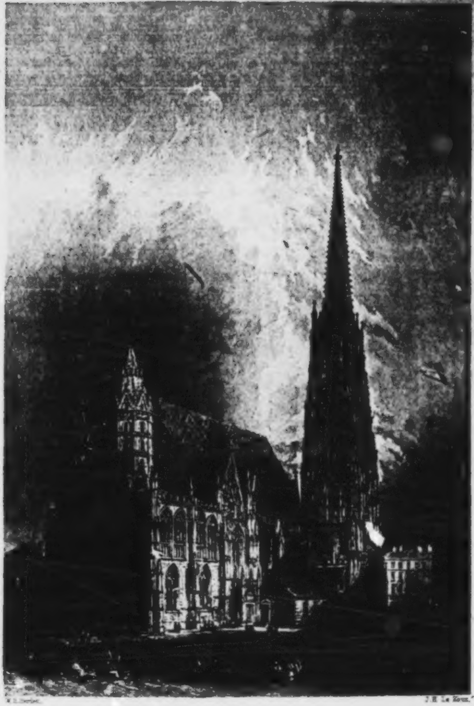
Z.

Zephyros, Sohn des Aſträos und der Aurora, war Vorſteher des Frühlings.

Ende.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

DIE DONAU.



[illegible] J. H. Le Keux.

[illegible]

DIE

DONAU UND IHRE UFER.

VON

O. L. B. WOLFF.

MIT

12 STAHLSTICHEN UND 63 HOLZSCHNITTEN

VON

W. H. BARTLETT.

BIBLIOTHECA REGIA

LEIPZIG
VERLAG VON CARL B. LORCK.
1847.

24106.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

INHALT.

DIE DONAU.

Seite

I. Von Donaueschingen bis Ulm . . . . 1—10

Ursprung des Namens der Donau. Quellen der Donau. Donaueschingen S. 2. — Neidingen (hier starb Karl III., der Dicke genannt 888) S. 3. — Schloss Möringen, bekannt durch eine Sage, S. 3—6. — Tuttlingen (mehrmalige Eroberung dieser Stadt im dreissigjährigen Kriege und mehrere Treffen bei derselben) S. 6. — Bergfeste Wildenstein S. 7. — Sigmaringen S. 7. — Burg Rauhenstein S. 9. — Riedlingen. Zwiefalten. Ehingen S. 10. — Ulm S. 10. Geschichtliches und Topographisches von Ulm S. 10—13.

II. Von Ulm bis Regensburg . . . . 13—38

Elchingen (Schlacht 1805). Bergheim (Niederlage der aufrührerischen Bauern 1525) S. 13. — Günzburg S. 14. — Lauingen (Geburtsort des Albertus Magnus. Die Schweden eroberten die Stadt 1632) S. 15. — Dillingen (ehemals Universität) S. 17. — Hochstädt (Schlachten 1083, 1703, 1704 und 1800) S. 17. — Schilderung der Schlacht bei Hochstädt oder Blindheim vom Jahre 1704, in welcher Marlborough und Prinz Eugen die Franzosen und Baiern total schlugen S. 17—20. — Donauwörth (hier ruht die unglückliche Maria von Brabant, welche ihr Gemahl Ludwig der Strenge enthaupten liess. Eroberung des Schellenbergs durch Marlborough 1704) S. 22. — Oberhausen (Denkmal des tapfern Latour d'Auvergne, welcher 1800 hier den Heldentod starb) S. 23, 24. — Neuburg (Eroberung dieser Stadt durch Maximilian I. 1505, durch Karl V. 1546) S. 25. — Das grosse Donaumoos S. 25—27. Ingolstadt (früher Universität, jetzt Festung. Hier ruht Tilly, welcher hier an der bei Rain erhaltenen Wunde 1632 starb, und der französische Generalfeldmarschall Mercy, welcher bei Allersheim 1645 fiel) S. 28—30. — Vohburg (Gefängniss der unglücklichen Agnes Bernauer) S. 31. — Pföring (Niederlage des Baiernherzogs Thassilo) S. 31. — Neustadt, Abensberg S. 31. — Kloster Weltenburg S. 32. — Kellheim (Mündung der Altmühl und des Ludwigskanals in die Donau. Ermordung Ludwig's, des Erbauers von Landshut und Straubing, auf der Brücke von Kellheim) S. 35. — Neu-Kellheim S. 35. —

Seite

Siegeshalle S. 36. — Abach, Heinrichsburg S. 36. — Oberndorf (1208 wurde Otto von Wittelsbach hier getödtet) S. 37. — Regensburg S. 38. — Geschichtliches und Topographisches der Stadt Regensburg S. 38 – 52. — Stadtamhof S. 52.

III. Von Regensburg nach Passau . . . . 53 – 72

Donaustauf S. 53. — Die Walhalla auf dem Breuberge S. 54 – 58. — Auberg. Burg Wörth S. 59. — Straubing (Agnes Bernauerin wurde von der dasigen Brücke dem Tode in den Fluthen preisgegeben. Grabmal Albrechts II. von Baiern) S. 60 – 64. — Benedictinerstift Metten, nebst dem Natternberg mit daran geknüpften Sagen) S. 66. — Deggendorf (bekannt durch den abscheulichen Judenmord 1337) S. 67, 68. — Kloster Niederaltaich S. 69. — Klippen des Ghäcklet (Strudel), Sage davon S. 71. — Passau S. 72. Geschichtliches und Topographisches von Passau S. 72 – 77. — Umgebung von Passau S. 77 – 79. — Veste Oberhaus und Schloss Niederhaus S. 77. — Lustschloss Freudenheim, Marktflecken Hals mit der schönen Ruine S. 78. — Passauer Kunst S. 79.

IV. Von Passau nach Linz . . . . 72 – 86

Burg Krämpelstein (das Schneiderschlössel) S. 80. — Veste Fichtenstein S. 80. — Engelhardtszell S. 81. — Burg Sauwald S. 81. — Mündung des Diendlbach, Grenze von Baiern und Oesterreich S. 81. — Burg Falkenstein S. 82. — Veste Haienbach S. 82. — Burgen Stauf und Schaumburg (König Wenzel als Gefangener auf letzterer) S. 83. — Efferding (1626 wurden die aufrührerischen Bauern hier geschlagen) S. 84. — Ottensheim S. 85. — Linz S. 86. — Historisches und Topographisches von Linz S. 86 – 88. — Denkmal Montecuculi's in der Kapuzinerkirche zu Linz S. 88. — Umgebungen von Linz S. 88. — Notizen über die früheren historischen Verhältnisse der Donau S. 88 – 94.

V. Von Linz nach Wien . . . . 86 — 120

Schloss und Städtchen Steyereck S. 94. — Schloss und Markt Ebelsberg (hier wurde Stephan Fadinger, der Anführer der aufrührerischen Bauern, 1626 geschlagen) S. 94. — Abtei St. Florian S. 95. — Mauthhausen (Mündung der Enns in die Donau) S. 96. — Lorch S. 96. — Stadt Enns S. 97. — Schloss Wallsee S. 98. — Städtchen Grein mit der Greinburg S. 99. — Insel Wörth mit der Warte Werthschloss. Der Strudel S. 99. — Der Wirbel S. 100. — St. Nicola S. 101. — Ottensheim S. 102. — Lustschloss Persenbeug. Stadt Ips S. 104. — Marbach, wobei die auf einem 1300 Fuss hohen Berge gelegene Wallfahrtskirche Maria-Taferl S. 105. — Gross- und Kleinpechlarn S. 106. — Bergfestung Weiteneck S. 107. — Die schöne Abtei Melk S. 107. — Burgruine Aggstein S. 110. — Die Teufelsmauer S. 110. — Marktflecken Spitz S. 111. — Veste Dürrenstein (Kerker K. Richard Löwenherz von England) S. 112. — Stadt Dürrenstein (Treffen 1805) S. 116. — Die Städte Stein, Krems (Judenverfolgung 1347) und das Kloster Und S. 116. —

Seite

Abtei Gottweih S. 117. — Tulln (Sammelplatz der Truppen, welche 1683 Wien entsetzten) S. 118. — Veste Greifenstein S. 118. — Kloster-Neuburg und Stadt Klosterneuburg S. 118. — Josephsdorf (hier ruht der witzige Fürst de Ligne, und Mozart componirte im dasigen Wirthshause die Zauberflöte) S. 120. — Nussdorf S. 120. — Wien S. 120.

VI. Wien . . . . 120 — 150

Historisches und Topographisches S. 120 — 132. — Gärten S. 132. — Unterrichtsanstalten S. 132, 133. — Bibliotheken und Kupferstichsammlungen u. s. w. S. 133 — 136. — Vergnügungsörter S. 136 — 140. — Umgebungen S. 140 — 143. — Baden S. 143. — Darstellungen aus dem Wiener Volksleben S. 144 — 150.

VII. Von Wien bis Pesth . . . . 150 — 175

Simmering (Lager Soliman's 1529). Aspern und Esslingen (Schlacht 1809). Insel Lobau S. 150. — Petronel S. 151. — Deutsch-Altenburg S. 151. — Stadt und Schloss Hainburg. Mündung des Marchflusses (Grenze Oesterreichs und Ungarns) S. 152. — Frühere und jetzige Zustände des Königreichs Ungarns S. 153. — Schloss und Marktflecken Theben S. 154. — Schlosshof (Sommeraufenthalt Prinz Eugen's), Marcheck mit dem Schlosse Salmhof S. 155. — Sage, den Nonnenthurm auf Schloss Theben betreffend S. 156. — Pressburg S. 157. — Geschichtliches über Pressburg S. 157 — 160. — Schilderung der Lage Pressburgs S. 161. — Stadt und Festung Komorn S. 164. — Nesmély S. 165. — Gran S. 165. — Geschichtliches und Topographisches über Gran S. 165 — 170. — Parkany (Mündung der Gran. Zweite Niederlage der Türken durch Karl von Lothringen und Sobiesky) S. 170. — Vissegrad oder Wischegrad, auch Plenterburg S. 170. (Karl Robert von Anjou, Königs von Ungarn, blutige Rache gegen die Familie Felizian von Zach und deren Anverwandte) S. 171. — Waizen (schöne Domkirche) S. 173. — St. Andreas S. 174. — Margarethen- oder Palatin-Insel S. 175. — Alt-Ofen S. 175.

VIII. Ofen und Pesth . . . . 176 — 196

Eine Ballade S. 176 — 180. — Historisches über beide Städte S. 176 und S. 180 — 182. — Schilderung der Ueberschwemmung von 1838 S. 182 — 186. — Beschreibung beider Städte S. 187 — 196.

IX. Von Pesth bis Moldova . . . . 196 — 217

Mohacs (Schlacht zwischen den Ungarn und Türken 1526, in welcher König Ludwig II. blieb) S. 197. — Schloss, Kloster und Marktflecken Illok (hier sind die Ueberreste des Herzogs Lorenz von Bosnien und des berühmten Johannes Capistranus begraben) S. 198. — Kloster Rakowacz S. 198. — Festung Peterwardein (das ungarische Gibraltar. Prinz Eugen schlug 1716 die Türken daselbst) S. 200. — Neusatz S. 201. — Carlovicz (Friede 1699) S. 201. — Slankamen (Schlacht zwischen den Türken und Kaiserlichen, in welcher letztere unter Markgraf

Seite

Ludwig von Baden siegten) S. 201—203. — Semlin S. 203. — Kurze Schilderung der Slavonier oder Grenzbewohner S. 204—207. — Belgrad (Mündung der Save in die Donau. Schlacht 1456, in welcher Muhammed II. durch Hunnyades und Johannes Capistranus geschlagen wurde. Mehrmalige Einnahme dieser Festung 1521, 1688, 1717 und 1730) S. 207, 208. — Notiz über Serbien S. 208—210. — Pancsova S. 210. — Wesen der Militairgrenze S. 210—215. — Krosna (Schlacht 1739) S. 215. — Semendria (hier zeichnete sich Georg Dosa 1513 durch Tapferkeit aus. Grausame Hinrichtung desselben) S. 216.

X. Von Moldova bis Sulina . . . . 217—239

Insel Moldova, Bergflecken Neu-Moldova S. 217. — Babacayfelsen (Erzählung in Bezug auf den Ursprung des Namens desselben) S. 217, 218. — Colubacz oder Kolumbacz in Serbien (einst wurde die griechische Kaiserin Helene hier gefangen gehalten) S. 218. — Kolumbaczer Höhle S. 218. — Strudel Jardop S. 219. — Tafel Trajans S. 222. — Alt- und Neu-Orsova S. 223. — Bäder von Mehadia S. 224. — Schilderung der Wallachen im Bannat S. 226—229. — Bemerkungen über die Militairgrenze S. 229, 230. — Das eiserne Thor S. 230. — Trümmer der Trajanischen Brücke S. 230. — Mündung des Timok, Grenze von Bulgarien und Serbien S. 231. — Stadt und Festung Widdin (1689 wurden hier die Türken von den Kaiserlichen geschlagen) S. 231. — Stadt und Festung Nicopolis in Bulgarien, merkwürdig durch die Niederlage, welche hier 1396 König Sigmund von Ungarn und der Grossmeister von Rhodus durch Sultan Bajazet erlitten S. 232. — Schilderung dieser denkwürdigen Begebenheit S. 232—236. — Sistowa (Friedensschluss 1791) S. 236. — Festung Rutzschuk (erobert durch die Russen 1773) S. 237. — Stadt und Festung Giurgewo (mehrmalige Einnahme der Stadt durch die Russen, im letzten Kriege jedoch mit grossem Verluste derselben an Mannschaft) S. 237. — Stadt und Festung Silistria (Belagerung durch die Russen 1773 und 9 Monate lang 1828—1829) S. 237, 238. — Turtukay in Bulgarien (1773 schlug hier Suwarow die Türken) S. 238. — Hirsowa (hier wurden 12000 Türken 1773 vom russischen General Weissmann geschlagen und die Stadt erobert) S. 238. — Braila S. 238. — Gallacz zwischen der Mündung des Sereth und des Pruth, Grenze von der Moldau, Wallachei und Bessarabien S. 239. — Stadt Sulina (russische Quarantaine-Anstalt) S. 239. — Nachrichten über die verschiedenen Donaumündungen, über die Einwohner Bulgariens, der Wallachei, Moldau und Bessarabien S. 240—244.

VERZEICHNISS DER ILLUSTRATIONEN.

STAHLSTICHE.

Seite
Die Stephanskirche zu Wien (Frontispice.)
Munster zu Ulm 12
Der Dom zu Regensburg 43
Passau 73
Linz [illegible]
Wien 121
Lichtenstein 140
Pressburg 163
Ofen und Pesth 176
Peterwardein 200
Belgrad 207
Sulima 240

HOLZSCHNITTE.

Seite
Die Quelle der Donau in Donaueschingen 3
Geisingen 4
Tuttlingen 6
Siegmaringen 8
Rauhenstein 9
Eine Bäuerin im Sonntagsstaate aus der Gegend von Ulm 13
Bauern aus der Gegend von Ulm 14
Weiblicher Kopfputz in der Nähe von Günsburg 15
Marlborough's Dragoner 20
Ruine Huting 27
Burg Weiheim 28
Das Kreuzthor zu Ingolstadt 30
Weibliche Tracht in der Umgegend von Ingolstadt 30
Der Aebte von Weltenburg Nachfolger 33
Kellheim 34
Vor Abach 37
Die Regensburger Brucke 40
St. Emmeram 46
Die Folterkammer in Regensburg 48
Der Rathhaussaal zu Regensburg 51
Passageboot [illegible]
Mannliche Tracht um Worth [illegible]
Weiblicher Kopfputz um Worth 60
Schiffahrt auf der Donau 71
Donaukähne 73
Burg Hals 78
Der Jochenstein 81
Wagen 83
Der Kalvarienberg bei St. Margarethen 85
Linzer weibliche Tracht 88
Schloss Wallsee [illegible]
Der Strudel 98
Der Wirbel 100
Schiffer 101
Ottensheim 102
Schloss Schonbuchel 109
Dorf St. Michael 111
Ruinen der alten Vedte Durrenstein 112
Das Innere von Durrenstein mit dem Kerker des Konigs Richard 114
Benedictiner - Abtei Gottweih 117
Weibliche Tracht um Klosterneuburg 119
Das Riesenthor der St. Stephanskirche in Wien 122
Altar in der St. Stephanskirche zu Wien 124
Kirche zu Maria Stiegen in Wien 127
Modling bei Wien 141
Weibliche Tracht um Wien 143
Weibliche Tracht in der Umgend von Baden bei Wien 144
Weibliche Tracht in der Provinz 145
Schloss Hainburg 152
Presburg, vom Schlossthore aus gesehen 161
Gran und seine Kathedrale 167
Vissegrad 171
Das Schloss zu Ofen 188
Weibliche Tracht aus der Umgegend von Ofen und Pesth 189
Weibliche Tracht in Ofen und Pesth 190
Schloss Illok 198
Das Lazaretto bei Semlin 203
Ufer der Donau zwischen Pancsova u. Semendria 216
Dorf Drenkova 219
Die Bader von Mehadia 221
Aquaduct in der Nähe von Mehadia 225
Sistowa, vom turkischen Kirchhofe aus gesehen 236
Das Lazaretto bei Braila 240

DIE DONAU.

I.

VON DONAUESHINGEN BIS ULM.

Ein so mächtiger und gewaltiger Fluss, der seine Wogen ungehemmt durch einen so grossen Theil Europa's hinrollte, wie die Donau, musste schon in frühsten Zeiten auf das Leben und die Verhältnisse der Völker einwirken und ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme dauernd erregen. Wir finden ihn daher auch bereits von Herodot angeführt, der einen Theil desselben aus eigener Anschauung kannte, von dem Uebrigen aber sich hatte berichten lassen[1]. Auch Hesiod erwähnt seiner, ihn den schön fliessenden nennend[2]. Ueber den Ursprung waren Griechen und Römer unsicher, allein seine Mündung kannten sie wohl[3]. Donau hiess der Strom bei ihnen von den Quellen an bis nach Wien, nach Anderen bis zum eisernen Thor zwischen der Wallachei und Serbien, und von da bis zu seinem Ausfluss in das Meer Ister[4]. Sie verehrten den Gott des Flusses und auf römischen Münzen findet sich sein Bild: bärtig, mit anlehnendem Haupt und wallendem Gewand, auf einem See-Ungeheuer ruhend, mit den Attributen der Göttlichkeit zur Seite[5]. Ihm wurden zugleich mit dem Jupiter, Altäre errichtet und eine in der Nähe von Donaueschingen gefundene antike Inschrift aus dem Jahre 954 nach Roms Erbauung leistet dafür Gewähr[6].

---

[1] IV. Cap. 48. 49.

[2] καλλιρέεθρος. Theog. 339.

[3] Aristot. Meteor. I. 13. Caesar de bello gall. VI, 24. Diod. Sicul. V, 25.

[4] Plin. Hist. Natur. IV, 12; Strabo VII, 3; Ptolem. III, 8. Agath. II, 4. Pomp. Mela II, 1.

[5] Montfaucon Tab. 87. 12.

[6] Die Inschrift lautet:

IN H. D. D. I. O. M. ET
DANVVIO EXVOTO PRI-
MANVS SECVNDVS
V. S. L. M. MVCIANO
ET FABRI . . .
. . . .

Dem Namen Donau, *Δανουβιος, Δανουβις,* Danubius, Danuvius wird verschiedentlich sein Ursprung nachgewiesen. Einige leiten ihn her von Thon, Ton, Andere von Tanne und Au, weil der Fluss nach diesen bei einer grossen Tanne zuerst aus der Erde trete. Wieder Andere wollen des Wortes Bedeutung im Keltischen finden, Do-Na, was zwei Flüsse heisst, weil er sich aus dem Zusammentreten zweier Flüsse bilde. Dankowsky[1]) giebt ihm slavisches Entstehen von Dan ubij, (er verwüstet die Gaben der Natur) seiner häufigen Ueberfluthungen wegen. Nach wieder Anderen heisst Dan, Tan, Don, das sich im Namen vieler Ströme findet, überhaupt der Fluss, und somit Dan-ubis der obere, Dan-ister der untere oder östliche Fluss.

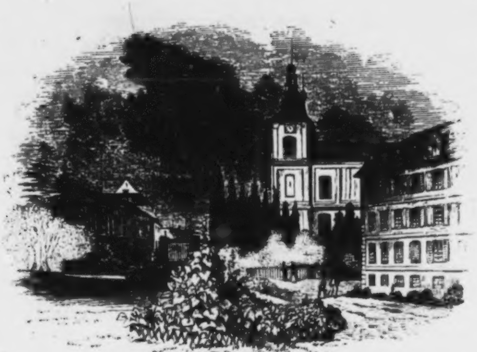
Ueber die eigentliche Quelle der Donau war man auch lange im Zweifel. Ermittelt ist jetzt, dass sie aus dem Zusammentreten dreier Gewässer entsteht, aus der Brege, der Brigach und der auf dem Schlosshofe zu Donaueschingen eingefassten Quelle. Die Brege, ein forellenreiches helles Wasser, entspringt im Schwarzwalde, auf dem Berge Hausebene genannt, hinter Furtwangen in der Herrschaft Triberg des Grossherzogthums Baden. Sie fliesst bei Furtwangen, Föhrenbach, Braunlingen vorbei, nimmt in ihrem Laufe den Langenbach, die Linach, die Urach, die Schöllach und den Eisenbach auf, und eilt dann auf Donaueschingen zu. Nach Anderer Behauptung soll die Urach, die noch höher entspringt, die eigentliche erste Quelle der Donau seyn, woher auch ihr Name. Unter Donaueschingen nun vereint sich die Brege mit der Brigach, welche gleichfalls auf der Sommerau des Schwarzwaldes bei St. Georg in der Nähe von Triberg zuerst aus der Erde tritt und bei Villingen vorüber gleichfalls nach Donaueschingen strömt. Beide Flüsse führen Goldsand mit sich. Die dritte Quelle endlich ist die des Schlosshofes von Donaueschingen, die dort in ein steinernes Becken gefasst ausfliesst in die Ebene und in geringer Entfernung sich mit der Brege und Brigach vereint[2]).

Hier, bei Donaueschingen, beginnt die Donau. Das Städtchen dieses Namens, die Residenz des Fürsten von Fürstenberg, in der standesherrlichen fürstlich Fürstenbergischen Landgrafschaft Baar und im grossherzoglich Badenschen Bezirksamte Hufingen gelegen, befindet sich in einer Ebene, welche eine ziemlich freie Aussicht gewährt. Es ist von hohem Alter, kommt schon als Eschingen unter den Karolingern vor, war vom 13ten bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts Eigenthum der Herren von Blumenfeld, ging dann an die Herren von Stein, darauf an die Herren von Habsburg und von diesen 1488 an die Grafen von Fürstenberg über, deren Geschlechte es geblieben ist. Es hat über 3000 Einwohner und ausser dem gut gebauten Schlosse noch mehrere sehr statt-

---

[1]) *Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge.* I. S. 21.

[2]) Die Donau hat von allen Flüssen den stärksten Fall. Nach Genote entspringt ihre Quelle 10000 Fuss hoch über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Von Ingolstadt bis Ofen beträgt ihr Fall 212 Pariser Fuss. — Ihre mittlere Tiefe wird von Schultes in seinen Donaufahrten (Wien 1819) auf 10 Fuss, die Geschwindigkeit derselben bei dieser Tiefe auf 6 Fuss in einer Secunde festgestellt.



DIE QUELLE DER DONAU IN DONAUESCHINGEN.

liche Gebäude, wie z. B. das fürstliche Archiv, das Opernhaus, das Zeughaus, welches viele merkwürdige Rüstungen und Waffen enthält, die Domainenkanzlei und vorzüglich das Brauhaus, eins der bedeutendsten in Süddeutschland, in welchem täglich an 10,000 Maass Bier auf baierische Weise gebraut und weithin verschickt werden.

Bei dem Dorfe **Pforen**, wo der obenerwähnte Zusammenfluss Statt findet, nimmt die Donau erst ihren Namen an, und richtet Anfangs ihren Lauf von Nordwesten nach Südosten, an dem Marktflecken Neidingen vorüber, merkwürdig durch den Tod Karl's III. des Dicken, der hier am 12. Januar 888 in dem ehemaligen Nonnenkloster **Reichenau**, das später auch das Erbbegräbniss der Grafen von Fürstenberg war, das Zeitliche segnete, nachdem er seines Thrones entsetzt worden und in seinen letzten Tagen Mangel und Armuth gelitten hatte. Dann berührt sie das freundliche Landstädtchen **Geisingen**, das nicht mit dem fleissigen würtembergischen Geislingen darf verwechselt werden, und wendet nun ihren Lauf wieder nördlich, durch ein reichgesegnetes Land nach Möringen, an dessen Schloss sich eine in deutschem Lande weit verbreitete Begebenheit knüpft, die mehrfach von deutschen Dichtern im Liede, zuletzt von dem trefflichen Gustav Schwab in vier höchst gelungenen Romanzen gefeiert wurde[1]). Wir

---

[1]) G. Schwab's Gedichte Bd. II. S. 271; K. W. Justi's Gedichte; 1810; S. 207.

GEISINGEN.

wollen uns jedoch an das alte Volkslied[1]), als die ursprünglichste Quelle halten, und dem Leser dessen Inhalt, so wie Einzelnes aus demselben mittheilen, ehe wir der Donau auf ihrem weiteren Laufe folgen.

Den edeln Möringer — so lautet die Sage — trieb es im frommen Eifer zur Wallfahrt nach dem Lande des heiligen Thomas. Ehe er sich jedoch dazu anschickte, fragte er während einer Nacht sein herzliebes Eheweib, ob es getreulich sieben Jahre seiner harren wolle. Die Frau versprach es ihm, wenn gleich mit trübem Muthe, und fragte ihn, wer in seiner Abwesenheit ihr Beistand seyn solle. Er beruhigte sie, dass seine Dienstmänner ihr sollten untergeben seyn. Als er nun am anderen Morgen sein Schlafgemach verliess und ihm sein Kammerer entgegentrat und ihm Wasser zum Waschen darreichte, vertraute er diesem auch seinen Entschluss an und befahl ihm, „der Frauen sein zu pflegen“, wenn er wiederkehre, so wolle er ihn reichlich dafür belohnen.

Do sprach der Kammerer tugendleich:
„Edler Ritter, es däucht mich gut,
Ihr bliebt herhaim (daheim) bei eurem Reich,
Die Frauen tragen kurzen Mut.
Vernehmt mich recht, was ich euch sage,
Dass ich der Frauen eben pflig (pflege)
Nit länger dann sieben Tage.

---

[1]) Grätens Bragur III, S. 402 und VIII, S. 200.

Das machte den edeln Ritter nun sehr besorgt, aber der junge Herr von Neuffen, dem er es mittheilte, beruhigte ihn und versprach sich seiner Gattin gewissenhaft anzunehmen, und wenn er auch dreissig Jahre lang ausbliebe. Beruhigt zog nun der Möringer in die Ferne und verweilte dort aus freiem Willen sieben Jahre. Da aber, als er einst in einem Garten lag und schlief, hatte er einen sehr schweren Traum, als ob ein Engel des Himmels ihn wecke und ihm befehle, heimzukehren, denn:

„Der jung von Neuffen nimmt dein Weib.“

Tief betrübt raufte er seinen grauen Bart, betete und schlief vor Kummer wieder ein. Als er von Neuem aufwachte, sass er in der Heimath vor seiner Mühle. Inbrünstig dankte er nun Christus und der heiligen Jungfrau, dass sie ihm so gnädig beigestanden, und ging dann in die Mühle unerkannt, als ein Pilgrim. Da erfuhr er, dass seine Gattin sich noch an demselben Tage mit dem jungen von Neuffen zu vermählen gedenke. Höchst traurig begab sich der edle Möringer nun nach seiner Burg, klopfte an und bat als ein müder Wanderer um Einlass und ein Almosen. Der Thorwart meldete es seiner Gebieterin, welche den Fremden einzulassen befahl und gelobte ihm ein ganzes Jahr lang zu essen zu geben.

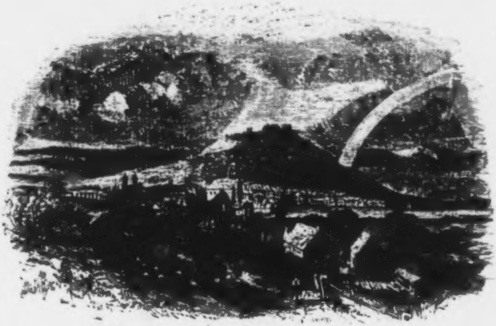
Da der edel Möringer
In sein eigen Burg ginging,
Ihm war leid und also schwer,
Dass ihn da kein Mann empfing.
Er satzt sich nieder auf ein Bank:
Wie dem edeln Möringer
Eine kleine Weile ward so lang!

Gegen Abend endlich als Alle fröhlich und guter Dinge waren und das Fest seinem Ende nahte, bemerkte der beste Dienstmann, der Möringer habe die Sitte gehabt, dass kein Gast auf seiner Burg zur Ruhe gegangen, bevor er nicht ein Lied gesungen. Das vernahm der junge Herr von Neuffen, befahl den Lautenspielern und Pfeifern, innezuhalten und forderte den Möringer auf, jener Sitte zu huldigen. Dieser gehorchte und stimmte ein tadelndes Lied auf die Braut an. Als die Frau das vernahm, betrübte sie sich und setzte dem Pilgrim einen goldnen Becher mit Wein vor. In denselben nun warf der Ritter seinen Trauring und sandte ihn durch den Mundschenk seiner Gattin. Diese erkannte an der Gabe, dass ihr Herr zurückgekehrt sey; sie stand auf, warf sich vor ihm auf die Kniee, bekannte, dass sie ihre Frauenehre noch habe, und bat um seine Verzeihung. Dasselbe that auch der junge Herr von Neuffen, der sich willig der verdienten Strafe unterwarf. Da liess aber der edle Ritter Gnade vor Recht ergehen, indem er sprach:

„Herr von Neuffen, es soll nit seyn,
Vergesst ein Theil der euern Schwer
Und nehmet euch die Tochter mein
Und lasset mir die alte Braut;
Mit der kann ich mich wohl verrichten,
Sie war zwar (zuvor) meines Herzens Traut."

Darin willigte der Herr von Neuffen herzlich gern, und in Fried' und Freude endete so des Möringers Wallfahrt.

Hinter Möringen nimmt die Donau das Flüsschen Elta auf, verlässt das Badensche Gebiet, tritt in das Königreich Würtemberg ein und erreicht nun die Stadt TUTTLINGEN im Schwarzwaldkreise, in dem sogenannten Baar. Dieselbe liegt auf dem rechten Ufer der Donau, welche hier bedeutend an Umfang, Tiefe und Geschwindigkeit zunimmt.



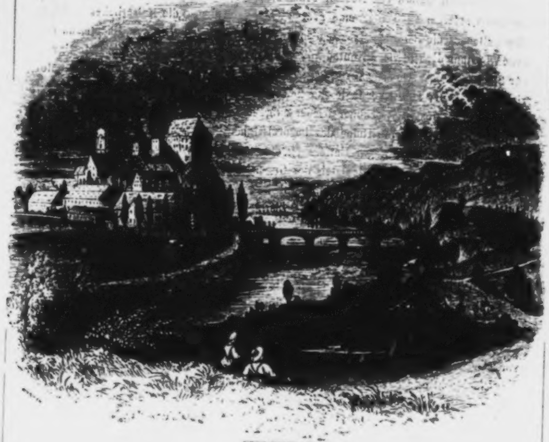
TUTTLINGEN.

Tuttlingen ist ein gewerbreicher Ort mit ungefähr 4500 Einwohnern, zwei Kirchen, einem vortrefflichen Spital, das Katharinenstift genannt, vielen Webereien und nicht unbeträchtlichem Transitohandel nach der Schweiz. In der Nähe sind bedeutende Eisenwerke. Schon im neunten Jahrhundert wird es in Urkunden erwähnt. Im vierzehnten Jahrhundert ward es würtembergisch und ist es seitdem geblieben, obwohl es mitunter verpfändet und selbst von fremder Gewalt an einen andern Herrn verschenkt worden.

Von den Greueln des Krieges hat es viel zu ertragen gehabt. Im dreissigjährigen Kriege ward es 1633 von den Kaiserlichen erobert, 1638 wurden diese daraus vertrieben, 1640 besetzten es die Baiern von Neuem, sahen sich aber 1642 von den Franzosen verjagt, die nun wiederum 1643 hier eine grosse Niederlage durch die Kaiserlichen erlitten. Nun hatten es die Baiern von Neuem inne, mussten aber dem tapfern Hauptmann der nahen Festung Hohentwiel, Konrad Widerhold, weichen, der alsbald die Befestigung der Stadt zerstörte. Im Jahre 1703 vereinigten sich hier die französischen und die baierischen Truppen; 1803 aber legte eine heftige Feuersbrunst Tuttlingen ganz in Asche, doch ist es seitdem weit schöner wieder aufgebaut worden. Auf einem hohen Berge hinter der Stadt liegt die Ruine des im dreissigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Honberg, so wie in geringer Entfernung die alte Schmelzhütte Ludwigsthal; beide tragen bedeutend dazu bei, den Reiz der Gegend, welche höchst anmuthige Parthieen darbietet, zu erhöhen.

Bei Nendingen, Mühlheim und Friedingen vorüberrauschend sieht nun die Donau in ihren Fluthen die kleine Bergfeste Wildenstein sich spiegeln. Diese liegt auf einem steilen aus der Donau heraufsteigenden Felsenkegel, der auf allen Seiten abgeschlossen für sich dasteht. Ihm gegenüber ist auf dem Ufer auf einem zweiten Felskegel eine Mauer aufgeführt und von dieser aus durch eine Zugbrücke der Zugang zu dem Schlosse bewerkstelligt. Im dreissigjährigen Kriege allein gerieth es durch List in Feindes Hände, bis dahin war es für unbezwinglich gehalten worden. Ursprünglich gehörte es den Wilde von Wildenstein, kam darauf an die Herren von Gundelfingen, von diesen an die Grafen von Zimmern, dann an die Grafen von Helfenstein, fiel, als dies Geschlecht erlosch, durch Erbschaft den Fürstenberg zu, und ward von denselben 1733 an Baiern verkauft. Die Felsparthieen in der Nähe, so wie die nicht weit davon befindliche Ruine Falkenstein bieten sehr romantische Aussichten dar.

Von Tuttlingen ab, mit mehreren Krümmungen die Richtung von Südwest nach Nordost einschlagend, tritt nun die Donau in das Gebiet des Fürstenthums Hohenzollern ein und erreicht, zwischen felsigen Ufern dahin strömend, Siegmaringen, die Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Siegmaringen. Die Stadt ist nur klein, hat nicht viel über 1400 Einwohner, obwohl sie der Sitz der Regierung, der Hofkammer und des Oberforstamtes dieses Fürstenthums, dagegen aber einige sehr schöne Gebäude und zeichnet sich namentlich durch das weitläuftige und eigenthümliche Schloss aus, welches nördlich auf einem hohen Felsen liegt. Eine sehr elegante Brücke führt hier über die Donau. Siegmar soll das Schloss bereits im neunten Jahrhundert aufgeführt haben, später ward es Eigenthum der Grafen von Pfullendorf und leistete dem Gegenkaiser Heinrich's IV., Rudolph von Rheinfelden, so tapferen Widerstand, dass dieser unverrichteter Sache abziehen musste und ihm den unerwünschten Ausgang seines Feldzugs überhaupt zuzuschreiben hatte. Als das Geschlecht derer von Pfullendorf erlosch, fiel die Grafschaft

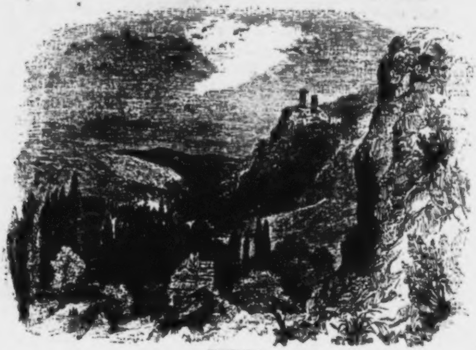


SIEGMARINGEN.

denen von Montfort zu und führte fortan ihren Namen von dem Schlosse. Bald darauf verkauft, blieb es lange unbewohnt, bis es Pfand der Grafen von Werdenberg ward. Im Laufe der Zeiten wurde es, je nach dem herrschenden Geschmacke, vergrössert und ausgeschmückt. Es ist in seinen Gängen reich mit Hirschgeweihen, unter denen manches seltene Naturspiel, geziert. Im Rittersaale sind die Bilder der Grafen und nachherigen Fürsten von Hohenzollern, seit Tassilo, in Lebensgrösse, so wie im Portale des Thurms, welcher das Archiv enthält, die Statue des letzten vom Geschlecht der Werdenberge. Bekanntlich stammen die Könige von Preussen von den Fürsten von Hohenzollern ab, und man erzählt, dass Napoleon, als er einst bei dem Stammschlosse Hohenzollern, welches ebenfalls hoch auf einem Felsen liegt, verächtlich gefragt: „*Quel est ce vieux nid là?*“

von einem ihn begleitenden Preussen die Antwort bekommen: „*Sire! c'est le nid de l'aigle noir.*“ [1]).

Fortwährend in der Richtung von Südwest nach Nordost, begrüsst die Donau auf ihrem Laufe noch manches alte stattliche Bergschloss, das sich entweder in ihren Fluthen spiegelt, oder doch in ihrer Nähe auf steilem Fels erhebt. Eins der pittoresksten ist die alte Burg RAUHENSTEIN, auf welche man jetzt mit Recht die Worte des unlängst gestorbenen und doch von unserer Zeit schon sehr verkannten, einst so gefeierten Matthisson anwenden kann:



RAUHENSTEIN.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz entwich.
— — — —
O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls erfreut.
Disteln ranken einsam auf der Stätte — — —

---

1) Was ist das für ein altes Nest da? — Sire, das ist der Horst des schwarzen Adlers.

Von Siegmaringen aus fliesst nun die Donau bei dem würtembergischen Städtchen Riedlingen vorüber, einer der vormaligen vorderösterreichischen fünf Donaustädte, das einstige Turadinum, jetzt ein gewerbreicher nahrhafter Ort, mit vielen alten Kapellen und noch weit mehr neueren Schenken, und nimmt hier die Flüsse Schwarzach und Biber auf, berührt das Dorf Zwiefalten, von welchem eine Stunde entfernt die jetzt in ein Irrenhaus umgewandelte ehemalige Abtei gleichen Namens liegt, nach welcher einst Heinrich der Stolze seinen Schwager Friedrich von Schwaben lockte, um ihn dort zu ermorden, aus der dieser aber glücklich entkam, auf Rache brütend, die später im langen Kampfe der Welfen und Waiblinger nur zu reichlich befriedigt wurde. Die Ruinen von Rechtenstein und Reichenstein tragen, so wie die ehemalige Reichsabtei Marienthal nicht wenig dazu bei, den Lauf der Donau zu verschönen, welche nun Munderkingen (Mundrichingen), gleichfalls eine der früheren vorderösterreichischen Donaustädte, — früher das Eigenthum derer von Munderkingen, darauf der Grafen von Emmerkingen, die sie an Oesterreich verkauften und jetzt würtembergisch, — berührt und bei Rothenacker vorbei ihre Fluth nach Ehingen richtet, das ein sehr alter Ort ist und von dem man meint, es sei das Dracuina des Ptolemaeus. Es gehörte früher den Grafen von Berg, die es an Oesterreich verkauften, war dann ebenfalls eine vorderösterreichische Fünfstadt und ist jetzt würtembergisch. Die Stadt Ehingen gehört zum Donaukreise des Königreiches Würtemberg, zerfällt in die obere oder Neustadt und in die untere oder Altstadt, hat ungefähr 3000 Einwohner, viele Baumwollenspinnereien und an merkwürdigen Gebäuden und Anstalten ein Gymnasium, das Versammlungshaus des ehemaligen schwäbischen Rittercantons Donau, mehrere alte Kapellen, die sehr schöne Marienkirche mit einer ausgezeichneten Statue der heiligen Jungfrau von mehr als Lebensgrösse, und einen trefflichen Marktbrunnen. Hier fliesst die Schima in die Donau und es finden sich Ueberbleibsel der alten Römerstrasse. Immer noch in nordöstlicher Richtung zieht nun die Donau bei Berg und Oepfingen vorbei, windet sich unterhalb Göcklingen durch das taube Ried, einen ausgedehnten Moor und Haidegrund, und erreicht nun das altehrwürdige Ulm und mit ihm die Grenze des Königreiches Würtemberg.

Recht im Herzen von Schwaben, da wo die Iller und die Blau sich in die Donau münden und diese dadurch schiffbar wird, liegt die einst so mächtige und bewegte Stadt, schon früh bedeutend, vielleicht das Ulema des Ptolemaeus, welches Attila zerstörte, der Franke Chlodwig aber im Jahre 501 wieder aufbaute. Ueber ihren Ursprung, wie über ihren Namen, den Einige von den vielen dort wachsenden Ulmen, Andere von Holm (die Höhe am Flusse) und wieder Andere von dem Volksstamme der Hulmiger herleiten, lässt sich nichts Bestimmtes ermitteln; das aber ist gewiss, dass sie unter den Karolingern bereits als eine *villa regia* vorkommt, (die älteste dies erwähnende Urkunde ist von 843,) dass Ludwig der Fromme hier 854 öffentlich zu Gericht sass, und dass Arnulph hier nach der Normannenschlacht 892 im *palatium regium* das heilige Christfest feierte. Früh an Ansehen und Bedeutung zunehmend, gehörte sie am Schlusse des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung schon zu den wichtigsten Städten Schwabens und hielt treu zu dem Geschlecht der Hohenstaufen, was sie jedoch bald schwer zu büssen hatte, denn Heinrich von Baiern erstürmte dieselbe im Jahre 1134, legte sie gänzlich in Asche und tödtete ihre Bürger oder nahm sie als Gefangene mit sich fort. Die Hohenstaufen vergassen jedoch ihrer Treue nicht, und unter Konrad ward sie schon 1140 wieder erbaut und mit reichen Privilegien bedacht. Ihr Handel blühte nun glänzend auf und durch ihn wuchs auch ihre Macht. Standhaft beharrte sie in ihrer Treue zu den Hohenstaufen und 1246 tödtete der Pfeil eines Ulmers den Gegenkönig Heinrich Raspe vor Ulms Mauern. Sich im Innern mit gleicher Festigkeit ausbildend, stand nun Ulm bald selbstständig da und wurde schon vor dem verderblichen Interregnum zur freien Reichsstadt erhoben. Jetzt aber entspannen sich Zwistigkeiten in ihrem Inneren; die Patricier und die Gewerke traten einander feindlich entgegen, und erst nach vierzigjährigen Kämpfen, während welcher selbst der Bann der Kirche sie bedrohte, gestaltete sich eine bessere Ordnung der Dinge 1345, und die Anmaassungen der übermüthigen Geschlechter wurden auf immer gelähmt. Jetzt bei vorwaltendem demokratischen Princip entwickelte sich Ulm zur herrlichsten Blüthe und während zweier Jahrhunderte erfreute es sich des seltensten Gedeihens, so dass in einem bekannten Volksreim des Mittelalters von ihm gesagt wurde, sein Geld gehöre mit zu den Dingen, welche die Welt beherrschten [1]). Es hatte damals 60,000 Einwohner, stand an der Spitze des Städtebundes und focht mannhaft in den vielen Kämpfen jener Zeit, trotzte hinter seinen sicheren Mauern den Angriffen der Feinde und trieb, der Bedrängungen der Ritter ungeachtet, den ausgedehntesten Handel in Deutschland, nach der Schweiz, dem Lande Tyrol, Italien und Ungarn. Seit der Entdeckung Amerika's und noch mehr seit Auffindung der Seestrasse nach Ostindien, welche dem Handel nach dem Oriente ganz neue Wege eröffnete, am Meisten aber seit der Reformation, deren eifrigste Anhängerin Ulm schon 1530 durch die Vermittelung ihres Bürgermeisters Bernhard Besserer von Roth wurde, begann die Blüthe der Stadt zu welken und die nächstfolgende Zeit beschleunigte den Verfall derselben. Karl V. raubte ihr ihre Verfassung. Noch tiefere Wunden schlugen ihr aber die Greuel des dreissigjährigen Krieges, der ihr bloss an öffentlichen Mitteln vier Millionen Gulden kostete, und während dessen sie in einem Jahre (1635) den vierten Theil ihrer Bewohner, 15,000 Menschen, durch die Pest einbüsste. Seit dieser

---

[1]) Jener Volksreim lautet:

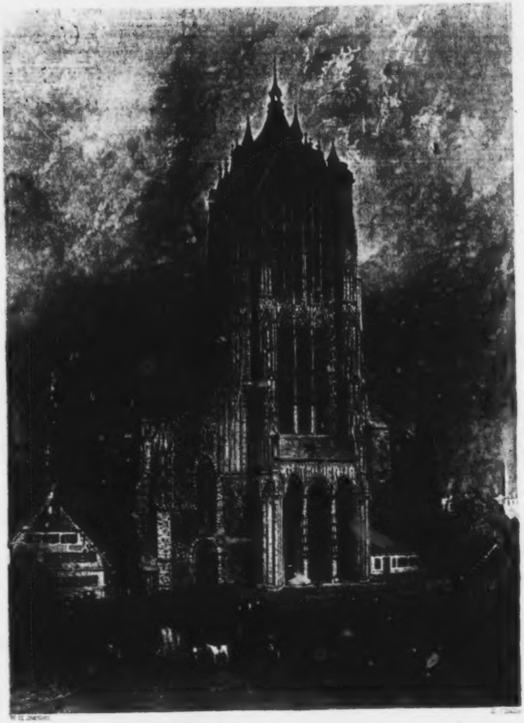
Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Strassburger G'schütz,
Nürnberger Witz
Und Ulmer Geld,
Regiert die Welt.

Zeit hat sie sich nicht wieder erholt; von harten Steuern während des siebenzehnten Jahrhunderts unaufhörlich bedrückt, ward sie im Successionskriege 1702 von den Baiern eingenommen und bis 1704 furchtbar heimgesucht. Als endlich ein allgemeiner Friede nach dem siebenjährigen Kriege Deutschland beglückte, störten wieder innere Zerwürfnisse das Gedeihen der Stadt, und seit der französischen Revolution ward sie zu dreien Malen von feindlichen Angriffen erschüttert. Ulm sank immer mehr, hörte 1802 auf eine freie Reichsstadt zu seyn und wurde baierisch, erlebte 1805 die schimpfliche Uebergabe des General Mack, und ward 1810 an die Krone Würtemberg abgetreten, unter deren liebevollem Schutze es sich allmählig zu erholen und langsam aufzublühen beginnt. So bedeutend, wie einst Ulms Handel war, wird er, trotz der günstigen Lage der Stadt, schwerlich jemals wieder werden. Einst hatte es unter Anderem zweihundert Weber, welche jährlich allein mehr als 600,000 Gulden erwarben, und seine berühmten Bleichen lieferten in einem Jahre 60,000 Stücke Barchent und mehr als 40,000 Stücke Golschen ab. Eine Reihe berühmter Künstler und Gelehrten, wie Bartholomäus Zeitblom, Martin Schön, Martin Schaffner, die Syrlin, Agricola, Beham, Freinthemius, Hans Nydthart u. A. trugen ebenfalls im Mittelalter nicht wenig zum Glanze seines Namens bei.

Ulm zählt gegenwärtig ungefähr 15,000 Einwohner, welche sehr werkthätig sind und einen beträchtlichen Handel treiben, der täglich zunimmt, vorzüglich in Leinwand, Leder, den bekannten Ulmer Pfeifenköpfen, Zunder, gemästeten Schnecken[1]), Zuckerbrod, Gemüse (die Ulmer Spargel sind weit und breit berühmt). Auch werden seine Festungswerke gegenwärtig wieder hergestellt. Unter seinen noch erhaltenen Gebäuden aus alter Zeit ist vor Allem sein berühmter Münster zu bemerken, die grösste und höchste Kirche Deutschlands und eins der interessantesten Denkmäler mittelalterlicher Baukunst. Der Grundstein zu demselben ward am 30. Juni 1377 gelegt und im Bau 1494 innegehalten. Der ganze von dem Gebäude eingenommene Flächenraum beträgt 69,056 Quadratfuss, also fast 22,000 Quadratfuss mehr, als der Strassburger Münster, und 11,000 Quadratfuss mehr, als die Stephanskirche in Wien. Der Thurm ist 337 Fuss hoch. — Das Innere besteht aus fünf parallel laufenden Schiffen, von denen das mittlere 141 Fuss hoch ist, der Chor hat 90 Fuss Höhe und 100 Fuss Länge; die äussere Länge der Kirche beträgt 486, die äussere Breite 205 Fuss. Der Kostenaufwand wird auf 900,000 Gulden geschätzt. Noch jetzt ist der Münster reich an vortrefflichen Bildern und Holzschnitzereien; vor der Reformation enthielt er aber 51 reichgeschmückte Altäre; und ausserhalb der Kirche befand sich ein berühmter Oelberg, ein Meisterwerk deutscher Kunst, welcher 1531 zerstört wurde. — Zu den übrigen

---

1) Es hat Jahre gegeben, wo über vier Millionen Schnecken (10,000 in einer Tonne, die Tonne zu 25 bis 40 Gulden) ausgeführt wurden. Falheim und Leiben, auf der baierischen Seite der Donau, haben den Ruhm, die Orte zu seyn, wo die Schnecken am Besten gemästet werden.



W. H. Bartlett [illegible]

Ulm Cathedral

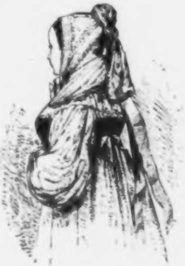
Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören die Michaeliskirche, das Rathhaus mit dem schönen von Jörg Syrlin aufgeführten Marktbrunnen, die von Würtemberg und Baiern gemeinschaftlich erbaute Donaubrücke, auf deren Mitte das würtembergische Gebiet aufhört und das baierische beginnt, u. a. m.

Die Ansicht von Ulm, welche hier beigefügt worden, ist vom Schlachtfelde — einem aufsteigenden Grunde im Würtembergischen, welcher die Stadt und das baierische Gebiet beherrscht und sich längs dem rechten Donauufer ausdehnt — aufgenommen. In der Ferne zeigen sich die Tyroler Alpen.

II.

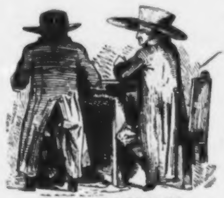
VON ULM BIS REGENSBURG.

Wenn der Reisende Ulm verlässt und über die Donaubrücke in Baiern einfährt, so begrüsst er zuerst das schon auf baierischem Gebiete liegende Neu-Ulm, dann Wiblingen, wo die Iller in die Donau strömt und wo sich früher ein 1099 von den Grafen von Kirchberg gestiftetes Benedictinerkloster befand. Weiterhin führt ihn sein Weg an Schloss Böffingen, den beiden Thalfingen und Elchingen mit dem prachtvollen Klosterbau, wo Ney am 14. October 1805 die Schlacht gewann, der er seinen Herzogtitel zu verdanken hatte, vorüber. Auf sanftem Hügel zeigt sich jetzt das Städtchen Bergheim, wo 1525 die aufrührerischen Bauern, die an den hartherzigen Edeln des Landes früher genommene furchtbare Rache mit einer der blutigsten Niederlagen, welche dieser grässliche Krieg überhaupt aufzuweisen hatte, bezahlen mussten; denn wer von ihnen dem unerbittlichen Schwerte entrann, fand unvermeidlichen Tod in den Wogen der Donau. Heitere Bilder verscheuchen jedoch rasch diese trübe Erinnerung, denn auf dem rechten Donauufer winkt dem Wanderer bald darauf das stattliche Günzburg ein freundliches Willkommen zu. Die Donaufahrt ist bis dahin sehr ergötzlich, und in reicher Mannigfaltigkeit wechseln üppige Wiesen, reiche Felder, sanfte Anhöhen, belebte Dörfer und Schlösser mit einander ab. Eigenthümlich ist auch die Tracht des Landvolkes in dieser Ge-



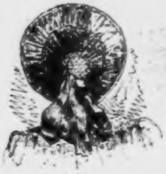
EINE BÄUERIN IM SONNTAGSSTAAT

gend und fällt dem Reisenden nicht wenig auf. Wahrscheinlich seit Jahrhunderten dieselbe, mag sie wohl hin und wieder besonders durch die Invasion der Franzosen kleine Aenderungen erlitten haben, einem bedeutenden Wechsel, der ihren eigenthümlichen Charakter zerstört hätte, ward sie jedoch nicht unterworfen. Der Kopfputz der Frauen ist nicht allein malerisch, sondern oft auch wirklich elegant und nicht selten mit reicher Stickerei geschmückt. Die Mütze gleicht denen der fränkischen und thüringischen Bäuerinnen, besteht aus einem dreieckigen Stücke, meist von Seidenstoff, und ist reich mit langen fliegenden seidenen Bändern geschmückt. Die Männer dagegen haben gleichfalls ihre eigenthümliche, wahrscheinlich nicht minder alte Tracht, doch ist diese weit einfacher und besteht meist aus einem sehr breiten Hute, der vortrefflich die Stelle eines Regenschirmes vertritt; aus einem sehr langen, im Schoosse breiten Ueberrocke, mit thalergrossen runden metallenen Knöpfen, einer gewöhnlich scharlachrothen oder doch hellfarbigen Weste, kurzen Hosen, dicken weit hinaufreichenden Strümpfen, derben, mit tüchtigen Nägeln versehenen und mit glänzenden breiten, oft silbernen und als ein Erbstück dem Besitzer sehr werthen Schnallen geschmückten Schuhen. Die Tracht ist bequem, warm und wohlfeil, und daher, wenn auch nicht eben geschmackvoll, doch dem Klima und den Beschäftigungen derer, die sie tragen, angemessen.



BAUERN AUS DER GEGEND VON ULM.

Die Stadt Günzburg liegt im baierischen Oberdonaukreise, am rechten Ufer der Donau und an dem kleinen Flusse Günz; hat 4000 Einwohner, ein schönes auf einem Hugel liegendes Schloss, und war fruher der Sitz der Regierung der Markgrafen von Burgau, welche hier ihre eigene Münze hatten. Von Oesterreich kam es 1805 an Baiern, unter dessen Herrschaft es sich, trotz vielen Kriegsübeln, von denen es heimgesucht worden, ausserordentlich erholt hat. Einige Alterthumsforscher behaupten, Günzburg habe schon unter Constantin dem Grossen 340 als Stadt gegolten und damals den Namen Contia geführt. Die Umgebungen sind sehr schön. In der Nähe erheben sich gleichfalls auf dem rechten Donauufer die beiden stattlichen Bergschlösser Reisensburg und Landstrost. Das erstere, welches schon in Urkunden des zwölften Jahrhunderts vorkommt, liegt hart am Flusse auf einer sehr steilen Anhöhe und gewährt eine herrliche Aussicht. Landstrost hat eine eben so malerische Lage. Es war ursprünglich Lehen von Schwaben und kommt gleichfalls schon fruh in Urkunden vor, doch hat es oft seine Besitzer gewechselt. In der Nähe von Günzburg ist der hier beigefügte Kopfputz üblich.



WEIBLICHER KOPFPUTZ IN DER NÄHE VON GÜNZBURG.

Nur mit geringen Krümmungen immer noch den Lauf nordöstlich richtend, fliesst die Donau, deren Wasser durch die unter Feimingen einmündende Brenz eine stärkere Bewegung erhält, an Offingen, Gunderemmingen, Notzingen, Gundelfingen und Feimingen vorüber nach Lauingen, einem Städtchen im baierischen Oberdonaukreise, mit 3500 Einwohnern, die lebhaften Handel treiben, einem Schlosse, einem schönen, in antikem Style von Quaglio erbauten Rathhause, und einer alten merkwurdigen Kirche, in welcher sich das Erbbegräbniss der Herzoge von Pfalz-Neuburg und auf dem Altar der in Wachs bossirte Körper des Albertus Magnus befindet. Lauingen soll das alte Lavinia der Römer seyn; dass hier sich einst eine römische Legion befand, ist wenigstens durch mehrere daselbst aufgefundene und sorgfältig bewahrte Inschriften sicher ermittelt worden. Auch kommt Lauingen schon früh in Urkunden des Mittelalters vor; zuerst 890, wo es Villa Logena genannt wird. Oft durch Gewalt seinen Herrn wechselnd, ward es von Ludwig dem Bärtigen um 1413 erweitert und mit Ringmauern versehen und später, im dreissigjährigen Kriege 1632 von den Schweden erobert und beregelmässig befestigt. Besonders merkwürdig ist diese Stadt als Geburtsort des berühmten Albertus Magnus, an dessen Andenken noch viele Zaubersagen vergangener Tage haften. Er ward dort im Jahre 1193, nach Anderen 1205 geboren, ein Abkömmling des gräflichen Geschlechtes derer von Bollstädt, machte seine Studien zu Padua, trat darauf in den Orden der Dominicaner, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provinzial seines Ordens und 1260 Bischof von Regensburg, kehrte aber bereits 1262 in sein Kloster zurück und beschloss hier seine Tage. Der beruhmte Thomas von Aquino war sein Schüler, und Albertus ward selbst später einer der eifrigsten Anhänger des von diesem aufgestellten philosophischen Systems; ein Fall, der sich wohl selten in der gelehrten Welt ereignen mag. Durch seine seltenen und für die Menge damals ganz unbegreiflichen Kenntnisse in den mathematischen und den Naturwissenschaften gerieth er in den Ruf der Magie, den im Mittelalter viele hohe Geistliche, ja sogar einige Päpste mit ihm theilten, und die Sage schrieb ihm Wunderdinge zu, wie z. B. die Verfertigung eines Automates, eines die Muskeln bewegenden und redenden Kopfes, welchen Thomas von Aquino während seiner Abwesenheit in heiligem Eifer zertrümmerte, worauf der grosse Lehrer mit bewundernswürdiger Gelassenheit nur bemerkte: „O Freund! du hast ein Werk von dreissig Jahren zerstört“; so ferner erzahlte sie auch von einem

Zaubermahl, das er 1254 dem Kaiser Wilhelm im Dominicanerkloster zu Cöln gegeben und bei welchem er im Klostergarten mitten im Winter den blühendsten Frühling hervorgezaubert: so endlich berichten wohlerhaltene Meistersänge von ihm, wie er des Königs von Frankreich Tochter gezwungen, ihm zu Willen zu seyn, und wie er eine buhlerische Königin von Frankreich (dieselbe, welche später in der berüchtigten *Tour de Nesle* von der Bühne herab die Pariser Epiciers unserer Tage mit angenehmem Grausen erfüllte) bestraft, weil sie neun junge Studenten ihren Lüsten geopfert und die Sünderin dann zu reuiger Busse bekehrt, u. A. m. — Dass er für seine Zeit einen tiefen Blick in das geheime Walten der Natur gethan, leidet keinen Zweifel; seine Schriften von den Kräutern und Steinen und von den Geheimnissen der Frauen wurden lange als Autoritäten betrachtet und behielten später verdeutscht noch bis zu unseren Tagen „gedruckt in diesem Jahre“ als Volksbücher ihre Geltung bei der Menge. — Ein wunderlicher, 176 Fuss hoher, viereckiger, oben achteckiger Thurm, an welchem ein Pfleger von Lauingen, aus dem Geschlechte derer von Imhof, von 1457 bis 1478 bauen liess, bewahrt auch noch sein Bildniss; ausserdem zeigt derselbe noch das Wahrzeichen der schönsten Jungfrau, der Gräfin Geislin von Dillingen nämlich, des grössten Pferdes und der Heldenthat, welcher Lauingen sein Stadtwappen, einen gekrönten Mohren mit goldener Kette, zu verdanken haben soll. Nach Hormayr's Mittheilung[1]), die wir hier folgen lassen, erzählt die Sage darüber: „Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau zwischen Lauingen und Feimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Christen und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Calatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiss erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: „Was sinnst du? Ich sage dir, dass du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfwil (später Lauingen) ist dazu ausersehen.“ — Der Calatin erwiederte: „Wer bist du? Wie dürfte ich die Ehre eines Kampfes von mir ablehnen?“ — „Ich bin Georg, Christi Held,“ — sprach der Unbekannte — „und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling.“ — Mit diesen Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marschall, welcher ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde nun beschlossen, dass der Schuster gegen den Heiden streiten sollte. Der Schuster übernahm es und besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiser die Wahl, von drei Gnaden sich auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nahe von Lauingen, dass diese der Stadt als Gemeingut gegeben werde. Zweitens, dass

---

1) S. dessen historischen Taschenbuch für 1837.

die Stadt mit rothem Wachs siegeln dürfe (welches sonst keinem unmittelbaren Ort verstattet war). Drittens, dass die Herren von Calatin eine Mohrin als Helmkleinod führen durften. Alles wurde ihm bewilligt und der Daumen St. Georg's sorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt: die eine Hälfte in Gold gefasst zu Maisheim, die andere zu Pappenheim."

Das nächste Städtchen, das sich in den Fluthen der Donau auf dem linken Ufer derselben spiegelt, ist Dillingen, ein betriebsamer Ort mit 3600 Einwohnern, einem Schloss, Lyceum und Gymnasium, ehemals die Residenz des Bischofs von Augsburg, und eine Universität, welche mehr Professoren als Studenten zählte und 1804 aufgehoben wurde. Die historischen Erinnerungen, welche sich hier dem Reisenden darbieten, sind nicht eben erquicklich; er eilt daher rasch weiter, dem nur eine Stunde entfernten Hochstätt zu, das wiederholt der Schauplatz grosser, weltbewegender Ereignisse war und dessen Schloss man schon von Lauingen her fernhin schimmern sieht. Gleichfalls auf dem linken Donauufer liegend, da wo die kleine Eisch die noch kleinere Egweid aufnimmt, ist dies Städtchen, mit fast 2200 Einwohnern, der Sitz eines Landgerichtes und hat mehrere wohlthätige Stiftungen. Schon im neunten Jahrhundert wird seiner in Urkunden Erwähnung gethan; 1266 soll es dem Herzoge Ludwig von Baiern erblich zugefallen sein, nach Anderer Meinung dieser es aber von Conradin von Schwaben erkauft haben. Im Jahre 1083 ward Welf I. von Baiern hier von Kaiser Heinrich IV. auf das Haupt geschlagen und verlor in Folge dieser Niederlage sein Herzogthum. Im dreissigjährigen Kriege (am 12. und am 22. August 1634) wütheten die Kroaten fürchterlich in Hochstätt. Am 20. September 1703 erlitt hier der kaiserliche General Graf Styrum einen schweren Verlust, welcher aber schon im nächsten Jahre wieder ausgeglichen wurde durch die berühmte Schlacht von Hochstätt oder Blindheim (Blenheim), einem Dorfe in der Nähe, wo der Herzog von Marlborough zugleich mit Eugen von Savoyen sich unsterblichen Ruhm erwarb, und bei welcher wir, einem englischen Führer uns anschliessend, dem wir manche interessante Einzelnheit verdanken, einen Augenblick verweilen wollen.

Von Blenheims Thürmen sah der Gallier
Mit wildem Schreck des heissen Kampfes Wechsel;
Sein wallend Banner, das so oftmals er
In Strömen Blut und auf des Todes Feldern
Siegreich erhoben, das so oft den Feind
Erreicht, das in der Bresche ruhmvoll wehte,
Des Feindes letzte Linien durchbrechend,
Liess jetzt der Veteran in Thränen fahren.

Die Schlacht war eine der hartnäckigsten seit Menschengedenken und der Sieg der vollkommenste und glänzendste, welchen je britische Waffen davon getragen. Zehntausend Franzosen und Baiern blieben todt auf dem Platze; der grössere Theil von dreissig Schwadronen Reiter und Dragoner kam in der Donau um; dreizehntausend Mann wurden zu Gefangenen gemacht, hundertsiebenzehn Kanonen, vierundzwanzig Mörser, hundertneunundzwanzig Fahnen, hunderteinundsiebenzig Standarten, siebenzehn Paar Pauken, dreitausendsechshundert Zelte, vierunddreissig Kutschen, dreihundert beladene Maulthiere, zwei Schiffsbrücken, funfzehn Pontons und dreiundzwanzig Fässchen mit Geld erbeutet und genommen. Von den Alliirten wurden ungefähr viertausendfünfhundert Mann getödtet und nahe an achttausend Mann verwundet oder gefangen. Man schrieb den Verlust der Schlacht, welcher dem französischen Marschall Tallard und dem Kurfürsten Maximilian von Baiern so verderblich wurde, zwei von dem Ersteren begangenen groben Fehlern zu; nämlich dass er das Centrum schwächte, indem er eine so grosse Anzahl Truppen nach Blindheim detachirte, und dass er die Alliirten ungestört über das Flusschen setzen und sich aufstellen liess. Jedenfalls trug Beides bedeutend zu dem Siege Marlborough's bei, der mit der grössten Unerschrockenheit durch das heisseste Feuer ritt und seine Befehle mit aller seinem Charakter eigenthümlichen Geistesgegenwart und Bedachtsamkeit ertheilte. Seine darauf folgende Zusammenkunft mit Tallard, der seinen Sohn im Kampfe verloren hatte, zeichnete sich durch ritterliche Gesinnungen aus, welche sowohl dem Sieger wie dem Besiegten Ehre brachten. „Es betrübt mich," — sagte Marlborough zu dem französischen Feldherrn, „dass ein solches Unglück persönlich einen Mann traf, für den ich als Menschen wie als Krieger hohe Achtung hege." — „Ich wünsche Ihnen Glück," — entgegnete Tallard von diesem Complimente geschmeichelt, — „ich wünsche Ihnen Glück, die besten Truppen auf der Welt besiegt zu haben." Der Herzog erwiederte diese Artigkeit mit einer Verbeugung, setzte aber hinzu: „Verzeihen Sie, Marschall Tallard, wenn ich bei dieser Gelegenheit meine eigenen Truppen für die besten halte, da ich sehe, dass sie diejenigen überwunden haben, denen Sie ein solches Lob ertheilten."

Durch diesen berühmten Sieg ward das Haus Oesterreich vom gänzlichen Untergange gerettet und die Lage der Dinge in Deutschland änderte sich durchaus. Wenn man einen Blick auf das Schlachtfeld wirft, so fallen jedem mit englischer Literatur Vertrauten unwillkührlich Addison's meisterhafte Verse ein, in welchen er den gewaltigen Kampf schildert. Wir lassen hier einen Theil derselben in möglichst wörtlicher, wenn gleich hinsichtlich der Form freierer, Uebersetzung folgen. So zeichnet er in raschen aber treffenden Zügen Marlborough's Benehmen.

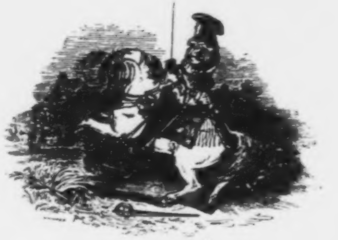
Mir däucht, ich höre wie der Trommel Wirbeln
Sich mit der Sieger Jubel und dem Stöhnen
Der Sterbenden vermischt; das wilde Krachen
Des tobenden Geschützes macht den Himmel
Erbeben und es donnert rings die Schlacht.
Dort war es, dort, wo sich die mächt'ge Seele
Des grossen Marlborough erprobte, wo

Er, unbewegt vom Andrang seiner Feinde,
Inmitten Tod, Verwirrung und Verzweiflung
Des Krieges Schreckensscenen untersuchte;
Des Todes Feld mit friedlichen Gedanken
Betrachtete und wankenden Schwadronen
Zur rechten Zeit die nöth'ge Hülfe sandte,
Zurückgeworf'ne Bataillone wieder
Begeisterte zu neuem Angriff und
Die Schlacht, die zweifelnde, belehrte, wo
Sie wüthen solle. Also straft ein Engel
Auf göttlichen Befehl ein schuldvoll Land
Und lässt die Stürme tobend sich erheben.

Nicht minder glücklich schildert der Dichter den kriegerischen Muth und den ersten Angriff des Kerns der französischen Truppen in Folgendem:

Es rücken nun die stolzen Garden vor;
Europa's Schrecken, Frankreichs Stolz. Es kennt
Die Kriegskunst der Geringste selbst von ihnen
Und glüht von eines Feldherrn Lust am Siege;
Stolz zieht er vorwärts: frei von aller Furcht
Verlacht das Schütteln er des britt'schen Speers;
O eitle Unverschämtheit! Es verachtet
Der Briten niedrigster den höchsten Sklaven,
Denn angeborne Freiheit macht ihn tapfer;
Wuth und Verachtung flammet wechselseitig
In ihren Seelen und in jedem Krieger
Brennt jedes Volkes Ruhm; auf seinem Arm
Ruht dieser wicht'ge Tag, das ganze Schicksal
Von seinem grossen Könige. Es liegen
Tausend glorreiche Thaten, die mit Recht
Des Sieges Lorbeer und Unsterblichkeit
Verlangen können, mit dem dichten Haufen
Glorreicher Thaten in Verwirrung da
Und viele Helden sterben unbemerkt.

Die Flucht beginnt — die gallischen Schwadronen
Enteilen haufenweise, dem Geschick
Gerad' entgegen, das sie meiden wollen.
Es liegen Tausende von wilden Rossen
Mit tiefen Wunden, sich im Blute wälzend,
Vermischt mit ihren todten Herrn auf Hügeln
Von Speeren und Standarten aufgethürmt,
Ertrunken in der Donau dunkeln Wirbeln.
Die Wellen reissen braussend mit sich fort
Gar manchen tapfern Jüngling der Saone
So von des wilden Rhone hohem Ufer,
Wie vom Gefild, durch das die Seine fliesst,
Und von den Rebenhügeln der Loire.
Und führen haufenweise ihre Leichen
Hinunter zu den scythischen Gestaden.



MARLBOROUGH'S DRAGONER.

Die Schlacht ward am 13. August geliefert. „Die Kanonade begann um acht Uhr, ward allgemein um Eins und“ — sagt Marlborough in seinem Berichte — „dauerte mit grosser Kraft bis Sonnenuntergang.“ Der Gedanke, wie viele tapfere Männer umkamen, noch ehe sie thatigen Antheil an dem Kampfe nehmen konnten, ist höchst betrubend. „Ausser der grossen Anzahl,“ fährt der englische Feldherr fort, — „welche wahrend der Schlacht und bei dem Ruckzuge niedergemacht wurden, jagte ich noch ungefahr dreissig Schwadronen Franzosen in die Donau, wo wir den grössten Theil derselben ertrinken sahen.“

Fugen wir zur Ergänzung des Obigen noch hinzu, dass der grosse Prinz Eugen (der tapfere Ritter, wie er noch heute im ganzen deutschen Lande heisst) nicht wenig zum Siege beitrug. Während der Schlacht hielt er den vom Kurfursten angeführten linken Flügel des feindlichen Heeres in Schach und verfolgte bei dem Ruckzuge die fliehenden Franzosen bis jenseits Lutzingen.

Der Aberglauben hat jene Schadelstatte geweiht und das Landvolk erzählt noch jetzt, dass an jedem dreizehnten August um Sonnenuntergang, wenn alles Lebende müde von des Tages Last heimgezogen und tiefe Stille herrscht, die Geister der Getödteten aus den Gräbern steigen und zwar dem Auge unsichtbar, aber dem Ohre vernehmbar, die gewaltige Schlacht von Neuem durchkampfen und die Luft vom Geschrei der Fechtenden, dem Klirren der Waffen und den Hufen der Rosse erzittert und Geisterschaaren uber die Ebene hinbrausen. — Jetzt fuhrt die Heerstrasse queer durch das Schlachtfeld; als dieselbe angelegt wurde, stiess man auf unzählige Gebeine, die man mit frommer Scheu jedoch der Erde zuruckgab.

Am 19. Juni 1800, also fast ein Jahrhundert nachher, standen hier von Neuem Franzosen Oesterreichern im Kampfe entgegen, aber diesmal trugen die Ersteren den Sieg davon. Die im Rathhause aufbewahrten französischen Fahnen von 1704 wurden in Folge dessen wieder nach Paris zurückgesandt.

Langsam, durch viele Krümmungen, durch einförmige Ufer hindurch fliesst nun die Donau weiter, bis sie das drei Stunden von Hochstatt entfernte Städtchen DONAUWÖRTH erreicht. Es liegt auf dem linken Ufer und war eine freie Reichsstadt. Jetzt ist es nur noch ein Denkmal seiner gesunkenen Grösse und hat nicht mehr als 2500 Einwohner, welche emsig Hopfen- und Flachsbau und Obstzucht treiben. Drei Flüsschen, die Wernitz, die Zusam und die Schmutter vereinen sich hier mit der Donau. Ganz in der Nähe ist die einzige Anhöhe auf dieser Fläche, der SCHELLENBERG, von dem weiter unten noch die Rede sein wird. Donauworth kommt schon in Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts vor und wurde früh deutsche Reichsstadt, obwohl abwechselnd unter baierische Herrschaft gerathend. Der Reformation zugethan und zum schmalkaldischen Bunde gehörend, hatte sie wiederholt von Verfolgungen zu leiden, obwohl sie durch den Passauer Vertrag in ihre alten Rechte von Neuem eingesetzt wurde. Der Abt des dortigen Klosters zum heiligen Kreuz, der das Ansehn seines Glaubens um jeden Preis aufrecht erhalten wollte, führte eine Prozession, gegen den Willen des Rathes, mit reichem Kirchenschmuck und grosser Feierlichkeit durch die Strassen und erregte dadurch so sehr den Unwillen des Volkes, dass er thätlich misshandelt wurde. Die natürliche Folge war eine Achtserklärung, deren Vollziehung Herzog Maximilian von Baiern übernahm. Im December 1607 besetzte er mit einem Heere von 17000 Mann das Städtchen, entwaffnete die Bürger, verschaffte dem Abte volle Genugthuung, räumte die protestantische Pfarrkirche den Jesuiten ein und behielt Donauwörth, weil es die Executionskosten nicht aufbringen konnte, als sein Eigenthum bis 1632, wo die Schweden es eroberten und von Neuem zur evangelischen freien Reichsstadt erhoben. 1634 fiel es jedoch wieder in die Hände der Baiern und blieb unter ihrer Botmässigkeit bis zu deren Besiegung im spanischen Successionskriege. Kaiser Joseph I. gab ihm 1700 die alten freireichsstädtischen Privilegien wieder, doch fiel es durch den Badener Frieden wieder an Baiern und ist durch einen Vertrag von 1782 diesem Reiche als Eigenthum geblieben. Die dazu gehörige ehemalige Abtei zum heiligen Kreuz, einst ein Benedictinerkloster, jetzt der Sitz eines fürstlich Oettingen'schen Gerichtes, ward 1029 von Graf Mangold von Dillingen und Kyburg nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, von wo er ein Stück des Kreuzes Christi mitgebracht, für Nonnen gestiftet, diese jedoch auf Befehl Pabst Paschalis II., der mit ihren Sitten unzufrieden war, durch Benedictiner aus dem Schwarzwalde abgelöst. Nach einem Brande baute es Kaiser Friedrich II. von Neuem auf. Hier ward die unglückliche Maria von Brabant, die Gemahlin Ludwig's des Strengen, nach ihrer

Enthauptung beigesetzt. Sie fiel bekanntlich als ein Opfer der Eifersucht ihres Gatten, der ausser ihr noch den Schlossvogt, ihr Hoffräulein und vier andere Jungfrauen in blinder Wuth über ihre vermeintliche Untreue in den Tod schickte, später aber die That so bitterlich bereute, dass ihm das Haar in einer Nacht ergraute und er nirgends Ruhe fand, bis er als Busse für seine Freventhat im Dorfe Taal ein Kloster gründete. Eines Dichters Fluch hat seine Schuld bis auf die Nachwelt getragen; es ist der alte Minnesinger Meister Stolle, der in zwei Strophen ausführlich bestätigt, was der alte Chronikschreiber Esaias Wipacher mit lebendiger Theilnahme darüber erzählt.

Donauwörth sah am 2. Juli 1704 das Vorspiel der Schlacht von Hochstätt. Die Baiern hatten sich unter Graf Arco auf dem Schellenberge verschanzt, wurden aber von den Alliirten nach raschem blutigen Kampfe vertrieben. Folgenden Bericht stattete Marlborough selbst darüber ab:

„Hohe und mächtige Lords! Bei unserer Ankunft zu Underingen am Dienstage erfuhr ich, dass der Kurfürst von Baiern sein bestes Fussvolk abgesandt, um den Posten des Schellenburg (Schellenberg) zu decken, wo er seit einigen Tagen Verschanzungen aufgeworfen, weil derselbe von grosser Wichtigkeit war. Ich beschloss daher, ihn dort anzugreifen und marschirte gestern Morgen um drei Uhr an der Spitze eines Detachements von sechstausend Mann Infanterie und dreissig Schwadronen unserer Truppen und drei Bataillons kaiserlicher Grenadiere ab, worauf die Armee ihren Marsch begann, uns zu folgen. Da aber der Weg sehr lang und schlecht war, konnten wir nicht vor Mittag den Fluss Wertz (Wernitz) erreichen und es ward drei Uhr, ehe wir Brücken für unsere Truppen und Kanonen schlagen konnten. Als Alles fertig war, griffen wir sie an um sechs Uhr Abends. Der Angriff währte eine volle Stunde; die Feinde vertheidigten sich sehr kräftig und waren sehr stark verschanzt, wurden aber zuletzt gezwungen durch die Tapferkeit unserer Leute sich zurückzuziehen, und der gute Gott hat uns einen vollkommenen Sieg gegeben. Wir haben funfzehn Kanonen und alle ihre Zelte und Bagage erobert. Graf d'Arco und die anderen Generäle, welche sie befehligten, waren gezwungen, sich mit Schwimmen durch die Donau zu retten. Ich wünsche herzlich Eueren Hochmächtigkeiten guten Erfolg dieses glücklichen Anfanges, welcher so glorreich ist für die Waffen der Alliirten und von dem ich hoffe, dass wir mit des Himmels Beistande manche Vortheile erndten werden. Wir haben viele wackere Offiziere verloren und können nicht genug den Verlust der Sieurs Goor und Beinheim, die im Treffen getödtet wurden, beklagen. Der Prinz von Baden und General Thungen sind leicht verwundet; Graf Styrum hat eine Wunde durch den Leib bekommen, wird aber hoffentlich wieder genesen; der Erbprinz von Hessen-Kassel, Generallieutenant Graf Horn und die Generalmajors Wood und Pallandt sind auch verwundet. Kurz ehe der Angriff begann, ward der Baron von Moltenburg, Generaladjutant des Prinzen Eugen, zu mir gesandt von seiner Hoheit mit der Nachricht, dass die Marschälle Villeroy und Tallard nach Strassburg marschirt seien, indem sie dem Kurfürsten eine grosse Verstärkung durch den Schwarzwald versprochen hätten. Von einer anderen Seite bekam ich die Nachricht, dass sie beschlossen hätten, ihm funfzig Bataillons und sechzig Schwadronen ihrer besten Truppen zu schicken. Da ich Zeuge war, wie sehr sich der Sieur Mortagne bei dem ganzen Treffen ausgezeichnet, so konnte ich nicht umhin, ihn Euren Hochmächtigkeiten zu empfehlen, um an ihm den Verlust seines Generals gut zu machen; deshalb habe ich ihn erwählt, dies Euren Hochmächtigkeiten zu überbringen und Euch von den Einzelnheiten zu unterrichten.

Marlborough.“

Uebrigens wehrten sich die Baiern sehr hartnäckig und Ludwig von Baden äusserte selbst, wie Zschokke in seiner baierischen Geschichte erzahlt: „So möchte ich schier lieber überwunden denn Ueberwinder seyn.“ Man nimmt an, dass beinahe 5000 Mann auf jeder Seite blieben. Die Folgen des Sieges waren indessen sehr beträchtlich für die Alliirten, denen Baiern dadurch geöffnet wurde, wahrend sich der Kurfürst nach Augsburg zurückzog. Da nach der Eroberung des Schellenbergs Donauwörth nicht mehr zu halten war, so sandte er der Besatzung den Befehl, es zu verlassen, nachdem sie die Brücken und Magazine verbrannt, wodurch der Stadt grosses Unglück drohte. Das feindliche Heer drang jedoch in die Vorstädte ein, rettete die bedrängten Bürger aus der Noth und trieb die Baiern so rasch in die Flucht, dass diese in ihrer Hast zweitausend Säcke Mehl und eine grosse Menge anderen Proviants zurückliessen.

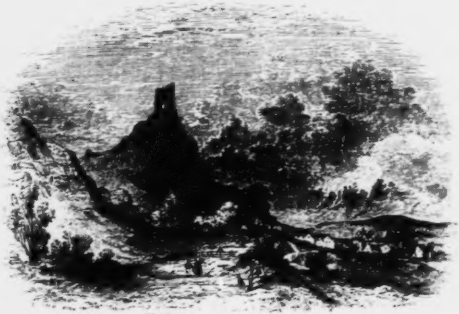
Von Donauwörth aus dem ferneren Laufe der Donau folgend, die nun, obwohl mit vielen Krümmungen, bis Ingolstadt in gerader östlicher Richtung fliesst, sehen wir auf dem rechten Ufer derselben nur eine ausgedehnte unwirthliche Fläche, während das linke Ufer doch in mannichfaltiger Abwechselung der idyllischen Gegend manches freundliche Dorf aufzuweisen hat. Es ist das Lechfeld, das sich rechts unseren Blicken zeigt, und nur einzelne historisch merkwurdige Orte fesseln hier unsere Aufmerksamkeit. So z. B. jenseits das Dörfchen Rain, wo Tilly bei der Vertheidigung des Ueberganges über den Lech gegen die Schweden unter Gustav Adolph die Wunde erhielt, an der er 1632 in Ingolstadt starb. So ferner Lechsgemünd, wo sich der Lech in die Donau ergiesst; Stepperg auf dem linken Donauufer mit schönem auf einer Anhöhe liegenden Schlosse, der Einschiffungsort für die beruhmten Solenhofer Steine, bisher die einzigen in Deutschland, welche fur die Lithographie zu benutzen sind. Die Donauufer werden von nun an immer pittoresker, theils durch Inseln, welche sich im Strome selbst finden und der Landschaft grossen Reiz verleihen, theils durch die Höhen, von denen der schöne Fluss immer enger eingefasst wird. Am rechten Ufer, den Inseln ziemlich gegenuber, liegt Oberhausen, wo dem tapferen Latour d'Auvergne ein Denkmal errichtet ist. Dieses Vorbild wahrer Ritterlichkeit in unseren Tagen, dessen ganzer Name Théophile-Malot-Corret de la Tour d'Auvergne war, wurde am 23. November 1743 zu Corhaix im Departement Fiinstère geboren und stammt von dem beruhmten Geschlechte der Bouillons ab. Noch sehr jung ward er bereits ein Schuler der *Ecole militaire* und zeichnete sich dort bald so aus, dass er das Verdienstkreuz erhielt. Kaum erwachsen trat er in das Regiment Angoumois, widmete jedoch alle seine Musse, ohne seinen Beruf daruber zu vernachlässigen, wissenschaftlichen Studien und arbeitete an seinen *Origines gauloises* und einem Glossarium in funfundvierzig Sprachen. Dann machte er unter dem Herzoge von Crillon, der die spanische Armee befehligte, den amerikanischen Krieg mit und bohrte, trotz dem Feuer aus der Festung, das unaufhorlich auf ihn spielte, eine englische Fregatte in den Grund, während er zugleich die Proviantschiffe der Feinde zerstorte. Bei einem Ausfalle der feindlichen Garnison trieb er diese siegreich wieder zuruck und wagte sich nach einem lebhaften Treffen bis dicht unter die englische Batterie, um einen verwundeten Soldaten zu retten, den er aufhob und auf seinen eigenen Schultern in das spanische Lager zuruck trug. Der Konig von Spanien ertheilte ihm zur Belohnung den Calatravaorden und eine Pension von tausend Franken, die er indessen ausschlug. Als die Revolution ausbrach, war Latour d'Auvergne Capitain und einer der Ersten, welche sich für die neue Gestaltung der Dinge erklarten. Er trat alsbald freiwillig als Gemeiner in die Armee der Republik und schlug jeden hoheren Grad aus. Nur als der alteste Capitain übernahm er endlich das Commando aller Grenadiercompagnien, welche vereint den Namen der höllischen Colonne (*la colonne infernale*) erhielten, und verrichtete vor St. Sebastian Wunder der Tapferkeit, sowie überhaupt in dem Kriege mit Spanien. Nach Beendigung desselben ward er von den Engländern gefangen genommen, kehrte nach anderthalbjähriger Haft in sein Vaterland und zog sich mit einer Pension nach Passy zuruck. Da traf es sich, dass der einzige Sohn eines alten kränklichen Freundes dienstpflichtig wurde: Latour d'Auvergne bot sich selbst, bereits 53 Jahre alt, fur denselben als Stellvertreter an und ging von Neuem zu dem am Rhein befindlichen Heere ab, wo er sich wiederum durch seine Waffenthaten und seine Bescheidenheit auf das Ruhmlichste auszeichnete. Seine wankende Gesundheit zwang ihn darauf, seine Entlassung zu nehmen, doch hielt er es nicht lange in der Ruhe des Friedens aus und suchte bald wiederum seine Waffenbruder auf, jeden höheren Rang als seinen alten Capitainsgrad ablehnend. Napoleon ernannte ihn zum ersten Grenadier Frankreichs und verlieh ihm einen Ehrensabel, den er jedoch nicht eher tragen wollte, als bis er ihn gegen den Feind erprobt. Auf den Hohen von Oberhausen ereilte ihn im 57 Jahre seines Alters am 27. Juni 1800 durch einen Lanzenstich der Tod. Seine letzten Worte waren: „Ich sterbe zufrieden, denn ich wunschte auf solche Weise mein Leben zu beschliessen.“ Er ward, nebst seinem Obristen und 27 Offizieren seines Regiments, an derselben Stelle beerdigt, wo er gefallen war. Auf allgemeines Verlangen seiner Kameraden wurde sein Herz in einer Urne bewahrt und von einem Fourier vor der Compagnie hergetragen. Bei jedem Appell begann der Sergeant mit diesem ruhmgekrönten Namen und der Fourier antwortete: „Gestorben auf dem Felde der Ehre.“ Das sechs und vierzigste Linienregiment besitzt diese kostbare Reliquie noch. Die Armee legte drei Tage lang Trauer für ihn an. Auch als Gelehrter zeichnete sich La Tour d'Auvergne nicht minder rühmlich durch jene oben erwähnten *Origines gauloises* und ein Glossarium in fünf und vierzig Sprachen aus.

Von hier aus fliesst die Donau fast in ganz gerader Linie östlich fort, bis sie auf ihrem Laufe zwischen frischen waldigen Höhen Neuburg, die alte Stadt der Fürsten der Pfalz-Neuburg, begrüsst, welche sich durch ihre herrliche Lage auszeichnet. Sie ist nämlich auf einem Hügel gebaut, der gegen die Donau hin steil abfällt; hinter ihr erheben sich amphitheatralisch sanfte angebaute Höhen mit waldigen Gipfeln, von freundlichen Dörfern unterbrochen. Die jetzt königlich baierische Stadt hat nahe an 7000 Einwohner, ein stattliches Schloss, einst die Residenz des 1742 ausgestorbenen Geschlechtes der Herzoge von Pfalz-Neuburg, ein Zeughaus mit seltenen alten Rüstungen, eine Kaserne, ein Appellationsgericht, ein Gymnasium u. A. m. Das dort befindliche Jesuitenkloster erhielt einst durch den daselbst lebenden berühmten Dichter Petrus Baldus grossen Glanz. Die Stadt selbst ist äusserst freundlich und bietet, namentlich vom Herzogsgarten aus, eine herrliche Aussicht dar. Sie gehört zu den ältesten bewohnten Orten Baierns und die Römer sollen in der Nähe bereits Niederlassungen gehabt haben, wenigstens fanden sich römische Inschriften. Schon unter Karl dem Grossen kam ein Bischof von Neuburg vor. Sie soll später den Pappenheim gehört haben. Kaiser Maximilian I. bemächtigte sich ihrer 1505 und gründete daselbst ein eigenes Fürstenthum, das er den Söhnen Ruprecht's des Tugendhaften, Otto Heinrich und Philipp, als Lehen verlieh. Der Erstgenannte dieser Beiden baute 1539 das Schloss. Im Schmalkalden'schen Kriege eroberte Karl V. 1546 die Stadt; im Passauer Vertrage ward sie jedoch ihrem Fürsten zurückgegeben. Auch im dreissigjährigen Kriege ward sie abwechselnd die Beute des Siegers, eben so wie im Successionskriege. Kurfürst Maximilian liess später die Festungswerke rasiren. Ihre Fürsten waren einst der Reformation zugethan, traten nachher aber wieder zur katholischen Kirche (unter Wolfgang Wilhelm 1614) zurück. In der Pfarrkirche befand sich früher ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes, das Gnadenauge genannt. Sehr schön ist ferner der Rittersaal im alten herzoglichen Schlosse, einer der grössten und eigenthümlichsten in Deutschland; auch werden daselbst viele interessante Denkmale des Mittelalters aufbewahrt.

Zwischen Neuburg und Schrobenhausen zieht sich das grosse Donaumoos, über dessen Anbau und Benutzung wir die Worte des gewiegten Kenners der Donau, Schultes, der im ersten Bande seiner Donaufahrten Ausführliches mittheilt, hier folgen lassen. „Mehr als 2275 Millionen Quadratschuh“ — berichtet er — „lagen hier in einem Sumpfe begraben, in welchem das darauf weidende Vieh meistens bis uber die Kniee, oft bis an den Bauch im Schlamme waten musste und öfters ganz und gar in demselben versank. Einige geistreiche und patriotisch gesinnte Männer, Stephan Freiherr von Stengel, Karl Freiherr von Aretin unternahmen es, des alten Grafen von Pappenheim und des Herrn Lanz Vorschläge zu prufen, zu berichtigen und zu verbessern, ihrer Zeit und den Umständen anzupassen und durch Herrn von Riedl ausführen zu lassen. Der Sumpf ward durch die Bemuhungen dieser Männer trocken gelegt und die ganze weite Strecke von Pöttmes bis Oberstein ward, auf 20 Stunden im Umfange, dem Vaterlande wieder geschenkt. Binnen drei Jahren, vom Jahre 1790—1794, geschah diese herkulische Arbeit mit einem Aufwande von etwas mehr als einer halben Million (530,000 Gulden), die theils die Regierung, theils einige Freunde des Vaterlandes auf Actien vorgeschossen haben. 36,000 Tagewerke wurden an die ehemaligen Besitzer, welche diese Moorgründe bloss lehenweise besassen, als Eigenthum vertheilt, und 12,000 Tagewerke fielen der Actien-Societät zur Anlegung neuer Colonieen heim; denn es wurde eine Gesellschaft für 30 Actien, jede Actie zu 10,000 Gulden, errichtet, um den nöthigen Vorschuss zur Bestreitung der Ausgaben zu erhalten. Die Besitzer des Moores gaben ein Drittheil desselben der Societät als Culturkosten und erhielten dafür zwei Drittel trocken gelegt und bei einander liegend wieder zurück mit 15jähriger Steuerfreiheit, ausser 4 Kreuzer jährlichen Beitrag für jedes Tagewerk zur Unterhaltung der Kanäle. 2307⅜ Tagewerke hatte die Societät gekauft um 21,044 Gulden. Vor der Trockenlegung war das Moor höchstens 400,000 Gulden werth und trug dem Staate 6000, nach derselben ward jedes Tagewerk bloss als Wiese auf 100 Gulden geschätzt; obige 36,000 Tagewerke also auf 3,600,000 Gulden. Von den übrigen 12,000 Tagewerken sind 8000 Aecker geworden, 4000 Wiesen geblieben. Das Tagewerk Acker zu 300 Gulden angeschlagen giebt 2,400,000 und mit den Wiesen 2,800,000 Gulden. Das ganze Moor ward also durch die Trockenlegung wenigstens 6 Millionen werth. Ehevor konnte man es kaum auf 160,000 Centner schlechtes Heu rechnen, dessen es nun an 800,000 Centner gutes giebt, nebst 16,000 Scheffel Getreide. Der jährliche Ertrag wurde also um 784,000 Gulden erhöht, wobei noch zu bemerken kommt, dass dort, wo ehevor kaum 6320 Stücke Vieh gehalten werden konnten, jetzt über 20,000 genährt werden können. Wo ehe nur Frösche und Kröten wohnen konnten, sind jetzt (1818) bloss in einer Colonie zu Karlskron 726 Menschen. Wenn man sich eine deutliche Idee von dem Zustande dieses Moores machen will, in welchem — nach den eigenen Worten des Freiherrn von Aretin „„Cultur noch mehr in ihrer Kindheit lag, als irgendwo in Baiern, ja mehr als man von einem civilisirten Lande Europa's jemals glauben sollte, — wo mancher Landmann von 80 — 100 Tagewerken nicht mehr als 24 — 32 Centner Heu bekam — wo noch Eisschollen lagen, während überall das Getreide von den Feldern eingebracht war, — wo Epidemieen Hunderte von Menschen wegrafften und Viehseuchen nie aufhörten zu wüthen"", so versetzte man sich auf einen Augenblick in seiner Phantasie an die stymphalischen Sümpfe und kaum wird die Wirklichkeit hier hinter diesem grässlichen Ideale zurückbleiben."

Das Donaumoos in drei Theile (das obere, mittlere und untere) geschieden enthält jetzt 32 Colonieen, unter denen Karlskron, Karlsfeld, Ober- und Unter-Maxfeld, Neuschwetzingen, Brandheim, Grossheim u. A. m. auf einem Flächenraume von vier Quadratmeilen und einem Umkreise von 20 Stunden. Es wird von 2240 Einwohnern in 451 Familien und drei Pfarreien (zwei katholischen und einer protestantischen) bewohnt, welche einen Viehstand von 371 Pferden, 1143 Stucken Hornvieh, 210 Schaafen und 340 Schweinen besitzen. Ueber die Kanale und Graben fuhren 122 Brucken.

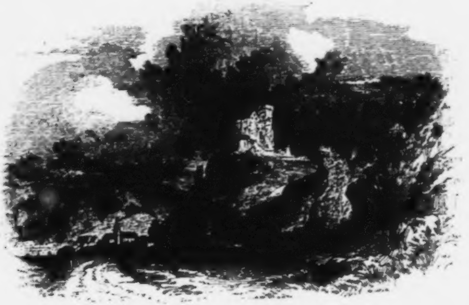
Ungefähr eine Meile von Neuburg liegt auf einem einsam stehenden Felsen die alte Ruine Hüting — zwar nur gänzliche Trummer längst vergangener Herrlichkeit und



HÜTING.

allen Stürmen preisgegeben, aber dem Wanderer, der es sich nicht verdriessen lässt, vom Laufe der Donau abzugehen und kleine Streifzüge nach allen Seiten hin zu machen, eine prächtige Rundsicht gewährend.

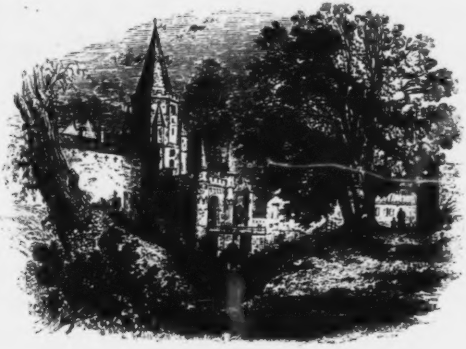
Ueberhaupt wird die Gegend von nun an immer reicher an Denkmälern des Mittelalters. Anderthalb Meilen von Neuburg entfernt erhebt sich am Rande einer steilen Klippe die alte Ruine Welheim, von der noch ein Wartthurm und ein ziemlicher Theil des Wohngebäudes der ehemaligen Burg vorhanden ist. Zu ihren Füssen liegt das freundliche Dorf gleiches Namens, das durch seine friedlichen Wohnungen nicht wenig dazu beiträgt, den Reiz der Landschaft zu erhöhen.



WELHEIM

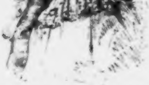
Nach dieser kleinen Abschweifung vom Wege wieder dem Laufe der Donau folgend, welche, einige Krümmungen abgerechnet, noch immer ihre östliche Richtung beibehält, gelangt der Wanderer binnen kurzer Zeit nach dem alten, berühmten Ingolstadt: die Fahrt dahin von Neuburg aus ist jedoch nicht sehr unterhaltend, indem man Ingolstadt schon mehrere Stunden vor sich sieht, ehe man es endlich erreicht.

Das rechte Donauufer ist hier flach und bietet wenig Abwechselung dar: das linke Ufer ist dagegen reicher an Hügeln, zu deren Füssen freundliche Dörfer liegen. Ingolstadt hat gegenwärtig 5000 Einwohner; seine Festungswerke sind wieder hergestellt. Die Schutter mündet hier in die Donau. Aus antiken, in der Nähe der Schutter gefundenen Inschriften haben einige Geschichtsforscher die Behauptung herleiten wollen, dass Ingolstadt ursprünglich eine römische Niederlassung gewesen sei; die eigentlichen Beweise dafür fehlen jedoch, obwohl allerdings nur wenige Stunden davon bei Kösching sich eine römische Colonie Angaria befand. Andere behaupten, es habe seinen Namen von den Angeln, welche auf ihrem Durchzuge nach Italien den Ort gegründet. Als historisch gewiss ist nur anzunehmen, dass Ingolstadt ein Dorf war, welches Ludwig II., der Deutsche genannt, dem Kloster zu Nieder-Altaich schenkte. Ludwig der Baier gab ihm 1312 Rang und Rechte einer Stadt; Herzog Stephan sicherte es durch Graben und Ludwig der Bärtige von 1420 — 1434 mit den nöthigen Festungswerken. Dieser, der Bruder der bösen Isabelle von Baiern, der Gattin des unglücklichen Karl's VI. von Frankreich, der einen Theil seiner Jugend am französischen Hoflager zugebracht, erkohr es zur Residenz und that viel für die Verschönerung der Stadt. Später, im Kampfe mit dem eigenen misgearteten wie misgestalteten Sohne, Ludwig dem Buckligen, und mit seinem alten langjährigen Feinde, Heinrich, der Gewalt der Waffen unterliegend, endete er sein Leben im Kerker und Ingolstadt fiel nun in Folge dessen, da auch sein unnatürlicher Sohn kinderlos gestorben war, Heinrich von Landshut zu, der es schon seit 1445 besass. Der Sohn dieses Fürsten, Ludwig der Reiche, gründete daselbst 1472 die Universität, welche einst in grosser Blüthe stand, dann aber Sitz der Jesuiten, allmählig immer mehr von ihrem früheren Ruhm und Glanz verlor und 1600 nach Landshut verlegt wurde. Zur Zeit ihrer Blüthe hatte sie unter den Männern der Wissenschaft, welche diese Pflanzstätte geistiger Ernte zierten, bedeutende Namen aufzuweisen, wie z. B. Reuchlin, Apianus, Celtes, Aventin, Gewold, Leonhard Fuchs, Baldus u. A. m.; auch soll sie von mehr als 3000 Studirenden besucht worden sein und nach der Sage der berühmte Schwarzkünstler Doctor Faust dort ebenfalls den Wissenschaften obgelegen haben. — Ingolstadt ward während der Glaubenskriege mehrere Mal, jedoch vergeblich, belagert und die bedeutendsten Feldherren des protestantischen Heeres, wie Gustav Adolph selbst, Bernhard von Weimar und Banner, mussten unverrichteter Sache wieder abziehen. Dagegen ergab es sich 1704 dem Markgrafen von Baden und 1800 liess Moreau die Festungswerke schleifen. Im Jahre 1805 verschanzten sich indessen von Neuem die Oesterreicher daselbst und 1809 thaten es die Franzosen. In neuester Zeit erhielt es, wie bereits bemerkt worden, seine Wälle wieder. Unter den Festungswerken bietet das Kreuzthor mit seiner Zugbrücke und seinen spitzigen Thürmchen einen sehr malerischen Anblick dar.



DAS KREUZTHOR ZU INGOLSTADT.

Unter den öffentlichen Gebäuden Ingolstadts ist die Liebfrauenkirche das merkwürdigste. Sie bewahrt unter Anderem die Gebeine des Herzogs Stephan, des Dr. Eck, eines der heftigsten Gegner der Reformation, Tilly's, welcher hier an der vor Rain erhaltenen Wunde starb, und des Generalfeldmarschalls Mercy, der 1645 bei Allersheim seinen Tod fand. Früher enthielt dies Gotteshaus auch ein sehr schön gearbeitetes Marienbild von massivem Golde, reich mit Email und Edelsteinen geschmückt, achtzehn Zoll hoch und eine eben so kostbare goldene Statuette des heiligen Michael. Die Bewohner der Umgegend sind sehr fleissig und arbeitsam und die Frauen zeichnen sich durch eine stattliche Tracht aus, welche ihnen sehr gut steht und von der wir hier eine Abbildung beifügen.



WEIBLICHE TRACHT IN DER UMGEGEND VON INGOLSTADT.

Von Ingolstadt aus macht die Donau erst eine kurze Krümmung nach Süden, wendet sich aber dann gleich wieder und fliesst nun, obwohl mit vielen neuen

Krümmungen, immer nordöstlich, fast ganz nördlich bis nach Regensburg hinunter. Hinter Ingolstadt hat die Gegend etwas sehr Einförmiges, denn nur Ebenen zeigen sich dem Blicke. Bei Feldkirch, Klein- und Gross-Mehring vorüberfahrend erreicht man bald Vohburg, einen Marktflecken mit einer alten Burg, einst der Sitz der Grafen gleiches Namens, deren Letzter im 13. Jahrhundert das Zeitliche segnete, später Aufenthalt und dann Gefängniss der schönen und unglücklichen Agnes Bernauer, von der weiter unten noch die Rede sein wird. In Vohburg herrscht noch jetzt die schöne alte Sitte des Jungfernpreises, d. h. die Gemeine stattet tugendhafte arme Mädchen, die sich verehelichen, aus ihren Mitteln aus. Unterhalb Vohburg, bei Dünzing vorbei, erhebt sich auf einem steilen Felsen dicht an der Donau das Schloss Wackerstein, einen malerischen Anblick darbietend. Weiterhin am linken Ufer der Donau zeigt sich der alte Marktflecken Pföring mit 1500 Einwohnern, der Fundort von Denkmälern aus der Römerzeit und in der neueren Geschichte bekannt durch die Niederlage des Baiernherzogs Thassilo, den Karl der Grosse hier umringte und seines Thrones für verlustig erklärte. In der Nähe liegen Marching und Gögging mit eigenthümlichen Heilquellen. Oberhalb Pföring und Marching nimmt die Römerstrasse, vom Volke der Hochweg, die Pfahlhecke oder der Pfahlgraben benannt, ihren Anfang. Es war ein mit Mauern und Wachthürmen, so wie mit Gräben gesicherter Deich oder Wall, der von hier bis Hohenheim am Rhein und in gerader Linie mehr als fünf und zwanzig Meilen lang über Flüsse, Moore und Berge führte, die Grenzscheide zwischen den von den Römern besiegten und den nicht besiegten deutschen Stämmen bildend und die Einfälle der Letzteren abwehrend, so dass römische Herrschaft hier einen festeren Boden gewann. Die Legionen des Kaiser Probus, der später bei Sirmium durch die Meuterei seiner eigenen Truppen fiel, waren es, welche dieses feste Bollwerk vollendeten. — Von Pföring gelangt man nach Neustadt, einem Städtchen von 900 Einwohnern, das schon 1272 in Urkunden erwähnt wird und während des dreissigjährigen Krieges wiederholt viele Drangsale zu erleiden hatte. Auf seinem Rathhause bewahrt es viele merkwürdige alte Waffen und in seiner Nähe finden sich noch die Ueberbleibsel einer Römerschanze. Nur wenige Stunden von Neustadt landeinwärts nach Osten begrüsst den Wanderer das historisch noch weit interessantere Städtchen Abensberg mit 1100 Einwohnern, einst der Sitz der mächtigen Grafen von Abensberg und der Geburtsort des bekannten baierischen Geschichtschreibers Thurnmayer, Aventinus genannt. Das Geschlecht der Grafen von Abensberg war ein reich verzweigtes, und die Sage berichtet, dass Babo von Abensberg einst dem Kaiser Heinrich II. mit zwei und dreissig Söhnen entgegengeritten, welche nebst acht Töchtern die Frucht seiner beiden Ehen gewesen. Diese Sage ward von Goethe in einer an seinem siebenzigsten Geburtstage geschriebenen Danksagung für seine Freunde schon benutzt, indem er sie auf seine Werke anwendete; er redet dort jedoch nur von vier und zwanzig Söhnen. Da das

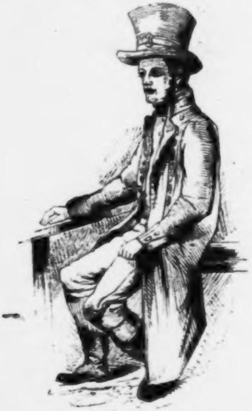
Gedicht in den Gesammtwerken des Meisters Manchem unverständlich geblieben seyn wird, so möge es nach jenen erklärenden Andeutungen eine Stelle finden. Es lautet:

Sah gemahlt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vier und zwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und schicklich,
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise;
Nicht vom Weg, dem graden, weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne
Sittenreich, in holder Schöne
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Der Letzte des Geschlechtes derer von Abensberg ward 1485 von Herzog Christoph, angeblich um Rache wegen früherer vermeintlicher von ihm erlittener Unbill zu nehmen, überfallen und durch dessen Diener Seitz von Frauenberg ermordet; sein Besitzthum fiel, da es Lehen war, dem Reiche zurück und ward später baierisch.

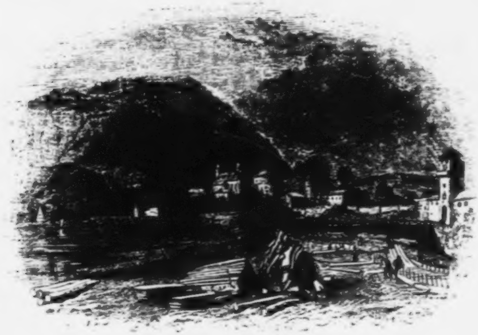
Nach dieser kurzen Seitentour wenden wir uns wieder zur Donau zurück, ihrem Laufe folgend, und erreichen bald die Dörfer Weltenburg und Stausacker und gleich darauf das einst so prächtige Benedictinerkloster Weltenburg am rechten Ufer des schönen Flusses, das älteste geistliche Asyl in Baiern und, der Sage zufolge, von dem heiligen Ruprecht gegründet. Nach der Behauptung mehrerer Geschichtsforscher stand hier eine alte römische Stadt Artobriga oder Valentia und auf dem Gipfel des hinter den Klostergebäuden sich erhebenden Berges war ein Tempel der Minerva, den der Heilige in seinem Eifer zerstörte und dafür ein jetzt noch stark besuchtes Wallfahrtskirchlein aufführte. Man findet hier noch manche römische Alterthümer; Vieles jedoch, was in dem Kloster aufbewahrt wurde, entführten die Schweden zur Zeit des dreissigjährigen Krieges. Einige nehmen an, dass das Kloster von Thassilo 775 erbaut worden; es litt im Laufe der Jahrhunderte namentlich durch Kriegsdrangsale bedeutend, so dass Maximilian Emanuel dasselbe von Grund aus im neuitalienischen Geschmack wieder herstellen liess; auch die obere Kirche ward neu gebaut, stürzte aber bei ihrer Einweihung zusammen und viele Glaubensfromme retteten sich vom Untergange nur wie durch ein Wunder. Von der alten Herrlichkeit ist jetzt wenig mehr vorhanden; ein englischer Tourist hat sich das Vergnügen gemacht, den gegenwärtigen Nachfolger der alten Aebte, den wackeren Brauherrn, zu zeichnen: wir theilen hier eine getreue Copie des Originals mit, und bitten den freundlichen Leser, seine Phantasie zu Hülfe zu nehmen und sich den letzten Kirchenfürsten von Weltenburg in seiner ganzen Pracht, an einem feierlichen Tage, vor die Sinne zu rufen, um durch den schreienden Gegensatz die Wahrheit unserer Behauptung auf das Lebhafteste bestätigt zu finden.



DER ÄBTE VON WELTENBURG NACHFOLGER.

Einen weit erhabeneren Eindruck, als jene Zeugen verschwundener menschlicher Grösse, machen dagegen die gewaltigen Felspartheien, welche von Weltenburg an, die Donau zu beiden Seiten einschliessen und sich über 2000 Klafter weit hinstrecken, bis unter Kellheim hinab. Der gewaltige Strom hat hier mächtige Berge gespalten, um sich einen Weg zu bahnen; senkrecht steigen die oft achtzig Klafter und darüber hohen Wände bis zu den Wellen hinab, während sie an anderen Stellen die eigenthümlichsten und malerischesten Gestaltungen annehmen, welche ihnen oft im Laufe früherer Jahrhunderte Erderschütterungen, Orkane und Sturmfluthen gewaltsam aufgedrungen haben. Diese Gestaltungen wechseln in seltsamer Mannichfaltigkeit ab, bald wie feste Schlösser und Mauern, bald auch wie Trümmer alter Burgen sich dem überraschten Blicke zeigend. Die rastlose Phantasie des Volkes hat auf ihre Weise gesucht, diese merkwürdigen Bildungen zu benennen und zu erklären, und viele Sagen längst verschwundener Tage haften noch an der langen Rinne, dem Kuchelfelsen, dem schwangeren Fräulein und wie die einzelnen Parthieen heissen mögen. Tiefe schauerliche Stille herrscht in diesem Engpasse, nur von dem Schlag der Ruder und dem Rufen der Schiffer unterbrochen, aber das immer wache Echo rastet nicht und verstärkt und vervielfältigt jeden Schall, der ihm zugeschleudert wird, fast bis zum Furchtbaren; namentlich soll ein Gewitter hier mit dem rollenden Donner und dem Brausen und Toben des Sturmwindes einen grausenhaften Eindruck machen, um so mehr, als es selten auch ganz ohne Gefahr für den Schiffenden ist; denn scheitert das Fahrzeug, so ist bei den steilen Felswänden keine Rettung möglich und der Untergang in den aufgewühlten Fluthen der Donau unvermeidlich. Mitten in den Klippen jedoch bei dem sogenannten hohlen Steine, einem hohen ausgehöhlten Felsen, liegt eine friedliche Bucht und an dieser ein Pachthof, Wipfelfurth oder der Haarhof genannt, in stiller, abgeschiedener Einsamkeit.

Von hier an nimmt jedoch bald der finstere und schroffe Charakter des Engpasses allmahlig ab, und nachdem man noch das sogenannte Nurnberger Thor (zwei durch die Natur zu einem Bogen vereinte Felsengipfel) am linken Donauufer, so wie das Klösterl (einst eine Einsiedelei, jetzt ein Belustigungsort) begrusst hat, erreicht man endlich das höchst romantisch gelegene Kellheim.



KELLHEIM.

Hier ist es, wo sich die freundliche Altmühl, die Almona der Römer, in die Donau ergiesst, nachdem sie an nicht minder eigenthümlichen Ufern, als es die eben beschriebenen sind, vorübergeflossen: hier ferner mündet der Ludwigs-Canal, der den Rhein mit der Donau verbindet, der Gedanke eines Jahrtausends, welchen König Ludwig von Baiern zur Ausführung brachte; denn schon Karl der Grosse beabsichtigte die Verbindung von Rhein und Donau durch die Altmühl, und eine alte Sage lässt ihn wirklich zu Wasser von Regensburg nach Frankfurt am Main reisen; hier endlich war eine römische Niederlassung, und die Spur altrömischer Mauern, welche sich oben auf den Kalkfelsen von Kellheim bis nach Weltenburg ziehen, ist noch heutigen Tages sichtbar und wird vom Volke der Heidengraben genannt. Kellheim soll ursprünglich von den Celten erbaut worden seyn und Keltege geheissen haben. Schon im Jahre 1066 kommt es mit seinem jetzigen Namen in Urkunden vor. Es war Besitzthum und Lieblingsaufenthalt der Wittelsbacher, und Otto, der Fünfte dieses Geschlechtes, war es, der dem alten Schlosse das jetzige Städtchen hinzufügte. Sein Gastfreund Kaiser Friedrich I. schlichtete hier 1156 den Streit zwischen Heinrich dem Baiern und Heinrich dem Löwen, indem er Oesterreich von Baiern schied. Otto's Sohn, Ludwig, der Erbauer von Landshut und Straubing, ward hier auf der Brücke ermordet; nach Einigen war es ein Unbekannter, vielleicht ein Assassine, nach Anderen sein vielfach gekränkter Hofnarr, der ihm bei Ueberreichung eines Sendschreibens meuchlerisch einen Dolch in den Hals stiess. Während des dreissigjährigen Krieges ward Kellheim von dem siegreichen Bernhard von Weimar erobert; noch grössere Drangsale erlitt es aber in den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts, wo es treu zu seinem Fürsten hielt und in der Nacht des 13. Septembers die feindliche Garnison überrumpelte. Die Kaiserlichen bemächtigten sich der Stadt jedoch sehr bald wieder und hausten fürchterlich daselbst: die Anstifter der Empörung, namentlich ein Metzgermeister Kraus, wurden in Ketten nach Ingolstadt geführt und dort zufolge Urtels und Spruchs kaiserlicher Richter geviertheilt. Kellheim zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von 2000 Einwohnern, welche beträchtlichen Handel mit Holz und den bei Solenhofen gegrabenen und hier verschifften lithographischen Platten treiben; auch werden daselbst die grössten Donauschiffe gebaut; ein solches Schiff heisst im Munde des Volkes ein Kellhammer (Kellheimer) und hat nicht selten eine Länge von 120 Fuss. Auf dem Berge am linken Donauufer liegt die Colonie Neu-Kellheim, welche einem wunderlichen Testamente ihren Ursprung verdankt. Ein Fräulein von Purckhammer vermachte nämlich die Hälfte des dortigen Waldes, der Aimwald genannt, allen „guten Gesellen", und es wurde lange darum gezankt, wer die eigentlichen Erben seien. Endlich ward durch eine Commission, an deren Spitze der rühmlichst bekannte Hazzi stand, der Zwist dahin entschieden, dass 1500 Tagewerke an fleissige Arbeiter vertheilt wurden. Die neue Colonie gedieh bald so, dass sie nach zwanzig Jahren schon

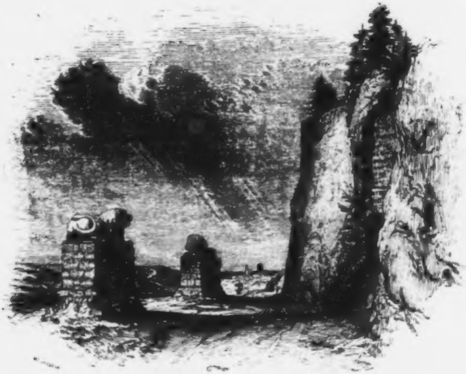
800 Seelen zählte. — In einiger Entfernung westlich von Kellheim liegt eine merkwürdige Tropfsteinhöhle, das **Schulerloch**. Auf den Bergen bei Kellheim endlich beabsichtigt König Ludwig ein grossartiges Seitenstück zur Walhalla, eine Siegeshalle, den Helden des Befreiungskrieges gewidmet, aufführen zu lassen, zu der die Vorarbeiten bereits begonnen sind.

Bei **Hohenpfahl** und **Affeking** auf dem rechten und **Kellheimwinzer** auf dem linken Ufer vorübereilend, fliesst die Donau nun in ziemlich gerader östlicher Richtung fort, bis sie die drei Dörfer **Saal**, **Herrensaal** auf dem linken, **Obersaal** und **Postsaal** auf dem rechten Ufer, erreicht. Fruher war hier die Strasse sehr gefährlich, indem auf der einen Seite die Fluth sehr häufig übertrat, auf der anderen aber eine 200 Fuss hohe Bergwand den Einsturz drohte und die Chaussee nur eine Breite von zwölf Fuss hatte. Der Generalbaudirector Adrian von Riedl sprengte 1797 die Felswand durch eine einzige geschickt angelegte Mine, benutzte die Trümmer derselben zur Erhöhung des Weges und führte über denselben die Strasse fort. Eine ihm zu Ehren an den Felsen angebrachte steinerne Platte mit einer Inschrift verkündet dies dem Wanderer, der jetzt sorglos seines Weges zieht und erst durch dieselbe daran erinnert wird, welches schreckliche Loos hier oft kaum ein halbes Jahrhundert fruher des Reisenden harrte. Parallel mit der Donau läuft nun diese sichere Strasse zwischen **Allkofen**, **Poickham**, dem **Kupferberg** und **Lengfeld** bis nach dem Marktflecken **Abach** fort. Kurz vor diesem Orte hat der bewährte Baumeister ebenfalls durch Minen einen Felsen gesprengt und der Landstrasse eine sichere Bahn geebnet. Zum Gedächtniss dieser kühnen Unternehmung ist das hier abgebildete Denkmal errichtet worden.

Die an dem Felsen angebrachte Steinplatte führt die Inschrift:

CAROLO THEODORO C. P. R. BOIORUM DUCI ELECTORI OPTIMO
PRINCIPI EVERSA DETECTA IMMINENTIUM SAXORUM MOLE
LIMITE DANUBIO POSITO STRATA A SAAL AD ABACH VIA NOVA
MONUMENTUM STATUI CURAVIT JOS. AUG. TOERRING. AER. BOIC.
PRAEFECT. MDCCCVIC.

Abach, wahrscheinlich das alte **Abudiacum** der Römer, ein Marktflecken auf dem rechten Ufer der Donau, zum Landgerichte Kellheim gehörig, kommt schon fruh in Urkunden der christlichen Zeit vor. Es hat ein jetzt ziemlich vernachlässigtes Wildbad, ungefähr 1400 Einwohner und unter anderen Merkwürdigkeiten einen von den Römern erbauten Wachthurm, der die ganze Gegend beherrscht. Von seinem alten Bergschlosse, der HEINRICHSBERG, sind nur noch wenige Trümmer vorhanden. Einst weilte hier der Baierherzog Heinrich II. und soll täglich von da nach Regensburg gegangen seyn, um in dem Kloster des heiligen Emmeran dem Gottesdienste beizuwohnen. Noch zeigt man das Kreuz am Wege, bei welchem er sich eine kurze Rast gegönnt. Spater



[illegible] ABACH.

hatten Karl V. und Herzog Wilhelm von Baiern hier eine Zusammenkunft. Im dreissigjahrigen Kriege (1632) berannten die Schweden sie vergebens und ihre sieben Fuss dicken Mauern gewährten den vertriebenen Einwohnern des Fleckens einen sicheren Zufluchtsort. Ein dort befindlicher Brunnen war 144 Fuss tief in den Felsen gebohrt und schützte die Besatzung vor Wassermangel. Abach bietet eine sehr schöne und höchst malerische Aussicht dar.

Von hier an ändert die Donau ihren Lauf und wendet sich mit manchen nicht geringen Krümmungen nach Norden, bis sie Regensburg erreicht. Unter den Orten, welche sie berührt, ist das pittoresk gelegene Oberndorf am rechten Donauufer geschichtlich der merkwürdigste. Hier war es, wo Otto von Wittelsbach, der Mörder Kaiser Philipp's, sich 1208 nach seiner grausen That wie ein gehetzter Hirsch zu verbergen suchte und von Heinrich Calatin dem Pappenheimer, des ermordeten Kaisers Marschall, aufgefunden und getödtet wurde. Sein Haupt wurde vom Rumpfe getrennt und in die Donau geworfen. Die Sage erzahlt, dass es nicht untergesunken, noch mit dem Strome fortgetrieben sei, sondern die Zähne gefletscht und mit den Augen gedräut habe, bis es endlich einem frommen Mönche des Klosters Ebrach gelungen sei, es in die Tiefe hinab zu senden durch eine Beschwörung. Der Leib des Missethäters habe dagegen neun Jahre unbeerdigt gelegen auf einem Felsen, der noch jetzt vom Volke der Mörderstein genannt wird.

Von Oberndorf an bei Gundelzhausen, Lohstadt, Mading, Sinzing, Stigling, Klein- und Gross-Prufening (einem ehemaligen Kloster), Maria-Ort, Etterzhausen voruber fliesst die Donau zwischen immer mehr sich erweiternden Ufern fort, bis sie endlich in eine Ebene tritt und bald darauf das ehrwürdige REGENSBURG und das gegenüberliegende Stadt am Hof erreicht.

Die alte beruhmte Reichsstadt, in frühester Zeit eine römische Niederlassung und von ihren Gründern verschiedentlich benannt, soll der Sage nach von dem heiligen Marcus zum Christenthume bekehrt worden seyn. Geschichtlich gewiss ist, dass Regensburg unter Tiber eine romische Pflanzstadt und der Standort der dritten italischen Legion gewesen ist und dass es unter den verschiedensten Benennungen, wie z. B. Augusta Tiberii oder Colonia Augusta Tiberii, Tiburnia, Castra Regina, Noricum ripense, sowie später als Ratisbona, Imbripolis, Pietopolis u. s. w., bei den Historikern, die in römischer Sprache schrieben, Erwahnung findet. Von jeher war es eine geschichtlich höchst bedeutende Stadt. Hier war der Hofhalt der Agilolfinger, die grosse Pracht entfalteten; hier verbreiteten der heilige Emmeran, der falschlich angeklagt des Märtyrertodes starb, und nach ihm der heilige Rupert und Bonifacius, der Apostel des Nordens, das Christenthum, und unter dem Letzteren ward der bischöfliche Sitz gegrundet. Der Untergang Thassilo's verursachte, dass es zur koniglichen Stadt erhoben wurde; Karl der Grosse und Ludwig der Deutsche schlugen hier eine Zeit lang ihren Thron auf, und des Letzteren Gattin Hemma schloss daselbst 876 ihr gottgefalliges Leben. Nachdem es gegen das Ende des neunten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt und von Kaiser Arnulph, der dort begraben liegt, prachtiger wieder aufgebaut worden und sich neuer Bluthe erfreute, obwohl auch von den Ungarn heimgesucht, ward es bald darauf von dem Baiernherzoge Arnulph dergestalt befestigt, dass es wiederholt von dem Oberhaupte des deutschen Reiches vergeblich belagert wurde und erst später durch Uebereinkunft Otto I. die Thore offnete. Früh schon ein Stapelplatz (daher nach dem Chronikschreiber Gunther sein Name Ratisbona[1]), war es auch wiederholt der Hafen, aus welchem die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande abfuhren. Heinrich IV. hielt hier 1104 den Reichstag, auf welchem er der Krone zu Gunsten seines Sohnes verlustig ward; 1196 wurde Richard Löwenherz als Gefangener hier Heinrich VI. zugesendet und von Neuem in Kerkerhaft gebannt; 1251 sollte König Konrad hier meuchlerisch auf Anstiften des

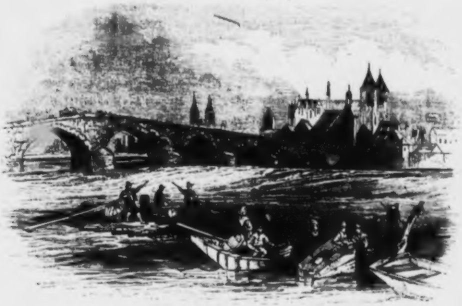
---

[1] Inde Ratisbonae vetus et hoc nomen haberi
Quod bona sit *ratibus*, vel quod consuevit in illa
Ponere nauta rates.

Bischof Albert ermordet werden, und nur die Treue Friedrichs von Ewesheim, der sich für ihn den Dolchen der Mörder Preis gab, rettete ihn. Vom dreizehnten bis zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, am Meisten aber bis zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien stand Regensburgs Handel in vollster Blüthe und selbst wiederholte Fehden und Belagerungen durch die Herzöge Otto und Stephan und Kaiser Ludwig den Baiern vermochten nicht ihn zu lähmen; aber ein finsterer, fanatischer Geist hatte sich allmählig der Stadt bemächtigt und namentlich wiederholt Unmenschlichkeiten gegen die früher, besonders von Heinrich IV. geschützten Juden veranlasst, in deren Folge sich Zwistigkeiten zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft entspannen, so dass die Reformation dort raschen Eingang fand, und sogar während des Reichstages von 1541 sich Bahn brach. Natürlich fehlte es nicht an heftiger Gegenwirkung und vorzüglich während des dreissigjährigen Krieges hatte die Stadt viel zu leiden. 1632 von Baierischen und Kaiserlichen besetzt wehrte sie zwar die Belagerung des schwedischen Generals Horn ab, wurde aber des heimlichen Einverständnisses mit diesem beschuldigt und musste ihren Vertheidigern eine Busse von 60,000 Rthlrn. zahlen; 1633 ward Regensburg vom Herzog Bernhard von Weimar erobert, aber 1634 von den Kaiserlichen wieder genommen und 1640 von General Banner beschossen, obwohl es demselben nicht gelang, sich der Stadt zu bemächtigen. 1663 ward der Reichstag dorthin verlegt. 1703 eroberte Max Emanuel die Stadt, musste dieselbe aber schon im folgenden Jahre wieder aufgeben. Noch schwerer lasteten die Drangsale des Krieges auf ihr in diesem Jahrhundert; 1800 legten ihr die Franzosen eine Contribution von 100,000 Gulden auf; 1805 ward sie zwar Residenz des Erzkanzlers, was sie einigermassen schützte, aber 1809, wo die Oesterreicher auf ihrem Rückzuge vergeblich sich vertheidigten, ward sie von allen Greueln einer Schlacht und Plünderung um desto grässlicher heimgesucht. Im Jahre 1810 wurde sie mit Baiern vereinigt, aber obwohl seitdem viel für dieselbe geschehen, ist ihr früherer Wohlstand doch bei Weitem nicht wiedergekehrt. — Auch von anderen Uebeln hat sie viel zu leiden gehabt: sieben Mal wüthete die Pest in ihr, zuletzt 1713, und eben so oft setzten grosse Feuersbrünste, so wie sechs furchtbare Ueberschwemmungen sie in Angst und Schrecken.

Aus diesen flüchtigen Angaben tritt jedoch zur Genüge hervor, wie bedeutend Regensburg einst gewesen. Das glänzendste Blatt in seiner Geschichte gehört indessen, wie wir bereits bemerkten, jenen Jahrhunderten an, wo die freien deutschen Reichsstädte sich nicht allein grossen politischen Einflusses erfreuten, sondern sich auch ihr Handel über Europa und Asien in vielen Verzweigungen erstreckte. Der Verkehr mit dem schwarzen Meer war die Quelle des Reichthums der Regensburger Handelsherren und übte seine Wirkung auf das innere Leben der Stadt um so mehr aus, als die häufigen daselbst gehaltenen Reichstage, die der sogenannte ewige von 1663 bis zur Auflösung des deutschen Reiches dauernde Reichstag beschloss, nicht wenig dazu beitrugen, aber auch Pracht und Ueppigkeit beförderten, was sich freilich jetzt nur noch in verfallenen Spuren früherer Herrlichkeit beurkundet.

Regensburg ist die Hauptstadt des Kreises Oberpfalz und Regensburg vom Königreiche Baiern; es liegt unter 29° 43′ 8″ östlicher Länge und 49° 0′ 53″ nördlicher Breite, am rechten Donauufer 1065 Pariser Fuss hoch über dem Spiegel des mittelländischen Meeres. Es hat 1700 Wohnhäuser, 23,000 Einwohner, unter denen 7000 Protestanten und 450 Juden, und ist Sitz der Kreisregierung, des Bisthums und Capitols, des Hauptzollamtes und anderer Behörden, so wie Residenz des Fürsten Thurn und Taxis. Durch seine beruhmte steinerne Brücke hängt es mit der Stadt Stadt am Hof (das alte Pedepontium [1]) zusammen, welche einige Geographen fälschlich als eine Vorstadt von Regensburg bezeichnen. Ihren deutschen Namen hat die Letztere von dem Flusse Regen, der hier in die Donau mündet.



REGENSBURGER BRÜCKE.

Das erste Denkmal alter Grösse und Herrlichkeit, das dem Zahn der Zeit und den Greueln des Krieges siegreich durch alle Jahrhunderte hindurch trotzte, ist die eben genannte beruhmte steinerne Brucke, eins der festesten Werke der sicheren mittelalterlichen Baukunst. Viele eigenthümliche Erinnerungen und Sagen haften an derselben. Sie ward im Jahre 1135 bei einer furchtbaren Sommerhitze, welche die Donau fast bis auf den Grund ihres Bettes trocken legte, von den Bürgern von Regensburg in Gemeinschaft mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, begonnen und 1146 vollendet. Wahrscheinlich besorgte die Stadt den Bau von ihrer Seite aus, so wie der Herzog von Stadt am Hof her, bis sie in der Mitte zusammentrafen; darauf deutet wenigstens, denn Gewisses ist nicht darüber zu ermitteln gewesen, der Umstand, dass sie nicht in gerader Linie geführt ist, sondern einen stumpfen Winkel bildet, dessen Flächen sich in der Mitte des siebenten Bogens von Regensburg aus berühren; auch wurde 1827 ungefähr an dieser Stelle, bei dem Abbruch des Zollhäuschens, auf der westlichen Seite das Abbild eines Löwen entdeckt, der die herzogliche Grenze bezeichnete, während die städtische durch den ebenfalls abgebrochenen mittleren Brückenthurm angegeben wurde. An den beiden Enden der Brücke befand sich früher eine Capelle, so wie auf derselben drei Thürme, von welchen nur noch der am nördlichen Ausgange erhalten worden ist. Die Brücke genoss grosse Privilegien; die Oberaufsicht über dieselbe wurde als ein Ehrenamt betrachtet und in der Regel von einem Mitgliede des Rathes verwaltet. Sie hatte ferner das Recht, ihr eigenes Siegel zu führen mit der Umschrift: ***Sigillum gloriosi pontis Ratisponensis***, und erfreute sich eines 1182 von Friedrich I. ertheilten Freibriefes, kraft dessen Reisende und Waaren zollfrei passiren durften und Niemand gezwungen werden konnte, anders als aus freiem Antriebe etwas zu ihrer Unterhaltung beizusteuern. Streitigkeiten auf derselben, ja das blosse Ziehen einer Wehr allein, wurden eben so strenge bestraft, als ob sie in einer kaiserlichen Pfalz vorgefallen seien, und der Verlust der rechten Hand stand darauf. Während geraumer Zeit wurden sogar Urkunden in Regensburg von dem Jahre ihrer Erbauung aus datirt, und in der Entfernung von zwölf Schritten in ihrem Umkreise durfte kein Bau aufgeführt werden. Ein späterer Freibrief Maximilian's I. vom Jahre 1514 erlaubte dagegen, von einem Wagen zwei und von einem Karren einen Pfennig Uebergangsgebühr zu nehmen. Erst unter der baierischen Regierung ward sowohl diese Abgabe aufgehoben, als auch auf der nördlichen Seite eine zierliche Terrasse angelegt.

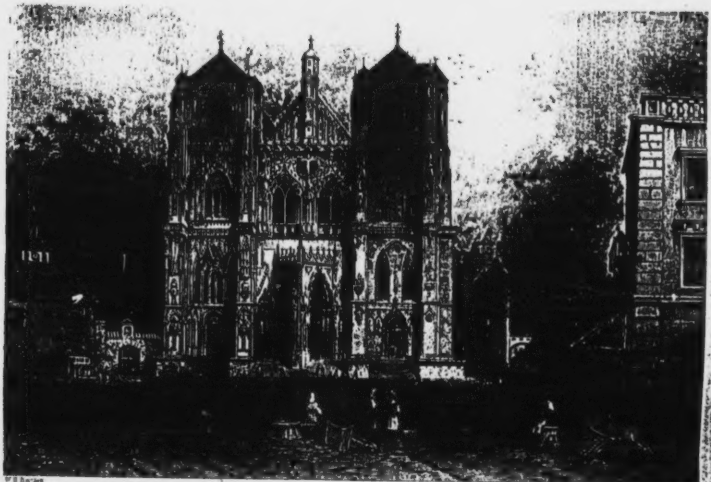
---

[1] Das alte Riparia der Römer.

Die Brücke ruht auf 16 runden Bögen, von denen aber nur 15 sichtbar sind; sie ist 1000 Fuss lang und 24 Fuss breit. Die Weite der Bögen steigt von 35 Fuss 6 Zoll bis zu 58 Fuss; die Breite der Oeffnungen in denselben von 13 bis 18 Fuss; daran sind vorzüglich die gewaltigen Pfeiler Schuld, welche daher auch, zumal bei den starken Wirbeln am unteren Ende, die Fahrt stromaufwärts fast unmöglich machen und bei Eisgang leicht eine Ueberschwemmung veranlassen, weshalb der Gedanke an eine neue Brücke, bei zunehmendem Handel, durchaus nicht so fern liegt. Auch ist der Auf- und Abgang zu steil. Ihren Ruhm verdankt die Regensburger Brücke demzufolge eigentlich nur ihrer ausserordentlich festen Bauart. Der oben erwähnte noch stehende Thurm war früher ein Schuldgefängniss; die Schuldner mussten so lange dort in Haft bleiben, bis sie den Betrag ihrer Schuld aus milden Gaben der Vorübergehenden zusammengebracht hatten.

Die Brücke hatte, wie es im Mittelalter bei allen bedeutenden öffentlichen Gebäuden üblich war, ihre neun Wahrzeichen, von denen noch einige vorhanden sind und den Reisenden gezeigt werden: a) eine in Stein gehauene Eidechse, welche an einem Pfeiler auf der östlichen Seite heraufkriecht; b) ein Hund oder vielleicht auch ein Löwe ohne Kopf; c) eine kleine nackte männliche Figur, die, nach dem Dome zugewandt, die eine Hand vor die Augen hielt und in der anderen einen Zettel trug mit der Inschrift: „Schuck wie haiss“, wahrscheinlich eine Andeutung der gewaltigen Sommerhitze im ersten Jahre ihrer Erbauung; d) ein langer, breiter Stein, in dessen Mitte ein viereckiges Steinchen eingelegt war; 1785 bei Abbrechung des Mittelthurmes nahm man dasselbe heraus und fand eine blecherne Kapsel mit einer leider nicht mehr lesbaren Schrift darunter; e) ein Stein, auf welchem die Brücke mit ihren drei Thürmen abgebildet ist; f) die ausgehauene Darstellung eines Hahnenkampfes auf einem Steine des Geländers mit der Jahreszahl 1582; g) der Kopf eines jungen Mannes mit einem Knebelbart und herabhängenden Haaren am siebenten Pfeiler; h) drei männliche, verschiedenes Alter andeutende Köpfe, vielleicht Meister, Gesellen und Lehrling; i) ein fabelhaftes vierfüssiges Thier mit einem Schwanenhals und dem Kopf eines Raubvogels.

Wie an allen bedeutenden Bauten des Mittelalters, so haftete auch an der Regensburger Brücke eine Sage, kraft deren der böse Feind das Beste bei ihrer Erbauung gethan, aber um seinen Lohn geprellt worden sei. Sie wird mit wenigen Abweichungen im Allgemeinen so erzählt. Der Baumeister des angeblich gleichzeitig aufgeführten Domes (s. weiter unten dessen Schilderung und Geschichte) habe mit seinem Lehrling, der die Brücke aufführte, gewettet, wer von ihnen Beiden zuerst sein Werk vollendet haben würde. Als sich nun dem Jünger viele unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg gestellt, sei diesem angst geworden vor dem Verluste der Wette und er habe den Teufel um Hülfe angerufen und ihm dafür die Seelen der ersten drei lebenden Wesen, welche über die fertige Brücke gehen würden, als Belohnung versprochen. Wie durch ein Wunder sei nun über Nacht die Brücke vollendet worden und der Baumeister des Doms habe sich aus Verzweiflung vom Thurm hinabgestürzt, als der Lehrling, die Hand vor die Augen haltend, zu ihm hinaufgeschaut. Dann aber habe der Letztere die Brücke allen Menschen gesperrt und zuerst einen Hund, einen Hahn und eine Henne hinübergetrieben, mit denen der dumme Teufel sich begnügen müssen.



W H Bartlett

E Challis

Cathedral in Ratisbon

London, Published for the Proprietors, by Geo. Virtue, 26 Ivy Lane

Zu beiden Seiten der Brücke ziehen sich mitten im Flusse zwei durch einen Steindamm verbundene Inseln hin, der obere und untere Wörth; auf dem unteren Wörth, den eine hölzerne Brücke mit der Stadt verbindet, ist der Hafen und die Werfte für die Dampfschiffe; vom oberen Wörth führt eine Seitenbrücke nach der grossen Donaubrücke. Beide Inseln sind sehr bewohnt und haben ausser Waffenschmieden, Kupferhämmern, Mühlen. Schiffer- und Fischerhäusern sehr schöne Gartenanlagen und Alleen aufzuweisen.

Regensburg besitzt an zwanzig Kirchen, Klöster, geistliche Stiftungsgebäude und Capellen, von denen drei dem protestantischen Ritus, die übrigen aber sämmtlich dem katholischen Gottesdienste gewidmet sind. Unter den letzteren ist vorzüglich die Domkirche zu St. Peter, oder schlechtweg der Dom von Regensburg, die bedeutendste und im höchsten Grade einer genauen Betrachtung werth. Schon im siebenten Jahrhundert soll der Agilolfinger Theodo, nachdem er mit seinen Grossen und Vielen seines Volkes zum Christenthum übergegangen, an derselben Stätte eine grosse hölzerne Kirche haben aufführen lassen, welche aber später abbrannte und vom Bischof Garibald durch ein kleineres, dem heiligen Stephan geweihtes Gotteshaus, welches noch vorhanden ist und gewöhnlich der alte Dom heisst, ersetzt wurde. Dieses Kirchlein erlitt aber 1273 grosse Beschädigungen durch ein Gewitter und veranlasste daher den Bischof Leo Dundorfer, der einem Regensburger Patriziergeschlechte entstammte, eine neue Domkirche zu erbauen. Nachdem derselbe von einer eigens zu diesem Zwecke unternommenen Reise nach Rom zurückgekehrt war und von vielen Seiten her Beisteuern gesammelt hatte, legte er am Georgi-Abend 1275 den ersten Stein mit eigenen Händen und übergab die Ausführung des Baues dem Thumbmeister Andreas Egl. Nach des Bischofs Tode waren dessen Nachfolger auf dem Stuhle des Bisthums drei Jahrhunderte hindurch angelegentlich bemüht, den gewaltigen Bau streng nach dem ursprünglichen Plane des ersten Architecten weiter führen zu lassen. Bischof Nicolaus (1313 bis 1340) schenkte die herrlichen Glasmalereien des ganzen Chores und einiger Fenster des südlichen Seitenschiffes; Bischof Johann von Moosburg legte 1404 den Grundstein des ersten Thurms, 1486 war die Schauseite der Kirche vollendet und bis 1634 ward der Bau überhaupt fast ununterbrochen fortgeführt. Unter den Domherren, welche das Werk leiteten, finden sich bedeutende Namen, wie z. B. Heinrich Zehenter um 1380, Friedrich Spies um 1457 und vor Allem Thomas Storizer, dem Erbauer der Lorenzkirche in Nürnberg, um 1459, in welchem Jahre auch eine allgemeine Versammlung der deutschen Bauhütten in Regensburg unter seinem Vorsitze statt fand.

Zwei Jahrhunderte hindurch geschah dagegen nichts für die Kirche, bis in neuester Zeit König Ludwig I. von Baiern eine durchgreifende Restauration des herrlichen Gotteshauses anordnete. Sie ward unter der Leitung des berühmten Architecten von Gärtner ausgeführt, und indem sie allen durch den schlechten Geschmack der letzten beiden Jahrhunderte hineingekommenen überflüssigen und unstatthaften Schmuck entfernte, sorgte sie zugleich umsichtig für die Wiederherstellung alles Ursprünglichen und Aechten, das der Zahn der Zeit beschädigt hatte.

Schon die Façade dieses herrlichen Baues weicht von allen bekannten Werken dieser Art durch ihren künstlerischen Reichthum und ihre Eigenthümlichkeit ab. Eine Treppe führt zu der sechs Fuss über dem Domplatz erhöhten Flur der Kirche. Das Hauptportal dehnt sich nicht in gerader Linie aus, sondern bildet eine dreieckige Vorhalle, welche ein mit Bildnerarbeit reich geschmückter Pfeiler vorn abschliesst. Die inneren Wände dieses Eingangs sind ebenfalls reich an Werken der bildenden Kunst des Mittelalters. Auf jeder Seite dieser Halle und Pforte ist ein mit Statuen und anderem Schmuck reich verziertes Feld mit einem hohen Giebel. Ueber der Hauptpforte und im Mittelpunkt der ganzen Façade befindet sich ein kolossales Christuskreuz und unter diesem Petrus im Schiffe als Wappen des Capitals. Zu beiden Seiten zeigen sich die durch die Freigiebigkeit des Königs mit neuen Glasmalereien geschmückten Fenster; über diesen ein reich ausgestatteter Giebel, aus dessen Mitte sich ein kleiner Thurm erhebt, welcher zwischen den Statuen von Maria und Johannes steht und der Eichelthurm genannt wird. Die Façade schliessen zu beiden Seiten die leider unvollendeten beiden Thürme mit ihren reich verzierten Fensteröffnungen. Nicht minder stattlich und verhältnissmässig reich sind die anderen Aussenseiten des Doms an geschmückten Portalen und Fenstern, namentlich ist das grosse Rundfenster auf der Südseite höchst sehenswerth. Ein durchbrochenes Geländer begrenzt einen Gang, welcher aussen um das ganze Dach der Kirche herumläuft und von dem herab man sich einer weiten und prächtigen Aussicht erfreut. Der diesem Werke beigegebene Stahlstich giebt ein sehr treues und treffliches Bild des prachtvollen Portals.

Nicht minder erhaben ist das Innere dieses majestätischen Gotteshauses. Es stellt sich bei dem Eintreten dem erstaunten Blick als ein dreifaches, von sechs mächtigen Säulenstämmen auf jeder Seite getragenes Spitzbogengewölbe dar. Das Mittelschiff ist aus zwölf, sieben Fuss im Durchmesser starken, erhaben einfachen Säulenbündeln gebildet, 120 Fuss hoch und 300 Fuss lang; am Ende desselben beginnt der 100 Fuss lange, von 15 reich geschmückten Fenstern erleuchtete Chor, dessen netzförmige Gewölbe auf sechs Pfeilern und den Umfassungswänden des Baues ruhen. Die beiden Seitenschiffe, welche an das Mittelschiff stossen, werden von den Pfeilern des Letzteren und den Seitenmauern getragen; jedes derselben ist fünfunddreissig Fuss breit und erhält durch zehn Fenster mit Glasmalereien eine sanfte und milde Beleuchtung.

Der Dom enthielt sechszehn Altäre, die durch die Restauration auf acht beschränkt wurden, und unter denen der dem heiligen Hieronymus geweihte wegen seines Alters der merkwürdigste ist. Er wurde 1440 vom Magister Paulus, einem Regensburgischen und Passauischen Domherrn, den das Capitel von Regensburg zum

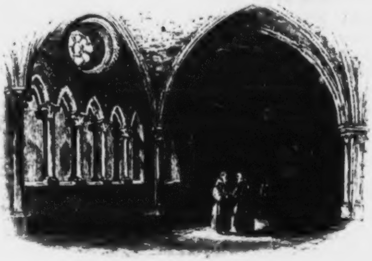
Bischof gewählt hatte, der aber nicht den bischöflichen Stuhl bestieg, noch vor seiner Wahl gestiftet. Nicht minder merkwürdig ist der im Dome selbst befindliche Ziehbrunnen, dessen Wasser die Gläubigen besondere Kraft zuschreiben. Unter den übrigen hier befindlichen Denkmalen aus älterer und neuerer Zeit sind besonders hervorzuheben: das Standbild des Cardinals und Bischofs Philipp Wilhelm von Baiern (gest. 1598) in der Mitte des Hauptschiffes; das Monument des Primas K. von Dalberg (gest. 1817) in Alabaster von Zendemeneghi nach einem Entwurfe von Canova; das Denkmal eines Domherrn von Herbenstein aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit einem Basrelief, Christus darstellend, wie er die Viertausend speist, von einem Passauer Künstler; das aus der Ulrichskirche hierher gebrachte Monument einer Frau aus dem Geschlechte der Tucher (1521), in Erz von Peter Vischer gegossen; die Denkmale der Bischöfe Wittmann und von Sailer u. s. w.

Ein alter eigenthümlicher Kreuzgang, in welchem sich viele Grabsteine der Domherren sowie in der Umgegend ausgegrabene antike Monumente und Sarkophage aufgestellt finden, führt zu dem sogenannten alten Dom, der früher schon erwähnten Stephanskirche, und dessen Gebäuden. Der alte Dom ist jetzt ganz leer und unbenutzt, enthält jedoch einen sehr merkwürdigen hohlen Steinaltar, der wahrscheinlich schon bei vorchristlichem Gottesdienste gebraucht wurde. In einem durch den Kreuzgang gebildeten Hofraume endlich befindet sich die uralte Allerheiligen-Capelle, nicht minder anziehend durch ihre eigenthümliche Bauart und von herrlichen Bäumen beschattet.

Neben dem Dome erhebt sich die alte Pfarrkirche zu St. Ulrich in gothisch-byzantinischem Geschmacke. Der ehemalige, jetzt in einen Garten verwandelte Friedhof derselben umschliesst eine kleine, aber sehr sauber gearbeitete und der Beachtung werthe Säule „zum ewigen Lichte.“

Zunächst dem Dome zieht das ehemalige Reichsstift St. Emmeram die Aufmerksamkeit vorzüglich an, um so mehr, als es reich an historischen Denkmalen und Erinnerungen ist. Herzog Theodo IV. gründete das Kloster, in welchem Benedictiner eine Aufnahme fanden, 652 als würdige Ruhestätte der Gebeine des heiligen Emmeram, und bald wurde es eine Pflanzschule der Gelehrsamkeit, und Könige und Fürsten erhielten daselbst ihre Bildung.

Die Aebte waren deutsche Reichsfürsten. Das Stift ward 1802 aufgehoben. Die Kirche ist 1642 gänzlich umgebaut worden und in architectonischer Hinsicht nicht bedeutend, jedoch geräumig und hell und mit Frescomalereien geschmückt. Sie enthält einen reichen Schatz von Monumenten und steht mit der 1731 restaurirten Pfarrkirche von St. Ruprecht in genauer Verbindung. Zu beiden Kirchen führt eine Halle, mit einem steinernen Sessel, auf welchem Heinrich der Heilige, von Abach kommend, zu rasten pflegte, bis der Gottesdienst begann. Ueber diesem Sessel befinden sich



ST. EMMERAM.

drei uralte Steinbilder, Christus und die Heiligen Emmeram und Dionysius darstellend; auch wird der Grabstein des baierischen Geschichtsschreibers Aventinus hier bewahrt. In der Stiftskirche ist der Zugang der Familiengruft der Fürsten von Thurn und Taxis. Das Presbyterium umschliesst die Grabstatten König Arnulph's (gest. 899) und Ludwig's des Kindes (gest. 911), die übrigen Capellen und Grüfte aber die Sarkophage des Bischofs Tuto (gest. 890) und Herzogs Arnold des Bösen (gest. 987); ferner das Denkmal des heiligen Emmeram, des heiligen Wolfgang, der Kaiserin Jutta, die Standbilder Heinrich's des Frommen (gest. 955) und des Grafen Warmund von Wasserburg (gest. 1010) und andere interessante Monumente mehr. Die Sakristei bewahrt in einem silbernen, stark vergoldeten Sarge die Reliquien der Heiligen Emmeram, Dionysius und Wolfgang.

Das Kloster zu St. Jakob in der Nahe des Jakobsthores bietet in mehr als einer Hinsicht Merkwürdiges dar. Schottische Benedictiner,,welche aus ihrem Vaterlande ausgezogen waren, um das Christenthum zu verbreiten, fanden schon früh in Regensburg eine freundliche Statte ihres Bleibens und Wirkens. Bereits 1075 ward ihnen das kleinste Kloster *ad consecratum Sanctum Petrum* eingeräumt und 1109 ein zweites Kloster zu St. Jakob erbaut, welches sich als solches in den Stürmen aller Jahrhunderte erhalten hat. Es ist gegenwartig das einzige noch bestehende von schottischen Mönchen ausschliesslich bewohnte Kloster. Treu hing es den Stuarts bis zum Tode des Letzten aus diesem vertriebenen Konigsgeschlechte an. Sein hauptsachlichster Beruf besteht darin, junge katholische Schotten und Irländer zu Priestern und

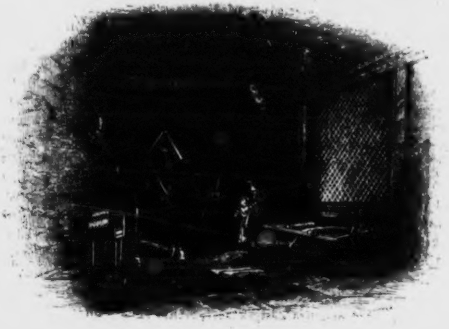
Missionairs zu bilden. Es hat eine ausgezeichnete Bibliothek, in welcher sich viele seltene gedruckte Werke und Handschriften finden, wie z. B. zwei vollständige Exemplare des *Monasticon Anglicum*, den Bremer Evangeliencodex, der Sage nach ein Eigenthum des heiligen Anscharius, die Chronik Wilhelms von Malmsbury, ein Erbauungsbuch des Abtes Marianus von 1080 u. A. m. Nicht minder reich ist das Archiv. Von den zu dem Stifte gehörigen Gebäuden ist die Kirche das interessanteste. Das Kloster ward 1689 umgebaut, die Kirche aber, welche ein Kreuzgang mit demselben verbindet, blieb durchaus unverändert, wie sie im zwölften Jahrhundert war aufgeführt worden, ein Denkmal ächt byzantinischen Styls. Namentlich ist das Portal höchst eigenthümlich. Im Inneren, das sich durch schmucklose Einfachheit auszeichnet, ist besonders das Standbild Heinrich's von Alberg bemerkenswerth. Das Stift ist übrigens sehr arm, ein Umstand der es auch wohl vor der Saecularisation bewahrte, und zählt selten mehr als acht bis zehn Mitglieder, die Zöglinge nicht ausgenommen, von denen mehrere schon in ihrer frühesten Kindheit dahin gekommen sind und das Kloster nicht wieder verlassen haben.

Unter den übrigen geistlichen Gebäuden sind noch zu erwähnen: die St. Dionysiuskirche, zu dem ehemaligen von der frommen Henna, Gemahlin Ludwig's des Deutschen, 831 errichteten Fräuleinstifte Obermünster gehörig; sie enthält mehrere schöne Altäre und Denkmale; die Kirche zu Mariä-Himmelfahrt, zum Stifte Niedermünster gehörig, mit einem alten Marienbilde, einer eigenthümlichen Krypte und einem guten Altarbilde von einem Passauer Künstler, Namens Durach. Die Garnisonkirche zum Collegiatstifte U. L. F. zur alten Capelle gehörig, das älteste Gotteshaus Regensburgs, aber leider durch die Restauration von 1752 sehr verunstaltet; sie besitzt einige treffliche Bilder und prächtige Messgewänder, welche aus den Brautgewändern Heinrich's des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde sollen gemacht worden seyn, merkwürdiger Weise aber keine Kanzel; die St. Blasienkirche, vormals den Dominicanern gehörig, mit einem Rubens zugeschriebenen Altarbilde und vielen der Betrachtung werthen Denksteinen u. A. m.

Das bereits obenerwähnte Stift von St. Emmeram ist jetzt die Residenz des Fürsten von Thurn und Taxis und durch denselben sehr verschönert worden. In der prächtigen Reitbahn ist ein sehr schönes Basrelief Schwanthalers. Die fürstliche Gruft, über welcher sich eine Capelle erhebt, steht mit dem bereits angeführten Kreuzgange in Verbindung; zu ihrem schönsten Schmucke ist ein Heiland am Kreuze von Danneker bestimmt.

Den Besuch der merkwürdigsten weltlichen Gebäude eröffnet der Reisende am passlichsten mit dem Rathhause, das aus zwei Theilen, dem alten und neuen, besteht. Im alten Rathhause fanden von 1663 bis 1806 die Sitzungen des deutschen Reichstages Statt. Im Innern finden sich der Reichssaal mit dem Thronsessel des Kaisers;

der Fürstensaal mit Tapeten des funfzehnten Jahrhunderts und der reichsstädtische Saal, der eine kleine Modellensammlung bewahrt. Unter diesen Sälen laufen im Souterrain die Gefängnisse mit der noch erhaltenen Folterkammer hin. Es waren neunzehn oder zwanzig Zellen, zu denen man nur durch eine Fallthüre gelangen konnte und von denen einige alles Lichtes entbehrten. In der Folterkammer sind noch jetzt die gebrauchten Marterwerkzeuge sämmtlich zu sehen. Zuerst die gewöhnliche Folter, einer langen Bettstelle ähnlich, auf welche der Angeklagte ausgestreckt hingelegt wurde. Die Füsse wurden an dem einen Ende festgemacht und um die Arme ein Tau gewunden, das durch eine Winde am anderen Ende ging. Vermittelst derselben wurden nun seine Glieder so ausgerenkt, dass sehr oft der Tod unter den heftigsten Schmerzen erfolgte. Die zweite Art der Tortur glich der ersten, aber wo jene horizontal wirkte, that es diese senkrecht. Der Gemarterte wurde daran bei den auf den Rücken gebundenen Armen befestigt, hoch emporgezogen und dann rasch hinabgelassen, doch nie so weit, dass seine Füsse den Boden berührten. An diesen hingen zwei centnerschwere Steine und die dadurch hervorgebrachte Erschütterung riss jedes Glied aus dem Gelenk. Das dritte Instrument war eine Art von hohem Armsessel mit zwei Fuss langen hölzernen Spitzen; der Gefolterte musste sich darauf hinsetzen mit



DIE FOLTERKAMMER IN REGENSBURG

schweren Gewichten auf dem Schooss und eben solchen an den Füssen. Ausser diesen scheusslichen Erfindungen zeigt man dort noch mehrere andere, welche ebenfalls zur Schmach der Menschheit benutzt wurden. Längs der Wand zieht sich ein grosses hölzernes Gitter hin, hinter welchem die Richter sassen und ungesehen den Gemarterten belauschten und beobachteten. — Das neue Rathhaus dagegen, ein stattliches Gebäude mit hohem Thurme, hat nur freundliche Dinge, wie z. B. die von Altdorfer trefflich gemalte Sitzung des Rathes und die Stadtbücher von 1500 bis 1700, aufzuzeigen.

Unter den übrigen an vergangene Tage erinnernden Gebäuden sind noch bemerkenswerth: der Herzogshof am Kornmarkte; der Bischofshof, wo Maximilian II. am 12. October 1576 starb; das Haus am Rathhausplatze mit den Fresken auf der Aussenseite, welche den Kampf Hans Dollinger's vorstellen, von dem gleich nähere Erwähnung geschehen wird; der Römlinger Hof; das Wagner'sche Haus am Hallerthurm mit der Erhardsklause; Aventin's Haus am Spielhofe; Altdorfer's Haus am Neupfarrplatz; Keppler's Haus am Fischmarkt u. s. w. Ferner der goldene Thurm in der Wallerstrasse; der Thurm bei dem goldenen Kreuz am Haidplatze, merkwürdig als Wohnung Karl's V. und als Zeuge seines Verhältnisses mit der schönen Blombergerin, der Mutter Don Juan's d'Austria; der Doppelthurm am ehemaligen Rathhause in der Grube; der Goliaththurm in der Gasse gleichen Namens, mit dem Frescobilde, David's und Goliath's Kampf darstellend; sämmtlich Regensburg eigenthümliche, befestigte Privatwohnungen, deren Construction die unruhigen Zeiten nothwendig machten.

Unter den öffentlichen Plätzen dieser Stadt wird der Freund alter historischer Sagen gewiss zuerst den Heidenplatz aufsuchen, wo der gewaltige Kampf des schon genannten Hans Dollinger mit dem Riesen Krako statt fand, und welcher davon seinen Namen (jetzt gewöhnlicher Haidplatz) führt. So lautet das alte Lied, welches die That berichtet:

Es reit't ein Türk aus Türkenland,
Er reit't gen Regensburg in die Stadt,
Da Stechen ward;
Vom Stechen war ihm wohl bekannt.

Da reit't er für des Kaisers Thür;
„Ist Niemand hier, der komm' herfür,
Der stechen will um Leib, um Seel',
Um Gut, um Ehr',
Und dass dem Teufel die Seele wär'?"

Da war'n die Stecher all' verschwiegen,
Keiner wollt' dem Türken nicht obliegen.
Dem leidigen Mann,
Der so trefflich stechen kann.

Da sprach der Kaiser zorniglich:
„Wie steht mein Hof so lästerlich?
Hab' ich kein'n Mann,
Der stechen kann,
Um Leib' und Seel', um Gut, um Ehr'
Und dass unserm Herrn die Seel' wär'?“

Da sprang der Dollinger herfür:
„Wohlum, wohlum, ich muss hinfür
An den leidigen Mann,
Der so frevlich stechen kann!“

Sie führten gegen einander zwei scharfe Speer'.
Das eine ging hin, das andre ging her.
Da stach der Türke den Dollinger ab,
Dass er an dem Rücken lag.

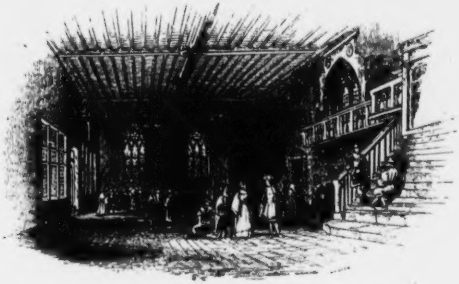
„O Jesu Christ, steh' mir jetzt bei!
Steck' nur ein, zwei,
Sind ihrer drei,
Bin ich allein,
Und führ' meine Seel' in das ewig Himmelreich.“

Da reit't der Kaiser zum Dollinger so behend',
Er führt ein Kreuz in seinen Händ',
Er strich's dem Dollinger über sein'n Mund.
Der Dollinger sprang auf,
War frisch und gesund.

Da stach der Dollinger den Türken ab,
Dass er an dem Rücken lag.
„Du verbeurter Teufel, nun stehe ihm bei.
Sind ihrer drei,
Bin ich allein,
Und führ' seine Seel' in die bitt're Höllenpein.

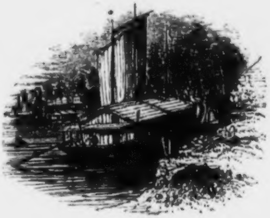
Wenn auch in poetischer Hinsicht unbedeutend, wahrscheinlich das Werk eines spatern Meistersängers, ist doch dieses Gedicht merkwürdig, sowohl um seines echt historischen Inhaltes willen, als weil es eine wahrhaft deutsche Andacht zum Kreuz enthalt, die dem Sinne von Calderon's „*devocion de la cruz*“ Nichts nachgiebt.

Es wäre noch Manches von dem altehrwürdigen Regensburg zu erzählen, wir furchten aber bei dem uns vergönnten Raum schon zu lange dort verweilt zu haben, und eilen daher wieder der Donau zu. Ehe wir gänzlich scheiden, sei es uns indessen vergönnt, noch einen Blick auf das einst so berühmte Rathhaus zu werfen und fur den freundlichen Leser hier eine Abbildung des Saals, in welchem sich die Abgesandten versammelten, einzuschalten.



DER RATHHAUSSAAL ZU REGENSBURG

Einst herrschte hier grosse Pracht und es waren, wie es in des alten Merian baierischer Topographie heisst, „die Wände umb unnd umb mit herrlichen Tapezereien unnd gestickter Arbeit umbhänget, die Stül unnd Bänck mit gülden, silbern, sammeten und seidenen Stücken überlegt und alles auffs herrlichst und prächtigst gezieret.“ Auch waltete eine gar strenge Etikette. Der erste Commissarius hatte den Vorrang vor allen Gesandten, selbst denen des Kaisers, mit Ausnahme des päpstlichen Legaten. Sein Creditiv war von dem Kaiser eigenhändig unterzeichnet und er übersandte es durch einen Edelmann dem Kurfürsten von Mainz, der dasselbe *per dictaturam*, wie es hiess, veröffentlichte. Dieser hohe Beamte machte und erwiederte keine Besuche und gab keinem der Gesandten den Titel Excellenz, selbst wenn derselbe sonst überall mit Recht so genannt wurde. Machte ihm der Gesandte eines Kurfürsten seinen Besuch, so liess er ihn von vier Edelleuten, zwei Pagen und einem Herold an der Thür seiner Kutsche empfangen, ging ihm bis an die Thür des zweiten Vorzimmers entgegen und begleitete ihn dann zu seiner Rechten und etwas vor ihm herschreitend in das Prunk- und Besuchzimmer. Bei dem Abschiede wurde dasselbe Ceremoniell beobachtet. Kam der kurfürstlich Mainzische Abgeordnete als Deputirter des Reichs, so wurden ihm fünf Edelleute entgegengeschickt, doch musste er jedes Mal selbst durch einen Edelmann vorher ansagen lassen, ob er sich in dieser Eigenschaft einfinde. — Alle diese Pracht und Herrlichkeit ist langst verschwunden und kaum noch dass sich die ältesten Bürger des Glanzes vergangener Tage erinnern.



PASSAGEBOOT.

Wir wenden uns nun wieder der Donau zu. Der Verkehr abwärts auf derselben hat durch die Dampfschiffe ausserordentlich gewonnen. Ehemals ging das Fahrzeug, die sogenannte Ordinari, einmal die Woche ab und brauchte sieben bis acht Tage zu der Reise nach Wien. Nahm jedoch eine Gesellschaft ein eignes Schiff, so legte sie auf demselben diese Strecke gewöhnlich in vier Tagen zurück. Durch die Einführung der Dampfschifffahrt ist aber das Reisen auf der Donau sehr erleichtert und beschleunigt worden.

Regensburg gegenüber an der Mündung des Flusses Regen liegt das schon erwähnte Stadtamhof, das von Einigen, aber mit Unrecht, als eine Vorstadt von Regensburg bezeichnet wird. Im Mittelalter gehörte es dem Stifte St. Emmeram und wurde von all den Leiden und Unglücksfällen, welche sein Gegenüber trafen, oft noch verderblicher und nachhaltiger als dieses heimgesucht. Im Jahre 1809 steckten die abziehenden Oesterreicher Stadtamhof in Brand, es ward jedoch seitdem schöner und regelmässiger wieder aufgebaut. Unter seinen öffentlichen Gebäuden findet sich Nichts von Bedeutung, höchstens ist das alte Katharinenspital, in welchem 30 alte katholische und 30 protestantische Bürger verpflegt werden, mit der dazu gehörigen St. Johanniskapelle, die im 13. Jahrhundert erbaut wurde, eines Besuches werth. Das Archiv des Spitals besitzt eine sehr schöne 18 Zoll hohe Statue des Schutzheiligen. Dicht an Stadtamhof grenzt die Ortschaft Steinweg, über der sich die Dreieinigkeitskirche erhebt, von welcher aus man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hin geniesst. Eine Brücke über den Regen verbindet den Steinweg mit dem Dorfe Reinhausen (Regenhausen), von welchem aus ein sehr schöner Spaziergang nach dem Schlosse Regendorf und dessen herrlichem Parke führt.

Die übrigen Vergnügungsorte in der Umgegend, welche die Regensburger auf ihren Spaziergängen zu besuchen pflegen, sind Pfaffelstein am linken Donauufer, nebst Unter- und Oberwinzer, Mariaort (gewöhnlich Ort genannt) an der Mündung der Naab, mit einer Wallfahrtskirche; ferner Prüfening, ein secularisirtes Benedictinerstift; Dechbetten, welches ein tausendjähriges Alter hat; Kumpfmühl, wo der berühmte Mechaniker Mälzl, der unter Anderm das Metronom erfand, das Licht der Welt erblickte, und die ehemalige Karthause Prüll, welche in neuester Zeit zu einem Irrenhause bestimmt wurde, mit ihrer von zwei Thürmen geschmückten Kirche, in der sich mehrere interessante Monumente befinden. Das Dörfchen Siegersdorf hinter Prüll bietet ebenfalls eine herrliche Fernsicht dar.

III.

VON REGENSBURG NACH PASSAU.

Wir setzen jetzt unsere Reise auf der Donau fort, welche von Regensburg bis Straubing sich in mehr oder weniger bedeutenden Krümmungen windet und eine mehr südöstliche Richtung einschlägt. Auf dem linken Ufer begrüsst der Reisende viele historisch-merkwürdige und anmuthig gelegene Orte und auch das rechte flache Ufer bietet mitunter schöne Ansichten dar. Bei Weichs, dem Uebergangspunkt des österreichischen Heeres unter Erzherzog Karl im Jahre 1809, Schwabelweis und Tegernheim auf der linken und Irlmauth, Kreuzhof, mit seiner uralten dem heiligen Aegidius geheiligten Kapelle, und Unterbarbing, dessen Schlösschen einst der Lieblingsaufenthalt des trefflichen Bischofs von Sailer war, auf der rechten Seite vorüber, gelangt man nach dem Marktflecken Donaustauf, mit den Trümmern seiner alten Burg. Schon während des 10. Jahrhunderts kommt diese Feste „*Castellum quod dicitur Stufo*“ in Urkunden vor, ein Eigenthum des bischöflichen Stuhles von Regensburg, aber auch fortwährend die Ursache des Streites zwischen den Kirchenfürsten und den baierschen Regenten. Albertus Magnus zog sich 1262 hierher zurück, um von den Beschwerden seines Amtes auszuruhen, seine Nachfolger dagegen entäusserten sich oft dieses schönen Besitzthums und pflegten es zu verpfänden, wenn sie des Geldes bedürftig waren; so z. B. im Jahr 1352 an zwei Regensburger Bürger, Riger Reich und Friedrich Auer; 1355 an Kaiser Karl IV., der es oft besuchte, weil ihm die herrliche Lage Freude machte; 1373 an die Herzöge Stephan und Otto von Baiern und 1378 sogar an die Stadt Regensburg selbst. Zehn Jahre später leistete die Besatzung derselben dem Herzoge Albrecht von Baiern mannhaften Widerstand, so dass er unverrichteter Dinge abziehen musste, jedoch nicht ohne vorher den Markt von Stauf in Brand gesteckt zu haben. Während des dreissigjährigen Krieges vermochte dagegen Stauf nicht dem

Andringen eines gewaltigen Feindes zu trotzen; der sieggewöhnte Bernhard von Weimar belagerte es mit seinen Truppen, zwang die Besatzung sich zu ergeben und sprengte darauf die Festungswerke mit Pulver in die Luft. Seit dieser Zeit schmückt die Burg durch ihre pittoresken Trümmer die ganze Landschaft um so mehr, als ihre nächste Umgebung durch den jetzigen feinsinnigen Eigenthümer in einen sehr schönen Park umgewandelt worden ist. Die Herrschaft Stauf fiel 1715 an den bischöflichen Stuhl von Regensburg wieder zurück und blieb demselben bis zum Jahre 1803, wo sie dem damaligen Fürstenthum Regensburg einverleibt wurde; 1810 kam sie an Baiern und 1812 an den Fürsten von Thurn und Taxis als Entschädigung für die eingezogenen Reichsposten in Baiern. Donaustauf hat, mit Einschluss seines Vorortes Reiffolding, nahe an 1200 Einwohner, eine Pfarrkirche, die Wallfahrtskirche zu St. Salvator, ein Rathhaus, ein Armenhaus und 154 Bürgerhäuser. Am äussersten östlichen Ende des Ortes steht das 1842 neu aufgeführte fürstlich Thurn und Taxische Lustschloss und diesem gegenüber erheben sich die ebenfalls vor einigen Jahren neu erbauten stattlichen Marställe. Eine aus unbehauenen Holzstämmen errichtete, ziemlich gebrechliche Brücke führt bei Stauf über die Donau, die hier sehr reissend ist und schon oft grosse Unglücksfälle veranlasst hat. Am 22. Juni 1837 scheiterte, um nur eines traurigen Falles unter so vielen zu gedenken, die Regensburger Ordinari an der Brücke und sieben Menschen kamen dabei um das Leben. Zunächst derselben befindet sich auf einer Anhöhe die schon genannte Wallfahrtskirche St. Salvator und über ihr erhebt sich der waldbewachsene Breuberg, dessen Gipfel die prachtvolle WALHALLA schmückt, der grossartige Tempel, welchen König Ludwig von Baiern den grossen Männern der deutschen Nation, um ihr Andenken zu verherrlichen, errichtete.

Schon im Jahre 1807 hatte der kunstsinnige Fürst, damals noch Kronprinz, den Gedanken gefasst, deutschem Ruhme ein grosses, seiner und des Stifters würdiges Denkmal zu gründen. Er liess diesen schönen Entschluss 14 Jahre lang in sich reifen, wählte während dieser Zeit die Stätte dafür und berieth mit bedeutenden Männern die Ausführung des Planes, namentlich mit dem berühmten Historiker Johannes von Müller, der ihm unter Anderm zu jener Zeit darüber schrieb: „Es ist gross, dass Sie, durchlauchtigster Kronprinz, jenen herrlichen Gedanken der Walhalla, der Zierde des Vaterlandes, nicht fallen lassen. Die deutsche Nation hatte nie ein grösseres Bedürfniss, ihrer selbst nicht zu vergessen und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen ...... Es ist eines eigenen Lorbeers würdig, das Gefühl der Nationalkraft nicht untergehen zu lassen und, wie mehrmals Ihre Altvorderen an entscheidenden Tagen, so als Verfechter des verkannten Werthes zu erscheinen."

Im Jahre 1821 übertrug nun der erhabene Königssohn die Ausführung des Baues dem berühmten Architecten Leo von Klenze; die Vorarbeiten wurden alsbald begonnen und ununterbrochen fortgesetzt, so dass am 18. October 1830, als am Jahrestage der Schlacht von Leipzig, der Grundstein feierlich gelegt werden konnte. Dies geschah in Gegenwart des gekrönten Stifters und seiner königlichen Gemahlin, der Mitglieder des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis, vieler dazu eingeladenen hohen weltlichen und geistlichen Herrschaften und einer unermesslichen Volksmenge. Nach einer von dem damaligen Staatsminister, dem auch als Dichter gefeierten, jetzt bereits schon verstorbenen, Eduard von Schenk, gehaltenen Rede legte der König selbst folgende Gegenstände in die Tiefe des Grundsteins: 1—3) Plan, Aufriss und Durchschnitt des Gebäudes, auf Steinplatten gravirt; 4) eine in Stein gegrabene historische Nachricht über diese Grundsteinlegung; 5) das Modell Walhalla's aus gebranntem Thone, 6) das königliche Bildniss auf Porzellan gemalt; 7) drei Geschichtsthaler; 8) die baierschen Münzen des laufenden Jahres; 9) ein Feldzeichen der Kriegsjahre 1813 und 1814. — Dann wurde der Deckel darüber befestigt, der König that die drei üblichen Schläge auf den Grundstein und sprach dabei folgende Worte: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt seyn werden, alle Deutschen zusammenhalten."

Am 18. October 1842 war das herrliche Werk vollendet und wurde zur allgemeinen Freude eingeweiht. Es liegt in der Mitte von Baiern, zwei Stunden von Regensburg, auf einer mässig steilen Anhöhe am linken Donauufer und stellt einen in altdorischem Styl aufgeführten Tempel von weissem Marmor, nach dem Vorbilde des Parthenon zu Athen, dar; das Peristyl bilden 46 Säulen, acht an der Fronte und siebenzehn an der Seite (die Ecksäulen doppelt gezählt); die Hauptfaçade hat noch eine zweite innere Reihe von sechs Säulen. Das ganze Gebäude ruht auf einem sich über den Berg hinabziehenden Unterbau von Cyclopenmauern. An der Südseite führt eine imposante Treppe über demselben nach dem Porticus hinauf; die Länge des Tempelgebäudes beträgt 228, die Breite 108 und die Höhe 69 Fuss; die Treppe, die sich zweimal trennt und wieder vereint, hat 140 Fuss Höhe und 268 Fuss Breite; die Giebelfelder sind mit runden Bildwerken von Schwanthaler geschmückt. Auf dem südlichen Felde stellt eine Gruppe von funfzehn Figuren die Wiederherstellung Deutschlands nach dem Völkerkriege dar; die nördliche Giebelgruppe versinnlicht dagegen mit funfzehn Figuren die Hermannschlacht; beide sind wahrhafte Meisterwerke. Das Innere des Tempels bildet einen länglichen Saal, im ionischen Styl gehalten, von 49 Fuss Breite und 142 Fuss Länge. Das Licht kommt von oben herein; die überaus kunstreich gearbeitete Decke enthält die in Zink gegossenen Gestalten der nordischen Götter und Heldensage. Die Hauptwände werden der Höhe nach durch eine Gallerie in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die obere in grossen aus Erz gegossenen vergoldeten Buchstaben die Namen berühmter Deutschen enthält, deren Bildnisse nicht mehr existiren. Es sind folgende: über dem Eingange: Egbert, erster König von England; Karl der Grosse, Kaiser; Eginhard, Geschichtschreiber; Hermann, der Römer

Besieger; Marobod, der Markomannen Haupt; Velleda, Seherin; Wilhelm von Cöln, Maler; Hadrian von Bubenberg, Murtens Vertheidiger; Peter Henlein, Erfinder der Sackuhren; Rhabanus Maurus, Bischof und Gelehrter; Arnulph, Kaiser; Alfred der Grosse, König von England. An der ersten Wand zur Linken: Claudius Civilis, Heerführer der Bataver; Herrmannrich, König der Ostgothen; Ulphila, Bischof; Friediger, Anführer der Westgothen; Otto der Erlauchte, Herzog zu Sachsen; Arnulph I., Herzog von Bayern; Mächthildis die Heilige, Königin von Deutschland; Roswitha, Dichterin. An der Mittelwand zur Linken: Alarich, König der Westgothen; Ataulf, König der Westgothen; Theodorich, König der Westgothen; Horsa, Britanniens Eroberer; Bernward der Heilige, Bischof von Hildesheim, Heribert der Heilige, Erzbischof zu Cöln; Heinrich III., Kaiser; Lamprecht von Aschaffenburg, Geschichtschreiber. An der dritten Wand zur Linken: Genserich, König der Vandalen; Hengist, Britanniens Eroberer; Odoaker, der Heruler und Gepiden König; Klodwig, König der Franken; Otto der Heilige, Bischof zu Bamberg; Otto, Bischof von Freysing, Geschichtschreiber; Hildegart die Heilige, Aebtissin; Otto der Grosse von Wittelsbach. An der dritten Wand zur Rechten: Alboin, König der Longobarden; Emeran der Heilige; Pipin von Heristall, Herzog von Austrasien, Hausmayer von Neustrien; Walther von der Vogelweide, Minnesänger; Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen; Leopold VII., der glorreiche Herzog von Oesterreich; Hermann von Salza, Teutschordens Hochmeister. Neben dem Balken: Theodorich der Grosse, König der Ostgothen; Totila, König der Ostgothen; Engelbert der Heilige, Bischof von Cöln, des Nibelungenliedes Dichter. An der Mittelwand zur Rechten: Beda, der verehrungswürdige Abt und Geschichtschreiber; Willibrod der Heilige, Utrechts erster Bischof; Karl der Hammer, Herzog und Fürst von Franken; Bonifacius der Heilige, Erzbischof von Mainz; Wolfram von Eschenbach, Minnesänger; des Cölner Doms Baumeister; Arnold von Thurn, Gründer des rheinischen Städtebundes; Albertus Magnus, Bischof von Regensburg. An der ersten Wand zur Rechten: Pipin der Kurze, König des Frankenreichs; Widekind, Heerführer der Sachsen; Paul Warnefried, Geschichtschreiber; Alcuin, Abt und Gelehrter; Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal, die drei Männer des Rütli; Friedrich der Schöne von Oestreich; Bruno von Warendorp, hanseatischer Anführer; Arnold Strutthahn von Winkelried, Ritter, auch Landmann aus Unterwalden.

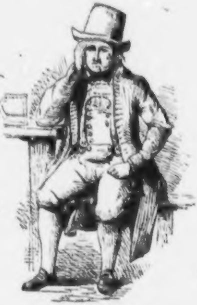
Die bereits angeführte Gallerie aus weissem und grauem Marmor zieht sich rings um den Saal und unter derselben befindet sich ein herrliches Fries von 292 Fuss Länge, durch Wagner, Schöpf und Pettrich in weissem Marmor von Carrara ausgeführt, Deutschlands Urgeschichte in folgenden acht Bildern darstellend: 1) Wanderung des deutschen Stammes von seinen Ursitzen am kaukasischen Gebirge in die Länder des Niederganges; 2) das Leben und Treiben der alten Deutschen — ein Sänger, dessen Liedern Männer und Frauen lauschen; opfernde Priester und weissagende Seherinnen, Waffenschmiede und Jünglinge, die den Schwerttanz aufführen; 3) eine Volksversammlung; 4) Zug der Deutschen über die Alpen, Sieg des Bojorix, Niederlage der Römer, bei Noreja; 5) Kampf am Rhein zwischen den Deutschen unter dem Bataver Claudius Civilis, und den Römern; 6) Kampf der Deutschen mit den Römern in Thrazien, von den Mauern der Stadt Hadrianopolis; 7) Eroberung Roms durch Alarich; 8) Bekehrung der Deutschen zum Christenthume durch den heiligen Bonifacius, welcher die Donnereiche fällt.

Die Pfeiler, welche den Saal tragen, sind unten durch Pilaster, oben durch vierzehn, aus weissem Kalksteine gemeiselte kolossale Walkyrenstatuen verziert. Zwischen diesen Pfeilern, in der unteren mit rothbraunem Marmor bekleideten Wandabtheilung befinden sich nun folgende Büsten:

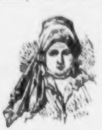
Am Eingange: A. von Haller, Arzt, Dichter, Gelehrter; Anton Raph. Mengs, Maler; Maria Theresia, Kaiserin, Königin; Heinrich der Finkler, Teutschlands König; Otto I. der Grosse, Kaiser; Konrad II. der Salier, Kaiser; Gotth. Ephraim Lessing, Gelehrter und Dichter; Friedrich der Einzige, König von Preussen. An der ersten Wand zur Linken: Friedrich I. der Rothbart, Kaiser; Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern; Friedrich II., Kaiser; Rudolph von Habsburg, Teutschlands König; Erwin von Steinbach, Baumeister; Joh. Guttenberg, Erfinder des Buchdruckens; Joh. von Eyk, Maler; Friedrich der Siegreiche, Churfürst von der Pfalz; Chr. Ritt. von Gluck, Tondichter; G. E. Freiherr von Laudon, österreichischer Feldmarschall; J. Chr. Wolfg. Am. Mozart, Tondichter; Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Feldherr; Justus Möser, Advocatus patriae; Gottfried Aug. Bürger, Dichter; Katharina II., Kaiserin von Russland; Fr. Gottlob Klopstock, der heil. Sänger; Wilh. Heinse, Schriftsteller; Joh. Gottfr. von Herder, Gelehrter. Am ersten Pfeiler zur Linken: Joh. Müller (Regiomontanus), Gelehrter; Nikolaus von der Flühe, Einsiedler. An der Mittelwand zur Linken: Berthold von Henneberg, Churfürst von Mainz; Maximilian I., Kaiser; Johann von Reuchlin, Gelehrter; Eberhard im Bart, Herzog von Würtemberg; Hans Hemling, Maler; Johann von Dalberg, Bischof von Worms; Hans von Hallwyl, Burgund's Besieger; Franz von Sickingen, Ritter; Ulrich von Hutten, Ritter, Dichter, Gelehrter; Albrecht Dürer, Künstler; Georg von Frundsberg, Feld-Oberster; Immanuel Kant, Weltweiser; Friedr. von Schiller, Dichter; Jos. Haydn, Doctor der Tonkunst; Johann von Müller, Geschichtschreiber; Christ. Mart. Wieland, Dichter; G. D. von Scharnhorst, Preuss. Feldmarschall; M. Fürst Barclay de Tolli, Russ. Feldmarschall; Geb. L. von Blücher, Fürst von Wahlstadt, Preuss. Feldmarschall; Karl Fürst zu Schwarzenberg, Ober-Feldherr; Wilhelm Herschel, Sternkundiger. Am andern Pfeiler zur Linken: Pet. Vischer, der Aeltere, Bildner in Erz; J. Thurnmayr, genannt Aventin, Geschichtschreiber. An der dritten Wand zur Linken: Walth. von Plettenberg, Heermeister von Liefland; Erasmus von Rotterdamm, Gelehrter; Theophrastus von Hohenheim, Arzt; Nik. Kopernik (Copernicus), Sternkundiger; Hans Holbein, der Jüngere, Maler; Karl V., Kaiser; Christoph, Herzog von Würtemberg; Aegid Tschudi, Geschichtschreiber; Graf Diebitsch Sabalkansky, Russ. Feldmarschall; H. F. Freiherr von und zum Stein, Preuss. Minister; A. Wilh. Graf von Gneisenau, Preuss. Feldmarschall; Joh. Wolfg. von Göthe, Dichter und Gelehrter. Am Opisthodomus: Wilhelm, Prinz von Oranien, des Niederl. Freistaats Gründer; August I., Churfürst von Sachsen. An der dritten Wand zur Rechten: Jul. Echter von Mespelbrunn, Bischof zu Würzburg; Moritz, Prinz von Oranien; Joh. Kepler, Sternkundiger; Albr. von Wallenstein, Herzog von Friedland; Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar; Peter Paul Rubens, Maler; Anton von Dyk, Maler; Hugo de Groote, Gelehrter und Staatsmann. Am andern Pfeiler zur Rechten: Max. Graf von Trautmannsdorf, Staatsmann; Maximilian I., Kurfürst von Baiern. An der Mittelwand zur Rechten: Karl X., König von Schweden; Joh. Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz; Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha; Amalia, Landgräfin von Hessen; M. Harpertzoon Tromp, Admiral von Holland; Paris Lodron, Erzbischof von Salzburg; Franz Snyders, Thiermaler; Mich. Hadrian Ruiter, Admiral von Holland; Otto von Querike, Erfinder der Luftpumpe; Fr. Wilhelm von Brandenburg, der grosse Churfürst; Karl V., Herzog von Lothringen. Am ersten Pfeiler zur Rechten: Wilhelm III. König von Grossbritannien; Ludwig, Markgraf von Baden-Baden, Reichsfeldmarschall. An der ersten Wand zur Rechten: Gottf. W. Freiherr von Leibnitz, Weiser, Gelehrter und Staatsmann; Hermann Boerhaave, Arzt; G. Fried. Händel, Tonsetzer; Nik. L. Graf von Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde; Burk. Chr. Graf von Münich, Russ. Feldmarschall; Joh. Winckelmann, Kunstforscher; Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe, Heerf. der Portugiesen. Ausserdem ist noch viel Raum für künftig aufzunehmende Büsten vorhanden. Der erhabene Stifter dieses Weihetempels hat selbst in einem, Wallhallagenossen betitelten Buche die biographischen Notizen über die von ihm erwählten Heroen veröffentlicht. Zwischen den Gruppen der Brustbilder und in der Mitte einer jeden ist eine Victoria von Rauch aufgestellt; die Brustbilder sind Werke Thorwaldsen's, Tieck's, Schwanthaler's und Anderer. Der Fussboden besteht aus sehr reicher Marmormosaik, und das einzige Geräth im Saal sind sechs Marmorstühle und acht hohe Candelaber, gleichfalls von Marmor.

Nachdem wir länger, als uns es eigentlich der Raum vergönnt, bei diesem grossartigen Monument verweilten, setzen wir, noch von dem Eindrucke, den es auf uns gemacht, ergriffen, unsere Donaufahrt fort. Zur Linken begrüsst uns nun, von Weingärten umgeben, die sich bis nach Wörth hin ununterbrochen an einander reihen, das Pfarrdorf Sulzbach mit einer alten Kirche; ihm folgen Demling und Bach nebst den Windhäusern, sogenannt von den Weinkeltern, die sich dort befinden, Frengkofen, Kruckenberg berühmt, weil es den besten Wein in dieser Gegend hervorbringt, Kiefenholz, wo die Donau eine grosse Krümmung macht, Gieffen, und landeinwärts die Dörfer Wiesend und Oberachdorf. Zur Rechten sehen wir Sarching an der Rinne, in dessen alter Kirche sich das Grabmal des Pflegers Schweser befindet, welcher 1556 starb, nachdem er ein Alter von 126 Jahren erreicht; hierauf folgen Friesheim, Illkofen und Auszno in einer einförmigen Ebene liegend; das Letztere ist für den Geschichtfreund jedoch von Interesse, weil sich in ihm die Stephanskirche, in altem Styl erbaut und seitwärts auf einem einst befestigten Hügel die Trümmer der alten Auburg, einst der Sitz des Regensburger Patriciergeschlechts der Auer, befinden. Den genannten Oertern schliessen sich rasch auf einander folgend Altach, Eltheim und Geisling an, von denen das Letztere in der Frauenkirche und in der Ursulakapelle noch interessante Erinnerungen, auch in künstlerischer Hinsicht, an das oben genannte Geschlecht aufzuweisen hat. Von hier kommt man nach Seppenhausen und dann nach Pfätter, einem ansehnlichen Kirchdorf mit der alten Frauenkirche, in frühesten Zeiten ein römisches Lager, daher auch sein Name (Castra vetera). Stromabwärts von demselben liegt eine alte dem heiligen Nikolaus geweihete Kirche, welche einst zu dem damals viel grösseren Dorfe Pfätter als Pfarrkirche gehört haben soll; sie wird noch gegenwärtig von den Schiffern, die hier, wenn sie können, gerne anlegen, zahlreich besucht und sehr hoch verehrt. Bei Pfätter mündet sich der ebenso genannte Bach in die Donau; ihm gegenüber, ein halbes Stündchen von dem Donaustrome, der einst dicht daran vorüberfloss, entfernt, ragt ein rebenumkränzter Hügel empor, der die schöne alte Burg Wörth, eine der grössten und festesten an der bairischen Donau, auf seiner Kuppe trägt. Sie war schon früh ein sicherer Lieblingsaufenthalt der Bischöfe von Regensburg; der Kurfürst Erzkanzler Carl von Dalberg unterzeichnete hier die Acte des rheinischen Bundes. In der Martinskapelle im Burghofe finden sich einige merkwürdige und treffliche Gemälde. Im Marktflecken selbst, der sich am Fusse des Burghügels hinzieht, ist die Peterskirche wohl eines Besuches werth, ebenso wie der in der Nähe gelegene Brennberg, welcher eigentlich aus zwei durch eine Schlucht getrennten Schlössern besteht, die auf einem steilen Felsen erbaut sind und weit in die Gegend hinabschauen.

Setzt man von hier nach Straubing die Fahrt auf der Donau fort, so erblickt man links Hungerdorf, Tiefenthal, Kiefelmauth, Niederachdorf, auch Heiligenblut genannt, mit einer schönen alten von einer Anhöhe herabsehenden Wallfahrtskirche, in welcher der fromme Glaube einige Tropfen von Christi Blut aufbewahrt, so wie Hagenhoff, Pondorf, Ober-Zeitldorn, Weiern, Hundshofen, Kirchenroth, Piechsee, Pittrich, Neidau, Kessnach an der Mündung des gleichnamigen Baches mit der alten Wolfgangskirche, Hartzeitldorn und Sossau mit der altdeutschen Wallfahrtskirche, von welcher die Sage geht, dass Engel das daselbst befindliche Marienbild aus der Kirche einer lutherisch gewordenen Gemeinde in einer Nacht zu Wasser dahin gebracht hätten, und dass das sonst immer freundlich lächelnde Gnadenbild ein zürnendes Aeussere annehme, sobald sich ein Lutheraner dem Kirchlein nähere. In der Nähe von Sossau ist auch der grosse Steindamm, das sogenannte Sossauer Beschlacht, in dessen Umgebung sich treffliche Badeplätze befinden. Rechts dagegen zeigen sich Gmünd, Isling, wo sich der Klingenbach in die Donau mündet, Aholfing mit einer alten Kirche, Ober- und Niedermotzing, von denen das erstere vielleicht das römische Mocenia ist und das Letztere eine merkwürdige dem heiligen Bartholomäus geweihte Kirche enthält, Landsdorf, Breitenfeld, die Wallfahrtskirche von Eukrau auf einem Hugel, mit Spuren eines altrömischen Castells, und endlich Kagers: alle diese Ortschaften liegen meist in der Ebene und folgen ziemlich rasch auf einander, um so mehr, als die Donau hier vielfache Krümmungen macht. Nach der Meinung einiger Historiker war der ganze Strich fruher nur ein Morast, welcher, als er ausgetrocknet wurde, einen schwarzen fetten, mehrere Fuss tiefen Boden zuruckliess, der ausserordentlich fruchtbar ist und allgemein der Dunkelboden genannt wird. Die Bauern dieses Districtes sind sehr reich und lieben es ausserordentlich, sich zu putzen, wozu sie die besten Stoffe, die feinste Leinewand und Seidenzeuge von den hellsten Farben zu verwenden pflegen, die Männer tragen goldne Ringe, und sehr oft zwei goldne Uhren, die Frauen Mieder von schwarzem Sammet oder schwarzer Seide mit massiven silbernen Kettchen zugeschnürt, von welchen viele silberne und goldne Kreuzchen, Herzchen, Münzen und andere Schmucksachen herabhängen. Den meisten Aufwand machen die Bauern bei ihren Hochzeiten, die mehrere Tage dauern und auf denen es oft fürstlich zugeht. So reich und üppig diese Leute sind, so unwissend und ungebildet sollen sie dagegen sein, so dass der sonst so unpartheiische Schultes selbst von ihnen sagt, sie hiessen mit Recht die Bauern von Dunkelboden.



TRACHT UM WOERTH.



WOERTH.

Wir haben jetzt auf unserer Fahrt Straubing erreicht und wollen hier landen und die Stadt besehen, da sie in mehr als einer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit verdient. Sie ist das Servio durum der Römer, gegenwärtig der Sitz eines Kreis- und

Stadtgerichtes, eines Landgerichtes u. s. w., hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Landwirthschaftsschule und 8000 Einwohner, und liegt an einem durch die Kunst gebildeten Arm der Donau, der 1480 durch den Bau des Sossauer Beschlachtes bis an die Mauern geleitet wurde. Die sogenannte alte Donau bildet hier eine Insel, auf welcher die Vorstadt Gstütt liegt, die durch eine Steinbrucke mit Straubing selbst verbunden ist. Straubing kommt schon 849 in Urkunden vor und war ein königlicher Hof, welchen Heinrich der Heilige dem Augsburger Domkapitel schenkte, das sein Besitzthum durch Vicedome verwalten liess. Im 13. Jahrhundert wurde die zweite Hälfte der Stadt, Neustraubing, erbaut, und fast nur von Juden bewohnt. Friedrich der Schöne eroberte Straubing im Jahre 1310, Ludwig der Baier that dasselbe 1332, jedoch erst nach 14tägiger Belagerung. Bei der Ländertheilung zwischen Ludwig dem Strengen und Heinrich, den Söhnen Otto's des Erlauchten, ward Straubing zur Hauptstadt Niederbaierns. Herzog Albrecht erbaute 1350 das Schloss zu Straubing und nahm seinen Aufenthalt daselbst; später war Straubing auch der Lieblingssitz Carl's V., der von hier aus einen jungen Burgerssohn, Ulrich Schmiedel mit Mendoza, nach dem neuentdeckten Brasilien sandte, wo dieser Buenos Ayres grunden half. Während des 30jahrigen Krieges musste sich Straubing, nachdem es höchst mannhaft Widerstand geleistet, den siegreichen Waffen Bernhard's von Weimar (1633) ergeben. 1704 eroberten es die Oesterreicher und behielten es bis zum Cölner Frieden, 1715. 1741 liess Kurfurst Carl Albrecht die Festungswerke von Neuem verstarken, und die Stadt wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Angriffe der Oesterreicher unter Wurmbrand abzuwehren, 1743 ging es ihr indessen nicht so gut, die Oesterreicher bemachtigten sich derselben und schleiften, als sie wieder abziehen mussten, die Festungswerke.

Die bereits von uns erwähnte steinerne Brucke spielt in der Geschichte Baierns eine traurige Rolle, denn von ihr wurde die schöne Agnes Bernauerin am 12. October 1435 dem Tode in den Fluthen preisgegeben. Herzog Albrecht nämlich, der Sohn Ernst's von Munchen, hatte auf einem Turniere zu Augsburg die liebliche Jungfrau, welche die Tochter eines dortigen Baders war und vom Volke allgemein nur der Engel genannt wurde, kennen lernen und ihr Herz und Hand geschenkt. Er liess sich heimlich zu Vohburg durch einen Priester mit ihr trauen. Als jedoch sein Vater dies erfuhr, befahl derselbe, ihm bei einem Turniere die Schranken zu versperren, weil er, als fur einen Ritter unehrenhaft, heimlich mit einer Dirne lebe. Tief beleidigt beschwor er, dass Agnes seine rechtmassige Gattin sei, erhob sie öffentlich zur Herzogin und wies ihr Straubing zur Residenz an. Die fromme Frau erfreute sich aber des Ranges und Glanzes nicht, sie wandte ihre Gedanken von der Erde ab auf das Jenseits und bestellte sich, von truben Ahnungen gefoltert, ein Grab in der dortigen Karmeliterkirche. Ernst's Rache ruhte auch nicht: wahrend des Sohnes Abwesenheit liess er die holde Schwiegertochter ergreifen, vor ein Gericht ziehen, und als sie nimmer in die Scheidung von ihrem Gatten willigen wollte, unerhörter Dinge bezüchtigen, von Schergen auf die Brücke schleppen und dort in die Fluthen werfen. Sie suchte sich durch Schwimmen zu retten und hatte fast schon das Ufer erreicht, da packten die Henker sie bei ihren blonden Haaren und schleuderten sie in die Wellen zurück, wo sie den Tod fand. Diese Katastrophe und ihre Folgen schildert mit rührenden Worten das alte Volkslied, das noch jetzt in Straubing und der Umgegend viel gesungen wird, also:

Es reiten drei Herren zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin Haus.
„Bernauerin bist du drinnen? ja drinnen?“

„Bist du darinnen, so trete heraus!
Der Herzog ist draussen vor deinem Haus.
Mit all seinem Hofgesinde, ja Gesinde.“

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein schneeweisses Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten, ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor 'naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm'n:
„Bernauerin, was willst du machen? ja machen?“

„Ei, willst du lassen den Herzog entwegen?
„Oder willst du lassen dein junges frisches Leben
„Ertränken im Donau-Wasser? ja Wasser?“

„„Und als ich will lassen mein'n Herzog entwegen,
„„So will ich lassen mein jung frisches Leben
„„Ertränken im Donau-Wasser, ja Wasser.““

„„Der Herzog ist mein
„„Und ich bin sein;
„„Sind wir gar treu versprochen, ja versprochen.““

Bernauerin auf dem Wasser schwamm,
Maria, Mutter Gottes, hat sie gerufen an,
Sollt ihr aus dieser Noth helfen, ja helfen.

„„Hilf mir Maria aus dem Wasser heraus,
„„Mein Herzog lässt dir bauen ein neues Gotteshaus,
„„Von Marmorstein ein'n Altar, ja Altar!““

Sobald sie dieses hat gesprochen aus,
Maria, Mutter Gottes, hat geholfen aus
Und von dem Tod sie errettet, ja errettet. —

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
„Bernauerin, was willst du machen? ja machen?“

„Ei, willst du werden — ein Henkersweib?“
„Oder willst du lassen dein'n jung stolzen Leib
„Ertränken im Donau-Wasser? ja Wasser?“

„„Und eh' ich will werden ein Henkersweib,
„„So will ich lassen mein'n jung stolzen Leib
„„Ertränken im Donau-Wasser, ja Wasser!““

Es stund kaum an den dritten Tag.
Dem Herzog kam eine traurige Klag':
„Bernauerin ist ertrunken, ja ertrunken!“ —

„Auf! rufet mir alle Fischer daher.
„Sie sollen fischen bis an das rothe Meer.
„Dass sie mein feines Lieb suchen, ja suchen.“

Es kommen gleich alle Fischer daher.
Sie haben gefischt bis in das rothe Meer.
Bernauerin haben sie gefunden, ja gefunden.

Sie legens' dem Herzog wohl auf die Schooss.
Der Herzog wohl viel tausend Thränen vergoss.
Er thät gar herzlich weinen, ja weinen!

„So rufet mir her fünftausend Mann,
„Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
„Mit meinem Herrn Vater eben, ja eben.“

„Und wär' mein Herr Vater mir nicht so lieb,
„So liess ich ihn aufhenken als wie ein Dieb.
„Wär' aber mir eine grosse Schande, ja Schande.“

Es stund kaum an den dritten Tag.
Dem Herzog kam eine traurige Klag':
„Sein Herr Vater ist gestorben, ja gestorben.“

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n.
„Rothe Mänteln müssen sie hab'n,
„Roth müssen sie sich tragen, ja tragen!“

„Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n.
„Schwarze Mänteln müssen sie hab'n
„Und schwarz müssen sie sich tragen, ja tragen.“

„So wollen wir stiften eine ewige Mess,
„Dass man der Bernauerin nicht vergess,
„Man wolle für sie beten, ja beten!“ —

Unter den öffentlichen Gebäuden Straubings verdient vorzüglich die dem heiligen Jacob geweihte Stadt-Pfarrkirche, welche Hans Steinmetz, der Erbauer des berühmten Martinsthurms zu Landshut um 1430 aufführte, die Beachtung des Reisenden. Leider hat dieses schöne Gebäude im Jahre 1780 durch eine Feuersbrunst bedeutend gelitten. Es enthält sowohl in seinem Innern, wie in seinen 20 Seitenkapellen mehrere merkwürdige Altäre, ein durch seinen zierlichen Bau ausgezeichnetes Sanctuarium, viele interessante Gemälde altdeutscher Schule und mehrere sehenswerthe Monumente und andere Werke der Kunst. Auch die Karmeliterkirche, jetzt dem Gymnasium angehörend, verdient einen Besuch; sie ist im gothischen Styl erbaut, im Innern reich mit Fresken von Steidl geschmückt, und enthält ein treffliches Altarbild, die Ausgiessung des heiligen Geistes darstellend, von Unterberger. Unter den Grabmälern, welche sie besitzt, sind vorzüglich das Monument des Herzogs Albrecht's II. von Baiern, welcher 1397 starb, die Statue des Hans Nothaft von Wernberg (er starb 1471) und der Sarkophag des Grafen Joh. Heinrich Nothaft von Wernberg (er starb 1665) höchst beachtenswerth. Die übrigen Gotteshäuser, welche Straubing enthält, sind, mit Ausnahme der alten Peterskirche in der Altstadt Straubing, nicht von Bedeutung, obwohl auch sie manches schöne Werk älterer Kunst aufzuweisen haben, so z. B. die Frauenkirche an ihrer Aussenseite eine sehr schöne Statue der Mutter Gottes, die St. Veitskirche einige gute Bilder von Damian Asam, die Peterskirche zwei schöne Gemälde von Georg Popp und eine auf dem Kirchhofe befindliche, dem Andenken der armen Agnes Bernauerin geweihte Kapelle, und a. m. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zieht der massive, im Mittelpunkt der Stadt gelegene, Brodthurm durch seine Geschmacklosigkeit die Aufmerksamkeit des Reisenden an. Ursprünglich 1208 erbaut, ward er jedoch 1783 wieder neu aufgeführt: seine Zinne schmücken 4 Eckthürmchen, zwischen denen sich eine Kegelspitze emporhebt, weshalb der Volkswitz von den Straubingern behauptet, dass sie fünf gerade sein liessen. Das Rathhaus endlich ist nicht von Bedeutung, doch enthält es manches Interessante für den Geschichtforscher. Straubing hat die Freude, sich des Glückes rühmen zu können, die Vaterstadt des berühmten Frauenhofer zu sein, ihm zu Ehren ist auch die Strasse, in welcher sein Geburtshaus steht, nach ihm benannt worden.

Von Straubing nach Passau wendet sich die Donau wieder mehr südlich, obwohl nicht ohne Krümmungen, doch bieten die Ufer, welche dieselbe zu beiden Seiten begrenzen, weit schönere und wildromantischere Partien dar, als dies bisher der Fall gewesen ist. Bei Parkstetten und Reibersdorf vorbei auf dem linken und Kleinsac und Oebling, wo die alte Schwedenschanze an frühere trübe Zeiten erinnert, auf dem rechten Ufer vorüber, zieht zuerst am Abhange der Bergkette zur Linken das Pfarrdorf Ober-Altaich mit den sehr verfallenen Gebäuden des alten berühmten gleichnamigen Benedictinerstiftes die Aufmerksamkeit des Reisenden an.

Auf der Stätte, wo das Letztere sich erhebt, soll in frühesten Zeiten ein heiliger Hain gestanden haben, dessen geweihte Eiche, der Sage nach, St. Parminius fällte. 731 stiftete Utilo II. hier ein Kloster, das aber 907 von den Hunnen zerstört wurde und erst 1102 in dem Grafen Friedrich von Bogen einen neuen Erbauer fand. Während des 30jährigen Krieges legten die Schweden Oberaltaich in Asche, doch erhob es sich um desto stattlicher wieder. Das Benedictinerstift war einst berühmt durch die Gelehrsamkeit seiner Bewohner. Sehenswerth sind die Freskogemälde in demselben, lauter Spottbilder auf die Reformation, die ein strenggläubiger Abt hatte anfertigen lassen, die Reformatoren erscheinen auf den Bildern als lauter Raubthiere, welche den Mönchen, die als unschuldige Schaafe dargestellt sind, das Fell abziehen und sie zerreissen.

Unterhalb Oberaltaich am Ausflusse der Mennach in die Donau liegt der freundliche Marktflecken Bogen am Fusse des stattlichen Bogenberges, der den Donaureisenden lange sichtbar bleibt. Auf der Spitze dieses Bergkegels erheben sich die Trümmer der alten Burg der mächtigen Grafen von Bogen, die in ihrer Streitlust selbst den Herzogen von Baiern Trotz boten, von der böhmischen Grenze bis an die Donau feste Schlösser besassen und durch ihre Raubsucht und ihre Fehden weithin das Land in Schrecken und Angst setzten. Der letzte dieses Geschlechtes, Graf Albrecht IV., einst der Gefährte Herzog Friedrich's im gelobten Lande, fand 1242 die Stätte seiner Ruhe in Oberaltaich. Mitten aus den Trümmern der Burg erhebt sich die uralte Wallfahrtskirche unserer lieben Frau geweiht, welche Graf Aswin 1104 zu Ehren eines wunderthätigen steinernen Marienbildes erbaute, das, wie die Sage erzählt, stromauf dorthin geschwommen und auf einem Felsen gelandet war. Ein anderes Wallfahrtskirchlein, eigentlich eine Kapelle, zu St. Salvator am Hölzlein genannt, auf dem Abhange des Schlossberges, ward später erbaut, und zog ebenfalls von jeher viel fromme Besucher an. Von der Höhe des Berges herab bietet sich eine wunderschöne Aussicht dar: unter sich erblickt man den grössten Theil der baierischen Ebene und den Horizont begrenzen die Alpen Salzburgs und Tyrols. Die Donau bildet bei Bogen die sogenannte Langwehrinsel. Im nördlichen Arm des Flusses ragt ein steiler Fels aus dem Wasser empor, der Frauenstein, so genannt, weil dort der Sage nach das Marienbild landete.

Nach dieser anmuthigen Abschweifung setzen wir jetzt die Reise auf dem Flusse fort und begrüssen Herrmannsdorf, Ainbrach, Mitterdorf, Entau, Irlbach, mit einem stattlichen Schlosse und herrlichen Gärten, einer Schöpfung des Blumen liebenden Grafen de Bray, etwas mehr landeinwärts Lohe und Wischelburg (der Vermuthung nach das römische *Castra Vicellina*), mit einem Wallfahrtskirchlein, und das Pfarrdorf Stephansposching, dann Uttenkofen mit einer alten Kirche, Steinfurt, Steinkirchen und Bergheim am rechten Ufer. Zur Linken sehen wir dagegen Anning, Pfelling, das einen grossen Holzhandel treibt, Lenzing, Alkhofen, Albertskirchen, Petzendorf, Walthersdorf, Mariaposching, Hundeldorf, Sommersdorf, Schwarzach, an der Mündung des gleichnamigen Baches, und Zeitldorf. Von nun an beginnt die Gegend ausserordentlich schön zu werden, namentlich am linken Ufer, wo die Ausläufer des bairischen Waldes sich dicht bis an den Strom hinanziehen. Inmitten dieser herrlichen Landschaft am Fusse des Himmelsberges auf dem linken Donauufer liegt höchst malerisch das alte Benedictinerstift Metten, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen. Das Kloster von Metten ward von Carl dem Grossen gestiftet und soll, der Sage nach, von folgendem Ereigniss seinen Ursprung ableiten. Ein frommer Hirt zu Michaelbuch, Gamelbert, schlief einst bei dem Weiden seiner Heerde unter einem Baume ein und fand, als er erwachte, die heilige Schrift auf seinem Herzen, aus der er sich im Glauben unterrichtete. Er weihte sich nun dem Priesterstande und erzog einen frommen Knaben, Namens Otto, der später am Ufer der Donau in einem Walde als Einsiedler lebte. Da traf es sich eines Tages, dass Carl der Grosse sich auf der Jagd verirrte und den frommen Eremiten neben dem von ihm, dem heiligen Michael geweihten Bethause fand, wie er damit beschäftigt war, Holz zu spalten. Als der Kaiser dazu kam, hörte der fromme Mann in seiner Arbeit auf und hing die Axt nicht an einen Baum, sondern an einen Sonnenstrahl. Ergriffen von diesem Wunder, stellte ihm nun Carl frei, sich eine Gabe auszubitten, und Otto erbat sich dem zu Folge die Gründung eines Klosters. So entstand das Benedictinerstift Metten, das 1134 alle seine frommen Bewohner durch die Pest verlor und 1236 ganz in Asche gelegt wurde. Es ist dagegen auch zu verschiedenen Zeiten wieder erneuert worden, so z. B. 1157 durch Herzog Heinrich, 1264 durch Herzog Otto und neuerdings, nachdem es 1802 war aufgelöst worden, 1830 durch König Ludwig.

Metten gegenuber, am rechten Ufer der Donau, erhebt sich mitten in einer weiten unabsehbaren Ebene, 300 Fuss hoch, der Natternberg, ein Rathsel für die Geognosten, welches das Volk in seiner Weise sich durch eine Sage weit leichter und anmuthiger gelöst hat. Es erzählt nämlich, dieser Berg gehöre gar nicht nach Deutschland, sondern sei ursprunglich in Walschland heimisch: der Teufel aber, erzürnt auf die gottesfurchtigen Burger von Deggendorf wegen ihrer ihm unerträglichen Frömmigkeit, habe beschlossen, sie durch einen gewaltigen Schlag zu vernichten und zu diesem Ende den Berg aus Italien durch die Luft herbeigetragen, um ihn bei Deggendorf in die Donau zu werfen und so durch eine ungeheure Ueberschwemmung dem Stadtchen das Garaus zu machen. Als er nun auf dieser Wallfahrt in seiner Manier bis dicht vor Deggendorf gekommen, habe er — so berichtet die Sage ferner — unvermuthet das Betglöckchen zu Kloster Metten vernommen und sei daruber so erschrocken, dass er den Fels in der Angst habe fallen lassen. — Den Natternberg krönen die Trummer eines festen Schlosses, welches ursprünglich dem Grafen von Bogen gehörte, und von den Schweden im 30jährigen Kriege zerstört wurde; geschichtlich ist die alte Burg noch ausserdem dadurch merkwürdig, dass Herzog Heinrich der Jüngere von Landshut, nach ihm der Natternberger genannt, hier seine Jugend verlebte. Gegenwärtig erhebt sich ein kleines Landhaus aus den Trümmern und bietet eine der schönsten Fernsichten der oberen Donau dar. Am Fusse des Natternberges dehnt sich weithin ein sumpfiges Moor, das Breitfeldmoor genannt, aus.

Der nächste bedeutende Ort, welcher sich jetzt darbietet und der es verdient, dass wir etwas länger bei ihm verweilen, ist Deggendorf, am linken Ufer der Donau in einem blühenden, vom Perlbach durchströmten Thale, links von grünen Hügeln und freundlichen Bergen umgeben. Die Stadt kommt, nach der Behauptung einiger Historiker, schon im 10. Jahrhunderte vor als befestigter Ort zur Abwehr gegen den Andrang slavischer Völker und soll ein Eigenthum der Grafen von Degenberg gewesen sein. Ausdrücklich genannt in der Geschichte wird sie jedoch erst 1255, wo sie nach dem Tode Herzog Otto des Erlauchten an dessen Sohn Heinrich fiel. 1337 fand hier ein scheusslicher Judenmord statt; die Israeliten in Deggendorf wurden nämlich angeklagt, sie hätten die Hostie, welche ein altes Christenweib gestohlen, demselben abgekauft und dieselbe auf alle mögliche Weise misshandelt, durchstochen, geritzt, auf einen Ambos gelegt und zerhämmert. Als nun die Mutter Gottes — so erzählt ein altes noch im Volke lebendes Lied — sich darüber beklagt, habe es ein Wächter gehört und dem Magistrat angezeigt. Augenblicklich verschworen sich nun die Bürger auf dem Kruzifix, sämmtliche Juden in der Stadt zu ermorden, und der Graf Hartmann von Degenberg kam ihnen vom Natternberge herab mit seinen Reisigen zu Hülfe. Die Juden wurden sämmtlich umgebracht und ihre Wohnungen geplündert und in Brand gesteckt. Die Sage berichtet ferner, dass während des Feuers das entwandte Sacrament aus einem brennenden Hause heraus und einem frommen Schmiede in den Schooss geflogen sei; ein neugeweihter Priester aus Niederaltaich habe die Hostie aufgenommen und feierlich in die Kirche gebracht. Diese scheusslichen Aeusserungen des niedrigsten Fanatismus wurden obendrein — es ist schrecklich zu sagen — von den Fürsten und der Kirche nicht allein gut geheissen, sondern gelobt und benutzt. Herzog Heinrich versicherte in einem Schreiben an den Pfleger Conrad den Freiberger, die Bürger seiner Huld und Gnade ausdrücklich dafür, dass sie die Juden zu Deggendorf verbrannt und verderbt hätten, und sprach ihnen mit folgenden Worten alles Besitzthum der Ermordeten zu: „Darzu wöllen wir, was sie denselben Juden genommen haben, oder was deren in ihr Gewalt sey kommen, heimblich oder öffentlich, dass ihn diess alles also soll bleiben, und darzu, was sie auch denselben Juden gelten sollten, darumb die Juden borgen, Pfand Briff oder andere Urkunden von ihnen umb hatten, oder dass sie ihr sonst solten gelten. Desselb gelt soll alles ab seyn und sollen darumb gänzlich ledig seyn vor uns und vor allen Leuthen." Pabst Innocenz verlieh sogar denen, die zu der heiligen Hostie wallfahrteten am Michaelistage, einen vollständigen Ablass, und diese Wallfahrten nehmen dergestalt zu, dass die Wohlfahrt der Stadt von ihnen herrührt. Im Jahre 1760 waren 43,000 fromme Pilger daselbst anwesend, 1766 nahe an 60,450, im Jahre 1794: 74,400, im Jahre 1803, wo die stets zur Feier dieses Tages veranstaltete Komödie zum letzten Male dargestellt wurde, 33,000 und selbst in neuester Zeit 1837 versammelten sich zur Feier des 500jährigen Jubiläums dieser Greuelthat nahe an 100,000 gläubige Beter daselbst.

Nach diesem abscheulichen Ereigniss erscheint Deggendorf weiter nicht bedeutend in der Geschichte. Im Jahre 1634 ward es von den Schweden erobert und geplündert und musste eine Contribution von 16,000 Thalern entrichten und der Feind zerstörte noch obendrein bei seinem Abzuge die vier Thore der Stadt und die fast 1200 Fuss lange Donaubrücke. Während des österreichischen Successionskrieges hatte es ebenfalls das Unglück, dem Feinde mehre Male in die Hände zu fallen, doch kam es im Ganzen glimpflicher weg. In den neuesten Kriegen blieb es verschont, 1822 aber ward es dagegen von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Häuser in Asche legte. Es erhob sich indessen bald schöner wieder und zählt gegenwärtig 515 Häuser. Deggendorf ist der Sitz eines Landgerichtes, eines Rentamts, einer Forstverwaltung, und treibt ansehnlichen Handel mit Producten und Fabrikaten der Umgegend. Unter seinen öffentlichen Gebäuden verdienen die Wallfahrtskirche, die Geiersbergkirche genannt, ursprünglich die Schlosskapelle der alten Burg Findelstein, deren Trümmer noch sichtbar sind, die Pfarrkirche und das Rathhaus Beachtung. Eine sehr schöne Ansicht bietet sich dem Wanderer auf der nahen Rusel dar, einer 1000 Fuss über dem Strom hohen Felsspitze, von welcher herab man die Gegenden der Donau von Regensburg bis zu den Höhen am Inn, gegen Süden die Salzburger und Steirer Alpen, gegen Norden den Böhmerwald überblickt. Anderthalb Stunden nordwestlich von Deggendorf, zwischen Freienwalde, dem Kloster Metten und dem Burgstall Degenberg liegt die trefflich erhaltene Burg Egg, das Besitzthum des gräflichen Geschlechtes von Armansperg, einst das Eigenthum der Grafen von Bogen und wahrscheinlich Lehn der Ecker von Eck. Unter diesen bleibt der strenge Peter Ecker, Vicedom zu Straubing, geschichtlich merkwürdig für ewige Zeiten. Ein bairischer Brutus liess er nämlich den eignen Sohn durch den Henker hinrichten, weil dieser wider seinen Befehl den Feind angefallen und dann die Flucht ergriffen hatte. Ueberhaupt sind die Spaziergänge in Deggendorfs Umgegend eben so reizend wie belohnend. Dieser Stadt gegenüber und durch eine Brücke mit ihr verbunden liegt Fischerdorf, eine halbe Stunde weit unterhalb desselben mündet sich die Isar mit ihren drei Armen in die Donau.

Wir setzen nun unsre Reise auf dem gewaltigen Strome fort, welcher sich von hier bis Passau nach Sudosten wendet. Am linken Ufer begrüssen wir zuerst Deggenau, dann Halbmeil mit einer Wallfahrtskirche, Seebach und darauf an der Mündung des Flusschens Ohe das ehemalige Benedictinerstift Niederaltaich. Es ward im Jahre 731 von Utilo II., welcher 12 Mönche von Reichenau dahin kommen liess, gegrundet. Karl der Grosse schenkte ihm das Thal Wachau in Niederösterreich, und es besass lange die Herrschaft Erlahof bei Spitz. Zwar ward es von den Ungarn verheert, aber Herzog Heinrich von Baiern und Kaiser Otto stellten es wieder her, statteten es mit Reichthumern aus und räumten es Benedictinern ein, welche jedoch ihren Mitbrudern in Oberaltaich an Gelehrsamkeit nicht gleich kamen, obwohl auch unter ihnen viel fromme Manner, wie z. B. der heilige Gotthard, der Landgraf Gunther von Hessen, der heilige Thiemo u. a. m. sich befanden, Herzog Leopold der Freigiebige, ein Sohn Leopold's des Heiligen, starb hier auf seiner Ruckreise von Regensburg 1141. Schon im 13. Jahrhundert schlichen sich jedoch Ueppigkeit und Gottlosigkeit in das Kloster ein. 1282 wurde der Abt Volkmar ermordet und der Abt Johann Heinrich wanderte bald darauf mit wenigen Getreuen aus, weil er der Sittenlosigkeit der Mönche nicht zu steuern vermochte. Wahrend des dreissigjährigen Krieges ward Niederaltaich von den Schweden zerstört, doch bluhte es sehr bald um desto stattlicher wieder auf und sein Reichthum wurde zum Spruchworte im Lande. Die Ueppigkeit der Mönche und ihre Verschwendung uberstieg indessen bald alle Grenzen, und das Volk erzahlte sich mit Abscheu, dass im Kloster Niederaltaich das Vieh sogar aus marmornen Gefassen fresse. Die Kirche mit ihren beiden Thurmen und das geraumige Stiftsgebaude zeugen noch von der ehemaligen Pracht.

Etwas weiter oben an der Ohe liegt der alte Marktflecken Hengersberg, an welchem fruher die Donau vorbeifloss, mit wenigen Trummern eines alten Schlosses, das geschichtlich merkwurdig ist, weil Kaiser Konrad III. hier 1147 auf seinem Kreuzzuge landete.

Bei Muhlheim, einst einem festen Sitze der Grafen von Hals, die hier die Donau mit Ketten zu sperren pflegten, auf dem rechten Donauufer, so wie bei Rockessing und Bockessing voruber, kommt man nach Osterhofen, einem Städtchen, das eine halbe Stunde landeinwarts liegt. Es soll seinen Namen von einem am Ostersonntage erfochtenen Siege uber die Ungarn herleiten. Hinter diesem Städtchen erheben sich die stattlichen Gebaude des ehemaligen Pramonstratenser Klosters, dessen Stifter ebenfalls der oft genannte Herzog Utilo ist. Die Grafen von Hals waren Schirmvogte des Klosters und hatten hier ihre Erbgruft. Wahrend des 30jahrigen Krieges wurde Osterhofen von den Schweden eingeaschert und 1783 das Kloster in ein Frauleinstift umgewandelt, das jedoch spaterhin die Aufhebung traf. Gegenwartig sind die Gebaude in ein Schloss verwandelt, das Besitzthum des Grafen von

Preissing. Die reichgeschmuckte Kirche hat ausser einigen Freskobildern von Cosmus Asam und einigen Grabmälern nichts Bedeutendes aufzuweisen; merkwürdiger ist die in der Nahe auf einem Hugel sich erhebende, 1304 erbaute alte Martinskapelle. Osterhofen gerade gegenuber auf dem linken Donauufer liegt der Marktflecken Winzer und hinter demselben auf einem steilen Hugel die Ruine der alten Burg Hochwinzer, welche von den Panduren 1740 zerstört wurde und in neuester Zeit, um die Steine zu andern Bauten zu benutzen, fast gänzlich abgetragen worden ist.

Von dem Marktflecken Winzer bis zum Marktflecken Pleinting macht die Donau bedeutende Krummungen. Man begrusst auf dem linken Ufer die unbedeutenden Ortschaften Plödl, Loch, Hinzbach, ehemals ein fester Sitz der Grafen von Bogen, Mitterndorf, Gries, Mühlau, Nesselbach und Leuthen, rechts Langenkünzing und mehr landeinwärts das Pfarrdorf Künzing (die *Castra quintana* der Römer) mit den Resten eines Römerbades und den im Volke der Umgegend lebenden Legenden vom heiligen Severin, der die Fluthen eines ubertretenden Baches durch Bedrohung mit dem Kreuze in ihr Bett zuruckdrangte und den Priester Sylvin vom Tode erweckte. Weiterhin liegt Herzogau und der bedeutende, 1838 jedoch durch eine Feuersbrunst zum grossen Theil eingeäscherte Marktflecken Pleinting mit einer sehr schönen alten Kirche.

Von hier aus fliesst die Donau in ziemlich gerader Richtung und ohne eine irgend bedeutende Krümmung zu machen bis nach Passau fort. Am linken Ufer zeigen sich Hofkirchen, ein Marktflecken mit einer grossen Kirche und den Trummern der einst mächtigen Burg Hofkirchen, welche den Grafen von Ortenburg zugehörte, die hier ein altes grausames Strandrecht, die Grundruhr, an den oft durch ihre Schuld und Veranlassung gescheiterten Donauschiffern ausubten. Die Feste ward 1740 von den Panduren unter Trenk's Anfuhrung zerstört und ihre Steine sind spater zu dem Bau einer Brucke benutzt worden. Weiter stromabwärts an demselben Ufer erhebt sich das Dorf Hildegardsberg mit der gleichnamigen stattlichen Ruine auf einem Hugel. Auch sie ward von den Panduren zerstort. Gegenuber erblickt man Ensöd, Wissnor und das Städtchen Vilshofen an der Mundung der Vils in die Donau. Das Städtchen hat 2300 Einwohner und bildet fast nur eine einzige lange Strasse, welche jedoch ein viel besuchter Getreidemarkt sehr lebhaft macht; es ward 1794 durch eine starke Feuersbrunst beinahe ganz zerstort, hat sich indessen stattlich wieder aus der Asche erhoben. Historische Monumente bietet es indessen fast gar nicht dar, nur der alte Kirchhof vor der Stadt mit der alten Barbarakirche hat einige interessante Grabmaler und das Eigenthumliche, dass sich aus vielen Gruften Metallblumen erheben, deren verschlossene Kelche, wenn sie geoffnet werden, Namen und Sterbejahr des darunter Ruhenden enthalten. Nicht weit von Vilshofen liegt das bekannte Frauendorf, beruhmt durch seine pomologischen Anlagen und die dort erscheinende, weit verbreitete Gartenzeitung. Der Markt Aidenbach ist bekannt durch das Treffen, welches hier die Vertheidiger des Landes den Kaiserlichen lieferten und in dem sie fast alle unterlagen.

Bis Passau berührt die Donau fortan nur unbedeutende Ortschaften, desto schöner sind aber ihre Ufer zu beiden Seiten. Links zeigen sich Schmalhof, Winkel, Marktwindorf, das bedeutenden Schiffbau treibt, Gerharding und Bösensandbach an der Mündung des Sandbaches. Hier sind im Strome die Klippen des Ghäcklet, eines wilden Strudels, welcher früher den Donauschiffern sehr gefährlich war, in neuester Zeit hat man jedoch unternommen, die verderblichen Klippen durch Sprengung hinweg zu räumen.

SCHIFFFAHRT AUF DER DONAU

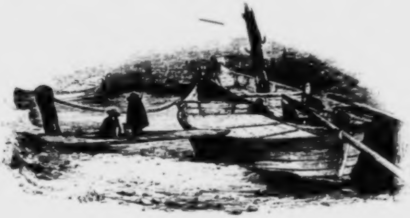
Die Sage erzählt, der Teufel sei so erzürnt gewesen über Friedrich Barbarossa's Kreuzzug, dass er am Wege gelauert, als die Schiffe mit den Kreuzfahrern vorüber gekommen. Darauf habe er, so wie sie in die Engfahrt eingelaufen, einen Berg ergriffen und ihn auf sie hinabschleudern wollen. Nach der einen Lesart nun habe ihm der Bischof von Regensburg, seine tückische Absicht erkennend, das Pectorale entgegen gehalten und er sei darüber so erschrocken, dass er den Berg fallen lassen, der in viele Stücke zerborsten und in die Fluth gestürzt sei, ohne auch nur den mindesten Schaden anzurichten. Nach einer andern Lesart dagegen soll der, Gott sei bei uns, nur einzelne Blöcke genommen haben, um sie nach den Kreuzfahrern zu werfen. Schon bei dem ersten Block aber habe jeder einzelne Glaubensstreiter fromm ein Kreuz geschlagen und der Teufel dadurch den Muth verloren, das boshafte Spiel fortzusetzen. Der erste Stein, den er geworfen, war jedoch so gross, dass er Jahrhunderte lang jenen höchst gefährlichen Strudel im Flusse verursachte.

Wir setzen nun unsere Fahrt auf der Donau zwischen Seestädten und Geishofen fort, begrüssen am rechten Ufer das dem verewigten König Maximilian Joseph gesetzte Denkmal und entdecken unterhalb Heining, wo der Strom plötzlich eine Wendung macht, schon im Grunde des Donauthals das schöne Passau, wo wir landen, nachdem wir noch zwischen Freudenhain und Eggendobl am linken, Dommelstein, Auerbach und den Marktflecken St. Nikola am rechten Ufer hindurch geschifft sind.

IV.

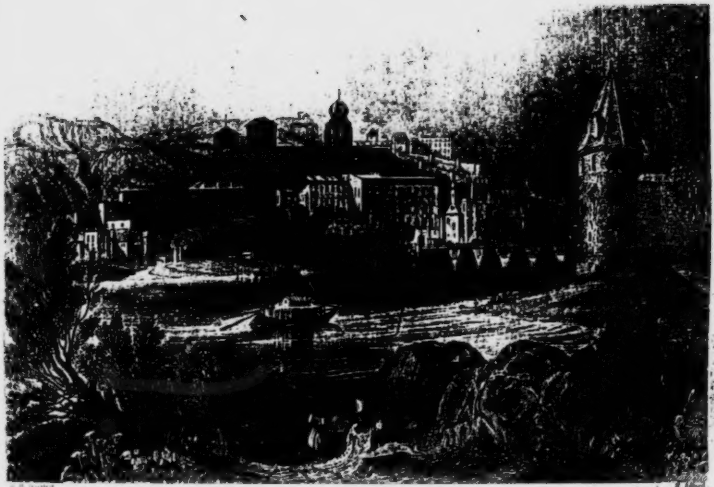
VON PASSAU NACH LINZ.

Ehe wir unsere Wanderung durch das interessante Passau beginnen, werfen wir noch einen Blick auf die malerischen Ufer, an denen wir so eben vorüber gezogen sind. Vieles erinnert uns hier an die Schweiz und namentlich an einzelne Pässe derselben; die Wohnungen der Landleute haben grosse Aehnlichkeit mit den Schweizer Bauernhäusern und gleich diesen vorspringende Giebel und offene Gänge und Treppen. Sie sind meist auf künstlichen Plattformen gebaut, oder auf Felsen, die über den Fluss hinausragen. Auch die Tracht der Landleute hier ist sehr malerisch, jedoch nimmt die Eigenthumlichkeit derselben durch den immer grösseren Verkehr auf der Donau und den Einfluss der Reisenden von Tage zu Tage mehr ab.



DONAUKAEHNE.

Wenden wir uns jetzt zu der alten schönen Stadt Passau. Fruher die Hauptstadt des gleichnamigen Furst-Bisthums, jetzt die Hauptstadt des bairischen Unter-Donaukreises und der königlich bairischen Kreisregierung, liegt sie unter 31° 9′ östlicher Lange und 48° 35′ nördlicher Breite an dem Punkte, wo sich links die Ilg und rechts der Inn mit der Donau verbinden. Schon bei ihrem ersten Einfalle in Deutschland, 1 nach Chr. Geb., fanden die Römer hier bereits am rechten Ufer des Inn eine Niederlassung der Bojer, da, wo jetzt die Innstadt sich erhebt, das alte ***Bojodunum*** oder ***Bojodorum***. Da die Lage sehr günstig war für ihre Unternehmung, so schlugen sie Brucken uber die Donau und den Inn und befestigten die Landspitze, die sich zwischen



W. H. Bartlett [illegible]

Passau

London, Published for the Proprietors, by Geo. Virtue, 26, Ivy Lane.

beiden Flüssen bis zu ihrer Vermischung hinzieht. Als sie später die neunte Batavische Cohorte hierher verlegten, nannten sie diesen festen Punkt *Castra batava*. Es fanden sich bald auch Ansiedler, die sich zu ihnen gesellten, und es entstand eine Stadt, welche den Namen *Batavia* erhielt, woraus sich mit der Zeit die deutsche Benennung Passau gestaltete. Der heilige Severin predigte hier das Evangelium. Später, durch die Theilung Baierns zwischen den vier Söhnen des Herzogs Theodor's II. wurde Passau 702 die Hauptstadt des Herzogs Theobald, nachdem die Geschichte nur davon meldet, dass es 475 durch Kunimund zerstört worden sei. 737 wurde das Bisthum von Lorch, dessen Bischof Vivilo vor den Avaren geflüchtet war, hierher verlegt und von Herzog Utilo sehr freundlich bedacht. 999 ertheilte Kaiser Otto III., nicht ohne Widerspruch Baierns, den Bischöfen auch weltliche Oberhoheit über die Stadt und deren kleines Gebiet. Der Bischof Piligrim, dessen Andenken auch noch in dem Munde und in der Poesie des Volkes fortlebt, herrschte damals in Passau und wusste des Bisthums geistige und weltliche Macht bedeutend zu vermehren. Wiederholt versuchten andere Herren sich Passau's zu bemächtigen, so z. B. zur Zeit Friedrichs Barbarossa die Baiern, 1258 die Böhmen, 1266 abermals die Baiern, immer aber gelang es den Bischöfen, die Herrschaft wieder zu erhalten, und es prägte dieses Walten des Krummstabs Passau einen eigenthümlichen Charakter ein, der sich bis auf die neueste Zeit erhielt. Passau wusste seine für den Handel so günstige Lage trefflich zu benutzen, und obwohl es während des Mittelalters häufig von den Unfällen des Krieges, von Hungersnoth und Seuchen heimgesucht wurde, so erholte es sich doch immer von Neuem und erblühte stets wieder unter seinen geistlichen Herren. Im Jahre 1552 ward hier der bekannte Passauer Vertrag geschlossen, welcher zuerst den Grund zu einer vernünftigen Glaubensduldung in Deutschland legte, indem durch ihn ausgemacht und versprochen wurde: „keinen des Ausspurgischen Glaubensbekenntnisses verwandten Stand des Glaubens halber zu vergewaltigen." 1662 und 1680 wurde die Stadt von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht. 1676 hielt Kaiser Leopold I. daselbst mit seiner dritten Gemahlin Eleonore von Pfalz-Neuburg das Beilager und 1683 gewährte ihm Passau einen festen Schutzort, als die Turken Wien belagerten. Als 1783 das Land ob der Ens von seiner 1000jährigen Hauptstadt getrennt wurde, musste Passau das nun creirte Bisthum Linz mit 100,000 Gulden ausstatten, ein noch härterer Schlag traf dasselbe aber 1801, wo es in Folge des Friedens von Luneville secularisirt wurde. 1803 kam es unter baierische Oberhoheit und wurde erst die Hauptstadt des Unterdonaukreises, später des Kreises Niederbaiern, die Kreisregierung ward jedoch 1839 von dort nach Landshut verlegt.

Passau besteht aus der eigentlichen Stadt, welche auf der Erdzunge zwischen dem Inn und der Donau liegt, und aus den Vorstädten Innstadt am jenseitigen Ufer des Inn, einer langen am Fusse des Mariahülfberges gebauten Häuserreihe (das alte

Bojodunum), dem Anger, einer Doppelreihe von Häusern am Fusse des Georgenberges, auf dessen Gipfel sich die Feste Oberhaus erhebt, und der Ilzstadt am linken Ufer des Ilz. Diese Letztere war früher ein den Juden eingeräumter Wohnsitz, bis eine Wiederholung der Deggendorfer Greuel sie 1479 von hier forttrieb. Sie liegt sehr hoch an den Abhängen des Fuchsberges, so dass die rebellischen Passauer Bürger sie 1370 benutzten, um die Festung Oberhaus von hier aus anzugreifen. Sämmtliche Stadttheile sind durch Brücken mit einander verbunden, und das gesammte Passau bietet einen sehr schönen Anblick dar. Die eigentliche Stadt bildet ein Dreieck, dessen Spitze der sogenannte Ort ist, an dem Punkte, wo sich Inn und Donau vereinigen. Die Basis dieses Dreieckes beträgt 810 und die Längenausdehnung derselben 1900 Schritt.

Unter den öffentlichen Gebäuden Passau's sind natürlich die dem Gottesdienste geweihten die bedeutendsten und wir wollen daher erst eine rasche Wanderung durch dieselben antreten, ehe wir uns zu den andern merkwürdigen Punkten wenden. Als das Vorzüglichste vor Allem ist besonders die Domkirche zu St. Stephan hervor zu heben. Schon zu St. Severin's Zeiten stand an derselben Stelle eine kleine Pfarrkirche, die aber in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört wurde. Der Sage nach soll die fromme Plectrudis, die Gemahlin Pipin's, die sich zu Passau aufhielt, zuerst den Grund zur Kathedrale gelegt haben, welche der Bischof Bruno dem heiligen Stephan weihte, die aber 1181 durch eine grosse Feuersbrunst in Asche gelegt wurde. Die Bischöfe Gottfried I. und Bernhard stellten das zerstörte Gotteshaus wieder her und der Bischof Georg von Hohenlohe legte im Jahre 1407 den Grund zu einem Chore und errichtete einen prachtvollen Altar. Nach ihm that der Bischof Leonhard von Layming Grosses für die Verschönerung und Ausschmückung der Kirche, namentlich erwarb er viel treffliche Bilder italienischer Meister für dieselbe. Die grossen Brande von 1662 und 1680 zerstörten jedoch den Dom dergestalt, dass nur noch der Kreuzgang und einige Mauern des Kuppelthurms und des Chores stehen blieben. Neben vielen andern Denkmälern und Reliquien ward auch ein Monument, welches Plectrudis mit einer Kirche in der Hand und den heiligen Stephan ihr gegenuber darstellte, durch die Wuth des Feuers vernichtet. Der Bischof Wenzel, Graf von Thun begann zuerst den Wiederaufbau, den er dem Mailänder Lorago anvertraute: gleich nach dem Aufbau des innern Chores stürzte jedoch das Gewölbe wieder zusammen. Der Bischof Sebastian, Graf von Petting setzte nun den Bau fort, seine Vollendung verdankte derselbe jedoch erst dem Cardinalbischof Joh. Philipp, Grafen von Lamberg, der von 1689 bis 1712 in Passau residirte. Die Lange dieses grösstentheils aus Quadersteinen erbaueten Gotteshauses beträgt 70, die Breite mit Ausnahme der Seitenaltare 19, die Höhe 31 Klafter, das Gewölbe ruht auf zwei Reihen Pfeilern, die Decke ist im Innern mit einem trefflichen Freskobilde eines italienischen Meisters geschmückt, das bei ihrer

Höhe einen grossartigen Eindruck macht, die Altargemälde sind dagegen unbedeutender, übrigens ist diese Kirche fast mit Verzierungen überladen und selbst der Boden reich mit Marmor ausgelegt; eben so sind die Orgel und in dem Thurme eine Glocke, die Stürmerin genannt, welche einige 180 Centner schwer ist, beachtenswerth.

So wenig diese Kathedrale dem Freunde mittelalterlicher Baukunst und dem Geschichtsforscher Anziehendes darbietet, so interessant sind dagegen für denselben die Ueberreste des leider vor ungefähr 20 Jahren abgebrochnen Kreuzganges und die Seitenkapellen, welche viele schöne Statuen und andere merkwürdige Monumente enthalten, wie z. B. das Standbild des Bischofs Dominik von Passau, gestorben 1493, des Johann von Schönburg, Bischofs zu Gurk, gestorben 1555, des Bischofs Urban von Trennbach, gestorben 1598 in der Urbanskapelle, des Domprobsten Otto von Layming, gestorben 1414 und seines Nachfolgers Paul von Polheim, gestorben 1440, so wie viele andere Statuen und Monumente in der Layminger Kapelle, und endlich das Mausoleum des Grafen Heinrich von Ortenburg und seiner Gemahlin Agnes von Ungarn in der Ortenburger Kapelle. Schliesslich erwähnen wir noch, ehe wir den Dom verlassen, eines merkwürdigen Grabsteins vor der Thür der vormaligen Trennbachs-Kapelle. Auf derselben findet sich nämlich das Conterfei des bischöflich Passauischen Hofnarrn Hans Gill (oder Gerl) von Sinching, gestorben 1556, in der damals üblichen Narrentracht, deren buntscheckige Farben durch Uebermalung des ursprünglich rothen Marmor angedeutet sind; darunter stehen folgende Verse:

Hans Gil von Sinching heiss' ich,
Meiner Zeit kein Narr war über mich;
Ein lauters Kind bei achtzig Jahren,
Kurzweilig, wie Mancher hat erfahren.
Fünf meiner Herren hab' ich begraben,
Zu Grab liess mich der Sechste tragen.
Zween Zenger, 1 Jörg und 2 Urban genannt,
Vier Bischöf' in Passau wohl bekannt,
3 Bayern, 4 Salm, 5 Closen und 6 Trennbach.
Auf Erd betrübt mich schlechte Sach:
Der Schiffleuth, Rauchfangkehrer Nam'
War mir zum Höchsten widersam.
Mit den Buben blieb ich selten eins,
Ich schlug um mich, verschonte keins.
Potz heida, auf Erden beging ich Rach'.
Bei Gott hab' ich itzt guten Schmach;
Denn Gott sei Lob! ich blieb ein Kind,
Mein Sünd' mir bald verziehen sind.
Ein Katharr mir das Leben brach;
Fürter dich Leser! komm hernach.
Ich starb den 3. Martii zwar,
Da man zählt fünfzehn hundert Jar,
Noch dazu fünf und sechzig gar,
Alt bei achtzig und fünf Jahr fürwahr.

Der Domkirche am Nächsten liegt die Michaelis- oder Studienkirche, welche 1612 von dem Administrator des Bisthums Passau, dem Erzherzog Leopold von Oesterreich erbaut wurde; sie ist sehr stattlich im Geschmacke der damaligen Zeit geschmückt und steht durch einen Gang mit dem ehemaligen Jesuiten-Collegium in Verbindung, in welchem sich jetzt mehrere Klassen verschiedener Schulen und seit 1834 ein protestantischer Betsaal befinden, auch hält der musikalische Verein dort seine Versammlungen. Ausserdem sind noch bemerkenswerth die 1803 aufgehobene Franziskanerkirche, deren Bau von 1587 datirt, und die Stadtpfarrkirche zu St. Paul, welche sehr hoch liegt und einen sehr schlanken Thurm hat. Weit interessanter als diese ist dagegen die Kirche des uralten Frauenstiftes Niedernburg, fast ganz auf der Spitze der Halbinsel gelegen, mit ihren beiden Spitzthürmen. Sie ist jetzt sammt dem dazu gehörigen Klostergebäude dem Institut der sogenannten englischen Fräulein eingeräumt. Seine Entstehung verdankte das Frauenstift dem Umstande, dass, wie schon oben bemerkt wurde, der Erzbischof Vivilo von Lorch nebst der ganzen zu ihm gehörigen Geistlichkeit und den Nonnen seines Sprengels 737 nach Passau vor den Einfällen der Avaren flüchtete. Herzog Utilo räumte den frommen Jungfrauen zuerst das alte Schloss Niederhaus ein, 772 ward aber bereits schon für sie das Frauenkloster Niedersburg als königlich fränkische Abtei gestiftet und zählte zu den ansehnlichsten Stiftern. Der furchtbare Brand von 1662 zerstörte die Gebäude gänzlich; zwar ward das Frauenkloster nachher wieder aufgeführt, die Kirche ist aber später von Neuem sehr verwüstet worden, besonders während der letzten Kriege durch die Franzosen, die hier eine grosse Kriegsbäckerei errichteten. Nur ein byzantinisches Portal und ein Kreuzgang, beide aus dem 10. Jahrhundert, sind die einzigen Ueberreste des früheren Baues. In der zu dieser Kirche gehörigen Agathen-Kapelle befindet sich das Grabmal der zweiten Aebtissin des Stiftes Gisela, der Schwester Kaiser Heinrich's des Heiligen und Gemahlin des Königs Stephan von Ungarn (sie starb 1090), welches eine gleichzeitige Platte deckt. Der über derselben sich erhebende Sarkophag ist weit jünger.

Das einzige Gotteshaus der Innstadt ist die St. Gertraudskirche, welche 1809 erbaut wurde, da die früher dort befindliche 1662 bis auf ein schönes Altarblatt, das die Geburt Christi darstellt und von Einigen Rubens zugeschrieben wird, in dem grossen Brande zerstört wurde. Vor dem Thore ist noch die alte ehrwürdige Severinskirche merkwürdig, von dem Friedhofe der Innstadt umgeben; sie soll auf derselben Stelle liegen, wo der Sage nach der heilige Severin sich mit seinen Schülern ein Kloster erbaute. In der Ilzstadt erhebt sich die Bartholomäuskirche, die erst in späterer Zeit zur Pfarrkirche bestimmt wurde. Am rechten Ufer der Ilz liegt die Kirche des ehemaligen Stiftes St. Salvator, die jetzt leider in ein Magazin verwandelt worden ist, sie ist ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst und ward 1479 von dem Bischof Ulrich von Nussdorf erbaut, der eine Synagoge, die auf derselben Stelle gestanden, abreissen liess, nachdem er die gesammte Judenschaft aus Passau vertrieben, weil man sie ebenfalls, wie zu Deggendorf, der Entweihung der Hostien angeklagt hatte; früher wallfahrteten ebenfalls viele Gläubige dorthin, und die Aufhebung der Kirche ist daher ein grosser Verlust für die Einwohner der Ilzstadt.

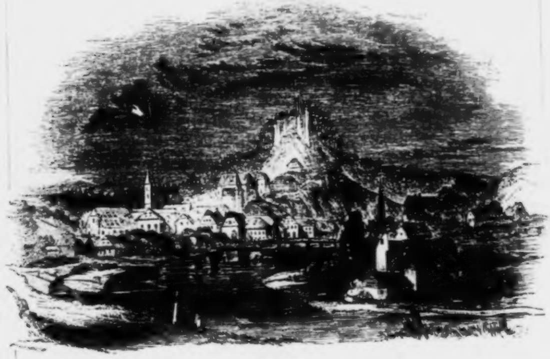
Unter den zu weltlichen Zwecken bestimmten Gebäuden Passau's sind vorzüglich hervor zu heben die ehemalige Residenz, jetzt die Wohnung des Bischofs, ein sehr stattliches Gebäude, das mit den zu ihm gehörenden Häusern den Paradeplatz bildet, auf welchem eine sehr schöne aus Erz gegossene Statue des Königs Maximilian Joseph's sich erhebt, und das alterthümliche Rathhaus.

Verlassen wir jetzt die Stadt und wenden uns auf unserer Wanderung dem Gipfel des Georgenberges zu, auf welchem die starke Veste Oberhaus gen Himmel ragt. Ulrich II., Graf von Diessen, erbauete diese Burg von 1215 bis 1219, um sich und seine Nachfolger gegen die Bürger, weniger um diese gegen äussere Feinde zu schützen. Schon im Jahre 1298 bewährte sie sich für den ersten Zweck, denn als die Burger unter dem Bischof Bernhard sich empörten, flüchtete die Geistlichkeit nach Oberhaus und schleuderte von hier aus, nebst dem Bannfluche steinerne Kugeln und brennende Pechbalken auf die Stadt. Aehnliches geschah im Jahre 1482, wo von hier aus die Ilzstadt in Brand gesteckt wurde. Während des Successionskrieges wechselte Oberhaus mehrere Male seine Herren, 1742 musste der baierische Commandant die Uebergabe der Festung an die Oesterreicher mit dem Leben büssen. In den neuesten Zeiten wurden die Festungswerke sehr vergrössert und verstärkt, nachdem schon früher seit dem Mittelalter viel für die innere Verschönerung gethan worden war. Gegenwärtig liegt hier eine Besatzung von 130 Mann, unter dem Befehl eines Majors, welcher zugleich die Aufsicht über die dort befindlichen Staatsgefangenen und die Militairarrestanten führt. Von dieser Höhe herab bietet sich ein herrliches Panorama dem Auge dar; dicht unter sich hat man das aus drei Städten bestehende Passau, weiter hin die Ufer der drei Flüsse; südlich wird der Horizont von den Salzburgischen und Steierischen Alpen, nördlich von dem baierischen Waldgebirge begrenzt.

Die Festungswerke verbinden das Schloss Oberhaus mit dem Schlosse Niederhaus, welches am Ende des Holzgartens dicht unter dem Obigen liegt. Wie bereits erwähnt wurde, soll Niederhaus schon 737 der Zufluchtsort der Nonnen von Lorch gewesen sein; späterhin war es gleich Oberhaus eine sichere Residenz für die Bischöfe, welche Viel für die Verschönerung beider Schlösser thaten. Aeneas Sylvius, der nachmalige Pabst Pius II., bemerkt schon 1444 in einem Briefe Folgendes über die innere und äussere Einrichtung beider Vesten: „Jenseits der Donau liegen zwei Schlösser, eines am Fusse des Berges an den Flüssen, wo sich der schwarze Fluss aus Böhmen, der auch Perlen führt, in die Donau ergiesst. Zur obern Burg, welche allein von einem einzigen Punkte aus erstürmt werden kann, führt nur eine lange und mühsame

Stiege. Doch sind dort so viele Festungswerke sowohl an Mauern, als Gräben, dass es scheint, durch Menschenkraft können sie nie überwältigt werden. Dort sind auch grosse Säle und sehr prächtige Zimmer. Wer sie sieht, wird glauben, dass er nie etwas Zierlicheres und zugleich Wohlverwahrteres gefunden habe. Begiebst Du Dich aber zu dem Schlosse, das unten liegt (Niederhaus), so fällt die grosse Pracht auf. Gewölbte Zimmer, mehrere Säle und Betten zum Empfang eines Königs bereitet." Eine nicht minder schöne Aussicht als das Oberhaus gewährt der Gipfel des Mariahilfberges, auf welchem sich ein schönes 1628 erbautes Gotteshaus erhebt, das ein Marienbild enthält, zu welchem viel gewallfahrtet wird; es soll das Original des gleichnamigen Bildes in Wien sein.

Die Umgebungen von Passau sind eben so mannichfaltig wie anziehend, unter ihnen heben wir vorzüglich hervor: den schon genannten Marktflecken St. Nikolai mit einem 1067 vom Bischofe Altmann erbaueten, 1803 aufgehobenen und seitdem in eine Caserne verwandelten Augustinerkirche, ferner Eggendobel mit einer Porzellanfabrik, das 1783 erbauete Lustschloss Freudenheim mit einem schönen Park und vor Allen an den Ufern der Ilz entlang, den alterthümlichen Marktflecken Hals, mit den schönen Trümmern seiner Burg.



BURG HALS.

In raschen Krümmungen windet sich hier die Ilz um zwei Landzungen, auf deren einer sich das Schloss Hals, so wie auf einem hinter demselben aufsteigenden Berghügel die Ruine von Reschenstein sich erhebt. Das Geschlecht der Grafen von Hals starb 1375 aus. Sehenswerth sind hier ferner die alte Achatiuskirche im Flecken selbst und der schöne Canal mit der Trifftsperre, welche in einer Länge von vierhundert Fuss durch den Felsen gebrochen ist.

Ehe wir von Passau scheiden, bemerken wir noch, dass in der Ilz früher eine Perlenfischerei Statt fand, die alle sieben Jahr in Gegenwart von Commissarien vorgenommen wurde und, obwohl selten, doch mitunter dankenswerthe Ausbeute gab. Leider gewahrt der Fremde, wenn er durch die Strassen Passau's wandert, schon Cretins daselbst. Endlich müssen wir noch der einst in Deutschland so berühmten Passauer Kunst erwähnen, welche ihrem Erfinder grossen Vortheil, denen, die daran glaubten, aber manchen Schaden brachte. Der Passauer Scharfrichter nämlich verfertigte zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts längliche Streifen Papier und drückte mit einem Stempel allerlei Charaktere darauf, denen die Eigenschaft zugeschrieben wurde, gegen Hieb, Schuss und Stich fest zu machen, und die weit und breit Absatz fanden.

Wir setzen nun unsere Fahrt auf der Donau fort, deren Ufer jetzt eine Reihe der schönsten und erhabensten Landschaftsbilder darbieten. Durch die Gewässer der Inn und der Ilz verstärkt, windet sich der Strom um einen Felsvorsprung und drängt sich dann bis Aschach durch einen Engpass, dessen wilde Scenerie einen mächtigen Eindruck hervorbringt. Oft treten die Berge ganz eng zusammen und scheinen das Wasser einzuschliessen, so dass man vor ihnen in einiger Entfernung sich auf einem herrlichen Gebirgssee zu befinden glaubt, welchem immer andere noch schönere folgen, deren Ufer steile Klippen bilden, die mit dunklen Fichten und Tannen bedeckt sind und sich dicht bis an den Rand der Fluth hinabziehen, während hier und dort ein trauliches Bauernhaus hervorblickt und sich lebendige Bäche von den Felsen herab in die Wellen stürzen.

Wenn man Passau verlässt, so fährt man zwischen dem Klosterberg zur Linken und Rosenau zur Rechten durch, etwas unterhalb Heubach wird das rechte Ufer schon österreichisch, während das linke bis Engelhardszell gegenüber baierisch bleibt. Rechts zeigen sich nun Achleiten und Parz, so wie die Soldatenauinsel, dann Schildbauer, in dessen Nähe sich der perlenreiche Kesselbach in die Donau ergiesst; geht man die malerische Schlucht, durch welche dieser Bach strömt, hinauf, so gelangt man nach einer Stunde ungefähr an die Stätte, wo ehemals sich die mächtige Burg Konigsstein erhob, von welcher aus 1434 Herzog Ludwig von Baiern seine Unternehmungen gegen Passau leitete, spater ward sie in Folge eines Vertrages geschleift und ist seitdem in Trümmer zerfallen.

Auf dem linken Donauufer zeigen sich nur einzelne Häuser und Mühlen, rechts jedoch erblickt man Esternberg mit einer schönen hochliegenden Kirche und darauf die auf einem steilen in die Donau hineinragenden Felsvorsprunge sich erhebende Burg Krempenstein, wo der Sage nach der Passauische Weihbischof Ruprecht von Moshain, der 1545 starb, in Exil gelebt haben soll. Das Volk nennt die alte Burg das Schneiderschlössel, und erzählt eine Sage davon, welche wir hier in Platens metrischer Bearbeitung folgen lassen:

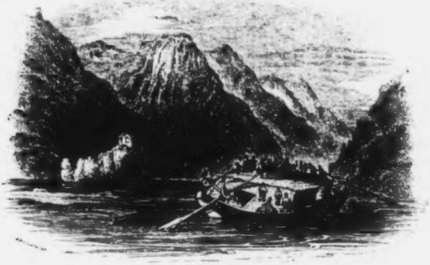
Ein Schneider flink mit der Ziege sein
Bebauste den Krempenstein,
Sah oft von der felsigen Schwelle
Hinab zu der Donauwelle
In reissende Wirbel hinein.

So sass er oft und so sang er dabei:
„Wie leb' ich sorgenfrei!
Meine Ziege, die nährt und letzt mich.
Manch Liedchen klingt und ergötzt mich.
Fährt unten ein Schiffer vorbei.“

Doch ach, die Ziege, sie starb, und ihr
Rief nach er: „Wehe mir!
So wirst du mich nicht mehr laben,
So muss ich dich hier begraben
Im Bette der Donau hier?“

Doch als er sie schleudern will hinein,
Verwickelt o Todespein
Ihr Horn sich ihm in die Kleider;
Nun liegen Zieg' und Schneider
Tief unter dem Krempenstein.

Die Donau windet sich erst in nördlicher, dann in östlicher Richtung um die Felsen des Krempensteins herum und begrüsst nun auf ihrem linken Ufer den gewerbthätigen Marktflecken Obernzell oder Hafnerzell, welcher berühmt ist durch die vortrefflichen Schmelztiegel, die hier verfertigt und jährlich in grosser Menge, nahe an 15,000 Centner, ausgeführt werden: ihm gegenüber liegt das Dorf Kesten am Fusse eines Berges, auf welchem sich die alte Veste Fichtenstein erhebt, von der herab man sich einer herrlichen Aussicht erfreuet. Fichtenstein war früher der Sitz der Grafen gleichen Namens und kam darauf an die Grafen von Wasserburg. Graf Conrad von Wasserburg zog 1218 nach dem gelobten Lande und verpfändete die Herrschaft an das Hochstift Passau für tausend Mark Silber. Später wollte er diese Verhandlung wieder ungultig machen, Passau wusste sich aber doch zuletzt den Besitz zu sichern und verpfandete nun seinerseits die Burg wiederholt an Baiern, löste sie indessen immer wieder ein, bis dieselbe endlich 1803 an Oesterreich fiel. Von der Donau aus sieht man die starke Befestigung Fichtensteins nicht, desto bedeutender treten aber von der Landseite die Bollwerke und Mauern nach Norden und Westen zu entgegen. Ungefähr eine Stunde von Fichtenstein liegt der Sauwald, ein 2800 Fuss hoher Berg, von dessen Gipfel, dem grossen Haugstein, herab sich ein wunderschönes Panorama dem entzückten Wanderer darbietet. Weiter schiffend erreicht man nun die Rotte Jochenstein, die letzte baierische Ortschaft. Vor derselben ragt ein Felsklumpen, der den gleichen Namen führt, aus dem Strome hervor, geschmückt mit den baierischen und österreichischen Wappen zur Bezeichnung der Grenze.



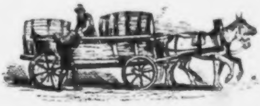
DER JOCHENSTEIN.

Hinter dem Jochenstein auf dem Gipfel des Bergrückens erhebt sich die Ruine der alten Burg Riss, und von hier rauscht der Diendlbach herab, in die Donau mündend: er ist es, der die eigentliche natürliche Grenze bildet. Wir sind nun ganz in Oesterreich und müssen daher selbst, wenn wir auch nicht wollten, in Engelhardtszell, auf dem rechten Donauufer anhalten, um auf dem dortigen Grenzzollamt unsere Pässe und Effekten untersuchen zu lassen. Nur die Dampfschiffe allein haben das Recht vorüber zu fahren und erst in Linz anzuhalten. Engelhardtszell hat seinen Namen von dem Passauischen Bischofe Engelhardt (er st. 1068), nach Anderen von dem ehemaligen 1293 gestifteten, 1787 aufgehobenen Cisterzienserkloster, welches jetzt ein Eigenthum und Landsitz des Fürsten Wrede ist. Die zu demselben gehörige Kirche besitzt treffliche Altarbilder von Altamonte und Statuen von Zauner. Nicht minder sehenswerth ist die alte Pfarrkirche in Engelhardtszell selbst, namentlich wegen ihrer Lage, die auf allen Seiten ein anziehendes Bild darbietet. Während des Bauernkrieges 1626 sperrten hier die aufrührerischen Bauern die Donau mit Ketten, um die Baiern zu hindern, den Linzern Hulfe zu bringen.

Bei Engelhardtszell fliesst die Donau ziemlich breit und ruhig dahin, allmahlig aber treten die felsigen Ufer immer enger zusammen und der grossartige Fluss drängt bald machtig strömend vorwärts. Links zeigen sich das Pfarrdorf RANNARIEDL mit der gleichnamigen Burg an der Mundung des Rannabaches, so wie NIEDERRANNA und rechts OBERRANNA, wo sich der Kössbach (Kesselbach) in die Donau ergiesst. Wenn man die Schlucht des Rannabaches aufwarts verfolgt, so gelangt man binnen Kurzem nach den Trummern der alten Burg FALKENSTEIN, beruhmt durch den hartnackigen Widerstand, welchen einst die Raubritter, denen sie gehörte, dem Herzog Albrecht dem Siegreichen (1297) leisteten; sie ergaben sich erst, als der Mangel an Lebensmitteln sie dazu zwang. Die Fahrt fortsetzend, erblickt man nun am rechten Ufer den alten Marktflecken WESENURFAHR nebst der Ruine WESENSTEIN. In Wesenurfahr liess das Passauer Domkapitel einen Keller in den Felsen hauen für das in ein Brauhaus verwandelte Schloss NIEDERWESEN, der so geraumig ist, dass mit vier Pferden bespannte Wagen sich bequem darin umwenden können. Schrag gegenuber links erblickt man das Dorf MARSBACHZELL und über demselben, aus waldigem Gipfel hervorragend, die alte Burg MARSBACH, früher der Sitz eines adeligen, gleichnamigen Geschlechts, spater das Eigenthum der gefürchteten Oberheimer, denen auch die Burgen Falkenstein, Rannariedl und Haienbach gehörten, und welche von hier aus den Schiffern auf der Donau unfreiwilligen Zoll auferlegten.

Unterhalb Marsbachzell beginnt die Donau nun eine eigenthümliche Windung und der bisherige Charakter der Ufer verändert sich gänzlich. Zuerst stromt sie mit reissender Schnelligkeit um ein Vorgebirge herum, wendet sich dann nord-westlich, darauf gerade nördlich, dann östlich, von Obermühl an südlich, bis sie endlich bei Aschach aus dem wilden Engpasse heraustritt und ihre ursprüngliche Richtung nach Osten wieder fortsetzt. Waldige Berge, aus denen ungeheuere nackte Kalkfelsen hervorblicken, bilden jetzt die Ufer. Auf der ersten Landzunge sieht man die Trümmer der alten Veste HAIENBACH, an welche sich viele Sagen knüpfen. Raubritter hausten einst auf ihr, und sie ward endlich durch Kaiser Maximilian I. zerstört. Nach der Meinung der Alterthumsforscher soll auf der durch die Windungen der Donau gebildeten Landzunge das *Joviacum* der Römer gestanden haben, wenigstens hat man hier in neuester Zeit sehr viele römische Alterthumer gefunden. Weiter schiffend erblickt man nun auf dem linken Ufer OBERMÜHL, am Ausflusse der kleinen Mühl, KIRCHBERG mit der schönen alten Othmarskirche, UNTERMÜHL an der Mundung der grossen Muhl, und die mächtige Burg Neuhaus; rechts dagegen Innzell mit der Nikolauskapelle, Gschwendt, einst die baierische Grenze, das Pfarrdorf Haibach auf einer Anhöhe, mit dem Fadingerhause am sudlichen Abfalle des Bergrückens, wo am 17. Mai 1626 zuerst die Fackel des grässlichen Bauernkrieges geschwungen wurde. Bei Neuhaus verweilen wir einen Augenblick: es liegt auf einer Felsenklippe und besteht eigentlich aus zwei Gebäuden, einem alten mit einem Wartthurme und einem neueren. Am Fusse des Berges erhebt sich noch ein Gemauer, der sogenannte Zollthurm, wahrscheinlich einst das alte Raubschloss. Lange Zeit war es Eigenthum der Grafen von Schaumberg und bot 1526 den Oberösterreichern, die vor den Turken flohen, eine sichere Zuflucht dar. 1626 versuchten die aufruhrerischen Bauern die Donau hier mit eisernen Ketten zu sperren, aber der Obrist Preuner zerstörte die Kette und nahm sie als Siegeszeichen mit nach Wien. Hoher hinauf in der Schlucht, aus welcher die grosse Muhl hervorströmt, die durch einen Rechen gesperrt wird, um das aus den bohmisch-osterreichischen Grenzwaldern herabgeflösste Holz zu stauen, liegt die Ruine Bartenstein.

Von hier an erweitert sich die Donau wieder und bei Aschach auf dem rechten Donauufer öffnet sich die Ebene. In der Nahe von Aschach begrusst man wiederum Rebenhugel, deren Erzeugniss jedoch nur in einem gunstigen Sommer geniessbar ist; die Nachbarschaft ist reich an Korn und es findet hier ein lebhafter landwirthschaftlicher Verkehr statt.



Aschach (oder Aschau) ist ein sehr alter Marktflecken, und Edle dieses Namens werden schon im Jahre 777 urkundlich erwahnt. Spater kam der Flecken in Besitz der Grafen von Schaumberg, der Ort selbst ist reich an stattlichen Hausern, die sich längs dem Donauufer hinziehen. In der Mitte des Marktes liegt die alte Kirche, welche ein sehr schones Nachtstuck, die Geburt des Erlösers von einem Aschacher Maler, dem beruhmten Joseph Abel bewahrt. Von Aschach bis Willering erheben sich unzahlige Inseln aus der Donau, welche die Fahrt oft gefährlich machen und vorsichtige Schiffer veranlassen, aus Aschach einen eignen Lootsen mit zu nehmen.

Gegenüber am linken Ufer zeigt sich Landshag mit einer alten Kirche, und nordlich von demselben die Trummer der alten Burg Waldsen, welche Eberhardt von Waldsen 1364 mit Genehmigung Herzog Rudolph's IV. auffuhrte zur Wehr gegen die machtigen Schaumberger, in deren Besitz sie aber 1483 durch eine Heirath kam. Am Fusse des Schlossberges liegt das Bad Muhllacken. Auf dem Vorhugel des rechten

Donauufers steigen die Trümmer der beiden Burgen STAUF und SCHAUMBURG empor, Stauf ist geschichtlich nicht bedeutend, wohl aber die alte Schaumburg, der Stammsitz des einst so berühmten und tapfern Geschlechtes der Schaumberger oder Schönberger, das mit Wolfgang von Schaumberg 1559 ausstarb, worauf die Besitzungen dieses Hauses an die Starhemberge übergingen. 1380 musste die Schaumburg eine lange Belagerung durch Herzog Albrecht mit dem Zopfe aushalten; 1402 ward König Wenzel der Böse als Gefangener hierher gebracht.

Auf dem rechten Ufer folgen nun die Orte HARTKIRCHEN, PROLING, RUPING, wo 994 der heilige Wolfgang starb, BRANDSTADT an der Mündung der Aschach, und landeinwärts die alte Stadt EFFERDING. Auf dem linken Ufer dagegen zeigen sich BÖSENBACH mit der alten Bernhardtskirche, BERGHEIM mit einem Schlosse, und FELDKIRCH mit der künstlerisch reich ausgestatteten Michaeliskirche. Efferding ist eine sehr alte Stadt und kommt schon im Nibelungenliede vor, wo in der 21. Aventure erzählt wird, dass Chriemhild auf ihrer Fahrt nach dem Hunnenlande hier übernachtet habe. Es gehörte früher den Schaumbergern und kam später an die Starhemberge, deren Ahnenbilder das stattliche Schloss aufbewahrt. Efferding hat 1300 Einwohner und ist noch von seinen alten Wällen und Mauern umgeben. Schon früh wandten sich die Bürger daselbst der Kirchenverbesserung zu und 1783 bildete sich hier eine protestantische Gemeinde von 600 Seelen, ~~der~~ ein eignes Bethaus eingeräumt wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden sind besonders bemerkenswerth das alte Rathhaus, die von 1451 bis 1468 aufgeführte Pfarrkirche und die altdeutsche Spitalkirche. In der Pfarrkirche befinden sich mehrere höchst interessante Grabmäler, besonders das der bereits erwähnten letzten Schaumberger und das Monument des 1687 gestorbenen Grafen Conrad Balthasar von Starhemberg, so wie einige treffliche Gemälde.

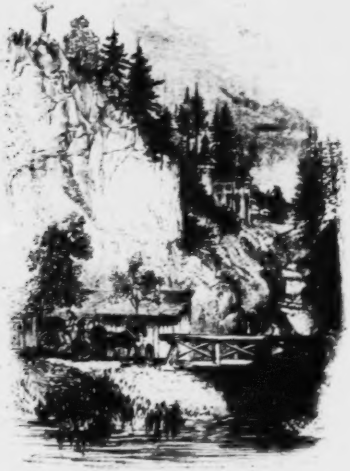
Die ganze Gegend von Haibach an bis Linz ist überhaupt historisch sehr merkwürdig wegen des blutigen Bauernkrieges, der hier in den Jahren 1626 und 1627 geführt wurde, veranlasst durch die Grausamkeit des Grafen von Herberstorf, welcher als Statthalter des dem Kurfürsten Maximilian von Baiern verpfändeten Landes ob der Enns von Linz aus gewaltsam das dem Protestantismus geneigte Volk in den Schooss der katholischen Kirche zurücktreiben wollte. Am 16. Mai 1626 entzündete sich der Aufruhr. Ein Hutmacher, Stephan Fadinger, stellte sich an die Spitze der empörten Bauern, schlug den Grafen bei Baierbach und hatte sich bald das ganze Land ob der Enns unterworfen. Schon im Juni stand er mit 70,000 Mann vor Linz, hier ward er aber durch eine Kugel von den Wällen herab verwundet und starb in Folge dessen zu Ebersberg. An seine Stelle trat, von den Bauern erwählt, Achaz Weillinger von der Au, und das Landvolk setzte nun mit wechselndem Glücke den Krieg fort, bis endlich, nachdem es wiederholt den Sieg davon getragen, Gottfried Heinrich von

Pappenheim, der sich mit seinem Schwiegervater, dem Grafen von Herberstorf, vereinigt hatte, es am 9. November bei Efferding, trotz der tapfersten Gegenwehr schlug. Er siegte nun in allen folgenden Treffen und im Frühjahre 1627 ergaben sich die Aufrührer. Achaz Weillinger wurde nebst 18 andern Hauptleuten zu Linz hingerichtet und der Graf von Herberstorf liess die auf dem Kirchhofe zu Efferding ruhende Leiche des Fadinger's ausgraben und in einen Sumpf werfen. — Noch zwei Mal, 1632 und 1636, erhob sich das Landvolk von Neuem, aber die Empörung ward rasch wieder unterdrückt.

Wir setzen nun unsere Fahrt auf der Donau weiter fort und sehen auf dem linken Ufer Mühldorf mit einem Schlosse und der Ruine Freudenstein, Goldwörth mit der Albanskirche an der Mündung des Bösenbaches, und rechts, theils hart am Ufer, theils etwas mehr landeinwärts Schaden, Innsdorf, Raffölding, Alkoven mit der alten Margarethenkirche, das Schloss Hartheim, Bergheim und das alte Dorf Schönering mit der Stephanskirche. So erreichen wir, froh endlich, die vielen eintönigen Weiler in der Donau, an denen wir vorüber mussten, hinter uns gelassen zu haben, das alte Ottensheim, dessen freundliches Schloss wir schon lange von dem Strome aus gesehen haben. Auf dem linken Ufer bei Ottensheim verengert die Donau sich wieder und fliesst jetzt durch höchst malerische Ufer hindurch nach Linz. Ottensheim kommt schon sehr frühe in Urkunden vor, und gehörte den edelsten Geschlechtern des Landes. Die Sage behauptet, es leite seinen Namen von einem Kaiser Otto ab, der nach ihr im Jahre 1208 in einem noch bezeichneten Hause geboren sein soll; damit stimmt aber die Geschichte keineswegs überein, denn alle vier Ottonen waren damals schon geboren und der letzte bestieg gerade in demselben Jahre den Thron. Ottensheim hatte oft von Kriegsunruhen zu leiden, 1474 plünderten es die Böhmen, 1626 hatten hier die aufrührerischen Bauern ein grosses Lager, 1742 wurde es wieder geplündert und 1809 fielen hier fast täglich Scharmützel vor. Das Schloss zu Ottensheim, Frauenberg genannt, gehörte früher den Jesuiten und jetzt dem Grafen von Starhemberg. Auf einer reizenden Anhöhe gelegen, bietet es sehr schöne Spaziergänge und herrliche Fernsichten dar.

Ottensheim gegenüber am rechten Ufer erhebt sich das 1146 gegründete Cisterzienserstift Wilhering, auf dem Vorgebirge der Kettenstein. Die Kirche desselben enthält mehrere interessante Monumente des Geschlechts der Schaumberger und einige treffliche Bilder der beiden Brüder Altamonte.

Das Thal wird jetzt immer schöner und romantischer, es gleicht auf beiden Ufern einem grossartigen Park, der durch die Chausseen, die sich auf beiden Seiten hinziehen und viel befahren werden, reges Leben erhält. Bei dem Kirnberge, dem Zauberthal und dem Dorfe Leonding auf dem rechten Ufer, Wuchenau auf dem linken, voruber, den romantisch gelegenen Kalvarienberg bei St. Margarethen begrussend, erreicht man das schone Linz.



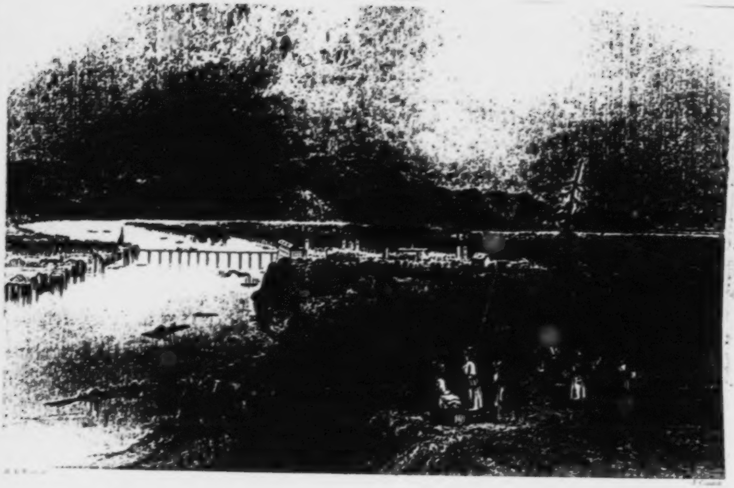
DER KALVARIENBERG.

V.

VON LINZ NACH WIEN.

Viele Historiker behaupten, das jetzige Linz erhebe sich auf den Trummern des altromischen *Lentium*, welches spater von den Hunnen oder Avaren zerstort wurde. Der Beweis dafür ist indessen immer noch nicht hinreichend geführt, auch schwebt uber der Geschichte dieser Stadt während des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung tiefes Dunkel; man weiss nur, dass sie unter Ludwig dem Kinde als Zollstatte genannt wird und spater dem Grafen von Kirnberg gehörte, deren letzter Spross Gottschalk von Kirnberg die ganze Grafschaft 1036 dem Markgrafen Leopold von Oesterreich verkaufte. Obwohl Linz damals bedeutend kleiner war und nur aus dem Schlosse nebst einigen zu demselben gehörenden Hausern und der Altstadt bestand, so war es doch schon von Mauern und Graben umzogen und erhielt auch bereits im Jahre 1106 eine Brucke über die Donau. 1490 erhob Kaiser Friedrich III. Linz zur Hauptstadt von Ober-Oesterreich und verlieh ihr die freie Bürgermeisterwahl und die Einsetzung eines ausseren und inneren Rathes. Am meisten hatte diese Stadt wahrend des bereits von uns geschilderten obderennsichen Bauernkrieges zu erdulden, wo es bekanntlich die Residenz des Herberstorf war; doch auch fruher ward es wiederholt von den Schrecken des Krieges heimgesucht, so z. B. 1236, wo es eine Belagerung auszustehen hatte, 1476, wo die Lichtensteiner es uberfielen und die Vorstadte anzundeten, 1741, wo es die Franzosen besetzten, es aber bald wieder raumen mussten, und endlich 1805, wo ebenfalls die Franzosen als Sieger daselbst einzogen. Auch von andern Unglucksfallen wurde die freundliche Stadt zu verschiedenen Malen schwer betroffen, so z. B. 1509, wo eine grosse Feuersbrunst dieselbe verheerte und 1541, 1562 und 1585, wo sie von Pest heimgesucht wurde. Dagegen erlebte sie indessen auch manches Freundliche innerhalb ihrer Mauern. Kaiser Friedrich III. weilte sehr gern daselbst und trug viel zu ihrer Verschonerung bei; Ferdinand I. feierte 1521 dort sein Beilager und liess das alte Schloss ausbauen, und Joseph II. erhob Linz 1785 zu einem eigenen Bisthum. In neuester Zeit hat die freundliche Stadt durch die Verbindung der baierischen und osterreichischen Donau-Dampfschifffahrt und durch die Eisenbahn-Verbindung mit Bohmen und dem Salzkammergute ausserordentlich gewonnen.

Linz hat gegenwärtig 24,000 Einwohner und ist die Hauptstadt des Landes Oesterreich ob der Enns und der Sitz der hohen Dicasterien und des Militair-Obercommando, ausserdem erfreut es sich eines Lyceums und eines Gymnasiums, mehrerer trefflicher Heilanstalten und einer öffentlichen Bibliothek; auch besitzt es mehrere nicht unbedeutende Fabriken. Unter den Sehenswurdigkeiten ist vor Allem das sogenannte befestigte Lager bei Linz, welches der Erzherzog Maximilian I. von Oesterreich seit 1831 aus eigner Erfindung auffuhren liess, hervorzuheben. Dieses Lager besteht aus einer Anzahl bombenfester Thurme, welche nebst den dazu gehorigen Verbindungsmauern 46 Fortifications-Objekte ausmachen und nicht allein dazu dienen, die Stadt gegen aussere Angriffe zu sichern, sondern auch einem grosseren Heere einen sicheren Aufenthalt zu gewahren. — An öffentlichen Gebäuden hat dagegen Linz nichts



gegenüber, war Barbarenland, die Stirne des grossen Germanenlandes, *Frons Germaniae* (Tacit.), im Gegensatze zum rechten Donauufer so genannt, das die Römer mit dem Namen der Augenbraunen des Isters, *Supercilia Histri*, belegten. Das *Noricum ripense* der Römer begriff das ganze Flachland an der Donau, vom Inn bis zu den catischen Bergen, mithin die Ebenen des Landes ob und unter der Enns, dann im Süden alles Land bis zu den hohen Bergrücken in sich. Ursprünglich war Noricum von den Celten bewohnt, die, von den Römern unterjocht, sich vorzüglich im Hochlande erhielten, sich mit ihnen vermischten, aber gezwungen wurden, in ihren Legionen zu dienen; denn die Römer hatten gleich nach Bezwingung der Celten das römische Recrutirungssystem bei denselben eingeführt und, so lange ihre Herrschaft währte, beibehalten. Landbau und Viehzucht, die beiden Beschäftigungsarten der alten Noriker, wurden auch ferner von ihnen, welche unter römischer Verwaltung immer doch im Besitze ihres Grundeigenthums gelassen wurden, und von den römischen Veteranen betrieben, denen man Landstriche zur Bebauung überliess.

Da die Römer den höchsten Werth auf Sicherung des rechten Donauufers gegen die Einfälle der jenseits bestandenen Germanen und Sarmaten legten, so befestigten sie die Nordgrenze ihres Reiches mit einer Kette von Festungswerken. — Thürme, Kastelle, Mauern und Gräben, Bollwerke, Klausen und Verpfählungen reihten sich in eine einzige, das ganze rechte Ufer schützende Fortificationslinie an einander und jede wichtige Einbruchsstelle ward fest verwahrt. Die nordische Grenzhuth war aller wachsamen Imperatoren unverrücktes Augenmerk. Selbst am linken Ufer, im Barbarenlande, bemühten sich die Römer, festen Fuss zu fassen, erbauten auch dort Burgen und Kastelle und gaben ihnen, wie es in den Festungswerken am rechten Ufer gehalten war, römische Besatzung. Der grosse Marc-Aurel dehnte die Sicherung der norisch-panonischen Reichsgrenze selbst auf Errichtung zahlreicher Fortificationswerke im Quadenlande, jenseits der Donau, 38 Stadien von ihren Ufern entfernt, mit einem solchen Nachdrucke aus, dass er das ganze errichtete Schutzwerk von 20,000 römischen Soldaten bewachen liess. — Nicht befriedigt mit der Huth der Donauschlösser, für die allein zwei Legionen unter den Befehlen eines Grenzcommandanten, *Dux limitis*, bestimmt waren, errichteten sie auch eigene Flotten auf der Donau, die unablässlich auf- und abwärts kreuzten und bestimmte Hauptstationspunkte hatten. Weder die Römer noch Carl der Grosse oder die Babenberger hatten über die Donau eine Jochbrücke geführt. Im Vertilgungskriege gegen die Avaren bediente sich Carl der Grosse bloss der Schiffbrücken. Dasselbe thaten König Ottokar und Kaiser Rudolph von Habsburg.

Vierhundert Jahre blieb die Donau Roms Schutz gegen die Einfälle der Barbarenhorden, die ihr nördlich wohnten. Noricum, von 450 bis 454 in Attila's Gewalt, traf die Geissel der Verwüstung auch am rechten Donauufer. Die Befestigungsbauten der Römer fielen in Trümmer, und als bald nachher die Rugen, welche das jenseitige Donauland eingenommen hatten, ihre Herrschaft auch auf die Grenze Noricums und Pannoniens ausdehnten, da ward der ganzen römischen Grenzhuth mit ihren ungeheuren Werken ein Ende gemacht, und die Hunderte von Thürmen, Kastellen, Schanzen und andern Befestigungsobjecten, die wie ein Saum am rechten Ufer herabliefen, brachen und zerfielen. — Von dieser Zeit an müssen wir das ganze Land am linken Ufer unter dem Namen Rugiland merken. Dort bestand der Hauptsitz dieses Volkes und die Residenz ihrer Könige, obschon die Rugen ihre Herrschaft auch auf das östliche Ufer-Noricum bis Enns ausgedehnt hatten. Durch den Heerzug Odoaker's, Königs der Heruler, ward der Rugerherrschaft diess- und jenseits der Donau im Jahre 487 ein Ende gemacht. Aber auch Odoaker stürzte und seiner Rechte und seines Reiches bemächtigte sich der Gothenkönig Theodorich im Jahre 493. Theodorich war bemüht, die alte Donaugrenze wieder herzustellen, allein der Gothen Herrschaft zerfiel schon unter seinem Enkel. Das alte Rugenland und die beiden Donauufer nahmen die Longobarden, im Jahre 527 vom griechischen Kaiser Justinian herbeigerufen. Nach zwei und vierzig jährigem Besitz zogen die Longobarden im Jahre 568 ab und überliessen Noricum und Pannonien den Hunnen und Avaren, die im ungestörten Besitze dieser Länder blieben, bis Carl der Grosse auftrat und sie ihnen im Feldzuge von 791 entriss, den Raabfluss zur Grenze seines Reiches bestimmend.

Die Schenkungsurkunden Carl des Grossen und seiner nächsten Nachfolger belehren uns, dass die ersten und ältesten Ortschaften in Oesterreich, „im Lande der Hunnen und Avaren," mehrentheils an den Donauufern gegründet worden sind. Mehrere derselben haben einen tausendjährigen Bestand aufzuweisen, andere gehen in die Zeit vor Christi Geburt zurück, in wie fern sie nämlich ihren Ursprung den Römern verdanken. — Viele von diesen Ortschaften an der Donau bestehen nicht mehr, denn manche sind von den Fluthen derselben vertilgt worden. — Obschon die Römer herrliche Strassen durch ganz Noricum gezogen hatten, so scheint doch unter fränkischer Herrschaft der Handel vorzüglich zu Wasser getrieben worden zu sein; denn die Landwege mochten wohl in der Periode der Völkerwanderung und der Avarenherrschaft zu Grunde gegangen sein. Schon die Römer bedienten sich des mächtigen Donaustromes, dessen Cataracten sie genau kannten, als einer Commerz- und schnellen Reisestrasse. Kaiser Julian fuhr in bewunderswürdiger Schnelligkeit die Donau herab, empfing von den wohlhabenden Städten des rechten Donauufers zahlreiche Abgesandte, während er am linken Ufer hässliche, aber ungeheure Gestalten der Barbarenhorden zu Gesichte bekam, die von Staunen ergriffen waren über die Majestät und Pracht des Beherrschers der römischen Welt. — St. Severin hatte die Reise ins Noricum von Innstadt nach Vindobona gleichfalls zu Schiffe auf der Donau gemacht. Marc-Aurel bestimmte im Friedensschlusse mit den Quaden genau Ort und Zeit der Donaumärkte, und Kaiser Aurelian gab den Vandalen sogar die Erlaubniss, auf der Donau Handel zu treiben. — Zollstätten bestanden schon bei den Römern. In der Epoche der fränkischen Herrschaft gab bereits Kaiser Carlmann einen Zolltarif, worin festgesetzt war, was von Waaren, Pferden, Schiffen, Leibeigenen u. s. w. zu bezahlen war, wenn Handelsleute nach Linz oder auf den Markt in Mähren fuhren. Es hat den Anschein, dass die Zölle und Mauthen in der Folge sehr drückend wurden, denn als Luwig das Kind aus Franken nach Baiern kam, klagten alle deutschen Bischöfe, besonders jene, deren Diöcesen in Oesterreich lagen, über die Bedrückung der Reisenden durch unmässige Zölle. Kaiser Ludwig befahl, diese Beschwerde zu untersuchen, und es entstand bei dieser Gelegenheit ein neuer, der Dampfschifffahrt günstigerer Zolltarif. Damals hatte man für eine Sclavin eben so viel als für ein männliches Pferd bezahlt, nämlich einen Drittelschilling; für einen Sclaven und eine Stute ward ganz gleich, eine Seiga gefordert.

Ungleich schlechter beschaffen waren Handel und Schifffahrt auf der Donau im Mittelalter. Nur in kurzen Perioden dieses Zeitalters bestand eine Sicherheit der Person und des Eigenthums. Die zahlreichen Burgen, welche man auf den Bergen und in den Ebenen der Donauufer von Linz bis Wien gewahrt, waren damals grösstentheils zu Raubschlössern geworden, von welchen herab die Ritter mit ihrer Dienstmannschaft nach den Fahrzeugen spähten, die den Strom herabfuhren. Dem Ueberfalle, dem Morde und der Plünderung zu entgehen, gab es kaum ein Mittel. Nicht kleine Vasallen allein, sondern mächtige Familien des Adels erlaubten sich solche Frevel. Die Khuenringe gehörten im 12. Jahrhunderte zu den vornehmsten Lehenleuten der österreichischen Herzoge, ja sie waren das mächtigste Geschlecht der österreichischen Ritterschaft. Dennoch plünderten auch sie die Fahrzeuge der Kaufleute aus, die vor Aygstein und Dürrenstein vorüberzogen; Niemand vermochte ihnen zu widerstehen und nur durch List wurden sie vom Landesherrn bezwungen. Das Recht des Stärkern über den Schwächern galt, als irrige Ueberzeugung oder als blosser Vorwand, für den Entschuldigungsgrund dieses räuberischen Verfahrens. Die Räthe Herzog Friedrich des Schönen schlugen ihrem Herrn schon im Jahre 1312 vor, ein dem Strandrechte ähnliches Gericht gegen das räuberische Gesindel einzuführen, das durch das ganze Land jegliche Ungebühr ohne Scheu verübte. Der Herzog willigte ein, und es ward ein Gericht, Namens die Inquisition, bestellt, an dessen Spitze Dietrich von Pillichsdorf stand. Pillichsdorf zog allenthalben im Lande umher, um die Verbrecher aufzusuchen. Er vernahm die Zeugen gegen sie eidlich und liess die einstimmig Angeklagten enthaupten oder henken. Wie wenig aber damit ausgerichtet war, erhellt aus der im Jahre 1390 gepflogenen Wiederholung dieses strandrechtlichen Verfahrens. Der Marschall von Oesterreich, Ulrich von Dachsberg, Ritter Friedrich von Welse, Otto von Meissau und zwei Wiener Bürger wurden entsendet, um Edle und Bauern zu entbieten, dass sie an einem bestimmten Orte sich einfänden und einen Schwur leisteten, die ihnen vorgelegten Fragen mit unverfälschter Wahrheit zu beantworten. Dieses Gericht nannte man das Geraunen (von Raunen, ins Ohr flüstern), und der Anführer der Inquisition nannte sich der Greinmeister. Dutzende von Räubern wurden aufgegriffen und hingerichtet, ihre Festen niedergerissen und ihre Schlupfwinkel zerstört; dennoch dauerte das Unwesen fort, bis zur Zeit Kaiser Maximilian's I., dessen Thatkraft einen geordneteren Zustand herbeiführte. Höchst erschwerend für die Donauschifffahrt im Mittelalter waren nebst dieser Unsicherheit die hohen Zölle, dann das Strand- und Stapelrecht. Ausser den landesfürstlichen Mauthen bestanden im Lande unter der Enns allein 77 Zollstationen, die ein Eigenthum adeliger Geschlechter und verschiedener Gemeinden waren. Frei von Mauthen war der Adel. Die Städte und Klöster errichteten von gewissen Dingen einen kleineren, von andern gar keinen Zoll. Die Last der Zölle war demnach dem gemeinen Volke und den fremden Kaufleuten aufgebürdet. Diese Last erschwerte überdiess der Strassenzwang, wodurch den Kaufleuten mit grosser Strenge die Strassen bezeichnet wurden, auf denen der Waarenzug zu geschehen hatte. — Scheiterte ein Schiff, so eignete sich der Grundherr dasselbe sammt allen Gütern zu, die sich darauf befanden; die Menschen, die auf dem gestrandeten Schiffe waren, wurden von dem Augenblicke an, als sie den Boden des Grundherrn betraten, seine Sclaven. Güter, die zur Erleichterung des Schiffes über Bord geworfen wurden, gehörten dem Herrn, an dessen Land sie gespült wurden. Ja selbst das blosse Berühren einer Sandbank machte das Schiff dem Grundherrn verfallen. Dasselbe Schicksal wiederfuhr einem Schiffe, das an ein Brückenjoch anstiess, oder im Vorüberziehen eine Schiffmühle berührte.

So übel und beklagenswerth war im Mittelalter die Donauschifffahrt beschaffen. Das Faustrecht und die Raubsucht waren in diesem so gepriesenen, so romantesken Zeitalter die herrschende Gewalt. Das Ausplündern der Reisenden war zur Ehrensache geworden, denn es galt der Begriff, dass solche wackere That wie Beute so Ehre schaffe. Umsonst strebten die Landesfürsten, Sicherheit der Personen und des Eigenthums durch Strafverhängnisse über die Räuber zu erzwingen. Die irrigen Ansichten, verbunden mit Rohheit der Gesinnung und niedriger Leidenschaft, behielten so lange die Oberhand, bis die Strahlen der Begriffsläuterung die Finsternisse durchbrachen und der helle Tag milderer Zeiten anbrach.

Es scheint, dass die Kelten der Donau diesen Namen gegeben haben. *Don* bedeutete bei ihnen tief, *au* oder *aw* Wasser, folglich wäre *Danubius* oder Donau mit Tiefwasser zu übersetzen. — Reisende auf der Donau von Linz nach Wien werden über die grosse Ungleichheit des Stromgebietes staunen, das abwechselnd zwischen hohen Bergen in schmale Grenzen eingeenget, dann streckenweise wieder sehr ausgebreitet ist. Bald ist der Srom in mehrere Arme getheilt und gleichsam zerrissen, bald, wie bei Grein, braucht er Gewalt und bricht sich stürmisch die Bahn. Jetzt treten die Berge und Felsenklumpen bis ans Ufer hin, dann entfernen sie sich in ganz getheilter Richtung und weichen wieder tief zurück. Längs den Ufern zieht sich jetzt nur ein schmaler Saumweg hin, ein anderes Mal breiten sie sich aus und werden blos von Hügeln begrenzt. Höchste Mannichfaltigkeit der Gruppirungen, ein erhabener Charakter und Ueppigkeit der Vegetation sind der Donaugegend, welche die Reisenden zu Schiffe kennen lernen, allenthalben eigen. Die vielen Inseln und Sandbänke, auf die sie stossen werden, sind durch die Schnelligkeit des Wassers entstanden. Je nachdem irgend ein hemmender Gegenstand der gewaltig dahinströmenden Fluth eine veränderte Richtung giebt, reisst sie entweder ein Stück Land ab und bildet eine Insel, oder wühlt in die Tiefe und gräbt Höhlen. Dieselbe Sandbank, die der Strom heute angesetzt, reisst er morgen wieder mit sich fort. — Das Gefalle der Donau beträgt bei der Mündung des Ennsflusses bis zum Austritte des Stroms nach Ungarn 348 Fuss auf einer Strecke von 33 Meilen, mithin ungefähr 10 Fuss auf eine Meile. — Die Frachtschiffe, wie man sie häufig auf der Donau bemerkt, sind sicherlich einer bessern Construction fähig. So gebauet, wie man sie trifft, eigneten sie sich vollends gar nicht für Passagiere, die darauf alle erdenkliche Bequemlichkeit entbehrten und den Genuss der herrlichen Donaufahrt dadurch vergällt hatten. Dass die Schiffe nicht zu allen Zeiten gleich gebauet waren, kann man unter Andern aus dem Memorabilienbuche Kaiser Maximilian's I. vom Jahre 1502 ersehen, wo geschrieben steht: „Das fürstliche Donauschiff soll man oben mit kupfernen Schrauben machen lassen, damit man es niedriger machen könne, wenn es durch Brücken fährt; auch soll es der Brücken wegen stärker als die Rheinschiffe gemacht werden."

Die Bergreihen, welche am linken Donauufer hinziehen, sind Ausläufer des Böhmerwaldgebirges und Urfels. Sie überschreiten an mehreren Stellen die Donau und nähern sich den Alpen. Diese Granitberge, die längs der Donau aufsteigen, zeigen die schrecklichsten Spuren von Spaltung und Zertrümmerung durch Wassergewalt. Sie nehmen dadurch die verschiedenartigsten Gestalten an und erscheinen bald in Reihen von Felsklippen, die von einander abstehen, bald in Felswänden so schroff, als wären sie aufgemauert, und meist in Umrissen der unförmlichsten Configuration. Am Schauerlichsten stellen sich diese Felsgebilde beim Strudel und Wirbel dar. Wie sehr der mächtige Strom dort gewühlt und gespaltet, eingebrochen und zertrümmert hat, wird Jedermann auf den ersten Anblick erkennen. Granit und Gneiss sind die beiden hauptsächlichen Gebirgsarten, die gefunden werden. Die ganze nördliche Seite besteht aus Urgebirge, und am rechten Ufer zieht das Granitgebirge über Lubereck bis Melk herab. Der Gneiss zieht in der Richtung am Kremsflusse aufwärts über Klein-Pechlarn, Marbach, Persenbeug bis gegen Lubereck, fast allenthalben von Glimmerschiefer begleitet, ausser welchem von Urfelsarten noch Syenit-, Chlorit- und Hornblendeschiefer und übrigens noch Serpentin, Granitstein, Graphit u. s. w. vorkommen. Das Donauthal, durch welches der prachtvolle Strom sich hindurch wälzt, besteht aus einer Formation von Quarz- und Urgebirgsgeröllen, weichen Sandsteinen, Braunkohlen und plastischem Thone. — Es erweitert sich, je mehr man gegen Osten steuert, so wie sich auch die Berge gegen Osten hin abdachen; im Westen hingegen ist es enger und von höhern Gebirgen eingeschlossen.

Die Berge an beiden Ufern sind mit Laub- und Nadelhölzern bedeckt. Die Föhre herrscht auf den Bergen fast allenthalben vor, doch selten trifft man dichte Nadelwaldungen. Viele Felsenwände und Felsenblöcke stehen kahl und schauerlich aufgethürmt da; höchstens dass hie und da ein Kiefer die Spitze des Gesteins besetzt. Die Inseln und Auen sind dagegen dicht bewachsen. Vorzuglich trifft man daselbst und an den Gestaden des Stromes die Weide, die Erle, Ahorne und Pappeln von mehrerern Arten. — —

Nach diesem geistreichen Excurse, für dessen Aufnahme uns gewiss der freundliche Leser den besten Dank wissen wird, setzen wir unsere Donaufahrt fort. Gleich hinter Linz macht der Fluss eine starke Krummung, so dass dem Ruckblickenden die freundliche Stadt verschiedene Male wieder entgegentritt und ihm mit ihren Umgebungen stets in einer neuen Ansicht erscheint. Man begrusst nun, nachdem man die Strasserinsel hinter sich gelassen und bei St. Magdalena voruber gefahren ist, am linken Ufer auf einem Hugel das Schloss Steyregg mit dem ihm zu Fussen liegenden kleinen Städtchen gleichen Namens, das ungefähr 800 Einwohner zählt, aber mit seiner schönen alten Stephanskirche von der Donau aus nicht gesehen wird. Es kommt schon fruh in der Geschichte vor. Im zwolften Jahrhunderte besassen es die Khueringe, die es im dreizehnten an die Herren von Kapellen verkauften, von denen es im funfzehnten Jahrhunderte an die Lichtensteiner uberging; dann war es Eigenthum der Jörger von Tolleth und kam von diesen durch Heirath an die Weissenwolf, denen es gegenwärtig noch gehört. — Steyereck gegenuber, an der Mundung des Traunflusses, erblickt man die Dörfer St. Peter in der Au und Zizelau, so wie in der Ferne Schloss und Markt Ebelsberg auf und an einem Hugel. Hier hatte im Bauernkriege Stephan Fadinger sein Hauptquartier genommen, und ward daselbst 1626 auf das Haupt geschlagen. Weiter hin auf dem linken Ufer gewahrt man Pulgarn mit einer merkwürdigen alten Kirche, Schloss und Dorf Luftenberg am Luftenberge, ebenfalls ein Eigenthum der Weissenwolf, auf höchst malerischem Ufer gelegen, so wie in gerader Ansicht die Tillysburg, ursprünglich eine Veste der Volkersdorf, welche Kaiser Ferdinand dem berühmten Tilly 1623 schenkte. Der Neffe desselben, Werner Graf von Tilly, liess die alte Burg einreissen und aus den Trummern derselben das jetzige stattliche Schloss mit vier Thurmen auffuhren. Es gehört zur Abtei St. Florian, zu der wir um ihrer Merkwurdigkeit willen einen Ausflug machen, ehe wir unsere Reise auf der Donau fortsetzen. Die Abtei liegt zwei Stunden von Linz entfernt und der Sage nach auf derselben Stelle, wo der römische Tribun Florianus von Cetium im Jahre 303 den Märtyrertod erlitt, auf Befehl des Präses Aquilinus, der ihn wegen seiner Anhänglichkeit an das Christenthum in die Enns werfen liess. Ueber seinem Grabe wurde später eine Kirche erbaut, zu der die Frommen viel wallfahrteten, da sie dem heiligen Florian die Macht zuschrieben, gegen das Feuer zu schützen. Während des achten Jahrhunderts stand schon ein Kloster daselbst; die Mönche flohen aber vor den Einfällen der Avaren nach Italien. Zwar kehrten sie später wieder zurück, doch erhielt die Abtei ihre eigentliche Wiederherstellung erst im Jahre 1071 durch den Bischof Altmann von Passau, der sie Augustiner Chorherren übergab. Die jetzige Abtei ist ein Werk neuerer Zeiten: sie ward nach einem Entwurfe Prandthauer's aufgeführt und hat eine sehr schöne Kirche, einen prächtigen Saal (den sogenannten Kaisersaal), eine reiche und wohlgeordnete Bibliothek von 40,000 Bänden, merkwürdige Katakomben und viele ältere und neuere Kunstschätze. Der bekannte Bibliograph Dibdin giebt in seiner Reise folgende Schilderung eines Besuches in der Abtei: „Das Kloster steht auf einer herrschenden Anhöhe und sah edel aus, als wir uns demselben näherten; die Mauern sind massiv und scheinen auf einer Grundlage von Granit aufgeführt zu sein. Man bemerkt zwischen den äusseren Mauern und dem Haupttheile des Gebäudes einige kleine bebaute Stellen, gewissermassen wie Privatgärtchen. Als wir in den Thorweg einfuhren, fragten ein alter Mann und eine Frau, eher voll Verwunderung als streng, was der Gegenstand unseres Besuches sei? Nachdem sie eine befriedigende Antwort erhalten hatten, wurden die Thore geöffnet und wir hielten zwischen zwei prächtigen Treppen, die auf beiden Seiten nach dem Kloster führen. Einige junge Mönche von dem Rollen des Wagens angelockt, zeigten sich oben auf der Treppe, blickten neugierig auf uns herab und entfernten sich dann rasch wieder wie schüchterne, flüchtige Rehe. Die weissen Streifen auf ihren schwarzen Gewändern längs dem Rücken herab, das Zeichen des Augustiner-Ordens, gaben ihnen ein seltsames Ansehen.“ Dibdin erzählt nun weiter, dass er, nachdem er seinen Empfehlungsbrief abgegeben, zu dem Abte, einem ehrwürdigen Greise von fast 80 Jahren, geführt und auf das Freundlichste aufgenommen worden sei. Seinem Wunsche zu Folge ward ihm, nachdem er gastfrei bewirthet worden, die Bibliothek mit ihren Schätzen auf das Bereitwilligste gezeigt. Ausser den seltenen Manuscripten und alten Drucken, welche besonders die Aufmerksamkeit des gelehrten Reisenden fesselten, hielt er noch die Kirche und in dieser wiederum die Orgel seiner vorzüglichsten Beachtung werth. Die Kirche ist sehr geräumig und prächtig, aber etwas mit architectonischem Schmucke überladen; sie besteht aus einem Schiff und Seitengängen, mit einer Kuppel und einem verhältnissmässigen kleinen Chor, das auf jeder Seite über den Stühlen mit einem ausserordentlich reichen Architrav in gemischtem römischen und gothischen Style geschmückt ist. Das Schiff ist eine Art von verlängertem Paralellogramm, zu beiden Seiten mit corinthischen Säulen geschmückt; am Ende desselben befindet sich eine sehr schöne Orgel, deren Pfeifen wie polirtes Silber aussehen und deren Holzwerk weiss angestrichen und reich mit Gold verziert ist. Dibdin bemerkt, dass er nie ein Werk dieser Art von gleicher Pracht und gleich schönem Tone gesehen habe.

Wir setzen nun unsere Fahrt auf der Donau fort und begrüssen zuerst auf einer Insel, nahe dem rechten Ufer derselben, die alte Burg Spielberg, einst das Stammschloss des ausgestorbenen Geschlechtes der Ritter gleichen Namens. Sie ist jetzt das Eigenthum der Ungenad von Weissenwolf und bietet eine wundervolle Aussicht nach allen Seiten hin dar. Weiter unterhalb am linken Ufer liegt der alte Marktflecken Mauthhausen mit fast 1200 Einwohnern. Schon früh scheint dort ein Zollamt gewesen zu sein, daher wohl der Name dieses Ortes. Es ist bekannt, dass die Einwohner einst Kaiser Friedrich Barbarossa und die Flotte des Kreuzheeres anhielten und Zoll von ihr verlangten, und dass der Monarch, ergrimmt darüber, Mauthhausen in Brand stecken liess. Es ward jedoch bald wieder aufgebaut, und seine Landesfürsten, so wie die späteren deutschen Kaiser begnadigten es in der Folge mit mehreren Privilegien. Unter seinen Gebäuden ist die alte Nicolaikirche, welche vortreffliche Bilder besitzt, bemerkenswerth, auch bietet der Kirchhof eine überaus reiche und reizende Aussicht dar. In der Nähe befinden sich mehrere Steinbrüche, besonders von Granit, welche eine reiche Ausbeute geben und vorzüglich für Wien benutzt werden. Mauthhausen gegenüber mündet die Enns, welche die Grenze zwischen Ober- und Unter-Oesterreich bildet, in die Donau. Hier lag einst das berühmte Lorch, das *Laureacum*, *Lavoriacum* oder *Claudianum* der Römer, der Sitz eines römischen Stadthalters, Hauptstadt des *Noricum ripense*, Strandort der zweiten Legion, römische Schildfabrik und Niederlage des norischen Eisens. Es ward zuerst von den Allemannen, später von den Avaren, nachdem die Römer sich gezwungen gesehen, es zu verlassen (im Jahre 737), gänzlich zerstört. Unter Karl dem Grossen kommt zwar eine Stadt Lorch wieder vor, es ist aber ungewiss, ob sie ganz auf derselben Stelle gestanden. Auch diese ward im Jahre 900 durch die Hunnen vernichtet. Jetzt existirt nur noch ein Dörfchen gleichen Namens in der Nähe der Stadt Enns, das eine alte, von Kaiser Maximilian erbauete interessante Kirche enthält. Das alte Lorch ist zugleich beachtenswerth als Wiege des Christenthums in ganz Oesterreich, und die Sage behauptet, dass der heilige Max und der heilige Severin hier den christlichen Glauben gepredigt haben. Später war Lorch, wie bereits erwähnt wurde, der Sitz eines Erzbischofs und im Jahre 791 schlug Karl der Grosse, nachdem auf dem Reichstage zu Regensburg der Feldzug gegen die Avaren entschieden worden war, hier sein Lager auf, verbrachte drei Rasttage mit Fasten und Beten und führte dann seine Sachsen, Friesen, Thüringer, Allemannen und Franken, unter denen sich die Riesen Kisher und Einher befanden, gegen den Feind, den er auf das Haupt schlug. Lorch war damals eine *Villa regia.* — Etwas landeinwärts an der Enns liegt die Stadt Enns mit ungefähr 400 Häusern und 3500 Einwohnern, vier Stunden von Linz und eine Stunde von Mauthausen entfernt. Ihren Ursprung verdankt dieselbe dem Andringen der Ungarn, gegen welche Markgraf Lütpold im Jahre 900 eine Festung, die Ennsburg oder Anesburg, erbaute. Nach dem gewaltigen Treffen auf dem Lechfelde wichen die Ungarn bis Melk zurück, und es erhob sich nun sehr bald eine Stadt rings um die Burg, welcher die steyerischen Ottokarn Stapelrecht und Jahrmarkt verliehen. Otto VI. von Steyermark trat sie den Babenbergern ab, und Leopold der Glorreiche verlieh ihr so günstige Privilegien, dass sie bald zu einem bedeutenden Handelsplatze aufblühete, die Kosten ihrer Befestigung wurden mit den 20,000 Mark Silber, welche Richard Löwenherz als Lösegeld für seine Befreiung zahlte, bestritten. Rudolph von Habsburg kaufte später die Stadt dem Eberhard von Spielberg für 600 Mark ab; 1565 erbauete Maximilian II. mitten auf dem Marktplatze einen grossen Wartthurm, in welchem lange eine angebliche Riesenrippe aufbewahrt wurde, wahrscheinlich die Rippe eines Elephanten, die noch aus der Römerzeit herstammte. Am nordöstlichen Ende der Stadt erhebt sich das Schloss Ennseck, ein Eigenthum der Fürsten von Auersperg, hier werden einige Antiquitäten bewahrt, deren überhaupt viele in der Umgegend gefunden worden sind. 1532 drangen die Türken bis nach Enns, wurden aber durch die Tapferkeit der Bürger, deren viele im Kampfe unterlagen, von der Stadt abgehalten. 1626 rückte Stephan Fadinger mit 18,000 Bauern nach Enns und forderte die Stadt zur Uebergabe auf; sie ward jedoch bald darauf durch den Obrist Löbel entsetzt. 1683 fanden sich die Türken abermals ein, wurden aber wiederum abgeschlagen, da Alles, sogar die Jesuiten und ihre Schüler zu den Waffen griff. 1741 besetzten die Franzosen Enns für den Kurfürsten von Baiern. Graf Khevenhüller vertrieb sie jedoch wieder. Während der Kriege mit den Franzosen zu Anfange dieses Jahrhunderts hatte die Stadt ebenfalls viel zu leiden. Napoleon übernachtete hier 1809, ehe er in Wien einzog.

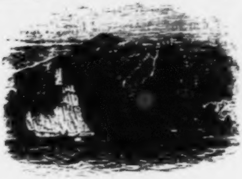
Von Linz bis Mauthausen und noch etwas weiter fliesst die Donau durch Ebenen fort und die Hügel, welche sie begrenzten, rücken von ihren Ufern ab. Der Reisende gewahrt nun bei Niedersebing die Aigst, welche sich in die Donau ergiesst; ihr gegenüber die Ortschaften und Schlösser Stein, St. Pantaleon, Kloster und Schloss Erla, einst ein Clarisserinnen-Stift, und auf dem anderen Ufer Naaren, so wie weiter hin das alte Baumgartenberg, einst ein von Otto von Machland gestiftetes Cisterzienserkloster. Naaren und Baumgartenberg enthalten jedes eine merkwürdige Kirche. Vor Baumgartenberg auf dem rechten Donauufer, da, wo die Hügel wieder scharf den Rand des Wassers begrenzen und der Fluss eine Krümmung macht, erhebt sich das

Schloss Wallsee oder Niederwallsee mit dem Marktflecken gleichen Namens, nach allgemeinem Urtheile unbedingt das schönste Schloss auf dem ganzen rechten Donauufer von Linz bis Melk. Es liegt auf einem Vorgebirge, ist sehr stattlich gebaut und bietet, vorzüglich von seinem Thurme aus, eine prachtvolle Fernsicht dar: man überschaut hier fast das ganze Donauthal von Linz abwärts bis nach Ardacker zu, und namentlich die Ortschaften Hütting, Mitterkirch, Baumgartenberg, Clam, Creutzen, Klingenberg, Schwertberg; im Osten begrenzen die ungarischen Berge, im Süden die Alpen den Horizont. Fruher stand hier die Burg Sumerau, an deren Stelle das durch ritterliche Thaten ausgezeichnete Geschlecht derer von Wallsee die neue starke Feste aufführte. Später ward dieselbe, nachdem sie mehrere Male ihre Besitzer gewechselt hatte, ein Eigenthum des beruhmten General-Feldmarschall Daun. Der Markt Wallsee zählt ungefähr 500 Einwohner und besitzt einen berühmten Mühlsteinbruch, den eine geschlossene Zunft von sechszehn Steinmetzen bearbeitet; nur die Söhne derselben dürfen ihre Gesellen sein und kein fremder Steinmetz wird dort zur Arbeit zugelassen. In der ganzen Umgegend, die wahrscheinlich der *Locus Felix* der Römer ist, werden noch jetzt viele römische Antiquitäten gefunden, so dass sich ziemlich mit Gewissheit annehmen lässt, es sei auch hier eine römische Colonie gewesen.

SCHLOSS WALLSEE.

Die nächsten Orte, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden anziehen, sobald er die etwas gefährliche Fahrt bei Wallsee hinter sich hat, sind Saxen und Clam auf dem rechten Donauufer. Das Erstere liegt etwas tiefer landeinwärts und ist das alte Saxina im Hunnenlande, das schon unter Karl dem Grossen vorkommt. Markt-Clam dagegen, am Clambache nächst dem Schlosse gleichen Namens, liegt noch weiter zurück und ziemlich zwischen Bergen versteckt. Der kleine Flecken Clam wurde 1422 von den Hussiten gänzlich zerstört, die sich jedoch der Burg nicht bemächtigen konnten. Spater ward er wieder aufgebauet und hat jetzt ungefähr 200 Einwohner. Das Schloss ist ein Sommeraufenthalt seiner Besitzer, der Grafen von Clam Martinitz. Weiter hin, ebenfalls am linken Ufer, liegt der Markt Creutzen mit fast 300 Einwohnern und einer alten Kirche. Diesem gegenüber auf dem rechten Ufer, hart an der Donau und sich an bewaldete Hügel anlehnend, erhebt sich der uralte Marktflecken Ardacker mit ungefähr 400 Einwohnern. Auch dieser Ort wird schon unter Karl dem Grossen erwähnt und 1050 bestand hier bereits ein Augustiner-Chorherrnstift, das später aufgehoben und in ein Rittergut umgewandelt wurde. Von den Gebäuden desselben herab hat man eine sehr schöne Aussicht auf die Donau.

Jenseits Ardacker bildet die Donau eine Krümmung; die Hügel ziehen sich bis dicht an den Fluss hinab und die Ufer treten eng zusammen, so dass die Fluth mit grösserer Gewalt hindurch drängt. Einer dieser Berge heisst der Saurüssel. Hier ist das Ufer zu beiden Seiten rauh und unfreundlich, plötzlich aber windet sich der Fluss um einen Felsvorsprung und man begrüsst das alte Städtchen GREIN, das von Bergen rings eingeschlossen, in stiller Waldeinsamkeit daliegt, beherrscht von der oberhalb sich auf einen Felsen erhebenden GREINBURG. Grein ist ein ziemlich alter Ort mit 800 Einwohnern und ward im Jahre 1491 von Friedrich IV. zum Range einer Stadt erhoben. Während der Feldzüge Napoleon's wurde es arg von Kriegsleiden heimgesucht; 1805 besetzte Marschall Mortier dasselbe mit 22,000 Mann und 1814 schleppten kranke Franzosen den Typhus daselbst ein, welcher furchtbare Verheerungen unter den Bürgern anrichtete. Die Greinburg, jetzt ein Eigenthum des Herzogs von Sachsen-Coburg, ein schönes stattliches, für den Freund mittelalterlicher Architectur höchst interessantes Gebäude, soll 1493 von Heinrich Prueschenk erbauet worden sein. Der Rittersaal enthält viele werthvolle Gemälde. Jenseits Grein wird das Ufer noch enger von steilen Felsen eingeschlossen und die Fluth drängt sich tobend und brausend durch den sogenannten Greinerschwall hindurch, dann aber erweitert sich das Bett wieder, jedoch nur auf kurze Zeit und von Neuem schlägt ein hohles, tobendes Brausen, gleich fernem, dumpf rollendem Donner an das Ohr des Reisenden, den es mit Schrecken erfüllt. Dies nimmt mit jeder Secunde zu; die Schiffer beten schweigend andächtig und eilen dann an ihren Posten; alle arbeitenden Hände auf dem Schiffe sind nun in reger Geschäftigkeit begriffen und die grösste Vorsicht und Thätigkeit wird entwickelt, namentlich blickt der Steuermann, die Ruderpinne festhaltend, mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Fluth, die jetzt ihre Farbe verändert hat, mit Schaum bedeckt ist und wie ein siedendes Wasser in einem Kessel aufwallt. In der Mitte des Stromes zeigt sich nun ein einzelner hoher und steiler Felsen mit Wald bedeckt und von einem alten Thurme gekrönt, auf dessen Zinne sich ein Kreuz erhebt. Es ist die Insel WÖRTH mit der alten Warte WERTHSCHLOSS. Das eingezwängte Fahrwasser theilt sich hier in zwei Arme und tobt gewaltsam über die Kugeln und das Kachelt (die runden und die zackigen Klippen unter dem Wasser) hin: der rechte oder südliche Donauarm heisst der Hössgang, er wird nur bei hohem Wasser befahren, der nördliche ist der Strudel; über ihn hin geht

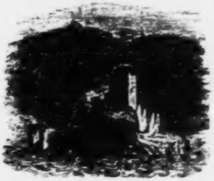


DER STRUDEL.

gewöhnlich die Fahrt. Die Insel Wörth ist ungefähr 400 Klaftern lang und 200 Klaftern breit; sie wird von einem Gürtel von weissem Sande umgeben, der einen eigenen Gegensatz zu den düsteren Felsen längs dem Ufer und dem dunkeln Laube auf den Kuppen der Felsen bildet. Auf drei Seiten ist die Insel flach, auf der vierten, der nördlichen, erheben sich Felsentrümmer, eine Fortsetzung ihres Kerns und der Klippen, welche überhaupt den geologischen Charakter der ganzen Gegend bestimmen. Der Boden ist durch sorgsamen Fleiss so weit cultivirt worden, dass jetzt eine kleine Pachtung darauf bestehen kann. Uebrigens ist die Fahrt durch den Strudel bei Weitem so gefährlich nicht mehr, seitdem Maria Theresia und Joseph II., nachdem 1777 viele Schiffe verunglückt waren, während der Jahre 1778 bis 1791 die gefährlichsten Felsblöcke sprengen liessen, so dass jetzt besonnene Schiffer, welche das Fahrwasser kennen, binnen wenigen Minuten durch den gefährlichen Pass gelangen. Die einzige Vorsichtsmaassregel, welche sie zu beobachten brauchen, ist die, dass sie sich an dem Strommesser unterrichten, ob ihre Schiffe nicht tiefer gehen, als es der Zustand der Fluth derzeit erlaubt. Bedenklich ist ferner die Fahrt, wenn der Ostwind scharf auf den Strom weht; dann pflegen die Schiffer gewöhnlich in den kleinen Hafen zu Grein vor Anker zu gehen, bis er sich wendet.

Wörth gegenüber liegt auf einem hohen Felsen die alte Ruine WEISSENSTEIN, und zu Füssen derselben stromabwärts der Marktflecken STRUDEN (oder Strum) mit 250 Einwohnern, welche früher sich der Freiheit von Abgaben erfreueten, dafür aber denen, die im Strudel ein Unglück betraf, zu Hülfe kommen mussten.

Kaum tausend Schritte weit vom Strudel gelangt das Schiff in den Wirbel. Hier stösst der vom Strudel verursachte heftige Wasserstrom in vollster Kraft an den mitten aus der Donau hervorragenden Felsen, den Hausstein, prallt zurück und treibt sich nun im Kreise umher. Der Hauptstrom zieht jetzt in den linken Arm und brandet hier tobend und schnaubend auf. Die Fahrt geht vorsichtig zwischen dem Hasenohr, einem bei St. Nicolaus sich erhebenden Felsen, und dem Hausstein durch. Je rascher man hindurch fährt, desto geringer ist die Gefahr. Würde ein Theil des Haussteins gesprengt, so müsste überhaupt alle Gefahr schwinden, denn von dem Felsen allein rührt sie her. Der Arm zwischen dem Hausstein und dem südlichen Ufer wird der Lug genannt. Der



DER WIRBEL.

Schwall an den südwestlichen Klippen des Haussteins heisst der Haussteiner Wechsel. Die ganze Umgebung hat etwas sehr Erhabenes und Ernstes, dessen Schauerlichkeit durch die brausende Fluth und die drohende Gefahr gesteigert, einen tiefen Eindruck auf die Seele des Reisenden hervor bringt. Im Volke lebt die Sage, dass die Donau hier bodenlos sei und mit dem Plattensee in Verbindung stehe, so dass Schiffe, die im Wirbel verunglücken, dort wieder zu Tage kommen. Wie gefährlich in früheren Jahrhunderten die Fahrt durch den Strudel und den Wirbel gewesen sei, erzählt uns unter Anderen der schon erwähnte baierische Chronikschreiber Aventinus, welcher Folgendes davon berichtet: „Oberhalb der Stadt Grein ragen schroffe Felsen aus dem Donaubette hervor, woran mit fürchterlichem Donnerlaute wilde Wellen schlagen und schäumend abprallen. Wie einen Ball wirft der empörte Strom das Fahrzeug bald rechts, bald links, schlägt an seine Seiten und durchnässt Alles, was darin ist, mit seinem Staubregen. Wird das Schiff an eine Felsenspitze geworfen, so zerstiebt es in Trümmer. Kaum aber ist man dieser Gefahr entronnen, so droht eine neue. Ein reissender Wirbel dreht das Schiff in seinen Kreisen umher. Ein gähnender Rachen spaltet sich in der Tiefe, verschlingt Woge auf Woge, und zieht das Fahrzeug so mächtig an sich, dass es nur mit der angestrengtesten Mühe durch die geschickteste Lenkung der Ruder dem sich öffnenden Grabe entrissen werden kann. Zu diesem Zwecke pflegt man sich der Hülfe erfahrner und von Jugend auf geübter Schiffer aus dieser Gegend zu bedienen."

Dicht neben dem Wirbel auf dem linken Donauufer, da, wo sich der Nicolausbach in den Fluss ergiesst, liegt der kleine Marktflecken St. Nicola mit der hoch auf dem Felsen sich erhebenden, dem heiligen Nicolaus, als dem Schutzpatron der Schiffer, geweihten Kirche. Hier ward 1144 von Beatrix von Clam, Gemahlin Walchuns von Machland, ein Hospital für verunglückte Reisende gestiftet, welches noch als Ortspital besteht und nach alter Sitte den Schiffenden ein Boot mit einem Almosenkasten zusendet, in welchen nach glücklich überstandener Gefahr Jeder gern eine milde Gabe wirft. Besorgte Schiffer pflegen in Grein erfahrene Lootsen mitzunehmen, um desto sicherer durch die gefährlichen Stellen hindurch zu kommen.

So wie man den Wirbel hinter sich hat, gewinnen die Ufer einen ruhigeren und geordneteren Charakter, doch verlieren sie freilich zu derselben Zeit das Erhabene und Schauerliche, das ihnen so grosses Interesse verleiht. Ehe wir jedoch die Fahrt fortsetzen, werfen wir noch einen Blick auf das romantisch gelegene

Ottensheim, von dem wir hier eine aus dem Binnenlande aufgenommene Ansicht, welche zugleich auch das auf dem entgegengesetzten Ufer liegende Efferding zeigt,

OTTENSHEIM.

beifügen. Leopold II., Herzog von Osterreich, verkaufte Ottensheim, Wachsenburg, Grein, Hartenstein mit sämmtlichem dazu gehörigen Eigenthum an Otto Schleuning für 600 Pfund Silber. Im vierzehnten Jahrhundert verheerten Heinrich von Neuhaus und Andere hier Grund und Boden bis zu den Mauern von Ottensheim und begannen eine heftige Fehde mit Oesterreich, welche fast ein Jahrhundert lang dauerte. 1626 schlug Christoph Zeller daselbst mit den aufrührerischen Bauern sein Hauptquartier auf, und auf Napoleon's siegreichem Zuge nach Wien plünderten die Franzosen die Stadt.

Wir setzen nun die Fahrt auf der Donau zwischen schönen Felsen und Waldparthieen fort und begrüssen zuerst, eine Viertelstunde von St. Nicola entfernt, am linken Donauufer die alte Burg Sarblingstein (Sarmingstein, Säbnich) mit dem dabei liegenden Markte gleichen Namens, welcher ungefähr 150 Einwohner zählt. Die jetzt zerfallene Feste soll schon unter Kaiser Otto III. bestanden haben und von Wilhelm von Puechheim 1465 erstürmt worden sein. Später gestattete Kaiser Ferdinand sie wieder aufzubauen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, dass von dort herab Niemand befehdet werden dürfe. Aus dieser Zeit rührt der noch bestehende Wartthurm her. Jenseits des Marktfleckens stürzt sich der Sarmingbach, ein ziemlich wilder Strom, welcher mehrere schöne Wasserfälle bildet, in die Donau. Unterhalb Sarmingstein liegt am linken Ufer Hirschau, ein unbedeutender Weiler, am rechten die alte Ruine Freynstein, jetzt den Fürsten von Starhemberg gehörig, mit dem Dörfchen gleichen Namens, an der Donau. Schräg gegenüber auf dem linken Donauufer ergiesst sich die Isper in den Strom und bildet die Grenze zwischen Ober- und Nieder-Oesterreich auf dieser Seite. Auf diesem Flüsschen ist ein Schwemmrechen angebracht, und es wird von hier herab jährlich eine bedeutende Quantität Brennholz aus den kaiserlichen Forsten nach Wien geflösst. In der Nähe der Isper war es, wo Karl der Grosse den Baiernherzog Thassilo auf das Haupt schlug.

Von hier an erweitert sich das Bett der Donau wieder etwas und die Felsen treten nicht mehr so scharf an den Rand des Ufers hin. Bei Weins auf dem linken und Donaudorf, einem stattlichen, im altfranzösischen Geschmacke terrassenförmig gebauten Dörfchen, auf dem rechten Donauufer vorüber, gelangt man nach dem kaiserlichen Lustschlosse Persenbeug (oder, wie es der Schiffer nennt, Bösebeug, weil hier die Donau eine grosse Krümmung macht), mit dem Marktflecken gleichen Namens. Persenbeug ist eine der ältesten Burgen an der Donau, sie kommt schon im zehnten Jahrhundert vor. Adalbert III. von Sempta, der Gemahl Rechlindens von Schwaben, hatte, da er kinderlos starb, in seinem Testamente Persenbeug und das gegenüber liegende Ips dem Benedictinerkloster Ebersberg in Baiern vermacht. Rechlinde suchte dies zu hintertreiben und die Erbschaft dem nachmaligen Herzoge von Kärnthen, Welf III. oder IV. zuzuwenden. Sie benutzte die Anwesenheit Kaiser Heinrich's III., der nach Ungarn ging, und liess ihn durch Abgesandte einladen, in Persenbeug zu übernachten. Der Kaiser sagte zu; als er aber — so berichtet die Sage — durch den Strudel und den Wirbel schiffte, zeigte sich plötzlich das Gespenst des schwarzen Mönches oben auf dem Felsen und rief dem den Kaiser begleitenden Bischofe, Bruno von Würzburg zu, er sei dessen böser Geist und zeige ihm an, dass seine irdische Laufbahn zu Ende gehe. Erschreckt schlug der Bischof ein Kreuz, und das Gespenst verschwand. Als darauf die Reisenden bei Persenbeug landeten, wurden sie von Rechlinde glänzend bewirthet, was den Kaiser in die heiterste Laune versetzte. Diesen Augenblick benutzte die schlaue Frau und erbat sich von dem Fürsten Gewährung ihres Wunsches, wobei der Bischof Bruno sie nach allen Kräften unterstützte. Der Kaiser willigte ein und reichte ihr zum Zeichen die Hand, da stürzte plötzlich der Boden des Gemaches ein, in dem sie sich befanden, und alle dort Versammelten mit demselben hinab in die darunter befindliche Badestube. Der Kaiser rettete sich dadurch, dass er sich an der Fensterbrüstung festhielt, Rechlinde und der Bischof fanden aber den Tod, ebenso wie der gegenwärtige Abt von Ebersberg, welcher zum Nachtheile seines Klosters in Rechlinden's Begehren gewilligt hatte.

Persenbeug ging nun nach einander an verschiedene Besitzer über und änderte in Folge dessen auch oft seine äussere Gestalt. Die Hauptgebäude, wie sie sich jetzt zeigen, datiren aus dem siebenzehnten Jahrhundert und wurden von Adam Eusebius, dem Sohne Albrecht's von Hoyos aufgeführt. Der Fels, auf welchem der stattliche Bau sich erhebt, ist eine Art von weissem Gneiss, stellenweise mit Adern untermischt und von dunklerer Färbung. Der Bau selbst ist in verschiedenartigem Style, aber von solider Structur und trefflich zu dem Charakter der ganzen Gegend passend. Die Donau bespült den Fuss des Gebäudes. Im Innern befindet sich eine Reihe schöner und hoher Gemächer. Persenbeug war lange ein Lieblingssommeraufenthalt des verstorbenen Kaisers Franz, und die dortige Gemäldesammlung enthält viele Stücke von bedeutendem Werthe. Auf dem nördlichen Flügel befinden sich die beiden Kapellen, und im innern Hofe, wo früher die Turniere und Ringelrennen gehalten wurden, ein sehr schönes Bassin. Von dem ursprünglichen, ungefähr vor acht Jahrhunderten aufgeführten Baue sind zwei Thürme zum Theil abgetragen und die andern von Gallerieen im mittelalterigen Geschmacke durchbrochen worden. Die Aussicht auf einem der Thürme ist vorzüglich schön, da sie die mannichfachen Windungen der Donau beherrscht und im Hintergrunde stattliche Felsen dieselbe einschliessen. Hinter dem Schlosse ist der geschmackvoll angelegte kaiserliche Garten mit herrlichen Treibhäusern und einer Feigenbaumschule, aus welcher die benachbarten Pächter freigiebig mit Allem, was den Gartenbau unterstützen kann, versorgt werden. Der Blumengarten ist einer der schönsten; er wurde von dem liebenswürdigen Kaiser Franz eigenhändig mit grosser Neigung gepflegt. In demselben befindet sich eine Stelle, die Kanzel genannt, wo er vorzugsweise gern zu verweilen pflegte, weil sie eine sehr anmuthige Aussicht auf die nächsten Umgebungen darbietet.

Der zu dem Schlosse gehörige Markt Persenbeug hat 450 Einwohner und ist durch die sehr bedeutende Schifffahrt wohlhabend; ein einziger Schiffsmeister daselbst sendet jährlich 300 Schiffe stromaufwärts nach Regensburg und 850 nebst 25 Flössen stromabwärts nach Wien und Pesth. Er verwendet dabei 250 Knechte und 150 Pferde und lässt alle Fahrzeuge am Orte selbst bauen.

Persenbeug schräg gegenüber liegt die Stadt Ips am Flusse gleichen Namens und am rechten Ufer der Donau. Ips ist allem Vermuthen nach das *Pons Isidis* der Römer und das *Gessodunum* der Celten. In der neueren Geschichte reden bereits Urkunden des eilften Jahrhunderts von ihm, und es ward seitdem durch Privilegien der Kaiser und der Herzöge als Handelsstadt sehr begünstigt. Dagegen wurde die Stadt auch häufig von schwerem Kriegsgeschicke heimgesucht. Unter ihren alterthümlichen Gebäuden sind vorzüglich das Rathhaus, die Pfarrkirche, die Ipserburg, ein altes Freihaus und das grosse allgemeine Krankenhaus beachtenswerth. Gegenwärtig hat Ips nahe an 200 Häuser und 1100 Einwohner. Früher wurden hier vortreffliche Schmelztiegel aus Graphit gearbeitet und weit und breit versandt; in neuester Zeit hat jedoch dieser Erwerbszweig bedeutend abgenommen.

Unterhalb Ips macht die Donau eine grosse Krümmung, von dem Volke die böse Beuge genannt, obwohl sie nichts weniger als gefährlich ist: dann schifft man zwischen Unterbach und Sarling, Hagsdorf und Guttsdorf, wo der letzte Graf von Hoyos, Leopold, begraben liegt, hindurch und begrüsst Sausenstein am rechten Donauufer, ein Dorf von 200 Einwohnern, gleichen Namens mit dem Felsen, auf dem es sich erhebt, und welcher von dem Toben der Wellen herrühren soll. Oberhalb des Dorfes erhob sich früher die Cisterzienser-Abtei St. Lorenz im Gottesthal oder Gottesthal schlechtweg genannt, welche Eberhard von Wallsee 1340 stiftete, Joseph II. aufhob und die Franzosen 1809 zerstörten. Weiter schiffend lässt man nun Mötzling, Loihe und Kranz auf dem linken und Ibersdorf und Waltenbach auf dem rechten Ufer liegen, und begrüsst den alten Marktflecken Marbach, der in geschichtlichen Urkunden schon im zwölften Jahrhundert vorkommt, etwas mehr als 200 Einwohner und ein Spital für arme kranke Reisende hat. Oberhalb Marbach auf dem Gipfel eines stark bewaldeten, 1300 Fuss hohen Berges erhebt sich die stattliche, mit zwei Thürmen geschmückte Wallfahrtskirche Maria-Taferl. Der Sage zu Folge soll früher auf der Spitze des Berges eine grosse Eiche gestanden haben und unter dieser im Freien der Gottesdienst gehalten worden sein. Vorzüglich — so berichtet die Sage ferner — seien die Einwohner von Kleinpechlarn am Ostermontage dahin gewallfahrtet, um Gott um Segen für ihre Felder anzuflehen und hätten da nach vollbrachtem Gottesdienste sich um eine grosse steinerne Tafel vor der Kirche gelagert und daselbst ihr Mittagsmahl gehalten. Hiervon soll ihr Name herrühren. Endlich erzählt die Legende noch, dass ein gewisser Schinnnagel 1632 ein altes Marienbild gekauft und es in Folge einer Vision auf den Berg getragen und an der Eiche befestigt habe. In Folge von Wundern, die sich dabei ereignet, sei nun die Kirche gebaut worden, doch habe auch schon in fruhesten Zeiten ein Gotteshaus dort gestanden. Maria-Taferl ist einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Oesterreich und es hat selbst in der neuesten Zeit Jahre gegeben, wo sich mehr als 80,000 fromme Beter daselbst einfanden.

Jenseits Marbach fangen beide Ufer an, weit flacher zu werden, das rechte ist es schon früher als das linke. Eine Viertelstunde weit von Maria-Taferl liegen die beiden Dörfer KLEINKRUMMNUSSBAUM auf dem linken und KRUMMNUSSBAUM auf dem rechten Ufer, von denen der Volkswitz sagt: „an der Donau steht ein krummer Nussbaum, der von einem Ufer zum andern reicht.“ Krummnussbaum soll bereits in einer Urkunde unter Karl dem Grossen genannt werden, dicht bei demselben mündet die Erlaf in die Donau und an der Mündung derselben befindet sich ein grosser Holzrechen, welcher das aus den Steyerischen Wäldern herabgeschwemmte Holz staut. Von hier gelangt man nach GROSSPECHLARN am rechten und KLEINPECHLARN am linken Donauufer, welche beide in der Ebene hart am Ufer hingebauet sind, nachdem man bei dem weiter vom linken Ufer ab an einem Hügel sich hinziehenden Marktflecken ARTSTÄTTEN vorüber gefahren ist. Grosspechlarn soll das alte *Arelape* der Römer sein und ist jedenfalls einer der ältesten Orte im Lande. Aloldus von Pechlarn, Hofkaplan des Markgrafen Adelbert's II., berichtet in seiner Chronik, dass Markgraf Rüdiger I., so wie sein Nachfolger Rüdiger II. dort ihre Residenz gehabt hätten. Dies wird durch das Nibelungenlied bestätigt, wo es in der einundzwanzigsten Aventüre (wir geben die Stelle zu leichterem Verständnisse in Simrock's Uebertragung) heisst:

Die Fenster an den Mauern traf man offen an,
Die Burg zu Bechelaren war mächtig aufgethan,
Da zogen ein die Gäste, die man gerne sah,
Gute Rast schuf ihnen der edle Rüdiger da.

Mit ihrem Ingesinde Rüd'ger's Tochter ging,
Dass sie die Königsfrau'n minniglich empfing,
Da war auch ihre Mutter, des Markgrafen Gemahl,
Die Degen grüssten gerne die Jungfrauen allzumal.

Sie fügten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Pallast, der war gar wohl gethan,
Vor dem die Donau unten die Fluth vorübergoss,
Da sassen sie im Freien und hatten Kurzweil' gross.

Grosspechlarn hat den Rang einer Stadt und zählt ungefähr 500 Einwohner. In der Pfarrkirche daselbst befinden sich viele dort eingemauerte merkwürdige alte Inschriften. Das zu der Stadt gehörige Schloss ist ein Eigenthum der Freiherrn von Borsch, und hat sehr schöne Gartenanlagen. Kleinpechlarn dagegen mit gleich viel Einwohnern ist nur ein Marktflecken, macht jedoch seinem Nachbar das höhere Alter streitig und behauptet, das wirkliche *Arelape* zu sein, dem die Römer den ehrenvollen Beinamen *Praeclara* gaben.

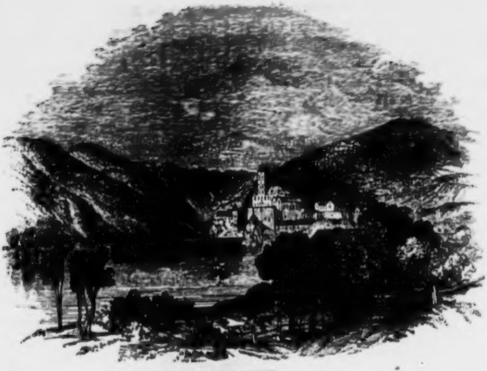
Jenseits beider Pechlarn fährt man nun zwischen Emmersdorf, Lehen und Urfahr auf dem linken und Mötzleinsdorf hart an der Linzer Poststrasse auf dem rechten Ufer hindurch und erreicht Weiteneck am linken Ufer, eine uralte Bergfestung mit der malerischen Ruine eines Felsenschlosses, dessen zwei alte stolze Thürme weit in das Land hinaus schauen. Rüdiger von Pechlarn soll die alte Burg zum Schutze gegen die Ungarn angelegt haben; sie war früher besonders von der Donau aus unbezwinglich. Später, als ihr damaliger Besitzer Leuthold von Kuenring sich gegen Albrecht I. verschworen hatte, dem zu Folge fliehen musste und sich nachher dem Herzoge auf Gnade und Ungnade unterwarf, ward Schloss Weiteneck ein landesfürstliches Kammergut und der Wittwensitz der Herzogin Agnes, Gemahlin Königs Andreas III. von Ungarn. Im sechszehnten Jahrhundert ging diese Besitzung in andere Hände über, bis sie Kaiser Franz von den Erben des Obristlieutenants von Fürnberg von Neuem erstand. Seit dieser Zeit ist sie wieder kaiserlich. Unterhalb der Feste ergiesst sich der Weitenbach in die Donau und an dessen Mündung liegt der Marktflecken Weiteneck mit ungefähr 150 Einwohnern. Etwas weiter hin landeinwärts auf derselben Seite begrüsst den Reisenden das freundliche Dörfchen St. Georg, wo sich früher ein Nonnenkloster erhob, und nicht weit davon das kleine kaiserliche Lustschloss Lubereck, welches die Franzosen 1809 plünderten. Ihm gegenüber erhebt sich das stattliche Melk, unbedingt die schönste Abtei in allen kaiserlichen Landen; sie zog schon lange die Aufmerksamkeit des Reisenden an und es ist uns eine angenehme Pflicht, um ihrer Bedeutsamkeit willen ausführlicher bei ihr zu verweilen.

Hoch auf einem langen Granithügel breiten sich die stattlichen Gebäude der Abtei Melk majestätisch die Donau beherrschend und einen prachtvollen Anblick gewährend aus. Sie soll das *Namare* der alten Römer sein, und Alterthumsforscher behaupten, dass aus dem Beinamen *Mea Dilectissima*, welchen Cäsar diesem Castell gegeben habe, der deutsche Name Meddilick und daraus Melk entstanden sei. Unter dem Namen Meddilick kommt es allerdings schon in den Nibelungen vor. Geschichtlich erscheint es zuerst unter dem Namen Melik (*Melicium*), als die Feste des Ungarfürsten Geisa, welche der Markgraf Leopold der Erlauchte, der Erste aus dem Stamme der Babenberger, erstürmte und darauf zu seiner Residenz machte, nachdem er die Ungarn weit zurück gedrängt hatte. Er liess die Festungswerke niederreissen und gründete daselbst eine Kirche und ein Kloster für zwölf Chorherrn, so wie eine ewige Ruhestätte für sich und die Seinen. Leopold IV., der Schutzpatron von Oesterreich, ward im Jahre 1074 daselbst geboren; seine Statue und die des heiligen Coloman, welcher 1012 zu Stöckerau von dem Landvolke getödtet und zu Melk beigesetzt wurde, schmücken das Portal der Stiftskirche. Leopold feierte hier im Jahre 1106 seine Vermählung mit Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV., verlegte aber acht Tage später seine Residenz nach dem Kahlenberge, nachdem Markgraf Leopold III. bereits 1089 statt der Chorherren Benedictiner-Mönche nach Melk gerufen hatte. Viele Fürsten aus dem Geschlechte der Babenberger liegen hier begraben. Im Lauf der Zeiten ward die Abtei vielfach von den Greueln des Krieges heimgesucht, doch erholte sie sich immer wieder. Unter ihrem dreiundfunfzigsten Abte Berthold Diethmayer ward sie durch Jacob Prandtauer, dessen wir schon bei St. Florian Erwähnung thaten, während der Jahre 1701 bis 1736 von Grund aus umgebauet und erhielt ihre gegenwärtige prachtvolle Gestalt. Die der Donau zugewandte Façade zeigt ausser dem Erdgeschosse noch zwei Stockwerke, von denen jedes siebenzig Fenster in einer Reihe hat. Im Innern umfasst das ganze Gebäude vier grössere und mehrere kleine Höfe. Die dem heiligen Peter und Paul geweihte Stiftskirche ist hundert Schritt lang; sie enthält mehrere ausgezeichnete Fresco- und Oelgemälde; ihre Kuppel und die beiden zu ihr gehörigen Thürme sind mit Kupfer gedeckt. Ebenso befinden sich in der Abtei, sowohl in der Hauskapelle des Abtes, wie in den übrigen Sälen derselben viele treffliche Frescobilder und eine Sammlung sehr schöner Oelgemälde älterer und neuerer Meister; die Abtei besitzt ausserdem eine ausgezeichnete Bibliothek von 20,000 Bänden und 1500 Incunabeln und Manuscripten, eine Münzsammlung, ein Naturaliencabinet, einen botanischen Garten und einen reichen Kirchenschatz, der viele nicht blos durch ihren Geldwerth, sondern auch als Antiquitäten und Kunstwerke kostbare Stücke aufzuweisen hat.

Unten längs den Felsen zieht sich der Marktflecken Melk an dem Flüsschen gleichen Namens, das hier in die Donau mündet, hin, er hat ungefähr 1200 Einwohner, jedoch enthält er weiter nichts Merkwürdiges, als etwa seine alte Hauptkirche, welche einige interessante Altargemälde besitzt.

Am linken Donauufer, Melk fast gerade gegenüber, zeigt sich der kleine Marktflecken EMMERSDORF mit 400 Einwohnern, und den Ruinen eines alten Raubschlosses. Im Jahre 1809 wurde er von den Franzosen beschossen und erlitt beträchtlichen Schaden, indem einundvierzig Häuser ganz in Asche gelegt wurden, welche später der Kaiser Franz auf seine eigenen Kosten wieder aufbauen liess. Emmersdorf gegenüber mündet die Bielach in die Donau, nach einem Laufe von neun deutschen Meilen.

Bis Melk strömt die Donau durch eine ziemlich freie Ebene, gleich hinter der Abtei aber treten die Felsen wieder scharf bis an das Ufer vor und die Landschaft nimmt dadurch einen romantischeren Charakter an. Am rechten Donauufer zeigt sich



SCHOENBUECHEL.

zuerst das Schloss SCHÖNBÜCHEL (oder Schönbüchel) auf einem Felsen, hart am Ufer aufgeführt. Das jetzige Gebäude ist aus den Trümmern des alten aufgebaut, welches wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert existirte. Zu demselben gehören der Marktflecken und das eine Viertelstunde davon entfernte Servitenkloster gleichen Namens. Das Letztere wurde 1674 von einem Grafen von Starhemberg gestiftet und 1782 wieder aufgehoben.

Das Stromthal von Schönbüchel an bis nach Dürrenstein hinab heisst die Wachau und kommt schon mit diesem Namen bezeichnet unter Karl dem Grossen vor. Es hat einen ernsten, düsteren Charakter und ist von beiden Seiten von hohen Felsen eingeschlossen, von deren Spitzen die Trümmer alter Festen, die letzten Ueberreste einer sagenreichen, aber trüben und bedrückten Zeit in die Fluthen hinabschauen. Gleich hinter Schönbüchel erblickt der Reisende zuerst auf dem linken Ufer den alten Marktflecken AGGSBACH, welcher schon unter Karl dem Grossen genannt wird, also ein tausendjähriges Alter hat. Seinen Namen leitet er von dem Flusschen Ach her, welches hier in die Donau mündet. Der Marktflecken Aggsbach hat ungefähr 350 Einwohner. Ihm gegenüber auf dem rechten Donauufer liegt das Dorf gleichen Namens, in welchem sich früher eine Karthause befand, welche

Haderich Kuenring im vierzehnten Jahrhundert für dreizehn Mönche stiftete: sie hiess unserer lieben Frauen Pforte und ward 1782 wieder aufgehoben. Hinter dem Dorfe Aggsbach erhebt sich auf steilen Felsen die alte Ruine Aggstein, die im dreizehnten Jahrhundert ein Schrecken aller Reisenden war. Hier hauste ein Raubritter, der Schreckenwald genannt, der eine eiserne Kette über die Donau zu spannen pflegte und so die Schiffer zwang, dort anzuhalten und ihm Tribut zu leisten. Die Sage erzählt, dass er die Gefangenen den Berg hinab in einen Abgrund stürzte, den er sein Rosengärtlein nannte. Endlich ereilte ihn die weltliche Gerechtigkeit und er beschloss sein Leben unter dem Beile des Henkers. 1232 war die Burg das Besitzthum Hademar's des Kuenringes und seines Bruders Heinrich, die unter dem Namen der Hunde von Kuenring bekannt sind. Sie wütheten hier nicht minder schrecklich und liessen kein Schiff auf der Donau, keinen Reisenden auf dem Lande unberaubt vorüber ziehen. Endlich ward Hademar durch eine List gefangen und nach Wien gebracht. Von der weltlichen Macht begnadigt, begab er sich, um auch vom Kirchenbanne erlöst zu werden, auf die Bussfahrt nach Passau, aber unterwegs ereilte ihn der Tod. Sein Sohn Albero suchte durch den Schutz und die Unterstützung, die er in echter Frömmigkeit sowohl dem Reisenden, wie dem hart bedrängten Volke der Umgegend angedeihen liess, des Vaters Missethaten wieder auszugleichen. — Im funfzehnten Jahrhundert erneuerte Georg Scheck von Ottenschlag, herzoglicher Kammermeister und Landrichter, die Greuel früherer Tage: kaiserliche Truppen überfielen die Burg und eroberten sie. Scheck rettete sich nur durch die Flucht und zog nachher elend und bettelnd im Lande umher. Er war es übrigens, der die Feste wieder aufbauete. Dies beurkundet eine Inschrift, welche sich über dem dritten Thore derselben befindet und neben seinem Familienwappen folgende Worte enthält: „Das purkstal hat angvangen tze pauen her Jorig der Scheck von wald, des nachsten muntag nach vnser Fravetag nativitatis da von christ gepurt warn vergangen MCCCCXX iiiiij Jahr.“ Die noch vorhandenen Ueberreste beweisen, dass diese Burg sehr geraumig war.

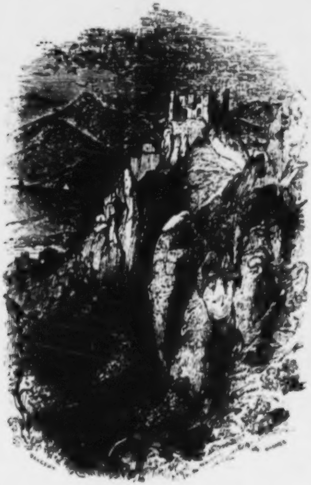
Unterhalb Aggsbach auf dem linken Donauufer liegt das Dörfchen Willendorf am Fusse des hohen Gauerlingberges mit ungefähr 200 Einwohnern, und weiter hinab der Marktflecken Schwallenbach. Diesem gegenuber am rechten Ufer St. Johann. Gleich unterhalb Schwallenbach bemerkt man eine steile, mauerartige Felswand, welche von dem Flusse aus bis an die Gipfel der Berge hinaufsteigt. Diese Wand heisst die Teufelsmauer, und die Sage erzählt von ihr, der Böse habe sie in einer Nacht erbauet, um einen Ritter zu verlocken, dieser sei jedoch in sich gegangen und habe sich bekehrt, die Mauer aber wäre für ewige Zeiten stehen geblieben. Eine ähnliche Felswand gewahrt der Reisende auch am rechten Donauufer, unterhalb Aggstein, da, wo sich Unter-, Mittel- und Ober-Arnsdorf seinen Blicken zeigen.

Der nächste, etwas bedeutendere Ort ist der Marktflecken Spitz mit dem Schlosse gleichen Namens auf dem linken Donauufer, da, wo der Spitzerbach sich mündet, jetzt ein Fideicommiss des gräflichen Geschlechts von Dietrichstein. Im zwölften Jahrhundert gehörte Spitz den Kuenringern, dann den Kapellen, kam darauf an die baierischen Herzöge und endlich unter Kaiser Maximilian I. wieder an Oesterreich. Der Ort hat mehr als 1000 Einwohner, welche ziemlich bedeutenden Handel treiben und aus dem dort wachsenden sauern Weine jährlich ungefähr tausend Eimer Weinessig bereiten. Sehenswerth ist die schöne alte Kirche zu Spitz, welche mehrere treffliche Bildhauerarbeiten in Stein und Holz enthält. Auf dem Hausberge bei Spitz erhebt sich noch ein alter mächtiger Quaderthurm, der einzige Ueberrest der alten Feste Hinterhaus. Weiter hin am linken Ufer liegt das Dorf St. Michael mit seiner alten Kirche, an deren Dache sechs aus Thon verfertigte Hasen sich befinden, als Wahrzeichen. Die Sage erzahlt nämlich, der Schnee habe einst so hoch

SANCT MICHAEL.

gelegen, dass die Kirche bis an das Dach davon bedeckt und die Hasen an den Füssen derselben weggelaufen seien. Früher war dieser Ort befestigt und es ward daselbst wahrscheinlich ein Donauzoll erhoben.

Zwischen Wösendorf, Weissenkirchen, von dem die Sage geht, dass hier der erste Wein im Lande gebauet worden sei, und welches im 30jährigen Kriege und 1805 arg heimgesucht wurde, auf dem linken und Rossatz auf dem rechten Ufer hindurch, wo die Donau eine ziemliche Krümmung macht, gelangt man zu den welthistorisch gewordenen Trümmern der alten Feste Dürrenstein (oder eigentlich Tyrastein). Sie war das Stammschloss der Kuenringe und einst der Kerker des Königs Richard Löwenherz von England. Auf den Kamm eines steilen, eigenthümlich gebildeten Felsens erbaut, blickt sie auf das freundliche Städtchen gleichen Namens zu ihren Fussen hinab; den meisten Ruhm erhielt sie von der ewig denkwürdigen Gefangenschaft des heldenmüthigen Monarchen von England. Im Jahre 1191 unternahm Herzog Leopold VI. einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande unter Kaiser Friedrich I., dem sich die tapfersten Männer von Frankreich und England, von ihren Königen Philipp und Richard angeführt, gleichfalls anschlossen. Bei dem Angriffe auf Ptolemais (Acre) erstürmte Leopold mit seinen Rittern zuerst die Wälle und pflanzte dort das österreichische Banner auf. Richard, welcher gleich nachher kam, wollte die Schmach nicht erdulden, nicht der Erste auf den Mauern gewesen zu sein, riss daher das österreichische Siegeszeichen wieder heraus und trat es mit Füssen. Nach den unter den Kreuzfahrern waltenden Gesetzen durfte Leopold jetzt keine Genugthuung verlangen. Er verliess das Kreuzheer und begab sich zu Kaiser Heinrich (Friedrich I. war bekanntlich

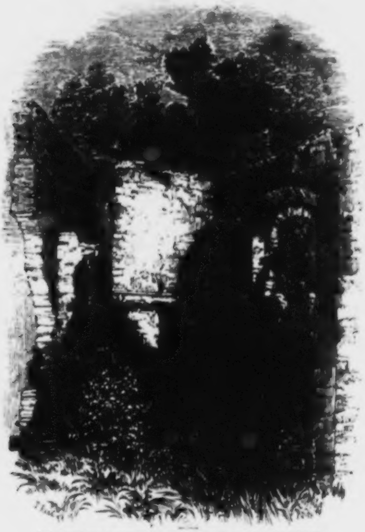


DÜRRENSTEIN

im gelobten Lande gestorben), der ihm versprach, sie ihm bei erster Gelegenheit zu verschaffen. Diese Gelegenheit bot sich denn auch bald dar. Als König Richard aus dem gelobten Lande zurückkehrte, litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch und sah sich gezwungen, seine Reise zu Land über Salzburg durch Oesterreich fortzusetzen. Er wurde in der Nähe von Wien erkannt (bei Erdberg) und von Leopold einem seiner treuesten Vasallen, Hadamar dem Kuenringer, zur Bewachung übergeben; dieser brachte ihn nach der Veste Dürrenstein und hielt ihn dort im Kerker fest. Als die Nachricht nach England kam, wandte sich die verwittwete Königin wiederholt in Briefen an den Papst und verlangte von ihm, sich der Sache anzunehmen und ihrem Sohne die Freiheit wieder zu verschaffen. Es war aber umsonst; zu viele Feinde erhoben sich gegen den gefangenen Löwen und suchten, wenn sie ihn auch nicht verderben konnten, doch wenigstens seine Haft so viel als möglich zu erschweren. Der König von Frankreich machte dem deutschen Kaiser die lockendsten Anerbietungen, ihm Richard auszuliefern oder denselben in ewiger Gefangenschaft zu halten. Um ein desto grösseres Lösegeld von ihm zu erpressen, behandelte ihn Heinrich mit der grössten Strenge, schlimmer als den gemeinsten Missethäter, und zwang ihn sogar, vor dem Reichstage zu Worms zu erscheinen, wo er ihn mehrerer Verbrechen beschuldigte. Der Geist und die Beredsamkeit aber, mit welchen Richard sich vertheidigte, machten einen solchen Eindruck auf die deutschen Fürsten, dass sie laut gegen den Kaiser auftraten und des Königs von England Losgebung verlangten. Sie wurden von dem Papste unterstützt, welcher Heinrich mit dem Bannfluche der Kirche drohete. Dieser trat endlich in Unterhandlung mit seinem Gefangenen, dem er die Freiheit gegen ein Lösegeld von hundertfunfzigtausend Mark Silber zusagte. Ganz England beeilte sich nun, durch freiwillige Beiträge seinen Fürsten zu befreien. Die Kirchen und Klöster schmolzen ihr Silbergeräth ein, bis zum Betrage von dreissigtausend Mark; die Bischöfe, Aebte und Edelleute steuerten den vierten Theil ihrer jährlichen Einkünfte, und die übrige Geistlichkeit den zehnten Theil ihres Zehnten bei. Es war ausgemacht worden, dass zwei Dritttheile des Lösegeldes vor Richard's Befreiung bezahlt und für den dritten Theil siebenundsechszig Geisseln gestellt werden sollten. Die Königen Eleonore und Walther, Erzbischof von Rouen begaben sich nun nach Deutschland, zahlten dem Kaiser und dem Herzoge zu Metz das Geld und lieferten die bedungenen Geisseln aus. So ward Richard befreiet und dennoch war sein Entkommen sehr schwierig. Heinrich hatte Theil genommen an der Ermordung des Bischofs von Lüttich und sich dadurch den deutschen Fürsten höchst verhasst gemacht, er suchte seine Stütze in einem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich, und sowohl um dieses zu erlangen, als auch um neue Summen zu erpressen, gab er Befehl, Richard wieder gefangen zu nehmen. Dieser aber hatte sich so eilig wie möglich davon gemacht und bereits an der Mündung der Schelde eingeschifft, als des Kaisers Boten in Antwerpen anlangten. Richard landete am dreizehnten

März, nach einer Abwesenheit von mehr als vier Jahren, und nach vierzehn Monaten schwerer Gefangenschaft, zu Sandwich und wurde von seinen Unterthanen mit der lebhaftesten Freude empfangen. Seine Reise nach London glich so sehr einem Triumphzuge, dass einer der ihn begleitenden deutschen Edelleute ausgerufen haben soll: „O König! wenn mein Kaiser das geahnt hätte, er würde Euch nicht so leicht losgelassen haben!“

Die Sage erzählt, dass ein Troubadour, Blondel, dem Richard besonders zugethan gewesen, aus Treue gegen diesen Fürsten ganz Europa durchwandert sei, um



DAS INNERE VON DUERRENSTEIN MIT DEM KERKER DES KOENIGS RICHARD.

den Ort aufzufinden, wo sein König gefangen gehalten wurde. Endlich habe er in Erfahrung gebracht, dass auf dem Dürrenstein sich ein vornehmer Mann im Kerker befinde. In der Ahnung, dass dies Richard sei, habe er am Fuss des Thurmes die erste Strophe einer Canzone gesungen, welche er einst gemeinschaftlich mit dem König Richard gedichtet hatte. Als dieser nun die Canzone hörte und Blondel daran erkannte, sang er die zweite Strophe. Dadurch erfuhr Blondel den Aufenthalt Richard's, kehrte alsbald nach England zurück und brachte die sichere Kunde dorthin. Das Gedicht hat sich angeblich bis auf unsere Zeiten erhalten, doch lässt sich die Aechtheit desselben nicht beweisen. Wir ziehen es daher vor, statt seiner hier das ächte Klagelied, welches Richard im Kerker kurz vor seiner Befreiung dichtete, in der vortrefflichen Uebersetzung von Diez mitzutheilen:

Zwar redet ein Gefang'ner insgemein
Nicht mit Geschick in seiner herben Pein,
Doch dichtet er, vom Gram sich zu befrein.
Freund' hab' ich viel, doch sind die Gaben klein,
Schmach ihnen, dass um Lösegeld ich allein
Zwei Winter lieg' in Haft.

Nun ist es meinen Mannen doch bekannt
In Normandie, Poitou und Engelland,
So armen Kriegsmann hab' ich nicht im Land,
Den ich im Kerker liess um solchen Tand.
Nicht hab' ich diess zu ihrem Schimpf bekannt,
Doch bin ich noch in Haft.

Wohl ist es mir gewiss zu dieser Zeit:
Todt und gefangen thut man niemand Leid.
Und werd' ich ob des Geldes nicht befreit,
Ist mir's um mich, mehr um mein Volk noch Leid,
Dem man nach meinem Tod es nicht verzeiht,
Wenn ich hier bleib' in Haft.

Kein Wunder, dass mein Herz von Kummer schwer:
Mein Herr drängt ja das Land mir allzusehr
Und denket unsers Eides nimmermehr,
Den wir vor Gott geschworen, ich und er:
Doch weiss ich wohl, dass ich nicht lange mehr
Hier schmachten muss in Haft.

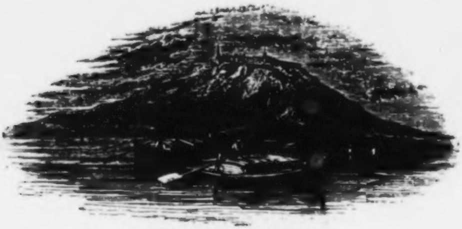
Von den Kuenringen zu Durrenstein, die im Jahr 1355 ausstarben, ging das Besitzthum an eine Seitenlinie und von dieser an die Ebersdorfer über. Später ward Durrenstein dem Ulrich Eyzinger zu Lehen gegeben; und endlich von Ferdinand I. 1527 zum Kammergute geschlagen. 1663 kam es durch Kauf an die Starhemberge, die es noch besitzen. Von den Trümmern der Veste herab erfreut man sich einer sehr schönen

Aussicht; am Fusse derselben zieht sich das Städtchen Dürrenstein hin, das nur eine einzige Strasse bildet und von Mauern umgeben ist. Hier fand 1805 ein heftiges Treffen zwischen den Oesterreichern und den Russen einerseits und den Franzosen, unter *Mortier*, andererseits, statt. Die Franzosen erlitten eine bedeutende Niederlage vorzüglich dadurch, dass ein Jäger ein russisches Corps über die Berge führte und dieses Mortier in den Rücken fiel, doch auch die Oesterreicher hatten, obwohl sie als Sieger aus diesem Kampfe hervorgingen, einen schweren Verlust zu beklagen, denn ihr Anführer, F.-M.-L. ***Heinrich* Schmidt**, einer der tapfersten und ausgezeichnetsten Officiere der kaiserlichen Armee, musste den Preis des Tages mit seinem Leben bezahlen. Die Stadt Dürrenstein hat ungefähr 5000 Einwohner und ein schönes jetzt aufgehobenes Augustinerkloster.

Bei Dürrenstein endet die Wachau, in welcher viel Wein gebauet wird, den man jedoch nur meist zu Essig verwendet. Von Dürrenstein bis nach Stein ist die Gegend noch sehr pitoresk und bergig, dann aber verflacht sie sich und die Ufer dehnen sich breit und eben zu beiden Seiten aus. Vorher wälzt sich der Strom durch einen engen Pass, den zwei fast immer zusammenhängende Bergrücken bilden. Brauner Granit giebt der Landschaft den Grundton; auf ihm erheben sich nur spärlich Fichten und kleine Rebenhügel; die dazwischen liegenden kleinen Thäler mit ihren reichen Wiesen und sauberen Kirchen bieten dagegen eine sehr anmuthige Abwechselung dar.

Dürrenstein zunächst, auf dem linken Donauufer, erhebt sich die kleine Stadt Stein mit ungefähr 1600 Einwohnern, deren Häuser nur eine einzige lange Gasse bilden und sich auf der Rückseite an die Felsen, welche mit Weingärten geschmückt sind, anlehnen. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind die Pfarrkirche, das mit Freskobildern von Schmidt geschmückte Rathhaus und die Marienkirche auf dem Nonnenberge bemerkenswerth. Stein war einst einer der bedeutendsten Zollplätze Oesterreichs und selbst die Kreuzfahrer mussten hier nicht unbedeutende Abgaben entrichten, so dass die Mauth zu Stein im Jahre 1329 für 2900 Wiener Pfund verpachtet wurde. Stein gegenüber, auf dem rechten Donauufer, liegt das Städtchen Mautern, das durch eine Brücke über die Donau mit demselben verbunden ist, und von Stein nach der zunächst liegenden Stadt Krems, auf dem linken Ufer, führen Spaziergänge und Alleen bei dem ehemaligen Kapuzinerkloster Und vorbei, woher das Sprüchwort im Munde des Volkes: „Krems Und Stein sind drei Orte." Krems hat 4500 Einwohner, vier Kirchen, ein Gymnasium, mehrere andere Erziehungsanstalten und ein Piaristencollegium, so wie einige beträchtliche öffentliche Gebäude. Es ist eine der ältesten Städte Oesterreichs und kommt schon 995 in Urkunden vor. Historisch merkwürdig erscheint es besonders durch die heftige Judenverfolgung, welche hier im Jahre 1347 stattfand. Eine Seuche, welche kurz vorher daselbst geherrscht, hatte zu dem Glauben Veranlassung gegeben, es seien die Brunnen durch die Juden vergiftet worden; der aufgebrachte Pöbel wüthete nun dermaassen gegen die Unglücklichen, dass diese sich lieber mit ihren eigenen Häusern verbrannten, als sich dem Hasse ihrer Verfolger Preis gaben. Krems wurde im Laufe der Jahrhunderte wiederholentlich von den Uebeln des Kriegs heimgesucht, zeichnete sich aber stets durch mannhaften Widerstand gegen seine Feinde aus; früher trieb es ansehnlichen Handel, der sich jedoch in neuerer Zeit sehr vermindert hat. Vor der Stadt erhebt sich eine bedeutende Kaserne, in deren Gartenanlagen sich ein dem tapferen Schmidt gesetztes Denkmal befindet.

Krems gegenüber erhebt sich, auf einem hohen Berge, die Benedictinerabtei Gottweih, ein überaus stattliches Gebäude. Bischof Altmann von Passau gründete hier 1072 eine Kirche und 1075 ein Kloster, dessen Erbauung volle neun Jahre währte. Anfangs war es für Augustiner Chorherrn bestimmt, wurde aber später Benedictiner Mönchen übergeben. Es ward im Laufe der Jahrhunderte wiederholentlich von Feuersbrünsten heimgesucht und verdankt seine jetzige Gestalt dem Abte Gottfried Bessel, der 1719 in Folge eines grossen Brandes das gegenwärtige viereckige Gebäude aufführen liess, das die ganze Kuppe des Berges bedeckt. Ausgezeichnet schön ist daran das Portal der Kirche. Auch besitzt das Stift eine sehr reiche Bibliothek, ein physikalisches Cabinet, eine Münzsammlung, eine Sammlung von Kupferstichen, Naturalien und Antiquitäten.

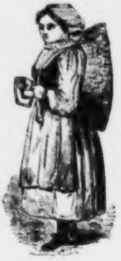

GOTTWEIH VON DER DONAU AUS GESEHEN.

Von Gottweih an verflachen sich die Ufer immer mehr; es bieten sich zu beiden Seiten dem Blicke reiche Auen dar, und aus der Donau selbst erheben sich unzählige Inseln, welche den Fluss in viele Arme spalten. Unter den Orten, an denen man jetzt vorüber kommt, sind vorzüglich bemerkenswerth: das kleine Thalern am rechten Ufer, mit höchst wichtigen Steinkohlenlagern, welche mitunter eine Ausbeute von nahe an

60,000 Centnern geben; der Marktflecken Hollenburg und die Ruine gleiches Namens und die sogenannte Wetterkreuzkapelle hart an der Donau, einst die Behausung von Raubrittern. Nicht weit davon stürzt sich die Traisen oder Trasen, welche schon in den Nibelungen (21. Gesang) vorkommt, nach einem Laufe von zehn Meilen in die Donau. Historisch bedeutender als die beiden genannten Orte ist Tulln, ebenfalls am rechten Donauufer und an der Mündung des Klausenbaches, es soll das alte *Comagena* der Römer sein, der Standort einer der drei Donauflottillen. Das jetzige Tulln ist jedenfalls älter als Wien und kommt schon in einer Urkunde Karl's des Grossen vor; auch im Nibelungenliede, im 22. Gesange, wird es erwähnt als eine bedeutende Stadt. Tulln wird wiederholt in der Geschichte Oesterreichs genannt und erfreute sich ansehnlicher Privilegien. 1683 war es der Sammelplatz der Truppen, welche zum Entsatze von Wien heranzogen. Gegenwärtig hat die Stadt ungefähr 2000 Einwohner und vier Kirchen, unter denen die Dreikönigskirche, welche aber jetzt in ein Magazin verwandelt worden ist, als ein höchst merkwürdiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst die Beachtung des Reisenden verdient. Tulln liegt auf dem fünf Meilen langen, überaus fruchtbaren Tullner Felde. Bemerkenswerth sind ihm gegenüber, auf dem linken Donauufer, Neuaigen, wo Johann Sobiesky das Heer aufstellte, mit dem er Wien befreite, und Triebensee, wo sich die Verschwornen gegen Albrecht I. versammelten.

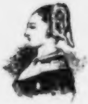
Wir setzen nun unsere Fahrt auf der Donau zwischen den Auen, die eine gleichförmige Landschaft darbieten, fort, und begrüssen nur im Vorüberziehen das alte Zeiselmauer, wahrscheinlich das *Cetium* der Römer, der Angabe nach die Geburtsstätte des heiligen Florian; eben so lassen wir am linken Ufer den wohlhabenden Marktflecken Stockerau, wo der heilige Coloman erschlagen wurde, liegen, und legen bei der wiederhergestellten Veste Greifenstein, einer der ältesten Burgen des Landes, an. Sie erhebt sich auf einem Ausläufer des Gebirgszuges, der dicht an die Donau hinantritt. Das Geschlecht ihrer Erbauer, der Herrn von Greifenstein, starb im vierzehnten Jahrhundert aus; später kam die Veste an die Bischöfe von Passau, und seit 1805 ist sie durch Kauf das Eigenthum der Fürsten von Lichtenstein. Von ihr herab bietet sich eine wunderschöne Aussicht dar, auch soll der Sage nach, die jedoch nirgends Bestätigung erhält, Greifenstein der erste Kerker Richard's Löwenherz gewesen sein. Greifenstein schräg gegenüber liegen die Trümmer des Kreuzenstein, wo Torstensohn 1641 sein Hauptquartier hatte und den er bei seinem Abzuge zerstören liess. — Gleich nachher, bei Höflein, auf dem rechten Ufer, macht die Donau eine Krümmung und fliesst von nun an in südlicher Richtung. Man erreicht nun Korneuburg auf dem linken Ufer, eine Stadt mit 2000 Einwohnern und der Sitz des Kreisamtes und mehrerer öffentlicher Anstalten und dann, Kritzendorf vorüber, das wegen seines trefflichen Weines bekannt ist, auf dem rechten Ufer das berühmte Kloster-Neuburg, Stadt und Abtei gleichen Namens. Neuburg soll schon unter Karl dem Grossen ein befestigter Ort gewesen sein.

und die Sage erzählt, dass Markgraf Leopold IV., der Babenberger, nachdem er Melk verlassen und sich von Kaiser Heinrich IV. abgewandt, hier seinen Aufenthalt genommen und das Kloster an der Stätte erbauet habe, an welcher er den Schleier wieder gefunden, den der Wind eines Abends seiner geliebten Gattin Agnes entführt. Der Hollunderstrauch, auf dem derselbe gehangen, und der Schleier selbst werden noch jetzt in frommer Verehrung dort aufbewahrt. Agnes stiftete in der Nähe ein Nonnenkloster und Leopold bauete sich zur Wohnung den sogenannten Fürstenhof in Klosterneuburg; auch fand er 1136 seine Ruhestätte in der Abtei. Er ward 1506 von Papst Innocenz IV. heilig gesprochen, und der Tag seines Todes ihm zum ewigen Gedächtniss bestimmt. Die neuern Gebäude der Abtei wurden 1730 aufgeführt, doch sind sie nicht nach dem ursprünglichen Plane vollendet worden; die Kirche, welche etwas schmal ist, enthält mehrere treffliche Bilder, eine herrliche Orgel, den sogenannten tragbaren Altar von Verdun von 1181 und andere interessante Dinge mehr. Ausserdem besitzt die Abtei eine ausgezeichnete Bibliothek, eine Gemäldesammlung aus Werken altdeutscher Meister bestehend, ein Münz- und Mineraliencabinet und in ihren ungeheuern Kellern das berühmte Klosterneuburger Fass, den würdigen Rival des Heidelberger, da es 999 österreichische Eimer fasst. Vor der Stiftskirche ist endlich noch die altdeutsche, 1381 aufgeführte Säule zum ewigen Lichte bemerkenswerth.


TRACHT UM KLOSTERNEUBURG.

Die Stadt Klosterneuburg, deren alte Martinskirche vorzüglich die Beachtung des Reisenden verdient, und die oft von Kriegsdrangsalen und schweren Krankheiten heimgesucht wurde, zeichnete sich ganz vorzüglich aus durch die heldenmüthige Gegenwehr, welche sie 1683 den Türken leistete und bei der der Sacristan Marcelin Ortner, der die Bürgerschaft anführte, 13,000 Türken zurücktrieb.

Klosterneuburg gegenüber, an der Hauptstrasse nach Böhmen, liegt Langenzersdorf, am Abhange des Bisamberges, oft heimgesucht von Kriegs- und Brandunglück und bekannt durch den trefflichen Wein, der hier gebaut wird. Ihm gegenüber erheben sich die Vorgebirge des Kahlenberger Bergrückens, der Leopoldsberg und der Kahlenberg oder richtiger Josephsberg. Auf dem ersteren, welcher sich 1330 Fuss über der Meeresfläche erhebt, stand früher die Residenz Leopold's des Heiligen, welche jedoch von den Türken 1683 gänzlich



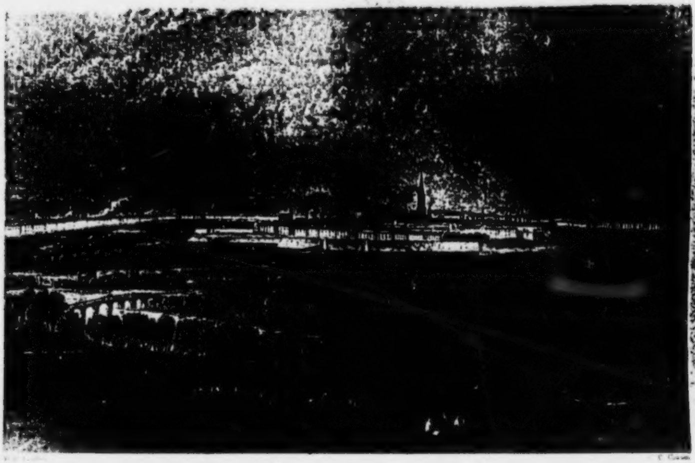
zerstört wurde. Kaiser Leopold I. liess hier eine Kirche errichten, die Kaiser Karl VI. ausschmückte und verschönerte, doch findet der Gottesdienst in derselben nur am Leopoldstage statt. Auf dem Kahlenberge dagegen erhob sich früher ein Kamaldulenserkloster, an dessen Stelle das sogenannte Josephsdorf getreten ist, ein Besitzthum des Fürsten von Lichtenstein. Hier liegt der berühmte witzige Fürst De Ligne begraben, und im Wirthshause wird noch das Zimmer gezeigt, wo Mozart die Zauberflöte componirte. Am Fusse des Leopoldsberges ist das Kahlenberger Dorf, wo einst der bekannte witzige Kahlenberger Pfaff Gundacker, ein Liebling Herzogs Otto des Fröhlichen, als Pfarrer lebte. — Endlich erreicht man Nussdorf, den alten Stapelplatz der Donauschiffe und wohlbekannten Vergnügungsort der Wiener, ausgezeichnet durch seinen trefflichen Wein und seine Fabriken und obwohl in jedem Kriege hart mitgenommen, dennoch immer rasch wieder emporblühend. Hier werden dem Reisenden die Pässe abgefordert, und er verlässt das Dampfschiff, um sich zu Wagen nach der nahen Kaiserstadt zu begeben, die er binnen einer Viertelstunde erreicht.

Wir holen hier noch schliesslich die oben versprochene Notiz über die Dampfschifffahrt auf der Donau nach. Mehr als zwanzig Dampfschiffe (1842 waren es bereits zweiundzwanzig) gehen täglich von Linz bis nach Sulina, an der Mündung der Donau, und von da zur See über Constantinopel, nach Salonich und Smyrna, so wie auf dem schwarzen Meere nach Sinope, Samsun und Trapezunt ab; der Betrag der Ueberfahrt, so wie die Ausgaben für Beköstigung, sind sehr mässig. Man fährt von Regensburg in einem Tage nach Linz und von Linz in neun Stunden nach Wien. —

VI.

WIEN.

Wien, Deutschlands Kaiserstadt, die Hauptstadt der österreichischen Monarchie und die beständge Residenz des Kaisers von Oesterreich, liegt, nach Littrow, unter dem 48° 12′ 35″ nördlicher Breite und 34° 2′ 30″ östlicher Länge von Ferro, 514 Pariser Fuss über der Meeresfläche, am südlichsten Arme der Donau, dem sogenannten Donaukanal und an dem Flusse die Wien, welcher sich in die Donau ergiesst. Da, wo sich jetzt Wen erhebt, befand sich schon früher eine altceltische und später römische Municipalstadt, *Vindobona*, zuerst von geschichtlicher Bedeutung durch den Tod des Marc Aurel, der hier im Jahre 180 nach Christi Geburt sein Leben beschloss. Sie bestand fort während der ganzen folgenden Zeit. Herzog Heinrich Jasomirgott (1156 bis 1177) vergrösserte dieselbe und nahm seinen Aufenthalt dort; Herzog



[illegible] C. Cousen

Vienna

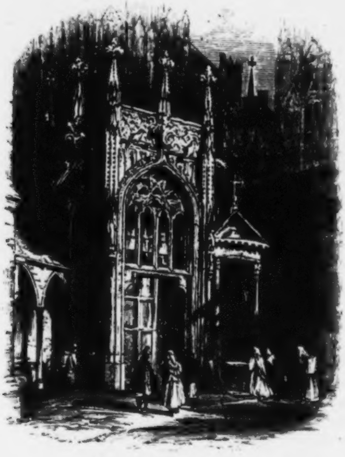
(Looking across the Glacis)

[illegible]

Leopold der Glorreiche (1198 — 1230) verlieh ihr bedeutende Handelsprivilegien, Kaiser Friedrich II. erhob sie 1237 zur freien Reichsstadt und Maximilian I. machte sie zur kaiserlichen Residenz, was sie seitdem ununterbrochen geblieben ist. Trotz vielen Drangsalen, sowohl durch Krieg, wie durch Pest, entfaltete sich Wien zu immer herrlicherer Blüthe und bewährte sich wiederholt als eine starke Veste gegen den Andrang der Muselmänner. Bereits im Jahre 1529, am Abend des 27. Septembers, stand Soleimann II. mit einem unübersehbaren Heere vor Wien, das ihm nur 16,000 Krieger entgegen zu stellen vermochte; aber diese von den Tapfersten des Landes angeführt, beschlossen nur sterbend zu weichen. Nach hartnäckiger Belagerung, bei der er kein Mittel unversucht liess, und welche vom 28. September bis zum 12. October dauerte, musste der Sultan doch unverrichteter Dinge wieder abziehen und das gerettete Wien erholte sich bald wieder von den Leiden, die er über dasselbe gebracht. Eine noch drängendere Noth bereitete Kara Mustapha, der Grosswessir Sultan Muhamed's IV., im Jahre 1683 dem schon 1679 von einer furchtbaren Pest, die vom Januar bis zum November allein 122,000 Menschen hinraffte, grässlich heimgesuchten Wien. Der Kaiser Leopold II. floh mit den Seinigen und dem ganzen Hofe, die Besatzung der Stadt betrug kaum 22,000 Mann Alles in Allem, wogegen das Lager, welches Kara Mustapha am 14. Juli in einem Halbmonde um Wien herum aufschlagen liess, 200,000 Mann fasste. Rüdiger Graf von Starhemberg stand als Commandant der Kaiserstadt an der Spitze der Besatzung und vertheidigte dieselbe mit dem unerschütterlichsten Muthe. Bis zum 9. September hatte die Belagerung bereits gedauert, und wenn auch Kara Mustapha fand, dass er schon 50,000 Mann dabei eingebüsst, so war Wien auch nun so bedrängt, dass es sich nicht lange mehr zu halten vermochte. Da rückte der tapfere Polenkönig, Johann Sobieski, mit einem Heere von 84,000 Kriegern und 186 Stück Geschütz zum Ersatz heran. Am 12. Sept. fand die Schlacht statt, die am Abende desselben Tages um 7 Uhr zu Gunsten des christlichen Heeres entschieden war. Die Türken erlitten eine furchtbare Niederlage, mehr als 10,000 derselben fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde, 300 Kanonen, 15,000 Zelte und unermessliche Schätze wurden die Beute der Sieger, und die Kaiserstadt war gerettet.

Seit dieser Zeit erblühte Wien immer mehr und mehr, und selbst die kurze Einnahme der Stadt durch die Franzosen 1805 und 1809 that ihm keinen Abbruch. In seinem grössten Glanze zeigte es sich während des Congresses 1815, und auch seitdem ist es durch Neu- und Anbauten verschönert worden.

Wien besteht aus der eigentlichen Stadt und vierunddreissig Vorstädten, von denen zwei jenseits des Donaukanals auf einer Insel, die andern aber auf dem rechten Donauufer liegen. Das Glacis trennt die Stadt und diese Vorstädte, welche letztere von Wällen und Gräben, den sogenannten Linien, eingefasst sind. Die Stadt selbst ist von Festungsmauern mit zehn vorspringenden Bastionen umgeben und dreizehn Thore führen aus derselben. Ueber den Donaukanal sind fünf Brücken geschlagen; über die grosse Donau führen Holzbrücken. Die Einwohnerzahl betrug im Jahr 1840; 360,000, nämlich 53,000 in der inneren Stadt und das Uebrige in den Vorstädten. Unter den öffentlichen Plätzen sind vorzüglich zu nennen: 1) der äussere Burg- oder Paradeplatz; 2) der innere Burgplatz; 3) der Hof mit einer sehr schönen in Erz gegossenen Bildsäule der Mutter Gottes und zwei Brunnen; 4) der hohe Markt mit dem berühmten Marmortempel und zwei Springbrunnen; 5) der Graben mit der marmornen Dreifaltigkeitssäule und zwei Fontainen; 6) der neue Markt oder Mehlmarkt, mit einem grossen, mit schönen Bildhauer- und Bleigussarbeiten geschmückten Bassin; 7) der Josephsplatz mit der schönen Reiterstatue Kaiser Joseph's II.; 8) der Stephansplatz; 9) der Stock am Eichenplatz: 10) der Franciskanerplatz mit dem schönen Mosesbrunnen u. s. w.

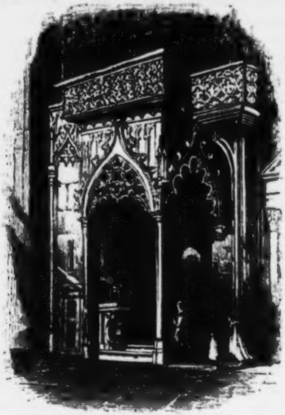


DAS RIESENTHOR DER ST. STEPHANSKIRCHE.

Unter den kirchlichen Gebäuden ist der Sanct Stephansdom vor Allen bemerkenswerth. Wir schalten hier, dem bewährtesten Führer folgend, Koch's treffliche und genaue Beschreibung, die wir eben deswegen wörtlich seinem von uns schon oft mit verdientesten Lobe genannten Buche entlehnen, hier ein. Dieses majestätische Prachtwerk, eines der grössten Meisterwerke altdeutscher Baukunst, Wiens grösste Zierde und imposantestes Gebäude, entstand in der Emporkirche und den beiden vorderen Thürmen (Heidenthürme genannt) unter Herzog Heinrich Jasomirgott, der im Jahre 1144 den Grund zur Kirche legte, die viel älter ist als der Thurm und der übrige Anbau. Die Kirche misst in der Länge 55 Klafter 3 Schuh, und in der grössten Breite 37 Klafter. Von den fünf Eingängen ist das Riesenthor an der Vorderseite mit eigenthümlichen und unerklärlichen Verzierungen, vielleicht aus der Apokalypse genommene Ideen, besonders beachtenswerth. Die Höhe der beiden Thürme an der Vorderseite beträgt 33 Klafter 4 Schuh. — Von den vielen Denkmälern an der Aussenseite der Kirche machen wir bloss aufmerksam auf die steinerne Kanzel, wo Johann von Kapistran im Jahre 1541 vor dem ringsum versammelten Volke begeisterte Reden hielt; dann auf das Grabmal des im Jahre 1508 verstorbenen ausgezeichneten Gelehrten und Dichters, Celtes.

Das Innere des Doms misst in der Länge 342, in der Breite 222 Fuss. Die Höhe des Schiffes beträgt 86 Fuss. Das schön gespannte Gewölbe, bloss einen Schuh dick, doch ausserordentlich fest, tragen 18 freistehende und eben so viele eingemauerte Pfeiler. Altäre 38, durchgängig von Marmor. Der Hochaltar ist von Johann Bock gearbeitet; das schöne Altarblatt, St. Stephan's Märtyrertod vorstellend, ist von Tobias Bock verfertigt. Schöne holzgeschnitzte, altdeutsche Chorstühle, welche in der Abweichung von den gewöhnlichen Formen altdeutscher Kunst, den reichen Productivitätstypus derselben darthun, gehen von ihm aus und ziehen sich an beiden Seiten des hohen Chors bis zum eisernen Gitter herab. Die übrigen Altäre schmücken Gemälde von Rottmayr, Sandrart, Bock, Altamonte und A. Vorzüglich beachtenswerth ist das prachtvolle Grabmal Kaiser Friedrich's IV. (gestorben 1493), aus Salzburger Marmor, von einem Geländer umschlossen und mit vielen Figuren verziert. Es ist im Jahre 1513 von Nicolaus Lerch, einem Strassburger Künstler, verfertigt. Von Grabmälern im Innern des Doms sind besonders merkwürdig: in der Kreuzkapelle das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoyen, und ausserhalb derselben das Denkmal des Geschichtsschreibers Cuspinian (gestorben 1529); das Grabmal des Bischofs Klesel und das Cenotaphium Rudolph's IV. und seiner Gemahlin. — Unter der reich und geschmackvoll verzierten Steinkanzel wird ein Brustbild, in Stein gearbeitet, wahrgenommen, welches in der nämlichen Gestalt, aber in grösserem Massstabe, auch in einer Oeffnung des Chorflusses nächst dem Peter- und Paul-Altare erscheint. Nach Tschischka stellen diese Brustbilder den Baumeister Puchsbaum, nach Andern den Baumeister

Pilgram vor. Beide arbeiteten an der Bauvollendung der Kirche. — Die grosse Orgel mit 32 Registern, im Jahre 1720 errichtet, befindet sich auf dem grossen Musikchore über dem Riesenthore; die kleinern von Römer, am zweiten Musikchore, in der Gegend des Hochaltars. Das grosse Oratorium, dem zweiten Musikchore gegenüber, ist für den Allerhöchsten Hof anberaumt, der sich aber nur bei feierlichen Gelegenheiten nach dem Dome begiebt.



ALTAR IN DER ST. STEPHANSKIRCHE.

Die Kirche erhält durch 31, in altdeutscher Manier verzierte hohe Fenster, deren einige mit Glasmalereien verschönt sind, hinlänglich Licht. — Das hehre Ansehen des Innern derselben ist besonders in der Weihnachts- und Charfreitagsnacht, wo die Kirche geöffnet bleibt, von ausserordentlicher Wirkung. Die reiche Beleuchtung des ganzen Raumes in der Weihnacht, und die Zusammendrängung der Lichtstrahlen auf die Passionskapelle und das daselbst errichtete heilige Grab in der Nacht des Charfreitags; die alsdann herrschende Stille in der weiten Halle, deren Schwärze und Dunkel von herabhangenden Ampeln nur matt gebrochen werden, bewirken, sammt dem Anblick der im tiefsten Schweigen verharrenden Beter, einen bewältigenden Eindruck von Erhabenheit und feierlichem Ernste. — Denselben Eindruck, aber in anderer Weise, erfährt man, wenn an hohen Festtagen die grosse Glocke angezogen und das stundenweit hinhallende, dröhnende Gebäude die Tagesfeier verkündet; endlich wenn man an einem solchen Tage der imposanten Begehung des hohen Amtes (der gesungenen Messe) beiwohnt.

Die Grüfte im unterirdischen Theile der Kirche, aus 30 Gewölben und der österreichischen Fürstengruft bestehend, sind, letztere ausgenommen, angefüllt mit bis an die Wölbung aufgereihten Särgen und mit Menschengerippen, auf Schutthaufen von Moder hingebreitet. Diese Katakomben, in denen sich kein einziges Denkmal befindet, und die man nur als gemeine Begräbnissstätte scheint benutzt zu haben, ziehen sich fest um die ganze Kirche herum und haben keine sonderliche Tiefe; denn das Geräusch der auf den Strassen hinrollenden Wagen dringt zu ihnen hinab. Tiefere Gänge, unter den obern angelegt, hat man unlängst zwar entdeckt, ihre Spur aber nicht verfolgt. — Die Mauern des Stephansthurmes reichen in die Grüfte hinab, ein Beweis, wie tief seine Grundlage geht. Der Eingang zur Fürstengruft, die von den eben erwähnten Grüften ganz gesondert ist, geschieht durch eine Thür in der Kirche nächst dem Hochaltare, und von Aussen neben der Kanzel des heil. Kapistran; jener zu den übrigen Gruften befindet sich an der Aussenseite des deutschen Ordenshauses. In letzterer Zeit wurde die vom Kirchenmeisteramte ertheilte Erlaubniss, sie besehen zu dürfen, zurückgenommen.

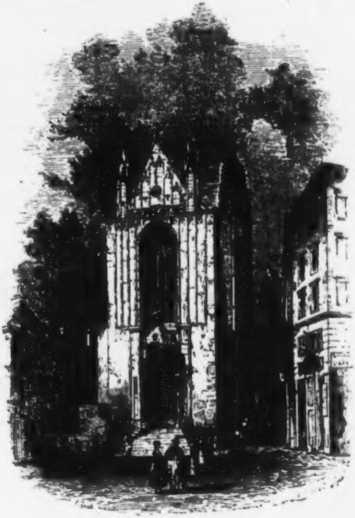
Der weltberühmte St. Stephansthurm ist der südlich gelegene ausgebaute, 71 Klafter 2 Schuh 7,104 Zoll Wiener Maass majestätisch in die Lüfte emporstrebende Thurm, den der nördlich gelegene, nicht vollendete, aber in denselben Dimensionen angelegte Thurm nicht zur Hälfte erreicht. Der Stephansthurm hat die Form einer ausgezackten Pyramide, an deren Knauf ein doppelter Adler von Kupfer, und ein 6 Schuh 7 Zoll hohes vergoldetes Kreuz aufgesetzt ist. Auf der Steintreppe von 700 Stufen, zu der man im Innern der Messnerwohnung gelangt, ist er leicht und bequem zu besteigen. Man kommt auf ihr bis zur Thurmuhr, von Jacob Oberkircher im Jahre 1699 verfertigt. Dort befinden sich die Wohnungen und Beobachtungspuncte bei ausbrechenden Feuersbrünsten für die in diesem Geschäfte abwechselnden Thurmwächter. Noch einige 30 Stufen höher gestiegen, gelangt man zum sogenannten Balcon, einem Rundcorridor, der nach allen Seiten über Stadt und Vorstädte, den Donaustrom und die ringsum gelegene Gegend, bis tief ins flache Land und nach den Bergen die grossartigste und reizendste Ansicht darbietet. Hier überschaut man Wien aus seinem Kern, aus der Mitte des Ganzen; ein Allübersichtspunct, der sonst nirgends für diese Ansicht besteht. — Bis zur höchsten Spitze führen einige Leitern. In diesem Thurme hängt die grösste Glocke Deutschlands. Kaiser Joseph I. liess sie aus den beim Entsetzen Wiens erbeuteten türkischen Kanonen giessen. Ihr Umkreis misst 30 Fuss, der Durchmesser 10, die Höhe 9 Fuss 8½ Zoll. Ihre Schwere beträgt im Ganzen 402 Centner Wiener Gewichts. Beachtenswerth sind auch im Innern die grossen, künstlich gearbeiteten Dachstühle. Die Spitze des Thurmes, dessen schiefe Neigung gegen Norden beim ersten Anblicke wahrgenommen wird, und die wahrscheinlich durch ein Erdbeben entstanden ist, weicht über 3 Fuss von der vertikalen Linie ab. — Rudolph IV., der Geistreiche, auch der Stifter genannt (von 1359 bis 1394), hat den Grund zum Umbau der Kirche und zur Erbauung des Thurmes gelegt. Den

Plan zu letzterem entwarf ein armer, aber kunsterfahrner Mann, Namens: Meister Wenzla. Er kam von Klosterneuburg, übernahm den Thurmbau im Jahre 1359, wenige Monate nach Rudolph's Regierungsantritt, und führte ihn bis zu seinem im Jahre 1404 erfolgten Tode, auf zwei Drittheile der Höhe aus. Ihm folgte als Bauführer Hans Puchsbaum, sein Gehülfe, dem, nach 74 Jahre lang gewährtem Bau, dessen Vollendung im Jahre 1433 gelang. Im Jahre 1840 wurde die Spitze des Stephansthurmes, in der Höhe von 10 Klafter, ihrer Baufälligkeit wegen abgetragen. Die Ergänzung geschieht ganz in den ursprünglichen altdeutschen Formen, jedoch mittelst eines Eisengestells, auf welchem die Bausteine aufgetragen werden.

Der unausgebaute, dem vollendeten gegenüberstehende Thurm misst bis zum Adler 34 Klafter 1 Schuh. Hans Puchsbaum war der erste Baumeister. Da er aber im Jahre 1454, vier Jahre nach der Grundsteinlegung dieses Thurmes, starb, so überkamen den Bau die Meister: Georg Khlaig von Erfurt und Anton Pilgram von Brünn. Die Fortsetzung des Baues unterblieb jedoch seit dem Jahre 1616. Einige sechszig Jahre nachher ward die Kuppel mit einem Kupfer eingedeckten Aufsatze versehen. Auch dieser Thurm, in welchem eine Glocke von 208½ Centner getroffen wird, ist bequem zu ersteigen.

Die Domkirche war bis zur Zeit Erzherzogs Rudolph IV. dem heiligen Stephan geweiht. Bei der durch ihn veranlassten Umgestaltung derselben, bei welcher Gelegenheit auch ein Domstift errichtet wurde, bekam die Stephanskirche die Einweihung und den Namen: „Zu allen Heiligen“. Es wurde jedoch in der Folge die frühere Widmung und Benennung zu St. Stephan wieder angenommen und fortwährend beibehalten.

Unter den übrigen, dem Gottesdienste gewidmeten und in der eigentlichen Stadt befindlichen Gebäuden sind vorzüglich bemerkenswerth: 1) die Burgpfarrkapelle in der kaiserlichen Hofburg, ein im altdeutschen Style erbautes Gotteshaus, geschmückt durch ein vortreffliches Crucifix von Raphael Donner; 2) die Augustiner- oder Hofpfarrkirche, ein seit Anfang des 14. Jahrhunderts bestehendes Gotteshaus, welches bei besonderen festlichen Gelegenheiten als Hofkirche benutzt wird. Sie enthält unter andern Sehenswürdigkeiten das prächtige Monument der Erzherzogin Marie Christine von Canova's Meisterhand; auch die zu dieser Kirche gehörigen Kapellen bewahren viel Sehenswerthes, so zum Beispiel die Lorettokapelle die Herzen der entschlafenen Mitglieder des Kaiserhauses in silbernen Kapseln, ferner die Todtenkapelle die Monumente Kaiser Leopold's II., des Feldmarschalls Daun und des berühmten Franz van Swieten. Unter den Predigern, deren sich dieser Gotteshaus erfreute, verdienen vorzüglich Abraham a Sancta Clara und Friedrich Ludwig Zacharias Werner genannt zu werden; 3) die Pfarrkirche St. Michael, zum Barnabitenkloster gehörig, im 13. Jahrhundert gestiftet und 1713 umgebauet, sie besitzt funfzehn Altäre mit trefflichen Gemälden verschiedener Meister und das Grab des Metastasio; 4) die Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel, 1386 erbauet, aber von Jesuiten in neuerer Zeit umgemodelt; sie besitzt einige werthvolle Gemälde, und der über ihrem Eingange befindliche Balcon ist historisch merkwürdig; 1782 ertheilte Pius VI. von hier herab der versammelten Christenheit seinen Segen, und 1804 ward eben daselbst die erbliche Kaiserwürde dem Volke proclamirt; 5) die von Herzog Heinrich Jasomirgott 1158 erbaute, 1690 umgestaltete Schottenkirche mit trefflichen Altarbildern und den Grabmälern des tapferen Grafen Rüdiger von Starhemberg und der berühmten weissen Frau Bertha von Rosen-



KIRCHE ZU MARIA STIEGEN.

berg, Gattin des Hans von Liechtenstein; 6) die Kirche zu Maria Schnee oder die italienische Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, mit einem ausgezeichneten Altarbilde, von Christoph Unterberger. 7) Die Pfarrkirche zu St. Peter, eine der ältesten Kirchen Wiens, 1702 umgebauet und 1839 restaurirt, reich an schönen Gemälden. 8) Die St. Ruprechtskirche, ebenfalls zu den ältesten Kirchen Wiens gehörig, wahrscheinlich 740 gebauet, 1436 umgebauet und 1836 restaurirt; sie wurde eine Zeit lang zu anderen Zwecken gebraucht, ist aber jetzt dem Gottesdienste wieder zugeeignet worden. 9) Die Kirche zu Maria Stiegen, die der Sage nach 882 soll erbauet worden sein; gewiss ist, dass sie 1158 schon vorhanden war und wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert umgebaut wurde; sie ist eins der schönsten Denkmäler altdeutschen Styls und ward in neuester Zeit mit feinem Geschmacke wieder restaurirt. Ihre grösste Zierde ist ihr 180 Fuss hoher Thurm, ein Meisterstück deutscher Steinhauerarbeit; auch besitzt sie mehrere prächtige Altäre und treffliche, von Mohn, nach Zeichnungen von Ludwig Schnorr, gefertigte Glasmalereien. 10) Die 1282 erbauete St. Salvatorkirche, mit einem sehr zierlichen Eingange und einem trefflichen Altarbilde von Meidinger. 11) Maria Rotunda oder die Dominikanerpfarrkirche, seit 1226 im Besitze dieses Ordens, 1631 umgebauet und 1836 restaurirt, mit trefflichen Altarbildern von verschiedenen Meistern, und der in Fresko gemalten Kuppel von Pozzo; sie enthält das Grab der Kaiserin Claudia, Gemahlin Leopold's I. 12) Die Universitätskirche, mit einem wunderschönen Inneren, einem langen Gewölbe mit Marmor bekleidet, das auf sechszehn Marmorsäulen ruht; die treffliche Kuppel und Altarbilder sind von Pozzo; diese Kirche ward 1836 restaurirt. 13) Die Franziscanerkirche, 1839 restaurirt, mit schönen Gemälden verschiedener Meister. 14) Die deutsche Ordenskirche zur heiligen Elisabeth, 1316 erbauet, mit einem schönen Altarbilde von Tobias Bock. 15) Die Malteserkirche zu St. Johannes dem Täufer, 1200 erbauet, mit einem Denkmal auf den Grossmeister Johann Lavalette und einem guten Altarbilde von Tobias Bock. 16) Die Ursulinerkirche, mit guten Bildern von Spielberger und Wagenschön. 17) Die Kapuzinerkirche, einfach und schmucklos wie alle Kirchen dieses Ordens, aber höchst merkwürdig als Begräbnissstätte der kaiserlichen Familie. Die Kaiserin Anna, Gemahlin des Kaisers Matthias, erbauete diese Gruft, und Kaiser Franz I. fügte eine Halle hinzu. Kaiser Matthias und seine Gemahlin fanden hier zuerst ihre Ruhestätte. Gegenwärtig befinden sich fünfundzwanzig meist kupferne Särge darin, unter denen die merkwürdigsten die Ruhestätten Leopold's I. und seiner Gemahlin Eleonore, Joseph's I., Karl's IV., Franz I. und seiner Gemahlin Maria Theresia, welche diese noch bei ihren Lebzeiten errichten liess, Joseph's II., des verstorbenen Kaisers Franz und seines Enkels, des Sohnes Napoleon's, sind *). Ein geistreicher amerikanischer Schriftsteller, Willis,

---

*) Die auf dem Stahlstiche vorgestellten Sarkophage sind folgende: — der in der Entfernung mit zwei liegenden Figuren und einer Statue der Fama, die sich hinten erhebt, enthält die irdischen

hat uns folgende Beschreibung seines Besuches an diesem erhabenen Orte gegeben, der wir um ihrer einfachen, aber ergreifenden Darstellung willen hier ein Plätzchen einräumen. Wir zogen — so erzählt er — an der Glocke des Klosters, ein Mönch erschien und mein Bedienter trug ihm meine Bitte, in das Deutsche übersetzt, vor. Mit dumpfem Ja öffnete er uns das Thor, zündete ein Wachslicht an einem vor einem Marienbilde brennenden Lämpchen an, schloss eine massive kupferne Thür am Ende des Corridors auf und führte uns in das Gewölbe. Der Kapuziner war bleich wie Marmor, ganz kahl, obgleich noch jung, und mit Gesichtszügen, die meiner Meinung nach die bezwungene Wildheit eines bösen Geistes ausdrückten. Ungeduldig winkte er nach einer oder zwei Minuten dem dienstfertigen Dollmetscher fort zu gehn und fragte mich, ob ich Latein verstünde. Die ganze Scene war höchst ergreifend, die ungeheuren ehernen Sarcophage standen in langen Säulengängen hinter eisernen Gittern und Pforten, und wie der Mönch in seinem langen Gewande mit seiner Lampe durch die Dunkelheit dahin schritt, eines Jeden Namen und Titel sagend, indem er die Thür aufschloss und mit seinem schweren Schlüssel an den Sarg schlug, erschien er mir bei seiner feierlichen Redeweise wie ein geheimnissvolles Wesen, das die kaiserlichen Bewohner vor den Richter lud. Es war, als ob etwas Verächtliches in seinem Wesen liege, wenn er auf die kostbare Arbeit des Sarges blickte und die Titel der darin ruhenden Asche hersagte, nur bei dem der Kaiserin Maria Theresia machte er eine Ausnahme und fügte etwas hinzu. Es war ein einfacher Tribut, den er ihren Tugenden darbrachte, auch murmelte er es langsam, als ob er es nur für sich rede. Von hier ging er zu dem Sarge ihres Gemahls, Franz I., über und von dort ohne Unterbrechung zu den anderen, bis er zu einem neuen Sarge kam; dieser stand in einer Nische unter einem schmalen düsteren Fenster. Der Mönch zeigte schweigend auf die Inschrift, setzte seine Lampe hin und ging dann auf und ab, als ob es sich von selbst verstünde, dass er eine Zeitlang mich meinen eignen Gedanken überliesse. Gab es je einen Ort auf der Welt, das Herz zu rühren, so war es dieser, in dem engen Raume, auf dem mein Finger ruhte, lag Napoleon's letzte Hoffnung, das Herz des Herrschergeistes der Welt war in dieser Asche. Er war schön, gebildet, grossmuthig, tapfer. Die Nation, bei der er seine Kindheit zugebracht, liebte ihn fast abgöttisch. Er hatte sich alle Herzen gewonnen: sein Tod schien unmöglich, es war ein allgemeines Gebet, dass er leben bleiben möge, sein Erbtheil an Ruhm war so unberechenbar — ich las seine Grabschrift, sie war die eines Privatmannes, sie gab

---

Ueberreste von Maria Theresia, der auf der rechten Seite, innerhalb des Säulenbogens, mit der kaiserlichen Krone und Scepter geschmückt, ist das Grabmal des Kaisers Franz; der zur Linken, der ein einfaches Kreuz und Inschrift trägt, und welchen die Fackel des Kapuziners beleuchtet, ist die Ruhestätte des jungen Herzogs von Reichsstadt, des einstigen Königs von Rom.

seinen, seines Vaters und seiner Mutter Namen und dann zählte sie seine Tugenden auf mit einem Gemeinplatze des Bedauerns über seinen frühen Tod. Der Mönch nahm die Lampe wieder und ging dann schweigend in das Kloster hinauf. Er schloss die Klosterthür hinter mir zu, die belebte Strasse schien mir entweihend, doch selbst das rührendste Ereigniss unterbricht nur auf kurze Zeit den gewöhnlichen Strom des Lebens. — —

Unter den übrigen dem Gottesdienste geweihten Gebäuden Wiens sind noch zu erwähnen die Kirche zu St. Anna, die beiden Bethäuser der evangelischen Gemeinden, die Kirche der unirten Griechen und die beiden Kirchen der nicht unirten Griechen, so wie die drei jüdischen Synagogen, von denen die am Kienmarkte 1830 erbaute, überaus prachtvoll ist. Zu bemerken ist endlich, dass in der Kirche zu Maria Ihnen an Sonn- und Festtagen italienisch, zu Maria Stiegen böhmisch, in der Maltheserkirche ungarisch und in der St. Annenkirche französisch gepredigt wird.

Von den zu weltlichen Zwecken bestimmten öffentlichen Gebäuden Wiens heben wir vorzüglich hervor: *A*) in der eigentlichen Stadt: 1) die kaiserliche Residenz, oder wie sie gewöhnlicher genannt wird, die kaiserlich königliche Hofburg. Der östliche Theil derselben besteht schon seit dem dreizehnten Jahrhundert, später wurden die anderen Theile hinzugefügt, so dass das Ganze nicht eben sonderliche Einheit und Uebereinstimmung des Baustyles zeigt, doch beträgt die gesammte Façade auf das Glacis hinaus 204 Klafter. Leopold VII. erbauete zuerst die sogenannte alte Burg, ihm folgte Ottokar II. mit einem Gebäude, das lange Zeit die Residenz der Erzherzöge war, und wo endlich die neue Kaiserburg sich erhob, welche Ferdinand I. von 1536 bis 1552 vergrösserte und ausschmückte. Leopold I. erbauete 1660 den gegen Süden liegenden Theil und später wurde noch gegen Westen der sogenannte Amalienhof hinzugefügt. Unter Kaiser Karl VI. endlich ward der nördliche Hof vollendet. Zur Burg gehören ausserdem noch die vormalige Reichskanzlei, die kaiserliche Bibliothek, die prächtige Winterreitschule nach den Plänen Fischer's von Erlach 1729 erbaut, der Rittersaal, die Redoutensäle und das Burgtheater, so wie die bereits erwähnte Burgkapelle. Ausser den sehr reich ausgestatteten Gemächern für die kaiserliche Familie und deren Hofhalt enthält die Burg noch die überaus reiche kaiserliche Schatzkammer, das höchst bedeutende Münzcabinet, das physikalische Cabinet und andere ausgezeichnete Sammlungen mehr; 2) der Pallast des Erzherzogs Karl in der Nähe der Burg; 3) die Staatskanzlei, 1717 von Karl VI. erbaut, zugleich Wohnung des Fürsten Metternich; 4) der Pallast des Erzherzogs Franz von Modena, von Pichel erbaut; 5) der Pallast des Fürsten Lichtenstein; 6) das Majoratshaus des Fürsten Lichtenstein, von Martinelli gebaut; 7) das neugebaute niederösterreichische Landschaftshaus; 8) die nach des Architecten Moreau Plan 1823 aufgeführte Nationalbank;

9) der Schottenhof; 10) das sehr geräumige Hofkriegsrathsgebäude mit dem Kriegsarchiv und der Hauptwache; 11) das 1732 erbauete bürgerliche Zeughaus; 12) das Rathhaus mit einem sehenswerthen Brunnen im Hofe; 13) die Hofkanzlei, eines der schönsten Gebäude Wiens; 14) der ursprünglich für Prinz Eugen von Savoyen, von Fischer von Erlach erbauete Hofkammerpallast, und endlich das savoyische Damenstift. Ausser diesen eben genannten öffentlichen Gebäuden führt unser zuverlässiger Gewährsmann Koch noch folgende als der Erwähnung werthe an: das Gebäude der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei; das Bankoamt; das Dikasterialgebäude am alten Fleischmarkt; das sogenannte Laurenzergebäude; die Hauptmauth; das kaiserliche Zeughaus; der erzbischöfliche Pallast; das deutsche Ordenshaus; das seit 1831 errichtete Gebaude der Gesellschaft der Musikfreunde; das Burgerspital, seit 1785 zu einem vermiethbaren Wohnhause gemacht, mit 10 Höfen, 212 Wohnungen und einem jährlichen Mietheertrag von fast 80,000 Gulden; der Trattnerhof am Graben mit funf Stockwerken, vier Höfen und 59 Wohnpartheien; das Spielmann'sche Haus und das neue Gebaude der Sparcasse ebendaselbst; der Bellegardehof am Bauernmarkte und der eben vollendete Seitzerhof unter den Tuchlauben, ein im modernsten Geschmacke, mit allen Vortheilen der neuesten Architectur hergestelltes Gebäude von vier Stockwerken, in dessen Innerem man einen Bazar, eine freistehende Treppe, Glasbeleuchtung, geschlossene Corridors zur Blumenaufstellung und überhaupt die eleganteste und geschmackvollste Ausschmückung gewahr wird.

B) In den Vorstädten: 1) das kaiserlich königliche Lustschloss Belvedere, fruher ein Besitzthum des Prinzen Eugen von Savoyen: es zerfällt in zwei Gebäude, von denen das obere die kaiserliche Gemaldegallerie, das untere die berühmte Ambraser Sammlung aufbewahrt, zwischen beiden befindet sich ein im älteren französischen Geschmacke angelegter Lustgarten; 2) der Sommerpallast des Fürsten Schwarzenberg mit einem schönen, dem Publikum zuganglichen Park; 3) der Pallast des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, an den sich gleichfalls ein schöner Park schliesst; 4) der Pallast des Erzherzogs Maximilian; 5) der Pallast des Fürsten Metternich mit sehr schönen Gewachshausern; 6) der Pallast des Fursten Lichtenstein; 7) das furstlich Starhembergsche Freihaus, ein ungeheures Gebäude, das 220 Wohnungen umfast und einen jährlichen Mietheertrag von 41,000 Gulden giebt; 8) das furstlich Esterhazysche Gartenpalais mit der trefflichen, dem Fursten gehörenden Gemäldegallerie; 9) der von Karl VI. 1725 erbaute kaiserliche Marstall, welcher Stallung fur 400 Pferde, nebst dem Raume fur die nöthigen Remisen, Wohnungen u. s. w. enthält; 10) der Dietrichstein'sche Pallast, ein schönes neues, erst vor einigen Jahren unter der Leitung des Architecten Koch vollendetes Gebäude; 11) der Pallast des Fürsten Auersperg mit einer prachtvollen Façade; 12) der Pallast des Prinzen Coburg-Kohari u. A. m.

Die beiden bedeutendsten Kirchen der Vorstädte sind: 1) die Pfarrkirche zum heiligen Karl Borromäus auf der Wieden am Glacis; sie ward 1736 unter Karl VI. nach dem Muster der Peterskirche zu Rom und nach einem Plane Fischer's von Erlach aufgeführt, Koch (a. a. O.) giebt von ihr folgende treffende Beschreibung. Sie ist auf eine kleine Anhöhe gestellt. Das Portal, welches auf sechs Säulen corinthischer Ordnung ruht, weiset im Giebel die Wirkungen der Pest in Vorstellungen von halb erhobener Arbeit. An jeder Seite des prächtigen Portals erhebt sich eine Säule, 41 Fuss hoch, 13 Fuss im Durchmesser, worauf die Thaten, das Leben und die Wunder des heiligen Karl abgebildet erscheinen. Die Kuppel des Hauptgebäudes, von Rottmayr gemalt, ist mit Kupfer gedeckt. An den Seitenaltären: der heil. Lucas von van Schuppen, Mariahilf von Ricci, die Witwe von Nain von Altamonte; die heilige Elisabeth und der römische Hauptmann von Daniel Gran. — Dem Dichter Heinrich Collin ist in dieser Kirche ein einfaches, aber schönes Denkmal gesetzt. — Den Gottesdienst und die Pfarrverwesung versehen an der Karlskirche die Priester des ritterlichen Kreuzes mit dem rothen Sterne. Bei dem Pfarrgebäude ist auch ein Hospital für Durftige beider Geschlechter gestiftet. — Im Jahre 1837 ist die Karlskirche restaurirt und die Begehung ihres hundertjährigen Bestandes sehr feierlich vorgenommen worden. 2) Die Pfarrkirche zu Mariahilf, in der Vorstadt gleichen Namens, eine berühmte Wallfahrtsstatte um des alten Marienbildes willen, von dem die Kirche, so wie die Vorstadt ihren Namen fuhren, sie besitzt einige gute Gemälde und schöne Freskobilder, welche aber restaurirt werden müssen.

Unter den Gärten, welche Wien zieren, heben wir besonders hervor: 1) den kaiserlichen Hofgarten mit ausserordentlich schönen und reich ausgestatteten Gewächshausern und einer in Erz gegossenen Reiterstatue, Kaiser Franz I.; 2) den Volksgarten, dem Publikum geöffnet, mit dem Theseustempel, in welchem Canova's herrliche Gruppe, der von Theseus überwundene Centaur, aufgestellt ist; 3) den botanischen Garten der kaiserlichen Universitat mit vortrefflichen Gewachshausern, er enthalt nahe an 10,000 Pflanzenarten; 4) den botanischen Garten für die österreichische Flora, eine Schöpfung Kaisers Franz I.; 5) den Privat-Obstgarten des Kaisers, eine der grössten pomologischen Anstalten, seit 1837 der königlich kaiserlichen Landwirthschafts- und Gartenbaugesellschaft uberwiesen.

Die vorzüglichsten Unterrichtsanstalten Wiens sind: 1) die königl. kaiserliche Universitat, sie ward 1365 von Herzog Rudolph IV. gegrundet und das ihr gehörende Gebäude unter Maria Theresia aufgefuhrt; es enthalt das anatomische Theater, die physikalische und anatomische Sammlung, die Sternwarte, die Aula und die übrigen Hörsale; 2) die drei kaiserlichen Gymnasien, das Universitatsgymnasium, das Gymnasium bei den Schotten und das Gymnasium bei den Piaristen; 3) das fürst-erzbischöfliche Seminarium; 4) das Pazmany'sche Collegium für 65 ungarische katholische Theologen; 5) die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester; 6) die kaiserlich protestantisch-theologische Lehranstalt; 7) die Theresianische Ritterakademie in dem Lustschlosse Favorite für junge Edelleute, welche sich dem Civildienste widmen; 8) die k. k. Ingenieurakademie unter der obersten Leitung des Erzherzogs Johann; 9) die k. k. Akademie der orientalischen Sprachen mit einer an morgenländischen Büchern und Manuscripten reichen Bibliothek; 10) die k. k. medizinisch-chirurgische Josephsakademie von Kaiser Joseph II. 1785 gegründet, eine Anstalt zur Bildung von Aerzten und Wundarzten für die österreichische Armee; das schöne Gebäude, welches derselben gehört, umfasst ein anatomisches Theater, einen bereits angeführten botanischen Garten, eine reiche Bibliothek, ein treffliches zoologisches Museum, eine sehr bedeutende Sammlung von vorzüglich anatomischen Wachspräparaten, ein anatomisch-pathologisches Museum und das daran stossende Garnisonshospital; 11) das k. k. Thierarznei-Institut in einem eigenen sehr schönen Gebäude, ebenfalls reich an trefflichen Sammlungen; 12) das k. k. polytechnische Institut nebst der dazu gehörigen Realschule, in einem eigenen prachtvollen Gebäude, das zugleich die reichen Sammlungen der Anstalt enthält.

Die bedeutendsten Bibliotheken der Kaiserstadt sind nach Koch's Angabe, der wir hier wörtlich folgen: 1) die k. k. Hofbibliothek. Fischer von Erlach, der in alle seine architektonischen Hervorbringungen einen grossartigen Charakter und schöne Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen zu bringen verstand, hat das Hofbibliotheksgebäude, welches die ganze Fronte des Josephsplatzes einnimt, entworfen. Sein Sohn hat den Bau geführt und demselben im Jahre 1726 Vollendung gegeben. Man gelangt über eine grosse breite Prachtstiege von 60 Stufen, an Wänden, die mit römischen, im Lande aufgefundenen Monumenten bekleidet sind, zu dem in Form eines Tempels erbauten grossen Büchersaal, von 246 Fuss Länge, 45 Fuss Breite und 62 Fuss Höhe, dessen Kuppel 8 Säulen tragen. Bei ihnen sind 12 Statuen der österreichischen Regenten aus dem Hause Habsburg angebracht. Die Statue Karl's VI. nimmt die Mitte ein. Die herrlichen Freskogemälde der Kuppel, Decken und Bogen sind von Daniel Gran. Anton Maukbertsch (derselbe, welcher das herrliche Freskogemälde in der Strahöver-Bibliothek zu Prag hergestellt hat) restaurirte im Jahre 1767 einige dieser durch Risse in der Mauer beschädigten Gemälde. Gründer dieses Bücherschatzes ist Kaiser Maximilian I. Sie enthält:

285000	Bände	seit 1500 gedruckt,
12000	„	Incunabeln,
16000	„	Manuscripte,
1621	„	Portefeuilles und Cartons der Kupferstichsammlung,

zusammen 314621 Bände.

Die Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek (beiläufig 200000 Stücke) entstand aus der Sammlung des Prinzen Eugen. Die Musikaliensammlung (über 8000 Bände) und die Autographensammlung (über 8000 Stücke) sind Schöpfungen des dermaligen Hofbibliothek-Präfecten, Moritz Grafen von Dietrichstein. Der Fonds zur Anschaffung neuer Werke, sowohl Bücher, als Kupferstiche, von welchen letztern jährlich an 1500 Exemplare erworben werden, ist von Kaiser Franz I. seit dem Jahre 1820 auf 19000 Gulden jährlich erhöht worden. — Der lange Lesesaal ist etwas dunkel und für das Bedürfniss zu beschränkt. 2) Die k. k. Universitätsbibliothek (Dominikanerplatz, Nr. 672); unter Kaiser Franz I. geschmackvoll umgebaut, hat diese, vorzüglich Studirenden gewidmete, Büchersammlung ein weit zweckmässigeres Local erhalten. Die Anzahl aller Bände beläuft sich gegenwärtig auf 110000 Bände, Manuscripte fehlen gänzlich, doch ist sie reich an seltenen und kostbaren Werken. Bei Anschaffung von neuen Büchern, wofür die Summe von jährlich 2500 Gulden Conv.-Münze angewiesen ist, wird hauptsächlich auf das Bedürfniss der studirenden Jugend Rücksicht genommen. Die Bibliothek ist sehr stark besucht. Die Anzahl der Leser betrug im Jahre 1840 52388 Individuen. Während die Hofbibliothek des Morgens von 9 Uhr bis Nachmittag um 2 Uhr geöffnet ist (die Sonnabende und die Ferien im August ausgenommen), ist die Universitätsbibliothek im Sommer von 8 bis 1 Uhr, im Winter aber von 9 bis 1 Uhr geöffnet, obgleich das Offenhalten der Universitätsbibliothek bis Abends derjenigen Studirenden wegen sehr erwünscht sein dürfte, welche der Collegienbesuch in den Vormittagsstunden gänzlich abhält, davon Gebrauch zu machen. Ausser diesen beiden öffentlichen Bibliotheken erwähnen wir von Privatbüchersammlungen: 1) die Privatbibliothek Sr. Majestät weiland Kaiser Franz I., jetzt k. k. Fideicommiss-Bibliothek, in der Hofburg. Sie ist ganz Schöpfung Kaisers Franz I. und zählt an 50000 Bände. Den Hauptbestandtheil bilden naturwissenschaftliche und juridische Werke. Reich an kostbaren und prachtvollen Werken der Neuzeit, fehlt es auch nicht an bibliographischen Seltenheiten. Von den vorhandenen 270 Incunabeln erwähnen wir blos des *Dionis Chrysostomi Prusae de regno opusculum* 1469 *s. a. et l.*, der sich vorfindenden 35 chinesischen Werke und einer Anzahl von sehr schätzbaren Handschriften, so wie der 1663 Portefeuilles starken Sammlungen von Kupferstichen und Handzeichnungen. Erstere enthalten 80000 vom verewigten Monarchen selbst gesammelte Portraits; auch findet sich bei dieser ausschliesslich für den Gebrauch des allerhöchsten Hofes bestehenden Sammlung eine beträchtliche Anzahl der ausgewähltesten Landkarten. 2) Die Bibliothek Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl, in dessen Pallast. — Diese über 30000 Bände zählende Büchersammlung enthält vorzugsweise kostbare Reise-, geographische und kriegswissenschaftliche Werke. Von grösstem Werth und Interesse ist die damit verbundene auserlesene Kupferstichsammlung und insbesondere die Handzeichnungen. Im Ganzen beträchtlich über 150000 Blätter zählend, beläuft sich die Zahl der allen Zeiten und Schulen angehörenden Originalhandzeichnungen allein auf 15000. — Beide Sammlungen sind Montag und Donnerstag Vormittags der Benutzung des Publikums geöffnet; 3) die weiland Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Anton, 12000 Bände mit einer reichen Collection von Landkarten und Situationsplänen; 4) die Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este, 10000 Bände, reich an Werken der italienischen Literatur, mit einer Kupferstichsammlung; 5) die des Fürsten Staatskanzlers von Metternich, 23000 Bände, sorgfältig gewählt, schöne Prachtausgaben und Classiker; 6) die des regierenden Fürsten von Lichtenstein, 40000 Bände, mit bibliographischen Raritäten; 7) die des regierenden Fürsten Esterhazy, 36000 Bände, mit kostbaren naturhistorischen Prachtwerken; 8) die des Fürsten von Schwarzenberg, 30000 Bände, mit einer vorzüglichen Auswahl der besten lateinischen und griechischen Classiker. Da bei allen wissenschaftlichen und Kunstanstalten der Hauptstadt Bibliotheken bestehen, so unterlassen wir die dort befindlichen speciell anzuführen. Von Klosterbibliotheken sind zu bemerken: 1) die der P. P. Serviten mit 22000 Bänden und etwa 200 Incunabeln; 2) die der Benedictiner zu den Schotten, 13000 Bände, schöne Auswahl der vorzüglichsten Werke im Bibelfache und in den schönen Wissenschaften; 3) die der Dominikaner, 10000 Bände, vorzüglich theologische und geschichtliche Werke; 4) die der Kapuziner, 6000 Bände, darunter ein schönes Exemplar der sechsten vollständigen deutschen Bibel.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Sammlungen gehören: 1) das k. k. Museum der Naturgeschichte, zu welchem Kaiser Franz I. 1748 den Grund durch den Ankauf der berühmten Baillou'schen Sammlung legte und welche vorzüglich durch die Ausbeute von naturhistorischen Reisen, welche die nachfolgenden Monarchen veranlassten, beträchtlich vermehrt wurde. Die ganze Sammlung zerfällt gegenwärtig in drei Hauptabtheilungen, in die zoologische und die botanische, nämlich die sich in einem Flügel der Hofbibliothek befinden, und in die mineralogische, die in dem sogenannten Augustinergange der Hofburg aufgestellt ist; 2) die k. k. Gemäldegallerie, begonnen von Kaiser Rudolph II., unter den nachfolgenden Monarchen bedeutend vergrössert und seit 1777, wie bereits früher erwähnt wurde, im obern Belvedere aufgestellt, sie enthält in 32 Zimmern und zwei Cabinetten nahe an 1700 ausgezeichnete Gemälde; 3) das k. k. Münz- und Antiquencabinet, wohl die erste und bedeutendste Sammlung dieser Art in Europa, sie enthält ungefähr 130000 Münzen und Medaillen, unter denen 24387 griechische, bei 32000 römische, 1892 orientalische, 35954 moderne und die übrigen Doubletten sind, so wie 1170 antike, 591 moderne geschnittene Steine und 479 antike Pasten; unter den geschnittenen Steinen befindet sich die berühmte Apotheose des August, welche von Kaiser Rudolph II. für 12000 Ducaten erstanden wurde, so wie die beiden berühmten Onyxe, deren Werth der bekannte Lord Hamilton auf eine Million Gulden feststellte. Diese beiden Cabinette sind im Augustinergange der Hofburg aufgestellt, die zu ihnen gehörigen Marmormonumente und ägyptischen Antiquitäten befinden sich dagegen im unteren Belvedere; 4) die k. k. Schatzkammer, reich an Werken des Kunstfleisses und an Kleinodien und Juwelen im Schweizerhofe der Hofburg; 5) die Ambraser Sammlung, ein Privatschatz der kaiserlichen Familie, erst seit 1806 aus dem Schlosse Ambras in Tyrol nach Wien gebracht und im unteren Belvedere aufgestellt; sie umfasst 130 vollständige Ritterrüstungen aus dem vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, viele vortreffliche Schnitzwerke, über 1200 Portraits bedeutender Männer, seltene Manuscripte, geschnittene Steine, treffliche Goldschmiedearbeiten u. a. m.; 6) das k. k. Zeughaus mit vielen alten Rüstungen und Wappen und den Siegestrophäen des österreichischen Heeres; 7) das bürgerliche Zeughaus mit 16000 verschiedenen Waffenstücken und 100 vollständigen Rüstungen; unter den ersteren befinden sich 500 gezogene und 5000 glatte Feuerwaffen, 2000 Schwerdter und Hieb- und Stichwaffen, 7000 Stangengewehre, 100 Harnische, 700 Helme und Bickelhauben, 80 Fahnen verschiedener Nationen u. s. w. Ausserdem besitzt dasselbe noch viele Reliquien bedeutender Kriegshelden und eine sehr schöne astronomische Uhr.

Neben diesen Sammlungen sind noch bemerkenswerth: *a*) die Kunstsammlung und die Bibliothek der k. Akademie der vereinigten bildenden Künste; *b*) die Lichtenstein'sche Gemäldegallerie nebst der dazu gehörigen Kupferstichsammlung; *c*) die Esterhazy'sche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten und Statuen; *d*) die Musikalien- und Instrumenten-Sammlung der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates. Alle diese genannten Sammlungen sind auf die humanste Weise der Benutzung des Publikums geöffnet und bei den meisten steht einem Jeden der Besuch derselben an bestimmten Tagen ohne weitere Anmeldung frei.

Wien ist ausserdem noch reich an trefflichen Waisen-, Heil-, Versorgungs-, Lehr- und Besserungs-Anstalten, welche jedoch alle namentlich aufzuzählen der uns gestattete Raum nicht vergönnt. Wir wenden uns nun zu dem, was nächst jenen öffentlichen Monumenten und Sammlungen den Fremden am meisten interessiren muss, und folgen hier wiederum wörtlich unserem zuverlässigen Führer, der in gedrängtem Abriss das Nöthigste giebt und Nichts übersieht, er sagt: Wien, die grösste Hauptstadt Deutschlands, von mehr als 350000 Menschen bewohnt, bietet, wie natürlich, mannichfaltige Vergnügungen und einen vielseitigen Lebensgenuss dar; der Gelegenheiten, sich diesen zu verschaffen, sind viele gegeben und durch die allgemeine Veröffentlichung auch leicht aufgefunden. Wir beschränken uns auf das Wesentliche, indem wir von den Anstalten für das Vergnügen des Publikums und für die allgemeine Bequemlichkeit bloss das Interessanteste und Wissensnöthigste hier andeuten.

Der Prater: So heisst der grosse Lustwald nächst der Stadt, am Ende der Jägerzeile, den Kaiser Joseph II. im Jahre 1766 dem Vergnügen des Publikums eröffnet hat. Zwar war der Prater schon einige Jahrhunderte früher unter diesem Namen und als Erlustigungsort der Wiener bekannt, „wo sie sich versammelten, um mit Tanzen sich zu vergnügen;“ doch gab ihm erst Kaiser Joseph die jetzige, schön geordnete Eintheilung und Gestalt. Vier Alleen laufen am Anfange des Praters nach verschiedenen Richtungen aus und durchschneiden ihn. Der Prater giebt ein Bild des Wiener Volkslebens und zugleich der eleganten und vornehmen Welt, wie kein anderer öffentlicher Zusammenkunftsort. Wählt man von den erwähnten vier Alleen die dritte, so stellt sich den Blicken das erstere dar. Man gelangt durch selbe zum sogenannten Wurstelprater, wo an Sonn- und Feiertagen eine grosse Menge Volks der unteren Classen, theils auf freiem Wiesenplane gelagert, oder, in Bier- und Weinschenken eingekehrt, mit Musik, Schaukel- und Ringelspiel, mit den Possen des Hanswursts, oder mit Kegelschieben und dergleichen sich unterhält. Schlägt man dagegen die vierte oder Hauptallee ein, so bekommt man die öffentliche Darstellung der ganzen vornehmen Welt der Hauptstadt zu Gesicht. Am Ostermontage und am 1. Mai Nachmittags pflegt diese in prächtigen Equipagen die übliche Praterfahrt anzustellen, und vom Ende der vierten Allee bis auf den Graben und Kohlenmarkt in der Stadt reihen sich Wagen an Wagen, auf einer Strecke von 2000 Klafter, in fast durchgängig doppelten Reihen. Diese und die dichte, auf und nieder rollende Menge der Fussgänger zu beiden Seiten gewährt ein Schauspiel, wie es wohl in Deutschland nirgends zu sehen, einzig in dieser Art und nur eigenthümlich der grossen Hauptstadt. Bei besonderen Anlässen versammeln sich im Prater 60000 Personen. Einige Male im Sommer wird auf dem Feuerwerksplatze Lustfeuerwerk gegen Bezahlung gegeben. Der Prater ist auch zur Winterszeit von Fahrenden und Fussgängern besucht. In der vierten Allee bestehen drei Kaffeehäuser, von denen das Wagner'sche auch im Winter geöffnet ist und, da dort Lanner oder Strauss ihre beliebten Walzer spielen, auch häufig besucht wird. Das Lusthaus, ein Pavillon, der eine freie Aussicht gewährt, liegt am südlichen Ende an der Donau. In der Nähe desselben ist der Stapelplatz der Dampfschiffe nach Pressburg und Pesth. Fremden bemerken wir, dass es verboten ist, Hunde in den Prater mitzunehmen. Wer diesem Verbote zuwiderhandelt, riskirt, dass die mitgeführten Hunde von den Jägern auf der Stelle niedergeschossen werden. — Die besuchtesten Gasthäuser im Prater sind der Paperl (Papagei) und der wilde Mann, wo man nach der Karte und nach fixen Preisen, z. B. zu einem, zwei, fünf und zehn Gulden C. M. bedient wird.

Der Augarten (Leopoldstadt, Augartenstrasse). Er steht mittelst zweier Alleen in Verbindung mit dem Prater und ist seit dem Jahre 1775 von Kaiser Joseph II. dem Publikum geöffnet. Ein grosser Vorplatz, zur Aufstellung von Wagen vortrefflich geeignet, führt zu dem ebenerdigen, grossen Gartengebäude mit zwei Sälen und einigen Nebenzimmern. Die Gartenanlage ist sehr einfach, aber grossartig. In der geschlossenen Abtheilung des Augartens befindet sich eine Rosenflur und eine Obsttreiberei. — Der Augarten ist besonders im Fruhlinge angenehm. Ungleich dem Prater, der dann der Tummelplatz des öffentlichen Lebens ist, herrscht hier eine wohlthuende Stille, welche der Naturgenuss voller und befriedigender macht. — Am 1. Mai wird im Augarten das Maifest, eines der schönsten und edelsten Volksfeste, gefeiert. Das kleine, einfache Haus, welches Kaiser Joseph II. während der schönen Jahreszeit bewohnte, kann auf Verlangen Fremden gezeigt werden. Das Ameublement ist dasselbe, wie es zu Joseph's Zeiten bestand. Im Vorplatze des Augartens ist die jährliche öffentliche Ausstellung von veredeltem Hornvieh und Schafen.

Die Brigittenau. Vom Augarten gelangt man durch eine Thure dahin, doch ist diese Passage nur fur Fussgeher geeignet. Die Brigittenau liegt am Ende des Praters und hinter dem Augarten. Um Ueberschwemmungen zu verhuten, ist ein hoher Damm durch die Brigittenau gezogen. In dieser anmuthigen, dicht bewachsenen Au wird jährlich am Sonntage vor oder nach dem 13. Juli das Brigittenkirchweihfest gefeiert, ein mit Tanz und Schmaus volksthumlich heiter und freudig begangenes Fest, bei welchem sich viele Tausende aus den untern Standen einfinden und, bunt durcheinander gemengt, ganz der Lustigkeit und dem Lebensgenusse ohne alle Storung sich uberlassen.

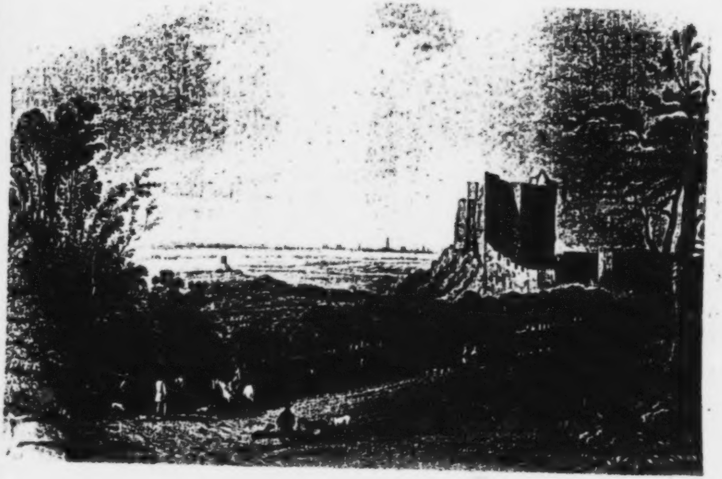
Der Volksgarten am äussern Burgplatze ist besonders Abends, wenn, was öfters geschieht, Musik gemacht wird, besucht. Auf dem **Wasser-Glacis**, von der dort bestehenden Mineralwasser-Trinkanstalt so genannt, ist ein Kaffeehaus in der Mitte von Gartenanlagen errichtet, wo wahrend der schonen Jahreszeit des Morgens und Nachmittags bis spat Abends Musik gemacht wird, und besonders an Sonn- und Feiertagen viele Lustwandelnde sich einfinden. Eine zu jeder Jahreszeit angestellte und sehr beliebte Promenade ist die rings um die Basteien der Stadt. Sie beginnt gewöhnlich um 1 Uhr Nachmittags fur diejenigen, welche vor Tische sich ergehen wollen, und um 4 oder 5 Uhr für die Spaziergeher nach dem Speisen.

Die Schauspielhauser. Wien zählt deren fünf. Als die beste dramatische Kunstanstalt Deutschlands steht 1) das k. k. Theater an der Burg, uneigentlich auch Nationaltheater genannt, oben an. Diese Buhne ist ausschliesslich der Muse des deutschen Schauspiels geweiht. Das Parterre, welches sammt dem Orchester eilf Klafter lang ist, hat zwei Abtheilungen. Von den vier Gallerien sind die beiden ersten ganz mit Logen, die dritte ist damit theilweise besetzt. Die Buhne hält in der Länge zehn Klafter, drei Schuh. Das Personale besteht aus 25 Schauspielern und 23 Schauspielerinnen. Obschon das Burgtheater Raum für ungefähr 1500 Menschen und im Jahre 1837 einige Veränderung erhalten hat, so ist es doch nicht gross genug für den zahlreichen Besuch. Die Kosten der Unterhaltung dieser Anstalt werden von der Casseneinnahme und einem Zuschusse von jährlich 50000 Gulden bestritten; 2) das k. k. Theater nächst dem Kärnthnerthore ist bloss Opernhaus, denn es werden nur Opern und Ballets gegeben. Mehrere Jahre hinter einander besteht nun auch eine italienische Oper für einige Monate. Es ist in Pacht gegeben. Das Parterre mit gesperrten Sitzen ist in ein erstes und zweites abgetheilt. Logen sind im ersten, zweiten und dritten Range. Im Ganzen fünf Gallerien und ein gutes Orchester; 3) das k. k. privilegirte Theater an der Wien ist meistens Spectakelstücken und der niedern Posse geweiht. Es ist sehr geräumig, schön decorirt und hat eine breite und tiefgehende Bühne, so dass über 500 Personen und über 100 Pferde Raum haben; 4) das k. k. privilegirte Theater in der Leopoldstadt. Daselbst haben seit vielen Jahren die Volksposse und die Pantomime ihren Platz genommen. In den hier aufgeführten Lustspielen einer früheren Periode war das Wiener Volksleben besonders treu, komisch und gemüthlich ausgeprägt. Die Producte der neuesten Zeit geben leider oft nur Zerrbilder desselben; 5) das k. k. privilegirte Theater in der Josephstadt, in der Kaiserstadt Nr. 2. Hier bringt man das höhere und niedere Lustspiel und Opern zur Aufführung. Anerkannt ist die Direction bemüht, das möglichst Beste zu leisten. — Der Anfang der Vorstellungen ist in allen Theatern Abends um 7 Uhr. Logen und Sperrsitze sind des Morgens in den Theaterkanzleien und Abends an der Casse zu bekommen. Sie werden nicht selten bei neuen Stücken auch schon einige Tage früher bestellt.

Die Redouten, die Masken- und Tanzbälle sind nur zur Faschingszeit in den k. k. Redoutensälen der Hofburg üblich. Der vollste Maskenball wird am Faschingsdienstage (Fastnacht) abgehalten. Dann sind beide Säle so voll Maskenträgern und Personen, die in der gewöhnlichen Kleidung unmaskirt erscheinen, angefüllt, dass ihre Zahl wohl an 5—6000 beträgt. Maskerade, Musik, Beleuchtung und das ganze bunte Gewirre der Menge beschäftigt Auge und Ohr mit gleich grossem Ergötzen. — Für Speisen, Getränke und Erfrischungen aller Art sind einige Nebenzimmer bestimmt. Maskenanzüge, worin bloss in der k. k. Redoute erlaubt ist zu erscheinen, sind bei Maskenverleihern, deren Boutiken in mehreren Strassen vertheilt sind, von allen Sorten zu haben. Die Redouten-Localitäten aus dem grossen, 126 Fuss langen, 59 Fuss breiten und 48 Fuss 9 Zoll hohen Saale bestehend, der mit dem kleinen Saale in Verbindung steht, sind kürzlich gänzlich restaurirt und sehr geschmackvoll und elegant hergestellt worden. Die Decorirung ward bei ersterem auf rosenfarbenem, beim andern auf grünlichem Grunde, mit Verzierung der Gesimse, Luster, Armleuchter und den übrigen Ornamenten, in Gold und Weiss bewerkstelligt; die vordem unter der Gallerie bestandenen Säulen wurden ganz weggebrochen; die Gallerien, welche früher durch das Orchester unterbrochen waren, sind nun frei gemacht, alle Localitäten mit Parketten versehen, um den Staub um so besser hintanzuhalten, gepolsterte Sitze, Spiegel und Luftzuge angebracht, und durchweg statt der Oefen die Meissner'sche Heitzmethode mit erwarmter Luft eingeführt. Von mehreren, für das Publikum hinsichtlich der Zugänge und der Garderoben zweckmässigen Anordnungen, ist auch die Herstellung eines geschlossenen und heizbaren Vestibule's für die Dienerschaft, als eine wesentliche Verbesserung dieser grossartigen und in ihrer dermaligen Umgestaltung sich um so anziehender darstellenden Räume zu bemerken, die das anständigste Vergnugen und besonders fur Fremde das frappanteste Schauspiel eines Menschengewoges aller Stande, in der buntesten und ungezwungensten Mischung darbieten. — Bälle und Reunionen, durch Anschlagezettel stets mehrere Tage voraus bekannt gemacht, finden in grosser Anzahl statt. Die schönsten werden im Gasthause zur goldenen Birne auf der Landstrasse, zum Sperl in der Leopoldstadt in der Stadt, so wie in mehreren anderen grosseren Gasthausern gegeben.

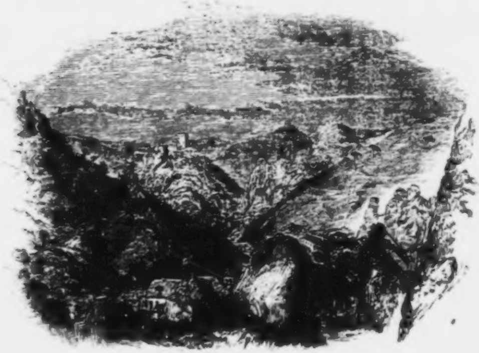
Die Umgebungen von Wien bieten einige sehr schöne Punkte dar, sie bilden ein von Osten nach Westen laufendes, von Bergen eingeschlossenes, im Norden von der Donau bespultes Becken. Die hoheren und tieferen Grunde auf dem rechten Ufer des Flusses sind reich mit Waldungen bedeckt, was der Landschaft einen frischen und lebendigen Charakter verleiht. Die Höhen des Kahlenberges erstrecken sich nach Suden, während der bereits erwahnte Leopoldsberg scharf an das Wasser hinantretend auf dem Bilde besonders hervorragt. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar und die Flora sehr reich; in Wien wird daher viel Blumenliebhaberei getrieben, und ausser den bereits schon genannten öffentlichen Garten verdienen viele Privatgarten, wie z. B. der des Baron Pronay zu Hetzendorf, des Baron Hugel zu Hantzing, des Baron Lahr, des Hofraths von Kleyln zu Penzing, des Baron Barbier, des Herrn Seidel u. A. m. im hohen Grade die Aufmerksamkeit des Reisenden.

Das Interesse des Alterthumsforschers und des Kunstfreundes wird in den Umgebungen Wiens vorzuglich angezogen durch folgende Gegenstande: die alte Pfarrkirche zu Baden; Weilburg, der prachtige Sommerpalast des Erzherzogs Karl; der Sauerhof; die alte Kirche zu Bruin am Gebirge mit ihrem Kirchhofe, auf welchem der Astronom Hell und der Dichter Zacharias Werner begraben liegen; die Kirche zu Heiligenstadt mit der am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Jacobskapelle; Hetzendorf, ein Sommerpalast des Kaisers mit prachtigen Freskogemalden von Gran; Kalksburg mit seiner schönen Kirche; das schon erwahnte Klosterneuburg, Laxenburg, ebenfalls ein kaiserlicher Palast, und Franzensburg, die getreue Nachbildung eines furstlichen festen Schlosses im funfzehnten Jahrhundert, hier befindet sich eine schöne Sammlung von Alterthumern, so wie eine treffliche, in Marmor ausgefuhrte Gruppe



[illegible] Castle

des Meleager von Baier, und in der Kirche ein Altarbild von van Dyk; zu Mödling sind die alte Hospitalkirche, die alte Pfarrkirche und die im ältesten sächsischen Style



MOEDLING BEI WIEN.

erbaute Pantaleonskapelle sehenswerth, so wie zu Penzing die alte St. Jacobskirche mit dem Grabmal des Prasidenten Rottmann von Fenella; zu Petersdorf befindet sich ebenfalls eine schöne alte Kirche des vierzehnten Jahrhunderts mit einer noch viel alteren Krypte; Schönbrunn, wo der Kaiser Mathias ein Schloss errichten liess um des vortrefflichen Wassers willen, das der schöne Brunnen gab, und welches spater unter den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia mit grosser Pracht von Fischer von Erlach umgebaut wurde, enthalt noch das im spanischen Geschmacke ausmeublirte Cabinet der Kaiserin, und die mit der Statue der Nymphe Egeria geschmückte Quelle und hat ebenfalls noch immer die Ehre, die kaiserliche Tafel mit Wasser zu versorgen *); zu Sivering endlich ist eine alte Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert noch wohl erhalten.

---

*) Die historische Bedeutung von Schönbrunn ist so allgemein bekannt, dass wohl kaum daran erinnert zu werden braucht. Napoleon hatte hier seine Residenz aufgeschlagen und

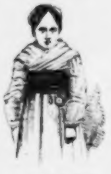
Eine der schönsten Ansichten Wiens bietet der Punkt bei der **Spinnerin am Kreuz**, auf dem Wege nach Baden, dicht an der Strasse über den Wiener Berg, dar. Die Spinnerin am Kreuz ist ein Votivmonument, welches von **Crispin Pellitzer** 1547 soll errichtet worden sein und das, wie spätere Forschungen bewiesen haben, von dem alten Meister **Hans Puchsbaum** aufgeführt worden ist. Es ist eine Säule im reinsten gothischen Geschmack; sie ward wiederholt restaurirt, dennoch hat die feine Bildhauerarbeit an derselben durch den Einfluss des Wetters sehr gelitten. Mehrere Sagen knüpfen sich an diese Säule, wir geben dieselben, um einige Abwechselung in unsere nothwendig einförmige Schilderung Wiens zu bringen, hier wieder, wie sie **Duller** in seinem trefflichen Werke über die Donauländer mittheilt. Eine fromme Gattin, die den ritterlichen Gemahl Jahre lang vergebens vom Kreuzzuge zurückerwartete, — so kündet eine von jenen Ueberlieferungen — habe auf der Höhe des Wienerberges so lange gesponnen, bis sie von dem Erlöse ihres Fleisses das Denkmal gesetzt. Eine andere Sage berichtet von einer Kaiserstochter Euphemia, welche Chorfrau im Frauenmünster zu Tule gewesen, und nach langem Siechthum plötzlich in Verzückung gewähnt: das Herz sei ihr geraubt worden und werde in einem goldnen Gefässe verschlossen gehalten; ein heimkehrender Pilger aber werde es ihr wieder bringen. Hierauf sei sie zu einem Gnadenbilde gewallfahrtet, ohne Erlösung zu finden; auf dem Rückwege aber habe sie auf der Höhe des Wienerberges neben einem hölzernen Kruzifixe die Tochter des Maiers gesehen, die vom Morgen bis zum Abend sass und spann, um durch den Erlös des Gespinnstes jedem vorbeikommenden Pilger einen Labetrunk zu schaffen. Bei diesem frommen Mädchen sei nun die Kaiserstochter geblieben und habe brünstig zu Gott gebetet. Als sie aber in ihr Kloster wiedergekehrt, habe sie plötzlich Erlösung ihres Leidens empfunden, und zur selben Stunde habe man ihr in einem goldenen Gefässe das Herz ihres Vaters, des Kaisers, der fern am Rhein gestorben, gebracht. Eine dritte, gänzlich von den beiden früheren abweichende Sage über den Ursprung der Denksäule ist folgende, deren frisches Gepräge ihre Entstehung im Volke auf's Lebhafteste bekundet. Ein Müller Spiner stand bei der Hinrichtung eines Diebes in dem vordersten Kreise, der sich um das Hochgericht gebildet (das nicht sehr ferne seitab von der Spinnerin am Kreuze), und äusserte, während der arme Sünder die verhängnissvolle Leiter bestieg, vorwitzig und so laut, dass dieser es hören konnte, — „er möchte wohl wissen, wie dem auf der Leiter jetzt zu Muthe sei.“ Kaum hätte er diese Worte gesprochen, als der Verbrecher, der schon die Schlinge um den Hals

---

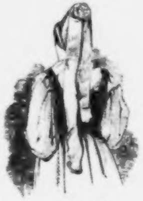
unterzeichnete daselbst den Tractat von Schönbrunn, dreiundzwanzig Jahre später starb sein Sohn, der Herzog von Reichstädt, in demselben Zimmer. Hier war es auch, wo der junge Staps aus Naumburg den Versuch machte, Napoleon zu tödten, den er mit seinem eignen Leben bezahlen musste.

trug, ausrief: „Halt! Ich habe noch etwas zu entdecken. Ich verschwieg meinen Mitschuldigen.“ Staunen und Schweigen ringsum. Der arme Sünder aber weist von der Leiter herab kaltblütig auf den Müller und ruft: „Der ist's!“ — Die Hinrichtung wird verschoben, der Müller gefasst und ins Gefängniss gebracht. Da der Angeber seine Anklage nicht zurücknimmt, wird dem Müller der Process gemacht und das Urtheil gesprochen, und in Cameradschaft mit dem Verbrecher erreicht er bald darauf die Höhe des Wienerberges und besteigt bleich vor Todesangst die verhängnissvolle Leiter. — „Weisst du nun, wie einem ist?“ fragt ihn jetzt der Andere und erklärt hierauf dem Richter und den Zuschauern, dass der vorwitzige Müller unschuldig, und wie er selbst vor seinem Tode sich noch einen feinen Spass gemacht. Der Müller aber setzte — aus Dankbarkeit gegen den Himmel für seine Rettung vom gewissen schmähligen Tode und zum ewigen Gedächtnise, unfern der Richtstätte, die Kreuzsäule, die nach ihm Spinerskreuz genannt wurde.

Ehe wir Wien verlassen, sei es uns gestattet, obwohl es streng genommen nicht auf unserm Wege liegt, einen Ausflug nach dem schönen Baden zu machen. Dieser eben so berühmte, als reizende Ort ist gewissermassen die Grenzstadt zwischen den Umgebungen Wiens und dem Gebirge. Für den Alterthumsforscher und den Geschichtsfreund bieten sich hier viele anziehende Stätten dar, und er gewährt südöstlich von der Stadt wenigstens 50 alte Burgen mehr oder weniger in Trümmern, die Ueberreste einer vergangenen bewegten Zeit. Unter diesen bietet Neustadt die meisten geschichtlichen Erinnerungen dar. Baden ist einer der besuchtesten Heilquellen der österreichischen Monarchie, und die Zahl derer, welche jährlich dort Genesung suchen, beträgt oft mehr als 5000, während wohl 10 bis 12000 auf einen oder mehrere Tage zu ihrem Vergnügen hinkommen. Der Kaiser und mehrere Herren vom hohen Adel haben hier eigene Schlösser. Die warmen Schwefelquellen, welche viel kohlensaures Gas enthalten, werden auch mit grossem Vergnügen von Gesunden benutzt. Beide Geschlechter baden hier zusammen, die Damen gehen von der einen, die Herren von der andern Seite hinein, im Bade selbst findet aber keine Trennung statt; man bleibt Stunden lang in demselben, sitzend oder sich langsam bewegend, bei der anmuthigsten geselligsten Unterhaltung unter Scherzen und Lachen. Ueberhaupt ist Alles gethan, um das Leben in Baden so genussreich wie möglich zu machen.

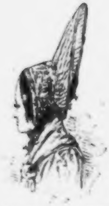


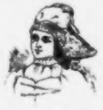
TRACHT UM WIEN.



TRACHT UM WIEN.

Bevor wir unsere Donaufahrt fortsetzen, schalten wir, da unsere katalogartige Darstellung nichts mehr bezwecken konnte und durfte, als dem Reisenden die nöthigen Fingerzeige zu geben, folgende farbensatte Darstellung aus dem Wiener Leben mit besonderer Beziehung auf die jährlich daselbst sich wiederholenden religiösen Feierlichkeiten hier ein; wir entlehnen sie dem gewandten Duller, der ein geborner Wiener mit eben so reichem Talente, als grosser Vorliebe diese höchst charakteristische Seite seiner Vaterstadt dargestellt hat. Also lautet seine meisterhafte Schilderung:


TRACHT IN DER UMGEGEND VON BADEN


TRACHT IN DER PROVINZ.

Der Weihnachtsabend, das Fest der Kinder, an welchem selbst der Greis so gerne sich wieder als Kind fühlt und giebt, wenn der Engel des Friedens von Haus zu Haus wandelt und das Siegel der Verheissung auf jede Schwelle drückt: wo die Familie, durch so süssen Bann in ihrem Weihthum gefangen gehalten, an die Weltsorgen nicht denkt, die draussen lauern, — hat in Wien den Niclasabend zum humoristischen Prolog. Eine in Wien heimische Legende erzählt von einem Knaben, den die Türken bei ihrem Einfall in Oesterreich mit sich in die Sclaverei geschleppt und den Sanct Nicolaus, der Kinderfreund, den tiefbekümmerten Eltern, die zu ihm als ihrem Schutzpatron inbrünstig gebetet hatten, unverhofft frisch und gesund wiedergebracht. Die Sitte, am Niclasabend den Kindern zu bescheren, ist älter als diese Legende und findet sich auch in anderen katholischen Städten. In Wien, wo weder das Christkind, noch die heiligen drei Könige jetzt noch wie früher in Person erscheinen, hat Niclas sein Recht gleichwohl nicht aufgegeben, er kommt mit schneeweissem Barte, im langen Talare, die goldpapierne Mitra auf dem Haupte, den Hirtenstab in der Hand, — hinter ihm sein Knecht, Ruprecht (in Wien „Krampus“ genannt), ein zottlicher Geselle mit klirrenden Ketten an Händen und Füssen, feurigen Augen, einer langen blutrothen Zunge und einem mächtigen Schweife, eine Ruthe und einen Sack im Arme: — so könnt ihr Herren und Diener in tausend Ebenbildern alljährlich am Niclastage (6. December) in den Buden, auf dem Graben und der Freiung sehen. Die Kinder sitzen des Abends im Kreise; da pocht es an der Thüre, der Vater ruft: herein, und Sanct Niclas tritt mit seinem Knechte in die Stube. Nun beginnt das Gericht über die Kinder. Sanct Niclas erkundigt sich, indessen Krampus mit den Ketten rasselt, bei den Eltern, ob die Kinder fromm, fleissig und gehorsam gewesen, und lässt sich von ihnen das Vaterunser oder Credo aufsagen, die Schularbeiten werden gezeigt und geprüft. Ist Sanct Niclas zufrieden, so langt er in den Sack und theilt (mit frommen Sprüchen) seine Gaben aus.

Ist er es nicht, so giebt er dem Knecht Befehl, den Schuldigen zu fassen. Nur die Fürbitten der Eltern retten für dies Mal das Kind, Sanct Niclas lässt sich erweichen und begnügt sich damit, einstweilen dem Kinde statt der schönen Bescherung die vergoldete Ruthe zu hinterlassen, dann hält er ihm eine erbauliche Rede und verlässt den kleinen Kreis.

Den Schluss des Weihnachts-Abends macht in Wien der Besuch der Christmette um Mitternacht. Du kannst dich eines eigenthümlichen Gefühls, als kreisten Geister um dich und über dir, nicht erwehren, wenn du in den ungeheuren Räumen der Stephanskirche, deren Grabesnacht die Lichter am Hochaltare wie verlöschende Sterne erhellen, die zwölf thrönenden Glockenschläge vernimmst und nun der Gottesdienst beginnt. Da denkst du unwillkührlich der Sage von der Messe der Todten, und dass, wer ihr beiwohnte, dieser verfallen ist.

Der Neujahrstag hat viel von seinem Pompe verloren, seit die Humanität die lästige Sitte des Glückwunsches verdrängte und man sich für eine Kleinigkeit (zum Besten der Armen) von dieser loskauft.

Der Fahrten nach Herrnals in der Fastenzeit geschah bereits früher Erwähnung. — In der „stillen Woche“ (der Charwoche) sind vom Palmsonntage ab, an welchem Jeder seinen Zweig zur Weihe in die Kirche bringt, sammtliche Theater Wiens geschlossen und alle öffentlichen Vergnügungen eingestellt. Die Kirchen werden für den Aufbau des heiligen Grabes gerüstet. Am Grundonnerstag „wandern die Glocken nach Rom,“ von wo sie erst am Abend des Charsamstags nach dem Auferstehungsfest wieder kommen. Statt ihrer schallen allenthalben die „Ratschen“ (Klappern). Am Nachmittage des Grundonnerstages beginnen in den Kirchen die „Pumpermetten“ und „Lamentationen.“ Am Charfreitage sind alle Altäre ihres Schmuckes entkleidet, alle Kruzifixe und Bilder mit schwarzen Flören und Tüchern verhängt; vor dem Hochaltare liegt auf einem Teppich ein Bild des Gekreuzigten, zu dem sich die Gläubigen hindrängen, um die Wundenmale zu küssen und dabei für die Armen zu opfern. In einer Abseite oder einer bestimmten Kapelle, deren Fenster mit schwarzen Tüchern verhängt sind, zeigt sich das heilige Grab in Felsen, mit lebensgrossen Figuren; hoch über dem Grabe prangt das Marterholz mit dem Leichentuche umwunden, mit Speer, Nägeln, Dornenkrone, Schwamm, Rohr und Würfeln. Zahllose Kerzen und Lampen umschimmern das hochwürdige Gut mit dem Leibe des Herrn. Am Vormittage des Charsamstags wird vor den Kirchthüren „der Judas“ verbrannt, da drängen sich die Abergläubischen streitend um die Kohlen und Brände. Am Nachmittage des Charsamstages wird in jeder Pfarrkirche der Leib des Herrn zur symbolischen Feier der Auferstehung erhoben. Auf allen Thürmen schallen jetzt die Glocken wieder, die ganze Gemeinde ordnet sich mit brennenden Kerzen und Fahnen zur Procession, unter einem Baldachin wandelt der Priester mit dem hochwürdigen Gute aus dem Gotteshause auf die Strasse hinaus und hält den Umzug. Die Gemeinde stimmt das schöne alte Osterlied an: „Der Heiland ist erstanden“, mit dem Refrain „Halleluja“, wo der Priester stille steht und den Segen ertheilt, wirft sich Alles betend zur Erde und klopft an die Brust. Wenn die Procession in der Kirche wieder angelangt ist, prangen alle Altäre bereits im schönsten Schmucke und im vollen Kerzenschimmer, das hochwürdige Gut aufzunehmen; dann wird das „Herr Gott, wir loben dich“ unter Trompeten- und Paukenschall angestimmt, und nach dem letzten Segen ist das Auferstehungsfest beendigt.

Der Frohnleichnamstag ist ein wahres Frühlingsfest. Dann sind alle Strassen mit Blumen bestreut, alle Häuser bis hoch hinauf mit Maien bedeckt. An vier Orten, an der Dreifaltigkeitssäule, auf dem Graben, am Schwarzenberg'schen Palais auf dem neuen Markte, auf dem Lobkowitzplatze und auf dem Michaelisplatze sind unter freiem Himmel Altäre errichtet, voll der duftigsten Blumen, von den schönsten Südgewächsen beschattet. Die Procession, welche von St. Stephan ausgehend, die Hauptstrassen Wiens durchzieht und nach St. Stephan zum Hochamte wiederkehrt, hat an Pracht nirgends ihres Gleichen. Da seht ihr die kaiserliche Familie, umgeben von allen Würdenträgern und Hofbedienten in reichster Gala, die Lehrer der Hochschule mit dem Rector und den Decanen, von den Pedellen mit ihren alterthümlichen Stäben begleitet, den Magistrat, mit dem Bürgermeister an der Spitze, — jene ungarische Edelgarde, davon jeder Einzelne ein König scheint auf seinem schnaubenden, von Gold und Silber schimmernden, mit dem Tigerfelle bedeckten stolzen Rosse, der Reiherbusch mit diamantner Agraffe auf dem Kalpack, der Dolman starrend von Gold, die Brust voll Orden, der Säbel von Juwelen strahlend, — den Erzbischof, angethan mit dem Pallium, mit dem Heiligthum, unterm prächtigen Himmeldache, umgeben von Chorknaben, welche Weihrauchgefässe und silberne Glöcklein schwingen, oder Kreuze und Fähnlein tragen, von den betenden Domherren und der andern Geistlichkeit des Erzstiftes zu St. Stephan, eine Ehrenwache, die grüne Reiser auf den Tzakos trägt, zu beiden Seiten; — ihr seht die Leutpriester aller Pfarrer der Stadt und der Vorstädte mit Fahnen und Gemeinden, die sämmtlichen geistlichen Orden und frommen Bruderschaften mit Fahnen und Blumen geschmückten Kruzefixen, die Zünfte und Handwerke mit ihren Standarten, die langen Reihen der Waisenkinder, paarweise geordnet, in saubern Festkleidern, die armen Pfründner, die Sängerknaben der Convicte, die Mädchen der verschiedenen Pfarrgemeinden, schneeweiss gekleidet, mit Blumenkörbchen, deren bunte Fülle sie dem Fürsten der Liebe, dessen Frühlingsherrschaft heute gefeiert wird, zu Ehren rings ausstreuen; eine Truppenabtheilung beschliesst den Zug, der zwischen Spalieren von

Linien- und Bürgermilitair dahinwallt. An jedem von den vier Altären wird Halt gemacht, und der Erzbischof liest, von den Priestern und Leviten bedient, das Evangelium, und Böllergeknall mahnt nahe und ferne an die Verkündigung der frohen Botschaft, an die Erlösung der Menschheit und der Natur. Nach dem Hochamte im St. Stephansdome ist die Feier, die etwa sechs Stunden gedauert, zu Ende, und das Militair defilirt, nachdem sich alle übrigen Theilnehmer zerstreut, zum Schlusse auf dem Hofe am Hofkriegsgebäude vorüber. — Am Sonntage nach dem Frohnleichnams-Donnerstage wiederholt jede Pfarre in den Vorstädten das Fest im Kleinen.

Eine andere Festlichkeit ist das Abschiedsgeleite, so wie der Empfang der Procession, welche alljährlich von Wien nach dem Gnadenorte Mariazell in Steiermark zieht. Sie wurde in Gustav Adolph's Todesjahre (1632) gestiftet. Viele Tausende wallfahren, keine Mühe des Weges, noch die Last des Alters oder des Siechthums scheuend, ein Gelübde zu lösen, nach jener Kirche im steirischen Hochlande. Im Passionschore zu St. Stephan empfangen sie ihre Fahne, und dorthin bringen sie diese, mit Tannenreisig und Alpenblumen geschmückt, zurück. Jeder Pilger ziert seinen Stab mit bunten Bändern und Blüthen und bringt seinen Lieben, die ihm „einen schönen Gruss an die Mutter Gottes in Mariazell“ mitgeben, ein Heiligenbild, einen geweihten Wachsstock, oder sonst ein Andenken von dort mit.

In der Firmelungswoche (zu Pfingsten) ist der Theil des Stephansplatzes vom unausgebauten Thurme bis zum Bischofshofe und zur Bischofsgasse hinab mit Kindern besäet, welche, das Sacrament der Firmung zu empfangen, von Nahe und Ferne herbeigebracht werden, alle im schönsten Putz, und hinter ihnen die ehrenfesten Firmpathen, die Taschen schon voll von Geschenken für die Kinder. Wenn die heilige Handlung vorbei ist, bricht der Jubel der Firmlinge los, welche die Geschenke ihrer Pathen in Empfang nehmen, und von diesen mit Meth und Lebkuchen bewirthet werden. Des Nachmittags wimmeln der Prater und alle Lustorte Wiens von ihnen. Da dürfen sie im Ringelspiele so viel Ringe von der Scheibe stechen, als ihnen gelüstet, der Bajazzo macht dann vor der Bude seine einladenden Spässe nicht umsonst: es ist, als sollten sie, da sie von der Kindheit Abschied nehmen, alle Freuden derselben noch einmal im vollsten Maasse geniessen, wie ja auch im Nonnenkloster der Tag, wenn die Locken der Gottesbraut auf die Marmorplatte niederfallen, ein Festtag ist, an welchem das Weltleben zum letzten Male in die geweihte Einöde der Clausur dringen darf.

Der Allerseelentag ist allenthalben eine Verlobungsvorfeier des frischen blühenden Lebens mit dem Tode, ein Fest der Pietät und der Hoffnung zugleich; nicht der

Verwesung, — dem Wiedersehen sind ja alle jene Grabesblumen, Grabeskränze und Grabeskerzen geweiht, und die Schmerzesthräne presst auch schon die als Ahnung in euch lebende Seligkeit des ersten Kusses nach dem Tode aus euren Augen. O sprecht ihnen nur zu, den Ruhenden unter dem Rasen, euere lebensheissen Herzen mit so rührendem Glauben, mit so inniger Hoffnung, mit so treuer Liebe legt nun an die Graber; sie fühlen die raschen Schläge durch die dunne Rinde; seht, wie sie durch Blumen euch Antwort zunicken!

Die Lücken dieses Festkalenders füllt der Wiener reichlich genug aus. Die vielen Sale in der Altstadt und in den Vorstädten, die Wirthsgärten in den letzteren und am Saume des Glacis der Volksgarten, der Prater, Tivoli und die Landparthien bieten ihm hinlänglichen Anlass. Ueberall Musik, überall Freude, mit mehr oder weniger Aufwand von Luxus. Ihr kennt die Kampfe zwischen der weissen und der rothen Rose, zwischen Wolfen und Weiblingern: habt ihr aber nie von der Rivalitat des „Sperls" (mit der „Birne") gehört? Ihre Feldherren sind keine geringern als Strauss und Lanner; ihre Feldlager heissen sie „Assembleen." Vor sechs Jahren arrangirte der Restaurant im Augarten die erste, und kündigte sie als das Fest „im Hafen von Venedig" an. Ein Prospect, den Dogenpalast darstellend, schloss die magisch erleuchtete grosse Allée; die Sale waren feenhaft geschmückt, und mit Recht durfte er die folgenden als „Elfenfest", als „Armidens Zaubergarten" ankündigen. Ein Annenfest im Gasthofe zur „Birne" gehört zu den prachtvollsten, was eure raffinirende Phantasie ersinnen kann. Habt ihr euch durch den unansehnlichen Hof, durch die niedern Vorgemacher glücklich zurecht gefunden und seid in den Garten getreten, so ist euer Auge, wohin es sich wenden mag, durch Glanz und Farben geblendet, jeder Gang ist illuminirt, der Strahl des Springbrunnens dunkt euch im Widerscheine der Lampen über ihm nur ein Strahl von Licht, der aus der Erde empor schiesst. Ihr blickt auf, da zieht ein transparenter Luftballon über euren Köpfen dahin; ihr wendet euch, da streckt ein Flammentelegraph seine leuchtenden Arme aus und verschränkt sie gravitatisch zu dem Monogramm: A (Anna). In dem Gebüsche, in welches ihr einbiegt, treibt Polichinell seine Schwanke; in dem Laubengange tritt euch ein langbärtiger Grieche entgegen, der euch, schlaublinzelnd, Rosenöl anbietet. Der geschmackvolle Tanzsaal ist durch die köstlichsten Südgewächse in einen duftigen Hain verwandelt; oben aber auf der Tribune steht wie ein Imperator Johann Strauss, die Hofmann'sche Figur, mit dem Negergesichte, eine Locke hangt ihm auf die Stirn herein; er schuttelt sich und fasst, noch einmal sein Reich überschauend, die Geige. Alles halt vor Erwartung den Athem an, denn er will jetzt seinen neuesten Walzer vortragen. Scharf setzt er den Bogen an, wie einen Commandostab; sein Haupt neigt sich zur Linken; sein ganzer Körper scheint galvanisch zu zittern. Da erklingt der erste Ton, melancholisch, unheimlich. Ihr glaubt auf einem Kirchhofe zu sein. Da springt plötzlich der Humor auf das Leichenfeld, aus allen Buschen kommen die leichtfüssigen Elfen hervorgeraschelt und schlingen den Reigen. Umsonst sträubt ihr euch. Ihr müsst mit hinein. Wie Bacchanten reisst es euch fort. Jetzt gönnt der Zauberer euch Rast; im schmelzenden Moll athmet ihr wieder auf; aber unversehens stürmt die ganze Macht des Zaubers wieder auf euch ein, der Boden weicht unter euren Füssen, eure Zehen gleiten auf Wellenspitzen dahin; jetzt brausen die Töne, anschwellend, sich verdichtend, als Orkan um euch, schleudern euch himmelhoch und in die Tiefe; — da verstummt Alles und der Spuk ist zerstoben. Hundertstimmiger Beifall lohnt den Meister; dieser aber wendet sich und neigt kaum merklich das Haupt und ist hinter üppigen Oleander- und Orangenbaumen verschwunden.

An manchen Tagen werdet ihr in der That verwirrt, wohin ihr euch wenden sollt, wenn ihr an einer Strassenecke steht und die ellenlangen Ankündigungen, eine über der andern, gewahrt, eine lockender als die andere. Hier winkt euch Domayer zu seinem Casino nach Hietzing hinaus, wo die schwarzen Zigeuner, mark- und beinerschütternde Weisen spielend, an den Gittern des fashionablen Gartens wie Geächtete vorüberziehen. Aber nicht diese sind's, die Domayer euch verspricht, — sondern Strauss. Lanner's Name daneben lockt nach Ober-Sanct Veit, Morelly's nach Fünfhaus, und gar die der zahllosen anderen Musikdirectoren, deren jeder seinen Ruf und sein Publicum hat, Mayer, Benda, Kraft, Drachenek, oder jene unaussprechlichen der Chefs von Militairmusiken, Massek, Knoll, Niemczek, Wiscoczil und wie sie alle heissen, die zu behalten ihr ein besseres Gedächtniss brauchtet, als Cäsar.

Oder ihr wollt mit Bekannten eine Landparthie machen. Hunderte von Gesellschaftswagen und die Fiakervereine stehen euch für eine Kleinigkeit zu Diensten; oder zieht ihr es vor, bis an die Linie zu gehen, so schwingt euch auf einen „Zeisler“ oder werft euch einem „Linienbauer“ in die Arme, obwohl ihr dabei, wenn euch in solchem Fuhrwerk ein Stadtfiaker unterwegs begegnet, euer Ansehn in Gefahr setzt. Heiligenstadt mit seinem Bade, Sievering, Döbling, Weidling am Bach mit ihren Weinbergen, Dornbach und der reizende Gelitzinberg, Penzing, Hütteldorf, wo euch des jovialen Dichters Castelli Villa gastlich winkt, Meidling, St. Veit, Laxenburg, die Briel, weiterhin Baden, — ihr dürft nur wählen; überall findet ihr frohe Menschen; überall entdeckt ihr Originale, wie sie euch sonst nirgends begegnen, scharf geschnittene Burlesken, die ihr auf der Volksbühne für Geschöpfe der Einbildungskraft halten würdet; wenn ihr Touristen von Profession seid, so skizzirt sie im Portefeuille; sie nehmen euch nichts übel, aber macht um des Himmelswillen in ihrer Gesellschaft keine zweideutige Bemerkung über irgend eine Person, die sie lieben und verehren, sonst halten sie euch für ein Geschöpf, das nicht unter honette Leute gehört, und es geht euch schlimm. Vergesst überhaupt, wenn ihr nach Wien kommt, vor allen Dingen nur nicht, das Herz mitzubringen; dann seid ihr jedem Wiener willkommen, und werdet das Herz des Wieners gewiss nie vergessen.

VII.

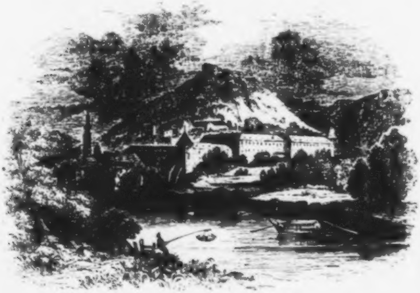
VON WIEN BIS PESTH.

Nur ungern trennt sich der Fremde von den Genüssen der reichen und üppigen Kaiserstadt, und es giebt wohl Keinen, gleich viel, welche Interessen ihn dahin geführt haben, der seine Erwartung nicht befriedigt fand und sich nicht gern und oft wieder dahin zurucksehnte. Nur die Hoffnung, dass man, den Lauf der Donau verfolgend, zu neuen, bisher ganz unbekannten Scenen gelangen werde, mildert einigermaassen die Betrubniss des Abschiedes von Wien und dessen Herrlichkeiten, obwohl der Wanderer durch die gute und auserlesene Gesellschaft, welche man meist das Glück hat, auf dem Dampfschiffe zu treffen, fortwährend an die schonen, in der kaiserlichen Residenz verlebten Tage erinnert wird. Noch ein Gruss nach Wien hinuber, denn des Dampfschiffes Räder haben sich schon in Bewegung gesetzt, und dann geht es voll Erwartung an den Ufern des machtigen Stromes entlang, auf denen bald bisher fast kaum geahnte Trachten, Sitten und Erscheinungen die Blicke fesseln und beschäftigen werden. Noch befindet man sich auf der Donau im deutschen Vaterlande, binnen wenigen Stunden aber begrusst man das Konigreich Ungarn, das durch den entschiedenen geistigen Aufschwung, den es seit den letzten Jahren genommen hat, ein zwiefaches Interesse gewinnt.

Der erste Ort, an welchem man voruber kommt, sobald man Wien verlassen, ist Simmering, auf dem rechten Donauufer, an und fur sich unbedeutend und nur in historischer Hinsicht einigermaassen bemerkenswerth. Hier soll eigentlich, nach der Bemerkung einiger Geschichtschreiber, Richard Lowenherz, der sich in das Gewand eines Templers gesteckt hatte, gefangen genommen worden sein, auch war hier das Hauptlager Soliman's im Jahre 1529; jetzt werden die Wettrennen meist dort gehalten. Etwas weiter hinab auf dem linken Ufer, jedoch vom Schiffe aus meist durch Gebüsch versteckt und nur selten vortretend, liegen die in der neueren Geschichte so beruhmt gewordenen Dorfer Aspern und Esslingen, so wie in der Donau selbst die Insel Lobau, bekannt durch die daselbst am 21. und 22. Mai 1809 gelieferte Schlacht. Napoleon hatte sich Wiens bemachtigt, sein Heer zwischen der Kaiserstadt und Ebersdorf aufgestellt und eine Schiffbrucke nach Lobau geschlagen, um auf das linke Ufer der Donau hinüber zu gehen. Erzherzog Karl, der in Eilmärschen mit seinem Heere aus Baiern und Böhmen herangerückt war, griff mit einer Armee von 75000 Mann und 288 Stück Geschütz den Feind muthig an und schloss ihn fast gänzlich ein. Durch ein geschicktes Manoeuvre gelang es dem österreichischen Helden, die Communication unter den Franzosen zu unterbrechen. Lannes, Bessières und Massena standen zuerst mit ihren Truppen auf der Insel Lobau und waren von da auf das linke Ufer hinüber gegangen. Nachmittags um 4 Uhr am 21. Mai hatte der Angriff von Seiten der Oesterreicher begonnen und die hartnäckigste Gegenwehr gefunden. Noch vor Einbruch der Nacht waren die beiden Dörfer Aspern und Eslingen fünf Mal von den Oesterreichern erobert und fünf Mal verloren worden, bis diese sich zuletzt in Aspern behaupteten. Am andern Tage früh um 4 Uhr Morgens begann der furchtbare Kampf von Neuem und blieb lange unentschieden, bis zuletzt der Rückzug der Franzosen auf die Insel Lobau der Schlacht ein Ende machte und Erzherzog Karl den Sieg des Tages davon getragen hatte. Die Oesterreicher verloren 20000 Mann, die Franzosen 40000 und unter diesen den Marschall Lannes, Herzog von Montebello, und den General St. Hilaire.

Dem Laufe des Flusses folgend, begrüsst man nun Ebersdorf, eine wichtige Militairstation mit Schloss und Artilleriekaserne und einer Metallwaarenfabrik, und noch weiter hinab Schwächat am Flüsschen gleichen Namens, das sich hier in die Donau ergiesst. Beide Orte liegen am rechten Ufer der Donau, und Schwächat ist historisch merkwürdig durch die Zusammenkunft zwischen Johann Sobieski und dem Kaiser Leopold nach dem berühmten Entsatze von Wien, zu deren Erinnerung auch hier eine Denksäule errichtet wurde. — Zwischen Grossenzersdorf, ebenfalls berühmt durch eine Schlacht im Jahre 1809, Mühlleuten und Schönau auf dem linken, so wie Mannswerth, Fischamend am Ausflusse der Fischa, Ellend, kroatisch Haslau und Regelsbrunn am rechten Ufer und vielen Inseln in der Donau hindurch, erreicht man endlich Petronel am rechten Donauufer, in dessen Nähe das alte *Carnuntum*, die römische Hauptstadt von Oberpannonien und die Station der vierzehnten Legion und einer Donau-Flottille, lag. Aus jener Zeit finden sich noch Ueberreste eines römischen Triumphbogens und eines römischen Walles. Der Sage nach baute Karl der Grosse daselbst eine Kirche, die er der heiligen Petronella weihte, woher der Ort seinen Namen erhalten haben soll. Die von den Tempelherrn oberhalb des Ortes aufgeführte Johanneskirche ist ebenfalls ein merkwürdiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst. Petronel gehörte einst dem bekannten starken Ritter mit dem langen Barte, Andreas Rauber, welcher auch hier begraben liegt. Jenseits Petronel bei Deutsch-Altenburg beginnt das rechte Donauufer hügeliger zu werden. Deutsch-Altenburg hat ein hübsches Schloss und eine schöne alte, dem heiligen Johannes geweihte Kirche. Die warmen Quellen in dessen Nähe waren schon den Römern bekannt, welche dieselben *Aquae pannonicae* benannten. Dicht hinter diesem Orte, hart an der Chaussee, erhebt sich ein ungefähr sechszig

Fuss hoher Hugel, der **Hutberg** oder **Hütelberg** genannt, von dem die Sage erzählt, dass er seine Entstehung den Einwohnern und zwar auf folgende Weise verdankt. Zur Feier der Befreiung Wiens nämlich durch den Polenkönig sollen diese beschlossen haben, auch ein Denkmal aufzuführen. Zu diesem Zwecke holten sie nun, wie es heisst, Jeder einen Hut voll Erde und Steine anders woher und schütteten ihn an jener Stelle aus, dadurch entstand der Berg, der seinen Namen indessen wohl seiner, einem Bauernhut gleichenden, Gestalt verdankt. — Von Deutsch-Altenburg nach Hainburg, dem letzten Orte auf österreichischem Gebiete, fuhrt am Fusse der hier sich erhebenden Hugel entlang eine schöne Allee. Hainburg selbst am rechten Donauufer zwischen dem **Hundsheimer** und dem **Braunsberge** liegend, ist ein Stadtchen von ungefähr 3000 Einwohnern, und beruhmt durch seine grosse Tabaksfabrik. In der Nähe derselben befindet sich die Ruine des Schlosses Hainburg auf dem Hainberge. Es ward im Jahre 1490 von Kaiser Maximilian erobert; am 2. Juli 1683 ersturmten die Türken Hainburg und hausten daselbst furchterlich. Uebrigens ist der Ort sehr alt und der Burg wird schon im siebenundzwanzigsten Gesange der Nibelungen Erwähnung gethan. Schräg gegenuber auf dem linken Donauufer ergiesst sich die **March** unweit Marcheck in die Donau und bildet die Grenze Oesterreichs und Ungarns, während auf dem rechten Donauufer noch eine etwas langere Strecke zu Oesterreich gehört, und hier der Ort Wolfsthal die sogenannte kaiserliche Ausbruchstation (Grenzstation) ist.



SCHLOSS HAINBURG.

Wir sagen jetzt der deutschen Donau Lebewohl und haben Ungarn erreicht. Ehe wir jedoch unsere Reise fortsetzen, wird es, um des besseren Verständnisses des Folgenden willen, dem freundlichen Leser, wie wir hoffen, nicht unangenehm sein, wenn wir einen Augenblick bei den früheren Zeiten und den jetzigen Zuständen dieses eben so merkwürdigen, als bedeutenden Reiches verweilen. Das eigentliche Ungarn, das von Siebenbürgen, der Militairgrenze, Croatien, Steiermark, dem Lande unter der Enns, Mähren, Schlesien und Galizien begrenzt wird, umfasst ein Gebiet von ungefähr 3800 Quadratmeilen. Der Boden Ungarns ist im Norden sehr gebirgig, wenig fruchtbar, im Süden flach und im Ganzen sehr fruchtbar. Gebirgszweige sind hier die Karpathen, der Tatra, Fatra und Matra, steiersche und julische Alpen; die höchsten Spitzen: die Lomnitzer Spitze, 8300 Fuss, der Krywan, 8000 Fuss u. s. w. Die meisten Ebenen und Moräste findet man im Flussgebiet der Theiss. Die Hauptströme sind, die Donau mit Dampfschifffahrt, Pograd, Waag, March, Eipel, Theiss, Leytha, Raab, Sau u. s. w. Man hat auch mehre Canäle theils zur Entsumpfung, theils zur Schifffahrt, und von den Binnenseen sind bemerkenswerth: der Neusiedler-, der Platten- und auf den Karpathen der grüne See. Ungarn hat sehr mannichfaltige Producte: Getreide in Ueberfluss, Reis, Gemüse, Holz in Ueberfluss, Tabak vorzüglich, Wein, Oliven u. s. w. Vom Thierreich finden sich ausser den gewöhnlichen Hausthieren noch Bäre, Wölfe, Luchse, viel Speisewild, eine Menge Fische und Waldbienen, Heuschrecken, Seidenwürmer und die kolumbazschen Mücken. Vorzüglich reich ist dieses Land an Mineralien: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Salz, Natrum u. s. w., Porzellanerde; ausserdem hat Ungarn gegen 350 Mineralquellen. Das Klima ist am gesundesten auf den Karpathischen Vorbergen, am rauhesten im Norden; mild, warm, aber wegen der Sümpfe höchst ungesund, im Süden. Die Beschäftigung der Ungarn auf dem Lande ist Getreide-, Gemüse-, Obst-, Wein- u. s. w. Bau; Vieh- besonders Pferdezucht, auch sehr bedeutend ist Schaafzucht. Der Seidenbau ist im Aufblühen. Glänzende Vortheile gewährt der Bergbau, die Holzcultur und die sehr ergiebige Fischerei. In Vergleich mit den westlichen Nachbarstaaten ist indess im Allgemeinen die Industrie wenig lebhaft. Der Handel ist von Wichtigkeit. Die Bevölkerung des Reichs schätzt man auf 8½ Millionen Köpfe, von welchen eine halbe Mill. Magyaren, weniger Slaven, ein Zwölftel Deutsche, ein Zwölftel Wlachen, das Uebrige Griechen, Zigeuner u. s. w. sind. Der Religion nach zählt man 4 Mill. Katholiken, 2 Mill. Protestanten, 1 Mill. 200,000 Griechen, 130,000 Juden, und zwischen diesen allen laufen noch gegen 45000 Zigeuner herum. Die Einwohner zerfallen in Adel, Bürger und Bauern, welche letztere erst nach und nach dem Knechtstande entzogen werden. Die deutschen Ansiedler, Kumanier und Jazygen stehen frei auf ihrem eignen Boden. Die Verfassung ist eine eingeschränkte, auch in weiblicher Linie erbliche, Monarchie. Der König muss der Constitution öffentlich Treue schwören und sich krönen lassen, wenigstens sechs Monate nach der Wahl; Gesetze giebt der Regent nur mit Bewilligung der Reichsstande, aber bei Ernennung zu allen Staatsamtern, Standeberufen, Kriegs- und Friedensbeschlussen u. s. w. ist er ganzlich frei. Die Reichsstande sind zusammengesetzt aus Pralaten, Magnaten, adeligen Reprasentanten und Gespannschaften, Deputirten der konigl. Freistadte und der Kumanen und Jazygen; demnach nehmen durch Reprasentation an der Standeversammlung nur 350000 Adelige und eben so viel Burger Theil. Alle ubrigen Ungarn gehoren zur *misera plebs contribuens*. Die Stande zerfallen in zwei Tafeln (Kammern), die der Magnaten und die der Stande. Sie alle werden vom Konige durch die Regales berufen. Die Sitzungen unterscheidet man in Circular-, d. i. eine Art engere Sitzungen und Reichstagssitzungen. Die Verwaltung des Reichs leitet der König, da die ungarische Hofkanzlei und unter ihr der Palatin, dem die konigl. Statthalterei, d. h. drei Pralaten, eilf Magnaten, zehn Ritter beigegeben ist, zu diesem Behufe ernannt sind.

Der erste ungarische Ort, welchen der Reisende auf seiner Fahrt begrusst, so wie er die Grenze uberschritten hat, ist Theben (ungarisch Deven), ein Marktflecken an der Mundung des Marchflusses, auf dem linken Ufer der Donau mit 1500 Einwohnern, und dem Grafen Palffy gehorend. Er liegt am Fusse eines gewaltigen Hugels, treibt ziemlichen Handel mit Fruchten und ist beruhmt wegen seiner vortrefflichen Gurken und seines Sussholzes. In vielfacher Hinsicht interessant ist die ganz in der Nahe auf einem Kalkfelsen gelegene alte Ruine gleichen Namens, welche Jahrhunderte hindurch ein festes Schloss war und 1809 von den Franzosen ganzlich zerstort wurde. Ueber ihren Ursprung herrschen verschiedene Sagen. Nach der einen soll hier ein Tempel der slavischen Venus (Dewa) gestanden haben, eine andere erzahlt, die Burg sei von der Tochter eines slavischen Herzogs erbauet, und eine dritte, sie sei von den Romern gegrundet worden. Sichere Nachrichten uber dieselbe kommen erst im Jahre 864 vor, wo sie zu den festesten Platzen von Grossmähren gehorte und der slavische Herzog Wratislaw sich vor Ludwig dem Deutschen dahin fluchtete, hier von ihm belagert wurde und sich endlich unter schweren Bedingungen ergeben musste. Am Schlusse desselben Jahrhunderts fiel es in die Hande der Ungarn unter Stephan I. und blieb seitdem stets in ihrem Besitz. 1233 ward Schloss und Marktflecken durch Herzog Friedrich von Oesterreich belagert und 1272 von König Ottokar von Bohmen wahrend des Krieges mit Bela erobert, nach dem Frieden jedoch der Krone von Ungarn wieder zuruckgegeben. Zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurde Theben Besitzthum des Grafen von St. Georgen und Pösing und kam nach dessen Aussterben an die Zapolya. Ferdinand I. schenkte spater die Burg dem Palatin Stephan Bathory, der 1535 hier sein ruhmwurdiges Leben beschloss. Dann fiel es wieder, da einer seiner Nachkommen zu dem siebenburgischen Fursten Bocskay hielt, der Krone Ungarn zu. 1621 eroberte der osterreichische Feldherr Graf von Buquoy, der hier die Insurgenten angriff, dasselbe, und Kaiser Ferdinand III. schenkte Burg und Flecken, als der Friede geschlossen war, dem Palatin Paul Palffy, dessen Nachkommen, wenn gleich in einer Nebenlinie, beides, wie bereits oben bemerkt wurde, noch besitzen. Bei dem Einfalle der Turken (1683) leistete die geringe Besatzung des Schlosses mannhaften Widerstand und die Unglaubigen mussten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts gerieth die starke Feste allmahlig in Verfall, bis sie endlich zu Anfang des neunzehnten gänzlich in Trümmer sank. In seinem gegenwartigen Zustande ist es Nichts als ein Chaos pittoresker Fragmente, die alle den Charakter fruherer Grosse tragen und lebendig auf die Zeiten hindeuten, wo Bauwerke dieser Art als unumganglich nothwendig betrachtet wurden fur die Erhaltung der Ordnung und des Friedens. Einer der alten Wachthurme, der Nonnenthurm genannt, welchen man auch deutlich auf dem Stahlstiche erblickt, steht noch ziemlich wohl erhalten auf einem isolirten und jetzt unzuganglichen Felsen. Gleich vielen Festen dieser Art bestand auch die von Theben ursprunglich aus einer oberen und einer unteren Burg mit einem weiten Hofplatze zwischen beiden. Die obere Burg ward schon fruh von ihren Eigenthumern verlassen, wahrend die untere fast bis zu ihrer gänzlichen Zerstörung durch die Franzosen bewohnt blieb. Bis zu dieser Zeit waren die Aussenwerke stark und das Innere bot besonders in seinem schönen Mittelthurm, seinen beiden Thoren, seinen Prachtsalen und seinen unterirdischen Gemachern und Gangen viel Stattliches dar. Das Meiste davon wurde jedoch verstummelt und befindet sich jetzt in einem solchen Zustande der Zerstörung, dass man Gefahr lauft, von den herabsturzenden Trummern erschlagen zu werden, wenn man es einer genaueren Beschauung unterwirft. Von dem Hauptwalle geniesst man indessen eine der prachtigsten Fernsichten und nach jeder Richtung hin bieten sich anziehende, das Auge oder den Geist angenehm beschaftigende Gegenstande dar. Nach Norden breitet sich das reiche Marchfeld mit der von den mahrischen Bergen herabkommenden March vor dem Blicke aus. Auf dem rechten Ufer des Flusses gewahrt man Schlosshof, einst der Lieblingssommeraufenthalt des grossen Helden Eugen, weiter nordlich erheben sich die Mauern von Marchegg mit dem Schloss Salmhof, wo Nicolaus von Salm, der heldenmuthige Vertheidiger Wiens gegen die Turken, seine letzten Lebenstage in Ruhe und Frieden beschloss. Nach Westen dehnt sich die beruhmte Ebene aus, auf welcher vor funfhundert Jahren Ottokar von Bohmen Krone und Leben an Rudolph von Habsburg verlor, und wo in neueren Zeiten die tapfern Schaaren Oesterreichs den Legionen Napoleon's bewiesen, dass der Sieg nicht deren alleiniges Eigenthum sei. Nach Osten zu wird der Blick begrenzt von den unteren Karpathen, welche einen eignen Gegensatz zu der weiten Ebene bilden, die sich im Norden und Westen dehnt, und welche einen eigenthumlichen Gegensatz von hohen Felsen, tiefen Abgrunden und schattigen Waldern darbietet. Zu Fussen des Beschauenden zeigen sich die Hauser des Fleckens Theben, und nach Süden zu ruht das Auge mit Freuden auf dem breiten, belebten Strome und dessen fruchtbaren Ufern; den schönsten Punkt in der Landschaft bildet jedoch das schon erwähnte Schloss Hainburg.

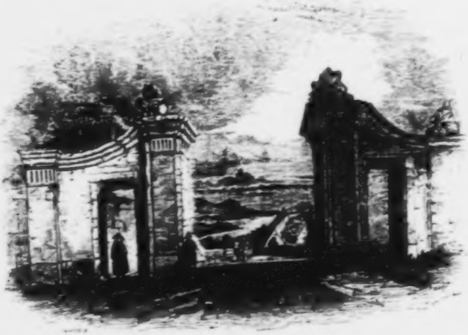
An dem Nonnenthurme haftet, wie wir bereits oben bemerkten, noch eine schöne alte Sage, die wir hier mittheilen wollen, ehe wir unsere Donaufahrt fortsetzen. Einer der Herrn von Theben hatte sich auf einem Streifzuge nach Kärnthen — so erzählt der ausführlichste Bericht — in eine schöne Jungfrau aus vornehmem Geschlechte verliebt, ihr Herz gewonnen und sie mit sich auf seine Feste genommen. Sie war von ihren Angehörigen dem Kloster bestimmt, dies hinderte ihn aber nicht, die prachtvollsten Anstalten zur Feier der Vermählung, welche binnen Kurzem vollzogen werden sollte, zu treffen. Da plötzlich, als er eines Abends von der Jagd zurückkehrte, kam ihm einer seiner Diener entgegen und meldete ihm, dass seine Braut von ihrem Oheim, dem Abte von Isenberg, geraubt worden sei und dieser sich mit ihr auf dem Wege nach dem Kloster befinde. Ohne Zögern und nur von einigen Getreuen begleitet, setzte der junge Schlossherr augenblicklich dem Räuber nach und es gelang ihm, denselben im Walde einzuholen und ihm nach kurzem, aber heftigem Kampfe die Beute wieder abzunehmen. Gleich am andern Tage sollte nun die Vermählung vor sich gehen. Das junge Brautpaar hatte so eben die Weihe seines Bundes in der Kapelle erhalten und der Priester war im Begriff, den Segen zu sprechen, da hörte man Waffen im Hofe klirren, und ein Diener meldete athemlos, dass man in der Freude des Festes das hintere Thor aufgelassen, der Abt mit einer grossen Schaar Reissiger durch dasselbe eingedrungen sei, die schwache Besatzung niedergehauen und den Rückweg aus der Kapelle abgeschnitten habe. Nur mit Mühe barg der junge Graf die Geliebte in dem Nonnenthurm, welcher damals noch der eiserne Thurm hiess, und dessen Zugange er mit den wenigen Treuen, die ihm geblieben, bis Mitternacht mannhaft vertheidigte. Aber seine Anhänger fielen Einer nach dem Anderen, und als endlich auch das starke Thor von Eichenholz durch Feuer, welches der Feind angelegt hatte, vernichtet worden war, schwand der letzte Hoffnungsstrahl für die unglücklichen Liebenden. Sie retteten sich auf die Zinne, unter der fast in unabsehbarer Tiefe die Donau dahinströmt. Hier verweilten sie einen Augenblick in bewegtem Gespräch; da vernahm man schon die Tritte des Abtes auf den letzten Stufen, die zu der Zinne führten. Hastig eilte die Liebende zu dem Eingange und schob den Riegel vor, dann rief sie ihrem Verfolger zu: „Schöne, schöne meinen Gatten!“ — „Nimmer“, entgegnete der rachsüchtige Abt, und seine Begleiter sprengten die Thür; in demselben Augenblicke umfing sie ihren Gemahl und schwang sich mit ihm auf die äusserste Brustwehr des Thurmes. „Komm zurück!“ rief ihr Oheim, einen Augenblick seine Wuth bezwingend. — „Nicht eher, als bis du mir mit heiligem Eide gelobt“ — — „Mit heiligem Eide“, unterbrach sie der Abt und stürzte wüthend auf den Grafen zu. —

aber das treue Paar war plötzlich seinen Blicken entschwunden, und als er von der steilen Höhe auf den Fluss hinab blickte, sah er nur die schäumende Fluth, die sich wieder über den Liebenden schloss, welche sich in inniger Umarmung dort hinab vor der Grausamkeit der Menschen gerettet hatten.

Die Fahrt auf dem Strome fortsetzend, erreicht man nun zwischen CARLSDORF mit der vielbesuchten, der heiligen Rosalie gewidmeten Wallfahrtskapelle auf dem linken Ufer, und KITTSEE mit seinem schönen Schlosse auf dem rechten hindurch schiffend, die gerade acht Meilen von Wien (auf der Donau) entfernte Freistadt PRESBURG, von Ferdinand I. an bis zu Joseph II. einst die Hauptstadt des Königreichs Ungarn. (Ungarisch wird sie *Posony*, lateinisch *Posonium* genannt.) Sie liegt unter 34° 45' 35" östlicher Länge und 48° 3' 28" Breite und 400 Fuss hoch über dem Meeresspiegel. Ueber ihre Geschichte giebt der tüchtige Kenner der Donauländer, Dr. G. C. B. Rumy, in seiner Beschreibung der kunikischen Donauansichten folgende zusammen gedrängte Notizen, welche wir hier einschalten. Der berühmte ungarische Geograph und Geschichtsforscher Matthias Bel und mit ihm Andere, halten Presburg für eine römische Colonie und leiten den lateinischen Namen *Posonium* und *Poson* von einem römischen Feldherrn, Namens *Piso* ab, weswegen auch Einige lateinisch *Pisonium* schreiben, allein diese Ableitung ist willkürlich. Besser ist die Ableitung des Namens von dem benachbarten See *Peiso* oder dem Neusiedlersee, der sich einst weiter hinauf bis in die Niederungen von St. Georgen, Pösing und Modern erstreckte (s. meine *Monumenta Hungarica* im ersten Band, Pesth, zweite Auflage 1817, Seite 339 ff.), und schon der ungarische Schriftsteller Szegedi versicherte, dass in dem Presburger Domkapitel-Archive schriftliche Urkunden vorhanden sind, nach welchen Presburg einst Peisburg hiess, daher lateinisch zuerst *Peisonium*, woher *Posonium*, ungarisch *Posony* entstand. Den deutschen Namen Presburg und den slavischen Presspurek leiten Einige von den Presshäusern in dieser weinreichen Gegend, Andere von einem slavischen Fürsten Brecislaw (nicht Broslaus, wie Ballus in seiner Beschreibung von der königl. Freistadt Presburg S. 7 sagt) ab, daher Brecisburg (nicht Broslaburg und Brasburg nach Ballus) und daraus Bresburg. So sagt *Hermannus Contractus* im neunten Jahrhunderte in seiner Chronik (welche im 1. Bande der Sammlung *Rerum Germanicarum scriptores aliquot insignes*, Regensburg 1728, in Folio abgedruckt ist) S. 283: „*Henricus quoque rex autumno Pannonias petens, Haimenburg et Precesburg evertit.*" Nach Besiegung der mährischen Könige in Ungarn durch die Magyaren, die im Jahre 893 in diese Gegend kamen, fiel auch Presburg den Magyaren zu. Irrig ist die Behauptung des Aventin im fünften Buche der bairischen Jahrbücher, dass der ungarische König Stephan I. Presburg, Theben, Oedenburg und einige andere Städte an der österreichischen Grenze als einen Brautschatz mit Gisella, der Schwester Heinrich's, im Jahre 1003 bekommen habe. Denn da der Strich Landes zwischen der March und der Waag, folglich auch Presburg, bis dahin nie von Deutschen erobert worden war, so konnte es auch nicht von deutschen Fursten verschenkt werden. Wahrscheinlich siedelten sich aber unter Stephan I., dem es um die Ausbreitung der christlichen Religion und um die Bildung seiner Nation zu thun war, eingewanderte Franken und Baiern unter der Presburger Bergfeste an. Im Jahre 1042 erschien Kaiser Heinrich mit einer zahlreichen Armee vor Presburg, um den vertriebenen Konig Peter wieder einzusetzen, belagerte die Stadt, bis er sie endlich einnahm und von seinen Truppen plundern und verheeren liess, aber im Jahre 1050 sah er sich genothigt, die neue Belagerung aufzuheben. Im Jahre 1140 unter Gesa II. wurde Presburg von Heinrich von Oesterreich und dem romischen Kaiser Conrad III. mit List eingenommen, aber von dem jungen muthigen Konige in Kurzem mit einem grossen Verlust der Feinde wieder erobert. Unter Bela IV., im Jahre 1241, erfuhr Presburg das traurige Schicksal eines verheerenden Krieges durch die Tataren. Im Jahre 1260 wurde hier der Friede zwischen dem bohmischen Konige Ottokar und dem ungarischen Konige Bela IV. geschlossen und im nachsten Jahre in Wien unterzeichnet, allein im Jahre 1271 nahm Ottokar das Schloss ein, verheerte die Stadt mit Feuer und vernichtete das Stadt- und Kapitel-Archiv gantlich. Im Jahre 1285 wurde die Stadt von dem osterreichischen Herzoge Albert mit Gewalt eingenommen und das Schloss von seinen Truppen besetzt. 1291 erneuerte und bestatigte Konig Andreas III. sammtliche Privilegien, welche die fruheren Konige dieser Stadt verliehen hatten. 1302 ward Presburg von den Oesterreichern eingenommen und blieb in ihrer Gewalt bis zum Antritte der Regierung Carl's I. im Jahre 1308. 1309 wurde hier, unter dem Vorsitze des papstlichen Gesandten, eine ungarische National-Synode gehalten; 1331 wurde hier zwischen Carl I. und den Herzogen Friedrich und Albert ein Friede geschlossen, und im Jahre 1336 ein Bundniss zwischen Carl I., Casimir, Konig von Polen, Johann, Konig von Bohmen und dessen Sohn Carl, Markgraf von Mahren gegen Ludwig von Baiern und die Herzoge von Oesterreich. 1341 kam hier ein neuer Friede zwischen Carl I. und Albert von Oesterreich zu Stande. Konig Ludwig I. oder Grosse bestatigte alle von den vorhergehenden Konigen ertheilten Freiheiten der Stadt. Unter der Regierung Carl's I. und Ludwig's nahmen die Juden, zum grossen Nachtheil der christlichen Einwohner, in Presburg so sehr uberhand, dass sie nicht nur den ganzen Handel an sich zogen, sondern auch den grossten Theil des Privatvermogens der Burger, ja selbst das Rathhaus und eine christliche Kapelle pfandweise an sich brachten. 1404 ward hier zwischen Konig Sigmund und zwischen Wilhelm, Herzog von Oesterreich, ein Friede geschlossen. 1409 verheerten die Hussiten unter Sigismund's Regierung die Stadt mit Feuer und Schwert. 1430 erhielt Presburg die Freiheit, Geld zu pragen. 1438 verlieh Konig Albert der Stadt die Freiheit, Jedem ohne Unterschied, der sich auf der fliegenden Brucke uber die Donau setzen lasst (das konigliche Gefolge, die Reichstags-Deputirten und den Presburger Probst ausgenommen) ein bestimmtes Ueberfahrtsgeld abzufordern. 1474 stiftete hier Matthias I. Corvinus eine Akademie, welche die Istropolitanische genannt wurde. 1475 erging hier der weise Befehl, dass kein Christ sein Erbgut an Juden verpfänden dürfe. 1526 wählte Maria, die Gemahlin des unglücklichen Königs Ludwig's II., nach der Niederlage bei Mohacs, Presburg zu ihrem Zufluchtsorte. 1548 wurde die Kammer und der Sitz des Graner Erzbischofs aus Furcht vor den Türken nach Presburg verlegt. Unter der Regierung Ferdinand's I. sind hier zwanzig Reichstage gehalten worden, und auf einem derselben (1536) wurde Presburg, weil Ofen in die Hände der Türken gefallen war, für die Hauptstadt des Landes erklärt. Im Jahre 1606 fiel bei den Ziegelöfen zwischen dem kaiserlichen General Basta und den Botschkaischen Anhängern eine mörderische Schlacht vor, und Presburg wurde von mehr als 10000 Mann kaiserlicher Truppen besetzt. Im Jahre 1619 nahm Fürst Bethlen die Stadt ein, und hielt hier einen Reichstag. 1620 hielt er in Presburg einen zweiten Reichstag, auf welchem die Friedenspunkte entworfen wurden, welche man im Jahre 1622 zu Nikolsburg in Mähren unterzeichnete. 1621 kam Bethlen wieder mit 15000 Mann nach Presburg, sah sich aber bald genöthigt, der Uebermacht des kaiserlichen Generals Bouquoy zu weichen. 1654 lief Presburg Gefahr, von den herannahenden Schweden, welche bereits die umliegende Gegend beunruhigten, eingenommen zu werden, weswegen die ungarische Krone nach Raab geschafft wurde. 1684 wurden bei Presburg die Tökölischen Truppen von der Bürgerschaft geschlagen. 1701 übten hier die Rakoczyschen Völker ihre Gewaltthaten aus. 1723 entschieden die ungarischen Stände, dass künftig in Ermangelung eines männlichen Kronerben die ungarische Krone auf die weibliche Linie übergehen sollte, und Presburg wurde dem königl. ungarischen Statthaltereirath zum Sitze angewiesen. 1741 am 25. Juni wurde auf dem Reichstage Maria Theresia zur Königin von Ungarn gekrönt und am 11. September erschien sie in der Reichsversammlung mit ihrem halbjährigen Prinzen Joseph auf dem Arme, den sie dem Schutze der Reichsstände empfahl, die voll Enthusiasmus ihre Säbel auszogen und ausriefen: „*Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!*“ (Lasst uns für unsern König, Maria Theresia, sterben!) Im Jahre 1758 liess Maria Theresia das Schloss auf dem Schlossberge, welches im Jahre 1635 auf öffentliche Kosten erbaut war, neu einrichten und im Jahre 1769 einen neuen Flügel anbauen, worauf es dem Herzoge Albert von Sachsen Teschen als *Locumtenens Regis* und seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christina, bis 1780 zur Wohnung diente. Kaiser Joseph II. verwandelte es in der Folge in ein General-Seminarium für die Geistlichkeit und später wurde es zur Caserne verwendet. 1784 ward die Statthalterei, nebst andern Reichsbehörden, von Presburg nach Ofen verlegt und die ungarische Krone aus dem hiesigen Schlosse nach Wien abgeführt. 1800 wüthete in Presburg eine schreckliche Feuersbrunst, die binnen zwei Stunden über hundert Häuser verzehrte. 1805 am 18. November rückte eine Abtheilung des unter dem Obercommando des Marschalls Davoust stehenden Heeres in

Presburg ein, blieb daselbst bis zum letzten November, begab sich dann zur Schlacht bei Austerlitz, nach welcher abermals am 12. November ein ganzes französisches Corps in Presburg einrückte. Am 26. December wurde der merkwürdige Presburger Friede geschlossen und am 7. Januar zogen die letzten Feinde ab. Am 29. Januar 1809 erlitt die Stadt durch den Eisstoss, der sich schrecklich aufthürmte, eine grosse Ueberschwemmung, die sehr bedeutenden Schaden verursachte. Mit Ende Mai kam der französische Marschall Davoust, Herzog von Auerstadt, in die Au und bestürmte die österreichischen Verschanzungen, um den Befehl Napoleon's, sich des Brückenkopfes bei Presburg um jeden Preis zu bemächtigen, auszuführen. Auch die Stadt ward beschossen durch den General Baraguay d'Hilliers, der den Marschall Davoust ablöste. Durch das Bomben- und Granaten-Feuer wurden am 26. und 27. Juni 121 Häuser abgebrannt und über 500 beschädigt. Aber der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Bianchi hielt sich sechs Wochen lang in seinen Verschanzungen, den Brückenkopf tapfer vertheidigend, und verliess sie nur, nachdem durch den bei Znaym geschlossenen Waffenstillstand Presburg in die Demarcations-Linie gefallen war. Hierauf rückten am 14. Juli die Franzosen unter dem Divisions-General Regnier sammt einem sächsischen Corps ein und blieben bis Ende Novembers. Die Stadt musste eine Contribution von 700,000 Franken bezahlen. Im Mai 1811 brannte das schöne imposante Presburger Schloss, das damals eine Caserne war, ab, und man hat bisher keine Aussicht zu seiner Wiedererbauung. Im Jahre 1815 hielt sich in Presburg vom März bis Mai der König von Sachsen mit seiner Familie auf. Im Jahre 1822 hielt daselbst der Fürst Primas von Ungarn, Alexander von Rudnay, eine ungarische National-Synode. Im September 1825 ward hier die Kaiserin von Oesterreich, Caroline Auguste, zur Königin von Ungarn, und — fügen wir hinzu — am 28. September 1830 der damalige Kronprinz, jetzige Kaiser von Oesterreich Ferdinand, als Ferdinand V. König von Ungarn gekrönt, auch fanden seitdem mehrere Reichsversammlungen daselbst statt.

Presburg liegt in einer weiten und schönen Ebene und ist von einer Mauer und einem Graben umgeben. Die Vorstädte sind meist auf Hügeln erbaut und auf dem steilsten dieser letzteren steht die königl. Citadelle oder der Palast, ein viereckiges Gebäude mit einem Thurm in jeder Ecke. Schon im frühesten Alterthume soll hier eine Burg gestanden haben, welche Graf Paul Palffy 1635 wieder herstellte und ausschmückte. Sie war reich an Gemälden bedeutender Meister, die das Leben und die Thaten Kaiser Ferdinand's II. mit Portraitsähnlichkeit darstellten, und bewahrte in einem der Thürme die Krone und das Scepter des Reichs. 1760 wurde der Bau von Neuem mit grossem Aufwande restaurirt und erweitert. 1811 zerstörte aber, wie bereits erwähnt wurde, eine Feuersbrunst Alles wieder. Der englische Reisende Paget erzählt in seinem Werke über Ungarn und Siebenbürgen (deutsch von Moriarty), dass die aus italienischen Soldaten bestehende Besatzung das Feuer selbst angelegt habe, um nicht länger genöthigt zu werden, Holz und Wasser, an dem es dort fehlte, auf dem Rücken hinauf tragen zu müssen. — Drei eiserne Thore führten zu dem Schlosse und zwischen den beiden ersten waren die Wachen aufgestellt.

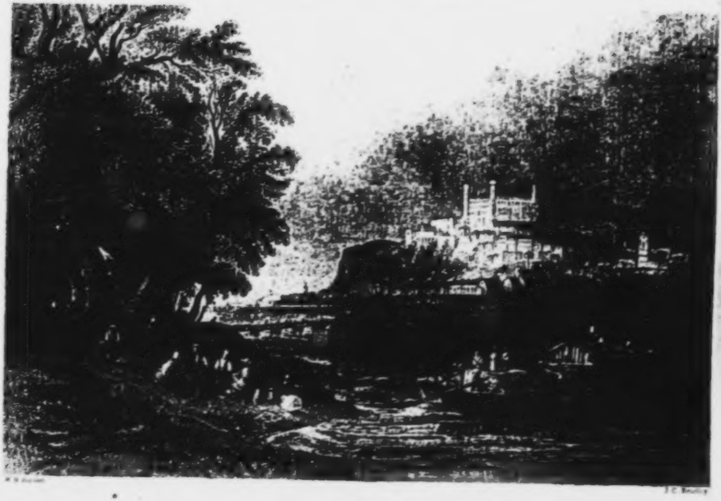


PRESBURG VOM SCHLOSSTHORE AUS GESEHEN.

Eine sehr anmuthige und lebendige Schilderung der Lage Presburgs und des Eindrucks, welchen diese Stadt auf den Fremden macht, giebt eine geistreiche Engländerin, **Miss Pardoe**, in ihrem Werke „*The City of the Magyar*" Vol. I. p. 3, und wir können uns nicht versagen, sie in treuer Uebersetzung hier einzuschalten, da sie diesen Blättern zum Schmucke gereichen wird. — Der erste Anblick von Presburg war bezaubernd: wir sahen über uns den Himmel einer Sommernacht, dunkel, tief und prächtig blau mit Sternen geschmückt und im Mondschein glänzend. Der rasche Strom des Flusses brauste unter der Brücke hindurch und liess den Wiederschein einer Reihe von Laternen längs dem Ufer wie Meteore auf der Fluth hüpfen; die schweren Umrisse des zerstörten Palastes auf einer Anhöhe über der Stadt stachen weiss und scharf gegen die satte Farbe der Atmosphäre ab, und die dunkeln Bäume, die das jenseitige Ufer einfassen, werfen weithin ihren schwarzen Schatten. Die Strassen ruhten dagegen in tiefem Schweigen, denn die Nacht war fast vorüber, und nur das laute Bellen eines wachsamen Hundes begrüsste uns in der Stadt des Reichstages.

Presburg ist keine schöne Stadt; ihr Handelsviertel ist eng und dicht zusammen gedrängt, ihre freien Plätze sind, obgleich zahlreich, doch nur klein und ihre öffentlichen Gebäude nichts weniger als malerisch. Selbst das Landhaus in der Michaelsstrasse, in welchem der Reichstag gehalten wird und das Erzherzog Palatin während seines Aufenthaltes daselbst inne hatte, erscheint, was das Aeussere betrifft, höchst unbedeutend. Das bedeutendste Gebäude ist der erzbischöfliche Palast, gelegentlich die Residenz des Primas und das Absteigequartier des Kaisers. Die offneren Theile der Stadt machen mehr den Eindruck von Reihen von Häusern, die längs einer Landstrasse gebaut sind, als von regelmässigen Strassen, da kein Versuch gemacht wurde, sie zu pflastern. Zu dem sich mehrere Zoll hoch, je nach der Jahreszeit, häufenden Staub und Koth, durch welchen der Wagen hindurch muss, kommt nun noch die Unbequemlichkeit von Canälen, welche die Strassen durchschneiden und Tunnel bilden, die sich plötzlich vor Einem erheben. Trotz dem bieten aber diese Strassen während des Reichstages beständige Unterhaltung dar. Der schwer beladenen Chaise mit ihrem mit Orangeschnüren und schmutzigen Federn geschmückten österreichischen Postillion, ihren bestaubten Reisenden und müden Pferden, folgt die leichte Kalesche aus Pesth durch die Bauernpost befördert, deren wilde und lebendige Pferde, oftmals vier in einer Reihe, weit mehr an das Fuhrwerk angebunden als regelmässig angeschirrt erscheinen; an diese schliessen sich die aus Weiden geflochtenen Wagen des Landvolkes mit Früchten, Korn oder anderen Producten beladen und von einem stämmigen Bauer gelenkt, dessen breiter, niedergeschlagener Hut von schwarzem Filz, mit einem Kranze von gemachten Blumen, einer schwarzen Feder, einer Sonnenblume oder einem Strauss von Ringelblumen geschmückt ist. Frauen mit bunten wollnen, dicht um den Kopf gewundenen Tüchern und meist barfüssig, hölzerne Körbe mit Melonen und Gemüse auf dem Rücken tragend, kommen jeden Augenblick vorüber; dazwischen trippeln zierliche Grisetten in eleganten Schuhen und mit sorgfältig geordnetem Haar, das wie Taffet in der Sonne glänzt; Reiter galloppiren nach jeder Richtung, Fiaker mit hübschen Gesichtern gefüllt, rollen um die Strassenecke; Mönche in dunkeln Gewändern und Priester mit aufgestutzten Hüten drängen sich zwischen elegant gekleideten Damen hindurch, und durch diese Menge jagen die Vierspänner der Magnaten, vornehme Damen im Innern und Jäger mit reichen Federbüschen auf den Hintersitzen tragend, und vollenden das belebte Bild.

Presburg hat für den Reisenden nur wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen. Von öffentlichen Gebäuden sind ausser den bereits angeführten höchstens noch zu bemerken: das Rathhaus mit einem Freskogemälde, das der Sage nach die Höllenfahrt eines Senators vorstellt, der einen falschen Eid geschworen; ferner die ehemalige Statthalterei, das Comitathaus, das Theater, die Caserne, das grosse Kornhaus und das allgemeine Krankenhaus. — An öffentlichen Lehr- und Bildungsanstalten besitzt

 W. H. Bartlett J. C. Bentley

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Presburg ein königl. (katholisches) Lyceum mit einer Bibliothek von etwa 14000 Bänden, einer juridischen und philosophischen Facultät von etwa 400 Studirenden besucht, und einem botanischen Garten; ein geistliches Seminar, ein katholisches Archigymnasium der Benedictiner mit ungefähr 600 Schülern; ferner ein evangelisches Lyceum mit Gymnasium, philosophischen und theologischen Studien, nebst Convict und zwei Alumnaten; eine Knaben-Stiftung und ein Mädchen-Institut, eine Musik-, Zeichen- und Schwimmschule. Ausserdem hat es noch mehrere nicht unbedeutende Privatanstalten und Sammlungen aufzuweisen. Sein vorzüglichster Handel ist Wein und Getreide.

Die Ansicht von Presburg, welche der beigegebene Stahlstich versinnlicht, ist von den Gärten am jenseitigen Ufer der Donau aus aufgenommen, nahe bei der alten hölzernen Brücke. Die Häuser bilden eine fortlaufende Linie längs dem rechten Ufer der Donau, in der Mitte erhebt sich das schon erwähnte viereckige Schloss und die übrigen sehr hervorragenden Gebäude sind die Kathedrale und einige andere Kirchen. Die Dom- oder Collegialkirche St. Martin, in der die Könige von Ungarn gekrönt werden, ist schon im Jahre 1090 erbaut worden, viel Bedeutendes hat sie nicht aufzuweisen, doch möge der aus Blei gegossenen Statue des heiligen Martin in ungarischer Nationaltracht, der reichen Marmorkapelle des heiligen Johann Eleemosinarius und eines sehr zierlichen in Erz gearbeiteten Taufbeckens vom Jahre 1409 Erwähnung geschehen. Ausserdem besitzt Presburg noch 12 katholische und zwei protestantische Kirchen, von denen eine der letzteren ein sehr schönes Altarbild von Oeser enthält, und unter den ersteren die 1272 gegründete Franziskanerkirche sich durch ihren reinen altdeutschen Baustyl auszeichnet; sieben Kapellen, ein Domkapitel, vier Mönchs- und drei Nonnenklöster. Presburgs Umgebungen endlich sind sehr reich und mannichfaltig und bieten sehr viele Lustörter und schöne Spaziergänge dar.

Wir setzen jetzt unsere Fahrt auf der Donau, welche schon gleich hinter Presburg sich mehr südlich als bisher wendet, fort. Das Dampfschiff geht von Presburg bis Pesth meist in einem Tage. Unterhalb der ersteren Stadt sind die Ufer flach und der Strom seicht; man fährt daher gleich in den sogenannten Mühlarm ein, welcher mit dem Hauptstrome der Donau die grosse Insel Schütt bildet, die sich von hier bis zu der Festung Komorn zieht, sie hiess im Mittelalter der goldne Garten und ist einer der fruchtbarsten und gesegnetsten Landstriche des durch seine Fruchtbarkeit so berühmten Ungarn. Die beiden bedeutendsten Ortschaften auf derselben sind Vereknye und Sommerein oder Somorja. Neben der grossen Insel Schütt befindet sich noch das kleine eben so genannte Eiland, welches der Wieselburger Donauarm und der Hauptstrom bilden; es beginnt bei Ragendorf und ist sieben Meilen lang. Zwischen diesen Inseln und Auen hindurch und an vielen unbedeutenden und nicht der Erwähnung werthen Ortschaften vorüber, erreicht man endlich das Dorf Gönyö, ein

Landungsplatz fur die Dampfschiffe und fur die Fahrzeuge, welche aus dem tieferen Ungarn Getreide bringen. Gönyö liegt am rechten Donauufer. In seiner Nahe befindet sich der Martinsberg mit seiner prachtigen, 1070 gegrundeten Benedictinerabtei, welche mehrere Sehenswurdigkeiten enthalt; auch gewahrt man in der Ferne die Domspitzen von Raab sich aus der sandigen Ebene erhebend, auf welcher einst die Franzosen den Ungarn eine so schwere Niederlage beibrachten. Oestlich von Gönyö nimmt die Zahl der Inseln und Auen ab und der Strom bekommt ein engeres Bett; die Aussicht wird weiter, aber die Ufer bleiben flach. Ungefahr nach einer Stunde nun erreicht das Dampfschiff am Ausgange der grossen Schutt die Freistadt und Feste Komorn, da, wo sich die Waag mit der Donau verbindet.

Komorn (ungarisch *Komárom*), Stadt, Festung und Hauptort des Comitats, liegt am ostlichen Ende der grossen Insel Schutt und am Einflusse der Waag in die Donau. Alterthumsforscher behaupten, es sei das alte *Bregetium*, doch lasst sich nichts Gewisses daruber ermitteln, wie uberhaupt Naheres uber dieselbe erst seit Matthias Corvinus bekannt ist, der meist als ihr Grunder betrachtet wird. Spater verliehen mehrere Koniginnen und Konige ihr bedeutende Privilegien, und sie ward namentlich durch Ferdinand I. und Leopold I. vergrossert. Komorn ist der Geburtsort des Ladislaus Posthumus, den seine Mutter hier am 22. Februar 1440 bei offenen Thuren und in Gegenwart mehrerer Magnaten gebar, und des beruhmten Erzbischofs Kolonics. Es ward haufig von Erdbeben heimgesucht, vorzuglich 1763 und 1812. Gegenwartig hat es 18400 Einwohner, von denen mehr als die Halfte Katholiken und die Uebrigen Protestanten, Reformirte, nicht unirte Griechen und Juden sind, und besitzt funf katholische Kirchen, zwei protestantische, eine griechische Kapelle, eine Synagoge und ein Franziskanerkloster. Unter den offentlichen Gebauden und Anstalten sind die leider durch die Erdbeben wiederholt beschadigte Andreaskirche, das Comitatsgebaude, das Rathhaus, das Hospital, das Benedictiner- und das reformirte Gymnasium und die Bibliothek Kulcsar, welche der offentlichen Benutzung frei steht, besonders hervorzuheben. — Die Festung Komorn liegt ungefahr 2000 Schritte von der Stadt auf der sudlichen Spitze der Insel Schutt, bei dem Einflusse der Waag in die Donau, in welche eine halbe Meile oberhalb die Neutra mundet, und der sogenannten alten oder eigentlichen Donau. Sie zerfallt in zwei Theile, die alte und die neue Festung. Die erstere besteht schon seit 1272 und wurde besonders durch Matthias Corvinus hergestellt, die letztere ist von Ferdinand I. 1550 angelegt und von Leopold I. noch weiter ausgefuhrt worden. Wahrend des achtzehnten Jahrhunderts gerieth sie etwas in Verfall, wurde aber 1808 wieder ausgebaut und dadurch zu einer Hauptfestung Ungarns erhoben. Sie ist nie erobert worden und hat zum Zeichen dessen an einer Ecke die steinerne Statue einer Jungfrau, welche in der Rechten einen Lorbeerkranz halt und mit der Linken eine Feige macht. Auch leiten Einige aus demselben Umstande den Namen Komorn von komme morgen, d. h. wieder, her. Die Stadt Komorn hat Tuchfabriken und treibt Wein- und Holzhandel.

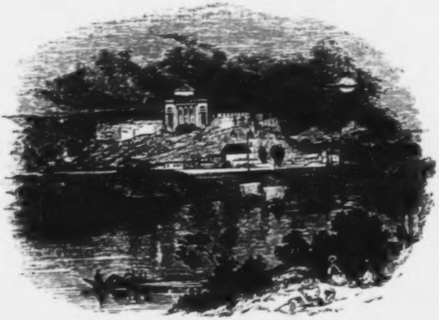
Gleich jenseits Komorn offnen sich die Ufer zu beiden Seiten und man geniesst von nun an eine freiere Aussicht. Bei fortgesetzter Fahrt erblickt man rechts das Dorf Oszeny, links Izsa und Path, welchen schrag gegenuber Almas mit einem schönen Marmorbruche, und das Schloss Dotis liegen. Dann erreicht man am Ausflusse der Zsitva in die Donau das Dorf Zsitvatö und diesem gegenuber auf dem rechten Ufer am Fusse von Rebenhugeln den durch seinen Wein beruhmten Flecken Nessmély. Der sogenannte Nessmuller wird als einer der feinschmeckendsten und theuersten ungarischen Weine weit versandt. Als die besten Sorten desselben betrachtet man den Paphegyer, den Melgeshegyer und den Kaashegyer. Die Berge, auf welchen dieselben gezogen werden, gehören den Grafen Zichy und Esterhazy. Nessmely hat ausserdem noch historische Bedeutung durch den 1439 hier erfolgten Tod Kaiser Albrecht's II., der von einigen Historikern dem ubermassigen Genusse von Wassermelonen, von Anderen aber dem Gifte zugeschrieben wird. Auch standen seine Einwohner fruher in dem bosen Geruche der Zauberei und wurden arg durch Hexenprocesse heimgesucht.

Unterhalb Nessmely verlasst man die Komorner Gespannschaft. Die Ufer werden zu beiden Seiten noch flacher und freier. Man begrusst jetzt nur Dörfer, welche weiter nichts Merkwurdiges darbieten. So z. B. Radványy, Mocs, Karva auf dem linken und Süttö, Piszke und Neudorf auf dem rechten Ufer, bis man endlich zwischen Ebed und Tath hindurch und an einigen Auen vorbeischiffend, die alte beruhmte Stadt Gran (ungarisch Esstergom) erreicht, uber die wir die nothwendigen historischen Notizen der bereits angefuhrten Schrift von Rumy entlehnen. Den Namen *Istrogranum* hat sie von den beiden hier zusammenlaufenden Flussen Ister oder Donau und Gran erhalten. Sie ist eine sehr uralte Stadt, aber ihre Entstehung ist ungewiss. Manche Schriftsteller behaupten, dass sie bereits im Jahre 155 nach der Sundfluth erbaut wurde, was eine lacherliche Behauptung ist; Andere halten sie mit mehr Recht fur eine romische Colonie, da hier romische Alterthumer gefunden worden sind. Nach *Cellarius notitia orbis antiqui* und nach Andern lag hier die romische Stadt *Bregetium* oder *Bregaetium* (Ptolemaus, *Itinerarium Antonini et Notitia Imperii*), welche aber nach Mannert und Andern bei dem heutigen Dorfe Szony in der Nahe von Komorn zu suchen ist, wo man Ueberbleibsel römischer Schanzen, eine Wasserleitung und andere Denkmaler findet. Wahrscheinlicher lag hier das romische *Crumenum* (*Itinerar. Anton. et Notitia Imper.*) oder *Curta* (*Ptolem.*). So viel ist sicher, dass sie bereits im zehnten Jahrhunderte eine ansehnliche Stadt war, so wie die Residenz des ungarischen Herzogs Geysa und der Geburts- und Kronungsort seines Sohnes, des heiligen Stephan, gewesen ist. Nach

Bonfin, in der siebenten Decas seiner ungarischen Geschichte, S. 300 (nicht Bonifacius, wie in den Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn, Kaschau, 1825, I. Band, S. 73 gesagt wird) hatte Gran ehemals viele herrliche Kirchen und Paläste, grosse Reichthümer und eine sehr starke Bevölkerung, so dass sie alle Städte des Reichs weit hinter sich zurück liess, aus welcher Ursache sie auch die Nebenresidenz der ungarischen Könige (so wie Stuhlweissenburg und Wischegrad) lange Zeit war. Sie war zugleich ein bedeutender Handelsplatz, und Italiener, Franzosen und Deutsche bewohnten ihre eigenen Gassen. So glänzte sie bis zum Jahre 1241, in welchem sie beim Einbruche der Tataren mit Ausnahme des Schlosses oder der Festung gänzlich zerstört wurde, wie Rogerius in seinem *Carmen miserabile* erzählt. Nach dem Abzuge der Tataren liess zwar der König Bela IV. die Stadt mit Mauern umgeben und trug durch Erbauung mehrerer Kirchen und Gebäude viel zu ihrer Wiederherstellung bei, sie konnte jedoch nicht wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen und musste der Stadt Ofen den Vorzug einräumen. Auch litt Gran viel durch Bürgerkriege und wurde häufig belagert, unter andern im Jahre 1403 von dem König Sigmund, welcher sie nach einer Belagerung von mehreren Wochen eroberte. Im Jahre 1543 kam die Stadt unter türkische Botmässigkeit, vom Sultan Solyman erstürmt und blieb in ihren Händen bis 1595, in welchem Jahre sie sich an den Grafen Niklas Palffy durch Capitulation ergab, im Jahre 1605 aber wieder von den Türken erobert (die Besatzung bot, gegen den Willen des Commandanten Dampier, nach der Belagerung von einem Monat den Türken die Uebergabe an), in ihrer Gewalt blieb bis zum Jahre 1683, in welchem Leopold I. sie auf immer den Händen der Ungläubigen entriss. Nach dieser Wiedereinnahme wurde die unter dem türkischen Joche sehr geringe Zahl der Einwohner durch Magyaren, Deutsche (namentlich durch invalide deutsche Soldaten) und durch Slawaken vermehrt. In dem Rakoczyschen Kriege litten die Einwohner viel. Im Jahre 1706 wurde die Festung von Rakoczy belagert und von den deutschen Soldaten übergeben. Diese Unruhen setzten die Bürger sieben Jahre lang in ihrem Wohlstande zurück. Gran ist der Begräbnissort der Könige Stephan III. und Belas IV. Joseph I. erhob die Stadt am 18. Februar 1708 zu einer königlichen Freistadt und bestätigte derselben alle früher erhaltenen Privilegien und das bis dahin benutzte Siegel, welches die vier Hauptflüsse des Königreichs enthält und von beiden Seiten mit Thürmen versehen ist; über dem Schilde sind andere drei höhere Thürme mit offenen Fenstern und in der Mitte ein offenes Thor. Auch Karl IV. bestätigte am 20. Februar 1725 alle Privilegien der Stadt. In den Jahren 1016, 1111, 1114, 1256 wurden hier Reichstage und 1169, 1292, 1294, 1449 und 1493 Provinzial-Synoden, endlich in den Jahren 1353, 1359, 1382, 1390, 1393, 1450 und 1510 Diöcesen-Synoden gehalten, im Jahre 1818 legte eine Feuersbrunst daselbst 220 Häuser in Asche und 1838 richteten Ueberschwemmungen beträchtlichen Schaden an.

In der Geschichte Ungarns spielte die Stadt, wie man bereits aus den obigen Notizen sieht, eine bedeutende Rolle, und die ungarischen Chroniken und Geschichtschreiber wissen manches Anziehende von ihr zu berichten. So erzählen sie unter Anderem, dass König Andreas I. hier einmal den räuberischen Bulgaren mannhaften Widerstand geleistet und sie dermaassen auf das Haupt geschlagen habe, dass sie, um sich besser retten zu können, vor dem ihnen drohenden Untergange nicht bloss ihre Waffen und ihr Gepäck, sondern auch ihr Geld und ihren Schmuck von sich warfen. Die sie verfolgenden Ungarn liessen, als sie das gewahrten, von ihnen ab, suchten sich der umherliegenden Beute zu bemächtigen und stritten sich um den Besitz. Vergebens bemühte sich der König, sie an ihre Pflicht zu erinnern, sie achteten seiner nicht. Da warf er sich auf die Kniee und flehte Gott an, alles Kostbare, das auf den Feldern umher lag, in Stein zu verwandeln. Er ward erhört, die Streiter sahen sich in ihrer Habsucht betrogen und stürzten nun mit erneuerter Wuth auf den Feind, den sie für immer aus ihrem Lande vertrieben.

Gran zerfällt in die eigentliche Stadt und die sogenannte Wasserstadt nebst den dazu gehörigen Märkten Thomasberg und St. Georg, es hat 13400 Einwohner, drei katholische und eine griechische Kirche, ein Benedictinergymnasium, ein Franziskanerkloster und ein Priesterseminar. Seine sehenswürdigsten Gebäude sind die berühmte erzbischöfliche Kathedrale, die alte Pfarrkirche, das Rathhaus, das Comitatshaus, das Bürgerhospital und das Proviantbaus. Zugleich ist es der Sitz des Erz-



GRAN UND SEINE KATHEDRALE.

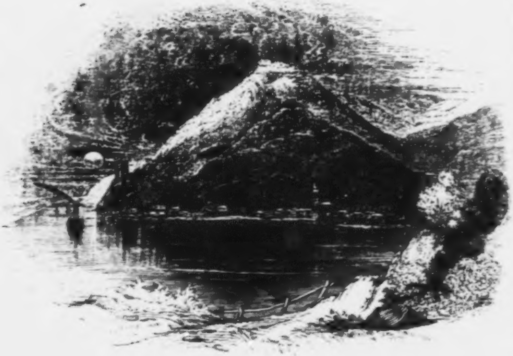
bischofs und Primas von Ungarn (König Stephan I., dessen Vaterstadt Gran war, stiftete das Erzbisthum im Jahre 1001, es soll das am Reichsten dotirte in ganz Europa sein und jährlich, nach der Behauptung Einiger, 700000 Thaler Einkünfte haben). In Folge des Einfalles der Türken (1543) ward das Erzdomkapitel nach Tyrnau verlegt und der Erzbischof nahm seine Residenz in Presburg. Dies dauerte bis zum Jahre 1820, wo der Bischof von Siebenbürgen, Alexander Rudnay, zum Erzbischofe gewählt wurde und Gran seine alten Rechte wieder gab. Einer seiner Vorgänger, der Primas Barkoczy, hatte schon früher den Plan entworfen, auf den Trümmern der alten Bergfeste Gran eine Metropolitankirche, eine bischöfliche Residenz und die nöthigen Gebäude für das Domcapitel aufzuführen und dazu jährlich 100000 Gulden Conv.-M. aus seinen Einkünften bestimmt, aber sein 1765 erfolgter Tod verhinderte ihn an der Verwirklichung seiner Pläne. Der grossartige Alexander Rudnay nahm dieselben wieder auf und legte im Jahre 1821 den Grund zu dem bedeutendsten Gebäude, welches Ungarn aufzuweisen hat.

Wir entlehnen die Schilderung derselben einem bewährten Führer, Moshamer (Donaureise von Wien bis Pesth. Wien, 1843, S. 36), welcher über dieselbe berichtet: Den Bauriss entwarf der grosse Theoretiker Kühnel, die Ausführung aber übernahm der eben so grosse Praktiker Pakh. Wann das Werk zur Vollendung reifen wird, lässt sich für die Gegenwart noch nicht absehen. Zuerst betritt man den Capitelhof, der einen Halbkreis bildet, 1500 Fuss Länge, 1152 Fuss Breite hat und 24 Häuser für die Domherren enthält, wovon jedes zwei Stockwerke hoch, 72 Fuss breit, geschmackvoll angelegt und mit einem hübschen Garten versehen ist. An die Eckhäuser dieses Halbzirkels reihen sich zu beiden Seiten die zwei Seminarien von drei Stockwerken und enthalten ausser dem Archiv des Capitels eine ansehnliche Bibliothek. In der Mitte des Platzes befindet sich ein zierlicher Marmorbrunnen. Eine Auffahrt zwischen zwei Obelisken führt in den Vorhof der Kirche, von 340° Länge und 100° Breite. Die Länge ist hier vom Eingangsgitter bis zum Kirchen-Portale und die Breite von einem Säulengitter zum andern gerechnet. Die Kirche, welche den Platz bildet, hat 336 F. Länge, 156 F. Breite, mit den beiden Residenzgebäuden zur Seite aber 660 F. Länge und 61 F. Höhe, während die Donaufronte der Kirche allein 114 Fuss hat. Die Vorderseite der etwas erhöhteren Kirche ist durch ein eben so kunstvolles als prächtiges Propyläum von 38 bis 4½ Fuss dicken Colonnen und 24 Pilastern geziert, während das Innere des Gotteshauses bis an das Gesimse mit polirtem rothen Marmor ausgelegt ist, von 54 schönen Säulen getragen wird und eine Länge von 246 F. und eine Breite von 141 F. hat. Mitten empor ragt eine majestätische Kuppel, welche 82 F. im Durchmesser, 250 Fuss in der Höhe hat und im Ganzen ein Meisterstück der italienischen Bauart zu nennen ist. Das Oelgemälde auf dem prunkvoll gezierten Hochaltare ist von der Hand des vaterländischen Künstlers Michael Hess aus Erlau in Ober-Ungarn, stellt die Taufe des heiligen Stephan, des ersten christlichen Königs von Ungarn, so wie auch Stifters der Erzdiöcese Gran vor und ist bei einer Höhe von 25 Fuss und bei einer Breite von 16 Fuss eines der grössten Bilder von namhaftem Kunstwerthe. Selbst die Leinwand hierzu hat man in Gran gewoben und einen eigenen Webstuhl von 6½ Elle Breite construirt. Die zwei Seitenkapellen haben jede ihre Sacristei und ihr Oratorium. Von besonderer Denkwürdigkeit ist die zur Linken stehende Kapelle. Sie ist ursprünglich von **Thomas Bakats**, dem Cardinal-Erzbischof von Gran im Jahre 1507 erbaut, nachher aber durch die Türken zerstört worden. Der Standort war auf einem entfernten Hügel. Als 1821 der grosse Dombau begann, zerlegte man sorgfaltig jene alten Trümmer in 1600 Stücke, schaffte sie muhvoll herbei und richtete sie genau wieder in derselben Dimension und Gestalt auf, welche sie früher hatten. Bemerkenswerth ist auch die Capitelgruft unter dem Propyläum. Zwei Treppen von 58 Stufen führen in diese unterirdischen Räume, wo der ewige Friede wohnt — und wo man wirklich von A. **Schrott's** Meisterhand zwei kunstvolle Statuen findet, nämlich die des Friedens und die des ewigen Lebens. Das Grossartigste hierunter ist die Primasgruft, welche ganz mit polirtem rothen Marmor überkleidet ist und 39 Katakomben enthalt, diese fuhren besondere historische Namen, wie z. B. die Bakatsgruft, wo die Gebeine des Generals Schuhknecht ruhen. Der Altar in dieser Ruhestatte ist aus röthlichem Marmor kunstvoll gebaut und mit dem Wappen des Primas geschmuckt. Die Gruft hat 44 Fuss im Durchmesser, ist 26 Fuss hoch und wird von vier dicken Marmorpfeilern getragen. „Das Portale ist fur sich allein ein imposanter Bau, der noch von allen Architecten bewundert worden ist. Zur Rechten und Linken, gerade unter den obbenannten Kapellen befinden sich die Ruhestätten der angesehenen Privaten; sie sind 130 F. lang und 15 F. breit. Man fuhlt sich hier gleichsam in die Todtenstätte von Theben und Alexandrien versetzt. Das schönste Monument erhielt bisher der im Jahre 1809 verstorbene Erzherzog und Furst-Primas Karl Ambros. Es ist aus carrarischem Marmor und gemeiselt von **Giuseppe Pisoni** aus Modena.

Leider erlebte der grossartige Pralat die Vollendung seines Werkes nicht und es ist zweifelhaft, ob das Ganze nach dem ursprünglichen Riesenplane je wird ausgeführt und zu Ende gebracht werden. Nicht bloss durch den Bau der Kathedrale, sondern auch durch die Anlegung einer bewundernswurdigen hydraulischen Maschine, um dem Wassermangel auf der Festung abzuhelfen, setzte sich Alexander von Rudnay ein wurdiges Denkmal. Diese, das Werk **Johannes von Swoboda**, besteht nach **Rumy's** Beschreibung aus einem Saug- und Druckwerke mit vier metallenen Stiefeln von 3½ Zoll im Durchmesser und mit einem Hub von 24 Zoll, wobei wegen des hohen senkrechten Hubes fur jeden Stiefelkolben ein Paar gegen einander wirkende Waagbalken, wie bei den neuen Dampfmaschinen, angebracht sind. Von dieser Maschine bis zum Wasserbehälter, welcher tausend Eimer fasst und sich auf dem Berge befindet, läuft in einem Canale die Röhrenleitung von Gusseisen, 2½ Zoll im Durchmesser, wobei die Röhrenstücke an mit Eisen beschlagene Fässchen von Eichenholz befestigt sind. Die Maschine saugt beim kleinsten Wasserstande der Donau das Wasser auf 23 Fuss tief und drückt dasselbe zu gleicher Zeit auf 155 Fuss Höhe in den Behälter auf dem Berge, so dass sich die Wirkung derselben bis auf 178 Fuss Höhe erstreckt. Die Länge der Röhrenleitung beträgt 340 Fuss. Eine vierknöpfige Kurbel, ein Getriebe und ein Kronrad (die beiden letzten in konischer Form) werden mittelst zwei Pferden leicht in Betrieb gesetzt, wodurch in jeder Stunde 200 Eimer Wasser aus der Donau bis in das Reservoir auf dem Berge gefördert werden, woraus nicht nur die fürstliche Primatial-Residenz bis in den ersten Stock, sondern auch die Wohnungen der Domherrn und die Gartenanlagen am Abhange des Berges den Wasserbedarf reichlich erhalten können.

Am Fusse des Schlossberges entspringen warme mineralische Quellen, welche zu Bädern benutzt werden. Die sogenannte Wasserstadt Gran ist durch eine Schiffbrücke über die Donau mit dem geschichtlich berühmten Flecken Parkany, bei welchem sich der Fluss Gran in die Donau ergiesst, verbunden. Hier war es, wo Karl von Lothringen und Johann Sobiesky den von Wien geflüchteten Türken eine zweite schwere Niederlage beibrachten, jedoch nicht verhindern konnten, dass diese ihr Beute, 87000 gefangene Christen, unter denen allein 50000 Kinder, mit sich fort in die Sklaverei schleppten. Schon bei Parkany macht die Donau eine Krümmung nach Norden, welche sich bis Dömös erstreckt. Das Porphyrgebirge, welches den Granfluss einfasst und sich von Norden herzieht, geht nun auch auf das rechte Donauufer über und legt sich über das südliche Kalkgebirge. Der Strom rauscht durch steile Berge hindurch, die auf dem linken Ufer sich zum Theil dicht bis an die Fluth ziehen, von dem rechten Ufer dagegen etwas entfernt sind und sehr schöne Felspartien bilden, denen im Rheingau vergleichbar. Der Reisende begrüsst nun auf dem linken Ufer die an und für sich unbedeutenden Ortschaften Halemba, Szob und Zebegeny, und auf dem rechten Maroth, wo eine alte türkische Moschee und sehr schöne Waldungen die Aufmerksamkeit anziehen, und das schon erwähnte Dömös mit den Ruinen eines ehemals prächtigen Klosters. Von Dömös bis zu dem Dreiviertelstunden davon entfernten Vissegrad macht der Fluss wieder eine Krümmung nach Süden, wendet sich darauf bis dicht vor Waizen wieder nach Norden, jedoch immer die östliche Richtung beibehaltend, und ändert dann auf eine weite Strecke gänzlich seinen Lauf, indem er nun bis jenseits der Mündung der Drau nach Süden fliesst.

Vissegrad, Wischegrad, auch Plentenburg (Blendenburg oder Plintenburg), war einst eine der berühmtesten und bedeutendsten Städte Ungarns und die Residenz



VISSEGRAD

der Könige aus dem Geschlechte Arpad. König Salomo von Ungarn ward hier anderthalb Jahre lang in einem Thurme, der noch nach ihm der Salomonsthurm heisst, von seinem Vater, König Ladislaus, gefangen gehalten, bis er durch einen eigenthümlichen Umstand die Freiheit wieder erhielt. Man wollte nämlich die Gebeine des heiligen Stephan I. von hier wegbringen, aber es war unmöglich, den Grabstein aufzuheben, da weissagte eine Seherin, Charis genannt, es werde nicht eher gelingen, als bis der gefangene Fürst wieder aus dem Kerker erlöst sei, was denn auch geschah. Die alte Burgwarte lag hoch oben auf dem Berge, das prächtige Schloss aber etwas tiefer. Als Karl Robert von Anjou, Neapel nach dem Aussterben des Arpad'schen Geschlechtes, den Thron von Ungarn bestieg, machte er Vissegrad zu seiner Residenz und gab hier so üppige Feste von unerhörten Ausschweifungen begleitet, dass er sich den Hass der Nation auf's Heftigste zuzog und fast mit den Seinigen einst das Leben darüber eingebüsst hätte. Paget in seiner vortrefflichen Schilderung Ungarns und Siebenbürgens (deutsch von Moriarty. Leipzig 1842, Th. I., S. 164) erzählt jenes Ereigniss ausführlich also: Dem Beispiele Karl Robert's folgend, erzwang sein Schwager Casimir, König von Polen, damal auf Besuch zu Vissegrad, von Clara Felizian, einer Hofdame von hervorstechender Schönheit, Gunstbezeugungen, die seinen Bitten verweigert worden waren. Bei dieser Schandthat soll ihn die Königin unterstützt haben, welche durch die Eifersucht über ihres Gemahls Bewunderung für die Jungfrau wahrscheinlich zu diesem Verbrechen getrieben wurde. So wie Clara der Gewalt ihrer Feinde entrinnen konnte, eilte sie, den Schutz ihres Vaters Felizian von Zach, eines alten und treuen Anhängers des Königs, anzurufen. Nicht sobald hörte der arme, alte Mann die Jammerklagen seines Lieblings, als er, wahnsinnig vor Wuth über die an seiner Familie verübte Schmach, sich nach Vissegrad begab und unangemeldet Eintritt in das Schloss verschaffte. Der König und die Königin sassen mit ihren beiden Kindern bei Tische, als der beleidigte Vater mit dem Säbel in der Hand auf sie losstürzte und, auf Alles zuhauend, was ihm in den Weg kam, den König verwundete und der Königin vier Finger von der Hand hieb, bevor die Dienerschaft ihn zu Boden strecken konnte.

War gleich die Rache blutig und ungerecht an ihrem Gegenstande, was liesse sich trotz dem zu den schauderhaften Grausamkeiten sagen, wodurch Karl Robert seine Wuth sättigte? Die unschuldige Ursache dieses traurigen Vorfalls ward ergriffen, musste die Verstümmlung ihrer Hände, ihrer Nase und Lippen erdulden und wurde in diesem Zustande durch mehrere Städte geführt mit dem Aufrufe: „So verderben die Feinde des Königs!“ Ihr und ihres jungen Bruders Körper wurden dann an Pferdeschwänze gebunden und zuletzt den Hunden vorgeworfen. Selbst die entferntesten Verwandten dieser unglücklichen Familie, die möglicher Weise keinen Theil an dem Vorgange gehabt haben konnten, wurden ergriffen und hingerichtet, „damit das ganze Geschlecht der Verräther vertilgt sein möge.“ Von diesem Augenblicke an, sagen die Geschichtschreiber, waren die Waffen Karl Robert's nicht mehr von ihrem gewohnten Erfolge begleitet.

Karl I. starb hier 1342; nach seinem Tode residirten dort Ludwig der Grosse und die verwittwete Königin Elisabeth, und 1385 endete Karl II., der Kleine genannt, vierzig Tage nach seiner Krönung durch eine bei einer Empörung erhaltene Wunde sein Leben. Unter König Sigismund, der nur selten dort verweilte, verfiel das prächtige Schloss allmählig. Matthias Corvinus liess es aber um desto prachtvoller wieder herstellen, und die jetzigen Trümmer selbst sind noch redende Zeugen der einstigen Herrlichkeit. 1529 bemächtigten sich die Türken der Festung und hausten grässlich darin. 1540 ward sie ihnen zwar wieder abgenommen, aber 1605 gelangten sie von Neuem in den Besitz und behaupteten sich bis 1661, wo Graf Adam Forgacs dieselbe eroberte und abbrannte; 1683 setzten sich zwar die Türken wieder dort fest, aber Karl von Lothringen vertrieb sie 1684. Unter Leopold I. wurden die Festungswerke geschleift, und seit dieser Zeit ist die berühmte Königsburg in Trümmer zerfallen. Die Stadt selbst ist jetzt nur ein unbedeutender Flecken.

Ihr gegenüber am linken Ufer liegt Maros, ein nicht unbedeutender Flecken, durch eine Fähre mit Vissegrad in steter Verbindung. Hier wird sehr viel Wein gebaut. Gleich unterhalb beider Orte theilt sich die Donau in zwei Arme und bildet dadurch die fünf Stunden lange Insel St. Andreas, welche im Ganzen flach und sandig ist und einige unbedeutende Dorfschaften enthält. Eine alte Sage erzählt, dass sich hier nach Einführung des Christenthums noch lange Heiden aufgehalten hätten, welche den Christen zum Aerger ein gotteslästerliches Leben geführt, das Gericht des Höchsten sei aber plötzlich über sie eingebrochen und eine Ueberschwemmung der Donau habe sie sämmtlich in einer und derselben Nacht ausgerottet. — Weiter schiffend begrüsst der Reisende nun das Dorf Verocze, das von schönen Weinbergen eingefasst ist. Gleich nachher hört auf dem linken Ufer der Gebirgszug auf und es beginnt eine unermessliche Ebene. Man gelangt jetzt nach Waizen (ungarisch Vacz), einer ziemlich bedeutenden Stadt mit fast 12000 Einwohnern, einer bischöflichen Residenz, vier katholischen, einer römischen und einer protestantischen Kirche, zwei Rathhäusern, einem Lyceum mit einer beträchtlichen Bibliothek, einem Piaristencollegium und Gymnasium, einem Capitelhause mit einer Bibliothek, einem Taubstummen-Institut und mehreren anderen gemeinnützigen und mildthätigen Anstalten. In der Umgegend wird viel Flachs, Getreide und Wein gebaut, Producte, mit denen Waizen einen ansehnlichen Handel treibt. Die Stadt, deren Namen verschiedentlich abgeleitet wird, soll nach der Behauptung einiger Historiker bereits während der Jahre 1074—1077 gegründet, 1241 aber durch die Tataren wieder gänzlich zerstört worden sein, später bevölkerten Deutsche sie auf's Neue und baueten die St. Michaelskirche, während der Dom den Magyaren übergeben wurde. Ihre höchste Blüthe erreichte die Stadt unter Matthias Corvinus, besonders durch den Bischof Bathory, der die Kathedrale wieder herstellte und sehr viel für die Verschönerung des Schlosses that. 1535 wurde hier der Friede zwischen Ferdinand und seinem Gegenkönige, Johann von Zapolya, unterzeichnet. 1543 gerieth Waizen aber in die Hände der Türken, und es gingen nun grosse Veränderungen in der Stadt vor. Das Domcapitel löste sich auf, der Dom selbst wurde in eine Moschee verwandelt und die Protestanten erhielten die St. Michaelskirche und benutzten diese zu einer Schule. Bis 1594 blieben die Türken in ungestörtem Besitz, dann aber wechselte derselbe wiederholt. 1619 eroberte Bethlen Gabor Waizen. 1620 kam es wieder in die Hände der Türken, die den Dom in eine Festung umwandelten, um die Vertheidigung der Stadt sich aber nicht kümmerten, so dass diese häufigen Ueberfällen ausgesetzt war und wiederholt geplündert wurde, wodurch sie aber ausserordentlich litt; endlich wurden die Ungläubigen im Jahre 1684 hier von Karl von Lothringen auf das Haupt geschlagen und verliessen im folgenden Jahre diese Gegend auf immer, jedoch nicht ohne vorher Waizen in Brand gesteckt zu haben. Seit dieser Zeit zogen bessere Tage für die arme heimgesuchte Stadt herauf, die indessen ihren früheren Glanz nie wieder erhielt. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nahm der Bischof Johann Kory wieder seinen Sitz daselbst und machte die Rechte der Kirche geltend. Unter seinen Nachfolgern wurde nun das Domcapitel wieder eingesetzt und die verwüsteten geistlichen und weltlichen Gebäude hergestellt. Vorzüglich zeichnete sich der Cardinal und Erzbischof Migazzi, welcher hier zwei Mal Bischof war, durch seine Bemühungen aus; unter ihm wurde eine neue Domkirche und ein bischöflicher Palast erbaut, schöne Spaziergänge angelegt, das alte Thor abgerissen, neue Häuser aufgeführt und überhaupt Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Stadt wieder zu heben, für die er eine Summe von 600000 Gulden Conv.-M. aus seinen Einkünften verwandte. Die Domkirche wird auch als das schönste Gotteshaus in Ungarn betrachtet, die nicht vollendete Domkirche zu Gran allenfalls ausgenommen. Sie wurde (wie Moshamer a. a. O. berichtet) nach dem Muster der St. Peterskirche in Rom, zwar in kleinen Dimensionen, aber doch in einer Ausdehnung gebaut, dass ihre Länge 32 und ihre Breite 14 Klafter beträgt. Die herrliche Kuppel ist 132 Fuss hoch, hat 230 F. im Umfange und 60 F. im Durchmesser, während die beiden Thürme 126 F. Höhe haben. Das prächtige Portal wird von 12 Säulen getragen; durch eben so viele Colonnen und sechs Wandpfeiler werden die Katakomben gestützt, welche 120 F. lang und 75 F. breit sind. Den Bauplan hat Caneval entworfen und der Piarist Oswald hat ihn meisterhaft ausgeführt. Da dieses grosse Werk auf lockerm Sumpfgrunde errichtet wurde, so musste man das Fundament um so fester legen und die Grundsteine bis zu einer Tiefe von sechs und acht Klaftern versenken. Die meisten Kosten trugen und die grössten Verdienste am Bau hatten K. Esterhazy und der Cardinal Migazzi; jener begann das grosse heilige Werk im Jahre 1761, dieser vollendete es 1777. Das Hochaltarblatt, Maria Himmelfahrt vorstellend, wornach der Dom geweiht ist, wurde von der Meisterhand Schmidt's, die Decke al fresco aber von Maulpertsch gemalt. Die Portraite der Cardinäle Migazzi und Althann sind in Mosaik ausgeführt und Meisterwerke in diesem Genre der Kunst. Die Bausteine wurden meist aus den Marmorbrüchen von Naszal bezogen. Nicht minder prachtvoll ist der bischöfliche Palast, die sogenannte Migazziburg mit reizenden Gartenanlagen, zu welcher ein 1764 nach antikem Muster errichteter Triumphbogen führt. Ueberhaupt ist die Umgegend um Waizen sehr malerisch und das historische Interesse steigt, je weiter man schifft. An dem bischöflichen Parke vorüber fahrend, sieht man zur Rechten zuerst Telky, Waizen gegenüber, ein deutsches Dorf mit den Ruinen prächtiger Gebäude, und dann von Rebenhügeln umgeben den Marktflecken St. Andreas mit seinen acht Thürmen, die Residenz des Bischofs von Ofen, der jedoch meist in der letztgenannten Stadt verweilt. St. Andreas, das ungefähr 3000 Einwohner hat und welches der schon erwähnten Insel seinen Namen gab, wird grösstentheils von Raizen und Serben bewohnt, welche hier sieben Kirchen inne haben. Ihm schräg gegenüber auf dem linken Donauufer erhebt sich der sonst unbedeutende Ort DUNAKESZI; hier vereinigen sich beide Donauarme wieder und die Aussicht wird nach beiden Seiten frei. Auf dem rechten Ufer in der Ferne nur durch den Blocksberg begrenzt, sieht man Ofen höchst malerisch liegen. Eine Gruppe von Inseln zeigt sich jetzt dem Reisenden, unter diesen ist die Margarethen- oder Palatin-Insel eine der reizendsten Parthieen, theils durch die Trümmer des alten Margarethenklosters aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, theils durch ihre prächtigen Parkanlagen. Noch vor derselben am rechten Donauufer begrüsst man ALT-OFEN, das ehemalige *Aquincum* der Römer, wahrscheinlich die Hauptstadt der römischen Provinz *Valeria* und unter den spätern Kaisern das Centrum der Unternehmungen gegen die Jazygen. Im Jahre 373 bemächtigten sich die Hunnen dieser römischen Niederlassung und Attila schlug hier 401 seine Residenz auf. Während seines Zuges gegen die Römer befehligte sein Bruder Buda daselbst, von dem die Stadt ihren Namen haben soll. Die Sage berichtet, dass Attila, als er im Jahre 411 zurückgekehrt war und Buda getödtet hatte, den Befehl gegeben, die Stadt Etelvar zu heissen, woraus deutsche Ansiedler später Etzelburg machten, ein Name, der sich erhielt, als Herzog Arpad sich im Jahre 900 des festen Ortes bemächtigte und der später erst wieder mit dem Namen Buda vertauscht wurde. Die deutsche Bezeichnung Ofen soll von den vielen früher hier befindlichen Kalköfen herrühren. Von Stephan dem Heiligen an bis zu Bela III. geschah sehr Viel für die Verschönerung und Erweiterung von Alt-Ofen. Seit dem Einfalle der Tataren und noch mehr durch die Türkenkriege verlor es aber ausserordentlich wieder und sank allmählig zu einem Marktflecken von ungefähr 7000 Einwohnern herab, unter denen allein 3000 Juden. Es enthält höchst interessante römische Antiquitäten, eine schöne katholische Pfarrkirche, eine reformirte Kirche, eine Synagoge und mehrere andere bedeutende Gebäude und Fabriken. Gewissermassen ist Alt-Ofen die Vorstadt von Ofen und die letzten Häuser Beider berühren sich schon. Der Blick auf Ofen und Pesth, dessen man sich, mit dem Dampfschiffe ankommend erfreut, ist wahrhaft bezaubernd, wie Paget mit folgenden Worten bezeugt. An einem schönen Sommerabend — sagt er — näherten wir uns dem Ende unserer Reise, und ich werde nie mein Erstaunen über das Gemälde, welches sich jetzt vor mir entfaltete, vergessen. Die Gebirge, welche vom Flusse zurückgewichen waren, schienen sich wieder bis an seinen Rand zu nähern; eine Strecke weit waren sie mit Weinpflanzungen fast bis zum Gipfel bedeckt, als wir uns aber Ofen näherten, machten diese Gebäuden Platz, die sich unserem Blick wie eine Reihenfolge prächtiger Paläste darstellten. Noch näher, bildete die schöne Elisabethsinsel mit ihren frischen Hainen und sanft aufsteigenden Ufern einen anmuthigen Vordergrund; während weiterhin auf der einen Seite sich die Paläste und Festungswerke von Ofen reihten, welche mit dem kühnen, felsigen Blocksberg endigten, und auf der andern die glänzenden Bauwerke lagen, welche das moderne Pesth einfassen. Ob es die Ueberraschung über die unerwartete Pracht und Ausdehnung der

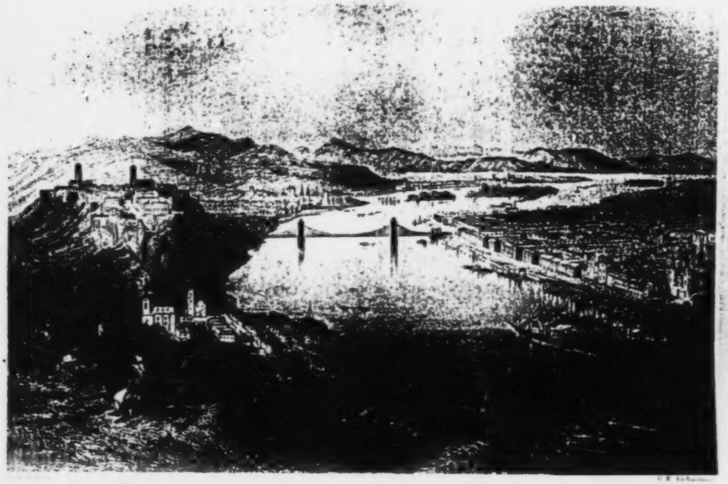
Hauptstadt war, ob die untergehende Sonne Allem eine magische Schönheit mittheilte, oder ob unsere Einbildungskraft mit uns davon lief, weiss ich nicht; aber einstimmig erklärten wir, nie eine prachtvollere Ansicht genossen zu haben, als die, welche uns der erste Anblick von Ofen und Pesth gewährte.

VIII.

OFEN UND PESTH.

Ofen (lateinisch und ungarisch *Buda*) ist mit dem gegenüber liegenden Pesth jetzt die Hauptstadt Ungarns, die Residenz des Palatins und der höchsten Behörden. Es befindet sich unter dem 47° 42′ 44″ nördl. Br., 36° 42′ 15″ östl. Länge. Ueber seine früheste Geschichte ist nichts Gewisses zu ermitteln, jedenfalls wurde es später als das bereits erwähnte Alt-Ofen erbaut und aller Wahrscheinlichkeit nach nahm es seinen Ursprung erst im letzten Decennium des neunten Jahrhunderts unter König Arpad. Stephan der Heilige pflegte öfter hier zu verweilen und zog viele Colonisten dahin. Unter Andreas I. wird Ofen schon als eine Stadt mit dem Namen Kleinpesth bezeichnet; es vergrösserte sich immer mehr, so dass sich während der Regierung der nachfolgenden Könige, namentlich Ladislaus des Heiligen und Geysa II., welche der Stadt sehr günstig waren, die Zahl der Einwohner bedeutend vermehrte. Ungefähr um dieselbe Zeit soll ein Probst aus Altofen das Schloss auf dem Festungsberge erbaut haben; König Bela IV. befestigte es und erhob 1245 die dazu gehörige Stadt, die nun mit dem Namen Neuofen bezeichnet wurde, zu einer Freistadt, welche jetzt schnell erblühte, aus allen Gegenden neue Ansiedler an sich zog und herrliche Gebäude, so wie überhaupt Wohlstand und Pracht aufzuweisen hatte. Seit dem Jahre 1329 wurde Ofen durch König Ludwig I., der es mit Vissegrad vertauschte, zur Residenz erhoben. Noch grösseren Glanz erhielt es aber durch König Sigismund im Jahre 1387, welcher sich die Feste zum Wohnsitz erwählte, das Schloss herrlich ausbaute und die Stadt mit reichen Privilegien beschenkte. Ein ungarischer Dichter hat in einer trefflichen Ballade diesen historischen Moment gefeiert; wir lassen sie, um die Eintönigkeit unserer Darstellung zu unterbrechen, in Moshamer's gelungener deutscher Nachbildung hier folgen:

Seid Uns bedankt, ihr edlen Magyaren
  Für all die Ehren, die ihr Uns erweist,
Euch schlägt ein liebetreues Herz im Busen,
  Und euch beseelt ein hoher Heldengeist.



OFEN UND PESTH.

Buda and Pesth.

[illegible]

[illegible]

Ihr liebt das Vaterland, ihr liebt den Fürsten,
Hängt fest ihm an, und weiht ihm Gut und Blut.
Ihr adelt euch bis zu dem kleinsten Söldner
Durch eure Treue, euren edlen Muth.
Ich will fortan in eurer Mitte thronen,
Und Ungarns würdig eine Burg bewohnen,
Die stolz erhöht am steilen Isterstrand
Die schönste Perle sei im Ungarland.

Der König Sigmund sprach's, und gleich zur Stunde
Begiebt der Hof zu Wagen sich und Ross.
Und an das goldene Gespann des Herrschers
Der Edlen glanzgeschmückte Schaar sich schloss.
Der Grundstein, der den schönsten Bau soll tragen,
Wird durch den Zweck zum herrlichsten Demant,
Wird zum Juwel, weil ihn zu ihrer Rechten
Die Königin gelegt mit eigner Hand;
Er wird zum Ambra-Fels, weil ihn zu hüten
Die schönste, holdeste der Rosen-Blüthen
Marothy's Tochter treu die Pflicht versieht,
Und er an sich den Duft der Blumen zieht.

Marothy-Gunda, eines Vajda-Fürsten
Erlauchte Sprosse, zeugt dem Abendland:
Wie schön der Morgen seine Strahlen röthet,
Und seine Blumen malt mit ros'ger Hand.
Sie blüht der hohen Königin zur Seite,
Um ihr den Glanz der Gemmen zu erhöhn,
Denn nicht die Maienflur und Sonne spiegelt
In ihrem Festschmuck sich so hehr und schön;
Sie weiss dem Schönsten Reize noch zu spenden,
Und mehr als Stern- und Gemmenschmuck zu blenden.
Doch weiss ich nichts um ihre Zaubermacht,
Die Liebesgluth in hundert Herzen facht.

Marothy-Gunda! lächle nicht so freundlich
Auf Czaky's Sohn, der dir zur Rechten trabt,
Denn deine Blicke sind ihm Flammenpfeile,
Dran sich sein Herz verzehrt, da es sich labt.
Wohl ist er schön wie du der Jüngling Sandor,
Und deiner würdig, so wie keiner mehr,
Sieh nur, wie stattlich er an Wuchs und Haltung,
Wie kühn sein Blick, wie edel und wie hehr!
Sein Ross ist stolz zu tragen diesen Recken,
Denn sie — ha, sieh! es ist ein süsser Schrecken,
Wie es sich bäumt und sinkt, und wieder bäumt,
Die Glieder reckt und in die Zügel schäumt.

Der Feierzug erklimmt die steile Höhe,
Die königlich zur Fläche niederschaut,
Und König Sigmund ruft: An dieser Stelle
Werd' Uns die hohe Fürstenburg erbaut.

Die Königin Maria nimmt den Grundstein
  Aus Gunda's Hand, und liest auf ihm die Schrift;
Und bei den Worten: Trag du Ungarns Grösse
  Mit Atlas-Kraft, welch Loos auch immer trifft,
Trag Ungarns Ruhm bis zu den fernsten Jahren,
Und weiche nie in Stürmen und Gefahren, —
    Da pochte tiefgerührt wohl jedes Herz,
    Und blickt mit Segenswünschen himmelwärts.

D'rauf weiht den Stein Fürst Primas, der Gesalbte,
  Im Namen Gottes als des Glaubens Hort;
Dann weihet ihn die Macht — der König Sigmund,
  Und stützt die Stärke auf das heil'ge Wort;
Dann weihet ihn Maria, Ungarns Fürstin,
  Und eint mit Recht und Macht der Milde Strahl;
Und mit Gelübden weih'n ihn Gunda-Sandor,
  Der Hoffnung blühend Paar, zum Heldenmahl;
Dann weih'n ihn alle Edel-Magyaren,
Und Segen! Segen! tönt es durch die Schaaren,
    Und in die Tiefe sinkt der heil'ge Stein
    In Ungarns Herz als ew'ger Hort hinein! —

An solchem Grab' erfreue sich das Leben,
  Und jauchze durch die Lüfte seine Lust,
Und übe sich im Tanz die jungen Glieder,
  Und lüfte sich in Kampf die Heldenbrust. —
Der König sprach's — und laute Jubel schallen,
  Das Echo rufend aus der tiefen Ruh',
Die leichtre Jugend eilt den Reigenklängen,
  Die tapfre Ritterschaft den Schranken zu.
Den höchsten Hof lockt erst das Spiel der Waffen,
Denn Hundert glüh'n, den Preis sich zu verschaffen,
    Und tausend träten muthig in den Kreis,
    Wär' Gunda's Herz der erste Siegespreis.

Was muss ich schau'n, ihr edlen Magyaren!
  Ein Fremdling bohrt euch schmählig in den Sand,
Den Dritten — seht, den Vierten, nun den Fünften —
  Er knickt den Sechsten schon mit ehrner Hand?
Es ist ein Franke nur, ach! Magyaren!
  Wenn Arpad auf die Enkel niederschaut! —
Der König sprach's gedämpft mit düstern Mienen,
  Und durch die Reihen tönt ein Seufzerlaut. —
Da tritt ein schmucker Jüngling in die Schranken,
Und zückt das Schwert und wirft sich auf den Franken,
    Und neue Angst hüllt jedes Angesicht,
    Und Gunda's liebereizend Auge bricht.

Und Gunda's Aug', umhüllt von Nacht und Grauen,
  Saugt wieder Licht, doch ein entsetzlich Licht:
Der Kämpfer Blicke, die wie Blitze sprühen,
  Der Funken Gluth, die aus den Klingen bricht.

Und immer lichter wird's, und immer heller,
  Und immer weiter in beklommner Brust,
Und aus dem Sturmgebraus der Wetterschläge
  Glänzt Ungarns schönster, Tag zu höchster Lust:
Der Franke fiel; Heil Sandor! Heil dem Sieger!
Ruft mit dem König all' die Schaar der Krieger:
    Du hast gerächt das theure Vaterland,
    Empfang den Siegeslohn aus Gunda's Hand.

Schon webt die Dämm'rung graue Nebelschleier,
  Und kühlt des Tages wie des Kampfes Gluth,
Doch in den Räumen dort der muntern Reigen
  Soll neu entglüh'n der Jugend frisches Blut.
Der Weg dahin zieht sich durch Rosenhecken,
  Die lustberauschend süsse Düfte streu'n,
Und Sandor's Hand pflückt Eine von den Blumen,
  Der Schönsten ihrer Schwestern sie zu weih'n.
Er stecket selber sie an Gunda's Mieder,
Und Gunda blickt erröthend d'rauf hernieder,
    Und Maid und Rose schau'n sich schmachtend an,
    Und Philomelens Zauberlied begann.

Auf, Sandor! auf, wo weilet ihr so lange?
  Führt an den Reigen, edler Siegesheld!
Und flügelnd schwebt das holde Paar der Hoffnung
  Wie Duft und Zephyr auf dem Maienfeld.
Und wonnetrunken ist, wer sie nur schauet,
  Und hoch begeistert, wer ihr Lieben ahnt:
Der blasse Neid nur stiert mit Stibor's Blicken,
  Die finstre Missgunst schürt der Rache Brand.
Hörst du die Bosheit hinter Rosenbüschen,
Wie Schlangen rauschen und wie Vipern zischen?
    Rings wird es trüb', und schwarz von Norden her,
    Und immer schwärzer wogt das Wolkenmeer.

Und eh' der Wettersturm noch ausgewüthet,
  Erschallt in Gara's Ohr das Donnerwort:
Statthalter Ungarns! wahrt euch vor Verräthern,
  Vor Sandor's Dolch, der euch zuerst durchbohrt. —
Und Gara schaudert vor dem kühnen Kläger,
  Und heischt Beweise, heischt der Schuld'gen Zahl;
Und Stibor giebt die Namen und Beweise,
  Und wiederholt: Wahrt euch vor Sandor's Stahl! —
Fürst Gara zieht Marothy ins Vertrauen,
Und lässt den alten Freund die Liste schauen,
    Und dieser blickt, und ruft mit wildem Ton:
    Kein Hochverräther wird mein Schwiegersohn!

Kein Hochverräther hat — vernimm es, Tochter!
  Jemals verdient, besessen je dein Herz —
Wie, Sandor schuldig? — Ja, er stirbt zur Stunde,
  Er sagt's, und geht, sie lassend ihrem Schmerz.

Und wie sie ringt die lilienweissen Hände,
Tritt Sandor selbst, nichts ahnend, ins Gemach,
Und auf dem Fusse folgen ihm schon Büttel,
Und schleichen ihm in Gunda's Zimmer nach.
Sie greifen ihn, des Bastard-Stibor Knechte,
Doch Sandor schwingt mit Riesenkraft die Rechte,
Und hierhin, dorthin reisst der Streiche Wucht,
Und wer noch Odem hat, ergreift die Flucht.

Ha, was ist das, was wollten Stibor's Hunde? —
Hinzerren dich vor Gara's Blutgericht!
Ach, Sandor! Sandor! bist du ein Verräther —?
Ich — ein Verräther —? Nein, ich glaub' es nicht.
Doch Sandor, sieh, dort tummelt schon der Henker,
Das Standrecht weiss nichts von Barmherzigkeit.
O, flieh, entflieh! — Nein, Gunda! ich will bleiben,
Und würgen den, der einer Schuld mich zeiht. —
Kennst du nicht Stibor? ach, du bist verloren,
Du bist zu schlau umgarnt, drum sei beschworen,
Verstatt' es mir, dass ich dein Anwalt bin,
Denn sonst ist Alles, Ehr' und Glück dahin!

Sie spricht's, und zieht den grimmbetäubten Jüngling,
Kaum er es merkt, ins tiefste Burgverliess,
Beschwichtigt liebetraut und sanft den Theuren,
Und eilt dann fliegend aus der Finsterniss,
Und eilt dann fliegend hin, wo Gara richtet,
Und wo der Blutwolf nun die Klinge wetzt,
Und wo man nur des Sandor noch gewärtig,
Auf den man neu die Hunde ausgehetzt. —
Die ihr gerichtet, sprach sie, o, die waren
Verräther wohl, doch Bastard — Magyaren,
So Sandor nicht — der nur der Wuth entflohn,
Bis ich sein Anwalt war vor Sigmund's Thron!

Lasst nun mit kurzen Worten euch noch künden
Der Heldenjungfrau Kampf mit Stibor's Trug,
Bis sie die Natterzunge der Verleumdung,
Wie Sandor jüngst den Stolz des Franken schlug.
Auf jede schwere Klage holt sie Antwort
Bei dem Gefangnen in dem Burgverliess,
Und ringt drei Monden lang für seine Unschuld,
Bis sie sich klar wie Sonnenlicht erwies.
Triumph! Triumph! das Laster ist bezwungen,
Heil Gunda-Sandor! tönt's von tausend Zungen,
Und das entzückte hohe Fürstenpaar
Führt die Entzückten selbst zum — Traualtar! —

Hoher Blüthe erfreute sich Ofen unter der Regierung des Matthias Corvinus, der ausserordentlich viel für die Verschönerung der Stadt that und unter Anderem 1480 daselbst ein Archigymnasium gründete. Bald darauf brach jedoch für die Einwohner eine trube Zeit an; Ofen ward 1526 von den Turken erobert und blieb bis 1671 unter der Botmässigkeit derselben, bis endlich durch Karl von Lothringen die Unglaubigen auf immer wieder vertrieben wurden. Seit dieser Zeit nun begann die jungere Schwester Pesth auf Kosten der alteren empor zu bluhen, und diese hat sich nicht wieder zu ihrem alten Glanze erheben konnen, um so mehr als haufige Unglucksfalle sie betrafen und wiederholt (während der Jahre 1692, 1709, 1738) die Pest daselbst grasslich hauste. Auch ward der untere Theil dieser Stadt ofter, wie z. B. 1775, 1810 und 1838, von Feuersbrunsten und Wassersnoth schwer mitgenommen.

Ueber den ersten Ursprung von Pesth herrscht ebenfalls Unsicherheit. Nach Einigen soll es gegen das Ende des neunten oder zu Anfange des zehnten Jahrhunderts gegrundet worden sein. Gewiss ist, dass es unter Geysa I. 1074 schon in Urkunden vorkommt und dass es unter Bela IV. 1235 zu einer Stadt erhoben und mit Mauern umgeben wurde. 1241 aber brachen die Tartaren in Ungarn ein und hausten furchtbar in Pesth, so dass man auslandische Colonisten herbeiziehen musste, um die Stadt nur einigermassen wieder zu heben. Sie erbluhte jedoch rasch, vorzuglich seitdem unter Andreas III. die Reichstage auf dem Felde Rakos gehalten wurden, und noch mehr, als Ludwig I. 1342 den Hofhalt von Vissegrad nach Altofen verlegte. Pesth erhielt jetzt mehrere Privilegien und hatte sich grossen Gedeihens zu erfreun, doch erbleichte sein Stern wieder durch den Einfall der Turken, und der Krieg schwang wiederholt seine furchtbare Fackel uber dasselbe, denn es ward in der nun folgenden Zeit funfmal von den Kriegern des Halbmondes verloren und wieder erobert und blieb sechzig Jahre lang in deren Besitz, bis sie endlich 1686, wie aus Ofen so auch hier, auf immer vertrieben wurden. Ein gleichzeitiger Schriftsteller bemerkt daruber: „Als die edlen Sieger mit Schweiss und Blut bedeckt in Pesth einzogen, wandelten sie uber Leichen, Schutt und Asche, denn der Turke pflegte jeden Ort, den er im besten Zustande getroffen, entweder voll Unsauberkeit, Schmutz und Sundenmale, oder als Ruine zu verlassen. Alle diese Unbilden hat auch Pesth von ihm erfahren, und gleichsam an Todeswunden geblutet, die ihm seine Rachwuth geschlagen hatte. Den Abzug der Moslems kann man daher als die Wiedergeburt der ersten ungarischen Donaustadt betrachten.“ Auch hierher wurden wie nach Ofen Ausländer gezogen, um den Wiederaufbau der Stadt zu bewerkstelligen. Mit dem achtzehnten Jahrhundert brach nun eine neue und schöne Zeit der Bluthe fur Pesth an, das sich seitdem mit grossem Glanze als die erste Stadt Ungarns behauptet hat, obgleich es wiederholt von heftigen Unglucksfällen, namentlich von furchtbaren Ueberschwemmungen, wie z. B. in den Jahren 1741, 1775, 1789, 1795, wo das Wasser vierzehn Tage lang so hoch in den Gassen stehen blieb, dass man nur mit Kahnen durchfahren konnte, und 1798, so wie neuerlichst 1838, woruber wir noch ausfuhrlicher reden werden, heimgesucht wurde.

Bereits im Jahre 1703 erhob Leopold I. Pesth zu einer Freistadt; 1718 ward die Septemviraltafel und die königliche Tafel dahin verlegt, 1784 die Universität aus Ofen nach Pesth übersiedelt und mehrere wissenschaftliche Anstalten dort gegründet und eingerichtet. Sowohl Maria Theresia wie ihre Nachfolger begünstigten die Stadt ausserordentlich, so dass sie binnen einem Zeitraume von hundert und funfzig Jahren eine der bedeutendsten Europas geworden ist und bei dem Patriotismus ihrer Bewohner und dem Wohlwollen ihrer Monarchen steigendem Gedeihn und immer schöneren Tagen entgegen sieht. Selbst die furchtbare Ueberschwemmung, welche Pesth im Jahre 1838 traf und die überaus verheerend wirkte, hat doch nur den Beweis geliefert, welche Lebenskraft die Hauptstadt der Magyaren in sich schliesst, denn die letzten Spuren derselben werden bei dem Eifer und der Vaterlandsliebe, mit denen von allen Seiten her Hülfe herbeigeschafft wurde, binnen wenigen Jahren nicht allein gänzlich verschwunden, sondern auch an deren Stelle bedeutende Verbesserungen und Verschönerungen getreten sein. Jenes schwere Unglück ist von einer geistreichen englischen Reisenden, der bereits von uns erwähnten Miss Pardoe, so vortrefflich geschildert worden, dass wir uns nicht versagen können, ihr in den Grundzügen ihrer Darstellung zu folgen, um so mehr, da ihre Angaben auf zuverlässigen Quellen beruhen, namentlich auf der trefflichen Schrift des Dr. Schöpff.

Zu Anfange des Januars 1838 — berichtet sie — hatte die Donau bereits eine ungewöhnliche, Besorgniss erregende Höhe erreicht, und das Wasser überfluthete alle Rinnen und unterirdischen Kanäle in ihrer unmittelbaren Nähe, so dass man es ausschöpfen musste. Alle Zugänge zu demselben wurden verstopft, und dies letztere mag wohl vorzüglich viel zu der bald darauf folgenden Zerstörung beigetragen haben. Als sich die erste Eisdecke über die Donau legte, war der Strom bereits sehr hoch, und da sich in einem Arme desselben zu Soroksar, ungefähr eine Meile unterhalb der Stadt, das Eis stemmte, musste natürlich eine Ueberschwemmung erfolgen. Am 5. und 6. Januar war der Fluss bereits ganz zugefroren, und da nun fortwährend Schnee und heftige Kälte wechselten, so erreichte das Eis eine Dicke von drei Fuss. Am 8. und 9. März begann die ungeheure Masse sich zu lösen, nachdem aber der untere Theil von Ofen überschwemmt worden war, stellte es sich wieder. Da nun die Gefahr drohend schien, so wurde längs der ganzen Stadt zwischen den Häusern und dem Flusse ein sechs Fuss hoher Deich aufgeworfen. Damit, wie mit dem Verstopfen der Kanäle, da, wo diese mit der Donau in Verbindung standen, begnügte man sich um so mehr, als man sich erinnerte, dass selbst bei der Ueberschwemmung von 1775 das Wasser die Höhe des jetzt aufgeworfenen Dammes nicht erreicht habe, und sich zugleich mit der Hoffnung schmeichelte, dass sich das Eis, ehe der Fluss bis zum Niveau des Deiches gestiegen sein würde, gelöst habe und vom Strome fortgerissen sei. Einige Personen jedoch betrachteten den vom Frost gefesselten Riesen mit angstlicher Besorgniss und fragten sich, wenn sich das Eis nicht vorher lose, welches Schicksal dann der Stadt bevorstehe? Die Antwort, die ihnen ihre gesunde Vernunft geben musste, konnte naturlich nicht trostlich ausfallen, und sie trafen daher Vorsichtsmassregeln fur den moglichen Eintritt eines solchen Unglucks. Aber nur ausserst Wenige thaten das. Unter diesen befand sich auch Graf Stephan Szechenyi, der den Witzlingen lange Zeit Stoff zum Bespotteln gab, weil er eine geraumige Barke in die Einfahrt seines Palastes schaffen liess; bald aber bewies die Folge, wie thoricht es sei, diese kluge Massregel lacherlich zu machen. Am Nachmittage des 13. Marz schien der Fluss immer drohender zu werden und man begann nun die Nothwendigkeit einzusehen, jedes Mittel, das im Stande war, das Ueberschwemmen der Quais zu verhindern, in Anwendung zu bringen. Augenblickliche Befehle wurden deshalb ertheilt, und man sah nun Arbeiter nach allen Richtungen beschaftigt, den Deich zu verstarken und was zur Abhulfe thunlich war, anzuwenden. Die Menge hegte jedoch noch nicht angstliche Besorgnisse, sondern glaubte, es sei der letzte Versuch des gewaltigen Stromes, sich von seiner schweren Eisdecke zu befreien, und dass es, sobald dies gelungen, auch mit aller Gefahr voruber sein wurde. Die Leute gingen daher sorglos herum, schwatzten und schaueten der Arbeit zu, spassten sogar daruber, indem sie das Ganze mehr wie ein traumartiges Schauspiel, als wie eine mit Verderben schwangere Wirklichkeit betrachteten. Man horte, wie sich Bekannte in der Menge grussten, wie Leichtsinnige freche Scherze trieben, ja sogar wie Frauen, die man ihrer Furcht wegen ausschalt, diese durch Gelachter zu verscheuchen suchten. Um acht Uhr Abends wurde die Larmglocke gezogen, und ihr dumpfer Ton machte nun aller Hoffnung, allem Zweifel und allem Scherz ein Ende. Als ihre ersten Klange durch die Luft drangen, bot das Ufer des Flusses einen hochst ungewohnlichen und eigenthumlichen Anblick dar. Arbeiter und Soldaten, welchen Fackeltrager zu ihrem Werke leuchteten, waren eifrig damit beschaftigt, den Deich zu befestigen, Haufen Volkes aus allen Theilen der Stadt drangten sich auf den Quais und hinderten den freien Durchzug der Karren, welche mit Sand beladen hin und her fuhren, um die durchbrochenen Stellen des Deiches auszufullen; starke Manner schleppten Bauholz nach verschiedenen Stellen, um den Widerstand gegen die andringende Fluth zu verstarken, und man hat berechnet, dass sich 60000 Menschen auf dem Ufer befanden, als um zehn Uhr der Strom noch machtiger heran drang und den Deich an mehreren Stellen durchbrach. Die Fluth mit zertrummertem Eise bedeckt drang unaufhaltsam vor und trieb die Menge, die erschreckt und athemlos floh, mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich her. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Gefahr, der selbst die Tapfersten und Bravsten weichen mussten. Der Jammer der Frauen und die Klagen der Manner, das Geschrei von Muttern, die ihre Kinder suchten, und von Kindern, die nach ihren Muttern verlangten, der Wiederhall der scharfen, raschen Schritte der

Fliehenden auf dem gefrornen Boden und vor Allem das tobende Brausen und Toben der sich heranwalzenden, ungefesselten und ungestumen Wogen fullte die Luft. Um ein Uhr nach Mitternacht waren mehrere Theile der Stadt bis zu einer Hohe von 27 F. uberschwemmt, und in vielen Strassen sah man grosse Kahne von Haus zu Haus fahren, wahrend an jedem Ende der Vorstadte der mit Eis belastete Fluss sich wie ein Bergstrom auf Pesth ergoss. Die armen Bewohner dieser Stadt hatten kaum die Zeit, das nackte Leben zu retten und mussten ihre ganze geringe Habe der Wuth des verratherischen Elementes preisgeben, dem sie so lange sorglos getraut hatten.

Am Morgen des 14. Marz sturzten ganze Strassen, welche das in den unterirdischen Kanalen eingedrungene und gestaute Wasser unterminirt hatte, krachend zusammen, Menschen und Thiere unter ihren Trummern begrabend. Vom 14. bis zum 15. Marz stieg nun das Wasser unaufhorlich, sich immer weiter, und daher mit seiner Ausdehnung immer neuen Jammer verbreitend. Fortwahrend sturzten Hauser ein und Menschen fanden ihren Tod in der Fluth. Der furchtbarste Tag aber war der funfzehnte. So schrecklich wird ihn Pesth hoffentlich nie wieder in seinen Annalen zu verzeichnen haben, der Fluss wuthete unaufhorlich fort; Tausende von Mannern, Frauen und Kindern, hoffnungs- und heimathslose Wesen, die sich an das Leben klammerten und doch Alles verloren hatten, was dem Leben nur einigermassen Werth zu verleihen im Stande ist, Eltern und Kinder, Bruder, Schwestern und Liebende, Sauglinge in ihrer ersten und zitternde Greise in ihrer letzten Hulflosigkeit, starke Manner, denen die Waffen muthlos aus der Hand fielen, einer so unbezwinglichen Macht gegenuber; Weise, die, so viel sie sich auch mit dem Tode beschaftigt, doch einem so scheusslichen Untergange nie in das Angesicht gesehen hatten; Mutter, deren Hoffnung mit ihrem Kinde an der Brust gestorben war und die sich mehr instinctmassig als selbstbewusst an das Leben klammerten. Vornehme wie Geringe, alle waren wahrend dieses schrecklichen Tages zusammen gedrangt auf den wenigen engen, offentlichen Platzen innerhalb der Stadt, welche die Ueberschemmung noch nicht erreicht hatte. Mit jeder Stunde haufte sich die Zerstorung um sie her, Hauser und Gebaude, welche dem ersten Andrange Widerstand geleistet, schienen nur dazu aufbehalten zu sein, durch ihr Zusammensturzen jetzt die Schrecknisse des Tages zu vermehren, viele sanken ganz und gar in Trummer vom Giebel bis zum Grunde, andere erhielten grosse Risse durch das heftige Schlagen der Fluth, welche durch die gahnenden Oeffnungen eindrang und Alles verdarb, was sie beruhrte, wahrend, um die Verwirrung zu vermehren, die schweren Barken, welche man sich verschafft hatte, die Leidenden zu retten, von den brausenden Wogen losgerissen wurden und herrenlos umherschwammen.

Es wurde eine eben so vergebliche wie trostlose Arbeit sein, alle Schrecken dieses Tages beschreiben zu wollen, sie erreichten jedoch ihren Gipfel, als der grosse und weite Palast **Derra** auf dem Neumarkte zusammen stürzte. Umsonst suchte man sich damit zu trösten, dass der Grund dieses Gebäudes mangelhaft gewesen. Das Elend überstieg alle Begriffe und von diesem Augenblicke an verbreitete sich allgemein die gegründete Furcht, dass die ganze Stadt unrettbar verloren sei, denn nur noch wenige Plätze in derselben boten einen Zufluchtsort dar.

Wir schliessen dieser beseelten Schilderung noch einige Notizen aus dem Berichte eines bewährten Augenzeugen, des in jeder Hinsicht ausgezeichneten Professors **von Schedius**, zur Vervollständigung wörtlich an. „Diese Jammerscenen — sagt der treffliche Mann — welche das fühlloseste Herz erschütterten, dauerten drei volle schreckliche Nächte und vier Tage, während welcher immer sich die Hoffnung zur baldigen Abnahme des Wassers und der Noth auf's Grausamste getäuscht sah." —

„Den in ihrer Sicherheit zwar glücklichen Bewohnern der Festung Ofen zeigte sich nun die ganze Gegend, vom Festungsberge an bis an das Rakoschfeld und an die Insel Tschepel, wie ein weites Meer, in dessen gräulichem Schoosse nicht nur hier von der Ofener Seite der Taban, die Wasserstadt, Neustift und Altofen, sondern auch die vor wenigen Stunden noch so blühende, lust- und lebensreiche Stadt Pesth mit allen ihren bisher wenig noch bekannten Schätzen, mit ihren unendlichen, noch unentwickelten Keimen und Hoffnungen ganz versunken schien, wie Lima einstens und halb Lissabon. Nur Thürme und höher stehende Häuser ragten als schaurige Denkzeichen vorigen Glanzes hier und da hervor. Das grosse Invalidenpalais, die Artilleriecaserne (das Neugebäude), der neue Theil des Comitatshauses, das Universitätsgebäude, die evangelische Kirche und Schule sammt dem neuen Marktplatze; die Franziskaner- und Servitenkirche und die neue Militairacademie (das *Ludoviceum*) standen über dem ausgetretenen Wasser, und dahin hatten viele Tausende von Menschen aller Stände und Geschlechter sich geflüchtet." —

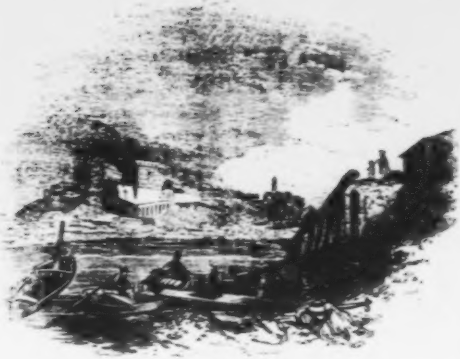
„Des Erzherzogs Palatinus k. k. Hoheit, der noch nicht gänzlich wieder hergestellten Leibeskräfte ungeachtet, schon von den frühesten Momenten an, wo man Gefahr besorgte, mit der Leitung aller Sicherungsanstalten auf das Menschenfreundlichste beschäftigt, schickte in diesen Tagen hoher Noth alle seine treuen Diener, seine Beamten, seine Kammerherren in Fahrzeugen, wie es nur möglich war, sie herbei zu schaffen, nach Pesth und in die überschwemmten Theile Ofens, um sowohl denen, die sich in Gefahr befanden, Rettung zu gewähren und sie nach Ofen selbst in Sicherheit zu bringen, als auch den in sichern Häusern Noth und Mangel Leidenden hinlängliche Lebensmittel zuzuführen. Auch selbst den eigenen theuern Sohn, den allgeliebten Prinzen Stephan, sandte der erhabene Vater nicht ohne Lebensgefahr in die Hütten des Unglücks und der Noth; denen durch ihn auch reicher Trost und Beistand zugeflossen, der ihm gewiss zum Heil und Segen wird.“ —

„Im königlichen Schlosse wurden täglich 1500 Brode gebacken und auf solche Art in die vom Wasser bedrängten Theile beider Städte hin vertheilt. Aus eigener Schatulle sandte der edle Fürst gleich mehrere tausend Gulden an die Behörden, um auf den vom Wasser freien Stellen eigenes Brod backen, Fleisch ausschroten und andere Nahrungsmittel herbeischaffen zu lassen. Auch waren 36 Zimmer im Ofener Schlosse zur Unterkunft für die Geflüchteten von allen Classen ohne Unterschied gehörig eingerichtet, wo sie auch beköstigt wurden. Die sämmtlichen Bewohner Ofens und das k. k. Militair wetteiferten in diesen Tagen durch rührende Mildthätigkeit, Hülfeleistung und selbstaufopfernde Rettungsversuche der Unglücklichen. Besonders aber von den höhern Ständen haben Viele, weder die augenscheinliche Gefahr noch Kosten scheuend, in Nachen und Fahrzeugen aller Art, mit eigener Hand selbst rudernd und arbeitend, überall, wo Beistand nöthig war, denselben gern und ergiebig auch geleistet, ganze Familien mit ihrer Habe dem Untergange entrissen und in Sicherheit gebracht, Lebensmittel überall vertheilt, Trost und Unterstützung, wo es möglich war, gespendet.“

„Am 17. März zeigte sich endlich eine merkliche Abnahme des hohen Wassers, und somit kehrte doch auch ein wenig Ruhe und Hoffnung in die Gemüther zurück. Doch neue Schmerzen trübten diese wieder, als alle die durch die schrecklichste der Wasserfluthen herbeigeführten traurigen Verheerungen allmählig hervortraten und die Schrecknisse der Verwüstung sich nun offenbarten. Von den Menschenbrüdern, die in den Wellen oder unter den Ruinen eingestürzter Häuser ihr schauriges Grab gefunden, sind bisher wohl bei 150 aufgefunden worden; der noch Vermissten kann man, Gott sei Dank! kaum mehr so viele rechnen. Ein tröstlicher Beweis der von allen Seiten bei der so schnell eingetretenen Ueberfluthung doch möglichst wirksam geleisteten Hülfe. Die in manchen öffentlichen Blättern angegebenen höheren Zahlen sind unrichtig. Aber von den, sowohl in der innern Stadt, als in den Vorstädten von Pesth vorher bewohnten 4254 Häusern sind 2281 gänzlich zusammengestürzt und unbewohnbar, 827 wurden bedeutend und nur 1146 wenig beschädigt. Zur Unterkunft für mehr als 80000 Menschen! — In den Vorstädten Ofens, die unter Wasser standen, sind 204 Häuser eingestürzt und 262 sehr beschädigt. — In Altofen wurden von 762 vorher bewohnten Gebäuden 397 ganz zerstört, 146 theilweise ruinirt, 128 mehr und weniger beschädigt, nur 91 blieben unversehrt!“ — —

Dieses ungeheure Unglück erregte allgemeine Theilnahme und von allen Seiten strömte Hülfe und Unterstützung herbei. Nachdem die schwierigste Arbeit, die Wegraumung des Schuttes und der Trümmer, einmal bewerkstelligt, verschwanden die übrigen Spuren der gewaltigen Zerstörung sehr bald, und Pesth erhebt sich von Tage zu Tage schöner wieder, namentlich haben vorzüglich diejenigen Theile, in welchen früher nur die untersten Classen wohnten, gewonnen, denn an die Stelle der ärmlichen und elenden Hütten sind jetzt feste, gesunde und reinliche Wohnungen getreten.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht wenden wir uns jetzt zu der Schilderung beider Städte und beginnen diese mit Ofen, als der Aelteren. Am rechten Donauufer liegend, lehnt sie sich an den Rücken des hier auslaufenden Gebirges, den Blocksberg, und ist zum Theil auf der Anhöhe, zum Theil in der Niederung an der Donau erbaut, jedoch hier durch weit höhere Dämme als Pesth gegen den Strom geschützt. Die Stadt zieht sich in einem langen Oval um die Festung, die auf dem Berge liegend den Haupttheil derselben bildet, und besteht ausser jener noch aus der Raizenstadt, der Christinenstadt, der Wasserstadt, der Landstrasse und dem Neustift, welche sämmtlich als Unterstädte betrachtet werden. Ofen hat 41000 Einwohner, unter denen 30000 Deutsche, 10800 Ungarn und 300 Raizen, und ist der Sitz der königlichen Statthalterei, der königlichen Hofkammer, des Generalcommando, so wie mehrerer anderer Dicasterien. Unter seinen öffentlichen Gebäuden sind vorzüglich hervor zu heben: die der Sage nach schon unter Stephan dem Heiligen erbaute Stadtpfarrkirche zu Maria-Himmelfahrt, welche von den Türken in eine Moschee und nachher in einen Stall verwandelt wurde, und bei deren Abzuge kaum der Zerstörung entging; die Schlosspfarrkirche, die den linken Flügel des Schlosses bildet und ein treffliches Altarbild, Freskogemälde und die ungarischen Reichskleinodien enthält: diese Letzeren bestehen aus der Krone, dem Scepter, dem Reichsapfel, dem Schwerte, dem Mantel, den Handschuhen, Schuhen und Sandalen des heiligen Stephan und werden seit 1790 hier aufbewahrt; die Kirche des Evangelisten St. Johannes mit dem Grabmal Andreas III., des letzten Königs aus dem Geschlechte von Arpad. Ofen hat in Allem dreizehn katholische Kirchen, zwei katholische Kapellen und eine Kirche für die nicht unirten Griechen, deren bischöflicher Sitz ebenfalls hier ist. Unter den weltlichen Gebäuden sind besonders bemerkenswerth: das königliche Schloss am südlichen Ende der Festung; es erhebt sich auf derselben Stelle, wo einst die Burg des Königs Matthias Corvinus stand, welche von den Türken zerstört wurde; das gegenwärtige Gebäude ward unter Karl VI. und Maria Theresia aufgeführt und besteht aus einer auf die Donau blickenden Fronte von ungefähr 560 Fuss Länge, und zwei Seitenflügeln, von denen der rechte die Wohnung des Palatins und der linke die Schlosskirche bildet. In dem Mittelgebäude befinden sich der Audienzsaal und die Prunkgemächer. Das Schloss besitzt eine Sammlung von schönen Kunstwerken und Gemälden, erfreut sich einer überaus günstigen Lage und Aussicht und hat auf drei Seiten prachtvolle Gartenanlagen mit einem ungewöhnlich reichen

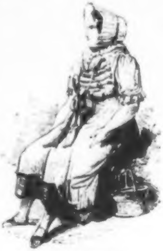


DAS SCHLOSS ZU OFEN.

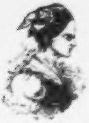
Rosenflor. Die übrigen öffentlichen Gebäude sind: das Landhaus am nördlichen Ende der Festung, ein ehemaliges Nonnenkloster; das Hofkammergebäude; das Generalcommando, ebenfalls ein ehemaliges Kloster; das Zeughaus mit einer vortrefflichen Sammlung alterthümlicher Waffen; das Rathhaus u. a. m. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt gehören besonders die warmen Schwefelquellen, welche schon die Aufmerksamkeit der Römer auf sich zogen und auch von den Türken sehr der Beachtung werth gehalten wurden, es sind folgende: Das Blocksbad, dessen Quelle aus dem Blocksberge hervordringt, mit einer Temperatur von 37° Wärme nach Reaumur und einem Zuflusse von 950 Eimern binnen 24 Stunden, es ist hier ein Militairbadehaus damit in Verbindung gebracht; das Brückbad am Blocksberge und am Donauufer in der Raizenstadt mit einem sehr guten Badehause und hübschen Gartenanlagen, die Quelle hat 36—37° Wärme nach Reaumur und liefert in 24 Stunden ungefähr 2000 Eimer Wasser; das Kaiserbad auf der Landstrasse mit sieben Quellen, welche eine Temperatur von 46—50° Reaumur haben, und nicht allein mehrere vortrefflich eingerichtete Badeanstalten, sondern auch sieben Mühlen mit dem nöthigen Wasser versehen. Diese Bäder wurden schon von den Römern benutzt, noch mehr aber von den Türken, von denen drei derselben jetzt noch ihren Namen und Ueberreste prachtvoller

Gebäude haben; ferner das neue Bad, das Springerbad und das Ferdinandsbad. In der Nähe des Kaiserbades befinden sich noch die Ueberreste einer türkischen Feste und hinter diesen am Fusse des Josephsberges von Rebenhügeln umgeben das Grabmal eines muhamedanischen Heiligen. Der hier gewonnene treffliche Wein führt daher den Namen Türkenblut.

In Ofen selbst herrscht, mit Pesth verglichen, grosse Stille, dagegen erfreut es sich ausserordentlich schöner Umgebungen, namentlich bietet der Blocksberg eine prachtvolle Aussicht dar. Er heisst eigentlich der St. Gerhardsberg und erhielt den jetzigen Namen erst seit der letzten Belagerung Ofens durch die Türken. Die schönste Aussicht auf denselben hat man von dem gegenüberliegenden Quai. Auf seiner Spitze befindet sich ein der Universität gehöriges Observatorium. Er zieht sich in mehreren Vorgebirgen bis dicht an die Donau hinab, bald rauh und steil und von Spalten und Schluchten zerrissen, bald mit grünem Laube und blühendem Gesträuch bedeckt und am Fusse von Häusern umgürtet. Noch schöner als die Ansicht des Blocksberges selbst ist jedoch die Aussicht von demselben herab; unter ihm die alte Feste Neu- und Alt-Ofen, gegenüber das wie ein Fächer sich ausbreitende reiche Pesth, zwischen den Schwesterstädten die stattlich dahin strömende, hier 400 Fuss breite Donau; in derselben nach Westen die vielen fruchtbaren und üppigen Inseln, rings herum aber, wohin man das Auge wendet, Rebenberge von Kornfeldern, Weiden und Obstgärten unterbrochen. Wie an seinem Vetter in Deutschland, haften auch an dem ungarischen Blocksberge viele Sagen. Von seiner Höhe soll Attila seinen Bruder hinabgestürzt haben, und auch der heilige Gerhard fand hier den Märtyrertod. Das Volk erzählt, der Geist seines Mörders wandle auf ewige Zeiten ruhelos in den Schluchten des Berges umher, während selbst dessen Nachkommen jedes Mal von einer tödtlichen Diarrhoe befallen wurden, so oft sie sich der Kirche, welche sich dem heiligen Gerhard zu Ehren auf der Spitze des Blocksberges erhob, näherten. Am zweiten Osterfeiertage findet ein Volksfest auf dem Blocksberge statt, zu dem die Einwohner Ofens und Pesths in grosser Menge strömen. Ueberhaupt fehlt es hier nicht an Volksfesten und namentlich nicht an Processionen, so z. B. wird jährlich am 20. August das Fest des heiligen Stephan's mit grosser Frömmigkeit gefeiert, und von allen Seiten strömt eine solche Menge andächtiger Pilgrimme herbei, dass weder die Kirchen, noch die Strassen Raum genug haben, sie zu fassen. — Unter den übrigen wegen ihrer schönen Lage oder den herrlichen Aus-



TRACHT AUS DER UMGEGEND VON OFEN UND PESTH.



TRACHT IN OFEN UND PESTH.

sichten, die sie darbieten, ausgezeichneten und von den Einwohnern beider Stadte als Lustörter haufig besuchten Punkten heben wir endlich noch hervor: den **Schwabenberg** mit seinen prachtigen Waldgrunden und reichen Quellen, das Dorf Unom mit seiner schönen griechischen Kapelle, den **Calvarienberg** u. s. m.

Wir setzen nun uber die Donau nach Pesth, wohin bald von Ofen aus eine prachtvolle Kettenbrucke, die noch in diesem Jahre vollendet sein wird, fuhrt. Auf einer weiten, nur 372 Fuss uber der Meeresflache sich erhebenden Ebene liegt diese Stadt am linken Donauufer, facherartig erbaut und besteht aus der eigentlichen oder Altstadt und vier Vorstädten, der Leopold-, Theresien-, Josephs- und Franzstadt. 1780 hatte das gesammte Pesth noch nicht 14000 Einwohner, jetzt zahlt es deren, das Militair und die Studirenden mit eingerechnet, nahe an 100,000. Unter diesen sind 66000 romische Katholiken, 2000 griechische Katholiken, 10000 Reformirte und Lutheraner und mehr als 13000 Juden. Es herrscht eine grosse gegenseitige Toleranz, was vorzuglich wohl dadurch veranlasst wird, dass sich hier Eingeborne aus fast allen Landern Europas als Einwohner niedergelassen haben, und ein buntes Gemisch von Magyaren, Slowaken, Deutschen, Juden, Raizen, Griechen, Bohmen, Walachen, Polen, Italienern, Franzosen, Turken, Serbiern, Zigeunern u. s. w. bilden. Dies tritt am lebhaftesten hervor auf einem der grossen Markte, welche vier Mal jahrlich zu Pesth stattfinden. Schon im Jahre 1812 gab ein ungenannter ungarischer Schriftsteller eine sehr lebhafte Schilderung derselben, die wir, da sie in ihren Grundzugen noch fur die Gegenwart als richtig erscheint, hier in deutscher Uebersetzung folgen lassen: Der grossere Theil der Kaufleute aus Wien und dem Oberlande — so erzahlt er — traf zwischen dem 13. und 15. August oder spatestens, nachdem der Markt zu Debreczyn beendet war, ein. Die regelmassigen Besucher der Messe haben ihre Laden oder Buden fur das ganze Jahr gemiethet und pflegen darin zu schlafen, sowohl um die Kosten fur das Logis zu ersparen, als auch um ihre Waaren selbst bewachen zu konnen, diejenigen, die dagegen zum ersten Mal kommen, mussen sich einen vortheilhaften Platz suchen, um ihre Verkaufsartikel auszustellen.

Die besten und vorzuglichsten Laden findet man in der Bruckenstrasse (die Hauptstrasse jenseits der Brucke, wenn man von Ofen kommt), in den drei Seitenstrassen, die von hier nach dem Markte fuhren, und in den neuen, breiten, solid gebauten Hausern, welche den Markt selbst umgeben, der ein ausgedehntes und regelmassiges Viereck bildet. Wahrend der ersten Wochen wurden Buden fur die Handler aufgeschlagen, die in der Stadt wohnten, und diejenigen, die von ferne gekommen waren, liessen sich in den ihrigen nieder, welche nicht selten einen betrachtlichen Umfang hatten. Das eigentliche Leben des Marktes bewegte sich jedoch in den grösseren Laden. Kaufleute aus den verschiedenen Theilen Ungarns, der Nachbarländer und der Türkei kamen, um die Waaren zu bezahlen, die sie vor sechs, neun oder zwölf Monaten empfangen hatten, und um neue Geschäfte unter ähnlichen Bedingungen abzuschliessen.

Die Buden waren so aufgestellt, dass ein Weg für die Wagen gelassen war, welcher den Platz rechtwinklicht durchschnitt und ihn in vier Vierecke theilte, die ihrer Seits wiederum von Wegen durchschnitten wurden; an dem Ende jeder Hauptstrasse stand eine Feuerspritze mit Wassergefässen und eine Invalidenwache. In den Buden des ersten Viertels verkaufte man Schnittwaaren, Hüte und Kleider, der Name jeder Strasse war an den Ecken angeschrieben, wie z. B. Frauenstrasse, Königsstrasse, Palatinstrasse u. s. w. Im zweiten Viertel bot man Hüte, Frauenschuhe, Stiefel, Pelzwaaren, Handschuhe und andere ähnliche Artikel zum Verkauf aus. Im dritten und vierten bildeten Eisenwaaren und Tuch die Hauptgegenstände. Auf der linken Seite des Marktes war ein kleiner Platz mit Buden bedeckt, in welchen die Griechen ihre Waaren feil hatten, namentlich Tuch, Leder und Leinewand. Wiederum in anderen Buden verkaufte man nichts als Fischergeräthe. An einer Stelle rechts vom Markte nach der Landstrasse zu, waren Linnenwaaren jeder Gattung zur Schau gestellt, und links dagegen Puppenspiele, Bilder und dergleichen. Weiter hin auf der Landstrasse sah man ungeheure Wollenvorräthe zum Theil auf Karren, zum Theil in Häusern, welche als Wollmagazine gebraucht wurden, man schätzte den Werth der gesammten vorräthigen Wolle auf fünf Millionen Gulden. Andere Magazine an verschiedenen Orten enthielten viele tausend Eimer geistiger Getränke oder waren mit Tabak gefüllt, welchen die Bauern gleichfalls in Karren oder in Ballen zusammengebunden herbei brachten.

Vor dem Haventhor zu beiden Seiten einer Heerstrasse waren ungefähr eine Viertelstunde Weges lang die verschiedenartigsten Waaren, grösstentheils Landesproducte, wie z. B. Flachs, Hanf, grosse Haufen Talg und ganze Mauern von neuen Weinfässern und grober Leinewand ausgestellt, diese wurden meist auf Karren verkauft, von denen die Händler nämlich vier in Quadrat aufstellten und den Zwischenraum mit einer Plane oder einigen Stücken groben Tuches überdeckten, so dass sie ohne weitere Kosten eine Art von Schuppen hatten. Hier und dort hatte sich eine kleine Partie Juden niedergelassen, deren ganzer Waarenvorrath vielleicht in einem Haufen alten Eisens bestand. Aber an diesem Orte wurde nicht allein Handel getrieben, sondern zwischen den Wagen und den Waarenballen erhoben sich Schuppen, unter welchen Zigeuner Erfrischungen ausboten, die dem Anscheine nach eben so unappetitlich waren, wie die braunen Hände, welche dieselben darreichten. In diesen kleinen Hütten und rings umher pflegen Leute aller der verschiedenen Nationen, welche in Ungarn einheimisch sind, sich ein Unterkommen zu suchen. Einige verzehren Fleisch, das in der Zigeunerkuche zubereitet worden ist, Andere geniessen eine Melone oder ein Stuck Speck, das sie mitgebracht haben, wahrend wieder Andere sich am blossen Nichtsthun ergötzen. Diese Scene, welche einen Vorgeschmack des Treibens im Orient giebt, erhält grosse Lebendigkeit durch die zahllosen Pferde und Wagen, auf welchen die Kaufer und Verkaufer, so wie die Zigeuner und die Waaren hergekommen sind.

Noch weiter in der Nahe des Hochgerichtes steht eine vollständige Burg von Wagen ohne Eisenwerk zum Verkaufe bereit, zu gleicher Zeit beladen mit auseinander genommenen Wagen. Zur Rechten erblickt man dagegen zahlreiche Heerden Schaafe und Hornvieh. Die Anzahl des Letzteren belauft sich oft auf 30000 Stuck.

Noch weiter zur Linken ist der Pferdemarkt, dessen äusserstes Ende einen Kreis von zusammen gestellten Wagen bildet, die zum Theil auch verkauft werden sollen, zum Theil aber nur als Fuhrwerk fur die Kaufer und Verkaufer dienen. Die dressirten, zum Verkauf ausgebotenen Pferde bilden einen andern Kreis, der ubrige Theil des Raums ist von starkem Pfahlwerke umgeben, das in verschiedene Abtheilungen zerfallt, in deren jeder sich 30 bis 40 rohe Pferde befinden. Diese werden nach ihrem Aussehen gekauft und ohne dass man sie einer naheren Untersuchung wurdigt. An dem Eingange zu jeder Abtheilung stehen funf oder sechs Stallknechte mit langen Stangen bewaffnet, mit denen sie, wenn ein Pferd bezeichnet worden ist, hinein gehen und die Rosse nach allen Seiten hintreiben, bis jedes sich von den ubrigen getrennt und in einen Winkel gefluchtet hat. Dann werfen sie ihm eine Schlinge uber den Kopf und je nachdem es mehr oder weniger wild ist, binden sie es entweder mit einer Halfter an ein anderes, das sich schon an den Zugel gewohnt hat, oder werfen es nieder, fesseln es und fahren dasselbe auf einem Wagen fort.

Eine andere, nicht minder der Betrachtung werthe Abtheilung des Marktes befindet sich am Donauufer aufwarts von der Brucke, hier werden die feineren Töpferwaaren in Buden verkauft, wahrend die groberen entweder auf den Schiffen selbst feil geboten oder am Ufer wie Kanonenkugeln zum Verkaufe aufgehauft sind. Ungefahr eine Viertelstunde weit ist die Donau hier mit Fahrzeugen bedeckt, welche, wie die Ufer des Flusses selbst, zum Marktplatz fur die Waaren dienen, die sie hergebracht haben. Viele derselben sind mit Holzwaaren aus Oberösterreich beladen, und unter diesen Fasser und Kisten von so geringem Werthe, dass man nicht begreift, wie sie nur die Transportkosten tragen. In andern Fahrzeugen oder auf dem Ufer wird bunt angestrichenes Hausgerathe jeder Art feil geboten, das durch seine lebhaften Farben das Landvolk zum Kaufe reizt.

Unterhalb der Brucke wird der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten, der besonders lebhaft wird durch den Verkauf kostlicher Wassermelonen, von denen ungeheure Haufen entweder am Ufer oder in zahlreichen Karren und Kahnen aufgestapelt sind. Sie gehen meist für den geringen Preis von zwei oder drei Kreuzern weg, und man sieht kaum ein Kind oder einen Bettler in den Strassen, welche nicht zugleich Hunger und Durst mit dieser appetitlichen Frucht stillten.

Unter den Vergnügungsörtern wird das Theater am meisten besucht und an Sonn- und Feiertagen strömen ganze Schaaren nach dem Stadtwaldchen, einem kleinen, aber anmuthigen Park, wo die unteren Classen sich mit Tanz ergötzen. Der Garten der Grafen Orczy, ungefahr eine Stunde von Pesth entfernt, ist, so wie mehrere andere Garten in den Vorstadten, dem Publicum geöffnet. Eben so werden die öffentlichen Bäder zugleich als Vergnugungsorter und als Gesundheits-Anstalten häufig von dem gemeinen Manne besucht.

Ein anderer ungarischer Schriftsteller schildert die Art und Weise, wie die Geschafte auf dem Markte betrieben werden, nicht minder lebhaft mit folgenden Worten. Das Betragen des ungarischen Bauern bei dem Verkauf seiner Producte ist, wenn man es mit dem der ihn umgebenden Slaven, Deutschen und Juden vergleicht, merkwurdig und interessant. Der Slave preist die Vortrefflichkeit und Wohlfeilheit seiner Waare mit grossem argwöhnischen Eifer; der Deutsche putzt seine Waare heraus, dreht sie nach allen Seiten und benimmt sich gegen seine Kunden mit grosser Selbstgenügsamkeit; der Jude verschwört Leib und Leben, dass er Niemanden betrugen wolle; der Raize ist finster, schweigsam und ungefallig, aber sein dunkles, feuriges Auge zeigt sich desto beredter; der Ungar dagegen verhalt sich ganz passiv in seinen Geschäften; er erlaubt, dass seine Waaren untersucht werden, antwortet kurz und bestimmt auf jede Frage, will aber weder durch Worte, noch durch sonst einen Kunstgriff Jemanden hintergehen. Man sieht an seiner Verlegenheit, dass er nicht an niedrige Kunste gewöhnt ist und seine Gutmuthigkeit besiegt sichtbar das Gefuhl der Armuth, die er leicht und zufrieden ertragt; sein langes Haar hangt ihm bis auf die Schultern herab und ist schwer von seinem Halse und seinem Hemde zu unterscheiden, denn Alles starrt an ihm von Schmutz und Nachlassigkeit. Der Anblick des offnen Platzes am Eingange der Konigsstrasse, welcher der District der Juden ist, bietet bei nassem Wetter einen eben so unfreundlichen Anblick dar, wie das von den Bauern frequentirte Stadtviertel. Wer Neigung hat, den judischen Charakter zu studiren, findet jetzt eine vortreffliche Gelegenheit. Hier schwarmen sie wie Bienen umher, sturzen auf den Vorubergehenden zu, mit dem sie glauben einen Handel abschliessen zu konnen, oder machen unter einander Geschafte mit vielem Geschrei und grossen Grimassen und sehen dabei eifrig nach beiden Seiten, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf hundert andere Gegenstande richtend. —

Die Gotteshäuser von Pesth zeichnen sich nicht eben in architectonischer Hinsicht aus, ob deren gleich mehr als zwanzig fur die verschiedenen Confessionen vorhanden sind. Die interessantesten unter denselben möchten: die altdeutsche Pfarrkirche zu Mariahimmelfahrt mit den Monumenten Kray's und Kuitsacs, welche lange eine türkische Moschee war, die Universitätskirche mit ihren schönen Freskobildern, und die in orientalischem Geschmack ausgeschmückte griechisch-wallichische Kirche sein. — Hinsichtlich der weltlichen Gebäude folgen wir einem der neuesten, bewährtesten Führer, **Moshamer**, welcher uns Folgendes über sie berichtet: Wir bemerken zunächst das Universitätsgebäude neben der Universitätskirche in der innern Stadt, welches Kaiser Joseph II. im Jahre 1786 gegründet hat; das prachtvolle Invalidenhaus an der äussern Ostseite der innern Stadt, wurde von Kaiser Karl VI. im Jahre 1727 gegründet und von dem berühmten Architecten **Martinelli** in majestätischem Style aufgeführt. Selbiges befindet sich hinter der Hauptpfarrkirche, dem Rathhause und der Servitenkirche, und hat einen Umfang von 440 Klafter, die vordere Fronte ist 100 Klafter lang. Das Josephinische oder Neugebäude, welches vor einigen Jahren zu einer Artilleriecaserne eingerichtet wurde, ist mit Graben und Glacis umzogen, befindet sich in der Leopoldstadt am nordwestlichen Ende, und bildet in seiner grossartigen Anlage, Ausdehnung und Festigkeit gewissermassen die Citadelle von Pesth. Es ist seltsam, dass man den eigentlichen Zweck nicht kennt, zu dem es unter Kaiser Joseph II. im Jahre 1786 gegründet wurde. Die vorherrschende Meinung, welche durch mehrere Gründe unterstützt wird, ist, dass der unterirdische Theil zu Gefängnissen für Staatsverbrecher, der übrige Bau aber für eine grosse militairische Garnison verwendet werde. In dem, 9480 Quadratklafter grossen, Haupthofe, der einem weiten Stadtplatze gleicht, werden militairische Exercitien und Festivitäten vorgenommen.

Das städtische Theater, welches zugleich den Redoutensaal und ein schönes Kaffeehaus enthält, steht an der Donauzeile ringsum frei und ist eines der vorzüglichsten Prachtgebäude dieser Stadt. Es ist schon im Jahre 1808 nach **Amans** Plane begonnen, aber nach mehrfachen Unterbrechungen des Baues erst am Schlusse des Jahres 1832 vollendet worden. Indess wurde doch schon seit 1812 darin gespielt. Dieses prachtvolle Schauspielhaus, welches leider nicht akustisch gebaut ist, umfasst ein Areal von 2000 Q.-Kl., und die Baukosten sollen sich auf 200000 Fl. belaufen haben. Seine Länge beträgt 57, seine Breite 49 Kl.; es enthält 52 Bogen, gegen 300 Sperrsitze und kann bequem 4000 Zuschauer fassen. Die Redoute macht die Hauptfronte gegen die Donau neben der Schiffbrücke und ist durch eine Reihe schöner Bildsäulengruppen und Allegorien zierlich ausgestattet. Man gewahrt hier Apollo, den Repräsentanten der Musen, mit Thalia, Melpomene und Calliope, und in Nischen stehen Klio, Erato, Euterpe und Polyhymnia. Hohe Arkaden decken den Eingang; zwei Hauptstiegen führen in die vier Gallerien. Das Proscenium ist 51 Fuss breit und das Podium kann nach Erforderniss einen Hintergrund von 300 Fuss bilden, wornach die Direction in Betreff des Raumes niemals in Verlegenheit kommt.

Das neue ungarische Nationaltheater befindet sich in der Josephstadt neben dem botanischen Garten, und kann, nach seiner gänzlichen Vollendung, eine nicht unbedeutende Zierde dieser Vorstadt genannt werden.

Das Ludoviceum (*Academia militaris Ludovica*) liegt am südöstlichen Ende der Stadt unweit des Josephinums, wo sich die Joseph- und Franzensstadt berühren, und ist ein isolirtes pomphaftes Gebäude, welches seinen Namen von der K. K. M. Ludovica, der dritten Gemahlin Sr. Maj. des Kaisers Franz I. erhielt, indem sie ihr Krönungsgeschenk zu dieser grossartigen Stiftung bestimmte. Der Bau begann erst nach anderweitigen Schenkungen im Jahre 1830 unter der Leitung des Architecten M. Pollock und unter dem Curator C. v. Gömöry, kostete eine halbe Million Silbergulden und wurde im Jahre 1837, kurz vor der Ueberschwemmung, vollendet. Das prunkvolle Academiegebäude hat einen Flächeninhalt von mehr als 2265 Q.-Kl., aber mit Inbegriff des zugehörigen Areals, z. B. eines herrlichen Gartens, eines grossen Teiches, einer schönen Reitschule u. s. w., nicht weniger als 76321 Q.-Kl.

Das Comitatshaus, in der innern Stadt neben dem Invalidenpalais in der Grenadiergasse gelegen, ist der Versammlungsplatz der Comitatsstände, und enthält in einem grossen Saale, wo die Sitzungen gehalten werden, die Bildnisse mehrerer alten Reichspalatine in Lebensgrösse, als: Paul Esterházy, Franz Vesséleny, Joh. und Nikol. Pálffy, Ludw. Batthyány, ingleichen auch die des Erzherzogs Alexander Leopold und des sel. Kaisers Franz I. Ausserdem wird dieser Saal durch ein herrliches Gemälde geschmückt, welches die Zusammenkunft der Alliirten vor Paris (15. April 1814) vorstellt und als Kunstwerk höchst beachtenswürdig ist.

Das Stadthaus oder Rathhaus in der innern Stadt, hinter der Hauptpfarrkirche gelegen, zeichnet sich in der Perspective vornehmlich durch seinen Thurm aus, der unter den wenigen Thürmen dieser etwas gar zu flachen Stadt der ansehnlichste sein dürfte.

Das Nationalmuseum ist ein neues, prächtiges Gebäude und auch als solches ein Hauptschmuck der Stadt, wie es auf unserm Panorama ersichtlich ist. Es befindet sich unweit der Universität, wurde 1802 von Gr. Franz v. Széchényi gegründet, hatte einen Grund und Boden von 11000 Q.-Kl. (in der Josephstadt, Landstrasse) und einen Fond von mehr als einer Million Gulden.

Unter den Anstalten für die Bildung und das öffentliche Wohl sind besonders hervor zu heben: *a*) die Universität. Diese ward im Jahre 1635 durch den berühmten Cardinal Pazman zu Tyrnau gestiftet, 1780 aber nach Ofen und 1787 nach Pesth verlegt. Sie besitzt eine vortreffliche Bibliothek von mehr als 60000 Bänden, ein Naturaliencabinet, ein physiologisches Cabinet, ein chemisches Laboratorium und ein anatomisches Theater, klinische Institute, ein physikalisch-mechanisches und ein Münzcabinet mit einer Antiken-Sammlung, einen botanischen Garten, eine Veterinär-

25*

Anstalt und die königliche Sternwarte, auf dem Blocksberge, welche wir bereits erwähnt haben. Die Vorträge daselbst werden meist in lateinischer Sprache gehalten, die Studien sind alle unentgeltlich und für ärmere Studirende bestehen bedeutende Stipendien. Die Zahl der Lehrer und Beamten an der Universität umfasst ungefähr 100, die der Studirenden ungefähr 1500 — 1700 Individuen; *b)* das theologische Generalseminar; *c)* das Gymnasium der Piaristen; *d)* das evangelische Gymnasium; *e)* die Normalhauptschule mit ihren Nebeninstituten; *f)* das Institut der englischen Fräuleins. Ausserdem erfreut sich Pesth noch eines sehr ausgezeichneten, von dem edeln Patrioten Grafen Széchenyi gestifteten Nationalmuseums, das eine schöne Bibliothek und andere wissenschaftliche Sammlungen besitzt, und einer Academie für die Nationalliteratur, welche durch die Theilnahme der Magnaten, wie durch ihre vielseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen sich zu einem eben so einflussreichen, als grossartigen Institute binnen wenigen Jahren empor geschwungen hat. Unter den Wohlthätigkeits- und Heilanstalten sind vorzüglich zu nennen: das städtische Hospital zum heiligen Rochus mit seinen zwei Spitälern, das neue Krankenhaus, das Militairspital mit dem Invalidenhause, und die allgemeine Versorgungsanstalt.

Endlich ist Pesth der Sitz der königl. Septemviraltafel, der königl. Tafel, der Dikasterien und der Oberbehörden des gesammten Königreichs.

Unter den Umgebungen dieser Hauptstadt ist besonders das Feld oder die Ebene Rakos (Rakos Mezö) merkwürdig, denn hier fanden früher die ungarischen Reichsversammlungen statt, nach der Behauptung Einiger schon seit dem Jahre 1061, historisch gewiss jedoch erst seit dem 5. August 1298. Der glänzendste Reichstag, welcher hier gehalten worden, war der vom Jahre 1458, auf welchem der berühmte Matthias Corvinus als fünfzehnjähriger Jüngling zum Könige ausgerufen ward. Später wurde der Reichstag nach Presburg verlegt, und auf dem Felde Rakos werden jetzt die Pferderennen gehalten, für welche sich die Ungarn, die als ausgezeichnete Reiter berühmt sind, lebhaft interessiren.

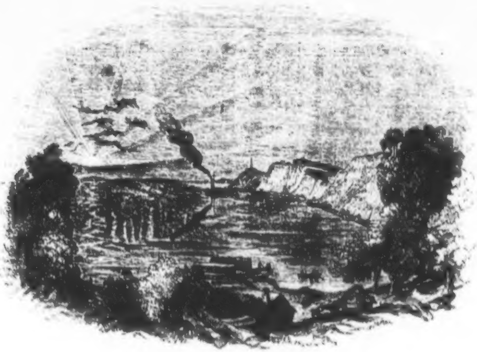
IX.

VON PESTH BIS MOLDOVA.

Von Pesth bis zur Mündung der Drave fliesst die Donau mit geringen Krümmungen ganz südlich und ihre Ufer bilden von den Ausläufern des Blocksberges an zu beiden Seiten flache Ebenen, nur durch niedrige Weinberge, dichte Wälder und Dörfer oder Städtchen unterbrochen. Aus dem Flusse selbst erheben sich viele Inseln, welche indessen meist nur von geringer Bedeutung sind. Bis Peterwardein fährt man bei Henzasko, Ertschin, Penteln, Apostagh, Donauwetz, Paksch, Tolna, Battina, Mohacs, Erdöd, Dalya, Vukovar, Scharingrad, Illok, Nestin, Rakovacz, Begesch vorüber. Von diesen Ortschaften ist wenig Erhebliches zu bemerken; sie liegen theils noch in Ungarn, theils in Slavonien. Ertschin hat die Trümmer eines alten Schlosses aufzuweisen, das 1661 von den Haiduken in Brand gesteckt wurde; Penteln soll das alte *Potentiana* gewesen sein, wo 441 ein gewaltiges Treffen zwischen den Hunnen und Römern statt fand; in der Nähe von Paksch lag *Cussunium*, und man trifft hier römische Alterthümer; bei Tolna findet Hausenfang statt, und nach der Behauptung Einiger ward hier 441 die Völkerschlacht zwischen Macrinus und Attila geliefert, bei welcher 40000 Hunnen umkamen, jedoch auch Macrinus und viele Römer auf dem Kampfplatze blieben. Geschichtlich wichtiger als alle diese Oerter ist der Marktflecken Mohacs in der Baranyer Gespannschaft am rechten Donauufer, jetzt nur ein unbedeutendes Städtchen. Am 29. August 1526 wurden hier 20000 Ungarn unter ihrem Könige Ludwig II. von dem türkischen Kaiser Soliman, der ein fünf Mal stärkeres Heer befehligte, auf das Haupt geschlagen. Zwei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, 28 Magnaten und sehr viele Edelleute, so wie der König selbst fanden ihren Tod in diesem Kampfe. Die widerspenstige Gesinnung der jungen Edelleute, welche durchaus auf eine Schlacht drangen und sich von keinem Andern als von dem Könige selbst befehligen lassen wollten, ist vorzüglich als die Ursache dieses Unglücks, das den Türken ganz Ungarn öffnete und eine neue Dynastie auf den Thron brachte, so wie Siebenbürgen von Ungarn trennte, zu betrachten. Erst im Jahre 1687 am 12. Aug. ward die Scharte wieder ausgewetzt und der türkische Grosswesir von Eugen von Savoyen und Karl von Lothringen auf das Haupt geschlagen. Die Türken verloren 80 Kanonen und ihr ganzes Lager und liessen 20000 Mann auf dem Platze. Von dieser Zeit an wagten sie nicht wieder die ungarische Grenze zu überschreiten.

Erdöd, Dalya, Vukovar, Oppatovacz, Scharingrad und Illok sind die einzigen Oerter zwischen Mohacs und Peterwardein, welche einige Aufmerksamkeit verdienen, sie liegen sämmtlich auf dem rechten Donauufer und der erstere in einem Winkel, welchen der Fluss hier bildet, auf einer Anhöhe zwischen Weinbergen. Das dazu gehörige alte, leider immer mehr verfallende Schloss, einst der Wohnsitz der Palffy, bietet einen sehr malerischen Anblick dar. Dalya, ein Marktflecken mit ungefähr 4000 Einwohnern, erfreut sich einer sehr fruchtbaren Umgebung. Vukovar in Sirmien, am Einflusse der Vuka in die Donau, hat über 5000 Einwohner, mehrere Kirchen und Klöster und ist die Residenz eines Protopopen. Oppatovacz, ein bedeutendes Dorf in Sirmien, lehnt sich an einen hohen Bergrücken, ihm gegenüber auf dem linken Ufer erhebt sich die kleine Stadt Paksch, bei welcher der gleichnamige Fluss in die Donau mündet. Scharingrad, ein unbedeutender Marktflecken auf dem rechten Ufer, hat weiter nichts als die Trümmer eines alten, einst stark befestigten Schlosses aufzuweisen.

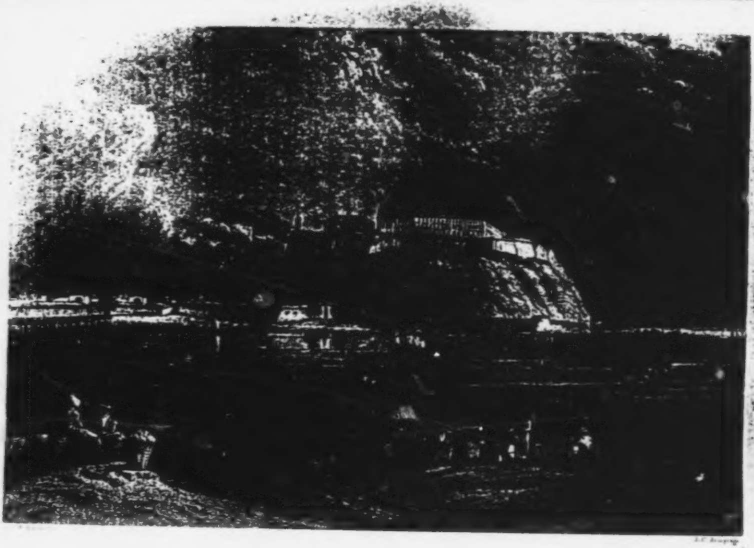
Interessanter als alle die bisher genannten Ortschaften ist das Schloss und Kloster Illok in Sirmien, am rechten Donauufer und der von Essegh nach Peterwardein führenden Strasse. Der gleichnamige Marktflecken hat nahe an 3000 Einwohner, ein herrschaftliches Schloss, eine katholische und eine nicht unirte griechische Kirche und Trümmer römischer Kastelle und Tempel. In dem dazu gehörigen Franziskanerkloster liegen die irdischen Ueberreste des Herzogs Lorenz von Bosnien und Sirmien und des berühmten Johannes Capistranus begraben. Wir werden des Letzteren, den man in Ungarn hoch verehrt, noch späterhin zu erwähnen Gelegenheit haben. Illok erfreut sich einer sehr romantischen Lage, wie überhaupt der ganze, von der Donau berührte Strich von Illok bis Peterwardein, den ein rauhes Gebirge bildet, höchst malerische Partien darbietet.



ILLOK

Von Illok bis Peterwardein begrüsst der Reisende die Ortschaften Nesutin, Rakovacz, Cserevics, Beocs und Kamenicz. Nesutin ist nur ein unbedeutendes Dorf, Rakovacz dagegen bietet manche Merkwürdigkeit dar. Wir folgen bei der Beschreibung derselben unserm bewährten Führer Rumy, der uns die nachstehenden interessanten Notizen über dasselbe mittheilt. Eine und eine halbe Meile von Peterwardein — berichtet er — unweit des rechten Donauufers, liegt in einer sehr romantischen Gegend das griechische nicht unirte Kloster RAKOWACZ, eines jener zwölf griechischen Kalugier- oder griechischen Mönchsklöster, die in Sirmien in einem Umfange von zwölf deutschen Meilen, grösstentheils in prachtvollen Gebirgsthälern oder auf Bergrücken liegen, und trotz ihrer vieljährigen Existenz doch unter die besseren Gebäude des Landes gezählt werden können. Die Klöster der orientalischen Kirche sind gleichfalls nach dem Geschmacke der abendländischen Klöster, wo die Kirche durch das im Vierecke gebaute Kloster eingeschlossen ist, erbaut, nur mit dem Unterschiede, dass gewöhnlich das Kloster eine Flanke bildet und rückwärts sich an den Rücken eines Berges anlehnt. Das Kloster Rakowacz liegt, wie jenes von Brotschin, tief im Gebirge, welches von der Donau begrenzt wird, in einem dichten Walde. Dort ist es, so wie in den meisten übrigen griechischen Klöstern Sirmiens (Kruschedol ausgenommen), so einsam, dass man seinen Gedanken ohne Störung nachhängen kann. Die stufenweise erhöhten Waldungen, die das Thal umgeben, sind weder so hoch, dass sie die Beleuchtung der Wiesen und Gärten durch die Sonne verhindern, noch selbst so düster durch Farbe und Verschattung, dass sie nicht durch Bewegung den Blick des Trübsinnigen aufheitern könnten. Zwischen den Wildnissen wechseln Wein- und Obstgärten in wohlgeordneter Anlage mit einander ab und bieten dem müden Wanderer die schmackhaftesten Früchte in grosser Menge zur Erquickung dar. Die Kalugier (ein griechisches Wort aus *καλὸς γέρων*, guter Greis), oder nach ihrer eigentlichen Benennung Basiliter verdanken ihre Entstehung dem heiligen Basilius, der sie im vierten Jahrhunderte nach Christi Geburt stiftete. Die Fasten der Kalugier sind im vollen Sinne streng zu nennen, denn tritt ihre strenge Fastenzeit ein, die in dem griechischen Kalender sehr oft vorkommt, so ist Milch, Fisch, Butter, Oel, Käse und Eier, kurz Alles zum Genusse verboten, was auch nur die entfernteste Vermuthung einiger fetten, öligen Bestandtheile veranlassen kann. Die einzigen und beinahe unveränderlichen Speisen in diesen schweren Tagen sind die Phaserlen (serbisch *pasule*) und Linsen mit Zwiebel oder Knoblauch in Wasser oder Essig gekocht, die durch Brod, Wein und etwas Obst dem Magen erträglicher gemacht werden. Die Kleidung dieser Mönche besteht aus einem langen Rocke von schwarzem Tuche mit einer Binde um den Leib, und einer schwarzen Kappe von gleicher Qualität als Kopfbedeckung. Die Vermögensverhältnisse dieser Klöster grenzen kaum an die Mittelmässigkeit; denn ausser einem gebirgigen, wenig nutzbaren Wald-Terrain sind der Wein- und Pflaumenzehend, den sie von den cultivirten Anhöhen ihrer Gebirge erhalten, die ausgiebigsten Quellen ihrer Erhaltung. Sie haben zwar eigenen Weinbau, doch der Mangel an arbeitenden Händen (die Klostergeistlichen greifen bei dieser schweren Arbeit selbst an) hindert sie, diesen einzig möglichen Industriezweig zum besonderen Vortheil zu erweitern. Die ökonomische Verwaltung ihrer hauslichen und auswärtigen Angelegenheiten ist unter die Mitglieder des klosterlichen Vereins getheilt, so zwar, dass jeder Kalugier sein eigenes Geschaft zu fuhren hat. So besorgt einer das Waldwesen, ein anderer die Zehendubernahme, ein dritter das Kirchengeschaft, wieder ein anderer hat auf die Kuche und auf die steten Mundvorrathe derselben zu sehen, und nebst noch anderen Beschaftigungen fuhrt endlich einer der ältern das Rechnungsgeschaft. Jedes dieser Kloster hat entweder einen Iguman (aus dem griechischen ἡγεμων, der Anführer) oder Prior, oder nach Massgabe des Vermögens einen Archimandriten (Klosterabt) zum Vorsteher. Die Gastfreiheit in diesen Klostern ist zu bewundern und bei den beschrankten Vermögensverhaltnissen um so lobenswerther, als Jedermann, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, bei Tag und Nacht freundschaftlich empfangen wird und Speise und Trank ohne Rucksicht auf eine mögliche Vergutung erhalt. Am meisten kann man diese Freigebigkeit an Wallfahrtstagen zur Gedachtnissfeier der Klosterheiligen bewundern, wo oft Tausende der Wallfahrter aus den niedern Standen von den Klöstern mit Brod und Wein beschenkt und viele hundert Honoratioren sehr gut bewirthet werden. Fur Menschenbeobachter sind diese stark besuchten Wallfahrtstage sehr interessant. Nebstbei sind diese Klöster auch der Zufluchtsort verwittweter Dorfpfarrer, die, da sie nach ihren Kirchengesetzen zum zweiten Male sich nicht verehelichen durfen, zum klösterlichen Leben ubertreten. Die Anzahl der Mönche beschrankt sich auf die Einkunfte der Klöster. Man findet vorzugsweise in den sirmischen Klöstern die besten Weine und den altesten Sliwowitza, die auch nicht selten die Tafeln der Grossen in den entferntesten Gegenden zieren. Der Wein von Rakowacz ist so gut als der Karlowitzer. Bei dem Kloster Rakowacz findet man (so wie bei dem Kloster Gergeteg) sehr schönen, dem amerikanischen Labradorstein ahnlichen Schillerspath.

Cserevic am rechten Donauufer, ein Dorf mit ungefähr 1300 Einwohnern, bietet ebenfalls in seinen Gebirgen viel Interessantes fur den Mineralogen dar; ihm gegenuber liegt das Dorf Begecs mit nahe an 2000 Einwohnern, und in einiger Entfernung von diesem, nur eine halbe Stunde von der Festung Peterwardein entfernt, der ziemlich betrachtliche Marktflecken Kamenicz, in dessen Nahe sich ein ziemlich besuchtes Bad befindet. Je mehr man sich Peterwardein nahert, desto mannichfaltiger wird die Gegend. Die obengenannte Festung, die Hauptgrenze von Slavonien und Sirmien, liegt auf dem rechten Donauufer und soll ihren Namen von Peter dem Eremiten haben, als dessen Geburtsort sie betrachtet wird. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit Gibraltar wird sie auch das ungarische Gibraltar genannt. Sie erhebt sich auf hohem Felsen und ist durch eine Schiffbrucke mit der gegenuber liegenden Stadt Neusatz verbunden. Die eigentliche Feste, auch die obere Festung genannt, ist auf



[illegible]

einem nach drei Seiten hin unzugänglichen Felsen erbaut, an dessen nördlichem Fusse die untere ebenfalls befestigte Stadt sich erhebt. Sie hat, das eine Stunde entfernte, zu ihr gehörige Bukavicz mit eingerechnet, ungefähr 4000 Einwohner, doch soll sie nöthigen Falls eine Garnison von 10000 Mann aufnehmen können. Alterthumsforscher behaupten, dass sich früher an derselben Stelle das römische *Acumincum* erhoben habe. Lange im Besitz der Türken, ward Peterwardein erst zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von ihrer Herrschaft befreit, und Prinz Eugen trug 1716 daselbst einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davon, welchem der bekannte Wallfahrtsort, Maria-Schnee, seinen Ursprung verdankt. Zum Andenken an die gewonnene Schlacht wurde nämlich eine halbe Stunde weit von der Festung, auf dem Wege nach Carlovicz eine Kirche erbaut, der ein kaiserlicher Offizier ein altes Marienbild schenkte, das er behauptete im Schnee gefunden zu haben; zu diesem Gnadenbilde wird noch jährlich am Maria-Schneetage, dem 6. August, eifrig gewallfahrtet.

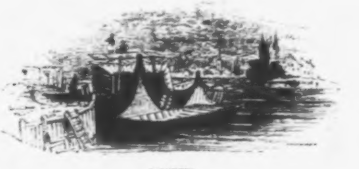
Der starken Feste gegenüber liegt, wie schon bemerkt wurde, durch eine Schiffbrücke mit derselben verbunden und durch einen Brückenkopf vertheidigt, die Stadt Neusatz mit ungefähr 18000 Einwohnern, welche beträchtlichen Handel treiben; sie ist die Residenz des Bischofs der nicht unirten Griechen, und eigentlich eine unregelmässige, nicht gepflasterte Stadt. In der Nähe befindet sich der sogenannte Römerdamm, eine Reihe von Verschanzungen, welche wahrscheinlich zuerst gegen die Römer aufgeworfen und später von diesen benutzt wurden.

Auf einer langen Wendung der Donau nach Norden zu, bei Maria-Schnee vorüber, gelangt man nach Carlovicz, am rechten Donauufer, einem Marktflecken von ungefähr 6000 Einwohnern und Residenz des Erzbischofs und Metropolitan der nicht unirten Griechen. Carlovicz besitzt ein griechisches Seminar, ein Gymnasium und mehrere Kirchen und ist historisch berühmt wegen des nach ihm benannten Friedens, der daselbst am 26. Januar 1699 geschlossen wurde. In den nächsten Umgebungen der Stadt wird der berühmte Carloviczer Wein, durchschnittlich 30000 Eimer jährlich, erbaut.

Die Donau, welche bisher, eine nördliche Krümmung bei Peterwardein abgerechnet, immer fast ganz östlich floss, wendet sich nun bald nach Süden, so wie man bei dem Dorfe Kovilla, wo sich auf dem linken Ufer des Flusses und durch einen Morast von diesem getrennt ein griechisches, nicht unirtes Kloster erhebt, vorüber ist. Sechs Stunden östlicher, da, wo einst das alte *Rittium* stand, auf dem rechten Donauufer, der Mündung der Theiss gegenüber, erhebt sich der befestigte Ort Slankamen (auf deutsch Salzstein), nicht Salankament, wie Einige fälschlich schreiben. Hier war es, wo zuerst die Macht der Türken im Abendlande gebrochen wurde. Der grosse Soliman war gestorben, aber sein Bruder und Thronerbe Ahmed hatte den Krieg mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt und ein Heer von 87000 Mann war unter dem Befehl seines Grossvesirs über die Sau gezogen. Die Kaiserlichen sammelten sich unter der Anführung des Markgrafen Ludwig von Baden 66000 Mann stark zu Peterwardein, das sie stark befestigten, von hier zogen sie nach Carlovicz und rückten dann nach Slankamen vor, wo sie ihr Lager aufschlugen. Der Markgraf war anfangs Willens, bis nach Semlin zu gehen und hatte sich auch schon mit seinem Heere in Bewegung gesetzt, da aber die österreichischen Munitionsschiffe ihm nicht auf der Donau weiter als Peterwardein folgen konnten, so zog er sich wieder nach Slankamen zurück. Als die Türken dies gewahrten, glaubten sie, es geschähe aus Furcht vor ihnen und sandten einige Reiterei ab, um den Nachtrab zu beunruhigen, der sie jedoch zurückschlug. Der Grossvesir entdeckte indessen bald den Grund von des Markgrafen Manöver und brach so rasch mit seinem Heere auf, dass er Jenem zuvorkam und ihn von Peterwardein abschnitt. Den Kaiserlichen blieb nun Nichts übrig als eine offne Feldschlacht. Dem zufolge stellte der Markgraf früh am Morgen des 19. August sein Heer in Schlachtordnung auf und rückte gegen den Feind an; den rechten Flügel befehligte er selbst, auf dem linken commandirte Graf Dunevald. Gegen Mittag standen beide Armeen einander gegenüber, die Türken, welche aus 60000 Mann der besten Truppen und 15000 Janitscharen bestanden, hatten die Donau im Rücken und waren vorn durch einen tiefen Graben und eine Brustwehr gedeckt; ihr linker Flügel allein fand sich nicht so geschützt. Jetzt ward eine Bombe als Zeichen der beginnenden Schlacht abgefeuert; die Kaiserlichen rückten vor, bis sie noch ungefähr 200 Schritte weit vom Feinde entfernt waren; das Geschütz begann auf beiden Seiten augenblicklich zu spielen; mit grosser Tapferkeit griff der rechte Flügel an, aber der linke konnte ihn unglücklicher Weise nicht unterstützen, durch den mit Buschwerk bewachsenen Boden am Vorrücken gehindert. Der Markgraf drang in die türkischen Verschanzungen ein, die Janitscharen feuerten jedoch unaufhörlich hinter ihrer Brustwehr hervor und richteten grossen Schaden unter ihren Gegnern an, so dass fast alle höheren Offiziere derselben getödtet oder verwundet wurden. Dieser ungleiche Kampf währte von 3 Uhr des Nachmittags an mehrere Stunden hindurch und war auf der anderen Seite des Feldes eben so verderblich, die Türken griffen den linken Flügel mit grosser Wuth an; zwar wurden sie anfangs wiederholt zurückgeschlagen, aber nun sammelten sie alle ihre Reiterei und hieben zwei Bataillone der Kaiserlichen in Stücken. Um 6 Uhr waren diese Letzteren ihrem Untergange so nahe, dass alle Rettung unmöglich schien; sie hatten weder einen sicheren Rückzugsort, noch Bastionen sich zu decken; da beseelte ihre verzweiflungsvolle Lage sie mit unglaublichem Eifer, sogar der Train und die Reservetruppen stürzten sich in die Schlacht, ja sogar die Flüchtlinge kehrten wieder um und kämpften von Neuem mit solchem Muthe, dass die Türken endlich zum Weichen gezwungen wurden und sich in ihr Lager zurückzogen. Jetzt rückte Markgraf Ludwig vor, vertrieb die Türken von einer Anhöhe, auf der sie ihr Geschütz aufgestellt hatten und hieb sich mit einigen frischen ungarischen Truppen, die noch zu rechter Zeit angelangt waren, im eigentlichen Sinne des Wortes einen Durchgang, durch welchen nun der rechte Flugel noch einmal vorruckte. Der Erfolg blieb nicht langer zweifelhaft; die auf allen Seiten zwischen ihren Trancheen und der Donau angegriffenen Turken wurden fast sämmtlich niedergehauen. Auf beiden Seiten herrschte eine solche Wuth, dass Niemand weder Pardon geben und empfangen wollte.

Mit seinen besten Reitern floh nun der Grossvezir uber die Save, doch wurden sie so hartnäckig verfolgt, dass nur sehr Wenige entkamen. Er selbst, der Seraskier und der Obrist der Janitscharen starben in Folge ihrer Wunden zu Belgrad. 25000 Turken blieben auf dem Schlachtfelde, 154 Stuck Geschütz, viele Fahnen, und unter diesen die des Grossvezirs, 10000 Zelte, viele Kisten mit Gold- und Silbergeld und unzählige Kameele, Pferde und Maulthiere fielen in die Hande der Sieger. Von 15000 Janitscharen, welche an der Schlacht Theil genommen hatten, kehrten nur 3000 nach Constantinopel zuruck. Auf der Seite der Kaiserlichen war indess der Verlust nicht minder gross, so dass der Konig von Frankreich, welcher eigentlich Ahmed angereizt hatte, den Krieg fortzusetzen, diesem durch seinen Gesandten versichern liess, noch ein solcher Sieg und der Kaiser sei total zu Grunde gerichtet.

Bei den Dörfern Szurdok, Bellegsich und Obanovcze voruber erreicht man nun Semlin, die Grenzstadt zwischen Ungarn und der Turkei. Reisende, welche aus dem Orient kommen, mussen hier je nach Befinden eine längere oder kurzere Quarantaine halten, doch ist das dort befindliche Lazaretto recht gut eingerichtet und sogar mit Bequemlichkeiten versehen, so dass der gezwungene Aufenthalt daselbst wenigstens ertraglich wird.



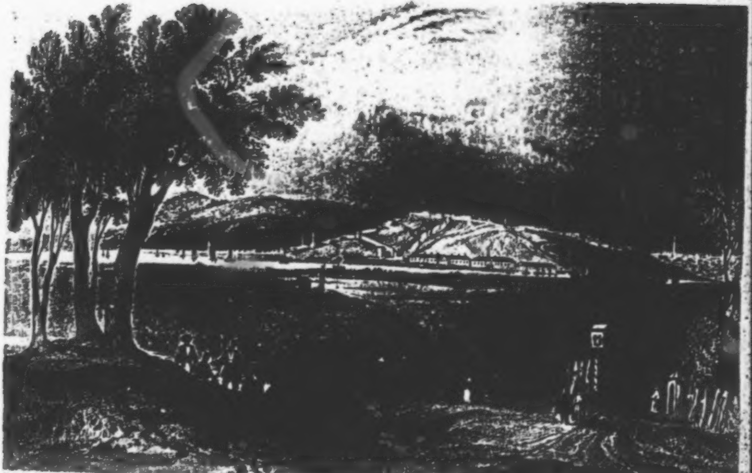
LAZARETTO

Semlin liegt auf einer Landzunge, welche die Vereinigung der Donau und der Save bildet. Es hat ungefahr 10000 Einwohner, die bedeutenden Handel treiben, mehrere Kirchen, Kapellen und Kloster und ist der Sitz eines Grenzmilitaircommando, eines Gesundheitsrathes, eines griechischen Protopopen und mehrerer Dikasterien. Geschichtlich merkwürdig ist diese Stadt als die *Mala-Villa* der ersten Kreuzfahrer, die hier bekanntlich unter Peter dem Einsiedler eine grosse Niederlage erlitten. In der Nahe derselben, auf der Spitze des Zingenzkaberges erheben sich die Trümmer der alten Feste, welche einst der tapfere Held Johannes Corvinus Hunnyades bewohnte, der den Turken so mannhaften Widerstand leistete, dass diese ihn nicht anders als den Teufel nannten.

Ehe wir auf unserer Donaufahrt jetzt das christliche Gebiet verlassen und den Orient begrussen, scheint es uns passend, eine kurze Schilderung der Bewohner dieses Grenzgebietes, die wir, wie schon so Manches unserem bewährten Fuhrer Rumy verdanken, hier einzuschalten. Zu den Slavoniern — so belehrt er uns — gehören theils die Nachkommen der alten slavischen Illyrier, welche aus Serbien, Bosnien, Albanien, Dalmatien hierher gekommen sind, theils eingewanderte Kroaten, denn sie machen alle ein Volk aus und haben fast dieselbe, nur durch Mundarten etwas abweichende Sprache (die Clementiner und Albanier ausgenommen), Charakter, Sitten und Gebrauche; dagegen sind sie von den in Slavonien hin und wieder wohnenden Ungarn (Magyaren), Deutschen und Slavaken (ungeachtet ihre Sprache der slavonischen sehr verwandt ist) wohl zu unterscheiden. Die alten Einwohner waren durch das turkische Joch und durch blutige Kriege grosstentheils aufgerieben und das Land von den Barbaren in eine Wuste verwandelt worden. Diese wurde im Jahre 1000 durch eine zahlreiche Colonie von sogenannten Illyriern (Serben) auf's Neue bevölkert, welchen im achtzehnten Jahrhunderte noch mehrere folgten, die sich auch in dem benachbarten Königreich Ungarn stark verbreiteten und die Magyaren vom nördlichen Ufer der Drave und Donau, Sirmien gegenuber, fast verdrangten. Auch Walachen wanderten aus der Turkei ein, sie vermischten sich aber mit den Serben und nahmen ihre Sprache an. Als Slavonien vor dem Einbruche der Turken zum Königreich Ungarn gehörte, hatten sich hier sehr viele Magyaren niedergelassen, die aber von den Turken grösstentheils ausgerottet wurden. Die eingewanderten Deutschen sind jetzt in Slavonien zahlreicher als die Magyaren. Auch giebt es in Slavonien ziemlich viele Zigeuner. Die Hauptsprache in Slavonien ist die sogenannte illyrische (die Benennung ist unrichtig, weil die alten Illyrier keine slavische, sondern eine eigene Sprache hatten), welche auch die Muttersprache der Serben, Bosnier, Dalmatier, der meisten Albanier, der heutigen Bulgaren und der Kroaten, doch in verschiedenen Mundarten ist. Die sich zur orientalischen Kirche bekennenden Illyrier oder Slavonier nennt man im gemeinen Leben Raitzen oder Ratzen (*Ráczok*), von Rascien, mit welchem Namen einst ein Theil des Königreichs Serbien bezeichnet wurde; sie selbst nennen sich Serben (*Serbli*). Die römisch-katholischen Slavonier (theils Nachkommen der alten Slavonier, theils eingewanderte Kroaten) werden von den nicht unirten Serben mit dem Spitznamen

Schokczen bezeichnet, welchen Namen der gelehrte Slavist **Kopitar**, k. k. Hofbibliothekcustos in Wien, von dem italienischen Worte *sciocco* (spr. Schokko), d. h. Dümmling, ableitet, ein Anonymus in dem Essecker illyrischen Kalender für 1826, aber für ein corruptes Wort anstatt Schaczen (*Schakci*) hält und von *schak* (die flache Hand) ableitet, indem er auf das Kreuzmachen mit der flachen Hand hindeutet. Die slavonische, namentlich serbische Sprache (sowohl in Slavonien, Ungarn und Dalmatien, als in der Türkei) ist viel wohltönender als die böhmische, sehr reichhaltig (in dem serbischen Wörterbuche von Wuk Stevanowitsch kommen über 40000 Wörter vor, ohne dass der Sprachschatz erschöpft), aber mit vielen, theils magyarischen, theils türkischen (z. B. *Kuty*, Haus, *Komschija*, Nachbar) Wörtern vermischt. Sie ist sowohl zum Gesang, als auch zur Dichtkunst sehr geeignet, und die serbischen Volkslieder, von welchen zuerst der Abt **Fortis** in italienischer Uebersetzung einige bekannt machte, und die neuerlich der Wuk Stephanowitsch-Karadschidsch sammelte und in drei Bänden im Original heraus gab, haben in Deutschland den Beifall eines Göthe, Vater, Grimm und anderer Dichter und Sprachforscher erhalten, und Fräulein von Jacob in Halle (Tochter des russischen Staatsraths und Hallischen Professors von Jacob) beschäftigte sich mit ihrer Uebersetzung. Stephanowitsch hat auch die erste serbische Grammatik geliefert, die Hr. Grimm in Cassel aus dem Serbischen ins Deutsche übersetzte. Von dieser serbischen Volkssprache ist die ausgestorbene altslavonische Kirchensprache, in welcher der orientalischen oder griechischen Kirche zugethanen Serben (so wie der Russen) Gottesdienst abgehalten wird, wohl zu unterscheiden. Die Slavonier haben insgesammt einen starken und knochigen Körperbau. Die Gebirgsbewohner sind fast durchgängig hoch und schlank gewachsen, die Bewohner des flachen Landes mehr untersetzt und von kleiner Statur. Der häufige Genuss des Branntweins (Rakie), verbunden mit dem langen und strengen Fasten der orientalischen Kirche, erzeugt unter ihnen viele magere, ausgezehrte Körper. Die Männertracht der Slavonier, namentlich der Serben, ist halb ungarisch, halb türkisch (in ganz türkischer Tracht gehen jetzt keine Serben mehr in Slavonien, wohl aber die Serben auf türkischem Gebiet). Die kurzen schwarzen Kaftane (*gunyacz*) sind, besonders an den Zipfeln, mit Tuchflecken von allerhand Farbe geziert. Mönche tragen noch rothe Käppchen, wie die türkischen Serbier, die meisten aber runde ungarische Bauernhüte. An den Füssen tragen sie Opanken oder Bundschuhe (geschnürte Halbstiefel). Sie gehen nicht ohne Seitentornister (*torba*) aus. Im Winter tragen sie wollene Beinkleider und einen ungrischen Schafpelz (*bunda*). Die Weiber, die meistens von starkem Körperbau sind und bei welchen man viele artige und schöne Gesichter antrifft, tragen gewöhnlich eine, bis unter die Kniee gehende bunte Jacke von Schafwolle, ohne Aermel, und an den Füssen allgemein Opanken. Mädchen und Frauen lieben sehr den Putz. Wenn die Weiber aufgeputzt sind, so ist ihr ganzes Haupt mit einem weissen Schleier bedeckt, der hinten auf den Rücken herabwallt. Leider ist der Gebrauch der Schminke unter ihnen sehr häufig und zwar einer sehr schädlichen Schminke, die sie selbst aus Quecksilber und Scheidewasser bereiten. Die Folge davon ist, dass sie bereits in den dreissiger Jahren eine welke, zusammengerunzelte, braungelbe Gesichtshaut bekommen, und dass ihnen sehr frühe die Zähne ausfallen. Die Haupttugenden der Slavonier sind: Treue gegen ihren Landesherrn, Folgsamkeit gegen die Vorgesetzten, viel Religiosität und Ehrfurcht vor ihren Geistlichen, Herzlichkeit gegen die Familienglieder und eine patriarchalische Haushaltung (der *Gospodár* oder Hausvater und die *Gospodaricza* oder Hausmutter sind Vorsteher der ganzen Familie; jener theilt die Geschäfte unter die männlichen, diese unter die weiblichen Glieder der Familie aus, und beiden wird strenger Gehorsam geleistet), Gastfreundschaft, ein unerschrockener Muth und eine Herzhaftigkeit, die allen Gefahren Trotz bietet, Neigung zum Krieg und vorzügliche Tapferkeit in demselben, wodurch sich die slavonischen Grenzsoldaten bekanntlich auszeichnen. Das slavonische Weib ist ein wahres Sinnbild der Industrie. Sie kleidet (wie Jesus Sirach von den jüdischen Hausfrauen rühmt) ihren Mann durch ihrer Hände Arbeit vom Kopf bis zu den Füssen, den Hut und die Opanken ausgenommen. Es ist eine türkische Sitte, dass unter den Serben, auch in Slavonien, (z. B. zu Karlowitz und in der Batscher Gespannschaft, z. B. in Neusatz) die Männer auf dem Marktplatze die Victualien einkaufen und die Weiber zu Hause bleiben. Die moralischen Fehler und Laster, in welche die Slavonier und namentlich die später eingewanderten Serben unter dem Türkenjoche versunken waren, Trägheit und Faulheit, Neigung zum Rauben und Plündern, ein unbändiger Trieb zu hitzigen Getränken, Rachbegierde, Sorglosigkeit für die Zukunft, Unkeuschheit und Verletzung ehelicher Treue, Aberglaube, Eigennutz, Arglist, Betrug im Handel und Wandel u. s. w., welche der k. k. Regierungsrath Taube den Slavoniern noch im Jahre 1777 als herrschende Hauptlaster vorwarf, haben bei den Fortschritten der Slavonier in der Cultur, unter der Vorsorge der preiswürdigen österreichischen Regierung, sich grossentheils verloren. Nur kann man die Mehrzahl der slavonischen Bauern noch jetzt nicht von einem Hange zur Trägheit (eine Nachahmung des bei den Türken beliebten *far niente*) und Bequemlichkeit (daher auch in Sirmien für die Weingartenarbeiten ungrische und slovakische Tagelöhner aus der benachbarten Bätscher Gespannschaft vorgezogen werden), von Aberglauben (besonders unter den Serben der orientalischen Kirche) und von Eigennutz freisprechen, und unter den Handelsleuten ist ein Schachergeist und Verschmitztheit unverkennbar. Die Häuser baut man in den slavonischen Dörfern grösstentheils von Holz, woran Ueberfluss ist. Die Dächer bestehen gemeiniglich aus eichenen, drei Schuh langen Brettern. Das Stammhaus steht nebst den Nebengebäuden für sich da. Ein grosses gemeinschaftliches Zimmer mit einem Bette, einem mit einem Teppich bedeckten Tische, Heiligenbildern u. s. w. wird zur Sommerszeit gemeiniglich nur vom *Gospodár* oder Hausvater bewohnt, und ist zum Heitzen eingerichtet. Um dieses grosse Stammhaus stehen kleine Hutten oder Kammern (*Komora* oder *Krevete* genannt), deren Anzahl jener der Ehen im Hause gleich kommt, und die nicht zum Heitzen eingerichtet sind.

Semlin fast gerade gegenuber, am Einfluss der Save in die Donau, liegt Belgrad, auf einem felsigen Hügel, der sich auf einer Erdzunge erhebt, die durch die Vereinigung der Save und der Donau gebildet wird. Die Stadt besteht aus vier Theilen, nämlich: 1) aus der Citadelle, welche zugleich die Residenz des Pascha und die Hauptmoschee enthält; 2) die eigentliche Stadt, welche sich südlich und östlich um den Festungsberg zieht; 3) die Wasserstadt im Norden, und 4) die Raitzenstadt im Westen; die vorletzte ist am besten gebauet und auch befestigt, doch sind ihre Strassen nicht gepflastert. Belgrad hat ungefahr 30000 Einwohner, ist der Sitz des Pascha und des serbischen Bischofs, und umschliesst dreizehn Moscheen. Wahrscheinlich ward es schon von den Romern erbaut, wenigstens lasst sich nachweisen, dass sich hier einst die Stadt *Singidunum* erhob, welche die Barbaren zerstorten und Kaiser Justinianus spater wieder erbaute. Der serbische Furst Duschan legte hier 1342 den Grund zu einer Citadelle, doch soll es nach der Behauptung einiger Historiker schon früher befestigt gewesen sein. Spater kam es unter Geysa II. an die Ungarn und war seitdem in den heftigen Kampfen zwischen dem Halbmonde und den Bekennern des Kreuzes oftmals der blutige Zeuge gewaltiger Anstrengungen und grosser Heldenthaten und meist der Preis des Siegers. Am 14., 21. und 22. Juli 1456, als Mahomed II. die Stadt von allen Seiten mit einem Heere von 200000 Mann eingeschlossen hielt, retteten Johann Hunnyades und Johannes Capistranus, der durch seine Glaubensstärke das Kreuzheer zusammen gebracht hatte, Belgrad, Ungarn und Serbien vom Untergange. Hunnyades enterte das turkische Admiralschiff und verbreitete von dort aus Tod und Verderben auf allen Fahrzeugen des Feindes. Capistranus führte die zweite christliche Flottille an, auf dem Vordertheile des Hauptschiffes stehend, das Kreuz des Erlösers hoch in der Rechten haltend und mit begeisterten Worten zum Kampfe aufmunternd. Die Schlacht dauerte bis zum Mittage, da krönte aber ein vollständiger Sieg die Ungarn, und Mahomed musste sich nach schwerem Verluste und selbst verwundet bis Sophia zuruck ziehen. Mehr als 30000 Turken fanden den Tod in diesem Kampfe. Belgrad ward jetzt von Neuem befestigt, und behauptete sich bis zum 29. August 1521, wo es sich, nachdem die Besatzung zwanzig Angriffe abgeschlagen hatte, endlich Soliman dem Grossen ergeben musste und unter turkischer Herrschaft bis zum Jahre 1688 verharrte, wo es durch den Kurfursten Maximilian Emanuel von Baiern wieder erobert wurde. Drei Jahre nachher ging es indessen von Neuem verloren, bis es 1717 der tapfere Prinz Eugen von Neuem einnahm. Es blieb nun den Oesterreichern, welche es befestigten und zu einer Hauptfestung von Ungarn machten, bis zum Jahre 1739, wo es in dem nach ihm benannten Frieden an die Turken



Belgrade

London, Published for the Proprietors by Geo. Virtue, 26 Ivy Lane.

übergeben wurde, nachdem man die Festungswerke geschleift hatte und nun eben so rasch verfiel, als es vorher aufgeblüht war. 1789 eroberte es Laudon noch einmal, 1791 ward es aber durch den Frieden wieder zurück gegeben. Während des Aufstandes der Serbier gegen die Türken, unter Czerny Georg, war Belgrad von Neuem der Zeuge schrecklicher Begebenheiten, doch behaupteten es die Serbier bis zum Jahre 1813, wo sie abziehen mussten, und die Vorstädte in Brand steckten. Belgrad war ausserdem noch der Schauplatz mancher Greuelthat, so z. B. ward hier der Grieche **Rhigas** 1798 zwischen zwei Brettern lebendig zersägt, und noch 1815, 36 Serbier lebend auf Pfählen gespiesst*).

---

*) Wir haben jetzt auf unserer Donaufahrt Serbien berührt, das in unsern Tagen die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat, und halten es für unsere Pflicht, um der Vollständigkeit willen hier folgende Notiz über dieses merkwürdige Volk, welche wir dem Conversationslexicon der Gegenwart, Band IV., S. 1074 u. folg. entlehnen, einzuschalten: Im Süden der Donau und der Save breitet sich auf beiden Seiten des Moravaflusses das von unzähligen Thälern und Schluchten durchschnittene Gebirgsland Serbien aus, das in seinem gegenwärtigen Umfange ungefähr 600 □M. umfasst und wohl eine Million Einwohner zählt. Noch vor wenigen Jahren war beinahe das ganze Land mit Wald bedeckt, der nur an einzelnen Stellen gelichtet erschien, wo freundliche Dörfer, von einem Kranze riesenhafter Eichen umgeben, aus der grünen Nacht hervorsehen. Hier haben sich, geschützt durch unwegsame Gebirge und undurchdringliches Dickicht, die Reste eines grossen Volkes erhalten, welches einst von der Donau bis zum Archipel, vom schwarzen Meere bis zum adriatischen herrschte und, bei weiserer Leitung, es in seiner Macht hatte, den Osten Europas umzugestalten. Im Gefolge der grossen Völkerströmungen, die im fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den Untergang des römischen Reiches herbeiführten, scheinen die Serben, ein slavischer Stamm, zuerst in die Landschaften an der Donau eingewandert zu sein. Unter ihrem Namen werden sie seit dem sechsten Jahrhunderte genannt. Bald den Griechen zinsbar und mit ihnen verbündet, bald unabhängig von ihnen und mit ihnen in der Fehde, benutzten sie den Verfall des ost-römischen Kaiserthums, um sich auf dessen Trümmern zu selbstständiger Macht emporzuheben. Im 14. Jahrhunderte, zu derselben Zeit, während der türkische Stamm der Osmanen in Kleinasien festen Grund und Boden gewann und in schneller Entwickelung ein gewaltiges Reich begründete, erreichte im Süden der Donau die Macht der Serben ihren Höhepunkt. Unter Stephan Duschan breitete das Serbenreich sich über Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Epirus und das ganze alte Illyrien aus; aber schon sein Sohn Urosch vermochte nicht festzuhalten, was der Vater gewonnen hatte. Die Statthalter der einzelnen Provinzen machten sich unabhängig, und als die schwachen Griechen die Osmanen aus Kleinasien gegen die immer weiter um sich greifenden Serben zu Hülfe riefen, ermangelten diese, durch innere Zwistigkeiten getrennt, der Kraft, den mit orientalischem Ungestüm heranstürmenden Feinden zu widerstehen. Auf der Hochebene von Pristina, Kossowopolje oder das Amselfeld genannt, wurde am 15. Jun. 1389 die Entscheidungsschlacht geschlagen, die der Selbstständigkeit des serbischen Volkes ein Ende machte. Anfangs behielt dasselbe seinen einheimischen Fürstenstamm, der sich nur verpflichtete, den Türken Tribut zu zahlen und die Heerfolge zu leisten. So wie die Herrschaft der Osmanen in Europa sich befestigte, zogen sie aber die Zügel immer straffer an und übten immer schwerern und grausamern Druck. Im 16. Jahrhundert waren die Serben, gleich den Griechen, bereits zu der beklagenswerthesten Sklaverei herabgesunken; mehrfache Aufstände, von der Verzweiflung ohne Hoffnung des Erfolges unternommen, vermehrten nur das Maass der Leiden. So tief das Gefühl der Vaterlandsliebe bei allen slavischen Stämmen gewurzelt

Die vielen Moscheen und Minarets, welche man weithin erblickt, geben Belgrad einen eigenthümlichen Charakter, ausser diesen besitzt es noch einige grössere Gebäude, welche jedoch mehr oder weniger verfallen sind, ein Schicksal, das überhaupt der ganzen Stadt droht, seitdem sie wieder den Türken überlassen worden ist.

---

ist, wussten doch viele Tausende in ihrer Noth keine andere Rettung, als dass sie, nachdem Ungarn von dem türkischen Joche befreit war, Hab und Gut verliessen und nach dem christlichen Nachbarlande hinüber flohen. Im Jahre 1690 führte der Patriarch Arsenius 17000 serbische Familien nach Ungarn. Im Jahre 1737 erfolgte auf Betrieb des Patriarchen Jowanowitsch eine andere Auswanderung, die aber den Türken vor der Zeit verrathen und von ihnen auf türkische Weise verhindert wurde. Sie fielen über die Fliehenden her, erschlugen einen grossen Theil und führten den Rest in die Sklaverei. Nur Wenige entkamen. Damals wurde die Gegend um Ipek, den alten Sitz des serbischen Patriarchats, auf dem westlichen Abhange des hohen Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere bildet, ganz entvölkert. In den verlassenen Sitzen der Serben haben seitdem Arnauten sich angesiedelt. Ein sehr bedeutender Theil des serbischen Volksstammes hat, um sich den unerträglichen Bedrückungen der Türken zu entziehen, die christliche Religion verleugnet und den Islam angenommen. Besonders war dies in jenen Gegenden der Fall, die den Grenzen gegen Oesterreich und gegen das einst venetianische Dalmatien zunächst lagen, weil diese durch die zahlreichen türkischen Besatzungen das härteste Ungemach erfuhren. Auf diese Weise ist beinahe ganz Bosnien mit der Herzegovina mohamedanisch geworden, obwohl auch hier unter dem Drucke ihrer zu dem fremden Glauben übergetretenen Landsleute viele christliche Gemeinden zerstreut sind. Treu dem Christenthume unter allen Leiden und Bedrückungen ist aber jener Theil des Serbenstammes geblieben, der in dem Gebirgslande lebt, welches im Norden durch die Save und die Donau von der österreichen Militairgrenze, im Westen durch die Drina von Bosnien, im Osten durch den Timok von Bulgarien, im Süden durch die westliche Fortsetzung des Hämusgebirges von Macedonien, Albanien und der Herzegovina getrennt wird und das gegenwärtig dieser Treue wegen ausschliessend den Namen Serbien führt.

Hier haben sich mit dem alten Glauben auch die alten Sitten und Gewohnheiten am reinsten erhalten; selbst die uralten Erinnerungen des slavischen Heidenthumes sind durch die Zeit noch nicht verwischt worden und blicken in sprechenden Zügen aus dem dünnen Schleier christlicher Ceremonien hervor. Städte und von Mauern umschlossene Orte giebt es nur wenige; die Serben wohnen in Dörfern, die meist über einen weiten Flächenraum zerstreut sind, weil die Höfe einzeln entfernt von einander stehen. Das Haus des Serben ist ein von Lehmwänden eingefasster, mit Lindenbast und Gras oder Moos bedeckter viereckiger Raum, in dessen Mitte sich der Herd befindet und aus dem der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache abzieht. An das ursprüngliche Gebäude sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede von einer besondern Familie bewohnt wird, denn wenn die Söhne sich verheirathen, so verlassen sie das älterliche Haus nicht, sondern beziehen in demselben eine dieser Kammern, und so bleiben auch nach dem Tode der Eltern die Brüder bei einander, bis zu grosse Vermehrung der Familie Trennung gebietet. Die Bewohner jedes Hauses wählen aus ihrer Mitte den Hausherrn, meist den Aeltesten, aber auch wohl den Geschicktesten und Verständigsten. Dieser verwaltet das gemeinschaftliche Vermögen und vertritt die Gemeinschaft vor dem Volke und in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens. Die Männer bauen das Haus und die Gemächer, in denen die Familie ihr Obdach findet, verfertigen alle Geräthe des Haushaltes und des Landbaues und bestellen das Feld. Die Frauen führen abwechselnd in bestimmter Reihenfolge den Haushalt, spinnen und weben, verfertigen Kleidungsstücke für beide Geschlechter und übernehmen alle leichtern Arbeiten.

Einige Meilen weit von Belgrad, da, wo der Fluss Temes, nachdem er sich vorher mit der Bege vereinigte, in die Donau mündet, liegt eine Stunde weit in das Land hinein am Temes der befestigte Ort Pancsova, der Staabsort der bannatischen Militairgrenze, mit ungefähr 9000 Einwohnern. Er ist zugleich der Sitz eines Protopopen, und hat eine Contumaz-Anstalt, mehrere treffliche Schulen und andere nützliche Institute. Während der Kriege mit den Türken litt Pancsova wiederholentlich sehr und wurde unter Anderem im Jahre 1788 dem Erdboden fast gänzlich gleich gemacht, doch blühte es rasch wieder auf. Ueber das Wesen der Militairgrenze, als deren Mittelpunkt gewissermaassen wir Pancsova bezeichneten, giebt Paget in seinem bereits angeführten Werke sehr ausführliche und zuverlässige Nachrichten, die wir nun, um, so

---

Da die Familie so eng in sich abgeschlossen ist, so sind auch alle Glieder derselben durch die innigste Zuneigung verbunden und betrachten sich nicht als Einzelheiten, sondern als Theile eines Ganzen. Durch ihre Abgeschlossenheit wird die Aussenwelt ihnen fremd, aber auch das Aufkommen jeder Regung der Selbstsucht verhindert. Die Gefühle der Zuneigung, die durch keine feindlichen Reibungen getrübt sind, gehen auf die Nachbarn und selbst auf Freunde über, mit denen der Zufall sie in Berührung bringt. Der Fremde, der dem Serben auf der Strasse begegnet, wird von ihm als Bruder begrüsst; nähert er sich auf seiner Wanderung einem Hause, so tritt der Hausherr ihm an der Schwelle entgegen und bittet, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Die Frauen und Kinder küssen dem Eintretenden die Hand; ein grosser Tisch wird mit dem Besten beschwert, was das Haus vermag; aber nur die Männer lassen sich zum fröhlichen Mahle nieder, die Frauen stehen umher und bedienen die Schmausenden. Vor dem Schlafengehen kniet die Hausfrau vor dem Fremden nieder; ein Knecht bringt einen Eimer mit Wasser, und die Frau wäscht dem ermüdeten Gaste die Füsse. Am andern Morgen wird er nicht eher entlassen, als bis er nochmals durch Speise und Trank sich gestärkt hat. Wenn ein serbischer Jüngling an dem andern, eine serbische Jungfrau an der andern besonders Gefallen findet, so geben sie einen Bund ein, der ihnen gegenseitig die Rechte leiblicher Brüder und Schwestern giebt. Die äussere Form, welche dabei beobachtet wird, hat etwas sehr Liebliches. Die jungen Leute kommen am zweiten Ostertage im Freien zusammen und flechten grüne Kränze, die sie gegenseitig austauschen und durch die sie einander küssen. Die so geschlossene Brüderschaft oder Schwesterschaft dauert vorläufig ein Jahr, kann aber nach dem Ablaufe dieser Frist wieder erneuert werden und wird dieses oft für das Leben. Eigenthümlich sind auch manche der Gebräuche, die bei dem Eingehen ehelicher Verbindungen üblich sind. Eben so roh und derb, aber auch eben so tief und innig, wie die Gefühle gegenseitiger Zuneigung, sind bei dem unverdorbenen Naturvolke der Serben die religiösen Gefühle ausgeprägt. Das griechische Christenthum besteht unter ihnen, wie unter den meisten Anhängern dieses Glaubensbekenntnisses freilich in Wenig mehr, als die äussern Förmlichkeiten: in Fasten, Gebeten, Bekreuzungen und Heiligenverehrung. Dabei herrscht aber eine wahrhaft religiöse Sinnesart, die von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen Naturgefühle durchdrungen ist.

Die Serben sind, wie alle Slaven, ein sangreiches Volk; in ihren Liedern lebt ihre ganze Geschichte, und noch heute wird jedes Ereigniss im Familienleben wie im Volksleben, welches einiges Aufsehen erregt, auf der Stelle besungen. Die Lieder, die sich bald durch das ganze Land verbreiten, bilden sich von selbst, Niemand weiss, wer sie gemacht hat. Mehr als irgend etwas Anderes haben diese Lieder dazu beigetragen, mitten in der tiefsten Unterdrückung unter den Serben den Sinn für volksthümliche Unabhängigkeit lebendig zu erhalten.

viel wir vermögen, möglichst dem Leser eine ausführliche Darstellung dieser Gegenden zu geben, im Folgenden mittheilen.

Schon zu einer sehr frühen Periode wurden die Ufer der Donau und Save, wegen ihrer Grenzlage, durch Banden von Serbiern und Andern, die grösstentheils von Krieg und Raub lebten, unsicher gemacht; viele dieser Leute waren Flüchtlinge aus den benachbarten Ländern und wurden von den Ungarn unter der Bedingung aufgenommen, die Grenze, an welcher sie lebten, gegen fernere Einfalle zu vertheidigen.

Vor der Schlacht von Mohács hören wir von einigen Versuchen, diese Grenzleute an einem oder zwei Punkten in Regimenter zu formiren; als die Türken sich zurückzogen und die Grenzen freier liessen, wurde diese Organisation auch auf die jüngst erworbenen Gegenden ausgedehnt; und als die ganze Linie in die Hande Oesterreichs fiel, ward sie noch vollständiger und in ein regelmassiges System gebracht. Der zuletzt organisirte Theil war die Grenze von Siebenburgen, im Jahre 1766. Das System ist mehr aus den Bedürfnissen der Zeit entsprungen, als durch eine Eingebung des Genies geschaffen worden, und die häufigen Abänderungen, die in den regulativen Gesetzen stattgefunden haben, zeigen hinlänglich, dass Erfahrung allein es auf seinen jetzigen Standpunkt der Wirksamkeit erheben konnte.

Der Zweck war, mit den wenigst möglichen Kosten längs der ganzen türkischen Grenze Ungarns eine Bewachung zu unterhalten, die im Frieden zur Quarantaine und Zollaufsicht benutzt wird, und in Kriegszeiten als ein Theil der stehenden Armee dienen kann. Dieser Zweck ist so vollkommen erreicht worden, dass in Friedenszeiten fast 40000 Mann längs einer Grenzstrecke von 800 Meilen ihren Dienst thun; und diese Leute nähren und kleiden sich nicht nur alle selbst, sondern zahlen überdiess schwere Abgaben an Geld und verrichten unentgeltlich eine grosse Menge Arbeiten. In Kriegszeiten kann diese militairische Bevölkerung im Nothfalle 200,000 bewaffnete Männer stellen.

Das von der Regierung längs diesem Districte durch Kauf oder Tausch erworbene Land ist unter die Einwohner als Lehen unter der Bedingung des Militair- und Civildienstes vertheilt worden. Ein Gebiet von 36 bis 50 Morgen Landes bildet ein ganzes Lehen, wobei die Hälfte oder das Viertel hiervon auch wieder halbe oder viertel Lehen bildet. Jedes derselben ist gehalten, je nach seiner Grösse, einen oder mehr bewaffnete Leute zu stellen, zu unterhalten und zu kleiden. Um diesen Plan auszuführen, werden diese Lehen aus mehrerern Gliedern bestehenden Familien gegeben, von welchen das älteste der Hausvater heisst und die jüngeren die Waffenleute sind. Der Hausvater und sein Weib, die Hausmutter, haben die Leitung der Pachtung, die Sorge für das Haus, die Pflicht, für die Bedürfnisse der ganzen Familie zu sorgen, und das Recht, die Betriebsamkeit und Sittlichkeit derselben zu überwachen. Andrerseits müssen bei jeder grössern Veränderung, z. B. bei Käufen und Verkäufen, auch die übrigen Familienglieder um Rath gefragt werden; und beim Jahresschlusse können diese eine Berechnung der Ausgaben vom Hausvater verlangen. Keiner, der wegen eines Verbrechens bestraft worden ist, kann Hausvater sein; und wenn er sich zu betrinken oder sonst unsittlich sich aufzuführen pflegt, verliert er das Recht, das ihm sonst von Alters wegen zukäme. Die Familie schuldet dem Hausvater Gehorsam und Achtung. Das Lehen selbst und das zu seiner Cultur gehörige Geräthe nebst Vieh kann nicht veräussert werden, jedes Familienglied hat ein Recht daran. Ein Theil des Landes, Ueberland genannt, — was nämlich mehr als die zu den Lehen erforderliche Quantität ist — und jeder Ueberschuss an Vieh oder Vorräthen kann mit Einwilligung eines höhern Beamten verkauft werden. Alle Glieder der Familie dürfen heirathen und es wird ihnen dies sogar als eine ehrenvolle Pflicht vorgestellt. Wenn eine Familie reich oder zu gross wird, so darf sie sich theilen, und die abgehende Partei erhält, entweder mittelst Uebergabe, oder durch Ankauf von Ueberland, innerhalb des Grenzdistricts ein anderes Lehen, welches dann ein Feudal-Lehen wird. Diejenigen, die den Grenzdistrict verlassen, haben kein Recht an das Eigenthum ihrer Familie.

Das Land wird bebaut für das gemeinsame Wohl aller Glieder einer Familie, und der Profit, wenn nach Bestreitung der Steuern und anderer Ausgaben noch welcher übrig bleibt, wird unter sie getheilt. Kein Einzelner darf sich Vieh halten oder ausschliesslich zu seinem Nutzen arbeiten, wenigstens nicht ohne Erlaubniss der Uebrigen. In den meisten Fällen wohnt eine aus mehreren verheiratheten Paaren nebst deren Kindern bestehende Familie, zuweilen fünfzig Personen an der Zahl, unter demselben Dache, alle essen an demselben Tische und gehorchen demselben Vater.

Der Militairdienst im Frieden besteht in der Bewachung der Grenzen. Zu dem Ende reist der Bewaffnete auf sieben Tage nach einander nach der Station, wozu ihn die Familie mit Nahrung versieht. Ausserdem hat er auch noch die Pflicht, Briefe, so wie auch Geld und Regiments-Bagage zu transportiren und den Exercitien beizuwohnen; für das Handgriffexerciren sind vom October bis März vier Tage monatlich bestimmt. Im Frühling und Herbst exercirt die Compagnie eine Woche lang und in längeren Zwischenzeiten rückt das ganze Regiment zum Manoeuvre aus.

Jede Familie ist eingetheilt in Invaliden, Halbinvaliden, Eingeschriebene und Knaben. Jeder Mannbare, der nicht irgend einen körperlichen Fehler hat, ist eingeschrieben; für den gewöhnlichen Dienst beläuft sich die Anzahl der dienstthuenden Mannschaft auf 4197. In Zeiten der Unruhe auf der türkischen Seite, oder wenn drüben die Pest grassirt, wird sie auf 6798, und in Zeiten noch grösserer Gefahr auf 10016 Mann vermehrt.

In Kriegszeiten müssen die Grenzer einen Theil der regulären Armee bilden und erforderlichen Falls ausser Landes marschiren. Die regulären aufzubringenden Streitkräfte belaufen sich auf 34827 Mann; wenn aber die Reserve und Landwehr aufgerufen wird, auf 100000, und im äussersten Falle können sie 200,000 Mann stellen.

Mittelst Feuersignalen und Lärmglocken kann diese ungeheure Streitkraft längs der ganzen Ausdehnung hin in Zeit von vier Stunden auf den Beinen sein.

Die Grenzer werden nach den Districten, die sie bewohnen, in sieben Regimenter getheilt, und zwar in sechs Regimenter Infanterie und das eine Husaren. Ausser diesen giebt es noch eine Division Tschaikisten, so genannt von ihren hölzernen, auf Pfählen ruhenden und mit einer Gallerie ringsum versehenen Wachhäusern längs der Moräste der Save und Donau, und diese verrichten den Dienst der Pontonniers. Wie der Bauer, so hat auch die Grenzfamilie Frohndienst für den Staat zu leisten und zwar für jeden englischen Morgen Landes einen Tag jährlich, z. B. bei Ausbesserung der Poststrassen und Brucken, beim Austrocknen von Sümpfen, Einufern der Flüsse, Repariren öffentlicher Gebaude u. s. w., und acht Tage jährlich für das Dorf, namlich bei Erbauung von Kirchen und Schulhausern, beim Herstellen der Dorfstrassen, beim Holzfallen fur die Schule und beim Anbau des Grundeigenthums von Wittwen und Waisen.

Die Kopfsteuer des Grenzmannes ist nachst der Lieferung der Uniform fur einen Bewaffneten, — Schuhe, Waffen und Lederwerk, so wie 12 Shilling jährlich zu Anschaffung des Uebrigen giebt die Regierung, — die gewöhnliche Landesabgabe, die für ein volles Lehen 15 bis 30 Shilling jährlich betragt. Gewerbs- und Arbeitsleute, so wie Juden zahlen im Verhaltniss ihres Besitzthums acht Shilling bis vier Pfund jährlich.

Die Grenzbeamten haben viele, der Stellung von Feudalobern, die sie bekleiden, eigenthumliche Obliegenheiten. Sie geben ihre Einwilligung zu den Heirathen, ihre Erlaubniss ist nöthig zum Verkauf und Umtausch realen oder persönlichen Besitzes, und zuweilen fungiren sie als Richter und Polizeiverweser. Wegen des verschiedenartigen Dienstes des Grenzmannes muss es auch verschiedene Arten von Beamten geben, und wir finden daher Oeconomiebeamte zur Leitung der Processe über Grundeigenthum, Architekten, Inspectoren u. s. w., um Sorge für das öffentliche Eigenthum zu tragen, aber die merkwürdigsten Beamten bei einer Militaireinrichtung sind die regelmassig gebildeten Regimentshebammen und ferner die Compagnie- und Schwadronshebammen.

Viele Cordonsgesetze sind im Geiste väterlicher Gute abgefasst, unter andern das zur Aufmunterung der Industrie, der Vermehrung des Reichthums und zur Bewahrung der Ordnung und Vertraglichkeit in den Familien, ausser den Einrichtungen zur Erhaltung der Wittwen und Waisen und zur Erziehung und Veredlung des Volkes. Benigni führt an, dass von den sieben bis zwolf Jahre alten Kindern auf der siebenburgischen Grenze 7806 unter 9077 Knaben und 3444 unter 7103 Madchen in den Grenzschulen eine Elementarerziehung geniessen. An der ungarischen Grenze steigt dieses Verhaltniss noch höher; wahrscheinlich konnen neun Zehntel vom Ganzen in einer oder zwei Sprachen lesen und schreiben.

Die Justizverwaltung scheint noch gelungener organisirt zu sein. Das oberste Tribunal in Civilsachen wird von einem Wirthschaftslieutenant, einem Wirthschafts-Obersergeant, zwei Wirthschaftssergeanten und zwei Corporalen und zwei vom Obersten erwählten Hausvätern gebildet. Ihre Urtheile müssen vom Capitain genehmigt werden. In Criminalfällen entscheidet jedoch das Kriegsgericht, das aus Ober- und Unterofficieren und Soldaten besteht.

Es ist unmöglich, diese Institution kennen zu lernen, ohne über ihre Kraft und Nützlichkeit, so wie über die Weisheit und Philanthropie, mit der viele ihrer Anordnungen aufgefasst sind, in ein freudiges Staunen zu gerathen; und einem Militair, dessen Idee von dem Werthe eines Landes im Verhältniss zu der Masse der brauchbaren Streitkräfte steht, die aus demselben gezogen und durch dasselbe unterhalten werden können, muss sie ganz vollkommen erscheinen. Aber es würde unbillig sein, wenn wir nicht auf einige Einwürfe hindeuten wollten, welche die Ungarn selbst dagegen zu machen haben.

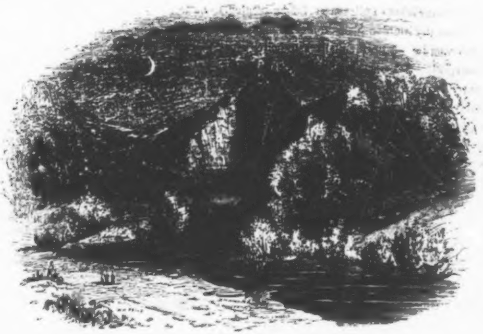
Wir haben gesehen, dass eine ungeheure Militairmacht rings um den halben Umkreis Ungarns gezogen worden ist; — in welchen Händen ruht der Befehl über diese Macht? aus welchen Quellen bezieht sie ihre Hülfsmittel? welche Sympathien und Gefühle werden dadurch angefacht? — mit andern Worten, worin besteht ihre Nationalität? Dies waren in einem constitutionellen Staate wichtige Fragen.

Jedes Regiment erhält seine Befehle unmittelbar von seinem Obersten, dieser wieder von einem Brigadegeneral, und dieser von dem Districtscommandanten, der unter dem Wiener Hof-Kriegsrathe steht. Wir haben gesehen, dass die Grenzleute ihre Hülfsquellen einzig und allein durch ihre Arbeit beziehen, — denn die Steuern, die sie bezahlen, würden die Kosten ihrer Waffen mehr als aufwiegen; und im Betreff ihrer Nationalität genügt es, zu sagen, dass in ihren Schulen ausschliesslich Deutsch gelehrt wird, dass Deutsch ausschliesslich die Dienstsprache ist, dass sehr viele Officiere Deutsche sind und dass die Gesetze, auf die man sich beruft, im Fall die besondern Cordonsgesetze einer Schwierigkeit nicht abhelfen lassen, die Gesetze deutscher Provinzen sind. Das reicht hin, um zu beweisen, dass österreichische, nicht ungarische Gefühle und Sympathien unter den Grenzbewohnern Ungarns gepflegt werden. Der ungarische Reichstag hat das Recht, die Aushebung von Truppen oder deren Unterhaltungsmittel zu votiren, oder im Fall der Noth sie zu verweigern; aber hier findet sich eine Streitkraft, über deren Aushebung und Unterhaltung er keine Controle hat. Wir dürfen nicht erstaunen, wenn dies eines der Gravamina des Reichstags ist und wenn er herzhaft sein Recht zur Oberaufsicht über die Bewachung der Militairgrenze in Anspruch nehmen sollte.

Uebrigens behaupten Manche, dass diese Grenzlinie mehr berechnet ist, die Ungarn in Schranken zu halten, als die Türken und die Pest von aussen abzuwehren, und es mangelt selbst nicht an Solchen, die das ganze Quarantaine-System als eine blosse ausgedehnte Polizeimaschine betrachten. Zu Gunsten dieser Meinung führen sie an, dass der Cordon häufiger bei Erscheinung dessen verstärkt worden ist, was die Regierung für das pestilentialischste halten muss, — eines politischen Fiebers im Lande selbst, als bei Befürchtung eines Pesteinfalles von aussen; dass der persönliche Verkehr durch diese Institution gehemmt wird, dass dadurch inquisitorische Untersuchungen autorisirt und sogar geheime Briefe und Depeschen erbrochen und untersucht werden, obgleich [illegible] bekannt sei, das Schmuggler zu jeder Stunde des Tages die Grenzen passiren. Die beste und am schwersten zu widerlegende Antwort auf diese Einwürfe ist die einfache Thatsache, dass die Pest, seit die Grenzorganisation in Ungarn vollendet worden ist, nie nach Ungarn kam, obgleich sie während dieser Zeit so häufig und heftig als je in den anstossenden Ländern grassirte, wo hingegen vorher, seit dem ersten Eindringen der Türken über die Donau, kaum zwanzig Jahre ohne Wiederkehr dieser Krankheit vergangen sind.

Man hat in einigen Theilen des Landes und besonders in Siebenbürgen abscheuliche, von den Urhebern des Grenzsystems begangene Grausamkeiten angeführt. Man erzählte mir, dass die Szekler, die nach ihrer alten Verfassung nicht gehalten waren, ausser Landes zu dienen, als Befehl, zu marschiren kam, sich zur Weigerung berechtigt glaubten, und erst nach einer schrecklichen Metzelei zur Unterwerfung gezwungen wurden, wobei in vielen Dörfern jeder Zehnte, gleich viel, ob Mann, Weib oder Kind, von den kaiserlichen Truppen niedergeschossen worden sei. Von dem gegenwärtigen materiellen oder moralischen Zustande der Grenzen kann ich, im Vergleich mit den übrigen Ungarn, nur wenig aus persönlicher Beobachtung berichten: nach dem, was ich sah, kann ich nur sagen, dass ich dort auch keinen höhern Zustand der Civilisation erwartet hatte: auch glaube ich nicht, dass eine militairische Organisation geeignet ist, einen grossen moralischen Fortschritt zu fördern. Einige ihrer Nachbarn hörte ich von den Grenzleuten als von einer ärmern und elendern Classe, als die gemeinen Bauern sind, sprechen, und in dem croatischen Districte erklärte mir einer ihrer eigenen Officiere, dass sie notorische Diebe wären. Im activen Dienste haben sie sich jedoch, glaube ich, sowohl in Bezug auf Disciplin, als auf Muth, gleich den besten regulären Truppen bewährt. —

Pancsova fast gerade gegenüber auf dem rechten Ufer, vor welchem sich eine ziemlich breite Insel hinzieht, liegt Vischnitza, und etwas weiter hin der Marktflecken Krozka, in dessen Nähe 1739 eine bedeutende Schlacht geliefert wurde. Auf der serbischen Seite wird hier das Ufer hüglichter und waldiger und bietet daher den Reisenden eine angenehme Abwechselung dar.



UFER DER DONAU

Von Pancsova an bis nach Semendria macht die Donau eine ziemlich starke Krummung und der Strom wird durch einige Inseln unterbrochen. Semendria, eigentlich Smederov genannt, liegt auf dem rechten Donauufer, nicht weit von der Mundung des Flusschens Jessova oder Sassava, und war fruher eine bedeutende Feste, von einem serbischen Fürsten im funfzehnten Jahrhundert erbauet. Wahrend der Kriege mit den Turken wechselte es oft seinen Herrn, und war auch eine Zeitlang, als es sich in christlichen Handen befand, der Sitz eines Bischofs. Seit einer Reihe von Jahren ist es aber in Verfall gerathen, und hat, wenn auch noch befestigt, doch nur wenig zu bedeuten. Die Stadt zahlt ungefahr 10000 Einwohner und erfreut sich einer hübschen Lage am Fusse eines Hugels. Hier war es, wo sich im Jahre 1513 der nachher in der ungarischen Geschichte so bekannte Szecklersoldat Georg Dosa durch seine Tapferkeit auszeichnete, so das er später von dem Erzbischof Bakats den Oberbefehl über die zu einem Kreuzzuge aufgestandenen Bauern erhielt. An der Spitze dieses Heeres zog er aber nicht gegen die Unglaubigen, sondern wandte sich gegen den ungarischen Adel, den er sechs Monate lang mit Erfolg bekampfte, bis er endlich bei Temesvar von Zapolya geschlagen und gefangen genommen wurde. Er ward in Folge dessen mit den grasslichsten Martern getodtet. Der rachsüchtige Adel liess ihn auf einen Thron von rothgluhendem Eisen setzen, druckte ihm eine eben solche Krone auf den Kopf und einen gleichen Scepter in die Hand und zwang neun von seinen Anhängern, denen man vierzehn Tage lang alle Speise vorenthalten und die nur eben dem Hungertode entgangen waren, ihm mit Zangen das Fleisch vom Leibe zu reissen und es zu essen.

Zwei Meilen von Semendria liegt die zu Serbien gehörige Insel Kunitsa mit einem Dorf und einer verfallenen Festung und bei der Mündung des Flusses Morava in die Donau, und nicht weit davon die Insel Ostrava mit dem gleichnamigen Militairdorfe. Von hier aus fliesst die Donau etwas nach Norden bis nach Uj-Palanka am linken Donauufer, einem Militairdorfe im Bannat, nicht weit vom Ausflusse der Karasch und der türkischen Feste Rama, in deren Nähe sich noch die Ruinen eines Castells befinden. Gegenuber, nicht weit von hier beginnen die serbischen Hochgebirge, die sich eine ziemliche Strecke am rechten Donauufer fortziehen.

X.

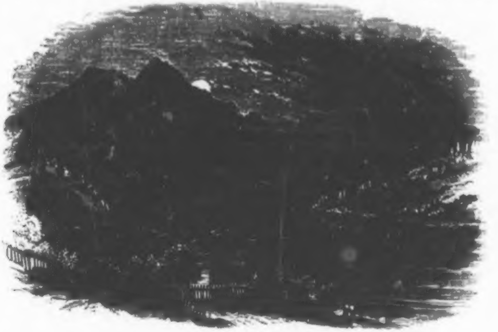
VON MOLDOVA BIS SULINA.

Nachdem man bei Poschenchena oder Alt-Moldova am linken Donauufer, da, wo sich der Nara in die Donau ergiesst, voruber geschifft ist, gelangt man nach der Insel Moldova und nach dem Wallachischen Bergflecken Neumoldova im Bannat, in deren Nähe sich fruher wahrscheinlich eine römische Colonie, welche bedeutenden Bergbau trieb, befand. Hier wird noch jetzt vorzüglich gutes Kupfer gewonnen. Steile Felsen begrenzen zu beiden Seiten die Donau, und die Aufmerksamkeit des Reisenden wird, besonders durch eine unterhalb der Insel Moldova sich erhebende Klippe, angezogen. Diese Klippe heisst der Babakayfelsen, welchen Namen Einige von dem slavischen Worte Babe (ein altes Weib) herleiten, Andere jedoch durch die türkische Bedeutung, welche „Bereue“ heissen soll, erklären und Folgendes davon erzählen: Ein türkischer Aga, der an der Grenze befehligte, kehrte einst unerwartet nach Hause zurück und erfuhr, dass die schönste seiner Frauen mit einem edlen Ungarn entflohen sei. Wuthentbrannt rief er seinen vertrauten Janitscharen und versprach demselben zehn Beutel Goldes, wenn er ihm die Ungetreue wieder schaffe und ihm das Haupt des Entführers mitbringe. Dieser machte sich gleich auf den Weg, folgte den Spuren der Flüchtlinge und erreichte sie, als sie eben die Grenze überschritten und, auf ihre Sicherheit bauend, sich in ein kleines christliches Fort zurückgezogen hatten. Der Janitschar verkleidete sich und seine Begleiter als serbische Bauern und flehte am Thore, ihm Gehör zu gönnen, da er sich über räuberische Einfälle der Türken zu beklagen habe. Augenblicklich wurde ihm geöffnet, er drang nun mit seinen Leuten ein, hieb den ihm Entgegentretenden nieder und raubte die schöne Schuldige, welche in Ohnmacht gefallen war. Er schwang sich nun mit derselben auf sein Pferd und band ihr, um ihre Qualen zu vermehren, das Haupt ihres vermeintlichen Geliebten, das er vom Rumpfe getrennt hatte, um den Hals. So ward sie zu ihrem Rache dürstenden Gatten zurück gebracht, der sie nun auf jenen Felsen aussetzen liess, um dort eines elenden Todes zu sterben. Babakay (Bereue!) waren die letzten Worte desselben, als er sich von ihr entfernte, und von ihm erhielt der Fels auf immer seinen Namen. — Das mitgebrachte Haupt war aber nicht das des Entführers; dieser war zufällig abwesend, und der Janitschar hatte in seinem blinden Eifer einen von dessen Leuten getödtet und ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt. Als der Ungar nach seiner Rückkehr das Geschehene vernahm, bot er die Seinigen auf, schlich den Türken nach und war so glücklich, die Geliebte wieder zu befreien. Am folgenden Tage sandte der Aga den Henker hin, um die Ungetreue zu tödten, der Janitschar fand aber nichts als die Stricke, mit denen man sie festgebunden hatte. Er war schlau genug, seinem Herrn die schmerzliche Entdeckung nicht mitzutheilen, sondern diesem zu erzählen, die Gefangene habe sich in einem Anfall von Verzweiflung losgerissen und in die Donau gestürzt, denn man sähe noch an einer vorstehenden Spitze der Klippe mehrere Fetzen ihrer Kleidung flattern.

Bald darauf kam es von Neuem zum Kampfe und die Schlacht von Carlowitz erfolgte. Der Aga wurde in derselben tödtlich verwundet und durch ein seltsames Spiel des Zufalls als Gefangener in das Zelt seines Nebenbuhlers gebracht; hier erfuhr er den wirklichen Hergang der Sache und der Verdruss darüber beschleunigte sein Ende.

Von Babakay an werden die Ufer der Donau zu beiden Seiten wilder und steiler; gewaltige Klippen thürmen sich auf, von waldigen Gründen durchbrochen, und der Fluss strömt in reissenden Wirbeln durch den Engpass dahin. Am rauhesten, fast Grausen erregend wird diese Gegend bei den Trümmern des alten Schlosses Golubacz oder Kolumbacz in Serbien, zwei Stunden unterhalb Moldova, am rechten Donauufer. Von der alten Feste sind noch sieben oder acht Thürme übrig, an denen man sieht, wie bedeutend sie gewesen sein muss in den Tagen, wo die griechische Kaiserin Helena dort gefangen gehalten wurde. In dem Felsen, dicht bei dem Bergschlosse, befindet sich die berühmte Kolumbaczer Höhle, in welcher der Sage nach St. Georg einst den Drachen getödtet haben soll. Aus diesem Haupte sind nun, ebenfalls nach jener Sage, die furchtbaren Kolumbaczer Mücken, diese schreckliche Landplage entstanden, die im April und Mai in dichten Scharen wie Rauchwolken herausfliegen, sich über Serbien und den Bannat ausbreiten und namentlich unter dem Vieh grosses Unheil anstiften. Sie haben grosse Aehnlichkeit mit den Muskitos, fallen in dichten Schwärmen über die unglücklichen Thiere her, beissen sich in den von Haaren entblössten Theilen ihres Körpers fest und bereiten ihnen solche unerträgliche Schmerzen, dass die Tollheit und der Tod meistens die gewöhnlichen Folgen derselben sind. Die Schäfer pflegen dagegen grosse Strohfeuer anzuzünden und die nackten Glieder der Thiere mit einem Absud von Wermuth zu waschen, im Ganzen hilft aber dieses Mittel nur wenig, wirksam ist allein eine plötzliche Aenderung des Wetters; so wie Kälte eintritt, ist die ganze schreckliche Plage gleichsam wie weggeweht.

Jenseits Kolumbacz ist die Gegend eben so rauh und erhaben, steile Klippen ragen hoch empor, dichte dunkle Wälder decken Felsen und Schlünde, Wasserfälle stürzen brausend hinab und überall begrüsst der Reisende eine fast urweltliche Vegetation. Am linken Ufer, unterhalb Kolumbacz, liegt das Dorf Liupkova mit ungefähr 1200 Einwohnern, und zwischen diesem und dem Dorfe Borecza, wo sich der Donaustrom in zwei Arme theilt, befindet sich der furchtbare Strudel Jardop (*Kirdap Tatalia*) zwischen gewaltigen Felsen tobend, diesem folgen bis Orsova mehrere Strudel, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Wir lassen über die ganze Gegend bis Orsova einen der jüngsten und zuverlässigsten Reisenden Paget unseren Führer sein. Stanka (so erzählt er a. a. O., Bd. II., S. 88 folgd.) war die erste der Strömungen, die wir zu passiren hatten, und obgleich sie bei dem damaligen Wasserstande fur unser Dampfboot unfahrbar war, so ist dies doch nicht im Allgemeinen der Fall, und während ich dieses niederschreibe, ist auch in der That der Landungsplatz von Moldova nach Drenkova, einem kleinen Dorfe unterhalb des Falles, verlegt worden.



DRENKOVA.

Zu Drenkova findet man einige Ueberreste eines römischen Forts, wahrscheinlich einer der festen Plätze, die Claudius erbaute, um die Flussgrenzen der römischen Eroberungen zu schützen. Die zweiten Schnellen sind die von Kozla Mare, die sich zwischen einer so schönen Scenerie befinden, dass wahrscheinlich der Reisende unbewusst über sie dahin fuhr, während seine Aufmerksamkeit von den rings umliegenden Gegenständen in Anspruch genommen war. Gerade unterhalb dieses Punktes, auf dem serbischen Ufer, kann man Spuren der römischen Strasse finden, von der wir später sprechen werden; und darüber erblickt man eine einfache Tafel mit folgender verstümmelter Inschrift:

TR· CAESARE· AVS
AVGVSTO· IMPERATO.
PONT· MAX: TR· POT· XXXV
LEG· IIII SCYTH· ET· V· MACEDO.

Hier beginnen die beträchtlichsten Fälle dieses Theils der Donau. Sie bilden sich durch eine Aufeinanderfolge dreier Schnellen, der Izlás, Taktalia und Greben; in der Mitte auf einem hervorstehenden Felsen bezeichnet ein kleines eisernes Kreuz den gefährlichen Engpass. Die Schifffahrt ist etwas dadurch erleichtert worden, dass man durch Sprengung einen Canal in dem felsigen Bett des Stromes gebildet hat; doch muss noch viel gethan werden, ehe die Dampfboote zu allen Jahreszeiten denselben befahren können. Bei hohem Wasserstande haben schon beide Dampfschiffe der untern Donau diese Stromschnellen passirt. Der seichteste Theil liegt bei dem Graben, den wir bei sieben Fuss Wasser passirten, obgleich man auch schon blos zwei Fuss Tiefe daselbst gefunden hat. Unterhalb der Fälle wird der Fluss plötzlich breit und dehnt sich auf 1600 Yards aus. Während dieses Theils unserer Fahrt begegneten wir einem oder zwei türkischen Booten, die langsam stromaufwärts kämpften. Einige serbische Dörfer sieht man hier und da verstreut, welche der Scene einiges Leben verleihen. Das eine, von Fürst Milosch gegründet und nach dessen Sohn Milanovacz genannt, schien zu blühen und zeigte grössere Spuren von Behaglichkeit als irgend etwas, was wir auf diesem Ufer sahen. Zu Tricula sind die Ueberreste von drei Thürmen zu sehen, denen die Tradition römischen Ursprung beilegt.

Eine lange Wasserstrecke, die wie eine See sich in die Breite dehnte, brachte uns nach Kazan (der Kessel), welches, als der Mittelpunkt zwischen Orsova und Moldova, zum Aufenthaltsorte für die Ingenieurs bestimmt ist, die beim Bau der neuen Landstrasse angestellt sind. Hier verliessen wir unser Boot und besuchten die glücklicher Weise fast ihrer Vollendung nahen Werke. Der Zweck derselben ist die Herstellung einer guten Fahrstrasse zwischen Moldova und Orsova, damit die Schiffe stromaufwärts geschleppt und Passagiere und Güter mittelst Wagen ohne Zeitverlust von einem Dampfboote zum andern geschafft werden können. An mehreren Stellen dieser

Strasse steigen die Felsen bis zu dem Rande des Wassers herab, so dass es nöthig wurde, Gallerien in dieselben zu hauen, eine Arbeit von grosser Mühe und vielen Geldkosten. Von Babakay bis Alibeg hat man 6000 Yards. Kunststrasse und unterhalb Kasan wieder 12000 Yards. Als ich dieselbe sah, hatte man schon zwei Jahre daran gearbeitet und die Kosten hatten 20000 L. betragen; 500 Menschen waren noch dabei angestellt.

Ein Werk dieser Art wäre in jedem Lande eine grossartige Unternehmung; aber in Ungarn kann man es als eine wunderbare ansehen, und dem Grafen **Széchenyi**, der die ganze Leitung der Arbeiten führte, so wie Herrn **Vásárhely**, dem Ingenieur, muss man die grösste Achtung zollen, dass es so schnell und so gut ausgeführt wurde. Ohne dasselbe war die Schifffahrt der Donau gehemmt, aber mit demselben, so wie mit den noch weiter unterhalb beabsichtigten Werken, wird es gar kein Hinderniss von Wichtigkeit geben, das sich einer leichten und directen Verbindung zwischen Regensburg im Herzen Europas und dem schwarzen Meere entgegenstellen könnte. Ja noch mehr, die zwischen der Donau und dem Rheine projektirte Eisenbahn wird die Vereinigung dieser Flüsse vollenden, und so wird die erhabene Idee Karl's des Grossen nach Verlauf so vieler Jahrhunderte endlich realisirt werden.

Als wir längs der neuen Strasse hingingen, zog unsere Aufmerksamkeit eine Höhle an, die ungefähr 100 Yards über der Donau liegt und aus der Zeit der Türkenkriege bekannt ist. Man liest, dass im Jahre 1692 der österreichische General Veterani 300 Mann unter Capitain d'Arnan aussandte, um diese Höhle gegen die Türken zu behaupten, denen die Communication auf der Donau in Folge dessen fast gänzlich abgeschnitten wurde, denn die Lage der Höhle gab ihrer kleinen Besatzung die Beherrschung des Flusses, welcher hier äusserst schmal ist, völlig in die Hände. Der Pascha von Belgrad, gereizt durch die Schmach, die diese Hand voll Menschen den Türken zufügten, sandte eine übermächtige Streitkraft gegen sie; doch ihre Stellung, die sie mit der grössten Bravour vertheidigten, bewies sich fest gegen alle Angriffe, nur leider nicht gegen den Hunger, der sie nach einer 45tägigen Belagerung zur Capitulation nöthigte. Im Jahre 1788 wurde diese kleine Festung wieder gegen die Türken benutzt. Major Stein behauptete sie 21 Tage lang mit einer noch geringern Anzahl Menschen als die vorige. Einige Trümmer leichter Aussenwerke findet man noch jetzt vor dem Eingange der Höhle. Das Innere ist ungefähr 100 Fuss lang und 70 F. breit und hat einige natürliche Abtheilungen, von welchen die Tradition noch Namen und Bestimmungen beibehalten hat, z. B. die Offiziersquartiere, das Pulvermagazin und die Proviantniederlage. Am gegenüber liegenden Ufer, nicht weit von dieser Höhle, erhebt sich ein majestätischer Felsen 2160 Fuss über der Wasserfläche. Dies ist der **Sterbeczu Almare**, die ungeheure Bastion der Donau, ein prächtiges Denkmal der kühnsten Baukunst der Natur. Nachdem wir Rogasch, den engsten Punkt des Flusses, wo dieser nur 116 Yards breit, aber 60 tief ist, passirt hatten, kamen wir dem kleinen Dorfe Ogradina gerade gegenüber, bei der grossen Tafel Trajan's an, dem vollkommensten historischen Monumente, welches jetzt noch an den Ufern der Donau existirt. Wir kehrten am nächsten Tage zurück, um die Tafel mit Musse zu untersuchen; doch war es uns noch nicht erlaubt, hinauf zu gehen, da sie sich auf der serbischen Seite befindet und daher als *in sporco* befindlich betrachtet wird. Sie ist in den Felsen, einen schönen harten Kalkstein, eingehauen und mit vieler Zierlichkeit gearbeitet. Auf jeder Seite hält ein geflügelter Genius eine ovale Tafel, beschützt von dem überhangenden Felsen, der zu einem reichen Karnies ausgearbeitet worden ist, über welchem sich ein römischer Adler erhebt. An jedem Ende ist ein Delphin. Die Inschrift, so wie sie von den Ingenieurs entziffert worden ist, lautet folgendermassen:

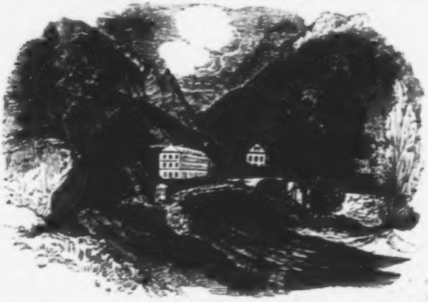
IMP· CAESAR· DIVI· NERVAK· F
NERVA· TRAIANVS· AUG· GERM
PONTIF· MAXIMUS· TRID· P· O· XXX.

Ich muss bekennen, dass ich nicht im Stande war, alle diese Buchstaben zu entziffern; da aber die Tafel sich nur acht Yards über dem Wasser befindet und vom Rauch geschwärzt ist, womit es die Wachtfeuer der serbischen Fischer, welche oft die Nacht hier rasten, ganz bedecken, so ist es sehr leicht möglich, dass diejenigen, welche sie näher untersuchten, die Spuren von Buchstaben auffinden konnten, die weniger fähigen Beobachtern entgangen sind. Das Werk, welches diese Tafel verewigen sollte, ist kein anderes als die *Via Trajana*, wie es auf einigen Munzen aus jener Periode genannt wird, und wovon die Spuren noch an verschiedenen Theilen der Felsen zwischen Kolumbacz und Orsova am serbischen Ufer erkennbar. Meistens beschränken sich die noch vorhandenen Spuren der Strasse auf eine in der Höhe von zehn Fuss über dem gewöhnlichen Wasserstande in den soliden Felsen gehauene Auskehlung, die von zwei bis sechs Fuss Breite differirt; und unter dieser Auskehlung in regelmässigen Entfernungen und vier verschiedenen Höhen sind Löcher von ungefähr neun Zoll im Quadrat und achtzehn tief angebracht. Wo der Felsen senkrecht am Flusse aufsteigt, können die Auskehlungen und die Löcher auf eine beträchtliche Strecke sehr deutlich wahrgenommen werden; an andern Stellen befindet sich wieder ein sanft sich erhebendes Ufer, welches eine kunstliche Strasse nicht weiter erforderte: und wieder an andern, wo eine schmale Kluft die Fortsetzung der Auskehlung unmöglich machte, scheint eine Brucke sich befunden zu haben. Jeder, der sich die Muhe nimmt, diesen Gegenstand zu untersuchen, muss auf die Idee kommen, dass diese Löcher ohne allen Zweifel bestimmt waren, Balken aufzunehmen, die so construirt waren, dass sie den aus Holz gebauten Theil der Strasse stützten; denn die in den Felsen gehauene Aushöhlung war an manchen Stellen nicht breit genug, Fussgänger passiren zu lassen, geschweige denn Pferde. Es lässt sich nicht vermuthen, dass die Aushöhlung des Felsens einst breiter war und durch die Unbill der Zeit abgenutzt worden sei, denn die Tafeln sind noch vollkommen erhalten und die Löcher unterhalb scheinen noch so frisch, als wären sie erst gestern gebohrt worden; es ist mithin gewiss, dass die *Via Trajana* zum Theil in den Felsen gehauen war und zum Theil aus hölzernem Baue bestand. Sie entsprach daher sowohl einem Pfade, um von demselben aus Schiffe zu schleppen, als auch einer Passage für Truppen — bei dem grossen Zwecke, für welche das Werk wahrscheinlich bestimmt war, und ausserdem, dass es weniger Arbeit kostete, hatte es noch, wenn diese Vermuthung richtig ist, den Vortheil gehabt, leicht und wirksam abgebrochen werden zu können, im Fall eine Verfolgung von Seiten der Barbaren es wünschenswerth machte, die Communication abzuschneiden.

Als wir uns von diesen Resten römischer Grösse hinweg nach dem andern Ufer wandten und wieder an's Land gingen, um den Fortgang der Arbeit an der neuen Strasse zu beobachten, konnten wir uns nicht enthalten, über die Aehnlichkeit der dabei beschäftigten wallachischen Bauern mit den Daciern auf der Trajanssäule betroffen zu werden. Die Kleidung, die Gesichtszüge und das ganze Aussehen der Wallachen war so dacisch, dass ein Römer sie jedenfalls dafür erkannt hätte. Sie haben dieselbe gebogene Nase, die tiefliegenden Augen, das lange Haar, dieselbe Schaaffellmütze, dasselbe um den Gürtel zusammen gebundene und bis zum Knie herabhängende Hemd und dieselben langen, lockern Hosen, welche so oft an den Knöcheln die römische Kette umschloss. Man brauchte den deutschen oder ungarischen Aufseher mit seiner zierlichen Husarenuniform nur in einen römischen Legionssoldaten in glänzender Rüstung zu verwandeln, und wir hätten dasselbe Schauspiel vor den Augen, das sich vor 700 Jahren zu einem ähnlichen Zwecke am andern Ufer des Flusses zeigte.

Bald hinter der Trajanstafel rücken die Ufer wieder auseinander, der Fluss erweitert sich und der Reisende gelangt binnen kurzer Zeit nach Alt-Orsova, einem Städtchen und Militaircommunität am linken Ufer der Donau, an der Grenze des Bannates. Es war früher befestigt und einige Trümmer der Befestigung sind auch noch vorhanden; während der türkischen Kriege ward es wiederholt schwer heimgesucht. Gegenwärtig hat der Ort ungefähr 900 Einwohner, die aus Deutschen, Wallachen und Serben bestehen, und eine Quarantaine-Anstalt. Eine Meile unterhalb Orsova, mitten in der Donau auf einer länglichen Insel liegt die türkische Grenzfestung Neu-Orsova, zu welcher noch das Fort Elisabeth auf serbischem Gebiete gerechnet werden muss. Ursprünglich hatten die Kaiserlichen hier die Feste aufgeführt, im Frieden von 1739 ging sie aber an die Türken über, die sie indessen aber haben sehr verfallen lassen. Die Stadt ist ächt türkisch in ihrem Innern und die Residenz eines Pascha, ihre Lage und ihre Umgebung werden von allen Reisenden als überaus schön geschildert, aber der Aufenthalt in derselben soll höchst ungesund sein. Die Quarantainegesetze sind sehr streng, vorzüglich in dem benachbarten Contumazort Neu-Schuppaneck, einem Dorfe im Bannat, dreiviertel Stunden von Alt-Orsova. Diejenigen, die aus der Wallachei kommen, müssen funf Tage, und die aus Serbien kommen, zehn Tage, was sich in Zeit der Pest oft bis zu vierzig Tagen ausdehnt, dort verweilen. Die Wallachen ihrer Seits haben ebenfalls eine Quarantaine von funf Tagen gegen die Serbier, so dass keiner der drei Parteien freier Verkehr mit den anderen verstattet ist.

Von Neu-Schuppaneck pflegt man meist einen Ausflug nach den Bädern von Mehadia zu machen, das zwar nicht unmittelbar an der Donau liegt, sondern landeinwärts in der Nähe von Czerna, ungefähr zwei deutsche Meilen von Alt-Orsova. Mehadia ist ein von Deutschen und Wallachen bewohnter Marktflecken mit ungefähr 1400 Einwohnern, der ehemals schwach befestigt war, aber in den turkischen Kriegen mehrere Male erobert und zerstört wurde. Ungefähr eine halbe Stunde von derselben liegen die beruhmten Bäder, welche schon von den Alten unter dem Namen *Thermae Herculis ad aquas* gefeiert und häufig besucht wurden, was eine Menge von Inschriften aus jener Zeit bezeugen. Später geriethen sie in die Hände der Barbaren, welche sie zwar auch verehrten und häufig benutzten, aber eigentlich Nichts fur die Erhaltung derselben thaten. Erst seit 1735 nahm sich die österreichische Regierung derselben an und sorgte fur das bessere Unterkommen der Badegaste. Jetzt sind zwei Reihen von schönen Gebäuden dort aufgefuhrt, trotz dem fehlt es aber oft an Wohnungen fur die Fremden, da der Zudrang ungeheuer ist. Ein kaiserlicher Commissair fuhrt die



BAEDER VON MEHADIA.

Aufsicht. Es sind zehn Bäder mit 22 Quellen, welche sämmtlich den stärksten bekannten Mineralgehalt haben und in der Temperatur von einander abweichen; acht davon liegen auf dem rechten Ufer, zwei auf dem linken Ufer der Czirna. Die Scala der Temperatur ist folgende:

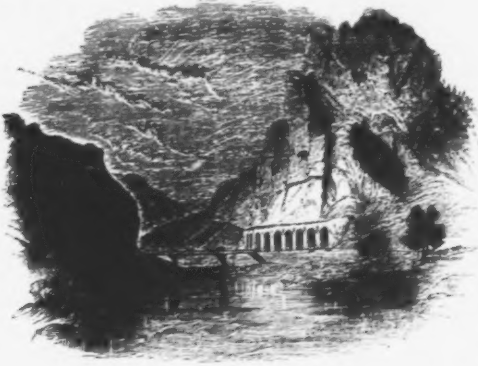
Auf dem rechten Ufer

das Kalkbad	30°	Réaumur	das Räuberbad od. die eigentliche Herculesquelle	36° 5'	R.
das alte Gliederbad	30° 0'	—	die Augenbäder	42°	—
das neue Gliederbad	29°	—	der Springbrunnen	47° 5'	—
das Schwitzbad	30°	—
das Scheidel- oder Ludwigsbad	30° 5'	—			

Auf dem linken Ufer der Czirna

das Fieberbad	30° 5' Réaumur	das Franciscibad	25° Réaumur.

Die chemischen Bestandtheile dieser Bäder sind Schwefelsalz, Küchensalz, Kalkerde und Eisen in verschiedener Mischung. Sie werden besonders gegen alte Hautausschläge, Geschwüre, Gicht, Rheumatismus und Unterleibsübel angewandt. Das Klima um Mehadia ist ausserordentlich mild und die Umgegend sehr schön, dennoch aber soll der Aufenthalt für den Badegast viel Langeweile mit sich führen. Ueber dem Räuberbade erhebt sich der Räuberberg, in welchem sich eine höchst merkwürdige Tropfsteinhöhle, das Räuberloch, befindet. Sehenswerth ist ebenfalls die türkische Wasserleitung in der Nähe von Mehadia, von der wir hier eine Abbildung beifügen.



AQUAEDUCT IN DER NÄHE VON MEHADIA.

Wir kehren jetzt nach Alt-Orsova zurück, um unsere Fahrt auf der Donau fortzusetzen, da wir jedoch nun das Bannat verlassen, so halten wir es für angemessen, eine Schilderung der dasselbe vorzüglich bewohnenden Wallachen hier einzuweben. Wir lassen über sie den zuverlässigen und erfahrnen Rumy, dem wir schon so oft vertrauungsvoll zu folgen veranlasst wurden, reden. Er sagt von ihnen a. a. O.: Die Wallachen (oder richtiger Wlachen) in Ungarn und Siebenbürgen gegen 1500000 Seelen stark, im Temeschwarer Bannat allein gegen 200000 (Griselini gab in seiner Geschichte des Temeschwarer Bannats im Jahre 1780 nach einer Seelen-Conscription 181639 an), sind, wie die Wallachen in der Wallachei und Moldau, romanisirte Daken, nicht (wie Viele behaupten) Nachkömmlinge römischer Colonisten oder (nach Andern, z. B. Herrn von Jenny) ein aus einem Gemische von Daken, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römern entstandenes Volk. Sie selbst nennen sich *Rumuni* oder *Rumanjesch*, d. h. Römer oder Römlinge, weil ihre Vorfahren römische Unterthanen waren, auch wohl, weil sie von römischer Abkunft zu sein glauben. Ihre Sprache ist nicht sowohl ein verdorbenes lateinisches Patois (wie Hr. Jenny und Andere behaupten), sondern vielmehr die mit der dakischen Sprache vermischte *lingua rustica* der Römer (aus der auch die heutige italienische entstand, weswegen mehr Aehnlichkeit zwischen der wallachischen und italienischen, als zwischen der wallachischen und lateinischen Sprache stattfindet), in welche auch viele englische und slavische Wörter aufgenommen worden sind. Der Name Wlach oder Wallach ist slavischen Ursprungs und bedeutet einen Nomaden oder herumschweifenden Hirten. Die byzantinischen Schriftsteller nannten schon *Βλαχοι* (nach neugriechischer Aussprache Wlachi) und *Βλαχια* (Wlachia) die Gegend, wo sie ansässig waren. Sie waren einst eine kriegerische Nation; denn der byzantinische Schriftsteller Cinamus erzählt, dass die Wlachen, welche in der Nähe des schwarzen Meeres wohnten, selbst gegen die Ungarn aufstanden. Wlachen in Ungarn und Siebenbürgen (und eben so in der Wallachei und Moldau) stehen noch auf einer sehr niedern Stufe der Cultur, und die Mehrzahl unter ihnen ist noch sehr roh und unwissend, aber sie sind ein schöner Schlag Menschen und haben auch treffliche Geistesanlagen, die nur der Ausbildung bedürfen (wie die Beispiele vieler einzelnen zu höherer Cultur gelangten und sich auszeichnenden Wallachen beweisen), so dass sie in der Folge sich in mehrfacher Rücksicht, so wie mehrere slavische Völkerstämme im österreichischen Kaiserstaate (z. B. Böhmen, Polen, Wenden, Kroaten, Slovaken, Serben) sich auszeichnen dürften. Der Wallach hat einen starken, untersetzten knochigen Körperbau, ist wohlgebildet und hat meistens ein männliches Aussehen mit römischen Gesichtszügen, doch nicht selten voll Trotz und Wildheit. Die Wallachen tragen langes Haar, das über der Stirn gescheitelt ist und von den Schläfen so tief herab hängt, dass es nicht selten eine halbe Spanne unter das Kinn reicht. Alle lassen den Bart über der Oberlippe wachsen, am Kinne aber bis zum fünfzigsten Jahre scheeren, und dann fängt bei den Männern die Epoche der langen Bärte an. Unter den Wallachinnen findet man auch viele wohlgebildete und schöne Mädchen und Weiber. Irrig ist Griselini's Behauptung (vielleicht mochte er zu seiner Zeit andere Erfahrungen machen, als ich auf meinen Reisen unter Wallachen): „im Gegentheil ist das andere Geschlecht, der grösseren Zahl nach, weder schön noch wohlgebildet — äusserst wenige, denen sich die Natur gütiger gezeigt hat“ (Geschichte des Bannats, I. Thl., S. 215). Bucklichte und Lahme sind unter den Wallachen beiderlei Geschlechts höchst selten, denn ihre kunstlose, der Natur gemässe Erziehung sichert sie vor diesen körperlichen Gebrechen. Auch sieht man keine Pockennarbigen unter ihnen, denn sie litten nur an gutartigen Menschenblattern (*Bubat al mare*, d. h. der grosse Ausschlag, von ihnen genannt), ehe noch die Lady Montague die Impfung den Engländern und andern gebildeten Europäern empfahl. Die Kleidung der Wallachen besteht in einem Hemde mit weiten, aber kurzen Aermeln, welches nicht viel über die Lenden reicht, und in langen Beinkleidern, die sie im Sommer von Leinwand, im Winter aber von grobem weissen Tuche haben. Im Winter ziehen sie über das Hemd noch einen Kittel von Tuch, zuweilen auch mit weissen Lammsfellen gefüttert und mit schwarzen Fäden ausgenäht. Die Füsse wickeln sie in eine Gattung Wollenzeug, welches schwarz, roth oder auch blau gestreift ist, und statt der Schuhe haben sie römische Sandalen, d. h. Sohlen, die mit zarten ledernen Riemen befestigt sind. Ein breiter Gürtel von Leder hält ihr kurzes Hemde unter dem Leibe zusammen und dient ihnen zugleich, ein Messer oder ein kleines Beil einzustecken und von einer Seite den Geldbeutel, von der andern Stahl, Zunder und einen Tabaksbeutel anzuhängen, denn dem Rauchen sind sie leidenschaftlich ergeben. Den Kopf bedecken sie mit einer Mütze von grobem schwarzen Filz oder auch von Lammsfellen von weisser und schwarzer Farbe. Bei stärkerer Kälte bedienen sie sich eines langen Mantels, der von dem erwähnten Tuche verfertigt oder auch nur aus weissen Bocksfellen zusammengefügt ist, welcher Mantel rückwärts einen breiten und langen Ueberschlag hat, um solchen über den Kopf zu ziehen, wenn es regnet, oder wenn sie in freier Luft auf die blosse Erde ausgestreckt schlafen wollen. Nicht weniger einfach, aber doch malerisch in die Augen fallend, ist die Kleidung der Wallachinnen. Ueber ein Hemd, welches bis auf die Füsse herabfliesst, hängen sie, ohne weiteres Oberkleid, vor und rückwärts zwei Stücke Wollenzeug herab, verschieden façonnirt, aber immer von rother, blauer oder gelber Farbe und mit einer breiten Einfassung von vielfarbigen Wollenfäden ausgenäht. Ein breites, wollenes Band, gleichfalls von verschiedenen Farben, wird um den Leib getragen. Ausserdem haben sie ein kurzes Corset ohne Aermel und über diesem zu Winterszeit einen Pelz von Lammsoder Schaffellen. Die Wallachinnen sind zu Hause meist barfuss, nur wenn sie ausgehen und an Festtagen tragen sie Halbstiefeln von rothem oder gelbem Leder. Die

Mädchen gehen mit blossem Kopfe und geflochtenen Haaren; die Verheiratheten aber bedecken sich an einigen Orten mit zarter weisser Leinwand, die sie bis unter das Kinn herabziehen, an anderen Orten auch mit einem länglichten Stück gestreiften Musselins, welches sie so zierlich in Falten schlagen, dass es eine Art Haube macht. Mannbare Mädchen und junge Frauen suchen ihre natürlichen Reize, wie andere Evens-töchter, durch den Putz zu erheben. Die Sorgfalt der ersten geht auf ihre geflochtenen Zöpfe; die andern behängen ihre Kopftücher mit Schnüren von silbernen und (wenn sie es vermögen) goldenen Münzen. Auch der Busen wird mit dergleichen Münzen, mit Korallen und Glasperlen behangen und die Kunst der Zigeuner liefert Ohrgehänge. Dazu kommt noch ein mit Seide oder falschem (Lyoner) Golde gestichtes Hemd, womit sie an Festtagen, Jahrmärkten und Kirchmessen brilliren. Die Priester oder Popen der Wallachen (sie bekennen sich zur orientalischen oder griechischen und zwar die meisten zur nicht unirten Kirche) unterscheiden sich von den gemeinen Wallachen durch eine reinlichere Kleidung. Sie ziehen über das Hemd und die weissen Unterkleider einen langen schwarzen Rock, den sie über die Brust kreuzweise gegen einander schlagen und mit einem Gürtel zusammen halten, im Winter aber noch einen dunkelvioletten oder blauen Pelz überwerfen. Sie lassen Bart und Haare wachsen, bedecken den Kopf mit einem weiten runden Hut und tragen an den Füssen Schuhe oder Stiefel. Die Wallachen verheirathen sich sehr jung, so dass ein Mädchen, wenn sie bereits zwölf Jahre alt ist, schon zur Ehe begehrt wird. Der Jüngling macht immer seine Aeltern zu den Vertrauten seiner Neigung, die, wenn sie ihm noch keine Braut gewählt haben, den Aeltern des Mädchens, nach Verhältniss ihrer Mittel, eine Summe Geldes anbieten, damit sie einwilligen. Die Hochzeitsgebräuche der Wallachen kommen mit jenen der Serben grösstentheils überein. Ich behalte mir vor, beide an einem andern Orte ausführlicher zu schildern. Hier bemerke ich nur als eine wallachische Eigenthümlichkeit, dass der Bräutigam in der Hochzeitnacht, ehe er sich der ehelichen Rechte bedient, verpflichtet ist, an die Braut eine pathetische Anrede über die vollkommene Abhängigkeit des Weibes von dem Manne, über den künftigen Gehorsam, welchen er von ihr erwartet, und über die Sorge, welche sie für das Hauswesen und ihre künftigen Kinder tragen soll, zu halten. Die Wallachinnen leben in der That in der grössten Abhängigkeit. Sie sitzen nicht mit ihren Männern zu Tische, sondern speisen erst, wenn diese geendigt haben, fast immer stehend und zugleich mit einer Hausarbeit beschäftigt. Auch während der Schwangerschaft und wenige Tage vor und nach der Geburt machen sie davon keine Ausnahme. Die gemeinen Wallachen haben einen Hang zur Trägheit, Indolenz, zum starken Genuss des Branntweins (*Raky*) und ihre Leidenschaft artet oft in Rachgierde und Wildheit aus, wie sie unter Joseph II. in ihrem Aufstande in Siebenbürgen unter Horja und Kloczka bewiesen haben. Die Wallachinnen sind dagegen fleissiger, arbeitsamer, gutmüthiger, und besorgen nicht nur das Hauswesen, sondern auch den Feldbau. Die langen Fasten werden von den Wallachen auf's Strengte beobachtet. Die Wollust ist unter den Wallachen sehr herrschend, und daher die Lustseuche, gegen die sie Hausmittel brauchen, sehr häufig. Die Wallachen beschaftigen sich am liebsten mit der Viehzucht, aber gerade das sorglose, müssige Hirtenleben verleitet sie so oft, das Räuberhandwerk zu ergreifen. Im Soldatenstande zeichnen sich die Wallachen durch Geschicklichkeit und Tapferkeit aus. Zu den Wallachen gehören auch die sogenannten Zinzaren oder Romanier aus der Türkei, die sich meistens mit dem Handel beschaftigen, neben der wallachischen Sprache auch neugriechisch sprechen und sich grösstentheils durch mehr Cultur auszeichnen.

Da der grössere Theil unserer Donauansichten aus Slavonien und Sirmien und aus dem Bannat zu der ungarischen Militairgrenze gehört, und da wir diese so eben zu verlassen im Begriff stehen, so wäre hier der Ort, ausführliche Notizen über die ungarische Militairgrenze beizufugen, die noch immer im Auslande, trotz ihrer Wichtigkeit, zu wenig bekannt ist: da es mir aber dazu an Raum gebricht, sehe ich mich genöthigt, auf J. A. Demian's statistische Beschreibung der Militairgrenze, 2 Bände, 8., Wien 1806 und 1807, und auf das neuere Werk von Carl Bernhard Edlen von Hintzinger, „Statistik der Militairgrenze des österreichischen Kaiserthums," 3 Bände, 8., Wien bei Gerold, 1817 bis 1823, zu verweisen. Ich beschränke mich auf folgende wenige Bemerkungen. Die ungarische Militairgrenze ist gleichsam die lebendige Grenzmauer des Königreiches Ungarn, im weiteren Sinne, von der äussersten westsüdlichen Ecke des Reiches angefangen, im Suden und Osten, bis hinauf an die Bukowina, aufgefuhrt wider die gegenuber wohnenden Turken und Turkengenossen Diese grossmächtige Anstalt, die man, nächst den Contumazhausern, welche gleichfalls wider die Turkei gerichtet sind, der weisen Vorsorge der ungarischen Könige aus dem Hause Oesterreich verdankt, gehört zu den grössten Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserstaates und des ganzen christlichen Europas, und nicht nur für Ungarn und Oesterreich, sondern auch für ganz Deutschland und das ganze civilisirte christliche Europa von der grössten Wichtigkeit, wie auch der französische Marschall Marmont in dem *Rapport et Projet du décret sur l'organisation civile, ecclésiastique et judiciaire des provinces illyriennes* (Paris 1819, 4.) anerkannt. Dieser wohlthätige Grenz-Cordon dehnt sich über 100 deutsche Meilen aus. Die innere Einrichtung dieser beweglichen Grenzfeste, deren Mitglieder zugleich Bauern und Soldaten sind (grösstentheils Serbier, deren Vorfahren, vorzuglich seit dem J. 1690, der Geiz und die Wollust turkischer Paschen aus Serbien vertrieb; ferner Slavonier, Kroaten, Wallachen, einige Deutsche und Szekler in Siebenburgen), hat viel Aehnliches mit der Lebensverfassung im Mittelalter, welche aber den Bedürfnissen unserer Zeit angepasst worden ist. Alle liegenden Guter sind Soldatenlehen, auf welche den Besitzern, mit Vorbehalt des dem Landesfürsten zustehenden Obereigenthums, das immerwährende erbliche Nutzeigenthum zukommt, die Grenzer dagegen dem Kaiser und Könige im Frieden und Kriege, in und ausser dem Lande, alle Militairdienste zu leisten, und auch zur Unterhaltung der innern Grenzanstalten beizutragen verpflichtet sind. Damit die Wirthschaft der Grenzhäuser in Abwesenheit der Dienstmänner nicht ins Stocken gerathe, ist (wie wir bereits von den Serben in Slavonien bemerkten) das Zusammenleben einer grösseren Anzahl Menschen, besonders verwandten Familien, in einem Hause, unter der patriarchalischen Leitung des ältesten Mannes (*Gospodar*, Hausvater), der bereits ausgedient hat, nothwendig; diesem und der Hausmutter (*Gospodaricza*) sind Alle Gehorsam schuldig und jede Pflichtverletzung strafbar. Das Vermögen des Hauses ist gemeinschaftlich, und von der Pflicht zu arbeiten ist kein Mitglied befreit. Treffend schildert das häusliche Leben, Sitten, Gebräuche und den moralischen Charakter der Grenzer Hr. von Hintzinger im 1. Theile seines classischen Werkes S. 259 bis 299. Ich führe hier nur an, dass sämmtliche Grenzer (auch die Wallachen) sich durch militairische Zucht und Ordnung, durch militairisches Ehrgefühl (*point d'honneur*), durch Liebe zum Regenten und zum Vaterlande, durch Gastfreundschaft und durch Muth und Tapferkeit im Kriege auszeichnen.

Nicht weit von Orsova beginnen die Stromschnellen und Engpässe, welche unter dem Namen das eiserne Thor bekannt, und allgemein gefürchtet sind. Die Donau wird hier auf beiden Seiten von hohen Felsen eingefasst, welche Ausläufer der Karpathen und des Balkan sind; aber nicht bloss am Ufer ragen diese Klippen empor, sonder sie finden sich auch überall im Flusse selbst und veranlassen gefährliche Wirbel. Durch dieselben theilt sich hier die Donau in drei Aerme oder Kanäle, von denen der in der Mitte der breiteste ist, jedoch wie die beiden andern viele Untiefen darbietet. Der Strom ist so reissend, dass man zwei deutsche Meilen auf die Stunde rechnet, und die Schiffer können nur mit der äussersten Vorsicht durch die vielen engen Gänge und Felsen hindurch steuern, zumal das Tosen der Wellen so stark ist, dass es fast unmöglich wird, ein gesprochenes Wort zu verstehen. Die Türken nennen die ganze Enge Demirkapi (das eiserne Thor), sie ist beinahe eine Stunde lang, und selbst, wenn man glücklich über die vielen Wirbel hinaus ist (vor der Insel Bamil befinden sich allein deren 23), hat man noch eine ziemliche Strecke durch Felsen zu passiren, welche indessen nicht mehr so gefahrbringend sind. Jenseits des eisernen Thores wird das Ufer auf der wallachischen Seite eben, auf der serbischen bleibt es dagegen felsig. Der Reisende begrüsst nun die Trümmer der berühmten Trajanischen Brücke, und gegenüber auf der serbischen Seite die Klippen, von welchen aus sie gezogen wurde. Diese Trümmer bestehen aus mehreren grossen Pfeilern, die aus Steinblöcken erbaut, und nach dem Flusse zu mit römischen Ziegeln gedeckt sind. Trajan liess dieselbe im Jahre 105 nach Christi Geb. von dem Architekten

Apollodorus Damascenus aufführen. Nach der Beschreibung, welche Dio-Cassius von ihr geliefert, hatte sie 20 Pfeiler, deren jeder 150 Fuss über dem Grunde und 60 Fuss breit war, und sich von den andern in einer Entfernung von 170 Fuss befand *). Trajan's Nachfolger Hadrian liess jedoch aus politischen Ursachen dieses Meisterwerk der Baukunst wieder einreissen. Nicht weit von derselben liegt das wallachische Dorf Sozoreny, das *Serrinium* der Römer, und diesem schräg gegenüber die kleine Festung Gladova auf dem rechten Donauufer. Von hier an nimmt die Gegend zu beiden Seiten einen ganz anderen Charakter an; der Fluss macht eine südliche Krümmung und erweitert sein Bett bedeutend, die Berge laufen mehr und mehr aus oder ziehen sich zurück, und die Ufer werden immer ebener. Alles hat nun einen mehr türkischen Anstrich, und der Reisende bemerkt deutlich, dass er die Grenze, jenseits welcher der Islam herrscht, überschritten hat. Zur Linken begrenzen den Horizont in weiter Entfernung die schneebedeckten Karpathen, während Alles diesseits als eine grosse weite Ebene erscheint mit wüsten Sandstrichen, die sich tief in das Binnenland hinein ziehen, und nur hier und da durch Weideplätze unterbrochen werden. Näher dem Ufer beleben Viehheerden die sonst eintönige Landschaft und dicht am Wasser erheben sich Schilfhütten, in welchen die Quarantaineposten stationirt sind. Von Interesse ist noch, dicht bei der Trajansbrücke, auf dem rechten Donauufer, das serbische Dorf Wiritza wegen seines Hausenfanges. Weiterhin, da, wo der Timok in die Donau fällt, ist die Grenze zwischen Bulgarien und Serbien und die Stelle, wo einst die Römer ein starkes Lager und eine gepflasterte Heerstrasse hatten. Am rechten Donauufer erheben sich auf einem hohen Felsen die Ruinen einer alten Burg und zu Füssen derselben dehnt sich der Flecken Florentin aus. Der Reisende gelangt nun zu der Stadt und Festung Widdin auf dem rechten Donauufer, sie ist der Sitz eines türkischen Pascha (einst des berühmten Rebellen Paswan-Oglu) und eines griechischen Erzbischofes, und hat 20000 Einwohner. Hier herrscht ganz türkisches Leben. Die Festung ist gross und stark befestigt, und gewährt durch die vielen Minarete und Moscheen in der Stadt einen imposanten Anblick, doch zeigt sich im Innern grosser Verfall. 1689 wurden die Türken hier von den Kaiserlichen geschlagen und Widdin erobert, indessen kam die Festung sammt der Stadt 1690 wieder in die Hände ihrer alten Gebieter und ist seit dieser Zeit denselben geblieben.

Jenseits Widdin macht die Donau wieder eine ziemliche Krümmung und fliesst dann in ziemlich gerader Richtung östlich weiter. Bei Kalafat in der Wallachei und Lompad, Orava, Karovan und Cymbra vorüberschiffend, erreicht der Reisende, nachdem er auch die Mündung des Olt, welcher bei dem Dorfe Gandiran auf dem linken Ufer sich in die Donau ergiesst, hinter sich gelassen, die alte berühmte Stadt und Feste Nicopolis in Bulgarien auf dem rechten Donauufer; sie ist der Sitz eines Pascha und hat 20000 Einwohner. Von Bergen umgeben, auf denen die Feste sich erhebt, bietet Nicopolis einen sehr stattlichen Anblick dar. Es soll nach Einigen von Augustus, nach Anderen von Trajan erbaut worden sein; geschichtlich berühmt ward es besonders durch die Niederlage, welche der König Siegmund von Ungarn und der Grossmeister von Rhodus hier im Jahre 1396 durch Sultan Bajazet erlitten. Der berühmte französische Chronikenschreiber Froissart giebt folgende ausführliche Schilderung dieser merkwürdigen Begebenheit, die wir, um die Einförmigkeit unsrer Schilderung zu unterbrechen, in einer wörtlichen Uebersetzung hier einflechten wollen.

---

*) „Per ea tempora Trajanus lapideum pontem in Istro fecit, opus sane mirandum et maxime memorabile, cui caetera illius opera vix adaequare possis. Viginti stant ex quadrato lapide pilae, quarum altitudo centum et quinquaginta pedum, praeter fundamenta habetur; latitudo sexaginta pedes continet; distant inter se centum et septuaginta pedibus, fornicibus vero conjunguntur."

Es trug sich zu — so beginnt Froissart — dass am Montage vor Michaelis im Jahre 1396 um 10 Uhr des Morgens, als der König von Ungarn und die Ritter, welche vor Nicopolis lagen, bei dem Mittagsmahle sassen, die Nachricht gebracht wurde, ihre Feinde, die Türken, seien im Anzuge. Wie mir gesagt worden, unterrichteten die Kundschafter sie nicht von der ganzen Wahrheit, sie hatten das Hauptheer der Türken nicht erspäht. Von dem Augenblicke an, wo sie den Vortrab sahen, wagten sie nicht weiter vorzurücken, da sie keine Krieger waren. Die Ungarn wie die Franzosen hatten ihre eignen Kundschafter und beide Parteien kamen ungefähr zu gleicher Zeit mit dieser Nachricht an. Der grössere Theil des Heeres war bei dem Mittagsmahl, als die Kunde dem Grafen von Nevers und den andern französischen Herrn gebracht wurde, indem der Bote schrie: „Kommt, bewaffnet Euch rasch, damit ihr nicht überfallen werdet, denn die Türken sind in vollem Anzuge gegen Euch.“ Diese Meldung war Vielen angenehm, die sich nach Kampf sehnten, sie standen augenblicklich auf, stiessen die Tische bei Seite und riefen nach ihren Rossen und ihren Rüstungen. Etwas vom Wein erhitzt eilten sie in das Feld, so gut sie konnten. Panner und Fähnlein wurden entfaltet und Jeder nahm unter denselben den ihm gebührenden Posten ein. Die Fahne der Jungfrau Maria wurde aufgerollt und die Bewachung derselben dem tapfern Ritter Jean de Vienne, Admiral von Frankreich, übergeben. Die Franzosen eilten so sich zu bewaffnen, dass sie die Ersten im Felde waren, dem Anscheine nach die Türken nicht fürchtend, denn sie ahneten nicht, dass deren Zahl so bedeutend und dass Bajazet sie selbst anführe. Als die französischen Ritter aus ihren Zelten nach dem Schlachtfelde eilten, kam der Marschall des Königs von Ungarn, auf einem schönen Pferde reitend, von Wenigen begleitet zu ihnen. Er war ein tapferer und erfahrner Ritter, vor ihm wurde ein Fähnlein mit seinem Wappen getragen, ein Kreuz auf silbernem Felde. Als er sich dem Panner der heiligen Jungfrau, um das die vornehmsten Herren versammelt waren, gegenüber befand, hielt er still und sagte laut: „Ich bin hierher gesandt von meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, der Euch durch mich bitten lässt, die Schlacht nicht eher zu beginnen, als bis Ihr Weiteres von ihm gehört habt, denn er vermuthet und fürchtet sehr, dass die Kundschafter keine genaue Nachricht über die Zahl der Türken gebracht haben. Binnen zwei Stunden sollt Ihr Gewisseres erfahren; wir haben Kundschafter ausgeschickt, welche weiter vorgehen werden, als die früheren und uns bessere Nachricht bringen. Seid versichert, dass Euch die Türken nicht eher angreifen, als bis Ihr sie dazu zwingt oder bis sie ihre ganze Macht beisammen haben. Ihr werdet thun, was Ihr für das Beste haltet, aber das sind meines Herrn, des Königs Befehle.“ Als er dieses gesagt hatte, verliess der ungarische Marschall sie, und die Herren traten zusammen, um zu überlegen, was zu thun sei. Herr von Coucy wurde um seine Meinung gefragt, und erwiederte, der König von Ungarn habe das Recht, ihnen Befehl zu ertheilen, und was er verlange, sei ganz gerecht. Aber der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, fühlte sich verletzt, dass er nicht zuerst um seine Meinung gefragt worden, und widersetzte sich aus Trotz und Bosheit dem, was der Herr von Coucy gesagt, indem er hinzufügte: „Ja ja, der König von Ungarn wünscht die ganze Ehre des Tages zu haben, er hat uns den Vortrab gegeben und jetzt möcht' er uns ihn wieder nehmen, um den ersten Schlag zu führen. Mag, wer will glauben, was er uns melden lässt; ich für mein Theil werde es nimmer thun.“ Sich darauf von dem Ritter wendend, der sein Panner trug, sagte er: „Zu Gottes und des heiligen Georg's Namen, Du wirst mich heute beweisen sehen, dass ich ein guter Ritter bin!“ Herr von Coucy betrachtete dies als eine sehr eitle Rede des Connetable und sich zu Herrn Jean de Vienne wendend, der das Panner unserer Frau in Bewahrung hatte und bei welchem sich alle Anderen sammeln sollten, fragte er, was geschehen müsse? „Herr von Coucy — erwiederte dieser, — wenn Wahrheit und Vernunft nicht gehört werden, so müssen Thorheit und Anmassung herrschen. Der Graf von Eu ist entschlossen, den Feind anzugreifen, also müssen wir ihm folgen: aber wir würden grösseren Vortheil haben, wenn wir des Königs von Ungarn Befehle abwarteten und alle vereinigt wären!“ Während sie sich so mit einander unterhielten, näherten sich die Ungläubigen immer mehr, die beiden Flügel ihrer Armee, welche jeder 60000 Mann stark waren, schlossen sich bereits um Jene. Als die Christen dies bemerkten, wollten sie sich zurückziehen, aber es war unmöglich, da sie schon ganz umzingelt waren. Viele Ritter und Edelleute, welche in den Waffen erprobt waren, sahen jetzt ein, dass die Schlacht verloren gehen müsse. Demungeachtet rückten sie vor, der Fahne unsrer heiligen Jungfrau folgend, die von dem tapferen Ritter Jean de Vienne getragen wurde. Die französischen Ritter waren so reich gekleidet in ihren Wappenröcken, dass sie wie kleine Könige aussahen; als sie aber auf die Türken stiessen, waren sie, wie man mir gesagt hat, nicht mehr als 700, was vollkommen die Thorheit ihres Benehmens zeigte; denn hätten sie auf das ungarische Heer gewartet, das aus 60000 Mann bestand, so würden sie vielleicht einen Sieg davon getragen haben. Ihrem Stolze und ihrer Anmassung ist der ganze Verlust zuzuschreiben, der so gross war, dass die Franzosen seit dem Tage von Roncesvalles, wo die zwölf Pairs von Frankreich erschlagen wurden, keine so bedeutende Niederlage erlitten hatten. Ehe sie jedoch besiegt wurden, richteten sie ein grosses Blutbad unter den Türken an, obwohl viele Ritter und Edelleute voraus sahen, dass sie durch ihre eigene Thorheit in den gewissen Tod gingen. Die Franzosen schlugen den Vortrab in die Flucht und verfolgten ihn bis in ein Thal, wo sich Bajazet mit dem Hauptheere aufgestellt hatte. Sie wären gerne wieder umgekehrt, da sie Berberpferde ritten, aber sie konnten nicht, denn sie sahen sich auf allen Seiten eingeschlossen. Die Schlacht tobte dem zu Folge mit grosser Wuth und dauerte beträchtliche Zeit.

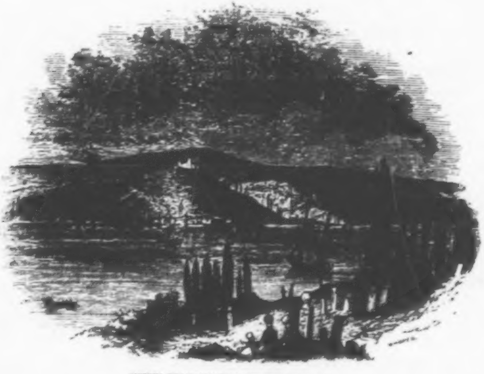
Dem Könige von Ungarn wurde die Botschaft gebracht, dass die Franzosen, Engländer und Deutschen seinen Befehlen nicht gehorcht, sondern sich mit den Türken in ein Gefecht eingelassen hatten. Er war sehr zornig, als er dies hörte, sah voraus, dass alle würden niedergemacht werden, und sagte zu dem Grossmeister von Rhodus, der neben ihm hielt: „Wir werden die Schlacht durch die Eitelkeit der Franzosen verlieren!“ Bei diesen Worten blickte er sich um und gewahrte, dass die Seinigen flohen, von Schrecken ergriffen, und dass die Türken sie verfolgten. Er sah nun ein, dass der Tag unrettbar verloren sei, als diejenigen, die ihn umgaben, riefen: „Herr rettet Euch! Denn werdet Ihr gefangen genommen oder getödtet, so ist Ungarn unwiederbringlich verloren; — flieht, ehe es zu spät ist!“ Das Gemetzel bei dem Rückzuge war fürchterlich, aber Gott stand dem Könige und dem Grossmeister von Rhodus bei; denn als sie die Donau erreichten, fanden sie ein kleines Schiff, welches dem Grossmeister gehörte. Sie bestiegen es mit nur fünf anderen Männern und setzten an das jenseitige Ufer über. Hätten sie gezögert, so wären sie getödtet oder gefangen genommen worden; die Türken erreichten den Fluss, gerade als sie überfuhren, und richteten ein grässliches Blutbad unter dem Gefolge des Königs an.

Kehren wir nun nach dem Schlachtfelde zurück, wo die Franzosen und Deutschen noch immer mit verzweifeltem Muthe fochten. Herr von Montcaurel, ein tapferer Ritter aus dem Artois, sagte zu seinem Knappen, als er sah, dass die Niederlage unvermeidlich sei, und weil er seinen Sohn zu retten wünschte, der noch sehr jung war: „Bringe meinen Sohn fort! Du kannst dort durch den offenen Flügel entwischen; rette meinen Sohn und ich will den Ausgang mit meinem Gefährten erwarten.“ Der Jüngling erklärte jedoch, seinen Vater nicht verlassen zu wollen, bis dieser ihn selbst dazu zwang. Der treue Knappe brachte ihn sicher bis an das Ufer der Donau, aber er ertrank bei dem Uebersetzen. Herr **Guilleaume de Tremouille** und dessen Sohn verrichteten grosse Thaten der Tapferkeit, ehe sie erschlagen wurden; Herr **Jean de Vienne**, der die Fahne unsrer heiligen Jungfrau trug, wurde trotz seiner Heldenthaten getödtet; doch behielt er die Fahne fest in der Hand, und wurde mit derselben todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Das ganze französische Heer, das an dem Kampfe bei Nicopolis Theil genommen, fand seinen Untergang daselbst. Herr **Jean de Bourgogne**, Graf von Nevers, war wunderbar reich gekleidet, eben so Herr **Guy de la Rivière** und viele Barone und Ritter aus Burgund aus Verehrung für ihn. Zwei Edelleute aus der **Picardie**, **Guillaume d'Eu** und der Einäugige von **Montquel**, zeigten, wie bei allen früheren Gelegenheiten, den grössten Muth. Zwei Mal hieben sie sich durch das türkische Heer durch und kehrten in das Gefecht zurück, zuletzt wurden sie aber erschlagen.

Nach mehreren andern Einzelheiten, welche wir jedoch wegen der Beschrankung des uns vergönnten Raumes übergehen, fährt **Froissart** fort: Als Bajazet sich erfrischt und seine Kleider gewechselt hatte, beschloss er, die Todten auf dem Schlachtfelde zu besuchen, denn ihm war gesagt worden, dass ihm der Sieg theuer zu stehen gekommen sei; dies überraschte ihn und er wollte es nicht glauben. Er bestieg sein Ross und begab sich, von seinen Vesiren, seinen Edelleuten und seinen Pascha's begleitet, auf das Schlachtfeld, wo er fand, dass das, was man ihm gesagt hatte, wahr sei, namentlich dass, wo ein todter Christ lag, 30 erschlagene Türken daneben lägen. Als er dies sah, rief er aus: „Das ist in der That ein hartes Gefecht für unsere Leute gewesen, diese Christen haben sich wie Verzweifelte gewehrt, aber ich werde das Blutbad schon an ihren Gefangenen rächen!“

So weit **Froissart**. — Bajazet brachte die Drohung auch wirklich in Erfüllung. Nachdem er den Grafen von Nevers und 24 andere Edelleute, deren Geburt und Reichthum die Dolmetscher bezeugten, zurück gestellt hatte, liess er die übrigen französischen Gefangenen, welche den blutigen Tag überlebten, vor seinen Thron bringen, und da sie sich weigerten, ihren Glauben abzuschwören, in seiner Gegenwart hinrichten. Einem einzigen Ritter schenkte er das Leben und gestattete ihm, nach Paris zurück zu kehren, um dort die Niederlage zu berichten und das Lösegeld für die Gefangenen auszuwirken. Mittlerweile wurden diese als Zeugen des Sieges im türkischen Lager zur Schau gestellt. Endlich nach langem Zögern willigte Bajazet ein, ein Lösegeld von 200000 Ducaten für die französischen Edlen anzunehmen. In dem Vertrage war zwar festgesetzt worden, dass sie nie wieder die Waffen gegen den Sieger ergreifen sollten, Bajazet hob aber selbst diese Clausel auf. „Ich verachte„ — sagte er zu dem Erben von Burgund — „Deine Eide und Deine Waffen; Du bist jung und Dein Ehrgeiz wird Dich antreiben, diesen Unfall auf Deinem ersten Ritterzuge wieder auszulöschen. Sammele Deine Streitkräfte, verkünde Deine Absicht, und es wird mich stets freuen, Dir ein zweites Mal auf dem Schlachtfelde zu begegnen.“

Nicopolis gegenüber liegt auf dem linken Donauufer die wallachische Feste Turnul (gewöhnlich Turn genannt) von sanften Hügeln umgeben. Die Donau, welche jetzt immer mehr und mehr Inseln umfasst, setzt ihren Lauf südöstlich fort bis zur Stadt Sistowa auf dem rechten Ufer in Bulgarien, die sich einer sehr schönen Lage erfreut und 21000 Einwohner enthält, welche bedeutenden Handel treiben. Auf einem Hügel hinter derselben erheben sich die Ruinen eines alten Forts, welche, da auch die Anhöhen ringsum mit Wald bewachsen sind, der ganzen Landschaft einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Sistowa ist ausserdem noch historisch merkwürdig durch den 1791 daselbst zwischen den Oesterreichern und den Türken geschlossenen Frieden.



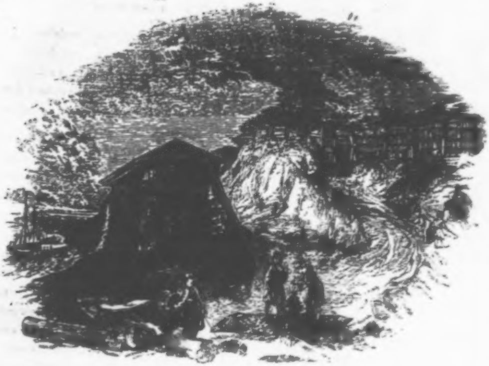
SISTOWA VOM TUERKISCHEN KIRCHHOFE AUS GESEHEN.

Am linken Donauufer folgen nun der wallachische Marktflecken Samnitza und das Dorf Tupeschty, wo sich ein starker Hausenfang befindet. Die Donau wendet sich von hier an wieder nordöstlich und man begrüsst gleich nach der Mündung des Kara-Lom in dieselbe auf dem rechten Ufer die Festung Ruschtschuk in Bulgarien. Diese Stadt erfreut sich ebenfalls einer sehr schönen Lage und eines bedeutenden Handels, sie hat eine Bevölkerung von ungefähr 30000 Seelen, und die sehr gemischten Einwohner bestehen aus Türken, Griechen, Juden und Armeniern, welche mehr oder weniger sehr gewerbsthätig sind. 1773 ward Ruschtschuk von dem russischen Generale Rehbock erobert und geplündert, und während des letzten russisch-türkischen Krieges hatte es ebenfalls viel zu leiden, obwohl es, stark befestigt, mannhaften Widerstand leistete, so dass die Belagerung zuletzt auf Befehl des Kaisers von Russland aufgehoben wurde. Zufolge des Friedens mussten die Türken jedoch später die Festungswerke schleifen. Gleich allen türkischen Städten bietet es von Aussen einen schönen Anblick dar, ist jedoch im Innern sehr verfallen und schmutzig. Ihm gegenüber auf dem linken Donauufer liegt auf einer zur Wallachei gehörenden Donauinsel die Festung Giurgewo (ausgesprochen Dschurdschu) mit ungefähr 19000 Einwohnern, die beträchtlichen Handel treiben, um so mehr, als hier ein Stapelplatz für alle auf der Donau sowohl nach dem schwarzen Meere, wie nach Oesterreich hin einzuschiffenden Waaren ist. Die Festung erhebt sich seitwärts von der Stadt und ist nur durch eine Zugbrücke mit derselben verbunden. Sie hat eine Besatzung von 1000 Mann und steht unter dem Befehle eines Pascha. Während des russischen Krieges 1770 wurde die Stadt durch Sturm genommen; die Citadelle auf der Donauinsel ergab sich aber nicht, sondern hielt sich mannhaft bis zum folgenden Jahre, wo vor derselben ein blutiges Treffen zwischen den Russen und den Türken stattfand und es erst nach dreistündigem Kampfe dem russischen General Olitz gelang, sich ihrer zu bemächtigen, wobei die Türken 3000, die Russen 1000 Mann einbüssten, die Letzteren aber grosse Beute machten. Am 9. Mai 1771 fiel sie wieder in die Hände der Türken, ward jedoch im November von dem Fürsten Kantamir von Neuem eigenommen. Während des letzten russischen Kriegs litt sie ebenfalls sehr. Der Pascha, welcher daselbst befehligte, vertheidigte sie mannhaft und ergab sich erst nach langem heftigen Widerstande: die Eroberung soll den Russen 30000 Mann gekostet haben. — In der Nähe von Ruschtschuk finden sich längs dem Ufer des Flusses viele sogenannte Hunnengräber, wahrscheinlich gothischen Ursprungs, deren Anblick einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer hervorbringt.

Die Donau, welche jetzt eine ziemliche Strecke gerade nach Osten fliesst, nimmt die Dombrovicza auf, berührt die Ortschaften Bruck, Russzig, Hassek und die Festung Flos in der Wallachei, bei welcher die Jaunissa in sie fällt, und erreicht dann die Festung Silistria auf ihrem rechten Ufer, neben der Mündung des Flusses Dristra. Die Stadt ist alt und wahrscheinlich schon von Constantin dem

Grossen erbaut, Residenz eines Paschs, und eines Erzbischofs und bietet, wie alle ihres Gleichen, von Aussen einen schönen Anblick dar, obgleich sie im Innern sehr verödet ist. In ihrer Nähe findet man Spuren der langen Mauer, welche die griechischen Kaiser gegen die Einfälle der Barbaren haben aufführen lassen, so wie viele andere byzantinische Alterthümer. Im Jahre 1773 belagerten die Russen sie sechs Wochen lang vergebens, und in dem letzten russischen Kriege widerstand sie mit einer Garnison von nur 12000 Mann neun Monate lang den Angriffen von 50000 Russen, bis sie endlich im Juni 1829 sich ergeben musste. Durch den Frieden von Adrianopel kam sie wieder an die Pforte, hat sich aber noch nicht von den Verheerungen des Krieges erholt.

Die Ebenen der untern Donau befinden sich jetzt höchst wahrscheinlich noch in demselben Zustande, in welchem sie zu der Zeit waren, als die griechischen Kaiser gegen die Einfälle der Barbaren die bereits erwähnte Schanze, die sich von der Donau bis zum schwarzen Meere erstreckt, aufwerfen liessen. Sie würden wohl nur ihres Gleichen in den Prairien von Nord-Amerika finden. Die ungeheuern sumpfigen Weideplätze dehnen sich nach allen Richtungen hin aus, nur von zahllosen Schaafheerden und wilden Thieren und Vögeln bevölkert. Hier und da, aber in grosser Entfernung von einander, erheben sich elende Dörfer. Setzt man die Fahrt auf der Donau fort, welche sich jetzt wieder nördlich wendet, so erreicht man auf dem rechten Ufer derselben die kleine Stadt Turtukay in Bulgarien, — historisch merkwürdig durch das Treffen am 21. Mai 1773, in welchem Suwarow die Türken auf das Haupt schlug — und bald nachher, ebenfalls am rechten Donauufer, die ehemalige Feste Hirsowa oder Kirsowa, das alte *Carsium* der Römer. 1773 schlug hier der russische General Weissmann 12000 Türken und eroberte die Stadt, und im letzten russischen Kriege wurde sie gänzlich geschleift, so dass sie jetzt nicht viel mehr als ein elender Flecken ist. Die Donau wird von hier an sehr breit und durch die zahlreichen Inseln, die sie umschliesst und welche das Fahrwasser häufig verändern, gefährlich. Man kommt jetzt bei mehreren bulgarischen Dörfern und Flecken und der unbedeutenden bulgarischen Stadt Matschin vorüber nach Braila auf dem linken Donauufer in der Wallachei. Ehemals eine Fest[illegible]nd als solche öfter von den Russen erobert, erlitt sie während des letzten russischen Krieges ein gleiches Schicksal wie Hirsowa. Glücklicher als diese blieb sie aber eine bedeutende Handelsstadt mit einem beträchtlichen Hafen und 30000 Einwohnern. Die Donau nimmt hier den Zanavara und den Ribna, so wie bald darauf den Argus auf, wendet sich eine kurze Strecke nördlich und dann wieder östlich, und begrusst nun auf ihrem linken Ufer das Fürstenthum Moldau.



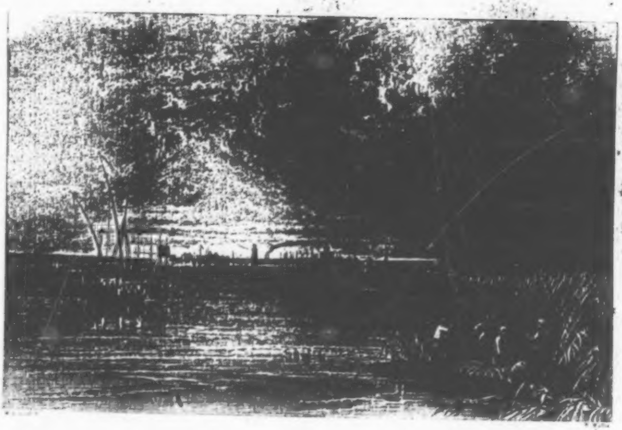
DAS LAZARETTO BEI BRAILA.

Eine Stunde von der Grenze erreicht man die kleine offne Stadt Gallacz in der Moldau, zwischen der Mündung des Szereth und des Pruth, welche hier auf der linken Seite in die Donau fliessen und von denen der Erstere die Grenzen zwischen der Wallachei und der Moldau, und der Letztere zwischen der Wallachei und Bessarabien bilden. Gallacz hat einen sehr bequemen Hafen und ist ein höchst bedeutender Handelsplatz. Von hier bis zur Mündung der Donau hat man noch 50 Stunden, welche das Dampfboot ungefähr in zehn zurück legt. Mehrere Consuls residiren daselbst, und es ist dort eine Quarantaine-Anstalt für Reisende, welche von Constantinopel kommen.

Bei den Flecken Drimago, Kersowa und Gregulet in der Moldau und der kleinen Feste Timarova in Bessarabien vorüber, in deren Nähe der bereits erwähnte Pruth in die Donau mündet, erreicht man an sumpfigen, oft überschwemmten Ufern vorüberschiffend, endlich den Flecken Suline-Bogasi, den Ort der mittleren Mündung der Donau in das schwarze Meer, von welchem der Stahlstich eine sehr getreue Abbildung giebt. Auf der linken oder bessarabischen Seite steht die Stadt Sulina, wo die Russen eine Quarantaine-Anstalt errichtet haben, und auf dem entgegengesetzten Winkel zeigt sich die bulgarische Stadt Jani-Fanal mit einem Hafen.

Wir sind jetzt am Schlusse unserer Reise unter freundlicher Begleitung des Lesers angekommen, halten es aber für unsere Pflicht, ehe wir dankbar von demselben scheiden, um den Forderungen der Vollständigkeit möglichst zu genügen, noch einige Nachrichten über die verschiedenen Donau-Mündungen und über die Einwohner Bulgariens, der Wallachei, der Moldau und Bessarabiens, für welche wir, wie für so vieles Treffliche dem zuverlässigen Rumy verpflichtet sind, hier anzuschliessen.

Man streitet darüber, ob die Donau sieben, sechs oder nur fünf Ausflüsse oder Mündungen habe. Nach Ammianus Marcellinus, Solinus und dem Vater der neueren Geographen, Büsching (der ihnen folgte), hat die Donau sieben Ausflüsse, nach Plinius und Tacitus nur sechs, und nach Herodot, Strabo, Dionysius und unter den Neuern nach Kleemann (der sich im Jahre 1764 eine Zeitlang zu Kilia Nova aufhielt) und dem Antiquarius der Donau nur fünf. Die Annahme von sieben Mündungen oder Ausflüssen ist vorzuziehen. Die Namen der sieben Mündungen waren zu den Zeiten des Plinius (Hist. Natur. lib. IV. cap. 12) folgende: *Peuce* von der gleichnamigen Insel, sonst *Hierostoma* oder *sacrum ostium* (ἱεροστομα), *Naracustoma* oder *Narcostoma* (ναχροστομα), *segne ostium* (faule Mündung), von dem faulen oder langsamen Flusse so genannt; *Calostoma* (καλοστομα) oder *pulchrum ostium*; *Pseudostoma* (ψευδοστομα), *falsum ostium*, weil dieser Ausfluss fast den halben Weg unter der Erde fortläuft und die Insel Konopa bildet; *Boreostoma* (βορειοστομα), *boreale ostium*, die nördliche Mündung; *Spiraeostoma* (σπειραιοστομα), *flexuosum ostium*, von seinen Biegungen so genannt. Die siebente nannte man *Stenostoma* (στενοστομα), *angustum ostium*. Diejenigen, die nur fünf Mündungen anführen, lassen die Mündungen *Spiraeostoma* und *Stenostoma* weg, und jene, die mit Plinius sechs Mündungen annehmen, halten die letzte für eine und dieselbe. Auch die Türken nehmen sechs Donaumündungen in Bulgarien an und nennen sie: *Suline-Bogasi*, *Kedrille-Bogasi*, *Salona-Bogasi*, *Kutschuk-Bogasi*, *Portessa-Bogasi* und *Korte-Bogasi*. Nimmt man nun diese an und fügt die Mündung in Bessarabien bei Kilia Nova hinzu, so kommen sieben Ausflüsse heraus. Auch Tacitus (*de moribus German.* I.) sagte: „*Danubius molli et clementer edito montis Abnoos paludibus hauritur.*“ Dass die Griechen und Römer bald mehr, bald weniger Ausflüsse des Donaustromes zählten, kam wahrscheinlich daher (wie schon *Cellarius* in *Notitia Orbis antiqui* lib. II. Cap. VIII bemerkte), weil durch die Länge der Zeit die Ausflüsse sich öfters verändern konnten, was von den Ausflüssen des Nils bekannt ist. Die Donau ergiesst sich aber mit solcher Heftigkeit und einer so grossen Menge Wassers ins schwarze Meer, dass der Strom auf 40000 Schritte seine Süssigkeit behalten soll, ehe sein Wasser sich mit den salzigen Fluthen des Meeres vollkommen vermischt.



[illegible] Mouth of the [illegible]

[illegible]

Die **Bulgaren** oder Bolgaren sind ein ursprünglich tatarisches Volk, welches zuerst an der Wolga im asiatischen Russland wohnte (daher ihr Name anfänglich Wolgaren, daher Bolgaren, jetzt gewöhnlich Bulgaren, ungarisch Bolgárok), später nach Europa kam und sich an der rechten Seite der Donau, in der heutigen Türkei, niederliess. In Europa vertauschten sie ihre lateinische Sprache mit einem slavischen Dialect, welcher dem serbischen und bosnischen sehr nahe verwandt ist, aber sehr viele tatarische und türkische Ausdrücke (die tatarische und türkische Sprache ist nahe verwandt) enthält. Die Bulgaren sind ein kräftiger Volksstamm von ansehnlicher Statur und schönem, starkem und nervigem Körperbau. Ihre Gesichtsbildung ist die tatarische. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, auch einigen Handel, und sind grösstentheils der griechischen Kirche zugethan, ein Theil ist aber (so wie ein Theil der Bosnier) zum Muhamedanismus übergetreten. Ihre Kleidung kommt grösstentheils mit der türkischen überein; doch haben die Matrosen, Fischer, Hirten u. s. w. eine für ihre Arbeiten bequemere engere Kleidung.

Ueber die **Wallachen** in der Wallachei kann ich mich ganz kurz fassen, da ihr Charakter und ihre Lebensart grossentheils mit dem Charakter und der Lebensart der Wallachen im Bannat übereinstimmt, worüber bereits oben das Nöthige gesagt worden ist. Auch die Wallachen in der Wallachei hat die Natur in Rücksicht ihrer körperlichen Bildung keineswegs stiefmütterlich behandelt, obgleich an manchen Orten klimatische Ursachen und der Druck, unter welchem die Wallachen in der Wallachei leben, häufige körperliche Gebrechen hervorbringen. Unter den wallachischen Grossen (Bojaren genannt) und ihren Frauen und Töchtern findet man viele männliche und weibliche Schönheiten. Die Wallachen reifen hier, wie in Siebenbürgen (wohin die Mehrzahl der Wallachen aus der Wallachei gewandert ist), schnell zur Mannbarkeit, und dabei erreichen sie häufig ein hohes Alter. Im 16., 17. Jahre nimmt sich der Wallach gewöhnlich ein Weib, das erst 12 bis 13 Jahre zählt, und ist mit einigen 30 Jahren häufig schon Grossvater. Ihr abgehärteter Körper ist geschickt zum Ertragen körperlicher Beschwerden, Hitze, Frost, Hunger, Durst. Das gemeine Volk ist unter den Wallachen noch viel roher als die Wallachen in Siebenbürgen und im Bannat, und dabei stumpfsinnig; allein in diese Rohheit und Verwilderung versank die Nation durch widrige Zeitumstände unter der türkischen Herrschaft. Als die Wallachei noch zu Ungarn gehörte, standen die Wallachen auf einer höheren Culturstufe. Auf den gemeinen Wallachen wirken nur Zwang und Prügel. Der gefühlvolle Menschenfreund, Graf **Vincenz Batthyany**, sagt in seiner Reise nach Constantinopel, S. 245, von den Wallachen treffend: „Wie tief muss der Wallache herabgewürdigt sein, da er nur den achtet, von dem er Flüche und Stockstreiche erhält. — Hinweg von dieser empörenden Scene; dass sie doch bald, dass sie auf immer verschwände!“ Unter den Bojaren findet man viel Luxus, Ackerbau, Viehzucht und Industrie stehen in der Wallachei noch auf der untersten Stufe, ungeachtet der Boden fruchtbar ist und viele treffliche Producte erzeugt. Von den armseligen Geräthschaften des gemeinen Mannes bis zu den kostbaren Stoffen des reichen Bojars wird im Lande nichts verfertigt. Auch in der Wallachei nennen sich die Wallachen *Rumuni* und halten sich für Abkömmlinge der Römer, da sie doch nur romanisirte Daken sind. Sie bekennen sich zur orientalischen Kirche. Unter dem gemeinen Volke herrscht grosse Sittenlosigkeit, die sich besonders in Schenken äussert. Ihre Unterhaltung besteht im Trinken und Tanz. Die jungen Bojaren werden gewöhnlich durch die Dienerschaft, die aus Zigeunern männlichen und weiblichen Geschlechts besteht, verdorben. Die wohlhabenden Wallachen lieben prunkvolle, rauschende Gastmahler, Tanz, Schauspiele, Feste, Hazardspiele. Die vornehmen Frauenzimmer lieben das Nichtsthun, das Besuchegeben, das Aufputzen und die Galanterie. Der Kleiderluxus unter den Vornehmen ist bei beiden Geschlechtern sehr gross. Die gemeinen Wallachen kleiden sich wie die Wallachen im Bannat; die vornehmen theils auf deutsche, theils auf russische Art. Mehr uber die Wallachen kann man nachlesen in: Sulzer's Geschichte des transalpinischen Daciens, d. i. der Wallachei, Moldau und Bessarabien, 3 Theile, 8., Wien 1781, 1782, und in der topographisch-historischen Beschreibung der beiden Fürstenthumer Moldau und Wallachei. Wien 1810. 8.

Die **Moldauer** nennen sich in ihrer Sprache *Moldoweni*, nicht *Rumuni*, wie die Wallachen, und behaupten, nicht Abkömmlinge der Römer zu sein, sondern schon vor der Eroberung ihres Landes durch die Römer dasselbe bewohnt zu haben. Uebrigens ist aber ihre Sprache der wallachischen sehr ahnlich. Die Moldauer sind ein schones kraftiges Volk, schlank, gross und untersetzt. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich im Ganzen durch Schönheitsreize aus. Die gemeinen Weiber sind weit fleissiger als die Manner, spinnen fleissig und verfertigen ihre und ihrer Manner und Kinder Kleidungsstücke. Die Liebe zum Trunk, besonders zum Branntwein, steht dem Fleisse und der Arbeitsamkeit bei den Moldauern sehr im Wege. Wenige verlegen sich mit Eifer auf den Ackerbau, mehr auf die Viehzucht, zu der sie einen naturlichen Hang haben. So wie unter den Wallachen, ist auch unter den Moldauern die Wollust sehr herrschend und daher die Lustseuche sehr haufig, so dass oft ganze Dorfer davon ergriffen werden. Die Moldauer zeichnen sich durch Reinlichkeit und in den Wohnungen vor den Wallachen aus, besonders das Landvolk in Gebirgsgegenden. Die Manner tragen leinene Hemden, lange Beinkleider und einen breiten ledernen Gurtel; im Sommer einen weissen oder schwarzbraunen Ueberrock von einem Tuche, das die Weiber verfertigen, im Winter einen Schaafpelz. Das Haar wird am Kopfe kurz abgeschnitten, und eine sackartige Lammfellmütze ist die gewöhnliche Kopfbedeckung des Moldauers. Regnet es, so nimmt er diese Mutze ab und steckt sie zwischen sein Hemd auf den Magen und zieht dann die Kapuze seines Ueberrocks über den Kopf. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist zum Theil wirklich reizend und geschmackvoll. Im Sommer besteht der weibliche oft in einem blossen Hemde, einem weissen Tuche auf dem Kopfe und einem leichten Gurtel. Zuweilen vertritt eine um die Lenden befestigte, meistens schwarzwollige gestreifte Schurze die Stelle eines Unterrocks. Diese Schürze wird manchmal durch einen bunten, meist hellrothen, schmalen wollenen Gurtel befestigt. Das Hemd selbst ist der merkwurdigste Theil der weiblichen Garderobe. Es ist lang, sehr eng und von einem ziemlich feinen, aus gut gedrehtem, zu Hause verfertigten Garn, oft der Zierde wegen streifweise mit baumwollenen oder seidenen Fäden durchschossen und sehr schön gebleichter Leinwand gemacht und immer etwas, oft aber sogar reich gestickt. Ein ungesticktes Weiberhemd existirt bei dem Landvolk in der ganzen Moldau nicht, wie Graf Karaczay in seiner Schrift uber die Moldau, Wallachei u. s. w. versichert. Die Stickerei ist von Seide; zuweilen sind auch gesponnenes Gold und Silber, oder auch Glasperlen eingearbeitet. Das weisse Tuch auf dem Kopfe ist noch feiner als das Hemd. Es ist das Meisterstück ihrer weiblichen Handarbeit, meistens weiss, öfters auch mit Farben gestickt, oft sehr geschmackvoll mit eingearbeiteten Verzierungen an den Randern geschmuckt. Die Art, wie sie dieses Tuch auf dem Kopfe zu falten wissen, gereicht ihrem Geschmacke zur Ehre. — Mehr uber die Moldauer kann man nachlesen, ausser dem Sulzer'schen Werke, in Dr. Wolf's Beitragen zu einer statistisch-historischen Beschreibung der beiden Furstenthumer Moldau, Hermannsstadt 1805. 8., in der topographisch-historischen Beschreibung der beiden Furstenthumer Moldau und Wallachei, Wien 1810. 8., in des Grafen Vincenz Batthyany Reise durch einen Theil Ungarns, Siebenburgens, der Moldau und Bukowina, Pesth 1811. 8., und in des Grafen Fedor von Karaczay Beitragen zur europaischen Landerkunde (Moldau, Wallachei, Bessarabien und Bukowina), Wien 1818. 8. Mit Kupfern.

Die Bessarabier sind theils Moldauer, theils muhamedanische Tataren, theils (seitdem Bessarabien zu Russland gehort) Russen. Bessarabien war einst ein Theil der Moldau und wurde von derselben im Jahre 1485 von dem turkischen Kaiser Bajazet II. getrennt. Die Tataren kamen nach Bessarabien im Jahre 1568 von der Wolga. Als die Russen im Jahre 1807 unter dem General Mayendorf Bessarabien in Besitz nahmen, wurden die meisten Tataren mit Weibern, Kindern und Vieh von den Russen nach Kuban ins asiatische Russland versetzt. Die Tataren treiben starke Viehzucht, einträglichen Ackerbau, und sind gutherzig, redlich und tapfer. Bessarabien ist gegen 400 Quadratmeilen gross und hat 200000 Einwohner. Zu Bessarabien wurde auch der von den Turken im Jahre 1812 an die Russen abgetretene Theil von der Moldau, welchen der Fluss Pruth von der turkischen Moldau trennt, der ungefahr 450 Quadratmeilen gross ist und 233000 Einwohner enthalt, geschlagen. Der Sitz des Gouvernements von Bessarabien ist in der Stadt Kischenew.

ENDE.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.